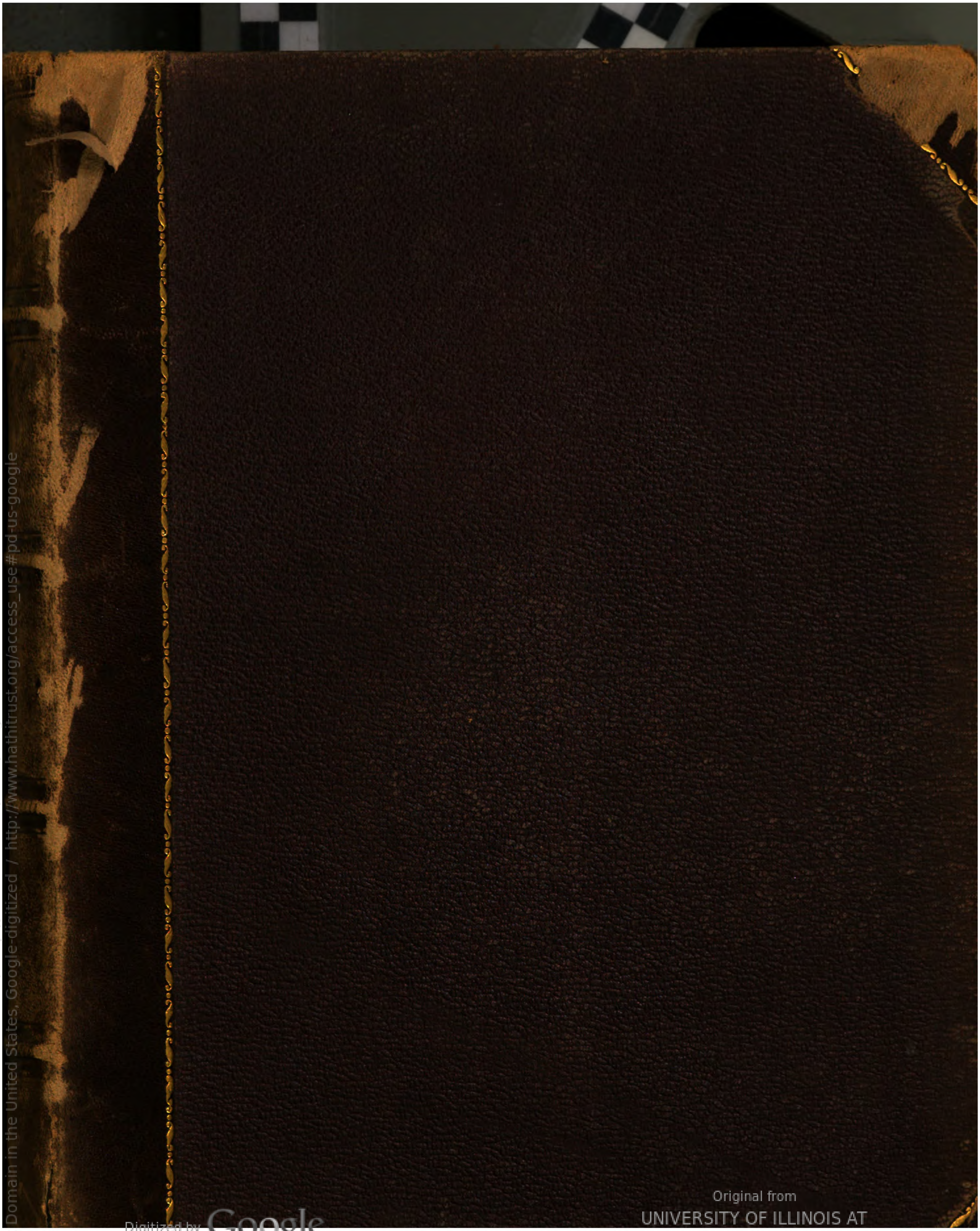
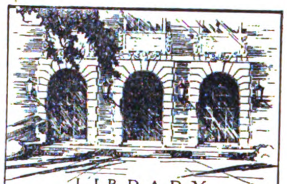


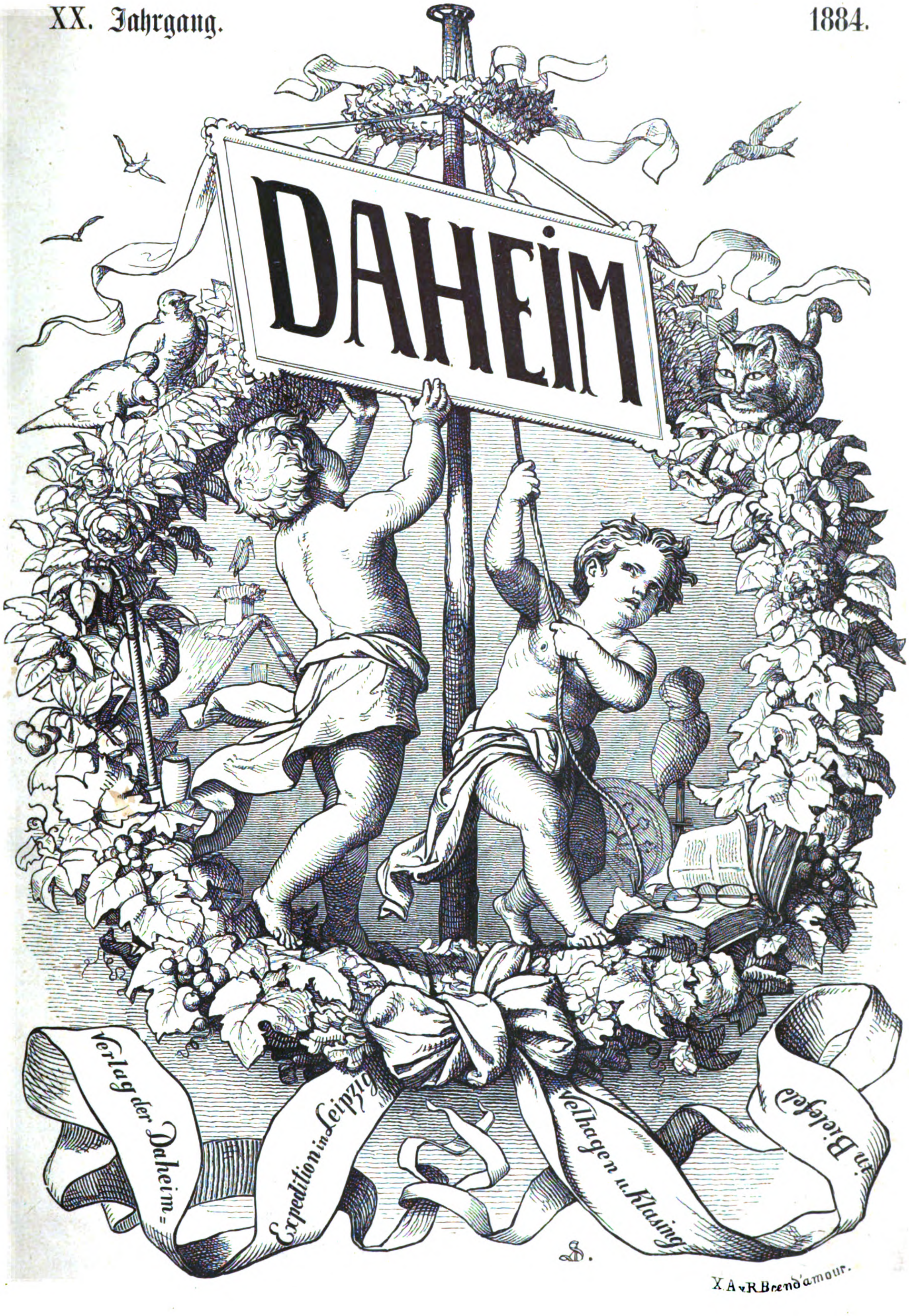
FRED LOCKLEY
RARE WESTERN BOOKS
4227 S. E. Stark St.
PORTLAND, ORE.



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
053
DAH
v.20

University of Portland
compliments of
Fred Lockley

XX. Jahrgang. 1884.


DAHEIM
Verlag der Daheim-
Expedition in Leipzig
Velhagen u. Klasing
in Bielefeld
S.
X A v R Brend'amour.

053
DAH
v.20

Inhalt.

Seite

Erzählungen und Novellen.

Adonis auf Schlittſchuhen. Erzählung v. Margarete von Bülow 312
Bowle, Die verhängnisvolle. Humoreske aus dem Soldatenleben. Von H. Ferſchke 729
Ellernbruch. Erzählung von Hans Warring 209
Elſe, Die kluge. Von G. v. Beaulieu . 625
Er lebt! Erzählung von E. Oswald . 1
Fern von Madrid. Von Herm. Ferſchke 539
Fräulein Pate, Das. Von W. Heimburg 321
Freiwillige Rephuhn, Der. Von St. Wätzoldt 201
Geſellſchaft, Die. Von Hans Arnold . 378
Junker zur See, Der. Von H. Pichler. 717
Meduſenhaupt, Ein. Von B. Renz . . 721
Nach ſieben Jahren. Novelle v. Germanis 369
Oſtern, Drei. Eine indiſche Geſchichte . 436
Papagei, Der. Von Hans Arnold . . 582
Regentag, Ein, auf dem Lande. Eine luſtige Geſchichte von Hans Arnold . 9
Stechpalme. Von Marcus Boyen . . 178
Torilde von Tornau. Von H. Engelcke . 417
Wie es kam. Von M. von Eichendorff . 753

Gedichte.

Er. Lieder eines jungen Vaters . . . 828
Kollaborator, Der, in Ängſten. Von Julius Lohmeyer 53
Lutherfeſt, Jubelgruß zum. Von Karl Gerok 81
Oſterſieg. Von Oskar Pank 433
Pfarrherrn, Des, Jubiläumsgruß an D. Luther. Von Karl Gerok . . . 104
Steuereſel und Müllereſel. Nach Lafontaine 552
Wartburg, Auf der. Von Th. Förſter . 68
Weihnachten. Von Friedrich Braun . . 177
Tunkönigs Sylveſter. Von E. Winkler-Palleske 197
Zum 22. März 1884. Von Friedr. Braun 385

Geſchichts- und Zeitbilder.

Arena, In der 556
Armeemuſeum, Aus dem bayriſchen. Von H. Vogt 398
Aus dem Kloſter entwichen. Von Albert Richter 94
Babylon, Ein Gang durch das alte. Von Prof. Dr. F. Delitzſch 778, 793
Böhmen, Wie in, tſchechiſiert wird . . 398
Cholera, Die, in Frankreich . Beilage 44
Dank- und Jubelfeſt, Das, der „Wacht am Rhein" am 28. September 1883. Von L. Freiherr von Ompteda . . . 40
Dichterkrönung, Eine, im Jahre 1725 . 346
Elefanten im Kriegsdienſt 684
Feſt, Wie ein großes, entſteht. Von H. Vogt. Beilage 42
Freienwalde, Das Brunnenfeſt in. Beil. 45
Friedrich Karls, Prinz, Orientreiſe . . 567
Frühſchoppen beim Reichskanzler. Beilage 41
Gäſte, Halbaſiatiſche 652
Geiſtlichkeit, Die ruſſiſche. Von Th. H. Pantenius 60
Georgenritter, Die ruſſiſchen, in Berlin. Beilage 26
Goeben, Das Grabdenkmal für General von. Von Adolf Roſenberg 110
Gottesdienſt, Ein, für Vagabunden in Berlin. Von K. Liebich 232
Gottesdienſt, Ein, verfolgter Proteſtanten 276
Haus und Schule in Frankreich. Skizzen von Stephan Wätzoldt.
  I. Aus dem Leben des Pariſer Kleinbürgers 56
  II. Aus der Pariſer Bourgeoiſie . . . 118
  III. Aus der Welt der Arbeiter und der armen Leute 340
  IV. Die franzöſiſche Jugend und ihre Schulen 534
  V. Die Franzöſin und ihre Bildung . 724
Heinrich, Die Rückkehr des Prinzen. Beilage 25
Hieſel, Der bayeriſche. 666
Hohenlohe, Kardinal, in Berlin. Beilage 15
Hohenzollernwaffe, Eine . . . Beilage 10
Jahrhunderten, Aus zwei 364
Jeſu Stammbaum von Hans Wild . . 185
Jordaens', Muſeum. Von Fritz Anders 700
Jubiläum, Das 200jährige, der Deutſch-Amerikaner . . . . . . Beilage 7
Kaiſers, Aus dem Leben unſeres . . . 628
Kaiſers, Die erſten militäriſchen Studien unſeres 492
Kaiſer, Unſer, und ſein Vater 397
Karl der Große und die bildenden Künſte 459
Konferenz, Eine diplomatiſche . Beilage 48
Kronprinz, Der, in Rom 252
Kronprinz, Unſer, im Vatikan. Beilage 13
Kronprinz, Der, im Vatikan . Beilage 14
Kronprinzen, Der Beſuch des deutſchen, in Spanien . . . . Beilage 11
Kronprinz Friedrich Wilhelm in Spanien. Von F. Fliedner 214
Kunſt, Ein faſt 1300 Jahr altes Stück deutſcher 616
Kunſt, Die Paſſauer. Von Julius Stinde 493
Kurrende, Die wiedererſtandene. Beilage 33
Lincolns Mörder, Das Ende von. Von Hans von Egger 616
Lutherbilder und das Bild Luthers. Von Emil Frommel 84
Lutherdenkmal zu Eisleben, Das. Beilage 6
Lutherfeſt in Eisleben, Vom. . Beilage 9
Lutherfeſtſpiel, Das, in Jena 185
Lutherfund, Ein 83
Lutherſagen. Von Albert Richter . . . 82
Lutherſchulfeier, Zur. Von Robert Koenig 75
Lutherſtätten. Von Karl Storch. Beilage 6
Luthertage, Die, in Wittenberg. Beilage 1
Mahdi, Der, und die Revolution im Sudan 220
Mahdi, Von den Wachtfeuern des I. . 662
II. . 698
Maſſenquartier, Im. Von H. Vogt . . 503
Medium, Ein, des vorigen Jahrhunderts 414
Melanchthonhaus, Das Berliner . . . 199
Menzels fünfzigjährigem Künſtlerjubiläum, Zu Adolf. Von A. Roſenberg. Beilage 32
Merws Unterwerfung unter Rußland. Beilage 24
Mutter, Die ſchmerzensreiche, von Wechſelburg in Sachſen 493
Pasquille und Spottreden in alter Zeit. Von Dr. Fr. Leiſt 282
Peter der Große in Spaa 412
Propaganda, Die katholiſch-polniſche, und der Guſtav-Adolf-Verein in Oſtpreußen. Von A. Tiſcher 598
Rauhen Hauſes, Das Jubelfeſt des. Von Robert Koenig 24
Reichstagsgebäude, Die Grundſteinlegung zum . . . . Beilage 39
Revolution, Aus den Zeiten der „glorreichen" . . . . Beilage 31
Richters, Ludwig, Beerdigung. Beilage. 41
Rom und die Bibel 758
Rom, Eine Schule im alten 377
Ruhmeshalle, Die preußiſche. Von Hanns von Spielberg 121
Sachs, Hans, und ſeine Stellung zur Reformation. Von Johannes Bolte . 83
Salzburger Proteſtanten, Die Vertreibung der. Von Th. H. Pantenius . . . 6
Schnepfenthal, Das 100jährige Jubiläum der Erziehungsanſtalt zu . Beilage 38
Schönbartlaufen 308
Schuhmacherinnung, Das 600jährige Stiftungsfeſt der Berliner . Beilage 40
Schwerttanz atheniſcher Jünglinge . . 468
Simon, Schuſter 556
Siouxindianer in Berlin . . Beilage 20
Straßburg, Vom Münſter zu. Von H. Knackfuß 589
Tage, Heiße. Bergmänniſche Erinnerungen von A. v. Heyden 360, 374
Tower von London, Der. Von R. Buddenſieg. I. II. 570, 586
Transvaal-Deputation, Die, in der Reichshauptſtadt. Von A. Merensky . . . 648
Urzeit, Die indogermaniſche 150
Veſtatempel und Veſtalinnen. Von H. Göll 286
Volk, Fahrendes, in klaſſiſcher Zeit. Von H. Göll 619
Waldenſerkolonie, Eine, in Württemberg 20
Was wird man von den Schiffen der Seeſchlacht bei Salamis finden? . . 328
Weihnachtsfeier in alter Zeit 191
Zaren, Das Reich der, und die Ruſſen. Von Th. H. Pantenius 104

Litteratur- und Lebensbilder.

Ahlfeld, Erinnerungen an Friedrich. Von Robert Koenig 404
Baeyer, Generalleutnant Dr. J. J. Beilage 16
Begas, Oskar. Von A. Roſenberg. Beilage 9
Bettinas Bildnis, Zu. Von Robert Koenig 697
Brentano, Clemens. Von Robert Koenig 760
Brown, John. Von Kapitän Nemo . . 809
Bülow, Margarete von. Von Th. H. Pantenius 281
Chef, Der neue, des Schleswig-Holſteinſchen Ulanenregiments No. 15 (König Alfons XII von Spanien) . Beilage 2
Droyſen, Johann Guſtav . . Beilage 40
Erk, Ludwig . . . . Beilage 11
Geibel, Emanuel. Von R. Koenig. Beilage 30
GrotJohann, Philipp 632
Hendſchel, Albert. Von A. Roſenberg. Beil. 5
Jacquard, Charles Marie. Von Dr. R. Ludloff-Coburg 773
Herbſt, Wilhelm, Zur Erinnerung an. Von R. Kögel 268
Jungfer Meil 502
Koch, Geh. Rat Dr. Robert. Von Julius Stinde . . . . Beilage 35
Komödiendichter, Geiſtliche. Von Julius Stinde 742
Kosciuszko, Thaddäus. Von Th. H. Pantenius 445
Leibniz, Gottfried Wilhelm . Beilage 5
Lepſius, Richard . . . . . Beilage 43
Linné, Karl von. Von R. Andree . . 486
Lutherlitteratur, Zur. Von Robert Koenig 58
Märchenfrau, Die, der Brüder Grimm. Von Robert Koenig 553
Maybach, Albert, Staatsminiſter. Von Th. Coßmann . . . . Beilage 18
Neuhaus, Fritz, der Maler der Salzburger Emigranten. Von A. Fellin . . . 8
Nihilismus, Eine Geſchichte des. Von Th. H. Pantenius 24
Oſtade, Adrian von 644
Palmblätter, Der Dichter der (Karl Gerok). Von Robert Koenig 152
Peſtalozzi und Chodowiecki 564
Pieſke, Muſikdirektor . . . . Beilage 21
Poeſie, Die, des Krieges und die Kriegspoeſie. Von F. v. Köppen 135
Potter, Paul, der Maler des lieben Viehs 540
„Preusje", Das, von Schlüchtern . . . 812
Redern, Graf Wilhelm von . Beilage 8
Richter, Guſtav. Von Adolf Roſenberg 584
Richter, Ludwig, heimgegangen! Von A. Oppermann 652
Riehms Handwörterbuch des bibliſchen Altertums 808
Rubens und ſeine erſte Gemahlin Iſabella Brandt. Von Adolf Roſenberg . . 783
Sachſen, Prinzeſſin Georg von. Beilage 20
Siemens, Karl Wilhelm . . Beilage 10
Sobieskylied, Ein, aus dem vatikaniſchen Archiv 39
Theologen, Zwei deutſche †. Johann Peter Lange. Iſaak Auguſt Dorner . 715
Tholucks Jugendleben, Aus. Von L. Witte 822
Tua, Tereſina. Von Moritz Vogel. Beilage 7
Volksſchriftſteller, Ein katholiſcher (Alban Stolz). Von Robert Koenig. Beilage 5
Wiesmann, Dr. th. Julius 792
Zwingli, Ulrich. Ein Gedenkblatt zum 400jähr. Geburtstage. Von Otto Walter 204

Skizzen aus Heimat und Fremde.

Abbruch verfallen, Dem (aus Hamburg). Von Stephan Wätzoldt 300

Seite
Ägyptiſches Bilderbuch 316
Alligatorfalle, Die, in Florida. Von Hans von Egger 568
Alpenvereins, Land und Leute des deutſch-öſterreichiſchen. Von Fritz Anders . 812
Angra Pequeña 636
Berlin, Das unterirdiſche. Von Hanns von Spielberg 522
Brocken, Beim Sonnenaufgang auf dem. Beilage 46
Brockenreiſende 586
Capri, Der proteſtantiſche Friedhof auf. Von Th. Trede 363
Corteſſitzung, Eine, in Madrid. Von G. von Beaulieu 332
Damenſport, Amerikaniſcher . Beilage 2
Dresden, Ein Maikorſo in . Beilage 34
Eiſenbahnen Amerikas, Die transkontinentalen . . . . Beilage 11
Geſtade der Blumen und Farben, Vom (von der Riviera) 428
Groß-Friedrichsberg an der Guineaküſte 603
Herberge zur Heimat, Eine deutſche, jenſeits des Ozeans 462
Hildesheimer Bauten 820
Hochzeitsgäſte im Buran, Die. Eine Erinnerung von der Wolga. Von A. F. Sommermeyer 349
Jägervolk, Ein ruſſiſches 297
Jebuſiter, Burg der. Von P. Baarts . 247
Induſtrieſtätten, Von deutſchen. I. Bei Gruſon in Buckau bei Magdeburg. Von Hanns von Spielberg 764
Inſchriften, Die alten, des heiligen Landes 302
Island, Von einer Reiſe auf. Von Ph. Schweitzer 686
Kamarun in Wort und Bild . Beilage 51
Kampf, Im, um's Daſein in New-York 154
Kanada, Bilder aus . . . . Beilage 19
Kanada, Eine deutſche Niederlaſſung in. Von F. Meyer 393
Keſchub Tſchander Sen und die Brahmo-Somadſch-Gemeinde . . . Beilage 17
Knabenhort, Der Münchener. Von H. Vogt 137
Luftſchiffahrt, Eine nächtliche in Dresden. Von Paul Heydel . . . . Beilage 43
Lutherfeier, Die, in Amerika. Von Prof. W. Wackernagel 228
Lynch, Richter. Von Kapitän Nemo . 680
Manila, Die Ausgeſtoßenen von. Erlebnis aus der ärztl. Praxis. Von Dr. Koeniger 422
Mann über Bord! 260
Millionen über Millionen 804
Miſſionsreiſe, Eine, nach Uganda . . . 169
Moſchee, die Stadt der großen (Cordoba). Von G. von Beaulieu 236
Neger, Die, und ihre Zukunft. Beilage 9
Neuß, Die St. Quirinskirche in . . . 393
Nordpolarregion, Die jüngſte Tragödie in der . . . . Beilage 49
Nordpolfahrer, Die Rettung der amerikaniſchen. Von G. C. Seibert . . . 796
Oſterſonnabend in Florenz. Von K. Zacher 439
Oſtſeeſtrand, Vom. Von H. Seidel . . 748
Paulinzelle, Die Kloſterruine zu . . . 364
Pelzlande, Ein Brief aus dem (Alaska). Von Rafael Kutſchak . . . Beilage 33
Pfingſttage im glücklichen Kampanien. Von Th. Trede 550
Piraten, Chineſiſche. Von Gopcevic 506. 519
Pompeji, Die Feſttage in 600
Reform, Die, von Camellville. Von Kapitän Nemo 605
Rettungsexpedition, Eine nächtliche, im Oſten Londons. Von B. A. Schleicher 702
Sahara, Die arktiſche . . . Beilage 10
Samoainſeln, Ein deutſcher Brief von den 312
Sauakin, Die Rebellen von . Beilage 22
Schlüſſelloch, Das, von S. Aleſio mit der Peterskirche 412
Singhaleſen, Bei den . . . Beilage 50
Sonnenblume, Die, in Erlangen . . . 685
Spanien, Deutſches Wirken in. Von G. de Beaulieu 73
Stockfiſchfang bei Neufundland . . . 508
Umſchau in fernen Landen. Beilage 2. 4. 5. 9. 10. 13. 15. 16. 20. 25. 28. 34. 44. 48. 50
Seite
Vierwaldſtätter Sees, An den Geſtaden des. Von B. Schulz-Smidt . . . 775
Völker, Große und kleine . . Beilage 30
Volksleben, Skizzen aus dem ruſſiſchen. Von H. Müller-Bohn.
I. Eine gefährliche Nachtpartie . . . 743
II. Ein ruſſiſches Leichenbegängnis . . 762
Wanderer, Der. Ein Bild aus dem ruſſiſchen Volksleben. Von Konſtantin Bulling 630
Weihnachten in einer Miſſionsgemeinde . 191
Weihnachtsfeſt, Ein, im Schwalbenneſt zu Paris 363
Weſtafrika, Die Geiſeln aus . Beilage 31
Wißmanns Afrikareiſen . . . Beilage 8
Yellowſtone-Nationalpark, Reiſeabenteuer im. Von R. Goerdeler 139

Naturwiſſenſchaftliches und Mediziniſches.

Chinin, Das. Von Dr. F. E. Claſen . 747
Eisphänomene 344
Entwickelung, Die, der Welt. Von Prof. Dr. Zöckler 39
Flöhe, Dreſſierte . . . . . . Beilage 50
Karbol, Das, und ſeine Rivalen. Von Dr. M. Dyrenfurth 350
Menſch, Ein, mit flughautartiger Bildung 412
Naturwiſſenſchaft, Glaube und Aberglaube in der. Von Dr. F. E. Claſen . . 308
Od-Rätſel, Das. Von Julius Stinde . 326
Od, Ein Beitrag zur Geſchichte des. Von K. Kieſewetter 390
Overzier, Dr., und ſeine Wetterprognoſen. Von Fritz Anders 270
Schuppenflechte, Die, die verbreitetſte Haarkrankheit. Von Dr. F. E. Claſen . . 615
Walroß, Das, im Berliner Aquarium. Von Julius Stinde . . . Beilage 21
Wetterprognoſen, Meine, und ihre Gegner. Von Dr. L. Overzier 358
Wink, Ein ärztlicher, für junge Damen 136
Wölfe, Die dreſſierten, in Berlin. Von Paul Heydel . . . . . . Beilage 27

Soziales und Volkswirtſchaftliches.

Arbeitseinſtellung, Die, der Maurer und Zimmerleute in Leipzig . . Beilage 37
Ferienkolonien. Von Fr. Anders . . 708
Fernſprechanſtalten, Die, in Deutſchland 811
Fortſchritte, Hauswirtſchaftliche 64
Heilanſtalt, Eine, für Trinker aus den gebildeten Ständen 268
Heizens, Die Diätetik des, insbeſondere der Kirchenheizung. Von Dr. F. E. Claſen 105
Herberge zur Heimat, In der. Von Robert Koenig 188
Kaiſer Wilhelms-Spende, Die. Von Dr. R. Ludloff 12
Kindergärtnerin — Bonne — Nurſe. Von Mathias 167
Kinderlaſter, Ein neues, in Amerika. Beil. 36
Kunſtgewerbes, Zur Äſthetik des. Von Max Allihn 266
Todesſtrafe oder lebenslängliches Zuchthaus? Von H. Spengler. 248. 262. 278. 294
Umſchau auf gewerblichem Gebiete. Beil. 3. 5. 8. 9. 17. 23. 24. 30. 34. 36. 38. 43. 45. 46. 50

Vermiſchtes.

Alter, Ein Kapitel vom. Von Karl Hermann 56
Atlas. Wie ein Atlas entſteht. Von H. Vogt 76
Bücherkäufer, Deutſche und franzöſiſche. Von Rud. Winkler 198
Burſche, Der. Von H. Vogt 381
Don Quixote, Der illuſtrierte 107
Eheherren, Strenge 173
Eisbilder. Radierungen von J. A. Klein. Von Fritz Anders 285
Exerzierplätzen unſerer Reiterei, Szenen von den. Von H. Vogt 476
Gewehr, Das behexte. Eine Jagderinnerung von H. Ferſchke 790
Gratulationskarten? Woher ſtammen unſere. Von H. Vogt 200
Seite
Hirſchjagd. Von H. Vogt 159
Kaiſer und Herren 357
Kantine, In der. Von H. Vogt. Beilage 10
Kind gefunden, Es iſt ein . . Beilage 36
Kupferſtichmappen, Aus den, des Daheim 425. 644
Menzels Erſtlingswerk, Zwei Blätter aus. „Künſtlers Erdenwallen" 537
Oſtern, Vor . . . . Beilage 28
Oſterrechnung 448
Pfarrhaus, Vom evangeliſchen. Von Robert Koenig 148
Prachtwerk, Ein patriotiſches 167
Preisaufgabe für Lateiner, Die Löſung unſerer 332
Rechtspflege, Energiſche 251
Reim-Raten. Ein Geſellſchaftsſpiel für die Weihnachtstage. . . . . Beilage 12
Reiſebegleiter, Nützliche 715
Retzſchs, Moritz, Schachſpieler 680
Rietſchels Pietas 440
Ropers Rettungsfloß. Von R. Werner . 454
Rundreiſebillets, Kombinierbare . . . 715
Schriftenverteilung, Unentgeltliche. Von H. Stölting 470
Schultzes, Herrn Friedrich Wilhelm, Galoſchen des Glücks. Von Hanns von Spielberg . . . . Beilage 23
Schwarmſalve, Die erſte. Von Th. Rocholl 38
Sommerfriſche, Unſere . . . Beilage 47
Sonntags-Nachmittagspredigt, Eine . . 365
Staatshandbuch des Reichs und der Einzelſtaaten, Das kleine 238
Telephonkonzerte. Von Julius Stinde. Beilage 17
Volksbuch, Ein gutes 235
Wegweiſer, Ein kirchlicher, für Auswanderer 378
Weihnachtsbaum, Unſer. Eine Anleitung zur Ausſchmückung 169
Weihnachtsbäumchen auf Reiſen. Von Th. Coßmann . . . . . . Beilage 12
Windhundshetze. Von H. Vogt . . . 714

Am Familientiſche.

Angra Pequena? Wie ſchreibt man . . 767
Aprilnacht, Die letzte, in den Abruzzen. Von Th. Trede 511
Arbeit, Eine gefährliche 239
Areographiſches. Von Dr. Klein . . . 382
Ausſichten, Schlechte 303
Auswanderungsagenten, Beim 495
Beichtväter, Fürſtliche 255
Berichtigung, Zur 175
Bilder, Unſere 336, 479, 511, 527, 608, 623, 671, 687, 703, 734, 751, 815
Briefmarken, Chineſiſche 127
Buchdruckerpreſſe, Eine, auf dem Eiſe . 208
Büchertiſch, Vom. Von Th. H. Pantenius 159
Buchholzens in Italien 111
Dampfboot, Ein, auf Rädern 826
Elefant, Der weiße 302
Feſtgottesdienſt der Kinder, Zum . . . 431
Fiſche, Giftige 31
Friedrich der Große als Schuldner. Von Robert Falck 543
Geburtstag der ewigen Stadt, Vom . . 463
Gendarm, Unſer 352
Geſundheitsrat 47, 128, 160, 208, 239, 272, 303, 320, 368, 415, 479, 527, 576, 639, 671, 704, 735, 816
Grot-Johanns Leben, Aus Philipp. Von Emil Blume 735
Hausmittel, Ein gefährliches 63
Hexameter, Die erſten deutſchen . . . 79
Jamnitzer, Ein 368
Irrlichter? Gibt es 383
Kalenderſchwierigkeiten 607
Kanzel, Unter der 559
Kanzelhumor 351
Kavalier, Der alte 767
Konfirmationsgeſchenk, Ein, für Gymnaſiaſten 415
Krebspeſt, Die. Von Dr. M. Dyrenfurth 542
Kunſtgriffe, Kaufmänniſche 255
Kurlands, Aus dem Volksleben . . . 271
Legende, Eine böhmiſche 63
Lektüre, Eine intereſſante 384
Liederſchatz, Ein altkirchlicher 175
Londoner Gedränge, Im 463

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Seite
Luthers „eine veſte Burg“ als Soldatenlied. Von Hans Ziegler 47
Luthers wahrer Geburtstag 127
Männergeſangvereine, Zur Geſchichte der 79
Mannheimer Zeitung, Die 591
Mäuſeturm, Der 303
Meiſter, Ein künftiger 415
Menſchenhandel, Europäiſcher 519
Menſchenhaut als Sympathiemittel . . 826
Militärzeitung, Eine gute 127
Montezumas, Reliquien 495
Moskitonetz, Ein 671
Moskitoſchutz 639
Münze, Eine päpſtliche 335
Nahrungsmittelverfälſchung, Altdeutſche Strafe der 544
Neu-Caſamicciola 14
Nummer Tauſend, Unſere 192
Odrätſel, Zum 383
Othello, Eine Kritik des 591
Pfingſttänze 559
Plan, Ein buchhändleriſcher, Napoleons 223
Polier? Woher ſtammt der Ausdruck . 399
Politik, Hohe, in der Dorfſchenke . . . 174
Politiſch Lied, Ein, aus Großvaters Zeiten 335
Pontius Pilatus, Der Geburtsort des . 15
Porphyr, Der rote, der Alten 47
Poſtillon, Der kleine, als Nationalhymne 826
Preisaufgabe für Lateiner 176
Preisaufgabe für Lateiner, Berichtigung 192
Propaganda in Oſtpreußen, Noch einmal die kath. poln. Von A. Tiſcher . . 735
Prophezeiung, Eine politiſche 351
Rahmen, Ein leiſtungsfähiger 415
Rechtsrat 15, 79, 111, 143, 223, 255, 288, 463, 512, 559, 591, 624, 767, 828
Rezept, Ein, wider die Franzoſen . . 15
Rigi, Zur Geſchichte des 735
Riſts Hof-Pfalzgraphen Diplom . . . 79
Schlangenbändiger, Der 272
Schreiber im Mittelalter, Unterſchriften der 126
Schützenregeln. Von H. Vogt 734
Sobieskiſche Schild, Das 111
Sonnenfinſternisverordnung von 1699 . 79
Spielecke, In unſerer 16, 32, 48, 64, 80, 112, 128, 144, 160, 176, 192, 208, 224, 240, 256, 272, 288, 304, 320, 336, 352, 368, 384, 399, 400, 416, 432, 448, 464, 480, 496, 512, 528, 544, 560, 576, 592, 608, 624, 640, 656, 672, 688, 704, 720, 736, 752, 768, 784, 800, 816
Stern, Der, der Weiſen 223
Stern der Weiſen, Noch einmal der . . 287
Tinte, Mittelalterliche 239
Tongking, An der Grenze von . . . 271
Trauerbräuche in Kalabrien 591
Trauringes, Die Bedeutung des . . . 543
Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft 431, 495, 543, 607, 655
Umſchau, Hauswirtſchaftliche 784
Wachtparade, Die Münchener 826
Weiber, Bellende 351
Weihnachtslitteratur, Aus der 143
Weihnachtstiſch, Bücher für den . . . 174
Weihnachtsvorboten 127
Werners Peter von Danzig 671
Wertherſchwärmer, Ein 319
Wie die Altvordern ſchmauſten . . . 111
Wie weit Menſchen ſehen können . . . 623
Zeichen der Zeit 623
Zo 255
Zweckeſſen, Ein, auf dem Lande . . . 224

Illuſtrationen.

Aachen. Inneres von Karls des Großen Palaſtkapelle 461
Abendſtimmung. Von H. Habenſchaden 717
Abgefaßt. Von B. Woltze 341
„Ach, wenn du wärſt mein eigen.“ Von M. Flaſhar 217
Ägyptiſches Bilderbuch, 9 Ill. . . 316—319
Ägyptiſches Reichs, Skizze des, mit dem Inſurrektionsgebiet 221
Ahlfeld, Dr. Friedrich 405
Alaskaner auf dem Wege zur Kirche. Beil. 33
Alfons XII., König von Spanien Beil. 2
Alligatorenfang in Florida 569
Angra Pequena 636, 637
Seite
Arnim, Bettina von. Von L. E. Grimm 697
Artillerie auf Schneeſchuhen. Beilage . 19
Auswanderungsagenten, Beim. Von Hans Pöck 489
Baſchkiren in Berlin am 11. März 1813 652
Bauer, Lachender. Von Oſtade . . . 644
Baeyer, Generalleutnant . . Beilage 16
Bedienungsmannſchaften an der Revolverkanone 765
Beefſteakmaſchine 607
Begas, Oskar . . . . . . Beilage 9
Behüet dich Gott, es wär' zu ſchön geweſen. Von M. Röbbecke 613
Bekränzung der vierbeinigen Lieblinge. Von G. Koch 420
Berlin, Das unterirdiſche. 6 Ill. 523—525
Bildſtöckel im Walde. Von Gauermann 508
Bismarck, Fürſt, und die transvaaliſchen Abgeſandten an der kaiſerlichen Tafel 649
Branddamm, Zuſammengebrochener . . 376
Brandfeld 1854 der Fanny- u. Mariengrube 360
Brentano, Clemens. Von L. E. Grimm 761
Brocken, Sonnenaufgang auf dem. Beil. 46
Bruchſtücke, Kartographiſche. Von A. Scobel 77
Bülow, Margarete von 281
Chodowieckis Titelkupfer zu Peſtalozzis Lienhard und Gertrud 564
Cholera in Frankreich: Desinfektion von Reiſenden in Lyon . . . Beilage 44
Chriſten in der Arena. Von H. Knackfuß 556
Cordoba, Inneres der Moſchee zu . . 237
„Da, Kamerad, iß auch.“ Szene während des Gefechts bei Durlach, 25. Juni 1849 628
Deputation, Die ruſſiſche, vor Kaiſer Wilhelm 1884 . . . . . Beilage 26
Döbich, Karl 263
Don Quixote. 2 Bilder von Doré 108, 109
Dorner, Prof. J. A. 716
Dreikönigskuchen, Der. Satiriſcher Kupferſtich auf die erſte Teilung Polens 1772 517
Dresdner Maikorſo. Von Heydel. Beil. 34
Droyſen, Johann Guſtav . . Beilage 40
Düben, zwei Anſichten von E. Heyn 529, 533
Einbaum. Von W. von Kobell . . . 692
Eisbilder. Radierungen v. J. A. Klein 284. 285
Elefanten im Kriegsdienſt. 2 Ill. . . 684
Elegie in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes 580
Er. Von E. Klimſch 828
Erbfeindes, Das Ende des 740
Erk, Ludwig . . . . Beilage 11
Erſte, Die, ihres Geſchlechts in den Minen von Camellville 605
Examiniertrupp. Von Th. Rocholl . . 37
Fauteuil im Rokokoſtil 267
Ferienkolonien. 3 Ill. 708. 709
Fiſcher, Der. Von H. Deiters . . . 669
Frau Meiſterin, Die künftige. Von M. Ahrendts 805
Freienwalde, Brunnenfeſt. 5 Ill. Beil. 45
Friedrich Karl, Prinz, im Bazar von Siut 565
Friedrich Wilhelm III und Luiſe im Jahre 1800 in Schleſien am Kochelfall . . 732
Friedrich Wilhelm III, der Grundſteinlegung des Friedrichdenkmals zuſehend 397
Fußtoilette zur Promenade durch die Räume des Berliner Schloſſes. Beil. 23
Garten- und Küchenmeſſer 784
Geflügel. Radierung von Ernſt Haſſe . 500
Geibel, Emanuel . . . . . . Beilage 30
Geigenſtunde. Von O. Piltz 409
Gerok, Karl 153
Geſellſchaft, Eine ungezogene. Von Henriette Ronner 101
Geſtürzt. Von G. Koch 476
Gleich wird's ſchlagen. Von O. Piltz . 505
Gottesdienſt verfolgter Proteſtanten in einem unterirdiſchen Gewölbe. Von H. Steltzner 277
Gottes Segen bei Cohn. Von C. Künsberg 373
Greely-Expedition. 2 Ill. 797
Greely, der gerettete Nordpolfahrer . . 796
Grönlands Binneneis . . . Beilage 10
Groß-Friedrichsberg an der Guineaküſte. 4 Ill. 603. 604
Grot Johann, Philipp 632
Grubenbilder. 7 Ill. Von A. v. Heyden. 360—376
Gruſon, Bei, in Buckau. 5 Ill. 764. 765
Seite
Hagelkörner, kriſtalliſierte 344
Halsgericht, Ein hochnotpeinliches. Von B. Vautier 133
Hamburg: Fleetpartie 301
Hamburg: Hof im Kehrwieder . . . 300
Haupt der einbalſamierten Leiche Königs Pinotem II. 568
Hebräer, mit Flughaut am Halſe . . . 412
Heil dir im Siegerkranz. Von Th. Cederſtröm 389
Heimkehr. Von Hans Dahl 677
Heinrich, Prinz, von Preußen. Beilage 25
Hendſchel, Albert . . . . . Beilage 5
Henne, Goldene, mit 7 Küchlein. . . 616
Herbſt, Dr. Wilhelm 269
Heringsdorf 745, 749
Hetzjagd in Polen. Von A. von Kowalski 713
Hicks Paſcha 220
Hieſel, Der bayeriſche 668
Hildesheim. 2 Illuſtr. von Choulant . 821
Hohenlohe, Kardinal, celebriert die Meſſe in Berlin . . . . Beilage 15
Holbeins Bildnis des Hubert Morett . 741
Holzſchlitter im bayr. Hochgebirge. Von Knabl 229
Hühnerjagd, Aufgang der. Von C. Röchling 789
Hundeſperre, Aufhebung der. Von G. Koch 420
Jacquard, der Erfinder des Jacquardwebſtuhles 773
„Ich ſchnitt es gern in alle Rinden ein.“ 732
Jeſu Stammbaum. Von Hans Wild . 185
Infanterie auf Schneeſchuhen Beilage 19
Juliusturm, Der, in Spandau . . . 804
Jungfer, Charakterſtudie einer alten Von L. E. Grimm 501
Kaiſers, Das Bild des . . . Beilage 25
Kalnoky, Graf, bei Fürſt Bismarck Beilage 48
Kamarun. 17 Illuſtr. und 2 Karten Beil. 51
Kantine, In der . . . . . Beilage 10
Karl der Gr. u. d. bild. Künſte. 6 Ill. 457—461
Karolinengrube, Plan der 374
Katharina und Petruccio bei Tiſch. Von A. von Grundherr 173
Keim. Aus Künſtlers Erdenwallen. Von Adolf Menzel 537
Keſchub Tſchander Sen . . . Beilage 17
Kinderköpfchen nach van Dyck 516
Kinderlaſter, Neues, in Amerika. Beil. 36
Kloſterſchüler. Von Eduard von Gebhardt 333
Knalleffekt, Ein. Von C. M. Seyppel . 293
Koch, Geheimrat Dr. . . . . Beilage 35
Kollaborator, Der, in Ängſten. Von B. Genzmer 53
Kosciuszko, General Thaddäus . . . 445
Kritik, Beißende. Von G. Koch . . . 357
Kronprinz von Preußen, Der, legt einen Lorbeerkranz auf Luthers Grab. Beil. 1
Kronprinz und Papſt . . . Beilage 13
Kronprinz in Spanien. 4 Ill. Beilage 11
Kühe im Waſſer 676
Kuhhirt, Der. Von Paul Potter . . 541
Kulturbeleckt. Von W. Trübner . . . 665
Kunſtfreund, Der: Eine neue Sendung. Von H. Stetzner 365
Kunſtkabinett, Ein, des XVII. Jahrhunderts. Von Joh. Jordaens . . 701
Kunſtſtudien, Erſte. Von Ludwig Knaus 13
Kurrendeſchüler, Berl. Von G. Neſtel. Beil. 33
Küſte, An der. Von E. Dücker . . . 557
Lange, Profeſſor J. P. 716
Laſſofahren. Von G. Koch 476
Leibnizdenkmal in Leipzig . . Beilage 5
Lepſius, Richard . . . . . . Beilage 43
Linné, Karl, in ſeiner lappländiſchen Reiſetracht 485
London Bridge, Ein Straßenbild bei. Von H. Schaumann 453
London, Der Tower in. 10 Ill. . 571—588
Lüderitz, F. A. E. 636
Luftballonfahrt, Nächtliche . . Beilage 43
Luthers Bildnis in der Tracht des Auguſtiners 1520 84
Luthers Bildnis im 38. Jahre . . . 85
Luthers Bildnis, wie er aus Pathmos (Wartburg) zurückkehrte 86
Luthers Bildnis im 63. Jahre . . . 88
Luthers eigenhändiger Brief an ſeine Hausfrau Käthe vom 18. September 1541 90
Lutherbüſte. Modelliert von Ad. Donndorf 89

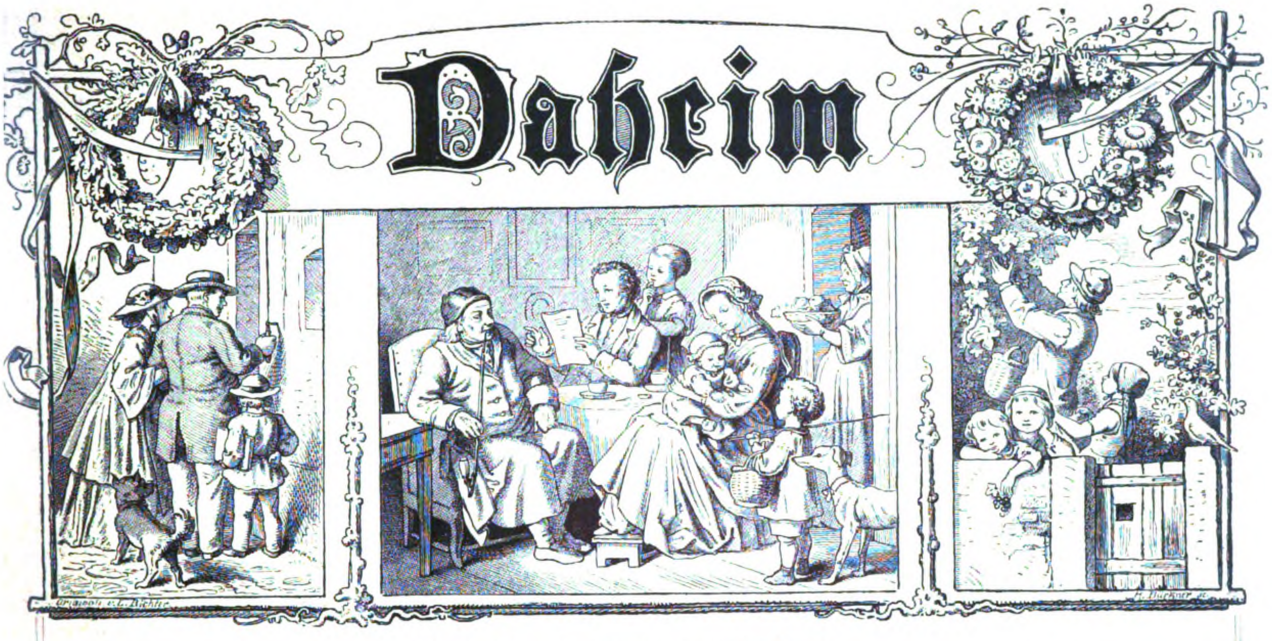
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Seite
Lutherdenkmal zu Eisleben . . Beilage 6
Luther und Ecks Disputation im Saale der Pleißenburg zu Leipzig 1519. Von Prof. Jul. Hübner 92. 93
Lutherfeier in Wittenberg. 2 Ill. Beil. 1
Lutherfeſt in Eisleben. 4 Ill. Beilage 9
Luthers Predigt. Predelle des Cranachſchen Altargemäldes zu Wittenberg . 91
Lutherſtätten . . . . Beilage 6
Luthers Wappen 94
Luthers Wohnſtube zu Wittenberg . . 91
Lynch, Richter. Von Zogbaum . . . 681
Mäh! 520
Mann über Bord! Von F. Gehrts . . 261
Märchenfrau, Die, der Brüder Grimm . 553
Marienbild, Ein ruſſiſches 60
Mars, Neuentdeckte Kanäle auf dem . . 382
Mater dolorosa in der Kirche zu Wechſelburg 493
Matroſen, Schiffsziehende, am Nil . . 316
Maurerſtreiks, Aus der Zeit des. Beilage 37
Maybach, Albert, Staatsminiſter. Beilage 18
Menſchenraſſe, größte und kleinſte. Beil. 30
Menzel, Adolf, am Abend des 19. April 1884. Von C. Koch . . . Beilage 32
Menzels Erſtlingswerk. Zwei Blätter aus Künſtlers Erdenwallen: Keim, Wirklichkeit 537
Merw, Turkmenenſtämme von, erklären ihre Unterwerfung . . . . Beilage 24
„Mette, Die faule“ . . . . Beilage 10
Mühlteich, Am. Radierung von Willroider 484
Nemeſis. Von F. Hiddemann . . . 601
Neuhaus, Fritz 8
Neuß, Die St. Quirinskirche in . . . 393
Niederwalddenkmal. Begrüßung des Kaiſers durch Johannes Schilling. Beilage 3
Niederwalddenkmal. 4 Bilder von der Enthüllung . . . . . . Beilage 3
Nordpolfahrten, Poeſie und Proſa der, in amerikaniſcher Auffaſſung . . Beilage 49
Nubiſche Krieger . . . . . Beilage 22
Nur immer praktiſch. Von H. Kotſchenreiter 325
Nürnberg, Altes Stadtwappen an der Baſtei zu. Von J. G. Klein . . . 696
„O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Von F. Wittig 181
Offiziersburſche, Der Herr. Von W. Trübner 381
Orientale, Der alte. Von G. Flinck . 597
Orientalen, Kopf eines. Von Rembrandt 729
Oſtereier . . . . Beilage 28
Oſterkuchen . . . . Beilage 28
Oſtſeeſtrand. 7 Ill. . . . . . . 745—749
Pacificbahnen, Nordamerikas . Beilage 11
Panzerbatterie, Äußere Anſicht 764
Panzerbatterie, Inneres einer, während des Baues 764
Panzerplatte, Guß einer 765
Papieren, Aus den, eines nachdenklichen Zeitungsleſers:
    An der „Einſamen Pappel“ . . . 488
    Rettung des Palais des Prinzen von Preußen den 20. März 1848 . 504
    Ein „guter Revolutionär“ von 1848 520
    Weniger „gute“ Revolutionäre auf der Barrikade 536
    Die Polen in Berlin am 19. März 1848 568
Paulinzelle, Mittelſchiff der Kloſterkirche zu 364
Perſon, Eine gewichtige. Von R. Warthmüller 421
Pfeiler, Abgebauter 360
Pfingſtfeiertag, Erſter. Von B. Vautier 549
Phokasſäule auf dem Forum am Fuße des Kapitols. Von L. Th. Choulant 252
Piefke, Muſikdirektor . . . . Beilage 21
Pompeji, Aus den Feſtſpielen von. 2 Ill. 600
Pope, Ein ruſſiſcher, im Ornat . . . 61
Portechaiſenträger, Der, als Liebesbote . 700
Poſthauſe, Am, der Sommerfriſche. Von L. Braun 693
Potter, Paul 540
Preſſe für Fruchtſaft 655
Preusje, Das, von Schlüchtern. Von L. E. Grimm 812

Seite
Prinzeſſinſchere 431
Proklamation, Kaiſerliche. Von Schuch . 813
Rauhes Haus in Horn bei Hamburg. 9 Illuſtr. von F. Gehrts . . 25. 28—30
Redern, Graf, Wilhelm von . Beilage 8
Reichstagsgebäude, Die Grundſteinlegung zum. Verleſung der Urkunde durch Fürſt Bismarck . . . . . Beilage 39
Reim-Raten. 2 Ill. . . . . Beilage 12
Rembrandts Bildnis 1634 425
Rhododendron und Birkenzweig mit Glatteis überzogen 345
Richter, Guſtav 584
Richter-Bilder 585
Richter, Ludwig. Von L. Pohle . . . 629
Richters, Ludwig, Begräbnis . Beilage 41
Riehms Handwörterbuch. 6 Illuſtr. 808, 809
Rietſchels Pietas 441
Riviera, Sechs Bilder von der . 425—429
Rom, Schule aus der erſten Kaiſerzeit 377
Rubens und ſeine erſte Frau. Nach Rubens eigenem Gemälde . . . 780, 781
Rübenſchälen, Beim. Von E. Harburger 645
Ruhmeshalle, Neun Bilder aus der, zu Berlin . . . . 122—125
Sachſen, Prinzeſſin Georg von. Beilage 20
Saft- und Gewürzröhrchen 64
Salzburger Proteſtanten, Begegnung der vertriebenen, und Königs Friedrich Wilhelm I von Preußen. Von Fritz Neuhaus 4, 5
Schachſpieler, Die. Von Moritz Retzſch 680
Schiffbrüchiger, Vereiſter 345
Schnellfilter 431
Schnepfenthal, Das 100jährige Jubiläum der Erziehungsanſtalt zu. 4 Ill. Beilage 38
Schönbartlaufen in Nürnberg im Jahre 1348. Von E. Schwoiſer 309
Schreibtiſch im Empireſtil, Rückſeite . . 266
Schuhmacherinnung, 600jähr. Stiftungsfeſt der Berliner. 3 Illuſtr. Beilage 40
Schulwege, Auf dem. Von J. B. Carſtens 349
Schweizergarde, Päpſtliche, auf der Treppe des Vatikans . . . . . . Beilage 14
Dr. Schwenninger und Windthorſt beim Reichskanzler zum Frühſchoppen. Beilage 41
Schwerttanz atheniſcher Jünglinge . . 468
Sentiments, Les, de la nation . . . 348
Siemens, Dr. William . . . . Beilage 10
Simon, Schuſter. Von Gabriel . . . 556
Singhaleſen, Die, in Berlin Beilage 50
Siouxindianer, Tanz der . . Beilage 20
Sommerfriſche, Auf dem Rückwege aus der . . . . Beilage 47
Sonnenblumenbrigade, Exerzitien der Newyorker . . . . Beilage 2
Springbrunnen vor dem Palaſt des Vatikan. Von L. Th. Choulant 253
Steidel, Joh. 263
Stelle, Eine ſchwierige. Von H. Linnig jr. 685
Steuereſel und Müllereſel. Radiert von E. Habenſchaden 552
Stier, Der junge. Von Paul Potter . 541
Stockfiſchfang, Skizzen vom 509
Stolz, Alban . . . . Beilage 5
Störenfried, Photogr. nach dem Leben . 653
Straßburger Münſters, Steinfiguren vom ſüdlichen Nebenportale des 589
Strickunterricht, Erſter. Von F. Pacher 149
Sudan, Überſichtskarte des Aufſtandes in 221
Telephon, Ein Konzert per . . Beilage 17
Tholucks Jugendbildnis 826
Tholucks Tagebuch, Facſimile aus . . . 824
Tiſche von Ducerceau 267
Toaſt, Herrn Piepenbrinks. Von J. Leiſten 473
Tower von London. 10 Illuſtr. . 571—588
Transport eines Verunglückten in d. Grube 362
Transvaal-Deputation. 2 Illuſtr. 648, 649
Trappiſt, Der. Von D. Boiſſieu . 620, 621
Träumerei. Photogr. nach dem Leben . 452
Treibjagd auf Rotwild. Von Otto Recknagel 157
Triere im Rammen 329
Triere, Ruderbänke einer griechiſchen . 328
Triere, Griechiſche, unter Segeln u. Rudern 329

Seite
Truppenſchiff, Vereiſtes 345
Tua, Tereſina . . . . . . Beilage 7
Tunkönigs Sylveſter. Von Olof Winkler 197
Turmpanzerplatte, Zum Verſand fertige 764
Übung im Nehmen von Hinderniſſen. Von G. Koch 477
„Und der Bismarck hat doch recht!“ Von A. Lüben 165
Univerſalthermometer 495
Vatikan, vom Monte Pincio aus. Von L. Th. Choulant 249
Vatikan, Springbrunnen vor dem Palaſt des. Von L. Th. Choulant 253
Venedigs, Aus den Lagunen. Von. G. Jank 612
Verblüfft. Von J. Schurig 617
Verlaufenes Kind gefunden . . Beilage 36
Verſammlung der Teilnehmer am Lutherfeſtzuge in Wittenberg . . . Beilage 1
Verſtiegen. Von Max Lebling . . . 45
„Vielfraß nennt man dieſes Tier.“ Von F. Hiddemann 21
Verſucher, Der, und die thörichten Jungfrauen. Vom Straßburger Münſter . 589
Vierwaldſtätterſee. 5 Illuſtr. . . 772—777
Vorbereitung zum Feſt. Von Meyer von Bremen 437
Vorbereitungen zum achten deutſchen Bundesſchießen in Leipzig . . . Beilage 42
Vor hundert Jahren im Garten der Villa Borgheſe. Von W. F. Martens . . 757
Vorübergehen, Im. Von A. Lüben . . 661
Wachtparade, Münchener. Von Trübner. 827
Wahl, Schwere. Von C. Ziermann . . 521
Waldſee. Von G. Meißner 413
Walroß im Berliner Aquarium Beilage 21
Warnungstafel aus dem Vorhof des Herodian. Tempels zu Jeruſalem . . . 302
Wartburg, Die. Von L. Th. Choulant 69
Wartburg, der innere Hof mit Luthers Wohnung. Von L. Th. Choulant . 68
Weg, Verbotener. Von Ph. Grot Johann 633
Weihnachtsbaum, Ausſchmückung desſelben. 19 Illuſtr. . . . . 170—172
Weihnachtsbaumverſteigerung . Beilage 12
Weihnachtsfeier in der Herberge. Von B. Woltze 189
Weſtafrika, Geiſeln aus, in Berlin. 3 Illuſtr. . . . . Beilage 31
Wetterverſchlag gegen Brandgaſe . . . 361
Wetterverſchluß, Maſſiver 374
Wiesmann, Dr. Julius 792
Wilddieb, Auch ein. Von C. Sellmer . 117
Wilhelm, Kaiſer und ſein älterer Bruder beim Prinzen Heinrich 364
Wilhelms, Prinz, Ritt bei Bar ſur Aube 1814 . . . . Beilage 26
Wilhelms, Prinz, häusliche Studien 1810 492
Wilhelm, Prinz, legt ſeinem kranken Vater den Plan zur Truppenaufſtellung vor. Mai 1840 397
Wilhelms, Prinz, Weihnachtsgeſchenk 1803 492
Wilhelm, Kaiſer, empfängt die Buerndeputation 648
Wilhelm, Prinz, und ſein Erſtgeborener. Beilage 4
Wilhelmshöhe, Frühlingsſonntag auf. Von W. Gauſe 469
Windmühle. Radiert von G. Meißner . 733
Winterbild, Ein, aus der Reichshauptſtadt. Von G. Koch 245
Wirklichkeit. Aus Künſtlers Erdenwallen von Adolf Menzel 537
Wißmann, Leutnant, durch die Wahha überfallen . . . . Beilage 8
Wölfe, Dreſſierte, in Berlin . Beilage 27
Yellowſtone. Nationalpark. 6 Illuſtr. 139—142
Zeisberger und ſeine Indianer. Beilage 7
Zentralaſien, Überſichtskärtchen von, mit der Lage von Merw . . . Beilage 24
Ziegen, Naturſtudien von Joſef Heicke . 468
Ziel, Mühſam erreichtes. Von W. Simmler 725
Zweckeſſen, Ein, auf dem Lande. Von B. Vautier 212, 213
Zwingli, Ulrich. Von J. Faber . . . 205

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Oktober 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. No. 1.

Er lebt!

Eine Erzählung von **E. Oswald.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

An die Heimat.

Ob auch die Zeit vergeht;
Ob die Geſtalten der Lebenden, Liebenden
In der Vergangenheit Dämmer verblaſſen,
Eins doch bleibt mir in ewiger Jugend,
Eins erſteht mir mit jeglichem Lenze
Grünend und ſonnig: die Heimat, die alte!

Schütze der Himmel dich,
Die du aus wieſenumgebener Stille
Mir in die Seele den Frieden gelächelt,
Die du im Schatten ſtolzragender Wipfel
Zweifel und Sehnſucht und Herzweh begrubeſt,
Niemals verlorene, geliebteſte Heimat!

I.

Die jüngeren Offiziere des Ulanenregiments ſaßen nach dem Diner bei der Bowle zuſammen. Man weihte heute die neuen Gläſer ein, die der Oberſt Konsky bei Gelegenheit ſeiner Beförderung zum General und Verſetzung in eine fernliegende Garniſon geſchenkt hatte. Es waren ſehr koſtbare böhmiſche Kriſtallgläſer mit dazu paſſenden Karaffen, die Chiffre des Regiments jedem Stücke eingeſchliffen. Die Herren meinten, daß es ſich ganz vorzüglich aus den flachen Kelchen trinke. Freilich ließ der Trinkſtoff auch nichts zu wünſchen übrig; denn der lange Jol Pleſſin, der heute Geburtstag hatte, verſtand ſich auf die richtige Miſchung. Es war hoch hergegangen; man tafelte bereits ſeit vier Uhr und jetzt eben ſchlug es neun.

Pleſſin, der Gefeierte, lehnte, ſchon halb ſchlafend, ſeine Zigarre zwiſchen zwei Finger der herabhängenden Hand geklemmt, in einem der roten Plüſchſeſſel, die eine Anzahl traulicher Etabliſſements unter den tiefgehenden Fenſtern bildeten. Er war diesmal außer dem jüngſten Leutnant, dem luſtigen kleinen Tettau, der einzige, deſſen Hirn der Wein bedenklich umnebelt hatte.

Die übrigen thaten dem guten Getränke weit weniger Ehre an als gewöhnlich und der überſchäumende Frohſinn ihrer Jahre wollte ſich nicht einſtellen. Die prächtige, in Silber getriebene Bowle mit dem klaren Wall von Eisſtücken um ihr Glasbehältnis war kaum zum Drittel geleert, die halbabgedeckte Tafel, nur noch mit Deſſert, Gläſern und Flaſchen beſetzt, zeigte keine Spur jenes wüſten Durcheinanders, das langausgedehnte Gelage zu begleiten pflegt.

„Ihr könnt vorläufig abtreten,“ bedeutete Graf Buchberg die aufwartenden Ordonnanzen. „Zigarren hierher, Gutmann, und ſorgt, daß die Thüren geſchloſſen bleiben, es iſt ſonſt gleich wieder der fatale Zug im Saale!“

„Beſſer zu viel als zu wenig Vorſicht bei ſo delikaten Geſchichten,“ fügte er leiſeren Tones hinzu, als die Bedienung ſich entfernt hatte. „Wenn die Angelegenheit denn durchaus beſprochen werden ſoll — notabene, kein ſehr paſſendes Thema beim Wein — ſo laßt es wenigſtens nicht vor einem Dutzend überflüſſiger Ohren geſchehen. Und, Quitzow, nimm dich zuſammen — ich bitte dich!“

Der ſo Gemahnte, der erſt vor einer Stunde von zweimonatlichem Urlaube zurückgekehrt war und nun mit verſtörten Zügen im Kreiſe der Kameraden ſaß, deckte die Hand über ſein Glas, da Buchberg Miene machte, ihm einzuſchenken.

„Keinen Tropfen, Lutz! Sage mir um Himmels willen, was iſt Wahrheit und was bloßes Gerede bei dieſer ſchrecklichen Geſchichte? Ich denke, der Schlag ſoll mich rühren, als ich davon höre. Weshalb hat mir keiner von euch allen eine Silbe nach Lubowitz geſchrieben? Ich kann das wahrhaftig nicht ſehr kameradſchaftlich finden! Da laßt ihr mich ahnungslos, den Kopf voll Schnacken und Schnurren für euch, von der Bahn hierher zur Bowle fahren, und mir iſt bei Gott nicht mehr bowlenmäßig zu Mute nach euren Andeutungen!“

„Ereifere dich doch nicht unnötig, beſter Quitzow,“ entgegnete Buchberg. „Man konnte dir über die Kaldenhoffſche

Angelegenheit ſchlechterdings nicht mehr nach Lubowitz ſchreiben, aus dem einfachen Grunde, weil ſie ſich erſt vorgeſtern ereignet hat und uns ſamt und ſonders unvorbereitet traf.“ Er warf einen flüchtigen Seitenblick auf die jüngſten Kameraden, die ſich augenſcheinlich anſchickten, dem ſchlummernden Pleſſin einen harmloſen Poſſen zu ſpielen. „Glaube mir, Heinz, je weniger davon in die Geſellſchaft dringt, deſto beſſer! Komm nachher noch ein Stündchen mit mir in meine Wohnung; dann will ich dir alle Details geben.“

„Nein, nein — in dem Falle gehe ich ſofort nach Hauſe, Lutz,“ ſagte Quitzow, ſeine Lippen bebten vor Erregung, und er ſtrich ſich, um es zu bemänteln, heftig und wiederholt den langen, flachsblonden Schnurrbart. „Freds Unglück trifft uns alle mit, jeder einzelne iſt ihm gut, aber ich habe als ſein beſter Freund das erſte Anrecht auf die volle Wahrheit. Und — ich bin nicht im ſtande, hier zu bleiben, wenn ihr mich mit nutzloſer Rätſelraterei quält!“

Lutz Buchberg zuckte die Achſeln. Er wußte, daß Quitzow, ſobald ihn etwas alterierte, Vernunftgründen unzugänglich war, und als jener hinzuſetzte: „Wir ſind ganz unter uns und Diskretion iſt Ehrenpflicht!“ ſagte er ruhig:

„Gut denn; der Sachverhalt iſt alſo kurz folgender: Kaldenhoff beſtand vor etwa vier Wochen darauf, ſeine Verlobung zu veröffentlichen, die Anzeige wirſt du in Lubowitz erhalten haben. Hier in der Stadt ſchickte er Karten herum und fuhr und ritt mit dem Fräulein ſpazieren. Man ſah im Kaſino nichts mehr von ihm und er ſoll auf keine Warnung gehört haben. Ich hatte ein einzigesmal die Ehre, das Paar beim Oberpräſidenten zu treffen und konnte nur meine Verbeugung anbringen, die mir ſauer genug wurde.“

„Und die Eltern?“

„Benahmen ſich genau ſo, wie es zu erwarten ſtand. Der gute Papa viel zu blind und aufgeregt, um irgend welche Einſicht zu haben, die Gräfin bei aller ſonſtigen Reſerve nur noch von dem Beſtreben getragen, ihren Benjamin, ihren Abgott nach ſeinen Wünſchen glücklich zu ſehen. Und die Demoiſelle Braut wußte ſich einzuſchmeicheln; ging der Schwiegermama zu Gefallen ſogar einmal mit in die Kirche und gähnte von Anfang bis Ende derart hinter dem Geſangbuche, daß es anſteckend wirkte. Im übrigen ſang ſie wie eine Nachtigall und hatte ein paar tolle Augen — ſogenannte Veilchenaugen — man kennt die Sorte! Die Frau Tante ſpielte ihre Rolle auch nicht übel und gab ſich Allüren, die Götter mögen wiſſen, wo ſie’s hernahm! Da taucht in der zwölften Stunde irgend ein fabelhafter Kouſin aus Ruſſiſch-Polen als Deus ex machina auf, der verfaßt den üblichen Brief mit „älteren Rechten,“ „Irrtum“ ꝛc. ꝛc. an Kaldenhoff, ſie, die Kaldenhoff anſcheinend nur dazu benutzt hat, um den anderen vorſichtigeren Vogel ins Garn zu locken, fügt einige herzloſe Zeilen hinzu und die ſaubere Geſellſchaft reiſt auf und davon.“

„Ich begreife das nicht,“ ſagte Quitzow, und blickte Buchberg verwirrt an, „hat denn Fred den verfluchten Lumpen nicht gefordert?“

„Forderſt du etwa derartiges Pack?“ gab Buchberg zurück. „Davon durfte keine Rede ſein und war es auch niemals. Kaldenhoff erhielt den Brief, und ein paar Stunden ſpäter konnten ihn drei Lazarettgehilfen nicht mehr ruhig halten.“

„Um Gottes willen! — Du haſt den Brief doch nicht etwa geleſen?“

„Allerdings habe ich das. Ich revidierte in der Kaſerne, als das Unglück geſchah. Der arme, alte Herr, der dazu geholt ward, ließ in ſeiner Not mich rufen, den Nächſten, der bei der Hand war, und gab mir den Brief. Pfui Teufel über dies Schriftſtück!“

„Die Schurken!“ rief Quitzow halblaut und ſchob ſein Glas heftig von ſich weg. „Weiter, Lutz, weiter!“ —

„Ja, die Schurken haben dafür geſorgt, daß den bedauernswerten Kaldenhoff der Stachel nach jeder Richtung hin ſo empfindlich wie möglich trifft. Ich fürchte, ihm wird nichts übrig bleiben, als auf langen Urlaub außer Landes zu gehen oder — (und das halte ich für das Wahrſcheinlichſte) der Abſchied.“

„Nimmermehr! Den verhindern wir!“ fiel Quitzow ein. „Laßt uns den Oberſt dafür zu intereſſieren ſuchen, Lutz. Wenn er auch nicht unſer prächtiger Konsky iſt, ſo gilt er doch allgemein für einen ſehr humanen Vorgeſetzten und iſt oben brillant angeſchrieben. In keinem Falle wollen wir Fred ganz verlieren.“

„Wenn überhaupt noch von „Verhindern“ und „Nichtverlierenwollen“ die Rede ſein kann, Heinz,“ erwiderte Buchberg. „Man glaubt leider, leider Befürchtungen in dieſem Viertel haben zu müſſen!“ Er klopfte ſich flüchtig mit dem Zeigefinger gegen die Stirn und ſprach, ganz zu Quitzow hinüber gebeugt, im Flüſtertone.

Quitzow prallte mit einem Schreckenslaute zurück, ſo daß die lebhaften Geſpräche der anderen Kameraden einen Augenblick ins Stocken gerieten.

„Wahnſinnig? Großer Gott, Lutz! Wie wäre es möglich? Sagt das Willers etwa? — dieſe Niete? Natürlich! und den ärgſten Blödſinn ſagt er wie immer! Dem würde ich meinen gelindeſten Schnupfen nicht anvertrauen, geſchweige denn eine ordentliche Krankheit. Sie müſſen den Medizinalrat zuziehen; daß doch deine Mama gleich morgen zur Gräfin geht — ich bitte dich, Lutz, arrangiere es!“

„Siehſt du, Willers iſt von ſich und ſeiner Weisheit aufgeblaſen wie alle Ignoranten,“ ſagte Buchtberg. „Er ſtellt ſeine Diagnoſe auf ein ſimples Nervenfieber mit Delirien und dabei bleibt er ſteif und feſt. Der alte Kaldenhoff iſt nun einmal total vernarrt in den Menſchen und ſeine Katzbuckelei und läßt keine andere Autorität aufkommen. Ich will natürlich nichts unverſucht laſſen, um den Medizinalrat ins Treffen zu ſchicken. Was ich weiß, habe ich indirekt von ihm; er war heute bei meiner Mutter und ſieht den Fall etwas bedenklicher an, als unſer Feldſcherer — einen beſſeren Titel verdient er nicht von Rechtswegen.“

„Lutz! Lutz! ſprich nicht ſo! Fred wird und muß es verwinden!“ entgegnete Quitzow, und fuhr ſich mit beiden Händen durch ſein lockiges Haar. „Die klügſten Ärzte irren auch zuweilen — o, möchte doch der dumme Feldſcherer recht behalten. Aber, wie konnte Fred ſich nur in dieſe Perſon verlieben, er, der mehr Geiſt in einem Hirnwinkel hat, als ich im ganzen Gebäude! Es iſt gar kein Sinn und Verſtand darin: eine Aventüriere bis in die Fingerſpitzen — —“

„Oho! halt, Kutſcher! ,immer ſinnig mit die jungen Pferde!“ rief Hans Tettau, ein niedliches, bartloſes Bürſchchen mit blanken Augen vom unteren Ende der Tafel dazwiſchen. „Was Aventüriere! Eine ſüperbe Figur hatte ſie und Schik für drei Dutzend hieſiger Schäfchen und wußte ihr Wort zuckerſüß zu machen. Dazu der feudale Name: Jadwiga von Czar — Czardos — wie geht’s doch weiter, Kinderchens. — Na, es iſt ganz egal ob ſie mit „ky“ oder „ka“ abſchneidet! wir alle, wie wir hier ſind, haben ſeinerzeit Kaldenhoff nicht ſchlecht um ſein fabelbares Glück beneidet!“

„Ich darf Sie erſuchen, mich gütigſt ausnehmen zu wollen, Tettau,“ entgegnete Buchberg und ſprach, da jetzt ein Dutzend Stimmen laut durcheinander ſtritten, gedämpft zu Quitzow weiter:

„Im Grunde hat unſer Neſtvogel dort ſo unrecht nicht. Sie war ein höchſt verführeriſches Weib, ganz dazu angethan, die Klugen mit den Dummen zu bethören und doch hoffe ich zu ihrer Ehre, daß man ihre Schuld übertreibt, und daß ſie auf ihre Weiſe warm für Kaldenhoff gefühlt hat. Allein iſt es nicht eine bekannte Erfahrung, daß in jedem normal organiſierten Weſen ſchließlich die urſprüngliche Natur ſiegt? Sie, die Normalkokette comme il faut, hat auch keine Ausnahme von der Regel gemacht. Ihr Streben war darauf gerichtet geweſen, den ſchönſten Mann der Stadt zu ihren Füßen zu haben. Das glückte ihr. Sobald ſie aber ſah, daß er mehr iſt, als nur der ſchönſte Mann, daß er das Leben nicht oberflächlich abjagt wie ſie, und daß er als ihr künftiger Gebieter ein gleiches von ihr fordern wollte, ſchüttelte ſie das Roſenjoch einfach ab, wählte ſich den bequemeren Liebhaber, kaum daß ſie ihn im Netz wußte, und überließ unſeres Herrgotts Ermeſſen die Folgen und der Mitwelt einen zugkräftigen Romanſtoff.“

„Wie kannſt du als Mann von Familie für dergleichen Frauenzimmer auch nur in einem Punkte eintreten!“ brauſte

Quitzow wieder auf. „Eine ſo infame Handlungsweiſe wie die ihrige iſt viel zu ekelerregend für die Betrachtung und Berührung anſtändig Geſinnter!“ Er machte eine Fauſt vor ſich auf dem Tiſche. „Mit gemeinem Rattengift hätte man ſie dafür umbringen müſſen, und das wäre noch zu gut für ſie geweſen. Aber was rede ich — mir hätte eine derartige Geſchichte niemals paſſieren können.“

„Wer im Trocknen ſteht, mag ſehr hübſch über den Regen philoſophieren, lieber Junge,“ entgegnete Buchberg. „Manchmal vermute ich, daß der Anſtoß zu dem jähen Bruche tiefer liegt, als wir denken. Ich gehöre nun einmal zu denen, die ſelbſt in der Sünderin die „Krone der Schöpfung“ nie ganz vergeſſen und ihr nicht allen Beiſtand zu verſagen fähig ſind. Sollte vielleicht Kaldenhoff ſeiner Braut von dem erzählt haben, was er ſeinen „Familienfluch“ nennt und von ſeiner eigenen Furcht davor, die ihn, wie du dich erinnern wirſt, in letzter Zeit manchmal überfallen hat? Dürften nicht derartige Eröffnungen das leichtblütige Geſchöpf zurückgeſchreckt und von ihm abgewendet haben?“

„Du ſprichſt wie ein Buch, und ich wollte, ich könnte mich von dir überzeugen laſſen,“ unterbrach Quitzow, und der andere, der ſehr genau wußte, daß er gut redete, füllte ſich mit dem Ausdrucke ruhiger Befriedigung in ſeinen häßlichen, geſcheiten Zügen ſein Glas und leerte es bedächtig.

„Ich meine doch, die nackte Thatſache trüge Überzeugung in ſich,“ fuhr er fort, und lehnte ſich bequem zurück, als hielte er einen zwangloſen Vortrag. „Hundert anderen Frauen wäre es wahrſcheinlich die ſchönſte Lebensaufgabe geworden, Kaldenhoff von ſeinem Aberglauben zu erlöſen, aber die Erlöſerrolle verlangt beſonders fähige und hingebende Darſteller, ins weibliche überſetzt: tragiſche Mütter, jugendliche Heldinnen, eventuell auch naive Unſchuld à la Hedwig Raabe. Jener „Normalkokette“ lag ſie nicht im Blute. Daß ihn aber der Axthieb, ſowie er erteilt ward, niederſchmettern mußte, habe ich vorausgeſehen. Je ſtärker der Baum, deſto härter der Fall. Und nun, Heinz, laß uns das Thema beenden, ich wüßte für jetzt nichts mehr hinzuzufügen.“

Er ſtand auf und ſchritt zum anderen Ende des Saales, um ſich Feuer für ſeine Zigarre zu holen. Dort nötigten ihn die Jüngſten in ihren Kreis, um irgend eine Sportfrage entſcheiden zu helfen, und Quitzow ſaß mit geſtütztem Kopfe ſchweigend allein.

Ihm ging das Los des zwei Jahre älteren Freundes ſehr nahe. Die beiden Brüder desſelben waren, ſo ſagte die Welt, keines natürlichen Todes geſtorben; die Hinneigung zu Exzentrizitäten lag in der Kaldenhoffſchen Familie, und auch die Gräfin, geborene Freiin Liebezahl, gehörte einem Geſchlechte an, deſſen männliche Sproſſen ſich von je und je mit Vorliebe ein Anrecht auf das Beiwort „toll“ im angenehmen Sinne zu erwerben ſuchten. Manch liebesmal während der froheſten Stunden hatte Manfred Kaldenhoff zu Heinz Quitzow geſagt: „Hier ſitze ich nun und trinke und lache mit euch; gib nur acht, Heinz, mein Geſchick ereilt mich doch, ehe ich die Dreißiger antrete!“ Nun ſtand er der Vollendung ſeines ſiebenundzwanzigſten Lebensjahres nahe und die traurige Prophezeiung ſchien traurige Wahrheit geworden zu ſein.

Es wurde noch lange darüber hin und her geſprochen. Halb elf Uhr war es bereits geworden, und von draußen ſchlug der Aprilregen, mit großen Schneeflocken untermiſcht, ſchwer und kalt gegen die Scheiben. Dazu ſauſte vom Haff her der Seewind ſo mächtig, daß die zugezogenen Fenſtervorhänge ſich deutlich auf und ab bewegten.

Allmählich wirkte die ernſte Stimmung einzelner anſteckend auf die ganze Geſellſchaft, Tettau und zwei ſehr kindiſche Fähnriche nicht ausgenommen. Schließlich wagte keiner mehr das Kleeblatt: „Damen, Dienſt und Pferde“ unter die Redeblüten zu miſchen, die heute nur aus Paſſionsblumen und Nachtſchatten beſtanden. Einer überbot den andern im Erzählen unheimlicher Geſchehniſſe und in ſchärfſtem Kontraſte damit ſtand die behaglich-heitere Umgebung. Die beiden Gaskronen ſtrahlten ihr helles Licht aus, das Kaminfeuer kniſterte und die Dampfringe der geſchickten Raucher ſchwebten kräuſelnd zu den weißgoldenen Fruchtgewinden des Plafonds empor.

Nach und nach ermannte ſich Pleſſin, der Feſtgeber. Er kam in aller Stille aus ſeinem Schlummereckchen hervor, reckte ſich die ärgſte Müdigkeit aus den Gliedern, ließ ſich ein Waſſerglas zur Bowle bringen und proteſtierte im Namen ſeines Ehrentages gegen die ſchaurige Unterhaltung. Lieber wollten ſie einmütig auf des armen Kaldenhoffs Geſundheit trinken, das ſei zehnmal rationeller, als das unfruchtbare Wehklagen. Einen vollen Trunk und ein beſſeres Glück in der Liebe wolle er ihm hiermit bringen.

Die Herren erhoben ſich und ihre Gläſer klangen zuſammen. Tettau verlangte ſtürmiſch ein dreifaches muſikaliſches Hoch und ſtimmte äußerſt unmuſikaliſch an — — —

Bei dieſer Wendung zeigte ſich das verdutzte Geſicht einer Ordonnanz in der Saalthüre; dann ſchob eine Hand den Bedienten in den Korridor zurück, ſchlug die Portieren auseinander und Manfred Kaldenhoff überſchritt die Schwelle.

Die Kameraden waren wie vom Donner gerührt. Nur der kleine Tettau, der ſehr ſtark getrunken hatte, rief laut: „Ach, Kaldenhoff! Das nenne ich forſch! Sie haben uns gerade gefehlt, bei Gott! — Mehr Gläſer, Ordonnanz!“

Die übrigen geboten ihm Ruhe; dann bat Lutz Buchberg, man möge nicht ſo viel Lärm machen, rückte Bowle und Gläſer ſchnell bei Seite und ſchickte die Ordonnanz, die mit dem Servierbrette kam, hinaus. Quitzow war dem Freunde mit entſetzter Gebärde entgegengeeilt und legte, keines Wortes mächtig, den Arm um ihn.

Kaldenhoff ſtand da, krampfte ſeine Hand, als ob es ihn ſchwindele, in die Falten der Portiere und ſchaute flackernden Blickes im Kreiſe der Kameraden umher. Sein jugendſchönes Antlitz ſah entſtellt und gealtert aus, die prachtvolle Figur zuſammengeſunken. Von all dem erregten Flüſtern in ſeiner Nähe: „Was thun wir?“ — „Schickt raſch zu Willers — oder zum Grafen —“, „Nein, nein! laßt ihn.“ — „Macht keine Szenen — wartet ab!“ vernahm er anſcheinend nichts.

Er hatte ſeinen Pelzmantel noch über der Uniform; der Schnee lag in großen, ſchmelzenden Flocken zwiſchen den Zobelhaaren. Nun ließ er ihn achtlos von den Schultern zur Erde fallen. Ein vertragener Interimsrock, ſchief geknöpft, ohne Achſelſtücke, ward ſichtbar; der Schleppſäbel, loſe darüber hergeſchnallt, ſchlug gegen enge Reitbeinkleider und ſporenloſe Saffianſtiefel. Und zu dieſem Anzuge die Paradeczapka mit dem triefendnaſſen Haarbuſch.

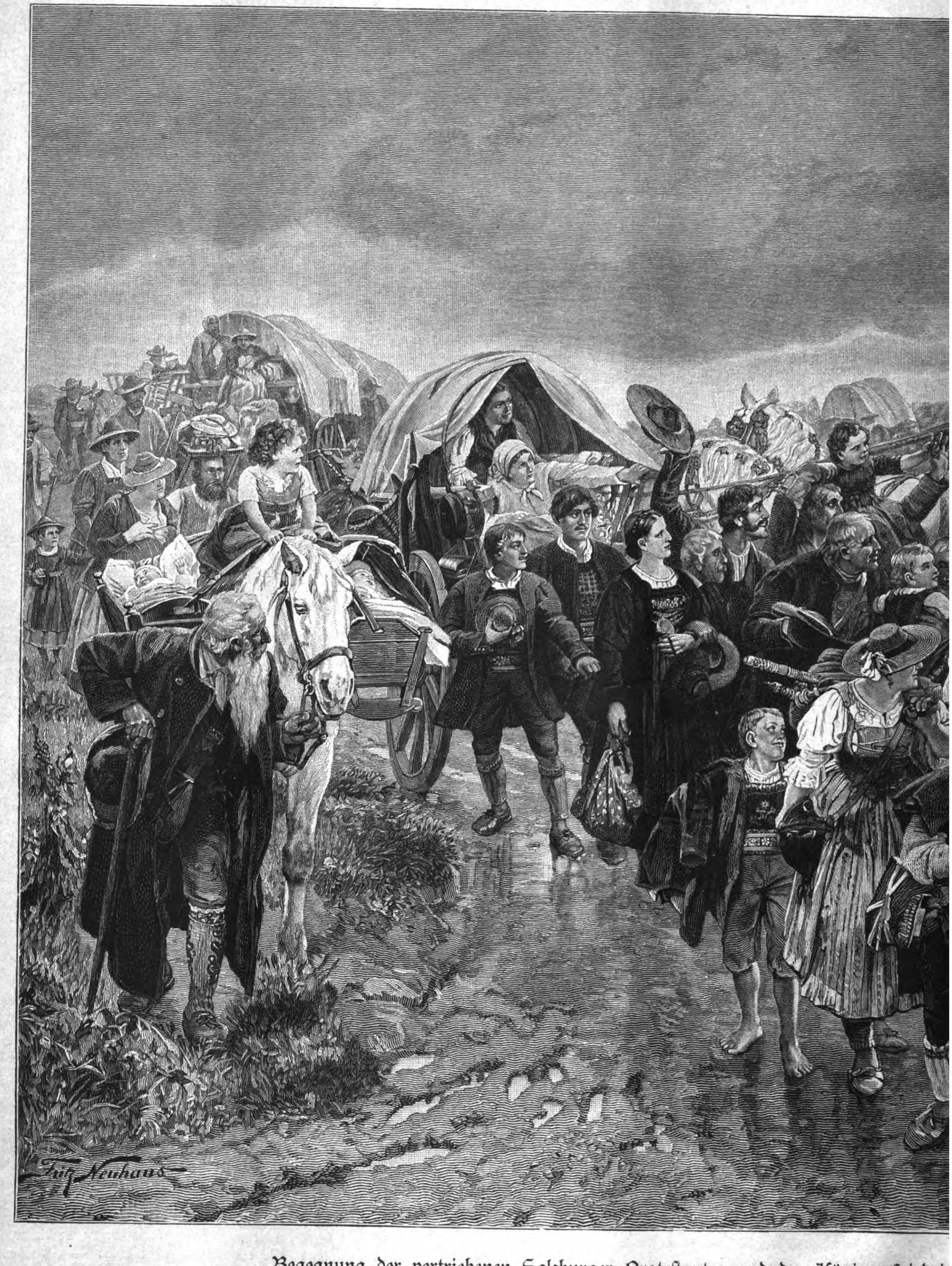
Quitzows haltenden Arm wies er mit einer heftigen Geſte zurück, nahm die Czapka ab, warf ſie zu Boden auf den Mantel und ſtrich ſich langſam ſein ſchwarzes, ungeordnetes Haar aus der Stirn. Dann ging er plötzlich mit großen Schritten zum oberen Ende der Tafel, zog, bevor jemand dazwiſchen treten konnte, die Bowle zu ſich heran, füllte ſich ſelbſt ein Glas bis zum Rande und hielt es gerade vor ſich hingeſtreckt, ohne davon zu nippen.

„Weshalb bin ich bei Ihren Einladungen übergangen worden, Pleſſin? Meinen Sie, ich führte keinen Geburtstagskalender?“ fragte er, und ſeine ſonſt ſo wohllautende Stimme hatte einen ſchneidenden, metalliſchen Klang. „Sind Sie, grüner Junge, etwa zu feige zum Redeſtehen? — oder — oder — was gafft ihr? — was iſt's mit euch? —“

„Um Himmels willen, ruhig, Pleſſin, ruhig! er ſpricht irre!“ flüſterte Buchberg, als Pleſſin, durch die Wirkung des Schreckens jählings ernüchtert, den Anſatz zu einer heftigen Entgegnung machte. Darauf faßte er beſchwichtigend Kaldenhoffs Arm und bemühte ſich vergeblich, ihn auf den nächſten beſten Stuhl niederzuzwingen.

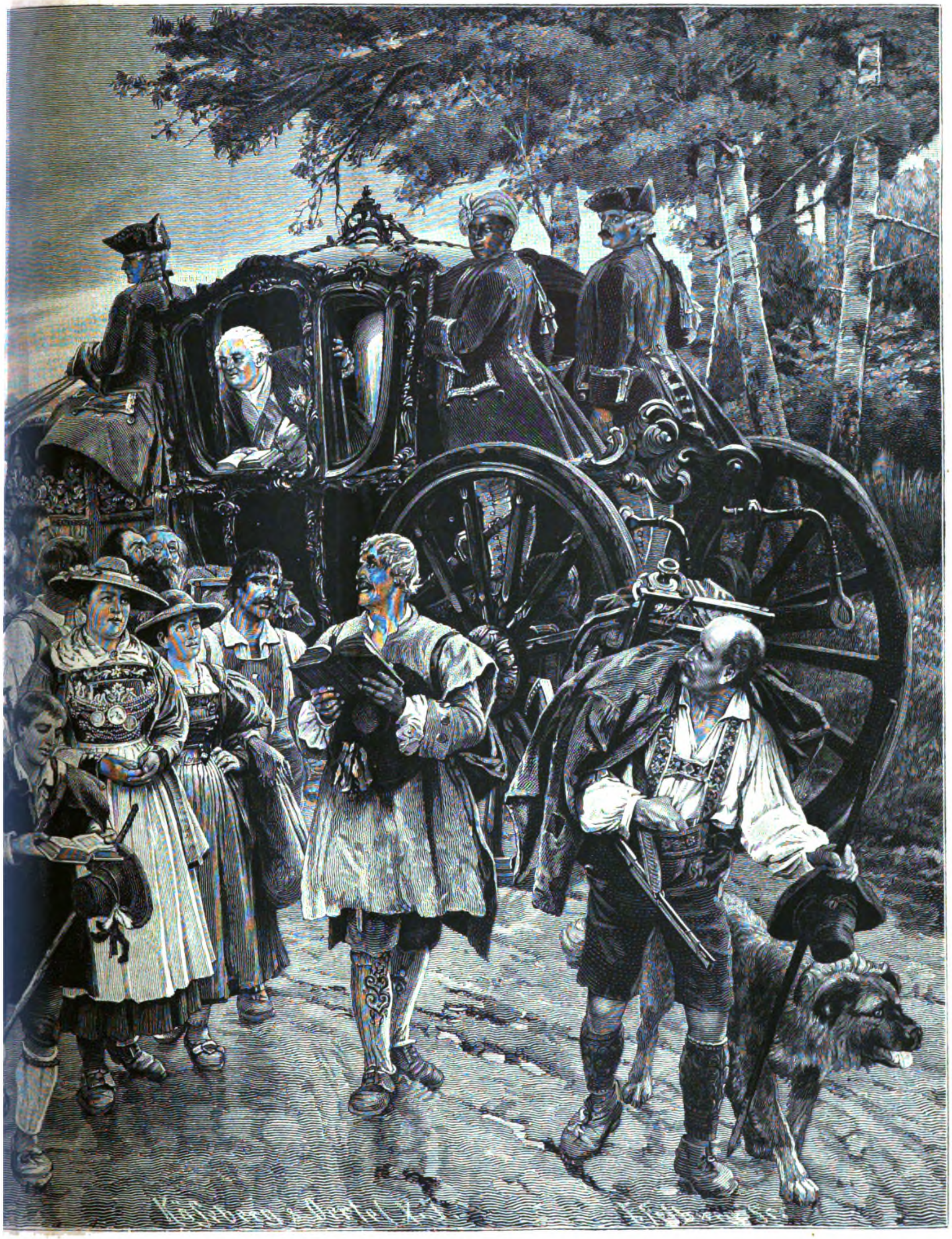
„Komm, lieber Kaldenhoff, ſetze dich zu uns, ſei gemütlich. Man wird dir Pleſſins Einladung aus Rückſicht gar nicht mitgeteilt haben; wir wußten, daß du krank ſeiſt.“

„Ich ſoll gemütlich — ich ſoll krank ſein?“ erwiderte Kaldenhoff, machte ſich von Buchberg los, ſtellte ſein Glas hin und griff an den Degen. „Wer wagt es das Eine von mir zu verlangen und das Andere auszuſagen? Wer hat überhaupt noch ein Recht, eine moraliſche Verpflichtung in dieſem Chaos von Schuften? Nicht doch! — nicht doch! — ein Chaos von Nattern! Wir ſind ein ehrenwertes Geſchlecht, wir Männer,


Fritz Neuhaus

Begegnung der vertriebenen Salzburger Proteſtanten und des Königs Friedric

Nach dem Gemälde v



Wilhelm I von Preußen unweit Zehlendorf bei Berlin am 25. Juni 1732.

n Fritz Neuhaus.

wir halten unſer Wort, coûte que coûte, — wir verdienen zu leben und werden leben, den Nattern zum Verderben — den Weibern! — Wer von euch iſt verheiratet oder verlobt? Der gehe hinaus; denn ich werde beim Wein das Weltgericht über die Nattern halten. Das Weltgericht mit dem Gottesurteil! Ich lade euch zu Zeugen, meine Herren. Aber, ich will niemandes Gefühle verletzen, weil meine Gefühle verletzt ſind. Was ſag ich: verletzt? Wer hat dieſen Unſinn ausgeſprochen? Einfach getötet, annulliert, es iſt eine ungeheure Leere in meiner Bruſt — das Univerſum hätte Platz darin, die Wüſte Sahara — das Paradies mit dem Baum der Erkenntnis! Warum bleibt dieſe Leere immer Leere? — Ihr ſchweigt alle? ihr zittert vor mir?“ unterbrach er ſich und ſeine Blicke loderten wie Flammen, „keiner von euch — euch Memmen, hat den Mut, ſeine perſönliche Meinung frei heraus zu ſagen?“

„Das iſt zu ſtark! Wer läßt ſich ſo etwas bieten?“ ſchrie Tettau empört dazwiſchen, aber der Unglückliche, nachdem er Quitzows Verſuch, ihn zum Ablegen der Waffe zu beſtimmen, heftig zurückgewieſen hatte, fuhr, die Rechte um den Säbelgriff geklammert, unbeirrt fort, ſich Schweigen erzwingend:

„Wer von euch noch eine Silbe redet, den ſtoße ich nieder, wer mir dagegen hilft dies Natterngezücht zu ſtrafen, den werde ich zum Ritter ſchlagen, zum chevalier sans peur et sans reproche. Wer tritt mit mir in die Schranken? Freie Bahn für jeden Edelmann! Wißt ihr, was die Weiber ſind? Dies ſind ſie!“ — Er hielt ſein Kelchglas in die Höhe und betrachtete es mit ſtieren Augen, unheimlich dabei vor ſich hinlachend. „Seht doch! lacht doch mit, Kameraden! Wie das funkelt und des Menſchen Herz erfreut, und wenn man's zum Munde führen will — da liegt die Freude.“ Er goß den Wein über das Tiſchtuch, zerknickte das feine Glas in der Hand und ſchloß dieſelbe um die Scherben, daß ihm die Blutstropfen von den Fingern rannen Der Anblick des Blutes, das Klirren der Scherben, die er von ſich warf, jagten ein krampfhaftes Zittern durch ſeinen Körper, ſeine Augen öffneten ſich zu unnatürlicher Größe. „So ſchneiden ſie ins Herz, ſo blutet's, und man verblutet daran! Aber —“ er ſprach immer raſcher und lauter und wehrte die zuſpringenden Freunde mit raſender Kraft von ſich ab — „aber — es gibt noch Zuchtruten Gottes, es gibt Erzengel, die der Schlange den Kopf zertreten, die das feile Glas zertrümmern und in den Kehricht ſchleudern! Ich nehme dieſe heilige Miſſion auf meine Schultern, ich allein! Titanen und Giganten ſind in mir! — — Was ſollen die Gläſer hier? Mir aus den Augen damit! fort! — Da — und da — und da — Blut! Scherben! Scherben! — —“

Und ehe einer der Anweſenden es zu hindern vermochte, hatte er blitzſchnell ſeinen Säbel aus der Scheide geriſſen, ſchwang ihn hoch in der Luft und hieb dann wild zwiſchen die Gläſer und Karaffen, daß es ſchmetterte; die Stücke ſplitterten umher, und der Wein floß in Strömen zu Boden.

Buchberg und Pleſſin fielen ihm in den Arm und entwanden ihm glücklich die Waffe, Quitzow ſchickte eine der herbeiſtürzenden Ordonnanzen zu Doktor Willers, dem Stabsarzte, weil er am raſcheſten zu erreichen war. Nach unſäglicher Anſtrengung gelang es den Tobenden zu bändigen. Allgemach ging ſein Sträuben und Rufen in heiſeres Keuchen über, bis er zuletzt wie eine gefällte Tanne zuſammenbrach, und bewußtlos auf den Divan des Billardzimmers getragen wurde. (Fortſetzung folgt.)

Die Vertreibung der Salzburger Proteſtanten.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Zu dem Bilde auf Seite 4 und 5.)

Wer am 25. Juni 1732 auf der großen Heerſtraße, die von Potsdam nach Berlin führte, einherſchritt, der holte wohl, wenn er gut zu Fuß war, einen gar ſeltſamen Zug ein. Auf einer langen Reihe von mancherlei Fuhrwerk lagen oder ſaßen Greiſe und Kinder, während ungewöhnlich ausſehende Männer und Frauen in großer Zahl den Wagen vorangingen oder ihnen folgten. Daß die Wanderer nicht aus der Mark waren, ſah man auf den erſten Blick, denn über ſcharf geſchnittenen Adlernaſen blickten dunkle Augen, lange Vollbärte umrahmten die Geſichter und Gang und Haltung der Leute waren elaſtiſcher, als ſie bei den Bewohnern der Ebene zu ſein pflegen. Dazu kam, daß nicht wenige der Leute eine merkwürdige Mißbildung zeigten, ihnen war nämlich der vordere Teil des Halſes mächtig angedrungen, ſo daß derſelbe wohl üm die Hälfte dicker war als gewöhnlich. Nicht minder auffallend war die Tracht der Wanderer, denn die Männer trugen kurze wollene Kamiſole, die ihnen bis über die Hüften reichten, weite Beinkleider, welche aber die Wade frei ließen, dicke runde Schuhe und aufgekrempte grüne oder ſchwarze Hüte, während die Frauen mit kurzen Röcken, die kaum bis an die Waden reichten, kurzen Schürzen und Schuhen, wie die Männer bekleidet waren. Auf den Wagen war allerlei Hausrat aufgetürmt und eine Fülle von Bündeln jeder Größe ſchien nicht wenig Habe zu beherbergen.

Es waren an achthundert Menſchen jeden Alters, vom Greiſe mit zitterndem Haupte bis zum Säugling in den Windeln im Zuge. Der Ausdruck der Geſichter war ernſt, wenn auch nicht finſter, und ernſt waren auch die Weiſen der Lieder, die einzelne von Zeit zu Zeit anſtimmten und in die alle dann einfielen. Dem Proteſtanten waren dieſe Melodien nicht fremd, denn es waren die Klänge, unter denen ſeine Glaubensgenoſſen ſeit zwei Jahrhunderten geſtritten hatten gegen die Herrſchſucht und die Gewaltthaten der Papiſten — geſtritten und gelitten. Mit den Worten dieſer Lieder auf den im Todeskampf bebenden Lippen waren unzählige Proteſtanten auf den Scheiterhaufen oder unter den Schwertern ihrer Verfolger gefallen. Waren etwa auch dieſe Wanderer Opfer fanatiſchen Glaubenshaſſes?

Plötzlich entſtand eine Bewegung an der Spitze des Zuges, der eben Zehlendorf erreicht hatte, denn ein heranſprengender Reitknecht meldete dem königlichen Kommiſſar, der den Zug führte, daß demſelben ſofort der König begegnen würde. Und da kam der König auch ſchon, der ſonſt ſo gefürchtete König Friedrich Wilhelm I. Als der Wagen den Zug erreicht hatte, hielt er und alle mußten an ihm vorüberziehen. „Se. Majeſtät waren ungemein gnädig gegen dieſe Leute und befragten ihrer ſehr viel, warum ſie emigriert wären. Dabei verſicherte ſie ihnen dero Gnade, verſprachen ihnen Freiheit und Äcker zu geben und verlangten endlich, daß ſie das Lied: ‚Auf meinen lieben Gott‘ anſtimmen ſollten. Der Kommiſſarius ſtellete vor, daß ſie das Lied nicht anzufangen und nach unſerer Melodei nicht zu ſingen wüßten. Ihro Majeſtät fingen demnach zur höchſten Verwunderung der Saltzburger und zu ihrer größeſten Freude das Lied ſelbſt an, da dann alles Volk fortſung und unter ſolchem Singen vorbeimarſchierete. Da nun alle Wagen vorbei waren, brauchte Se. Majeſtät noch dieſe letzten Segensworte: „Reyſet mit Gott.“

Fragen auch wir mit dem Könige, warum dieſe Leute „emigriert“ waren, warum ſie ihr ſchönes Salzburg verlaſſen hatten.

Salzburg iſt eine der älteſten chriſtlichen Stätten in deutſchen Landen und ſeine Erzbiſchöfe gehörten bis tief in die neuere Zeit hinein zu den angeſehenſten und mächtigſten Prälaten Deutſchlands. Jenes herrliche Land, dem heute um ſeiner Naturſchönheiten willen von allen Seiten die Reiſenden zuſtrömen: Salzburg, Hallein, Gaſtein war ihr unmittelbarer Beſitz.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Prieſterfürſten keine Freunde reformatoriſcher Bewegungen ſein konnten, die ſich gegen die Verquickung des Geiſtlichen und des Weltlichen wendeten. So finden wir denn auch, daß die Erzbiſchöfe von Salzburg ſich mit aller Energie gegen die Lehren der Huſſiten wandten, die unter ihren Unterthanen auffallend zahlreiche Anhänger gefunden zu haben ſcheinen. Während des ganzen XV. Jahrhunderts ſehen wir die Erzbiſchöfe damit beſchäftigt Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet erſcheinen, das fernere Umſichgreifen huſſitiſcher Ketzereien zu verhüten. Trotz aller angewandten Strenge wucherten dieſe aber in der Stille weiter und lockerten den Boden für die Saat der reinen Lehre Martin Luthers.

Erzbiſchof war zu jener Zeit Mathäus Lange von Wellenburg, eine bedeutende Perſönlichkeit, der dem Kaiſer Maximilian lange als Kaplan treue Dienſte geleiſtet hatte und der bei der Wahl Karls V eine bedeutende Rolle ſpielte. Er erkannte mit den meiſten hervorragenden Prälaten jener Tage die Notwendigkeit einer Reformation der damaligen Kirche, aber die Form, in der dieſelbe ſchließlich erfolgte, entfremdete ihn derſelben. Es widerſtand ſeinem Empfinden, daß die Neuerungen nicht von den hohen Geiſtlichen, ſondern von einem einfachen Profeſſor ausgehen ſollten und er wurde darüber ein fanatiſcher Gegner der lutheriſchen Lehre. Im Jahre 1528 am 13. April wurde der lutheriſch gewordene Barfüßermönch Georg Schärer auf Befehl des Erzbiſchofs hingerichtet und dann verbrannt. Dasſelbe widerfuhr 1530 dem Märtyrer Simon Scheich von Lindau.

Obgleich nun die ſpäteren Erzbiſchöfe in den Bahnen ihres Vorgängers wandelten, ſo war es ihnen doch nicht gelungen, das geläuterte Evangelium ganz unter ihren Unterthanen auszuroten. Während äußerlich alles gehorchte und an den Bräuchen der römiſchen Kirche teilnahm, blieben die Bauern innerlich gut lutheriſch. Die von den Vätern ererbte oder unter den größten Gefahren Leibes und Lebens ins Land geſchmuggelte Bibel war nach wie vor der größte Schatz, für den ſorgfältig ein dem Auge des Verräters unſichtbares Verſteck ausgeſucht wurde. Ehe die Holzarbeiter an ihre Arbeit gingen, verſammelten ſie ſich in einem abgelegenen Waldthal, ſangen die Kernlieder ihrer Kirche, beteten gemeinſam, erbauten ſich an der heiligen Schrift. Wenn die dunkle Nacht ſich herabgeſenkt hatte auf Berg und Thal, fanden ſich die Glaubensgenoſſen in einzelnen Höfen zuſammen, um in ihrer Weiſe den Heiland zu verehren. Wehe ihnen, wenn hier oder dort die Späher ſie entdeckten. Dann klirrte die Kette, die Peitſche ſauſte und die fromme Habgier ſtreckte gierig die Krallen nach dem Gute der Ketzer aus.

Lange Zeit hindurch waren wenigſtens die Jeſuiten dem Erzbistum fern gehalten worden, endlich gelang es aber dieſem Orden Zutritt zu erhalten und er ging ſofort daran, die Ketzerei mit allen Mitteln zu bekämpfen. Gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts hoffte man endlich am Ziel zu ſein. Die brutale Gewalt, die ſchnöde Verführung ſchienen ihr Werk gethan zu haben, die Ketzerei ausgerottet zu ſein. Da entdeckte man plötzlich im Jahre 1683, daß die ganze Gemeinde des Tefferegger Thals heimlich lutheriſch ſei. Der entrüſtete Erzbiſchof ſchritt ſofort mit allen Mitteln gegen die „Ketzer“ ein. Man warf die Männer in Ketten, man wandte alle Drohungen an. Vergeblich, die Leute bekannten ſich mannhaft zu ihrem Glauben. Als der Erzbiſchof und ſeine Helfershelfer ſahen, daß den Leuten nicht beizukommen war, raubte man ihnen ihre Habe und jagte ſie nackt und bloß aus dem Lande. Ihre Kinder aber behielt man zurück. So erging es mehr als tauſend Proteſtanten während der Jahre 1684, 1685 und 1686.

Nach den leidigen Beſtimmungen des weſtfäliſchen Friedens durfte der Fürſt diejenigen ſeiner Unterthanen, welche nicht ſeines Glaubens waren zwingen, das Land zu verlaſſen, aber er mußte ihnen drei Jahre Zeit laſſen, ſich auf die Auswanderung vorzubereiten und er durfte ihre Güter nicht konfiszieren. Dieſe Beſtimmung wurde in Salzburg mit Füßen getreten und zwar auf folgenden Vorwand hin. Die Beſtimmungen des Friedensſchluſſes bezogen ſich nur auf die vom Reich anerkannten Konfeſſionen. Nun behauptete der Erzbiſchof, allen Thatſachen zum Trotz, die Salzburger Proteſtanten gehörten keiner dieſer Konfeſſionen an, die fraglichen Beſtimmungen könnten daher auf ſie keinerlei Anwendung finden.

Es gab bereits damals in deutſchen Landen ein Fürſtengeſchlecht, das ſich auf das engſte mit allen proteſtantiſchen Intereſſen verbunden fühlte, die Hohenzollern in der Mark. Der Hohenzoller, der große Kurfürſt, trat auch hier für die proteſtantiſche Sache ein. Die Verjagten fanden in ſeinen Landen Schutz und Unterkunft.

Die Verfolgung der Tefferegger war nur ein Vorſpiel zu dem jammervollen Trauerſpiel, das bald nachfolgen ſollte.

Während der Jahre 1686 bis 1729 hatten die Salzburger Proteſtanten verhältnismäßig ruhige Tage. Die Dinge lagen wie in Rom zu Zeiten des Trajan. Die Erzbiſchöfe erlaubten das proteſtantiſche Bekenntnis nicht, aber ſie duldeten es ſtillſchweigend. Erſt als Leopold Anton, Graf von Firmian 1727 Erzbiſchof wurde, trat die Wendung zum Schlimmſten ein. Einerſeits hatte das Evangelium während dieſer Ruhejahre mächtig um ſich gegriffen, anderſeits war der neue Erzbiſchof entſchloſſen, die Ketzerei unter allen Umſtänden und mit allen Mitteln auszurotten.

Ein verhältnismäßig unbedeutender Anlaß brachte den Stein ins Rollen. Im Jahre 1728 hatte der römiſche Papſt verordnet, daß man ſich mit dem Gruße: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ begrüßen ſolle. Der alſo Angeredete hatte zu erwidern: „Von nun an bis in Ewigkeit!“ Dieſer an und für ſich ſchöne Brauch wurde den Proteſtanten dadurch unannehmbar gemacht, daß mit ihm ein zweihunderttägiger Ablaß verbunden wurde. Sie weigerten ſich, dieſe Sitte mitzumachen und wurden dadurch auch äußerlich kenntlich. Alſogleich begann die Verfolgung mit den alten Mitteln in der alten Weiſe. Man foltert die Menſchen, man verbrennt die Bücher. Soldaten, welche das Haus Habsburg willig herleiht, brechen in die friedlichen Dörfer und Weiler, mißhandeln die Bewohner, verzehren die Habe. Mit dem Unrecht, das begangen wird, ſteigt die Wut gegen die, welche es erleiden. Zu dem Fanatismus geſellen ſich die verletzte Eitelkeit der Bekehrer, die Habgier der Gewalthaber. Die Thäler hallen wider von dem Schmerzensgeheul der gepeinigten Weiber, die Gefängniſſe, die Ketten reichen nicht aus für die Männer. Wenn ein Zug der gefeſſelten Märtyrer die Straßen Salzburgs paſſiert, ſtürzt ſich der rechtgläubige Pöbel der Stadt auf ihn und mißhandelt die Wehrloſen.

Es gelingt einzelnen, zu entfliehen und die Hilfe der proteſtantiſchen Stände anzurufen. Eine höchſt willkommene Thatſache. Die zur Verzweiflung gebrachten Mißhandelten werden für Rebellen erklärt, alle ihnen zugefügten Leiden erſcheinen nun durchaus gerechtfertigt. Als die proteſtantiſchen Stände einſchreiten, hält man ſich an den alten Spruch: „Thatſt du es — leugne es.“ Darin ſind alle Beteiligten einig, der Erzbiſchof, ſeine Räte, ſeine Pfleger.

Als die proteſtantiſchen Stände auf den Beſtimmungen des weſtfäliſchen Friedens beſtehen und ſich nicht irre führen laſſen, muß allerdings im gröbſten nachgegeben werden. Man geſtattet den Leuten, das Land zu verlaſſen, aber man zwingt ſie, es in einigen Monaten zu thun, was es ihnen unmöglich macht, ihre Güter zu annehmbaren Preiſen zu verkaufen. Man beraubt ſie — ſoweit es irgend geht — auch ihrer fahrenden Habe. Die Knechte wollen ſchließlich nicht beſſer ſein, als ihre Herren, und die Zurückbleibenden brandſchatzen in ihrer Weiſe die Abziehenden.

Die Schandthaten des Salzburger Prieſterregiments ſchrieen zum Himmel und fanden erfreulicherweiſe ein lautes Echo in allen evangeliſchen Landen. Die deutſchen proteſtantiſchen Fürſten, die Könige von Dänemark und England, die Generalſtaaten ſpendeten reichliche Gaben, überall ſammelte man für die Unglücklichen, es kam ſchließlich an der Zentralſtelle in Regensburg eine verhältnismäßig bedeutende Summe zuſammen. Aber das beſte that wiederm der Hohenzoller. König Friedrich Wilhelm I öffnete den Flüchtlingen ſein Land und ſiedelte ſie im größten Stil in Preußen und zwar in Preußiſch-Litauen an. Dahin ſetzten ſich nun immer neue Scharen der Salzburger Vertriebenen in Bewegung. Die einen zogen über Ulm, Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt a. M., Kaſſel, Halberſtadt, Magdeburg; die zweiten über Ansbach, Erlangen, Kulmbach, Hof, Jena, Halle, die dritten über Nördlingen, Schweinfurt, Eiſenach, Mühlhauſen, Halberſtadt, Stendal und Spandau. Wieder eine andere Tour führte über Leipzig. Das Endziel war zunächſt immer Berlin. Während die Auswanderer in den katholiſchen Gauen meiſt mit unverhehlter Feindſeligkeit empfangen wurden und mitunter, wie z. B. in Bamberg, geradezu brutalen Inſulten ausgeſetzt waren, fanden ſie in den proteſtantiſchen Städten den freudigſten und feierlichſten Empfang. Es ſei hier in kurzen Zügen geſchildert, wie ſich der Aufenthalt der Salzburger in Leipzig geſtaltete. Der Empfang, den ſie hier fanden, iſt in hohem Grade typiſch für das Verhalten der proteſtantiſchen Bürgerſchaften aller Orten. Als am 13. Juni die erſten achthundert Verjagten ſich der Stadt näherten, wurden alle Läden geſchloſſen und alle Welt ſtrömte vor das Petersthor, ja nicht wenige zogen den Kommenden bis Konnewitz entgegen. Man hatte Vorkehrungen getroffen, um die Wanderer in den Wirtshäuſern unterzubringen, aber dieſe Maßregeln erwieſen ſich als unnötig, denn es fehlte nicht an freiwilligen Gaſtgebern, ſondern an Gäſten. „Haufenweiſe,“ erzählt ein Zeitgenoſſe, „zog man die verfolgten Glaubensgenoſſen an ſich, um ſie mit ſich nach Hauſe zu nehmen. Der Wirt oder deſſen Bediente gingen voran und ſeine an ſich genommenen Gäſte folgten ihm nach. Aber die wenigſten waren ſo glücklich, daß ſie ſo viel nach Hauſe brachten, als ſie anfangs angenommen hatten. Es fanden ſich immer noch mehr ein, die auch Emigranten herbergen wollten, aber keine mehr erlangen konnten. Und dieſe nahmen den übrigen teils heimlich und wider ihren Willen, teils durch inſtändiges Bitten einige ab, damit ſie nur nicht leer zurückkehren möchten. Ein Kaufmann ritt ihnen nach Konnewitz entgegen und las ſich fünfzig Perſonen zur Bewirtung aus, es koſtete aber Mühe, daß er nur zwanzig davon nach Hauſe brachte, die andern wurden ihm auf dem Wege entriſſen. Man ſah, daß etliche Geld boten, damit ſie nur Emigranten bekämen, welches doch aber von keinem angenommen wurde. Ein jeder behielt ſeine Gäſte, wo er derſelben nicht durch Liſt oder Gewalt beraubt wurde.“ Die Wagen, die auf dem Roßplatze zuſammengeſtellt waren, wurden durch eine ſtädtiſche Wache bewacht. Am folgenden Tage gingen die Fremden aus, um die Stadt in Augenſchein zu nehmen. Wer ihnen hier begegnete, beſchenkte ſie nach Kräften, die Verkäufer brachten ihnen von ihren Waren, die Kinder ihre Erſparniſſe. Die Gottesdienſte, zu denen die ganze Bevölkerung zuſammenſtrömte, bekamen durch die Anweſenheit der Märtyrer eine ganz beſondere Weihe.

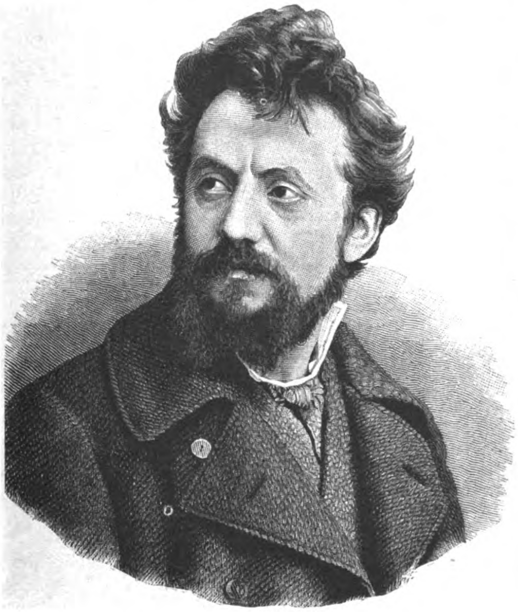
Am 16., einem Montag, brachen die Salzburger wieder auf. „Ein jeder Wirt, der dieſe Gäſte beherbergt hatte, gab ihnen etwas auf den Weg. Sie bekamen Kleider, Bücher, Wäſche und einen guten Zehrpfennig. Vor dem Gerberthore ſtunden zwei große Buden, welche die Nürnberger in der Meſſe zu gebrauchen pflegten. In dieſen waren die Abgeordneten der Univerſität, des Rates und der Kaufmannſchaft, welche den abziehenden Emigranten Geld austeileten. Die Kaufmannſchaft hatte nebſt der Kramerinnung eine Hauskollekte geſammlet und dadurch ſo viel zuſammengebracht, daß ſie jeder Perſon einen Gulden geben konnte.“ Ein alter Fleiſcher gab jedem einen Groſchen, zwei Kaufleute verteilten je ein Paar Strümpfe an jeden Salzburger. „Die Farben waren unterſchiedlich, nachdem die Perſonen von unterſchiedenem Alter und Geſchlecht waren. Die Weiber bekamen grüne, die Mädchens aber rote. Und bei den Mannsperſonen machte man gleichfalls einen anſtändigen Unterſchied.“

Von Berlin aus wurden die Salzburger teils zu Lande, teils über Stettin zur See an ihren Beſtimmungsort gebracht. Sie haben ſich dort ſchnell eingelebt und ihre Nachkommen ſitzen noch heute auf den damals begründeten Höfen. Wir werden noch im Laufe dieſes Jahrganges eine ſchöne Novelle von Hans Warring veröffentlichen, die unter ihnen ſpielt.

Gegen zwanzigtauſend Salzburger zogen damals nach Preußen. Kleinere Scharen begaben ſich in die Niederlande und nach Georgien in Amerika. Die erſteren kehrten größtenteils enttäuſcht zurück, den letzteren ging es gut, aber die Völkerflut, die ſich ſeit ſo lange alljährlich über Amerika ergießt, hat ihre Nachkommen längſt von der urſprünglichen Scholle fortgeriſſen und in alle Winde zerſprengt.

Die Leiden, welche ein zügelloſer Religionsfanatismus über die Salzburger verhängte, haben an ihrem Teil reichen Segen gebracht. Die Standhaftigkeit der Märtyrer hat ungezählten Proteſtanten zum Bewußtſein gebracht, was ſie an dem reinen Evangelium beſaßen; die Auswanderer ſelbſt haben deutſches Leben der beſten Art in den fernen Oſten unſeres Vaterlandes gebracht; ihren Wanderungen verdanken wir endlich eins der lieblichſten Gedichte Goethes. Ein Vorgang, der ſich damals in Gera abſpielte, gab dem großen Dichter die Anregung zu „Hermann und Dorothea.“

Th. H. Pantenius.



Fritz Neuhaus.

Der Maler des Bildes: Die Salzburger Emigranten.

Fritz Neuhaus.

Der Maler der „Salzburger Emigranten“.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Unter den jungen Künſtlern der Düſſeldorfer Schule hat Fritz Neuhaus, deſſen letztes großes Bild hier reproduziert iſt, ſich raſch einen ehrenvollen Platz errungen. Bei allem, was ihm ſeine Lehrer, das Kunſtleben in Düſſeldorf, das Studium der Münchener und der Pariſer Kunſt boten, hat er die weſentlichſte Bedingung zu wahrhaftem Schaffen, die Individualität und innere Unabhängigkeit ſich gewahrt, welche am ſchönſten in einem Kreiſe von Mitſtrebenden, in der freien Atmoſphäre einer Künſtlerwelt ſich entfaltet.

Der Stoff zu unſerem Bilde iſt an einer anderen Stelle dieſer Nummer ausführlich beſprochen worden. Wir beſchränken uns daher hier darauf, die Aufmerkſamkeit der Leſer der Kompoſition zuzuwenden.

Unweit Zehlendorf, zwiſchen Berlin und Potsdam begegnet der König einem Zuge von Salzburgern. Er läßt anhalten und begrüßt ſie freundlich, wiederholt ſeine Verſprechungen und wünſcht endlich, daß ſie ihm den Choral ſingen:

„Auf unſern lieben Gott
Trau' ich in Angſt und Not“ ꝛc.

Die Salzburger kennen die Melodie nicht; da läßt ſich der König ein Geſangbuch reichen, beugt ſich aus dem Wagen und ſtimmt mit kräftigem Baſſe das Lied an, die Auswanderer fallen ein und ziehen ſingend an ihm vorüber, der neuen Heimat zu. Das war ein anderes Begegnen, als ſie es von ihrem Erzbiſchof gewohnt waren.

Freude, Dankbarkeit, Verwunderung, Ehrerbietung, Neugier

— ſie prägen ſich in allen ihren Phaſen auf den Geſichtern der Salzburger aus. Der Typus der Alpenbewohner iſt in allen feſtgehalten, die kräftigen Männer und Frauen der Berge werden ſich bald in der Fremde, in der Ebene, am Meeresſtrand ein neues Heim zu gründen wiſſen und ſich hier treu und tüchtig bewähren, wie ſie es in der Trübſal und Verſuchung gethan, welche Fanatismus und Herrſchſucht über ſie verhängt hatten. Der König, den wir gewohnt ſind, als harten Vater und als gewaltthätigen Regenten uns vorzuſtellen, erſcheint hier in gewinnender Herzlichkeit, als Menſchenfreund und Wohlthäter. Der Maler hat wie überall in Typen und Trachten, ſo auch in dem Kopfe Friedrich Wilhelms hiſtoriſche Treue feſtgehalten. Er iſt auch in der linken Gruppe im Bilde ſeinem Gewährsmann Göcking gefolgt. Dieſer erwähnt eines alten kranken Mannes im Zuge, der ein Pferd führte, das zwei Wiegen auf den Seiten und dazwiſchen ein drittes Kind trug.

Wie man von naturwahrer Darſtellung der Einzelheiten ſpricht, gibt es auch eine naturwahre Kompoſition. Die Natur ſelbſt, d. h. die wirkliche Erſcheinung und Bewegung des äußeren Lebens komponiert und gruppiert, zieht nach inneren Gründen und Beziehungen der Handlungen die Figuren zuſammen oder trennt ſie. Es liegt in der menſchlichen Natur ein Zug des unwillkürlichen Mitmachens und Nachmachens der Bewegungen anderer, was ſogar zu rhythmiſchen, ja zu architektoniſch gegliederten Gruppen führt. In alledem iſt jedoch dem Künſtler kein Vorbild zu blinder Nachahmung geboten, ſondern nur ein unendlich weites Feld zu Studien. So hoch ein Bildnis über einer Photographie ſtehen muß, ſo hoch muß die künſtleriſche Kompoſition über die natürliche Gruppierung ſich erheben; aber wie der Porträtmaler aus der Photographie, ſo hat der Hiſtorienmaler aus den Maſſenerſcheinungen des wirklichen Lebens zu lernen. Naturwahre Kompoſition iſt, was uns im Bilde mit der Wucht der Einfachheit entgegentritt, daß wir daran glauben: ſo und nicht anders hat ſich der Vorgang zugetragen. Welche geiſtige Vorarbeit, welche Beobachtungen der Künſtler gemacht, bis ihm ſelbſt ſein Stoff ſich ſo klar geſtaltete, bis aus den Einzelheiten ein vollkommenes Ganzes wurde, darnach fragen wir Beſchauer umſoweniger, je näher er ſeinem Ziele kam.

Und dieſe Wirkung übt vor allem das Bild von Neuhaus. Die Gruppierung iſt ſo überaus einfach, eben weil ſie ſo naturwahr iſt; nichts Unwahrſcheinliches, nichts Gekünſteltes in dem Bilde, kein geſuchter Effekt, keine Beſtechung des Auges auf Koſten der Empfindung. Die Hartgeprüften und Treuerfundenen ſingen in Freude und Dank das fromme Lied, es iſt der erſte Gruß der neuen Heimat, den ihnen der König ſelbſt entgegenbringt. Und dieſem kommt der Gruß von Herzen, unüberlegt, unvorbereitet, aus tiefſtem proteſtantiſchen Bewußtſein dringend. Glücklich gewählter Stoff und glückliche Ausführung. Das Gemälde ſelbſt iſt Eigentum des Vereins für hiſtoriſche Kunſt.

Fritz Neuhaus iſt am 3. April 1852 in Elberfeld geboren. Da ſeinen Eltern die Mittel fehlten, ihm die akademiſche Vorbildung zur Kunſt angedeihen zu laſſen, wurde er in ſeinem fünfzehnten Jahre zu einem Lithographen in Barmen in die Lehre gegeben. Seine freien Stunden verwandte der Knabe auf Zeichnen, Malen und Komponieren. Seine erſten Verſuche im Porträtieren lenkten die Aufmerkſamkeit des Barmer Kunſtvereins und einiger Kunſtfreunde auf ihn, welche ihm die Erfüllung ſeines heißen Wunſches, ſich ganz der Kunſt zu widmen, ermöglichten. 1873 bezog Neuhaus die Düſſeldorfer Akademie, abſolvierte in einem Jahre Elementarklaſſe und Antikenſaal, wurde E. v. Gebhardts Schüler in der Malklaſſe und trat anderthalb Jahre darauf unter die Leitung von W. Sohn. Prinzip dieſer beiden bewährten Lehrer iſt die freie Entwickelung der künſtleriſchen Individualität. Keine größere Mannigfaltigkeit künſtleriſcher Richtungen, als namentlich bei Sohns Schülern. Aber gemeinſam iſt ihnen allen der Ernſt des Schaffens, das Streben nach dem lebendigſten Ausdruck, nach der korrekteſten Form, nach der tiefſten und ſchönſten Wirkung. Das erſte Bild, das Neuhaus malte, ſtellte einen Tiroler Bauer vor, der einem Mönche ein luſtiges Schnaderhüpferl vorſingt. Dann ein durchaus anderer Stoff: „Aſchermittwochmorgen.“ (Barmer Kunſtverein.) Hierauf ein größeres, figurenreiches Gemälde aus der Zeit des Bauernkrieges: „Graf Helfenſtein wird von den aufſtändiſchen Bauern in die Spieße geworfen.“ Hier war Gelegenheit zu lebhafteſter und leidenſchaftlicher Bewegung gegeben. Das in Kompoſition, Zeichnung und Farbe treffliche Bild befindet ſich in der ſtädtiſchen Galerie zu Düſſeldorf. Nach einigen kleineren Genrebildern, u. a. „des Prinzen erſter Ritt“ begann Neuhaus vor dritthalb Jahren unſer Emigrantenbild. Er hat mittlerweile die Meiſterklaſſe der Akademie verlaſſen und als ſelbſtändiger Künſtler einem neuen Stoffe der vaterländiſchen Geſchichte ſich zugewandt. Das Gemälde, mit dem er jetzt beſchäftigt iſt, ſtellt den großen Kurfürſten im Haag dar, jenen denkwürdigen Aufenthalt des jungen deutſchen Prinzen, der für die brandenburgiſche Geſchichte von Bedeutung werden ſollte. — A. Fellin.

Ein Regentag auf dem Lande.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./IV. 70.

Eine luſtige Geſchichte von **Hans Arnold.**

„Wenn man gern heißer, ungemütlicher und enger leben will, wie in der Stadt, mietet man ſich eine Sommerwohnung auf dem Lande,“ hat ein tiefer Beobachter menſchlicher Verhältniſſe geſagt.

Da der Bergrat Seldow aber dieſen Ausſpruch nicht gethan hatte, ſo fühlte er ſich mit Recht auch nicht verpflichtet, danach zu leben, und zog daher alljährlich zur Ferienzeit mit den Seinigen in ein Gebirgsdorf, um dort durchſchnittlich drei Spaziergänge bei Sonnenſchein zu machen, und dafür ſiebenundzwanzig Tage lang am Barometer zu rütteln, in der vergeblichen Hoffnung, daß er ſteigen würde, und auf Wetter und Klima zu räſonnieren. In dieſem Jahre hatte ſich das Schickſal aber günſtiger erwieſen. Tag für Tag waren weite Ausflüge gemacht worden, an denen ſich nur die Bergrätin nicht beteiligte, da ſie ſchlecht zu Fuße war.

Der mütterliche Anteil an den Land- und Ferienfreuden beſtand daher, vom unbefangenen Standpunkte aus betrachtet, zumeiſt in dem Beſtreichen zahlloſer Butterbröte bei Morgengrauen und dem Zurechtlegen von Plaids und doppeltem Schuhwerk, gegen welche Vorſichtsmaßregel täglich energiſch und erfolglos von den beiden Gymnaſiaſten der Familie proteſtiert wurde. Es blieb der Bergrätin ferner, wenn die Ihrigen abgewandert waren, unbenommen, ſich in der einzigen Wohnſtube aufzuhalten oder auf dem ſchattenloſen Grasplatze hinter dem Hauſe, der Scheune und dem kräftig duftenden Kuhſtalle gegenüber, ſich einen harten, gradlehnigen Rohrſtuhl hinſetzen zu laſſen, oder ähnliche Kurzweil zu treiben. Pikante Unterbrechungen erlitt dieſes idylliſche Stillleben für die Mutter alsdann, wenn ſich Gewitterwolken am Himmel auftürmten, und ſie vor ihres Geiſtes Augen ihre lieben Angehörigen durchnäßt, verirrt, vom Blitz getroffen, in jedem Falle aber erkältet ſah, ſich ein paar Stunden jammervoll abängſtigte und ſich um neun Uhr von der hereinbrechenden Geſellſchaft verſichern ließ, daß ſie ſich „himmliſch“ amüſiert hätten! Da konnte man es der Bergrätin nicht verdenken, wenn ſie ſich zu dem Ausſpruche hinreißen ließ: „ich danke immer Gott, wenn es früh recht tüchtig regnet, da können doch wenigſtens nicht alle fortlaufen!“

Die Familie des Bergrats beſtand vor allen Dingen aus ihm ſelbſt, einem gutmütigen, ſanguiniſchen Mann, mit einiger Anlage zum „Sichhaben“ bei unvermeidlichen kleinen Unannehmlichkeiten — aus ſeiner Frau, die nach faſt zwanzigjähriger Ehe noch nicht ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, auf ihren Mann pädagogiſch einzuwirken und aus vier Kindern.

Die älteſte Tochter, Hedwig, war ein allerliebſtes, etwas übermütiges Mädchen mit großen grauen Augen, mit einem blonden Zopf, der ihr noch bis vor zwei Jahren kindlich über den Rücken herunter hing, mit dem Gefühl unendlicher, leicht verletzter Würde und jenem Wunſche, für älter zu gelten, der von ſechzehn Jahren faſt unzertrennlich iſt, um mit zwanzig ſpurlos zu verſchwinden. Ihr jüngerer Bruder, Peter, ein hoffnungsvoller Knabe von vierzehn Jahren, wachte mit einer gewiſſen Gier darüber, ob ſich Hedwig etwa „erwachſen“ vorkäme, um jedes Symptom dieſer in ſeinen Augen unberechtigten Empfindung durch beißende Ironie im Keime zu erſticken. Zu dieſem Zwecke benutzte er auch die von ihm ſonſt verachteten „Kleinen,“ ſeinen zehnjährigen Bruder Hans und das achtjährige Lieschen, die von ihm gewiſſermaßen „auf den Mann dreſſiert“ waren und ſein Opfer gelegentlich mit einſtudierten Bemerkungen anfallen mußten.

Heute wurde noch ein Neffe des Hausherrn erwartet, den derſelbe in überfließender Gutmütigkeit eingeladen hatte, gegen den aber von der ganzen Familie vergebens Proteſt eingelegt worden war, da er für einen ganz guten, aber unſäglich langweiligen Jüngling galt und auf dem Lande bekanntlich ein amüſanter Schurke eine weit angenehmere Acquiſition iſt.

Der Bergrat war nach dem anderthalb Stunden entfernten Bahnhof abgewandert — „du leideſt nun ’mal an der Rennſucht!“ — hatte ſeine Gattin bitter bemerkt — um bei zweiunddreißig Grad Reaumur den Neffen in ſeine Arme zu ſchließen, nachdem er die Seinigen noch dringend ermahnt hatte: „daß ihr mir aber nett gegen den Franz ſeid — du auch, Hedwig!“

Hedwig ſetzte ihr ſchnippiſches Geſicht auf.

„Er kommt ja zu den Jungen, Papa — ich habe nichts mit ihm zu thun!“

Peter, dem der Erwartete einmal einen Vortrag über Zeitverſchwendung gehalten hatte und der nebenbei einen glühenden Haß gegen ihn im Buſen trug, weil der Vetter ſich zu Oſtern darüber gewundert, daß er „ſchon“ eine Uhr beſäße, weigerte ſich aber auch, die Gefühle der Gaſtfreundſchaft in ſich zu hegen, der Bergrat ging daher, von trüben Ahnungen erfüllt, ſeiner Wege.

Die Jungen, der väterlichen Autorität beraubt, zogen mit Lieschen in den Garten und weihten ſie, nachdem ſie ihr einen körperlichen Eid abgenommen hatten, unter keinen Umſtänden zu heulen, in den Sport des Werfens mit unreifen Äpfeln ein. Ein beſorgter Ruf der Mutter wurde von Peter mit dem tröſtenden, unnötig lauten Zurückruf beantwortet: „ich werde ſchon aufpaſſen“ — worauf ihm die Mutter verſicherte: „etwas Ärgeres könnte den beiden andern allerdings nicht paſſieren!“

„Na,“ fügte ſie dann hinzu, als ſie ſich zu Hedwig vor die Thüre ſetzte, „umbringen können ſie ſich ja beim beſten Willen nicht im Garten, und im übrigen müſſen wir’s abwarten!“

Hedwig nickte und ſah dann wieder träumeriſch in die Weite auf die Berge hinaus, die in faſt unheimlich ſchöner Klarheit und Tiefbläue ſich vom Horizont abhoben.

Die Mutter warf einen Seitenblick auf das ſchweigſame Mädchen, deren Geſicht unter dem großen, weit vorſtehenden Sommerhute beſonders reizvoll hervorſah, weil ein ihr ſonſt fremder Zug von Ernſthaftigkeit wie ein Wolkenſchatten auf der weißen Stirn lag.

„Ich begreife nicht,“ nahm die Bergrätin infolge einer erklärlichen Ideenverbindung das Wort, „daß Lentzens die Anna ſchon heiraten laſſen! Sie iſt ja nicht viel älter als du!“

„Nun bitte, Mamachen!“ erwiderte Hedwig gekränkt, „ich werde nächſte Woche ſiebzehn Jahr! Da haben ſchon mehr Leute geheiratet!“

„Ich hoffe, du wirſt es dir nicht ſo bald einfallen laſſen!“ ſagte die Mutter nachdrücklich, „du biſt ja noch das reine Kind!“

„Das kommt bloß von Peter!“ behauptete das Mädchen, „der wird euch ſo lange einreden, daß ich noch ein Kind bin, bis ich ganz alt und runzlig ſein werde. Und alles bloß, weil ich Kaffee bekomme und er Milch!“

„Wo iſt denn eigentlich Rodach jetzt?“ fragte die Bergrätin plötzlich.

Hedwig erhob ſich und ging etwa zehn Schritt weit, um eine Blume zu pflücken, die nicht da war. Dann kehrte ſie auf ihren Platz zurück.

„Nun, wo wird er ſein!“ erwiderte ſie in auffallend gleichgültigem Tone, „er thut in Bernau Dienſt.“

Die Mutter maß das plötzlich ſehr blühende Ausſehen ihrer Tochter mit etwas beſorgten Blicken.

„Er war ein recht netter Menſch!“ bemerkte ſie dann, ſcheinbar unbefangen, und fügte, da die Antwort ausblieb, hinzu: „nicht wahr?“

„Es ging!“ erwiderte Hedwig ſtockend, und ſprang auf, „man bekommt hier den Sonnenſtich, Mama — wollen wir nicht in die Stube gehen?“

* * *

Gegen Abend rückte der Vater mit Franz ein. Der Vetter war ein langer, ſchmaler Jüngling, mit ſtrohgelbem Haar, ſtrohgelbem Teint und ſehr grellblauen Augen, die Peter zu dem ungalanten Vergleich inſpiriert hatten: „Franzens Augen ſehen aus, wie Vergißmeinnicht in Butter gebraten.“

Franz war unſäglich vortrefflich, ſo was man bieder und brav nennt, und befleißigte ſich mit Vorliebe einer namenlos gewählten Ausdrucksweiſe. Dies bewies er auch hier im erſten Moment, denn ſtatt, wie jeder vernünftige Menſch, zu ſagen: „guten Tag, liebe Tante, wie geht es dir und den Deinigen?“ expreßte er ſich den mühſeligen Satz: „Geſtatte mir, beſte Tante, daß ich dir einen guten Tag wünſche und mich gleichzeitig nach dem Befinden der Kouſinen und Vettern erkundige, welches hoffentlich ein vortreffliches ſein wird, wie es bei der guten Landluft gar nicht anders zu erwarten iſt!“

Die Bergrätin, welche bereits angſtvoll ſah, wie ihre Nachkommenſchaft im Hintergrunde vor Lachen platzte, begrüßte den artigen jungen Mann mit leidlicher Faſſung und befahl Peter, der in blinder Heiterkeit um ſich ſtieß, mit ſtrengem Tone, das Eſſen zu beſtellen, um ihn auf dieſem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu entfernen.

„Halt, noch einen Moment!“ rief der Vater. „Kann das Eſſen ohne Schaden eine Viertelſtunde länger ſtehen, Minchen?“ wandte er ſich dann unbefangen zu ſeiner Frau, „ich habe nämlich noch einen Gaſt mitgebracht, der gleich antreten wird — er adoniſiert ſich nur noch ein bißchen. Der Leutnant Rodach kam mit demſelben Zuge wie Franz, um eine Gebirgstour zu machen — da habe ich ihn natürlich gebeten, mit uns zu Abend zu eſſen. Alſo warten wir noch!“

Die Mutter ſah nicht ſehr entzückt aus.

„Wenn das Eſſen dann nicht nach deinem Geſchmack iſt, lieber Ernſt,“ ſagte ſie kühl, „ſo gib mir, bitte, nicht die Schuld.“

Hedwig wandte ſich eilig und mit auffälliger Liebenswürdigkeit an den Vetter: „Du wirſt doch recht viel Partieen mit uns machen, Franz,“ ſagte ſie ſehr raſch und lebhaft, „es gibt ſo reizende Wege hier!“

„Gewiß, Kouſinchen,“ war die bereitwillige Antwort, „ich bin bekanntlich ein ebenſo eifriger, als geübter Touriſt, und glaube ohne Überhebung ſagen zu können, daß ich es mit jedem darin aufnehme. Vor zwei Jahren, als ich meine Tour durch die Schweiz und Oberitalien machte —“

Dies war ein in der Familie gefürchtetes Stichwort, welches bei Franz ſtets den Ausbruch einer unendlich langwierigen Reiſebeſchreibung ſignaliſierte, die in Stil und Inhalt lebhaft nach Daniels Lehrbuch der Geographie ſchmeckte.

Peter, der in wahrhaft lähmender Angſt geſchwebt hatte, der erwartete Gaſt könnte ſein Ordinarius ſein, den man heimtückiſch eingeladen hätte, um ihm die Ferien zu verſalzen, geriet infolge der angenehmen Enttäuſchung in wahrhaft lärmende Fröhlichkeit und war zu Hedwigs namenloſer Erleichterung ſo mit Zerren und Necken der kleinen Geſchwiſter beſchäftigt, daß er ſeine Aufmerkſamkeit von ihr abwandte.

Um die anſcheinende Ungaſtlichkeit der Bergrätin zu begreifen, müſſen wir vorausſchicken, daß der Leutnant Rodach ihr bête noire war. Nicht, als hätte ſein Charakter oder ſeine Perſönlichkeit dazu Grund gegeben — im Gegenteil! aber ſie hatte zu bemerken geglaubt, daß Hedwig, ihr eben erſt flügges Küchlein, dem jungen Offizier gegenüber nicht ganz gleichgültig ſei. Und jede Mutter, auch die beſte — ja die beſte ganz beſonders, hat bei dem Gedanken, daß ſich eins ihrer Kinder verheiratet, einen ſchweren Kampf zu beſtehen, um ſo mehr, wenn die Alternative das erſtemal an ſie heranzutreten droht, und wenn die Tochter kaum der Schulſtube entwachſen iſt. — Rodach, der ſchon häufig im Hauſe des Bergrates verkehrt hatte, zeigte eine ziemlich unverhehlte Neigung zu Hedwig, und die Mutter durfte mit Recht annehmen, daß ſein Weg ihn nicht zufällig in ihre Nähe geführt habe. Ihrem Manne etwas davon mitzuteilen, wagte ſie nicht, denn der Baurat war entſetzlich unvorſichtig, und ſie riskierte, daß er ſeine Beobachtungen über das Paar ihr entweder in Gegenwart der einen Partei hörbar mitteilen oder durch auffallendes Hinſehen Hedwig gänzlich um ihre Unbefangenheit bringen, und ſo das Unheil noch beſchleunigen würde. So ſah die arme Frau ſich wieder vor einen der Fälle geſtellt, in denen wir die Wahrheit der bekannten Traveſtie an uns erfahren:

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
So wohl ſteht ihm nichts an,
Als daß er lächelnd ſchweigen,
Und ſchweigend lächeln kann!

Sie lächelte denn auch ſchweigend, als der Gefürchtete eintrat, der übrigens ein ſehr hübſcher, ſtattlicher Mann mit einem klugen, luſtigen Geſicht war — und ſie ſchwieg lächelnd, als er Hedwig mit ſehr viel Empreſſement die Hand küßte.

Dem ſentimentalen Effekt, den dieſer Vorgang hätte haben können, wurde übrigens durch Peter die Spitze abgebrochen, der dieſe Huldigung für ſeine Schweſter ebenſo neu als lächerlich fand. Er knuffte daher Hans und ſagte ziemlich hörbar: „Sieh doch!“ was für die Hauptperſonen recht angenehm war.

Das Souper brachte eine ziemlich allgemeine Unterhaltung, und ſchon begann die Bergrätin zu hoffen, daß der Leutnant nach einigen Stunden wieder abſchieben und die Sache ſich ſo weit weniger bedenklich geſtalten würde, als der Vater plötzlich alſo ſeine Stimme erhob:

„Was meinen Sie, Herr Leutnant, wenn Sie heute die Nacht über bei uns blieben, und wir machten morgen alle Ihre zweitägige Gebirgstour mit! Sage ’mal, Minchen,“ wandte er ſich darauf an ſeine Frau, „was ſchneideſt du denn für entſetzliche Geſichter? Iſt dir etwas ins Auge gekommen?“

„O durchaus nicht!“ verſicherte die Bergrätin reſigniert, als ſie bemerkte, welchen Eindruck ihr lebhaftes Mienenſpiel auf ihren Mann hervorbrachte, und rang nur im ſtillen die Hände über die Unmöglichkeit, den Männern etwas beizubringen.

„Na, was meinen Sie?“ wiederholte der Vater.

„Sie ſind zu gütig, Herr Bergrat!“ erwiderte Rodach mit einer Verbeugung, „wenn ich ſicher ſein darf, den übrigen Teilnehmern an der Partie nicht läſtig zu ſein —“

Er warf einen flüchtigen Blick auf ſeine reizende Nachbarin, der aber irrtümlicher Weiſe von Franz aufgefangen und auf ſich bezogen wurde.

„O bitte, verehrteſter Herr Leutnant,“ begann er ſalbungsvoll, „es könnte mir, als Gaſt des Hauſes, durchaus keine Stimme in dieſem Falle zuſtehen, ſelbſt vorausgeſetzt, daß ich mich durch Ihre Teilnahme an der Partie nicht ſo angenehm berührt fühlte, als dies in der That der Fall iſt.“

Der Leutnant ſah etwas verwundert aus und machte eine artige Verbeugung gegen den Sprecher.

„Alſo abgemacht!“ rief der Bergrat vergnügt, „wir gehen morgen alle zuſammen aufs Gebirge.“

Die Mutter hob verzweiflungsvoll die Tafel auf und ſchlug vor, man möchte ſich in der Wohnſtube um den Tiſch ſetzen und etwas Gemeinſames vornehmen. Der Vater machte aber dieſen diplomatiſchen Schachzug in ſeiner hartnäckigen Ahnungsloſigkeit wieder zu nichte, indem er es für reinen Unſinn erklärte, den himmliſchen Abend im Zimmer zuzubringen, und einen allgemeinen Abſtecher nach einer nahe gelegenen Mühle in Vorſchlag brachte.

Da Lieschen huſtete, ſah ſich die Mutter außer ſtande, mit ihr und Hans, der zur Geſellſchaft dabehalten wurde, an dem Saziergang teilzunehmen, und mußte daher die Geſellſchaft abziehen ſehen. Sie konnte nichts weiter thun, als Peter zuzuflüſtern: „Geh’ du nur immer mit Hedwig!“ und dann von innerer Angſt gefoltert, mit den beiden Kindern bewußtlos onze et demi ſpielen — „um nichts,“ was den Reiz des Vorhabens weſentlich abſchwächte.

Der Bergrat ging mit Franz, den die Mutter noch in der Thüre ſagen hörte: „Wie erinnert mich dieſer herrliche Abend, dieſer warme Wind an Oberitalien, beſter Onkel!“

Nun wußte ſie ihren Mann für die nächſten anderthalb Stunden rettungslos eingefangen und baute nur auf Peter, der mit dem Inſtinkt der Ungezogenheit ſchon dafür ſorgen würde, daß kein tête à tête ungeſtört blieb.

Peter rechtfertigte ihre Hoffnungen glänzend. Sowie die Geſellſchaft das Haus verließ, hakte er ſich in ſeine Schweſter ein, ein Akt brüderlicher Zärtlichkeit, der ihm zum erſtenmal in ſeinem ganzen Leben beifiel, und war nicht abzuſchütteln.

Nachdem er durch mehrfaches, lautes Flüſtern ſich informiert hatte, bei welchem Regiment der Leutnant ſtünde, und ob er ſchon verheiratet wäre, bat Hedwig leiſe: „laß mich doch los, Peter!“

„Nein, die Mutter hat geſagt, ich ſoll immerfort mit dir gehen,“ ſagte der heilloſe Junge laut und vernehmlich.

Hedwig war in Verzweiflung, und wie das bei noch unfertigen Naturen leicht geſchehen kann, warf ſie einen förmlichen Zorn auf den armen Leutnant, dem das natürlich gänzlich verborgen blieb. Da er Peter fälſchlich für ein ahnungsloſes Kind hielt, ſo geſtattete er ſich hin und wieder ein paar Wendungen in der Unterhaltung, die zu dem prachtvollen Sternenhimmel und Mondſchein in der Färbung paßten und ſeine Gefühle ziemlich deutlich durchblicken ließen.

Bei jedem derartigen Satz kniff Peter ſeine Schweſter ſtärker oder ſchwächer in den Arm und murmelte ihr Kritiken wie „Blech, Süßholz“ und ähnliche ſchnöde Ausdrücke ins Ohr, ſo daß der an ſich ſo ſchöne Spaziergang ſich für das arme Mädchen zum wahren Marterwege geſtaltete.

Dazwiſchen hörte man immer Franzens monotone Stimme, der den geduldigen Bergrat mit Oberitalien fütterte und zuweilen ein halbunterdrücktes Gähnen, wenn man wieder eine Station weiter gekommen war.

„Darf ich Ihnen ſagen, mein gnädiges Fräulein,“ begann Rodach jetzt mit ſehr gedämpfter Stimme, „daß ich bei meiner Gebirgstour eigentlich ein Ziel — oder wie ſoll ich ſagen? — eine kühne Hoffnung im Auge hatte?“

„Was hatte er im Auge?“ fragte Peter neugierig von der anderen Seite.

Hedwig ertrug es nicht mehr. Sie blieb ſtehen.

„Ach, hören Sie doch!“ rief ſie mit erzwungener Lebhaftigkeit, „wie hübſch mein Vetter von den italieniſchen Seen erzählt! Waren Sie ſchon einmal in Bellaggio?“

„Nein, nie!“ ſagte der Leutnant betreten.

„Franz — erzähle doch dem Herrn Leutnant Rodach von dem Abend in Bellaggio,“ ſagte Hedwig gepreßt, „er möchte es ſo gern hören!“

Und damit eilte ſie mit Peter vorwärts, während Rodach verlegen und ärgerlich neben Franz herſchritt, der ſofort begann: „Als ich vor zwei Jahren meine Tour durch die Schweiz und Oberitalien machte —“

Der Bergrat ging bereits als Nachtwandler mechaniſch dahin und empfand nur ein dumpfes, ſchmerzliches Gefühl, als ihm klar wurde, daß er noch einmal von Berlin abreiſen und die ganze Tour wieder von vorn hören würde.

Indeſſen war Hedwig mit ihrem Bruder etwas aus der Hörweite der übrigen gekommen.

„Peter!“ begann ſie, und ſchüttelte ihn heftig an der Schulter, „du biſt doch der ungezogenſte, greulichſte Junge, den je die Sonne beſchienen hat! Was hängſt du dich denn an mich an? Kann du mich nicht in Ruhe laſſen?“

Peter grinſte wie ein kleiner Unhold.

„Ach ſo, du wollteſt wohl mit dem Leutnant allein gehen?“ fragte er gedehnt. „Darum hat mich aber eben die Mutter mitgeſchickt. Du ſollſt noch gar nicht mit Herren ſprechen, du biſt ja noch gar nicht erwachſen!“

„Das geht dich nichts an,“ rief ſeine Schweſter zornig, „wenn nur erſt die Schule wieder anginge — du verwilderſt ganz in den Ferien!“

„Das iſt wohl dein Kourmacher, den willſt du wohl heiraten?“ zerrte Peter, „na warte, ich lache dich aber aus!

Wenn du den heirateſt, da lache ich dich ſo aus, daß du in die Erde kriechen möchteſt! Du biſt ja voriges Jahr noch in die Schule gegangen! Wirſt du ihn heiraten?“

„Peter, du ſchweigſt auf der Stelle!“ rief Hedwig in wahrer Todesangſt, „wenn er das hörte!“

„Wirſt du ihn heiraten?“ beharrte der erbarmungsloſe Peter. —

„Nein, ganz gewiß nicht,“ rief ſie außer ſich, „du haſt ihn mir ſo verleidet, daß ich ihn gar nicht mehr vor Augen ſehen mag! Verlaß dich darauf!“

„Na, das iſt mir lieb!“ verſetzte der Tertianer befriedigt. „Es wäre doch auch zu albern, wenn du heiraten wollteſt! Du biſt ja bloß zwei Jahre älter als ich. Verſprich mir, daß du ihn nicht heirateſt, da laſſe ich dich jetzt in Ruhe,“ fügte er hinzu, denn da er ſah, daß ſie anfing zu weinen, verſpürte er ein menſchliches Rühren.

„Ja doch, ja!“ ſchluchzte Hedwig, „geh' nur jetzt ab — thu' mir die einzige Liebe!“

„Dann gehe ich und ärgere Franz!“ ſagte Peter, mit dem Entſchluß eines großen Geiſtes und konzentrierte ſich rückwärts.

Hedwig ging unterdes heftig weinend voran und hatte es gar nicht bemerkt, daß Rodach ihr gefolgt war.

„Mein gnädiges Fräulein — Sie weinen?“ rief er erſchreckt.

„Ja!“ gab ſie ſo kurz und zornig zur Antwort, daß der arme junge Mann förmlich zurückprallte.

„Habe ich Ihnen etwas zuleide gethan?“ fragte er zaghaft.

„Ja — nein — bitte, laſſen Sie mich ſein!“ bat Hedwig mit vor Thränen halb erſtickter Stimme, und ſchielte dabei angſtvoll nach Peter zurück.

Der Leutnant aber, deſſen Herz ohnehin ſchon ziemlich voll angekommen war, hatte ſich im Mondſchein und Sternenlichte ſo voll Gefühl geſogen, daß er mit einer förmlichen Liebeserklärung explodierte, die er eigentlich noch lange nicht hatte machen wollen, und die er in keinem unglückſeligeren Moment hätte machen können.

Denn Hedwig zog als einzige Antwort ihre Hand heftig fort und rief: „Ach quälen Sie mich nicht ſo — ich habe mich ſchon den ganzen Abend Ihretwegen ärgern müſſen — gehen Sie nur fort — gehen Sie fort, bitte! und ſagen Sie nie mehr ſo etwas — Sie haben ja von meinem Bruder gehört — ich bin noch gar nicht erwachſen!“

Nach dieſen, mit höchſter Bitterkeit hervorgeſtoßenen Worten lief ſie davon wie ein gejagtes Reh. Rodach machte erſt einen Verſuch, ihr nachzulaufen, ſagte ſich aber dann, daß dieſe Treibjagd im Mondſchein der ganzen, unerklärlichen Szene die Krone aufſetzen würde, und ging halb betäubt und ganz empört ſeinen Weg fort.

Der Bergrat rief indes die Geſellſchaft an und mahnte zum Umkehren. Peter wurde Hedwig nachgeſchickt und holte ſie auch ein, ſie erklärte, heftiges Kopfweh zu haben und hielt ſich das Tuch vor die Augen, worüber Peter denn doch einigermaßen reuig zu Mute wurde.

Es ſtrich ein ſeltſam heißer, ſchwüler Luftſtrom von den Bergen her und die Sterne blitzten auffällig klar.

„Wir werden morgen einen ſchönen Tag haben!“ ſagte der wetterunkundige Bergrat und blickte nach dem Firmament. „Ich denke, wir brechen zeitig auf.“

Zu Hauſe angelangt, ging alles gleich zur Ruhe. Der Leutnant trennte ſich mit einer ernſten, tiefen Verbeugung von Hedwig und begab ſich mit Franz in ihr gemeinſchaftliches Schlafgemach, von den Worten „Oberitalien, Como und Lago maggiore“ in Schlaf gewiegt, der ſich ohne dies Opiat ſicher nicht ſo bald eingeſtellt hätte.

Hedwig lag, als Opfer brüderlicher Niedertracht, wach und weinend in den Kiſſen, und war ſich dunkel bewußt, daß es recht angenehm ſein würde, morgen eine Gebirgspartie mit jemand zu machen, dem ſie wider ihren Willen einen Korb gegeben hatte.

Am beſten ſchlief natürlich Peter, der die ganze Geſchichte ſchon längſt wieder vergeſſen hatte, und dem nur als gerechte Nemeſis der Ordinarius im Traume erſchien, um ihn an dem einen Ohr zu ziehen, welches nach Feſtſtellung der ganzen Familie viel länger war als das andere und das „Cicero-Ohr“ genannt wurde, weil es angeblich dieſem Weiſen ſeine ungünſtigen Dimenſionen zu danken hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kaiſer Wilhelms-Spende.

Von Dr. R. Ludloff — Koburg.

„Aus Veranlaſſung der am 11. Mai und 2. Juni 1878 durch Gottes Gnade von Sr. Majeſtät dem Kaiſer und König glücklich abgewendeten Lebensgefahr iſt im deutſchen Volke eine Sammlung veranſtaltet worden, um der Liebe und Verehrung des Volkes für ſeinen Kaiſer einen möglichſt allgemeinen Ausdruck zu verleihen. Die Sammlung, welche bei einer Zahl von 11523972 Beiſteuernden in 75576 Gemeinden die Summe von nahezu 1740000 Mark ergeben hat, iſt mir unter der Bezeichnung „Kaiſer Wilhelms Spende“ mit der Bitte übergeben worden, den Ertrag zur Verwendung für einen allgemein wohlthätigen Zweck zu beſtimmen. — Dieſe Spende widme ich hierdurch zu einer Stiftung, über welche ich das Protektorat übernehme und welche den Zweck haben ſoll, die Grundlagen einer Alters- Renten- und Kapitalverſicherungsanſtalt für die gering bemittelten Klaſſen des deutſchen Volkes, insbeſondere für die arbeitende Bevölkerung zu bilden, in Verbindung mit einer Einrichtung zur Gewährung von Auskunft und Beirat an genoſſenſchaftliche Altersverſorgungsanſtalten für einzelne Berufskreiſe.“

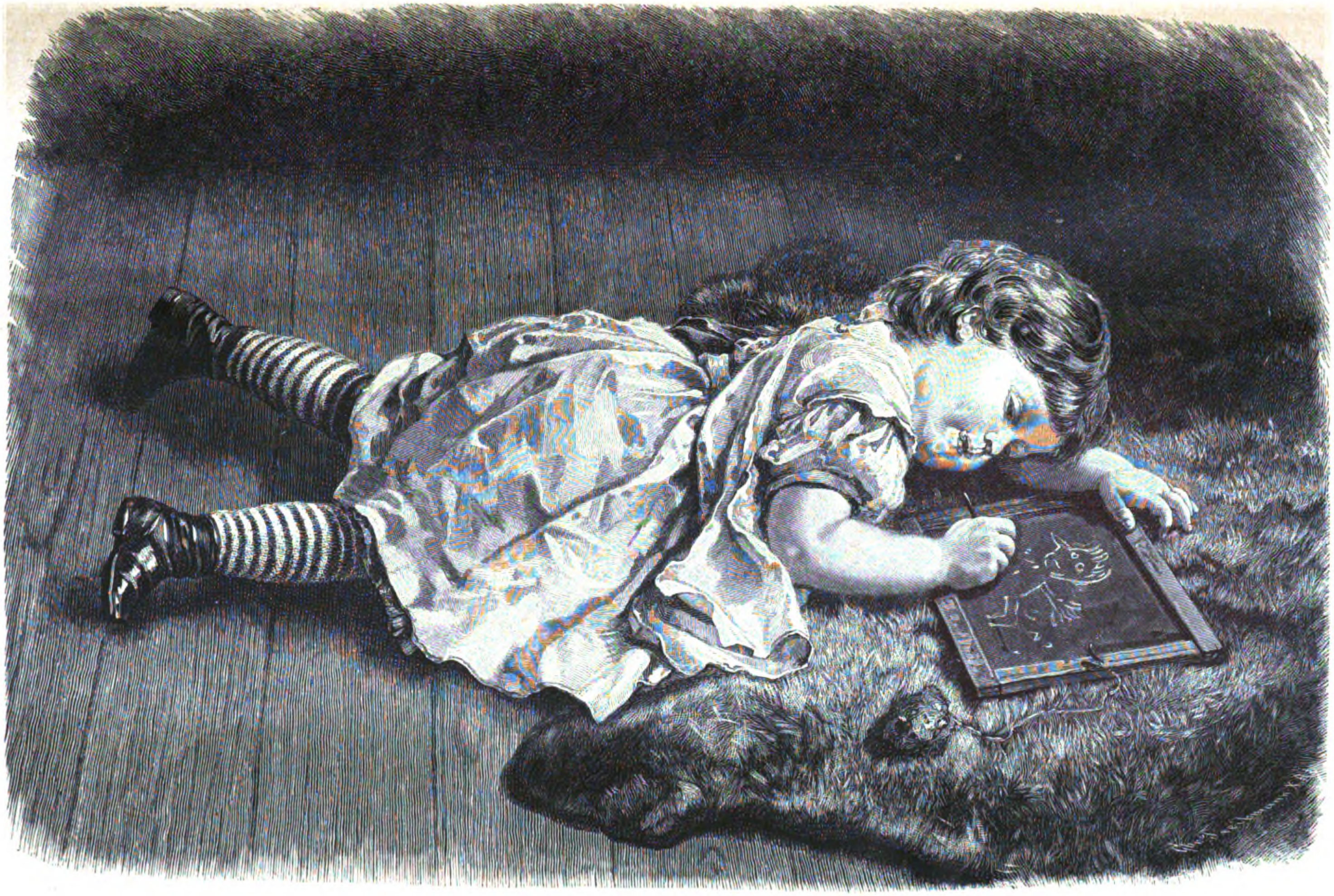
Mit dieſer höchſten Ordre vom 21. März 1879 hat Se. Kaiſerl. und Königl. Hoheit der Kronprinz des deutſchen Reichs das Protektorat über eine Stiftung übernommen, deren Entſtehungsgeſchichte und Beſtimmung nicht kürzer und beſſer bezeichnet werden können als mit den angeführten Worten. Eine allerhöchſte Kabinettsordre Sr. Majeſtät des deutſchen Kaiſers erteilte am 22. März 1879 der Stiftung und deren Statuten die landesherrliche Genehmigung. So war aus dem bitteren Weh, welches das Frühjahr 1878 über den deutſchen Kaiſer und ſein Volk gebracht hatte, ein Werk der Menſchenliebe hervorgegangen, eine Schöpfung jener menſchenfreundlichen Beſtrebungen, welche, beſtimmt durch Wort und Beiſpiel unſeres kaiſerlichen Herrn, die Sozialpolitik der deutſchen Reichsregierung in ſo hervorragender, ruhmwürdiger Weiſe kennzeichnen.

Die Kaiſer Wilhelms-Spende hat demnach die Beſtimmung, für die geringer bemittelten Klaſſen des deutſchen Volkes, vornehmlich aber für den Arbeiterſtand, eine möglichſt bequeme und billige Gelegenheit zur Altersverſorgung durch die Verſicherung von Rente oder Kapital zu geben. Zu dieſem Zweck wurde beſtimmt, daß der Zinsertrag aus dem Kapitale, welches die Sammlung im Jahre 1879 ergeben hatte, zunächſt dazu verwendet werden ſolle, den Verwaltungsaufwand und die ſonſtigen Geſchäftsunkoſten der errichteten Verſicherungsanſtalt zu beſtreiten, damit die einlaufenden Prämienzahlungen ganz, ohne allen Abzug, als werbendes Kapital der Verſicherung ſelbſt dienen können. Welche erhebliche Vergünſtigung hierdurch den bei der Kaiſer Wilhelms-Spende Verſicherten zu teil wird geht wohl am beſten daraus hervor, daß nach einer mir vorliegenden Zuſammenſtellung bei zweiunddreißig deutſchen Lebens- und Rentenverſicherungsanſtalten der Verwaltungsaufwand von 4,8 bis zu 27,6 Prozent, durchſchnittlich aber 16 Prozent der ganzen Jahreseinnahme beträgt: nahezu ein Sechſtel aller Prämienzahlungen 2c. werden demnach bei jenen zweiunddreißig Verſicherungsanſtalten durch die Geſchäftsunkoſten verſchlungen und gehen ihrer eigentlichen Beſtimmung verloren.*) Die Verſicherung bei der Kaiſer Wilhelms-Spende iſt deshalb billiger, trägt in Form von Rente oder Kapital reichlichere Früchte, als die Verſicherung bei anderen derartigen Anſtalten, zumal auch die beträchtlichen Erſparniſſe aus dem Zinsanfall des Grundkapitals den Mitgliedern zugewendet werden; — dieſe Erſparniſſe an Verwaltungskoſten aus den Zinſen des Garantiefonds betragen jährlich über 50000 Mark. Freilich iſt die Kaiſer Wilhelms-Spende nicht für reiche Leute beſtimmt und iſt deshalb die Beſtimmung getroffen, daß nicht über tauſend Mark jährlicher Altersrente, oder nicht mehr als ein dieſer Rente entſprechendes Kapital, verſichert werden darf. Das iſt übrigens ſchon eine recht weite Grenze der Verſicherungsſumme und hat, wie die eingegangenen Verſicherungen darthun, bereits eine große Zahl von Beamten, Geiſtlichen, Lehrern und ähnlich geſtellten Perſonen veranlaßt, ſich zu den gering Bemittelten der Kaiſer Wilhelms-Spende zu zählen.

Eine vortreffliche Einrichtung unſerer Stiftung iſt nun, daß jede Prämienzahlung von fünf Mark für ſich als eine abgeſchloſſene Verſicherung, die zu keiner weiteren Nachzahlung oder Prämienzahlung

---

*) Wir bemerken ausdrücklich, daß bei einigen deutſchen Lebens- und Rentenverſicherungsanſtalten ſich der Verwaltungsaufwand auf nur 4,8 — 6 Prozent der Jahreseinnahme berechnet.



Erſte Kunſtſtudien.

Gemalt von Ludwig Knaus.

verpflichtet, gilt. Dabei iſt dem Verſicherten frei geſtellt, nur eine einzige Einlage von fünf Mark oder aber gleichzeitig mehrere Einlagen in beliebigen, an keine beſtimmten Zahlungstermine gebundenen Zeiträumen einzuzahlen und jede erfolgte Einzahlung beſteht für ſich als abgeſchloſſene Verſicherung, die zu nichts weiter verpflichtet. Geſundheitsatteſte, jahrelange Verpflichtungen, die Sorgen um regelmäßig aufzubringende Prämienzahlungen, alle dieſe Dinge, die ſo vielen die Beteiligung an Lebens- oder Rentenverſicherungsanſtalten verleiden, kennt die Kaiſer Wilhelms-Spende nicht. Damit ſelbſt die kleinſten Einzahlungen noch unter fünf Mark nutzbar gemacht werden können, hat die Kaiſer Wilhelms-Spende eine Sammelkaſſe eingerichtet, bei welcher ſolche kleinſte Einlagen zinstragend angeſammelt werden, bis ſie je den Betrag von fünf Mark erreicht haben und ſodann als Verſicherungseinlage verwendet werden können.

Die Lebensverſicherung iſt von der Kaiſer Wilhelms-Spende ausgeſchloſſen; ſie dient allein der Altersverſorgung. Der Beginn des verſorgungsbedürftigen Alters iſt mit dem 56. Lebensjahre angenommen. Für Renten- oder Kapitalverſicherungen iſt demgemäß als erſter, früheſter Fälligkeitstermin das erreichte 55. Lebensjahr angenommen. Wer alſo eine Einzahlung von fünf Mark gemacht hat, kann die hierfür verſicherte Rente zum erſtenmal in ſeinem 56. Lebensjahre beziehen; freigeſtellt bleibt es aber dem Verſicherten, die Auszahlung der Rente oder des Kapitals auf ein beliebig höheres Alter (über 55 Jahre) zu beſtimmen. Wird jedoch ein Verſicherter noch vor ſeinem 55. Lebensjahr, ſei es durch Unfall oder durch Krankheit, arbeitsunfähig, ſo findet in ſolchem Ausnahmefall ſofort mit beginnender Arbeitsunfähigkeit die Auszahlung der verſicherten Rente ſtatt.

Die Prämieneinzahlungen der Kaiſer Wilhelm-Spende können ohne oder mit Vorbehalt der Rückgewähr gemacht werden. Im erſteren Falle gehen ſie dem Einzahler oder bezw. den Erben des Verſicherten verloren, wenn der Verſicherte das 55. Lebensjahr nicht erreicht. Bei dem Vorbehalt der Rückgewähr iſt die Verſicherungsſumme ſelbſtverſtändlich etwas niedriger, aber die Einzahlungen werden, wenn der Verſicherte vor dem 55. Lebensjahre ſtirbt, unverkürzt zurückgegeben.

Mit ganz beſonderer Fürſorge hat die Kaiſer Wilhelms-Spende die Altersverſicherung von Arbeitern und Dienſtboten erleichtert, indem ſie dem Arbeitgeber und Dienſtherrn durch zahlreiche Beſtimmungen in entgegenkommendſter Weiſe behilflich ſein will, Verſicherungen für Arbeiter- oder Dienſtperſonal einzugehen. Wenn auch die neueſte Reichsgeſetzgebung der Kaiſer Wilhelms-Spende einen Teil ihrer Aufgabe abgenommen hat, ſo darf doch nicht überſehen werden, daß das betreffende Reichskrankenkaſſengeſetz nur die Fabrikarbeiter, überhaupt gewerblichen Arbeiter, berückſichtigt, Dienſtboten und Landarbeiter aber ausſchließt; dieſe letzteren Perſonen ſind demnach nach wie vor auf die freiwillige Altersverſicherung angewieſen und ſchwerlich läßt ſich eine beſſere Belohnung langjähriger treuer Dienſte finden als die Gewährung eines ſorgenfreien Alters. Der Einwand, daß die Altersrenten, wenn nicht hohe Einlagen geleiſtet worden ſind, nicht für den Lebensunterhalt des Verſicherten ausreichen, iſt verwerflich; ſie werden zuſammen mit anderen Erſparniſſen und Nebenverdienſten immer eine ganz weſentliche Unterſtützung bieten und vor harter Not ſchützen. — Jedem Unbemittelten, welchem Stand oder Beruf er immer angehöre, muß die Beteiligung an der Kaiſer Wilhelms-Spende unbedingt empfohlen werden. Die kleinen Einlagen laſſen ſich von Zeit zu Zeit wohl entbehren und die Altersrente wird ſtets, auch wo ſie nur als Zuſchuß zu Penſionen oder anderem ſicheren Einkommen hinzutritt, ſehr willkommen ſein. Zur Verſicherung gering beſoldeter Beamten, die bei eintretender Arbeitsunfähigkeit leicht der Armenunterſtützung zur Laſt fallen, für die Sicherſtellung der ſog. Altenteile in bäuerlichen Wirtſchaften, zur Fürſorge für die Zukunft der Kinder iſt die Kaiſer Wilhelms-Spende wohl geeignet und ihre Statuten enthalten zahlreiche Beſtimmungen, welche alle dieſe verſchiedenartigen Verhältniſſe auf das ſorgfältigſte berückſichtigen.

Über die Anwendbarkeit der Kaiſer Wilhelms-Spende auf einzelne Fälle mögen einzelne Beiſpiele belehren: Wir wollten z. B. für unſeren Jüngſtgeborenen, der noch nicht ein Jahr alt iſt, eine Anweiſung auf eine Altersrente, eine Penſionsberechtigung, die ihm dereinſt im Leben gewiß zu gute kommt, ſicher ſtellen. Zu dieſem Zweck zahlen wir bei der Kaiſer Wilhelms-Spende zweihundert Mark, das ſind vierzig Einlagen à fünf Mark, ſogleich auf einmal ein und jedes fernere Jahr fünfzig Mark, die wir bequem erübrigen können. Nach zehn Jahren haben wir in Summa 700 Mark eingezahlt und hierfür hat unſer Kind, wenn die Einzahlung mit dauerndem Vorbehalt der Rückgewähr gemacht wurde, ſchon einen Anſpruch auf eine mit dem 56. Lebensjahre beginnende lebenslängliche Rente von 499 Mark 10 Pf. oder auf ein im nämlichen Jahr fälliges Kapital von 7003 Mark 40 Pf. Wurde hierbei die Fälligkeit nicht auf das 56. ſondern auf ein ſpäteres Jahr feſtgeſetzt, ſo iſt die Rente oder das Kapital entſprechend höher, und von den Einlagen geht, wenn einmal ein Jahr keine Einzahlung geleiſtet wird, nichts verloren, auch werden dieſelben voll zurückgewährt, wenn das verſicherte Kind das feſtgeſetzte höhere Lebensalter nicht erreicht. — Wollten wir für einen dreißigjährigen Dienſtboten, von dem wir vorausſetzen, daß er noch lange bei uns bleiben wird, eine Altersverſorgung erwirken, ſo kann demſelben durch eine jährliche Einzahlung von dreißig Mark bis zu ſeinem 60. Jahr eine lebenslängliche Rente von 109 Mark 71 Pf. ſichergeſtellt werden. Auch hierbei iſt die Rückgewähr der Einlagen bei vorzeitigem Tode des Verſicherten vorbehalten und wir können uns ohnedies die Kündigung der Einlagen, oder das Recht anderweiter Verfügungen, im Falle der Verſicherte unſeren Dienſt verläßt, vorbehalten. — Ein bejahrter Buchhalter oder ein älterer Beamter mit kärglicher Penſion und im Beſitz eines mühſam erſparten kleinen Vermögens kann durch Einzahlung des letzteren ſich eine weit höhere Jahresrente ſichern als ihm aus dem kleinen Kapital Zinſen anfallen. Würde das erſparte Vermögen etwa 5000 Mark betragen, ſo gewährt es bei ſichrer, vierprozentiger Verzinſung jährlich zweihundert Mark Rente, während, wenn der Beſitzer auch erſt in ſeinem 58. Lebensjahr es der Kaiſer Wilhelms-Spende mit kurzem Vorbehalt der Rückkehr einzahlt, hiervon mit dem Beginn des 60. Lebensjahres eine lebenslängliche ſichere Jahresrente von 430 Mark gezahlt wird, — ohne Vorbehalt der Rückgewähr aber ſogar eine Jahresrente von 530 Mark. —

Es würde zu weit führen, hier die vortrefflich ausgearbeiteten, den mannigfaltigſten Verhältniſſen Rechnung tragenden Statuten der Kaiſer Wilhelms-Spende an Beiſpielen noch weiter zu erörtern. Wer die Anſtalt zu benützen geſonnen iſt, möge ſich die Statuten, Verſicherungsbedingungen ꝛc. von der Direktion der Kaiſer Wilhelms-Spende in Berlin kommen laſſen. Die Anſtalt hat bisher grundſätzlich vermieden, durch koſtſpielige Agenten und Ankündigungen für ſich Reklame zu machen und will auch ferner Unterſtützung und Verbreitung nur von der freiwilligen Mitarbeit Wohlwollender erwarten. Dieſem Erwarten ſoll unſere Mitteilung entſprechen; möchte es uns gelingen, auf die Kaiſer Wilhelms-Spende, deren vortreffliche Einrichtungen noch viel zu wenig bekannt und benutzt ſind, die Fürſorge und das Wohlwollen unſerer Leſer aufmerkſam zu machen.

Am Familientiſche.

Neu-Caſamicciola.

Wir trauten Augen und Ohren nicht, als wir am 10. September in Caſamicciola landeten. Waren wir in Wallenſteins Lager verſetzt? Hatten wir eine Biwakſzene vor uns, wie ſie jenes bekannte Lied beſchreibt: Zelte, Poſten, Werdarufer, luſtige Nacht am Donauufer? Auf der Landungsbrücke ein buntes Menſchengewimmel, heitere Begrüßungen, am Lande Schreien, Lärmen, Rufen einer Menge der in zwei Reihen aufgeſtellten Eſeltreiber und Kutſcher, zwiſchen denen wir durchpaſſieren mußten. Unſere armen Ohren wußten nicht, wie ihnen geſchah. „Herr, kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin ja der Vincenzo, der euch voriges Jahr nach Forio brachte.“ — „Herr, nehmt mein Wäglein, wir fahren raſch hinauf und ihr ſollt alles ſehen“ — „Herr, kennt ihr mich nicht? Ich bin der Genuaro, bin Nummer vier.“ — „Seht dieſen Eſel, — dieſen Wagen, — dies Pferd — wollt ihr einen Führer?“ — „Gutes Frühſtück, Eier, Käſe, Fleiſch, Brod, un e mezz!“ (anderthalb Lire). Dazwiſchen Soldaten, Poliziſten, Bettler, Fruchthändler, Stiefelputzer, Züge von Arbeitern mit lautem Geſang, — genug, uns umgab ein Wirrwarr der Stimmen, ein Chaos der Menſchen, wie wir es dort früher nie geſehen, und erſt nach längerer Zeit waren wir imſtande, Luft zu ſchnappen, und zu ſehen, daß wir uns in der That in Neu-Caſamicciola, in Casamicciola nuova, befanden.

Lange Reihen von Baracken, ſchräge bedacht, Straßen dazwiſchen, bedecken dort das Ufer, und laſſen wenig Raum für lange Reihen von Tiſchen, von Laubhütten, von Zelten, wo Wein geſchenkt, oder geſpeiſt wird. Unter den Baracken iſt ein Unterſchied, je nachdem ſie den Beamten des Staates, der Kommune dienen, oder von ſolchen armen Bewohnern angefüllt ſind, die Hab und Gut verloren haben. Da iſt zunächſt die Guardia dogonale, die Zollwacht, da iſt die Polizeiſtube, da bietet die Staatsverwaltung in einem dritten Bretterhäuschen ihre Ware: Salz und Tabak aus (NB. zu denſelben hohen Preiſen und in bekannter Qualität), da iſt die königliche Poſt, der Telegraph, beide unter demſelben Giebeldach, dem einzigen, welches ſich durch Verzierung auszeichnet, da iſt die offizielle Marketenderbude, da hat der Sindako, Bürgermeiſter, ſeine Amtsſtube, kurz, hier iſt eine Art Forum. Hier ſahen wir, wie eine Kommiſſion, unter freiem Himmel ambulierend, in lebhaftem Disput begriffen war, hier fanden bis vor kurzem Verteilungen von Gaben aller Art ſtatt, hier lieſt man in großen Plakaten Verfügungen aller Art. Die eine beſagt, daß mit Ende Auguſt die Brotverteilungen aufhören und die Männer an die Arbeit wieder gehen ſollen, wozu die Regierung Mittel und Wege weiſen will. Seltſam iſt eine andere: den Eigentümern der beſchädigten und inwendig eingeſtürzten Wohnungen wird befohlen, binnen zweiundſiebzig Stunden die ſtehengebliebenen Mauern der Häuſer umzuſtoßen. Thut der Eigentümer das nicht, ſo wird die Regierung dies ausführen laſſen. Dies Gebot iſt bereits vor Wochen erlaſſen, aber bis jetzt iſt in dieſer Sache nichts geſchehen.

Bei weitem die meiſten Baracken ſind von Privatleuten bewohnt. Wahrlich — ein elendes Unterkommen. Jede Familie hat Raum von dreieinhalb Quadratmeter und behilft ſich, ſo gut es geht. Hier in der einen ſieht man eine Bettſtelle mit wenig Bettzeug, in der anderen letzteres auf der Erde, hier einen dreibeinigen Stuhl, dort eine beſchädigte Kommode, nebſt einigem ſonſtigen Hausgerät. Und die Küche? Ja — lieber Leſer, — dieſen Luxus kann man ſich dort nicht geſtatten. Neben einer Baracke ſahen wir, wie im Biwak, einen Keſſel auf dem Feuer, daneben ſaß ein Mütterchen als gemeinſamer Koch für viele, und in dem Keſſel brodelte allerlei Grünes, welches nebſt Brot zum heutigen Pranzo beſtimmt war. Wir haben mit den Leuten in den Baracken geſprochen, ſie haben nicht geklagt, uns nur darauf aufmerkſam gemacht, daß ſtarker Regen durch das Dach dringt, und im Winter überhaupt dieſe Baracken die ſchlechteſten Dienſte leiſten. — „Apotheke von Neu-Caſamicciola.“ So ſteht es über dem Eingang der nächſten Baracke geſchrieben, und ſiehe da, wir finden es dort ganz ebenſo, wie in allen Apotheken kleiner ſüdlicher Städte. Dort pflegt man ſich zum traulichen Geplauder, zum tiefſinnigen Politiſieren zu verſammeln, dort trifft man ſogar eine Zeitung. Früher hatte unſer Apotheker weiche Seſſel für ſeine Beſucher, jetzt nur Holzbänke, denn die Seſſel liegen noch immer unter Schutt begraben.

Wir durchwanderten alle Wege des geweſenen Caſamicciola. Todesſchweigen überall. Nur hier und da eine Spur Leben des Caſamicciola nuova, nämlich in dieſem oder jenem Weinberg oder Orangenhain eine Baracke, ein Zelt, eine Laubhütte, denen oft das allernotwendigſte mangelt. In einer Baracke waren ſogar mehrere Familien in einem einzigen großen Raum vereinigt, die Baracken am feuchten Meeresufer dagegen ſind jedesmal in vier Teile geteilt. Wahrhaft rührend war das Daheim zweier Brüder, der Beſitzer der herrlich gelegenen und ſchauderhaft zerſtörten Villa Mago, einer der am beſten gelegenen Herbergen. — Eine niedrige Holzbaracke, daneben ein Zelt mit allerlei gerettetem Gerät, darüber die Weinlaube, dicht mit rieſigen, reifen Trauben beſetzt, in dem Zelt eine Vorratskammer, wo die Hausfrau ſich mit dem Auspreſſen des Saftes der Pomi d'oro (Liebesäpfel) beſchäftigte. Dies iſt nämlich die einzige Einmachearbeit, welche Frauen des Südens kennen. Jener Saft aber, oder richtiger Brei, dient als pikante Sauce für die Makaroni. Jene Familie war reich, — jetzt iſt ſie vollſtändig arm! Wir haben keine herbe Klage aus ihrem Munde vernommen. In der nächſten Nähe eine grauſige Zerſtörung und auf den vielleicht zwanzig Fuß hohen Schutthaufen hier und da ein rohes, hölzernes Kreuz, denn darunter liegen Leichen, noch viele, viele! —

Ein ebenſo ſeltſames, als heiteres Bild erblickten wir in der Nähe der Bäder, nämlich eine Art Indianer- oder Beduinenbehauſung. Ein Zelt, daneben noch eins, halbnackte Kinder, Bänke, und dies alles eine Weinſchenke, an der Mauer gerettete Weinfäſſer, Käſe, Brot u. ſ. w. und zwiſchen all dieſen Schätzen der lebhafte Wirt. — Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngſt zu Gaſte! Unſer Wirt kredenzte einen vortrefflichen hellen Iſchiawein, in der nächſten Nähe ſtarrte das Bild grauſiger Verwüſtung, aber keine Klage haben wir aus dem Mund des Mannes, der alles (eine Partie Käſe ausgenommen) verloren hat, gehört. Ein langer Zug Arbeiter mit Hacke und Spaten zog vorüber, zuerſt mit eintönigem Geſang, dann plötzlich mit heiterem neapolitaniſchem Volkslied. — Wir kehrten nach Stunden der Wanderung zu unſerem Schiff zurück. T.

Ein Rezept wider die Franzoſen.

Wie ſehr die Eroberungsgelüſte der Franzoſen, namentlich ihres ehrgeizigen Königs Ludwig XIV, manches brave Deutſchenherz erzürnen mußten, beweiſt ein zweihundert Jahre altes Rezept, das ſich in einem der Mannheimer Sammelcodices findet. Es lautet:

„Ein bewehrtes Antidoton (Gegenmittel) wieder den anietzo ümb ſich freſſenden frantzoſen.

Recipe.

Brandenburg. Stachelnüſſe	12000
Lüneburg. Roß Käfer	10000
Holländiſche Meer Krebſe	20000
Sächſ. Rauten Knopffen vermiſcht mit Donner Keulen .	10000
Schwäbiſche und fränkiſche Greifs Klauen	12000
Weſtfäliſche Kornbeißer	6000
Hierzu noch keyſerl. Böhmiſche Ohrlöffel . . .	4000
und Drey manipula (Handvoll) Croatiſche Habichte	

ſolches alles zuſammen dem unruhigen Patienten am Reinſtrohm öfters in einem Brandenburgiſchen Mortier wiederhohlet und Unverzüglich ümb den Kopf geſchlagen, es hilfft und wird die übermühtigen Gedanckhen des Aller Chriſtl. Königs und ſeines Abimelechs Fürſtenbergs vertreiben.“

Daß dieſes Rezept vor manchem anderen das voraus hat, daß es ſich noch nach zweihundert Jahren bewährt hat, brauchen wir nach den Ereigniſſen des Jahres 70/71 wohl kaum noch hinzuzufügen. Gewiß wird es ſich auch, ſollte das Racheſieber der „unruhigen Patienten“ von jenſeits des Rheines wieder ein hochgradiges werden, als ein vorzügliches Abkühlungsmittel erweiſen.

Der Geburtsort des Pontius Pilatus.

Noch bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts hielt man allgemein die fränkiſche Stadt Forchheim bei Bamberg für den Geburtsort des Landpflegers Pontius Pilatus.

Profeſſor Germar in Thorn trat in ſeiner 1785 veröffentlichten Apologie des Pontius Pilatus entſchieden für die fränkiſche Herkunft desſelben ein. Der gelehrte Erneſti war der erſte, der in Vulpius' „Kurioſitäten“ (VIII. 2), auf die Unmöglichkeit hinwies, daß der römiſche Landpfleger in einer Stadt geboren ſein könne, die erſt unter Karl dem Großen entſtand. Er hob zur Unterſtützung ſeiner Anſicht ferner hervor, daß das Gebiet, in welchem Forchheim liege, niemals von den Römern okkupiert war. Aber deutſcher Abſtammung iſt nach ſeiner Anſicht P. Pilatus allerdings, nur habe man bisher das unrichtige Forchheim als ſeinen Geburtsort angegeben. Das richtige ſoll in der bayeriſchen Pfalz bei Deidesheim liegen, welches früher Forcht oder Forachheim hieß, deſſen ſchon in den Kapitularien Karls des Großen (cap. 7, de negotiatoribus quousque procedant) Erwähnung geſchieht. Dieſes Forchheim, welches zum belgiſchen Gallien der Römer gehörte, iſt nach Erneſtis Anſicht „wahrſcheinlich, wo nicht gewiß,“ der Geburtsort des Pilatus. R. F.

Rechtsrat.

Im Jahre 1879 wurde in meinem nicht preußiſchen Heimatsorte von Steuerzahlern I. Hauptklaſſe, die nach Maßgabe des Geſetzes von der Schätzungskommiſſion zu einfacher Hebung zu 13 Pf., 25 Pf. 75 Pf. eingeſchätzt waren, von allen zu dieſem Simplum eingeſchätzten Perſonen 4 Pf. für das Jahr 1879 mehr erhoben, als vorgeſchrieben war. — Es erklärt ſich dies dadurch, daß von dem Rendanten die Steuerbeträge jedesmal für einundeinhalb Monate eingezogen wurden, wodurch bei Teilung der ungleichen Summen jedesmal ein halber Pfennig mehr, alſo bei achtmaliger Hebung = vier Pfennig à Perſon mehr erhoben wurden. Auf Befragen erklärte der Bürgermeiſter, daß ihm die Sache fremd ſei und der Rendant und der Ratsſiegler (ſtellvertr. Bürgermeiſter) dies ſo eingerichtet reſp. „das Geſchäft gemacht“ haben müßten. Die Angelegenheit, durch welche ca. hundert Mark mehr eingenommen worden ſind, iſt derzeit nicht unterſucht worden, hat aber Mißtrauen unter der Bürgerſchaft hervorgerufen, ſodaß ſich vor kurzem noch mehrere derſelben veranlaßt ſahen, einen diesbezüglichen Reviſionsantrag bei der Regierung einzubringen. Dieſer Antrag wurde von fünf Beteiligten unterzeichnet, wozu dieſelben von einem andern aufgefordert waren. Der Ratsſiegler verklagte daraufhin den letzteren, indem er die Sammlung der Unterſchriften zu dem Reviſionsantrage, welcher die Ausſage des Bürgermeiſters, daß er oder Rendant das „Geſchäft gemacht“ haben müßten, enthielt, als Beleidigung anſah. Der Beklagte wurde nach § 186 des Str. G. B. verurteilt, obwohl die als Zeugen geladenen Unterzeichneten des Antrags die Behauptung der Beleidigung widerlegten.

Ich erlaube mir daher die ergebene Anfrage:

Iſt die Sammlung von Unterſchriften zu einem an die vorgeſetzte Behörde gerichteten Schriftſtück reſp. Reviſionsantrag zum Schutz berechtigter Intereſſen, wodurch ſich jemand beleidigt fühlt, im Sinne des § 193 des Str. G. B. ſtraffrei oder ſtraffällig? **A. H. in B.**

Soweit aus Ihrer Darſtellung erſichtlich iſt, verfolgte der Reviſionsantrag an die Kgl. Regierung das durchaus berechtigte Intereſſe der Steuerzahler, Unregelmäßigkeiten bei der Steuererhebung klarzuſtellen und dadurch entweder Remedur zu ſchaffen oder das in den beteiligten Kreiſen obwaltende Mißtrauen zu heben. Solche Anträge oder, wie ſie das Strafgeſetzbuch nennt, Äußerungen ſind durch den § 193 des Str.-G.-B. ſo weit geſchützt, als nicht aus der Form der Äußerung oder aus den Umſtänden, unter welchen ſie geſchah, das Vorhandenſein einer Beleidigung hervorgeht.

Im vorliegenden Falle ſcheint nun das Gericht in der Wiedergabe der Äußerung des Bürgermeiſters, daß der Rendant „das Geſchäft gemacht“ haben müſſe, die beſondere Form oder den beſonderen Umſtand gefunden zu haben, aus welcher es die Abſicht der Beleidigung geſchloſſen hat. Allein inſofern es zur Aufklärung der Sachlage und zur Information der vorgeſetzten Behörde dienen muß, wenn derſelben die Auffaſſung des zunächſt vorgeſetzten Beamten, des Bürgermeiſters, von der Sache mitgeteilt wird, ſcheint ſich dieſe Mitteilung nicht aus dem Rahmen der ſachlichen Darſtellung zu entfernen, und es hätte daher in dieſer Mitteilung der beſondere Thatbeſtand der Beleidigung nicht gefunden werden dürfen.

Sollten allerdings andere Umſtände obwalten, welche auf eine beſondere Gehäſſigkeit ſchließen ließen und welche aus Ihrer Darſtellung nicht erſichtlich ſind, ſo würde ſich auch die Beurteilung ändern müſſen.

Ich bin Ökonomiebeamter und habe mir bei Ausübung meines Berufes (Unvorſichtigkeit und Fahrläſſigkeit iſt ausgeſchloſſen) eine ſchwere Krankheit zugezogen. Da die Ärzte ausdrücklich konſtatieren, daß meine Krankheit eine direkte Folge des mir widerfahrenen Unfalls iſt, ſo erlaube ich mir ergebenſt anzufragen, „welcher Teil zur Tragung der Kurkoſten verpflichtet iſt,“ ich, oder der Gutsherr dem ich diene? Bemerken will ich noch, daß ich keinen ſelbſtändigen Haushalt führe, ſondern freie Station habe, alſo noch unter die Hausoffizianten gehöre. **B. G.**

Falls nicht eigenes Verſchulden die Urſache iſt, muß nach § 86 der Geſindeordnung, welcher nach § 186 Teil II Titel V Allgemeinen Landrechts auch auf Hausoffizianten Anwendung findet, die Herrſchaft für Kur und Verpflegung ſorgen, wenn der Betroffene ſich durch den Dienſt oder bei Gelegenheit desſelben ſich eine Krankheit zuzieht.

Tritt ein Verſchulden des Dienſtherrn hinzu, ſei es, daß er notwendige Vorſichtsmaßregeln außer acht ſetzte, oder einen beſtimmten Auftrag erteilte, den der Betroffene, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, nicht ausführen konnte, ſo erweitert ſich die Verpflichtung des Dienſtherrn auf vollen Schadenerſatz.

Ich habe in einer ſtreitigen Angelegenheit bez. erhaltener geringwertiger verdorbener Waren, einem Rechtsanwalt im Auguſt vor. Jahres Auftrag zur Klageeinleitung gegeben, jedoch hat betr. Rechtsanwalt in dieſer Sache weiter nichts gethan, als einige Briefe an den Lieferanten geſchrieben.

Auf meine wiederholten Aufforderungen um Antwort, event. Rückgabe betreffender Schriftſtücke blieb ich ohne Beſcheid.

Ich bitte nun mir gefällig zu ſagen, wie ich mich weiter verhalten ſoll und wo man ſich im Fall beſchweren kann. **A. W.**

Beſchwerden über einen Rechtsanwalt hinſichtlich ſeiner Geſchäftsführung ſind bei dem Vorſtande der Anwaltskammer anzubringen, welcher am Orte des zuſtändigen Oberlandesgerichts ſeinen Sitz hat. Derartige Beſchwerden pflegen erfahrungsmäßig ſchnell zum Ziele zu führen.

In unſerer Spielecke.

1.

Als ein Schiffskapitän nach ſeinem Alter gefragt wurde, gab er folgende Antwort: „**Ich habe** drei Jahre mehr als die Hälfte meines Lebens auf der See zugebracht, den dritten Teil meines Lebens in Europa, den zwanzigſten Teil in Amerika, den dreißigſten Teil in Aſien, den vierzigſten Teil in Afrika und den ſechzigſten Teil in Auſtralien.“

Wie alt war der Kapitän?

2.

In einem Münchener Reſtaurant gab es ein ſogenanntes Honoratiorenzimmer, in welchem für die Speiſen und Getränke etwas mehr gezahlt wurde als in den übrigen Räumen des Lokals. Während in den letzteren ein Glas Bier nur 12 Reichspfennig koſtete, wurde in dem Honoratiorenzimmer 14 Rpf. dafür gerechnet. Eines Abends fragte Profeſſor Matheſius, einer der Gäſte des Honoratiorenzimmers, als er nach Hauſe gehen wollte, den Kellner Franzel: „Wie viel habe ich zu zahlen?“

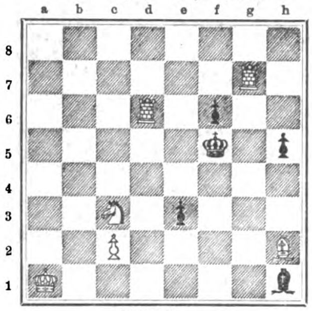
„Ich weiß nicht genau, wie viel Sie getrunken haben“, war Franzels Antwort.

„Sie ſind ein guter Rechner Franzel“, ſagte Profeſſor Matheſius, „und ich gebe Ihnen eine Mark Trinkgeld, wenn Sie mir mit Hilfe der folgenden Angaben ausrechnen, wie viel meine Zeche beträgt. Sie wiſſen, ich habe zuerſt einige Gläſer Pfälzer Wein à 40 Rpf., und dann einige Gläſer Bier getrunken. Hätte ich nun, ſo viel Gläſer Wein als jetzt Bier, und ſo viel Gläſer Bier als jetzt Wein, getrunken und für jedes Glas Bier nur 12 Pfennig und für jedes Glas Wein 40 Pfennig zu zahlen, ſo würde dann meine Zeche ohne Trinkgeld ebenſo viel betragen, als ſie jetzt inkl. eine Mark Trinkgeld beträgt.“

Nachdem Franzel einige Minuten gerechnet hatte, nannte er den richtigen Betrag der Zeche. Wie viel hatte Profeſſor Matheſius zu zahlen?

Schachaufgabe

von Fritz v. Geyerſtam.



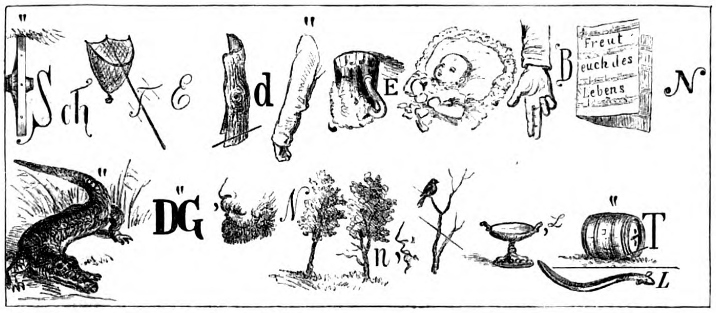
WEISS.

Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

3. Dreiſilbige Scharade.

Die erſten Beiden ein Verband
Zumeiſt gemacht von Schreiners Hand.
Die dritte Silbe iſt oft dumm,
Oft iſt ein groß' Geſchrei darum.
Des Ganzen Klang erfüllt mit Luſt,
Des deutſchen Kriegers tapfre Bruſt.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

4. Zweiſilbige Scharade.

Das Menſchenkind, das keine Zweite hat,
Iſt wahrlich auf das tiefſte zu beklagen —
Doch wem ſie lacht, des Glück iſt in der That
Nicht zu beſchreiben, nimmer auszuſagen.
Gar viele Leute treten zwar dies Glück
Mit Füßen und verachten ſeinen Segen,
Sie wenden von der Zweiten ihren Blick
Und träumen andern Zielen gern entgegen.
Nicht alſo, lieber Bruder, ſoll es ſein,
Die erſte bleibe, laß die Zweite nimmer,
Und niemals blende dich der falſche Schein
Des Gegenteiles, trügend iſt ſein Schimmer.
Wer je die Zweite lange hat entbehrt
Mit ihrem ſüßen Frieden, wird es wiſſen,
Wie köſtlich ſie doch iſt, wieviel ſie wert,
Und was es heißen will: ſie meiden müſſen.
Und wenn er dann nach langer, langer Zeit
Die Erſte wieder iſt — und ſich im Glanze
Der Zweiten ſonnt, dann ſpricht er hoch erfreut:
Das Ganze iſt und bleibet doch das Ganze.

5. Zweiſilbig.

Die Eins gebrauchſt du wohl zum Binden,
In Zwei iſt Lebenskeim zu finden;
Legſt auf die Zweite du den Ton,
Spricht Eins und Zwei dem Feinde Hohn.

6.

Aus den beiden Wörtern „Soden“ und „Dame“ erhält man durch Umſtellung der Buchſtaben eine der Frauengeſtalten in einem Drama von Shakeſpeare und aus den beiden Wörtern „Pole“ und „Rolle“ eine der Hauptperſonen in einer Oper von Mozart.

7.

Dreizehn Geldrollen enthalten zuſammen 2600 Mark. Die erſte 15 Mark mehr als die zweite, die zweite 15 Mark mehr als die dritte, die dritte 15 Mark mehr als die vierte u. ſ. f. Wie viel Mark enthält die erſte, wie viel die dreizehnte Rolle?

Inhalt: Er lebt! Eine Erzählung von E. Oswald. — Begegnung der vertriebenen Salzburger Proteſtanten und des Königs Friedrich Wilhelm I. Von Fritz Neuhaus. — Die Vertreibung der Salzburger Emigranten. Von Th. H. Pantenius. — Fritz Neuhaus. Der Maler der „Salzburger Emigranten.“ Von A. Fellin. Mit Porträt. — Ein Regentag auf dem Lande. Eine luſtige Geſchichte von Hans Arnold. — Die Kaiſer Wilhelms-Spende. Von Dr. R. Ludloff—Koburg. — Erſte Kunſtſtudien. Bild von Ludwig Knaus. — Am Familientiſche: Neu-Caſamicciola. — Ein Rezept wider die Franzoſen. — Der Geburtsort des Pontius Pilatus. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

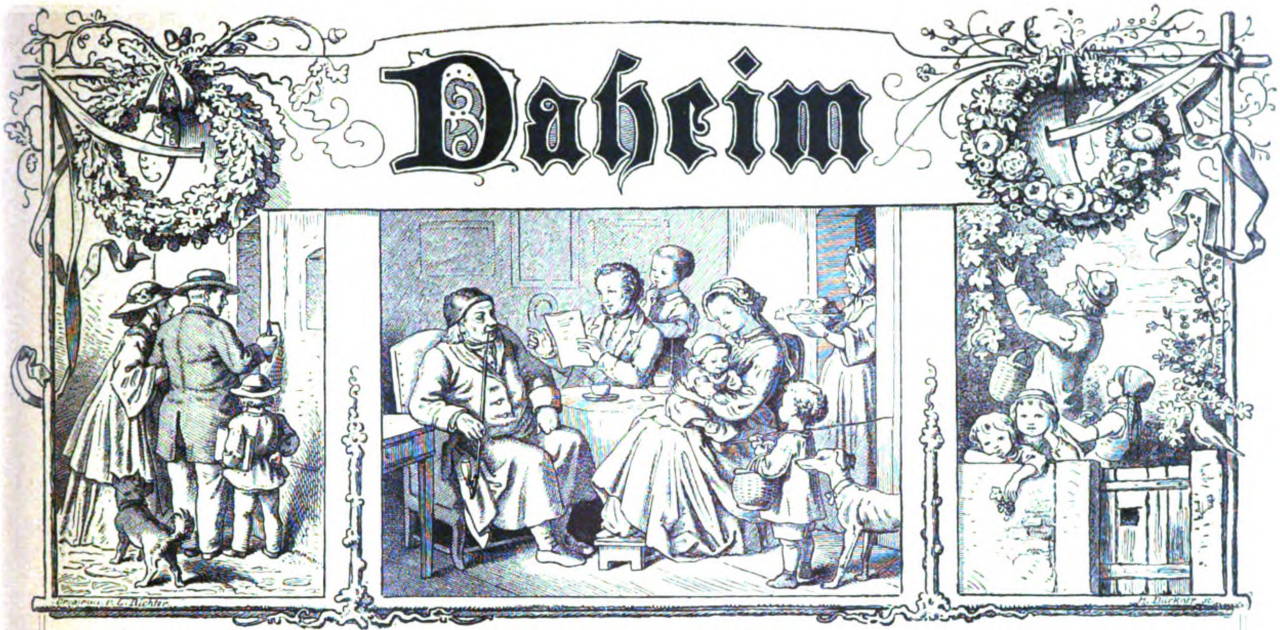
Unſere neu eingetretenen Abonnenten,

machen wir darauf aufmerkſam, daß der ſoeben beendigte **XIX. Jahrgang** des Daheim, welcher u. a. enthält an größeren Romanen und Novellen: **Der Peter von Danzig,** hiſtoriſcher Seeroman von **Reinhold Werner; Im Hirſchgrund,** Kriminalnovelle von **H. Engelcke; Margareta,** Novelle aus den Engadiner Bergen von **A. Frensdorff; Zwei Vettern** von **Hans Warring; Die Prinzeſſin** von **Moritz von Reichenbach; Der Schulmeiſter,** Novelle von **M. v. Bülow; Das Gelübde,** Novelle von **Sophie Junghans** und an **luſtigen** Geſchichten: „Die kranke Familie,“ „Die Landpartie,“ „Der gebrauchte Flügel“ von **Hans Arnold,** ſowie ſonſtigen Humoresken, noch vollſtändig zu haben iſt und gebunden zum Preiſe von 10 M. 80 Pf., in einzelnen Nummern für 8 M. — durch alle Buchhandlungen, oder wo ſolche nicht leicht zugänglich, von uns direkt bezogen werden kann. — Von frühern Jahrgängen ſind bei uns noch vollſtändig vorrätig: Der IX. (1873), XI. (1875), XII. (1876), XIII. (1877), Preis pro Jahrgang in Nummern 7 M. 20 Pf., geb. 9 M. 60 Pf., — ferner der XV.—XVIII. (1879—82), Preis pro Jahrgang in Nummern 8 M., geb. 10 M. 80 Pf. — Einzelne Quartale und Nummern — letztere liefern wir nur gegen vorherige Einſendung von 35 Pf. in Briefmarken franko per Kreuzband — können faſt aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen Einbanddecken zu jedem, auch oben nicht aufgeführten Jahrgange zum Preiſe von je 1 M. 40 Pf.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Herausgegeben von **Otto Klaſing** in **Leipzig**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Oktober 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 2.

Er lebt!

Eine Erzählung von **E. Oswald.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

II.

Da lag er wie ein Toter. In traurigem Schweigen umſtanden ihn die Kameraden, bis endlich der Stabsarzt kam und ſich Bericht abſtatten ließ.

Er ſchüttelte mit weiſer Miene den Kopf; überflüſſige Worte liebte er nicht zu machen. Dann winkte er Buchberg zu kurzer Verhandlung in den wüſtausſehenden Speiſeſaal, denn die übrigen Herren erſchienen ihm viel zu erregt und des Weines voll, um ihren Ausſagen großes Gewicht beilegen zu können.

„Sie bleiben richtiger hier im Kaſino und haben ein Auge auf die Bedienung, Herr Graf,“ ſagte er, ins Billardzimmer zurücktretend. „Den Transport des Kranken übernehme ich. Mein Wagen wartet; will einer von den Herren ſo gut ſein und mitfahren, um mir zur Hand zu gehen, falls der Kranke unterwegs wieder unruhig werden ſollte?“

Quitzow und Pleſſin erklärten ſich ſofort bereit dazu, und eilten hinunter nach ihren Mänteln. Zum Überfluß hieß Buchberg noch eine zuverläſſige Ordonnanz auf den Bock zum Kutſcher ſteigen, und Tettau, deſſen hübſches Knabengeſicht ganz verſchüchtert dreinſah, holte auf Geheiß des Arztes ein naſſes, kaltes Tuch für den brennenden Kopf des Beſinnungsloſen.

„Gute Nacht, ihr Herren; — an den Geburtstag werde ich bis an mein Lebensende denken!“ ſagte Pleſſin, als die Kameraden vor dem Portal den Wagen noch mit teilnehmenden Fragen und Anerbieten umdrängten, und er ſchloß, zur Bekräftigung ſeiner Rede den Schlag ſo energiſch, daß er ſelbſt darüber erſchrak.

Der Reſt der Geburtstagsgeſellſchaft zerſtreute ſich bald. Buchberg blieb am längſten und ſagte dem Ökonomen in wenig Worten, was er für geboten hielt, um ihn aufzuklären und vor den weittragenden Folgen etwaiger Schwatzhaftigkeit zu warnen. Die Ordonnanzen kehrten im Saale das zerbrochene Glas zuſammen, tranken die Neigen und ärgerten ſich über den Ökonom und den geſtrengen Herrn Premier, die ſie daran hinderten, das aufregende Ereignis nach Herzensluſt zu beſprechen.

Unterdes fuhr Doktor Willers Einſpänner durch das Schneetreiben langſam zum Kaldenhoffſchen Hauſe; denn Manfred war gleich nach ſeiner Erkrankung aus der Kaſernenwohnung in die der Eltern geſchafft worden. Die Villa ſtand am Ende der Breitenſtraße unweit der Wallpromenade, und ſchon von ferne ſah man in der erſten Etage Licht von Fenſter zu Fenſter huſchen.

Als der Wagen ſtill hielt, ſtieg Quitzow nach des Arztes Wunſch vorläufig allein aus. Er haſtete durch den offenen Thorweg, am Portier vorbei und treppauf, um die Gräfin vorzubreiten. Schon im Korridor traf er ſie, einen Leuchter in der Hand, von des Sohnes Burſchen gefolgt, der an allen Gliedern zitterte. Das Geſicht der Gräfin war aſchfahl und die tödlichſte Angſt ſprach aus ihren regelmäßigen, für gewöhnlich ſehr kühlen Zügen.

„Herr von Quitzow — wo iſt Fred?“ rief ſie dem Kommenden entgegen, ohne ſeine Verbeugung zu beachten. „Mein Mann iſt ſeit einer Stunde fort, um ihn zu ſuchen — mein Gott! mein Gott! wir ſind in Verzweiflung! Karl ſollte bei Fred wachen, der ſchickt ihn zum Abendbrot in die Küche — er ſchien ſeit mittag gut und ruhig — und nun —“

„Er iſt hier, gnädigſte Gräfin, Willers bringt ihn in ſeinem Wagen,“ ſagte Quitzow ſo gefaßt, wie er's irgend vermochte, „er hat einen Anfall gehabt — bei uns im Kaſino —“

„Einen Anfall? im Kaſino? Ich verſtehe nicht —“ unterbrach ſie ihn, gab dem Burſchen ihren Leuchter und nahm Quitzows Arm, denn die Füße verweigerten ihr den Dienſt. „Ich bitte Sie flehentlich, Herr von Quitzow, halten Sie mit nichts zurück — ſagen Sie mir das Ärgſte zuerſt!“

Quitzow griff mit der freien Hand in ſeinen Kragen; wie entſetzlich engte ihm die Binde den Hals ein!

„Ja, er kam zu uns ins Kaſino, ganz unerwartet, gegen elf Uhr —“ berichtete er ſtockend. „Pleſſin feierte Geburtstag und ſelbſtverſtändlich dachte niemand an die leiſeſte Möglichkeit von Freds Erſcheinen. Wir waren alle halb des Todes vor Schreck! — Es iſt nötig, daß Sie ſich auf das Schlimmſte gefaßt machen, gnädigſte Gräfin. Er war im Wahnſinn — — im Fieberwahnſinn,“ verbeſſerte er ſich; denn er hätte ſich für ſein unbeſonnenes Wort auf den Mund ſchlagen mögen bei dem Wehelaut, der ſich den Lippen der Mutter entrang.

Sie eilte, ihm voraus, die Treppe hinab, unſicher am Geländer hintaſtend. Als er ihr nachſprang, um ſie zu ſtützen, griff ſie im Gehen nach ſeiner Hand, zog ſie an ihr Geſicht und ſchluchzte dagegen — ein verzweifeltes thränenloſes Schluchzen. Es ſchnitt ihm wie mit Meſſern ins Herz, und er ſagte ſich, daß er tauſendmal lieber in die heißeſte Schlacht, als noch einmal auf einen ſolchen Botengang geſchickt werden wolle!

Als ſie vor das Thor hinunter ins Schneegeſtöber kamen, fanden ſie den Arzt und Pleſſin gerade dabei, Manfred mit Hilfe der Ordonnanz aus dem Wagen zu heben. Das Pferd wollte nicht ſtehen; es war ein ängſtlicher Moment, aber der Kranke blieb zum Glück ruhig in ſeiner tiefen Erſchöpfung. Nur ſeine Blicke, unter ſchweren Lidern hervor, irrten unſtät umher, und ſein Kopf, der gegen Pleſſins Schulter lehnte, glühte wie Feuer. Sowie ſeine Mutter herzutrat und die Arme nach ihm ausſtreckte, ſchrak er zurück und ballte ihr die Fauſt entgegen.

„Es iſt nur ſein Wahn, gnädigſte Gräfin — inſtändigſt bitte ich — grämen Sie ſich nicht ſo ſehr!“ ſagte Quitzow, und bot ihr wieder den Arm, um ſie, die dem Zuſammenbrechen nahe war, ſicher hinaufzugeleiten, dem traurigen kleinen Zuge mit dem Kranken folgend. Sie antwortete nicht, und er wünſchte ungeſtüm, daß er dieſer armen Mutter ſo oder ſo einen fühlbaren Beweis liefern könnte, wie aufrichtig er für ſie empfand. „Zählen Sie auf mich — zu jeder Zeit — ich thue alles für Fred und für Sie!“ verſicherte er warmen Tones, und ſeine ehrlichen Augen ſahen wie durch einen Nebel die Treppenkandelaber und das ſchwarze Gewand ſeiner Begleiterin; denn ſeit dem Tode ihrer Kinder hatte ſie die Trauer nicht wieder abgelegt.

„Gott ſegne Sie, Lieber — Lieber!“ flüſterte die Gräfin, dann endlich brach ſie in erſchütterndes Weinen aus. Nun kam auch die Jungfer, um ihre Herrin mit vielen Worten des Mitgefühls in ihr Boudoir zu geleiten und Quitzow ließ ſich in Manfreds Schlafgemach führen.

Der Arzt hatte indes den Kranken unter Pleſſins und des Burſchen Beiſtand entkleidet, ein Rezept geſchrieben und die Ordonnanz damit in die Apotheke geſchickt. Er ſelbſt wollte noch ſeinen Wagen abwarten, der nach dem Lazarett gefahren war, um einen Wärter für die Nacht zu holen, und ſaß bis dahin beobachtend am Bette ſeines Patienten. Pleſſin und Quitzow, die daneben ſtanden, meinten, der Freund liege in einer neuen Ohnmacht, aber plötzlich wendete er ſein Geſicht ſcharf von der Wand weg, ihnen zu und ſagte, wieder mit der metalliſchen Stimme von vorhin:

„Ich werde nun für euch alle tot ſein, aber — ein ehrenvolles Andenken wird man mir hoffentlich bewahren dürfen. — Zerbrecht meinen Säbel nicht — und — hütet euch — hütet euch — vor dem Glaſe!“

Sie wollten ihm noch die Hände zum Abſchied reichen, er aber richtete ſich heftig geſtikulierend empor, ſah ſie aus fieberwirren Augen drohend an, und der Arzt winkte ihnen, ſich ſchnell zu entfernen.

Auf dem Treppenabſatz begegnete ihnen die Gräfin mit dem Wärter. Die beiden Herren traten reſpektvoll zur Seite, und wortlos, das Geſicht wie verſteint; im Schmerz ging ſie an ihnen vorüber zu des Sohnes Zimmer hinauf.

„Niobe!“ dachte Quitzow ganz unwillkürlich, und es gewährte ihm Erleichterung, daß dieſer paſſende Vergleich ſeinen Gedanken eine objektivere Richtung gab. Pleſſins Aufforderung: noch irgendwo ein ſtilles Glas Bier zum Kühlwerden zu trinken, ſchlug er rundweg ab.

„Ich habe teufelsmäßigen Kopfſchmerz,“ entſchuldigte er ſich und bog um die Ecke, ſeiner Wohnung zu.

Dort erwartete ihn Lutz Buchberg und wollte von allem, was im Kaldenhoffſchen Hauſe vorgegangen, genaue Mitteilungen haben. „Heute bin ich wahrhaftig zu angegriffen, Lutz, und um ein Viertelſieben ſoll man ſchon wieder in der verwünſchten Reitbahn ſein!“ ſagte Quitzow, nachdem er das Notdürftigſte erzählt hatte und ſchellte ſeinem Burſchen. „Es geht auf drei Uhr! Mach du dir getroſt noch einen Schlummerpunſch zurecht, wenn du willſt, geniere dich gar nicht, aber mich laß in Frieden zu Bett gehen. Der Henker hole dergleichen Aufregungen! — Möchteſt du Rum oder Arrak? Johann weiß, wo alles zu finden iſt; ausgepackt hat er ſchon. Das iſt ein ſchönes Ende von dem fidelen Urlaub; ich hätte mir alles eher als dies träumen laſſen! Die Verſicherung gebe ich dir aber auf Ehrenwort, Buchberg; wenn ich mir dächte, daß meine gute Mama jemals ſolchen haarſträubenden Kummer an mir erleben müßte — ich ſchöſſe mir vorher eine Kugel durch den Kopf!“

„Von Logik iſt zwar keine Spur in dem, was du ſagſt, aber nachfühlen kann ich dir's dennoch,“ entgegnete Buchberg. „Gute Nacht denn, Heinz, nimm noch einen Schluck Sodawaſſer und laß Johann meinen Grog austrinken.“

„Gute Nacht, Lutz — Logik kannſt du übrigens um halb drei auch von keinem Menſchen verlangen,“ gab Quitzow zurück.

Nachdem ſich die Thür hinter Buchberg geſchloſſen hatte, ſah Quitzow noch lange, auf ſeiner Chaiſelongue liegend, unbeweglich zur Zimmerdecke empor, bis er endlich tief aufſeufzte und ganz laut vor ſich hinſprach: „Die arme Frau! — bei Gott — die arme, unglückliche Frau!“

Da ſtörte ihn ſein Johann mit der Frage: „ob Herr Leutnant noch Befehle hätten?“ aus ſeinen Gedanken und Quitzow entließ, gutmütig wie er war, den übermüdeten Burſchen eilends, um ohne Hilfe ſchlafen zu gehen. — — — — — —

Am folgenden Tage hatte man das Straßenpflaſter vor der Kaldenhoffſchen Villa mit Stroh belegt, die Hausglocke war feſtgebunden und die meiſten der herrſchaftlichen Wagen, die dieſen eleganten Stadtteil von früh bis ſpät belebten, fuhren rechts ab, durch die Krummengaſſe zum Wall. Der junge Graf Manfred lag todkrank am „hitzigen Nervenfieber,“ wie die Leute ſagten. In den Geſellſchaftszirkeln gab man der Sache natürlich ihren richtigen Namen. Trotz der kameradſchaftlichen Verſchwiegenheit und Buchbergs Machtwort an die Dienerſchaft waren doch die Hauptmomente des Ereigniſſes bei Pleſſins Geburtstagsbowle weit über das Kaſino hinaus gedrungen. Obwohl die Gräfin allgemein für ſehr unnahbar galt, wetteiferte man zu Anfang in Äußerungen übertriebener Teilnahme. Der Portier konnte den Nachfragen von Livreebedienten und Burſchen kaum genügen. Später, als man zu bemerken glaubte, daß von den Schwerbetroffenen die Teilnahme mit Neugierde verwechſelt wurde, zog man ſich in ebenſo übertriebener Gewiſſenhaftigkeit zurück; nur der engſte Kameradenkreis, deſſen Liebling Manfred Kaldenhoff von jeher geweſen war, machte eine Ausnahme.

Als die Glieder dieſes Kreiſes am Mittag nach jener Geburtstagsbowle bei Tiſch ſaßen, wurde für Lutz Buchberg, den Tiſchdirektor, ein Brief des alten Grafen Kaldenhoff gebracht. Derſelbe ſchrieb, es möge ihm geſtattet ſein, den Kameraden und Freunden ſeines unglücklichen Sohnes eine Bitte ans Herz zu legen, die Bitte nämlich: alle die beleidigenden Äußerungen Manfreds im Kaſino, von denen auch er habe hören müſſen, zu vergeben und zu vergeſſen, welchen Ausgang die Leiden ſeines Sohnes nach Gottes Ratſchluß auch nehmen möchten.

Buchberg las den Brief vor, der in ſeiner Kürze und Einfachheit etwas Tiefergreifendes hatte. Dann erhob er ſich, ſchlug an ſein Glas und ſagte — diesmal einem edleren Gefühle als der Luſt am eigenen Rednertalent folgend:

„Laßt uns die Gläſer füllen, Kameraden, und heute noch einmal Kaldenhoffs Wohl trinken. Mit dem ehrenvollen Andenken wird es hoffentlich noch gute Wege haben; aber, daß er für uns nicht tot ſein muß, wie er fürchtet, ſondern in aller Kraft und Friſche auferſtehen möge, um ſeine Waffe, die er entweiht glaubt, vor ſich ſelber wieder ehrlich zu machen — darauf ein Hoch, Kameraden!“

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Bewegten Herzens ſtimmten alle ein und ſowie die Tafel aufgehoben war, ging Buchberg ſelbſt zum Grafen Kaldenhoff, um ihm, zugleich namens der übrigen, das aufrichtigſte Mitgefühl auszuſprechen.

Von der Villa zurückkehrend traf er Quitzow ſpazierenreitend in den Wallpromenaden. „Ich kann dir heute die ganze Schwierigkeit deiner geſtrigen Miſſion nachempfinden, Heinz," ſagte er, als Quitzow ſein Pferd herüber gelenkt hatte und neben ihm Schritt gehen ließ. „Das Schickſal der Ärmſten liegt wie Blei auf mir."

Quitzow biß die Lippen zuſammen, faltete die Stirn und blinzelte geradeaus in das knoſpende Buchengezweig. „Wie nennt denn Willers jetzt die Krankheit?" fragte er endlich mit unſicherer Stimme, ſein Pferd anhaltend.

„Akute Manie," entgegnete Buchberg. „Dir ſage ich es — unter die Kameraden darf es durch uns beide nicht kommen."

„Selbſtverſtändlich nicht, Lutz. Akute Manie — das klingt ja fürchterlich! Und du biſt poſitiv davon überzeugt, daß Willers mit ſeiner Diagnoſe diesmal ausnahmsweiſe keinen Bock geſchoſſen hat?"

„Poſitiv — außerdem habe ich's vom Medizinalrat, der zugezogen iſt und den ich im Vorgarten traf."

„Akute Manie! — Der unglückliche Fred — was hat er nun noch für Chancen?"

„Alle Chancen, ſobald ſeine gute Konſtitution den Schlag überwunden haben wird."

„Mein Gott, Buchberg, das kannſt du ſelbſt nicht glauben! Es iſt doch ein Hemmnis ſondergleichen für jedermann, wenn von ihm feſtſteht, daß er einmal im Leben nicht bei Verſtand geweſen iſt."

„Ah, bah, Heinz! Sei gefälligſt aufgeklärt! Krankheit iſt Krankheit. Die Zeiten, zu denen Wahnſinn mit Schande gleichbedeutend war, ſind glücklicherweiſe längſt vorüber. Von derartigen Vorurteilen muß ſich heutzutage jeder Gebildete frei machen."

„Zugegeben — aber — verteufelt unangenehm bleibt das Bewußtſein doch mindeſtens für ihn."

„O, Pockennarben ſind auch ein verteufelt unangenehmes Bewußtſein, wenn du ſo willſt," entgegnete Buchberg trocken, und dann verabredeten die beiden, daß Quitzow, als der Nächſtwohnende, ſich täglich im Kaldenhoffſchen Hauſe nach Manfreds Befinden erkundigen ſollte.

III.

Der Medizinalrat und Doktor Willers hatten es trotz aller Energie nicht durchſetzen können, daß der tobende Kranke aus der gräflichen Villa ins Lazarett gebracht wurde. Die ganze erſte Etage ſtellte die Gräfin den behandelnden Ärzten und ihrem Warteperſonal zur Verfügung. Mochten ſie darin ſchalten und walten nach Belieben, Wände polſtern, Fenſter vergittern, Eiſenklammern an die ſchön dekorierten Flügelthüren ſchlagen; — alles, alles, nur nicht ſie von ihrem letzten Kinde trennen. Den ſtärkſten Vernunftgründen gegenüber blieb ſie hartnäckig taub.

„Nicht ins Lazarett! Nicht ins Irrenhaus!" dabei beharrte ſie und ihr ſchwacher Gemahl unterſtützte ſie. So geſchah es denn nach ihrem Willen und die Ärzte richteten ſich nach Möglichkeit für die ſchwierige Pflege ein.

Wochenlang wurde die Gegenwart der Gräfin im Krankenzimmer nicht geduldet. Zitternd ſchlich ſie an Wänden und Thüren hin, ſelbſt zum Schatten verzehrt und horchte mit gerungenen Händen auf die wilden, traurigen Vorgänge da drinnen hinter Schloß und Riegel, und hungerte vergeblich nach dem Anblick ihres Sohnes.

Endlich aber erfüllte ſich ihr Sehnen. Die Zeit kam, in welcher der Dämon der Krankheit nicht mehr raſte und die Ärzte von neuem Mute, neuer Hoffnung redeten. Die Wärter, die den Kranken und ſeine übermenſchliche Kraft anfangs kaum zu bezwingen vermochten, wurden einer nach dem anderen entbehrlich, der Medizinalrat kam nicht mehr, und Doktor Willers, um eine Erfahrung reicher, blieb Alleinherrſcher am Krankenbett.

Nun durfte die Mutter als unermüdliche Pflegerin im Sorgenſtuhl ſitzen, ihre Bibel neben ſich auf dem Leſetiſchchen, und hilflos wie ein Kind lag ihr Sohn in ſeinen Kiſſen.

Draußen lachte der Wonnemond. Die Promenaden prangten im jungen Grün und das ferne Haff ſonderte ſich als tiefblauer Streifen vom Braungelb der breiten Flußmündung und an den ſchönen Nachmittagen ſegelten bewimpelte Schiffchen hinaus. Durch die Straßen rollten Landauer und Dogcarts und Scharen plaudernder Spaziergänger ſtrömten am Kaldenhoffſchen Hauſe vorüber zum Wall. Es war ein entzückendes Daſein und alle Welt machte ſchon Reiſepläne.

Im Garten der Nachbarvilla jubilierten frohe Kinder um die Roßkaſtanie, die bereits einen ſchönen Schatten hinüber auf den gräflichen Raſen warf. Das Verbot des lärmenden Spiels war aufgehoben. Bald, ſo hoffte die muntere Schar, würde der ſchöne, ſchwarzäugige Ulanenleutnant wieder täglich am Staket vorbeireiten und fragen: „Wer von euch Kleinen möchte bis zum Stall vor mir im Sattel ſitzen?" — Der Portier hatte nun die alten, bequemen Tage, und Karl, Manfreds Burſche, knüpfte die höchſt anſtändige Freundſchaft mit dem Stubenmädchen von neuem da an, wo ſie bei ſeines Herren Erkrankung notgedrungen zum Stillſtand gekommen war.

Der alte Graf litt äußerlich am ſchwerſten unter dem Geſchehenen. Wurde ihm Manfred genommen, ſo erloſch ſein Geſchlecht. Schon längſt hatte er ſeine Güter verkauft und war ſeinen drei heranwachſenden Söhnen zuliebe in die Stadt gezogen, wo ſie das Gymnaſium beſuchten, bis Univerſität und bunter Rock die Knaben zu Männern machten und der unmittelbaren Aufſicht des Elternhauſes entzogen. Die beiden Älteſten, die vor fünf Jahren nacheinander geſtorben waren, hatten leichtfertig in den Tag hineingelebt, allen noblen Paſſionen frönend, die blinde Elternliebe ausbeutend, aber Manfred war von klein auf ein anderer geweſen: geſinnungstüchtig, geiſtig reichbegabt. Warum mußte auch er rettungslos dem Elende verfallen? Der Vater zog die beſten Ärzte der Stadt und Umgegend zu Rate, beſuchte die Provinzialirrenanſtalt und ſchüttelte ungläubig den Kopf, als der Chefarzt ihn verſicherte, daß ſolche Fälle von akuter Manie unzähligemale vorkämen und der Welt gegenüber ein Geheimnis blieben, da ſie bei einigermaßen günſtigen Vorbedingungen alle Ausſicht auf vollſtändige Geneſung gäben.

Umſonſt. — „Er iſt gezeichnet, ich werde auch ihn verlieren!" Dieſer jammervolle Gedanke marterte den alten Mann Tag und Nacht. Er mied des Sohnes Krankenzimmer, um ſich trügeriſchen Hoffnungen nicht nutzlos hinzugeben, er mied ſeine Gemahlin und ihren religiöſen Zuſpruch, weil er ſich von Gott verabſäumt glaubte, und ſeine Freunde, die ihn hin und wieder zu einer Jagd oder Landfahrt überredeten, vermochten kaum auf Stunden ihn zu zerſtreuen. Jedermann bedauerte ihn und rühmte die Faſſung und Seelenſtärke der Gräfin, ſelbſtredend mit dem Zuſatze: „Sie iſt eben eine kalte Natur und läßt ſich nichts über den Kopf wachſen." Bei dieſem Urteil beruhigte ſich die flache und in ihrer Flachheit oft recht grauſame Geſellſchaft.

Aber zwei Menſchen wußten, daß jene Frau verkannt ward und ein Herz hatte, und daß ſie faſt übermenſchliche Kraft einſetzte, um der Wucht ihres Kreuzes nicht zu erliegen. Quitzow war der eine, Karl, Manfreds Burſche, der andere.

Wochenlang konnte Quitzow den Handſchuh nicht anziehen, ohne an das Schluchzen der Gräfin zu denken und ihre ſchmerzbebenden Lippen zu fühlen, die damals gegen ſeine heißen Finger gezittert hatten. „Gott ſegne Sie, Lieber — Lieber!" Oft und oft klangen ihm die Worte durch ſein gutes Herz, dem ein ſonderbares Gemiſch von rückſichtsloſem Knabenungeſtüm und jener echten Ritterlichkeit innewohnte, die Frauendienſt im allgemeinen noch über Minnedienſt im beſonderen ſtellt. Die Kameraden, ſolange ſie ihm fern ſtanden, witzelten zwar über ſeine „landjunkerliche Bravheit," wer ihm jedoch näher trat, lernte bald das lautere Gold ſeines Charakters ſchätzen.

Ihm war es, als bände ihn ſeit jenem traurigen Kaſinoabende eine Feſſel an die Mutter ſeines Freundes.

„Sollte ihr der arme Fred ſterben, ſo werde ich oft zu ihr gehen, wenn ſie mich empfängt," gelobte er ſich und verſäumte nie, bei ſeinen täglichen Beſuchen im Kaldenhoffſchen Hauſe den Auskunftgeber ganz beſonders nach dem Befinden der Frau Gräfin zu befragen. Einmal begegnete ihm Karl im

Hausraum, und der hatte natürlich ein ganz genaues Examen zu beſtehen. Als er, das rotbäckige Geſicht voll ungeheuchelter Trübſal, ſagte: „Unſere Gnädigſte kann es auf die Manier nicht lange mehr fortmachen, Herr Leutnant, in einer Tour ſitzt ſie die Nächte wach und ausſehen thut ſie wie Kalk und Aſche —“ da ging Quitzow ſehr in ſich gekehrt nach Hauſe anſtatt zum Kaſino, und ſchrieb bei einer frugalen Taſſe Thee einen Brief von ungewöhnlicher Seitenzahl und Zärtlichkeit an ſeine eigene, ferne Mutter.

Während er ſchrieb und dabei des glücklichen Elternhauſes und der Knabenjahre gedachte, ſaß die Gräfin wie gewöhnlich allein am halbgeöffneten Fenſter des Krankenzimmers, ihr im Schoße die kleine Handarbeit, zu deren Förderung das Tageslicht längſt nicht mehr ausreichte, denn der Mond war ſchon aufgegangen und erhellte das hohe Gemach. Es war ſehr elegant, mit reichem Stuck und lichtgrünen Damaſttapeten und Vorhängen. Für gewöhnlich diente es geſelligen Zwecken, jetzt hatte der Arzt Manfreds Bett hineintragen laſſen, weil es beſonders ſtill gelegen und luftig war. Es entbehrte jeder Traulichkeit; die eingewickelten Gaskronen, die zierlichen Pariſer Nichtsſe von Majolika und Bronze auf Kaminſims und Moſaiktiſchchen, die vermummten Kauſeuſen und Seſſel — alles ſtand in ſchroffem Gegenſatze zu Arzneiflaſchen und Eisbeuteln. Der Gräfin ging vollſtändig jener ſechſte Sinn der Frauen ab: das feine Verſtändnis für die großen Kleinigkeiten des Lebens, jener Sinn, der aus dem Chaos Ordnung, aus der Finſternis freundliches Licht zu ſchaffen vermag.

Die abendliche Dämmerung gab dem Zimmer ein zwiefach geſpenſtiſches Ausſehen. Die Nachtlampe brannte noch nicht; Karl verſah ſie im Nebenkabinett mit Öl und trug dies und das für die Wache zuſammen. Sein ſchwerer, vorſichtiger Tritt war das einzige Geräuſch, das die Stille unterbrach, wenn nicht das Raſſeln eines Wagens von der Straße dumpf heraufdrang. Dann ſetzte ſich der Burſche hinter der angelehnten Thür zu ſeinem Volkskalender, des leiſeſten Rufes gewärtig und in langen Pauſen hörte man's am Umblättern, daß er die Schläfrigkeit noch mit Erfolg von ſich abwehrte.

Die Gräfin bewegte ſich nicht in ihrem Armſtuhle. Durch das Gezweig der jungen Ulme vor dem Hauſe ſchaute der Vollmond immer heller herein zu ihr, der bläuliche Schimmer beglänzte ihr dunkles, ſchon ergrauendes Haar und ihre verſchlungenen Hände, ſtahl ſich darüber hinweg zum Bett des Kranken und ſtreifte deſſen ſchmalgewordenes Antlitz. Kein erquickender Geneſungsſchlummer lag auf ſeinen Zügen, nur tiefe Schwermut und Mattigkeit. Die kräftigen, ſchwarzen Brauen berührten ſich, fein auslaufend, über der Naſenwurzel, und jetzt, da weder ein lachender Mund noch ein frohmütig blitzendes Augenpaar dies Kainszeichen vergeſſen ließen, verlieh es dem jungen Geſichte einen erſchreckend düſteren Ausdruck.

Er zuckte jählings zuſammen, murmelte im Traum und ſeine Finger griffen auf der Decke hin und her. Als aber die Mutter ſich zu ihm ſtahl und ihre Hand um die ſeinige legte, ward er ſtill und dämmerte weiter.

Sie blieb, das Geſicht dem Fenſter zugekehrt, am Bette ſitzen und hielt die geliebte, ſchwache Hand ſo feſt, als wollte ſie dem grimmen Tode wehren, ihr auch dies Kind, ihr letztes, teuerſtes, zu entreißen. War es ein Glück für Manfred, wenn er leben blieb, vielleicht körperlich geſundend, aber mit umnachtetem Geiſte, ohne Verſtändnis mehr für die Gelübde ſeiner Mutter: ihn wieder glücklich zu machen, ihm die Wege zu Heil und Frieden zu ebnen, die ſein jugendlicher Sinn bis jetzt geglaubt hatte, entbehren zu können? Würde er es je verwinden, wenn er ſeinen Beruf, dem er mit Leib und Seele angehörte, gegen einen anderen oder gar gegen jahrelangen Müſſiggang vertauſchen ſollte? Vorläufig war er auf ſechs Monate beurlaubt worden; der Oberſt hatte mehrfach betont, daß er auf den Wiedereintritt ſeines Adjutanten zum Herbſt mit Sicherheit zähle — allein das waren bloße Vorausſetzungen, die ſich auf nichts Greifbares ſtützten.

Sie wiederholte ſich die Ausſprüche der verſchiedenen Ärzte. Jeder einzelne hatte ſeine ſpezielle Lesart. Wie nichtig, wie ſtümperhaft dünkte ſie alles menſchliche Wiſſen, gegen das ewige Machtwort, dem Menſchenwille ein ſchwankes Rohr iſt, zum Zerknicken aufgeſchoſſen, und Menſchenweisheit ein elendes Stückwerk. Es gab keine Todbezwinger hienieden!

Und doch! Hatte ſie ſelbſt, die heute ſo zweifelvoll in den wandernden Mond ſchaute, nicht vor langen Jahren einmal im Überſchwall ſchwärmeriſcher Brautliebe einem Sterblichen dieſen ſtolzen Namen gegeben?

„Fritz!“ ſprach ſie halblaut vor ſich hin, beſchattete ihre Stirn mit der freien Hand und ſchloß einen Moment die Augen, um ſie gleich darauf wieder weit zu öffnen und unverwandt in das milde Mondlicht zwiſchen den Ulmenzweigen zu heften.

Allgemach verwandelten ſich dieſe Zweige. Sie wurden zu knorrigem Eichengeäſt, an dem der Epheu emporkletterte. Der Fenſterrahmen ſchob ſich zuſammen und füllte ſich mit grünlichen Rautenſcheiben, aus denen die uralten, eingebrannten Patrizierwappen der Edzards und ihrer Sippe in glühenden Farben leuchteten, ſoweit das blendende Mondlicht ſie traf. Die ſeidenen Tapeten und Vorhänge ſanken zurück; braune Täfelung ſtieg an den Wänden hinauf, darüber Bild an Bild, gerahmte und rahmenloſe. Hier ein geharniſchter Mann aus des erſten Oraniers Zeit, dort wölbten ſich breite Denkerſtirnen unter gepuderten Perücken und treuherzige Augen ſchauten aus friſchen, holländiſchen Frauengeſichtern, von Tellerkragen und Schnebbenhaube umſchloſſen. Da ſtanden die ehrwürdigen, ungefügen Stühle mit den buntgeflammten Ginghambezügen, die ſchöngeſchnitzte Anricht und der Eichentiſch auf ſeinen gedrechſelten Säulenfüßen, die an Schwere mit den Balken der Zimmerdecke wetteiferten.

(Fortſetzung folgt.)

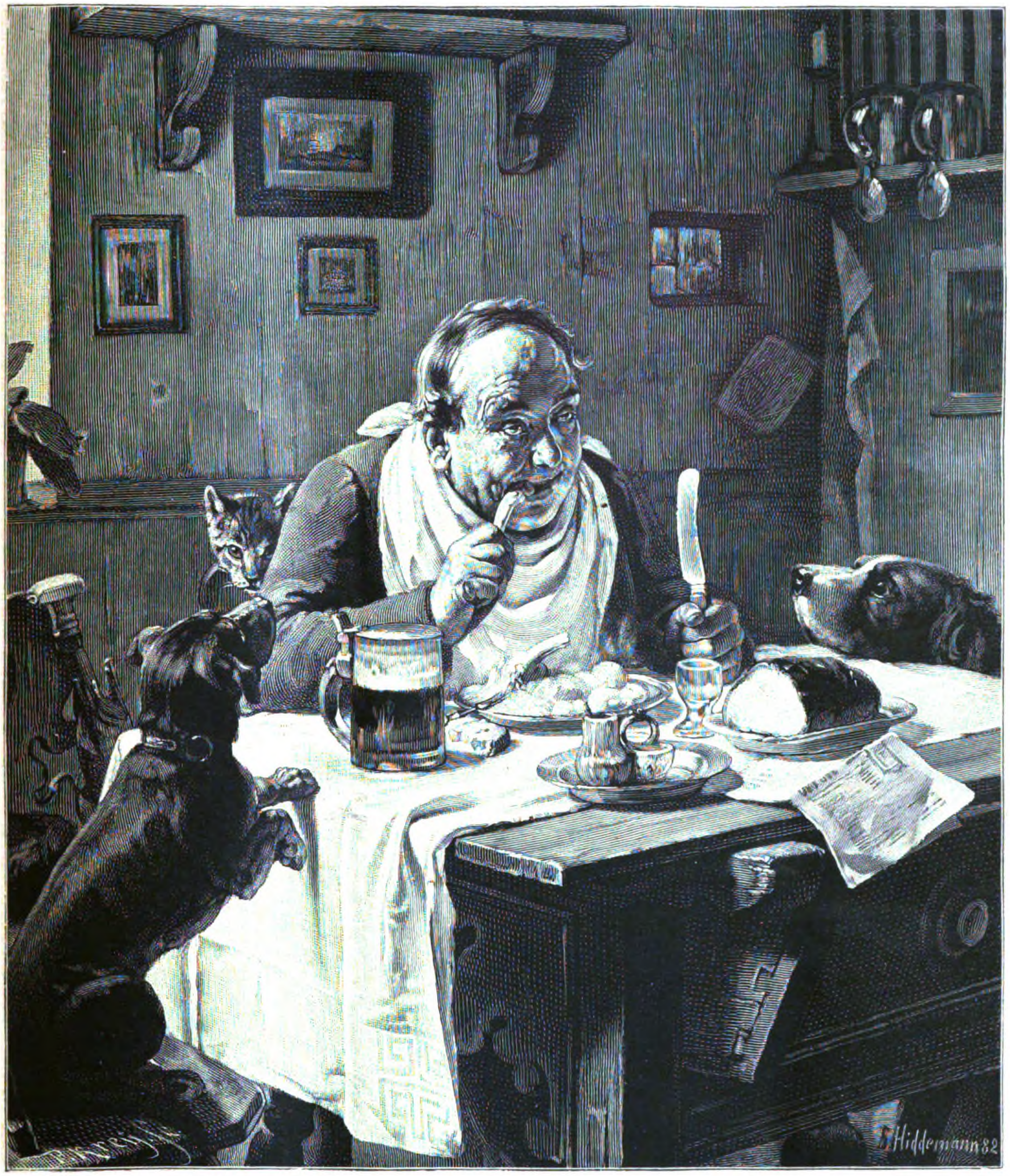
Eine Waldenſerkolonie in Württemberg.

Im Jahre 1880 durchwanderte Dr. Alban Röſiger Schwaben, wobei er in der Gegend von Böblingen einen Scherenſchleifer traf, der ihm erklärte, er komme aus dem „welſchen Dörfle,“ nämlich aus Neu-Hengſtettt, wo noch viele Leute franzöſiſch ſprächen. Da gehſt du auch hin, ſagte ſich der in den romaniſchen Sprachen gründlich bewanderte Gelehrte und er führte den Vorſatz aus, ſtudierte die „welſche“ Sprache jener württembergiſchen Bauern, außerdem die Kirchenbücher und noch manche andere Schriften und beſchenkt uns nun mit einer Schrift, die den Titel führt: Neu-Hengſtett, Geſchichte und Sprache einer Waldenſerkolonie in Württemberg (Greifswald, Julius Abel, 1883). Die kleine, namentlich für den Sprachforſcher berechnete Arbeit enthält aber ſo viel wichtigen anderweitigen Stoff, das wir gerne unſere Leſer damit bekannt machen, zumal es ſich hier um eine Bevölkerung handelt, die um des Glaubens willen vertrieben, in Deutſchland gaſtfreundliche Aufnahme fand und hier, nachdem ſie lange an ihrer romaniſchen Sprache und Sitte feſt gehalten hat, in unſeren Tagen allmählich ganz germaniſiert wird.

Als durch die in den letzten Jahrzehnten des XVII. Jahrhunderts in Savoyen wütenden Religionskriege die Waldenſer mehr und mehr aus ihren Wohnſitzen in den Thälern der Nebenflüſſe des oberen Po vertrieben wurden, wandten ſie ſich vorzugsweiſe an die proteſtantiſchen franzöſiſchen Kantone der Schweiz, wo ſie liebreich und freundlich aufgenommen und jahrelang mit größter Opferwilligkeit verpflegt und beſchäftigt wurden. Von der Schweiz aus ſind dann Waldenſer weiter nach Deutſchland gelangt und 1687 begannen Verhandlungen wegen ihrer Aufnahme in dem damaligen Herzogtum Wirtemberg. Nachdem der Widerſpruch der Tübinger theologiſchen Fakultät beſeitigt war, welche in den Verfolgten eine calviniſtiſche Sekte erblickte, fand 1699 die Zuteilung von Ländereien an die Waldenſer ſtatt und es entſtanden die Gemeinden Groß- und Klein-Villars, Schönenberg, Nordhauſen, Pinage, Serre, Perouſe, Corres und Neu-Hengſtett, die noch heute beſtehen.

Neu-Hengſtett, mit zweihundert Waldenſern beſetzt, liegt in der Gegend von Calw in der Nähe von Alt-Hengſtett, von dem es den Namen erhielt, auf rauher Höhe, die durch ſchlechten Boden berüchtigt iſt. Von den Einwanderern wurde es Bourcet, nach ihrer alten Heimat, benannt. Mit Armut und zeitweiligem Mangel hat die Gemeinde fortwährend zu kämpfen gehabt und arm iſt ſie heute noch. Schule und kirchlicher Unterricht waren lange Zeit nur ermöglicht durch die noch immer andauernden Zuſchüſſe Hollands und Englands. Holland bezahlte z. B. bis 1745 den Geiſtlichen.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hörte der Zuſammenhang und der innige Verkehr der Waldenſerkolonien unter einander auf; das Intereſſe, welches man früher für einander hatte, ſchwand; zu gemeinſamem Vorgehen in irgend einer Sache, zu gemeinſchaftlicher Hilfe waren die Kolonien nicht mehr zu bewegen. Dieſe Verflachung



„Vielfraß nennt man dieſes Tier wegen ſeiner Freßbegier.“ Gemalt von F. Hiddemann.

des Bewußtſeins vom gemeinſamen Intereſſe und dieſes Vergeſſen der Zuſammengehörigkeit hat die Umwälzung, welche ſpäter den Untergang der alten Heimatſprache bedingte, bedeutend gefördert. Die Germaniſierung mußte erfolgen.

Der immer noch arme Ort iſt regelmäßig gebaut und zeigt heute zwei Hauptſtraßen, welche die romaniſchen Namen lu gabaret und la barakka führen. Neu-Hengſtett beſitzt Kirchlein, Schule, Pfarrhaus und Gemeindehaus. Die Bevölkerung zählt vierhundertachtundvierzig Seelen und die meiſten Bewohner zeigen noch echt romaniſchen Typus, was dadurch begreiflich wird, daß nach ihren alten Privilegien kein Deutſcher in das Dorf ziehen durfte. Erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts kamen Miſchheiraten mit Deutſchen vor und ſeitdem iſt vieles anders und beſſer geworden, der alte Aberglaube ſchwand und in Sitte und Tracht paßte man ſich den deutſchen Umwohnern an.

Am zäheſten, bis auf unſere Tage, erhielt ſich die alte romaniſche Sprache, der Dialekt, welcher in den oberen Pothälern geſprochen wird. Männer im Alter von unter fünfundzwanzig Jahren ſind ſelten mehr im ſtande „welſch“ zu reden. Der Zwang nach außen zu gehen und in der Fremde Brot zu ſuchen beförderte namentlich den Untergang des Romaniſchen, was auch daraus erhellt, daß mehr Frauen und Mädchen — die zu Hauſe blieben — der alten Sprache mächtig ſind, als Männer. Die alten Kirchenbücher ſind franzöſiſch geführt, franzöſiſch wurde gepredigt, und in Petitionen an die Regierung bedienten ſich die Waldenſer bis in dieſes Jahrhundert der franzöſiſchen Sprache — gewiß ein großes Zeichen von Duldſamkeit von ſeiten einer deutſchen Regierung. Doch war ſelbſt das Franzöſiſche für die Waldenſer eine fremde Sprache, die ihrem Patois allerdings verwandt war und zu dieſem etwa ſo ſtand wie das Hoch- zum Plattdeutſchen.

Der letzte Pfarrer von romaniſchem Stamm in Neu-Hengſtett war J. P. Geymonat (1797—1827), der letzte romaniſche Schulmeiſter, J. Perrot, ſtarb 1855. Seit jener Zeit nahm die Zahl jener, welche den alten Waldenſerdialekt ſprechen konnten, raſch ab und heute ſprechen in dem Dörfchen nur noch ſechzig, meiſt ältere Perſonen, die alte Mundart ſo, daß ſie dieſelbe geläufig reden und ohne Schwierigkeit verſtehen. Das Intereſſe für ihre Abſtammung und Sprache iſt bei den meiſten Einwohnern des Ortes geſchwunden; wenn die ältere Generation einmal weggeſtorben iſt, ſo wird es kaum zehn Menſchen mehr geben, die des alten Dialekts mächtig ſind; und an die Abſtammung von Ort und Bewohnerſchaft wird man nur noch erinnert werden durch einzelne Geſichtstypen, die Familiennamen, durch die Bauart des Dorfes und durch das Denkmal vor dem Orte an der Straße nach Möttlingen, worauf das Datum der Einwanderung und die Namen der eingewanderten Familien zu leſen ſind.

Neu-Hengſtett iſt ein lehrreiches Beiſpiel, wie Schule und Kirche eine Nationalität in ſprachlich fremder Umgebung halten können — wie ohne dieſelbe eine ſolche zu Grunde gehen muß. Wenn der „deutſche Schulverein“ bei ſprachlich gefährdeten deutſchen Gemeinden an der Sprachgrenze und im fremden Sprachgebiet alſo an Schule und Kirche anknüpft, ſo iſt er auf dem richtigen Wege, um die Nationalität zu erhalten.

Ein Regentag auf dem Lande.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Eine luſtige Geſchichte von **Hans Arnold.**

(Fortſetzung.)

Ein trippelndes Geräuſch weckte unſere Geſellſchaft am nächſten Morgen. Der Himmel lag bleigrau und eintönig über der Erde, von den Bergen war keine Spur zu ſehen und der Landregen ergoß ſich in ausgebildetſter Form in Strömen über die weiten Felder — ein plötzlicher Witterungsumſchlag, wie er im Gebirge häufig vorkommt.

Die Bergrätin ſchlief noch den Schlaf der Gerechten, und auch Hedwig war noch nicht erſchienen. Der Hausherr erwachte zur beſtimmten Stunde und betrachtete den grauen Himmel mit den gemiſchten und widerſprechenden Gefühlen, die es in uns hervorruft, wenn wir uns ſagen: „mit der Partie iſt es nichts, dafür kannſt du aber noch zwei Stunden ſchlafen!“

Nunmehr aber kam er herunter und ſaß in der angenehm mundfaulen Stimmung des Morgens am Kaffeetiſche, während Peter und Hans ziemlich deprimiert in ihre Milchtaſſen guckten und auch nicht ſprachen. Da erſchien Franz auf der Bildfläche.

„Einen ſchönen guten Morgen!“ begann er wortreich, „nun, aus unſerer Partie iſt nichts geworden!“

Der Bergrat antwortete, wie man auf derartige Feſtſtellungen unbeſtreitbarer Thatſachen bequemer Weiſe antworten kann, durch ein unartikuliertes Grunzen. Er liebte es, früh Grabesſtille um ſich zu haben und ſelbſt nicht zu ſprechen, und wurde nervös, wenn jemand mehr als das Notwendigſte vorbrachte.

„So wären wir denn auf unſere vier Wände angewieſen,“ fuhr Franz in jener Weiſe fort, die ſich am beſten dadurch charakteriſieren läßt, daß man ſagt: „er hub an,“ „nun, ſo lange dieſe vier Wände ſo behaglich ſind, kann man ſich das wohl gefallen laſſen! Wer war es doch, lieber Onkel, der ſagte, das wäre ein unglücklicher Menſch, dem es nicht in ſeinem eigenen Hauſe ſtets am wohlſten iſt?“

„Ich habe keine Ahnung!“ erwiderte der Bergrat unwillig.

„Aber du ſtimmſt ihm bei?“ bohrte Franz methodiſch weiter.

„Ach was!“ brummte der Bergrat ärgerlich, „trink du deinen Kaffee.“ Franz gehorchte und ſchenkte ſich ein.

„Wie doch die Gewohnheit auf alles abſchwächend wirkt!“ begann er dann wieder, „der Kaffee, der bekanntlich zu Zeit ſeiner Entdeckung eine ſtark berauſchende Wirkung hervorbrachte —“

Der Bergrat biß ſich auf die Lippen.

„Hat ſich unſerer Natur durch tägliches Genießen ſo akkomodiert, daß —“

„Haſt du ſchon die Zeitung geleſen?“ ſtieß der Bergrat dumpf hervor. „Nein, ich beſchäftige mich in den Ferien grundſätzlich nicht mit Politik,“ erwiderte Franz milde. „Aus drei Gründen — erſtens —“ Der Bergrat war in Verzweiflung.

„Thue mir die Liebe, und lies mal hier!“ ſagte er mit zitternder Stimme.

Peter und Hans hatten ſich unterdeſſen damit beſchäftigt, den Regen, der durch die Fenſter hinein lief, mittels der Finger nach dem Rande der Fenſterbrettchen zu leiten und hier herunter träufeln zu laſſen, ein reizendes Spiel, welches der ſchwergekränkte Vater durch ein donnerndes „Hinaus!“ unterbrach.

Glücklich leiſteten beide dieſem allgemein gegebenen Befehl Folge, und begaben ſich in den Regen, wo er am dichteſten war, nämlich unter die Dachrinne, unter welche ſie ſich gegenſeitig jauchzend ſtießen.

Inzwiſchen fand ſich die übrige Familie am Kaffeetiſch ein. Die Mutter, welche die Neigungen ihres Gatten kannte, ſprach früh nur das Unumgänglichſte, Lieschen war heiſer und ſomit unſchädlich. Hedwig und Rodach, welche von zwei Seiten zugleich erſchienen, waren beide bleich und ſtill, Rodach trank taubſtumm Kaffee, ein Zug, der bei dem Bergrat die innigſte Anerkennung fand, und von der ahnungsloſen Mutter als zarte Rückſicht auf den Hausherrn gedeutet, daher auch ſehr gut aufgenommen wurde. Überhaupt waren die Gefühle der Bergrätin ſehr viel milder geworden, ſeit ſie zu bemerken glaubte, daß Hedwig ſich gänzlich ablehnend gegen den Freier verhielt.

In dieſer allgemeinen Stille begannen die Nerven des Bergrats ſich wieder etwas zu erholen. Da erhob der unſelige Franz ſeine Stimme von neuem —

„Das iſt aber intereſſant, höre einmal, Onkel!“ begann er, und hielt ſich das Zeitungsblatt dicht an die Naſe, „der berühmte Reiſende Miklucho Maclay — haſt du von dem ſchon einmal etwas gehört?“ Der Bergrat war taub.

„Haſt du von dem ſchon einmal etwas gehört?“ wiederholte Franz mit erhobener Stimme. „Nein,“ grollte der Onkel.

„Du, liebe Tante? Oder du, Kouſinchen? Auch nicht? Herr Leutnant, haben Sie einmal was von einem Reiſenden Miklucho Maclay gehört? Nein? — Nun, das iſt mir eine wahre Beruhigung,“ fuhr Franz nach einer Pauſe fort, „beſonders, da hier doch ſteht: der berühmte Reiſende! Da kam ich mir förmlich ungebildet vor! Alſo: Der berühmte Reiſende Miklucho Maclay —“

„Minchen, einen Augenblick!“ winkte der Bergrat ſeiner Frau, „komm einmal mit. Verzeih, Franz!“

„Bitte, lieber Onkel, ich warte, bis du wieder kommſt,“ damit verbeugte ſich Franz, und legte die Hand auf die Stelle in der Zeitung.

Die Bergrätin war unterdeſſen ihrem Mann vor die Thüre gefolgt. Der Hausherr fuhr ſich hier mit dem Tuch über die Stirn. „Minchen, was mache ich!“ begann er mit einem ſo verzweifelten Geſicht, daß ſeine Frau erſchrak.

„Um des Himmels willen, was iſt denn vorgefallen?“

„Minchen, der Franz will ſich von früh um neun an mit mir unterhalten! Minchen, das halte ich nicht aus! Wenn das drei Tage ſo fort regnet, und der Menſch ſpricht in dieſem Ton von früh an in mich hinein, bekomme ich den Typhus!“

„Ach, wo wirſt du denn gleich den Typhus bekommen!“ meinte Minchen ärgerlich. „Was haſt du ihn dir eingeladen, ich habe es mir gleich gedacht! Setze dich in eine andere Stube!“

„In die Schlafſtube?“ fragte der Bergrat bitter. „Sonſt habe ich ja in dieſem Loch von Wohnung keinen Fleck, wo ich mein Haupt hinlegen kann! Aber ſowie es ſich aufklärt, muß der Franz eine Partie machen! Das fehlte noch, daß der ſich hierherſetzt, und nur unterhält! Der muß etwas vornehmen! Das halte ein anderer aus! Es klärt ſich übrigens auf!“

„Nicht die Spur!“ erklärte ſeine Frau unerbittlich, „im Gegenteil, die Berge kriechen immer mehr herein!“

„Und der andere!“ rief verzweiflungsvoll der Bergrat, „der Leutnant! der ſitzt mir nun auch noch da, und kann bei dem Wetter nicht fort! Nein, da hört ja alles auf!“

Die Hausfrau zuckte die Achſeln.

„Komm nur jetzt wieder herein,“ ſagte ſie, „ſonſt merken ſie noch, daß wir von ihnen ſprechen! „Wo ſind denn die Jungen? Himmel, die raſen bei dem Wetter draußen herum!“

Und die Mutter eilte, wie gejagt, in den Regen hinaus, um die beiden Jünglinge einzufangen.

Der Bergrat begab ſich mit den Gefühlen eines Verzweifelten in die Stube zurück. Als er die Thür öffnete, begrüßte ihn Franz mit: „Ach — da biſt du ja! Alſo ‚der berühmte Reiſende —‘“

„Laß mich jetzt endlich einmal mit deinem Reiſenden zufrieden,“ ſchrie der Bergrat zornig, „ich dachte, der wäre inzwiſchen angekommen!“

„Ich habe ja auf dich gewartet, lieber Onkel,“ erwiderte Franz freundlich.

„Warte ein andermal lieber nicht auf mich!“ knirſchte der liebe Onkel, und wandte ſich mit ſäuerlicher Höflichkeit zu Rodach: „Sie haben es ſchlecht getroffen mit Ihrer Gebirgstour!“

„Ich gebe ſie auch ganz auf,“ erwiderte der Leutnant ernſt, und ohne Hedwig anzuſehen, die am Fenſter lehnte und in den Regen hinaus ſtarrte, „ich gehe jetzt hinauf, um meine Sachen zu packen, und reiſe mit dem Zwölfuhrzug zurück.“

In dem Haupt des Bergrats ſchoß ein Bild, wie in einem Kaleidoſkop zuſammen, — er ſah ſich mit dem furchtbaren Franz, der nichts vornahm, im Regenwetter allein, und der Gedanke, den Leutnant als Ableiter für den Neffen zu kapern, erſchien ihm plötzlich als das einzige Rettungsmittel.

„Aber wo werden Sie denn gleich die Büchſe ins Korn werfen, beſter Rodach,“ ſagte er mit plötzlicher Zärtlichkeit, „und Ihren halben Urlaub nicht ausnutzen! Bleiben Sie doch ruhig hier und warten Sie ab, bis ſich das Wetter aufklärt. Jetzt abzureiſen hätte ja gar keinen Sinn!“

Der Leutnant machte begreiflicherweiſe Einwendungen, die aber, da ſie einen wirklichen Grund nicht hatten, oder beſſer, da er denſelben nicht ſagen mochte, von dem Bergrat mit ſiegender Beredſamkeit zurückgewieſen wurden. Als die Hausfrau nach Ablauf einer geraumen Zeit wieder ins Wohnzimmer trat, rief ihr Mann ihr zu ihrem größten Erſtaunen triumphierend entgegen: „Herr Leutnant Rodach bleibt noch hier, bis ſich das Wetter aufgeklärt hat!“

Natürlich mußte ſie ſich gebührend freuen, und gab nur Hedwig einen Wink, ihr in die Küche zu folgen, damit ſie wenigſtens den ganzen Tag über nicht mit dem Gefürchteten in ein Zimmer geſperrt blieb.

Rodachs Gemütsſtimmung war die allerpeinlichſte. Ein Regentag auf dem Lande iſt erfahrungsmäßig von unerhörter Länge, und nur dann erträglich, wenn man ſich in keiner Weiſe zu genieren braucht. Aber wenn man in einer ſchauderhaften Verfaſſung iſt, von der niemand etwas wiſſen ſoll, und einen ganzen, langen Tag einen Korb am Arme tragen muß, der allen anderen unſichtbar zu bleiben hat, dann geht die Sache wirklich über den Spaß.

Es bot ſich anſcheinend auch gar kein Ausweg für ihn. Was konnte er an einem ſolchen Tage vornehmen? Ein Gefühl der ärgerlichſten Wehmut überkam ihn, wenn er daran dachte, wie anders er ſich dieſen Urlaub vorgeſtellt hatte. Was in aller Welt konnte der Grund ſein, daß Hedwig ihn ſo unfreundlich abgewieſen hatte? Gleichgültig war er ihr doch nicht — ſie hatte am Morgen blaß und verweint ausgeſehen. Seine finſtern Gedanken wurden durch Franz unterbrochen. —

„Ich möchte wohl wiſſen,“ begann dieſer, „ob es nicht im Bereiche der Möglichkeit läge, ſich zu überzeugen, ob der Reiſende, der hier —“ er ſchlug auf die Zeitung — „mit ſolcher kategoriſchen Beſtimmtheit, als der ‚berühmte‘ Reiſende genannt wird, auch wirklich exiſtiert. Das heißt, ich will ja ſeine Exiſtenz als Menſch und Reiſender überhaupt damit nicht angezweifelt haben, ſondern nur ſeine Berühmtheit. Miklucho Maclay!“

Er wiegte den Kopf ſinnend hin und her.

„Was meinen Sie, verehrteſter Herr Leutnant?“

„Gewiß!“ erwiderte Rodach ziemlich ſinnlos, — ſeine Gedanken irrten momentan ſehr weit ab!

„Alſo Sie meinen, er ſei nicht bloß ein Produkt der ſogenannten ſauern Gurkenzeit! Das iſt mir intereſſant! Man weiß doch ſonſt von allen berühmten Reiſenden — ich erinnere nur an Kane, Livingſtone, Franklin — aber Miklucho Maclay —“.

Rodach fühlte nach und nach bei Nennung des Miklucho Maclay eine geradezu blinde Wut in ſich aufſteigen, und wollte eben heftig erwidern, daß es ihm gleichgültig ſei, ob dieſer unerträgliche Mann gelebt habe oder nicht, — als die Bergrätin erſchien und den ſich leidenſchaftlich ſträubenden Peter hinter ſich herſchleifte. An ſeinen Füßen glänzten ein paar herrliche, dunkelblaue Samtpantoffeln mit Roſen in Plattſtichſtickerei geziert.

„Jetzt bleibſt du hier!“ ſagte ſie atemlos, indem ſie ihren Sohn unſanft auf einen Stuhl niederdrückte, „und machſt deine Ferienarbeiten. Es iſt nicht mehr zum Aushalten! Ich bitte die Herren ſehr um Entſchuldigung, wenn ich den Jungen hier beſchäftigen muß,“ fuhr die Mutter ärgerlich fort, „aber es iſt ja unſere einzige Stube! Viermal iſt er nun ſchon mit naſſen Füßen hereingekommen, alle ſeine Stiefel ſtehen in der Küche zum Trocknen, — das iſt doch nicht durchzumachen! Jetzt machſt du deinen Aufſatz!“

Peter, der die Thatſache, daß er blaue Pantoffeln anhatte, viel beſchämender fand, als ſeine Ungezogenheit, ſetzte ſich mürriſch hin, und begann, ein zierliches Schreibkäſtchen zu durchwühlen, um den Flug ſeiner Ideen aufs Papier zu feſſeln.

„Mache nur nicht Hedwigs Schreibkaſten entzwei,“ warnte die Mutter, indem ſie das Zimmer verließ und zurückrief: „ich komme ſofort wieder, meine Herren, ich bin bei dem Wetter eine doppelt ſchlechte Wirtin, aber man hat ja doch ſeine Pflichten als Hausfrau.“ Franz erhob ſich langſam und folgte ihr.

„Liebe Tante,“ fragte er noch in der Thür, „du haſt wohl nicht Meyers oder Brockhaus’ Konverſationslexikon hier? — ich möchte mich doch einmal überzeugen!“

„Ach dummes Zeug,“ erwiderte die Bergrätin unwirſch, „haſt du ſchon je gehört, daß jemand mit fünfzehn Bänden Konverſationslexikon auf die Sommerreiſe geht?“

Die Thür ſchloß ſich hinter den beiden, und Rodach blieb mit Peter allein. Dieſer letztere kaute eifrig an der Feder und ſah auf ſein Heft. Auf der erſten Seite ſtand „ein Tag in den Ferien, in Briefform. Lieber Guſtav!“

Das waren die Früchte von Peters Fleiß ſeit drei Wochen, und der Gedanke, dem „lieben Guſtav“ nun wirklich ſeine Gefühle und Erlebniſſe ſchriftlich ausdrücken zu ſollen, erbitterte ihn aufs äußerſte. Er ſtarrte unwillig auf Rodach, der im Nichtsthun, wenn auch nicht gerade im ſüßen Nichtsthun ſchwelgte, und geriet in ſeiner bodenloſen Selbſtſucht auf den Gedanken, ſich den Gaſt des Hauſes dienſtbar zu machen. Eine direkte Bitte um Hilfe wagte er nicht auszuſprechen, aber er begann wenn auch mit einiger Verlegenheit und darum kurz und abgebrochen: „Da ſoll ich einen Tag in den Ferien beſchreiben!“

Rodach erwiderte nichts.

„Was ſoll man da ſchreiben?“ fuhr Peter entrüſtet fort, und fügte kläglich winſelnd bei, „wenn mir doch jemand hülfe!“

Rodach blickte auf und ſah in das ſchlaue, flehende Geſicht des Jungen, der mit unverkennbarer Pantomime ihm das Heft hinſchob. Ein gewiſſer Galgenhumor kam über ihn — „warum ſoll ich nicht, ſtatt hier als glücklicher Bräutigam zu ſitzen, auch noch einem Tertianer die deutſche Arbeit machen?“ dachte er, und indem er Peter einen freundſchaftlichen Klaps auf den Kopf gab, forderte er ihn auf, ihm den Platz zu räumen, und ſaß bald vor dem Schreibheft, mit dem Beſtreben, einen möglichſt trivialen Ferientag in der beliebten Aufſatzmanier zu beſchreiben.

Er vertiefte ſich ſo in ſeine Arbeit, daß er gar nicht bemerkte, wie die Thür ſich öffnete, und Hedwig mit einem Theebrett, auf dem die Frühſtücksſchnitten ſerviert waren, zu ihm trat, und ihm dasſelbe mit einer ſtumm einladenden Handbewegung entgegenhielt.

Durch das Klirren der Teller aufmerkſam geworden, blickte er auf und gerade in das blaſſe, traurige Geſicht des Mädchens. Er ſah ſie, während er das Frühſtück dankend ablehnte, einen Moment ernſthaft fragend an, — da zuckte es plötzlich um ihren Mund, und ſie ging ſo eilig hinaus, wie ſie gekommen war. Rodach wurde immer elender zu Mute.

Aber das kleine Intermezzo war von einem Dritten beobachtet worden. Peter, durch des Leutnants Güte von ſeiner Ferienarbeit befreit, hatte ſeine freie Zeit erſt dazu benützt, die väterlichen Pantoffeln abwechſelnd mit den Füßen in die Luft zu ſchleudern und wieder aufzufangen, gerade als dieſer Scherz ſich abzuſtumpfen begann, und er nach etwas neuem ausſah, trat Hedwig herein.

Das ſtumme Mienenſpiel des jungen Paares ließ in Peters Seele eine dunkle Ahnung des wahren Sachverhalts aufdämmern nebſt einer ungemütlichen Empfindung davon, was er vielleicht geſtern durch ſeine Neckereien angerichtet. Dazu kam eine gewiſſe Rührung über den gutmütigen, jungen Mann, der ihm ſeinen Aufſatz machen wollte, — kurz, er fühlte den dringenden Wunſch, die Sache auf eine möglichſt feine und verſchmitzte Art wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Gänzlich im unklaren über die Art und Weiſe, wie dies wohl zu bewerkſtelligen ſei, ſchob ſich Peter mit der ganzen Anmut eines vierzehnjährigen Jungen an den Wänden entlang, rannte zwecklos an alles an und warf ſchließlich mit einem Knall den Schreibkaſten ſeiner Schweſter zu Boden. Als er etwas beſchämt die einzelnen Sachen wieder hinein thun wollte, erblickte er plötzlich ein Etwas, das ſchon lange das Ziel ſeiner brennenden Wünſche geweſen war.

Es war ein kleiner, roter Notizkalender, welchen Hedwig für gewöhnlich ſtets bei ſich trug und ängſtlich vor den Geſchwiſtern verbarg, und der, wie Peter wohl bekannt war, zugleich als Repoſitorium für ihre Gefühle und Gedanken, ſowie für zahlloſe kleine Reliquien diente, wie ſie jedes junge Mädchen eine Zeitlang aufbewahrt.

(Schluß folgt.)

Eine Geſchichte des Nihilismus.

Unter dem Titel: „Geſchichte der revolutionären Bewegungen in Rußland“ hat Profeſſor Alphons Thun in Baſel kürzlich bei Duncker & Humblot in Leipzig ein Buch veröffentlicht, das alle diejenigem in hohem Grade intereſſieren wird, welche ihre Aufmerkſamkeit dem ruſſiſchen Nihilismus zugewendet haben. Über die Entſtehung dieſes Buches teilt der Verfaſſer in der Vorrede Folgendes mit. „Im Frühling vorigen Jahres,“ heißt es da, „ging mir von einem Bekannten ein ganzes Paket von Zeitungen und Broſchüren der mir bis dahin völlig unzugänglichen ruſſiſchen, „unterirdiſchen“ Litteratur zu. Ich blätterte zunächſt darin, dann las ich und fand ſchließlich, daß der Inhalt derſelben dem deutſchen Publikum unbekannt und wohl wert wäre ihm mitgeteilt zu werden.“ Der Verfaſſer ſammelte nun mit Hilfe eines ruſſiſchen Verlegers in Genf weiter und erfreute ſich endlich noch des ſachverſtändigen Rates eines in dieſe Dinge eingeweihten Ruſſen. So gelang es ihm denn, zumal er ſchon vorher mit den ruſſiſchen Verhältniſſen genau vertraut war, eine ſehr anſchauliche Geſchichte der allmählichen Entwickelung des Nihilismus in Rußland zu geben. Es war das gewiß keine leichte Aufgabe, wie jeder weiß, der einmal einen Blick in die „unterirdiſche“ ruſſiſche Litteratur geworfen hat. Etwas Langweiligeres und Öderes als dieſe oft geradezu kindiſchen, immer rein doktrinären Abhandlungen läßt ſich kaum denken und auch die betreffenden Romane wie z. B. der berühmte: „Was thun?“ von Tſcherniſchewski, bilden für einen älteren gebildeten Mann eine Lektüre, die nur mit Anwendung aller Energie zu Ende zu bringen iſt. Immerhin waren dieſe Schriften nicht zu umgehen, die dem Buche angehängte Bibliographie iſt daher in hohem Maße dankenswert.

Das Buch ſelbſt iſt ſehr hübſch und anſchaulich geſchrieben, wenn es auch auf mich beim erſtmaligen Leſen höchſt ſtörend wirkte, daß der Verfaſſer in einer mir unbegreiflich erſcheinenden Weiſe für die Nihiliſten gegen die ruſſiſche Regierung Partei zu ergreifen ſchien. Während er die abſcheulichſten Thaten der Verſchwörer einfach mitteilt, unterläßt er es nicht leicht, ein ſcharfes Beiwort zu gebrauchen, ſobald die Regierung ſeiner Meinung nach in ihren Maßregeln zu weit ging. Ebenſo ſpricht er in den Fällen, in welchen die Verbrecher bei ihrer Verhaftung bewaffneten Widerſtand leiſten, von Notwehr und auch bei ſeiner Beurteilung der einzelnen Perſonen und Fälle ſchien mir ſein Urteil durch eine gewiſſe Voreingenommenheit befangen zu ſein. Um ſo freudiger überraſchte mich das Schlußwort, in dem die Dinge ganz beim rechten Namen genannt werden und wo daher die „Notwehr“ auch nur in den gebührenden Gänſefüßchen erſcheint. Es macht den Eindruck, als wenn der Verfaſſer ſich erſt hier ganz von dem Einfluß ſeiner Quellen emanzipiert und über ſie geſtellt hat. Dieſen Quellen gegenüber hätte meines Erachtens überhaupt eine ſchärfere Kritik not gethan. So entwirft z. B. der Verfaſſer nach einer von den Nihiliſten ausgehenden Schilderung folgendes Bild aus dem Leben der politiſchen Gefangenen (pag. 286): „Da liegt in einer halbdunkeln Zelle, deren Fenſter zur Hälfte mit ſchwarzer Erde beſchmiert iſt, auf Brettern, welche nur mit dünnem Filz bezogen ſind, ohne Decke und Kopfkiſſen Plotnikow, den die jahrelange Einzelhaft und alle möglichen Entbehrungen aufs äußerſte geſchwächt haben. Um ſich zu zerſtreuen, richtet er ſich empor von ſeinem Lager und beginnt mit ſchwacher Stimme die Worte eines geliebten Dichters zu deklamieren. Da ſpringt die Thüre auf und hinein ſpringt der Aufſeher: „Wie wagſt du zu deklamieren? Hier ſoll die tiefſte Stille herrſchen. Ich werde dich in Ketten legen laſſen.“ Vergebens macht der Gefangene geltend, daß er die geſetzliche Kettenſtrafe überſtanden habe und laut Zeugnis des Arztes krank ſei, es hilft ihm nichts, er wird wieder in Ketten geſchloſſen. Noch mehr vergaß ſich ein Jahr vorher Alexandrow. Aus der Ferne tönte ein Lied von Bauern an ſein Ohr; es fand ein Echo in des Gefangenen Herzen und laut ſang er die Melodie vor ſich hin. Schon lange hatte er aufgehört, als der Aufſeher eintrat und ihn mit den Worten: „Wer hat dir erlaubt zu ſingen? Ich werde dir einen Denkzettel geben,“ mit der Fauſt ins Geſicht ſchlug.

Thun meint, daß der Aufruf, dem dieſes entnommen iſt, ein bemerkenswertes Dokument für die Geſchichte des ruſſiſchen Gefängnisweſens bleiben wird.

Sehen wir uns nun die Situation an und überſetzen wir aus dem ſentimentalen und theatraliſchen Nihiliſtenjargon in nüchternes Deutſch. Die Szene iſt ein Zuchthaus, die Akteure ſind verurteilte Verbrecher. Ich weiß leider nicht, was gerade Plotnikow und Alexandrow begangen hatten, aber unſer Buch gibt hinreichende Belege, daß die Nihiliſten damals bereits unvergleichlich gefährlichere Verbrecher waren als ſogenannte „gemeine,“ denn die Folgen ihrer Verbrechen waren ungleich verhängnisvoller. Nun deklamiert der eine „Worte eines geliebten Dichters“ mit ſchwacher Stimme zwar, aber doch offenbar ſo laut, daß der Wärter ihn durch die geſchloſſene Thüre hört, der andere ſingt gar laut vor ſich hin. Ich erlaube mir die Frage aufzuwerfen, ob es in irgend einem deutſchen Zuchthauſe erlaubt werden würde, daß dieſer Sträfling das Schillerſche Räuberlied laut citierte, jener: „Dreiundreißig Jahre währt die Knechtſchaft ſchon“ oder meinetwegen auch nur: „Du biſt verrückt, mein Kind“ anſtimmte! Die Frage beantwortet ſich ſelbſt.

Mit noch größerer Verwunderung hört man es als eine unerhörte Tyrannei rügen, daß es den Sträflingen nicht erlaubt wird, Zeitungen zu leſen und daß die Auswahl der Bücher ins Belieben der Aufſeher geſtellt iſt. Ja, das Zuchthaus iſt doch nicht etwa eine Feſtungshaft und Leute, die Anſtalten trafen, ganze Bahnzüge in die Luft zu ſprengen, um den Kaiſer zu töten u. ſ. w. würden mit der letzteren doch wohl auch nach des Verfaſſers Meinung nicht genügend beſtraft ſein.

Wenn Thun ferner allen Ernſtes mitteilt, der Kaiſermörder Kibaltſchiſch ſei 1875 verhaftet worden, weil er für eine Dame einen Ballen verbotener Bücher aufbewahrt und „zufällig“ (sic!) einem bekannten Bauern eine (verbotene) Flugſchrift gegeben habe, (S. 360) ſo erklärt ſich der Glaube an dieſen „Zufall“ doch wohl wiederum nur durch eine gewiſſe Abhängigkeit von dem Geſamteindruck ſeiner nihiliſtiſchen Quellen.

Trotzalledem iſt Thuns Buch ein ſehr verdienſtliches und es wird auch von denjenigen mit Intereſſe und mit Nutzen geleſen werden, welche die einzelnen Stadien der Entwickelung des Nihilismus ihrerzeit an den Prozeſſen u. ſ. w. aufmerkſam verfolgten.

Th. H. Pantenius.

Das Jubelfeſt des Rauhen Hauſes.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Von **Robert Koenig.**

Mit neun Illuſtrationen von Johannes Gehrts.

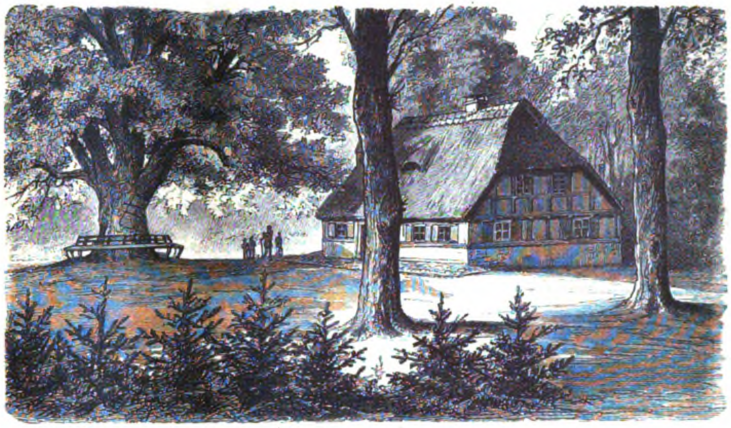
Im Schatten der Lutherjubelfeier dieſes Jahres hat am 12. September eine Anſtalt ihren fünfzigjährigen Geburtstag feſtlich begangen, die in hervorragendem Sinne eine Tochter der Reformation genannt werden darf: das Rauhe Haus zu Horn bei Hamburg; ein Rettungshaus, das im Laufe der Jahre zu einem Rettungsdorfe herangewachſen und aus einer Tochter zur Mutter zahlloſer ähnlicher Häuſer der erbarmenden Liebe in der ganzen Chriſtenheit geworden iſt.

Zwei Tage vor dem Feſte war ich bereits in dem benachbarten Ham eingetroffen. Das Sievekingſche Haus, das, von hohen Baumgruppen umkränzt, über Wieſengrün nach der Ham und Horn geiſtlich verbindenden Kirche hinüberſchaut, hatte mich in gaſtfreundlicher Liebenswürdigkeit aufgenommen. Hier befand ich mich nicht nur dicht an der Grenze des Rauhen Hauſes, ſondern auch gewiſſermaßen an ſeiner Geburtsſtätte.

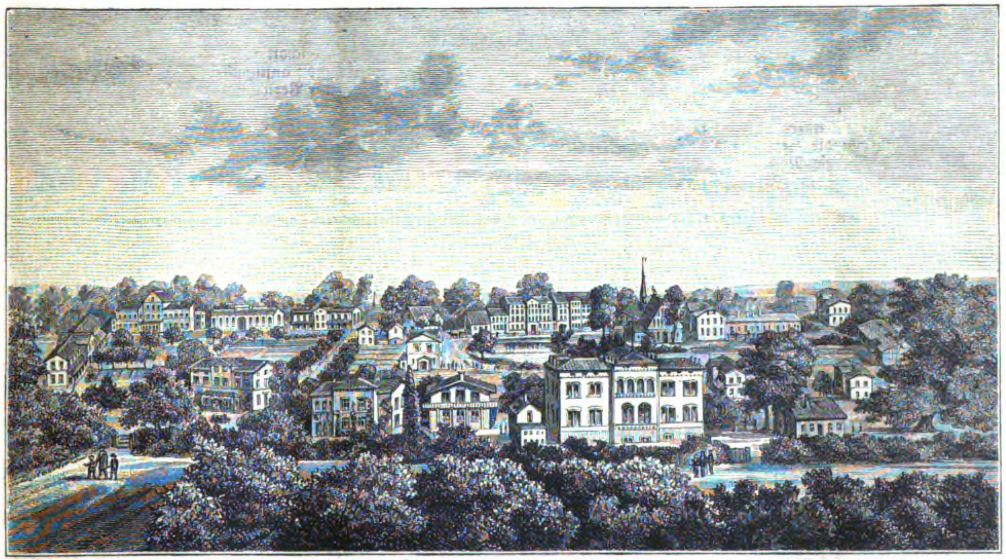
Im Hamer Hofe war es, wo der edle Syndikus Karl Sieveking, Amalie Sievekings Vetter und meines Gaſtfreundes Vater, den Kandidaten Wichern am 13. November 1832 zum erſtenmale empfing und aus des Jünglings beredtem Munde vernahm, was deſſen Herz ſeit acht Jahren bewegt und was ihn

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſeit ſeiner Rückkehr von der Univerſität zur ſelbſtverleugnenden Arbeit unter den Verlaſſenſten und Elendeſten ſeiner Vaterſtadt getrieben hatte. Das bereits von dem Beſuchsverein in Hamburg geplante Rettungshaus, zu deſſen Leiter man Wichern auserſehen, wurde fortan das gemeinſame Gotteswerk der zwei raſch und innig befreundeten Männer und der Hamer Hof war und blieb die Hauptſtätte ihrer fruchtbaren Beratungen.


Das alte Rauhe Haus (Ruge's Huus) 1833.

Lange wollte ſich keine geeignete Lokalität für das vielbeſprochene und erwünſchte Unternehmen finden laſſen. Ein vom Syndikus der projektierten Anſtalt als Geſchenk dargebotenes Stück Land erwies ſich als unbenutzbar, da es ganz iſoliert und unbebaut lag und an einen Hausbau nicht gedacht werden konnte. Einige Häuſer, die man ins Auge faßte, waren aus dieſem und jenem Grunde ungeeignet. Da ging der Syndikus an einem Sonntagmorgen durch ſeinen Garten und als er an deſſen äußerſtes Ende gegen Oſten gelangte, fiel ſein Blick auf ein Häuschen, das er dort, in Horn, beſaß. Seit Menſchengedenken führte dasſelbe im Volksmunde nach ſeinem früheren Beſitzer den Namen „Ruge's Huus“ (Rauhes Haus). Unter einem grünbemooſten Dach enthielt das altersgraue Häuschen einige niedrige Zimmer; die ſchönſte Kaſtanie der ganzen Gegend ſtreckte ihre vielhundertjährigen Arme darüber aus, daneben lag ein tiefer, kriſtallheller Brunnen, und ein Garten und Fiſchteich gehörten dazu. Nichts ſchien beſſer geeignet für Wicherns Pläne. Da es — bisher vermietet — im Sommer frei wurde, zögerte der Syndikus nicht, es ſeinem Freunde zur Verfügung zu ſtellen. Zum erſtenmale, am 27. April 1833, hörte Wichern den Namen des Rauhen Hauſes, und am 30. trat er mit dem Syndikus Sieveking zum erſtenmale über die Schwelle der damals halb verfallenen Hütte. „Wie hätte,“ ſo ſchreibt er, „nicht eine noch ſchlechtere zum freudigſten Danke ſtimmen ſollen! Es war ja die längſt geſuchte Gabe und Hütte Gottes! Von Stunde an erklärte der Syndikus, das Haus herſtellen laſſen zu wollen, und ſchon nach acht Tagen waren alle Handwerker dabei beſchäftigt.“



Das Rauhe Haus im Jahre 1883.

Der Sommer ging über dieſen Reparaturarbeiten und den ſonſtigen Vorbereitungen dahin. Erſt am 12. September 1833, abends ſechs Uhr, konnte im Auktionsſaale der Börſenhalle zu Hamburg eine öffentliche Verſammlung abgehalten werden, in welcher die von Wichern entworfenen und von Sieveking redigierten Vorſchläge zur Errichtung einer Rettungsanſtalt beſprochen, beraten und mit allgemeiner freudiger Zuſtimmung angenommen wurden.

Der 12. September 1833 iſt darum ſtets als der eigentliche Stiftungs- und Geburtstag des Rauhen Hauſes angeſehen worden, obgleich Kandidat Wichern erſt am 1. November mit ſeiner 1861 heimgegangenen Mutter und mit ſeiner Schweſter Thereſe unter das Strohdach des alten Rauhen Hauſes zog und erſt am 8. November die drei erſten Knaben aufgenommen wurden, zu denen bis zum Jahresſchluſſe neun andere und ſpäter noch zwei hinzu kamen.

Dieſe Erinnerungen aus der Anfangszeit*) waren der Gegenſtand meines Geſpräches mit dem Sohne des 1862 heimgegangenen Syndikus, Dr. Hermann Sieveking, dem gegenwärtigen Vorſitzenden des Verwaltungsrates, als wir in abendlicher Stunde durch die bunten Feſtzurüſtungen der Rauhhäusler Brüder und Kinder hindurchſchritten. Das war ein luſtiges Treiben — da wurden die hohen Stangen mit den vom Herrn Tapezierer Bendhaack in Ham freundlichſt geliehenen Fahnen und Flaggen, ſiebenhundertundfünfzig an der Zahl, geſchmückt — da entſtanden unter den fleißigen Kinderhänden Hunderte von Ellen (2500 Meter) grüner Blatt- und Blumenguirlanden, welche die Fahnenſtangen verbinden ſollten, und laut erklangen dazu fröhliche Geſänge und gelegentlich auch Poſaunentöne zur Übung auf die Jubelfeſtmuſik. Der Frohſinn iſt überhaupt ein charakteriſtiſches Merkzeichen der Rauhhäusler, er durchdringt ihre Lieder, er begleitet ſie bei der Arbeit, wie auf den Erholungsausflügen, und die Feierabendsſzene (S. 29) auf und unter der Kaſtanie des alten Rauhen Hauſes, welche unſer Künſtler dargeſtellt hat, iſt von ihm getreu dem Leben abgelauſcht. Das dort ausgeführte „Geißbockſpiel“ gehört zu den Lieblingsſpielen des Rauhen Hauſes und iſt von dort weithin verbreitet.

Nachdem ich noch den Hausvater Johannes Wichern, der ſeit dem 1. April 1873 als ſeines Vaters würdiger Nachfolger hier waltet, und ſeine ihm ſeit 1874 in unermüdlicher Thätigkeit zur Seite ſtehende Gattin begrüßt hatte, wanderten wir im hellen Mondſcheine zurück nach dem Hamer Hofe; aber bereits in der Frühe des nächſten Tages war ich wieder auf dem rauhhäusler Boden. Es lag mir daran, einen Arbeitstag dort mit zu verleben, ehe das Feſt gefeiert wurde.

Allerdings war es kein gewöhnlicher Arbeitstag, da die Feſtvorfreude dem ganzen Leben ein beſonderes Gepräge aufdrückte. Dennoch waren die Grundzüge dieſelben, wie ich ſie einſt im Jahre 1866 kennen gelernt und in dieſen Blättern (II. Jahrgang, S. 379 ff.) geſchildert habe. Noch ruft um fünf Uhr die Glocke vom Turme die Schläfer zum Aufſtehen, um ſechs Uhr zum Unterricht, um ſieben Uhr zum Frühſtück, welches jede Familie in ihrem Hauſe mit dem ihr vorſtehenden Bruder einnimmt (S. 29). Um halb acht Uhr findet die kurze Morgenandacht in dem Betſaale ſtatt, auf deſſen Erweiterung und Verſchönerung ich noch zurückkomme. Danach geht es an die Arbeit. Wie das Gerät zur Feldarbeit verteilt und wie dann unter munterem Geſange dazu ausgezogen wird, hat unſer Künſtler auf zwei Bildern (S. 28) ſehr anſprechend dargeſtellt. Als Regel für die Arbeit gilt das über dem Thor des Geräteſchauers zu leſende Wort:

Arbeite gern und ſei nicht faul,
Gebratne Taub' fliegt nicht ins Maul.

und dahinter verborgen die Drohung: „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen!“ Dieſelbe kommt übrigens ſelten zur Anwendung; meiſt lauten die Arbeitszeugniſſe des beaufſichtigenden Bruders gut, und das Mittagseſſen um zwölf Uhr, das auf zinnernen Tellern in der Familienwohnung auf die Kinder wartet, mundet allen als verdienter Arbeitslohn vortrefflich. Freilich iſt der Garten, von dem jeder Knabe ein Stückchen zur Pflege ſeiner Lieblingsblumen hat, ihnen die liebſte Arbeitsſtätte (S. 29). Ihr gehört ein Teil der Erholungszeit, und jeder iſt bedacht, ſein Fleckchen Erde im ſchönſten Stande zu erhalten und Blumen darauf zu ziehen, mit denen man an Geburtstagen anderen Freude machen kann. Heute nun war die fortgeſetzte Ausſchmückung des Gartens, des Gehölzes und der Häuſer, das Zurüſten und Aufſchlagen von Bänken ꝛc., ſowie hier und da die Herſtellung der zur Überraſchung beſtimmten Transparente die Hauptarbeit, die ſich auch in die Erholungspauſen erſtreckte. Sonſt gehört die Mußezeit dem Spielplatze, und der Knaben, die hier erſt ordentlich ſpielen gelernt haben, gibt es gar viele. Daneben wird dort auch ſeit jeher fleißig geturnt.

„Wo wird aber im Winter geturnt?“ fragte ich einen Bruder, mit dem ich an dieſem Morgen durch die weitläufigen Anlagen ſchritt.

„So, das wiſſen Sie noch nicht? Das will ich Ihnen zeigen,“ erwiderte er leuchtenden Auges und führte mich zu einem ſtattlichen Gebäude, deſſen innerer Raum — 100 Fuß lang, 35 Fuß breit — der ganzen Knabenſchar Platz zur freieſten Bewegung bietet.

„Iſt das nicht ein Stolz?“ ſagte der Bruder, indem er mich hineinführte.

Es war in der That ein ſtattlicher Raum, der ſeit 1877 den rauhhäusler Turnern zu Gebote ſteht. Keine kahlen Wände! Kunſtſinniger Schmuck, wie ihn der Hausvater liebt und überall fördert, erfreut das Auge und wirkt bildend auf die jugendlichen Gemüter.

„Wer hat denn das alles geſchaffen?“ fragte ich meinen Begleiter. — „Den Thorwaldſenſchen Alexanderzug, den Sie dort oben erblicken,“ erwiderte er, „haben unter der Leitung eines Freundes unſeres Hauſes die Knaben des Penſionates entworfen, und ein junger Künſtler hat dann die letzte Hand daran gelegt. Den Luzerner Löwen dort an der Oſtwand hat ein junger Bildhauer in Berlin, die bunten Blumengewinde haben eine Anzahl Freundinnen des Hauſes aus nah und fern gemalt.“

„Woher kommen aber die Zündnadelgewehre, und was ſollen ſie hier in der Turnhalle?“

„Die hat uns das preußiſche Kriegsminiſterium überwieſen, und zwar nicht zum Schmuck, ſondern zum fleißigen Gebrauch. Unſere Jungen müſſen ſeitdem tüchtig exerzieren und werden ordentlich militäriſch geſchult (S. 29). Sie hätten ſie nur 'mal ſehen ſollen, unſere wackere rauhhäusler Armee am Tage der goldenen Hochzeit unſeres Kaiſerpaares 1879. Da ſtiftete ihr Führer, damals Oberhelfer, heute ein würdiger Pfarrherr, eine prachtvolle Fahne und deutete in begeiſterten Worten den zukünftigen Kriegern die kräftige Inſchrift, welche dieſelbe in goldner Schrift um den Reichsadler trägt:

Der Jugend Heer in Mannes Wehr,   Geſtählt den Mut, geübt die Hand:
In Mannes Zucht, in Mannes Ehr',   Magſt ruhig ſein, lieb Vaterland.

„Und als nun die jugendfriſche Schar mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel in tadelloſem Parademarſch vorüberzog, da folgte Dr. Wichern, der ſelbſt nur in ſeinem Rollſtuhl, geleitet von ſeiner treuen Pflegerin, unſerer lieben alten Mutter, der Feier beiwohnen konnte, leuchtenden Auges ihren Bewegungen und manches Auge wurde feucht, als der greiſe Vater den jugendlichen Heerführer in ſeine Arme zog und küßte.“

Das war in der That ein bedeutſamer Fortſchritt in dem Entwickelungsgange des Rauhen Hauſes. Wenn ich jetzt die Jungen draußen mir anſah, die in ſtrammer Haltung und mit freundlichem Gruße an mir vorüber ſchritten, dachte ich: Ja das kommt vom Turnen und Exerzieren.

Ich ſollte aber noch weitere Fortſchritte und Neugeſtaltungen kennen lernen.

Bei der „Grünen Tanne“*) traf ich jene treue Pflegerin, die hochbetagte, aber noch rüſtige und geiſtesfriſche Witwe Dr. Wicherns, die bald nach Gründung der Anſtalt am 29. Oktober 1835 dort in dem drittgebauten und gleichzeitig als Mutterhaus eingeweihten Gebäude als junge Hausmutter eingezogen war, die dann ſtets die treueſte Gehilfin ſeiner Lebensarbeit und in den langen ſchweren Leidensjahren bis an ſeinen Tod (1881) die ſelbſtverleugnendſte, aufopferndſte Pflegerin bei Tag und Nacht geweſen war.

Ich bot der würdigen Greiſin meinen Arm, was ſie freundlich annahm; aber während ich ſie führte, war ſie doch eigentlich meine Führerin. Sie wollte es ſich nicht nehmen laſſen, mir ſelbſt zu zeigen, was ſeit meinem letzten Hierſein neugeſtaltet und neu entſtanden war.

---

*) Ausführlich hat Wicherns trefflicher Biograph, Friedrich Oldenberg, im dritten Buche ſeines Lebensbildes (Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes und W. Mauke Söhne) die Anfänge der Wirkſamkeit Wicherns und die Begründung des Rauhen Hauſes (S. 306—347) erzählt. Mit dem zweiten Buche, welches Wicherns Studienzeit behandelt, bildet dieſes Buch die zweite Abteilung (S. 152—347) des von mir früher (XIX. Jahrgang, S. 80) eingehend beſprochenen bedeutſamen Werkes, deſſen ſehr erwünſchter Fortgang auch weiterhin in unſerem Blatte die verdiente Beachtung finden ſoll.

*) Dieſer Name datiert erſt aus dem Jahre 1851, wo die Hauseltern ein anderes Haus (das „weiße Haus“) bezogen, auf welches der Name „Mutterhaus“ nun überging. Vgl. „J. Wichern, das Rauhe Haus und die Arbeitsfelder der Brüder des Rauhen Hauſes 1833 bis 1883“ (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. S. 5 ff.). — Auch für meine weitere Darſtellung verweiſe ich auf dieſes intereſſante Buch zur Ergänzung, da ich nur in kurzen Umriſſen die fünfzigjährige Geſchichte des Rauhen Hauſes behandeln kann.

Dieſer Rundgang wird mir unvergeßlich bleiben. Wie friedvoll ruhte der Blick meiner Begleiterin auf der von Albert Wolff geſchaffenen und von Herrn March in Charlottenburg geſchenkten Büſte ihres Mannes, als wir das alte „Ruge's Huus“ betraten! Wie ergeben erſchien ſie in die zeitweilige Trennung von dem geliebten Lebensgefährten, und doch wie ſicher des einſtigen Wiederſehens! Wie lebt ſie nun in ſeinem Lebenswerke fort, wie freut ſie ſich, dasſelbe unter ihres Sohnes Leitung friſch erblühen und ſtetig wachſen zu ſehen!

Aus der kleinen Hütte, die dem Ganzen ihren Namen gegeben, ſind fünfundzwanzig kleinere und größere Gebäude geworden, die unter den Baumgruppen des großen Gartens frei und freundlich zerſtreut daliegen; das Ganze von hohen Eichen umkränzt und von allen Seiten offen. Manches der alten Häuſer hat eine neue Beſtimmung erhalten; andere ſind völlig umgebaut oder auch neugebaut: ſo iſt der von den Rauhhäuslern ganz allein erbaute Bienenkorb durch die milde Hand des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin ein völlig neues Gebäude geworden (S. 29). Auch iſt die von dem Fürſten von Schönburg-Waldenburg 1854 erbaute „Schönburg“ vor wenig Jahren durch die freigebige Hand ſeines jetzt regierenden Sohnes neu erſtanden. Aus dem „Weinberg,“ der außer dem 1852 eröffneten Penſionate für Knaben aus höheren Ständen, die im Anfang der vierziger Jahre gegründete Verlagsbuchhandlung (Agentur) lange Jahre mit beherbergte, iſt dieſelbe 1867 in ein neues ſchönes Haus gezogen; und das Penſionat iſt — dank ſeinen vorzüglichen Leiſtungen — ſo gewachſen, daß zu dem gründlich reparierten Weinberg, der heute, von Epheu, Wein und Roſen umrankt, aus den hohen Linden freundlich herausſchaut, bis 1881 außer der ſchon erwähnten Turnhalle zwei neue Gebäude gekommen ſind (S. 25). Das eine ſtammt von 1878. Es liegt neben der Turnhalle unter hohen rauſchenden Eichen und heißt mit Fug und Recht „die Eiche,“ ein zierliches Haus mit ſäulengetragener Veranda, umrankt von blühendem Geisblatt, von Pfeifenſtrauch und Waldrebe. Das andere liegt ſeitwärts und hat die älteren Knaben aufgenommen. An das Gehölz gelehnt und hoch von ſeinen Kaſtanien und Buchen überragt, vor ſich den Garten, zur Seite den freien Blick weit hinaus ins Bill- und Elbthal, hat dieſer Teil des Penſionates den Namen „Köcher“ erhalten. An ſeinem Mittelbau ſauber nach der Zeichnung eines früheren Zöglings in Sandſtein ausgeführt, prangt das Köcherwappen mit der Umſchrift: „Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, alſo geraten die jungen Knaben. Wohl dem, der ſeinen Köcher voll derſelben hat!“ (Pſ. 127, 4. 5.)

Dazwiſchen liegen aber noch mehrere andere Neubauten, auf welche Frau Dr. Wichern meinen Blick lenkte. Im Jahre 1873 entſtand an der Südſeite des Gartens das Schulhaus, bei deſſen Grundſteinlegung ihr verewigter Gatte noch die Weiherede gehalten hat. Niemals iſt im Rauhen Hauſe die Bedeutung eines geordneten, nach dem Muſter der beſten öffentlichen Schulen eingerichteten Unterrichts unterſchätzt worden. Gegenwärtig erhalten die etwa fünfzig Brüder in zwei Klaſſen Seminarunterricht. Den etwa hundertzwanzig Zöglingen der Kinderanſtalt wird in vier Klaſſen weſentlich derſelbe Unterricht erteilt wie in der öffentlichen Volksſchule. Die etwa ſiebzig Knaben des Penſionats zerfallen in eine Gymnaſial- und in eine Realabteilung und haben in den entſprechenden Klaſſen Unterricht bis hinauf nach Oberſekunda (inkl.).

Meine verehrte Führerin veranlaßte mich, in das Schulhaus einzutreten. Sie wollte mir die neu dekorierte Aula zeigen. Dort hatte Herr Hans Speckter auf der Oſtwand frei nach den Kartons von Cornelius die Werke der Barmherzigkeit in Farben ausgeführt: ein herrlicher, Gemüt und Herz erhebender, zur Nachahmung anregender Wandſchmuck. Das ganze Gemälde iſt achtunddreißig Fuß lang und als Jubelgabe von einem Hamburger Freunde und dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin unmittelbar vor ſeinem Tode geſtiftet worden.

An demſelben Tage, als die Grundſteinlegung des Schulhauſes ſtattfand, geleiteten Dr. Wichern und Familie eine neue Knabenfamilie in die „Linde,“ ſo genannt nach einer davorſtehenden und das neue Haus beſchattenden Linde, welche der Hausvater dreißig Jahre zuvor gepflanzt hatte. Dort im Familiengarten bemerkten wir eine trauliche Spielecke, in welcher zwei Knaben einem von ihnen jüngſt eingefangenen Igel eine Sommerlaube erbaut hatten, mit dem ſie kameradſchaftlich ihre Morgengrütze teilten (S. 30).

Das Jahr 1877 brachte wiederum zwei neue Häuſer, die bereits erwähnte Turnhalle und das Lehrlingshaus. Die alte baufällige Fiſcherhütte, früher für ſchulpflichtige Knaben beſtimmt, verſchwand, und etwa zwanzig Schritte weiter vom Teiche entſtand ein Doppelhaus für zwei Familien von je zwölf Lehrlingen, „die neue Fiſcherhütte,“ dieſelbe, von Hamburger Freunden erbaut, iſt ein völlig neuer Organismus, eine durchaus neue Zweiganſtalt des Rauhen Hauſes. Von Jahr zu Jahr hatte es ſich nämlich immer ſchwieriger erwieſen, die konfirmierten Knaben günſtig unterzubringen und auch in der verſuchungsreichen Lehrlingszeit im Auge zu behalten, und der Wunſch war immer dringender geworden, dies im Hauſe ſelbſt thun zu können. Weſentlich zu dieſem Zwecke hatte Dr. Wichern einſt die Buchdruckerei und Buchbinderei ins Leben gerufen; was dort aber nur keimartig und wenigen Knaben dienend vorhanden war, wollte der Sohn zu einem beſondern Inſtitute ausgeſtalten. Allmählich entſtand eine ſelbſtändige Schuhmacherei, Schneiderei, Tiſchlerei und Schloſſerei. Dieſe Werkſtätten bilden jetzt nebſt der Druckerei und Buchbinderei die Rauhhäusler Lehrlinge, (ca. 20) vollſtändig aus.

Das Wachstum dieſer Werkſtätten, für welche der alte „goldene Boden“ von 1836 längſt nicht mehr ausreichte — nicht zu reden von anderen Gewerben, Malern, Glaſern, Korbflechtern ꝛc., die ſich hier und dort zerſtreut in Söllern und Kellern niederließen — die Zunahme der ſachverſtändigen Meiſter, Rauhhäusler Brüder, die außer den Lehrlingen doch auch noch Geſellen haben mußten, fünfzehn bis zwanzig an der Zahl, hat nun neuerdings zu einer großartigen Fortentwickelung des Handwerkslebens der Anſtalt geführt. Der alte „goldene Boden“ verſchwand vom Erdboden, und an ſeiner Stelle hat ſich ein neues dreiſtöckiges Arbeitshaus von hundertdreißig Fuß Front in dieſem Jubeljahre erhoben, welches am morgenden Feſttage eingeweiht werden ſollte. Der alte Name ſoll ihm bleiben; denn — ſo ſagt der Hausvater in ſeiner Geſchichte — „auf dem alten goldenen Boden des deutſchen Handwerks, der echten Gottesfurcht und der ehrenhaften Arbeitſamkeit, ſoll auch in ihm, das hoffen wir, ſich unſere Arbeit aufbauen.“

Die Schloſſerei und Tiſchlerei fanden wir dort bereits leidlich eingerichtet; in der Schloſſerei an der weißgetünchten Wand den lehrreichen Spruch:

Ja, wenn vor jedes loſe Maul
Ein Schloß gehängt könnt' werden,
So wär' die edle Schloſſerkunſt
Die beſte Kunſt auf Erden.

In der Tiſchlerei die zwei Sprüche:

Wenn ener to mi kümmt und ſegt:
He magt et allen Minſchen recht,
So ſeg ick to em: „Mit Vergunſt!
Lihr, Fründ, mi dieſe ſwere Kunſt!“
(Fritz Reuter.)

Wer ſoll Lehrling ſein? Jedermann!
Wer ſoll Geſelle ſein? Wer was kann!
Wer ſoll Meiſter ſein? Wer was erſann! (Goethe.)

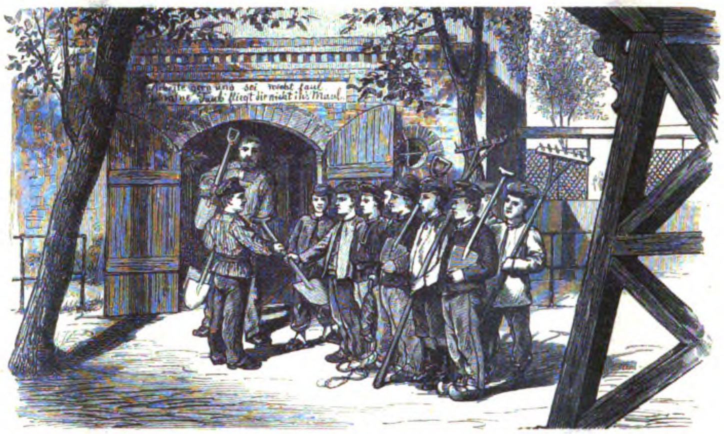
Im Weitergehen traten wir einen Augenblick in die Bäckerei ein, wo Brote und Kuchen in Maſſe aus dem Ofen hervorgingen, welche die Jungen uns lachend zum Einbeißen darboten; dann wandten wir uns weiter zu einer flüchtigen Beſichtigung der allerneueſten Bauten. Da war 1881 im äußerſten Norden des Rauhhäusler Gartens eine langgeſtreckte Krankenbaracke entſtanden, die eben ſo ſehr den Kranken des Hauſes zur Pflege als den Brüdern zur Übung darin dienen ſoll. — Am ſchönſten Platz des Gartens aber hat ſich in demſelben Jahre das ſchönſte Haus der Kinderanſtalt erhoben, der „Anker.“ In der reizenden Veranda, die ſich daran hinzieht, laſſen abends die jugendlichen Bewohner ihre Lieder durch den ſtillen Garten erklingen — dazu gehört ein Blumengärtchen mit reichem Roſenflor, der Gabe eines alten Bruders, deſſen Sohn jetzt in dieſem Muſterbau waltet; denn das iſt er, und das ſollte er werden, nach der Beſtimmung der Stände von Schleswig-Holſtein, welche dazu die Mittel geſchenkt haben.

Auch auf ſo manches kleinere machte mich meine liebenswürdige Führerin im Vorbeigehen aufmerkſam, ſo auf das eben zum Feſte noch fertig werdende ſtilvolle Brunnengehäuſe am alten Hauſe; auf das Spritzenhaus mit der Inſchrift über dem Thore:

Hier birgt ihr Rüſtzeug und Gewehr,
Des Rauhen Hauſes Feuerwehr:
Du bleibeſt über unſerem Dache,
Herr Gott, die rechte Feuerwache.

„Was iſt aber aus den Mädchen geworden?“ fragte ich, als ich die von ihnen einſt bewohnten „Schwalbenneſter“ von arbeitenden Knabengruppen bevölkert ſah.

„Die haben wir vorläufig ausquartieren müſſen,“ erhielt ich zur Antwort. „Es wurden der Knaben ſo viele, daß wir ſie nicht mehr zu laſſen wußten. Da ließen wir denn die Mädchen mit ihren neuen Hauseltern hinabziehen in das nahe gelegene freundliche Billwärder, in den „Kaſtanienhof.“ Dort gedeihen ſie prächtig, und wenn ſie nächſtes Jahr heraus müſſen, da ihr gegenwärtiges Heim nur ein gemietetes war, werden ſie hoffentlich in ein neues, eigenes einziehen können. Die gute Kaiſerin hat dafür ſchon tauſend Mark geſchickt*) und für das übrige wird Gott auch ſorgen. Übrigens werden Sie morgen alle Mädchen mit bei unſerem Feſte ſehen.“

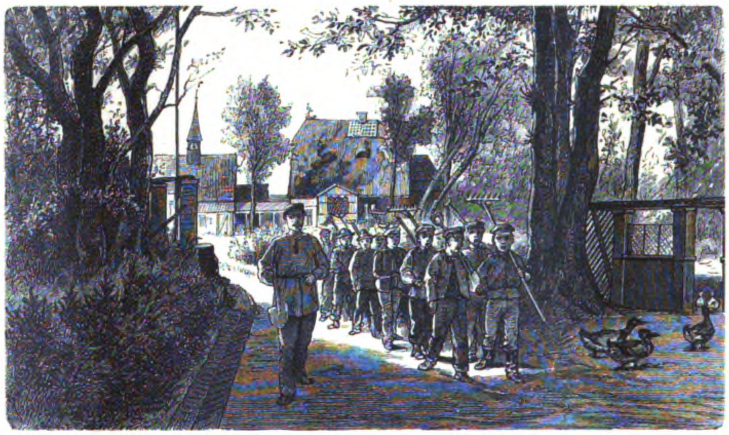

gern und sei nicht faul
Taub' fliegt dir nicht in's Maul.

Rauhes Haus: **Verteilung des Arbeitsgerätes.**

Nachdem ich mich mit herzlichem Danke von der verehrten Frau Wichern getrennt hatte, durchwanderte ich noch einmal allein die alten und neuen Stätten der ſo herrlich angewachſenen Anſtalt, kehrte da und dort ein, ſprach mit dieſem und jenem Bruder, mit Knaben und Penſionären, und überzeugte mich, wie ungeachtet der mannigfachen Neuentwickelung doch der alte urſprüngliche Charakter völlig unverändert geblieben iſt. „Kein Kaſernentum —“ ſo hatte einſt Dr. Wichern geſagt — „in deſſen Schematismus die Perſönlichkeit und die Freiheit verkümmert, ſondern familienartige Gruppen, deren Glieder als Geſchwiſter Leben und Arbeit traulich und fröhlich teilen; eine jede von einem erziehenden Führer, der das Leben der Kinder teilt, geleitet.“ — „In dieſer Auffaſſung hatte Dr. Wichern das Rauhe Haus einſt gegründet und bis ans Ende ſeiner Lebenskraft fortgeführt; in demſelben Geiſte hat es ſein Sohn ſeitdem geleitet und fortentwickelt. Wie der Gründer es gewollt, ſo ſtellt die Anſtalt nicht ſo ſehr das Leben einer Familie, als vielmehr das Zuſammenleben mehrerer zuſammengehöriger Familien dar. Und auch die Früchte ſind nicht ausgeblieben. Nicht daß die anderthalbtauſend Kinder, die in den fünfzig Jahren das Rauhe Haus aufgenommen, ſämtlich hier ihren Gott und Heiland gefunden hätten. Aber groß iſt doch die Zahl derer, denen Gott hier ein neues Leben geſchenkt, die davon auch zum Jubelfeſte ſelbſt dankbare und beredte Zeugniſſe abgelegt haben. Viele der Zöglinge ſind Meiſter geworden, andere Lehrer; andere Offiziere in der deutſchen Armee, Ökonomen, Kaufleute und Inhaber geachteter Firmen, Vorſteher induſtrieller Inſtitute, geſchickte Kunſtgärtner, Lithographen und Xylographen, Buchhändler und Buchdruckereibeſitzer, Steuerleute, Koloniſten in Amerika und Auſtralien. Die Mädchen ſind in Dienſten, viele zu den Eltern zurückgekehrt, manche ſind verheiratet.

Der helle Sonnenſchein, welcher die Rüſttage von Anfang an begleitet hatte, erglänzte am Nachmittag des 11. September über dem nun in vollendetem Feſtſchmuck prangenden Garten, als die Gäſte, denen die Feier in erſter Linie galt, auf dem heimatlichen Rauhhausboden eintrafen. Es waren die Brüder des Rauhen Hauſes, die einſt hier gewirkt, und die zugleich für den weiteren Dienſt auf dem Gebiete der inneren Miſſion hier ihre Schulung empfangen hatten.

Aus J. Wicherns mehrerwähnter Feſtſchrift (S. 69—318) geht hervor, was dieſe wackeren Männer im Laufe von fünfzig Jahren geleiſtet haben. Das Rauhe Haus hat in dieſem Zeitraum mehr als 500 Brüder ausgeſandt, darunter 103 Hausväter und Gehilfen in Rettungs- und Waiſenhäuſern, 52 Herbergsväter, 23 Stadtmiſſionare, 37 Armenhausväter, 25 Koloniſtenprediger, 94 Strafanſtaltsaufſeher, 48 Lehrer ꝛc. Meiſt in Deutſchland angeſtellt, erſtrecken ſich ihre Arbeitsfelder doch auch nach England und Rußland, nach Ungarn und Rumänien, ja nach Amerika. Was ſie als Felddiakonen in den drei letzten Kriegen geleiſtet, iſt unſerem Volke noch in friſcheſter und dankbarſter Erinnerung.

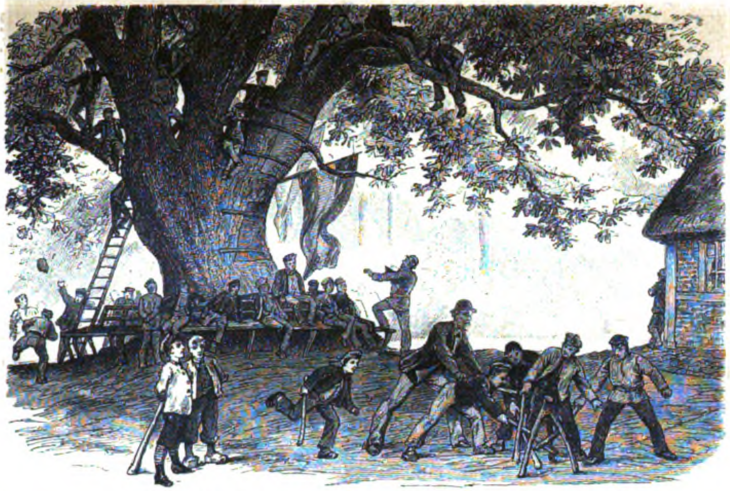


Rauhes Haus: **Auszug zur Feldarbeit.**

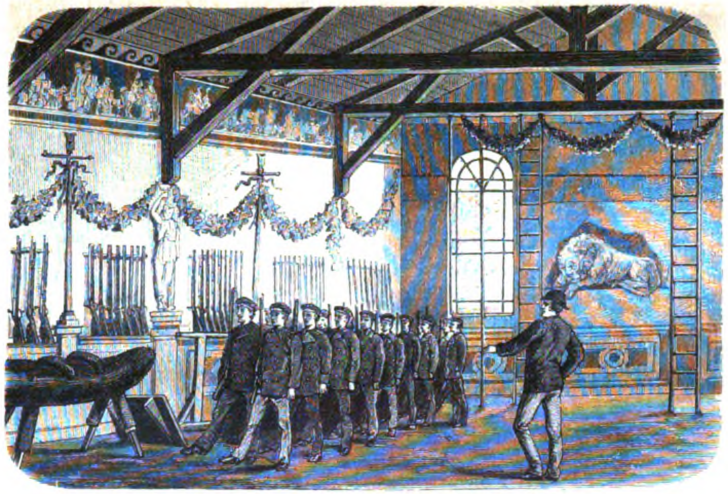
Und nun waren ſie aus allen Himmelsgegenden herbeigeeilt — Greiſe im weißen Haare, die vor vierzig Jahren, ergraute Männer, die vor dreißig und zwanzig, andere die vor zehn und fünf Jahren, manche erſt vor kurzem im friſchen Mannesalter, die alte Segensſtätte verlaſſen hatten. Das war ein Wiederſehen — Jugendfreunde, die ſeit Jahrzehnten nicht zuſammen getroffen, erkannten ſich jubelnd wieder, aber auch die Unbekannten wurden als Bekannte und als Brüder begrüßt. Dazu kamen

---

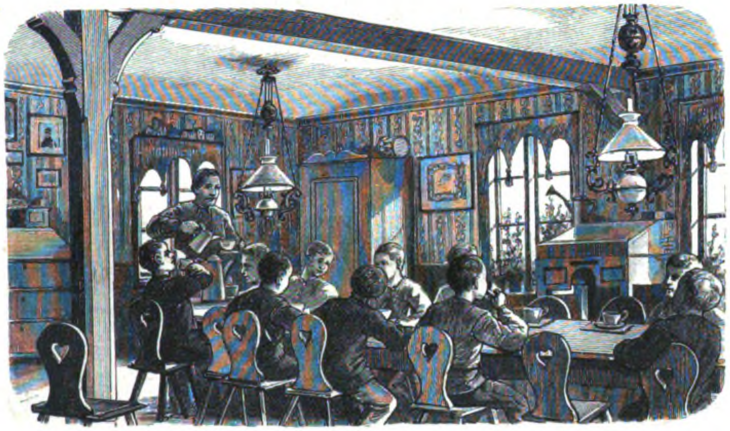
*) Am folgenden Tage überreichte einer der Brüder, Aereboe, Direktor der Waiſenanſtalt in Riga, eine Gabe von dreitauſend Mark von einem ungenannten „Freibruder“ zum Bau einer neuen Mädchenanſtalt geſtiftet.



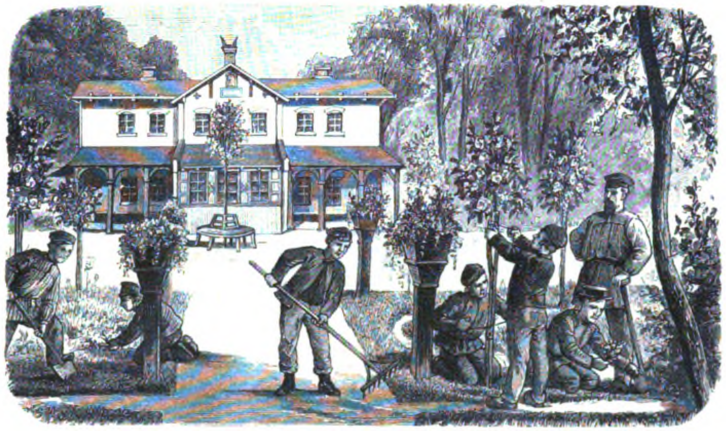
Feierabend unter der großen Kaſtanie (Geißbockſpiel).



Die Turnhalle des Penſionates. 1877.



Frühſtück der Knabenfamilie des „Bienenkorbes.“

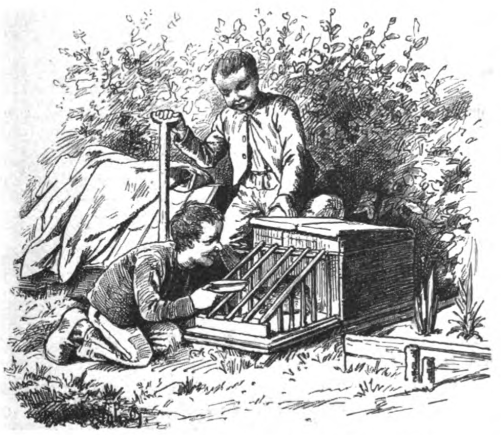


Gartenarbeit vor dem Familienhauſe: „Bienenkorb.“

Bilder aus dem Rauhen Hauſe zu Horn bei Hamburg. Gezeichnet von Joh. Gehrts.

Brüder aus der Schweſternanſtalt, dem Johannesſtift in Berlin, ferner Vorſteher der zehn Brüderhäuſer, die nach dem Muſter des Rauhen Hauſes in Deutſchland entſtanden ſind, ferner zahlreiche Paſtoren, die früher als Oberhelfer dem Rauhen Hauſe gedient hatten, endlich nahe Freunde der Anſtalt, die ſich ihr brüderlich verbunden wiſſen.

Staunend ſtanden ſie vor dem neuen goldenen Boden, der ihnen wie ein Rieſenbau erſchien. Staunend blickten ſie auf den Turm des Betſaales, der in die Höhe gewachſen, ſeitdem ſie ihn zuletzt geſehen und der ſogar das Arbeitshaus überragte. Und als es nun — wohl dreihundert an der Zahl — abends halb acht Uhr in das Kirchlein hineinging, da gab es noch mehr zu ſtaunen; denn der aus dem Jahre 1839 ſtammende längſt unzureichende Betſaal hatte ſich durch die Opferwilligkeit und eigenhändige Mitarbeit der Rauhhäusler ganz wunderbar und wundervoll verwandelt. Verſchwunden die alte getünchte Bretterdecke, welche die Spuren eines langjährigen, aber leider immer erfolgloſeren Kampfes mit Schnee und Regen trug, verſchwunden der kalte und feuchte Steinboden. Droben ruht wohlgefällig der Blick auf feſtgefügter brauner Holzdecke, und der Fuß ſchreitet auf ſauber gedieltem Boden. Rings umgibt die Wände eine dunkle Holzlambrie, von lieben Händen mit gemalten Kränzen und Gewinden von Eichen- und Weinlaub, von Kaſtanien und Tannen geſchmückt, ein jedes Feld einem der Anſtaltshäuſer geweiht. Von der Wand grüßt ein hohes Bild: ein Schutzengel — es iſt Werk und Gabe einer Künſtlerin, die es mit liebevoller Hingebung nach Murillo für den Betſaal geſchaffen hat, und je tiefer ſich das Auge hinein verſenkt, um ſo wunderbarer ergreift es uns. Über den Eingangspforten zur Seite der Kanzel hat die Hand des Prof. Andreä zwei ſelbſtgemalte herrliche Bilder: „Der gute Hirte“ und „Chriſtus ein Kind ſegnend,“ zum Jubelfeſt geſtiftet. Auf der rechten Seite aber grüßte die Feſtgenoſſen ein vortreffliches Ölbild Vater Wicherns, ſo getreu und lebenswahr, daß es mit Aug und Mund zu ſprechen und dem, was ſein Sohn nun ſprach, zuzuſtimmen ſchien; es iſt das Jubelgeſchenk einer treuen Freundin des Rauhen Hauſes, der Witwe Breuning in Hamburg.



Rauhes Haus: **Beſchäftigungen in den Mußeſtunden.**

(„Swinegels Sommervilla“).

Doch ich muß es mir verſagen, von dem nun eröffneten Feſte ausführlich zu berichten. In der Feſtnummer (Nr. 10) der „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hauſe“ und im „Beiblatt“ derſelben, muß ich die Leſer des Daheim bitten, die Ergänzung der folgenden Zeilen zu ſuchen, denn nur ganz kurz darf ich hier auf die Hauptmomente hinweiſen.

Bei dem Abend- und Begrüßungsmahl, das in den hellerleuchteten Sälen des Neuen Goldenen Bodens bereitet war, erregte es einen unausſprechlichen Jubel, als der Hausvater den Verſammelten folgende Mitteilung machte:

„Ich habe den lieben Brüdern die große Freude zu verkünden, daß unſer teurer Kaiſer, noch dazu mitten aus dem Manöver, zweitauſend Mark bewilligt hat, um ihnen eine ſorgenfreie Reiſe zu unſerem Feſte zu ermöglichen.“

Selten iſt wohl ſelbſt auf dieſen Kaiſer ein freudigeres und dankbareres Lebehoch erklungen als dasjenige, zu dem der Hausvater die Verſammlung nicht erſt zweimal aufzufordern brauchte.

Der eigentliche Feſttag, an dem die morgens drohenden Wolken bald von der heiterſten Feſtſonne vertrieben wurden, begann mit einer Familienfeier. Das ganze Haus und alle Brüder brachten der greiſen Mutter Wichern mit Geſang und Poſaunenſchall ihre Glückwünſche zu ihrem mit dem Jubelfeſt zuſammenfallenden Geburtstage dar. Von dem „weißen Hauſe“ aber zog alles zur kirchlichen Feier in die Dreifaltigkeitskirche zu Ham, wo der Hauschor den allen Rauhhäuslern ſo heimatlich klingenden 84. Pſalm ſang und der Poſaunenchor die Geſänge der Gemeinde begleitete, der Ortsgeiſtliche, Paſtor Palmer aber in geiſtgeborenen Worten die Feſtſtimmung in die rechten Bahnen leitete.

Im Betſaal des Rauhen Hauſes fand danach ein Feſtakt ſtatt. Auf den Eröffnungsgruß Dr. Hermann Sievekings, des Präſes des Verwaltungsrates, folgte die Feſtrede Paſtor Heſekiels, welche, an ein Wort Karl Raumers anknüpfend, von der „Majeſtät chriſtlicher Dankbarkeit“ handelte, die dem großen Pädagogen nirgend ſo machtvoll entgegengetreten ſei, als in dem Erbauungs-, Arbeits- und Feſtleben des Rauhen Hauſes.

Und nun folgten die anerkennenden Grüße und Segenswünſche der Vertreter von Kirche und Staat zuerſt Hamburgs, dann Preußens und inſonderheit Schleswig-Holſteins, dann die der Brüderhäuſer aus Nord- und Süddeutſchland, endlich der Brüderſchaft insgemein.

Während der weitere Freundeskreis an dem gaſtlichen Tiſche des Hamer Hofes zu Mittag ſpeiſte, bewirtete das Rauhe Haus die Brüder wiederum in den künftigen Arbeitsräumen des Goldenen Bodens. Inzwiſchen hatten ſich aus Hamburg, Ham, Horn, Wandsbeck, Altona, ja weiterhin aus Holſteins Gauen Tauſende zu der öffentlichen Feier geſammelt, die um halb drei Uhr am alten „Ruge's Huus“ unter den Poſaunenklängen des Händelſchen Jerichomarſches ihren feſtlichen Anfang nahm. Der Hauschor ſang die Motette: „Lobe den Herrn, meine Seele —“ dann ſprach von der Bank neben dem alten Haus Johannes Wichern zu der verſammelten Menge, deren Kern die Brüderſchaft bildete. Ihm gegenüber auf dem Dache des „Ankers“ lauſchte wohl am tiefſten ergriffen und bewegt den warm begeiſterten Worten ſeine Mutter, welcher hier inmitten einiger nächſtſtehenden Damen der Familie und der Freunde ein bevorzugter Platz eingeräumt war. Wie eine Variation des im Gotteshauſe angeſtimmten Grundtones klang es, wenn der Redner mit den Worten ſchloß: „Laßt uns alle Selbſtſucht und allen Selbſtruhm weit wegwerfen. Keiner von uns meine, mit ſeinem Dienſt ein ‚Opfer‘ zu bringen; iſt es doch nichts als Gnade, reiche Gnade von Gott, wenn wir für ſein Reich unſere ganze Kraft und unſer ganzes Leben einſetzen dürfen. Ja, iſt doch alle unſere Arbeit nur Zurüſtung und Vorfreude auf den großen Jubeltag, der nicht aufhören wird und da wir ewig jubeln werden: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen.“

Vor dem Schulhaus hielt Oldenberg, der langjährige Freund und Mitarbeiter Wicherns und ſein Biograph, die Weiherede bei der von Herrn Direktor Peiffer gemeißelten Marmorbüſte des Verewigten, die in Zukunft die Aula ſchmücken ſoll.

Nach der Büſte ward der goldene Boden, das mehrerwähnte neue Werkſtättenhaus durch Guſtav Jahn von Züllchow eingeweiht. Die markig breite, hünenhafte Geſtalt des einſtigen Gerber- und Bürgermeiſters und jetzigen Anſtaltsvorſtehers erhöhte die Wirkung des in Hans Sachſens Manier humorvoll gedichteten und urlaunig vorgetragenen Feſtgrußes. Es wirkte ſehr komiſch, als er, um ſeine Worte:

Nur gerb' ich. merkt auf dort, ihr kleinen Leute,
Die Felle jetzt von der umgekehrten Seite!

zu illuſtrieren, ſo einen kleinen Burſchen, der ihm gerade zur Hand war, beim Wickel kriegte, ohne zu ahnen, daß es kein Rauhhäusler Knabe war, ſondern ein auswärtiges Büblein, der ſich aber, wie ſein Vater nachher erzählte, durch die poetiſchen Prügel ganz beſonders geehrt fühlte. Nur den Schluß ſeiner prächtigen Rede kann ich hier mitteilen, der aus dem luſtig lachenden und alles zum Lachen reizenden Tone wieder in den Ernſt einlenkte, wie er der ernſten Beſtimmung des Arbeitspalaſtes geziemte. Da hieß es:

Man muß ſo oft jetzt hören die Klage,
Das Handwerk blute aus tiefen Wunden.
Der goldene Boden ſei längſt ihm entſchwunden.
Nur bleierne Not noch liege am Tage;
Wenn es wahr iſt, dies herzzerreißende Wort,
So ſollten wir Tag und Nacht darauf ſinnen,
Sollten billig ſuchen und trachten immerfort,
Wie wir den goldenen Boden wiedergewinnen.
Wir nun, und ich rede mit deſſen Worten,
Deſſen Gedächtnis unſer aller Herzen erfüllt,
Und deſſen Standbild wir heute enthüllt,
Ich red' es an dieſes Hauſes Pforten,
Bevor das Handwerk hier Einzug hält,
Ich rede frei und bekenne vor aller Welt:
Wir meinen, das Ora ſteht obenan,
Weil's mit der Arbeit allein nicht gethan.
Uns ſind Gebet und Arbeit die beiden Augen,
Die allein den goldenen Boden zu finden taugen.
Sie ſind uns die feſtverſchlungenen Hände,
Die, was ſie ergreifen, auch bringen zu Ende.
Uns ſoll das Handwerk nicht ſein bloßes Werk der Hand,
Soll Werk des Herzens werden, das zu Gott ſich gewandt.
Dann wird das Beten Arbeit und die Arbeit Gebet.
Und dann kann der Segen Gottes nicht fehlen früh und ſpät.
Der goldene Boden heißt dieſes Haus:
Es hat ſich geſteckt ein hohes Ziel,
Hat manches erreicht ſchon, hat vor ſich noch viel,
Seine Segen gehn immer höher hinaus!
So ſtehe du Haus denn in Gottes Hand,
Und pflege das Handwerk mit Fleiß und Verſtand,
Und hilf vor allem an deinem beſcheidenen Teil,
Heranziehen unſerem Volke zum Heil
Ein ehrſames, tüchtiges Handwerkergeſchlecht,
Das das Beten und Arbeiten wieder lernet recht.
Das treibe trotz aller Feinde Spott:
Dazu ſegne dich der dreieinige Gott! Amen.

Im Anſchluß an dieſen neuen Mittelpunkt der handwerksmäßigen Arbeit der Rauhhäusler, muß ich noch kurz erwähnen, wie auch die Nichthandwerker — einſchließlich der Penſionäre — in der arbeitsfreien Zeit zum Hausfleiß angeleitet werden. Ich citiere dafür folgende Stelle aus Wicherns Feſtſchrift:

„Bei den Verhandlungen (auf dem Brüdertage von 1879) über die Beſchäftigung der Kinder in der arbeitsfreien Zeit erhob ſich ein Bruder, griff in die Taſche und zog einen kleinen hölzernen Löwen hervor, den er der faſt ungläubig ſtaunenden Verſammlung mit der kurzen Rede vorwies: „So etwas machen meine Jungen!“ Dieſe kleine, aber unleugbare Thatſache ſchlug durch — „nicht mehr verhandeln, ſondern handeln“ hieß es, einige Brüder wurden ſofort nach Kopenhagen zu Clauſon-Kaas geſandt, und mit dem neuen Namen „Hausfleiß“ zog neues Leben in die Beſchäftigungen unſerer Knaben ein, in das Tiſchlern und Schnitzen, das Buch- und Bürſtenbinden, das Fournieren und Flechten. Stolz durfte ſpäter einer unſerer Sekundaner, heute wohlbeſtallter Primaner, von einem Ferienbeſuch in der Berliner Heimat zurückgekehrt, berichten, wie er mit einer unvollendeten Arbeit eine Tiſchlerwerkſtatt aufgeſucht, wie der freundliche Meiſter wohlgefällig ſeinem Thun zugeſchaut und ihn gefragt hätte, wo er gelernt, und wie er in den Verdacht eines eitlen Renommiſten gekommen, als er ſeine Zugehörigkeit zur ehrſamen Tiſchlerzunft leugnete.“

Durchweg bekundet die künſtleriſche Ausſchmückung der Rauhhäusler Wohnungen dieſen Hausfleiß. So ſchmücken die Außenwand der neuen Fiſcherhütte zwei trefflich modellierte Medaillons: Köpfe Gutenbergs und Peter Viſchers, welche, in Sandſtein gemeißelt, aus den Händen eines Setzerlehrlings hervorgegangen ſind. — — Nach einer leider zu kurzen Erfriſchungspauſe unter den Linden am Penſionat brachte Paſtor Kobelt aus Neinſtedt ein launiges Hoch auf das ganze Wichernſche Haus, in das ſtürmiſch von alt und jung eingeſtimmt wurde und auf den die Sangmeiſterin des Rauhen Hauſes, Fräulein Karoline Wichern, durch einen von ihr komponierten und eingeübten und von dem Hauschor vorgetragenen „Feſtgruß“ (gedichtet von Julius Sturm) antwortete. — Und nun ging es in das „Gehölz“ an der Weſtſeite des Gartens. Dort wo ſich die herrlichſten Buchen und Eichen in und über einem kleinen Thalgrund erheben, hat die Hand des Schöpfers gleichſam einen natürlichen Dom erbaut, deſſen Säulenwerk die ſchlankgewachſenen Baumſtämme, deſſen Gewölbe die lichtgrünen Baumkronen bilden, und der ſeine Beſtimmung erſt zu erfüllen ſcheint, wenn er zum Tempel einer Feſtverſammlung wird. Hier ſprachen zum Schluß Wilhelm Baur und Otto Funcke zu der tauſendköpfigen Verſammlung.

Die Nacht war hereingebrochen, der Mond blitzte durch die hohen Baumwipfel, als mit dem Lied „Jeruſalem, du hochgebaute Stadt,“ die Feier im Eichenhaine abſchloß und der Poſaunenchor zum Schlußakte aufforderte. In langem Zuge leiteten die Rauhhäusler mit Fackeln und bunten Lampen ihre Feſtgäſte durch den dunkeln Garten zum alten Hauſe und zur Kaſtanie.

Unter der alten Kaſtanie klang zuletzt der Jubel des feſtlichen Tages in einem von Paſtor Palmer geſprochenen Gebet aus, dem ein von tauſend Stimmen gemeinſam gebetetes Vaterunſer und der Geſang: „Nun danket alle Gott“ folgten.

Der zweite und der dritte Tag waren ernſter Arbeit gewidmet. Die Brüder tagten, berieten ihre internen Angelegenheiten und tauſchten ihre Erfahrungen auf den verſchiedenen Gebieten ihres Wirkens aus. Der Ernſt der Beratungen wurde unterbrochen durch die Heiterkeit der gemeinſamen Mahlzeiten. Man tafelte in den ſchönen Sälen des goldenen Bodens. Am traulichſten war das Beiſammenſein am Donnerſtag abend, wo die ganze Rauhhäusler Familie, mit Einſchluß der Mädchen vom Kaſtanienhof, unter einem Dach — 650 Hausgenoſſen, Brüder und Freunde — verſammelt war. Und Butterbrot wie Bier mundeten trefflich bei der auserleſenen Bedienung. Denn die jungen Herbergsväter, welche in einer nicht genug anzuerkennenden Selbſtloſigkeit faſt ihre ganze Feſtfreude opferten, um Küche und Kellerei zu verwalten, die verſtanden ihre Sache.

Es war ein fröhlicher Abend, wie ihn das Rauhe Haus ſo gern hat. Muntere Reden und Toaſte wechſelten mit Geſang und Inſtrumentalmuſik ab, und allen war es zu früh, als gegen elf Uhr zum Aufbruch geblaſen wurde.

Am dritten Tage verband ein Telegrammwechſel das feiernde Wittenberg und das feiernde Horn und gab dem Jubelfeſte des Reformationskindes den ſchönſten und würdigſten Abſchluß.

Die beiden Telegramme lauteten:

Die zum Lutherfeſt in Wittenberg Verſammelten entſenden dem Rauhen Hauſe zu ſeinem Jubelfeſt den Gruß innigſter Mitfeier und tiefer Dankbarkeit, ſowie das Gelübde treuer Mitarbeit. Das Präſidium: Möller.

Es wurde ſogleich geantwortet:

Das Rauhe Haus und die zu ſeinem fünfzigjährigen Jubiläum Verſammelten erwidern Gruß und Segenswunſch der Genoſſen des Lutherfeſtes mit innigſtem Dank und mit dem Gelöbnis, für das Werk der Reformation mit Zeugnis und Dienſt der Barmherzigkeit einzuſtehen.

Wichern, Hagedorn, Oldenberg.

Am Familientiſche.

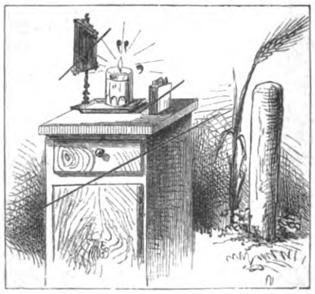
Giftige Fiſche.

In betreff der in Admiral Werners letztem Seebilde („Im atlantiſchen Ozean, XIX. Jahrg., S. 745 ff.) eine ſo verhängnisvolle Rolle ſpielenden giftigen Fiſche, deren Daſein von einigen kritiſchen Geiſtern angezweifelt worden, geht uns folgende Notiz zu:

Nach einem Briefe des mit ethnographiſchen Forſchungen beauftragten Zahlmeiſteraſpiranten Weißer vom deutſchen Kriegsſchiff „Hyäne,“ den dieſer an Prof. Baſtian gerichtet hat, exiſtiert an den Küſten von Neu-Irland, welche die „Hyäne“ beſuchte, ein grüngefärbter Korallenfiſch, den die Eingebornen mar-selé nennen. Die Eingeweide dieſes Fiſches enthalten Gift, das die Inſulaner in Sagokuchen verbacken, um damit feindliche Stammesgenoſſen zu vergiften. Die Neu-Irländer ſind Kannibalen, welche behufs Erlangung von friſchem Menſchenfleiſch in ſtetem Kampfe mit anderen Stämmen liegen. Nur einmal im Jahre kommen merkwürdigerweiſe alle Stämme zu einem anſcheinenden Friedensfeſte zuſammen, bei denen jedoch ſämtliche Teilnehmer groteske Masken und Anzüge tragen, durch welche der einzelne vollſtändig unkenntlich gemacht wird. Bei dieſer Gelegenheit wird zwar jeder öffentliche Streit und Kampf vermieden, aber heimlich jenes Gift in Anwendung zu bringen geſucht, das wie der Fiſch ſelbſt ebenfalls mar-selé heißt.“

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



Die leeren Felder des nebenſtehenden Quadrats laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die wagerechten Reihen neun Wörter von je neun Buchſtaben ergeben. 1. Ein europäiſches Fürſtentum. 2. Eine Republik in Zentralamerika. 3. Eine Stadt in der preußiſchen Provinz Poſen. 4. Ein Feldherr der Spartaner. 5. Ein weiblicher Vorname. 6. Ein Feldherr der Karthager. 7. Ein Titel von einigen Magiſtrats-Mitgliedern. 8. Rätſel von einer beſonderen Art. 9. Ein Ort in Paläſtina.

1.

				a				
			a		a			
		a				a		
	a						a	
A				a				a
	a						a	
		a				a		
			a		a			
				a				

2. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte, ein Bündel geknüpft und geſchnürt.
Ein ehrloſes Volk, dem Verachtung gebührt.
Die Letzten ein überall heimiſches Vieh,
Es gilt nicht als Sänger und nicht als Genie.
Das Ganze iſt mancher grundehrliche Mann,
Man ladet ihm alles auf, was man nur kann.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 1.

1. Der Kapitän war 72 Jahre alt.

2.

Bezeichnet man die Anzahl der Gläſer Wein mit x, die der Gläſer Bier mit y, ſo iſt der Preis, den der Profeſſor zu zahlen hat in Pfennigen: 40 x + 14 y, wozu 100 Pfennig Trinkgeld kommen. Im andern Falle hätte er 12 x + 40 y zahlen müſſen; daraus ergibt ſich 40 x 14 y + 100 = 40 y + 12 x oder: 13 x — 40 y = 50. x und y ſind aber ganze Zahlen. Die kleinſten Zahlen, die dieſer Bedingung genügen, ſind: x = 2, y = 6, woraus ſich, das Trinkgeld inbegriffen, 2 Mark 64 Pfennig Zeche ergibt. Die nächſt größeren Auflöſungen wären ſchon 15 Gläſer Wein und 20 Gläſer Bier.

Schachaufgabe.

1. Sc3—b5	1. Lh1—d5
2. Td6—e6	2. Kf5—e6:, Ld5—e6: oder anders
3. Sb5—d4, —d6♯	
	A.
1.	1. Kf5—e4
2. Sb5—d4	2. beliebig
3. Tg7—e7♯	
	B.
1.	beliebig anders
2. Sb5—d4 + u. ſ. w.	

3. Zapfenſtreich. — **4.** Daheim.

5. Baſt ei — Baſtei.

6. Durch Umſtellung der Buchſtaben erhält man aus den beiden Wörtern „Soden“ und „Dame“ den Namen „Desdemona“ und aus den beiden Wörtern „Pole“ und „Rolle“ den Namen „Leporello.“

7. Die erſte Geldrolle enthält 290 Mark, die dreizehnte 110 Mark.

Bilderrätſel.

Der Schnee zerrinnt,
Der Mai beginnt,
Die Blüten keimen
Den Gartenbäumen,
Und Vogelſchall
Tönt überall!

Hölty.

Neueſte Lutherſchrift von Emil Frommel.

Soeben erſchien in unſerm Verlage:

Bilder aus Dr. Martin Luthers Leben.
Zur Erinnerung an das 400jährige Luther-Jubiläum
10. November 1883
für das evangeliſche deutſche Volk
von Emil Frommel.

Mit einem Farbendruckbilde und 34 Holzſchnitten. — Einzelpreis 50 Pf. — Partiepreis [von 50 Exempl. an] à 40 Pf.

Allen Städtiſchen Behörden, Gemeinde-, Kirchen- und Schulvorſtänden

wird dieſe neue Lutherſchrift von Emil Frommel, die ſich durch ſchöne Ausſtattung und volkstümliche Darſtellung aus der Flut der erſchienenen Lutherſchriften wirkſam hervorhebt, zur Verteilung bei der Lutherfeier in den evangeliſchen Volksſchulen, Vereinen und Feſtverſammlungen beſtens empfohlen.

Die Herren Geiſtlichen

werden gebeten, die Verbreitung dieſer Schrift im Wege der Kolportage durch die Gemeinde-, Kirchen- und Schuldiener von Haus zu Haus während der Lutherfeſtzeit freundlichſt fördern zu helfen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das neue Quartal des Daheim zu ſpät aufgegeben und daher die erſte Nummer dieſes Quartals von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betr. Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit überhaupt noch zu haben, beſorgt. Wir bitten alſo in ſolchem Falle ſich nicht abweiſen zu laſſen, was beſonders in kleineren Poſtorten zuweilen vorkommen ſoll, ſondern auf Lieferung des Gewünſchten zu beſtehen. Von uns direkt bezogen koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf., welche vorher in Briefmarken an uns einzuſenden ſind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Inhalt: Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. — Eine Waldenſerkolonie in Württemberg. — Vielfraß nennt man dieſes Tier wegen ſeiner Freßbegier. Bild von F. Hiddemann. — Ein Regentag auf dem Lande. (Fortſetzung.) Eine luſtige Geſchichte von Hans Arnold. — Eine Geſchichte des Nihilismus. Von Th. H. Pantenius. — Das Jubelfeſt des Rauhen Hauſes. Von Robert Koenig. Mit neun Illuſtrationen von Johannes Gehrts. — Am Familientiſche: Giftige Fiſche. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Herausgegeben von Otto Klaſing in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Oktober 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 3.

Er lebt!

Eine Erzählung von **E. Oswald.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Ja, in die Eichweider Ahnenſtube ſchien der Vollmond, damals, vor bald ſechsunddreißig Jahren. Draußen wob ſein Licht Silberſchein um nahes Buſchwerk und ferne Wieſen und lag als zitternde Scheibe auf dem Waſſer der Grafft, zwiſchen den Mummeln. Drinnen auf dem Fenſterſimſe ſaß ein Liebespaar, eng an einander geſchmiegt und küßte ſich zum Abſchied. Der Wagen, der die Braut nach Liebezahl heimholen ſollte, hielt im Hofe und immer noch einmal legte die Scheidende ihre Arme um den Nacken des Verlobten.

„Auf ein halbes Jahr! auf ſechs lange, ewige Monate!“ klagte ſie, und er ſchalt, ſo gut ſich's im Bann zweier weichen Arme und eines holden, thränenfeuchten Antlitzes ſchelten läßt. Lag denn das Weltmeer zwiſchen Eichweide und Berlin? Und wie ſollte er ſich vor dem Staatsexamen bangen, wenn ſeine einzige Matty ihm gut blieb? So tröſtete Fritz Edzard, und ſchaute wie verzaubert in Mattea Liebezahls Rehaugen.

„Lebewohl denn, mein Fritz, mein Todbezwinger!“ Damit war ſie von ihm gegangen, um nimmermehr zu ſeinem treuen Herzen zurückzukehren. Ihre Liebe ward ihm geſtohlen, und der Dieb hatte ſich ſeinen beſten Freund genannt: Maximin Kaldenhoff! Warum mußte er Tag für Tag kommen, gerade in der wehmütigen Herbſtzeit, als die einſame Braut ſich von ihrem fernen Verlobten unverſtanden wähnte, weil ſie es nicht einſehen konnte, daß tägliche Liebesbriefe und Examenarbeiten ſich ſchwer reimen? Sie ſchmollte ernſtlich, er ging ſcherzend darüber hinweg, weil er ſie für verſtändiger hielt, als ſie war, und Maximin Kaldenhoff zuckte die Achſeln über den unbegreiflichen Freund Fritz und bedauerte die Mißverſtandene. Warum thaten es ihr ſeine Blumenſpenden und Beſuche im ſchmucken Attila, hoch zu Roß, an? Warum blieb er nach dem Manöver faſt drei Wochen als Gaſt auf Liebezahl, anſtatt die oft geplante, engliſche Reiſe zu machen? Wie kam es, daß aus dem liebenswürdigen Geſellſchafter ein ritterlicher Freund, aus dem ritterlichen Freunde ein Anbeter mit überredenden Worten und bequemer Philoſophie ward? Sie zählte achtzehn Jahre und ihre beiden Schweſtern hatten in hochvornehme Familien geheiratet. — „Mesalliancen töten unfehlbar auch die heißeſte Neigung!“ Solange ſagte Maximin ihr das vor, bis ſie es glaubte und ſich einredete: es ſei beſſer für ſie ſelbſt und für Fritz, wenn ſie ſich trennten. Und ſie gab ihm ſein Wort zurück. Im Spätherbſt, an einem traurigen Novembertage, hörte ſie, daß er für wenige Stunden drüben in Eichweide war und daß Maximin zu ihm hinausreiten und mit ihm ſprechen würde. Sie ſah ihn niemals wieder. Im April, als auf den Elſumer Hügeln die Oſterfeuer brannten und Fritz Edzard ſein Examen mit Ehren beſtanden hatte, war ſeine Braut Maximin Kaldenhoffs Braut geworden, und als ſie den Diamantring über ihren ſchlanken Finger ſchob, den einſt der ſchlichte Goldreif geſchmückt hatte — da wußte ſie's doch im geheimſten Innern, daß ihre erſte Liebe kein Irrtum geweſen war! Zu ſpät — ein Zurück gab es nicht mehr für ſie, und ſie ſagte ihrem eigenen, ehrlichen Herzen, daß es ein Lügner ſei. Im Roſenmond führte Maximin ſie heim, über Blumen, durch Ehrenpforten an Eichweide vorbei, in die fremde, oſtpreußiſche Garniſon. — Was zwiſchen Löſen und Knüpfen lag — ſtill, — o ſtill davon! — — — —

Sie preßte, alles um ſich her vergeſſend, die fiebernde Hand, die ſie hielt, feſt in der ihrigen, der Kranke ſtöhnte auf, und die Bilder vergangener Tage ſchwanden im Nu vor der Wirklichkeit.

Wie kam ſie, die kühle, alternde Frau dazu, daß plötzlich eine verzehrende Sehnſucht nach dem erſten, keuſchen Mädchenglücke in ihr wach wurde, daß ſie den einſtgeliebten Namen vor ſich hinflüſterte, als könnte ſie ſeinen Träger damit herauf beſchwören? „Fritz, o Fritz! hilf du mir!“ Vor faſt zwanzig Jahren hatte ſie durch Dritte das letzte von ihm gehört. Damals war er ein junger Ehemann nach langer Einſamkeit und Beſitzer einer großen Irrenanſtalt geweſen, ſeitdem war ihr nichts mehr aus ſeinem Leben zu Ohren gekommen.

Sie rückte ihren Armſeſſel aus dem Bereiche des Mondſtrahls, zog die Vorhänge zuſammen und nahm im Dunkeln ihren Platz an des Sohnes Seite wieder ein. „Wozu die alten Gräber öffnen?“ dachte ſie. „Es iſt längſt Gras darüber gewachſen, er iſt verheiratet wie ich, und wird glücklicher ſein, als wenn ich die Seinige geworden wäre. Es iſt beſſer ſo, — ich hätte niemals in bürgerliche Verhältniſſe gepaßt. Was ſollte ich mir jetzt noch vorwerfen? Hier fülle ich meinen Platz aus, ich achte meinen Mann und er trägt mich auf Händen, ich genüge meinen Pflichten nach beſtem Wiſſen, unſere Kinder habe ich in Gottesfurcht erzogen — unſere Kinder — und einer iſt uns geblieben!“

„Gibt es wirklich ein rächendes Geſchick, das, ſtärker als des Himmels Erbarmen, den Dolch, mit dem wir verwundet haben, gegen unſere eigene Bruſt zurückwendet?“ Unzähligemale während der einſamen Nachtwachen am Krankenbette hatte ſie ſich dieſe Frage vorgelegt und die Schrift nach einer Antwort durchforſcht. Da kam ihr heute, als der Mondſchein ihr die verlorene Jugend und die verſcherzte Liebe wieder erweckt hatte, jener Spruch des Propheten in die Gedanken zurück, mit dem ſie ſich einſt in den Tagen ihres Treubruches an Fritz Edzard zu beſchwichtigen geſtrebt hatte.

„Wenn eure Sünde gleich blutrot iſt, ſoll ſie doch ſchneeweiß werden!“ Schneeweiß wie die bleichen Geſtalten ihrer toten Kinder. „Ich habe genug gebüßt — ſei gnädig, Herr!“ flehte ihre geängſtete Seele, und ihre Hand legte ſich gegen das pochende Herz ihres Sohnes. Noch lebte er, und nur mit ihm ging die Hoffnung zu Grabe.

So ſaß ſie ſtill da und zählte die leiſen Herzſchläge unter ihrer Hand, bis ihr die Augen zufielen und die goldenen Fäden der Erinnerung ſie von neuem im Halbſchlummer umſpannen. Sie erwachte, weil von der Thüre her eine gedämpfte Stimme ihren Namen rief. Es war ihre Jungfer mit der Meldung, daß der Herr Graf vor einer halben Stunde zurückgekommen ſei und daß ihm daran liege, die gnädige Gräfin vor Schlafengehen noch einen Augenblick zu ſprechen.

Sie ermunterte ſich ſofort. „Heute abend noch, Käthchen? es iſt elf Uhr vorbei!“ ſagte ſie verwundert, winkte den Burſchen herein und ließ ſich in ihrem Toilettenzimmer von der Jungfer das Haar glätten und die Spitzenbarbe feſtſtecken, ehe ſie zu ihrem Gatten hinunter ging.

Dieſer ſchritt ruhelos in ſeinem Zimmer hin und her. Der Abendimbiß, den er nach längeren Ausflügen regelmäßig zu genießen pflegte, ſtand völlig unberührt auf dem Tiſche. Er war wider Gewohnheit noch im Jagdanzug und ſah ſehr erhitzt aus, als er ſeiner Frau zum guten Abend die Hand küßte und ihr einen Seſſel neben ſeinen Schreibtiſch rollte. Dort lag die Briefmappe geöffnet mit einem leeren Oktavbogen und der Feder darüber. „Ich nahm mir die Freiheit, dich ſo ſpät noch ſtören zu laſſen, Mattea, weil ich eine dringende Sache mit dir zu beraten wünſchte,“ ſagte er. „Bitte, nimm doch Platz, mein Kind. Haſt du einige Minuten Zeit für mich?“

„Gewiß, Lieber, ſo lange es ſein muß,“ entgegnete ſie. „Nur möchte ich Fred vor Mitternacht nicht gern ohne Not allein wiſſen.“

„Darum werde ich mich auch möglichſt kurz faſſen,“ fuhr der Graf fort und begann ſich mit nervöſer Haſt die Hände zu reiben. „Eben Fred betrifft dieſe Angelegenheit, in der ich ohne deine direkte Zuſtimmung nichts zu thun beabſichtige. Ich möchte dich erſuchen, meinen Vorſchlag ohne Leidenſchaft zu prüfen. — Würdeſt du dich, ſobald man Fred eine Reiſe zumuten dürfte, zu einer längeren Trennung von ihm entſchließen? Selbſtverſtändlich unter der Vorausſetzung, daß ſich ein beſonders paſſendes Aſyl für ihn aufthäte wo —“

„Ein Aſyl?“ unterbrach ſie, und ein erſchrockener Blick kam in ihre Augen. „So glaubt Willers nicht, daß unſere häusliche Pflege genügt? Maximin, erinnere dich doch der Zeit, als wir uns bereden ließen, Georg fortzugeben — ich bin heilig davon überzeugt: das Irrenhaus hat ſeinen Tod beſchleunigt!“

„Du mißverſtehſt mich ganz und gar — laß mich gütigſt ausreden, liebe Mattea,“ ſagte der Graf und faßte ihre Hand, während ein lebhaftes Rot in ſeine Wangen ſtieg. „Ich meine kein Irrenhaus für Fred — das verhüte Gott in Gnaden! — nur ein ruhiges Landleben unter ärztlicher, zuverläſſiger Aufſicht. Was wir hier haben können, genügt mir zu wenig; alles Gefängnismanier mit verſtandeskalten Aufpaſſern. Mattea, ſieh mich nicht ſo ſtarr an! Es iſt mir wahrlich ſchwer genug, dir zu ſagen, welches Aſyl ich im Sinne habe und welchen Arzt. Die peinlichſten Erinnerungen für dich und mich knüpfen ſich an ſeinen Namen. Komm, entſcheide du — ich möchte Manfred nach Eichweide — zu Fritz Edzard ſchicken —“

Er fühlte, wie ſich ihre Hand in der ſeinigen hart zuſammenſchloß, ihre Schultern hoben und ſenkten ſich unter mühſamen Atemzügen. Heute, gerade heute, wo die bitteren Waſſer über ihrer Seele zuſammengeſchlagen waren, dieſe ſeltſame Übereinſtimmung ihrer eigenen Wünſche mit denen des Gatten.

„Fritz Edzard! O Maximin! wie kommt dir der Gedanke?“ — Das war alles, was ſie über ihre Lippen brachte.

„Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt, oder beſſer, durch einen Zufall,“ erwiderte der Graf und fühlte ſich leichter, nun er den gefürchteten Namen ausgeſprochen hatte. „Erinnerſt du dich noch an Freund Sacken, an Ernſt Sacken, der bis vor elf Jahren Vierdörfchen hinter Riſchwitz hatte und dann verkaufte und nach Echterhof ins Hannoverſche überſiedelte? Nun gut; der iſt ſeit ein paar Tagen mit Frau und Kind zu Beſuch bei den Riſchwitzern, und dort dinierten wir heute. Man hatte mich neben Sacken placiert und da habe ich alles von ihm gehört, daß Fritz ſich aus ſeiner großen Irrenanſtalt längſt nach unſerem lieben alten Eichweide zurückgezogen und dort bis zum Tode ſeiner Frau (vor beiläufig neun Jahren) ein Privataſyl für Leichtverſtimmte, Melancholiker, Rekonvaleszenten gehalten hat. Immer nur einen, höchſtens zwei Patienten zur Zeit. Er ſoll ausgezeichnete Kuren gemacht haben und überall das größte Vertrauen genießen. Nicht als ob ich erwartet hätte, etwas anderes über Fritz zu hören. Es ſteckte von je und je Bedeutendes in ihm, ſchon als Knabe hatte er ja die durchdringenden Augen und das ſympathiſche Organ. Nun, Sacken ſagte mir ſelbſt: ‚Nehmen Sie mein Wort darauf, Edzard wäre der einzigrichtige Mann für Ihren Sohn.‘ — Glaubſt du nicht, daß Fritz — — wenn du ihm vielleicht ſchriebeſt?“

„Nein! o Gott, nein! Ich habe nicht den leiſeſten Anſpruch auf ſeinen Edelmut!“ fiel ſie ihm heftig in die Rede und erhob ſich mit flammendem Geſichte. „Keine Silbe mehr davon, Maximin! Es iſt entſetzlich, mir das zuzumuten!“

„Geſtatte mir noch eine Bemerkung, ehe du meine Bitte ſo ſchroff zurückweiſeſt,“ ſagte er, und die Erregtheit verſchleierte ſeine Sprache. „Du, liebes Kind, haſt jedenfalls größeren Anſpruch auf ſeinen Edelmut als ich, und mir kann er nein ſagen, dir, einer Frau, ſchwerlich; denn er iſt ein Kavalier der Geſinnung. Mattea — wir beide, du und ich, haben meines Wiſſens nie Szenen und Unfrieden mit einander gehabt — ſollten wir jetzt damit beginnen, zu dieſer Stunde, in der es vielleicht die Rettung unſeres letzten Kindes gilt?“

Aus ihren Wangen war jede Spur von Farbe gewichen; totenblaß, das Zittern ihrer Geſtalt mit aller Kraft bemeiſternd, ſtand ſie neben dem Seſſel und kämpfte einen harten Kampf mit ihrem Stolze. Dann ſetzte ſie ſich plötzlich, jedes perſönliche Gefühl in die Tiefe ihrer Bruſt zurückdrängend, an den Schreibtiſch ihres Mannes, zog den leeren Briefbogen zu ſich heran und tauchte die Feder ein.

Mehreremale verſuchte ſie umſonſt, mit der Anrede zu beginnen, ſie ſchlug, die Feder fortſchiebend, beide Hände vor ihre Augen und wiegte den Oberkörper hin und her, wie jemand, der qualvolle Schmerzen erduldet. Hätte ſie unbeobachtet ſchreiben dürfen, aus ihrer ſchwergeprüften Seele heraus, ach, trotz aller Bitterkeit, die zwiſchen ihr und dem Jugendfreunde lag, würde ſie ihn heute „lieber Fritz“ genannt und dann ſeine Vergebung, ſeine Großmut angefleht haben. Aber hier, unter den Augen ihres Mannes, dem die Form über das Weſen ging, durfte und wollte ſie es nicht, und verſtecktes Spiel hinter ſeinem Rücken, dazu hätte ſie ſich niemals herabgelaſſen.

Endlich raffte ſie ſich zuſammen, nun ſtand die konventionelle

Anrede auf dem wappengeſchmückten Bogen, darunter reihte ſich langſam, oft von Nachſinnen unterbrochen, Zeile an Zeile, bis der feine deutliche Namenszug: „Mattea Kaldenhoff“ den Schluß machte. „Du haſt es gewollt — Gott gebe ſeinen Segen für Fred,“ ſagte ſie mit ganz fremder Stimme und reichte ihrem Manne den fertigen Brief. Er durchflog ihn zweimal raſch nach einander mit zuſtimmendem Nicken während des Leſens; als er geendet hatte, drückte er ſeiner Gattin die Hand und blickte ſie dankbar an. Aber ſie wehrte ihn leiſe ab und ſchüttelte den Kopf. „Sprich nicht mit mir — gute Nacht, Lieber, gute Nacht!“

Damit glitt ſie an ihm vorüber, hinaus. Er eilte ihr nach, küßte ihre Stirn und ließ ſich's nicht nehmen, ſie an ſeinem Arme treppauf ins Krankenzimmer zurückzuführen.

„Sei überzeugt, es iſt richtig und taktvoll, daß du geſchrieben haſt und nicht ich,“ wiederholte er, als er noch einen Moment mit ihr an Manfreds Lager ſtand. „Dein Brief iſt tadellos — in jeder Zeile vortrefflich. Für die Folgen laß mich einſtehen. Und nun übernimm dich nicht, ſorge für deine eigene Geſundheit, meine liebe Mattea, und ſchlafe wohl.“

Er ging; ſie ſetzte ſich auf ihren alten Platz, an des Sohnes Bett, legte ihr Geſicht zu dem ſeinigen in die Kiſſen und die Thränen rollten unaufhaltſam über ihre Wangen. Sie hatte den Wermutskelch bis zur Neige leeren müſſen.

Der Burſche, der ehrerbietig bei Seite trat, exiſtierte augenblicklich nicht für ſie. Er ſchlich auf den Zehenſpitzen davon, kam mit der brennenden Nachtlampe zurück, ſtellte ſie behutſam auf die Spiegelkonſole und ging, die Arzneiflaſche in Händen, gradewegs auf das Bett zu.

Er zog eine gewaltig ernſte Miene, während er die Arznei ſchüttelte, und blickte der Gräfin, die ſich bei ſeinem Nahen raſch empor gerichtet hatte, verlegen in die naſſen Augen.

„Nun ſollte es wohl nachgerade meine Zeit ſein, Frau Gräfin; ich habe von neun bis elf feſt geſchlafen,“ meinte er und hob ſacht den Kopf des Kranken, um ihm die Arznei einzuflößen. „Schlafen Sie ruhig fort, Karl, ich bleibe hier,“ entgegnete ſie, aber der Burſche ließ ſich nicht vertreiben.

„Es geht und geht wahrhaftig nicht, mein Herr Leutnant gäben das ſelber auf keinen Fall zu, wenn Sie es wüßten, und ich muß Ordre parieren. Wie ſoll das werden, wenn mein Herr Leutnant wieder zu Gange kommen, und dann legen ſich Frau Gräfin und werden krank. So was hält ja keine Kuhdirne aus! Und nachher werden Frau Gräfin ſchon doch vor den Riß ſtehen müſſen, wenn ich wieder meine Laſt mit dem vielen Putzen habe.“

Sie ſchüttelte wehmütig den Kopf. „Putzen — Dienſt! Mein guter Karl, davon darf noch ſehr, ſehr lange keine Rede ſein. Man wird Ihren Herrn ſobald wie möglich auf Reiſen ſchicken.“

„I, was Frau Gräfin ſagen! Das iſt ja ſchön! Und wird auch wohl das allerbeſte für Herrn Leutnant ſein. Von der Herumſitzerei wird der Menſch rein unklug, juſtement wie unſereiner im Arreſt. — Na — da werd' ich doch mitreiſen ſollen?“

„Schwerlich, Karl. Sie würden ſich's wohl kaum zutrauen, allein mit Bedienung und Pflege fertig zu werden.“

„Befehlen doch, Frau Gräfin, wer ſollt' es denn ſonſt? Was andere können, das kann ich auch,“ antwortete Karl, nahm die Hacken zuſammen und ſtand kerzengrade. „Verlaſſen ſich Frau Gräfin ganz auf mich, ich ſteh' gut dafür, daß ihn nichts anficht. — Herr Je'chen na! da ſchlägt es doch ſchon eins! Kann ich nun hier auf Poſten kommen?“

Sie ſah den guten Menſchen mit ihren müden Augen an, beugte ſich noch einmal über den Schlafenden und behorchte ſeine Atemzüge, ehe ſie ſich erhob, um ſich für wenige Stunden niederzulegen. Karl rückte, als ſie gegangen war, ihren Polſterſeſſel beiſeite, holte ſich dafür ſeinen dreibeinigen Holzſchemel aus dem Kabinett, ſetzte ſich und ſah, ſeine Hände um den Volkskalender gefaltet, ins Unbeſtimmte hinein, bis der Kranke ängſtlichen Tones nach ihm rief und fragte: warum es ſo entſetzlich dunkel um ihn her ſei? „Weil wir knapp dreiviertel zwei haben, Herr Leutnant,“ antwortete Karl und drehte die helle Seite der Nachtlampe dem Bette zu, „vor fünf Uhr kommt die Sonne jetzt noch nicht hoch. Aber gegen die Zeit hin, daß wir auf Reiſen gehen, Herr Leutnant und ich, da mag ſie wohl ſchon bei halb vier hochkommen. —“

„Reiſen —? wohin?“ murmelte der Kranke, ohne die Lider zu heben, und ſank in ſeinen unruhigen Schlummer zurück. Der Burſche trug ſeinen Schemel vorſichtig zur Spiegelkonſole, um ſich beim ſchwachen Lichte der Nachtlampe über ſeinem Kalender wach zu halten.

IV.

Aus dem Frühling war Sommer geworden, die Roſen ſtanden in ſchönſter Blüte und im Kaldenhoffſchen Garten war der Gärtner unausgeſetzt mit nützlichen Maſchinen an der Arbeit. Da wurde gemäht und gewalzt, geſprengt und Kies geſtampft, jedes welke Blättchen auf dem engliſchen Raſen, jede Ranke, die ſich in natürlicher Anmut über den ſtrengen Rahmen der Teppichbeete hinausſtahl, galt für ein Unding. Seltene Koniferen hoben ſich als dunkle Pyramiden von ſamtgrünem Grunde, die goldene Kugel des kleinen Springbrunnens tanzte im Sonnenſchein und man zitterte nur vor dem erſten ſtaubigen Tage, der all dieſe Herrlichkeit von der vielbetretenen Straße aus mit häßlichen Schleiern überziehen würde.

Quitzow hatte zum erſtenmal ſeit Manfreds Erkrankung wieder mit ihm und ſeinen Eltern zu Mittag gegeſſen und ſaß jetzt in Geſellſchaft von Mutter und Sohn beim Kaffee unter der kleinen Glasveranda. Es war dort zwar recht ſonnig und die neugierigen Blicke Vorübergehender fanden in den beiden Kaſten mit Pelargonien und gelben Calceolarien keine unüberwindlichen Hinderniſſe. Aber man atmete doch friſche Luft und Manfred wagte ſtill zu hoffen, daß der Gärtner ſeine kratzende Harke demnächſt ins Treibhaus tragen und ſelbſt zu ſeinem Veſperſchoppen verſchwinden würde. Er war ſich nicht völlig klar darüber, ob er den Gärtner oder den „Glaskaſten“ — die Veranda — mehr verabſcheute. An beiden ſchien das Herz der Gräfin zu hängen, wenigſtens ſprach ſie täglich mehrmals von des erſteren Vortrefflichkeit und dem unſchätzbaren Werte der letzteren im Lichte eines Aufenthaltes für Geneſende betrachtet. Sie hatte zu Manfreds Bequemlichkeit ihre eigene Chaiſelongue aus dem Wohnzimmer hinaus rollen laſſen und eine türkiſche Decke dazu gehäkelt, deren Palmen der Leidende wider Willen zählen mußte, ſobald ſein ſcheuer Blick ſich darauf verirrte. Der Gegenreden müde, duldete er alle dieſe Einrichtungen zu ſeinem Behagen und verlangte nur eine ſpaniſche Wand hinter dem Ruheplatze, um abgeſchloſſener von der Außenwelt zu ſein. — Auch heute lag er teilnahmlos unter ſeiner Schlafdecke; Kaffee und Zigaretten auf dem Tiſchchen neben ihm waren unbeachtet geblieben und für die oft wiederholte Bitte ſeiner Mutter, ſich an der Unterhaltung zu beteiligen, hatte er kaum eine andere Antwort, als ein ungeduldiges Stirnrunzeln.

Er empfand das tiefſte Bedürfnis nach Ruhe und Einſamkeit, und die Seinigen dachten und ſannen von früh bis ſpät nur darauf, ihn abzulenken. Wovon? — „Kann man einen Menſchen von dem ablenken, was ſeit dem großen Wendepunkte ſeines Lebens ſeine neue Individualität bildet?“ Dieſen Satz wendete er unabläſſig in Gedanken hin und her und mühte ſich vergebens damit ab, Folgerungen aus ihm zu ziehen. Er konnte über ein dumpfes Grübeln, eine nebelhafte Unklarheit des Empfindens nicht hinaus gelangen. Quitzows gutgemeintes Geplauder während dieſer ſchwülen Nachmittagsſtunde traf ſein Ohr, aber es erregte ſeine Seele nicht. Dennoch beläſtigte es dieſelbe, ſowie ein gleichmäßiger Tropfenfall in nächſter Nähe den Übermüden beläſtigt und wachhält.

Die Gräfin handelte in treueſter Abſicht grauſam gegen ihren Sohn und verſchlimmerte ſeinen Zuſtand, anſtatt ihn zu beſſern. Keinen Moment wollte ſie ihn außer Augen laſſen, keins ſeiner Worte verlieren, in der Hoffnung, eines derſelben möchte ihr endlich den heißerflehten Anhalt bieten, an dem ſie ihn ins Leben zurückleiten könnte. Wie viel wird auf dieſe Weiſe unbewußt an pſychiſch und moraliſch Kranken aller Stände geſündigt! Seit Wochen mühte ſie ſich, Manfred gottergeben zu machen, ihm die alten Verhältniſſe von einem höheren Geſichtspunkte zu beleuchten und ihm die unſelige Krankheitsurſache als ein Zucht- und Schutzmittel für Gegenwart und Zukunft darzuſtellen. Sie predigte tauben Ohren; denn alles hat ſeine Zeit und Manfreds Zeit war noch nicht gekommen.

Für Quitzows ungeſchminkte Natürlichkeit hatte die Gräfin eine große Vorliebe gefaßt, und ſeine Teilnahme, ſtets gleich rege, ohne jemals aufdringlich zu werden, that ihrem vereinſamten Herzen wohl, deſſen Liebesbeweiſe der eigne Sohn zurückſtieß. Ja, es kamen Stunden, in den ſie wünſchte, Manfred möchte dieſem harmlos liebenswürdigen Kameraden gleichen; und dann wieder, wenn ſie ſein Manuſkript zu dem Geſchichtswerke, an dem er bis vor kurzem in ſeinen Mußeſtunden gearbeitet hatte, zur Hand nahm und darin ſtudierte, widerrief ihr Mutterſtolz den Wunſch. Nach ſeinen Arbeiten hatte er noch mit keiner Silbe gefragt und Doktor Willers wollte ihn auch nicht daran erinnert haben. Manfred fand den Stabsarzt unerträglich, ſein Vater bevorzugte ihn vor anderen Kollegen, weil er allen Fragen phlegmatiſch ſtillhielt und ſeine ariſtokratiſchen Patienten wie Halbgötter behandelte. Das war dem häufig leidenden alten Herren bequem, zudem gab er ſehr viel auf feine Umgangsformen. Deshalb ſollte Willers Manfreds Behandlung bis zur demnächſtigen Abreiſe in Händen behalten. Von Doktor Edzard war noch keine Nachricht gekommen und dieſer Zuſtand der Ungewißheit wurde dem gräflichen Ehepaare immer peinlicher.

Gerade eben hatte der Briefträger wieder einmal nichts als die Zeitung gebracht und über jeden, der von Poſt zu Poſt vergebens hofft und ſehnt, pflegt in ſolchen Momenten ein erſchlaffendes Enttäuſchungsgefühl zu kommen. So ging es auch der Gräfin. Ungeachtet aller Herrſchaft über ſich ſelbſt verlor ſie ein paarmal den leichten Faden der Unterhaltung mit ihrem Gaſte, und dieſer, körperliche Abſpannung vermutend, erhob ſich, um Abſchied zu nehmen.

„Alſo punkt Sechs werde ich mit dem Break zurück ſein und dich abholen, Fred,“ ſagte er, ſein liebenswürdigſtes Lächeln auf den Lippen, trotz des unheimlichen Gefühls, das ihn noch bei jedem Beſuche des gemütskranken Freundes beſchlich. „Es bleibt dabei, wie?“

Er ſtand, mit der Mütze ſpielend, an Manfreds Tiſchchen und nahm dem apathiſch Daliegenden die Hand von den Augen. „Sieh mich doch nett und fidel an wie ſonſt, mein alter Fred! Was haſt du von dem permanenten Grillenfangen? Kopf oben, es zieht ſich alles glatt, wenn man die Geſchichte nur am richtigen Zipfel anpackt. Bei deinem ewigen Schlafen und Dämmern kommt, weiß Gott, nichts heraus! Du mußt nun endlich wieder mobil werden; wir wollen dich planmäßig aufmuntern — Ihre gütige Erlaubnis vorausgeſetzt, meine Gnädigſte!“

„Ich bin unbeſchreiblich dankbar für jede Freundlichkeit, die Fred erwieſen wird, lieber Herr von Quitzow,“ entgegnete die Gräfin und bewegte ihren großen, ſchwarzen Atlasfächer langſam auf und ab. „Mit der Zeit wird Fred, das gebe der Himmel, die Treue ſeiner Freunde doppelt anerkennen und vergelten lernen.“

„O gewiß, gewiß, Frau Gräfin, daran zweifelt keiner von uns. Sagen Sie, bitte nichts mehr von Dank. Wir thun einfach unſere Pflicht und thun ſie mit tauſend Freuden,“ verſicherte Quitzow und ſah in einem Gemiſch von Rührung und Verlegenheit unverwandt auf ſeine Stiefelſpitzen. „Es iſt jammerſchade, daß Buchberg gerade jetzt auf Urlaub iſt und Pleſſin abkommandiert — nach Metz zur Kriegsſchule, weißt du das ſchon, Kaldenhoff? Nun beſtimme einmal — ſoll es ſechs Uhr ſein? Wir haben einen brillanten Tag, warm und nicht die Spur ſtaubig, und ich wette hundert gegen eins, daß du Vergnügen an meinen neuen Juckern haben wirſt, tolle Rackerchen, ſage ich dir, viel Blut und Temperament —“

„Vergnügen! Mir iſt auch recht danach zu Mute!“ unterbrach Manfred und wendete ſein Geſicht zur Seite, um den forſchenden Blicken ſeiner Mutter auszuweichen. „Hätteſt du die Güte, Mama, mir deinen Fächer zu leihen? Es iſt ſehr drückende Luft hier —“

„Gerade deshalb mußt du einen reſoluten Entſchluß faſſen ins Freie hinaus zu gehen,“ mahnte Quitzow, und die Gräfin fügte hinzu: „Du ſollteſt Gott dankbarer dafür ſein, mein Kind, daß du wieder im ſtande biſt, die ſchönen Tage zu genießen.“

Manfred nahm den Fächer, deſſen Spiel ihm unerträglich geworden war, legte ihn zuſammengefaltet neben ſich und die Hand feſt darauf. „Laß mich, wo ich bin, Heinz, kutſchiere ohne mich in der Welt herum. — Dies alles ekelt mich an, ich wollte —“

„Ach, das iſt ja blühender Unſinn, Fred, damit darf man dich wahrhaftig nicht hinlaſſen!“ fiel Quitzow ein, und klopfte den Freund väterlich auf die Schulter. „Liebſter Junge, du weißt, wie treu ich's meine, komm, nimm Vernunft an, mon cher. Du haſt doch noch deine alten Augen im Kopfe und ſiehſt, daß die Sonne ſcheint, und entſinnſt dich, daß du bei ſolchem Wetter, mit einem guten Pferde unter oder vor dir und guten Kameraden zur Geſellſchaft ſtets der Luſtigſte von uns warſt. Willers meint auch —“

„Schweig mir von Willers — dieſer Giftmiſcher und ſein albernes Gewäſch!“ ſagte Manfred erbittert. „Seit wann ſind auch Willers Meinungen des Citierens wert? — Etwa ſeitdem er ſein Meiſterſtück an mir gemacht hat? — Scharlatan!“ Er lehnte ſich wieder in ſeine Kiſſen zurück und ſchloß die Augen. Quitzow zuckte die Achſeln und hakte, ſich zum Gehen anſchickend, den Säbel ein, daß es leiſe raſſelte. Einen Moment ſtand er noch unſchlüſſig in der Glasthüre; die Gräfin blickte bedauernd zu ihm hinüber, dann trat ſie an ihres Sohnes Seite und zwang ihn, ſein Geſicht zwiſchen beide Hände nehmend, ſie anzuſehen. „Trauteſter Sohn, ſei nicht ſo eigenſinnig, ſo kindiſch!“ bat ſie. „Weshalb willſt du die hübſche Spazierfahrt nicht mitmachen, wenn Herr von Quitzow die Freundlichkeit hat, dich abzuholen?“

Manfred ſchob die Hände ſeiner Mutter von ſich. „Ihr quält mich unverantwortlich — was habt ihr davon?“ rief er aus, und in ſeinen Augen begann es zu brennen. „Auf meine Uniform, das fühle ich beſtimmt, beſitze ich kein Recht mehr und hier, durch die Garniſon in Zivil fahren, als ein abgedankter Soldat, ein Schmarotzer auf Königs Unkoſten, das bringe ein anderer fertig als ich!“

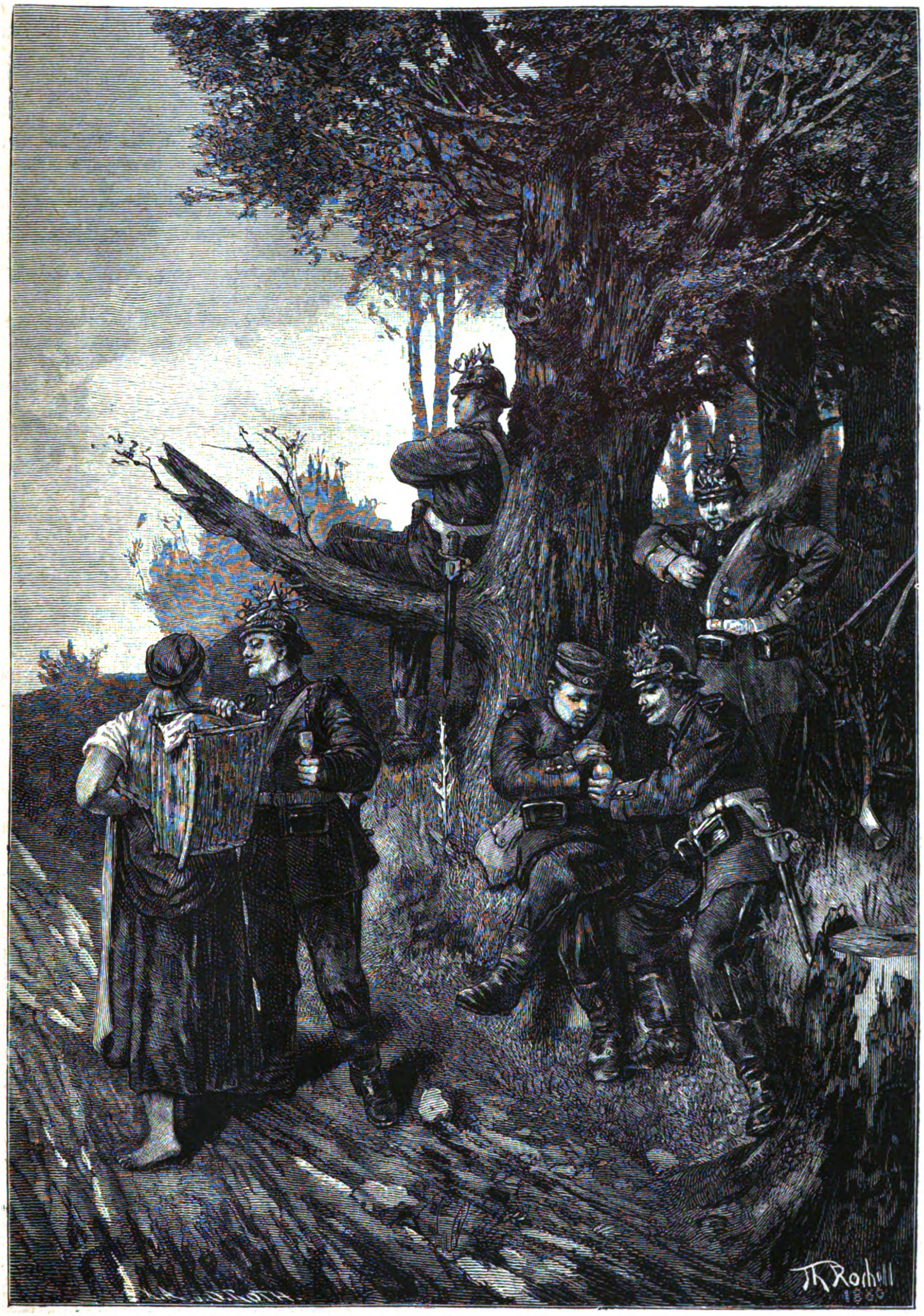
„Aber, beſter Fred, ſo nimm den Mantel um und ſetze die Mütze auf, damit baſta. Nichts einfacher als das, wenn du durchaus peinlich ſein willſt,“ riet Quitzow mit einem ſtarken Anfluge von Ungeduld in der Stimme. „Weißt du was? Wir fahren hinter dem Glacis herum zum Exerzierplatz hinaus, es wird dich ſicher amüſieren, die dummen Kerls einmal wieder Sand pflügen zu ſehen; Tettau als Aufſichtsrat, natürlich der Generalfeldmarſchall in spe fabelhaft ſchneidig! Das Jungchen iſt wirklich zu reizend!“

„Ich würde meinerſeits eine ſolche Komödie gradezu unwürdig finden — wie kannſt du ſie mir zumuten?“ ſagte Manfred ſchroff. „Was thue ich draußen unter Menſchen, was auf dem Exerzierplatze? Ich habe nichts mehr mit Rekruten und Dienſt zu ſchaffen; mein Leben iſt verpfuſcht. Gönnt mir wenigſtens Ruhe! Soll ich mich von euch herumfahren laſſen wie ein Kind, dem man die Zügel nicht anvertrauen darf? Soll ich's dulden, daß jeder Beliebige mit Fingern auf mich zeigt, als auf den letzten eines alten Hauſes, der zu Grunde geht? Ihr ſeid herzensgute Menſchen, Quitzow, und ich danke euch allen,“ fuhr er fort, und ſtatt des herben Ausdruckes kam ein tieftrauriger in ſeine Augen, „aber ich wollte doch, daß ich keinen von euch je wiederzuſehen brauchte. Eine wüſte Inſel für mich, oder meinetwegen die Lüneburger Haide, nur nicht dieſe haſſenswerte Stadt! Adieu, Quitzow, trage mir meine Worte nicht nach, hörſt du? Und — Mutter — ich möchte allein ſein, ich thue alles, was ihr wollt, nur laßt mich allein!“

Die ganze Angſt einer kranken Seele lag in dieſer Bitte, die, wie gewöhnlich, ſo auch heute erfolglos ausgeſprochen wurde. Auf das verzweifelte: „Ich thue alles, was ihr wollt!“ hin, wurde die Spazierfahrt nach der Gräfin Wunſch angenommen und Quitzow eilte fort, um rechtzeitig mit dem Break vorfahren zu können.

Manfred ſtand, nachdem der Freund gegangen, ſchweigend auf, duldete den zärtlichen Kuß ſeiner Mutter kalt, ging in ſein Zimmer und klingelte nach Karl.

Dieſer erſchien ſofort und ſchüttelte, als er vernahm, um was es ſich handelte, hinter Manfreds Rücken ſeufzend den Kopf. Er wußte davon zu reden, wie ſein Herr zuſammenbrach, wenn der Tag vorüber war, wie er abgeriſſene Sätze vor ſich hin murmelte und ſich ſtundenlang ſchlaflos von einer Seite zu anderen warf. Aber der Reſpekt verbot, an der erſten Stelle das rechte Wort zu ſprechen.



Von unſeren Manövern: Examiniertrupp.

Gemalt von Th. Rocholl.

„Wir wollen doch lieber allein auf Reiſen gehen, ich werd' Herrn Leutnant ſchon richtig beſorgen,“ ſagte er, indem er den Zivilpaletot aus der Garderobe holte und ſeinem Herr hinein half, denn es fehlten nur noch wenige Minuten an ſechs Uhr.

„Ja, ja, mein guter Karl, wie gern! Wenn ſie uns beide nur fortließen, und wenn wir erſt wüßten wohin,“ entgegnete Manfred trübe.

„Nu, einen gaſtlichen Ort wollten wir ſchon herausfinden — irgendwo hinter Podangen, wo ſie den ſchönen Wald haben, oder draußen an der See, da wo man am beſten ſein Recht mit der Verpflegung kriegt, das iſt doch die Hauptſache. Bloß von Klippfiſch und Krabben wird der Menſch nicht ſatt, und das möcht' ich Herrn Leutnant auch gar nicht ſervieren. Ich meine, wenn einer dem Herrn Grafen die Sache nur mal in Ordnung würde vorſtellen!“ Er bürſtete Manfreds Paletot nochmals von oben bis unten ab. „Herr Leutnant ſitzen ja hier nicht hinter den Traillen, ſondern haben Ihre Freiheit, wie jeder andere Chriſtenmenſch.“

„Schöne Freiheit!“ knüpfte Manfred an Karls Betrachtungen an. „Laß das Gebürſte ſein, es iſt total einerlei, wie ich ausſehe. — Und — hinter den Traillen ſitzen, wie du's nennſt, wäre noch lange nicht das ärgſte, was einem paſſieren könnte. Beſſer hinter den Traillen und allein bleiben dürfen, als hier in der grasgrünen Stube ſchlafen müſſen, und Menſchen ſehen und ſpazieren fahren — bah! weil die Sonne ſcheint, was geht mich die Sonne an?“

„Nu, es iſt doch ſchöner, als wenn wir noch immer den Landregen von vergangener Woche hätten, Herr Leutnant,“ lenkte Karl ein. „Dann würde wieder alles Heu mitſamt den Kartoffeln zu ſchanden gehn, wie letztes Jahr. — Aber, von wegen den Traillen, Herr Leutnant, ſo würd' ich mir das ſchon nicht wünſchen. Ich hab' 'mal von einem reden hören, der ſelber dahinter geſeſſen hat, daß auch noch Schnürjacken um den ganzen Leib und Wärter mit Reitpeitſchen dazu nötig ſein ſollen. Und ſo was brauchen ſich Herr Leutnant nicht gefallen zu laſſen!“

„Menſch! Schweig! Wollt ihr mich um jeden Preis wahnſinnig machen?“ ſtieß Manfred hervor und ſtand raſch atmend, die Augen ſtarr auf einen Punkt geheftet. Dann drückte er plötzlich beide Hände vors Geſicht und begann zu ſchluchzen und zu ſtöhnen wie ein Gefolterter.

Der arme Burſche geriet außer ſich über das, was er in ſeiner Dummheit angerichtet hatte. Das Herz hämmerte ihm wild gegen die Rippen; die Angſt trieb ihm den Schweiß vor die Stirn. Er hätte ſich am liebſten zur Abbitte auf die Kniee geworfen oder ſeinem Herrn die Hände von den Augen geriſſen, ihm die Stube ſtockfinſter und totenſtill und das Bett bequem gemacht, und hätte dann vor der Thür Poſto gefaßt, um wie ein Löwe den Eingang zu verteidigen, falls irgend jemand mit einem unerwünſchten Anſinnen kommen würde. Aber er war ja nur der gemeine Soldat, der zu ſchweigen, der Diener, der zu gehorchen hatte.

Nun klang, unten vom Thorweg her, das Rollen des kommenden Wagens, jetzt ſprang ſchon Quitzow die Steinſtufen hinauf, und unterhielt ſich, an der Haupttreppe ſtehen bleibend, lebhaft mit dem alten Grafen über den prächtigen Abend.

„Befehlen Herr Leutnant den blauen Schirm?“ wagte Karl endlich zu fragen, und die Worte entrangen ſich ſeiner breiten Bruſt ſo zaghaft und gepreßt, daß Manfred die Hände ſinken ließ und mit ſeinen umflorten Augen gütig in die bekümmerten ſeines treuen Burſchen ſchaute.

„Ich danke dir — mag der Schirm liegen, wo er liegt, bis wir zuſammen fortkommen,“ antwortete er. „Nimm dir die Geſchichte nicht zu Herzen, mein Alter, du verſtehſt mich doch beſſer als die anderen — verlaß du mich nicht,“ fügte er hinzu und ſtreckte Karl die Hand hin, die ſtumm ergriffen und feſt gedrückt ward. Dann zog er ſich den Hut tief in die Stirn, und ging trägen Fußes den Korridor entlang, Quitzow entgegen.

„Das ſoll ein Wort ſein, Herr Leutnant!“ ſagte der Burſche feierlich hinter ihm drein, und er hob die Rechte, als wollte er zur Fahne ſchwören.

(Fortſetzung folgt.)

Die erſte Schwarmſalve.

(Zu dem Bilde auf Seite 37.)

Es ſoll zur Nachtfelddienſtübung ausgerückt werden. Nun noch ſchnell, ehe die Kompanie antritt, in die Kantine und einen guten „Hamburger Tropfen“ oder einen Nordhäuſer in die kleine runde Flaſche gethan. Für etwas gutes Eßbares wurde ſchon daheim geſorgt.

Nun geht ſo ein Einjähriggefreiter durch dick und dünn. Nun kann's Bindfaden regnen, oder Kieſelſteine hageln — munter geht's hindurch.

Aber ſo ſchlimm iſt's heute nicht. Noch lacht die Sonne hernieder.

„Stillgeſtanden.“ „Das Gewehr über.“ „Mit Sektionen rechts ſchwenkt — marſch.“

Munter geht's zum Kaſernenthor hinaus. Die Schwalben huſchen pfeilgeſchwind an der marſchierenden Truppe entlang, im Fluge die letzten Fliegen für ihren Abendimbiß erhaſchend.

So geht's durch die ſtiller und ſtiller werdenden Felder hindurch, durch Wieſen, auf denen die Nebel zu lagern beginnen. Bald iſt die hohe Kleper erreicht, und Schritt für Schritt geht's den ſteilen Berg hinauf, und tiefer und tiefer unten liegt das fruchtbare Leinethal.

Nun noch, ehe der Himmel völlig erloſchen, Vorpoſtenſtellung genommen. Vizefeldwebel Schwieder übernimmt die Feldwache. Einjähriggefreiter N. bekommt den Examiniertrupp. Mit Würde nimmt er ſeine Mannſchaften. Mit Würde beſetzt er mit ihnen jene Waldecke, an der der Weg nach Geismar vorüberführt. Das Gepäck wird abgelegt und der Einjährige nimmt Stellung auf einem dicken Aſt, wo er entſchieden Herr der Situation iſt. Langſam dämmert die Nacht herauf. Da wird die Ruhe durch Pferdegetrappel unterbrochen. Es iſt der Fuchs des Herrn Major, der ſich zu einem energiſchen Trabe aufgerafft hat und dabei ſchier den gewohnten Hahnentritt vergeſſen. Nun wird der Examiniertrupp examiniert. Dann verſchwindet auch der Fuchs über den Horizont hinunter. Ein Bäuerlein kehrt vom Felde heim. Es wird durch ein lautes plötzliches „Halt!“ geängſtigt und mit einigen Fragen beläſtigt, dann in Gnaden entlaſſen.

Ein Mädchen aus dem Dorfe unten, das rote Kopftuch um ihr blondes Haar, die Kiepe auf dem Rücken, ſoll durch einen Kuß ſich freie Paſſage erkaufen, doch ein lautes beſtimmtes Machtwort vom Aſt herunter bringt ihr Erlöſung und enthebt den übermütigen Musketier ſeiner ſelbſtauferlegten Zolleinnehmerpflichten.

Nun wird's ſo dunkel, daß der auf dem Baumſtumpf doppelt aufpaſſen muß. Immer noch nichts vom Feind zu ſehen und zu hören, ſo ſcharf auch die beiden Augen das Vorterrain, jede Terrainwelle, jedes Gebüſch überfliegen.

Die Rebhühner locken auf den dunklen Feldern. Im Wald drin der eintönige Schrei einer Eule. Sonſt alles totenſtill.

Doch halt! Was iſt das?

Dort links — auf dem Fußweg — wird's dort nicht lebendig? — Geduckt ſchleicht's heran, Mann an Mann. — Hui! Wie flink iſt der Herr Gefreite von ſeinem Baum herunter!

„An die Gewehre. „Gewehr in die — Hand.“ Eine raſche Wendung nach links. „Fertig zur Schwarmſalve.“ „Legt — an“ — „Feuer.“ „Geladen.“ „Legt — an“ — „Feuer.“ „Geladen!“

Ha, wie das ſchnarrt — ha, wie das fleckt! Die Salven krachen exakt und majeſtätiſch rollt das Echo den vor kurzem noch ſo friedlich ſtillen Waldrand entlang.

Mindeſtens ein Zug muß ſich da vor uns befinden. Nun entwickelt ſich die lange Reihe aus dem engen Hohlweg hervor. Plötzlich richtet ſie ſich auf.

Schon ſoll die dritte Salve mit Feuer kommandiert werden. Sie wird das eigentümliche Schweigen der Kolonne vor uns brechen. — Da — wer beſchreibt das namenloſe Erſtaunen des Einjähriggefreiten?

Der feindliche Zug ſtellt ſich in Gefechtslinie auf.

„Hut ab“ erſchallt ein lautes ſcharf markiertes Kommando. Und „ſchönen guten Abend“ erſchallt es, wie von einem Munde, aus wenigſtens acht bis zehn Kehlen. Und mit einem homeriſchen Lachen, das dem Führer des Examiniertrupp durch die Seele ſchneidet, machen die Herren Studioſi, denn ſolche waren es und zum größten Teil eben ausgediente Einjährige, — eine würdevolle Kehrtwendung.

Dann noch ein einſtimmiges, biederes, höchſt ernſthaftes: „gute Nacht,“ und im Gänſemarſch, wie gekommen, zieht die ehrſame Geſellſchaft wieder ihres Weges. Es war Kr—ll's Stimme. Kein anderer ſteckte dahinter.

Zum Überfluß plötzlich lautes Pferdegetrappel von G. her. Es iſt der Herr Major.

„Ins Dreiteifels Namen!! Sie Einchäriger! Auf wän habbe Se denn g'ſchoſſe? Is mir doch mein Läbdag noch nit vorkomme.

„Schießt där Mann uff Ziviliſte.

„Herr ...... ſoll ich Sie einſtecke laſſe — oder was wolle Sie aigentlich?“

Damit noch nicht genug. Hinter dem armen Sünder und Vaterlandsverteidiger läßt ſich die Stimme des Herrn Hauptmanns vernehmen, der ſich mit unverhohlener Ironie nach Stärke und Waffengattung des Feindes erkundigt. Dann kommt nur eben noch der Herr Leutnant mit zahlreicher Verſtärkung. Auch bei ihm und den Neuangekommenen großes Ergötzen und allgemeines Schütteln mit dem Kopfe, wie ſie den Thatbeſtand erfahren.

Dann iſt alles wieder ſtill, und die Pulverwolke, die die friedliche Waldecke umhüllt, verzieht ſich. Man hört wieder das „Quitt quitt quitt" der Wachtel, den Lockruf des Feldhuhns und den eintönigen Schrei der alten penſionierten Eule in der hohen Eiche, und wie höhniſch klingt das alles in das Ohr des Zerknickten.

Zeit und Ruhe zu ſchmerzlichem Nachdenken über Blamage im allgemeinen und Naſen, Rüffel und ironiſche Bemerkungen im beſonderen ſind vollauf vorhanden. — Da weckt knatterndes Gewehrfeuer, kurz gedrungene Salven von drüben her aus dem Nachdenken. — Die Feldwache ſcheint ſcharf angegriffen zu werden. Nun gilt es ſie herausreißen.

Dieſer Poſten ſcheint doch keinem feindlichen Angriff mehr ausgeſetzt, drum haſtig mit dem Examiniertrupp durch dick und dünn, und dem Feind womöglich überraſchend in die Flanke gefallen.

Geſagt — gethan. Hier purzelt ein Musketier über einen Stuken, dort bleibt einer mit dem Brotbeutel in den Zweigen hangen, aber unaufhaltſam und in atemloſer Haſt geht's durch alle Hinderniſſe hindurch, und dann aus nächſter Nähe, aus der Waldliſiere heraus eine kräftige praſſelnde Schwarmſalve auf die feindliche Schützenlinie, mit pochendem Herzen kommandiert, und ſie thut ihre Wirkung. Der Einjähriggefreite hat diesmal auf echte Soldaten geſchoſſen, und nicht auf bummelſtöckchenbewaffnete Muſenſöhne. Aber zu hören wird er die Affaire noch oft bekommen. Th. Rocholl.

Die Entwickelung der Welt.

„Entwickelung" lautet das Schlagwort aller Vertreter der neueren naturwiſſenſchaftlichen Weltanſicht, zumal der dem Gottesglauben entfremdeten. An die Stelle der Schöpfung der Welt tritt dieſer Denkweiſe eine bloße Weltentwickelung, und zwar für die am weiteſt gehenden ihrer Vertreter eine Entwickelung der Welt rein aus ſich ſelbſt, ohne höheren Urheber! Was es mit dem ſo gefaßten Gedanken einer Weltentwickelung für eine Bewandtnis habe und zu welchen Konſequenzen er führe, zeigt ein kürzlich (im Verlag der Fr. Winterſchen Univerſitätsbuchhandlung in Heidelberg) erſchienenes Werk des Erlanger Naturforſchers Prof. Dr. Friedr. Pfaff auf lichtvolle Weiſe. Es behandelt „Die Entwickelung der Welt auf atomiſtiſcher Grundlage" und liefert damit einen treffenden „Beitrag zur Charakteriſtik des Materialismus," den wir unſeren Leſern als Mittel zur Orientierung über eine der wichtigſten Zeit- und Lebensfragen der Gegenwart beſtens empfehlen möchten.

Weder den Begriff einer Entwickelung der Welt, noch die mit dieſem Begriffe verbundene Theorie einer atomiſtiſchen Konſtitution der Materie beſtreitet der Verfaſſer. Er nimmt die Atomenlehre, das Fundament aller neueren Phyſik und Chemie, unbefangen an, beſtreitet auch nicht, daß eine durch geſetzmäßig erfolgende Bewegungen der Atome oder der kleinſten Materieteilchen bewirkte Entwickelung dem heutigen Zuſtande und Ausſehen der Welt zu Grunde liege. Aber was er mit Entſchiedenheit leugnet, iſt das Hervorgegangenſein dieſer Entwickelung der Materie aus ſich ſelbſt, das Fehlen eines übermateriellen perſönlichen Urhebers, Ordners und Lenkers für ſie, oder was dasſelbe: den rein mechaniſchen Charakter der dem Weltwerden zugrundliegenden Bewegung der Atome nach ihrem Urſprung, Verlauf und Ziele.

Er zeigt die Unmöglichkeit der Annahme einer ſolchen Spontaneität der Materieentwickelung zunächſt durch Hinweis auf die Unzulänglichkeit unſeres Wiſſens über die Verteilung des Stoffes im Raum, ſodann durch Hervorhebung unſerer Unkenntnis der wahren Urſachen der Bewegungen dieſes Stoffes. — Weder wie der Stoff im Weltenraume außerhalb unſerer Erde verteilt iſt, d. h. nach welchem Geſetze die Fixſterne, Nebelflecken, Sternhaufen ꝛc. in ihm gruppiert ſind, und wie weit die Menge dieſer Weltkörper im Verhältnis zum geſamten Weltraum ſich ausdehnt, — weder dies können wir auch nur mit annähernder Gewißheit beſtimmen, noch iſt betreffs unſerer Kenntnis der Art der Stoffverteilung innerhalb der Körper dieſer unſerer Erdenwelt die erlangte Gewißheit eine größere. Das Teleſkop ebenſowohl wie das Mikroſkop dienen nur zur Häufung der uns umgebenden Rätſel. Angeſichts der zwölfhundert Millionen Fixſterne des Himmelsraumes ebenſowohl, wie angeſichts der vielleicht noch zahlreicheren Atome, die ein einzelner mäßig großer Körper telluriſcher Materie, etwa ein Waſſertropfen, in ſich ſchließen kann, müſſen wir bekennen: Unſer Wiſſen iſt Stückwerk! Und analog verhält es ſich mit unſerem Wiſſen um die letzten Urſachen der Bewegungen der Materie, beides, der himmliſchen, wie ſie die Aſtronomie und Aſtrophyſik uns kennen lehrt, und der irdiſchen, wie ſie durch chemiſch-phyſikaliſche Forſchung erſchloſſen werden. Warum dieſe oder jene Lagerung der Atome dieſes oder jenes Verhalten der durch ſie gebildeten Körper bewirkt, entzieht ſich unſerem genaueren Wiſſen ſchlechterdings. Wir kennen nur Eigenſchaften der Körper, nicht Eigenſchaften der ſie konſtituierenden Atome; oder ſofern wir von Eigenſchaften der letzteren etwas (nämlich die Gewichtsverhältniſſe, in welchen ſie ſich unter einander verbinden) wiſſen, vermögen wir doch ſchlechterdings nichts Beſtimmteres über den Zuſammenhang dieſer Atomeigenſchaften mit den Körpereigenſchaften zu ſagen.

Auch bei Anwendung dieſer atomiſtiſchen Theorie der Materie zum Verſuche, die Entwickelung des ſichtbaren Weltganzen, wie der geſtirnte Himmel ſamt unſerer Erde es vor Augen ſtellen, geſetzmäßig zu begreifen, nehmen die Rätſel und die Dunkelheiten kein Ende. Weder Laplaces Hypotheſe vom Hervorgegangenſein unſeres Sonnenſyſtems aus einer ungeheueren Gaskugel, noch Kants ähnliche Theorie von der Entwickelung der Himmelskörper aus einem Urchaos, beſtehend in dem zu einer unendlich dünnen Dunſtmaſſe aufgelöſten Stoffe der Welt: keine dieſer beiden Theorien befriedigt den nach ſtreng mechaniſcher Löſung des Welträtſels Trachtenden. Wir müſſen, was den Weltanfang betrifft, in der Stoffmaſſe, woraus die Geſtirnwelt hervorgegangen, „von Anfang an ganz beſtimmte Bewegungen vorausſetzen, ohne einen phyſikaliſchen Grund dafür angeben zu können;" und wir müſſen bei Beantwortung der Frage nach der Weltzukunft auf eine rationelle Vermittelung zwiſchen dem phyſikaliſch Wahrſcheinlichen und dem logiſch Notwendigen verzichten. Das Fortbeſtehen der Welt mit ihren Lebeweſen als Bewohnern erſcheint durch unſer Gefühl gleicherweiſe wie durch unſer vernünftiges Denken als notwendig erfordert: dennoch predigt alles, was wir an phyſikaliſchen Thatſachen in nah und fern um uns erblicken, das direkte Gegenteil. Als Endſtadium der Welt ſcheint ein Zuſtand völliger Entkräftung infolge unausgeſetzten Wärmeverluſtes, ein Tod an Altersſchwäche, ein abſoluter Weltſtillſtand angenommenen werden zu müſſen! — So wird alſo, verſucht man die atomiſtiſche Theorie bis zu ihren letzten Konſequenzen auszubilden und durchzuführen, kein einziger der bekannten Glaubensartikel der materialiſtiſchen Weisheit bewahrheitet: weder der Satz von der Ewigkeit der Materie, dem das fortwährende Vorhandenſein zahlloſer leuchtender Geſtirne widerſpricht (denn längſt müßten alle dieſe Lampen ausgeglüht haben und erloſchen ſein, wenn der Weltſtoff von Ewigkeit her exiſtierte), noch der Glaube an einen allweiſen Zufall als angebliche ordnende Urſache der Erſcheinungen des Weltganzen; noch endlich der Satz von einer „Erhaltung der Kraft." Das letztere mit vielem Pomp ausposaunte Lieblingsaxiom der materialiſtiſchen Phyſik, ſtellt nach dem Verfaſſer ſich als unwahre Phraſe heraus, ſobald man die unwiderſprechliche Thatſache in Rechnung zieht, daß fort und fort ein ungeheurer Strom von Kraft unaufhaltſam in den Weltraum hinausſtrömt, ohne wiederzukehren oder erſetzt zu werden.

So iſt alſo, darin gipfelt die Pfaffſche Charakteriſtik des Materialismus, die materialiſtiſche Weltanſicht eine Weltanſicht weder des Wiſſens von irgend erwieſenen Thatſachen, noch des Glaubens an höhere Wahrheiten, ſondern einfach ein Aberglaube, und zwar „unvernünftiger und niedriger als der Glaube eines ſchlichten Köhlers." Unvernünftiger als die Überzeugung eines einfachen Köhlers iſt die Weltanſicht des Materialiſten, denn jenem gelte doch der Zweckbegriff bei Betrachtung der Dinge um uns her noch etwas, während dieſer „die Vernunft von nebeneinander gelegten vernunftloſen Atomen ableiten will, Zweckmäßiges einfach leugnet oder als letzten Grund dafür den Zufall anerkennt." Niedriger iſt ſie, als die Weltanſicht jenes: denn „der Köhler ſieht im Menſchen ein höheres Weſen, das einem vollkommeneren Zuſtande entgegen geht, der Materialiſt aber macht den Menſchen zu einem Haufwerk von Atomen, die der Zufall durch ſtets zufällig veränderte, unzählige neue Auflagen endlich zum Menſchen zuſammengewürfelt habe."

Als kräftige Mahnung dazu, dem trüben Irrlicht, wodurch der Materialismus die Sinne der Argloſen berückt und blendet, die helle Fackel konſequenten wiſſenſchaftlichen Denkens entgegenzuhalten und ſo den von jener geiſtigen Seuche Angeſteckten zur Flucht aus ihrem traurigen „Kerker ohne Licht und Luft" zu verhelfen, iſt das Pfaffſche Buch von bedeutendem Wert und Intereſſe. Erklärte Materialiſten bekehren zu wollen, vermißt der Verfaſſer ſich nicht; aber den in Gefahr des Abfalls zu ihm Befindlichen ruft er ein ernſtes Warnwort zu, das beherzigt zu werden verdient. Einen leicht abzuſchöpfenden Genuß bietet das überall in rechnender, ſchematiſch konſtruierender Weiſe den behandelten Problemen auf den Grund gehende Werk allerdings nicht. Es will mit Aufmerkſamkeit ſtudiert ſein, bringt aber dem, der es ſo anfaßt, um ſo reicheren Gewinn. Prof. Dr. Zöckler.

Ein Sobieskylied aus dem vatikaniſchen Archiv.

Zu Ehren des Königs Joh. Sobiesky von Polen ward im Jahre 1683 ein merkwürdiges Gedicht in lateiniſcher Sprache von einem Ungenannten verfaßt, welches uns einen klaren Einblick in den Geiſt der damaligen Zeit gewährt. Dieſes Lied, im vatikaniſchen Archiv ſo eben aufgefunden und veröffentlicht, iſt nichts mehr und nichts weniger, als eine blasphemiſche Paraphraſe des uralten Kirchenliedes Te Deum laudamus, Herr Gott dich loben wir.

Wir bieten dem Leſer in wörtlicher Überſetzung Anfang und Schluß dieſes Liedes:

„Dich, den Polen, loben wir, dich, den tapferen bekennen wir, dich ehrt die geſamte Kirche als ewigen Kriegsmann. Alle Jünger Chriſti, alle Mächte Italiens, der Papſt und der Kaiſer rufen dir unaufhörlich zu: Tapfer, tapfer biſt du, Polenkönig. Himmel und Erde ſind voll von deiner Tapferkeit. — — — Um Wien zu befreien haſt du Todesgefahr nicht geſcheut, durch den Sieg über die Türkenſchwärme haſt du Jubel und Freude uns gebracht. — — Tag für Tag ſegnen wir dich und preiſen den Polennamen bis in alle Jahrhunderte. Behüte uns ferner, damit wir von Galliens Angriffen und Krieg der Türken verſchont bleiben. Erbarme, Erbarme dich unſer, König von Polen, mächtiger Fürſt, laß uns ſiegen über Franzoſen und Türken, wie wir auf dich hofften. Auf dich ſtellen wir unſere Hoffnung und werden nie getäuſcht werden." T.

Das Dank- und Jubelfeſt der „Wacht am Rhein“ am 28. September 1883.

Von **Ludwig Freiherrn von Ompteda.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Der nationale Gedanke: die Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches durch ein würdiges Denkmal an den Ufern des Rheines zu feiern, iſt ſo alt wie die Sehnſucht nach dieſem glorreichen Tage ſelber. Schon nachdem das unerträgliche Joch der Tyrannei des alten Napoleon abgeſchüttelt war, trat dieſer Gedanke in vielen Herzen auf. Theodor Körner gibt ihm in ſeinen Kriegsgeſängen flammenden Ausdruck:

> „Mit Gott! Einſt geht, hoch über Feindes Leichen
> Der Stern des Friedens auf.
> Dann pflanzen wir ein helles Siegeszeichen
> Am freien Rheinſtrom auf!“

So erſcheint es faſt ſelbſtverſtändlich, daß die große Zeit nach dem Frieden von Frankfurt, als das lang ſchlummernde Sehnen unſerer Nation mit der Wiederaufrichtung des Kaiſerthrones endlich verwirklicht war, — daß dieſe begeiſterte Zeit nun auch ein ſichtbares Wahrzeichen unſerer ſtaatlichen Auferſtehung vor Mit- und Nachwelt in monumentaler Form hinzuſtellen wünſchte. Am Niederrhein geſchah es, daß die Idee eines einheitlichen Denkmals zuerſt auftauchte. Eine glückliche greifbare Form erhielt ſie jedoch zuerſt durch den verdienſtvollen Kurdirektor der Stadt Wiesbaden, Ferdinand Heyl. Er war es, der auf den Niederwald, Bingen gegenüber, als beſte Stätte, und auf die Schöpfung der Koloſſalſtatue einer Germania als „Wacht am Rhein“ hinwies, als die natürlich-notwendige Form des Nationalmonumentes. Trotz mannigfacher hiſtoriſch-politiſcher und künſtleriſch-äſthetiſcher Bedenken, die laut wurden, fanden dennoch bald die Höhen über Rüdesheim eine ausreichende Anhängerſchaft. Dieſe ſchuf durch Wort und Schrift dem nationalen Gedanken immer weitere Verbreitung. Endlich wurden die gereiften Wünſche durch das energiſche Vorgehen des damaligen Regierungspräſidenten in Wiesbaden, Grafen zu Eulenburg verwirklicht. Eine von ihm berufene Verſammlung angeſehener Männer aus den Rheinlanden führte zur Bildung des jetzigen geſchäftsführenden Ausſchuſſes. Dieſer gewann alsbald in ſeinem für das große Werk lebendig begeiſterten zweiten Vorſitzenden, dem naſſauiſchen Landesdirektor Sartorius zu Wiesbaden, die unermüdliche werkthätige Arbeitskraft, deren zähem raſtloſen Streben das geſamte Vaterland heute die Verwirklichung des großen Werkes weſentlich zu verdanken hat. Neben Sartorius erwarben ſich im Ausſchuſſe vor allem der Generalkonſul Eduard von Lade in Geiſenheim und ſeit ſeinem nachfolgenden Eintritte der Regierungspräſident von Wurmb in Wiesbaden hervorragende Verdienſte um die Durchführung des Unternehmens.

Es iſt erinnerlich, daß aus dem wiederholten Wettbewerbe deutſcher Künſtler endlich (1874) Johannes Schilling in Dresden als Sieger hervorging. Sein leitendes Motiv war die „Wacht am Rhein“ geweſen, das Lied, unter deſſen Klängen die endlich geeinigte Nation in den großen Kampf zog und die Wiederaufrichtung des mehr denn ſechzig Jahre niedergebrochenen Kaiſerreiches zu einer vordem nie gekannten inneren Kraft und äußeren Macht als Siegespreis heimführte.

Nach drei Jahren ſchon, am 16. September 1877, konnte der Grundſtein des Denkmals gelegt werden. Er empfing von der Hand des Kaiſers, des auserkorenen Hortes und Hüters der von der „Germania“ errungenen neuen Krone, die drei Hammerſchläge. Zugleich erhielt das werdende Denkmal in folgenden ſchlichten, fortan unauslöſchlichen Worten die allerhöchſte Weihe und Beſtimmung: „Den Gefallenen zum Andenken, den Lebenden zur Erinnerung, den künftigen Geſchlechtern zur Nacheiferung.“ — „Im Namen des Vaters, des Sohnes, und des Geiſtes,“ ſprach damals, mit dem Hammer in der Hand, die Kaiſerin.

Nun begannen für die arbeitenden Mitglieder des Ausſchuſſes einige Jahre der Mühen und Sorgen, um die zu 1 200 000 Mark veranſchlagten Geldmittel für das Rieſenwerk flüſſig zu machen. Das Ergebnis vielſeitiger Anregungen und reichlicher Spenden waren 700 000 Mark. Der Reichstag erfüllte die erforderte Summe. So reifte, von allen Seiten gefördert, das ſichtbare Symbol unſerer nationalen Wiedererſtehung ſeiner Vollendung entgegen. Der 28. September 1883 wurde als der Tag des Dank- und Jubelfeſtes für die Wacht am Rhein durch alle Gauen des Vaterlandes und weit hinaus in die Ferne, wo deutſche Herzen ſchlagen, verkündet und mit freudiger Erwartung vernommen.

Der frühe Morgen des 28. September erhob ſich für die Tauſende von Feſtgenoſſen, die ſich bereitet hatten, gen Rüdesheim das weinbelobte zu wallen, keineswegs hoffnungsvoll. Ein ſtarker Regenguß ging vom grauen Himmel nieder, und das Wetterglas war nach und nach in zaghafter Widerſtandsloſigkeit bis dorthin geſunken, wo die täuſchende „Veränderlichkeit“ wieder zur hartnäckigen „Beſtändigkeit“ — im Schlechten — umzuſchlagen pflegt. Trotzdem zogen allmählich auf allen Wegen und Stegen, zu Waſſer, Land und Schiene die Menſchen zu Tauſenden und Abertauſenden in Rüdesheim und dem benachbarten Bingen ein. Oder die zahlreichen Nachtgäſte erhoben ſich dort von kurzer — nicht durchgehends ungeſtörter — nächtlicher Ruhe, die auf einen Abend hellſter Vorfreude gefolgt war. Am oberen Eingange von Rüdesheim beginnt der Aufſtieg zum Berge. Das am Ufer lang hingeſtreckte Städtchen zieht ſich in ziemlich ſteilen Straßen die Höhe hinan. Heute prangt der altberühmte Weinort im reichſten Feſtſchmucke. Überall Fahnen, Kränze, Laubgewinde, Wappen, Flaggenſtöcke, zahlreiche Ehrenpforten, namentlich die Straße am Ufer entlang iſt zu einer prächtigen Via triumphalis umgeſchaffen. Innungen, Kriegervereine, Feuerwehren aus dem Lande Naſſau bilden Spalier vom Halteplatze der Züge aus bis zum oberen Stadtthore. Überall an den Fenſtern, auf Balkonen und Tribünen empfangen uns hochgeſtimmte erwartungsvolle Beſchauer, die den Vorüberfahrenden mit wohlgeſinntem „Guten Morgen“ begrüßen. Dann geht es aufwärts auf ſteiler Straße durch die Weinberge. Endlich nimmt der Wald uns auf und — unverſehens — mündet unſere Fahrſtraße auf dem Feſtplatze. Da bis zur Ankunft des Kaiſers noch ein gutes Stündchen Zeit verfließen wird, ſo haben unſere Augen volle Muße, uns auf dem Platze der heutigen Feier heimiſch zu machen, bevor die Töne des Weiheaktes an unſer Ohr ſchlagen und uns voll in Anſpruch nehmen werden.

Die Denkmalsſtätte ſenkt ſich ziemlich ſteil abwärts und bildet etwa ein Drittel eines Kreisausſchnittes, an deſſen oberſter abgeſtumpfter Spitze das Standbild ſteht. Rings um ſeinen Fuß iſt ein freier ebener Raum bereitet; von dieſem führt eine breite doppelte Treppenflucht, die ſich in ihrem letzten Teile vereinigt, hinab zu der Fahrſtraße, die den Platz unten einfaßt. Dieſe Straße iſt wiederum durch eine ſchwere Baluſtrade abgeſchloſſen, jenſeits welcher eine mächtige Stützmauer ſteil ins Thal hinabfällt. Dem Fuße der großen Treppe gegenüber ſteht das Kaiſerzelt, ein reich drapierter und geſchmückter buntfarbiger Aufbau in den edelſten Formen der Renaiſſance. Über dem Mittelpavillon erhebt ſich eine rieſige goldene Kaiſerkrone.

Des Kaiſers Platz iſt zu beiden Seiten bewacht von der Leibkompanie des erſten Garderegiments in den hiſtoriſchen hohen Blechhauben Friedrichs des Großen. Viele dieſer rieſigen Geſtalten ſind auch auf den Stufen wirkungsvoll verteilt. Vor dem Zelte iſt das Komitee verſammelt, rechts zeigen ſich die alten Heerführer, deren Porträts wir auf dem Denkmale ſelbſt wieder finden. Von dieſen empfängt, vor allen anderen, den ehrwürdigen Feldmarſchall Moltke die freudigſte und herzlichſte Begrüßung. Links ſtehen der Geſamtvorſtand des Reichstages und die Spitzen der Reichsbehörden. An den Abhängen zu beiden Seiten der Treppen liegen zwei Tribünen, zuſammen etwa tauſend Plätze, heiter geſchmückt mit feſtlich gekleideten Damen; zwiſchen ihnen allerlei bunte Reſerve- und Landwehruniformen. Die Einfaſſungen aller Wege und Stege, ſowie die noch übrige linke Seite des Feſtplatzes halten die deutſchen Kriegervereine beſetzt unter dem Oberbefehle des Generalleutnants z. D. Gebauer: 467 Vereine mit 5233 Mann und 375 Fahnen. Ihr Vorſtand ſteht oben an der linken Vorderſeite des Denkmals; in deſſen Mitte hat — Ehre dem Ehre gebührt — Meiſter Schilling ſeine Stelle mit Geſellen, Baumeiſtern und Erzgießern. Ihm zur Rechten die Vertreter der Univerſitäten und Schulen, auf dem rechten Abhange die deutſchen Turner und Männergeſangvereine. Der geſamte Feſtplatz lehnt ſich oben an den Wald und iſt dort durch eine Paradeaufſtellung von vier Bataillonen Infanterie abgeſperrt.

Der geſamte Überblick gewährt ein belebtes, heiteres und prächtiges Bild, wohlgeordnet und gefüllt, ohne jedes Gedränge. Und dieſer planvolle Geiſt der Ordnung herrſcht heute überall, längs der Straße, unten im menſchenüberfüllten Rüdesheim, auf den Eiſenbahnen, auf den Schiffen. Kein Unfall, keine Unordnung, kein Mißton übler Laune iſt wahrzunehmen geweſen. Ein freies ſelbſtändiges Volk will ſich heute, an ſeinem höchſten Ehrentage, durch ſeine ungezwungene Geſetzlichkeit ſelber ehren.

Nun aber erheben wir unſere Blicke zum Mittelpunkte der Feier: zum Denkmale. Hoch, rieſenhoch ragt ſie über uns empor, die Frau Germania, frei und meilenweit ſichtbar, in die Lüfte. Faſt zur doppelten Höhe der Athene Promachos, die einſt, ein Denkmal der Perſerſiege, über die Akropolis hinausragte, den aus ſtürmiſchen Meeren heimkehrenden Schiffern ein Wahrzeichen des nahenden Heimathafens. Selbſtverſtändlich war es nicht möglich die bei vierzig Fuß hohe Geſtalt zu verhüllen. Nur das große Relief unter ihr, die „Wacht am Rhein“ iſt noch hinter einem kornblumblauen Vorhange verborgen. Steigen wir die breite Steintreppe hinauf, ſo gelangen wir zunächſt dort, wo ſie ſich teilt, an eine Bronzetafel, welche die vom Kaiſer bei der Grundſteinlegung geſprochenen Worte verewigt:

„Wie mein Königlicher Vater einſt dem preußiſchen Volke an dem Denkmale bei Berlin zurief, ſo rufe ich an dieſer bedeutungsvollen Stelle dem deutſchen Volke zu: ‚Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geſchlechtern zur Nacheiferung.‘“

So wird an einleitender Stelle dem Emporſteigenden Sinn und Bedeutung des Denkmals erläutert. Der untere Teil des Sockels ſelbſt zeigt uns über drei Stufen die Gruppe, in welcher der alte Vater Rhein, der jugendlichen Moſel, der neuen Reichsgrenzwächterin das Wachthorn überreicht. Dann erheben ſich zu beiden Seiten: der Krieg, ein feuriger Jüngling, der beflügelten Anſturm in die Kriegstrommete ſchmettert, und der Friede, eine ruhig ſchreitende Figur mit Palmzweig und Füllhorn, deren milder Ausdruck wie von einem Schleier der Wehmut, im Gedenken der ſchmerzlichen Opfer, überhaucht iſt.

Zwiſchen dieſe zwei ſymboliſchen Geſtalten breitet ſich das große realiſtiſche Hauptrelief, die „Wacht am Rhein.“ In der Mitte der kaiſerliche Feldherr zu Pferde, um ihn die Fürſten, Feldherren, Führer; rechts ausziehende, links heimziehende Soldaten; zweihundert Figuren, davon hundertundfünfzig Porträts. Darunter der volle Text unſeres Nationalliedes, aus welchem die das Relief erläuternden Schlußworte groß hervortreten:

„Lieb Vaterland magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu, die Wacht am Rhein.“

In gleicher Höhe mit dieſem vorderen ſtehen die beiden großen Seitenreliefs, rechts der Auszug des Rekruten, Reſerviſten und Landwehrmanns; links ihre Heimkehr zu Vater — Braut — Frau und Kind. Es ſind mächtig und rührend zugleich wirkende Bildniſſe, durch ihre große Naturtreue in Vereinigung mit tiefſter Innigkeit des Gefühls.

Nun ſchwebt in der Mitte der Vorderſeite der Reichsadler hervor, umkränzt von den Wappen der deutſchen Staaten. Darüber das eiſerne Kreuz. Über dieſem die Widmung; „Zum Andenken an die einmütige ſiegreiche Erhebung des deutſchen Volkes und die Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches 1870—71.“

Und nun ſteigſt du vor uns auf, Frau Germania! In hehrer lichter Schöne ſtrebſt du empor über Wald und Welt zum ewigen Himmel. Ruhig beherrſchend blickt dein wachendes Auge über Rhein und Moſel hinaus. Es ſcheint die dunklen Wolkenballen zu beobachten, die ſich jenſeits ſtets von neuem ballen und teilen, dräuend zwar, aber heute ohnmächtig: deine und deiner zu deinen Füßen verſammelten Kinder fromme und fröhliche Feſtesfreude hämiſch zu verdunkeln. Deine vollen feſten Lippen ſcheinen den gegenwärtigen wie den kommenden Geſchlechtern die Loſung zu geben: „Weder trauen noch fürchten.“ Dein reiches blondes Haar flattert im friſchen Winde; deine Linke ſtützt ſich auf das friedlich geſenkte deutſche Schwert und hoch hebt deine Rechte des Reiches neuerſtandene Krone, unerreichbar allen Feinden und Neidern, in die freie Luft. Dein kunſtvoll geſchmückter Mantel wallt faltenreich hernieder; rechts iſt er in die Gürtelſpange hinauf geſchürzt und zeigt den Kettenpanzer, auf der Bruſt des Reiches Adler. Mit deinem Leibe ſchützeſt du des Reiches Thron, deſſen ſchwere Adlerfüße neben dir hervortreten. Es iſt ein wunderbarer Kopf, mit dem Meiſter Schilling dich ins ſinnliche Leben gerufen hat. Deine vollendete, volle, reife Weibesſchönheit iſt über alles natürliche, menſchliche Erſcheinen erhöht durch den Ausdruck der Herrſcherwürde, der gefaßten Entſchloſſenheit, der überwältigenden Erhabenheit. Weſſen Auge dich einmal ehrfürchtig erſchaut, der wird dich ſein Lebtag nicht vergeſſen!

Treten wir jetzt vor zur oberſten vorderen Brüſtung des Platzes am Denkmale und betrachten das Land, über welches Frau Germania hütend und herrſchend hinausſchaut. Hier ſteht ſie auf hohem Baſtion, das weit hinausſpringt vor unſerer unbezwinglichen Schutzwand aus lebendigem Stahl. Wahrhaftig! Einer der herrlichſten Flecke deutſcher Erde! Unmittelbar zu unſeren Füßen fällt der weinberühmte Berg Rüdesheim ſteil zum Rheine ab. Die üppigen Rebgehänge umkränzen das Ufer unſeres mächtigen Stromes. Links unter uns Rüdesheim mit ſeinen altersgrauen Burgen und Türmen; dann breitet ſich hinüber gen Bingen das mächtige Becken, in welchem der Rhein ſeine Wellen beruhigend ſammelt, ehe ſie ſich am Mäuſeturme vorbei in die engen Pforten des Schiefergebirges und durch die Strudel des Binger Loches drängen. Drüben links auf halber Höhe des entfernteren bewaldeten, tiefgrünen Bergzuges winkt Ingelheim, der alte Palaſt des erſten deutſchen Reichsbaumeiſters, Kaiſer Karoli Magni, mit des neuen Reiches Farben zu uns herüber. Hart am Rhein zieht ſich der Rochusberg entlang, zu deſſen wunderthätiger Kapelle heute ſtatt preßhafter Pilger kräftige, fröhliche deutſche Schützenbrüder wallfahrten. Denn dorthin hat ſie für die Feſttage die gaſtfreie alte Stadt Bingen entboten. Rechts im Thale zieht ſie ſich entlang bis zum Ufer der Nahe, deren ſilbernes Band, um den ſteil abfallenden Scharlachkopf gewunden, wir unabſehbar hinauf in die Pfalz, nach Weſten zu, verfolgen können: das bleibende Merkzeichen der großen Heerſtraße, auf der wir auszogen, um abermals den ruchloſen Angriff unſeres übermütigen Erbfeindes abzuſchlagen und auf der dann des neuen Reiches Herr an der Spitze ſeines ſieggekrönten Heeres aus gerechtem Kriege heimkehrte. — „Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut mit mir zu machen. —“ In der äußerſten Ferne ſchauen der breite Donnersberg und der Odinswald — die zwei alten Heiligtümer unſerer Vorfahren — zu dem neuen Nationalheiligtume unſerer Nachkommen durch die regenklare, nebelfreie Luft bläulich herüber.

Jedoch die Zeit ruhiger Umſchau iſt abgelaufen. Die Fanfaren der Königshuſaren melden aus dem Walde, daß ihr allerhöchſter Regimentschef, des Reiches Schirmherr und General-Obriſter naht. Dichter wird der Andrang der Wagen, welche Deutſchlands Fürſten heraufführen und am Zelte abſetzen, dort den Kaiſer zu empfangen. Nun blinken die Säbel der Huſaren am Eingange des Platzes; ſtürmiſcher, unendlicher Jubel erhebt ſich und der wuchtige Kaiſermarſch (von Eduard von Lade, dem verdienſtvollen Mitgliede des Ausſchuſſes) begrüßt unſern allerhöchſten Herrn, als er ſich im offenen Wagen, den Kronprinzen zur Seite, dem Feſtzelte nahet. Ihnen vorauf des Reiches zukünftige Kaiſerin, die Frau Kronprinzeſſin. Auf dem Signalmaſt erſcheint die kaiſerliche Standarte. Brauſender, rollender Jubel begrüßt ſie aus dem Thale, vom Strome, vom linken Ufer. Ungezählter

Scharen Blick iſt jetzt auf dieſes eine Wahrzeichen gerichtet; mit ſtolzer Rührung huldigen ſie dem mächtigen Augenblicke. Denn jetzt ſteht zu Germanias Füßen ihr größter Heldenſohn!

Ein herzlicher Willkommen erwartet zunächſt den Kaiſer aus dem Kreiſe von ſieben jungen Mädchen der Rheinlande, ſtilvoll gekleidet in weiße, den Schillingſchen Reliefs entnommene Gewänder. An ihrer Spitze hält mit lauter, glockenreiner, entſchloſſener Stimme und ſinniger feſter Betonung Fräulein Marie Heyl (Ferdinand Heyls von Wiesbaden Tochter) folgende, von Emil Rittershaus verfaßte Anſprache:

„Segen, Heil dem Zollernſohne!
Sei gegrüßt im Land der Reben,
Du, der Deutſchlands Kaiſerkrone
hat dem Reich zurückgegeben!
Dir, der Volkesglück zu ſchaffen,
nimmer, nimmer müd' geworden,
Friedensfürſt und Held in Waffen,
Gruß dir an des Rheines Borden!

„Lauſch, o Herr, den Freudenchören,
was ſie tauſendſtimmig ſagen!
In des Rheines Rauſchen hören
wir das Herz von Deutſchland ſchlagen.
Jauchzend ſchlägt es dir entgegen,
der durch Gottes gnädig Walten
Uns geführt auf Siegeswegen,
der den Rhein uns deutſch erhalten.

„Dank dir, Herr, daß du erſchienen!
Dankend blicken wir nach oben —
Treu dem Vaterland zu dienen,
iſt's, was jubelnd wir geloben! —
Gott mit dir! Er ſprech' ein Amen
zu den Wünſchen, die wir hegen!
In des deutſchen Volkes Namen:
Unſerm Kaiſer Heil und Segen!"

Nachdem alsdann der Landesdirektor Sartorins die allerhöchſte Erlaubnis zum Beginn der Enthüllungsfeier erbeten, ertönte unſer herrliches Lied: „Nun danket alle Gott," geführt von der Muſik, getragen von den zahlreichen Sängerchören unter warmer Beteiligung der Verſammlung. Darauf faßte der Präſident des Ausſchuſſes, Graf Eulenburg alle Gedanken und Gefühle, die heute aller Herzen bewegen — Erinnerung und Hoffnung — nochmals in längerer, ſchwungvoller Rede zuſammen.

Nun ſprach der Kaiſer zu den Feſtgenoſſen, zu ſeinem Volke, und zu allen anderen Völkern des Erdkreiſes, die Ohren haben zu hören, folgende, erhaben demütige, unvergeßliche Worte:

„Wenn die Vorſehung ihren Willen zu mächtigen Ereigniſſen auf Erden kund geben will, ſo wählt ſie dazu die Zeit, die Länder und die Werkzeuge, um dieſen Willen zu vollbringen. Die Jahre 1870 und 1871 waren eine Zeit, in welcher ſolcher Wille geahnt wurde. Das bedrohte Deutſchland erhob ſich in Vaterlandsliebe, wie ein Mann und das Werkzeug ward, ſeine Fürſten an der Spitze, das deutſche Volk in Waffen. Der Allmächtige führte dieſe Waffen nach blutigen Kämpfen von Sieg zu Sieg und Deutſchland ſteht in Einheit in der Weltgeſchichte da. Millionen Herzen haben ihre Gebete zu Gott erhoben und Ihm für dieſe Gnade ihren demütigen Dank dargebracht und Ihn geprieſen, daß Er uns für würdig befand, Seinen Willen zu vollziehen. Aber für die ſpäteſten Zeiten will Deutſchland dieſem Danke bleibend Ausdruck geben. In dieſem Sinne iſt das vor uns ſtehende Denkmal geſchaffen, das nun enthüllt werden ſoll. Und mit den Worten, die Ich hier bei der Grundſteinlegung ſprach, welche nach den Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 in eiſerner Schrift der Nachwelt Mein Vater, weiland König Friedrich Wilhelm III hinterließ, weihe Ich dieſes Denkmal: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geſchlechtern zur Nacheiferung. Das walte Gott!"

Am Schluſſe dieſer Worte wandte ſich der Kaiſer zu dem neben ihm ſtehenden Kronprinzen und ſchloß ihn in ſeine Vaterarme. Dann küßten ſämtliche Prinzen des königlichen Hauſes dem verehrten Oberhaupte des Hohenzollernſtammes die Hand. Und nicht minder innige, ſtolze Rührung ſchwellte die Herzen aller, die hier den Ahnherrn des neuen deutſchen Reiches ehrfurchtsvoll umſtanden, nicht wie auf einem patriotiſchen Nationalfeſte, ſondern wie zu einer patriarchaliſchen Familienfeier berufen. Während der Rede iſt auf Schillings Wink die letzte Hülle gefallen. Die Muſikkorps geben einen dreimaligen Tuſch — ein Kanonenſchuß dröhnt vom Niederwald, und aus ihren ſtählernen Feuerſchlünden begrüßt die am Rochusberge aufgeſtellte Doppelbatterie die in lichter, hehrer Schöne hervortretende „Wacht am Rhein," den körperlichen Ausdruck der deutſchen Volksſeele, wie ſie in dem Liede, das nun vieltauſendſtimmig von uns geſungen wird, mit hinreißender Macht zutage tritt. Durchs Rheinthal zuckte ein Freudenblitz, in das Läuten aller Glocken fallen donnernd die Salutſchüſſe vom feſten Lande und von den dreißig Dampfern, die vor Rüdesheim ankern. Böller und Kanonen, Glockenſtimmen und unendliches brauſendes Hurrageſchrei, untermiſcht mit dem Geſange: „Es brauſt ein Ruf" — ſchallt nun wieder in geſchloſſener Geſamtwirkung vom Strome zum Berge herauf. Und als jetzt der Kaiſer zur Germania aufſchaut, da — wie durch einen wunderthätigen Zauber — ergießt die Sonne, die während der Morgenſtunden halb verhüllt geweſen war, ihren vollen Glanz auf den Niederwald und überſtrahlt die himmelanſtrebende Geſtalt, das Symbol unſerer nationalen Einheit und Größe mit dem lichteſten Golde. — Kaiſerwetter! Kaiſerwetter! Und währenddem gingen ringsum in Weſt, Süd und Oſt die ſchweren Regenſchauer nieder, die eine höhere Hand für heute aus dem Rheingau verbannt hatte! — — —

Um 1½ Uhr zog der Kaiſer mit ſeinem fürſtlichen Gefolge wieder in Rüdesheim ein. Hier erwartete ihn vielfältige Huldigung. Ehrenpforten der Baugewerke, der Schiffer, der Küfer, ſämtlich mit lebenden Figuren in der Tracht des Gewerbes beſetzt. Und den Kaiſerpavillon umſtehen ſechzig ideale kleine Winzer und Winzerinnen mit Bütten und Geräten. In der Rheinhalle, einem prächtigen und zierlichen Gebäude in Holzgotik, erwartet das Komitee die Fürſten und Ehrengäſte zu einem leichten, geſchmackvoll zugerichteten Imbiß. Zugleich bringen hier die Städte Mainz und Bingen ihre Ehrfurcht dar. Des beſten Empfanges haben ſie ſich weislich geſichert, denn das ſtrenge Bild ihrer amtlichen Erſcheinungen iſt klüglich durch einen lichten Kranz jugendlicher Schönheiten gemildert, an denen der Rhein nicht minder Überfluß hat als an ſo manchen anderen guten Dingen, die das Leben ſchmücken und erfreuen. Unter den Fenſtern der Rheinhallen entwickelt ſich jetzt die Paradefahrt der Flotte: dreißig Dampfer, alle mit Flaggen und Wimpeln überdeckt und mit feſtlich gekleideten und geſtimmten Menſchen beſetzt, ziehen langſam, mit Muſik und Böllern ſalutierend, in weitem Bogen vorüber, um dem kaiſerlichen Herrn die Kraft und den Glanz rheiniſcher Schiffahrt vor die Augen zu ſtellen.

Es war etwa drei Uhr, als der kaiſerliche Extrazug Rüdesheim verließ. Damit war die offizielle Feſtfeier geſchloſſen, es begann die fröhliche Nachfeier: Nunc est bibendum! Nun kommt der reſolute rheiniſche Humor und der durch die anſtrengenden Morgenſtunden, wie durch die lebhafte Stromluft geſchärfte — Durſt zum berechtigten Ausdrucke. Feſteſſen — Feſtreden — Feſttrünke — Feſtkantate — Feſtgalopp — alles war in Fülle bereitet und wurde mit völlig geordneter Luſtigkeit genoſſen, ganz nach Otto Roquettes Vorſchrift:

„Und als ich kam zum Niederwald,
Da ſah ich Rüdesheim,
Da war's ſo luſtig und ſo ſchön,
Ich meint', ich wär' daheim.
Zu Rüdesheim, da wächſt ein Wein,
Ich meint, das müßt' der beſte ſein:
Der Wein von Rüdesheim!"

Während des ganzen Nachmittags ſchien die Sonne gnädig auf die fröhlichen Zecher herab, allmählich ſenkte ſie ſich im Weſten hinter leichte Wolkenſchleier, und die Schatten lagerten ſich im feſtlichen Rheintale. Alsbald erglänzten der Scharlach-, der Rochusberg und unter ihnen Bingen längs dem Ufer in langen Lichterreihen. Jetzt begannen beide Geſtade aus unzähligen roten und grünen Lichtquellen zu glühen. Über dem Niederwalde aber war es dunkel geworden; nur vereinzelte

Sterne blickten durch das Gewölk auf den ſchwarzen Eichenforſt hinab, der dort zu Füßen der Frau Germania rauſcht. Da — blitzt oben tageshell eine elektriſche Flamme auf; aber nur für einen Augenblick. Dann oben wieder tiefe Dunkelheit; unten aber ein ſtets heller erglühendes, farbiges Lichtmeer. Erwartung und Spannung ſind dadurch geweckt. Es ſchlägt ſieben Uhr. Da — auf einmal leuchtet es durch die Nacht über das Denkmal hin, immer heller und wunderbarer; ein zweites noch ſtärkeres Licht ſpringt weiter abwärts auf und die herrliche Rieſengeſtalt ſteht jetzt da in zaubervoller Verklärung, die Mauern marmorweiß, das Erzbild hellgelblich glühend in der dunklen Umgebung. Von den zwei elektriſchen Sonnen gehen zwei koloſſale Lichtkegel bis hinauf zum erhellten Wolkenſchleier. Und abermals erhebt ſich aus tauſend dankerfüllten Herzen der mächtige Geſang des „Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein“ — bis das glühende Bild dort oben erliſcht. Niemals aber wird in der Erinnerung der Mit- und Nachlebenden der Glanz des Tages erlöſchen, an welchem das Friedens- und Ehrendenkmal des deutſchen Volkes von ſeinem zweiten Reichsbaumeiſter, unſerem greiſen Heldenkaiſer Wilhelm, dem neuerſtandenen Reiche zum Gedächtniſſe und zur Nacheiferung anvertraut wurde.

Ein Regentag auf dem Lande.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./IV. 70.

Eine luſtige Geſchichte von **Hans Arnold.**

(Schluß.)

Alle ſeine guten und edlen Vorſätze vergeſſend, ſtürzte ſich der Tertianer mit einem erſtickten Freudenſchrei auf das „Geheimnis,“ wie die Geſchwiſter das kleine Buch getauft hatten, und blätterte gierig darin, nachdem er ſich durch einen ſcheuen Seitenblick vergewiſſert hatte, daß der Leutnant nicht acht auf ihn gab, ſondern ſtarr nach der Decke hinauf ſah — wie Peter egoiſtiſch hoffte, in tiefes Nachdenken über den Aufſatz verloren.

Das erhoffte Amüſement ſchien aber auszubleiben. Peters Augen wurden immer größer und runder, und plötzlich ſprang er auf. „Heißen Sie Eduard?“ fragte er, und ſtellte ſich vor den jungen Offizier hin.

Rodach ſah überraſcht auf.

„Ja! — warum denn?“ fragte er. Peter ſchwieg.

„Warum denn?“ wiederholte Rodach.

„Wann iſt denn Ihr Geburtstag?“ inquirierte Peter weiter.

„Den 28. Januar!“ erwiderte der erſtaunte Leutnant.

Peter ſah ihn ſtarr an, wie jemand, der vor einem ungeheuren Entſchluß ſteht. „Sind Sie auf Hedwig böſe?“ ſtieß er dann plötzlich kurz hervor. Rodach errötete dunkel.

„Nein, deine Schweſter iſt böſe auf mich!“ erwiderte er mit gepreßter Stimme.

„Was haben Sie ihr denn gethan?“ fragte Peter weiter.

„Das weiß ich nicht!“ verſetzte Rodach, dem das Benehmen des Jungen ganz unverſtändlich war, „aber ich fürchte, ſie mag mich gar nicht leiden!“

„Sehen Sie mal!“ rief Peter dunkelrot im Geſicht, warf dem Leutnant das „Geheimnis“ zu, und ſtürzte aus der Thür, indem er zwiſchen Verlegenheit und Lachen zurückſchrie: „weil Sie mir meinen Aufſatz gemacht haben!“

Der erſtaunte und ahnungsloſe Leutnant nahm den kleinen Kalender, der weder Namenszug noch Inſchrift trug, und blätterte darin. Zu ſeiner größten Verwunderung fielen ihm auf einem der erſten, weißen Blätter, mit denen das Buch durchſchoſſen war, eine Menge ſkizzenhaft gezeichneter Köpfe auf, die alle eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem ſeinigen hatten.

Es gibt Momente im menſchlichen Leben, die eine Indiskretion nicht nur rechtfertigen, ſondern ſogar gebieten, — und Rodach fühlte mit einem gewiſſen Triumphe, daß er vor einem ſolchen Moment ſtehe. Mit einer zwiſchen Rührung und Amüſement ſchwankenden Empfindung blätterte er in dem kleinen Buche, in dem er ſeinen Namenstag und Geburtstag mit roter Tinte ganz fein, und gleichſam verſchämt unterſtrichen fand, — in dem an Daten, die er mit Hedwig zuſammen erlebt hatte, kleine Stückchen Lyrik von äußerſter Sentimentalität eingezeichnet waren, und in dem endlich ein kleines Kouvert getrocknete Veilchen enthielt, nebſt dem Datum einer im Frühjahr gemeinſam unternommenen Landpartie, bei welcher er, wie er ſich ganz deutlich erinnerte, Veilchen für ſie gepflückt hatte.

Der Leutnant hätte kein Leutnant ſein müſſen, wenn ſich ihm aus dieſen Strichen nicht ein Bild hätte geſtalten ſollen, und zwar ein Bild, welches auf ſeine Stimmung im höchſten Grade erheiternd wirkte. Seine geſtrige Niederlage erſchien ihm im Lichte dieſer Aufklärung nur als ein Zurückſchlagen des erſten Sturmes, dem ein um ſo entſchiedenerer Sieg unfehlbar folgen mußte! Es war ja fraglos nur eine Laune geweſen, die Hedwig beherrſchte, eine Laune, die man jedem Mädchen nachſehen kann, und ganz beſonders einem Mädchen, welches man liebt!

Eine an Übermut grenzende Fröhlichkeit bemächtigte ſich der umnachteten Seele unſeres eingeregneten Helden, und er beſchloß, ſeine Sache mit ungeſchwächten Kräften weiter zu betreiben, und ſich durch nichts mehr ſeine Laune verderben zu laſſen. In dieſem edlen Vorſatz ſtand er übrigens heute ziemlich allein. Das Wetter fuhr fort, ein trübes Geſicht zu machen, der Regen fiel fadengerade und eintönig hernieder, und dachte gar nicht an Aufhören. Kleine und größere Pfützen hatten ſich an der Schwelle des Hauſes und unter den Vorſprüngen des Daches gebildet, und jeder, der in die Stube trat, brachte naſſe Fußſtapfen und Regenatmoſphäre mit.

Ein ſolcher Tag iſt unbeſchreiblich gefährlich! Der Bergrat und die Seinigen gehörten im ganzen zu den Leuten, die ſich immer gut vertragen, außer wenn ſie ſich zanken — aber ſelbſt die glücklichſte Familie fühlt ein unabweisliches Bedürfnis, ſich in die Haare zu geraten, wenn ſie von früh bis abend thatendurſtig und thatenlos auf ein Zimmer angewieſen iſt.

Hausväter werden an ſolchen Tagen erfahrungsmäßig zu Tigern, und wehe dem, der alsdann eine Thür offen ſtehen läßt, oder einen Sahnetopf umſtößt — Vorfälle, die ſonſt im häuslichen Geſetzbuch als leichte Vergehen angeſehen, an ſolchen Regentagen aber mit drakoniſcher Strenge geahndet zu werden pflegen — ſchon der Abwechſelung halber!

Der Mittag ſchlich inzwiſchen träge heran, und verſammelte alles im Wohnzimmer. Die Familie machte einen beängſtigend zahlreichen Eindruck, und man atmete ordentlich erleichtert auf, als das Chaos gelichtet war, und alles um den Tiſch ſaß.

Der Vater brütete dumpf vor ſich hin, und war dem Weinen nahe, als er entdeckte, daß das zu tranchierende Huhn wenigſtens ſeinen neunundzwanzigſten Geburtstag gefeiert haben mußte. Die Bergrätin, welche dieſen kritiſchen Moment ſchon in tiefſter Seele gefürchtet hatte, begann krampfhaft Konverſation zu machen. „Wirklich hübſches Wetter heute!“ ſagte ſie mit kränklicher Heiterkeit, und mit einem Blick nach ihrem Manne, der im Schweiße ſeines Angeſichts an dem Huhn ſägte.

„Das brauchſt du mir nicht ſo vorwurfsvoll zu ſagen!“ erwiderte der Vater ſcharf, „ich kann nichts dafür.“

„Nein, nun rufe ich alle zu Zeugen auf!“ rief die Bergrätin, und erhob Hände und Augen gen Himmel, „habe ich es vorwurfsvoll geſagt? Es iſt mir nicht eingefallen! Wenn jemand auch nur den Schatten eines Vorwurfs heraus gehört hat, der ſoll es doch ſagen!“

Niemand meldete ſich, und die Bergrätin, welche auch nicht in roſiger Stimmung war, beſtieg ihr Lieblingsſteckenpferd, die Schlechtigkeit der Männer, und des ihren im beſondern, und erklärte mit einer gewiſſen Innigkeit, daß ſie ſchon wiſſe, ſie ſei immer an allem ſchuld, jetzt habe ſie am Ende gar noch den Regen zu verantworten, ꝛc. ꝛc.

„Das iſt nämlich eine berechtigte Eigentümlichkeit von meiner Frau,“ bemerkte der Bergrat mit beängſtigender Ruhe zu den übrigen Anweſenden, „ſie hört nie auf! Erſtens iſt es ihr angeboren, und dann thut ſie es aus Grundſatz. Da heißt es einfach ſtill halten!“

„Bitte, geniere dich nicht, Ernſt,“ erſuchte ihn ſeine Frau mit bebender Stimme, „du mußt doch heute deine ſchlechte Laune an jemand auslaſſen — da bin ich immer die Glückliche — das kenne ich nun ſeit zwanzig Jahren!“

Ein recht kräftiger Zank ſchien ſich in ſchönſter Blüte zu entfalten, was für den dabei ſitzenden Fremden immer ein ſehr peinlicher Moment iſt, da er ja ſtets mit einem gewiſſen Lächeln auf den Lippen thun muß, als hielte er alles für Scherz, und in ſeiner Stellung als Gaſt moraliſch verpflichtet iſt, für niemand Partei zu nehmen, ſondern immer dem letzten Sprecher durch eine Kopfneigung oder ein zuſtimmendes Brummen unbedingt recht zu geben.

So verging die Mahlzeit ziemlich trübe, denn der Streit zwiſchen den Häuptern der Familie legte ſich bleiern auf die Stimmung, und lähmte zu allgemeinem Entzücken ſogar Franzens Zunge, der zu Anfang in pomphafter und gedrechſelter Weiſe begonnen hatte, Hedwig den Hof zu machen, was von dieſer mit gebührendem Abſcheu zurückgewieſen wurde.

Der Leutnant war auch verlegen verſtummt, als ſich die Eltern ſeiner Angebeteten in die Haare gerieten, und nur Peter brachte einiges Leben in das Bild, indem er ſeine Geſchwiſter erſt mit den Füßen ſtieß, und dann, ohne erſichtlichen Grund plötzlich mit dem Kinn auf den Teller aufſchlug, ſich dieſen, wie ein Viſier vors Geſicht klappte, und damit unter den Tiſch ſtürzte. Dieſe equilibriſtiſche Leiſtung veranlaßte den Vater, alle drei Kinder zur Thür hinaus zu weiſen, eine Ungerechtigkeit, die von der Bergrätin durch lebhaftes Mienenſpiel und leiſes Trommeln auf den Tiſch moniert wurde.

„Nun, unſer reizendes Diner iſt wohl zu Ende!“ bemerkte der Vater jetzt, und nahm die Serviette ab, „ich will hoffen, daß die andern Herrſchaften das Huhn haben beißen können, — ich bin es leider nicht im ſtande geweſen!“

Die Mutter verließ das Zimmer, und der Bergrat folgte ihr, in der löblichen Abſicht, ſich bis nach dem Abräumen des Tiſches weiter zu zanken. Dafür iſt nun aber eine Sommerwohnung nicht geeignet. In einer Schlafſtube ſaß das Dienſtmädchen und beſſerte Wäſche aus, die andere aber war von innen verrammelt, und man hörte drinnen Gebrüll und Gelächter der Kinder. Der Vater, den faſt der Schlag traf, ſtieß mit letzter Kraftanſtrengung den Befehl heraus, zu öffnen, und nach einigem Debattieren wurde denn auch der Riegel zurückgeſchoben.

Die Kinder hatten die Verbannung dazu benützt, ſtatt über ihre Sünden nachzudenken, alle Kleiderſchränke auszuräumen und ſich zu maskieren, und die Mutter mußte es mit anſehen, wie Peter eben, in blinder Furcht vor Entdeckung, ſich ihr „gutes“ Kleid mit Händen und Füßen vom Leibe arbeitete, wobei Haken und Knöpfe, wie Hagelkörner umher praſſelten.

Der Sturm brach angeſichts dieſer Tempelſchändung nun aufs furchtbarſte los, und allſeitige Thränenſtröme erleichterten die gewitterſchwüle Stimmung. Die Mutter räumte ihre Sachen wieder ein, wobei ſie bei jedem Stück vor Entrüſtung faſt in Ohnmacht fiel, und der Bergrat kehrte mit den Gefühlen eines Dachſes, der den Hunden entrinnen will, ſeine Höhle aber zugeſchüttet findet, in das Wohnzimmer zurück. Dort warf er ſich, — mit der Zeitung in der Hand, in eine Sofaecke, um zu leſen, wobei er über das Blatt weg zornig nach denen ſchielte, die ſein Gefängnis unfreiwillig teilten.

Hedwig hatte ſich mit einer Arbeit ans Fenſter geſetzt, und die beiden jungen Herren nahmen ihr gegenüber Platz.

Rodach ſchlug zu ihrer unendlichen und nicht gerade angenehmen Überraſchung einen ſehr luſtigen Ton an, neckte ſie aufs unbefangenſte, und ſchien den ſchmerzlichen Vorfall von geſtern abend, wenn nicht vergeſſen, ſo doch total verwunden zu haben.

Hedwigs Nerven wurden dadurch ſchwer gereizt, aber als letzter Tropfen in dem Becher ihrer Leiden erwies ſich Franz, der, durch den allgemeinen Müſſiggang auf üble Gedanken gebracht, ſich ernſtlich in ſie verliebte und immer ſentimentaler wurde, was ihm bei ſeiner angebornen Langweiligkeit greulich zu Geſicht ſtand.

„Du biſt ſo fleißig, Kouſinchen!“ begann Franz, in dem vergeblichen Beſtreben, ſie zum Aufſtehen von der Arbeit zu bewegen, „ſtrenge deine ſchönen Augen nicht zu ſehr an, Fleiß ziert zwar jedermann, und vorzugsweiſe die Frau, — dennoch —“

„Ach?!“ erwiderte Hedwig, und legte in dieſe eine Silbe eine unausſprechlich große Verachtung nebſt dazu gehörigem Überdruß. „Darf ich dir die Schere halten?“ bat Franz ſüßlich.

„Weiter fehlte nichts!“ rief ſie heftig, durch Rodachs ironiſches Geſicht über die nötige Ziviliſation hinaus gedrängt.

„Möchteſt du wohl eine Partie Schach mit mir verſuchen?“ fragte der beharrliche Franz, „ich bin bekanntlich ein recht guter Spieler, und es würde dir vielleicht Spaß machen, mit einem ſolchen den Wettſtreit einzugehen.“

„Meinetwegen!“ erwiderte Hedwig ärgerlich, „wenn du das Schachbrett und die Figuren findeſt — ich habe keine Ahnung, wo die Kinder damit geblieben ſind!“

Franz erhob ſich mit großer Umſtändlichkeit und durchſuchte alle Ecken, während Hedwig einen erleichterten Seufzer ausſtieß.

Rodach beobachtete ſie mit einem heimlichen Lächeln. Sie bemerkte es, und wurde immer röter, und immer ärgerlicher.

„Leſen Sie nicht etwas?“ fragte ſie unartig.

„Nein!“ erwiderte der junge Mann ernſthaft, „ich halte es für meine Pflicht, mich zu bilden, und achte daher auf die Worte Ihres Vetters — dem kann man wirklich etwas ablernen! Wie nett er ſich ausdrückt!“

„Er iſt mein Vetter!“ betonte Hedwig, etwas verweiſend. „Ach darum behandeln Sie ihn wohl ſo beſonders freundlich?“ fragte Rodach anteilsvoll, „ich fange an, mich zu freuen, daß ich nicht Ihr Vetter bin!“ — Hedwig war ſtumm.

Inzwiſchen hatte der Bergrat hinter ſeiner Zeitung etwas genickt, und ſomit den erſten, behaglichen Moment des Regentages gefeiert. Jetzt aber wurde der ſuchende Franz in ſeine Nähe geführt, und ſtieß raſchelnd an die Zeitung.

Der Bergrat fuhr auf.

„Was willſt du denn?“ ſtammelte er mißtrauiſch und empört.

„Ich ſuche das Schachbrett, lieber Onkel.“

„Dachteſt du, ich hätte es auf dem Schoß, wenn ich Nachmittagsſchlaf halte?“ fragte der Onkel ironiſch.

„O — du ſchlieſſt,“ bedauerte der Neffe, „da habe ich dich geſtört — das thut mir leid. Ich verſtieß wenigſtens nicht ohne Grund gegen die Geſetze der Höflichkeit,“ fuhr er ſorgſam fort, „dein Töchterchen wollte mit mir eine Partie Schach machen, — ich bin bekanntlich ein ſehr guter Schachſpieler — aber ich kann das Brett wirklich nicht finden!“

Der Bergrat warf ihm einen wilden Blick zu.

„Er ſetzt ſich!“ ſtöhnte er dann halblaut, „er ſetzt ſich zu mir!“ — „Alſo du ſchläfſt nachmittags?“ begann Franz, der des Onkels Sieſta anſcheinend für beendet hielt, „ich ſchlafe nie am Tage — nie!“

„Ich danke dir für dein Vertrauen!“ erwiderte der Bergrat eiſig. „Ich vertrage es nicht,“ fuhr Franz fort, „ich bekomme Kopfweh — nicht gerade Kopfweh, aber doch ein dumpfes Gefühl im Kopf, was mancher ſchon Kopfweh nennen dürfte.“

Der Bergrat, durch die Langweiligkeit ſeines Neffen gleichſam hypnotiſiert, ſah den Redner ſtarren Blickes an, was dieſer für brennendes Intereſſe an den Symptomen ſeiner Kopfleiden hielt. — „Ja, fünf bis zehn Minuten ſchlafen, oder beſſer ſchlummern,“ predigte Franz weiter, „das mag mir ungeſtraft hingehn, aber dabei bleibt es ja nicht! Man legt ſich mit dem feſten Vorſatz hin, nicht feſt zu ſchlafen — man fühlt, daß die Augen ſchwer werden —“

Das Haupt des Bergrats ſank auf ſeine Bruſt — er ſchlief hörbar. Das Paar am Fenſter war in ſeiner Unterhaltung lebhafter, wenn auch nicht lauter geworden. Hedwig wurde durch die Redewendungen ihres Gegenüber immer mehr in eine Ecke getrieben, und fing in ihrer Angſt beinahe an, Franz wieder herbeizuwünſchen, der neben dem Bergrat ſaß, und deſſen Schlummer bewachte, während er von Zeit zu Zeit Verſuche machte, dem Schlafenden die Zeitung wegzuziehen, und wenn der Onkel dann zuckte, erſchreckt zurück fuhr. Jedes ſolches Erlebnis telegraphierte er durch Lächeln, Nicken und Zeigen zu den beiden am Fenſter hinüber, und ſchien überzeugt, dieſe pantomimiſch vortrefflich zu unterhalten.

„Ich hatte bis heute mittag noch immer gehofft,“ fuhr indes Rodach in einem Geſpräche fort, „aber nun ich weiß, mit wem ich in die Schranken treten muß, begreife ich alles! Ich kann es Ihnen nicht verdenken, mein gnädiges Fräulein, wenn Sie Augen haben und das Intereſſante ſehen — unterliege ich doch ſelbſt dieſem Zauber!“ Hedwig blitzte ihn zornig an.

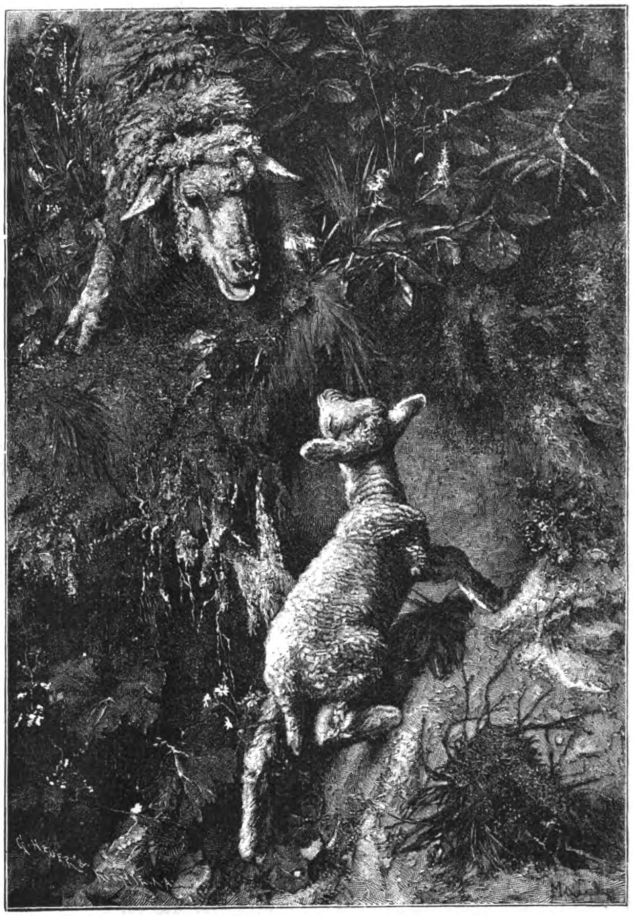
„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, mich zu ärgern,“ ſagte ſie ſehr energiſch, „ſo verſchonen Sie wenigſtens meine Angehörigen!“ Rodach nickte trübe.

„Das iſt ſo das Wahre! ‚Triff mich ins Herz, aber ſchone ihn!‘ So kann nur eine Frau handeln!“

Hedwig lachte wider Willen. Rodach rieb ſich die Hände.

„Wiſſen Sie,“ begann er gemütlich, „das iſt das erſtemal, daß ich Sie heute lachen ſehe! Und ſonſt lachen Sie ſo oft! Wozu Sie ſich heute noch ſo einen künſtlichen Privatregentag eingerichtet haben, kann ich nicht begreifen,“ fuhr er gutmütig ſcheltend, aber doch mit einem Anflug von Ernſt fort, „während es doch“ — er ſenkte die Stimme — „nur von Ihnen abgehangen hätte, daß dies — wenigſtens für mich, der ſonnigſte Tag im ganzen Leben geweſen wäre!“

Was Hedwig geantwortet hätte, wenn ſie überhaupt zum Antworten gekommen wäre, wird ewig ein Geheimnis bleiben. Denn in dem Moment, wo Rodach eine kühne Schwenkung mit ſeinem Stuhle machte, die Hedwig aus Franzens Geſichtskreis brachte — und in dem Moment, wo er mit einem fragenden Blicke ihre Hand faſſen wollte, ging die Thüre auf, und unter lautem Gelächter und Gejubel erſchienen die Kinder, die ſich, aller andern Maskengarderobe beraubt, aber von einem glühenden Durſt nach Verkleiden ergriffen, in ihre gegenſeitigen Sachen gehüllt hatten, und ganz von der drolligen Wirkung dieſer originellen Idee überzeugt waren.



Verſtiegen. Gemalt von Max Lebling.

Hedwig aber erblickte kaum die drei phantaſtiſchen Geſtalten, unter denen ſich Peter als eine Art Balletteuſe hervorthat, indem er über ſeine urſprüngliche Gewandung Lieschens kurze Kleider gezogen und einen Hut von ihr aufgeſtülpt hatte — alſo Hedwig erblickte dieſe kaum — als ſie mit dem Schreckensruf „Peter!“ zur entgegengeſetzten Thüre hinausſtürzte, die Treppe hinunter und in den Regen lief, diesmal energiſch von Rodach verfolgt, der entſchloſſen ſchien, die Sache nun zum Ende zu führen. Der infernaliſche Lärm der eindringenden Kinderſchar, der die Bergrätin mit etwas verweinten Augen folgte, weckte den unglücklichen Bergrat wieder aus ſeinem Schlummer. Er erhob ſich reſigniert und trat ans Fenſter.

„Es gießt immer munter fort!“ bemerkte er bitter, „das bleibt jetzt ſo ein Tägchen ſo! Sollſt ’mal ſehen!“

Seine Frau zuckte die Achſeln.

„Wo iſt denn Hedwig?“ fragte ſie plötzlich erſchrocken.

„Sie entfernte ſich ſoeben durch jenen Ausgang!“ erwiderte Franz und zeigte mit einem endloſen Zeigefinger nach der Thüre.

„Ah — ſie wird wohl im Nebenzimmer ſein!“ beruhigte ſich die Mutter, „und wo iſt Herr Rbdach?“

„Er verließ das Zimmer gleichzeitig mit meiner Kouſine,“ erörterte Franz wichtig. Die Mutter ſchüttelte den Kopf.

„Peter, rufe doch Hedwig!“ ſagte ſie dann und verſuchte, harmlos auszuſehen, „und du, lieber Franz, holſt wohl Herrn Leutnant Rodach aus eurer Stube herunter — wir wollen uns doch nun etwas gemütlich zuſammenſetzen!“ —

Die beiden Abgeſandten verließen das Zimmer, und nur die Bergrätin blieb aufgeregt zurück und warf ängſtliche Blicke nach der Thüre. Peter erſchien faſt gleichzeitig mit Franz wieder.

„In der Schlafſtube iſt niemand!“ referierte er.

„Auch mein Zimmergenoſſe iſt nicht aufzufinden,“ ſagte Franz im Eintreten.

„Mein Gott, wo iſt er denn?“ rief die Mutter verzweifelt.

„Ich glaube nicht, liebe Tante, daß du Urſache haſt, dich über ſein Ausbleiben irgend welcher Sorge hinzugeben,“ bemerkte Franz, „er iſt am Ende gegangen, um ſich ein Gefährt zu beſtellen, da er davon ſprach, ſeine Gebirgstour aufgeben zu wollen — eine Maßregel, die ich bei dieſem Wetter nur für verſtändig erachten kann. Auffällig erſcheint mir dagegen das Ausbleiben meiner Kouſine!“

„Lieber Franz,“ unterbrach ihn die gefolterte Mutter, „ſieh dich nach Hedwig um! Es iſt bei dem Wetter allerdings eine ſtarke Zumutung — aber ich fürchte — ich meine — nun ja, ich fürchte, ſie könnte ſich erkälten,“ ſtotterte die Bergrätin ſinnreich, „vielleicht iſt ſie zur Frau Paſtorin hinüber gegangen — frage nach — willſt du ſo freundlich ſein?“

„Gewiß, liebe Tante, ſei überzeugt, daß ich gründlich und ſorglich deinen Wunſch ausführen werde,“ erwiderte Franz, und wand ſich, mit einem großen Schirm bewaffnet, zur Thüre hinaus.

„Sage mir,“ begann der Bergrat verwundert zu ſeiner Frau gewandt, „was haſt du denn für Angſt um Hedwig? Meines Wiſſens iſt ſie doch kein Wickelkind mehr, und auch nicht von Zucker, daß ſie im Regen gleich zerlaufen könnte. Laß ſie doch — ſie wird ſchon wieder kommen!“

Seine Frau ſah ihn mit großen Augen an.

„Nein, nimm mir’s nicht übel!“ ſagte ſie dann trocken, „du merkſt doch aber auch nie etwas! — Kinder, geht ’mal heraus!“ wandte ſie ſich an die darſtellenden Künſtler, die durch den geringen Erfolg enttäuſcht, verlegen abzogen, „haſt du denn wirklich keine Ahnung, was der Leutnant will?“

„Nein!“ beteuerte der Bergrat faſſungslos.

„Nun, er will ſich mit Hedwig verloben!“ ſtieß die Mutter zornig hervor, „und jetzt wird die Sache recht hübſch ungeſtört vor ſich gehen, während ich denke, ich habe ſie hier ſo ſchön ſicher mit dir und Franz. Du haſt natürlich geſchlafen! Dein Schlaf geht dir ja über alles, das hätte ich mir denken können!“

Der Bergrat erwachte aus ſeiner Erſtarrung.

„Ach dummes Zeug!“ ſagte er wegwerfend, „das iſt wieder ſolche Frauengeſchichte! Ich habe die jungen Leute doch auch zuſammen geſehen, da war auch nicht die Rede von Hofmachen. Es fällt dem Leutnant auch nicht im Traume ein! Hedwig! das Kind! Du phantaſierſt ohne Fieber!“

Während der Bergrat noch ſprach, flog die Thüre auf und vor ſeinen erſtaunten Blicken präſentierten ſich vom Regen und Sturm hereingeweht, naß und zerzauſt, aber glückſtrahlend — ſeine Tochter und Rodach, Arm in Arm, und ſo unverkennbar ein Brautpaar, daß es weiter keines Wortes bedurfte.

Im erſten Moment fand auch niemand Worte, ſondern alle ſahen ſich ſtumm, verlegen, entſetzt, erfreut — je nach den Temperamenten an. Endlich brach die Mutter das Schweigen mit dem bedeutungsvollen, an ihren Mann gerichteten Wort: „Da haſt du's! ein andermal glaube mir!“

Damit war der Zauber gelöſt und Rodach trat mit einem halb lächelnden, halb verlegenen Geſicht zu den Eltern.

„Da Sie nun doch ſchon geſehen haben, was der heutige Regen angerichtet hat, verehrteſter Herr Bergrat — darf ich hoffen, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin kein ganz unwillkommener Schwiegerſohn zu ſein?“

Die Bergrätin ſchluchzte in ihr Taſchentuch.

„Wäre ich nur keinen Augenblick aus der Thüre gegangen,“ rief ſie verzweifelt, „das kommt davon!“

Der Vater ſtampfte mit dem Fuße.

„Das iſt ja Unſinn — reiner Unſinn!“ rief er, „ſo etwas kann man doch nicht ohne weiteres entſcheiden — was denken Sie ſich denn? Sehen Sie 'mal meine Frau an, wie außer ſich die iſt! Und ich kann es ihr wahrhaftig nicht verdenken!“ fuhr der Bergrat mit zitternder Stimme fort, „da ſoll man nun das Mädel hergeben!“

„Papa, Papa!“ rief nun auch Hedwig, und brach in laute Thränen aus — die ganze Familie ſchrie herzzerreißend, und der unglückliche Leutnant ſtand bleich und zerſchlagen dabei und kam ſich vor wie ein Maſſenmörder, obwohl er ſich doch gar keiner beſonderen Niedertracht bewußt war.

Durch dieſes allgemeine Wehklagen wurden die Kinder herbeigelockt, die mit ängſtlichen Mienen und offenen Mündern ſich dazu ſtellten und die Gruppe betrachteten. Peter ſchien Rodach mit Recht als die Urſache des Jammers zu betrachten und nahm eine Stellung und Miene an, als wäre er bereit, bei der geringſten Provokation ſich mit geballten Fäuſten auf ſein Opfer zu ſtürzen — die Situation ſpitzte ſich immer mehr zu und keiner ſprach. Da öffnete ſich langſam die Thüre und Franz erſchien von rückwärts mit einem triefenden Schirm, den er zur Thüre hinausſpritzte und ſchüttelte. So entging ihm die Konſternation der Verſammlung, und er rief, ohne ſich umzuwenden, in das Zimmer hinein:

„Es iſt mir nicht gelungen, der Geſuchten habhaft zu werden, liebe Tante, hingegen habe ich den Beſuch bei Paſtors benutzt, um in Brockhaus' Konverſationslexikon nachzuſchlagen, ob der ſogenannte „berühmte“ Reiſende Mikluchо Maclay —“

Hier drehte er ſich um, erblickte die weinende Familie und ſchnappte ab, indem er ſo geiſtreich ausſah, wie man es unter dieſen Umſtänden nur irgend von ihm erwarten konnte.

Vom Lächerlichen zum Erhabenen iſt bekanntlich nur ein Schritt — ebenſo iſt auch vom Sentimentalen zum Lächerlichen nur ein Schritt — die erneute Vorführung des „berühmten Reiſenden“ im Verein mit Franzens grotesker Erſcheinung und ganz beſonders die allerſeits überſpannte Stimmung bewirkten, daß jetzt plötzlich und ohne allen Übergang eine wahrhaft krampfhafte Heiterkeit Platz griff. Alle lachten ſo laut und unaufhaltſam, als wenn ſie nie geweint hätten. Als Rodach, dem jetzt die Thränen vor Lachen in den Augen ſtanden, dem Bergrat mit einem fragenden Blicke die Hand hinhielt, ſchlug dieſer, halb ärgerlich, halb luſtig ein und ſagte: „Nun meinetwegen, aber ein Blödſinn bleibt's doch — ſie iſt ja noch ein reines Kind!“

„O bitte, Papa!“ fuhr Hedwig empört auf, „das darfſt du doch vor Peter nicht ſagen!“

„Und vör dem Bräutigam noch weniger,“ ergänzte Rodach ſcherzend. „Bräu—ti—gam?“ dehnte Franz in maßloſem Staunen.

Die Mutter, an die er ſich mit dieſer Frage wandte, weinte von neuem heftig und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, während Hedwig den Kopf an ihrer Schulter verſteckte und nach Kräften weinen half.

„Na, Minchen, beruhige dich jetzt,“ ſagte der Bergrat und klopfte ſeiner Frau die Wange, „einmal hätteſt du es ja doch erlebt, daß ſie uns davongelaufen wäre, und mein einziger Troſt iſt, wenn ſie gar nicht geheiratet hätte, würdeſt du am Ende noch viel lauter geweint haben!“

Die Kinder, die erſt jetzt begriffen, um was es ſich eigentlich handelte, begannen einen wilden Freudentanz um Hedwig auszuführen, nur Peter ſtand ſtumm und ſtill in einer Ecke.

„Nun, Peter?“ wandte ſich Rodach an ihn, „und dich, der all dies Herrliche vollendet, dich rührt es nicht, das allgemeine Glück?“ Und damit hielt er das rote Notizbuch in die Höhe.

Peter wurde ſehr verlegen und hielt ſich die Augen zu. Dann faßte er Hans um den Hals und flüſterte ihm gellend in die Ohren: „Nun macht er mir gewiß meinen Aufſatz nicht fertig!“ — „Nein, das thut er entſchieden nicht,“ ſagte der Vater ſtreng, dem bei der Gelegenheit erſt klar wurde, worauf der Seelenbund der neuen Schwäger beruhte, „aber er macht uns eine Bowle,“ fügte er in anbetracht des Feſtes tröſtend hinzu, „wir müſſen doch auf das Wohl des Brautpaares trinken!“

„Darf ich zu dieſem Behuf meine Dienſte anbieten?“ fragte Franz, der inzwiſchen ſeinen Kummer verſchluckt zu haben ſchien, „ich bin bekanntlich ein großer Künſtler in Bowlen. Ich lernte ihre Zubereitung von einem jungen Franzoſen, als ich vor zwei Jahren meine Tour durch die Schweiz und Oberitalien —“

„Nein, höre einmal, lieber Sohn, das ſchenke uns heute abend ausnahmsweiſe,“ rief der Bergrat, „das halte ich nicht mehr aus! Ich bin in den letzten vierundzwanzig Stunden dreimal nach Oberitalien gereiſt — mehr kann kein Menſch verlangen! —“ „Aber Ernſt!“ warnte ſeine Frau, „du biſt doch immer ſo ungeſtüm!“ — „Meine Frau kehrt zum Leben zurück,“ ſagte der Bergrat feierlich, „ſie hält mir Vorleſungen — das iſt ein gutes Zeichen. Aber nun — die Bowle! Kommen Sie, Schwiegerſohn, ich werde Ihnen mit Rat und That beiſtehen!“ — „Auch ſchon Schwiegerſohn!“ ſeufzte die Mutter.

„Erlaube noch einen Moment,“ ſagte Franz, und ſtreckte eine rieſengroße Hand aus, als wollte er alle auf einmal damit zurückhalten, „ich wollte mir noch eins mitzuteilen erlauben. Ich wollte über meine — und wenn ich mir geſtatten darf, ſozuſagen, auch über eure Unkenntnis von heute morgen beruhigen. In dem Konverſationslexikon von Brockhaus, welches doch anerkanntermaßen als ein recht vollſtändiges und genaues gilt, ſteht nichts von dem Reiſenden Mikluchо Maclay. Ich habe ſowohl unter Mikluchо als unter Maclay nachgeſchlagen — und ſind wir ſomit zu der Annahme berechtigt —“

„Wer an dem Satze nicht erſtickt iſt, melde ſich,“ rief der Bergrat zornig, „du hörſt jetzt auf! Säure uns die Verlobungsſtimmung nicht mit dem Mikluchо Maclay an, das bitte ich mir aus!“

„Nein,“ rief Rodach vergnügt, „laſſen Sie ihn nur! ich werde den Mann immer lieben als Erinnerung an meinen Verlobungstag. Jungens, das zweite Glas heute abend gilt dem berühmten Reiſenden Mikluchо Maclay — das bitte ich mir aus!“

„Es klärt ſich auf!“ ſchrie in dem Augenblicke Peter, der zum Fenſter hinaus geſehen hatte.

„Hurra!“ rief Rodach, „nun machen wir doch noch unſere Gebirgspartie!“

„Abwarten!“ verſetzte der Bergrat, „jedenfalls ſind uns aber zehn Gebirgspartien lieber, als ein Regentag auf dem Lande! — —“

Am Familientiſche.

Luthers „Eine veſte Burg“ als Soldatenlied.

Hans Michael Moſcheroſch hat uns in ſeinen meiſterhaften, ganz nach dem Leben gezeichneten Schilderungen aus der ſchweren Zeit des großen Krieges eine Parallele zu dem herrlichen Lutherliede „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ aufbewahrt, welche es wohl verdient, heutigen Tages den weiteſten Kreiſen zugänglich gemacht zu werden.

Im ſechſten Geſichte Philanders von Sittenwald, welches die entſetzlichen Roheiten der verwilderten Soldateska ſchildert, läßt Moſcheroſch ſeinen Helden berichten, wie er bei nächtlicher Beſchleichung einer Feſtung eine Schildwacht beobachtet habe, die „friſch auff trat, vnnd nach einer Viertel-Stunde anfung, ein Lied zu ſingen, das zwar auff Soldatiſch, doch nicht vneben gemacht war,“ welches er dann in ſeine Schreib-Taffel verzeichnet, als es hie ſtehet:

1. Gott iſt der Chriſten Hülff vnd Macht,
Ein veſte Citadelle.
Er wacht vnd ſchillert Tag vnd Nacht,
Thut Rond vnd Sentinelle.
JESUS, iſt das Wort,
Bruſt-Wehr, Weg vnd Port,
Der rechte Corpoural,
Haupt-Mann vnd General,
Quartier vnd Corps de Garde.
2. Mit vnſer Wacht iſt nichts gethan,
Es iſt bald vberſehen,
Denn wer's mit Mänſchen fanget an,
Vmb den iſts leicht geſchehen.
Offtmals Glauben bricht
Ein Freund; drumb wer nicht
Auff Gott trawt gantz allein,
Muß ſtets in Sorgen ſeyn
Vmb Leib, Gut, Ehr vnd Leben.
3. Offt der, der vns verfechten ſoll,
Weiß weder Wehr noch Waffen,
Ligt auff der Haut, iſt blind vnd voll,
Thut ſeine Rond verſchlaffen,
Doch, Gott iſt nicht weit
Von uns ſelber Zeit;
Vnd ſo wir bleiben frumm,
Ihn kindlich bitten drumb
Die Engel vns verwachen.
4. Vnd ſeh der Feind noch eins ſo ſawr,
Als wolt er vns verſchlingen,
Vnd käme ſchon biß auff die Mawr,
Soll ihm doch nicht gelingen,
Gott, der mit vns iſt,
Entdeckt ſeine Liſt,
Und in eim Augenblick
Stoßt ihn hinab zurück,
Daß er mit Schand muß weichen.
5. Gott Ehr und Preiß, der vns zu Gut
Die Feind mit Forcht thut ſchlagen
Vnd vber vns hat trewe Hut,
Auff ſeinem Fewer-Wagen.
Sein gantz himmliſch Heer
Rondet vmb vns her;
Lobſingt, lobſinget ihm
Lobſingt mit heller Stimm:
Ehr ſey Gott in der Höhe!
6. Lob, Ehr vnd Preiß ſei ſeiner Macht,
Er iſt die Citadelle,
Er wacht vnd ſchillert Tag vnd Nacht,
Thut Rond vnd Sentinelle.
JESUS iſt das Wort,
Bruſt-Wehr, Weg vnd Port,
Der rechte Corpourall,
Hauptmann vnd General,
Quartier vnd Cordegarde.

„Vnd muß ich bekennen,“ fährt die feindliche Schleich-Patrouille fort, „daß ich es mit Schrecken gehöret, vnnd mir im Hertzen vorkame, wie wohl ich nichts mercken ließe, daß wir an dieſem Ort wenig außrichten würden.“

Hans Ziegler.

Der rote Porphyr der Alten.

Wenn in den letzten zwanzig Jahren in den Muſeen und Bauwerken von Ägypten, Paläſtina, Konſtantinopel, Italien, Öſterreich, Deutſchland u. ſ. w. ein Mann fragte: „Iſt hier irgend ein Werk aus altem rotem Porphyr vorhanden?“ ſo war dies ſicher Herr Dr. Oskar Schneider aus Dresden. Er hatte für das edle Geſtein eine ganz beſondere Vorliebe gefaßt und ſpürte dem für die Kunſtgeſchichte ſo äußerſt wichtigen Material überall nach, um ſchließlich eine ungemein vollſtändige Monographie desſelben zu entwerfen, die uns ein beredtes Zeugnis dafür liefert, wie mit Ausdauer, Fleiß und Sachkenntnis ein wiſſenſchaftlicher Gegenſtand nach menſchlichem Ermeſſen erſchöpfend behandelt werden kann. Es iſt aber auch ein höchſt merkwürdiges Geſtein dieſer Porfido rosso antico, wie die Italiener es nennen. Schön bräunlichrot, überſäet mit kleinen weißen und hellrötlichen Flecken erſcheint dieſer „Purpurſtein,“ deſſen Heimatland merkwürdigerweiſe im Anfange unſres Jahrhunderts völlig unbekannt, d. h. vergeſſen war, obgleich die Fundſtelle, aus welcher das Altertum ihn bezog, nämlich das öſtliche Ägypten, leicht zugängig war. Bekannt iſt, daß der rote Porphyr ungewöhnlich hart iſt und eine ausgezeichnete Politur annimmt; daher ſeine Verwendung, die allerdings in ſeinem Heimatlande Ägypten am allerbeſchränkteſten war und dort erſt zur römiſchen Zeit häufiger wurde.

Noch heute zeigen römiſche Kaſtelle, Bäder, Werkſtätten und Stationsgebäude, wie einſt zur römiſchen Zeit die Porphyrbrüche am Dſchebel Dochan im öſtlichen Ägypten ausgebeutet wurden. Von hier aus wanderte das koſtbare Geſtein „in alle Welt.“ Auf dem Forum in Rom, in zahlreichen Paläſten und Tempeln wurde es namentlich zu Säulen benutzt, die heute noch vielfach erhalten ſind. Säulen in der Sophienkirche zu Konſtantinopel ſind aus rotem Porphyr, der aus Ägypten ſtammt, nicht minder die berühmte ſog. „verbrannte“ Säule in jener Stadt. Auch Statuen, oder die Gewänder antiker Statuen ſind daraus gemeißelt. Ihren Höhepunkt erreichte die Verwendung des Porphyrs unter den byzantiniſchen Kaiſern in deren Palaſte ein ganzer Saal mit dem edlen Geſtein ausgetäfelt war; derſelbe, Porphyra mit Namen, war für die Niederkunft der Kaiſerinnen beſtimmt, woher die Bezeichnung „Porphyrogenitus“ für kaiſerliche Prinzen ſtammt, welche fälſchlich mit „purpurgeboren“ überſetzt wurde. „Am überzeugendſten und ergreifendſten“, ſagt Schneider, „tritt uns die Rolle, welcher der rote Porphyr im Leben eines Volks geſpielt, wohl in der oſtrömiſchen Hauptſtadt entgegen, deren kaiſerliche Herrſcher, im Porphyrzimmer geboren, in mit Säulen und Wandgetäfel von Porphyr geſchmückten Gemächern wohnten und zwiſchen porphyrnen Tierbildern im Palaſtgarten wandelnd weltbewegenden Plänen nachhingen oder ihre Regierungsſorgen zu vergeſſen ſuchten, auf dem Porphyrſtein im Empfangsſaale des Palaſtes die Huldigungen der Großen des Reichs entgegennahmen, am Fuße der ehrwürdigen Porphyrſäule des großen Konſtantin ihre Triumphe feierten und an den rieſigen Porphyrmonolithen der Sophienkirche vor ihrem Gotte auf den Knieen lagen, um endlich in den gewaltigen Porphyrſarkophagen der Apoſtelkirche im Todesſchlafe zu ruhen; wahrlich an ſich ſchon Thatſachen genug, um den roten Porphyr als das kaiſerliche Geſtein der Kunſt zu bezeichnen und zu preiſen.“

Oskar Schneiders Monographie über den roten Porphyr iſt in einem Sammelwerke enthalten, welches den Titel führt „Naturwiſſenſchaftliche Beiträge zur Geographie und Kulturgeſchichte“ (Dresden, Bleyl und Kämmerer 1883). Es wird in dem gründlichen und reichhaltigen Buche ferner noch gehandelt von dem an der Küſte bei Alexandria angeſchwemmten Mineralien: Saphiren, Smaragden, Halbedelſteinen, Emaillen u. ſ. w., die aus alten Ateliers der Ptolemäerzeit ſtammen, von den Schwefelminen am Ras el Gomſe in Ägypten, von den Naphtaquellen im Kaukaſus und dem ſiziliſchen Bernſtein, Themata, welche der weitgereiſte Verfaſſer alle gleich gelehrt wie intereſſant durchzuführen verſteht.

Geſundheitsrat.

A. in H. So lange unſer Junge lebt, das ſind drei Monate, iſt ſtets dieſelbe Not mit der Ernährung, die uns gar nicht gelingen will. Ich habe ihm Milch gegeben in verſchiedenſter Verdünnung und aus den verſchiedenſten Quellen, von denen aber die eine nicht beſſer zu ſein ſcheint als die andere, Liebigſche Kindernahrung, Kindermehl ꝛc. und hätte nun Luſt, die kondenſierte Schweizermilch zu verſuchen, wenn mir nicht geſagt worden wäre, dieſelbe enthielte ſo viel Zucker, daß das Kind Schaden davon nehmen könnte. Daher wende ich mich vorerſt an den Geſundheitsrat mit der Frage: „Was ſoll ich thun, um der ewig ſich gleich bleibenden Not, dem Geſchrei, den Verdauungsbeſchwerden ꝛc. erfolgreich zu begegnen?“

Wir raten Ihnen, einen Verſuch zu machen mit der in Nr. 23 des vor. Jahrg. beſprochenen Verdünnung der Milch durch Gerſtenſchleim, als der einfachſten, billigſten und dabei verhältnismäßig ſicherſten Ernährungsmethode kleiner Kinder. Sollte es Ihnen aber auch damit nicht glücken, ſo möchten wir Ihnen den Vorſchlag machen, Ihren Kleinen zu ernähren mit der nach Eduard Scherffs Patent kondenſierten und ohne jeglichen Zuſatz konſervierten „holſteiniſchen Kuhmilch.“ Die Ziele, welche die Fabrikation der Milchpräſerven bisher im Auge hatte, gingen dahin, eine Milchkonſerve zu liefern, welche im Geſchmack wenig abweicht von der natürlichen Milch. Dieſer Zweck wird am leichteſten bei einer mit Zucker kondenſierten Milch erreicht. Doch mußte der Zuckerzuſatz zur Milch, ſollte er ſicher konſervierend wirken, ſo groß genommen werden, daß derſelbe zu den, an der übrigens vortrefflich verwendbaren, „Schweizermilch“ bekannten Nachteilen mit Notwendigkeit führen mußte, d. h. ſo weit es ſich um die Verwendung der Schweizermilch als Ernährungsmittel für Säuglinge handelt. Dieſer ſchädliche Zuckerzuſatz wird bei der Scherffſchen Konſervierungsmethode vollſtändig vermieden. — Ferner reſultiert aus dem eigentümlichen Behandlungsprozeß bei der Konſervierung der Milch eine außerordentlich weitgehende Leichtverdaulichkeit des Käſeſtoffes, indem derſelbe im Magen des Säuglings nicht in großen Klumpen gerinnt, ſondern zu kleinen, leicht verdaulichen Gerinnſeln wie die Muttermilch. Bekanntlich liegt der Grund der Schwerverdaulichkeit der gewöhnlichen Kuhmilch für den Kindermagen gerade in dieſer Gerinnung zu großen Klumpen, während die Muttermilch nur kleine Flöckchen bildet, welche den Verdauungsſäften des Magens hinreichende Angriffspunkte bieten. Da nun außerdem alle der Milch beigemiſchten Keime von Krankheits- und Zerſetzungsſtoffen durch die Konſervierungsmethode getötet ſind, ſo bietet die Milch in der That alle Bedingungen für *eine geſunde, gleichmäßige und bequeme Kinderernährung* und ſcheint in der That berufen, der großen Kinderſterblichkeit, namentlich in großen Städten, entgegenzuwirken. Dieſe Vorzüge beruhen nicht in der Theorie, ſondern ſind durch vielfache gewiſſenhafte Verſuche mehr als zur Genüge beſtätigt. Die Fälle, in denen Kinder, welche bei einer im übrigen guten und friſchen Milch ſtets an Durchfall und anderen Verdauungsſtörungen zu leiden hatten, dieſe „holſteiniſche Kuhmilch" ſofort gut vertrugen und auch ſofort einer durchaus normalen Verdauung ſich erfreuten, ſind ſo zahlreich, daß man ſie einfach als das regelmäßige Reſultat der Ernährung mit der „holſteiniſchen Kuhmilch" zu betrachten berechtigt iſt und daß der Fabrikant nicht zu viel zu behaupten ſcheint, wenn er ſagt: „Alle dieſe Herren," (nämlich Ärzte, welche dieſe Milch mit allergünſtigſtem Erfolge bei ihren *eigenen* Kindern angewandt haben) „bezeugen, daß jede Verdauungsſtörung, jeder Durchfall allein durch die Milch geheilt wird ohne jede Medizin und die Kinder ſich außerordentlich entwickeln." Bezüglich des letzteren iſt noch beſonders hervorzuheben, daß die Knochenbildung (und Zahnentwickelung) durch die Milch in günſtigſter Weiſe beeinflußt wird. — So können wir Ihnen alſo die Ernährung mit dieſer „holſteiniſchen Kuhmilch," die vor der Ernährung durch Ammenmilch manche praktiſche und pekuniäre Vorzüge hat, nur aufs wärmſte empfehlen. Die zur Zeit einzige Fabrik dieſer Milch iſt die des Herrn *Drenckhan* in Stendorf bei Eutin, an die Sie ſich zu wenden hätten. Die Milch kommt in Glasflaſchen (meiſt 40 bis 50 Halbliterflaſchen auf einmal) zum Verſand; ſie hat den Geruch und Geſchmack gekochter Milch und wird zum Gebrauch einfach mit dem nötigen Quantum warmen Waſſers verdünnt. Die Kinder trinken die Milch außerordentlich gern, und die Hausfrauen verwenden ſie gern, da ſie zum Gebrauch ſtets fertig in der Kiſte liegt und weder Abkochen noch zeitraubendes Auflöſen oder dergleichen erfordert.

In unſerer Spielecke.

1. Röſſelſprung-Kapſelrätſel.

In der untenſtehenden Figur ſollen an Stelle der Punkte Wörter geſetzt werden und zwar

a) 2 dreiſtellige
b) 14 vierſtellige und
c) 4 fünfſtellige.

Verbindet man nun gewiſſe Buchſtaben in jedem Wort miteinander mit „Hilfe" des Röſſelſprunges," ſo ergeben die gefundenen Buchſtaben im Zuſammenhang untereinander den Wortlaut eines bekannten auf den „Hunger" bezüglichen Sprichwortes.

Wie lautet das Sprichwort?

Die Wörter ſind in oben angegebener Reihenfolge von links beginnend einzutragen;

a) 2 dreiſtellige Wörter.

1. Ein weiblicher Vorname.
2. Eine Gedichtgattung.

b) 14 vierſtellige Wörter (linke Seite).

1. Ein Jagdtier.
2. Eine Fabrikſtadt in Thüringen.
3. Eine Benennung für Bodeneigentum einer Gemeinde.
4. Ein nützliches Haus- und Feldtier.
5. Ein Blasinſtrument.
6. Ein Bindemittel.
7. Ein Beamtentitel.

(rechte Seite.)

8. Ein Teil des Kirchen-Innern.
9. Ein Zuſtand der Bedrängnis.
10. Eine Stadt in Paläſtina.
11. Ein altteſtamentlicher Frauenname.
12. Ein angenehmes Getränk.
13. Eine Bewegung des Meeres.
14. Ein Turngerät.

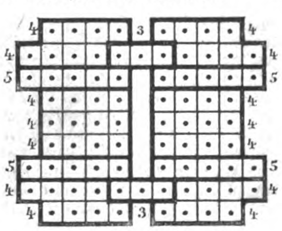
c) 4 fünfſtellige Wörter (linke Seite).

1. Ein wichtiges Schiffsgerät.
2. Einer der Gründer Roms.

(rechte Seite.)

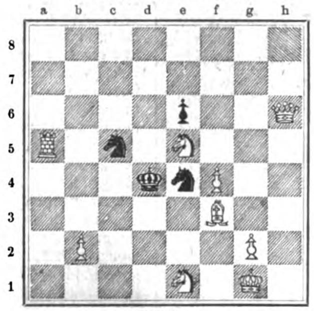
3. Eine Göttin der Römer.
4. Ein Bewohner von Oſteuropa.

O. W.



Schachaufgabe

von Robert Braune.



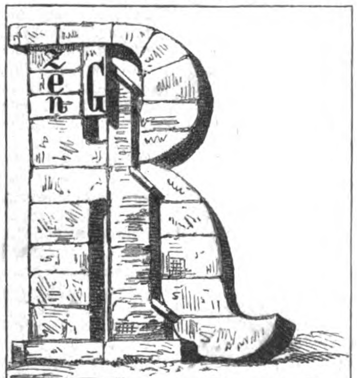
WEISS.

Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

2. Homonym.

Kein Staat kann ohne mich beſtehn,
Muß ſtets auf meine Wohlfahrt ſehn.
Von Ruhe, Freunde, leb' ich nicht,
Und doch iſt ſie mir erſte Pflicht.
In dem Göttinger Dichterbund'
Verlebt' ich manche ſchöne Stund'.
Doch kam zu kurz oft die Moral,
Du mußt mich leſen, Freund, mit Wahl.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

3. Rätſelfragen.

1) Für welchen Dichter intereſſieren ſich auch viele Vögel?

2) Welches iſt die Oper, deren zweite Hälfte doppelt ſo viel wert iſt, als die erſte, und deren beide Hälften zuſammen 2 Mark 25 betragen?

3) Welcher Schneider beſchäftigt ſich nur mit Damen und iſt doch kein Damenſchneider?

4. Zweiſilbige Scharade.

a. Die Glieder.

Es weinen oft die erſten Beiden
Der Thränen ach ſo viel, ſo viel,
Wenn nie die bange Nacht der Leiden,
Nie Qual und Sorge weichen will.
O komm! o komm! du ſüße Dritte.
Seufzt da das arme Menſchenherz
Und wendet ſich in heißer Bitte
Zu Gott dem Vater himmelwärts.
Dann weiſt ſein Geiſt ihm ſeine Wege
Und lieblich tönt das Wort vom Heil:
Auf dornenvollem, ſchmalem Stege
Zu gehn, iſt frommer Chriſten Teil.
Und wär' es auch zum Allerſchwerſten,
Dem Heiland folg' mit treuem Sinn,
Dann führt er einſtens dich zur Erſten
Des Paradieſes liebreich hin.

b. Das Ganze.

Viel tauſendmal kannſt du's bekommen
Vom Sommerplan, ihm iſt's zur Zier —
Auch mag's den beiden Erſten frommen,
Doch bringt es nie die Dritte dir.
Es mag von Gottes Allmacht reden
Und von den Reizen der Natur,
Doch führt zum wahren Friedenseden
Das Wort von Chriſti Kreuze nur.

Gt.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 2.

1.

B	u	l	g	**a**	r	i	e	n
N	i	c	**a**	r	**a**	g	u	a
F	r	**a**	u	s	t	**a**	d	t
P	**a**	u	s	a	n	i	**a**	s
A	l	e	x	**a**	n	d	r	**a**
H	**a**	s	d	r	u	b	**a**	l
S	t	**a**	d	t	r	**a**	t	h
S	c	h	**a**	r	**a**	d	e	n
B	e	t	h	**a**	n	i	e	n

2. Dreiſilbige Scharade: Packeſel.

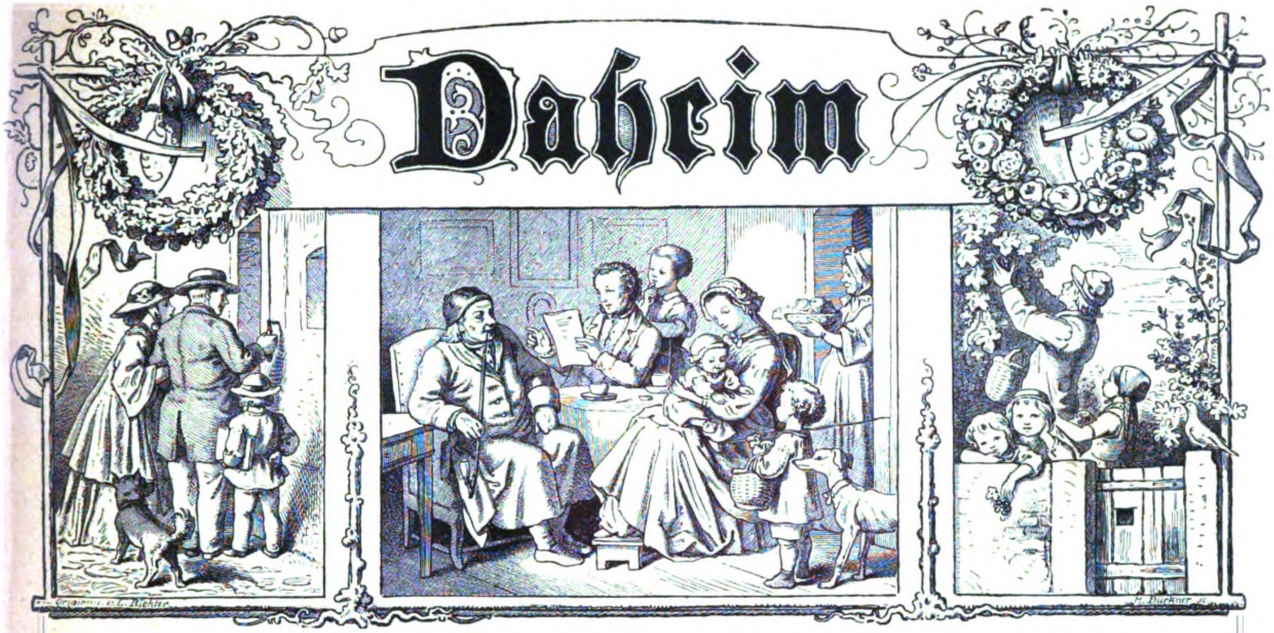
Bilderrätſel. Ein nächtlicher Überfall.

Inhalt: Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. — Die erſte Schwarmſalve (Examiniertrupp). Text und Bild von Th. Rocholl. — Die Entwickelung der Welt. Von Profeſſor Dr. Zöckler. — Ein Sobieskylied aus dem vatikaniſchen Archiv. — Das Dank- und Jubelfeſt der „Wacht am Rhein." Von Ludwig Freiherrn von Ompteda. — Ein Regentag auf dem Lande. (Schluß.) Eine luſtige Geſchichte von Hans Arnold. — Verſtiegen. Bild von Max Lebling. — Am Familientiſche: Luthers „eine veſte Burg" als Soldatenlied. — Der rote Porphyr der Alten. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Herausgegeben von **Otto Klaſing** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Oktober 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. No. 4.

Er lebt!

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

V.

Tags darauf kam die langerſehnte Nachricht von Doktor Edzard. Er ſei erſt geſtern von einer mehrwöchentlichen Reiſe in Familienangelegenheiten heimgekehrt, und der Brief habe ihn unterwegs verfehlt, ſo lautete die Entſchuldigung für die ungebührliche Verzögerung der Antwort. Dieſe ſelbſt war ein kurz und ernſt gefaßtes Schreiben an den Grafen, aber trotz Ernſt und Kürze lag die Bereitwilligkeit, dem Sohne des ehemaligen Freundes ärztliche Behandlung und väterliche Pflege angedeihen zu laſſen, in jeder Zeile.

„Ich bitte deinen Sohn vorläufig, ſich als meinen Gaſt betrachten zu wollen, jede andere Lesart würde mich verletzen," ſchrieb er. „Wie zwiſchen uns die Dinge liegen, wird dies Abkommen dir und mir den Schritt erleichtern. Ich habe ſchon ſeit Jahren kein Aſyl mehr; von außen betrachtet bin ich jetzt ein ſimpler Landdoktor, und auch ein wenig Landwirt geworden. Aber mein Intereſſe für Pſychiatrie iſt wach geblieben, und unbeſchadet der mangelnden Übung traue ich mir noch einiges in dieſer meiner Spezialität zu. — Eichweide kennſt du; es iſt, bis auf die Lücken, die auch uns der Tod geſchlagen hat, ganz das alte Eichweide geblieben, und du weißt, daß Gaſtlichkeit ſozuſagen zum Mobiliar des Hauſes gehört. Dieſes ſteht deinem Sohne offen und ich wünſche aufrichtig, ihm damit nützen zu können." — Der Gräfin zog ſich beim Leſen des Briefes das Herz zuſammen. Ihrer war nur im allgemeinen Gruße „von Haus zu Haus" gedacht worden, nicht einmal ihr Name erwähnt. So blieb er, dem ſie ſich zu ſo großem Danke verpflichten wollte, unverſöhnlich. Abermals bäumte ſich ihr Stolz gegen dieſe demütigende Gewißheit auf; abermals überwand ſie ſich ſelbſt um ihres Sohnes willen, und begann das nötige zur Abreiſe zu rüſten. — Der Graf, nachdem er mit dem Hausarzte Rückſprache genommen und Doktor Edzards Brief dankbar zuſtimmend beantwortet hatte, beeilte ſich Manfred ſelbſt in Kenntnis von den Reiſeplänen zu ſetzen, und auch davon, daß er ihn nach Eichweide begleiten werde, um die alte Heimſtatt nach langen Jahren einmal wiederzuſehen. Nach viel Hin- und Herreden zwiſchen Vater und Sohn legte ſich endlich die Gräfin ins Mittel: Karl wurde zu Manfreds perſönlicher Bedienung beſtimmt, zu dieſem Zwecke mit der gräflichen Livree und einer richtig gehenden Taſchenuhr verſehen und ihm das Studium des Fahrplans anempfohlen.

Manfred machte äußerlich von neuem den Eindruck eines Geſunden, nur noch eine gewiſſe Schlaffheit der Haltung ließ im Verein mit den ſchwermütigen Augen und der krankhaft dunklen Geſichtsfarbe auf ein tiefliegendes Leiden ſchließen. Er betrieb ſeine Reiſevorbereitungen mit fieberiſcher Haſt, und hatte Stunden, in denen er ſeine „neue Individualität" faſt vergaß. Freilich fand nur Karl Gelegenheit, ſich dieſer guten Stunden beim Packen und Plänemachen zu erfreuen, die alten Freunde und Fremdere wurden nach wie vor menſchenſcheu gemieden; den Eltern gegenüber verharrte er in düſterſter Stimmung. Namentlich die Mutter litt darunter. Sie meinte, in jedem Blicke eine ſtumme Anklage zu leſen, es ſchmerzte ſie bitter, daß Manfred, auf keines ihrer Gefühle Rückſicht nehmend, ſich mit dieſer egoiſtiſchen Eile aus den heimiſchen Verhältniſſen zu löſen ſtrebte, und ſie fühlte doch von Tag zu Tage mehr, daß er ihr Eins und Alles in der Welt ſei.

So kam, gegen Ende Juni, das ſchwere Scheiden für lange Zeit. Den Kameraden Lebewohl zu ſagen, verweigerte Manfred hartnäckig. Dennoch erſchienen ſie vollzählig am Bahnhofe, und nahmen einen wehmütigen Eindruck von dem Abreiſenden heim, der hinter den vorgeſchobenen Gardinen ſeines Koupeefenſters geſeſſen und kaum ein Wort für ſie alle gehabt hatte. Die Gräfin ertrug das letzte Lebewohl mit großer Standhaftigkeit.

Ihr frommer Glaube an Gottes Barmherzigkeit, und an des fernen Freundes Wiſſen und Können hielt ſie aufrecht. Sie ſah noch immer den „Todbezwinger“ in Fritz Edzard.

Die weite Reiſe von Oſtpreußen bis in die Gegend der Nordſeemarſchen war eine ſchwere Aufgabe für jeden der drei Beteiligten. Das Rütteln der Waggons, die überfüllten Hotels, der Aufenthalt in den geräuſchvollen Warteſälen bereiteten Manfred fortgeſetzte Pein. Der Graf mußte abermals erfahren, daß Geld und Rang, dieſe beiden Machthaber unſerer Zeit, nicht genügen, um alle irdiſchen Wünſche zu befriedigen und alle Wege zu ebnen. Man kam ſehr langſam vorwärts. Mehr als ſechs oder ſieben Reiſeſtunden täglich erſchienen dem Grafen ſchädlich für ſeinen Sohn, dieſer litt an Schlafloſigkeit, und Karl mußte ſeine fünf Sinne beiſammenhalten, um den zahlloſen Anforderungen der beiden Herren pünktlich und ſachgemäß nachzukommen.

Endlich, am dritten Tage, lag das erſehnte Ziel nur noch wenige Stunden entfernt. Die letzte Raſt war glücklich überſtanden, eine Depeſche an die Gräfin abgeſandt, und nun flog das Dampfroß ſtetig nordwärts. Die Bergzüge des Harzes verdämmerten ſo raſch wieder wie ſie flüchtig aufgetaucht, endloſe Moor- und Heideſtrecken dehnten ſich zum Horizonte hin, hier blinkte ein Flüßchen, dort kräuſelte ſich bläulicher Rauch über den Strohdächern vereinzelter Gehöfte. Der Imker ſtand im blendenden Sonnenlichte bei ſeinen Körben inmitten roſigblühender Einöde, und bunte Kühe weideten auf den Kämpen von lebenden Hecken eingefriedigt.

Manfred ſchaute weder rechts noch links. Die Glieder ſchmerzten ihn, und der Kopf war ihm wüſt und ſchwer. Er lehnte ihn in die ſtaubigen Samtpolſter, und horchte willenlos dem taktgemäßen Pochen und Stampfen der Räder, bis er darüber einſchlief. Erſt als der Schaffner mit „Station Elſum!“ die Thür öffnete und Karl ſich auf das Trittbrett ſchwang, um ſeinen Herrſchaften beim Ausſteigen behilflich zu ſein, ſchreckte er, jählings erwachend, empor.

Der alte Graf beachtete den Diener gar nicht, ſondern ſprang allein zur Erde, ſeiner Jahre vergeſſend. Das ſcharfabgegrenzte Rot, das ſtets eine tiefe, innerliche Erregung bei ihm anzeigte, lag auf ſeinen eingeſunkenen Wangen. Er nahm den Hut ab, und ſtrich ſich ein paarmal raſch mit der flachen Hand über die kahle Stirn. Dann, als Manfred neben ihn trat, beſann er ſich plötzlich auf die Gegenwart, und rief den Portier heran, um ſich bei ihm nach Doktor Edzards Equipage zu erkundigen.

Der dienſteifrige Beamte ſprang um die Ecke des hübſchen Bahnhofsgebäudes, das im friſchen Glanze der Neuheit prangte, und winkte mit beiden Armen zu einer weißen Brücke hinüber, an deren Ende das alte Zollhaus ſtand.

„Kommt ſchon, mein Herr, kommt ſofort!“ rief der kurzatmige, kleine Mann, und machte ſeinen Kratzfuß. „Herr Doktor Edzard erwartet Beſuch aus Oſtpreußen, wie mir Chriſtian Siemers geſagt hat, und da hab’ ich wohl die Ehre, Herr Graf? Der Weg iſt ’was weit und warm um dieſe Jahreszeit. Kann ich vielleicht mit ’nem Glaſe Bier dienen? Friſch vom Faß; meine Frau hält nämlich da drin im Warteſaal die Reſtauration.“

Der Graf verneinte mit flüchtiger Handbewegung und ſchaute voll Ungeduld nach dem Wagen aus, der bedächtig näher kam.

„Sie ſollen das Fahren wohl fixer gewohnt ſein, Herr Graf,“ ſetzte der geſprächige Portier die Unterhaltung fort, „gleich iſt es ſoweit, und die kleinen Gepäckſtücke haben wir ja beiſammen: zwei, vier, fünf — das ſtimmt. Die Koffer läßt Herr Doktor nach dem Siebenuhrzuge noch aufs Gut holen. Er iſt nämlich eigen mit den Schimmeln, und Chriſtian Siemers kriegt die Schwerenot, wenn er zu dichte hier ’ran fährt. Bis an den Zoll, keinen Ruck weiter, ſolange die Maſchine auf dem Geleis ſteht.“

„Chriſtian Siemers — Chriſtian Siemers — wo kann ich den Namen doch gehört haben?“ ſagte der Graf vor ſich hin, und ging kopfſchüttelnd, als ob er ſein Gedächtnis umſonſt anſtrenge, dem Wagen entgegen.

Der Kutſcher, ein ſtämmiger Menſch in mittleren Jahren, brachte die Schimmel mit einer hübſchen Wendung vor der Rampe zum Stehen, und grüßte mit gemütlichem Kopfnicken:

„Oha! brr! — Gu’n Abend Herr — ’n Abend Reithmüller, iſt das Bier friſch?“

„Sie ſind Herrn Doktor Edzards Kutſcher?“ fragte der Graf, machte den Nacken ſteif und kniff die Augen zuſammen; denn er liebte den kordialen Gruß untergeordneter Perſonen nicht.

„Ja woll, der bin ich, Herr,“ entgegnete Chriſtian Siemers, ohne ſich im mindeſten verblüffen zu laſſen, im Gegenteil, er zwinkerte ſeinem Freunde Reithmüller, dem Portier, verſtändnisinnig zu, und bekam infolge dieſes Winkes ein Glas Dünnbier auf den Bock gereicht, das gleich mit Kupfermünze bezahlt werden ſollte.

„Nicht doch, das iſt meine Sache — nehmen Sie auch ein Glas, Karl,“ ſagte der Graf, ſeine Börſe ziehend. „Und wie befindet ſich Ihr Herr, iſt er wohlauf?“

„Ganz munter, danke der Nachfrage,“ entgegnete Chriſtian Siemers, indem er ſich die Lippen mit der behandſchuhten Rechten wiſchte. „Die vermuckſten Dinger nehmen einem alle Fühlung!“ meinte er dann, und befreite mit Hilfe der Zähne ſeine breiten Fäuſte von den weißbaumwollenen Quälgeiſtern. „Herr Doktor haben mir Grüße aufgetragen, und wir ſollen das Fahren ſinnig angehen laſſen, wegen dem friſchen Sandweg. — Von ſelber hätt’ ich Sie aber nicht wiedergekannt, Herr Graf!“

„So erimnern Sie ſich wirklich meiner?“ fragte der Graf. „Ich kann mich auf Sie durchaus nicht mehr beſinnen.“

„Wäre auch viel zu viel verlangt, aber wo ſoll ich den Herrn Grafen denn vergeſſen? Ich bin ja dazumal, als Sie bei den Lübberswerder Huſaren ſtanden, dem ſeligen Baron Liebezahl ſein Schweinejunge geweſen, und habe auf unſerem gnädigen Fräulein ihrer Hochzeit, hinten am Koben, die Böllerſchüſſe losgeknallt. Wiſſen Herr Graf das nicht mehr? Was jetzt mein Herr iſt, unſer Doktor Edzard, der hat ja um die Zeit noch in Berlin auf den Examen gelauert, ſonſt hätt’ ich wohl vom Pulver wegbleiben müſſen! Und dann fuhren Herr Graf ja gleich —“

„Ich weiß!“ unterbrach der Graf und ſeine Lippen zuckten ſichtlich, als er befahl: „Legen Sie das Handgepäck auf den Rückſitz, Portier; Sie kommen auf den Bock zum Kutſcher, Karl. Nimm nun meinen Arm, Fred, und ſteige ein. Biſt du ganz bequem, mein Lieber?“ fragte er beſorgt, als der junge Mann neben ihm im Fond ſaß, ein ſeidenes Luftkiſſen im Rücken, den Mantel über die Kniee gedeckt, und Manfred nickte mit abweſender Miene zur Antwort.

Am Zollhauſe wurde ein kurzer Halt gemacht. Gärdes, der Zollaufſeher, muſterte den Wagen, und fertigte ihn barſch und raſch ab, der Graf ſtieg aus, und bedeutete Chriſtian Siemers, ohne ihn weiter zu fahren: „Ich bin hier ortskundig und möchte eine Strecke gehen,“ ſagte er. „Beim Neuenweg hab’ ich euch längſt eingeholt.“

Der Wagen rollte über die Brücke davon und der Graf blieb allein. Chriſtian Siemers drehte ſich noch einmal auf dem Bocke um und rief dem einſam Daſtehenden durch die hohle Hand etwas zu, von einer Weiſung mit der Peitſche begleitet, aber ſeine Worte verhallten ungehört.

Wie ein Gebannter lehnte der alte Herr am weißen Holzgeländer der Brücke und ſah es nicht, daß der grauköpfige Zollaufſeher ihn von ſeiner Stube aus unverwandt beobachtete, bis er die Perſönlichkeit feſtgeſtellt hatte und mit ingrimmig verbiſſenem Geſichte das Fenſter zuwarf.

Einſt hatte er dieſem Manne um ihres gemeinſamen Spielkameraden Fritz Edzards willen einen lauten Fluch nachgeſchrieen und hinter der bekränzten Hochzeitskutſche her eine derbe Handvoll Kies geſchleudert, nachdem er den Wagen bis unter die Polſter und Sitze durchwühlt, als wüßte er kein junges Ehepaar, ſondern die ärgſten Schmuggler darin. An jenem Tage hatte er, der Unterbeamte, ſeinen Vorgeſetzten beſtochen, um nur ein einzigesmal deſſen Reviſionsrecht ausüben zu dürfen. Sie hätten beide um Amt und Brot kommen können, aber der Schabernack war geglückt und war die Angſt wert geweſen. „Du verdammter Schubjack, was willſt du hier?“ murmelte der Alte vor ſich hin und machte eine Fauſt. „Deinen Jungen hab’ ich doch gleich an dem Liebezahlſchen Geſichte erkannt. Von der Zucht lebt, Gott ſei Dank, keiner mehr bei uns im Lande und ſie ſollen wegbleiben! Na — ihr ſeht alle beide juſt nicht nach 'nem kommoden Leben aus — Gotterbarm's — Geſichter! Ich gönn's euch, ich gönn's euch!“ — Damit ging er aus der Stube in ſein dumpfiges Gärtchen hinter dem Hauſe, um den Verhaßten nicht mehr ſehen zu müſſen.

Der ſtand noch immer und ſchaute in den klaren breiten Elſumfluß hinunter und hinüber zu der waldigen Hügelkette mit ihrer Perlenreihe weißſchimmernder Villen, welche nach Weſten zu das reiche Wieſenland begrenzte. Vor den Hügeln hingelagert, dehnte ſich Elſum ganz im Grünen; die roten Ziegeldächer und der maſſige Kirchturm des Fleckens grüßten noch gerade ſo freundlich und heimiſch wie früher; der feſte Deich hielt die launiſche Elſum in Schranken, deren bläuliche Wellen, wenn der Oſtwind ſie kräuſelte, ſo gern allerhand Unfug mit Torfkähnen und Segelböten trieben.

Über den Deich hinweg ragten die ſtruppigen Köpfe der alten Weiden, an denen entlang man zwiſchen wildem Geginſter und Brombeerranken zum Taternloch ging, der verrufenen Herberge für Keſſelflicker und Diebesgeſindel und müßige Stromer. Heute noch geradeſo wie einſt war das Taternloch der Schmutzfleck dieſes lieblichen Idylls zwiſchen Wald und Heide. Um die Heide und die Kornbreiten herum zog ſich die bequeme Fahrſtraße nach Eichweide in großen Windungen; man hatte vollauf Muße für eine Wanderung zum Gute, mit dem Wagen um die Wette; denn der Fußpfad, nachdem er ein Streckchen dem Flußufer gefolgt, führte, jede Biegung abſchneidend, durch dichte Holzung. So wenigſtens lag es dem Grafen noch klar in der Erinnerung. Beim Reiten durchs Holz hatte er ſich mehr als hundertmal vor den ſchwanken Äſten der jungen Buchen bücken müſſen. Er ſuchte und fand den Weg längs der Elſum, überall Spuren der lieben alten Zeit entdeckend, bis plötzlich der proſaiſche Bahndamm mit dem Wärterhäuschen darauf ſeiner Wanderung ein unerwartetes Ziel ſetzte.

„Ein Bollwerk für meine Gedanken!“ ſagte er ſtehenbleibend, und ſchlug mit ſeinem Spazierſtocke hart gegen die begraſte Böſchung. „Alles iſt anders geworden, hier wie bei uns zu Lande: bebauter, gebildeter, aber nicht beſſer und glücklicher! — — Nur er mag heute glücklicher ſein als damals, und ich weiß vom Gegenteil zu reden. Aber — alle Strafe, alles Ertragen hat ſeine Grenze und hier iſt die Grenze!“

Er ſchlug nochmals in das Gras, wendete um, ſpähte der Himmelsrichtung nach und ſchritt darauf langſam zurück über die Wieſen, an hauenden Landleuten vorbei. Es rührte ihn förmlich, daß er ihr derbes Plattdeutſch noch ſo gut wie ſonſt verſtand, als er an einen der Bauern ſeine Fragen zur raſcheren Orientierung ſtellte. Und nun hatte er den mooſigen Fußſteig ins Holz wieder gefunden.

Aus dem Holze war ein ſchöner Wald geworden, voll von gedämpftem Sonnenlichte und vielſtimmigem Vogelgezwitſcher. Dazwiſchen das Hacken der Spechte am Stamme und Kuckucksruf aus der Ferne. Die Sonne hing wie ein dunkelglühender Feuerball am Himmel; denn die Luft ward vom Dunſte des Höhenrauches durchzogen, jener brenzliche Dunſt, der die Sinne einſchläfert, den jedermann abſcheulich findet und der doch den echten Kindern des Heidelandes in der herrlichſten Gegend, wohin er dringen mag, Heimweh ſchafft.

Der Graf ging ſtetig ſeinen Weg ohne weitere Abſchweifung und Unterbrechung. Jetzt hatte er bekanntes Gebiet vor ſich: Eichweider Gebiet. Wohl ſah er an den hohen Buchenſtämmen empor, aber nicht, um ſich ihrer ragenden Pracht zu erfreuen, ſondern nur um ſich die trübe Wahrheit vorzuhalten, daß alles in der Welt altere und vergehe. Das welke Laub des vergangenen Jahres umrauſchte ſeine Füße auf dem wenig betretenen Pfade, achtlos ſtreifte er an den Büſchen ſtolzer Adlerfarn hin und das aufgeſcheuchte Reh, das ſeitwärts durchs Unterholz brach, ließ ihn zuſammenſchrecken. Sein niemals ſtarkes Herz war nicht mehr empfänglich für die Reize der Natur, ſeit das „leidende Geſchöpf“ in ihm den „Mann“ niedergezwungen hatte. Hier war die Steinbank, auf der er ſo oft im verſchwiegenen Abenddämmer mit Mattea Raſt gehalten, damals, um die Spätſommerzeit, als ſie noch die ſchüchterne Braut des Freundes und ſeine eigene „kleine Freundin“ war, die ihr Blumenkörbchen zwiſchen ſich und ihn auf die Bank zu ſtellen pflegte und die zarten Hände ruhig im Schoße faltete, wenn ſie ihre Gedanken über Fritz mit dem Freunde austauſchte. Die Steinbank war ſtumme Zeugin des erſten Zweifels an Fritz, des erſten Kuſſes von Maximin geweſen. Sie ſtand jetzt ganz verwittert im feuchten Schatten, giftige Pilze ſchoſſen daneben auf und blühendes Geisblatt überhing ſie mit üppigen Ranken, dort, zur Linken, wo die junge Tannenſchonung ſich breit machte, zweigte früher ein ſchlängelnder Pfad nach Gut Liebezahl vom Hauptwege ab.

Nun wich der Wald zurück und vom roten Golde des Juniabends überflutet, lag die ſchöne, heimiſche Stätte vor ihm, der die anſtürmenden Erinnerungen ſeiner Jugend in die Flucht zu ſchlagen ſuchte, aus Furcht, daß ſie ihn beſiegen und es ihm unmöglich machen könnten, dem Genoſſen vergangener Tage noch einmal unter die Augen zu treten.

Die ſchöne heimiſche Stätte! Schwellendes Wieſengrün von glitzernden Waſſerfädchen durchzogen, ſoweit das Auge reichte. Himmel und Erde küßten ſich, nur die Hügelchen im Weſten zogen eine ſchwärzliche Wellenlinie, den dunklen Scheiteln eines lichten, ruhenden Angeſichts vergleichbar. Wie bunt blühte das ganze Land, wie ſelbſtgenügſam ſtelzten die Störche im Sumpfgras und die munteren Schwalben ſchoſſen auf und ab, die Lerchen ſangen und die Bienen wühlten ſummend im Thymian. Dort hinten lag Liebezahl, nicht mehr das ſchlichtvornehme Liebezahl von ehedem. Nur die Scholle war geblieben. Irgend ein reicher Emporkömmling hatte ſein prunkendes Chateau mit gelben Basreliefs auf roten Backſtein geſetzt, in den Schatten der Silberpappeln und Blutbuchen bauen laſſen.

Aber hier, das traute Eichweide, war ſo unverändert geblieben, als ſeien die Jahre, die darüber hingegangen, nur ebenſoviel Tage geweſen! Die Fenſter des grünbewachſenen Herrenhauſes blinkten zwiſchen dem Eſchengezweig hervor; über das Dach ſchauten die Wipfel der beiden uralten Eichen, die des Hauſes Rückſeite ſchirmten. Die Wetterfahne auf dem Flaggenſtocke, inmitten des halbgemähten Raſenplatzes, glänzte wie ein Feuerflämmchen im Sonnenſchein. Ringsumher dunkelte der kunſtloſe Garten.

Schon konnte des Grafen weitſichtiges Auge die beiden hellen Brücken erkennen, die über den breiten Graben — die Grafft ſagte man hier zu Lande — nach dem Windbuſch, der Inſel und dem Blumendeiche hinüber führten. Alſo auch der Blumendeich, der mit ſeinen dichten Wänden von Liguſter und Mairoſenbüſchen und ſäuſelndem Schilf den Gutsgarten umzog, immer an der Grafft entlang, dieſer enge Liebespfad ſo manches jungen Paares, exiſtierte noch! Und auch das Beet ſteifer Feuerlilien an der Kegelbahn und die Veranda vor dem Pferdeſtalle mit dem Storchneſt auf dem Giebel! Das Strohdach des Pferdeſtalles war weiß von Tauben; jetzt flatterten ſie, eine lichte Wolke bildend, empor und ſchwebten über dem Hauſe: Boten des Friedens.

Der Graf deckte eine Hand vors Geſicht und ſtützte ſich ſchwer auf ſeinen Stock. Der Gang war ihm doch wohl zu weit und zu anſtrengend geweſen. Er zog ſein Schnupftuch und fuhr ſich damit über die Stirn, auf der Tropfen perlten, und über die ſchwimmenden Augen. Dann ging er einige Schritte zurück bis dahin, wo Fahrſtraße und Fußpfad nach Eichweide ſich im „Neuenweg“ vereinigten.

An dieſer Stelle, auf der urſprünglichſten aller Bänke: einem Brettchen über vier Tannenpfähle genagelt, hielt er Raſt und erwartete die Ankunft des Wagens.

Kaum zwei Minuten vergingen, da knirſchten ſchon die Räder, die Pferde ſtanden und der Graf ſtieg zu ſeinem Sohne ein, ſich beſorgt nach deſſen Befinden erkundigend; denn Manfred ſah ſehr ermattet und teilnahmlos aus. Aber der Schatten eines Lächelns überflog trotzdem ſeine Züge, als er ſagte:

„Wie ſtill iſt es hier und nirgends Staub und das viele Grün thut den Augen ſo wohl! —“

Der Vater hätte ihm für dieſes Wort um den Hals fallen und Dank ſagen mögen, doch fühlte er ſich außer ſtande, zu ſprechen. Weit vorgebeugt ſaß er da, die Hand auf den Schlag gelegt und ſchaute mit geſpannten Zügen gradeaus zu den blinkenden Fenſtern im Rahmen der Eſchenzweige. Sein ganzes Leben durchlebte er noch einmal während dieſer kurzen Minuten.

Nun rollte der Wagen raſch zwiſchen Vogelbeerbäumen dahin an einer verfallenden Ziegelei und dann an der Gartenhecke vorüber. Dort ging von unſichtbaren Blumenbeeten ein Duftſtrom aus, Reſeda und Sommerlevkoyen ſtritten mit Roſen und wohlriechenden Wicken um die Herrſchaft, bis das Gefährt, eine ſcharfe Ecke nehmend, in den Hof einlenkte. Die Hunde ſchlugen an und im Dielenthor ſtand, den Willkommen winkend, die ſtattliche Geſtalt des Hausherrn.

VI.

Nach fünfunddreißig Jahren ſaßen ſich die alten Freunde zum erſtenmale wieder gegenüber in des Doktors Arbeitsſtübchen, dem beſcheidenſten Raume des Hauſes.

Grade wie damals, als ſie auf dieſer nämlichen Stelle den kurzen zornigen Abſchied von einander nahmen, ſchaute der Abend zum Fenſter herein, durch Weinreben und Ephenblätter, die ſich gegen die kleinen Scheiben drängten. Vor fünfunddreißig Jahren hatte der Novemberſturm allgewaltig in den ehrwürdigen Baumkronen gebrauſt und hatte die Krähen aus ihrer Ruhe geſtört und den erſten hartkörnigen Schnee über die letzten, blaſſen Roſenknöſpchen auf dem Beete vor der Veranda gefegt, ſo daß ſie am Stocke vergingen. Heute lächelte der heitere Frühſommertag ſein ſüßeſtes Lächeln vor Schlafengehen. Der „Vogel Bühlo,“ wie ſie in dieſer Gegend den Pirol heißen, rief noch unermüdlich vom Kirſchbaume her, eine wilde Taube ließ hoch oben aus der Eſche ihr ſanftzärtliches „Kukuruh!“ vernehmen und die Luft trug ein köſtliches Aroma von friſchem Heu auf ihren Schwingen.

Graf Kaldenhoff hatte die Photographie ſeiner Gemahlin aus dem Taſchenbuche genommen und vor den Arzt hingelegt. Dieſer betrachtete das Geſicht der verlorenen Jugendgeliebten mit ernſten Blicken. Zwar datierte das Bild ſieben Jahre zurück, aber ſieben war nur ein Fünftel der Trennungszeit und der Graf verſicherte: die Gräfin habe ſich ſeitdem ſo gut wie gar nicht verändert. Seitdem! Wie war das möglich? „Er liebt ſie und die Liebe macht ihn blind,“ dachte Doktor Edzard, als er ſich ſagte, daß, ihrem Bilde nach zu urteilen, die ehemalige Baroneß Liebezahl ſich ſelbſt wunderbar gleich geblieben war. Die Züge noch immer von beſtrickender Schönheit; die ſpitzen Finger der Hand ſpielend gegen die Wange geſchmiegt, daß man die Grübchen in der glatten Haut ſehen konnte. Dennoch lag ein Hauch abweiſender Kälte über dem Ganzen, der den Arzt fremd und weh berührte. „So kannſt du jetzt nicht mehr blicken,“ ſagte er ſich; „haſt du nicht ſeit der Aufnahme dieſes Bildes drei Kinder begraben?“

„Hätteſt du ſie wieder erkannt, Fritz?“ fragte der Graf, und Doktor Edzards Antwort:

„Unter Tauſenden, Max!“ war keine gedankenlos hingeſprochene Phraſe. Ob er ſie ſich, wie einſt, auch heute noch unter Tauſenden als die Einzig-Eine erwählt, ob er wieder, wie einſt, als ſie ihm entriſſen wurde, ſich ſelbſt faſt weggeworfen hätte um ihretwillen, ehe er in harter Arbeit die ſchwere Kunſt des Vergebens und Verſchmerzens lernte? Er ſchüttelte ſtumm den Kopf und legte die Hand über das ſchöne Bild.

Jener erſte Liebestraum war längſt überwunden, wenn auch unvergeſſen; denn die Pſyche in uns Menſchen ſorgt dafür, daß ſie keinen Flügelſchlag umſonſt thut.

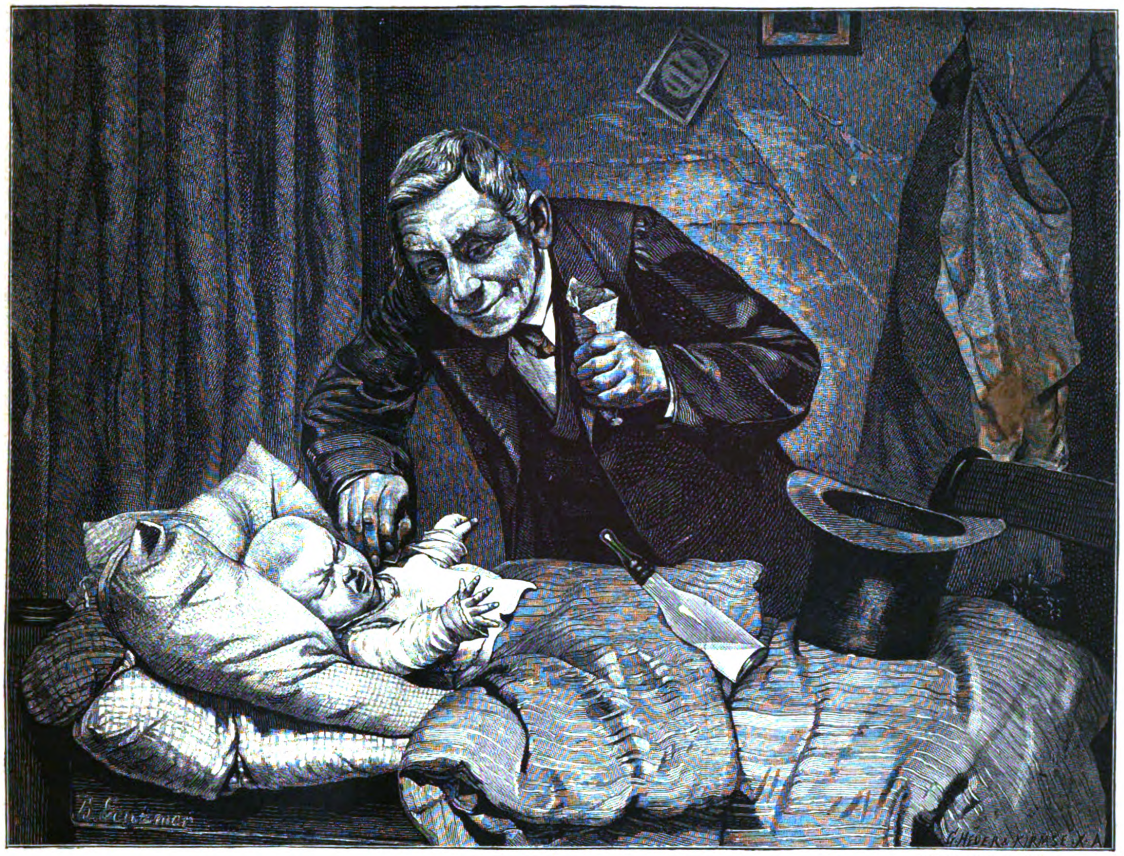
Deshalb hatte auch die kurze halbe Stunde des Wiederſehens noch nicht vermocht, die tiefe Kluft zu überbrücken, die ſich vor langen Jahren zwiſchen den alten Freunden und Schulkameraden aufgeriſſen und die ſeitdem kein Verſuch zu erneuter Annäherung geholfen hatte auszufüllen. Beide vermieden es, an die verjährten Wunden zu rühren, aber erſt heute verzieh Doktor Edzard der untreuen Braut voll und ganz, daß ſie damals ihre Liebe zu ihm einen Irrtum genannt, und mit ſtillem Danke gedachte er ſeiner frühverſtorbenen Frau, die ihm, dem reifen Manne, ein treues Herz und ein ruhiges Glück geſchenkt hatte. Segen ihrem Andenken!

„Gott hat uns ſchwer heimgeſucht,“ berichtete der Graf, und bedeckte ſein vergrämtes Geſicht mit der hohlen Hand. „Zwei vielverſprechende Söhne und ein liebes Töchterchen beſaßen wir außer Fred und alle drei ſind uns geſtorben, wie ich faſt überzeugt bin, an der gleichen tückiſchen Krankheit, nur in verſchiedenen Stadien ihrer Entwickelung. Die Söhne wenigſtens, aber auch Matty — (mein Augapfel Friedrich!) trug unzweifelhaft den Keim in ſich und der frühe Tod hat ihr viel Qual erſpart. Sage mir, wie es möglich iſt, Friedrich! Du biſt Arzt und haſt Einſicht in die Geheimniſſe der menſchlichen Natur — ſage mir: wo iſt des Fluches Anfang, wo ſein Ende? So viel uns bekannt, iſt weder in meiner noch in Matteas Familie je ein Fall von Wahnſinn vorgekommen, und nun mäht dieſer Dämon meinen alten Namen rein ab von der Erde! Übe Geduld und gönne mir die Wohlthat einer rückhaltsloſen Ausſprache, Fritz. Ich habe dir zwar über Georg und Wilhelm geſchrieben, aber ich fürchte, daß ich ſchriftlich etwas unklar, etwas flüchtig geweſen bin. Alles ſtürmte damals auf mich ein, der Boden ſchwand mir unter den Füßen; erſt jetzt, da ich dich wieder habe, iſt mir's, als ſähe ich noch einmal Land. Die Leiden, die Georgs Tod vorausgingen, mag ſein wildes Leben verſchuldet haben — ich ſage: es mag! Aber wie viele jungen Leute leben noch ganz anders und enden nicht im Irrenhauſe wie mein unglückliches Kind. Nun, und Wilhelm? Wenn du die blühende Lebensluſt verkörpern wollteſt, ſo durfteſt du nur ihn anſehen mit ſechsundzwanzig Jahren. Da bekommt er auf einer Dienſtreiſe — (er war unſerer Geſandtſchaft in Petersburg attachiert) — Neuralgie, und er ſetzt ſich in den Kopf, dies Zucken in den Gliedern, dieſe wühlenden Schmerzen ſeien die Vorboten der unſeligen Krankheit ſeines Bruders. Er ſoll zuſammen gefallen ſein wie ein Schatten, aber er litt es nicht, daß man uns Mitteilungen machte. Eines Tages erſchoß er ſich bei einem Hoffeſte zu Zarskoje Selo hinten im Parke. Kein Wort des Abſchiedes für uns! Seiner armen Braut, der Ida Woroneſch, hatte er geſchrieben, daß ihn der ſtete Gedanke an Georgs ſchreckliches Ende und eine beſtimmte Vorahnung des nämlichen für ſich ſelbſt zu Tode martere. Er ziehe vor, ihr und ſich ſolche Marter abzukürzen — ſie möge ihn deshalb keinen Feigling nennen. Wundert es dich nach dieſem, daß der Glaube an ein Nichtüberlebenkönnen der verhängnisvollen zwanziger Jahre auch in Manfreds Gemüt Wurzel ſchlug? Er iſt von jeher Matteas ganzes Glück geweſen, ihr Ebenbild, ihr Stolz. Du hätteſt ihn in der Ulanka ſehen ſollen, Friedrich. Sieh, ſeit bald einem Jahre ſchon grübelt er bei der geringfügigſten Veranlaſſung über Krankheitsſymptomen nach, und trotzdem er ſeine Tage genoß, ſeinen Geiſt mit Nützlichem beſchäftigte — er trieb Geſchichte und leiſtete Erfreuliches darin — zehrte die fixe Idee doch an ſeinem Lebensmarke. Dann hatte er in der Liebe das große Unglück und ſo kam es plötzlich zum Schlimmſten. Ich war ratlos, völlig ratlos! Wie einen Rettungsanker habe ich es erfaßt, als ich zufällig durch unſeren guten Ernſt Sacken hörte, daß du hier auf der lieben alten Scholle wieder anſäſſig ſeieſt. Und ich dachte an dein treues Herz, das auch den — — den Feind in ſeiner bitterſten Not nicht abweiſen würde. Ich habe mich nicht in dir getäuſcht! Nimm innigſten Dank, Friedrich, Gott vergelte es dir, daß du dich unſertwegen der Mühe des Praktizierens noch einmal unterziehen willſt.“

„Keinen Dank, Maximin,“ entgegnete der Arzt. „Ich habe noch Praxis, ja, ſogar eine recht große in Elſum und Fährdamm und Umgegend. Vertraue mir; was in meiner Kraft ſteht, für deinen Sohn zu thun, das thue ich mit Freuden und nach beſtem Wiſſen.“

„Und — es liegt nun wirklich nichts mehr zwiſchen uns? Es iſt alles wieder, wie es vor jener Zeit war?“ fragte der Graf. „Ich bitte dich, Fritz, laß mich dir Matteas Bild ſchenken, erweiſe mir auch die Liebe!“ Er beugte ſich vor, um des Freundes Geſicht in der wachſenden Dämmerung erkennen zu können.

„Es iſt alles beim alten, gewiß, lieber Max, und ich bin froh im Bewußtſein dieſer Stunde mit dir,“ erwiderte der Arzt, und nahm die dargebotene Photographie aus der Hand des Grafen. „Ja,“ fuhr er fort, „damit du ſiehſt, wie ganz und wie lange ſchon ich den Groll aus der Jugendzeit hinter mich


B. Genzmer
G. Heuer & Kirmse X. A.

Gemalt von B. Genzmer.

Der Kollaborator in Ängſten.

„Mein Gott! Was mach' ich mit dem Jungen?
Als wie am Spieße ſchreit der Strick!
Am End' zerſprengt er ſich die Lungen —
Und Betty, ach! kommt nicht zurück!
Er brüllt — es iſt nicht auszuhalten!
Wär' ich nicht Onkel, würd' ich flieh'n. —
Ob wohl die maßvoll edlen „Alten“
Als Kinder auch ſo greulich ſchrie'n?

„Was thut man nur in ſolchen Fällen?
Wie ſtellt man ſich mit ſolchem Kind?
Wenn ich nur wüßt', ob Karamellen
Nicht Gift für ſolch ein Baby ſind? —
Milch nimmt es nicht! Laß ich es liegen?
Nehm' ich es auf? Wer ſagt mir das?
Ließ ſich das dumme Bett nur wiegen,
So wüßte man doch wie? und was?!

„Es hungert nicht, liegt nicht im Fieber —
Sag' mir nun eins: Warum es ſchreit?
Ich weiß am Indus, Nil und Tiber,
Am Orinokko ſelbſt Beſcheid —
Allein ein Buch mit ſieben Siegeln
War ſtets mir, was man „Windel“ nennt.
Ich glaub', ich könnt' den Bengel prügeln,
Wenn ich das Prügeln menſchlich fänd'.

„Ob ich der Lieder Quell vergeude,
Stets toller ſchreit der Junge nur:
„Hoch vom Olymp kam uns die Freude“
Und „gaudeamus igitur.“
Was nützt hier Scharfſinn, Pädagogik?
Rhetorik ſelbſt verfängt hier nicht,
Weil es durchaus an inn'rer Logik
Des Handelns noch dem Wurm gebricht.

„Für Pletſch und Richter kann ich ſchwärmen;
Ich bin ſonſt Kinderenthuſiaſt,
Doch war mir ihr beſtiales Lärmen
Realen Falles ſtets verhaßt.
Der Dichter preiſe als Arkadien
Der frühen Kindheit ſüßen Lenz —
Furchtbar in ſeinen erſten Stadien
Iſt ſolch ein homo sapiens!“

Julius Lohmeyer.

geworfen habe, ſollſt du deiner Frau Gemahlin mit Gruß und Handkuß von mir, auch eine Matty im Bilde heimbringen."

Damit ſtand er auf, zündete eine Lampe an und ſuchte ein Weilchen in ſeinem wurmſtichigen Schreibpulte — (wie oft hatte Maximin Kaldenhoff früher ſeine Ferienaufgaben an demſelben gemacht!) bis er die Photographie eines blondlockigen Kindes fand, die er dem Grafen mit der Bemerkung hinreichte: „Gleichfalls kein neues Konterfei; vor vier oder fünf Jahren aufgenommen, aber noch immer vollkommen ähnlich."

Der Graf ſetzte ſeine Brille auf und betrachtete die kleine Karte ſehr lange und genau. „Deine Tochter, Fritz, nicht wahr? — Ihr hattet nur dies eine Kind? Welch ein trautes, liebenswürdiges Geſichtchen — und wie lächerlich gleicht ſie dir, als du in Tertia ſaßeſt und ich in Quarta. Sogar dein berühmtes Grübchen im Kinn iſt vorhanden! Und du haſt ſie Mattea taufen laſſen? Sie heißt wirklich Mattea?" Er legte plötzlich ſeinen Arm um Doktor Edzards Schulter und küßte ihn auf beide Wangen. „Mein alter — mein lieber Freund — das danke ich dir am allermeiſten — auch in Matteas Namen. Wie wird es unſeren armen Fred anheimeln, eine Matty hier im Hauſe zu wiſſen. (Du rufſt ſie doch ſo, nicht wahr?) Er wird an ſein verſtorbenes Schweſterchen denken, das er ſo zärtlich liebte, und wird ſein Leid vergeſſen lernen. Mein Gott, wo befindet er ſich? Überlaſſe ihn nur nicht ſich ſelbſt, Fritz! Du weißt, er iſt an ſtete Aufſicht gewöhnt. Wäre es daher nicht beſſer, man ſähe nach ihm?"

„Nein, nein, Max! Nichts mehr von eurer „ſteten Aufſicht" und ſo weiter! Ihr habt ihn jetzt in meine Macht gegeben, und die iſt abſolut," erwiderte der Arzt ſcherzenden Tones. „Er hat ſich in ſeinem Zimmerchen niedergelegt und ſoll dort auch ſeine erſte Taſſe Thee für ſich allein trinken. Sein Karl iſt in der Nähe und hat meine Anweiſungen erhalten und begriffen. Der Burſche iſt ganz nach meinem Geſchmack, ruhig und aufmerkſam, wenn man ihm etwas zu ſagen hat. Falls Manfred ſich erholt genug fühlt, wird er in einer Stunde das Abendbrot mit uns eſſen; wir ſind nämlich heute der Heuernte wegen ſpäte Gäſte, und ich will dir einſtweilen eine Erfriſchung herauf bringen laſſen."

Aber der Graf lehnte alles ab. „Ich habe noch eine viel zu große Unruhe in mir," meinte er.

„So trinkſt du wenigſtens ein Glas Wein und nimmſt einen Biskuit dazu," entſchied der Arzt und klingelte. „Gib mir unterdeſſen Doktor Willers Bericht und erlaube, daß ich ihn durchſehe.

Er ſetzte ſich leſend an ſein Pult. Ab und an hob er verſtohlen die blauen Augen unter der ſchöngewölbten Stirn mit den ſtarken, grauen Haaren darüber und betrachtete ſeinen Gaſt mit einem eigentümlichen Gemiſch von objektivem Forſchen und beredter Zärtlichkeit im Blick.

Der Graf, nachdem er den Wein haſtig getrunken hatte, ging mittlerweile in nervöſer Unruhe hin und wieder. Bald zog er ein Buch aus dem Regal und blätterte gedankenlos einen Moment, bald öffnete er ein Inſtrumentenkäſtchen und ſchloß es, ohne ſich des Inhalts bewußt geworden zu ſein, ſofort wieder. Zwei- oder dreimal unterbrach er ſeine Wanderung durch das Schreibſtübchen und die nebenliegende Bibliothek, um über des Freundes Schulter in die engbeſchriebenen Briefblätter zu ſchauen und eine Frage oder Bemerkung einzuwerfen.

„Er iſt ſehr alt geworden in den fünfunddreißig Jahren," dachte Doktor Edzard. Kaum erſt ſechzig zählend, hätte der Graf für einen hohen Siebziger gelten können. Zwar zeigte das Geſicht noch immer die urſprüngliche, vornehme Bildung, der nur die zurückfliegende Stirn und das außerordentlich weich abgerundete Kinn etwas Energieloſes verliehen, aber Haar und Bart waren ſchneeweiß und ſpärlich geworden, die hohe, magere Geſtalt hatte ſich unter der Laſt des Grames vorzeitig gekrümmt.

„Nun, wie urteilſt du, Friedrich?" fragte er, als der Arzt die Bogen zuſammenfaltete und in die Seitentaſche ſeines Krankenjournals ſchob. „Verhehle mir nichts; ſuche um des Himmels willen nicht, mich zu täuſchen. Ich ſehe ganz klar: es iſt ein verzweifelter Fall! Wofür mich Gott ſo hart ſtraft — er allein weiß es. Ich bin ein geſchlagener, ein unglücklicher Vater!"

„Lieber Freund, du ſiehſt keineswegs klar; denn ich kann den Fall durchaus nicht für einen verzweifelten halten," erwiderte der Arzt und legte ſeine ruhige Hand beſchwichtigend auf die unruhig zuckende des Grafen. „Sieh nicht fortwährend nach der Uhr, Beſter, ſondern ſetze dich hierher zu mir und höre auch mich geduldig an. Willers Bericht iſt ſehr verſtändig und ſachgemäß, wenngleich der Mann keinen Beruf zum Pſychiater zu haben ſcheint. Ich entnehme ſeinem Schreiben, und du haſt es mir mündlich beſtätigt, daß eine ſchwere Herzensenttäuſchung, verbunden mit einer grade beſtehenden Körperverſtimmung und der wachſenden Furcht vor eurem Familienfluche, wie du es nennſt, bei deinem Sohne die Manie, plötzlich und heftig auftretend, herbeigeführt hat. Daß gerade in dieſer Plötzlichkeit und Heftigkeit die beſten Garanticen für eine baldige und vollſtändige Geneſung liegen, dünkt euch Laien in der Regel unglaublich. Ihr ſeht eben nur die abſchreckende äußere Geſtalt des Leidens und laßt euch von ihr zu vorſchnellen Schlüſſen hinreißen. Ihr ermeßt nicht wie wir, daß ein verſtimmter Ton den reinſten Akkord in ſchreienden Mißklang verwandelt; ihr verwerft allzuleicht das ganze Inſtrument, weil euch die Fähigkeit mangelt, ſeine erſchlafften Saiten wieder ſtraff zu ſpannen, die geſprungenen zu ergänzen."

„Ich vermag deiner Auseinanderſetzung wohl zu folgen, nicht aber dir in allen Stücken recht zu geben," unterbrach der Graf, der, das Kinn mit der Hand ſtützend, in geſpannter Aufmerkſamkeit lauſchte. „Bedenke, Freds Fall iſt der dritte gleichartige in unſerer Familie. Es handelt ſich hier um kein Ergebnis von Zufälligkeiten, ſondern um viel Ernſteres: um ein Erbübel."

Der Arzt ſchüttelte den Kopf. „Nichts dergleichen, Freund. Mache die Dinge nicht ärger, als ſie ſind, und vor allem: ſei logiſch. Von einem Erbübel könnte höchſtens bei den Nachkommen deines Sohnes die Rede ſein, falls er ungeheilt in die Ehe träte. Und das zu verhüten, dazu haben wir alle Ausſicht."

„Aber Georg und Wilhelm?" —

„Doktor Willers gibt mir auch über ſie Notizen an die Hand, die beider Tod auf eine Weiſe erklären, welche durchaus nichts mit einem Erbübel zu ſchaffen hat, ſondern lediglich —"

„— Sondern lediglich in unſerer elterlichen Schwäche wurzelt, ſprich es rückſichtslos aus!" fiel ihm der Graf bitter ins Wort, erhob ſich vom Stuhle und begann, die Hände hinter ſich verſchränkend, aufs neue ſeine Wanderung durchs Zimmer. „Laß die Toten ruhen, Fritz, laß ſie in Frieden ruhen — ihnen iſt wohler als uns! — Wie hilft man dem Lebenden?"

„In erſter Linie ſo, daß man ihn von ſeinem „Ich" ablenkt und ihn zur Erkenntnis der Thatſache bringt, daß er in ſeiner eigenen Willenskraft das Kardinalmittel gegen ſein Leiden beſitzt. Er muß wieder lernen Können und Wollen zu wägen, Eingebildetes und Beſtehendes zu trennen, ſeine fixen Ideen als Thorheiten, ſein Leiden als eine Krankheit wie jede andere und nicht als ein düſteres Schickſal zu betrachten, das man hilflos und thatenlos über ſich ergehen läßt. Arbeiten ſoll er aufs neue, den Tag zu kurz finden und von der Nacht bei geſundem Schlafe nichts wiſſen. Sieh, das iſt mein einfacher Heilplan Max — Medikamente ſpielen eine untergeordnete Rolle darin. Und ich wiederhole dir aus heiligſter Überzeugung: faſſe Mut für deinen Sohn. Seine Körperkräfte hat er ſo gut wie zurückgewonnen; Trübſinn iſt eine ganz naturgemäße Folge ſtürmiſcher Erregung bei Kranken und Geſunden, einiges davon müſſen wir in ſeinem Falle der angreifenden Reiſe zurechnen. Mache dir's doch einmal kaltblütig klar, wie es um ihn beſtellt iſt. Sein Gemüt hat eine empfindliche Wunde erhalten, die klafft und blutet. Ihr, die liebevollen Eltern möchtet lindern, ſchnell, um jeden Preis; aber wie? Ihr wagt und verſteht keine ſchließenden Nähte anzulegen, ihr ſteht mit gerungenen Händen dabei und jammert. Aus Furcht, eurem Kinde wehe zu thun, berührt ihr die verletzte Stelle alltäglich hundertmal mit zaghaft taſtenden Fingern und verklebt den tiefen Riß mit Zugpflaſter, ſo daß der arme Leidende fort und fort an ſeine Qual erinnert wird, und bei jedem eurer gutgemeinten Heilverſuche zurückbebend in ein Fieber der Angſt gerät. Vielleicht wird ſich dieſes Fieber zum Paroxysmus ſteigern, wenn ich eure Pflaſter und Pfläſterchen entferne, die Sonde in ſeine Wunde ſenke und ſie mit dem Eiſen ausbrenne. Vielleicht, ja hoffentlich wird er's dulden und wird den regelrechten Verband als eine Wohlthat empfinden, wenn er des Arztes unerbittliches: ‚Es muß ſein!‘ vernimmt und des Arztes erbarmungsloſe Hand ſich allgemach in die helfende Hand verwandeln ſieht. Vielleicht heilt ihn ſchon das Grün unſerer Wieſen, das Erkennen der liebenden Macht in der Natur, die aus dem Tode neue Keime erweckt und auch im verborgenſten Schatten Blumen zeitigt. Laß uns daran glauben, lieber Freund, und wenn du in dein großſtädtiſches Straßengewühl zurückkehrſt, ſo thue es mit dem feſten Vertrauen in die Kraft der alten Heimat, deren Eichen heute noch ebenſo gewaltig rauſchen wie damals, als wir miteinander glückliche Knaben waren und im Schatten der deutſchen Götterbäume von den Heldenthaten unſerer Zukunft träumten.“

„Nein, mein feſteſtes Vertrauen liegt in deinem Wiſſen,“ entgegnete der Graf. „Vergib mir, daß mein trüber Sinn in der Poeſie des Daſeins keine Kraft und keine Arznei mehr zu erkennen vermag. Das Leben von heutzutage häuft Kontraſt auf Kontraſt: Flitter und harte Arbeit, Entſittlichung und Frömmelei Thür an Thür, eine Reihenfolge troſtloſer Diſſonanzen. In deiner und meiner Jugendzeit war's anders. Unſere jetzige Jugend überſchätzt ſich zur Unzeit und unterſchätzt ſich, wo es ihr gerade paßt, dem ſüßen Nichtsthun zu frönen. Sie will fliegen und wartet nicht ab, bis ihr Schwingen gewachſen ſind, ſondern verläßt ſich auf allerhand elende Flugmaſchinen und auf die Adler, die ſie mit ſich empor zur Sonne reißen ſollen. Was iſt die Folge? — Der unausbleibliche Sturz in die Tiefe, das jammervolle Ende! Wahrlich, es thäte not, daß eine zweite Sintflut hereinbräche und dies ganze verdorbene Geſchlecht mit Stumpf und Stiel ausrottete, um einem beſſeren Platz zu ſchaffen!“

„O Freund, Freund! Mit dieſer finſteren Weltanſchauung kannſt du allerdings keinen Melancholiker heilen. Du ſchütteſt das Kind mit dem Bade aus,“ erwiderte der Arzt, und ein ſchönes, klares Lächeln erhellte ſeine Züge. „Ich habe mir trotz meiner einundſechzig Jahre und meines kalt ſezierenden Berufes doch noch einen hübſchen Reſt Jugendidealität hierher auf meine weltferne Heimſtatt gerettet, und deinem Sohne ſoll dieſer Reſt ebenſo zu gute kommen, wie meinem eigenen Kinde, lieber Maximin. Gönne du denen, die gern leben und arbeiten ihr Daſein immerhin noch ein Weilchen; mir zum Exempel. Du fühlſt dich jetzt ſehr unglücklich und ſprichſt verbittert; gib Geduld, es werden andere, beſſere Zeiten zurückkehren. Bis dahin verſuche dir's vorzuſagen, daß du um deiner Frau und deines kranken Sohnes willen nicht verzagen und deiner eigenen Schwäche mit Duldung begegnen darfſt, ſondern daß du der Mann und der Halt deines Hauſes bleiben mußt.“

Dieſes einfache Argument brachte den Grafen zu ſich ſelbſt zurück. Er nahm ſeinen Platz am offenen Fenſter wieder ein und winkte mit tiefergriffenem Geſichte dem Arzte fortzufahren.

„Ich wüßte wenig mehr hinzuzufügen,“ ſagte dieſer, „bis auf eines, das ich glaube, dir noch ſagen zu ſollen, um dir meine Denkweiſe deinem Geſchicke gegenüber zu kennzeichnen. Laß mich verſuchen dir Keim und Weſen eures Familienfluches ſo deutlich wie möglich vor Augen zu führen. Zuerſt den Keim. Betrachte dich ſelbſt und deinen Vater und Großvater vor dir. Ihr Kaldenhoffs ſeid ein warmblütiges und gefühlvolles Geſchlecht, mit euren Fehlern und euren Tugenden hat das Herz ſtets mehr zu ſchaffen gehabt als der Verſtand. Ihr ſeid tapfer aus Inſtinkt und leichtfertig ohne den deutlichen Willen zur Sünde, eure geiſtige Begabung forſcht nicht in die Tiefe, aber ſie beherrſcht manche Meile fruchtbaren Landes auf der Oberfläche. Zu dieſen Vorbedingungen beſitzt ihr weit mehr Geld, als ihr verbrauchen könnt, ihr lebt raſch und planlos und ſeid nicht gewohnt, euch jemals etwas verſagen zu müſſen. Ihr verſteht es gut, als Ritterbürtige den Feind mit der blanken Waffe zu ſchlagen, aber ihr verabſäumt den Kampf mit euch ſelbſt. Erinnere dich unſerer gemeinſam verbrachten Jugendjahre, Maximin, und nenne mich keinen Rückſichtsloſen, wenn ich dir zum Beweiſe der Wahrheit alles deſſen, was ich dir eben auseinandergeſetzt habe, hier, unter meinem eigenen Dache dein Wort von damals ins Gedächtnis zurück rufe, als du mir Matteas Liebe abgerungen hatteſt: ‚Ich will, ich muß ſie beſitzen — es geht mir ans Leben, wenn du ihr nicht entſagſt!‘ Ich weiß, ich hätte dich vor die Piſtole fordern müſſen, aber ich liebte Mattea zu ſehr, um ihre Schuld verdoppeln zu können. Wie ich den Verluſt trug? Was galt es dir, dem vergötterten Schoßkinde des Glückes? Im grauſamen Egoismus der eigenen Ohnmacht forderteſt du mein Herzblut und dankteſt mir mein Opfer durch eine glänzende Hochzeit. Sieh, Freund, das Nichtkämpfenkönnen aus leiblicher und ſeeliſcher Verweichlichung, das iſt der Keim des Fluches, der ſeit Generationen auf euch Kaldenhoffs laſtet! Und ſein Weſen? Überfluß erzeugt Überdruß, und Überdruß ſchafft Mißtrauen in die unerprobte, eigene Kraft und trägen Widerwillen gegen ein Erproben derſelben. Als Summe ſolcher Zahlen ergibt ſich in neunzig Fällen unter Hundert ein Sichſelbſtverlieren phyſiſch oder moraliſch. — Damit will ich enden. — Ich hoffe, daß ich dir verſtändlich geblieben bin, Maximin.“

Der Graf nickte ſtumm, und eine der beiden Hände, in denen er ſein Geſicht verborgen gehalten hatte, fiel ſchlaff und ſchwer auf ſein Knie herab.

„Du ſprichſt die volle Wahrheit, Fritz, aber ſie thut entſetzlich weh!“ ſagte er nach langer Pauſe mit halb erſtickter Stimme. „In unſeren Jahren glaubt man ſich gern ſchon über irdiſchen Tadel erhaben, und er demütigt doppelt, wenn er ſo haarſcharf ins Ziel trifft, wie der deinige. Ja, du haſt recht. In meiner eigenen Perſönlichkeit, und darin, daß ich durch Raub ein Glück an mich brachte, das mir nicht beſtimmt war, liegt der Quell des Unheils. Ich liebe meine Frau heute noch genau ſo wie vor fünfunddreißig Jahren, aber ich habe von Monat zu Monat beſtimmter gefühlt, daß du ihr Ideal geblieben warſt, wenn ſie es ſich ſelbſt auch nicht eingeſtand, daß ich ihr niemals voll genügt habe, obwohl ſie es mich keine Stunde entgelten ließ. Mich für ſie nach deinem Modell umzuſchaffen, dazu war ich nicht im ſtande. Unſere Kinder erbten die ſiegreiche Liebezahlſche Schönheit und die Kaldenhoffſche Charakteranlage. Wir Eltern wurden in blindem Stolze auf die Kinder zwar mehr und mehr eines Sinnes und Strebens, aber ich verſtand es leider nicht zu rechter Zeit ſtraffe Zügel zu halten, und Mattea wollte alle Tugenden und Laſter dieſer Welt nur mit der Bibel in der Hand belohnen und beſtrafen, ſtatt ihr eigenes, warmes Mutterherz reden zu laſſen, wenn die Hände der Kinder in Leid und Freude anpochten. Auf dieſe Weiſe entfremdeten wir ſie uns von klein auf, und das bindende Vertrauen zwiſchen uns und ihnen ging verloren. Sie wurden tadelloſe Kavaliere und witzige Köpfe, aber ſie bahnten ſich allein ihre Wege und wir wußten nichts davon, wie abſchüſſig dieſe Wege waren. Jetzt weiß ich, wo unſer Verſäumnis liegt, und daß die Kinder an uns, ihren Eltern zu Grunde gegangen ſind. Es iſt ein furchtbares Bewußtſein! O Fritz — wenn es in deiner Kraft ſteht, rette uns unſeren letzten Sohn — erwecke ihn zum rechten Leben — wir wollen es dir ewig danken, Mattea und ich!“

In herzerſchütterndem Tone hatte der alte Mann ſein Bekenntnis und ſeine Bitte ausgeſprochen. Doktor Edzard hielt wortlos die welke, zitternde Hand in der ſeinigen und drückte ſie mehrmals feſt und innig.

Als der Graf dann die Frage nach der ſpezielleren Behandlung des Kranken wiederholte, entgegnete der Arzt ſich vom Schreibpulte erhebend:

„Laß mich ihn erſt ein wenig näher kennen lernen, ehe ich ein regelrechtes Schema dafür aufſtelle. Für jetzt bedarf er nur der Ruhe und reiner Luft. Dieſe beiden und ein vernunftgemäßer Tageslauf mit Beachtung und Regulierung ausgeſprochener Neigungen und Abneigungen wirken Wunder. Ich werde euch wöchentlich Bericht über Manfred ſenden. Und nun will ich ſehen, ob wir heute abend noch auf ſeine Geſellſchaft rechnen können und ob meine Tochter endlich von ihrem Ausfluge heimgekehrt iſt. Sie wollte einen Beſuch und Beſorgungen in Elſum machen, und nebenbei ihrem Füchschen den Stallmut austreiben. — Da ſchlägt es wirklich ſchon zehn! — wie die Zeit vergeht!“

(Fortſetzung folgt.)

Ein Kapitel vom Alter.

„Unſer Leben währet ſiebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig Jahre, und wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen; denn es fähret ſchnell dahin, als flögen wir davon.“ In dieſen wunderſchönen und hochpoetiſchen Worten des Pſalmdichters Moſes haben wir wohl eine der älteſten Betrachtungen über das dem Menſchen beſchiedene Lebensalter. Der Poet weiß darin die trockene Zahlenangabe ſo hübſch mit philoſophiſchen und poetiſchen Betrachtungen zu verzieren und zu verbrämen, daß ihre wahre Geſtalt in ihrer Nüchternheit uns ganz verhüllt wird. Der Verfaſſer dieſer Zeilen nun iſt weder Philoſoph noch Poet und wenn es ihm infolge deſſen nicht gelingt, die Nüchternheit und Trockenheit der von ihm angeführten Zahlen zu verhüllen und zu verbergen, ſo möge ihn der gütige Leſer entſchuldigen, indem er bedenkt, daß wir eben in dem nüchternen Zeitalter der Statiſtik leben.

Vor etlichen Jahren machte ein gelehrter Mann, ich glaube es war ein Göttinger Profeſſor, darauf aufmerkſam, daß wir bei der Beſtimmung des Alters berühmter Perſonen nicht mit der Genauigkeit verführen, die wir bei Erforſchung ihrer ſonſtigen Lebensumſtände anzuwenden pflegten. Eine genaue Altersbeſtimmung dürfe nicht in Jahren, Monaten und Tagen angegeben werden, ſondern müſſe nur die Geſamtſumme der Tage enthalten. Er machte hierbei darauf aufmerkſam, daß der 11. März 1879 der 30000. Tag im Leben des deutſchen Kaiſers ſei. Seine Worte machten damals die Runde durch alle deutſchen Zeitungen, ſpäter aber war nichts mehr von dem Gegenſtand zu hören, der 31000. Lebenstag des greiſen Herrſchers (der 4. Februar 1882) ging unbemerkt vorüber, ebenſo die vielen anderen denkwürdigen Tage im Leben der Fürſten, derer auf den Thronen ſowohl wie derer im Reich des Geiſtes. Wir glauben, daß man unrecht daran gethan hat, die erhaltene Anregung nicht beſſer auszunützen. Man ſollte glauben, daß gerade unſere Zeit mit Freuden ſich über die Schranken einer Berechnungsart hinwegſetzte, die an die Zahlen 365 oder 366 gebunden iſt, während ſonſt überall die Dezimalrechnung zur Alleinherrſcherin gemacht wird. Unſere Gelehrten ruhen nicht, bis ſie genau auf Meter und Zentimeter herausgebracht haben, wie hoch dieſer oder jener Berggipfel über dem Meeresſpiegel liegt; ein Tier, das in einem zoologiſchen Garten verendet iſt, wird genau von der Schnauze bis zur Schwanzſpitze gemeſſen und die Länge womöglich bis zu den Millimetern herab angegeben; bloß bei Altersangaben begnügt man ſich mit einer geringeren Genauigkeit. Man ſagt, Goethe ſei 82 Jahre 6 Monate und 25 Tage alt geworden. Wie viel iſt dies nun? Um genau zu wiſſen, wie viel dies iſt, müſſen wir erſt eine langwierige Berechnung anſtellen, wir dürfen hierbei nicht außer acht laſſen, wie viele Jahre zu 365 und wie viele zu 366 Tagen in jenen 82 Jahren, wie viele Monate zu 28, 29, 30, 31 Tagen in jenen ſechs Monaten ſtecken ꝛc. Wäre es hier nicht viel einfacher, von vornherein das Alter ganz genau in Tagen anzugeben? Iſt die Angabe: „Goethe wurde 30157 Tage alt“ nicht viel kürzer zu ſchreiben, zu drucken, zu leſen, zu merken, als die oben angeführte. Der Hauptvorzug derſelben liegt jedoch in der abſoluten Genauigkeit, die beſonders bei Vergleichungen notwendig iſt. Wir wollen in folgendem kurz die Art und Weiſe angeben, wie wir zu der gedachten Zahl gelangten.

Goethe iſt bekanntlich am 28. Auguſt 1749 geboren und am 22. März 1832 geſtorben. Der 28. Auguſt iſt der 240. Tag des Jahres. 239 Tage waren im Jahre 1749 vor dem Tage vergangen an dem Goethe geboren wurde. $365 - 239 = 126$ Tage waren in dieſem Jahre Lebenstage Goethes. Wir kommen nun zu den Jahren 1750 bis 1831. Sie enthalten neunzehn Schaltjahre (das Jahr 1800 iſt bekanntlich kein Schaltjahr geweſen), beſtehen alſo aus zuſammen $82 \times 365 + 19 = 29949$ Tagen. In das Schaltjahr 1832 endlich fallen 82 Lebenstage Goethes. Die Geſamtſumme beträgt daher $126 + 29949 + 82 = 30157$ Tage. Hier haben wir eine durchaus genaue Zahl, mit der ſich ganz anders rechnen läßt, als mit der verſchwommenen Angabe: 82 Jahre 6 Monate 25 Tage.

Es iſt oben das Alter des deutſchen Kaiſers erwähnt worden. Er iſt unter den preußiſchen Königen bis jetzt der einzige, deſſen Lebensalter ſich bis in die vierte Myriade von Tagen erſtreckt. Der letzte Dezember des Jahres 1882 war ſein 31330. Lebenstag, am letzten Oktober 1884 wird er 32000 Tage alt. Von den übrigen preußiſchen Königen erreichte Friedrich der Große das höchſte Lebensalter, nämlich 27235 Tage (vom 24. Januar 1712 bis zum 17. Auguſt 1786). Ihm zunächſt ſteht als der zweite, der die Grenze von 25000 Lebenstagen überſchritten hat, König Friedrich Wilhelm III, geboren den 3. Auguſt 1770, geſtorben den 7. Juni 1840. Dieſer, der Vater unſeres Kaiſers, erreichte ein Alter von 25511 Tagen, wird alſo von ſeinem Kaiſerlichen Sohne bereits um 6000 Lebenstage übertroffen. Ihm zunächſt ſteht ſein Sohn Friedrich Wilhelm IV, geboren den 15. Oktober 1795, geſtorben den 2. Januar 1861, mit 23821 Lebenstagen. Nun kommen wir zu dem erſten unter den preußiſchen Königen. Auch er vollendete zwei Myriaden Lebenstage. Geboren am 11. Juli 1657, geſtorben am 25. Februar 1713, wurde Friedrich I 20318 Tage alt. Der Nachfolger und der Vorgänger Friedrichs des Großen beſchließen die Reihe. Der erſtgenannte, Friedrich Wilhelm II, der am 25. September 1744 geboren ward und am 16. November 1797 ſtarb, erlebte 19411 Tage. Friedrichs des Großen Vater, Friedrich Wilhelm I dagegen 18907 Tage (vom 25. Auguſt 1688 bis zum 31. Mai 1740). Das Durchſchnittsalter der preußiſchen Könige von Friedrich I an bis auf Friedrich Wilhelm IV beträgt $135203 : 6 = 22533\frac{5}{6}$ Tage.

Etwas anders geſtaltet ſich die Reihenfolge der preußiſchen Könige in bezug auf die Länge ihrer Regierungszeit. Obenan ſteht auch hier unter den Königen, die vor unſerem Kaiſer regiert haben, Friedrich der Große mit 16880 Regierungstagen, der nächſte iſt wieder Friedrich Wilhelm III mit 15544. Die anderen haben ſämtlich die Myriade nicht vollendet. Es ſind Friedrich Wilhelm I, der 9958 Tage regierte. Rechnen wir bei Friedrich I die Tage hinzu, während welcher er als Kurfürſt regierte, ſo wäre er hier einzufügen mit 9086 Tagen. Ihm folgt Friedrich Wilhelm IV mit 7515 Tagen. Die Zahl der Tage, welche Friedrich I als König regierte, beträgt 4422. Friedrich Wilhelm II endlich beſchließt die Reihe mit 4110 Tagen. Die durchſchnittliche Regierungszeit der preußiſchen Könige beträgt $9738\frac{1}{6}$ Tage. Kaiſer Wilhelms 8034. Regierungstag war der 31. Dezember 1882. Er wäre in obiger Liſte bisher alſo vor Friedrich Wilhelm IV einzufügen, wir hoffen und wünſchen aber aus Herzensgrund, daß es ſich beim Ende ſeiner Regierungszeit herausſtellen wird, daß ihm der Platz noch weiter vorn beſchieden iſt.

Zum Vergleich wollen wir hier noch anfügen, daß Napoleon I keinen der preußiſchen Könige im Lebensalter erreichte. Er wurde nur 18891 Tage alt, alſo 16 Tage weniger als der jüngſte unter den preußiſchen Königen Geſtorbene. Unter den Toten der jüngſten Zeit ragt durch ſeine Bedeutung hervor: Richard Wagner. Seine Lebenstage belaufen ſich auf mehr als $2\frac{1}{2}$ Myriaden, er wurde 25470 Tage alt (22. März 1813 bis 13. Februar 1883).

Man hat dieſe Berechnung der Lebenszeit bisher nur im Scherz angewendet in dem Worte: „Tauſend Wochen alt.“ Der gütige Leſer wird zugeben, daß ſie im Ernſt Anwendung verdient. Wir feiern unſeren 37. Geburtstag an dem Tage, wo wir 13514 oder 13515 Tage alt ſind. Iſt es nicht auch hübſch, den Tag zu feiern, wo wir tauſend Wochen alt ſind, oder zweitauſend Wochen, wie es der König von Bayern am 23. Dezember 1883 wird, oder zwanzigtauſend Tage, wie ſie König Oskar II von Schweden am 24. Oktober 1883 vollendet?

Und wenn wir dann die Lehre daraus ziehen, daß ein Tag wie der andere ein Geſchenk Gottes iſt, das wir nützlich anwenden müſſen, daß keiner verloren gehen darf, ſo werden wir mit Freuden und Ruhe zurückblicken, wenn wir wieder ein Tauſend unverlorener Tage hinter uns haben. Mögen einem jeden der geduldigen Leſer, die uns durch alle dieſe Zahlen hindurch gefolgt ſind, drei Myriaden und noch mehr ſolcher unverlorener glücklicher und fröhlicher Tage beſchieden ſein!

Karl Hermann.

Haus und Schule in Frankreich.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Skizzen von **Stephan Waetzoldt.**

I. Aus dem Leben des Pariſer Kleinbürgers.

„Ah, v'là l'soleil qui nous revient!“ Bei dieſen Worten lacht Frau Puyſatier, meine Wirtin in dem beſcheidenen Hotel garni des Paradis Poiſſonnière mir freundlich zu, während ich meinen Leuchter und den Zimmerſchlüſſel nach Pariſer Sitte ihr zur Aufbewahrung übergebe. Fertig und fix ſteht die kleine energiſche Frau in der Hausthür, in der Hand das Blechgefäß, in dem ſie höchſtſelbſt die Morgenmilch aus der Crêmerie gegenüber geholt. Sie plaudert gar zu gern ein Weilchen unter der Thür, und heute iſt ſie beſonders aufgelegt: die Sonne ſcheint, *ihre Pariſer Sonne*, natürlich die mildeſte, beſte Sonne, die es gibt. Monſieur Puyſatier, ihr gehorſamer Ehemann, ſitzt hinter der Glasthüre des Büreaus an ſeinen Büchern, und ihr einziges Kind, Léonie, ein blondes, blaſſes Pariſer Mädchen, ſpielt mit ihrer Freundin und einer Puppe auf der Plüſchbank im Hausflur „à la dame,“ „Beſuch,“ wie unſere Kinder ſagen. Charles aber, das Faktotum des Hauſes, Zimmermädchen, Kellner und Hausknecht in einer Perſon, rutſcht im Schweiße ſeines Angeſichts auf der Treppe herum, die er alle Morgen glänzend blank bohnt; das Hôtel de France et de Navarre wäre entehrt, wenn nicht wöchentlich mindeſtens drei Gäſte auf den glänzendglatten Stufen ausglitten. — Frau Puyſatier iſt augenſcheinlich verletzt, daß wir die übliche Morgenunterhaltung ſo kurz abbrechen, aber ihre Sonne blitzt zu freundlich über die Dächer und Geſimſe! Das iſt ein Tag wie geſchaffen zum Schlendern über Plätze und Straßen. Alles ſieht frühlingsluſtig aus, nur der Holz- und Kohlenhändler an der Ecke, ein breitſchultriger, ſchwarzbärtiger Auvergnat, blinzelt verdroſſen nach der Sonne — Geſchäftsneid! Wenige Schritte und wir ſind am Faubourg Montmartre. Durch dieſe Verkehrsader ergießt ſich des Morgens der Menſchenſtrom aus den Quartieren der äußeren Boulevards und von den Höhen des Montmartre, wo kleine

Leute wohnen, hinab ins Herz von Paris. Zu drei und vier trippeln die Arbeiterinnen dahin, kokett um ſich guckend, barhäuptig aber künſtlich friſiert, über dem Kleide einen dunklen Kattunkittel, den Sarrau: Federarbeiterinnen aus der Rue St. Denis, Färberinnen, Metallpoliererinnen, Paſſementarbeiterinnen ꝛc. — Die Hände in den tiefen Taſchen der bauſchigen Arbeitshoſe, mit hängenden Schultern, ſchlottrigem Gange, die Zigarrette oder die kurze Gipspfeife zwiſchen den Zähnen ſchlenkert der Arbeiter die Straße hinab. Hie und da ſchiebt ſich einer noch hinein in eine der zahlreichen Schnaps- und Weinſchenken, die an allen Straßenecken winken. Bekanntlich iſt ein Glas weißer Wein, der wie verdünnte Schwefelſäure ſchmeckt, gut, „um den Wurm im hohlen Zahne zu erſäufen.“ Einer ruft dem andern, und dann ſtehen ſie ſtundenlang, bummlig und ſpuckend, vor dem Zinktiſch des Weinſchenkers und kannegießern. — Auf dem Straßendamme, mitten zwiſchen den raſſelnden Wagen rufen die Karrenverkäufer ihre Waren aus. „Les Valences, ohé! deux sous les Valences!“ ſingt melancholiſch die Apfelſinenfrau. „Lacets, lace—e—ts!“ ſchreit ein magerer Jüngling, der ein Pack Schnürbänder für Schuhe und Korſetts über der Schulter trägt. „La grenouille! la grenouille est fraiche et bonne!“ damit hält uns ein kräftiges Weib ein Dutzend zierlich verſchränkter Froſchſchenkel entgegen. Langgezogen und traurig ertönt dazwiſchen der Geſang des Glaſers: „Vitrier! ohé, l'vitrier!“ und die Pfeife des Mannes, der den Filter repariert: „Robinets! Robinets!“ Aus Hausfluren und Höfen aber tönt der raſſelnde Ruf: „'Chaud d'ferailles, guenilles et peaux de lapins!“ Alle dieſe Straßenrufe gehören zum Lärm der Hauptſtadt, viele von ihnen ſind ſeit Jahrhunderten herkömmlich. Die auffallendſte Eigentümlichkeit einer Pariſer Geſchäftsſtraße, im Vergleich mit Berlin z. B., zeigt ſich in der Öffentlichkeit des kleinen Verkehrs. Bis weit auf das Trottoir liegen, lockend ausgebreitet, die Waren. Gleich luſtigen Wimpeln flattern bunte Stoffe von den Fenſtern herab; große Fäſſer mit Oliven, Berge von Stockfiſch, ſtattliche Käſe verſperren faſt den Eingang zum Laden. Mit bunten Papierroſen und grünem Laube bekränzt hängt Kalb und Hammel außen an des Fleiſchers Thüre; auf dem niedrigen Marmortiſche an der Straße zwiſchen Blumentöpfen und Lorbeerzweigen ſind Kotelettes und Paſteten ſauber geſchichtet; eine Geruchsſymphonie, von dreißig verſchiedenen Käſeſorten ausgehaucht, entſtrömt jener Bude, und vor der Weinſchenke ſteht die Auſternfrau mit ihren Weidenkörben voll Portugaiſes, Arcachon, Oſtende, Marennes und handhabt flink das breite Meſſer. Daneben im engen Lädchen eines alten Hauſes, deſſen Dach abgebrochen wird, hat ſich ein Zeitungsverkäufer niedergelaſſen. Die kleinen Leute abonnieren in Paris ſelten auf eine Zeitung. Jeder kauft des Morgens, wenn er zur Arbeit geht oder am Abend ſein Blatt. Unter den Kleinbürgern iſt die verbreitetſte Zeitung das „Petit Journal,“ das täglich in mehr als 500 000 Exemplaren abgeſetzt wird. Der Arbeiter kauft abends, wenn er nach Hauſe geht, die radikalen Blätter „la Marseillaise,“ „l'Intransigeant“ oder „le Citoyen et la Bataille,“ deſſen Chefredakteur der Kommunegeneral Liſſagaray iſt, auch wohl den „Prolétaire,“ der am 18. März, dem Jahrestage der Kommune, auf blutrotem Papier erſchien. — Den Hauptbeſtandteil des Straßenpublikums in dieſer Morgenſtunde bilden die Angeſtellten, die kleinen Beamten und Kommis, die zum Büreau und ins Geſchäft traben. Nur ſelten entdeckt man im Geſchäftsviertel, in dem Quartier der raſtloſen Arbeit, einen müßigen Schlenderer. Schauen wir rechts und links die hohen vier- und fünfſtöckigen Häuſer empor, deren manche vom Keller bis zum Dachfirſt mit Firmenſchildern bedeckt ſind, ſo fallen uns überall die Worte Kommiſſion, Exportation, Agence in die Augen. Was Paris und Frankreich produziert, das findet in dieſen zwiſchen den großen Boulevards, dem Boulevard de Strasbourg, dem Nordbahnhofe und der Trinitékirche gelegenen Straßenzügen ſeine Vertretung. Hier iſt auch die größte Zahl der deutſchen Geſchäfte angeſiedelt, und deutſche Namen auf den Firmenſchildern ſind faſt ebenſo häufig als franzöſiſche. Die Pariſer Zeitungen werden nicht müde, immer wieder hervorzuheben, daß die Deutſchen, die ſich doch in Paris mit ehrlicher Arbeit ihr Geld verdienen, den Franzoſen das Brot vor dem Munde wegnehmen. Neuerdings dienen zwei Zeitungen l'Antiprussien und La pieuvre allemande (der deutſche Polyp) eigens dieſem Zwecke. Der Haß gegen das Deutſchtum iſt in den letzten Jahren beſtändig gewachſen. Seit den Franzoſen, welche den Reichtum ihres Landes für unerſchöpflich hielten, durch Léon Say und den Nationalökonomen Leroy-Beaulieu die Augen geöffnet ſind über das heimliche Defizit ihrer Staatsfinanzen, ſeit ſie fühlen, daß auch auf wirtſchaftlichem Gebiete der Deutſche ihnen in einzelnen Induſtrieen den Rang ſtreitig macht, daß im Verhältnis zur Einfuhr ihre Ausfuhr ſtetig geringer wird, ſchieben ſie mit Vorliebe alles, was Frankreich an Unheil trifft, auf die Deutſchen; ſie haben wahrlich nicht übel Luſt, Bismarck auch für die Reblaus und ihre Verwüſtungen in den Weinbergen von Burgund und Bordeaux verantwortlich zu machen. „Deutſchland iſt von der Vorſehung beſtimmt, arm zu bleiben, Frankreich aber iſt unermeßlich reich“ — dieſe alte Grundanſchauung will gar nicht mehr recht Stich halten. Ehrliche Franzoſen, die Deutſchland bereiſten und die den Mut ihrer Überzeugung haben, wieſen neuerdings ihre Landsleute auf den hohen Aufſchwung hin, den unſer Vaterland auch wirtſchaftlich nimmt — aber vergeblich! Mit Hohn überhäuft wurde Francis Magnard, der Chefredakteur des „Figaro,“ als er zu ſchreiben wagte: „Es wäre das klügſte, Frankreich verſöhnte ſich mit Deutſchland.“ — „Außer Soldaten und Kruppſchen Kanonen werden in Deutſchland nur Kartoffeln, Schnaps, Sauerkraut und Schwarzbrot produziert,“ das läßt ſich Monſieur Chauvin nun einmal nicht ausreden. Als ich einſt einem Pariſer Bürgersmann zahlenmäßig nachweiſen wollte, daß der Handel Hamburgs allein annähernd ſo groß ſei als der von Marſeille und Havre zuſammengenommen, lachte er mich einfach aus: „Quelle bonne blague!“ — Und nun gar Berlin! Oft war die erſte Frage, die Franzoſen, denen ich als Deutſcher vorgeſtellt wurde, an mich richteten: „Vous habitez Berlin, Monsieur?“ — Non, Monsieur, Hambourg. — „A la bonne heure!“ Es war, als atmeten ſie erleichtert auf. Der Franzoſe hält durchſchnittlich an der Vorſtellung feſt, daß alle kleinen deutſchen Staaten von Ingrimm gegen Preußen erfüllt ſind, daß ſie ſich nur grollend „unter Bismarcks Knute ſchmiegen“ und daß, wenn Bismarck nicht mehr ſein wird, das Reich in ſeine Beſtandteile auseinanderfallen muß. Es iſt ergötzlich, welche Rolle „dieſer Bismarck“ in der Phantaſie eines Ladeninhabers ſpielt, ſeit der Belagerung von Paris, als die franzöſiſchen Kinder das ſchöne Liedchen ſangen: As-tu vu Bismarque, à la porte de Châtillon, as-tu vu Bismarque, qui battait sa femme! bis zum heutigen Tage. Ganz im geheimen bildet der Reichskanzler für die Franzoſen einen Gegenſtand des Neides. „Wenn wir den Bismarck nur einmal ſechs Monat bei uns hier hätten,“ geſtand mir ein biederer Tapezier, „wie ſchön der auskehren würde!“ Es iſt das dunkle Gefühl, daß eine gewaltige und gewaltſame Perſönlichkeit ihrem Staatsweſen not thue. Für den gewöhnlichen Franzoſen gibt es politiſch kein Deutſchland, ſondern nur ein Preußen. Er unterſcheidet ſehr fein zwiſchen la Prusse und dem was er la vieille Allemagne nennt. Unter letzterem ſtellt er ſich vor Heidelberg, den Rhein, Baden-Baden, Köln, und iſt er litterariſch angehaucht, ein blondes „Gretchen“ und einen träumeriſchen „Herrmann;“ unter erſterem eine große Sandebene mit himmelhohen Kaſernen, Exerzierplätzen, Bierwirtſchaften und Univerſitäten, die ſich weit nach Oſten erſtreckt ... là bas, du côté de la Russie! Dieſe Schilderung gilt ſelbſtverſtändlich nicht für den gebildeten Franzoſen der beſſeren Stände, aber ſie paßt auf den großen Mittelſtand der franzöſiſchen Bildung in Paris und in der Provinz, alſo auf den weitaus größten Teil des Volkes. Der bildungsſtolze Deutſche, der ja ſchon in Quarta weiß, wie viele Einwohner Toulon und Nantes haben, iſt leicht geneigt, dies lediglich für Dummheit zu halten, es iſt aber zum guten Teil nationaler Trotz. Und in dieſer engen nationalen Abgeſchloſſenheit des Franzoſen, der in geiſtiger und leiblicher Nahrung am Heimatlichen ſich genügen läßt, der nicht nach fremder Sitte und Lebensart ausſchaut und wenig außerhalb ſeines Landes reiſt, liegt doch auch viel Gutes und Tüchtiges. Der Franzoſe genügt ſich ſelbſt in Sprache, Sitte und Kunſt. Man nehme eine franzöſiſche Zeitung zur

Hand und vergleiche ſie mit einer deutſchen. Alles, was außerhalb der franzöſiſchen Grenzpfähle geſchieht, es ſei denn etwas Außerordentliches, wird klein gedruckt und nimmt nur ein beſcheidenes Plätzchen ein. Es iſt dem Franzoſen ſehr gleichgültig, wer in Norwegen Staatsrat iſt und was Herr Richter im Reichstage redet. Wir aber ſind geneigt, es für einen Mangel an politiſcher Bildung zu halten, wenn jemand nicht weiß, daß in Frankreich der Marineminiſter abdanken muß oder daß Herr Challemel-Lacour ſeine kranke Leber in Vichy heilen will. —

Überſchreiten wir den großen Boulevard, auf den das Faubourg Montmartre ſich öffnet, und betreten eine der engen Straßen, die bei den Hallen münden, die Rue Montmartre, die Rue Montorgueil oder die Rue St. Denis, dann ſtehen wir mitten in dem Paris der kleinen Gewerbtreibenden. In dieſen hohen, alten, feuchten Häuſern hocken die kleinen Induſtriebetriebe, die gemeinſam ſo Großes leiſten, neben und übereinander. Stärker als bei uns Deutſchen iſt im Franzoſen der Erwerbsſinn ausgeprägt. Arbeitſam, emſig, mäßig, ſparſam iſt die große Mehrzahl. Für Vergnügungen, das Theater ausgenommen, gibt ein Pariſer Kleinbürger herzlich wenig aus. Sein Sinn und Streben geht allein darauf, Rentner zu werden. Er heiratet in der Regel früh, die Frau bringt etwas Geld ins Haus und arbeitet redlich mit. Vom Morgen bis in die ſinkende Nacht ſind beide im Geſchäft thätig. Hat der Mann einen offenen Laden, ſo dient die Frau ihm häufig als Kaſſiererin. Sie erſpart einen Kommis, iſt jedenfalls ehrlich und am Geſchäfte intereſſiert. In dunkler, einfacher Kleidung, ſehr ſorgſam friſiert, thront ſie auf dem ſchmalen Plüſchbänkchen hinter ihrem Pulte. Unermüdlich rechnet, ſchreibt und zahlt ſie; mit dem Manne verglichen erſcheint ſie häufig als die Intelligenz des Hauſes. Im Geſchäft, in der Familie, im öffentlichen Leben ſpielt die Frau jenſeits des Rheines eine ganz andere Rolle als diesſeits. Will doch ein moderner Kraniologe herausgefunden haben, daß der Kopf der Franzöſin durchſchnittlich größer iſt als der des Franzoſen. Man macht ſich in Deutſchland oft wunderliche Vorſtellungen von dem Leben einer Pariſer Bürgerin. Eine geputzte, elegante, oberflächlich-geiſtreiche aber müßige Frau, ſo ungefähr denkt man ſie ſich. Man beurteilt die Pariſerin faſt allgemein nach den ſchlechten Ausnahmen der Romane und Senſationsſtücke. Es gibt aber kaum eine nüchternere, genauere, allem Exzentriſchen abgeneigtere, kühler berechnende Frau, als die franzöſiſche Frau des Mittelſtandes. Das lebhafte Auge, die gewandte Bewegung täuſchen im erſten Augenblicke. Freilich, der Kreis ihres Denkens und Wiſſens iſt eng; er geht über das Geſchäft und über Paris kaum hinaus. — Mit ſehr geringen Anſprüchen an Lebensgenuß arbeiten Mann und Frau weiter, das Vermögen wächſt ganz allmählich, und näher rückt die Erfüllung des Traumes: ein Landhäuschen zu haben, nicht zu weit von Paris, dort vom 50. Jahre an von ſeinen Renten zu leben, zu angeln, Melonen zu bauen, Kaninchen zu züchten, vor allen Dingen den Freunden, die Sonntags hinauskommen, zu imponieren. Und wie langweilen ſich Monſieur und Madame Didier oder Dubois dann in Juviſy oder Fouilly oder wie das Neſtchen heißt!

„Ja aber," wird die Daheimleſerin fragen, „wenn Madame Dubois von früh bis ſpät mit im Geſchäft iſt, wer beſorgt denn dann die Kinder?" Das iſt die Kehrſeite dieſes arbeitſamen Lebens. Der Kinderſegen iſt gering, auch im Mittelſtande Frankreichs. Auf dem Lande iſt der Grund hierfür das franzöſiſche Erbrecht mit ſeiner Zwangsteilung, in den großen Städten die Unmöglichkeit, dem Geſchäft und den Kindern zugleich zu leben, die Engigkeit der Wohnräume, der Wunſch möglichſt viel zuſammenzukratzen. „Kinder kann man in der Stadt nicht brauchen," damit entſchuldigen ſich die Pariſer gern. Auf tauſend verheiratete Frauen kommen nach fünfjährigem Durchſchnitt in Deutſchland 275, in Frankreich 175, in Paris 123 neugeborne Kinder. Der Säugling wird meiſt auf das Land zur Dorfamme gebracht, und dort ſterben von den zarten Pflänzchen viele ab. Nur Wohlhabende können den Luxus einer Amme im Hauſe ſich geſtatten. In dem Haſten nach dem Erwerbe bleibt den Eltern wenig Sinn für die ſtillen Freuden des Hauſes. Mir hat dieſe Art des Lebens in den Kreiſen der kleinen Gewerbtreibenden und Beamten ſtets den Eindruck eines grauen, farbloſen und duftloſen Daſeins gemacht. Das Zauberwort in einem ſolchen Hauſe iſt „Geld, Geld, Geld!" und der Satz: „Geld iſt Ehre" iſt in Frankreich zum Schaden des Volkes bis in die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft hinauf Wahrheit geworden. Es gibt gewiß manche ſchöne Ausnahme, manches Haus, wo Eltern und Kinder die Freude ihres Lebens im innigen Zuſammenſein finden, aber im allgemeinen iſt wenig Familienſinn vorhanden. Weniger noch als im Mittelſtande in den höheren Schichten der Bevölkerung, mit Ausnahme des alten franzöſiſchen Adels, wo religiöſer Sinn und Pietät den Eltern gegenüber herkömmlich ſind. In den vornehmen Pariſer Stadtvierteln iſt die Kinderzahl die geringſte. Nach der ſtatiſtiſchen Überſicht der Pariſer Stadtverwaltung kamen auf tauſend verheiratete Frauen in den beiden reichſten Vierteln, im Arrondiſſement der Champs Elyſées 73, in dem der großen Oper 86 Geburten jährlich. Das Dreifache dieſer Zahl erreichen die Arbeiterviertel Gros Caillou, la Villette, Vaugirard, les Gobelins. Um dieſem Nationalübel Frankreichs, dem Verfall des Familienlebens, entgegenzuarbeiten, iſt neuerdings ſogar der Vorſchlag gemacht worden, durch Geſetze die Eheſchließung und den Kinderreichtum zu ermutigen. Im April dieſes Jahres brachten die Abgeordneten Vacher, Jean David und Levet darauf bezügliche Vorſchläge an die Kammer. Die Anzahl der Hageſtolze in Frankreich wird auf vierthalb Millionen geſchätzt. Wie einſt zur Zeit des Kaiſers Auguſtus durch die Lex Papia Poppaea und die Lex Julia ſollen die Hageſtolze nun höher beſteuert ſein als Familienväter; dagegen ſoll der ſechſte Sohn einer Familie auf Staatskoſten erzogen werden. Solche Erſcheinungen ſind Kennzeichen einer abgelebten Nation. Mit bitterem Lächeln ſagte vor einiger Zeit ein berühmter Romaniſt im Saal der Sorbonne: „La nation est épuisée." Frankreich beſitzt eine um drei Jahrhunderte ältere Kultur als wir, aber es iſt auch um ſoviel greiſenhafter. — Das Erbteil altromaniſcher Kultur zeigt ſich im Weſen des Volkes in manchen charakteriſtiſchen Zügen. Dazu gehört die natürliche Gewandtheit des Verkehrs. Auch der Bauer in den echt franzöſiſchen Landſtrichen entbehrt des Urwüchſig-Ungehobelten im Umgange, das uns Stadtmenſchen an unſeren deutſchen Bauern ſo erfriſchend anmutet. Der franzöſiſche Handwerker, der eine Ausbeſſerung zu machen kommt, unterhält ſich mit der Dame des Hauſes in zwanglos ſicherer Weiſe, höflich und doch ſelbſtbewußt, und faſt alle Dienſtboten ſind gewandt und manierlich. Mit ererbtem Geſchmacke baut der Franzoſe ſeine Waren im Schaufenſter auf; die Aufmachung der ins Ausland exportierten Artikel iſt gut und gefällig, und eine franzöſiſche Hausfrau weiß auch die nach Stil und Herkunft verſchiedenſten Gegenſtände in ihrem Wohnzimmer in anmutiger und praktiſcher Weiſe zur Geltung zu bringen. —

Zur Lutherlitteratur.*)

Eine ſehr ſchöne und gehaltvolle Jubelgabe hat Emil Frommel dem deutſchen Hauſe dargebracht. Unter dem Titel: „Der ſingende Luther im Kranze ſeiner dichtenden und bildenden Zeitgenoſſen" (Berlin, H. J. Meidinger), hat er ein ganz eigenartig ausgeſtattetes Reformationsalbum herausgegeben und mit einem geiſtvollen Einleitungswort verſehen, welches die geiſtliche Dichtung und Kunſt der Reformationszeit warm und anregend beleuchtet. Den Kern des Buches bilden Luthers ſämtliche Lieder, nach den Hauptmomenten des Kirchenjahres und des Chriſtenlebens geſangbuchartig geordnet. Ergänzt wird Luthers Dichtung durch die Lieder ſeiner Freunde und Mitarbeiter (Alberus, Paul Eber, Speratus u. a.), die er ſelbſt aufgefordert hatte, „deutſche Pſalmen für das Volk zu machen, nach dem Exempel der Propheten und alten Väter der Kirche, daß das Wort Gottes auch durch den Geſang unter den Leuten bleibe." Zwiſchen hineingeſtreut ſind die ſchönſten und markigſten Stücke aus dem reichen Schatze der uns von Luther hinterlaſſenen Sprüche in Proſa und in Verſen. Illuſtriert und eingerahmt iſt dieſes Liederbuch von Zeichnungen, die meiſt aus Albrecht Dürers kunſtvoller Hand ſtammen, d. h. den „im tiefſten Grunde reformatoriſch gedachten" Federzeichnungen getreu nachgebildet ſind, welche der große Künſtler auf den Rändern des von Kaiſer Maximilian verfaßten Gebetbuches 1514 entworfen hatte. Zum Teil ſind die Zierleiſten und Schlußſtücke auch

---

*) Vgl. XIX. Jahrgang. Nr. 30. 41. 45. 49. 50.

Lukas Kranach und anderen Meiſtern der Reformationszeit entnommen. Der Verleger Herm. J. Meidinger, dem übrigens die Initiative des ganzen Werkes zu verdanken iſt, hat ſich Luthers Ausſpruch geſagt ſein laſſen: „Drum thun die Drucker ſehr wohl daran, daß ſie gute Lieder fleißig drucken und mit allerlei Zierde den Leuten angenehm machen, damit ſie zu ſolcher Freude des Glaubens gereizt werden und gerne ſingen.“ Papier, Druck und Einband ſind durchaus muſtergültig, und dazu iſt der Preis ein mäßiger, denn in Originalkaliko koſtet das ſtattliche Werk (188 S. kl. 4°) nur 12 Mark. So wünſchen wir denn dieſem ſchönen Buche eine freundliche Aufnahme in zahlreiche deutſche Häuſer und geben ihm gerne Emil Frommels Schlußverſe mit auf den Weg:

In Gottes G’leit fahr in die Weit,
Zu Fried’ und Streit ein Held gefeit.
Grüß weit und breit all’ Chriſtenleut’!

Sehr beſcheiden und ſchlicht nimmt ſich neben dieſem Prachtbande eine andere Sammlung von Luthers geiſtlichen Liedern aus, welche Dr. Danneil nach den drei Geſangbüchern des Reformators von 1524, 1529 und 1545 im Verlag des Evangeliſchen Vereins zu Frankfurt a./M. herausgegeben hat. Es iſt nur ein kleines Büchlein (kl. 8° 116 S. Kart. 40 Pf.), aber es iſt ein Büchlein von bleibendem Werte, das viele andere, welche dieſes Lutherjahr hervorgerufen hat, überleben wird, denn es bringt nicht nur eine zuverläſſige Textwiedergabe der Lieder und Vorreden Luthers aus den erwähnten drei Geſangbüchern, ſondern erzählt auch über ihre Entſtehung, was durch die hiſtoriſche Forſchung als zuverläſſig feſtgeſtellt iſt. An jedes Lied ſchließt ſich außerdem eine kurze und kernige Erklärung ſeines Inhaltes und eine Ausleſe aus den mancherlei ſegensreichen Wirkungen, welche die Lieder im Laufe der Jahrhunderte auf die Chriſtenheit ausgeübt haben.

Sehr erfreulich iſt es, daß auch die Schweizer ſich rüſten, das Lutherjubiläum mitzufeiern. „Es iſt ein Stück echt reformierter Tradition, das wir pflegen, wenn wir nicht nur Luthers Namen mit Ehrfurcht nennen, ſondern ſein Leben und Wirken als ein leuchtendes Exempel des Glaubens vor unſerm Volk auf den Leuchter ſtellen.“ So ſpricht ſich der Baſeler Profeſſor Riggenbach in dem Vorworte zu Luthers Auslegung des Vaterunſer aus, welches er zur Lutherfeier in zierlichem und ſorgfältigem Neudrucke (Verlag von F. Riehm, Baſel) hat erſcheinen laſſen. Intereſſant iſt es auch, durch das Vorwort zu erfahren, daß bereits im Jahre 1520 ein Abdruck dieſes Büchleins in Baſel erſchien, welchen Beatus Rhenanus, Zwinglis gelehrter Freund, dem Schweizer Reformator „zum Kolportieren von Ort zu Ort, von Haus zu Haus,“ aufs wärmſte empfahl. — Einen anderen Beitrag zur Lutherfeier aus der Reformierten Kirche Deutſchlands hat Dr. A. Zahn geliefert, indem er Calvins Urteile über Luther aus deſſen gelehrten Schriften und Briefen ſorgfältig ſammelte und herausgab. (Ludwigsburg, Neubertſche Buchhandlung. 30 S.) Ganz beſonders bemerkenswert iſt der herrliche Brief Calvins an Luther vom 20. Januar 1545, der leider niemals in die Hände des deutſchen Reformators gekommen iſt.

Luthers große Lebensarbeit, die Bibelüberſetzung iſt der Gegenſtand einer kleinen ſehr wertvollen Feſtſchrift: Dr. Martin Luther und die deutſche Bibel von Prof. Dr. Theodor Schott. (Stuttgart, Verl. d. Württ. Bibelanſtalt.) Es wird darin eine Überſicht der verſchiedenen Überſetzungen und dichteriſchen Bearbeitungen der h. Schrift geboten von Ulfilas bis auf die namenloſen unbeholfenen Übertragungen, welche die erſten Buchdruckerpreſſen in Bewegung ſetzten, und auf dieſer Folie wird das unvergleichliche Verdeutſchungswerk des Mannes vorgeführt, der ein Reformator ebenſowohl der Sprache wie der Kirche war, und gezeigt, wie er bis an ſeinen Tod unermüdlich darauf bedacht war, ſeine Arbeit immer mehr zu feilen, zu verbeſſern und zu vervollkommnen. Zum Schluß wird die weitere Entwickelung der Bibelüberſetzung bis auf die neueſte Bearbeitung der Halleſchen Kommiſſion vorgeführt, deren Ergebnis noch vor dem 10. November in einer „Probebibel“ erſcheinen ſoll. Dem intereſſanten Schriftchen ſind Proben deutſcher Bibelüberſetzungen aus den verſchiedenen Jahrhunderten und das Fakſimile einer Originalhandſchrift Luthers aus dem Jahr 1546 beigegeben.

Eine andere Reihe von Schriften beſchäftigt ſich mit den Verdienſten des Reformators um die Erziehung unſeres Volkes. Luther war ſelbſt mit dem klaſſiſchen Altertum gründlich vertraut und hielt dasſelbe für die notwendige Grundlage der höheren Geiſtesbildung unſeres Volkes. Das nachzuweiſen iſt die Abſicht des unlängſt verſtorbenen D. th. O. G. Schmidt in ſeiner Schrift: „Luthers Bekanntſchaft mit den alten Klaſſikern“ (Leipzig, Veit & Co. 64 Seiten 1,20 Mark). Inſonderheit zeigt er darin Luthers gründliche Kenntnis der römiſchen Schriftſteller und teilt auch einige Proben von Luthers eigener lateiniſcher Poeſie mit. Seine mangelhaften griechiſchen Studien hat Luther unter Melanchthons Leitung mit eifrigem Bemühen ergänzt und vertieft und namentlich den Homer tüchtig ſtudiert. Aber auch ſonſt blieb ihm wohl kein hervorragender griechiſcher Schriftſteller unbekannt und er empfahl die klaſſiſchen Studien, denen er ſelbſt ſoviel verdankte, ebenſo nachdrücklich für die Jugendbildung wie ſein Freund Melanchthon. — „Luthers reformatoriſche Verdienſte um Schule und Unterricht“ iſt das Thema einer anderen Studie, welche der Oberlehrer Johannes Müller veröffentlicht hat. (Berlin, R. Gärtners Verlag. 65 Seiten. 1 Mark.) Eine ſehr tüchtige Arbeit, welche den Nachweis führt, daß Luther wie der Kirche ſo auch der Schule Reformator geweſen iſt. Das wird in klarer lichtvoller Weiſe gezeigt an den Hauptſchriften Luthers, welche die Reform des Schulweſens betreffen, wie an den organiſatoriſchen Maßregeln, welche er für die lateiniſche wie die deutſche und insbeſondere auch für die Mädchenſchule getroffen. Sehr intereſſant iſt auch der Abſchnitt, welcher Luthers Anſchauungen und Anregungen in bezug auf die einzelnen Unterrichtsgegenſtände darlegt. — Noch eingehender werden „Luthers Gedanken über Erziehung und Unterricht“ in dem von J. Meyer und J. Prinzhorn herausgegebenen Buche (Hannover, Karl Meyer, 310 S. Pr. 5 Mark) behandelt. Dieſes Buch enthält zunächſt eine treffliche Darſtellung der Pädagogik Luthers im Zuſammenhange und teilt dann unter getreuer Wiedergabe der Originale die Schriften Luthers, einſchließlich dahingehöriger Predigten, über Erziehung und Unterricht mit, vor allem ſeine Schrift an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation, ferner die an die Ratsherrn ꝛc., das Enchiridion ꝛc. ꝛc. Daran ſchließen ſich die ſonſtigen Ausſprüche Luthers über Erziehung und Unterricht, aus ſeinen übrigen Schriften fleißig geſammelt und geſchickt zuſammengeſtellt. Durch kurze Analyſen und Auseinanderlegung der Dispoſition der einzelnen Schriften, wie durch erläuternde Anmerkungen wird das Verſtändnis der mitgeteilten Schriften Luthers dem ungelehrten Leſer ermöglicht. Auch außerhalb der Fachkreiſe verdient deshalb dieſe fleißige und lehrreiche Arbeit die wärmſte Beachtung; ſie legt noch deutlicher wie die von Müller dar, daß Luther das geſamte Schulweſen, inſonderheit Univerſitäten und Mittelſchulen umgeſtaltet und daß er die Volksſchule begründet hat. — Die berühmte Schrift Luthers „an die Radherrn aller ſtedte deutſches lands: das ſie Chriſtliche ſchulen auffrichten vnd hallten ſollen“ hat die Buchhandlung von Raſchke in Zſchopau nach der erſten Ausgabe von 1524 auf das getreueſte in Papier, Lettern, Titelblatt und Format nachbilden laſſen (Pr.: 1,50 M.). Der von dem Herausgeber, Seminardirektor Auguſt Iſrael, überwachte und von der berühmten Buchdruckerfirma W. Drugulin in Leipzig meiſterhaft und dem Originale täuſchend ähnlich ausgeführte Fakſimiledruck zeigt ſo recht, welche künſtleriſche Höhe der Bücherdruck in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts erreicht hatte, und wird aller Bücherfreunde Herz erfreuen. Auf gewöhnlichem Papier gedruckt, bildet dieſelbe Schrift das erſte Heft einer von demſelben Herausgeber veranſtalteten Sammlung ſelten gewordener pädagogiſcher Schriften des XVI. und XVII. Jahrhunderts, von der im ganzen gegenwärtig zehn Hefte vorliegen, die ſämtlich diplomatiſch genaue Neudrucke der alten Texte darbieten. Darunter befindet ſich z. B. Luthers „Predigt“ von 1530 „das man Kinder zur ſchulen halten ſolle;“ eine pädagogiſche Schrift von Melanchthon „von anrichtung der Latiniſchen Schuel“ von 1543, ein pädagogiſcher Vortrag des Erasmus von Rotterdam, eine Schrift von Zwingli u. a. (Preis für alle 10 Hefte 12 M. 15 Pf.)

Von anderen Schriften Luthers hat D. Karl Mönckeberg in Hamburg den kleinen Katechismus mit einer aus fünfzigjähriger katechetiſcher Erfahrung erwachſenen Auslegung herausgegeben. (Hamburg, H. O. Perſiehl, 155 Seiten, Preis 2 Mark.) Zum Schluß dieſer wertvollen Feſtgabe bietet der Verfaſſer im „Nachwort“ eine kurze Skizze der Geſchichte des lutheriſchen Katechismus, ſeine Entſtehung und ſeine Behandlung in der Kirche und Schule bis auf die neueſte Zeit. — „Hundert Sprüche Luthers zum Alten Teſtament in hochdeutſcher, niederdeutſcher und niederländiſcher Faſſung“ hat Friedrich Latendorf aus den Originaldrucken ausgewählt und mit erläuternden Zuſätzen begleitet, herausgegeben. (Roſtock, C. Hinſtorff.) Im Vorwort ſagt der Herausgeber: „Eingedenk des trefflichen Ausſpruches Luthers, daß die Sprachen die Scheiden ſind, darinnen das Meſſer des Geiſtes ſteckt, hebe ich aus ſeinen eigenen kurzen Erläuterungen zum Bibeltexte hundert Stellen heraus, die klärlich beweiſen, wie Luther das Meſſer des Geiſtes in ſchlichtem treuem Sinne als ehrlicher Forſcher und Erklärer, als deutſcher Mann und Sohn ſeines Volkes, als frommer evangeliſcher Chriſt gehandhabt hat.“ —

Wer ein gutes Lutherbild für ſein eignes Haus oder zum Verſchenken in dieſem Jubeljahr wählen will, dem empfehle ich als eines der ſchönſten und zugleich billigſten das nach dem Ölbilde von L. Kranach im kgl. Oberkonſiſtorium zu München von Paul Barfuß in Kupfer geſtochene und bei J. F. Steinkopf in Stuttgart erſchienene Bildnis Dr. Martin Luthers (Größe 40 zu 30 cm. Pr. 1 Mk.)

Sehr empfehlenswert iſt endlich das von Tony Ziehe entworfene „Gedenkblatt als Jubiläumsgabe für das Lutherjahr 1883.“ (Berlin, A Duncker. In reichem Gold- und Farbendruck. Royalfolio 4,50 Mark.) Das Blatt zeigt im Mittelſtück Luthers Wappen, mehr der Idee, als der Form nachgebildet. Auf himmelfarbenem Felde das goldene Kreuz mit dem roten Herzen in ſeiner Mitte, der Fuß von drei weißen Roſen umſchlungen, der lateiniſche und der deutſche Wappenſpruch daneben. Ein Rahmen von doppelten Eichenſtämmen in gotiſcher Form markig aufgebaut, umgibt dasſelbe. Sie ſchicken Zweige und Blätter nach allen Seiten, nur Raum laſſend für die bezüglichen Inſchriften, welche von dem unten in der Mitte im Fundament befindlichen, vom Eichenkranz umſchloſſenen Porträt Luthers (nach L. Kranach) ausgehend, zu beiden Seiten aufſteigen. Oben im Spitzbogen befindet ſich in medaillonförmiger Umrahmung ein kleines Aquarell der Wartburg. Eine wirklich ſinnreiche und ſchöne Leiſtung, das beſte der Art, das mir zu Geſicht gekommen iſt.

Zum Schluß ſei noch hingewieſen auf ein kurzes meiſterhaftes Lebensbild Luthers, das ſoeben unter dem einfachen Titel: Martin Luther von A. F. C. Vilmar (Gütersloh, C. Bertelsmann. 71 S. Pr.: 80 Pf) erſchienen iſt. Alle Freunde der Litteraturgeſchichte Vilmars werden an dieſer aus einem großen, kaum mehr zugänglichen Werke herausgehobenen Arbeit ihre Freude haben.

Robert Koenig.

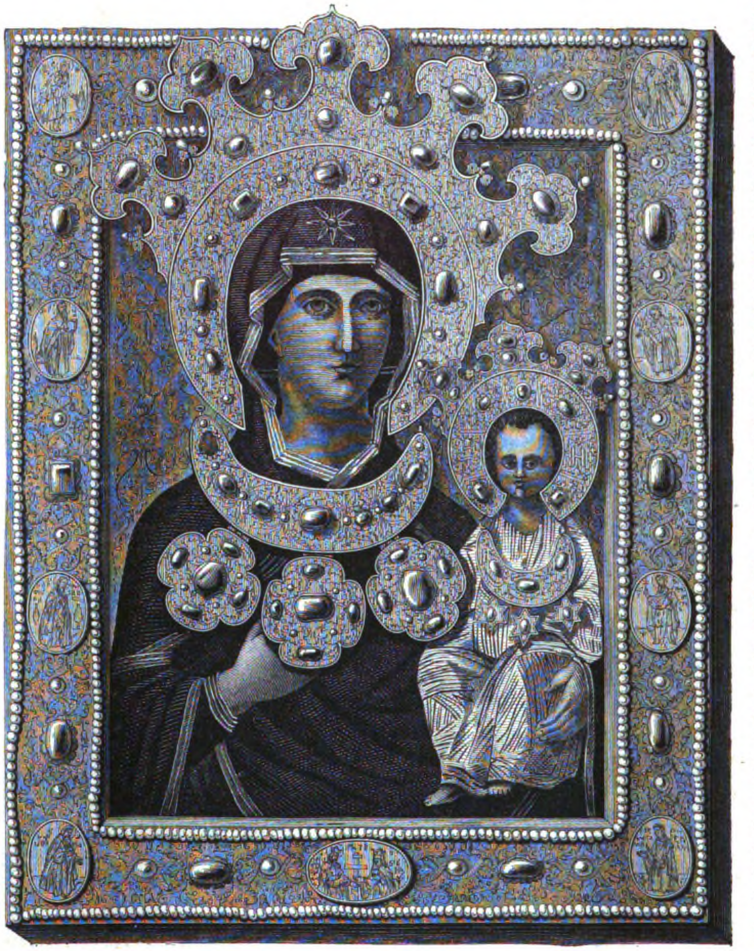
Die ruſſiſche Geiſtlichkeit.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Unter dem Titel: „Rußland, Land und Leute,“ erſcheint zur Zeit bei Greßner & Schramm in Leipzig ein reichilluſtriertes Prachtwerk, das wir der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer warm empfehlen. Unter Mitwirkung deutſcher und ſlawiſcher Schriftſteller entwirft Hermann Roskoſchny hier ein feſſelndes Bild von dem heutigen Rußland, und zahlreiche, meiſt treffliche Holzſchnitte führen uns Land und Leute dort lebendig vor Augen. Man hat überall das Gefühl, von ſachkundigen Führern geleitet zu werden, die nicht nur mit der Gegenwart, ſondern auch mit der Vergangenheit wohl vertraut ſind und letztere geſchickt zur Erklärung der erſteren herbeizuziehen wiſſen.

Ein ſolches Prachtwerk hat natürlich in keiner Weiſe die Aufgabe, an den beſtehenden Verhältniſſen eine Kritik zu üben. Das was es allein ſoll und will, iſt mit den Zuſtänden bekannt zu machen, und niemand wird es den Verfaſſern billiger Weiſe verdenken, daß ſie für das Land und die Leute, die ſie zu ſchildern unternahmen, etwas von der Vorliebe haben, welche der Held einer Biographie dem Biographen einzuflößen pflegt.

Wir entnehmen unſerm Werk das ſchöne Bild eines Popen im Ornat und ein ruſſiſches Heiligenbild, und ich will bei dieſem Anlaß unſere Leſer wenigſtens in großen Zügen mit der ruſſiſchen Geiſtlichkeit bekannt zu machen ſuchen.



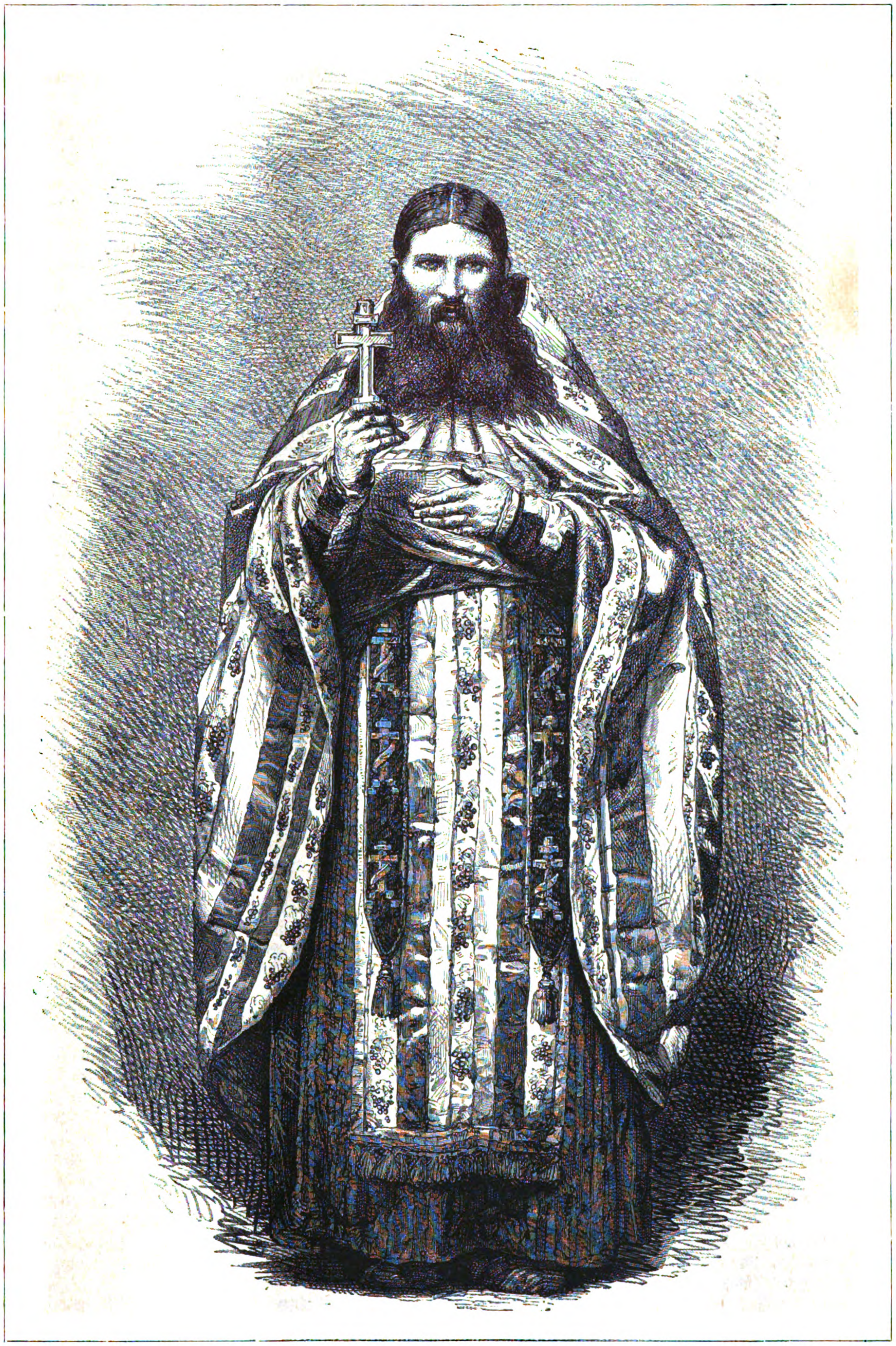
Ein ruſſiſches Marienbild.

Aus der Erzengelskirche in Moskau.

Die Ruſſen erhielten das Chriſtentum bekanntlich aus Byzanz, mit dem ſie in Frieden und Krieg durch zahlreiche Beziehungen verknüpft waren. Schon in der älteſten Zeit waren ruſſiſche Kaufleute aus Kiew, vielleicht auch aus Nowgorod in Konſtantinopel heimiſch und das griechiſche Land übte auf die Heerführer der Slawen dieſelbe Anziehungskraft aus, wie Italien auf die der Germanen. So fand denn auch das Chriſtentum von Byzanz aus ſeinen Weg nach Rußland. Im Jahre 946 gab es in dem noch meiſt heidniſchen Kiew bereits eine Kathedrale des heiligen Elias, und die Chriſten waren ſchon ſo zahlreich, daß in einem Vertrage ihnen eine beſondere Eidesformel vorgeſchrieben wurde. Bald darauf (957) empfing die Witwe des Großfürſten Igor, Olga, in Konſtantinopel die heilige Taufe. Die eigentliche Chriſtianiſierung Rußlands fand aber erſt unter ihrem Enkel, dem Großfürſten Wladimir ſtatt. Der Großfürſt ſchwankte längere Zeit, ob er ſich der abendländiſchen oder der morgenländiſchen chriſtlichen Kirche anſchließen ſollte, entſchied ſich aber endlich für die letztere. Zugleich mit der Hand einer Kaiſertochter empfing er einen chriſtlichen Metropoliten aus Konſtantinopel (988).

Es war nur natürlich, daß anfangs und noch geraume Zeit nachher die kirchlichen Würdenträger größtenteils aus Griechenland bezogen wurden, und man kann dieſen Männern im allgemeinen nur ein gutes Zeugnis ausſtellen. Nicht wenige von ihnen trieb ihr Glaubenseifer hinaus in die ſtarrenden Wälder des noch heidniſchen Nordens und Oſtens, wo ihrer vielleicht der Märtyrertod wartete, andere bemühten ſich redlich um die Gründung von Schulen oder die ſonſtige Ausbildung praktiſcher Seelſorger. In Kiew, in Nowgorod, in Kursk und an anderen Orten entſtanden Schulen, in den Klöſtern galt das Abſchreiben von Büchern, zumal von der ſlawiſchen Überſetzung der Heiligen Schrift für ein vorzugsweiſe frommes Werk. „Hilarion,“ heißt es in einer Chronik, „war ſehr geſchickt, Bücher zu ſchreiben; jeden Tag und jede Nacht ſchrieb er in der Zelle unſeres ſeligen Vaters Theodoſius Bücher, während dieſer einen Pſalm ſang und Wolle dazu ſpann.“ Dieſer ſelbe Hilarion, ein Ruſſe, wurde von den ruſſiſchen Biſchöfen zum Metropoliten gewählt, ſeine Nachfolger aber bezog man bis zur Zeit des Tatarenjoches aus Konſtantinopel. Der Einfluß, den dieſe höhere Geiſtlichkeit übte, war ein ſehr bedeutender und nicht nur moraliſcher Natur, denn dem Metropoliten und den Biſchöfen waren auch weltliche Dinge unterſtellt. Es ſtanden nicht nur alle Vergehungen gegen Glaube und Kirche im weiteſten Sinne des Wortes unter ihrer Rechtſprechung, ſondern auch alle Ehe- und Erbſchaftsſachen, ja ſogar die Sorge für richtiges Maß und Gewicht im Handel.

Die ſämtlichen Glieder der höheren Geiſtlichkeit wurden übrigens damals wie noch heute allein aus den Klöſtern der „ſchwarzen Geiſtlichkeit“ entnommen, während wiederum die eigentlichen Pfarrer, die „weiße Geiſtlichkeit,“ keine Mönche ſein durften, reſp. ſein dürfen. Nach den Lehren der ruſſiſchen Kirche muß ein Geiſtlicher verheiratet ſein, er kann alſo erſt die Weihe empfangen, nachdem er geheiratet hat. — Anderſeits darf er



Ein ruſſiſcher Pope im Ornat.

wiederum nur einmal heiraten, er muß daher vom Amt zurücktreten, ſobald ſein Weib ſtirbt. In dieſem Falle muß er entweder aus dem geiſtlichen Stande austreten oder ins Kloſter gehen. Nun hatte der Austritt aus dem geiſtlichen Stande etwas Mißliches, denn die Geiſtlichkeit genoß mancherlei Vorrechte: Freiheit von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, Befreiung vom Staatsdienſt, Steuerfreiheit. Wenn ich nicht irre, ſo darf ein Geiſtlicher, der aus der Geiſtlichkeit ausſcheidet, ſelbſt heute erſt zehn Jahre nach ſeinem Austritt in den Staatsdienſt treten.

Die Kirchſpielskirchen wurden größtenteils ſchon von ihren Erbauern mit einem Pfarracker ausgeſtattet, doch war und iſt dieſer meiſt ſo klein, daß die Pfarrer größtenteils auf freiwillige Gaben angewieſen waren. Immerhin müſſen ſie im XIII. Jahrhundert nicht ganz ſchlecht geſtellt geweſen ſein, denn es kam vor, daß reiche Leute ihre Sklaven vom Biſchof zu Prieſtern weihen ließen, um ſich auf dieſe Weiſe in den Beſitz der Pfarreinnahmen zu ſetzen.

Als im Laufe des XIV. Jahrhunderts die ruſſiſchen Lande ſich im Nordoſten zum Großfürſtentum Moskau, im Südweſten zum Großfürſtentum Litauen zuſammenballten, fand dieſe Thatſache auch darin Ausdruck, daß (ſeit 1414) jeder dieſer Staaten ſeinen eigenen Metropoliten hatte. Die größere geiſtige Regſamkeit entfaltete ſich in Litauen, wo die freieren ſtaatlichen Formen und der Gegenſatz zur lateiniſchen Kirche auf die ruſſiſche entſchieden belebend wirkte. Über Moskau ſenkte ſich dagegen mehr und mehr die Nacht tiefſter Unwiſſenheit herab. Während es im XV. Jahrhundert noch in Moskau, Nowgorod und an vielen anderen Orten Schulen gab, in denen man leſen, ſchreiben und ſingen lernte, klagten die Biſchöfe um die Mitte des XVI. Jahrhunderts, daß ſie niemand finden könnten, der zu leſen und zu ſchreiben verſtände. Der Metropolit (Genadius) erklärte ſchließlich, ſchon zufrieden zu ſein, wenn der angehende Geiſtliche wenigſtens den Pſalter und die beim Gottesdienſt in Frage kommenden Stücke zu leſen verſtände. Dem entſprechend war denn auch Aberglaube jeder Art unter den Geiſtlichen weit verbreitet und der Woronograi (ein Zauberbuch) wurde mehr ſtudiert, als die Heilige Schrift.

Von ſeiten der Beamten und des Adels wurde den Geiſtlichen nicht ſelten übel mitgeſpielt, und in dieſer Beziehung wurden die Verhältniſſe, wie es ſcheint, mit den Jahren immer ſchlimmer. Der Protopope Awakum (Mitte des XVII. Jahrhunderts) erzählt in ſeinen überaus intereſſanten Memoiren folgendes: „Um dieſe Zeit raubte der Ortschef einer Witwe ihre Tochter. Ich flehte ihn an, die Waiſe der Mutter zurückzugeben. Darüber geriet er in Zorn, kam in die Kirche und prügelte mich faſt zu Tode. Da ich eine halbe Stunde lang wie tot dalag, erſchrak er und entließ die Jungfrau. Darauf ritt ihn aber der Teufel, er kam in die Kirche, ſchlug mich und ſchleppte mich im Ornat an den Füßen aus der Kirche, während ich Gebete murmelte.

„Zu anderer Zeit geriet ein anderer Ortschef gegen mich in Zorn. Er kam in mein Haus, ſchlug mich und zog mir wie ein Hund mit den Zähnen den Ring vom Finger. Als ihm mein Blut in die Kehle lief, ließ er meinen Finger los und begab ſich nach Hauſe. Ich aber dankte Gott, umwickelte meine Hand mit einem Tuche und begab mich zur Abendmeſſe. Als ich unterwegs war, ſprang er, mit zwei kleinen Piſtolen in der Hand, auf mich los und drückte auf mich ab, die Piſtolen verſagten aber durch Gottes Gnade. Ich aber betete zu Gott, verneigte mich und ſegnete ihn mit der Linken. Darauf verjagte er mich von meinem Hof und gab mir nicht einmal einen Zehrpfennig.“

Awakum begibt ſich nun mit ſeinem eben geborenen Sohne, den er unterwegs tauft, und ſeinem Weibe nach Moskau, wo zwei Geiſtliche ſich ſeiner annehmen und ihn dem Zaren vorſtellen. Unter deſſen Schutz kehrt er in ſein Heimatsdorf zurück, wo er aber nur die Trümmer ſeines Hauſes vorfindet. Bald darauf betraf ihn neues Unheil.

„Es kamen,“ erzählt er, „Leute in mein Dorf, die Tanzbären mit ſich führten und dazu die Trommel ſchlugen. Für Chriſtus eifernd, verjagte ich Sünder ſie, zerſchlug die Trommeln und nahm ihnen die Bären. Den einen erſchlug ich, den andern ließ ich frei. Dafür nahm mich Waſſili Petrowitſch Scheremetjew, der eben als Wojewode auf der Wolga nach Kaſan reiſte, auf ſein Schiff, ſchalt mich aus und verlangte, ich ſolle ſeinen Sohn Matwei, der ſich den Bart ſchor (nach damaliger orthodoxer Auffaſſung ein arges Verbrechen) ſegnen. Ich aber ſegnete ihn nicht, ſondern ſtrafte ihn aus der Heiligen Schrift, indem ich ſein blutſchänderiſches Weſen (den raſierten Bart nämlich) bemerkte. Der Bojar, der ſich furchtbar ärgerte, befahl, mich in die Wolga zu werfen. Nachdem ſie mich lange gequält hatten, warfen ſie mich hinein, gingen aber dann gut mit mir um.“ (Die Szene ſcheint überhaupt ein brutaler Spaß geweſen zu ſein, iſt aber als ſolcher doch auch höchſt charakteriſtiſch.) Später erhielt die Kirche Moskaus vielfach erfreuliche und fruchtbringende Anregung aus Litauen.

Die ruſſiſche Kirche hatte mittlerweile (ſeit 1589) einen Patriarchen an der Spitze, dem es übrigens trotz günſtiger Umſtände und mancherlei entſprechender Anſätze nicht gelang, ſich der weltlichen Macht gegenüber eine ſelbſtändige Stellung zu ſchaffen. Peter der Große glaubte immerhin, mit dieſem Inſtitut aufräumen zu müſſen, und that es, indem er 1720 an die Stelle des Patriarchen den heiligen Synod einſetzte, eine aus vier Erzbiſchöfen, ſieben Archimandriten und zwei Archiereen beſtehende geiſtliche Behörde, die in ähnlicher Zuſammenſetzung noch heute beſteht. Die Gerichtsbarkeit über die dem weltlichen Gebiet angehörenden Rechtsfälle (Erbſchaften 2c.) nahm ihm ſchon Peter.

Während die Weltgeiſtlichkeit ſich urſprünglich frei aus dem Laienſtande rekrutierte, nahm dieſelbe ſpäter mehr und mehr den Charakter einer Kaſte an. Die Popen heirateten ausſchließlich Popentöchter, und die Söhne wurden nur wieder Popen, durch welchen letzteren Umſtand ein geiſtliches Proletariat heranwuchs, das ſich, zumal in den großen Städten, in der läſtigſten Weiſe fühlbar machte. Maſſenhaft boten die brotloſen Popen den Laien ihre Dienſte an. Man machte ſchließlich dieſem, zum Teil höchſt unwürdigen Treiben dadurch ein Ende, daß man die ſtellenloſen Popen ins Heer ſteckte. Noch wirkſamer war, daß man ihnen geſtattete, andere Berufsarten, den Staatsdienſt 2c. zu wählen.

Die gegenwärtige Lage der Dinge ſchildern die Verfaſſer unſeres Buches wie folgt: „Die Sorge für die Zukunft der Witwe oder Waiſen eines Popen übernimmt nach dem Tode ihres Ernährers der Biſchof. Er iſt der Vormund aller Popenwaiſen ſeines Sprengels. Hat der Pope eine heiratsfähige Tochter hinterlaſſen, ſo ſucht der Biſchof einen für ſie paſſenden Bräutigam unter den Kandidaten um vakante Stellen aus.

„Der Auserwählte heiratet die Popentochter und erhält die Pfründe. Vorher jedoch muß er ſich mit ſeiner zukünftigen Schwiegermutter auseinander ſetzen, die ſich ein beſtimmtes Einkommen zu ihrem und der etwa vorhandenen unmündigen Kinder Lebensunterhalt ſichert, gewöhnlich auch im Hauſe bleibt. Der junge Seelſorger übernimmt damit gleich eine bedeutende Laſt für ſeinen zu gründenden Hausſtand.

„Für die Zukunft der Hinterbliebenen der Popen iſt daher immer geſorgt. Hat er nur eine Witwe und Töchter hinterlaſſen, ſo heiratet die älteſte ſeinen Nachfolger. Iſt die älteſte Tochter noch nicht heiratsfähig, ſo bleibt das Amt bis zu ihrer Verheiratung unbeſetzt; ſind jedoch Söhne vorhanden, ſo folgt der älteſte Sohn dem Vater im Amte nach und ſeine Mutter und ſeine Geſchwiſter leben in der Pfarrwohnung weiter, bis ſich für ſie vielleicht ſpäter eine beſſere Verſorgung findet. Dagegen wird die Exkluſivität des Popenſtandes auch nach anderer Seite entſchieden gewahrt durch das Verbot der Ehe zwiſchen einem Laien und der Witwe oder Tochter eines Popen, von welchem nur in ſeltenen Fällen Dispens erteilt wird.“

Die Geiſtlichkeit erhält ihre Ausbildung ausſchließlich in Seminarien, die, ſo viel ich weiß, ſämtlich Internate ſind. Die Elite dieſer Jugend zieht es naturgemäß vor, in die ungleich angeſehenere „ſchwarze Geiſtlichkeit“ einzutreten, aus der überdies alle höheren Stellen ausſchließlich beſetzt werden, und deren Glieder meiſt auch als Beichtväter reſp. Seelſorger der höheren Stände fungieren. Merkwürdigerweiſe haben ſich neuerdings nicht wenige unter den Seminaren den traurigen Ruhm erworben, Brutſtätten des wildeſten Nihilismus zu ſein.

Im allgemeinen iſt die wirtſchaftliche Lage und dem entſprechend auch die geſellſchaftliche Stellung der ruſſiſchen Weltgeiſtlichkeit, zumal auf dem Lande, eine durchaus unerfreuliche. Man hat ſich unter der Regierung des verſtorbenen Kaiſers bemüht, der erſteren durch Zuſammenlegen der Pfarreien abzuhelfen, dieſe Maßregel ſtieß aber auf lebhaften Widerſpruch und ſcheint zur Zeit aufgegeben zu ſein. Immerhin handelt es ſich hier um eine Lebensfrage der ruſſiſchen Nation, denn eine geſunde Volksbildung kann in Rußland wie überall ſonſt nur von der Geiſtlichkeit ausgehen. Heute iſt der ruſſiſche Geiſtliche in den Augen ſeiner Beichtkinder nur zu oft nichts anderes als eine Art Schamane, der gewiſſe religiöſe Bräuche zu vollziehen hat, von dem man aber abgeſehen von dieſer Thätigkeit ſo wenig als möglich wiſſen will. Anderſeits macht ihm wiederum die Not des Lebens nicht ſelten jeden ſeliſchen Aufſchwung unmöglich und erniedrigt ihn wohl gar zu einem Bedränger der Armut. Ein gewiſſer Wohlſtand iſt eben die Vorausſetzung jedes dauernden idealen Wirkens.

In einer Richtung hat ſich die ruſſiſche Geiſtlichkeit zu allen Zeiten gleich ſehr bewährt: in der nationalen. In allen Perioden der ruſſiſchen Geſchichte hat die Nation an ihrer Geiſtlichkeit die feſteſte Stütze gefunden. In den Stürmen, die um die Wende des XVI. Jahrhunderts über das Land hinbrauſten, waren es mehr als einmal die von den patriotiſchen Mönchen verteidigten Kloſtermauern, an denen ſich die feindlichen Gewalten brachen und auch die Weltgeiſtlichen waren, wo es ſich um das Daſein oder die Ehre der Nation handelte, ſtets auf ihrem Platz.

Nun noch einige Worte über die ruſſiſchen Heiligenbilder. Dieſe weichen, wie unſere Abbildung zeigt, von den in der römiſchen Kirche üblichen, ſehr ab. Sie werden nämlich ſtets in möglichſt getreuer Nachbildung der uralten byzantiniſchen Vorbilder hergeſtellt und ſie werden überdies zum großen Teil mit einer Decke von Metall bedeckt, die oft von Silber oder Gold und dann mit Edelſteinen reich verziert iſt. Sie wurden früher faſt ausſchließlich auf Holz gemalt und durften von den Händlern nicht verkauft, ſondern nur eingetauſcht werden. Jedermann hatte ein Heiligenbild in ſeiner Kirche hängen und verrichtete vor demſelben ſeine Andacht. Außerdem aber war und iſt in jedem Zimmer in einer Ecke noch ein Heiligenbild angebracht. Wer das Zimmer betrat, verneigte ſich erſt vor dem Bilde und begrüßte dann erſt den Hausherrn. Früher nannte man dieſes Bild geradezu „Gott“ und wenn ein Ruſſe das Haus eines Abendländers betrat und das Heiligenbild vermißte, ſo fragte er wohl, wo denn der Gott ſei. Der gemeine Mann pflegte, ehe er etwas wirklich Sündhaftes oder wenigſtens ihm ſündhaft Erſcheinendes that, das Heiligenbild zu verhängen und das kleine Kruzifix, das jeder Ruſſe vor der Taufe bis zum Grabe um den Hals hängen hat (Leichen, die man ohne dieſes Kreuz fand, wurden nicht auf den Kirchhöfen begraben), abzuthun.

Die Heiligenbilder durften, wenn ſie vom Wurm zernagt oder ſonſt durch ihr Alter unbrauchbar gemacht worden waren, nicht vernichtet werden, man vergrub ſie vielmehr in die Erde oder warf ſie in den Fluß.

Manche Heiligenbilder erfreuen ſich der größten Beliebtheit und ziehen zahlreiche Wallfahrer an. Meiſt ſind es ſolche, deren Auffindung oder Erhaltung einen wunderbaren Charakter trägt. Dieſes fand man unter den Wurzeln eines uralten Baumes, jenes blieb unter den Trümmern einer brennenden Stadt unverſehrt. Solche Heiligenbilder werden wohl zu vornehmen Kranken ins Haus gebracht, während unterdeſſen eine Kopie ihre Stelle vertritt oder ſie werden in feierlicher Prozeſſion aus der ihnen geweihten Kirche in die eines anderen Heiligen getragen, deſſen Bild dann ſeinerzeit den Beſuch gewiſſermaßen erwidert. So wird z. B. das Bild der Iberiſchen Mutter Gottes in Moskau in einer Kutſche in die Häuſer gebracht, deren Viererzug von barhäuptigen Reitknechten geleitet wird.

Nicht wenige dieſer Heiligenbilder gelten für wunderthätig und die Legende weiß dann gar wunderbare Dinge davon zu erzählen, wie die Bilder an ihre jetzige Stelle gelangten.

Die meiſten ruſſiſchen Heiligenbilder werden im Gouvernement Wladimir hergeſtellt, wo dieſe Malerei in vielen Dörfern eine uralte Hausinduſtrie bildet. Th. H. Pantenius.

Am Familientiſche.

Eine böhmiſche Legende.

Bei der gegenwärtigen Agitation der Tſchechen gegen die Deutſchen wird es nicht unzeitgemäß ſein an eine alte böhmiſche Legende zu erinnern, die noch heute im Volksmunde lebendig iſt.

„Unſer Herr Jeſus Chriſtus und der heilige Petrus kamen einſt, nachdem ſie ſchon viele Länder durchwandert hatten, nach Böhmen, wo ſie nur große finſtere Wälder, aber keine Menſchen fanden. Als ſie eines Mittags im Schatten einer alten Eiche raſteten, ſagte Petrus zum Herrn: „Wie wäre es, Meiſter, wenn du auch hier Menſchen erſchüfeſt, welche dieſes öde Land anbauten und bevölkerten?“ „Dir zur Liebe will ich's gern thun,“ entgegnete der Heiland, „wir wollen einmal ſehen, ob ſich aus dieſer Erde etwas Geſcheites wird herſtellen laſſen.“ Da bildete der Herr eine Menſchengeſtalt aus der Erde, aber vorläufig nur einen, um zu erfahren, ob dieſer geraten würde. Dieſer Menſch ſah recht gut und ganz ſtattlich aus, nur war ſeine Zunge ſehr ſchwerfällig. Das war der Deutſche. Als der Heiland das Gebrechen wahrnahm, wandte er ſich lächelnd zu Petrus mit den Worten: „Nun, wir wollen noch einen zweiten machen, vielleicht gelingt der beſſer.“ Und er erſchuf noch ein zweites Menſchengebilde, das aber gleich ganz ſchön und geläufig redete. Das war der Böhme. Jeſus und Petrus zogen nun ihre Straße, ohne ſich weiter um die beiden zu kümmern. Die lebten aber lange Zeit in Freundſchaft und Eintracht mit einander. Der Böhme erlernte ſehr bald und leicht von ſeinem Genoſſen das Deutſche und war darüber außer ſich vor Freude. Der Deutſche aber weinte jeden Tag, daß er wegen ſeiner ſchweren Zunge das Böhmiſche nicht erlernen könne. Er erlernte es auch in ſeinem ganzen Leben nicht; trotzdem aber lebten die beiden Geſellen ruhig und verträglich miteinander, daß es eine Freude war.“ R. F.

Ein gefährliches Hausmittel.

Bei einem wichtigen Prozeß bedienen wir uns des Rechtsanwalts, eine kleine Sache pflegen wir wohl ſelbſt vor Gericht zu vertreten. In einer ernſten Krankheit rufen wir den Arzt, und wenn's uns an den Kragen zu gehen ſcheint, noch den zweiten, aber bei Lappalien den Doktor zu beläſtigen, fällt uns gar nicht ein. Wer wird wegen Grippe, Rheumatismus, geringer Magenbeſchwerden, kleiner Wunden gleich den Doktor ins Haus kommen laſſen? Wofür hat denn der liebe Gott die Hausmittel geſchaffen? Unſer bißchen Huſten können wir uns mit Selterwaſſer und Milch, Leinſamen- und Eibiſchthee oder einem Tränkchen von Salmiak und Lakritzen, unſer Gliederreißen mit einem ſelbſtverordneten Dampfbad, den kranken Magen mit Bullrichs Salz oder St. Germainthee, den Schwindel mit Brauſepulver allein behandeln; daß Karbol die nichtsnutzigen Bakterien von jeder Wunde fortjagt, erzählen ſich ſchon die Spatzen auf den Dächern — kein Wunder, wenn die ſo ſchnell populär gewordene und ſo leicht zugängliche Drogue ſich in jedermanns Hand befindet, und Unglücksfälle, die das Karbol anſtiftet, bereits zur Tagesordnung gehören.

Doch ich möchte heute die Aufmerkſamkeit der Leſer auf ein anderes Hausmittel lenken, welches innerhalb weniger Jahre ſich zu einer unerhörten Beliebtheit emporgeſchwungen, aber ſchon eine beträchtliche Zahl von Todesfällen auf ſeinem Gewiſſen hat — ich meine das chlorſaure Kali. Daß dieſer Stoff bei Halsentzündungen, Schwämmchen und mäßigen Graden von Diphtheritis als Arznei oder in Form eines Gurgelwaſſers ganz treffliche Dienſte leiſtet, haben die Laien von den Ärzten erfahren, und wiſſen nun vorkommenden Falles ſich damit ſelber zu kurieren. Für einen Nickel gibt's ja in der Apotheke die Hülle und Fülle, und das Mittel iſt — nach der bis vor kurzem ſogar unter den Ärzten noch allgemeinen Überzeugung — ein ſo unſchuldiges, daß ein Schaden damit unmöglich angerichtet werden kann. Ereignet ſich aber einmal unter ſeinem Gebrauch ein Unglücksfall — wie leicht läßt er ſich mit der Firma der garſtigen Krankheit zudecken, welche bekanntlich zu den mörderiſchſten Feinden der Menſchheit gehört!

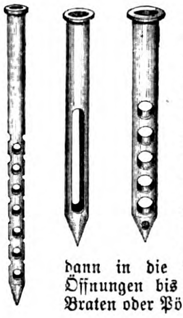
Indeſſen hat ſchon Marchand vor mehreren Jahren Unterſuchungen über die Giftigkeit der chlorſauren Salze und die eigentümlichen, durch dieſelben im Blut und in den Geweben hervorgebrachten Veränderungen angeſtellt und in Virchows Archiv veröffentlicht, und ſeitdem wimmelt die mediziniſche Journaliſtik von Vergiftungen mit Kalichloricum, welche ſämtlich ein Bild mit ganz beſtimmtem, von dem der Diphtheritis ſich himmelweit unterſcheidenden Gepräge tragen. Dr. Bohn in Königsberg i. Pr. erzählt in Börners mediziniſcher Wochenſchrift, ein kräftiger Mann von neunundvierzig Jahren habe vom Arzt die Weiſung erhalten, in einer Apotheke chlorſaures Kalium zu kaufen, einen Theelöffel davon in einem gewöhnlichen Glas Waſſer zu löſen, mit Zucker oder Fruchtſaft zu verſetzen und davon zweiſtündlich einen Eßlöffel zu nehmen. Durch Mißverſtändnis aber nahm der Mann zweiſtündlich einen Theelöffel des Salzes, in einem Glas Waſſer gelöſt, auf einmal, und verfuhr in dieſer Weiſe vom Montag vormittag bis Dienſtag abend. Er hatte zuerſt für zehn Pfennig, ſpäter für dreißig Pfennig Salz gekauft und für die zehn Pfennig fünfzehn Gramm, für die dreißig Pfennig aber fünfzig Gram, im ganzen alſo fünfundſechzig Gramm erhalten, von welchem er — in anderthalb Tagen — ſechzig Gramm verbrauchte. Der Mann ſtarb am dritten Tage nachher an der durch die Leichenſchau nachgewieſenen Vergiftung mit Chlorkalium.

Bei Kindern können ſchon viel geringere Gaben tödlich wirken. Wie C. Friedländer in Berlin (Fortſchritte der Medizin, Heft 17) erzählt, wurde in einem Krankenhaus ein ſterbendes Kind von vier Jahren aufgenommen, das in der Geneſung vom Scharlach plötzlich bedrohliche Erſcheinungen: Erbrechen, Durchfall und hochgradige Blauſucht gezeigt hatte. Die Leichenöffnung ergab auch hier: Vergiftung durch chlorſaures Kali, von welchem das Kind nach dem aufbewahrten Rezept nur achthalb Gramm verbraucht hatte. Dem genannten Arzt ſind in den letzten Jahren nicht weniger als zehn derartiger Fälle unter das Sektionsmeſſer gekommen.

Solche Ereigniſſe mahnen zu höchſter Vorſicht. Die Ärzte ſind gewarnt; ſie erhalten Kenntnis von ihnen in den Fachzeitſchriften. Die Laien aber erfahren davon wenig oder nichts. Die Ärzte werden ſich fortan des Rates enthalten, ſich das Mittel freihändig aus der Apotheke zu beſchaffen — aber das Publikum wird fortfahren, die fabelhaft billige Ware ſich nach eigenem Ermeſſen zu kaufen und den Kranken nach dem Grundſatz: „Viel hilft viel!“ einzugeben.

Hier kann nur ein Einſchreiten der Polizei helfen. Den Apothekern muß verboten werden, das Mittel ohne ärztliches Rezept zu verabfolgen. Kalichloricum iſt durchaus nicht der harmloſe Stoff, für den es bisher ausgegeben worden — Gifte aber gehören in den Giftſchrank. Videant Consules! Dr. M. Dyrenfurth.

Hauswirtſchaftliche Fortſchritte.

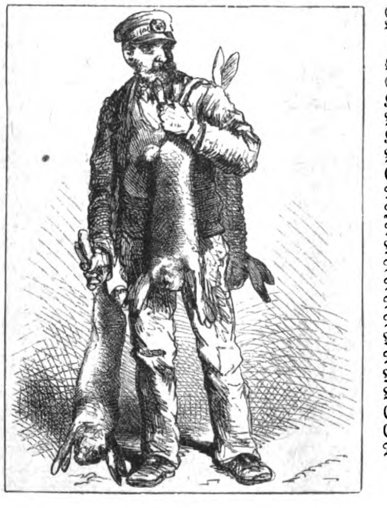


Saft- und Gewürzröhrchen zur Fleiſchzubereitung. Von **Georg Knauß** in **Berlin,** Kolonieſtraße 141. Deutſches Patent Nr. 22722.

Das nebenſtehend abgebildete Saft- und Gewürzröhrchen ſoll es bewirken, daß größere Fleiſchſtücke beim Braten oder Pökeln ſchneller und gleichmäßiger mit dem dazu verwendeten Saft oder Gewürz durchtränkt werden. Das Röhrchen beſteht aus Horn, Knochen, Glas oder Metall, und iſt, wie erſichtlich, an einem Ende ſpitz, am anderen Ende aber offen, während die Wände ſiebartig durchlöchert ſind. Es werden ein oder mehrere Röhrchen in das Fleiſchſtück hineingeſpießt und das Fleiſch alsdann in die Brühe gelegt. Der Saft dringt durch die Öffnungen bis in die Mitte des Fleiſches. Nach beendetem Braten oder Pökeln werden die Röhrchen wieder herausgezogen.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1.

In unſerm Alphabet ſind fünfundzwanzig Zeichen,
Nimm jedes nur einmal, ſie werden eben reichen,
Um daraus mit Geſchick ſechs Wörtchen dann zu finden.
Nun aber merke wohl, was dir die Wörtchen künden:
Das Erſte davon zählt, jedoch in fremder Zunge,
Das Zweite iſt ein Knirps, doch nicht ein kleiner Junge,
Es weilt im tiefen Schacht und liebt das rote Gold.
Das dritte Wörtchen ſagt, wie ferner Donner rollt.
Vom Vierten hat gar oft eins mit dem andern Fehde.
Das Fünfte wirft man ein verächtlich in die Rede.
Das Sechſte findet man im dunklen Reich der Schatten,
Dort, wo Proſerpina wohnt mit dem finſtern Gatten.

2.

(Ein Rätſel aus dem XVII. Jahrhundert. — Wie unſre Leſer ſehen, gar nicht viel anders, als unſere heutigen Rätſel.)

O Wunder, wie ein artlichs Tier
Schaut aus dem Ofenloch herfür,
Halt's Maul im Angel offen.
Man ſchaut's gleich an, früh oder ſpat
Kein ſolchen Maulaffen hat
Man ſchwerlich angetroffen!
Es haben dies Ding Sonn' und Mond,
Der Steinbock, Löw' und Skorpion,
Jedoch nit die Planeten,
Die Wag' braucht's nit, noch auch der Schütz.
Mitten in Rom hat's ſeinen Sitz,
Der Papſt hat's nit von nöten.
Der König hat's, der Kayſer nit,
Doch prangt des Kayſers Kron' damit.
Die Polniſch-Kron' hat's doppelt.
An Ohren hängt's dem Eſelskopf
Dem Ochſen ſteckt es in dem Kropf.
Man find'ts im Taubenkobel.
Wie muß man's doch nur nennen?
Es wird gar gwiß, bild' mir's ſchon ein,
Ein arger Vokativus ſein,
Der ſich nit gern läßt kennen: A. R.

3. Röſſelſprung.

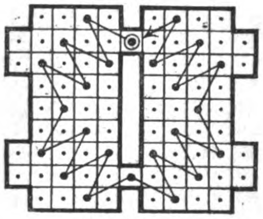
ſen	len	Nä	Sei's	er	Sich	Menſch	Eins
he,	ke	rei-	ſtel	der	ſoll	werks-	knecht
in	Und	Recht	muß	Hand-	von	das	der
und	in	Stük-	in	Kunſt	mann,	ker-	Grund
nem	der	Fug	grei-	Ak-	aus	ner	Bes-
den	fen,	ei-	dreiſt	nen;	te	ſei's	Fritz
Bür-	mit	kann	nen	Reih'n	Neu-	ler-	ſel-
Dann	Fer	ger	In	er	In	von	ter

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 2.

1. Röſſelſprung-Kapſelrätſel.

Schlüſſel.



Auflöſung.

4		E	B	**E**	R	3	C	**H**	O	R		4
4	S	U	**H**	L	I	**D**	A	N	**O**	T	H	4
5	A	**N**	K	E	**R**		**C**	E	R	**E**	S	5
4		F	L	**U**	R		A	**K**	K	O		4
4		I	**G**	E	L		R	U	**T**	H		4
4		H	O	**R**	N		S	**E**	K	T		4
5	R	**E**	M	U	**S**	.	**R**	U	S	**S**	E	5
4	L	E	**I**	M	O	**D**	E	E	**B**	B	E	4
4		R	A	**T**	H	3	R	**E**	C	K		4

2. Homonym: Bürger.

3. Rätſelfragen.

1) Für: „Körner“.

2) Die Oper „Martha“; denn Mar = $^3/_4$ Mark = 75 Pfennig, Tha = $^1/_2$ Thaler = 1 Mark 50.

3) Der „Kourſchneider“.

4. Zweiſilbige Scharade: Augentroſt.

Schachaufgabe.

1. Dh6—f6 Se4—f6: oder Se4 anders, oder Sc5 beliebig
2. Sc1—c2‡

A.

1. . . . . Kd4—d5 oder — e3
2. Df6—d8 oder Se5—c4‡

Bilderrätſel. Immer ſtrebe zum ganzen.

Inhalt: Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. (Bernhardine Schulze-Smidt.) — Der Kollaborator in Ängſten. Gedicht von Julius Lohmeyer. Zu dem Bilde von B. Genzmer. — Ein Kapitel vom Alter. Von Karl Hermann. — Haus und Schule in Frankreich. I. Skizzen von Stephan Waetzoldt. — Zur Lutherlitteratur. Von Robert Koenig. — Die ruſſiſche Geiſtlichkeit. Von Th. H. Pantenius. Mit zwei Illuſtrationen. — Am Familientiſche: Eine böhmiſche Legende. — Ein gefährliches Hausmittel. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Hauswirtſchaftliche Fortſchritte. Mit Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Herausgegeben von **Otto Klaſing** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Originale v. L. Richter
F. Bückner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 3. November 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. No. 5.

Er lebt!

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

VII.

Der, welchem alle dieſe Sorge galt, ruhte unterdeſſen, ermüdet von den Reiſeſtrapazen, auf dem altväterlichen Kanapee ſeines kleinen Gemaches aus. Dasſelbe lag unter der Schreibſtube des Hausherrn, zu ebener Erde. Seine nächſte Umgebung zu muſtern, hatte Manfred bis jetzt der Sinn gefehlt. Es berührte ihn vorläufig nur wohlthuend, ſich nach der mehrſtündigen Fahrt lang ausſtrecken zu dürfen, und keinerlei Tapetenmuſter, ſondern eine glattgeſtrichene Wand vor Augen zu haben, deren einzigen Schmuck ein gutgemaltes Jagdſtück über dem Bette bildete. Kein Wagengeraſſel und Kinderlärm wie daheim unter ſeinen Fenſtern; nur das Säuſeln des Sommerwindes in den Blättern, das zarte Gezwitſcher der Hausſchwalben und das Zirpen der Grillen im Graſe. Hin und wieder kam ein Getön harmoniſch geſtimmter Kuhglocken von den Wieſen jenſeits der Grafft herüber, oder Storchgeklapper vom Dache des Pferdeſtalles. Die Stämme der Baumrieſen des Garten erglühten im letzten Abendpurpur; dann ward es allgemach dämmerig, die leiſen Laute der entſchlummernden Natur wurden deutlicher und deutlicher in der wachſenden Dunkelheit und immer ſtärker ſtrömte der würzige Atem des blühenden Geisblattes zu dem Ruhenden herein.

Seltſame Bilder flogen im Tanze an Manfreds innerem Auge vorüber. Sein Geiſt hatte längſt die Fähigkeit zurück gewonnen, dieſe Bilder zu fixieren und in ihre richtigen Gedankenrahmen einzufügen, aber über ſie alle warf das leidende Gemüt noch einen entſtellenden Schleier, der die Lichter zu fahlen Halbſchatten verſchwimmen ließ und die Schatten zu grauenerregendem Spuk verfinſterte. Das Weib als Weſenheit, ſonſt die Göttergeſtalt aller Bilder, die Manfred ſich zu malen pflegte, ſtand jetzt mit fratzenhaft verzerrten Zügen vor ſeiner Phantaſie. Nicht einmal der Gedanke an ſeine aufopfernde Mutter war ihm wert geblieben. Er beſann ſich mit krankhafter Peinlichkeit auf jede Inkonſequenz ihrer Grundſätze und Handlungen; jedes Hindernis, das ihr religiöſer Sinn ſeinen lebensluſtigen Plänen in den Weg geworfen hatte, zählte er ihr nach, jedes ungerechte Wort, jedes ſchroffe Urteil von ihren Lippen belaſtete ſeine Erinnerung wie ein Alp. Ja, ſchließlich redete er ſich's ein, daß er gerade ſie zu haſſen vollberechtigt ſei, weil ſie, ſeinem ungeſtümen Drängen nachgebend, ihre Zuſtimmung zu ſeiner Verlobung mit der ſchönen, abenteuernden Polin gewährt, und des Vaters Einwilligung halb vorausgeſetzt, halb erzwungen hatte. Sie trug an allem die Schuld! Der Glaube an Frauenliebe, die ihre Engelsflügel über Haupt und Herz des Mannes breitet, war ihm entriſſen worden; ob auf Nimmerwiederkehr? Er fand noch nicht die Kraft, ſich dieſe Frage zu ſtellen.

Und ſo grub er abermals der Wurzel ſeiner Qual nach. Vergeſſen war das lachende Wieſengrün, an dem ſein Auge ſich während der Fahrt erquickt hatte, erloſchen der Hoffnungsſtrahl, der in ihm emporblitzte, als das friedliche Eichweide vor ſeinen müden Blicken aufgetaucht war. Farblos, kalt und öde wie zuvor, lag die Welt um ihn her da; nur eins empfand er als einen Segen: daß er ſich aus den verhaßten, heimiſchen Verhältniſſen hatte löſen und hierher verpflanzen dürfen, wo er ſeinen tiefen Seelenleiden in ungebrochener Stille nachgrübeln und ungeſtört daran verbluten konnte, wie er ſich einbildete. Bedauern verlangte er nicht; er wollte nur ſeinen eigenen Willen zurück haben, und von niemand geplagt und gehätſchelt werden, wie zu Hauſe.

Das Bellen des Hofhundes weckte ihn aus ſeinen Träumen. Er rief nach Karl, aber niemand kam, und eine Klingel entdeckte er nirgends. Mit förmlicher Scheu blickte er ſich um, und überzeugte ſich davon, daß man ihn, hier in der Fremde, wirklich auf längere Zeit ſich ſelbſt anvertraut hatte. Er ſchritt ein paarmal behutſam in dem halb unbekannten Raume auf und ab, dann gewahrte er eine Tapetenthür mit blanker Meſſingklinke, öffnete dieſelbe und trat in das benachbarte Zimmer.

Jener eigenartige Geruch, der altertümlichen Staatsgemächern gern anhaftet, quoll ihm entgegen: ein Gemiſch von Mottenpulver, welkem und friſchem Potpourri. Noch war er im ſtande die Formen ungeheuerlicher Armſtühle um einen ebenſo ungeheuerlichen Tiſch und die dicht nebeneinander gedrängten Bilder an den Wänden, bis unter die Decke hinauf, zu erkennen. Die Fenſter hatten kleine Scheiben; das Glas zeigte überall blinde Stellen und dunkle Flecken und von draußen ließen Ephen und Geisblatt ihre Ranken dagegen nicken; denn das ganze Haus war in Grün eingeſponnen, wie Dornröschens Schloß.

Manfred öffnete eins der Fenſter, ſetzte ſich auf das Sims und ſchaute, den Arm um das Fenſterkreuz geſchlungen, in die Abendnebel hinaus, ohne zu beachten, wie das feine Summen der Mücken immer vielſtimmiger um ihn her wurde, bis es ſich zum wahren Konzert ſteigerte.

Vor ſich unterſchied er, außer den verdämmernden Umriſſen der beiden hundertjährigen Eichen, die ihr Gezweig bis weit über das Hausdach empor hoben, nur noch die hohe Tanne neben dem einzigen hellen Fenſter des Flügels, den das Wohngebäude, wenig Schritte von Manfreds Beobachterpoſten entfernt, in den Garten vorſtreckte. Zahlloſe Inſekten umtanzten im Schwarme den beſcheidenen Lichtquell aus dem blechernen Hängelämpchen der Dienſtenſtube; denn zu dieſer gehörte das erleuchtete Fenſter.

In der Dienſtenſtube hatte ſich eben ein kleiner Kreis von Knechten und Mägden um die Schüſſel mit dampfender Bierſuppe geſchart. Karl ſaß mitten darunter. Sein breiter Mund zwiſchen den roten Backen ſchmunzelte ſeelenvergnügt; er hatte den Livreerock und die geſtreifte Weſte hinter ſich über den Stuhl gehängt, mit militäriſcher Ordnungsliebe die Außenſeite nach innen gekehrt, und aß in Hemdsärmeln. Eine dürre, kleine Perſon mit aufgeſtecktem Puffenſcheitel und einem Filettüchelchen um den Kopf geknotet, trippelte geſchäftig ab und zu. Jetzt füllte ſie Karls Teller zum zweitenmale auf die Gefahr des Überlaufens hin, hakte ihre Hand in ſeinen Arm und ſchien irgend eine gute Bemerkung zu machen; denn die ganze Geſellſchaft fing an unmäßig zu lachen und mit ihren Fäuſten und Blechlöffeln auf den Tiſch zu trommeln. Nach einem Weilchen ward es wieder ſtill. Man ſah nur noch eifrig arbeitende Hände, krumme Rücken und über die Zinnteller geneigte Köpfe.

Nun klang ein anderer Ton durch die abendliche Stille: das Singen einer hohen, ſüßen Mädchenſtimme, dazwiſchen die unregelmäßigen Hufſchläge eines Pferdes, zuerſt über die Holzbrücke ſtampfend, die, Manfreds Fenſterplatz ſchräg gegenüber, als weißlicher Schemen vor fernem Buſchwerk ſichtbar ward; dann kamen ſie durch den knirſchenden Kies der Gartenwege näher.

„Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Ihm ſchlug beklommen
Mein Herz entgegen!

Wie konnt' ich ahnen,
Daß unſre Bahnen
Einten ſich auf ſo holden Wegen!“

Die Worte ließen ſich ſchon deutlich unterſcheiden, aber das leidenſchaftdurchbebte Franzſche Lied ward geſungen wie die ſchlichteſte Volksweiſe von den Lippen eines Kindes, das Lieben und Leiden weder kennt noch ahnt. Ein wilder Groll flackerte in dem Lauſcher empor. Wer wagte es hier, ihn an dies ſchönſte, unſeligſte Lied zu erinnern? Wie anders hatte es vordem die Stimme der Falſchen geſungen, unter vielen und doch ganz allein für ihn, wie hatten ihn die Kameraden um den Beſitz jener Nachtigallenſtimme und der dunklen Veilchenaugen beneidet, die ſo beredt des Liedes Sinn zu blicken verſtanden!

„Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Nun iſt entglommen
Des Frühlings Segen!

Der Liebſte zieht weiter,
Ich ſeh' es heiter!
Denn mein bleibt er auf allen
Wegen!“

ſchloß die unſichtbare Sängerin, die letzten Töne lange nachhallen laſſend, als könnte ſie ſich nicht von ihnen trennen. Unmittelbar darauf fügte ſie, in weit tieferer Klangfärbung ſprechend, hinzu: „Hoho, ruhig, Beſſie!“ und ganz in der Nähe kniſterte ein Aſt, als ob des Pferdes Zügel daran befeſtigt würden. — Nun trat die Sprechende plötzlich aus dem Nebel hervor. Die kurze Schleppe ihres Reitkleides in der Linken, die Gerte in der Rechten, ging ſie mit raſchen Schritten auf das helle Fenſter der Dienſtenſtube zu. Da ſtand ſie einen Augenblick im dunſtigen Lichtſtrahle, eine zierliche Geſtalt, der unter dem kecken Knabenhütchen hervor lichtblondes Lockengeringel um ein roſiges Geſicht bis hinab zu den ſchlanken Schultern fiel. Sie hob ſich auf die Zehenſpitzen, pochte mit der Gerte an die Scheiben und rief halblaut: „Jette! — Jette! — — Jettchen!“

Die Perſon mit dem Puffenſcheitel kam, den Suppenlöffel in Händen, eilfertig ans Fenſter geſprungen, öffnete es, und legte ſich weit hinaus:

„Wer ruft da? Sind Sie das, Fräulein?“

„Ja — ich bin's, Jette —“

„Aber Fräulein, was kommen Sie ſpät! Es geht auf Zehn. Der Herr hat ſchon dreimal nach Ihnen gefragt!“

„O, ich wußte ja, daß ihr heute erſt um neun Uhr Schicht machen wolltet, wegen dem Heu. Wie viel Fuder habt ihr herein gebracht?“

„Sieben Fuder, Fräulein, und alles knochentrocken! Ja, das iſt ein rechter Gottesſegen! Wer hat Ihnen denn das Pferd abgenommen?“

„Ach, da hapert's ja gerade, Jettchen. Schicke mir doch geſchwind Chriſtian Siemers herunter. Beſſie ſteht hier draußen an den Eichen. Ich habe Unglück gehabt: ſie lahmt. Am Ende muß Chriſtian noch zum Tierarzt.“

„Gott bewahre uns, Fräulein! Das gibt 'ne nette Paſtete. Na, ich will mir den Mund nicht verbrennen, jeder trägt ſeine eigene Haut zu Markte. Aber wenn ich das Malheur nicht dreimal hintereinander geträumt habe, ſo will ich heute noch an meiner Suppe elend umkommen!“

„Unſinn, Unſinn, Jettchen!“ Sie lachte luſtig auf. „Wo ſteckt Chriſtian? Iſt er nicht da?“

„Der hat natürlich wieder Zahnmuckern und liegt ſchon ſeit Uhr acht in den Federn. Soll ich 'n denn vermuntern laſſen, Fräulein?“

„Ach, das wäre mir doch zu unangenehm. Zahnweh muß doch ſchrecklich ſein. Der arme Menſch dauert mich ſo — laß ihn nur ſchlafen. Dann ſoll Ludolf herauskommen, ich will ſchon mit ihm fertig werden.“

„Oder Er kann da am Ende aushelfen, Herr Karl,“ wendete ſich die Haushälterin in die Stube zurück. „Unſerem Fräulein ſein Pferd hat nämlich was ans Bein gekriegt.“

„I, warum denn nicht, Mamſell Jettchen, das ſchlägt ja in mein Fach,“ rief der Burſche dienſtbereit, fuhr in Weſte und Rock und ſprang zur Thür, während Mamſell erklärend zum Fenſter hinaus weiter ſprach:

„Der Beſuch iſt nämlich ſchon da, Fräulein; ſie haben von der Stadt an den Herrn telegraphiert, daß ſie lieber gleich heute hier herauskommen möchten. Der junge Herr Graf fühlte ſich ſo leege. Von dem iſt Karl der Diener, und bleibt mit hier. 'N ganz reeller, niedlicher Menſch. Na, Sie dürfen ſich ſputen, Fräulein, gleich wird Abendbrot aufgetragen.“

„Ich komme, ſobald Beſſie nur verſorgt iſt. — Schönen Dank — wie heißen Sie doch?“ fragte ſie den Burſchen, der mittlerweile den ſchnaubenden Goldfuchs behutſam in den Bereich des Lichtſtrahls geleitet und das verletzte Bein unterſucht hatte. —

„Karl Paſſancke, gnädiges Fräulein.“

„Und wiſſen Sie mit den Umſchlägen Beſcheid, Karl?“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein. Den Tierarzt brauchen wir nicht, damit komm' ich allein zurecht. Die Feſſel hat ſich nur 'n bißchen gedehnt. Wo find' ich denn alles, was ich nötig habe?“

„Warten Sie, ich will Ihnen den Weg zeigen. So, hier iſt die Hofpforte — nehmen Sie ſich mit dem Gewicht in acht! — und nun gehen Sie durch die zweite Thür rechts, da, wo die Laterne am Pfoſten hängt. Beſſie gehört in den letzten Stand, und gleich nebenan in der Sattelkammer ſteht der Medizinkaſten hinter Chriſtians Bett. Bitte, wecken Sie Chriſtian nicht, hören Sie, Karl? Aus der großen, grünen Flaſche nehmen Sie drei Teile Tinktur zu fünf Teilen Waſſer. — Ich komme ſpäter noch ſelbſt und ſehe zum Rechten. Und nun, Jettchen, mußt du mich auf der Diele tüchtig abbürſten. Vater darf es auf keinen Fall merken, daß ich aus dem Sattel geweſen bin."

„Grundgütiger Herrgott, Fräulein! Sie werden ſich noch den Hals bei Ihrer Galoppiererei brechen! Wie iſt das paſſiert?"

„Ja, weißt du — ich wollte Beſſie über die Wallhecke heben, und ſie wollte das nicht, und da hat ſie mich abgeworfen."

„Keine hundert Schritt vom Taternloch! Na, ich ſage nun gar nichts mehr! Haben Sie denn ſelber was abgekriegt, Fräulein?"

„O, nicht der Rede wert; ein paar blaue Flecke, den Arm ein bißchen verſtaucht. Dafür iſt kaltes Waſſer gut. Von euren ſchrecklichen Tatern hab' ich keinen geſehen. — Höre, Jettchen — laß Ludolf morgen früh, ehe Vater aufſteht, lieber gleich den Garten harken; ich habe Beſſie über den Blumendeich geführt, das Pflaſter im Hof war mir zu ſpitzig."

Manfred verließ das Fenſter, als das junge Mädchen im Hauſe verſchwunden war, ging in ſein Zimmer zurück und legte ſich dort wieder aufs Kanapee.

„Eine wie alle!" ſagte er bitter vor ſich hin. „Sie ſpielt mit ihrem eigenen Leben und wird mit anderer Leben ſpielen, ſie belügt ihren Vater, und wird andere belügen. So ſind die Frauen von heute: — in jeder ſteckt eine Eva — eine Schlange!"

Ein paar Minuten ſpäter vernahm er leichte Tritte in dem Zimmer, das er kaum verlaſſen. Der geöffnete Fenſterflügel wurde mit kräftigem Drucke geſchloſſen, darauf bewegte ſich ſeine Tapetenthür leiſe in ihren Angeln und die Stimme des jungen Mädchens aus dem Garten fragte zurechtweiſenden Tones: „Mine — biſt du hier drinnen? — Wie kannſt du das Fenſter in der Ahnenſtube offen laſſen?"

Manfred erhob ſich und ſtand in ſeiner ſtolzen Größe der Tochter des Hauſes gegenüber, die ein Laternchen in der Hand trug und erſchrocken zurückprallte:

„O bitte, Herr Graf, verzeihen Sie! Ich dachte, Sie wären längſt oben beim Vater! Mine hat vergeſſen, hier das Fenſter zu ſchließen und das iſt ein Verbrechen."

„Nein — ich war der Verbrecher," entgegnete er.

„Es darf wegen der Mücken nicht ſein," fuhr ſie fort und drehte die Laterne ſo, daß ihr Schimmer gegen die Wand fiel und magiſche Streiflichter auf die alten Bilder warf. „Die Mücken ſchwärmen um Sonnenuntergang gern zu den Weſtfenſtern herein und dann können Sie in Ihrem Zimmer vor den Störenfrieden die ganze Nacht kein Auge zuthun."

„Mein Schlaf iſt ohnedies ſehr ſchlecht; etwas mehr oder weniger — das verſchlägt mir nichts," gab er zur Antwort.

Sie lächelte ihn mit dem Ausdrucke reizender Freundlichkeit an: „Eichweider Hausregel iſt's aber: immer gut zu ſchlafen," entgegnete ſie, „nur Mücken und Gewitter und die Nachtigallen im Windbuſch geſtatten zuweilen eine Ausnahme davon. Die gute alte Mode müſſen Sie ſchon mitmachen!"

„Ich werde mich nach Kräften bemühen," ſagte er kurz. „Könnte ich jetzt meinen Diener haben?"

„Gewiß, ich will ihn rufen. Dort auf der Kommode ſteht auch Ihr Licht, und der Glockenzug zur Dienſtenſtube hängt neben der Tapetenthür."

Damit ging ſie, und er blieb auf der Schwelle ſeines Zimmers ſtehen, ihr mit gerunzelten Brauen nachſtarrend. Als gleich darauf Karl mit einer brennenden Lampe eintrat, herrſchte er ihn an: „Was ſoll die Lampe? Dieſer Tag nimmt ja kein Ende! Iſt es noch nicht Schlafenszeit?"

„Befehlen, nein, Herr Leutnant. Sie haben auch noch keinen Happen gegeſſen. Ich bin ſchon dreimal mit Thee und Zwieback hier in der Stube geweſen, aber Herr Leutnant ſchliefen feſt, und ich durfte partu nicht wecken. Ich habe immer aufs Schellen gepaßt. Es wird nun erſt für die Herrſchaften ans Eſſen gegangen," ſagte er, da ſein Gebieter ſtumm blieb, und ging an den Kleiderſchrank: „Herr Leutnant werden am Ende dazu den neuen Oberrock anziehen müſſen? Die Lampe haben mir gnädiges Fräulein ſelber angeſteckt. Nu — die gefällt mir doch ſehr gut, Herr Leutnant, wenn ich ſo frei ſein darf und es ſagen: reſolviert mit den Pferden, und die Augen überall —"

„Du hörſt, ich will kein Licht!" ſchnitt Manfred dem Burſchen ſcharf das Wort ab und blies die Lampe aus. „Was geht dich in aller Welt das gnädige Fräulein an? Du thuſt deine Arbeit für mich und bekümmerſt dich nur um das, was dir zukommt; wenn ich dir auch nicht verbiete, dich während deiner freien Zeit fürs Haus nützlich zu machen."

„Danke gehorſamſt, Herr Leutnant, ſo'n bißchen Gliederſchmiere hat unſereiner doch auch zur Geſundheit nötig," meinte der Burſche, deſſen Hauptkunſt es in letzter Zeit geworden war, den wechſelnden Stimmungen ſeines Herrn unveränderten Gleichmut entgegen zu ſetzen. „Haben Herr Leutnant noch Wünſche?"

„Bringe hier alles zum Schlafen in Ordnung; dann kannſt du gehen. Den zweiten Koffer wirſt du morgen früh auspacken. Für Abendbrot danke ich."

Karl deckte im Finſtern das Bett ab, wartete noch ein Weilchen, und da Manfred ſich in ſeiner Sofaecke nicht bewegte, tappte er ſchweigend hinaus in den Vorflur. Dort nahm ihm der Hausherr die Thürklinke aus der Hand und trat, von einem breiten Lichtſtrahl angekündigt, zu ſeinem Gaſte ins Zimmer.

„Wie? noch im Dunklen, lieber Manfred?" rief er, und ſeine ſonore, kräftige Stimme berührte den jugendlichen Grübler wie ein elektriſcher Schlag. „Wir ſind heute nicht in unſerer gewohnten Ordnung; zur Erntezeit geht's manchmal nicht anders. Sie haben doch Thee getrunken? Nicht? Alles verſchlafen? Nun, deſto beſſer, daß Sie das Verſäumte gleich nachholen können. Wollen Sie mit mir kommen? das Abendbrot wartet."

„Ich möchte nicht —" antwortete Manfred. „Mir iſt am wohlſten, wenn ich ganz allein bin, und ich fühle mich von der Reiſe ermüdet. Ich werde meinem Vater morgen adieu ſagen. Zwingen Sie mich nicht; der Zwang macht mich noch unglücklicher, als ich ſchon bin."

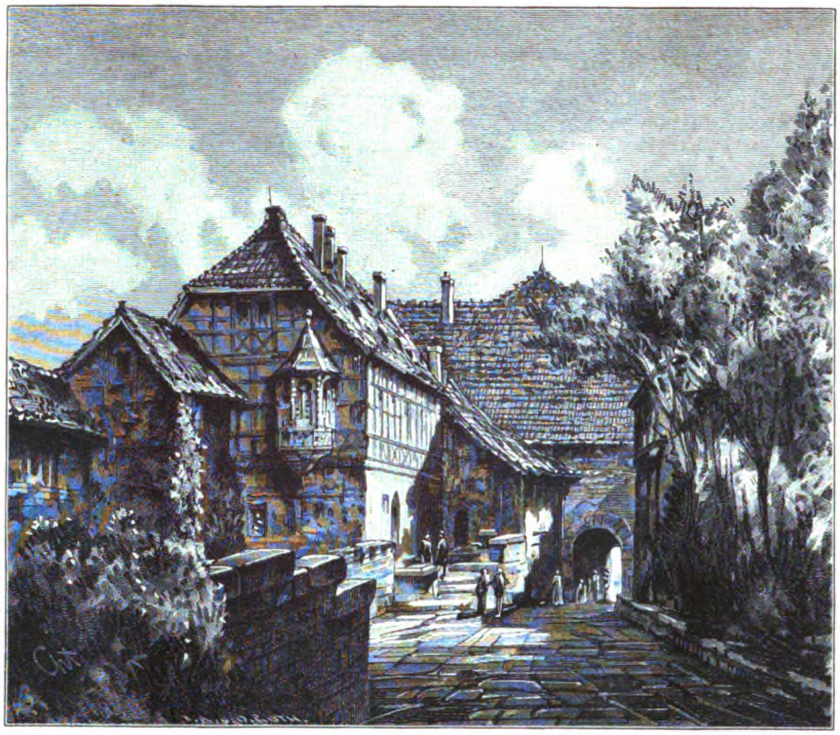
„Ihr hungriger Magen bittet um ſein Recht und ich bitte nur um ein Viertelſtündchen für Ihren Vater," antwortete der Arzt und ſetzte ſich, die Hand des jungen Mannes nehmend, zu ihm aufs Sofa. „Sehen Sie, Lieber, es würde Ihren Vater verletzen, wenn Sie ihm ſo kurz vor ſeiner Abreiſe dieſe kleine Rückſicht verſagten. Um dreiviertel Elf ſollen Sie Ihre Ruhe haben, das verſpreche ich Ihnen. Nun thun Sie mir den Gefallen, ſich zu überwinden oder vielmehr den Egoiſten, der eben aus Ihnen ſprach."

Manfred zog die Augenbrauen in die Höhe und richtete einen halb hilfloſen, halb erſtaunten Blick auf Doktor Edzard. „Den Egoiſten? wie ſo? Meine Anweſenheit iſt eine Plage für jedermann, das Leben intereſſiert mich nicht mehr — deshalb konveniert mir die Einſamkeit am beſten —" wiederholte er zögernd, ſchließlich jedoch veranlaßte ihn des Arztes ruhiges Beharren auf ſeinem Wunſche, ſich vom Sofa zu erheben und dem Voranſchreitenden widerwillig über den Vorflur in die Halle zu folgen.

Die Halle, in der die Mahlzeiten eingenommen wurden, war ein ſehr großer, luftiger Raum, mit braun und weißen Steinflieſen gepflaſtert. Drei Glasthüren führten zur Diele, nach Oſten in den Garten, nach Weſten durch die ſogenannte Sommerſtube in eine Veranda. Hinter vorſpringenden Mauerpfeilern an der Gartenthüre ſtanden Gruppen hübſcher Korbmöbel unter Wandſchränken, die allerhand heimatliches Getier und überſeeiſche Raritäten durch ihre Scheiben zur Schau ſtellten, alle Wände waren mit Rehkronen und Hirſchgeweihen geſchmückt, über dem Anrichtetiſche hing noch der Erntekranz des verfloſſenen Jahres. Sämtliche Thüren des Erdgeſchoſſes und die des ſchmalen Treppenhauſes zum oberen Stock mündeten nach alter, niederſächſiſcher Bauart in die Halle, und doch hatte dieſelbe etwas Geſchloſſenes und Behagliches. Eine Hausfrau konnte von ihrem Ehrenplatze, in der Mitte des Tiſches aus, vortrefflich ihr Zepter ſchwingen; denn was hin und wieder ging, mußte ohne Gnade an ihr vorüber.

Die Hausfrau fehlte in dieſem kleinen Kreiſe, aber die Haustochter machte eine ſo anmutige Wirtin, wie man es von ihren ſiebzehn Jahren nur verlangen konnte. Sie ſtand am

12171



Der innere Hof der Wartburg mit Luthers Wohnung. Originalzeichnung von L. T. Choulant.

Auf der Wartburg.

Dich, meine Wartburg, will ich preiſen,
Der ich mit Andacht dir genaht,
Thüringens Kleinod ſoll dich heißen
Wer deinen Boden je betrat;
Oft haſt du mir das Herz erhoben,
Wenn mich dein zauberhaftes Bild,
Von blauem Dämmerſchein umwoben,
Begrüßte aus der Ferne mild.

Heil mir, daß ich dich dankbar grüße,
So altersgrau, und doch ſo jung,
Die holde Gegenwart genieße
Im Zauber der Erinnerung:
Ich ſehe die Geſtalten nahen,
Die einſt in Liebe und in Leid
Zum ſtillen Thal hinunterſahen
In ſeliger Waldeinſamkeit.

Da tritt er ein im alten Glanze
Der hochgemuten Ritter Zug
Der nicht das Schwert nur und die Lanze
In kunſtgeübten Händen trug,
Der an Graf Hermanns frohem Hofe
Zur Harfe und zur Leier Klang
Ertönen ließ des Liedes Strophe
In wunderbarem Wettgeſang.

Hier klang in Luſt und Herzeleide
Wolfram von Eſchenbachs Gedicht,
Und Walter von der Vogelweide
Pries hier des deutſchen Sängers Pflicht;
Und der, vom Liebesbann bezwungen,
Vom Hörſelberg herniederſtieg:
Er hat der Minne Preis beſungen
Tannhäuſer in dem Sängerkrieg.

Wohl feierten die Wettgeſänge
Des Glaubens Troſt, der Minne Luſt,
Wohl rühren eurer Harfe Klänge
Noch heute die bewegte Bruſt:
Doch vor der Not des harten Lebens
Beſtandet ihr die Probe nicht,
Der Seelen Labſal ſucht vergebens
Ein Herz in eurem Kunſtgedicht. —

Da ſchreitet aus der Wartburg Pforten
Ein Frauenbild mit ſtillem Schritt,
Sie ſpendet Troſt an allen Orten,
Bringt jedem einen Segen mit:
Sie richtet auf die Hoffnungsloſen,
Hat Balſam für ihr Herzeleid,
Und birgt des Mitleids heil'ge Roſen
In ihrem Samariterkleid.

O Fürſtin voller Huld und Milde,
Noch ruht dein Segen auf dem Land,
Noch deckt mit des Erbarmens Schilde
Der Menſchheit Jammer deine Hand;
Und immer noch wird man dich ſchauen,
Wo mitleidsvoll man Liebe ſä't:
Thüringens Fürſtin, Preis der Frauen,
Dich, heilige Eliſabeth!

Doch hab' ich nimmer es verſtanden,
Daß du, des Heilands reine Braut,
Dich in unwürd'ger Knechtſchaft Banden
Dem finſtern Konrad haſt vertraut,
Daß du des Ketzermeiſters Drohen
Mehr als dem Menſchenſohn gelauſcht,
Sein ſanftes Joch mit dem des rohen
Dominikaners haſt vertauſcht.

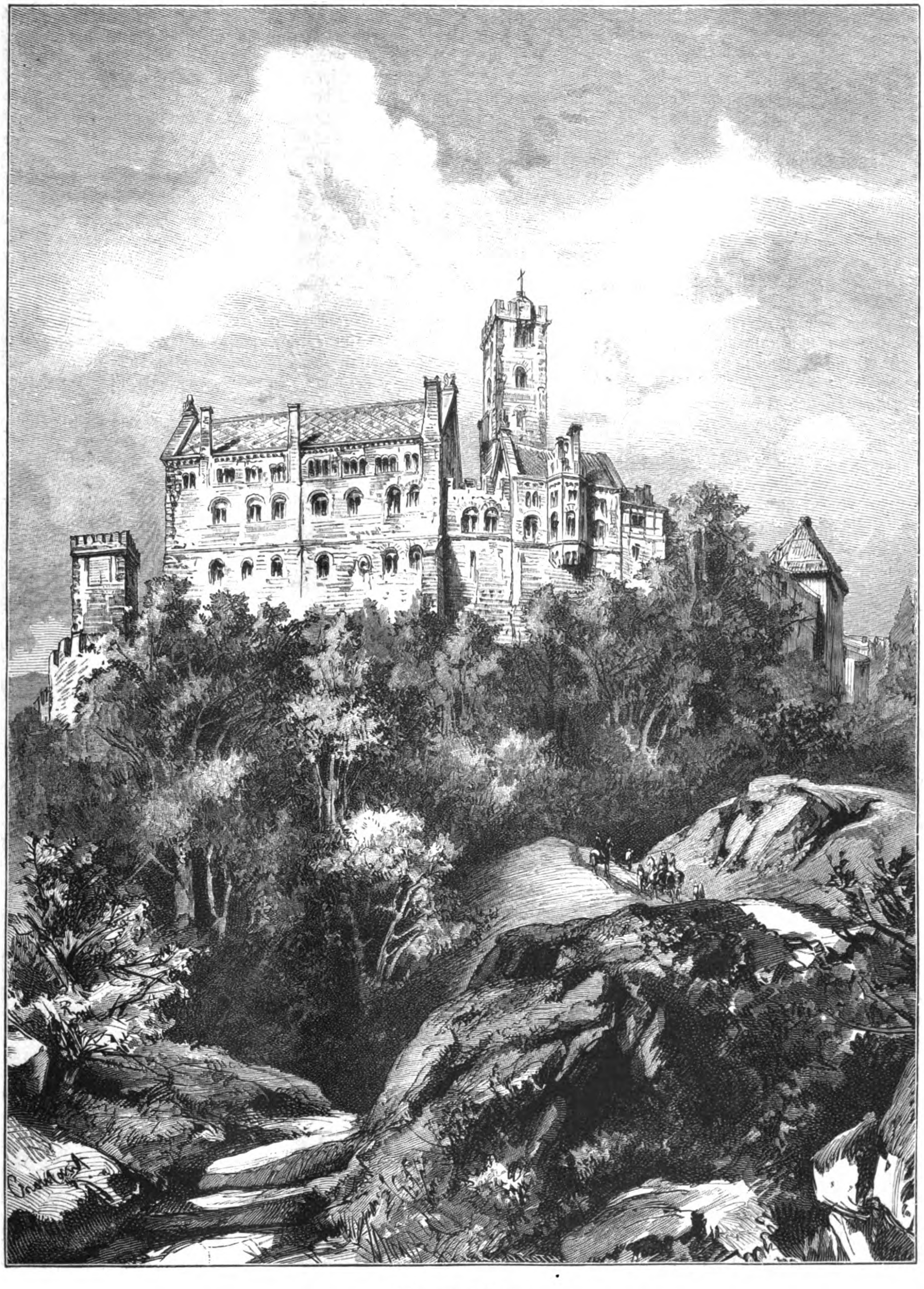
Noch wurde nicht das Wort geſprochen,
Das als ein Strahl von Gott geſandt,
Die Sklavenfeſſeln hat gebrochen
Und Freiheit gab dem deutſchen Land;
Noch ſah die Wartburg ſtill verrinnen
Dreihundert Jahre ſchwer und bang,
Bis auch zu ihren grauen Zinnen
Des neuen Tages Frührot drang! —

Wer war es, der der Wartburg Schwelle
Für ſeine Wartezeit beſchritt?
Wer war es, der in ſtiller Zelle
Als Gottesſtreiter rang und litt?
Wer ſchleuderte vom hohen Sitze
Der Wahrheit Fackel in das Land,
Und nährte mit des Wortes Blitze
Der Chriſtenfreiheit heilgen Brand?

Kein Gaſt war dieſen zu vergleichen,
So lang die Wartburg feſte ſtand,
Des Purpurs Schimmer muß verbleichen
Vor ſeinem dunklen Mönchsgewand,
Vor ſeiner Harfe heil'gen Tönen
Verſtummte Wolframs Saitenſpiel,
Als edelſter von Deutſchlands Söhnen
Brach er die Bahn zum hohen Ziel.

In ihm, des Herrn getreuem Diener
Erſchien dem Volke ſein Prophet,
Es reicht dem armen Auguſtiner
Die Palme Sankt Eliſabeth;
Und wenn ſich hier auf heil'gem Grunde
Dein Haupt vor Gott in Andacht ſenkt,
So dank' ihm, daß zur rechten Stunde
Er ſeinen Luther uns geſchenkt!

Th. Förſter.



Die Wartburg.

Das Landgrafenhaus von den Felſen des Hellthales aus geſehen.

Originalzeichnung von L. C. Choulant.

Eßtiſche und bereitete den Thee, als der Arzt mit Manfred eintrat. Ihre langen Locken glänzten wie geſchmolzenes Gold im Lampenlichte und auf ihrem Geſichte lag die duftige Friſche der Jugend und Geſundheit. Sie hantierte bedächtig und geräuſchlos mit ihren Geräten, nur wenn ſie den linken Arm biegen mußte, preßte ſie ihren hübſchen Mund zuſammen, als verbiſſe ſie heimlich einen Schmerz.

Graf Kaldenhoff ging ſeinem Sohne mit einem Freudenrufe entgegen und führte ihn gleich an die Seite des jungen Mädchens.

„Laſſen Sie mich meinen Sohn auch Ihrer gütigen Teilnahme beſonders anempfehlen, meine liebe Matty,“ ſagte er vorſtellend und fügte hinzu: „Du wirſt gewiß mit Freuden hören, Fred, daß ſie den trauten Namen trägt. Sie iſt ſo gut wie ein Patkind deiner Mutter, und ich wünſche von ganzem Herzen, daß du in ihr eine Schweſter wiederfindeſt.“

„Wir haben ſchon beim Laternchen Bekanntſchaft gemacht, Ihr Herr Sohn und ich,“ ſagte Matty zum Grafen. „Ich hoffe nur, Sie weihen mich ein wenig in Ihre Wünſche und Gewohnheiten ein und erlauben mir, für Ihre Bedürfniſſe Sorge zu tragen — wegen etwaiger Lieblingsgerichte halten Sie ſich beſſer an Mamſell,“ erwiderte ſie dann auf Manfreds kühle Verbeugung und ließ ihre ausgeſtreckte Hand unmerklich ſinken, weil er keine Miene machte, die ſeinige hineinzulegen.

Die ländliche Koſt war tadellos zubereitet und aufs zierlichſte angerichtet. Ein ſchöner Feldblumenſtrauß mit viel feinen Gräſern untermiſcht, prangte zwiſchen der Kugellampe und Mattys blitzendem Theeſervice. Mamſell Jette reichte herum; die Schüſſeln erſchienen und verſchwanden wie beim „Tiſchchen, deck dich!“ denn Halle und Küche ſtanden mittels einer geheimnisvollen Spiegelſcheibe in Verbindung. Keine Thüre knarrte, kein müßig lauſchender Diener ſchob ſich an den Wänden hin; nur einmal trabte die rotarmige Mine mit einer Waſchkanne, unter der Schürze verſteckt, durch die Halle in die oberen Regionen hinauf, zu Mamſells ſtillem Schrecken und Mattys Ergötzen. Das ſchelmiſche Grübchen im Kinn vertiefte ſich merklich, als ſie in dieſem kritiſchen Augenblicke Manfred ſeinen Thee hinüberreichte.

Sogar der alte Graf ließ ſich unvermerkt in das ungezwungen heitere Geſpräch zwiſchen Vater und Tochter hineinziehen. Der neueſte Band von Ebers, etwas milde Politik, ſo wie friedliebende Menſchen ſie in der Abgeſchloſſenheit des Landlebens zu treiben pflegen, der Stand der Heuernte und des Roggens und die jüngſten Weisheitsſprüche des Imkers draußen auf der Fährdammer Heide, das waren die Hauptthemata. Zwiſchendurch miſchte ſich Mamſell Jette mit einer ihrer zahlreichen Traumbuchs- und Kartenſchlagserfahrungen in die Unterhaltung und ließ ſich darob geduldig von Matty necken. Dieſe fragte den Grafen mit regem Intereſſe nach den Freuden der Großſtadt, die ihr noch fremd waren. Sie ſollte erſt kommenden Winter unter des Vaters Flügeln ihren Eintritt in die bunte Welt des Vergnügens und der Kunſtgenüſſe halten. Eine Saiſon in Berlin — die Ausſicht war doch entzückend! Konnten denn junge Mädchen dort wirklich allein in Theater und Konzerte und Vorleſungen gehen? und durften ſie, wie hier auf dem Lande, ohne ihre Väter und Brüder ſpazieren reiten?

„Gewiß, wenn ſie einen vertrauenswürdigen Kavalier zur Begleitung haben, und daran, meine liebe Matty, würde es Ihnen ſicher nie fehlen!“ entgegnete der galante, alte Herr, dem ſeine allerliebſte Nachbarin ausnehmend zu gefallen ſchien, aber Manfred warf kalten Tones dazwiſchen:

„Ein verläßlicher Groom genügt vollſtändig zum Schutz.“

„O, ich würde aber den Kavalier vorziehen, Herr Graf,“ antwortete Matty lebhaft, und blickte aus ihren großen Blauaugen mit überzeugender Ehrlichkeit in Manfreds finſteres Geſicht. „Ein Groom wäre mir zu langweilig, und es plaudert ſich ſo angenehm beim Reiten. Finden Sie das nicht? Außerdem nehmen ſich die Kavaliere doppelt vorteilhaft neben einer gut berittenen Dame aus, namentlich, wenn ſie Uniform tragen.“

„Matty, Matty! verrate deine Vorliebe nicht allzu kühn!“ fiel der Vater ihr herzhaft lachend in die Rede. „Du ſagſt damit unſerem jungen Gaſte in der erſten Stunde eurer Bekanntſchaft ein großes Kompliment.“

„So ſind Sie Offizier?“ fragte ſie erſtaunt. „Wie hübſch, davon ahnte ich nichts! Ich kenne Ihren Stand eigentlich nur vom Hörenſagen und aus der Ferne vom Manöver her,“ fuhr ſie errötend fort, „und deshalb darf Vater gar nicht von Komplimenten ſprechen. Mich dünkt aber, daß Ihr Stand ein ſchöner und bevorzugter ſein muß: ritterlich, furchtlos und pflichttreu. Dazu der äußere Glanz und die prächtigen Pferde, die Paraden! Werden Sie das hier bei uns in der Stille nicht ſehr entbehren?“

„Ich werde es für immer entbehren müſſen — ſprechen Sie nicht davon!“ ſagte Manfred und biß die Lippen hart auf einander. „Wenn Sie meine Ruhe wollen, ſo erinnern Sie mich nie an meine Vergangenheit — niemals!“

Matty ſah ihn beſtürzt an. Was bedeutete dieſe heftige Antwort auf ihre harmloſe Frage? Konnte der neue Gaſt ihres Hauſes denn ein Kranker ſein, wie die Ärmſten, deren ſie ſich aus früheren Jahren zu Lebzeiten der Mutter noch dunkel entſann? Ein Gefühl jäher Furcht machte ſie verſtummen, aber ein anderes Gefühl, unklar und doch mächtig, trieb die Furcht, raſch, wie ſie gekommen, aus ihrer kindlichen Seele hinaus. —

Der Doktor hatte die peinliche kleine Szene nicht beobachtet. Er war ſchon vor ein paar Augenblicken mit dem Grafen vom Tiſch aufgeſtanden und zeigte ihm ein ausländiſches Hirſchgeweih über der Dielenthüre. Matty beſchäftigte ſich gerade mit dem Spülen der Theetaſſen, und die düſteren Augen des jungen Mannes ihr gegenüber hefteten ſich drohend in ihre Augen. Allein ſie hielt aus, ohne mit den Wimpern zu zucken, und Manfred vergaß einen Moment die Thatſache, daß dieſe klarglänzenden Sterne, in die ſein Blick ſich wider Willen verſenken mußte, einer aus dem verhaßten Geſchlechte angehörten. Den Glanz ſelbſt aber vergaß er nicht! — Der erſte Flügelſchlag des Engels hatte ſich über ſeinem Haupte geregt.

Gleich darauf wünſchte er gute Nacht. Karl trat mit dem Lichte ein und folgte der hohen gebückten Geſtalt ſeines Herrn aus der Halle.

Ehe Manfred ſich niederlegte, kam Doktor Edzard noch einmal zu ihm ins Zimmer, um nach ſeiner Bequemlichkeit zu ſehen und ihm die Frühſtücks- und Abfahrtsſtunde ſeines Vaters zu nennen.

„Schlafen Sie trotzdem ſo lange Sie mögen, es wird Sie niemand ſtören,“ ſagte er im Fortgehen. „Aber auf dem Lande ſind die Morgenſtunden am ſchönſten, und Sie wiſſen doch, daß Ihr eigenes Pferd bei mir im Stalle ſteht?“

Manfreds Blicke begleiteten den breitbruſtigen Mann hinaus. Er hatte in Figur und Haltung merkwürdige Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Oberſt Konsky, an dem das ganze Regiment mit Enthuſiasmus gehangen hatte; dieſe Entdeckung berührte Manfred hier in der fremden Umgebung ſehr anheimelnd.

Er ließ ſich entkleiden und lag noch eine kurze Weile wach, träumeriſch den Tönen des Klaviers und Mattys Stimme lauſchend, die gedämpft vom Wohnzimmer her erklang. — Sie hatte dem Grafen bei Tiſche ein beſcheidenes Pröbchen ihrer Muſik verſprechen müſſen, und löſte nun eben vor Schlafengehen ihr Wort ein. Sie ſang nur ein altes Volkslied: „Ännchen von Tharau;“ die ſchlichte Melodie ſtieg und fiel harmoniſch, ſie glich, ſo aus der Ferne, eher dem Girren der Taube, als dem Locken der Nachtigall.

Zum erſtenmale ſeit Wochen rief es nicht mehr unaufhörlich in Manfreds Bruſt: „Ich leide!“ Er entſchlief unter den Klängen des Liedes und ſein Schlaf war tief und traumlos — ſo tief, daß er es nicht gewahr wurde, wie der Arzt lange nach Mitternacht nochmals an ſein Bett trat und dort ſtand, ſein Licht ſorglich beſchattend.

„Dein Abbild, Mattea!“ ſagte er leiſe und legte ſeine große Hand, leicht wie eine Feder, auf die dichten ſchwarzen Haare des jugendlichen Hauptes in den Kiſſen. Es war gut, daß die Augen, die der Schlummer ſchloß, ſich nicht plötzlich emporſchlugen; denn ſie hätten den Ausdruck milden Erbarmens weder verſtanden, noch gewürdigt, der zu dieſer Stunde den ernſten Zügen des alten Arztes eine faſt frauenhafte Weichheit verlieh. — — — — — — — — — — —

Als Manfred am folgenden Morgen früh erwachte, zwitſcherten die Schwalben, aus- und einfliegend, von der Diele her und die Epheuranken warfen nickende Schatten gegen die zugezogenen Fenſtervorhänge. Im Garten harkte eine bedächtige Hand die Kieswege vom Blumendeich bis zur Hofpforte.

Manfred beſann ſich bei dieſem Geräuſche wieder auf Mattys geſtriges Geſpräch mit Mamſell Jette und auf ihre kleine Liſt, um den Vater zu täuſchen. Voll erneuter Bitterkeit ſagte er ſich's vor, daß ſelbſt ein ſo reizendes Kind der Beachtung eines Mannes unwürdig ſei, und er wendete ſich zurück zur Wand. Der ſchöne Morgen hatte ſich ihm verfinſtert. — — —

„Ich wollte dich geſtern abend nicht ängſtigen, Herzensvater, weil ich dir ſonſt mit meinem Pferdeungeſchick die Gemütlichkeit verdorben hätte.“ — Dieſe Worte vernahm Manfred unter ſeinem offenen Fenſter, gerade als er ſich zum Aufſtehen entſchloſſen hatte und, den Vorhang ein wenig lüftend, gewahrte er Vater und Tochter, die, eng umfaßt, über den ſauber geharkten Weg dem Blumendeiche zuwandelten.

Die Sonne funkelte auf dem tauigen Raſen, die Bäume wiegten ihre ſtolzen Kronen im Morgenwinde. Er blickte hinaus, und der Friede dieſer goldigen Sommerfriſche pochte mit leiſem Finger an ſein verſchloſſenes Herz.

Vor der Hand that ihm eins faſt ebenſo wohl wie Morgenhauch und Sonnenglanz und dieſes eine war der kurze Satz, den er zufällig aus Mattys Munde vernommen hatte. Er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß ihr Anteil an Altmutter Evas Erbſchaft, der Lüge, doch nur ſehr gering bemeſſen war!

VIII.

Schon im Laufe dieſes Tages begab ſich Graf Kaldenhoff wieder auf die Heimreiſe. So wohlthuend und beruhigend das Zuſammenſein mit dem Jugendfreunde und die Verſöhnung nach langem Groll auch auf ihn gewirkt hatten — im Grunde war ſeine Natur zu ſchwächlich, um ihn mit kühnem Schwunge über die Vergangenheit hinweg zu heben, zu zartbeſaitet, um ihn das peinliche Gefühl ungeſühnter Schuld vergeſſen zu laſſen, wie der Freund es großmütig vergeſſen hatte. Doktor Edzards ungeheuchelte Wärme, ſein zuverſichtlich heiterer Ausblick in die Zukunft des gräflichen Stammes, befremdeten, ja, verletzten den Grafen halb und halb. Er fühlte ſich ſeit Jahren voll und ganz als der Märtyrer ſeines Geſchlechtes und Geſchickes, und wollte das auch in den Augen des Freundes bleiben. Denn nur ſo glaubte er den ſchweren Schritt erneuter Annäherung an denſelben vor ſeinem eigenen Gewiſſen genügend rechtfertigen zu können.

Er nahm unter vier Augen tiefbetrübten Abſchied von Manfred. Die Furcht, ſeinen Sohn vielleicht zum letztenmale in die Arme ſchließen zu dürfen, überwältigte ihn dermaßen, daß ſeine Aufregung ohne Doktor Edzards Dazwiſchenkommen leicht ſchwere Folgen für den Kranken hätte nach ſich ziehen können. Der Arzt trat, um den Wagen zu melden, unvermutet zu den beiden in die Ahnenſtube. Er fand den Vater in Thränen aufgelöſt, wie gebrochen am Halſe des Sohnes hängend, der totenblaß, bis in die eiſigen Fingerſpitzen bebend, den Scheidenden von ſich abzuwehren ſuchte wie ein Alp. Beim Eintritt des Arztes machte er ſich frei und ſtürzte, Todesangſt in den Augen, auf ihn zu, kaum fähig ein Wort hervor zu bringen. Doktor Edzard gelang es zwar die hoch gehenden Wogen raſch zu beſänftigen, aber er hielt es für geratener, bei ſeinem Kranken zu bleiben, anſtatt den Grafen zur Bahn nach Elſum zu bringen.

Dafür ließ ſich's Matty nicht nehmen, ihren häuslichen Pflichten das Geleitſtündchen abzuſtehlen. Zum Überfluß händigte ihr Mamſell Jette einen langen Beſorgungszettel ein, der beim Elſumer Krämer und Korbflechter, bei des Vaters Flickſchneider und der Weißnäherin ſeine Erledigung finden ſollte. Es berührte den vornehmen Reiſenden ſehr ſeltſam, als ſeine Genoſſin ihr Handkörbchen mit allerlei zugeſchnittener Wäſche darin auf den Rückſitz ſtellte, und ſich ein Paar Zwirnhandſchuhe über die Finger ſtreifte, und dennoch gefiel ihm das junge Mädchen genau ſo, wie es war, beſſer als alle ſeine Altersgenoſſinnen, deren Schönheit oder Grazie er daheim in den Geſellſchaftskreiſen bewundert hatte. Wer vermag jenem Adel zu widerſtehen, deſſen Wappen ein reines Herz, deſſen Krone eine klare Stirn über klugen Augen iſt?

Es war eine wonnige, morgenfriſche Fahrt durch das blühende Wieſengelände. Die Bäume ſtanden regungslos, der Tau blinkte an ſchattigen Stellen noch auf Blättern und Halmen, der Kuckuck rief da und dort und das Wahrzeichen der Gegend, die kleine, einſame Kirche, Elſum gegenüber auf dem Deiche am öden Moor, — das Volk nannte ſie die mutterloſe Kirche — ſtand dunkel im tiefen Himmelsblau. Überall der Duft des Heues, überall heiteres Erntetreiben, wenn auch keine Lieder ertönten, wie im poetiſchen Süden. Aber die derben Geſichter der Mäher am Rain, die dem Wagen grüßend zunickten, ſchauten gerade ſo freundlich, wie das Antlitz ihrer jungen Herrin unter dem braunen Strohhute, der Fluß, deſſen raſchem Laufe die Räder folgten, glänzte ebenſo lebhaft im Sonnenſchein, wie die Mädchenaugen, deren inniges Lächeln und teilnehmendes Fragen dem Grafen das alte Herz jung und warm machten. Den Einfluß dieſes Sonntagskindes ſeinem Sohne zu ſichern, der Wunſch wurde immer ſtärker in ihm, ſeine ſchwache Hoffnung begann, ihm ſelbſt kaum bewußt, ſich feſter und feſter an das verjüngte Ich des Freundes zu klammern — er hätte den blonden Lockenkopf hundertmal während der Fahrt „Fritz“ anrufen und ſeine Reden mit „weißt du noch?“ einleiten mögen.

Und ſo ereignete es ſich, daß dieſe friedliche Morgenſtunde dem jungen, ſorgloſen Gemüte ſeine erſte Laſt aufbürdete und es zu einem Verſprechen band. Egoiſtiſch, wie den Grafen ſein Leid nun einmal gemacht hatte, konnte er es nicht laſſen, ſeiner Begleiterin gerade ſoviel über des Sohnes Krankheit und deren Urſachen mitzuteilen, daß es ſie beunruhigen mußte, ohne ſie vollends aufzuklären. Daran, daß einmal eine elementare Gewalt von ſeinem Sohne ausgehen und in dies unverſehrte Herz überſtrömen könnte, kam ihm kein Gedanke, ſo nahe derſelbe anderen liegen mochte. Sie irrten beide, der Vater des Sohnes und der Vater der Tochter. Dieſer hielt ſein weltunberührtes Kind noch für ein Kind, jener hatte im tiefſten Inneren keinen Geneſungsglauben für den Sohn und der Doppelirrtum bereitete gedeihlichen Boden für eine folgenreiche Saat.

Matty lauſchte der düſteren Erzählung des Grafen wie einem unglaublichen Märchen. Eine ihrer Mitſchweſtern hatte jene wundervollen, dunklen Augen, die über ſtummen Lippen zu ſprechen ſchienen, beſeſſen und aufgegeben, und hatte ihren unſäglich traurigen Blick verſchuldet. Konnte es denkbar ſein? — Was war aus der Treuloſen geworden? Verging ſie nicht in irgend einer ſelbſtgewählten Einſamkeit vor Scham und Gram?

„Ja wohl! Scham und Gram und Einſamkeit! Nichts dergleichen!“ ſagte der Graf. „Noch während ſie ſich Freds Braut nannte, fand ſie einen anderen Liebhaber, den ſie bevorzugte.“

„Einen anderen? Und das gleichzeitig mit ihrem abſcheulichen Betruge? Was für ein ſchlechter, gemeiner Mann muß der geweſen ſein, der ſich dazu hergab!“ rief Matty, und das Erröten ſchoß ihr jäh in die Wangen.

Dem Grafen ging bei ihren Worten ein Stich durchs Herz. Sprachen die keuſchen Mädchenlippen ihm nicht ſein eigenes Urteil? Schauten die unſchuldigen Augen der Tochter deſſen, den er einſt betrogen, nicht bis auf den Grund ſeiner Gedanken hinab?

„Ich kann mir ſolche Vorgänge nicht erklären, Herr Graf,“ redete ſie weiter. „Sie ſagten doch, daß Ihres Sohnes Braut ihn geliebt habe, und ich denke mir, wenn man einmal ſo heiß fühlt, daß man dem Geliebten ſich ſelbſt und ſeine ganze Zukunft freiwillig ſchenkt, ſo hat man damit ſein Herz für alle Zeit ausgefüllt und ein ſolches Geſchenk läßt ſich niemals zurücknehmen. Wenigſtens iſt dies meine Lesart. Wie darf man überhaupt ſein Ideal zu Vergleichen herabwürdigen? Ich — ich weiß —“

„Ich weiß, daß Sie es nicht vermöchten, mein liebes, teures Kind," fiel ihr der Graf ins Wort und nahm ihre Hand zwiſchen ſeine beiden Hände. „Liebes Kind, zerbrechen Sie ſich den Kopf nicht länger über jene Perſon! Sie hatte nur ein leichtfertiges Spiel mit Fred getrieben, vermutlich weil ſie ſich langweilte und von ſich reden machen wollte. Sie kennen Gottlob die Welt und ihre Salontragödien mit der grellen Löſung nicht!"

„Ich will ſie auch niemals kennen lernen," entgegnete Matty, ſah dann ſchweigend zum Wagen hinaus, und ein ſchmerzlicher Zug legte ſich um ihren Mund. Sie ſchämte ſich für ihr ganzes Geſchlecht und ſann auf Mittel und Wege, um als Mitſchweſter die Sünde der Mitſchweſter gut machen zu helfen. Wie gern begeiſtern ſich die jungen, ſiebzehn Jahre für die Erfüllung ſolcher Miſſionen, die ſie ſelbſtlos zu beginnen und ſelten im urſprünglich beabſichtigten Sinne auszuführen pflegen.

„Ja, ich verſpreche es gern, daß ich wie eine Schweſter für ihn ſorgen und ihn aufheitern will, wo es mir möglich iſt und wo Vater mir es erlaubt," ſagte ſie, als der Graf eine bezügliche Bitte an ſie richtete, und ſchaute ihn dabei ſo treuherzig, ſo voll ernſten Willens an, daß es ihm wieder war, als ſähe er den Knaben Fritz vor ſich. Er zog die Hand, die er noch immer in der ſeinigen hielt, dankend an die Lippen:

„Und Sie werden uns auch einmal ein Plauderbriefchen ſchreiben, meine liebe Matty, wenn Ihr Vater keine Zeit dazu haben ſollte?" fuhr er fort, „uns ſo recht ausführlich berichten, wie Fred ſeine Tage verbringt, was Sie perſönlich an ſeinem Weſen und Befinden neues beobachten?"

„Schreiben will ich Ihnen mit Vergnügen, aber Gewicht dürfen Sie meinen Briefen nicht beilegen," gab ſie zurück. „Sie leben fern von Ihrem Sohne und machen ſich natürlich Sorge und der möchte ich mit oder ohne Vorbedacht nichts hinzufügen. Sobald ich jedoch etwas wirklich Frohes zu melden weiß, werde ich ganz ſicher Nachricht geben, ſo iſt es am beſten, nicht wahr, Herr Graf? Das übrige wollen wir doch lieber Vater allein überlaſſen. Er weiß für alles die richtigen Worte zu finden und beobachtet hundertmal ſchärfer, als ich es beim beſten Willen könnte."

„Nun, dann werde ich Sie alſo meiner Frau als den liebenswürdigen Glücksherold ſchildern — möchten Sie es in der That werden!" ſagte der Graf und ſchaute ſeine Gefährtin mit zweifelsbangem Blicke an.

Unter dieſen Abmachungen waren ſie am Zollhauſe angelangt. Gärdes, der Zollaufſeher, ließ ſich nirgends entdecken, und ohne ſein gewohnheitsmäßiges: „Iſt gut! Hü, Chriſtian!" hätte Matty mit dem Eichweider Wagen nimmermehr den Schlagbaum paſſiert. Sie gehörte zu denen, die Geſetzen jeder Art aus Inſtinkt den ſchuldigen Reſpekt beweiſen.

Chriſtian Siemers, den ſein Zahnſchmerz peinigte, riß die vorwärts drängenden Schimmel ärgerlich zurück und knallte, vor dem Zollſchuppen haltend, ein paarmal laut mit der Peitſche. Drüben auf dem Bahnhofe gab Reithmüller ſchon das Läutſignal für den ankommenden Weſterhafener Schnellzug, mit dem der Graf weiter mußte, um in Berlin den direkten Anſchluß nach Kreuz nicht zu verfehlen.

Matty ſprang vom Wagen und rief mit ihrer hellen Stimme ins Haus hinaus: „Gärdes! Gärdes! wo ſtecken Sie denn? Wir haben Eile!" Auch der Graf ſtieg aus und folgte der Vorangegangenen.

Endlich ſchlurfte Gärdes mit einem Geſichte wie die böſe Stunde ſelber aus ſeiner Thüre. Nicht einmal die Tageszeit gab er dem Grafen für ſeinen höflichherablaſſenden Gruß zurück, nur einen ſonderbar kalten und ſtechenden Blick heftete er auf den Spender des Grußes. Matty ſchaute befremdet von einem zum anderen. Des Grafen Koffer ließ Gärdes ganz wider Gewohnheit abſchnallen und öffnen. Dann wurde er bis auf den Grund revidiert. Das beſcheidene Paket Zigarren mußte ſogar verzollt werden zu Mattys Entſetzen.

„Gärdes! Das iſt ja Reiſebedarf!" rief ſie, und ſchloß ihre Finger um das Päckchen. Ein derartiges Verfahren ging ihr geradezu gegen die heimatliche Ehre, aber der Zollaufſeher ſchob die Hand, die ihn an ſeiner Pflichterfüllung hindern wollte, ohne Umſtände bei Seite: „He was! Reiſebedarf! — Fiſematenten, lauter Fiſematenten! Vierundachtzig Stück ſind kein Reiſebedarf mehr, fünfzig hat'r man frei, Mamſell Edzards," entgegnete er und lachte höhniſch dazu, während er die Bunde nochmals durchzählte. „Was über fünfzig geht, iſt ſteuerpflichtig und der — der Herr Leutnant werden ſchon noch ſelber wiſſen, was recht und was falſch iſt. —"

Der Herr Leutnant? — Matty ſtand ſtarr. Was focht den Alten an? War er betrunken oder konnte er ſeit geſtern irrſinnig geworden ſein? Auch der Graf ſtutzte und ſah dem Manne nach, wie er möglichſt langſam ins Haus und an ſeinen Tarif ging. Dann zog er die Uhr und machte ein bedenkliches Geſicht. „Wie lange Zeit haben wir noch, Siemers? Ich werde doch den Zug nicht verſäumen?"

„Hat gar keine Not, Herr Graf; der hält achtzehn Minuten in Elſum. Sie warten erſt den Oldenburger Zug ab," antwortete Chriſtian Siemers.

„Alſo bitte, beunruhigen Sie ſich meinethalben ja nicht, liebe Matty," ſagte der Graf und legte Mattys Hand in ſeinen Arm. „Ich habe auf dieſe Weiſe das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft noch ein wenig länger."

„Aber, mein Gott; ich faſſe dies nicht! So etwas iſt keinem unſerer Gäſte je begegnet!" rief Matty, und ſpähte ängſtlich nach dem Zollhauſe hinüber. „Gärdes benimmt ſich mehr als pöbelhaft!"

„Iſt dieſer Gärdes ſchon lange hier im Amte?" wendete ſich plötzlich der Graf mit ſcharfer Stimme an Chriſtian Siemers und blickte unter hochgezogenen Brauen von ſeinem Koffer auf, deſſen arg durcheinander geworfener Inhalt ſich bauſchte und das Zuſchließen erſchwerte.

„I woll! — Es müſſen bei vierzig Jahre ſein. Herr Graf haben früher oft genug das Pferd bei ihm eingeſtellt, wo'r noch Grenzjäger war," erwiderte Chriſtian, drückte ſeine Fauſt ſo feſt in die ſchmerzende Wange, daß ihm die Augen davon übergingen, und that den Mund nicht mehr auf.

Der Graf zuckte die Achſeln, zog den Kofferſchlüſſel ab, ſchnallte die Riemen feſt und ſtrengte ſein Gedächtnis nicht weiter an. Es war ihm viel wichtiger, daß Matty ihre Hände nicht für ihn bemühte, wie ſie's durchaus zu thun wünſchte.

Indem kam Gärdes zurück, forderte ſein Geld, gab den Schein dafür und im ſchlankſten Trabe ging es dem nahen Bahnhofe zu. Des Doktors Sorge um ſeine Kutſchpferde mußte für heute unberückſichtigt bleiben.

„Dieſe Lächerlichkeit! Vater ſoll es ihm aber auch gehörig eintränken, ſo wahr ich Matty heiße!" ſagte das junge Mädchen entrüſtet während der kurzen Fahrt. „Und an Ihrer Stelle, Herr Graf, beſchwerte ich mich bei der Oberzollbehörde."

„O nicht doch, er war in ſeinem Rechte. Dergleichen Dinge und noch weit ſchlimmere lernt man kühl anſehen, wenn man, wie ich, die ruſſiſche Grenze in der Nähe hat," beſchwichtigte der Graf, der nicht die leiſeſte Erinnerung mehr an den Elſumer Zollaufſeher bewahrt hatte. „Nun, hier ſind wir ſchon am Ziele. Nein, nein, Sie werden jetzt umkehren — ich habe die größte Eile nötig. Adieu denn, mein Töchterchen, adieu — grüßen Sie unſere Lieben in Eichweide und halten Sie mir Wort!" Er küßte Stirn und Wangen des Mädchens mit väterlicher Zärtlichkeit und ging raſch über das Geleiſe auf den Perron zum Billetſchalter.

Matty blieb neben den Pferden ſtehen, bis Chriſtian Siemers, der das Gepäck beſorgen mußte, ihr die Meldung zurückbrachte: gleich werde die Eiſenbahn abflöten. Eine Minute ſpäter donnerte der Schnellzug ſchwer über die Gitterbrücke, und aus der erſten Klaſſe nickte des Grafen Geſicht grüßend zu Matty hinüber, die ihr Schnupftuch flattern ließ, bis die große Kurve um den Elſumdeich das letzte Rauchwölkchen ihren Blicken entzog und alles ringsum wieder ſtill ward.

Matty hieß Chriſtian Siemers allein nach Hauſe fahren, denn die Schimmel konnten an einem ſo günſtigen Tage nicht lange bei der Heuernte entbehrt werden. Sie machte ſich zu Fuß nach Elſum auf. Der Flecken lag jenſeits des Bahnhofes und der Fährdammer Heide, eine ſtarke halbe Wegſtunde weiter landeinwärts.

(Fortſetzung folgt in Nr. 7.)

Deutſches Wirken in Spanien.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Von G. de Beaulieu.

Ich ſtand im Begriff, meinen Koffer zu packen, da ich in wenig Stunden Spaniens Hauptſtadt zu verlaſſen gedachte. Einen gelben Atlasfächer mit costumbres españoles, den ich ſoeben auf dem Heimwege vom Muſeum in der Calle Caballiero de Gracia, einer der Geſchäftsſtraßen Madrids, gekauft, hielt ich in der Hand und begann ihn mit Seidenpapier zu umwickeln, denn ich wollte dieſes Mitbringſel möglichſt gut in dem Wäſche- und Raritätenkrimskrams meines Lederköfferchens bergen. Auf Tiſch, Bett und Stuhl lagen meine anderen Habſeligkeiten, die mich rund um die iberiſche Halbinſel begleitet, in bunter Unordnung umher; es war einer der Augenblicke, in denen man am wenigſten viſitenfähig iſt. Da klopfte es an die Thüre. Ich rief unerſchrocken: „Delante!“ und herein trat mit geheimnisvoller Miene Pepe, das Faktotum unſerer casa de huespedes. Letzterer Ausdruck bezeichnet nicht einen Gaſthof, ſondern eines der in Spanien üblichen Familienpenſionate, die man bei längerem Aufenthalte meiſt den Hotels vorzieht. Man erhält in ihnen Zimmer und Verpflegung für einen mäßigen Preis, und da auch Spanier, Familien wie Einzelſtehende, dieſe Einrichtung benutzen, lernt man hier Land und Leute beſſer kennen als in der internationalen großartigen Fonda.

Die lange währenden Mahlzeiten pflegte uns Pepe mit ſeinen drolligen Manieren zu verkürzen. Er bediente mit Grandezza und Humor zugleich und befleißigte ſich zwiſchen Tortilla (ein gerollter Pfannkuchen aus Eiern, Mehl und Peterſilie beſtehend), Braten und Deſſert tiefgehender politiſcher Geſpräche. Rühmend ſprach er dann von den beiden „erſten Köpfen Europas, bon Molk y el Bismar.“ Bon ſollte kein Adjektivum ſein, ſondern von bedeuten; die Spanier verwechſeln oft das b und v, da es bei ihnen ähnlichen Klang hat. „Moltke,“ dozierte Pepe beim Servieren, „ſei nur Kopf, nur Geiſt, aber Bismarck ſei bei all ſeiner wunderbaren Klugheit groß und ſtark wie ein gigante. War das Thema von den beiden primeras cabezas erſchöpft, ſo erkundigte er ſich angelegentlich, wie alt unſer Kaiſer ſei, und ich berichtete mit Stolz, wie ſtramm und jugendlich der Achtziger die Paraden auf dem Tempfelhofer Felde zu Berlin abnähme. Und dieſe Paraden ſelbſt, ſie waren eine Quelle unerſchöpflichen Unterhaltungsſtoffes! Ob wirklich die guardia ſo hochgewachſene, baumlange Leute habe — das Büffett diente dabei ſtets als Meßinſtrument — und ob es wirklich ſoviel Soldaten mehr als Bürger, bei uns gäbe? Pepe endete regelmäßig damit, ſeine Sympathie für Preußen auszuſprechen und Frankreich zu verdammen, obwohl er, da er lange in dem unruhigen revolutionären Barcelona gelebt, eine kleine Schwäche für die Republik, als die angenehmſte aller Staatsformen, beſaß.

Dieſer einſichtige Politiker trat jetzt mit blauer Schürze und weißen Hemdärmeln in mein Zimmer, denn der Klang der Klingel hatte ihn vom Kehren des Speiſeſaales abgerufen.

„Ein Caballero iſt da,“ flüſterte er, „ein Aleman — ein älterer Caballero, ich glaube el pastor, nach dem Sie ſich erkundigten, ehe Sie nach Toledo fuhren.“

„Ein Beſuch! Schnell, bitten Sie ihn, vorn in den Salon zu treten.“

Ich warf den Fächer ohne Rückſicht auf deſſen Gebrechlichkeit in den Koffer und eilte zur Thüre hinaus. Draußen im Dunkel des Korridors ſtieß ich mit einem Herrn zuſammen. Wir konnten uns in der Finſternis nicht erkennen, ich ſah nur, daß er groß und ſchlank ſei. Erſt auf den gelben, ſorglich mit weißer Shirtinghülſe bezogenen Seſſeln des Salons vermochten ſich die beiden Mitarbeiter des Daheim zu betrachten. Ich erblickte ein echt deutſches Geſicht mit blondem Haar und blauen Augen, die Herzensgüte und lebhaften Geiſt verrieten. Es war, wie Pepe richtig vermutet und wie ich ſchon im Dunkel des Korridors gehört, Herr Paſtor Fritz Fliedner, eine der populärſten Perſönlichkeiten von Madrid und auch den Leſern dieſes Blattes durch ſeine Miſſionsthätigkeit wie durch ſeine Mitarbeit wohlbekannt. Ich erfuhr, daß er die Karte, auf der ich ihm meine Ankunft in Madrid angezeigt, erſt nach zehn Tagen erhalten und daß er mich dann nicht gefunden hatte, da ich einen Abſtecher nach Toledo und Aranjuez gemacht. Wir müßten nun wenigſtens die kurze Zeit, die uns bliebe, benutzen, vielleicht gäbe ich auch noch einen Tag für Madrid zu, denn er freue ſich immer, Deutſchen ſein Werk zu zeigen und etwas aus der Heimat zu hören.

Zehn Minuten ſpäter ſaßen wir im Wagen, um die Anſtalten, welche Don Federigo (wie ihn die Spanier nennen) ins Leben gerufen, zu beſichtigen. Aus breiten Straßen mit glänzenden Cafés und eleganten Läden kamen wir in eine hügelige Vorſtadt mit armer Bevölkerung, die Peñuelas. Die Nähe der großen Regierungstabakfabrik — Spanien beſitzt wie Öſterreich, Italien, Frankreich das Staatsmonopol — gibt der Gegend den Charakter. Frauen und erwachſene Mädchen, ungefähr ſechstauſend an der Zahl, ſind den Tag über in der real fabrica de tabacos beſchäftigt, die Kinder wuchſen bisher verwahrloſt und vernachläſſigt auf; da hat die evangeliſche Miſſion ein weites Feld für ihre Thätigkeit gefunden.

Wir hielten vor einem eiſernen Gitterthore und traten in einen Hof, zu deſſen beiden Seiten ſich, von der Straße abgeſchloſſen, die Schulgebäude und eine Kapelle erheben. Die Schulräume für die Knaben wie für die Mädchen ſind praktiſch, wenn auch einfach eingerichtet, weil dieſer Vorpoſten lutheriſcher Chriſten nur Reichtum an Liebe und Opferfreudigkeit, doch wenig klingendes Gold beſitzt. Da es Nachmittag war, ſah ich die Schulkinder nicht. Aber Don Federigo wußte während der Fahrt ſo anregend und intereſſant von dem Werke der evangeliſchen Gemeinde zu erzählen, die Schulen und Anſtalten, welche ich beſuchte, gefielen mir ſo gut, daß ich in der That einen Tag zugab und in nächſter Morgenfrühe während der Unterrichtsſtunde die zweite evangeliſche Schule Madrids von neuem beſuchte.

In einer Straße nahe der Calle de Calatrava, wo dieſe Schule gelegen, zeigte mir mein freundlicher Führer ihre für ſpaniſche Verhältniſſe charakteriſtiſche Nachbarſchaft. Es befindet ſich da die Kapelle der Virgen de la Colomba, der berühmteſten und heiligſten Jungfrau Maria, denn die Marien Spaniens machen einander an Heiligkeit und Wirkſamkeit der Fürbitte den Rang ſtreitig. Obwohl in einer Vorſtadtgaſſe gelegen, wird das Kirchlein von vornehm und gering beſucht. Herr Fliedner erzählte mir u. a., die Exkönigin Iſabella ſei, als ſie nach ihrer Vertreibung in die Hauptſtadt zurückkehrte, zuerſt zu dieſer Santiſima Virgen gefahren, habe ihr für glückliche Heimführung gedankt und ſei dann erſt zu ihrem Sohne Alfonſo, dem jetzigen Könige, gegangen. Doch wir wollen weder die Kirche mit ihrem Schmucke brennender Votivkerzen, noch die große Schar knieender, ſchwarzgekleideter Andächtiger betrachten, ſondern beſichtigen nur ein Plakat am Portal. Hier hängt eine lebensgroße genaue Abbildung der Schuhſohle der Jungfrau Maria. Wer ſie dreimal küßt und drei Aves betet, erhält Ablaß für dreihundert Jahre. So beſagt die ſpaniſche Unterſchrift.

In der Calatravaſtraße hielten wir vor einem Hauſe, das ſich nur durch ein Zeichen im Giebel, das bibliſche Λ und O mit dem Kreuze, von den anderen Häuſern unterſcheidet. Denn die evangeliſche Gemeinde hat nicht wagen dürfen, an der Straßenfront eine Inſchrift anzubringen. Es war in der Vorſtadt Peñuelas geſchehen, aber das „Capilla evangelica“ iſt auf Befehl der Regierung überweißt worden. Die jungen Gemeinden in Spanien haben gegenüber dem Aberglauben, der Indifferenz und dem Mißtrauen der Bevölkerung, gegenüber dem Haß und der Verfolgungsſucht der katholiſchen Prieſter keinen leichten Stand. Mehr als einmal wurde ich, während ich ihr ſtilles geduldiges Wirken betrachtete, an die erſten Chriſten erinnert, die das ihnen anvertraute Samenkorn mit Opferfreudigkeit und Mannesmut hüteten.

In dem Flur des Hauſes kam uns ein höflicher krausköpfiger Spanier entgegen. Don Baltaſar iſt ein Schuh—macher und Pförtner dazu, Hüter der Jeſuskirche ſamt der unter ihrem Schutze ſtehenden Anſtalten, der Schule, dem Waiſenhaus, dem Hoſpital. Er verkauft die Bücher und Bilder, welche der evangeliſche Verlag herausgibt und die in Glasſchränken auf dem

Hausflur ausgeſtellt ſind. Der Verlag beſitzt außerdem noch einen Laden im Mittelpunkte der Stadt. Auch Katholiken kaufen die hübſchen Bilder, zu denen jüngſt die Photographie von Kaulbachs Peter von Arbues hinzugekommen, ein Bild, welches die Schrecken der Inquiſition lebendig darſtellt und wohl manchen, der bisher dumpf dahin gedämmert, zum Nachdenken zwingt.

Am Ende des Ganges leuchtet mit goldenen Buchſtaben „Jeſuskirche“ und ein Glasgemälde, das Chriſtus als den guten Hirten darſtellt. Eine fromme Deutſche hat es der Gemeinde geſchenkt. Wir treten zuerſt in die Kirche. Sie iſt einfach, aber würdig eingerichtet. Die Apſis, wie die Seitenwände ſind mit Bibelſprüchen geſchmückt, das durch eiſerne Säulen geteilte Schiff iſt mit praktiſchen Bänken verſehen. Dieſe Einrichtung weicht von derjenigen der ſpaniſchen Kirchen ab, die weder Bank noch Stuhl beſitzen. Die Andächtigen, doch nur Frauen thun dies, ſitzen entweder auf mitgebrachten Feldſtühlen oder ſie knieen und kauern auf dem Steinboden, der in größeren Kathedralen in der Gegend der Kanzel meiſt mit Binſenmatten belegt iſt.

In der Apſis ſteht der Spruch Solo a Dios gloria! (Gott allein die Ehre) über dem Harmonium — die Gemeinde hat es noch nicht zu einer Orgel gebracht — Cantad al Señor (Singet dem Herrn). Andere Bibelworte ziehen ſich friesähnlich oben an den Wänden hin. Es iſt abſichtlich alles Prunkende vermieden, man hat nicht einmal einen Heiligenſchein über dem Haupte des guten Hirten an der Eingangswand angebracht, denn es kommen viele Spanier auch aus Neugier in die Kirche und dieſe ſollen nicht an ihren Bilderdienſt erinnert werden.

Das Haus in der Calatravaſtraße beſteht aus einem Vorder- und weitläufigen Hintergebäude. Anfangs hatte die Gemeinde nur letzteres inne und nach der Straße zu befand ſich ein Lokal gemeiner Art, ſo daß die Beſucher der Kapelle oft geſtört oder gar verſpottet wurden. Da wurde das Haus zum Kauf angeboten und die Gemeinde erwarb es mit einer kleinen Anzahlung, auf die Unterſtützung ihrer Brüder hoffend. Dieſe iſt denn auch nicht ausgeblieben und jetzt gehört das ausgebaute Vorderhaus wie die hinteren Räumlichkeiten der evangeliſchen Gemeinde von Madrid eigentümlich.

Auf der einen Seite des Hinterhauſes befindet ſich die Knaben-, auf der andern die Mädchenſchule. Wir gingen zuerſt in die Kleinkinderſchule. Man kann ſich keinen herzerquickenderen Anblick denken, als die Schar braunäugiger, luſtiger Kleinen, manche darunter von großer Schönheit, denn der Typus, den wir auf Murillos Bildern bewundern, lebt in der ſpaniſchen Jugend noch heute fort. Sie ſangen mit ihren feinen Stimmchen und wahrem Feuereifer deutſche Lieder, die ins Spaniſche überſetzt worden ſind: „A la luz, al encuentro de Jesus,“ dann ein anderes von der Fröhlichkeit des wahren Chriſten. Dieſe altbekannten heimiſchen Geſänge in fremder, doch ſo harmoniſcher Sprache von all den unſchuldigen roten Kinderlippen zu hören, hatte etwas unſagbar Rührendes. Wenn je einmal die Teilnahme für die Pioniere in Spanien nachlaſſen ſollte, dann brauchen ſie als Hilfskorps nur die Schar ihrer Kleinen vortreten zu laſſen. Die wird ſicherlich Herz und hilfreiche Hand gewinnen. Herr Paſtor Fliedner ſagte mir, daß ihn der Anblick dieſer Kinder oftmals tröſte, wenn er ſchier verzage und es der Widerwärtigkeiten zu viele ſeien. Eine Lehrerin, eine ſchwarzhaarige Spanierin, ſchlug mit erhobenem Finger den Takt zu den Liedern, auch ihr leuchtete die Freude über ihre Schützlinge aus den ſchwarzen Augen. Sie erzählt den Kleinen bibliſche Geſchichten und erläutert den Text an Wandbildern. Wir verabſchiedeten uns mit einem „Muchas gracias, Señora!“ von ihr und begaben uns in die Knabenklaſſen. Sie ſind ſonſt durch eine verſchloſſene Thüre von den Unterrichtsräumen der Mädchen getrennt, aber uns ſtand heute die Pforte offen. Die Knaben laſen uns aus den Büchern vor, die der evangeliſche Verlag zuſammengeſtellt und herausgegeben, da das Unterrichtsmaterial der Spanier für evangeliſche Schulen nicht zu brauchen war. So hatte man auch techniſche Schwierigkeiten zu überwinden, von denen wir uns inmitten einer proteſtantiſchen Bevölkerung, inmitten vorzüglicher Schulen mit gediegenem Lehrmaterial keine Vorſtellung machen.

Eine Klaſſe größerer Schüler zeigte, was ſie im Kopfrechnen gelernt. Paſtor Fliedner übernahm ſelbſt das Examen. Er beſitzt eine freundlich wohlwollende Art die langſam Denkenden zu ermuntern und diejenigen, welche den Finger ſtets zuerſt hochhalten und denen es mehr auf Fixigkeit als auf Richtigkeit ankommt, zum ruhigen Überlegen zu ermahnen. Ich weiß aus meiner eigenen Schulzeit, wie gern man bei einem Lehrer lernt, der die Individualität eines Kindes berückſichtigt und nicht nach der Schablone arbeitet. Und bei ſüdländiſchen Schülern iſt dies noch mehr als bei uns angebracht. Das Perſönliche tritt hier lebhafter auf. Was ſchon für die Erwachſenen dieſes Landes gilt, iſt hier in noch erhöhtem Maße richtig. Durch einen Knüttel kann man den Spanier nicht um eines Haares Breite zu etwas bewegen, durch ein gutes höfliches Wort, durch einen Appell an ſeine Ehrenhaftigkeit, an ſein Caballerotum zu allem. So lernen auch dieſe kleinen Caballeros in spe alles mit erſtaunlicher Leichtigkeit und der den Südländern eigenen Raſchheit der Auffaſſung, wenn man ſie richtig zu behandeln weiß.

Noch größere Kinder zeigten uns, was ſie in der Erdkunde wußten. Der Direktor der Anſtalt erläuterte hier an einem Globus die natürliche Geographie der Weltteile.

In einem anderen Raume ſahen wir halberwachſene Mädchen, um einen runden Tiſch ſitzend, mit weiblichen Handarbeiten: häkeln, nähen, kleben von Buchzeichen, beſchäftigt.

Die Schule beſitzt einen Direktor und mehrere akademiſch gebildete Lehrer, welche zum Teil in Deutſchland ſtudiert haben. Doch erſtrebt man es, die Ausbildung der Lehrkräfte in Spanien ſelbſt zu ermöglichen. Man hat es unternommen, ein Gymnaſium mit der Knabenſchule zu verbinden und in dieſem Sommer haben die erſten Abiturienten die Prüfung beſtanden. Solche Reſultate erfreuen nicht allein die beteiligten Lehrenden und geben ihnen Kraft auf der eingeſchlagenen Bahn zu beharren, ſie nötigen auch den ſpaniſchen Behörden Achtung ab.

An die Schule ſchließt ſich ein Waiſenhaus und ein Hoſpital. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, nur der zwingenden Not des Augenblicks entſprungen, enthält das Waiſenhaus jetzt fünfunddreißig Knaben und zwölf Mädchen und das Hoſpital augenblicklich acht Betten. Eine Ferienkolonie am Fuße des Eskorial, der hiſtoriſchſten Stätte Spaniens, bietet unter Leitung der Gattin des Paſtor Fliedner den bedürftigſten Kindern Gelegenheit, ſich in friſcher Gebirgsluft zu erholen.

Ein Waiſenhausvater ſteht der Anſtalt vor, ein gutmütiger unterſetzter Spanier, der uns die Schlafſäle der Knaben mit ihren eiſernen Bettſtellen und ſauberen Decken und das Arbeitszimmer zeigte. Die Schulſtunde war zu Ende, die Jungen in praktiſcher Leinenuniform waren an großen Tiſchen mit Spielen und leichter Arbeit beſchäftigt. Sie kleben, ſchnitzen, pappen und der Erlös ihrer hübſchen Arbeiten wird ihnen zugewandt. Ich ſah unter anderem einen allerliebſt geſchnitzten Bilderrahmen und zierliche Leſezeichen. Vogelkäfige hingen in der Arbeitsſtube.

Der Waiſenhausvater hat auf der verbindenden Galerie des einen Patio (Hofes) einen hängenden Garten angelegt. Er zeigte uns voll Stolz die eben entfaltete ſchöne Paſſionsblume und ließ es ſich nicht nehmen, dieſen mühſam gezogenen Liebling für uns als recuerdo abzupflücken.

Damit nichts an dem frohen Bilde des Fleißes und der Nächſtenliebe fehle, beſahen wir noch die hellen reinlichen Zimmer des Hoſpitales und ſchließlich die Küche. Auch hier waltet eine Spanierin des Amtes und zeigte uns einen echt ſpaniſchen Herd und eine ſparſame Kochart der Speiſen. Auf offener, etwas vertiefter Feuerſtelle ſtehen zwiſchen glimmenden Holzkohlen allerhand dampfende große Töpfe, ein rieſiger Blechdeckel wird vom Rauchfang herabgelaſſen und verhüllt ſämtliche Gefäße und das Feuer. Die Speiſen kochen ſo gleichmäßig und ohne die teuren Holzkohlen zu verſchwenden, weiter.

Spanien iſt bekanntlich ein wald- und holzarmes Land, daher das Brennmaterial dort ſehr teuer. Wir erfreuten die gute Señora ſehr, als wir die Fleiſchbrühe koſteten, die ſie bereitet und der Wahrheit gemäß ſagten, dieſelbe ſei mejor que en fonda (beſſer als im Hotel). Sie erzählte uns, daß die Kinder morgens Kaffee oder Schokolade tränken. In Spanien, beſonders in Kaſtilien und den nördlichen Provinzen trinkt man viel Schokolade, dieſe erſetzt meiſt den Kaffee. Zu Mittag um halb ein Uhr erhalten die Kinder Suppe, Garbanzos — gelbe große getrocknete Erbſen, das unvermeidliche Nationalgericht — Fleiſch, Kartoffeln, Gemüſe; abends um ſechs Uhr Reis oder gebackene Fiſche und ähnliches.

So lebt und wirkt die kleine evangeliſche Gemeinde in Spaniens Hauptſtadt. Doch ſie ſteht nicht vereinzelt da, ſie hat mit den evangeliſchen Brudergemeinden Fühlung, die, wohl vierzig an der Zahl, im ganzen Lande verſtreut ſind, in Andaluſien, Katalonien, Aragonien und anderen Provinzen. Überall würde ein Geſinnungsgenoſſe und Leſer des Daheim in Spanien Freunde und Freundeshilfe finden und es würde ihn wohlthuend anmuten, wenn ſpaniſche evangeliſche Chriſten ihm dort die Hand drückten und ſagten: „Ich danke dir, daß du mir geholfen, ich danke dir, und ich denke wie du.“ Auch Deutſche würde dieſer unternehmungsluſtige Daheimleſer antreffen, denn es gibt mehr unſerer Landsleute in Spanien als man gemeinhin denkt. Und deutſche Treue und deutſche Tüchtigkeit haben den Spaniern längſt Achtung abgerungen, ja in politiſcher Beziehung ſind wir mehr als andere Völker von ihnen geliebt und geehrt.

Das deutſche Element in Spanien tritt nicht mit Oſtentation hervor. Es wirkt ſtill und in der Stille. Deutſche Touriſten findet man kaum, erſt in dieſem Herbſte ſoll ein deutſches Reiſebuch für Spanien erſcheinen. Ich traf auf einer Rundfahrt durch die ganze Halbinſel nur zwei Maler und einen Naturforſcher, ſonſt ausſchließlich Kaufleute, die im Lande anſäſſig ſind. Vorzüglich ſind es hier wieder Barcelona, der Haupthandels- und Fabrikort, Malaga und Madrid, welche Deutſche an ſich ziehen. Wir finden ſie, ſind es Schweizer, als Uhrmacher; ſind es Nord- oder Mitteldeutſche, als Buchhändler und von Nord und Süd finden wir junge Kaufleute, die im Frucht- und Weingeſchäfte, in der Maſchinen- und Eiſenbranche arbeiten. Vornehmlich in Malaga ſind dieſe vertreten. Hier ruht vom Vorfrühling bis zum Sommer bis auf einige Korreſpondenzen die Arbeit faſt ganz, dann aber beginnt das regſte Leben. Tag und Nacht, früh und ſpät werden Früchte expediert und das, was heißere Sonne und mildere Luft erzeugt und gereift, wandert dann auf die Tafel der Reichen, an das Bett des Kranken über die Pyrenäen hinweg in den nordiſchen Winter hinein.

Schließlich ſei noch einer kleinen unmaßgeblichen Mahnung Raum gegönnt. Die Nordländer haben, wir dürfen es nicht verhehlen, den Fehler der tüchtigen Menſchen: die Überhebung. Und ſo ſehen ſie in ihrem kühlen Reiche, mit ihrem kühlen Herzen meiſt ein wenig verächtlich oder mitleidig auf Spanien herab. Das dürfen ſie nicht. Spanien iſt unglücklich geweſen, iſt ſchlecht regiert worden, ja man hat verſucht, ſich Sinn und Geiſt blindlings unterthan zu machen. Aber der Kern der Nation iſt trotzdem ein guter geblieben. Man ſehe nur das niedere Volk an. Es iſt ehrlich, es iſt ſtolz; es wird dich nicht beſtehlen, nicht belügen und du kannſt es mit Zuvorkommenheit und Freundlichkeit zu allem Guten bringen.

Geh hin und urteile ſelbſt. Die abwechſelungsreiche Natur, bald üppig fruchtbares Thal mit tropiſcher Vegetation, bald unberührte mächtige Einöde und Felſenwildnis wird Aug und Herz entzücken und die liebenswürdigen Bewohner werden dir, trotz mancher Unbequemlichkeit, die es noch bietet, das Reiſen leicht machen. Bis jetzt haben nur die klugen Engländer ſich an den märchenhaften Alcazars und Moſcheen der Araber, den herrlichen Kathedralen romaniſcher und gotiſcher Epoche, den zierlichen Bauten der Renaiſſance erfreut und die Kunſtſchätze wie die reiche landſchaftliche Schönheit der iberiſchen Halbinſel genoſſen — überſchreite auch du die Pyrenäen und begrüße das Volk des Cid und des Cervantes.

Zur Lutherſchulfeier.

Erfreulich iſt es, daß auch die Schule ſich anſchickt, ihres Reformators an ſeinem 400jährigen Geburtstage feſtlich zu gedenken. Allerorten wird dazu geübt, gelernt, gerüſtet, und auch der Buchhandel iſt nicht müßig geweſen, dafür mitzuſorgen. Aus der unüberſehbaren Fülle von Anweiſungen zur Lutherſchulfeier, welche ſich auf meinem Tiſche geſammelt haben, hebe ich die folgenden als beſonders beachtenswert hervor:

1. Feſtprogramm zur vierten Säkularfeier von Luthers Geburtstag ꝛc. von C. E. Fürer. (Kaſſel, A. Freyſchmidt, 43 S. Pr : 50 Pf. In Partien 35 Pf.)

Es iſt dies eine größere Dichtung, welche der Verfaſſer Feſtprogramm nennt, weil die jeden ſeiner Geſänge einleitenden und abſchließenden Bibelſprüche und Verſe aus Lutherliedern eine feſtliche Aufführung des Ganzen oder eines Teils desſelben an die Hand geben. In einzelnen dramatiſch lebendigen Bildern und in edler Sprache führt uns der Dichter den ganzen Luther vor die Seele; da fehlt kein Zug, der uns lieb iſt und wäre er auch nur mit einem einzigen kräftigen Striche angedeutet. — Für den Gebrauch ſind am Schluſſe einige ſehr wichtige Anweiſungen gegeben.

2. Die Lutherfeier in der Volksſchule von Ernſt Lauſch. (Wittenberg, R. Herroſé.) Dieſes Schriftchen enthält eine aus Geſängen, Bibelſtellen und Gebeten für den Feſttag zuſammengeſetzte einfache Liturgie, in deren Rahmen Deklamationen von Schülern und Schülerinnen und Anſprachen des Lehrers eingefügt ſind. Eine beſondere Ausgabe für Lehrer enthält das Muſter einer Anſprache für die Volksſchule vom Super. Lic. Rietſchel in Wittenberg. Dieſe Ausgabe koſtet 25 Pf., während die für Schüler nur 15 Pf. (100 Ex. 10 M.) koſtet.

3. Zur Lutherfeier 1883, 18 Feſtgedichte zu Deklamationen für Schüler von Ernſt Wellmer (Königsberg i. Pr., Gräfe und Unzer. 32 S. Pr. 50 Pf.) Eine recht anſprechende Dichtergabe, aus welcher das eine oder das andere Lied gewiß gern bei der Lutherfeier gewählt werden wird.

4. Martin Luther im deutſchen Lied. Altes und Neues, herausgegeben von Friedrich Braun. Mit Titelbild nach G. König: „Luther im Kreiſe ſeiner Familie“ (Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart, 138 S., Pr. kart. 75 Pf.) Eine ganz vorzügliche Sammlung, welche vollſtändig das beſte der Poeſie Luthers und der Dichtung über Luther aus älterer und neuerer Zeit (von Hans Sachs bis auf Gerok und Julius Sturm) zuſammenſtellt und dazu eine Reihe ganz neuer, zum erſtenmal gedruckter Lieder darbietet. Unter den letzteren, die meiſtens dem Schwabenlande (J. G. Fiſcher, Paul Lang, R. Lauxmann, Weitbrecht, Luiſe Pichler ꝛc.) entſtammen, werden ſich unſere Leſer freuen, auch Emil Frommel zu begegnen, der in Hans Sachſens Ton ein prächtiges Lied: „von Luthers Geburt“ beigeſteuert hat. Echte Dichtergaben ſind endlich die des Herausgebers Friedrich Braun, des jüngeren Amtsgenoſſen Geroks an der Hofkirche zu Stuttgart. Beſonders ſchön iſt ſein „Feſtgruß an das deutſche evangeliſche Volk zum Luthertag 1883,“ deſſen Schlußwort ganz herrlich den Grundton anſchlägt, welcher allen Lutherfeiern dieſes Jahres zu wünſchen iſt. Er lautet:

> In Gottes Reich ein Baum, der von der Erden
> Ragt fruchtbeladen in den Himmel ein;
> An Chriſti Leib ein treues Glied zu werden,
> In ſeinem Tempel ein lebend'ger Stein —
> Das, Chriſtenmenſch, ſei deines Lebens Krone!
> Das, deutſches Volk, bring' Luthern heut' zum Lohne!

5. Zur Lutherſchulfeier 1883. Luthers Leben und Werk in der deutſchen Dichtung, (Nördlingen, C. H. Beck, 32 S., Pr. 20 Pf., 25 Expl. 2,50 Mk) Hier werden nur zwanzig gut ausgewählte Gedichte (von E. M. Arndt, Hagenbach, Gerok, Sturm, R. Kögel ꝛc.) geboten, dazu ein ganz beherzigenswerter Vorſchlag zur Lutherfeier in der Schule.

6. Chöre für die Schulfeier des Lutherjubiläums nach J. Diſſelhoffs Jubelbüchlein zuſammengeſtellt und für Kinder- oder gemiſchten Chor komponiert von Dr. Friedrich Zimmer. (Kaiſerswerth, Verlag der Diakoniſſenanſtalt. 8 S. Preis: 15 Pf. 100 Ex. = 12 M.) Durchaus des trefflichen Jubelbüchleins (vgl. XIX. Jahrg., S. 719) würdig, an welches ſie ſich anlehnen, und beſonders da geeignet, wo dasſelbe zur Verteilung kommt.

Zur Verteilung an die Schulkinder empfehle ich ſchließlich noch drei ſoeben erſchienene Schriften:

1. Dr. Martin Luther als deutſcher Kinderfreund. Von Ernſt Gründler. (Evang. Buchhlg. d. Niederſächſ. Geſ. z. Verbr. chriſtl. Schriften, Hamburg, 12 S., Pr. 15 Pf., in Partieen 10 Pf.) Ein ſehr anſprechendes und für Kinder anmutendes Lebensbild mit acht hübſchen Illuſtrationen nach Ludwig Richter, Lindenſchmitt und anderen Meiſtern.

2. Lutherbüchlein von Adolf Tiſcher (Sorau, Emil Zeidler, 32 S., Pr. 10 Pf., in Partien 8 Pf.) Für eine höhere Alters- und Bildungsſtufe iſt dieſes mit 3 Illuſtrationen geſchmückte Büchlein ganz empfehlenswert.

3. Lutherbüchlein. (Barmen, Hugo Klein, 60 S., Pr. 30 Pf., 100 Expl. 15 Mk.) Einem kurzen Abriß von Luthers Leben, dem nur ſein Bildnis beigegeben iſt, ſchließen ſich die wichtigſten aus ſeinen 95 Theſen an, dazu 15 ſeiner geiſtlichen Lieder und 2 ſeiner Briefe: der letzte an ſeinen Vater und der an ſein Söhnlein Hänſichen.

Wer für Studenten oder für erwachſene Schüler etwas mehr daran wenden kann, der kaufe die von Pfarrer Guſtav Schloſſer aus Luthers Haus- und Kirchenpoſtille vortrefflich ausgewählten und mit taktvoller Hand ſprachlich redigierten Evangelienpredigten auf alle Sonn- und Feſttage im Kirchenjahr. (Frankf. a. M., Evangel. Verein.) Dieſer ſtattliche Band von 652 Seiten auf gutem Papier, der nur zwei Mark koſtet, gehört aber vor allem in jedes Haus, das ſich nach dem großen Reformator nennt, und wiegt viele andere Predigtſammlungen neueren Datums auf.

Robert Koenig.

Wie ein Atlas entſteht.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Mit gegenüberſtehender Illuſtration.)

In weit höherem Maße, als dies noch vor fünfzig Jahren der Fall geweſen iſt, erweiſt ſich der Beſitz eines Atlas mehr und mehr als notwendiges Bedürfnis für den eifrigen Zeitungsleſer, und welcher gebildete Mann rechnete nicht zu dieſer letzteren Kategorie? Mag man nur im allgemeinen gern in ruhiger Behaglichkeit des angenehm ſchaudernden Gefühls ſich erfreuen, wenn man hört, „wie hinten weit in der Türkei die Völker auf einander ſchlagen;“ mag man nach Beruf, beſonderer Vorliebe oder ſpeziellem Studium die militäriſchen Erfolge der Franzoſen in Tongkin verfolgen, den Schickſalen der Jeannette und ihrer Mannſchaft in den arktiſchen Gewäſſern, wie im Eis und Schnee des nordöſtlichen Sibiriens, weiter nachforſchen, oder die ſich täglich mehrende Zahl der kühnen Reiſenden aller Nationen in das Innere des ſchwarzen Erdteils begleiten; immer und in allen Fällen muß der Atlas zur Hand ſein, wo es ſich darum handelt, den Eindruck des Geleſenen durch eine bildliche Darſtellung, welche erſt den Begriff von Raum und Zeit zu ergänzen vermag, zu einem abgerundeten Ganzen zu vervollſtändigen, die Materie wirklich als geiſtiges Eigentum in ſich aufzunehmen und weiter zu verarbeiten. Nichtsdeſtoweniger geht die Behauptung wohl kaum zu weit, nach welcher die große Mehrzahl der Leſer aller Stände, welche täglich den Atlas benutzt, ſich kaum eine Vorſtellung davon macht, aus welcher Summe von wiſſenſchaftlicher und techniſcher Arbeit die anſcheinend ſo einfach zuſammengeſtellte Kartenſammlung zu derjenigen harmoniſch gegliederten Vollendung heranreift, um dieſelbe zu einem praktiſch brauchbaren Belehrungs- und Bildungsmittel zu geſtalten. Es erſcheint deshalb nicht überflüſſig, wenn in den nachfolgenden Zeilen der Verſuch unternommen werden ſoll, an der Hand des einer großen Zahl von Daheimleſern wohlbekannten „Andreeſchen Handatlas“ einen kurz zuſammengefaßten Beitrag zu liefern zu der Art und Weiſe, „wie ein Atlas entſteht.“

Nach den beſtimmten Zwecken, welchen der Atlas dienen ſoll, ſind ganz natürlich zuerſt und noch vor Beginn jeder arbeitenden Thätigkeit die Fragen nach dem Umfange des Werkes, d. h. nach der Zahl der Kartenblätter und nach der Größe derſelben zu entſcheiden. Dies letztere iſt darum von ſo tief einſchneidender Wichtigkeit, weil von den Dimenſionen des Blattes ohne weiteres der Maßſtab abhängig iſt, in welchem ein Land dargeſtellt werden kann.

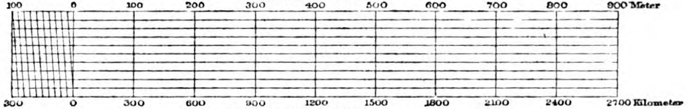
Bei dem topographiſchen Plane ſowohl, welcher das eingehendſte Bild eines räumlich beſchränkten Terrainabſchnittes geben ſoll und in ſeiner praktiſchen Verwertung als Grundlage für alle auf Gemeinheitsteilungen und Zuſammenlegungen bezüglichen Arbeiten dient, wie bei der topographiſchen Karte, welche den Zweck verfolgt, ein korrektes, namentlich für militäriſche Zwecke brauchbares Bild des dargeſtellten Teiles der Erdoberfläche zu geben, ergibt ſich aus der feſtgeſetzten Größe des Maßſtabes der Umfang des Blattes beziehentlich die Zahl der Blätter. Ähnlich verhält es ſich mit der geographiſchen Karte, welche ein überſichtliches Geſamtbild größerer Landesſtrecken geben ſoll, ſoweit ſie als Wandkarte gedacht wird. Im Gegenſatze hierzu muß ſich bei der Darſtellung eines beſtimmten Landes im Atlas der Maßſtab dem gegebenen Umfange des Kartenblattes unbedingt unterordnen. Dies führt dazu, daß innerhalb des Atlas die verſchiedenſten Maßſtäbe zur Anwendung gelangen, ſo daß beiſpielsweiſe in Andrees Handatlas ein Blatt, welches den Überblick über die Vulkane und Koralleninſeln der Erde gibt, im Äquatorialmaßſtabe von 1:110 Mill. gehalten werden mußte, während die Überſichtskarte von Aſien in 1:30 Mill., diejenige des bedeutend kleineren Europa in 1:12 Mill. ausgeführt iſt, einzelne Länder und Provinzen in 1:1 Mill. oder 1:870 000 und manche Kartons gar in 1:40 000 gezeichnet werden konnten.

Der Vollſtändigkeit wegen möge es geſtattet ſein, hier kurz die zwar allgemein bekannte Thatſache zu erwähnen, daß die Verhältniszahl des Maßſtabes die direkte Beziehung zwiſchen der eine geometriſche Projektion der Erdoberfläche gebenden Karte und dem dargeſtellten Teile dieſer Erdoberfläche ſelbſt ausdrückt in der Art, daß man die auf der Karte abgemeſſene Entfernung mit dem Nenner des Bruches oder der Verhältniszahl multiplizieren muß, um die thatſächliche Entfernung in Erfahrung zu bringen. Auf einer im Maßſtabe von 1:10 000 angefertigten Karte ſtellt alſo der zwiſchen die Schenkel des Zirkels genommene 1 Zentimeter die zehntauſendfache Entfernung auf der Erdoberfläche oder 100 Meter dar. Bei dem praktiſchen Gebrauche des Atlas erſcheint es deshalb in hohem Grade geboten, ſich ſtets die Verſchiedenartigkeit der Maßſtäbe ins Gedächtnis zurückzurufen, denn nach dem vorher Angeführten bringt in Andrees Handatlas 1 Zentimeter auf der Karte von Aſien gemeſſen 300 Kilometer, in Europa 120 Kilometer, in Deutſchland 27 Kilometer, auf einem oder dem andern Karton gar 400 Meter zur Anſchauung.

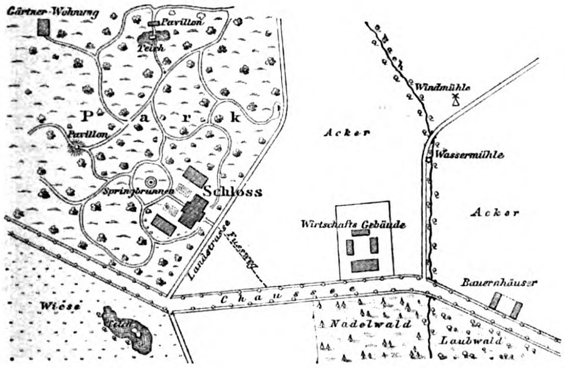
Je größer der Teil der Erdoberfläche iſt, welcher auf dem Kartenblatte zur Darſtellung gelangt, je mehr müſſen alle Details zurücktreten, da ſie mit ihren konventionellen Zeichen überhaupt nicht mehr Platz finden, um nur das große Überſichtsbild übrig zu laſſen. Sehr lebensvoll und überzeugend tritt das Verhältnis in die Erſcheinung, in welchem das Detail einer Karte mit dem wachſenden Umfange des dargeſtellten Teiles der Erdoberfläche verſchwinden muß, wenn man ſich vorſtellt, mit dem Ballon captif kerzengerade in die Luft aufzuſteigen. In einer gewiſſen Höhe angekommen, macht man Halt, um ein begrenztes Stück Erde in allen Einzelheiten, die Kulturen in ihrer Verſchiedenheit und Begrenzung, die Wege in der mannigfachen Art ihrer Herſtellung, die Gebäude nach Größe und Material, den Wald nach ſeinen Hölzern zu überblicken. Das, was man hier ſieht, würde das Material liefern zum topographiſchen Plane, welcher in Maßſtäben zwiſchen 1:1000 und 1:10 000 angefertigt zu werden pflegt. Der Ballon ſteigt höher und in dem Maße, wie der Horizont des Beſchauers ſich erweitert, laufen manche Einzelheiten des umfangreicher werdenden Gemäldes in ſich zuſammen. Wir machen zum zweitenmal Halt, um nun ein von dem erſten weſentlich verſchiedenes Bild in uns aufzunehmen. Zwar laſſen ſich noch manche Einzelheiten erkennen, das einzelne Haus und die Kulturen in ihren Umriſſen, Wege und Waſſerläufe ihrer Richtung nach, aber es iſt unmöglich, zu unterſcheiden, aus welchem Material das Haus ausgeführt, und welches Getreide auf den weiten Flächen gebaut wird. Nur Wald, Wieſe, Feld heben ſich von einander ab und die Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens ſetzen ſich zu einem plaſtiſchen Bilde zuſammen, welches auf den topographiſchen Karten zur Darſtellung gelangt, die in den meiſten ziviliſierten Ländern nach den Vermeſſungen des Generalſtabes in Maßſtäben ausgeführt werden, welche zwiſchen 1:25 000 und 1:100 000 variieren. Nochmals ſteigt der Ballon, und aus ſeiner Gondel überblicken wir nun, wenn wir die Sehkraft des menſchlichen Auges uns in hohem Maße potenziert denken, ein weites Ländergebiet, in welchem die durchſchneidenden Flüſſe und großen Straßen als haarſcharfe Striche, ganze Ortſchaften als dunkle Komplexe erſcheinen, und wenn auch die großen Gebirge und Höhenzüge in ihrer charakteriſtiſchen Form aus dem allgemeinen Niveau hervorragen und dem Bilde die eigenartige, nach den einzelnen Ländern und Erdteilen ſo verſchiedenartige Signatur geben, ſo verſchwinden doch geringere Bodenunebenheiten und nur mächtige Waldungen laſſen ſich in ihrer düſter melancholiſchen Färbung noch erkennen. Das iſt der Eindruck des Ballonfahrers, welcher ſich auf den geographiſchen Karten wiedergegeben findet.

Der Atlas iſt ein Sammelwerk. Um ihn aber zu einem einheitlichen Ganzen und zu einem Werke zu geſtalten, welches auf der Höhe der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſteht, genügt es nicht, die vorhandenen beſten Kartenwerke, ſoweit ſie durch den Buchhandel oder überhaupt zu haben ſind, zuſammenzuſtellen. In jahrelanger, mühevoller Arbeit muß ſich vielmehr hoher wiſſenſchaftlicher Ernſt mit dem guten Geſchmack verbinden, um aus den zur Verfügung ſtehenden Karten das Überflüſſige richtig wegzuſtreichen, und nach den Aufzeichnungen und Skizzen der

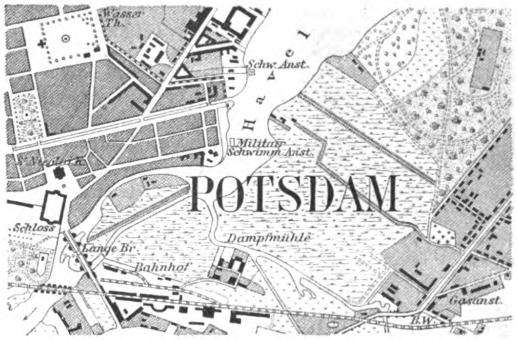
Maſsstab 1:10 000


100
0
100
200
300
400
500
600
700
800
900 Meter
300
0
300
600
900
1200
1500
1800
2100
2400
2700 Kilometer

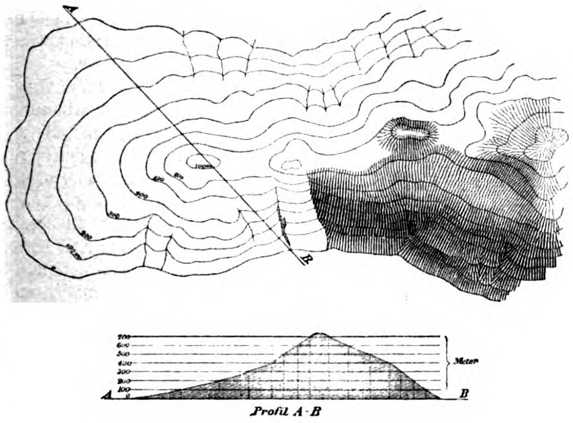
Maſsstab 1:30000000.


Gärtner-Wohnung
Pavillon
Teich
P a r k
Pavillon
Springbrunnen
Schloss
Landstrasse
Fusssteig
Windmühle
Bach
Acker
Wassermühle
Acker
Wirtschafts Gebäude
Bauernhäuser
Chaussee
Wiese
Nadelwald
Laubwald

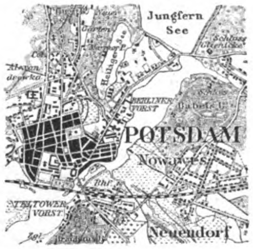
Topographischer Plan 1:5000.


Havel
Schw. Anst.
Militär Schwimm Anst.
POTSDAM
Schloss
Lange Br.
Bahnhof
Dampfmühle
Gasanst.

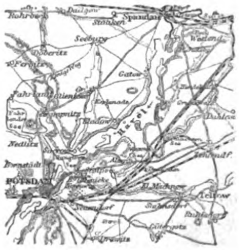
Topographische Karte (Meſstisch) 1:25000.


A
B
Meter
A
B
Profil A-B

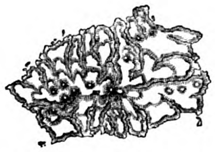
Isohypsen-Karte 1: 75 000.


Jungfern See
POTSDAM
Nowawes
Teltower Forst
Neuendorf

Generalstabs-Karte 1:100000


Spandau
Potsdam

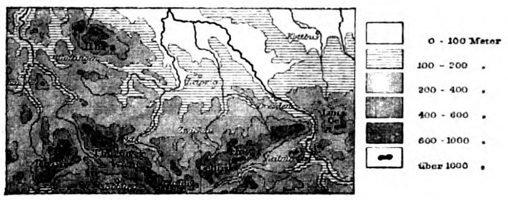
Übersichts-Karte 1: 500000.



Insel St Helena 1:500000.

St Helena 1:1000000.

St Helena 1: 5 000 000.


Kottbus
Leipzig
0 - 100 Meter
100 - 200 „
200 - 400 „
400 - 600 „
600 - 1000 „
über 1000 „

Höhenschichten Karte 1:7000000.

Kartographiſche Bruchſtücke. Zeichnung von A. Scobel.

verſchiedenen Forſcher und Reiſenden neues da hinzuzufügen, wo wir bislang weiße Punkte auf unſeren Karten zu ſehen gewohnt waren. Dabei ſind namentlich zwei Geſichtspunkte feſtzuhalten, um die Brauchbarkeit der Karte weſentlich zu erhöhen: ſie ſoll plaſtiſch wirken und leer erſcheinen. Wenn dieſe letztere Forderung von vornherein uns paradox vorkommt, ſo wird doch jedermann zugeben, daß nichts das Auge des Kartenleſers mehr ermüdet, den Überblick und das Auffinden beſtimmter Örtlichkeiten mehr erſchwert, als ein mit Bezeichnungen und namentlich mit Namen überladenes Blatt. Die Karte ſoll nicht leer ſein, ſondern im Gegenteil das Wichtige und Notwendige im Verhältnis zu ihrer Größe gewiß in vollem Maße enthalten, aber nicht durch eine Überzahl von Namen den Eindruck des Unruhigen hervorbringen. Hier namentlich hat der wiſſenſchaftliche Leiter mit ſeiner Erfahrung, ſeinem Wiſſen und ſeinem Geſchmack einzuſetzen, um das minder Wichtige aus den verſchiedenen Blättern zurückzuſtellen.

Ganz von vornherein iſt es anderſeits einleuchtend, daß die Möglichkeit, von der dargeſtellten Terrainfläche ein richtiges Bild zu gewinnen, die Karte „leſen“ zu können, in dem Maße zunimmt, wie es gelingt, mittels derſelben ein möglichſt plaſtiſches Bild herzuſtellen. Das Mißverhältnis zwiſchen der Größe des Papiers und den zur Darſtellung gebrachten thatſächlichen Dimenſionen bedingt die Unmöglichkeit, ſelbſt auf den größten Karten die einzelnen Terraingegenſtände genau nach Größe und Form einzutragen. Man bedient ſich dazu konventioneller Zeichen, und die plaſtiſche Wirkung, wie ſie oben gefordert wurde, kann ſich deshalb nur auf die Darſtellung der Bodenerhöhungen, auf die Bergzeichnung beziehen.

Der Topograph mißt während ſeiner Arbeit eine größtmögliche Zahl von Höhen und notiert die ſo gewonnenen Höhenzahlen, die Coten. Wenn man dann ſpäter auf der Karte die ſämtlichen Punkte, welche gleiche Höhe haben, durch Linien mit einander verbindet, ſo erhält man die ſogenannten Niveaukurven, Horizontalen oder Iſohypſen. Iſt bei deren Anlage, wie dies in der Regel geſchieht, darauf Rückſicht genommen, lediglich äquidiſtante Horizontalen einzuzeichnen, deren Ebenen in ſenkrechter Richtung gleich weit von einander entfernt ſind, ſo iſt es möglich, nach ſolcher Karte genaue Profile zu entwerfen und dieſelbe reicht für manche wiſſenſchaftliche Zwecke vollkommen aus. Dennoch begegnen wir in einem Atlas ſelten einer Karte, deren Gebirge lediglich durch Horizontalen dargeſtellt ſind, weil das ſo gewonnene Bild den Beſchauer in ſeinen Formen ſich nicht leicht einprägt. Die Iſohypſen bilden aber die Grundlage für ſämtliche Methoden des Bergzeichnens, denn nur mit ihrer Hilfe, welche als Hilfslinien zunächſt in die Karte eingetragen werden, kann es dem Zeichner gelingen, ein richtiges Bild herzuſtellen. Für topographiſche Pläne und Karten wird häufig die bekannte Schraffiermethode angewendet, bei welcher die Böſchung durch das Verhältnis der ſenkrecht zu den Horizontalen gezeichneten ſchwarzen Striche zu den weißen Zwiſchenräumen derartig zum Ausdruck gebracht wird, daß die ſteilen Stellen die dunkleren ſind. Das gibt ein leicht faßliches Bild, hat aber für größere Karten den Nachteil im Gefolge, daß die Verſchiedenheit der Böſchung nur in Abſtufungen von fünf zu fünf Grad dargeſtellt werden kann. Die ſchroffen Übergänge mildert man deshalb durch Tuſchierung oder Kreideſchummerung ab oder ſtellt die Karte lediglich auf dieſe letztere Weiſe her, indem man unter Zugrundelegung der Horizontalen die ſteilen Stellen dunkler hält und nach der Ebene zu in ſanften Schattenübergängen verlaufen läßt. Oft wendet man für die Darſtellung der Höhenverhältniſſe verſchiedene Farben an, ſo daß eine gewiſſe Farbe oder Farbennüance, zu beiden Seiten durch eine Horizontale begrenzt, eine beſtimmte Höhenregion kennzeichnet. Mit großem Erfolge endlich verſchmilzt man die Methode dieſer „Höhenſchichtenkarten“ mit der erſteren und erzielt damit in bezug auf die plaſtiſche Wirkung der Karte eine bedeutende Wirkung.

Schon aus dieſen kurzen, ganz aphoriſtiſchen Notizen läßt ſich unſchwer erkennen, daß es der unermüdlichen Vorarbeit von Jahren bedurfte, ehe es möglich werden konnte, an die eigentlich techniſche Arbeit zur Herſtellung eines Atlas zu gehen und nicht die geringſte Schwierigkeit wird in der Auswahl, Schulung und Heranbildung der bedeutenden Zahl geſchickter Zeichner zu tage getreten ſein, welche jetzt in der „Geographiſchen Anſtalt von Velhagen und Klaſing“ beſchäftigt ſind, nach dem vorhandenen kartographiſchen und litterariſchen Material mittels übertragener Quadrate unter Zuhilfenahme von Transverſalmaßſtab und Transporteur zu reduzieren und zuſammenzupaſſen. Die Anfertigung jedes einzelnen Blattes währt fünf bis ſechs Monate und die wiſſenſchaftliche Leitung des Unternehmens richtet ihr Hauptaugenmerk neben der richtigen und plaſtiſchen Wiedergabe namentlich auf die umfaſſende Ausnutzung des vorhandenen Raumes, um durch Einfügung von Kartons eine möglichſt große Zahl wertvoller Spezialkärtchen dem Ganzen einzufügen.

Mittlerweile war das in vortrefflicher Qualität von der „Neuen Straßburger Papiermanufaktur“ gelieferte Papier in großen Ballen angekommen und es wird für manchen Leſer nicht unintereſſant ſein, zu wiſſen, welche Rolle die Ausgabe für das Papier bei dem Kalkül für den Verkaufspreis eines Buches ſpielt, und es wird manche falſche Vorſtellung umſtoßen, wenn er erfährt, daß jeder Bogen des in Andrees Handatlas verwendeten Papiers, in hunderttauſend Exemplaren zu gleicher Zeit bezogen, immer noch 15 Pfennig koſtet, während der Einzelpreis doppelt ſo hoch iſt.

Der Entſchluß, dieſes Papier, nun abweichend von der bisher bei Herſtellung von Atlanten gebräuchlichen Art, auf beiden Seiten zu bedrucken, hat nicht unweſentlich dazu beigetragen, die Abſicht zur Wirklichkeit werden zu laſſen, nach welcher ein brauchbarer, allen wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Anforderungen genügender Atlas zu ganz ungewöhnlich niedrigem Preiſe dem deutſchen Publikum geboten werden ſollte. Anderſeits war in dieſer Beziehung Ausſchlag gebend die Vervielfältigungsmethode, zu welcher man den einfachen Buchdruck verwendete.

Dieſes Verfahren iſt nicht neu und ſchon ſeit länger als zwanzig Jahren ſind Karten und Pläne auf ſolchem Wege hergeſtellt. Den jahrelangen Verſuchen und Bemühungen iſt es jedoch zum großen Teile zu verdanken, wenn hier zum erſtenmale Karten von ſolcher Größe und ein Werk von ſolchem Umfange durch den einfachen Buchhochdruck geliefert werden konnte.

Das gezeichnete Kartenblatt, wie es die geographiſche Anſtalt verläßt, iſt noch nicht ohne weiteres zur Vervielfältigung geeignet, ſondern muß zunächſt durch den Lithographen mittels der Diamantſpitze oder der Graviernadel in gleich ſorgfältiger Weiſe auf Stein und zwar auf zwei Platten übertragen werden, von denen die eine ſchwarze die Situation, die zweite braune das Terrain enthält. Dieſe Arbeit geſchieht ebenfalls in den Ateliers von Velhagen und Klaſing und erfordert abermals eine Zeit von fünf, ſechs oder mehr Monaten. Dabei erſcheint es bemerkenswert, daß die zu ſolchem Zwecke brauchbaren Steine aus dem einzigen Bruche Solenhofen bei Pappenheim in Bayern in die ganze Welt verſandt werden. Von dieſen beiden Steinplatten können nunmehr lithographiſche Abzüge hergeſtellt werden, indes nutzen ſich die Steine bei derartigem Gebrauch raſch ab, liefern überhaupt nur etwa achttauſend Abzüge, täglich deren kaum zweihundert, ſo daß alſo damit auch in bezug auf billige Produktion wenig oder nichts gewonnen wäre.

Um vielmehr die auf den Steinen geſtochene Karte derartig auf eine andere Platte zu übertragen, und von dieſer letzteren dann im einfachen Hochdruck die Abzüge raſcher in erheblicherer Zahl und größerer Schärfe zu erhalten, überzieht man den Stein zunächſt mit Druckerſchwärze, nimmt dann von demſelben Originalſtein einen Abzug auf Papier, welches mit einer Miſchung von Eiweiß, Zinkweiß und Gelatine beſonders hiezu präpariert iſt. Dieſer Abzug wird dann durch die Preſſe auf eine in der Anſtalt mit beſonderer Sorgfalt ſelbſt abgeſchliffene Zinkplatte übertragen und es iſt überraſchend zu ſehen, wie im warmen Waſſerbade Papier und Eiweiß ſich von der Zinkplatte löſen und die Zeichnung in ganzer Schärfe auf derſelben zurückbleibt. Das weichere Zink verdient ſchon der Billigkeit wegen den Vorzug von Kupfer oder Stahl, dann aber auch, weil der nun folgende Ätzungsprozeß ſich leichter und raſcher mit ihm vollzieht. Die auf dem Metall als Zeichnung gelagerte Druckerſchwärze wird durch eine Puderſchicht noch widerſtandsfähiger gemacht gegen die ätzende Wirkung der aus verdünnter Salpeterſäure beſtehenden Bäder, welche nur die blanken Zinkſtellen angreifen. Von Zeit zu Zeit wird das Säurebad unterbrochen, durch Behandlung mit der Walze den erhabenen Stellen neue Schwärze zugeführt und ſo unter Zuhilfenahme von verſchiedenen ſorgfältigen Manipulationen, wie Waſſerbädern, Trocknen der Platten zwiſchen erwärmten Decken, wiederholter Auftragung von Puder und dergleichen, binnen vierundzwanzig Stunden eine Platte hergeſtellt, auf der ſich nach Art der Typen im Setzkaſten die ganze Karte plaſtiſch abhebt.

Bildet die Schnelligkeit, mit welcher durch dieſes Verfahren der Hochätzung druckfertige Platten hergeſtellt werden, einen intereſſanten Gegenſatz zu den langwierigen und mühſamen vorbereitenden Arbeiten, ſo ſetzt die Haltbarkeit derſelben in Erſtaunen, welche es geſtattet, oft hunderttauſend Exemplare in gleicher Reinheit und Schärfe von ihnen abzuziehen.

Für den Buntdruck, wie ein Atlas ihn erfordert, ſind zu jeder Karte fünf Platten nötig, von denen die erſte ſchwarz, Konturen, Flüſſe, Schrift druckt. Durch ein beſonderes Schraffierungsverfahren, deſſen eingehende Schilderung hier zu weit führen würde, durch ſchärfere oder geringere Ätzung, wie durch Deckung verſchiedener Farben, wird es dann möglich, mittels der drei Grundfarben blau, gelb und rot, und der braunen Farbe, von denen jede der vier anderen Platten eine druckt, mehr als vierzig verſchiedene, genau erkennbare Farbennüancen auf den Kartenblättern zu erzeugen. Wie ſtete Sorgſamkeit, große Übung und Genauigkeit die Grundlage des ganzen Verfahrens bilden, ſo liegt ein weſentlicher Faktor des Gelingens auch in der Auswahl der Farbe, ihrer richtigen Zerreibung, wie der gleichmäßigen Verteilung und Nachführung auf den Preſſen. Zehn Schnellpreſſen bedrucken in raſcher Aufeinanderfolge die beiden Seiten des Blattes mit allen fünf Farben. In die erſte Maſchine iſt der Bogen nur gerade einzulegen, ſie punktiert ihn ſelbſtändig von fünf Stellen in demſelben Augenblicke, wo ſie ihn ſchwarz bedruckt. Für den korrekten Druck iſt es dann weſentlich, daß die Punktiererinnen dieſe fünf Stellen an den anderen Preſſen genau einpaſſen und die mit beſonderer Aufmerkſamkeit verfolgte Methode, den Cylinder der Maſchinen ſtets mit einer dicken Unterlage feſten Papiers zu verſehen, verhindert durch dieſen Hartdruck das Einſchneiden der Platte in das Papier, iſt ſomit für die Herſtellung guter Blätter von großem Einfluß.

Jede Maſchine verſieht ihre Arbeit im Laufe einer Minute an ſechzehn Bogen, ſo daß die Anſtalt im ſtande iſt, täglich fünftauſend und mehr vollſtändig fertige Karten, nachdem ſie ſortiert und unreine wie fehlerhafte zur Makulatur verwieſen ſind, abzuliefern. Dieſe Leiſtungsfähigkeit, welche oft im Monat mehr als eine Million Drucke bewältigen konnte, hat es der Verlagshandlung von Andrees Handatlas ermöglicht, den ſich häufenden Nachbeſtellungen während der Zeit des Erſcheinens in kürzeſter Zeit genügen zu können und dadurch den Erfolg nicht unweſentlich fördern helfen. Dabei wird es namentlich diejenigen Leſer des Daheim, welche ſich zugleich im Beſitz eines Exemplars von Andrees Handatlas befinden, intereſſieren, wenn ſie erfahren, daß der Abſatz des vortrefflichen Buches bereits gegen zweimalhunderttauſend Exemplare erreicht haben ſoll, daß eine franzöſiſche Ausgabe in bedeutendem Umfange bereits die Preſſe verlaſſen hat, welche feſt von einer hervorragenden Pariſer Verlagshandlung übernommen iſt; ſie werden ſich gewiß aufrichtig und herzlich an dem Erfolge eines Werkes freuen, deſſen würdige und gewiſſenhafte Vorbereitung die ſorgſame, ernſte Arbeit manches Jahres erfordert hat und deſſen Ausführung nur einer glücklichen Vereinigung von wiſſenſchaftlichem Studium mit dem offenen Blicke für das praktiſche Leben und ſeine Bedürfniſſe und Anſprüche gelingen konnte.

Herrmann Vogt.

Am Familientiſche.

Die erſten deutſchen Hexameter.

Schon zweihundert Jahre vor Klopſtock finden wir deutſche Hexameter und zwar in — Luthers Bibelüberſetzung. Die Stelle Jak. 1, 17:

Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe
Kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts

bildet ein Diſtichon, welches wohl mehr der Zufall als die Abſicht, den hier im griechiſchen Originale vorkommenden Hexameter auch in der Verdeutſchung auszudrücken, hervorgebracht haben mag. Aber mehrere Hexameter finden ſich in der Lutherſchen Überſetzung des Jeſus Sirach, welche in Wachlers „Theologiſchen Nachrichten“ (Februar 1811) aufgeführt ſind. Später, im Jahre 1561, verſuchte der berühmte Gelehrte Konrad Geßner in Zürich eine Verdeutſchung des Vaterunſers in Hexametern. Der Anfang lautet:

O Vater unſer, der du dein' eewige Wonung
Erhöchſt in Himmelen, dein name werde geheiligt!

R. F.

Zur Geſchichte der Männergeſangvereine.

Singſchulen für Männer und Knaben gab es in Deutſchland bereits in der Mitte des XV. Jahrhunderts. Einen ſehr bedeutenden Männergeſangverein finden wir in Hof, welcher am 4. September 1586 von dem „ehrlichen und friedliebenden“ Magiſter Enoch Widmann geſtiftet wurde. Die lateiniſch geſchriebenen Statuten desſelben befinden ſich im Hofer Magiſtratsarchive und wurden in der „Neuen Sängerhalle“ (1863, Nr. 28 f.) wieder abgedruckt. Zu derſelben Zeit wurde in St. Gallen die noch heute dort beſtehende Singgeſellſchaft für Männer unter dem Namen „Antlitz“ geſtiftet. Der Begründer der volkstümlichen Männergeſangvereine, wie ſie noch heute beſtehen, war Hans Georg Nägeli von Zürich im Anfange dieſes Jahrhunderts. Er war der erſte, der den vierſtimmigen Männerchorgeſang pflegte und förderte. Zelter in Berlin errichtete 1808 dort den großen Männergeſangverein „Liedertafel,“ für den er auch viele ſchöne Männerquartette komponierte. Im Jahre 1818 entſtand der Geſangverein in Weida in Thüringen, der älteſte der heute noch beſtehenden. Die Magdeburger Liedertafel folgte 1819, der Univerſitätsgeſangverein St. Pauli in Leipzig 1820, der „Liederkranz“ in Stuttgart 1824 und die Liedertafel in Hamburg, welche Albert Methfeſſel gründete, im Jahre 1825. R. F.

Ein Hof-Pfalzgraphen Diplom Johann Riſts.

Johann Riſt (1607—1667), Pfarrer zu Wedel an der Elbe, der Stifter des „Elbiſchen Schwanenordens“ und Dichter ſo vieler kräftiger und inniger Kirchenlieder („O Traurigkeit, o Herzeleid.“ „O Ewigkeit, du Donnerwort“ ꝛc.) war vom Kaiſer Ferdinand III zum „kaiſerlichen Hof-Pfalzgraphen“ ernannt worden. In dieſer Eigenſchaft hatte er das Recht der Verleihung des Diploms eines kaiſerlich gekrönten Poeten und erteilte kraft dieſer Befugnis dasſelbe im Jahre 1665 an Balth. Strube, Rektor der Domſchule zu Havelberg wegen der „fürtrefflichen Poemata,“ die ihm derſelbe zugeſandt hatte mit der Empfehlung des Handelsmanns Dr. jur. Becker in Havelberg, welcher dem berühmten Kirchenliederdichter ſchon früher „in Anerkennung ſeiner Meriten ein Fäßlein havelbergiſch Bier“ überſandt hatte. Das Diplom für Strube befindet ſich gegenwärtig in Burg und gewährt ein großes Intereſſe nicht bloß durch den lächerlichen Bombaſt ſeiner haarſträubenden Stiliſtik, ſondern durch zwei Begleitſchreiben Riſts, in denen er ganz naiv wiederholt und nachdrücklich als Äquivalent für die große Ehre ein „anderes Fäßlein Havelberger Bieres“ begehrt. R. F.

Eine Sonnenfinſternisverordnung von 1699.

Landgraf Friedrich II („mit dem ſilbernen Bein“) von Homburg erließ als beſorgter Landesvater folgende merkwürdige Verordnung:

„Demnach Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht berichtet worden, daß am negſtkünftigen Mittwochen wird ſein 13./23. September Vmb 10 Uhr eine gahr gefährliche finſternuß ſein ſoll, alß haben Sr. Hochf. Dl. alß ein rechter Landesvatter auch für ihre Unterthanen hierin ſorgen und ihnen andeuten laßen wollen, daß Sie ihr Vieh den tag zu Vor, und etliche tage hernach zu Hauſe halten, vnd deßfalls das nöthig Futter anſchaffen, und der ſtällen thür und fenſter wohl ſchließen, die brunnen wohl bedecken, die keller und kornböden wohl verſorgen ſollen, darmit umb die Zeit die böſe Lufft nicht einlogiere und eine böſe inffection anhaffte, weil ſolch große finſternuß und aſpecten ſtichhuſten, ſchweren flüßen, ſchlag, jähenfällen, graßirende gieftige Fieber, ja peſtilentziſche Seuchen vnd gantz unbekannte Krankheiten vnd der gleichen troht, wohrnach ſich denn ein jeder wird zu riechten wiſſen und hat.

Homburg, d. 7t. September 1699.

Ahn Herrn Hofprediger Richier und H. Ober Pfarer Winther.“

R. F.

Rechtsrat.

Ich bin Kindergärtnerin und in einer Familie für die Nachmittagsſtunden engagiert, dafür erhalte ich monatlich mein Gehalt und iſt die Kündigung auch monatlich bedungen.

Vergangenen Sommer nun verreiſte meine Prinzipalität auf drei Wochen, ich hörte wohl davon ſprechen, jedoch die Dame ſelbſt hat mir erſt am Abend vor der Abreiſe ihren Entſchluß mitgeteilt, und dabei bemerkt, daß ich auf dieſe Weiſe auch Ferien hätte. Bei der fälligen Bezahlung des Honorars zog ſie mir dieſe drei Wochen ab.

Bitte, ſagen Sie mir in Ihrem Briefkaſten, iſt die Dame im Recht und muß ich mir eine derartige Verkürzung gefallen laſſen? **E. R.**

Da Sie Ihr Gehalt monatlich erhalten und monatliche Kündigung bedungen iſt, ſo iſt die Dame durchaus nicht in ihrem Rechte, ſondern verpflichtet, Ihnen für die drei Wochen das volle Honorar zu zahlen.

---

1. Macht ein Reiſender des Betruges ſich ſchuldig, wenn er zur Erlangung einer geringeren Gepäckfracht außer ſeinem Fahrbillet, auf welchem ihm fünfundzwanzig Kilogramm Freigewicht zuſtehen, auch noch die Billets anderer Mitreiſenden, welche kein Gepäck haben, bei der Gepäckexpedierung vorlegt?

2. Sind diejenigen Reiſenden, welche ihre Fahrbillets zu obigem Zwecke wiſſentlich darleihen, der Begünſtigung eines Betruges ſchuldig?

Im § 28 des Betriebsreglements der deutſchen Bahnen heißt es bekanntlich: „Gegen Einlieferung des Gepäcks, wobei die Vorzeigung des Fahrbillets verlangt werden kann, erhält der Reiſende einen Gepäckſchein u. ſ. w.“ Hierbei bemerke ich noch, daß mir mehrere Fälle bekannt ſind, wo ein Geſchäftsmann die Fahrbillets von ihm bekannten Reiſenden ſich erbittet, um ſeine Waren möglichſt frachtfrei befördern zu laſſen, wodurch die betreffende Eiſenbahn gewiſſermaßen geſchädigt wird.

Auch erwähne ich noch, daß das erwähnte Betriebsreglement für ſolches Verfahren keine Konventionalſtrafe feſtſetzt, wohl aber bei unrichtiger Gewichtsdeklaration, Mangel eines gültigen Fahrbillets ꝛc.

M. in L.

Nach den Betriebsbeſtimmungen hat jeder Reiſende fünfundzwanzig Kilo Gepäck frei, d. h. es ſteht jedem Reiſenden gegen die Eiſenbahn das Recht zu, auf ſein Fahrbillet die freie Beförderung dieſes Gewichts zu verlangen. Warum nun derjenige Reiſende, welcher ſelbſt kein Gepäck mit ſich führt, verhindert ſein ſoll, den ihm gegen die Eiſenbahn zuſtehenden Anſpruch auf einen andern Mitreiſenden zu übertragen, iſt nicht erſichtlich. Der andere Reiſende, dem das Recht übertragen iſt, iſt dann auf Grund dieſer Übertragung zur Ausübung des Rechtes auf fünfundzwanzig Kilo Freigepäck ebenſo gut berechtigt, wie der urſprüngliche Inhaber.

Eine Schädigung der Eiſenbahn liegt nicht vor, denn dieſer kann es gleichgültig ſein, ob der Reiſende ſein Recht durch eigenen Gebrauch ausübt oder durch Übertragung der Ausübung an einen Andern.

Jedenfalls aber fehlt es an dem rechtswidrigen Vermögensvorteil, auf deſſen Erlangung beim Betruge die Abſicht gerichtet ſein muß.

Ganz anders liegt freilich die Sache, wenn, wie in dem bekannten Frankfurter Falle, das Billet einer Perſon vorgezeigt wird, welche nicht mit reiſt, denn der Anſpruch auf freie Gepäckbeförderung ſteht nur einem Reiſenden d. h. einem gleichzeitig mit dem Gepäck auf der Fahrt Befindlichen zu und kann nicht für ſich ausgeübt werden.

In unſerer Spielecke.

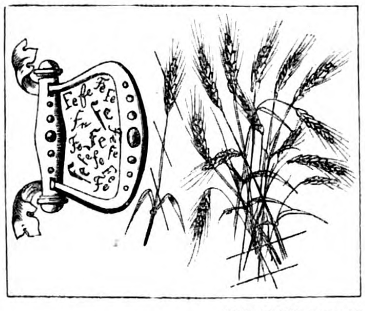
1.

A A A A
A A A A
A A A C
B C D D D E E E E E
E E E G H H H I J K
K L L H T M M N N O
P R R R
R R S S
S S S S
S S T U
U W Z U

Die Buchſtaben in der obigen Figur laſſen ſich ſo ordnen, daß die elf wagerechten Reihen elf bekannte Wörter ergeben. Die Anfangsbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, nennen einen großen Dichter, die Endbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, den Titel eines klaſſiſchen deutſchen Dramas.

1) Ein Fiſch.
2) Eine Halbinſel an der Oſtſeeküſte.
3) Ein großer Strom in Aſien.
4) Ein in der letzten Zeit viel genannter polniſcher Dichter.
5) Zwei Bücher des alten Teſtaments.
6) Ein Vogel.
7) Eine verheerende Krankheit.
8) Ein altteſtamentlicher männlicher Name.
9) Ein Fluß in Oberitalien.
10) Ein Nebenfluß des Rhein.
11) Ein bekanntes Eigenſchaftswort.

Bilderrätſel.



2. Citatenrätſel.

Ein geflügeltes Wort von Schiller beſteht aus 14 Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden 14 Citaten enthalten ſind, alſo das erſte Wort in (1), das zweite in (2) u. ſ. w.

(1.)
Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt ſie das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange.

(2.)
Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in dieſen Schlund?

(3.)
Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

(4.)
Am beſten iſt's auch hier, wenn Ihr nur Einen hört,
Und auf des Meiſters Worte ſchwört.

(5.)
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben,
Und ſieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

(6.)
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

(7.)
Der Worte ſind genug gewechſelt,
Laßt mich auch endlich Thaten ſeh'n.

(8.)
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiſer entbehren.

(9.)
Man ſpricht vergebens viel, um zu verſagen,
Der andre hört von allem nur das Nein.

(10.)
Der Türmer erbleichet, der Türmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längſten gelebt —
Den Zipfel ein eiſerner Haken.

(11.)
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!

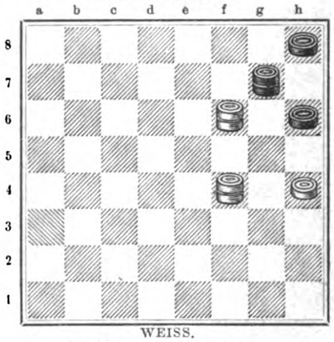
(12.)
Dreiundzwanzig Jahre!
Und nichts für die Unſterblichkeit gethan.

(13.)
Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

(14).
Ihm ruhen noch im Zeitenſchoße
Die ſchwarzen und die heitern Loſe

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Dameſpielaufgabe.



Weiß am Zuge gewinnt.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 4.

1. Die ſechs Wörter ſind: cinq, Zwerg, dumpf, Volk, bah, Styx. G. R.

2. Der Buchſtabe „O“.

3.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.

18	55	22	45	16	53	4	1
23	14	17	54	21	2	47	52
56	19	44	15	46	5	32	3
43	24	13	20	31	48	51	6
12	57	42	35	50	7	30	33
25	36	11	40	9	34	49	62
58	41	38	27	60	63	8	29
37	26	59	10	39	28	61	64

Auflöſung.

Eins ſoll der Menſch von Grund aus lernen,
In einem Stücke muß er reifen,
Und in der Nähe, in den Fernen
In ſeiner Kunſt das Beſte greifen,
Dann kann er dreiſt mit Fug und Recht,
Sei's Handwerksmann, ſei's Ackerknecht,
Sich ſtellen in der Bürger Reih'n.

Fritz Reuter.

Bilderrätſel. Lampenträger.

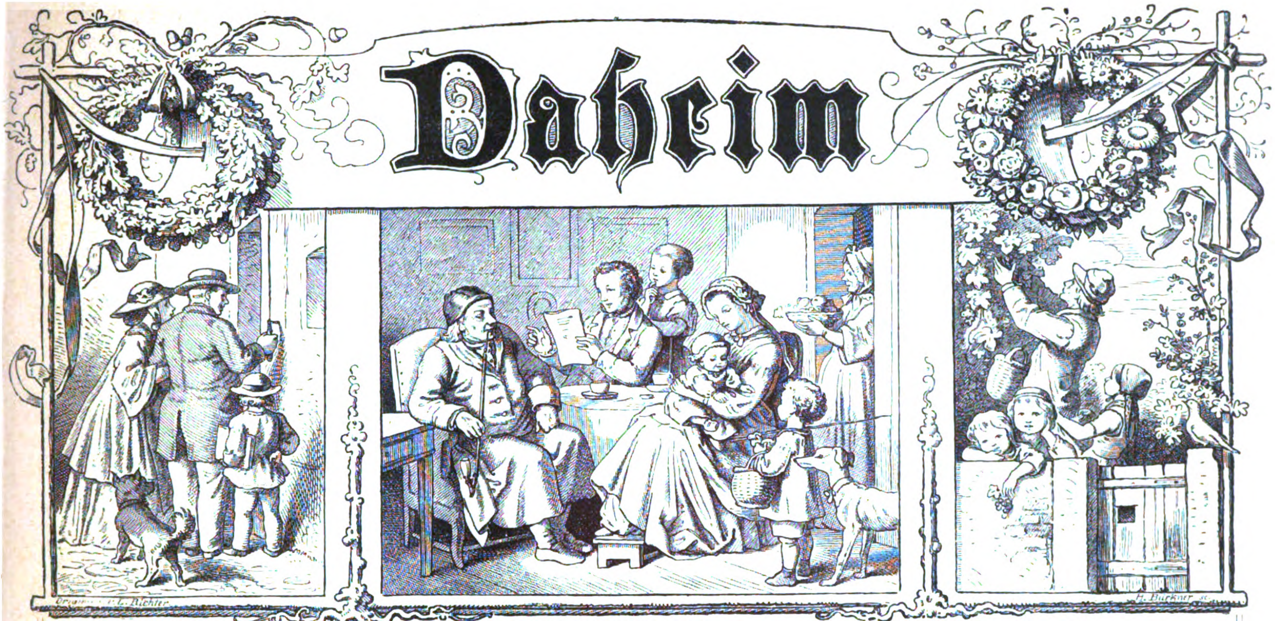
Inhalt: Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. (Bernhardine Schulze-Smidt.) — Auf der Wartburg. Gedicht von Th. Förſter. Mit zwei Abbildungen. — Deutſches Wirken in Spanien. Von G. de Beaulieu. — Zur Lutherſchulfeier. Von Robert Koenig. — Wie ein Atlas entſteht. Von Herrm. Vogt. Mit Illuſtration: Kartographiſche Bruchſtücke. Von A. Scobel. — Am Familientiſche: Die erſten deutſchen Hexameter. — Zur Geſchichte der Männergeſangvereine. — Ein Hof-Pfalzgraphen Diplom Johann Riſts. — Eine Sonnenfinſternis von 1699. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Herausgegeben von **Otto Klaſing** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 10. November 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 6.

Jubelgruß zum Lutherfeſt.

Martin Luther, Mann von Erz,
Feuergeiſt und Felſenherz!
Horch, das Feſtgeläute ruft,
Steig empor aus deiner Gruft!

Als die Mutter dich gebar,
Trat ein Stern aus Wolken klar,
Fuhr ein Sturm ums Erdenrund,
Murrte dumpf der Hölle Grund.

Als des Knaben frommer Sang
Zu Frau Cottas Herzen drang,
Freute ſich Iſais Sohn:
„Das iſt meines Pſalters Ton!“

Da du mit der Sündenangſt
In der Kloſterzelle rangſt,
Sprach Sankt Paulus: „Nur getroſt,
Bringſt der Welt noch Freudenpoſt!“

Als ans Thor dein Hammer ſchlug,
Zu zermalmen Prieſtertrug,
Sprang der Riegel ſtracks entzwei
Und die Geiſter wurden frei.

Da der Held im Mönchsgewand
Kühn vor Papſt und Kaiſer ſtand:
„Amen und Gott helfe mir!“
Stand ſein Cherub hinter dir.

Als auf deinem Patmos dort
Du verdeutſchteſt Gottes Wort,
Flog ein Adler überhin,
Der die Feder dir gelieh'n.

Wenn du Gottes Gnadenbund
Predigteſt mit hellem Mund:
Wie an Pfingſten fuhr durchs Haus
Flammenſchein und Sturmesbraus.

Als du die dir Gott erkürt,
Deine Käthe heimgeführt,
Sprach im Hauſe Chriſtus ein,
Schuf aus Waſſer edlen Wein.

Ritter Jörg! Zum Drachenſtrauß
Zogſt du tapfern Muts hinaus,
Als die Kirche, Gottes Magd,
Vor des Lindwurms Grimm gezagt.

Held Martinus! Bloß und arm
Saß dein Volk, daß Gott erbarm!
Doch du teilſt mit ihm dein Kleid
Göttlicher Gerechtigkeit. —

Kirche Luthers, bleib ihm treu,
Werd in ſeinem Geiſte neu,
Der nach finſt'rer Winternacht
Dir den Frühling wiederbracht!

Seit Sankt Paul ſein Blut vergoß,
War kein Knecht des Herrn ſo groß,
Keiner hat's mit Freund und Feind,
Gott und Welt ſo treu gemeint.

Deutſches Volk, in ſtolzem Ton
Nenn ihn deinen beſten Sohn,
Einen deutſcher'n ſahſt du nicht,
Seit man Thuiskons Sprache ſpricht.

Deutſch ſein Name, deutſch ſein Blut,
Deutſch ſein Trotz und Mannesmut,
Deutſch ſein frommes Kinderherz,
Froh in Gott im Ernſt und Scherz. —

Martin **Luther**, Mann von Erz,
Feuergeiſt und Felſenherz!
Horch, das Feſtgeläute ruft,
Steig empor aus deiner Gruft!

Karl Gerok.

Lutherſagen.

Wie die ſagenbildende Kraft des deutſchen Volksgeiſtes ſich an Perſönlichkeiten verſucht, die auf das Volksleben von hervorragendem Einfluſſe ſind oder im Gemütsleben des Volkes eine bevorzugte Stellung einnehmen, das vermögen nicht nur Sagen aus den früheſten Jahrhunderten deutſcher Geſchichte zu beweiſen, das zeigt ſich vielmehr auch an Perſönlichkeiten, die unſerer Zeit noch verhältnismäßig nahe ſtehen. Zahlreiche Sagen haben ſich z. B. an die Perſon Friedrichs des Großen, Schillers u. a. angeſchloſſen und ſelbſt bei Perſönlichkeiten des XIX. Jahrhunderts bedarf es, wenn ihre Lebensſchickſale dargeſtellt werden ſollen, nicht ſelten des Ausſcheidens ſagenhafter Überlieferungen.

So wäre es denn geradezu wunderbar, wenn an einer ſo tief in das Leben des deutſchen Volkes eingreifenden und im Gemüte des Volkes eine ſo hervorragende Stelle einnehmenden Perſönlichkeit wie Luther nicht auch die ſagenbildende Kraft des deutſchen Volksgeiſtes ſich bewährt haben ſollte. Und in der That gibt es der Lutherſagen nicht wenige, ſei es, daß wirkliche Erlebniſſe Luthers ſagenhaft ausgeſchmückt oder daß ſchon vorhandene Sagen auf dieſe Perſönlichkeit übertragen wurden, ſei es, daß ſeine Freunde das Bild des großen Mannes durch ſolche ſagenhafte Züge noch herrlicher geſtalten wollten oder daß ſeine Feinde ſich bemühten, es in den Staub herabzuziehen.

Schon die Erzählungen von Luthers früheſter Jugendzeit haben ſagenhafte Ausſchmückungen erfahren. Es iſt noch gar nicht lange her, daß man in Schulbüchern die Angabe fand, Luther ſei zu Eisleben geboren, als ſeine Eltern eines Jahrmarkts wegen ſich vorübergehend daſelbſt aufgehalten; findet ſich doch dieſe Angabe ſogar in einer der zahlreichen kleinen Lutherbiographien, welche das jetzige Jubiläumsjahr gebracht hat, freilich nicht als Sage, ſondern als angebliche Thatſache berichtet.

Zu den ſagenhaften Überlieferungen aus Luthers Jugendzeit gehört es auch, wenn erzählt wird, Luthers Vater habe aus Möhra flüchten müſſen, weil er daſelbſt im Zorne einen Bauern erſchlagen habe. In Schriften katholiſcher Verfaſſer wird das noch jetzt wie eine verbürgte Thatſache erzählt. In ausführlicher Darſtellung begegnet dieſe Sage erſt im XVIII. Jahrhundert; zu Luthers Lebzeiten haben auch ſeine erbittertſten Gegner, dieſelben, die Luthers Mutter zu einer liederlichen böhmiſchen Bademagd machen wollten, einen derartigen Vorwurf gegen Luthers Vater nicht erhoben. Nur Witzel, einer dieſer Gegner, ſagt in einem Briefe vom Jahre 1537, er könnte Luthers Vater einen homicida, alſo Mörder oder Totſchläger, nennen. Ausführliches über das allmähliche Aufkommen dieſer Sage auch in proteſtantiſchen Schriften bietet Jul. Köſtlin in ſeiner Streitſchrift: „Luther und Janſſen.“

Zu Sagen gab auch Luthers Eintritt ins Kloſter Veranlaſſung. Namentlich hat ſich ein Sagenkreis gebildet um jenen Freund Luthers, den man eines Morgens ermordet in den Straßen Erfurts fand. Er ſollte Alexius geheißen haben, eine Angabe, die durch keine ältere Quelle beſtätigt wird; bald ſollte er vom Blitz erſchlagen worden ſein an jenem Tage, da Luther bei dem Dorfe Stotternheim von einem ſchweren Gewitter überraſcht wurde, welches auf ſeinen Entſchluß, ins Kloſter zu gehen, allerdings nicht ganz ohne Einfluß blieb, bald ſollte er im Zweikampfe gefallen ſein und zwar in Luthers Beiſein.

Eine Übertragung älterer Sage auf Luther hat ſtattgefunden in der Sage von der Lutherfalle, die man bei dem Kloſter Walkenried zeigt. Man erzählt, es ſei hier Veranſtaltung getroffen geweſen, daß Luther in die Erde verſinke, ſein Hündlein aber, das vor ihm hergelaufen, habe ihn durch ſein plötzliches Verſchwinden gewarnt und ſo gerettet. Das erinnert nicht nur an die Sage von Wallenſteins Pudel, der in Altdorf zuerſt in das Karzer ſprang, ſondern auch an die zahlreichen Sagen vom Teufel, der, nachdem er eine Brücke oder ein anderes Bauwerk aufgeführt, um den erhofften Lohn dadurch betrogen wird, daß man ſtatt eines Menſchen zuerſt einen Hund über die Brücke oder in das Gebäude gehen läßt.

Auch der Teufel ſelbſt ſpielt in den Lutherſagen eine Rolle. Am bekannteſten iſt wohl die Sage von dem Tintenfleck im Lutherſtübchen der Wartburg. Der Fleck ſoll dadurch entſtanden ſein, daß Luther in der Meinung, nach dem vor ihm ſtehenden Satan zu werfen, das Tintenfaß an die Wand geworfen habe. Merkwürdigerweiſe findet ſich von dieſer Sage in den Quellen des XVI. Jahrhunderts auch nicht die geringſte Spur; ſie ſcheint erſt im XVIII. Jahrhundert entſtanden zu ſein. Im XVIII. Jahrhundert zeigte man auf der Feſte Koburg, auf der ſich Luther im Jahre 1530 aufgehalten, einen ähnlichen Fleck und erzählt von dieſem die angedeutete Sage.

Weniger bekannt als jene Wartburgſage dürfte ein andere ſein, die von Luthers getroſtem Mute dem Teufel gegenüber Zeugnis ablegt. Sie lautet: „Vor Luthers Thüre kam einſt ein Mönch und klopfte heftig an. Der Diener that auf und fragte, was er wolle. Der Mönch aber erkundigte ſich, ob Luther daheim wäre. Da Luther, der lange keinen Mönch geſehen hatte, das erfuhr, hieß er ihn hereinkommen. Als der Mönch nun eingetreten war, legte er Luther etliche ſchwere Fragen vor, Fragen von ſo verwickelter und kitzlicher Art, wie ſie damals in Schulen und Klöſtern beliebt waren. Luther vermochte ſie ohne Mühe zu löſen. Da brachte der Mönch andere Fragen hervor, die nicht ſo leicht aufzulöſen waren, ſo daß Luther ſagte: „Du machſt mir viel zu ſchaffen und ich hätte doch jetzt wohl mehr zu thun.“ Darnach erklärte er ihm auch die letzte Stelle, die ihm der Mönch vorgelegt hatte. Während des Geſprächs bemerkte Luther aber, daß die Hände des Mönches Vogelkrallen nicht unähnlich waren. Darum ſprach er: ‚Halt, ich kenne dich; höre zu, dieſes Urteil iſt wider dich gefällt.‘ Damit zeigte er ihm den Spruch im erſten Buche Moſis, wo geſchrieben ſteht, daß der Schlange der Kopf zertreten werden ſolle. Dadurch ward der Teufel, denn das war der Mönch, überwunden; zornig ergriff er das Schreibzeug, warf es hinter den Ofen und verſchwand.“

Zu Sagen gab auch das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ Veranlaſſung. Obgleich nämlich feſtſteht, daß das Lied bereits 1529 gedruckt erſchien, erzählt die Sage doch, Luther habe es 1530 auf der Feſte Koburg gedichtet, wo der Kurfürſt Johann den geächteten Luther zurückließ, als er zum Reichstage nach Augsburg ging. Ein alter Schriftſteller ſchreibt davon: „Dies geiſtreiche Liedlein hat der Mann Gottes, Doktor Luther, gemacht zu der Zeit, da die Feinde das Evangelium ſamt allen chriſtlichen Lehrern auf dem Reichstage zu Augsburg wollten auffreſſen.“ Auch die Angabe, daß Luther das Lied 1521 vor ſeiner Reiſe nach Worms gedichtet habe, iſt eine ſagenhafte. Es ließe ſich nicht einſehen, warum es dann in den ſeit 1524 von Luther herausgegebenen Liederſammlungen nicht Aufnahme gefunden hätte.

Noch manche andere Sage hat ſich an die Perſon Luthers geheftet. Wunderliche Sagen zum Teil, von denen man nicht recht abzuſehen vermag, wie gerade Luther zum Träger derſelben geworden iſt. So die folgende: Als Luther zu dem Reichstage nach Worms reiſte, kam er unter anderem auch nach Wertheim. Dort kehrte er im Gaſthof „zum Adler“ ein und ließ ſich ein paar Bratwürſte vorſetzen. Die hat er aber zu bezahlen vergeſſen und iſt ſie daher heute noch ſchuldig. Auch erzählen die Wertheimer, daß Luther, als er von der Eichelſteige herab kam und der Stadt anſichtig wurde, geſagt haben ſoll:

„Vom Feuer hat Wertheim nichts zu befahn,
Im Waſſer aber wird's untergahn.“

Die Sage von den unbezahlt gebliebenen Bratwürſten findet ſich auch in den bayeriſchen Alpen. Es wird auf dieſelbe z. B. angeſpielt in einem Volksſchauſpiele, das unter dem Namen „der luſtige Jude“ als Nachſpiel den Weihnachtsſpielen angefügt wird und in welchem ein Jude und ein lutheriſcher Pfarrer über ihren Glauben mit einander ſtreiten. In dieſem Spiele wird aber die Szene von Wertheim nach München verlegt, wo Luther „auf eiliger Flucht“ beim „Koch in der Hölle“ (in der Sendlingergaſſe) die Würſte ſchuldig geblieben ſein ſoll.

Leicht erklärt ſich die Entſtehung von Sagen, die aus katholiſchen Kreiſen ſtammen und den Zweck haben, dem leuchtenden Bilde, das Luthers Freunde von dem großen Reformator aufſtellten, ein anderes entgegenzuſtellen, in dem der Reformator eine weniger glänzende Rolle ſpielte. So geht z. B. in Württemberg eine Sage, in der dem überall ſiegreichen Worte des Reformators eine ſo handgreifliche Gegnerſchaft entgegengeſtellt wird, daß es ſelbſt von dem Verſuche, ſich geltend zu machen, abſtehen muß. Man erzählt nämlich:

„Einſt kam Doktor Luther nach Hohenſtatt, um da in der Kirche zu predigen und die Leute zu ſeinem Glauben zu bekehren. Die Frauen des Ortes aber wollten davon nichts wiſſen, und ihren alten Glauben zu verteidigen, griffen ſie nach dem Beſen. Solchen Angriffen war Luther nicht gewachſen. Er floh und wurde von den beſenſchwingenden Frauen bis Mühlhauſen verfolgt. Von dieſer tapferen That der Hohenſtätter Frauen ſchreibt ſich das Vorrecht her, daß ſie, wenn in der Kirche geopfert wird, zuerſt ums Altar gehen dürfen.“

Darauf, dem mutigen Reformator Feigheit anzudichten, geht auch eine andere Sage aus, die in Tirol heimiſch iſt.

In derſelben wird behauptet, Luther habe die Abſicht gehabt, zu dem Tridentiner Konzil zu gehen. Nun berichtet aber die Geſchichte, daß gerade Luther es war, der den Proteſtanten die Beſchickung jener Kirchenverſammlung am dringendſten widerriet, und daß er ſtarb, nachdem dieſelbe erſt kurze Zeit eröffnet war. Das hindert jedoch den alten Grasegger-Hans und ſonſt noch viele Leute im Etſchthal und Virſtgau, an der Südgrenze unſeres Vaterlandes, nicht, zu erzählen, die Sache habe ſich in folgender Weiſe zugetragen:

„Während die Herren Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten, die herbeigekommen waren aus allen Gegenden der Chriſtenheit, bereits im großen Rate verſammelt ſaßen und überaus gelehrte Disputationen hielten, ſchritt auf der Landſtraße von Deutſchland her gegen die Stadt Trident zu ein Mönch, eine gar kräftig ausſehende Geſtalt. Da kam eine Strecke abwärts von Botzen, der letzten deutſchen Stadt, ein altes Weiblein des Weges von unten herauf, und er fragte: „Was thun ſie, die Herren Biſchöfe und Prälaten? und iſt das Konzil ſchon angegangen?“ — „Lange ſchon,“ ſagte das Mütterchen, „und jetzt ſieden ſie eben Öl in einem großmächtigen Keſſel für den Doktor Luther, ſobald er kommt.“ — „So,“ ſprach der Mönch und blieb eine Weile nachdenklich ſtehen. Dann kehrte er um und wanderte wieder über den Brenner zurück nach Deutſchland. Und es iſt wohl nicht ſchwer, zu erraten, wer der Mönch geweſen.“

Den Schluß bilde eine Sage aus proteſtantiſchen Kreiſen, in welcher die Scheu vor jeder Verunglimpfung Luthers ſo weit geht, daß ſelbſt ein ſehr natürlicher Vorgang, der zu ſeiner Erklärung durchaus nicht der Annahme einer übernatürlichen Einwirkung bedarf, als Strafe für eine ſolche Verunglimpfung betrachtet wird. Die Sage lautet:

„In der Domkirche zu Wurzen befindet ſich ſeit alter Zeit ein Bild Doktor Martin Luthers. Im dreißigjährigen Kriege kam einmal ein kaiſerlicher Soldat in dieſe Kirche und ward des Bildes anſichtig. Er ſtieg alſo ſogleich auf die Weiberſtühle, zog ſeinen Degen heraus und wollte damit Luther die Augen auskratzen. Weil nun aber ohnedem auf dieſe Stühle nicht gut zu treten war, ſo fügte es Gott wunderlich, daß er herunterfiel und den Hals brach. Das Wahrzeichen iſt jedoch noch heutigen Tages zu ſehen, indem die Augen mit der Degenſpitze ziemlich zerkratzt ſind.“

Albert Richter.

Hans Sachs und ſeine Stellung zur Reformation.

In dieſen Tagen, wo ſich unſere Gedanken ſo viel mit unſerm Reformator und Glaubenshelden Martin Luther beſchäftigen, ziemt es wohl, den Blick auch auf den Dichter zu richten, der unter allen des XVI. Jahrhunderts als das umfaſſendſte poetiſche Genie angeſehen werden muß, auf Hans Sachs, auf ſein Verhältnis zu der mächtigen Bewegung ſeiner Zeit und zu ſeinem großen Zeitgenoſſen Luther. Zeigt ſich hier auch kein ſtürmiſches Drängen und Kämpfen gegen feindliche Gewalten, ſo iſt es doch von Intereſſe, die Einwirkung jener Bewegung auf eine friedlich und beſchaulich angelegte Natur kennen zu lernen, die nun, wo es gilt, für die als recht und wahr erkannte Meinung unerſchrocken eintritt.

Hans Sachs hatte ſeine dichteriſche Laufbahn als ein frommer Sohn der Kirche begonnen. Seine erſten Meiſterlieder, die er als zwanzigjähriger Jüngling verfaßte, behandeln geiſtliche Stoffe in der althergebrachten Weiſe. Er fleht Maria, die Himmelskaiſerin, die hochwürdige Maid, um Kraft an, das Geheimnis der katholiſchen Abendmalslehre recht zu preiſen; er dichtet das Salve Regina in deutſcher Sprache um. Zehn Jahre ſpäter aber, 1524, tritt bei ihm Chriſtus an Stelle der Jungfrau Maria, ein Zeichen, daß ſeine ganze religiöſe Denkweiſe eine durchgreifende Umwandlung erfahren hatte. In der alten Reichsſtadt Nürnberg hatte die Reformation, wie in den meiſten Gegenden Deutſchlands, zahlreichen Anhang gewonnen. Hier herrſchte ſeit lange ein ſtarker, freier Bürgerſinn; auch hatte eine rege Beſchäftigung mit den humaniſtiſchen Studien gelehrt, den Anmaßungen der Geiſtlichkeit entgegenzutreten; in der nämlichen Bulle, welche Luther als Ketzer verdammte, that der Papſt 1520 auch den gelehrten Wilibald Pirkheimer und den Ratsſchreiber Lazarus Spengler in Nürnberg in den Bann. Auch die Marienverehrung wurde zu einer brennenden Tagesfrage. Der Schulmeiſter Sebald Heyden änderte das bisher allgemein geſungene Salve Regina um in ein Salve Jesu Christe und erregte dadurch bei den Mönchen den heftigſten Groll, bis der Rat einſchritt und den lateiniſchen Geſang überhaupt verbot. Wie verhielt ſich nun Hans Sachs in dieſer aufgeregten Zeit, wo die einſchneidendſten und wichtigſten Flugſchriften Luthers allerorten und beſonders in Nürnberg, einem Hauptſitze des Buchhandels, reißend ſchnell verbreitet und geleſen wurden und Staunen, freudigen Beifall oder grimmigen Haß weckten? Auch auf ihn machte die Bewegung den tiefſten Eindruck. 1521 beſaß er vierzig Schriften von Luther und ſeinen Freunden; und wie eifrig er dieſe und die ein Jahr darauf erſchienene Überſetzung des neuen Teſtaments ſtudierte, davon geben ſeine in der nächſtfolgenden Zeit veröffentlichten Werke Zeugnis. Seine poetiſche Thätigkeit ließ er während der Jahre 1520—1523, wie wir aus ſeinen eigenen genauen Angaben erſehen können, ſo gut wie ganz ruhen. Dann aber, als er über die neue Lehre zu innerer Klarheit gekommen war, trat er auch wieder mit neuen Schöpfungen hervor. Zuerſt 1523 mit der Wittenbergiſchen Nachtigall, über die gleich zu reden ſein wird. Dann mit einer größeren Zahl von bibliſchen, meiſt neuteſtamentlichen Dichtungen und geiſtlichen Liedern und insbeſondere mit mehreren Dialogen, die ſchon in rein ſprachlicher Beziehung ein wertvolles Denkmal der deutſchen Proſa ſind und uns wünſchen laſſen, der Nürnberger Dichter möchte ſich öfter ſtatt der bisweilen holprigen Verſe dieſer kernigen ungebundenen Redeweiſe bedient haben. In geſchickter dramatiſcher Anlage führt der Dichter die evangeliſche Freiheit, den Unwert der geiſtlichen Gelübde und Scheinwerke, den Geiz der Kaufleute vor; er ſelbſt erſcheint unter den verhandelnden Perſonen als „der Schuhmacher" und weiß durch ſeine treffenden und doch gemäßigten Worte viele zu überzeugen. Aber auch ſchärfer verſtand er zu reden. Durch den lutheriſchen Pfarrer an St. Lorenz, Andreas Oſiander, wurde er im Jahre 1527 zu einem heftigen Angriff auf das Papſttum veranlaßt. Dieſer hatte nämlich unter dem Titel „Eyn wunderliche Weyſſagung, von dem Babſtumb, wie es yhm biß an das endt der welt gehn ſol" eine merkwürdige lateiniſche Schrift aus dem XIII. Jahrhundert erneuert und auf die gegenwärtigen Verhältniſſe gedeutet; Hans Sachs verfaßte die Erklärung dazu in deutſchen Reimen. Luther ſelbſt gefiel das Werkchen, das auch mehrfach nachgedruckt wurde, um ſo weniger den römiſch Geſinnten; und dieſe ſetzten einen Ratsbeſchluß durch, welcher den Verleger wie Oſiander und Hans Sachs ernſtlich verwarnte und letzterem aufgab, „daß er ſeines Handwerkes und Schuhmachens warte, ſich auch enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinfüro ausgehen zu laſſen." Später zeigt ſich der Dichter dem Papismus gegenüber milder und verſöhnlicher; mit der heiteren Ruhe und Gutmütigkeit, welche für ihn überhaupt charakteriſtiſch iſt, ſcherzt er beiſpielsweiſe über den Urſprung der Mönche oder berichtet allerlei Schwänke von ihnen. Luthers Tod betrauert er in einem Epitaphium, dem man den innern Herzensanteil wohl abfühlt.

Die Hauptthat aber des Nürnberger Meiſterſängers, wenn von ſeiner Beziehung zur Reformation die Rede iſt, bleibt die Wittenbergiſch Nachtigall; und deshalb haben wir die neue Ausgabe des Gedichts, welche Karl Siegen eben (Jena, F. Mauke) davon veranſtaltet hat, dankbar zu begrüßen. Um dasſelbe dem Verſtändnis moderner Leſer näher zu bringen, hat er es ſprachlich erneuert, und meiſt geſchickt, nach meinem Geſchmack jedoch zu ſehr moderniſiert. Man höre den Anfang:

„Wacht auf, es naht der helle Tag!
Ich höre ſingen im grünen Hag
Eine wonneſame Nachtigall,
Und Berg und Thal durchdringt ihr Schall,
Im Oſten iſt, indes die Nacht
Sich weſtwärts neigt, der Tag erwacht;
Das Morgenrot, ein Flammenmeer,
Zerteilt die Wolken ringsumher,
Und flüchtend vor dem Sonnenlicht
Verbirgt der Mond ſein Angeſicht."

Indes verkenne ich die Schwierigkeit, den Ton des Hans Sachs beizubehalten, keineswegs, und andere mögen hierüber anders urteilen. Beigegeben ſind dem hübſch ausgeſtatteten Büchlein außer Einleitung und Anmerkungen auch das oben erwähnte Klaggedicht auf den Tod Luthers, ſowie das bekannte Wappen desſelben und der Titelholzſchnitt der Originalausgabe des Gedichtes, welcher den Inhalt der allegoriſchen Dichtung veranſchaulicht. Die Nachtigall, welche den hellen Tag verkündigt, bedeutet natürlich niemand anders als Luther, der durch ſeine Lehre die Chriſtenheit, welche unter dem Bilde einer in der Wildnis verirrten und von wilden Tieren bedrohten Schafherde vorgeſtellt wird, zum Lichte des Evangeliums zurückleitet. Die Gegner der Reformation ſind in einer dem damaligen Publikum durchaus geläufigen Weiſe als Tiere geſchildert, Papſt Leo ſehr paſſend als Löwe, der Franziskaner Thomas Murner, ebenfalls mit Anſpielung auf ſeinen Namen, als Kater, Dr. Eck als Wildſchwein, Emſer als Bock, die Biſchöfe als Wölfe, die Mönche als Schlangen und die feindlichen Profeſſoren und Fürſten als Fröſche und Gänſe. All ihr Heulen und Wüten vermag nicht die helle Stimme der Nachtigall zu übertönen, welche die Herde ihrer Gewalt entreißt. „Darum," ruft der Dichter zum Schluß ſeinen Leſern zu

„Kehrt aus der Wüſte, liebe Brüder,
Vom Papſt zu eurem Heiland wieder,
Zum rechten Hirten, der ſein Leben
Aus Lieb' zu uns dahingegeben,
Der uns erlöſt von Sündenpein,
Uns Hoffnung bleibt und Troſt allein
Und euch, wie ſehr ihr auch voll Schuld,
Das Heil verheißt in ſeiner Huld,
So ihr nur glaubt an ſeinen Namen;
Wer das begehrt, der ſpreche Amen!"

Johannes Bolte.

Ein Lutherfund.

Einen, wie es ſcheint, ſehr bedeutſamen Beitrag zur Lutherlitteratur hat die Zellerfelder Kirchenbibliothek, die ſogenannte Calvörſche, geliefert: das 1537 von Dr. Conrad Cordatus zuſammengeſtellte und von dieſem geführte älteſte, bis jetzt gänzlich unbekannte Tagebuch über Dr. Martin Luther. Es erſtreckt ſich über die Jahre 1524, 1525 ff., beſonders aber 1531—1534.

Conrad Cordatus war ein geborener Öſterreicher; er kam 1524 als Flüchtling nach Wittenberg, war Paſtor in Zwickau, in Niemegk bei Wittenberg, in Eisleben, wurde 1540 Generalſuperintendent in Stendal und ſtarb 1546, gleich nach Luther. Als vertrauter Freund Luthers war er wiederholt und auf längere Zeit auch deſſen Gaſt, und als ſolcher hat er ſeine lateiniſchen Aufzeichnungen gemacht. Die Handſchrift des Cordatus (über 750 Seiten) ſtellt ſich denn als eine andere Tiſchredenſammlung dar, verſchieden von den ſpäteren deutſchen ſogenannten Tiſchreden. Während dieſe in der Überarbeitung und in der Abſicht, ſie intereſſant zu machen, ſehr viele überflüſſige, oft auch nicht unbedenkliche Zuſätze, überhaupt Wiederholungen in weitem Umfange enthalten, gibt die Handſchrift des Cordatus überall die urſprüngliche, knappe, friſche Form; namentlich in dem eingeſtreuten Deutſch erkennt man den wahren Luther. Cordatus ſelbſt erklärt, daß er ſtets alles, was er aus Luthers Munde gehört, ſofort am Tiſche niedergeſchrieben habe, „mochte ich ſtehen oder ſitzen." Erlaubnis dazu ſei ihm unter der Bedingung gegeben, daß er dergleichen lediglich für ſich ſelber aufſchreibe. Andere, unter denen er den Nürnberger Veit Dietrich und Joh. Turbicida (Paſtor Schlaginhauffen, ſpäter in Köthen) nennt, hätten es ihm erſt nachgemacht.

Wie die Handſchrift des Cordatus, die ſehr ſchwer zu leſen iſt, Jahrhunderte lang zwar nicht verborgen aber doch unbenutzt bleiben konnte, iſt eine beſondere Frage. Über die ſonſt noch an allerlei Schätzen reiche Zellerfelder Bibliothek iſt zu bemerken, daß ſie von Caſpar Calvör, geboren 1650 zu Hildesheim, 1677 Diakonus zu Zellerfeld und geſtorben 1725 als Generalſuperintendent zu Klausthal, gegründet worden iſt. Die Handſchrift des Cordatus hat er wahrſcheinlich durch ſeinen Lehrer Calixt in Helmſtedt erlangt.

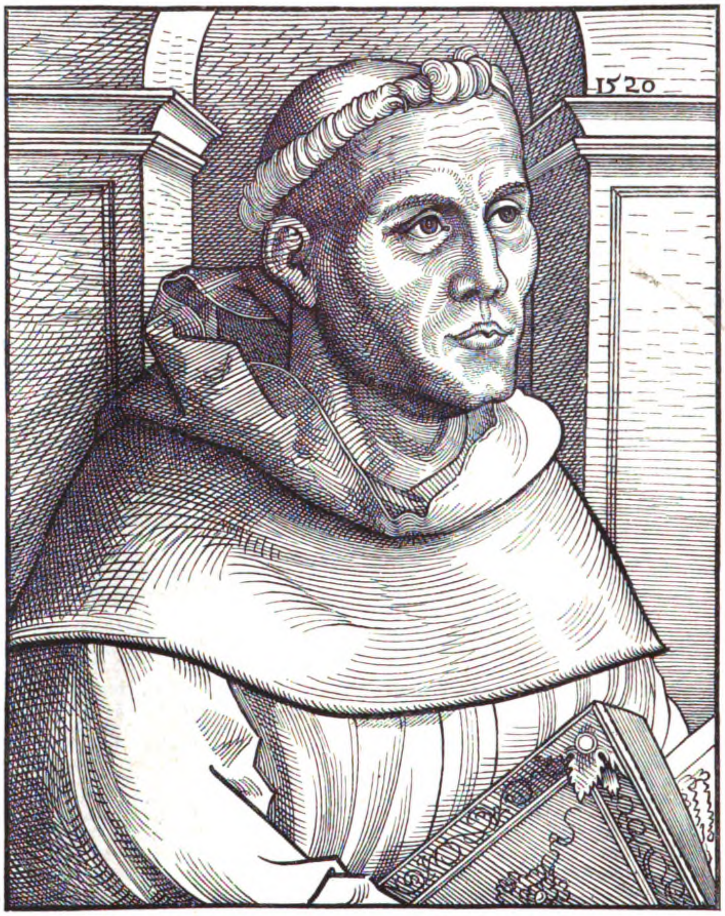
Der Gymnaſialoberlehrer Dr. Wrampelmeyer zu Klausthal, deſſen Nachforſchungen der glückliche Fund zu danken iſt, wird die Handſchrift in Lieferungen herausgeben, deren erſte am 10. November bei Niemeyer in Halle erſcheinen ſoll. Außerdem wird das königliche Gymnaſium zu Klausthal eine Feſtſchrift veranſtalten; dieſelbe ſtellt die Ausgabe von zwei Originalmanuſkripten Luthers und zwei ungedruckten Abhandlungen Melanchthons in Ausſicht, ſie wird ferner einige andere den Cordatus betreffende, zum Teil unbekannte Publikationen bringen, daneben eine Abhandlung über Beſchaffenheit und Inhalt der Zellerfelder Handſchrift und über das Leben und die Werke des Dr. Conrad Cordatus. Auch dieſe Feſtſchrift wird bei Niemeyer in Halle herauskommen.

Lutherbilder und das Bild Luthers.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./IV. 70.

Randzeichnungen von **Emil Frommel.**

Die Lutherlitteratur geht in hohen Wogen in unſeren Tagen der Feſtrüſte. Vom gelehrten forſchenden Profeſſor an, der die mühſam errungenen Goldſtufen zum Teil im Geſtein ungelenken Stils zu tage fördert, bis zum Pfarrherrn und Schulmeiſter herab, der fleißig exzerpierend die kleine Scheidemünze prägt, mit mehr oder minderem Glück das Bild Luthers modellierend, geht ſie hinaus ins Land. Hier ſammelt ein Chroniſt allerlei Kurioſa, dort ein Poet die zerſtreuten Glieder der Lieder zu Ehren des Mannes; hier ſtimmt ein Muſiker ſeine Saiten zu Oratorium und Feſtgeſang, ſelbſt an Dramatikern fehlt es nicht. Manchem will's zu viel werden — aber laßt ſie immerhin machen. In Israel ward einſt ein toter Mann nahe zu den Gebeinen des Propheten gelegt — und ſiehe, er ward durch die Berührung mit dem Manne Gottes lebendig. Mag es jenen — ja nur Einem alſo gehen, der ins Grab des großen Propheten deutſcher Nation ſteigt, und es wäre Gewinns genug. Auch die bildende Kunſt hat nicht gefeiert, Lutherbilder alten und neuen Datums tauchen auf, in Holzſchnitt, Lithographie, Stahlſtich, Farbendruck, Erz und Marmor — vom geiſtvollen Künſtler an bis herab zum Stümper, der bis zur Unkenntlichkeit auf den Pfeifenkopf „ſeinen Luther“ befriedigt klext. Laßt auch ſie immerhin thun, und mögen ſelbſt Karikaturen in gut gemeintem Sinne mit unterlaufen, ſie ſind nur die Parallelen zu den Karikaturen, die römiſche Federn geliefert. Will doch nach Dr. Martinus der Mäuſemiſt allerwege bei dem Pfeffer ſein.



Luthers Bildnis in der Tracht des Auguſtiners, vom Jahre 1520.

Holzſchnitt aus Lukas Cranachs Schule, verſchiedentlich in erſten Wittenberger Drucken früher Lutherſcher Schriften angewendet, dann auch vielfach als Einzeldruck, auch koloriert, verbreitet.

Unſer Daheim, deſſen Ehre der Bildſchmuck iſt, will ſeine Luthernummer mit Luthers Bildniſſen ausſtatten und zugleich ein Bild Luthers geben. Ob ſich beide decken: Lutherbild und das Bild Luthers? Entſpricht das Bild, das wir von ihm in der Seele tragen, das ſich galvanoplaſtiſch durch ſein Wort und Werk in unſerm Gemüte niedergeſchlagen, dem Bilde, das Stift und Meißel geſchaffen? Am Bilde geliebter Menſchen ſuchen wir die Züge, die uns beſonders charakteriſtiſch und teuer, und finden wir ſie nicht bei aller äußeren Ähnlichkeit, ſo ſind wir enttäuſcht. In erhöhtem Maße geht es uns aber ſo bei Menſchen, die zu Repräſentanten eines großen Gedankens geworden, mit deren Name ſich eine Welt von Gedanken und Empfindungen verbindet. Welches Bild einer Königin Luiſe befriedigte uns völlig — und welches Bild Luthers? Der einzige Zeitgenoſſe, der ein Luthers völlig würdiges Bild geſchaffen hätte, nicht bloß mit der kunſtbegabten Hand, ſondern mit dem vollſten Herzen — er hat ihn geliebt, um ihn getrauert, ihm ſo innig gedankt, aber ihn nie geſehen — der große Albrecht Dürer, der uns in unvergleichlicher Schönheit, Kraft und Geiſt das Bild eines Friedrich des Weiſen, Melanchthon, Pirkheimer und Holzſchuher gegeben. Wie ſtand ihm darnach Wunſch und Verlangen! „Hilft mir Gott,“ ſchreibt er, „daß ich zu Dr. Martin Luther komme, ſo will ich ihn mit Fleiß abkonterfeien, und in Kupfer ſtechen zu einem dauernden Andenken des chriſtlichen Mannes, der mir aus großen Ängſten geholfen hat.“ Welch Bild würde das geworden ſein! So ſind wir denn weſentlich an den treuen Lukas Cranach und ſeine Schule gewieſen. Zu allen Zeiten hat er Luther gemalt und nicht bloß ihn, ſondern er iſt auch der Illuſtrator ſeiner Schriften und ſeines Werkes, der eigentliche klaſſiſche Maler der Reformation in vielgeſtaltigſter Weiſe geworden. Aus ihm haben alle geſchöpft, ein Ernſt Rietſchel und Guſtav König, ein Donndorf und ein Leſſing, ein Siemering und ein Spangenberg, und wie die Namen alle heißen. — Begleiten wir denn die Bilder mit etlichen Federzeichnungen, vielleicht noch unvollkommener als die Bilder ſelbſt und erſetzen wir den Mangel durch erneute Mangelhaftigkeit.

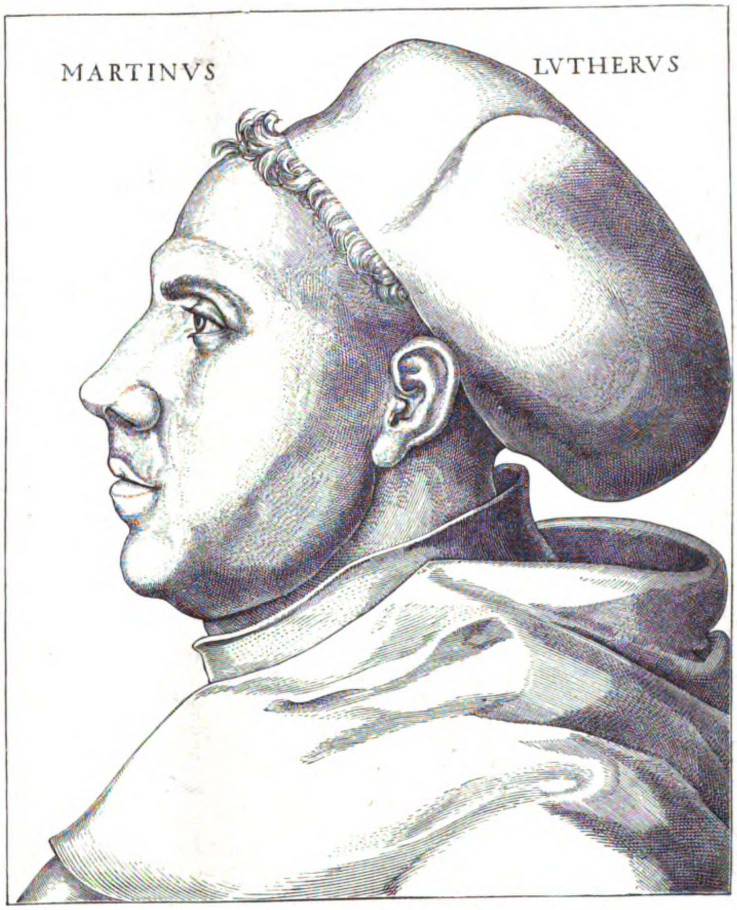
* * *

Aus Luthers Kinderjahren fehlt uns ſelbſtverſtändlich das Bild. Wer hätte ſich auch um ein Bergmannskind in Eisleben gekümmert, und von dorther irgendwie etwas Großes erwartet? Aber das iſt ja das Große in Gottes Regiment, aus dem Unſcheinbaren das Weſenhafte, aus dem Geringen das Große hervorzuholen. Hören wir den großen Carlyle: „Dieſe arme Frau Luther — ſie war mit ihrem Manne ausgegangen, ihre kleinen Geſchäfte zu beſorgen, vielleicht das Bündel Garn zu verkaufen auf dem Jahrmarkte, das ſie geſponnen hatte, um die kleinen Winterbedürfniſſe für ihre enge Hütte dafür einzutauſchen: in der ganzen Welt gab es an jenem Tage kein durch und durch unwichtiger ausſehendes Paar, als dieſen Bergmann und ſein Weib. Und doch! Was waren alle Kaiſer, Päpſte und Potentaten im Vergleich? — Es wurde hier abermals ein mächtiger Mann geboren, deſſen Licht als Leuchtturm über lange Jahrhunderte und Weltepochen hinſtrahlen ſollte. Die ganze Welt und ihre Geſchichte wartete auf dieſen Mann! Es iſt ſeltſam, es iſt groß! Es führt uns zurück zu einer anderen Geburtsſtunde in einer noch niedrigeren Umgebung. Vor achtzehnhundert Jahren, — in betreff deren es ſich ziemt, daß wir nichts ſagend, nur ſchweigend nachſinnen; denn was ſind hier Worte? Das Jahrhundert der Wunder vorüber? — das Jahrhundert der Wunder iſt ewig da.

„Ich finde es durchaus paſſend für Luthers Beruf auf dieſer Erde und zu dem Ende über allen Zweifel weiſe geordnet von der Vorſehung, die über ihm und uns in allen Dingen waltet, daß er arm geboren und arm erzogen wurde, einer der ärmſten der Menſchen. Unter wirklichen Dingen, nicht unter Schein und Truggebilden hatte er aufzuwachſen. — Es war ſeine Aufgabe, mit Wirklichkeiten bekannt zu werden und ſich bekannt zu erhalten, es koſte, was es wolle; ſeine Aufgabe war, die Welt wieder zur Wirklichkeit zurück zu bringen, denn nur zu lange hatte ſie bei dem Scheine verweilt.

„Ich will dieſen Luther einen wahren großen Mann nennen; groß an Geiſt, an Mut, an Liebe und Reinheit; einen unſerer liebenswürdigſten und herrlichſten Männer. Groß, nicht wie ein behauener Obelisk, ſondern wie ein Alpengebirg — einfach, bieder, ungezwungen, es ganz und gar nicht darauf anlegend, groß zu ſein; für etwas ganz anderes da, als um groß zu ſein. Ach ja! Unbezwinglicher Granit, der fern und weit in den Himmel hinaufragt, doch in ſeinen Spalten Quellen, grüne holdſelige Thäler mit Blumen. Ein wahrer geiſtlicher Held und Prophet; noch einmal: ein wahrer Sohn der Natur und thatſächlicher Wirklichkeit, für den dieſe Jahrhunderte und noch viele zukünftige dem Himmel dankbar ſein werden.“ — Iſt's nicht genug, ſich in dies Bild der Armut Luthers zu verſenken, um in ihm einen Schlüſſel zum Verſtändnis ſeines Weſens, ſeiner Treuherzigkeit und Ängſtlichkeit, ſeiner Derbheit und volkstümlichen Art zu finden? Er freut ſich des und will nichts von den Sternen wiſſen, in denen ſein Freund Melanchthon etwas zu leſen glaubte von ſeiner Zukunft. „Ich will nichts von eurem Sol. Meine Eltern und Voreltern ſind rechte Bauern geweſt. Mir hat's kein Menſch an der Wiege geſungen, daß ich dem Papſte in die Haare fahren werde.“ —

Des lutters geſtalt mag wol verderbenn
Sein criſtlich gemiet wirt nÿmer ſterben.

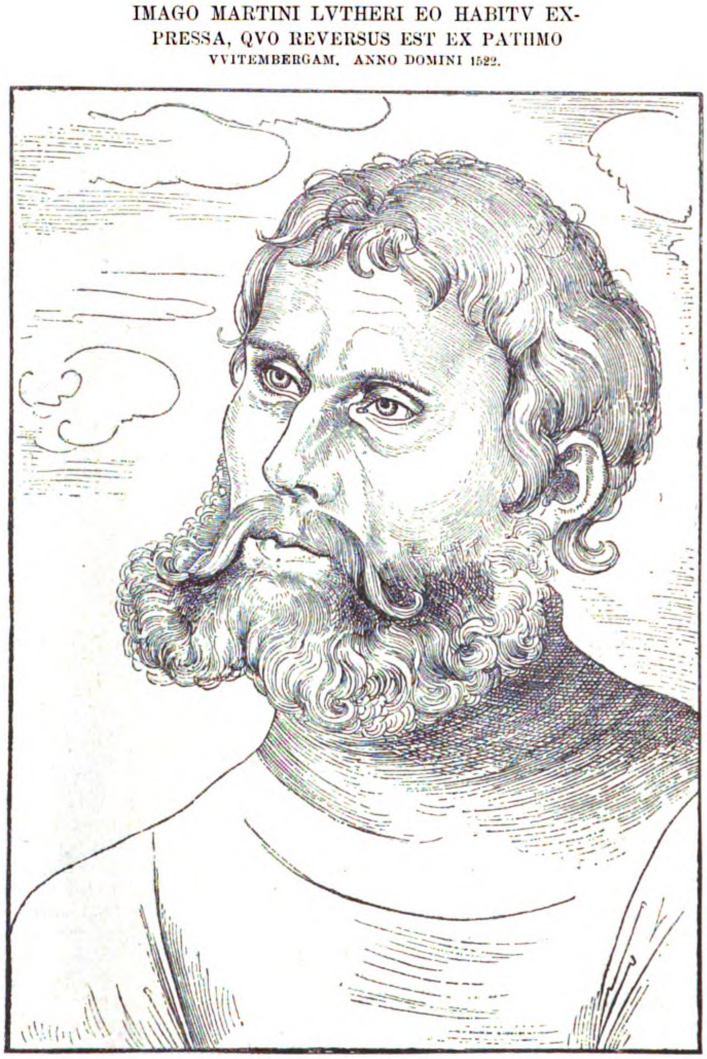


Bildnis Luthers in ſeinem 38. Jahre, noch in Ordenstracht.

Nach einer Wiederholung des Originalſtiches Lukas Cranachs vom Jahre 1521. Das Exemplar trägt obigen Spruch als Unterſchrift.

Dafür haben wir aber das Bild der Eltern Luthers von Cranachs Hand. Das ſind ehrliche und derbe Bauerngeſichter mit klugen Augen und ſtarken Backenknochen. Der Vater Luther ſieht freilich drein, als ob mehr hinter ihm ſei als ein „armer Häuer.“ Verſtändigkeit und Unbeugſamkeit leuchten aus dem Geſichte heraus und man kann ſich's wohl denken, daß dies Geſicht wetterleuchtete, als ſein Martin widers vierte Gebot ins Kloſter ging. Aber ebenſo ſagt es, daß dieſer Mann bei der erkannten Wahrheit beharrte, und kein Wunder, daß er vor dem Scheiden, als man ihn fragte, ob er bei dem Evangelium bleiben wollte, das ſein Sohn wieder verkündigte, antwortete: „Ja, ich müßte ja ſonſt ein Schelm ſein.“ Die Mutter war guter Sprüche voll, und an ihr Wort: „dir und mir iſt niemand hold — das iſt unſer beider Schold,“ hat Luther oft im Leben gedacht. Auch ſie verſtand keinen Spaß bei irgend einer Fehle. Aber das Bild der mit dem Bündel Holz ſich ſchleppenden Mutter iſt Luther im Gedächtnis geblieben. Willſt du die römiſche Karikatur neben dieſe beiden treuen Geſichter ſtellen, Luthers Vater mit einem Mord auf dem Gewiſſen und ſeine Mutter mit dem Teufel im Bunde, ſo habe ich nichts dagegen. — „Meine Eltern ließen ſich's blutſauer werden, uns zu erziehen.“ Strenge und harte Zucht, Kampf ums Daſein, Armut und Not im Hauſe, Schrecken und Schläge in der Schule und Angſt in der Kirche vor dem ewigen Feuer, in das Chriſtus der Heiland verdamme — das ſind Luthers Erinnerungen aus früher Kindheit. Ein Genrebild aus ſeiner Jugend: Der ſtarke Mitſchüler Nikolaus Ömler, den ſchwachen Martin in ſeinen Armen nach der Schule tragend.

Wir finden Luther in Eiſenach als fünfzehnjährigen Knaben. Das iſt die Zeit, wo es in einem Menſchen ſtille hergeht; man iſt kein Kind mehr und noch kein Mann. Wer da mit uns freundlich redet, thut uns ſeligen Dienſt, wer uns nicht verachtet, hebt uns ſchon über uns ſelbſt. Geſegnet ſei jeder Sonnenſtrahl, der die verſchloſſene Knoſpe trifft! So iſt's Magiſter Trebonius, der ſeine Schüler ehrerbietig grüßte und das Barett abnahm vor dieſen „werdenden Kanzlern und Räten," der den Scholaren Luther tröſtet. Ein Bild Spangenbergs zeigt uns den alten Poeten, „geſchickter als alle, die Grammatik traktierend," und vor ihm ſitzt Luther, die Hände andachtsvoll gefaltet, die tiefen Augen unverwandt auf ihn gerichtet, die Worte ihm von den Lippen leſend. Ein trefflich Bild fürwahr — den ſtaunenden Knaben hineingetaucht zu ſehen in eine alte graue Welt, davon im Mansfeldſchen bei den Berghäuern kein Reden noch Sagen war. — Bitter drückt ihn die Armut; die vermöglichen Verwandten, auf die die Eltern dort gehofft, ſcheinen doch reicher an Sorge als an Geld geweſen zu ſein. Aber Martin hat ja eine helle Stimme und kann in der Kurrende den Alt führen und vor den Häuſern ſein Brot „um Gottes willen" erſingen. Solch eine Knabenſtimme — wer kennte ihre Macht nicht? Ahnungslos, ihres Metalls unbewußt, ſchmettert ſie hinaus, ſingt tapfer Note um Note, iſt wie eine Blume, die um ihren Duft und Schmelz nicht weiß. Aber anderen dringt ſie ins Herz, ungewollt und ungeſucht. Frau Cotta tritt in den Flur und hört ſinnend die Kurrende. Im Alt lag damals zumeiſt die Stimmführung, ſo hört ſie Luthern heraus mit ſeinem „hellen Singen und herzlichen Gebet," nimmt ihn in ſehnlicher Zuneigung an ihren Tiſch, und der bitterſten Not iſt geholfen. Sein Lebtag hat's Luther nicht vergeſſen, was ihm ſein Singen eingebracht und ſchämt ſich deſſen nicht. „Verachte mir die Geſellen nicht, die vor den Thüren panem propter Deum ſagen und den Brotreigen ſingen. Du hörſt vielleicht nach dem Pſalmiſten große Fürſten und Herren ſingen." Und nie hat er's Frau Cotta, „ſeiner lieben Wirtin," vergeſſen in Dank und Liebe, was ſie gethan. So ſchaut uns aus Spangenbergs anderem Bilde die Matrone an, das Brot milde reichend dem Jungen, der mit tiefem, dankbarem Blick ihr lohnt. Aber auch dieſes edle, echt menſchliche Bild weiblicher Mildherzigkeit und kindlichen Dankes haben die vergifteten Federn lüſterner, eheloſer Skribenten offen und verſteckt in den Kot gezogen. Uns ſei es geſegnet für und für! Mit dem Bilde des vor der Thüre ſingenden armen Luthers bleibt für alle Zeit verbunden das Bild und Vorbild der edlen, barmherzigen Frau, die das Herz dem Singenden und das Haus dem Hungernden aufgethan!


IMAGO MARTINI LVTHERI EO HABITV EXPRESSA, QVO REVERSUS EST EX PATHMO
VVITEMBERGAM. ANNO DOMINI 1522.

Bildnis Martin Luthers

„in der Erſcheinung dargeſtellt, in welcher er zurückkehrte aus Pathmos (Wartburg) nach Wittemberg im Jahre des Herrn 1522." Nachbildung eines Holzſchnittes von Lukas Cranach vom Jahre 1522.

* * *

Noch hat keiner den Magiſter zu Erfurt gemalt, der unter „großer Majeſtät und Herrlichkeit" promovierte, dem man als neuem „Licht" die „Fackeln vor trug." „Tages Arbeit, abends Gäſte" — und doch wie ſelig hätte er ſich damals gedeucht, „wenn er ein Evangelium, ja ein Pſalmlein hätte mögen einmal hören." Die Blüten der Humaniſten waren kein Brot für die hungernde Seele und die lachenden „Briefe der Dunkelmänner" gaben kein Licht und ſtillten die Thränen nicht. Humanität iſt noch keine Divinität, die leicht beſchwingte Geißel noch kein Hirtenſtab, und edle Heiden ſind noch keine Chriſten. Aber doch — „ſo lieb uns das Evangelium iſt, ſo hart laßt uns halten an den Sprachen, denn ſie ſind die Scheide, worin das Schwert des Geiſtes ſteckt." Trinkend am Born der Weisheit und Schönheit und doch verſchmachtend, geſättigt mit Wiſſen, und doch hungernd — das iſt des Magiſters Bild. Noch ſehe ich ein anderes aus jener Zeit: einen alten Prieſter, ſich herabbeugend zum ſchwererkrankten Jüngling und ins Ohr ihm raunend: „Seid getroſt, Ihr werdet dieſes Lagers nicht ſterben. Unſer Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute wieder tröſten wird. Denn wen Gott lieb hat und daraus ER etwas Seliges ziehen will, dem legt er zeitlich das heilige Kreuz auf, in welcher Kreuzſchule geduldige Leute viel lernen." —

Ich ſehe ein drittes Bild. Es iſt Nacht. Unter der Kloſterpforte der Auguſtiner ſteht ein Häuflein guter Freunde, in ihrer Mitte der junge Magiſter. „Heute ſeht ihr mich und nimmer mehr." Da hilft nicht Bitte noch Thräne. Der Magiſter klopft am Pförtlein, es thut ſich auf und läßt ihn ein und ſchließt ſich wieder. Draußen die Welt und ihre Weisheit, ihr Lautenſpiel und Klang, und drinnen die enge Zelle und der Horengeſang der Brüder, Staubbeſen und Bettelſack, bereit für den Magiſter der ſieben freien Künſte. Wie's gekommen, wir wiſſen's. Zur innern Unruhe kommt von außen Todeseindruck und zuckender Blitzſtrahl. Das bange Gewiſſen will ſich durch kein Wiſſen beſchwichtigen laſſen. Das Gelübde iſt gethan: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden,“ ſo hat er verſprochen — ſo hat er's gehalten. „Ich ging ins Kloſter und verließ die Welt, weil ich an mir verzweifelte.“ Nicht ein Bild, ſondern das Bild vieler tieferer Geiſter aus allen Zeiten der Kirche, die von keinem Heiland mehr wußte. Aber welche Künſtlerhand will den innern Seelenkampf eines nach Gottes Frieden hungernden Gemütes darſtellen und bilden? —

Ich führe dich gen Süden. St. Peters Kuppel ragt aus der Ferne. Ein Mönch fällt auf die Kniee, breitet die Hände aus und ruft: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom, ja rechtſchaffen heilig, von den heiligen Märtyrern und ihrem Blute, das da vergoſſen iſt“ — du kennſt ihn. Er zieht durch alle Kirchen, ſieht den Papſt mit dem hochwürdigen Sakrament auf einem hübſchen weißen Hengſte reiten, lieſt Meſſe um Meſſe andächtig und langſam, derweil ſeine italieniſchen Amtsbrüder ihn ſchelten ob ſeiner Bedächtigkeit, bedauert, daß ſeine Eltern noch leben, dieweil er ſie ſonſt aus dem Fegfeuer ſo leicht in der Stadt der Gnaden herausbeten könnte, rutſcht die Pilatustreppe hinauf und hört über ſich den Propheten Habakuk rufen: „Der Gerechte wird aus dem Glauben leben,“ kehrt um und ruft beim Weggehen wie weiland Jugurtha der Numidierkönig: „O urbem venalem — o feile Stadt!“ —

* * *

Die Hammerſchläge haben an die Kirchthüre der Wittenberger Schloßkirche gedröhnt, die fünfundneunzig Sätze ſind angeheftet am Tage vor Allerheiligen. Ruhigen und freien Antlitzes geht, wie nach einer guten That, die ſich von ſelbſt verſteht, der Auguſtinermönch hinab in ſeine Zelle. — Er hat gethan, was ſeines Amtes iſt, als der Heiligen Schrift Doktor, die Welt mag drüber ſich nun zerzauſen — ſo ſchildert ihn Spangenbergs Bild.

Aber ſein tiefſtes, eigentlichſtes Bild ſind die Sätze ſelbſt: der bekümmerte Sohn der Kirche, der treue Verehrer des Papſtes — und daneben das irre gewordene Herz und wehe Gewiſſen über all dem im Namen des Evangeliums getriebenen Ablaßhandel. Zwiſchen drinn wetterleuchtet's voll heiligen Ingrimms und daneben rauſcht ſchon ein ſanftes Säuſeln der freien Gnade Gottes. Unbewußt der Folgen, bewußt nur ſeines Rechtes und der Gerechtigkeit ſeiner Sache hat er allein die Sätze verfaßt und angeſchlagen, ſeines Doktoreides ſich getröſtend. Allein — nur mit ſeinem Gott als Bundesgenoſſen und dem in ihm gebundenen Gewiſſen — das iſt das Bild Luthers an allen Höhetagen ſeines Lebens. Allein an der Kirchthüre, allein vor dem Elſterthor, allein vor Kaiſer und Reich, allein von der Wartburg herab, allein vor den Bauern. Ihm kann niemand helfen und raten, er iſt die Null, ſein Gott die große Zahl davor.

Die Sätze fliegen mit Sturmeseile hinaus; was Tauſende gedacht, ſie leſen's verwundert, als habe Luther in ihrer Seele geleſen. „Der Pauke war das Loch geſchlagen.“ Nun wollen ſie auch den Mann ſehen, der ſolches geredet und die erſten Bilder Luthers erſcheinen (1520—21). Aber was ſeid ihr hinausgegangen zu ſehen? Wolltet ihr einen Mönch ſehen in wunderlicher Kappe, wohl mit gewölbter gedankenvoller Stirn, aber mit breitem, derben Geſicht — oder einen Mönch mit geſchornem Haupt, darauf ein Kränzlein von Haaren ſitzt, einen Kloſterbruder, müde von Wachen und Weinen, von inneren Kämpfen? Eine „gottgelaſſene Seele“ ſiehſt du in dem zweiten Bilde mit dem geſchornen Haupt. Mir iſt, als läſe ich die Worte Seb. Franks in dieſem Geſicht: „Leid und meid, leid Gottes Wort und Werk, Chriſtum in dir, daß er dich lehre; leid, treib, laß mit dir machen, ergib dich ſeinem Willen als eine reine Braut. Sei unſers HErrgotts Eſel; leid dich unter ſeinem Joch zum ewigen Leben, laß dich von ihm zähmen und führen und ſei nicht dein ſelbſt. Dies Leiden und Hinhalten iſt der rechte Gott wohlgefällige Sabbat. Summa: Leid Gott und meid dich ſelbſt und alles was dein, das iſt gar, das iſt alles.“ So ſchaut weit mehr Paſſivität als Aktivität aus dieſen Bildern und alle die trotzigen aktiven Bilder Luthers ſind nichts gegen dies ſtille leidende Bild — das mit ſeinem tiefſten Innern wohl zuſammenſtimmt. So ſieht ein Menſch aus, der nichts werden will, aber in Gott alles ſein will; der weniger zu thun, als viel mehr zu leiden bereit iſt. Nur ſolch ein Antlitz kann dem Kaiſer Carol das Wort auspreſſen: „Dieſer Mönch wird mich nicht zum Ketzer machen!“ Was in dieſem Geſicht leuchtete, gibt kein Holzſchnitt, keine Leinwand: — die tiefe Glut im Auge, eine Flamme, deren Feuerherd im Herz loderte.

Leſſings Disputation in Leipzig zeigt Luthern im Moment hoher Spannung. Drüben Eck, der alte römiſche Fechter mit ſicherer Auslage, die Blöße des Gegners erſpähend, den Hieb parierend, zu ſeinen Füßen der Narr, zu ſeiner Seite ſein hoher Gönner, Herzog Georg, Luthers bitterſter Feind — und drüben Luther arglos die Bruſt bietend, äußerlich unterliegend, innerlich ſiegend, über ſich ſelbſt klar werdend, je mehr er mit dem andern redet. Moſellanus malt die beiden alſo: Martinus iſt mittlerer Statur, ſein Leib ſchmächtig, durch Wachen und Studien abgemagert, ſo daß man faſt alle Knochen an ihm zählen kann, ſeine Stimme hell und ſcharf. Im Streiten rückſichtslos und biſſig, im Umgang höflich und freundlich, in Geſellſchaft heiter und witzig. Er zeigt eine ſichere Ruhe und fröhlich Angeſicht, man glaubt gern, daß dieſer Mann ſo Schweres nicht ohne den Beiſtand der Gottheit unternehme. In der Hand trägt er einen Blumenſtrauß und riecht zuweilen daran mitten im Disputieren. Man bemerkt, daß er einen ſilbernen Ring trägt, an dem irgend was hänge — der Aberglaube ſagt, „er habe da in einem Büchschen den Teufel bei ſich getragen.“

Viel gewaltiger iſt Dr. Eck. Vierſchrötig, eine volle Stimme aus der kräftigſten Bruſt kommend, Mund, Auge und Geſicht laſſen eher auf einen Fleiſcher und barbariſchen Söldner, denn auf einen Theologen ſchließen.“ Dagegen vergleicht ihn ein anderer mit „Hektor, der wie ein Löwe die Burg der Kirche verteidigt — und einen Köcher voll Blitze gegen die Wittenberger mitgebracht.“ Wir kennen den Ausgang. So intereſſant das Bild, ein Höhepunkt in Luthers Leben iſt dieſe Disputation nicht, wo dies warme deutſche Herz mit dem römiſchen Eisgletſcher Bruſt an Bruſt kämpfte. Jeder ſchreibt ſich den Sieg zu in dieſer „Profeſſorendisputation.“ Seines Prophetenamtes wird Luther dem Profeſſor gegenüber bewußt, die Wurzeln beginnen zu reißen, die ihn an Rom feſſeln. Aufs freie Feld wollte Eck locken und zur Entſcheidung treiben. Das iſt ihm gelungen.

Zu Wittenberg im Kloſter
Wuchs auch ein ſolcher Strauß,
Und brach mit Rieſenäſten
Zum Klauſendach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringeſt
Hinab in jede Gruft!
O Geiſt der Welt, du ringeſt
Hinauf in Licht und Luft!

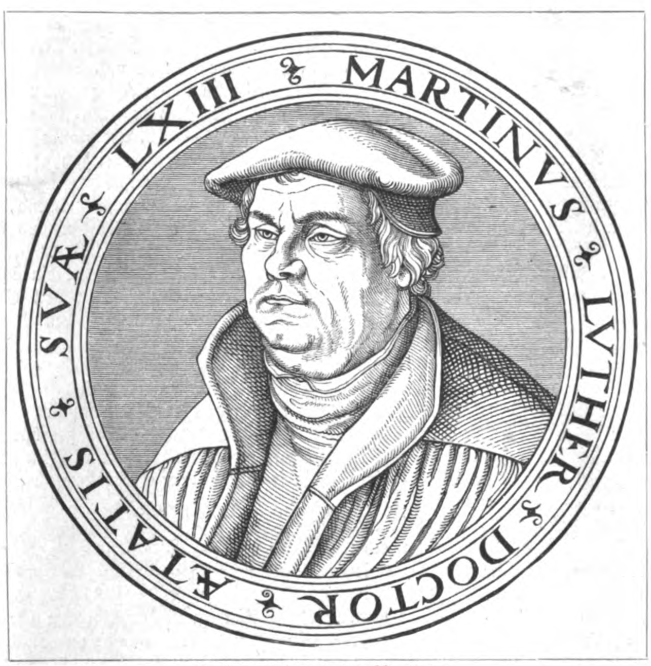
* * *

Tiefer greift der Vorgang vor dem Elſterthore: Luther die Bannbulle verbrennend. Es iſt das „alea jacta“ der Reformation, die hinter ſich abgebrannten Schiffe Alexanders. Im Bilde Leſſings treffen wir Luther die Bannbulle haltend, die andere Hand feſt geballt, das Haupt, wie rufend, aufwärts gerichtet. Siemering ſtellt ihn in Eisleben ähnlich dar, die Bannbulle zerknitternd im Moment hoher Spannung; G. König läßt ihn die Bannbulle langſam ins Feuer werfen. Ein erhebender Augenblick und doch — „ich habe gezittert und gebebet, darnach bin ich aber fröhlicher geworden als je in meinem Leben.“ Das letzte Band war zerriſſen. Wer Bannbullen auf ſich zieht, iſt ſchlimm, ſchlimmer aber der, der ſie öffentlich verbrennt. Wer will dieſen einen Vorgang in Luthers Gemüte malen? Keiner der Maler läßt ſich die Draſtik des Augenblicks entgehen und doch — hinter dieſer Draſtik liegt eine tiefe Tragik, die kein Stift zeichnet. Es iſt ein wahres Wort Guſtav Freytags: „Wer erkoren wird, das größte Neue zu ſchaffen dadurch daß er großes Altes vernichtet, der ſchlägt zugleich einen Teil ſeines eigenen Lebens in Trümmer. Je gewiſſenhafter er iſt, deſto tiefer fühlt er den Schnitt, den er in die Ordnung der Welt gemacht hat, auch in ſeinem Innern. Das iſt der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geſchichtlichen Charakters. Es gibt wenig Sterbliche, welche dieſes Weh ſo tief empfunden haben wie Luther. Und das Große an ihm iſt gerade, daß er durch ſolchen Schmerz niemals gehindert wurde, das Kühnſte zu thun.“ — In den Flammen der Bannbulle und des kanoniſchen Rechts lodert nicht perſönlicher

Ingrimm gegen die angethane Schmach, es lodert ein Stück des Lebens Luthers in tiefſter Wehmut darin auf. Das kann kein römiſcher Geiſt faſſen, ein deutſches Herz aber kann es nachempfinden.

* * *

Auf des Papſtes Bann folgt des Kaiſers Acht. Papſt und Kaiſer ſollten Luther gleichmäßig vogelfrei erklären, damit Gott ihn allein erhalte — aus Kirche und Staat gejagt, ſollte er „unterm Himmel“ bleiben. — Der Zug nach Worms iſt nicht der Zug eines vor Gericht geladenen Verbrechers, Huß iſt nicht umſonſt ein Jahrhundert zuvor verbrannt — er iſt vielmehr ein Triumphzug von außen angeſehen. Was aber in der Seele Luthers lag, ſagt das Gebet, in das vor dem Reichstag ſich der ganze Menſch ergießt. Vor Gott ein Wurm und vor den Menſchen ein Adler, das iſt die Doppelgeſtalt Luthers in Worms. Am erſten Tage will's dem Bauernſohne noch vor dem Kaiſer, dem Mönch vor den geiſtlichen Fürſten und Oberen ſchwül werden, der treuherzige Landsknechtsführer im geſchlitzten Wams draußen vor der Thüre verſteht mehr in der Seele Luthers zu leſen, als die geiſtlichen Hirten in ihren Pallien. Aber am zweiten Tage kommt Lichtzufluß aus dem oberen Heiligtum. Von Stephani Geiſt vor dem hohen Rate blitzt's und leuchtet's, das himmliſche Haupt der Kirche iſt aufgeſtanden vom Stuhle und eilt dem kämpfenden Knechte ſein mächtiges: „Fürchte dich nicht“ in die Seele zu rufen. Ein hoher Mut und ein heiliger Trotz erfaßt ihn, vor der Sache ſchwinden ihm die Perſonen, der Angeklagte wird zum Richter und Anwalt der himmliſchen Wahrheit: Luther ſteht nicht mehr vor dem Reichstag; Kaiſer und Reich ſtehen vor ihm.


MARTINVS LVTHER DOCTOR ÆTATIS SVÆ LXIII

Luthers Bildnis im 63. Jahre.
Alter Holzſchnitt aus Cranachs Schule.

Das malt freilich ſchließlich keine Hand, das bildet kein Meißel. Aber danken wollen wir's doch den Meiſtern, ſei's einem Lukas Cranach in dem Gemälde im Münchner Oberkonſiſtorium oder in der Stadtkirche zu Weimar, ſei's einem Ernſt Rietſchel oder einem Donndorf, daß ſie den Ausdruck wiederzugeben und den Klang der Worte in Farbe und Erz zu bilden verſuchten: „Hier ſtehe ich — ich kann nicht anders — Gott helfe mir!“

Luther in Worms — das deutſche Gewiſſen vom deutſchen Kaiſer in die Acht erklärt — dies Bild ſteht nicht bloß in der Kirchengeſchichte verzeichnet. Die Weltgeſchichte datiert von da ab die neue Zeit. „Nur einmal ſtanden die beiden Männer einander gegenüber, welche das Leben Deutſchlands zwieſpältig geſchieden haben, die großen Gegner, welche in den Urenkeln einander noch heute bekämpfen, der burgundiſche Habsburger und der deutſche Bauernſohn, Kaiſer und Profeſſor, der eine, welcher nur deutſch mit ſeinem Pferde ſprach, und der andere Überſetzer der Bibel und Bildner der neudeutſchen Schriftſprache; der eine Vorgänger der Jeſuitengönner, Urheber der habsburgiſchen Hauspolitik, der andere Vorgänger Leſſings, der großen Dichter, Geſchichtsſchreiber und Philoſophen. Es war eine verhängnisvolle Stunde deutſcher Geſchichte, als der junge Kaiſer, Herr der halben Erde, zu Worms das verachtende Wort ſprach: ‚Der ſoll mich nicht zum Ketzer machen.‘ Denn damals begann der Kampf ſeines Hauſes mit dem Hausgeiſte des deutſchen Volkes. Ein dreihundertjähriger Kampf, Siege und Niederlagen auf beiden Seiten, zweifellos ſein letzter Ausgang.

Was der Sohn der Reformation verhüten wollte 1521, der Sohn der Revolution hat's 1806 gethan: die Kaiſerkrone Karls des Großen, „des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation“ ſank zu Boden. Sich ſelbſt hat mit Luthers Ächtung der Kaiſer und das Reich geächtet, das Todesurteil über ſich hat er damals unterſchrieben — der mitleidloſe Corſe hat's vollzogen.

* * *

In der Stille der Wartburg ſitzt Luther, das Mönchsgewand iſt vertauſcht mit dem Junkerwams, ſtatt der Tonſur wallt volles Haar und voller Bart. Treuherzig ſchauen die Augen des „Junkers Jörg“ drein; aber die Augen des Mönchs leuchten in altem Glanze im Bären zu Jena, als die Studenten mit dem vermeintlichen Reitersmann anbinden. Schnell hat in den wenig Tagen des überraſchenden Beſuchs Lukas Cranach das Bild des Junkers fixiert, wohl ein treu Konterfei. Doch wer will ſagen, was unterm Wamſe ſchlug?

Den Junker wohlgeboren,
Man nennt ihn Herr Georg
Zwar trägt er, wie die Sporen
Den Namen nur auf Borg,
Doch daß er ohne Fährde
Ein rechter Ritter werde,
Des hab' ich wahrlich keine Sorg'.

Sein Auge blitzt vom Adel
Des echten Ritterſtamms,
Ein Herz ohn' Furcht und Tadel
Schlägt unterm Ritterwams.
Er führt vereint im Schilde
Die Kraft und auch die Milde
Des ſtarken Leu'n, des frommen Lamms.

Für eine Jungfrau reine
Hat einſt Georg, der Held,
Am grauſen Drachenſteine
Zum Ritter ſich geſtellt,
Und hat den böſen Drachen
In ſeinen glüh'nden Rachen
Sein gutes Ritterſchwert geſpellt.

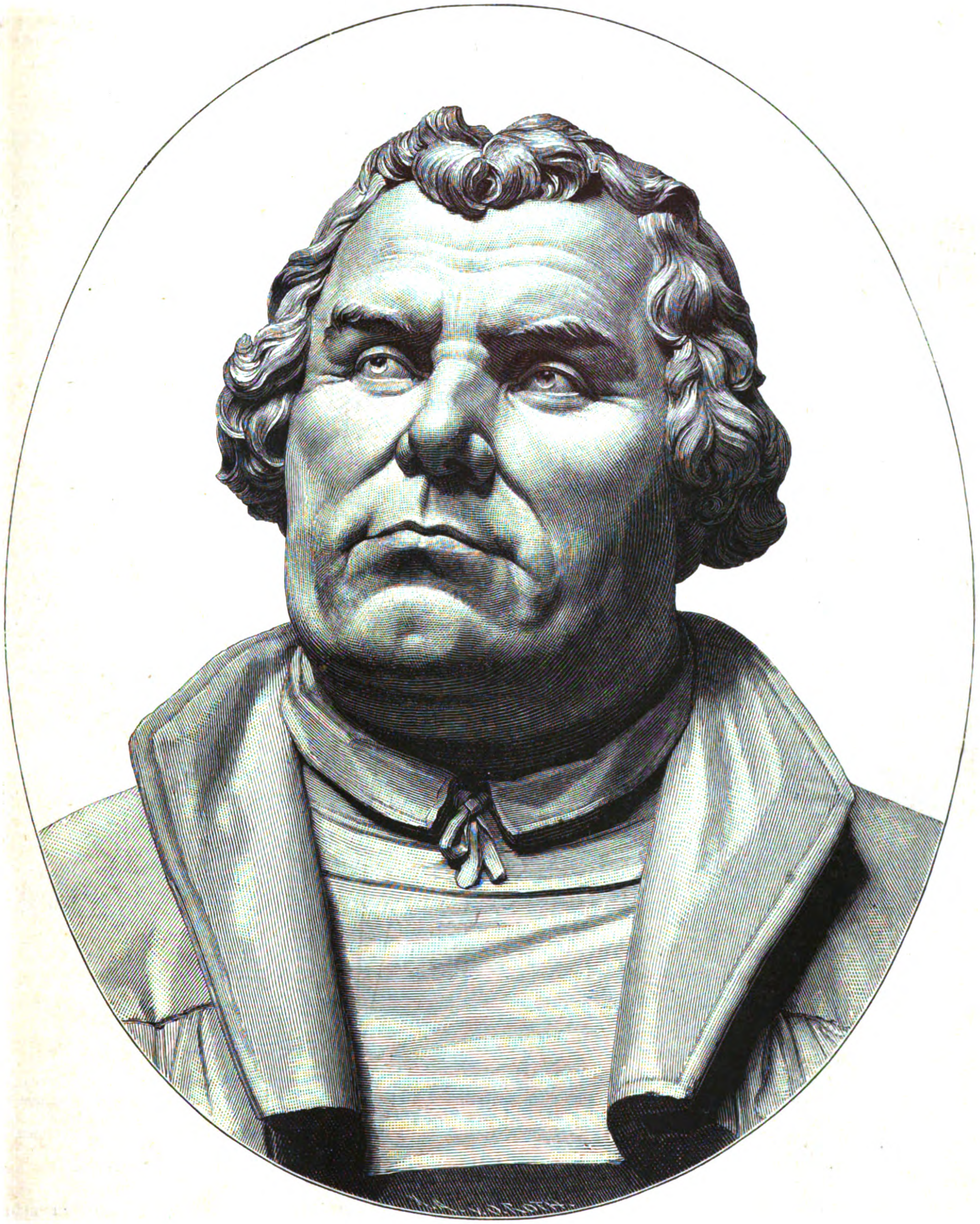
Jetzt abermals zu retten,
Gilt's eine hohe Magd,
Die in des Feindes Ketten
Vorm Grimm des Drachen zagt:
Die Braut des HErrn, die reine,
Die heilige Gemeine —
Wer iſt's, der Blut und Leben wagt?

Das iſt ihr Held und Ritter, Der auf der Wartburg hauſt,
Und bald wie ein Gewitter Ins Land herniederbrauſt,
Der will ſein Blut dran wagen, Der wird den Drachen ſchlagen
Mit ſeiner frommen Heldenfauſt.

Drum wer aus Sachſens Gauen Hinauf zur Wartburg ſtieg,
Der denk' an heil'ge Frauen, Denk' an den Sängerkrieg,
Doch denk' er auch des beſten Von allen Wartburggäſten,
Er denk' an Luthers Kampf und Sieg. (Gerok.)

Die Bilder, die den eigentlichen „Luthertypus“ geben, datieren aus den Jahren nach den großen Kämpfen, ſo die Bilder Luthers und Katharinas, die in Berlin ſich finden (1528) und jenes Bild in ganzer Figur aus dem ſogenannten Stammbuch Lukas Cranachs (jetzt in Berlin). Das Geſicht hat jene feſte Form angenommen, unter der wir ihn zu ſehen gewohnt ſind. Ich denke mir, daß, wie allen geiſtvollen Menſchen eigen, Luther ein total anderer war, wenn er redete. Dann bekam erſt das maſſive und derbe Geſicht, der feine beredte Mund mit ſeinen Wellenlinien, Leben und Geiſt, und man vergaß völlig, was unſchön war. Die Kämpfe mit Papſt, Welt und Teufel haben zu tief in dies Geſicht hineingepflügt, als daß die Spuren und Furchen ſich verwiſchen konnten. Der Bauerntypus bleibt, aber die hochgewölbte Stirn zeigt den

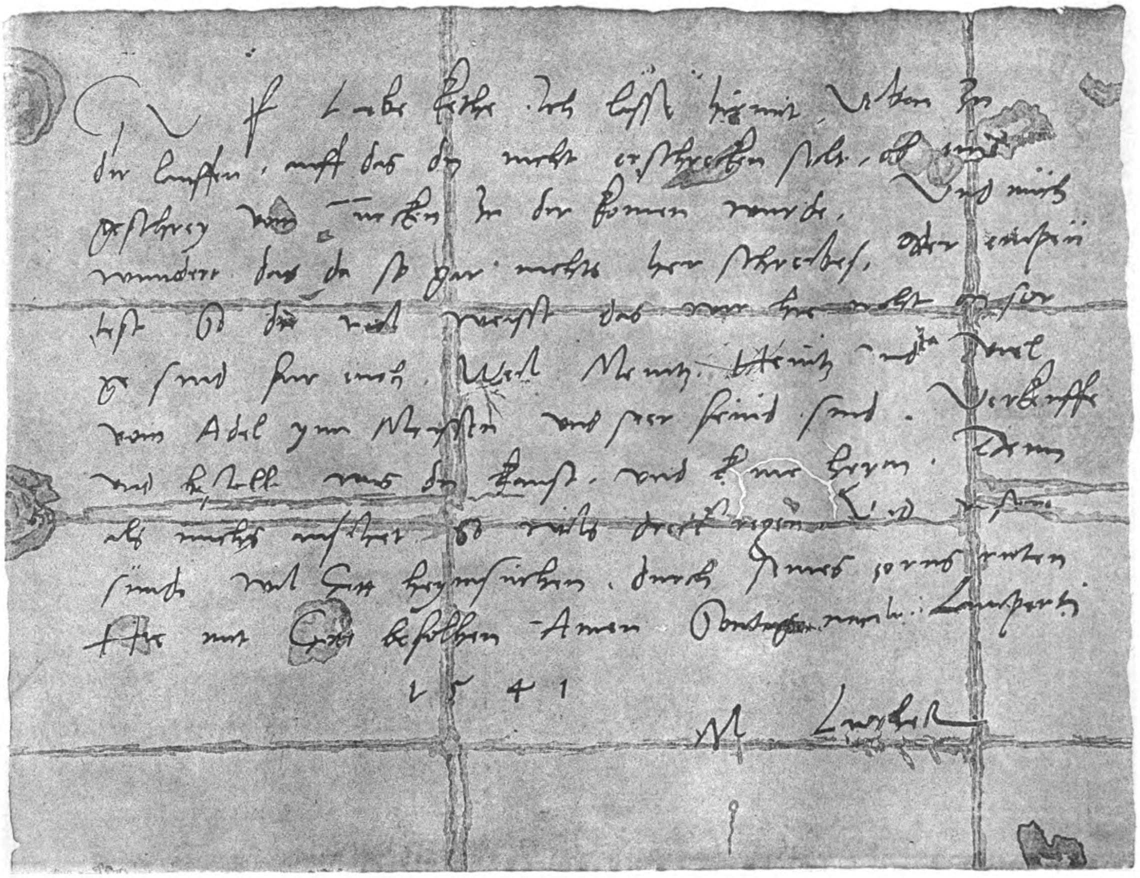
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Lutherbüſte.

Modelliert von Adolf Donndorf für die Stadtkirche in Tübingen.

durchdringenden Verſtand des Gelehrten und die Vorratskammern erworbenen Wiſſens. Sein eigentlicher Menſch lag im Auge, deſſen dunkles Feuer Cranachs Pinſel nicht wiedergeben konnte. Für ſeinen Gegner lag der Dämon in dieſem umherblickenden Auge, Cajetan ſchaute nur eine deutſche Beſtie in ihm. Falkenaugen nannte ſie ein Bekannter, Melanchthon fand in den dunkelbraunen, von einem gelben Ring umgebenen Augenſternen den funkelnden, mutvollen Blick eines Löwen. Dieſer Blick hat auch im Alter an ſeinem Feuer nichts verloren, das Haupt blieb aufgerichtet, das ganze Angeſicht emporgehoben lichteſte Heiterkeit, alles wunderbar vereint, ein echt deutſcher Kopf, den man nicht ſatt wird, anzuſehen. Könnte doch dieſes eine Bild Hunderte von Machwerken vertreiben! Ihm nahe kommt in geiſtiger Auffaſſung und etwas modernerer Umformung des alten Cranachſchen Originals jenes Bild aus Luthers beſten Jahren im Barett und Pelzrock, das ihn „friſch, flott, populär, für den modernen Blick, insbeſondere für das Volk und die Jugend verſtändlich und anſprechend wiedergibt,“ wie der berühmte ſchwäbiſche Prälat ſagt.



Eigenhändiger Brief Luthers an ſeine Hausfrau Käthe.

Facſimile des Originals mit Siegelſpuren auf der K. Bibliothek zu Berlin.

Adreſſe (auf der Rückſeite): Meiner lieben Hausfrawen Kethe Lutherin von Bora.
Zu Handen

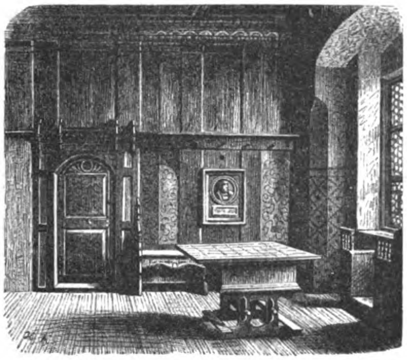
Vom 18. September 1541. (Katharina war wahrſcheinlich auf ihrem Gute zu Zülsdorf.)

G & P (Gratiam et Pacem: Gnade und Friede.) Liebe Kethe. Ich laſſe hiemit Urban zu dir lauffen, auff das du nicht erſchrecken ſolt, ob ein Geſchrey vom Türcken zu dir komen würde. Vnd mich wundert, das du ſo gar nichts her ſchreibeſt oder entbeuteſt, ſo du wol weißt das wir hie nicht on ſorge ſind für euch, Weil Meintz, Heintz und Viel vom Adel ynn Meißen uns ſeer feind ſind. Verkauffe vnd beſtelle was du kanſt, vnd kome heym. Denn als michs anſihet, ſo wills Dreck reg(n)en, Vnd unſere ſünde wil Gott heymſuchen, durch ſeines zorns ruten. Hie mit Gott beſolhen — Amen. Sonntag nach Lamperti.

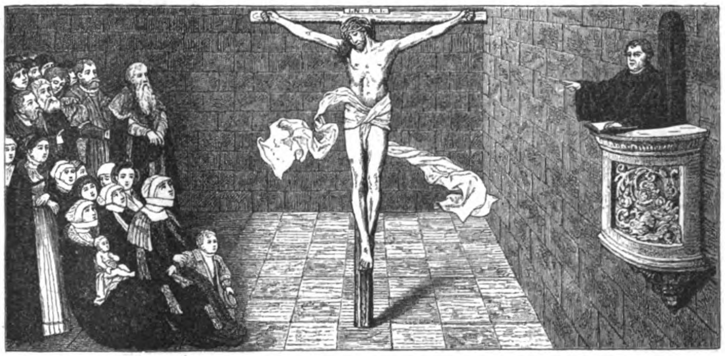
1541 M Luther.

— wenn auch das Haar bleichte und die Geſtalt ſich, wie er ſcherzend ſagte, „einem feiſten Doktor“ näherte. Aber milder wird der Mund, eine gewiſſe Schwermut bleibt über den ganzen Mann ausgegoſſen. — Ein Bild hat mich beſonders angezogen; ich meine die der Feſtſchrift Köſtlins beigegebene, nach einem Bilde Cranachs von Julius Schnorrs Meiſterhand hingeworfene Zeichnung in Dresden. In dieſem Bilde liegt, ſo viel wie dies möglich, der ganze Mann, da iſt Geiſt, Überlegenheit, Tiefſinn, Energie, Treuherzigkeit, tiefſter Ernſt und

Aber hat nur der Stift ihn gezeichnet? Haben nicht die Federn ebenſo es gethan? Porträtiert nicht der alte Tiſchgenoſſe Mattheſius die Tafelrunde und Luthern zuletzt: „D. Luther iſt omnia in omnibus, alles in allem. Dieſes Wundermannes und erwählten Rüſtzeugs Rede hat Hand und Fuß, dringt durch Mark und Bein, und läßt ſeine Schärfe und Troſt in vieler Leute Herzen zurück.“ Unter andern Tugenden iſt er fein genügſam und ſehr mild daneben. — Von Natur hatte der Doktor eines Mannes Herz und Mut, wiewohl er der demütigſte Mann war. — Cyriakus Spangenberg ſagt von ihm: „Wenn ich den Dr. Martin Luther vor dreiundzwanzig Jahren zu Wittenberg etwan gehen ſah, da dünkte mich, als ſähe ich ein wohlgerüſtet Streitſchiff, das unter die Feinde auf dem ungeſtümen Meer dieſer Welt, unter die Papiſten, Juden, Schwärmer und Rottengeiſter getroſt und unverzagt hineinſegelt, alles verjagt und erlegt, und mit ernſtlichem Triumpf den Sieg wiederbrächte.“ — Der ihn aber am tiefſten kannte, ſein Philippus Melanchthon, ſagt in der Leichenrede: „Jeder, der Dr. Luther recht gekannt und oft um ihn geweſen, muß bezeugen, daß in ihm das Herz treu und ohne Falſch war, der Mund freundlich und holdſelig, wie St. Paulus von den Chriſten fordert: alles, was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich iſt, was wohllautet ꝛc. Daher offenbar iſt, daß die Härtigkeit, ſo er wider die Feinde der reinen Lehre in Schriften gebraucht, nicht eines zänkiſchen und boshaften Gemüts, ſondern eines großen Ernſtes und Eifers zu der Wahrheit geweſen iſt. Es iſt nie ein unzüchtig Weſen oder andere Untugend an ihm verſpürt worden; es iſt kein Wort, das ſich zu Aufruhr oder Empörung ziehen möchte, jemals von ihm gehört, ſondern hat allezeit treulich zur Sühne und Frieden geraten und geholfen. Er hat nicht andere fremde Händel in die Religionsſachen gemengt oder Ränke geſucht, ſeine oder der Seinen Gewalt zu ſtärken. Wir haben auch geſehen, als oft große und ſchwere Ratſchläge von ſorglichen, geſchwinden und gefährlichen Sachen vorgefallen, daß er einen ſehr großen Mut und Mannheit gezeigt, und ſich nicht bald durch ein klein Rauſchen erſchrecken laſſen, noch vor Dräuen oder Gefahr und Schrecken verzagt worden; denn er verließ ſich auf dieſen gewiſſen Grund als auf einen unbeweglichen Felſen, nämlich auf Gottes Beiſtand und Hilfe, und ließ ſich ſolchen Glauben und Vertrauen nicht aus dem Herzen reißen. So iſt er auch eines hohen ſcharfen Verſtandes geweſen, daß er vor andern in verwirrten, dunkeln und ſchweren Händeln und Sachen bald erſehen konnte, was man raten und thun ſollte. Und ob er wohl trefflich gelehrt war, ſo las er doch ſehr begierig und fleißig allerlei Bücher alter und neuer Lehrer, dazu auch alle Hiſtorien, welcher Exempel er mit beſonderer Geſchicklichkeit auf allerlei gegenwärtige Händel und Sachen zu beziehen und zu applizieren wußte. Wie wohl beredt er auch geweſen, zeigen ſeine eigenen Bücher, daraus zu ſehen, daß er wohl und billig allen zu vergleichen, die als die trefflichſten Redner berühmt ſind.“



Luther Wohnſtube zu Wittenberg, wie ſie heute noch erhalten iſt.



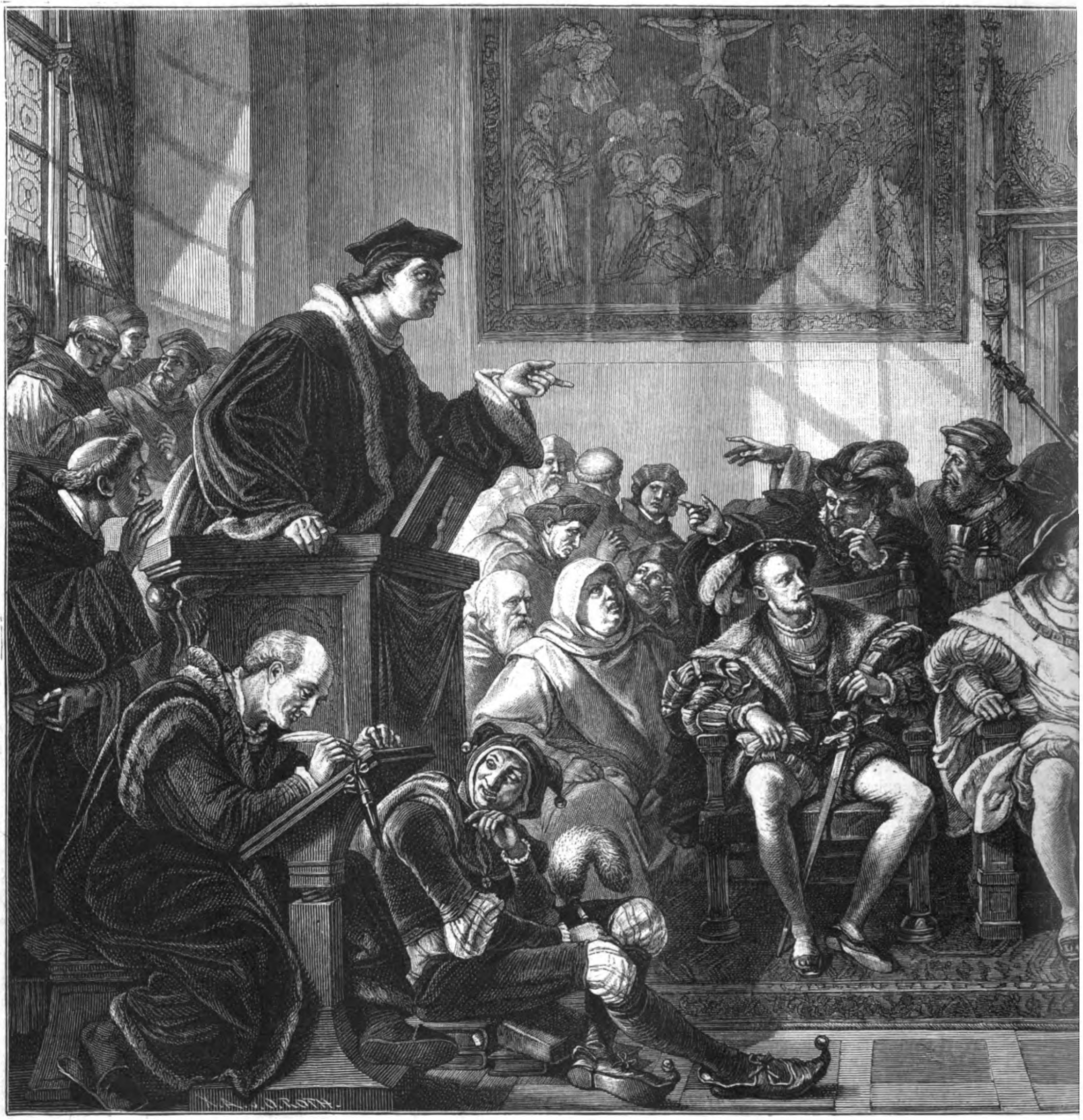
Luthers Predigt. Predelle des Altargemäldes von Lukas Cranach dem Älteren in der Stadtkirche zu Wittenberg. (Im Vordergrunde unter den Zuhörern Luthers Frau und Söhnchen.)

* * *

Wir gehen noch in Luthers Haus. Lukas Cranach hat aus dem Jahre 1525 das Paar gemalt: den Mönch und die Nonne, „die den Teufeln zum Weinen, den Engeln zum Lachen ehelich getraut ſind.“ Welch wunderſames Bild Luthers! So gar nicht hochzeitlich drein ſchauend. Das Auge noch tiefer geworden, über die Züge hin faſt wie Schwermut gegoſſen und ſinniger Ernſt, aber deſſen ſich bewußt, was er gethan, mehr noch, daß ihn Gott auch da „hineingeworfen.“ Frau Käthes Bild ſieht munterer drein, juſt nicht ſchön, aber auch nicht häßlich, die Augenbrauen hoch geſchwungen und die Backenknochen ziemlich hervortretend. Sie iſt guten Mutes, als wollte ſie des Wortes ihres Eheherrn gedenken: „Käthe, du biſt eine Kaiſerin, denn du haſt einen frommen Mann, der dich lieb hat.“ Die Bilder Schwerdtgeburths und Königs malen uns den trauten Kreis in der Wohnſtube, Weihnachtsabend und Feſttag; die Laute tönt, die Kinder ſingen und Magiſter Philippus ſieht dem Treiben ſinnend zu. Sinnig aber und unvergleichlich hat Ludwig Richter den Brief Luthers an ſein Hänschen illuſtriert. Da ſingt's und jubiliert's in den Zweigen und auf dem Raſen, Engel und Kinder führen den Reigen. Aber wer will malen des Hauſes ſtilles Glück, das Leid Luthers an Lenchens Totenbett, ſein Scherzen und Strafen, die Fülle von Gleichniſſen und Predigttexten, die ihm die Kinderſtube bietet? Den ehernen ſtreitbaren Helden in Ehren und den zürnenden Elias im Kampfe mit den Baalspfaffen — geſegnet ſei aber auch der treue deutſche Hausvater, der den Seinen Andacht hält und für ſie ſeine Hauspoſtille ſchreibt; ſeinen Diener, den Vogelſteller, ſcherzend vermahnt, mit ſeinen Freunden bei torgiſchem Biere ſitzt und in den Tiſchreden Himmel und Erde durchſtreift. Siehe dies Bild — mehr als Bild — Vorbild deines Herdes und Hauſes, und danke es ihm, du deutſches Volk! „Dieſe Ehe, gegen die Meinung der Zeitgenoſſen, unter dem Hohngeſchrei der Gegner geſchloſſen, wurde ein Bund, dem wir Deutſche eben ſo viel verdanken, als den Jahren, in denen er, ein Geiſtlicher der alten Kirche, für ſeine Theologie die Waffen getragen hatte. Denn von jetzt ab wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens, ſeiner Nation, und gerade der Segen ſeiner Erdentage, an welchem Proteſtanten und Katholiken heut noch gleichen Anteil haben, ſtammt aus der Ehe zwiſchen einem ausgeſtoßenem Mönch und einer entlaufenen Nonne.“

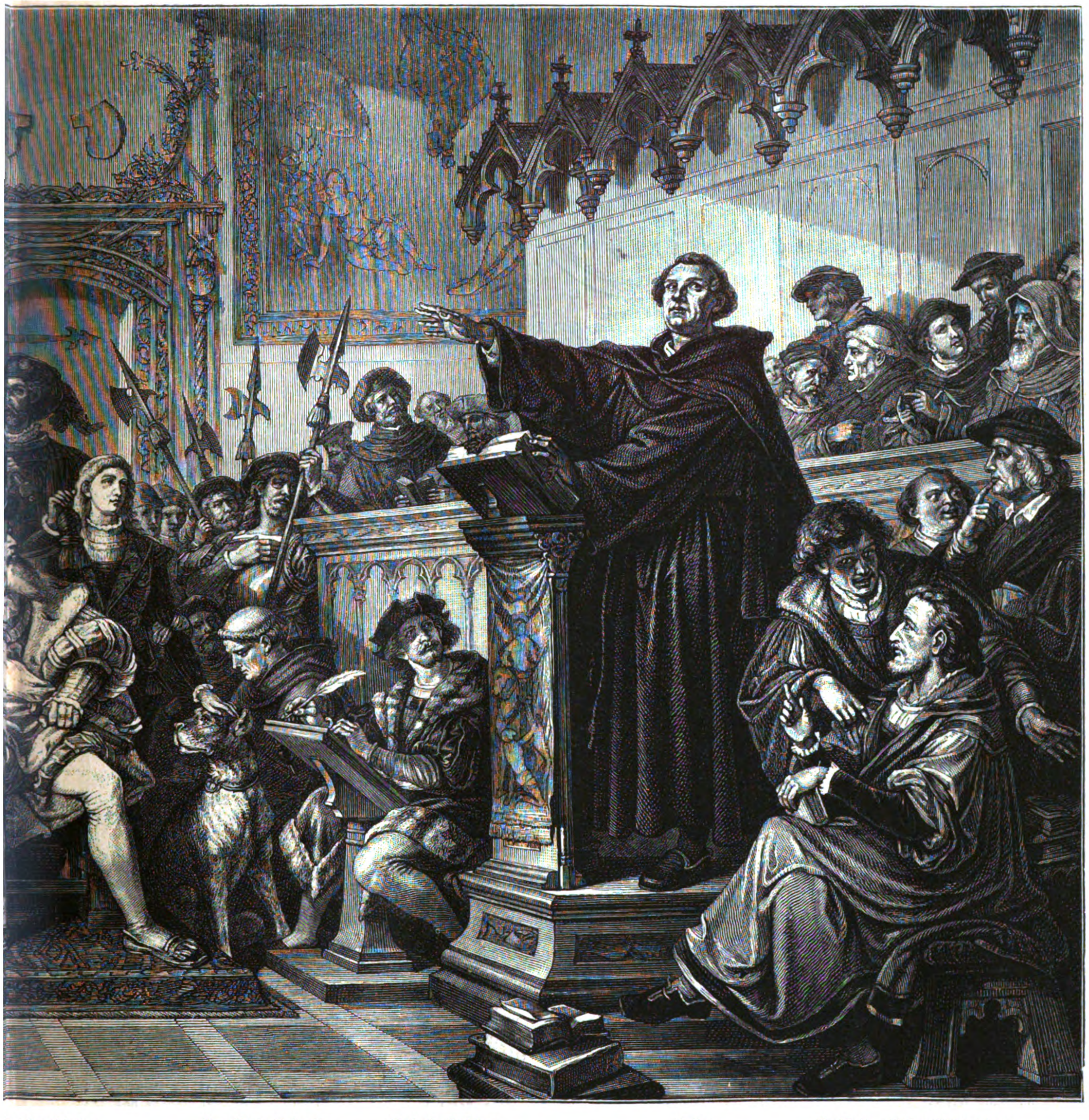
* * *

Wir eilen zum letzten Bild. Durch die Fluten der empörten Saale, „der drohenden Wiedertäuferin,“ rudert ein Boot. Es trägt Luther, ſeine Söhne und Juſtus Jonas. Es iſt ſeine letzte Reiſe, eine Reiſe im Frieden und zum Frieden. An den alten Landesherrn hängt ſein Herz, ihm thut es weh, ſie uneins zu wiſſen ob dem Mein und Dein, da ſie doch eins im Evangelium. Trotz aller geſcheiterten Verſuche läßt er nicht nach, wird immer ſchwächer, betet viel und ſchaut betend am offenen Fenſter in die Winternacht hinaus. Da wird Friede, der Feierabend bricht herein — aber ganz und voll. „Ich werde wohl in dieſer Stadt Eisleben, darin ich geboren und getauft, ſterben,“ ſo ahnt ihm — ſo iſt's geſchehen. Du kennſt ſeinen ſtillen, ſeligen Heimgang. Die reife Garbe bringt der Schnitter heim vor dem aufſteigenden Gewitter, die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück. Den Krieg und die Schlacht von Mühlberg hat Luther nicht


Leipziger Notar, welcher das Protokoll der Disputation führt.
Am Fenſter die Tribüne der Leipziger.
Dr. Eck.
Der einäugige Hofnarr Herzog Georgs.
Herzog Barnim von Pommern, Ehrenrektor der Univerſität Wittenberg.
Georg von Carlowitz, Herzog Georgs Geheimrat.
Kanzler Cäſar Pflugk.
Herzog G
Pedell
Der

Disputation zwiſchen Luther und Eck im Sa

Nach dem Gemälde von Prof. Julius



org der Bärtige. Bewaffnete Studenten. Agricola Eisleben, Luthers Schreiber. Luther. Karlſtadt. Philipp Melanchthon.

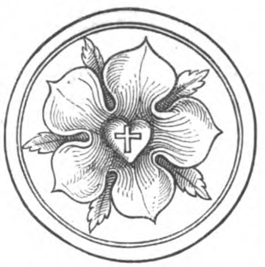
r Univerſität Leipzig. Tribüne mit den Wittenberger Freunden.

jähr. Prinz Georg von Anhalt-Deſſau.

le der Pleißenburg zu Leipzig im Jahre 1519.

übner in der Gemäldegalerie zu Dresden.

mehr, laut ſeiner Bitte, erlebt. — Sein letztes Wort ein Ja zum Evangelium, ſo oft er „Nein“ ſonſt geredet gegen Papſt, Kaiſer, tolle Bauern und Schwarmgeiſter. Um ſein Bette die Grafen von Mansfeld, aber auf dem Totenantlitz ein wunderbarer Friede. Unter der Stirne, die ſich alpengleich in Höhe und Tiefe wölbt, unter der heraus es wetterleuchtete und blitzte, lagert der Ernſt der Ewigkeit und der Friede der Vollendung. Geſchloſſen die großen, gewaltigen Löwenaugen, die einſt dem Legaten ſo furchtbar waren, untergegangen ihr Sonnenglanz, der ſo ſchwer zu ertragen war. „So ſieht kein Menſch aus, der mit Gewiſſensbiſſen geſtorben iſt,“ hat einſt überwältigt beim Anblick dieſes Bildes aus der Cranachſchen Schule (deſſen Original in Karlsruhe ſich befindet) ein edler katholiſcher Gegner, General von Radowitz geſagt. Wir aber leſen in den ſeligen, ernſten Zügen dieſes letzten Bildes das Wort der Schrift: „Selig ſind die Toten, die in dem HErrn ſterben von nun an. Gedenket an Eure Lehrer, die Euch das Wort Gottes geſagt haben — welcher Ende ſchauet an und folget ihrem Glauben nach!“ Amen.



Luthers Wappen.
Auf der Rückſeite von Luthers Schrift „Vom Kriege wider die Türken,“ Druck von 1529.

Warum aber alle Lutherbilder das Bild Luthers nicht völlig treffen, mag dir zum Schluſſe aus dem Lager der Gegner eine der geiſtvollſten Federn ſagen: „Luthers Name (und wir ſagen auch: ſein Bild) iſt für Deutſchland nicht mehr bloß der eines ausgezeichneten Mannes, er iſt der Kern einer Periode des nationalen Lebens, das Zentrum eines neuen Ideenkreiſes, der kürzeſte Ausdruck jener religiöſen und ſittlichen Anſchauungsweiſe, in welcher der deutſche Geiſt ſich bewegte.“ — „Es hat nie einen Deutſchen gegeben, der ſein Volk ſo intuitiv verſtanden hätte, und wiederum ſo ganz von der Nation erfaßt worden wäre, wie dieſer Mönch von Wittenberg. Sinn und Geiſt der Deutſchen war in ſeiner Hand, wie die Leier in der Hand eines Künſtlers. — Auch diejenigen unter den Deutſchen, die ihn von Grund der Seele verabſcheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, ſie können nicht anders: ſie müſſen reden mit ſeinen Worten, denken mit ſeinen Gedanken.“

Einen ſolchen Mann malt keine Farbe, zeichnet kein Stift, bildet kein Meißel.

Aus dem Kloſter entwichen.

Ein Bild aus dem deutſchen Frauenleben im XVI. Jahrhundert. Von **Albert Richter**.

Als Katharina von Bora aus dem Kloſter Nimptſchen bei Grimma entflohen und die Gattin Luthers geworden war, da fehlte es nicht an Stimmen, welche einen ſolchen Schritt lediglich als eine Folge der Weltluſt darſtellten, welche nicht einſehen wollten oder konnten, daß die Worte des Reformators, wenn ſie in das Kloſter eindrangen, wohl im ſtande waren, das Gemüt in ſeinen Tiefen aufzuregen und heiße Gewiſſenskämpfe hervorzurufen, daß der Entſchluß zur Flucht wohl ſelten ein raſch gefaßter, ſondern ein in langen Zweifeln und Kämpfen gereifter war.

Wir ſind über derartige Gewiſſenskämpfe bei Katharina von Bora nicht unterrichtet; um ſo willkommener muß es uns ſein, wenn wir von den Seelenzuſtänden einer anderen Nonne, die den gleichen Schritt gethan, ausführliche Nachrichten beſitzen, Nachrichten, die zumeiſt in eigenen Aufzeichnungen dieſer Nonne beſtehen und die namentlich darauf gerichtet ſind, ihren Verwandten gegenüber zu erweiſen, der Schritt ſei „aus keinem leichtfertigen Gemüte geſchehen, noch aus keinem ſchlechten Zufall, ſondern allenthalben erwogen und wohlbedacht,“ er ſei gewagt „auf Gott und ſein Wort, ob es gleich der Welt nicht gefällt.“

Die Nonne, um die es ſich hier handelt, iſt die Herzogin Urſula von Münſterberg, die am Anfange des XVI. Jahrhunderts im Magdalenerinnenkloſter zu Freiberg lebte. Sie war eine Enkelin des Böhmenkönigs Podiebrad und eine nahe Verwandte des herzoglich ſächſiſchen Hauſes. Ihr Geburtsjahr, das ſich nicht genau feſtſtellen läßt, fällt wohl in das letzte Jahrzehnt des XV. Jahrhunderts. Vater und Mutter ſtarben, als ſie noch Kind war, und es nahm ſich nun der Verwaiſten die Schweſter ihres Vaters, die Herzogin Zdena von Sachſen, Gemahlin des Herzogs Albrecht, an. Noch als Kind wurde ſie in das Jungfrauenkloſter des Ordens der heiligen Maria Magdalena von der Buße in Freiberg gebracht.

Wie beſcheiden die Vermögensverhältniſſe der jungen Kloſterbewohnerin waren, ergibt ſich aus dem Umſtande, daß ihre Mitgift, die ſie dem Kloſter zubrachte, nicht mehr als fünfhundert Gulden betrug, während z. B. die Freiberger Bürgerstochter Dorothea Tannberg, als ſie in daſſelbe Kloſter eintrat, eine Mitgift von 1400 Gulden erhielt. Als man im Kloſter die Mitgift zu gering fand, um der jungen Herzogin einen ſtandesgemäßen Unterhalt zu gewähren, erklärte die Herzogin Zdena, ein ſtandesgemäßer Unterhalt ſei gar nicht gewünſcht, ihr Schützling ſolle gehalten werden wie andere Nonnen, und Ehre und Gepränge der Welt, deren ſie ſich um Gottes Willen entäußert, ſolle ſie auch im Kloſter nicht ſuchen.

Daß die junge Nonne trotzdem zuweilen Bedürfniſſe hatte, deren Befriedigung ihr ihre eigene Vermögenslage nicht geſtattet hätte, ergibt ſich aus erhaltenen Briefen derſelben an ihre Verwandte, die Fürſtin Margarete von Anhalt. So ſchreibt ſie z. B. vom 3. Februar 1526: „Bedanke mich auch mit hohem Fleiß gegen Euer Liebden des freundlichen gutwilligen Geſchenkes, ſo mir E. L. geſchickt, welches ich diesmal aufs höchſte notdürftig geweſen und derhalben in mächtigem großen Danke angenommen.“

Als die Herzogin Urſula zur Jungfrau herangewachſen war, äußerte ſich der Einfluß der lutheriſchen Reformation auch in dem Jungfrauenkloſter zu Freiberg. Ein großer Teil der Nonnen und Laienſchweſtern (— im Jahre 1528 zählte der Konvent 77 Perſonen —) verriet entſchieden lutheriſche Neigungen; Luthers Schriften wurden zahlreich ins Kloſter gebracht und beſonders verſorgten die Herzogin Katharina, die Gemahlin des in Freiberg reſidierenden Herzogs Heinrichs des Frommen, ſowie deren Hofmeiſterin das Kloſter mit derartiger Lektüre. Die Herzogin glaubte ihren lutheriſchen Neigungen weniger Zügel anlegen zu müſſen, als ihr Gemahl, der immer in einer gewiſſen Abhängigkeit von ſeinem Bruder, dem Herzog Georg dem Bärtigen zu Dresden, dem eifrigen Gegner Luthers, blieb und erſt nach deſſen Tode ſich frei zur lutheriſchen Kirche bekannte.

Die Priorin des Kloſters, Katharine Freiberg, ſeit 1522 in dieſem Amte, war eine alte gutmütige Dame, unter der die Kloſterzucht überhaupt nicht ſehr ſtreng gehandhabt wurde. Beſuche von Laien im Kloſter, ſowohl von Männern, als von Frauen und Kindern, waren zu ihrer Zeit nichts Seltenes, ebenſowenig gegenſeitige Beſuche der Kloſterjungfrauen in ihren Zellen, gemeinſame Spaziergänge derſelben oder Beſuche bei Verwandten ohne genügende Beaufſichtigung. Noch freier bewegten ſich die Laienſchweſtern, die Sonnabends ſogar von der Priorin in die Stadt zu Markte geſchickt wurden. Bei ſolcher Kloſterzucht war das Eindringen lutheriſcher Anſichten ins Kloſter nichts Verwunderliches. Predigte doch in der Stadt der Franziskaner Lorenz Sörer bereits ſeit 1524 in lutheriſchem Sinne. Es iſt zu vermuten, daß die Priorin ſelbſt zum lutheriſchen Bekenntnis neigte, wenigſtens ſtand ſie ganz unter dem Einfluſſe der lutheriſch geſinnten Subpriorin Martha von Schönberg und deren Anverwandter, Barbara von Schönberg.

Zu den entſchieden lutheriſch Geſinnten gehörte auch die Herzogin Urſula von Münſterberg, die in ſolcher Geſinnung noch beſtärkt wurde durch die Herzogin Katharine, mit der ſie als mit einer Verwandten freundſchaftlichen Umgang pflog. Dem Einfluſſe der Herzogin Urſula war es wohl zumeiſt zuzuſchreiben, daß auch die Seelſorge im Kloſter Männern anvertraut wurde, die der Lehre Luthers ergeben waren. In der Schrift, welche ſie ſpäter zur Verteidigung ihrer Flucht aus dem Kloſter erſcheinen ließ, ſchreibt ſie u. a.: „haben es auch mit Mühe und Arbeit dahin bracht, daß wir mit einem Prediger ſind verſorgt worden, der uns Gottes Wort recht verkündigte, auf daß die Unwiſſenden göttliches Worts, ſo bisher verdunkelt und ungeachtet geweſen, auch etwas erlernen und aus Unterrichtung chriſtlicher Freiheit ihr Gewiſſen befrieden möchten.“ Der hier gemeinte Prediger war Magiſter Andreas Bodenſchatz, der ſchon 1524 im Georgenhospital zu Leipzig lutheriſch gepredigt hatte und der 1526 ſein Amt als Seelſorger des Jungfrauenkloſters zu Freiberg antrat.

Es gab unter den Kloſterſchweſtern aber auch ſolche, die ganz entſchieden der alten Kirche anhingen und von den lutheriſchen Neuerungen durchaus nichts wiſſen wollten. Es waren dies vorzugsweiſe die älteren, während den jüngeren faſt allgemein Hinneigung zum lutheriſchen Bekenntniſſe nachgeſagt wurde. Unter ſolchen Verhältniſſen mußte ein friedlicher und einträchtiger Verkehr der Nonnen unter einander zur Unmöglichkeit werden; Widerwärtigkeiten aller Art ergaben ſich aus der zwieſpältigen religiöſen Richtung der Kloſterſchweſtern und dieſen zu entgehen, lag für die Nonnen lutheriſcher Richtung der Gedanke an ein Verlaſſen des Kloſters nicht fern. Luthers Flugſchriften wider das Kloſterleben waren in dem Kloſter ebenſo bekannt geworden wie die glücklich ins Werk geſetzte Flucht der neun Nonnen aus dem Kloſter Nimptſchen. Bald hörte man, wie auch an andern Orten die Klöſter ſich zu leeren begannen, und man erfuhr von Maßnahmen, die Herzog Georg der Bärtige gegen das fernere Entweichen von Nonnen getroffen hatte. Hatte er doch im Juli 1523 befohlen, auf die Klöſter zu Meißen, Seuslitz, Sornzig und Rieſa wohl acht zu haben, weil er vernommen, „daß ſich etliche unendlich böſe Leute hören laſſen, daß ſie ein Schiff mit Kloſterjungfrauen aus dem Lande zu Meißen wollten hinweg führen.“

So war es nicht zu verwundern, daß auch im Nonnenkloſter zu Freiberg etliche Nonnen ganz offen mit ihrer Flucht drohten, wenn ihren lutheriſchen Neigungen allzuviel Hinderniſſe in den Weg gelegt würden.

Die erſten, welche die angedrohte Flucht zur That machten, waren die Herzogin Urſula von Münſterberg, die Freiberger Bürgerstochter Dorothea Tannberg und die Leipziger Bürgerstochter Margarete Volkmar, welche gemeinſam am Abend des 6. Oktober 1528 entwichen. Ihre Flucht wurde erſt am andern Morgen bemerkt, nachdem eine Laienſchweſter in der Nähe einer offenſtehenden Gartenpforte einen Schleier gefunden hatte. Nun erinnerte man ſich, daß man während des Sommers die Herzogin oft an dieſer Pforte geſehen hatte, wenn ſie ſich mit Erlaubnis der Priorin im Garten allein zu ſchaffen machte; man erinnerte ſich, daß das ſchadhafte Schloß der Pforte auch ohne Schlüſſel geöffnet werden konnte und daß in der Nähe der Pforte ein gewiſſer Liebkind wohnte, deſſen Frau eine Verwandte der Dorothea Tannberg war. Man hatte ja auch geſehen, wie die Herzogin zuweilen vor die Pforte herausgetreten war, mit Frau Liebkind ſich unterhalten und deren Kinder geherzt hatte. Nichts lag nun näher, als die Liebkindſchen Eheleute für die weſentlichſten Beförderer der gelungenen Flucht zu halten. Wunder aber nahm es die Kloſterſchweſtern, daß die entflohenen Nonnen, wie ſich herausſtellte, nicht das geringſte an Geld oder Geldeswert mit ſich genommen hatten.

Daß die Flucht ſchon ſeit langem von der Herzogin geplant war, wiſſen wir jetzt aus Briefen Luthers und aus den Aufzeichnungen der Herzogin. Die letzteren ſind noch im Kloſter verfaßt, denn ſie tragen das Datum des 28. April 1528 und ſind eine im voraus aufgeſetzte Verteidigungsſchrift ihres Schrittes; aus einem Briefe Luthers an den Zwickauer Pfarrer Nikolaus Hausmann, vom 29. Juni 1528, erfahren wir aber, daß die Herzogin mit flehentlicher Bitte um Erlöſung ſich an Luther gewendet hatte. Sie hatte geſchrieben, ſie hoffe wohl dem Kloſter und der Stadt zu entrinnen, wenn ſie nur jemand wüßte, der ſich ihrer annähme und ihr Gelegenheit verſchaffte, ungefährdet bis an die Grenze des Kurfürſtentums Sachſens zu gelangen. Luther ſcheint nicht ebenſoſchnell Schritte zur Befreiung der Herzogin gethan zu haben wie ſeiner Zeit zu der der neun Nonnen in Nimptſchen, handelte es ſich doch diesmal um eine Anverwandte der ſächſiſchen Herzöge, ſpeziell des gegen Luther beſonders erbitterten Herzog Georg.

Ob die Herzogin ſich dann um Hilfe an einen andern Geiſtlichen gewendet hat, iſt nicht bekannt, aber faſt ſcheint es ſo. Denn die drei Flüchtlinge fanden zuerſt Aufnahme bei einem Geiſtlichen zu Leisnig, dem Pfarrer Dominikus Beyer, der früher als Dominikaner in Freiberg geweſen war, aber ſchon 1522 die Stadt verlaſſen hatte, um anderwärts der Lehre Luthers zu dienen. Nur wenige Tage blieben die Flüchtlinge, und kaum waren ſie fort, als auch ſchon die Boten der Herzöge Georg und Heinrich erſchienen, die die Entflohenen wieder ins Kloſter zurückführen ſollten. Dieſe waren unterdeſſen am 16. Oktober in Wittenberg angekommen, wo ihnen Luthers eigenes Haus eine Zufluchtsſtätte bot.

Daß die Flüchtigen ſchließlich dorthin ſich begeben würden, hatten die Herzöge ganz richtig vorausgeſetzt. Sie wendeten ſich daher in einem Schreiben vom 10. Oktober an ihren Vetter, den Kurfürſten Johann, teilten ihm den vergeblichen Verſuch, der Flüchtlinge in Leisnig habhaft zu werden mit, und baten ihn, den Kloſterjungfrauen nachzutrachten, daß ſie wieder an den Ort möchten gebracht werden, „dahin ſie ſich vermittelſt ihres Eides ergeben.“ Auch ſprachen ſie in dem Schreiben ihre Überzeugung dahin aus, der Kurfürſt ſelbſt werde über das Beginnen ihrer Muhme entrüſtet ſein, die dadurch leicht „zu einem irrigen Leben uns allen zu Schanden und ſchimpflicher Nachrede“ möchte verleitet werden.

Kurfürſt Johann lehnte ſeinen Vettern gegenüber ab, auf die Rückkehr der Entflohenen irgendwelchen Einfluß zu nehmen, überließ jenen vielmehr, ſelbſt einen Abgeſandten nach Wittenberg zu ſchicken, um die Herzogin über die Gründe ihrer Flucht zu befragen. Dazu waren aber die Herzöge nicht geneigt; in einem weiteren Schreiben an den Kurfürſten meinten ſie ſehr ſpitzig, was die Nonnen zur Flucht bewogen habe, das wüßten ſie, ohne dieſelben zu befragen, und eine Sendung nach Wittenberg würde jedenfalls keinen anderen Erfolg haben, als daß ſich „die ganze lutheriſche Synagoge der Sache annehmen und die Geſandten in eine weitläufige Disputation verwickeln werde.“

Der Kurfürſt blieb die Antwort darauf nicht ſchuldig. Bezüglich der „lutheriſchen Synagoge“ ſchrieb er: „Wir wiſſen von den Gnaden Gottes und haben des eigentliche Erfahrung, daß in unſerer hohen Schul zu Wittenberg keine Menſchenſekten, wie zum Teil in andern, ſondern allein Gottes Geſetz und Wort und das heilige Evangelium durch diejenigen, ſo allda in der heiligen Schrift handeln, gelehrt und vorgetragen wird, darum ſie denn wohl ohne Scheu eine chriſtliche Synagoge genannt werden mag.“ Um die Angelegenheit der Herzogin von Münſterberg aber wolle er ſich weiter nicht kümmern, er laſſe ſie ihren Gang gehen. Er legte ſeinem Schreiben für die Herzöge nur zwei Exemplare der Verteidigungsſchrift bei, welche die Herzogin unterdeſſen im Druck hatte ausgehen laſſen, ſowie die Abſchrift eines von der Herzogin an den Kurfürſten gerichteten Briefes, wobei er ſeine Meinung dahin ausſprach, er habe aus den Schriften der Herzogin nicht anderes merken können, „denn daß ſie eines chriſtlichen Verſtandes und Wiſſens ſei, ſo daß wohl zu erwarten, ſie werde ſich zu halten wiſſen, wie es vor Gott und vor der Welt untadelig ſei.“ In der Verteidigungsſchrift habe er, ſoweit er ſie in Eile durchleſen habe, nichts Ungebührliches und nichts Unbegründetes finden können, darum ſie auch niemand zum Ärgernis gereichen könne. Sie werde vielmehr ſolchen, „die in gleicher Gefängnis der Gewiſſen ſich befinden, zu Beſſerung und Troſt gereichen, es müßte denn jemand an Gottes Wort und an der hellen klaren Schrift Ärgernis nehmen, was der allmächtige Gott gnädiglich verhüten wolle.“

In dem Briefe an den Kurfürſten hatte die Herzogin u. a. geſchrieben: „Bin auch des erbötig, mich zu geſtellen zur Verantwortung und gründlicher Anzeigung alles deſſen, ſo mich verurſacht, mit Angſt, Not und Gefahr aus meinem Kloſter zu gehen, nicht allein vor E. L. Räten oder denen der hochgebornen Fürſten und Herren Georg und Heinrich, Herzogen zu Sachſen, meiner Herren und Oheime, ſondern auch vor E. L. eigenen Perſonen und der ganzen Welt, bin der gewiſſen Zuverſicht zu E. L. und einem jeden, ſo des heiligen Evangeliums Bericht haben, ſie werden aus meinem Bericht, ſo ich ſchon in Schrift verfaßt, als ich noch in ſchwerer Angſt und Gefängnis meiner Seelen gelegen bin, es werde jeder des berichtet werden, daß ich mich ſamt meinen zwei Jungfrauen aus keinem Vorwitz noch leichtfertigem Gemüt aus dem Kloſter begeben habe, des ich Gott und mein Gewiſſen zu Zeugen nehme; daß ich mir auch auf dieſer Welt nichts anderes begehre noch begehrt habe, denn das, dazu ich aus göttlicher Barmherzigkeit kommen bin, nämlich Errettung meines Glaubens, ſo in ſteter Fährlichkeit geſtanden iſt, und Stärkung desſelben durch das werte Wort Gottes und Geſellſchaft der Gläubigen.“

Die zu Wittenberg bei Hans Lufft gedruckte Verteidigungsſchrift, welche ſich ebenſo durch klare, überzeugende Darſtellung wie durch gründliche Bibelkenntnis auszeichnet, widmete die Herzogin durch eine vorgedruckte Zuſchrift den Herzögen Georg und Heinrich. Sie ſpricht darin die Hoffnung aus, die Herzöge würden in der Schrift finden, daß ſie nur geflohen ſei, weil ſie ſchuldig ſei, vor Gottes Gericht Rechenſchaft zu geben für ihre Seele, auch werde man ihr nicht vorwerfen, daß ſie es heimlich gethan habe, „denn,“ ſagt ſie, „ich gewiß bin geweſt, daß ſolche meine anliegende Not, ſo hierinnen angezeigt, E. L. nicht zu Herzen gangen wäre, wie ich auch zuvor genugſamlich erkundet; hätte auch nichts anderes damit ausgericht, denn daß ich ſamt andern frommen Kindern nur härter wäre verſtrickt worden und damit E. L. und mir größere Beſchwerung aufs Gewiſſen geladen.“

Aus der ziemlich langen, ſechs Quartbogen umfaſſenden Schrift ſeien hier nur einige Stellen mitgeteilt. Wo die Herzogin davon ſpricht, daß endlich, zumeiſt auf ihr Betreiben, ein Prediger angeſtellt worden ſei, der Gottes Wort recht verkündigte, fährt ſie fort: „Wir verhofften, es ſollte aus ſolchem eine Leichterung folgen, daß die armen Gewiſſen nicht alſo kläglich beläſtiget würden; ſo ſehen wir nichts nachfolgen, denn daß es nur ärger wird und werden wir oftmals vermahnt, uns ſolcher Predigt zu entſchlagen und ſie nicht anzunehmen, dadurch die Gewiſſen nur höher geängſtiget und verwirret werden. Befinden auch, daß es keinen Beſtand mit dem Prediger haben will, ſondern daß man täglich trachtet, wie man ihn von dannen bringe . . . Wir aber bekennen frei, daß wir ohne Gottes Wort nicht länger leben können und ſind als die hungrigen, verſchmachteten Schafe, die keine Weide noch Sättigung erlangen können, ohne allein bei Chriſto, unſerem rechten Hirten, der die Worte des Lebens hat.“

An anderer Stelle beklagt ſie ſich über die ſcholaſtiſchen Bücher, die ſtatt des Wortes Gottes über Tiſche vorgeleſen und zur Privatlektüre empfohlen werden, „in welchen der mehrere Teil eitel ungewiſſe Quäſtiones ſind, und an viel anderen Orten ſolche abgöttiſche und widerſinnige Lehren wider unſern Glauben und göttliche Schrift, daß es auch ſchändlich und ſündlich wäre, ſolches zu denken, geſchweige denn öffentlich zu leſen.“

Beſonders richtet die Herzogin ihre Schrift gegen die im Kloſter im Schwange gehende Werkheiligkeit und daß „alle Werke gezwungen und ohne Gottes Befehl herfließen aus einem unluſtigen Herzen.“ Die Folge davon ſei nur ein böſes Gewiſſen, durch welches auch ſie ſich aufs höchſte beſchwert finde, namentlich in bezug auf den Genuß des heiligen Sakraments, „zu welchem wir oftmals im Jahre vierundzwanzigmal, ausgenommen die eigenerwählten Tage, gezwungen ſind mit Gebot, es ſei einer gleich geſchickt, wie er wolle, ſo hilft keine Entſchuldigung.“ Im Hinblick auf das Wort des Apoſtels: Wer da unwürdig von dieſem Brote iſſet ꝛc. ſagt ſie: „Ein ſolch Sakrament fordert eine hungrige Seele, ſo ihre Not erkennet; derhalben ſie allda Troſt und Hilfe ſuchen, ſelbſtwillig und begierig hingehen ſoll.“

Auch dadurch fühlt die Herzogin ihr Gewiſſen beſchwert, daß ſie im Kloſter nicht Gelegenheit hat, Werke der Menſchenliebe zu üben: „Haben mit Beſchwerung der Gewiſſen uns allein müſſen leben, ſo wir doch durch das Gewiſſen überzeugt ſind, Schuldner aller Menſchen zu ſein, nämlich durch die Liebe, welche uns unterweiſet, einem jeden zu dienen, zu helfen und zu raten. Welches wir auch oft nötig erkannt haben und gern gethan hätten, ſo es uns nachgelaſſen wäre worden, hätten auch oft gewußt, kranken Leuten Rettung zu thun mit Heimſuchung, Wartung und Handreichung, desgleichen auch ſterbenden Leuten mit Geſellſchaft leiſten, ſie zu tröſten und ſtärken mit dem Worte Gottes: iſt uns aber nicht geſtattet worden.“

Sehr ſchön ſagt die Herzogin am Schluſſe ihrer Schrift, warum ſie ſo ausführlich geworden ſei. „Daß wir ſo viel Worte gebraucht haben, iſt aus der Urſache geſchehen, daß wir oftmals gehört, wie etliche ſich daran geärgert und iſt ihnen ſchimpflich und lächerlich geweſen, ſo etliche, die vor uns aus den Klöſtern gegangen ſind, alle dieſe Dinge in eine Summa weniger Worte gefaſſet haben, ſo ſie geſagt haben: Sie vertrauen in Klöſtern nicht ſelig zu werden. Ja, wohl haben die des zu lachen, die nicht wiſſen, was ein ſolches Wort auf ſich hat. Es ſind wohl wenig Worte, haben aber ſein weit Bedenken. Wir wären auch wohl alſo geſinnet, ſo uns einer ſagen wollte, er wäre in einen tiefen Sumpf gefallen, da das Waſſer ſamt dem Unflat über ihm zuſammen geſchlagen wäre und wo er ſich nicht daraus gearbeitet hätte, wäre er darinnen erſtickt: wir wollten eines ſolchen wohl auch lachen, ſo wir nie befunden hätten, wie tief und gefährlich der Sumpf wäre, darein er gefallen; ja wollten auch noch dazu ſagen: du ſageſt nicht wahr, dieweil du von Tiefe, von Waſſer und Schlamm ſageſt und wir ſehen der keines, denn nur ebene Erde und einen luſtigen grünen Boden; wie ſollte unter dem ſolche Fährlichkeit ſein? Das machte alles das, daß wir die ängſtliche Not des Todes nicht geſchmeckt hätten, in welcher der geweſen wäre. Ja, wohl könnten wir ſein lachen; ihm aber, dem es widerfahren wäre, würde es Ernſt genug ſein. Eben dermaßen, liebe Freunde, gedenket, daß uns großer Ernſt daran gelegen iſt, ſo keinen Schimpf duldet. Und denket nur nicht, daß ein ſolch geängſtet Gewiſſen irgend kann zu Friede und Ruhe kommen; weder hier noch dort, es ſei denn, daß es eine ſolche ſchwere Laſt ablege. Und ſeid ihr Gott dankbar für ſeine Gnade, daß er euch davor behütet hat, und habt auch Mitleid mit denen, ſo alſo ſchwerlich gefangen und beläſtigt ſind und richtet niemand in dieſem Fall; denn wer weiß, was einem jeglichen Herzen gebricht? Denn eben hierher bequemet ſich dies Sprichwort: Es iſt nicht alles Gold, das gleißet. Denn wer wollte doch unter ſolchem ſäuberlichen Scheine menſchlicher Heiligkeit eine ſolche große Fährlichkeit ſuchen? Wir glaubten's auch nicht, wenn wir nicht ſelber ſo tief darin geſteckt hätten."

Die Verteidigungsſchrift der Herzogin, welcher noch ein Nachwort Luthers beigedruckt war, machte in ganz Deutſchland großes Aufſehen, und bei Georg Wachter in Nürnberg erſchien ſogar ein Nachdruck derſelben. Auch in dem Kloſter zu Freiberg fand ſie natürlich ſehr eifrige Leſerinnen; der Kloſtergeiſtliche ſelbſt hatte ſie den Nonnen gebracht. Man hielt daher für nötig, ernſtliche Schritte zu thun, um weitere Unordnungen im Kloſter zu verhüten.

Zu dieſem Zwecke veranſtaltete man im Januar 1529 eine Viſitation, bei welcher namentlich auch die Umſtände, unter denen die Flucht der drei Nonnen gelungen war, einer genauen Prüfung unterzogen werden ſollten. Das bei dieſer Viſitation aufgenommene Protokoll iſt uns erhalten und geſtattet intereſſante Blicke in die Zuſtände des Kloſters. Als Mitwiſſer des Fluchtplanes der drei Entflohenen wurden zwar viele Nonnen bezeichnet, es ließ ſich denſelben aber keine thätige Teilnahme nachweiſen.

Auf die Frage, wieviel Perſonen im Kloſter wohl noch dem alten Glauben treu ſeien, antwortete Anna Dreßler: es ſeien ihrer viele und namentlich unter den jüngeren Schweſtern der neuen Sekte anhängig und wenige wandelten auf der alten Bahn. Anna Kannberg meint, daß wohl die Hälfte des Konvents lutheriſch ſei, und Anna von Miltitz behauptet ſogar, es gäbe kaum fünfzehn, die noch rechte Chriſten und nicht anbrüchig ſeien. Urſula Meißner ſagt, daß namentlich die Laienſchweſtern vergiftet ſeien, und Margarete von Schönfeld ſpricht ihre Meinung dahin aus: kaum ein Dritteil iſt recht beſtändig, ein anderes Dritteil iſt von beiden Parteien, darnach der Wind geht, das letzte Dritteil aber iſt gewiß lutheriſch.

Auf die Frage nach den lutheriſchen Büchern, die im Kloſter geleſen worden ſind, antwortete Anna von Miltitz: Meiſter Philipp der Barbier habe deren ins Kloſter gebracht. Die Subpriorin bekennt ſelbſt, daß ſie den Jungfrauen lutheriſche Bücher gegeben habe, auch dieſelben von ihnen habe abſchreiben laſſen und zwar unter anderen auch Brismanns Schrift wider die Mönchsgelübde. Die Laienſchweſter Martha Brix gibt an, Margarete von Miltitz habe ihr aus lutheriſchen Büchern vorgeleſen, weil ſie aber dem Vorgeleſenen nicht habe ihren Beifall geben wollen, habe Margarete unter Weinen geſchrien: „Zeter über dich, daß du nicht willſt das Wort Gottes annehmen." Eine Nonne gibt an, daß namentlich die Herzogin Katharine das Kloſter mit lutheriſchen Schriften verſorgt habe, ſie habe dieſelben von einem Buchbinder in Meißen bezogen; und durch die Hofmeiſterin der Herzogin habe Dorothea von Maltitz Luthers Poſtille, „ein giftig, ganz ſchädlich Buch", leihweiſe erhalten. Margarete Schönfeld zeigt an, daß die Maltitz noch vor Beginn der Viſitation Bücher aufs Schloß geſchickt habe, und eine andere Nonne fügt hinzu, es ſei dies durch den Stubenheizer geſchehen.

Höchſt intereſſant ſind die Antworten der Nonnen auf die Frage, ob noch Perſonen im Kloſter ſeien, von welchen man fürchte, daß ſie auch entlaufen, oder wie das Protokoll ſagt: „rege ſein und ſpringen" möchten. Anna Dreßler ſagt, es hätten ihrer eigentlich fünf entlaufen wollen, nämlich außer den Entkommenen noch Dorothea Maltitz und Appolonia Rülke. Brigitta Manewitz ſagt: Chriſtina Korb, Dorothea v. Maltitz. Katharine von Mergenthal und Appolonia Rülke würden wohl ſchwerlich bleiben, denn ſie droheten täglich mit ihrer Flucht. Margarete von Schönfeld ſagt, wenn man der von Mergenthal etwas ſage, das ſie verdrießt, drohe ſie immer mit Auslaufen.

Geradezu ergreifend iſt der Bericht über das Verhör mit Dorothea von Maltitz, die eine der mutigſten Bekennerinnen des neuen Glaubens iſt. Sie ſagt rund heraus, wenn es im Kloſter nicht anders werde, wolle ſie nicht bleiben. Sie habe, da ſie im Alter von zwölf Jahren ins Kloſter eingetreten, nie verſtanden, was ſie gelobt habe. Die lutheriſchen Bücher herauszugeben, weigert ſie ſich entſchieden. Das Protokoll über ihr Verhör ſchließt: „Sie ſagt, es ſei ihr oft zu Sinn, als ſollte ſie ſich ſelbſt ein Leid anthun. Sie ſagt, die Priorin habe ihr geheißen, ihr Gemüt klar zu ſagen; darum ſage ſie unverhohlen, nehme man ihr die Bücher, ſo wolle ſie nicht bleiben, denn allein das Wort führe uns zu Gott. Schließlich hat ſie angehoben heftig zu weinen und zu ſchluchzen, daß ſie kaum vernehmlich reden konnte, und zu uns allen geſagt: Ich wünſchte euch allen und wollte, daß ihr das große Herzeleid hättet, das ich in meinem Herzen getragen habe nun etliche Tage."

Die Viſitation ſchloß mit Ermahnungen an die Priorin und an den ganzen Konvent, treu an der alten Lehre feſt zu halten, der Priorin beſonders wurde größere Achtſamkeit empfohlen; ſie ſollte ſich mehr ums Kloſter kümmern, als ſie bisher gethan, ſollte ein paar altgläubige Nonnen in ihren engeren Rat ziehen, dafür ſorgen, daß der Prediger chriſtlich predige und die Nonnen nicht wider das Kloſterleben aufreize, den lutheriſchen Büchern ſoll ſie fleißig nachforſchen, auf Thüren und Fenſter beſſer acht haben, die Leitern im Kloſter anſchließen laſſen ꝛc.

Ob nun aber die Priorin dieſen Ermahnungen nicht nachkam, oder ob alle Vorſichtsmaßregeln nichts halfen — ſchon um Pfingſten 1529 entflohen wiederum vier Nonnen, Anna und Chriſtina Korb, Katharine von Mergenthal und N. N. Schutzmeiſter, mit Unterſtützung ihrer Verwandten, aus dem Kloſter. Auch ſie hatten nichts aus dem Kloſter mitgenommen als ihre „Pelzlein und die Ziechen vom Bettgewand." Sie flohen über Belgern nach Torgau und von da nach Wittenberg zu Luther, bei dem ſie am 4. Juni eintrafen.

Bei Luther hatte ſich auch die Herzogin Urſula von Münſterberg nebſt ihren zwei Begleiterinnen bis gegen Ende des Jahres 1528 aufgehalten. Um das neue Jahr begab ſie ſich zu einer in Marienwerder verheirateten Schweſter, und wieder ein Jahr ſpäter finden wir ſie bei ihrem Vetter, dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz. Sonſt aber iſt über ihre ſpäteren Lebensſchickſale wenig bekannt, man kennt nicht einmal den Ort, wo ſie ſich zuletzt aufgehalten, oder das Jahr ihres Todes. Man weiß, daß der Markgraf Georg von Brandenburg ſich beim Kurfürſten von Sachen für die Aufnahme der Herzogin in dem proteſtantiſchen Stifte Gernrode verwendete, aber ob dieſe Aufnahme wirklich erfolgte, iſt unbekannt.

Nur ſo viel iſt ſicher, daß ſie auch nach ihrer Flucht aus dem Kloſter mit einem ſiechen Körper und mit mißlichen Vermögensverhältniſſen zu kämpfen hatte, ſo daß ſie ſogar mit der Beſchaffung ihrer Kleider zum Teil auf die Mildthätigkeit ihrer Verwandten und einzelner proteſtantiſchen Fürſten angewieſen war. Intereſſante Aufſchlüſſe über dieſe Lage der Herzogin bietet ein Brief vom 2. Februar 1534 an den Herzog Friedrich von Liegnitz, aus dem aber leider nicht zu erſehen iſt, wo die Herzogin ſich damals aufhielt.

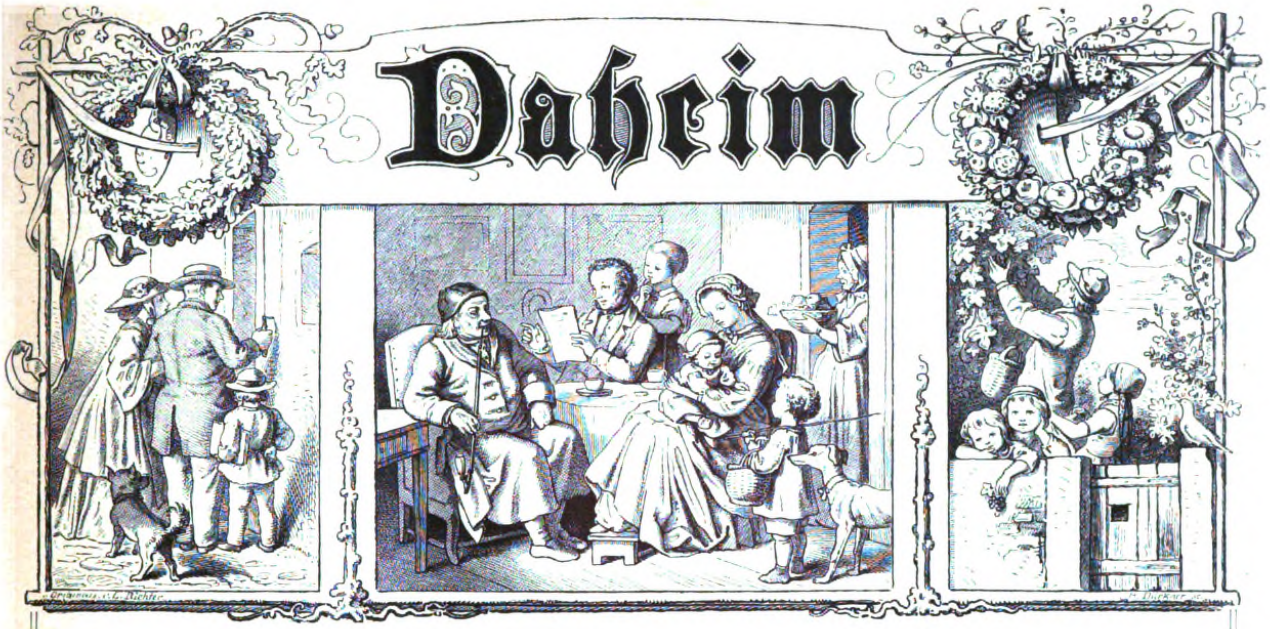
Es heißt in demſelben u. a.: „Dieweil E. L. wohl wiſſen, daß ich keinen Heller an Gelde nach mir laſſe, ſo hab' ich auch nichts zu vererben außer den armſeligen Kleidern, ſo nicht viel wert. Ich bin auch meiner Schweſter Tochter nichts ſchuldig von der Mutter wegen, als den grünen goldenen Rock und den Petſchaftring. Sonſt habe ich noch die ſchwarze Samtſchaube, die hat mir Markgraf Albrecht geſchenkt, und darnach zwei damaſtne Röcke und den, ſo mir Markgraf Georg geſchenkt, auch von Damaſt, und einen geringen Schamlot, ſowie zwei Gewandröcke, die mir E. L. geſchenkt haben; auch von Hauben und Rüſchen nichts ſonderliches, welches mir alles meiſtenteils die Markgräfin zu Preußen geſchenkt. . . . Dieweil aber nun die Jungfrau, ſo ich ſo lange Zeit bei mir gehabt, und die ſamt mir erduldet Gutes und Böſes, auch mir nachgezogen über hundert Meilen und in meiner Schwachheit und Krankheit mir ganz treulich gedienet hat, auch ganz arm und elende, hab ich bei mir erwogen, daß ich ihr vor Gott und der Welt unrecht thäte, wo ich ſie alſo mit ledigen Händen ließe davon gehen; dieweil auch gar nichts da iſt, ſo für E. L. oder denſelben Gemahl oder Kinder tüchtig wäre, hab ich alſo bei mir beſchloſſen, wo es E. L. gefiele, wollt ich ſolches alles der Jungfrau vermachen, wie ſie es könnte zu Geld machen, damit ihr ihr treuer Dienſt dennoch vergolten würde. . . Und will hierneben E. L. aufs freundlichſte gebeten haben, Sie wollten keinen Ungefallen tragen, daß ich E. L. ſo lang nicht geantwortet habe, denn ich es Schwachheit halber meines Hauptes nicht vermocht habe. Und will hieneben E. L. der Gnade Gottes treulich befohlen haben."

Die treue Dienerin, von welcher die Herzogin in dieſem Briefe ſchreibt, iſt die mit ihr aus dem Kloſter entflohene Dorothea Tannberg, die jedenfalls bis zu dem wahrſcheinlich frühzeitig erfolgten Tode der Herzogin bei dieſer ausgehalten hat. Später iſt Dorothea Tannberg noch die Gattin des Magiſter Georg Spart geworden, der erſt Pfarrer in dem Dorfe Briesnitz bei Dresden, ſpäter Hofprediger in Dresden war.

Inhalt: Jubelgruß zum Lutherfeſt. Gedicht von Karl Gerok. — Lutherſagen. — Hans Sachs und ſeine Stellung zur Reformation. Von Johannes Bolte. — Ein Lutherfund. — Lutherbilder und das Bild Luthers. Randzeichnungen von Emil Frommel. Mit zehn Illuſtrationen. — Aus dem Kloſter entwichen. Ein Bild aus dem deutſchen Frauenleben im XVI. Jahrhundert. Von Albert Richter.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Herausgegeben von **Otto Klaſing** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 17. November 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 7.

Er lebt!

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

(Fortſetzung.)

Der duftige Morgen begann ſchon einem tropiſchen Vormittage zu weichen. Der Weg im ſpärlichen Schatten der Ellern und Pappeln war ſehr einförmig; kaum, daß bis Elſum einmal ein Haus die Chauſſee begrenzte. Nur bei Fährdamm, dem Dörfchen an der holperigen Nebenſtraße, die in vielen Krümmungen zum Taternloch hinaus führte, ſchufen die Sanddünen der Geeſt eine wenig maleriſche Abwechſelung. Dort ſah man Miniaturſchluchten und Klüfte; magere Ziegen weideten mageres Gras ab und die Zickelchen ſprangen luſtig umher. Überall wuchſen zartgeſtielte Glockenblumen in Menge und jenes hübſche Zittergras, das die Leute Haſenpfötchen nennen, ſogar vereinzelte Steinnelken blühten leuchtend rot zwiſchen Heidekraut und Quendel, von Motten und Bläulingen umgaukelt.

„Hier hieß es die Elſumer Schweiz, und den Mühlenberg hinter Fährdamm taufte Ihr Herr Vater den Rigi zu meinem Ergötzen — iſt der Name geblieben?“ So hatte der Graf vorhin während der Fahrt gefragt und mit gerührtem Blicke auf die bewegungsloſen Mühlenflügel in der Ferne gedeutet. Es fächelte kein Lüftchen — zudem war die Mühle ſeit Jahr und Tag außer Betrieb, und Matty hatte den Mühlenberg am Teich voll Entengrütze und Rohr niemals mit dem Rigi vergleichen hören. Was mochte die Vergangenheit des Grafen bergen? Welche Bande knüpften ihn an dieſe Gegend und ihre alten Bewohner? Vor jenem letzten, kurzen Briefwechſel zwiſchen Doktor Edzard und den Kaldenhoffs war deren Name, ſo weit Matty ſich erinnerte, niemals in Eichweide erwähnt worden und doch liebte es der Vater ſehr, ihr von ſeiner Knabenzeit und ſeinen Jugendfreunden zu erzählen. Über die tollen Liebezahls und ihre verſchwenderiſche Wirtſchaft ging noch hie und da ein Geſchichtchen im Lande umher. Ob vielleicht gar die Gräfin Kaldenhoff aus Liebezahl ſtammte? Matty beſann ſich darauf, daß Chriſtian Siemers heute früh zu Mamſell Jette geſagt hatte: „Der junge Graf ſieht doch juſtement, wie ſeine Mutter geſehen hat, man bloß, daß die größere Augen machte,“ und Chriſtian, das wußte Matty gewiß, war ſein lebenlang nirgends in Dienſt geweſen, als auf Liebezahl und Eichweide.

Sie kam nach Elſum, faſt ohne daß ſie's wußte, kühlte ſich gleich im erſten Häuschen bei der kleinen Näherin, einer ſauberen Kapitänstochter ab, verhandelte drei Thüren weiter mit dem Flickſchneider, beſorgte ihre Roſinen und Schnittäpfel und gab zum Schluß das Maß zu Jettens Waſchkörben beim lahmen Korbflechter hinten am Deiche ab, ehe ſie ſich auf den Heimgang machte.

Unterwegs arbeiteten und kombinierten ihre Gedanken unaufhörlich, ohne daß ihnen Klarheit wurde. All das Entſetzliche, was Manfred nach ſeines Vaters Ausſage erlebt, was ihm die Seele umnachtet und den Glauben an die Frauen genommen, ſuchte ſie ſich wie eine objektive Erzählung zu wiederholen und daraus Folgerungen für ihr eigenes Verhalten dem Leidenden gegenüber zu ziehen. Ihr Verhalten! Würde ihm, dem Frauenhaſſer, überhaupt das geringſte daran gelegen ſein, ob und wie ſie ſich zu ihm verhielt!

Sie blieb mitten im Wege ſtehen, atmete tief auf und ließ ihr Schirmchen ſinken. Angeſtrengt blickte ſie durch den zitternden Sonnenduft nach drüben, wo Eichweide als dunkle Bauminſel inmitten des ſaftgrünen Wieſenmeeres lag.

„Wozu mache ich mir Gedanken? Er lernt mein Eichweide lieben; das iſt ja gar nicht anders möglich, und Vater macht ihn wieder geſund und froh — Vater kann alles!“ ſagte ſie vor ſich hin und wanderte dann mit zuverſichtlichem Lächeln um die Lippen rüſtig vorwärts, bis das Zollhaus an der Brücke abermals in Sicht war. Da faßte ſie ihren Schirm feſter um die Bambuskrücke, nahm ihre großen Tüten ſo recht augenfällig in den Arm und ſchritt geſtrengen Antlitzes wie eine ſehr jugendliche Rachegöttin anzuſchauen, über die Brücke bis vor den Schlagbaum.

Gärdes ſaß in Hemdsärmeln und Dienſtmütze unter dem Thore des Zollſchuppens und dampfte aus ſeiner langen, holländiſchen Thonpfeife.

„'n bißchen warm, Mamſell Edzards, 'n bißchen benaut von morgen,“ begrüßte er Matty, ſein gemütlichſtes Geſicht ziehend, und das blieb noch immer geeignet zum Spatzenſcheuchen. Aber er hatte ſich verrechnet!

Sie ſtreckte ihm ſtatt der Antwort ihre Tüten entgegen und ſagte mit blitzenden Augen: er möge gütigſt nachwiegen, wie viel der Zoll auf die Waren betrage — auf fünf Pfund Backobſt und drei Pfund Roſinen ohne Kerne, da anſcheinend ſeit heute früh etwas ganz Neues Mode geworden ſei, und wie er eigentlich dazu komme, ihrem Gaſte den Koffer auf eine ſo unmanierliche Weiſe zu durchwühlen? Ob es nicht eine wahre Schande ſei, den Eichweider Wagen anzuhalten wie einen ganz gemeinen Schmugglerkarren?

„He he! man immer ſinnig, Mamſell Edzards, man ſinnig, ſag' ich!“ entgegnete der Alte, ſchlug gemächlich ein Bein über das andere, lachte kurz auf und blies der Erzürnten eine dicke Qualmwolke in die Augen. „Sie ſchimpft ja reinweg wie 'ne Beſenbinderſche — iſt auch von ſo 'nem Neſtküken nicht beſſer zu verlangen; denn was verſteht Sie von dem Handel? Ich ſollte wohl reden, aber ich red' nicht, weil — wenn man den Mund 'mal über ſo was rührt, kann man'n ſchlecht bezähmen. Wenn Sie aber ſchläg'ſch auf die Wiſſenſchaft davon iſt, dann frage Sie Vater doch 'mal nach den Sachen ſo vor'n Jahrener fünfunddreißig herum. Das Fragen hat jedermann für umſonſt — zwar — raten möcht' ich Ihnen das lieber nicht, Mamſell. Und wenn ich meine Meinung ſagen ſoll, ſo thät' ich mich in Ihrer Stelle vor dem jungen Herrn wahren, den ſein Vater geſtern aufs Gut gebracht hat. Die Art kenn' ich von früher, Mamſell, und 'ne falſche Art iſt das!“

„Gärdes! um Himmels willen, was für Unverſchämtheiten nehmen Sie ſich heraus!“ rief Matty und trat einen Schritt zurück. „Wiſſen Sie eigentlich, von wem Sie reden?“

„I, du meine Zeit, das ſollt' ich denken! Beſſer als Sie, Mamſell. — Von wem! Gott verdamm' ihn!“ erwiderte der Zollaufſeher, ſtand auf, nahm die Tüten aus Mattys Hand und guckte hinein.

„Das iſt nun die pure Galle von Ihr, Mamſell Edzards, Sie weiß ganz gut, daß Obſt keine Steuer zahlt, und Sie ſollte 'nen alten Kerl wie mich nicht noch giftiger machen, als'r vontage ſchon iſt. — Na, geh' Sie geruhig nach Haus,“ fügte er hinzu und tippte Matty mit ſeinem Pfeifenſtiele auf den Arm, „Sie kann ſich'n Buſch Nelken mitnehmen.“

Er bückte ſich und rupfte von der kleinen Rabatte am Schuppen entlang eine Handvoll Grasnelken ab. „So — da! 'n Spierchen Krauſemünze dabei, was? — Adjüs denn, Mamſell, 'n Kumpelment an Vater und wahr' Sie ſich vor dem jungen Herrn, das nobelſte Tuch gibt die beſten Lumpen!“

Matty warf dem Sprechenden ſeine Nelken vor die Füße und ging davon. Der Zorn kochte in ihr. Wie Mehltau legten ſich die rohen Worte des alten Geſellen auf ihre Wünſche und Vorſätze. Immer raſcher ward ihr Schritt, ſie ſchlug trotz der Sonnenglut einen baumloſen Richtpfad quer über das Heuland ein — (die Mäher ſaßen alle beim zweiten Frühſtück in der Ziegelei) — ſie ſah und hörte nichts mehr um ſich herum und langte endlich mit erhitztem und verſtörtem Geſichte in Eichweide an.

Dort trug ſie ihre Einkäufe zu Mamſell Jette in die Speiſekammer, wo es kühl und ſauber war und nach friſch gemolkener Milch und friſch gepflückten Erdbeeren duftete. Mamſell Jette drückte Butter ein und ſchalt zum Fenſter hinaus auf Ludolf, der die Schattenmorellen an der Nordwand des Flügels nicht rechtzeitig mit Netzen verſehen hatte. Nun war die halbe Ernte ein Sonntagsfreſſen für den „Vogel Bühlo“ geworden! „Natürlich — gegen Dummheit und Faulheit iſt kein Kraut gewachſen!“ — Ludolf kratzte ſich den Kopf, ſchwieg diplomatiſch und befeſtigte ſeine Netze ſo umſtändlich, als ſolle ſelbſt den Ameiſen das Durchkriechen gelegt werden.

Als Matty eintrat, ſchlug Mamſell die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſtemmte ſie dann auf ihre Hüften, nachdem ſie den Butterſtecher ins Faß zurück gelegt hatte. „Herrgott, die Unvernunft, Fräulein! Das iſt doch wie ſieben Jahr und nicht wie ſiebzehn! Was haben Sie denn zu rennen und wie 'n gekochter Krebs wieder zu kommen? Schmieren Sie ſich 'mal ſtantepeh die Backen mit ſüßem Rahm ein — da, aus der blauen Schüſſel, Sie kriegen mir wahrhaftig den Sonnenbrand und Gott weiß was ſonſt noch! — Du meine Güte, Fräulein, was iſt Ihnen denn über 'n Weg gelaufen? Sie ſehen ja aus wie die teure Zeit!“

„Nichts, nichts, Jette —“ entgegnete Matty, und ſtrich gehorſam den Rahm auf ihre glühenden Wangen, ſo dick, daß ſie einem gegipſten Kirchenengel mit vergoldeten Locken nicht unähnlich ſah. Dann leerte ſie zu Jettens maßloſem Schrecken ein großes Glas Buttermilch auf einen Zug: „Jette,“ ſagte ſie, Mamſells Vorwürfe kurz abſchneidend, „wie lange biſt du nun ſchon hier in Eichweide?“

„Warten Sie 'mal, Fräulein: zwanzig Jahr zu Michaelis — oder ſind es einundzwanzig?“

„O, das iſt einerlei. — — Habt ihr den alten Grafen Kaldenhoff in der Zeit ſchon einmal zu Beſuch gehabt?“

„Niemals, Fräulein. Ja, was thun Sie für putzige Fragen! Warum wollen Sie das wiſſen?“

Matty kämpfte ein paar Sekunden lang mit ſich; dann erzählte ſie Jette die häßliche Szene, die ihr Gärdes bereitet hatte, und konnte vor Herzklopfen und Empörung kaum zu Ende kommen.

Mamſell Jette band ſich die Schürze feſter und ſetzte ſich auf ihren Trittſtuhl.

„Der alte Ekel ſoll ſein ungewaſchenes Maul halten!“ ſagte ſie ſehr ärgerlich, „was hat der juſt Ihnen den Floh ins Ohr zu ſetzen? Sie müſſen das dumme Gewäſch wieder vergeſſen, Fräulein.“

„Wie kann ich das? Ich bin kein Kind von zwei Jahren —“ entgegnete Matty und ein verräteriſcher Tropfen drängte ſich dabei durch ihre langen Wimpern. „Was Vater angeht, das geht mich auch an!“

Jette nickte mit nachdenklichem Geſichte. Darauf wickelte ſie ſchweigend die Roſinentüte aus einander, und füllte den Inhalt, Stiele und Steinchen ſorgſam ausleſend, in eine Porzellanbüchſe.

„So unrecht haben Sie nicht, Fräulein, bloß das Ding hat einen Haken,“ nahm ſie ſchließlich das Geſpräch wieder auf. „Was ich weiß, das weiß ich nur von Chriſtian Siemers, und dem hab' ich's auf die Bibel zugeſchworen, daß ich ſchweigen wollte. Aber Not bricht Gebot, und was der Menſch halb erfährt, das tribuliert ihn mehr, als was er ganz erfährt. Dieſe Nacht hab' ich auch geträumt, ich ſäß' in 'ner Dornhecke feſt, und das bedeutet 'ne unerwartete Prüfung. Darum will ich den Wink befolgen und will Ihnen verraten, daß unſer Herr früher 'mal, als die Frau Gräfin Kaldenhoff noch gnädiges Fräulein von Liebezahl hieß, mit ihr das Verloben um Hand gehabt hat, und die Hochzeit war angeſetzt und alles ſchönſtens in der Reihe. Da hat der Graf ſie unſerem Herrn weggekapert und ſelber geheiratet, und unſer Herr ſoll ſich ſchrecklich d'rum angegeben haben. Gärdes iſt mit ihm in Eichweide groß geworden und hat an ihm gehangen wie die Klette an der Wolle, noch als er 'n ſelbſtändiger Mannsmenſch geweſen iſt und bis auf den heutigen Tag. So hat mir 's Chriſtian Siemers erzählt und es wird wohl ſeine Richtigkeit haben. So, nun wiſſen Sie's, nun halten Sie reinen Mund und ärgern den Herrn nicht wegen Gärdes ſeinen Unklugheiten, hören Sie wohl, Fräulein? Die Strafe will ich ſchon beſorgen. Das nächſtemal binde ich mir alle Tüten unter den oberſten Rock, und ſchmuggel' durch, was ich kann. So 'n Grobſack muß man 'mal reſolut anführen, das hilft am beſten.“

Matty ging von der Speiſekammer an die Pumpe und wuſch ſich den Rahm aus dem Geſichte. Sie brauchte kein Mittel gegen die Hitze, ſagte ſie, und beharrte dabei wie ein eigenſinniges Kind. Es fror ſie durch den ganzen Körper von Jettens Aufklärungen. Sie begab ſich an ihre tägliche Arbeit und regte die Hände mit ungewöhnlichem Eifer. Im Garten unter den Eichen vor der Weſtveranda ſah ſie Manfred ſitzen, ein Buch im Schoße. Er las nicht, ſondern hatte den Kopf mit halbgeſchloſſenen Augen in die dunklen Blätter des Epheus gedrückt, der die Eichenſtämme bis ins Gezweig hinauf umwucherte. Sobald der Kranke das Mädchen gewahrte, das in der Halle umher ordnete, erhob er ſich und ging müden, langſamen Schrittes dem Blumendeiche zu.

Sie ſchloß die Verandathür und ſuchte ſich im Wohnzimmer ihre Näharbeit zuſammen. Dabei blieb ſie ſitzen, und zog Stich um Stich, mechaniſch, ohne Luſt zur Sache. Ein jämmerliches Gefühl beklemmte ihr die Bruſt; ſie kam ſich vor wie eine Verſtoßene im eigenen Heim, ſie ſehnte ſich in den Garten hinaus und fürchtete ſich doch dem Manne zu begegnen, der ihre Nähe mied und haßte.

Dort hinten bei der erſten Brücke tauchte er zwiſchen den Hängebirken an der Grafft wieder auf. Der Vater, der ſeine geliebte Roſenpflanzung beſucht hatte, geſellte ſich zu ihm, und die beiden wandelten hin und her längs dem Waſſer. Zuweilen bückte ſich der Vater, brach von den üppigen Vergißmeinnicht am Grabenrande, und trug ſie während des Gehens in Händen, bis er ſie, eine Viertelſtunde ſpäter, ſeiner Tochter zum offenen Fenſter hinein reichte.

„Man hört und ſieht ja nichts von dir, Kindchen,“ ſagte er, legte ſich behaglich ins Fenſter, und ſtreichelte von dort aus die blonden Locken und das heiße, bekümmerte Geſicht über der Näharbeit. „Seit wann biſt du zurück? Hatte ſich Kaldenhoff ein wenig getröſtet, und iſt er rechtzeitig zur Bahn gekommen?“

„Mit genauer Not, Vaterchen — er war ſehr liebenswürdig gegen mich,“ erwiderte ſie, und fragte dann, ihre Stimme tapfer beherrſchend: „Haſt du heute in Elſum zu thun? Könnte ich nicht mit dir gehen? Bitte, ſage ‚ja,‘ Vaterchen.“

Er zupfte ſie ans Ohr und küßte ihren Mund, als ſie ſo vor ihm ſtand und ihre Hände auf ſeinen Schultern ruhen ließ. „Nach Elſum gehe ich nicht, nur nach Fährdamm zu Bauer Eggerſen, und zwar gleich, Matty, aber du ſollſt zu Hauſe bleiben. Wir haben zweiundzwanzig Grad im Schatten. Danke du Gott, daß du keine Viſiten machen mußt wie ich; mir ſcheint's, du haſt ſchon zuviel gethan mit deinem Gange. Manfred ſitzt wieder unter den Eichen, er ſoll allein bleiben, Kind, und in einer halben Stunde ſchicke Karl mit dem zweiten Frühſtück zu ihm hinaus — vergiß mir den Madeira nicht. Und noch eins: laß dein Muſizieren heute gut ſein; Manfred fühlt ſich noch ſehr angegriffen von der Reiſe und ſehr weichmütig nach dem Abſchiede von ſeinem Vater.“

Sie verſprach alles pünktlich zu beſorgen, — und ſah recht trübſelig dazu aus. „Weißt du, was ich wollte? — Daß wir beide wieder allein wären, Vaterchen,“ ſagte ſie dann plötzlich, ſchlang ihre Arme feſt um ſeinen Hals und drückte ihr Geſicht gegen ſeine Schulter. Als er es am Kinn emporhob, blickten ihn die Augen durch zwei große Thränen an.

„Ei, ei! Thränen? So kenne ich dich ja gar nicht — was heißt das?“ fragte er verwundert, zog ſein Tuch aus der Taſche und tupfte ihr damit die Tropfen von den Wangen. „Mein Adjutant wird mir doch nicht vor dem erſten Gefecht fahnenflüchtig werden, wie? Komm, ſei vergnügt und verſtändig, und hilf mir meine Freundespflicht erfüllen, Kind. Sentimentalität iſt allezeit vom Übel; wir beide müſſen ſorgen, daß der traurige Hausgenoſſe ſich bald in einen heiteren verwandelt. Du darfſt niemals denken, daß er dir je ein Atom von deines Vaters Liebe rauben könnte: dein Herz, mein Herz — ſteht's nicht ſo zwiſchen uns beiden, Liebling?“

Sie nickte lebhaft und lächelte ſchon wieder, darauf holte ſie des Vaters Hut und Stock und begleitete ihn bis zur Gartenpforte.

„Sorge ja, daß er den Madeira trinkt, die Flaſche ſteht aufgekorkt in der Halle!“ rief der Doktor nochmals zurück.

„Vater iſt wirklich ein Engel!“ ſagte ſie im Tone tiefſter Überzeugung zu ſich ſelbſt, und ſchaute dem rüſtig Dahinſchreitenden über die Pforte nach, ſolange ſie noch ein Zipfelchen ſeines Rockes erkennen konnte. Dann lief ſie ins Haus zurück, und machte einen großen Bogen um den Platz, auf dem Manfred ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, mit ſeinem Stöckchen planlos in den Kies zeichnend.

Zur Minute pünktlich ſchickte ſie ihm ein zierlich beſetztes Theebrett hinaus, und ſchüttelte den Kopf, als Karl es ihr ganz unberührt zurück brachte: „Herr Leutnant wollen nichts von Frühſtück hören, gnädiges Fräulein.“

„Damit dürfen wir ihn auf keinen Fall hinlaſſen, Karl,“ ſagte ſie unangenehm überraſcht, „Vater hat mir 's zweimal auf die Seele gebunden, daß Ihr Herr Wein trinken ſoll.“ Sie füllte ein Glas, ſtrich ein Brötchen, und ging, ihrer Adjutantenwürde eingedenk, kurz entſchloſſen mit beiden zu dem Melancholiker unter den Eichen hinaus.

Er ſaß regungslos, vornüber gebeugt, die Ellbogen auf ſeine Knie geſtützt, das Geſicht in den Händen vergraben. Die ſchwarzen Haare fielen darüber hin. Mattys Kommen bemerkte er nicht, oder wollte es nicht bemerken.

„Bitte, Herr Graf, genießen Sie etwas,“ ſagte ſie, ſeine Schulter leiſe berührend. „Vater kommt erſt gegen drei Uhr zu Mittag herein, und Sie haben ſeit geſtern abend nichts mehr gegeſſen.“

„Ich danke ſehr — ich fühle keine Spur von Hunger,“ entgegnete er, ohne ſie anzuſehen. „Zudem — wozu ein eigenes, großartiges Frühſtück für mich ſervieren? Das liebe ich nicht, und vor Tiſch trinke ich ſelten Wein.“

„Thun Sie es heute, weil Vater es wünſcht; er hat den Madeira ſelbſt aus dem Keller geholt,“ bat ſie. „Wer hier im Hauſe lebt, gehorcht Vater gern, weil uns gut thut, was er verordnet. Und wenn Ihnen das großartige Frühſtück nicht gefällt, Herr Graf, ſo will ich Ihnen von meinem einfachen anbieten!“

Sie ging über den Raſen zum nahen Erdbeerbeete, pflückte von den Früchten auf ein Klettenblatt, und legte den improviſierten Teller neben ſein Brötchen.

„Es iſt mir wirklich zu viel,“ wehrte er nochmals ab, aber er beugte ſich doch unwillkürlich nieder, und erquickte ſich am würzigen Geruche der Erdbeeren.

„Nun, ſo wollen wir teilen,“ ſchlug ſie munter vor, holte ſich noch einen Blattteller, brach das Brötchen in der Mitte durch, nahm davon und auch von den Erdbeeren die eine Hälfte, und überredete ihn zum Genuß der anderen.

Wenn es auch ein ſchweigſames Mahl zu zweien war, ſo hatte ſie doch die Genugthuung, daß er aß und trank, und daß ſeine finſteren Züge ſich ein wenig aufhellten.

„Solch' eine lange Reiſe iſt keine Kleinigkeit nach einer ernſten Krankheit; morgen ſchmeckt es Ihnen ſchon beſſer,“ ſagte ſie ermutigend, als ſie ſich anſchickte, ihn zu verlaſſen, und auf ſein trübes: „Ach — wenn es nur die lange Reiſe wäre!“ fügte ſie herzlich hinzu: „Was Sie ſonſt noch quälen mag, heilt die Zeit auch, und der Wille überwindet vieles, Herr Graf.“

Er ſenkte den Kopf wieder auf die Hand und ſeufzte.

„Der Wille — der Wille!“ — ſprach er leiſe, „der iſt mir verloren gegangen — wer hilft mir ihn wiederfinden?“

„Die Zukunft!“ entgegnete ſie einfach, und er ſchlug ſeine dunklen Augen mit rätſelhaftem Blicke zu ihr empor.

„Die Zukunft iſt eine wetterwendiſche Göttin, eine Frau, und von Frauenhand kommt nur Bitterkeit und Unglück, nicht Hilfe für mich,“ ſagte er langſam, „ich haſſe die Frauen!“

„So darf ich Ihnen nicht länger läſtig ſein,“ antwortete ſie mit einem leichten Schwanken in der Stimme, da griff er plötzlich nach ihrer Hand und hielt ſie zurück.

„Weshalb wollen Sie nun gehen und mir zürnen, Matty? Wie können Sie überhaupt meine Worte auf ſich beziehen?“ fragte er. „Sie ſind ein Kind, ein glückliches Kind, Sie gehören noch längſt nicht zu denen, die ich haſſe. Plaudern Sie weiter — mich ſtört es nicht, und Sie meinen es ja freundlich.“

— — — — — — — — — — — —

Sage zu einem erblühenden Mädchen: „du biſt ein Kind!“ zu einer verblühenden Schönen: „Violett ſteht Ihnen beſſer als Roſenrot —“ Beide glaubten unfehlbar das Recht zu haben, dir dieſe Wahrheiten ernſtlich übel zu nehmen. Matty machte keine Ausnahme von der Regel. Sie wendete ihr Geſicht ab, entzog Manfred ihre Hand, und begab ſich ſchnurſtracks in die

Wohnſtube zurück. Dort ſetzte ſie ſich wieder an den Nähtiſch, und arbeitete ſo eifrig, als müßte das Gedeck, das ſie zeichnete, heute mittag bereits aufgelegt werden.

Sie ein Kind! Sie führte die Schlüſſel und war ſchon ſeit anderthalb Jahren eingeſegnet und in langen Kleidern! „Vaters Kind" wollte ſie natürlich immer bleiben, aber für jeden anderen war ſie gefälligſt Fräulein Mattea Edzard: eine Reſpektsperſon!

IX.

Allgemach reifte der Frühſommer der eigentlichen Erntezeit entgegen. Die Nachtigallen waren fortgezogen und die jungen Störche machten ihre ungeſchickten Flugſtudien, um ſich auf die große Reiſe ſüdwärts vorzubereiten. Die Roggenfelder wogten wie ein bewegtes Meer im Winde, die Weizenbreite hinter der Ziegelei färbte ſich braungolden und die Halme ſenkten demütig ihre ſegenſchweren Häupter. In der Elſumer Kirche ward allſonntäglich gebetet: „Und gib den Früchten des Feldes einen fröhlichen Stand, auf daß wir des täglichen Brotes haben mögen was uns not thut."

Die Dorfjugend lief in ihren Freiſtunden mit ſtolzen Kränzen von Raden und Kornblumen auf den Flachsköpfen zwiſchen den Feldern herum, oder ſammelte Rieſenbündel von „echten Kamillen" für Mamſell Jettens Hausapotheke und zog nach erfolgter Ablieferung hochbefriedigt mit vollem Munde und vollen Taſchen von dannen.

Mamſells Stube, in der die mediziniſchen Schätze zum Trocknen ausgebreitet lagen, roch wie ein Lazarett, und Matty ſprach zum Wohle der gläubigen Menſchheit die Hoffnung aus, daß Jettens Träume nicht allzuſehr von dem Leidensdufte beeinflußt werden möchten. Denn das würde gefährliche Deutungen geben.

Auf dem Eichweider Hofe ging's luſtig und lebhaft her. Die Hollandsgänger, die ſich jeden Sommer zur Erntearbeit einſtellten, und die Ziegler aus dem Lippeſchen fanden ſich nach beendetem Tagewerke gern unter der Hoflinde mit den Knechten und Mägden zuſammen. Die Fremdlinge betrachteten ſich ganz als Hausangehörige. Wer von ihnen ſich beim Schaffen oder in der Fährdammer Schenke übernommen hatte, wer einmal zu früh mit dem Wochenlohne fertig geworden oder ohne Nachricht von Frau und Kind geblieben war, wendete ſich vertrauensvoll an den Doktor. Sie fanden ihn immer mit gutem Rat oder mit einer Strafpredigt, je nachdem, bei der Hand und ſeine Hausmittelchen hatten Wunderkraft, weil ſie in unerſchütterlichem Glauben eingenommen wurden.

Mamſell Jette war die Seele der Wirtſchaft. Sie kochte ihre Suppen und ihren Milchreis mit weiſer Berechnung des Kaſſenbeſtandes, und ſchalt tüchtig, wenn „Fräulein" es gar zu gut mit Kanehl und Zucker und brauner Butter meinte.

„Gönn es ihnen doch, du geizige Perſon!" lachte die junge Verſchwenderin, und ließ es nun erſt recht aus dem Zuckerſtreuer über den Reisberg ſchneien. Mittags ſteckte ſie dann gar zu gern ihren Kopf durch die Thür der Dienſtenſtube, freute ſich über die lange Tafel und die vollen Löffel und fragte: „Wie ſchmeckt es euch? Habt ihr auch alle euer Recht?"

Dann ſtießen ſich die Männer mit den Ellbogen an und ſchmunzelten vergnügt, und die Mägde meinten:

„He! was unſerem Fräulein die hellen Kleider ſchön laſſen, die ſoll wohl bald 'n feinen Schatz an Hand haben. Wenn Sein Herr man nicht ſo wüſterig ausſehn thäte, Karl, der paßte akk'rat von Länge und von Haaren für unſer Fräulein."

„Nu, euch wird er doch nicht zu zeigen brauchen, daß er lachen kann, und was er für weiße' Zähne im Munde hat? — ſie wird's ſchon noch früh genug erfahren," entgegnete Karl, im Namen ſeines Herrn gekränkt. „Und — ich werde euch ſagen: was kommen ſoll, das kommt auch!"

„Sagte die alte Frau, da kroch ihr der Ilk (Iltis) in die Nachtmütze!" endete Mamſell Jette bei ſolchen Anläſſen gewöhnlich den Streit. „Red' Er ſich nicht um ſeinen Dienſt, Karl!"

Die ſchwatzenden Mägde hatten nicht ganz unrecht. Noch immer wandelte Manfred wie ein freudloſer Schatten durch die lichte Welt, wenn auch ſeit kurzem eine entſchiedene Wendung zum Guten eingetreten war. Allmählich öffneten ſich an den ſchönen Sommertagen ſeine Augen für die Anmut ſeiner Umgebung. Er machte Spaziergänge und Ritte und ſah mit träumeriſchem Behagen der Arbeit auf Feldern und Wieſen zu. Manchmal überkam ihn flüchtig der Wunſch: ſelbſt wieder thätig zu ſein, und er verfolgte mit Intereſſe die kräftigen Bewegungen der Mäher. Aber es blieb vorläufig beim Wünſchen.

Schon der bloße Anblick einer blanken Senſe verurſachte ihm Grauen. Er weckte ihm die unklare Erinnerung an einen furchtbaren Moment, in dem er unter blendender Helle und betäubendem Weindunſte, von Stimmen umtobt, zum letztenmale ſeinen Säbel gebraucht — gemißbraucht hatte. Das Senſenwetzen ward in ſeinem Ohre zu Scherbenklirren und blutrot ſchwamm das Sonnenlicht vor ſeinen Augen; er flüchtete in den fernſten Winkel des Gartens zurück, und dann befiel ihn wieder die bange Schwermut auf Stunden.

Allein nicht nur dann, auch an jenen Tagen, die beweglichen Geiſtern beſonders traut und lieb auf dem Lande zu ſein pflegen: an den Regentagen. Lektüre und Schachbrett vermochten nicht ihn über die innere Unraſt hinweg zu täuſchen, und daß er Mattys Muſik — die Freude des Doktors — nicht geradezu floh, war nur das Ergebnis ſeiner angebornen Höflichkeit.

In dieſer Weiſe vergingen mehrere Wochen. Doktor Edzard ſchien ſein Augenmerk nur auf das körperliche Wohl ſeines Pfleglings zu richten, dem Geiſte Ruhe, der Seele Freiheit gönnend. Im Stillen freute er ſich über die ſtraffere Haltung, den belebteren Blick des jungen Mannes, und ſeine Berichte nach Oſtpreußen ſchufen heiße Dankbarkeit in der vereinſamten Villa. Trotzdem mußte bis zur völligen Geneſung des Leidenden noch eine Strecke Weges zurückgelegt werden. Wenn Matty fragte:

„Biſt du wirklich zufrieden, Vater? wird er denn nicht noch anders?" ſo antwortete er lächelnd:

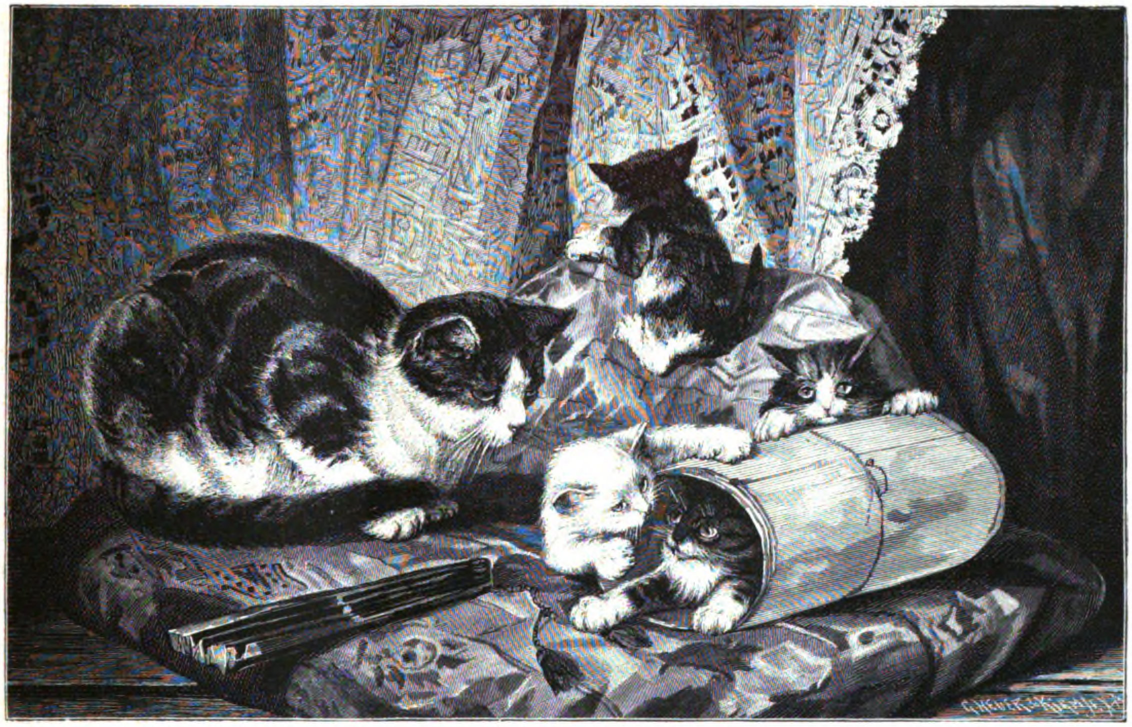
„Lieber Adjutant, warte ab, bis er von ſelbſt um ſechs Uhr aufſteht und ſchon beim Frühſtück helle Augen hat, und mittags nicht mehr mäkelt: dies ſchmeckt mir nicht und jenes bekommt mir nicht. Laß dich bis dahin die Mühe nicht verdrießen, Jungfer Ungeduld."

Im Ernſt hätte ihr übrigens niemand nachſagen können, daß ſie ſich die Mühe verdrießen laſſe. Sie ſorgte und dachte für den Gaſt mit dem ſicheren Blicke praktiſcher Erfahrung und dem zarten Inſtinkte des weiblichen Herzens. Seine Eigenheiten, denen Rechnung getragen werden mußte, die wenigen Dinge, an denen er Gefallen fand, hatte ſie ſich raſch genug gemerkt. Karl, ihr feurigſter Verehrer, war zugleich ihr treuer Bundesgenoſſe. Von ihm unterſtützt wußte ſie Mamſell Jette nach und nach zu allerlei Abweichungen von der ſonſtigen Hausordnung zu bewegen: daß die Ampel in der Halle nicht mehr um Schlag zehn ausgelöſcht wurde, und daß Manfred die Ahnenſtube, das Eichweider Allerheiligſte, ſeiner Liebhaberei folgend, als ſpezielles Wohnzimmer benutzen durfte. Sie ſorgte, daß es dort nie an duftenden Blumen in den blauen Delftvaſen fehlte, daß Licht und Schatten, Kühle und friſche Luft zu rechter Zeit Behagen verbreiteten; ihre Hand belaſtete das altmodiſche Regal mit intereſſanten Büchern aus des Vaters Bibliothek und unter ſeiner Anleitung gewählt. Der Doktor hatte ſeine Luſt an ihrer gleichmäßigen mädchenhaften Weiſe, und dachte zuweilen bei ſich: „Was für ein liebes Frauchen kann ſie ſpäter noch werden!" — Später — wenn es Gott gefiel und der Rechte an ihr Herz pochte. Ahnte er denn gar nicht, daß der Rechte ſchon längſt angepocht hatte?

Dank forderte und empfing Matty nicht. In natürlicher Scheu zog ſie ſich ſoviel wie möglich von dem zurück, der ihr das Recht ihrer Jahre abgeſprochen und ſie ein bloßes Kind genannt hatte. Sie wollte ihn weder in ſeiner irrigen Anſicht beſtärken; denn ſie fühlte ſich gereift und gewachſen durch die Wärme ihres eigenen Empfindens für ihn, noch durch unweibliches Aufdrängen ſie ihm zu benehmen ſuchen. Selbſtlos und einfach ging ſie ihren Weg; Berechnung lag ihr ebenſo fern wie jenes kindiſche Sichgehenlaſſen, das die Welt oft fälſchlich als Naivetät bezeichnet. Sie war es wohl wert, gekannt und geliebt zu werden, aber Manfred ſchien an keins von beiden zu denken. Das

Eichweider Haus und Leben waren ohne ſie nicht vollſtändig für ihn, ſoviel gab er zu, jedoch ſprach bis jetzt bei dieſem Geſtändniſſe ſeine Bequemlichkeit mehr mit als ſeine Neigung. Wenn er ſie durch den Wechſel ſeiner Stimmungen und Wünſche tyranniſierte, duldete ſie es zuerſt aus Mitleid und dann fand ſie ein verſtohlenes, romantiſches Glück darin, ſich in der Bethätigung des Wortes zu üben: „Er ſoll dein Herr ſein!“ Gekränkt hatte er ſie ſeit jenem erſten Tage unter den Eichen nicht wieder, aber auch nicht wieder wie damals nach ihrer Hand gegriffen und ihr einen Blick gegeben wie der, von dem ſie an Mondſcheinabenden und beim leiſen Geplätſcher des Regens um die Dämmerſtunde zu träumen liebte.

Er bot ihr niemals an, ſie auf ihren Spazierritten zu begleiten. Mehreremale trafen ſich der Braune und der Goldfuchs auf der Elſumer Chauſſee: der Braune mußte fein höflich zur Seite treten und ſein Reiter hob grüßend die Gerte an den Hut, während Beſſie, die ungebärdige Goldfuchsſtute, mit ſpielenden Nüſtern vorüber tänzelte nach einigen vergeblichen Verſuchen den ſtarken Trakehnerhengſt nicht aus den Augen zu verlieren. Und wie gut war die kleine Reiterin meiſtens zum Plaudern und Necken aufgelegt. Schade darum! es ſollte nicht ſein.



Eine ungezogene Geſellſchaft. Von Henriette Ronner.

Nachmittags, ſobald Matty Manfred ſicher im Garten zur Sieſta inſtalliert wußte, nahm ſie ſeinen Platz am Eichentiſche der Ahnenſtube ein und gab ſich ungeſtört einer Arbeit hin, die ihn in geſunden Zeiten entzückt und zu lebhafter Teilnahme daran verlockt haben würde. Sie ſtellte aus alten Dokumenten, die bis ins XV. Jahrhundert hinab reichten, eine Chronik der Familie Edzard zuſammen, entzifferte beharrlich die krauſen Schnörkel mittelalterlicher Schriftkundigen und brütete mit wahrem Schulmädchenfleiße über Kulturſtudien und Geſchichtstabellen: — Manfreds Steckenpferde von ehedem.

Der Doktor ſollte zu Weihnachten mit dem Werkchen überraſcht werden; ein Pergamentband mit aufgemaltem Wappen war für die ſaubere Kopie vorbereitet und Mattys Feuereifer kannte keine Schwierigkeiten. Freilich arbeitete ſie recht nach Damenmanier, ſubjektiv, ihren Impulſen mehr als der hiſtoriſchen Gerechtigkeit folgend. Ihren jugendlichen Lieblingen unter den längſtverblichenen Edzards widmete ſie getroſt drei Seiten und erging ſich im Lobe ihrer Ritterlichkeit, im Schildern ihrer Fahrten; die alten Ehrenmänner, die dem Staate genützt, dem Familienwohle Opfer gebracht hatten, fertigte ſie mit drei Zeilen ab, nach dem Schema:

„Er lebte, wirkte, nahm ein Weib und ſtarb in Frieden!“

Jedenfalls aber gedieh Mattys Weihnachtsgeſchenk, und wenn nun erſt die großen Initialen der Kapitelanfänge mit Rot und Gold ausgetuſcht waren, würde ſich Vater ſicherlich ungemein freuen und nebenbei ſtolz auf ſeine gelehrte Tochter werden!

So verſtrich die Zeit, die Tage des Obſteinkochens kamen und der Segen auf den langen Beeten hinter der Kegelbahn ließ ſich kaum bewältigen. Mamſell Jette ſah gewaltig ſcheel, wenn Fräulein mit einem Tintenflecken am Mittelfinger der Rechten zur Hilfe an den Herd und in die Speiſekammer gehuſcht kam und verſtohlen lachte bei Jettens Predigten, die „das Geſtöbere und Geſchmiere aus den alten Schmökern“ zum Text wählten. —

„Halten Sie dem Herrn lieber das Seinige zuſammen, Fräulein! Wenn die ſchöne Gottesgabe mit Zucker und Eſſig klar gekocht in den Gläſern ſteckt und iſt pünktlich geſchwefelt und zugebunden und das richtige Datum auf den Zetteln vermerkt, ſo muß das dem Herrn doch mehr Spaß machen, als das Larifari von den Suppentröſtern vor hundert Jahren und mehr. Die nützen keiner Menſchenſeele heutzutage, aber der Himbeerſirup und Buxbeernſchellen (ſchwarze Johannisbeeren), der nützt dem Herrn ſeinen Kranken und Wöchnerinnen — —“

„Wöchnerinnen dürfen ja gar kein Obſt eſſen — nur Graupenſchleim ohne Korinthen,“ neckte Matty, „das haſt du mir ſelbſt geſagt, als ich damals der Eggerſen von unſeren Prinzäpfeln mitnehmen wollte.“

„Dummes Zeug, Fräulein — rohe Äpfel ſind was anderes, als Himbeerſirup!" ſagte Jette entrüſtet, „Sie verſtehen auch rein von gar nichts! Ärgern Sie mich nur, Sie werden es noch bereuen; denn wenn die Karten keine Lügen ſagen, ſo müſſen Sie ſich 'mal ſehr durchbeißen im Leben."

Matty hielt ſich die Ohren zu. „O Jette, ſchweig von deinen Karten — Gottlob, ich habe ja gute Zähne zum Durchbeißen! Gib mir den Saftbeutel herüber und brumme nicht länger, ſonſt wird unſer Gelee eſſigſauer!"

„Ach was — warum ſind Sie auch ſo, Fräulein! Bauen Sie dem Herrn zu Weihnachten lieber die vollen Gläſer und Kümpe auf, als das Geſchreibſel von Anno Muff!"

„Jette, davon verſtehſt du rein gar nichts!" erwiderte Matty zwar entſchiedenen Tones, aber da es auf der Hand lag, daß Mamſells Logik praktiſchen Wert hatte, brachte Matty derſelben für eine Weile ihren hiſtoriſchen Wiſſensdrang zum Opfer und wog Obſt und Zucker ab und kochte ein, als gäbe es keine anderen Pflichten mehr hienieden, natürlich, nachdem ſie vormittags mit dem Vater ein Stündchen gegärtnert hatte. Er trieb Roſenkultur und die ſchönen Julitage mit ihren linden Regennächten im Gefolge waren dem Okulieren beſonders günſtig.

„Heute muß ich wenigſtens ein Dutzend Stämmchen fertig machen," ſagte der Doktor eines Morgens nach dem Frühſtück. „Laſſe Sie ſich doch Line Carſtens zum Helfen kommen, Mamſell; Ludolf geht gleich nach Fährdamm und kann Line Beſcheid bringen. Das Kind ſoll einmal Ferien haben; denn ich fahre vor Tiſch nicht nach Elſum."

„Line Carſtens mit ihren Dreckpfoten bei meinen rendlichen Himbeeren, das ſollte mir fehlen!" entgegnete der Haustyrann Jette. „Line iſt zum Schruppen da, aber nicht zum Obſtpflücken, Herr Doktor. Wenn Fräulein nicht ſoll, dann arbeite ich mich lieber allein in der Glut zu ſchanden!"

„Nun, nun, der Pumpſtock gibt gern her und die Seife koſtet kein Königreich. Die Dreckpfoten ließen ſich alſo beſeitigen," meinte der Doktor. „Aber ganz wie es Ihr paßt, Mamſell. Bis Sie in die Himbeeren geht, werden wir übrigens fertig ſein, rufe Sie ſich Fräulein dann ab. — Und nun fix, Matty, mein Schatz! — Wo bleibt unſer Graf, Mamſell?"

„Na, der iſt ſchon vor Tau und Tag ausgeritten, auf Fräulein ihrer Beſſie. Ich wußte nicht, was ich hörte, als er um halb ſechs Karl ſchickte und ſeinen Thee verlangte. Reiten thut'r wie die Schneckenpoſt! Was das langſame Trödeln dem jungen Vieh nützen ſoll, verſteh' ich auch nicht!"

„Wie reizend von ihm, daß er an Beß gedacht hat und ſo früh aufgeſtanden iſt, ich hätte es ihm gar nicht zugetraut," ſagte Matty enthuſiaſtiſch und zog ſich die langen Gartenhandſchuhe über Hand und Arm. Beß iſt ganz aus ihrer Ordnung gekommen! Du biſt immer auf Praxis, Vater, und nie mehr da zum Spazierenreiten, der Graf geht um mich herum wie die Katze um den heißen Brei, und alle Tage mutterſeelenallein traben, wo zwei Herren auf dem Gute ſind — das darf mein Stolz eigentlich nicht leiden!"

Der Doktor lachte. „Oho, wer hat dir alle die Anſprüche in den Kopf geſetzt? Sicherlich Papa Kaldenhoff. Sei artig; wir wollen jetzt Syſtem in die Sache bringen. Manfred macht ſichtliche Fortſchritte; die ungemütliche Periode wird nun in eine beſſere übergehen."

„Das that auch wirklich not," ſagte ſie, half dem Vater in ſeinen weißleinenen Arbeitsrock, drückte ihm eigenhändig den rieſigen Panamahut ſchräg und verwegen in ſein ſchönes graues Haar, und ſeelenfroh, ihn einmal ganz für ſich zu haben, ging ſie an ſeinem Arme zu der Roſenpflanzung hinten auf dem Blumendeiche.

„Ich kann mir gar nicht denken, daß der Graf überhaupt noch krank ſein ſoll, Vaterchen," nahm ſie das abgebrochene Geſprächsthema wieder auf, während ſie die welken Blüten aus den Roſenkronen in ihren Spankorb ſchnitt und der Doktor ſich paſſende Edelreiſer bezeichnete und die Wildlinge, die er okulieren wollte, ſtutzte. „Er könnte doch, wie du es zu nennen pflegſt, ſeiner Natur einen Stoß geben! Sieht er nicht kräftig aus, und ißt gut und trinkt gut? und doch ſtiehlt er dem lieben Gott den Tag und quält ſeinen netten Karl und mich auch zuweilen ein bißchen und denkt wahrſcheinlich immerfort an die vergangenen, unabänderlichen Geſchichten. Ich finde das furchtbar thöricht von ihm. Wie kann man nur dieſer goldigen Sonne das Auge ſo eigenſinnig verſchließen: wie kann man ſtundenlang an der Fohlenkoppel lehnen und die luſtigen Tierchen hin und her ſpringen ſehen, ohne eine Miene zu verziehen? O, Vater! wenn ich einmal eine unglückliche Liebe habe, will ich gewiß nicht ſo unausſtehlich ſein!"

„Ja wohl, wer nicht ſelbſt im Glashauſe ſitzt, der kann gut Steine werfen," ſagte der Doktor ernſt und weichte den Baſt in der Gießkanne ein. „Es iſt eine große Wahrheit, daß die Glücklichſten am unduldſamſten ſind: mein Fräulein Tochter gibt ein Exempel davon."

„Unduldſam bin ich nicht, Vater, wirklich nicht!" verteidigte ſich Matty. „Ich denke nur manchmal an alle die großen Menſchen in der Weltgeſchichte, die unglücklich waren: an Sokrates und König Karl den Zwölften von Schweden und an Friedrich Wilhelm den Dritten und die liebe ſchöne Königin Luiſe. Saßen die müßig in ihrer Gefangenſchaft und Trübſal? Verſpotte mich nicht, Vaterchen, hab' ich denn unrecht, wenn ich ſage, daß der Graf wie ein Held ausſieht, und daß ich wünſche, er benähme ſich auch wie ein Held und bekämpfte wenigſtens ſeine Stimmungen? Du glaubſt nicht, wie ſehr es mich zuweilen prickelt, ihm irgend ein nützliches Inſtrument in ſeine trägen Hände zu drücken und ihn anzuſtellen: jetzt zum Beiſpiel, mit der Schere bei den welken Roſen. Ach wie iſt die Schönheit vergänglich! Da liegt ſie nun zerflattert am Boden und wir treten ſie mit Füßen."

„Nein, wir harken ſie zuſammen und ſchaffen ſie auf den Komposthaufen, Miß Matty, damit ſie nach deinem vorzüglichen Grundſatze die Welt nicht als zweckloſe Unordnung ärgert, ſondern ſich in eitel Nutzen für kommende Jahre auflöſt," ſcherzte der Doktor. „Du ſitzeſt ja gewaltig hoch zu Roß heute, mein Schatz, und brichſt den Stab ſehr unbarmherzig über meinen armen Fred. In der Theorie haſt du vollkommen recht: die Arbeit müßte und muß ihm wieder Bedürfnis werden, aber, Kind, ich ſage dir zum ſo und ſo vieltenmale auch jetzt: „gut Ding will Weile haben." Ein krankes Gemüt iſt kein ſchlimmer Finger, den man ſchneidet und bepflaſtert und damit baſta, ſondern ein rätſelhaftes Etwas, deſſen Form und Weſen ſelbſt unſer geſchärftes Auge nicht erfaſſen, unſer geſchulter Verſtand nicht ergründen kann. Und deshalb begrüßen wir jedes kleine Anzeichen der Beſſerung ſo freudig. Sieh, vor ein paar Tagen hat Manfred mich zum erſtenmale freiwillig in meinem Sanktum aufgeſucht, um ſich über den jüngſten Miniſterwechſel auszuſprechen; geſtern holte er mich abermals in den Hof hinunter, wo er ſich eins von Junos Jungen ausſuchen wollte und darauf ruhte er nicht, bis Juno ihr Mißtrauen in ihn überwunden hatte."

„Ja, mit den Hunden ſpricht er, und mit mir kaum zwei Worte per Tag!" fiel Matty ein. „Habe ich ihm je etwas zu Leide gethan? Wenn er mich anſieht, ſind ſeine Augen kalt und undurchdringlich wie ein Felſen, und dann — (du wirſt das höchſt kindiſch von mir finden, Vater!) dann grämt es mich förmlich, daß kein Lichtquell aus dem Felſen hervorbrechen will!"

„Und es ärgert dich außerdem, daß ich nicht wie weiland Moſes mit dem Stabe einfach gegen den Stein ſchlagen und den Lichtquell wecken kann," ſagte der Doktor und machte ſeinen Querſchnitt ſehr kunſtgerecht. „Komm, Kind, laß uns zur Tagesordnung übergehen. Wo iſt der Baſt? Halte ihn mir einen Augenblick. Was meinſt du, wenn wir zwei Farben auf dieſen Stamm brächten? La Reine und den Black Prince? Das würde ein ideales Boukett geben."

Sie arbeiteten noch eine Weile ohne weitere Abſchweifungen aufs Gebiet der Pſychologie; dann kam Mamſell Jette mit zwei großmächtigen Schüſſeln zum Himbeerpflücken, und Matty wurde aufgefordert, ſich unverzüglich nach den Obſtbeeten zu begeben.

Auf dem Wege über den Hof in die Speiſekammer (denn eine Küchenſchürze war notwendig) traf Matty auf Manfred, der, von ſeinem mehrſtündigen Ritte heimgekehrt, vor dem Stalle ſtand und Beß abreiben ließ.

„O, mein liebes Tier, wie heiß biſt du!" rief ſie und zog

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

des Pferdes zierlichen Kopf ungeſtüm zu ſich heran. „Wo in aller Welt ſind Sie bis jetzt mit ihr geweſen, Herr Graf?“

Er ſchob ſich den Hut aus der Stirn und blickte von ſeiner ſtattlichen Höhe leiſe lächelnd auf die feine Mädchengeſtalt vor ihm herab. Er lächelte wirklich! Ein Gefühl des Entzückens erfüllte Mattys Herz, denn durfte ſie ſelbſt ſich nicht Moſes mit dem Zauberſtabe nennen?

„Wo wir geweſen ſind? das raten Sie ſchwerlich, Matty,“ entgegnete Manfred. „Sie werden mich ſchelten, wenn ich's Ihnen geſtehe, daß ich mit Ihrer Lady Beß einen Streit gehabt habe. Wir waren am Taternloch — an Ihrer Wallhecke! Was ſagen Sie nun?“

„Ich falle aus den Wolken! Wer kann Ihnen das Geheimnis meiner Wallhecke verraten haben?“

„O — eine Gartendryas — oder Mamſells Traumbuch — was weiß ich? Die Thatſache ſteht feſt.“

„Und Sie haben Beß natürlich dazu vermocht, die Hecke zu nehmen?“

„Soll ich nun verſuchen, Ihnen mit einer Lüge zu imponieren?“ ſagte er. „Nein, die Ungezogene hat mir heute den Willen durchaus nicht gethan! Sie trat auf die Hinterbeine und tanzte und kourbettierte wie ein Zirkuspferd. Aber,“ fügte er hinzu und klopfte Beſſies Hals: „morgen werden wir wohl das zweite Wörtchen darüber reden, eh, beauty? Noch eins, Matty: ſie darf nicht wieder vier Tage hintereinander im Stalle ſtehen. Ich werde mich, falls Sie das erlauben, manchmal ihrer Erziehung annehmen. Karl mag dann meinen Braunen reiten. Übrigens iſt Beß kein gutes Damenpferd, und wenn ich Ihr Herr Vater wäre, müßten Sie ein anderes haben.“

„Weshalb denn?“ fragte Matty mit erſtaunten Augen.

„Weil Beß eben zu weiblich iſt, aus lauter Laune zuſammengeſetzt: — das Privileg ihres vielgeprieſenen Geſchlechts! —“

Der lichte Ausdruck ſeiner Züge machte unvermittelt dem alten finſteren Platz. Matty ſenkte den Kopf bei ſeinen Worten; gleich darauf aber flog das luſtigſte Lächeln wie ein Sonnenblitz um ihren Mund und ſie warf keck die Locken in den Nacken.

„Die armen, armen Frauen, Herr Graf!“ ſagte ſie. „Gott ſei Dank, daß ich nur ein Kind bin und mir Ihre Kränkung nicht zuzuziehen brauche. Bitte, ſeien Sie nicht allzu ſtreng mit Beß; ſie iſt noch verſchiedene Jahre jünger als meine Wenigkeit. Adieu, adieu, ich habe keine Zeit mehr! Wenn Sie Vater ſuchen — er okuliert Roſen.“

Sie lief davon, ohne ſeine Antwort abzuwarten. In der Dielenthür ſah ſie ſich um und lockte den Hauskater vom Taubenſchlage fort. — Manfred ſtand noch an derſelben Stelle, ſchaute dem ſchlagfertigen „Kinde“ nach, und nun lachte er plötzlich hellauf, ſo daß jedermann, der Luſt dazu verſpürte, es hören und ſehen konnte.

Sowie Matty verſchwunden war, ging er Beſſie nach in den Pferdeſtall und liebkoſte zu Chriſtian Siemers Verwunderung die hübſche, widerſpenſtige Stute und ſchüttelte ihr ſelbſt ein Maß Hafer in die Krippe, gerade wie er's daheim in der Kaſerne ſeinem eigenen Pferde nach jeder anſtrengenden Übung gethan hatte.

Als er den Stall wieder verließ, überkam es ihn wie eine Lähmung. Dieſer erſte ſcharfe Ritt nach langer Pauſe war doch ſehr ermüdend für ihn geweſen. Ein paar Minuten wenigſtens mußte er ſich auf die Steinbank unter der blühenden Hoflinde niederſetzen und ausruhen. Er ſchloß die Augen, und ein wohliges Dämmern umfing ſeine Sinne. Ihm war's, als ſähe er Sommerglanz und Himmelsbläue und fernes Wieſengrün ſanft abgetönt durch die geſenkten Lider — wie ſüß und ſchwer der Lindenduft, wie einſchläfernd das vielſtimmige Bienenſummen. — — „Heute nacht werde ich ohne Bromkali Schlaf finden —“ dachte er, nur noch halb bewußt, da ließ ihn ein tiefer Glockenton über ſeinem Haupte mit jähem Rucke emporſchrecken und zugleich legte ſich Ludolfs grobe Hand auf ſeine Schulter. —

„Verjagen Sie ſich nicht, Herr, es iſt zwölf, ich will man bloß für die Dienſten zum Eſſen läuten —“

Jetzt erſt gewahrte Manfred die Glocke, die er immer vergebens geſucht hatte, ganz verborgen im Lindengrün hängend. Seine Müdigkeit war wie weggeblaſen; zum Überfluß ließ er ſich von der Küchenmagd ein Glas kaltes Waſſer durchs Fenſter reichen und ging dann in den Garten, um den Doktor zu treffen.

Unterdes hatte ſich Matty in der Speiſekammer mit zweitem Frühſtück verſorgt, dem Vater und Manfred das ihrige bereit geſtellt und die große weiße Latzſchürze aus dem Schränkchen genommen und umgebunden. Auf die Diele zurückgekehrt, wurde ſie von Karl angerufen, der ſtiefelwichſend in einer Ecke ſtand.

„Nu, gnädiges Fräulein,“ ſagte er vergnügt, „ſeit geſtern werden wir wohl 'n gutes Stück vorwärts gekommen ſein.“

„Wieſo, Karl?“ fragte ſie und ſteckte ſich den Schürzenlatz feſt.

„Ich werd' Ihnen ſagen, gnädiges Fräulein — er hat 'mal wieder geſtöbert, geſtern abend, als gnädiges Fräulein in der Küche den Saft einfüllten, und dadrauf hab' ich immer gewartet.“

„Das verſtehe ich nicht — ich weiß nur, daß er heute ſehr, ſehr guter Laune iſt und ſich tüchtig Bewegung mit Beſſie gemacht hat. Wir wollen uns dazu gratulieren, Karl! Nach was hat er denn geſtöbert?“

„J, er that ſich in der alten Stube an die Eiſenkiſte ſetzen, die gnädiges Fräulein offen gelaſſen hatten, wie Mamſell Jettchen zu Tiſch rief, und hat ſich all den Papierkram herausgenommen und drüber ſtudiert wie früher. ‚Du wirſt mir eine Lampe und friſche Tinte bringen, ich will ſchreiben,‘ ſagte er zu mir, und ſonſt mochte er knapp eine Kerze brennen haben und alle ſeine Tinte war eingetrocknet im Glaſe. Nu werd' ich doch ſagen dürfen, daß wir übern Berg ſind, gnädiges Fräulein?“

„Ja, ja, ſicher — wir wollen es von Herzen hoffen!“ — entgegnete Matty. Sie war dunkelrot geworden und konnte es trotz ſcharfer Gewiſſensbiſſe ihres langen Ausbleibens wegen doch nicht laſſen, ſich in der Ahnenſtube gleich von der Wahrheit des Gemeldeten zu überzeugen.

Die Dokumentenkiſte, die das Material zur Familienchronik enthielt, ſtand wie immer auf einem Seitentiſche; das Manuſkript lag zu oberſt darin. Matty war bis zu dem 1793ger Revolutionskriege gediehen. Einer ihrer Lieblinge, Leutnant Willem Edzard, Neffe des Oberſten de L'Hommel, hatte ſich in der Schlacht bei Neerwinden rühmlich ausgezeichnet und ſeinen Tod ſechs Monate ſpäter in der Schlacht bei Hondſchooten gegen General Houchards Truppen gefunden. „Am 7. September 1793“ hatte Matty in ihr Manuſkript eingetragen. Jetzt fand ſich die Sieben durchgeſtrichen, eine Acht ſtand darüber und daneben am Rande: „Ungenau: Schlacht bei Hondſchooten am 8. September 1793; am 7. war nur ein Vorgefecht. Siehe den beiliegenden Brief des Oberſten Rainier de L'Hommel an ſeine Schweſter Margitta Edzards, geborene de L'Hommel.“

Matty blätterte haſtig zurück und entdeckte noch an mehreren Stellen Fragezeichen und Gloſſen. Sie betrachtete Manfreds große ſteile Schriftzüge ſo genau, als wollte ſie Strich für Strich auswendig lernen. „O, wenn ich es doch Vater zeigen könnte!“ ſprach ſie halblaut. „Ich thue es! die Vorfreude iſt auch eine Freude. O, was iſt dies für ein glücklicher — glücklicher Tag! Gleich morgen muß ich dem lieben Papa Kaldenhoff davon ſchreiben.“

Sie lachte fröhlich vor ſich hin und legte einen Moment ihr blühendes Geſicht gegen das vergilbte Briefblatt, das „die trägen Hände“ zwiſchen die Seiten ihres Konzepts geſchoben hatten. Dann ſchloß ſie ihr Kiſtchen und eilte, mit Recht eine Flut von Vorwürfen aus Mamſells Munde fürchtend, ſpornſtreichs in den Garten zurück.

„Karl!“ rief ſie im Vorbeilaufen, „das iſt ja herrlich! Niemand freut ſich mehr darüber als ich!“

„Es ſoll nur ſo bleiben, gnädiges Fräulein!“ ſagte Karl hinter ihr drein nickend, und ſtrahlte über ſein ganzes, gutmütiges Geſicht.

(Fortſetzung folgt.)

Des Pfarrherrn Jubiläumsgruß an D. Luther.

Daß du mein ſchlichtes Gotteshaus
So freundlich mir erhellt,
Den falſchen Schmuck mir fegteſt aus,
Den echten hergeſtellt:
Das Kanzelpult fürs Bibelbuch,
Die Orgel zum Choral,
Auf Gottes Tiſch ein reines Tuch
Zum reinen Abendmahl —

Drum, teurer Doktor, ſagt dir heut
Mit vollem Orgelklang,
Mit aller Glocken Feſtgeläut
Und brauſendem Geſang,
Gedrängt vom grünbekränzten Chor
Bis auf die letzte Bank,
Bis auf den letzten Stuhl im Chor,
Die Kirchgemeinde Dank.

Daß nachbarlich beim Gotteshaus
Mein helles Schulhaus ſteht,
Wo täglich munter ein und aus
Die junge Herde geht,
Die Bibel lieſt und Sprüche ſchreibt
Und ſchöne Lieder ſingt
Und deinen Katechismus treibt,
Und fröhlich ſpielt und ſpringt —

Drum, lieber Meiſter, bringt dir heut
Mit Stimmen hell und klar
Ein feſtlich Lied im Sonntagskleid
Die Schulgemeinde dar,
Und auch der Lehrer bleibt nicht ſtumm,
Führt kräftig den Akkord
Mit Geige und Harmonium,
Und ſpricht ein gutes Wort.

Und daß bei Schul- und Gotteshaus,
Wenn ich mein Amt beſchickt,
Aus Gartenbäumen hell heraus
Mein trautes Pfarrhaus blickt,
Wo meine Käthe fromm und friſch
Als Hausfrau ſich bemüht
Und wie ein Ölzweig um den Tiſch
Mein Kindervölkchen blüht —

Drum, Vater Luther, ſinget heut
Am häuslichen Klavier
Ein feſtlich Loblied hocherfreut
Die Hausgemeinde dir,
Weil du das düſtre Mönchsgewand
Dir kühn vom Nacken ſchobſt
Und Gottes heil'gen Eheſtand
Zu Ehren wieder hobſt.

Und wenn mich warm an Seel und Leib
Die treue Hausfrau hält:
Dir dank ich's, daß ein frommes Weib
Zum Troſt mir iſt geſellt,
Und lab' ich mich mit Speiſ' und Trank
An meines Hauſes Tiſch:
Vom Herzen red' ich frei und frank
Und bin kein ſtummer Fiſch.

Und ſteht ein Armer unterm Haus
Und kehrt ein Wandrer ein,
Zum Thaler ſprech' ich: komm heraus,
Der Herr begehret dein!
Und wenn ein Schaf in Freud und Leid
Beim Hirten Rat begehrt,
So findet's Rat und Troſt bereit
An meines Hauſes Herd.

Und wenn mein Amt mich ferne rief
Von denen die mir lieb,
Schreib' ich an Hänschen meinen Brief,
Wie Vater Luther ſchrieb,
Und nahm der Herr ein ſüßes Herz,
Ein Magdalenchen mir,
Teil' ich mit dir den Vaterſchmerz,
Den Chriſtentroſt mit dir.

Drum wo ein freundlich Gotteshaus,
Ein reinlich Schulhaus winkt
Und hell aus Baumesgrün heraus
Ein ſchmuckes Pfarrhaus blinkt,
Da danket ſtill und preiſet laut
Den Mann, der alle drei,
Uns Kirche, Schul' und Haus gebaut —
Und Gottes Reich dabei!

Karl Gerok.

Das Reich der Zaren und die Ruſſen.

Unter dieſem Titel erſcheint ſeit zwei Jahren ein Werk des franzöſiſchen Gelehrten Anatole Leroy-Beaulieu (L'empire des Tsars et les Russes. Paris, Hachette T. I. 1881. T. II. 1882), das neuerdings auch in einer deutſchen Überſetzung von L. Pezold (Berlin, A. Deubner 1883) allen deutſchen Leſern zugänglich gemacht wird. Vom Original ſind bisher zwei Bände veröffentlicht, von denen der erſte Land und Leute, der zweite den Staat ſchildert, während in einem dritten, noch ausſtehenden, die Kirche behandelt werden ſoll. In der Überſetzung, die in Lieferungen ausgegeben wird, liegt in wenig Wochen der Schluß des erſten Bandes vor.

Das Leroy-Beaulieuſche Buch iſt ein ganz vortreffliches Werk, dem ich kein anderes von Rußland handelndes an die Seite zu ſtellen wüßte. Langjährige Studien, die Kenntnis der ruſſiſchen Sprache, mehrfache Reiſen in Rußland und nicht am wenigſten die Freundſchaft vieler hervorragender Staatsmänner und Gelehrten Rußlands haben den Verfaſſer befähigt, ein Buch über Rußland zu ſchaffen, das, völlig frei von Mißverſtändniſſen, den Leſer mit dem geſamten ruſſiſchen Leben in eingehendſter Weiſe bekannt macht. Aber dazu geſellen ſich noch ſehr hervorragende perſönliche Eigenſchaften des Verfaſſers. Ein ungewöhnlich ſcharfer Verſtand befähigt ihn, die oft ſo überaus komplizierten und dem Abendländer ſo fremdartigen ruſſiſchen Verhältniſſe und Organiſationen in ihrem Zuſammenhange und ihrer Bedeutung zu erkennen und er verſteht es, das Reſultat ſeiner Studien und Beobachtungen mit muſtergültiger Klarheit dem Leſer vorzulegen. In dieſer Darſtellung verſteht jeder Leſer z. B. die ſo überaus ſchwierigen Loskaufsoperationen der aus der Leibeigenſchaft entlaſſenen Bauern ſofort und dasſelbe gilt von der Organiſation der ruſſiſchen Bauerngemeinde wie noch von vielem anderen. Nirgends ſtört ein Gelehrtenkauderwelſch, die Sprache iſt immer gleich klar und gemeinverſtändlich.

Aber der Verfaſſer iſt nicht nur ein kenntnisreicher Mann und ein vorzüglicher Schriftſteller, ſondern auch ein ſehr geiſtvoller Kopf, dem aus ſeinen Studien eine Fülle immer bedeutender, meiſt auch zutreffender Ideen erwachſen ſind. Er begnügt ſich keineswegs damit, die Verhältniſſe zu ſchildern, wie ſie ſind, ſondern ſucht auch zu ergründen, wodurch ſie ſich ſo geſtalteten und inwiefern ſie wirklichen Bedürfniſſen entſprechen. Hier nun ſcheint er mir in einer Beziehung in vielen Stücken das Opfer einer Modetheorie zu werden, die ſich angeſichts der Thatſachen ebenſowenig aufrecht erhalten läßt, wie manche andere Modetheorie. Leroy-Beaulieu erklärt nämlich einen großen Teil der nationalruſſiſchen Eigenſchaften aus der Beſchaffenheit des ruſſiſchen Landes und das erlaube ich mir für eine Verirrung zu halten. Ich bin überzeugt, daß ſolche Ausführungen genau denſelben Wert haben wie die vor einigen Jahrzehnten ſo beliebten Darlegungen, warum Berlin oder Leipzig gerade da liegen mußten, wo ſie liegen, — nämlich gar keinen. Es klingt ja ſehr annehmbar, wenn die Melancholie der Ruſſen aus dem jähen Wechſel der Jahreszeiten erklärt wird, aber es iſt nicht zutreffend, denn eine gewiſſe Art Melancholie haben die Germanen erſt recht und ſie haben ſie im ſüddeutſchen Hochlande nicht weniger als in Norwegen, ſie haben auch die Polen, die Litauer, Letten, ja ſogar die nichtindogermaniſchen Finnen. Wenn ferner der allgemein übliche Mittagſchlaf aus den langen hellen Sommerabenden erklärt wird, ſo weiſe ich dem gegenüber auf die Thatſache hin, daß dieſe Sitte früher auch in ſolchen Ländern ganz allgemein verbreitet war, wo von den nordiſchen Sommernächten (die ja überdies auch in Rußland kaum ſechs Wochen währen) nicht die Rede ſein kann. Ich erlaube mir zu vermuten, daß ſie mehr mit einem Überfluß an Zeit zuſammenhing, als mit irgend welchen Naturerſcheinungen. Eine gewiſſe Neigung des Ruſſen, von einem Extrem ins andere überzugehen (eine Neigung, die übrigens nicht älter als zweihundert Jahre ſein dürfte, und von der die früheren Ruſſen, ſo viel ich ſehen kann, völlig frei waren) wird endlich wiederum aus dem jähen Wechſel der Jahreszeiten in Rußland erklärt. Nun, wenn dem ſo iſt, warum zeigen denn die Finnen, die Letten-Litauer, bei denen die Jahreszeiten doch ebenſo jäh wechſeln, nichts von dieſen Extremen?

Das ſind alles Phantaſien, die ungemein verlockend erſcheinen, aber die den Thatſachen keineswegs entſprechen. In Wahrheit ſind die nationalen Charakteranlagen der europäiſchen Völker lange nicht ſo verſchieden, wie man gewöhnlich annimmt. Vorhanden ſind ſie aber freilich immerhin und ſie behalten ihr eigenartiges Gepräge völlig unabhängig von hellen oder dunkeln Nächten, von ſchneller oder langſamer wechſelnden Jahreszeiten. Gewiß ändert ſich im Laufe der Zeit auch der Nationalcharakter, aber lediglich unter dem Einfluß ethnographiſcher Vermiſchung, geſchichtlicher Erlebniſſe und vor allem wirtſchaftlicher Veränderungen. In meiner baltiſchen Heimat leben ſeit ſechshundert Jahren Deutſche, Letten und Eſten. Dieſelbe Sonne beſcheint ſie, ſie bewohnen das gleiche Land, aber ſie haben ſich nicht vermiſcht, und in ihren wirtſchaftlichen Verhältniſſen war bis vor ein paar Dezennien keine weſentliche Veränderung eingetreten. Infolge der letzteren Umſtände hat auch keine ſeeliſche Verſchmelzung ſtattgefunden. Der Deutſche iſt Deutſcher, der Lette — Lette, der Eſte — Eſte geblieben, der eine unterſcheidet ſich vom anderen und alle drei unterſcheiden ſich vom Ruſſen im Pſkowſchen Gouvernement noch ganz ſo ſehr und ganz in derſelben Weiſe wie vor ſechshundert Jahren. Wäre an der Theorie, daß die Beſchaffenheit des Landes den Charakter ſeiner Bewohner beeinflußt, etwas Wahres, ſo müßten ſich hier doch gewiſſe gemeinſame Charakterzüge entwickelt haben. Man könnte hier einwenden, daß ſechshundert Jahre für dieſe Dinge ein zu kurzer Zeitraum wäre, aber ſehr viel länger bewohnen ja auch die Ruſſen den Norden Rußlands nicht. Finden ſich in ſechshundert Jahren keinerlei Anſätze, ſo werden ſie ſich auch in zwölfhundert Jahren nicht finden. Die Finnen bewohnen das nördliche Rußland notoriſch viel länger als die Ruſſen und doch findet ſich bei ihnen keine Spur von Vorliebe für Extreme, nichts von ruſſiſcher Wanderluſt, ruſſiſcher geiſtiger Nüchternheit ꝛc.

Ich deutete ſchon oben an, daß z. B. die Neigung des heutigen Ruſſen für Extreme ſich in der Geſchichte Rußlands durchaus nicht nachweiſen läßt. Dieſe iſt vielmehr, wie viele ruſſiſche Eigenſchaften, ein Ergebnis der ruſſiſchen Verhältniſſe. Man hat Neigung für Extreme, wenn man innerlich haltlos iſt und die gebildeten Schichten der Ruſſen waren ſeit den allzuſchnellen Reformen Peter des Großen haltlos und fangen erſt jetzt an ſich wieder zu ſammeln. Ihre alten ſittlichen Vorſtellungen waren ihnen genommen worden, die neuen waren nicht in ihr Fleiſch und Blut übergegangen. Gerade ſoweit aber dieſe Veränderung ſtattgefunden hatte, ſo weit reicht die Neigung zu Extremen. Der ruſſiſche Bauer iſt von ihr, ſo viel ich weiß, ganz frei, denn ſeine Neigung zur Trunkſucht darf hier meines Erachtens nicht herangezogen werden. Genau ſo wie mit der Neigung zu Extremen verhält es ſich aber auch mit der ruſſiſchen „Melancholie,“ ſoweit ſie nicht mit der allen indogermaniſchen Völkern gemeinſamen, aus ihrem Idealismus entſpringenden identiſch iſt. Der gebildete Ruſſe iſt nicht ſelten niedergeſchlagen, weil er nichts mit ſich anzufangen weiß, weil er das eine Ufer verlaſſen, das andere aber nicht erreicht hat. In dem Rußland der alten Zaren finde ich von dieſem Weltſchmerz keine Spur, obgleich Weltflucht dort ebenſo vorkam, wie im katholiſchen Weſten.

Dieſes ſind meine Ausſtellungen. Im übrigen kann ich das treffliche Werk nur auf das wärmſte empfehlen.

Die Überſetzung iſt eine muſterhafte, wie es von Leopold Pezold nicht anders zu erwarten war. **Th. H. Pantenius.**

Die Diätetik des Heizens, insbeſondere der Kirchenheizung.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Von Dr. F. E. Claſen.

Wieder einmal iſt der Sommer dahin, der Wind bläſt herbſtlich über die Stoppeln und die Schwalben mitſamt dem größten Teil der Vogelwelt eilen dem warmen Süden zu. Wir Menſchen ſind weniger glücklich daran und da uns auch kein warmer Winterpelz wächſt wie dem vierfüßigen Getier, ſo müſſen wir notgedrungen Vorkehrungen treffen, die uns, ſo gut es gehen will, den Fortgang der wärmeſpendenden Sonne verſchmerzen laſſen. Uns muß die Heizung das ſommerliche Klima und die Winterkleidung den Pelz erſetzen.

Unter den Lebensbedingungen, unter denen wir Menſchen nun einmal leben, ſpielt die Wärme eine Hauptrolle und die Störungen im Wärmehaushalt des Körpers geben eine Hauptquelle der zahlreichen Erkrankungen des Winters ab, ſo ſehr, daß die „Erkältung“ als die häufigſte Krankheitsurſache angeſehen zu werden pflegt. So intereſſant und lehrreich es wäre auf die Funktion der Kleidung bei der Erhaltung der Eigenwärme näher einzugehen, ſo würde das doch zu ſehr von dem vorliegenden Thema, von der Heizung, abführen, welche zu den brennendſten und ſchwerſt zu löſenden Zeitfragen der Hygiene gehört. Die Löſung der Frage wird namentlich durch die Forderung erſchwert, daß man von dem idealen Ofen nicht nur die höchſten Heizeffekte, ſondern zugleich eine ſehr ausgiebige Ventilation des Zimmers verlangt. Dieſe Ventilationsfrage und im Zuſammenhang damit die techniſche Seite der Angelegenheit zieht zur Zeit die Aufmerkſamkeit aller Hygieniker ſo ausſchließlich auf ſich, daß ihnen Heizung und Ventilation völlig gleichbedeutende Begriffe geworden ſind, jedoch in der Weiſe, daß ſie faſt ausnahmslos das Hauptgewicht auf die Ventilation legen und dabei das, was dem gewöhnlichen Sterblichen die Hauptſache iſt, die Diätetik des Heizens mehr oder weniger vernachläſſigen Und doch knüpfen ſich an die Frage der Diätetik des Heizens ſo viele Intereſſen, daß ſie wohl einmal zur Sprache gebracht zu werden verdient.

Das Wohlbefinden des Menſchen iſt unter allen Lebensverhältniſſen an eine ganz beſtimmte, zwiſchen 37 bis 38° C. ſchwankende Temperatur gebunden. Und weil wir ſtets mehr Wärme hervorbringen als wir gebrauchen, müſſen wir unter ſolchen Verhältniſſen leben, welche uns geſtatten, dieſen Wärmeüberſchuß nach außen abzugeben. Drei Wege ſtehen uns zu dieſem Zwecke zu Gebot: die Ausſtrahlung, die Leitung und die Verdunſtung. Zwei dieſer Wege der Entwärmung eines Körpers, die Strahlung und Leitung, kann man am Stubenofen beobachten, jene beiden Eigenſchaften, um deretwillen der Ofen zur Erwärmung des Zimmers geheizt wird. Jeder kennt die ſtechende Wärme, welche von der glühenden Kohlenmaſſe durch die geöffnete Ofenthüre herausſtrömt, und ſchützt, wenn nötig, ſeine Möbel durch einen Ofenſchirm dagegen. Solche Wärmeſtrahlung findet überhaupt überall da ſtatt, wo Gegenſtände von höherer Temperatur die Gelegenheit dazu geben, und auch dem Menſchen geht's ſo, der unſerem Klima gegenüber genötigt iſt, der Wärmeausſtrahlung Schranken durch die Kleidung entgegenzuſetzen. Ganz vermag freilich auch dieſe die Wärmeſtrahlung nicht zu beſeitigen, deshalb friert uns im Winter in einem ſonſt nicht geheizten, plötzlich ſchnell erwärmten Zimmer, ſelbſt bei einer Temperatur von 17 bis 18° R, weil wir genötigt ſind, gegen die kalten Wände und Möbel Wärme auszuſtrahlen. Die durch Strahlung erwärmten Kleidungsſtücke erwärmen zugleich die darin befindliche Luft, ſo daß ſich der Körper fortwährend in einer gleichmäßig warmen Luftſchicht befindet, welche jedoch außerdem noch direkt vermittelſt der Wärmeleitung von ſeiten des Körpers erwärmt wird. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen fließt auf dem genannten Doppelwege der ſich bildende Wärmeüberſchuß ohne Schwierigkeiten ab. Wenn aber im Sommer die Temperatur der Luft derjenigen des Blutes faſt gleichkommt, ſo vermag man natürlich weder auf die eine noch auf die andere Weiſe Wärme nach außen hin loszuwerden. Ganz dieſelbe Verlegenheit tritt ein in dem dichtgedrängten Menſchengewühl eines Verſammlungsſaales, in dem man es unerträglich findet, obgleich das Thermometer vielleicht nur eine Temperatur von 14° R. anzeigt. In dem geheizten Nebenzimmer, wo die Wärmeſtrahlung und -Leitung wieder zu ihrem Rechte kommen, ſcheint dann bei 15° R. noch eine friſche und angenehme Temperatur zu herrſchen. Dem ins Gedränge Eingekeilten wird's immer ſchwüler und größere Blutmengen ſtrömen zur ſtrotzend gefüllten, ordentlich angeſchwollenen Haut. Aber erſt der aus allen Poren hervorbrechende Schweiß bringt ein Gefühl von Erleichterung und die durch die Verdunſtungskälte vermittelte Kühlung, die auf dieſelbe Weiſe zu ſtande kommt, wie jenes Kältegefühl, welches entſteht, wenn man eine in warmes Waſſer getauchte Hand im Kreiſe herumſchwingt. Dieſe Entwärmung des Körpers durch Verdunſtung kann man als ein im Augenblick der höchſten Not gezogenes Sicherheitsventil betrachten, um unter allen Umſtänden den nötigen Wärmeabfluß zu ſichern. Bei der Regulierung der Körperwärme unterſtützen und ergänzen ſich dieſe drei Kräfte gegenſeitig, indem je nach den Verhältniſſen und Bedürfniſſen bald die eine, bald die andere in oder außer Thätigkeit tritt infolge der auf das Blutgefäßnervenſyſtem einwirkenden Temperaturreize. Dieſe Nerven ſtehen nicht unter dem Einfluſſe des Willens, und der Wärmeregulierungsapparat arbeitet ſtets als Ganzes, und zwar ſo, daß immer nach allen Seiten hin ein gleichmäßiger Wärmeabfluß erfolgt. Wenn ein Teil des Körpers beſonders ſtark abgekühlt wird, z. B. durch naſſes Fußzeug, ſo arbeitet der Apparat ſozuſagen nach Art eines dienſteifrigen, aber nicht gerade intelligenten Dieners, als träfe die Kälte nicht die Füße, d. h. einen Teil, ſondern den ganzen Körper und verſchließt auf das gegebene Kälteſignal alle Schleußen des Wärmeabfluſſes auf einmal, indem er plötzlich das Blut der ganzen Körperoberfläche in die inneren Organe hineinpreßt, meiſt nicht ohne Nachteil für die ſchwächeren derſelben, die dem plötzlich hereinbrechenden Blutandrange nicht gewachſen ſind. Das iſt, wenn man ſo will, der Mechanismus der „Erkältung.“

Weſentlich günſtiger als für den Menſchen liegt die Frage der Wärmeregulierung für das Tier, dem Mutter Natur den Pelz gleich mit auf den Lebensweg gab. Für den Menſchen ſpielt die Kleidung als Hauptwaffe im Kampfe ums Leben, ſowie bei der Erfüllung ſeiner Kulturaufgaben eine hochbedeutſame, viel zu wenig gewürdigte phyſiologiſche wie kulturgeſchichtliche

Rolle. Enger, als man glaubt, hängt dieſe Bekleidungsfrage zuſammen mit der Heizungsfrage, da beide einander ergänzend demſelben Zwecke, der Wärmeökonomie des Körpers dienen. Der Grund, weshalb der Winter ſich durch ſo viele Erkrankungen, beſonders der Atemorgane, auszeichnet, liegt in den im Winter ſo oft eintretenden Störungen des Wärmehaushaltes, indem wir uns ſo unendlich oft und nicht immer vorſichtig genug dem plötzlichen Wechſel zwiſchen Wärme und Kälte ausſetzen. Viele glauben ungeſtraft die leichte Sommerkleidung auch im Winter im Zimmer, deſſen Ofen dann Julihitze ausſprühen muß, tragen zu dürfen, ohne zu bedenken, welche Zumutung ſie damit dem Körper ſtellen, ſobald ſie ſich durch das Hinausgehen ins Freie einem plötzlichen Temperaturwechſel von 20 bis 30° ausſetzen. Derſelbe wirkt notwendigerweiſe beſonders heftig auf die Lunge ein, weil ſie in demſelben Augenblicke, wo das von der Körperoberfläche jäh zurückgedrängte Blut in ſie einſtrömt einer erheblich kälteren Atmungsluft preisgegeben wird. Als das allein Richtige iſt deshalb eine ſo warme Kleidung (Unterzeug) anzuſehen, daß eine Zimmertemperatur von 14 bis 15° Reaumur bei ruhigem Sitzen als angenehm empfunden wird, weil der ſo gegen die unmittelbare Einwirkung der Kälte beſſer geſchützte Körper weniger von jenem Temperaturwechſel zu leiden hat. Der Regel nach iſt eine höhere Temperatur als 15° R. nicht rätlich, weil ſie bei längerer Dauer nicht nur durch die große Trockenheit der Luft zu Reizungen der Lunge und zu Bronchialkatarrhen, ſondern auch durch die unvermeidlichen und mit der ſtärkeren Heizung wachſenden Temperaturunterſchiede zwiſchen den oberen und unteren Luftſchichten des Zimmers ſehr häufig zu Blutandrang zum Kopf, zu Eingenommenheit und Schmerzen des Kopfes führt. In einem geheizten Zimmer nämlich, in das ja fortwährend durch die Wände kalte Luft hereinſtrömt, iſt ſtets die Wärme verſchieden verteilt und man kann ſich durch das Thermometer ſelbſt davon überzeugen, daß die Temperatur in der Höhe des Kopfes 3 bis 4°, unter ungünſtigen Verhältniſſen ſelbſt 5 bis 6° höher iſt, als am Fußboden bei den Füßen, im geraden Gegenſatz zu der populären Geſundheitsregel: Kopf kühl, Füße warm. In dieſen Zuſtänden liegt die verborgene Quelle des mehr oder minder ausgeſprochenen winterlichen Unwohlſeins ſo manchen Stubenhockers. In Theatern, ebenſo in den durch Öfen geheizten Kirchen, findet man wegen der Höhe des Raumes noch weit größere Unterſchiede; ſo hat man in einem Theater durch Meſſung nahe am Boden 18°, unter der Decke die tropiſche Temperatur von faſt 40° Zelſius konſtatieren können. Ein guter Stubenofen heizt der Hauptſache nach gewöhnlich durch ſeine Leitungswärme, welche zunächſt den oberen Luftſchichten zu gute kommt, da, wie bekannt, die warme leichte Luft ſofort zur Decke emporſteigt. In fußkalten, ſchlecht ſich heizenden Zimmern, ſollte man deshalb, wo das Vorhandenſein eines Regulierfüllofens es ermöglicht, mehr als es bis jetzt geſchieht, die ſtrahlende Wärme der Ofenglut zur direkten Erwärmung der unteren Teile des Zimmers, d. h. Wände, Fußboden, Möbel benutzen und zu dem Ende die Ofenthüre weit öffnen, ſobald die Koaksmaſſe (reſp. Kohlen) durchweg glüht. Es iſt eine ganz erhebliche Wärmemenge, welche ſich in dieſer Weiſe zum beſten gerade des kälteſten Teiles des Zimmers in höchſt willkommener Weiſe nutzbar machen läßt. Von der Bedeutung der Wärmeſtrahlung und namentlich von der Möglichkeit ihrer Ausnutzung für die Heizung haben nur wenige das rechte Verſtändnis. Um ſich einen Begriff davon zu verſchaffen, erinnere man ſich an das ungemütliche Fröſteln, das man in friſch angeheizten Zimmern, (z. B. Gaſthofzimmern) trotz höherer Lufttemperatur zu empfinden pflegt, ſowie an die Unzuträglichkeiten der den Körper nur von einer Seite treffenden und dadurch zu Störungen in der Wärmeökonomie führenden Wärmeverluſte. Man macht oft fälſchlicherweiſe den „Zug“ verantwortlich für das beim Schlafen oder längeren Sitzen an einer kalten Wand entſtehende Kältegefühl der betreffenden Körperſeite; wenngleich in der Nähe ſchlecht ſchließender Fenſter häufig wirklicher Zug ſein Weſen treibt, ſo iſt doch oft genug von Zug, d. h. von einem kalten Luftſtrome, keine Spur vorhanden, ſondern es iſt lediglich die Kälte der Wand, welche dem Körper die leidigen Wärmeverluſte abnötigt. Eine an der Wand ausgebreitete Decke beſeitigt oder mildert wenigſtens dieſen Übelſtand zum deutlichſten Beweiſe, daß es ſich um Wärmeſtrahlung handelt, denn gegen wirkliche Zugluft vermöchte der wollene Teppich, der hundertmal mehr Luft durchläßt als die Wand, nicht zu ſchützen. So verſchieden geſtalten ſich die Wirkungen der Wärmeſtrahlung!

Im täglichen Leben gibt der Mangel der Heizung unter beſtimmten Umſtänden ganz beſonders häufig Anlaß zu Erkältungskrankheiten. Dahin gehört die Nötigung, bei erhitztem oder teilweiſe durchnäßtem Körper im kalten Raume zu ſitzen. Es will auch bei großer Winterkälte wenig ſagen, durch Arbeiten im Freien oder durch Marſchieren in Schweiß zu geraten, wenn man nur dem Körper die Möglichkeit gibt, ſich langſam wieder abzukühlen, ſei es durch langſameres Gehen oder durch den Aufenthalt im geheizten Zimmer. Die Landleute (Förſter ꝛc.), die das ſehr wohl wiſſen, vermeiden es am liebſten von vorn herein, ſich ſo in Transſpiration hineinzuarbeiten und pflegen ſich vorkommendenfalls, nach Hauſe gekommen, direkt am warmen Ofen auszuruhen, durch die Erfahrung belehrt, daß ſich bei dieſem Verhalten die Thore des Wärmeabfluſſes in der für den Körper zuſagendſten Weiſe ſchließen. Wenn man ſich dagegen nach ſolch erhitzendem Marſch in ein ungeheiztes Zimmer oder eine kalte Kirche ruhig hinſetzt, ſo hört die Wärme erzeugende Muskelthätigkeit auf, nicht aber der dadurch bedingte größere Wärmeabfluß nach außen, zum Teil, weil unſere die Wärme regulierende Haut einiger Zeit bedarf zur Anpaſſung an die neuen, eine bedeutend verminderte Wärmeabgabe bedingenden Verhältniſſe, zum Teil, weil die Kleidung eine augenblickliche Kenntnisnahme der eingetretenen Veränderung von ſeiten der Haut verhindert. Der infolge davon zu groß ſich geſtaltende Wärmeabfluß gibt ſich meiſt kund durch ein bald eintretendes Fröſteln welches den Unvorſichtigen darüber belehrt, daß er ſich erkältet hat. — An und für ſich weniger gefahrvoll, aber wegen der, meiſt auf Unkenntnis der ſich abſpielenden Vorgänge beruhenden, geringen Beachtung, die man ihnen zu ſchenken pflegt, in Wirklichkeit kaum minder gefährlich, ſind die teilweiſen Abkühlungen des Körpers durch „Zug“ oder durch Durchnäſſungen der Kleidungsſtücke, namentlich des Fußzeugs. Wenn die Thatſache, daß nur drei Lot naſſer Wolle auf dem Leibe trocknen, ebenſoviel Wärme verbrauchen heißt, wie ein halbes Pfund Eis mit den Füßen in Waſſer zu verwandeln, allgemeiner bekannt wäre, ſo würde man ſeltener jener thörichten Unvorſichtigkeit begegnen, welche nicht bloß drei Lot naſſer Strumpfwolle, ſondern gleich einen halben Anzug ungeſtraft auf dem Leibe glaubt trocknen zu dürfen. Namentlich der Fußgänger, d. h. alſo mehr oder weniger jedermann, kommt im Winter leicht dazu, in dieſer Weiſe der Gefahr einer Erkältungskrankheit Trotz bieten zu müſſen. Wer durch eine längere Fußwanderung erhitzt in einen ungeheizten Poſt- oder Eiſenbahnwagen ſteigt, befindet ſich ſeltner im unklaren darüber, ob er ſich erkälten wird, ſondern öfter nur über das Wie? und Wann? Die Rückſicht auf die Geſundheit der Reiſenden hat nach und nach faſt überall zu der Heizung der Eiſenbahnwagen geführt, ſo daß man ſich daran gewöhnt hat, dieſelbe als ein unabweisbares hygieniſches Bedürfnis zu betrachten.

Es geht ſo in der Welt, daß man eine Sache, die man an dem einen Ort und unter beſtimmten gegebenen Umſtänden für unumgänglich notwendig hält, unter anderen Verhältniſſen für ziemlich entbehrlich und ſelbſt für überflüſſig erklärt. So geht es vielfach mit der Kirchenheizung. Jedermann iſt überzeugt von der Notwendigkeit der Heizung im Hauſe und in der Schule, keiner möchte ſie entbehren im Eiſenbahnwagen oder im Theater, die Kirchenheizung aber pflegt man ganz anders zu beurteilen. Sie wird als etwas ſehr Angenehmes zugeſtanden, nicht aber als etwas Notwendiges, man beſinnt ſich darauf, daß unſere Väter, ja ſogar ſchon unſere Großväter ganz gut ohne dieſelbe ausgekommen ſeien, oder gibt den wohlgemeinten Rat, ſie durch wärmere Kleidung entbehrlich zu machen, obgleich man den Einwand, daß auf dieſe Art ebenſogut auch die Heizung im Theater, Eiſenbahnwagen oder Tanzſaal entbehrlich zu machen wäre, nicht will gelten laſſen; ſchließlich aber muß der leidige Koſtenpunkt ſtatt aller Gegengründe zu ungunſten der Kirchenheizung den Ausſchlag geben und der Diskuſſion ein unwillkommenes Ende bereiten. Merkwürdigerweiſe iſt die Frage der Kirchenheizung von ſeiten der Wiſſenſchaft, die ſich mit der Heizung aller übrigen öffentlichen Verſammlungsorte, beſonders der Theater, ſo eingehend beſchäftigt, auffallend vernachläſſigt worden. Und dennoch iſt ſie ein ebenſo notwendiges hygieniſches Erfordernis wie nur irgend ein anderes. Es genügt, um das einzuſehen, eine Vergegenwärtigung der Verhältniſſe, unter denen ſich der Beſucher einer ungeheizten Kirche befindet. In Erwartung der kalten Sitzung macht er ſich in möglichſt warmer Kleidung auf den Weg, ſo daß er faſt notwendig in Schweiß geraten muß, wenn ſeine Behauſung nicht geradezu im Schatten des Kirchturms liegt. Dazu kommen zwar nicht immer, aber, auf dem Lande wenigſtens, recht häufig naſſe Füße. Aus der oben gegebenen Darlegung geht zur Genüge hervor, welche Revolution im Wärmeregulierungsapparat dieſe Verhältniſſe nach ſich ziehen und mit welcher Gefahr ſie verbunden ſind. Der Grund, warum ſolche plötzlich eintretenden Veränderungen in der Wärmeökonomie ſo ſchädliche Folgen haben, um ſo ſchädlichere, je plötzlicher ſie über den Körper hereinbrechen, begreift ſich am leichteſten an der Hand eines Beiſpieles. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen hat die Entleerung ſelbſt einer überfüllten Kirche für ihre Beſucher nicht die mindeſte Gefahr, weil ſie langſam und allmählich vor ſich geht. Wenn aber beiſpielsweiſe der Ruf „Feuer“ die Menge von ihren Sitzen aufſchreckt und alles zu den Ausgängen drängt und ſtürzt, ſo geraten bei den unvermeidlichen an den Thüren und Treppen eintretenden Stockungen Leib und Leben in Gefahr (Theaterbrände!). Genau ſo erklärt es ſich, warum bei einem durch den Kältereiz bedingten plötzlichen Eintritt einer vollſtändigen Änderung in den Verhältniſſen der Wärmeabgabe, wobei plötzlich eine übergroße Blutmenge aus der Haut in das Innere des Körpers gepreßt wird, ſo leicht Störungen und Stockungen in den ſchwächeren Organen eintreten.

Die Wärmeverluſte durch Strahlung gegen die kalten Mauern und das kalte Geſtühl, durch die Leitung an die Luft und den kalten Fußboden, auf dem die Füße ruhen, durch die Verdunſtung des erhitzten Körpers und der naſſen Füße, alles das trifft gerade für den länger als eine Stunde in der kalten Kirche Sitzenden in ſo ungünſtiger Weiſe zuſammen, wie nicht leicht wo anders, ſchon weil man nicht ſo ungeniert iſt wie anderswo, wo dieſelben Verhältniſſe obwalten. In Gegenden, wo das Kirchengehen noch zu der guten alten Sitte gehört, kommen leichte wie ſchwere Erkältungskrankheiten infolge desſelben häufiger zu ſtande, als man gern zugeben möchte, das weiß jeder Arzt. Nicht als ob alle Kirchenbeſucher ſich notwendig erkälten müßten, eben ſo wenig wie jeder Reiſende ſich im ungeheizten Eiſenbahnwagen erkältet, aber ohne Zweifel viele und jedenfalls ſehr viel mehr, als die Beſucher geheizter Kirchen. Beſonders gilt das Geſagte für Dorfkirchen, deren Beſucher weit größere und ſchlechtere Wege zurücklegen müſſen als die Städter. Namentlich zu Ende des Winters und im Frühjahr, wo die Temperatur des Innern der Kirche ſich noch nicht mit der ſchon wieder viel wärmeren Außentemperatur ins Gleichgewicht geſetzt hat, ſind die Verhältniſſe gefahrbringend, weil man ſich ſchon leichter kleidet und beim Gehen ſtärker erhitzt, um ſich dann in der Kirche auch leichter zu erkälten. Es wäre wirklich wünſchenswert, daß die Angelegenheit mit derjenigen Offenheit beſprochen würde, die allein zu der notwendigen Klärung führen kann. Es kann weder für die Sache noch für die Einzelnen zu einem guten Reſultat führen, wenn man die Gefahren, die man für Theater und andere Lokale unter gleichen Verhältniſſen zugeſteht, für Kirchen zu bemänteln oder gar zu leugnen ſucht. Vielmehr wird bei näherer Überlegung jedem die Sache ſicher ſo wichtig erſcheinen, daß er ſich die Mühe nicht verdrießen läßt, mehr als bisher ſich für die Kirchenheizung zu erwärmen und durch gute Gründe auch andere von ihrer Notwendigkeit zu überzeugen; dann wird auch der Koſtenpunkt ſeine Rolle als Hindernis für die Anlage von Kirchenheizungen aufgeben müſſen, denn für Einrichtungen, welche man nach klarer Einſicht in die Verhältniſſe als notwendig erkannt hat, haben ſich die erforderlichen Mittel noch immer gefunden.

Von einer guten Kirchenheizung muß man verlangen, daß ſie womöglich die unteren Regionen, beſonders auch den Fußboden ſelbſt erwärmt. Deshalb iſt hier vor allen die Dampf- oder Luftheizung am Platze und zwar iſt diejenige die beſte, welche den unterſten Teil der Kirche, alſo die Luftſchicht in der Höhe der Sitzbänke, wo die Kirchenbeſucher ihren Platz haben, ſamt dem Fußboden hinreichend und gleichmäßig erwärmt. Die Heizung müßte deshalb nicht aus wenigen Heizröhren von ſehr großem Durchmeſſer ihre Wärme ſpenden, ſondern aus möglichſt vielen kleinen unter den Sitzreihen verlaufenden Röhren, damit das Publikum den unmittelbaren Genuß der aus den Röhren aufſteigenden und ausſtrahlenden Wärme habe.

Gerade das Jahr 1883 ſcheint der Angelegenheit beſonders günſtig zu ſein, nicht nur, weil im deutſchen Lande überall in den letzten Jahren ein erhöhtes, in vielfachen Kirchenbauten und -Reſtaurationen ſich äußerndes religiöſes Intereſſe erwacht iſt, ſondern auch weil das Lutherjahr ſo viele bereit und willig macht zu Opfern, durch die ſie in That und Wahrheit ihre Verehrung und Anhänglichkeit an unſere durch Luther neugeſtaltete Kirche bezeugen möchten. Mancher, der das Bedürfnis fühlt und über die nötigen Mittel verfügt, fände hier eine vortreffliche Gelegenheit ohne gar zu große pekuniäre Opfer etwas zu thun, was ihm den ſtillen Dank vieler ſichern und auch wieder manchen Armen in die Kirche ziehen würde, der eine ungeheizte Kirche nicht beſuchen kann, weil er zu wenig Nahrung in ſich und zu wenig Kleidung an ſich trägt. Ebenſo könnten manche Gemeinden ihrer Kirche kein beſſeres Geſchenk zum Andenken an das Lutherjahr machen, als eine gut eingerichtete Kirchenheizung. Nicht jede Stadt oder Gemeinde kann eine Lutherkirche, ein Lutherhaus oder -Denkmal bauen oder bedarf ihrer, aber eine Kirchenheizung, die eben ſo notwendig als angenehm iſt, kann noch manche Kirche gebrauchen und manche Gemeinde bauen.

Der illuſtrierte Don Quixote.

(Zu den Bildern auf S. 108 u. 109.)

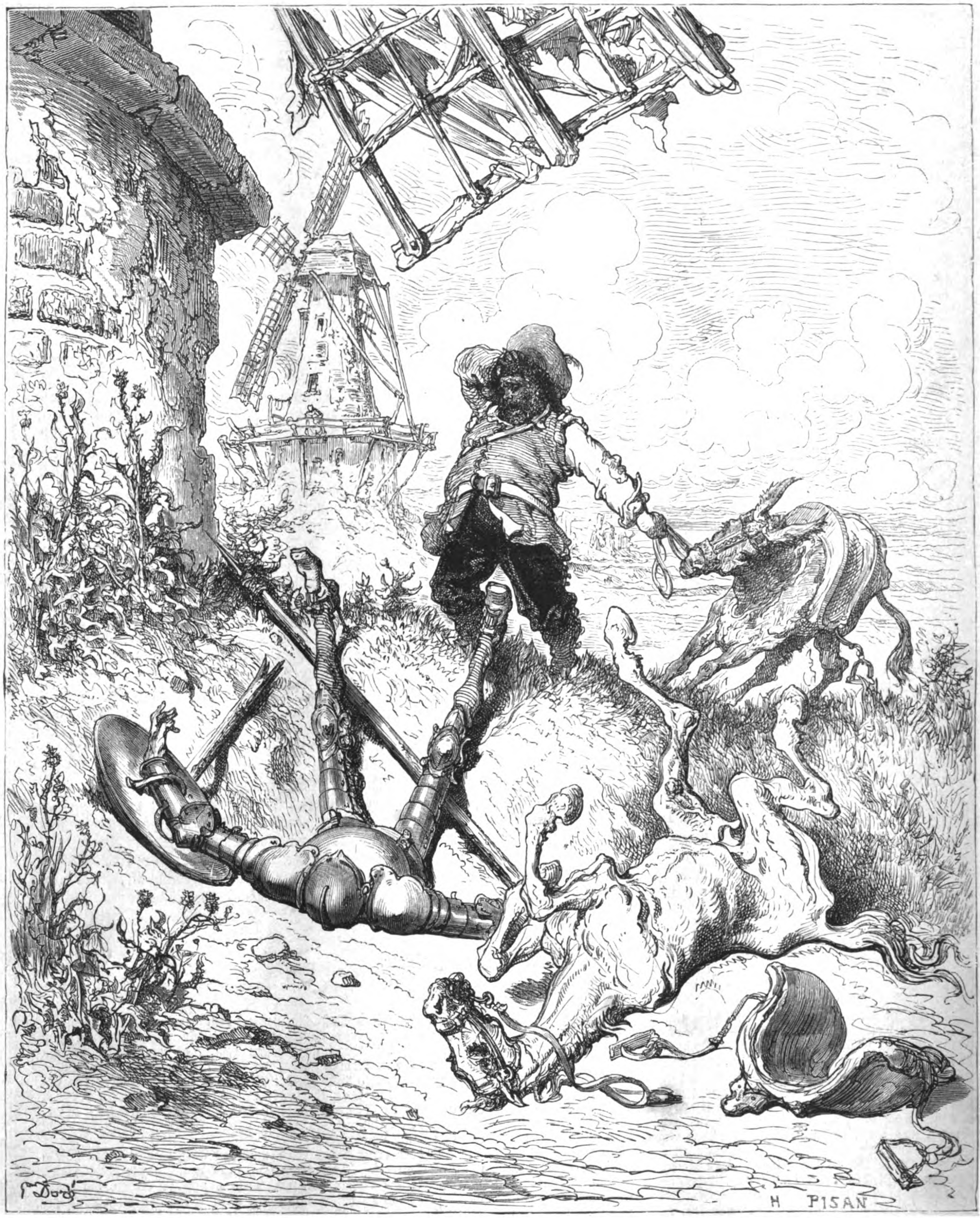
Es iſt dem Genius eigentümlich — und dadurch erhebt er ſich in erſter Reihe über das Talent — daß er, indem er eine zeitliche und örtliche Aufgabe erfüllt, zugleich etwas Allgemeines und Ewiges ſchafft. Als Cervantes ſeinen Don Quixote dichtete, beabſichtigte er nur eine Satire auf die Ritterromane zu ſchreiben, die damals in Spanien viel Unheil anrichteten, unter ſeinen Händen aber entſtand die für alle Zeiten und alle Länder geltende Geſtalt eines Mannes, in deſſen Kopf die Phantaſie ſo ſehr das Übergewicht über den Verſtand gewonnen hatte, daß ſein reiches und edles Gemüt ihm und denen, für die er eintreten zu müſſen glaubte, nur zum Unheil ausſchlug. Zugleich wurde Sancho Panſa der typiſche Vertreter des allzu nüchternen Alltagsverſtandes, der bei all ſeiner ſcheinbaren Klarheit doch aus dem Schlepptau eines zuchtloſen, tollgewordenen Idealismus nicht loskommt.

„Der Edle von der Mancha“ und ſein Knappe — ſind längſt bei allen Völkern Europas ſprichwörtlich geworden und der 1604 reſp. 1615 (der zweite Teil) erſchienene Roman ſelbſt iſt unzähligemal in alle Sprachen überſetzt worden. Nicht minder groß war die Anziehungskraft, welche ſein Inhalt auf die Maler und Zeichner ausübte. Immer und immer wieder verſuchten ſie ſich an dem „Ritter von der traurigen Geſtalt,“ ſeinem Roß „Rozinante,“ dem Knappen Sancho Panſa ꝛc. Neuerdings aber dürfte Guſtav Doré mit ſeinen Illuſtrationen zum Don Quixote den Vogel abgeſchoſſen haben, es wird daher unſeren Leſern nicht unwillkommen ſein, wenn wir ihnen heute zwei Bilder aus dem betreffenden Prachtwerke: „Leben und Thaten des ſcharfſinnigen ‚Edlen Don Quixote von der Mancha,‘ von Miguel Cervantes de Saavedra. Neu bearbeitet von Ernſt von Wolzogen. Mit Illuſtrationen von Guſtav Doré“ (Berlin, Schmidt und Sternaux) vorführen.

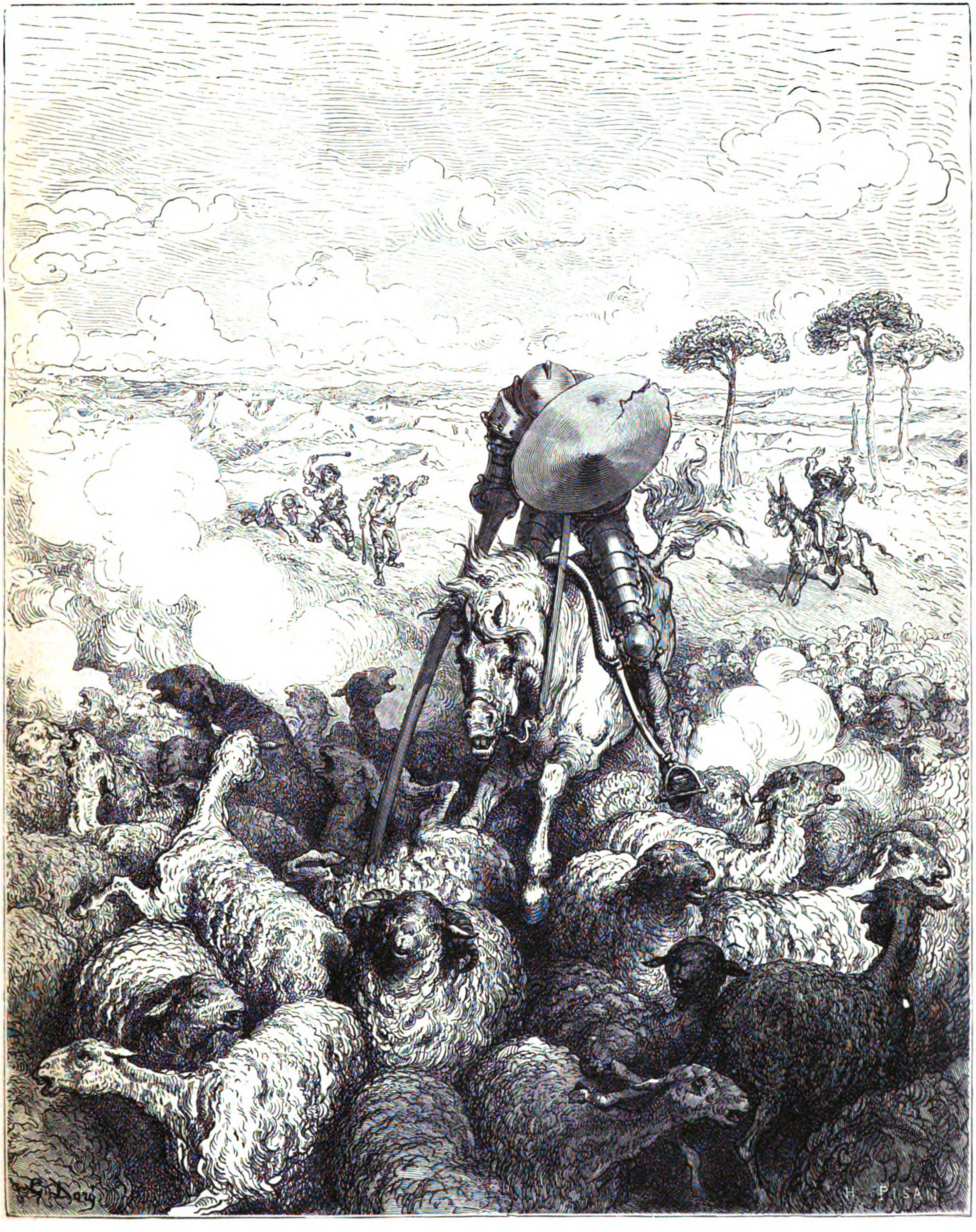
Auf dem erſten Bilde wird uns das Abenteuer mit den Windmühlen geſchildert. „Freund Sancho,“ ruft Don Quixote plötzlich aus, „dort zeigen ſich dreißig oder noch mehr ungeheuere Rieſen, mit denen ich eine Schlacht zu halten und ihnen allen das Leben zu nehmen geſonnen bin. Mit der Beute von ihnen wollen wir den Anfang unſeres Reichtums machen, denn es iſt ein trefflicher Krieg und ſelbſt ein Gottesdienſt, dieſe Brut vom Angeſichte der Erde zu vertilgen.“

„Welche Rieſen?“ fragte Sancho Panſa.

„Die du dort ſiehſt,“ antwortete ſein Herr, „mit den gewaltigen Armen, die zuweilen wohl zwei Meilen lang ſind.“


G. Doré
H PISAN

Aus Dorés Don Quixote: Don Quixotes Niederlage gegen die Windmühlen.


G. Doré
H. PISAN

Aus Dorés Don Quixote: Don Quixote attackiert eine Schafherde, die er für einen Heerhaufen hält.

„Seht doch hin, gnädiger Herr,“ ſagte Sancho, „das, was da ſteht, ſind keine Rieſen, ſondern Windmühlen und was ihr für die Arme haltet, ſind die Flügel, die der Wind umdreht.“

„Es ſcheint, daß du in Abenteuern nicht ſonderlich bewandert biſt,“ erwiderte Don Quixote. „Es ſind Rieſen und wenn du dich fürchteſt, ſo gehe von hier und ergib dich indeſſen dem Gebete, während ich die ſchreckliche und ungleiche Schlacht mit ihnen beginne.“

Ungeachtet alles Flehens von ſeiten Sanchos ſtürmt nun der Ritter gegen die vermeintlichen Rieſen ein, indem er mit lauter Stimme ruft: „Entflieht nicht, ihr feigherzigen und niederträchtigen Kreaturen! Ein einziger Ritter iſt es, der euch die Stirn beut!“ In vollem Galopp geht es mit eingelegter Lanze auf die vorderſte Windmühle los, deren Flügel die Lanze zerbricht und Roß und Reiter weit fortſchleudert.

„Gott ſtehe uns bei,“ ruft der herbeieilende Sancho Panſa, „ſagte ich es Ew. Gnaden nicht, daß Ihr zuſehen möchtet, was Ihr thätet und daß es nur Windmühlen wären, die ja auch jeder kennen muß, der nicht ſelber welche im Kopf hat.“

„Gib dich zur Ruhe, Freund Sancho,“ antwortete Don Quixote, „das iſt Kriegsglück, das am meiſten von allen Dingen einem ewigen Wechſel unterworfen iſt, um ſo mehr, da ich glaube, daß der weiſe Freſton mir dieſe Rieſen in Mühlen verwandelt hat, um mir den Ruhm ihrer Beſiegung zu entreißen. Aber endlich, endlich wird er doch mit all ſeinen böſen Künſten nichts gegen die Tugend meines Schwertes vermögen.

„Gott mag es ſo fügen,“ antwortet Sancho Panſa.

Auf unſerem zweiten Bilde iſt der Kampf mit einer Schafherde dargeſtellt. Don Quixote ſieht vor ſich und hinter ſich zwei Staubwolken aufſteigen, welche von zwei Schafherden herrühren, die auf demſelben Wege von zwei Seiten her getrieben werden. In des Ritters Phantaſie werden dieſe beiden Herden allſogleich zu zwei feindlichen Heeren, die wider einander ziehen. Auf der einen Seite kommandiert der große Kaiſer Aliſanfaron, Herr der großen Inſel Taprobana, ein verſtockter Heide, auf der anderen der König der Garamanten Pentapolin, mit dem aufgekrempelten Ärmel, ein Chriſt. Der erſtere verlangt des letzteren Tochter zur Ehe, der Vater will ſie ihm aber nur unter der Bedingung geben, daß Aliſanfaron dem falſchen Propheten Mohammed entſagt und Chriſt wird. Darüber iſt es zum Kriege gekommen.

Don Quixote beſchließt natürlich Pentapolin zu unterſtützen, ehe er aber in die Schlacht eingreift, begibt er ſich mit ſeinem Sancho auf einen Hügel und ſchildert ihm hier die hervorragendſten Ritter von der einen wie von der anderen Heerſchar. „Allen gab er aus dem Stegreif ihre Waffen, Farben, Sinnbilder und Inſchriften, die er aus dem Schatz ſeiner unerhörten Thorheit ſchöpfte.“ „Jener Ritter,“ heißt es z. B., „den du in gelber Rüſtung ſiehſt und der in ſeinem Schilde einen gekrönten Löwen führt, zu den Füßen einer Jungfrau hingeſchmiegt, iſt der tapfere Laurcalco, Herr von der ſilbernen Brücke. Jener dort, deſſen Harniſch mit goldenen Blumen beſtreut iſt und der in ſeinem Schilde drei ſilberne Kronen im blauen Felde führt, iſt der Großherzog von Quiraloia“ ꝛc. ꝛc.

„Gnädiger Herr,“ ſagt Sancho Panſa endlich, „hol mich der Teufel, wenn ein Menſch oder ein Rieſe oder ein Ritter von allen, die Ihr da nennt, zu finden iſt, wenigſtens kann ich ſie nicht ſehen.“

„Wie ſprichſt du alſo?“ antwortete Don Quixote, „hörſt du nicht das Wiehern der Roſſe, das Schmettern der Trompeten, das Gelärm der Trommeln?“

„Ich höre nichts weiter,“ antwortete Sancho, „als einfaches Blöken von Schafen und Hämmeln.“

Aber er redet vergeblich, denn der Ritter gibt ſeinem Pferde die Sporen nnd ſchießt wie ein Blitzſtrahl von dem Hügel hinunter unter die Schafe, unter denen er ein arges Blutbad anrichtet. Darüber greifen die Hirten zu ihren Schleudern und ein Stein ſchlägt dem Ritter zwei Rippen, ein anderer vier Zähne ein, worüber er vom Pferde fällt. Die Schäfer, die ihn getötet zu haben fürchten, treiben nun haſtig die Herden zuſammen, nehmen die getöteten Schafe mit und eilen, ſo ſchnell ſie können, davon.

Als Sancho Panſa ſeinen Herrn endlich wieder ins Leben zurückruft, erklärt der Ritter, daß er auch hier wieder ein Opfer ſchändlicher Zauberei geworden ſei.

Das Grabdenkmal für General v. Goeben.

Wenige Wochen nach dem Ehrentage Meiſter Schillings wurde der Pflanzſtätte plaſtiſcher Kunſt, welche ſich durch ihn und um ihn in Dresden, durchdrungen von dem Geiſte Rietſchels, gebildet hat, an den Ufern des Rheines eine neue Auszeichnung zu teil: am 20. Oktober wurde das monumentale Erſtlingswerk eines ſeiner begabteſten Schüler, des Bildhauers H. Epler, auf dem Kirchhofe in Koblenz enthüllt. Es war eine ernſte Feier, bei welcher jede laute Äußerung der Freude ausgeſchloſſen war. Galt es doch, das Gedächtnis eines toten Helden zu ehren! Aber die Worte der Anerkennung, welche dem jungen Künſtler gezollt wurden, waren darum nicht minder warm und wahr empfunden, wenn ſie auch nicht in einem lärmenden Jubelruf gipfelten. Das Gefühl tiefer Trauer und herzlicher Wehmut, welches noch heute alle diejenigen beherrſcht, die dem geliebten, allzu früh geſchiedenen Führer einſt nahe ſtanden, hat der Künſtler in den edlen Zügen der ſein Grab beſchirmenden Siegesgöttin ſo ergreifend wiedergeſpiegelt, daß jeder darin den Ausdruck ſeiner eigenen Empfindungen wiedererkannte; aber erhebend und aufrichtend zugleich leuchtet aus dieſem von Trauer erfüllten Antlitze der Stolz auf die ruhmvollen Thaten des Helden, welche nicht allein der Geſchichte des erſten Armeekorps, das der Verewigte von Sieg zu Sieg geführt, ſondern der Geſchichte des geſamten deutſchen Vaterlandes angehören.

Heute, wo ſich die Gegenſätze, welche ſelbſt aufrichtige Vaterlandsfreunde von einander trennten, in dem gemeinſamen Reichsgedanken verſöhnt haben, darf man getroſt die Blätter dieſes Heldenbuches aufſchlagen. Auch das Leben des Generals Auguſt von Goeben iſt im kleinen Rahmen nur der Wiederſchein der wechſelvollen Schickſale, welche Deutſchland durch Kataſtrophen auf Kataſtrophen zu einer ſtrahlenden Höhe emporgehoben haben. Weil ſein Thatendurſt auf deutſchem Boden keine Befriedigung fand, trat der kaum zwanzigjährige Offizier 1836 aus preußiſchen Dienſten aus und begab ſich nach Spanien zu dem Heere der Karliſten, in deſſen Reihen er fünf Feldzüge mitkämpfte und dabei alle Wechſelfälle des Krieges am eigenen Leibe kennen lernte. Der Name „Spanien“ ſteht daher zuerſt auf dem Bande, welches die Siegesgöttin um den vollen Lorbeerkranz geflochten hat, den ſie zum Gedächtnis des Tapferen bindet. Nach ſeinem Rücktritt in die preußiſche Armee folgten lange Jahre der Ruhe und der Vorbereitung, die nur zweimal, durch den badiſchen Feldzug von 1849 und 1860 durch Goebens Teilnahme an dem ſpaniſchen Feldzuge gegen Marokko unterbrochen wurden. Das Jahr 1864 fand ihn als Kommandeur der 26. Infanteriebrigade, in welcher Eigenſchaft er ſeine Kriegserfahrungeu zum erſtenmale im Dienſte des Vaterlandes bei der Erſtürmung der Düppler Schanzen und dem Übergang auf Alſen verwerten konnte. „Dänemark“ iſt alſo der zweite Ruhmestitel im Lorbeerkranze Goebens. Das Jahr 1866 ſtellte ihn vor eine ſchwierige Aufgabe, welche der Soldat in unerſchütterlichem Pflichtgefühl löſte. Als Kommandeur der 13. Diviſion in Münſter erhielt er, der geborene Hannoveraner, den Befehl, das Königreich Hannover zu beſetzen. Nachdem er dieſen Befehl ausgeführt, bildete er mit ſeinen Truppen den linken Flügel der Mainarmee und rückte unaufhaltſam, Bayern, Heſſen und Öſterreicher, die ſich ihm in den Weg ſtellten, aus dem Felde ſchlagend, bis nach Würzburg vor, mit deſſen Einnahme ſeine Thätigkeit im „Mainfeldzuge“ endet, an welchen das Band des Lorbeerkranzes ebenfalls erinnert. Die höchſte Staffel des kriegeriſchen Ruhmes ſollte er aber erſt in den Kämpfen auf franzöſiſchem Boden erringen. Nachdem er zur Entſcheidung der Schlacht am Spicherer Berge beigetragen, bei Gravelotte mitgekämpft und die Belagerung von Metz bis zur Übergabe mitgemacht hatte, ging er mit ſeinem 8. Armeekorps, deſſen Kommandeur er geworden war, nach dem Norden ab und führte hier, anfangs unter Manteuffel, dann ſelbſtändig jenen überaus mühevollen und opferreichen Winterfeldzug gegen eine doppelte und dreifache Übermacht der Feinde zu jenem rühmlichen Ende, welches die zweitägige Schlacht von St. Quentin bezeichnet, die zur völligen Vernichtung der franzöſiſchen Nordarmee führte.

Auch nach dem Frieden behielt Auguſt von Goeben das Kommando des 8. Armeekorps, und welche Achtung und Liebe er ſich in dieſer Stellung bei jedermann zu erwerben wußte, dafür ſpricht am beſten die ſeltene Ehre, welche man dem vorzeitig Verſtorbenen erwieſen hat. Während das Offizierkorps des 8. Armeekorps zuſammentrat, um dem Gedächtnis ſeines heldenmütigen Führers ein Grabmonument zu ſtiften, bildete ſich ein Komitee aus angeſehenen Männern der Rheinprovinz zur Errichtung eines Denkmals auf einem öffentlichen Platze der Stadt Koblenz. Mit Rückſicht auf dieſes Denkmal, welches aus einer Bronzeſtatue Goebens beſtehen wird und mit deſſen Ausführung der Bildhauer Fritz Schaper in Berlin betraut iſt, hat man auch davon Abſtand genommen, an dem Grabmonument das Porträt des Verewigten anzubringen. Dasſelbe iſt daher vornehmlich dem Gedächtnis ſeiner Siege gewidmet.

Zu Häupten des Grabes ſteigt ein ſteinerner Unterbau aus einer die Grabſtätte abſchließenden Bruſtwehr empor. Er trägt an ſeiner Vorderſeite die Inſchrift: „Seinem unvergeßlichen kommandierenden General, dem General der Infanterie Auguſt von Goeben das 8. Armeekorps“ und auf einem Sockel aus dunklem ſchwediſchen Granit die überlebensgroße Figur der kranzflechtenden Siegesgöttin, welche aus einem einzigen Blocke karrariſchen Marmors gemeißelt iſt und ein Gewicht von vierundzwanzig Zentnern hat. Das ganze Monument erreicht eine Höhe von vierthalb Meter.

In der Durchbildung des ſchlanken und zarten Körpers hat der Künſtler jenes feine Formengefühl bethätigt, welches gewiſſermaßen als ein Erbteil Rietſchels auf Schilling und ſeine Schule übergegangen iſt. Die Strenge des durch die Antike überlieferten Typus iſt nicht nur gemildert und durchgeiſtigt, ſondern auch in nationalem Sinne umgebildet worden. Wie aus den ſtolzen Zügen von Schillings Germania die Phyſiognomie des deutſchen Weibes ſpricht, ſo trägt das Antlitz der Siegesgöttin Eplers die charakteriſtiſchen Merkmale der deutſchen Jungfrau, welche dem Sieger ihre Kränze unter Thränen flicht, weil ſie der Opfer gedenken muß, welche der Sieg gekoſtet hat. Aber mit dem Gefühl der Trauer verbindet ſich der Gedanke des Stolzes, und immer neue Blätter pflückt die Göttin von dem Lorbeerſtamme zu ihrer Rechten, um den Kranz des Helden voller und voller zu geſtalten.

Adolf Roſenberg.

Am Familientiſche.

Wie die Altvordern ſchmauſten.

Im vierten Bande der Zeitſchrift für lübeckiſche Geſchichte und Altertumskunde gibt A. Hagedorn den Bericht einer alten Handſchrift über ein Mahl, welches der Rat von Lübeck am 12. und 13. Juni 1502 auf der Olausburg veranſtaltete. Das muß eine nahrhafte Zeit für die Gerichtsherren geweſen ſein; denn die ſeit vierundzwanzig Jahren eingegangenen Strafgelder im Betrage von 65½ Mark wurden zu dieſem „ehrlichen Gelage“ verwandt, und achtundvierzig Stunden wurde geſpeiſt. Und wie billig war alles damals — außer dem Gelde! Die Väter der Stadt erinnerten ſich auch, daß ja vor neunzehn Jahren Herr Dietrich Baſedow in ſeinem Teſtament vom 18. November 1483 „dem ehrſamen Rate zu Lübeck ein Ohm reiniſchen Weines zu freundlichem Gedächtnis gegeben hatte, daß er ſich damit fröhlich mache.“ Das wurde getrunken. „Die Oleveſteborch war behangen mit Tapiſſerien zu beiden Seiten und mit Bänkelaken auf das ſchönſte,“ und auf einem Kredenztiſch ſtand der Stadt Silbergeſchmeide. Um die Tiſche ſaßen mit ihren Frauen vier Bürgermeiſter, dreizehn Ratsherren nebſt ſieben geladenen Gäſten und den beiden beſtellten Schaffern, wir würden ſagen „Arrangeure;“ dann aßen mit: vierzehn Knappen, Köche, reitende Diener und Hausdiener nebſt dem „Spielgrafen mit dem großen Spiel,“ wir würden ſagen die Stadtkapelle und ihr Direktor. — Am Sonntag mittag beginnt der Schmaus, vier Hausdiener halten die Wacht, zwei an der Pforte des Saales „unde de anderen twee vor der porten na der hemelicheit.“ Am Sonntage wurden aufgetragen:

I. Mittags.

1. Vier Schüſſeln mit je einem Schinken, dazu vier Rinderbraten; dazu Senf und Oliven.
2. Geſottener Wildbraten.
3. Schaffleiſch in Stücken mit Gewürzpulver (alſo eine Art Gulaſch).
4. Potthaſt (das iſt ein Topf gebratenes, kleingeſchnittenes Fleiſch) mit Roſinen. 5. Mandelmoſt mit Kuchen.
6. Ein großer Hirſchbraten mit Orangen; ein gefüllter Schwan „mit des Kaiſers Wappen vor der Bruſt.“
7. Ein gefüllter Pfau mit einem Wappen, nebſt vergoldeten gebackenen Herzen.
8. Zweierlei Gebäck, Butter, Käſe und lübeckiſcher Kuchen. Darauf gab man Damaſthandtücher und Waſchwaſſer aus ſilbernen Handbecken. (Gabeln gibt es damals noch nicht, die Fleiſchſtücke faßt man mit den Fingern und einem Brotſtückchen.)
9. Äpfel und Konfekt; in ſilbernen Schalen lombardiſche Nüſſe.

Getrunken wurde Hamburger und Eimbecker Bier, rheiniſcher und Gaskogner roter Wein; Kavent (eigentlich Konvent, d. h. Kloſterbier) gibt es für die Frauen, lübiſch Bier für das Geſinde.

II. Abends.

1. Der kalte Rinderbraten vom Mittag, geröſtetes Schaffleiſch, die kalten Schinken, nebſt Senf und Oliven.
2. Hühner mit Beiguß (Sauce).
3. Geſottener Stör mit Peterſilien in Eſſig.
4. Grapenbraten (d. h. im ganzen Stück gebraten) mit Roſinen.
5. Ein großer Wildbraten, gebratene Hühner mit Gebäck und Apfelſinen. 6. Butter, Käſe, Kuchen, Früchte wie oben, und Roſenwaſſer.

Nach dieſem kräftigen Sonntagsſchmauſe ſetzten ſich am Montag mittag die Herren aufs neue zum lecker bereiteten Mahle. Es gibt:

I. Mittags.

1. Geſottene ganze Hühner mit eener soppen und „pulsse“ (??)
2. Schaffleiſch in Stücken mit Gewürz.
3. Geſottenes Wild.
4. Geſottenen Stör in Stücken mit Peterſilie.
5. Ein ſüßes Muß mit Gebäck.
6. Ein Wildbraten.
7. Käſe, Butter, Kuchen.

II. Abends.

1. Die kalten Braten nebſt geröſtetem Schaffleiſch, dazu gebratene Staare. 2. Grapenbraten (ſ. o.) mit Roſinen, dazu grünen last (?).
3. Geſottene Staare, und geſottener Hecht mit Butter.
4. Weinmuß mit gebackenem Stockfiſch.
5. Gebratene Hühner, gebratenen Stör, in Eſſig und Pfeffer geſottene Krebſe, Gebäck in Form von Schwänen, Pfauen und Herzen.
6. Butter, Käſe, Kuchen.
7. Roſenwaſſer und Äpfel.

Zu dieſem Gargantuamahle ſind z. B. gebraucht worden:

83 Hühner koſten zuſammen 4 Mark 7 Schilling. Ein halber Ochſe und zwei Hammel 4 M. 3 Sch. 900 Eier 2 M. 12 Stieg (à 20 Stück) Staare und 3 Stübchen roten Weines (zum Sieden der Vögel) 2 M. 4 Sch. — Sehr teuer iſt im Verhältnis dazu das Gewürz. Aus der Apotheke wurden geholt: 1½ Pfund Ingwer, 1 Pfd. Pfeffer, ¾ Pfd. Nelken, 7 Lot Saffran, ¼ Pfd. Muskatblüten, ¼ Pfd. Zimt, 6 Pfd. Zucker, zuſammen für 6 M. 13 Sch.

Das Ganze hat gekoſtet 83 Mark 1 Schilling; hinter dieſer Summe ſteht in der Handſchrift: „So hob' ich mehr ausgegeben als obenſtehend empfangen, ſo daß ich im Rückſtand bin mit 2 Mark 9 Schilling.“ — Darunter aber meldet ein tröſtlicher Vermerk, daß am 22. Juni der Ratsherr **David Divetz** alles bar bezahlt hat. S. W.

Buchholzens in Italien.*)

Robert Reinick hat ein ſehr drolliges Gedicht geſchrieben, „das Herrlein in Italien“ und damit eine kleine Satire beabſichtigt gegen die ſtändige Italien-Schwärmerei. Während das Herrlein zur Zeit der Reiſe nur die ſchlimmen Seiten empfindet und der Refrain jeder Strophe heißt:

„Italien! Italien!
Was haſt du für Kanaillen!
Da werd' ein and'rer froh!“

ſo ſchwärmt er zu Hauſe auf ſeinem Kanapee wieder angelangt:

„Von nichts als Mandolinenklang,
Orangenwäldern, Volksgeſang
Torlonia und Vatikan
Und alles hört entzückt ihn an.“

und der Refrain lautet nun:

„Italien! — Italien! —“

Eine ähnliche Abſicht hat **Julius Stinde** in ſeinem humoriſtiſch-ſatiriſchen Büchlein geleitet und er benutzte die von ihm geſchaffene Figur der biederen berliner Hausfrau Auguſte Buchholz als eine bequeme Maske, um ſich ſelber dahinter zu verbergen. Aber der Verfaſſer iſt etwas völliger Natur und es iſt ihm nicht immer gelungen, ſich hinter dieſer Verpuppung ganz unſichtbar zu machen. Alle Augenblicke einmal verwandelt ſich der berliniſche Diskant der Frau Auguſte Buchholz in einen etwas holſteiniſch-hamburgiſchen Baß und wir ſehen plötzlich, daß uns aus ihren Haubenbändern das glatte Vitelliusantlitz unſeres Freundes Julius Stinde anlächelt. Jedoch bei einem ſo luſtigen Buche dieſer Art mag dies nicht als ein großer Fehler gelten, und wir werden reichlich entſchädigt durch eine Fülle luſtiger Abenteuer und drolliger und ſchlagender Bemerkungen. Es iſt wahrhaft erfriſchend, anſtatt der ewigen vorſchriftsmäßigen Begeiſterung und Bewunderung auch einmal die Stimme von Auguſte Buchholzens, geſundem Menſchenverſtand zu vernehmen und ihre Anſichten über Gemälde, Statuen, Volk, Kunſt und Natur zu hören. Und da Herr Julius Stinde ihr, wie geſagt, manchmal zu Hilfe kommt, ſo iſt auch an Stellen von wirklichem poetiſchen Werte in dem Buche kein Mangel. Beſonders erfreulich erſcheint die warme nationale Begeiſterung, welche einen der Grundzüge dieſer kleinen Schrift bildet. **Heinrich Seidel.**

---

*) Von **Julius Stinde**. Verlag von Freund & Jeckel in Berlin.

Das Sobieskiſche Schild.

Die Errettung Wiens durch Johann Sobieski wurde auch am Himmel verewigt. Der berühmte Danziger Aſtronom Joh. Höwelcke (Hevelius) (1611—1688) bildete aus ſieben Sternen vierter und geringerer Größe zwiſchen dem Adler, Schützen und Steinbock das Sobieskiſche Schild als Symbol des über den Islam ſiegenden Chriſtentums. Drei Sterne in der Mitte des Schildes bilden ein ſtrahlendes Kreuz und werden von Höwelcke mit Johann Sobieski, ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohn identifiziert; die vier Sterne des Schildrandes ſollen ſowohl die übrigen Glieder der königlichen Familie als auch die mächtigſten damals lebenden chriſtlichen Monarchen darſtellen, nämlich Leopold I, Johann Sobieski, Ludwig XIV und Karl II. Den Platz zwiſchen Adler, Schützen und Steinbock wählte Höwelcke, weil der Adler das Wappentier Deutſchlands und Polens iſt, während nach aſtrologiſchen Prinzipien der Schütze Ungarn und die ſüdſlawiſchen Länder, der hinabſinkende Steinbock aber die Türkei regiert. Dieſe Auseinanderſetzung gibt der Danziger Aſtronom in ſeinem Prodromus Astronomiae pag. 115 und 116 und bildet das Schild in dem prachtvollen Firmamentum Sobiescianum betitelten Himmelsatlas Fol. Q ab. **Karl Kieſewetter.**

Rechtsrat.

Auf das in hieſiger Zeitung gemachte Geſuch eines kleinen Kapitals erhielt ich unter vielen andern Offerten auch eine: „Ich kann Ihnen mit Gewünſchtem dienen — Rechtsanwalt und Notar G.“ — Ich vermutete teilweis, daß beſagter Rechtsanwalt vielleicht eignes Geld zu verleihen hätte und frug bei ſelbigem perſönlich an, in welcher Weiſe er mir dienen könne. In der vielleicht zehn Minuten dauernden Unterredung verlangte er von mir vorerſt Unterlagen als Feuerpolice ꝛc. — Ich ließ ihm ſolches zukommen und tags darauf erhalte ich die briefliche Mitteilung: „Er könne ſich nicht darum bekümmern, da er verreiſen müſſe.“ — Nach einiger Zeit erhalte ich nun dafür, daß er ſich mir angeboten, eine Rechnung wegen Darlehnsgeſuch von 2 Mark 50 Pfennig und nach einigen Wochen darauf einen Zahlungsbefehl, wo er wieder für ſich „1 Mark 10 Pfennig Anwaltsgebühren im Mahnverfahren“ hinzuſchreibt.

Iſt ſolches Verfahren eines Rechtsanwaltes würdig und iſt er dazu berechtigt? **H. G.**

Das Verhältnis zwiſchen Rechtsanwalt und Klienten iſt ein Rechtsverhältnis, welches auf Auftrag beruht. Sofern ein Anwalt einen Auftrag erhält, iſt er von ſeinem Auftraggeber Gebühren nach Maßgabe der Gebührenordnung zu fordern berechtigt. Dabei iſt es grundſätzlich gleichgültig, ob die Initiative vom Auftraggeber ausgeht, oder ob etwa ein Rechtsanwalt ſeine Dienſte anbietet und der andere dieſes

Angebot annimmt. Wenn alſo im vorliegenden Falle der Rechtsanwalt ſich erboten hätte, Ihnen von einem Dritten das Geld zu beſorgen und Sie dieſes acceptiert hätten, ſo würde er für dieſe in Ihrem Namen vorgenommene Vermittlung, vielleicht auch für die Vorbereitungen dazu, ein Honorar haben beanſpruchen können.

Im vorliegenden Falle liegt aber ein derartiger Auftrag nicht vor, denn Sie haben nach Ihrer Darſtellung den Anwalt nicht beauftragt, *für Sie* wegen des Darlehns zu unterhandeln, ſondern Sie haben *mit ihm*, ſei es mit ihm in ſeinem eigenen Namen, ſei es mit ihm als Vertreter eines dritten, unterhandelt. Denkt man ſich bei den gepflogenen Verhandlungen zwei Parteien, ſo ſtehen Sie auf der einen Seite, der Anwalt auf der anderen. Daß aber Bevollmächtigter und Vollmachtgeber nicht Gegenparteien ſein können, ſondern immer eine Partei bilden, auf derſelben Vertragsſeite ſtehen müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Danach iſt die Gebührenforderung unbegründet.

Über die Würdigkeit des Verfahrens ſcheinen Sie ſich ſchon ſelbſt eine Meinung gebildet zu haben.

Vor zwei Jahren nahm mein Reiſender eine Beſtellung nach Oſtpreußen auf, und weil der Empfänger ſein Lehrherr, ſo effektuirte er dieſe ſelbſt bei ſeiner Rückkehr. Wenige Tage nachher erhalte ich den ziemlich bedeutenden Fakturenbetrag *ohne* Diskontabzug, etwas, was mir noch nie im Geſchäft vorgekommen, und beſcheinigte ich, wie üblich, in der Empfangsanzeige der geſandten Summe, auch die Ausgleichung der Faktura. Da findet etwas ſpäter mein Prokuriſt, daß die Rechnung einen bedeutenden Rechenfehler hat. — Die darauf folgende Korreſpondenz hat noch zu keinem Endreſultat geführt, und erlaube ich mir die Frage: „iſt mein Gegner geſetzlich verpflichtet, mir den richtigen Fakturenbetrag ganz auszuzahlen, oder nicht?“ **C. A. Sch.**

Die in der Empfangsbeſcheinigung über den Betrag der Faktura und der Beſcheinigung über die Ausgleichung der Faktura liegende Quittung über das geſamte Schuldverhältnis iſt, wie jede andere Willenserklärung der Anfechtung auf Grund weſentlichen Irrtums unterworfen, welcher letztere bei offenbaren Rechenfehlern keines beſonderm Nachweiſes bedarf. Der Schuldner wird den fehlenden Betrag daher umſomehr nachzahlen müſſen, als er nach Lage der Sache allem Anſcheine nach Ihren Irrtum wiſſentlich zu ſeinen Gunſten ausgenutzt und damit dolos gehandelt hat.

Briefkaſten.

Auf mehrfache Anfragen teilen wir mit, daß die beim Jubelfeſte des Rauhen Hauſes im Eichengehölz des Gartens von *Wilhelm Baur* gehaltene Rede (vgl. Nr. 2, S. 31) ſoeben im Drucke erſchienen und von der *Agentur des Rauhen Hauſes* zu beziehen iſt. In markiger und ſchwungvoller Weiſe wird darin *Wichern* als ein geiſtlicher Sohn *Martin Luthers* vorgeführt und das Werk der Inneren Miſſion als eine Tochter der Reformation dargeſtellt. Ein Beitrag von bleibendem Werte zu dem Lebensbilde Dr. Wicherns.

Die letzten Monate haben außer den regelmäßig einlaufenden Gedichten uns eine ſolche Flut von *Lutherpoeſien* gebracht, daß wir weniger als je daran haben denken können, dieſelben zurückzuſchicken, ja daß wir darauf verzichten müſſen, dieſe unzähligen *Papierkorbopfer* auch nur mit Initialen hier aufzuführen. Wir müſſen hierbei aufs neue betonen, daß wir *Gedichte* **niemals** *zurückſenden* und deshalb die Einſender wohl daran thun, ſtets eine *Abſchrift* zu behalten. — Als **ungeeignet** heben wir ſonſt hervor die Zuſendungen von **A. M. 20; O. K.** in **Fl.; C. W.** in **Berlin; H. W.** in **Br.; M. O. 124; C. A.** in **Sol.; Antonie Tr.** in **Dorpat; P. D.** in **D.; P. St.** in **Paris.** — **Oberſtleutnant von K.** in **B.** Wir empfehlen Ihnen das reizend gelegene *Schweidnitz*, in dem bereits viele Ihrer ehemaligen Kameraden eine bleibende Wohnſtätte geſucht und zu ihrer Zufriedenheit gefunden haben. — **M. W.** in **H. a. S.** Für *Überſetzungen* haben wir *abſolut keine Verwendung*. — Dr. **S.** in **Berlin.** Senden Sie Ihre Marken an Herrn *Friedrich Gundert* in *Calw* (Württemberg) der ſie zum Beſten der Baſeler Miſſion verwendet. — **H.** in **G.** Mit der ſeit 1848 beginnenden Einführung des Zündnadelgewehres bei der preußiſchen Armee geht die Ausgabe des „Infanteriefaſchinenmeſſers“ Hand in Hand, doch blieb daneben das Bajonett beſtehen. Bei der Landwehr führten nur die Unteroffiziere und die kein Feuergewehr tragenden Mannſchaften ein Seitengewehr, von den übrigen Mannſchaften wurde das Bajonett in einer Lederſcheide getragen. Die Jägerbataillone und das Garde-Schützenbataillon hatten Zündnadelbüchſen, auf die der Hirſchfänger aufgepflanzt werden konnte; die Füſilierregimenter waren mit dem Gewehre M./60 nach dem Zündnadelſyſtem bewaffnet, hatten kein Bajonett, ſondern dafür das „Füſilierſeitengewehr.“ Im franzöſiſchen Kriege führte alſo der größte Teil der preußiſchen Linieninfanterie Bajonett *und* Seitengewehr, Jäger, Schützen und Füſiliere *nur* Seitengewehr, die Landwehrinfanterie *nur* Bajonett. Seit 1871 iſt mit der Einführung des Mauſergewehres M./71 das Bajonett durchweg abgeſchafft; nur bei der Attacke wird das Seitengewehr aufgepflanzt.

In unſerer Spielecke.

1.

a, ak, am, bst, d, e, e, e, es, eg, el, en, er, ff, he, i, ie, in, m, ms, okl, ob, pp, r, r, t, ug, wa, ys, ze.

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtabenzuſammenſtellungen laſſen ſich neun Wörter bilden, und ſo untereinander ſchreiben, daß die Anfangs- und die Endbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, einen der denkwürdigſten Tage des Jahres 1870 ergeben.

1) Man ſpricht gar oft von mir und meinem Schwert,
2) Ich war als Kaiſerin einſt hoch geehrt;
3) Für meinen großen Kaiſer kämpfte ich,
4) Als Stadt auf Deutſchlands Karte ſuche mich;
5) Ich bringe Wunden, oft auch jähen Tod,
6) In mir herrſcht reines Glück, nie Leid und Not;
7) Erzvater hat man oftmals mich genannt,
8) Ich ſtröme durch der Briten reiches Land,
9) Ich bin zugleich als Stadt und Fluß bekannt.

2.

Welcher glorreiche Erfolg der deutſchen Armee kann durch Umſtellung derjenigen Buchſtaben gebildet werden, aus denen die vier Wörter „Eva“ „Dorn,“ „Ding,“ „Eſſe“ beſtehen?

3.

*	O	R	T	*
*	R	I	O	*
*	A	G	A	*
*	E	L	M	*
*	R	I	O	*

4.

*	I	L	L	*
*	I	D	A	*
*	O	R	T	*
*	M	A	I	*
*	E	I	S	*

Die mit einem Stern bezeichneten Felder laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß jede wagerechte Reihe ein bekanntes Wort ergibt. Die Anfangsbuchſtaben der fünf Reihen, von oben nach unten geleſen, nennen dann in 3 einen berühmten Dichter, in 4 einen beliebten Komponiſten.

5.

Ein hiſtoriſch denkwürdiges Ereignis der neueſten Geſchichte läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben finden. Die Zahl, welche das Datum bezeichnet, iſt doppelt ſo groß als diejenige, welche den Monat angibt. Addiert man die Zahl des Datums zu der Jahreszahl, ſo erhält man eine Zahl, welche vorwärts und rückwärts geleſen, gleichlautet.

Welches Ereignis iſt gemeint?

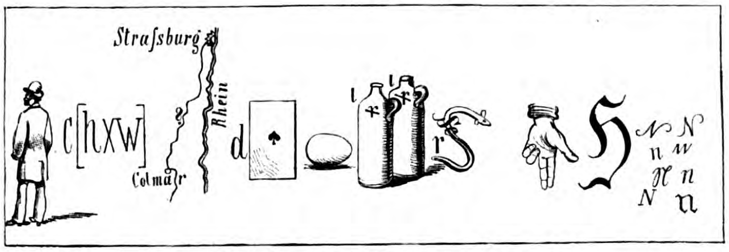
6.

Weſſen Geburtstag läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen: Addiert man die Zahl, welche den Monat bezeichnet zu der Jahreszahl, ſo erhält man ein volles Jahrhundert. Addiert man den Tag und den Monat, ſo erhält man ein Viertelhundert.

7. Dreiſilbige Scharade.

Durch das Dritte pflegt zu gehen
Was in den zwei Erſten liegt —
Wenn den Winter Lenz bekriegt,
Können wir im Walde ſtehen
Blätterlos das Ganze ſehen,
Wo es rötlich, ſchon im Froſt
Lenz den Sieg verkündend, ſproßt.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 5.

1.

SALM
HELA
AMUR
KRASZEWSKI
ESRAOBADJA
SCHNEEGANS
PEST
ESAU
ADDA
RUHR
EMMA

2. Citatenrätſel.

Denn wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Dameſpielaufgabe.

1. Df6—b2 Dg7—a1 (ſchl. b2)
2. h4—g5 beliebig
3. Df4—c1 oder h2 gewinnt.

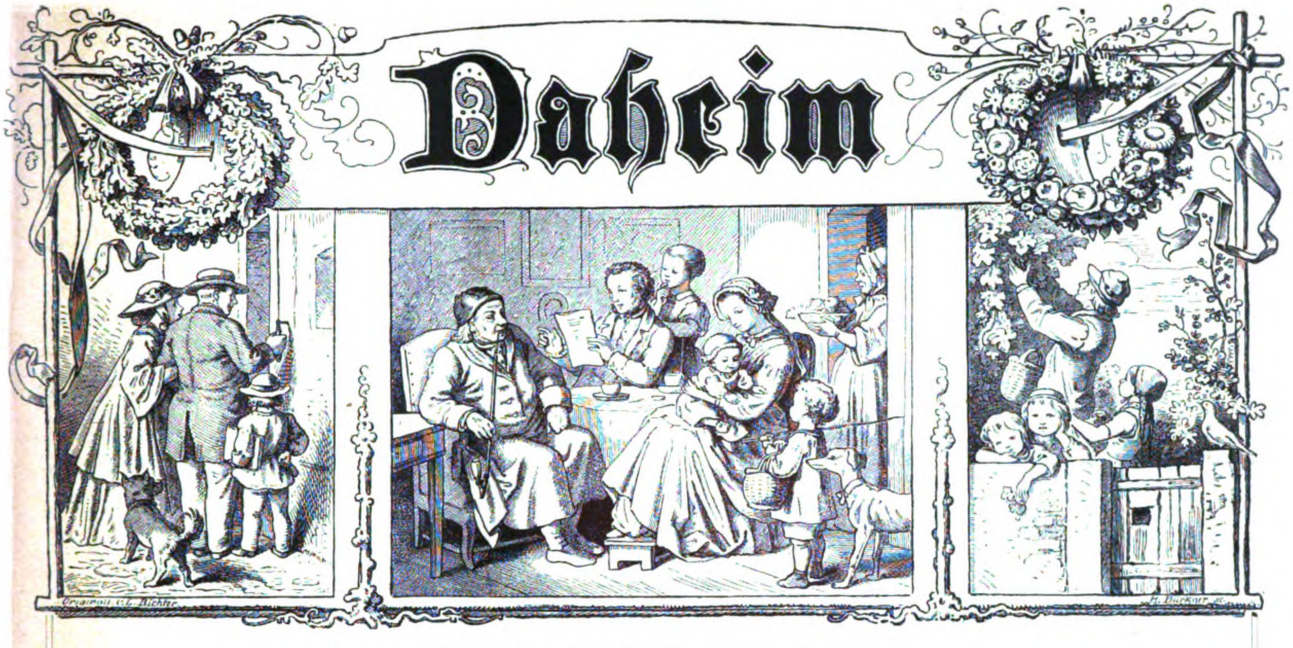
Bilderrätſel. Viel Feind, viel Ehr.

Inhalt: Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. (Bernhardine Schulze-Smidt.) — Eine ungezogene Geſellſchaft. Bild von Henriette Ronner. — Des Pfarrherrn Jubiläumsgruß an D. Luther. Gedicht von Karl Gerok. — Das Reich der Zaren und die Ruſſen. Von Th. H. Pantenius. — Die Diätetik des Heizens, insbeſondere der Kirchenheizung. Von Dr. F. E. Claſen. — Der illuſtrierte Don Quixote. Mit zwei Abbildungen. — Das Grabdenkmal für General v. Goeben. Von Adolf Roſenberg. — Am Familientiſche: Wie die Altvordern ſchmauſten. — Buchholzens in Italien. — Das Sobieskiſche Schild. Von K. Kieſewetter. — Rechtsrat. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Herausgegeben von **Otto Klaſing** in **Leipzig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 24. November 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 8.

Er lebt!

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Während Matty mit der unwirſchen Jette in den Himbeerbüſchen ſteckte, ſtand Manfred im Schatten neben dem Arzte und ſchaute dem Okulieren zu. Wie ſubtil arbeitete Doktor Edzards große Hand, welcher Eifer, welche Befriedigung glänzte in ſeinen freundlichen Augen! Da er die Hände nicht frei hatte, hielt er den Bindbaſt zwiſchen den Zähnen feſt und ſo nickte er dem Ankömmlinge eine wortloſe Begrüßung entgegen.

„Iſt das Okulieren ſehr ſchwierig, Herr Doktor?“ fragte Manfred ſchließlich und trat näher. „Ich habe es noch niemals angeſehen, aber es ſcheint mir eine intereſſante Beſchäftigung zu ſein. Wäre es zu unbeſcheiden, wenn ich Sie bäte, einen Schnitt verſuchen zu dürfen?“

Doktor Edzard ſchlang ſeinen Baſt ins Knopfloch.

„Gewiß nicht, Lieber, es ſoll mir im Gegenteil ein Vergnügen ſein, Sie anzulernen,“ ſagte er. Geben Sie alſo acht, ich muß Sie genau unterrichten; denn das Okulieren iſt eine Wiſſenſchaft. Hier trenne ich mein Edelreis vom Stocke; bemerken Sie: der Fußteil des Reiſes bildet ein Dreieck, das Auge ſeine Krone. Nun mache ich einen Längsſchnitt in den Wildling — ſo — und einen Querſchnitt darüber bis auf den Splint, löſe die Rinde und ſchiebe mein Edelauge derart in den Spalt, daß es gerade inmitten des Schnittes ſteht. Dann wird die Wunde mit feuchtem Baſt dreſſiert. Iſt Ihnen der Vorgang klar? — Gut: — jetzt verſuchen Sie Ihr Heil.“

Manfred ging von einer Roſenkrone zur anderen und ſuchte mit gerunzelter Stirn nach einem paſſenden Edelauge.

„Ich kann mich nicht entſcheiden —“ ſagte er zögernd. „Die rote Roſe dort iſt wunderſchön, aber dieſe gelbe gefällt mir faſt noch beſſer.“ — „Nun, ſo bleiben Sie Ihrem eigenen Stande hold und wählen die gelbe Roſe: den Marſchall Niel,“ meinte der Arzt, „oder wollen Sie es lieber mit der Finanzgröße, mit Baron Rothſchild halten?“

„Gottlob nein! mit dem und ſeinesgleichen habe ich nichts zu thun,“ entgegnete Manfred lebhaft, und als er trotzdem die tiefrote Roſe zu ſich niederbog, um ihren herrlichen Duft einzuatmen, knickte ſie unvermutet mitten im ſpröden Stengel ab und blieb in ſeiner Hand. Er fühlte, wie ein kindiſcher Ärger heiß in ihm aufſtieg, aber er bezwang ſich und ſteckte die halberſchloſſene Roſe in ſein Knopfloch, ſo ſcheu und verſtohlen, als begehe er einen Raub damit.

„Wie vortrefflich paßt das Rot zu Ihrem blauen Rocke,“ bemerkte der Arzt, ohne eine Miene zu verziehen. „Da haben Sie auch eine Nadel zum Feſtſtecken. Ich trage dergleichen ſtets bei mir für allerlei Notfälle in und außer der Praxis, wiſſen Sie. — Alſo, der Marſchall Niel iſt erkoren, nicht wahr? Zeigen Sie nun, was Sie gelernt haben.“

Manfred nahm das dargebotene Okuliermeſſer.

„So war's doch, Herr Doktor?“ fragte er, und wollte das Edelreis mit raſchem Schnitt vom Zweige trennen, aber Doktor Edzard hielt die voreilige Hand feſt:

„Nur behutſam! Keine Pfuſcherarbeit, wenn ich bitten darf; ein regelrechtes Dreieck. Sie müſſen das Meſſer mindeſtens einen Viertelzoll höher anſetzen. Recht glatt und ſauber geſchnitten! So, ſo, das iſt ſehr hübſch für den Anfang, und jetzt ſollen Sie an einem von Mattys Wildlingen Ihr Probeſtück vollenden.“

Wirklich brachte Manfred die kleine Operation ganz ſelbſtändig und geſchickt fertig und betrachtete ſein Werk mit Genugthuung von allen Seiten. Ja, er half ſeinem Lehrmeiſter noch eine gute halbe Stunde und zeigte ſich im Geſpräch ohne eine Spur jener Bitterkeit, die ihm und anderen die Freude an der Unterhaltung zu verderben pflegte.

„Wiſſen Sie, Herr Doktor, ich hätte wohl Luſt, Landwirt zu werden,“ ſagte er zu Doktor Edzard, als ſie nach gethaner

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Arbeit zuſammen im Schatten der Weſtveranda beim Glaſe Buttermilch raſteten. „Zuweilen denke ich zwar, daß ich für alle Ewigkeit geſchwächt und nutzlos bin, weil mein Wille hin und her ſchwankt und mir die Gedanken ſtecken bleiben, wenn ich ſie vorwärts, vorwärts, in neue Bahnen leiten möchte. Heute indes habe ich doch ſcharf empfunden, daß ich ohne alle Arbeit eine doppelt erbärmliche Kreatur bin. Seien Sie auch ferner ſo gut, mich hie und da bei leichten Beſchäftigungen anzuſtellen, und ich möchte auch eine preußiſche Zeitung wieder regelmäßig leſen; das bringt die Tage hin. Zu Anſtrengungen jeder Art mangelt es mir noch an Mut und Kräften.“

„An Kräften nicht!“ entgegnete der Arzt, aber Manfred fiel ihm ins Wort: „Wer wie ich ſo friedlos, ſo elend und zerſchlagen iſt, wer nur auf Stunden vermag, ſich aus dem Sumpfe empor zu raffen, ein ſolcher fühlt keinen Nerv mehr in ſich, der nicht zuckte, wenn man ihm Ungewohntes zumutet. Wie hat mich heute der Ritt angegriffen und was bedeutete früher ein halber Tag im Sattel für meine zähe Konſtitution? Abſolut nichts als ein Vergnügen. Es ſind die quälenden Gedanken, die mich lähmen. Sehen Sie, Herr Doktor, mir iſt's, als würde mein unglückliches Ich täglich von neuem aufs Rad geflochten und wäre verdammt, ſich unter tauſend Schmerzen um ſich ſelbſt zu drehen, immer rund und rund. Sie ahnen nicht, welch furchtbare Stunden ich bereits durchkämpft habe, wie ſehr ich wünſchte, daß dies kurze Selbſtvergeſſen und Aufatmen bei Ihren Roſen der Anfang vom erträglichen Ende ſein möchte.“

Der Arzt ſchloß ſeine Hände um die Hand des jungen Mannes und blickte ihm liebevoll ins Geſicht: „Recht ſo, mein Freund, Sie haben ein gutes Wort geſprochen. Wir werden das rollende Rad ſchon aufhalten und Ihr Ich von ſeiner Marter erlöſen,“ ſagte er, und da Manfred den Arm vor ſich hinſtreckte, als müſſe er an die Speichen des Folterrades greifen, von dem er eben geredet, legte der Arzt ſeine Finger auf die ſtraffgeſpannten Muskeln des jugendlichen Armes.

„Beim Himmel, Manfred, Sie freveln, wenn Sie ſich elend und zerſchlagen nennen! Schauen Sie an Ihrer ſtarken Geſtalt hinunter, prüfen Sie ſelbſt dieſe ſchwellenden Muskeln und Sie werden meiner Vorſchrift kaum mehr bedürfen, daß Sie von nun an mit feſtem Willen bei Ihrem eigenen Ausſpruche beharren müſſen: ‚ohne Arbeit iſt der Menſch eine erbärmliche Kreatur.‘ Lieber Freund, laſſen Sie die gottgegebenen Kräfte Ihres Körpers und Geiſtes keinen Tag länger brach liegen. Sie ſind geſund, ſobald Sie es ernſtlich ſein wollen, ſagen Sie ſich das wieder und wieder vor, bis es zur Überzeugung in Ihnen ſelbſt geworden iſt. Dem Grame Ihrer Seele räume ich ſein volles, menſchliches Recht ein, aber kein Jota mehr; die Nachtgeſtalten Ihrer Phantaſie ſoll der helle Morgen in die Flucht ſchlagen.“

„Das ſagt ſich leicht und thut ſich ſchwer, wenn man Verlorenes nicht vergeſſen kann,“ warf Manfred ein.

„Was haben Sie verloren? — Glasſplitter und Wachsperlen! Weg damit, weg damit!“ antwortete der Arzt. „Mut, lieber Sohn, jede Stunde bringt vorwärts. Wenn Ihr Urlaub zu Ende iſt, führen Sie Ihre ritterliche Waffe in alter Weiſe; der Landwirt bleibt Ihnen noch immer, nachdem Sie genug Lorbeern geerntet haben.“

„Niemals!“ ſagte Manfred heftig. „Bezweifeln Sie etwa auch meinen härteſten Verluſt, den der Offiziersehre?“

„Wie ſollte ich etwas bezweifeln, an das ich nie geglaubt habe? Ich kenne die Vorgeſchichte Ihrer Leiden, aber von einem Verſtoß gegen die Offiziersehre weiß ich nichts.“

„Nun denn — ich habe meine Waffe durch Mißbrauch entweiht! Die Kameraden bemitleiden mich wohl mit dem Munde, aber im Herzen werden ſie mich verachten — wie wäre es anders denkbar? Herr Doktor — den ganzen Reſt meines Lebens gäbe ich hin, wenn ich jene wahnwitzige Minute ungeſchehen machen könnte und die Erfüllung dieſes größten Wunſches iſt nie möglich! —“ Er ſchwieg und barg ſein Geſicht in der Hand, damit Doktor Edzard die Thränen nicht bemerken ſollte, die zurückzudrängen er ſich außer ſtande fühlte.

„Würden Sie heute abermals an unſerem Tiſche zum Beiſpiel mit dem Säbel zwiſchen die Teller und Gläſer ſchlagen und mein und Maltys Leben gefährden?“ fragte der Arzt ruhig ſtatt jeder Äußerung des Mitgefühls.

Manfred richtete ſich aus ſeiner zuſammengeſunkenen Stellung empor und ſchaute den Fragenden groß an:

„Mein Gott, Herr Doktor, wie ſollte ich denn dazu kommen?“

„Nicht wahr, wie ſollte ein geſunder Mann zum Beginnen eines Schwerkranken kommen?“ entgegnete Doktor Edzard. „Da haben Sie des Pudels Kern, die Löſung Ihrer Konflikte. Welcher Gutgeſinnte unter Ihren Kameraden — (und die Mehrzahl derſelben verdient jenen Ehrentitel nach Ihres Vaters Ausſpruch) wird Sie für eine in höchſter Fieberangſt begangene That zur Rechenſchaft ziehen? Keiner! und Sie werden die etwaige böswillige Minderzahl zum Schweigen bringen. Beweiſen Sie allen, daß Sie ſich Ihrer Waffe nach wie vor für wert halten, und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, die Achtung und Freundſchaft Ihrer Kameraden wird Ihnen auch den gefürchteten Wiedereintritt in die große Welt leicht machen. Denken Sie dann meiner Prophezeiung! Jedenfalls zeugt es von größerem Mute, wenn Sie beide, Krankheit und Geneſung, ehrlich und männlich als Thatſachen anerkennen und ſich den alten Beruf friſchen Sinnes neu zu eigen machen, als wenn Sie, von falſchem Schamgefühl getrieben, umſatteln und ſich in die Einſamkeit vergraben wollten. Dazu, mein Freund, gehören ſchlichte, unverwöhnte Menſchen, keine Kinder der Großſtadt, wie Sie eins ſind.“

„Das iſt ein Irrtum — hier bei Ihnen könnte ich ewig bleiben,“ ſagte Manfred, rückte dem Arzte näher und lehnte ſich an ihn wie an einen Vater. Stumm betrachteten die beiden das einfache, traute Bild im Rahmen der zwei mächtigen Eichenſtämme vor ihrem Ruheplatze: den blumigen Raſen, das Stück tiefſchattigen Weges längs der Grafft, die ländliche Brücke hinüber zum Wiedbuſch und dies Inſelchen ſelbſt mit ſeinen maleriſchen Hängebirken und Erlen, die ihr Gezweig zum Waſſer hinabſenkten und ſich mit dem flüſternden Röhricht verſchwiſterten.

Sehr anmutig hob ſich Mattys helle Geſtalt von dem dunklen Hintergrunde ab. Sie kam von den Obſtbeeten herüber und trug die hochgefüllte Himbeerſchüſſel triumphierend vor ſich her, als wollte ſie Tizians Tochter darſtellen. Sie nickte ſchon von weitem; nun war ſie mit ihrer verführeriſchen Laſt unter der Veranda angelangt, ſetzte ſie auf den Tiſch und litt es gern, daß der Vater ihr den Hut abnahm und die wirren Lockenringel aus der glühenden Stirn ſtrich.

„Selbſt kann ich es nicht thun, ſehen Sie meine Finger an; das Obſtbeet hat mich gar zu ſchön für meinen Fleiß dekoriert!“ ſcherzte ſie und hielt Manfred ihre erhobenen Hände entgegen, die der Himbeerſaft rot gefärbt hatte.

„Sehr hübſch — mein „pour le mérite“ fürs Okulieren iſt mir aber noch lieber,“ erwiderte Manfred, auf ſeine Roſe im Knopfloch deutend, „Ihr Bäumchen hat mir den Orden freiwillig verliehen. Hoffentlich verdiene ich ihn nun wirklich, indem mein Edelauge treibt.“

„Hoffentlich!“ wiederholte ſie ſo ausdrucksvoll, als handle ſich's um eine Lebensfrage. „Vor dem Frühjahr kann ſich's leider nicht beſtimmt ausweiſen. Meine Verdienſte dagegen ſollen ſchon morgen abend in Geſtalt von roter Grütze offenbar werden. Ich bin Ihnen gegenüber alſo gewaltig im Vorteil.“

„Wann wären die Frauen das nicht?“ antwortete er ſchroff und kniff die Lippen zuſammen.

Matty ſchüttelte den Kopf und machte eine abweiſende Handbewegung. „Nun ſchnell ins Haus und zu Tiſch, ihr Herren!“ mahnte ſie, „wer weiß, womit uns Jettchen ſonſt die Kaltſchale würzt in anbetracht ihrer heutigen Staatslaune!“ Sie eilte voran und Manfred folgte ſtumm mit dem Doktor.

In ſeinem Stübchen angekommen, nahm er die Roſe aus dem Knopfloch, betrachtete ſie und ſog begierig, als könnte er ſich nicht daran ſättigen, den Duft ein. — Darauf zerpflückte er ſie plötzlich und warf die Blätter auf den Tiſch, und dann, ſowie er die Fragmente der ſchönen Blume vor ſich liegen ſah, bereute er ſein ungebärdiges Thun. Wie durfte der Dämon in ihm es wagen, ihn immer wieder meiſtern zu wollen?

Nachdenklich nahm er ein paar der Blättchen und legte ſie zwiſchen die Seiten ſeines Taſchenkalenders; den Reſt entfernte er, weil ihn der Anblick ſchamrot machte.

„Unter das heutige Datum kommt ein Strich,“ ſagte er und zog den Bleiſtift aus der Hülſe: „Thorheit und Trägheit ſollen ein Ende haben; die Roſenblätter im Buche werden mich mahnen helfen!“ — — — — — — — — —

Am Abend dieſes Tages ſchrieb Matty ihren erſten Brief nach Oſtpreußen an den alten Grafen Kaldenhoff.

X.

Manfred bewegte die Worte ſeines väterlichen Beraters dankbar in ſeinem Gemüte. Er fühlte ſelbſt, wie ihm „der Wille zum Wollen“ allmählich wieder lebendig ward, nur der Idee: in die alten Dienſtverhältniſſe und den Kameradenkreis zurück zu kehren, ging er noch mit krankhafter Ängſtlichkeit aus dem Wege. Vor der Hand wünſchte er ſich der wohlthuenden Ruhe auf Eichweide zu freuen — möglichſt lange noch und ſich dem Doktor als Volontär in der Wirtſchaft nützlich zu machen. Ja ein kühner Plan: ſelbſt hier in der Gegend anſäſſig zu werden, Liebezahl der Familie zurück zu erwerben, regte ſich in ihm. An einem der ſchönen Auguſttage wanderte er ſpazierengehender Weiſe ganz allein hinüber, um die Heimat ſeiner Mutter kennen zu lernen. Er wußte, daß die jetzigen Beſitzer auf Reiſen waren, und der geſprächige Gärtner ließ den Fremden bereitwillig eintreten, ſobald er ſah, daß derſelbe die Börſe zog.

Liebezahl bildete den geraden Gegenſatz zu Eichweide. Lauter bunte Bäume: Blutbuchen, Silberpappeln und Ahorn mit gelbgeſprenkelten Blättern umgaben das überreich verzierte Haus, der Garten war ein krauſes, ſchattenloſes Durcheinander von alten Zopfzeitreſten und hochmoderner Teppichgärtnerei. Das flimmerte und brannte in grellen Farben und lebendigen Stickmuſtern, aber der Duft fehlte. Die Mittagsglut laſtete ſchwer auf den glattgeſchorenen Taxushecken, die auf ein Rundteil ſternförmig zuſammenliefen. Es war ein reizloſes Gehen zwiſchen den ſchnurgeraden gezirkelten Wänden, und das Ziel, das Rundteil mit dem abgeſtellten Springbrunnen und der häßlichen Sonnenuhr lockte ebenſo wenig, wie die gekünſtelten Bänke und die Majolikaſitze zum Ruhen einluden. Steinerne Rehe und Haſen lagen hier und da unter den Zierbüſchen und äfften das fehlende, friſche Leben nach, in einer Voliere flatterten und zirpten die freigebornen Kinder des Waldes und der Fluren und zankten um die ſpärlichen grünen Plätze im Gezweig der mageren jungen Tanne und um Futter und Waſſer.

Manfred ging ſehr enttäuſcht von dannen. Nach dieſem Beſitztum mochte er die Hand nicht ausſtrecken! Eichweide mit ſeinem wohligen Schatten, ſeinen verborgenen Vogelſtimmen und dem Blumendufte im Sonnenſchein erſchien ihm bei ſeiner Rückkehr paradieſiſch.

„Hat ſich Liebezahl nicht ſehr verändert ſeit meiner Mutter Jugend?“ fragte er beim Abendeſſen den Doktor. „Denken Sie, daß ich heute auf eigene Fauſt drüben geweſen bin. Es intereſſierte mich doch, mir einen Begriff von Haus und Garten zu machen. Aber die ſteifen Hecken, die abſcheulichen Teppichbeete und das geſchmackloſe, neue Haus haben mich traurig geſtimmt.“

„Ich glaube es wohl,“ entgegnete der Doktor und lehnte ſich im Stuhl zurück. „Das alte Haus paßte zum Garten und damals machte das Ganze — ſelbſtredend ohne Teppichbeete — einen durchaus harmoniſchen Eindruck. In langen Jahren habe ich das Gut nur ein einzigmal betreten, als ich dem jetzigen Beſitzer meinen nachbarlichen Gegenbeſuch machte. Darauf hat ſich unſer Verkehr beſchränkt; wir waren ihnen nicht vornehm genug und ſie wieder uns nicht — es geht zuweilen ſo im Leben!“

„Vornehm ſieht der Garten nicht aus — nein, namenlos plebejiſch und prahleriſch,“ ſagte Manfred. „Wie muß man die urſprüngliche Anlage verpfuſcht haben!“

„Sie war meiſterhaft in ihrer Art,“ fuhr der Doktor fort. „Ich ſehe das Rondel deutlich vor mir im Frühling, wenn die beiden Truthähne aus Buchsbaum hellgrüne Federſpitzen bekamen, und die Haarlemer Tulpen blühten, lauter Bizarden und Pilotten, nach den Tulpen kamen Ranunkeln und Anemonen, dann der Lavendel, zuletzt die ſeltenſten Steckroſen und Georginen: Dahlien ſagte man damals! Überall ſtanden verwitterte Statuen mit flatternden Gewändern und ſüßen Geſichtern: die Tugenden und Laſter dieſer Welt. Ja, der Garten hatte wohl großen Reiz für mich — aber —“

„Aber kalt und duftlos iſt er geweſen, duftlos bis auf den Lavendel und damit vertreibt man die Motten,“ entgegnete Manfred. „Bei mir daheim vor der Eltern Haus iſt auch ſo ein kalter, duftloſer Garten mit einem ewig harkenden Sklaven darin. Ich lobe mir Eichweide!“ — — — — — — —

Er konnte die trübe Stimmung, in die ihn Liebezahl verſetzt hatte, tagelang nicht abſchütteln, dazu regnete es nach einer unheimlichen Gewitternacht immer ſtetig vom grauen Himmel herab. Das Barometer ſtand wie feſtgenagelt auf „Wind und Regen,“ der Doktor machte, ſeiner Feldfrüchte wegen, ein ernſtes Geſicht, überdies quälte ihn die Sorge um einige ſeiner Fährdammer Patienten. Manchmal zog er früh und nach Tiſch die hohen Stiefel an und ging im ärgſten Unwetter fort, um nach den armen Kranken und dem armen Korn zu ſehen, das zu ſo ſchönen Hoffnungen berechtigt hatte. Von Erkältung und Ermattung wußte ſein ſtarker Körper nichts. Matty nähte in der Zurückgezogenheit des Wohnzimmers Bettwäſche für die Leute; ſie wollte nicht, daß Manfred es ſah, wie oft ſie über dem groben Leinen ſeufzte und ſich in die Finger ſtach. Abends muſizierte ſie zur Erholung im Dunkeln und ſuchte mit Vorliebe allerhand wehmütige Volkslieder hervor, während Manfred nebenan in der Halle bei Büchern und Zeitungen ſaß oder, von Mattys Wehmut angeſteckt, müſſig nach den Wolken und den tröpfelnden Eſchenzweigen blickte und ſich nach beſſerem Wetter ſehnte.

Endlich erfüllte ſich ſein Sehnen. Das tiefe Blau des Auguſthimmels lugte wieder durch jagendes Gewölk, zuerſt ein Fleckchen, dann „genug zur Jacke für ein altes Weib,“ ſagte Jette, das Orakel „nun hat's keine Not mehr!“ Der Oſtwind vertrieb ſeinen thränenreichen Bruder aus Südweſten, der Landregen löſte ſich in vereinzelte Schauer mit großen, warmen Tropfen und launiſchen Sonnenblicken auf. Mamſell hütete vom Speiſekammerfenſter aus den Reineclaudenbaum mit ſchmerzlicher Wolluſt vor den Angriffen der Taglöhnerskinder; der gute, alte Baum brach faſt zuſammen unter ſeiner Laſt. Der Doktor ging nicht mehr in Waſſerſtiefeln auf Praxis und die Erntearbeit wurde mit verdoppelten Kräften neu aufgenommen. Karl hatte ſich von ſeinem Herrn Leutnant Urlaub für dieſe Tage erbettelt; er fuhr ſchon beim erſten Hahnenſchrei, wenn's anging, mit den Schnittern zum Neuenlande hinaus und kehrte abends glücklich und ſonnenverbrannt heim, um bis ſpät in der Nacht die Sachen ſeines Herrn zum Dank „extrapropper“ herauszubürſten.

Heute kam der letzte Erntewagen vom Neuenlande herein; der Roggen war geborgen. Es tröpfelte ſacht, wie zum Spaß, vom Himmel, ſo ein recht luſtiger Sonnenregen,“ auf den das Volkswort „Sommerſegen“ reimt. Die Mägde deckten lachend und kreiſchend ihre Schürzen über die Garben und den vollen rot- und blauen Kranz, der ſie krönte.

Der Doktor und Matty wandelten dem Wagen entgegen, Manfred ſaß unter der Weſtveranda, und bewunderte den doppelten Regenbogen über dem Blumendeiche. Dabei fielen ihm die okulierten Roſen ein: ob ſich noch immer nichts an ihnen verändert hatte? Er ging trotz des linden Regens zum Blumendeiche hinunter; der Regenbogen wich vor ihm zurück und ſtand dann als herrlicher Heiligenſchein über der fernen, mutterloſen Kirche auf dem Deiche jenſeits der Eichweider Wieſen. Wie köſtlich duftete der Garten! Das Tröpfeln ließ nach; die Mücken tanzten auf dem Waſſer der Grafft neben der Brücke, die Libellen auf den Schilfblüten öffneten und ſchloſſen ihre Marienglasflügelchen zum Trocknen und gaukelten glitzernd durch die reine Luft. Das war ein anderes Spazierengehen, als in Liebezahl, hier zwiſchen den Wänden blühender Schneebeeren, aus denen hervor ſich geſtreiftes Landgras und rotſcheckige Flatterroſen drängten.

Manfred bückte ſich nach einer der Roſen, und Tiras, der junge Hühnerhund der ihm mit Diane, ſeiner wilden Schweſter, nachgelaufen war, ſchnappte täppiſch nach der Hand des Blumenfreundes und ſprang ſchweifwedelnd an ſeiner Geſtalt empor. Dann liefen die ausgelaſſenen Tiere weiter und warfen einander ins Gebüſch, daß die ſtäubenden Regentropfen den Gehenden überſchütteten und die Spinnen in ihren beperlten Netzen hin

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

und her ſchwankten. Eine bunte Kuh kam dicht an den Grabenrand und ſtreckte ſchnaufend den Kopf mit den ſanftmütigen Augen vor, als vermute ſie in Manfred ihren Herrn; vor den anſpringenden Hunden wendete ſie um und ging läſſig zurück, daß die Schweizerglocke an ihrem Halſe einen klaren, tiefen Ton gab. Nun brach auch die Sonne ganz hervor, die Welt verklärend, die Regennebel huſchten an den weſtlichen Hügeln hin und vom Windbuſch her flöteten die Droſſeln mit dem heimatlichen Kuckuck um die Wette.

Manfreds Stimmung paßte in die liebliche Landſchaft hinein. Ein mächtiger Strahl des alten Jugendfeuers blitzte in ihm auf. Er holte aus tiefſter Bruſt Atem und richtete ſich hoch empor; in Ermangelung einer mitfühlenden Menſchenſeele lockte er die beiden Hunde zu ſich heran, ließ ſie ſpringen und apportieren und lachte über ihre tölpiſche Haſt. Dann ſuchte er ſich in der Roſenſchule den Wildling, den er zuerſt okuliert hatte, und prüfte mit behutſamem Finger den Baſtverband. Dort prangte der herrliche Marſchall Niel in der Pracht ſeiner goldgelben Blüten, die dunkelrote Roſe daneben ſah wie Purpurſamt aus ihrem Tropfenſchmucke hervor.

„Ich muß doch verſuchen, ob ich meine Kunſt nicht verlernt habe,“ ſagte Manfred zu ſich ſelbſt, holte ſich Bindebaſt und Gießkanne aus dem Gerätſchuppen, ſchnitt auch von der roten Roſe ein Edelreis und okulierte einen anderen Zweig ſeines Wildlings. Als dabei ein Sonnenſtrahl hell über die Meſſerklinge hin funkelte, hatte er plötzlich wieder die unſelige Viſion des blanken, die Luft durchpfeifenden Säbels. Er kämpfte zum erſtenmale mutig gegen das Grauſen, das ihn ſchütteln wollte, er bezwang das Zittern ſeiner Hand mit aller Gewalt und vollendete ruhig ſeine Arbeit. Dann erſt klappte er das Meſſer zuſammen, ſchob es in die Taſche und blickte feſt in den Sonnenſchein. Da zerfloß der blutige Nebel vor ſeinen Augen und nur der freundliche Himmelsglanz blieb.

„Du kommſt mir zurück, Licht, Leben! — ſei gegrüßt! ſei gegrüßt!“ Er ſprach dieſe Worte mit ſchwärmeriſchem Pathos und ſo fern ihm daſſelbe ſonſt lag, heute war es ihm natürlich. Er fühlte beglückt, daß ſein „Ich“ kein zügellos dahinſtürmendes Roß mehr war, daß er die Zügel, die er verloren hatte, wieder in Händen hielt. Nun wollte er wieder der Herr und Meiſter ſeines Ich werden, nun empor aus dem Sumpfe, hinweg aus der Irre und der troſtloſen Öde, auf feſten Boden, in ſichere Bahn zurück, zu den Wohnungen und den Herzen der Menſchen. Es war doch noch ſchön auf Erden! —

Unbewußt ſpitzte er die Lippen und begann hell zu pfeifen, gerade wie in ſeiner luſtigen Fähnrichszeit, als er neben mancherlei anderen brotloſen Künſten ſich's auch eingeübt hatte Amſel und Nachtigall nachzuahmen. Aus dem Pfeifen ward Melodie und da ſteckte er ja wahrhaftig mitten im Luſtigen Krieg: „Nur für Natur — —“

Er war allein und doch nicht allein. Ihm ganz nahe ſtand Matty an der Brücke, die Hand aufs Geländer gelegt, und ſchaute und horchte ihm zu, ſeit einer langen Weile ſchon. Als er im beſten Pfeifen war und darauf, beide Hände in den Taſchen, die Hunde vor ſich her treibend vom Blumendeiche nach der Fohlenkoppel ſchlenderte, ohne die Beobachtende bemerkt zu haben, ſchaute dieſe ihm nach und eilte dann dem Hauſe wieder zu. Ihr Geſicht lächelte, die ſüße, wiegende Walzermelodie ſummte ihr noch im Ohre. Sie hatte auch gar zu hübſch geklungen, ſo weich als pfiffe ſie des Vaters kluger Dompfaff.

Sie hatte nur zwiſchen der Arbeit einmal Luft ſchöpfen wollen; nun kehrte ſie in die Ahnenſtube zurück und ſetzte ſich an ihr Manuſkript. Es ſah höchſt gelehrt um ſie herum aus. Die Dokumentenkiſte hatte den größten Teil ihres Inhalts hergeben müſſen; Stöße vergilbter Blätter teils mit mächtigen Siegeln lagen da und dort, zur Rechten der Schreiberin ein aufgeſchlagener Band von Beckers Weltgeſchichte.

Matty beſchäftigte ſich noch mit dem jungen Helden von Hondſchooten, Willem Edzard. Sein Bild hing ſeitwärts vom Ofen; ein blondes Knäbchen im ſteifen, roten Rocke mit Goldborten, ein Wachtelhündchen neben ſich. — Draußen ſtand die Sonne ſchon tief, ſie ſtreifte das Bild und warf durch die Wappen der Fenſterſcheiben bunte Lichter auf den ungefügen Eichentiſch und Mattys Lockenkopf, der ſich über die Papiere beugte.

Allein die rechte Arbeitsſtimmung fehlte ihr. Sie tiftelte ein Weilchen an Reinier de L'Hommels ſchwankenden Schriftzügen, die ſeine Schweſter zum beſſeren Verſtändnis ihres Gatten neben dem holländiſchen Originaltexte verdeutſcht hatte:

„Und möge ſich derowegen Euer Herze, liebwerteſte Frau Schweſter ſoulagieren, gleichwie auch das meinige ſich über Eures Sohnes und meines Neveu unvermutetes Abſcheiden chriſtlich ſoulagieret hat, da ſolches ein heldenmäßig Sterben in allen Ehren geweſen, wie es in ſothanen Zeiten der Welt Lauf iſt. Bittet Gotte um ſeynen Troſt, und beſchließe ich hiemit, als ich ſelbſten meine Kriegsfahrten abermalen aufnehmen muß.“

Sie begann den Brief in ihr Manuſkript zu kopieren, aber eine unſichtbare Hand hielt ihr die Feder an, und ihre Blicke flogen immer wieder zum Fenſter, ob das blaue Hütchen mit dem ſchwarzen Haare darunter auch plötzlich auftauchen und ſie verſcheuchen würde. Endlich kam ihr ein guter Gedanke; ſie holte ſich einen Briefbogen und ſchrieb:

„Lieber, verehrter Herr Graf!

Nun greife ich zum zweitenmale zur Feder, um Ihnen mein gegebenes Verſprechen zu erfüllen. Das erſtemal durfte ich nur von einem Hoffnungsfünkchen reden, jetzt aber iſt eine Flamme daraus geworden. Vaters letzter Bericht wird Ihnen freilich alles Wichtige gemeldet haben, jedoch ich kann heute eine perſönliche Beobachtung hinzufügen, die Sie beglücken wird. Eben komme ich aus dem Garten — er hat mich gar nicht geſehen, aber ich ſah ihn und hatte meine Freude an ihm! Er ging ganz allein mit unſeren Hunden auf dem Blumendeiche ſpazieren in allerbeſter Stimmung, nachdem er ohne jeden Antrieb bei Vaters Roſen gegärtnert hatte. Dieſe Fröhlichkeit, ganz aus ihm ſelber heraus, haben wir bis jetzt noch nicht bemerkt! Als er nun ſo recht ſtraff und gerade daherkam — ich kann ihn mir jetzt in Uniform denken, lieber Herr Graf — und eine wunderhübſche Melodie dazu pfiff, ging mir mein Herz auf und ich dachte an Sie und wünſchte Sie lebhaft herbei. Wir wollen Gott innig für dieſe günſtige Wendung danken, und ich hoffe, daß die Frau Gräfin nun nicht mehr ſo viel allein und betrübt ſein wird.

„Karl, der um ‚unterthänigſte Empfehlung an die Herrſchaften‘ bittet, erſucht Sie: doch gelegentlich den Leutnant von Quitzow (?) nach dem Ergehen von Ihres Herrn Sohnes Dienſtpferd zu fragen; er habe ſich danach erkundigt, und ich richte den Wunſch des guten Jungen gern aus. Einen zweiten füge ich aus eigenem Antriebe hinzu: möchten Sie nicht vielleicht das Material zu dem Geſchichtswerke ſchicken, an dem Ihr Herr Sohn vor ſeiner Krankheit thätig war? Ich glaube, die Stunde iſt gekommen — —“

In dieſem Augenblicke öffnete Manfred die Thür und Matty fand kaum Zeit, ihren Briefbogen zwiſchen den Blättern des Manuſkripts zu verbergen.

„Aha! So habe ich die Chroniſtin endlich einmal ertappt!“ ſagte der Eingetretene und ſchob ſich auch einen Stuhl an den Tiſch. „Iſt's geſtattet, daß ich weiter rauche, Matty, und bleibe? Schon neulich war ich ſo unbeſcheiden, einen prüfenden Blick über Ihre Geheimniſſe zu werfen; — notabene ſie lagen offen auf dem Tiſche, mich intereſſieren ſolche Arbeiten, ich glaube aber, daß Sie mit weniger Mühe leichter zum Ziele kämen. Ich habe mir einige Randgloſſen erlaubt, darf ich Ihr Manuſkript nochmals einſehen?“

„Sehr, ſehr gern — wie dankbar würde ich Ihnen ſein!“ ſagte ſie lebhaft. „Mir fehlt alle Anleitung und ich habe den Wunſch, wirklich Gutes zu leiſten.“

Manfred nickte, zog Mattys Heft zu ſich heran und richtete ernſthafte Augen auf die Sprecherin.

„Wiſſen Sie, was ich in dem Falle vorſchlagen möchte? Eine totale Umarbeitung des Ganzen. Ihre Arbeit iſt ſehr brav gemeint, aber ohne Syſtem. Sie dürfen ſich nicht damit begnügen, Briefe und Dokumente zu kopieren und dieſelben durch ſummariſches Aufzählen von Thatſachen und Daten zu verknüpfen, ſondern Sie müſſen ſich die Zeiten und ihre Triebfeder zu eigen machen. Sie müſſen zuerſt die Periode, aus der heraus die Bilder Ihrer Vorfahren in Geſtalt von Briefen und Notizen treten, gründlich und objektiv an der Hand eines Geſchichtswerkes ſtudieren, dann erſt ſind Sie im ſtande, aus den Briefen und Notizen Wert zu ziehen, von ihnen auf Sitten und Gebräuche, politiſche Vorgänge und brennende Fragen zu ſchließen. Daraus wieder ergeben ſich die Charaktereigentümlichkeiten der geſchilderten Perſonen und ſie werden den gegenwärtig Lebenden klar und intereſſant. Mit einem Worte, Matty, es mangelt Ihrer Schriftſtellerei an den nötigen Folgerungen. Soll ich Ihnen gleich zu Anfang Ihrer Chronik den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung liefern?"

Auch ein Wilddieb. Gemalt von C. Sellmer.

Matty rückte ihren Stuhl zu dem ſeinigen hinüber und ſah mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf ſeine Lippen — es war das eine Kindergewohnheit von ihr, die den nervöſen Hauslehrer vor Jahr und Tag oft genug zur Verzweiflung gebracht hatte. Urplötzlich wurde ſie dunkelrot: Ihr Briefblatt fiel aus dem Heftchen zur Erde, Manfred hob es auf und legte es zu anderen Schriftſtücken ohne weitere Unterſuchung: — er war ganz bei ſeinem Vortrage und ſein intelligentes Auge ſchien die Worte, die er ſprach, verdeutlichen zu wollen.

„Sie beginnen," fuhr er fort, „mit Adrian Edzard, dem älteſten Ihnen bekannten Vorfahren, 1531 geboren. Das iſt doch der Mann dort im Harniſch mit dem hypochondren Geſichte, nicht wahr? Von ihm ſagen Sie nun: ‚Er ſoll ein kalter, unbeugſamer Mann geweſen ſein, der bei Gelegenheit der Hinrichtung Egmonts und Hoorns mit genauer Not dem Tode durchs Beil entging. Er ſtarb 1610 als Magiſter der Gottesgelahrtheit im Bremiſchen, nachdem er in Antwerpen vergebens für die evangeliſche Lehre Propaganda gemacht hatte. Verheiratet war er mit Helia Vanbruggen, einer vortrefflichen Frau, die ihn ſehr geliebt hat." — Das iſt alles richtig, aber die Schlüſſe fehlen. — Soviel ich ſehe, war Adrian Edzard eifriger Calviniſt, trotzdem aber ein perſönlicher Freund des katholiſchen Egmont. Dieſer beiden Verbrechen: der Freundſchaft und des Calvinismus halber, bedrohte der Albaſche Blutrat auch ihn mit grauſamer Verfolgung. Nach harten Drangſalen flüchtete er, ein gebrochener Mann, mit den Seinen von Antwerpen nach Paderborn, von dort ins Bremiſche, wo er ſtarb, lange noch vor der erſehnten Rückkehr des Oraniers und der Dordrechter Synode, die 1618 den angefeindeten Calvinismus zur Landesreligion erhob. Er war hingeſchieden, ohne ſeine Miſſion erfüllt zu haben — daher ſein unbefriedigtes Leben, der finſtere Zug in ſeinem Geſichte, und der Ruf, in welchem er ſtand: ein kalter, unbeugſamer Mann. Die vortreffliche Frau, meine Gute, iſt vollſtändig Nebenſache bis auf —"

„Aber ſie gehörte einem uralten Genter Patriziergeſchlechte an und iſt unſere Stammmutter," unterbrach Matty eifrig. „Sehen Sie, da drüben hängt ihr Bild — wir nennen ſie die ‚Schöne mit dem kurzen Arme.' Es iſt eine böſe Verzeichnung des Malers. — Sie mußte doch erwähnt werden."

„Die Verzeichnung oder die Schöne?" lachte Manfred. „Von der Schönen haben Sie gerade das Wichtigſte mit

Stillſchweigen übergangen: wo iſt ihre Nachkommenſchaft zu finden?“

„O, im Stammbaum —“ ſagte Matty befangen werdend. „Ich fand es nicht für nötig, ſie in die Chronik zu bringen. Wieviel Kinder waren es doch? Sieben, glaub' ich, und alle ſieben recht proſaiſche Menſchen.“

„Bitte, bitte! was wollen Sie, mein Fräulein? Der älteſte Sohn wurde ein geachteter Bürgermeiſter, der zweite ein ſtreitbarer Kanzelheld. Und das nennt Fräulein Mattea Edzard eine Familienchronik ſchreiben!“ Manfred weidete ſich an der Verlegenheit des jungen Mädchens, und fügte dann hinzu: „Die unübertreffliche Helia Vanbruggen könnten Sie getroſt ſtreichen, nicht aber ihre tüchtigen, kernigen Söhne. Kopieren Sie lieber dort die Predigt des Einen.“

„Ach, wir haben nicht einmal Bilder von den beiden! Weshalb ſoll ich nun durchaus unſere intereſſante ‚Schöne‘ ſtreichen?“ rief Matty, die Stirn kraus ziehend, ohne die warnende Stimme zu beachten, die ihr zuflüſterte, das Thema zu wechſeln. „Sie war ihrem trübſeligen Adrian unentbehrlich, ſie trug ihn auf Händen —“

„Ah bah! als ob das alles wäre, was ein Mann zum Leben nötig hat!“ warf Manfred verächtlichen Tones dazwiſchen. „Sie ſind wirklich ein Kind, Matty! Schweifen Sie doch nicht ab: — wir haben nun genug und übergenug von Ihrer liebenswerten Helia geſprochen; nun kommen gefälligſt die Söhne und ihr Verhalten zur Dordrechter Synode an die Reihe. Schreiben Sie zu dem Paſſus über Adrian Edzard einfach: „Verehelicht mit Helia Vanbruggen aus Gent, geboren und geſtorben dann und dann, Mutter von ſieben Kindern — alles Beiwerk erſparen Sie ſich.“

„Nein, das iſt geradezu lächerlich ungerecht!“ beharrte Matty. „Wollte ich mich an Ihren Frauenhaß kehren, Herr Graf, ſo müßte meine Chronik aus lauter Männergeſchichten beſtehen, und das wäre gegen alle Weltordnung.“

„Mein Frauenhaß?“ fragte Manfred ſcharf. „Was wiſſen Sie davon, außer der einen Bemerkung, die ich Ihnen thörichterweiſe hinwarf, damals, als ich eben angekommen und ſehr leidend war? Wenn ich die Frauen haſſe, ſo werde ich meine triftigen Gründe haben, darauf können Sie ſich verlaſſen!“

„Ihr Satz iſt ganz unlogiſch,“ entgegnete Matty, und richtete ihr zierliches Figürchen möglichſt imponierend empor, aber ihre Stimme bebte und ihr Herz pochte gewaltig, als ſie fortfuhr: „Jedenfalls haben Sie keine triftigen Gründe, Unſchuldige unter Ihrem Haſſe mit leiden zu laſſen. Wie ſehr habe ich mich vorhin gefreut, als Sie mir Ihren guten Rat bei meiner Arbeit anboten, wie glücklich machte mich's, daß es Ihnen endlich, endlich in Eichweide zu gefallen ſchien, und nun zerſtören Sie mir all meine Freude mit Ihrer fixen Idee!“

„Erfahrung iſt keine fixe Idee,“ gab er herbe zurück, und ſah ſie durchdringend an. „Sie, mein gnädiges Fräulein, ſcheinen allerdings mehr zu wiſſen, als ich ahne und als mir lieb iſt. Wer hat Ihnen von meinem Vorleben unbefugterweiſe geſprochen? — Mein Vater etwa?“

Sie nickte und wendete ihr Geſicht von ihm ab. Vergeblich ſtrebte ſie ſtolz beleidigt zu thun; ihre Lippen zuckten zu ſehr und ihre Wimpern ſenkten ſich auf die zartgefärbten Wangen. Wie jung und unſchuldig ſah ſie aus; die kunſtloſen Locken fielen zu beiden Seiten des Geſichtes nieder und krauſten ſich um ihre Stirn — der Anblick hätte ein härteres Herz als Manfreds erweichen können.

„Wir wollen einander doch nicht immer ſo weh thun!“ ſagte ſie plötzlich und bot ihm mit dem klaren, treuherzigen Blicke, der das ſchönſte Erbteil von ihrem Vater war, die Hand. — Damit ſchloſſen ſie Frieden und arbeiteten ganz einmütig weiter. Aber das Glück dieſes Tages war erſchöpft und Mattys Prüfung noch nicht zu Ende.

Manfred fing an, ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe mit Luſt und Eifer neu hervor zu ſuchen. Er nahm eine großartige Umwälzung mit Mattys Chronik vor.

„Schade nur, daß ich meine eigenen Bücher nicht hier habe,“ meinte er, als ſie recht im Zuge mitſammen waren.

„O, wie reizend trifft ſich das,“ rief Matty und klatſchte vergnügt in die Hände. „Sehen Sie hier meinen Brief; als Sie mich vorhin überraſchten, war ich gerade dabei, Ihnen Ihre Bücher von Haus zu verſchreiben —“

„Sie? mir? Verzeihen Sie: — ſeit wann und zu welchem Zwecke ſtehen Sie mit den Meinigen in Korreſpondenz?“ fragte er, und ſein Ton war eiſig.

„Vor heute habe ich Ihrem Herrn Vater ein einzigesmal geſchrieben. Er bat mich darum, ich gab mein Verſprechen, und das pflege ich zu halten, Herr Graf —“ entgegnete ſie und wurde weiß bis in die Lippen. „Sie kränken mich, wo Sie können, und ich darf Sie, als unſeren Gaſt, nicht fühlen laſſen, wie ſcharf es mich verletzt — ich bin Ihnen gegenüber wehrlos. Ich habe kein Wort geſchrieben, das ich nicht vertreten könnte: überzeugen Sie ſich ſelbſt — ich muß darum bitten.“

Sie ſtand auf und legte das Briefblatt vor ihn hin. Was konnte er thun als hineinſehen, und die warmherzigen Worte leſen, die ſie ſeinem fernen, von Sorge gedrückten Vater ſchrieb, dem er noch keine Silbe geſendet hatte?

Ihn ergriff beim Leſen eine reuige Rührung, aber er wollte ſich nimmermehr ſchwach zeigen; die Schönſte und die Beſte ſollten ſich keines Sieges wieder über ſeine Gefühle rühmen dürfen, und in dieſem Beſtreben klangen ſeine Worte ſchroffer als ſie gemeint waren: „Ihr Brief iſt allerdings durchaus harmlos und liebenswürdig, mein gnädiges Fräulein, allein ich wünſche keinerlei weibliche Bevormundung, und deshalb geſtatten Sie mir wohl, daß ich einige Zeilen hinzufüge.“

Ihr erſter Impuls war: den Brief wieder an ſich zu nehmen und zu zerreißen, und Manfred zu ſagen, er möge ſelbſt ſchreiben, wie und wann er wolle. Aber ſie beſiegte dieſe Aufwallung und bedachte die Seelenkämpfe und Schmerzen deſſen, der ſie beleidigte.

„Hier iſt das adreſſierte Kouvert,“ ſagte ſie ruhig und legte es vor ihn hin. Dann beugte ſie ſich nieder, vollendete mit etwas unſicherer Hand den Satz, in deſſen Mitte ſie abgebrochen hatte, unterſchrieb ihren Namen, gab ihm den Brief zurück und packte ſchweigend ihre Schriften in die Eiſenkiſte. Er ſah ihr, einen eigen geſpannten Ausdruck im Geſichte, zu, dann fragte er: wann der Bote zum Abholen der Poſtſachen komme.

„Zwiſchen ſieben und acht,“ entgegnete ſie und ging zur Thür. Da erhob er ſich unvermutet, folgte ihr und ſagte, unabſichtlich in den kalten, kurzen Ton von vorhin zurückfallend: „Verzeihen Sie mir — es wird mir ſchwer, gewiſſe Regungen meines Innern zu beherrſchen. Wollen Sie mir verzeihen, Matty?“

Sie war nicht mehr Herrin ihrer Stimme, ſie neigte nur den Kopf und verließ das alte Zimmer, das die Abendſonne mit ihrem goldroten Lichtmeer überflutete.

Manfred blieb allein. Er überlas den Brief zwei-, dreimal, kouvertierte ihn, ohne, wie er gewollt, eine Zeile hinzuzufügen, und trug ihn ſelbſt nach Elſum zur Poſt. Dort traf er den Doktor und ſchloß ſich ihm zu einem Spaziergange an.

„O Gott, ich haſſe ihn!“ ſagte ſich Matty vor, als ſie ſpät abends ſchlaflos in ihren Kiſſen lag, — „ich haſſe ihn und doch — doch — mein Leben könnte er gern nehmen, wenn er's haben wollte!“ Und dieſer Zwieſpalt in ihrer jungen Seele ließ ſie noch im Traume aufſchluchzen.

Manfred mied ſie ſeit dieſem Zwiſte wieder wie in den vergangenen Schwermutstagen und ſie, von ihrem Mädchenſtolze geleitet, machte ihm das Meiden ſehr leicht. (Fortſetzung folgt.)

Haus und Schule in Frankreich.

Skizzen von **Stephan Waetzoldt.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./IV. 70.

II. Aus der Pariſer Bourgeoiſie.

Steigen wir von der Stufe der Kleinbürger, zu denen wir die Inhaber von Läden und kleinen Geſchäften, die Fabrikanten, welche nur einige Arbeiter beſchäftigen, die ſelbſtändigen Handwerker, Lehrer, kleine Beamte und die Angeſtellten der vielen Banken, Magazine und Aktiengeſellſchaften rechnen, auf der ſozialen Leiter empor, ſo treffen wir den Bourgeois. Bourgeois iſt ein unüberſetzbares Wort. Jeder Kleinbürger ſtrebt empor zum Bourgeois, und Monſieur Dubois, der in Poiſſy-les-Chouxfleurs als Rentner lebt, iſt Bourgeois geworden, nachdem er dreißig Jahre lang im Faubourg St. Denis Zwirn und Band meterweiſe verhandelt hat. Als Bourgeois gilt in Paris im allgemeinen, wer eine herrſchaftliche Wohnung von ungefähr zweitauſend Frank Miete aufwärts inne hat, und Dienſtboten hält, die ihn im Einverſtändniſſe mit den Lieferanten ausbeuten, die, wie man in Frankreich ſagt, „den Henkel am Korbe tanzen laſſen.“ Die Frau des Kleinbürgers dagegen kauft ſelber ein und weiß auf den Centime die Lebensmittelpreiſe. —

Als Bourgeois wird man geboren, wenn man eines wohlhabenden Mannes Sohn iſt, oder man ſteigt durch Arbeit, Erfolg, Erwerbsglück zu dieſem geſellſchaftlichen Stande empor. Reichtum und Erfolg allein gibt hier Achtung. Augenblicklich herrſcht in Frankreich die Bourgeoiſie, an der Börſe, in der Deputiertenkammer, im Senat, in den Miniſterien, im Hotel des Präſidenten. Jules Grévy iſt in ſeinen Neigungen und Eigenheiten der Typus des guten franzöſiſchen Bourgeois. Statt ſein hohes Gehalt in koſtſpieliger Repräſentation als Staatsoberhaupt auszugeben, legt er es lieber in ſicheren Renten und in Häuſern an. Gambetta war ein Bourgeois geworden, und als er es geworden war, da zeigten ihm ſeine Wähler in Belleville, die ſonſt ihm zugejubelt hatten, die Fäuſte, und er drohte ihnen, „ſie bis in ihre Höhlen zu verfolgen.“ — Den Hauptbeſtandteil der Bourgeoiſie bildet die höhere Kaufmanns- und Fabrikantenwelt. Dazu kommen Gelehrte und Künſtler von Ruf, Richter, Notare, Journaliſten, Ingenieure. Im geſchäftlichen Verkehr zeichnet ſich der franzöſiſche Gewerbtreibende, ob Bourgeois oder Kleinbürger, durch eine große Redlichkeit aus. In manchen Beziehungen iſt Handel und Wandel geſünder als in Deutſchland. Die langen Zahlungsfriſten kennt man nicht, viel auf Kredit zu nehmen gilt nicht als ſehr anſtändig, mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit werden Geldangelegenheiten behandelt. Es war, um ein Beiſpiel anzuführen, für die großen elſäſſiſchen Fabrikanten kein leichter Übergang, als ihnen durch den Anſchluß an Deutſchland der Abſatz nach Frankreich, für das ſie bis dahin vorzüglich gearbeitet hatten, erſchwert wurde, und ſie nun in Deutſchland ſich einen Markt ſuchen ſollten. Man kann ſich weniger auf die Ehrlichkeit und Solvenz des deutſchen Detailhändlers verlaſſen, er verlangt längere Kredite, der Ausverkaufsſchwindel und das leichtſinnige Bankerottieren ſind in Deutſchland häufiger als in Frankreich. — Auffallend erſcheint im Gegenſatze zu dieſer Ehrlichkeit im geſchäftlichen Verkehr die laxe Moral dem Staate gegenüber. Den Staat, die Gemeinſamkeit zu ſchädigen, auszuplündern, zur Bereicherung zu benützen, gilt nicht als unerlaubt. Der Fiskus iſt der Feind aller! Allerdings ſind in Frankreich die direkten und indirekten Steuern im Verhältnis zu Deutſchland ſehr hoch. Mit Bezug auf die Stellung des Einzelnen zum Staate ſcheint mir in unſerem Vaterlande eine Wendung zum beſſeren entſchieden zu erfolgen. Die Staatsidee iſt uns eine höhere, idealere geworden, als dem Franzoſen. Namentlich das jüngere Geſchlecht in Deutſchland beſitzt eine klarere Vorſtellung von den Pflichten gegen den Staat, als die franzöſiſche Jugend.

Während der Pariſer Kleinbürger ſich meiſt mit einer ſchlechten luft- und lichtloſen Wohnung, oft mit ein paar dunkeln, nach dem engen Hof hinaus gelegenen Zimmern hinter dem Laden, behelfen muß, macht die herrſchaftliche Wohnung in Paris, das „appartement“ einen reichen und ſchönen Eindruck. Wenn wir die großen Boulevards an der Madeleinekirche verlaſſen und uns rechts in die Quartiere von St. Auguſtin zum Boulevard Malesherbes oder zur Avenue de Villiers hinauf wenden, prangen an beiden Seiten der Straße die ſtattlichen Etagenhäuſer. Paris beſitzt vor vielen großen Städten den Vorzug eines ausgezeichneten Baumaterials. Der Pariſer Kalk, der früher aus den gewaltigen Steinbrüchen der Katakomben gewonnen wurde, und jetzt noch am Montmartre und in der nächſten Umgebung der Stadt in Maſſen gebrochen wird, zeichnet ſich durch die Leichtigkeit der Bearbeitung aus. Als weiches, bildſames Material, in das man mit dem Nagel tief einritzen kann, wird er gefördert, an Ort und Stelle mit der Säge in große kubiſche Blöcke zerlegt und auf gewaltigen zweiräderigen Karren zur Bauſtelle geſchafft. Faſt alle beſſeren Häuſer ſind aus dieſem Material erbaut, das an der Luft im Laufe der Jahre erhärtet. Der ornemaniste, welcher hoch oben in ſeinem ſchwebenden Gerüſte hängt, ſchmückt mit Meſſer und Meißel Fenſter, Geſimſe und Säulen mit zierlichen Feſtons, an faſt allen Etagen läuft ein leichter eiſerner Balkon entlang, und bis zu den Manſarden hinauf iſt jedes architektoniſche Glied ſauber ausgeſtaltet. Hier wird nicht, wie in Berlin noch oft, die Faſſade nachträglich befeſtigt; jedes Geſims iſt maſſiver Stein und nicht aus Stuck gekleiſtert, der dem Vorübergehenden gelegentlich auf den Kopf fällt. Der wohlhabende Franzoſe liebt das Echte. So finden wir in Stube und Salon, auf Treppe und Flur nichts „was nur ſo ausſieht.“ Nirgend aber trat mir in Frankreich jene Stilmanie entgegen, die ſich bei uns jetzt ſo unangenehm breit macht, und doch erſcheint alles gefällig und harmoniſch. Einen auffallenden, ſchreienden Luxus treiben nur die Fremden, Braſilianer, Petroleumkönige und Türken. Für unſeren deutſchen Wohngeſchmack ſind die Pariſer Etagenhäuſer indeſſen zu hoch und die Räume zu niedrig. Fünf Stockwerke ſind bei modernen Bauten die Regel, aber man findet auch ſechs und ſieben, in der Nähe des Palais Royal ſogar acht Stockwerke über dem Parterregelaß. Die Mieten für eine bequeme Familienwohnung in anſtändiger Stadtgegend ſind ſehr teuer. So zahlt eine mir befreundete Familie, jenſeits der äußeren Boulevards in einer neuen Straße der Batignolles, für eine halbe fünfte Etage 5400 Frank. Allerdings werden dafür dem Mieter Bequemlichkeiten zur Verfügung geſtellt, von denen man ſich anderswo noch nichts träumen läßt. Die weite Hausthür geſtattet den Wagen bis zur Treppe vorzufahren und im Hofe zu wenden. Links von der Einfahrt liegt die Loge des Concierge. Der Concierge iſt eine wichtige Perſon im Hauſe; er nimmt vom Poſtboten die Briefe für die Hausbewohner in Empfang, in ſeiner Loge befindet ſich das Telephon, das allen Mietern zur Verfügung ſteht, er allein iſt für Ordnung und Sauberkeit verantwortlich, und er zieht die Miete ein, wenn der Beſitzer des Hauſes entfernt wohnt oder ein ſehr vornehmer Herr iſt. Bequeme, ſehr breite, mit dicken Teppichen belegte Stiegen winden ſich in dem geräumigen Treppenhauſe empor, bunte Glasfenſter, Ruhebänke und Taburetts ſchmücken die Abſätze. Wer höher wohnt benutzt den hydrauliſchen Fahrſtuhl. Ein Druck auf den elfenbeinernen Knopf genügt, um den Bewohner lautlos in wenigen Augenblicken, bei Tag und Nacht, in ſein Stockwerk zu heben. Im Winter herrſcht in allen Räumen des großen Hauſes eine gleichmäßige, wohlige Wärme, denn die Zentralwaſſerheizung verſorgt alle Etagen; der Kamin mit ſeinen glimmenden Buchenkloben iſt nur ein Schmuckſtück. Hinter der ſchweren Etagenthür liegt zunächſt die Antichambre, ein großer, völlig als Zimmer ausgeſtatteter Raum. Ein paar gute Ölbilder an den Wänden, ſchwere Eichenſchränke, Tiſche, mit alten, ſeltenen Büchern und Mappen bedeckt, ein weicher dunkler Teppich. Hier läßt es ſich ganz behaglich warten, wenn die Damen des Hauſes noch nicht ſichtbar ſind. Nur die Schirmſtänder und Kleiderpflöcke laſſen erraten, daß wir im Vorzimmer ſind. Die Wohnung ſelbſt beſteht ungefähr aus folgenden Räumen: Salon mit anſtoßendem Boudoir; an dieſes grenzt das Schlafzimmer der Frau vom Hauſe, das nach alter franzöſiſcher Sitte auch als Geſellſchaftsraum benutzt wird. Auf der andern Seite des Salons liegt meiſt noch das Eßzimmer, jenſeits des Vorzimmers la chambre de Monsieur, zugleich Bibliothek und Rauchzimmer, ferner ein oder zwei Zimmer für die Kinder des Hauſes, dann die Nebenräume, Küche, Schrankzimmer, Badezimmer. Die Zimmer für das Dienſtperſonal des ganzen Hauſes liegen zuſammen in den Manſarden. — Der abendliche Verſammlungsort der Familie in dieſen Wohnungen der mittleren Bourgeoiſie iſt der Salon. Unſere deuſche „gute Stube,“ auch Kalbsbratenſtube genannt, kennt man glücklicherweiſe nicht. Nach franzöſiſchem Sinn darf der Salon vor allen Dingen nicht banal ſein, er ſoll in Schmuck und Ausſtattung die Beſchäftigung, die eigenartigen Neigungen, den Geſchmack der Hausfrau verraten. Das behaglichſte Plätzchen iſt der coin du feu vor dem Marmorkamin. Wenn im Winter nur wenig vertraute Gäſte da ſind, dann rückt die Wirtin ihren Lehnſtuhl an das Feuer; es plaudert ſich gemütlich vor der kniſternden Flamme, und wenn einmal das Geſpräch ſtockt, dann hilft das glimmende Buchenſcheit, der Blaſebalg und die Feuerzange über die Pauſe hinweg.

Einer deutſchen Frau, die zum erſtenmale eine franzöſiſche Wohnung ſieht, erſcheinen am eigenartigſten Bett und Küche. Das franzöſiſche Bett iſt zweifellos das ideale Bett. Zu Nutz und Frommen andersgläubiger deutſcher Frauen will ich es hier kurz beſchreiben. In dem feſten, ſehr breiten Holzgeſtelle liegt über der Sprungfedermatratze eine Roßhaarmatratze und über dieſer eine feſtgeſtopfte glatte Wollenmatratzé. Das Betttuch wird an den Seiten und am Fußende unter die Matratzen geſchlagen, ſo daß es durch keine Bewegung des Körpers verſchoben werden kann. Am Kopfende wird das traversin, eine runde, feſte Schlummerrolle von ungefähr fünfundzwanzig Zentimeter Durchmeſſer in das Oberſtück des Betttuches gewickelt und dieſes eingeſtopft, ſo daß auch das traversin feſt liegt. Darüber ſchmiegt ſich ein weiches, leichtes Kopfkiſſen. So ruht der Körper völlig horizontal bis zu den Schultern, das traversin füllt die Höhlung des Nackens und das Kopfkiſſen vermittelt die Übergänge. Zwei feine wollene Decken werden in Linnen geſchlagen und über das Bett gelegt, doch ſo, daß Kopfkiſſen und traversin frei bleiben. An den Seiten und zu Füßen werden auch ſie glatt unter die Matratzen geſtopft. Sie bilden eine leichte, warme, an allen Seiten geſchloſſene Bedeckung. Über dem ganzen liegt bei Tage dann die geſtickte Spreitdecke. Im Winter kommt dazu das plumeau, ein ſehr leichtes, breites, mit Daunen gefülltes Seidenkiſſen, das über der Decke noch die Füße wärmt. Wer an dieſes Lager ſich gewöhnt hat, der findet ſich nur ſchwer wieder in das germaniſche Federbett nebſt Keilkiſſen. — Da ich in der Kenntnis der Anwendung von Küchengeräten, all der fourneaux, fours, côtelettières, lèchefrites, grils, tournebroches, hâtelets und poissonnières ſchlecht beſchlagen bin, will ich mich lieber nicht auf dies Gebiet wagen. Meine dankbare Anerkennung ſpreche ich nur noch aus dem ewig brodelnden pot au feu, der unerſchöpflichen Suppenquelle. Sollten aber die Daheimleſerinnen über gute franzöſiſche bürgerliche Gerichte, die man auch in Deutſchland zubereiten kann, etwas Näheres zu erfahren wünſchen, ſo bin ich gern zu Mitteilungen bereit. Hat die Köchin das Eſſen zu beſonderer Zufriedenheit der Wirte und ihrer Gäſte hergeſtellt, dann wird ſie wohl zum Deſſert in das Eßzimmer gerufen, und der Hausherr präſentiert ihr eigenhändig ein Gläschen Madeira, indem er ihre Kunſt lobt.

Der Franzoſe iſt im allgemeinen in Speiſe und Trank mäßig. Bei Tiſche wird der gewöhnliche Wein ſtets mit Waſſer vermiſcht getrunken; ſind Gäſte da, ſo genügt eine Flaſche edleren Weines, die der Hausherr ſelbſt vorſichtig einſchenkt, für ſieben bis acht Perſonen. Viel Wein zu trinken gilt als durchaus roh. Fremde Weine kommen ſelten auf die Tafel, hin und wieder einmal ein Glas alter Rheinwein, der, wo er auch gewachſen iſt, als „du Johannisberg“ verſchenkt wird. Für die liebliche Blume unſerer Moſelweine hat der Franzoſe gar keinen Sinn. Seit die Reblaus Frankreichs Weingaue verwüſtet, hat der Bierkonſum jenſeit des Rheines bedeutend zugenommen. Mit Ingrimm blickt der echte Franzoſe auf die vielen deutſchen Bierhäuſer, die in allen Vierteln der Stadt, namentlich aber an den Boulevards aus dem Boden ſchießen. Henninger, Pſchorr, Löwenbräu, Franziskaner haben für den Pariſer keine Geheimniſſe mehr. Vor zehn Jahren beobachtete ich noch oft, daß ein Franzoſe — ein Grauen dem germaniſchen Biertrinker — in ſein halbgeleertes Biergläschen Eiswaſſer nachgoß, wie man es wohl bei Wermut oder Abſinth thut. Das kann kaum mehr vorkommen; in den heißen Sommertagen mundet auch dem ſchlimmſten Chauviniſten der kühle deutſche Trank. — Der gewöhnliche Franzoſe iſt überzeugt, daß die Hauptnahrung der Preußen Sauerkraut iſt. Mangeur de choucroute iſt ein gewöhnlicher Spitzname für die Deutſchen. Ich weiß jedoch nicht, ob irgendwo in Deutſchland mehr Sauerkraut vertilgt wird als in Paris. „Choucroute garnie à toute heure,“ dieſe Inſchrift prangt überall, und nach dem Theater iſt ein Teller Sauerkraut mit gekochtem Schinken ein von den Pariſern gern gewähltes Souper. Paul Deroulède und die patriotiſche Liga beklagen in Proſa und in Verſen gar beweglich dieſe Germaniſierung des galliſchen Geſchmackes. Das Übel iſt in Paris allerdings weit vorgedrungen. Wurde uns doch in einer franzöſiſchen Familie vor wenig Monaten nach dem Kaffee im Salon . . . Bier gereicht. Als ich mein Erſtaunen über dieſe Neuerung nicht zu unterdrücken vermochte, meinte die Tochter des Hauſes: „Was wollen Sie? Die Herren ſind jetzt gewöhnt, abends Bier zu trinken, und wenn man noch etwas plaudern will, muß man es ihnen ſchon hier anbieten. —“

Frankreich führt jetzt, wo der von der Reblaus verurſachte Schaden — es ſind 760 000 Hektare Weinberge zerſtört — auf fünf Milliarden geſchätzt wird, jährlich für 500 Millionen Frank Alkoholprodukte ein, aus Deutſchland allein 157 000 Hektoliter. Im Jahre 1875 betrug die Weinernte Frankreichs 83 600 000 Hektoliter, 1879 nur noch 26 000 000. — Iſt der Franzoſe im Trinken mäßig, ſo hat er dafür eine andere Leidenſchaft, das Haſardſpiel. Die Spielwut iſt namentlich in Paris zu einer Krankheit geworden. Der Staat duldet öffentliche Spielhöllen nicht; aber längs der Boulevards und in den vornehmeren Vierteln des Zentrums ſieht man allnächtlich die Fenſterreihen einzelner Häuſer blendend erleuchtet. Das ſind Klubräume, Zimmer jener Privatgeſellſchaften mit irgend einem vorgeſchützten geſellſchaftlichen oder künſtleriſchen Zweck, die in Wirklichkeit Spielhöllen der ſchlimmſten Art ſind. In manchen dieſer Klubs iſt die geforderte Einführung durch Mitglieder oder die Aufnahme durch Ballotage bloße Form, die gewahrt wird, um den Polizeivorſchriften zu genügen. Zweck dieſer nächtlichen Zuſammenkünfte iſt lediglich das Spiel. Man ſpielt meiſt das in deutſchen Sportkreiſen als Macao bekannte Spiel. Selbſt die Pariſer Boulevardpreſſe, die es doch ſonſt mit den Sünden ihrer faſhionablen Leſer nicht ſo genau nimmt, kämpft gegen dieſen tiefeingefreſſenen Krebsſchaden. Albert Delpit ſagte im Figaro: „Man ſpielt bei uns überall. Man ſpielt im Rennen, man ſpielt im Salon, man ſpielt an der Börſe, man ſpielt im Eiſenbahnwagen und in der Kneipe. Unter allen Umſtänden muß die franzöſiſche Geſellſchaft von dieſer Peſt befreit werden, die bereits bis in das abgelegenſte Departement, bis in das kleinſte Dorf des kleinſten Kantons gedrungen iſt.“ In der Pariſer Bourgeoiſie finden wir noch eine andere vielverbreitete Schwäche: die Sucht, ſich als adelig auszugeben. Nirgend mehr als in der Republik Frankreich herrſcht Titel-, Adels-, und Ordensſucht trotz aller Gleichheit und Brüderlichkeit. Man hat den Vorſchlag gemacht, aus dieſer Sucht für den Staatsſäckel Vorteile zu ziehen dadurch, daß man eitlen Bankiers und Börſenhelden z. B. für 100 000 Frank bar das Recht zugeſteht, ſich Prince oder Marquis zu nennen. In allen Zeitungen, die in den reicheren Familien geleſen werden, findet ſich als ſtehende Annonce unter dem Zeichen einer heraldiſchen Lilie das Anerbieten, jedermann für Geld ſeinen Zuſammenhang mit einer adeligen Familie nachzuweiſen. Jeder dekorierte Franzoſe trägt zu Hauſe, auf der Straße, auf der Jagd, im Theater, im Waggon ſein Bändchen, nicht nur auf dem Rock, auch am Paletot und am Pelz. Wer in Frankreich reiſt und in der Lage iſt, ſich ein Ordenszeichen ins Knopfloch ſtecken zu können, wird auf den Eiſenbahnen und in den Hotels beſſer behandelt, höflicher bedient als ein anderer. —

Nun ſei mir noch geſtattet, eines wertvollen Stückes in der franzöſiſchen Bourgeoiswohnung zu erwähnen, der Bibliothek. Ich habe als Deutſcher mich oft geſchämt, wenn ich in der Behauſung eines Kaufmannes, eines Fabrikanten oder eines jungen Ingenieurs in das Herrenzimmer trat und ſeine Bücherei in Gedanken mit der eines gleichbemittelten Deutſchen verglich. In ſchönen Schränken, in guten, zum Teil ſehr teuren Liebhaberausgaben, geziert durch die altberühmte Kunſtfertigkeit der Pariſer Drucker und Buchbinder präſentiert ſich die Bücherſammlung. Neben den ſpeziellen Fachſchriften finden wir die großen Dichter und Hiſtoriker Frankreichs meiſt vollſtändig, oft in mehreren Ausgaben vertreten, Werke populärwiſſenſchaftlichen Inhalts, engliſche und italieniſche Originale, einige deutſche Autoren in Überſetzungen, unter ihnen am häufigſten Schiller, Heine, E. T. A. Hoffmann; hin und wieder einen Klaſſiker des Altertums. Jedenfalls iſt man ſicher, die neueſte, Aufſehen erregende

Broſchüre, das jüngſte Buch von Bedeutung als Eigentum auf dem Schreibtiſche zu finden. Der Franzoſe kauft ſehr viel mehr Bücher als der Deutſche, nicht weil er reicher iſt, ſondern weil er gern für Bücher und Bilder Geld ausgibt. Nun ſehe man daneben den Bücherſchrank mancher deutſchen wohlhabenden Familie. Neben dem Konverſationslexikon, einzelnen teuren Prachtwerken und einigen möglichſt billigen, ſchlecht gedruckten und oft geſchmacklos gebundenen Klaſſikerausgaben ſtehen ein paar zufällig gekaufte oder geſchenkte Bücher, die ohne Wahl und Sinn zuſammen geſtellt ſind. Keine franzöſiſche Dame borgt ſich ihren Roman aus der Leihbibliothek; ſie lieſt weniger als eine deutſche Frau, aber beſſer, d. h. ſie lieſt um zu leſen, ohne Strickſtrumpf oder irgend eine nützliche weibliche Nebenbeſchäftigung. Eine Franzöſin aus guter Familie würde ſich ſträuben, den ekeln, banalen Band einer Leihbibliothek in die Hand zu nehmen, den andere, und wer vielleicht! vor ihr geleſen haben. Das cabinet de lecture iſt für Ladenmamſells und Kammerzofen. Und in Deutſchland gibt es vornehme und reiche Damen genug, die nie darüber nachgedacht haben, wie ſchimpflich es iſt für die Nation der Denker und Dichter, daß ſie ſich allwöchentlich ihr Leſefutter aus dem Leihinſtitut holen und dieſes verſchlingen, oft ſinnlos, nur dem Nervenreiz einer ungeſunden, unkünſtleriſchen Spannung hingegeben. Ich habe auch nie in Frankreich bemerkt, daß, wenn ein neues Buch erſcheint, eine Familie geduldig wartet, ob nicht doch X, Y oder Z ſich das Buch kaufen wird, damit man es nachher, wenn die andern es geleſen haben, leihen kann. In Frankreich iſt es nichts Seltenes, daß ein neuer Roman in 50 000 Exemplaren gedruckt wird. Dort exiſtiert auch im Buchhandel das Syſtem der Krebſe nicht. Ebenſowenig wie der Krämer ſeinem Groſſiſten fünf Kiſten Roſinen, die er nicht los werden kann, um Oſtern zurückſchickt, ſo wenig kann der franzöſiſche Sortimentsbuchhändler die nicht verkauften Exemplare dem Verleger zurückſenden. Er beſtellt feſt ſo viel Exemplare eines neuen Werkes als er bei der Ausdehnung ſeines Geſchäfts glaubt verkaufen zu können. So hat er an dem einzelnen neuen Buche oder an einem noch unbekannten Autor Intereſſe, er muß das Publikum gewinnen, ihm das Buch empfehlen; denn wenn er es nicht verkauft, hat es bald nur noch einen antiquariſchen Wert.

In den Pariſer Buchläden liegen die meiſten neuen Erſcheinungen des Büchermarktes aus, je nach der Spezialität des Hauſes; es werden nicht nur teure Werke, an denen viel verdient wird, augenfällig aufgeſtellt. Dort ſucht der Käufer ſelbſt aus, die Bücher werden ihm nicht ins Haus geſchickt und halb aufgedrängt. Daher kommt es, daß in Frankreich auch der mittelmäßige Schriftſteller noch ein gutes Einkommen hat, und daß auch für wiſſenſchaftliche Werke anſtändige Honorare gezahlt werden können; der Verleger weiß, daß auch viele Private das Werk kaufen werden, nicht nur einige Fachgelehrte und Bibliotheken.

Die preußiſche Ruhmeshalle.

Von Hanns von Spielberg.

Mit neun Illuſtrationen.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

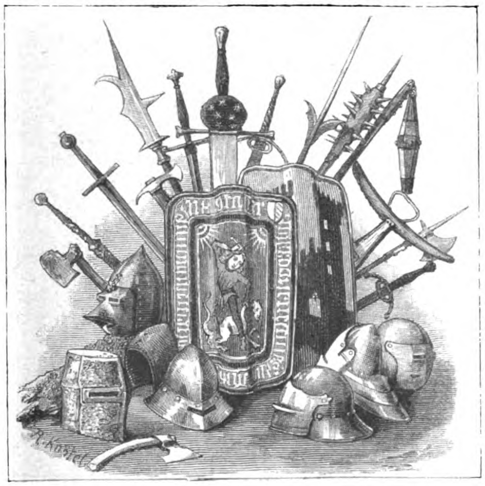
Am 3. November dieſes Jahres hat Seine Majeſtät der Kaiſer die preußiſche Ruhmeshalle, das mit den Traditionen des Hohenzollernhauſes eng verwebte frühere Zeughaus, mit ſeinem Beſuch beehrt und die bisher fertig geſtellten Räume, vor allem die vollſtändig aufgeſtellten Sammlungen ſelbſt dem Publikum zu öffnen befohlen. Nur die in ihrer künſtleriſchen Ausſchmückung nicht ganz vollendeten Hallen der Nordfront ſollten vorläufig der öffentlichen Beſichtigung noch verſchloſſen bleiben, auf den beſonderen Wunſch des Kaiſers ſind jedoch Vorkehrungen getroffen worden, welche den Beſuchern auch dieſe Prachträume ſchon jetzt zu beſichtigen geſtatten und nur eine leichte Barriere ſchließt die Arbeiten der Künſtler ſelbſt ab. Seit dem Tage der Eröffnung wallfahrtet ganz Berlin dahin, und bezeichnenderweiſe ſind es nicht nur die oberen Zehntauſend, welche die glänzenden Räume füllen, nicht nur Männer von Fach, Künſtler und Forſcher durchwandern die in ihrer Art einzigen Sammlungen, ſondern alle Stände und alle Berufsklaſſen ſtellen ihr Kontingent zu der ſtetig wachſenden Zahl der Beſucher.

Das königliche Zeughaus, an ſich das älteſte und nächſt dem Schloſſe wohl das wertvollſte Baudenkmal Berlins, ſieht auf eine zweihundertjährige Geſchichte zurück. Bereits unter der Regierung des Großen Kurfürſten zeichnete der geniale Nehring den erſten Entwurf zu dem mächtigen Bau, die feierliche Grundſteinlegung fand jedoch erſt ſieben Jahre nach der Thronbeſteigung Friedrichs I, am 22. Mai 1695, ſtatt und leider rief der unerbittliche Tod noch in demſelben Jahre den Schöpfer der Anlage von ihrer Ausführung ab. Immerhin aber muß Nehring durchaus als der Urheber des ganzen Planes, beſonders der vielbewunderten, einfach ſchönen Maß- und Raumverhältniſſe, angeſehen werden. Nach ſeinem Tode führte Martin Grünberg den Bau, ſchon 1698 aber trat Andreas Schlüter an deſſen Stelle, und ihm verdanken wir — wenn auch keineswegs genau feſtzuſtellen iſt, wieviel jeder der leitenden Meiſter an den urſprünglichen Entwürfen änderte — jedenfalls den reichen bildneriſchen Schmuck des Hauſes. Es iſt mit großer Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß ſowohl die Trophäen auf der Bruſtwehr des quadratiſchen Gebäudes von, beiläufig bemerkt, neunzig Meter Frontlänge, wie zum Teil die Prunkhelme über den Fenſtern des Erdgeſchoſſes nach Entwürfen von ihm ausgeführt ſind; mit Sicherheit wiſſen wir dies von dem künſtleriſch bedeutſamſten Schmuck, den berühmten Köpfen ſterbender Krieger, welche, zweiundzwanzig an der Zahl, die Schlußſteine der Bogenfenſter des Hofes zieren. In feinempfundenem Gegenſatz zu der hier im Innern des Hauſes in den Bildern des Todes verkörperten Kehrſeite kriegeriſchen Glückes veranſchaulichen die Trophäen der Außenfronten, wie die Minerva im Giebelfelde über dem Haupteingange und der Figurenſchmuck der Oſtſeite, welcher die Kriegs- und Friedensverkündigung darſtellt, den Glanz und den Triumph des Kriegsruhmes.

Auch Schlüter ſollte den Bau nicht zu Ende führen. Mit der Wende des Jahrhunderts gab er, von dem Hauptwerk ſeines Lebens, dem Schloſſe, ganz in Anſpruch genommen, die Oberleitung an Johann de Bodt ab, der in den nächſten ſechs Jahren den Ausbau vollendete. 1706 wurde das Zeughaus endlich ſeiner Beſtimmung übergeben, nachdem die Hauptfront ihren letzten Schmuck, das von Hulot modellierte, vergoldete Medaillonbild des erſten preußiſchen Königs und die Inſchrifttafel erhalten hatte.

Die Ereigniſſe der Jahre 64, 66 und beſonders die glorreichen Erfolge von 1870 führten zu dem Plane, das Zeughaus in eine Ruhmeshalle für die preußiſche Armee umzuwandeln, die einmal eine großartige Waffenſammlung, eine Zuſammenſtellung der von Preußens Heeren erbeuteten Trophäen und endlich Prachträume zur Aufſtellung von Standbildern der preußiſchen Herrſcher und ihrer Feldherrn ſowie zur Aufnahme von Wandgemälden hervorragender Begebenheiten der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte in ſich vereinigen ſollte. Im Juli 1874 trat auf Befehl des Kaiſers unter dem Vorſitz des General von Dresky eine Kommiſſion zuſammen, der unter anderen der jetzige Kommandant des Zeughauſes Major Iſing, ferner der Geheime Baurat Hitzig, der Hofrat Schneider, der Profeſſor Weiß, derzeitiger Direktor der Sammlungen, und der leider zu früh verſtorbene G. Hiltl, der treue Mitarbeiter des Daheim, angehörten. Auf Grund der Beratungen dieſer Kommiſſion genehmigte der Kaiſer den Umbauentwurf des Baurat Hitzig und befahl die Vorlage eines bezüglichen Geſetzes an den Landtag. Bereits 1877 konnte, nachdem der erſte mit ſechs Millionen Mark abſchließende Koſtenanſchlag im Jahre vorher vom Abgeordnetenhauſe abgelehnt und erſt eine zweite, jenen Anſchlag auf 4 330 000 Mark herabmindernde Vorlage genehmigt worden war, der Umbau beginnen, deſſen Ausführung Hitzig und unter ihm der Bauinſpektor Hinckeldeyn leitete.

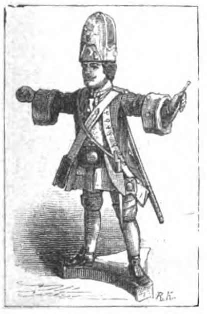
Der Umbau bezweckte einmal die Verlegung des bisherigen recht unglücklich angebrachten Haupteingangs von der Nordfront in die Südfront gegenüber dem Kronprinzlichen Palais und unterhalb des Bildniſſes Friedrichs I; er ſollte ſodann den Hof zu einem Treppenhauſe umgeſtalten und dieſes mit den eigentlichen im erſten Stockwerk des Nordflügels neu anzulegenden Prunkräumen verbinden, endlich den ganzen im Lauf der Zeiten vielfach durch Einbauten entſtellten übrigen Räumen ihre urſprüngliche Schönheit zurückerobern und ſie in geeigneter Weiſe zur würdigen Aufnahme der Sammlungen vorbereiten.

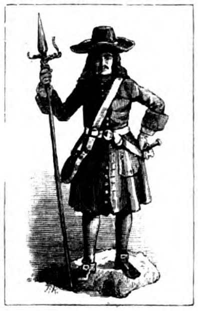

Gruppe der intereſſanteſten und charakteriſtiſchſten mittelalterlicher Waffen.

Der Baurat Hitzig hat dieſe ſchwierige Aufgabe in bewundernswerter Weiſe und, was beſonders hervorzuheben, unter pietätvoller Schonung der urſprünglichen Anlage gelöſt.

In der Mitte des Südflügels nimmt eine mächtige Eintrittshalle den Beſucher auf. Kunſtvoll getriebene Gitter aus Schmiedeeiſen, in der Werkſtatt von Puls gefertigt, deſſen vortreffliche Arbeiten auch im oberen Stockwerk allgemeine Bewunderung erregen, ſchließen die Halle nach rechts von der Geſchützſammlung, nach links von der Ingenieurſammlung ab, eine in Butzenſcheiben ausgeführte Glasthür führt nach dem Hofe. Den Schmuck dieſes maleriſchen Raumes hatte Profeſſor L. Burger übernommen; entſprechend den anſchließenden Sammlungsräumen hat er in je zwei grau in grau ausgeführten Wandgemälden links Szenen aus dem Belagerungskrieg der Gegenwart und des XV. Jahrhunderts, wie ſie die Ingenieurkunſt, rechts Bilder ähnlichen Stoffes, wie ſie die Artilleriewiſſenſchaft verſinnbildlichen, dargeſtellt.

Der früher offene Hof iſt in ſeinen großartigen Dimenſionen von achtunddreißig Meter Länge und Breite durch eine kühne Eiſenkonſtruktion überdacht und ſo zugleich zu einem Sammlungsraum umgeſchaffen worden, in dem franzöſiſche Fahnen aus der Zeit der erſten Republik und eine Anzahl 1870/71 erbeuteter Geſchütze (darunter eine canon de sept, deren Inſchrift „les facteurs des Halles“ beſagt, daß ſie ein Geſchenk der Bedienteſten der Markthallen iſt), Aufſtellung gefunden haben. Eine kräftig gegliederte Doppeltreppe, deren Wangen je die Statue eines römiſchen Kriegers und allegoriſche Reliefbilder des „Heerweſens“ und der „Marine“ tragen, von der Meiſterhand Reinhold Begas’ ausgeführt — leitet nach dem erſten Stock des Nordflügels empor.


Grenadier, die Handgranate werfend. (Aus der Zeit Friedrichs I.)


Artilleriſt. (Aus der Zeit des Großen Kurfürſten.)

Bemalte Holzſtatuetten.

Vier mächtige Wandgemälde füllen die Längsſeiten der Herrſcherhalle: dem Eintretenden gegenüber rechts die Kaiſerkrönung zu Verſailles, das bekannte Bild Anton v. Werners, links, noch unausgeführt, die Krönung Friedrichs I von demſelben Meiſter. Zwiſchen beiden ragt gleichſam den Übergang vermittelnd die anmutige Geſtalt der Siegesgöttin von Schaper empor. Die gegenüberliegende Südwand nimmt die farbenprächtige „Huldigung der ſchleſiſchen Stände vor Friedrich dem Großen“ von Camphauſen und das figurenreiche Bild von Bleibtreu, „die Beſichtigung der Freiwilligen von 1813 durch Friedrich Wilhelm III“ ein, ein Bild, dem unſer Kaiſer wie allem, was an ſeinen erhabenen Vater erinnert, beſonderes Intereſſe widmet und bei deſſen Ausführung er dem Künſtler perſönlich manchen wertvollen Anhalt gegeben hat. Die Ausſchmückung der Giebelfelder und der Kuppelfries wurde dem Profeſſor Geſellſchapp übertragen, der hier ſeinen bewundernswerten Ideenreichtum in einer Fülle allegoriſcher Darſtellungen zu bethätigen reiche Gelegenheit fand.

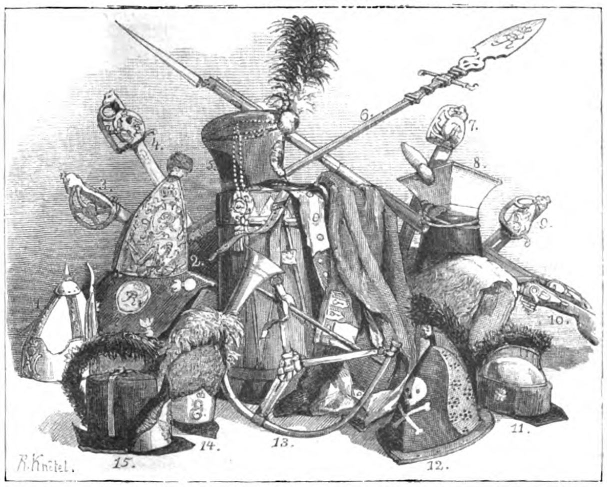
Zu dem bildlichen Schmuck der figürliche! Den mächtigen Raum der Rotunde umkränzen die letzten ſieben Herrſcher Preußens, ſeine Könige und als ihr wahrhafter Vorläufer ihnen zugeſellt, Kurfürſt Friedrich Wilhelm — ſieben Statuen, deren jede ein Meiſterwerk iſt.

In den Feldherrnhallen haben zweiunddreißig Büſten Aufſtellung gefunden. Sämtliche hervorragende Truppenführer der letzten Jahrhunderte werden in dieſen hehren Gedächtnisräumen in Büſten vertreten ſein. Für die Ausſchmückung der Wandflächen ſind Schlachtenbilder aus der preußiſchen Heeresgeſchichte in Ausſicht genommen. Der Raum mangelt, auf Einzelheiten einzugehen, gewiß aber konnten dieſe dem Gedächtnis der Geſchichte unſeres Vaterlands geweihten Säle keine beſſere Stätte finden, als im altpreußiſchen Zeughauſe und keine beſſere Ergänzung für ſie hätte ſich ſchaffen laſſen als die großartigen Sammlungen, welchen die übrigen Räume des Hauſes gewidmet ſind. Preußen iſt, was es iſt — wer wollte es leugnen — nur geworden durch die ſtarke und gewiß für die Kräfte des Landes oft nicht leichte Rüſtung, die es allezeit dank der Weisheit ſeiner Herrſcher trug. Es iſt groß geworden nicht nur freilich indem es in dieſer Rüſtung kämpfte, ſondern auch indem es mit ihr die Fortſchritte friedlicher Tüchtigkeit deckte — ohne ſie wäre es ein Spielball in der Hand übermächtiger Nachbaren geweſen. Darum gehört wenn für irgend ein Volk, ſo für das preußiſche, vaterländiſche Geſchichte und die Geſchichte unſeres Heeres und ſeiner Thaten eng zuſammen: für Preußen ſind Herrſcher, Armee und Volk Begriffe, die ſich nicht trennen laſſen, die in Treue verwachſen, mit Gut und Blut gekittet ſind!

Die Sammlungen des Zeughauſes aber ſind für uns die großartigſten Illuſtrationen zur Geſchichte unſeres Heerweſens, deſſen Entwickelung ſie in allen ihren Phaſen wiederſpiegeln.

Von dieſem Standpunkt aus betrachten wir dieſelben. Daß ſich in ihnen auch viele Stücke finden, welche zu dem brandenburg-preußiſchen Heere in keiner Beziehung ſtehen, ändert daran nichts; die Rückſicht auf den hiſtoriſchen Zuſammenhang erforderte manche Ergänzung des ſpeziell für Preußen wichtigen Materials, und für den Vergleich, für das Studium mußte eine möglichſte Vollſtändigkeit unbedingt angebahnt werden. Dieſe iſt denn auch erreicht — die Sammlungen dürfen vielleicht in dieſer Beziehung höchſtens noch von denen des Waffenmuſeums im Wiener Arſenal erreicht werden und ſie werden auch dieſe weit überflügeln, wenn ihnen, wie es in Ausſicht genommen iſt, die berühmte Waffenſammlung des Prinzen Karl einverleibt wird.

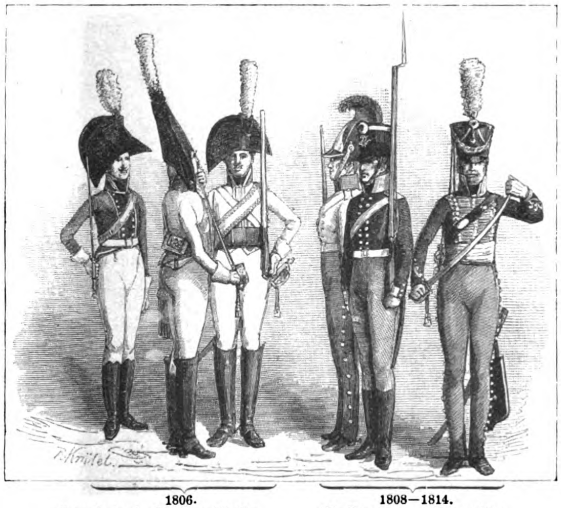
Das Erdgeſchoß enthält die Geſchütz- und die Ingenieurſammlung, im oberen Stock iſt die Waffenſammlung im engeren Sinne untergebracht. Eine Fülle von Trophäen aller Art, Hunderte und Aberhunderte von erbeuteten Fahnen und Standarten, eroberte Waffen und Munition, Ausrüſtungs- und Bekleidungsſtücke ſind in die einzelnen Sammlungen eingefügt oder bilden den dekorativen Schmuck der Wände und Pfeiler. Die Anordnung iſt im ganzen wie im einzelnen überaus zweckmäßig und ſehr geſchmackvoll; Profeſſor Weiß, der bekannte Verfaſſer der unübertrefflichen „Koſtümkunde," hat ſich um dieſen Teil der Anlage ein hervorragendes Verdienſt erworben. In jeder der drei Hauptabteilungen iſt bei der Aufſtellung der einzelnen, natürlich nach vielen Tauſenden zählenden Piecen die chronologiſche Reihenfolge ſtreng innegehalten worden.



Waffen und Kopfbedeckungen aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert.

1. Preuß. Füſiliermütze; 2. Grenadiermütze u. Patronentaſche; 3. Dragonerpallaſch aus der Zeit Friedrichs d. Großen; 4. Badiſcher Kavalleriepallaſch, Ende XVIII. Jahrh.; 5 Öſterreich Huſarenczako, 1823; 6. Preuß. Offizierſponton unter Friedrich d Gr.; 7. Sächſ. Dragonerſäbel, 1780; 8. Ruſſiſcher Ulanenczapka, 1819; 9. Heſſiſcher Infanterieſäbel, Ende XVIII. Jahrh.; 10. Preuß. Gewehr, XVIII. Jahrh.; 11. Holländ. Volontairkaskett, 1787; 12. Helm des v. Krokowſchen Freikorps, 1807; 13. Preuß. Flügelhorn, 1813; 14. Ruſſiſche Grenadiermütze, 1794; 15. Polniſches Kaskett, 1794.

Wir beginnen mit der Geſchützſammlung, die den Zeitraum vom Ende des XIV. Jahrhunderts bis zum Jahre 1880 umfaßt und die einzelnen Phaſen der Entwickelung der Artilleriewiſſenſchaft — meiſt je in mehreren charakteriſtiſchen Stücken — zur Anſchauung bringt. An das älteſte Stück, ein einfaches kurzes Rohr aus Schmiedeeiſen, das aus den letzten Dezennien des XIV. Jahrhunderts ſtammt*), ſchließen ſich Hinterlader freilich ſehr primitiver Einrichtung aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts und mehrere Steinbombarden an; die eine derſelben rührt aus der Artillerie Karls des Kühnen und wurde 1477 in der Schlacht von Nancy — alſo bereits als Feldgeſchütz — von den Schweizern erobert. Sehr intereſſant ſind aus dieſer Epoche ferner die erſten Bronzegüſſe und die Vorläufer der modernen Mitrailleuſen, die mittelalterlichen Angelgeſchütze, die in mehreren Stücken aus dem XV. und XVI. Jahrhundert vertreten ſind und zum Teil recht ſinnreiche Konſtruktionen, ſelbſt bis zur Vereinigung von vierundſechzig Läufen auf einem Geſtell zeigen. Allmählich legte man auch auf die äußere Ausſtattung der Rohre, auf ihren kunſtvollen Schmuck Wert. In dieſer Beziehung iſt beſonders ein franzöſiſches Rohr in kantiger mit figürlichen Darſtellungen reich verzierter Säulenform und eine kleine Handkanone aus dem Jahre 1594 in einem zierlich mit Elfenbein ausgelegten Schaft erwähnenswert. Auch die berühmte, von Hans Chriſtoph Löffler geleitete Geſchützgießerei Karls V iſt in einem ſchönen Bronzerohr vertreten.



1806.
Unteroffiz. d. reitenden Artillerie. Küraſſieroffizier. Küraſſier.

1808—1814.
Küraſſier. Infanteriſt. Huſarenoffizier.

Gruppe preußiſcher Soldaten. Typen nach kleinen Statuetten.

Das kriegerfüllte XVII. Jahrhundert brachte der Artillerie einen neuen Aufſchwung. Die maſſigen, meiſt noch Steinkugeln feuernden Rieſengeſchütze der erſten Zeit kamen ebenſo wie die unwirkſamen, ganz kleinen Kaliber in Fortfall, Mörſer und Feldgeſchütze traten neben mittleren Kalibern in den Vordergrund, und weſentlich der Einfluß Guſtav Adolfs verwandelte die Artillerie aus einem zünftigen Gewerbe in eine Waffe. Die Formen werden klarer und beſtimmter, der Bronzeguß erſcheint vollkommener, das Beſtreben nach zweckmäßigen Vorrichtungen am Rohr für die Viſierung iſt überall erkennbar. Beſonders erwähnenswert ſind hier zwei achtzehnpfündige Bronzerohre von wunderſchöner Arbeit, die im Jahre 1617 in dem durch ſeine Geſchützgießereien von altersher berühmten Danzig gegoſſen ſind. Saturn und Storch nennt ſich das Zwillingspaar und, wie unſere Altvorderen es liebten, ihre Meiſterwerke mit kleinen Denkſprüchen zu ſchmücken, ſo hat auch ihnen Benningk, der ehrſame Büchſenmeiſter der Stadt Danzig, ſein Sprüchlein aufgeprägt: „Saturnus frißt die Kind allein — ich freß ſie alle gros und klein" kündet das eine Rohr und ſein Bruder läßt ſich vernehmen: „Der Storch in Eyl gleichwie ein Pfeil Adjis dem Feind bringt eh' er's meint!"

Im XVIII. Jahrhundert tritt die Umwandelung des Kurſtaates Brandenburg in das Königreich Preußen ſcharf hervor. Leider iſt von den berühmten dreizehn Geſchützen, welche Johann Jacobi, der Gießer des Reiterſtandbildes des Großen Kurfürſten, im Jahre 1708 auf Befehl des erſten Königs goß und von denen zwölf mit den Bildern der Kurfürſten, eins als Königsgeſchütz mit dem Bildnis Friedrichs I geſchmückt waren, nur noch ein Rohr, der Albrecht Achilles, vorhanden.

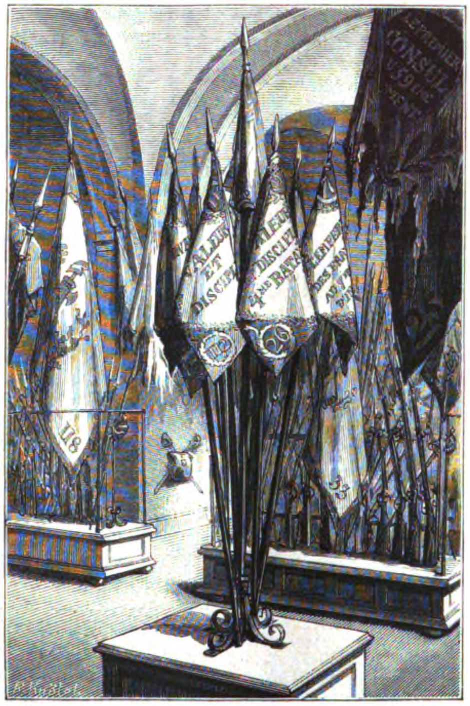
Die Gewaltherrſchaft Napoleons zwang Preußen zur größten Sparſamkeit. Wie der unglückliche Schill für ſeinen kecken Partiſanenzug vom Jahre 1809 aus gänzlichem Mangel an Artillerie ſich aus alten Flintenläufen ein fahrbares, in der Sammlung enthaltenes Orgelgeſchütz herſtellen ließ, ſo mußte der Staat ſelbſt ſeine Geſchütze in Form und Verzierungen mit möglichſter Rückſicht auf die Koſten anfertigen laſſen. — Sie ſehen ſchmucklos aus, dieſe einfachen Rohre, aber mit ihnen wurden die Befreiungskriege geſchlagen, ſie ſind für uns daher teure Erinnerungen an eine große Zeit. Wir nähern uns der Jetztzeit. Den glatten Vorderladern reihen ſich die erſten Hinterlader, die gezogenen Präziſionsgeſchütze an — der Kruppſche Gußſtahl verdrängt in Preußen die Bronze und das Eiſen, wir befinden uns mitten unter den Rohren, welche die Entſcheidungen von 1864, 1866 und 1870 herbeiführen halfen, den rieſigen Belagerungsmörſern, den Feld- und Feſtungsgeſchützen, ja ſelbſt die Luftballonkanonen fehlen nicht.

---

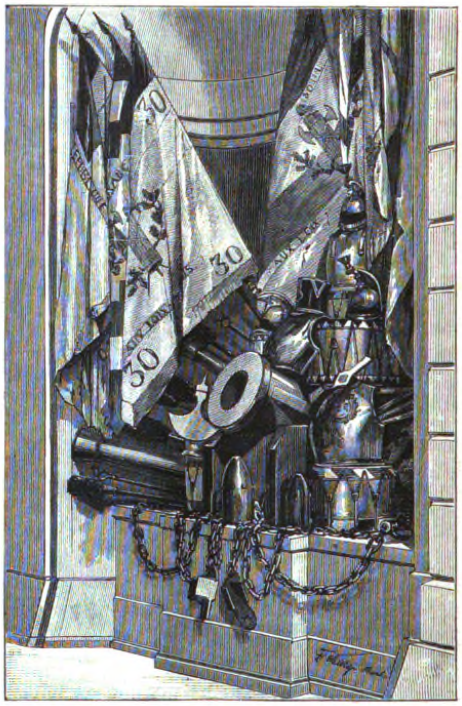
*) Die erſte beſtimmte Nachricht von der Verwendung von Feuerwaffen beſitzen wir aus dem Jahre 1324; ſie iſt in der Chronik von Metz enthalten, in der berichtet wird „wie in dieſem Jahre die Ratsherren der Stadt die Mauern behufs Aufſtellung von Geſchützen beſichtigten."

Den Geſchützſälen gegenüber liegen die Räume der Ingenieurſammlung. — Eine unüberſehbare Maſſe von Fahnen und Flaggen, hier an den Wänden und Pfeilern in Gruppen vereint, dort in ſchweren Falten von der Decke herabflutend, feſſelt zunächſt den Blick — ſie ſind eine Beute der Befreiungskriege, dieſe 1814 dem Pariſer Musée d'Artillerie entnommenen Fahnen, die, viele hundert an der Zahl, den ſchönſten Schmuck dieſer Säle bilden. Indeſſen ſind auch preußiſche Fahnen von hervorragender hiſtoriſcher Bedeutung vertreten. Dieſe mächtige Fahne wehte am 2. und 3. März 1871 vom Hauſe der deutſchen Kommandantur von Paris, jene beiden erinnern an die erſte ruhmreiche Waffenthat der jungen preußiſchen Marine: es ſind die im Gefecht bei Jasmund zerſchoſſenen Flaggen der Korvette Arkona. Eine vierte Schiffsflagge mahnt an ein keckes Reiterſtückchen der Leibhuſaren, die 1787 eine holländiſche Fregatte, welche bei Vianer auf eine Sandbank gefahren war, zu Pferde kaperten. Auch die Flaggen der 1849 bei Eckernförde eroberten, reſp. in den Grund geſchoſſenen däniſchen Fregatten Gefion und Chriſtian VIII befinden ſich hier.

Die hiſtoriſch nächſt den Fahnen intereſſanteſten Teile der Sammlung bilden wohl die Schlüſſel eroberter Städte und Feſtungen und unter ihnen wieder diejenigen der franzöſiſchen Feſtungen, welche 1870/71 in preußiſche Hände fielen. Unter den Schlüſſeln von Metz befinden ſich drei, deren Bezeichnung darauf hinweiſt, daß ſie zur „porte des allemands“ gehörten — ſie haben alſo jedenfalls nur ihren Zweck erfüllt, als ſie uns einließen. Erwähnenswert iſt auch das Modell einer Siegesſäule aus eroberten Kanonen, welche Napoleon I zu errichten beabſichtigte. Das Modell wurde 1814 im Musée d'Artillerie vorgefunden und hat augenſcheinlich den Schöpfer der Berliner Siegesſäule beeinflußt, ob in vorteilhafter Weiſe, mag dahingeſtellt ſein.



Trophäen aus den Kriegen gegen die Revolution und das erſte Kaiſerreich.



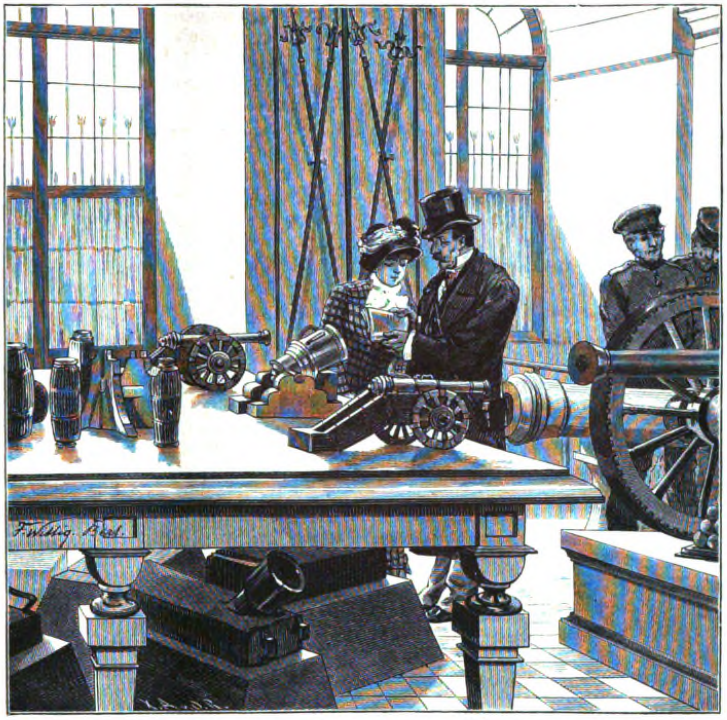
Niſche mit Trophäen aus dem 1870er Krieg.

Den Mittelraum der Säle ſelbſt nehmen mächtige Reliefs ein, teils franzöſiſche Feſtungsbauten, teils die Schlachtfelder von 1864 und 66 darſtellend; eine umfangreiche Modellſammlung von Pontonier- und Artilleriefahrzeugen, ſowie zahlreicher Zuſammenſtellungen von Pionier- und Waffengerät vervollſtändigen das Ganze. Die Schlußwand ſchmücken mehrere lebensgroße Porträts der Grenadiere Friedrich Wilhelms I, unter ihnen auch das Bild des Rieſen unter den Rieſen, Jonas Henrichſohn aus Norwegen, deſſen Körperlänge auf ſechs Fuß neun Zoll angegeben wird. Nur um einen Zoll ſtand ihm freilich ſein Nebenmann, der Irländer James Kirkland, nach.

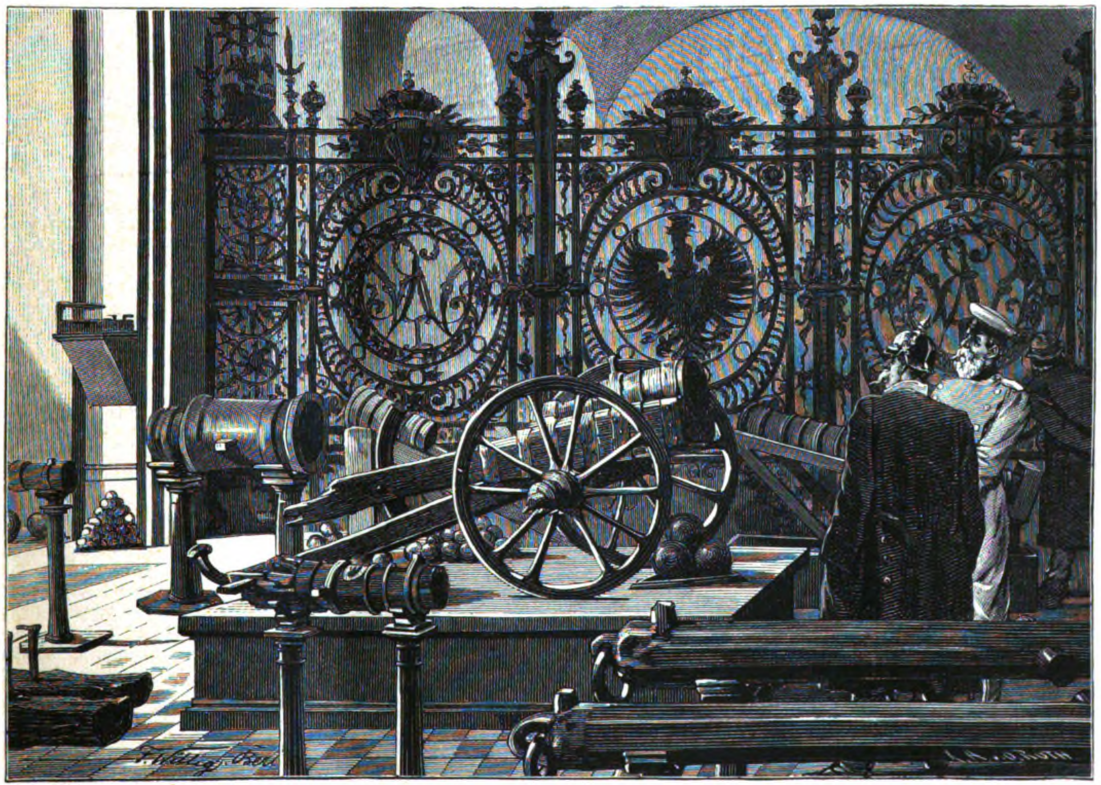
Das zur Aufnahme der Waffenſammlung — der Name ſcheint übrigens nicht recht glücklich gewählt, denn beide andere Abteilungen beſonders aber die Geſchützhallen enthalten doch in erſter Linie auch Waffen — beſtimmte erſte Stockwerk hat durch den Umbau eine weſentliche Verſchönerung erfahren.

Die Sammlung ſelbſt zerfällt in zwei Abteilungen, deren erſte die morgenländiſchen, deren zweite die abendländiſchen Waffen umfaßt; an dieſe ſchließt ſich eine Zuſammenſtellung moderner Handfeuerwaffen an. Wir glauben über die erſte, ſo ſchöne Stücke ſie enthält (u. a. Kettenhemden, bei denen ſich der Quadratdezimeter aus faſt dreitauſend Ringen zuſammenſetzt), hinweggehen zu können, da die abendländiſchen Waffen unſer Intereſſe denn doch in erſter Linie beanſpruchen. Auch dieſer Teil iſt ſtreng chronologiſch geordnet; die Sammlung beginnt mit einzelnen ſeltenen Stücken, einfach geformten Schwertern, Äxten und Topfhelmen aus dem frühen Mittelalter, ſetzt ſich dann etwa mit dem Ausgang des XIV. Jahrhunderts in breiterer Ausdehnung fort und gewinnt mit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts jene ſpeziell brandenburgiſch-preußiſche Färbung, auf welche wir beſondern Wert legen.

Das ſpätere Mittelalter und das erſte Jahrhundert der Neuzeit ſind durch wundervolle Stücke vertreten, die das Entzücken jedes Kenners bilden müſſen. Schwerter und Degen mit reichverzierten Klingen und künſtleriſch geformtem Griff, mächtige Zweihänder ſchweizeriſchen Urſprungs und ſchlanke toledaniſche Dolche, Landsknechtsſpieße und Streithämmer vergegenwärtigen uns den Nahkampf, reiche Rüſtungen, zum Teil Originale aus dem Hohenzollernhauſe, wie die des Kurfürſten Joachim I, Kappen, Morions und Sturmhauben die Abwehr, die bald vom Pulvergeſchoß verdrängte Armbruſt endlich neben den noch ſchwerfälligen Feuerwaffen das Ferngefecht. Allmählich werden die Wehren leichter, die Schutzrüſtung vermindert ſich bei den Truppen ſelbſt mehr und mehr, nur die Führer, hier und dort die ſchwere Reiterei, wappnen ſich noch in das gleißende Erz der Plattenrüſtung; aber ſchon galt ſie auch ihnen mehr als ein prunkhaftes Waffenkleid, denn als eigentlicher Notbedarf, und die Schmiedekunſt der Renaiſſance erſchöpfte den ganzen Zauber ihrer vollendeten Formen, ihres reichen bildneriſchen Schmucks an dem ſtarren Eiſen. Neben den einfachen Luntenſchlöſſern der Feuergewehre tritt zwiſchen 1515 bis 30 das Radſchloß auf und hin und wieder wiederholen ſich die früheren Verſuche zur Einführung der Hinterlader; die Sammlung weiſt derartige Stücke auf, unter anderen einen Hinterlader aus dem Jahre 1540, der bereits das Kennzeichen unſerer heutigen Armeewaffen, die metallene Patronenhülſe, zeigt und ein Gewehr aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts, das mit der vollſtändigen



Modelltiſch mit Geſchützen aus dem XVI. Jahrhundert.



Geſchütze aus dem XV. Jahrhundert.

Bilder aus der Ruhmeshalle zu Berlin.

drehbaren, ſechsläufigen Kammer unſerer modernen Revolver verſehen iſt. Fahnen und Standarten aus der Zeit des großen Kurfürſten geleiten uns in das XVIII. Jahrhundert hinüber. Die Schutzrüſtung iſt ganz in Fortfall gekommen, die Handfeuerwaffen ſind leichter und ſchon taucht das Bajonnett auf, die Pike gänzlich zu verdrängen, die Gewehrſchlöſſer werden beſſer gearbeitet, der eiſerne Ladeſtock, die Erfindung des alten Deſſauers, ermöglicht das Schnellfeuer und mit der Uniformierung der Truppen beginnt die Periode der ſtreng ſoldatiſchen Schulung, die Preußens Heer auszeichneten. Wir ſtehen inmitten der Reliquien aus der Zeit der erſten drei Könige Preußens: hier ſtehen die Fahnen der Garde Friedrichs I und die prunkvollen Partiſanen ſeiner Leibwache, dort zerſchliſſene, ſorgfältig auf Netze aufgezogene Fahnen, welche der Nachfolger den neugebildeten Regimentern verlieh, einzelne Kopfbedeckungen ſeiner Garde, ein altes Werbeſchild vom Jahre 1730, wie es die auf Werbung geſchickten Offiziere auf dem Werbeplatz, etwa über der Thür eines Wirtshauſes, aufhingen. Aus der Regierungszeit des großen Königs endlich eine glänzende Fülle von Waffen, Ausrüſtungsſtücken und hiſtoriſchen Schätzen.

Wenige Schritte weiter — vorüber bei Erinnerungen an die franzöſiſche Revolution, Phrygiſchen Jakobinermützen und zahlreichen Fahnen der „Halbbrigaden“ der Republik und des erſten Konſulats — und wir begrüßen die Wahrzeichen einer neuen Zeit; von den Wänden und Pfeilern flattern die in den Befreiungskriegen eroberten Fahnen der napoleoniſchen Truppen, in hohen Trophäen türmen ſich erbeutete Waffen und Wehren, franzöſiſche Ehrendegen, Orden, Hut und Piſtole des Kaiſers ſelbſt ſtehen neben der bronzenen Ehrenſäule, welche Friedrich Wilhelm III dem Verein der Freiwilligen von 1813 widmete und an deren Fuß der Schreibſtift des Dichters von Leyer und Schwert, Theodor Körners, eingelaſſen iſt. Hier die Orden und Ehrenzeichen nebſt dem Leſeglas Blüchers und der Ordensſchmuck Alexanders I, dort drei Säbel, welche König Friedrich Wilhelm III, und ein Gewehr, welches unſer Kaiſer führte. Zwiſchen allem dem in großen Schränken die Uniformſtücke des preußiſchen Heeres aus der Zeit von 1807 bis 1817 und die Uniformen ruſſiſcher, öſterreichiſcher und engliſcher Truppen aus der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts. Dann faßt ein mächtiger Glasſchrank noch einmal gewiſſermaßen die ganze Entwickelungsgeſchichte des preußiſchen Heeres zuſammen, indem in Hunderten von buntbemalten, ſpannlangen Statuetten die Uniformierung und Bewaffnung desſelben in den verſchiedenen Perioden bis in die kleinſten Detais getreu wiedergegeben iſt. Friedrich Wilhelm III hatte dieſe wertvolle Kollektion anfertigen laſſen und vorläufig dem Charlottenburger Schloſſe überwieſen; von dort iſt ſie erſt jetzt nach dem Zeughaus überführt worden.

Wir haben nur Einzelheiten aus dem Rieſenmaterial herausgreifen können, welches die weiten Säle dem Künſtler, dem Geſchichtsforſcher, dem Soldaten — jedem Preußen darbieten. Das Studium von Jahren würde dazu gehören, dieſe Fülle und Mannigfaltigkeit der Waffen und Modelle, der Ausrüſtungsſtücke, der Trophäen ganz beherrſchen zu lernen, wie könnten wir uns vermeſſen, mehr als einen flüchtigen Überblick geben zu wollen. Aber was wir den Leſern des Daheim in Wort und Bild vorzuführen verſuchten, wird wenigſtens genügen, die Schönheit und Gediegenheit des großen Werkes in ſeiner Geſamtheit in das rechte Licht zu ſetzen: Heer und Volk können ſtolz auf den Ehrentempel ihres Ruhmes ſein. Das altpreußiſche Zeughaus — von Preußens erſtem König erbaut, von Deutſchlands erſtem Kaiſer ſeinem neuen Zwecke geweiht — wird kommenden Generationen ein Pfadweiſer zu Thaten ſein, würdig den Errungenſchaften ihrer Ahnen! —

Am Familientiſche.

Unterſchriften der Schreiber im Mittelalter.

Vor der Erfindung des Buchdrucks war es ein eigen Ding um den Büchererwerb. Heute hat faſt jedermann ein Buch oder mehrere im Beſitz; im Mittelalter galt das für einen großen Luxus. Nur die reichſten und vornehmſten Männer konnten ſich denſelben gönnen, und allein in den Klöſtern, den Schulen und Pflegſtätten guter Bildung, begegnete man wohlgeordneten und umfangreichen Bibliotheken. Die Klöſter beſaßen ja in den Mönchen die genügenden Kräfte, um die Schätze der Wiſſenſchaft oder der Poeſie durch Abſchreiben ſich ſelbſt zu verſchaffen, und erſparten ſich ſomit die Koſten für dieſes mühſelige, langwierige und — langweilige Verfahren. Ja, langweilig muß es den alten Herren oft geworden ſein, wie wir bald ſehen werden; wenn auch manche mit Begeiſterung und mit feuriger Liebe ſich dieſer Beſchäftigung gewidmet haben, und der alte Gozbert in Guſtav Freytags „Neſt der Zaunkönige“ keine vereinzelte Erſcheinung in jenen Zeitläuften geweſen ſein mag.

Es war damals üblich, nach Beendigung einer Abſchrift ein Sprüchlein, den Namen oder dergl. unter die Arbeit zu ſetzen, wenn irgend möglich, in der Form eines ſelbſtgefertigten Reimes. Dieſe Unterſchriften, die in erfreulicher Menge anf uns gekommen und namentlich von dem unermüdlichen Profeſſor Wattenbach in Berlin geſammelt worden ſind, ſind meiſtens ſehr intereſſant; die tiefe innere Frömmigkeit, aber auch der gemütliche und derbe Humor des Mittelalters und die Freude über das endlich vollendete Werk bricht ſich in ihnen oft in ſehr anſchaulicher Weiſe Bahn. Wir laſſen hier einige folgen; ſelbſtverſtändlich müſſen wir aber die lateiniſchen und griechiſchen beiſeite laſſen und uns auf die etwas unbedeutenderen deutſchen beſchränken. Wenn wir hier und da im Intereſſe unſerer Leſer zur Erleichterung des Verſtändniſſes kleine orthographiſche Änderungen vornehmen, ſo wird dies hoffentlich uns die ſtrenge gelehrte Welt nicht übel nehmen, handelt es ſich doch hier nicht um eine wiſſenſchaftliche Arbeit.

Sehr häufig iſt der einfache Ausdruck der Freude:

„Ach got, wie fro ich was (= war),
da dies buches ein ende was.“
„Dis het ein end,
des freut ſich hercz und hend.“
„O Maria, wol froh ich was,
da ich ſchraib deo gratias.“
„Ach, ach! ich was froh
da ich ſchreib finito libro.“
„Hie hat daz buch ein ende,
des freuen ſich min hende.“

Gutem Lohne, geiſtlichem, wie weltlichem, waren die Schreiber nicht abgeneigt. Recht herzlich klingen folgende Verslein:

„Das buch hat ein Ende,
Gott uns ſinen heiligen geiſt ſende.“
„Hie hat dis puch ain ende,
Gott uns allen kummer wende.“
„Hie hat die bibel ain end,
Gott uns gnad ſend. Amen.“
„Hie hat das puch ein endt,
Gott uns allen kummer wendt,
Und woll uns darzu gebenn
Nach dem ellendt das ewig lebenn.“

Sehr fürſorglich für das allgemeine Wohl, und von der Tendenz des beendeten Buches recht innerlich erfaßt, nehmen ſich folgende Ausrufe aus:

„Hie hat das lantrecht buch ein ende,
Gott alle falſche richter ſchände.“
„Hie hat diß buch ein ende,
Gott alle falſchen herzen ſchende.“

Andere lauten um ſo egoiſtiſcher und materieller.

„O got durch dine güte
Beſcheere uns kugeln und hüte,
Menteln und röcke,
Geiſge und böcke,
Schoſe und rinder,
Vil frauen und wenig kinder.“
„Der Schreiber iſt müde, und drat
geſchrieben, man ſoll ihm ſchenken das brat,
und darzu guten Wein,
daß ſein augen haben lichten ſchein,
und phenning darnach. ꝛc.“
„Hie hat das buch eyn Ende,
Gott muz den ſchreiber ſenden
Aus diſem elende in daz ewige rich
Czu den juncfrauen ſäuberlich.“

Lange hielt natürlich bei derartigen Geſinnungen der Lohn nicht vor, und ſchon während der Arbeit ſelbſt mag er öfters verthan ſein:

„Ach ich armer Geſell!
Der lohn iſt all verton:
Umb wein iſt er gegeben,
Der tet mir ſanfft auf meiner leber.
O Maria.
Jheſus, Maria hilff.“

Bis in unſere Zeit hat ſich der Brauch erhalten, den Namen, die Herkunft ꝛc. in einen Reim zuſammenzuſchließen und in das Buch vorn einzutragen, ſowie eine Drohung gegen einen etwaigen Dieb anzuſchließen. Ähnliche Verſe, nur eben als Unterſchriften, ſind uns auch aus dem Mittelalter bekannt.

„Das büchlein hat geſchribn mit ſein hand,
Görg Mulich iſt er genannt,
Und hat er nit gut geſchribn,
So hat er doch ſein weil vertribn.“
„Mich hat geſchriben eynes meyſters hant,
Otte von Eger iſt er genant,
In Bayerlant ſind im ſchöne frauen bekant.“
„Daß buch iſt mir lip,
wer mir's ſtielt, der iſt ein dip:
es ſey reiter oder knecht,
ſo iſt er an den galgen gerecht.“

Mit hübſcher Abwechſelung wünſcht der Abt von St. Gallen dem Diebe bald Schläge, bald die Peſt, Ausſatz und einen Buckel.

Damit wollen wir ſchließen, und uns freuen, daß wir den Beſitz unſerer Bücher uns nicht erſt durch ſo ſchwere Strafandrohungen und Verwünſchungen zu ſichern brauchen. E.

Eine gute Militärzeitung.

Die wöchentlich erſcheinende Militärzeitung für die Reſerve- und Landwehroffiziere des deutſchen Heeres. (Verlag von R. Eiſenſchmidt, Berlin) hat ſich die Aufgabe geſtellt, dem Leſerkreiſe, an den ſie ſich in der Überſchrift zunächſt wendet, Gelegenheit zu verſchaffen, ſich ohne Störung des bürgerlichen Berufs im Frieden auf ſeine militäriſche Verwendbarkeit im Felde vorzubereiten.

Reſerve- wie Landwehroffiziere treten bei ausbrechendem Kriege der beſtehenden Organiſation gemäß in bedeutender Zahl zu den Feldtruppen über, und werden ſchon nach den erſten Gefechten vielfach in die Lage kommen, ſelbſtändige Truppenkommandos zu übernehmen. Da iſt es denn nicht nur für den einzelnen Offizier in hohem Grade wünſchenswert, mit der nötigen inneren Beherrſchung des Gegenſtandes an ſeine verantwortliche Aufgabe heranzutreten, ſondern auch dem allgemeinen Intereſſe im höheren Sinne erwächſt aus ſolcher gründlichen Vorbereitung erheblicher Vorteil. Der Gedanke zur Herausgabe der Militärzeitung war demnach gewiß ein glücklicher und man hätte die Berechtigung, für dieſe Behauptung einzutreten, ſelbſt wenn der Erfolg dem widerſpräche. Das iſt aber glücklicherweiſe durchaus nicht der Fall. Die „Militärzeitung,“ im Laufe des Jahres 1882 in den Beſitz der jungen Verlagshandlung übergegangen, iſt mit dem 1. Januar d. J. in ihren ſechſten Jahrgang eingetreten und zählt ihre zahlreichen Freunde mit vollem Rechte über den eigentlichen Intereſſentenkreis hinaus auch unter den Linienoffizieren aller Waffen. Unter den Mitarbeitern erſcheinen faſt ſämtliche Namen, die in der Militärlitteratur einen guten Klang haben und der Wert der militärwiſſenſchaftlichen Aufſätze über die verſchiedenen Dienſtzweige wird in vielen Fällen noch dadurch erhöht, daß bei der Beſprechung die in der Armee beſtehenden maßgebenden Anſchauungen zu Grunde gelegt werden. Dem Leſerkreiſe gegenüber, für den das Blatt in erſter Linie beſtimmt iſt, würde eine ſcharfe polemiſche Behandlung der einzelnen Gegenſtände keinen Nutzen ſchaffen, wenn auch die offen freimütige Meinungsäußerung Nachdenken und Verſtändnis zu ſchärfen geeignet iſt. Außer dieſen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, welche den Leſer zur inneren Begründung mancher äußerlichen Vorſchriften führen, bringt die „Militärzeitung“ alle wichtigen militäriſchen Erlaſſe, nötigenfalls mit beigefügten Erläuterungen, behandelt zahlreiche Fragen, die ſich auf die inneren Verhältniſſe des Reſerve- und Landwehroffizierkorps ſpeziell beziehen, beſpricht kriegeriſche Tagesereigniſſe in ſachgemäßer ruhiger Weiſe, birgt in den, kleinen Mitteilungen gewidmeten, Spalten manche ſehr beachtenswerte Bemerkungen über fremde Heere und veröffentlicht in jeder Nummer die Perſonalveränderungen der deutſchen Armeen. Im Intereſſe der wichtigen Sache ſind Verlagshandlung wie Redaktion zu der Art ihres Strebens nur zu beglückwünſchen, und wie beide auf dem eingeſchlagenen Wege rüſtig fortſchreiten werden, ſo iſt ein ſtets wachſender Erfolg, eine immer weitere Verbreitung des guten Blattes zu erhoffen und auch wohl unausbleiblich.

Unter den zahlreichen Publikationen auf dem Gebiete der Militärlitteratur, welche in den letzten Jahren aus dem Verlage von R. Eiſenſchmidt hervorgegangen ſind, verdient namentlich die vor kurzem erſchienene kleine Schrift Beachtung: „Das ſtrategiſche Kavalleriemanöver unter General Gurko im ſüdlichen Rußland Herbſt 1882 und die Reformbeſtrebungen in der ruſſiſchen Kavallerie von A. v. Drygalski, Premierleutnant außer Dienſt, ehemals im Dragonerregiment Prinz Albrecht (Littauiſches) Nr. 1. Mit einer Detailſkizze.“ Der Verfaſſer gilt ſeit Jahren infolge ſeiner eifrigen Studien der ruſſiſchen Heeresverhältniſſe als einer der beſten Kenner auf dieſem Gebiete. Er liefert in dieſer neueſten Arbeit, welche, wenn ich nicht irre, zuerſt als Vortrag in der Berliner militäriſchen Geſellſchaft an die beſchränkte Öffentlichkeit getreten iſt, den erneuten Beweis ſeiner eingehenden Kenntnis und richtigen Beurteilung der geſchilderten Verhältniſſe, ſo daß ſeine Ausführungen ganz dazu angethan ſind, auch in weiteren Leſerkreiſen Intereſſe zu erwecken und einen Einblick in manche wenig gekannte Zuſtände und Beſtrebungen bei unſerem mächtigen Nachbar im Oſten zu gewinnen. Herrmann Vogt.

Chineſiſche Briefmarken.

Aus China wird uns geſchrieben:

Kürzlich las ich einſt in einer Ihrer Nummern (XIX., S. 574 f.) über Briefmarken die kühne Behauptung: China hätte keine Briefmarken; Hongkong ausgenommen. Als Beleg, daß dieſes nicht der Fall, ſende ich beifolgend vier Marken der „Local Post-Office“ in Shanghai. — Das chineſiſche Innenland kennt allerdings die Poſt überhaupt nicht, weil jede Provinz faſt eine beſondere Sprache ſpricht, alſo ein Bedürfnis für Briefverkehr auch nicht vorliegt. Nur die Dienſtbriefe der Behörden werden regelmäßig von Peking aus durch Soldaten befördert. An ter Küſte hingegen iſt der Brief- und Poſtverkehr durchaus fertig und nicht nur die L. P. O. in Shanghai befördert Briefe, ſondern auch die kaiſerl. chineſiſche Zollbehörde (Imperial Chinese Custom-Service) verkauft Briefmarken und befördert Briefe.

Weihnachtsvorboten.

Den Weihnachtswünſchen eilen die Weihnachtsangebote — wenigſtens auf buchhändleriſchem Gebiete — lange voraus. Kaum ſind die zahlreichen Lutherſchriften von dem Redaktionstiſch hinweggeräumt, und ſchon häuft er ſich aufs neue mit allerhand Artikeln, welche für den Weihnachtsmarkt beſtimmt ſind. Da bieten die Gebrüder Obpacher in München eine Menge ihrer bunten Sächelchen dar — eines reizender als das andere —, welche meiſt von Damenhand entworfen, in der Damenwelt auch die meiſten Liebhaberinnen finden. Da gibt es allerliebſte Damen- und Wandkalender, die trockenen Zahlen und Daten von Blumenſträußen oder Vogelgruppen zierlich eingerahmt, da überraſcht uns eine unglaubliche Mannigfaltigkeit von Blumenkarten, bald mit gut ausgewählten Sprichwörtern, bald mit Bibelſprüchen, welche einen gemeinſamen Gedanken (z. B. „Auf Gottes Wegen“ — „Gott iſt die Liebe“ — „Durch Leid zur Herrlichkeit“ ꝛc. ꝛc.) zum Ausdruck bringen, bald mit Verſen aus geiſtlichen Liedern. Alle dieſe Karten liegen in der verſchiedenſten Größe vor und ſind zum Teil auch in meiſterhafter Ausführung auf Atlas gedruckt zu haben. Einzelne Blätter ſind ſo groß, daß ſie ſich trefflich zum Einrahmen eignen; ich hebe darunter beſonders die „Hausſegen“ hervor: Roſenſträuße mit Liederverſen. Endlich erwähne ich noch die allerliebſten Glückwunſchkarten, welche ein kleines landſchaftliches Bild, darunter nur die Worte „Herzlichen Glückwunſch“ oder „Glück und Segen“ und dergleichen enthalten. Einen Verlagskatalog mit Größenangaben und Preiſen, auch Anſichtſendungen ſchicken die Herren Obpacher auf Verlangen.

Zwei Serien von ſechs Blumenkarten mit Bibelſprüchen hat die Agentur des Rauhen Hauſes in Hamburg herausgegeben. Zeichnung und chromolithographiſche Ausführung derſelben ſind als recht geſchmackvoll und wohlgelungen zu bezeichnen und die Auswahl der Sprüche iſt auf verſchiedene Bedürfniſſe berechnet. Als ſehr praktiſch iſt hervorzuheben, daß zu jeder Karte ein paſſendes Kouvert beigegeben iſt, wodurch die Verſendung ſehr bequem gemacht wird. (Pr. à Serie mit Kouv. 1.30 M., ohne Kouv. 1.20 M.)

Auch an Abreißkalendern aller Art fehlt es nicht. Für eifrige Rätſelrater iſt bei J. C. König und Ebhardt in Hannover ein Rätſelkalender erſchienen: jeder Tag bringt ein Rätſel, der Sonntag die Auflöſungen für je ſechs derſelben. Dieſer Kalender wird auch als Block für die bekannten, überaus praktiſchen Notizkalendergeſtelle der Firma abgegeben. — Bei Eduard Meiſel in Leipzig iſt wiederum der ſeit 1880 in vielen Häuſern eingebürgerte Spruchabreißkalender (75 Pf.) erſchienen. Jeder Tag enthält oben eine bibliſche Tageslofung, unten einen Liedervers oder Ausſprüche älterer und neuerer Autoren. — Sehr empfehlenswert ſind die in der Schriftenniederlage des Evang. Vereins zu Frankfurt a/M. erſchienenen „Wandſprüche zum Schmuck des chriſtlichen Hauſes.“ Dieſelben ſind von der verwitw. Fürſtin Eliſabeth zur Lippe ſehr geſchmackvoll gezeichnet und im Buntdruck vortrefflich ausgeführt. Für Volks- und Sonntagsſchulen, aber auch für jede Kinderſtube ſind dieſe Wandſprüche höchſt geeignet.

Ein neues, ſehr praktiſches Pflanzenalbum verdanken wir Herrn Direktor Dr. Helm (Leipzig, Guſtav Fritzſche, königl. ſächſ. Hofbuchbinder). In 143 in Tondruck hergeſtellten lithographierten Abbildungen, welche ſich über die Seiten des Albums verteilen, ſind hier diejenigen Pflanzen dargeſtellt, die in das Album aufgenommen werden ſollen. Es leuchtet ein, wie ſehr es hierdurch dem Laien oder Anfänger in der Botanik erleichtert wird, die gefundenen Pflanzen zu beſtimmen. Für die Auswahl der Pflanzen war die Rückſicht auf den botaniſchen Unterricht in den Schulen Deutſchlands maßgebend. Beſtimmt ſind die Pflanzen nach Garckes Flora von Deutſchland (Berlin, Paul Parey). Das prächtig ausgeſtattete Album koſtet 10 Mark.

R. K.

Luthers wahrer Geburtstag.

Wie allbekannt, wurde Luther am 10. November 1483 abends zwiſchen elf und zwölf Uhr zu Eisleben geboren, weshalb man auch am 10. November ſein Gedächtnis feiert. Das iſt — mit kurzen Worten zu ſagen — falſch. Nämlich: die an ſich von Sleidanus zeitlich richtig angegebene Geburt Luthers fiel in die Periode der unbedingten Herrſchaft des julianiſchen Kalenders, deſſen Datumangaben von der wahren Sonnenzeit zu Ende des XV. Jahrhunderts um neun Tage differierten. Bekanntlich warf denn auch Gregor XIII bei ſeiner Kalenderverbeſſerung die inzwiſchen angelaufenen zehn Tage Unterſchied zwiſchen der wahren und der Kalenderzeit weg. Weil nun die Proteſtanten den verbeſſerten Kalender erſt 1700 annahmen, ſo kamen bis dahin derartige, in Wirklichkeit beſtehende Zeitunterſchiede bei hiſtoriſchen Gedenktagen nicht zum Vorſchein und wurden bei der veränderten Zeitrechnung meiſt überſehen, was auch bei Luthers Geburtstag der Fall iſt. Eigentlich entſpricht der wahre Geburtstag Luthers unſerm 19. November.

Es läßt ſich auch noch ein direkter aſtronomiſcher Beweis beibringen. Alte, in chronologiſchen Angaben aus naheliegenden Gründen ſehr zuverläſſige aſtrologiſche Schriften bringen häufig die Nativität Luthers, in welcher die Länge der Sonne gleich 26° 56′ des Skorpions angegeben iſt. Vergleichen wir dieſe Angabe mit den damals gebräuchlichen alphonſiniſchen Tafeln, ſo finden wir, daß die zu dem damaligen 10. November gehörigen mittlern und wahren Sonnenorte (28° 7′ und 26° 56′ des Skorpions) genau unſerm 19. November entſprechen.

Karl Kieſewetter.

Geſundheitsrat.

Roſalie P. in S. Mein zwanzig Jahre alter Sohn, der ſeit längerer Zeit in einer großen Schlächterei als Verkäufer beſchäftigt war, leidet ſeit einigen Jahren an zeitweiſe auftretenden, fünf bis ſechs Tage dauernden Zuckungen des Unterkiefers, zu denen vor fünf Monaten ſogar krampfartige Zuckungen der Hände und Füße ſich hinzugeſellten. Seit dann zwei Bandwürmer von ihm abgetrieben waren — von dem einen ſchien der Kopf zurückgeblieben zu ſein — blieben die Zuckungen, ſowohl die des Unterkiefers wie die der Hände, vollſtändig aus. Jetzt kehren jedoch die Zuckungen wieder und es zeigen ſich auch wieder Stückchen vom Bandwurm. Nun geht meine Frage dahin, ob dieſe Zuckungen von dem Bandwurm herrühren können und was in dieſem Falle zu thun iſt?

Es möchte allerdings rätlich erſcheinen, Ihren Sohn noch einmal einer Bandwurmkur zu unterziehen, denn es läßt ſich wohl kaum leugnen, daß in einzelnen ſeltenen Fällen Paraſiten des Darmkanals, alſo Bandwürmer, Spulwürmer, Peitſchenwürmer die Veranlaſſung werden können zu derartigen ſogenannten Reflexkrämpfen, welche mit der Vertreibung der leidigen Gäſte aus dem Darm verſchwinden. Zugleich zeigt dies Beiſpiel wieder einmal, wie vorſichtig man im Genuß des rohen Fleiſches ſein muß. Es iſt nicht zufällig, daß gerade Schlächter, Dienſtmädchen u. a., welche viel mit rohem Fleiſch zu hantieren haben, ſo beſonders häufig am Bandwurm leiden.

Ad. D., Antwerpen. Der Geſundheitsrat beantwortet die ihm geſtellten Fragen allerdings, aber nur ſolche, die zur ſchriftlichen Beantwortung geeignet ſind und ſich nicht auf krankhafte Zuſtände beziehen wie die Ihrige.

P. J. Iſt es möglich, daß ein ſonſt geſunder kräftiger Mann, der fünf Monate lang Morphiumeinſpritzungen erhielt, um entſetzliche rheumatiſch-neuralgiſche Schmerzen erträglich zu machen, nach ſeiner Befreiung von den Schmerzen ſich ſelbſt wieder von dem Morphiumgebrauch entwöhnen kann? Auf welche Weiſe geſchieht das am zweckmäßigſten und wie lange Zeit iſt zur Entwöhnung nötig?

Sich ſelber von der Morphiumſucht zu befreien, gelingt wohl nur außerordentlich willensſtarken Menſchen. Das richtigſte wird es deshalb immer bleiben, zu dem Zweck in eine Anſtalt zu gehen, und wir empfehlen Ihnen die rühmlich bekannte „Maison de Santé,“ Schöneberg-Berlin W., wo ſich eine eigene Abteilung zur Aufnahme Morphiumſüchtiger befindet. Auf einen mehrwöchentlichen Aufenthalt muß der Patient ſich immerhin gefaßt machen.

In unſerer Spielecke.

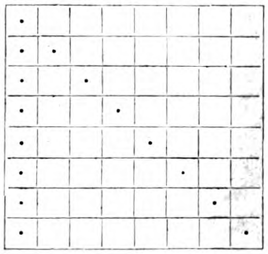
1. Zweiſilbige Scharade.

Fügſt meinem Erſten du den Kopf noch einmal an,
Erhältſt du das, was heilig jedem Mann;
Das Zweite aber um ſo ſchlimmer iſt,
Da es der Nächſtenliebe ganz vergißt.
Mein Ganzes findeſt du, ein Mittelding.
Von gut und bös, bei hoch und bei gering.

E. D.

2.

Geographiſches Rätſel.



In beigegebenem Quadrat ſollen acht achtſtellige Wörter geſucht werden, deren Anfangsbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, den Namen einer franzöſiſchen Provinz ergeben. Die Buchſtaben, die in der Diagonale, von links oben nach rechts unten ſich befinden, erweiſen einen Fluß in Rußland.

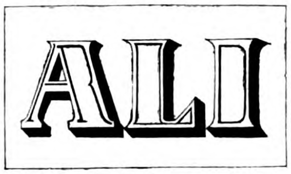
Die zu ſuchenden Wörter bedeuten:

1. Ein Dorf in Rußland, durch eine große Schlacht berühmt.
2. Ein Küſtenfluß in Norddeutſchland oder ein Dorf bei Leipzig.
3. Ein Teil des alten Italiens.
4. Ein Staat der Vereinigten Staaten von Nordamerika.
5. Einen der höchſten Berge der Kordilleren.
6. Eine öſterreichiſche Provinz.
7. Eine Stadt im ſüdlichen Frankreich.
8. Ein Gebirgszug der iberiſchen Halbinſel (Portugal).

O. W.

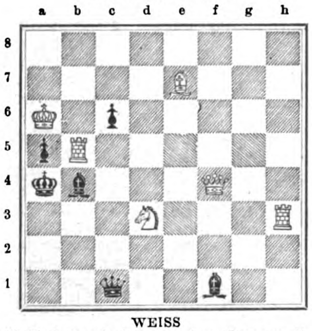
(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Bilderrätſel 1.



Schachaufgabe

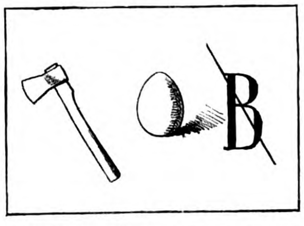
von A. Reutens.



WEISS

Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

Bilderrätſel 2.



3.

Ich ziere die Ampel, ich ſchmücke die Laube,
Ich werde geopfert zum Beſten der Traube,
Ich werde gewunden um die Stirne
Von mancher ſchmucken und herzigen Dirne,
Ich ſchreibe des deutſchen Volkes Geſchichte,
Bring' aus dem Dunkel die Wahrheit zum Lichte.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 7.

1.

DamokleS
Eugeni E
Rap P
Zerbſ T
Waff E
Elyſiu M
Jako B
Themſ E
Ege R

2. „Der Sieg von Sedan.“

3.

T	O	R	T	E
A	R	I	O	N
S	A	G	A	N
S	E	L	M	A
O	R	I	O	N

4.

W	I	L	L	E
E	I	D	A	M
B	O	R	T	E
E	M	A	I	L
R	E	I	S	E

5.

Der Friedensſchluß Deutſchlands mit Frankreich am: 10. 5. 1871.

6.

Der Geburtstag Kaiſer Wilhelms, am: 22. 3. 1797.

7. Dreiſilbige Scharade: Kellerhals.

Bilderrätſel.

Manchmal will das Ei klüger ſein als die Henne.

Inhalt: Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. (Bernhardine Schulze-Smidt.) — Auch ein Wilddieb. Bild von C. Sellmer. — Haus und Schule in Frankreich. Skizzen von Stephan Waetzoldt. II. Aus der Pariſer Bourgeoiſie. — Die preußiſche Ruhmeshalle. Von Hanns von Spielberg. Mit neun Illuſtrationen. — Am Familientiſche: Unterſchriften der Schreiber im Mittelalter. — Eine gute Militärzeitung. Von Herrmann Vogt. — Chineſiſche Briefmarken. — Weihnachtsvorboten. — Luthers wahrer Geburtstag. Von Karl Kieſewetter. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Herausgegeben von Otto Klaſing in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Dezember 1883. Der Jahrgang läuſt vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 9.

Er lebt!

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

(Fortſetzung.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

XI.

„Fräulein,“ ſagte Mamſell Jette ein paar Tage ſpäter zu Matty, während ſie in der Halle Reineclauden zum Einkochen abputzten. „Was iſt das nur jetzt immer mit Ihnen? Sie haben ja heute knapp drei Mundvoll „Arriſtu“ gegeſſen, und ich habe es wohl geſehen, daß Ihnen 'ne Thräne in die Suppe gefallen iſt.“

Matty mußte jedesmal über Mamſells geheimnisvollen „Arriſtu“ lachen und that es auch heute trotz ihrer trüben Stimmung. „Zerbrich dir ja nicht den Kopf darüber, Jettchen, du hatteſt einfach zu viel Pfeffer in deine Irish stew gethan, der iſt mir in die Naſe geſtiegen und davon haben mir die Augen gethränt,“ ſagte ſie.

„O Fräulein,“ entgegnete Mamſell vorwurfsvoll, „wie können Sie mich nur für ſo dumm halten! Wir haben die Suppe doch vor dem Arriſtu gehabt, und ich ſage es Ihnen auf den Kopf zu: wer ſich die Suppe anſalzt, iſt verliebt. Juſt ſo iſt es mir gegangen, als ich damals ſo verſeſſen auf den Damenſchneider war, der für die ſelige Frau arbeitete.“

Matty antwortete nicht, ſondern rieb die grünen Früchte mit dem ſauberen Tuche ab, als müßten ſie zum Spiegeln blank poliert werden. Es war ſo kühl und ſauber in der Halle; vom Garten her kam der Blumenduft herein, die beiden Herren ſaßen unter der Eſche beim Kaffee und ſchienen ſich vortrefflich zu unterhalten. Vor einem Weilchen war der Vater in die Halle gekommen, hatte das Geſicht der Tochter zu ſich emporgehoben und ſein fragendes: „Nun, Miſſie?“ mit dem Wunſche begleitet: ſie möge ſich nachher am Spazierritt beteiligen. Sie hatte verneint und die Reineclauden vorgeſchützt — ſeit neulich war's ihr eine Pein, mit Manfred zu verkehren, wenn auch die heimlich nagende Sehnſucht nach ſeiner Nähe im Widerſpruche mit jener Pein ſtand.

Nun ſchüttete Mamſell den Obſtberg auf dem Tiſche neu auf, im Hofe trappelten ſchon die Pferde, der Vater winkte der Tochter ein flüchtiges „Ade“ von draußen her, und Manfred folgte ihm, ohne ſich nur einmal umzuſchauen. Er ſchlug mit der Reitgerte gegen die Stulpſtiefel und pfiff abermals luſtig „Nur für Natur —“

Wieder kam das Gefühl des Verſtoßenſeins über ſie, das ungeſtüme Verlangen nach einer Mutter, einer Freundin. Ihre Lippen zitterten immer heftiger, ſie mochte dagegen kämpfen wie ſie wollte, und als Mamſell ſogar anfing, ihr die oft gehörte Geſchichte von dem geliebten Damenſchneider Mack und ſeinem kläglichen Ende an der Schwindſucht zu erzählen, legte ſie plötzlich die Arme vor ſich auf den Tiſch, ihr Geſicht darauf und ſchluchzte hilflos: „Jette! Jette!“ —

Mamſell blieb mitten im Satze ſtecken: „Herrgott, Fräulein, was machen Sie? Iſt Ihnen denn die Hitze zu Kopfe geſtiegen?“ fragte ſie und ſchrie durch das Spiegelſcheibchen in die Küche nach friſchem Waſſer. Aber Matty ſprang auf und hielt ihr die Hand über den Mund; die Thränen waren im Nu verſiegt. „Waſſer thut gar nicht nötig!“ rief ſie. „Weshalb erzählſt du die gräßliche Geſchichte immer und immer wieder, Jette? Laß deinen Mack doch in Frieden ruhen, wir ſind ohne Männer und ohne Liebe viel beſſer daran!“

Jette ſchlug die Hände zuſammen. „Die Sünde verzeihe Ihnen der liebe Gott, Fräulein!“ ſagte ſie feierlich. „Na, wenn mir nicht geahnt hat, daß ich das nochmals von Ihnen zu hören kriegte, Fräulein!“ Sie faltete die Hände im Schoß. „So fängt es an. Sie ſprechen genau ſo wie unſer junger Herr, bloß umgekehrt. Fräulein, Fräulein, nehmen Sie ſich in acht; was der Menſch mit dem Munde nicht haben will, das möchte er mit dem Herzen erſt recht haben, und die Liebe iſt das beſte vom Leben. Mein Gott, was wär's denn auch für'n Malheur, wenn zum Beiſpiel der junge Herr es Ihnen angethan hätte? Sie können es doch mit all ſeinen Baroninnen und Gräfinnen dreiſt aufnehmen!“

„Wenn du ſo willſt, weshalb nicht?“ entgegnete Matty. „Mein Name iſt ſo alt und ſtolz wie ſeiner und deshalb will ich mich auch für zu gut halten, um einem Schatten nachzuweinen!“

„Das iſt dummes Zeug, Fräulein,“ erwiderte Jette, „einem Schatten nachweinen, das heißt doch: einem Toten, und Sie haben ſolche Erfahrungen noch nicht gemacht wie ich mit —“

„Mit meinem Damenſchneider! O, gutes, einziges Jettchen, komm, vergiß ihn, und wenn du denn durchaus nicht ohne das Beſte vom Leben beſtehen kannſt, ſo verliebe dich meinetwegen in Chriſtian Siemers oder in Karl,“ neckte Matty, und damit ſchien die Wolke, die über ihrem heiteren Sinne gelegen hatte, ſpurlos hinweggezogen.

Sobald die Herren fortgeritten und ihr aus den Augen waren, ſang ſie ſchon wieder fröhlich durch die Halle, förderte ihre Arbeit und vergaß, als die abendliche Kühle ſie in den Garten hinauslockte, zwiſchen ihren Lieblingen, den Blumen, alle Kümmerniſſe. Karl, der gerade freie Zeit hatte, bot ſich zum Waſſertragen und Begießen an, und wußte ſeiner Freude über die günſtige Wendung im Benehmen ſeines Gebieters nicht genug Ausdruck zu geben.

„Er ſchimpft mich doch wieder, ‚Kerl!‘ wenn ich ihm was nicht zu Dank mache, und das gehört ſich auch ſo, gnädiges Fräulein,“ ſagte er. „Das Herz hat mir im Leibe gelacht; denn was wird er heute früh zu mir ſprechen? — ‚Kerl, was habt ihr hier für niederträchtige Wichſe im Haus! nennſt du das geputzte Stiefel? Dich werd’ ich putzen lehren!‘ Sehen gnädiges Fräulein, bis dahin hieß es immer nur: ‚Es wird ſchon egal ſein, wie ich ausſeh’ — laß das Bürſten, laß das Blankmachen.‘ Da war keine Natur und kein Schneid drin. Proppertät und Schneid das gehört ſo zum Soldaten, wie das Brotchen zum Bäcker, und mein Herr Leutnant iſt immer der Staat vom Re’ment geweſen. — Das wird er ſchon auch wieder werden, will’s Gott!“

„Andre Wichſe ſoll morgen früh da ſein, daß ich’s nur nicht vergeſſe,“ ſagte Matty und machte ſich einen Knoten ins Schnupftuch. „Hat Ihr Herr vielleicht ſonſt noch Wünſche geäußert, Karl?“

„O, was wird er denn, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Karl. „Nu — eins hat er wohl geſagt, daß er die Singerei nicht alle Tage hören möchte.“

Matty wurde über und über rot und leerte die ganze Gießkanne auf das unſchuldige Haupt eines Aſterpflänzchens.

„Herr Je’chen, da hab’ ich vorbei geſchoſſen,“ entſchuldigte ſich Karl, „gnädiges Fräulein werden ihm das nicht übel nehmen. Wiſſen gnädiges Fräulein, ſeine Braut, die ihn ſo ſchlecht traktiert hat, die ſoll gar zu ſchön geſungen haben, das wird er nicht vergeſſen können.“

„Da kommen ſie zurück,“ unterbrach Matty, die ſich’s in dieſen wenigen Augenblicken feſt vorgenommen hatte, nichts mehr übel zu nehmen, alles zu dulden, damit dieſer Mann, der ihr jede kleine Freude zerſtörte, nur bald wieder in ſeine eigenen Verhältniſſe zurückkehren könne. Und doch überfiel ſie eine heftige Angſt, als ſie ihren Vater ohne den anſpruchsvollen Gaſt heimkehren ſah.

Karl ſprang zur Hofpforte, um dem Doktor abſitzen zu helfen. — „Du allein? wo haſt du ihn?“ fragte Matty, als der Vater zu ihr in den Garten kam. „Wird er nicht mit uns Thee trinken?“

„Natürlich, Miſſie,“ entgegnete er, zog ihren Arm in den ſeinen und wanderte mit ihr zur Grafft und über die Brücke auf den Wiedbuſch. „Er iſt nun wirklich ſo gut wie geſund und darf die Flügel regen wie er will, je ſelbſtändiger, deſto beſſer. In wenig Wochen, denke ich, reiſt er nach Hauſe, und du, mein Herzenskind, nimmſt dann wieder mit dem Alten allein fürlieb. Wie? du verſteckſt dein Geſicht, Matty? Sieh mich an: muß ich dir einmal den Puls fühlen und ein Brauſepulver verſchreiben? oder — hätteſt du mir eine Beichte zu machen?“

Sie ſaßen mit einander auf dem Bänkchen unter den Erlen des Wiedbuſches und hielten ſich eng umſchlungen wie ein Liebespaar. Matty richtete ſich empor, ſchob ihrem Vater den Hut aus der Stirn und ſah ihm zärtlich in die forſchenden Augen: „Ja, Vater,“ ſagte ſie, und wie ein Schleier lag’s über ihrer klaren Stimme: „ich hätte dir wohl etwas zu beichten, aber ich konnte und kann es nicht ausſprechen. Du weißt auch, was es iſt, nicht wahr, lieber Vater? Zuerſt war’s Mitleid — und dann — ich meinte ihm zu zürnen — ich glaubte, daß ich ihn haßte — aber es iſt alles das Gegenteil! Wenn er ſeine Augen nicht hätte und ſeine liebe Stimme, wenn er ein anderer wäre, als er ſelbſt! — — — — Sorge dich nicht, Vaterchen, mein Stolz hilft mir, und ich habe dich! Ich will niemals heiraten, ſondern bei dir bleiben!“

„Mein Kind, gib es Gott anheim und ſei immer ehrlich gegen mich,“ erwiderte er und ſtreichelte ihr Geſicht, das an ſeiner Schulter lehnte. „Nein — laß uns nicht darüber reden; du haſt recht: viel Worte machen kleines Weh rieſengroß, und ich vertraue dem tüchtigen Kern in dir; du wirſt dieſe Zauberaugen vergeſſen und ruhig an ſie denken lernen. Andere haben es vor dir lernen müſſen und gekonnt, Kind!“

Sie ſchwiegen beide. Doktor Edzard dachte an die Augen der Mutter ſeines Gaſtes, an die Liebezahlſchen Zauberaugen, Matty an den Abſchied, der ihr den Frieden zurückbringen ſollte und ſtatt deſſen drohte, ihn für alle Zeit mit ſich in die Ferne zu entführen.

„Er bleibt doch recht lange aus,“ unterbrach Doktor Edzard die Stille. „Sein Pferd hatte ein Eiſen verloren, und der Grenzjäger führte es ihm zur Schmiede. Er ſprach unterdes mit Gärdes und beſtand darauf, daß ich nicht auf ihn warten dürfe.“

„O Vater, mit Gärdes?“ rief Matty, „wie benahm der ſich zu ihm?“

„Gründlich unmanierlich, aber unſer Freund hat eine gute kühle Art, die machte entſchieden Eindruck auf Hinnerk Grimmbart. Weißt du, Fred hat ſeiner Mutter Geſicht und die tollen Junker Kurt und Richard Liebezahl haben, als ſie noch hier lebten, dem Kameraden Hinnerk manchen unnützen Poſſen geſpielt und ihn mit Hochmut behandelt. Das trägt er nun der ganzen Familie nach.“

Matty ſah ihren Vater ängſtlich an und bewegte die Lippen, ohne ein Wort hervorzubringen. Er nickte ihr zu und ſtrich mit der Rechten leicht über ihre Stirn. „Komm, komm! Keine Falten, keine Grillen, jage ſie fort, Kind. Du haſt Beſſeres zu thun in der Welt, als dir Kümmerniſſe zu ſuchen,“ ſagte er aufſtehend und lenkte das Geſpräch in fernliegende Bahnen. Sie antwortete mit Ja und Nein und ſpähte ſehnſüchtig und verſtohlen zwiſchen den Bäumen hindurch zum Neuenweg nach dem Trakehner und ſeinem Reiter. Am liebſten hätte ſie ſich Beß ſatteln laſſen und wäre ihm entgegen zum Zollhauſe geritten. Wozu? Um Unheil abzuwehren? Sie mit ihren ſchwachen Händen? Sie ſetzte ſich unter die Eſche und ſchaute unverwandt in die Weite.

XII.

Manfred hatte, als Doktor Edzard ſich von Gärdes verabſchiedete, auf dem Bänkchen unter dem Zollſchuppen Platz genommen, um die Rückkunft des Grenzjägers mit dem Hengſte abzuwarten. Die lange Thonpfeife und eine Schweinsblaſe mit Tabak lagen noch auf der Bank neben Manfred, der Beſitzer raffte, ſobald der Arzt gegangen war, mit barſcher Haſt ſein Rauchgerät zuſammen und ſchickte ſich an, damit ins Haus zu gehen.

„Aber ich bitte Sie, Gärdes, laſſen Sie ſich durch mich nicht vertreiben,“ ſagte Manfred. „Sie ſind ja Herr im Hauſe hier, und ich bin leider einer, der die Hitze da draußen nicht gut verträgt und nirgends in der Nähe Schatten findet als bei Ihnen. Wir werden uns doch hoffentlich zehn Minuten neben einander vertragen können, wie?“

„Das fragt ſich noch,“ entgegnete Gärdes unwirſch. „Ich mag überhaupt mit Ihnen und Ihren Leuten gar nichts zu thun haben, und daß Sie hier bei mir ſitzen wollen, geht mir gegen den Strich.“ Damit ſtellte er ſich breitbeinig in den Thorweg und kehrte Manfred den Rücken.

Manfred hörte einen Moment das peinigende Klingen und Summen in ſeinem Kopfe, das ihm aus ſeiner Krankheit als letzter Reſt von Schwäche zurückgeblieben war. Er fühlte ſehr deutlich, daß der alte Mann nicht grundlos, ſondern aus ganz perſönlichem Haſſe ſo ungaſtlich war, und er beſchloß, dieſem Haſſe nachzuſpüren.

„Gärdes,“ ſagte er, trat neben den Alten und lehnte ſich, die Gerte in Händen, an den Thorpfoſten, „ich muß Ihren Redensarten auf den Grund kommen. Daß ich mir von keinem, gleichviel, ob hoch oder niedrig, Grobheiten bieten laſſe, iſt ſelbſtverſtändlich. Ich erinnere mich genau, daß Sie am Tage unſerer Ankunft in Elſum meinem Vater höchſt reſpektwidrig begegneten. Ich will die Urſache wiſſen.“

Der Alte lachte ſein kurzes, ſchrilles Lachen, drehte ſich um und heftete die hellen Augen auf das Geſicht ſeines Gegenübers. „Ich muß und ich will! Das hat ſich was zu müſſen und zu wollen!“ ſagte er höhniſch. „Sie flöten ja juſt auf demſelbigen Ton, wie Ihr Vater geflötet hat, junger Herr, zuſamt der Frau Mutter. Wenn Sie mich anranzen und meinen, daß Sie damit Grund und Urſache von mir ’rauskriegen, dann ſind Sie hölliſch ſchief gewickelt, Herr!“

Manfred runzelte die Stirn und biß die Lippen zuſammen. Mit hartmäuligen Pferden wußte er umzuſpringen, aber wie kam man ſolch einem hartmäuligen Menſchenkinde bei?

„Hören Sie, Gärdes,“ ſagte er nach kurzem Beſinnen, legte die Gerte hinter ſich auf die Bank und nahm grade vor dem Manne Stellung: „wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ich nicht mehr vom Zuſammenhange der Meinigen mit dieſer Gegend ahne, als daß vor Jahr und Tag meiner Mutter Familie hier anſäſſig und mein Vater Leutnant bei den Lübberswerder Huſaren war, ſo werden Sie mir vielleicht einen Wink darüber gönnen, wie ich pfeifen muß, um das von Ihnen zu erfahren, was mir zu wiſſen zukommt. Ich mag nirgends bleiben, wo ich fühle, daß auf meinen Vater und mich ſcheel geſehen wird.“

„Wohl, wohl, das iſt nun ’ne ganz richtige Meinung von Ihnen, Junker,“ erwiderte der Alte. „Ich thät an Ihrer Stelle auch nicht hier bleiben, wenn ich wüßte, was es den Doktor koſten muß, Ihnen ’n gutes Geſicht zu ſchneiden und Brot in die Suppe zu brocken. Der Apfel kann nichts für den Apfelbaum, aber der Apfelbaum ſoll den Apfel nicht in ’nen verkehrten Garten ’nüberſchmeißen. Und das iſt die Sache ſo mit Ihnen und mit Eichweide. Da gehören Sie nicht hin, Junker, und das weiß Ihr Vater und iſt ’n leeges Stück von ihm, daß’r Doktor Edzard nochmal ’n Streich ſpielt. Der erſte war juſt locker genug.“

„Dies iſt mir alles rätſelhaft. Was iſt denn zwiſchen meinem Vater und Doktor Edzard ſo Schlimmes vorgefallen, daß es mich mit träfe?“ fragte Manfred. „Klären Sie mich auf ohne Umſchweife und Beiworte, wenn ich bitten darf! Verweigern Sie mir gutwillig die Auskunft, ſo werde ich Sie zu zwingen wiſſen. Haben Sie noch nie etwas von Verbalinjurien gehört, mein Guter? Sie haben mir heute mehr geboten, als bloße Verbalinjurien.“

„Die pure Wahrheit und nichts, worauf Sie klagen können!“ fuhr ihm der Alte zwiſchen die Rede. „Klagen Sie man — iſt mir ganz parti egal! Gotts ’n Donner, Herr, was fragen Sie mich, wenn Ihnen meine Antworten unbeliebt ſind?“ Er ſtellte ſich mitten in ſeinen Thorweg und ſah an Manfreds Geſtalt hinauf und hinunter. „Wer bei euch Junkervolks nicht ſchwänzelt und ſichs Maul mit Sirup einſchmiert, eh’ daß’r redet, dem möchtet ihr am liebſten mit der Hundepeitſche eins durchs Geſicht hauen! Ja, packen Sie Ihr Spieldings da nur nicht ſo feſt an — Sie ſeh’n juſt ſo aus, wie Ihre Onkels Liebezahl, und wenn Sie denen nachſchlachten, Herr, dann können Sie keine Wahrheit vertragen, und — und die Ehre —“

„Schweigen Sie, Menſch, oder ſagen Sie mir die Wahrheit, ſonſt — ich vergeſſe mich!“ rief Manfred, und zitterte von Kopf zu Fuß vor mühſam verhaltener Wut. Er warf die Gerte zu Boden, packte zähneknirſchend das ſehnige Handgelenk des Alten, und ſeine Augen funkelten ihn an. „Meine Ehre muß rein bleiben! — der Doktor iſt mein Wohlthäter, meines Vaters Freund —“

„Ja wohl, ja wohl! ’n Freund, wie unſer Herr Jeſus Chriſtus ſelber kein beſſerer ſein könnte,“ ſagte der Alte, und ſchloß ſeine freie Hand wie eine Eiſenklammer um Manfreds haltende Finger. „Hand weg, und paſſ’ er auf! Denkt er, daß’r mich unterkriegt, Musje? Unſereiner kennt die Griffe!“

Sie ſtanden ſo ein paar Sekunden Auge in Auge; dann ließ Gärdes ſeine Hand ſinken und ſagte mit heiſerer Stimme: „Nichts für ungut, Junker! Sie ſind eigentlich kein unrechter Menſch und ſeh’n gradeweg aus den Augen. Es wär’ ſchade um Sie, wenn Sie ſich ’n Namen machen thäten wie Ihr Vater. Na, bald ſind die letzten tot, die ſich noch drauf beſinnen — die Zeit läuft! Setzen Sie ſich geruhig wieder hin, ich will Ihnen das Stück erzählen, denn Warnung kann einer jeden Tag und jede Stunde brauchen.“

Manfred blieb ſtehen, wo er war. Er blickte kalt und hochmütig, wie er am Pfoſten lehnte, die Arme über der Bruſt gekreuzt, das dunkle, hochgetragene Haupt im Glanze der Abendſonne zwiefach dunkel und hochgetragen ſcheinend. „Ich danke, ich will es ſo anhören,“ ſagte er kurz, hob ſeine Gerte vom Boden auf und nahm ſie unter den Arm. — Dem heftigen Zorne folgte jäh die Reaktion. Es rieſelte ihm wie ein Eisſtrom durch den Körper, aber er war mit ſich ſelbſt zufrieden, daß er ſich an dem alten, ungebildeten Manne nicht vergriffen hatte.

Der ſtopfte ſich ſeine Pfeife friſch und blinzelte dann eine Zeitlang regungslos in die ſtille Landſchaft hinaus, bis ihn Manfreds ungeduldiges: „Nun?“ aus ſeinen Gedanken weckte. Er lehnte ſich neben den jungen Mann ans Thor und zeigte mit dem Pfeifenſtiele gradaus nach Weſten zu:

„Sehen Sie da drüben, links ab von Liebezahl den Buſch? da, zwiſchen dem Holz und Eichweide? Da bin ich dazumal als junger Grenzjäger eines Abends entlang gegangen, im Oktober, den erſten Nachtfroſt haben wir ſchon hinter uns gehabt. Ich mußte dem ſeligen Herrn Edzard in Eichweide helfen, daß’r ’n paar Schlowaken auf die Spur kam, die ihm zwei Schinken aus dem Rauch und vier ſilberne Löffel vom Küchentiſch gemauſt hatten, und im Taternloch, dacht’ ich, werden ſie wohl ’ne fette Mahlzeit halten. Alſo hinterdrein! Das Takelzeug kroch nämlich von je und je gern ins Taternloch und war die alte Timmſche, die Schwieger von der jetzigen ’ne Hehlerin von der richtigen Sorte und hielt die Wirtſchaft vom Mauſen hoch. Bloß beweiſen konnten wir das nicht. — Na, der ſelige Herr Edzard, der konnte mich gut leiden; ich bin mit ſeinem Fritz auf dem Hofe groß geworden, und der und ich wir hatten’s dick zuſammen vor. Alſo an dem Abend ſagt der Herr zu mir: ‚Hinnerk,‘ ſagte er, ‚wenn du doch nach Taternloch mußt, ſo nimm hier den Brief von unſerem Fritz an meine Schwiegertochter mit und lang ’n in Liebezahl vor. Ich kann von Tage ſchlecht ſchicken, wir ſind ſtramm beim Dreſchen. Na, ich wickle den Brief in mein Taſchentuch und leg’n unter die Mütze und gehe übern Deich auf den Buſch und will dann durch den Liebezahler Hof und die Wieſen nach Taternloch. — — Sie wiſſen doch, Junker, wer dem alten Edzard ſeine Schwiegertochter und Fritz Edzard ſeine Braut geweſen iſt?“

„Wie ſoll ich?“ entgegnete Manfred wenig intereſſiert und dachte an irgend eine Gouvernante oder Geſellſchafterin des Liebezahlſchen Hauſes.

„Ja, das war Ihre Frau Mutter,“ ſagte der Alte, und ein Ausdruck grauſamen Triumphes legte ſich über ſeine harten Züge, als er das Zuſammenſchrecken und Erblaſſen ſeines Zuhörers beobachtete und das Zucken des Armes, der die Gerte hielt. — „Ja, Ihre Frau Mutter,“ fuhr er fort. „Die Hochzeit ſollte um Oſtern herum ſein, und mein Fritz ſaß im Examen. Ich komm’ alſo auf den Buſch zu. Sehen Sie, da, gleich vor dem Liebezahler Fußweg, wo ſie jetzt die Kiefernſchonung gepflanzt haben, da ſtand eine Bank, verſteckt auf der Abſeite, und ſteht da noch heute. Und hör’ ich ein Sprechen und Lachen und ſeh’ ’nen hellen Mannsrock und ’n weißes Frauenkleid durch die Büſche dicht an dicht. Sitzt er auf der Bank und ſie neben ihm, halten ſich im Arm und küſſen ſich nach Belieben und ſehen nicht nach Weg und Lenten. Denken auch nicht, daß jemand vorbei kommen ſoll. Der Mann iſt Ihr Vater, Junker, 'n junger, ſchöner Kerl, wie aus dem Bild geſchnitten, und das Mädchen iſt Ihre Mutter, Fritz Edzard ſeine verſprochene Braut. Herr du meine Güte, die verjagten ſich nicht ſchlecht, als ich da vor ihnen ſtand und war alles ausgefunden und hätte ich gern blank gezogen und drein geſchlagen, wenn mir's nicht gegen die Natur gegangen wär', mich an 'ner Frauensperſon zu vergreifen.

„Was wollt Ihr hier? Was habt Ihr hier 'rumzuſpionieren?“ ſchnauzt mich Ihr Vater an, und ich ſage mir ſo: „immer ſinnig, Hinnerk Gärdes, was haſt du dich mit dem feinen Volks zu bethun?“ — So geb' ich ihr den Brief ab, und richte 'n Kumpelment von ihrem Schwiegervater aus, und will ihm den Rücken weiſen. Da ſagt 'r zu ihr: „Gib mir den Brief,“ ſagt 'r, „wir wolln 'n ſpäter leſen,“ und zieht, weiß Gott, ſeinen Beutel und bietet mir 'nen preußiſchen Thaler Botenlohn. He, Botenlohn! merkſt du was? Schweigen wollt 'r ſich kaufen, und ich werf den Thaler in den Buſch und ihm ſpuck' ich vor die Füße und geh' meiner Wege. Da kommt ſie mir nachgelaufen, und ſieht mich mit ihren ſchwarzen Augen an, und hat 'ne Farbe, wie die wächſerne Judith in der Marktbude und ſagt: „Gärdes! Gärdes! ich bitte Sie um Himmels willen, verraten Sie mich nicht in Eichweide — es iſt ja alles ein Mißverſtändnis!“ Und will, ich ſoll ihr die Hand drauf geben, ſtreckt mir auch ihre vornehmen Finger hin; aber ich nehm' ſie nicht, und frage nur: ob das Geküſſe auch mit zu dem Mißverſtändnis gehört, und daß es mich nichts angeht.

„Aber zu Abend, als ich ſo im Schummern wieder an der Bank vorbeigehe, und ärgere mich, daß mir die Schlowaken aus Taternloch ausgerittſcht ſind, überkommt mich der Jammer um Fritz Edzard. Setze mich zu Haus hin und thu' ihm alles nach Berlin berichten. Sehn Sie, Junker, Ihrer Mutter Bruder, der Dick Liebezahl, hat mich vorher, als ich in Lübberswerde bei den Huſaren diente, und er mein Leutnant war, ſchändlich kujoniert gehabt, und ſo hatt' ich kein Herz für die ganze Sippſchaft, und that mir gut, daß ich auch 'mal Oberwaſſer ſpürte. Nun iſt die Brautſchaft mit Fritz denn auseinander gegangen, aber ich kriegte nichts davon weis, bis im November. Da ſind wir, ich und mein Kamerad Jan Steinwehr, eines Abends wieder hinter ſo 'nem halb Dutzend Lumpenkerls von Schmugglern her, und werden handgemein und kriege ich dabei von dem Einen was ab, daß ich denke, meine letzte Stunde hat geſchlagen, und der Kerl wiſcht uns dazu aus mit Sack und Pack. Steinwehr ſchafft mich ins erſte, beſte Haus an der Straße, und ſpringt, was er kann, nach dem Elſumer Doktor, den findet er da nicht, denn er hat meiſt irgendwo beim Tarock geſeſſen, aber dafür trifft er auf der Chauſſee Fritz Edzard, der da für ſich allein im Stockdunkeln herumläuft. Und bringt ihn mir, und ich wußte kein Sterbenswort davon, daß 'r zu Haus iſt. In all meinen Schmerzen hab' ich doch bemerkt, daß 'r ausſieht wie von Gott verlaſſen, aber er verbindet mich ſachte und ſpricht mir zu und ſagt mir, daß 'r die Nacht bei mir aufſitzen will. Es iſt eine gewaltig lange Nacht geweſen, Herr, und hat geſtürmt, als wollte die Welt untergehen. Und ich habe mir immer und immer vorſagen müſſen, daß ich an dem Stich in die Bruſt meiner Lebtag ſiech bleibe. Wie ich nun ſo ſtöhne und jammere: „Fritz! Fritz! ich bin das unſeligſte Kind Gottes!“ da legt er mit einemmal ſeine Hand auf meine und ſchüttelt ſich, als ob er's kalte Fieber hätte, und ſagt: „Hinnerk, verſündige dich nicht, ich bin noch viel elendiger als du! Nimm du dir niemals eine Braut, Hinnerk — ich habe meine Braut verloren!“ Und ſtellt ſich ans Fenſter und ballt die Fauſt und weint zum Erbarmen. Er iſt ſonſt für das Geheule nicht geweſen, drum wollte es auch was bedeuten. Herr, ſolang' ich lebe, werde ich die Nacht nie vergeſſen, und die Pflege, die ich hatte, denn Fritz iſt fünf Tage bei mir geweſen, ohne daß es eine Chriſtenſeele wußte außer Steinwehr und dem Elſumer Doktor, der man 'n altes, düſſeliges Schaf war. Mein Leben dank' ich Fritz Edzard. Da hat ſich gegen Ihren Vater und gegen die verfluchten, falſchen Liebezahls der Haß in mir feſtgeſetzt, und als Ihre Mutter Hochzeit machte, hab ich 'n Hundsknochen vor der Kirchthür eingeſcharrt und hab ihr gewünſcht, daß ſie ſiebenmal das erleiden ſoll, was ſie Fritz Edzard leiden laſſen. Und hat ſie mitten auf das Fleck getreten, wo der Knochen vergraben lag; ich hab' extra aufgepaßt. Ob mein Wunſch wahr gekommen iſt, das weiß ich nicht, aber ich denke, unſer Herrgott wird wohl gerecht geweſen ſein!“

„Es iſt wahr geworden!“ ſagte Manfred faſt unhörbar und ohne den Erzähler anzuſehen. Ein unſäglich qualvolles Gefühl bemächtigte ſich ſeiner, ein Ekel, der faſt phyſiſch zu nennen war. Seine kalten Hände bogen die Gerte zuſammen, bis ſie zerbrach, er hätte für ein Glas Waſſer die halbe Welt gegeben, ſo ſchwach war ihm zu Sinne, aber — darum bitten? dieſen erbarmungsloſen Mann — nimmermehr! Und das Weheſte, das Erbarmungsloſeſte dünkte ihn das Gepräge der ſchlichten Wahrheit, das des Mannes Erzählung getragen. Schaudernd blickte er vor ſich hin. Er fühlte ſich in ein Netz von Falſchheit und Lüge verſtrickt, zu dem jedes neue Jahr ein neues Stück gewoben, jede kleine Freundlichkeit, jede zarte Sorge, die ihm in Eichweide bewieſen worden, belaſtete ſeine Erinnerung zentnerſchwer.

Gärdes knüpfte, zwiſchen dem Rauchen pauſierend, noch allerhand Bemerkungen und Nutzanwendungen an ſeine Geſchichte. Manfred hörte kaum darauf. Er ſtarrte mit ſo ſchwermütigen Augen in das erſterbende Abendrot, daß dem alten Manne ſeine Offenheit faſt leid that.

Drüben von der Schmiede kam endlich der Grenzjäger mit dem Trakehner, Manfred nahm ſich zuſammen und verabſchiedete ſich mit kalter Höflichkeit.

„Guten Weg, Junker, und laſſen Sie ſich die Sache nicht an den Kragen gehen,“ ſagte Gärdes. „Sie haben das ja ſelber partout wiſſen wollen.“

„Es iſt das beſte ſo —“ entgegnete Manfred. „Ich ſehe die Ereigniſſe etwas anders an als Sie, und wenn Sie meine Mutter jetzt ſähen, würden Sie auch nicht mehr ſo hart richten.“

Gärdes zuckte die Achſeln. „Recht bleibt Recht und das ſoll man nicht verdrehen,“ ſagte er. „Ich bin auch zu alt für 'nen ſchmeidigen Sinn geworden. Was ich jetzt in mir habe, das geht mit mir unter die Erde. Machen Sie's beſſer, Junker. Adjüs, Junker!“

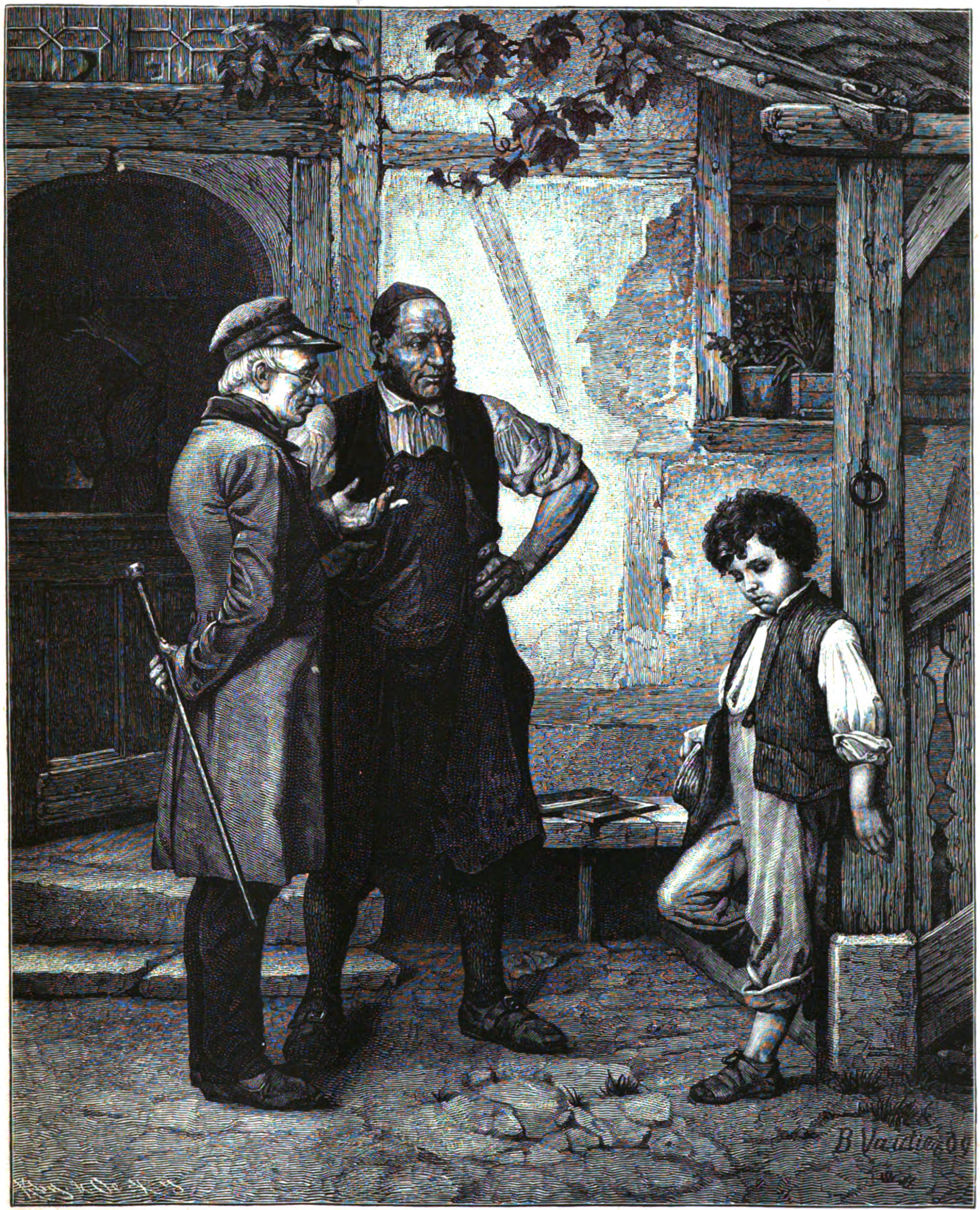
Er hielt ihm den Steigbügel und ſchnitt ihm zum Erſatz für die zerbrochene Gerte einen kräftigen Weidenzweig ab.

„Alle Wetter! der ſoll unſerer lütjen Mamſell Edzards nun wohl keinen Halunkenſtreich ſpielen. Dem hab' ich den Pfahl ins richtige Loch gerannt,“ murmelte er hinter dem Fortreitenden her, und klopfte ſehr befriedigt ſeine Pfeife auf der Banklehne aus.

Manfred ließ ſein Pferd gehen, wie es wollte, er zog nicht einmal die Zügel an, als es ſtehen blieb und mutwillig am Buſchwerk zupfte.

Ihm war's, als habe man ihm ſein Herz zerriſſen, ſeine Ehre geſtohlen. Er ſchämte ſich ſeiner Eltern, ſeiner eigenen Exiſtenz. Sein verbittertes Gemüt grübelte und ſuchte mit ſchmerzlicher Sehnſucht nach einem Lichtpunkte, um dieſe düſteren Bilder zu erhellen. Da trat ſeiner Mutter Antlitz ihm plötzlich vor die Seele, wie es ſich Tag für Tag und Nacht für Nacht über ſein Leidenslager gebeugt hatte. Er ſah ihre Augen, die für ihn wachten und weinten, er fühlte ihr Sinnen und Sorgen, das niemals nach Dank gefragt und niemals Dank geerntet hatte, und das erwachende Bewußtſein: wie tief er in ihrer Schuld ſtehe, wurde ihm zum Troſt in dieſer ſchweren Stunde. Welch' namenloſe Schmerzen mußte ſein Unglück ihr verurſacht haben, in der Erinnerung an das gleiche Unglück, das ſie einſt über Fritz Edzard gebracht, erſt jetzt war es ihm klar geworden.

Seinen Vater anzuklagen, dazu glaubte er kein Recht zu haben. Er wußte ſelbſt zu gut, was es heißt: in verblendeter Liebe zu einer bezaubernden Frau Hinderniſſe zu ſtürmen und ſich Wege zu bahnen, ſei's auch durch des Nachbars Blumengarten. Aber dieſe wilden Zeiten lagen nun hinter ihm, ſeit heute unwiederbringlich. Er ſchaute vor ſich hinaus in das ſtille, lichte Gelände, über das ſich allmählich Dämmerung verbreitete und das ferne Läuten der Kuhglocken, das zarte Summen


B. Vautier. 69

Ein hochnotpeinliches Halsgericht.

Nach dem Gemälde von B. Vautier.

der Mücken, die vor ihm in der linden Luft tanzten, ſchienen zu ſingen und zu flüſtern: „Ruhe! Friede! Dennoch überkam ihn eine große Feigheit, als er im Schatten der alten Bäume an der Eichweider Gartenhecke hin und in den Hof einritt. Da löſte ſich vom Stamme der Hoflinde Mattys Geſtalt und kam im Halbdunkel auf ihn zu.

„O Gott, wo bleiben Sie nur?“ rief ſie, und ſtreckte ihm die Hand entgegen, als wollte ſie ihm abſitzen helfen. „Wir haben uns geängſtigt —“ fügte ſie mit zitternder Stimme hinzu, und er gewahrte Thränenſpuren auf ihren Wangen.

„Geängſtigt, um mich? Kind — das war unnötig,“ ſagte er, ſprang ab und gab ſein Pferd an Karl. „Ich bin mündig — und — Unkraut verdirbt nicht!“

Er ſcherzte mit dem Munde, aber ſein Scherz klang bitter und die zuſammengeſchobenen Brauen unter der finſteren Stirn ſtraften den Mund Lügen. Matty wagte nicht, ihn anzuſehen, aus Furcht, daß die Thränen ihr aus den Augen ſtürzen und ſie verraten möchten. Er ließ ihr den Vortritt in die Halle. Dort ſang ihm das Theewaſſer ſein trauliches Willkommslied und der Roſenſtrauß auf dem Tiſche rief ihm zu: „Freue dich deines Sommers!“

Manfred ſah ſehr blaß und düſter aus; er war einſilbig und genoß ſo gut wie gar nichts. Draußen ſtieg der Mond klar empor, und das trauliche „Pickterwick“ der Wachtel von der Weizenbreite her miſchte ſich mit dem Zirpen der Grillen.

„Laßt uns noch in den Garten gehen,“ ſchlug Doktor Edzard nach dem Eſſen vor und nahm ſeines Gaſtes Arm, Matty hing ſich an ſeine freie Hand.

„Was hat Sie verſtimmt, mein Lieber?“ fragte er Manfred. „Dem ſchönen Tage hätte ich einen fröhlichen Abend gewünſcht. Wenden Sie ſich nicht ab — ſprechen Sie ſich ganz rückhaltslos aus.“

„Nur Ihnen allein kann ich mich ausſprechen!“ ſagte er mit vibrierender Stimme. „Gönnen Sie mir ein Wort unter vier Augen, Herr Doktor — von Ihnen ſelbſt möchte ich hören, ob es wahr ſein kann, was dieſer Gärdes mir — —“ Er brach ab, ſchüttelte den Kopf und wendete ſich jählings zur Seite. Des Arztes Geſicht war ſehr ernſt geworden. Er ließ Mattys Hand nach leichtem Drucke los, und ſchritt dann mit Manfred weiter, um den großen Raſenplatz bis zu der weißen Bank, dem Hauſe gegenüber. Dort ſetzten ſie ſich.

Matty ſtand einen Augenblick regungslos; darauf kehrte ſie in die Halle zurück, wo Mamſell Jette, am Steintiſche ſtehend, das Theegeſchirr ſpülte. Ohne weiteres nahm Matty ihr das Tuch aus der Hand, rieb naſſe und trockene Taſſen ab, bunt durcheinander und ſprach bald hiervon und bald davon, bis die Haushälterin nach beendeter Arbeit ihr Öllämpchen nahm und ihr Stübchen im Flügel aufſuchte.

„Sei doch ruhig! ſei ruhig!“ ſagte Matty ſich ſelber vor und ſpähte hinaus zur weißen Bank, auf der die beiden Redenden noch ſaßen wie zuvor. Sie preßte ihre glühenden Wangen gegen die Scheiben: „Ich weiß, was ſie ſprechen — o Gott, wie leide ich mit dir, Manfred — Geliebteſter — o, Geliebteſter!“ flüſterte ſie vor ſich hin und ihr kindliches Geſicht ſchien zu altern unter der Wucht des Sturmes, der über ihr Herz hereinbrach. Sinnlos vor Angſt um ſeinetwillen, ſetzte ſie ſich ans Klavier und begann ein Lied zu ſpielen und die Worte abgeriſſen vor ſich hin zu ſagen: „Krankheit, Verfolgung, Bedrängnis und Pein, ſoll unſerer Liebe Verknotigung ſein —“

Mitten im Verſe hielt ſie an, Manfreds Widerwille gegen die Muſik, von dem Karl ihr geſprochen, kam ihr ins Gedächtnis zurück. Sie ſprang auf; es war ihr, als könnte ſie die gebeugte, ſchattenhafte Geſtalt dort auf der Bank nicht länger anſehen, ohne laut zu weinen, und ſie flüchtete vor dem Anblicke in die entlegenere Ahnenſtube.

Das Mondlicht lag glänzend auf dem alten Hausrat und glühte durch die bunten Scheiben. Sie ſtand vor den Brautzeitbildern ihrer Eltern. Des Vaters kluges, ernſtes Geſicht ſchien aus dem Rahmen zu treten, die Augen der Mutter lächelten über dem ſpikefarbenen Brautkleide. Wie gut paßten ſie zu den anderen ſtattlichen Vorfahren. Matty zündete ein Licht an, und ſetzte ſich, ihre Aufregung, ihr Herzweh meiſternd, zur Arbeit, an ihr Manuſkript und ward ruhig dabei. Sie lebte noch in jenem glückſeligen Alter, wo die Hoffnung dem Gram zur Herzensthür hinaus leuchtet und die Nacht drinnen hell macht.

Sie ſchrieb und entzifferte eins der alten Briefblätter, da hörte ſie von fernher den Vater ihren Namen rufen: „Matty! Matty! wo biſt du?“ Im ſelben Moment trat Manfred zu ihr ein. Er ſah ſehr ergriffen aus, ſein Geſicht redete von einem heftigen Schmerze, der noch nicht überwunden war, aber ſeine Augen blickten ſo gütig wie noch nie in die des Mädchens, die ſich ängſtlich zu ihm aufſchlugen.

„Gute Nacht, Matty,“ ſagte er, und nahm ihre Hand. „Ihr Vater ſucht Sie. — Matty, Kind, betrachten Sie mich als Ihren Freund, Ihren Bruder, wenn Sie das können; — ich möchte Ihnen zeigen, wie anders ich es meine, als es den Anſchein hatte bis jetzt.“

„O danke — ich will auch verſuchen ſo zu ſein, wie ich möchte, ohne Launen, wie ich früher war,“ ſtammelte ſie verwirrt und floh von ihm zur Thüre, aber ſie wendete noch einmal um, und ſeine beiden Hände ergreifend, ſagte ſie haſtig:

„Verſprechen Sie mir eins: daß Sie ſich nicht um das grämen wollen, was Ihnen Gärdes geſagt! Wir haben meine Mutter über alles geliebt, Vater und ich — Sie haben nichts gut zu machen, nicht das geringſte! Gute Nacht — gute Nacht!“

Und er ſah ihr ganz befremdet nach, wie ſie am Fenſter vorüber, dem Blumendeiche zu flog, leicht wie eine Sylphe. Nun trat der Vater von der Brücke in den hellen Mondſchein, die Tochter warf ihm mit raſcher Bewegung beide Arme um den Hals, und da ſtanden die zwei Geſtalten in eins verſchmolzen. Über ihn aber, der in der Ahnenſtube am Fenſter lehnte, kam urplötzlich der heiße Wunſch: an des Vaters Stelle dort zu ſtehen, und ſein leeres, totes Herz an jenem unſchuldigen Herzen zur Fülle des Lebens neu erwärmen zu dürfen. Er blickte ſtarr auf das mondbeſchienene Wappen der Edzards im Mittelfenſter. „In fide robur,“ ſo lautete der Wahlſpruch des alten Patriziergeſchlechts, mit klarer Schrift ſtand er über den drei goldenen Sternen im blauen Felde. Da holte Manfred, von einem Impulſe getrieben, ſeiner Mutter Bild und hielt es zwiſchen das des Hausherrn und ſeiner verſtorbenen Frau.

„So hätte es ſein müſſen, Mutter!“ ſagte er, und die dunklen Augen ſeiner Mutter blickten ihn nicht kalt und ſtolz, ſondern liebevoll bittend aus dem Bilde an, wie es ihm ſchien. „Ja — ſo hätte es ſein müſſen: ich dieſes Hauſes Sohn, ſie meine Schweſter — die Bürgerkrone ſtatt der Grafenkrone!“ Er wandelte von Bild zu Bild und verfolgte die klugen willenskräftigen Familienzüge der Männer, die keuſche Anmut der blonden Frauen im Schmucke ihrer ſittigen Häubchen oder mit energiſchem Kinn und lebhaft redenden Augen unter Puder und Roſen. Es war eine Ahnenreihe, auf die jeder Nachkomme mit Stolz blicken und ihre Bürgertugenden rühmen durfte. —

„Gib mir meinen Glauben an dein Geſchlecht zurück und ich will dir alle verſäumte Liebe nachholen!“ ſagte er, und betrachtete ſeiner Mutter Bild mit tiefer Bitterkeit.

Da rief plötzlich unter dem Fenſter Mattys Stimme ſo recht herzlich und innig: „Gute Nacht!“ und er, vergeſſend, daß es ihrem Vater galt, beugte ſich raſch hinaus und rief ſein: „Gute Nacht!“ zur Antwort. Erſtaunt hob ſie ihr Geſicht zu ihm empor und lächelte ihm einen Dank zu, den er in ſeinen Traum mit hinüber nahm. Die Thür ſeines Zimmerchens zur Ahnenſtube ließ er offen und ſein letzter bewußter Blick fiel auf das mondbeſchienene Wappen der Edzards und ſeinen Spruch: „In fide robur“ — „In Treue feſt.“ Gegen Morgen erwachte er, heftig zuſammenſchreckend, aus wirren Träumen; wie eine Felſenlaſt lag es auf ſeiner Bruſt. Er erhob ſich, kleidete ſich an und ſchrieb im fahlen Dämmerlichte einen langen Brief an ſeine Mutter, den er, mit der Aufſchrift: „Eigenhändig“ verſehen, ſchloß und ſiegelte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Poeſie des Krieges und die Kriegspoeſie.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Der Krieg verſchwindet nicht aus der Welt. Je mehr wir uns von der Richtigkeit dieſer Behauptung, welche in den Kriegen der neueſten Zeit ihre Beſtätigung findet, überzeugen, um ſo lebhafter müſſen wir der vielverbreiteten Anſicht entgegentreten, daß der Krieg ein Verbrechen gegen die Menſchheit und der Quell des meiſten Unheils und Übels auf der Welt ſei. Generalfeldmarſchall Graf Moltke, unſer großer Stratege, that dies bereits in ſeiner Beurteilung des vom Institut du droit international herausgegebenen Handbuchs der „Geſetze für den Krieg zu Lande.“ Er ſagte in ſeiner an den Profeſſor Bluntſchli als Vizepräſidenten des Inſtituts gerichteten Antwort auf die Sendung des genannten Handbuchs (im Dezember 1880):

„Der ewige Friede iſt ein Traum und zwar nicht einmal ein ſchöner Traum. Der Krieg iſt ein Element der von Gott eingeſetzten Ordnung. In ihm entfalten ſich die edelſten Tugenden des Menſchen, der Mut und die Entſagung, die treue Pflichterfüllung und der Geiſt der Aufopferung, der Soldat gibt ſein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und ſich im Materialismus verlieren.“

Ähnlich äußerte ſich ſchon vor langer Zeit ein Mann, der oft genug als Friedensvermittler nicht allein zwiſchen Privatperſonen und Familien, ſondern auch zwiſchen Fürſten angerufen worden und eingetreten iſt. „Man muß den Krieg mit einem männlichen Auge anſehen,“ ſchreibt Luther, „und darf nicht nur denken, welche große Plage er ſei, ſondern auch daran, welcher großen Plage mittels des Krieges ein Ende gemacht werden ſoll. Das Kriegführen iſt freilich eine ſchlimme Sache und wird da weder geſchont Leben noch Gut des Nächſten. Aber es iſt zuweilen nötig, wenn man ſich nicht anders verteidigen kann, und es mögen es die verantworten, die ihn führen, und zuſehen, ob ſie nicht ſchuld ſind an ſo vieler Leute Blut. Sehe ich den Krieg an als ein Ding, das Weib und Kind, Haus und Hof, Gut und Ehre ſchützt, ſo iſt es eine gar köſtliche Sache. Iſt es aber auf etwas anderes abgeſehen, ſo iſt Krieg ein Ungeheuer, das die Menſchen umſonſt verzehrt und der Rache und Erbitterung preisgibt.“

Unſere kriegeriſche Rüſtung ſoll daher nicht allein eine materielle, ſondern ſie muß auch eine religiös-ſittliche ſein, wenn wir auf den Sieg hoffen wollen, und die Erziehung des Soldaten muß auf die Weckung und Hebung derjenigen intellektuellen und moraliſchen Eigenſchaften gerichtet ſein, durch welche der Wert des Mannes überhaupt, des Kriegers insbeſondere, gehoben wird, als da ſind: Gottesfurcht, Königstreue, Vaterlandsliebe, Pflicht- und Ehrgefühl, Selbſtverleugnung und Aufopferungsfähigkeit.

Schon der alte Deſſauer pflegte zu ſagen: „Der Soldat ohne Gottesfurcht iſt nur ein Matz,“ in richtiger Erkenntnis deſſen, was dem Krieger am meiſten not thut, und der chriſtlich-religiöſe Sinn unſerer Krieger hat — davon ſind wir überzeugt — zu den preußiſchen Waffenerfolgen in der Neuzeit gewiß eben ſo viel beigetragen, wie die viel gerühmte „Intelligenz“ oder, um uns eines ſeiner Zeit vielgebrauchten Bildes zu bedienen, nicht allein der Schulmeiſter hat ſeinen Anteil an unſeren Siegen, ſondern — suum cuique — auch der Feldgeiſtliche.

Einer höheren, idealen Auffaſſung vom Kriege immer tiefer Eingang und immer weiter Verbreitung zu ſchaffen, dies iſt die Aufgabe, welche G. Huyſſen in einem ſoeben erſchienenen trefflichen Werke: „Die Poeſie des Krieges und die Kriegspoeſie“ (Berlin, J. H. Maurer, Hofbuchhändler) ſich geſtellt hat. Von den in dem erwähnten Briefe Moltkes dargelegten Geſichtspunkten ausgehend, ſchildert er in dem erſten Teile des genannten Werkes, „Die Poeſie des Krieges,“ die in dem Kriege zahlreich hervortretenden idealen und poetiſchen Momente; das lebendige und vielgeſtaltige Treiben des Volkes beim Ausbruche und während des Krieges. „Die Wogen des Volkslebens werden vom tiefſten Grunde aus aufgeregt. Es zieht ein Hauch friſcher Thatenluſt und Thatkraft durch alle Stände, und alt und jung drängt ſich herbei, um an dem großen Werke mit teilzunehmen. — Die hohen idealen Güter treten in die ihnen gebührende Stelle: Recht und Gerechtigkeit, Treue und Wahrheit, Ehre und Freiheit, Glaube und ein gutes Gewiſſen, Vertrauen auf Gott und die Furcht des Herrn, die aller Weisheit Anfang iſt. Wenn alles auf dem Spiele ſteht: Kirche und Staat, Haus und Herd, Familie und Schule, Volkstümlichkeit und nationale Selbſtändigkeit, dann vergißt der Menſch wohl ſich ſelbſt, und die alltäglichen, eigennützigen Triebe und Beſtrebungen treten zurück vor dem Trachten nach dem höheren Ziele, das alle vereinigt: die Rettung des Vaterlandes.“

So angeſehen verliert dann auch der Krieg ſeine abſchreckende Geſtalt. Im Kriege reifen auch Heldengeſtalten, wie ſie die größten dramatiſchen Dichter von Sophokles bis auf Goethe nicht großartiger zu ſchaffen vermochten. Wenn auch die Geſtalt eines Froben, den der Verfaſſer anführt, der Sage angehört, ſo liegt doch gerade in dem Umſtande, daß unſer Volk an dieſer Sage trotz aller hiſtoriſchen Widerlegung feſthält, ein Zeugnis dafür, daß der aufopfernde Todesmut in dem brandenburgiſchen Heere ſchon unter dem großen Kurfürſten zu Hauſe war, und in dieſem Sinne ſind die Froben bis auf den heutigen Tag noch lange nicht ausgeſtorben. Huyſſen nennt unter den Heldengeſtalten des Kriegsdramas ferner einen Seydlitz, der in der Schlacht bei Zorndorf den Befehlen Friedrichs des Großen in beſſerer Erkenntnis der Sachlage nicht folgt und auf des Königs Drohung erwidert, nach der Schlacht ſtehe Sr. Majeſtät ſein Kopf zur Verfügung, während derſelben aber möge es ihm erlaubt ſein, ihn noch in des Königs Dienſt zu gebrauchen. — Aber auch ein Pionier Klinke, der bei Düppel mit dem Pulverſacke ſeinen Kameraden Bahn bricht und dabei ſelbſt ſein Leben opfert, wird nicht vergeſſen.

Auch der Humor hat ſeine Berechtigung im Kriege. Er gibt ſich in tauſend gemütvollen und herzergreifenden Zügen kund, die des poetiſchen Gehalts nicht entbehren.

Der nächſte Abſchnitt behandelt die Kriegspoeſie der früheren Zeiten und Völker, der Juden, Griechen (Homer, Kallinos, Tyrtäus) und Römer (Horaz, Properz). Daß die römiſche Litteratur, obgleich die Römer eine ſo ſehr kriegeriſche Nation waren und in ſo vielen Schlachten Ruhm und Sieg davon trugen, nur eine geringe Ausbeute an Kriegspoeſie gewährt, dies hat nach der Anſicht des Verfaſſers ſeinen Grund darin, daß die Kriege der Römer weder nationale Freiheitskriege waren, noch für einen allgemein begeiſternden, großen, patriotiſchen Zweck geführt wurden, noch auch als letzte Rettungsmittel aus großer Not erſcheinen konnten, ſondern faſt nur den Charakter von Eroberungszügen trugen, bei denen es ſich um Unterjochung fremder Völker und um die Befriedigung des Ehrgeizes einzelner Heerführer handelte. Solche Kriege haben an ſich wenig Ideales und Poetiſches und können daher auch nicht eine reiche Kriegspoeſie erzeugen.

Der Verfaſſer geht darauf näher ein auf die deutſche Kriegspoeſie, auf die Geſänge der Germanen, auf das Hildebrandslied, Ludwigslied, auf die Poeſie der „frommen Landsknechte“ und die volkstümlichen Lieder aus etwas ſpäterer Zeit (O Straßburg, o Straßburg ꝛc.; Zu Straßburg auf der Schanz' ꝛc.; Prinz Eugenius, der edle Ritter ꝛc.); endlich die Kriegslieder des preußiſchen Grenadiers Gleim und die Oden von Ramler. Er beſpricht ferner die Kriegslieder der Franzoſen, der Engländer, Spanier, Portugieſen, der Italiener, Holländer, Belgier (die Brabançonne von Jennewal), der Ruſſen — dazwiſchen ſind auch litauiſche und eſthniſche Kriegslieder eingeſtreut — der Polen, Neugriechen, Nordamerikaner (der Yankee doodle), der Perſer, Araber und Chineſen. Das Charakteriſtiſche in der Kriegspoeſie der verſchiedenen Völker wird hervorgehoben und an den zahlreichen mitgeteilten Proben erläutert.

Einen beſonderen Abſchnitt widmet der Verfaſſer demnächſt der Kriegspoeſie der deutſchen Befreiungskriege, welche ja allerdings auch in der Litteraturgeſchichte eine beſondere Stellung einnimmt und die großartige nationale Erhebung jener Zeit am treueſten ſpiegelt. Hier zeigt ſich recht der Zuſammenhang zwiſchen den ſittlichen Mächten und den materiellen Kräften, welche nur die Werkzeuge jener ſind, der Zuſammenklang von Leier und Schwert,

„Und was berauſcht die Leier vorgeſungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen."

Huyſſen erblickt das charakteriſtiſche Merkmal der Kriegspoeſie der Befreiungskriege in dem „idealen Zuſammenſtimmen von Glaubensbewußtſein und Nationalgefühl, von religiöſer Begeiſterung und Kampfesluſt, von Erhebung des Herzens und Mutes zu Gott und für den König. Damit war auf dem Gebiete der Poeſie eine Harmonie zwiſchen den erhabenſten und größten Ideen- und Gedankenkreiſen der Nation erreicht, wie ſie in der früheren klaſſiſchen Blüteperiode unſerer deutſchen Dichtung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſich nicht fand. Bei den großen Dichtern jener Zeit war entweder der Chriſt oder der Patriot oder beide zu wenig ausgebildet. Aber in den berühmten Sängern der Befreiungskriege, in Rückert und Uhland, vor allen in Arndt, Körner, Schenkendorf, findet in ſchönſter Weiſe das religiöſe und nationale Element, Glaubensmut und Kampfesluſt, Hingabe an Gott und Hingabe an das Vaterland, Tapferkeit und Frömmigkeit, Deutſchtum und Chriſtentum ſich vereinigt."

Einen Hauptabſchnitt widmet Huyſſen der deutſchen Kriegsdichtung der letzten Jahrzehnte. Die nach den Freiheitskriegen folgende Friedensperiode gehört mehr der Staatskunſt, als der Dichtkunſt an. Karlsbader Beſchlüſſe und Bundestagsverhandlungen konnten unſere Vaterlandsſänger nicht begeiſtern, aber noch manche ſchöne Soldatenlieder im rechten Volkstone — gleichſam die Nachklänge der Poeſie der Befreiungskriege — verdanken ihre Entſtehung dieſer Zeit, wie Hauffs „Morgenrot, Morgenrot ꝛc." und Karl von Holteis „Mantellied." Im Sommer 1840 ſang dann Nik. Becker ſein bekanntes Rheinlied, etwas ſpäter entſtand die erſt in unſerer Zeit zur verdienten Anerkennung gekommene „Wacht am Rhein" von M. Schneckenburger.

Der „Schmerzensruf des verlaſſenen Bruderſtammes" weckte im Jahre 1844 das vielgeſungene „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" ꝛc. von Chemnitz, aber der mehr mit den Federn der Diplomaten, als mit den Waffen geführte Krieg gegen Dänemark konnte bei ſeiner inneren Unwahrheit der Poeſie keinen Stoff zuführen. Dagegen findet der Krieg von 1864 ſeine Sänger ſowohl unter den Daheimgebliebenen (E. Geibel, Jul. Sturm, G. Heſekiel, Th. Fontane), als unter den Mitkämpfern.

Der Krieg von 1866 hat keine reiche Kriegspoeſie, was ſeine Urſache wohl teilweiſe darin findet, daß der Krieg doch hauptſächlich von Deutſchen gegen Deutſche geführt wurde und daß der großen Menge des Volkes noch das rechte Verſtändnis für die hiſtoriſche Notwendigkeit dieſes Krieges fehlte. Auch mochte der ſchnelle Verlauf des Krieges wohl die Folge haben, daß ſelbſt der geflügelte Pegaſus dem wild dahinſtürmenden Kriegsroſſe nicht zu folgen vermochte, „durchflog Boruſſia doch beſchwingter Sohle in ſieben Tagen Friedrichs ſieben Jahr." So kamen die Dichter zum Teil erſt nach dem Kriege recht zur Beſinnung, als der für Preußens Waffen über Erwarten ſiegreiche Ausgang zugleich neue Hoffnungen in den deutſchen Herzen erweckte, oder ſie begrüßten die ſiegreich heimkehrenden Truppen, wie Th. Fontane in ſeinem „Siegeseinzug" genannten Gedichte: „Viktoria hat heute Dienſt am Thor, Landwehr zeig' deine Karte vor" ꝛc.

Die Kriegsdichtung des letzten deutſch-franzöſiſchen Krieges, welche in dem letzten Abſchnitte des Huyſſenſchen Werkes behandelt wird, iſt dem Umfange nach überaus reich, wie die ſchon während des Krieges entſtandenen Sammlungen („Zu Schutz und Trutz" u. a.) zeigen; doch ſind die meiſten dieſer Liederklänge, als Kinder ihrer Zeit, mit dieſer Zeit auch größtenteils raſch wieder verſchwunden. „Das war 1813 anders," ſagt Huyſſen; „die Lieder, die da geſungen wurden, waren die Schmerzenskinder einer ungefähr ein Jahrzehnt lang dauernden ſchweren Not und Bedrängnis unſeres Vaterlandes, dem endlich die heiß erſehnte Stunde der Errettung ſchlug" .... Der Kriegsperiode von 1870 ging eine ſolche ernſte und ſchwere Notzeit nicht vorher, ſie lag auch in wenigen Monaten abgeſchloſſen da, eine faſt ununterbrochene frohe Siegeslaufbahn, und der Genuß der Siegesbeute rief nur allzuraſch ein ſehr materialiſtiſches Treiben und Jagen nach Gewinn im Volke hervor, wobei die erſten, ernſteren Eindrücke des beginnenden bedrohlichen Kampfes bald vergeſſen waren. Was aber Huyſſen im weiteren Verlaufe des Krieges von 1870 als poetiſches Motiv beſonders vermißt, das iſt der nachhaltige religiöſe Eindruck, der beim Ausbruche des Krieges nicht fehlte und ſich in dem Ausſchreiben des preußiſchen allgemeinen Landesbettags durch König Wilhelm (27. Juli) kundgab. „Nachher mochte eine ernſte religiöſe Weihe" — ſchreibt Huyſſen — „durch Buße, Glauben und Gebet wohl nur mehr hier und da vorhanden ſein, im Volksbewußtſein machte ſie ſich weniger geltend." — Aber die Zornaufwallung des Volkes bei dem plötzlichen ſchnöden Friedensbruche Napoleons, der Hohn über die mangelhaften Rüſtungen und Kriegseinrichtungen des Gegners trotz des mit ſolcher Haſt und Großſprecherei begonnenen Krieges, die Freude über die erſten Erfolge der deutſchen Waffen, über das einige Zuſammenſtehen der deutſchen Stämme, über die endliche Verwirklichung der deutſchen Einheitsidee und des deutſchen Kaiſertraums, — alle dieſe Empfindungen klingen in der Kriegspoeſie jener Tage wider, an welcher übrigens Dichter, deren Namen den beſten Klang haben, teil nahmen, wie Emanuel Geibel, O. v. Redwitz, K. Gerok, Bodenſtedt ꝛc. ꝛc.

Eine reiche Auswahl von Proben auch aus der Kriegspoeſie von 1870/71 iſt in dem Werke von Huyſſen mitgeteilt. Bei dem hohen Werte, welcher dieſem trefflichen Werke innewohnt, bei der reichen Anregung und Erhebung, welche jung und alt in dem Leſen desſelben finden werden, wünſchen wir demſelben ſo viele Leſer, als deutſche Männer die Wehr erheben können — mit Gott für König und Vaterland, für Kaiſer und Reich!

Fedor v. Köppen.

Ein ärztlicher Wink für junge Damen.

In unſeren gebildeten Familien, in Paſtoren-, Profeſſoren-, Geheimrats- ꝛc. Häuſern iſt in den letzten Jahren eine Sitte dermaßen eingeriſſen, daß man füglich von einer Unſitte ſprechen könnte: ſowie eine der Töchter ſich ungefähr ein Jahr lang von den Qualen der höheren Töchterſchule am warmen Herd des Hauſes erholt hat, wird ſie, falls ſie nicht zu dumm iſt — und das iſt eine höhere Tochter ja nie — unter allerlei Vorſtellungen genötigt, ſich zum Lehrerinnenexamen vorzubereiten. In der Blüte ihrer Jahre unterwerfen ſich unſere jungen Damen den koloſſalen Anſtrengungen, die das ihnen aufgezwungene Ziel erheiſcht — oft um nichts! Denn nur ein ſehr kleiner Prozentſatz kommt in die Lage, die Frucht bitterer, ſchwerer Arbeit in dem bitteren, ſchweren Berufe einer Lehrerin pflücken zu müſſen; die meiſten bleiben ihrem eigentlichen Berufe — dem, einen Mann glücklich zu machen, erhalten, und dabei iſt ihnen die erworbene Würde nur hinderlich; denn der liebende Jüngling, der von der erprobten Weisheit ſeiner Auserwählten hört, ſieht ſie ſich darauf hin noch einmal ganz genau — und nicht ohne Mißtrauen an; er nimmt ſie zwar ſchließlich doch, aber nur unter der ſchnöden Bedingung, daß ſie nie und zu keinem von ihren errungenen Lorbeeren ſprechen darf.

Es liegt mir indes fern, die Gewiſſenhaftigkeit eines Vaters, der für den Fall ſeines plötzlichen Todes die Tochter verſorgt wiſſen will, zu beſpötteln; ich möchte nur unſere jungen Damen auf einen anderen Beruf aufmerkſam machen, den ſie, wie auch immer ihr Lebensweg ſich geſtalten möge, werden ausüben können und müſſen, und der ihnen — wenn nötig — auch pekuniäre Unabhängigkeit ſichert; ich meine den Beruf einer Krankenpflegerin.

Haſt du einmal, liebe Leſerin, am Krankenbette eines geliebten Verwandten, Vater oder Mutter, Bruder oder Schweſter geſeſſen, unfähig, ſeine Qualen zu lindern, ängſtlich des Arztes harrend? — Und endlich kam der Arzt; kurz und beſtimmt ſind ſeine Anweiſungen; treue, ſorgſame Pflege macht er zur lebensrettenden Bedingung. Er geht — und läßt dich zurück mit dem beglückenden Gefühl, pflegen, helfen, retten zu dürfen. Aber ach, wie bald erkennſt du das Schwere, Unerfüllbare der übernommenen Pflicht; jedes Stöhnen des Patienten, den du ungeſchickt aufzurichten, umzubetten verſuchteſt, dringt dir wie ein ſchneidendes Schwert durch die Seele — und ſchließlich wirſt du blutenden Herzens fremden Händen den teuren Kranken anvertrauen müſſen. —

Wie anders, wie glücklich iſt das Mädchen daran, das eines ihrer Jugendjahre geopfert hat, die Krankenpflege ſyſtematiſch zu erlernen; heiratet ſie ſpäter, dann wird es Gottes Hand ihr nicht erſparen, im eigenen Hauſe die erlernte Wiſſenſchaft zu üben; bleibt ſie ledig, ſo wird ſie im weiteren Kreiſe der Verwandten und Freunde Gelegenheit genug finden, ihrem Berufe nachzugehen — und überall wird ſie dankbare Liebe ernten oder ſie wird auf dem weiten Gebiete der Armenpflege Gelegenheit finden, die Hände zu rühren, in ganz anderer Weiſe, als es ihr bis dahin möglich war. Und welchen Segen würde ſie in Kriegszeiten; oder während großer Epidemien ausüben können! Im Jahre 1870 bis 1871 haben die zahlreichen freiwilligen Krankenpflegerinnen ihren gänzlichen Mangel aller einſchlagenden Kenntniſſe bitter bedauert — und die Ärzte nicht minder! Zwingen ſie aber ihre Verhältniſſe, ihr Brot ſich ſelbſt zu erwerben, ſo gibt es gerade unter den reichen Klaſſen Tauſende, die glücklich ſind, in ihrer Pflegerin zugleich eine Geſellſchafterin zu finden, und die bereit ſind, derſelben eine ihrer Erziehung entſprechende Stellung im Hauſe zu gewähren.

Von den inneren Segnungen eines Berufs zu ſprechen, der dem des Arztes ſo verwandt iſt, iſt nicht nötig; die wird jede an ſich ſelbſt erfahren; daß dieſe nicht ausbleiben, beweiſt die immer zunehmende Zahl der Diakoniſſen, deren ſchwere Arbeit, falls mein Vorſchlag Anklang finden ſollte, durch die Vermehrung der Arbeitskräfte gerade in den Familien entlaſtet werden würde.

Freilich — wie der Beruf einer Pflegerin ein ſchwerer iſt, ſo iſt auch ihre Lehrzeit ſchwer und verlangt ein liebevolles, aufopferungsfähiges Gemüt. (Nähere Auskunft iſt zu finden in dem ſoeben erſchienenen „Taſchenbuch für die Krankenpflege in der Familie, im Hoſpital, im Gemeinde- und Armendienſt, ſowie im Kriege. Bearbeitet von zahlreichen Autoritäten, herausgegeben vom Geh. Medizinalrat Dr. Pfeiffer in Weimar. Weimar, Hermann Böhlau. Preis 4 Mark.) Es bedarf zur gründlichen Ausbildung einer Pflegerin einer längeren — mindeſtens ein Jahr langen — Dienſtzeit in einem größeren Krankenhaus, womöglich in einem, das unter Leitung von Diakoniſſen ſteht, oder wo dieſelben wenigſtens Dienſte thun.

Die Jungfrau oder junge Witwe, die ſich zu dieſer Lehrzeit entſchließt, muß gefaßt und willens ſein, jederart Dienſte zu thun, ſich an manchen unangenehmen Anblick, an manchen widerlichen Geruch zu gewöhnen — kurz, ſie muß Liebe zu Kranken und Elenden, ein feſtes und gläubiges Herz mitbringen — dann wird ihr auch der Erfolg nicht fehlen. —

Zum Schluß noch ein Beiſpiel aus meiner kleinen diesbezüglichen Erfahrung: Zwei Töchter aus gutſituierten Profeſſorenfamilien haben ſich einer derartigen Lehrzeit unterworfen und ſind um Erfahrung und Wiſſen und manchen tiefen Blick in menſchliches Elend reicher in das Elternhaus zurückgekehrt. Vivant sequentes!

—y—

Der Münchener Knabenhort.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Von Tag zu Tag mehrt ſich die Zahl der Menſchenfreunde, welche mit Rat und That einzuſpringen gewillt ſind, wo es ſich darum handelt, die Not und das Elend in Arbeiterkreiſen zu mildern, oder der Verrohung und Verwilderung entgegenzuarbeiten, die in den unteren Schichten der deutſchen Bevölkerung leider mehr und mehr um ſich greifen. Zahlreiche Anſtalten und Vereine in faſt allen Städten unſeres Vaterlandes ſtreben mit Eifer und teilweiſe mit Erfolg danach, dem fleißigen Arbeiter ein wohnliches Heim zu ſchaffen, ſorgen für billige kräftige Nahrung, unterſtützen Kranke und Wöchnerinnen, widmen ſich der Beſſerung entlaſſener Strafgefangener, oder richten ihr Augenmerk vorzugsweiſe auf das leibliche Wohl armer Kinder. In dieſer letzten Beziehung haben namentlich die ſeit wenigen Jahren ins Leben gerufenen, ſogenannten Ferienkolonien bereits viel Gutes gewirkt und ſcheinen berufen, noch weiter reichen Segen zu ſtiften. Auch der Münchener Knabenhort wendet ſich an die Kinder und hat ſeine Aufgabe in den Worten zuſammengefaßt: „Schulpflichtige Knaben unbemittelter Eltern während eines Teils der ſchulfreien Zeit durch geeignete Perſonen in beſtimmten Lokalen zu beaufſichtigen, nützlich zu beſchäftigen, oder in Verſtand und Gemüt anregender Weiſe zu unterhalten. Die Knaben ſollen hierdurch an Gehorſam, Ordnung, Thätigkeit, gute Sitten und Reinlichkeit gewöhnt und vor den Einflüſſen nachteiliger Geſellſchaft bewahrt werden.“

Der Knabenhort ſucht und findet das Feld ſeiner Thätigkeit alſo vorzugsweiſe in der geiſtigen und intellektuellen Fortentwickelung der ſeiner Obhut anvertrauten Kinder; er will nicht verlorene Schafe zur Herde zurückführen, ſondern durch Beiſpiel und Lehre in jungen unverdorbenen Gemütern die Keime zum Gedeihen bringen, welche den Knaben dereinſt zum tüchtigen, brauchbaren Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft heranreifen laſſen. Der Knabenhort faßt das Übel an der Wurzel und darin beſteht ſeine hohe ſoziale und ſittliche Bedeutung.

Die Anregung zur Bildung dieſes neuen Vereines ging in den erſten Wochen des Jahres 1881 von mehreren Münchener Induſtriellen aus, in deren zahlreichen Fabriken Hunderte von Arbeitern ihr tägliches Brot verdienen. Dieſe Männer ſtanden mitten im Leben, ſie wußten nur zu gut, wie der Kampf ums Daſein für viele ſtets ſchwieriger ſich geſtaltet, wie oft die Thätigkeit des Mannes allein nicht mehr ausreicht, um den Unterhalt der Familie zu erwerben, ſo daß in vielen Fällen die Mitwirkung der Frau erforderlich iſt. Dann ſteht vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend die Wohnung der Arbeiterfamilie völlig verlaſſen, der von der Schule heimkehrenden Kinder nimmt ſich keine freundliche Sorgfalt an, und ſie ſind den Gefahren ausgeſetzt, welche Alleinſein oder ſchlechte Geſellſchaft für Körper und Geiſt nur zu leicht im Gefolge haben. Jenen Herren war in oft wiederkehrender Erfahrung auch manche arme Witwe bekannt, welche, in aufopfernder Weiſe die Mittel zum Unterhalt erwerbend, mit anbrechender Nacht voll banger Sorge in die dürftige Wohnung zurückkehrt, ob die Kinder, deren Zukunft das Glück ihres Lebens ausmacht, auch keinen Schaden an Leib und Seele genommen haben. Gleichgültigkeit gegen dieſe Zuſtände aber mußte die aus ihnen entſtehenden Übel, namentlich die Verwahrloſung der heranwachſenden Jugend mehr und mehr verſchlimmern. Aus dieſem Gefühl erwuchs die allgemeine Teilnahme, welche in München der zu gründenden Erziehungsanſtalt entgegengebracht wurde. Schon am 16. März 1881 einigte ſich die konſtituierende Verſammlung über Satzungen und Hausordnung, kurze Zeit darauf erhielt der Knabenhort die Rechte eines „anerkannten Vereins“ und die ſchutzpolizeiliche Erlaubnis zur Errichtung der Knabenbildungsanſtalt, und am 24. Mai deſſelben Jahres konnte die erſte Anſtalt in dem Lokale Türkenſtraße 48 mit einer einfachen Feier eröffnet werden.

„Die Leitung der Anſtalt iſt“ — ſo ſprach bei dieſer Gelegenheit der erſte Vorſitzende des Vereins, Herr Kommerzienrat Haenle, welcher mit dem zweiten Vorſtande, dem königlichen Rate Herrn Jung, von Anfang an eine unermüdliche Thätigkeit für die Ziele des Knabenhortes entfaltet hat, „die Leitung der Anſtalt iſt einem Lehrer der Volksſchule anvertraut, weil der Verein der Anſchauung iſt, daß ein Mann, der ſelbſt aus dem Volke hervorgegangen iſt, auch am beſten mit ſeinen Bedürfniſſen vertraut iſt und durch ſeinen Beruf und beſtändigen Kontakt mit der Jugend auch deren Erziehung in geeigneter Weiſe zu leiten befähigt ſein wird.

„Während in der Schule ſeine Aufgabe mehr die Bildung des Verſtandes des Kindes im Auge hat, wird ſie hier auf die Vertiefung des Gemüts gerichtet ſein.

„Wenn die Knaben des Nachmittags aus der Schule in die Anſtalt kommen, ſo teilt der Lehrer zunächſt an dieſelben in väterlicher Weiſe das Brot aus.

„Damit will der Verein das Wohlwollen bethätigen, welches er den Knaben entgegenbringt, denn dieſes hält er für das geeignete Mittel, die guten Eigenſchaften des Kindes zu entwickeln, während Gleichgültigkeit, wie ſie oft Kinder umgibt, dem Froſte gleicht, welcher die beſten Keime im Menſchenherzen ertötet.

„Die Knaben ſollen dann ſpäter ihre Hausaufgaben fertigen, jedoch ſelbſtändig und ohne Mithilfe des Lehrers, denn der Knabe, der dereinſt auf eigenen Füßen ſtehen muß, ſoll ſich ſchon in der Schule bewußt werden, daß wer im Leben vorwärts kommen will, ſich dabei vor allem auf die eigene Kraft zu ſtützen hat.

„Nach der Arbeit ſoll das Vergnügen und die Unterhaltung in ihre Rechte treten.

„Die Knaben ſollen bei ſchöner Witterung in Gottes herrliche Natur hinausgeführt werden und die Wunder der Schöpfung kennen lernen.

„Der Lehrer wird denſelben bei den Spaziergängen Mitteilung machen über Botanik und Mineralogie und durch eigene Anſchauung werden ſie ſich in dieſen Fächern dann Kenntniſſe aneignen können.

„Bei ungünſtiger Witterung bleiben die Knaben im Lokale der Anſtalt.

„Es wird ihnen vorgeleſen und erzählt werden, was ſich für den jugendlichen Verſtand eignet.

„Im Liede ſoll das Gemüt angeregt werden.

„Den erwachſenen Knaben wird Anleitung zur Anfertigung leichter Handarbeiten zu teil werden, denn der Verein will bei den Knaben die Luſt und Freude an der Arbeit wecken.

„Wenn die Knaben aus dem Verein austreten, ſo will derſelbe jenen, welche eine gute Aufführung gepflogen haben, mit Rat auf ihren ferneren Lebenswegen an die Hand gehen.

„Dieſer Rat wird vor allem dahin gerichtet ſein, einen Beruf zu wählen, welcher den Fähigkeiten des Knaben angemeſſen iſt.

„Die Überſchätzung der Anlagen, welche häufig von der Eitelkeit der Eltern unterſtützt wird, legt oft frühzeitig den Grund zu ſpäterer Unzufriedenheit und zu Mißerfolg in dem gewählten Beruf, wenn eine Umkehr nicht mehr möglich iſt.

„Die meiſten Knaben der Anſtalt werden ſich wohl dem Handwerk widmen wollen.

„Der Verein anerkennt in einem tüchtigen Gewerbsſtande eine der Grundlagen eines geſunden Staatsweſens und will das Handwerk fördern, indem er demſelben Lehrlinge zuführt, die das Streben haben, ihrem Berufe dereinſt Ehre zu machen.

„Der Verein zweifelt nicht, daß dann die Erziehung, welche den Knaben in der Anſtalt zu teil wird, ihre Früchte tragen wird.

„Auf dieſem Wege hofft derſelbe ſeine Aufgabe zu erfüllen und zur Beſſerung unſerer Verhältniſſe ſein Scherflein beizutragen.“

Um ein eigenes Urteil über das zu gewinnen, was nun im Sinne dieſer Anſchauungen geleiſtet wird, bitte ich den freundlichen Leſer, mich bei einem Beſuche des Münchener Knabenhort zu begleiten. Die Erlaubnis dazu, wie überhaupt jede Auskunft, wird bereitwilligſt erteilt und die Leitung kann auch in der That ihre Einrichtungen und Pflegebefohlenen dreiſt „ſehen laſſen.“ Dieſe letzteren beſuchen die Anſtalt nachmittags von vier bis ſechs Uhr und an den ſchulfreien Tagen, Mittwochs und Sonnabends von zwei bis vier Uhr. Ein freundlich reinliches Zimmer empfängt den Beſucher; verſchiedene Bilder ſchmücken die Wand, ein Regal mit der den Verhältniſſen angepaßten Bibliothek, einige Schränke zum Aufbewahren verſchiedener Gegenſtände, einfache Tiſche und Stühle für fünfzig Knaben vervollſtändigen die Einrichtung. Mit dieſer Zahl von Pfleglingen iſt die Anſtalt in der Türkenſtraße eröffnet, und damit ſcheint auch wohl die normale Stärke einer Abteilung erreicht zu ſein. Alles in dem Zimmer, deſſen Fenſter vom Grün der herabhängenden Weinranken faſt verdeckt werden, atmet den Geiſt der Ordnung und Sauberkeit, und macht zugleich unverkennbar den Eindruck des häuslich Behaglichen, aber — das Zimmer iſt leer, und ſchon glaube ich fürchten zu müſſen, daß ein Spaziergang bei dem prächtigen Oktoberwetter die Knaben entfernt hält, als fröhliches Gelächter mich in den Hof ruft. Dort hinten liegt noch ein kleiner Garten, ein Garten, wie die Großſtadt ihn eben zwiſchen den Häuſermaſſen der verkehrsreichen Viertel noch birgt, aber immerhin ein erwünſchter Tummelplatz für die fröhliche, anſpruchsloſe Jugend, auf dem der Lehrer jetzt die bewegliche Schar ein eigenartiges Ballſpiel lehrt, während einzelne größere Knaben in der Holzlaube ſich mit kleinen Laubſägearbeiten beſchäftigen. Es iſt gewiß nicht leicht, ein anregendes Spiel für alle Knaben in Gang zu bringen, deren Altersunterſchiede ziemlich bedeutend ſind, da die Anſtalt Kinder von ſechs bis dreizehn Jahren, vom Beginn des ſchulpflichtigen Alters bis zur Entlaſſung aus der Volksſchule aufnimmt. Ebenſo denke ich mir die Aufgabe des Lehrers und Aufſehers beſonders ſchwierig. Hier iſt aber alles glücklich gelöſt. Der Volksſchullehrer, welcher in ſeinen Mußeſtunden die Leitung des Knabenhort übernommen hat, geht in ſeiner Stellung völlig auf, und dies iſt doppelt anerkennenswert, da er durch andere Arbeiten bei geringerer Mühe reichlicheren Verdienſt einheimſen könnte. Eine eigene Begabung läßt ihn in der Behandlung der Knaben die richtige Mitte einhalten zwiſchen ſtrenger, klöſterlicher Zucht und freier ausgelaſſener Ungebundenheit. Reinlich an Körper und Kleidung, mit friſch gewaſchenen Händen und gekämmten Haaren müſſen die Knaben vor ihn hintreten und empfangen auf das treuherzige: „Grüß Gott, Herr Lehrer,“ den freundlichen Händedruck. Während der Zeit, zu welcher die Schularbeiten für den folgenden Tag angefertigt werden, herrſcht abſolute Stille in der kleinen Verſammlung, dann aber geht es hinaus zum Spielen, und die friſche Art der Knaben, ihre blitzenden Augen und geröteten Geſichter bekunden am ſicherſten, daß der Lehrer mit dem Gehorſam auch ihr Zutrauen erworben hat. Fröhlich, munter, kindlich ſollen die Kinder bleiben und ſind ſie geblieben; das lärmende, ſchreiende, ungebärdige Benehmen der Straße iſt nicht zu gedrücktem, ſcheuem Weſen verkehrt, ſondern durch liebevolle Anleitung zu geſitteter Heiterkeit umgewandelt worden. Man glaubt ſich im Kreiſe der eigenen fröhlichen Kinderſchar zu befinden, und das iſt wohl das beſte Lob, welches dem Erzieher wie den Zöglingen gezollt werden kann.

Knaben, welche in der Schule nicht zu folgen vermögen, erhalten Nachhilfe, ſonſt werden aber von ſeiten des Knabenhort keine beſonderen Aufgaben geſtellt. Anſchauung, Anregung, Belehrung, Unterweiſung in angemeſſenen Handarbeiten bilden die Mittel zu weiterer geiſtiger Förderung. Spaziergänge, welche ſich oft nach dem friſchen Bade richten, oder das Aquarium und andere Sehenswürdigkeiten zum Ziele haben, für welche Zwecke dem Knabenhort wiederholt freier Eintritt gewährt wird, füllen die Sommerabende aus, während im Herbſt und Winter bei einbrechender Dunkelheit die Lampen entzündet werden. Dann nimmt die Schar an den Tiſchen Platz und die Ordner beſorgen mit eifriger Geſchäftigkeit die zum Spielen, Leſen oder Singen nötigen Gegenſtände. Da errichten die Kleineren mächtige Paläſte aus Bauklötzen, andere ſpielen mit den anziehenden Zinnſoldaten, oder ſchnitzen und baſteln je nach Geſchick und Neigung. Wieder andere unternehmen bereits leichtere Arbeiten für Kartonfabriken und dergleichen und tragen ſorgſam die verdienten Groſchen dem Lehrer für das Sparbuch zu. Alle aber ſehen von Spiel und Arbeit auf, wenn jener ihnen eine paſſende Erzählung vorträgt und erläutert, oder die Geige zur Hand nimmt, um einen patriotiſchen Geſang anzuſtimmen. Leuchtenden Auges jubeln die Kinder: „Wer will unter die Soldaten,“ und die Begeiſterung erreichte den höchſten Grad, als ich, das angebotene Buch ausſchlagend, mit tiefem Baſſe den Kinderſtimmen in dem: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt,“ ſekundierte.

Der Knabenhort nimmt Knaben nur auf das Anſuchen der Eltern unter ſeine Obhut. Unter den zahlreich eingehenden Meldungen wird die Wahl nach der Bedürftigkeit und der Würdigkeit der Angehörigen getroffen. Die Anſtalt hat keinen konfeſſionellen Charakter, denn es befinden ſich evangeliſche mit katholiſchen Knaben dort und während die letzteren beim gemeinſchaftlichen Gebet Stirn und Bruſt mit den Fingern in Kreuzesform berühren, ſprechen die evangeliſchen die gleichen andächtigen Worte mit fromm gefalteten Händen.

Der Knabenhort fördert direkt die leibliche Ernährung ſeiner Pfleglinge durch eine mächtige Schnitte guten, geſunden hausbackenen Brotes, welche augenſcheinlich vortrefflich ſchmeckt. Er iſt einer weiteren Sorge in dieſer Beziehung enthoben durch die in Verbindung mit jeder Volksſchule Münchens beſtehende Suppenanſtalt. Dieſe bietet den unbemittelten Kindern, deren Eltern über Mittag nicht von der Arbeit heimkehren, eine warme Suppe und einen geheizten Aufenthaltsort, und der Knabenhort gibt deshalb nur ſolchen Knaben „Suppenmarken,“ welche in dem Rayon derjenigen Volksſchulen, welche ſie beſuchen, nicht heimatsberechtigt ſind, und damit jene Vergünſtigung nicht ohne weiteres genießen. Dagegen hat der Knabenhort es ſich angelegen ſein laſſen, die teilweiſe mehr als fadenſcheinige Kleidung der armen Buben in beſſeren Stand zu ſetzen, ſo daß dieſe jetzt ſämtlich ein Paar tüchtige Stiefeln beſitzen, und auch eine graue Lodenjuppe und ſchwarze Schirmmütze ihr eigen nennen. Dieſe letzteren Prunkſtücke werden allerdings nur bei gemeinſchaftlichen Spaziergängen angelegt, und bleiben ſonſt in ſorgſamer Verwahrung.

Einer auf ſo geſunden Grundlagen aufgebauten Thätigkeit konnte denn auch der Erfolg nicht fehlen. Die Kinder, anfangs ungebärdig und der freundlichen Aufſicht entwöhnt, verſprechen faſt alle der auf ſie verwendeten Mühe und Sorgfalt Ehre zu machen, die Schulzeugniſſe beſſern ſich zuſehends und auch die Eltern, mit denen der Knabenhort fortwährend Beziehungen unterhält, erkennen in den meiſten Fällen den wohlthätigen Einfluß auf ihre Söhne an. Körperliche Züchtigung iſt im Knabenhort durchaus verpönt, die einzige Strafe beſteht neben der ernſten Mahnung zur Beſſerung in zeitweiſer oder gänzlicher Ausſchließung. Wenn nun zahlreiche Leſer mit mir der Anſicht ſein werden, daß ein Schlag zu rechter Zeit bei der Erziehung des Kindes eine wichtige und ſegensreiche Rolle ſpielen kann, ſo läßt ſich doch nicht verkennen, daß der Münchener Knabenhort mit ſeinem Grundſatze Bedeutendes geleiſtet hat. Gänzliche Ausſchließung hat noch nicht verhängt zu werden brauchen, und in dem einzigen Falle einer dreitägigen Entfernung aus der Anſtalt hat der Knabe flehentlich gebeten, ihn dazubehalten. Die Kinder erkennen die Segnungen dieſer Anſtalt, wenn auch unbewußt, und wollen lieber Hunger leiden, als wieder auf der Straße Geſellſchaft ſuchen.

Täglich werden die Geſuche um Aufnahme von Knaben in den ſchützenden Hort häufiger, aber wenn der Verein auch bereits im ſtande geweſen iſt, eine zweite Anſtalt mit abermals fünfzig Knaben ins Leben zu rufen, ſo iſt damit dem Bedürfniſſe einer Stadt, welche in ihren Volksſchulen 21 800 Schulkinder, darunter faſt 3000 Waiſen zählt, keineswegs genügt. Da muß es auffallen, daß die Zwecke des Vereins nicht noch allgemeinere und thatkräftigere Förderung erhalten, als dies bislang geſchehen, und dies um ſo mehr, als der Jahresbeitrag eines ordentlichen Mitgliedes auf das Minimum von einer Mark feſtgeſetzt iſt. Von den Einnahmen des Vereins im Jahre 1882, welche ſich auf 5731 Mark beliefen, fallen 2925 Mark auf die Beiträge der ſechshundert Mitglieder, woraus erſichtlich, daß dieſe ihren obligatoriſchen Tribut durchſchnittlich überſchritten haben. Der König von Bayern und einzelne königliche Prinzen haben namhafte Zuwendungen gemacht, und auch das Zentralkapitel des St. Johannisvereins, einer über das ganze Königreich Bayern verzweigten wohlthätigen Stiftung mit ſehr bedeutenden Mitteln, iſt unter den Gebern mit einer hohen Summe verzeichnet. Dabei kommen dem Knabenhort manche Gaben, namentlich Feuerungsmaterial, in Natura zu und auch für ein frohes Weihnachtsfeſt haben Gönner und Freunde der Anſtalt Sorge getragen.

Weiſe Sparſamkeit hat im Jahre 1882 einen erheblichen Überſchuß ermöglicht. Die mit 3772 Mark bezifferten Ausgaben für das viele Gute, das leiblich und geiſtig an den Knaben im Laufe des Jahres geleiſtet werden konnte, erreichten damit nicht einmal ganz vierzig Mark für das Haupt. Unter dieſen Ausgaben figuriert das Kapitel Miete mit der verhältnismäßig bedeutenden Summe von ſechshundert Mark. Wie viel weiter würde der Verein kommen, wenn etwa die Volksſchulen nach ihrem Schluß geeignete, im Winter bereits geheizte Räumlichkeiten zur Verfügung ſtellen würden. Im Anſchluß an jede Volksſchule müßte dann bald ein Knabenhort entſtehen und mehr und mehr Knaben könnten aus ihrer Verwahrloſung zu guter Geſittung, zu Ordnung, Fleiß und Reinlichkeit zurückgeführt werden.

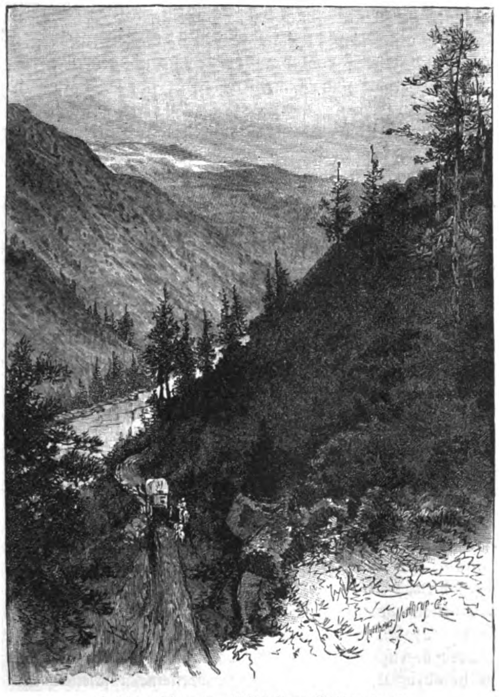
Wenn ein ſolcher Aufſchwung der gemeinnützigen Thätigkeit des Knabenhort aber auch in abſehbarer Zeit kaum zu erreichen ſein wird, ſo dringt die ernſte Bedeutung des Unternehmens doch in immer weitere Kreiſe. Zahlreiche andere Städte, namentlich aus Norddeutſchland ziehen an Ort und Stelle Erkundigungen ein, in Leipzig iſt bereits eine ähnliche Anſtalt ins Leben gerufen, von ſeiten des bayeriſchen Miniſteriums ſind die anderen Städte des Königreichs auf den münchener Knabenhort hingewieſen worden und ein hoher preußiſcher Miniſterialbeamter hat kürzlich eingehend von deſſen Einrichtungen Kenntnis genommen. „Mit Gott begonnen, iſt ſchon gewonnen,“ lautet einer der chriſtlichen kernigen Reimſprüche, in deren Erlernung die Knaben ſich zu üben haben, und mit dieſem Gottvertrauen darf man auch der geſunden Weiterentwickelung des „Knabenhorts“ freudig entgegenſehen.

Herrmann Vogt.

Reiſeabenteuer im Yellowſtone-Nationalpark.

Von **Richard Goerdeler.**

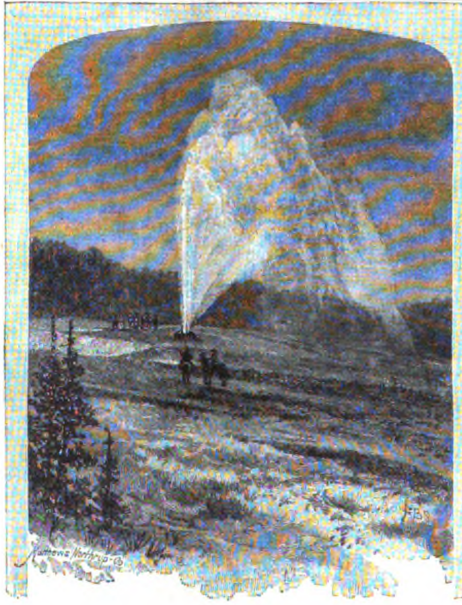
Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.



Auf dem Wege zum Yellowſtone-Nationalpark.

Am Ufer des oberen Yellowſtone, dort, wo die Nord-Pacificeiſenbahn den Fluß verläßt, um bald darauf das Gürtelgebirge zu durchbohren, liegt das Städtchen Livingſton. Vor einem Jahre noch, da ich dieſe Gegend zu Pferde durchreiſte, war hier nichts zu finden, als kahle unbewohnte Prärie, mit einem einzigen Hauſe darauf, „dem Wanderer zur kurzen Raſt bereitet,“ in dem beſagter Wandersmann für ſein gutes Geld ſchlecht zu eſſen und noch ſchlechter zu trinken bekam, heute ſteht hier eine Stadt von über tauſend Einwohnern mit Maſchinenwerkſtätten, Kaufläden, Kirchen, Schulen und — „Saloons,“ in der die Spekulation in Grundeigentum bis zur Siedehitze geſtiegen iſt und Bauplätze an der Hauptſtraße einen Preis bringen, als lägen ſie in Berlin unter den Linden.

Hier lichtete ſich unſere Reiſegeſellſchaft von neuem. Wir hatten Präſident Henry Villard auf ſeinem Triumphzuge vom Atlantiſchen bis zum Stillen Ozean begleitet, waren Zeuge des feierlichen Aktes geweſen, da der deutſche Eiſenbahnkönig von Amerika mit eigener Hand den letzten Bolzen in die letzte Schwelle trieb und damit eine neue Verbindung zwiſchen den beiden Weltmeeren herſtellte, und hatten ſiegreich der Verſuchung widerſtanden, der andere erlagen, durch das goldene Thor von San Francisco die Heimreiſe anzutreten. Wir waren unſerem unternehmenden Führer überallhin gefolgt, nach dem ſtolzen Portland in Oregon und bis unter die Kanonen der bei Viktoria vor Anker liegenden engliſchen Kriegsſchiffe; jetzt ſchüttelten wir ihm die Hand zum Abſchiede, verabſchiedeten uns von ſeiner liebenswürdigen Familie und machten uns daran, ein Häuflein verwegener Abenteurer, den ſeiner wunderthätigen heißen Quellen, gewaltigen Geyſer und großartigen Naturwunder wegen berühmten „Yellowſtone-Nationalpark“ zu beſuchen. Unſere Partie beſtand zur Hälfte aus Engländern, zur Hälfte aus Deutſchen, jene vom engliſchen Geſandten in Waſhington, Mr. Sackville Weſt, begleitet, wir vom deutſchen Geſandten, Herrn von Eiſendecher, und damit auch das Schöne und Liebliche nicht fehle, ſo hatte unſer Geſandter ſeine junge Gemahlin mit ſich genommen, der engliſche Geſandte eine hübſche Tochter, die von den jüngeren Herren der Geſellſchaft zahlreicher Aufmerkſamkeiten ſich zu erfreuen hatte. Noch nie hatte der Yellowſtonepark, dieſes im nordweſtlichen Winkel des Territoriums Wyoming gelegene Wunderland des amerikaniſchen Nordweſtens, ſo viele Notabilitäten zuſammengeſehen wie bei dieſer Expedition. Außer dem kaiſerlich-deutſchen Generalkonſul A. Feigel in New York, dem kaiſerlichen Konſul Ottomar von Mohl in Cincinnati und dem öſterreichiſchen chargé d'affaires, Grafen Lippe-Weißenfeldt waren folgende deutſche Herren hier vereinigt: der bayeriſche Oberſt und Kommandeur der erſten Kavalleriebrigade, Emil Ritter von Xylander, der Geheime Oberregierungsrat Dr. Alfred von der Leyen aus Berlin, Senator Dr. Albert Groening aus Bremen, jener echte deutſche Patriot, der im Jahre 1870 das Gewehr auf die Schulter nahm und als gemeiner Soldat mit nach Frankreich marſchierte, Geh. Rat Profeſſor Dr. A. W. Hofmann aus Berlin, Profeſſor Dr. Zittel aus München, die drei Reichstagsabgeordneten Profeſſor Dr. Gneiſt, Stadtrat Dr. Max Weber und Dr. Georg von Bunſen, Leutnant Pertz vom Eiſenbahnregiment, Geh. Hofrat Profeſſor von Holſt aus Freiburg i. B. nebſt ſeinem Freunde, dem Miniſterreſidenten a. D. Dr. Rud. Schleiden, Nikolaus Mohr von der Weſerzeitung, Dr. A. Eiſenlohr aus Heidelberg und — last, but not least, das Lieblingskind der Muſen, der den Leſern des „Daheim“ ſehr gut bekannte Maler Konrad Dielitz.

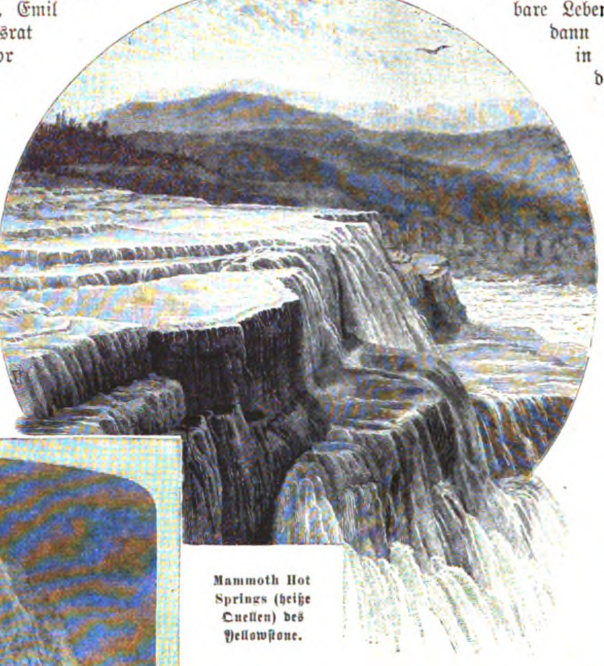


Beehive (Bienenkorb) Geyser im Yellowſtone-Nationalpark.

Deutſch-Amerika war durch K. Schurz und Gouverneur Salomon vertreten, England vor allem durch Profeſſor James Bryce von der Univerſität zu Oxford und dem jungen Bankier Benſon aus London, die beide ganz vorzüglich deutſch ſprachen und nicht wenig dazu beitrugen, ein freundſchaftliches Verhältnis zwiſchen Deutſchen und Engländern anzubahnen. Die ganze Expedition ſtand unter Befehl des Herrn Henry J. Winſer von der Nord-Pacificbahn, der, zwölf Jahre lang Konſul der Vereinigten Staaten am Hofe des Herzogs Ernſt von Koburg-Gotha, dort deutſche Sprache, deutſche Sitte und deutſche Herzen lieb gewonnen hatte und ſomit wohl befähigt war, einen ſolchen Zug zu leiten und ebenſo taktvoll wie liebenswürdig alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und etwaige Differenzen auszugleichen.

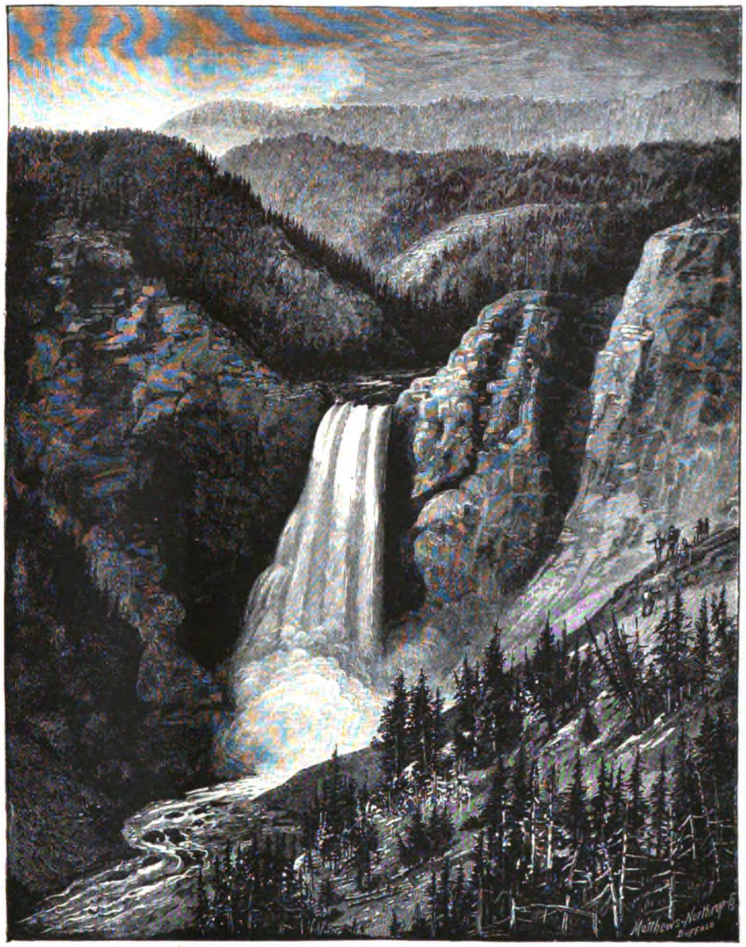
Von Livingſton aus führt eine ſiebenundfünfzig (engliſche) Meilen lange Zweigbahn, die während unſerer Fahrt nach dem Stillen Ozean erſt fertig geworden war, durch eine maleriſche Gegend, an Höhenzügen, Gehölz und Anſiedlungen vorbei, bis ſieben Meilen von der Nordgrenze des Parks, wo vierſpännige Bretterwagen und stage-coaches uns erwarteten und wir die ſchwellenden Samtpolſter mit harten Sitzen vertauſchen mußten. Das Gefühl der Gefahr, da wir im geſtreckten Galopp dicht am Rande hoher Abgründe dahin flogen, erhöhte den Reiz der Situation. Jetzt ſaßen wir bereit, durch einen Sprung vom umkippenden Wagen das koſtbare Leben zu retten, dann waren wir in Betrachtung der majeſtätiſchen Felsgebilde verloren und vergaßen über dem Anblick der unbeſchreiblich prachtvollen Wälder unſer eigenes kleines Selbſt und unſere winzigen Bedenken.

Hoch über uns im hellen blauen Luftrevier ſchoß ein Adler auf die zitternde Taube hernieder, leichtfüßig huſchte die Antilope über das Grün der Wieſen, im Saume des Waldes zeigte ſich das Geweih des Elchs, um gleich darauf wieder zu verſchwinden, und Myriaden wilder Gänſe und Enten bedeckten das Waſſer des Yellowſtone.



Mammoth Hot Springs (heiße Quellen) des Yellowſtone.

Um elf Uhr vormittags fuhren wir bei dem großen Hotel vor, das in der Nähe der heißen Quellen errichtet iſt, und hielten nun Kriegsrat, was ferner geſchehen ſolle. Im Parke ſelbſt iſt für die Bequemlichkeit von Reiſenden an beſonders intereſſanten Punkten durch Zelte geſorgt, aber ihre Zahl iſt ſo gering, ihre Räumlichkeit ſo beſchränkt, daß wir einander ſchrecklich geniert haben würden, wären wir alle zu gleicher Zeit gekommen. Es wurde alſo beſchloſſen, die Damen im Hotel zurück zu laſſen und in Staffeln zu reiſen. Ein Teil ſollte ſich zu Pferde voraus auf den Weg begeben, die anderen eine Tagereiſe hinterher in Wagen folgen und die Fahrgeſellſchaft am letzten Tage die doppelte Tour machen, ſo daß wir uns am Ende des vierten Tages ſämtlich wieder im Hotel zuſammenfänden. Geſagt, gethan! Unter Führung von Oberſt von Xylander, der ſich Leutnant Pertz als Adjutanten wählte, machten ſich zwölf der Herren, darunter Herr von Eiſendecher, Karl Schurz und die Profeſſoren Hofmann, Zittel und Bryce, beritten und zogen nun, von unſeren Segenswünſchen begleitet, in die weite, weite Welt hinein. Wir dagegen erſtiegen die Höhen, welche durch die wundervollen Mammoth Hot Springs (heißen Quellen) gebildet ſind. So weit das Auge hier reicht, türmt ſich Terraſſe auf Terraſſe, weiß wie der Kalk an der Wand, über deren gezackte Ränder das ſtark kalkhaltige Waſſer langſam hinabrieſelt und im Fluſſe zu verſteinern ſcheint. Blumen, die man hier ins Waſſer legt, werden ſchon im Verlaufe weniger Stunden mit einer weißen Kalkſchicht überzogen und zu Stein. Die Temperatur des Waſſers iſt ſehr verſchieden, kochend heiß in der Mitte, an den Rändern viel kühler. Am Fuße dieſer Terraſſen ſteigt eine kegelförmige Säule, die ebenfalls durch eine kalkhaltige Quelle gebildet iſt, fünfzig Fuß in die Höhe, iſt aber ſchon ſeit einer Reihe von Jahren verwittert, da das Überfließen von Waſſer und damit die Bildung friſcher Schichten ganz aufgehört hat. Dieſe wunderbaren heißen Quellen führen ihre Gewäſſer in den klaren Gebirgsſtrom, den Gardinerriver, der von Forellen wimmelt, man kann ſomit ein Fiſchlein fangen und, ohne es von der Angel und aus dem Waſſer zu nehmen, gleich nach einer Stelle führen, wo es geſotten wird. Ob freilich der in ſolcher Miſchung von Schwefel und Kalk gekochte Fiſch ſchön ſchmeckt, iſt eine andere Frage; verſucht haben wir es nicht.



Großer Fall des Yellowſtone.

Am folgenden Tage machten wir uns früh auf die Reiſe. Wir hatten zu fünf ein leichtes mit vier Pferden beſpanntes Jagdwägelchen und flogen nun luſtig durch die herrliche Gegend. Anfangs freilich flößte uns die Fahrt wieder Grauen ein. Während der erſten anderthalb Meilen ging der Weg eine ſteile Höhe hinan, längs eines Abhanges, von dem aus wir bei jedem Schritt in Gefahr waren, in die Tiefe geſchleudert und zerſchmettert zu werden. Bald ſtanden die inwendigen Räder hoch, bald die auswendigen, nicht um einen oder zwei Zoll, ſondern um einen bis zwei Fuß, dann aber rollten wir in eine ſchöne Ebene hinein, die von zahlreichen Seen durchſchnitten und mit lieblichem Grün bedeckt war. Wir befanden uns jetzt mehr als ſiebentauſend Fuß über dem Meeresſpiegel, aber die Sonne brannte ſo heiß von dem dunkelblauen Himmel hernieder, als befänden wir uns in tropiſchen Landen. Die Schönheit der Natur wird auch im „Park," wie überall in Amerika, beeinträchtigt durch die Verwüſtungen, welche Waldbrände verurſacht haben; Waldbrände, die nicht durch Zufall, ſondern durch die Fahrläſſigkeit der Menſchen entſtanden ſind. Man gibt oft den Indianern die Schuld an dieſer Roheit, indem man behauptet, ſie gingen nachläſſig mit Feuer um und brächen morgens ſtets vom Lager auf, ohne ihre Feuer auszulöſchen; aber da es im ganzen Yellowſtonepark keine Indianer gibt, ſo müſſen es wohl Weiße geweſen ſein, und zwar echte Amerikaner, die dieſen Frevel begingen. Wann wird dieſe Nation endlich weiſe Ökonomie lernen, ohne welche wirtſchaftliches Gedeihen nicht möglich iſt? — Vorbei geht der Weg an großen Feldern von halbverkohlten Bäumen, vorbei an Felſen von vulkaniſchem Glas und längs des Biberſees mit ſeinen kunſtreichen Dämmen. Plötzlich ſehen wir in der Ferne Rauch aufſteigen, von allen Seiten qualmt es empor, die Pferde ſcheuen vor dem Wagen, denn unter ihren Füßen beinahe öffnet ſich der Boden und wirft heißen Dampf in die Luft: wir befinden uns im „Norris Geyser Basin," jenem gewaltigen Hexenkeſſel, in dem es

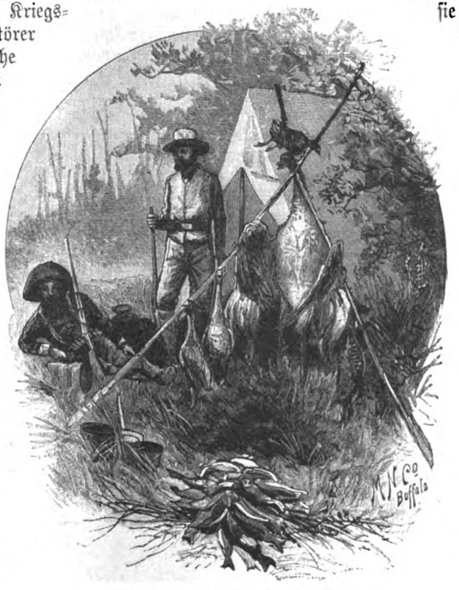
„— wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht
Wie wenn Feuer mit Waſſer ſich mengt."

In der Mitte erhebt ſich aus den Dämpfen mit plötzlicher Gewalt ein Waſſerſtrahl, tanzt einen Augenblick in der Luft und verſchwindet wieder, um in der nächſten Minute dasſelbe Spiel zu wiederholen; es iſt der ſogenannte „minute man," der noch nie ſein Publikum enttäuſcht hat. An einer anderen Stelle ſteigt eine rieſige Rauchſäule auf, und kleine Geiſer ſind überall in Thätigkeit, wohin ſich auch das Auge wendet. Ein dichter Tannenwald bildet den Rahmen dieſes wunderbaren Stückes Erde, das an großartiger Erhabenheit ſeinesgleichen ſucht.

Nachdem wir uns genugſam an dieſem hehren Schauſpiel geweidet, begaben wir uns ins Lager. Dieſes Lager wurde durch einige Zelte gebildet, in denen Matratzen lagen, während ein größeres Zelt als Speiſeſaal diente. Die Mahlzeit, die man uns zumutete, beſtand aus ſtark geſalzenem Schinken und alkalihaltigem Geiſerwaſſer. Im Territorium Wyoming, in dem der Yellowſtonepark gelegen iſt, herrſcht Frauenſtimmenrecht und deshalb natürlich auch der amerikaniſche Temperenzblödſinn. Man hatte uns gewarnt und nicht umſonſt. Zum Erſtaunen des Wirtes kamen aus allen Wagen Kiſten mit engliſchem Porter, und als wir abends am Feuer gelagert waren, ſtiegen aus dem großen Keſſel Wohlgerüche empor, die ihr Aroma nicht den Geiſerwaſſern verdankten. Wir aßen von dem köſtlichen wilden Truthahn und dem ſaftigen Elch, die unſere Jäger geſchoſſen, tranken ein Glas (es mögen auch etliche Gläſer geweſen ſein) des wärmenden Punſches und ſangen ein deutſches Lied dazu, das ſo recht von Herzen kam, ſo recht zu Herzen ging und von unſeren engliſchen Freunden lebhaft applaudiert wurde.

Es war längſt zehn Uhr vorüber, als Herr von Schauß und ich uns in unſer Zelt zurückzogen, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen; aber der Schlummer floh unſere Augen, denn im Nachbarzelte ſchnarchte es ſo entſetzlich, daß uns Hören und Sehen verging und wir uns entſetzt auf unſerem Lager aufrichteten.

„Ums Himmels willen, wer iſt der Verruchte?"



Unſere Jagdbeute von einem Tage.

„Nimrod." — Schrecklich! Was thun? — Nach kurzem Kriegsrat ſuchten wir den Störer unſerer nächtlichen Ruhe auf, drangen in ſein Zelt und weckten ihn nach langer fruchtloſer Anſtrengung auf. —

„Was iſt los, meine Herren?" —

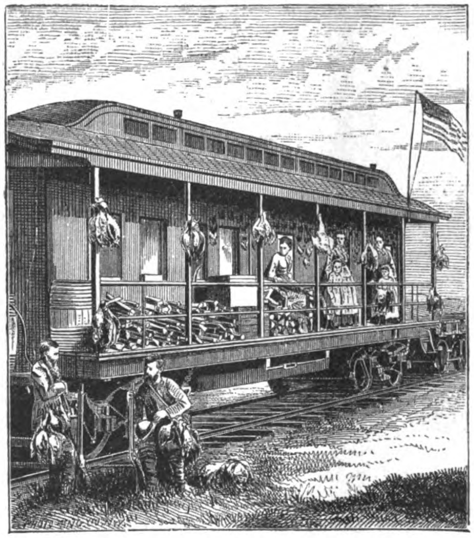
„Ein kleiner Bär iſt in unſer Zelt gekommen."

Mit einem Ruck flog der Jagdenthuſiaſt von ſeinem Lager empor.

„Wie groß iſt er denn?"

„So groß wie meine Waſſerſtiefel."

In der nächſten Minute war Nimrod in unſerem Zelte, aber der kleine Bär war ſchon wieder fort und ſeine Spur verloren. Lange, ehe der wackere Jäger vor Aufregung einſchlafen konnte, lagen wir in Morpheus' Armen und ſchliefen ſo feſt, daß ſelbſt zehntauſend Bären nicht im ſtande geweſen wären, uns aufzuwecken.



Unſer mit der erlegten Jagdbeute geſchmückter Salonwagen.

Am nächſten Morgen war es hundekalt, ſo daß alles Waſſer in Flaſchen und Becken gefroren, und man genötigt war, eine mehr als notdürftige Toilette an den heißen Quellen zu machen; eine Stunde darauf brannte die Sonne heiß vom Firmamente hernieder, als ſei es Mitte Sommer und nicht der 24. September.

Das Ziel dieſes Tages war das Upper Geyser Basin mit ſeinen rieſigen Geiſern, unter denen Old Faithful die erſte Stelle einnimmt. Alle dreiundſechzig Minuten wirft dieſer rieſige Krater eine Waſſerſäule bis zur Höhe von zweihundert Fuß empor. Mitunter erfolgt der Ausbruch ſchon früher und dann natürlich auch ſchwächer; läßt er aber einmal zwanzig oder fünfundzwanzig Minuten auf ſich warten, ſo iſt das Schauſpiel über alle Beſchreibung erhaben. Rings donnert und zittert die Erde und ſcheint die ganze Welt unter ihren Trümmern begraben zu wollen. Ein Sprudel erhebt ſich, verſinkt wieder, wird aufs neue ſichtbar, und plötzlich fliegt mit furchtbarer Gewalt die kochende Waſſerſäule aus der Tiefe empor, als wolle ſie den Himmel durchbohren und Sonne, Mond und Sterne auslöſchen. Wie nichtig kommt ſich der Menſch in ſolchem Augenblicke vor, wie fühlt er die Nähe ſeines Schöpfers in ſeinen unverſtandenen Gewalten!

Vorbei war das gewaltige Schauſpiel, und langſam näherten wir uns dem Schlunde, um, dicht an der Öffnung angekommen, unſere Taſchentücher hineinzuwerfen, ein Scherz, der zu den Traditionen des Yellowſtoneparkes gehört. Nach einer Stunde erhielten wir ſie ſauber gewaſchen zurück, und nur unſer liebenswürdiger Freund, Herr Profeſſor Gneiſt, hatte entſchiedenes Unglück; denn von zwei Tüchern, die er dem Experiment geopfert, kam das eine gar nicht, das andere arg zerfetzt zurück.

„Die richtige amerikaniſche Waſchanſtalt," ſagte er trocken, indem er das Andenken einſteckte, „die eine Hälfte behalten ſie und die andere iſt zerriſſen; Old Faithful nennt man ihn, Old Faithless ſollte er heißen."

Daß amerikaniſche Geiſer weder Treue noch Glauben verdienen, ſollte am ſelben Nachmittage noch zu ſeinem Leidweſen der junge Benſon erfahren. Mit einem Führer wanderte er durch das Labyrinth umher, als er plötzlich an eine Formation kam, die wie ein Sofa geformt war. Die ſchwellenden Kiſſen luden ihn zum Niederſitzen ein, und da der Führer ihn verſicherte, der Geiſer ſei ſchon lange tot, ſo kam er der freundlichen Aufforderung nach und ſetzte ſich nieder. Ermattet von den Anſtrengungen des Tages — er war geritten, ſtatt zu fahren — ſtreckte er die müden Glieder aus, ſein Haupt fiel zur Seite, da fuhr er plötzlich mit jähem Sprunge in die Höhe. Was war das? Ein toter Geyſer? Da möchte ich wohl einen lebendigen ſehen.

Am nächſten Tage marſchierte Benſon, ſein Pferd am Zügel, die ganze Diſtanz von ſechsundfünfzig Meilen neben uns her. Jede Einladung, ſich auf den Wagen zu ſetzen und einen von uns reiten zu laſſen, lehnte er ab, er wollte zeigen, was engliſche Energie vermöge, und wenn man ihn fragte, wie er ſich fühle, ſo ſagte er: „Danke, wie ein gekochter Krebs."

Das ganze obere Geiſergebiet iſt über vier (engl.) Quadratmeilen groß und zieht ſich an beiden Ufern des Feuerlochfluſſes hin. Der Name Firehole iſt nicht gerade poetiſch ſchön, aber treffend gewählt. Wir ſehen da den Grottogeiſer, ſo benannt nach der Form ſeines Kraters, den Beehive (Bienenſtock) und den Excelsior, welch letzterer die unangenehme Eigenſchaft beſitzt, nicht bloß heißes Waſſer, ſondern auch Steine umherzuſchleudern.

Leider nur allzubald mußten wir von dieſem Wunderlande Abſchied nehmen, da die meiſten ſich nach Hauſe ſehnten, und kehrten in unſerem Salonwagen, den „Nimrod" gar herrlich mit der von ihm erlegten Beute hatte ſchmücken laſſen, nach New York zurück. Die Erinnerung aber an die großartigen Wunder des Yellowſtoneparkes und an die vielen mit unſeren Reiſegenoſſen verlebten frohen Stunden wird allen Teilnehmern an der Feſtfahrt unvergeßlich bleiben.

* * *

Am Familientiſche.

Aus der Weihnachtslitteratur.

1. Bilder- und Geſchichtenbücher.

Den jugendlichen Beſuchern der Kinderheilanſtalt zu Frankenhauſen i./Th. wird ein allerliebſt ausgeſtattetes Buch große Freude machen, welches ſie der liebenswürdigen Vorſteherin derſelben verdanken, deren Namen ſich aus dem Pſeudonym, M. Lahnek, unſchwer erraten läßt. Es wird da in ſchlichten Reimen — illuſtriert durch zum Teil ſehr hübſche buntgedruckte Bilder — „Ännchens Badereiſe nach Frankenhauſen“ (Halle, J. Fricke) in mehreren Abſchnitten erzählt, und das ganze dortige Leben mit ſeinem Scherz und Ernſt, mit ſeinen Kurpflichten und Kyffhäuſerfahrten ꝛc. höchſt anmutig geſchildert. Übrigens werden auch Kinder, die nicht in Frankenhauſen geweſen ſind, ſich an dieſem hübſchen Buche ergötzen und, falls ſie etwa im nächſten Sommer eine Solbadekur durchmachen müſſen, ſich dadurch für Frankenhauſen aufs beſte vorbereiten und begeiſtern. Der Reinertrag des kleinen Werkes (Pr.: 3 Mk.) iſt zur Errichtung von Freiſtellen für unbemittelte kranke Kinder beſtimmt. — Wer ſeinen Kindern etwas recht Luſtiges (und zwar ohne die widerlichen Struwwelpeter- u. ä. Verzerrungen) ſchenken will, dem empfehle ich unſeres Mitarbeiters Julius Lohmeyers „Lachende Kinder“ (Leipzig, A. Dürr. Pr.: 4 Mk.) Das iſt ein geſunder und aus Liebe zur Jugend geborener Humor: Reimſcherze und Scherzreime zu einer reichen Auswahl heiterer Bilder unſerer beſten Kindermaler: Ludwig Richter, Oskar Pletſch, Fedor Flinzer, Eugen Klimſch ꝛc. Kurz: ein Buch, ganz geeignet, ein Liebling der Kinderſtube zu werden. — Daneben kann ſich ſehr wohl ſehen laſſen ein neues Bilderbuch, zu dem G. Chr. Dieffenbach und Fedor Flinzer ſich vereinigt haben: „Glückliche Kinderzeit“ (Bremen, M. Heinſius. Pr.: 5 Mk.) Sowohl die ſchlichten, herzlichen Kinderpoeſieen, in denen Scherz und Ernſt abwechſelt, wie die in Bunt- und Schwarzdruck gut ausgeführten reizenden Bilder ſind alles Lobes wert und werden Knaben wie Mädchen von 6—10 Jahren große Freude machen. — Endlich nenne und empfehle ich noch zwei kleine zierliche Bilderbücher. Das eine: „Bilder und Reime“ führt uns alte Bekannte vor, nämlich L. Richter und Wilh. Hey, aber in neuer, ſehr geſchickter Zuſammenſtellung; auch das zweite: „Kindergrüße in Lied und Bild, von Mutterhand geſammelt,“ enthält manches Altbewährte, daneben viel gutes Neues aus dem Schatze der Kinderdichtung u. Kinderzeichnung. (Stuttg., D. Gundert. Pr. à M. 1.20.)

Für Knaben von zehn bis fünfzehn Jahren ſind zwei Geſchichtenbücher höchſt geeignet trotz ihres ausländiſchen Urſprunges und trotz ihres farbloſen Titels. Sie ſtammen nämlich aus dem Engliſchen, ſind aber von Frau M. Karſtens ſo frei und friſch verdeutſcht, daß ſie ſich wie Originale leſen; ihr Titel iſt: „Ein lieber Junge“ (Baſel, Felix Schneider. Kart. 2 M. 40 Pf.) und: „Unſere vier Jungen“ (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. Geb. 2½ M.); aber der Inhalt iſt farbenreich und belebt, ja im beſten Wortſinne — ſpannend, dabei ſind beide von chriſtlichem Geiſte durchdrungen, ohne jedoch eine belehrende Tendenz aufdringlich hervortreten zu laſſen. — Für eine höhere Altersſtufe hat Oskar Höcker aus dem Feld- und Lagerleben der Soldaten des alten Fritz eine gute und reich illuſtrierte Erzählung: „Huſarenkönig und Küraſſiergeneral“ (Leipzig, Ferd. Hirt. Pr.: 5 Mk. in Prachtbd.) geliefert, welche ſich ſeiner vorjährigen, in der Zeit des großen Kurfürſten ſpielenden: „Kadett und Feldmarſchall“ würdig anreiht und mit Jubel auf dem Weihnachtstiſche begrüßt werden wird. — Für Mädchen (von 10—12 Jahren) vornehmlich eignen ſich zwei ſehr reich mit Farbendruckbildern illuſtrierte Bücher einer bisher unbekannten Verfaſſerin, Emmy v. Rhoden: „Das Muſikantenkind“ und „Lenchen Braun“ (Stuttg., Guſtav Weiſe). Beide Geſchichten ſind friſch und feſſelnd erzählt und — ohne irgendwelche Lehrhaftigkeit doch durchweg lehrreich und bildend für die jungen Gemüter.

2. Bücher für Frauen und fürs Haus.

Schenkluſtige Ehemänner, Väter, Verlobte, Brüder mache ich auf das „Album altdeutſcher Leinenſtickerei“ von Erna von Manteuffel (Harburg, Guſt. Elkan) aufmerkſam. In fünf Heften (Pr.: in eleg. Mappe 7 Mk.) wird hier der erfreulicherweiſe neubelebten Sitte, die Leinenwäſche mit farbiger Stickerei zu verzieren, durch eine reiche Auswahl ſchöner und kunſtvoller, den Arbeiten des XVI. und XVII. Jahrhunderts nachgebildeter Muſter reiche Nahrung geboten. Wer dieſes Buch verſchenkt, bringt nicht nur eine wohlthätige Abwechſelung in die öde Eintönigkeit der üblichen Stickarbeiten, ſondern trägt auch zu einem vielſeitigen, ſchönen Schmuck ſeines Hauſes bei. — Wer aber ein Geſchenk machen will, das keinerlei beſchwerliche Zumutungen an die Empfängerin ſtellt, der wähle das von Paul Thumann, GrotJohann u. a. Künſtlern ſehr ſchön illuſtrierte „Album für Deutſchlands Töchter“ (Leipzig, C. F. Amelang. Pr.: eleg. geb. 12 Mk.), welches eine reiche und geſchickte Auswahl unſerer ſchönſten Lieder und Romanzen enthält. — Will er aber das Nützliche und das Schöne mit einander vereinigen, ſo empfehle ich ihm das von Philippine Irmiſcher herausgegebene und von Jul. Beeckmann geſchmackvoll und launig illuſtrierte „Merkbüchlein für Frauen und Jungfrauen“ (München, Theod. Stroefer). Jeder Tag hat darin ein Blatt mit poetiſchem Motto; darunter iſt Raum gelaſſen für „Küchen- und Hausrezepte.“ Ob ein ſo elegant ausgeſtattetes und prächtig gebundenes Buch ſich zum Hausgebrauch praktiſch erweiſt, iſt eine andere Frage — auf dem Weihnachtstiſche wird es aber ſich herrlich ausnehmen und die Herzen vieler Frauen und Jungfrauen entzücken. — Sehr willkommen wird der Frauenwelt, wie dem ganzen Hauſe die von Kögel, Baur und E. Frommel herausgegebene „Neue Chriſtoterpe für 1884“ (Bremen, Müller, 378 S. Mk. 4) ſein, die u. a. „en holſteenſche Vertellen: Unſ' Herrgott un de Nimodſchen“ von Fries; eine Erzählung von Rich. Leander und eine Weihnachtsgeſchichte von H. Steinhauſen enthält und keiner weiteren Empfehlung mehr bedarf. — Ebenſo braucht Otto Funckes neueſtes Buch: „Engliſche Bilder in deutſcher Beleuchtung“ (Bremen, Müller, 326 S., Mk. 3) nur genannt zu werden, um auf Beachtung bei der Geſchenkauswahl zu rechnen. Es enthält für Frauen beſonders viel Beherzigenswertes, iſt aber ſonſt auch ſo recht ein Buch für gemeinſame Lektüre, die nicht anregender gedacht werden kann, die freilich auch hie und da zum Widerſpruch reizen wird. Übrigens iſt es keineswegs ein Lobgeſang auf engliſche Zuſtände, ſondern wirklich, was ſein Titel beſagt: eine deutſche Beleuchtung derſelben voll Anerkennung des zu Lobenden, aber auch reich an kritiſchen Hieben, wo es not thut.

3. Bilder aus vergangener Zeit.

Eine willkommene Ergänzung zu den Riſtſchen Lebenserinnerungen (vgl. Jahrg. XVII, S. 159) ſind die „Bilder aus vergangener Zeit,“ deren ſoeben erſchienener erſter Teil (1760—1787. Bilder aus Piter Poels und ſeiner Freunde Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 467 S. Pr.: 7 M.) uns außer den Denkwürdigkeiten Piter Poels in kurzen treffenden Zügen die der Riſtſchen Zeit vorangegangene Generation vorführt, während in dem zweiten noch ausſtehenden Teil die unter der korſiſchen Zwingherrſchaft aufgewachſene Generation in dem Bilde Karl Sievekings, des bekannten Förderers des Rauhen Hauſes, vorgeführt werden ſoll.

Den Mittelpunkt des Ganzen bildet ein Kreis Hamburger Familien, der — durch äußere wie innere Verwandtſchaft zu einer Familie zuſammengewachſen — die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bedeutendſten Männer Hamburgs (Dr. med. Reimarus, Sohn des bekannten „Fragmentiſten,“ den Kaufmann J. G. Sieveking, Vater von Karl Sieveking, Freiherr Caspar v. Voght, Piter Poel u. a.) in ſich faßte und zu den edelſten Geiſtern der Zeit wie Klopſtock, dem Philoſophen Jacobi, Claudius, J. H. Voß, Alex. v. Humboldt u. a. in nahen Beziehungen ſtand.

Aus den größtenteils ungedruckten Familienpapieren dieſes Kreiſes iſt nun der obenerwähnte erſte Teil der „Bilder aus vergangener Zeit“ hervorgegangen. Derſelbe entwirft uns nicht nur ein anſchauliches Bild von dem Zuſammenleben „der Familie,“ ſondern läßt uns auch auf Grund der Reiſen und Erlebniſſe Piter Poels einen tiefgehenden kulturhiſtoriſchen Einblick in die bewegte Zeit der franzöſiſchen Revolution gewinnen.

Piter Poel, am 17. Juni 1760 in Archangel geboren, war der Urenkel Piter Poels, eines jener Schiffsbaumeiſter, bei denen Peter der Große die Schiffsbaukunſt erlernt hatte. Sein Großvater zog auf den Ruf des Zaren nach Petersburg, von wo aus ſich der Vater unſers Poel nach Archangel begab, bald aber nach Hamburg überſiedelte. Die Erziehung P. Poels war durch den frühen Tod ſeiner beiden Eltern eine mangelhafte. Als ſechzehnjähriger Knabe wurde er ſchon von ſeinem Vormund nach Bordeaux geſchickt, um dort den Handel zu erlernen. Von Bordeaux ging er nach Genf und bereitete ſich hier zu weiteren Studien an der Göttinger Univerſität gründlich vor. In Göttingen hielt er ſich drei Semeſter auf, die hauptſächlich der Vorbereitung auf die diplomatiſche Laufbahn gewidmet waren. Dieſe begann er in Petersburg als „Secrétaire interprète“ beim Miniſterium des Äußeren. Jedoch beſtimmte ihn die unter Katharina II herrſchende Verderbnis, ſich ſeine Unabhängigkeit zu ſichern, zu welchem Zwecke er ſich nach Schweden begab, um von dort aus ſeinen Abſchied zu erwirken. Nachdem er dieſen erlangt, finden wir ihn wieder auf der Reiſe nach Hamburg, von wo aus er noch mit ſeinem Freunde Voght Frankreich und England bereiſte. Zurückgekehrt heiratete er die Tochter des durch ſeine Handelswiſſenſchaft berühmten Prof. Büſch und gehört von nun an ganz „der Familie“ an.

An dieſe Bilder aus Poels Leben ſchließen ſich die Hauptzüge aus des Freiherrn v. Voght nicht weniger bewegtem Leben. Wir erwähnen hier nur die Bedeutung, die ſich Voght durch die Neugeſtaltung des Armenweſens in ſeiner Vaterſtadt erworben hat. Von welchem Einfluß dieſe geweſen ſein muß, beweiſen nicht nur die Rufe, die an ihn von Berlin und Wien aus ergingen, ſondern auch die Aufmerkſamkeit, die derſelben in Frankreich, wo ſogar Vorleſungen darüber gehalten wurden, wie in England, geſchenkt wurde.

So bieten die „Bilder aus vergangener Zeit“ auch über den engeren Kreis „der Familie“ hinaus ein weitgehendes Intereſſe und laſſen den Leſer dem zweiten Teil mit Spannung entgegenſehn.

Robert Koenig.

Rechtsrat.

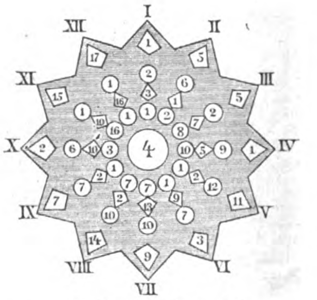
Durch den Betrieb der jetzt überall auf den Gütern in Gebrauch befindlichen Dampfdreſchmaſchinen entſteht ein weithin hörbares, ſinnbetäubendes Gebrumme und Geſumme. Selbſt, wenn der Ausdruſch auf dem Felde von den bewohnten Ortſchaften entfernt, vorgenommen wird, iſt der Lärm einer ſolchen Maſchine für die Bewohner der in der Nähe befindlichen Ortſchaften kaum erträglich. Vollends unerträglich aber iſt der Lärm, wenn der Dampfdreſchkaſten auf dem Gutshof innerhalb des Dorfes arbeitet. Fenſter und Gläſer klirren und das bald ſtärkere bald minder ſtarke Gedröhne macht, ſo lange die Maſchine arbeitet, was in der Regel wochen- und monatelang dauert, jede geiſtige Arbeit unmöglich. Einſender iſt dann während der ganzen Zeit gezwungen, abends und nachts zu arbeiten.

Nach einer Notiz in einem hieſigen Lokalblatt ſoll das Oberlandesgericht in Frankfurt a. M. eine vor dem ſtörenden Lärm, welcher durch den Betrieb einer Dampfmaſchine verurſacht wird, ſchützende Entſcheidung, welche das Kammergericht adoptirt hat, im Dezember vorigen Jahres getroffen haben. Doch habe ich mich bisher vergeblich bemüht, dieſelbe ausfindig zu machen. Den Rechtsrat des Daheim erlaube ich mir deshalb um geneigte Nachforſchung ganz ergebenſt zu bitten. Sollte die obengenannte Notiz auf einem Irrtum beruhen, dann bitte ich, mitteilen zu wollen, ob es vielleicht eine Polizeiverordnung gibt, auf grund welcher der Betrieb einer Lärm erregenden Dampfdreſchmaſchine innerhalb bewohnter Ortſchaften inhibiert werden kann. **L. in R.**

Die Entſcheidung iſt diejenige des I. Zivilſenats des Reichsgerichts vom 29. März 1882 (Entſch. des R.-G. Bd. 6. S. 217) welche, die Vorentſcheidung des Oberlandesgerichts in Frankfurt a. M. beſtätigend ausführt, daß die ſogen. actio negatoria auch wegen übermäßigen Lärmens im Nachbarhauſe begründet ſei.

Es iſt anzuerkennen, ſo führt das Reichsgericht aus, daß das Grundeigentum nicht bloß in körperlicher Einwirkung auf das Grundſtück beſtebt; das Eigentum wird von dem Menſchen ausgeübt nicht um der Sache willen, ſondern um des menſchlichen Bedürfniſſes willen, welches durch die Sache befriedigt wird. Das Recht an der Sache wird verletzt, nicht bloß wenn die Integrität der Sache beſchädigt wird, ſodaß ſie aus dieſem Grunde nicht mehr dem Bedürfnis, für welches ſie beſtimmt iſt, ſo dienen kann wie im unverletzten Zuſtande; ſondern auch dann, wenn die Benutzbarkeit der Sache für Menſchen aus einem Grunde verhindert oder erſchwert wird, welcher ſich gegen die Menſchen ſelbſt richtet, deren Bedürfnis durch die an dieſer Stelle befindliche Sache befriedigt werden ſoll. Wenn die Bewohnbarkeit eines Hauſes dadurch verhindert oder erſchwert wird, daß auf dem Nachbargrundſtücke ein fortwährendes außergewöhnliches Geräuſch verurſacht wird, ſo wird dadurch nicht weniger das Eigentum an dem zum Wohnen beſtimmten Hauſe verletzt, als wenn von dem Nachbargrundſtücke Steinſplitter über die Grenze herüberfliegen, oder wenn von dort aus Gaſe herüberdringen, welche das Brunnenwaſſer vergiften und dergl. Infolge davon, daß die Grundſtücke neben einander liegen, ſind die Eigentümer darauf angewieſen, in der Benutzung je ihres Grundſtücks auf die Benutzbarkeit der benachbarten Grundſtücke Rückſicht zu nehmen. Denn in der Rechtsgemeinſchaft des Staates hat das Eigentum des Einen denſelben Anſpruch auf Anerkennung wie das Eigentum des Andern. Eine Modifikation erleiden dieſe Sätze allerdings dann, wenn ein für das allgemeine Bedürfnis notwendiges Gewerbe überhaupt nicht anders betrieben werden kann, als unter Erregung eines den Menſchen beläſtigenden Geräuſches, gleichviel an welcher Stelle und in welcher Weiſe das Gewerbe betrieben werden mag. Mit dieſer Maßgabe, deren Vorausſetzungen im vorliegenden Falle nicht vorhanden zu ſein ſcheinen, beſteht die privatrechtliche Verpflichtung, Einrichtungen zu treffen, welche den mit dem Betriebe der Maſchine verbundenen Lärm und die damit verbundene Erſchütterung des betroffenen Hauſes auf ein erträgliches Maß zurückführen, ſowie den aus der früheren Einrichtung entſtandenen und noch entſtehenden Schaden zu erſetzen. Sofern nicht nur das Intereſſe eines Einzelnen, ſondern ein öffentliches Intereſſe in Frage kommt, kann die Polizeibehörde dergleichen Verfügung treffen. Befinden ſich in der Nähe Kirchen, Schulen, Krankenhäuſer, Heilanſtalten oder ähnliche öffentliche Gebäude, ſo kann ſogar der Betrieb an der betreffenden Stelle unterſagt werden.

In unſerer Spielecke.



1. Sternarithmogriph.

Erſetzt man die Zahlen der Sternfigur durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo erhält man 12 Wörter, welche aus je fünf Buchſtaben beſtehen und einen gemeinſamen Endlaut haben. Die Anfangsbuchſtaben dieſer Wörter ergeben den Namen eines Mannes, welcher ſich um Deutſchlands Einigung und Kräftigung unſterbliche Verdienſte erworben hat.

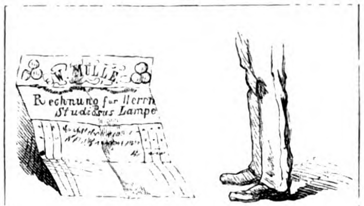
I. Ein Stern.
II. Eine Stadt in Preußen.
III. Ein Nebenfluß der Donau.
IV. Eine Himmelsgegend.
V. Ein berühmter Dichter.
VI. Ein Held der griechiſchen Sage.
VII. Eine franzöſiſche Feſtung.
VIII. Ein Kurort.
IX. Ein altteſtamentlicher Name.
X. Ein großer Strom.
XI. Eine Stadt in Preußen.
XII. Ein Interpunktionszeichen.

2. Dreiſilbige Scharade.

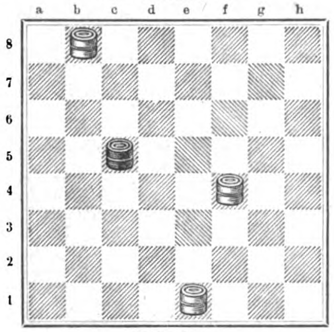
Von den zwei Erſten beſchattet, dehnt ſich die friedliche Dritte,
Und das Ganze erhob oft ſie im lieblichen Lied.

M. R.

Bilderrätſel.



Dameſpielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

3.

Welche drei zweiziffrigen Zahlen ſind größer als 30, kleiner als 40 und ergeben, zuſammen addiert, dasſelbe Reſultat, welches man erhält, wenn man ihre drei Einer mit einander multipliziert?

4. Homonym.

Ich bin ein Trank voll Würze und voll Kraft,
Von alters her bei unſerm Volk in Ehren;
Und ein bewährter Mann der Wiſſenſchaft,
Der ſich bemüht auch Laien zu belehren.
Gern ſieht im Wald der Jäger mich als Tier.
Froh kehrt er heim, wenn er mich hat geſchoſſen;
Doch widerfährt dies Schickſal, Leſer, dir
Biſt du gewiß verlegen und verdroſſen.

R. M.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 8.

1. Zweiſilbige Scharade: Ehrgeiz.

2. Geographiſches Rätſel.

B	o	r	o	d	i	n	o
R	**E**	c	k	n	i	t	z
E	t	**R**	u	r	i	e	n
T	e	n	**E**	s	s	e	e
A	n	t	i	**S**	a	n	a
G	a	l	i	z	**I**	e	n
N	a	r	b	o	n	**N**	e
E	s	t	r	e	l	l	**A**

O. W.

3. Ranke.

Schachaufgabe.

1. Df4—c4 Dc1—c4:,—g5
2. Sd3—b2 oder Dc1 anders
oder Tb5—a5♯
A.
1. . . . Lf1—d3:,—h3:
oder c6—b5:
2. Tb5—a5♯, oder Sd3—c5♯

Bilderrätſel.

1. Rinaldini. R in A 2 L D in J. — 2. Bei Leibe nicht.

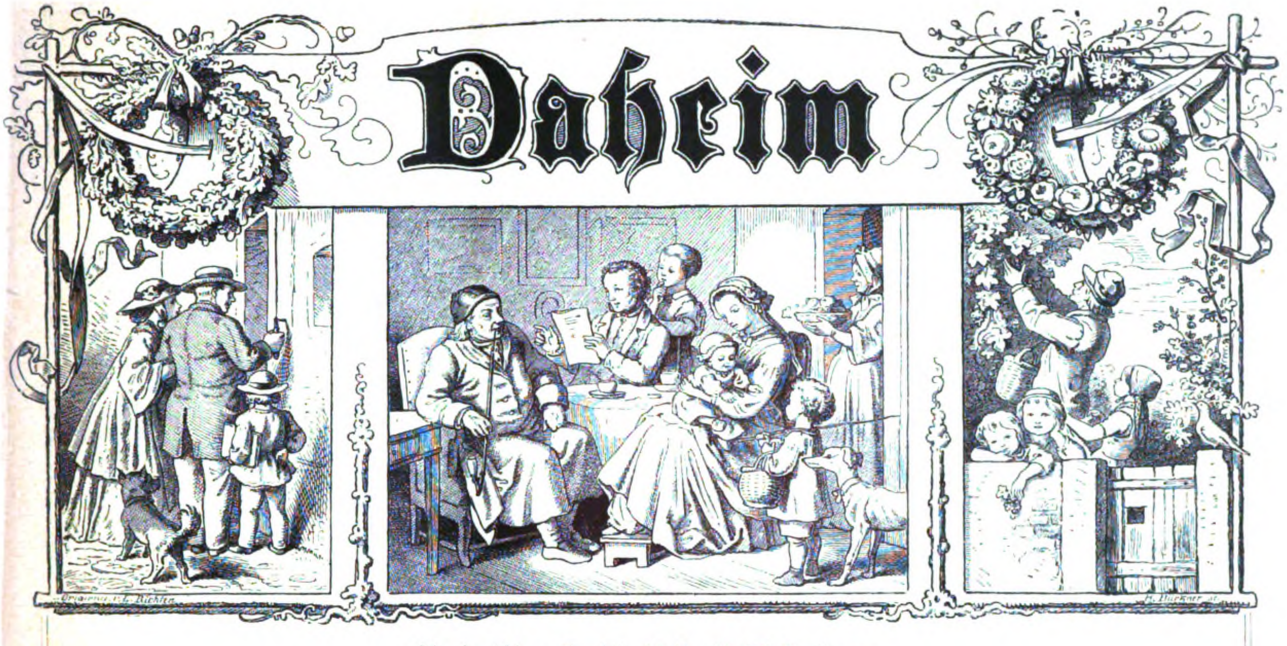
(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Inhalt: **Er lebt!** (Fortſetzung.) **Eine Erzählung von E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.) — **Ein hochnotpeinliches Halsgericht.** **Bild von B. Vautier.** — **Die Poeſie des Krieges und die Kriegspoeſie.** Von Fedor v. Köppen. — **Ein ärztlicher Wink für junge Damen.** — **Der Münchener Knabenhort.** Von Herrmann Vogt. — **Reiſeabenteuer im Yellowſtone-Nationalpark.** Von Richard Goerdeler. Mit ſechs Abbildungen. — **Am Familientiſche:** Aus der Weihnachtslitteratur. (Bilder- und Geſchichtsbücher. — Bücher für Frauen und fürs Haus. — Bilder aus vergangener Zeit.) Von Robert Koenig. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Herausgegeben von **Otto Klaſing** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Dezember 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. No. 10.

Er lebt!

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

XIII.

Es iſt ſchwer zu ſagen, was durch Doktor Edzards Seele ging, als er in dieſer Mondnacht ſchlaflos ſein Arbeitsſtübchen und die Bibliothek durchſchritt und, aus dem Fenſter lehnend, in die ſilberduftige Ferne ſpähte, als müſſe jener Duft Geſtalt annehmen und ihm ein helfender Engel werden. Zum erſtenmale fühlte er ſich ſeinem mutterloſen Kinde gegenüber ganz ohnmächtig, des Mutes entbehrend.

Wäre er der Vater nach landläufiger Schablone geweſen, ſo hätte er einfach den Gegenſtand der Gefahr entfernt oder ſeine Tochter auf Reiſen geſchickt mit dem Machtgebote, zu vergeſſen; aber ſo zu handeln, hätte ſich mit ſeinem Charakter und ſeinen Grundſätzen nicht gereimt. Der Arzt und der Vater ſtritten in ihm um die Herrſchaft.

„Du haſt die Behandlung dieſes Falles übernommen und mußt ſie zu Ende führen,“ ſprach der Arzt, „deine feſte Überzeugung ſagt dir, daß gerade hier der Boden iſt, der dem Leidenden vollſte Geneſung erſprießen läßt, aber — ohne das ſonnige Auge deines Kindes iſt dir die Bearbeitung dieſes Bodens eine mühſelige Aufgabe!“ — „Und doch,“ ſprach der Vater, „wäre es nicht beſſer, die mühſelige Aufgabe zu löſen, auf das ſonnige Auge zu verzichten, um des Herzens willen, das der Quell des Sonnenſcheins iſt?“

Er ging geſenkten Hauptes, die Hände hinter ſich verſchränkt, auf und ab. — Sie ſollte alſo vielleicht ſein eigenes Los teilen, jene Schmerzen in ihrer jungen Bruſt fühlen, die er gefühlt hatte, einſt, als er ſeine erſte heiße Liebe aus dem Herzen reißen mußte. Großer Gott! was hatte es ihn, den Mann, gekoſtet, zu vergeſſen, zu verwinden! Und ihm ſtand damals der gerechte Zorn hilfreich zur Seite, ſie aber würde fort und fort im Banne der Liebezahlſchen Augen weiterleben ohne jenen finſteren Helfer, der die Leidenſchaft leidenſchaftlich tötet.

Jene Augen! — „Auch ich hab' euch niemals vergeſſen können!“ ſagte der alte Mann laut vor ſich hin und ging und nahm Mattea Kaldenhoffs Photographie aus ſeiner Schreibmappe. „Warum verfolgſt du mich? Warum kommt mir durch dich das größte Leid wieder und wieder?“ ſprach er, und ſeine Blicke hefteten ſich unter gefalteten Brauen hervor in die ſchönen dunklen Augen des kleinen Bildes. „Nein — ich thue dir unrecht, Mattea. Ahnteſt du denn, daß ich eine Tochter habe, die deinen Sohn lieben würde? oder hätte ich berechnen und vermuten und dir deine Bitte abſchlagen ſollen? Er wußte wohl, was er that, als er dich bitten ließ! Homo sum! homo sum! — Und mein Kind iſt meines Blutes,“ fuhr er in ſeinen Gedanken fort. „Sie hat ihr ganzes Herz verſchenkt, gerade wie ich einſt — aber — iſt denn von ihr meine kalte Mannesenergie zu verlangen, die der proſaiſchen Vernunft neben dem Herzen Platz erkämpft und nicht nur Platz, ſondern Herrſcherrechte? — O wäre ſie, wie ihre Mutter war, ruhig, klar, kühl, wie es mir vor Jahren ſo wohl that! Ja, lebteſt du noch, Eliſabeth, und hätteſt ſie mir behütet!“

Er durchdachte den verfloſſenen Abend nochmals und jene Stunde auf der weißen Bank, in der ihm Manfred, von Scham und Entrüſtung zu Boden gedrückt, des alten Gärdes giftige Enthüllungen mitgeteilt hatte. Wie ſeine eigne Schuld nahm er die Schuld der Mutter auf ſich und ließ es ſeinen Wirt fühlen, wie unerträglich, wie demütigend ihm die Großmut war, die man ihm auf Eichweide bewies. Und doch, lag nicht in ſeiner Bitte: „Laſſen Sie mich ſühnen, vergeben Sie meiner Mutter; das Leben hat ihr harte Buße auferlegt!“ der vollſte Triumph für den Arzt, der die krankhaften Gefühle und unnatürlichen Ideen ſeines Patienten ſchwinden ſieht und geſunden Platz machen unter dem Einfluſſe eines Gewaltmittels, wie dieſe Gemütserſchütterung es für Manfred war?

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Alles iſt längſt vergeben,“ hatte der Arzt geſagt, „ſühnen Sie — wenn überhaupt die Rede davon ſein kann — ſo, daß Sie Ihren Stolz bezwingen und ohne Nebengedanken weiter genießen, was Sie unnötigerweiſe Großmut nennen, bis ich Ihnen, als einem ganz Geſunden, Lebewohl ſage.“

Sie hatten ſich die Hände darauf geſchüttelt, und Doktor Edzard war nicht der Mann, der auch das kleinſte Tittelchen eines gegebenen Wortes brechen konnte. Seiner verſtorbenen Frau Lieblingsſpruch fiel ihm ein: „Sorge, aber ſorge nicht zu viel, es geſchieht doch alles, wie Gott es will!“ —

Er ſetzte ſich in ſeinen Schaukelſtuhl, ſchloß die Augen und verſuchte ſo den Schlaf herbei zu locken, der nicht kommen wollte. Endlich gab er es auf, zündete ſeine Lampe an, nahm ein neuerſchienenes pathologiſches Werk zur Hand und begann mit dem Aufſchneiden und Durchblättern desſelben.

Draußen ſank der Mond feurig unter und die perlgraue Dämmerung kämpfte mit dem erſten fahlen Gelb des Morgens im Oſten über den dampfenden Wieſen. Die Hähne krähten und das Vieh brüllte melancholiſch; im tröpfelnden Gezweig ſchüttelten die Vögel ihr Gefieder und ſtimmten ihre Kehlen. Mit dem rotgoldenen Lichte zugleich, das ſich, durch die zitternden Eſchenblätter gebrochen, ſtrahlend ins Bibliothekzimmer ſtahl, wurde auch der Hof lebendig. Die Glocke im Lindenbaum gab ihre kurzen rufenden Klänge zum Arbeitsanfang.

Der Doktor klappte ſein Buch zu, löſchte die Lampe und ging leiſen Trittes in die Halle hinunter. Drinnen bei Matty war's noch totenſtill; als er an Manfreds Thür vorüber kam, deuchte es ihn, daß er Stuhlrücken und vorſichtiges Durchſchreiten des Zimmers hörte. Er legte die Hand ſchon auf den Drücker, um nach dem Rechten zu ſehen, aber er beſann ſich eines anderen.

Die Halle war noch verödet. Das Nachtlämpchen kniſterte in den letzten kurzatmigen Zügen, die Luft war dumpf und eingeſchloſſen, Mamſell kam gerade mit Schlüſſelbund und Brotteller durch die Dielenthür und ruhte nicht eher, als bis „der Herr“ wenigſtens ein Schälchen Leutekaffee getrunken hatte, bevor er ſich auf ſeinen frühen Gang machte: „wohin denn, für den Fall, daß Bauer Eggerſen wegen der kranken Frau vorfragen käme? — Sie ſoll man recht leege ſein, Herr Doktor, ſagte Line Carſtens geſtern abend, und das Kind 'n wahrer Jammerlappen. Kein Wunder, Herr Doktor, das ſechſte in ſechs Jahren!“

„Gut, ſo werde ich ganz ſicher zwiſchen acht und neun in Fährdamm vorſehen, ſage Sie das Eggerſen, Jette. Fräulein ſoll etwas Kleinkinderzeug und Leinwand zuſammenpacken, eine Flaſche alten Wein dazu und alles zeitig hinaus ſchicken.“ — Damit empfahl ſich der Doktor.

Im Felde trillerten die Lerchen und der Himmel lag wolkenlos über der Erde: ein Erntetag, wie man ihn nicht ſchöner wünſchen konnte. Schweigſam dehnten ſich die Wieſen zum Horizont hin und wuchſen dem zweiten Schnitte entgegen; auf dem Kälberkamp, wo jetzt die ſchönſten der Milchkühe weideten, hantierten die Melkmädchen geſchäftig mit den blanken Eimern und Melkſtühlen, Strohm, der einäugige Spitz, kläffte zänkiſch gegen die Umzäunung und von der Fohlenkoppel her ließ ſich das Wiehern und Stampfen der jungen Tiere vernehmen. Auf die beiden ſchönen Rappfohlen hatte Aaron Roſenzweig, der alte Lübberswerder Roßhändler ſein Augenmerk gerichtet und heute wollte er gegen Mittag herüber kommen, um den Kauf abzuſchließen. Manfred mochte als Sachverſtändiger ſein Wort dabei ſprechen.

„Ich will verſuchen, ihn mehr und mehr in meine Intereſſen hinein zu ziehen,“ ſagte ſich der Doktor, ſeufzte nachdenklich und rieb ſich die Stirn. Auf der Elſumbrücke blieb er ſtehen, und wie ſchon ungezähltemale, ſo auch heute ſchmeichelte ſich die ganze Schönheit des Morgens gerade an dieſer Stelle in ſein Herz: der Duft auf Waſſer und Waldung, die anmutigen Windungen und die Lebhaftigkeit des Fluſſes mit ſeinen auf- und abkreuzenden Ruderkähnen und Segelbooten. Über das Grün hinausragend der Elſumer Kirchturm, im Vordergrunde, unfern der Brücke, die große Schiffswerft, in der es pochte und hämmerte. Wohl ſchweiften die Gedanken, die ſich an das Gerippe des halbvollendeten Seglers hafteten, unwillkürlich in weite, heiße Fernen hinaus, aber raſch und gern kehrten ſie zurück und empfanden den Zauber der Heimatsſcholle zwiefach. Die Nähe war gar zu traut.

Der Doktor ging von der Brücke geradewegs in das Haus des Zollaufſehers und trat, ohne anzuklopfen, in die Stube. Die Morgenſonne beleuchtete das kahle, unwirtliche Gemach, deſſen einzig gemütlicher Gegenſtand eine ſehr alte Pendeluhr mit buntem, arg verräuchertem Gehäuſe war. Der Stube gegenüber befand ſich das dumpfige Geſchäftslokal, vollgepfropft von Wagen, Tarifen, Siegel- und Stempelgeräten, auf dem Pulte das großmächtige Tintefaß mit den Gänſekielen daneben.

Gärdes ſaß, noch im Nachtkamiſol und Filzpantoffeln, inmitten ſeiner Stube am Tiſch; nebenan in der Schlafkammer trichterte die kleine Stundenmagd den Kaffee und ſchüttelte die großkarierten Federbetten in den Zwiſchenpauſen. Der Alte ſelbſt hatte die Bibel vor ſich aufgeſchlagen und las, während ſeine Lippen ſich lautlos bewegten. Als der Doktor eintrat, nickte er ohne empor zu ſehen, las noch ein paar Augenblicke, ſprach dann ein kräftiges Amen und ſchurrte den Stuhl herum.

„He, Fritz! 'n Morgen, ſchon ſo früh zu Gange? Setz dich, ſetz dich — ich will mir man flink 'n Rock anziehen.“

„Laß gut ſein, Hinnerk, ich komme ein andermal gemütlich, heute habe ich keine friedfertige Laune für dich,“ entgegnete der Arzt, ſtützte die untergeſchlagenen Arme auf die Lehne des Binſenſtuhls, Gärdes gegenüber, und richtete ſeine großen Augen auf den ungekämmten und unraſierten Geſellen im Blaudruckkamiſol.

„Du haſt mir eine ſchlafloſe Nacht und einen ſchweren Kummer bereitet, Hinnerk,“ ſagte er. „Du beleidigſt meinen Gaſt, und bringſt ihn an den Rand des Trübſinns, gegen den ich ſeit Wochen gearbeitet habe — unterbrich mich nicht — ich will ausreden! — Du brüſteſt dich mit deiner Freundſchaft für mich und thuſt wie ein Feind; du nennſt dich einen Chriſten, und wie handelſt du? Grauſamer als ein unwiſſender Heide! Wie darfſt du ein junges Leben vergiften wollen, an das du keine Spur von Recht haſt? wie darfſt du einem Kinde die Achtung vor ſeinen Eltern nehmen? Pfui, ſchäm dich, Hinnerk, du haſt ein ſchlechtes Stück auf deine alten Tage verübt, und ich habe das allerbitterſte Herzeleid davon!“

„Den Donner auch!“ fuhr der Zollaufſeher in die Höhe, und ſein Geſicht wurde ſcharlachrot, „geſtern macht der junge Menſch ſein Gedröhne, und heute du hinterher. Bin ich denn 'n Ochſe, dem man's Maul verbindet?“

„Beim Dreſchen!“ vollendete der Doktor. „Ja, man ſollte ihm's trotz der Bibel verbinden, da wo ſolch leeres Stroh gedroſchen wird! Wem denkſt du zu nützen, Hinnerk? Mir etwa? Oder willſt du einfach unſerm Herrgott mit deiner Klugheit ins Handwerk pfuſchen, und die Sünden des Vaters an ſeinem Sohne heimſuchen? Biſt du ſelber ſo ganz ohne Schuld und Fehle, daß du dich zum Richter über andere ſetzen kannſt? Ich bin es nicht, Hinnerk, und wenn du mir nicht heilig verſprichſt, nie wieder ein Wort gegen meine Freunde laut werden zu laſſen, ſo iſt unſere Freundſchaft zu Ende.“

Der Alte ſtand trotzig am Tiſch, beide Fäuſte auf die Bibel geſtemmt. Seine fahlen, wimperloſen Augen unter den buſchigen Brauen zwinkerten wie die eines böſen Vogels.

„Ich hab' meine Laſt oft genug mit den verdammten Liebezahls gehabt,“ ſagte er, „die Art mag ich nicht wieder im Lande haben, und das weißt du wohl gar nicht, daß der junge Fant deiner Tochter nachgehn thut und will ſich bei euch warm hinſetzen, Fritz.“

„Iſt es deine Tochter oder meine, die es zu verſorgen gilt? Was kümmert es dich?“ fragte der Arzt, und in ſeinen Augen blitzte es auf. „Wir ſind alte Männer, du und ich; wir werden von der Zukunft der Kinder wenig mehr erleben, und wenn wir warnen und behüten, ſo ſoll es ein Warnen und Behüten aus Liebe ſein, und nicht aus Haß. Haß treibt Giftblumen und taube Früchte! Ich, für meine Perſon mag und verdiene deinen Heiligenſchein nicht, andere haben viel Schwereres erlebt, und haben kein liebes Kind, das ihnen ihre alten Tage verſchönt, wie mir's meine Matty thut. Wo Gott Strafe gerecht findet, da gibt er ſie ohne unſer Zuthun — laß du deine ungeſchickte Menſchenhand aus dem Spiele!“

„Der Junge iſt ſonſt gerade nicht unrecht, man bloß Vater und Mutter davon!“ brummte Gärdes.

„Vater und Mutter davon ſind auch an vierzig Jahr älter geworden und ſind in eine harte Schule gegangen,“ ſagte der Doktor. „Drei Kinder haben ſie ins Grab legen müſſen, und was ſie mir in der Jugend angethan, ſie haben's hundertfach abgebüßt und von Herzen abgebeten. Der Fehler lag ſo gut bei mir, wie bei ihnen. Genug davon — das gehört nicht hierher. Gib mir die Hand darauf, daß du mit deinen dreiundſechzig Jahren ſolche Jungensbosheiten ſein laſſen willſt, und daß du einen Strich durch die Vergangenheit ziehſt.“

„Mein'swegen — ich brauch' ja nicht darüber zu muckſen, ich denk' darum doch, was ich will. Bald genug ſtopfen ſie einem ſo wie ſo das Maul mit Erde zu und kräht kein Huhn und kein Hahn mehr danach,“ murrte der Alte, dann gab er dem Doktor zögernd ſeine Hand, die Bibel lag zwiſchen ihnen, und ſchweigend deutete der Doktor mit dem Finger darauf.

Die Magd brachte den Kaffee herein und der alte Mann holte noch ein „Kümpken“ aus dem Wandſchranke:

„Geh ſitzen, Fritz, und trink 'n Kump Kaffee mit — geh ſitzen! Thu mir das nicht zum Schuur (Schabernack), daß du auf'n nüchternen Magen adjüs ſagſt!“

Der Doktor trank, und aß, obwohl er keinen Appetit verſpürte, ein grobes Butterbrot dazu; während des Eſſens fragte er den Alten ſo ruhig, als ſei nichts vorgefallen, nach ſeiner Gicht und verſprach ihm auf ſeine Bitte ein Katzenfell für den kranken Fuß. Gegen Medikamente hegte der Zollaufſeher ein tiefwurzelndes Mißtrauen. Als der Doktor gleich darauf ging, ſagte er in der Thür: „Dein Wort iſt mir gut, Hinnerk, hältſt du mir nicht jeden Buchſtaben davon, ſo mußt du dir einen anderen Arzt annehmen.“

„Nä, nä! 's ſoll dabei beſtehn bleiben, laß mich man gewähren,“ entgegnete Gärdes, brachte den frühen Gaſt bis vors Haus und kehrte dann mit verblüfftem Geſichte zu ſeinem Kaffee zurück. — Aber der Doktor wußte, daß er ſich auf des Mannes Wort verlaſſen konnte. Was über der Bibel zugeſagt wird, hält man hier zu Lande noch in Ehren.

Zehn Schritt vom Zollhauſe begegnete der Doktor ſchon Bauer Eggerſen, der ihn zu holen kam, und mit ihm umkehrte. Schweigſam und mutlos ging er neben dem Arzte: „Was ſoll werden, wenn ſie ſtirbt und ich ſitze mit den Würmern allein, das kleinſte noch nicht drei Tage alt!“ Um dieſen einen Satz drehten ſich alle ſeine Gedanken, und der Doktor vergaß im Verſuche zu tröſten und geſunkene Hoffnungen zu beleben, ſeine eigenen Sorgen ſehr bald, wie es ſeinem Berufe vor allen anderen anſteht.

XIV.

Als Matty zur gewohnten, frühen Stunde zum Thee in die Halle trat, war der Vater noch nicht zurück. Jette, die in ſehr weichmütiger Stimmung war, berichtete von Bauer Eggerſens Frau, und daß der Herr eben nach ſeiner Inſtrumententaſche geſchickt habe. Ludolf ſolle ſie hinbringen; ob Fräulein das Kleinkinderzeug und den alten Wein mitgeben möchten?

„Nein, ich beſorge es lieber ſelbſt, Jette,“ ſagte Matty ganz erſchüttert, denn die ſchwerkranke Bäuerin hatte vor ihrer Verheiratung jahrelang auf Eichweide gedient. „Die arme Geſine! Was meinſt du, ob ich wohl die kleinen Eggerſens mit hierher bringe? Vietsbohnen ſind genug und übergenug da, und wir haben noch den halben Mehlpudding von geſtern. Dann ſchick' ich die ganze Geſellſchaft nachher auf den Blumendeich in die Buxbeeren.“

„Und dann brennen ſie ſich an den Neſſeln und das Gebrülle geht los,“ entgegnete Jette und zog nachdenklich ihre Stricknadel durch den Mund. „Nein, Fräulein, ich will Ihnen was ſagen: das geht nicht! Die Gören ſind ſo jachterig und laufen dem jungen Herrn im Garten vor die Füße, und ſchmieren ſich die Geſichter ein, daß man den heißen Ekel davon kriegt, und unſer Herr iſt auch für die Ordnung und Rendlichkeit. Aber ſprechen Sie doch bei Eggerſens herein und ſagen, daß ſie die Kocherei ſein laſſen ſollen — (Line Carſtens wird ja wohl die Kinder wahren) und wenn Ludolf um zwölf das Eſſen nach dem Neuenlande fährt, kann er 'n wackern Topf Milchreis und 'n End' Mettwurſt in Fährdamm vorbringen.“

Matty ſtimmte bei und frühſtückte haſtig. Dann richtete ſie ihr Bündel, zog ihr Habit an, und ging in den Hof. Karl ſchnitt an der erſten Scheune Häckſel, pfiff dazu und ſtrahlte das junge Mädchen förmlich an, als es ihn bat, Beß aus dem Stalle zu holen.

„Gleich, gnädiges Fräulein und gern werd' ich zu Dienſten ſtehn,“ antwortete er, und lief in den Stall nebenan. „Das nenn' ich heut' morgen wieder 'nen ſchönen Anfang,“ fuhr er fort, indem er Beß herausleitete, „mein Herr Leutnant haben nämlich eben ſeine Matrijalien von Haus gekriegt, 'nen großen Packen Bücher —“

„O, Karl, was Sie ſagen!“ fiel Matty ein, und begann Beß zu ſtreicheln und zu klopfen und an den Gurten zu neſteln — „Schien er ſich denn wohl darüber zu freuen?“

„I, was wird er nicht, gnädiges Fräulein! Gottchenvergnügt iſt'r, und hat mir anbefohlen, daß ich ihm gleich nach dem Thee den Tiſch unter der Eſche zum Arbeiten zurecht machen ſoll — er meinte auch, am Ende ſchrieben gnädiges Fräulein bei dem ſchönen Wetter auch ganz gern draußen; dann würd' ich kein zweites Tintenfaß zu füllen brauchen —“ Den letzten Satz ſprach Karl mit ſchwerwiegender Betonung und ſchaute Matty liſtig aus ſeinen vergnügten Augen dabei an.

„Wie ſchade, daß ich nach Fährdamm muß!“ entfuhr es ihr — „Über die Materialien freue ich mich aber wirklich zu ſehr! So, nun will ich aufſitzen, Karl, danke ſchön — und wo iſt mein Bündel? — All right! Come along, Bessie!“

Sie trabte davon, allein nach fünf Schritten drehte ſie ſich noch einmal im Sattel um und rief zurück: „Setzen Sie Ihrem Herrn nur ja einen von den bequemen Stühlen aus der Halle an den Tiſch draußen, hören Sie, Karl!“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein, ich werd' alles beſorgen,“ ſchrie Karl zur Antwort, und als in dieſem Augenblicke Jette unter der Dielenthür erſchien, um ſich zu erkundigen: ob Fräulein denn noch nicht weg ſei? gab ihr der Burſche einen kleinen vertraulichen Rippenſtoß und fragte: „Nu, Mamſellchen, werd' ich recht bekommen oder nicht? Es wird was, ſowahr ich lebe!“

„Laß Er das Quaſſeln und bring Er ſeinem Herrn Grafen Raſierwaſſer. — Es hat ſchon zweimal geklungen!“ entgegnete Mamſell ſtreng, fügte jedoch zur Beſänftigung hinzu: „Er kann ſich nachher den anderen Band von der Kloſtergeſchichte aus meiner Stube holen für dieſen Abend — — es geht gut aus, Gott ſei Dank!“

„Na, das iſt doch ſchön, Jettchen!“ Damit ſtürzte Karl in die Küche und verbrühte ſich gleich darauf die Finger mit ſeines Herrn Raſierwaſſer; denn es klingelte zum drittenmal, als läute man Sturm.

Ihr junges Herz voll froher Gedanken galoppierte Matty auf ihres ſchlanken Pferdes Rücken dahin. Das liebliche Geſicht mit den glänzenden Augen paßte zu den Blumen am Rain und zu der friſchen Morgenluft, die ihre Stirn umſchmeichelte. Die vorüber gehenden Bauern riefen ihr guten Tag und guten Weg zu, und blickten ihr, auf den Knotenſtock geſtützt, wohlgefällig nach; die Fohlen kamen an die Einfriedigung der Koppel, und legten ihre Köpfe mit weitgeblähten Nüſtern ſchnaubend auf die ungeſchälten Stäbe, um gleich darauf halb wiehernd davon zu ſauſen und mit kräftigen Hufen das kurze Gras zu ſtampfen.

Matty hielt mit weicher Hand die Zügel und ſaß leicht und aufrecht im Sattel. Ihr war's, als müßte der heutige Tag auch ihr eine beſondere Freude bringen, das Herz klopfte ihr ungeſtüm, wenn ſie ſich's ausmalte, wie ſie gemeinſam mit Manfred arbeiten würde, ein Tiſch, ein Tintefaß, eine helle Sonne über ihnen und in ihnen? — — Sie zuckt unwillkürlich mit den Zügeln und Beß ging vom mutwilligen Canter in Galopp über.

Die Chauſſeebäume flogen vorbei, nun klapperten die Hufe des Pferdes raſch über die weiße Brücke; ein kurzer Halt und ein wortkarges Vorzeigen des Bündels an Gärdes und da war Fährdamm ſchon erreicht. Beim Bäcker wurden zwei lange Ketten Eierkringel erſtanden, und im Schritt, des ſchlechten

Pflaſters wegen, ging es dann zu Bauer Eggerſens nettem Häuschen, vor dem die fünf Kinder ganz verſchüchtert auf der Bank zuſammen ſaßen und ſich von Line Carſtens alle fünf Minuten zu Stille und Artigkeit ermahnen ließen.

Matty ſtieg ab, Eggerſen, der ſich im Hofe zu thun machte, nahm das Pferd; die Reiterin teilte ihre Kringel aus, gab Line Carſtens Beſcheid wegen des Mittagsbrotes und war ſehr froh, als der Vater, der ſie vom Kammerfenſter aus geſehen hatte, zu ihr in den kleinen Flur trat und ihr ſelbſt das umfangreiche Bündel abnahm.

„Es geht beſſer heute morgen, mein Herzchen,“ ſagte er und küßte ſeine Tochter. „Zu Tiſch werde ich wieder bei euch ſein. Sorge mir nur hübſch für die arme, kleine Geſellſchaft da draußen. Ludolf ſoll Eſſen vorbringen? Recht ſo, und für die Frau gibſt du noch eine Flaſche von dem alten Rüdesheimer und ein Dutzend Eier heraus. Nun behüt dich Gott einſtweilen; reiche mir das Rezept in der Apotheke vor und Chriſtian ſoll Aaron Roſenzweig — — nein, halt, ich will dir ein Wort für Manfred mitgeben.“

Und ſo ſchrieb er auf eine Karte: „Wollen Sie, lieber Manfred, die Güte haben, mich zu vertreten, und mit Chriſtian Siemers oder Ihrem Karl den Pferdehändler in die Fohlenkoppel zu begleiten? Sie haben Vollmacht, nach Ihrem Ermeſſen abzuſchließen.“

Matty ſteckte die Karte in das Bruſttäſchchen ihres Habits, und ritt quer durch den Buſch nach Elſum hinüber, um das Rezept abzuliefern. Zurückkehrend lockte ſie der reizende Richtweg längs des Elſumdeiches, und da, wo der verſchwiegene Pfad zum Taternloch abzweigt, hielt ſie ihr Pferd an, und ſpähte zwiſchen den alten zerborſtenen Weidenſtämmen, mit dem gekappten Schopf blaſſen Grünes auf den knorrigen Häuptern, hindurch zur Schenke. Der Rauch kräuſelte ſich über dem tiefgehenden Strohdache, man vernahm das Gackern der Hühner und das wehklagende Brüllen einer Kuh, ſonſt war alles märchenhaft ſtill in der lichten Sonnenwärme. Matty hatte oft von dem ſcheuen, tagediebenden Geſindel gehört, das dort hauſte; gar manche Nacht ſollte es blutige Kämpfe zwiſchen den Grenzjägern und Vagabunden gegeben haben, aber trotzdem: das Taternloch übte magiſche Anziehungskräfte auf die kecke Reiterin aus. Unweit der Schenke lief nämlich die ſchönſte Wallhecke am prächtigſten Graben entlang, und ſeit des Vaters Skatbrüder, zwei gewiegte Sportsmen, erklärt hatten, eine Dame könne dies Hindernis unmöglich nehmen, hatte ſie ſich's in den Kopf geſetzt, den beiden alten Herren, die ſie wie ein Backfiſchchen zu behandeln pflegten, Reſpekt beizubringen.

„Nun, Beſſie, mein Liebchen, ſind wir heute artig?“ fragte ſie, beugte ſich vor, nahm des Pferdes Kopf heran und zeigte ihm ein Stück Zucker. „Hop — la, Beſſie!“ — Die Stute ſtand wie angewurzelt, ſcharrend und abkäuend, daß der Schaum am Mundſtück troff, dann warf ſie den Kopf hin und her und blähte die Nüſtern.

„Beſſie — hop — la!“ wiederholte Matty und kitzelte die Störriſche mit der Gerte. Beſſie ſchnob unwillig und dehnte ſich auf die Hand, aber ſie begnügte ſich mit unruhigen Kapriolen und Seitengängen. Dann folgte ſie der dritten Mahnung ihrer Herrin und flog wie ein Pfeil vom Bogen geſchnellt zwiſchen den Weiden hin; vor der Hecke verweigerte ſie den Sprung, prallte zurück und peitſchte mit dem langen Schweife die Flanken.

„Du ſollſt aber!“ rief Matty, deren Geſicht vor Eifer und Ärger glühte, und in dieſem Moment kam ein Slowak vom Taternloche her und betrachtete ſich, ſtehenbleibend, die kleine aufregende Szene.

Noch einmal zwang die Reiterin das gereizte Tier zum Sprunge anzuſetzen, es hob ſich hoch in die Luft — — da klapperte und raſſelte das Blechgeſchirr des Slowaken plötzlich in unmittelbarer Nähe. Ein greller Blitz — die Sonne lockte ihn aus einem der blanken Zinndeckel — traf des Pferdes Auge, es prallte ſeitwärts, warf ſich auf die Vorderfüße zurück, machte, geblendet und entſetzt, einen verzweifelten Satz; dann lag die allzukühne Reiterin plötzlich hart an der Wallhecke, das Blut lief ihr über die Wangen und ihr Schrei machte die öde Herberge mit einem Schlage lebendig. Ein paar unheimliche Geſtalten eilten herzu, Beß jagte querfeldein bis zum Deiche, wendete um und kam zurück, ſo daß der Slowak ihr in die Zügel fallen konnte. Ein Ruck und er ſaß rittlings vor dem Sattel, ſeine Ware lag ſeitwärts im Graben wohlverwahrt; das dichte Buſch ſchlug darüber zuſammen, er ſchlang ſich die Zügel um die Hände, drückte Schenkel und Füße an und ließ das Tier laufen, wohin es wollte. Daß es ihn ſicher dem eigenen Stalle und einer klingenden Belohnung entgegen tragen würde, ſagte ſich der wilde Burſch in toller Freude. Beſſie wehrte ſich mit aller Macht, aber wie eine Klette heftete ſich ihr neuer Reiter auf ihr ſeidiges Kleid.

(Fortſetzung folgt.)

Vom evangeliſchen Pfarrhaus.

Unter den Nachklängen des Lutherjubiläums läßt man ſich gerne vom evangeliſchen Pfarrhaus erzählen. Iſt es doch ein Hauptſtück des großen Werkes der Reformation, unter Schmerzen geboren, unter Anfechtungen und Verunglimpfungen aller Art herangewachſen und ausgereift. Sehr ſchön und wahr hat es Heinrich v. Treitſchke in den feſtlichen Novembertagen uns wieder vor die Seele geführt. In ſeiner Darmſtädter Rede über „Luther und die deutſche Nation“ ſagte er:

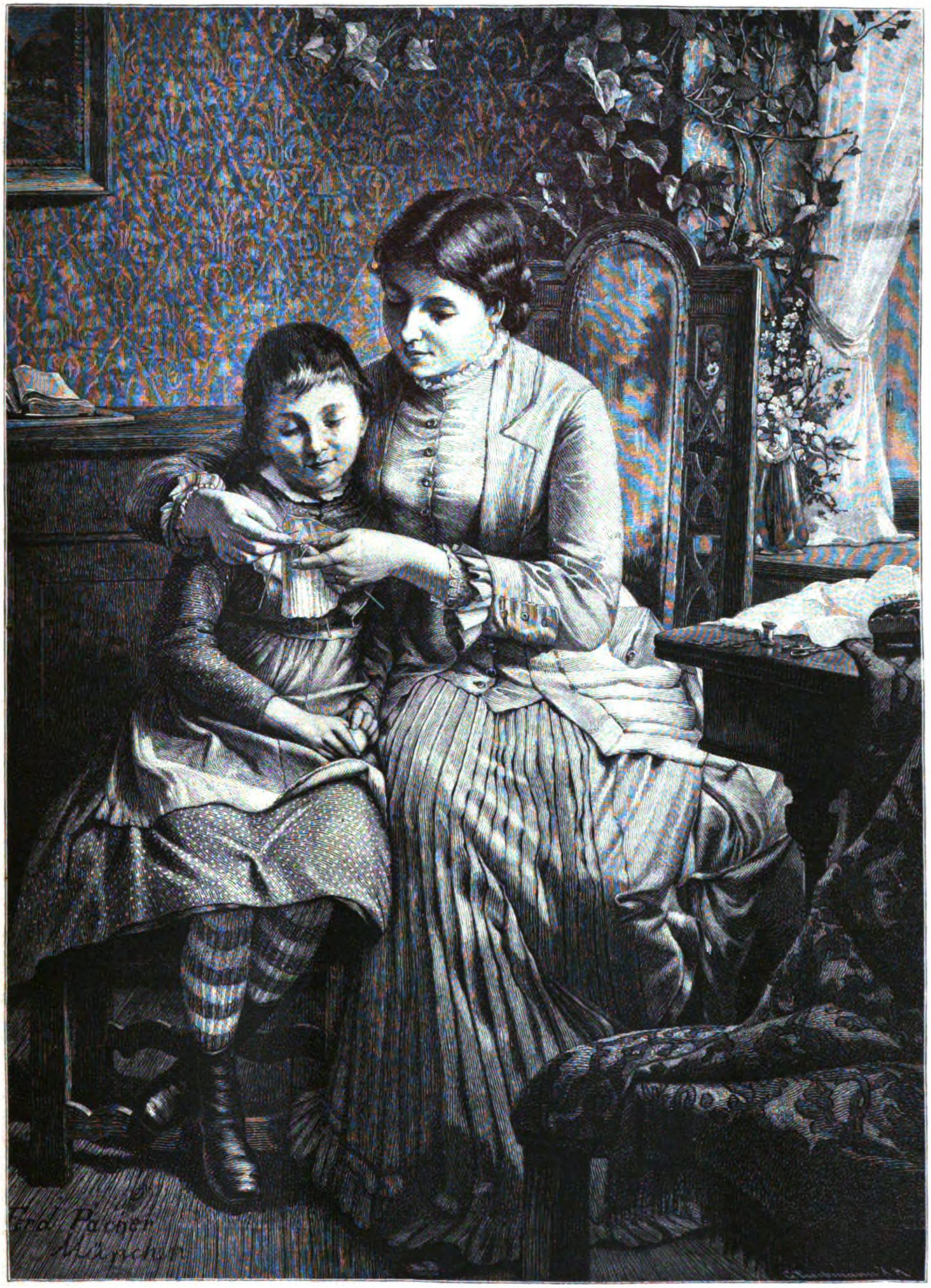
„Dies mit allen Flüchen der römiſchen Kirche beladene Haus lebt in unſer aller Herzen. Wir denken ſeiner, wenn am Weihnachtsabend vor dem Tannenbaum die hellen Stimmen unſerer Kinder die frohe Botſchaft ſingen: „Vom Himmel hoch da komm ich her;“ wir ſehen ihn vor Augen, den alten Doktor, wie er, ein Gewiſſensrat ſeiner lieben Deutſchen, allen den Zweifelnden und Beladenen, die von nah und fern zu ihm eilen, Lehre, Troſt und Hilfe ſpendet und immer mit ſeinem freien Gemüt Partei nimmt für das Recht des Herzens, für die Stimme der Natur, für die Billigkeit und die Liebe; wir hören ſein herzliches Lachen, wenn er den zagenden Melanchthon mit kräftigem Zuſpruch aufrichtet oder in neidloſer Freundſchaft die Größe ſeines kleinen Griechen preiſt; wir freuen uns ſeiner goldenen Laune, wenn er abends um ſeinen gaſtlichen Tiſch den Becher kreiſen läßt und die deutſcheſte der Künſte, Frau Muſika zu den fröhlichen Zechern ladet: „hie kann nicht ſein ein böſer Mut, wo da ſingen Geſellen gut;“ wir klagen mit ihm, wenn er überwältigt vom menſchlichſten Schmerze an der Bahre ſeines Lenchens weint. So war das erſte evangeliſche Pfarrhaus; und wie viele Thränen ſind ſeitdem von den Frauen unſerer Landpfarrer getrocknet, wie viele gute und hochbegabte Männer in dieſen friedlichen Heimſtätten einer gelehrten und doch der Natur nicht entfremdeten Bildung erzogen worden.“

Ein eingehendes Lebensbild des evangeliſchen Pfarrhauſes legt Eduard Meuß unter den Weihnachtsbaum unſeres Volkes: ein Werk von echt deutſcher Gründlichkeit und doch von feſſelnder Anziehungskraft. Vor ſechs Jahren zum erſtenmale erſchienen unter dem Titel: „Leben und Frucht des evangeliſchen Pfarrhauſes“ (vgl. XIII. Jahrg. S. 415) iſt es in der jetzt vorliegenden zweiten Auflage*) um das dreifache vermehrt, überhaupt ganz umgearbeitet und als ein weſentlich neues Buch anzuſehen. Niemand erwarte übrigens ein idylliſches Lichtbild ohne Schatten und ohne Flecken; mit geſchichtlicher Treue bis in die kleinſten Einzelzüge hat der Verfaſſer ſeine Aufgabe gelöſt und in dem dreihundertfünfzigjährigen Entwickelungsgange des evangeliſchen Pfarrhauſes nicht verhüllt und nicht verſchwiegen, was demſelben zu Unehren gereichen könnte, ja, er hat in dem Schlußkapitel den gegenwärtigen Trägern des Pfarramtes ernſte Mahnworte zugerufen und ihnen gezeigt, wovon die gedeihliche Zukunft ihres Hauſes abhängt. Aber gerade dieſe gewiſſenhafte Fernhaltung von ſchöngeiſtiger Idealiſierung, wie von unevangeliſcher Kanoniſierung ſeines Gegenſtandes hat ſein Lebensbild zu einem ſo wahren und treuen gemacht und den Beweis geliefert, daß trotz aller Schattenſeiten das evangeliſche Pfarrhaus doch einen Lichtpunkt bildet in den dunkelſten Zeiten unſerer Geſchichte und daß es nicht nur in religiöſer, ſondern auch in kulturgeſchichtlicher Beziehung je und je einen nicht leicht zu überſchätzenden Einfluß auf unſer Volksleben geübt hat.

Nur in aller Kürze darf ich etwas aus dem reichen Inhalte dieſes trefflichen Buches hervorheben. Auf die Geſchichte des evangeliſchen Pfarrhauſes ſeit ſeiner Gründung bis auf ſeine gegenwärtige Geſtaltung folgt eine ſcharfſinnige Charakteriſierung desſelben in Stadt und Land, in den Stadien ſeines Einzellebens, in ſeinen durchgehenden Zügen. Durchweg merkt man hier, daß der Verfaſſer aus einem reichen Schatze gründlichſter Spezialſtudien, wie eigener Beobachtungen ſchöpft und durch eine Fülle von Einzelzügen ſeine Ausſagen

---

*) Lebensbild des evangeliſchen Pfarrhauſes vornehmlich in Deutſchland. Ein Beitrag zur Kulturgeſchichte und Paſtoraltheologie. Von Prof. Dr. Eduard Meuß in Breslau. Zweite weſentlich erneute und bereicherte Auflage. Bielefeld u. Leipzig, 1884, Velhagen & Klaſing. 431 S. Preis geh. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.


Frd. Pacher
München

Erſter Strickunterricht.

Gemalt von Ferdinand Pacher.

zu erhärten und zu beleben weiß. Auch in dem darauf folgenden Abſchnitte, welcher uns auf die verſchiedenen Schauplätze des evangeliſchen Pfarrhauſes führt, vertraut man ſich ſeiner Führung noch mit voller Sicherheit, ſo lange er auf heimatlichem Boden bleibt; je weiter er ſich davon entfernt, deſto ſchwankender und farbloſer wird das Bild. Wie ein engliſches, ein ſchottiſches, ein franzöſiſches ꝛc. Pfarrhaus ausſieht, das vermögen wir uns aus den daraufbezüglichen Schilderungen nicht ſo recht vorzuſtellen. Die kirchliche Phyſiognomie der verſchiedenen Teile des Auslandes tritt uns meiſt ſcharf und treffend gezeichnet gegenüber; aber in die fremdländiſchen Pfarrhäuſer werden uns meiſt nur flüchtige Blicke gewährt; übrigens wollte der Verfaſſer ja auch vornehmlich das deutſche Pfarrhaus zeichnen. Dennoch iſt auch dieſer Teil ſeiner Arbeit durchaus nicht zu verachten: ſelbſt der Verſuch, uns den Segen des Pfarrhauſes und ſeine individuelle Geſtaltung im Auslande vorzuführen, iſt ein dankenswerter, und es wird nicht ſchwer ſein, auf den entworfenen Grundlinien weiter zu bauen. Außer Biographieen und Memoiren könnte hierfür die Romanlitteratur in richtiger Auswahl herbeigezogen werden, die namentlich in England und Amerika oft photographiſch getreue Abbilder des Pfarrhauslebens darbietet, aber auch in Schweden, Norwegen und der franzöſiſchen Schweiz das reichſte Quellenmaterial liefert. Im übrigen iſt es ja wahr, wenn der Verfaſſer zum Schluß ſeiner „Umſchau auf dem Schauplatz des evangeliſchen Pfarrhauſes“ darauf hinweiſt, „wie viel gleiches in Leiden und Freuden, in Schwächen und Vorzügen das evangeliſche Pfarrhaus allerorten hat, und wie zuletzt der Unterſchied der Länder und Konfeſſionen zurücktritt hinter der gemeinſamen Thatſache, daß es überall im Dienſte des Evangeliums ein ſolches Haus gibt.“

Von wirkſam apologetiſchem Charakter iſt der dritte Teil, der die „Frucht des evangeliſchen Pfarrhauſes“ beleuchtet gegenüber den Angriffen, die nicht nur von katholiſcher, ſondern auch von ungläubig-proteſtantiſcher Seite auf dasſelbe noch fortwährend gerichtet werden. Inſonderheit iſt es intereſſant, ſtatiſtiſch zu überſchauen, wie nicht nur die Kirche ſelbſt ſich immer wieder in ihren Dienern ergänzt und erſetzt aus dem Pfarrhaus, ſondern wie Pfarrersſöhne in allen Fächern der Kunſt und Wiſſenſchaft Hervorragendes geleiſtet haben und noch leiſten. Es bewahrheitet ſich durch dieſe Statiſtik, was Guſtav Freytag behauptet, daß „in Deutſchland ſeit der Reformation ſelten ein bedeutender Mann aufgetreten ſei, welcher nicht unter ſeinen Vorfahren einen Geiſtlichen zähle.“ Dagegen verſchwinden an Zahl die verirrten und verkommenen Pfarrersſöhne, an denen es ja eben ſo wenig fehlt wie an traurigen Exemplaren von Pfarrern ſelbſt. Der überwiegenden Mehrzahl nach hat ſich aber das evangeliſche Pfarrhaus im Laufe der Jahrhunderte bewährt als ein Hort der unerſchütterlichen Glaubenstreue, als eine Herberge der Zucht, der Genügſamkeit und der Einfalt, als eine Stätte des Friedens, der Sammlung und der höchſten idealen Ziele. Gott ſegne es auch weiterhin!

Robert Koenig.

Die indogermaniſche Urzeit.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Perſer und Inder, Griechen und Lateiner, Slawen, Germanen und Kelten bilden einen großen Stamm, den indogermaniſchen. Seine Sprachverwandtſchaft, ſchon lange geahnt, iſt zuerſt von Franz Bopp bewieſen und ſeitdem an der Hand der zuverläſſigen Methode der Sprachvergleichung immer ſchärfer erkannt worden. Alle jene Völker müſſen ſämtlich eine Urheimat bewohnt und einſt eine gemeinſame Urſprache geredet haben. Frühzeitig ſchon teilten ſie ſich in einen aſiatiſchen Zweig (Perſer oder Iranier und Inder) und einen europäiſchen, dem wir Deutſchen angehören. Die Geſamtheimat, ſo nahm man an, lag in Aſien, über die Landſchaft aber ſind die Meinungen ſehr geteilt, wie denn überhaupt die verhältnismäßig jungen Wiſſenszweige, welche die früheſte Völkergeſchichte aufzuklären beſtrebt ſind, nämlich die Sprachvergleichung und die Prähiſtorie, häufig genug zu entgegengeſetzten Ergebniſſen führen.

Aber es gewährt doch einen höchſt eigentümlichen Reiz, an der Hand ſolcher Wiſſenſchaften bis zu den früheſten Anfangspunkten unſerer Völkerfamilie vorzudringen und mit Hilfe der Sprachvergleichung zu ergründen, wie vor Tauſenden und Abertauſenden von Jahren die gemeinſamen Vorfahren der europäiſchen Kulturvölker und der Inder lebten und webten, denn ein ſolches Bild läßt ſich in der That entwerfen. „Wie der Archäologe mit Hacke und Spaten in die Tiefe der Erde hinabſteigt, um in Knochen, Splittern, Steinen die Spuren der Vergangenheit zu enthüllen, ſo hat der Sprachforſcher den Verſuch gemacht, aus den Trümmern der Wörter, welche aus ungemeſſener Zeiten Ferne an das Geſtade der Überlieferung gerettet worden ſind, das Bild der Urzeit wieder herzuſtellen.“ Ein ſolcher Verſuch und ein recht gelungener, fügen wir gleich hier hinzu, iſt jetzt von Dr. Otto Schrader in Jena gemacht worden in ſeinem Werke: Sprachvergleichung und Urgeſchichte (Jena, Coſtenoble, 1883). Hier wird uns zum erſtenmale in ſchöner, lesbarer Sprache und auf tiefer Forſchung ruhend ein Geſamtbild alles deſſen gegeben, was auf dem jetzt ſo breit gewordenen Gebiete der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft ſeit den Tagen Franz Bopps geleiſtet worden iſt. Tauſende von Abhandlungen und Schriften ſind kritiſch geſichtet und ihrem Inhalt nach ſyſtematiſch vorgeführt worden, um ſchließlich zu einem Bilde jener intereſſanten Periode zu gelangen, welche wir die indogermaniſche Urzeit nennen, eine Zeit, welche die früheſten Kulturkeime unſeres Stammes zeigt, in der allerdings ſchon die Anfänge von Viehzucht und Ackerbau, Speiſe und Trank, Sittlichkeit, Familie, Staat, Religion vorhanden waren.

Die Indogermanen bildeten damals ein Volk, deſſen Kulturzuſtand nach Schraders Anſicht ſich mit jenem der früheſten Schweizer Pfahlbautenbewohner vergleichen läßt, waren aber weit vorgeſchritten über jenen Naturzuſtand, den etwa die nordamerikaniſchen Indianer zur Zeit der Entdeckung zeigten, ſie waren ſchon Viehzüchter und die Herde bildete ihren Reichtum, wie denn das lateiniſche Wort pecunia, Geld, von pecus, Vieh, abgeleitet war, ebenſo wie das gotiſche faihu zugleich „Geld“ und „Vieh“ bedeutete. Ernährung und Bekleidung lieferte das Vieh, welches mit durchaus einheimiſchen, echt indogermaniſchen Namen bezeichnet wird. Unſer „Vieh“ iſt etymologiſch genau dasſelbe Wort wie das lateiniſche Wort pecus und das Sanskritwort paçu und geht auf eine Wurzel zurück, welche „feſtbinden,“ „fangen“ bedeutet. Die Haustiere waren alſo wohl die feſtgebundenen, gefangenen im Gegenſatz zu den draußen wild umherſchweifenden.

Durch übereinſtimmende Benennung in zahlreichen indogermaniſchen Sprachen läßt ſich nachweiſen, daß Rindvieh, Schafe und Ziegen den ſicheren Viehſtand der Urzeit bildeten; ſo heißt das Schaf im Althochdeutſchen auwi, im Sanskrit avi, im Lateiniſchen ovis, im Iriſchen oi, im Slawiſchen ovica ꝛc. Unſicher iſt es, wenigſtens nach ſprachlichen Beweiſen, ob die Urindogermanen bereits das Schwein züchteten, und vom Pferde wiſſen wir, daß es ihnen jedenfalls bekannt war, kaum aber kann man annehmen, daß ſie es ſchon gezähmt hatten, denn ſelbſt bei den Griechen des Homer iſt die Kunſt des Reitens noch unbekannt, ebenſo in den alten heiligen Geſängen der Inder; nur als Zugtier vor dem ſchnellen Kriegswagen kommt es vor, ſonſt werden die Laſten von Rindern gezogen. Die Kunſt des Reitens iſt von den turko-tatariſchen Nomadenvölkern zu den Indogermanen gekommen, ebenſo wie ſie den Eſel von den Semiten kennen lernten, denn ſeine Benennungen: lateiniſch asinus, iriſch assal, ſlawiſch osilu ſind aus dem phönikiſch-hebräiſchen aton entlehnt. Von großer Bedeutung für die Beſtimmung der geographiſchen Lage der indogermaniſchen Urheimat wäre die Frage, ob den Indogermanen vor ihrer Trennung in verſchiedene Zweige das Kamel bekannt geweſen wäre, allein darauf deutet keine Spur hin. Unſer Wort Kamel ſtammt aus dem ſemitiſchen Sprachkreiſe, und den Slawen und alten Germanen war der Anblick des Tieres ein ſo ſeltner und fremder, daß ſie es mit der Benennung des ihnen weniger fremden Elefanten verſahen, denn altſlawiſch heißt es velibland, althochdeutſch olbanta.

Rind, Schaf und Ziege, wozu noch der Hund kommt, waren alſo die Haustiere der Urindogermanen; zahmes Geflügel fehlte ganz, was mit den wenig ſtabilen Wohnungsverhältniſſen im Zuſammenhange ſtehen mag; der wohlumfriedigte Hof fehlte.

Wie ſtand es um den Ackerbau? Wenn wir ſehen, daß ſelbſt ſolche Völker, wie die weſentlich von der Jagd lebenden Indianer Amerikas doch etwas Ackerbau beſitzen und einige Früchte regelmäßig bauen, ſo läßt ſich vorausſetzen, daß die Urindogermanen gleichfalls nicht unbekannt mit demſelben waren. Und in der That beſtätigt die Sprache, daß dem ſo war. „Weit her,“ wie man zu ſagen pflegt, war es damit nicht. Selbſt die Hellenen treten, wie Thukydides erzählt, noch vom Wandertriebe beſeelt in die Geſchichte, und Strabo berichtet von der

Leichtigkeit der Auswanderung bei unſeren eigenen Vorfahren, weil ſie keinen eigentlichen Ackerbau beſaßen, und auch bei Cäſar ſind ſie ackerbauende Nomaden, während er bei den Briten ſchon echte Ackerbauer findet. Es fehlt aber nicht an Übereinſtimmungen in allen indogermaniſchen Sprachen, welche zeigen, daß Korn, Hirſe, Gerſte, Saatfeld ꝛc. ſchon in der früheſten Urzeit bekannte und feſtgewurzelte Begriffe waren. „In keiner Epoche der indogermaniſchen Vorzeit war der Ackerbau gänzlich unbekannt,“ und durch verſchiedene Mittelglieder entwickelte er ſich von einem Anhängſel der nomadiſchen Viehzucht zu eigner Würde. Während, wie nachgewieſen wird, Gerſte, Weizen, Spelt, Hirſe in der Urzeit bekannt waren, fehlen Roggen und Hafer dem Urvolke, und dieſer Mangel läßt eher auf eine nördliche als eine ſüdliche Heimat der europäiſchen Indogermanen ſchließen. Dieſe beiden fehlen auch in den Pfahlbauten der Steinzeit, die mit ihrem Kapital an Kulturpflanzen ſonſt übereinſtimmen mit den auf linguiſtiſch-hiſtoriſchem Wege für die europäiſche Urzeit erſchloſſenen Pflanzen.

Der Frage nach dem Vorhandenſein der Metalle bei unſern Vorfahren hat Schrader eine ganze Reihe von Unterſuchungen gewidmet. Hier iſt ein recht intereſſanter, aber ſchlüpfriger Boden und die erſten Sprachgelehrten widerſprechen ſich auf dieſem Gebiete. Höchſtens das Kupfer, ſo erläutert unſer Gewährsmann, war den Urindogermanen bekannt, ſonſt hatten ſie keine Kenntnis der Metalle.

Was Speiſe und Trank des Urvolkes betrifft, ſo wird es hier wohl ſich anfangs in einer höchſt primitiven Weiſe beholfen haben. Hunger und Durſt beim Tiere und beim Menſchen werden in der Grundſprache mit denſelben Ausdrücken bezeichnet, und ſolche feine Unterſchiede wie „eſſen“ und „freſſen,“ „trinken“ und „ſaufen“ kannte man nicht. Bloße Vegetarier waren die Urindogermanen nicht, und da ihre Urheimat in einem gemäßigten, auf animaliſche Koſt hinweiſenden Klima zu ſuchen iſt, ſo dürfte bei ihnen wohl gemiſchte Koſt geherrſcht haben. Die Indogermanen treten — zum Schmerz für die heutigen Vegetarianer — ſämtlich als fleiſcheſſende Völker in der Geſchichte auf und nur bei den Indern war offenbar aus klimatiſchen Gründen die Fleiſchnahrung mehr und mehr der Milch- und Pflanzenkoſt gewichen. Die Bezeichnung des Fleiſches geht für alle Völker bis auf die indogermaniſche Urſprache zurück. Althochdeutſch hreo, griechiſch kreas, lateiniſch caro, ſanskrit kravya bezeichnet das rohe, blutige Fleiſch, neben dem man auch das gekochte kannte. Roh wird es ſicher in der Urzeit häufig genug genoſſen worden ſein, was von unſeren germaniſchen Vorfahren ja nach Pomponius Mela beſtätigt und in dem Wikingergeſetze ausdrücklich verboten wird. Zu der animaliſchen Nahrung trat die vegetabiliſche: die wildwachſenden Obſtſorten (Äpfel, Schlehen ꝛc.) ſowie die Eichel. Halmfrüchte treten erſt mit dem ſich mehr verbreitenden Ackerbau hervor, während das Salz den Indogermanen der älteſten Zeit unbekannt war. Noch jetzt gibt es zahlreiche Völker, welche den uns ſo unentbehrlich erſcheinenden Salzgenuß nicht kennen. Bei den älteſten Iraniern und Indern iſt der Name des Salzes ganz unbekannt, während es bei den europäiſchen Indogermanen, die es ſpät kennen lernten, mit einem und demſelben Worte bezeichnet wird: griechiſch hals, lateiniſch sal, gotiſch salt, altſlawiſch sol.

Schon frühzeitig ſpielen die Getränke eine Rolle, die Herden lieferten Milch, welche zur Nahrung diente und auch die Käſebereitung war bekannt. Allein die ſanfte Labung der Milch genügte dem Durſte unſerer vorzeitlichen Ahnen keineswegs und wie wir heute noch bei faſt allen Naturvölkern ein berauſchendes Getränke finden, ſo kann auch unſeren indogermaniſchen Vorfahren die Poeſie des Rauſches nicht verborgen geweſen ſein. Ja, man darf annehmen, daß der Nationalfehler des Trunkes, den Tacitus den alten Deutſchen vorwirft, ein Erbe der indogermaniſchen Vorzeit ſei. Das Getränke, in welchem man ſich in der Urzeit berauſchte war der Met, im Sanskrit madhu genannt, was Süßigkeit und ſüßer Trank bedeutet, ſo auch im altperſiſchen, griechiſch methu. Im Sanskrit, Griechiſchen und Iriſchen hat das Wort auch die Bedeutung „Rauſch;“ im Sanskrit, Althochdeutſchen und Litauiſchen heißt es auch „Honig“ und daraus darf geſchloſſen werden, daß das Urgetränk ein berauſchendes war und aus Honig hergeſtellt wurde. Letzteren lieferten die wilden Bienen der Waldungen.

Haben wir in bezug auf Viehzucht, Ackerbau, Speiſe und Trank der älteſten Indogermanen Anklänge an die Gegenwart gefunden, ſo müſſen wir auf moderne Empfindungen und Anſchauungen verzichten, wenn wir auf das Gebiet der Familie und Sittlichkeit bei jenen eingehen; vieles, was uns heute an der Vergangenheit unſittlich und verwerflich erſcheint, ergibt ſich bei näherer Betrachtung als der organiſche Ausfluß einer anderen Lebensauffaſſung. Schrader glaubt, daß in der Urzeit der Indogermanen bereits eine eigentliche und dem Stamme gegenüber abgeſchloſſene Familie vorausgeſetzt werden kann; hierfür ſpricht namentlich das Vorhandenſein gemeinſamer Bezeichnungen für die durch Verſchwägerung entſtandenen Verwandtſchaftsgrade eines Schwiegervaters, einer Schwiegertochter, ſo wie die große Übereinſtimmung in der Stellung der einzelnen Familienglieder bei den älteſten indogermaniſchen Völkern. Sicher iſt, daß in der Urzeit der Ehe der Brautkauf vorausging; noch in der homeriſchen Zeit wird eine Jungfrau „ein Mädchen, das ſeinen Eltern einen guten Preis einbringt“ genannt. Die Sitte des Brautkaufs beherrſcht das ganze germaniſche Altertum. Von den Indern wußte Strabo, daß ſie ihre den Eltern abgekauften Frauen mit Ochſen bezahlten. Neben dieſer Form, der Ehe durch Brautkauf, die ja heute noch bei zahlreichen Völkern vorkommt, entdeckt man die noch ältere Form, nämlich durch Raub. Bei ſolchen Bräuchen erſcheint es denn auch nicht auffallend, wenn wir bei den älteſten Indogermanen auch die Vielweiberei finden, deren unzweideutige Spuren in den älteſten indiſchen Hymnen bei Königen und Vornehmen hervortreten und die Herodot von den Perſern beſtätigt. Was die Stellung der gekauften Frau dem Manne gegenüber geweſen ſei, darüber herrſcht auch kein Zweifel. Sie wurde unter dem Geſichtspunkte des Eigentums betrachtet; noch nach altnordiſchem Rechte konnte der Mann ſelbſt über Leib und Leben verfügen; er konnte ſie verſchenken, verkaufen, töten und ſo ähnlich bei anderen indogermaniſchen Völkern. Damit ſteht im engſten Zuſammenhange, daß die Witwe (ſanskrit vidhava, lateiniſch vidua, altſlawiſch vdova, gotiſch viduvo) dem Mann als Eigentum mit in das Grab gegeben wurde, ein Brauch, der auch bei den Europäern vorkam und bis in unſere Tage in den Sattis oder Witwenverbrennungen in Indien ihre Ausläufer hat. In noch höherem Grade wie über die Frau erſtreckte ſich die väterliche Gewalt über die Kinder, deren Leben oder Sterben nach der Geburt ausſchließlich vom Willen des Vaters abhing. Die Sitte des Kinderausſetzens, namentlich mißgebildeter Kinder, iſt aus dem Altertum der meiſten indogermaniſchen Völker durch ſo unzweifelhafte Zeugniſſe überliefert, daß wir von ihrem Vorhandenſein in der Urzeit überzeugt ſein müſſen. Aber weit greulicher noch als dieſer Brauch berührt uns die Sitte, den Alten und Gebrechlichen ein gewaltſames Ende zu bereiten, das bei den alten Indern, den Iranern, bei den alten Skandinaviern ꝛc. zu belegen iſt.

Fragen wir nach Fertigkeiten, Künſten, Kenntniſſen im indogermaniſchen Altertum, ſo iſt zunächſt zu bemerken, daß ihm der Begriff der Arbeitsteilung völlig abging. Was innerhalb eines halbnomadiſchen Hausſtandes an Geräten gebraucht wird, wird auch im Schoße desſelben von Weibern und Sklaven angefertigt. Von ſelbſtändigen Gewerben iſt in der Urzeit keine Rede, dennoch wurden, wofür die ſprachlichen Beweiſe vorliegen, einzelne Künſte und Fertigkeiten ausgeübt. Da iſt zunächſt die Kleidung zu nennen, bei der die Felle (griechiſch pella, lateiniſch pellis, gotiſch fill) eine Hauptrolle ſpielten, wiewohl man ſich nicht auf dieſelben beſchränkte, da man künſtliche Geflechte und Geſpinſte herzuſtellen verſtand. Die Sprache beweiſt, daß die Spinnwirtel bekannt waren und damit das Spinnen und auch zu weben verſtand man, etwa ſo, wie die Pfahlbaubewohner, deren Webſtoffe, eingebettet in den Schlamm der Schweizerſeen, ſich bis auf unſere Tage erhalten haben. Töpferei gilt als ſelbſtverſtändlich, ebenſo der Haus- und Hüttenbau. Daß die älteſten Indogermanen nicht bloß in Höhlen wohnten, beweiſen die Gleichungen (für Haus) ſanskrit dama, griechiſch domos, lateiniſch domus, altſlawiſch domu ꝛc. Es waren aber ſehr primitive, wohl runde Hütten aus Holz, Stroh, Lehm und dergleichen, ähnlich den Hütten der Pfahlbauten.

In dem Jugendalter eines Volkes laſſen ſich die letzten Fragen nach einem höheren geiſtigen Leben in eine zuſammenfaſſen: hatte das Urvolk eine Religion und welche? Hier iſt Religion im weiteſten Sinne gemeint. Wandelte das indogermaniſche Urvolk noch ſtumpf und gleichgültig, nur der Begierde folgend durch das Leben? Oder hatte es ſeinen Blick ſchon emporgerichtet zu dem Himmel mit ſeinen Schrecken und Wundern? Hatte es nachgedacht über die urewigen Fragen des Menſchengeſchlechtes: Woher kommen wir, wohin gehen wir? Die vergleichende Mythologie unternimmt es, auf dieſe Fragen die Antwort zu erteilen und die einfachen Grundlinien zu entwerfen, auf denen die phantaſievollen und farbenprangenden Gebäude eines indiſchen, iraniſchen, griechiſchen und germaniſchen Götterglaubens ſich erheben. Auf das Einzelne vermögen wir hier nicht mehr einzugehen, aber der Grundton, der durch die geſamte Mythologie der indogermaniſchen Völker hindurchdringt, möge angedeutet werden. Es iſt dies die Belebung der Natur und ihrer Erſcheinungen. Die Wirkungen der Naturgewalten werden nicht als geſetzmäßige und mechaniſche, ſondern als Offenbarungen eines in der Erſcheinung ſelbſt befindlichen oder mit ihr identiſchen Weſens gedacht. Es regnet nicht vom Himmel, ſondern der Himmel regnet.

Bis ganz vor kurzem galt es als eine feſtſtehende Thatſache, daß die Urheimat aller Indogermanen irgendwo in Zentralaſien zu ſuchen ſei, indeſſen, und damit wollen wir ſchließen, dieſe Anſicht hat neuerdings Gegner gefunden und iſt erſchüttert worden. Auf ſprachvergleichendem Wege hat ſich ergeben, daß die Urſitze der europäiſchen Indogermanen im Norden Europas und die der ariſchen (Perſer, Inder) an den Ufern des Jaxartes zu ſuchen ſind.

Die letzte Frage nun iſt die: ob in einer vor den Spuren aller geſchichtlichen Verhältniſſe liegenden Zeit die Europäer von Aſien her oder die Aſiaten von Europa her in die eben bezeichneten beiderſeitigen Urſitze eingewandert ſeien? Was zur Beantwortung von unſerem Autor teils poſitiv, teils negativ angeführt wird, erſcheint ihm ſelbſt nicht genügend, um die Frage endgültig zu löſen, aber auch er neigt ſich ſchließlich der Hypotheſe zu, daß der Urſprung der indogermaniſchen Völker eher weſtwärts, alſo in Europa, als oſtwärts, in Aſien, zu ſuchen ſei.

Der Dichter der „Palmblätter.“

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Das Weſen dieſer Welt vergehet.
1. Cor. 7, 31.

Welker Glanz der Sonne!
Blaſſes Himmelblau!
Von verklungner Wonne
Träumet ſtill die Au.

An der letzten Roſe
Löſet lebensſatt
Sich das letzte, loſe
Bleiche Blumenblatt.

Goldenes Entfärben
Schleicht ſich durch den Hain;
Auch Vergehn und Sterben
Deucht mir ſüß zu ſein.

Dieſes ſtimmungsvolle Herbſtlied, dem reichen Kranze der „Palmblätter“ entnommen, charakteriſiert nach manchen Seiten den Dichter, dem wir es verdanken. Seine Ergänzung findet es in dem „Jubiläumsgruß,“ welchen er zur 25. Auflage den Lieblingskindern ſeiner Muſe mit auf den Weg gab:

Noch immer grün nach vollen zwanzig Jahren?
Als ich euch pflückte, hätt' ich's nicht geglaubt!
Wie mancher Sturm iſt durch die Welt gefahren,
Wie mancher Herbſt hat unſre Flur entlaubt;
Mir ſelber ſpielt der Herbſtwind in den Haaren,
Das Spätjahr ſtreut Schneeflocken mir aufs Haupt,
Und ihr noch grün? o arme Blätter, danket
Nicht mir; verdankt's dem Kreuz, das ihr umranket!

Dem Kreuze iſt auch jenes „Herbſtgefühl“ entſproſſen: das Kreuz allein verſüßt „Vergehn und Sterben,“ das Kreuz macht den Lebensabend des greiſen Dichters ſtill und friedlich, ja fröhlich und ſelig, wie es die Kraft ſeines Jugend- und Mannesalters, die Seele ſeines pfarramtlichen Wirkens, wie ſeines Dichtens je und je geweſen iſt.

Die Leſer des Daheim kennen aus den ſelbſt erzählten „Jugenderinnerungen“ Karl Geroks, die ſeitdem ja auch als Buch (3. Aufl., Velhagen & Klaſing) eine weite Verbreitung gefunden haben, ſeinen Lebensgang von den erſten Jahren (geb. 30. Januar 1815 zu Vaihingen an der Enz) bis zu ſeiner Verlobung. Sein Elternhaus, wie das ſeiner Großeltern — Pfarrhäuſer alle beide — von ihm mit gemütvoller Innigkeit und anmutigem Humor gezeichnet, leben in unſerer Erinnerung fort, wie alles was ſeine Knabenzeit beſchäftigte und erfüllte. Vier Wochen alt mit ſeinen Eltern nach Stuttgart gekommen, hat er dieſes auch ſtets als ſeine Vaterſtadt hochgehalten und „ſeinem Stuttgart“ in „ſeiner Berge grünem Kranz“ ein warmempfundenes Lied geſungen und ihm gelobt:

— ſo möcht' ich dir zu Lieb und Lohn
Gern meine Tage weihn,
Und lebenslang dein treuer Sohn,
Dein guter Bürger ſein.

Auch veranlaßte es ſeine damals zarte Geſundheit, daß er — den ſchwäbiſchen Gewohnheiten zuwider — bis zum Abgang auf die Univerſität im Elternhauſe zu Stuttgart blieb und ausſchließlich das dortige Gymnaſium beſuchte, wo Guſtav Schwab den dichteriſchen Keim in ihm weckte. Im Herbſt 1832 wurde er von den ſorgſamen Eltern als geliebtes Mutterſöhnchen perſönlich „ins Tübinger Stift eingeliefert.“ Aus demſelben Jahre iſt uns ein Gedicht von ihm erhalten, das über den Rahmen der gereimten Geburtstagsgratulationen hinausging, die ſich im Elternhauſe allein hatten ans Licht wagen dürfen. Es iſt ein echter Gymnaſiaſtenliebeserguß auf ein junges Mädchen, „die neue Helena,“ welche ſein jugendliches Herz entzückt hatte, und deren Anblick er doch den Kameraden nicht gönnt, weshalb er Athene beſchwört, ſie am Webſtuhl feſtzuhalten:

Sitzen doch ringsumher der blühenden Jünglinge viele,
  Übermütiges Volk, fernehintreffenden Blicks!
Spürte nur Einer mir aus das himmliſche, ſüße Geheimnis:
  Traun es entſpänn' ſich um dich wieder ein trojiſcher Krieg!

Aus der fünfjährigen Univerſitätszeit, welche doch der poetiſchen Anregungen wie eigener Erzeugniſſe ſo manche brachte, hat Gerok nur weniges für würdig befunden, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden: von Stuttgart her war er es gewöhnt, eine unnachſichtige Strenge gegen die Kinder ſeiner Muſe zu üben. In der Sammlung „Blumen und Sterne“ (1868) finden ſich — außer der „neuen Helena“ nur noch vier Gedichte aus den Stiftlertagen, darunter ein tiefempfundener „Abſchied vom großväterlichen Pfarrgarten zu Oſterdingen,“ wohl beim Tode ſeines Großvaters (1835) entſtanden:

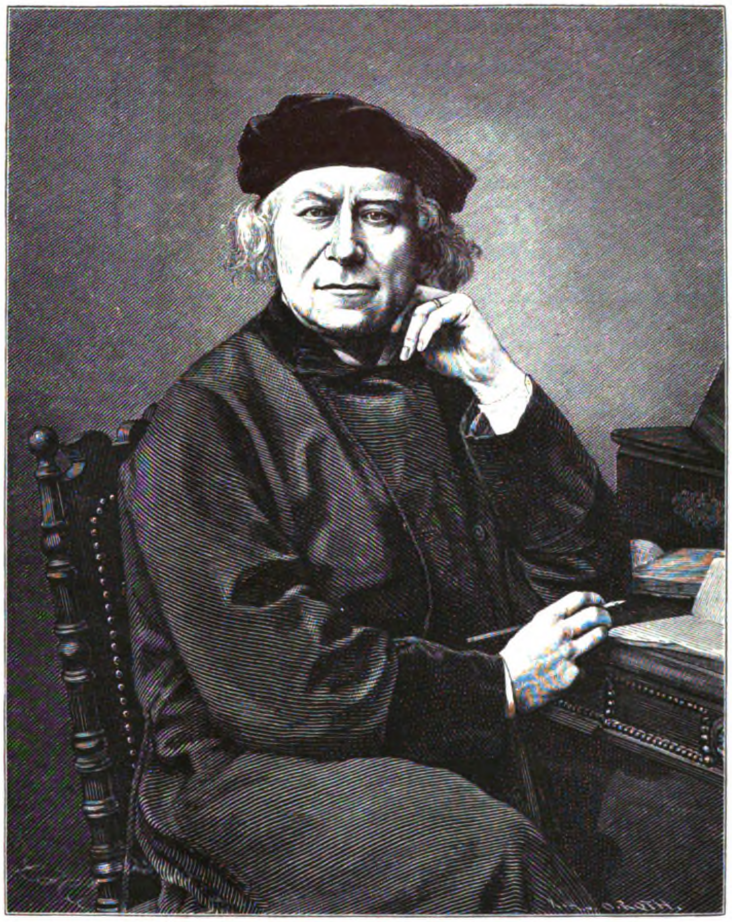
Fahr wohl, mein grünes Goſen,
Wo ſich zu Lieb und Luſt
Mit jungen Maienroſen
Erſchloß des Knaben Bruſt;

Den ich zum Abſchied pflücke,
Der letzte Strauß iſt dies,
Ich kehre nicht zurücke,
Mein Kindheitsparadies!

Auf das Vikariat in der Vaterſtadt und unter des Vaters

Augen folgte die „große Tour" im Oktober 1838, deren mannigfache Eindrücke und Erlebniſſe in den „Jugenderinnerungen" mit großer Schlichtheit und oft bewundernswerter Aufrichtigkeit wiedergegeben ſind. Von Berlin, wo er ſich ſechs Monate aufhielt, ſandte er den Eltern zur ſilbernen Hochzeit einen „ſchwungvollen und tiefgefühlten Feſtgruß" in die nicht erreichbare Heimat, der mit der Strophe begann:

Zieh hin, mein Lied, vom ſtolzgetürmten Strande
Des nordiſchen Athens am Saum der Spree,
Wo Geiſt und Witz Paläſte baut im Sande
Und Feſte gibt bei Butterbrot und Thee.
Zieh hin, mein Lied, durch all die deutſchen Lande,
Und fehle nicht des Wegs im tiefen Schnee,
Bis wo, von Rebenhügeln mild umkettet,
In Gärten ſich mein ſchönes Stuttgart bettet!



Karl Gerok.

Im Juli 1839 war Gerok wieder daheim in der ſommerlich ſtillen Vaterſtadt und auf ſeinem Vikariatsposten. Im Mai des folgenden Jahres ging er als Repetent nach Tübingen und blieb in dieſer Stellung vierthalb Jahre, die er zu den ſchönſten ſeiner Jugend, („deren koſtbare Neige ich damals mit voller Seele genoß") rechnete.

Die Muſe ſchlummerte auch in dieſen Jahren nicht. Bald wünſcht er ſich (1840), in der Erinnerung an das Meer,

— — — — Flügel
Noch einmal zu ziehn
Frei über die Hügel,
Die Flächen dahin,
Und weithin im Bogen,
Im prächtigen, blaun,
Den Gürtel der Wogen
Unendlich zu ſchaun.

bald ſeufzt er (1841) in ſchwerem Leide auf:

Gramvoll jetzt und verhaßt iſt mir jegliche Stunde,
Grell und ſtechend am Tage die leuchtende Sonne
Traurig des Mondes Zauberglanz in den Nächten — —

Das „Morgenrot" aber tröſtet ihn und hebt ihn empor —

Hinauf wo die ewige Liebe
Durch Wolken herunterſieht,
Und, ob der Tag auch trübe,
Verborgen mit uns zieht.

Mir iſt's, als würd' am Ende
Noch alles Bittre gut,
Ich leg's in Gottes Hände
Und habe guten Mut.

Dann wieder (im Sommer 1842) entlocken große Ereigniſſe: Hamburgs Brand, der Tod des Herzog von Orleans ꝛc. ſeiner Leier beredte Klänge. Da ruft er ins Land hinaus:

Hamburg in Flammen; Deutſchland auf die Wacht
Vom Belt bis zu den Alpen ſammle Steuer,
Der Flammencherub hat ſein Werk vollbracht,
Zünd an, mein Volk, nunmehr ein ſchöner Feuer:
Laß brennen rings der Bruderliebe Glut,
Laß deiner Bürger Kraft und Gottvertrauen,
Was hinſank vor der Elemente Wut,
Aus Schutt und Aſche ſchöner bauen!

Das klingt ſchon wie ein Palmblätterton; bald — vor Schluß desſelben Jahres — ſollte ein Lied folgen: „Winterandacht," das er ſpäter auch in die „Palmblätter" aufgenommen hat. Darin heißt es:

Ja wenn des Nordwinds rauhes Toſen
Der Erde Gärten zugeſchneit,
Dann blühen erſt des Himmels Roſen
In unverwelkter Herrlichkeit;
Ja ſind wir Gäſte hier zu Landen
Auf dieſer kalten Winterflur,
So iſt noch eine Ruh vorhanden
Dem Seufzen aller Kreatur. —

Endlich aber mußte er rufen:

Leb wohl, du ſtille klöſterliche Kammer,
Wo, ſchwelgend in der Jugend Luſt und Jammer,
Der Roſe gleich in ſchwüler Mainacht Schoß,
Mein Jünglingsherz den Blütenkelch erſchloß.
— — — — —
Es ſcharrt das Roß, leer ſtehen Kiſt und Kaſten,
Nicht weiß ich, wo ich werd' am Abend raſten;
Du ſteheſt öd', mein Scheidegruß hallt hohl:
Du meiner Jugend leeres Neſt, lebwohl!

Die Repetentenzeit war vorüber. Der Dichter ſtand an der Schwelle des Mannesalters. Nach kurzem Verweilen in Stuttgart ſah er ſich auf das Diakonat Böblingen, drei Stunden davon, ernannt, und am Tage nach ſeiner Inveſtitur war er auch ein glücklicher Bräutigam. Fünf Jahre (1844—1849) eines verhältnismäßig idylliſchen Landlebens vergingen dem jungen Diakonus in dem Landſtädtchen Böblingen; dann wurde er, wie einſt der Vater, in die Hauptſtadt als Pfarrer berufen, wo er ſeitdem auf verſchiedenen Amtsſtufen und an verſchiedenen Kirchen (ſeit 1868 als Oberhofprediger und Oberkonſiſtorialrat mit dem Prälatenkreuz) in großem Segen gewirkt hat und wo er noch heute an der Schwelle des neunundſechzigſten Lebensjahres in voller Rüſtigkeit auf und unter der Kanzel wirkt.

Dazwiſchen wuchs der Schatz ſeiner Dichtungen, die immer mehr dem entſprechend ſich geſtalteten, was ſeine ganze Seele erfüllte und bewegte; aber ſeine große Anſpruchsloſigkeit hinderte ihn, auch nur mit einem Liede vor die Öffentlichkeit zu treten. Da erſchienen eines Tages zwei ſeiner geiſtlichen Lieder in einem kleinen Lokalblatt; ein Jugendfreund Geroks hatte ſie heimlich abgeſchrieben und ohne Namen veröffentlicht. Von allen Seiten hörte der Dichter mit freudiger Anerkennung von ſeinen Liedern ſprechen; ja er wurde gewahr, wie ſie ſo manches

Gemüt innig erbaut hatten. Nicht länger wollte er nun das ihm anvertraute Pfund vergraben: im Jahre 1857 gab er die erſte kleine Sammlung der „Palmblätter“ heraus. Wohl ſchüttelte der Vater etwas bedenklich den Kopf dazu, aber er ſollte es noch erleben, daß um dieſe poetiſchen Predigten ſich Tauſende und Abertauſende ſammelten, welche ein Gotteshaus zu betreten vielleicht ſchon lange verlernt hatten.

Und die Leſergemeinde wuchs von Jahr zu Jahr. 1877 — alſo nach zwanzig Jahren — erſchien bereits die fünfundzwanzigſte Auflage, und heute, ſechs Jahre weiter, liegt die fünfzigſte Auflage vor. (Von der durch Paul Thumann und andere Künſtler reich illuſtrierten Prachtausgabe, welcher das Initial dieſer Skizze entnommen iſt, erſchien ſoeben die fünfte Auflage in der Greinerſchen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart — 419 Seiten. Pr.: 18 Mark.) Dazu iſt 1878 eine „Neue Folge“ der „Palmblätter“ herausgekommen, daneben ein Bändchen „Pfingſtroſen“ (Gedichte über die Apoſtelgeſchichte), beide in acht Auflagen. Während in dieſen drei Sammlungen die geiſtliche oder eigentlich die bibliſche Poeſie vorherrſcht, enthalten die „Blumen und Sterne“ (ſeit 1868 in zehn Auflagen) vorwiegend weltliche Gedichte „von Flur und Feld,“ „aus Welt und Zeit,“ — „von Haus und Herd“ — zum Teil aus der Jugendzeit des Dichters. Die Sammlung „Deutſche Oſtern“ enthält dreißig, im großen Kriege von 1870/71 entſtandene, und meiſt zuerſt im Daheim abgedruckte vaterländiſche Gedichte. Auch davon iſt bereits die ſiebente Auflage erſchienen.

Gewiß ein ganz ſeltener Erfolg in unſerer, der Poeſie und namentlich der religiöſen nicht gerade günſtigen Zeit! Und doch verdankt ihn Gerok nicht der Verleugnung oder auch nur Abſchwächung der offenbarten Bibelwahrheit: bei aller Milde ſtrenggläubig hält er ſeinen Standpunkt durchweg feſt und weiß gelegentlich manch ernſtes und ſcharfes Mahnwort ſeinen Zeitgenoſſen zuzurufen. Im Wohllaut und in der Anmut ſeiner Sprache liegt vornehmlich der Zauber ſeiner Wirkung. So wenig ſangbar die meiſten ſeiner Lieder ſind, ſie ſind doch ein geſungenes Evangelium und locken und laden auch die Fernſtehenden zu dem Freunde der müden und beladenen Herzen. Dazu fühlt man es ihnen durchweg ab, daß ſie aus einem Herzen ſtammen, das wirklich den inneren, alle Vernunft überragenden Frieden gefunden hat, welches nichts redet was es nicht ſelbſt glaubt, und das auch dem apoſtoliſchen „Alles iſt euer“ ſich ſtets offen erhalten hat.

Auch als Kanzelredner hat ſich der Dichter der „Palmblätter“ allmählich in immer weiteren und weiteren Kreiſen Anerkennung verſchafft, und wer ſeine Rede beim Lutherenthüllungsfeſt 1868 zu Worms oder die Eröffnungspredigt der Oktoberverſammlung 1871 in Berlin oder die herrliche Jubiläumsrede auf dem Schlachtfelde vor Lützen im vorigen Jahre gehört hat, der wird tiefe und dauernd nachwirkende Eindrücke empfangen haben und fortan den Prediger des Wortes ebenſo wenig vergeſſen, wie den Sänger des Wortes. Er iſt deshalb in den letzten Jahren auch fortwährend als Feſtredner (als „Peterling auf allen Suppen,“ wie er es in ſeiner launigen Weiſe nennt) namentlich bei Guſtav Adolffeſten begehrt worden. Die fünf Predigtjahrgänge aber, welche er herausgegeben, ſind zahlreichen Familien eben ſo ſehr wie dem heranwachſenden Theologengeſchlechte ſchon zum Segen geworden; insbeſondere iſt ſeine „Apoſtelgeſchichte in Bibelſtunden“ (Gütersloh, Bertelsmann), ein höchſt anregendes und im beſten Sinne des Wortes erbauliches Buch. Gebührendermaßen hat ihn deshalb 1877 beim vierhundertjährigen Univerſitätsjubiläum die theologiſche Fakultät von Tübingen zum Doktor der heiligen Schrift (D. thèol.) ernannt.

Wie Geroks Pfarrhaus ausſieht — die Daheimleſer haben es dem in Nr. 7 veröffentlichten „Jubiläumsgruße des Pfarrherrn an D. Luther“ entnehmen können. Charakteriſtiſch dafür iſt noch ein Vers, den er nachträglich mir noch geſendet und den ich gern hier einſchalte:

Und ſchafft' ich in des Amtes Pflicht
Mir Kopf und Herze ſchwer,
Dann ſamml' ich gern bei Lampenlicht
Die Meinen um mich her,
Und thu' mit Sang und Saitenklang
Dem Teufel einen Tort
Und ſcheuch' ein fröhlich Stündchen lang
Die Sorgengeiſter fort.

Sein Familienleben iſt reich geſegnet. Die am Anfang der „Jugenderinnerungen“ eingeführte Braut blüht noch als Mutter und Großmutter von ſieben Kindern und acht Enkeln. Er ſelbſt aber kann von ſich ſagen, was er einſt in dem Gedichte „Ewige Jugend“ für ſein Alter ſich erbeten hat:

Ein Jüngling blüh' ich noch in Silberhaaren,
Denn Gottes Gnade macht mich täglich jung.

Für ſein Bildnis habe ich das in der Samtmütze auf dem ehrwürdig weißen Haar und im Hausrocke gewählt, das — wenn auch nicht ſalonfähig — ihm ſelbſt und mir am beſten gefällt und das gewiß auch den Daheimleſern gefallen wird.

Robert Koenig.

Im Kampf ums Daſein in New York.

Erlebniſſe eines Auswanderers.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

„Wenn alles fehlſchlägt, gehe ich nach Amerika,“ hört man ſo oft ſagen, und viele Tauſende handeln auch nach dieſem Grundſatz. Hin und wieder lieſt und hört man denn von dieſem oder jenem, daß er „drüben“ ſein Glück gemacht habe und wohlhabend, ja reich geworden ſei, und dieſes eine Beiſpiel verführt wieder Hunderte zur Nachahmung. Wie vielen von den Tauſenden deutſcher Auswanderer aber ihre glänzenden oder auch nur ganz beſcheidenen Hoffnungen nicht erfüllt werden, wie viele tiefer und tiefer ſinken, ein jammervolles, elendes Daſein führen und ſchließlich bitter bereuen, das früher ſo viel geſchmähte Deutſchland verlaſſen zu haben, erfährt man nur ſehr ſelten. Ich will nun hier manchem Europamüden zur Warnung meine eigenen Erlebniſſe in Amerika mitteilen mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß ich nichts übertreibe und daß mein Schickſal noch lange nicht das ſchlimmſte geweſen iſt.

Ich habe, allerdings nicht aus eigener Neigung, ſondern dem Wunſche meines Vaters folgend, in Deutſchland Philologie ſtudiert. Nach Beendigung meiner Studien begab ich mich zu meiner weiteren Ausbildung in den neueren Sprachen nach England und Frankreich, wandte mich aber in der Erkenntnis, daß ich zum Lehrerberuf weder Talent noch Geſchick hatte, bald von dieſem ab und wurde Korrektor, dann Redakteur, lieferte auch Lokalberichte für einzelne Tageszeitungen und für einige Wochenſchriften kleinere Eſſays. Im ganzen hatte ich eine angenehme, mein Intereſſe in Anſpruch nehmende und ziemlich einträgliche Stellung. Man weiß jedoch nur zu oft nur das zu ſchätzen, was man verloren oder aufgegeben hat, und auch ich gab ſchließlich ohne rechten Grund meine behagliche Stellung auf und privatiſierte, da ſich nicht gleich eine andere fand, eine Zeitlang. Dann übernahm ich die Redaktion einer Fachzeitung, da ich aber die techniſchen Fachkenntniſſe, die zur gedeihlichen Leitung dieſes Blattes nötig waren, nicht beſaß und mir auch nicht ſo ſchnell aneignen konnte, mußte ich von dieſer Stellung bald ſelbſt zurücktreten. Es wurden mir darauf mehrere Stellungen angeboten; weil ich jedoch jahrelang Redakteur geweſen war und jene Offerten nur Korrektorſtellen, noch dazu in kleineren Druckereien waren, ließ ich mich vom Hochmut und falſchen Stolz verleiten, dieſelben abzulehnen. Die Strafe ließ nicht auf ſich warten, denn ich fand nun gar keine Stellung. Als ich nun zufällig eben damals mehrere günſtige Berichte über Amerika und über Leute, die nach kurzer Zeit dort ſehr gute Stellungen erhalten haben ſollten, las, ſo kam auch mir der Gedanke, nach Amerika auszuwandern, und ſetzte ſich immer mehr in mir feſt. Wenn ein gewöhnlicher Arbeiter drüben täglich etwa anderthalb Dollar, ein geſchickter Handwerker gar drei Dollar täglich verdiente, wenn ein junger Kaufmann zwanzig bis vierundzwanzig Dollar wöchentlich

Gehalt erhielt, warum ſollte ich, der ich doch ſo mancherlei Kenntniſſe beſaß, nicht auch wenigſtens ebenſoviel verdienen können? War ich doch nicht nur auf ein Gebiet angewieſen, ſondern konnte mich auf verſchiedenen bewegen; wenn ich nicht Stellung an einer Zeitung oder in einem Verlagsgeſchäft als Redakteur oder als Korrektor bekam, ſo konnte ich ja Privatunterricht in Deutſch, Franzöſiſch, klaſſiſchen Sprachen und Muſik geben; wenn auch dies nicht zu erreichen war, ſo verſtand ich nicht vergeblich das Telegraphieren auf dem Morſeapparat. Engliſch ſprach und ſchrieb ich auch perfekt — es mußte ſich doch etwas finden. Nachdem ich alles Überflüſſige zu Geld gemacht hatte, fuhr ich nach Hamburg, ohne vielen meine Abſicht, auszuwandern, mitzuteilen, und, was ich ſpäter ſehr bereut habe, ohne mir auch nur eine einzige Empfehlung zu verſchaffen, obgleich ich bei einigem Bemühen deren mehrere von den beſten Häuſern hätte erlangen können.

Nach kurzem Aufenthalte in einem hamburger Emigrantenhauſe ſchiffte ich mich in einem verhältnismäßig kleinen Dampfer nach New York ein und wir verließen, nachdem eine Muſikbande die üblichen traurigen und luſtigen Lieder uns zum Abſchied geblaſen hatte, mit Hutſchwenken und Tuchwedeln den Hafen. Mancher Seufzer wurde laut, manches Auge wurde feucht, als der Dampfer von der am Ufer verſammelten Menge ſich mehr und mehr entfernte; blieben doch dort nicht bloß geliebte Verwandte und Freunde zurück, ſondern auch das alte Heimatland, wußte doch niemand, ob er es je wieder betreten würde, ob er nicht, wenn er nicht ein naſſes Grab in den Wellen fände, in Amerika ſterben oder verderben würde! Meine Auswanderungsgenoſſen waren jedoch durchweg nicht weichmütiger Natur, ſondern faſt alles ſtramme Mecklenburger Bauern, die mit Weib und Kind und einer geſpickten Geldkatze nach der Neuen Welt fuhren, um in einem der weſtlichen Staaten ſich anzukaufen und durch fleißige, wenn auch anfangs beſchwerliche Arbeit ein neues Daheim für ſich und ihre Familie zu gründen.

Wir brauchten ziemlich drei Wochen zur Überfahrt und betraten daher Caſtle Garden, den Auswandererlandungsplatz in New York, mit wahrer Erleichterung. Wenn man ſich auch an das Schiffsleben etwas gewöhnt, wenn man auch über die Unannehmlichkeiten, die für einen Gebildeten natürlich weit fühlbarer ſind als für den gewöhnlichen Mann, nachgerade hinwegkommt, ſo wird eine ſolche Fahrt, beſonders wenn ſie außergewöhnlich lange dauert, ſchließlich immerhin eintönig, und man begrüßt das in der Ferne wie ein ſchwacher Nebelſtreif auftauchende Land mit aufrichtiger Freude. Nachdem ich durch meine Kenntnis der engliſchen Sprache einigen anderen deutſchen Auswanderern in der Rotunde von Caſtle Garden aus der Verlegenheit geholfen hatte (faſt alle Beamte dieſes Inſtituts ſprechen leider nur engliſch), verſchaffte ich mir einen Wagen und fuhr nach einem anſtändigen Hotel, deſſen Adreſſe ich mir vorher von einem in New Yorker Bekannten verſchafft hatte, blieb aber zu Hauſe, weil es ſchon abend war und ich ein ſehnſüchtiges Verlangen nach einem Bett hatte. Am nächſten Tage ließ ich mir meinen auf ein New Yorker Bankhaus gezogenen Wechſel auszahlen, den ich mir in Hamburg, um auf dem Schiffe nicht unnötig viel Geld ausgeben zu können, vorſichtigerweiſe hatte ausſtellen laſſen, und begann dann erſt mich in der Weltſtadt umzuſehen. Da ich viele europäiſche Großſtädte, darunter das in ſeinem Äußeren und ſeinem geſchäftlichen Treiben ſo gleichartige London, ſchon kannte, ſo machte das großartige Leben, der koloſſale Verkehr, beſonders im untern Teil des Broadway und der Bowery, die in rieſigen Lettern abgefaßten Schilder, die mächtig hohen Häuſer auf mich keinen ſo überwältigenden Eindruck, wie es wohl auf andere machen muß. Meine in anderen Großſtädten ausgeübte und jedem empfehlenswerte Praxis, mir durch vieles Umherfahren auf der Omnibusimpériale ſchnell und ſicher Ortskenntnis zu verſchaffen, führte ich auch in New York durch, nur mit dem Unterſchied, daß ich hier, da es allerdings Omnibuſſe, aber keine Impériales gibt, den Hinterperron der Pferdebahnen dazu benutzte. So lernte ich das Äußere der großen Stadt bald kennen, deren Einteilung übrigens (mit Ausnahme der unteren Stadt) durch ihre, nach fortlaufenden Ziffern benannte Längsavenuen und Querſtraßen überſichtlich und deshalb leicht zu behalten iſt. Mit dem bloßen Anſehen des Äußeren begnügt ſich jedoch ſelten ein Fremder, noch dazu wenn er jung iſt, und ſo wollte denn auch ich andere Sehenswürdigkeiten New Yorks kennen lernen und that dies auch, nachdem ich mir ein verhältnismäßig billiges Zimmer in einer ruhigen Familie gemietet hatte. Mit Ausnahme meiner erſten Thorheit, in Deutſchland um keine Empfehlungen für Amerika nachzuſuchen, hatte ich bisher vom Anfang der Reiſe an nach richtiger, vorſichtiger und ſparſamer Methode gelebt; jetzt kam aber der Leichtſinn zum Durchbruch. Anſtatt vom erſten Tage an mich während der Tageszeit fleißig nicht bloß nach einer paſſenden Stellung, ſondern nach irgend einer Beſchäftigung überhaupt umzuſehen, überflog ich die Zeitungen nur in Rückſicht auf eine litterariſche oder Unterrichtsſtellung, inſerierte ſelbſt mehreremal, gab auch gelegentlich auf ein dahinzielendes Inſerat eine Offerte ab und tröſtete mich beim Ausbleiben jedweder Antwort immer mit dem alten, die Trägheit und Energieloſigkeit ſo ſehr ſtärkenden Sprichwort: „kommt Zeit, kommt Rat!“ New York iſt aber wie jede Groß- und Handelsſtadt für den, der die billigen Quellen noch nicht kennt, eine ſehr teure Stadt, und ſo ſchmolz mein Vermögen von einigen dreißig Dollar (etwa hundertdreißig Mark), die ich am Tage nach meiner Ankunft beſaß, ſehr bald zuſammen, und ich hatte immer noch keine Stellung! Freilich kam ich nun auch zu der Einſicht, daß man ſich in Amerika durchaus nicht auf ſein früheres Fach ſteifen darf, ſondern daß man eben jede Arbeit, die ſich gerade bietet, und wenn möglich ſo lange behalten muß, bis man etwas Beſſeres findet; wer wirklich arbeiten will und keine Arbeit ſcheut, findet in Amerika ſtets ſo viel, daß er wenigſtens ſein Leben machen kann, wie dort die landläufige Redensart iſt. Schließlich fand ich eine Stellung in einer Apotheke, freilich nicht als Proviſor und Rezipient, auch nicht als Lehrling, ſondern als Fenſterputzer und Aufräumer des Lagerraumes. Dies war aber nur für einen Tag in der Woche, an einem zweiten hatte ich in einer anderen Apotheke Holz zu ſpalten, Flaſchen zu ſpülen ꝛc., was auch einen vollen Tag in Anſpruch nahm und mir ebenſo wie in der erſten anderthalb Dollar pro Tag einbrachte. „Aller Anfang iſt ſchwer,“ ſagte ich mir, „und der Anfang iſt gemacht.“ Ab und zu fand ich auch Gelegenheit, abgeladene Kohlen in einen Keller zu ſchaffen oder bei reichen Leuten die Teppiche auf der Vortreppe auszuklopfen, kurz, ich verdiente ſo viel, um bei den allerbeſcheidenſten Anſprüchen exiſtieren, d. h. vegetieren zu können. Mein wenn auch billiges Zimmer war für meine jetzigen Verhältniſſe immer noch zu teuer, ich mußte es daher aufgeben und in einem der billigſten Logierhäuſer mich einquartieren, wo man dann natürlich mit ſechs bis acht anderen in einem Raume zuſammen ſchlafen muß. Wer in einem ſolchen New Yorker Logierhauſe Beobachtungen anſtellt und in den Erzählungen der vielen Inſaſſen die Spreu vom Weizen zu ſondern verſteht, der lernt die Vorgeſchichte, Erlebniſſe und Abenteuer ſo mancher kennen, die es ſich in Deutſchland früher nicht hatten träumen laſſen, einſt in New York für fünfzehn Cent die Nacht mit Arbeitern, Hauſierern, Strolchen ꝛc. in einem ſchmutzigen Raume zubringen zu müſſen. Freilich hatten ſich auch mir die vielen ſchönen Hoffnungen, mit denen ich den amerikaniſchen Boden betreten hatte, bisher nicht im geringſten erfüllt; noch hatte ich die mannigfachen Kenntniſſe, die ich in meinem Leben in Deutſchland, England und Frankreich geſammelt hatte, gar nicht verwerten können; vergebens waren die für meinen Beutel ziemlich hohen Ausgaben für Inſerate geweſen, um Schüler für deutſchen, franzöſiſchen oder Muſikunterricht oder ſchriftliche Arbeiten für Zeitungen oder Korrekturen für Druckereien zu bekommen; ohne Erfolg hatte ich mich an die verſchiedenen Telegraphenkompanien um eine Stellung gewandt. Ich hatte, wie ſo viele Auswanderer, deren Beruf auf Kopfarbeit beruht, meine Anſprüche immer niedriger ſtellen müſſen, bis ich nun ſo weit war wie jeder Arbeiter, d. h. mein Brot durch die gewöhnlichſte Handarbeit verdienen mußte. Dieſes Leben führte ich mehrere Monate lang, bis ich eines Tages in der Zeitung las, daß für einen Bahnbau kräftige Arbeiter für neun Dollar pro Woche geſucht wurden. Ich überlegte, daß, wenn ich dort mehrere Monate blieb, ich mir vielleicht zwanzig Dollar erſparen und dadurch wieder etwas emporkommen könnte. Ich meldete mich bei dem Agenten, der die Leute anzunehmen hatte, wurde engagiert und zog den nächſten Morgen mit Schaufel und Spitzhacke aus, um an einer Eiſenbahn Neu Jerſeys Erdarbeiten zu verrichten. Aber bei dieſer Arbeit ſind jene gewöhnlichen Arbeiter, die ihr lebenlang nichts anderes gethan haben, uns Eindringlingen unendlich überlegen, nicht bloß, weil ſie durch die lange Praxis eine größere Fertigkeit darin erlangt haben, ſondern auch, weil ihr Körper an derartiges hartes Arbeiten, an ſchwere Strapazen und an alle Unbilden des Wetters gewöhnt iſt. Ich ſelbſt hatte einen geſunden, feſten Körper, war verhältnismäßig jung, dreißig Jahre alt, und hatte den beſten, ernſteſten Willen, konnte aber dieſe Arbeit nicht länger als vierzehn Tage aushalten, denn ich wurde immer ſchwächer, meine Glieder waren ſchließlich wie von Blei, und ich konnte natürlich nicht mehr ſo viel „ſchaffen“ wie andere, ſo daß ich ſchon manchen Verweis und manches Scheltwort über langſames Arbeiten hatte einſtecken müſſen. Endlich fiel ich, obgleich ich mich faſt übermenſchlich zum Weiterarbeiten zwang, geradezu um und konnte nicht mehr; ich wurde daher entlaſſen und lag nun, ſo zu ſagen, wieder auf der Straße. So ſaß ich nun folgenden Nachmittag auf einer Bank auf Union Square, ſonnte mich und ſah vollſtändig gleichgültig in das Getriebe und Getümmel der Weltſtadt; die vorüberfahrenden eleganten Equipagen, die vollen Pferdebahnwagen und Omnibuſſe, die vorbeihaſtenden Geſchäftsleute, die flanierenden Elegants und Modedamen — alles ſtierte ich an, faſt ohne es zu ſehen, nur der eine Gedanke bewegte mich: was nun? Endlich hafteten meine Augen von ungefähr eine längere Zeit an der Ecke von Broadway und der vierzehnten Straße, wo ein Junge mit ſeinem Handwerkszeug zum Stiefelwichſen ſein Standquartier aufgeſchlagen hatte, und ſah, wie derſelbe in kurzer Zeit zwei Herren die Stiefel wichſte und in der nächſten Stunde noch dreimal zur Ausübung ſeines glänzenden Berufs aufgefordert wurde. Nun fing ich an zu rechnen. Der übliche Preis fürs Stiefelreinigen beträgt fünf Cent (zwanzig Pfennig), mancher reiche Herr gibt jedoch auch zehn Cent, ſomit hatte der Junge in der kurzen Zeit von anderthalb Stunde mindeſtens fünfundzwanzig Cent verdient. Warum, ſagte ich mir, ſollteſt nicht auch du dein Leben machen und, wenn du von früh bis abend auf dem Poſten biſt, deine anderthalb bis zwei Dollar täglich verdienen können? An der Arbeit ſelbſt ſtieß ich mich nicht; wenn man Fenſter geputzt, Keller gereinigt, Kohlen getragen und an der Eiſenbahn gearbeitet hat, kann man wohl auch Stiefel wichſen — es iſt dies übrigens einer der wenigen Vorzüge Amerikas, daß dort keine Arbeit den Menſchen erniedrigt. Freilich hatte ich kein Handwerkszeug und nur noch etwa drei Dollar Vermögen, ich entſchloß mich aber kurz, einen Teil davon als „Kapital“ in das „Geſchäft“ zu ſtecken und mich als Wichſier zu etablieren. Ich führte meinen Entſchluß auch ſofort aus, kaufte einen Kaſten, der zugleich als Fußunterlage diente, eine Schmutzbürſte, eine Schmierbürſte, zwei Glanzbürſten, eine Kleiderbürſte und Wichſe und war um anderthalb Dollar leichter, dafür aber von dem erhebenden Bewußtſein erfüllt, nun ſelbſt Geſchäftsbeſitzer, wenn auch ohne Gehilſen, zu ſein. Jetzt handelte es ſich noch darum, einen paſſenden Stand zu finden, und das war nicht leicht, denn die Konkurrenz in dieſem Geſchäftszweige iſt in New York ſehr groß, teils in den Händen von Italienern, teils von amerikaniſchen Jungen, und jeder einigermaßen günſtige Platz, jede Ecke iſt natürlich ſchon beſetzt, da keinerlei Standgeld zu bezahlen iſt, auch kein Gewerbeſchein gelöſt zu werden braucht.

Ich ſchlenderte am nächſten Morgen ſehr zeitig mit meinem Kaſten unter dem Arme durch die Bowery und ſpähte nach einem zukünftigen Geſchäftsplatze umher; endlich wählte ich eine Hochbahnſäule zwiſchen Grand und Heſter Street (eine Straßenecke war natürlich nicht zu erlangen), ſetzte mich daſelbſt feſt und wartete nun auf meine Kunden. Mit welchem Herzklopfen ich auf das erſte Paar glanzbedürftiger Stiefeln gewartet, wie ſehnſüchtig ich die Tauſende von ſchmutzigen, glanzloſen Schuhen und Stiefeln vorbeitraben ſah, ohne daß dieſe Verlangen nach meiner Kunſt trugen, wie ich erſt ſchüchtern, dann immer dreiſter mein Shine! jedem Paſſanten zurief, wie ich eiferſüchtig nachſah, ob nicht ein Konkurrent mir die Kunden wegſchnappte: das kann nur derjenige meiner geneigten Leſer nachfühlen, der ſelbſt vielleicht einſt einen kleinen Laden eröffnet und nun „mit Hangen und Bangen“ auf das „Handgeld“ gewartet hat. Endlich, endlich gelang es mir, einen Herrn zu kapern; ich reinigte, ſchmierte und bürſtete friſch drauf los und in kürzerer Zeit, als ich ſelbſt erwartet (ich hatte am Abend vorher und an demſelben Morgen meine eigenen Schuhe zweimal Probe gewichſt), waren die Schuhe meines Kunden wie ein Spiegel blank und ich erhielt mein wohlverdientes Handgeld, die erſten fünf Cent. Eine Zeitlang betrachtete ich das Geldſtück mit einer gewiſſen Zärtlichkeit, ſteckte es dann aber in die Taſche und rief den Paſſanten wieder mein Shine, Sir, shine! zu. Es dauerte ziemlich eine Stunde, bevor meine Dienſte zum zweitenmale in Anſpruch genommen wurden. Diesmal war der Betreffende nicht, wie der Erſte, fein gekleidet, ſondern auſcheinend ein Arbeiter. Nachdem ich auch deſſen Schuhe glänzend hergeſtellt hatte, bekam ich von ihm ein Fünfundzwanzigcentſtück mit der Bemerkung, zwanzig Cent Change (Kleingeld) herauszugeben. Da ich ſoviel Kleingeld nicht hatte, bat ich den Mann, ſich einen Augenblick zu gedulden, ich wollte nur in einen nahen Zigarrenladen wechſeln laſſen. Der Arbeiter ermahnte mich noch, mich zu beeilen, da er wenig Zeit hätte, ich mußte aber leider in dem Laden eine Minute warten, bis ein Kunde abgefertigt war. Ich erhielt dann das Kleingeld und lief nach meiner Säule zurück, um meinem Kunden ſeine zwanzig Cent zurückzugeben, aber niemand war mehr dort und entſetzlich! mein Wichskaſten mit ſämtlichen Bürſten war verſchwunden. Als einziger Überreſt meines ganzen Geſchäftsbetriebs lag das flache Büchschen mit Wichſe an der Erde! Ich lief zwar ſofort das andere Ende der Straße hinauf, um mein Wichszeug womöglich noch zu erwiſchen, aber vergebens. Mein Kunde war ein Gauner geweſen, der die Gelegenheit benutzte, für fünfundzwanzig Cent, die er opferte, in den Beſitz von vollſtändigem und neuem Material zum Stiefelwichſen zu gelangen. Ich muß offen geſtehen, daß mir eine Zeitlang das Weinen näher lag als das Lachen, dann aber machte ich meinem gepreßten Herzen Luft und ſchimpfte laut engliſch und deutſch auf Amerika im allgemeinen und den Halunken im beſondern, ſodaß die Leute auf der Straße mich bedenklich anſahen und wahrſcheinlich für verrückt hielten. Da ſoll ein Menſch aber auch ſeine Ruhe behalten! Wo waren nun meine Träume hin von anderthalb bis zwei Dollar pro Tag Verdienſt? Zerſtoben wie Seifenblaſen und anderthalb Dollar Anlagekapital dazu! Ich ging ſpäter in die Apotheke, in der ich früher Fenſter geputzt hatte, um mich wieder anzubieten; der Platz war aber natürlich längſt beſetzt. So kaufte ich mir eine Zeitung, las den Arbeitsmarkt durch und entſchloß mich, eine der vielfach angebotenen Kolporteurſtellen anzunehmen, lief zu einer der angegebenen Adreſſen und wurde auch angenommen. Iſt die Kolportage in Deutſchland ſchon nicht gerade ein glänzendes Geſchäft, ſo iſt ſie es in Amerika noch weniger. Ich ſuchte Abnehmer für vergrößerte Photographien, lief drei Tage lang von Haus zu Haus, von Geſchäft zu Geſchäft und hatte am Mittag des dritten Tages noch nicht einen einzigen Auftrag erhalten.

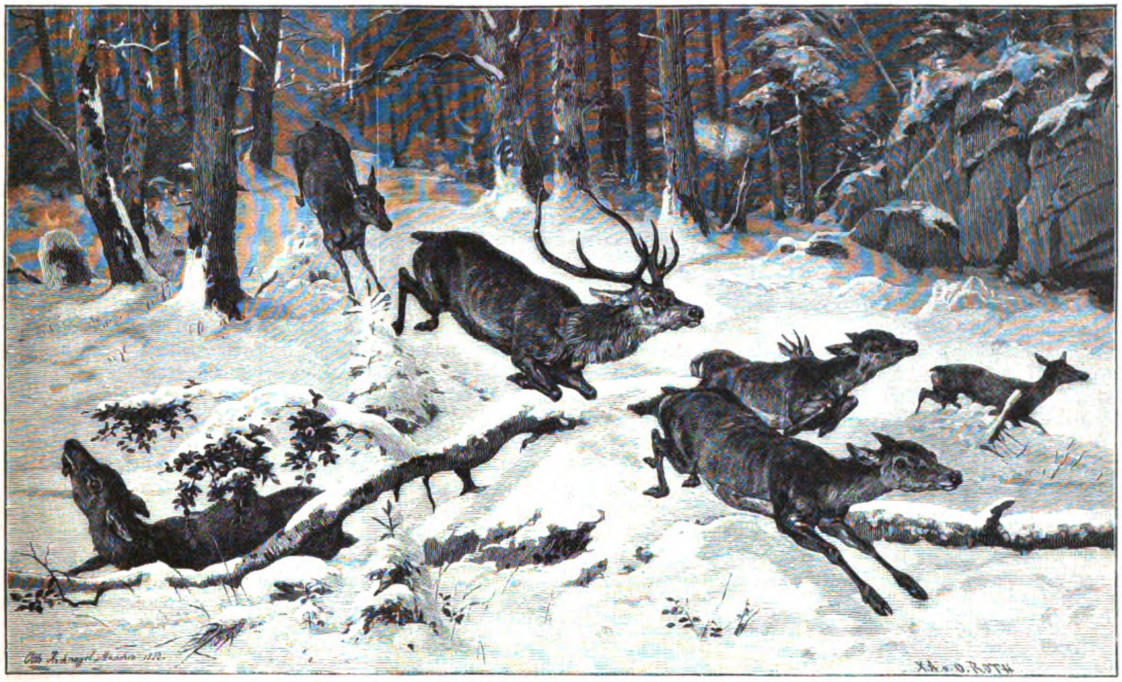
Da erfuhr ich zufällig, daß ein Konditor und Eiscrememacher einen Burſchen zum Auslaufen ſuchte. Sofort machte ich mich auf den Weg zu ihm und hatte auch das Glück, die Stelle noch offen zu finden und angenommen zu werden. Freilich war das Austragen von Torten und Eis nicht die einzige und noch weniger die ſchwierigſte Arbeit; das Souterrain, in dem die Bäckerei und Konditorei lagen, mußte reingehalten, die ankommenden Mehlfäſſer hinuntergeſchafft und an ihrem Platze zu zwei übereinander aufgeſtellt werden, Zucker-, Butter- und dergleichen Fäſſer nach den Vorratsräumen im dritten Stockwerk geſchafft werden ꝛc. Gleichwohl war ich mit meinem jetzigen Platze ziemlich zufrieden, da ich wöchentlich ſechs Dollar verdiente und außerdem gutes und reichliches Eſſen hatte; mit der Zeit rückte ich auch in andere Poſten auf, wurde Aufwäſcher der vielen Formen, Kuchenbleche, Tortenplatten ꝛc. und kam endlich an die Eiscrememaſchine, wo ich die Fabrikation des Eiscreme, einer Spezialität New Yorks, nach und nach lernte.

(Schluß auf S. 158.)

Hirſchjagd.

Hirſchjagd! — das iſt ein Zauberwort, deſſen bloße Erwähnung ſchon das Herz eines jeden Weidmannes mit Entzücken erfüllt. Und welch unausſprechlicher Reiz liegt erſt in der Ausübung der Jagd auf den ſtolzen König unſerer Wälder, den ſtattlich ſchlanken Edelhirſch. Mancher alte Jäger, deſſen Schußbuch eine ſtattliche Ziffernreihe von erlegtem Wilde aller Art aufweiſt, kann doch das „Hirſchfieber" nie ganz überwinden, welches den ſicheren Blick verdunkelt und den Finger am Abzuge der ſelten fehlenden Büchſe erbeben macht, und der Neuling fühlt ordentlich das aufgeregte Klopfen des Herzens, wenn das eigentümliche Kniſtern des Laubes und trockenen Reiſigs das Nahen der erſehnten Jagdbeute verkündet.

Die Jägerſprache begreift zwar unter dem Ausdrucke „Hochwild" noch anderes jagdbares Getier aus Wald und Feld, zu allen Zeiten aber und in allen Gegenden, wo der Rothirſch vorkommt, hat man die Verfolgung dieſes edelſten Wildes ganz beſonders als „hohe Jagd" aufgefaßt. Die Hirſchjagd wird in den einzelnen Ländern auf verſchiedene Weiſe ausgeübt. Die nur von wenig Bäumen bedeckten Berge des ſchottiſchen Hochlandes laſſen unter Zuhilfenahme ſcharfer Gläſer den Ort ſchon auf weite Entfernung erkennen, wo der jagdbare Hirſch ruhig äſt. Dann gilt es aber, die ſcharfen Sinne des aufmerkſam „ſichernden" Wildes zu täuſchen. In ſtundenlanger Wanderung hinter den deckenden Bergabhängen ſucht der Jäger ſeinem Wilde den Wind abzugewinnen, und muß ſich dann unter allen möglichen Schwierigkeiten über die offene Heide bis auf Schußweite heranſchleichen. Deerstalking iſt ſomit eine aufregende, aber in hohem Grade beſchwerliche und anſtrengende Jagd.



Treibjagd auf Rotwild. Gemalt von Otto Recknagel.

Ganz anders verfährt man in Frankreich. Von jeher und bis in die heutige Zeit wird dort der Hirſch mit Parforcehunden gejagt. Im Spätherbſte verſammeln die reichen Grundbeſitzer zahlreiche Gäſte auf ihren Schlöſſern und dann geht es mit Hörnerſchall hinaus in den laubloſen Wald, auf edlem Roß den Hunden und dem Hirſche zu folgen. Dieſe „franzöſiſche Jagd" wird vielfach noch mit allem Glanze und Pompe der Jägerei früherer Jahrhunderte betrieben und nicht ſelten glaubt ſich der Zuſchauer in die Zeiten der prächtigen bourboniſchen Könige zurückverſetzt, wenn er der im Koſtüm Louis treize daherſprengenden Kavalkade begegnet, in welcher elegante und ſchöne Damen nicht fehlen. Namentlich ſoll die „Equipage" des Herzogs von Aumale auf großem Fuße gehalten werden und ſeine „chiens courants" ſind aus dem beſten franzöſiſchen Blute rein fortgezüchtet.

Auch in England beſtehen Hirſchmeuten, aber man jagt mit ihnen nur den vorher eingefangenen, trainierten und ſeines Geweihes beraubten Hirſch und als vornehmſte Art des „hunting," der Jagd zu Pferde, gilt dort die Fuchsjagd.

Merkwürdig iſt, daß der deutſche Weidmann die Jagd zu Pferde überhaupt nicht als ſolche anerkennt, ſondern ſie mit einer gewiſſen Verächtlichkeit lediglich als Reitübung betrachtet und nur die Verfolgung des Wildes mit Pulver und Blei in den Bereich „jägermäßigen" Thuns zählt. Jedenfalls gibt es, während noch vor wenig mehr als hundert Jahren die Hirſchjagd auf franzöſiſche Art an den meiſten deutſchen Höfen mit der Entfaltung des erdenklichſten Luxus in Szene geſetzt zu werden pflegte, meines Wiſſens jetzt in unſerem Vaterlande keine Hirſchmeuten. Das Rotwild wird vielmehr auf dem „Anſtande" erlegt, man „pürſcht" es zu Fuß oder zu Wagen an, oder veranſtaltet „Treibjagden."

Das Edelwild gedeiht am beſten in ausgedehnten Waldrevieren, wo es genügende Äſung findet und wenig geſtört wird. In demſelben Maße, wie die Axt des Holzſchlägers unſere Wälder gelichtet und die regelmäßige Bodenkultur Fortſchritte gemacht hat, iſt mit der Zeit deshalb nicht allein der Beſtand an Edelwild geſchwunden, ſondern auch die „Stärke" der einzelnen Hirſche hat abgenommen. Ein Sechzehnerder iſt heute bereits zur Seltenheit geworden, wenn auch hin und wieder noch einzelne Kapitalhirſche vorkommen mögen, welche bis zu zweiundzwanzig Enden „vereckt" haben.

In einem gut beſtandenen Reviere bildet die Pürſche unſtreitig nicht allein die „weidgerechteſte," ſondern auch die intereſſanteſte und aufregendſte Jagd. Indeſſen auch die Treibjagden haben einen eigenen Reiz, namentlich für denjenigen Weidmann, welcher die Erlegung des Wildes höher ſtellt, als den Genuß an der Arbeit des „hirſchgerechten" Jägers. Sogenannte „eingeſtellte" Jagden werden mit hohen Tüchern, Netzen, Lappen oder Gattern umgeben, welche dem getriebenen Wilde nur den Ausgang in der Richtung auf die angeſtellten Schützen übrig laſſen. Schwerer iſt es im „freien Treiben" das Wild vor die Schützen zu bringen. Man muß den Wind aufmerkſam beobachten, den Standpunkt des Wildes genau kennen und ſeine Neigung, gegen den Wind zu gehen, bei der Anordnung des Treibens in Rechnung ziehen. Trotz aller Vorſicht von Schützen und Treibern aber bricht das argwöhniſche Rudel doch durch die faſt lautlos daherſchreitende Treiberlinie, und in dieſem Falle gelingt dem auf dem Rückwechſel poſtierten Schützen nicht ſelten ein glücklicher Schuß.

Herrmann Vogt.

(Schluß von S. 156.)

Ich will hier ein für allemal erwähnen, daß ich während meines ganzen Aufenthaltes in Nordamerika nie mein mir geſtecktes Ziel, eine Redakteur- oder Korrektorſtelle zu erreichen aus den Augen verlor; daß ich von Zeit zu Zeit immer wieder Offerten an die verſchiedenſten Zeitungsverleger, Druckereien ꝛc. geſchickt und auch perſönlich verſucht habe dieſelben zu ſprechen, immer aber ohne den geringſten Erfolg. Sollte jemand den Einwurf machen, warum ich denn bei meinen mannigfachen Kenntniſſen und meinen vielen Reiſeerinnerungen nicht ſelbſt zu ſchriftſtellern verſucht habe, ſo erwidere ich darauf, daß auch damit ohne gewichtige Empfehlung an einen Verleger nur bei vorzüglichen Leiſtungen ein Erfolg erzielt wird, daß ich aber eine nicht produktiv angelegte Natur bin. So war und blieb ich in jener untergeordneten Stellung ziemlich ein ganzes Vierteljahr, die immerhin den erſten Ruhepunkt meines Amerikalebens bildet. Noch war jedoch meine Prüfungszeit nicht beendet. Als der Herbſt ins Land zog, wurden die Beſtellungen auf Eiscreme ſchwächer, das Perſonal demnach reduziert und ich als der jüngſte natürlich mit entlaſſen. Ich hatte mich, der ich mehr als ſparſam gelebt hatte, während der Zeit mit etwas Wäſche und einem anſtändigen Anzug verſehen können und beſaß bei meiner Entlaſſung noch zwölf Dollar bar. Meine nächſte Anſtellung, die ich durch die Zeitung erhielt, war — Spazierengehen; allerdings durfte ich nur in beſtimmten Straßen, in der Nähe des betreffenden Reſtaurants, von dem ich engagiert war, promenieren und mußte dabei ein Bruſt- und Rückenſchild mit einer Reklame für das Geſchäft tragen, erhielt aber dafür den glänzenden Gehalt von fünfundzwanzig Cent pro Tag nebſt freiem Eſſen. Ich nahm die mehr als dürftige Stellung an, um meine geringe Barſchaft nicht gleich in den erſten Tagen wieder zuſammenſchmelzen zu ſehen und mittlerweile mich nach etwas Beſſerem umzuſehen. Es gelang mir dies auch, indem ich für eine Woche als Holzauslader am Dock angenommen wurde. Der Holzhofinhaber, für den das Virginiafichtenholz vom Schiff ausgeladen wurde und der ganz in der Nähe des Docks ſein Geſchäft hatte (einen Holzhof und eine Dampfholzſpalterei zugleich mit Bierſalon), nahm, da er auf ſeinem Holzplatze jemand zum Aufſchichten brauchte, mich an, vom Holzplatze kam ich nach einiger Zeit als Holzträger auf einen der Wagen, die das geſpaltene Holz den Kunden ins Haus bringen, und wurde ſchließlich ſelbſt einer der Kutſcher. Einmal fiel ich, da der Kutſcher, um ſchnell fertig zu werden, meiſt mit hilft, das Holz in den Keller zu ſchaffen, mit meinem Korbe eine ſolche ſchlechte Kellertreppe hinunter. Ich that mir zwar, Gott ſei Dank! nur geringen Schaden, konnte aber für die nächſte Zeit weder fahren noch tragen und erhielt deshalb von meinem Prinzipal, der gemerkt hatte, daß meine Kenntniſſe über die üblichen eines Arbeiters etwas hinausgehen, Beſchäftigung im Kontor. Ich beſorgte Ausgänge, legte ihm ein neues Regiſter an, trug auf ſein Diktat ins Tagebuch, auch ins Kaſſabuch ein und hatte mich, nachdem meine durch die fortwährende Handarbeit hart und ſteif gewordenen Finger ſich wieder an die Feder gewöhnt hatten, ſehr bald in die einfache Buchführung hineingearbeitet, ſodaß mein Prinzipal mir eines Tages den Vorſchlag machte, ganz im Kontor als Buchhalter zu bleiben. Niemand war froher als ich; ſchien es doch endlich, als wollte der Himmel ſich entwölken und der Sonne den Durchbruch geſtatten. Meine Stellung war eine ziemlich gute (ich hatte neben freier Koſt erſt zwölf, dann fünfzehn, endlich achtzehn Dollar pro Woche), mein Prinzipal war eiu freundlicher, umgänglicher Mann, meine Zeit wurde zwar ſehr in Anſpruch genommen, meiſt von ganz früh bis ſpät abends, aber ich arbeitete gern, da es doch eine menſchenwürdige und einträgliche Stellung war. Dadurch daß ich für meine Koſt keine Ausgaben hatte, konnte ich auf mein Äußeres mehr verwenden, mir Garderobe und ſonſtige Effekten genug anſchaffen, eine anſtändige Wohnung mieten und doch wöchentlich noch fünf Dollar ſparen.

Dieſe Stellung war mein zweiter Ruhepunkt und, wie man bald ſehen wird, meine Rettung und Hilfe für meine ſpätere Rückkehr nach Deutſchland. Nachdem ich etwa vier Monate lang dieſe angenehme Stellung bekleidet hatte, erfuhr ich wieder einmal die wandelbare Laune des Schickſals; ein Schwager meines Prinzipals war nämlich eben aus Deutſchland angekommen, hatte natürlich keine Stellung, erhielt die meinige und ich wurde einfach wieder entlaſſen. Allerdings ſtand ich jetzt anders da als früher, denn ich beſaß außer einer reichhaltigen guten Garderobe und Wäſche etwa ſiebzig Dollar Erſparniſſe und konnte demnach nun ſchon etwas wähleriſch in der Annahme einer neuen Stellung ſein. Auch jetzt ſuchte ich perſönlich einige der größeren Verleger auf, um ihnen meine Dienſte anzubieten, hatte dabei aber ſo wenig Glück wie früher; ich privatiſierte alſo wieder längere Zeit, ſodaß meine Barſchaft auf etwa die Hälfte zuſammenſchmolz, bis mir ein deutſcher Schauſpieler, mit dem ich einige Monate vorher bekannt geworden und der jetzt gleichfalls ohne Engagement war, einen Vorſchlag machte, den ich auch in der Folge annahm. Jener Schauſpieler, der früher in Philadelphia und ſpäter am Thaliatheater in New York engagiert geweſen war, hatte eine kleine Schau- und Singſpieltruppe zuſammengebracht und gedachte mit dieſer eine Tour durch diejenigen Staaten Nordamerikas zu machen, in denen das deutſche Element vorherrſchend oder in denen es wenigſtens ſtark vertreten war. Da wir uns gegenſeitig lieb gewonnen hatten, machte er mir den Vorſchlag, mich ihm als Souffleur anzuſchließen, doch mußte ich mich verpflichten, auch Epiſodenrollen zu übernehmen. Da ich, wenn ich auf den Vorſchlag einging, mich von meinem Freunde nicht zu trennen brauchte, ein gutes Stück von Nordamerika ſah und zugleich Geld verdiente, ſo unterzeichnete ich den Vertrag mit Freuden, bekam einige kleine Rollen zum Einſtudieren und wir reiſten, nachdem wir einige Proben abgehalten und einen Vertrag mit dem Beſitzer einer kleinen Bühne in Karlsburg abgeſchloſſen hatten, dorthin ab. Nun war es gut, daß ich mir vorher ſchon keine goldenen Berge verſprochen hatte, ich konnte daher von unſeren Einnahmen auch nicht gerade enttäuſcht ſein und wenn ich den wirklichen Wert des „Kunſtgenuſſes,“ den wir zu bieten vermochten, dabei in Anſchlag brachte, ſo mußte ich mich immerhin wundern, daß wir doch meiſtens ſo viel einnahmen, um die allgemeinen Unkoſten decken und für die einzelnen Mitglieder die Hotelrechnungen bezahlen zu können. Manchmal freilich reichten die Einnahmen auch nicht einmal dazu hin und es mußte der „eiſerne Fonds“ herhalten, den wir zu dieſem Zwecke vorher geſtiftet hatten und bei dem ich am ſtärkſten beteiligt war. Zuweilen, beſonders zuletzt in Buffalo, hatten wir auch ein „volles Haus,“ vom letzten aber leider, mit Ausnahme des Direktors, keinen Nutzen, denn dieſer hatte eines Tages unter Mitnahme ſowohl der Soubrette als auch des eiſernen Fonds und der Einnahmen der beiden letzten Tage ſich franzöſiſch gedrückt, und wir andern ſaßen mit dickem Kopf und ſchwachem Beutel da! Mein Entſchluß war jetzt gefaßt, denn ich hatte nach dieſer letzten Schickſalstücke von Amerika mehr als genug! Ich trennte mich von meinem Freunde, der ein Engagement an einem dortigen kleinen Konzertlokale fand, und fuhr nach New York zurück, wo ich verſchiedene Wertſachen verkaufte, deren Erlös mit dem Reſt meiner in einer dortigen Bank deponierten früheren Erſparniſſe hinreichte, um mir ein Billet zur Rückfahrt über England nach Deutſchland löſen zu können. Ich nahm mit ſchwerem Herzen von einem Lande Abſchied, das ich zu meinem zweiten Heimatlande hatte machen wollen, das ich mit ſo vielen Hoffnungen betreten hatte und nun ſo enttäuſcht verließ. Ich kam nun zwar arm und mittellos nach Deutſchland zurück, kann mich aber immer noch glücklich ſchätzen, daß mir die Rückkehr überhaupt möglich war; denn wie viele Tauſende gibt es in Amerika, die früher beſſere Tage geſehen haben, die trotz ihrer vielen Kenntniſſe dort ein jammervolles Daſein führen, ſich ſehnlichſt nach Deutſchland zurückwünſchen und doch nie ſo viel Geld verdienen werden, um ſich die Rückreiſe zu ermöglichen. Sie gehen dort elendiglich zu Grunde!*)

---

*) Auswanderern empfehlen wir aufs neue das 1873 von der Lutheriſchen Emigrantenhaus-Aſſociation in New York zum Schutz und Wohle der Ein- und Auswanderer gegründete „Deutſche Emigrantenhaus,“ Nr. 16. Stateſtreet. New York. Karten, die bei der Landung in Caſtle Garden am Hute zu tragen ſind, bis ein Agent des Hauſes kommt und den Ankömmling abholt, können von uns gegen Einſendung einer Freimarke bezogen werden. Daheim-Red.

Am Familientiſche.

Vom Büchertiſch.

Die ſchöne Erzählung: „Er lebt,“ die wir eben veröffentlichen, hat in unſerem Leſerkreiſe vielfach die Frage wachgerufen, ob die Verfaſſerin bereits vorher Erzählungen veröffentlicht hat. Die Frage läßt ſich erfreulicherweiſe bejahen. Im Jahre 1881 erſchien unter dem Pſeudonym E. Oswald bei Moritz Dieſterweg in Frankfurt die Novelle Inge von Rantum und in dieſem Jahre veröffentlichte die Verfaſſerin bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha „Zwei Novellen.“ Die Inge von Rantum hat viel Beifall gefunden, mir aber nicht übermäßig gefallen. Da iſt, wie mir ſcheint, noch ein gut Stück Schablonenarbeit darin, Niederſchlag von früher Geleſenem. Um ſo erfreulicher wurde ich durch die Erzählung: „Tote Kohlen“ überraſcht. Das iſt eine ganz vortreffliche Novelle, mit glücklicher Hand aus dem vollen Leben des katholiſchen Münſter gegriffen und in einem Zuge hingeworfen, einheitlich und ganz, von A bis Z. Ich habe lange nicht eine Dichtung mit ſo viel innerer Teilnahme geleſen wie dieſe. Hier iſt alles durchaus eigenartig, ſelbſt geſehen und mit großem Talent wiedergegeben. Viel weniger zugeſagt hat mir die Erzählung: „Il pomo d'oro.“ Schon die Form iſt für dieſen Stoff nicht glücklich gewählt. Erſt erzählt die Erzählerin mit „ich,“ dann die Heldin. Dadurch erhalten wir die Strahlen der Leidenſchaft erſt aus dritter Hand, alſo ſtark gebrochen und doch konnte der Vorgang, der hier geſchildert wird, nur ſympathiſch wirken, wenn wir unmittelbare Zuſchauer desſelben waren. Der Kleinkram in der Penſion iſt überdies ein wenig paſſender Eingang für einen ſolchen Fortgang. Trotzdem verleugnet ſich das ſchöne Talent der Verfaſſerin auch hier nicht und viele Leſer werden die Novelle mit großem Intereſſe leſen. Der Wappenſpruch der Grafenfamilie wird überdies manchem Leſer ſo unvergeßlich bleiben wie mir. Das iſt ein goldenes Wort. Es lautet: „Wolle immer, was du ſollſt!“

In die Welt, welche ſich ſelbſt „die Geſellſchaft“ nennt, führt uns der Roman: „Die Schloßfrau von Dromnitz“ (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt) von unſerem Moritz von Reichenbach. Ich bekenne, daß mir für dieſe Kreiſe immer jede Sympathie gefehlt hat, ich bin daher in dieſem Punkt nicht unbefangen, aber ich glaube mit Goethe nicht, daß ein Dichter mit der großſpurigen Nichtigkeit etwas anfangen kann. Wer den Adel dichteriſch verwerten will, ſollte ſich meines Erachtens immer an den Landadel halten. Während dieſer überall mehr Eigenart bietet als irgend eine andere Menſchenklaſſe, zeichnet ſich „die Geſellſchaft“ allerorten dadurch aus, daß ſie auch große Menſchen klein und originelle platt erſcheinen läßt. Der einfältigſte Landjunker, in deſſen Kopf nicht viel mehr lebt als Haſen und Füchſe, der ſich aber die Welt auf ſeine Art zurechlegt, iſt poetiſch viel dankbarer als der hochgebildete Kammerherr, der mit Verſtand von Michel Angelo ſpricht, aber deſſen Wollen vom „man“ (im Sinne von: „was wird man dazu ſagen“) beherrſcht wird.

Daß ich hierin recht habe, beweiſt mir auch der Umſtand, daß faſt jeder, der ſich „die Geſellſchaft“ zum Vorwurf nimmt, allſogleich in die Welt „die Halbwelt“ hineinſpielen laſſen muß, weil hier erſt wieder die Eigenart zur Geltung kommt.

Ein Gedicht hat auch Moritz von Reichenbach aus dieſer Quelle nicht ſchöpfen können, wohl aber einen anmutigen Roman, der in des Verfaſſers hinreichend bekannter, friſcher geiſtvoller Weiſe geſchrieben iſt.

In eine völlig andere Welt führt uns Felix Dahn in ſeinem „Biſſula“ Hiſtoriſcher Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1884. Das mir vorliegende Rezenſionsexemplar gehört der fünften Auflage an, Dahn kann alſo recht eigentlich ſagen, daß ſeine Romane einem weit verbreiteten Bedürfnis entgegenkommen und den Geſchmack der Leſer treffen. Es iſt das ein höchſt merkwürdiger Geſchmack und künftige Generationen werden, wie ich überzeugt bin, mit aufrichtigem Erſtaunen Kenntnis von ihm nehmen.

Biſſula führt uns in das Jahr des Heils 378 und zu den Allemannen, oder „Alamannen,“ wie Dahn ſchreibt. Nun wiſſen wir von den Allemannen jener Tage in Wahrheit ſo gut wie gar nichts, aber das hindert den Verfaſſer in keiner Weiſe, uns ein ausführliches Bild von ihrem privaten und öffentlichen Leben zu entwerfen. Warum auch nicht, die altdeutſche Maskerade mit ihren aus Skandinavien entliehenen Garderobeſtücken kann ſchließlich am Bodenſee ebenſo in Szene geſetzt werden, wie irgendwo anders. Über die Figuren braucht man ſich den Kopf nicht zu zerbrechen, ſie ſind längſt feſtgeſtellt. Da iſt zunächſt der Herzog oder der Heerkönig, ein ebenſo tapferer wie verſtändiger und beſonnener alter Herr; da iſt ferner der Edeling, der ſtolze herrliche Jüngling, der Held der Geſchichte; da iſt ſodann die würdige Greiſin, die im Stile Veledas künftiger Dinge kundig iſt; da iſt endlich der treue Sklave. Ihnen ſteht auf römiſcher Seite der tüchtige ehrenhafte Tribun gegenüber als der gute Römer, und ein verdorbener Patrizier als der ſchlechte Römer.

Alle dieſe Figuren finden ſich natürlich auch in der Biſſula und es iſt auch nicht einmal der Verſuch gemacht, ihnen irgend welches individuelle Leben einzuflößen. Vor Herzog, Edeling, Ahnfrau, Sklave, Tribun und Patrizier muß überall der beſtimmte Artikel ſtehen. Herzog und Knecht, Tribun und Edeling. ſie alle ſprechen genau dieſelbe hochpathetiſche Sprache aus dem letzten Akt. eines Trauerſpiels und werden nicht einmal hierin individualiſiert. Ein Beiſpiel für viele: Der Knecht, er heißt in dieſem Falle Zercho und iſt ein kriegsgefangener Jazyge — wird ſo geſchildert: er hat breite vorſtehende Backenknochen, dunkle Augen und eine Stülpnaſe und er iſt ein wohlmeinendes und anhängliches aber ſtupides Geſchöpf. Dieſem nun bietet der Herzog an ihn frei zu kaufen und ihn wieder nach Hauſe zu entlaſſen. Der Knecht ſchüttelt den ſtruppigen Kopf. „Seltſam,“ ſagt der Herzog, „zieht es dich denn nicht in die Heimat zu den Deinen?“

Darauf hebt der Knecht nach Beruf, Ausſehen und Sinnesart wörtlich folgendermaßen an: „Heimat! Wir haben keine, wir Sarmaten, wie ihr ſie habt, ihr geduldigen, pflugführenden Männer, die ihr wohnt an dem unverrückbaren in die Erde gemauerten Herd. Unſere Heimat iſt die Steppe, die weite, die freie, die mit Augen und Roſſen nicht zu durchmeſſende! Ha und wohl iſt ſie ſchön — „und hier leuchteten die Augen des Mannes und plötzlich kam über den ſonſt ſcheinbar ſtumpfen und ſo wortkargen, eine Begeiſterung, welche ihm, zum Staunen der Hörer, beflügelte Worte eingab — „Ja, wohl iſt ſie ſchöner und herrlicher als alles, was ich je geſchaut im Römer- und Germanenlande. Wann im Lenz die Sonne den letzten Schnee hinweggeküßt hat, wann die Heide lacht, wann die Steppe blüht, wann bei Tage hundert Habichte zugleich kreiſchen in der blauen Luft und die wilden Hengſte ꝛc. ꝛc.“

So ſpricht Zercho der Knecht zum Herzog. Der Herzog könnte das auch zum Knecht ſagen, es iſt im Grunde ganz einerlei, denn ſie haben beide ihren Grimm ꝛc. gleich ſehr im Kopf, kennen die Edda auswendig und wiſſen auch ſonſt in der Litteratur gut Beſcheid.

Nur in bezug auf Biſſula iſt wenigſtens der Verſuch gemacht worden, eine Perſönlichkeit zu ſchaffen. Es hat nämlich wirklich einmal ein ſueviſches Mädchen dieſes Namens gegeben, wenigſtens iſt ein ſolches unter ihm von dem lateiniſchen Dichter Auſonius beſungen worden. Der Dichter Decimus Magnus Auſonius aus Bordeaux, der Erzieher Gratians, hat außer einem längeren Gedichte auf die Moſel auch ein Gedicht verfaßt, das einer allemaniſchen Freigelaſſenen Biſſula galt und von dem Fragmente auf uns gekommen ſind. Dieſe Fragmente haben Adolf Bacmeiſter zu einer allerliebſten Abhandlung Veranlaſſung gegeben, die man in ſeinen „Allemaniſchen Wanderungen“ (Stuttgart 1867) unter dem Namen: „Ein allemaniſches Idyll aus dem IV. Jahrhundert“ nachleſen mag. Biſſula wird hier in der anmutigſten Weiſe mit den Schwäbinnen Hebels verglichen. Es iſt eine prächtige Arbeit, aus der ich die folgende Umdichtung herſetze:

An Biſſula!
Mein Kind, im kalten überrheinſchen Lande
Dort, wo der Donau Quelle rauſcht, geboren,
Heimat und Mutter haſt du früh verloren,
Der ehrne Krieg ſchlug dich in ſeine Bande.

Ich löſte ſie und ſparte dir die Schande,
Und die man mir als Sklavin zugeſchworen
War frei und mir zum Liebling auserkoren
Lang eh der Jugend Unglück ſie erkannte.

Roms freie Bürgerin — doch jeder Zug,
Der Augen Blau, die Haut ſo licht und lind,
Das goldne Haar gibt von Germanien Kunde.

So ſteht ſie da, ein lieblicher Betrug;
Schauſt du ſie an, ein echtes Schwarzwaldkind
Doch römiſch klingt es von dem ſchönen Munde.

Aus dieſer Biſſula nun hat Dahn den üblichen Theaterkobold gemacht, das halbwilde „Madli“ das mit Vorliebe auf Bäume klettert, den Liebſten vor die Bruſt ſtößt u. ſ. w. im entſcheidenden Augenblick aber natürlich ebenſo klug wie brav iſt. Um in Dahns Sprache zu reden: „Dieſes Weſen gleicht weniger einer Menſchenmaid als einer Lichtelbin.“

Daß Tribun und Edeling, während um Leben und Sterben gewürfelt wird, im Grunde doch immer nur mit dieſer „Lichtelbin“ beſchäftigt ſind, braucht wohl kaum noch geſagt zu werden. Das verſteht ſich in einem modernen hiſtoriſchen Roman ganz von ſelbſt, ebenſo daß der Partikularismus vorgeführt wird und ſein Teil erhält ꝛc.

Zum Schluß noch eins. Da der Verfaſſer wodaniſcher Konfeſſion iſt, ſo wird niemand von ihm Sympathie für das Chriſtentum erwarten, aber daß er es fertig gebracht hat, ſelbſt in dieſer Erzählung, die doch mit demſelben ganz und gar nichts zu thun hat, ihm etliche Hiebe zu verſetzen, iſt wirklich erſtaunlich.

Viel weiter zurück aber in eine ungleich bekanntere Welt als Biſſula führt uns der neue Roman von Ernſt Eckſtein: Pruſias (Leipzig, Karl Reißner). Es iſt ein geiſtreicher und feinſinniger Roman, aber er krankt, wie ich glaube, immerhin daran, daß uns von jener Reaktion gegen das die Welt beherrſchende und die Welt knechtende Römertum, die er zum Vorwurf hat, doch allzuwenig einzelne, perſönliche Züge überliefert ſind, als daß der Stoff ſich nicht der Dichtung gegenüber ſpröde erweiſen ſollte. Recht warm bin ich wenigſtens bei der Lektüre nicht geworden, obgleich viele Szenen, zumal die im Heere des Spartakus, mit großer Kraft geſchildert ſind. Es ſcheint mir, als ob der Verfaſſer das Material noch nicht ganz nach ſeinem Gefallen hat verwenden können, als ob die Geſchichte manchmal ſtärker war, als die Kraft des Dichters, der aus ihr eine Dichtung machte.

An die hiſtoriſchen Romane reihe ich noch zwei auf die deutſche Geſchichte bezügliche Veröffentlichungen, die ſich an das große gebildete Publikum wenden und auf die ich ſeinerzeit aufmerkſam machte. Von der von Dr. Matthäi herausgegebenen „Geſchichte des deutſchen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden von Karl Wilhelm Nitzſch.“ (Leipzig, Dunker & Humblot) iſt der zweite bis zum Tode Heinrichs VI führende Band erſchienen. Ebenſo von Dr. Georg Erlers Deutſche Geſchichte in den Erzählungen deutſcher Geſchichtsſchreiber (Leipzig, Alphons Dürr). Hier führt der zweite Band bis zum Ausgang der Hohenſtaufen. Das letztere treffliche Werk iſt ein vorzügliches Weihnachtsgeſchenk für heranwachſende Jünglinge und für junge Mädchen, welche ſich für die Geſchichte ihres Volkes intereſſieren. — Th. H. Pantenius.

Geſundheitsrat.

M. K. in Mannheim. Mein kleiner Junge von ſechſthalb Monaten entbehrt bis jetzt faſt aller Kopfhaare und wir ſuchen den Grund dieſes Mangels darin, daß dem Jungen jeden Morgen unter anderem auch der Kopf tüchtig mit Mandelſeife gewaſchen wird; ſollte dies richtig ſein oder wäre es einer anderen Urſache zuzuſchreiben? Was wäre in dieſem Falle zu thun? Ferner möchte ich um gütige Auskunft darüber bitten, ob Zwieback für Kinder nicht zu empfehlen iſt, da ſolcher nach Meinung einiger Frauen Skrofeln erzeugen ſoll. Ebenſo bin ich im Zweifel darüber, ob friſches Brunnenwaſſer, welches unſer Kleiner ſehr gern trinkt, nicht ſchädlich iſt.

Das ſpäte Erſcheinen des Kopfhaares, zuweilen erſt im zweiten Jahre, findet man nicht ſelten bei Kindern von zartem Teint, reichlicher Fettablagerung unter der Haut und auffallend hervortretendem Knochenbau. Wie die Haare, ſo laſſen bei dieſen Kindern auch die Zähne oft unverhältnismäßig lange auf ſich warten. Die Mandelſeife, wenn ſie ſonſt gut und echt iſt, trägt nicht die mindeſte Schuld an dieſem Haarmangel. Im Gegenteil muß gerade der Kinderkopf fleißig geſeift werden zur Verhütung der leidigen Milchborke, welche dem Wachstum des Haares ſehr häufig direkt ſchädlich iſt. Auch Erwachſene ſollten öfter und regelmäßiger als ſie es thun, den behaarten Kopf mit milder Seife waſchen. Denn es iſt gar nicht wegzuleugnen, daß viele Menſchen nur deshalb ihr Kopfhaar verlieren (d. h. an Haarſchwund leiden), weil ſie ihren Kopf nicht rein genug halten. Wer am Kopfe ſchwitzt oder ſein Haar ölt, hat ſtets eine ſaure und ranzige Schmiere auf der Kopfhaut, welche infolge deſſen an leicht entzündlichen Zuſtänden und Schuppenbildung leidet. In weiterem Verlauf kommt es zu Erkrankungen und zum Ausfallen der Haare.

Zwieback und andere Stärkemehl enthaltende Nahrungsmittel dürfen die Kinder, wie Sie aus dem „Buch für junge Mütter“ des Näheren erfahren können, erſt erhalten, wenn ſie im zweiten Vierteljahre ſtehen, können dieſelben aber dann neben anderer Nahrung ohne Schaden genießen. Wir benutzen dieſe Gelegenheit, Sie auf das „lösliche Hafermehl“ und die „Kindernahrung“ von Otto Gentſch in Magdeburg aufmerkſam zu machen, wenn Sie aus Beſorgnis vor Skrofuloſe Bedenken tragen, Ihrem Söhnchen unpräparierte Cerealien zu verabreichen.

Kaltes Brunnenwaſſer in kleinen Quantitäten (theelöffelweiſe bis likörglasweiſe) gegeben, iſt Kindern ſehr zuträglich und kranken, namentlich fiebernden Kindern das größte, oft das einzige Labſal.

A. R. in S. (Ebenſo **M.** in **Breslau.**) Zur Familie eines Freundes gehört ein Sohn, der ſich dem Trunk ergeben hat. Nun haben ſich die Eltern desſelben an einen Spezialiſten in Berlin gewendet, der ſich erbietet, durch ein zu überſendendes Medikament und gegen ein Honorar von dreißig Mark Heilung herbeizuführen. Im Intereſſe der betrübten Eltern und um dieſelben gegen einen etwaigen Schwindel und Geldverluſte zu ſchützen, bitte ich um die gefällige Mitteilung, was von einer ſolchen Kur zu erwarten und ob dieſelbe überhaupt durch Medikamente möglich iſt?

Ihre Vermutung, daß die Heilung von der Trunkſucht, welche eher zu den Krankheiten des Geiſtes als denen des Körpers zu rechnen iſt, durch ein Medikament ihre Schwierigkeiten und die Kurmethode einen unverkennbaren Beigeſchmack von Schwindel habe, trifft ungefähr das Richtige. Es gibt wohl nur ein Mittel zur Heilung wenigſtens eines großen Teiles der Trunkſüchtigen, das ſind die Trinkeraſyle, welche teils durch Enthaltung der geiſtigen Getränke, teils durch die erziehende Macht harter körperlicher Arbeit im Geiſte chriſtlicher Barmherzigkeit während kürzerer oder längerer Zeit, zu retten ſuchen, was noch zu retten iſt. Leider gibt es der Trinkeraſyle noch gar zu wenig.

F. K. in F. Sie ſind nicht unerheblich erkrankt und ſollten einen Arzt zu Rate ziehen.

Briefkaſten.

Wiederholt müſſen wir erklären, daß wir uns weder auf **Zurückſendung** von **Rezenſionsexemplaren** noch auf **Korreſpondenz** über dieſelben mit den Herren Verlegern einlaſſen können, deshalb bitten wir dringend, doch die Zuſendung lieber zu unterlaſſen, wo darauf gerechnet wird. Ebenſo müſſen wir die Zumutung, die uns häufig zugeſchickten — gedruckten oder geſchriebenen — **Rezenſionen** aufzunehmen, ein für alle Mal ablehnen.

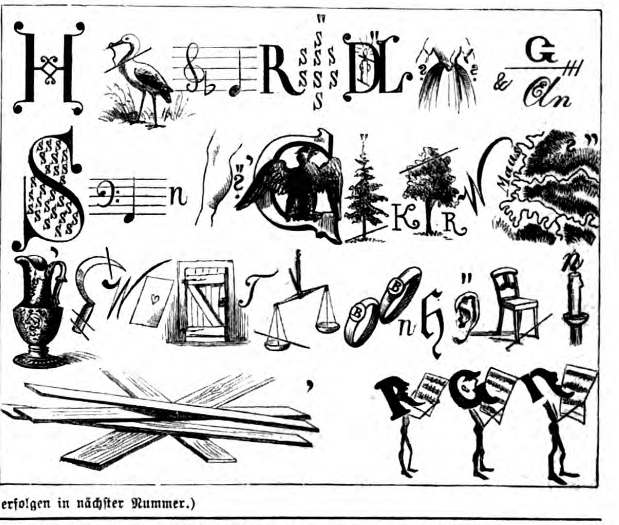
E. v. Z. Zur Anſiedelung für Weiße mit Familie iſt keine Gegend Weſtafrikas geeignet. — **Fr. B.** in **W. b. N.** Wählen Sie „das Buch der Weihnachtslieder.“ Geſammelt und geſichtet von L. Tiesmeyer und P. Zauleck in Bremen. Muſikaliſch bearbeitet von H. Putſch, Muſikdirektor in Berlin (Bremen, C. Ed. Müller. 145 S. Pr.: 1 M. 50 Pf.) Das iſt eine textlich, wie muſikaliſch ausgezeichnete und warm zu empfehlende Sammlung, welche durchweg vollſtändigen vierſtimmigen Satz bringt, der zur Klavierbegleitung und zur Ausführung durch gemiſchten Chor gleich geeignet iſt. — Ungeeignet ſind die Zuſendungen von **E. H.** in **R.** — **W. P—e** in **W.** — **E. M.** in **T.** — **A. E.** in **M. b. W.** Beide Erzähler haben vermutlich aus einer und derſelben Quelle geſchöpft. — **K. v. St.** in **R.** In Moriz Meurers „Katharina Luther, geb. v. Bora“ (Dresden 1854) werden Sie die gewünſchte Auskunft finden. — **Frau Pfarrer R.** in **C.** Ihrem Wunſche, am Schluſſe jedes Hauptblattes die Anzahl der dazugehörigen Beilagen anzugeben, bedauern wir deshalb nicht entſprechen zu können, weil das Hauptblatt viel früher in die Preſſe muß als die Beilagen, ſodaß wir die Zahl der letzteren an dieſem Tage ſelbſt noch nicht feſtſtellen können. Übrigens ſtehen die „Perſonalanzeigen“ ſtets in der letzten Beilage, wonach Sie immer ermitteln können, ob Sie das vollſtändige Blatt erhielten.

In unſerer Spielecke.

1. Röſſelſprung.

Der	Sie	ter	ſung.	Füh-	ſterb-	ken	ſche	ſtar-	Der
mein	Wir	rer.	die	ent-	die	Ge-	lich	Durch	Ge-
Zum	Bä-	ge	den	ne-	dan-	un-	ker	Deut-	Mit
fin-	Volk.	Schlach-	ſinnt	es	die	Stür-	Ge-	duld.	dau-
ten,	ſich	den	da	Volk.	ſich's	Einſt	ert	me	zer
be-	ſchmie-	Kraft.	ſchmückt	naht	ſchlägt	Voll	ger	ſen,	auch
gen	Da	kun-	det	mit	mein	wüch-	ob	ſtol-	als
Und	Ni-	Der	**Aus**	gen. —	**Drum**	Krie-	Zum	der	Sei
ne	ni-	Jor-	Krän-	die	ent-	los,	de	Krän-	Welt-
dan's	zen	Kro-	ci-	W	Mehr	ter	kampf	furcht-	Er-

Bilderräſſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Inhalt: Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. (Bernhardine Schulze-Smidt.) — Vom evangeliſchen Pfarrhaus. Von Rob. Koenig. — Erſter Strickunterricht. Bild von Ferd. Pacher. — Die indogermaniſche Urzeit. — Der Dichter der „Palmblätter.“ Von Rob. Koenig. Mit Initiale und Geroks Porträt. — Im Kampf ums Daſein in New York. Erlebniſſe eines Auswanderers. — Hirſchjagd. Von H. Vogt. Mit Abbildung von O. Recknagel. — Am Familientiſche: Vom Büchertiſch. Von Th. H. Pantenius. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Herausgegeben von **Otto Klaſing** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim

Originale v. L. Richter
F. Bückner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Dezember 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 11.

Er lebt!

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Manfred hatte ſich gleich nach Mattys Ausritt auch zum Frühſtück begeben und war ſehr enttäuſcht, als er nur Mamſell Jette, das Zahntuch um die ſchmalen Wangen geknotet, und Wehmut im Geſichte, am Theetiſche vorfand. Er legte das Bücherpaket und ein Briefchen ſeiner Mutter für Matty beiſeite und wies den ſchwanzwedelnden Jagdhund des Doktors rauher als gewöhnlich von ſich ab.

„Wenn unſer Fräulein nur nicht wieder mit dem Tier Malheur hat, Herr Graf, mir iſt gerade traurig genug zu Mute,“ ſagte Mamſell und ſchenkte den Thee mit ſo ſentimentalem Ausdruck in die Taſſe, als fülle ſie eine Aſchenurne mit den ſterblichen Überreſten des Geliebten. „Wenn man Fräulein ſo anſieht mit den blauen Augen, denkt man ſich's gar nicht, was ſie reſolviert iſt! Aber daß unſer Herr darüber ſchelten thäte — beileibe nicht! Das iſt nun 'mal ſo mit mutterloſen Waiſen, und wäre Fräulein viel beſſer, ſie kriegte für ihren Pferdeunſinn 'mal 'was aufs Dach vom Herrn!“

„Wohin iſt ſie denn geritten?“

„Nach Fährdamm zum Herrn und bringt 'ner Wöchnerin allerhand Krams und Stärkung. Aber ich will zehn Thaler darauf wetten, daß ſie zurück über Taternloch reitet und das Vieh mit der dummen Hecke tribuliert.“

„Unken Sie doch nicht ſo jammervoll, Mamſell,“ ſagte Manfred beluſtigt, und nahm ſeine Taſſe Thee mit unter die Eſche hinaus, wo Karl ihm einen gemütlichen Arbeitstiſch mit Armſeſſel, Schreibunterlage, Papierſchere und Briefbeſchwerer arrangiert hatte. Er las die Briefe ſeiner Eltern nochmals durch und ſchob die kouvertierte Einlage, von ſeiner Mutter Hand an „Fräulein Matty Edzard“ gerichtet, in die Rocktaſche. Darauf begann er mit Eifer ſeine Bücher und Akten zu ſichten und das letzte Kapitel ſeines Manuſkriptes durchzuſehen. Es mutete ihn völlig fremd an. Ihm war's, als habe er die Arbeit eines Schülers vor ſich und muſtere ſie mit den Augen eines welterfahrenen, altgewordenen Mannes. In ſein einſtiges Ich vermochte er ſich kaum mehr hinein zu verſetzen. Sein Puls ging ruhiger, das Feuer ſeiner Empfindungen flackerte nicht mehr unſtät wie ein Irrwiſch, ſeine Weltanſchauung gipfelte nicht mehr ausſchließlich in ariſtokratiſchem Selbſtgefühle. Wie ein Nebel war es vor ihm zu Boden geſunken, und das ſegensvolle Gelände ſelbſtloſer Menſchenliebe, großen Wirkens in kleinem Kreiſe lag hell vor ſeinen Augen. Er hatte hier jenen echten, dünkelloſen Adel kennen gelernt, der nicht am Namen, ſondern am reinen Tragen dieſes Namens hängt.

Im Reichtum war er arm, im Wiſſen thöricht geweſen! Heute erſt erkannte er, damals und jetzt vergleichend, klar, was ihm daheim gefehlt, wie oft ihm Wille und beſſere Einſicht verſagt hatten, an wie viel Nichtſe und Phantome er ſein Herz gehängt. Wie einer, dem eine Offenbarung geworden iſt, ſchaute er in die grüne friedliche Welt des Gartens vor ihm und überflog die beſchriebenen Folioſeiten auf dem Tiſche. Da war es ihm plötzlich, als lege ſich eine unſichtbare Hand, ſo weich und doch ſo feſt und warm, auf die ſeinige und eine liebe Stimme ſagte: „Wie konnteſt du meine Arbeit nur rückſichtslos tadeln? Iſt die deinige nicht ebenſo einſeitig, wenn ſie auch gelehrtere Worte und genauere Daten enthält?“

Er begab ſich daran, das erſte Kapitel kritiſch durchzuſehen und zur Umarbeitung vorzubereiten. So recht mit Luſt ſchrieb er ſeine Randgloſſen neben den Text. Die Mutter mahnte ihn brieflich: ſich nur nicht überanſtrengen zu wollen: „unnötige Mahnung!“ dachte er, „ich kann nicht länger müßig ſitzen, das alte Leben iſt abgeſchloſſen, und gleich nach den Manövern kehre ich heim — dann will ich reiſen und mir den Platz in der Welt ſuchen, der meine neue Heimat werden ſoll.“

Er hielt in ſeinen Gedanken plötzlich inne und lehnte ſich im Stuhle zurück. Die Idee unſtäten Umhergetriebenſeins auf Schienen und Dampfboot durchfröſtelte ihn. Nur eins war wohlig: die Ruhe. Seine Hand faßte eine der Epheuranken, die den Stamm der Eſche umſchlangen und ihm zunickten, träumeriſch und zärtlich faſt hefteten ſich ſeine Augen auf die dunkeln Blätter. „Hier iſt meine Ruhe — meine Hoffnung — ich mag an gar kein Scheiden denken!“ ſagte er und ſtützte den Kopf. Wieder überlegte er, ob er nicht doch den Vater bereden könne, Liebezahl anzukaufen und ihn das Gut bewirtſchaften zu laſſen, aber das peinliche Gefühl, das dieſer Vorſchlag ſeiner Mutter erregen mußte, trat ihm lebhaft vor die Seele. Kopfſchüttelnd nahm er ſeine Arbeit wieder auf und blieb ſtetig dabei, bis die Sonne über die Planke ſchaute, um ihn zu vertreiben. Er wollte ſich gerade mit ſeinen Schreibereien in die Ahnenſtube zurückziehen, als er Mattys Beß, mit einem ſeltſamen Reiter darauf, durch die Wieſen dem Garten zujagen ſah.

„Hallo! was iſt das?“ rief er, warf Bücher und Feder wieder auf den Tiſch und war im Nu bei den Ställen, um Chriſtian Siemers und Karl zu Hilfe zu rufen. Sie kamen nicht gleich und ſo warf er ſich ſelbſt dem wildgewordenen Pferde entgegen, als es hinter den Scheunen über den Graben flog und wie blind in den Hof raſte. Jetzt hatte er das Tier glücklich am Zügel. Es ſtieg und ſchnob und ſeine Augen funkelten weit aufgeriſſen, wie Giſcht hingen die Schaumflocken ihm an den Mundſtücken und es bebte bis in die ſchweißtriefenden Flanken hinab. Allein Manfreds geübte Hand meiſterte das ſchöne aufgeregte Geſchöpf, nun eilte auch Chriſtian zum Beiſtande herbei und er führte, als der Slowak glücklich zu Boden geſprungen war, das dampfende Pferd unter unverſtändlichem Gemurmel auf und ab, bis Karl mit den Strohwiſchen zum Abreiben kam.

„Du bleibſt gefälligſt hier, Burſche, und ſtehſt Rede,“ ſagte Manfred, und als der Slowak in gebrochenem Deutſch eine blumenreiche Anrede begann, wurde ihm das Wort barſch abgeſchnitten:

„Kurz und bündig, Kerl! Wo iſt die Dame geblieben?“

„Iſt ſich gefallen hoch — ſehr herab auf Stein, hat’s geſchrieen ſehr — haben ſie aufgenommen die Dame und getragen in Czarda —“

„Ins Taternloch? alle Wetter!“ rief Manfred und ſtampfte mit dem Fuße, als der Slowak breit grinſend nickte und zugleich, den Hut bis zur Erde ziehend, die Hohlhand hinſtreckte. —

„Nichts da! Erſt wirſt du mir den Weg zu eurer verwünſchten Herberge zeigen,“ ſagte Manfred und winkte Karl herbei. „Satteln, Karl, aber raſch, und dann räumſt du unter der Eſche zuſammen. Chriſtian, helfen Sie mir überlegen, was zu thun nötig iſt,“ fuhr er fort und trat zu dem Kutſcher. „Das Fräulein iſt im Taternloch und muß ſich verletzt haben, wenn ich das Kauderwelſch da richtig verſtehe. Wo mag der Doktor zu finden ſein?“

„Bei Bauer Eggerſen in Fährdamm!“ entgegnete Chriſtian und ließ ganz entgeiſtert den Strohwiſch ſinken, mit dem er Beß abrieb. „Unſer Fräulein im Taternloch? unſer Fräulein? Daß dich der Donner!! Da ſoll ich am Ende mit dem Wagen nach Elſum müſſen und Sie reiten mit der Forrſche und holen den Doktor retour, Herr Leutnant!“

„Umgekehrt wird’s beſſer paſſen, Chriſtian,“ entgegnete Manfred und ſuchte ſich in der Sattelkammer eine Gerte aus. „Ich bin ganz fremd in Fährdamm und der Menſch draußen iſt’s auch. Holen Sie den Doktor ſelbſt mit dem Wagen, mich bringt der Slowak gern und gut ins Taternloch, wenn ich ihm ein Trinkgeld verſpreche. Das Geſindel kennt alle Schleich- und Richtwege, und dann muß natürlich der Doktor zuſamt dem Wagen mir ſofort nach Elſum nachkommen.“

Geſagt, gethan. Der Slowak rannte neben dem Pferde her, ſo raſch ſeine plumpen Bundſchuhe es zuließen, und duckte ſich ängſtlich, als das Zollhaus in Sicht kam. Aber dort zweigte der Feldweg ab bis an den Elſumdeich. Manfred zwang ſeinen Trakehner die ſteile kleine Anhöhe des Deiches hinauf und dann ſchräg hinab und zwiſchen den gekappten Weiden vorwärts zur Herberge. Es war ein unſäglich verkommenes und verſchmutztes Gehöft. In allen Ecken trieben ſich Lumpen und übelriechende Küchenabfälle umher, von Stechfliegen umſchwärmt, die blinden Fenſter des Hauſes waren mit Zeitungspapier ausgeflickt, den bröckelnden Lehmbewurf der Wände hatten Staub und Regen mit Streifen und Flecken durchmuſtert.

Manfred ſaß ab — faſt wäre ſein Pferd auf dem ſchlüpferigen Pflaſter des Hofes ausgeglitten! Er betrachtete den herbeiſchlurrenden, ſchielenden Knecht mit mißtrauiſchen Augen und verbat ſich alle Hilfe von ihm.

„Du wirſt hier bei dem Pferde bleiben und dafür ſorgen,“ befahl er dem Slowaken, der unterwegs ſeinen Hauſierkram aus dem Graben wieder aufgeleſen hatte und jetzt da ſtand, ſeine Blechdeckel und Kehrichtſchaufeln und Mauſefallen überzählend. „Wirf ihm deinen Woilach über, und daß du ihm keinen Tropfen Waſſer aus dieſen Miſtpfützen gibſt, verſtanden? Denke an das, was ich dir verſprochen habe!“

Damit ging er, ſeine Gerte ſchwingend, ins Haus. Auf der niedrigen Diele ſchwehlte das Herdfeuer von grünem Reiſig und naſſen Torfbrocken, ein blinder Meſſingkeſſel hing am Haken in die Flammen. Der ſchwere Rauch miſchte ſich mit der Sommerhitze und der branntweinerfüllten Atmoſphäre. Zwei ſtruppige Handwerksburſchen hockten trinkend und pfennigzählend am Fenſter und muſterten den großen, vornehm dreinſchauenden Fremden mit frechen Geſichtern.

„Wo iſt die Wirtin?“ fragte Manfred kurz.

„Steckt da drin,“ entgegnete einer der Strolche und wies zur Thür geradeaus. „Iſt das ’n wahnſchaff’nes Gethue und Gezeter um ſo ’n lumpigtes Herrenkind! Unſereiner kann derweil für ſein ſauer verdientes Geld trocken ſitzen! He, Timmſche, Timmſche! —“

„Der ganze Teufelsfraß läuft ins Feuer! Rühr um, Breslauer!“ ſchrie der andere und ſtocherte mit ſeinem gewundenen Stocke in dem überbrodelnden Keſſel hin und her, daß ein brenzlicher Geruch ſich verbreitete.

Manfred pochte kräftig an die bezeichnete Thüre, und die Wirtin, eine dunkelkattunene Nachtmütze auf den ungekämmten Haaren, öffnete ein wenig. „Gebt Ruhe, ihr infamigten Kerls!“ rief ſie durch die Spalte, und ſtemmte den Fuß gegen die Füllung. „He, was, ich will euch das Schandalmachen austreiben!“

„O bitte, Frau Timm, bitte — laſſen Sie um Himmels willen niemand hereinkommen!“ ließ ſich bei dieſer Wendung Mattys Stimme, viel ſchwächer als ſonſt, von drinnen vernehmen, „bitte, bleiben Sie bei mir, Frau Timm!“

Als aber die geliebte, wohlbekannte Stimme ihr antwortete: „Ich bin’s, Matty, darf ich eintreten?“ da vernahm er nur einen halberſtickten Freudenruf, und gleich darauf ſaß er neben ihr am Bette, auf dem ſie angekleidet lag. Die Wirtin ſtand, vor lauter Schrecken und Reſpekt keines Entſchuldigungswortes mächtig, dabei, und Matty legte im überſtrömenden Dankgefühle des Geborgenſeins ihren verbundenen Kopf auf des Freundes haltenden Arm.

„Matty! Kind — böſes Kind, was haben Sie angefangen?“ ſagte er und drückte ſie unwillkürlich an ſich. „Den Tod hätten Sie haben können! Wie dürfen Sie ſo thöricht, ſo unvorſichtig reiten! Nein — ſeien Sie ruhig, ich will nicht mehr ſchelten, meine kleine Freundin,“ unterbrach er ſich; denn ſie weinte und ſchluchzte zum Herzbrechen. „Gottlob, daß Sie ſo glimpflich davon gekommen ſind. Bald wird Ihr Vater bei Ihnen ſein und Chriſtian mit dem Wagen — nun laſſen Sie mich Ihre Wunde ſehen. Ich thue Ihnen doch nicht weh?“

Sie ſchauerte zuſammen, als er behutſam das blutgetränkte Tuch löſte, das um ihre Stirn geſchlungen war. Hart an der Schläfe klaffte ein tiefer Riß, aber die zuſammengeklebten Locken ließen kein eingehendes Beſichtigen zu.

„Mein Gott, Kind, hat dies Weib Ihnen die Wunde nicht einmal ausgewaſchen?“ frug Manfred erſchrocken, „ſo darf es keinen Augenblick länger bleiben — ich werde mein Heil verſuchen —“

„Das Waſſer war ſo ſchmutzig und das Handtuch rauh —“ flüſterte Matty, und die eigne Stimme klang ihr wie aus weiter Ferne. Unverwandt ſtarrte ſie in die dunklen, beſorgten Augen über ihr, und ihr war es plötzlich, als müſſe ſie in irgend eine unergründliche Tiefe verſinken. „Ich falle! —“ ſtammelte ſie mit erlöſchender Stimme. Manfred ſtieß das Fenſter auf, ſchickte die Frau nach friſchem Brunnenwaſſer und dankte Gott, als ſie zurück war und des Mädchens Ohnmachtsanwandlung vorüber ging.

„Nun ruhig und vernünftig,“ bat er, und riß dann, ſchnell entſchloſſen, ſein Schnupftuch in zwei Hälften. Mit der einen wuſch er die Wunde aus, die andere legte er als kühlende Kompreſſe darauf, und die Frau mußte abermals zum Brunnen hinausgehen, um Mattys blutiges Tuch nach Möglichkeit zu reinigen. „Iſt Ihnen ein wenig behaglicher ſo?“ fragte Manfred und zog das weiße Geſicht und die zitternde, fröſtelnde Geſtalt voll Mitleid ein wenig mehr in ſeine ſchützende Nähe.

Aber ihre Faſſung war ganz dahin. „O Gott! mir iſt todeselend — mir liegt nichts — nichts mehr am Leben! Ich kann es Ihnen alles nachfühlen! —“ ſtieß ſie unter heißen Thränen hervor.

„Verſündigen Sie ſich nicht, Matty,“ ſagte er gedämpften Tones, und ſtreichelte ihre kalte Hand. „Vergleichen Sie ſich nicht mit mir! Sie ſind ſehr angegriffen von Schmerz und Blutverluſt; bald denken Sie anders, wenn Sie ſicher bei Ihrem Vater ſind. Hab' ich nicht recht?“

Sie nickte und lag eine Weile ſtill mit geſchloſſenen Augen, ihre Hand noch in der ſeinigen. „Mein Fuß ſchmerzt ſo — und — wo iſt meine Beß?“ fragte ſie plötzlich.

„Zu Haus im Stall, ganz unverſehrt — Haben Sie ſich denn auch am Fuße verletzt?“

„Meine Zeit! ſieht der ſchlimm aus!“ nahm ihr die wiedereintretende Frau Timm die Antwort ab. „Den Stiefel haben wir abgekriegt, meine Rieke und ich, aber ſie juchte nicht ſchlecht zu Höchten dabei; den Strumpf haben wir 'runter geſchnitten!“

Manfred fühlte, wie peinlich die Sache der armen kleinen Seele war, deshalb ſah er nach der Uhr und meinte ablenkend:

„Es iſt gleich zwölf. Ihr Vater muß in kürzeſter Zeit hier ſein. Den Fuß überlaſſen wir wohl beſſer ihm, nicht wahr? Ich bin ein erbärmlicher Pfuſcher. Er wird doch nicht gebrochen ſein?“

„O behüte! Gebrochen nicht — verrenkt oder gequetſcht, was weiß ich? Ach, Herr Graf — und dabei fällt mir Vaters Auftrag an Sie ein!“ unterbrach ſie ſich und ſuchte in der Bruſttaſche ihres Habits nach der Karte: „Hier, leſen Sie, und bitte, bitte, reiten Sie nun zurück und ſehen nach den Fohlen! Frau Timm behält mich hier und ſchickt zur Sicherheit jemand nach Fährdamm. Nicht wahr, Frau Timm? Vater vergütet Ihnen alles.“

„So laſſen Sie mich einſtweilen dieſe Kleinigkeit als Angeld geben,“ ſagte Manfred und drückte der Frau eine Münze in die Hand.

„Verſteht ſich von ſelber, ſie ſoll fein aufgehoben ſein, gnädiger Herr,“ entgegnete die Frau. „Und wenn etwa einer vom Grenzamt kommen thäte, beruf' ich mir auf Ihnen, daß alles in der Ordnung iſt. Ich will nur eben den beiden Mannſen ihr Eſſen geben, ſonſt ſchlagen ſie mir draußen alles kurz und klein. — Nachher ziehen die ab, dann ſoll der Breslauer in Fährdamm den Herrn Doktor 'raus beſtellen.“

„Nein, der Stromer wird nicht geſchickt, der Knecht muß gehen,“ ſagte Manfred peremtoriſch. „Ich werde ihm einen Zettel aufſchreiben. Sie nicht, liebe Matty, liegen Sie ganz ſtill, wenn ich bitten darf. — Ich wage nicht, Ihnen aus dieſer Wirtſchaft etwas zur Stärkung geben zu laſſen,“ fügte er auf engliſch hinzu, „können Sie es noch eine Viertelſtunde ſo ertragen?“ —

Sie nickte und reichte ihm die Hand zum Abſchied. Es war ihr in dieſem Augenblicke geradezu entſetzlich, daß er ſo raſch hinaus ſchritt. Gleich darauf hörte ſie ihn im Galopp fortreiten. Auf der Diele draußen zankte ſich Frau Timm mit den Handwerksburſchen um die Zeche — wie ein ſchmutziger Strom im März, ſo ſchwoll das Schimpfen und Keifen und drohte die geſetzlichen Grenzen zu überfluten. Endlich zogen die beiden davon und klopften im Vorüberſchlendern roh lachend mit den Knotenſtöcken an Mattys Fenſter. Ja, der Breslauer ſchwang ſich zum Spaß aufs Sims, als wollte er zu der Hilfloſen einſteigen. Aber er ließ es bei der Drohung bewenden und wanderte mit ſeinem Gefährten fürbaß. Dann ertönte das Geplapper und Blechgeraſſel des Slowaken, der ſich ſein Fünfmarkſtück in Kleingeld wechſeln ließ, und darauf erſchien Frau Timm mit einem bedenklich ausſehenden Strickzeuge unter dem Arme, um Manfreds Platz neben dem Bette der Leidenden einzunehmen.

Dieſe wendete ihr Geſicht müde zur Wand. Da fiel ihr Auge auf ein geſiegeltes Kouvert, das ihr Manfred vorhin verſtohlen auf die grobe Wolldecke gelegt hatte. Es war das Briefchen der Gräfin. Sie öffnete und las es: ſeltſam kühl muteten ſie die kurzen Zeilen an, die Zeilen einer Frau von ſtrengen Formen und angeborenem Standesbewußtſein. Kein demütigendes Wort, aber auch kein herzenswarmes, es war der Dank einer Mutter, die ſich ſagt, daß die Sorge für ihren angebeteten Sohn jeder Sterblichen eine Wonne ſein muß. Nur der letzte Satz trieb eine verräteriſche Blutwelle in Mattys blaſſe Wangen; er lautete:

„Gottes Ratſchluß, mein liebes Kind, hat Ihnen frühe Ihre Mutter genommen. Möchte es mir vergönnt ſein, Ihnen, die mein Mann ſo ſehr in ſein Herz geſchloſſen hat, in dieſem Leben einmal nahe zu treten; und ſollten Sie je einer mütterlichen Hand bedürfen, ſo erinnern Sie ſich daran, daß die meinige ſtets bereit ſein wird, Ihnen nach beſten Kräften Verlornes zu erſetzen.“

Wie oft und mit welchen Gefühlen ſie ſich dieſe Worte der Unbekannten in weiter Ferne vorgeſagt hatte, ſie wußte es ſpäter nicht mehr; die Zeit ſchlich ihr dabei hin, zuletzt vergaß ſie ihre armſelige Umgebung, ſie ſah nur noch den Sonnenſtrahl, der mit unzähligen Stäubchen über ihrem Bette ſpielte — ſelbſt das Pochen und Nagen des körperlichen Schmerzes ſchien gelinder zu werden. Endlich rollten draußen Räder auf dem Pflaſter des Hofes, ein paar Sekunden ſpäter beugte ſich des Vaters tief erſchüttertes und doch ſo beruhigendes Geſicht zu ihr nieder. Noch eine weitere Viertelſtunde und die Eichweider Kutſche rollte, viel bedächtiger, als ſie gekommen, vom Taternloch heimwärts.

— — — — — — — — — — — —

Während deſſen beſorgte Manfred mit hingebendem Eifer des Doktors Angelegenheit auf der Fohlenkoppel. Er hatte, da Chriſtian Siemers eines verunglückten Ackerwagens halber eilig zum Radmacher am Elſumdeich laufen mußte, es ſelbſt mit Karl übernommen, Aron Roſenzweig hinaus zu begleiten. Das Bewußtſein, heute ein nützliches, ja unentbehrliches Glied dieſes Hauſes zu heißen, machte ihn ſtolz und glücklich. Aus der Pflegſtätte Eichweide war ihm die Heimat geworden, deren Freuden und Leiden, große und kleine Intereſſen ihm warm am Herzen lagen.

Da ſtand er nun in der Mittagsſonnenglut neben dem hartköpfigen und wortreichen Pferdehändler. Karl hatte die Fohlen an der Longe und leitete ſie hin und wieder, und die beiden Kavalleriſten, Herr und Diener, verſtanden als Männer vom Fach ihren Handel noch beſſer, als der gewiegte Chriſtian Siemers. Manfred war gerade dabei, endgültig abzuſchließen, als der Doktor ſich zu ihm geſellte.

„Sie haben mir einen großen Liebesdienſt geleiſtet; tauſend herzlichen Dank dafür!“ ſagte er und ſchüttelte Manfreds Hand. „Das war ein arger Schreck mit dieſem Wildfang Matty! Gott ſei gedankt, daß es gnädig abgelaufen iſt!“

„Was hat es mit dem Fuße auf ſich?“ fragte Manfred und ſchob ſeine Hand in des Doktors Arm, „danach getraute ich mich nicht zu ſehen.“

„Der Fuß ſieht böſe aus; ein glatter Knochenbruch iſt mir lieber, als eine ſo abſcheuliche Verrenkung mit ihren Komplikationen,“ entgegnete der Doktor. „Allein ich hoffe doch, daß acht Tage Stilliegen die Sache wieder ins Gleichgewicht bringt. Die Kopfwunde iſt auch nicht ohne Bedeutung und der Schreck hat ein übriges gethan. Indes — wir wollen uns eine Lehre daraus nehmen und das Reiten fürs erſte ſein laſſen.

Ich hätte nicht übel Luſt, dem Kinde die Miß Beſſie einfach aus den Augen zu ſchaffen. Für jetzt löſt ſich übrigens Jette in Sorgen und Pflegen auf, und vergleicht Sie, mein Beſter, mit allen Engeln und Erzengeln und befragt Punktierbuch und Traumbuch zu Ihrem Heile!“ Er lachte behaglich trotz der Sorgenfalten in ſeiner Stirn. „So, nun kommen Sie aus der Hitze, Lieber, Sie ſollen ſich nicht länger aufopfern. Wie iſt's denn, Aron, hat Er ſich die beiden Rappchen ausgeſucht?“

„Der Handel iſt ſo gut wie gemacht,“ entgegnete der Jude und zog ſeine fettige Mütze. „Die Fohlen ſind ſchöne Fohlen, kräftige Fohlen, Herr Doktor — ſie gefallen mir. Der gnädigſte Herr Graf hier meinen zu ſagen, daß ich ſoll den Kleinen mit die weißen Strümpfe rekommandieren als ein feines Reitpferd an einen von die leichten Herren Offiziers bei unſere Lübberswerders, und den Großen ſoll ich in den Einſpänner bringen laſſen. Aber der Preis iſt mir zu teuer — und ſie wollen jetzt alle die Eiſenſchimmels.“

„Oho! Blech, Aron! Dann kaufe ich den Kleinen ſelber und Tettau von uns nimmt ihn mir mit Kußhand ab,“ ſagte Manfred. „Longiere ihn noch einmal dort entlang, Karl. Was wollt ihr Juden? Verſchenkt wird nichts. Das iſt ein Staatspferdchen, Doktor, famoſe Bruſt und Kruppe und frei in der Schulter. Von Ganaſchenzwang keine Spur, Aron. Nimm den Kopf heran, Karl — hoho — ruhig, nun Trab! — Sehen Sie doch, wie er ausgreift und wie er ſich trägt! Das Kerlchen hat Federn im Huf! Laſſen Sie den unter einen tüchtigen Bereiter kommen, und in anderthalb Jahren zahlt Ihnen jeder Kamerad zweitauſend Mark dafür.“

Der Arzt ergötzte ſich, ſo zuwider ihm ſonſt auch der Schacher war, doch an der wachſenden Gewandtheit von Käufer und Verkäufer, an Karls pünktlichem Gehorſam und an ſeiner Berechnung jeder Wendung und jedes augenfälligen Vorteils bei den Fohlen. Erſt als der Kauf wirklich abgeſchloſſen war und Aron zuſammen mit Karl die Koppel verließ, um in der Dienſtenſtube den Stammbaum der Fohlen ſeinem Taſchenbuche einzuverleiben und den Preis aus ſeiner Geldkatze abzuzählen, nahm Manfred des Arztes Arm und ging mit ihm in den Garten zurück. —

„Sie ſollten mir Beß verkaufen,“ ſagte er, „das Pferd iſt für eine Dame nicht zuverläſſig genug und auch reichlich ſchwer. Mir würde es gerade paſſen —“

„Sie wollen es im Dienſt reiten?“

„Im Dienſt? o nein — ich gedenke ja zu quittieren und außer Landes zu gehen,“ entgegnete Manfred, „vielleicht mache ich eine größere Reiſe durch Ungarn oder nach Italien hinunter — ſo lange mir's gefällt.“

„Ach ſo — ich hatte dieſen Entſchluß für eine bloße Chimäre gehalten,“ gab der Doktor zurück, „aber auf Reiſen von Ort zu Ort, was wollen Sie da mit eigenen Pferden anfangen? Die Idee ſcheint mir äußerſt irrationell.“

„Daran dachte ich im Moment nicht,“ meinte Manfred zögernd. „Es iſt ſehr ſchade, die Beß gäbe ein ganz brillantes Kavalleriepferd. Wir kommen vielleicht ſpäter darauf zurück, nicht wahr? Mein Urlaub währt ja noch über ſechs Wochen, Herr Doktor.“

„Wenn Sie es wünſchen, dürfen Sie ihn eher beenden, Manfred,“ war die Antwort. „Ich entlaſſe Sie mit beſtem Gewiſſen aus der Kur, ſo leid mir Ihr Scheiden thun wird.“

Manfred ſah, ſtehenbleibend, den Arzt groß an und ſchwieg, als könne er's nicht faſſen. Dann ſagte er plötzlich, und das liebenswürdige Lächeln, das ihm ſchon ſo viele Herzen im Leben gewonnen hatte, umſpielte ſeine Lippen:

„Behalten Sie mich immer noch ein bißchen hier! Ich bin gar zu-gern in Eichweide und jetzt dürfte ich Matty ja nicht einmal adieu ſagen!“

XV.

Aus den acht Tagen, von denen der Doktor geredet, wurden faſt vier Wochen, während welcher Matty zuerſt ihr Bett und das Sofa des eigenen Zimmerchens und dann den großen Armſeſſel mit dem bequemen Faulenzer für den kranken Fuß in der Bibliothek hüten mußte.

Seltſam ſtill und öde war das Haus ohne ſie, verſtummt die helle, ſingende Stimme, die durch Halle und Diele, Hof und Garten zu erſchallen pflegte. Mamſell Jette trippelte doppelt geſchäftig umher, und war unermüdlich auf Leckerbiſſen und Überraſchungen für ihr tollkühnes Fräulein bedacht. Matty ſelbſt ſaß, die weiße Stirn durch ein häßliches Pflaſter verunziert, den Fuß in Binden gewickelt, bei ihrer Näharbeit oder ihrer Familienchronik. Der Vater betraf ſie einmal über dem Schreiben, und ſie, deren größtes Entzücken ſonſt allerhand kindliche Überraſchungen zu Geburtstag und Weihnachten geweſen waren, hatte ihm diesmal ihr Geheimnis mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit des Ausdrucks verraten. Denn ſie behauptete: anhaltende Kopfarbeit ſei ihr in dieſen müßigen Tagen durchaus notwendig, und ſie wollte, nun ſie den böſen Streich verübt und ſich ihre Reitfreuden verſcherzt habe, verſuchen auf einer biederen Abart des Pegaſus deſto ſattelfeſter zu werden.

Lächelnd hatte ſie den kleinen Scherz gemacht und dann dem Vater einen drolligen, alten Reiſebericht in mangelhaftem Deutſch vorgetragen. Allein er ſtand ihr gegenüber am Tiſch und hütete Lippen und Augen, daß ſie nicht ins Fragen und Forſchen hineingerieten, denn „ſeine Matty“ war es nicht mehr, die ihm vorlas.

Nicht als ob ſie ſich in fruchtloſen Weltſchmerz verloren hätte! Sie war jung und willenskräftig, und ſie zwang ſich, keine Grübeleien Wurzel ſchlagen zu laſſen. Ihr Krankſein hatte ſie blaſſer und ſchmaler gemacht; ein fremder Schmelz verſchönte ihre jungen Züge, ihre Augen blitzten tiefer und ſprechender und manchmal ſchoben ſich die Brauen darüber leiſe zuſammen, und ein wehmütiger, abweſender Blick flog zum Fenſter hinaus in die herbſtliche Weite

„Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie iſt es nicht mehr, wahrlich, nein!“

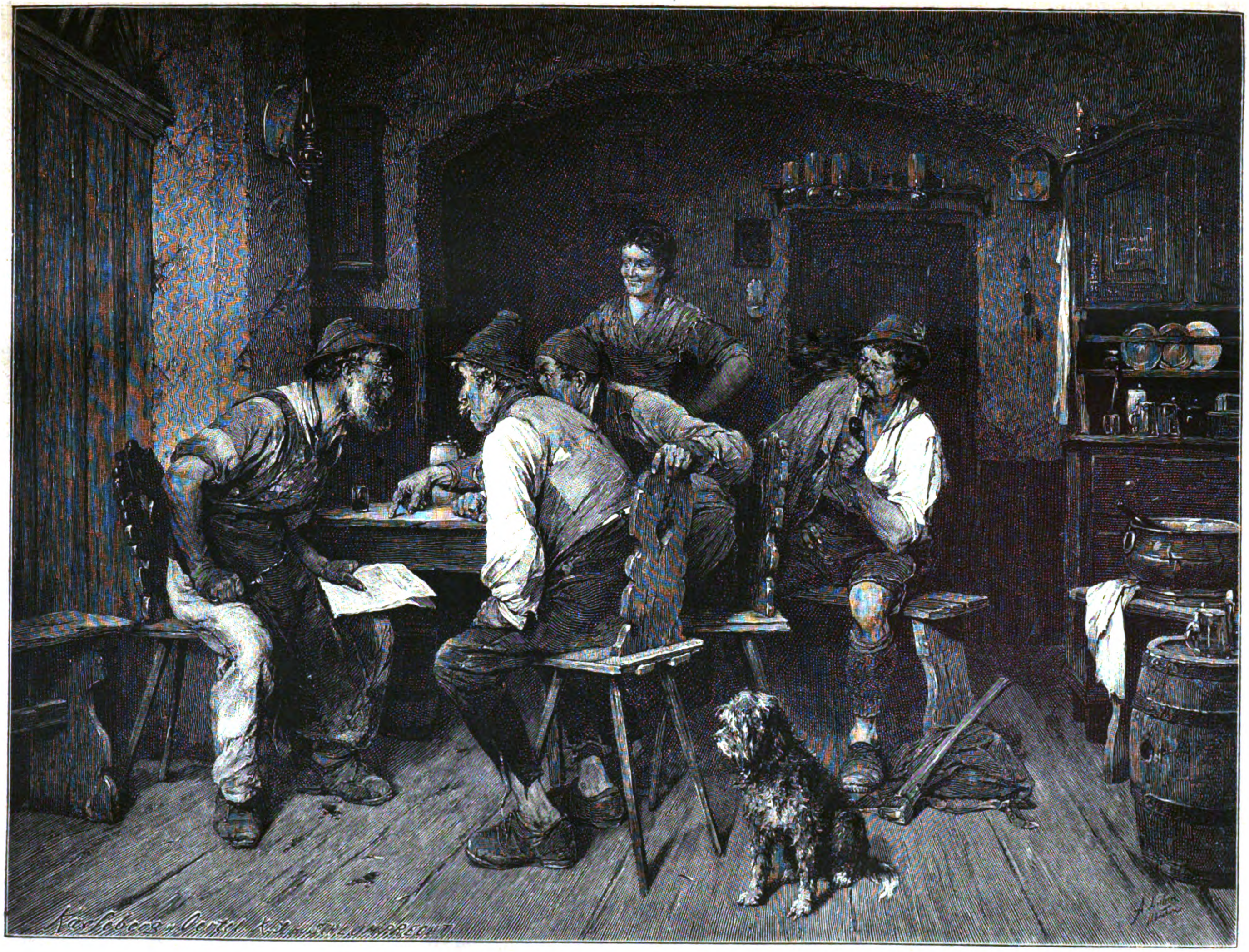
dachte der Doktor, und er verließ ſeinen Liebling ſo ſelten wie möglich, ſie aber vermied jetzt ſcheu jede Ausſprache und jedes Berühren ihres inneren Lebens. In ihren einſamen Stunden las ſie den Brief der Gräfin, den ſie längſt auswendig wußte, wieder und wieder, und legte einen Sinn hinein, an den die Schreiberin ſchwerlich gedacht hatte, und wenn die Dämmerſtunde kam, gingen ihr Manfreds Augen, wie ſie damals auf ihr elendes Lager im Taternloche herabgeblickt hatten, als helle Sterne auf.

Vierzehn Tage lang hatte ſie nichts von ihm ſehen dürfen. „Einen Gruß vom jungen Herrn, und was Fräulein machten?“ und: „Einen Gruß zurück; es ginge ganz leidlich!“ — Das war der intereſſante Notenwechſel durch Jettens Vermittlung. Dann pochte eines Morgens Karl und fragte an: „ob Herr Leutnant wohl einmal 'raufkommen dürften, und Sie ſchickten einſtweilen dieſe Blumen —“ Durch die Thürſpalte ſchaute das allzeit vergnügte Geſicht mit den Flachshaaren und aufgeſetztem Schnurrbart, und die breite Fauſt reichte ein entzückendes Roſenboukett herein, natürlich in Manſchette und auf Draht — welcher feine, junge Herr thäte es anders? aber Matty drückte in einem wahren Freudenrauſche ihr Geſicht in den duftigen Strauß, und ließ tauſend Dank zurückſagen, und wenn Vater nichts dagegen hätte, wäre Herr Graf ſehr willkommen.

„Wo er das Boukett nicht extra aus Berlin verſchrieben hat, will ich nicht Jette Semmelmann heißen, Fräulein!“ ſagte Mamſell begeiſtert. „Zeigen Sie 'mal her; lauter Roſen und weiß Gott, Myrtengrün in der Mitte! Da hör ich 'n Vögelchen ſingen, und Sie brauchen ſich gar nicht zu ſchenieren, daß Sie rot werden, Fräulein. Die Myrten ſetzen wir ein, in fette Erde und 'n Bierglas drüber, dann treiben ſie ſicher und es iſt die großblättrige, blühende Sorte, wiſſen Sie, Brautkranzmyrten —“

„Bis die blühen, bin ich ja alt und kalt!“ ernüchterte Matty die Sprecherin lachend. „Nein, mein Strauß bleibt wie er iſt und wenn er trocken wird, kommt er zu meinen Heiligtümern!“

„Aber die Wierdrähte, die könnten Sie mir doch recht gut für die Körke zum Johannisbeerwein laſſen, Fräulein, ſo trockne Blumen krümeln Ihnen bloß Ihre Lade voll — legen Sie ſich eine Roſe ins Geſangbuch, das iſt viel ſinniger, und Andenken an ihn genug.“



„Und der Bismarck hat doch recht!“

Gemalt von A. Lüben.

„Es iſt mein Boukett und ich gebe kein Blatt und keinen Draht davon her,“ entgegnete Matty und dabei blieb es denn. Nachmittags trank Manfred mit ihr und dem Doktor, oben im wohldurchräucherten Bibliothekzimmerchen ſeine Taſſe Kaffee und blieb ein Stündchen, und er ſagte ſich im ſtillen: „für einen ſolchen Dank ſchreibe ich morgen noch einmal nach Erfurt und laſſe ihr einen ganzen Korb Roſen kommen!“ — Bei näherer Überlegung jedoch unterblieb es, und er beſchränkte ſich auf die letzten Vergißmeinnicht und die erſten Zeitloſen, die er ſpazierengehend fand und der kleinen Freundin heim brachte. Sie legte ſich nach und nach ein weniger lehr- als erinnerungsreiches Herbarium an, und ihre Lieblingsbücher wurden wirkliche „Blumenleſen.“

Manfred füllte ſeine Zeit durchaus nicht mit Sentimentalitäten; er genoß die wiedergekehrte Geſundheit in vollen Zügen, ſtreifte auf Hühner- und Entenjagd umher, machte eifrige Dreſſurverſuche mit Beß und förderte ſein Geſchichtswerk, deſſen zweites Heft dem Verleger ſchon nach Berlin geſchickt war. Endlich erſchien der große Tag, an dem Matty zum erſtenmale wieder treppab in die Ahnenſtube ging, auf des Vaters dickſten Spazierſtock und Manfreds Arm geſtützt; denn dieſen Ritterdienſt hatte der Freund ſich als ganz beſondere Vergünſtigung ausbedungen. Der Doktor war zu einer Konſultation in die Stadt beſchieden worden und konnte es ſeinem Kinde nur noch in aller Eile unten bequem machen, ehe er zur Bahn fuhr. Manfred hatte Jagdabſichten geäußert, aber er überlegte ſich die Sache anders, ließ ſich die Gamaſchen wieder abknöpfen, vertauſchte die Lodenbluſe mit dem Hausrock und erbat ſich Mattys Erlaubnis, ihr Geſellſchaft leiſten und die Reſultate ihrer Krankenſtubenſchriftſtellerei revidieren zu dürfen.

Da ſaßen ſie nun nach langer Pauſe wieder neben einander am Eichentiſch; die Septemberſonne ſchien durch die bunten Fenſter auf den vollen Aſternkranz, den Jette zur Feier des Tages gewunden und über die Thür gehängt hatte — die zweite Überraſchung: Schokolade und Sandkuchen in den allerbeſten Taſſen und dem ſilbernen Kuchenkorbe, von Karl in Galalivree ſerviert, ſteigerte Manfreds Heiterkeit faſt bis zu Thränen. „Aus der Jugendzeit! aus der Jugendzeit!“ ſang er, und dann tafelten die beiden wie zwei fröhliche Kinder. Sie ſchaute von neuem als die alte, roſige Matty in die Welt; das Pflaſter war von der Stirn entfernt und ein weiches Löckchen kräuſelte ſich über dem roten Wundmale.

Manfred zeigte ſich des Lobes voll: „Wie enorm fleißig ſind Sie geweſen!“ rief er, „mir bleibt ja nichts mehr zu thun übrig, als eventuell den Daten ein wenig auf die Sprünge zu helfen.“

„Und noch die ganze achtundvierziger Zeit, die habe ich Ihnen aufgehoben,“ entgegnete ſie. „In dem wüſten Durcheinander von Politik und Leidenſchaft kann ſich ein dummer Mädchenkopf nicht allein durchhelfen. Es iſt doch wunderhübſch in Kompanie zu arbeiten, und Sie finden wirklich und ehrlich, daß ich meine Quarantäne gut ausgenutzt habe, Herr Graf?“

„Wirklich und ehrlich! — Aber meine Teuerſte, was in aller Welt ſoll nur immer Ihr ‚Herr Graf?‘ Wie darf ich es wagen, Sie Matty zu nennen, wenn Sie nicht Gleiches mit Gleichem vergelten?“ antwortete er, und ſchaute ſie, die Feder hinter dem Ohre, kopfſchüttelnd an.

Sie lächelte ſchelmiſch. „Wer hat Sie denn geheißen, mich Matty anzureden?“ fragte ſie zurück. „Ich ganz gewiß nicht! Sie haben die Gewogenheit, mich ohne triftigen Grund noch als ein Kind zu betrachten, und ich habe von Anfang an die Abſicht gehabt, Ihnen Ihren Irrtum zu benehmen. Ich werde mich hüten, die Form zu vernachläſſigen, die —“

„Das iſt unerhört! Ihr Vater lachte mich ja aus, als ich gnädiges Fräulein ſagte!“ unterbrach er ſie, ſprang auf und ging zu ihrem Sofa hinüber. „So behandeln Sie mich, nachdem Sie drei Wochen lang Zeit gehabt haben darüber nachzudenken, wie Sie ohne meine Dazwiſchenkunft im Taternloch wahrſcheinlich ausgeraubt und zu Tode geängſtigt worden wären? Geben Sie nach, Sie unartiges Mädchen; meinen Dank will ich haben! Ich bin elf Jahre älter als Sie, machen Sie ſich das gefälligſt klar, und als Lehrer und Hausgenoſſe verbitte ich mir das ‚Herr Graf‘ energiſch. Ich heiße Fred!“

„Elf Jahre älter! Nun denn, ſo will ich verſuchen, ob ich mich mit der Zeit vielleicht zu ‚Onkel Fred‘ aufſchwingen kann,“ entgegnete ſie ganz ernſthaft, tunkte die Feder ein und ſchrieb, den Kopf tiefgebeugt, weiter, ohne ihn anzublicken, der über ihr lehnte und ſich vergebens bemühte, durch den Schleier der goldenen Locken das Geſicht ſeiner Schülerin zu erkennen. Daß dieſes Geſicht in roſiges Rot getaucht war, fühlte er beſtimmt, zudem verriet es ihm das zierliche Ohr, über welchem ſich die Locken teilten. Sie ſchrieb raſch ein paar Zeilen; dann ſtockte ſie, und durchſtrich den ganzen Satz, der allerdings keinen glänzenden Bau aufzuweiſen hatte, Manfred nahm ihr die Feder aus der Hand, verbeſſerte und kehrte ſtumm zu ſeinem Platze zurück.

„Nun, ſind Sie mir böſe!“ ſagte ſie als echtes Weib, das auch nicht den kleinſten Zwiſt unerörtert in Frieden übergehen laſſen mag. „Was habe ich denn gethan?“

„Nicht das Geringſte, gnädiges Fräulein, Sie ſind vollſtändig im Irrtum,“ verſicherte er. „Ich habe mich eines faux-pas ſchuldig gemacht, dafür ſtrafen Sie mich durch Zuerteilen der Onkelrolle, nach der mich's durchaus nicht verlangt. Nun ſind wir quitt, aber — Matty — der arge Sünder bleibe ich doch; ich bin wirklich außer ſtande, Sie ferner „gnädiges Fräulein“ zu nennen.“

„Ich bin ja auch gut bürgerlich, und das ‚gnädige Fräulein‘ kommt mir ſtreng genommen, gar nicht zu,“ gab ſie zurück, und maß ihn mit einem ſtolzen Blicke, den er dieſen Kinderaugen niemals zugetraut hätte. „Obgleich Vater Ihnen geſtattet hat, mich Matty zu nennen, würde er es nicht zugeben, daß ich es mit Ihrem Vornamen ebenſo machte.“ Sie bot ihm über den Tiſch hin die Hand, er nahm ſie und hielt ſie feſt, und der ſtolze Blick ihrer Augen wurde weich und traurig, als ſie hinzufügte: „Deshalb laſſen Sie es, bitte, genau ſo zwiſchen uns bleiben, wie es bis jetzt geweſen iſt.“

„Nein, Matty, ſo bleiben kann es nicht!“ Die Worte waren ihm auf die Lippen getreten, er wußte ſelbſt nicht wie. Wer weiß, was ſich hier in der Ahnenſtube ereignet hätte, wäre nicht in dieſem kritiſchen Augenblicke, als Manfred zum zweitenmale binnen einer halben Stunde neben Mattys Sofa ſtand, Karl in der Thüre erſchienen, ſtramm wie ein Grenadier, die Hand an der vorſchriftsmäßigen Naht, das Geſicht vor Freude leuchtend: „Herr Leutnant werden entſchuldigen, daß ich ſtöre!“

„Was denn? Wer heißt dich hier ins Zimmer kommen, ohne anzuklopfen? Iſt das Manier, Burſch'?“

„Herr Leutnant werden entſchuldigen — aber — in der Halle ſtehen Herr Leutnant von Quitzow und wünſchen Ihre Aufwartung zu machen —“

„Quitzow? — Quitzow? Kerl, bei dir rappelt's wohl?“

Im Nu war Manfred aufgeſprungen und hinausgeeilt, vergeſſen Zwiſt, Verſöhnung, Liebeserklärung und Matty ſelbſt obendrein. Sie ſah und hörte die ſtürmiſche Begrüßungsſzene zwiſchen den Freunden durch den klaffenden Thürſpalt. Ihr ſchwarzäugiger Held hing am Halſe des blonden, der, eben ſo groß und ſtattlich wie ſein Kamerad, ihn umarmte und küßte, daß ihm faſt der Atem ausging: „Mein traut'ſter alter Fred!“

„Quitzow, liebſter Menſch — ich weiß nicht, wo mir vor Freude der Kopf ſteht! Wie kommſt du hierher?“

„Na, natürlich vom Bahnhof aus per pedes apostolorum. Ich wollte und ſollte via Berlin nach Lubowitz, aber ſie haben die fatale Etty Loßnitz bei ſich, und da dankte ich! — Ich erzähle dir das alles by and by. Und nun laß dich doch einmal ordentlich anſehen, Fred! Brillant ſiehſt du aus, wahrhaftig, ganz brillant, und ich bereue die Bummelfahrt von Berlin hierher keinen Moment! Was meinſt du, darfſt du mir dieſen Nachmittag ſchenken?“

„Ob ich darf, Beſter! Wir ſind unſer eigner Herr und weilen hier nur noch zum Vergnügen. Sei alſo tauſendmal willkommen, und nun — verzeih einen Augenblick.“

„Matty, darf ich ihn bringen, meinen liebſten Freund?“ fragte er ſtrahlenden Antlitzes auf der Schwelle der Ahnenſtube ſtehend, und ohne ihr „Ja“ abzuwarten, zog er Heinz Quitzow zu ihr ins Zimmer.

(Fortſetzung folgt in Nr. 13.)

Ein patriotiſches Prachtwerk.

Der ſeiner Zeit als „Rückſchrittler und Dunkelmann“ ſo vielfach geſchmähte preußiſche Kultusminiſter Heinrich v. Mühler war in den Jahren der Muße dem Gedanken näher getreten, die Wahlſprüche hohenzollernſcher Fürſten in künſtleriſcher Ausſchmückung zuſammenzuſtellen und mit hiſtoriſchen Erläuterungen zu verſehen. Der 1874 erfolgende Tod entriß ihn dieſer letzten litterariſchen Arbeit vor ihrer Vollendung. Erſt längere Zeit nachher konnte die Malerei der Gedenkblätter vollendet und der Text in Handſchrift mit Gold und Farben fertig geſtellt werden. Zum Geburtstage des Kaiſers am 22. März 1876 wurde Höchſtdemſelben das Original dieſes eigenartigen Werkes übergeben. Der Kaiſer nahm die Widmung an und ſprach in einem huldvollen Handſchreiben an die Familienangehörigen des Verfaſſers ſeinen Dank aus für die Geſinnung, welche das Werk hatte entſtehen laſſen, wie ſeine Anerkennung des geſchichtlichen Wertes und der vollendeten Ausführung.

Mit Allerhöchſter Genehmigung hat die königliche Univerſitäts- und Verlagshandlung von Ferdinand Hirt in Breslau dann unter dem Titel: „Wahlſprüche der Hohenzollern,“ eine beſchränkte Auflage von hundertfünfundzwanzig Exemplaren herſtellen laſſen, deren Blätter genau dem Sr. Majeſtät überreichten Handexemplare entſprechen, während der erläuternde Text, ſoweit dies typographiſch möglich war, gleichfalls dieſem letzteren nachgebildet iſt und das im Fakſimile beigegebene, oben angezogene kaiſerliche Schreiben dem Ganzen noch einen erhöhten Wert verleiht. Neunundzwanzig in reichem Farbendruck von G. W. Seitz in Wandsbeck ausgeführte Tafeln enthalten die von Blumenſchmuck, Arabesken und heraldiſchen Motiven umgebenen Wahlſprüche, und vierunddreißig aus der Druckerei von Drugulin in Leipzig hervorgegangene weitere Blätter bringen die textlichen Beigaben. Mit Titel, Widmung und einem Nachworte umfaßt das Werk vierundſechzig Tafeln, und ſelbſtverſtändlich iſt die äußere Ausſtattung der Ledermappe dem Inhalte ebenbürtig.

Wenn die Wahlſprüche der Hohenzollern von vorn herein hauptſächlich im Königreiche Preußen lebhaften Anklang finden werden, ſo trägt die Thatſache, daß König Wilhelm die neue deutſche Kaiſerkrone auf ſein ehrwürdiges Haupt drücken konnte, doch weſentlich dazu bei, die Bedeutung der Sammlung über ſo enge Grenzen hinaus zu erhöhen. Ebenſo wird mancher Liebhaber in dem Wunſche, das prächtige Werk zu beſitzen, beſtärkt werden durch den Umſtand, daß die Herausgabe dieſer, wie aller hinterlaſſener litterariſchen Arbeiten des Verfaſſers, deſſen Wunſche gemäß zu gunſten beſtimmter Stiftungs- und Vereinszwecke erfolgt. Neben der geringen Auflage ſetzt aber der hohe 185 Mark betragende Preis dieſer Fürſtenausgabe ihrer Erwerbung durch das große Publikum ein faſt unüberwindliches Hindernis entgegen, und es iſt deshalb mit Dank anzuerkennen, daß die Verlagshandlung noch zwei weitere Ausgaben, eine ſogenannte Familienausgabe zum Preiſe von 25 Mark, und die für die Jugend beſtimmte, nur den Text enthaltende kleine Ausgabe zu 2,50 M. veranſtaltet hat.

„Justus et fide vivit,“ „Der Gerechte lebet ſeines Glaubens,“ lautet der aus markigen Eichenzweigen uns entgegenleuchtende Wahlſpruch Albrechts, Markgrafen von Brandenburg, Herzogs von Preußen, des 1511 zum Hochmeiſter des deutſchen Ordens gewählten Stifters der preußiſchen Speziallinie der Zollern; und aus der ganzen Reihe der folgenden Sprüche, wie Markgrafen, Kurfürſten und Könige bis zur neueſten Zeit ſie als Richtſchnur ihres Denkens und Handelns gewählt haben, ſpringt dem Leſer überall die innige Verbindung ſtolzer männlicher Kraft und demütiger Gottesfurcht in die Augen.

Friedrich, der erſte König von Preußen, hatte bei der Stiftung ſeines hohen Ordens vom ſchwarzen Adler den königlichen Vogel als Sinnbild der Gerechtigkeit gewählt, und Friedrich der Große ließ mit ſeinem Wahlſpruche: „Nec soli cedit,“ „Er weicht nicht einmal der Sonne,“ den auffliegenden Adler auf Fahnen und Kanonen, auf Münzen und Emblemen anbringen. Der Adler iſt das preußiſche Wappenzeichen, und der Spruch ſollte auf den kühnen, himmelanſtrebenden Flug des jungen Königreichs hindeuten. „Der Spruch hat aber,“ ſo fügt der Verfaſſer hinzu, „noch eine andere Bedeutung. Die Sonne iſt der Quell des Lichts. Zum Quell des Lichts ſtrebt des Adlers Flug empor. In der geiſtigen Welt iſt Gott — ſein Wort und ſeine Wahrheit — der ewige Quell des Lichts, die Sonne.“ — „Auch in dieſem Sinne ſtrebt der preußiſche Adler der Sonne zu und weicht nicht, und nur in der Richtung zur Sonne, zum Licht, zur Wahrheit kann er die Kraft und Macht behalten und immer mehr entfalten, mit der er, allen voran, ſich aufſchwingt und ſich nicht blenden läßt, ſondern weit unter ſich läßt alle Truggebilde der Lüge und der falſchen Weltweisheit und Klugheit. Auf ſeinem einſamen Fluge immer nur das Licht — Gott ſchauend.“

Aus der Zahl der übrigen, ſinnig und künſtleriſch verzierten Blätter ſei des mangelnden Raumes wegen hier nur noch auf zwei hingewieſen, da die fürſtlichen Perſonen, deren Wahlſprüche dort wiedergegeben, dem deutſchen Volke beſonders teuer ſind. Vom ſchwarzweißen Bande des eiſernen Kreuzes umſchlungene Ähren und Kornblumen ſchmücken das ergebene: „In Gott iſt meine Zuverſicht,“ der unvergeßlichen Königin Luiſe. Dieſe dem ganzen Volke wohlbekannten Lieblingsblumen bilden auch einen Teil des von der Krone überragten Blütenkranzes, welcher den Wahlſpruch ihres kaiſerlichen Sohnes umrahmt: „Gott mit uns.“

Der Erzengel Michael, belehrt uns der Verfaſſer auf dem ſogenannten Michaelblatte, welches einige Notizen über die Abſtammung des Hohenzollerngeſchlechts und die Anfänge der Bauten auf dem Zollern- oder Michaelsberge enthält, galt ſtets als beſonderer Schutzengel der Zollernburg und iſt mehrfach daſelbſt abgebildet. Er repräſentiert den Sieg des chriſtlichen Geiſtes über das Heidentum. Im Kampfe zwiſchen Licht und Finſternis ſind die Hohenzollern immer freudig voran geweſen, ruft bei dieſer Gelegenheit der Verfaſſer voller Begeiſterung für ſein edles Fürſtengeſchlecht, und heute ſtimmen gewiß alle Deutſchen freudig ein, wenn er ſingt:

„Allweg gut Zollern,“ ſo klingt es laut
Von der Burg, auf Felſengrund erbaut,
Und weiter ſchallt es „vom Fels zum Meer“
„Gott mit uns“ und „Gott allein die Ehr'.“
Der Engelfürſt führt ſeine Scharen an,
Es bleibe zurück, wer da mag und kann.
Die Hohenzollern, ſie weichen nicht,
Sie kämpfen und ſiegen: „Durch Nacht zum Licht.“

Herrmann Vogt.

Kindergärtnerin — Bonne — Nurſe.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Die Verwirrung dieſer Namen für die Sache iſt erſtaunlich und etwas Klarheit hineinzubringen, erſcheint ebenſo ſchwer als wünſchenswert. Da der Name der „Bonne“ bei uns der gebräuchlichſte iſt und man ſogar meiſt von „deutſchen und engliſchen Bonnen“ ſprechen hört, auch ausländiſche Bonnen oft über deutſche geſtellt werden, ſo gilt es zunächſt feſtzuſtellen, welche Bedeutung das Wort in Frankreich und in der franzöſiſchen Schweiz hat, woher es uns gekommen iſt. Bonne heißt Dienſtmädchen, bonne à tout faire, Mädchen für alles; es bezeichnet die unterſte Klaſſe der weiblichen Dienſtboten, denn servante iſt als Titel nicht gebräuchlich; für die Vertreterinnen der beſtimmten Zweige häuslicher Arbeit gibt es je eine andere Bezeichnung.

So ſind denn die meiſten unſerer franzöſiſchen und ſchweizer Bonnen — wie ſie ſich ſelbſt nennen — gewöhnliche Dienſtmädchen, nicht beſſer gebildet, die in der Schweiz, in vornehmen Genfer Häuſern z. B. ſehr ſtreng und einfach gehalten werden. Wie kommt es, daß ſie bei uns ſo ſchnell lernen, allerlei Anſprüche zu machen, einen hohen Lohn zu verlangen und daß ihre Forderungen meiſt gewährt werden? Sie kommen hierher — Ausnahmen ſind ſelbſtredend — ohne von der körperlichen Kinderpflege oder von den primitivſten Gedanken über Erziehung mehr zu wiſſen, als was meiſt dem weiblichen Inſtinkt mitgegeben iſt. Über ihre Zuverläſſigkeit oder den Mangel derſelben im allgemeinen zu urteilen iſt ſchwer, da es jeder nach ſeinen Erfahrungen thut.

Was man alſo beſſer bezahlt, weshalb man ihnen einen höheren Platz im Hauſe einräumt, als den deutſchen Mädchen gleichen Ranges, iſt lediglich die fremde Sprache. Dieſe lehren, grammatikaliſch lehren, darin unterrichten aber können die „Bonnen“ nicht, ſie haben auch anfangs gar nicht die Prätenſion. Diejenigen, welche ſo gebildet ſind, daß ſie es können, heißen nach dem franzöſiſchen Sprachgebrauch gouvernante, das iſt die Bezeichnung für die einfache gebildete häusliche Pflegerin und Erzieherin der Kinder — die nicht zugleich Lehrerin — institutrice iſt. Doch zu den Bonnen zurück: es bleibt alſo nur das Sprechen. Wer aber erwartet von dem erſten beſten einfachen Mädchen aus dem Volke eine gebildete Ausdrucksweiſe und korrekte Ausſprache? Und doch werden fortwährend Bonnen engagiert, ohne daß man ſie auf das Können hin prüfte, um deſſen willen man ſie doch nimmt. Thatſächlich hört man von denſelben oft nicht nur einen ausgeſprochenen ſchweizer Dialekt — der ſich auch noch nach den Kantons unterſcheidet — ſondern auch grobe Fehler, welche bei einigen Regeln der franzöſiſchen

Sprache nur die ganz vermeiden können, welche Grammatik und Orthographie genau kennen. Trotz des guten und gründlichen Unterrichts in der Grammatik dieſer Sprache in unſeren Schulen — den auch die Franzoſen höchſt anerkennen — iſt für die lange Beſchäftigung damit die Fähigkeit des Sprechens im Durchſchnitt und verhältnismäßig gering, und ein Urteil über das, was gutes Franzöſiſch iſt, ſehr ſelten. Im großen und ganzen herrſcht die Anſicht, daß es ſich bei der Ausſprache nur um den son nasal handele — wieviel aber ſonſt noch dabei zu lernen iſt, beweiſt ein kleiner Scherz, den deutſche junge Mädchen ſich in einer Pariſer Penſion machten, wenn eine neue Gefährtin aus der Heimat ankam. „Können Sie ſchon la table richtig ausſprechen?“ wurde ſie zu ihrem großen Erſtaunen gefragt — wer ahnt auch bei uns, daß dies einfache Wort nicht jeder von Natur „elegant“ ausſpricht?

Man kann und wird hierauf erwiedern, daß die fremde Sprache nicht wichtig genug iſt, um ſich auf ſolche „Kleinigkeiten“ einzulaſſen — weshalb aber engagierte man dann die Franzöſinnen? Und gerade in letzter Zeit überwiegt die „Nachfrage“ nach „franzöſiſchen Bonnen“ bedeutend das „Angebot“ in Nord- und Süddeutſchland.

Umgekehrt verhält es ſich mit den „deutſchen Bonnen;“ ſie drängen ſich — befähigt oder nicht — in Scharen zu jeder offenen Stelle, und es gibt auch leidlich gebildete Mädchen genug, die ſie gern um jeden Preis und unter allen, oft wie ſchweren! Bedingungen annehmen. Was Wunder, wenn man Frauen aus mittleren Verhältniſſen, oft wohlhabend, aber nur halbgebildet, wohl ſagen hört: „Eine gute Köchin iſt mir zu teuer; ich halte mir ein „Fräulein“ — eine deutſche Bonne — die macht weniger Anſprüche und bekommt weniger Gehalt; des Morgens kocht ſie, nachmittags beaufſichtigt ſie die Kinder, nebenbei plättet und näht ſie, ich habe alſo viel mehr von ihr.“ Nach ſolchen Äußerungen, welche für gewiſſe Kreiſe typiſch ſind, iſt es dann ſchwer, feſtzuſtellen, welches eigentlich die Funktionen einer deutſchen Bonne ſind. In vornehmen und reichen Häuſern iſt ſie für die Kinder da — wie die Franzöſin — und hat nur einige für dieſelben nötigen Arbeiten mit zu übernehmen. In kleineren Verhältniſſen ſcheint ſie — ähnlich der „Stütze der Hausfrau“ — vielfach eine andere Art „Mädchen für alles“ zu ſein. Damit mag es denn zuſammenhängen, daß die deutſchen Bonnen ſelten für dieſen ſpeziellen Beruf: den der Pflege, der Beaufſichtigung und Beſchäftigung kleiner und heranwachſender Kinder ausgebildet und vorbereitet ſind. Es gibt kaum noch ein Arbeitsfeld, auf dem heutzutage nicht Fachbildung verlangt würde; und bei der Überzahl gebildeter Mädchen in Deutſchland und der auf allen für ſie zugänglichen Gebieten entſtandenen, faſt fieberhaft geſteigerten Konkurrenz finden oft ſelbſt die Tüchtigen nicht oder kaum genügende Arbeit. — Von einer Landwirtſchafterin z. B., welche Kücken, Ferkel und junge Kälber aufzuziehen hat, verlangt der Gutsbeſitzer, daß ſie das alles gründlich gelernt habe, weil durch ſcheinbar kleine Verſehen in der Behandlung, der Bereitung des Futters ꝛc. die jungen Tiere haufenweiſe ſterben — daß aber etwas gelernt werden müſſe, um ein junges Menſchenleben zu pflegen und geſund und kräftig aufzuziehen, fällt vielen gar nicht ein. Iſt es nicht charakteriſtiſch, daß im Volke — auf dem Lande und in ganz kleinen Städten beſonders — das Kindermädchen inſofern in einer gewiſſen Nichtachtung ſteht, als man meint, dazu paßten nur die eben Konfirmierten, die noch nichts Beſſeres leiſten können und verſtehen? So viel bekannt, iſt es in deutſchredenden Landen nur Baſel, wo die ſogenannten „Vorgängerinnen,“ die Pflegerinnen für neugeborne Kinder wenigſtens für ihren Beruf ausgebildet — meiſt ein Jahr behalten — und ſehr gut bezahlt werden; ähnliches findet ſich in Hamburg, wo bei großem Reichtum ſchon vielfach engliſche Gebräuche herrſchen. Daß es im übrigen Deutſchland an Gelegenheit zu derartiger Ausbildung noch fehlt, ſcheint wenigſtens zu beweiſen, daß man im großen und ganzen auf rationelle, ſyſtematiſche Körperpflege noch einen verhältnismäßig geringen Wert legt. Der Einwand, daß die Mütter dieſelbe ſelbſt beſorgen, trifft bei einem großen Teil derſelben nicht zu; durch die Verhältniſſe gezwungen oder nicht, mit Recht oder Unrecht: wie viele aus allen Kreiſen überlaſſen ſie der Bonne, dem Dienſtmädchen! Gerade die ſorgſamſten Mütter verlangen am meiſten nach nicht nur gewiſſenhaften, ſondern auch erfahrenen Perſonen, damit ja keine Unregelmäßigkeit im Tageslauf der Kleinen eintrete und klagen, wie ſchwer ſolche zu finden ſeien. Die Ausbildung der Kindergärtnerinnen, welche oft für das Haus engagiert werden, iſt zunächſt auf die Beſchäftigung und den „ſpielenden Unterricht“ in den Schulen für Kinder bis zum ſechſten Jahr gerichtet.

Man kann über die Methode derſelben, den jungen freiheitsbedürftigen Geiſt „zu dreſſieren und in ſpaniſche Stiefeln einzuſchnüren,“ verſchiedener Meinung ſein und ſich wundern, wenn unabhängige Frauen aus bemittelten und höheren Ständen ihre Kinder in die Spielſchule ſchicken. Fürs Haus richtig angewendet, kann die Kenntnis und Geſchicklichkeit in allerlei Beſchäftigungen und Fertigkeiten, den ſogenannten „Fröbelſchen Spielen“ ſehr nützlich und angenehm ſein. Oft aber iſt die Ausbildung der Kindergärtnerinnen ſehr einſeitig nur auf dieſen Teil der Erziehung gerichtet; die jungen Mädchen wiſſen zuweilen allerlei über Pädagogik, die, welche ein Examen für Turnunterricht gemacht haben, ſogar über Anatomie zu ſprechen, wie man aber ein Kind wäſcht und abreibt, ohne es zu quälen oder zu erkälten, und daß darauf ſehr viel ankommt, wiſſen ſie nicht. Sie ſind thatſächlich oft ahnungslos — wie Ärzte behaupten, ſind es leider manche Mütter auch — über die Wichtigkeit und den Einfluß der Körperpflege auf die Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten, der gemütlichen Anlagen und des Charakters — ahnungslos in dem Maße, daß ſie dahingehörige Anordnungen der Mutter für übertrieben halten und leicht nehmen.

Noch ein Wort über die engliſche Kinderpflegerin, die „Nurſe.“ Die engliſchen Wohnhäuſer, deren vier, fünf Etagen eine Familie bewohnt, die Tageseinteilung mit ihrem ſpäten Diner, an dem jüngere Kinder natürlich nicht teilnehmen können, erſchweren der Mutter die ſtete Aufſicht und zuverläſſige, erfahrene Pflege, ſelbſtändiges und verſtändiges Walten in der Kinderſtube wird dadurch doppelt nötig.

Bekannt iſt, wie viel Gewicht die Engländer auf phyſiſche Entwickelung legen und daß ſie in der Sorge dafür rationell und praktiſch verfahren. So iſt es ganz erklärlich, daß in dieſer Hinſicht die engliſche Kinderpflegerin den Vorzug vor den beiden erſtgenannten verdient: ſie weiß, was ihres Amtes iſt und — wie verſichert wird — erfüllt ihre Pflicht. Die gebildeteren, welche den größeren Kindern den erſten Unterricht geben, werden Nursery-governess genannt. Letztere findet man zuweilen in ſehr vornehmen oder ſehr reichen deutſchen Familien; ſonſt ſelten, da ſie, den Gewohnheiten ihres Landes gemäß, in materieller Hinſicht und an Bedienung mehr Anſprüche macht, als es im Durchſchnitt für Haushaltungen auch unſerer höheren Geſellſchaftskreiſe paßt. Anderſeits leiſtet ſie oft viel in Handarbeiten, verſteht für die Kinder die Kleidchen zu machen u. dgl. Die — meiſt jungen — Engländerinnen, welche ſtelleſuchend herkommen, ſind entweder wirkliche Erzieherinnen oder mehr oder weniger gebildete Mädchen, welche nur ihre Sprache verwerten wollen, oft gern ein Verhältnis auf Gegenſeitigkeit eingehen, um unentgeltlich hier zu leben und deutſch zu lernen. Nicht ſelten verſtehen ſie es dann, allerlei kleine Rückſichten zu erlangen, welche man Deutſchen in gleicher Stellung nicht leicht einräumt, eine gewiſſe Rolle und die Lady zu ſpielen, auch wenn ſie letzteres zu Hauſe nicht ſind, in England vielleicht nicht einmal für „educated“ gelten.

Das Fremde hat einmal in Deutſchland eine merkwürdige Macht. — Es ſoll mit obigen Auseinanderſetzungen den Ausländerinnen nicht geſchadet werden; wer die redliche Arbeit ſucht, iſt ſie zu finden wert; im Gegenteil kann es den Beſſeren, Tüchtigen, Gebildeten nur nützen, wenn man die Spreu von dem Weizen zu unterſcheiden verſteht.

Mathias.

Eine Miſſionsreiſe nach Uganda.

Es iſt in dieſen Blättern wiederholt von den mit ſehr großen Mitteln ausgeführten Miſſionsbeſtrebungen der engliſchen Church Miſſionary Society in dem zentralafrikaniſchen Reiche Uganda die Rede geweſen, wo am nördlichen Ufer des großen Ukerewe- oder Viktoriaſees der mächtige König Mteſa über ein ſehr intelligentes Volk herrſcht.

Zwei der dort beſchäftigten Miſſionare, Reverend Wilſon und der Arzt Dr. Felkin haben vor kurzem gemeinſchaftlich ihre Erfahrungen in einem Buche niedergelegt, welches jetzt auch in deutſcher Überſetzung bei Cotta in Stuttgart unter dem Titel: „Uganda und der ägyptiſche Sudan“ erſchienen iſt. Wir begrüßen dieſes Werk als eine höchſt willkommene und hochintereſſante Bereicherung der Afrikalitteratur; daß es ebenſo belehrend wie unterhaltend iſt, mögen unſere Leſer aus dem nachfolgenden Bericht erkennen.

Von mehreren Gefährten begleitet brach der Geiſtliche Wilſon im Jahre 1876 von Sanſibar aus nach Uganda auf. Er hatte auf dieſer Reiſe einen großen Teil Oſtafrikas zu durchwandern, der ſich wiederholt den Expeditionen als ſehr gefährlich und hinderlich erwieſen hatte. Für den Verkehr haben die Neger indeſſen mehr geſorgt, als man wohl allgemein annimmt. Traf doch Wilſon an den fünf Meter tief eingeſchnittenen Ufern des Fluſſes Wami eine förmliche Brücke aus Schlingpflanzen mit darübergelegten Holzſtücken und Geländer. „Der Bau dieſer Brücke zeugte von viel Erfindungsgabe und Geſchicklichkeit; ſie muß im neuen Zuſtande ſehr ſicher und tragfähig geweſen ſein.“ Hinderlich und volkswirtſchaftlich ſehr ſtörend ſind die Durchgangsſteuern, in Ugogo als „Hongo“ bekannt, welche unſer Autor als ein Raubſyſtem der kleinen Häuptlinge bezeichnet; dieſer Zoll iſt ſo ſehr geſtiegen, daß er oft auf wenigen Tagereiſen zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent des Geſamtbeſitzes der Karawane ausmacht. Man ſieht alſo, daß „die Wilden“, die ſogenannten „beſſern Menſchen“ in ſolchen Sachen den von unſern Sozialiſten verſchrieenen europäiſchen Monarchien noch über ſind.

Im Januar 1877 erblickten die Miſſionare nach halbjähriger, ſchwieriger Landreiſe den Ukereweſee, deſſen weiter Spiegel — er iſt ungefähr ſo groß wie das Königreich Bayern — hundert Meter tief unter ihnen im Morgenſonnenſtrahl glitzerte; fern am Horizont erhoben ſich in anmutigen Linien Inſeln; der Vordergrund war mit ſmaragdgrünen Kornfeldern bedeckt; blaue Rauchſäulen, die zwiſchen Feigen- und Bananenlaub aufſtiegen, verkündigten die Nähe von Menſchen und das leiſe Wellenſpiel am Strande drang den fremden Männern wie Muſik ins Ohr. Über dem ſchönen Bilde ſtrahlte ein Himmel, tiefer blau und klarer als der italieniſche.

Über dieſen See wurde in Kähnen nach dem Nordende zu weggefahren, um zu König Mteſa zu gelangen. Die ſchwarzen Ruderer ſangen zum Takt ihrer Ruderſchläge: „Viele Männer ſind tot, wir bedauern ſie, denn ſie haben den weißen Mann nie geſehen; wir haben ihn geſehen und freuen uns.“ Dann fingen ſie von den in Millionen umherſchwärmenden grünflügeligen Fliegen, die ihnen eine willkommene Nahrung bieten, miſchten Tabak mit Waſſer und zogen dieſes Waſſer in die Naſenlöcher ein: ihre Art eine Priſe zu nehmen.

Nicht ohne herbe Verluſte vorher ſchon erlitten zu haben, gelangten die wackern Miſſionare zum Könige Mteſa. Dr. Smith ſtarb am Seeufer an der Ruhr und Leutnant Shergold Smith ſowie der Miſſionar O'Neill wurden mit allen ihren Leuten an der Inſel Ukerewe meuchleriſch von dem Häuptling Lukongo ermordet, der ihnen die Köpfe abſchnitt um ſie in ſeiner Hütte aufzuhängen! Wilſon gelangt allein im Juli 1877, ein volles Jahr nach ſeiner Abreiſe von Sanſibar, zu König Mteſa, wo er prachtvoll im Palaſte zu Rubaga empfangen wurde. „Als wir uns der Palaſtumzäunung näherten, wurde eine Thüre aufgeſtoßen und eine Reihe Soldaten in weißer Uniform mit Flinten bewaffnet marſchierte uns entgegen, machte kehrt und ging vor uns her. Zu dem Palaſte ſelbſt gelangt man durch eine Anzahl Höfe, welche von einander durch hohe Zäune geſchieden und durch Schiebethüren verbunden ſind; in jedem dieſer Höfe ſtanden zwei Reihen Soldaten und präſentierten das Gewehr. Beim Eintritt in den letzten Hof begrüßten uns betäubender Trommelwirbel und ein Hornſignal. Wir traten mit entblößtem Haupte in die Palaſthalle, einen ſchönen Raum von etwa zwanzig Meter Länge. Rings um die Wand ſaßen auf hölzernen Stühlen die Großen des Reichs in verſchiedenfarbige arabiſche Gewänder gekleidet. Alle erhoben ſich bei unſerm Anblick und wir gingen durch die Halle auf Mteſa zu, der uns ſtehend, auf ein ſchönes Schwert gelehnt, erwartete; er ſchüttelte uns die Hand und führte uns zu zwei Sitzen.“

Schon aus dieſer Schilderung wird man erkennen, wie hoch Uganda über den gewöhnlichen Negerſtaaten ſteht, wiewohl es recht eigentlich im Herzen von Afrika unter dem Äquator und fern von den durch Europa beeinflußten Küſten liegt. Auch in anderer Beziehung zeigt es ſich als ein Kulturland. Da iſt vor allem gegenüber dem ſchrecklichen Zuſtande der Verkehrsmittel in den Nachbarſtaaten „der ausgezeichnete Stand“ der Wege zu erwähnen, welche in ſchnurgerader Linie über Hügel und Sümpfe wegführend die Ortſchaften verbinden und die ſtets rein und frei von Unkraut gehalten werden. Mit Negerländern verbindet man gewöhnlich den Begriff unbekleideter Menſchen; in dieſem Lande iſt es aber anders, die Waganda ſind von Kopf bis zu Fuß bekleidet und was immer, Mann oder Frau, ſich auf der Straße nicht anſtändig gekleidet zeigt, verfällt der Todesſtrafe. Im Hauſe freilich wird es nicht ſo genau genommen. Das Eſſen wird reinlich zubereitet, Fiſch und Fleiſch kocht man in junge Bananenblätter gewickelt in irdenen Töpfen; Bananenblätter dienen auch als Tiſchtuch und Serviette; vor dem Eſſen werden die Hände gewaſchen, da Gabeln unbekannt ſind und jeder mit ſeinen fünf Fingern in die Schüſſel greift. Den Kaffee kauen die Waganda ſtatt wie wir ein Getränk daraus zu bereiten.

Selbſtverſtändlich fehlt es in dieſem hochintereſſanten Negerlande nicht an Schattenſeiten, die mit dem ganzen Kultur- und Religionszuſtande verknüpft ſind, wiewohl Wilſon hervorhebt, „daß die Religion der Waganda in mancher Hinſicht eine vernünftigere als die anderer Negerſtämme ſei.“ So beſitzen ſie keine Götzenbilder und glauben an ein höchſtes Weſen. Unſittlichkeit und Vielweiberei herrſchen auch hier. „Der gewöhnliche Preis für ein Weib beſteht in drei Ochſen, ſechs Nähnadeln oder eine Schachtel voll Zündhütchen.“ Wilſon erhielt ein Weib für ein paar Schuhe angeboten. Der König iſt ein fürchterlicher Tyrann, der ſeine Unterthanen hekatombenweiſe abſchlachten läßt — in dieſer Beziehung iſt er nicht beſſer als andere Negerpotentaten und zu Wilſons Zeit kam es vor, daß hundert Knaben und Jünglinge, die zum Islam übergetreten waren, auf Mteſas Befehl verbrannt wurden.

Unſer Weihnachtsbaum.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Eine Anleitung zur Ausſchmückung desſelben von Bl. v. W.

Unſer Weihnachtsbaum!

Welch ein ſüßer Klang liegt in dieſen zwei Worten für jedes Kinderohr — nein, für jedes Menſchen Ohr, der ſich nur ein Kinderherz bewahrt hat, der eine wahrhafte Weihnachtsfreude zu empfinden vermag.

Und „geben iſt ja ſeliger, denn nehmen,“ ſo brauchen alſo auch an der Weihnachtsfreude, mit der der deutſche Brauch das hohe Feſt verherrlicht, die Erwachſenen wahrlich nicht zu kurz zu kommen. Mit am ſeligſten iſt mir für ein Kinderherz aber immer die Vorfreude erſchienen, die ſich täglich ſteigernde Spannung und Erwartung. — Wenn die Märkte erſt gefüllt ſind mit Gruppen von großen und kleinen, leichtbeſchneiten, krauſen Bäumen, wenn feine, durch anſtreifende Zweige verſtreute Nadeln im Korridor dem Kinderauge verraten, daß der grüne Freund auch daheim ſchon ſeinen Einzug gehalten — dann ſchon beginnt die echte, rechte, fröhliche, ſelige Weihnachtsſtimmung!

„Haſt du's gemerkt,“ flüſtert ein Kindermund dem anderen zu — „haſt du's gemerkt? unſer Weihnachtsbaum iſt da!“

„Ja, ja, ich weiß!“ lautet die Antwort — „die Karoline hat ihn gebracht — geſtern abend — ganz heimlich; aber ich hab's doch gehört, denn ich ſchlief noch nicht, und die Zweige kniſterten und rauſchten und ſtreiften die Schlafſtubenthür im Vorübertragen nach der kalten Kammer.“

„Ob er wohl ſo groß ſein mag, wie im vorigen Jahr? und ſo kraus und ſo rund und grün?!“

Und dem leiſe, leiſe das ganze Haus durchziehenden Tannenduft miſchen ſich bald noch andere, nicht minder ſüße, und eng zu demſelben gehörende Düfte — von Honigkuchen und Äpfeln und zuletzt gar von angebrannten Wachslichtchen!

Die letzten beiden Tage aber ſteht der Baum nicht mehr in der „kalten Kammer,“ ſondern in der „großen Stube,“ wo die lange Tafel ſchon mit weißem Damaſttuche gedeckt und von vielen Paketchen und geheimnisvoll verhüllten Körben und Schachteln umgeben iſt.

Alles, was die große Stube umſchließt, iſt mit dem Bann des Geheimnisvollen gefeit, auch den Baum vor allem dürfen die Kinderaugen nicht erblicken, bis er — endlich! auf ſie niederſtrahlen kann! Aber eines dürfen und ſollten ſie immer dürfen, von einer Vorfreude ſollten die Kleinen niemals ausgeſchloſſen ſein: von den „Vorbereitungen“ zur Ausſchmückung des Weihnachtsbaumes, wenn dieſe ſelbſt auch den Eltern zufällt.

Und wie ſchön iſt's, wenn abends im Familienkreiſe groß und klein, alt und jung um den großen Tiſch ſitzen und die mancherlei Herrlichkeiten, die goldenen Nüſſe und rotbäckigen Äpfel, die Pfefferkuchenreiter und Marzipanfrüchte vorbereitet und mit Anhängefäden verſieht, den Baum zu ſchmücken.

Dabei ſingt man die in der Schule gelernten Weihnachtslieder, tauſcht Reminiszenzen von „voriger Weihnacht," und gegenſeitige Wünſche und Hoffnungen aus. Das hilft ſo fort über die Erwartung und Ungeduld und — ehe man ſich's verſieht, iſt der große Abend herangekommen!

Nun wollen wir alſo beginnen mit dieſen Vorbereitungen, denn gar mancherlei gibt es noch außer Äpfel und Nüſſen, außer Honigkuchen und Konfekt, was fleißige, geſchickte Hände — auch die der Kleinen unter Anleitung der Großen — herſtellen können zur Zierde unſeres Weihnachtsbaumes!

Und glückt's den kleinen Händen auch nicht gleich zu Anfang vollkommen, werden die Roſen etwas gedrückt, wird eine Lilie einmal ein weniges grauer als eigentlich richtig, reißt einmal eine Maſche in einem Apfelnetz — was thut's! Ein jedes freut ſich doch, am Baum ſeine Lilien, ſeine Goldſterne, die es ſelbſt gefertigt, zu ſehen — viel mehr, als wenn all' die ſchönen Dinge fertig gekauft oder aus andern Händen hervorgegangen wären.

Verſuchen wir's alſo, Anleitung in Wort und Bild (wo das erſtere nicht ganz ausreicht) zu geben, ſolche mehr oder minder bekannte Arten des Baumſchmuckes anzufertigen, da viele, welche hieran Freude haben würden, die kleinen Handgriffe, welche dazu nötig ſind, vielleicht nicht kennen.

Beginnen wir mit den weißen Lilien.

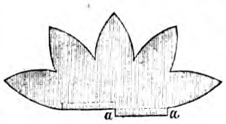


Fig. 1.

Zu dieſen braucht man als Material ganz leichtes weißes Kartonpapier oder ſtärkſtes weißes Schreibpapier.

Aus dieſem ſchneidet man genau nach dem beigegebenen Muſter (Fig. 1), die Blume aus.

In der Breite iſt die äußerſte Ausdehnung des Muſters 19 Zentimeter, die größte Höhe (in der Mitte) 11 Zentimeter.

Das auf der Hälfte der unteren Linie zugegebene Stück a bis a dient bis zu der punktierten Linie als Unterſchlag und wird, indem man die Lilie vom unteren Mittelpunkt a aus tütenartig zuſammenſchließt, im Inneren auf der mit Punkten angedeuteten Stelle (der anderen Hälfte der Blume) feſtgeklebt. Am beſten verwendet man dickflüſſigen Gummi arabikum zum Kleben.

An der unteren Spitze der Lilie darf der Unterſchlag jedoch nur ſo weit untergeſchoben ſein, daß eine ſchmale Öffnung bleibt, durch welche dann die Staubfäden gezogen werden.

Fig. 2 zeigt das Muſter zu den Staubfäden.

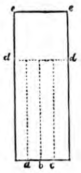


Fig. 2.

Man ſchneidet zur Verfertigung derſelben ein längliches Viereck aus ſogenanntem Kniſtergold oder Rauſchgold, von $3^{1}/_{2}$ Zentimeter Breite und ungefähr 9 Zentimeter Länge.

Die punktierten Linien a b c ſchneidet man nun von oben herunter auf, bis zu der punktierten Linie d d.

Die Baſis d d bis e e wird in vier gleichen Teilen, alſo in der Breite der eingeſchnittenen Teile, feſt zuſammengeknifft.

Alsdann rollt man das obere Drittel jedes der Einzelſtreifen nach außen um, indem man jeden Streifen leicht über eine nicht zu ſcharfe Scherenſchneide zieht.

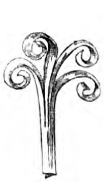


Fig. 3.

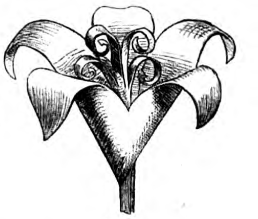


Fig. 4.

Fig. 3 zeigt ſolch ein Staubfädenbündel.

Wie wir in Fig. 4 ſehen, wird das Staubfädenbündel mit ſeinem unteren Ende durch die etwas offengebliebene untere Spitze der Lilie gezogen.

Die fünf weißen Blätter derſelben werden nun ebenfalls leicht über eine Schere gezogen (das Blatt wird dabei immer zwiſchen dem Daumen der rechten Hand und der Schere gehalten) und dadurch nach außen umgerollt. Man befeſtigt die Lilien am beſten am Baume, indem man den unten herausſtehenden Teil des Staubfädenbündels mittels einer langen, feinen Stecknadel an den weichen Tannenzweigen anheftet.

Man kann die Lilien beliebig mit anderem Baumſchmuck untermiſcht verwenden, doch den hübſcheſten Anblick gewährt ein Baum, welcher nur mit weißen Lilien, weißen Lichtern und mit die Zweige ſilberig überſpinnenden Lamettafäden geſchmückt iſt.

Eine andere Art reizender, geſchmackvoller Weihnachtsbaumdekoration bieten verſchiedenfarbige Roſen.

Man wählt dazu die Farben weiß, roſa, gelb und dunkelrot. Bei letzterem achte man darauf, daß es rein rot, ohne bläuliche Beimiſchung iſt. Das Gelb wähle man nicht zu hell, da es bei Licht ſehr viel zarter und blaſſer erſcheint, roſa thut man gut, in zwei mit einander harmonierenden Farbentönen, heller und dunkler zu nehmen.

Aus farbigem Seidenpapier alſo, oder auch weißem, ſchneidet man zu je einer Roſe zwei Streifen von ungefähr 50 Zentimeter Länge und $5^{1}/_{2}$ Zentimeter Breite, man bogt dieſelben auf einer der langen Seiten aus, nachdem man die Bogen aufgezeichnet hat (ſiehe Fig. 5).

Zum Ausſchneiden kann man übrigens mehrere Streifen, drei bis vier etwa, übereinanderlegen, und dieſelben auch noch in der Mitte zuſammenbrechen, nur auf dem oberſten Streifen dürfen die Bogen aufgezeichnet ſein, man ſchneidet auf dieſe Weiſe gleich eine Menge Bogen auf einmal aus.

Die alſo ausgebogten Streifen werden nun folgendermaßen behandelt: Jeder der Bogen wird, auf dem linken etwas hohlen Handteller ruhend, einmal mit der Spitze des dritten Fingers, welcher mit einem Fingerhut bedeckt iſt, eingedrückt, dadurch runden ſich die Bogen zu hohlen etwas am Rande gekräuſelten Blättchen.

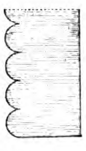


Fig. 5.

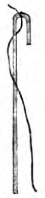


Fig. 6.

Fig. 6 nun zeigt uns ein als Stiel dienendes Drahtſtück von etwa 15 Zentimeter Länge. Das obere Ende iſt umgebogen und an demſelben ein ſtarker Zwirnfaden von $^{1}/_{2}$ Meter Länge feſt angeknüpft. Dann ſucht man den umgebogenen Teil, ſo feſt es irgend geht, mit der Spitze gegen das lange Drahtende zu drücken. Iſt dies geſchehen, ſo legt man die untere Kante des erſten ausgebogten Streifens oben gegen den umgebogenen Draht und wendet dieſen einmal herum, ſo daß er von dem Anfange des Streifens bewickelt iſt. Die rechte Hand hält den Draht, während die linke nun Falte auf Falte in den unteren Streifenrand legt. (Fig. 7.) Die rechte Hand wickelt dieſe Fältchen, den Draht nach links drehend, mit dem niederhängenden Faden um den Drahtſtiel feſt. So fährt man fort, bis der erſte Streifen zu Ende und der innere Teil der Roſe entſtanden iſt. Den zweiten Streifen legt man da an, wo der erſte aufhört und verfährt in gleicher Weiſe mit ihm. Nur die Fältchen werden etwas tiefer oder häufiger gelegt, damit bei der zunehmenden Peripherie der Roſe ſich die runden Blättchen nicht außen herum ſpannen, man hüte ſich auch ja, dieſelben bei der Arbeit zu drücken. Das Legen der Fältchen iſt überhaupt von Einfluß auf die Form der Roſe. Soll dieſelbe geſchloſſener, alſo mehr theeroſenartig oder knoſpenhaft ſein, ſo legt man die Fältchen etwas flacher und ſeltener, häufiger und tiefer jedoch, wenn man eine mehr offene und krauſe Roſenform zu erzielen wünſcht. Einen hübſchen Effekt machen die roſa Roſen, wenn man den zweiten, äußeren Streifen etwas heller nimmt, als den erſten, den inneren.

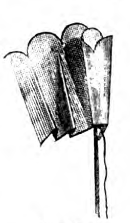


Fig. 7.

Dasſelbe gilt von den gelben Roſen; auch kann man ſie ſo zuſammenſtellen: innen blaßroſa oder blaßgelb und außen weiß. Iſt auch der zweite Streifen fertig angewickelt und mit dem Faden befeſtigt, ſo umgibt man als Kelch die Roſe mit Moos.

Man wählt für jede Roſe vier bis fünf recht friſchgrüne, große und hübſch gewachſene Moosſtengel aus, umſchließt die Blüte von außen mit denſelben und wickelt ihre unteren Enden ebenfalls mit dem Faden um den Draht feſt. Hiernach beginnt wie auf Fig. 8 die Umwickelung des Stengels.

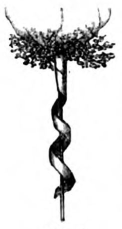


Fig. 8.

Man ſchneidet aus dunkelgrünem Seidenpapier lange ſchmale Streifen (nicht ganz Zentimeterbreite). Das Ende eines ſolchen Streifens klebt man mit etwas Gummiarabikum unterhalb der Roſe an und umwickelt die unteren Moosſtiele ſowohl als den ganzen Draht mit dem ſpiralförmig um denſelben geſchlungenen Seidenſtreifen, ſo daß die Umſchlingungen desſelben dicht an einander treffen und den Draht nirgends durchſehen laſſen.

Am unterſten Ende desſelben wird das Seidenpapierſtreifchen abgeriſſen und ſein Ende ebenfalls mit Gummiarabikum befeſtigt und die Roſe iſt fertig (Fig. 9). Will man die Roſen am Baume befeſtigen, ſo umwickelt man die Zweige desſelben mit den Drahtſtielen der Roſen, deshalb wähle man leicht biegſamen Draht.

Die Lichter zu einem derart dekorierten Baume ſind entweder ganz weiß oder in den Farben der Roſen zu wählen. Blau, violett, auch hellgrün aber ſind auszuſchließen.

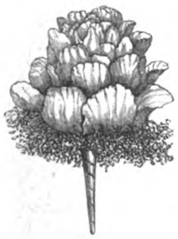


Fig. 9.

Einen ſehr hübſchen Anblick gewährt die Nachahmung von Schnee auf einem Weihnachtsbaume.

Man ſtellt denſelben täuſchend her, indem man ungeleimte Watte (ungeſponnene Baumwolle) in Streifchen reißt, und iſt ſie ſehr dick, auch in der Dicke noch einmal teilt. Solche recht locker gezupfte Wattſtreifen verteilt man nun auf die flachen Tannenzweige, deren Nadeln die leichte Laſt von ſelbſt feſthalten. Weiße oder buntfarbige Lichte und geweißte Tannäpfelchen vervollſtändigen die einfache, aber ſehr geſchmackvolle Dekoration.

Man wählt dazu die kleinen dunkelbraunen Äpfelchen der Kiefer. Dieſe begießt man, nachdem man ſie an dunkelgrüne Fäden gebunden hat, an welchen man ſie über einem Gefäß ſchwebend hält, mit einer Auflöſung von Gipspulver in Waſſer. Die Auflöſung muß einer etwas dicklichen Suppe gleichen, doch dünn genug ſein, um ſchnell aus dem Löffel zu fließen. Auch muß man die Tannäpfelchen auf dieſe Weiſe ſchnell hinter einander „beſchneien,“ da der Gips ſehr zu ſchnellem Erſtarren neigt. —

Dieſe „beſchneiten Tannäpfelchen“ werden mittels ihrer grünen Zwirnfäden am Baume angebunden, Lamettafäden vervollſtändigen den Schmuck. Eine andere hübſche Art iſt, die Zweige des Weihnachtsbaumes mittels einer ſtarken Alaunlöſung zu übergießen und, ſobald dieſe getrocknet, kriſtalliſiert zu erhalten.

Hierzu fügt man erſtens: Eiszapfen aus weißem Zuckerkandis, von welchem man ſich in Materialläden recht dünne, lange Stücken auswählt und an grünen Fäden aufhängt.

Zweitens: die langen, großen und glatten Tannenzapfen der Edeltannen und Fichten. Dieſe beſtreicht man mit Eiweiß oder einer ganz leichten, dünnen Gummiarabikumlöſung und vergoldet ſie mit Schaumgold über und über.

Als hübſche und paſſende Verzierung der Baumſpitze würde für all dieſe Arten ſich ein goldener Stern empfehlen.

Man konſtruiert ſich einen Stern leicht nach jeder beliebigen Größe, indem man einen Kreis in der Größe, welche der äußere Umfang des Sternes haben ſoll (etwa zwanzig Zentimeter Durchmeſſer) ſchlägt. Genau in die Mitte desſelben ſchlägt man einen kleinen Kreis, welcher den feſten Kern des Sternes umſchreibt.

Je nach der Zahl der Zacken, welche der Stern haben ſoll, mißt man ſich auf dem großen Kreiſe gleichmäßig von einander entfernte Punkte aus. Dasſelbe thut man in der gleichen Anzahl auf dem inneren, kleinen Kreiſe, jedoch ſo, daß ſich die Punkte des großen und kleinen Kreiſes nicht decken, ſondern daß die Punkte des kleinen Kreiſes genau in die Mitte zwiſchen je zwei des großen zu ſtehen kommen.

Der Stern entſteht dann, indem man im Zickzack vom erſten Punkt des großen Kreiſes zum erſten des kleinen Linien zieht, von dieſem zum zweiten Punkt des großen Kreiſes und ſo fort.

Dieſes Muſter hat man nun einmal aus Pappe und zweimal aus Goldpapier auszuſchneiden, dies letztere um eine Linie größer rund herum.

Der Pappſtern wird in der Mitte durchbohrt und ein gleich einer Haarnadel gebogener feiner Draht hindurchgeführt, von unten auf werden nun dieſe beiden Enden des Drahtes um einander geſchlungen feſtgedreht, daß ſie einen Stil bilden bis hinauf, wo der Stern beginnt.

Hierauf beklebt man den Stern von beiden Seiten mittels Gummiarabikum mit den beiden in Goldpapier geſchnittenen Muſtern.

Die Linie aber, um welche jedes derſelben größer geſchnitten, ſucht man am Rande umzukippen und dadurch den ebenfalls mit Gummi beſtrichenen Durchſchnitt der Pappe zu decken.

Kleine Sterne, in dieſer Art gefertigt — nur daß man zur Zwiſchenlage ſtatt Pappe Kartonpapier verwendet und ſie, ſtatt mit Drahtſtiel, mit grünem Faden verſieht — eignen ſich ebenfalls als Baumſchmuck. Der große Stern wird mittels des zuſammengedrehten Drahtſtieles an der Baumſpitze befeſtigt. Einen ſechseckigen Stern erhält man leicht, indem man zwei gleichgroße, gleichſeitige Dreiecke derart übereinander legt, daß die ſechs Spitzen der beiden Dreiecke gleich weit von einander entfernt ſind. Das hieraus gewonnene Muſter ſchneidet man ebenfalls aus Pappe und beklebt es von beiden Seiten mit Goldpapier.

Der Fuß des Baumes, das heißt der Schemel, auf welchem derſelbe befeſtigt iſt, iſt entweder ganz mit Goldpapier zu verkleiden oder aber auf ſeiner Oberfläche mit grünem Moos zu bedecken, während an den Rändern — einer dicht neben dem andern — die vorhergenannten langen, vergoldeten Tannenzapfen als Behang befeſtigt werden.

Dieſes geſchieht folgendermaßen: man ſchneidet ein Stück dunkelgrünes, baumwollenes Band ſo lang, daß es die vier Seiten des Schemels umſchließt, an jeden der Tannenzapfen aber bindet man oben einen ſtarken dunkelgrünen Faden, den man auf dem Bande feſtnäht. Nun reiht man auf dieſe Weiſe die Zapfen auf dem Bande nebeneinander ſo dicht, daß ſie keine Lücken laſſen, aber auch einander nicht drängen.

Dieſes Band wird um die Kante des Schemels herumgenagelt und durch herüberfallendes Moos verdeckt.

Für diejenigen, welche bei Ausſchmückung ihres Weihnachtsbaumes ein buntes Allerlei bevorzugen, auch dem Schönen gern das Nützliche, dem bunten Schmuck die ſüßen Weihnachtsnäſchereien beifügen mögen, ſeien noch folgende Notizen gegeben:

Dem Vorangegangenen können noch außer freihängenden Konfitüren, Schokoladenfigürchen ꝛc. kleine Goldpapierdütchen mit Füllung hinzugefügt werden, auch laſſen ſich die in jedem Haushalt ſchnell anzuſammelnden Schächtelchen von ſchwediſchen Streichhölzchen verwenden.

Die äußere Hülſe derſelben wird auf allen vier Flächen, das einzuſchiebende Käſtchen nur auf ſeinen kurzen Seitenwänden mit Gold- oder verſchieden gefärbtem buntem Papier mittels Gummi beklebt, und durch die eine dieſer kurzen Seitenwände mit einer ſtarken Stopfnadel der Faden zum Anhängen gezogen.

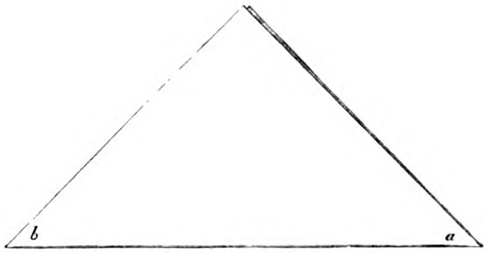


Fig. 10a.

Die Füllung bilden in farbiges Seidenpapier gewickelte Roſinen und Mandeln, Datteln oder kleine Konfitüren.

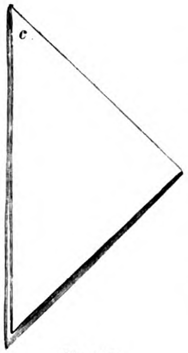


Fig. 10b.

Die Äpfel ſind am beſten in Papiernetzen (und unvergoldet) aufzuhängen, wozu Fig. 10a — e die Anleitung geben.

Man ſchneidet aus farbigem oder Goldpapier ein viereckiges Stück, welches 15 — 18 Zentimeter im Quadrat mißt, alſo ungefähr den vierten Teil eines gewöhnlichen Bogens beträgt.

Dieſes wird wie in Fig. 10a in der Mitte zuſammengeknifft, ſo daß zwei der Ecken einander decken.

Bei nochmaligem Zuſammenkniffen dieſes Dreiecks müſſen ſich die beiden anderen Ecken, in Fig. 10a mit b a bezeichnet, decken, wie es aus Fig. 10b erſichtlich iſt.

Von den jetzt entſtandenen zwei aufeinander liegenden Ecken wird die vordere aufwärts nach c, die andere hinterwärts ebenfalls nach c herauf gebrochen, wodurch ſich Fig. 10c ergibt; dieſe zeigt bei d zwei, bei e dagegen drei Brüche.

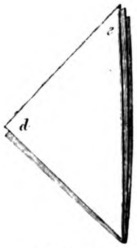


Fig. 10c.

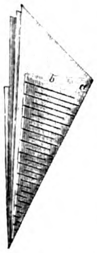


Fig. 10d.

Den einen dieſer Brüche bei d legt man nun vorwärts, den anderen hinterwärts nach dem Bruche e zu, hieraus ergibt ſich Fig. 10d. Den oberen Teil derſelben, ſoweit er durch die Linie a b bezeichnet iſt, ſchneidet man mit der Schere ab.

Die auf dem nun entſtandenen gleichſchenkeligen Dreieck angedeuteten Linien werden abwechſelnd von rechts und links eingeſchnitten, doch hüte man ſich ja, ganz durchzuſchneiden.

Nachdem man das achtfach zuſammengelegte Papier vorſichtig auseinander gefaltet hat, beſchwert man es durch den beabſichtigten Inhalt, welcher ihm die nötige Ausdehnung gibt, und bindet das Netz mittels eines durch mehrere der oberſten Netzmaſchen gezogenen Fadens an einen Baumzweig, Fig. 10e. Ebenfalls aus farbigem oder Goldpapier ſind auf folgende Weiſe Ketten auszuſchneiden.

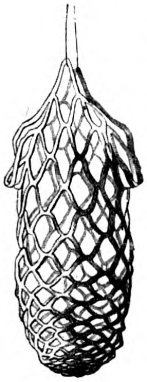


Fig. 10e.

Man teilt zuerſt einen Bogen Papier der Länge nach in vier Streifen. Jeder Streifen wird wieder der Länge nach in der Mitte zuſammengeknifft, dann werden die Ränder der beiden Hälften nach dem Kniffe zu abermals in der Mitte entlang gebrochen, und zwar die eine Hälfte nach vorn, die andere nach rückwärts. Der jetzt vierfach übereinander liegende Streifen wird nun nach dem Vorbilde von Fig. 11a abwechſelnd von links und von rechts eingeſchnitten.

Der alsdann entfaltete Streifen gibt in Fig. 11b die fertige Kette.

Praktiſche Käſtchen, mit Konfitüren anzufüllen, erhält man auch, indem man ein ungefähr zwanzig Zentimeter großes Stück Papier, im Quadrat geſchnitten, nach dem Muſter von Fig. 12a in ſich kreuzenden Schräglinien einknifft, und zwar zuerſt die ſich gegenüberliegenden vier Ecken zu je zwei durch einen Kniff verbindet. Hieraus entſteht der in Fig. 12a mit a bezeichnete Mittelpunkt. Nach dieſem Mittelpunkte knifft man nun alle vier Ecken und erhält ſo abermals ein Quadrat von Kniffen, deren einer auf Fig. 12a mit c bezeichnet iſt. Bis zu dieſem c legt man nun die mit b bezeichnete Ecke und erhält, indem man ſie einknifft, die mit d bezeichnete Linie. Die Linie f entſteht wieder aus dem Kniff zwiſchen c und der Ecke e und ſo fort. Hat man in dieſer Weiſe ſein Papierquadrat ganz nach Abbildung 12a durchknifft, ſo ſchneidet man an den Rändern die acht mit einem Kreuz bezeichneten dreieckigen Teile mit der Schere heraus und macht außerdem genau, wie auf Fig. 12b angegeben, noch zehn Einſchnitte.

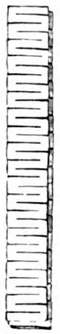


Fig. 11a.

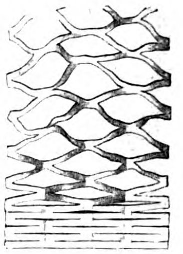


Fig. 11b.

Die vier mit a bezeichneten Quadratchen werden nach dem Innern des Kaſtens eingeſchlagen, die eingeſchnittenen Teile von d und b nach innen geknifft.

So bildet nun das mittlere große Quadrat von Fig. 12b den Boden des Käſtchens, die aufgebogenen vier Teile zwiſchen den vier a die Seitenwände, die Teile bis zu den Schnitten den Deckel. Der Verſchluß entſteht, indem man zuerſt den Teil c oben überdeckt und die Spitze von b hineinſchiebt, dasſelbe geſchieht mit e und d, und das Käſtchen iſt geſchloſſen.

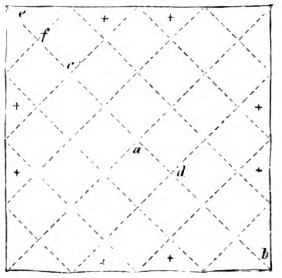


Fig. 12a.

Eine ſehr gute Wirkung machen Lampions aus Apfelſinenſchalen.

Man durchſchneidet die Schale einer großen, möglichſt dünnſchäligen Apfelſine mit einem ſcharfen Meſſer gleichmäßig bis auf das Fleiſch und löſt vorſichtig die beiden Schalenhälften von demſelben ab, ſo daß ſie nicht einreißen.

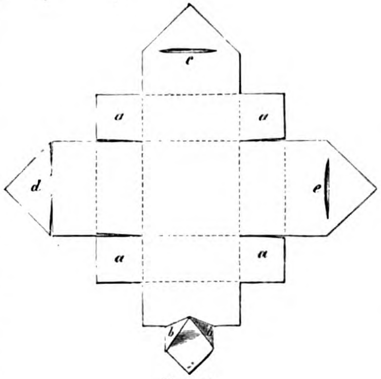
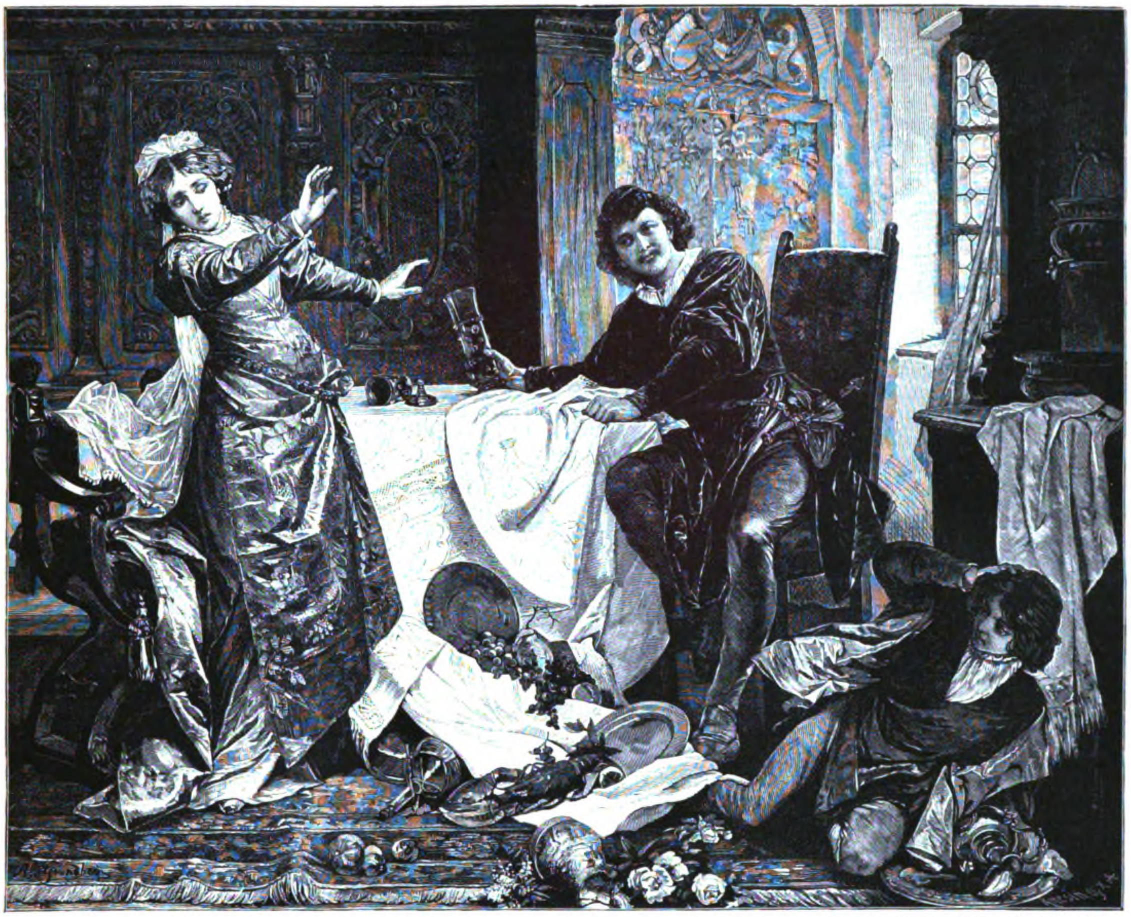


Fig. 12b.

In die untere Hälfte ſchmilzt man ein kurzes Wachslicht ein, die obere, welche genau wieder aufgepaßt wird, erhält oben eine thalergroße Öffnung. Die untere Schale wird an drei gleichmäßig von einander entfernten Punkten durchſtochen und mit Anhängefäden durchzogen, doch müſſen dieſe recht lang ſein, um nicht von dem innen ſtehenden Licht durchbrannt zu werden. Dieſes ſchmilzt man am Boden der unteren Schale feſt. Beim Aufſtellen des Weihnachtsbaumes achte man darauf, die dichteſte und am ſchönſten gewachſene Seite möglichſt in den Vordergrund zu bringen und die ſchwereren Sachen mehr dem Stamme nahe, die leichteren auf die ſchwanken Zweige zu hängen. — Alles übrige muß dem perſönlichen Geſchmacke jedes Einzelnen überlaſſen bleiben. — In der Hoffnung, daß meine Leſer und Leſerinnen manche der gegebenen Winke mit gutem Erfolge mögen benutzen können, wünſche ich ihnen allen ein recht frohes Weihnachtsfeſt unter „unſerem Tannenbaume!"



Katharina und Petruccio bei Tiſch.

Gemalt von A. von Grundherr.

(Aus Shakeſpeares „Zähmung der Widerſpenſtigen“ Akt IV, Szene 1.)

Strenge Eheherren.

Von dem alten ſchwäbiſchen Original, Paſtor Flattich, wird erzählt, daß er ſeiner Braut einſt eine Ohrfeige gegeben habe, um ihre Geduld und Demut auf die Probe zu ſtellen. Als ſie dieſelbe ruhig hinnahm, ſagte er zu ihr: „So, nun weiß ich's, daß du bei mir aushalten kannſt.“ Und in der That iſt ſie ihm ihr lebenlang ein ganz ſonderlich ergebenes und gehorſames Weib geweſen. Dieſe draſtiſche Frauenerziehung von ſeiten des Ehemannes ſteht übrigens bekanntlich nicht vereinzelt da in der Geſchichte. Man erinnert ſich, daß Sigfrid ſeine geliebte Kriemhild ſchlug, als ſie durch ihre Reden Brunhild verletzt hatte, und noch in der Zeit des Minneſanges waren die Männer trotz alles Frauenkultus mit dem Schlagen ſchnell bei der Hand. Auch weiterhin lehren uns die Gedichte und Schwänke, daß es an ſtrengen Eheherren nicht fehlte, die ihre Gattinnen „die Hand des Meiſters“ fühlen ließen. Abraham a Santa Clara erzählt in ſeinem „Judas, der Erzſchelm“ von einem Manne, der ſeine keifiſche Frau jedesmal wenn ſie ſchrie, in eine Wiege legte und ſo lange wiegte, bis ſie ſchwieg. So konnte ſich auch frühzeitig ein Stück Shakeſpeares bei uns einbürgern, welches die Frauenzucht zum Gegenſtande hatte. Es war ſeine tollaunige Komödie: „The taming of the shrew“ — oder wie es in der Überſetzung vom Jahre 1672 betitelt wurde: „Kunſt über alle Künſte, ein bös Weib gut zu machen.“ Es war die erſte gedruckte Bearbeitung eines Shakeſpeareſchen Luſtſpieles in deutſcher Sprache. Später iſt es von Schlegel und Tieck „der Widerſpenſtigen Zähmung“ benannt worden.

Katharina, die Heldin dieſes Stückes, iſt in der Stadt „berüchtigt als ein Läſtermaul,“ und man kann es ihrem Vater nicht verdenken, daß er ihre jüngere, ſanfte Schweſter nicht eher ſich verheiraten laſſen will, bevor er der älteren einen Mann verſchafft hat. Da meldet ſich Petruccio, der eine reiche Frau ſucht und — um eine ſolche zu erlangen — es ſelbſt mit einer Xantippe aufzunehmen bereit iſt. Wider ihren Willen weiß er ſie zum Weibe zu ertrotzen, entſchloſſen, „aus einer wilden Katz' ein ſchmiegſam Kätchen zu machen,“ und ſchon vor der Hochzeit beginnt er das Werk der Zähmung. So wild ſie iſt, er weiß ſie zu überbieten durch die derbſte, tollſte Behandlung — aber erſt, als ſie ihm angetraut, kann er ſeinen Plan ganz durchführen und ihren Trotz vollſtändig brechen. Auf dem Ritt mit ihr nach ſeinem Hauſe ſorgt er dafür, daß ſie vom Pferde fällt und unter demſelben eine Weile liegen bleibt, während er den Diener prügelt um ſeiner vermeintlichen Schuld daran. Durchnäßt, beſchmutzt erreicht ſie endlich mit ihm das Ziel der Reiſe, und nun beſchließt er, ſie weder eſſen noch ſchlafen zu laſſen. Als das Mahl aufgetragen iſt, fährt er den Diener jähzornig an:

„Es iſt verbrannt, und ſo iſt alles Eſſen,
Ihr Hundevolk! Wo iſt der Schuft von Koch?
Wie wagt ihr Schurken nur, mir auf den Tiſch
Solch Zeug zu bringen, das ich doch nicht mag?
Da, nehmt's nur: Teller, Gläſer, alles fort!“

Und damit wirft er das Eſſen, die Gläſer, das Tiſchzeug ꝛc. wütend auf die Erde, daß die Scherben umherfliegen. Ebenſo weiß er ſie auch nachts um den Schlaf zu bringen und bis an den Morgen wach zu erhalten, und alles unter dem Vorwand der größten Liebe. — Und er erreicht ſein Ziel. So demütig und zahm wird ſie, daß ſie — zu einem Beſuch ins Elternhaus mit ihm heimgekehrt — ſich aufs Wort gehorſam erweiſt, während ihre inzwiſchen auch verheiratete jüngere Schweſter ihrem Manne offen Widerſtand leiſtet. Das Ende iſt, daß die gutgeſchulte Katharina ihrer Schweſter und einer anderen ebenfalls trotzigen Ehefrau vorhält:

„Was einem Könige der Unterthan,
Das ſchuldet eine Gattin ihrem Mann;
Und wenn ſie trotzig, launiſch, finſter iſt,
Unfolgſam ſeinem billigen Gebot,
Was iſt ſie, als ein garſtiger Rebell,
Die ihres Herrn Liebe ſchnöd' verrät?“

Am Familientiſche.

Hohe Politik in der Dorfſchenke.

(Zu dem Bilde auf S. 165.)

Unſer Bild führt uns heute in ein oberbayeriſches Wirtshaus und zeigt uns eine hocherregte Geſellſchaft. Der Schmied iſt ultramontan, der Wirt liberal und national, der alte Jörg nimmt eine vermittelnde Stellung ein, hält es mit Bismarck, will aber auch den Hochwürdigen zu ihrem Rechte verhelfen. Darüber wird denn geſtritten, daß die Köpfe rot werden und die Stimmen heiſer.

Solch ein Eifer wirkt aber, wo um des Kaiſers Bart gehadert wird, auf den Zuhörer allemal komiſch, darum ſchmunzelt auch des Wirtes Töchterlein und der Holzhauer neben ihr über das ganze Geſicht.

In Summa, alle Fünf haben ihr Pläſier daran und mehr kann man von der hohen Politik in der Dorfſchenke ja auch nicht verlangen.

Bücher für den Weihnachtstiſch.

I. Zur Hausbibliothek.

Sammelausgaben. — Keine beſſere Gelegenheit, die Bücherſammlung des Hauſes zu vermehren und zu vervollſtändigen, als Weihnachten, das ſchönſte der chriſtlichen Hausfeſte. Nur braucht das nicht ausſchließlich und in erſter Linie durch Werke neueſten Datums und modernſten Charakters zu geſchehen; das alte Gediegene, wo es noch fehlt, muß den Vorrang haben. So möge man mich denn auch nicht altmodiſch ſchelten, wenn ich hier vor allem auf einige Geſamtausgaben bewährter älterer Dichter aufmerkſam mache. In vier ſtattlichen Bänden (zu dem billigen Preiſe von 20 Mark eleg. geb.) ſind in C. F. Amelangs Verlag in Leipzig die ſämtlichen poetiſchen Werke Joſeph von Eichendorffs — von einem Sohne des Dichters ſorgfältig durchgeſehen und kritiſch hergeſtellt — in neuer Ausgabe erſchienen. Es iſt wahrhaft herzerfriſchend, die im ganzen deutſchen Volke geſungenen Lieder des letzten Romantikers nebſt ſeinen erzählenden Gedichten im erſten Teile vereinigt zu ſehen, aber auch die Dramen, Romane und Novellen, von welchen letzteren meiſt nur der „Taugenichts“ noch bekannt iſt, verdienen geleſen zu werden, obgleich manche Litteraturhiſtoriker ſie ſehr verächtlich anſehen. Mein Rat iſt, es zu machen, wie die Damen ſo gerne es thun — mit dem Schlußſtück, der anregend und geiſtvoll geſchriebenen Biographie des Dichters anzufangen: da ſieht man die einzelnen Dichtungen aus ſeinem Leben herauswachſen und ſich entwickeln, gewinnt Intereſſe daran, blättert bald gerne zurück, lieſt Stück um Stück und freut ſich daran, wie an den Klängen aus vergangener Zeit, die oft fremdartig berühren, aber immer noch eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf jedes empfängliche Gemüt ausüben. — Viel näher ſteht uns in mancher Beziehung ein anderer Dichter, Emanuel Geibel, den wir noch die Freude haben, unter den Lebenden zu wiſſen. Er ſelbſt hat wohl den Wunſch gehabt, die Summe ſeiner dichteriſchen Thätigkeit zu ziehen und darum ſo eben eine Geſamtausgabe ſeiner Werke vollendet, die gerade zur rechten Zeit kommt, um am Chriſtabend ſeine alten Freunde zu erfreuen und ihm neue zu gewinnen. In acht Bänden haben wir da den Lyriker Geibel, wie er ſich ſtufenweiſe entwickelt hat von den „Jugend- und Juniusliedern“ bis zu den „Spätherbſtblättern“ — dazwiſchen ertönen die „Zeitſtimmen“ und die „Heroldsrufe,“ mit denen er unmittelbar in die Fußſtapfen der Sänger der Freiheitskriege, insbeſondere Max v. Schenkendorffs, trat, und gelegentlich einige Balladen und Erzählungen, dann die meiſterhaften Überſetzungen aus alten und neuen Sprachen (Klaſſiſches Liederbuch, Spaniſche Romanzen ꝛc.), endlich die Dramen mit Ausnahme des „König Roderich,“ ſeines erſten dramatiſchen Verſuches, den er bereits bald nach dem Erſcheinen im J. 1843 verworfen hatte. Kurz: vor uns entrollt ſich das vollſtändige dichteriſche Lebensbild, das zum Teil ja noch in unſere Jugendzeit zurückreicht und das unter unſeren Augen und mit unſerem Herzensanteil emporgewachſen iſt. Der Cottaſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt es zu verdanken, daß dieſe ſchön und würdig ausgeſtattete Ausgabe in vier Leinwandbänden für 25 Mark zu haben iſt, während bisher die Einzelausgaben zuſammen 65 Mark koſteten. — Ein Dichter ganz anderer Art, ein Dichter — um ſo zu ſagen — von derberem Schlage, aber doch ein wahrer Dichter, Heinrich Schaumberger, verdient ebenfalls in der Hausbibliothek Beachtung. Schon vor mehreren Jahren (XII. Jahrg. S. 510 f.) hat das Daheim ſeine Leſer auf ihn aufmerkſam gemacht und ihn einen Volksſchriftſteller erſten Ranges genannt. Seine Erzählungen ſpielen in den unteren Volksklaſſen und ſind in erſter Reihe für dieſe beſtimmt; da ſie aber von dem Hauche echter Poeſie durchweht ſind, ſo wird jedermann ſie gern leſen. In neun Bänden ſind gegenwärtig des im 30. Lebensjahre bereits von der Erde geſchiedenen Dichters Werke geſammelt erſchienen. Vielleicht wäre es für ſeinen Ruhm beſſer geweſen, ſeinen letzten Roman: „Fritz Reinhardt“ ungedruckt zu laſſen. Er hat denſelben als ein totkranker Mann in neun Monaten niedergeſchrieben, und man merkt die Fieberluft der Krankenſtube in dieſer tendenziös vielfach verzeichneten und phraſenreichen Schulmeiſtergeſchichte, obgleich es auch darin an lichten und ſchönen Stellen nicht fehlt. Im Vergleich damit freut man ſich an ſeiner eigenen Lebensgeſchichte, welche Hugo Möbius als zehnten Band (mit Schaumbergers Bildnis) dieſer Geſamtausgabe (Pr.: 21 Mk. — Verlag von J. Zwißler, Wolfenbüttel) hinzugefügt hat. Auf Grund des geſamten litterariſchen Nachlaſſes und der Mitteilungen von Angehörigen erhalten wir da ein ſehr anſchauliches und ergreifendes Bild dieſes kurzen, ſchmerzerfüllten Lebens und zugleich den Schlüſſel ſeiner erſtaunlich reichen Dichterthätigkeit. Wer die ſämtlichen Werke nicht mag, der wähle außer der Biographie die zwei Erzählungen: „Im Hirtenhaus“ und „Vater und Sohn,“ das heißt: zwei Meiſterſtücke Schaumbergers und der modernen Dorfpoeſie überhaupt. — Endlich ſei noch einer ganz hausbackenen Dichterin gedacht, die — obwohl Schwedin — doch bei uns ſo eingebürgert iſt, daß ſie faſt für eine Deutſche gelten kann: Fredrika Bremer. Ihre zahlreichen Romane und Erzählungen ſind jetzt in 24 Bänden für 20 Mk. (F. A. Brockhaus, Leipzig) zu haben. Wenn man ſich an den ſenſationellen, naturaliſtiſchen, ägyptiſchen, römiſchen ꝛc. Romanen unſerer Tage müde geleſen hat, iſt es geradezu wohlthuend, einmal zu dieſer alten Hausfreundin zurückzukehren und ihr „Haus,“ „die Nachbarn“ — „In Dalekarlien“ aufs neue zu leſen. Iſt's auch keine höhere Poeſie, fehlt es ihr auch an künſtleriſcher Durcharbeitung — ſo ergötzt man ſich doch an ihren gemütlichen, beim Vorleſen leicht zu kürzenden Plaudereien, ja man wird in ihren Kreiſen bald heimiſch und ſcheidet von ihnen wie von alten Freunden.

Einzeldichtungen. Unſer alter Freund, Julius Sturm, dem das Daheim von Anfang an ſo manchen ſchönen Beitrag verdankt, legt zwei neue Gedichtſammlungen unter den Weihnachtsbaum, die ich wohl nur zu nennen brauche, um ſie dem deutſchen Hauſe warm empfohlen zu haben: „Dem Herrn mein Lied“ (Bremen, M. Heinſius) und „Natur, Liebe, Vaterland“ (Leipz., Brockhaus). — Von neueſter Dichtung hebe ich eine beſonders hervor: „Fahrtgeſchichten.“ Von Carl Bömers (Stuttg., Metzler.). Ein ganz eigenartig duftiger Strauß von Liedern, die in mittelalterlichem Gewande die Streifzüge und Erlebniſſe eines jungen Weidmannes und fahrenden Sängers vom Weſerthale aus quer durch die deutſchen Lande bis zur glücklichen Heimkehr ins Mutterhaus und zur fröhlichen Heimführung der Jugendgeſpielin anmutig und wohlklingend ſchildern. — Von Proſadichtungen, die dem Familienkreiſe zu empfehlen ſind, gibt es mehr zu berichten. Zuvörderſt einige, die den Daheimleſern bereits in unſeren Spalten lieb geworden und die jetzt als Bücher erſchienen ſind, 1. Zwei Vettern von Hans Warring (Leipz., C. Reißner), 2. Unterm Löwenſteine. Alte Geſchichten aus einer ungeſchriebenen aber wahrhaftigen Chronika (Nickerkulk — Hans Dilien — Arnt Porners Weihnachtsgeſpenſt) von Ludwig Hänſelmann (Wolfenbüttel, J. Zwißler), dem Inhalte gemäß mit Randleiſten verziert und durchweg ſtilvoll ausgeſtattet. 3. Neue Novellen von Sophie Junghans (Leipz., Breitkopf u. Härtel); außer zwei Daheimbeiträgen „Späte Sühne“ und „Auf Borkum“ noch drei andere, den genannten durchaus ebenbürtige Novellen. — Heinrich Steinhauſen, der Verfaſſer von „Irmela,“ hat einen neuen wertvollen Beitrag zum deutſchen Novellenſchatz beigeſteuert: „Markus Zeisleins großer Tag“ (Barmen, H. Klein, Pr.: Mk. 2.): eine ſinnige, humorvolle Geſchichte voll ernſter Grundgedanken und Streiflichter, die ſich ſehr behaglich lieſt. — Paul Lang führt uns, dem modernen Zuge folgend, mit vielem Geſchicke zunächſt ins Altertum zurück. Im „Bildhauer von Kos“ (Stuttg., Ad. Bonz. 160 S. Mk. 2) führt er uns das Ringen des Heidentums mit dem Chriſtenglauben ums J. 363 n. Chr. auf der als Geburtsſtätte des Hippokrates und Apelles weltberühmten Inſel Kos vor, und das ohne gelehrten Apparat und ohne tendenzvolle Diskuſſionen in den Geſchicken und Führungen des heidniſchen Bildhauers Kallias und ſeiner Pflegetochter Olympia, einer Chriſtin, durch deren ſtillen Einfluß — im Zuſammentreffen mit höheren Fügungen — der edelgeartete, aber lange widerſtrebende Vater endlich zum Glauben an den Heiland gelangt, während ihr Mann, der Arzt Felix, ein unklarer Chriſt, zur Entſchiedenheit ſich durchringt. — Eine andere ungemein feſſelnde Geſchichte desſelben liebenswürdigen Erzählers: „Im Nonnenämtlein“ (Stuttg., Bonz. Pr.: Mk. 2,50) ſpielt im letzten Dezennium des XV. Jahrhunderts in einer aus nur wenigen Dörfern beſtehenden Herrſchaft, die damals den Nonnen des Kloſters Lindlein in der Nähe von Rothenburg a./T. gehörte, und handelt von den Abenteuern eines Ritters, der bei ſeiner Rückkehr aus dem heiligen Lande von der Meiſterin des Nonnenämtleins zu ſeinem Beſten gefangen genommen und ihr ſpäter ein Retter in der Not wird. — Ein paar gute ausländiſche Erzählungen ſind uns durch treffliche Überſetzer zu eigen gemacht worden. Aus dem Engliſchen hat die Gräfin Kanitz eine Geſchichte aus den reformatoriſchen Frühlingstagen Spaniens im XVI. Jahrhundert: „Die ſpaniſchen Brüder“ (Ducherow, Bugenhagenſtift. 396 S. Geb. Mk. 7,20) übertragen, von der Emil Frommel im Vorwort rühmt: „Durchaus geſund und nüchtern gehalten, in reicher und ergreifender Schilderung, ohne zu ermüden oder aufzuregen, ſpannt das Werk bis zum Ende.“ — Zwei kleinere, von geſundem chriſtlichen Geiſte durchwehte Erzählungen aus dem Norwegiſchen: „Im Stillen“ und „Zu Hauſe“ (Gütersloh, Bertelsmann) von Marie, einer anonymen Verfaſſerin, hat uns O. Gleiß verdeutſcht: ſie werden in vielen Häuſern die langen Winterabende beleben und kürzen helfen.

Biographiſches und Geſchichtliches. Eine ſoeben erſchienene Biographie verdient die aufmerkſamſte Beachtung und bietet die dankbarſte Lektüre. Dieſelbe führt uns das vielbewegte Leben und die ſegensreiche Arbeit des 1879 heimgegangenen Biſchofs von Jeruſalem, D. Samuel Gobat (Baſel, Spittler. 560 S. Mk. 4,80) vor, nach eigenen Aufzeichnungen und Briefen anregend geſchildert und durch landſchaftliche Bilder ſeiner Arbeitsſtätten, wie guter Porträts des Biſchofs und ſeiner Frau belebt und geſchmückt. — Ein altbekanntes und altbewährtes Hausbuch erſcheint in vierter, ſehr veränderter Auflage: D. Wilhelm Baurs „Geſchichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiöſen Lebens in den deutſchen Befreiungskriegen“ (Hamb., Ag. d. R. H). Leider iſt nur der erſte Band fertig geworden, aber auch dieſer allein, der mit dem Gottesgericht in Rußland abſchließt, wird vielen als Weihnachtsgeſchenk willkommen ſein; der zweite Band folgt gegen Oſtern k. J. — Friſch und anregend — meiſt aus perſönlicher Anſchauung heraus — geſchrieben ſind Guſtav Schloſſers Erinnerungen an die Revolution von 1848 (Gütersloh, Bertelsmann. 212 S. Mk. 2,40): den Alten eine intereſſante Erinnerung, der Jugend eine lehrreiche Mahnung. — Ein Buch, welches in jeder evangeliſchen Familie geleſen zu werden verdient, iſt Theodor Schäfers (Vorſtehers der Diakoniſſenanſtalt zu Altona) grundlegendes Werk über weibliche Diakonie (Hamb., Oemler. 3 Bde.), welches 1. ihre Geſchichte, 2. ihre Arbeit und 3. die Diakoniſſin und das Mutterhaus in höchſt anregenden, zum Teil wirklich feſſelnden Vorträgen darſtellt. Alles gelehrte Beiwerk, Quellen ꝛc. iſt für die Männer, die den Gegenſtand wiſſenſchaftlich weiter verfolgen wollen, in den Anhang verwieſen, ſo daß die gemeinſame Lektüre dadurch in keiner Weiſe behindert wird. Eingehender wird das Daheim auf dieſe vorzügliche Arbeit im nächſten Jahre zurückkommen.

Erbauliches. Den zahlreichen Freunden des nun ſeit längerer Zeit im Ruheſtande lebenden greiſen D. Friedrich Ahlfeld wird der Hinweis willkommen ſein, daß ſein Sohn zu den im vor. Jahre erſchienenen „Morgenandachten“ (vgl. XIX. Jahrg. Nr. 11) auch Abendandachten (454 S. Pr.: 4 Mk. Halle, Mühlmann) aus den Predigten ſeines Vaters herausgegeben hat, die — ganz in derſelben Weiſe hergeſtellt und eingerichtet — den erſteren ſich ebenbürtig anreihen und mit ihnen zuſammen ein treffliches Hausandachtsbuch bilden. — In nüchtern bibliſchem Geiſte und Tone hat Pfarrer C. Wagner-Groben in Lauſanne „die Macht des Gebetes“ (Baſel, Miſſ.-Buchh. 174 S. Pr.: Mk. 1,60) behandelt und namentlich auf das Vaterunſer manche neue lehrreiche Streiflichter geworfen: ein tief erbauliches Büchlein voll Troſt für bekümmerte, voll guter Weiſung für ſuchende Gemüter. — Ein „Lied aus der Jugendzeit“ nennt Wilhelm Baur ſein Buch: „Von der Liebe“ (Frkf. a. M., Evang. Ver. 378 S. Pr.: Mk. 3,60), weil es Vorträge, die er vor 25 Jahren als junger Pfarrer in Frankfurt a. M. gehalten, zum Teil umgearbeitet und durch vier ganz neue vermehrt, zum zweitenmale dem deutſchen Hauſe darbietet. Ein jugendfriſcher Geiſt weht uns aus dieſem „Zeugnis für lebendiges Chriſtentum“ entgegen, welches, von der Liebe Gottes ausgehend zeigt, wie dieſelbe ſich im Hauſe, in der Familie, im Verhältnis zum Vaterlande, in der äußeren und inneren Miſſion ꝛc. abſpiegeln ſoll. Bei aller Tiefe des Inhalts ein allgemein verſtändliches, praktiſch anregendes Haus- u. Familienbuch.

II. Bücher für die Frauenwelt.

Aus alter und neuer Zeit führt M. G. W. Brandt den Frauen und Jungfrauen „Chriſtliche Lebensbilder“ ihres Geſchlechts (2 Bde. 3. Aufl. Barmen, Klein. Mk. 5,20) vor: 22 kurze Skizzen voll Leben und Wärme, die von Maria, der Mutter Jeſu, bis auf Katharina von Bora und Dorothea Trudel gehen und neben der Kurfürſtin Luiſe Henriette auch der Früchte nicht vergißt, deren ſich die neuere Heidenmiſſion unter dem weiblichen Geſchlechte rühmen darf. — Eine willkommene Ergänzung dazu bietet „Tante Jettchen“ (Gotha, Perthes. 107 S.) ein köſtliches Lebensbild aus der Familie des † Generalſuperintendenten Möller in Magdeburg, das alle Frauen feſſeln und in ihnen allerhand gute Tantengedanken anregen wird. — Ein ſehr paſſendes Buch für junge Mütter iſt betitelt: „Aus der Kinderſtube“ (Baſel, Spittler, eleg. Lwd. Mk. 2,40). Es enthält über 100 weiße Blätter zu Aufzeichnungen aus dem Leben der Kleinen, dazu in der Vorrede eine treffliche Anleitung zum Gebrauch und im Anhange des bekannten Pädagogen Zeller „Kleinkinderpflege.“ In der That eine ſchöne und ſinnreiche Erfindung. — Ein ſehr praktiſches Geſchenk für Damen iſt der „Muſterſchatz von Handarbeiten,“ eine Sammlung von 18 aufs feinſte mit der Hand kolorierten Muſterblättern für Kreuz- und Plattſtich nebſt beſchreibendem Text. (Gr. Fol. in eleg. Leinwandmappe mit Goldprägung. Pr.: 10 Mk. Berlin, Franz Ebhardt.)

III. Bücher für die Jugend.

Für die reifere Jugend beiderlei Geſchlechts iſt ſehr zu empfehlen die ſchlichte, ungeſchminkte Wiedererzählung der „deutſchen Heldenſagen“ von Gotth. Klee. (Mit 5 Bildern von Joerdens und Jul. Schnorr. 494 S. Gütersloh, Bertelsmann): ein treffliches Buch, aus welchem die Leſer Inhalt und Geiſt der vaterländiſchen Heldenſage unverfälſcht kennen lernen werden. — Prächtige, geſunde, friſche Jugenderzählungen mit wirklich guten Illuſtrationen in Farbendruck nach Aquarellen von Woldemar Friedrich bietet der rühmlich bekannte Herausgeber der „Deutſchen Jugend,“ Julius Lohmeyer in ſeinem Buche: „Junges Blut.“ (252 S. Pr.: Mk. 4,50. Stuttg., Kröner.) — Für Knaben inſonderheit empfehle ich noch folgende Bücher: 1. Aus dem Verlag von Klein in Barmen: Blaul, Robert Plank, der verlorne Sohn (50 Pf.). — Armin Stein, Ein braver Lützower (Mk. 1). 2. Aus Steinkopfs Verlag in Stuttg.: Ludw. Baur, Theodor Körners Leben (vorzüglich). — Ph. Spieß, Der Kloſtervogt von Lichtenſtern, eine gutgeſchriebene Erzählung a. d. XVII. Jahrh. — Paulus, die Hochzeit zu Kana. (Jedes 75 Pf.) 3. Aus Frickes Verlag in Halle: Paul Waldung von Ernſt Klinge, ein friſch erzähltes Knabenleben voll tiefchriſtlicher Grundtöne (366 S. Mk. 2,80). —

Für Mädchen hat Marie Calm ſieben hübſche Erzählungen von ſittlich ernſtem Gehalt und feſſelnder Darſtellung u. d. T.: „Daheim und draußen“ herausgegeben (Stuttg., Krabbe. 209 S. geb. Mk. 3): recht zu empfehlen. — Zwei Erzählungen bietet ihren jungen Freundinnen Lina Walther u. d. T.: „Mädchenherzen.“ (Gotha, Perthes. 197 S.) Da werden in anmutiger, leicht geſchürzter, oft humorvoller Sprache die inneren und äußeren Lebensführungen mehrerer jungen Mädchen uns vorgeführt und in ſchlichter Ungeſuchtheit das Eine was not thut, um den wahren Frieden und damit das wahre Glück zu erringen, nachgewieſen. Eine durchaus muſtergültige Leiſtung.

Für jüngere Kinder — Knaben und Mädchen — ſei erinnert an Chriſtoph v. Schmid, den noch immer nicht ausgeleſenen Verfaſſer der „Oſtereier.“ In 18 Bändchen, mit Illuſtrationen, die leider viel zu wünſchen übrig laſſen, ſind ſeine geſammelten Schriften in neuer und billiger, unverfälſchter Originalausgabe (das Bdchn. Mk. 1.50. im Verlag von Louis Finſterlin in München) erſchienen. Beſonders warm zu empfehlen ſind daraus: „Die Oſtereier. Roſa v. Tannenburg. Das Blumenkörbchen. Ludwig, der kleine Auswanderer. Heinrich von Eichenfels“; andere, wie das „Karthäuſerkloſter“ — „Adelheid v. Thalheim“ eignen ſich nicht für evangeliſche Kinder, da ſie bei aller Milde des frommen Verfaſſers ein zu ausgeſprochen katholiſches Gepräge haben. —

Endlich für die Kleinſten noch zwei ganz entzückende Bilderbücher: „Ernſt und Scherz“ und „Allerlei“ (Berlin, Lipperheide. Jedes: eleg. geb. 2 Mk. 40.) Jedes enthält zwanzig fein ausgeführte Schwarzbilder von Heinrich Braun, L. Fehrenbach und Karl Fröhlich, an denen ſich übrigens die Alten nicht minder ergötzen werden, wie die Jungen und die dem Auge ordentlich wohlthun nach all der oft ſchreienden Buntmalerei, die heute in Kinderbüchern Mode geworden iſt; dazu allerliebſte Verſe des unſeren Leſern aus ſo manchem anmutigen Gedichte bekannten Heinrich Seidel, der zu den Kindern kindlich zu ſprechen verſteht, wie wenige, die ſich Kinderſchriftſteller nennen.

Robert Koenig.

Ein altkirchlicher Liederſchatz.

Nach Schluß der vorſtehenden Bücherſchau geht mir noch ein extrafeines Büchlein zu, das mein Herz hoch erfreut hat und das am Chriſtabende viele Herzen nicht minder erfreuen wird. Es ſoll darum auch noch ein Extrageleitwort an die Daheimleſer erhalten. Es iſt betitelt:

> **Te Deum laudamus.** Die lateiniſchen Hymnen der alten Kirche, verdeutſcht durch **Johannes Linke** D. theol. Band I. Die Hymnen des 4. Jahrhunderts. (Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klaſing. 168 S. Preis: broſch. 3 Mk. In Liebhaber-Halbfranzband geb. 6 Mk.)

Nur vom Hörenſagen wußten bisher viele gute Chriſten, falls ſie nicht zu den Gelehrten ſich zählen durften, etwas von den lateiniſchen Hymnen der alten Kirche, oder — falls ſie etwas mehr davon kannten aus den meiſt ſehr hölzernen Überſetzungen dieſer oder jener Blütenleſe, ſo vermochten ſie ſich dafür begreiflicherweiſe nicht ſehr zu begeiſtern. Und doch bergen dieſe altkirchlichen Lieder einen köſtlichen Schatz; „ſie ſind die klaſſiſchen Urbilder des Kirchenliedes aller Zeit,“ wie D. Linke ſagt. Keinem anderen als ihm verdanken wir die Hebung dieſes altkirchlichen Liederſchatzes, der die Zeit von Hilarius († 367) bis zum Ende des VIII. Jahrhunderts umfaßt. Den Anfang ſeiner Veröffentlichung bildet das erſte Bändchen, welches zwei Hymnen des Hilarius und eine Reihe anderer des Ambroſius, auch den ihm traditionell zugeſchriebenen „ambroſianiſchen Lobgeſang“: „Te deum laudamus“ enthält. Was wir an dieſem Schatze beſitzen und wie er uns Spätgeborenen zu vermitteln ſei, ſagt uns der gelehrte Verfaſſer in ſeinem beredten Vorwort, das in ſeiner ſchwungvollen Sprache uns hinreißt und für die dargebotene Gabe begeiſtert. So wahr iſt, was er über den Unterſchied zwiſchen Überſetzung und Verdeutſchung, wie über die allein berechtigte Übertragung der Originale ſagt, daß man darüber das „Selbſtrühmen“ vergißt, in das er unwillkürlich dabei verfällt; wenn man nun aber zur Sache ſelbſt gelangt und links die Originale, rechts die neuen Verdeutſchungen vor ſich hat und lieſt, ſo überzeugt man ſich, daß ſein Selbſtrühmen guten Grund hatte und daß wir hier in der That „eine Gabe“ vor uns haben, „welche die Liebe zum Reich Gottes geboren hat“ und daß hier „der Zauber der Verdeutſchung dem Zauber des Originals an gleichen Punkten in gleicher Weiſe entſpricht.“ Nur eine kleine Probe — der Schluß des herrlichen Weihnachtsliedes des Ambroſius: „Veni redemptor gentium“ — Komm aller Heiden Heiland, komm!“ Er lautet im Original und in Linkes Worten:

Praesepe jam fulget tuum	Die Krippe ſtrahlt in heller Pracht,
lumenque nox spirat novum,	Und neuen Glanz enthaucht die Nacht,
Quod nulla nox interpolet	Daß keine Nacht das Himmelslicht
fideque jugi luceat.	Der gottverſöhnten Welt durchbricht.
Gloria tibi, domine,	Steig auf, mein Lied, zu Gottes Thron,
qui natus es de virgine,	Nun ſei du, Herr und Jungfraunſohn,
Cum patre et sancto spiritu	Samt Vater und ſamt heil'gem Geiſt
in sempiterna saecula.	In alle Ewigkeit gepreiſt.

Die Ausſtattung des ſchmucken Bändchens in Papier, Druck und Einband reiht dasſelbe würdig ein in die bekannten „Kabinettsſtücke“ desſelben Verlages, neben denen es eine hervorragende Zierde des Hausbücherſchatzes forthin bilden wird.

Robert Koenig.

Zur Berichtigung.

Durch ein unangenehmes Verſehen ſind in der Liſte der deutſchen Herren, welche die Expedition nach dem Yellowſtone-Nationalpark mitgemacht haben (Nr. 9. S. 140) die Namen der Herren: Senator Charles de Chapeaurouge von Hamburg und Bankdirektor Dr. von Schauß aus München ausgelaſſen worden.

Preisaufgabe für Lateiner.

Über der Thüre eines alten Hauſes ſteht in Stein gehauen folgendes Chronoſtichon:

soLVs IoVa DoMVs sIt aVtor tVtor et faVtor
VIVentes In ea paxqVe saLVsqVe beet.

(Zu deutſch: Gott allein ſei des Hauſes Bauer, Schützer und Behüter,
Den darin Lebenden ſei Friede und Heil beſchert.)

Die durch größere Schrift hervorgehobenen Ziffernbuchſtaben ergeben die Jahreszahl 1659:

	1561	1587
L = 50	+ V = 5	+ I = 1
+ V = 5	+ I = 1	+ V = 5
+ I = 1	+ V = 5	+ I = 1
+ V = 5	+ V = 5	+ V = 5
+ D = 500	+ V = 5	+ L = 50
+ M = 1000	+ V = 5	+ V = 5
1561	1587	+ V = 5
		Zuſammen: 1659

Es wird nun die Aufgabe geſtellt, dieſe Inſchrift durch eine in Sinn und Metrum angemeſſene Fortſetzung auf die Zahl 1884 zu erhöhen.

Die Hinzufügung dürfte zu dieſem Zwecke nur Ziffernbuchſtaben im Betrage von 225 enthalten, denn

$$\begin{array}{r} 1659 \\ +\ 225 \\ \hline =1884 \end{array}$$

Wenn die Aufgabe ebenſogut gelöſt ſein ſoll, wie der alte Poeta die ſeinige gelöſt hat, ſo muß auch in dem Zuſatze jeder vorkommende Ziffernbuchſtabe gerechnet werden können, ohne daß eine andere Zahl als 225 herauskommt. Es iſt zwar zuläſſig, unbequeme Buchſtaben zu ignorieren und nur die bequemen durch größere Schrift zu Ziffernbuchſtaben zu ſtempeln, man ſieht aber, daß der alte Dichter dieſe Erleichterung verſchmäht hat, und es iſt wünſchenswert, daß der Zuſatz auch in dieſer Hinſicht dem Stamme ebenbürtig ſei. Die Schwierigkeit iſt allerdings nicht gering, denn es ſind die über 225 hinausgehenden Buchſtaben ausgeſchloſſen, alſo M (1000) und D (500). Berückſichtigt werden in erſter Linie ſtrengere, in zweiter laxere Löſungen.

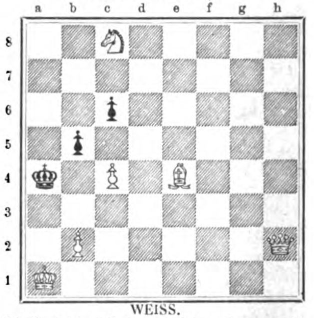
Auf die erſte und beſte Löſung ſetzt die Redaktion als Preis je ein in Liebhaberband gebundenes Exemplar des Fauſt und des Horaz aus der Ausgabe der Bücherfreunde (Velhagen und Klaſing) im Preiſe von zuſammen 37 Mark.

Die Entſcheidung ſteht bei der Redaktion, welche dieſelbe durch geeignete Autoritäten treffen laſſen wird. Von gleich guten Löſungen gewinnt die zuerſt eingetroffene. Nach dem 1. Januar 1884 eingehende Löſungen können nicht berückſichtigt werden. Die Preislöſung und die ihr zunächſt kommenden werden im Daheim veröffentlicht werden.

Leipzig, im November 1883. Die Daheim-Redaktion.

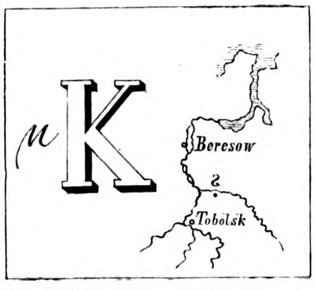
In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe
von M. C. Dahl.



WEISS.
Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 9 und 10.

1. Stern-Arithmogriph.

Otto Bismarck
I Orion
II Thorn
III Traun
IV Oſten
V Byron
VI Jaſon
VII Sedan
VIII Meran
IX Aaron
X Rhein
XI Cöln
XII Kolon.

2. Dreiſilbige Scharade: Eichendorf, Eichendorff.

3. Die drei Zahlen: 33, 35, 37.

4. Homonym: Bock.

Dameſpielaufgabe.

1. De1—f2 Dc5—g1
2. Db8—a7 Dg1—h2
3. Da7—b8 gewinnt

Bilderrätſel. Notabene.

Bilderrätſel.

Horch! es regt ſich in den Lüften,
Und ein ahnungsvolles Duſten
Weht im Garten!
Kaum erwarten
Kann ich, was die Tage bringen;
Hörſt du nicht? — Die
Lerchen ſingen!
H. Seidel.

1. Schlüſſel zum Röſſelſprung.

59	66	61	52	57	34	29	38	43	36
68	53	58	73	62	39	50	35	30	45
65	60	67	56	51	28	33	44	37	42
54	69	74	63	72	49	40	27	46	31
75	64	55	70	23	78	47	32	41	26
98	83	92	77	48	71	24	9	18	3
91	76	99	84	79	22	17	2	25	10
82	97	88	93	100	1	8	13	4	19
87	90	95	80	85	16	21	6	11	14
96	81	86	89	94	7	12	15	20	5

Auflöſung.

Drum ob auch der Erde
Mehr Krieger als Kräuter
Zum Weltkampf entwüchſen,
Sei furchtlos, mein Volk.
Voll ſtolzer Gedanken,
Durchdauert unſterblich
Der Deutſche die Stürme
Mit ſtarker Geduld.
Einſt naht die Geneſung.
Wir finden den Führer.
Der Väter entſinnt ſich
Zum Siege mein Volk.
Da ſchlägt es die Schlachten,
Da ſchmückt ſich's mit Kränzen
Und ſchmiedet die Krone
Der einigen Kraft.

Aus: W. Jordan's Nibelungen.

Briefkaſten der „Spielecke."

M. W. in Cassel. — M. Sch. in C. — L. K. in L. — Ch. H. — K. v. W. in H. — G. v. I. in D. H. — Helene S. in O. bei **P.** Nicht verwendbar.

O. N. in K. und Paſtor **B. in E.** Wir haben zu viele derartige Aufgaben vorrätig.

M. in Schn. Nr. 1 nicht ganz korrekt (rok, rock) Nr. 2 zu leicht.

M. in K. Für uns nur mit beigefügter, gut ausgeführter Illuſtration verwendbar.

Frau **v. O. in Dr.** Immer noch zu leicht. — **Fr. G. in P.** und stud. **Gustav L. in K.** Beſten Dank.

Richtige Löſungen gingen ein:

C. B. in Bad Sulza. — Pfarrer **N. in Gersdorf.** — **Martha W. in W.** — stud. theol. **A. H. in O.** — **A. Fr. v. M. in M.** — **I. Sch. in N.** — **C. K. in Berlin.** — Geſchwiſter **L. in E.** — **C.** und **F. v. H. in Königsberg.** — Frau Paſtor **S. in A.** — Eine vergnügte Geſellſchaft **in Weimar.** — **August B. in A.**

Schachbriefbeantwortung.

Fr. H. in München und **O. F.** und **P. in Clausthal.** Ihre Aufgaben werden durchgeſehen werden. — Herr **C. E. in Crefeld.** Nr. 40 (Clark) und Nr. 44 (Schmitt) richtig gelöſt. — **I. Sch. in Niesky.** Nr. 44 und Nr. 46 richtig. — **G. K.** (past.) **in Anclam, B. H. in Neudietendorf.** Nr. 44 richtig. — Herr **v. G. Frankfurt a/M.** Die von Ihnen geſuchte angenehme und nicht allzu ſchwierige Schachunterhaltung wird Ihnen der von **L. v. Bilow** verfaßte: „Schachſtruwwelpeter" gewähren. Dieſes humoriſtiſche Reimbüchlein iſt ſoeben im Verlage von Veit u. Co. in Leipzig erſchienen und koſtet 1 Mark 20 Pf.

Inhalt: Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. (Bernhardine Schulze-Smidt.) — Ein patriotiſches Prachtwerk. Von H. Vogt. — Kindergärtnerin — Bonne — Nurſe. Von Mathias. — Eine Miſſionsreiſe nach Uganda. — Unſer Weihnachtsbaum. Anleitung zur Ausſchmückung desſelben. Von Bl. v. W. Mit neunzehn Illuſtrationen. — Geſtrenge Eheherren. Zu dem Bilde von A. v. Grundherr. — Am Familientiſche: Hohe Politik in der Dorfſchenke. Zu dem Bilde: „Und der Bismarck hat doch recht!" Von A. Lüben. — Bücher für den Weihnachtstiſch. Ein altchriſtlicher Liederſchatz. Von Robert Koenig. — Preisaufgabe für Lateiner. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Herausgegeben von Otto Klaſing in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Daheim

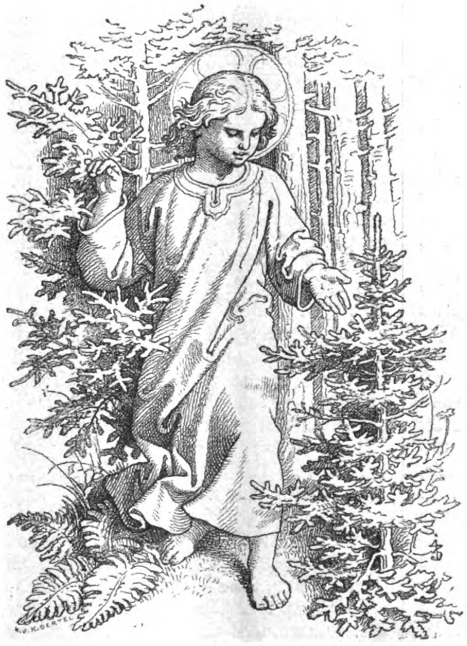
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Dezember 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 12.

Weihnachten.



Schau die holde Lichtgeſtalt
In dem dunkeln Tannenwald!
Iſt's Rotkäppchens traut Geſicht?
Oder iſt's Schneewittchen nicht?

Nein es iſt ein ſüßer Kind
Als die Märchenkinder ſind —
Kam vom hohen Himmelsſaal
In das arme Erdenthal;

Gräbt im Wald das Bäumchen aus,
Trägt es leis ins Chriſtenhaus,
Ziert es reich mit Lichterglanz
Und mit bunter Perlen Kranz.

Pflanzt im winterkalten Raum
Ewgen Lebens grünen Baum —
Ihn umſtrahlt der Wahrheit Licht,
Die durch dunkle Nächte bricht;

An ihm leuchten echt und klar
Himmelsperlen wunderbar:
Gottesliebe, Heilandshuld,
Kraft und Weisheit und Geduld.

Holdes Kind, den Lichterglanz
Bring uns und den Perlenkranz!
Bring ins Haus den Tannenbaum,
Pflanz ins Herz den Lebensbaum!

Friedrich Braun.

Stechpalme.

Eine Weihnachtserinnerung von **Marcus Boyen.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Es war im Dezember des Jahres 187 ., am Tage vor dem Weihnachtsfeſt, dem Freudenfeſt der chriſtlichen Welt; ich ſtand am Fenſter meines Stübchens am Altenmarkt und blickte bedrückten Herzens nieder auf das Gewühl der hin- und herwogenden Menſchen, auf Chriſtbäume und Körbe mit rotbäckigen Äpfeln und braunen Nüſſen, auf alle die Buden, in denen Pfefferkuchen, billiges Spielzeug für die Kinder, und Wollſachen, bunte Bänder und dergleichen für die Erwachſenen feilgeboten wurden, ich fühlte mich mehr bedrückt und niedergeſchlagen, als es vielleicht meinen Jahren zukommen mochte.

Im Stübchen ſtand in der Ecke der alte Lederkoffer, welcher ſchon meinen Vater auf die Univerſität begleitet hatte und nun in meinen zeitweiligen Beſitz übergegangen war, ich mochte ihn heute gar nicht anſehen, ich hatte gehofft, mit ihm die kurzen Weihnachtsferien in der lieben Heimat zubringen zu können und nun hatte ich ſtatt der erwarteten kleinen Geldſendung, der ich zur Beſtreitung der Reiſekoſten entgegen geſehen, ein Schreiben meines Vaters erhalten, in welchem er mir in einfachen Worten mitteilte, daß ſeine Verhältniſſe ihm in dieſem Jahre die größte Sparſamkeit zur Pflicht machten, daß ſeine Familie ſich manche Einſchränkung gefallen laſſen müſſe, und daß daher auch die Ausgaben für meine Reiſe nach dem entfernten Heimatsort wegfallen müßten. Ich wußte ſehr wohl, daß meinem hartarbeitenden Vater dieſe Verſagung ſo ſchmerzlich ankam, wie mir ſelbſt, ich war ganz von ſeiner Güte abhängig noch zu einer Zeit, wo er ſelbſt ſchon in ſeiner Jugend auf eigenen Füßen geſtanden hatte, ich mußte ſeinen Entſchlüſſen von ganzem Herzen nur beiſtimmen, aber ich fühlte mich traurig, es war das erſtemal in meinem Leben, daß ich den Chriſtbaum im Elternhauſe nicht brennen ſehen ſollte. Ein paar herzliche Worte hatte meine Mutter dem Schreiben des Vaters beigefügt, und die halbverwiſchte Spur eines Thränentropfens hatte mir noch beredter als Worte davon geſprochen, wie ſehr die Mutter ihren einzigen Sohn vermiſſen würde. „Verſuche, am Weihnachtsabend mit guten Menſchen zuſammen zu ſein, mein lieber Sohn,“ hatte ſie mir geſchrieben, „bleibe nicht allein zu Hauſe, ich weiß, du denkſt doch unſerer, wenn du auch, wie ich ſehr für dich hoffe, den Weihnachtsbaum in einer andern Familie als bei uns ſollteſt brennen ſehen.“ — In einer andern Familie! ach ich war noch recht fremd an meinem neuen Wohnort geblieben und ſchüchtern oder zurückhaltend war ich zudem auch, eine Einladung für mich andern nahe zu legen, das wäre mir unmöglich geweſen. Nun denn, ſo wollte ich wenigſtens der Mutter zuliebe nicht allein zu Hauſe bleiben, vielleicht begegnete ich draußen einer mitleidigen Seele, die mich mit ſich nahm, um mich am Glück anderer mitfreuen zu laſſen; ſo nahm ich Mantel und Hut und ging hinaus.

Es war ein friſcher Wintertag, die Nachmittagsſonne ſtand noch am Himmel und in ihrem matten Scheine glitzerten einzelne Eiskriſtalle, welche wie Vorboten ſpäterer Schneemaſſen in der Luft hin und her irrten. Ich ging planlos vorwärts, aus den belebteren Straßen kam ich in einſamere, kein Menſch bekümmerte ſich um mich, alle waren vollauf mit ihren eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, ſo gelangte ich ſchließlich zur Stadt hinaus. Die niedergehende Sonne beleuchtete mit fahlem, rötlichem Licht die öden Felder und den fernen dunklen Wald, durch die Luft zogen krächzende Krähen der nahen Stadt zu und am Wege hüpften die kleinen Haubenlerchen umher und pfiffen ein eintöniges Winterliedchen. Es blieb faſt ganz menſchenleer auf meinem Wege, das that mir eigentlich wohl, ich ſchritt fröhlicher vorwärts und ſang mir ein Lied, ſo gut wie die armen Tröpfe, die Haubenlerchen, die ihr ſpärliches Futter unverdroſſen aufſuchten und um ihre Zukunft ſich wenig Sorge machten.

So war ich in ein großes Dorf gekommen und hatte heimlich dort etwas neugierig in Fenſter und Thüren geguckt, um zu ſehen, wie man dort dem heutigen Abend entgegen lebte. Ich ſah noch viel mit Scheuern beſchäftigte Weiber, vor den Thüren hockende Kinder, die heimlich von ihren Erwartungen für das Feſt mit einander flüſterten und in mancher Stube ſah ich ſchon einen mit buntem Papier und Äpfeln geſchmückten Chriſtbaum ſtehen. — Als die Häuſer anfingen, etwas weiter von einander getrennt zu liegen, kam ich an eine ganz abgeſondert ſtehende Schmiede. Vor einem ſchon etwas niedergehenden Feuer hantierten ein kräftiger Mann und ein Lehrjunge mit Zange und Hammer, die Funken ſprühten luſtig und die Hammerſchläge klangen rhythmiſch aus der weitgeöffneten Thüre.

Von der Seite des Hauſes her, wo die ſauberen Fenſter zeigten, daß dort die Wohngelegenheit der Familie ſein mochte, trat zu einer Nebenthür jetzt eine hübſche, derbe jüngere Frau heraus, welche eine volle Weizengarbe trug, hinter ihr ſtolperten einige blondhaarige Kinder her, die dann bald ihr voraus zu dem Staketenzaun liefen, welcher einen kleinen Küchengarten von der Straße trennte. Als ſie mich dort gewahr wurden, blieben ſie ſtehen und ſteckten verlegen die Finger in den Mund, das Kleinſte lief zur Mutter zurück und berichtete, daß ein fremder Mann an der Straße ſtehe.

Die Frau kam lachend näher, ſie bot mir freundlich einen „guten Abend“ und legte die Ährengarbe auf den Boden nieder, dann rief ſie über den Hof: „Andreas, kannſt du mir helfen?“

Der Schmied legte den Hammer nieder und kam in ſeinen klappernden Holzpantoffeln heran, er rückte die Mütze, als er mich gewahrte. „Hilf mir die Stange aufrichten, Andreas,“ bat die Frau. „Die Mutter gibt den Vögeln einen Chriſtbaum,“ rief der Älteſte frohlockend. Die Frau ſah wie bittend zu dem Manne hin. „Ach ja, Andreas,“ ſagte ſie, „du wirſt ja wohl nichts dagegen haben, du lieber Gott, ich möchte heute aller Welt etwas Liebes thun, ſo glücklich bin ich heute.“ Der Mann nickte nur, er ergriff eine am Boden liegende Latte, ſteckte dieſe in das Ährenbund, richtete beides hoch auf, zog Nägel und einen kurzen Hammer aus ſeinem Bruſtlatz und ſchlug die Latte an den Zaun, ſo daß die vollen Weizenähren, wie ein rieſiger Blumenſtrauß anzuſehen, in die Abendluft hinausragten. „Gelt, Mutter,“ rief ein kleines Mädchen, „das wird den hungrigen Vöglein ſchmecken, das gibt ein Feiertagseſſen für morgen.“ „Komm, laßt uns zur Seite gehen,“ ſagte der Schmied, „ſie kommen gewiß bald heran.“

Es währte auch nicht lange, dann ſaß der erſte Spatz auf der Garbe, dann noch einer und bald raſchelte es in dem Stroh von vielen hungrigen Gäſten. „Das iſt ein ſchöner Brauch,“ ſagte ich, „den Vöglein ſo den Weihnachtstiſch zu decken und ich wünſche, es ſoll Ihrem Hauſe Segen bringen.“ Die Frau faßte nach der Hand des Mannes und zog den Kopf eines der Kinder an ſich. „Ach lieber Herr,“ ſagte ſie innig, „wenig Menſchen haben wohl ſo wie wir Grund, Gott für ſeine Gnade zu danken, und vollends heute an dieſem Tage, da meine ich, ich ſollte zu jeder Zeit nur ſo hinausrufen vor dankbarer Freude. Gelt Kinder, heute wird's doppelt ſchön, ſo einen Baum wie heute werdet ihr noch nicht geſehen haben! Laß jetzt die Arbeit, Andreas,“ bat ſie, „es iſt ja bald Kirchenzeit, mach Feierabend und ſchicke den Lehrjungen zu ſeiner Mutter.“ Die Frau nahm das kleinſte Kind auf den Arm und ſah mich freundlich an. „Wohin wollen Sie denn heute noch, junger Herr?“ fragte ſie, „geht's nach Hauſe zu den lieben Eltern?“ Ich ſagte, daß meine Eltern weit entfernt wohnten.

„Dann gehen Sie wohl aufs Gut zum Herrn Buchmann da hinauf, um da die Beſcherung mitzumachen?“

Ich verneinte lachend. „Na aber, Sie werden doch nicht ſo am heiligen Abend ſo allein auf der Landſtraße herumlaufen?“ rief die Frau verwundert, „man iſt doch gerne mit guten Menſchen froh zuſammen an ſolchem Tage.“

Ich zuckte die Achſeln. „Wer in der Fremde iſt, muß manches kennen lernen,“ ſagte ich.

„Aber an ſolchem Tage kommt es doch hart an, allein zu ſein,“ fuhr die Frau fort, ſie neigte etwas den Kopf und ſah mich ſcharf an, dann ſagte ſie in ihrer raſchen Weiſe, „und ich denke, es wäre Ihnen heute auch lieber, Nüſſe unterm Chriſtbaum zu knacken, als ſo zur Abendzeit auf der Landſtraße zu ſein; gehen Sie denn noch bis zur Stadt zurück?“

Ich lachte nur, ich ſchämte mich einzugeſtehen, daß ich doch wohl für einen kurzen Wintertag mich etwas zu weit von meiner Wohnung entfernt hatte.

Die Eheleute wechſelten einen raſchen innigen Blick mit einander und die Augen der Frau wurden feucht. „Es kommt heute noch viel Schnee,“ ſagte der Mann und wendete ſich zögernd zu mir: „Sie ſollten ſich den weiten Weg noch überlegen,“ meinte er, „ſo am Chriſtabend allein und unterwegs,“ — er hielt einen Augenblick inne und rückte an ſeiner Mütze; „es geht mir wie meiner Frau,“ fuhr er dann mit verlegenem Lächeln fort, „ich möchte heute auch alle Welt glücklich machen, ja ich möchte heute wieder einen Gaſt an meinem Herde haben, dem ich nun etwas Gutes thun könnte, und darum ſage ich: bleiben Sie hier, junger Herr, wenn Sie mit frohen Menſchen den heiligen Abend verleben möchten! Es ſoll der Frau und mir ein Pläſir ſein, wenn Sie ſpäter bei uns mit ſo einer Art Nachtlager vorlieb nehmen.“

Ich ſchlug mit Freuden in die breite, etwas rußige Hand des Mannes, die Frau lachte ganz beglückt, nur die Kinder guckten mich etwas verwundert an, aber als ich bald darauf in der freundlichen Küche ſaß und Kaffee trank, kamen ſie ganz zutraulich zu mir heran und blieben bei mir, während ſich die Eltern raſch zum Kirchgange fertig machten. Die Kinder begnügten ſich zuerſt, mich mit großen Augen anzuſtarren, als aber das kleine Mariechen plötzlich laut ſagte: „Du Mann, heute kriege ich aber eine Puppe mit Haar geſchenkt,“ da ſchienen mit einemmal alle Schleußen aufgezogen, und die Fünfe überboten ſich im Aufzählen ihrer Hoffnungen, die ſie für den heutigen Abend hegten.

Zweie der Buben an der Hand wanderte ich bald darauf mit der ganzen Familie in die Dorfkirche, die hell erleuchtet und erfüllt von Andächtigen war; ein weißhaariger würdiger Geiſtlicher hielt eine von Dank und gläubiger Hoffnung erfüllte Predigt, und ich meinte lange nicht ſo andächtig und froh bewegt in einer Kirche geweſen zu ſein; ich gedachte auch innig meiner Lieben in der Heimat und empfand dankbar, wie wunderbar für mich der gute Wunſch meiner Mutter nun in Erfüllung zu gehen ſchien. Niemals aber hatte ich eine heiligere Rührung in eines Mannes Antlitz geſehen, als hier in dem derben Geſicht meines Wirtes; mit bebenden Lippen horchte er den Worten des Geiſtlichen und ſeine kräftigen Hände lagen feſtgefaltet in einander wie in heißem Gebet. Auf dem kurzen Heimwege blieb er ſchweigſam und ernſt, er ſchritt dicht neben ſeiner Frau einher, und die beiden hielten ſich an den Händen gefaßt, wie wohl ſonſt in Tagen des Brautſtandes.

Zu Hauſe angelangt, küßte der Mann ſeine Frau, dann hob er eins der Kinder nach dem andern zu ſich empor, um auch dieſe zärtlich zu küſſen. „Werdet brav, Kinder, werdet treu und brav,“ ſagte er immer von neuem, „unſer Herrgott iſt ſo gut, über Verſtehen und Hoffen gnädig und gut.“

Die Frau verſchwand nun im Nebenzimmer, erwartungsvoll drängten ſich die Kinder gegen die verſchloſſene Thür. Der Schmied verſuchte mit mir ein Geſpräch anzufangen, allein es kam nicht recht dazu, der Mann war augenſcheinlich noch immer von hohen Empfindungen erfüllt, die es ihm ſchwer machten, ein Alltagsgeſpräch zu führen. Da öffnete ſich die geſchloſſene Thür, inmitten eines recht geräumigen Zimmers ſtand auf einem weißgedeckten Tiſche ein mäßig großes Tannenbäumchen, reich mit buntem Papier verziert und mit unzähligen Äpfeln und Pfefferkuchen, ſowie mit viel brennenden Lichtern verſehen. Erſtarrt vor Bewunderung ſolcher Pracht blieben die Kinder auf halbem Wege ſtehen, da hob die Mutter den Finger, mit hellklingendem Diskant fing der Älteſte an, einen Choral zu ſingen und die andern Kinder fielen ein. Es war kein Weihnachtslied: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren! ſchallte der Geſang, voll und kräftig miſchte ſich der Baß des Vaters und die friſche Stimme der Frau mit den Kinderſtimmen. „In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet. — Die Blicke von Mann und Frau erhoben ſich andächtig zu der Spitze des brennenden Chriſtbaumes; dort war ein kleines, mit Goldpapier beklebtes Holzkreuz befeſtigt, an welches ein verdorrtes Zweiglein Stechpalme gebunden war. Ich hatte mir ſchon vorher den ſeltſamen Schmuck angeſehen, doch war ich entſchloſſen, nicht nach der Bedeutung desſelben zu fragen, ich wollte alles vermeiden, was den Anſchein hätte, als wäre die Feier des Feſtes bei meinen freundlichen Wirten eine von meinen ſonſtigen Chriſtabendgewohnheiten abweichende. Ich vergaß dann auch wieder den Stechpalmenzweig und freute mich an dem Jubel der Kinder, die jede Scheu vor dem fremden Gaſte verloren hatten, ich mußte alle Schätze bewundern, Mariens neue Puppe und Säbel und Flinten der Knaben und was ſonſt noch den Kindern beſchert war. Der älteſte Junge konnte aber gar nicht genug den flimmernden Baum bewundern.

„Er iſt wohl heute ausnahmsweiſe ſchön?“ fragte ich ihn.

Der Junge nickte. „Ja, das iſt wohl ſo, weil wir voriges Jahr keinen gehabt haben,“ ſagte er ernſthaft.

„War Krankheit im Hauſe?“ fragte ich wieder. Der Junge ſchüttelte den Kopf. „Vater mußte an dem Tage fort,“ ſagte er geheimnisvoll, „und Mutter weinte ſo viel, es war gar nicht hübſch; darum hat Mutter ſich auch ſo ſehr auf dies Weihnachtsfeſt gefreut.“

Meine Gaſtgeber kümmerten ſich nicht ſonderlich um mich, ſie hatten mich eingeladen, den Chriſtbaum brennen zu ſehen, aber ſie ließen ſich ſonſt durch mich in keiner Weiſe abhalten, ſich ihren Kindern in gewohnter Weiſe zu widmen. Jetzt ſah ich die Frau an den Mann herantreten mit ihrer Gabe für ihn, es waren tüchtige wollene Strümpfe, und der Mann dankte ihr herzlich, dann zog auch er ſie hin zu einem Tiſche, wo etwas wie Kleiderſtoff zu ſehen war und dann ſah ich auch, wie der Mann einen friſchen Stechpalmenzweig der Frau in die Hand legte und leiſe und faſt demütig auf ſie einſprach und wie die Frau ihren Kopf an ſeine Schulter legte und weinte; dann kamen ſie Hand in Hand wieder gegen den ſtrahlenden Baum gegangen und auf den Geſichtern beider lag ein heller Schein, wie vergoſſene Freudenthränen ihn zurück zu laſſen pflegen.

Als die Kinder anfingen, ſich ſtiller mit ihren neuen Beſitztümern zu beſchäftigen und die Frau ſich in der Küche zu thun machte, kam der Schmied und ſetzte ſich zu mir, er nahm mit freundlichem Kopfnicken meinen Dank wegen dieſer unverhofften Einladung zum heutigen Abend entgegen. „Nicht Urſache, junger Herr, nicht Urſache,“ ſagte er, „mich freut es nur, daß es Sie nicht gereut, geblieben zu ſein und daß Sie Ihren Spaß gehabt haben an dem Lärm der Kinder; ich habe gern einen Gaſt heute abend hier und vollends einen, der ein ſo gutes Geſicht hat wie Sie. Da iſt im vorigen Jahr kein gutes Feſt bei uns geweſen, und wäre auch wohl niemals mehr eins für uns oder die armen Kinder geweſen, wenn nicht Gott der Herr es gefügt hätte, daß durch einen Gaſt, gegen den mein gutes Weib trotz allen eigenen Kummers ſich freundlich gezeigt hat, uns Rettung und Hilfe geworden wäre.“ Er ſchwieg eine Weile, dann fuhr er weicher fort: „Ich hab' dem Manne nicht einmal Dank ſagen können, aber ſeitdem iſt mir der Spruch klar geworden: Gaſtfrei zu ſein, vergeſſet nicht; denn durch dasſelbe haben Etliche, ohne ihr Wiſſen, Engel beherberget!“

„Was iſt Ihnen denn im vorigen Jahre ſo Böſes begegnet?“ fragte ich.

Der Schmied lächelte. „Wenn die Neugier Sie plagte und wir wollten Ihnen hier nichts von dem allen erzählen, ſo brauchten Sie nur morgen im Dorfe den erſten beſten danach zu fragen, davon weiß hier jeder zu erzählen, aber wenn es Ihnen daran liegt, genauer zu wiſſen, wie ſehr uns der Herrgott beigeſtanden hat, ſo will ich's recht gern ſpäter erzählen, wenn das kleine Volk zur Ruhe gebracht iſt.“

Als nun ſpäter die Kindlein ſchliefen, ſtopfte ſich der Schmied ein Pfeifchen und während wir behaglich rauchend auf der Ofenbank ſaßen und auch die hübſche Frau ſich in Ruhe zu uns geſellte, hub er an zu erzählen. Ich will verſuchen, ſeine Erzählung in ſeiner Art wiederzugeben, ſie machte einen tiefen Eindruck auf mich, und iſt wohl ſeitdem kein Chriſtabend verfloſſen, da ich des Mannes und ſeiner Erzählung nicht gedenken mußte.

„Meine Frau hier,“ begann der Schmied, „hat gewußt, daß ſie einen jähzornigen Menſchen zum Mann bekam, ich war ſchon in der Schulzeit als ein raufluſtiger Schlingel etwas verrufen und ſpäter hat es auch manch einer bereut, mich zum Streit gereizt zu haben. Daß ich das Schmiedehandwerk lernen gemußt, war mir ſchon recht, oft genug hab' ich meinen unbändigen Zorn auf andere an einem Stück rotglühenden Eiſens vor mir ausgelaſſen, ich war vielleicht auch nicht ganz ſo ſchlimm, als wie mich die Leute durchaus machen wollten. Als ich ſpäter mich in die Bärbel hier verliebt hatte, da hat ſie mich zuerſt heimgeſchickt und geſagt, mit einem ſo heftigen Menſchen ſähe ſie ſich und ihr künftiges Hausweſen zu unſicher beraten.

Mich hat's geſchmerzt, daß die Frau hier mich abgewieſen, ich wußte, ſie hatte mich lieb, aber ſowie ich ſelbſt mich kannte, konnte ich ihr doch ſo unrecht nicht geben. Ich hab' mir darauf recht Gewalt angethan, mein wildes Weſen zu bezwingen, na und dann endlich gab es Verlobung und Hochzeit. — Ja, lieber Herr, ich kann's der Frau hier ins Geſicht ſagen, mir war dann wie im Himmel, ſo glücklich haben wir gelebt, die Bärbel hat Geduld mit mir gehabt, hat gebeten und vorgeſtellt, und es iſt mir geweſen, als ob es mir viel leichter geworden, mit aller Welt in Frieden zu leben, immer ſeltener iſt mir das heiße Blut übers Herz gelaufen, immer beſſer habe ich gelernt, mich in Wort und That zu bezwingen, das Glück macht gutmütig. Dann kamen die Kinder, geſunde, liebe Dinger, dazu die Frau immer geſund und rüſtig, mit Sing und Sang von früh bis ſpät fleißig und guter Dinge, mein Geſchäft ging dazu alle Jahre beſſer und wir fingen an, einen Acker nach dem andern zu unſerem Land dahier zu kaufen und machten uns ſchon allerhand Gedanken, wie wir unſeren Kindern noch einmal ein hübſches Erbteil würden hinterlaſſen können. Da kam ein böſes Jahr, meine Felder verhagelten, ich behielt keinen Halm und kein Blatt, unſere beiden Kühe fielen uns, und zudem ſchlug ich mir mit dem großen Hammer auf die linke Hand, daß ich ſie monatelang in argen Schmerzen alle Tage zum Doktor tragen mußte und meinte, ich würde mein Lebtag nie wieder damit zugreifen können. — So kamen wir ſehr zurück, immer mehr, zuletzt half es nichts, wir kamen in Schulden.

Da war hier im Dorfe ein Mann, der alte Schwarzenfeld, welcher Geld verborgte, dem fiel ich in die Hände; ich hatte zwar vielerlei von ihm gehört, wie er mit Liſt vorgehe und unrecht Gut an ſich bringe, aber ich dachte, das ſagt man wohl oft von ſolchen Leuten und dann auch blieb mir keine andere Wahl; ſo borgte ich mir von dem Manne gegen hohe Zinſen fünfhundert Thaler. — Von der Zeit fing es an, uns wieder beſſer zu gehen, meine Hand wurde geſund, meine Felder trugen reiche Frucht und im Stalle hatte ich neue und gute Kühe, ich fing an, das Kapital abzuzahlen, wir ſparten, was wir konnten, immer kleiner wurde meine Schuld. Doch jedesmal, wenn ich wieder ſo fünfzig Thaler an den alten Schwarzenfeld abtrug, wurde ſein Geſicht ſaurer; im Dorfe ſagte man mir, der Alte hätte für ſicher angenommen, ich würde die Zahlungsfriſten nicht einhalten können und er würde mich in den Vergant bringen und dabei meine Äcker, die an die ſeinen grenzen und die er mir ſchon oft hatte abkaufen wollen, bei der Gelegenheit billig an ſich ziehen können, doch was ging mich das Gerede der Leute an.

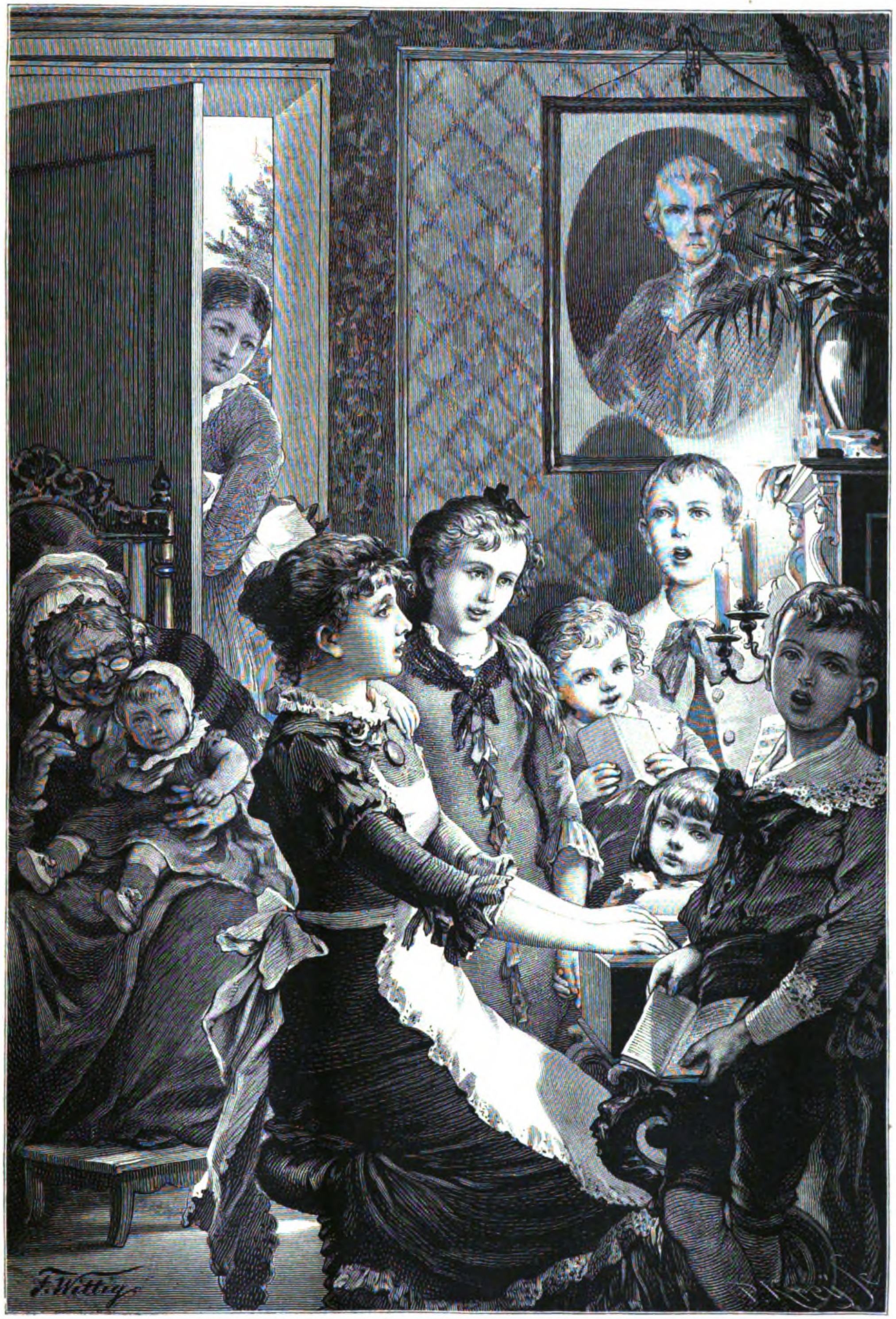
Es war nun vor einem Jahre gegen Anfang Dezember, da ging ich wie ein glücklicher Menſch, um dem Schwarzenfeld ſein letztes Geld abzutragen; meine Frau wußte nichts davon, ich wollte ſie überraſchen, ich wußte, wie froh ſie ſein würde, wenn wir nun noch einige Tage eher, als der letzte Termin ablief, niemand mehr etwas ſchuldeten. Wie ich nun dem Schwarzenfeld die fünfzig Thaler hinzahle und ſpreche, er ſolle mir nun eine letzte Hauptquittung ausſtellen, da guckt mich der Mann ſo mit ſeinen grünen Augen an, ſteckt das Geld fort und ſagt mit einem falſchen Lachen: „Na,“ ſagt er, „Neumann, Ihr ſeid wohl heute zum Spaßen aufgelegt oder habt Ihr am frühen Morgen ſchon zu viel getrunken? was ſprecht Ihr von letzter Quittung, es fehlen ja noch fünfzig Thaler.“ — Mir wird es ganz heiß unter der Weſte, ich war kein Freund von ſolchen Scherzen; ja, lieber Herr, wer ſo mühſam wie ich daran geſchafft hatte, die Schuld zu tilgen, bei dem konnte kein Irrtum ſtattfinden; ich wußte, daß ich heute meine letzte Schuld abzahlte und konnte bald jeden Tag nennen, an dem ich im Laufe der Jahre jedesmal hergegangen war, um einen Teil des Geborgten zurück zu bringen. Alſo ſage ich, der Schwarzenfeld ſolle keine ſchlechten Witze machen und nehme meine alte Brieftaſche und will ihm die einzelnen Schuldquittungen vorlegen; ich bringe die Zettel vor, es waren eine Menge, und ich lege ſie beiſammen auf den Tiſch. Da ſetzt ſich der Menſch ſeine Brille auf und beguckt die Zettel und ſagt, was denn das für Wiſche darunter wären, da ſtände ja nicht einmal auf allen ein Datum und wäre vieles mit Bleifeder geſchrieben und es wäre auch wohl nicht gleich zu ſagen, daß wirklich ſein Name überall darauf ſtände, ſolche kurioſe Unterſchrift pflegte er doch ſonſt nicht zu leiſten. Ich denke: es iſt heute das letztemal, Andreas, daß du hier ſtehſt, bezwing dich und halt an dich; ſo lache ich noch einmal, als wenn der Schwarzenfeld ſehr ſpaßig iſt, und breite währenddem meine Zettel auf dem Tiſche aus. Und wie ſie da ſo vor mir liegen, mein' ich, mich trifft der Schlag, da fehlt einer; und wie ich ſo damit herausplatze, da reibt ſich der Kerl höhniſch die Hände und ſagt, er hätte es mir ja gleich geſagt, daß ich noch mindeſtens fünfzig Thaler ſchuldig wäre und vielleicht noch mehr, denn ſo ein Wiſch mit Bleifeder geſchrieben, ohne Datum, ſei vor Gericht auch keine Quittung, und wenn er in ſeinen Büchern den Beleg brächte, er hätte noch Forderungen, dann müßte ich zahlen. Währenddem ſchreibt er eine Quittung: „Heute wieder fünfzig Thaler vom Schmied Neumann bekommen,“ und ſagt mir, wenn ich bis zum Termin über acht Tage nicht die letzten Fünfzig gebracht habe, würde er mich einklagen, und ſchwatzt noch allerlei halblaut von Quittungen, von denen er wohl nichts mehr wüßte, und wie man ſo oft verſuchte, ihn zu beſchwindeln und ſonſt noch mehr. Ich aber nehme meine Quittungen und ſage, wenn er keine Schlußquittung ausſtellen wollte, ſo müßten dieſe einzelnen es ſchon thun und will gehen. Da hält der Schwarzenfeld mich noch feſt und ſagt, ich ſolle mich beſinnen, ehe ich ſo patzig von ihm ginge, es ſtände mir beſſer an, mich aufs Bitten zu verlegen, und er wolle mir doch zeigen, daß mit ihm zu reden ſei, und wenn ich ihm meine Äcker für vierhundert Thaler überließe, dann wollte er jede Schlußquittung ausſtellen und mir die vierhundert gleich bar hinzahlen. Da ſah ich erſt recht, was der Menſch ſo eigentlich war. Herr, meine Äcker ſind mehr als ſechshundert wert, ich ſagte aber nichts, nahm meine Mütze und ging, da hörte ich noch, wie er mir nachſchrie, er wolle ſchon ſorgen, daß ich an ihn denken ſollte.

Zu Hauſe ſagte ich zuerſt nichts, aber ich fing an, in allen meinen Sachen nach der fehlenden Quittung zu ſuchen, denn wenn ich die nicht fand und der Schwarzenfeld in dieſem Stück vor Gericht recht bekam und brachte mich in ein unſauberes Licht, dann wäre er auch vielleicht ungeſtraft mit Anſchuldigungen durchgekommen, wie ich gar andere Quittungen gefälſcht hätte. Ich hatte mir jetzt zu Hauſe die verſchiedenen Zettel genauer beſehen, und — ja an manchen fehlte das Datum, und manch Namenzug vom Schwarzenfeld war wirklich ſo wie von anderer Art; ich wußte doch gut, wie ich vor mir ſelbſt beſtehen konnte, aber es kam zu mancher Stunde ſo über mich, als wenn der falſche Menſch würde Macht über mich bekommen können.

Mit der Zeit merkte meine Frau etwas. „Andreas, was haſt du? Andreas, was biſt du ſo unruhig?“ ſo fing's mit Fragen an, da ſagte ich ihr, was ich ſuchte. „Die Quittung muß da ſein,“ ſagt meine Frau, „von welchem Termin fehlt ſie dir denn?“ Und wie ſie nun das erfuhr von den verſchiedenen fehlenden Datums, da wurde ſie ganz ſtill. „Andreas,“ ſagt ſie endlich, „die Quittung müſſen wir finden oder wir ſind für alle Zeit unglückliche Menſchen.“

Was haben wir geſucht, kein zollbreit im Hauſe blieb unbeſehen, wir fanden nichts, wir gingen einher wie dumm; Vorwürfe hat mir die Bärbel nicht gemacht, ſie iſt eben nicht wie andere Weiber, wo ſie mit Reden etwas verhüten kann, na, da iſt ſie ja nicht auf den Mund gefallen, aber über geſchehene Dinge krakeelen, das iſt nicht ihre Sache.

Als die Tage vergingen und für morgen der Termin ablief, ging ich zu einem guten Freund, ich war mir ſelbſt ſchon



„O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“

Originalzeichnung von F. Wittig.

lange nicht mehr klug genug. Der hörte mich an und erzählte dies und das von gemeinen Gerichtshändeln, die der Schwarzenfeld immer habe und wie im nächſten Dorfe ein Mann ſei, den habe der Schwarzenfeld ſchon bald von Verſtand gebracht, mit dem habe er es zu Anfang ähnlich betrieben und der müſſe jetzt noch vorm Feſt von Haus und Hof nur wegen dem Schwarzenfeld, und endlich ſagt er: „Neumann, zahle die fünfzig Thaler und laß dir die Hauptquittung geben, ſo kommſt du dem ſchlechten Kerl am glatteſten aus der Hand.“

Wie ich das nachher meiner Frau erzähle, ſagt ſie: „Zahlſt du das Geld, das du ihm doch nicht ſchuldig biſt, ſo ſieht der Schwarzenfeld, daß du dich auf dein Recht nicht verlaſſen kannſt; gibſt du ihm hierin nach, paß auf, dann zwingt er dich, daß du noch ſagſt, die Quittungen ohne Datum ſeien nicht von ihm unterzeichnet. Er wird wohl denken, du habeſt neulich den Zettel zu Hauſe nur liegen gelaſſen und bald gefunden und wird fürs erſte nichts thun, und wenn wir den Zettel erſt haben, dann muß er die Schlußquittung ausſtellen; und ſollte es anders kommen und er ſo frech ſein, dich einzuklagen, ſo wird das Gericht einem ehrlichen Mann ſchon helfen.“

So verging wieder einige Zeit, der Tag, an welchem ich eigentlich erſt meine letzten fünfzig Thaler hätte einzahlen ſollen, war vorüber, der Schwarzenfeld ließ nichts von ſich hören, aber den Zettel hatten wir noch immer nicht gefunden, darüber kam das Weihnachtsfeſt. Am Morgen des heiligen Abends — es war gerade ein Sonnabend und viele Leute von hier, oder von noch weiter her, waren unterwegs zur Stadt — da mach' ich für einen Bauer aus dem nächſten Dorfe ein Hufeiſen an ſeinem Pferde wieder feſt; der Mann war mir ſchon von früher her ein unangenehmer Menſch, ſie erzählten auch von ihm, er ſei ſo eine Art Zutreiber für den Schwarzenfeld, der führt nun gegen mich an dem Morgen allerhand ſpitzige Redensarten, wie das Geſchäft ginge und ob es wahr wäre, daß mich der Schwarzenfeld ſicher hätte, und von Leuten, die immer neben dem Handwerk noch als halbe Bauern reich werden wollten und Schulden machten und ſo weiter. Ich ſage, ich wäre keinem was ſchuldig, da ſieht er mich an und ſagt, er hätte eben oben vor unſerm Dorfe auf dem Heidenberg den alten Schwarzenfeld geſprochen, der wolle ins nächſte Dorf, um für Neujahr den Verkauf des Hofes von einem anzuſetzen, der immer ein ſchlechter Zahler gegen ihn geweſen ſei und dann hätte der Schwarzenfeld hinzugeſetzt, dem Schmied Neumann habe er noch für heute ein hübſches Chriſtgeſchenk zugedacht, er wolle gegen Mittag nach der Stadt und eine Klage gegen ihn einreichen. „So, ſo,“ ſage ich und weiter nichts, der Bauer zahlt ſein Geld und reitet auf ſeinem Schimmel ab, und wie er ſo ein Ende vom Haus entfernt iſt, da dreht er ſich noch einmal um, und lachte ganz laut und höhniſch.

Als ich das Lachen höre, ſteigt mir das Blut zu Kopf wie in früheren, ſchlimmſten Zeiten, mir wird es ganz dunkel vor den Augen, ich meine, ich ſolle erſticken; da bricht eine Wut in mir los auf den alten Schwarzenfeld, wie ich's gar nicht mit Worten ſagen kann, ich reiße meine Mütze vom Nagel und mach' mich auf, um ſo, wie ich geh' und ſteh', den Schuft zu treffen und — — nun ja, was weiß ich, mit ihm zu machen. Das Unglück will, daß die Bärbel nicht gleich zu ſehen iſt, ſie hätte mich vielleicht zurückgehalten, ich höre ſie in der Küche mit den Kindern lachen und ich balle die Fauſt und verwünſche den Kerl, der mich mit ſo einer Frau und den unſchuldigen Kindern will ins Elend hetzen.

Ich ſteig hinauf, ſo im Schurzfell wie ich bin, zum Heidenberg, da die Anhöhe hinter dem Dorf, da geht der Weg zum nächſten Dorf, da werde ich den Schwarzenfeld treffen. — Es war ein Wetter, als ſollte die ganze Welt zu naſſem Schnee werden, der Boden im Wald verweicht, die Tannen ſo mit halbzerfloſſenem Schnee beſchwert, zerzauſt und elend, und dazu matte Schneeflocken in der Luft handgroß und eitel Waſſer, ich wurde, in Hemdärmeln wie ich war, bald ſchön zugerichtet, aber die Kälte und Näſſe that mir für meinen Zorn gut. Ich ſtelle mich in eine Höhlung im Geſtein, wo etwas Dach über mir iſt und werde auf den Schwarzenfeld warten, denn hier muß er vorbei, wenn er zurückkommt, und ich konnte von der Stelle aus auch weiter hinauf und herab ſehen, ſo daß er mir nicht entgehen ſollte. Was ich zu ihm ſagen wollte, wußte ich nicht, was mir mein erſter grimmer Zorn vorgeſprochen hatte, den ſchlechten Mann für alle Zeiten ſtill zu machen, das war verraucht, ein Mörder wollte ich doch nicht werden, aber in Angſt wollte ich den Lump ſetzen, unter meiner Fauſt ſollte er ſein Unrecht eingeſtehen und ich wollte ihn gleich mit mir ſchleppen zum Schulzen, daß er mir dort vor Zeugen meine Schlußquittung ausſtellen ſollte.

Bald ſehe ich ihn kommen, ich alſo gehe zu ihm hin; wie er mich ſo ſieht zerzauſt im Lederſchurz und ſo in voller Wut, ſchreit er mich an, ich ſolle von ihm fort bleiben, er hätte nichts mehr mit mir zu thun, meine Sache ſei ſchon bei dem Gericht angegeben. Ich ſchrei' auch auf ihn ein, wie er ſo miſerabel ſein kann, mich mit Betrug vor allen Leuten zum Schurken machen zu wollen und faſſ' ihn an den Armen und ſag', ich ließe nicht ab, er müſſe mit mir auf der Stelle zum Schulzen, oder ich ſtände für nichts, und was ich ſonſt in meiner Wut vorbringe. — Da kommen zwei Bauernweiber den Weg daher und begucken uns und der Schwarzenfeld ſagt: „Wenn du für deine Drohungen gegen mich noch Zeugen brauchſt, da hier die Frauen werden ſagen, daß du mir hier den Tod androhſt; das iſt allemal der egale Weg für ſo einen, wie du biſt, erſt verlumpen und dann fremdes Geld borgen, und ſtatt abzahlen mit deinem Schmiedehammer drohen.“

Die Weiber ſchnattern und bekreuzen ſich, mir aber war's, als ob der kleine Hammer, den ich wie immer hinter meinem Schurz auf der Bruſt trug, wie rotglühend Eiſen wurde, ſo brannte er mich. „Nimm mich und ſchlag den Hund tot!“ ſchien er zu rufen. Ich ſteh, als kann ich mich nicht rühren, der Schwarzenfeld aber geht mit den Weibern raſch davon, und ich ſehe ihnen nach und bleibe ſtarr ſtehen. Eine Weile gehen die drei zuſammen, dann gehen die Weiber nach rechts, der Schwarzenfeld allein nach links auf unſer Dorf zu. Ich faſſ' den Hammer und wieg' ihn in der Hand, ich ſeh' dem Menſchen nach und meine Zähne ſchlagen vor Wut aneinander, ich ſeh' wie mir das naſſe Hemd auf der Bruſt zu dampfen anfängt und mit einem Satz bin ich hinter dem Schwarzenfeld her.“

Der Schmied hielt inne und atmete tief, er wiſchte ſich mit dem Ärmel über die feucht gewordene Stirn und fuhr dann leiſer fort. „Wenn Gott das Wollen ſtraft wie das Vollbringen, dann bin ich vor Gott ein Mörder, denn ans Leben wollt ich dem Schwarzenfeld. — Wie ich daherjage, gleite ich auf dem naſſen Schnee, ich ſtolpere, will fallen, der Hammer fliegt mir im weiten Bogen aus der Hand und ich falle auf beide Kniee auf den Boden hin. Und wie ich ſo ſchweratmend da auf den Knieen liege, da klingt vom Thal herauf die Glocke aus unſerem Dorfe und wie in einem raſchen Augenblick ſteht vor mir unſere Kirche und der Herr Pfarrer, der mich ſchon in der Kinderlehre vermahnt hat, wie ich vor ihm am Altar gekniet und dann nachher wieder, wie er mich am Altar mit der Bärbel zuſammen gegeben hat, und ich denke an die Frau und die Kinder und an das, was ich jetzt habe thun wollen und wie ich damit für alle Zeit von Gott, von Frau und Kinder geſchieden und verloren geweſen ſei, wenn der Herrgott mich nicht hier auf die Kniee geworfen hätte und hätte mich durch die Kirchenglocke angerufen. Und ich fühl's, daß mich kein Schwarzenfeld und kein Gericht ſo ehrlos ſprechen könnte, wie ich mich ſelbſt gemacht, wenn Gott mich nicht gehalten.

Ich ſteh' mühſam auf und bin wie ſchwindlig, da heb' ich meine Blicke auf zur Höhe und ſehe oben auf dem Berge, da von wo es ſo weit ins Land zu ſchauen iſt, das ſteinerne Kreuz, welches vor Jahren der Engländer dort hat aufrichten laſſen, weil da oben zur Winterzeit ſein Sohn einen Blutſturz vom jähen Steigen bekommen hat und haben ſie ihn tot von oben herunter gebracht, und ich will dort hinauf und beten und danken, daß Gott mich vor Schlimmerem bewahrt hat, wie Tod und Sterben. — Ich ſteig hinauf, ich geh nicht auf den Wegen hinauf, ich arbeite mich vorwärts die ſteile Höhe hinan durch Geſtrüpp, über Wurzeln und loſes Geſtein, ich ſtehe und gehe, wo kein Menſch vor mir und wohl auch keiner je nach mir wird gegangen ſein, die Hände bluten mir und ich ſehe aus, als käme ich von einer Rauferei, aber dann bin ich in zehn Minuten oben, wo ich auf dem Wege hin mehr als eine Stunde gebraucht hätte. Ich falle an dem Kreuze nieder und bete und liege lange Zeit. — Ja, lieber junger Herr, ich hab beten können, wie nie ſonſt; ich flehe Gott um Verzeihung, ich gelobe Beſſerung, ich danke Gott für ſeine Gnade, die er eben an mir gethan, und ich bitte ihn, mir zu helfen, daß ich nicht in Schande gerate. Und wie ich ſo verzückt an dem Kreuze liege, ſo ſtreicht mir etwas über das Geſicht wie Menſchenhand und als ich aufſchaue, da iſt's ein Zweiglein von immergrüner Stechpalme, das da an einem Strauch gewachſen, den vor Jahren derſelbige Engländer dort gepflanzt, denn ſie ſagen, die Stechpalme iſt das Weihnachtsgrün für die Engländer, und der Strauch iſt merkwürdigerweiſe dort auf der Höhe angegangen und weiter gediehen und ſteht doch ſonſt auf Meilen weit kein zweiter ſolcher Strauch. Da faſſ' ich das Zweiglein und pflück' es ab und beſchau' es mir mit Thränen in den Augen und bin wie närriſch und ſtecke es daher, wo der Hammer vordem geſteckt hat und geh' auf den Wegen heim, ſo in getroſter Freude, als ob das grüne Zweiglein auf meiner Bruſt ein ſicheres Pfand ſei, daß der Herrgott mich nicht verlaſſen will. — Und wie ich ins Dorf komme, ſo ſchreien mich die Leute an und der Schulze iſt da mit Gendarm und Knecht und der Schulze faßt mich an und ſagt: „Neumann,“ ſagte er, „ich muß Sie verhaften, oben liegt auf dem Wege der Schwarzenfeld erwürgt und tot, und Sie ſind des Mordes verdächtig gemacht auf Geſchrei und Anzeige von zwei Weibern, welche ſagen, Sie hätten oben auf dem Heidenberge harten Streit auf Tod und Leben mit dem Schwarzenfeld gehabt.“

Ich bin wie ſtarr, ich kann kein Wort vorbringen, die Menſchen begaffen mich und wie ſah ich auch wohl aus, zerſchunden, blutig und zerriſſen; ich muß aufs Schulzenamt, und ſie ſchließen mich dort ein. — Kein Wort hab' ich vorbringen können, ich war wie halbtot und ich lege mich auf die Ofenbank und weiß nichts mehr von mir. Wie lange ich da ſo gelegen, kann ich nicht ſagen, ich habe nichts gedacht, ich habe nicht geweint und nicht getobt, ich denke, von dem allen, was ich an dem Tage ſchon durchgemacht hatte, und wegen der Näſſe und der Kälte, bin ich wohl ſo, wie ſie es nennen, ohnmächtig geworden, obgleich das ſonſt doch nur Frauenzimmerart ſein ſoll. — Mit einemmale fahr' ich auf, da ſteht im Zimmer der Schulze und hinter ihm die Bärbel, die ſtürzt auf mich zu und ſieht mir ins Geſicht. „Andreas,“ ſchreit ſie, „ſage mir nur eins und ich will keinem Menſchen ſonſt was glauben, ſage, du haſt den Schwarzenfeld nicht kalt gemacht, ſage, daß du das nicht haſt thun wollen.“

„Bärbel,“ ſag' ich, „ich habe den Mann nicht vom Leben gebracht, aber ich hab's thun wollen.“ Da ſieht ſie mich an und wird wie ein Tuch ſo weiß und endlich ſpricht ſie: „Wenn der Schwarzenfeld durch einen andern hin iſt, ſo wird deine Unſchuld an den Tag kommen, aber weil du es haſt thun wollen, darum iſt das Elend über uns gekommen.“ — Da ſagte der Schulze zur Bärbel, „Frau Neumann,“ ſagte er, „Sie ſollten Ihren Mann nicht ſolche Sachen ausſagen laſſen; wo es auf Tod und Leben geht iſt manche ungeforderte Ausſage von Schaden; ich darf ohnehin nicht erlauben, daß Sie hier ſind, Sie haben Ihren Mann geſehen, jetzt iſt Ihre Zeit hier um, aber wenn Sie zu Hauſe ſind, ſchicken Sie Ihrem Manne anderes Zeug auf den Leib und vielleicht eine warme Decke, wir werden wohl gegen Abend zur Stadt mit ihm fahren.“

Und ſo ging meine Frau fort.“

Wieder hielt der Schmied im Erzählen inne, die Macht der Erinnerung benahm ihm faſt den Atem, da legte die Frau ihre Hand auf ſeinen Arm und ſagte: „Andreas, jetzt will ich weiter erzählen, was nun kommt, das habe ich erlebt, und wenn ich hundert Jahre alt werde, ich vergeſſe keine Stunde von dem Tage, den ich vor einem Jahre hier durchlebt habe.“ Der Schmied nickte ſtumm, die Pfeife war ihm ſchon lange über ſeinem lebhaften Sprechen ausgegangen, er lehnte ſeinen breiten Rücken gegen den warmen Ofen und verwandte kein Auge von dem Geſicht der Frau.

„Als ich nun ſo von meinem Manne Abſchied nehmen mußte,“ fing die Frau nun an zu ſprechen, „und ich kam zurück in unſer Haus, da war mir zu Mute, wie ich keinem je beſchreiben kann; ich packte zuſammen, was ich für meinen Mann nach dem Schulzenamt ſchicken ſollte und meine Thränen fielen auf jedes Stück davon. Ich ließ es durch den Lehrjungen hintragen und dann, wie ich den Jungen ſo fortgehen ſah, und ſah den leeren Platz in der Ecke, wo ſonſt das Zeug von dem Andreas gehangen hatte, da war's in mir, als ſei mein Mann geſtorben und würde nie wieder hier in Haus und Schmiede ſchaffen und mit uns fröhlich ſein. Die Kinder drückten ſich ſcheu in die Ecken, wie ſie mich ſo ſtarr in Thränen ſitzen ſahen, der Älteſte hatte etwas davon gehört, daß der Vater auf dem Schulzenamt ſei, aber er wußte, Gottlob, nichts von dem ſchrecklichen Verdachte und ich hatte dem Lehrbuben befohlen, reinen Mund zu halten, und weil draußen alles in Schnee und Gerinſel verging, ſo war's leicht, den Kindern zu verbieten, aus dem Hauſe zu gehen.

Den kleinen Chriſtbaum, der an dem Abend hatte brennen ſollen, trug ich mit Thränen in eine entlegene Kammer und vertröſtete die Kinder auf einen andern Tag, ich kochte den Kleinen eine Suppe und freute mich, daß ſie ſo tüchtig eſſen konnten. — Später ſchlich ich noch einmal nach dem Schulzenamt, ich habe gebeten und geweint, aber ich bekam meinen Mann nicht zu ſehen; der Schulze ſagte mir, er habe etwas gegeſſen und liege wie im Schlafe, ſprechen thäte er nichts. Er würde vor morgen früh nicht nach der Stadt geführt werden, gegen Abend käme der Herr Staatsanwalt ſelbſt aus der Stadt und bliebe zur Nacht im Dorfe und am Morgen brächten ſie dann den Andreas fort.

Wie ich nach Hauſe komme, da ſchicke ich den Lehrjungen zu ſeiner Mutter, die im Dorfe wohnte, ich mochte mit keinem zuſammen ſein, der von meinem Elend wußte, ſo war ich mit den Kindern allein. Es waren zwar am Tage manche gekommen „Frau Neumann, was haben wir gehört — —“ oder „Nachbarin, was ſind Sie doch nun geſtraft, wenn die Schande von Ihrem Manne wahr ſein ſollte —“ und was ſie ſonſt ſagten, ich habe ſie alle kurz gehen heißen, auch die, welche kamen, um mich zu tröſten und herzlich und treu ſagten: „Schmiedin vertraut auf Gott, Ihr Mann iſt zwar ſchlimm im Zorn, aber ſo weit kann's nicht mit ihm gegangen ſein und ſeine Unſchuld wird ſchon an den Tag kommen.“

Es war den ganzen Tag über dunkel geweſen, jetzt, wie es Abend werden wollte, da brach ein Schneeſturm aus, daß man meinte, die Welt gehe unter; der naſſe Schneeſchlamm hat auf den Wegen fußhoch gelegen, denn wenn die großen Schneeflocken lagen, dann zergingen ſie halb zu Waſſer. — Wie die Zeit kam, wo wir hätten zur Kirche gehen ſollen, da hat man kaum das Läuten hören können; ich blieb mit den Kindern zu Hauſe, ich habe zu ihnen von dem Tage und dem Jeſuskinde geſprochen, wir haben gebetet, zuletzt war eins nach dem andern müde, ſo machte ich ſie ſatt und brachte ſie zur Ruhe.

Dann ſaß ich ganz allein und horchte in die dunkle Nacht hinaus auf den Sturm, und wie der Schnee gegen die Fenſter peitſchte und rang die Hände und ſtöhnte und konnte es noch immer nicht glauben, daß noch geſtern der Andreas hier mit uns gelacht hatte. Da hör' ich draußen rufen und pochen, und ich weiß nicht, ob ich hinaus ſoll oder nicht. „Am Ende iſt's Botſchaft vom Andreas!“ denke ich und gehe hinaus. — Da ſteht ein Mann, der ſagt, er ſei gefallen und habe ſich wohl den Fuß etwas vertreten, denn er könne nicht gut weiter gehen, um nach dem Krug im Dorfe zu ſuchen, und er fragt, ob er nicht auf kurze Zeit eintreten könnte, ſich trocknen und nach ſeinem Fuß ſehen. Der Mann hat etwas Freundliches in ſeiner Stimme und ich laſſ' ihn eintreten; im Hauſe ſehe ich, daß er ſo an vierzig Jahre alt iſt und von gutem Anſehen, wie kluge Herren aus der Stadt, aber durch und durch verweicht und von dem Wetter ſchlecht zugerichtet. — Ich führe ihn in die Stube und gehe hinaus und koche ihm einen Kaffee und bringe ihm Brot und ſtelle alles vor ihn hin und er ſieht mir ſo treu in mein verweintes Geſicht und dann bittet er mich, ob ich ihm nicht etwas geben könnte, damit er ſeine naſſen Kleider für kurze Zeit loswerden könnte.

So gehe ich und will im Schranke nachſehen, wo mein Mann ſeine Sonntagskleider aufhebt, da iſt der Schrank verſchloſſen und mein Mann wird den Schlüſſel bei ſich haben, ich weiß doch noch etwas Wäſche zu finden und dann bringe ich dem Fremden einen alten Reiſepelz von dem ſeligen Vater von meinem Manne, zwar ſchlecht und ganz verbraucht, aber doch warm und ich hatte ſonſt nichts. Dann gehe ich hinaus.

Als ſich der Mann etwas umgezogen hat und ich hinein komme und ſetze mich in eine Ecke, da dankt mir der Herr ſo freundlich und ſagt, es ſei ſchön, daß ich ſo mildthätig gegen einen Fremden bin und dann fragt er mich, warum ich ſo allein und ſo traurig bin. Zuerſt kann ich nur weinen, dann aber nach und nach erzähle ich alles von dem verlorenen Scheine und von der ſchrecklichen Anklage gegen den Andreas auf Mord. — O, es war ein guter Herr, der Mann, er verſtand zu tröſten und ſo ſchön zu ſprechen, wie gerecht und klug die Richter wären, und wie mit Gottes Hilfe meines Mannes Unſchuld an den Tag kommen würde. Und er hat noch manches gefragt, ob denn der Schwarzenfeld nicht ſonſt noch bittere Feinde hier im Dorfe und außerhalb habe, und ich ſage nur, daß ich davon nicht viel wüßte, und dann erzählt er auch, wie es gekommen, daß er ſo ſpät und bei dem ſchlechten Wetter ſo am heiligen Abend auf der Landſtraße geweſen iſt und gar dort gefallen. Ich muß ſagen, ich habe nicht recht acht auf ſeine Erzählung gegeben, oder es iſt vergeſſen vor dem, was nun geſchah, denn mit einemmale fingert der Mann ſo an dem alten Pelzmantel herum und zieht einen Zettel hervor, der hat zwiſchen Pelz und Zwiſchenfutter geſteckt, und wie wir genau zuſehen, da iſt es die lang geſuchte, fehlende Quittung.

Und jetzt weiß ich auch, daß mir mein Mann oft erzählt hat von dem Schlitz im Pelz, in den ſein Vater oft allerlei hinein geſteckt hat zum Spaß für den Andreas, wie der noch Kind war, und jetzt weiß ich auch, daß mein Mann an einem Abend ſo im März, wo es fror und er hatte am Tage einen Fieberanfall gehabt, in dieſem Pelzmantel bei dem Schwarzenfeld geweſen iſt, und auf dem Zettel ſteht auch die Quittung vom 29. März. Wie ich den Zettel in meiner Hand halte, da weiß ich, daß den der Andreas ſehen muß, ehe er in Sorgen die ganze Nacht verbringt, ſo ſage ich zu dem Herrn, ich ließe ihn für eine Stunde allein zu Hauſe, ich müßte zu meinem Manne, ich höre nicht auf ſein Abreden, ich ziehe meinen Rock über den Kopf, nehme die Quittung und gehe hinaus.

Draußen hatte der Schneefall aufgehört, es kam kalt von dem Heidenberge herunter geweht, und am Himmel ſtand hier und da ein Stern, an dem der Wind die Wolken vorbei trieb. Im Schulzenamt iſt noch Licht, da wartet der Schulze noch immer auf den Richter aus der Stadt. Der Schulze hört von meinem Funde, aber er weiß nichts von der ganzen Sache mit den ungenügenden Quittungen und kann mich nicht recht verſtehen. Er nimmt mich freundlich bei der Hand und ſagt: „Frau Neumann, Ihr Mann ſagt mir, er ſei an dem Mord unſchuldig und ich kenne Ihren Mann lange und wenn ich auch weiß, zu was Zorn und blinde Wut treiben kann, ſo ſage ich doch, ich denke, Ihr Mann iſt an der That unſchuldig. Man hat ihn aber doch im harten Streit mit dem Schwarzenfeld geſehen, und er iſt nachher auf dem Heidenberge geblieben und iſt eine Stunde darauf oder noch ſpäter erſt ins Dorf gekommen und er kann nicht ſagen, was er in der Zeit zwiſchen ſeinem Streit mit dem Ermordeten und ſeiner Rückkehr getrieben hat, denn wenn Ihr Mann ſagt, er ſei währenddem oben am engliſchen Kreuze geweſen und habe gebetet, ſo kann ihm das keiner glauben, der den Weg nach da hinauf kennt, da geht kein Menſch den Weg hinauf und herunter in ſo kurzer Zeit, und dieſe falſche Ausſage ſchadet dem Neumann mehr, als wenn er nichts über die fragliche Stunde ausſagt. Aber verzagt nicht Frau, unſer Herrgott lebt noch und hat noch keinen Unſchuldigen verlaſſen. Ich will Sie noch auf zehn Minuten zu Ihrem Manne laſſen, es iſt zwar gegen meine Pflicht, aber ich thu's, weil ich ihn trotz allem für unſchuldig halte.“

Es war eine kurze Zeit, die zehn Minuten, zuerſt hat mein Mann ſich nicht aus dem Schlafe finden können und ſich erinnern, wo er war, aber dann hat er ſich ſo über den Zettel gefreut; und wie ich ihm erzähle, was mir der Schulze eben geſagt hat, da ſpricht er: „Die Zeit wird doch noch nicht gekommen ſein, wo ein Wort von einem bisher unbeſcholtenen Manne bei Gericht nicht mehr gehört wird und keinen Glauben findet; Bärbel, ich habe getroſte Zuverſicht, daß Gott mir beiſtehen wird.“ — Und ſo erzählt mir der Andreas, wie ihn oben am Kreuz der kleine grüne Zweig berührt hätte wie Gottes Finger ſelbſt und er ſchenkt mir das kleine Zweiglein und ſchickt mich heim.

Hier im Hauſe hat der gute Herr getreu auf mich gewartet, er läßt ſich von mir alles erzählen und dann ſagte er, ich ſolle zur Ruhe gehen, denn es war Mitternacht gekommen, und er ſagte noch, er wolle annehmen, da ich doch bisher eine ſo mildthätige Frau gegen ihn geweſen ſei, ſo würde ich ihm auch erlauben, hier im warmen Zimmer auf der Bank zu übernachten. Und wie ich noch vor ihm ſtehe und er ſpricht ſo freundlich zu mir wie ein alter, treuer Freund, da faßt er nach dem kleinen Stechpalmenzweig und ſagt, er hätte, ſeit er in England geweſen ſei, den hübſchen Strauch nicht mehr geſehen.

Da erzähle ich ihm, daß ſolcher Strauch, der ſonſt hier nirgends herum zu finden iſt, von einem Engländer gepflanzt iſt dort oben an dem Kreuze, wo mein Mann heute geweſen iſt. Und ich nehme das Zweiglein und ſtecke es hinter meinen eingerahmten Konfirmationsſpruch und ſage: „Ja, wenn das Zweiglein hier reden könnte und ausſagen, daß es meinen Mann dort oben geſehen hat und er hat es doch heute oben gepflückt und herunter gebracht, ſo wäre ja der Mund da, der beweiſen müſſe, daß mein Mann während der Zeit nicht unten dem Schwarzenfeld könnte ans Leben gegangen ſein.“

Da geht eine Rührung über das Geſicht des Fremden und er tritt vor die Wand und nimmt den grünen Zweig in ſeine Hand und ſpricht mit tiefer Stimme: „So wird Gottes Mund durch dieſes kleine Reis Zeugnis vor Gericht ablegen, wenn Menſchenzungen nicht vermögen, dieſes Mannes Unſchuld zu bezeugen; ich will den Zweig vor Gericht tragen, ich will eure Sache mit Gottes Hilfe zu einem guten Ende führen; du aber, junges Weib, vergiß nie, was der gütige Gott an euch gethan hat.“

Die Frau ſchwieg, ſie konnte vor Schluchzen nicht weiter ſprechen, ſie ſchmiegte ſich an ihren Mann und weinte leiſe.

Eine Weile blieb es ganz ſtill im Stübchen, dann ſagte der Mann, indem er nach dem Chriſtbaum im Zimmer wies: „Ich bin heute früh oben am Kreuze geweſen und habe einen friſchen, grünen Zweig dort für die Frau zum Chriſtgeſchenk geholt, aber da oben das kleine dürre Zweiglein am Kreuzchen, das iſt dasſelbe, was mir vorm Jahr der Herrgott geſchenkt hat. Das ſoll am Weihnachtsabend alle Jahre am Baume prangen, ſo lange eins von uns am Leben bleibt, denn Gott hat uns durch dies kleine Reis zum Recht verholfen. Es gibt im Lande weitumher nur dieſen einen Stechpalmenſtrauch, hatte ich ein friſches Reis gebrochen, ſo konnte es nur von dort ſein; ich bin frei geſprochen worden, noch ehe die Sache vor das Schwurgericht kam.“

„Und wer hatte den Mann ermordet?“ fragte ich.

„Der Schuldner aus dem nächſten Dorfe, er kam bald in Anklage und hat am Ende auch nicht geleugnet, aber weil ſich im Hauſe des Schwarzenfeld allerhand Papiere fanden, die es klar machten, wie ſehr der Mann zum Äußerſten getrieben war, ſo haben die Richter ihn nicht zum Tode verurteilt, ſie ſagen, er könne wohl nach Jahren begnadigt werden. — In mir aber iſt ſeit den Tagen alles vergangen, was ſonſt in mir den Menſchen zum Tier gemacht hat, und ich denke, wen der Herrgott für wert hält, in Not und Zerknirſchung ſolch tröſtend Verſprechen zu geben, wie mir durch das Zweiglein, der vergißt Gottes nie und verſucht in Treue ein rechtſchaffener, dankbarer Menſch zu ſein.“

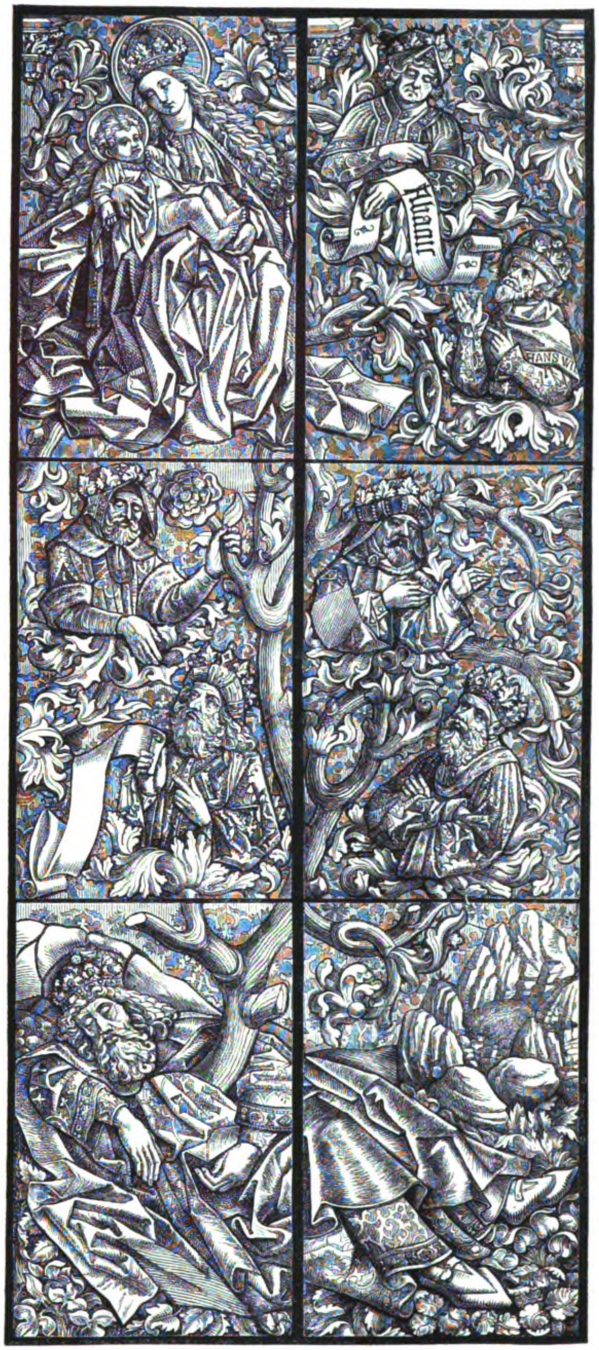
Ich ſchied am Abend des nächſten Tages von dem Schmied und ſeiner Familie, voll Dank für das, was ich dort gefunden und werde den Abend dort nie vergeſſen können.

Der Stammbaum Jeſu von Hans Wild.

Die höchſte Aufgabe chriſtlicher Kunſt iſt die Darſtellung Chriſti; auf mannigfache Weiſe haben die Künſtler an ihrer Verwirklichung gearbeitet und den aus der Fülle des Lebens Jeſu gebotenen Stoff in immer neuen Auffaſſungen zur Darſtellung gebracht. Malerei und Plaſtik haben von den Anfängen chriſtlicher Kunſt in den Katakomben an darin gewetteifert. Dagegen vermochte die Baukunſt nicht, aus ſich ſelbſt und mit ihren Mitteln eben dieſem Ziele zuzuſtreben; ſie findet ihre Aufgabe in der Ausprägung des chriſtlich-religiöſen Gedankens überhaupt. Aber ſie hat doch daneben Plaſtik und Malerei in ihren Dienſt geſtellt, um ſo auch ihrerſeits mittelbar an der größeren Aufgabe mitzuarbeiten: das bezeugen die Wandgemälde, die Moſaiken, die Skulpturen im Innern des Gotteshauſes und an der Außenſeite und nicht zum geringſten die Glasgemälde. Denn in dem reichen Darſtellungscyklus Alten oder Neuen Teſtamentes, der ſich in den gewaltigen Fenſtern in prächtigen, vollen Farben vor unſeren Augen entfaltet, tritt als der einheitliche Grundgedanke die Erlöſung, als die Zentralperſönlichkeit der Erlöſer uns entgegen. Das Wort eines Kirchenlehrers: „Das Alte Teſtament wird klar im Neuen, und das Neue Teſtament liegt verborgen im Alten,“ beherrſcht auch die chriſtliche Kunſt des Mittelalters: ohne Unterbrechung ſchließt ſie die altteſtamentlichen und die neuteſtamentlichen Geſchichten aneinander. Dort Weisſagung, hier Erfüllung; dort Typus, hier Wirklichkeit.

In dieſer Anſchauung bewegt ſich auch das hier abgebildete Glasgemälde des Ulmer Münſters, welches von dem am Ende des XV. Jahrhunderts lebenden Hans Wild herrührt. Der Künſtler hat in demſelben ein Motiv wiederholt, das in der zweiten Hälfte des Mittelalters ſehr beliebt war und bald reicher, bald einfacher ausgeführt wurde. Die ſtoffliche Unterlage gab die Genealogie Jeſu in den Evangelien (Matth. 1; Luk. 3). Hans Wild hat ſich auf eine ſehr geringe Zahl von Figuren beſchränkt. Wenn wir von den beiden, durch Spruchbänder ausgezeichneten Prophetengeſtalten (Habakuk und Jeſaias) abſehen, ſo bleibt nur eine Vierzahl von Vorfahren Chriſti übrig. Das größte Intereſſe nehmen Anfang und Ende des Stammbaumes in Anſpruch. Aus Abraham, der in reicher Patriarchentracht friedlich ſchlummernd auf blumigem Boden ruht, wächſt der Baum auf; ſeine Krone bildet das Knäblein auf dem Schoße der Mutter im oberen linken Felde. Fröhlich ruht es im Arme der Maria, die mit ſeligem Blicke zu ihm niederſchaut. Eine goldene, mit koſtbaren Steinen beſetzte Krone ziert ihr Haupt; ihre Haltung und ihre Gewandung iſt die einer Königin. Aber auch dem Kinde hat Hans Wild den Schmuck wenigſtens eines Perlenhalsbandes nicht verſagen zu ſollen geglaubt. Und doch tritt dieſes Äußerliche zurück vor dem kindlich-naiven, echt deutſchen Hauche, der auf dem ganzen ruht. Abſeits von der lieblichen Gruppe hat der Künſtler ſein eigenes Bild geſetzt, wie er anbetend Augen und Hände zu dem Jeſusknaben hinwendet, der lächelnd und mit kindlicher Überraſchung ſein Antlitz ihm zuneigt. Es iſt dadurch glücklich der Eindruck vermieden worden, als ob das Gemälde im letzten Grunde der Verherrlichung der Maria gelte, eine Verirrung, welche uns öfters in den Stammbaumdarſtellungen des XVI. und des XVII. Jahrhunderts begegnet.

Eine Eigentümlichkeit des Glasgemäldes iſt der entſchieden maleriſche Charakter, den es zeigt. Es unterſcheidet ſich dadurch ſcharf von den älteren Produktionen dieſer Kunſt, welche den teppichartigen Charakter des Buntfenſters ängſtlich gewahrt haben und ſich genau in den Grenzen der Flachzeichnung halten. Seitdem aber in der gotiſchen Periode zu dem bis dahin ausſchließlich verwendeten Schwarzlot noch andere Schmelzfarben erfunden waren, wurde dadurch die Verſuchung nahe gebracht, das Glasmoſaik maleriſch auszuführen. Mit wenigen Ausnahmen zeigen die Glasgemälde aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts dieſen Abfall von der urſprünglichen Auffaſſung. Dieſer Abfall iſt aber zugleich eine Verirrung, denn das Glasgemälde, wo es in dem Fenſter zur Verwendung kommt, ſoll eben den Teppich erſetzen, mit welchem ſonſt der Fenſterraum verhängt zu werden pflegte; anders gewährt das Fenſter den Anblick eines eingerahmten Bildes, was widernatürlich iſt. Es ſcheint nicht überflüſſig, hier beſonders darauf aufmerkſam zu machen, da in der Gegenwart das Verſtändnis der urſprünglichen Idee des Glasgemäldes, ſeines Charakters und ſeiner Grenzen nicht allzuhäufig anzutreffen iſt, was um ſo folgenſchwerer werden könnte, da augenblicklich die Vorliebe für dieſen ſchönen Zimmerſchmuck wieder erwacht iſt.



Der Stammbaum Jeſu von Hans Wild. Glasfenſter im Ulmer Münſter.

Das Lutherfeſtſpiel in Jena.

Von Leopold Witte.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Doktor Luther auf der Bühne! — iſt das nicht eine Entweihung heiliger Empfindungen und eine Herabwürdigung des großen Reformators zur Befriedigung müßiger Schauluſt? Kann Luther anders dargeſtellt werden, als mit geiſtgeſalbten Worten auf den Lippen, mit den Zeugniſſen tiefſter Herzensreligion und ſchriftgetränkten Glaubens? und — im Theater derartiges zu hören, muß es nicht jedes feinere religiöſe Gefühl verletzen?

Ich geſtehe, daß ich dieſe Erwägungen oft kopfſchüttelnd angeſtellt habe, ſo oft ich wieder von einer Lutherfeier las, die mit einer ſzeniſchen Darſtellung verbunden werden ſollte. Und der Zweifel an der Berechtigung derartiger Unternehmungen verwandelte ſich in entſchiedene Mißbilligung, als ich das in den Buchhandel gekommene „Reformationsdrama“ Martin Luther von Wilhelm Henzen kennen gelernt hatte, das nun in der

That auf mehreren Bühnen Deutſchlands am 10. oder 11. November zur Aufführung gekommen iſt. Wie hat da die mit den Geſchichtsthatſachen auf das willkürlichſte ſchaltende Hand des „Dichters“ den Schmelz von der hehren Luthergeſtalt hinweggewiſcht! Wo aus den innerſten Tiefen des im Worte Gottes gebundenen Chriſtengewiſſens heraus die gewaltigſten Thaten des Gottgefeſteten Mannes geboren worden ſind, da heißt es bei Henzen wieder und immer wieder: „aus ihm ſpricht der Geiſt!“ — „O Vater, mich treibt der Geiſt.“ Während Luther kein eigenes Begehren kennt und in heldenhafter Selbſtverleugnung nur ſeinem Herrn zu Ehren arbeitet und wirkt, auch der Eintritt in die Ehe im Jahre 1525 viel mehr ein Bekenntnis, als ein Bedürfnis geweſen iſt, „daß ich es dem Teufel mit ſeinen Schuppen, den großen Hanſen, Fürſten und Biſchöfen zu Trotz gethan habe, welche ſchlecht unſinnig werden wollen, daß geiſtliche Perſonen ſollen frei ſein“ — ſpielt in dieſem „Reformationsdrama“ bereits im zweiten Akte: „die Bannbulle“ vor dem Feuer am Elſterthor von Wittenberg die Liebelei mit Katharina eine tiefeingreifende Rolle; und auf die Wartburg ſchickt die dem Kloſter entronnene Nonne ihrem Mönch, „in deſſen Herzen die Liebe keimt,“ einen Blumenſtrauß — „verſchmäht die Blumen nicht, ſie kommen von Käthe!“ Luther (ſie küſſend). „Von ihr! O Dank für den Gruß.“! Wahrlich, einen größeren Gefallen konnte Wilhelm Henzen den römiſchen Widerſachern der Reformation nicht thun, als daß er dieſes Zerrbild Luthers auf die Bühne und in das Volk brachte.

So waren es alſo keineswegs hochgeſpannte Erwartungen, die mich begleiteten, als ich, durch die begeiſterten Berichte von Augenzeugen dennoch angelockt, zur vierten Darſtellung des Lutherfeſtſpieles von Otto Devrient am 14. Oktober nach Jena fuhr. Auch die Mitteilung, daß die Aufführung, zwei kleine Pauſen abgerechnet, nicht weniger als fünf und eine halbe Stunde in Anſpruch nehme, war eher geeignet abzuſchrecken als anzuziehen. Doch ich ging, — und kehrte aufs tiefſte ergriffen und erſchüttert wieder heim!

Welch ein Bild hat hier ein nicht nur bühnen- ſondern herzenskundiger Meiſter uns vor die Augen gemalt! Und wie treu und ſorgſam und keuſch iſt er mit der Geſchichte umgegangen! Ja, das iſt unſer Luther, wie er leibt und lebt. So war er; ſo tiefgrabend in ſeiner Buße, ſo himmelſtürmend in ſeinen Gebeten, ſo kühn und feſt im Glauben, ſo treuherzig und kindlich, ſo geiſtesmächtig und wortgewaltig, ſo ſprudelnd in heiterem Scherz, ſo echt und wahr in jeder Empfindung. Nicht Ein Wort iſt ihm in den Mund gelegt, das über dieſe Lippen nicht hätte kommen können; und ſehr viele ſeiner Reden ſind der Geſchichte ſelbſt entnommen und ungezwungen in den Gang der Handlung eingeflochten. Und wie trägt alles das Kolorit der Zeit, bis in die Nebenfiguren hinein, die mit Ausnahme einiger Geſtalten in der Volksſzene vor der Wittenberger Kirche ſämtlich der hiſtoriſchen Überlieferung entnommen und ihrem Charakter getreu durchgeführt ſind. Was aber das erſtaunlichſte iſt: das Vorgeführte trägt ſo völlig den Stempel der Wahrheit und des tiefen Ernſtes, iſt ſo himmelweit von allem Gemachten und Künſtlichen entfernt, daß man auch nicht einen Augenblick peinliche Gefühle zu unterdrücken hat, wenn auf dieſer Bühne das Heiligſte des Herzens, die innerſten Geheimniſſe des Glaubens zur Ausſprache kommen. Das iſt alles ungeſchminkte, furchtbar ernſte oder ſüße, ſelige Wahrheit, die ſich ſelbſt bezeugt und keiner Entſchuldigung bedarf, daß ſie ſich kundthut, wie ſie iſt. In der ganzen langen Darſtellung iſt mir kaum eine einzige Phraſe aufgeſtoßen, die ſich als hohle Deklamation erwieſen hätte.

Dieſer entſchiedene Ernſt der Dichtung wird aber auch von einem gleich reſoluten Ernſt der Darſtellung getragen. Es iſt eine in hohem Grade reſpektable Leiſtung, die uns da in dem einfachen Sommertheater mit dem allerbeſcheidenſten ſzeniſchen Apparat vor die Augen geführt wird. Der Dichter ſelbſt, der berühmte Darſteller des Mephiſto in der von ihm für die Weimarſche Bühne arrangierten Fauſtbilogie, hat es ſich nicht nehmen laſſen, ſeinen Luther ſelbſt zu ſpielen. Und wahrlich, man vergißt, daß es ein Spiel iſt. Vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Monologs in der Erfurter Kloſterzelle, wo man es an einzelnen Stellen merkt, daß hier ein großer Schauſpieler abſichtliche Kontraſte in berechneten Maßen vorführen will, denkt man im ganzen Stücke nicht mehr daran, daß eine eminente theatraliſche Kraft hier arbeitet. Dieſer Luther iſt aus Einem Guſſe und reißt alle, auf der Bühne und vor der Bühne, mit ſich fort. Der Zuſchauer durchlebt mit den Darſtellern die ganze große Zeit und hat keine Muße und keine Luſt zu Reflexionen: eine großartige Gemeinſchaft des Empfindens flutet hin und her, — das Rätſel einer lehrenden, erziehenden, erhebenden, begeiſternden, ja erbauenden Volksbühne, hier iſt es in der ſchlichteſten und naivſten Form gelöſt.

Sind es doch Jenenſer, die auf der Bühne ſtehen, und, der Mehrzahl nach, Jenenſer, die drunten zuſchauen und mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit die Handlung verfolgen und die Darſtellenden tragen. Neben Devrient wirkt nur noch eine Schauſpielerin von Fach mit, Fräulein Kuhlmann, ſeine Schülerin am Weimarſchen Hoftheater. Und das ſchönſte, was ſie von ihm gelernt hat, iſt die treuherzige, einfältige Wahrheit, dieſe ungeſchminkte warme Natürlichkeit, mit der ſie die Nonne und die Hausfrau Käthe zur Darſtellung bringt. Auch hier in der ganzen Rolle nichts Gemachtes und Geſuchtes — ein lieblichſtes Bild edler, frommer, natürlicher Frauenhaftigkeit. Sämtliche übrige Rollen: Kaiſer, Kurfürſten, Biſchöfe, Ritter, Studenten, Städter und Städterinnen, Nonnen und Ehefrauen werden von Jenaern geſpielt, Gerichtsräten, Profeſſoren, Lehrern, Ärzten, Schülern, Studenten, Handwerkern, Bürgerfrauen und Fräulein. Und mit welcher Freude und Hingabe ſpielen ſie! wie leben ſie im ganzen, fügen ſich ein, wollen ſich nicht vordrängen — überall Maß, Haltung, Ernſt, Begeiſterung!

Ein kurzer Überblick über das Ganze wird die Schönheit im Aufbau dieſes Devrientſchen „hiſtoriſchen Charakterbildes“ erkennen laſſen. Ein Reformationsdrama ſoll es nicht ſein; ſogenannte äſthetiſche Rückſichten der Kompoſition hatte alſo der Dichter nicht zu nehmen — er konnte ſeine Bilder, die durch die machtvolle Perſönlichkeit Luthers ſelbſt zuſammen gehalten werden, loſer an einander reihen. In ſieben Abteilungen werden uns die Hauptmomente des Lutherſchen Lebens vorgeführt.

Erfurter Studenten und Magiſter, die erſteren ein Lutherſches Burſchenlied auf den Lippen, kommen, in einer Straße zuſammentreffend, bald auf den frohſten und frömmſten aus ihrem Kreiſe zu ſprechen, Magiſter Luther. Im Begriff, ihn aufzuſuchen, werden ſie von dem zu ihnen ſtoßenden Mansfelder Freunde Luthers Wenzel Linck mit der Kunde überraſcht, daß der Geliebte und Bewunderte urplötzlich ins Kloſter gegangen iſt. Da ſie noch reden, zieht der Novize, Almoſen heiſchend, vorüber — auf Lincks Bitten: „Martin! Ich geh' in deinen Heimatsort. Haſt du für deine Eltern nit ein Wort? nit einen Gruß?“ antwortet der Kloſterbruder nur: „Laß ab, mi domine! in sancti Augustini nomine.“ Hallender Mönchsgeſang nimmt den der Welt Geſtorbenen ins Kloſter wieder auf; und Spalatin ruft ihm wehmütig nach:

> „Find er die Ruh in Kloſters Band,
> Der nicht im Leben Frieden fand.
> Ich ſorg, der Geiſt ſpreng Eid und Orden,
> Dem eine Welt zu eng geworden!“

Drei Jahre ſpäter thut ſich, noch in derſelben Abteilung, „Bruder Auguſtins“ Zelle vor uns auf, und wir ſchauen den Büßer und Beter, der auf den Knieen mit ſich ſelbſt und ſeinem furchtbaren Gotte ringt.

> „Auf des Böſen Wage ſink ich
> Schlündetief vor dem Gericht.“
> „Ungebüſtes noch von geſtern
> Häuft die Bußelaſt von heut,
> Und mit tauſend Sühnereſtern
> Zag' ich in die Ewigkeit!“

Der bewußtlos Zuſammenbrechende wird von Staupitz in Begleitung des Priors gefunden und in geiſtesmächtigem Zwiegeſpräch, in welchem die Gnade mit dem Trotze des Verzagens einen alle Tiefen des Menſchenherzens aufwühlenden Streit kämpft, halb wider Willen überwältigt und zum Gehorſam gegen den Ruf nach Wittenberg gebracht. Nur die Bibel, das gefürchtete und geliebte, aber von Staupitz ihm weit geöffnete Buch nimmt er mit:

> „Aufs neu denn mein, du Buch, mein Leiden;
> Du Buch, mein Troſt, um nie von mir zu ſcheiden!“

Neun Jahre ſind vergangen. Das Allerheiligenfeſt 1517 führt den Wittenberger Doktor der heiligen Schrift noch einmal mit ſeinem Ordensvikar Staupitz vor der Schloßkirche zuſammen. Aber die Rollen ſind inzwiſchen ausgewechſelt: Staupitz iſt der Zaghafte, Zurückdrängende, Luther will in den Kampf; ſein Chriſten- und Prieſtergewiſſen iſt durch den Ablaßhandel ſchmerzlich verwundet — er wirft den Fehdehandſchuh hin, den Staupitz ihm nicht mehr entwinden kann:

„So thu denn, was du glaubſt zu müſſen;
Mich aber — laß die That nicht wiſſen!
Stürm' junger Brauſewind! ins Leben;
Ich will zur Heimkehr mich begeben.“

Und unter Glockengeläute, nach ſtillem Gebet, ſteigt Luther die Stufen zur Kirchthüre hinauf und nagelt mit vier Nägeln ſeine Theſen an, jeden Schlag mit einem Gebetsruf begleitend:

„Gekreuzigter! in deinem Namen ſtreit' ich.“
„Gekreuzigter! dein Löſungswerk bereit' ich.“
„Gekreuzigter! dein' Nägemale ſchlag' ich.“
„Gekreuzigter! Vergönn's! Dein Leiden trag' ich!“

In einer höchſt bewegten Volksſzene, in der Bürger und Studenten, Frauen und Kinder, Meiſter Lukas Cranach, Spalatin und ſeine zwei in Wittenberg ſtudierenden Pfleglinge, die Prinzen Otto und Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg, Nikolaus Emſer und ein von ihm nach der ſächſiſchen Reſidenz geleiteter Ablaßkrämer auf das lebhafteſte eingreifen, entrollt ſich vor uns ein Bild der ſtürmiſchen Aufregung, welche die Theſen überall hervorriefen. Dem tumultuariſchen Zerſtörungs- und Verbrennungsprozeß, den die Studenten in tollem Übermute mit dem Ablaßkaſten und ſeinem Inhalte vornehmen wollen, ruft der plötzlich erſcheinende Luther ein mächtiges Halt zu, und als Emſer ihm mit des heiligen Vaters Zorne droht: „Was wollt Ihr thun, wenn der Papſt Euch ruft?“ entgegnet Luther:

„Und zündet Ihr ein Feuer an
Vom Höllenſchlund bis Himmel an,
So ſtell' ich mich und laß mich hören,
Und ſollten zehntauſend Teufel wehren!“

Die dritte Abteilung führt uns nach Worms. Im großen biſchöflichen Sitzungsſaale des Reichstags treffen Spalatin, des ſächſiſchen Kurfürſten Geheimſekretär, und Luthers Reiſebegleiter, denen der Marſchall von Pappenheim einen Einlaßſchein bewilligt hat, vor dem Beginn der Sitzung zuſammen. In geſchickter Rede und Gegenrede werden wir über die Stimmung der der Hauptmaſſe nach feindſeligen Stände, in deren Mitte Spalatin gearbeitet hat, und der für Luther begeiſterten Menge in Stadt und Land orientiert. Der Reformator ſelbſt, geklärt und gefeſtigt im nächtlichen Gebete, begrüßt frohen Mutes die Freunde. Ehe er beiſeite tritt, labt ihn Frundsberg mit ſeinem Troſtſpruche, und noch im Gehen ruft Luther — ein außerordentlich feiner Zug des Dichters! — einer Weltentſcheidung ins Geſicht ſchauend, den Freunden zu:

„Der Minkwitz hat das Fieber, liegt allein;
Man ſollt' doch nach ihm ſehen. Thu's Pezenſtein.“

Und erſchüttert bekennt Frundsberg:

„Der geht mit Recht! Der hat nichts zu gewahren!
Mit dem iſt Gott und ſeine Engelſcharen.“

Nun beginnt, was die äußerliche Prachtentfaltung betrifft, die Glanzſzene des ganzen Stückes. Unter charakteriſtiſchen Ausſprüchen, die von den hinter einer Säule verborgenen Lutherſchen Freunden gloſſiert und kommentiert werden, ziehen die Reichsſtände nach und nach, koſtbar angethan, in den Saal. Da ſehen wir die feindlichen Vettern von Sachſen, Johann und Georg, den burſchikoſen und doch dem Lutherſchen Zeugniſſe offen zugänglichen Philipp von Heſſen, die ſtolzen, der Deutſchen ſpottenden päpſtlichen Legaten Aleander und Caracciolo, die robuſten Vertreter der Städte, Biſchöfe, Kardinäle, zuletzt den von allen Seiten laut begrüßten jugendlichen Kaiſer im feierlichen Geleite ſeines Bruders und der ſechs Kurfürſten — ein pomphafter, hochſtattlicher Zug, der den Saal in bunte, leuchtende Farben kleidet. Die Verhandlung beginnt. Luther wird hereingerufen, der Offizial ſtellt ihm ſeine Fragen, der Reformator hebt ſein Zeugnis an. Seine Rede unterbrechen laute, oft ſtürmiſche Ausrufe von Feind und Freund; es iſt ein ſchönes, auf- und abwogendes Bild, das den Atem anhalten läßt. Zuletzt das Heldenwort:

„Wohl! weil ich denn kürzlich reden muß:
Werd' ich mit Sprüchen nit überwunden,
Wie ſie in Gottes Wort befunden,
Und ſo man nit mit der Heiligen Schrift
Mir das Gewiſſen beſiegt und trifft,
So kann ich nit, um Jeſum Chriſt,
Und will nichts vom Widerrufen wiſſen,
Weil's weder ſicher noch geraten iſt,
Etwas zu thun wider das Gewiſſen!
Hier ſtehe ich in Gottes Namen!
Ich kann nit anders! Gott helfe mir! Amen!“

Da erhebt ſich ein namenloſer Tumult. Alles ſchreit wild durch einander. Der Kaiſer erhebt ſich und geht kalten Blickes an Luther vorüber. Der Saal leert ſich. Luther ruft wie aus einem Traume erwachend:

„Bin ich hindurch? Wie war denn das gemeint?
Iſt's all vorbei? Bin ich verurteilt worden?
Bin freigeſprochen? Werden ſie mich morden?
Ich bitt' euch, ſagt mir doch, was iſt geſcheh'n?“

Am Schluſſe dieſer Abteilung breitet Friedrich der Weiſe im heimlichen Geſpräch mit Amsdorf und Spalatin ſeine ſchützenden Hände über den gebannten und der Acht verfallenden Mann:

„Ich hab' eine Burg im grünen Wald,
Mir gar ein holder Aufenthalt;
Ragt über Thal und Thäler weit,
Schaut froh auf alle Erdenheit.
Die Burg ſteht feſt aus Stein auf Stein!
Die Burg ſoll ſeine Warte ſein.“

Auf die Wartburg führt uns die vierte Abteilung. Junker Jörg ſchüttelt mißmutig an ſeinen Ketten, die ihn zum Müßigbleiben verurteilen, während ſein Werk in der Welt leidet. Die Ritterrüſtung läßt ihn nach dem Schwerte greifen und angriffstrotzig es ſchwingen. Doch er ſchleudert's von ſich. „Du falſcher Junker! Dein' Wehr iſt's Wort! Apage, apage, Satanas! Mein' Waffen iſt das Tintenfaß! Die ſchwarze Flut dir übern Schopf!“ Dann greift er nach der lateiniſchen Bibel und ſchlägt den Anfang des Johannesevangeliums auf. Doch das Latein iſt ihm zuwider:

„Was „Logos!“ „sermo!“ Nein! „das Wort!“
Mein deutſche Mutterſprach' allein
Soll Gottes Zeugin fort und fort
Für unſere deutſche G'meine ſein!“

Ein prächtig kerniges Geſpräch mit ſeinem „Kerkermeiſter“ Berlepſch unterbricht die Einſamkeit. Da wird Amsdorf am Bergeshang als Späher eingefangen, hereingeführt, und bringt Kunde von Wittenberg und den dort ausgebrochenen Unordnungen. Nun leidet's Luther nicht mehr; er muß hin und nach dem Rechten ſehen. Berlepſch will ihm wehren; allein der Held antwortet:

„Schreibt meinem gnädigen Herrn: ich ſei geritten,
Weil meine Sach' mich nimmer hier gelitten.
Schreibt ihm, ich reite meiner Lehr' zu nutz'
In noch viel höherem, als Kurfürſts Schutz!
Ich halt', ich könnte mehr dem Kurfürſt nützen,
Als er mir nützt — Gott wird am beſten ſchützen
Den, der am meiſten an ihn glaubt.
Ihm anvertrau ich mein geächtet Haupt.“

In eine andere ſtille Stätte treten wir mit der fünften Abteilung. Es ſind die Hallen des Nonnenkloſters Nimtſchen. Die durchweg vortreffliche, in kirchlichem Stile gehaltene Muſik intoniert hier in der Oſtervigilie Luthers Choral: „Chriſt lag in Todesbanden“ und geht dann in die Weiſe des alten Oſterliedes „Regina coeli laetare“ über, den ſingende Nonnen, paarweiſe mit Lichtern über die Szene ziehend, zu Ende führen. Dann erſcheint Katharina von Bora im weißen Ciſterzienſer Kleide. Weil ſie, gleich andern Nonnen, Luthers Schriften geleſen und es in der Beichte bekannt hat, iſt ſie zur Pönitenz in der Oſternacht verurteilt. In rührendem Gebete macht ſie ihrem Herzen Luft. Doch bald geſellen ſich ihre Mitſchuldigen zu ihr. Die Domina iſt krank; die milde, weichherzige Muhme Lene, Katharinas Tante, ſchwingt ſtellvertretend den Äbtiſſinſtab. Wenn je, dann muß in dieſer Nacht die lang geplante Flucht aus dem Kloſter bewerkſtelligt werden. Doch die Beratungen über das Wie? wollen zu keinem Ende führen. Da ſieht Käthe in dunkler Nacht draußen ein Licht; Wagen und Pferde ſind dabei. Es iſt das Zeichen, das Luther ihr gegeben! Sie hat an ihn geſchrieben, ob er die Flucht billige. Dann ſolle der Ratsherr Koppe aus Torgau in der Oſternacht helfen.

„Und Kopp' iſt da, und drunten ſteht der Wagen.
Wer zu der Flucht bereit iſt, der mag's ſagen!"

Aber in dem Augenblicke überraſcht die Erſchrockenen Muhme Lene. Sie müſſen beichten, was ſie vorhaben. Doch Muhme Lene hat ſelbſt ergreifende Erfahrungen hinter ſich — wie ſie ſchon im Zwiegeſpräch mit Käthe ausgerufen:

„Hilf, heil'ge Anna! Hilf, Marie!
Ach! ich vermag nichts wider ſie!
O Fluch der Kloſtereinſamkeit,
Die weckt und nährt, was ſie verbeut!"

Sie erzählt den Nonnen eine andere Fluchtgeſchichte aus ihrer eigenen Vergangenheit — und weiſt ihnen damit den Weg aus dem Kloſter hinaus. Der fernhin verhallende Geſang der geretteten Schweſtern ſchließt mit dem leiſe tönenden Oſterhalleluja aus der Ferne, und Lene bricht mit den Schlußworten betend in die Kniee: „Kyrieleis!"

Die ſechſte Abteilung hat dem Dichter die ſchwierigſte Aufgabe geſtellt. Es handelt ſich um den Verſpruch Luthers mit Käthe im leergewordenen Auguſtinerkloſter zu Wittenberg. Und wiederum müſſen wir ſagen: die Aufgabe iſt meiſterhaft gelöſt; auch das zarteſte Gefühl wird nicht nur geſchont, ſondern gehoben und erquickt. Die vorangehenden Szenen übergehen wir. Luther hat Beſuch von Freunden, auch Meiſter Cranach und ſeine Frau ſind darunter, und Rühel, Luthers Schwager aus Mansfeld. Die Rede iſt bereits auf Käthe gekommen, und Luther hat ausgerufen: „Ei! die Käth' von Bor' iſt ein hochmütig Ding." Doch Rühel drängt auch ihn, das große Thatbekenntnis zu wagen und die Ehe durch ſein Beiſpiel vor der ganzen Welt wieder zu heiligen. Der Reformator weicht aus: „ich bin geächtet und zum Tod gefaßt; mich nimmt kein Weib!" Indes, kurz vor der Zwieſprach mit Käthe, trägt er den zu Melanchthon gehenden Freunden auf:

„. . . Sag' meinem Philipps, Lieber!
Ich woll' ein Märlein ihm erzählen morgen,
Von Sorgen-End und Anfang neuer Sorgen!"

Dann, mit Käthe allein gelaſſen, tritt er, wie er's ja ſo oft gethan, zum Gebet ans Fenſter:

„Mein lieber Gott! Der Ehe Werk iſt dein,
Laß dir mein' ſchwere Wahl befohlen ſein!
Ich frei' trotz allem Aber und Geſchrei,
Damit das fromme Werk vollendet ſei.
Ich frei in deinem heil'gen Namen;
Gib mir ein gut fromm Eh'weib! Amen."

Darauf beginnt das wunderbare Geſpräch. Luther prüft Käthens Herz. Zuletzt ſchlägt er der für ſtolz Gehaltenen Amsdorf zum Gemahl vor. Sie antwortet ruhig und ernſt:

„Ich acht' ihn hoch; doch hab' ſein nie begehrt."

Da ruft Luther:

„Nun, ſtolze Domina! g'nügt der auch nicht,
Wer ſtünd' denn wohl der Kön'gin zu Geſicht?
Frügʼ ich für mich, ich wär' wohl gar zu ſchlecht?
Käthe (außer ſich): Herr! ſeid nit grauſam!
Luther (ihr beide Händ hinſtreckend): Wilt mich?
Käthe (ſtammelnd, noch nicht glaubend): Was Ihr ſprecht!
Scherzt nit!
Luther: Wilt mich in Gottes ernſtem Namen?
Käthe: Herr! — was ich kann und was ich bin!
Und all mein Sein und all mein Sinn
Nimm's hin!
Ich geb's, gibſt du dich!
Luther: Amen!

Das iſt würdig und groß und edel. Und auch die gleich darangeſchloſſene, vor Cranach und Jonas von Bugenhagen vollzogene Trauung bleibt in den Schranken höchſter Schönheit und Angemeſſenheit; die heiligen Worte und die ernſte Handlung auf der Bühne tragen in ſolchem Zuſammenhange ihre Berechtigung in ſich ſelbſt.

Im ſiebenten Abſchnitte endlich ſehen wir den grau gewordenen Kämpfer im Kreiſe ſeiner Gehilfen bei der letzten gemeinſamen Durchſicht der deutſchen Bibelüberſetzung. Es iſt Weihnachts-Heiligabend 1545. Käthe treibt die Männer in ihre Häuſer zur Beſcherung und rüſtet die Feier für die eigne Familie. Trübe Gedanken beſtürmen den Reformator, welche die Kindlein, im Dunkeln mit dem Vater auf das heilige Kind wartend, mit ihrem ſüßen Geplauder nicht zu verſcheuchen im ſtande ſind. Da öffnet ſich die Thür und der Weihnachtsſang „Vom Himmel hoch da komm ich her," ertönt; Käthe mit dem Kleinſten, Märten, hat ihn angeſtimmt, und heller Lichterglanz vom ſtrahlenden Baume fällt in die Dämmerung. Und auch in Luthers Seele wird es licht; glaubensfröhlich ſtimmt er ein. Eine liebliche Feier beginnt, in welche der aus Mansfeld mit der Einladung der Grafen an Luther zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten kommende Schwager Rühel wohl wieder Todesahnungen und Scheidegedanken trägt. Aber in mutigem Glauben werden ſie überwunden, und im Chriſtkinde die Herzen gefeſtigt. Luther ergreift ſeine Laute und mit dem von groß und klein des Lutherhauſes in ſtiller Wehmut geſungenen Sterbeliede klingt das große Werk aus:

„Mit Fried und Freud ich fahr dahin
In Gottes Wille.
Getroſt iſt mir mein Herz und Sinn;
Sanft und ſtille.
Wie Gott mir verheißen hat;
Der Tod iſt Schlaf mir worden."

* * *

Das iſt geſunde Speiſe für unſer evangeliſches Chriſtenvolk, und dies Feſtſpiel darf nicht wieder unter uns verſchwinden. Haben die Oberammergauer ihre Feſtbühne; haben begeiſterte Kunſtjünger für die Tonſchöpfungen Richard Wagners ein eignes mächtiges Theater gebaut — hier liegt ein Stoff vor, der wahrlich auch zu Opfern begeiſtern kann, damit in weiteſtem Umfange die evangeliſche Chriſtenheit dies hehre Bild vorgeführt erhalte. Nicht ſechshundert, wie jetzt im primitiven Jenaer Sommertheater, nein, ſechstauſend müßten es ſein, die auf einmal ſchauen und hören könnten. Und aus den Reihen derer, die geſchaut haben und tief erbaut worden ſind, muß der Ruf ergehen: ſchafft die Möglichkeit, daß nicht der kleine ſzeniſche Raum eine ſolche maßloſe Kraftverſchwendung bedinge, wie ſie jetzt ſtattgefunden hat. Zehnmal haben die Jenenſer in den letzten Wochen geſpielt! Im nächſten Frühjahr ſoll eine neue Serie der Darſtellungen beginnen: daß bis dahin die Mittel zu einem Koloſſalbau zuſammengebracht wären! Möchte ein berufener Organiſator ſich der ſchönen Aufgabe unterziehen, die nötigen Schritte anzubahnen; er würde ſich wahrlich nicht einem unedlen Ziele widmen.

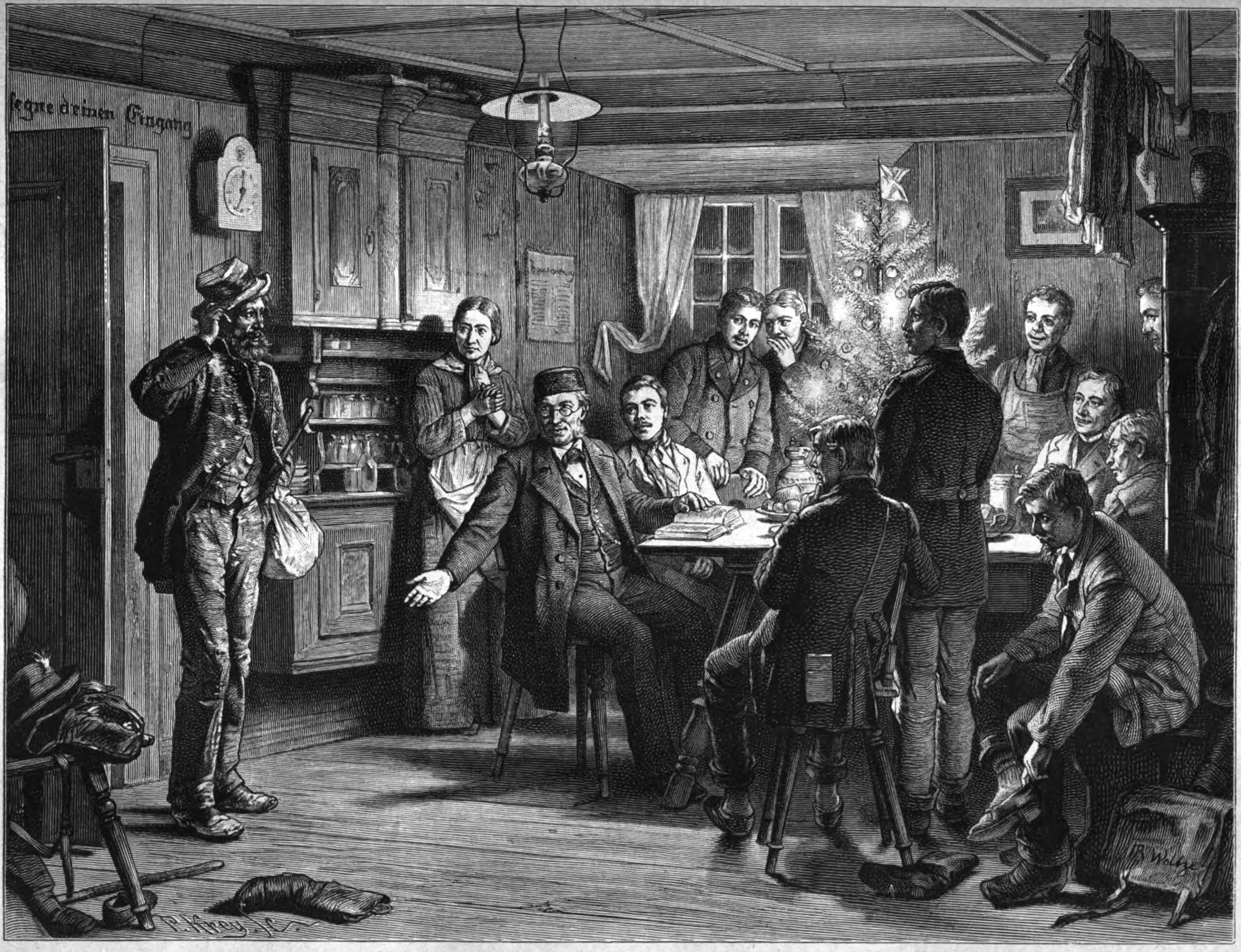
Der Dichter iſt von der dankbaren Stadt Jena zum Ehrenbürger und am Lutherfeſte von der philoſophiſchen Fakultät zum Ehrendoktor ernannt worden. Der ſchönſte Dank muß der Erwerb des „Feſtſpiels" für die ganze deutſche Nation werden.

In der Herberge zur Heimat.

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.)

Seit Jahrhunderten iſt das Wandern des Handwerkers eigenſter Brauch. Noch heute ziehen Hunderttauſende von Burſchen die deutſchen Lande auf und ab, und nicht ſelten auch weit in die Fremde. Schon 1843 langten im Laufe des Jahres 26 122 Geſellen in Berlin an und 29 582 gingen wieder ab — wieviel mögen es heute ſein? Die Wanderjahre ſind an und für ſich unentbehrlich für die Geſellen; Riehl hat ſie „die Univerſitätsjahre des Handwerkers" genannt. Aber nicht ſelten findet der Wandergeſelle ſolche Luſt an dem Umherſtreifen, daß er darüber alles Heimatsgefühl verliert und zum Landſtreicher wird.

Was den Wanderburſchen früher vor dieſer Gefahr ſchützte, waren — außer dem ihm geöffneten Meiſterhauſe — die von den Innungsmeiſtern ſtreng und gewiſſenhaft überwachten Zunftherbergen und der Herbergszwang. Jedes Gewerbe hatte eine ſolche, ſeine Wahrzeichen prangten auf dem Schilde und ein kunſtreiches altes Meiſterſtück war der Hauptſchmuck des Gaſtzimmers. Zucht und Sitte wurden von dem Wirt aufrecht erhalten. Aber der Herbergszwang iſt längſt aufgehoben und die Herbergen haben den zünftigen Charakter verloren; ja ſie ſind in vielen Fällen zu Pennwirtſchaften, d. h. zu Stätten der


segne deinen Eingang
P. Frey sc.
B. Woltze

Weihnachtsfeier in der Herberge zur Heimat.

Originalzeichnung von B. Woltze.

Google
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Ausbeutung und Ausbeutelung der Wandergeſellen geworden, von denen Tauſende ökonomiſch und ſittlich darüber zu Grunde gegangen ſind.

Aus eigener Anſchauung haben darüber treue Freunde des Volkes berichtet, zuerſt Dr. Wichern, der bereits 1844 in ſeiner Schrift „über die Notſtände der proteſtantiſchen Kirche und die innere Miſſion“ den Blick auf die Entartung des Herbergsweſens gelenkt hat. Sodann der Kulturhiſtoriker W. H. Riehl. Derſelbe fand, wie er 1853 in ſeinem Buche von der „bürgerlichen Geſellſchaft“ erzählt, in Oberdeutſchland noch Herbergen, die, von den Reſten der alten Genoſſenſchaftsſitten beim Gewerbe getragen, alles Lob verdienten, während in den Staaten des mittleren Weſtdeutſchlands die Herbergen in den kleinen Landſtädten ihm den Eindruck von „Gaunerherbergen“ machten und „als wahre Hochſchulen für das nichtsnutzigſte Handwerksburſchenproletariat erſchienen.“ Viel eingehender und nachdrücklicher hat auf dieſen Schaden Clemens Perthes aufmerkſam gemacht.

Clemens Perthes, ein Sohn des berühmten Buchhändlers und edlen Patrioten Friedrich Perthes, deſſen Leben er unſerem Volke meiſterhaft geſchildert hat, lehrte von 1835 bis an ſeinen Tod (1867) an der Univerſität Bonn die Rechte. Er beſaß die ſeltene Gabe, mit Fürſten leicht zu verkehren und dem Ärmſten ein Freund und Bruder zu werden. Es iſt wohlbezeugt, daß ihm noch heute unſer Kronprinz, einer ſeiner Schüler aus dem Jahre 1850, für manche Stunde ernſter, folgenreicher Beſprechung dankt; und welche tiefe Blicke er in den Gedanken- und Lebenskreis der Handwerksleute gethan, wie genau er die eigenartigen Sitten und Bedürfniſſe der Wanderburſchen kannte, davon legt ſeine Monographie: „Das Herbergsweſen der Handwerksgeſellen“ (Gotha, Perthes. 1855. 2. Aufl. 1883) einen vollgültigen Beweis ab. Da zeigte er, wie der Geſelle in der Herberge zum Branntweinſäufer und Spieler, zum Umſtürzler und zum Gottesläſterer wird, wie die Herbergsväter auf die Sünde und die Lüderlichkeit ihrer Gäſte nur zu oft ſpekulieren. „Und doch,“ fügte er hinzu, „gibt es heute keine andere Handhabe, auf die Wandergeſellen zu wirken und das Wandern zu reformieren, als die Herberge. — Die Herberge iſt eine Macht geworden, welche das Leben der Geſellen und durch die Geſellen das Leben der künftigen Meiſter beherrſcht.“

Was ſollte nun geſchehen? Die Herbergen mußten andere werden — ſie bedurften vor allem einer gänzlichen Umgeſtaltung.

In Tirol hatte Perthes Eindrücke empfangen, welche ihm in dieſer Richtung zu Winken wurden. Dort hatte er geſehen, daß die Wirte kurzen Prozeß mit einem jeden machten, der ſich auch nur ein einziges Wort gegen den Kaiſer oder die katholiſche Kirche erlaubte. „Im Gaſtzimmer ſowohl wie in den einzelnen Kammern fehlt das aus Holz geſchnitzte Kruzifix und der bunt gemalte Heilige nie; zum Morgen- wie zum Abendgebet verſammelt der Wirt Kinder, Knechte und Mägde, und an den Orten, welche nicht unmittelbar auf den großen Straßen, die über den Brenner oder durch das Etſchthal führen, gelegen ſind, ſetzt er ſtillſchweigend voraus, daß auch der Fremde teilnehme. Patriotiſche und religiöſe Erhebung iſt nicht allein vom Sandwirt in Paſſeier auf die Gäſte und das Land übergegangen; die Tiroler Wirte und Wirtshäuſer überhaupt ſind die Mittelpunkte für alles, was gut katholiſch und gut tiroliſch iſt. „Was der Wirt in Tirol für Öſterreich und für die katholiſche Kirche iſt, müſſen die Herbergsväter in Preußen oder Sachſen doch auch für Preußen oder Sachſen und für den Proteſtantismus ſein können; aber heute ſind ſie es nicht, und damit ſie es werden, muß die Macht des Herbergslebens aus einer gewaltigen Macht des Böſen in eine Macht des Guten umgewandelt werden, die auch eine gewaltige ſein kann.“

Daraus leitete er nun den Gedanken einer Neugeſtaltung der Herbergen und ſtellte für dieſelben das folgende Programm auf:

Vor allen Dingen ſei die Herberge Wirtshaus, und zwar ein gutes, kein Erbauungs- oder Bekehrungshaus. Sie ſoll mitten im Leben ſtehen. Sie ſei für alle Wandergeſellen — welcher Konfeſſion ſie auch angehören — beſtimmt, ausgeſchloſſen ſind dagegen Orgeldreher, Ratten- und Mauſefallenverkäufer ꝛc. Sie kann und darf keine Einrichtung haben, die mit dem Wirtshauſe im Widerſpruch ſteht. Aber alles, was ein Hausvater in einem ehrbaren, bürgerlichen Hauſe für unſtatthaft erachtet, muß auch hier nicht geduldet werden. Saufen, ja alles Branntweintrinken, Haſardſpiel, ſchmutzige Lieder und Reden, Frechheit und Roheit ſind unbedingt zu verbieten und das Verbot iſt unter allen Umſtänden aufrecht zu erhalten. Wer ſich der Zucht nicht fügt, wird aus dem Hauſe entfernt. Dagegen iſt für gute Unterhaltung und Lektüre zu ſorgen, ein gutes Lied, ein Handwerksſcherz ſei nicht verboten. Abends zu einer beſtimmten Stunde wird das Haus geſchloſſen und nur Zureiſenden geöffnet. — Die Morgen- und Abendandacht darf nicht fehlen, jeder Gaſt des Hauſes iſt bei derſelben willkommen, aber niemand iſt gezwungen, daran teil zu nehmen. An der Wirtstafel hält der Hausvater ein Tiſchgebet, genau ſo, wie man dies durchgängig in dem bürgerlichen Hauſe unſerer Altvordern gewohnt war. Sonntags erinnert der Hausvater an den Beſuch der Kirche, überläßt es aber jedem Einzelnen, ob er Folge leiſten will oder nicht, auch die Wahl der Kirche. Dieſen Charakter wird das Herbergshaus erhalten, wenn der Herbergsvater ſo beſchaffen iſt, daß ihm die Durchführung der vorbezeichneten Hausordnung eine Herzensſache iſt. Alſo kein frommer Wortheld. Dabei muß er ein tüchtiger Wirt ſein, und zwar ein Wirt für Handwerksgeſellen. Eine gleichgeſinnte, wirtſchaftlich zuverläſſige Frau darf ihm nicht fehlen. Nur wenn die Herberge als Wirtshaus vorzüglich iſt, darf ſie bei ihrem ausgeſprochen chriſtlichen Charakter auf Erfolg rechnen.

Clemens Perthes war kein Mann der Theorie, ſondern durch und durch ein Mann der Praxis. Gleich mir werden es viele Studenten aus verſchiedenen Fakultäten, die ſich ihm als Mitarbeiter einſt zur Verfügung ſtellten, bezeugen, wie er nicht nur Liebe zur inneren Miſſion in uns zu wecken, ſondern auch jeden auf den rechten Poſten der Thätigkeit zu ſtellen verſtand. Die Armenpflege der evangeliſchen Gemeinde in Bonn fand durch ihn hauptſächlich ihre ſichere Ordnung und Organiſation. Aber allen Armenpflegern ging er mit ſeinem eigenen Beiſpiele voran: in ſchlichteſter Einfachheit und anſpruchsloſeſter Demut ging er — der Mann der Wiſſenſchaft — in den Hütten der Elenden aus und ein; ein unermüdlich thätiger Freund der Armen, der Kranken und der Sterbenden. So war auch ſein Herbergsprogramm keine ſchöne Theorie; ja, als er es niederſchrieb, hatte er bereits durch die That gezeigt, daß es ſich durchführen ließ.

Ein Jahr zuvor, am 21. Mai 1854, hatte in Bonn, an der alten Heerſtraße deutſcher Handwerker, auf Perthes' Anregung und nach ſeinem Plane der dortige, von ihm ebenfalls gegründete und geleitete Verein für innere Miſſion in einem neuerbauten Hauſe die erſte „Herberge zur Heimat“ eröffnet. König Friedrich Wilhelm IV hatte ſechzehnhundert Thaler dazu geſchenkt; andere Wohlthäter waren gefolgt. Perthes ſelbſt übernahm die Leitung der Herberge und beſorgte ſie mit großer Umſicht und Treue bis zum Ende des Jahres 1859, wo er aus Geſundheitsrückſichten davon zurücktreten mußte. Als Hausvater wurde ein Bruder des Rauhen Hauſes, der als Schreiner gelernt und gewandert hatte, angeſtellt.

Den Namen „Herberge zur Heimat“ verdankte die neue Gründung einem Bonner Freunde derſelben, Herrn Hoffmann, der von 1860 an — zuſammen mit Herrn Spieß — die Leitung übernahm. Der Name iſt ein durchaus glücklich gewählter. Fürſorge und Liebe des elterlichen Hauſes will ja die Perthesſche Herberge dem Wanderer bieten und ihn zugleich an die Güter der ewigen Heimat mahnen. Das umſtehend von uns mitgeteilte Weihnachtsbild iſt kein Phantaſiebild, ſondern Zug um Zug dem Leben entnommen. Am heiligen Abend erglänzen die Weihnachtsbäume in jeder Herberge zur Heimat — das Evangelium von der Geburt des beſten Freundes der Armen, der ſelbſt nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegen konnte, wird geleſen und vom Hausvater oder von einem Geiſtlichen kurz ausgelegt; die alten Weihnachtslieder ertönen und an einer kleinen Beſcherung fehlt es auch nicht.

Wie der Name, ſo haben ſich auch die Häuſer bewährt, die ihn tragen. Obſchon von ſeiten der alten Herbergen Bonns und der Nachbarſtädte kein Mittel unverſucht gelaſſen wurde, das Aufkommen des neuen Hauſes zu hindern, übernachteten dennoch vom 21. Mai 1854 bis dahin 1855 nicht weniger als 1377, d. h. etwa ein Fünftel aller in Bonn übernacht bleibenden Geſellen, in demſelben, Katholiken etwa ebenſoviel wie Proteſtanten. Die Teilnahme an der Morgenandacht war überaus wechſelnd; das Tiſchgebet ließen ſich alle gefallen, und manche folgten der Aufforderung zum ſonntäglichen Gottesdienſt in der proteſtantiſchen oder katholiſchen Kirche, die ſeit Jahren einem ſolchen entfremdet waren. 1859 ſtieg die Zahl der Herbergsgäſte auf 2718, 1863 auf 4003. Als Profeſſor Perthes im November 1867 ſeinem Tode entgegenging, hatte die Zahl der Wanderer und Koſtgänger bereits ſo zugenommen, daß man an eine Erweiterung des Hauſes denken mußte, und das Bonner Vorbild hatte ſchon ſo viele Vereine und Vorſtände zur Gründung ähnlicher Herbergen veranlaßt, daß ſich dem großen Kreiſe chriſtlicher Rettungshäuſer ein ſolcher von Herbergen zur Heimat an die Seite zu ſtellen begann. Die Bonner Herberge aber hatte im Jahre 1882 9735 Wanderer und 3448 Koſtgänger aufzuweiſen, obgleich ihr ſeit 1881 ein großes katholiſches Geſellenhaus ſtarke Konkurrenz macht.

Die Zunahme der chriſtlichen Herbergen war übrigens eine allmähliche. Im erſten Jahrzehnt (1854 bis 1864) hatten nur verhältnismäßig wenige und nur größere Städte den Mut und die Mittel zur Gründung derſelben: im ganzen entſtanden ihrer 19, im zweiten Jahrzehnt (1864 bis 1874) aber bereits 67, von 1874 bis 1879 kamen 29 hinzu und im Jahre 1880 allein wurden 13 gegründet. Gegenwärtig beläuft ſich die Geſamtzahl in Deutſchland auf 145, dazu kommen 6 in der Schweiz, 1 in Paris, 1 in London, 1 in Reval, 1 in St. Petersburg. In neun Anſtalten (außer dem Rauhen Hauſe, im Diakonenhauſe zu Duisburg, in Neinſtedt ꝛc.) werden Herbergsväter vorgebildet. Schon daraus geht hervor, daß an eine vom Rauhen Hauſe ausgehende „Zentralleitung“ der Herbergen zur Heimat, wie noch neuerdings behauptet wurde, nicht zu denken iſt. Jede Herberge iſt nur dem Verein untergeordnet, der ſie ins Leben gerufen hat, niemandem ſonſt.

Der Verkehr und damit die Ertragsfähigkeit der Herbergen iſt ebenfalls in erfreulichem Steigen begriffen. „Wenn man bedenkt,“ heißt es in einem offiziellen Berichte, „daß in der einen der beiden Hamburger Herbergen, der zu St. Pauli, im vorigen Jahre 20075 Wandergeſellen einkehrten, in derſelben Zeit in der größeren Berliner Herberge (Oranienſtraße) 23792, in der Herberge von Bremen 8429, in Breslau 6317, in Leipzig im Jahre 1875 nach den offiziellen Fremdenliſten 48% von ſämtlichen zugereiſten „Gewerbegehilfen“ zu zählen waren, ſo wird man zugeſtehen, daß die noch kaum dreißig Jahre alte Einrichtung ſich über alles Erwarten günſtig entwickelt hat.

Immer weiteren Boden gewinnt dieſe ſegensreiche Neugeſtaltung des Herbergsweſens die — nächſt Profeſſor Perthes — Dr. Wichern, dem Bildner ſo vieler tüchtiger Herbergsväter, zu danken iſt. Auch wo man „den Bann ſtrenger Orthodoxie“ fürchtet, kann man nicht umhin, ſich dafür zu erwärmen. Erſt unlängſt ſprach ſich die „Gartenlaube“ (in Nr. 29. S. 473 f.) ſehr anerkennend über die Herbergen zur Heimat aus; ihre ſonſtigen Angaben über einzelne Punkte ſind freilich nicht genau — ſo iſt die Beteiligung an den Hausandachten nie eine gezwungene, ſondern ſtets eine ganz freiwillige geweſen ꝛc.

Viel bleibt noch zu thun übrig. Das Ziel, das der edle

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Perthes ſich einſt geſteckt hat, iſt noch lange nicht erreicht. Im großen und ganzen ſind die Zuſtände, wie der verdienſtvolle Begründer der Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld, P. v. **Bodelſchwingh**, in der Vorrede zur zweiten Auflage des Perthesſchen Buches bezeugt, noch heute genau die gleichen, wie ſie vor neunundzwanzig Jahren geſchildert ſind; nur der Strom des Vagabundenelendes iſt breiter und tiefer geworden. Darum mehr Herbergen zur Heimat! Helfe dazu, wer helfen kann, damit die Zeit bald komme, wo „der Geſelle auf monatelanger Wanderung an jedem Orte eine ſolche ſichere Stätte antreffe, wo er ſein Haupt ruhig niederlegen kann, ohne von dem leiblichen und geiſtigen Schmutze der liederlichen Herbergen verunreinigt zu werden.“

Zum Schluß ſei noch auf eine Schrift hingewieſen, die allen welche zur Gründung einer Herberge thätig Hand ans Werk legen wollen, dazu die vorzüglichſte Anleitung gibt. Sie iſt betitelt: „Die Herberge zur Heimat. Bau und Einrichtung derſelben.“ Von H. Cuno, königlicher Regierungs- und Baurat in Hildesheim. Mit ſechzehn Abbildungen. (Leipzig, Karl Scholtze. Mk. 1.20.) Die darin gegebenen Ratſchläge, namentlich hinſichtlich der baulichen Ausführung des Herbergshauſes ſind erprobt durch eigene Erfahrung des Verfaſſers, der bei dem Zuſtandekommen mehrerer Herbergen in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands mitgewirkt hat.

Robert Koenig.

Die Weihnachtsfeier in alter Zeit.

Im XVI. Jahrhundert.

Für die alte Sitte, den Kindern zum Chriſtfeſt eine Beſcherung aufzubauen, findet ſich in den Akten des Dresdener Archivs ein Beleg, der einer näheren Mitteilung wert erſcheint. Im Jahre 1572 beſtellte der Kurfürſt Auguſt von Sachſen für ſeine Kinder, den zwölfjährigen Kurprinzen Chriſtian und die „Kurfürſtlichen Fräuleins,“ die zehnjährige Dorothea und die fünfjährige Anna, in Leipzig verſchiedene Spielwaren, die zum Teil erſt eigens zu dieſem Zwecke angefertigt wurden. Die noch vorhandenen Rechnungen enthalten eine genaue Beſchreibung derſelben. Für den Prinzen hatte der jagdliebende Vater eine Jagd beſtellt, die aus 75 Stücken beſtand, Pferden, Reitern, Jägern, Hirſchen, Sauen, Füchſen, Hunden, Schlitten ꝛc. Der Holzſchnitzer erhielt für jedes nicht weniger als 12 gr.; dazu kam noch die Bemalung und ſonſtiger Ausputz. Für den Weihnachtstiſch der jungen Herzoginnen war eine vollſtändige Ausſtattung einer Puppenküche und Puppenſtube beſtimmt, zinnerne, meſſingene und kupferne Küchengeräte Tiſchtücher, Körbe, Schränke, Stühle „und was zum Hausrad gehortt,“ alles in einer Vollſtändigkeit und Ausſtattung, die uns den gediegenen Luxus, der in Deutſchland vor dem dreißigjährigen Kriege herrſchte, recht deutlich vor die Augen führt. Beiſpielsweiſe werden genannt 36 Löffel, 71 Schüſſeln, 106 Teller, 40 Bratenteller, Hackemeſſer, Bratſpieße, Brotfeilen, Mörſer, Durchſchläge, Barbierbecken, 2 kleine Schreibzeuge, Spiegel, Nähkiſſen von grünem Samt und mit goldenen und ſilbernen Poſamenten belegt. Auch Hampelmänner waren da, „9 gepapte Docken, die man mith ſchnürlein zeuchtt“ (Preis: 1 fl. 10 gr. 6 ₰), endlich 2 Ruten, dieſe mit 6 ₰ berechnet. Nachdem nun Holzſchneider, Tiſchler, Schloſſer, Riemer, Glaſer, Buchbinder, Schneider und Maler ihre Arbeit gethan hatten, geleiteten der Sohn des Leipziger Bürgermeiſters Hieronymus Rauſcher und der Tiſchler die „Beſcherung“ auf einem zweiſpännigen Mietwagen nach Torgau an den Hof und verzehrten in den ſechs Tagen ihrer Reiſe 10 fl. 11 gr. Am Chriſttage ließ dann die Kurfürſtin Anna dem Bürgermeiſter Rauſcher die unverſehrte Ankunft der Spielſachen und ihren Dank für den wohl ausgerichteten Auftrag vermelden.

Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts.

In Georg Bruchmanns 1665 zu Küſtrin erſchienenen Annales oder Geſchichtsbuch und Chronika der Stadt Züllich findet ſich eine Beſchreibung der Weihnachtsfeier, welche ſchon wegen der Seltenheit ſolcher zeitgenöſſiſcher Schilderungen der Mitteilung wert erſcheint. Der Verfaſſer, ein geborner Züllichauer, ſpäter Pfarrer zu Göritz, blickt mit dem redſeligen Behagen des Alters auf die Leiden und Freuden ſeiner Knabenzeit zurück. Er wurde 1598 geboren; als Zeitpunkt der nachfolgenden Schilderung haben wir alſo etwa das Jahr 1610 anzunehmen. —

„Wir armen Schüler waren wohl rechte geplagte Martyrer: Dennoch aber hatten wir in unſerm Kreutze auch allerhand Ergetzligkeiten, die uns denn wieder auffmunterten und erfriſchten. Denn kurtz vor Weihnachten frewten wir uns auff das Quem Pastores*), wenn daſſelbige beydes in der Schulen mit Verſuchen, als in der Kirchen in der Chriſtnacht würde geſungen werden. Vnd da wurden die Quem Pastores Bücher unter der Zeit mit allerhand Farben gemahlet, zugerichtet und bereitet. Wenn der heilige Abend kam, waren wir bedacht auff die Chriſt-Fackeln, die wir bey dem Quem Pastores gebrauchen ſolten. Vnd da war der Glöckner, der dieſelben geſchrenckt (gezogen), von grün, roht und andern Farben Wachſe machte und den Knaben umb das Geld verkauffte. Gegen Abend nach der Veſper gieng der heilige Chriſt ausgekleidet (verkleidet) von Haus zu Haus in der gantzen Stadt ſowol auch in den Vorſtädten umb mit einem lieblichen Räuchwerk eines Räuchfaſſes, und wurden die Kinder ihm vorgeſtellet, die da beten muſten, und kriegten etliche ihr Chriſt-Geſchencke von Kleidern, daß ſie alſo in die Chriſtnacht gehen und derſelben beywohnen kunten. Vmb neun Uhr des Abends ward zur Chriſtnacht eingeleutet, da alsdenn alle Thore eröffnet worden, und kam eine groſſe Menge Volckes zur Kirchen. Vnd da wurden den Jungfern Chriſt-Fackeln in ihren Geſtühlen fürgeſtackt, von allerhand Farben geſchrenckt, von denen, die ihn etwa gönſtig waren: Vnd ward vor eine groſſe Ehre gehalten. Die Knaben aber hatten ihre gröſte Frewde, mit ihren Fackeln das Quem Pastores zu ſingen. Es wehrte aber dieſer Gottesdienſt drey gantzer Stunden mit ſingen und predigen biß umb zwölff Uhr umb Mitternachts. Des Morgendes wie auch den heiligen Abend zur Veſper und Chriſtnacht, wenn die Hohepredigt angieng, ſo ſang der Cantor aus der Schulen mit den Schülern in die (!) Kirche das Puer natus in Bethlehem und andere Weihnacht Geſänge und gieng die gantze Kirche herumb mit den Knaben wie in einer Proceſſion und wieder zurücke in die Schule auff das Chor und fieng ſich alsdenn erſt der Gottesdienſt an. Vnd wenn es in der Kirchen gantz aus war und der Segen ſchon geſprochen worden, ward es auch mit ſingen auff ſolche weiſe gehalten: Vnd das wehrte alle drey Tage im Feſte. Vnd alſo gieng es auch her, auffs Newe Jahr, heilige drey Könige, Liechtmeſſe, Oſtern, Himmelfahrt, Pfingſten, Michaelis, daß man auf ſolche weiſe zu ſingen pflegte. Nach Weihnachten kam das Newe Jahr, und das war ein allgemeiner Brauch ſowol bey reicher als bey armer Leute Kinder. Da kriegten wir allerhand Geſchencke zum Newen Jahre; Nicht daß wir unſern Paten das Newe Jahr gebracht hätten, wie in der Marck bräuchlichen: Sondern wir foderten es von ihnen als ein Recht, welches uns auch auff ſolche weiſe war dargereichet und übergeben.“

Wir finden hier alſo die alte und vielfach noch jetzt fortdauernde Sitte, daß die Burſchen als das Chriſtkind und ſeine Begleiter, Engel und Knecht Ruprecht, verkleidet umherziehen und in jedem Hauſe mit den Kindern ein Examen anſtellen und ſie beſchenken. Wir ſehen ferner in dem Gebrauch der lateiniſchen Weihnachtslieder einen Nachklang des katholiſchen Kirchenritus. Obwohl ſchon Luther ſich dagegen ausgeſprochen hatte, mußte in Brandenburg noch der große Kurfürſt den lateiniſchen Kirchengeſang verbieten. Auch ſonſt hielten ſich in evangeliſchen Ländern noch lange Bräuche, welche Strengergeſinnte als Götzendienſt verdammt hatten. So das Kindelwiegen. Es wurde dabei eine Wiege mit einer Puppe, die das Chriſtkind vorſtellte, auf den Altar geſetzt und dazu ein Wiegenlied geſungen. In Krimmitzſchau wurde am Weihnachtsabend in der Kirche ein als Engel mit Flügeln und Strahlenkranz verſehener Knabe an einem Stricke von der Decke herabgelaſſen, der während deſſen das Lied „Vom Himmel hoch“ ſingen mußte. Es erinnert dies an die Sitte, welche noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts im proteſtantiſchen Schleſien beſtand, am Pfingſttage die Ausgießung des heiligen Geiſtes durch eine von oben herabgelaſſene verſilberte Taube von Holz zu verſinnbildlichen. In Berlin nennt uns ein Inventar des Kirchengeräts im Dome vom Jahre 1599 „einen Wagen mit vier Engeln und dem Regenbogen zur Himmelfahrt und einen kleinen Regenbogen, darunter der heilige Geiſt heruntergefahren.“ Doch war ſchon ein Jahr zuvor auf Anregung des Kurfürſten Joachim Friedrich ein Konſiſtoriumsbeſchluß gefaßt worden, daß dergleichen „unnötiges Affen- und Pfaffenwerk“ abgeſchafft werden ſolle.

Johannes Bolte.

---

*) Quem pastores laudavere und das bald darauf erwähnte Puer natus in Bethlehem ſind alte Weihnachtslieder, von denen es übrigens längſt deutſche Nachbildungen gab.

Weihnachten in einer Miſſionsgemeinde.

Bruchſtück eines Briefes aus Tabah auf Sumatra.

Ich will dieſe Epiſode hier ſchließen, lieber Bruder, mit einer wirklich rührenden und, wie ich hoffe, dich auch intereſſierenden Geſchichte, ein Triumph unſeres ſo herrlichen, hier in Indien auch durch uns Deutſche ſchon einigermaßen in die Mode gebrachten Weihnachtsbaumes beim ſchönen Chriſtfeſte. —

Wenn du deinen Atlas aufſchlägſt und auf der Inſel Celebes den nördlichſten Arm oder Finger beſiehſt, wirſt du die Städte Menado und Kema finden, vielleicht auch für die ganze Umgegend dort die Bezeichnung „Minahaſſa.“ Das Land iſt ein Paradies, reich an Gold und vielen köſtlichen Produkten, das jetzt auch den beſten Kaffee der ganzen Welt produziert, jedoch noch nicht mehr als 40 bis 50000 Pikuls im Jahr (1 Pikul = 62½ Kilogramm). Die Bevölkerung beſtand vor fünfunddreißig Jahren noch aus wilden Heiden, das Land ſelbſt war eine Wildnis, wenngleich eine ſchöne Wildnis. Hier hatten ſich einige deutſche Miſſionare damals ihr Arbeitsfeld auserſehen. Jedoch ihre Arbeit war vergebens, es war unmöglich, auf die abgeſtumpften wilden Heiden durch das Chriſtentum Einfluß zu gewinnen. Der Zuſtand war ſo hoffnungslos, und die Zukunft ſo entmutigend, daß die Miſſionare beſchloſſen, die Minahaſſa zu verlaſſen und vorläufig anderswo zu arbeiten. Da aber gerade das Weihnachtsfeſt vor der Thür war, und ſie daſſelbe nicht in einer elenden Prau auf See begehen wollten, beſchloſſen ſie, erſt noch den heiligen Abend unter ſich in der Minahaſſa zu feiern. Sie ſchmückten einen Weihnachtsbaum aus nach deutſchem Brauch mit Lichtern daran und einem Chriſtkindlein in der Krippe darunter. Da gerade der Abend ſehr warm war und vorab mit den vielen Lichtern am Baum die Hitze unerträglich, ſo waren, wie das hier überall des Abends der Fall iſt, alle Fenſter geöffnet. Und nun vollbrachte die Neugier, um den deutſchen Weihnachtbaum zu ſehen, was keine Predigt im Jahre hatte ausrichten können. Die Einwohner, die blinkenden Lichter am Baume ſehend und die Wiege mit dem Kinde darin, ſtehen bald in Menge an den Fenſtern und lauſchen dem Geſange der blanken Männer. Plötzlich dreht einer der Miſſionare ſich um, ſieht die Menſchen da draußen lauſchen und wie durch Eingebung öffnet er die Thüre, nötigt zum Eintreten, zuerſt zum Schauen, und erzählt ihnen dann, welch ein Feſt ſie hier feiern. Kurzum der Boden ward geöffnet für die Saat.

Die Miſſionare gehen nicht weg, ſondern bleiben und das Chriſtentum findet wunderbar Eingang. Heut iſt die Bevölkerung vollſtändig chriſtlich und nicht nur dem Scheine nach. Vollſtändig chriſtliche Kulturzuſtände ſind tief eingewurzelt, und als Chriſten ſind ſie auch durch die Regierung beſonders begünſtigt. Das Land iſt einem Garten gleich geworden, und Wohlfahrt und Sittlichkeit herrſcht dort.

* * *

Wenn dir, lieber A., nach vielen Wochen auf deinem Kaſino, wo ihr ja auch das Daheim leſt, dieſes Bruchſtück deines Briefes zu Geſicht kommt, ſo nimm es als einen Gruß von uns aus Putbus.

Unſere Nr. 1000.

Es wird unſere Leſer intereſſieren, zu erfahren, daß dieſe Nummer die tauſendſte iſt, die, ſeit das Daheim entſtand, ausgegeben wurde. Wer Abonnent von Anfang an iſt, dem iſt ſeit neunzehn Jahren und zwölf Wochen allwöchentlich ſolch ein Blatt ins Haus geflogen, um ihn zu erfreuen oder auch zu ärgern, je nachdem. Da er aber dem Blatt treu geblieben iſt, muß die erſtere Empfindung immerhin überwogen haben. Vielleicht hat es auch die gutherzige Erwägung gethan, daß einem Kutſcher, der alle Tage fahren muß, bei guten und ſchlechten Wegen und mit aller Herren Pferden, es auch nachgeſehen werden kann, wenn die Roſſe einmal etwas zu munter ſind oder etwas zu träge und der Wagen ein wenig kippelt oder ſich gar bedenklich auf die Seite neigt. Das beſte wird immerhin die Empfindung gethan haben, die Julius Sturm in einem Verſe des Gedichtes mit dem die erſte Nummer beginnt, alſo ausgeſprochen hat:

Daheim! Daheim! Doch wer mir ſchmückt
Den Herd, dem ſei die Hand gedrückt;
Die kleinſte Gabe gilt mir wert
Ein Bild, ein Liedchen freudenklar,
Ein Märchen für die muntre Schaar
Daheim an meinem Herd.

Und ſo können wir denn nur wünſchen, daß auch die Nummern 1001—2000 allezeit ſo freundliche Beurteiler finden mögen wie die erſten tauſend.

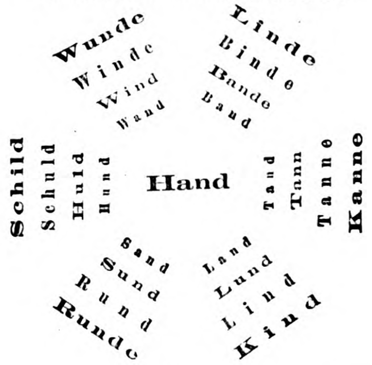
Berichtigung zur Preisaufgabe für Lateiner in Nr. 11 unſeres Blattes. Wir müſſen nachträglich bemerken, daß im Worte paxque der Zahlenbuchſtabe X überſehen worden iſt. Die Jahreszahl ändert ſich alſo von 1659 in 1669. Demzufolge darf der gewünſchte Zuſatz nur Zahlenbuchſtaben im Betrage von 215, nicht von 225 enthalten.

Die Daheim-Redaktion.

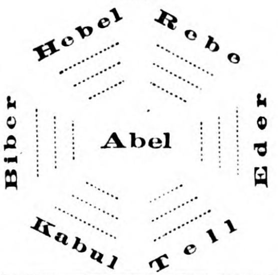
In unſerer Spielecke.

Metamorphoſen.

(Ausführliche Erklärung der Metamorphoſen ſiehe: „In unſerer Spielecke“ in Nr. 21 vorigen Jahrgangs.)



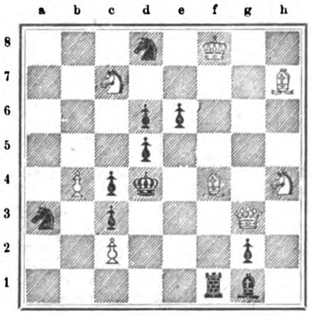
1. Aufgabe.



In den beiden nebenſtehenden Aufgaben laſſen ſich die leeren Zwiſchenfelder der einzelnen Flügel nach dem obigen Muſter ausfüllen.

Schachaufgabe

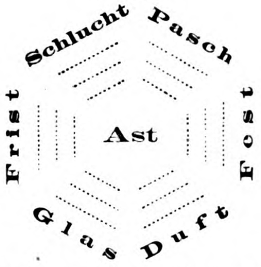
von G. B. Valle.



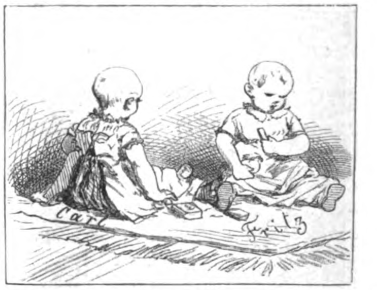
WEISS

Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

2. Aufgabe.



Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 11.

Schachaufgabe.

1. Dh2—e5 b5—b4
2. Sc8—b6 + Ka4—b3
3. De5—g3 ♯

A. 1. . . c6—c5
 2. De5—e8 beliebig
 3. De8—b5 ♯

B. 1. . . . . Ka4—a5
 2. De5—c5 2Ka5—a4, — a6
 3. Dc5—a3 oder — a7 ♯

C. 1. . . . Ka4—b4
 2. De5—c3 + Kb4—c5 oder a4
 3. b2—b4 oder Dc3—a3 ♯

(wenn 1. . 1. . b5—c4:; 2De5—c5 in d 3D oder L ♯)

Bilderrätſel. Mikroskop.

Inhalt: Weihnachten. Gedicht von Friedrich Braun Mit Illuſtration. — Stechpalme. Eine Weihnachtserinnerung von Marcus Boyen. — O du fröhliche, o du ſelige ꝛc. Bild von F. Wittig. — Der Stammbaum Jeſu von Hans Wild. Mit Illuſtration. — Das Lutherfeſtſpiel in Jena. Von Leopold Witte. — In der Herberge zur Heimat. Von Robert Koenig. Zu dem Bilde von B. Woltze. — Die Weihnachtsfeier in alter Zeit. (XVI. und XVII. Jahrhundert.) Von Johannes Bolte. — Weihnachten in einer Miſſionsgemeinde. — Unſere Nr. 1000. — In unſerer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

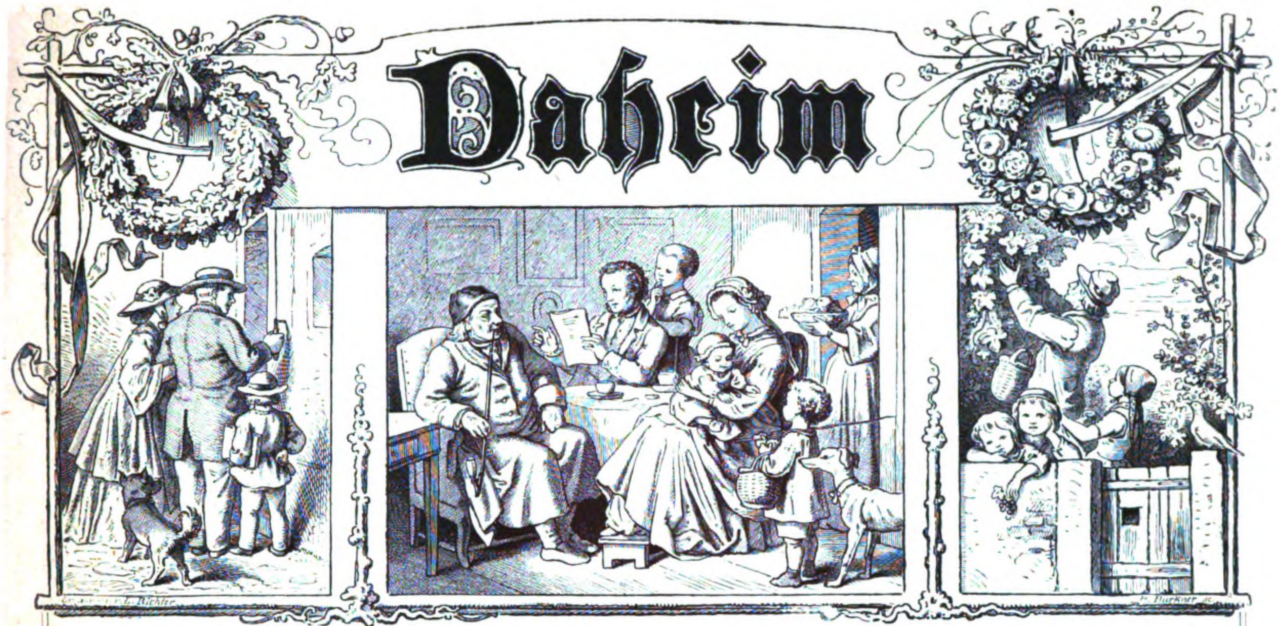
Mit der nächſten Nummer ſchließt das erſte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die **Poſtabonnenten**, die Beſtellung auf das **zweite** Quartal (Januar bis März 1884) ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.** Herausgegeben von **Otto Klaſing in Leipzig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Dezember 1883. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 13.

Er lebt!

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

(Fortſetzung.)

Der gute Heinz war ganz hingenommen von dem, was er ſah. Die Ahnenſtube im herbſtlichen Sonnenſchein mit ihrem Bilder- und Wappenſchmucke und mit der Väter Hausrat, ein Stück immer reicher geſchnitzt und kunſtvoller gedrechſelt als das andere, überraſchte ihn vollſtändig unter dieſem ſchlichten Dache. Hier war's wirklich „feudal“: er hätte die blauen Delftkrüge mit den mächtigen Blumenſträußen darin, das koſtbare holländiſche Theegerät und die uralten Gläſer auf der Anricht gern gleich nach ſeinem heimiſchen Lubowitz verſetzt. Und dem Mittelfenſter gegenüber, in einem Rahmen von Epheu und Eichengezweig, ſtand die jugendliche Fee dieſes Hauſes, tief erglühend ob ihrer Unbehilflichkeit, auf die Tiſchplatte geſtützt — nur einen Augenblick, dann bat Manfred ſie, ſich's wieder bequem zu machen; der kranke Fuß bedürfe noch größter Schonung.

Das folgenſchwere Abenteuer im Taternloch mußte natürlich dem Freunde gleich erzählt werden, und Herr von Quitzow ſtrich unter lebhaften Äußerungen ungeheuchelter Teilnahme ſeinen blonden Schnurrbart und blickte ein paarmal verſtohlen zum Spiegel hinüber, um die Tadelloſigkeit von Scheitel und Kravattenſitz zu ſeiner eigenen Beruhigung feſtzuſtellen. Manfred fühlte ſich, da des Doktors Zug von der Stadt heraus erſt gegen ſechs Uhr fällig war, einſtweilen ſehr behaglich als ſtellvertretender Hausherr; ſein ganzes Geſicht ſchaute verwandelt drein, und ungefragt nahm er Matty die Sorge für eine Erquickung des Freundes ab. Ja, jedesmal, wenn er „Matty“ ſagte und ſie ihren Kopf darob in den Nacken warf und ihm „Herr Graf“ zurückgab, überflog ein ſo helles Lachen der Luſt ſeine Züge und blitzte in ſeinen Augen, daß es Matty zu Mut war, als möchte ſie ihm da und dort um den Hals fallen.

„Was ſich liebt, das neckt ſich!“ dachte Quitzow, und bat dann Matty: das Glas Rheinwein auf ihr ſpezielles Wohl trinken zu dürfen. „Wie leid würde es mir thun, mein gnädigſtes Fräulein, wenn ich nicht mehr die Ehre haben ſollte, Ihren Herrn Vater kennen zu lernen,“ ſetzte er hinzu und zog die Uhr.

„Aber Heinz, ich bitte dich, du haſt es doch nicht ſo eilig! Tauſend und ein Ding habe ich dich zu fragen!“ rief Manfred, des Freundes Glas neu füllend, und Matty war ſchon aufgeſtanden und mit Hilfe ihres Spazierſtockes und der Stuhllehnen halb in der Thür.

„Sie haben heute gar keinen Anſchluß mehr an den Berliner Zug und müßten alſo in Elſum oder in der Stadt übernachten, und das dürfen Sie Ihrem Freunde nicht zu Leide thun, Herr von Quitzow,“ ſagte ſie. „Nein, keinen Proteſt, Vater würde ſehr ungehalten ſein, wenn er Sie nicht beim Thee fände — ich laſſe Ihnen gleich Ihr Zimmerchen zurecht machen,“ fügte ſie mit der ihr eigenen Sicherheit und Freundlichkeit hinzu, als Heinz aufſprang, und ihr den Arm bietend, an ſeinen Dank die Frage knüpfte:

„Wohin darf ich Sie führen, gnädiges Fräulein?“

„Nur durch die Halle bis zur Dielenthüre, wenn Sie ſo gütig ſein wollen,“ entgegnete ſie und nahm ſeine Hilfe augenſcheinlich gern an.

Manfred ſtand wie angewurzelt auf der Schwelle des Ahnenzimmers und ſah dem hübſchen blonden Paare nach. Heinz Quitzow hatte jungen Damen gegenüber eine zugleich formelle und treuherzige Art, die ihn vortrefflich kleidete. „Alle meine Liebeshoffnungen ſcheitern am „älteren Bruder,“ zu dem habe ich entſchieden die beſten Anlagen in den Augen der Mädchen!“ pflegte er den Kameraden zu klagen, und doch fand keiner wärmere Freundinnen und willigere Tänzerinnen als er.

Da auf Mattys Rufen Mamſell nicht ſofort erſchien, öffnete Heinz die knarrende Dielenthür und geleitete ſeine neueſte Freundin auch noch hinüber in den Dienſtenflügel.

Manfred biß die Zähne zuſammen und ſein bräunliches Geſicht ward um einen Ton blaſſer.

„Das ſoll nicht wieder vorkommen!“ ſagte er zu ſich ſelbſt und gleich darauf zuckte er über ſeine eigne Hitze die Achſeln.

Da war Heinz ſchon wieder zurück; er hatte Matty unter Jettens Obhut in der Speiſekammer gelaſſen und überwältigte nun den Freund abermals mit ſeiner ehrlichen Wiederſehensfreude und ſeiner Ekſtaſe über dies Idyll in der Heide und ſeinen originellen Reiz.

„Hierher ließe ich mich ſofort auf ſechs Monate von unſerem edlen Don Willers kommandieren,“ beteuerte er, „nur — um ſo kühl wie du neben dieſem wonnevollen Lockenkopfe mit den Vergißmeinnichtaugen herzugehen, dazu, mon bien chéri, würde ich mich nicht Stoiker genug fühlen.“

„Pfui, welche Wachspuppenſchilderung!“ meinte Manfred entrüſtet. „Mein guter Heinz, wenn man ſo krank iſt, wie ich es war, kümmert einen das Schönſte von der Welt verzweifelt wenig. Übrigens glaube ich mich zu entſinnen, daß deine Affektionen im Frühlinge vollſtändig engagiert waren.“

„Im Frühling! — was willſt du? — jetzt haben wir Ende September!“ ſagte Quitzow, der rittlings auf einem der Korbſtühle in der Halle ſaß und den Rauchringen, die er ſeiner Zigarre entlockte, mit geſpannter Aufmerkſamkeit folgte. „Die Liebe währet ewig, nur der Gegenſtand wechſelt,“ das iſt wahrhaftig ein Kernſpruch von unſerm braven Lutz Buchberg — beherzigenswert, vernünftig. Komm, wir wollen in den Garten gehen, ich muß mir die alten Bäume in der Nähe betrachten! Welcher Weg? Hier am Graben entlang? Auch gut, es iſt überall hübſch! Bei Gott, hier fühlt man ſich ſofort mollig — wie ſchauderhaft ſteif iſt Lubowitz dagegen, und dieſe reizende Matty (höchſt eigentümlich, daß ſie deiner Mutter ſeltenen Namen führt!) verſichert mich im Verein mit der dürren, kleinen Zwetſche von Haushälterin, daß ich mit Vergnügen und Bequemlichkeit logiert werden könne. Und das alles ſo urgemütlich ohne den Hausherrn.“

„Für den ſtehe ich ein!“ rief Manfred warm. „Laß uns jetzt endlich von dir ſprechen. Was hat dich in dieſen Winkel unſeres Vaterlandes getrieben, ſo ganz abſeits von der Verkehrsſtraße?“

„Lediglich meine Freundſchaft für deine werte Perſon,“ entgegnete Quitzow. „C'est-à-dire: urſprünglich wollte ich nach dem Manöver in Lubowitz ſein, und ich genoß den Vorzug, deine verehrte Mama und die Gräfin Buchberg bis Berlin zu begleiten. Die Damen ſind zu dem gemeinſamen Vetter Platen ins Oldenburgiſche gereiſt, und als ich in Berlin hörte, daß Etty Loßnitz in Sicht ſei, habe ich eine flüchtige Idee deiner Mama ſofort realiſiert und hier haſt du mich nun.“

„Alſo hat meine Mutter den längſtgehegten Vorſatz wirklich ausgeführt,“ ſagte Manfred ſinnend. „Weißt du zufällig, Heinz, ob ſie ihren Heimweg über hier zu wählen gedenkt?“

„Kannſt du daran zweifeln?“ fragte Quitzow verwundert. „Ich ſetzte natürlich voraus, daß die Sache ſchriftlich mit dir beſprochen worden ſei. Oder nicht, Fred?“

„Nein — bis jetzt wußte ich keine Silbe davon, ſie ſind ſehr ſchreibträge daheim,“ gab Manfred zurück, ſeine Züge gewaltſam zu gleichgültigem Ausdrucke zwingend. „Faſt möchte ich meiner Mutter den Umweg erſparen und einfach mit dir die Rückreiſe machen. Dann fände ſie mich in den alten Verhältniſſen wieder und der Übergang vollzöge ſich leichter. Siehſt du, lieber Heinz, ich hatte feſt, felſenfeſt vor, zu quittieren, und nun ich dich ſehe und von den anderen höre, packt mich die Sehnſucht nach des Königs Rock und des Königs Dienſt mit einer Macht: — ehedem hätte ich ſie dämoniſch genannt, jetzt weiß ich, daß ich nur einen Dämon zu fürchten habe, den Müßiggang nämlich. Mich überläuft's, wenn ich an die ewigen, thatenloſen Wochen zurück denke! —“

„O, und ich gehe ſo ſehr gern müßig nach den Manöverſtrapazen!“ ſagte Quitzow gemütlich und ſchlang den Arm um des Freundes Schulter. „Du verlegſt dich ja genau ſo aufs Predigen wie Lutz Buchberg — na, die Fidelität und die jungen Jahre werden wir dir im Kaſino ſchon wieder zutrinken! Jetzt frage mir nur geſchwind alles und jedes ab, was du wiſſen willſt, bis dein Äskulap und die ſüße Hebe mit dem Goldhaar uns irgend einen ambroſiſchen Nachttrunk kredenzt. Zu reizend, daß ich hier untergekommen bin! und die Träume, mein Jungchen!“ Manfred lachte. „Immer noch der krioſe Schwärmer wie ſonſt! Wenn man fragen darf: war Komteß Karla Buchberg auch mit von der Partie?“

Quitzow ſeufzte kopfſchüttelnd, und fügte hinzu: „Schmähliches Pech, nicht wahr? Aber, wahrhaftig, ich weiß kaum, ob mir die kleine Patrizierin nicht noch beſſer gefällt, als Karla Buchberg. Selbſtredend liegt es mir durchaus fern, dir etwa ins Gehege zu ſchleichen.“

„Schlage ſie dir beide aus den Gedanken, wenn du noch ſchwanken kannſt,“ entgegnete Manfred trocken. „Hier iſt die Koppel; nun ſieh dir einmal die Goldfuchsſtute dort an, mit Verſtand und Genuß, wie unſer Rittmeiſter es nennt. Engliſches Vollblut, mein Lieber, Beſſie: vom Buccaneer aus der Marigold. — Was hältſt du von ihr? Come along, Bess!“

„Beabſichtigſt du zu kaufen?“ fragte Quitzow. Manfred bejahte, und die Freunde vertieften ſich ſo gründlich in ihre Sport- und Garniſongeſchichten, daß ſie den Doktor ungeſehen an ſich vorüberfahren ließen.

Sie fanden ſich erſt wieder zur Gegenwart zurück, als die Hofglocke das erſtemal zum Abendeſſen rief.

„Wo ſie nur ſtecken mögen?“ ſagte ein paar Minuten früher Matty zu Jette, die ihrer jungen Herrin das Theekomfort näher an den Lehnſeſſel rückte und die Lampe anzündete.

Jette trat ans Fenſter. „Sie ſtehen noch hinten bei der Fohlenkoppel und haben Beß vor, Fräulein,“ berichtete ſie. „Der andere, Fräulein, gefällt mir faſt noch beſſer, als unſer junger Herr, er hat ſo'n rechtes liebreiches Weſen, und was ihm das karrierte Habit und der feuerrote Schlips nett zu dem hellen Schnurrwichs läßt! Sehen Sie, Fräulein: ein Bräutigam mit 'nem Schnurrwichs, das wäre nun mein ganzes Leben geweſen! Der ſelige Mack war ſo glatt wie'n Aal, aber'n ſeltner Menſch für Rückſicht, und wenn'r nicht ausgezehrt wäre, der hätte ſich mir zu Liebe auch 'nen Bart ſtehen laſſen.“

„Wenn er hätte ſtehen wollen, Jettchen,“ neckte Matty. „Den ſeligen Mack kann ich mir nach all deinen Schilderungen bald ſo genau vorſtellen wie mich ſelber. Aber — mit einem Schnurrbart? nimmermehr!“

„Na, Sie kriegen ganz ſicher 'nen Bräutigam mit einem, Fräulein,“ ſagte Jette. „Wiſſen Sie nicht mehr, daß ich erſt vorgeſtern geträumt habe: es führe Ihnen einer mit 'nem ſtuuren Haidquäſt unter der Naſe durch? Das bedeutet einfach 'n Kuß von 'ner Mannsperſon mit Haaren im Geſicht.“

„Die Mannsperſon wird wohl Vater geweſen ſein, liebes Jettchen.“

„Gott bewahre, Fräulein; von Vätern ſteht in meinem Traumbuche überhaupt nichts drin,“ erwiderte Jette mit beleidigter Miene. „Sie brauchen ſich ja auch an mich nicht zu kehren, obwohl ich es herzlich gut mit Ihnen meine und Ihnen 'nen hübſchen, reichen Mann gerne gönnen thäte. Denken Sie nur ein einzigesmal an mich, wenn es alles wahr auskommt.“

„Das will ich thun, Jettchen! Aber heute, ſo auf den Sturz, brauche ich mich doch noch nicht zu entſcheiden, ob mir ein heller oder dunkler Schnurrbart beſſer gefällt, nicht wahr? Wir wollen dem Herrn von Quitzow vor der Hand gehörig mit unſerem Stippkäſe und unſeren dicken Putereiern imponieren, und laß du nur auch Speck braten. Iſt oben die Stube hübſch in Ordnung?“

„Gewiß, Fräulein. Karl will den fremden Herrn ganz mit übernehmen; dann haben wir ja ausgeſorgt. So, da ſind der Herr Doktor zurück; nun wollen wir man fix anläuten laſſen, damit die Warterei nicht bis in die aſchgraue Ewigkeit dauert.“ — — — — — — — — — —

Es gab heute den gemütlichſten Theeabend, der ſeit langem in der Eichweider Halle verfloſſen war.

Alle in roſigſter Laune. Manfred ganz der alte Manfred, ſprudelnd lebhaft und unterhaltſam, Quitzow weniger geiſtreich, aber höchſt liebenswürdig in ſeinem Entzücken über des Freundes Geneſung und ſeiner warmen Dankbarkeit für des Hauſes gaſtfreundliche Aufnahme. Matty fühlte ſich recht in ihrem Elemente,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſie plauderte luſtig wie ein Kind. Dieſer blonde Leutnant, der ſo herzhaft lachen konnte und ſeine Witzchen mit Jette machte und ſo gewählt um Senf und Butter bat, erwies ihren heimatlichen Kochkünſten ungeahnte Ehre und beantwortete ihre vielfachen Fragen mit der liebevollſten Hingabe. „Gerade, als ob er mein Vetter oder mein Bruder wäre,“ (armer Quitzow!) ſagte ſie ſpät abends dem Vater. Er plante, während er in gebratenem Speck mit Eiern ſchwelgte, die kühnſten Schnitzeljagden und Schlittenfahrten, Bälle und Tableaus im Kaſino, alles zu ihrer Huldigung, da ſie doch gewiß die nächſte Saiſon im Kaldenhoffſchen Hauſe mitmachen würde.

„Die Gräfin iſt eine ſcharmante Dame, mein gnädigſtes Fräulein — reiſen Sie doch gleich mit uns ab und bis zum Karneval müſſen Sie mindeſtens dableiben!“ ſchlug Heinz alles Ernſtes vor, und Matty, die von dem beabſichtigten Kommen der Gräfin noch keine Ahnung hatte, wurde ganz verwirrt und ſchwindlig ob der Kühnheit dieſes Reiſeprojekts. Zuweilen, wenn das Pläneſchmieden gar zu heiß ward, fühlte ſie Manfreds magnetiſche Augen forſchend auf ſich ruhen, und blickte ſie ihn dann unwillkürlich an, ſo glaubte ſie, daß ihr Herz vor Glückſeligkeit zerſpringen müßte.

Doktor Edzard ſaß, behaglich zurückgelehnt, in ſeinem Korbſeſſel und fühlte ungetrübte Befriedigung mit dieſem Endreſultate ſeiner Behandlung. Manfred, der den Platz neben ihm einnahm, legte ein paarmal ohne beſondere Veranlaſſung ſeine warme Hand auf die des alten Mannes und nickte ihm mit einem Ausdrucke tiefempfundener Dankbarkeit zu. Freimütig geſtand er es ihm ein, daß er ſeinen Vorſatz: den einſt ſo ſehr geliebten Beruf aufzugeben, jetzt als die letzte Ausgeburt des Trübſinns betrachte und bei ſeite geworfen habe. Er begreife heute nicht mehr, wie ein ſolcher Gedanke je möglich geweſen.

„Entſinnen Sie ſich noch jenes Morgens unter der Weſtveranda, liebſter Doktor, nach dem Roſenokulieren? Unſer Geſpräch während der halben Stunde zur Abkühlung hat mich gerettet!“ ſagte Manfred halblaut und wieder ergriff er mit raſchem Drucke die nachbarliche Hand zuſamt der Gabel, die ſie hielt.

„Nicht das Geſpräch, ſondern die Lebensfreude, die Willenskraft, die es erwecken durfte, wurden Ihre Rettung,“ entgegnete der Arzt ebenſo gedämpft und hob ſein Glas. „Ihnen bringe ich dieſen Trunk; Sie haben mir meine Aufgabe ſehr raſch zu einer lieben und leichten gemacht, und ich freue mich, daß wir, die Kaldenhoffs und die Edzards wieder treu verbunden ſind wie einſt. Behalten Sie das feſt im Herzen, wenn Sie wieder daheim ſind.“

„Ja — à propos, kommſt du denn wirklich morgen oder übermorgen mit, falls Sie, mein verehrter Herr Doktor, mich ungebetenen Gaſt nicht früher fortſchicken?“ fragte Quitzow, der den letzten Satz des Geſpräches aufgefangen hatte.

„Morgen oder übermorgen ſchon? Das geht mir gar zu raſch,“ ſagte Manfred, „und dann möchte ich wenigſtens abwarten, wie ſich meiner Mutter Pläne geſtalten. Sie hat gegen Quitzow den lebhaften Wunſch geäußert, mich hier zu ſehen, Herr Doktor,“ wendete er ſich an den Arzt zurück, und kaum vermochte er das Beben ſeiner Stimme zu bemeiſtern.

„Die Gräfin, mit der ich die Ehre hatte, bis Berlin zu reiſen, ermächtigte mich, dieſem ihrem Wunſche Ausdruck zu geben,“ erklärte Quitzow. „Habe ich recht verſtanden, Fred, daß deine Mama aus dieſer Gegend ſtammt und ſpeziellere Beziehungen an Eichweide knüpft?“

„Ganz recht, Herr von Quitzow,“ antwortete der Arzt an Manfreds Stelle, und ſeine milden, ernſten Augen gaben dem jungen Manne mit einem Blicke die vollſte Beruhigung wegen des Wunſches ſeiner Mutter, der ihn zu Anfang unſagbar peinlich berührt hatte. „Sie iſt hier vor langen Jahren jung und glücklich geweſen, und es wird mir eine herzliche Genugthuung ſein, ſie nach ſchwerer Zeit im alten Eichweide zum zweitenmale glücklich zu ſehen. Schreiben Sie ihr das, lieber Manfred, oder wünſchen Sie, daß ich ſelbſt es beſorge?“

„Wenn ich darum bitten dürfte — wenn es nicht zuviel gefordert iſt —“ entgegnete Manfred, und Heinz Quitzow wunderte ſich im ſtillen, daß Manfred in dieſem überaus gaſtfreien Hauſe ſoviel Aufhebens um eine Sache machte, die dem Gaſtgeber ſelbſt zur größten Freude gereichen mußte; denn war die Gräfin nicht ein verehrungswürdiges Frauenideal?

„Du biſt total heiſer — ſchone dich nur ein bißchen, beſter Fred,“ mahnte er dann den Freund väterlich, und dieſer dankte Gott, daß der unbefangene Heinz den feinen Unterſchied zwiſchen Heiſerkeit und Heiſerkeit nicht zu machen wußte!

XVI.

Sonnige Herbſtzeit! Wie glänzten die erſten Oktobertage ſo wunderhell über Eichweide! Aſtern und Georginen blühten in Fülle, und Reſeden und Petunien wucherten auf den Rabatten. Zwiſchen den Schneebeeren im Gebüſch des Blumendeiches glänzten purpurfarbig die Vogelbeeren der Dohnen und lockten die erſten, ſtreichenden Kramtsvögel ins ſüße Verderben.

Längſt waren die Störche ſüdwärts gezogen, von den munteren Sängern in Feld und Wald gefolgt, die in dichten Schwärmen den blauen Äther durcheilt hatten. Jetzt klang nur noch der ferne Schrei großer Wandervögel durch die Lüfte, und ſtatt der Schmetterlinge flogen weiße Marienfäden von Blume zu Blume. Aber die Ammern und Spatzen, die Finken und Rotkehlchen blieben in der Heimat. Zutraulich hüpften ſie bei den Dreſchern in der warmen Tenne aus und ein und teilten das Futter mit den Haustauben. Raben und Krähen krächzten heiſer in den Eſchenkronen, und die hübſche, zänkiſche Blaumeiſe äugelte zwiſchen dem Epheu der Eichenſtämme hervor zum Speiſekammerfenſter hinauf, deſſen roſtiger Haken nun bald tagaus tagein das leckere Speckſtückchen für ſie und ihre Sippſchaft tragen würde. Im Garten durften die Puter und Hühner jetzt Nachleſe halten und ſpazierten ſchon frühmorgens mit froſtig geſträubten Federn und melancholiſchem Gluckſen und Gackern unter den Hallenfenſtern hin und her. Im Schutze des Abendnebels ſchlich der Iltis auf Raub aus und die Mäuſe bezogen ihre Winterquartiere zwiſchen Heuboden und Kornſpeicher. Wie eine Inſel lag das Gut da; denn die Wieſen ſtanden unter Waſſer und das Weidevieh hatte ſeine offenen Ställe zu beiden Seiten der Hausdiele eingenommen. Die gemütliche Diele, wenn man ſich nur erſt an ihre ſchwere, kräftige Luft gewöhnt hatte! Sie war ſo warm und ſtill und dämmerig; das Kniſchen und Knuſpern der wiederkäuenden Kühe, das leiſe Klirren ihrer Ketten und der Duft des Heus erhöhten die Behaglichkeit des niedrigen großen Raumes. Tiras und Diane, die Jagdhunde, kamen gar nicht mehr aus der freudigen Erregung heraus; ſchmeichelnd drängten ſie ſich an ihren Herrn und wedelten mit dem Schweif, ſobald er nur am Flintenſtänder vorüber ging. Dieſes Jahr beſonders hatten ſie goldene Zeit. Manfred und Quitzow machten das Revier ſehr unſicher. Heide und Stoppeln wurden nach Haſen abgeſucht, die letzten Hühner und Enten, ſcheu und vorſichtig wie ſie geworden waren, fielen der kriegeriſchen Mordluſt zum Opfer, und mittags kehrten die Jäger mit den vergnügteſten Geſichtern, dem geſegnetſten Appetite und den entſetzlichſten Stiefeln wieder heim.

„Wenn ich Ihnen nur nicht all' Ihr Viehzeugs rupfen und braten ſoll!“ verwahrte ſich Mamſell Jette regelmäßig, aber Heinz Quitzow wußte ſo reizend zu bitten und Jettens perſönliche Vorzüge ſo verblümt zu loben, daß ſie ſich immer erweichen ließ und das gewünſchte „kleine Wachholderfeuerchen“ auf dem Nebenherde eigenhändig anzündete. — Früh lagen die kalten Herbſtnebel ſchon reifſchwer über dem Gelände und ſchlichen ſich zwiſchen dem Strauchwerk des Blumendeiches hin; dann begingen die Freunde den Dohnenſtieg und brachten Mattys Lieblingsgericht in die Küche, und abends thaten die drei jugendlichen Gourmands redlich das Ihrige, um den Leckerbiſſen bis auf Schnabel und Krallen zu genießen.

Denn Quitzow war noch immer der Dritte im Bunde. Er hatte nach Lubowitz geſchrieben, daß er vor dem Frühlinge nicht kommen könne. Augenblicklich halte er es für ſeine Pflicht, ſich dem kaum geneſenen Freunde eingehend zu widmen, und ſchickte anbei ſein wohlgetroffenes Bild, auf dem Elſumer Jahrmarkte für fünfzig Pfennig angefertigt, zum Erſatz. Die nebelhafte, weibliche Geſtalt an ſeiner grünen Seite ſei die Tochter des Eichweider Hauſes, ein wonniges, fideles Blondchen, das leider nicht ſtill geſeſſen habe während der Operation, Fred

Kaldenhoff, den ſie ja wohl hoffentlich in der dunklen Hopfenſtange des Hintergrundes erkennen würden, pouſſiere das reizende Mädel nicht die Spur — Und in dieſem Tone ging es noch eine ganze Weile brieflich fort. Frau von Quitzow, Heinzens Mutter machte ſich ſchon vertraut mit dem Gedanken an eine bürgerliche Heirat ihres Erſtgebornen, und orientierte ſich unter der Hand über die Verhältniſſe des norddeutſchen Patriziats.

„Du haſt doch auch ewig Urlaub, Heinz!“ ſagte Manfred, als Quitzow nach Ablauf einer Woche dem Arzte und Matty mit der heiterſten Miene von der Welt noch fernere acht Tage zuſagte. „Im Frühling acht Wochen, jetzt wieder vier! Drei Monate vom Jahre auf der Bärenhaut!“

„Und du bereits ſechs — ſei du ganz ſtill!“ entgegnete Quitzow. „Ja, ja, Kerlchen, wir beide ſind nun einmal die Regimentslieblinge und können alles durchſetzen, noch von Konsky her, wir müſſen es uns auch gehörig zu nutze machen. Das iſt wenigſtens meine Anſicht von dieſer Choſe! Wenn wir erſt wieder unter der Czapka ſtecken, geben wir eine kombinierte Bowle, wenig Moſel und viel Sekt und ohne Damen natürlich — ſo etwas ſoll noch nicht dageweſen ſein. Du trinkſt doch wieder Bowle, was?“

„Ich muß es verſuchen,“ entgegnete Manfred. „Die Liebe fürs Kaſino und unſere Zuſammenkünfte wird bald genug zurückkehren, verlaßt euch darauf, wenn ich auch anfangs euere Nachſicht noch manchmal in Anſpruch nehmen werde. Aber — daß es von hier geſchieden ſein ſoll! Mein Gott, wie werde ich am Heimweh kranken!“

„Ich ditto!“ ſagte Heinz, lockte Tiras zwiſchen ſeine Kniee, ſteckte ihm eine Monatsroſe ins Halsband und jagte ihn damit zu Matty, die eben unter die Hallenthür trat, um nach Wind und Wetter zu ſehen, des Obſtbrechens halber.

Sie ſprachen alle Tage zehnmal vom Abſchiednehmen, und doch ließ ſich's gar nicht ſo an, als könne überhaupt ein Abſchied kommen. Die Wirtſchaft ging am Schnürchen, der Küchenzettel brachte das landesübliche Herbſteſſen: Kohl und abermals Kohl und allerhand derbe Zuſpeiſen; niemand machte der Gäſte halber Umſtände mehr, denn ſie fühlten und benahmen ſich wie wirkliche Hausgenoſſen. Quitzows Anweſenheit erhöhte das allgemeine Behagen ſehr weſentlich. Zwar ſtellte er die gewohnte Ordnung hie und da auf den Kopf aber nicht mehr, als man ſeinen fünfundzwanzig Jahren gern verzieh.

Hier, wo kein Kamerad über ihn witzelte, und ſchneidiger den Hof machte, als er ſelbſt, war die „landjunkerliche Unbeholfenheit“ von ihm abgefallen wie die Puppenhülle vom Schmetterling; luſtig regte ſein guter Humor die Flügel und belebte allabendlich die lampenhelle Wohnſtube bis nach Mitternacht. Des Freundes gehaltenes Weſen machte ihn ſicher; und mit Erfolg kopierte er den Manfred früherer Tage, ſein Idol und Vorbild ſchon aus der Fähnrichszeit her. Manch liebesmal lächelte Manfred in ſeiner Fenſterecke bei der Zigarette recht wehmütig, wenn er ſah, wie viel Glück ſeine halbvergeſſenen Kartenkunſtſtücke noch machten, wenn er ſeine einſtigen Lieblingscouplets wiederholen hörte, mit den neueſten Bonmots der Inſtruktionsſtunde abwechſelnd, und in Mattys unverwöhnten Augen das ſtrahlende Ergötzen daran las. So himmliſch amüſiert hatte ſie ſich noch nie in ihrem Leben! Selbſt der Vater wurde ordentlich mit jung, half Scharaden entziffern und gab ſogar ſeine plattdeutſchen Schwänke zum beſten, was er ſeit Jahren nicht mehr gethan. Matty fand dies Daſein paradieſiſch.

Nur Manfreds ſtilleres Weſen, ſo grundverſchieden vom düſteren Trübſinn der Sommerwochen, gab ihr oft einen Stich ins Herz. Vergebens ſann ſie darüber nach, ihr glückliches Gemüt hatte keine Ahnung von ſeinen Kämpfen. Wußte ſie, daß der Liebende in ihm mit dem Ehrenmanne ſtritt, der ein dunkles, felſenfeſtes und hartes Hindernis inmitten ſeines Glückspfades ſtehen ſah? — das Hindernis: Vergangenheit! Je geſunder er ward, deſto ernſter ſchaute ihn das Leben an, deſto tiefer erkannte er, daß ſeine Hoffnung mit Furcht gepaart ſein müſſe.

„Es ſtört Sie beim Leſen, — wir ſind zu laut!“ ſagte Matty eines Abends zu ihm, als er ſchweigend neben Quitzows Orakelkarten ſaß und gedankenvoll in einem Buche blätterte, das ihm gerade zur Hand lag.

„O nein! nein! ich ſehe Sie gern ſo glücklich — amüſieren Sie ſich doch!“ gab er zurück, nickte freundlich und nahm ſeine Lektüre wieder auf.

Sie ſtand einen Moment ſtumm neben ihm und ſah ihm über die Schulter ins Buch: es war eine Abhandlung forſtwiſſenſchaftlicher Natur — wie weit ab von ihrer ausgelaſſenen Luſtigkeit mochten ſeine Gedanken ſein! Zögernd, mit leiſe bebendem Munde ging ſie zu Quitzow und ſeinen Karten hinüber und während er ihr eine grandioſe Zukunft wahrſagte, hielt ſie die Wimpern geſenkt, in denen es feucht glänzte. Zwar wurde ſie nach und nach heiter wie zuvor, aber eine Dämpfung lag auf ihrem Plaudern und Lachen, und Manfred, der ſie verſtohlen beobachtete, hatte das quälende Gefühl ihr unwiſſentlich weh gethan zu haben.

Zur Gutenacht ſtanden die beiden mit ihren brennenden Lichtern einen kurzen Augenblick am Fuß der Treppe allein neben einander. Zum erſtenmale ſeit ſie ſich kannten, beugte Manfred ſeine Lippen zum Kuſſe auf die kleine Hand und fragte: „Sie ſind mir doch gut, Matty?“

„Immer!“ entgegnete ſie, „aber ich weiß, daß Sie heute abend unzufrieden mit mir waren, und das konnte ich nicht aushalten!“

„Unzufrieden! — Im Gegenteil, Kind. Ihre Heiterkeit iſt ja unſer Sonnenſchein, und ich wollte, ich hätte auch manchmal das Verdienſt gehabt, ihn hervor zu zaubern. — Wiſſen Sie, daß ich ſehr oft wünſchte, ich wäre Quitzow?“

„Ich wünſche das aber gar nicht!“ ſagte ſie. „Luſtig ſein und glücklich ſein, ſind zwei verſchiedene Dinge, und deshalb darf ich mich von Ihrem ernſten Geſichte auch nicht immer zu traurigen Schlüſſen verleiten laſſen, nicht wahr? Vater und ich wir hoffen ſo ſehr, daß Sie geſund und recht — recht glücklich im Herzen von Eichweide Abſchied nehmen werden.“

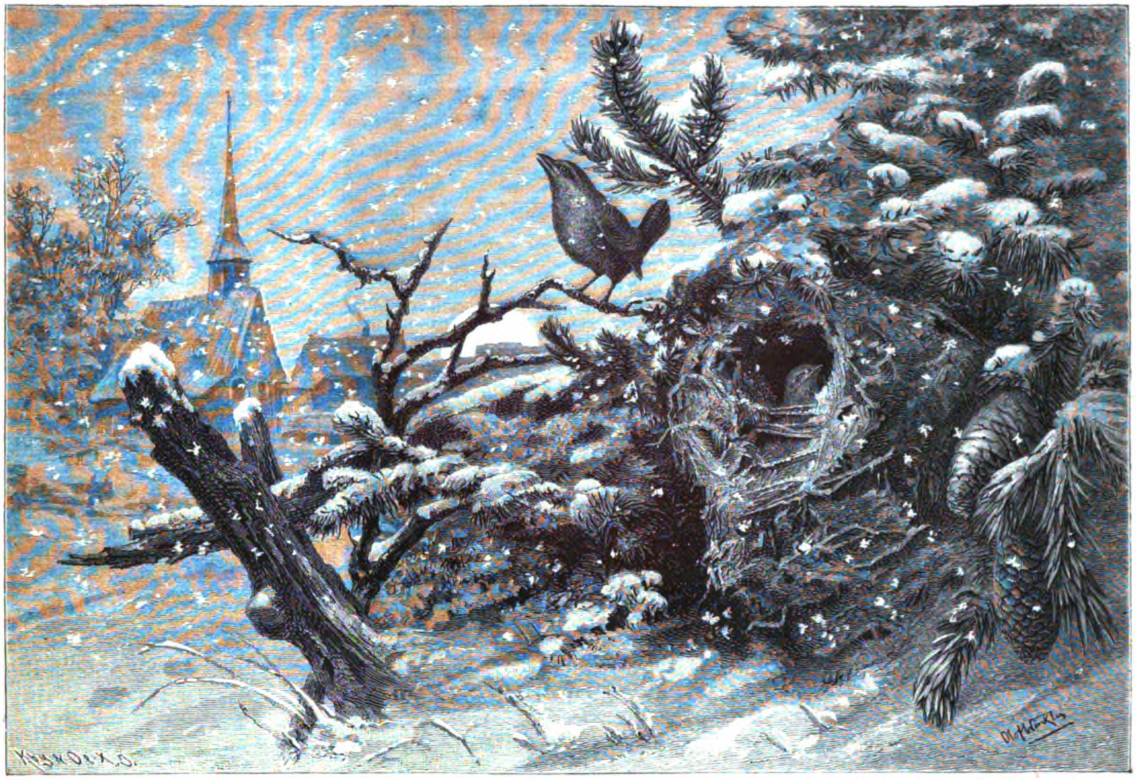
„Ich hoffe es auch — Gott gebe es, ja, Gott gebe es, Matty!“ antwortete er, und der Ton ſeiner Stimme bei dieſen kurzen Worten, der feſte Druck ſeiner Hand erſchütterten Mattys Seele ſo tief, daß ſie in der Einſamkeit ihres Stübchens lange auf dem Stuhle am offenen Fenſter kniete und regungslos in die ſternfunkelnde Nacht empor blickte, bis ihr Blut ruhiger floß und die Müdigkeit ſie überwältigte.

Als ſie am nächſten Morgen die Stimme des Geliebten unter ihrem Fenſter über ganz gleichgültige Dinge mit Karl verhandeln hörte, deuchte ihr der vergangene Abend ein Traum zu ſein; ſie ſchob energiſch alle weichmütigen Gedanken von ſich und ging heute beſonders willig und entſchloſſen an ihre proſaiſche Tagesarbeit. — Karl berichtete ihr gleich nach dem Frühſtück, daß die beiden jungen Herren ſchon um ſechs Uhr zum Dohnenſtieg geweſen ſeien, noch ehe der dicke Nebel recht gefallen, und daß ſie ein prächtiges Gerichtchen Kramtsvögel an Mamſell Jettchen abgeliefert hätten.

Karl fühlte ſich mit Stolz am richtigen Platze. Er putzte und bürſtete ſeine „Herren Leutnants“ ſo „propper“ heraus, daß es eine Luſt war; er ſervierte bei Tiſch, half Mamſell mit einem Eifer, der an Liebe grenzte und widmete jeden freien Augenblick der ungebärdigen Beß, von der er wußte, daß ſein Leutnant ſie nun wirklich gekauft hatte. Matty war durch ihren Vater davon unterrichtet worden und hatte bittere Thränen darüber geweint. Manfred ſchied von ihr und nahm auch noch die verſchwiegene, lebende Erinnerung an den Sommer und ſeine Leiden und Freuden mit ſich fort. Wie klug, wie verſtehend pflegte Beß die feinen Ohren zu ſpitzen und mit den feurigen Augen zu blicken, wenn Matty ihren zierlichen Kopf zu ſich heranzog und ihr zuflüſterte, was ſie keiner Menſchenſeele zu vertrauen wagte! Nie konnte ihr ein anderes Pferd Beſſie erſetzen, und dennoch zürnte ſie dem Käufer nicht, ſondern ſagte der Stute, als ſie dieſelbe zum erſtenmale nach ihrer Krankheit begrüßte: „Du glückliches Geſchöpf, du darfſt mit ihm gehen!“

„Mach' Er unſerem Fräulein nur das Herz nicht noch ſchwerer um das Tier, ſonſt wird ſicher nichts aus unſeren Gedanken, Karl!“ predigte Jette bei jeder paſſenden Gelegenheit, und „unſere Gedanken“ bedeuteten natürlich kein Geringeres als den Gräfinnentitel für „unſer Fräulein.“

„Sie werden dann mit uns ziehen, Mamſellchen!“ ſagte



Originalzeichnung von Olof Winkler.

Tunkönigs Sylveſter.

De Snei de ſakt von Hewen[1] dal,
De Jrd[2] de liggt ſo ſtill
As wir 't 'n wittes Likendauk[3],
Dat ſe umfaten hüll.

So ſlept de Jrd', ſo dip, ſo faſt;
So drömt de Heck', de Wald;
So drömt de Bach, ſo drömt de Halm,
De Luft weiht iſig kalt.

Am Hewen lüchten duſend Stirn,
So hell, ſo licht, ſo klar
Un ſachting über de Jrde ſlikt[4]
Dat Weihn[5] von 'd nüe Johr.

De Minſchenkinner weiten's woll!
De foll 'n de Händ' tauſammen
Und lugen tu den Hewen up,
Wo Leid und Freud herkamen.

Jn Hewen wahnt 'n ſäutes Hart[6],
So grot, ſo ſtark, ſo faſt!
Dat höll 'de ganze Welt in ſich
Mit all 'ehr Freud' und Laſt.

Dat is 'n Hart, dat is n' Licht,
Dat ſe all tauſammen anbedden[7]
Vertruen heit's[8], Vertruen heit's,
Vertruen, dat deit uns erredden.

Jn all uns Not, in all uns Pein,
Jn all' uns Gram un Sorgen,
Jn all uns Bangen, all uns Leid
Vertruen! un' wi ſind geborgen. —

Un' in den Wald is dodenſtill,
Da ſchütt' kein Telgen[9], kein Blatt —
Da fiſſelt[10] de Snei von Hewen dal,
Bis hei alles begrawen hat.

Jn 't Neſt dor ſitt Tunkönigswif[11]
Dicht drünnen in Snei und Dann 'g[12],
Und ſe ſchöddert de Flüchten, ſe ſchödd' 'den Kop:
„Wat bliwt hei wedder ſo lang?

Entfamigten Kirl! Wat hei wedder hat,
Wat hei wedder herümmer buſſiert!
Jk bün äwertägt, hei is in de Stadt
Wo hei jüchtens ſik amuſiert!

So 'n ſlichten Kirl, ſo 'n falſchen Kirl,
Mich bei die Köll' tu verläten!
Na wort nur, wenn du wedder kömmſt!
Dat ſollſt dau nich wedder vergeten!“

De Snei de ſakt ſo ſachting dal,
De Dannebom ſteiht ſchurig.
Tunkönigswif ſitt ſtill und kalt,
Un't Hart is gar ſo trurig.

Do kömmt hei ronn — — nu ſteiht hei da
„Täuw, täuw, du infamigten Ollen!
Wat ſnuerſt du in de Städt herum
Und lät'ſt mi hi pieglings[13] verköllen?

Wie, wat, wo! Dat fröggt ji noch?
Na wart, ik wür' dich belihren!“
Tunkönigswif holt ſtaatſchen[14] us
Un will em recht hartlich bekihren.

„Ne,“ ſeggt Tunkönig, „hüte nicht!
Hüt darfſt mir nich ſo verſlagen.
Jk was man blos bi 'm Nüjohrpunſch,
Den lat mi in Rauh verdragen!“

E. Winkler-Palleske.

---

[1] Hewen, Himmel. [2] Jrd, Erde. [3] Likendauk, Leichentuch. [4] ſlikt, ſchleicht. [5] Weihn, Wehen. [6] Hart, Herz. [7] anbedden, anbeten. [8] Vertruen heit's, Vertrauen heißt es. [9] Telgen, Zweig. [10] fißelt, ſagt man vom Schnee niederfallen. [11] Tunkönigswif, Zaunkönigsweib. [12] Dann 'g, Tannicht. [13] pieglings, gradezu. [14] ſtaatſchen, tüchtig.

Karl eines Tages, als er ſich eine kleine Extraration zum zweiten Frühſtück aus der Speiſekammer holte, und kniff dabei Jette ſacht in den Arm.

„Was denkt Er ſich, Musje Windbeutel? Ich bleibe bei meinem Herrn Doktor. Ein Chriſtenmenſch muß ihm doch Zuſpruch thun, wenn Fräulein weg iſt und da oben bei Seinen Ruſſen und Polaken ſitzt,“ entgegnete Jette, und belegte die fettgeſtrichenen Schwarzbrotſchnitte dicht mit Blutwurſtſcheiben. „Er ſollte hier bei uns auf dem Gute Großknecht und Kutſcher werden, wenn der alte Düſſel, Chriſtian Siemers, künftigen Frühling nach Amerika geht und Goldklumpen aus dem unſchuldigen Sande graben will.“

„Das würd' ich am Ende wohl ganz gern thun, man es is nich,“ meinte Karl und zog ſeine Finger von Jettens jungfräulichem Arme zurück. „Seh'n Sie, Jettchen, ich werd' nun zwarſt mit Königsurlaub frei kommen wegen der guten Führung, aber ich denk' mir ſo: wenn mein Herr Leutnant heiraten thut, braucht er 'nen Kutſcher in Livree und da bin ich dann der nächſte dazu und muß ihm auch den neuen Burſchen anlernen, weil er hölliſch eigen iſt. Na — 'ne verheiratete Hausmamſell ſo wie Sie zum Beiſpiel, und aus der Heimat — die würde unſerer jungen Gnädigen wohl ſehr paſſen! Nu —“ (abermals ein Angriff auf Jettens ſpitzen Ellbogen) „überlegen Sie ſich das 'mal, liebes Jettchen!“

„Mein erſtes Wort bleibt beſtehen,“ war die Erwiderung. „Er muß ſich geben und hier ins Land ziehen, wenn Er mir ſozuſagen gut iſt.“

„Juſtement dasſelbe würd' ich von Ihnen fordern thun, Jettchen. Nu — dann ſoll das wohl beſſer keine Brautſchaft mit uns werden und wir wollen es uns nicht zu Herzen nehmen. — Nichts für ungut, Jettchen — und 'nen kleinen Bittern will ich denn diesmal lieber nicht mehr von Ihnen verlangen.“ Damit machte er gelaſſen Linksumkehrt zur Speiſekammer hinaus, ſein leckeres Wurſtbrot in der Rechten, und Mamſell Jette ſtand da, wie Butter an der Sonne. — Mit ihrem Traumbuche ſtimmte dieſer Abſchluß durchaus nicht überein, aber ein Glück war's, daß ſie ihren erſten Ärger an einem harmloſen Vorderſchinken für die Leuteküche ungeſtört auslaſſen konnte und ſich bei zurückkehrender Vernunft mit gutem Rechte ſagen mußte: „Er iſt am Ende reichlich jung für mich — zweiundzwanzig und vierundvierzig, das teilt ſich mit zwei und bringt dieſerhalb keinen Segen. Der ſelige Mack wäre nun grade ſiebenundvierzig.“

Sie ſchlug die Schürze vors Geſicht und wollte ſich ſo recht ſatt weinen, da erſchien Mine, das Hausmädchen, mit der Meldung, daß der junge Herr — („der andere, Mamſell!“) unverſehens den Waſchkump zerbrochen hätte, und ob Mamſell zufällig noch einen heilen herausgeben könnte? Statt des Verlangten bekam Mine ein Donnerwetter auf den Kopf und die niederſchmetternde Beſtellung an Herrn von Quitzow: die Männer wären alle egal, und er möchte ſich nur mit ſeinem Grafen in einem Kump waſchen, bis Chriſtian Siemers Zeit fände, zu Jude Liebmann nach Elſum zu laufen!

Mine jedoch hütete ſich wohl, die Botſchaft auszurichten; ſie nahm ihre eigene Waſchſchüſſel, ſpülte ſie rein und ſetzte ſie heimlich in Heinz Quitzows Zimmer. Mamſells böſe Laune ſollte ſie nicht um ihr gutes Trinkgeld bringen!

So endete jener Liebestraum in der Speiſekammer, und der beſcheidene Heiligenſchein um das Bild des verblichenen Damenſchneiders Mack ward in Jettens Augen mehr und mehr zur ſonnenhaften Strahlenglorie.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche und franzöſiſche Bücherkäufer.

Eine Oratio pro domo.

Am Schluſſe der zweiten der ſehr dankenswerten „Skizzen aus Haus und Schule in Frankreich“ (Nr. 8) macht der Herr Verfaſſer einen Streifzug auf ein Gebiet, das er denn doch nicht ſo vollſtändig zu beherrſchen ſcheint, wie ſein übriges Material: auf das der Privatbibliotheken in Frankreich und, daran anknüpfend, des franzöſiſchen Buchhandels. Es möge geſtattet ſein, das dort behandelte Thema vom Standpunkt eines deutſchen Buchhändlers zu beleuchten, den es ſchon oft verdroſſen hat, daß auch auf dieſem Felde unbewieſene und unbeweisbare Behauptungen immer ruhig von einem dem andern nachgeſprochen zu werden pflegen, wie es der Fall iſt mit dem immer wieder ohne jeden Beweis aufgeſtellten Satze: in Frankreich werden weit mehr Bücher gekauft als in Deutſchland!

Mit Verlaub, woher wiſſen denn das die Herren, die es ſo ruhig behaupten? Sie ſchließen es aus einigen Thatſachen, die an ſich ja ſehr erfreulich ſind und deren Nachahmung in Deutſchland gerade vom Standpunkte des Bücherverkäufers gewiß zu allererſt zu wünſchen wäre. Es iſt nicht zu beſtreiten, daß es in den Kreiſen der beſſeren Geſellſchaft in Frankreich weit mehr Mode iſt, einen gut ausgeſtatteten Schrank voll ſchön gebundener Bücher zu haben, als in denſelben Klaſſen der deutſchen Geſellſchaft, daß auf franzöſiſchen Land- und Edelſitzen das Auge des Bücherliebhabers weit öfter durch den Anblick ſeiner Lieblinge erfreut wird, als bei uns. Ferner wird niemand beſtreiten, daß die Unſitte des ausſchließlichen Leſens aus der Leihbibliothek bei uns weit verbreiteter iſt als bei unſeren Nachbarn. — Es iſt natürlich, daß vorzüglich der erſtere Brauch den litterariſch „gerichteten“ Beſucher von franzöſiſchen Häuſern ſehr beſticht und daß daraus leicht der Schluß gezogen wird, daß die Franzoſen durchgängig beſſere Bücherkäufer ſeien als die Deutſchen. Wäre dieſer Schluß richtig, ſo müßte daraus mit unumſtößlicher Sicherheit weiter zu ſchließen ſein, daß Frankreich auch das gelobte Land der Bücherverkäufer, des Buchhandels, ſei.

Nun iſt das aber keineswegs der Fall. Natürlich gibt es in Frankreich eine Anzahl großer Verleger und es iſt bekannt, daß die Firma, welche als die größte Verlagshandlung der Welt gilt, eine franzöſiſche iſt, das Haus Hachette & Co. Dieſe Anzahl aber iſt verhältnismäßig weit kleiner, als die Verlegerfirmen erſten Ranges in Deutſchland und, abgeſehen von Mame in Tours und Berger-Levrault in Nancy haben ſie ſämtlich ihren Sitz in Paris, während ſie in Deutſchland bis in ganz kleine Städte verbreitet ſind. Was aber den Sortimentshandel betrifft, ſo iſt ſeine Lage — wiederum abgeſehen von Paris — geradezu kläglich. Das große Frankreich hat in ſeinen großen, blühenden und reichen Provinzialſtädten, in Verkehrsmittelpunkten von Hunderttauſenden von Einwohnern, keine Buchhandlungen, die ſich mit den deutſchen Geſchäften in Provinzialſtädten von ſechs- bis zehntauſend Bewohnern meſſen könnten, ſobald man als Maßſtab anlegt die Vertrautheit des Inhabers und ſeines Perſonals mit der Litteratur, die Fähigkeit vorkommende bibliographiſche Fragen richtig und erſchöpfend zu beantworten, dem Suchenden jeden gewünſchten Nachweis raſch und ſachgemäß zu erteilen. Freilich iſt dieſe Befähigung ſo vieler kleiner Geſchäfte bei uns mit der merkwürdigen und in ihrer Art einzig daſtehenden Organiſation unſeres Buchhandels verknüpft, die gerade von Ausländern, welche ſie kennen gelernt haben, rückhaltlos bewundert wird, während wir Deutſchen — nach unſerer unausrottbaren nationalen Unart — ſie an allen Ecken und Enden bekritteln und das Ausländiſche über ſie ſtellen.

Zahlen mögen ſprechen. Schon vor etwa acht bis zehn Jahren wurde der buchhändleriſche Umſatz, der jährlich über Leipzig gemacht wurde, auf 27—30 Millionen Mark geſchätzt, während ſchon damals ein durchaus nicht unbedeutender Bruchteil unſeres Verkehrs nicht mehr über Leipzig ging und ſich den dortigen ſtatiſtiſchen Erhebungen entzog. Von Frankreich fehlen ſolche allgemeine Zahlen gänzlich. Wohl aber haben wir die Abſatzziffern einer Anzahl von größeren Werken und wiſſen beſtimmt, daß ſich mit ihnen keine franzöſiſche Erſcheinung der Neuzeit meſſen kann. Meyers Konverſationslexikon, das ohne die Supplemente in letzter Auflage 120 Mark koſtete, iſt in etwa 150 000 Exemplaren verbreitet, der bekannte Andreeſche Handatlas hat die Hunderttauſend längſt überſchritten. Von Friedländers Sittengeſchichte Roms, einem ziemlich gelehrt ausſehenden Buch von drei Bänden, (Preis 33 Mk.) liegt die fünfte Auflage vor; unſere großen wöchentlichen, illuſtrierten Zeitſchriften (einſchließlich der Modezeitungen, dem franzöſiſchen Spezialartikel) erſcheinen in Auflagen, wie ſie die Franzoſen auch nicht annähernd erreichen. Von einer ſehr bekannten Litteraturgeſchichte im Preiſe von 18 Mk. ſind in fünf Jahren vierzehn Auflagen von zuſammen 56 000 Exemplaren abgeſetzt worden, davon der größte Teil in einem eleganten und teuern Einband, womit zugleich bewieſen wird, daß auch, was die Freude an der äußeren Ausſtattung betrifft, wir durchaus nicht ſolche Böotier ſind, wie uns öfter ſo liebenswürdig vorgehalten wird.

Dieſe Beiſpiele könnten nach Belieben vermehrt werden. Jedermann weiß, welches „Ereignis“ es iſt, wenn ein neues Werk von G. Freytag oder früher von Fr. Reuter und anderen derartigen beliebten Autoren angekündigt wird, oder wenn ein neuer Band von Treitſchkes Deutſcher Geſchichte erſcheint. Unſere Klaſſiker ſind erſt ſeit noch nicht zwanzig Jahren Gemeingut und niemand, der die Schwierigkeiten der Herſtellung von zugleich kritiſch und typographiſch muſtergültigen Ausgaben kennt, wird verlangen, daß wir in dieſer kurzen Zeit auf dieſem Gebiete erreicht haben ſollen, was die Franzoſen mit ihren großen Dichtern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Doch liegen auch hier ſchon höchſt beachtenswerte Leiſtungen vor und was die Verbreitung betrifft, ſo ſtehen Goethe und Schiller in Deutſchland ganz gewiß nicht hinter Moliere und Voltaire bei den Franzoſen zurück. Bei allen den Behauptungen von dem ſtärkeren Bücherkaufen der Franzoſen wird ein Punkt immer überſehen, und zwar der Punkt, der meines Erachtens die Hauptſache iſt: daß bei uns die Bücher in ganz anderen

Schichten der Nation verbreitet ſind und von ihren Käufern anders behandelt und benutzt werden, als bei ihnen. Jeder, welcher der gewaltigen Klaſſe der akademiſch Gebildeten in Deutſchland angehört, hat ſeine größere oder kleinere, in ſehr vielen Fällen aber verhältnismäßig ſehr große, oft über ſeine dafür verfügbaren Mittel eigentlich hinausgehende Fachbibliothek. Es würde in dieſen Kreiſen, die doch unſere „beſten" ſind, geradezu gegen den guten Ton verſtoßen, mit dieſen Bibliotheken zu prunken, ſie in ſchönen Schränken, glänzend gebunden im Beſuchszimmer aufzuſtellen. Nur der vertraute Freund des Hausherrn findet ſie in der Studierſtube, in unſcheinbaren verſteckten Räumen und in eben ſo unſcheinbarem Gewande. Dieſe Kreiſe: die Landpfarrer und beſcheidenen Klaſſenlehrer darunter nicht weniger als die Univerſitäts- und Gymnaſialprofeſſoren, die Mediziner und Juriſten und alle mit ſogenannter Realbildung Ausgerüſteten ſind die Schichten, in denen bei uns der große Strom der Litteratur ſich verteilt. Ich wiederhole, daß auch ich es für ſehr wünſchenswert halte, daß neben dieſer Art der Bücherfreundſchaft auch die andere ſich in unſeren beſſer geſtellten Klaſſen einbürgere, denn auch ich bin der Anſicht, daß ein gut gefüllter Bücherſchrank ein mindeſtens ebenſo ſchöner Schmuck des Zimmers iſt, als die jetzt beliebten alten Krüge, oder Bronzen oder ſonſtigen Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes. Es läßt ſich aber nicht alles über einen Kamm ſcheren und die Gewohnheiten der Völker entwickeln ſich ebenſo gut nach verſchiedenen Richtungen, wie die der einzelnen Individuen.

Natürlich iſt es nicht möglich, daß bei der Überproduktion, an der wir in Deutſchland auf litterariſchem Gebiete leiden, und von der noch kürzlich die Gelegenheitslitteratur zur Lutherfeier, Gott ſei's geklagt, ein ſprechendes Beiſpiel lieferte, jeder „Schriftſteller" und was ſich alles ſo nennt, ſein „anſtändiges" Auskommen haben könnte und jedes Buch ſich bezahlt machte, daraus kann aber doch wahrlich nicht einer Nation ein Vorwurf gemacht werden, die ſo „bücherlieb" iſt, wie irgend eine andere.

Zum Schluſſe noch eins. Die franzöſiſche Litteratur hat außerhalb ihres eigentlichen Gebietes, außerhalb Frankreichs, noch ein weites, unbeſtrittenes Abſatzfeld, das viel ausgedehnter iſt, als das der deutſchen außerhalb unſerer Grenzen. Alle romaniſchen und alle ſlawiſchen Völker ſind dem franzöſiſchen Geiſte in dieſer Hinſicht tributär, während uns das einzige große natürliche überſeeiſche Gebiet, die Vereinigten Staaten mit ihren Millionen Deutſchen durch zwei Umſtände: die enorm hohen Eingangszölle und die Freiheit des Nachdrucks bei Maſſenartikeln, immer mehr verſchloſſen wird. Dieſer Umſtand erklärt bei einigen Artikeln, beſonders denen der ſchönen Litteratur nicht am wenigſten die hohen Auflagen. Einen neuen franzöſiſchen Roman von einem gerade in Mode befindlichen Autor findet man in den Händen jeder vornehmen oder ſich vornehm dünkenden Dame, ſei es in Petersburg, Warſchau, Bukareſt oder in Italien, Spanien und dem romaniſchen Amerika. Daher die Auflagen von 50 000 bei beliebten franzöſiſchen Romanſchriftſtellern. Bei einer ganzen Reihe dieſer Romane haben wir allerdings ſicherlich nicht Urſache ſie zu beneiden, weder um das Abſatzfeld, noch um den Abſatz ſelbſt.

Rudolf Winkler.

Das Berliner Melanchthonhaus.

Von Jakob Chriſtianſen.

Es war doch eine ſchöne, unvergeßliche Zeit, die ich als Studioſus in der herrlichen Kaiſerſtadt am „grünen Strand der Spree" zubringen durfte! Wie gern verlebte ich noch einmal jene köſtlichen Tage! Denn mag auch, was hygieniſche Verhältniſſe, was den Verkehr der Profeſſoren mit den Studenten und der Studenten unter einander betrifft, eine kleine Univerſitätsſtadt zuweilen nicht unerhebliche Vorzüge vor einer größeren haben, Kunſt und Wiſſenſchaft, Handel und Gewerbe in voller Blüte kennen zu lernen hat man doch erſt in einer Großſtadt Gelegenheit, und erſt hier iſt man im ſtande für den wiſſenſchaftlichen Beruf ſowohl wie für das öffentliche Leben ein rechtes Verſtändnis zu gewinnen. Kein Wunder daher, daß faſt jeder deutſche Student danach ſtrebt, mindeſtens ein Semeſter ſeines Studiums in Berlin, der geiſtigen Metropole Deutſchlands, zuzubringen. Trotzdem aber hört man häufig genug aus dem Mund der Studierenden, daß ihnen im Vergleich mit andern Univerſitäten Berlin nicht gerade ſehr gefallen hätte. Sie fühlten ſich eben, nicht gewöhnt an das dortige Leben und Treiben, vereinſamt und verlaſſen in der großen Stadt, und bei der oft nicht geringen Entfernung der Wohnungen war der Verkehr mit Freunden und Bekannten ihnen ſehr erſchwert. Auch mir wäre es damals wohl kaum beſſer ergangen, hätte ich dort nicht ein freundliches und gemütliches Heim gefunden in dem nach Melanchthon, dem praecepter Germaniae, benannten Hauſe.

Das „Melanchthonhaus" verdankt ſeine Entſtehung einem Bedürfnis, das ſich in der ſogenannten „Gründerzeit" in Berlin geltend machte: die Mietpreiſe für Einzelwohnungen waren beſonders im Zentrum der Stadt, wo ja bekanntlich die Alma mater gegenüber dem kaiſerlichen Palais ihren Platz hat, bis aufs höchſte geſtiegen, ſo daß die akademiſche Jugend allmählich immer weiter von der Univerſität abgedrängt wurde und in entlegenen Stadtteilen ein billigeres Unterkommen ſich ſuchen mußte. Dieſer unerträgliche Übelſtand erregte bald die Beſorgnis ernſtdenkender Männer. Der jetzige Oberhofprediger D. Kögel machte in einem Vortrag über „theologiſche Konvikte," den er 1872 im „Evangeliſchen Vereinshauſe" zu Berlin hielt, zuerſt öffentlich darauf aufmerkſam; und dieſer Vortrag war es wohl hauptſächlich, der einige angeſehene Männer veranlaßte, durch allgemeine Liebesthätigkeit ein Haus zu gründen, in dem zunächſt ſolchen Studierenden, die ſich dem Lehrfach in Kirche und Schule widmen wollten, Koſt und Wohnung zu mäßigen Preiſen verſchafft werden ſollte. Es bot ſich eine günſtige Gelegenheit, dieſen Plan ſchnell zur Ausführung zu bringen. Das in der Sebaſtianſtraße Nr. 25 belegene Haus der Berliner Miſſionsgeſellſchaft, die am 1. Oktober 1873 in ein neuerbautes Haus umziehen ſollte, ſtand für den nicht geringen Preis von neunzigtauſend Thalern zur Verfügung. Das rührige Komitee ſetzte alle Hebel an, dieſes Haus zu erlangen, doch ſchien die Sache anfangs aus Mangel an Intereſſe ſcheitern zu wollen. Schon witzelten Berliner Blätter über die Verkaufsangelegenheit, ſchon fabelten ſie etwas von der „inneren Miſſion des Biertrinkens," der nun die Räume des Hauſes für „äußere Miſſion unter Kaffern und Hottentotten" geweiht werden ſollten, da wurde das Komitee mit der Miſſionsgeſellſchaft handelseinig. Am 29. Januar 1873 erſchien in den Zeitungen ein Aufruf, der herzlich und dringend einlud, durch Gaben oder Darlehne helfen zu wollen, und bald nachdem ſämtliche Hofprediger, viele Profeſſoren und andere hochangeſehene Männer dieſem Aufruf befürwortend beigetreten waren', floſſen die Gaben über Erwarten reichlich. Eine weſentliche Unterſtützung war außer den Beiträgen des Kultusminiſteriums und des Evangeliſchen Oberkirchenrats der Ertrag eines Bazars, der im Niederländiſchen Palais abgehalten wurde. Für das Winterſemeſter 1872 auf 1873 konnte das Haus bereits von achtzehn Theologen, vier Philologen, zwei Mathematikern und einem Hiſtoriker bezogen werden. Die äußeren ökonomiſchen Angelegenheiten leitete ein von Wichern in Hamburg ausgebildeter „Hausvater," die inneren ein vom Kuratorium gewählter älterer Student als Senior. Im November fand zunächſt eine vorläufige Konſtituierung ſtatt, bei welcher der Senior die Grundſätze darlegte, nach denen er ſein Amt zu führen gedächte, Grundſätze, die unter den Bewohnern allgemeine Billigung fanden: der Geiſt, der im Hauſe walten ſolle, könne kein anderer ſein als der Melanchthons, der echt wiſſenſchaftliche und darum tolerante, der echt freundſchaftliche und darum friedliche. Endlich am 6. Dezember 1873 mittags halb ein Uhr ging die feierliche Eröffnung des Hauſes vor ſich. Trotz des ſchlechten Wetters hatte ſich ein zahlreiches auserleſenes Herren- und Damenpublikum eingefunden. Die Feier fand in der hinter dem Hauſe befindlichen Kapelle ſtatt. Profeſſor Dr. Dorner hielt die Eröffnungsrede, Hofprediger D. Kögel ſprach das Gebet für das Gedeihen des Hauſes. Ein fröhliches, durch Toaſte reich gewürztes Mahl des Kuratoriums, der akademiſchen Lehrer und der ſtudentiſchen Bewohner des Hauſes, das im Saal ſtattfand, bildete den Abſchluß der Eröffnungsfeier.

So war denn das Melanchthonhaus gegründet. Bald lernten die Bewohner den Vorzug traulichen, gemütlichen Zuſammenlebens und -ſtrebens würdigen. Sie ſchloſſen ſich in größeren und kleineren Gruppen zuſammen, bildeten ein theologiſches und philologiſches Kränzchen und gaben ſich ſo auch gegenſeitige wiſſenſchaftliche Anregung. Sie hatten Freude an ihrem kleinen Gemeinweſen, das ſie ſelbſt organiſierten und geſtalteten, und in dem Bewußtſein, eine einheitliche Sache zu vertreten, gewöhnten ſie ſich, Sonderintereſſen zum beſten der Gemeinſchaft hintanzuſetzen.

Und wie es im erſten Semeſter war, ſo blieb es auch in der Folgezeit bis auf heute. „Wir befinden uns hier," ſagte der Senior Herr Dr. Lammers bei Gelegenheit der erſten Jahresfeier, „nicht in einem Internat, hier iſt von einer klöſterlichen Abgeſchloſſenheit keine Rede, ſondern die Entwickelung jedes einzelnen ſoll auf dem Boden vollkommener akademiſcher Freiheit angebahnt und gefördert werden!" Dieſem Prinzip iſt das Melanchthonhaus bisher ſtets treu geblieben und wird es hoffentlich auch bleiben. Darum iſt dasſelbe auch mir zu einer lieben, unauslöſchlichen Erinnerung geworden, in die ich mich gern zurück verſenke. Wie war es doch ſo traulich, wenn morgens die Kommilitonen ſich zum Frühſtück im Saale verſammelten, der Senior ein kurzes Gebet ſprach und nach dem Frühſtück die einen nach den neueſten Zeitungen griffen, die andern vor dem Gange ins Kolleg noch etwas Unterhaltung pflogen und wenn dann mittags ſich alle beim Mahl wieder zuſammen fanden! An ſchönen Sommerabenden ſaßen wir oft im kühlen Garten beiſammen, ſangen ein Lied oder beſprachen und diskutierten dieſe oder jene Tagesfrage. Die mannigfachſten Anſichten wurden kund, die verſchiedenſten theologiſchen und politiſchen Standpunkte, von einer Toleranz, die an Indifferentismus ſtreifte, bis hindurch zu einer Verketzerungsſucht, die dem Ultramontanismus nicht ganz fern ſtand, alle vertreten durch wackere Kämpen, die in der ars disputandi nicht ganz unerfahren waren: einer lernte den andern achten, einer den andern verſtehen. Die Mannigfaltigkeit der Studien, die Verſchiedenheit der Heimat gab unſerm geſelligen Leben Reiz, man erweiterte ſeinen Geſichtskreis. Hin und wieder wurde auch ein größeres Feſt arrangiert zum Beginn und zum Schluß des Semeſters und beſonders zur Weihnacht. Feſt und feſter ward bei ſolchen Gelegenheiten das Band der Freundſchaft geknüpft. Mit Recht ſchreibt D. Kögel im Daheim, Jahrgang 1879: „Was die Kommilitonen einander ſein ſollen, ſein können, kann freilich kein Profeſſor erſetzen." Man ſpricht ſo viel in unſeren Tagen über den Wert und Unwert jetziger Studentenverbindungen; hier im Melanchthonhauſe haben wir eine Verbindung, die ſich als zeitgemäß und lebenskräftig erwieſen hat. In den letzten Jahren haben einige dreißig Studierende im Hauſe Aufnahme gefunden. Bei weitem nicht allen, die ſich meldeten, konnte dieſelbe gewährt werden. Zweiundzwanzig gut ausgeſtattete Zimmer ſtehen zur Verfügung, welche nach einer Reihenfolge vergeben werden, die ſich durch Addition der Studien- und Hausſemeſter ergibt. Ein Neueintretender erhält gewöhnlich mit einem zweiten zuſammen eins der Doppelzimmer. Der Preis für die Wohnung variiert im Sommer zwiſchen achtundvierzig bis ſechzig Mark, im Winter zwiſchen ſechzig bis fünfundſiebzig Mark. Das Frühſtück wird mit achtzehn Pfennig, das Mittageſſen mit ſechzig Pfennig täglich, die Heizung mit einer Mark wöchentlich berechnet. Es bietet daher das Haus auch in pekuniärer Hinſicht nicht unbedeutende Vergünſtigungen.

Mit innigem Stolze und freudiger Genugthuung kann das Melanchthonhaus in dieſen Tagen auf ſein erſtes Dezennium zurückblicken. Iſt auch der pekuniäre Vorteil, der den darin wohnenden Studierenden geboten wird, nicht mehr ſo groß als zur Zeit der Gründung, ſo iſt doch der um vieles höher anzuſchlagende ſittliche Gewinn, den man aus dem Hauſe mitnimmt, auch heute noch der gleiche, und der Wunſch, den Profeſſor Dorner 1873 in ſeiner Eröffnungsrede ausſprach und den Profeſſor E. Curtius 1875 in den „Preußiſchen Jahrbüchern“ wiederholte, es möchten doch ähnliche Anſtalten gegründet werden — was meines Wiſſens bis jetzt nicht geſchehen — hat auch heute ſeine Berechtigung noch nicht verloren.

Woher ſtammen unſere Gratulationskarten?

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Es iſt der erſte Tag des neuen Jahres. Im behaglich erwärmten Zimmer hat ſich die Familie zum Frühſtück um den großen Mitteltiſch verſammelt. Da klingelt es draußen an der Hausthüre. Auf ſeinem heute etwas verſpäteten Rundgange überbringt der Briefbote mit der eigenen mündlich abgeſtatteten Neujahrsgratulation, für welche er dankbar ein mehr oder weniger großes Silberſtück in Empfang nimmt, eine Zahl von Briefen für alle Mitglieder des Haushalts. Schon die äußere Form des zierlich gefalteten Papiers läßt erkennen, daß man es hier nicht mit jenen ominöſen Jahresrechnungen zu thun hat, welche in den nächſten Tagen einlaufen und dem würdigen pater familias noch manches Kopfzerbrechen koſten werden. Aus den geöffneten Kouverts entpuppen ſich vielmehr in buntem Durcheinander heitere und ernſte Glückwünſche für den beginnenden Zeitabſchnitt, wie Verwandte, Freunde und Bekannte ſie ſich neuerdings gegenſeitig zuzuſchicken lieben. In künſtleriſcher Ausſtattung tragen dieſe Karten manch neckiſchen Gruß, manch frohe Erinnerung an vergangene Zeiten, den ernſten Sinnſpruch wahrer Freundſchaft, den innigen Wunſch unbewußt keimender Liebe in das traute Familiengemach. Da glättet ſich die ernſte Stirn des Vaters, denn ein launiger Vers ſpottet ſeiner kleinen Schwäche für die abendliche L'hombrepartie in harmloſer Weiſe; aus gröberem Material ſind die Freundſchaftsbeweiſe gezimmert, welche die heranwachſenden Knaben von den gleichalterigen Mitſchülern erhalten; auf Geſundheit der Kinder, feine Wäſche und gutes Porzellan richten ſich die Wünſche für die Hausfrau, und während die älteſte Tochter, bis an die Haarwurzeln errötend, der zärtlichen Mutter die Karte mit dem ſchnäbelnden Taubenpaar verſtohlen in die Hand drückt, um ſie der geſchäftigen Neugierde der kleineren Geſchwiſter zu entziehen, machen dieſe, welche auch „Eine“ erhalten haben, ſchon Jagd auf die „ſeltenen“ Marken der Umſchläge, welche ja trotz Stephan, dem gewaltigen Reichspoſtmeiſter und großen Verkehrsbeförderer leider noch immer ſelbſt innerhalb des geeinigten Deutſchlands anzutreffen ſind.

Die hübſche Sitte, ſeine Teilnahme an dem Ergehen naheſtehender Perſonen, ſeine Wünſche und Grüße durch Überſendung derartiger Karten zu übermitteln, erſtreckt ſich auch auf andere feſtliche Gelegenheiten, und zu den Geburtstagen der Familienmitglieder, zu Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Feierlichkeiten pflegen ſolche Zeichen freundlichen Gedenkens dieſelbe Freude hervorzurufen, wie beim Jahreswechſel.

Dem Beobachter fällt dabei die große Mannigfaltigkeit auf, welche dieſe zahlreichen Wunſchkarten zur Schau tragen, von denen nur ſelten zwei ſich gleichen. Anderſeits berührt bei vielen ſowohl die ſinnige Anordnung, wie die vollendete techniſche Ausführung auf Papier oder Atlas höchſt angenehm.

Woher ſtammen alle dieſe geſchmackvollen Blätter? hat ſchon mancher Empfänger gefragt und wird erſtaunt ſein, wenn er erfährt, daß eine ausgedehnte Induſtrie in unſerem Vaterlande deren Anfertigung im großen betreibt.

Zahlreiche, zum Teil ſehr bedeutende Etabliſſements in der Reichshauptſtadt, in Leipzig und an anderen Orten beſchäftigen viele tauſend fleißiger Hände, und ihre umfangreichen Verlagskataloge enthalten in reicher Auswahl nicht nur die beregten Glückwunſchkarten, ſondern daneben die hübſch in Buntdruck verzierten Tiſchkarten, welche unſer Auge an der gaſtlichen Tafel des Freundes ſchon oft erfreut haben, die ähnlich dekorierten Wandkalender, mit künſtleriſcher Meiſterſchaft zuſammengeſtellte Albums, Blumenkalender für Damen und manche andere Gegenſtände des häuslichen, täglichen Gebrauchs, wie des verfeinerten Luxus in geſchmackvoller, dem Auge wohlthuender Ausſtattung.

Mit freundlicher Bereitwilligkeit hat der Chef der unter der Firma Gebrüder Obpacher in München beſtehenden lithographiſch-artiſtiſchen Anſtalt geſtattet, den Daheimleſer mit dem inneren Getriebe derſelben bekannt zu machen, und wenn zu der liebenswürdig geſtatteten Beſichtigung die ausgedehnten Räumlichkeiten gerade dieſes Inſtituts gewählt wurden, ſo geſchah dieſes einmal der Bedeutung des Hauſes wegen, welches mit ſeiner Filiale in New York und den Auslieferungslagern in Berlin, Wien, London und Paris einen großen Markt beherrſcht. Anderſeits dürfte eine Spezialität der Anſtalt, welche letztere unter andern mit techniſcher Meiſterſchaft behandelten Gegenſtänden namentlich die farbenſchön und in größter Naturwahrheit wiedergegebenen Blumen herſtellt und mit ernſten, dem Charakter des chriſtlichen Volkes angepaßten Verſen und Sprüchen verſieht, unſere Leſer am meiſten anheimeln.

Als Rohſtoffe dienen Papier, Atlas und zur Herſtellung des eigentlichen Drucks die Steine. Die letzteren kommen aus den Brüchen zu Solnhofen in Bayern, welche die lithographiſchen Anſtalten der ganzen Welt damit zu verſorgen haben. Auch Papier und Atlas ſind vaterländiſches Fabrikat. Der eine halbe Million Bogen im Jahr überſteigende Bedarf vom beſten Chromopapier wird zum größten Teil aus ſächſiſchen Fabriken bezogen, und Krefeld liefert den weißen koſtbaren Seidenſtoff. Von dieſem werden jährlich etwa zehntauſend Meter in einer Breite von ſechsundfünfzig bis ſechzig Zentimeter gebraucht, welche aneinander gelegt eine Wegeſtrecke bedecken würden, die von den wenigſten der freundlichen Leſerinnen in zwei Stunden zurückgelegt werden kann.

Eine beſonders ſchwierige Aufgabe beſteht in der Beſchaffung der Originalbilder, nach denen die farbigen oder ſchwarzen Nachbildungen auf Karten, Kalendern ꝛc. gefertigt werden ſollen. Es handelt ſich dabei nicht allein um die Gewinnung möglichſt künſtleriſch vollendeter Vorlagen, ſondern auch jährlich um neue eigenartige und anziehende Gegenſtände, um der nimmer raſtenden Konkurrenz begegnen zu können. Beiläufig ſei dabei übrigens bemerkt, daß die großen Häuſer dieſer Branche ſämtlich ganz beſtimmte eigene Richtungen in bezug auf die Wahl der Gegenſtände und die Art der Ausführung kultivieren und deshalb neben einander auf demſelben Markte zu beſtehen vermögen. Gebrüder Obpacher, welche viel für Frankreich, England, Amerika arbeiten, erhalten zahlreiche, dem Geſchmacke jener Abſatzgebiete angepaßte Vorbilder von dort, während für Deutſchland namentlich eine talentvolle Blumenmalerin ihr Talent dem Geſchäfte zur Verfügung geſtellt hat und namhafte Künſtler wertvolle weitere Beiträge liefern.

Um die gewählten Vorbilder, von denen wenigſtens drei, vier, auch ſechs zu einer „Serie“ vereinigt werden, dann durch den Druck vervielfertigen zu können, bedarf es einer langwierigen und mühſamen Vorarbeit. Der Lithograph fertigt zunächſt eine „Pauſe,“ auf welcher die Umriſſe der Originalbilder genau wiedergegeben werden, und dieſe Konturenzeichnung wird dann ſo oft auf den Stein gebracht, wie das Bild Farben zeigt. Sind auf einem Blumenſtück beiſpielsweiſe fünfzehn verſchiedene Farben vertreten, eine Zahl, die oft überſchritten wird und ſich nicht ſelten bis zu mehr als zwanzig ſteigert, ſo bearbeitet der Lithograph unter Zugrundelegung ſeiner fünfzehn Pauſen fünfzehn verſchiedene Steine, deren jeder eine einzige Farbe zu drucken beſtimmt iſt. Die Wiedergabe des Bildes oder beſtimmter Stellen desſelben auf dem glatt geſchliffenen Steine erfolgt mit fettiger Tuſche, und die weitere Behandlung des Steines mit ſchwacher Säure und Gummi geſchieht in ſolcher Art, um die gezeichneten Stellen nicht anzugreifen.

Von jedem der fünfzehn Steine wird ein farbiger Probedruck gemacht, welcher von vornherein die richtige Zeichnung, wie die ſchöne Wiedergabe kontrolliert. Dieſe fünfzehn Probedrucke, an deren Rande die ſämtlichen verwendeten Farben verzeichnet ſind, bilden in ihrer Geſamtheit dann als ſogenannte „Farbenſkala“ die Vorlage für den Drucker.

Fünfzehn und mehr verſchiedene, dabei ſehr minutiöſe, verkehrte Kopien desſelben Vorbildes herzuſtellen, welche außerdem genau zuſammen paſſen müſſen, erfordert eine wochen- und monatelange anſtrengende Arbeit und der Leſer kann ſich einen Begriff von der Ausdehnung des Geſchäfts machen, wenn er vernimmt, daß etwa achtzig Lithographen jahraus jahrein mit dieſer Aufgabe beſchäftigt ſind. Aus der Dauer dieſer Arbeiten ergibt ſich die Eigentümlichkeit für einen ſolchen Geſchäftsbetrieb, daß die neuen Gegenſtände und Muſter bereits fünfzehn bis achtzehn Monate feſtgeſtellt und in Angriff genommen werden müſſen, ehe ſie auf den Markt gebracht werden. Die Entwürfe für alle die hübſchen Sachen, welche den Empfängern zu Weihnachten und Neujahr, der Hauptverkehrsſaiſon für dieſe Artikel, des Jahres 1884 ſo viele Freude bereiten, lagern vielleicht ſchon ſeit der Mitte des Jahr 1882 im feuerſicheren Gewahrſam des Fabrikanten.

Die kleinen Steine des Lithographen kommen in die Druckerei und werden auf große Steine umgedruckt. Jeder dieſer letzteren iſt nur eine Farbe zu drucken beſtimmt, und deshalb wird natürlich nur ein beſtimmtes Blatt der Farbenſkala auf ihn übertragen, zur Ausnutzung des Raumes aber werden ſo viele Blätter verſchiedener Bilder und Steine derſelben Farben auf ihm zuſammengeſtellt, wie Platz haben, oft acht oder zwölf und noch mehr.

Von den großen Steinen erfolgt nun der eigentliche Druck. Fünfzehnmal geht unſer Bild durch die Preſſe, jeder Abzug zeigt eine Vermehrung und Verſchönerung der Farbentöne, bis zuletzt die vollendete Wiedergabe des Originals dem überraſchten Auge des Zuſchauers entgegentritt. Neben der ſorgſamen Farbenreibung und der richtigen Farbenmiſchung, welche an jeder Preſſe vorgenommen und von dem prüfenden Auge des Druckmeiſters überwacht wird, kommt es hier weſentlich auf die genaue Arbeit der Punktiererinnen an, welche den Bogen nur an zwei gegenüberliegenden Stellen der Querſeiten befeſtigen. Peinlich bei Ausführung des techniſchen Betriebes iſt man doppelt peinlich und ſtrenge bei Abnahme der Bogen, welche unerbittlich zur Makulatur wandern, wo ſich nur der geringſte Fehler im Druck zeigt. Die Steine würden etwa eine Auflage von zehntauſend Exemplaren tadellos abzudrucken im ſtande ſein, doch wird eine ſolche ſelten oder nie erreicht, da die Mehrzahl der mit ſo viel Vorarbeit hier geſchaffenen Gegenſtände nur für eine Jahresſaiſon beſtimmt iſt und dann wieder Neuem, Vollkommnerem Platz macht.

Nach dem Orte der Beſtimmung werden die Bogen mit deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen, ruſſiſchen, holländiſchen oder ſchwediſchen Texten verſehen und kommen dann in die Buchbinderei des Hauſes. Hier werden ſie geſchnitten, ſortiert, vergoldet, nach dem techniſchen Ausdrucke „montiert,“ in Kouverts geſteckt und können dann in alle Winde flattern.

Das heißt, ſie flattern nicht ſo ohne weiteres einzeln an die Schaufenſter der Papierhandlungen, ſondern kommen, in maſſive Holzkiſten zuſammengepreßt, zunächſt in die Hände der Großhändler in den meiſten Ländern der ziviliſierten Welt. Auch bei der Verpackung und Aufmachung der Verſandſtücke wird mit großer Genauigkeit und Sorgfalt verfahren und aus dieſer peinlichen Akkurateſſe in bezug auf den ganzen Geſchäftsbetrieb erklärt ſich wohl zum großen und hervorragenden Teile der bedeutende Aufſchwung, den die am 15. April 1867 mit nur zwei Handpreſſen und fünf Arbeitern ins Leben gerufene Anſtalt genommen hat.

Augenblicklich ſind nicht weniger wie vierzehn Schnellpreſſen und vierzig Handpreſſen in Thätigkeit, welche mit den ſechs Hilfsmaſchinen durch eine Dampfmaſchine von zwölf Pferdekräften getrieben werden. Hundertſechsundſechzig Arbeiter, welche im Verein mit den oben erwähnten Lithographen ſeit zwei Jahren über eine eigene Krankenkaſſe verfügen, verteilen ſich in den ausgedehnten Arbeitsräumen, und neun Kontoriſten ſind emſig beſchäftigt, die Buchführung und die lebhafte Korreſpondenz nach allen Richtungen der Windroſe zu erledigen.

Wie das bedeutende Etabliſſement urſprünglich lediglich als lithographiſche Anſtalt zur Anfertigung von Rechnungsformularen und ähnlichen Arbeiten begründet wurde, ſo führt dasſelbe verſtändigerweiſe dieſe den Zwecken des praktiſchen Lebens gewidmete Seite des Geſchäfts unverändert in großem Maßſtabe fort. Dabei hat die ausgezeichnete Ausführung des Farbendruckes der Firma einen ſolchen Ruf eingetragen, daß ſie vielfach auch in fremdem, namentlich überſeeiſchem Auftrage arbeitet. Ebenſo iſt ſie in dieſer letzteren Eigenſchaft ſchon wiederholt wiſſenſchaftlichen Zwecken dienſtbar geweſen und wenn dieſe Zeilen den Leſer erreichen, wird wahrſcheinlich gerade das pathologiſche Werk eines engliſchen Gelehrten die Preſſe verlaſſen haben, deſſen farbige Figurentafeln bei Gebrüder Obpacher in München hergeſtellt worden ſind. Nicht ohne Grund hat der britiſche Verleger die ſchwierige und koſtſpielige Arbeit außer Landes gegeben. Es iſt geſchehen, weil man in England nicht im ſtande iſt, auf dieſem Gebiete mit deutſcher Geſchicklichkeit erfolgreich in die Schranken zu treten.

Der lithographiſche Farbendruck iſt ein induſtrielles Gebiet, auf welchem Deutſchland unbeſtritten dominiert.

Herrmann Vogt.

Der Freiwillige Rephuhn.

Heitere Erinnerungen aus ernſter Zeit von **Stephan Waetzoldt.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Dieſe nachfolgenden Geſchichten, lieber Leſer, hat ein guter Freund und Kriegskamerad, der im Jahre 1870 mit uns den grünen Rock der elften Jäger trug, mir oft erzählt und endlich hat er ſie auf meine Bitten niedergeſchrieben. Das Daheim kommt ja weit umher in deutſchen Landen. Wenn in Hagenau im Elſaß, wo jetzt die elften Jäger ſtehen, ein Freund des Daheim dieſe Erinnerungen lieſt, der wird gebeten, die „Marburger Jäger“ zu grüßen von uns beiden. —

In den Sommerferien des Jahres 1881, ſo ſchreibt der Kriegskamerad, reiſte ich zur Philologenverſammlung nach Heidelberg. Allerlei alte Erinnerungen aus fröhlicher Studentenzeit tauchten auf, als ich in der Morgenfrühe die ſchlanken Türme des Eliſabethdomes emporſteigen ſah, und die Alma mater Philippina Marburg am Bergrücken über der Lahn mir entgegen lachte wie in den ſchönen Lenztagen des Jahres 1869, da ich mit leichtem Gepäck und leichtem Sinne „ſtudierenshalber“ dort einzog. „Wo ſind ſie, die vom breiten Stein nicht wankten und nicht wichen?“ klang es wehmütig aus der Erinnerung, die alten Kommilitonen, denen ich ewige Freundſchaft geſchworen, und die nun in alle Welt verſtreut wandelten! Zuerſt hatten wir uns fleißig geſchrieben, dann ſeltener. Der eine hatte geheiratet, der andere war geſtorben, ein dritter verdorben, der vierte im Auslande verſchollen, und die meiſten führen jetzt irgendwo im deutſchen Reiche gleich mir ein geruhiges Daſein als Aſſeſſoren, Profeſſoren, Doktoren oder Paſtoren.

Dort ſteht ja auch noch am „Kämpfraſen,“ wo einſt ritterliche Herren ihre Turnierroſſe getummelt, die Kaſerne der Jäger, und — wahrhaftig! drüben am Lahnufer marſchiert ſingend ein Trupp der „grünen Jungen“ vom Schießplatze heim. Hurra, die Jäger! . . . das war eine Zeit, als auch wir den grünen Rock trugen! — Welcher Tag iſt heute? Der ſechſte Auguſt — Schlacht bei Wörth! —

Und während der Zug mit unerbittlicher Schnelligkeit mich weiterführt am Lahnufer entlang, ſehe ich uns von der zerſchoſſenen Mühle aus in das Thal der Sauer hinabſchwärmen, jenſeits über dem Wieſengrunde knattert's aus den Büſchen — hinein in das tiefe Mühlwaſſer, und mit Hurra! hinüber, den Hirſchfänger aufgepflanzt, im Sprunge gegen die Zuaven, die dort den Waldrand halten und mit Mitrailleuſen zwiſchen uns fegen! ... Und du ſtandeſt wieder vor meinem Auge, unſterblicher Freiwilliger Rephuhn, stud. phil. Als wir am Abend nach der Schlacht hungrig im Biwak lagen und das harte, friſchgeſchlachtete Rindfleiſch in den Feldkeſſeln brodelte, da ludeſt du mich zum „Diner ...“ „Es gibt Hammelbraten und Blumenkohl,“ ſagteſt du mit ruhiger Miene, als ob alle Welt Hammelbraten äße, und ſaheſt mich kleinen Kerl von deiner Höhe herab lachend an. Wo mag er hingekommen ſein, der einſtige Freiwillige Rephuhn? Im Jahre 1873 habe ich noch einmal von ihm gehört. Damals war er als Hauslehrer nach Amſterdam gegangen, in die Familie irgend eines reichen Mynheers. Vielleicht hat er dort die blonde phlegmatiſche Tochter des Chefs geheiratet und iſt jetzt Kompagnon der großen Kaffeefirma van der Soundſo und Co. Vielleicht zieht er auch als Muſikant durch die Welt. Wo du auch wandeln magſt unter der Sonne, lieber alter Kamerad, deine Worte und Thaten ſind wert, der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Der Freiwillige Rephuhn war der Sohn eines armen Muſiklehrers in einer kleinen weſtfäliſchen Stadt. Auf die Lebensfahrt erhielt er als Mitgift einen langen geraden Leib, ſemmelblonde Haare, unverwüſtlichen Humor, unerſchütterliches Phlegma und eine herrliche muſikaliſche Begabung. Die Univerſität Marburg bezog er mit einem Stipendium von jährlich zweihundert Thaler. Schulden hat er nie gehabt. Ich wohnte „drobe in der Wettergaſſ' beim Kappemacher Heuer.“ Neben mir hauſte zuerſt ein wilder Burſchenſchafter, deſſen Katzenjammergewohnheiten höchſt ſonderliche waren. Empfand er am frühen Morgen das Bedürfnis nach friſcher Luft, ſo öffnete er das Fenſter und ſang in einem tiefen, grollenden Baſſe allerlei ernſte Lieder und Choräle in das morgenſtille Lahnthal hinaus. Da er keine Miete bezahlte, und ſein Hauspump ſchnell zu ſchwindelnder Höhe wuchs, mußte er eines Tages ausziehen. Sein Nachfolger war der stud. phil. Rephuhn. Wir wurden bald gute Freunde, ſchwänzten dieſelben Kollegien, und ſchwärmten für dieſelbe ſchwarzäugige Profeſſorsnichte. Nur dazu, in unſere Verbindung einzutreten, war Rephuhn nicht zu bewegen. Jede Unterordnung war ihm verhaßt, und ſein Humor erhielt etwas Satiriſches, wenn er von „Vorgeſetzten“ hörte. Und von dieſen ſprachen wir jetzt oft. Sollten wir beide doch im Herbſt als Einjährigfreiwillige bei den Jägern eintreten, und da in Marburg ſonſt kein Truppenteil lag, ſo erſchienen die Möglichkeiten unſerer militäriſchen Zukunft auf vier reduziert, je nachdem einer zur erſten, zweiten, dritten oder vierten Kompanie kam, deren Hauptleute uns gegenüber ſehr verſchiedene Stellungen einnahmen. Wir wurden beide der erſten Kompanie zugeteilt.

So ſtanden wir zwanzig Freiwillige an einem ſchönen Herbſtmorgen, nachdem wir eingekleidet worden waren, erwartungsvoll vor der Kaſerne. Unſere erſte militäriſche Ausbildung vertraute man dem Sergeanten Lindemann an. Lindemann war ein Original. Urſprünglich gelernter Jäger, hatte er nach ſeiner Dienſtzeit kapituliert und verband nun in ſeiner Sprache die kräftige Ausdrucksweiſe des preußiſchen Unteroffiziers mit ſpezifiſch jagdgerechten Wörtern. Stolz trug er die drei Schießauszeichnungen am Ärmel, und die trüben grauen Äuglein, die oft in ſeligem Glanze ſchwammen, ſahen doch ſo ſcharf, daß er auf hundertfünfzig Schritt freihändig Schuß für Schuß die Kopfſcheibe traf. Lindemann beſaß eine tief eingewurzelte Verachtung für alles Zivile, in specie für den Studenten. Drohend trat er aus der Kaſernenthüre auf uns zu. „Stillgeſtanden!“ Wir ſtanden ſtill, d. h. wir hörten inſtinktiv auf, mit einander zu ſprechen und ſahen ihn an. Nur Rephuhn ſagte freundlich: „'N Morgen, Herr Sergeant!“ Jetzt brach er los: „Herr, Sie ſind ja wohl des Teufels; Sie haben mich gar nicht zu grüßen, verſtehen Sie mich! Ich bin kein Profeſſor, daß Sie mich grüßen. Sperren Sie gefälligſt die Löffel auf, was ich Ihnen ſage, und äugen Sie mich nicht ſo dumm an! Wenn „ſtillgeſtanden“ kommandiert iſt, rühren Sie kein Glied, und wenn Ihnen der Satan auf der Naſe ſitzt! Was geblaſen wird, wird geritten!“ (Mit dieſem Axiom pflegte Lindemann ſeine Reden zu ſchließen.) Dabei langte er an Rephuhn hinauf und zog ihm die Feldmütze herunter, bis ſie dicht über den abſtehenden Ohren ſaß. Wie ſah Rephuhn aus! Er hatte ſich die ſemmelblonden Haare ſchneiden laſſen, und nur zwei dicke naſſe „Dreien“ drangen mehr als vorſchriftsmäßig von den Ohren bis zu den Augenwinkeln vor. Aus den Ärmeln des Rockes ſteckte er die knochigen Hände möglichſt weit hervor, die Hoſen hatte er heraufgezogen, den Kopf hing er etwas vornüber, und ſah nun mit einem Blicke ſo dummdreiſt und albern den Herrn Sergeanten an, daß ſelbſt Lindemann vor dieſem Bilde des ausgeprägten Idiotismus zurücktrat: „Herr, Sie äugen mich ja an wie ein krankes Wildkalb,“ ſchnauzte er, „was haben Sie denn eigentlich für ein Zivilverhältnis?“ — „Ich habe gar kein Verhältnis, Herr Sergeant.“ — „Herr, ſchweigen Sie, wenn ich Sie gefragt habe, und reden Sie nicht ſolchen Unſinn,“ war Lindemanns logiſch recht mangelhafte Erwiderung. Rephuhn als der längſte wurde rechter, ich als kleinſter linker Flügelmann der Freiwilligenabteilung. Niemals vergab ſich Rephuhn im Dienſte etwas, im Gegenteil, er war ein ſtrammer Soldat und ſpäter ein vorzüglicher Schütze; aber unmöglich war es ihm, nicht bei jeder Gelegenheit Lindemann durch ſeine Antworten in Verlegenheit zu ſetzen. Er heuchelte dieſem gegenüber unerſchütterlich die tiefſte Dummheit, ſo daß Lindemann ihm mehr als einmal zurief: „Rephuhn, Sie ſind ſo dumm — Sie verdienen ja, daß Sie in die Infanterie verſetzt werden!“ Lindemann als Jäger beſaß natürlich eine tiefe Verachtung der „Bohnenſtangen.“ Der Herr Sergeant leitete auch durch tägliche „Inſtruktſchonsſtunden“ unſere geiſtige Fortbildung. Zwei Gegenſtände ſtanden in der erſten Zeit im Vordergrunde dieſer Belehrung, die Inſtruktion über die „Büchſe mit Stechſchloß, M. 64,“ und über die „Vorgeſetzten.“ Mühſam, aber erfolgreich hatte Lindemann nach ſeiner eigenen Methode uns in die Geheimniſſe der Seelenachſe, der kleinen Klappe, des Muttergewindes mit dem Nadelrohr und des Abzugsfederſtollens eingeweiht und inſtruierte eines Tages über den Mechanismus des Stechſchloſſes. „Nu paſſen Sie 'mal Achtung, Freiwilliger Rephuhn! Wenn ich jetzt geladen habe, Schlößchen reingeſchoben und geſtochen, und lege an und drücke nu mit'n Zeigefinger ab — was iſt dann geſchehen?“ .... „Dann iſt einer tot,“ war Rephuhns ruhige Antwort. — Wenige Tage darauf, während einer Inſtruktionsſtunde über die Hierarchie der „Vorgeſetzten,“ fragte Lindemann in der feſten Erwartung, daß doch diesmal die rechte Antwort kommen müſſe: „Nun alſo, Freiwilliger Rephuhn, wer iſt Ihr höchſter Vorgeſetzter?“ .... „Der Herr Portepeefähnrich Kinderling,“ erwiderte mit lauter Stimme der Gefragte. Kinderling aber war ein unglücklicher, eben aus dem Kadettenhauſe entkommener Fähnrich, der in ſeine neue Würde ſich noch nicht recht zu ſchicken wußte und zur Zielſcheibe ungezählter Spöttereien diente. — Allmählich indes lernten wir auch die feinſten Unterſchiede in den Abzeichen der hohen Vorgeſetzten erkennen, und ausführlichſt ſetzte uns Lindemann eines Abends auseinander, welche Bedeutung es habe, wenn die Flügeladjutanten Sr. Majeſtät, „was meiſt Generäle ſind,“ beſondere Schnüre um die Achſel tragen. „Nun alſo, Freiwilliger Rephuhn, was ſind das für Generäle, wo die ſchwarzweißen Achſelſchnüre tragen?“ — „Einjährigfreiwillige Generäle!“ — Dieſe Antwort war doch zu arg. „Herr, ſind Sie wirklich ſo dumm oder woran liegt das ſonſt, daß Sie das nicht wiſſen?“ — „Ich muß wohl ſo dumm ſein,“ meinte Rephuhn beſcheiden, „ich wüßte ſonſt nicht, an wem es liegen könnte.“ Lindemann verſchwor ſich hoch und teuer, daß er „species facti“ aufnehmen würde. Damit verband er den unklaren Begriff von etwas Außerordentlichem, auf einem halbgebrochenen Bogen geſchrieben — „und das bringt Sie auf Feſtung, verſtehen Sie mich!“ Aber er ließ ſich nachher wieder verſöhnen, als wir ihm bei einem Glaſe Bier vorſtellten, daß Rephuhn auch als Student der Philoſophie ſo dumm ſei. — So verging der Winter, wir wurden in die Kompanieen eingeſtellt, und die unvergeßlichen „Inſtruktſchonsſtunden“ bei Lindemann hörten auf.

Eine Stunde vor der Stadt, tief im Walde, auf langgeſtrecktem Bergrücken lagen die Schießſtände des Bataillons. Ein kleines Holzhaus enthielt in ſeinem Erdgeſchoß das Wachtlokal für einen Gefreiten und drei Jäger. Häufig kam des Nachts zu unbeſtimmter Stunde der Offizier du jour hinauf, um den Poſten zu revidieren. Und das war nötig, denn alljährlich liefen von der königlichen Oberförſterei Beſchwerden ein, dahin lautend, daß „wahrſcheinlich in der Nacht vom dritten zum vierten des Monats durch Jäger von der Schießſtandswache“ ein Rehbock geſchoſſen worden ſei. Es war aber auch für manchen dieſer jagdfrohen Geſellen eine ſchwere Prüfung, zu ſehen, wie der Bock vertraut aus dem Holz auf die Lichtung trat. Wenn er dann im Vollmondſchein äſend näher zog und ſich breit ſtellte, dann ſchob der Daumen unwillkürlich das Schlößchen ein, der Zeigefinger drückte den Stecher, und wenn bei dem leiſen Knacken der Bock den Kopf hob und ſichernd herüber äugte — dann hätt' ich den Jäger ſehen mögen, der ihm nicht „eins hinüberlangte.“ — „Ein richtiger Jäger ſteht mit einem Fuße immer im Arreſt,“ dieſen Ausſpruch unſeres Bataillonskommandeurs hatten wir uns treulich gemerkt. Zuweilen freilich war der Dienſt höchſt unbequem. In Regen und Wind zwei Stunden lang um die Schießſtände zu promenieren und ſich pudelnaß auf die Pritſche in der öllampenduftigen Atmoſphäre der Wachtſtube zu legen — das war kein Vergnügen. Wenn dann plötzlich mitten in der Nacht der Herr Leutnant fluchend über die gottserbärmlichen Wege in die Thüre trat, und wir uns aufrafften, dann ſchrie der wachthabende Gefreite in den Wald hinein: „Poſte—e—n, Poſte—e—n!“ und aus der Ferne antwortete der Ruf des patrouillierenden Jägers. — Als nun eines Tages auch der Freiwillige Rephuhn dort oben auf Schießſtandswache war, und um halb ein Uhr nachts der Offizier erſchien, kam auf den wiederholten Ruf „Poſten!“ zuerſt keine Antwort; endlich nach minutenlangem Warten ertönte es „hier!“ und Rephuhns lange Geſtalt tauchte aus dem Gebüſch hervor. Er hatte natürlich „zuerſt das Rufen nicht gehört.“ Um ein Uhr wurde abgelöſt. Rephuhn trat herein und legte ſich neben mich auf die Pritſche. Zu meiner Verwunderung gewahrte ich, daß ſein Rock faſt ganz trocken war, obgleich es draußen ſtark regnete. „Wo kommſt du denn her?“ fragte ich leiſe, und während der Gefreite Krügel und der vierte Mann um die Wette ſchnarchen, entdeckte er mir das Geheimnis. Auf dem Bodenraume des Häuschens, zu dem nur eine breite Giebelluke führte, bewahrte der Holzwart, der dort die Graſung hatte, ſein Heu auf. Rephuhn hatte an einem Haken unter dem Dache an der Rückſeite eine Leiter entdeckt, mit deren Hilfe er ruhig oben ins weiche Heu geſtiegen war. Als dann der Weckruf vorn erſcholl, kletterte er hinten die Leiter herab und trat unbefangen ſeitwärts aus dem Gebüſch hervor. — Mit gleicher Unbefangenheit ſtattete Rephuhn zuweilen dienſtliche Meldungen ab. Eines Tages unternahmen die beiden erſten Züge der Kompanie unter Führung des Herrn Portepeefähnrichs Kinderling eine Marſch- und Felddienſtübung gegen den dritten und vierten Zug, die ein Leutnant kommandierte. Rephuhn wurde von dem Fähnrich als „Verbindungsmann“ der Spitze zugeteilt, die unſern Marſch gegen den „Feind“ ſichern ſollte. Wie vorher weislich verabredet war, trafen wir an einem Hohlweg auf den Gegner, von deſſen Streitkräften zuerſt, als Führer einer Patrouille, der Gefreite Rademacher ſichtbar wurde. Rephuhn wurde eiligſt zurückgeſandt, um die Nachricht zu überbringen, daß die Spitze auf den Feind geſtoßen; er meldete dem Portepeefähnrich in folgender Weiſe: „Meldung von der Spitze: unten ſteht Rademacher.“

Wenige Wochen darauf erfolgte die Kriegserklärung und der Einmarſch in Frankreich. — Der Tag von Wörth ward zum Ruhmestag der Jäger. In dichten Schützenſchwärmen ging's hinab von der Berghöhe in das Thal der Sauer. Ein mörderiſches Feuer von drüben empfing die Vorrückenden. Hinter Stein und Baum ſuchte kauernd, liegend oder knieend jeder notdürftige Deckung, und Lindemanns wiederholte Behauptung: „Was ein richtiger Jäger iſt, der kann ſich hinter einem Strohhalm decken,“ fand hier ungeahnte Beſtätigung. In unſerm Rücken kam preußiſche Infanterie den Berg herab. Wir hörten plötzlich nicht nur von vorn, ſondern auch von hinten die Kugeln pfeifen. Die Infanterie ſchoß zu kurz, und wir befanden uns einige Minuten lang zwiſchen zwei Feuern. Unſer Kommandeur, der in den vorderſten Reihen der Tirailleurs mit dem Säbel in der Fauſt voran ſtürmte, bemerkt das und ruft dem Nächſten zu: „Sie da, der Freiwillige, laufen Sie 'mal ſofort zurück zu der Infanterie, und melden Sie dort, daß zu kurz geſchoſſen wird: die Kerls ſchießen ja auf uns!“ Der Freiwillige Rephuhn erhob ſich langſam und trabte ruhig zurück den Berg hinauf, ohne ſich um die pfeifenden Kugeln zu kümmern oder irgend welche Deckung zu ſuchen. Mit angefaßtem Gewehr tritt er oben auf den nächſten Hauptmann zu, und während es um ihn pfeift, ſauſt und knattert, meldet er vorſchriftsmäßig in ſtrammer Haltung: „Meldung vom Jägerbataillon: Wir werden alle von Ihnen totgeſchoſſen!“ „Was wollen Sie?“ ſchreit der Hauptmann, der in der Erregung des Kampfes nicht ſogleich verſtand, ihn an; aber ruhig wiederholt Rephuhn: „Wir werden alle von Ihnen totgeſchoſſen.“

Am Abend im Biwak traf der Infanteriehauptmann unſern Kommandeur, und hier erſt erfuhr dieſer die originelle Art, in welcher Rephuhn ſeinen Befehl ausgeführt hatte. Er erkundigte ſich nach dem Namen des Freiwilligen, und als auf dem Marſche nach Sedan in einem kleinen Dorfe die erſten eiſernen Kreuze verteilt wurden, da war einer der „für Tapferkeit vor dem Feinde“ Dekorierten der Freiwillige Rephuhn.

Die Schlacht bei Sedan bot unſerem Freunde keine Gelegenheit, ſich in ſeiner Art auszuzeichnen. Drei Tage nach der Schlacht begann der Marſch auf Paris. Überall faſt waren vor den heranrückenden Pruſſiens die Einwohner geflüchtet, und für uns, die wir an der Tete marſchierten und mit den nachziehenden Speckkolonnen nur ſelten in Berührung kamen, begannen die Tage der konſtanten Erbswurſt. Nur einer machte in jedem Kantonnement eine Ausnahme. Rephuhn ſchaffte ſtets einen beſonderen Beitrag zur Mahlzeit herbei. Mit einer Spürnaſe, die ihresgleichen ſuchte, und ohne ſich durch ſein himmelſchreiendes Franzöſiſch irgend beengt zu fühlen, zog er allabendlich nach dem Einrücken in Begleitung eines Jägers, der ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach in ſeinem „Zivilverhältniſſe“ Wilddieb war, auf Privatunternehmungen aus, von denen die beiden ſelten ohne Beute heimkehrten. So brachte er eines Abends nach eingetretener Dunkelheit, unter dem Rocke verborgen, einen prächtigen japaneſiſchen Silberfaſan, den er angeblich von einem „ſehr liebenswürdigen alten Herrn in einem château“ aus einer Voliere mit allerlei ausländiſchem Geflügel „geſchenkt“ erhalten hatte. Den wahren Thatbeſtand dieſer „Entführung aus dem Serail“ vertraute mir ſpäter einmal in ſchwacher Stunde ſein Begleiter an. Wir thaten dem glänzenden Fremdling ſchon an jenem Abende alle Ehre an, obgleich, wie bekannt, der Faſan, bevor er reif wird, fünf Tage hängen muß. — —

Vor uns in verdämmernder Ferne ſtieg der Montmartre und die Goldkuppel des Invalidendoms empor, und am nächſten Morgen zogen wir bei Choiſy-le-Roi auf Vorpoſten. Uns gegenüber, in der Richtung auf Charenton zu, lag inmitten eines weiten kahlen Feldes, in einer Entfernung von etwa tauſend Schritt, ein Gehöft. Es handelte ſich darum, zu wiſſen, ob dasſelbe von den Franzoſen noch beſetzt war. Wir meldeten uns zu dritt. Rephuhn, als älteſter, führte die Patrouille. Der dritte war ein Kriegsfreiwilliger, ein kleiner gelehrter Doktor, der beim Ausbruch des Krieges ſeine Sanskrithandſchriften auf der kaiſerlichen Bibliothek in Paris im Stiche gelaſſen hatte, und Hals über Kopf bei den Marburger Jägern eingetreten war. Als ſpäterhin Paris bombardiert wurde, ſtand der „Doktor“ alltäglich erneute Ängſte aus in dem Gedanken, daß eine der Granaten in ſeinem ſtillen Muſeum im Quartier latin, wo unter der Obhut ehrlicher Pariſer ſeine Bücher lagen, krepieren könnte.

Rephuhn fiel uns an dieſem Morgen durch einen merkwürdig eckigen Brotbeutel auf, an dem allerlei ſcharfe Kanten hervorſtanden. Wir waren, ſprungweiſe vorgehend, bis auf etwa zweihundert Schritt an das Gehöft, das totenſtill mit geſchloſſenen Fenſterläden vor uns lag, herangekommen, als uns plötzlich ein kräftiges Feuer begrüßte. „Zurück, marſch, marſch!“ kommandierte Rephuhn, und während rechts und links die blauen Bohnen in den fetten umgepflügten Boden ſchlugen, rannten wir hundert Schritt zurück. „Nieder!“ So — da lagen wir langgeſtreckt in einer Furche. Vor uns das Gehöft, aus dem die Franzoſen luſtig weiter auf uns zielten, und hinter uns noch mindeſtens ſechshundert Schritte freies Feld. Der Doktor und ich hatten das entſchiedene Beſtreben, zwiſchen uns und die Chaſſepots möglichſt ſchnell einen etwas größeren Abſtand zu bringen, aber wir hatten ohne Rephuhn gerechnet. „Jetzt wollen wir frühſtücken,“ ſagte er mit lächelndem Munde. „Menſch, biſt du verrückt geworden!“ wagte ich zu äußern. „Ruhig, ich bin Patrouillenführer.“ Und aus der Tiefe des vielkantigen Brotbeutels langte Rephuhn einige pfundſchwere Stücke weißen Zuckers, die Reſte eines „verlaſſenen“ Zuckerhutes, den er in der Nacht in Choiſy-le-Roi „gefunden“ hatte. Mit größtem Phlegma begann er ein Stück zu verzehren und bat uns freundlich, doch zuzulangen. Wir hatten indes in dieſer Lage keine rechte Luſt: die mangelhafte Deckung benahm uns den Appetit. Endlich beſchloß Rephuhn ſein ſüßes Mahl, und wenige Minuten darauf waren wir in Sicherheit. Bis zur Feldwache, von wo aus der Leutnant unſere Patrouille verfolgt hatte, begleiteten uns die Chaſſepotkugeln. Trotzdem hielt Rephuhn es für nötig, vorſchriftsmäßig zu melden: „das Gehöft iſt von Franzoſen beſetzt.“

„Was machten Sie denn ſo lange in der Furche?“ fragte der Offizier. „Herr Leutnant, mir wurde unwohl, ich mußte erſt etwas frühſtücken,“ gab Rephuhn treuherzig zurück. —

Paris war gefallen, der Friede geſchloſſen, wir waren Oberjäger geworden, und an einem ſchönen Junitage des Jahres 1871 kam auch für uns der erſehnte Befehl zum Rückmarſch nach Deutſchland. In kleinen Etappen ging es heimwärts. Den erſten Ruhetag hielten wir in Meaux. Ich war dicht neben Rephuhn einquartiert. Am Nachmittage lag ich träumend im Graſe unter einem Birnbaum im Garten meines Wirtes, als Rephuhn mich aufſuchte. „Ich muß wieder einmal Orgel ſpielen,“ ſagte er. „Komm mit, wir wollen den Organiſten der Kathedrale aufſuchen; die alte Kirche beſitzt ein weltberühmtes Werk, das muß ich ſpielen!“ Wie ich ſchon erwähnt, war Rephuhn von außergewöhnlicher muſikaliſcher Beanlagung. Die langen künſtleriſchen Faſten während des Feldzuges waren ihm ſchier unerträglich, und überall ſuchte er Gelegenheit, ſeine eingeroſteten Finger zu üben. Von Kind auf hatte er neben dem Vater auf der Orgelbank geſeſſen und war allmählich zum virtuoſen Meiſter der Orgel erwachſen. Nach langen Erkundigungen fanden wir die Wohnung des Organiſten in einer engen, abgelegenen Straße. Der Mann war blind, und ſein einziger Weg ging von ſeiner Thür über den Platz zur Kathedrale. Den fand er ohne Führer. Zitternd vor den feindlichen Eindringlingen erklärte ihm ſeine Frau unſer ſeltſames Anliegen. Ich ſuchte dem Manne, der wahrſcheinlich fürchtete, wir möchten ſeiner alten Orgel etwas zuleide thun, begreiflich zu machen, daß mein Freund ein Künſtler ſei, und daß er uns ohne Gefahr begleiten könne. Endlich verſtand er ſich dazu, unter der Bedingung, daß er ſpielen, wir hören ſollten. „Laß ihn nur,“ meinte Rephuhn ſelbſtgewiß, „ich ſpiele doch!“ Der Alte führte uns über den heißen, ſonnigen Platz in die kühle, hohe Kirche. Wir veranlaßten einen unſerer Jäger, der die gotiſchen Figuren am Portal anſtarrte, die Bälge zu treten, und ſtiegen ſelbviert die enge Chortreppe hinan. Während der blinde Organiſt ſpielte, zog Rephuhn ihm die Regiſter; daran ſowie an einigen kunſtgemäßen Bemerkungen mochte der Alte erkennen, daß der deutſche Soldat neben ihm ein Muſikverſtändiger ſei. Er erlaubte ihm nun, freilich nicht ohne Bangen, auf der Orgelbank Platz zu nehmen. Und jetzt begann ein Spiel, gewaltig, wie ich es nie gehört. Rephuhn war wie verwandelt. Aus dem trockenen Geſellen war ein begeiſterter Künſtler geworden. Die mächtigen Akkorde einer Bachſchen Fuge durchbrauſten die hohen Gewölbe; immer herrlicher ſchwoll der melodiſche Strom; die Kirche drunten füllte ſich allmählich — Offiziere, Soldaten, neugierige Franzoſen blickten ſtaunend hinauf zu dem Chore, wo der Oberjäger auf der Orgelbank ſaß und die Flut der Töne erbrauſen ließ. Neben ihm ſtand mit Thränen in den glanzloſen erloſchenen Augen der alte franzöſiſche Organiſt, dem gewaltigen Spiel ſeines deutſchen Kollegen mit lautloſer Bewunderung folgend. Endlich durchklang die Hallen der Kirche von Meaux, wo einſt die Stimme des großen Boſſuet von der Kanzel erſchollen, in vollen wuchtigen Akkorden die Melodie der „Wacht am Rhein.“ Der Chor hatte ſich dicht gefüllt. Hinter Rephuhn ſtand ein höherer Offizier, der ſtaunend ſeinem Spiele lauſchte. Als der letzte Ton der Orgel verklungen war, wandte er ſich an den Spieler mit den Worten: „Schön, ſehr ſchön, mein Lieber! Was ſind Sie eigentlich?“ — „Oberjäger“, lautete die beſcheidene, aber unerwartete Antwort. Der Offizier räuſperte ſich und ſagte etwas betroffen: „Das ſehe ich wohl; ich meine ſonſt, in Ihrer bürgerlichen Stellung?“ — „Muſikant, Herr Oberſt.“ — „Hm, hm ... merkwürdiger Menſch,“ murmelte der Oberſt.

Das iſt meine letzte Feldzugserinnerung an Rephuhn — — Doch nicht die letzte! Zu Hauſe, auf meinem Schranke, ſteht ein Schoppen, den er mir nach glücklicher Heimkehr dediziert. Der Deckel zeigt das Bild des Kaiſers, und um den Rand ſtehen die Worte: „P. Rephuhn, ſ. l. Kameraden ꝛc. ꝛc. zur freundl. Erinnerung an den Feldzug 1870/71.“ — So oft ich den Schoppen zur Hand nehme, meine ich ihn zu ſehen, wie er vor zwölf Jahren zu Meaux auf der Orgelbank ſaß, — der Freiwillige Rephuhn.

Ulrich Zwingli.

Ein Gedenkblatt zu ſeinem vierhundertjährigen Geburtstage.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

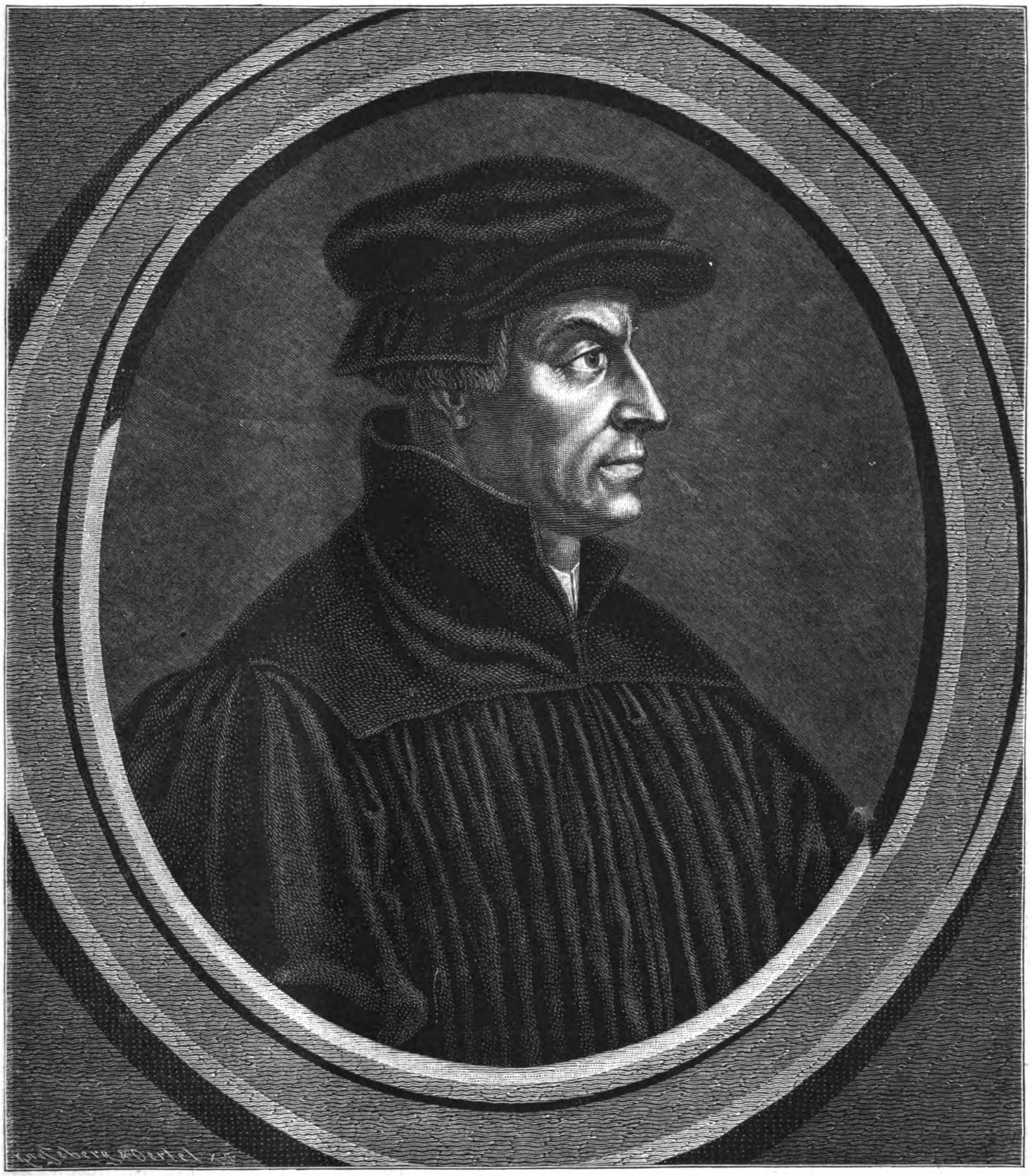
Die deutſche reformierte Schweiz ſchickt ſich an, den vierhundertjährigen Geburtstag ihres Reformators Zwingli feſtlich zu begehen. Wie ſie in williger Anerkenntnis der hervorragenden Bedeutung unſeres Luther an der dankbaren und freudigen Bewegung teilgenommen, in welcher wir vor wenigen Wochen ſein Gedächtnis erneuert haben, gebührt es auch uns, des Mannes zu gedenken, dem ſie in erſter Linie ihre Kirchenerneuerung verdankt und uns ſo an ihrer Feſtfreude zu beteiligen. Es ſoll das geſchehen, indem wir unſeren Leſern den äußeren Lebensgang wie die innere Entwickelung des Begründers unſerer Schweſterkirche kurz ins Gedächtnis rufen, ohne auf das was uns von ihm trennt bei dieſem feſtlichen Anlaſſe einzugehen.

Ulrich (Huldereich*) Zwingli wurde, ſieben Wochen nach Luther, am Neujahrstage 1484 zu Wildhaus, hoch oben in Toggenburg, ſüdlich von St. Gallen, geboren. In dieſer Höhe, wo weder Feldfrüchte noch Obſtbäume mehr fortkommen, zwiſchen Alpenwieſen, über welche die kahlen, kühnen Firſten emporſtreben, gedieh der Knabe vortrefflich — wie es ſcheint — bis ins achte Lebensjahr von Schulnöten unbehelligt. Im Elternhauſe, dem ſein Vater, ein Grundbeſitzer und Ammann der Gemeinde, mit patriarchaliſcher Würde vorſtand, erwachte früh die Liebe zu ſeinem Volke und Vaterlande; wußte der alte Herr doch trefflich zu erzählen von den Kämpfen der Väter um die Freiheit des Landes; ja war es ihm doch zu verdanken, daß die Gemeinde ſich von den drückendſten feudalen Laſten, zu denen ſie dem Abt von St. Gallen verpflichtet war, allmählich frei machte.

Ein Charakterzug des Mannes zeigte ſich bereits in dem Knaben: der angeborene Sinn für Wahrhaftigkeit. Er erzählt einmal, daß ihm — beim erſten Erwachen des Denkens über öffentliche Dinge — der Gedanke aufgeſtiegen ſei, daß Lügen ſchlimmer und verderblicher ſei als Stehlen und eigentlich härter beſtraft werden ſollte, denn die Wahrheit ſei etwas Göttliches, und wer durch Lügen oder Heucheln ſie antaſte, verſündige ſich am Schöpfer und nicht bloß am Geſchöpf; darum ſei auch die Wahrhaftigkeit die Mutter aller Tugenden. Danach hat er auch gehandelt: offen hat er ſtets eingeſtanden, wo er gefehlt, und die Verirrungen ſeines Lebens nie zu bemänteln geſucht.

---

*) Er ſelbſt unterſchrieb im Jahre 1529 die Marburger Artikel: „Huldrychus Zuinglius.“ Sein Taufname war aber Ulrich.



Ulrich Zwingli.

Nach einem Schabkunſtblatte von J. Faber.

Einer von acht Söhnen, wurde er beſtimmt, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen: ſein Oheim, der Pfarrer von Weſen am Wallenſee, übernahm die erſte Unterweiſung des achtjährigen Knaben. Zwei Jahre ſpäter kam er auf die Theodorſchule nach Baſel, von dort nach Bern, ſodann auf die Univerſität Wien und wieder zurück nach Baſel. Eben damals waren die klaſſiſchen Studien allenthalben in Aufnahme gekommen; der junge Schüler gab ſich ihnen mit begeiſtertem Eifer hin, und leiſtete ſo Tüchtiges darin, daß er bereits im Jahre 1502 ein Lehramt in Baſel überkam. Zugleich aber führte er ſeine Studien fort und ſaß inſonderheit zu den Füßen Thomas Wyttenbachs, der ihn zuerſt zu den lebendigen Quellen des Wortes Gottes führte und auf ſeine theologiſche Richtung und Bildung einen beſtimmenden Einfluß übte. Im Jahre 1506 wurde er Magiſter und gleich darauf als Pfarrer nach Glarus berufen.

Alle Muße, die ihm an dieſem neuen Wohnorte ſein Amt ließ, widmete er den Studien. Er beſchäftigte ſich zunächſt mit den Alten, bald aber auch ſehr eifrig mit dem von Erasmus herausgegebenen griechiſchen neuen Teſtament. Um ſich mit den Briefen des Paulus gründlich vertraut zu machen, ſcheute er ſogar die Mühe nicht, ſie mit eigner Hand ſauber abzuſchreiben und an den Rand die Auslegungen der Kirchenväter wie auch eigene Bemerkungen hinzuzufügen.*) So wahrte er ſich doch ſeine Selbſtändigkeit und war nur darauf bedacht, „die Meinung Gottes luter us ſinem eignen einfaltigen Wort zu lernen. Da hub ich an,“ fährt er in ſeiner Schrift: „Von der Klarheit des Wortes Gottes“ fort, „Gott ze bitten um ſin Liecht, und fieng mir an die Gſchrift vil lychter werden, wiewol ich ſy blosz las, denn hätte ich vil Comment und Usleger geleſen.“ So erwuchs in der Tiefe ſeiner Seele nach und nach eine der päpſtlichen Kirche entgegengeſetzte Überzeugung, die aber erſt ſpäter zur vollen Entwickelung kam und ihn zum Reformator werden ließ.

Während ſeines zehnjährigen Aufenthaltes in Glarus hatte Zwingli auch Anlaß, in die politiſchen Geſchäfte ſeines Vaterlandes miteinzugreifen, was ihm, dem inmitten eines unaufhörlich bewegten bürgerlichen Gemeinweſens aufgewachſenen Republikaner ein Bedürfnis war, ja als eine Pflicht erſchien. Die in jenen Jahren ſpielenden italieniſchen Kriege brachten der Eidgenoſſenſchaft allerdings Ruhm und Ehre ein, aber ſie trugen zugleich ſchlimme Früchte durch die einreißende Verwilderung des Volkes und fremdländiſche, beſonders franzöſiſche ſchädliche Einflüſſe. Zwingli überzeugte ſich davon, da er mehr als einmal mit dem Banner von Glarus über die Alpen zu ziehen hatte. Auch in der Schlacht von Marignano war er bei ſeiner kriegeriſchen Gemeinde. Zurückgekehrt erhob er ſeine Stimme gegen das „Reislaufen“ ſeiner Landsleute und namentlich gegen die ſchamloſe Feilheit der Söldnerhäuptlinge und ſtellte in einer Fabel („Huldrychen Zwingli, prieſters, fabeliſch gedicht von einem ochſen und etlichen thieren jez laufender Dinge begriffenlich“) der Eidgenoſſenſchaft die Umtriebe vor, deren Opfer ſie ſei, wie ſie von liſtigen Katzen verführt, von getreuen Hunden vergeblich gewarnt werde und wie ſie darüber ihre Freiheit verlieren müſſe. Das erregte den Zorn der franzöſiſchen Partei, die ſo mächtig war, daß Zwingli ſich genötigt ſah, ſeine Pfarre aufzugeben und eine Vikarſtelle anzunehmen, die ihm der Verwalter der Abtei Einſiedeln, Diebold v. Geroldseck, 1516 anbot.

Das Kloſter Einſiedeln, ein altberühmter Wallfahrtsort und Ablaßmarkt, liegt ſüdlich vom Zürcher See in einſamer Gegend rings von Bergen umgeben. Hier hatte Zwingli täglich Gelegenheit, die Gebrechen der Kirche kennen zu lernen und ſich zu überzeugen, wie wenig das wunderthätige Marienbild wahren Frieden zu verleihen im ſtande ſei. Von dort aus forderte er deshalb den Biſchof von Konſtanz auf, das reine Gotteswort predigen zu laſſen und die groben Mißbräuche zu beſeitigen. Das war ein Anfang des reformatoriſchen Handelns: dazu predigte er das Evangelium ſchlicht und einfach, ſo weit es ihm damals ſich erſchloſſen hatte.

Auch die weltlichen Zuſtände ließ Zwingli in Einſiedeln nicht außer acht, aber ſie umzugeſtalten war er dort ebenſowenig im ſtande, wie dort die Zeit für ihn gekommen war, als kirchlicher Reformator aufzutreten. Indes erwarb er ſich einen Namen als beredter und volkstümlicher Prediger, und verſchiedene größere Gemeinden lenkten ihre Blicke auf ihn. Da gelangte gegen Ende 1518 ein Ruf an ihn aus Zürich, veranlaßt durch einen entſchieden antifranzöſiſch geſinnten Chorherren, Konrad Hofmann, zum „Leutprieſter“ an das Großmünſter. Zwingli folgte dem Rufe, um dort fortan eine politiſch und kirchlich gleichbedeutende kühne Stellung einzunehmen.

Am Neujahrstage 1519, ſeinem ſechsunddreißigſten Geburtstage, hielt Zwingli ſeine Antrittspredigt, in der er deutlich ſeinen Beruf zu erkennen gab, dem lauteren Evangelium Bahn zu brechen. In zündenden Worten teilte er der Gemeinde mit, daß er ihr das Leben des Heilandes nach dem Evangelium Matthäi ohne menſchliche Zuthat erzählen wolle, um ſie dadurch zu Chriſtus, dem alleinigen Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, zu führen. Nur die heilige Schrift, und nichts als ſie, ſolle Grund und Quelle ſeiner Lehre ſein. Seine Predigten wurden von Sonntag zu Sonntag mächtiger und hatten eine hinreißende Wirkung auf die Gemeinde. Dabei erwies er ſich in der furchtbaren Peſt, welche vom Auguſt 1519 bis Lichtmeß 1520 dritthalbtauſend Menſchen in Zürich hinraffte und auch ihn an den Rand des Grabes brachte, als ein treuer und gewiſſenhafter Seelſorger an den Kranken und Sterbenden. Und während er gab, empfing er — ſein eigenes Glaubensleben wuchs unter der treuen Verwaltung ſeines geiſtlichen Amtes.

Auch politiſch war Zwingli von Anfang an in Zürich in patriotiſchem Sinne thätig, ohne ſich durch den Widerſpruch und den Haß der Gegner beirren zu laſſen. Ihn trieb dazu die Überzeugung, daß der Sittenverfall der Schweiz ſeinen tiefſten Grund habe in dem Söldnerweſen und in den Penſionsgeldern der Fürſten: darum bekämpfte er mit aller Macht die Beteiligung der Eidgenoſſen an dem 1519 zwiſchen Karl V und Franz I entbrannten Kriege. Im Jahre 1521 trat — auf ſeine Vorſtellungen — Zürich allein von allen Kantonen dem neuen franzöſiſchen Bündnis nicht bei. Dasſelbe Jahr hatte noch einen anderen Sieg zu verzeichnen: als Leo X ſtarb, rief die Stadt Zürich ihre Kriegsleute aus Italien zurück und verbot von nun an bei Todesſtrafe alle Penſionen und jedweden Söldnerdienſt.

Zwinglis Hauptaugenmerk war aber auf die Kirchenverbeſſerung gerichtet. Gleich Luther hatte er es anfangs mit einem Ablaßkrämer, dem Barfüßermönch Samſon, zu thun; und ſo unerſchrocken predigte er gegen denſelben, daß der Rat der Stadt ihn aus ſeinem Gebiet verwies. Gegen das Verfahren, das der römiſche Hof gegen Luther beobachtete, erließ Zwingli eine Proteſtſchrift und verteidigte denſelben gegen die päpſtliche Bulle. Mit großer Mäßigung, aber doch ganz entſchieden, ging er Schritt um Schritt weiter, bekämpfte die kirchlichen Faſtengebote und die Heiligenverehrung und achtete nicht auf die Mönche, welche ihn bezichtigten, alle Ordnung in Kirche und Staat umſtürzen zu wollen.

Der Rat von Zürich kam ſeinen Beſtrebungen entgegen. Bereits im Jahre 1520 erteilte er den Leutprieſtern und Prädikanten in Stadt und Land die Erlaubnis, daß ſie „insgemein frey die heiligen Evangelia und Epiſtel der Apoſtel, gleichförmig nach dem Geiſte Gottes und der rechten göttlichen Schrift des alten und neuen Teſtamentes predigen, und was ſie mit gemeldter Schrift erhalten und bewähren mögen, verkündigen, und von anderen zufälligen Neuerungen und Satzungen ſchweigen ſollen:“ eine Anordnung, welche ſchon den Abfall von der Papſtkirche in ſich ſchließt. Merkwürdigerweiſe regte ſich der Biſchof von Konſtanz, dem Zürich untergeordnet war, erſt, als man im März 1522 dort die Faſten brach und ſich herausnahm, Eier und Fleiſch zu genießen; da richtete er an den Rat die Aufforderung, die bisherigen Zeremonien der Kirche aufrecht zu erhalten. Aber es war zu ſpät.

Zunächſt kam es zu Verhandlungen. Am 29. Januar 1523 fand im Saale des großen Rates zu Zürich das erſte Religionsgeſpräch ſtatt. Der Biſchof von Konſtanz hatte dazu ſeine Boten entſendet. Unklugerweiſe, denn ſie waren Zwingli durchaus nicht gewachſen und unterlagen ſchmachvoll. Gab es aber danach noch einige Schwankende, die ſich zu dem bisher Gebräuchlichen hielten, ſo wurden dieſe überwunden durch die Disputation Zwinglis mit einem Franziskanermönch von Avignon, namens Franz Lambert, der ſich durch ſeinen Gegner vollkommen überzeugt erklärte. Von nun an wurde die Predigt nicht nur erlaubt, ſondern geboten und zwar auch den Mönchen. Ein weiteres Glaubensgeſpräch im Oktober desſelben Jahres führte zur Entfernung des Bilderſchmucks und zur Abſchaffung der Meſſe, an deren Stelle das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt trat. An die Stelle der päpſtlichen Hierarchie trat die Gemeinde, die „Kilchhöri“ — „das ſei die Kirche, wie die erſte Kirche zu Jeruſalem (Apoſtelgeſch. XV).“ Damit riß ſich Zürich von dem Bistum Konſtanz für immer los. Endlich hob die Obrigkeit auch die Klöſter auf; und die Chorherren des Großmünſters verwandelten das ihrige in eine Schule.

Nunmehr erhob ſich die Frage wegen der Verehelichung der Geiſtlichen. Auch dieſe wurde durchgeſetzt, und von den Verkündigern des Wortes ſogar verlangt. Zwingli ſelbſt heiratete in ſeinem vierzigſten Jahre eine ſeiner aufmerkſamſten Anhängerinnen und Zuhörerinnen, Anna Meyer von Knonau, geb. Reinhardt, die ſeit acht Jahren als eine fromme Witwe eingezogen und ſtill in Zürich gelebt hatte.

---

*) Näheres über dieſes auf der Zürcher Stadtbibliothek aufbewahrte Manuſkript, wie über Zwinglis religiöſe Entwickelung enthält eine Monographie von Joh. Martin Uſteri: „Ulrich Zwingli, ein Martin Luther ebenbürtiger Zeuge des evangeliſchen Glaubens“ (Zürich, S. Höhr.)

Für Zwingli begann mit ſeinem Eheſtande ein neues Leben. Anna war ihm eine rechte Gehilfin, die ihn in trüben Stunden erheiterte, ihm in ſchwierigen Fragen mit ihrem verſtändigen Urteil diente, an ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten und ſeinem ausgebreiteten Briefwechſel teilnahm und den Kranken ſeiner Gemeinde eine treue Beſucherin und mildthätige Freundin war. Abends las er ihr die aus der Preſſe kommenden Bogen der Zürcher Bibelüberſetzung vor, an der er mitarbeitete und die 1529 vollendet wurde. Durch ſie wurde ſein Haus ein ſtets gaſtlich geöffnetes, in dem ſich ein jeder wohl fühlte. Wie Luther, war auch Zwingli ein großer Freund der „Muſika“ und auf gar manchem Inſtrumente Meiſter, auch ſetzte er ſelbſt mehrere Lieder und Geſänge für ſeine Hausmuſik, durch die er oft die aufſteigenden Grillen und die Sorgen verſcheuchte, welche ihm die Päpſtlichen und dann auch die Wiedertäufer machten.

Während ſo ſein Haus erblühte, wuchs Zwinglis Anſehen und Einfluß in immer weiteren Kreiſen. Die öſtlichen Kantone der Schweiz wurden durch ihn für die Reformation gewonnen; auch in Bern gewann ſie bald Boden, ſo daß der Rat im Januar 1528 in der Kirche der Franziskaner ein Religionsgeſpräch veranſtaltete, das faſt drei Wochen dauerte und beſonders durch Zwinglis mächtiges Wort zum Siege des Evangeliums führte. Während er in Bern war, genas ſeine Anna eines Knäbleins, was ſie ihn ſogleich wiſſen ließ. Einen herzigen Brief — leider der einzige erhaltene — erhielt ſie mit umgehendem Boten. Der Schluß lautete: „Herze, küſſe, ſegne mir alle deine Kinder. Sie ſollen der Mutter nie zu viel Unmuß machen. Auf baldiges Wiederſehen, du Seele meiner Seele! Dein Hauswirt H. Z.“

Mittlerweile war aber eine ſteigende Gährung zwiſchen den evangeliſchen und den katholiſchen Kantonen entſtanden. Im Juni 1529 beſchloß der Rat zu Zürich den Krieg, zunächſt gegen Schwyz. Wider Zwinglis Anſicht kam es aber zu einer Vermittelung, die freilich keine lange Dauer hatte. Im Herbſt desſelben Jahres reiſte er ſodann — auf Philipp von Heſſens Einladung — heimlich bei Nacht über Baſel zu dem Religionsgeſpräch mit Luther auf dem Schloß zu Marburg. Der Ausgang, der die Spaltung der evangeliſchen Kirche beſiegelte, iſt bekannt. Luther hatte ihn vorausgeſehen und vorausgeſagt. Man trennte ſich unverglichen, aber doch in Liebe.

„Wollen wir Zwingli mit Luther vergleichen,“ urteilt Leopold von Ranke, „ſo hatte er nicht ſo gewaltige Stürme zu beſtehen, wie ſie in Luther die geheimſten Tiefen des inneren Seelenlebens erſchütterten. Da er ſich nie ſo unbedingt dem beſtehenden Kirchenweſen hingegeben, ſo hatte er ſich auch nicht mit ſo gewaltſamer und ſchmerzlicher Anſtrengung davon loszureißen. Was ihn zum Reformator machte, war nicht jenes tiefere Verſtändnis der Idee des Glaubens und ihres Verhältniſſes zur Erlöſung, von welchem Luther ausgegangen, ſondern vor allem, daß er bei ſeinem wahrheitſuchenden Studium der Schrift Kirche und Leben mit dem allgemeinen Inhalt derſelben im Widerſpruch begriffen ſah.“

Am 19. Oktober 1529 langte Zwingli wieder in Zürich an, um ſeine Befürchtungen wegen der Unzuverläſſigkeit des geſchloſſenen Friedens nur zu ſehr beſtätigt zu finden. Die katholiſchen Kantone hielten die ihnen geſtellten Bedingungen nicht. Sie hatten in den evangeliſchen Kantonen wohl noch manche verſteckte Freunde, vor allem zählten ſie auf den Kaiſer. Das wußte Zwingli, und ſo trug er kein Bedenken, einen unverzüglichen Angriff zu verlangen, ſo lange man den Vorteil in Händen habe. Aber nur Zürich erklärte ſich in ſeinem Sinne: Bern riet ab vom Krieg und ſetzte durch, daß man, wie es in dem Landfrieden ſchon vorgeſehen war, die katholiſchen Kantone durch Abſperrung der Lebensmittel zu bekämpfen beſchloß. Das war aber nur eine Verzögerung des Krieges, welche für die Evangeliſchen verhängnisvoll werden mußte, da ſie die Erbitterung ihrer Gegner aufs höchſte trieb und ihnen Zeit zur Rüſtung gab. Im Herbſt 1531 fühlten ſie ſich ſtark genug zum Kampfe und ſcharten ſich unter ihre Banner, während ihre Gegner noch keine Ahnung davon hatten und ganz unvorbereitet waren. Das Hauptheer ſammelte ſich am 9. Oktober bei Zug, während von Luzern her ein Fähnlein die Grenzen überſchritt und plündernd in die freien Ämter einfiel. Am 11. Oktober ſetzte ſich ſodann die Hauptmacht — 8000 Mann ſtark — unter ihren fünf Bannern in Bewegung, um in das Gebiet ihrer vornehmſten Feinde, der Zürcher, vorzudringen.

Als die Kunde davon nach Zürich gelangte, rief die Sturmglocke die ganze Landſchaft zu den Waffen. Aber es fehlte an der rechten Oberleitung — alles geſchah mit Unordnung und Übereilung: „gemachſam“ kamen die Soldaten heran, ohne Ordnung brachen ſie auf. Zwingli, vom Rate erſucht, als Feldprediger mit dem Banner auszuziehen, erwiderte: „es würde ſich ſchlecht ſchicken, dem Schießen der biderben Leute von der Höhe unthätig zuzuſehen; ich will im Namen Gottes zu ihnen hin, mit ihnen ſterben oder ſie retten helfen.“ In tiefer Bewegung ſchied er von den Seinen, als ſchon der Donner der Geſchütze über den Albis herüber dröhnte. Das kleine Heer ſchritt über die Hügelketten des Albis gegen Kappel.

Der Kampf war ein ganz ungleicher. Die Macht von Zürich betrug höchſtens zweitauſend Mann, die gegen den vierfach größeren und bei weitem beſſer geführten Kriegshaufen der Feinde zog. So war die Schlacht eigentlich entſchieden, ehe ſie begann: trotz ihrer Tapferkeit waren die Züricher unrettbar verloren. Wohl ſchwankte die Wage des Sieges anfangs noch ein wenig — aber bald ſahen ſich die Züricher übermannt, eine ihrer Fahnen um die andere ſank; nur mit übermenſchlicher Anſtrengung wurde das Hauptbanner gerettet.

Fünfhundert Tote ließen die Züricher auf der Wahlſtatt und darunter die namhafteſten Männer, die eifrigſten Evangeliſchen; denn eben dieſe hatten ſich aufopfernd zuerſt unter die Waffen geſtellt. Da lagen die beſten Männer aus dem großen und aus dem kleinen Rat, da lagen fünfundzwanzig Geiſtliche. In der Mitte ſeiner Herde lag auch Zwingli, der wie ein Held gekämpft und bis in den Tod ſeinem Herrn treu geblieben war. „Den Leib mögen ſie töten, die Seele nicht!“ rief er, als ein Schleuderſtein ihn zu Boden ſtreckte. Aus vielen Wunden blutend, lag er da unter einem Birnbaum, der ſpäter nach ihm benannt wurde, „die Hände gefaltet, die Augen gen Himmel gerichtet.“ So fanden ein paar gemeine Kriegsleute den Sterbenden, ermahnten ihn, einem Prieſter zu beichten oder wenigſtens die Mutter Gottes anzurufen. Ein mattes, aber entſchiedenes „Nein“ war die Antwort. Da riefen ſie: „So ſtirb, verſtockter Ketzer!“ und gaben ihm den Todesſtoß.

So fand Zwingli am 11. Oktober 1531 ein erſchütterndes Ende im achtundvierzigſten Jahre ſeines Lebens.

Erſt am folgenden Tage bemerkte man, daß man unter ſo viel andern namhaften Männern auch Zwingli getötet: alles kam herbei, ihn zu ſehn. Einer ſeiner Bekannten aus Zug verſichert, das Geſicht des Toten habe den Ausdruck gehabt, wie wenn ihn in der Predigt das Feuer des Gedankens ergriff. Was hätte aber den Gegnern erwünſchter ſein können, als dieſer Anblick? Sie hielten ein Gericht über den Toten, vierteilten ſeinen Leib, verbrannten denſelben und ließen die Aſche vom Winde verwehen.

Auch Zwinglis Stiefſohn, zwei ſeiner Schwäger und ein Schwiegerſohn waren an dem blutigen Tage gefallen. Die ſchwer getroffene Mutter und Witwe war von ſolchen Schlägen wie gebrochen und vermochte ſich lange nicht zu tröſten. Endlich wirkte der Zuſpruch der Freunde — ſie konnte weinen und beten, ſie konnte nun auch für ihre verwaiſten Kinder und die ebenfalls von drei Waiſen umgebene verwitwete Schwiegertochter leben und wirken.

Sieben Jahre überlebte die ſchwergeprüfte Frau ihren Mann. Sie war eine treue Mutter und diente ihrem Gott ſtill und anſpruchlos in den Kindern, die er ihr gegeben, und in den Armen und Kranken der Gemeinde, deren Hirt ſo frühzeitig abgerufen war. Am 6. Dezember 1538 ſtarb ſie ſtill wie ſie gelebt: „ſie löſchte ſanft aus wie ein mildes Licht,“ ſchreibt Bullinger, „und ſchwebte, anbetend und uns alle Gott empfehlend, hinüber, heim zum Herrn.“

Dreihundert Jahre ſpäter, im Jahre 1838, hat man ihrem Manne zu Kappel ein Denkmal errichtet. Otto Walter.

Am Familientiſche.

Eine Buchdruckerpreſſe auf dem Eiſe.

In den Jahren 1684 und 1716 war der Winter in England ſo ſtreng, daß die Themſe bei London feſt zugefroren war und man auf derſelben Buden errichtete, worin allerlei Volksbeluſtigungen ſtattfanden. Zum Andenken daran ließ man in beiden Wintern eine Buchdruckerpreſſe auf das Eis bringen und auf derſelben einen Bericht über das Ereignis drucken. Auf dem Blatte, welches bei dieſer Gelegenheit im Jahre 1716 gedruckt worden, und das heute ſehr ſelten geworden iſt, befindet ſich folgende Mitteilung: „Nachdem die edle Buchdruckerkunſt anno 1440 von P. Guttenberg, einem Soldaten zu Harlem in Holland (!!) erfunden und ausgeübt worden, ſandte König Heinrich VI anno 1459 zwei vertraute Boten nebſt 1500 Mark ab, um ſich einen Arbeiter zu verſchaffen. Sie bewogen einen gewiſſen Friedrich Corſeilis, die Werkſtätte heimlich zu verlaſſen und brachten ihn mit nach Oxford, wo er zuerſt die Engländer in dieſer edlen Kunſt unterrichtete.“ Am Rande des Blattes lieſt man in großen Buchſtaben den Namen des berühmten Buchdruckers P. Bagford und vier Verszeilen, worin von den Umſtänden, unter denen es gedruckt wurde, berichtet wird. Am Schluſſe ſteht: „Gedruckt auf der gefrorenen Themſe am 18. Januar 1716.“

R. F.

Geſundheitsrat.

Zur Kirchenheizungsfrage.

Pf. E. in N. Die durch den Artikel in Nr. 7 in willkommener Weiſe in Anregung gebrachte Frage der Kirchenheizung berührt auch unſere Gemeinde näher, da man ſich hier mit dem Gedanken der Einrichtung einer ſolchen trägt. Ich erlaube mir deshalb die Anfrage nach einer Bezugsquelle für billige Kirchenheizungsanlagen eventuell mit Koſtenanſchlägen. Bei dem Zuſtande unſeres Gemeindeſäckels müſſen wir wohl von vornherein auf die Anlage einer Dampfheizung verzichten und uns genügen laſſen an einer guten Ofenheizung.

Als eine ſolche Bezugsquelle für eine billige, gute Ofenheizung empfehlen wir Ihnen die Firma Leprince & Siveke in Herford (Weſtfalen). Die von derſelben konſtruierten Koksfüllöfen zeichnen ſich vorteilhaft dadurch aus, daß ſie, wenn ſie einmal gefüllt und angeheizt ſind, keiner weiteren Bedienung bedürfen, indem die Zuführung des Brennmaterials zum Feuer ganz von ſelbſt infolge der Ofenkonſtruktion vor ſich geht, ſo daß eine Störung des Gottesdienſtes nicht zu befürchten iſt. Den Bedürfniſſen einer nicht zu großen Kirche genügt dieſe Art der Heizung vollauf, wie die uns vorliegenden diesbezüglichen ſchriftlichen Äußerungen verſchiedener Kirchenvorſtände zur Genüge beweiſen. Hinſichtlich der Koſtenanſchläge wenden Sie ſich am beſten direkt an die Fabrik, die gewiß bereitwilligſte Auskunft über dieſen Punkt erteilt.

Briefkaſten.

Pf. C. F. in Bal. Die beſte Büſte Luthers iſt die von Donndorf, von der wir in Nr. 6 eine Abbildung gaben. Dieſelbe iſt für 20 M. bei Gebrüder Weſchke in Dresden zu haben. — Die hervorragendſten, Innere und Äußere Miſſion mit wiſſenſchaftlicher Gediegenheit vertretenden Zeitſchriften ſind: 1) Schäfers Monatsſchrift für Innere Miſſion, welche Diakonie, Diaſporapflege, Evangeliſation und die geſamte Wohlthätigkeit mit einſchließt. Ein Beiblatt: „Zeitung für innere Miſſion“ erhält in kurzen, knappen Notizen und einer ſorgfältigen Zuſammenſtellung der neueſten Schriften den Leſer ganz vortrefflich auf dem Laufenden (Jährlich 12 Hefte. Pr.: 6 M.) 2) Guſtav Warnecks Allgemeine Miſſionszeitſchrift. Bringt treffliche eſſay-artige Aufſätze zur Geſchichte und Theorie, insbeſondere zur Apologetik der Heidenmiſſion, eine kurz orientierende Miſſionsrundſchau und Beſprechung von einſchläglichen Werken und in einem vierteljährlichen Beiblatt Materialien und Muſter für Miſſionsſtunden. Hauptmitarbeiter ſind Prof. Chriſtlieb und Dr. R. Grundemann. (Jährl. 12 Hefte. Pr.: 7½ M.) Beide im Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. — Frau **W. Gr. in St.** Für derartiges haben wir leider keine Verwendung. — **M. Ch. aus R. — A. J. — L. S. in K. — E. L. in B.** Ungeeignet. — Frau **v. W. in B.** Ihr Urteil über die neuere belletriſtiſche Litteratur der Franzoſen dürfte in dieſer Allgemeinheit doch zu hart ſein, freilich erklärt es ſich daraus, daß unſere Überſetzer ihre Kunſt meiſt nur an den ſog. „pikanten“ Erzeugniſſen der franzöſiſchen Schriftſteller üben. Wollen Sie einen franzöſiſchen Erzähler kennen lernen, der wahrhaft liebenswürdig, anmutig und ohne den leiſeſten Anflug jenes widerwärtigen Hautgout zu ſchildern verſteht, ſo nehmen Sie die zwei Erzählungen „Prinzeſſin Immergrün,“ „Das Eichhörnchen“ von André Theuriet, die in einer ſehr guten Überſetzung ſoeben in E. Francks Buchhandlung in Oppeln erſchienen ſind Sie werden ſicherlich befriedigt ſein.

In unſerer Spielecke.

1. Citatenrätſel.

Eine bekannte Stelle aus einem Gedicht von Schiller beſteht aus acht Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden acht Citaten enthalten ſind, alſo das erſte Wort in 1, das zweite Wort in 2 u. ſ. w.

1. Lieblich in der Bräute Locken
   Spielt der jungfräuliche Kranz.

2. Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
   Verderblich iſt des Tigers Zahn;
   Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
   Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

3. Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt.

4. Wie wird mir? Leichte Wolken heben mich —
   Der ſchwere Panzer wird zum Flügelkleide.
   Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
   Kurz iſt der Schmerz, und ewig iſt die Freude!

5. Die Freuden, die man übertreibt,
   Verwandeln ſich in Schmerzen.

6. Laß mich dich lehren,
   Wie ſüß die Wonne reinſter Treu!
   Laß zu dem Glauben dich bekehren:
   Es gibt ein Glück, das ohne Reu!

7. Glücklich iſt,
   Wer vergißt
   Was nicht mehr zu ändern iſt.

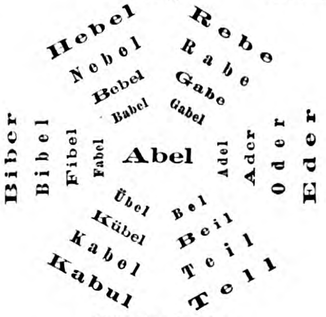
8. Und der Jüngling ſich alſo zum König wandte:
   „Lang lebe der König! Es freue ſich,
   Wer da atmet im roſigen Licht!“

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

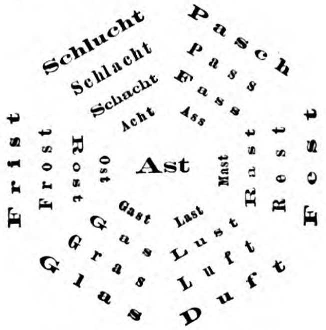
Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 12.

Metamorphoſen.

1. Aufgabe.



2. Aufgabe.

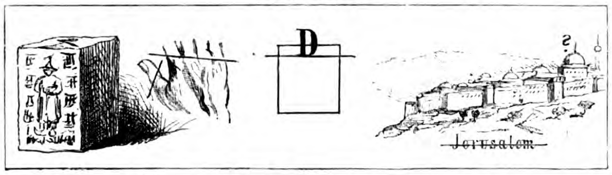


Schachaufgabe.

1. Lh7—d3 1. beliebig
2. D oder S‡

Bilderrätſel. Franziskaner.

Bilderrätſel.



Inhalt: Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. (Bernhardine Schulze-Smidt.) — Tunkönigs Sylveſter. Gedicht von E. Winkler-Palleske. Zu dem Bilde von Olof Winkler. — Deutſche und franzöſiſche Bücherkäufer. Von Rudolf Winkler. — Das Berliner Melanchthonhaus. Von Jakob Chriſtianſen. — Woher ſtammen unſere Gratulationskarten? Von Herm. Vogt. — Der Freiwillige Rephuhn. Heitere Erinnerungen aus ernſter Zeit von Stephan Waetzoldt. — Ulrich Zwingli. Ein Gedenkblatt zu ſeinem vierhundertjährigen Geburtstag. Von Otto Walter. Mit Zwinglis Porträt. — Am Familientiſche: Eine Buchdruckerpreſſe auf dem Eiſe. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächſten Nummer beginnt das zweite Quartal des laufenden Jahrganges des Daheim. Wir erſuchen daher diejenigen unſerer Leſer, welche ihr Abonnement noch nicht erneuert haben, dies baldmöglichſt zu thun, damit keine Unterbrechung in der Zuſendung entſtehe.

Das zweite Quartal wird mit einer Novelle: „Ellernbruch“ von Hans Warring, des Verfaſſers der „Zwei Vettern“ eröffnet werden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Herausgegeben von Otto Klaſing in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Januar 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 14.

Ellernbruch.

Erzählung von **Hans Warring.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

I.

Es war Samſtagabend. Das Feierabendläuten vom Kirchturm her war verklungen. Die Kinderſchar auf dem Dorfanger am Bach hatte ihre lärmenden Spiele eingeſtellt und war müde und ſchläfrig unter das elterliche Dach zurückgekehrt. Rings umher war das Werktagsgeräuſch verſtummt. Die Hausmütter des Dorfes ſtanden in Gruppen vor den Hausthüren zuſammen, um ſich nach dem mühevollen Scheuertage durch ein abendliches Plauderſtündchen zu erholen, während die Männer ſchweigſam ihre Abendpfeife auf dem Bänkchen unter dem Fenſter rauchten.

Nur auf dem großen Bauernhofe, der etwas entfernt vom Dorfe jenſeit des Baches auf einer Anhöhe lag, war das Tagewerk noch nicht beendet. Die Knechte und Tagelöhner waren ſpät mit dem Mähen der großen Niederungswieſe an der Damerau fertig geworden und mußten, ehe ſie an den eigenen Leib denken durften, erſt den großen Viehſtand für die Nacht verſorgen. Die Mägde gingen mit den Milcheimern den Ställen zu, die alte Urte, die Küchenmagd, kam vom „Fließ“ herauf, beide Hände voll blitzenden Kupfergeſchirrs, das ſie dort geſcheuert und geſpült hatte, und rief im Vorbeigehen der kleinen Gänſehirtin, der Mike, die ihre kleinen braunen Füße im Waſſertrog am Brunnen wuſch, zu, ſie möge die geſcheuerten Milchſatten zum Trocknen unter das Vordach aufſtellen. Drinnen in der Küche, wo der weite Herdmantel faſt die Hälfte des Raumes einnahm, legte die Bäuerin, hier zu Land „Wirtin“ genannt, ſelbſt die letzte Hand an das Abendeſſen der Dienſtboten. Sie war eine kleine blaſſe Frau, die gewöhnlich ſtill ihres Weges ging, ihren Haushalt aber dennoch am Schnürchen führte. Sie hatte etwas „Vornehmes und Apartes“ in ihrem Geſichte und in ihre Augen trat zuweilen ein Blick, der trotz ſeiner Ruhe und Sanftmut ſelbſt den wildeſten und roheſten Burſchen zum Schweigen bringen konnte. Sie hatte am Herd den Speckſalat für die Leute zurecht gemacht und ſtellte jetzt die Schüſſel auf den großen Eßtiſch in der Leuteſtube zwiſchen die Satten mit geſtandener Milch. Dann trat ſie ans Fenſter und ſchaute auf den Hof hinaus, über den jetzt bedächtigen Schrittes die Leute von den Ställen daher kamen. Sie wartete ihren Eintritt nicht ab, ſondern ging durch den Hausflur, der das ganze Haus von der Vorder- bis zur Hinterthür in zwei Hälften teilte, in die Herrenſtuben hinüber. Aber ihre Stirn war verfinſtert — ſie mußte etwas geſehen haben, was ihr mißfiel.

„Es iſt ein Elend mit dem Geſind', wenn kein Mann da iſt, der es in Ordnung hält,“ ſagte ſie, als ſie ein paar Augenblicke ſpäter in die Vorſtube — die beſte des Hauſes — trat, wo ein großes, ſchlankes Mädchen am Fenſter ihre Geranien- und Nelkenſtöcke aufband. „Da kommt der Michel wieder nicht zum Eſſen! Nicht einmal ſeine Pferde hat er abgefüttert! Dem Birnbacher hat er ſie überlaſſen. Ein ſchlechter Knecht, der ſeine Pferde einem Tagelöhner übergibt! Vater pflegte immer zu ſagen, was ein guter Knecht iſt, leidet ſelbſt lieber Hunger, als daß er ſeine Pferde hungern läßt.“

„Daß Michel kein guter Knecht iſt, Mutter, wiſſen wir ſchon lange,“ ſagte das Mädchen ruhig, indem ſie mit einem kurzen Blick über die Schulter in ihrer Arbeit fortfuhr. „Beim Oheim in Gertlauken mag er an ſeinem Platze geweſen ſein, aber hier, wo ihm keiner Meiſter iſt, taugt er nicht.“

„Kein Auge die ganze Nacht werd' ich zuthun können,“ klagte die Bäuerin weiter. „Das ganze Gehöft kann er uns anſtecken, wenn er ſpät und betrunken aus dem Kruge zurückkommt. Es iſt ein Wunder, daß es nicht ſchon geſchehen iſt!“

„So laß ihn gehen, Mutter! Wir brauchen einen, der nicht allein ſich ſelbſt — der auch das Geſind' und die Wirtſchaft in Ordnung hält.“

„Wo einen finden? — Es iſt heut' kein Verlaß mehr auf die Leut', ſie laufen alle ins Wirtshaus. — Es iſt mit der Arbeit nur Halbwerk, ſeit wir den Vater begraben haben!

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ein Herr thut hier not, nicht ein Knecht!“ — Das Mädchen am Fenſter antwortete nicht — auch die Mutter blieb einige Minuten ſtumm. „Haſt gehört, Sophie, was ich geſagt hab'?“ fragte ſie endlich, den Arm ihrer Tochter berührend.

„Jawohl, Mutter, was werd' ich nicht hören! Ich hab' gute Ohren.“ — — „Und was ſagſt dazu?“

„Wenn du nicht länger wirtſchaften kannſt ohne Mann, ſo wollen wir dir einen ſuchen!“

„Geh!“ ſagte die Wirtin halb lachend, halb unwillig, „ſchwatz nicht ſo gottlos! Du und ein Stiefvater — dann hätten wir bald Feuer im Dach!“

„Es wird ſich nicht anders thun laſſen, wenn du durchaus nicht mehr anders wirtſchaften kannſt.“

„Du weißt ganz gut, was ich mein'!“

Wieder entſtand eine Pauſe. Dann wandte das Mädchen mit mühſam bemeiſterter Ungeduld ſich ihrer Mutter zu.

„Ich begreife nicht, Mutter, wie du immer auf eine Sache zurückkommen kannſt, die doch nicht zu ändern iſt,“ ſagte ſie raſch. „Du weißt, daß ich nicht heiraten werd' — ich taug' nicht dazu. Ich will keinen Mann — und — und — mich will auch keiner!“

„Dich will keiner! Kann dich denn einer wollen, wenn du nicht links noch rechts ſiehſt und ein Geſicht machſt wie die böſe Zeit! Da iſt der Haſſenſteiner von Vierhuben, der hat gern anfragen wollen, aber wie du ihn getroffen haſt bei ſeiner Schweſter, der Schwarzbacherin, da haſt du ihn nicht angeſehen und kaum „guten Tag“ zu ihm geſagt. Sei wie andere Mädchen ſind, und du wirſt Freier haben, mehr als du willſt!“

„O ja! Ellernbruch iſt ja ein ſchöner Hof, und unſere Wirtſchaft iſt gut im Stand, noch von Vater, Großvater und Urgroßvater her! Nein, ich will keinen! Ich weiß, daß ſie mich nur mit in den Handel nehmen, weil ohne mich der Hof nicht zu haben iſt, und du weißt, in was fürm Rufe ich ſteh'!“

„Meinſt, daß noch heut' einer dran denkt, was vor drei Jahren geſchehen! Die alten Geſchichten ſind längſt vergeſſen!“

„Mutter, du ſprichſt, was du ſelbſt nicht glaubſt! So weit hier im Lande unſere Bekanntſchaft reicht, ſo weit iſt auch herum gekommen, daß ich meinen erſten Freier aus dem Hauſe gejagt und dem zweiten eine Maulſchelle gegeben habe. Aber mir iſt's ſchon recht, mir iſt's ſchon recht! Ich hab's gethan, und ich thu's wieder, wenn mir heut' wieder einer ſo kommt! Es iſt mir ganz gleich, was die Leute über mich ſprechen!“

Daß dieſer letzten Verſicherung nicht unbedingt Glauben zu ſchenken ſei, hörte die Mutter an der zitternden Stimme des Mädchens. Aber ſie wußte auch, wie ihre ſtolze Tochter um alles in der Welt nicht zugeben würde, daß ſie unter dem harten Urteil der Leute litt.

„Wer dich kennt, hat dich lieb, Fiekchen,“ ſagte ſie tröſtend, „aber daß nicht viele dich kennen, iſt deine eigne Schuld!“

„Und ich ſag' es noch einmal, Mutter, ich mach' mir nichts d'raus, ob die Leut' Gutes oder Böſes von mir reden oder ob ſie mich lieb haben oder nicht. Ich kann leben ohne ſie! Ich hab' dich und unſeren Hof — das iſt genug! Und ſprich mir nicht wieder, daß ein Wirt hier nötig iſt. Ich will ihn erſetzen — ich will früh und ſpät auf den Füßen ſein. Ich will dir das Leben leicht machen, Mutter — aber ſprich mir nicht wieder davon!“

Die Mutter ſeufzte, und das Geſpräch wurde nicht weiter fortgeſetzt. Eine halbe Stunde ſpäter war in dem großen Bauernhofe alles ſtill und dunkel. Im Stall, auf dem Boden und in der Geſindeſtube hörte man die tiefen, ruhigen Atemzüge feſt ſchlafender Menſchen. Nur in der Hinterſtube, wo das große Himmelbett der Wirtin ſtand, und in der daneben liegenden Schlafkammer ihrer Tochter wollte ſich der Schlaf nicht einſtellen. Die Frau richtete ſich oft in die Höhe und horchte nach dem Hofe hinaus, ob in den Ställen alles ruhig ſei. Das Mädchen aber war gar nicht zu Bette gegangen. Sie ſaß auf einem niedrigen Stühlchen unter dem Fenſter, die Arme um die Kniee geſchlungen, und blickte ſtarr in den Nachthimmel hinauf. Allerlei Erinnerungen zogen ihr durch den Sinn, und darunter mußte eine ſein, die ihr wohlthat. Denn ein paar Augenblicke lang lag ein Lächeln auf ihren Lippen. Dann aber verfinſterte ſich ihr Geſicht wieder, und ſie murmelte leiſe Worte vor ſich hin, die beinahe klangen wie: „das nicht, das gewiß nicht! Dazu bin ich zu ſtolz! Sollen ſie vielleicht ſagen, ich nehm' ihn, weil ich keinen anderen bekomm'?“

In dem Mädchen arbeitete ein ſchwerer Kampf, wie er ſchon oft in dem Herzen eines höher geborenen und höher gebildeten Weibes getobt haben mag, wenn hartnäckiges Standesbewußtſein und Herzensneigung mit einander in Konflikt gerieten. Aber Sophie Schwaiger war die Tochter eines zähen, energiſchen Volkes, das, um einem unleidlichen Glaubens- und Gewiſſenszwange zu entgehen, ſeine geliebten Berge verlaſſen und ſich eine neue Heimat in einem rauhen, wüſten Lande geſucht hat. Mit eiſernem Fleiße hat es dies Land bebaut, darauf gehungert und gedarbt, es mit ſeinem Schweiße gedüngt, viele Generationen hindurch, bis es ihm ſeine Schätze erſchloß und die Enkel ernten ließ, was die Vorväter geſät. Umſicht, Fleiß und Sparſamkeit heißen die Tugenden, die in dieſem Volksſtamme von Vater auf Sohn erben. Auch auf die Erbin des Ellernbrucher Hofes war von dieſen Stammeseigenſchaften genug gekommen, um ihren Kopf kühl zu halten und ihm das Übergewicht über die leidenſchaftlichen Regungen ihres Herzens zu ſichern. Sie war nicht aufgeblieben, um unnützen Träumereien nachzuhangen, wie ſonſt wohl Mädchen thun. Sie hatte ſich wach erhalten, um ihr Eigentum vor Schaden zu behüten, den ein unzuverläſſiger, trunkener Knecht ihm zufügen konnte. — Am öſtlichen Himmel fing es ſchon an zu grauen, als ſie vorſichtig die Thür öffnete, die nach ihrer Mutter Schlafſtube führte. „Wachſt' noch, Mutter?“ fragte ſie leiſe.

„Ja wohl, Kind, mich laſſen die Sorgen um den Michel nicht ſchlafen.“

„Er iſt jetzt nach Hauſe gekommen — ich war draußen und habe nachgeſehen — es iſt alles in Ordnung!“

„War er wieder betrunken, Sophie?“

„Wie immer! Du wirſt ihn morgen auslohnen und fortſchicken müſſen.“

„Herr mein Gott, was ſoll daraus werden, ſo mitten im Heuauſt!“ — „Hat es im Ellernbrucher Hofe jemals an Knechten gefehlt? Es werden ſich mehr melden, als du brauchſt.“

„Ich muß immer an den Jörg denken, Sophie! Wenn wir den bekämen, dann wären wir aus aller Not! — Biſt du noch da, Sophie — warum antworteſt du nicht?“

„Ja wohl, ich bin noch hier.“

„Was meinſt', wenn der Jörg von den Soldaten zurückkommt, wollen wir ihm ſagen laſſen, daß er wieder bei uns in Dienſt treten kann?“

„Nein, Mutter, den nicht — den auf keinen Fall!“

„Warum denn nicht — was haſt' gegen ihn?“

„Er iſt aus dem Dienſt gegangen aus eigenem Willen, und jetzt ſollen wir ihn bitten, wieder zurückzukommen?“

„Bitten wird nicht nötig ſein!“ ſagte die Frau. Die Tochter aber war ſchon an der Kammerthür, die ſie mit einem leiſen „gute Nacht“ hinter ſich zudrückte.

„Weshalb will ſie den Jörg nicht zurückkommen laſſen?“ murmelte die Wirtin, indem ſie ſich in die Kiſſen zurücklegte. „Sie ſind doch immer gut Freund mit einander geweſen bis auf die allerletzte Zeit. Da freilich war Krieg zwiſchen ihnen, und ich glaub' dieſerhalb iſt der Jörg auch fortgegangen. Aber mich wundert, daß die Sophie an dieſe Kindereien noch denkt!“

II.

In ſo einem Bauernhofe wird es früh Tag, mag es nun Sonntag oder Werktag ſein. Schon um drei Uhr müſſen die Kühe gemolken werden, damit ſie zeitig zur Weide kommen. Ein guter Hirte hält darauf, daß ſeine Tiere geſättigt ſind, ehe der Tag heiß wird, und deshalb iſt er auch gewöhnlich der erſte, der den Kopf zur Stallthür herausſteckt und prüfend nach dem Wetter ausſchaut. Meiſtens iſt er der älteſte Dienſtbote des Hofes, und maßt ſich gern eine Art von Autorität über das junge Volk an. Der Ellernbrucher Hirt wenigſtens that dies. Brummend und ſcheltend, daß ſie nie ungeweckt aus den Betten können, klopft er die Mägde heraus und treibt ſie ungeduldig zur Eile an. — Im Pferdeſtalle raſſeln die

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Pferde mit den Halſterketten und ſtampfen die Streu. Endlich regt ſich's in der Futterkammer. Der zweite Knecht, der Jungknecht, erſcheint an der Stallthür und ſchaut unter ſeinem wirren Haar ſchläfrig in den Morgen hinein. Nach einigem Recken und Gähnen nimmt er die Stalleimer und geht an den Brunnen. Die Mägde kommen mit den blanken Milcheimern über den Hof, und ihnen folgt die Tochter des Hauſes. Sie hat ſich nicht wecken laſſen — trotz der durchwachten Nacht iſt ſie früher aufgeweſen, als Hirte und Mägde. Denn ſchon iſt ihr langes Braunhaar in glänzende Zöpfe geflochten und in einen zierlichen Knoten am Hinterhaupte feſtgeſteckt. Ihr Morgenkleid von einem ſelbſtgefertigten Stoffe iſt ziemlich von derſelben Art und Farbe, vielleicht etwas feiner, wie das der Mägde. Aber es umſchließt eng und feſt die ſchlanke, ſtattliche Geſtalt des Mädchens. Auch geht ſie nicht barfuß wie die andern. Ihr hübſch geformter Fuß, in blendend weißem Strumpfe, ſteckt in einem zierlichen Holzpantoffel, in dem ſie leicht und ſicher über den feuchten Hof ſchreitet. Milchwirtſchaft und Kälberzucht ſind ihr anvertraut und das Bewußtſein dieſer Pflicht weckt ſie früh, mag ſie auch noch ſo ſpät zu Bette gegangen ſein. Die Kälber kennen ſie und empfangen ſie mit frohem Blöken. Auch die Kühe wenden die Köpfe nach ihr um, ſobald ſie in den Stall tritt. Sie kennen ihre feſte und leichte Hand, und oft iſt es vorgekommen, daß ſelbſt die wildeſte ſich ſanft und gefügig von ihr milchen ließ.

„Biſt' auch ſchon da?“ ſagte ſie freundlich zur kleinen Gänſehirtin, die über den Hof gelaufen kam. „Und ſchon gewaſchen biſt' und gekämmt! Siehſt beſſer aus als die Hanne und die Karlin! Und viel beſſer als der Martin da am Brunnen, den man am liebſten gar nicht anſehen möcht'!“ — Der Tadel übte ſeine Wirkung. Denn die beiden Stallmägde fuhren ſich glättend mit den Händen über die Haare, und der Burſche verſchwand vom Brunnen und kam nach einigen Minuten in weniger mangelhafter Kleidung wieder hervor.

Mittlerweile war auch der Großknecht wach geworden. Er fluchte und wetterte im Stalle auf die Pferde und riß in die Halſterketten, daß die Tiere ausſchlugen und ſich wild aufbäumten. Auf die Stirne des Mädchens lagerte ſich eine finſtere Wolke und ihr Auge blitzte unter der gerunzelten Braue zornig auf. Aber ſie bezwang ſich. In einem ordentlichen Bauernhofe, deſſen Beſitzer etwas auf ſich halten, hört man keinen Lärm und Zank. Das Geſinde wird mit Ernſt und Ruhe zur Pflicht gemahnt, und hilft eine ſolche Ermahnung nicht, ſo wird der unverbeſſerliche Knecht oder die nachläſſige Magd entlaſſen. Mit raſchen Schritten ging das Mädchen der Verſuchung, dem noch Halbtrunkenen ſeine Roheit zu verweiſen, aus dem Wege. Sie ſah, am Hofthore ſtehend, der Herde nach, die der Hirte mit lautem Zuruf die Trift entlang zur Weide trieb. Dann kamen die Tauben vom Schlag herab und umflatterten ſie, auf das gewohnte Morgenfutter wartend. In langer Reihe watſchelten die Enten zum Fließ hinab, eine hinter der anderen gehend, und mit ſchief geneigtem Kopfe zu ihr aufſchauend. Das Hühnervolk rumorte im Stalle, wo die alte Urte hantierte und von den Schweinekoben her hörte man das ungeduldige Grunzen der Borſtentiere.

Die kleine Gänſehirtin füllt am Brunnen den Trog für ihre Herde, ſcheu um ſich blickend und ſich ſchüchtern in dieſe oder jene Ecke drückend, ſobald ſie irgend einem im Wege zu ſein glaubt. Denn ſo ein kleines Waiſenkind, das von „ortsarmen“ Eltern zurückgeblieben, niemand hat, der es in Schutz nimmt, iſt ein gar armes, verſchüchtertes Ding. Jeder glaubt ein Recht zu haben, ſeine üble Laune an ihm auszulaſſen — denn jeder hat es ja einmal ebenſo oder ähnlich gehabt, warum denn ſollte ſie es beſſer haben? Sie iſt vom Wirte oder der Wirtin „um Gottes willen“ ins Haus genommen worden und wird gewöhnlich kümmerlich genug genährt und gekleidet. Von den Dienſtboten wird ſie herumgeſtoßen und zu allen Verrichtungen gebraucht, die ſie ſelbſt nicht thun wollen. Im Kuhſtall ſoll ſie die Streu aufnehmen, im Schweinekoben die Tröge reinigen, in der Küche das Geſchirr abwaſchen. Die Köchin zankt, wenn ſie ihr „unter die Füße“ kommt, die Milchmagd, wenn die Milchſatten nicht weiß geſcheuert ſind, die Hausmagd, ſobald ſie ſie ſieht. Und wenn irgend etwas ſchief gegangen oder zerbrochen iſt, ſo hat ſicherlich ſie es gethan. Zur Arbeit ſoll ſie die erſte, zur Mahlzeit die letzte ſein. „Kannſt nich wachte, Unverſchamt?“ heißt es, wenn ſie ihr irdenes Tellerchen ſchüchtern hinreicht, denn aus dem vollen mit Knechten und Mägden zu ſchöpfen, iſt ihr nicht geſtattet — ſie verzehrt ihre Mahlzeit in einer Ecke, auf einem Fußſchemel ſitzend, oder unter dem Vordach, wo Hunde und Katzen abgefüttert werden.

Horch, da tönt die Frühſtücksglocke! Von Urtes kunſtgeübter Hand gezogen ruft ſie in regelmäßigem Dreiklang „zum Eſ-ſen — zum Eſ-ſen oder zur Ar-beit — zur Ar-beit.“ In erſterem Falle wird ihr gewöhnlich ſchneller und lieber Folge geleiſtet, als im letzteren. Auch heute füllt ſich die Leuteſtube raſch. Oben am Tiſch ſitzt der Großknecht mit mürriſchem Geſicht. Seine finſteren, rot entzündeten Augen blicken ſuchend umher, ob er nicht etwas finde, das ſeiner rohen Laune willkommene Gelegenheit zu einem Ausbruche gewähre. Aber im Ellernbrucher Hof gibt es eine ſolche Veranlaſſung nicht leicht. Die Wirtin kargt weder mit Lohn noch Koſt. Die Suppe ſieht nicht danach aus, als ſei die Milch durch Waſſer verlängert, und das Brot, ſowie das „Zubrot,“ ſind reichlich zugeſchnitten, wie ſich's gebührt. Aber das Aſchenbrödel iſt ja da, das Bettelkind! Die Kleine hat ſeltſamerweiſe auch ein Gelüſt nach Frühſtück, ſie meldet ſich heut' etwas früher, als ſonſt dazu. Denn geſtern abend iſt ſie ohne Abendbrot auf der Ofenbank eingeſchlafen, und von der Milch hat ſie gar nichts und von dem Salat nur den leckeren Geruch des gebratenen Specks gehabt. Ihr Schüſſelchen in der kleinen braunen Hand, ſteht ſie da und blickt mit begehrlichen Augen auf den wohlbeſetzten Tiſch.

„Iſt die Betteldirn auch da? Wer hat dich gerufen?“ ſchreit der Knecht und ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch. „Ich will dir's austreiben, dich vorzudrängen! Komm her du, — ſollſt einen Denkzettel haben, den du dein Lebtag nicht vergeſſen ſollſt! — Kannſt nicht hören, — herkommen ſollſt!“

Zitternd kommt die Kleine heran, die Blicke ſtarr auf die wutfunkelnden Augen des Mannes gerichtet. Er hebt die ſchwere Fauſt, — ſie knickt zuſammen noch ehe ſie den Schlag empfangen. Abwehrend reckt ſie die Arme empor. Ein Schrei, — ein Krach! Wutbrüllend ſpringt der Knecht auf. Er hat mit voller Kraft zugeſchlagen, aber nicht auf den Kopf des Kindes, ſondern auf das irdene Schüſſelchen, das ſie über ſich gehalten. Die Scherben ſind ihm tief ins Fleiſch gedrungen, und ſinnlos von Schmerz und Wut taumelt er vorwärts.

„Laß das Kind in Ruh!“ ſagt eine Stimme, in deren Ton man den mühſam bekämpften Zorn zittern hört. Der Wütende hat nicht mehr das kleine, bebende, ſchutzloſe Geſchöpf vor ſich, das er ungeſtraft mißhandeln darf. Vor ihm ſteht eine Achtung gebietende Geſtalt, — die Tochter ſeiner Herrin. Und aus ihren Augen blitzt ihm ein Feuer entgegen, das ſelbſt ihn für einen Moment zurückfahren macht.

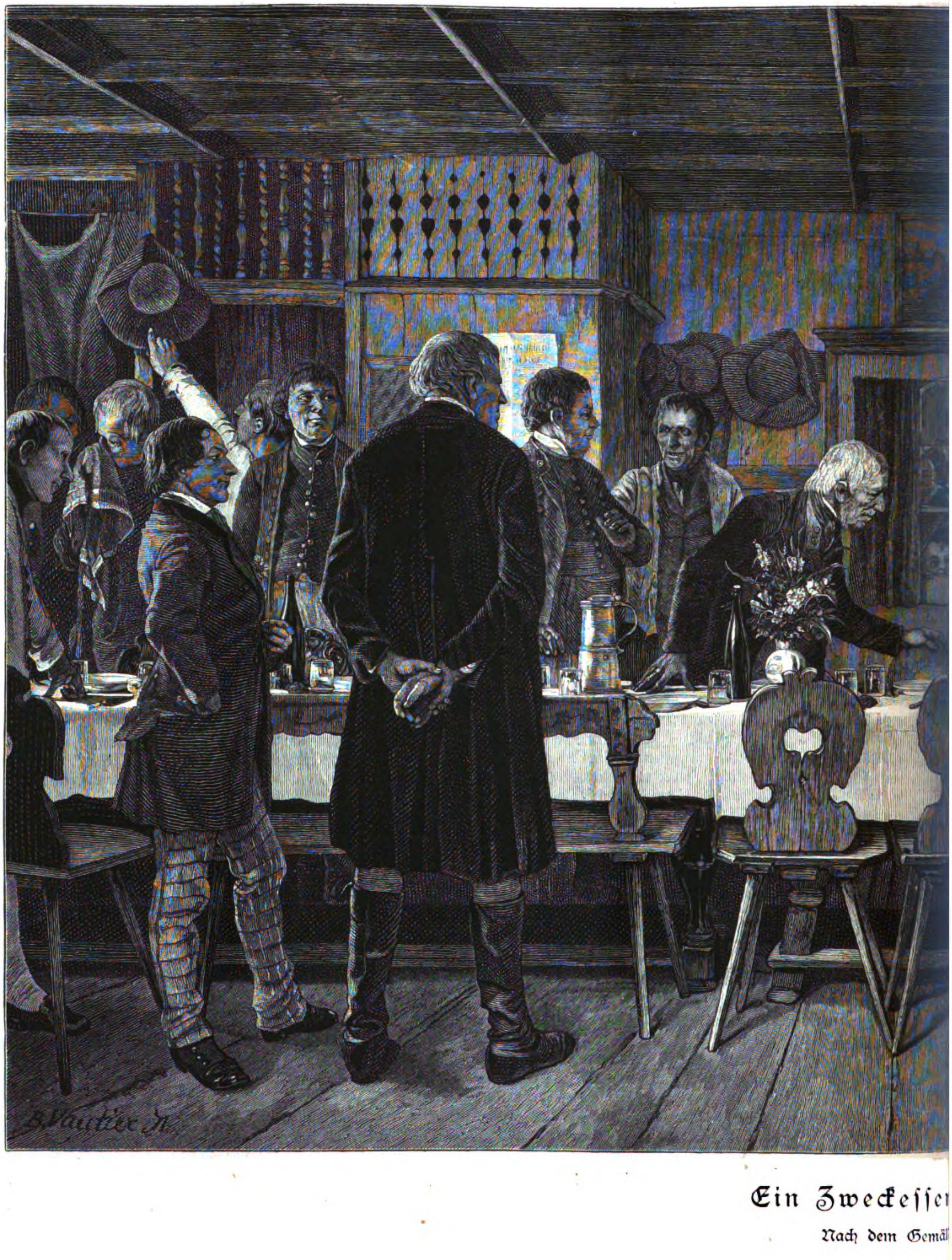
„Wag es nicht, das Kind anzurühren!“ ſagt Sophie und deckt mit ihrem Leibe die Kleine, die ſich ſchluchzend an ihr Kleid geklammert hat. „Verbind ihm die Hand, Urte! Und du, Mike, geh in die Küche, die Hanne wird dir dein Frühſtück bringen.“

„Frühſtück ſoll ſie haben und ungeſtraft ſoll ſie wegkommen, wenn ſie mir das angethan hat!“ Und der Burſche hebt ſeine blutende Fauſt empor. „Totſchlagen thu' ich das Bettelmenſch, — in Grund und Boden ſchlag' ich die Dirn', und ich möchte den ſehen, der mir das verbieten kann!“

Er ſtürzt wieder vorwärts, aber das Mädchen ſteht vor ihm hochaufgerichtet, blitzenden Auges. Sie kennt keine Furcht, — ſie iſt gewöhnt, ſich ſelbſt zu ſchützen.

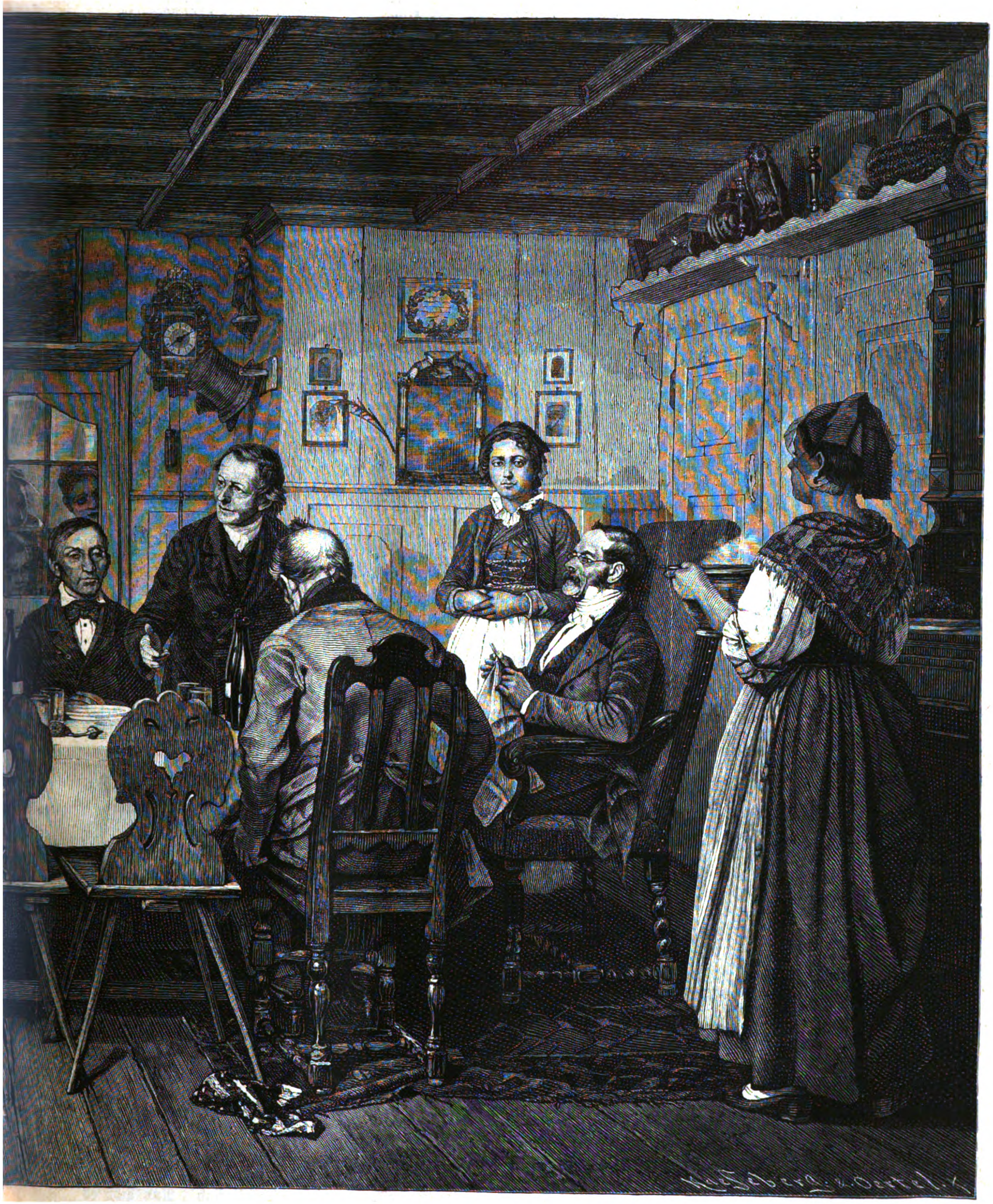
„Du haſt dir das ſelbſt gethan, nicht das Kind, Trunkenbold! Zurück, ſage ich! Hörſt du — zurück!“

Bis jetzt hat ſie ihr raſches Temperament tapfer niedergehalten. Als aber der Burſche ihren Befehl unbeachtet läßt, als er mit rohem Griff das jammernde Kind erhaſcht und an ſich zerrt, da übermannt ſie der Zorn. Im nächſten Moment taumelt der Burſche zurück. Er ſtolpert über den Schemel, auf dem er geſeſſen, reißt ihn im Falle mit ſich zu Boden und ſchlägt mit dem Kopfe hart gegen die Mauerecke. Ein paar



Ein Zweckeſſe

Nach dem Gemäl



auf dem Lande.

von B. Vautier.

Augenblicke war's ſtill im Zimmer. Dann raffte der Gefallene ſich wutbleich empor.

„Alſo geſtoßen wird man hier! — Meinſt, die Knecht' kannſt behandeln, wie die Freier? Verrufen biſt ſchon durch die ganze Welt, — den Drachen von Ellernbruch kennt man zehn Meilen in die Rund'! Aber daß du mit den Knechts anbindſt, hat noch keiner gewußt. Sie ſollen es aber hören! Ausſchreien will ich dich, daß kein armſeliger Hirtenjunge dich nimmt!"

(Fortſetzung folgt.)

Kronprinz Friedrich Wilhelm in Spanien.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

„Das hätten Sie auch nicht gedacht, daß wir uns erſt in Berlin und dann ſo ſchnell in Madrid wiederſehen werden!" Mit dieſen freundlichen Worten benahm der hohe Herr gleich zu Anfang dem Befangenen, der zum erſtenmale das kronprinzliche Palais betrat, alle Schüchternheit. Wohl hatte ich von der großen Freundlichkeit „unſeres Fritz" gehört; dennoch klopfte mir das Herz gewaltig. Allein die Art und Weiſe des Empfanges, nicht nur huldvoll und freundlich, ſondern wie unter alten Bekannten, ließ alle Beklommenheit ſchwinden. „Dies hier iſt mein Schwiegerſohn, dies meine Tochter; dies meine Schwiegertochter," ſo ſtellte er ſeine Kinder vor. Und als Prinz Wilhelm nachher eintrat: „Dies iſt mein älteſter Sohn, den haben Sie auch noch nicht geſehen." Und doch hatte ich keine Zeit, mir unſere lieben Prinzen und Prinzeſſinnen, wie ich gern gewollt, recht ins Auge zu faſſen. Ich mußte immer dem Kronprinzen in die prächtigen blauen Augen ſehen, wie er ſchlank und ſtramm vor mir ſtand, mit ſeinen klaren, klugen Augen mich fixierte und Rede und Antwort heiſchte. „Wie freue ich mich darauf, einmal rings um mich ſpaniſch ſprechen zu hören. Sie können wohl gut ſpaniſch?" — „Ich will Eurer Kaiſerlichen Hoheit gleich etwas Spaniſches aufſagen?" — „Das hilft nichts," lachte er, „ich kann Sie doch nicht kontrollieren." — „Doch, Kaiſerliche Hoheit können mir faſt Wort für Wort folgen, wenn ich den erſten und letzten Vers von „Wachet auf, ruft uns die Stimme," herſage, das ich ins Spaniſche überſetzt:

„Despertad, la voz nos clama,
Del guarda siel la gran proclama,
Despierta, pueble de David!
Yn la media noche suena,
Venid à la celeste cena,
Prudentes vírgenes, salid.
A vuestro espose ved,
La lampara encinded,
Aleluya!
Pronto acudid
Al adalid,
Con jubilo á sus bodas id.

Gloria sea á Ti cantado,
Por querubines entonado,
En arpas de sonora voz.
Penas son y quejas muertas;
Y don perlas son las puertas
De la mansion de nuestro Dios.
Jamas el rejo vió,
Ningun oido oyó
Tanto gozo.
A disfrutar
Id, y á cantar
El aleluya sin cesar."

„Das iſt prächtig, das klingt wunderſchön. Es iſt das erſtemal, daß ich das Spaniſche von einem Fremden ſprechen höre; mir klingt es dann ausdrucksvoller; die Spanier ſelbſt ſprechen außerordentlich ſchnell. Können Sie Italieniſch? Nun, was für einen Vergleich machen Sie zwiſchen der italieniſchen und ſpaniſchen Sprache?" — „Ich ziehe das Spaniſche vor. Das Italieniſche iſt weicher, milder, das Spaniſche ebenſo klangvoll, aber markiger, hat mehr Charakter. Man ſagt mit Recht, die italieniſche Sprache ſei die Tochter, Spaniſch der Sohn der lateiniſchen Sprache."

So ging die Unterhaltung einige Zeit fort. Dann ſagte der Prinz: „Ich habe Sie nur rufen laſſen, damit Sie wiſſen, wir reiſen erſt zwei Tage ſpäter; ſo brauchen Sie Ihren Urlaub nicht allzuſehr abzukürzen." Und auf die Äußerung, daß mir dies zwei Tage zum Beſuch meiner alten Mutter gebe, fügte er leutſelig hinzu: „Wenn wir noch Verzögerung haben ſollten, will ich's Ihnen nach Ihrer Mutter Wohnſitz melden."

Solche herzgewinnende Freundlichkeit muß man erlebt haben, um zu begreifen, wie ein Fürſt die, welche mit ihm in Berührung kommen, bezaubern kann. Laßt ihn nur nach Spanien kommen, dachte ich, er wird aller Herzen gewinnen. So iſt's auch geſchehen. Sein Aufenthalt in Madrid war ein Ereignis in der ſpaniſchen Geſchichte. Eigentlich ſchien es, als ob der Boden hier für ſeine Ankunft ungünſtiger ſei, als in den Ländern, die er ſonſt beſucht hat. Es iſt wahr, daß man in Spanien allgemein die prompte Höflichkeit anerkannte, mit welcher unſer Kaiſer an ſeiner Statt ſeinen Sohn ſandte, um König Alfons' Beſuch zu erwidern. Aber man witterte doch mit Schrecken dahinter ein ſchlaues Manöver Bismarcks, um Spanien in eine Allianz gegen Frankreich hineinzuziehen. Nun erfreuen ſich eigentlich die Franzoſen nicht der ſpaniſchen Sympathien; und der letzte Vorfall in Paris hatte auch unter den Republikanern eine zeitweiſe Erkältung eintreten laſſen. Aber, und das iſt für die meiſten liberalen Spanier die Hauptſache: Frankreich iſt Republik, Deutſchland hingegen und beſonders Preußen „einem deſpotiſchen Feudalregiment unterworfen." Und unter den gebildeten Spaniern, von Caſtelar an abwärts bis zu den Wortführern auf den Wählerverſammlungen, wird es wenige geben, welche man von ihrem Irrtum in bezug auf Deutſchland überführen kann. Dazu iſt das Volk in Valencia und in Madrid der Mehrzahl nach republikaniſch geſinnt; der Empfang, ſo hieß es allgemein, wird ſehr ſchlecht, jedenfalls ſehr kalt ausfallen.

Man darf es ohne Übertreibung nicht zum kleinſten Teil dem Auftreten und dem perſönlichen Eindrucke, welchen unſer deutſcher Königsſohn hervorbrachte, zuſchreiben, daß dieſe Befürchtungen ſich nicht nur nicht erfüllten, ſondern gerade das Gegenteil eintraf. Beſonders während des längeren Verweilens in Madrid konnte man es deutlich ſpüren, wie ſehr die Wärme des Gefühls im Volke gegen den Thronerben Deutſchlands zunahm und zuweilen bis zur Begeiſterung ſich ſteigerte. Wir können ſelbſtverſtändlich nicht die Bürgſchaft für alle kleinen Anekdoten übernehmen von dem, was der Kronprinz geſagt und gethan haben ſoll. Aber ſie ſelbſt ſind ein Beweis, daß er ohne Zweifel es aus dem Grunde verſtanden hat, ſich, wie die Spanier ſagen, mit einer freundlichen Atmoſphäre zu umgeben. Schon daß er in Berlin fleißig ſpaniſch gelernt hat, um den Spaniern in ihrer eigenen Sprache Antwort zu geben, wenn ſie ihn begrüßten, erwarb ihm gleich bei der Landung den Beifall des Volkes. Als er nach ſtürmiſcher und ungewöhnlich langer Überfahrt ſeinen Fuß in dem Garten Spaniens, in Valencia, ans Land ſetzte, empfingen ihn in maleriſcher, bunter Valencianertracht vierzehn junge Bäuerinnen, welche ihm Früchte und Körbe voll Blumen darboten. Er nahm ſie mit freundlichen Worten entgegen und äußerte: „Nun, zum Oberſten eines ſolchen Regiments ließe ich mich gern machen!" eine Anſpielung auf die von manchen geglaubte Nachricht, König Alfons werde ihn zum Chef eines ſpaniſchen Regiments machen. Daran hat er freilich ſelbſt wohl am wenigſten gedacht, denn er wußte ganz gut, daß eine ſolche Ehrenverleihung eines Regiments in dem ſpaniſchen Heere nie üblich geweſen iſt. Die zwangloſe Art und Weiſe, wie er ſich ſpäter durch die Straßen bewegte, um die Hauptgebäude der Stadt, die Kathedrale und vor allem die alte berühmte Seidenbörſe, die Lonja (ſprich Loncha) zu beſichtigen, die freundlichen und ungekünſtelten Grüße, die er nach allen Seiten hin austeilte, erwarben ihm auch von den Republikanern Valencias Beifallsrufe.

Noch wärmer war der Empfang in der Hauptſtadt, welche zum Willkomm des hohen Gaſtes aus dem Norden ihr Feſtgewand angelegt hatte. Darunter darf man ſich aber keine beflaggten Straßen denken. Fahnen ſah man freilich auch an dem Bahnhofsgebäude, in ſpaniſchen Farben, gelb und rot, auch einzelne ſchwarzweißrote dort oder an dem Balkon einer deutſchen Familie. Doch der eigentliche Schmuck einer ſpaniſchen Stadt beſteht in den Colgaduras, zu deutſch Behängen, mit welchen alle Balkone geſchmückt ſind. Nun gibt es an den ſpaniſchen Häuſern kein Fenſter, welches auf die Straße hinausgeht, das keinen Balkon habe; über jeden derſelben werden dann, wie es bei ariſtokratiſchen Häuſern Sitte iſt, große mit dem Familienwappen gezierte Teppiche herausgehängt, oder wie es meiſtens geſchieht, wird der ganze Balkon mit farbigen Tüchern, meiſt in den Landesfarben, überzogen, ſo daß das Haus von unten bis oben ein überaus feſtliches Ausſehen erhält, und die ganze Straße in lebhaften Farben prangt. Daß ganz Madrid auf den Beinen war, verſteht ſich von ſelbſt und darf den Madrilenjern, wie der Spanier die Bewohner der Hauptſtadt nennt, eigentlich nicht als beſonderes Verdienſt angerechnet werden. Denn ſie ſind, wie weiland die Athenienſer, nur darauf gerichtet, etwas Neues zu ſehen oder zu hören. Aber daß das mächtige Hoch, mit welchem beim Einſteigen in den Wagen die deutſche Kolonie ihren künftigen Kaiſer grüßte, wie ein elektriſcher Funke den Anſtoß zu lebhaften Vivas gab, daß das Intereſſe den Principe Federico Guillermo zu ſehen, auch ſpäter bei denen, welche ihn ſchon manchesmal angeſchaut, das gleiche blieb oder vielmehr wuchs, beſonders aber hundert kleine Äußerungen, die man ihm zuſchrieb oder nacherzählte, das alles ließ deutlich erkennen, daß der Kronprinz wirklich zu einer populären Figur in Spanien geworden iſt. So ſagte mir mein Pförtner oder Hausmeiſter, der Prinz habe ſich bei der Truppenrevue im allgemeinen günſtig über die ſpaniſchen Soldaten geäußert; aber als er die zum Teil ſehr kleinen Infanteriſten vorbeimarſchieren ſah, habe er geſagt: „In Spanien Soldaten ſehr klein, chiquitines, ſo klein“, indem er mit einer Handbewegung etwa die Höhe eines großen Neufundländers andeutete; „aber dabei viel pum, pum“, lebhaft die Arme vorwärts und rückwärts werfend, um anzudeuten, daß ihre Bewegungen außerordentlich lebhaft ſeien. „Bei uns ſind die Soldaten groß, muy a'to, aber poco á poco, bedächtig.“ Bei dem großen Ball im Palaſte, zu welchem gegen zweitauſend Perſonen Zutritt hatten, hätten einige Spanierinnen gar zu gern mit dem Kronprinzen getanzt; dieſer aber, nachdem er die vorgeſchriebenen Gänge mit den fürſtlichen Perſönlichkeiten beendet, war nicht dazu zu bewegen, denn er ſagte: „Yo soy abuelo; ich bin ja ſchon ein Großvater und habe nicht mehr ſo viel Luſt zu ſpringen.“ Am liebſten ſahen ihn die Spanier in ſeiner weißen Küraſſieruniform, in welcher er einen wahrhaft königlichen Eindruck machte; und es war nur eine Stimme darüber, daß der von Statur kleine König Alfonſo ſich noch am beſten ihm zur Seite ausnahm, wenn er auch ſeine preußiſche Ulanenuniform angelegt hatte.

An Bezeugungen ſeiner Freundſchaft, an Truppenmanövern und an Feſten hat der königliche Gaſtfreund es nicht fehlen laſſen; auch der Stadtrat der Hauptſtadt hat ſein Beſtes gethan. Da gab es zuerſt großartigen Empfang im Palaſte, deſſen ſchönſte Gemächer der erlauchte Gaſt bewohnte; Truppenrevue auf dem Prado, der in langem Bogen die halbe Stadt umſpannenden Promenade und ſpäter ein Manöver auf dem weiten Exerzierfelde bei Caranbanchel; ein Militärbankett im Palaſt und eine großartige Serenade der militäriſchen Muſikkorps im Glanz von tauſend Windlichtern, ein Ball im Palaſte, den wir ſchon erwähnten und einen großartigen Empfang im Rathauſe, mit daran ſchließendem Balle, während alle Säle mit elektriſchem Lichte taghell beleuchtet waren. Daß freilich die Väter der Stadt ſich nicht noch einmal zu einer ſolchen mit Elektrizität verbundenen Feier herbeilaſſen werden, iſt mit Sicherheit anzunehmen; dafür werden ſchon ihre Frauen und Töchter ſorgen. Denn die haben in ihrem Leben noch keinen ſolchen Schrecken durchgemacht. Das elektriſche Licht iſt nämlich ein großer Schalk, und kann die Schminke nicht leiden, welche in Spanien ſehr an der Tagesordnung iſt. Nun denke man ſich das Entſetzen, wenn eine Dame der andern ins Geſicht ſah, und ſagte: „Wie ſiehſt du aus? ganz gelb,“ und die Antwort erhielt: „Und du ſchillerſt grün.“ Einige flohen in Ärger den gefährlichen Ball, die, welche keine Schminke aufzutragen brauchten, triumphierten. Die allgemeine Heiterkeit der ſpottſüchtigen anderen Hälfte des Menſchengeſchlechts kann man ſich denken.

Das Hohenzollernwetter iſt unſerem Prinzen die ganze Zeit ſeines Aufenthaltes in Madrid über treu geblieben. Nur einen einzigen Tag regnete es in Madrid, und erſt den letzten Tag, als er ſich aufmachte den ſonnigen Süden zu durchwandern, begrüßte ihn Madrid mit einer winterlichen Schneelandſchaft. Beſonders aber waren die Ausflüge nach Toledo und dem Eskorial von dem herrlichſten Sonnenſchein begünſtigt. Das erhöht beſonders in Toledo, dem alten ſpaniſchen Rom, das wie eine Burg Zions auf dem Felſen thront und von drei Seiten vom Tajo umfloſſen iſt, den Eindruck ganz bedeutend. Die alten Erinnerungen und Monumente, welche bis in die Zeit der Celtiberer, Römer und Gotenkönige zurückreichen, die prächtigen gotiſchen Bauten, die Kathedrale und Kirche und Kreuzgang von San Juan de los Reyes, die alten jüdiſchen Synagogen mit ihrem mauriſchen Bauſtil und den getäfelten Decken aus Zedernholz, der ſtolz auf dem höchſten Punkte thronende Palaſt Karls V, alles das führt mit einem Schlage die bedeutungsvolle Geſchichte Spaniens an dem Beſchauer vorüber.

Aber am mächtigſten muß ihm doch der Kontraſt zwiſchen Einſt und Heute in dem Palaſte des Eskorials entgegengetreten ſein. Der Nachkomme des Kurfürſten von Brandenburg wird in den Gemächern Philipps II von einem ſpaniſchen Könige, welcher in der liebenswürdigſten Weiſe den Cicerone macht, herumgeführt! Tempora mutantur et nos mutamur in illis, das heißt auf deutſch: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Der Kronprinz nahm mit höchſtem Intereſſe den in öder Steinwüſte thronenden Palaſt, der mehr einem Kloſter gleicht, eigentlich ſeiner Beſtimmung nach ein Kloſter iſt, die ſchöne Kirche, das prächtige unterirdiſche Grabgewölbe, in welchem alle ſpaniſchen Herrſcher ſeit Karls V Zeit, und die Königinnen, welche dem Lande einen Regenten gegeben haben, ruhen, beſonders aber die Gemächer Philipps II, in Augenſchein. Eine dort angebrachte Inſchrift ließ er ſich abſchreiben.

En este estrecho recinto	In dieſer ſo engen Klauſe
Murió Felipe segundo	Schlief Philipp der Zweite ein
Cuando era pequeño mundo	Als dieſe Welt ward zu klein
Al hijo de Carlos quinto.	Dem Sohne aus Habsburgs Hauſe.
Fue tan grande su vivir	Solche Größe ſein Geiſt hat erworben
Que solo el alma vivia;	Daß nur ſeine Seele noch lebte.
Pues ni aun cuerpo tenia	Denn ſein Körper war ſchon geſtorben
Cuando acabó de morir.	Eh' ſie dieſer Erde entſchwebte.

Dieſe Inſchrift iſt echt ſpaniſch, voll herrlichen Klangs und hochtönender Worte; aber im Grunde beſagt ſie doch nur, daß der finſtere Ketzerverfolger, ein zweiter Herodes, ſchon bei lebendigem Leibe der Verweſung anheim fiel!

Die Enthüllung des Denkmals Iſabellas der Katholiſchen, unter Aſſiſtenz des Prinzen aus dem königlichen Hauſe Preußens, deſſen Exiſtenz bis heute noch nicht offiziell vom Vater der katholiſchen Chriſtenheit anerkannt iſt, die Freundlichkeit des Kardinals Erzbiſchofs von Toledo, welcher beim Eintritt in den Dom die große Domorgel ſpielen ließ: „Heil dir, im Siegerkranz;“ die Beſuche der Prälaten und des Nuntius, welcher es ſich nicht nehmen ließ, bei der Abreiſe des Kronprinzen auf dem Bahnhofe zu erſcheinen; das alles bei einem Prinzen, welcher eben erſt einen Kranz auf dem Grabe Luthers niedergelegt hat, welcher auch in Spanien ſich treu zu ſeiner evangeliſchen Kirche bekannt hat: das ſind gewiß Zeichen, daß eine neue Zeit auch für die Länder anbricht, welche bisher dem Hauche einer neuen Geiſtesfreiheit ſich verſchließen zu können meinten.

Wie notwendig dieſe geiſtige Verbindung mit Deutſchland aber grade auch denjenigen Elementen in Spanien iſt, welche ſich zu den freiſinnigen rechnen, davon gibt eine Adreſſe Zeugnis welche am Abſchiedstage dem Kronprinzen von der Zeitung der Freidenker, las dominicales gewidmet wurde, deutſch und ſpaniſch, und aus deren deutſcher Überſetzung wir den Daheimleſern zur Ergötzung einiges mitteilen.

„Hoheit! Die allgemeine Meinung Europas, die Feierlichkeit, mit welcher Sie Ihre Reiſe umgeben, der Schlauheit Großvater Ihres großen Chancillers Bismark, ꝛc. ꝛc. veranlaſſen zu denken, daß Ihre Reiſe nach dieſem nobeln und ritterlichen Lande politiſche Projekte verhülle.“ (Schöner konnte freilich el abolengo de astucia, das heißt, die angeſtammte Schlauheit Bismarcks, nicht überſetzt werden. Es iſt der beſte Beweis, daß die Spanier noch etwas von den Barbaren des Nordens lernen können, welche wenigſtens keine Sprache überſetzen, bevor ſie dieſelbe gelernt haben.) Das Blatt fühlt ſich nun bemüßigt, dem Kronprinzen über die politiſchen und religiöſen Sympathien der Spanier Aufklärung zu geben. „Ihr ſeid im Irrtum; ihr glaubt uns noch vom Fanatismus befangen; denkt, wir wären noch jenes Volk welches keinen Schritt that, ohne vorher das Loſungswort in Rom geholt zu haben. Wir hatten einen Schattenſchleier über unſere Augen gezogen, aber unſere Seele war hell und frei von Alters her. Es war genügend, daß ein Strahl von Freiheit den Pyrenäus paſſierte, um dieſen Schleier zu zerreißen.“ Frankreich wird in Schutz genommen, die Wiedergewinnung des Elſaß mit folgenden koſtbaren Worten verurteilt: „Das Auge eurer Artillerie vergibt nicht einmal Monumenten in deren Anſchauung ſich die Jahrhunderte ergötzt hatten. Jene Verzierungen der Türme von Straßburg dem Anſcheine nach von den Nixen des Rheines gewoben, welche, um ſie zu verfertigen bei Sonnenuntergange ihre goldenen und verzauberten Paläſte verlaſſen die ſie im Grunde des Rheines beſitzen, ſich mit goldenem Kamme ihr goldenes Haar kämmend und mit Sirengeſang die unvorſichtigen Schiffer anlockend: ſie fielen, jene Verzierungen, durch die Bomben Eurer Kanonen zu Pulver zermalmt.“ Man wird über dieſen Blödſinn lachen; aber er iſt nicht nur ernſt gemeint, ſondern drückt auch die Anſchauungen einer großen Menge der gebildeten Spanier aus. Es iſt wahrlich hohe Zeit, daß ein lebendiger Geiſtesſtrom mit dieſen konfuſen Begriffen aufräume. Der kann aber nur von dem Norden herkommen.

Und hierfür, das iſt kein Zweifel, iſt die Reiſe des Kronprinzen für Spanien von höchſter Bedeutung. Was auch immer der politiſche Erfolg ſeiner Miſſion ſein mag, der wie es ſcheint, alle Erwartungen übertroffen hat; eins iſt gewiß: Die Gegenwart eines ſolchen Fürſten, jeder Zoll ein Prinz, edel, holdſelig, fromm, Erbe des proteſtantiſchen Kaiſerthrones, hat vielen Spaniern die Überzeugung gegeben, daß jenſeits der Berge andere Leute wohnen als die man ihnen vorgemalt. Das alte Gotenblut in den Spaniern hat die Verwandtſchaft mit dem deutſchen Geiſt mehr gefühlt als offen anerkannt. Es werden nähere, geiſtige Beziehungen mit Deutſchland, dem alten ſpaniſchen Reiche zum Segen angeknüpft und unterhalten werden. Und wir meinen, daß die Gegenwart unſers Kronprinzen in Spanien die friedlichen Eroberungen des deutſchen Reiches, von denen bei ſeiner Gründung Kaiſer Wilhelm geſprochen, fortgeſetzt hat, und hoffen, daß ihm Spanien einſt noch mehr als jetzt dieſen Flug vom Fels zum Meer danken wird. Fritz Fliedner.

Er lebt!

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

(Fortſetzung.)

Das alte Herrenhaus begann ſein behagliches Winterkleid anzulegen: dunkle Teppiche mit Fuchsfellen hier und dort durch die Zimmer verteilt, Moosrahmen und Doppelfenſter, zwiſchen denen die Erdkäſten mit keimenden Krokus und Hyazinthen ſtanden. In Halle und Ahnenſtube loderte morgens ſchon das Feuer im eiſernen Ofen mit der Marienglasſcheibe vor der Gitterthüre, und gegen Mittag verlachte der Sonnenſchein die irdiſche Flamme, daß ſie ſich ſtill beſchämt in ihre Aſche verkroch, um erſt abends wieder aufzuleben.

Der Doktor hatte viele Patienten in der Umgegend. Die feuchten Dünſte aus Sumpf und Moor brachten Grippe und Wechſelfieber. Tagtäglich brodelte ein Topf mit Krankenſuppe auf dem Nebenherd und Matty begleitete den Vater oftmals zu Wagen oder zu Fuß. Denn im Sattel ſollte ſie nicht eher wieder ſitzen, als bis ein frommer Erſatz für Beß gefunden war. „Im Frühling, Kind!“ ſagte der Doktor, „Nie mehr!“ ſagte Matty. Beſſies Verkauf war der einzige wunde Punkt zwiſchen Vater und Tochter, und ſie redeten nicht gern davon.

Die Schriftſtellerei ruhte. Nur ganz ſelten, wenn Heinz Quitzow noch in den Federn lag, fanden ſich die beiden Hiſtoriker über ihren vergilbten Akten zuſammen und förderten ihr Werk ſo peinlich, ſo hingebend, daß es jeden Kenner des Menſchenherzens erſtaunen und verwirren konnte.

Die vier Augen redeten ihre Liebe deutlich genug, und doch ſprach Manfred das entſcheidende Wort nicht. Was ihm die Lippen verſiegelt hielt, war es die Ehrfurcht vor der Mädchenunſchuld, die ihm, der ſo Entſetzliches erlebt, das Werben um ſie manchmal im Lichte eines Frevels erſcheinen ließ? War es jene keuſche Zurückhaltung, die über dem Weſen der Geliebten lag wie der Duft auf der reifenden Frucht? Der Herbſt war gekommen; auch für ihn die Erntezeit! Und er wußte, daß der Tag nicht mehr fern ſein konnte, an dem ihm Sturmwind oder Gärtnershand die edle Frucht zum Eigentum beſcheren würden. Aber mehr und mehr wachte der Mann in ihm auf, der ſelbſt pflücken will und Sturm und Gärtner verſchmäht. Nur Quitzow ſollte erſt fort ſein; denn das Glück, das im dunklen Schatten des Leides ſteht und ſich mühſam zum Lichte kämpft, iſt eine zarte Pflanze, die vor jedem fremden Hauche ſcheu zurückbebt.

Manfreds Geneſung hatte der Beſuch des Freundes aufs ſchönſte vollendet. Er vermochte völlig objektiv über das zu ſprechen, was ihm aus den ſchweren Krankheitswochen erinnerlich war und ſeinen eigenen Schuldteil anzuerkennen. Ja, er ſchrieb ſogar an den Oberſt und kam um eine achttägige Verlängerung ſeines Urlaubs ein, und auch die Kameraden erhielten durch Lutz Buchbergs Vermittelung ausführliche Grüße und Fragen nach den Pferden des einen und dem neuen Kommando des anderen. Die Brücke zu einer befriedigenden Zukunft ſchien geſchlagen, und als Quitzow nach vierzehntägiger Anweſenheit dankbar von Eichweide Abſchied nahm, miſchte ſich in das leiſe Herzweh, das Mattys blaue Augen angerichtet hatten, die ſtolze Freude über den wiedergewonnenen Kameraden und Freund. Kurz vor ſeiner Abfahrt traf ein Brief der Gräfin ein, der ihren Beſuch für den folgenden Tag ankündigte und Manfred bat, ſich zu gleicher Zeit fertig zur Heimreiſe, vierundzwanzig Stunden ſpäter, zu halten.

XVII.

Als Manfred ohne den heiteren Freund vom Bahnhof heim wanderte durch die abendliche Einſamkeit, war es ihm einen Moment, als wollte der bezwungene Dämon ſich nochmals emporraffen und mit drohendem Finger bei ihm anpochen. Die Sehnſucht zurück in die alten, bewegten Verhältniſſe, zu Standes- und Altersgenoſſen, packte ihn mit unheimlicher Gewalt. —

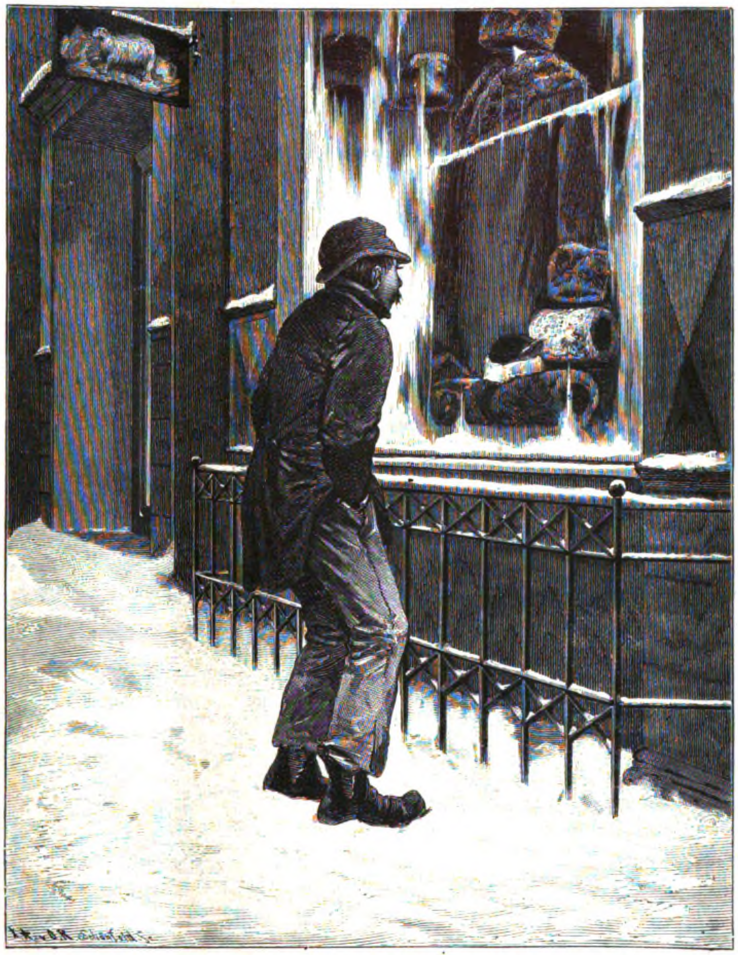
Er ſetzte ſich auf das rohe Bänkchen am Neuenweg, und malte mit dem Spazierſtocke allerhand Runenzeichen in den Sand zu ſeinen Füßen, und ſchaute dann wieder geſpannten Blickes in die herbſtliche Landſchaft hinaus.

Der Nordwind pfiff ſchneidend durch die ſchwanken Kronen der Ebereſchen und bog die Zweige, daß ein Blatt nach dem andern zur Erde taumelte und ſich in mattem Tanze weiter wirbeln ließ. Im dürren Schilf am Grabenrande ſäuſelte es, als ob die verwelkten Halme fröſtelten und klagten; durch die Stoppeln der Weizenbreite huſchte ein hurtiges Wieſelchen, daß es einen raſchelnden Laut gab, und vom Deiche her läutete die Elſumer Kirchenglocke den Sonntag ein. Dazu ſank der Sonnenball glührot hinter eine Wolkenbank über den weſtlichen Hügeln: — der Glanz verloſch und immer ernſter, immer dunkler lag der Himmel auf der weiten Ebene, kein Heimchen ſchrillte im Gras, kein Vogel zwitſcherte vor Schlafengehen, nur ein ſchwarzer Krähenſchwarm krächzte diesſeits der Fohlenkoppel.

Ein herzbeklemmendes Gefühl der Verlaſſenheit überkam Manfred in dieſer Herbſtesdämmerung, die mit einem Schlage das liebliche Idyll in eine kalte, graue Einöde verwandelt hatte. Und doch — an dieſer Einöde, das wußte er, würde ſein Herz ewig ſehnend hängen, wenn er ſich aus ihr kein Andenken, kein lebenswarmes Glück für ſeine Zukunft mit heimnehmen durfte.

„Kann ich's denn? Darf ich's denn? Dem Vater ſein einziges Kind entreißen — ich — gerade ich? Kann ich dieſen Mann, der mich als einen Geiſteskranken bei ſich aufnahm und mich nach ſelbſtloſer Pflege als einen Geſunden entläßt, um ſein ſchönſtes, beſtes Gut bitten? Wird er meine Bitte nicht Egoismus oder gar Beleidigung nennen?“

„Geiſteskrank!“ — Er ſenkte den Kopf in beide Hände und ſtützte dieſelben ſchwer und ſchwerer auf ſeinen Stock. Der Wind ſpielte mit ſeinem Haare und warf es ihm tief in die Stirn, denn ſeinen Hut hatte er neben ſich auf die Bank geworfen; zwiſchen ſeinen verſchränkten Fingern hindurch drängten ſich ſchwere, heiße Tropfen. Sie fielen auf die krauſen Schnörkel am Erdboden, und der lockere Sand ſog ſie begierig ein. Wie lange er ſo reglos dageſeſſen, hätte er nicht ſagen können. Als er ſich endlich aufrichtete, war es dunkel um ihn her und die Kälte ſchüttelte ihn. Seitwärts von ſeinem Sitze ſchimmerte das Ampellicht der Eichweider Halle als einziger, blaſſer Stern zwiſchen dem Eſchengezweig hervor, am Himmel flog das Windgewölk und drüben auf dem Feldwege, von der Ziegelei zum Dorfe, rief ein heimkehrender Bauer dem anderen „Guten Abend!“ zu. Es liegt etwas eigen Beſchwichtigendes im Hören gleichgültiger Menſchenworte für ein zweifelsbanges Gemüt.



„Ach, wenn du wärſt mein eigen.“ Originalzeichnung von M. Flashar.

„Ich bin ein Thor!“ ſagte Manfred plötzlich mit ſtarker Stimme, hob den Kopf, drückte den Hut feſt aufs Haar und ſtieß ſeinen Stock tief in den Boden.

„Dies ſind nichts als Hirngeſpinſte, all meine Bedenken! Ich bin geſund und werde den Willen haben, es zu bleiben, ich wage mein Wort! Und wenn er mir ‚Nein‘ ſagt? — — dann erzwinge ich mir das ‚Ja!‘ —“

Es war der „tolle Liebezahl,“ der aus ihm ſprach, er warf ſein Haupt in den Nacken und verſchränkte die Arme mit einer gewaltſamen Bewegung feſt über der Bruſt, gerade, als riſſe er etwas Heißbegehrtes an ſein lautſchlagendes Herz. — „Und Gott ſtrafe mich, wenn ich dich nicht glücklich mache!“ fügte er hinzu. „Ich kann es, und ich will es — für alle Zeit, bis ans Ende! — Ihr ſollt mir kein ‚Wenn‘ und kein ‚Aber‘ dazwiſchen bringen!“

Ob er mit dem „ihr“ die Menſchen meinte, oder ſeine eigenen Furchtgedanken?

Er ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, winkte ein paarmal raſch zu dem ſchwachen Lichte zwiſchen den Zweigen hinüber und wanderte dann darauf zu.

Als er, im Garten angelangt, das Haus umſchritt, um durch die entlegenere Weſtveranda unbemerkt ſein Zimmer zu erreichen, zögerte er an den Fenſtern, die ihm Abend für Abend die gleichen, friedlichen Bilder gezeigt hatten: in der Dienſtenſtube die heitere Tiſchgenoſſenſchaft um ihre Suppenkumme und die gehäufte Brotſchüſſel, Mamſell Jette ab und zu gehend, einen etwas herberen Zug als früher um die verkniffenen Lippen. Nebenan in der Knechtskammer ſaß der europamüde Chriſtian Siemers und putzte das Riemenzeug; denn morgen mußte ſehr fein zur Bahn gefahren werden, um die Frau Gräfin abzuholen. Das Licht ſeines dampfenden „Thrankrüſels“ fiel gerade auf die ſchief angenagelte Wandkarte von Amerika; man konnte ſogar Chriſtians zolldicke Tintenſtriche unter verſchiedenen, wohlklingenden und anlockenden Städtenamen erkennen: „New Orleans, Cincinnati — Rio de Janeiro — Chicago —“

In Manfreds Zimmer hantierte Karl in Kommißjacke mit Koffern und Plaidtaſchen, und flötete wie eine Droſſel dazu. Seit einer halben Ewigkeit hatte Manfred keines der hübſchen, litauiſchen Volkslieder mehr gehört, und nun fing der Burſch gar an zu ſingen, weniger klangvoll als gut gemeint:

„Meine Seele, traute Seele,
Täubchen mit den hellen Augen,
Schling um mich die braunen Zöpfe,
Häng mich auf an deinem Halſe,
Beſſren Tod begehr' ich nicht!“

Manfred lehnte ſich ins offene Fenſter und pfiff halblaut die zweite Stimme zur Melodie. Karl fuhr erſchrocken in die Höhe und ſtand ſtramm: „O — Herr Leutnant werden entſchuldigen — das haben wir immer geſungen, wenn's auf Urlaub nach Podangen ging, und das rührt ſich alles in mir, weil wir hier nun auch marſchfertig machen müſſen. Was iſt der Sommer hingegangen, Herr Leutnant, und was wird morgen unſere Gnädige ſagen?“

„Wie iſt's denn, alter Kerl, gehen wir gern nach Haus zurück, oder bleibt der halbe Menſch hier hängen bei Jungfer Mine mit dem Apfelgeſichtchen, wie?“

Karl beſchäftigte ſich ſehr eingehend mit dem exakten Zuſammenfalten von ſeines Herrn Sommerpaletot.

„Nu — was mich anbelangt, Herr Leutnant, das iſt ſo eine Frage! Die Minchen hätt' ich wohl gern genommen, aber wie werd' ich dem Chriſtian ſeine Braut wegputzen und ſie will ja auch mit nach Amerika. Nu — da dacht' ich, die Jettchen ſoll es werden, und ging ihr vor 'n Wochener drei 'mal ſcharf zu Leib, und ſie hätte mich denn auch ums Haar feſtgemacht.

Aber ich habe mich juſt noch zur Zeit drauf reſolviert, daß ſie doch man 'ne alte Krutſchke iſt, und daß es Herrn Leutnant am Ende nicht recht ſein wird, wenn die thäte in der Wirtſchaft 'rumramoren, obwohl ſie'n Stück Geld hinter der Hand hat.“

„Was ſollte ich nur in meiner Junggeſellenwirtſchaft mit deiner Frau Gemahlin thun, Karl?“ ſagte Manfred beluſtigt. „Übrigens denke ich, daß du frei kommen wirſt, alſo verſchlage dir die vorteilhafte Heirat nicht unüberlegt.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“ Er ſchwieg, während Manfred auf Mattys ſingende Stimme horchte, die von der Wohnſtube her erklang, und ſagte dann ſehr gedrückten Tones ohne ſeinen Gebieter anzuſehen: „Werden Herr Leutnant mich denn nicht als Diener oder Kutſcher da behalten mögen? Wenn nun, zum Beiſpiel, Herr Leutnant heiraten thäten —“

„Ich heiraten? Wie kommſt du darauf?“

„O, wie werd' ich drauf kommen? Ich meinte nur ſo! Und ich möchte nicht gern vom Herrn Leutnant fort; wir haben uns doch 'mal hübſch zuſammen gewöhnt —“

„Damit haſt du ein ſehr wahres Wort geſprochen, Karl,“ entgegnete Manfred, und legte dem Burſchen, der dicht am Fenſter ſtand, ſeine Hand auf die Schulter. „Ich glaube ſelbſt, daß ich dich nicht miſſen kann: wir bleiben alſo beiſammen, und wenn ich je heirate, wirſt du Faktotum bei uns!“

„Nu, ich weiß zwarſt nicht, was das ſein wird, Herr Leutnant, aber es ſoll mir jedes lieb und recht ſein, wozu ich beſtimmt bin; — ich ſtatte meinen gehorſamſten Dank ab!“ erwiderte Karl, und als Manfred, nach einigen Anordnungen wegen des Packens, ſich auf den Weg durch die Weſtveranda ins Haus machte, hörte er den Burſchen genau da weiter pfeifen, wo er ihn vorhin unterbrochen hatte.

Die Halle war leer, nur von der Ampel halb erleuchtet, der Abendtiſch noch nicht gedeckt. Auch nebenan im Wohnzimmer herrſchte Dämmerung; das Ofenfeuer verbreitete ein ungewiſſes Flackerlicht, die Thür ſtand angelehnt und Matty ſaß am Klavier und ſang.

Konnte man's Singen nennen? Es war ein ſehnſuchtsheißes Rufen und Flüſtern zu den perlenden Klängen des toten Inſtrumentes:

„Er iſt gekommen,
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen
Nahm er das meine?
Nahm ich das ſeine?
— Die beiden kamen ſich entgegen! —“

Jetzt verſtand ſie des Liedes tiefſten Sinn! Manfred lehnte erſchüttert, ungeſehen am Thürpfoſten in der Halle, und er vergaß die Sünde des Lauſchens über dem Bekenntniſſe, das er zum erſtenmale von ihren verſchwiegenen Lippen, aus ihrem reinen Herzen heraus, vernahm.

Sie rang mit ihrer Stimme, ſie wollte ſingen, und ſich ruhig ſingen! Immer feſter ſchlugen ihre Hände die Begleitung an; durch das Dunkel ſah der Horchende, wie ſie ihren ſchlanken Hals zurückbog, als müſſe ſie den Tönen, die aufquellende Thränen zu erſticken ſuchten, gewaltſam Raum ſchaffen — —

— „Der Liebſte zieht weiter,
Ich ſeh' es heiter
Denn mein bleibt er auf allen Wegen!“

Dann ein greller Mißakkord — die Hände ſchlugen ſich vor ein bitterlich weinendes Antlitz und drückten es gegen das Notenpult; das ſchwere Liederbuch fiel zu Boden, aber ehe Manfred herzuſpringen und es aufheben, und die weinende Mädchengeſtalt an ſein übervolles Herz ziehen konnte, richtete ſich unvermutet der Doktor aus ſeiner finſteren Sofaecke empor und ging zum Klavier.

Manfred ſah nur noch, wie die Tochter in ihres Vaters Arme flüchtete, nun ward die Thür zur Halle ins Schloß gezogen, und der, welcher einſam in dem weiten Raume zurückblieb, vernahm nur die ruhige, tröſtende Stimme des alten Mannes, die ſeine eigene Angſt und Unraſt ſo manchesmal beſchwichtigt hatte, dazwiſchen Mattys heftiges Weinen und Schluchzen.

Und doch, trotzdem ihr Weh um ſeinetwillen ihm die innerſte Seele bewegte, trotzdem er ſich ſelbſt wie ein Ausgeſchloſſener erſchien, empfand er eine gewiſſe Ahnung kommenden Glückes, denn er ſagte ſich, daß der jähe Ausbruch jenes Wehs ihm beſſer als hundert Argumente und Verſprechungen den Weg zum Herzen des Vaters ebnen würde. Er überwand ſich dazu, nicht in ſein Zimmer zu gehen, um, auf dem Sofa liegend, nach alter Weiſe ſich in neue Mutloſigkeit hinein zu grübeln, ſondern er rief Mamſell Jette und ließ ſich eine hellbrennende Lampe in die kleine Sommerſtube zwiſchen Halle und Weſtveranda bringen. Dort zündete er ſich eine Zigarette an, und vertiefte ſich rauchend ins Studium der Zeitungen: ſeine eigenen Bücher waren bereits gepackt und vorausgeſchickt.

Mamſell kam gleich darauf wieder herein zum Decken. Sie ſtutzte, als ſie die gedämpften und unverkennbaren Töne aus der Wohnſtube vernahm, warf einen tragiſchen Seitenblick auf Manfred, und klirrte dann nach beſter Möglichkeit mit ihren Taſſen und Theelöffeln. Manfred mußte, ſeiner ernſten Stimmung ungeachtet, im geheimen über ſie lächeln, weil ihm Karls naive Geſtändniſſe in die Gedanken zurückkehrten.

„Bekomme ich wirklich noch einmal Stippkäſe, Jettchen, ſo ſpät im Jahre?“ fragte er von ſeiner Zeitung aufſchauend, denn er fühlte, wie Mamſells forſchende Augen ſich durch die ſchützenden Druckbogen hindurch bohrten und auf ihm hafteten, und das wurde ihm läſtig. Sie hielt mit ihrem Geklapper inne und trat zu ihm.

„Gewiß, Herr Graf, und gern, und, will's Gott, auch nicht zum letztenmale,“ entgegnete ſie, zog die ſchmalen Lippen noch mehr nach innen und blickte ihn, den Kopf auf die Seite gelegt, ſo gedankenſchwer an, wie die delphiſche Pythia auf dem Dreifuß das harrende Volksgedränge. „Es ſchwant mir, daß es heute nicht zu guterletzt iſt!“ fuhr ſie fort, holte ſich die Schüſſel vom Eßtiſch und rührte noch einmal behutſam mit dem ſilbernen Löffel durch Manfreds zimtduftendes Leibgericht. „Ich habe letzte Nacht zu deutlich von Leimruten und Vergißmeinnicht geträumt —“

„Da ſchwant Ihnen jedenfalls etwas durchaus Mögliches, Jettchen,“ entgegnete Manfred. „Ich werde, wenn ich es irgend einrichten kann, jedes Jahr hierher zurückkommen.“

„Das iſt wirklich recht ſchön von Ihnen, Herr Graf, und wird unſeren Herrn und unſer Fräulein nur freuen und mich auch,“ ſagte Jette. „So 'n Fortgehen iſt die ſchlechteſte Einrichtung von der Welt, und unſer Fräulein immer ſo allein ohne Mutter und Geſchwiſter. Was kann ihr 'n altes Tier wie ich helfen, und wenn unſer Herr 'mal die Augen zudrückt — na — das mag man gar nicht ausdenken! Nach den Karten kommt er knapp an die Siebzig — wo ſoll ich denn mit Fräulein hin?“

Sie bediente ſich geräuſchvoll ihres Schnupftuches, kehrte an ihren halbgedeckten Eßtiſch zurück und bearbeitete dort die glühenden Kohlen im Theekomfort mit dem Blasbalge, während Manfred, ohne auf ihre ſchwarzen Prophezeiungen einzugehen, ſeine Lektüre fortſetzte, bis die Hallenuhr zu ihren neun Schlägen aushob und das Waſſer im Keſſel zu ſummen begann. Morgen, das ſtand feſt bei ihm, wollte er Mamſells Befürchtungen ſo oder ſo zu ſchanden machen. — „Leimruten und Vergißmeinnicht!“ Gab dieſe Traumdeutung nicht eine entzückende Anekdote fürs Kaſino? „In fünf oder ſechs Tagen vielleicht werde ich ſchon wieder mit den Kameraden eſſen!“

Er ſtand auf, packte die Zeitungen zuſammen und trat durch die Verandathür in den düſteren Garten hinaus. Der Wind war zum Sturm geworden, wild warf er das Geäſt der Eichen hin und her und die hohe Tanne vor dem Fenſter der Dienſtenſtube ächzte und knarrte. Die ſchwarzen Maſſen der Bosketts lagen formlos auf den weiten Raſenflächen, von der Diele kam das dumpfe Brüllen des Viehs, das der Lärm des Unwetters in ſeiner Ruhe ſtörte. Manfred ging ein Weilchen auf und ab, die kalte Luft that ihm wohl; und er kannte jeden Weg und Steg, jeden Baum und Strauch im Eichweider Garten — die nächtliche Finſternis ſtellte ihm keine Hinderniſſe entgegen.

„Hätte ich dich jetzt hier in dieſer ſchweigſamen Dunkelheit, Matty, du ſollteſt nicht mehr weinen!“ ſagte er leiſe, „aber du biſt mir immer nur im Lichte als ein Licht erſchienen. Ach, ich ſehne mich, dir das zu vergelten. Geduld — Geduld, nur noch bis morgen!“

So wandelte er hin und wieder, bis ſie, an die er dachte, kam und ihn zum Thee herein rief. Heimlich faßte er in der Thür nach ihrer herabhängenden Hand — wie kalt war ſie! — und drückte ſie leidenſchaftlich zwiſchen ſeinen Händen. Einen Moment hoben ſich ihre blauen, verweinten Augen zu ihm empor mit dem liebevollſten, ſchwermütigſten Blicke: — er konnte ihn erkennen, weil er ſein Geſicht ſo nahe zu dem ihrigen hinneigte, daß ſeine Lippen ihr weiches Haar ſtreiften; dann trat ſie, ihm voran, in den hellen Lichtkreis des Theetiſches, wo der Vater, ihrer harrend, ſchon an ſeinem Platze ſaß, und ruhig und aufmerkſam wie immer wartete ſie ihres Hausfrauenamtes.

Es war ein ſtilles Mahl; der Arzt beantwortete Manfreds zerſtreute Fragen einſilbig und blickte oftmals verſtohlen und ſorgenvoll zu ſeiner Tochter hinüber, der es auch nicht gelingen wollte, ein zuſammenhängendes Geſpräch zu führen. Jette ging ab und zu, ärgerte ſich über den ſchlechten Appetit ihrer Herrſchaft und machte ein Geſicht, als ſei ſie die bejammernswürdigſte Märtyrerin unter der Sonne.

„Wir ſind ſehr unartige Wirte zum Schluß; Scheiden thut weh,“ ſagte der Doktor. „Morgen werden wir zu Ehren Ihrer lieben Mutter unſer Allerbeſtes verſuchen, um den trübſeligen Eindruck zu verwiſchen. Für heute thun wir wohl ſamt und ſonders weiſe daran, mit den Hühnern ſchlafen zu gehen, der Sturm dürfte uns ohnehin über Gebühr wachhalten. Sorge Sie, daß alle Läden hier unten vorgeſetzt werden, Mamſell, und du, Kind nähe mir noch die Kleinigkeit an meinem Mantel, wir müſſen morgen ſehr früh zur Bahn aufbrechen. — Hören Sie nur, wie ſich draußen die Bäume gegen den Alten aus Norden wehren und ſtemmen,“ fuhr er fort und ſtellte ſich, die Hände auf dem Rücken, an die Glasthür. „Ich möchte wohl noch einmal in meinem Leben an die See und dort einen Sturm durchmachen. So alt ich geworden bin, die See habe ich nicht kennen gelernt. Ich hafte zu feſt an der Scholle!“

„Ihre Scholle iſt es aber auch wert, daß man daran haftet,“ erwiderte Manfred. „Sie iſt eine Oaſe in der Weltwüſte, und ſie wird mir ohne Zweifel ſo oft als Fata Morgana erſcheinen, daß Sie niemals ſicher vor meiner Rückkehr zu Ihnen ſein werden, liebſter Doktor.“

„Geben Sie acht, ob ich Sie nicht beim Wort halte. Dann bitte ich mir aber aus, daß Sie ſich von einem günſtigeren Winde hierher wehen laſſen, als vom rauhen Nordoſt!“ ſcherzte der Doktor, und Manfred ſagte zuverſichtlich:

„O, der Nordoſt reinigt die Luft. Mir ahnt, daß wir morgen den goldigſten Sonnentag haben, und daß Eichweide heimiſcher und bezaubernder als je ſein wird. Wie ſoll ich es denn anfangen, mich von hier loszureißen; das, in aller Welt möchte ich wiſſen! — Ich rate Ihnen, Jettchen, daß Sie mir heute etwas Geſcheites träumen, und mir Traum und Deutung ſchriftlich mit auf die Reiſe geben,“ wandte er ſich, über die Schulter blickend, zu Mamſell, die mit Minens Hilfe den Tiſch abdeckte. „Wie? Sie ſagen uns ſchon Gutenacht, liebe Matty?“ unterbrach er Jettens ſpitzige Antwort, als Matty, ihr Schlüſſelkörbchen am Arm, und das Licht in der Hand, dem Vater die Lippen zum Kuß bot, „Gute Nacht denn, meine liebe Matty, und Gott behüte Sie!“

Um ihren Mund bebte es, ihre Augen umflorten ſich, und das Licht ſchwankte in ihrer Hand. Sie brachte kein Wort hervor, nur ein hilfloſes Lächeln irrte über ihr blaſſes Geſicht. Dann faßte ſie einen raſchen Entſchluß, reichte Manfred mit kaum hörbarem „Gutenacht!“ die Hand und ging, ohne ſich noch einmal umzuſchauen, treppauf in ihre Schlafkammer.

Bald darauf ward es ſchlummerſtill in dem Hauſe. Die Dienſtenſtube und Jettens Gemach lagen dunkel, und auch der Doktor hatte ſich mit kurzen, herzlichen Worten von Manfred verabſchiedet, ehe dieſer die Thatſache recht verwirklichen konnte. „Ich fühle mich heute ſehr abgeſpannt — wir haben morgen die ganze Fahrt zur Stadt zum ungeſtörten Plaudern, ehe Ihre Mutter kommt und Sie abſorbiert.“ Damit war er von ſeinem jungen Gaſte gegangen. Wollte er eine Ausſprache vermeiden? Manfred ſaß, über dieſe Frage ſinnend, ſeine letzte Zigarre vergeſſend, einſam auf der Bank in einer der Hallenniſchen. Er fühlte ſich ſo wach wie nie in ſeinem Leben.

Das Licht in der Ampel war längſt gelöſcht, und die winzige Flamme des Öllämpchens, das ſtets über Nacht brennen blieb, ließ vom Steintiſche herab ſein trübes Licht über die Flieſen des Fußbodens zucken, und warf die Schatten der Hirſchgeweihe und Rehkronen, ungeheuerlich und verſchwommen, gegen die getünchten Wände.

Manfreds Koffer ſtanden gepackt und verſchnürt an der Dielenthür; Tiras, der Wachſame lag davor auf ſeiner Strohmatte und ſchnaufte im Schlafe, um ſich beim leiſeſten Scharren von Manfreds Stiefeln mit drohendem Knurren und phosphoreſzierenden Augen aufzuſetzen. — Draußen ſang der Sturmwind noch immer ſeine ſchaurige Melodie und ließ kurze Regengüſſe gegen die Fenſter rauſchen.

„Und ich wage es doch!“ rief Manfred plötzlich, ſprang auf und knöpfte ſich mechaniſch den Rock feſt über der Bruſt zuſammen. Er ſtreckte die gefalteten Hände zum lichtloſen Himmel empor und ſagte aus tiefſter Seele: „Mein Gott! ſteh mir bei!“

Darauf erſtieg er behutſamen Trittes die knarrende, gewundene Treppe, und taſtete ſich zu dem ſchwachen Lichtſtrahle hin, der durch das Schlüſſelloch aus des Doktors Arbeitsſtübchen drang. Als ſein leiſes Pochen keine Antwort erfuhr, drückte er auf die Meſſigklinke und trat ein. Das hohe, wurmſtichige Schreibpult war wohl mit Büchern bepackt, allein die Feder lag trocken neben Tinte und Papier, nicht wie ſonſt durchzog der ſtarke Qualm des türkiſchen Tabaks die Luft, ſtatt der behaglichen Schiebelampe brannte eine Kerze ſeitab auf dem Spieltiſche und von draußen pochten die Eſchenzweige an die Fenſterſcheiben, als wollten ſie drinnen Schutz vor der Unbill des Wetters ſuchen. Der Herr des Stübchens aber ſaß, ſein graues Haupt in beide Hände gelegt, im Schaukelſtuhl und regte ſich nicht. — Manfred war im Nu an ſeiner Seite:

„Herr Doktor — lieber Herr Doktor! Laſſen Sie mich Ihre Sorgen wiſſen — teilen! Es ſind auch meine Sorgen —“ ſtieß er haſtig hervor, ſeine Stimme mühſam zur Ruhe zwingend, „nennen Sie mich Ihren Sohn — Gott hört es: ich will Ihnen ein guter Sohn ſein!“

Der alte Mann hatte ſich, heftig erſchrocken, aus ſeiner gebeugten Stellung erhoben, und dann ſah er die ſchönen, dunklen Augen, die er ſeit ſeiner Jugend nicht vergeſſen konnte, demütig bittend auf ſich gerichtet. Im nächſten Moment hielt er des Bittenden beide Hände und zog ihn an ſeine Bruſt:

„Mein Lieber, mein Fred! Ich danke Ihnen, daß Sie heute noch zu mir gekommen ſind, — ja, mir iſt ſehr ſchwer ums Herz, und wir wollen, der Mann zum Manne, darüber reden!“ So ſagte er und ſtrich ihm das Haar liebreich aus der Stirn und blickte ihm tief und lange in die Augen, als müßte er auf dem Grunde ſeiner Seele leſen. — — — — — —

Weit hinter Mitternacht, als Sturm und Regen ſich gelegt hatten und die freundlichen Sterne durch ziehende Florwölkchen blickten, verließ Manfred den Arzt, der ihn die Treppe hinab geleitete. Ernſt und glücklich hefteten ſich zur Gutenacht die beiden Augenpaare in einander, und die Hand, die Manfred wieder und wieder ſchüttelte, war ihm eine Vaterhand geworden.

Seine Stube, reiſemäßig und kahl, wie ſie ausſah, ſchien ihm doch in ein Paradies verwandelt. Wieder öffnete er die Thür des Ahnenzimmers und lag, ins Dunkle ſtarrend, noch lange mit ſeinen Gedanken wach. Bild um Bild meinte er zu erkennen; er ſagte ſich: daß er nun ein Glied dieſer Ahnenkette geworden ſei, daß auch ſein Antlitz dereinſt von dieſen Wänden auf ſpätere Geſchlechter herabſchauen werde, und er nahm ſich vor, daß der ſchlichte Wappenſpruch: „In Treue feſt!“ von heute an auch ihm zur Richtſchnur im Labyrinthe des Lebens werden ſolle.

„Meine teure Heimat!“ Dieſe drei Worte wurde er nicht müde, ſich zu wiederholen und es war ihm, als fühlte er Mattys weiche Wange kühl an ſeiner brennenden, als ſähe er die geliebten Augen lächeln, und allen Schmerz von der weißen Stirn hinweg gewiſcht.

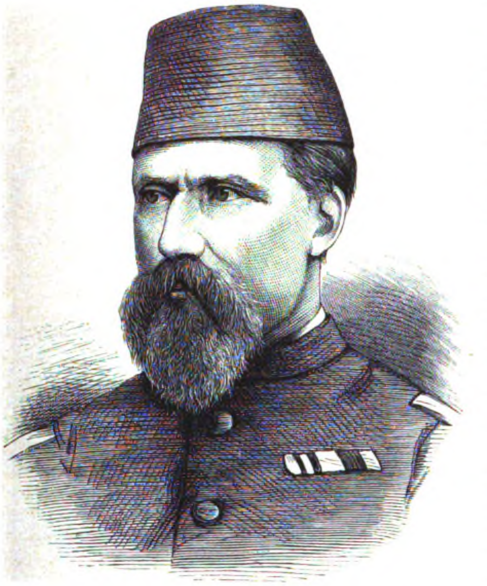
Allgemach dämmerte er ein; denn die tiefſte Erregung pflegt Geiſt und Körper zu ermatten, aber der prächtige Morgen ließ mit der Sonne das Licht eines neuen Lebens für ihn aufgehen, und über ſeinem Haupte regten ſich die Engelsflügel!

(Schluß folgt.)

Der Mahdi und die Revolution im Sudan.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Von den Nilſeen unter dem Äquator bis an das Mittelländiſche Meer und vom Roten Meer bis in die Sahara reicht der ägyptiſche Staat. Mit Ausnahme von Abeſſinien umfaßt er den ganzen Nordoſten Afrikas, ein Gebiet noch bedeutend größer als unſer ganzer Erdteil Europa. Denn während letzterer noch nicht zehn Millionen Quadratkilometer umfaßt, beträgt Ägyptens Umfang jetzt deren über zwölf Millionen. Weit über die Grenzen des alten hiſtoriſchen Landes iſt der Tributärſtaat der Hohen Pforte im Nilthale hinausgewachſen, zumal nach Weſten und Süden hin. Darfor wurde im Jahre 1874 erobert und einverleibt, während der ägyptiſche Sudan ſchon unter Mehemed Ali erobert worden war; ſeine Hauptſtadt iſt Chartum am Zuſammenfluß des Blauen und Weißen Nil, eine aufblühende, wenn auch ungeſunde große Handelsſtadt. Der ſüdliche Teil des Sudan, noch jetzt von heidniſchen Negern bewohnt, etwa vom Äquator bis zu zehn Grad nördlicher Breite, umfaßt die Äquatorialprovinzen und iſt eine Erwerbung allerneuſten Datums. Seine Eroberung begann unter Ismail Paſcha, dem erſten Chedive, welcher 1869 den Engländer Baker zur Unterdrückung des Sklavenhandels mit einer kleinen Armee an den Weißen Nil ſandte; was Baker begonnen vollendete ſein Nachfolger Gordon und jetzt ſind die Äquatorialprovinzen unter der Regierung Emin Beis, eines Deutſchen, der am beſten verwaltete Teil des ganzen großen ägyptiſchen Reiches. Die Peſt des Sklavenhandels iſt hier, im Gebiete heidniſcher Neger ausgerottet, welche ſich dankbar für das menſchliche Regiment erweiſen, das über ihnen waltet. Das Land, mit befeſtigten Stationen überzogen, genießt eines vollkommenen Friedens, „ſo daß man, abgeſehen von den wilden Tieren, durch das ganze Gebiet reiſen kann, ohne eine andere Waffe, als den Spazierſtock,“ wie Dr. Felkin berichtet, der es vor wenigen Jahren durchzog. Die Soldaten ſind ſchwarze Heiden „tapfer, beinahe tollkühn, höflich und wohlgemut;“ ein wohlorganiſierter Poſtverkehr beſteht hier durch das ganze Land und Frieden herrſcht da, Verbrechen ſind da faſt unbekannt, wo noch vor zehn und zwölf Jahren die größten Greuel an der Tagesordnung waren. Das verdankt dieſes reiche Land, welches ſchon alljährlich Überſchüſſe nach Kairo abliefert, in erſter Linie ſeinem deutſchen Gouverneur, dem Dr. Schnitzler, jetzt Emin Bei, der 1875 mit Gordon Paſcha als Arzt in den Sudan kam und wegen ſeiner Tüchtigkeit zum Gouverneur vorrückte. Der ganze weite Landſtrich im Süden des Bahr el Arab iſt unbeteiligt an der Revolution, welche gegenwärtig Ägypten ſo ſchwer bedrängt, weſentlich aus dem Grunde, weil er von Heiden bewohnt iſt und noch nicht dem Mohammedanismus zum Opfer fiel.



Hicks Paſcha,
Oberbefehlshaber der ägyptiſchen Truppen im Sudan. † bei El Obeid.

Ganz anders die weiter nördlich gelegenen Teile, wo ehrloſe ägytiſche Gauner das Land verwalten und die fanatiſch mohammedaniſche Bevölkerung nur knirſchend der Abſchaffung des Sklavenhandels und dem ſteigenden Einfluſſe der Fremden, der Europäer zuſieht. Hier auf dieſem, unſerer Kultur und dem Chriſtentum feindlichen Boden, iſt auch jener Mahdi aufgewachſen, deſſen Name jetzt in aller Munde iſt.

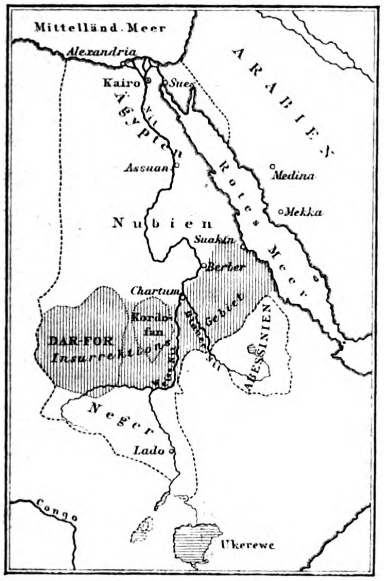
Die Bewohner der Landſchaft Dongola unter dem zwanzigſten Breitengrade am Nil ſind ein arabiſch nubiſches Miſchvolk, bei dem der Islam tief Wurzeln geſchlagen hat. Dieſe „Dongolawi“ haben ſich namentlich in den weiter ſüdlich und weſtlich gelegenen Landſchaften großen Einfluß zu erringen gewußt, denn aus ihnen gehen zumeiſt jene beiden Bevölkerungsklaſſen hervor, welche weit und breit das Land durchziehen: die „Dſchellaba“ oder Sklavenhändler und die „Fakis“ oder Wanderprieſter, fanatiſche Miſſionare des Mohammedanismus, oft bewußte Betrüger, die auf die Leichtgläubigkeit der Neger ſpekulieren und durch den Aberglauben des Volkes zu einer arbeitsloſen, behaglichen Exiſtenz gelangen, wobei ſie noch oft in den Geruch der Heiligkeit geraten.

Zu dieſen letzteren Leuten gehörte auch der Mann, der jetzt als Mahdi dem Chedive von Ägypten ein Drittel ſeines großen Reichs entriſſen hat und der eine Revolution binnen kurzem in Szene zu ſetzen wußte, deren Wogenſchläge bis Europa zurückreichen, die unſere Politik zu beeinfluſſen im ſtande iſt und ſich als eine der mächtigſten Rückäußerungen des Islam gegen das Abendland und ſeine Übermacht charakteriſiert.

Mohammed Achmed, dies iſt der Name des „Mahdi,“ lebte als Zimmermann in Chartum. Das Studium des Koran, über dem er unausgeſetzt grübelte, erregte in ihm den Wunſch Faki zu werden und für die Ausbreitung des Islam thätig zu ſein; die immer weiter um ſich greifende Macht der verhaßten Franken, die mit ihren Miſſionaren und Kaufleuten, ihren Dampfſchiffen und chriſtlichen Gouverneuren bereits bis zum Äquator vordrangen, den Sklavenhandel unterbanden und den Vizekönig in Kairo regierten, waren dem religiöſen Fanatiker ebenſo wie vielen ſeiner Landsleute ein Dorn im Auge und er ſtrebte daher ſeinen feindlichen Geſinnungen weitere Verbreitung zu geben. Mohammed Achmed errichtete eine Schule, in der er ſeine Ideen lehrte; da ihm aber die Nähe der Europäer und Ägypter in Chartum unbequem wurde, ſo verlegte er den Schauplatz ſeiner Thätigkeit nach dem fünfzig Kilometer nördlich von Chartum gelegenen Ort Tamaniat, dann ſpäter nach der im weißen Nil ſüdlich von Chartum gelegenen Inſel Aba.

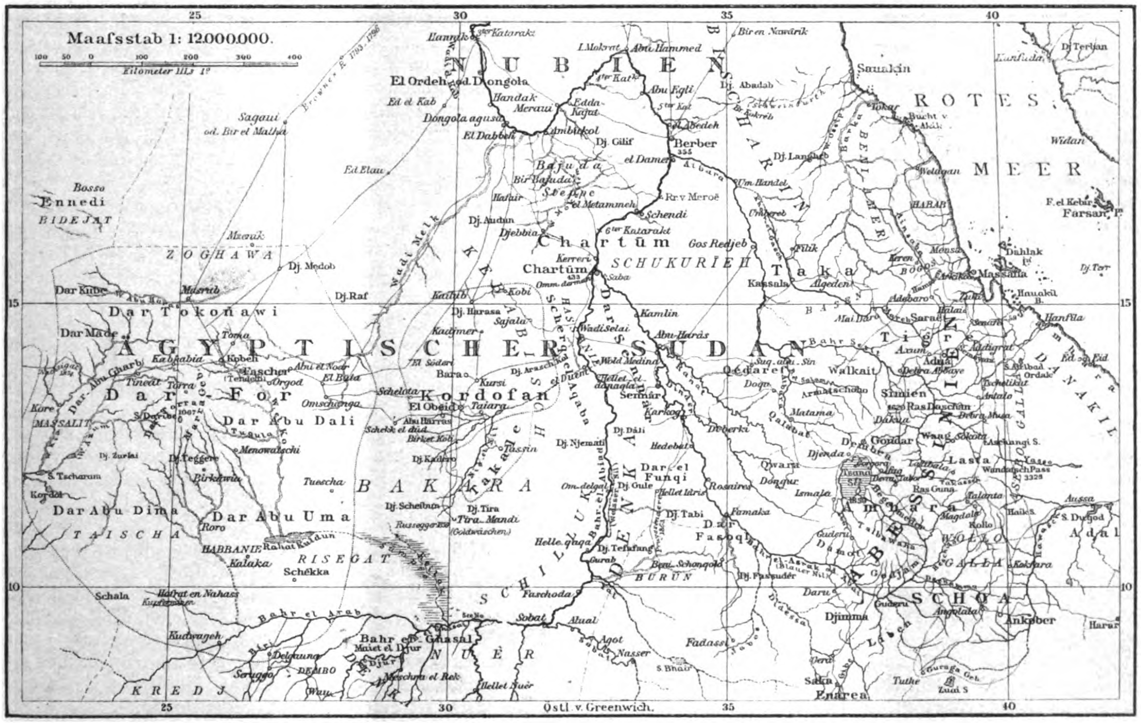
Hier, in der Einſamkeit der von den gelben Nilwogen umrauſchten Inſel, zwiſchen Flußpferden und Krokodilen, in einer heißfeuchten Atmoſphäre, gelangte der religiöſe Fanatismus Mohammed Achmeds zur vollen Entwickelung, bereitete er ſich zu der Rolle vor, die er als „Mahdi,“ das heißt: „Der von Gott auf den richtigen Weg geführte,“ ſpielen ſollte. Zu ſtatten kamen ihm, daß nach der religiöſen Tradition der Prophet Mohammed ſelbſt das Auftreten eines neuen Propheten verkündigt haben, und daß dieſer gleichfalls den Namen Mohammed führen ſollte. Überzeugt von ſeiner Miſſion ſandte er im Sommer des Jahres 1881 Briefe an die benachbarten Araberſtämme, in denen er ſich für den erwarteten Mahdi ausgab und ſie aufforderte ſich ihm anzuſchließen. „Wiſſet, „hieß es in den Briefen,“ daß Gott mich gewählt hat zur großen Nachfolge und daß der Prophet, Herr des Lebens, den Gott ſegnen möge, verkündigt hat, daß ich der erwartete Mahdi bin und mich geſetzt hat auf ſeinen Stuhl über die Fürſten und Edlen. Und Gott iſt in eigener Perſon mit mir, er hat mir die Zeichen ſeiner Sendung geſetzt und dieſe ſind die Warzen auf der rechten Backe.“

An letzterem Zeichen ſollte — neben einigen anderen — nämlich nach der Tradition der Mahdi erkannt werden und da Mohammed Achmed bald Erfolge für ſich aufzuweiſen hatte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er bald Anhänger bei dem abergläubigen Volke gewann, welches ihm in hellen Scharen zuſtrömte und den ägyptiſchen Behörden den Gehorſam verweigerte. Der Gouverneur von Chartum konnte nun nicht länger zuſehen und ſandte einen Beamten aus, um den Mahdi von ſeiner Inſel nach der Provinzialſtadt zu bringen. Von ſeiner Leibwache umgeben erwartete der neue Prophet den Abgeſandten. „Sagt dem Paſcha,“ rief er ſelbſt bewußt aus, „daß ich nicht nach Chartum gehen werde. Gott ſelbſt ſchützt mich und wenn ihr Soldaten gegen mich ſchickt, ſo werden ſie vom Lande und dem Waſſer verſchlungen werden.“


Mittelländ. Meer
Alexandria
Kairo
Sues
Ägypten
Nil
Assuan
ARABIEN
Medina
Mekka
Rotes Meer
Nubien
Suakin
Berber
Chartum
Kordofan
DAR-FOR
Insurrektions Gebiet
ABESSINIEN
Neger
Lado
Congo
Ukerewe

Skizze des ägyptiſchen Reichs mit dem Inſurrektionsgebiet.

Die erſte Truppe, welche nun gegen den Mahdi ausgeſchickt wurde, um Gewalt gegen ihn anzuwenden, machte durch ihr klägliches, zielloſes Benehmen die Sache nur ſchlimmer; ein Teil der Soldaten näherte ſich von der Landſeite dem Dorfe des Mahdi, wurde aber niedergemacht, während der Dampfer, der vom Fluſſe aus das Dorf beſchießen ſollte, gleichfalls einen kläglichen Mißerfolg aufzuweiſen hatte. Von ſeinen Anhängern gefolgt ritt der Mahdi ans Ufer, kühn ſich dem Schiffe entgegenſtellend. Der Kanonier, welcher auf den nur zwölf Meter entfernten Fanatiker ſchießen ſollte, verlor den Kopf vor der Erſcheinung desſelben und ſchoß in die Luft. Damit war die Expedition zu Ende und der Dampfer kehrte unverrichteter Dinge heim. Der Mahdi aber gewann von nun an erſt recht an Macht und Anſehen und als Reſchid Bei, der Mudir von Faſchoda, unterſtützt von den Schilluknegern, am 8. Dezember 1881 den Mahdi am Berge Gedir angriff, erlitten die Ägypter eine vernichtende Niederlage. Reſchid Bei, der Häuptling der Schilluk und ſämtliche Offiziere fielen, Gewehre, Munition und Proviant kamen in den Beſitz des Mahdi, der nun den Grund zu einer Armee legte, deren Hauptſtock die berittenenen Bakara-Araber bildeten, welche die Landſchaften im Süden von Kordofan bewohnen.


Maafsstab 1: 12.000.000.
100 50 0 100 200 300 400
Kilometer
25
30
35
40
15
10
Östl. v. Greenwich.
NUBIEN
BISCHARIN
ROTES MEER
ÄGYPTISCHER SUDAN
Dar For
Kordofan
BAKKARA
SCHILLUK
DENKA
NUÈR
KREDJ
RISEGAT
TAISCHA
ZOGHAWA
Ennedi
BIDEJAT
Bosso
Dar Tokonawi
Dar Abu Dali
Dar Abu Dima
Dar Abu Uma
Dar Kube
Dar Made
MASSALIT
HABBANIE
Sagaui od. Bir el Malha
Ed Elau
Mzeruk
Dj. Medob
Dj. Raf
Masrub
Toma
Kabkabia
Kobeh
Fascher
Orgod
Abu el Noar
El Bala
Schelota
Omschanga
El Obeid
Taiara
Bara
Kursi
El Södari
Kadjmer
Dj. Harasa
Sajala
Kailub
Kobi
Wadi Melk
Bajuda Steppe
Bir Bajuda
Hafair
Dj. Audun
Djebbia
Hannik
3ter Katarakt
El Ordeh od. Dongola
Ed el Kab
Handak
Meraui
Edda-Kajut
Dongola agusa
El Dabbeh
Ambukol
Dj. Gilif
I. Mokrat
Abu Hammed
4ter Kat.
Abu Egli
5ter Kat.
el Abedeh
Berber
el Damer
Atbara
Rr. v. Meroë
el Metammeh
Schendi
6ter Katarakt
Chartūm
Kerreri
Omm. derman
Saba
SCHUKURIEH
Gos Redjeb
Bir en Nawārik
Dj. Abadab
Dj. Langheb
Um Handel
Umbereb
Filik
Taka
Kassala
Algeden
Sauakin
Tokar
Bucht v. Akik
Weldgan
HABAB
BENI AMER
Mensa
Keren
BOGOS
Massaua
Dahlak
Widan
F. el Kebir
Farsan
Dj. Terban
Kunfuda
Dj. Tor
Hauakil B.
Hanfila
Adabaro
Mai Daro
Saraë
Halai
Tigre
Axum
Adua
Adigrat
Dj. Djiddah
Ed
Eid
S. Afilbad
Ordale
DANAKIL
Tschelikut
Antalo
Kamlin
Wadi Selai
Abu Harás
Wold Medina
Hellet el danaqla
Sennār
Karkog
Dj. Dāli
Hedebat
Dj. Njemati
Dar el Funqi
Dj. Gule
Hellet Idris
Om delgal
Dj. Tabi
Rosaires
Famaka
Dar Fasoql
Dj. Tefafang
Gurab
Beni Schonqolo
BURUN
Helle qaqa
Faschoda
Sobat
Alual
Agot
Nasser
S. Bhaū
Fadassi
Daru
Dj. Fassuder
Bahr el Asrak (Blauer Nil)
Bahr el Abiad
Dider
Rahad
Bahr Setit
Suq abu Sin
Qedaref
Doqa
Salam
Armatschoho
Matama
Qalabat
Deberki
Walkait
Simien
Ras Daschan
Dakua
Debra Tabor
Gondar
Dembea
Djenda
Qwara
Donqur
Ismala
Tsana See
Wang
Sokota
Lasta
Lalibala
Aschangi S.
Yasso
Wandatsch Pass
Ras Guna
Amhara
Talanta
Magdala
Kollo
Haik S.
WOLLO
GALLA
Aussa
S. Dufod
Adal
Kokfara
Hawasch
ABESSINIEN
Godjam
Damot
Guderu
SCHOA
Angolala
Ankober
Harar
Djimma
Gera
Saka
Enarea
Tuthe
Zuai S.
Guraga Geb.
Didessa
Kurdufan
El Duem
Dj. Araschkol
Scherqel Aqaba
HASSANIE
Abu Harras
Schekk el dūd
Birket Koli
Tassin
Dj. Kadero
Takale
Tuescha
Dj. Scheibun
Dj. Tira
Tira Mandi (Goldwäschen)
Russegger
Rahat Kuldun
Kalaka
Schékka
Schala
Hafrat en Nahass
Kupferminen
Bahr el Arab
Kudwageh
Delgauna
Seruggo
DEMBO
Bahr el Ghasal
Maiet el Djur
Djur
Wau
Meschra el Rek
Hellet Nuèr
S. Tacharum
Kordol
Kore
Dj. Zurlai
Dj. Teggere
Birkawia
Menowatschi
Tineat
Torra
Marra Geb.
S. Darbe
Tendelti
Browne's R. 1793–1796

Überſichtskarte des Aufſtandes im Sudan.

Dieſer abermalige Erfolg vermehrte die Macht des Mahdi außerordentlich und man begann in Kairo, wo man ihn bisher einfach für einen Verrückten gehalten, einzuſehen, daß man es mit einer gefährlichen Revolte zu thun hatte. Fehlten auch manche der Anzeichen, welche die Überlieferung beim Erſcheinen des neuen Propheten verlangt, nämlich das Untergehen der Sonne im Oſten, die Zerſtörung der heiligen Städte Mekka und Medina, ſo glaubte das niedere Volk im Sudan doch daran, daß Mohammed Achmed der wahre Mahdi ſei und der Aufſtand verbreitete ſich weiter und weiter. War derſelbe zunächſt auf die Landſchaften im Weſten des Weißen Nil beſchränkt, ſo dehnte er ſich nun auch auf die „Inſel“ Sennar aus, nämlich die Landſchaft zwiſchen dem Blauen und Weißen Nil. Und dieſes alles geſchah zu einer Zeit, als man in Kairo alle Hände voll zu thun hatte mit dem Aufſtande Arabis und ſeinen Folgen! Der Leiter des Aufſtands im Sennar gab vor, ein Leutnant des Mahdi zu ſein, nahm den Titel Weſir an und hatte bald das Land weit und breit in ſeiner Gewalt, bis es endlich einem Öſterreicher in ägyptiſchen Dienſten, Giegler-Paſcha, gelang, wenigſtens hier Ruhe zu ſchaffen und die Rebellen zu ſchlagen. Der Aufſtand im Sennar, wenngleich zuerſt ohne Erfolg, wirkte auf die weiter nordöſtlich gelegenen Landſchaften, auf Taka und die ſtreitbaren nubiſchen Nomadenſtämme der Biſcharin und Hadendoa. Es ſind dies dieſelben ſchönen und ſtattlichen Leute, welche vor einigen Jahren Hagenbeck in Europa zeigte, wo ſie durch ihre ſehnigen und geſchmeidigen, ſchön bronzefarbigen Körper und die edle, durchaus nichts Negerhaftes zeigende Geſichtsbildung auffielen. Dieſe Stämme beherrſchen die von Sauakin am Roten Meer nach Berber am Nil führende Karawanenſtraße, die wichtigſte in ganz Nubien. Durch den „Weſir des Mahdi“ aufgeſtachelt und auch ſonſt unzufrieden mit den Ägyptern, durch wandernde mohammedaniſche Fakis in Fanatismus verſetzt, begannen ſie den Verkehr zwiſchen Sauakin und dem Nil zu behindern; keine Poſt, kein Proviantzug wurde durchgelaſſen, ſo daß die Orte am oberen Nil ſeit dem September bereits einzig auf den Dampferverkehr auf dieſem Strome angewieſen waren. Gegen Saakin vorrückend trafen die Aufſtändiſchen am 5. November mit den Ägyptern zuſammen, bei denen der engliſche Konſul Moncrieff ſich befand; der wilde Fanatismus ſiegte über die europäiſch gedrillten und bewaffneten Truppen; nur mit Schild und Speer verſehen warfen die Nubier ſich mit ihren nackten Leibern auf den Feind, den ſie niedermachten. Und als einen Monat ſpäter Mohammed Paſcha mit einer ägyptiſchen Kerntruppe die Niederlage zu rächen verſuchte, wurde ihm am 5. Dezember des gleiche Schickſal wie ſeinem Vorgänger bereitet und fünf Kompanien wurden vollſtändig vernichtet. Unterdeſſen waren auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatz die Dinge womöglich noch ſchlimmer für die Ägypter geworden.

Juſſuf-Paſcha, der mit einer bedeutenden Heeresmacht gegen den Rebellen ausgeſandt worden war, hatte in Unterſchätzung des Gegners alle Vorſichtsmaßregeln verſäumt und wurde nun vom Mahdi am Berge Gion überfallen und mit ſeiner ganzen Truppe niedergemacht (Juni 1882). Es war ein glänzender Sieg, den die meiſt mit Schwertern und Speeren bewaffneten Anhänger des Mahdi über die mit Remingtongewehren verſehenen Ägypter erfochten, ein Sieg, der das Selbſtgefühl des falſchen Propheten noch mehr ſteigern mußte, und der ihn in den erwünſchten maſſenhaften Beſitz europäiſcher Waffen brachte.

Mit etwa ſechstauſend Kriegern, darunter die wohlberittenen Bakara, brach der Mahdi nun auf um El Obeid zu erobern, die Hauptſtadt Kordofans, deſſen Einwohner ihm beim Herannahen laut zujauchzten, denn mit Windeseile hatte ſich die Nachricht von ſeinen Erfolgen verbreitet und überall glaubte das Volk nun feſt an die göttliche Miſſion des Mahdi. Doch der erſte Anſturm gegen die befeſtigte und mit Kanonen verteidigte Stadt ſchlug fehl; der Mahdi mußte ſich zurückziehen. Aber bald ſtand er mit erneuter Macht vor Kordofans Hauptſtadt, die ihm nun nicht länger zu widerſtehen vermochte. Als er in die eroberte Stadt feierlich einzog, da ereignete es ſich, daß, von der Macht des Mahdi ergriffen, Iskander Bei, der ägyptiſche Kommandant, auf den Propheten zuſtürzte, ihm Treue ſchwur und mit ſeiner ganzen Truppe zu ihm überging.

Nach dieſem neuen Erfolg fing man in Chartum und Kairo an den „verrückten Abenteurer“ mit ernſteren Augen zu betrachten, und den heimiſchen Kräften nicht mehr trauend, begann der Chedive ſeine Augen auf die Engländer zu werfen, die Sieger von Tel-el-Kebir, welche Arabi und die Seinen ſoeben erſt vernichtet hatten. Da die Niederwerfung der Rebellen im Sudan ebenſoſehr im Intereſſe Englands wie Ägyptens lag, ſo erteilte erſteres gerne einer Anzahl tüchtiger Offiziere Urlaub, um ſich an die Spitze der ägyptiſchen Operationstruppen zu ſtellen. Den Oberbefehl erhielt General Hicks, der in Um Durman, weſtlich von Chartum, die Werbetrommel ſchlug und einen großen Teil der ehemaligen Truppen Arabis unter ſeiner Fahne vereinigte. Ende Auguſt 1883 hatte Hicks Paſcha ſiebentauſend Mann Infanterie, hundertzwanzig Dragoner, dreihundert berittene Baſchi-Bozuks und dreißig Geſchütze, Raketen und Haubitzen vereinigt, zu denen ſpäter in Duem, ſüdlich von Chartum am weißen Nil noch tauſend Mann ſtießen, ſo daß er im höchſten Falle über elftauſend Mann zu verfügen hatte. Dieſen ſchloß ſich ein ungeheurer Troß an, darunter über ſechstauſend Kamele, die von benachbarten Stämmen zuſammengetrieben wurden, zahlreiche Kühe, Maultiere, Negerſklaven und Sklavinnen — kurz ein höchſt bunter und ſchwer beweglicher Train.

Der Mahdi ſtand in El Obeid, von wo aus er mit dem weiter ſüdlich wohnenden Fürſten Adam von Takale Verbindungen anknüpfte, und dieſen, einen Vaſallen Ägyptens, zu ſich herüber zu ziehen ſuchte. Ein ägyptiſcher Beamter, der damals in Takale ſich aufhielt und Gelegenheit hatte, den Mahdi kennen zu lernen, ſchrieb an Hicks: „Er iſt unendlich ſchlau; er ſchläft am Tage, marſchiert in der Nacht und greift in der Frühdämmerung an. Seid vorſichtig und nehmt euch vor Überfällen in acht!“

Am 9. September 1883 waren alle Vorbereitungen getroffen, Hicks Paſcha ließ das Lager von Um Durman abbrechen und begann den Marſch nilaufwärts nach Duem, welches als Operationsbaſis des Zuges gegen Kordofan galt und von Dampfern erreicht wird. „Der Geiſt meiner Truppen iſt vortrefflich“ (the spirits of the men are excellent), meldete damals General Hicks, Kenner der Ägypter aber behaupteten, daß es eine feige Rotte ſei und daß chriſtliche Offiziere, die ein mohammedaniſches Heer führten, ſich auf dasſelbe nicht verlaſſen dürften, ſelbſt wenn das Material ein beſſeres ſei, als es in dieſem Falle thatſächlich war.

Am 20. September wurde Duem, 180 Kilometer ſüdlich von Chartum am rechten Ufer des Weißen Nil, erreicht. Schon bis hierher war der Marſch durch ein teilweiſe überflutetes Land in einer tropiſchen Sonne ein ungemein beſchwerlicher geweſen. Man legte täglich etwa 15 Kilometer zurück und verlor bereits zahlreiche Mannſchaften. Von hier aus mußte man nach Südweſt marſchieren; El Obeid, das Ziel der Expedition lag in gerader Linie etwa 250 Kilometer entfernt; um aber die Armee mit Waſſer verſorgen zu können, das ohnehin in dieſer Gegend ſpärlich iſt, mußte eine weit ſüdlichere und längere Route von etwa 380 Kilometer Länge eingeſchlagen werden. Der Mahdi, die herannahende Gefahr vorausſehend, hatte außerdem zahlreiche Brunnen zwiſchen Kordofan und dem Nil zerſtören laſſen und die Armee der Ägypter, mit ihrem ungeheuren Troß, den zahlreichen Kamelen und Maultieren konnte ſelbſt für höchſtens vierundzwanzig Stunden Waſſer mit ſich führen. Der Vormarſch begann am 24. September und gegen Ende des Oktober mußte Hicks in der Gegend von Obeid angelangt ſein und wenn auch ſeitdem die Nachricht von einem Siege über den ihm entgegenrückenden Mahdi verlautete, ſo wurde dieſelbe doch bald durch die gegen Ende November über Chartum eintreffende Trauerbotſchaft von der gänzlichen Vernichtung der ägyptiſchen Armee überholt.

Ein deutſcher Offizier, von Seckendorff, welcher als Major ſich bei Hicks Paſcha befand, ſchrieb aus Duem am Tage vor dem Abmarſche an einen Freund: „Wenn uns der Angriff der Araber rechtzeitig durch unſere Kavallerie gemeldet wird, ſo wird alles gut gehen; gelingt es ihnen, uns zu überraſchen, ſo hege ich die ernſteſten Befürchtungen, und ſind wir einmal geſchlagen, ſo kehrt kein Mann von uns zurück, dann iſt ſofort der ganze Sudan im Aufſtande, Chartum und alles dann verloren, denn dann werden die Leute erſt recht glauben, daß der falſche Prophet der wahre Mahdi iſt.“

Die ernſten Befürchtungen unſeres Landsmannes ſind eingetroffen, und wenn auch die Berichte über den Sieg des Mahdi über Hicks Paſcha und den Untergang des ganzen ägyptiſchen Korps noch unbeſtimmt lauten, ſo iſt doch die Thatſache als ſolche verbürgt. Mit dem Paſcha fiel Oberſt Farquhar, ſein Generalſtabschef, eine Anzahl engliſcher Offiziere, ägyptiſche Paſchas und Beis. Der Marſch der Ägypter auf Obeid war ein geradezu tollkühner geweſen; er zeigte eine ſtets wachſende Kette von Schwierigkeiten: glühende Hitze, ſchlechtes und ſpärliches Trinkwaſſer, Hinſterben der Kamele, zunehmende Feindſeligkeit der Bevölkerung. Etwa ſechzig Kilometer ſüdöſtlich von Duem entfernt, ſandte Hicks ſeine letzte Depeſche ab, ſie lautet: „Wir haben drei Tage angehalten wegen Unſicherheit der Waſſerverſorgung und ſind hier auf einige ſeichte Pfützen angewieſen.“ Aber die Brücke war nun hinter den dem Tode Geweihten abgebrochen, und mit erdrückender Macht fiel der Mahdi bei Obeid, das ſie entkräftet, halb verſchmachtet erreichten, über ſie her und vernichtete ſie bis auf geringe Reſte.

Die Nachricht von der Niederlage der Engländer — denn ſo faßte man in der mohammedaniſchen Welt den Sieg des Mahdi auf — verbreitete ſich mit Windeseile und bald war der ganze Sudan im Aufſtande, Chartum, wo nur eine ungenügende Beſatzung ſteht, bedroht. Das iſt die Lage der Dinge beim Abſchluß dieſer orientierenden Zeilen, an welche politiſche Erörterungen zu knüpfen nicht unſere Aufgabe ſein kann.

Am Familientiſche.

Ein buchhändleriſcher Plan Napoleons.

Bekannt iſt die Geſchichte von dem orientaliſchen Fürſten, der auf ſeinen Kriegszügen ſich durch die große Menge Bücher beſchwert fühlte, welche er, da er ein gar gelehrter und beleſener Mann war, ſich durch eine ganze Anzahl von Kamelen nachführen ließ. Er gab Auftrag, aus den Werken einen Auszug des Wiſſenswerteſten zu machen, dann entſtand aus dem Auszug wieder ein Auszug und endlich war es gelungen, den Kern und eigentlichen Inhalt der ganzen ungeheuren Maſſe von Gelehrſamkeit in einen einzigen kurzen Spruch zuſammenzudrängen. Nach mohammedaniſcher Anſchauung konnte der Spruch natürlich nur lauten: Es gibt nur Einen Gott und Mohammed iſt ſein Prophet.

An dieſe Geſchichte wird man lebhaft erinnert durch die Darſtellung von ähnlichen Bemühungen des größten Kriegsmannes der neueren Zeit, die in dem kürzlich erſchienenen Schlußband von Lorcks Geſchichte der Buchdruckerkunſt zu finden iſt.*) Kein Geringerer als Napoleon I hat den Plan gefaßt, für ſeinen eigenen Gebrauch eine ganze Bibliothek beſonders drucken zu laſſen, die ihm auf ſeinen Feldzügen ſtets nachgeführt werden ſollte. Auch aus dieſem kleinen aber merkwürdigen Umſtand iſt zu erſehen, daß der große Schlachtengewinner als den eigentlichen Inhalt ſeines Lebens den Krieg anſah, auf den alles zugeſpitzt wurde. Nachdem er den Plan ſchon 1798 gefaßt und ihn 1808 in Bayonne wieder aufgenommen hatte, empfand er im Hauptquartier zu Schönbrunn in der Pauſe zwiſchen den Schlachten von Aspern und Wagram beſonders ſchmerzlich das Fehlen der Werke, an die er gewöhnt war, die ihm aber wegen ihres Umfanges nicht hatten nachgeführt werden können. Hier diktierte er am 12. Juni 1809 den Plan, der ſeinem Bibliothekar Barbier zur weiteren Ausführung dienen ſollte.

Der Kaiſer wollte eine Sammlung ſchön gedruckter und gut gebundener Werke in kleinem Format und mit kleinem Rand. „Er ſei reich genug, um ſich dieſen Wunſch erfüllen zu können.“ Vorläufig wollte er dreitauſend Bände von je vier bis fünfhundert Seiten, hauptſächlich geſchichtlichen Inhalts, auch dürfe die Bibel nicht fehlen; wären dieſe dreitauſend Bände fertig, ſo könnten weitere dreitauſend folgen: Reiſen, Naturgeſchichtliches, Unterhaltendes. — Eine Anzahl gewiegter Männer der Wiſſenſchaft ſollte die Redaktion beſorgen und allen unnützen Ballaſt über Bord werfen.

Im November 1809 ſtattete Barbier ſeinen Bericht ab. Die Koſten für die erſten dreitauſend Bände waren bei einer Auflage von fünfzig Exemplaren auf vier und eine halbe Million Franken berechnet. Würden jedoch dreihundert Exemplare gedruckt und verkaufte man den Band zu fünf Franken, ſo entſtände eine Einnahme von etwa drei Millionen. Es bedarf keiner großen Rechenkunſt, um einzuſehen, daß das letztere Exempel offenbar falſch war; immerhin wäre es ſicher keine ſchlechte Spekulation geweſen, die Bände der kaiſerlichen Bibliothek auch verkäuflich zu machen, denn es hätten ſich ſicherlich eine große Anzahl Liebhaber aus den verſchiedenſten Beweggründen dafür gefunden. Man glaubte täglich anderthalben Band, oder jährlich etwa fünfhundert Bände liefern zu können, auch Proben ſind gemacht worden — aber dabei iſt es geblieben.

Jedenfalls iſt der Plan auch merkwürdig als Beweis für die gewaltige geiſtige Friſche und Energie des Mannes, der inmitten des Feldlagers und der rieſigen Thätigkeit, welche ſeine großartigen, die Welt umſtürzenden Unternehmungen auf ſeine Schultern luden, ein ſo lebhaftes Bedürfnis nach Lektüre und zwar ſo umfaſſender Lektüre fühlte. Und immer wieder, wenn man die einzelnen Züge dieſes großen Lebens betrachtet und bedenkt, wie es geendet hat und enden mußte, iſt man genötigt, ſich Talleyrands Ausſpruch mit einer kleinen Abänderung nach unſerm Goethe ins Gedächtnis zurückzurufen: „Wie ſchade, daß ein ſo großer Mann nicht die ſauerſte von allen Erdenproben beſtanden hat — ſich ſelbſt zu bezwingen.“ R. W.

Der Stern der Weiſen.

Schon Helmolds Chronicon Slavorum und nach ihm verſchiedene alte deutſche Chroniken berichten von einer wunderbar glänzenden Himmelserſcheinung, welche ſich unter Kaiſer Ottos I Regierung im Jahre 943 n. Chr. an unſerem Fixſternhimmel im Sternbilde der Caſſiopeia zeigte. Als ſich 315 Jahre ſpäter im Jahre 1260 dieſelbe Erſcheinung an derſelben Stelle zeigte, lenkte ſich die Aufmerkſamkeit der Sternkundigen auf dieſelbe und Tycho de Brahe beobachtete wiederum nach 315 Jahren in dem genannten Sternbilde einen auffallend hellen Stern, deſſen Licht „ſogar den Jupiter und die Venus weit überſtrahlte.“ Bereits zwei Tage vor Tycho de Brahe hatten Peuker in Wittenberg und Heinzel zu Augsburg den auffallend ſchönen Stern bei bewölktem und veränderlichem Himmel beobachtet. Zwei Monate hindurch glänzte der Wunderſtern mit ſeinem weißſtrahlenden Lichte und feſſelte die Aufmerkſamkeit des berühmten Aſtronomen. Die Lichtſtärke des ſo kräftig ſtrahlenden Geſtirns nahm allmählich ab und es glänzte nun in rötlichem Scheine, der endlich in eine graue Bleifarbe verblaßte. Nach ſiebzehn Monaten war es den Blicken verſchwunden und iſt bis heute nicht wieder ſichtbar geworden.

Zwiſchen der erſten hiſtoriſch feſtgeſtellten Erſcheinung des neuen hellglänzenden Sternes in der Caſſiopeia bis zur zweiten Beſtätigung des Eintrittes derſelben Erſcheinung 1260 liegen 315 Jahre. Von 1260 bis zur Beobachtung Tycho de Brahes ſind mit Hinzuzählung der ſiebzehnmonatlichen Sichtbarkeit ebenfalls 315 Jahre verfloſſen. Hieraus läßt ſich die Periodizität unſeres Sternes auf eben 315 Jahre feſtſtellen und ſein Wiedererſcheinen auf das Jahr 1890 in Ausſicht ſtellen. Folgerichtig rückwärts rechnend würde der Stern alſo in den Jahren 630, 315 und 1 unſerer chriſtlichen Zeitrechnung ſichtbar geweſen ſein und die Vermutung liegt nicht allzufern, daß es derſelbe iſt, der die Weiſen aus dem Morgenlande durch ſeinen wunderbaren Glanz an die Krippe des Heilandes in Bethlehem geführt hatte. Die Araber, deren Stamme die drei Könige zweifellos angehörten, waren bekanntlich ſchon damals ſehr bewandert in der Himmelskunde, und es kann nicht wunder nehmen, daß die plötzliche Erſcheinung des Wunderſternes, deſſen Glanz alle anderen Geſtirne überſtrahlte, ihre ganz beſondere Aufmerkſamkeit erregen mußte. R. F.

Rechtsrat.

Mein Sohn ſtand vom 17. Auguſt bis 16. April in einer Fabrik in Arbeit, und zwar ſo, daß er die Anfertigung von Schiefertafelrahmen in Akkord hatte und ſelbige ſtückweiſe bezahlt erhielt. Er ſelbſt hatte dann von dieſem Akkordlohn für jeden Rahmen dreizehn Pfennig an die übrigen Arbeiter, welche bei der Anfertigung mit arbeiteten, auszuzahlen.

Am 29. Dezember befahl ihm ſein Prinzipal, er möge nach dem Feierabend noch eine Säge ausſchmirgeln und auf dieſen Befehl hin nahm denn auch mein Sohn die betreffende Arbeit nach dem Feierabend vor. Kaum daß die Maſchine im Gang war, und mein Sohn mit ausſchmirgeln der Säge begonnen hatte, fällt eine Axt von oben herunter und ſchlägt meinem Sohn den Zeigefinger der rechten Hand ab, ſo, daß nur noch ein kurzer Stumpf daran blieb. Aus Ängſtlichkeit teilte mir mein Sohn nichts von dem Geſchehenen mit, ebenſo erfuhr ich nichts von deſſen Prinzipal. Der daran gebliebene Stumpf wurde durch ärztliche Hilfe und Verordnung zugeheilt und die Prinzipale bezahlten die entſtandenen Koſten bei Doktor und Apotheker. Am 16. April mußte mein Sohn nach hier zur Muſterung, worauf ihm der Prinzipal die Arbeit kündigte und ausdrücklich ſchrieb, er würde meinen Sohn nicht wieder in Arbeit nehmen. Was nun denn auch geſchah! Hat mein Sohn ein Recht auf Entſchädigung für ſeine verminderte Erwerbsfähigkeit? Die Axt, welche den Finger abgehauen hat, iſt durch einen anderen Arbeiter, welcher auf Befehl des Fabrikanten dort oben gearbeitet hatte, dort liegen geblieben. **X. Z. in Gl.**

Der Fabrikant haftet nur dann für den einem Arbeiter bei Gelegenheit der Fabrikarbeit durch Unfall erwachſenen Schaden, wenn entweder ſein eigenes Verſchulden, oder das Verſchulden eines ſeiner Bevollmächtigten, Repräſentanten, oder einer zur Leitung oder Beaufſichtigung des Betriebes oder der Arbeiter angeſtellten Perſon die Urſache des Unfalls geweſen iſt. Für das Verſchulden eines einfachen Arbeiters haftet er nicht. Da nun im vorliegenden Falle ein ſolcher einfacher Arbeiter die Axt, welche das Unglück herbeiführte, an der gefährlichen Stelle hat liegen laſſen, ſo kann die Haftbarkeit des Fabrikanten nicht begründet werden.

* * *

Findet § 17 des Penſionsgeſetzes für unmittelbare Staatsbeamte vom 27. März 1872, betreffs der Anrechnung des Kriegsjahres, auch auf Poſt- und Eiſenbahnbeamte Anwendung, welche in dem ruhmreichen Kriege gegen Frankreich 1870/71 nicht als Soldaten, ſondern als Beamte des Poſt- und Eiſenbahnbetriebes, thätig waren, und wie iſt im bejahenden Falle die Zeitanrechnung, falls der Beamte von November 1870 bis April 1871 in Feindesland als Nichtkombattant anweſend war? **A. H.**

Der § 17 des Preußiſchen Penſionsgeſetzes für unmittelbare Staatsbeamten vom 27. März 1872, welchem für die Reichsbeamten der im weſentlichen gleichlautende § 49 des Geſetzes betreffend die Rechtsverhältniſſe der Reichsbeamten vom 31. März 1879 zur Seite tritt, lautet:

„Für jeden Feldzug, an welchem ein Beamter im Reichsheere, in der Kaiſerlichen Marine oder in der Armee eines Bundesſtaates derart teil genommen hat, daß er wirklich vor den Feind gekommen *oder in dienſtlicher Stellung den mobilen Truppen in das Feld gefolgt iſt*, wird demſelben zu der wirklichen Dauer der Dienſtzeit ein Jahr hinzugerechnet.“

„Ob eine militäriſche Unternehmung in dieſer Beziehung als ein Feldzug anzuſehen iſt, und in wiefern bei Kriegen von längerer Dauer mehrere Kriegsjahre in Anrechnung kommen ſollen, darüber wird in jedem Falle durch den Kaiſer Beſtimmung getroffen. Für die Vergangenheit bewendet es bei den hierüber in den einzelnen Bundesſtaaten (durch Königliche Erlaſſe) getroffenen Beſtimmungen“. Danach findet die fragliche Vergünſtigung auf diejenigen Poſt- und Staatseiſenbahnbeamten Anwendung, welche in dienſtlicher Stellung den mobilen Truppen in das Feld gefolgt ſind.

---

*) Das ſehr verdienſtliche, gründliche und umfaſſende, dabei friſch und intereſſant geſchriebene Werk, (Leipzig, J. J. Weber, 2 Bde, broſchiert 14 Mk., gebunden 17 Mk. 50) liegt nun vollſtändig vor. Wir denken noch darauf zurückzukommen.

Die über die Zeitberechnung in den einzelnen Bundesſtaaten erlaſſenen Allerhöchſten Erlaſſe ſtehen nicht zur Verfügung.

G. in **K.** Zur Beantwortung ungeeignet.

Ein Zweckeſſen auf dem Lande.

(Zu dem Bilde auf Seite 212 und 213.)

Es iſt ein echt Vautierſches Bild, das wir heute unſeren Leſern vorführen und es ſpricht aus ihm all der liebenswürdige Humor, der die Bilder dieſes Meiſters ſo überaus anziehend macht. Da ſehen wir alles verſammelt, was das Landſtädtchen an „Honoratioren“ oder „Herren“ (um dabei an das „Herrenſtüble“ zu denken) birgt und daneben die „Spitzen“ der Bauern. Bei den letzteren will es mit dem Platznehmen nicht recht vorwärtsgehen, denn hier iſt die Reihenfolge der Plätze nicht ſo durch die Natur der Dinge gegeben, wie bei denen, die bereits ſitzen, darum kann ſich niemand recht entſchließen ſich zu oberſt zu ſetzen und der Herr Pfarrer wird wohl noch eine Weile nötigen müſſen. Einer iſt freilich da, der gern den Vortritt nähme — der Mann in den modernen Hoſen und Halbſtiefeln — aber er wagt es doch nicht recht, fürchtet es eventuell mit der geehrten Kundſchaft zu verderben, darum wartet er auch ab, wie ſchließlich der Haſe laufen wird.

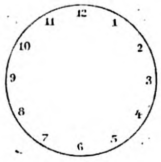
Wie vortrefflich im übrigen die einzelnen Geſtalten charakteriſiert ſind, und wie liebenswürdig, braucht den Beſchauern unſeres Bildes nicht erſt geſagt zu werden. Es ſei nur noch auf die Kindergruppe am Fenſter und auf das vergeblich geſuchte Taſchentuch aufmerkſam gemacht.

Briefkaſten.

Weſtphal., B. Daß Sie eine Hängebahn erfunden, haben wir keinen Augenblick bezweifelt. Das ändert aber an der Thatſache nichts, daß auch Dr. W. Siemens und H. Jenkins auf ähnliche Bahnen Patente erhielten. Wir bitten, ſich mit dieſen Herren auseinander zu ſetzen; auch ſteht Ihnen die Nichtigkeitsbeſchwerde beim K. Patentamt offen. — **Frau Dr. J. in D.** Seinen Namen hat das Monatsblatt: „Deutſcher Kinderfreund,“ herausgegeben von C. Rinck in Hamburg, jetzt durch volle fünf Jahre ganz vorzüglich bewährt. Es iſt ein durch und durch deutſches, jugendfriſches Blatt, das nur Originalartikel aus den beſten dazu berufenen Federn (Johanna Spyri, Emil Frommel, Admiral Werner, R. Fries, C. Rinck ꝛc. Gedichte von Gerok, Jul. Sturm ꝛc.) und meiſt Originalzeichnungen (von Joh. Gehrts, W. Claudius ꝛc.) auf trefflichem Papier und gut gedruckt (bei Fiſcher & Wittig) bringt. Die genannten Namen bürgen für den Charakter des Blattes, das man ein „Kinderdaheim“ nennen könnte. (Preis fürs Jahr — 208 S. — bei der Expedition in Hamburg, Valentinskamp 16 beſtellt: 2 M. 60 Pf. Bei größeren Partien gewährt der Herausgeber Sonntagsſchulen ꝛc. eine entſprechende Preisermäßigung.) Das Blatt wird gegenwärtig in 60000 Exemplaren verbreitet. Der ganze Reinertrag — bis jetzt ſchon 35000 M. — wird für arme Chriſten- und Heidenkinder (für ein Kinderkrankenhaus in Hamburg und eine Negerſchule in Ho) verwendet. — **Langjähriger Abonnent in England.** Die deutſche Gemeinde in Rio de Janeiro wurde 1845 geſtiftet und umfaßt gegenwärtig ca. 800 Seelen. Seit 1872 iſt ihr Seelſorger der Paſtor Dr. Gruel aus Berlin, der in einer ſchönen, mit Hilfe einer preußiſchen Landeskollekte erbauten Kirche predigt und auch eine tüchtige mehrklaſſige Schule leitet. Adreſſe: Rua dos Arcos. — **M. E.** Strafbar iſt nur, wer einen patentierten Gegenſtand „gewerbsmäßig herſtellt, in Verkehr bringt oder feilhält.“ Für den eigenen Gebrauch dürfen Sie denſelben folglich anfertigen. Ebenſo ſteht es Ihnen frei, z. B. ein gedrucktes Buch für den eigenen Gebrauch abzuſchreiben, Sie begehen dadurch keinen Nachdruck.

In unſerer Spielecke.

1. Kreisrätſel.

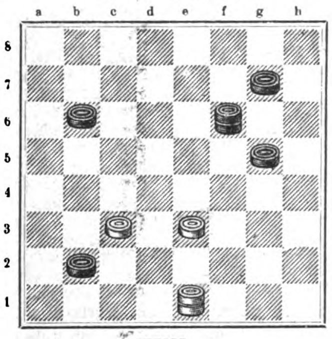


1, 2, 3 ein männlicher Vorname
1, 2, 3, 4 der Vorname eines bekannten Staatsmannes neuerer Zeit
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 der Name eines berühmten Helden des Altertums
5, 6, 7 ein weiblicher Vorname
6, 7, 8, 9 der Name eines Künſtlers eigener Art
8, 9, 10 ein altteſtamentlicher Name
10, 11, 12, 1, 2 ein Maß.
11, 12, 1, 2 der Anfang eines bekannten deutſchen Sprichworts.

2.

Streiche zwei Buchſtaben fort aus dem Namen des bayriſchen Herzogs,
Was dir dann übrig noch bleibt, zeigt einen Dichter dir an.

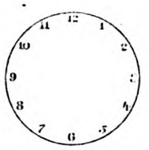
Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

3.

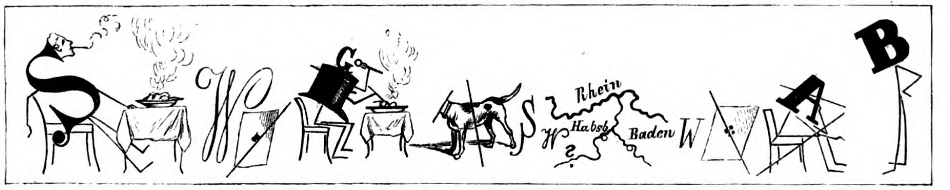


Erſetzt man die Zahlen des Kreiſes durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo bezeichnet:
1, 2, 3, 4, 5, 6 einen Propheten des alten Bundes,
5, 6, 7 einen altteſtamentlichen Namen,
6, 7, 8, 9 eine Stadt in Südamerika,
9, 10 ein Maß,
8, 9, 10, 11 einen Gott der Römer,
11, 12, 1, 2, 3 das ſchönſte Blatt in dem Lorbeerkranze Kaiſer Wilhelms.

4.

Mit **a** ſchwank’s auf und nieder,
Mit **o** erzeugt’s der Wind,
Mit **ie** klingen Lieder
An ihm gar leis und lind,
Mit **e** zeigt’s in der Mehrheit an,
Wo feſten Schritt’s man wandern kann.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 13.

1. Citatenrätſel.

„Der Wahn iſt kurz, die Reu iſt lang.“

Bilderrätſel.

Theaterdirektion.

Inhalt: Ellernbruch. Erzählung von Hans Warring. — Kronprinz Friedrich Wilhelm in Spanien. Von Fritz Fliedner. — Er lebt! (Fortſetzung.) Eine Erzählung von E. Oswald. (Bernhardine Schulze-Smidt.) — „Ach, wenn du wärſt mein eigen!“ Bild von M. Flashar. — Der Mahdi und die Revolution im Sudan. Mit Porträt des Hicks Paſcha und zwei Karten. — Am Familientiſche: Ein buchhändleriſcher Plan Napoleons. — Der Stern der Weiſen. — Rechtsrat. — Ein Zweckeſſen auf dem Lande. Zu dem Bilde von B. Vautier. — In unſerer Spielecke.

Unſern neuen Abonnenten,

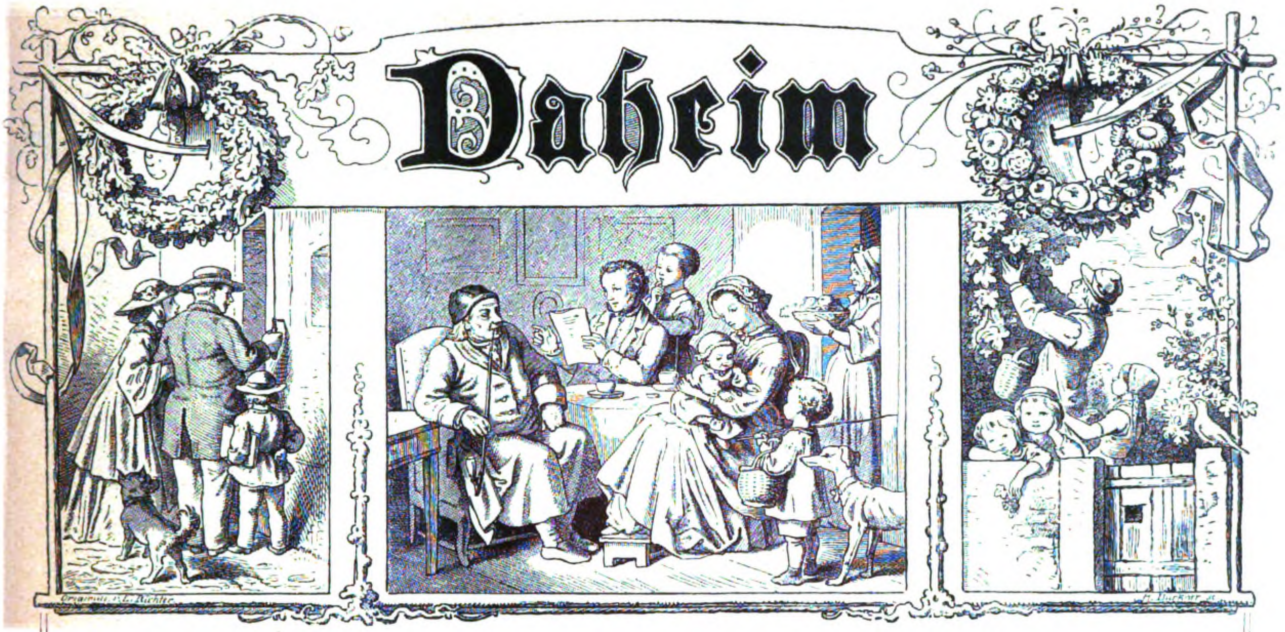
welche mit Neujahr eingetreten ſind und das erſte Quartal dieſes Jahrganges (Nr. 1—13, Oktbr., Novbr., Dezbr. 1883) mit dem Anfangsteil der Oswaldſchen Erzählung: „Er lebt!“ nachzubeziehen wünſchen, zur Nachricht, daß ſolches zum gewöhnlichen Preiſe von 2 Mark von jeder Buchhandlung oder Poſtanſtalt, auch von uns direkt gegen Einſendung des Betrages in Briefmarken unter Beifügung von 50 Pf. für Frankatur zu erhalten iſt. — Von früheren Jahrgängen des Daheim, die ſich vortrefflich zur Lektüre in den langen Winterabenden eignen, ſind noch folgende vollſtändig zu haben: Der IX. (1873), XI. (1875), XII. (1876), XIII. (1877), Preis in Nummern pro Jahrgang 7 Mk. 20 Pf., eleg. geb. à 9 Mk. 60 Pf., — XV.—XIX. (1879—1883), Preis pro Jahrgang: in Nummern 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk. 80 Pf. — Einzelne Nummern liefern wir nur gegen vorherige Einſendung von 35 Pf. in Briefmarken, da Sendung unter Poſtnachnahme unverhältnismäßig hohe Portokoſten verurſachen würde. — Einbanddecken ſind zu jedem älteren, auch hier nicht aufgeführten Jahrgange zum Preiſe von 1 Mk. 40 Pf. zu haben.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſieht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Herausgegeben von **Otto Klaſing** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Januar 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. No. 15.

Ellernbruch.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Erzählung von **Hans Warring.**

(Fortſetzung.)

Das Mädchen hatte die Stube verlaſſen, aber das Schreien und Toben des Wütenden tönte hinter ihr her. Er war auf den Hof hinausgegangen und ſchrie, daß man es unten im Dorfe hören mußte. Und das in der Sonntagsfrühe! Heiße Scham überflutete ihr Geſicht. Und wie tief hatten die Worte des Burſchen in ihre Seele geſchnitten! Ja, ſie war verrufen, — ja, man hatte ihr Namen gegeben, wie ſie der verrufenſten Dirne nicht beigelegt wurden. Sie hatte es erleben müſſen, daß die Kinder auf dem Dorfanger ihr höhnende Worte nachgerufen hatten, ihr, der Tochter eines reichen Hauſes, der Erbin eines Hofes, der weit in der Gegend berühmt war! Ja, ſo weit man den Viehſtand, die Äcker und die Wieſen von Ellernbruch kannte und rühmte, ſo weit reichte auch ihr Verruf! Das hatte ihre Jugend einſam und ſie ſelbſt ſtolz und ernſt gemacht. — Sie war bleich bis in die Lippen hinein, als ſie mit dem Frühſtücksbrette ins Hinterſtübchen der Mutter trat.

„Was gibt's, Fiken? was hat der Michel, er ſchreit ja, als ob es brennt?“

Das Mädchen ſetzte das Brett auf den Tiſch und blieb ein paar Minuten ſchweigend und unbeweglich daneben ſtehn.

„Er hat die Mike ſchlagen wollen, Mutter, und ich habe es nicht leiden wollen und das Kind in Schutz genommen. Wie er nicht nachgelaſſen hat, habe ich ihn abgewehrt und da iſt er hingefallen und hat ſich ein Loch in den Kopf geſchlagen. Jetzt ſteht er draußen und brüllt, daß das ganze Dorf es hören kann!“ Das Mädchen hatte ſchnell und kurz geſprochen, als ginge ihr der Atem aus. Dann fuhr ſie ruhiger fort: „Ich habe recht gethan, Mutter, und ich kann es nicht bereuen. Ich kann nicht ſehen, daß einem Unrecht geſchieht! Wie ich den Oberhüber aus dem Hauſe gejagt habe, als er um die Mitgift handelte und ſchacherte und den Vater brandſchatzen und rein ausziehen wollte, — und wie ich dem Martin Steyer eine Ohrfeig' gegeben, weil der Tölpel mir täppiſch zu Leib' ging, — ſo hab' ich den Michel von dem Kind fortgeſtoßen, und ſo werd' ich mich zur Wehr' ſetzen immer und überall, wenn ich Unrecht hindern kann!“

Die Mutter ſeufzte.

„Recht haſt gehandelt heute wie damals, — aber warum mußt gleich immer ſo zornig werden? Noch eh' der Tag zu End' iſt, geht die Geſchicht' im ganzen Dorf herum. Und jedes ſetzt was dazu und malt dich ſchwärzer an. Du biſt, wie dein Großvater geweſen iſt, der Vater vom Vater. Der iſt auch gleich immer aufgefahren und iſt ſo hitzig geweſen, daß er nicht gewußt hat, was er that. Und wie er einmal aufs Feld kommt, ſieht er, wie der Knecht die Ochſen grauſam ſchlägt, und die ſtehen im Joch und können ſich nicht wehren. Da überläuft ihn der Zorn und er ſchlägt mit dem Stocke nach dem Knecht und trifft ihn ſo unglücklich, daß er hinfällt und für tot liegen bleibt. Ich vergeſſ' mein Lebtag nicht, wie ſich der Alte gegrämt hat! Gepflegt hat er den Knecht, wie ſeinen leiblichen Bruder, nicht weil er ſich geängſtigt hat vor dem Gericht, deshalb nicht, — aber weil er hat gut machen wollen, daß er zu hart geſtraft hatte. Und wenn der Menſch wirklich tot geweſen wär', — und, Kind, wenn ſich der Michel im Fall totgeſchlagen hätt', — was wäre geworden aus dir und dem Alten?“

Das Mädchen ſchauderte. Ohne das Frühſtück anzurühren, ging ſie in ihre Kammer und warf ſich aufs Bett. Jetzt, da der Zorn verraucht war, konnte ſie an die Folgen ihrer raſchen That denken. Wie werden ſie die Köpfe zuſammenſtecken und über ſie ziſcheln! Wie werden ſie ſich hohnlachend erzählen, daß ſie jetzt, da kein Freier mehr kommen will, mit den Knechten rauft, und ihnen Löcher in den Kopf ſchlägt! Und ſie hat keinen, der für ſie eintritt, keinen, der ſie in Schutz nimmt und der Wahrheit ans Licht hilft! Der verſtorbene

Vater hätte es gethan, — der und noch einer! Und dann kam der Jammer, daß dieſer eine, wenn er auch zurückkehrte, dennoch für jetzt und immer von ihr getrennt ſein müßte, über ſie, und ſie weinte ein paar Minuten leiſe und leidenſchaftlich. Aber der Gedanke, daß die Leute die Spuren ihrer Thränen wahrnehmen und ſie der Furcht oder der Reue zuſchreiben könnten, machte ſie auffahren. Stolz und Trotz kamen wieder über ſie.

„Es iſt ihm recht geſchehen, dem Trunkenbold! Ich bin zufrieden mit mir, daß ich das Kind in Schutz genommen; und was ſonſt die Leute von mir ſagen, iſt mir gleichgültig!“

Und mit ſtolz erhobenem Haupte geht ſie umher und ſcheint an nichts weiteres, als an die Obliegenheiten des Wirtſchaftsbetriebs zu denken.

III.

„Gehſt du heute nicht in die Kirche, Mutter?“ fragte ein paar Stunden ſpäter Sophie die Wirtin, die aus Küche und Keller zurückgekehrt, ſich in ihren Lehnſtuhl an das Fenſter des Hinterſtübchens geſetzt und Brille und Bibel neben ſich aufs Fenſterbrett gelegt hatte. Das Mädchen hatte, ſeiner Gewohheit gemäß, die letzte ordnende Hand an die gute Vorderſtube gelegt, wo ſie alles ſchmuck und ſonntäglich aufgeputzt hatte. Ein dicker Kranz von Tannenzweigen, der rings an den Wänden ſorgfältig aufgeſchichtet lag, verbreitete friſchen Waldesduft. Nelken, Goldlack und Monatsroſen dufteten mit Geranium und Myrten um die Wette auf den Fenſterbrettern, und darüber fielen die weißen Vorhänge, zart und duftig wie friſch gefallener Schnee.

„Ich möcht' heut lieber zu Haus bleiben, Kind,“ entgegnete die Mutter freundlich. „Du weißt, der junge Herr Pfarr' triffts mit mir nicht ſo ſchön, wie unſer alter, ſeliger. Von dem bracht' ich mir immer 'was nach Haus, was mir die Woch' über vorhielt. Der junge predigt wohl auch ſchön, aber gerad' nicht ſo, wie ich es brauch'. Deshalb geh du nach der Kirch', und laſſ' auch die Hanne und die Karoline gehn. Ich und die Urte werden derweil mit dem Mittag ſchon fertig werden.“

Auch Sophie wäre heute lieber zu Hauſe geblieben. Nach dem Vorgefallenen ſcheute ſie die Blicke der Menſchen, — aber um alles in der Welt hätte ſie dies nicht eingeſtanden, ſelbſt der Mutter nicht. „Sollen ſie glauben, daß ich mich fürchte, ihnen unter die Augen zu kommen?“ murmelte ſie vor ſich hin. Sie hob den Kopf hoch und um ihre Lippen zuckte es verächtlich.

„Ja, ich werde gehen,“ ſagte ſie kurz und raſch, und trat in ihre Kammer, um ſich zum Kirchgange zu rüſten.

Mit dem erſten Läuten trat ſie aus dem Hauſe, das Geſangbuch in der Hand. Sie ging nicht die Fahrſtraße dem Dorfe zu, wo eine große Brücke über das Flüßchen führt, ſondern wählte den Fußpfad, der ſteil hinab zu einem einfachen Wege geleitet und den Weg zur Kirche bedeutend abkürzt. Von links her, wo noch vereinzelte Häuschen des Dorfes liegen, kamen ebenfalls Kirchgänger daher, darunter die Birnbacherin, die Frau eines Eigenkätners, der im Hof in Taglohn arbeitete. Sophie war ſtolz, aber nicht hochmütig. Und ſo ſchloß ſie ſich dem demütig grüßenden Weibe an und nahm ihr jüngſtes Dirnchen an die Hand, während das ältere ehrbar neben der Mutter einherſchritt.

„Es gibt doch viel ſchlechte Menſchen auf der Welt,“ ſagte die Frau im Verlaufe ihrer Unterhaltung, „Menſchen, die alle Zuthaten vergeſſen und die Hand verläſtern, die ſie nährt!“

Alſo die Birnbacherin weiß es auch ſchon! Im Dorfe hat ein Gerücht flinke Beine.

„Man muß auf Dank nicht rechnen,“ entgegnete Sophie ruhig, während ihr Herz doch gewaltſam pochte und ihr Kopf auf dem ſchlanken Halſe ſich noch höher hob.

„Das iſt ſchon recht! Aber der Gutes empfangen, für den iſt's eine Schand', wenn er das Gute vergißt und mit Undank lohnt! — Hei, ſieh da — da iſt die alte Vierhübnerin! — ſeh, ſeh, ſie hat Federn auf dem Hut!“ — unterbrach ſich die Birnbacherin, die wacker ihre Augen brauchte, — „und Menſchen gibt's, die nichts vergeſſen und alte Geſchichten immer wieder aufrühren! — Aber der Oberhübner nimmt ſich auf! Blanke Ketten haben die Pferde am Kopf, und der Knecht gar eine Treſſen an der Mütz! Und die neben ihm iſt ſeine junge Frau! Die ſoll ſchweres Geld in die Wirtſchaft gebracht haben, und Leinwand und Sachen, viele Wagen voll!“

Dann verſtummte plötzlich das Weib. Vom Oberhübner muß man nicht ſprechen, das iſt ja der Freier, den Sophie aus dem Hauſe gejagt hat. Sie ſind mittlerweile auf den Fahrweg gekommen und müſſen jetzt ſeitwärts ſtehen, während der Oberhübner mit ſeiner jungen Frau an ihnen vorbeifährt. Sie ſitzen in einem hübſchen offenen Jagdwagen, vor den zwei ſchöne Braune geſpannt ſind, und die junge Frau trägt einen Strohhut, auf dem Roſen und Vergißmeinnicht prangen, und von dem herab lange blaue Bänder wallen. Die Birnbacherin ſteht ſprachlos dieſer Pracht gegenüber, vielleicht fürchtet ſie auch Sophie durch ihre laut ausgeſprochene Bewunderung zu verletzen. Das Mädchen neben ihr aber ſchaut ſo gleichmütig darein, als habe ſie den Oberhübner nie in ihrem Leben geſehen. Anfangs freilich war die Begegnung ihr peinlich genug geweſen, und ſie fühlte, wie ihr das Blut heiß in die Wange ſtieg. Aber ſie bezwang ſich und begegnete ruhig und ernſt dem Blicke der jungen Frau. Und als der Wagen an ihr vorüber war, und ſie den breiten Rücken des Oberhübner ſah, der in einem halbgrauen Sommerüberzieher ſteckte, da mußte ſie ſogar ein wenig lächeln. Denn der Tag fiel ihr ein, wo dieſer ſelbe breite Rücken vor ihr her gelaufen war, zum Hauſe hinaus, und wo ſie nur mit Not ſich davon abgehalten hatte, ihn mit ihres Vaters Fahrpeitſche, die im Flur an der Wand hing, zu bearbeiten. Das Lächeln zuckte noch um den Mund des Mädchens, als ſie am Pfarrhauſe vorüberſchritt. Am Fenſter ſaß die junge Frau Pfarrer und ihr gegenüber ein Herr im lichten Sommeranzug, und eine Brille über den hell und ſchelmiſch blinkenden Augen.

„Das iſt ja der Herr Doktor aus der Stadt, der wird nicht wieder wegfahren, ohne die Mutter zu beſuchen!“ ſagte Sophie, während ſie freundlich hineingrüßte.

Die junge Frau Pfarrer hatte den Freund und Studiengenoſſen ihres Mannes an der Hausthür empfangen. „Sie müſſen ſchon mit meiner Geſellſchaft vorlieb nehmen, lieber Doktor,“ hatte ſie geſagt, „denn vor der Kirche läßt Bernhard ſich von niemand, ſelbſt von mir nicht, ſtören!“ Und ſie hatte ihn in die Wohnſtube geführt, wo ſie beide, am Fenſter ſitzend, die Kirchengänger an ſich vorüberziehen ſahen. Dazwiſchen ſprachen ſie von vergangenen Tagen, und von der großen Provinzialhauptſtadt, in der die junge Frau geboren und erzogen war, und der Doktor manches Jahr gelebt und ſeinen Studien obgelegen hatte.

„Nichts von den Vergnügungen und Genüſſen der großen Stadt vermiſſe ich,“ ſagte die junge Frau auf eine hierauf bezügliche Frage des Doktors, „mein Haus und mein Mann erſetzen mir reichlich das Verlorne. Aber ein wenig Umgang thät' uns beiden not! Sie wiſſen ja, daß hier mehrere Meilen in der Runde keine größeren Güter liegen. Zu unſerer Kirche gehören nur Dörfer und Bauernhöfe. So kommt es, daß wir auf geſelligen Verkehr verzichten müſſen, und mir die größte Freude einer Hausfrau, liebe Gäſte bei ſich aufnehmen zu können, ſo ſelten, — ſo äußerſt ſelten zu teil wird.“

„So habe ich früher auch gedacht, Frau Schweſter,“ — der Doktor nannte ſie ſo, weil er ein Duzbruder ihres Gatten war und mit ihm zur Landsmannſchaft Littuania gehört hatte, — „aber in dem kleinen Neſt, in dem ich jetzt ſchon ſeit ſieben oder acht Jahren lebe, und wo es außer mir keinen anderen ‚Studierten,‘ als den Pfarrer gibt, bin ich bald davon zurückgekommen. Ich habe meine hochmütige Büchergelehrſamkeit bei ſeite gethan und die Menſchen genommen, wie ich ſie gefunden. Und gerade Sie, Frau Schweſter, dürfen nicht lange ſuchen. Hier ganz in der Nähe wohnt eine Familie, die Ihnen in jeder Beziehung mehr gewähren wird, als Sie erwarten. Ich ſpreche von den Schwaigers auf dem Hof.“

„Aber, lieber Doktor, von den Leuten gehen ja die ſeltſamſten Gerüchte, und namentlich die Tochter ſoll — —“

„Dorfgeklätſch, Frau Schweſter, nichts als Dorfgeklätſch! Wenn Sie der Sache auf den Grund gehen, ſo werden Sie ein ganz entſchuldbares Motiv, vielleicht ſogar einen edelmütigen, wenn auch raſchen Impuls zum Handeln bei ihr vorfinden. Ich kenne die Leute ſchon ſo lange, als ich in der Kreisſtadt wohne. Früher kränkelte die Frau viel, und ich habe ſie manches Jahr behandelt. Und nun hat ihr prächtiger, geſunder Mann, — ein Kernmenſch durch und durch, Frau Schweſter, — doch noch vor ihr hingehen müſſen! Ich ſage Ihnen, dieſen Matthias Schwaiger mußte man lieb haben. Eine ſinnige Natur und dazu bieder und rechtſchaffen, wie Gold! Wie er auf ſeinem Hofe hauſte und gerecht waltete über Geſinde und Anweſen, da habe ich oft gedacht, wer ſo leben könnte, unabhängig und frei und vielvermögend wie ein König! Sie wiſſen nicht, Frau Schweſter, was für ein wahrer König ſo ein Wirt auf ſeinem reichen Hofe iſt! Alle kleinen Leute im Dorfe nähren ſich von ihm, und wenn er eine milde Hand hat, ſo darf er nur mit den Augen winken, und Hundert ſtehen zu ſeinem Dienſt bereit. Und dieſer Ellernbrucher hatte eine milde Hand! Es iſt mir nahe gegangen, wie ich es nicht beſchreiben kann, als der Mann ſterben mußte und ich ihm nicht helfen konnte, — ich ging hinter ſeinem Sarge her mit einem Herzen voll Trauer, als ſei es ein lieber Verwandter geweſen.“

„Und die Frau?“

„Nun, die können und müſſen Sie ſelbſt noch kennen lernen,“ entgegnete der Doktor. „Das iſt eine von den Frauen, die dem Geiſtlichen in die Hände arbeiten. Sie hat Verſtändnis für jedes menſchliche Elend und für jede menſchliche Schwäche. Und deshalb iſt ſie mild in ihrem Urteil und greift zu ohne Beſinnen, wo es etwas zu helfen gibt. Ich habe nie gehört, daß ſie jemals irgend wen oder irgend etwas ſtrenge verdammt hätte. Sie entſchuldigt, was irgend zu entſchuldigen iſt, und wo ſie das nicht kann, da zieht ſie deshalb doch noch die Hand nicht von dem Sünder ab. Sie iſt nicht das, was man ſo eine gebildete Frau nennt. Aber ſie hat etwas Beſſeres in ſich als das uns bekannte ſchöngeiſtige Flickwerk. Sie hat eine reiche Menſchenkenntnis und ein grundgütiges Herz!“

„Doktor, wenn die Frau nicht ſchon eine erwachſene Tochter hätte, ſo würde ich meinen, Ihr Herz hätte Ihnen einen Streich geſpielt.“

„Weshalb müßte es denn juſt ein Streich ſein, — weil ich ein ‚Studierter‘ und ſie eine Bäuerin iſt? — Kennen Sie die Tochter dieſer Frau?“

„Ich habe von ihr gehört und ſie geſehen, ſo aus der Ferne.“

„Dann wiſſen Sie nichts von ihr! In der Nähe muß ſie betrachtet werden, wie ein ſchöner Brillant à jour. Als ich ſie kennen lernte, war ſie erſt ein halbwüchſiges Ding von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Schon damals hat ſie mir gefallen. Sie war nicht blöde und verſchüchtert, wie ſonſt wohl Dorfkinder ſind. Groß und offen ſah ſie mir in die Augen und antwortete frank und frei auf alle meine Fragen. Schon damals fielen mir ihre ſchönen braunen Augen auf, und wenn ich ſie in ſpäteren Jahren wiedergeſehen habe, mußte ich immer denken: Himmel, was iſt das Mädchen ſchön geworden! So ein Mädchen könnte gerade ein Arzt brauchen, der ſich ſein lebenlang mit Elend und Krankheit herumzuſchlagen hat! Das wäre ein Weib für ihn: voll Kraft und Geſundheit durch und durch! So eine Frau würde ſein Haus inſtand halten, wenn er tagelang auf der Fahrſtraße herumkutſchiert, und es ihm behaglich machen, wenn er daheim iſt!“

„Doktor, Doktor! iſt die Sache denn wirklich ſo ernſt?“

„Ganz ernſt, Frau Schweſter! — Sehen Sie, da kommt das Mädchen, von dem wir ſprechen! Die im ſchwarzen Kleide iſt’s, mit den glänzenden Flechten unter dem einfachen Hütchen. Sehen Sie den Geſchmack dieſes Dorfkindes! Und wie ſie einher ſchreitet! Ein feſter, ruhiger, gleichmäßiger Schritt, nicht das Getrippel und Getänzel, wie es die Mode der zuſammengeſchnürten Füße heutzutage hervorbringt! Sehen Sie dieſen ungezwungenen Anſtand! Kein Tanzmeiſter hat ihr geſagt, wie ſie den Kopf halten und die Füße ſetzen ſoll. Da iſt nichts zurechtzuſchrauben und zurechtzurücken! Mutter Natur hat ſie zu ihrem Liebling erkoren, und ihr die beſte Mitgift gegeben, die ſie gewähren kann: Geſundheit, Ebenmaß und Kraft!“

Die junge Frau lächelte und meinte, wenn das Mädchen ſo iſt, wie ſie dem Doktor erſcheint, — aber ſie fürchte, der Doktor ſei kein unparteiiſcher Richter, — ſo möchte ſie ſich freuen, ihn ſeinem Junggeſellenleben abtrünnig werden zu ſehen.

„Aber ich weiß nicht, wie ich ihr erſcheine!“ ſagte der Doktor bedenklich, „das iſt der Grund, der mich von dieſer Königin des Dorfes immer wieder zurückgeſchreckt hat. Ich weiß, daß ſie mich „gern hat,“ — wie der Ausdruck der Leute iſt. Wie weit aber dieſes Gernhaben reicht, iſt ſchwer zu beurteilen, denn die Symptome treten bei dieſem Dorfkinde anders auf, als bei ihren Altersgenoſſinnen in den Kreiſen meiner ſtädtiſchen Bekanntſchaft. Da gibt es kein Rotwerden, keinen Niederſchlag der Augen, keine Verwirrung! Alles klar, feſt, beſtimmt! — — Und jetzt, Frau Schweſter, nehme ich vorläufig Abſchied von Ihnen. Ich habe noch einige Krankenbeſuche im Dorfe zu machen. Und nach der Kirche, wenn Bernhard amtsfrei iſt, komme ich wieder und eſſe die Suppe mit Ihnen beiden!“

Das betrachte ſie als ſelbſtverſtändlich, meinte die junge Frau. „Und,“ fuhr ſie dann fort, „hoffentlich ſchenken Sie uns auch den Nachmittag! Wie wird Bernhard ſich freuen, ein paar ruhige Stunden mit einem lieben Studiengenoſſen zu verplaudern!“

„Über unſeren Nachmittag habe ich mir bereits einen Plan gemacht! Wir gehen zuſammen auf den Hof zu Frau Schwaiger! Sie ſind Ihren Nachbarinnen jedenfalls einen Beſuch ſchuldig, Frau Schweſter,“ ſagte der Doktor peremtoriſch, — „von Bernhard ganz zu ſchweigen! — Nein, ſo geht es nicht! Ein kurzes Anſprechen auf einem abendlichen Spaziergange würde Ihnen in dem Hauſe nicht für einen Beſuch gerechnet werden. ‚Sie nehmen uns die Hausruhe mit,‘ würden die Leute ſagen, wenn Sie nicht ein paar Stunden bei ihnen ſäßen und ſich etwas vorſetzen ließen. Zum Nachmittagskaffee gehen wir hin! Sie nehmen Ihr Strickzeug, und wir unſere Zigarren mit, — und auf dieſe Weiſe werden Sie Fräulein Sophie auch als Wirtin ſehen!“

„Und Sie auch, was jedenfalls noch wünſchenswerter iſt!“ ſchob die junge Frau lächelnd ein.

„Und ich auch!“ beſtätigte der Doktor. „Und jetzt werde ich im Vorübergehen im Hofe anſprechen und uns anſagen! — Gott befohlen alſo und auf Wiederſehn!“

Er nahm ſeinen Hut und ſchritt raſch dem Dorfe zu, und die Frau Schweſter ſah ihm lächelnd und kopfſchüttelnd nach.

IV.

Mittlerweile hatte die Mutter daheim ihre Andacht beendigt und ſaß ſtill vor ſich hinſinnend, die Hände über der Bibel gefaltet. Es waren gerade nicht tiefe philoſophiſche Probleme, über welche ſie nachdachte. Die unauflöslichen Lebensrätſel machten ihr keine Sorgen, — wohl aber beſchäftigte die Erdennot und die Armut und das Elend, das ſie ſo vielfach um ſich her ſah, ihre Seele. Durch das Laub der Bäume vor dem Fenſter fielen vereinzelte Sonnenſtrahlen in das Zimmer und ſpielten auf dem ſilbergrauen Haar und dem feinen milden Geſicht der alten Frau ein neckiſches Spiel. Der tiefe Frieden des Sonntags that ihr unſäglich wohl, und ſie genoß ihn auf ihre Art. Was im Haſten und Drängen des Werktags nicht Zeit gehabt hatte aus der Seele emporzutauchen, das geſtaltete ſich jetzt zu Überlegungen und reifte zu Entſchlüſſen. Da iſt die Birnbacherin, das arme Weib, der in nächſter Zeit Schweres bevorſteht. Gleich morgen will ſie an die Leinenſchränke gehen, es ſind ja weiß Gott wieviel Hemden und Betttücher da, die zwar ſchon hin und wieder einen kleinen Schaden haben, aber für den Zweck gerade gut ſind. Und der armen Friſin, die letzten Winter ihren Mann verloren hat, gehen die Kartoffeln auf die Neige, und ſie hat doch ein Häufchen Kinder, das ſatt gemacht werden ſoll! Hunderterlei Notſtände ſind da zu ſchlichten, — aber Gott ſei Dank, ſie kann es; in ſo einem großen Hof gibt es auch hundert Mittel dafür. — Sie klappt die Bibel zu und legt ſie neben ſich aufs Fenſterbrett, und mit dem Blick, den ſie darüber hinaus in den Hof thut, iſt auch ihre Sonntagsruhe zu Ende. Da liegt das arme Tier, der Wolf, in der

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

glühenden Sonnenhitze an der Kette. Er hat ſich vor ſeine Hütte geſtreckt und ſchnappt keuchend nach Luft. Die Mutter ſteht auf und geht in den Hof hinaus.

„Du armes Tier, haſt allein keinen Sonntag! Alles andere verkriecht ſich bei der Sonnenhitz in den Schatten, — an dich denkt keiner! Wart, ich will dich losmachen! Still da! So halt dich doch ruhig, du dummes Ding! — Na ſo ein Tolpatſch! — willſt wohl ruhig ſein!“

Das große Tier zerrt an der Kette und gibt in tollen Sprüngen ſeine Freude zu erkennen. Vergebens verſucht die Frau ſich ſeiner zu erwehren. Aber ſo oft ſie auch halb lachend, halb unwillig es abwehrt und nach dem Halsbande greift, um es zu löſen, immer wieder muß ſie es fahren laſſen und zurückweichen.

„Ich muß wirklich die Urte holen, — das Tier iſt heut ja ganz toll!“ ſagt ſie endlich außer Atem von der vergeblichen Anſtrengung. Aber ehe ſie noch zurücktreten kann, ſchiebt ſich ein Männerarm zwiſchen ſie und den Hund und fängt den Sprung ab, der die Frau zum Wanken gebracht hätte. Und eine zweite Hand hält das Tier nieder und löſt die Kette.

„So nun iſt er los und kann unter dem Vordach Sonntag halten. Und guten Morgen auch, Frau Wirtin!“

Die Frau hält die Hand über die Augen und ſchaut zu dem Fremden empor. Die Stimme kommt ihr bekannt vor, aber den großen, ſchönen Mann vor ſich kennt ſie nicht. Der Wolf aber ſcheint ihn zu kennen. Mit lautem, freudigem Gebell umkreiſt er die beiden, duckt ſich zur Erde und ſpringt in ausgelaſſener Luſt wieder auf. Er iſt ſonſt ſo bös zu jedem Fremden, aber dieſen umwedelt er, vor Freude winſelnd. Er läßt ſich den Kopf von ihm krauen, und jetzt ſpringt er auf und legt ihm die mächtigen Tatzen auf die Bruſt.

„Der Wolf hat ein gutes Gedächtnis!“ ſagt der Fremde.

Er nimmt den Hut ab und zeigt über dem braunen Geſicht mit dem dunkeln Barte eine weiße Stirn, auf die dunkelbraunes lockiges Haar fällt.

„Der Georg iſt's! An deinem Krauskopf erkenn' ich dich! Sei willkommen, ſei tauſendmal willkommen! Komm mit mir herein in die Stube! Und ſo bald biſt wiedergekommen!“

„Ich bin beinahe vier Jahre fortgeweſen!“ — Und wie der Mann das ſagt, klingt ein leiſer Ton von Bitterkeit und Wehmut in ſeiner Stimme.

„So mein' ich's nicht, — ſo nicht!“ ſagt die Wirtin raſch und herzlich. „Meinetwegen hättſt gar nicht gehen brauchen, mein Sohn! — Ich mein' nur, geſtern erſt ſagt mir der Höfer: der Georg wird jetzt wohl auch bald von den Soldaten loskommen, — und heut biſt ſchon da! Nein, die Überraſchung, — was doch die Sophie ſagen wird!“

(Fortſetzung folgt.)

Die Lutherfeier in Amerika.

Von Profeſſor **Wilhelm Wackernagel** in Allentown, Pa.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Die lutheriſche Kirche iſt nicht erſt ſeit geſtern in der neuen Welt, obgleich es manche Leute darin gibt, die vor dem 10. November 1883 von Luther nur wenig und von der lutheriſchen Kirche gar nichts gewußt haben. Sagt man ihnen, lutheriſche Gemeinden hätten in Amerika beinahe hundert Jahre vor Wesleys erſtem Beſuche beſtanden, ſo können ſie's nicht glauben. Hält man ihnen dann noch den neueſten Kalender vor Augen, der die Lutheraner mit Hunderttauſenden beziffert, ſo verſtummen ſie unwirſch. Doch auch manchen guten Leuten im „alten Land“ iſt die Geſchichte der Kirche in Amerika unbekannt. Pfadfindervorſtellungen über Land und Leute in Amerika ſind in ſonſt wohlunterrichteten Kreiſen häufig anzutreffen, und ſo werden dort auch Anſchauungen über unſere kirchlichen Verhältniſſe gehegt, die eher auf den ſchwarzen Erdteil paſſen. Und ſo wird ſich nicht allein mancher Yankee, ſondern auch manch lieber „Deutſchländer“ *) nicht wenig wundern, wenn er hört, daß die lutheriſche Kirche ſagen kann: Im Jahre 1887 bin ich bereits zweihundertfünfzig Jahre in Amerika und der Seelenzahl nach die dritte unter den proteſtantiſchen Kirchengemeinſchaften dieſes Landes.

Im Jahre 1620 betraten die Puritaner den Boden Nordamerikas und legten den Grund des Staatenbundes Neuengland. Faſt gleichzeitig langten einige holländiſche Lutheraner in Neuamſterdam am Hudſon, dem heutigen New York, an. An Gemeindebildung konnten ſie nicht denken, auch nachdem ſie i. J. 1644 durch Norddeutſche Zuwachs erhalten hatten. Der Statthalter Stuyveſant, ein ſteifer Calviniſt, war ihnen feind. Erſt dann, als die Kolonie in engliſchen Beſitz überging, wurde dem lutheriſchen Häuflein Glaubensfreiheit zugeſtanden. Magiſter Fabricius trat ſein Amt als lutheriſcher Paſtor in New York i. J. 1669 an.

Die erſte lutheriſche Gemeinde in Amerika ward im Jahre 1637 am Delaware gegründet. Guſtav Adolf von Schweden hatte den Plan entworfen, eine Niederlaſſung in der Neuen Welt zu errichten, nicht allein um des Handelsgewinnes willen, ſondern auch ausdrücklich in der Abſicht, den Heiden das Evangelium zu bringen. Der Plan des frommen Königs ward von Oxenſtierna ausgeführt. Die beiden ſchwediſchen Schiffe, die Anno 1637 im untern Delaware Anker warfen, hatten eine koſtbare Fracht an Bord, lauter ſtandhafte Lutheraner, die mit Glaubensfreudigkeit ihr teures Nordland verlaſſen hatten und nun mit Glaubensmut den Fuß aufs fremde Land ſetzten. Im Namen Gottes bauten ſie die Mauern des Forts Chriſtina und innerhalb dieſer Schutzwehr hielten ſie Gottesdienſt nach heimatlichem Brauch. Ihr Paſtor Torkillus ſtarb nach wenigen Jahren. Sein Nachfolger Campanius überſetzte Luthers Kleinen Katechismus in die Sprache der Virginiaindianer und verkündete den am Strome wohnenden Heiden das Evangelium. Die Schweden pflogen freundlichen Verkehr mit den Rothäuten. William Penn hatte es ihnen zu verdanken, daß er ſein Philadelphia ohne Schwierigkeit gründen konnte. Eine halbe Meile außerhalb der Stadtgrenze ſtand die 1669 erbaute erſte lutheriſche Kirche.

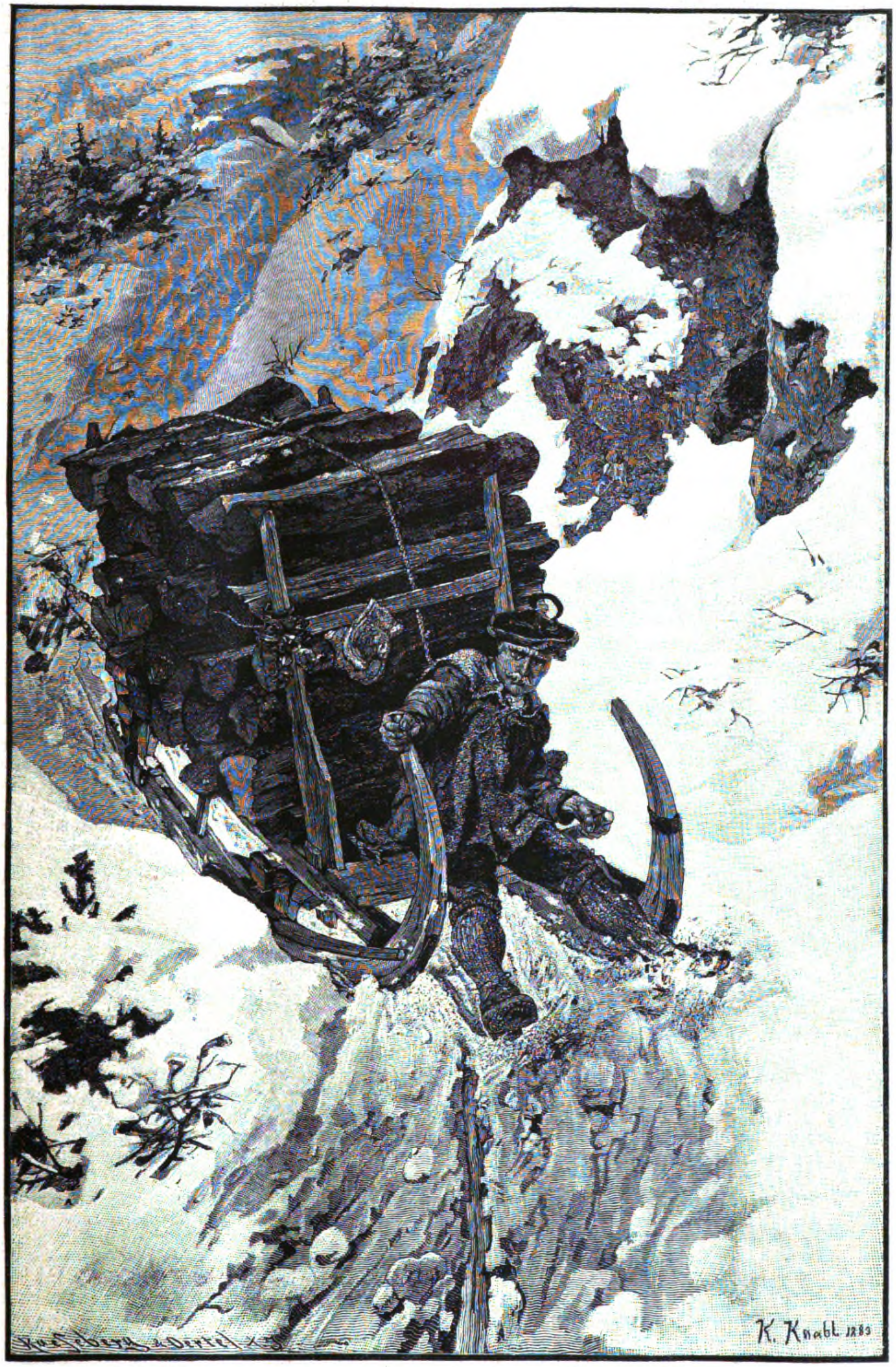
Mit William Penn begann die Einwanderung deutſcher Lutheraner. Von wirklicher Bedeutung war ſie indeſſen erſt von 1710 an. Schwaben, Pfälzer und Heſſen, meiſtens verarmte Bauern und Handwerker, ſiedelten ſich zuerſt in der Provinz New York und dann in Pennſylvanien an. Die Erlebniſſe und Zuſtände der erſten lutheriſchen Gemeinden in Pennſylvanien ſind überaus lehrreich in den ausführlichen „Halliſchen Nachrichten“ geſchildert*) Die Univerſität Halle nahm ſich der nach dem Lebensbrot verlangenden Glaubensgenoſſen in der Zerſtreuung an. Sie ſandte ihnen den wahrhaft apoſtoliſchen Mann Heinrich Melchior Mühlenberg zu, den die amerikaniſch-lutheriſche Kirche mit Fug und Recht als ihren „Patriarchen“ verehrt. Im Jahre 1748 trat in Philadelphia die erſte lutheriſche Synode zuſammen; nur eine Handvoll Männer, aber die Hand war Gottes.

Das Reformationsfeſt des Jahres 1817 wurde auch in Amerika gefeiert. Hundertfünfzig Paſtoren predigten damals in achthundert Kirchen vor 35 000 erwachſenen Zuhörern faſt ausſchließlich in deutſcher Sprache. Die Gemeinden lagen alle noch diesſeits des Miſſiſſippi. Im Jahre 1840 wanderten die ſächſiſchen Lutheraner ein und ließen ſich jenſeits des großen Stromes in Miſſouri nieder. Das Reformationsfeſt des Jahres 1867 ward von 1800 Paſtoren in 3000 Kirchen vor 350 000 Kommunikanten begangen. Das Lutherfeſt Anno Domini 1883 ward von nahezu 3600 Paſtoren begrüßt, die in 6500 feſtlich geſchmückten Kirchen vor 825 000 frohen Glaubensgenoſſen reifen Alters von dem reden wollten, was

---

*) In Amerika verſteht man unter „Deutſchen“ die deutſchen Bürger der Vereinigten Staaten, und unter „Deutſchländern“ die Bewohner des Deutſchen Reiches.

*) Eine neue reichvermehrte Ausgabe dieſer außerordentlich wichtigen amerikaniſchen „Kirchenhiſtorie“ erſcheint gegenwärtig, von den Doktoren Mann und Schmucker in Philadelphia und German in Halle bearbeitet. (Allentown, Pa, Brobſt Diehl & Co.)


K. Knabl 1883

Holzſchlitter im bayeriſchen Hochgebirge.

Nach dem Gemälde von K. Knabl.

Gott der Herr durch ſeinen Knecht Luther an uns gethan. Unter dieſer ſtattlichen Paſtorenlegion ſind Männer zu finden, deren Namen einen weiten, guten Klang haben, und ergraute Streiter Chriſti, die langer Jahrzehnte Laſt und Hitze treulich getragen und bei der rauhen Arbeit nur um ſo tiefer in die Schrift und feſter ins Bekenntnis der Väter ſich verſenkt; aber auch jüngere Männer, die die heilige Kriegskunſt nach den Regeln der Wiſſenſchaft auf den hohen Schulen der „abendländiſchen“ Kirche gelernt und im Amte beweiſen, daß ſie „praktiſche“ Amerikaner ſind. Die 6500 Kirchen haben die Blockbautenzeit überwunden. Auch die in neuen Anſiedelungen raſch errichteten Bethäuſer haben meiſt ein gefälliges Ausſehen, und in den alten Gemeinden erhebt ſich ein ſtattliches Gebäude ums andere. Kommt der Schönheitsſinn nicht immer zum Worte, ſo wird der Mangel durch Komfort ausgeglichen. In Philadelphia, St. Louis und Milwaukee beſitzen die Lutheraner Prachtgebäude. Und alle dieſe Kirchen haben dem Staate keinen Pfennig gekoſtet; ſie ſind Eigentum der Gemeinden. Die Gemeinden nun, deren Gliederzahl in kurzen Jahren eine volle Million erreichen wird, ſind über das ganze weite Land verſtreut. In Texas ſowohl als in Maine, in Kalifornien nicht minder als in Maſſachuſetts ſind lutheriſche Gemeinden. Nicht alle gehören der deutſchen Zunge an. Das Bedürfnis der Bildung *engliſcher* Gemeinden macht ſich immer mehr geltend und es muß in vielen Kirchen abwechſelnd in beiden Sprachen gepredigt werden. Die Sprache jener erſten Lutheraner am Delaware lebt und webt friſch und kräftig im Nordweſten; neben ihr wohnen die Schweſterſprachen der Norweger und Dänen; ja auch Isländiſch wird gehört und ſelbſt die ſlowakiſche Predigt hat dankbare Hörer. Hunderte von Wochenſchulen ſind mit den Gemeinden verbunden; die Zahl der höheren Lehranſtalten nimmt ſtetig zu und der Werke der Barmherzigkeit in Anſtalten und durch Vereine wird nicht vergeſſen. Die Großmacht der Preſſe wird auch von der lutheriſchen Kirche zu nützlichem Dienſte verwendet; hundertzwölf Zeitblätter erſcheinen in fünf Sprachen und tragen zum regen Leben der kirchlichen Kreiſe Erkleckliches bei. Der lutheriſche Buchhandel beſchäftigt ſich nicht mehr ausſchließlich mit der Einfuhr deutſcher Bücher, ſondern leiſtet mit eigenem Verlage nicht zu verachtende Dinge.

Ein Punkt iſt noch zu berühren. Daß die lutheriſche Kirche in Amerika vielen Leuten eine unbekannte Größe iſt, darf nicht etwa der Unthätigkeit zugeſchrieben werden. Dieſe Eigenſchaft iſt ihr fremd. Aber ſie hat es niemals darauf angelegt, ſich gleich anderen Kirchen mit Politik zu befaſſen und die Geſetzgebung zu beeinfluſſen. Sie hat es auch verſchmäht, ſich durch bedenkliche Mittel wie theatraliſche Vorſtellungen, Auſtereſſen, Pfänderſpiele u. dgl. im Kirchengebäude die Gunſt und das Geld der Welt zu erwerben. Sie hat ſich beſcheiden innerhalb ihrer Grenzen gehalten und ihre Arbeit treu zu verrichten geſucht. Dazu kommt noch der Umſtand, daß die lutheriſche Kirche den engliſchredenden Einheimiſchen unbekannt blieb, weil ihnen die in der Kirche vorherrſchende Sprache unbekannt war und nur zu viele der erſt ſeit 1870 ſpürbar abnehmenden Abneigung gegen alles Deutſche huldigten. Seit jenem großen Jahre ſind die Verſtändigen auf andere Gedanken über die Deutſchen gekommen und in *dieſem* großen Jahre über den deutſchen *Martin Luther* und die lutheriſche Kirche.

Die amerikaniſchen Lutheraner rüſteten ſich zeitig auf die Lutherfeier. Die erſte Anregung geſchah in St. Louis, der Hauptſtadt der Lutherrepublik diesſeits des Weltmeers. Die Paſtoren der Miſſouriſynode vereinigten ſich zu dem großen Unternehmen einer Geſamtausgabe der Werke Luthers. Die Miſſourier legten die Hand noch an ein anderes Werk, das ebenfalls zu einem Lutherdenkmal beſtimmt war. Sie beſchloſſen, in St. Louis ein neues Predigerſeminar zu bauen, das bis zu Luthers Geburtstag unter Dach ſein ſollte. Im Oſten ging man nicht ſo großartig ins Zeug; doch regte ſich auch hier die Verehrung für Luther. Zwei pennſylvaniſche Paſtoren wagten ſich aufs ſchriftſtelleriſche Gebiet. Ihre Schriften über Luther und die Reformation[*] fanden Beifall und erweckten andere Kräfte. Die Aufrichtung eines Standbildes des Wormſer Helden in der Bundesſtadt Waſhington wurde ins Auge gefaßt. Der Maler Fr. Wehle zeichnete ein Lutherbild, das um ſeiner Schönheit willen in vielen tauſend Häuſern eine Stätte fand. Die Kirchenblätter redeten lange vor Jahresſchluß von dem Anno 1883 zu feiernden Ereignis. Sobald die arbeitsreiche Faſtenzeit und die Oſterwoche dieſes Jahres vorüber waren, begannen viele Paſtoren die Vorbereitungen auf das Feſt im Spätherbſt durch regelmäßige Predigten und Vorträge über die Reformation und den Reformator. Im Oſten ward denn auch bald die Sonntagsſchule[*] zur Teilnahme angeregt. Die Lieder der großen Zeit wurden fleißig eingeübt und die Thaten Gottes in derſelben beſprochen. Dem Beiſpiele der Miſſourier folgend, faßte die „Mutterſynode“ von Pennſylvanien den Beſchluß, ein neues Seminar zu bauen. Gleichzeitig zeigte auch die ſchwediſche Auguſtanaſynode[**] ihren Gemeinden an, daß ſie eine neue Predigerſchule zu errichten gedenke, die noch in dieſem Jahre aus dem Boden wachſen müſſe. Im Nachſommer, nach der Ernte, die heuer überaus ergiebig war, wurden an geeigneten Plätzen im Freien Volksverſammlungen veranſtaltet, wobei von Luther und der Kirchenerneuerung geredet und Gottes Lob in den Weiſen der Väter geſungen ward. Als der Herbſt herankam, mehrten ſich die Rüſttage. Die Profeſſoren der Seminare verſtanden ſich gerne dazu, auch vor den Bauern aufzutreten und volkstümliche Lutherreden zu halten; die Leute wurden es nicht müde, vom Wittenberger Doktor zu hören.

Am 9. September ward im Beiſein von zehntauſend Lutheranern das theologiſche Seminar in St. Louis feierlich und fröhlich eingeweiht. Das war ein denkwürdiger Tag für den greiſen Führer der Miſſourier, den gelehrten Doktor Walther. Seine erſten Vorleſungen hatte er vor vierzig Jahren in einer Blockhütte gehalten und nun konnte er einen Palaſt betreten, den die Liebe ſeiner geiſtlichen Kinder gebaut.

Die ganze Zeit hindurch ward eifrig auf die Berichte über die deutſchländiſchen Lutherfeſte gelauſcht und die Zeitungen konnten nicht umhin, der Nachfrage Genüge zu leiſten. Das Meiſte und Beſte teilte die chriſtlich und echt deutſch geſinnte Milwaukeer „Germania“ mit; aber auch die engliſchen Blätter brachten ausführliche Berichte. Je näher der Feſttag heranrückte, deſto mehr brachten die Zeitungen, ſo daß auch die Gleichgültigſten ſich um Luther kümmern mußten. Die Hochflut der deutſchländiſchen Lutherlitteratur fand Abfluß übers Meer. Zwar hatte Miſſouri den treuherzigen Matheſius neu und ſchmuck herausgegeben, ja es waren noch andere Lutherbücher einheimiſchen Verlags erſchienen; nichtsdeſtoweniger fanden die vaterländiſchen Lutherſchriften beſſerer Art willige Käufer; gute Bilder wurden raſch abgeſetzt, Münzen zur Schau getragen und Singſtücke gemuſtert und eingeübt. Mancher ſchüttelte wohl den weiſen Kopf und dachte: „Luther und kein Ende;“ aber es half ihm nichts; er konnte nicht gegen den Strom ſchwimmen.

Endlich brach der Tag an. Mancherorts war er abends zuvor feierlich eingeläutet worden. Als Zinkeniſten dienten die Zeitungen, die je nach ihrer politiſchen oder kirchlichen Farbe einen mehr oder minder deutlichen Ton hören ließen. Die lutheriſchen Blätter gaben natürlich Jubelnummern aus, die von Anfang bis zu Ende den Geburtstagsmann vielſeitig ſchilderten. Aber auch Großmachtsblätter erſchienen im Feſtgewand, ſo z. B. die Philadelphia-„Preß,“ die den in Amerika weilenden Lord-Biſchof von Rocheſter, Dr. Thorold, den lutheriſchen Profeſſor Dr. Mann von Philadelphia und den bekannten Monſignore Capel von London eingeladen hatte, Feſtartikel zu ſchreiben. Die evangeliſchen Doktoren thaten es wahr, würdig und ſchön; Monſignore Capel dagegen verglich den Gefeierten mit

---

[*] P. Darmſtätters „Reformationsgeſchichte“ erreichte am 10. November die fünfte ſtarke Auflage; W. W.s „Das Leben Luthers“ das fünfzehnte Tauſend. Das letztere Buch erſchien dann auch in engliſcher Überſetzung und eine norwegiſche Ausgabe iſt unter der Preſſe. (Reading, Pilger-Buchhandlung.)

[*] Die lutheriſche Kirche im Oſten hat das Sonntagsſchulſyſtem eingeführt, während im Weſten und Nordweſten, wenigſtens bei den Miſſouriern, die alte Kinderlehre zu recht beſteht.

[**] Wunderbar rührig iſt die Schwedenſynode. Ihre fünfzigtauſend Glieder ſind nicht reich an irdiſchem Gut und doch haben ſie im Laufe dieſes Jahres 400000 Dollar für kirchliche Zwecke beigeſteuert!

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Arius und anderen Erzketzern und klagte die Reformation als Urſächerin der Revolutionen, des Unglaubens und der Verdummung an. Der Herausgeber des Weltblattes bekämpfte die Läſterung des Römlings gut proteſtantiſch. Auch die Lokalblätter beeiferten ſich, dem großen Deutſchen Ehre zu erweiſen; freilich faßten die römiſchen oder im römiſchen Solde ſtehenden Zeitungen das Ehregeben anders auf als die proteſtantiſchen und auch dieſe feierten mehr den Freiheitsmann als den Glaubensmann.

Unmöglich wäre es, über alle Feſtlichkeiten Bericht zu erſtatten. Von drei Umzügen wird berichtet. Die hundertundachtzig Studenten des deutſch-lutheriſchen Gymnaſiums zu Fort Wayne bildeten mit den Kindern der Gemeindeſchulen der Stadt und des Umkreiſes einen zwei Meilen langen Zug, der ſich mit Bannern und Kränzen geſchmückt hatte und auf dem Feſtplatze vor dem Kollegium von Mädchen in Gretchentracht bewillkommt wurde. Die Landgemeinden bei St. Charles in Miſſouri kamen in mit Grün beſteckten Wagen, dreihundert Reiter voran, zur Kirche gefahren. In Reading, Pa, begaben ſich viertauſend Sonntagsſchüler nach einer Ausſtellungshalle und ſangen die Lutherlieder mit Begleitung mehrerer Muſikkorps.

Wo es thunlich war, wurden die Feſtgottesdienſte nicht auf den Sonntag verſchoben, ſondern ſchon am Samstag, dem eigentlichen Gedenktag, abgehalten. Das Wetter war regneriſch; aber ſeinetwegen blieb niemand zu Hauſe. Es war eine Freude zu ſehen, wie die Landleute die weiten Wege willig wanderten und dann in den mit Kränzen und Kreuzen, Bildern und Sprüchen geſchmückten Kirchen den Predigten lauſchten und „Erhalt uns HErr bei deinem Wort“ und „Eine feſte Burg“ anſtimmten. In vielen Landkirchen begleiteten Trompeten und Poſaunen die Orgel und den Sängerchor. Reichlich floſſen die Gaben für die Anſtalten der Kirche. Die Mühe, die ſich die Paſtoren und Lehrer mit den Sonntagsſchulen gegeben, um ihnen die Reformationsgeſchichte einzuprägen, wurde reich belohnt. Von überall her wird nur eine Stimme über das herrliche Gelingen des Feſtes und die freudige Teilnahme der Alten wie der Jungen vernommen. Einen beſonders glücklichen Luthergeburtstag beging die kleine aber opferwillige St. Petrigemeinde in Allentown, Pa, welche die Ehre hat, das erſte Lutherdenkmal in Amerika errichtet zu haben. Das ſchöne Monument, eine vorzüglich gelungene Lutherbüſte auf ſieben Fuß hohem Zinkſockel, ward unter großem Volkszulauf enthüllt.

Von überwältigend großartiger Wirkung war die Lutherfeier in der Muſikakademie in Philadelphia. Der ungeheure Raum dieſes prachtvollen Theaters war bis auf den letzten Platz beſetzt. Auf der Bühne, in deren Hintergrund ſich das Wormſer Denkmal in mächtigen Umriſſen erhob, befand ſich die aus fünfhundert Stimmen gebildete Sängerſchar der lutheriſchen Kirchenchöre. Im Parkett ſaßen ſechshundert Sonntagsſchüler. Das berühmte Germania-Orcheſter eröffnete die Feier mit Webers Jubelouvertüre, bei deren Schluß die wohl ſechstauſend Perſonen zählende Zuhörerſchaft in die Hymne „Jehovah Thee to praise“ einſtimmte. Der mit einer herrlichen Stimme begabte Pfarrer der älteſten Gemeinde ſang die Antiphone „Aus Zion bricht an der ſchöne Glanz Gottes“ und dann ertönten die Pſalmodie „Gott iſt unſre Zuverſicht und Stärke“ und die Reformationsfeſtlieder. Nach dem Gebet, das ein Nachkomme des Patriarchen Mühlenberg ſprach, ſangen die Sonntagsſchüler das Nicäalied „Holy, holy, holy, Lord God Almighty.“ Einen mächtigen Eindruck brachte das tadellos rein vorgetragene Finale des erſten Teils von Meinardus' Oratorium „Luther in Worms“ hervor. Auf die Schriftverleſung folgte das Lied „Herr Gott dir danket Herz und Mund“ und nun trat der redegewaltige Dr. W. J. Mann auf, der mit flammender Begeiſterung von den Großthaten Gottes durch Sein auserwähltes Rüſtzeug Martin Luther zeugte. Wir müſſen es uns verſagen, Bruchſtücke der Rede mitzuteilen; ſie war aus einem Stück gegoſſen und ſoll keine Verſtümmelung erleiden. Die ganze Verſammlung ſang ſodann „Nun freut euch lieben Chriſten gemein“; das Orcheſter ſpielte einen Marſch aus Mendelsſohns Athalia, die Sonntagsſchüler ſtimmten „The Church's one foundation“ an und ſagten Luthers Erklärung des zweiten Artikels her. Die Feſtgemeinde jubelte „All hail the power of Jesus' name“ und der zweite Redner, Dr. G. F. Krotel, ein anderer Deutſcher, aber auch des Engliſchen Meiſter in Wort und Schrift, verſetzten die Menge in ſolches Entzücken, daß ſie wiederholt in lauten Beifall ausbrach. Kein Wunder, daß darauf hin „Ein feſte Burg“ wie ein Sturmwind durch die Halle brauſte! Der Paſtor der ſchwediſchen Gemeinde ſprach Guſtav Adolfs „Förfäras ej, du lille hop“ und dann trug der Chor Händels Halleluja mit ſolcher Vollendung vor, daß eine Wiederholung erzwungen wurde. Mit bebenden Lippen und thränenden Augen und doch voll ſeliger Freude über das herrlich gelungene Feſt ward „Nun danket alle Gott“ angeſtimmt und nach dem Segen erklang das Amen. Der Dank aber für das Zuſtandekommen der erhebender Feier gebührt einem dritten Deutſchen, dem feinen Kenner der alten Kirchenmuſik und des deutſchen Kirchenliedes, Dr. A. Späth.

Die Nachbarſtadt New York wollte nicht hinter Philadelphia zurückbleiben. Der Lutherverein daſelbſt veranſtaltete in der Steinway Halle eine ſchöne Feier, wobei einer der beſten Kanzelredner unſers Landes, Dr. J. A. Seiß von Philadelphia, eine zweiſtündige, aber niemand ermüdende engliſche Anſprache hielt. In Boſton führte der Händel- und Haydnverein Bachs „Ein' feſte Burg“ auf. Die Profeſſoren und Studenten des berühmten presbyterianiſchen Kollegiums zu Princeton begingen die Feier in würdiger Weiſe. In Rock Island am Miſſiſſippi, wo die Auguſtana Synode ihre Lehranſtalten hat, waren zehntauſend Schweden bei einander und freuten ſich über Luther. In St. Louis, dem „lutheriſchen Mekka“, kamen die zahlreichen Tochtergemeinden in der großen, reichgeſchmückten Mutterkirche zuſammen und lauſchten den zündenden Worten des mit jugendlichem Feuer redenden Dr. Walther. In Chicago ſoll's ebenfalls großartig zugegangen ſein. Wo immer das Lutherfeſt gefeiert ward, ertönte der 46. Pſalm in Luthers Weiſe

In Milwaukee, dem deutſch-amerikaniſchen „Athen“, fanden ſich über zehntauſend Lutheraner und Lutherverehrer zu einem würdigen Feſte in einer Halle ein.

Auch Canada ließ es ſich nicht nehmen, in den Feſtjubel der Staaten“ mit einzuſtimmen. Die proteſtantiſche Bevölkerung der Univerſitätsſtadt Toronto am Ontarioſee vereinigte ſich zu Maſſenverſammlungen, die vom anglikaniſchen Biſchof, von Mitgliedern der Regierung, Profeſſoren der Univerſität und hervorragenden Geiſtlichen angeredet wurden. Die Anſprachen ſtellen ſich als tüchtige Leiſtungen heraus. Mit den Chorälen der Reformationszeit wurde in Toronto auch das Meinardusſche Finale aufgeführt. Noch andere Städte Canadas feierten Luthers Geburtstag, nicht zuletzt die Isländer in Nova Scotia und die Norweger am Roten Fluß im kalten Manitoba.

Der elfte November ward von allen lutheriſchen Gemeinden im ganzen Lande als zweiter hoher Feſttag verlebt. In der Steinway Halle in New York fand wiederum eine große Feier ſtatt, die einer ſchön gedruckten „Gottesdienſtordnung“ folgte und wobei die Choräle der Reformationszeit von Tauſenden geſungen wurden. Der ſtets bereite und beredte Dr. Mann hielt auch hier die Feſtrede, die aber keine Wiederholung der geſtrigen, ſondern ein neues Meiſterwerk voll Feuer und Kraft war und mächtig wirkte. Gebührendermaßen, und doch in weit größerem Umfange und in viel freundlicherer Geſinnung als je geahnt war, behandelten die Predigten in den nichtlutheriſchen Kirchen den einen Gegenſtand. Natürlich kamen auch verkehrte Gedanken und Urteile zutage und „die ſtroherne Epiſtel“ und der „Marburger Eigenſinn“ zum Vorſchein; aber im großen und ganzen gaben ſich die meiſten Redner Mühe, dem Reformator gerecht zu werden und ihm die Dankesſchuld zu bezahlen, zu der die ganze evangeliſche Chriſtenheit verpflichtet iſt. Die köſtliche Lehre von der Rechtfertigung iſt wohl noch niemals ſo einſtimmig verkündet und erhoben worden, wie am 11. November. Von dem Tage an iſt auch vielen Nichtlutheranern und Nichtdeutſchen der Prophet des XVI. Jahrhunderts weit mehr als nur ein Gegenſtand der Verehrung geworden. In noch anderer Hinſicht war dieſe Übereinſtimmung bedeutſam. Das proteſtantiſche Gewiſſen des amerikaniſchen Volkes bedurfte der Aufrüttelung aus dem Schlafe der Sicherheit, dem es ſich allzulange hingegeben. Nicht ohne Grund hatten die römiſchgeſinnten

Blätter ihrem Haſſe gegen Luther Luſt gemacht; ſie fühlten, daß ihnen eine allgemeine Begehung des Geburtstages des Reformators ein mächtiges Halt zurufen werde. Es ſteht zu hoffen, daß ſie's gehört haben; denn es ward vernehmlich ausgeſprochen.

Das Amen der Abendgottesdienſte am Martinstag brachte das Lutherfeſt noch nicht zu Ende. Am 13. November fand die vom amerikaniſchen Zweig der evangeliſchen Allianz veranſtaltete Feier in der Muſikakademie zu New York ſtatt. Tauſende ſtanden dichtgedrängt in der Halle und Hunderte mußten vor den Thüren wieder umkehren. Die angeſehenſten Geiſtlichen und Bürger der „Kaiſerſtadt“ hatten ſich eingefunden und folgten mit ungeteilter Aufmerkſamkeit den glänzenden Reden zu Ehren des deutſchen Volkshelden, des deutſchen Gelehrten, des deutſchen Glaubensmannes. Am Beifallsſturme gemeſſen, war Luther wenigſtens an jenem Tage auch den Amerikanern der größte Mann dieſes Jahrtauſends, ohne den die ſtolze Republik eine „heulende Wildnis“ wäre.

Von allen Seiten laufen Berichte über die ſchönen Feſttage ein und weitere Feſte bis in die Weihnachtszeit hinein ſind angekündigt. Die ſo hoch geflogene Begeiſterung iſt nicht flügellahm geworden. Unmöglich kann der über das ganze weite Land von tauſend fleißigen Händen geſtreute Same nur auf harten Weg, auf den Fels und unter die Dornen gefallen ſein: nein, die kommenden Jahre werden es klar machen, daß die Luthertage für viele Herzen Segenstage geworden, ſo ſie gleich Luther auf das feſte prophetiſche Wort geachtet: „Der Gerechte lebet ſeines Glaubens“.

Ein Gottesdienſt für Vagabunden in Berlin.

Es iſt Sonntag morgen. Berlin erwacht nach und nach. Nur wenig von der Lebhaftigkeit der Wochentage unterſchieden, beginnt ein reges Leben und Treiben auf den Straßen der Weltſtadt. Viele Männer im Arbeitskleide ſuchen auch heute die Werkſtatt auf, um dort bis Mittag, vielleicht auch noch länger zu arbeiten. Andere Paſſanten verraten durch ihren geſchäftigen Schritt, daß für ſie der Sonntag nicht vorhanden oder noch nicht angebrochen ſei.

Langſam ſchlenderte ich durch die Friedrichſtraße und gelangte, an dem Stadtbahnhof vorbei, über die Weidendammer Brücke hinweg, nach der Chauſſeeſtraße, an deren Anfang die berühmte Borſigſche Maſchinenfabrik ſteht. In dieſem nördlichen Stadtteil wohnen vornehmlich Arbeiter und geben den Straßen ihren Charakter. Etwas deprimiert von der Beobachtung, daß ſo viele Menſchen die Wohlthat des Sonntags nicht oder nur unvollkommen genießen, freute ich mich beinahe, endlich in der Ferne einen ſchlecht gekleideten Mann zu erblicken, der es offenbar nicht eilig hatte. Doch ſchon im nächſten Augenblick erkannte ich an ſeinem ſchleppenden Gange, an dem blaubraunen Geſicht, an Schmutz und Lumpen den Vagabunden, den ſeit langer Zeit arbeitsloſen „Arbeiter,“ ein Exemplar der vielbeſprochenen und vielbeſchriebenen Spezies, bei welcher es ſchwer zu unterſcheiden bleibt, ob Arbeitsſcheu oder Arbeitsmangel die Urſache der Verſunkenheit iſt. Der hat allerdings Zeit! Der hat es freilich nicht eilig; aber einen Sonntag, eine Sonntagsfeier hat er trotzdem nicht, ſo wenig, wie einen Arbeitstag.

Wahrſcheinlich denkt der Mann gar nicht daran, daß es Sonntag iſt; mißmutig und träge ſtarrt er mit ausdrucksloſen Augen in die Leere. Ob der Bedauernswerte wohl ſchon weiß, wo, wann und was er frühſtücken wird? Mit Gott, mit ſich, mit der Welt zerfallen, kümmert er ſich nicht um die andern und die andern kümmern ſich nicht um ihn.

Da kommt ein Predigtverteiler die Straße entlang und gibt den Droſchkenkutſchern, den Omnibus- und Pferdebahnbeamten, den Schutz- und Dienſtmännern je eine der allſonntäglich in Berlin zur Verteilung gelangenden zehntauſend Predigten, die im Selbſtverlage des Hofpredigers Stöcker erſcheinen; — aber an dem Vagabunden geht der junge Mann vorüber. Was ſollte ein ſolcher Menſch auch mit einer Predigt, der ganz gewiß keinen Zuſammenhang mehr mit der chriſtlichen Welt, ganz gewiß kein Bedürfnis mehr nach religiöſer Erbauung hat?

Nun nähert ſich ein anderer, anſtändig gekleideter, junger Mann und nimmt, wie mir ſcheinen will, den Bummler ſcharf aufs Korn. Ich traue kaum meinen Augen, aber er geht wirklich auf ihn zu und bietet ihm einen guten Morgen. Von Neugierde getrieben, drücke ich mich unbemerkt dicht an den beiden vorbei — und höre die an den Vagabunden gerichtete Frage: „Wollen Sie nicht heute einmal einem Gottesdienſt beiwohnen?“

Mein Erſtaunen wächſt, und geſpannt beobachte ich aus geringer Entfernung die Wirkung der Frage. Kein ſpöttiſches Lächeln, keine verächtliche Zurückweiſung erfolgt; der Mann macht zuerſt ein ziemlich dummes, ungläubiges Geſicht; dann weiſt er auf ſeinen fragmentariſchen Anzug hin und meint, ſo könne er doch nicht kommen. Der einladende junge Mann ſcheint den Arbeitsloſen nun zu beruhigen und ich ſehe, wie er ihm eine bedruckte, gelbe Karte einhändigt, die der Empfänger eine Weile aufmerkſam betrachtet und unſchlüſſig in der Hand behält, worauf er ſich langſam in der Richtung nach dem Weddingplatz in Bewegung ſetzt.

Mich hatte der Vorgang ſehr intereſſiert, und ich geſellte mich bald dem jungen Manne mit den gelben Karten zu.

„Verzeihen Sie! aber was hatten Sie denn mit dem Menſchen zu thun? Wozu haben Sie ihn eingeladen?“

„Nun, wir veranſtalten jeden Sonntag morgen eine Morgenandacht für ſolche Leute und dazu habe ich den Mann eingeladen.“

„Eine Morgenandacht? für ſolche Pennbrüder? Glauben Sie denn, der Mann wird kommen? Haben Sie denn überhaupt andächtige Zuhörer bei Ihrem eigentümlichen Gottesdienſt?“

„Gewiß! Warum ſollten ſie nicht kommen? Hier, mein Herr! Sehen Sie ſich doch unſere Einladungskarte einmal an! Freilich, wenn wir an dieſe hungrigen Leute bloß mit leeren Worten herantreten wollten, würden wohl nur wenige von ihnen geſammelt werden. Aber bitte! Wollen Sie nicht gefälligſt die Karte leſen?“

Ich las:

> „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid; ich will euch erquicken! Matth. 11, 28. — Einladung zur Morgenandacht und zum Frühſtück am Sonntag, früh um ½9 Uhr in dem Lokale: Chriſtliches Vereinshaus, Müllerſtraße Nr. 6 (Wedding). — Dieſe Karte berechtigt zum Empfang einer Taſſe Kaffee und Weißbrot. Es wird ein anſtändiges und ruhiges Betragen vorausgeſetzt. Gültig am 24. Juni 1883.
> Verein des Dienſtes an Arbeitsloſen zu Berlin.

„So? Das iſt mir vollſtändig neu! Alſo zum Frühſtück laden Sie die Männer ein? Nun ja! Da zweifle ich nicht mehr daran, daß Sie Gäſte haben, aber wahrſcheinlich kommen doch die meiſten nur des Frühſtücks, nicht der Predigt wegen.“

„Vielleicht ſehen Sie ſich die Sache einmal an, mein Herr! um neun Uhr beginnt die Andacht,“ ſagte mein junger Begleiter und wandte ſich alsbald wieder einem Arbeitsloſen zu, um auch ihn einzuladen.

Ich ging; ich kam; ich ſah und — meine Zweifel wurden beſiegt.

Das chriſtliche Vereinshaus, in deſſen unteren Saal ich fünf Minuten ſpäter trat, hat eine merkwürdige Vergangenheit. Vor wenig mehr als einem halben Jahre war es noch das verrufenſte Tanzlokal Berlins. Jetzt iſt es, dank der Thätigkeit Schlümbachs, der Grafen Bernſtorff und Pückler, wie des Paſtor Dieſtelkamp und einiger anderen, zu einem gottesdienſtlichen Zwecken gewidmeten, chriſtlichen Vereinshauſe umgewandelt.

Der untere Saal iſt mit Bibelſprüchen geziert. Ich begab mich auf die über den niedrigen Emporen an den Wänden umlaufende, ſchmale Galerie, um von hier den Saal beſſer überſehen zu können. Drei lange ungedeckte Tafeln waren aufgeſtellt, und die einfachen Holzbänke ohne Lehne waren ſchon größtenteils beſetzt. Vor jedem Gaſte ſtand eine Kaffeetaſſe. An dem Inſtrument auf dem Podium hatte ſich bereits ein Harmoniumſpieler niedergelaſſen. An den Seiten ſaßen auf Stühlen einige Damen und Herren, ſowie auch Arbeiter im Arbeitsanzuge, die wohl an der Andacht, nicht aber am Frühſtück teilnehmen wollten.

Inzwiſchen ſtrömen immer neue Gäſte von ſehr unzweifelhaftem Äußern herein. Mehrere junge Männer ſind beſchäftigt, ihnen die Einladungskarten abzunehmen und ihnen Plätze anzuweiſen. Andere Helfer verteilen gedruckte Predigten an den Tiſchen; noch andere legen auf jeden Platz zwei Weißbrötchen. Ich zählte die Gäſte und fand deren fünfundneunzig, während etwa noch fünfzig andere Zuhörer zugegen waren. Nicht alle, die an den Tiſchen ſaßen, machten durchaus den Eindruck der Erbärmlichkeit; es war auch mancher darunter, der ſo ausſah, als ob er in Arbeit ſtände oder als ob er noch nicht lange ohne Arbeit ſei. Neben dem gedunſenen Schnapsgeſicht war das hohläugige Antlitz des Hungernden ſichtbar; neben dem eisgrauen, zitternden alten Manne ſaß der jugendliche Leichtſinn.

Gegen neun Uhr wurden eine Anzahl mächtiger Kaffeekannen gebracht, und gleich darauf entſtand eine lautloſe Stille, die von einigen kurzen, einfachen Worten der Begrüßung, die der Vorſitzende an die Erſchienenen richtete, unterbrochen wurde. Dann erklang von den Lippen der Zerlumpten das Lied: „Harre meine Seele 2c.“ — Während des Singens goſſen die Mitglieder des Vereins den Kaffee ein; dann erhoben ſich alle Anweſenden zum Tiſchgebet und nun folgte eine Pauſe, in welcher man die gereichten Gaben mit unglaublicher Schnelligkeit verſchwinden ſah. Die Haltung der Gäſte war eine abſolut ruhige und relativ anſtändige. Einige davon hatten den Saal mit den üblichen äußeren Zeichen der Andacht betreten.

Jetzt ſchritt der Prediger durch den Saal und wurde von vielen Gäſten durch Erheben von den Sitzen begrüßt. Nachdem letztere ihren Hunger geſtillt hatten, leitete ein Choralgeſang die weitere Andacht ein, die ſich mit Gebet und Bibelverleſung fortſetzte und in ihrer Hauptſache in einer kurzen Anſprache beſtand. Es war überaus rührend, die aufmerkſamen Mienen der teils ſonnverbrannten, teils recht bleichen Männer zu beobachten. Gar manchem von ihnen liefen die Thränen über die Backen, als ſie der Geiſtliche in herzbewegenden Worten an ihre Kindheit und Jugend, an ihre Mutter, an das erſte Gebet, an die guten Vorſätze erinnerte, die gewiß jeder Einzelne von ihnen ſchon manchmal gefaßt habe; als er, an die vierte und fünfte Bitte im Vaterunſer anknüpfend, der Sorge um das tägliche Brot gedachte, um welches man den lieben Gott demütig unter dem ſteten Bewußtſein und Bekenntnis der eignen Schuld bitten müſſe. Ein weiterer Choralvers, das gemeinſam geſprochene Vaterunſer, ſowie der vom Geiſtlichen erbetene Segen bildeten den Schluß der Andacht, welche alles in allem nur dreiviertel Stunden in Anſpruch genommen hatte.

Der Vorſitzende engagierte nun aus den Reihen der Gäſte noch einige Arbeiter für die erſt kürzlich ins Leben gerufene kleine „Arbeitskolonie“ des Vereins, wo einſtweilen eine Seidenraupenzucht betrieben wird, zu deren Unterhaltung die Arbeiter bei menſchenfreundlichen Beſitzern das Maulbeerbaumlaub pflücken. Obwohl nur acht Arbeiter verlangt worden waren, meldeten ſich doch ihrer ſechzig für einen ſehr niedrigen Tagelohn; ein Beweis von der Größe der herrſchenden Not.

Ich war von dem Geſehenen und Gehörten tief ergriffen und ließ mir Näheres über dieſe eigentümliche Miſſion erzählen. Die Thätigkeit wird unter dem Namen „Dienſt an Arbeitsloſen“ ſeit etwa dreiviertel Jahren allſonntäglich in Berlin geübt und es haben den Andachten bis jetzt im ganzen achtzehnhundert Frühſtücksgäſte beigewohnt. Die einladenden und bedienenden jungen Männer ſind faſt durchweg Handwerksgeſellen und alle ſind Mitglieder der verſchiedenen Berliner Jünglingsvereine. Von den Geiſtlichen ſtehen viele der Sache recht ſympathiſch gegenüber; andere mögen ſie noch gar nicht kennen; aber nur ſelten thut der Verein eine Fehlbitte, wenn er einen der Herren Paſtoren erſucht, am Sonntag die Anſprache zu halten.

Ich erkundigte mich beim Vorſitzenden nach dem Erfolge, nach dem etwa ſichtbar gewordenen Segen der Andachten.

„Mit Zahlen,“ lautete die beſtimmte Antwort, „läßt ſich ein ſolcher allerdings nicht nachweiſen; doch wäre es entſchieden ungerecht, dieſen armen Leuten alle Empfänglichkeit für ſittlich-religiöſe Einwirkung abzuſprechen. Mancher von ihnen mag ja ſchon ſeit Jahren, vielleicht ſeit Jahrzehnten nicht in die Kirche gekommen ſein. Viele mögen wirklich weiter nichts mitnehmen von hier, als was ſie gegeſſen haben; aber einige dürften doch immer unter ihnen gefunden werden, denen das gehörte Wort, denen das geſungene Lied zu Herzen geht. Auch iſt uns ſchon von manchem Gaſt ein warmes Wort des Dankes und der Rührung geſagt worden, und wenn man auch auf ſolche augenblickliche Gefühlsergüſſe nicht allzuviel geben darf; wenn auch die religiöſe Erregung bei manchem nur vorübergehend ſein mag, ſo iſt einerſeits auch das nicht ganz zu verachten und anderſeits wirkt in ſolchen Fällen das Gehörte manchmal noch nach Jahren fort.

„Um Ihnen ein Beiſpiel zu erzählen, ſo arbeitet jetzt einer unſerer früheren Gäſte mit einem Mitgliede unſers Vereins in einer Werkſtatt zuſammen und händigt letzterem allwöchentlich einen für ſeine Verhältniſſe hohen Beitrag für das Sonntagsfrühſtück ein, bei welchem er verſichert, reiche und wohlthätige Anregungen empfangen zu haben.

„Übrigens,“ fuhr der Eifrige fort, „wer führt denn Buch über die Wirkung der ſonntäglichen Predigt in der geordneten Gemeinde? Wer kontrolliert denn den Segen des Wortes Gottes an den Reichen und Satten, an den anſtändig Gekleideten?“

„Ja,“ warf ich ein, „die werden doch auch nicht mit einem Frühſtück in die Kirche gelockt!“

„Das iſt richtig. Dennoch ſind auch die Motive des Kirchganges des Wohlhabenderen nicht immer nur lauterer und rein religiöſer Natur. Was thut da nicht die Gewohnheit, die althergebrachte Sitte, die Eitelkeit und dergleichen? und doch zweifelt man nicht an der Wirkſamkeit der Predigt! Was aber das Frühſtück betrifft: hat nicht der Heiland auch ſein Wort mit materiellen Wohlthaten bekräftigt? Hat er nicht auch manchmal mit der Predigt eine leibliche Speiſung verbunden? Ich will natürlich nicht leugnen, daß eine gewiſſe Gefahr in der unerbetenen, angebotenen Darreichung einer Erquickung liegen kann; aber bei der Seltenheit des Frühſtücks, das doch nur jeden Sonntag gereicht wird, und bei der Geringfügigkeit desſelben iſt dieſe Gefahr nur unbedeutend. Weitere Unterſtützungen aber geben wir grundſätzlich nicht.“

Ich drückte dem Manne herzlich die Hand und machte weiter keine Einwendungen.

Auf dem Heimwege knüpfte ich an meine Morgenbetrachtungen wieder an. Es gibt alſo doch noch eine Verbindung für dieſe losgelöſten Atome der Menſchheit auch in Berlin. Bei dieſen Sonntagsfrühſtücks- und Andachtsverſammlungen wird mit beſcheidenen Mitteln den moraliſch und materiell ſo tief Geſunkenen erneute Anregung zur Bethätigung ihrer ſittlichen Willenskraft gegeben. Dort wird ihnen ein Waffenſtillſtand, dort werden ihnen Friedensverhandlungen mit der Geſellſchaft angeboten, mit der ſie ſich, bewußt oder unbewußt, im Kriegszuſtande befinden. Jedenfalls iſt das ſich im ſtillen entwickelnde Werk eine der intereſſanteſten Erſcheinungen der jungen Weltſtadt.

Konſtantin Liebich.

Er lebt!

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Eine Erzählung von **E. Oswald.** (Bernhardine Schulze-Smidt.)

(Schluß.)

XVIII.

„Solch einen Sonntag lob' ich mir vor allen anderen!“ ſagte der Doktor, als er ſich zu früher Stunde mit Manfred auf den Weg zum Bahnhof machte. Es war auch prächtig draußen. Der Himmel von ſattem Blau, die letzten Blumen des Gartens vom Regen betaut und erfriſcht, die Rieſenbäume mit ihren epheuumſchlungenen Stämmen und dem bunten Laube, dem Auge ſchon ungewohnte Lücken gewährend, durch die das hübſche, altmodiſche Herrenhaus von weither ſichtbar wurde. Der große, ſanft abfallende Raſenplatz vor der Fronte war geſtern erſt knapp geſchnitten worden, zur Freude des Federviehes, das ſich zwanglos darauf erging, bis Ludolf, der die Wege zu harken kam, es von dannen jagte. Jetzt zog er ſogar die Flagge auf und das löwengetragene Wappen des rotweißen Tuches glänzte in der Sonne um die Wette mit den Vogelbeeren, die als vielhundert brennend gefärbte Boukettchen, von ihren ſchlanken Bäumen getragen, den Neuenweg ſchmückten und begrenzten. Die Elſumer Glocke verkündete ſchon das Ende der Sechsuhrkirche, und die kleine Schar der Eichweider Dienſten- und Taglöhner, an denen heute „die Reihe geweſen war,“ wanderte mit andächtigen Mienen heimwärts.

Mamſell Jette und Matty ſaßen in der Halle allein beim Frühſtück, das heißt, Jette ſpitzte zur Feier des Sonntags noch geſchwind einen Strumpf zu, ehe ſie ſich ans Wirtſchaften begab, und leiſtete Matty bei ihrem Thee Geſellſchaft. Karl putzte in der Halle die Thürſchlöſſer, ging mit ſeinem pfiffigſten Lächeln und krebsroten Ohren umher und ſchaute das „kleine, gnädige Fräulein“ immer von der Seite an. „Was hat ſie ſo blaß und wehleidig auszuſehen?“ dachte er, „ich hab' es doch ſelber gehört, wie mein Leutnant den Herrn Doktor: „lieber Vater“ anſprechen wird, als er ihm den Mantel umgibt!“

Freilich — für ſeine dummen Ohren war das Geheimnis ſchwerlich ſchon berechnet geweſen, aber: „das Hören kann kein Menſch dem anderen verbieten, und ich thu' es Ihnen auf meine Seligkeit zuſchwören, Jettchen!“ Mit dieſen Worten hatte Karl eben vor Mattys Eintritt die hochintereſſante Neuigkeit der Freundin erzählt. — Das Verhältnis zwiſchen ihm und ihr war nach reiflicher Erwägung und einigen Plänkeleien ein äußerſt ſolides geworden und verſprach Dauerhaftigkeit.

„Fräulein weiß noch keine blaſſe Silbe davon, Karl, und Ihm rat' ich, daß Er ſich dumm ſtellt,“ hatte Mamſell Jette ermahnt. „Wenn Er den Wagen, mit Fürwitz und dem loſen Maule vorneweg, in den Dreck kutſchiert, ſo helf' ich 'n Ihm nicht wieder 'rausholen. Liebesgeſchichten wollen ſubtil angegriffen ſein, und unſer Fräulein iſt die purſte Unſchuld vor Gott! Eh' ſeine Gnädige nicht zum Segenſprechen da in unſrer beſten Stube ſteht, kommt es uns nicht zu 'n Geträtſche zu machen. Putz' Er geruhig ſeine Schlöſſer und trampf' Er mir nicht den Sand von der Diele in meiner rendlichen Halle herum!“

Karl hatte den weiſen Rat befolgt, aber er widmete ſeiner Arbeit nicht die gewohnte Aufmerkſamkeit, und bedauerte ſehr, daß nur zehn und nicht zwanzig Thürgriffe in der Halle blank zu machen waren.

„Fräulein,“ ſagte Jette, ſobald der Burſche ſich entfernt hatte, zu Matty, und ſtellte ihr die zweite Taſſe Thee hin, „Sie ſehen mir doch um die Augen ſo dumm aus: Sie haben wohl ſchlecht geſchlafen?“

„Im Gegenteil, zu gut,“ erwiderte Matty und zog den Brotkorb zu ſich herüber, „und Mine hat vergeſſen, mich zu wecken. Es iſt mir recht ärgerlich; was wird Vater denken, daß ich ihm nicht Adieu geſagt habe? Du biſt eine liebe, alte Seele, Jettchen, aber du mußt mich wirklich nicht immerfort bemuttern und dich um mich abſorgen!“

„Kind! wie lange werd' ich das überhaupt noch thun dürfen?“ warf Mamſell Jette ein, und plötzlich rollten zwei große Thränen über ihre welken Backen auf das ſaubere Kragentuch mit den geknoteten Zipfeln. Aber ſie „begriff“ ſich raſch, als ſie ihres Fräuleins verwunderten Blick ſah: das Kind war doch von einer rührenden Ahnungsloſigkeit! „Wer kann das wiſſen? Sie kommen nun mächtig in die Heiratsjahre, Fräulein,“ fuhr ſie fort, ging mit ihrem Strickbeutel um den Tiſch herum, ſetzte ſich vertraulich neben ihre junge Herrin und ſtreichelte ihr das Geſicht. „Na, die Freude werd' ich doch noch erleben und Ihnen das Brautkleid zuhaken dürfen und den Kranz feſtſtecken? Umſonſt hab' ich doch letzte Nacht nicht von lauter Myrten und Roſen und gemuſtertem Schleiertüll geträumt?" („Gott verzeih' mir die Sünde!" dachte die Gute, die zu ihrem Ärger grade während dieſer kritiſchen Nacht ganz traumlos geſchlafen hatte!) „Na, und in der Karte kam Herz-Aß immer neben Ruten-Buben zu liegen, mit der Herz-Dame drüber, und Ruten-Bube bedeutet zweierlei Tuch, ſo lange die Welt ſteht. — — Machen Sie mir nichts vor, Fräulein," fügte ſie nach einer Pauſe hinzu, „Sie wiſſen ganz genau, was ich meine, und ich wünſche, daß es Ihnen glücklicher ausgeht, wie mir mit meinem lieben Seligen!"

„Träume ſind Schäume, Jettchen, und vom Kartenſchlagen hab' ich niemals viel wiſſen mögen," entgegnete Matty ernſt. „Sei mir deshalb nicht böſe, und laß mich in Frieden meine Arbeit thun, dann iſt in ein paar Tagen alles wieder wie früher. Komm, räume zuſammen, wir müſſen uns tüchtig tummeln: um halb zwölf ſind ſie hier."

„Na, die Hoffnung kann einem niemand verwehren, wenn Sie denn partu nicht glauben wollen!" brummte Jette gereizt, und ſelbſt Mattys halblaut geſprochenes: „Ach ja! wenn man nicht hoffen dürfte, wie wäre dann wohl alles zu ertragen?" vermochte nicht, ſie in die ſchöne, gefühlvolle Stimmung von vorhin zurück zu verſetzen.

Sie deckte ab, wuſch auf und verzog ſich in die Speiſekammer, und bald darauf konnte man's hören, wie ſie beim Ausrollen des Apfelkuchenteiges mit ſcharfer Stimme die Küchenmagd kommandierte.

Matty ging durch die Diele in den Garten, um Blumenſträuße für die Ahnenſtube und das Zimmer der Gräfin zu ſchneiden. Sie ſah in ihrem knappen, braunen Plüſchjäckchen, mit dem blaßblauen Tuche um ihre Locken geſchlungen, ſo reizend aus, daß es Karl, der, wie meiſtens um dieſe Zeit, auf der Diele ſeine Stiefeln wichſte, förmlich die Worte aus dem Herzen und über die Zunge zog.

„Ich meine immer, daß ich Ihnen heute zu 'was gratulieren ſollte, gnädiges Fräulein; grade denk' ich ſo; es wird ſchon unſerm gnädigen Fräulein ihr Geburtstag ſein!" ſagte er, mit dem Arme bis zum Ellbogen in Manfreds Reitſtiefel. „Stimmen thut das wohl nicht zufällig?" fügte er bei, mit dem Bewußtſein, eine außerordentlich ſchlaue Anſpielung gemacht zu haben, und mit Befriedigung bemerkte er das heftige Erröten des Mädchens.

„Nein, mein Geburtstag fällt in den Winter, Karl," entgegnete ſie, „und dazu, daß unſer Haus morgen wieder leer wird und daß Sie mir meine Beß mit fortnehmen, können Sie mir doch unmöglich gratulieren? Aber einen guten Wunſch kann der Menſch ja alle Tage gebrauchen!"

Damit ging ſie geſenkten Hauptes zur Gartenpforte, und als ſie eine halbe Stunde ſpäter mit einem ganzen Armvoll Schilf und rotblätterigen Weinranken, Aſtern und Roſen und duftender Reſeda abermals durch die Diele kam, war Karl nicht mehr da, ſondern deckte in feinſter Livree mit Kniehoſen und weißer Kravatte den Mittagstiſch in der Halle, und daneben in der geöffneten Sommerſtube belegte Mamſell Jette den Kuchenteig mit Zitronat und verzuckerten Apfelſcheiben. Die beiden brachen, als Matty unvermutet zu ihnen eintrat, ein lebhaftes Geſpräch mitten im Satze ab und Karl ließ vor Schrecken ein Dutzend Löffel fallen.

Matty achtete gar nicht darauf. Sie holte ſich Glasſchalen und die blauen Delftvaſen aus der Ahnenſtube, füllte ſie mit den letzten Kindern des Gartens und verteilte den ſchönen Schmuck in den Wohnräumen und auf dem Mittagstiſche.

Ein paar Roſenknoſpen und feine Gräſer behielt ſie zurück. Leiſe öffnete ſie die Tapetenthür zu Manfreds Zimmer; es trug ein beängſtigend ödes, ungewöhnliches Gepräge: ein beſcheidenes Blumenſträußchen würde ihm gewiß ein freundlicheres Ausſehen geben. Sie ſtand zögernd auf der Schwelle mit klopfendem Herzen, als müſſe ſie ſich gegen eine große Sünde wappnen. Dann füllte ſie ein zierliches Glas mit Waſſer, teilte ihre Blumen in zwei Hälften und ordnete die eine ſo zierlich wie möglich. Da ſtand nun der duftende Gruß auf Manfreds Tiſche und Mattys Hand glitt liebkoſend über die Knoſpen und Gräſer.

„Für alle ſollte ich ſorgen, nur für dich nicht, du Liebſter?" flüſterte ſie — „es iſt ja das letzte- — das einzigemal — du wirſt es mir nicht falſch auslegen!" Und damit beugte ſie ſich nieder, küßte den Strauß und ihre warmen Thränen fielen darauf. —

Die andere Hälfte der Blumen ſetzte ſie auf des Vaters Schreibpult, damit war das liebende und töchterliche Gewiſſen beruhigt; der Gräfin Toilettentiſch zierte ein mächtiges Boukett von purpurnem wilden Wein mit Schneebeerenzweigen vermiſcht, zwiſchen denen vielfarbige Aſtern ſchimmerten. Matty ſchritt ein paarmal in dem langen Zimmer mit ſeinem breiten Bette und den hochlehnigen, rotgepolſterten Stühlen auf und ab und verſuchte umſonſt, ſich in die Gefühle der Gräfin hinein zu verſetzen, wenn ſie die Jugendheimat wieder ſah und ſich des verjährten Unrechts erinnerte. Ein ſchmerzliches Mitleid für ſie milderte des Mädchens jungfräulich-ſtrenges Urteil. War dieſe Frau nicht die Mutter des Geliebteſten, die verſprochen hatte, auch ihr eine Mutter zu ſein, wenn ſie ihrer bedürfe? „Ja, ich fühle, daß ich ſie lieben muß, weil ich ihn liebe? Gott iſt gut und vergibt allen, die ihn bitten!" dachte ſie und ſchaute trotz dieſer ernſten Gedanken aufmerkſam umher, ob auch noch irgend etwas fehle.

Da bemerkte ſie in einer Ecke des Vaters verblaßtes Bild aus der Studentenzeit an der Wand hängend. Sie trug es raſch in ſeine Arbeitsſtube hinüber, nahm dort vom Schreibpulte die neue Photographie des alten Grafen und ſtellte ſie auf das Nachttiſchchen ſeiner Gemahlin im Fremdenzimmer. Den kahlen Platz an der Wand verdeckte ſie mit dem gemalten Konfirmationsſpruche aus ihrem eigenen Stübchen:

„Fürchte dich nicht — glaube nur!"

Und nun hörte ſie durch das offene Fenſter von fernher den Elſumer Zug pfeifen. Noch eine halbe Stunde, und die Gräfin, die ſie ſich ſo hoch und ſtolz und unnahbar wie eine Königin vorſtellte, betrat Eichweide.

Sie eilte hinunter. Zu ordnen fand ſie nichts mehr, das ganze Haus prangte in feſtlichem Schmucke, ſo wie Mamſell Jette es dem hohen Range des Beſuches für angemeſſen hielt. Und Mamſell Jette ſelbſt im allerbeſten Changeantkleide mit roſenfarbner Buſenſchleife und ambraduftendem Taſchentuche in der geſtickten Latzſchürze! Zu jeder anderen Zeit wäre Matty von all der Pracht geblendet worden — heute hatte ſie kein Auge dafür. Unruhig und fröſtelnd ging ſie von einem Raume in den andern: verſuchte zu nähen, aber die Stiche wurden ungleich, verſuchte an ihrer Chronik weiter zu ſchreiben, aber ſie ſah nichts als die Randgloſſen in Manfreds großer Handſchrift und die Fragezeichen, die er hinter dieſen und jenen ihrer eigenen Sätze geſtellt hatte. Immer er und nur er! Das Gefühl: was ſoll ich beginnen ohne ihn? drohte ſie zu übermannen, und im ſtürmiſchen Kampfe dagegen empfand ſie faſt körperlichen Schmerz.

So ſaß ſie, die eingetunkte Feder in Händen, und wandte Blatt um Blatt, bis plötzlich Räderrollen und Peitſchenknallen ſie auffahren ließen und Jette den Kopf in die Thüre ſteckte:

„Sie ſind ſchon vor dem Garten, Fräulein!"

Mit zitternden Fingern glättete ſie ihre Locken und hatte keine Zeit mehr, ſich über ihr ſchneebleiches Geſicht im Spiegel zu wundern, ſie trat ins Dielenthor und ſah den Kommenden entgegen, ein lieblich-wehmütiges Empfangsbild. Da bog der Wagen in den Hof ein; Karl öffnete den Schlag und Manfred ſprang leichtfüßig, ſtrahlenden Antlitzes zur Erde. Dann hob der Doktor die Gräfin aus dem Wagen. — Matty bebte zuſammen — hatte die Fremde ihres Vaters Hand küſſen wollen? — Sie ſtand und ſchaute um ſich mit großen, braunen Augen in dem ſchmalen, edel geſchnittenen Geſichte, von ergrauenden Scheiteln eingerahmt, die Hände faltete ſie eng zuſammen und preßte ſie gegen ihr Herz. Wie geiſtesabweſend nahm ſie Karls Begrüßung und Mamſells devoten Knix entgegen, und ebenſo legte ſie ihren Arm um Matty, deren Stirn mit eiſigen Lippen berührend. Sie hatte nur Augen für den Doktor und für Eichweide, die liebe, ſchöne Heimat ihres Jugendglückes, die

Heimat, die ihre Hoffnung erfüllt, ihre Verzweiflung in Frieden verkehrt hatte.

„Alles — alles noch wie damals! Es iſt zu viel Freude — ich vermag es nicht zu faſſen — nicht zu danken!“ flüſterte ſie mit gebrochener Stimme, und ſtreckte eine Hand nach ihrem Sohne aus, die andere nach dem Doktor. Der legte ihren Arm in den ſeinigen und ſagte:

„Wir wollen nun ins Haus gehen.“ Sie folgte ſeinem Wunſche, aber des Sohnes Hand ließ ſie nicht los; er mußte ſie in ihr Zimmer hinauf geleiten, wo er mit Rührung Mattys zartſorgenden Sinn erkannte.

„Laß mich einen Augenblick allein,“ bat die Gräfin, und als er gegangen war, kniete ſie im dunkelſten Winkel des Zimmers nieder, da, wo Mattys Konfirmationsſpruch an der Wand hing, flehte zu Gott um allen Segen und alles Glück für dieſes Haus und ſeinen Herrn, und dankte Gott, daß der gefürchtete alte Mann auf der Zollbrücke ſie anſcheinend nicht mehr gekannt und freundlich gegrüßt hatte.

— — — — — — — — — — — —

Manfred ſtand unten in ſeinem Stübchen vor den Blumen und eine nie geahnte Seligkeit erfüllte ſein Herz. Nun endlich, endlich kam ſeine Stunde! Er wußte, wo er Matty finden würde; vor wenig Minuten erſt hatte er ſie von ſeiner Mutter Fenſter aus hinten am Blumendeiche geſehen, allein, von allen vergeſſen. Er ſprang durch das Fenſter der Ahnenſtube und eilte ihr nach, an den jungen Tannen hin, am Wiedbuſch vorbei, der Fohlenkoppel zu, auf der Beſſie heute zum letztenmale goldne Freiheit genießen durfte. Ja, da ſtand Matty hart an der Umzäunung, beide Arme um den Hals der Stute geſchlungen, die den feinen Kopf an der Schulter ihrer einſtigen Reiterin rieb.

Sie hatte Manfreds Kommen nicht gehört. Erſt als die Stute leiſe ſchnaubend den Kopf empor richtete, wendete ſie ihm ihr Geſicht zu: kein bleiches, thränennaſſes, nein, die Roſen überblühten es wieder! Der heilige Inſtinkt der Liebe ſagte ihr, weshalb der Geliebte kam, noch ehe er ein Wort geſprochen hatte.

Und er hielt ihr auch keine lange Rede; er nahm ſie einfach in ſeine Arme und an ſein Herz.

„Mein Glück! mein Leben!“ das ſagte er wieder und wieder, und küßte ihren warmen Mund und ihre Augen, deren unſchuldiger Blick nur erſt von einem großen Leide zu reden gewußt, das dieſer Tag in lauter Wonne verwandelte.

„Vertrauſt du mir? gehſt du gern mit mir aus deiner Heimat in die meine?“ fragte er, und da ſtürzten ihr doch die Thränen aus den Augen.

„O, vergib, daß ich weine!“ bat ſie und ſchaute, an ſeine Bruſt geſchmiegt, über die waſſerſchimmernden Wieſen und die prächtigen Bäume, nach den Hügeln im Weſten und der mutterloſen Kirche auf dem fernen Deiche. „Vergib! es ſind thörichte Thränen! Was iſt mir meine Heimat ohne dich? und ſie bleibt uns ja für alle Zukunft. Sieh, es war mir nur um Vater, aber ich glaube, er wird auch ohne mich glücklich ſein, weil er weiß, daß hier ſo viele ſeiner Hilfe bedürfen, und weil — —“ Sie ſtockte plötzlich, und ſah ihrem Verlobten ängſtlich in die Augen.

„Nun? und weil? —“ fragte er. „Sprich es aus, Kind, zwiſchen dir und mir darf es kein Geheimnis mehr geben.“

Sie legte ſeine Hand gegen ihre Wange und blickte ihn zärtlich an: — „weil Vater weiß, wie ich freudig alles dazu thun werde, daß nie, nie wieder der düſtere Schatten in dein geliebtes Leben — unſer Leben fällt.“

Er ließ ſchweigend ſeinen dunklen Kopf auf ihren blonden Scheitel ſinken und zog die liebe, leichte Geſtalt feſt und feſter an ſich. Dieſer Moment, der ihm die traurige Vergangenheit zurückbrachte, war ihm unſäglich bitter; aber er barg einen ſtillen Segen in ſich: er zeitigte die ſüße Frucht vollſten Verſtehens vom Herzen zum Herzen. Mitten in den tiefen Ernſt dieſer Stunde hinein tönte die Eſſensglocke vom Hofe.

„Lebewohl, Beſſie! auf Wiederſehen!“ rief Matty, und warf dem ſchönen Tiere, das ihr den Kopf über die Einfriedigung nachſtreckte, eine Kußhand zu.

„Beß iſt mein erſtes Geſchenk für dich,“ ſagte Manfred, und nahm ſein holdes Eigentum noch einmal in den Gewahrſam ſeines ſtarken Armes. „Vor der Hand will ich ihr Raiſon beibringen, und wenn du erſt meine Frau biſt, wirſt du ſie jeden Nachmittag unter meiner oder Freund Quitzows geſtrenger Aufſicht reiten, nachdem du vorher zum Wohle der Familienchroniken deine Geſchichtsſtunde bei mir abſolviert haſt. Denn in dem Kapitel, Kleine, ſind wir noch ein höchſt unlogiſches Perſönchen!“ Sie lachte hell und fröhlich auf und ſagte in dem ſchelmiſchen Tone, den er ſo ſehr an ihr lieben gelernt hatte: „Onkel Fred!“

„Necke du nur!“ entgegnete er gleichfalls lachend, „Onkel Fred“ fühlt ſich ſehr groß und würdig im Beſitze ſeines Schatzes und wird ihn gut zu hüten und zu pflegen wiſſen!“ — Und ſo wandelten ſie durch den herbſtlichen Sonnenſchein über das bunte, rauſchende Laub, eng umfaßt, dem Hauſe zu.

„Matty — verſprich mir eins: habe meine Mutter lieb!“ ſagte da Manfred plötzlich, das koſende Zwiegeſpräch abbrechend, und an der weißen Brücke des Wiedbuſches blieb ſie ſtehen, hob ſich auf die Fußſpitzen und küßte ihn innig, zum Zeichen der bedingungsloſen Gewährung ſeiner erſten Bitte.

— — — — — — — — — — — —

Die beiden Alten, die vom grün umſponnenen Mittelfenſter der Ahnenſtube aus ihren Kindern entgegen ſchauten, ſahen ſie im goldnen Glanz des Weges daher kommen und ſahen den langen Kuß, den ſie tauſchten. — Da fand die Mutter den rechten Weg zum Herzen des Jugendgeliebten zurück, und das erlöſende Wort, um das ſie Gott unabläſſig gebeten hatte, ſeit jener Minute, in der ſie die Stätte ihres reinſten Glückes und ihrer größten Schuld nach langen Jahren wieder betrat.

Demütig drückte ſie ihre Lippen auf die treue Freundeshand, die ihre Hand hielt; ein Strahl der einſtigen Mädchenſchönheit verjüngte ihr Antlitz, und ſie ſagte tief bewegt:

„Ich habe ſchwer an dir geſündigt, Fritz — an deinem Kinde will ich dir alles wieder gut machen!“

Ein gutes Volksbuch.

Hans Hillna, Wally oder weiches Herz, reiches Herz. Ländliche Geſchichte aus Thüringen. Leipzig, Verlag von Georg Böhme. 1884.

Die Dedikation läßt erkennen, wes Geiſteskind das Buch iſt; es iſt dem Vorſitzenden des Provinzial-Ausſchuſſes für innere Miſſion in der Provinz Sachſen, P. Heſekiel, gewidmet. Der genannte Ausſchuß hat in Verein mit den Synodalvertretern der genannten Provinz ſeine Aufmerkſamkeit neben den übrigen Zweigen der inneren Miſſion auch den Volksbibliotheken gewidmet. Es kam ihm darauf an, das vorhandene Material zu prüfen und zu ſichten, und wirkliche gute, das heißt volkstümliche, in gutem Sinne geſchriebene Werke zu empfehlen. Jeder, der dieſe Bibliotheksfrage kennt, weiß, daß dies keine leichte Arbeit iſt. Es gibt viele Schriften, die zweifellos ſchlecht ſind trotz allen guten Willens, die die Verfaſſer gehabt haben; auf die herkömmlichen Empfehlungen darf man ſich nicht verlaſſen: nicht alles, was dem Herrn Paſtor gefällt, gefällt auch dem leſenden Publikum. Die Zahl derer, welche für das Volk zu ſchreiben rerſtehen, iſt überraſchend klein.

Der Verfaſſer der Wally, welcher dieſen Arbeiten nahe ſtand, hat nicht blos kritiſieren wollen, ſondern hat verſucht, es beſſer zu machen. Ich muß geſtehen, daß ihm dieſer Verſuch gelungen iſt. Bei dieſem Urteil verlaſſe ich mich nicht bloß auf mein eigenes Urteil, ich habe das Buch in die Hände ſolcher Leute gegeben, für die es beſtimmt war und gefunden, daß es großen Eindruck machte und gern geleſen wurde. Auch der Titel: Weiches Herz, reiches Herz, der meinem Geſchmacke nach etwas zu weich iſt, übt eine große Anziehungskraft aus. Der Verfaſſer kennt das thüringer Volk und ſchildert es treu, ohne jedoch in Naturalismus und Poeſieloſigkeit zu verfallen. Die Geſchichte iſt einfach und in ſchnellem Fortſchritte der Thatſachen erzählt. Ganz beſonders dürfte ſich das Buch als Lektüre für ländliche Kreiſe empfehlen, da es auf einen ſolchen Schauplatz (der hernach mit der großen Stadt vertauſcht wird) führt und ein Kapitel der chriſtlichen Nächſtenliebe behandelt, das gerade auf dem Lande zu den brennenden Fragen gehört, die Pflege der Siechen und Alten. Wir wünſchen der „Wally“ eine weite Verbreitung und empfehlen ſie beſonders zur Anſchaffung in Volksbibliotheken.

F. A.

Die Stadt der großen Moſchee.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Von G. von Beaulieu.

Cordoba war die erſte andaluſiſche Stadt, welche ich ſah, und mit ihr traten mir in Bauten und Bewohnern ſtumme und ſprechende Zeugen der vielhundertjährigen Herrſchaft der Araber über dieſen Boden vor Augen.

Ich kam aus Valencia, Wind und Staub hatten dort trotz des ſpaniſchen Wonnemondes April Straßen und Promenaden durchwirbelt, troſtlos und öde war mir das breite waſſerloſe Bett des Turia erſchienen, über welches ſich wie zum Hohne mächtige Steinbrücken ſpannen, erſt die Orangenwälder der Umgebung hatten mich mit der Dürre, dem Sande, der Kälte des ſonſt ſo warmen Ortes der iberiſchen Oſtküſte verſöhnt.

Um wie viel bezaubernder mußte mich nun die hiſtoriſche Stadt am Guadalquivir anmuten! Ich ſah ſchon von ferne ihre Zinnen und Türme aufragen und ich hielt ihr in Gedanken eine längere Begrüßungsrede, ihr, wie einer gealterten Schönen, alle Triumphe und Erlebniſſe früherer Tage zurückrufend: Du warſt das Athen des Occidentes, die Stadt, welche Cäſar einſt beſaß und — zerſtörte, da du dich auf die Seite ſeines Gegners Pompejus ſtellteſt. Mit armen römiſchen Patriziern wurdeſt du von neuem bevölkert, unter gotiſcher Herrſchaft verloreſt du deine Bedeutung, aber die klugen, reichen, kunſtſinnigen Araber erhoben dich zu neuer Herrlichkeit und du wurdeſt die Hauptſtadt des mauriſchen Spaniens. Einſt nannten dich die Karthager den Edelſtein des Südens und deinen ſtolzen Titel Karta-tuba, die bedeutende Stadt, führſt du in geringer Umwandlung noch heute, obwohl du — Ach, ich will nicht daran denken, daß du jetzt eine unbedeutende Provinzialſtadt geworden, die nur durch Erinnerungen feſſelt, ich will dich vor mir erſtehen laſſen, wie du in deiner Glanzzeit wareſt, als du dich 756 von dem Kalifate von Damaskus freigemacht und unter Abdu-r-rahman eine blühende, eine zauberiſch ſchöne Kapitale wurdeſt. Eine Million Einwohner zählteſt du damals, dreihundert Moſcheen, neunhundert Bäder ſorgten für ſeeliſches und leibliches Wohl, ſechshundert Gaſthäuſer beherbergten die Fremden, welche zu dir ſtrömten. Wenn man von deiner einſtigen Pracht hört, klingt es wie ein Märchen aus „tauſend und eine Nacht,“ und doch iſt dies Märchen Wahrheit geweſen. Von all den Reizen, die du einſt beſaßeſt, iſt dir wenig geblieben, eigentlich nur ein einziger, allein er genügt, um noch heut' wie vor faſt tauſend Jahren die Menſchen zu dir pilgern zu laſſen. Der Ruf deiner Gelehrten iſt es nicht mehr, nicht der deiner Künſtler; als deine Herrſcher 1235 Vaſallen des chriſtlichen Königs, des heiligen Ferdinands wurden, verſank das alles und erſtarb. Nur das ſchönſte und ſtolzeſte deiner Bauwerke überdauerte die Erniedrigung und erzählt uns von dem Wiſſen und Können eines vertriebenen Volksſtammes, der im Exil immer noch hofft, die Kaaba des Occidents einſt wieder ſein zu nennen. Es iſt die Moſchee von Cordoba.

Wenn auch Römer und Goten auf dem Boden geweilt, ſo ſind doch die Spuren derſelben durch die Bedeutung Cordobas unter arabiſcher Herrſchaft faſt vollſtändig verwiſcht, und es zeigt ſich uns daher als typiſch mauriſche Stadt, der auch ſpätere Zuthaten nicht viel von ihrem Grundcharakter genommen. Enge gewundene Straßen, die ſelbſt in der Zeit großer Hitze Schatten und Kühlung gewähren, führen zur Moſchee. Winzige ſchmale Fenſter befinden ſich an der Vorderſeite der Häuſer, die Haupträume gruppieren ſich um einen Marmorhof (Patio), der mit Palmen, Orangen, Granaten geſchmückt, von der Straße nur durch einen Gang und ein Gitter getrennt, die reizendſten, maleriſchen Einblicke in andaluſiſches Familienleben geſtattet. Man hatte mir im Gaſthofe geſagt, daß ich mich ſicher verirren würde, falls ich mich führerlos in das Gewirr arabiſcher Gaſſen wagte, jedoch ich zog es vor, allein zu gehen, um ohne Zeugen mich der Stimmung überlaſſen zu können, die das Neue und Eigenartige hervorruft.

Eine wohlwollende Criada (Stubenmädchen) hatte mir noch zugeflüſtert: „Es geht ganz gut, folgen Sie nur immer dem kleinen Bach.“ So verließ ich die orangenbepflanzte Promenade des gran Capitan, eine moderne ſpaniſche Alameda, an der mein Gaſthof gelegen, und ging, nach Süden ſteuernd, meinem Ziele entgegen. Öde und menſchenleer waren die Straßen, ich blickte nur hin und wieder in einen Patio oder ſah einſame Spaziergänger im runden ſchwarzen Radmantel, deſſen Zipfel, keck über die linke Schulter geworfen, das rote Wollenfutter zeigte. Ich kann nicht behaupten, daß ich den nächſten Weg ging, im allgemeinen jedoch führte mich das Bächlein, eine Art fließenden, reinlichen Rinnſteines, ſicher weiter und eine Frage in einem estanco de tabaco (Regierungstabaksverkauf) oder in einem Almacen de madera (Holzniederlage) gaben mir wieder die richtige Direktion. Endlich ſah ich die Türme aufragen. Ich konnte nun nicht mehr fehlen.

Die Moſchee hat bekanntlich eine ganz andere Bauform als unſere Gotteshäuſer. Ein Oblongum iſt von einer hohen zinnengekrönten Mauer umgeben, dieſe wird von einer Reihe von Türmen durchbrochen. Ich trat durch das Hauptportal, welches den ſchönen Namen Puerta del Perdon (der Verzeihung) führt, ein. Es erhebt ſich in anmutigem Hufeiſenbogen, reich mit Arabesken und Koranſprüchen verziert und führt auf einen Orangenhof, in deſſen Mitte ein Brunnen ſteht. Hier vollzogen die Araber ihre religiöſen Waſchungen, ehe ſie in die Moſchee traten. Die innere Seite der Umfaſſungsmauer iſt mit Arkaden verſehen, deren Säulengänge um einige Stufen erhöht ſind. In Cordoba iſt die Mauer ſechs Fuß dick und dreißig bis ſechzig Fuß hoch und von Türmchen bekrönt. Gegenüber dem Arkadengange und dem jetzigen Glockenturme — das einſtige Minaret iſt zerſtört — ſchließt ſich die Moſchee an den Orangenhof. Ihre Form iſt vollkommen quadratiſch. Drei Thore, zur Zeit der Mauren waren es deren neunzehn, öffnen ſich jetzt zu ihr. Der Boden, auf dem die Moſchee ſteht, hat ſchon mancherlei Gottesverehrung Raum gegeben. Urſprünglich ſtand hier ein Janustempel, ihm folgte eine chriſtliche Baſilika. Als die Araber 711 nach der Schlacht bei Guadalete von Cordoba Beſitz ergriffen, verwandelten ſie die Hälfte dieſer Baſilika in eine Moſchee. Um zu zeigen, daß Allah größer ſei als der Chriſtengott, beſchloß Abdu-r-rahman ſiebzig Jahre ſpäter, alſo 781, auf dieſer ſelben Stelle eine Moſchee zu errichten, die das Mekka des Abendlandes werden ſollte. Bis dahin war die eine Hälfte Moſchee, die andere eine chriſtliche Kirche geweſen, und in beiden Teilen dicht neben einander hatten Chriſten und Mauren zu ihrem Gotte gebetet. Der Kalif kaufte die Stelle, die Chriſten machten jedoch die Bedingung, daß der Preis in Gold gezahlt und zwei andere Kirchen, dem heiligen Fauſtus und Martial gewidmet, davon erbaut werden dürften. Dann zogen die Prieſter mit Reliquien und Heiligenbildern in feierlicher Prozeſſion aus der halben Baſilika und der Bau der berühmten Moſchee des Abendlandes begann. Sie iſt ſpäter unter Hakem II ſowohl als unter Hakem III durch deſſen Miniſter Al Manſſour vergrößert worden, ſo daß ſie ſtatt der früheren elf, ſeitdem neunzehn Langſchiffe und dreiunddreißig Querſchiffe enthält. Der urſprüngliche Gedanke iſt dadurch verſchoben, das ſechſte, etwas breitere Mittelſchiff, das zum Allerheiligſten, dem Mihrab, führt, iſt nicht mehr der wirkliche Mittelpunkt. Der ganze ſüdliche kleinere Teil bildet das Heiligtum, die Makſurah.

Doch, hatte ſchon Al Manſſour wider den erſten Plan gehandelt, ſo bedeutete das nichts gegen die Barbarei ſpäterer Zeit. 1238 nahmen die Chriſten die Moſchee wieder in Beſitz und weihten ſie der santisima Virgen Maria. Zweihundert Jahre hielt man ſo Gottesdienſt in dem herrlichen Raume und mauriſche Arbeiter wurden ſtets benutzt, wenn es daran zu ändern gab. Da plagte einen Biſchof des XVI. Jahrhunderts der Ehrgeiz, er ließ zur größeren Ehre Gottes einen Teil der Moſchee ausbrechen und errichtete dort ein Renaiſſance-Kathedrälchen. Man hatte Karl V die Sache derart dargeſtellt, daß er ſeine Einwilligung gab. Als er aber 1526, durch Cordoba kommend, die „Verbeſſerung“ ſah, rief er ſchmerzbewegt: „Ihr habt errichtet, was ihr überall hättet bauen können, und zerſtört, was einzig in der Welt war.“ Übrigens hat ſich Karl eines ähnlichen Vandalismus' ſchuldig gemacht, indem er einen Teil der Alhambra niederriß, um dort einen zirkusähnlichen Palaſt zu bauen, der nie fertig geworden iſt. An alle dieſe Dinge dachte ich als gewiſſenhafter Touriſt, als ich über den Patio de las Naranjas ging und den berauſchenden Duft der Blüten einatmete. Einige Palmen ſtrecken ihre Zweige über die kleinen Orangen weit in die klare blaue Luft hinaus. Ich ſah zu ihnen empor. Die Palme iſt die treue Freundin des Morgenländers, die ihn hierher begleitet hat, und welche ſeiner zweiten Heimat am ſonnigen Quadalquivir ein ſo eigenartiges, afrikaniſches Gepräge gibt. Dann trat ich aus dem Sonnenlicht in die dämmerumfangene Moſchee. Und ſiehe! Welch ein Wunder geſchieht — ein neuer, ſteingewordener Palmenhain thut ſich mir auf! Das ſind ja keine Kirchenſchiffe — es iſt ein Wald von Säulen und die Bogen über ihnen ſind langgeſtreckte, gefiederte Blätter, die ſich die Hand reichen.

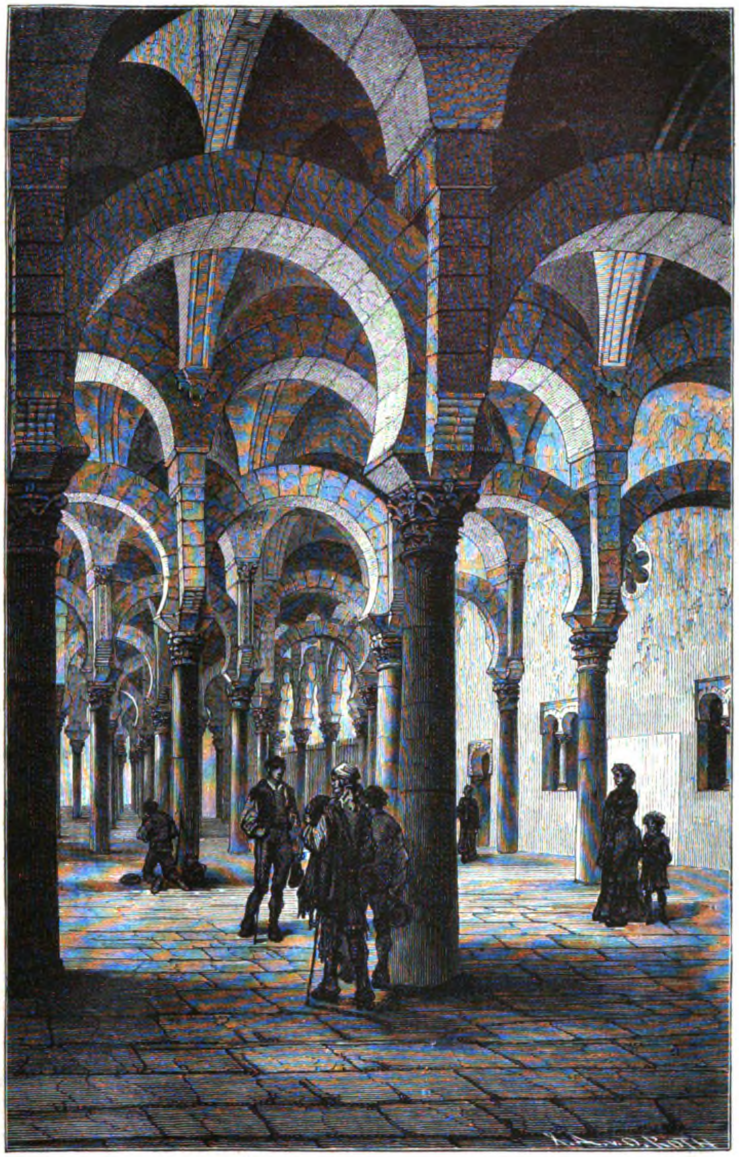
Ich mochte es wohl halblaut geſagt haben, denn eine Stimme murmelte neben mir: „Nein, es ſind wirkliche Säulen, ſogar antike, zwölfhundert an der Zahl. Von dem alten Janustempel ſtammen ſie, von den Tempeln in Karthago und aus andern afrikaniſchen Städten, ja, der Kaiſer von Konſtantinopel ſchenkte Abdel-rahman einige. Sie ſind aus einem Stück, aus Jaspis, aus Porphyr und anderen ſeltenen Marmorarten, ſehen Sie! Und die Orangen draußen ſind ebenſo in Reihen gepflanzt worden wie die Säulen der Schiffe.“

Ein ſüßer Duft ſtahl ſich während deſſen leiſe zu mir. Doch es war nicht der Genius des Ortes, der ſich mir hier in der Ceca (Haus der Reinigung) offenbarte. Ein altes, braunes, hageres Männchen ſtand da. Er hielt einen Orangenzweig als Sinnbild ſeiner Führerwürde für die Moſchee von Cordoba in der runzeligen Hand und ſah mich erwartungsvoll mit geldgierigen Augen an, welche ſagten: „Ich folge dir jetzt auf Schritt und Tritt in der Kirche wie dein Schatten, ob du meine Weisheit hören magſt oder nicht.“ Das iſt der Sonnenfleck, welcher auch in Spanien die leuchtenden Kunſtſchätze verdunkelt. Der Fremde ſollte lieber eine Steuer zahlen und von Obrigkeits wegen von dieſen Guias befreit werden, die ihm jeden wahren Genuß ſchmälern. Der alte Mann ſah mir an, daß ich zum erſtenmal die Moſchee beſuchte. Lo hé visto ya otra vez (Ich kenne es ſchon) nützt bei dem Inſtinkt dieſer Leute nichts. Man iſt ihnen verfallen, wenn man ſich nicht mit ihnen prügeln will, und das wäre doch eine ſchlechte Vorbereitung zur Andacht. Daher iſt es hier wie bei ähnlichen glückſchmälernden Mückenſtichen das beſte, ſich mit Humor in die Situation zu fügen und das Kerlchen drollig zu finden. Wie blähte ſich auch der Caballero im ſchäbigen braunen Mantel auf, als Uſted (Sie, ſpaniſche Anrede) geruhte, ihn um ſeine Weisheit zu bitten, wie eifrig trippelte er auf zerriſſenen Stiefeln durch die Moſchee, hier und dahin, bald den Küſter mit raſſelndem Schlüſſelbund holend, bald die zudringlichen Bettelkinder wegjagend und ſich als Beſchützer fremder Unkunde ſo wohl fühlend wie ein Fiſch im Waſſer.

„Wie heißen Sie denn?“ fragte ich den Alten.

„Don Pablo, Uſted, zu dienen.“

Und nun ließ Don Pablo ſeine Weisheit leuchten, daß es mich ſchier blendete. Wie Honigſeim, wie die Perlen einer Kaskade floſſen die Worte aus dem Thore ſeiner Lippen (um mich arabiſcher Verſinnlichung zu bedienen). Die zwölfhundert antiken Säulen der Moſchee, es ſollen übrigens jetzt nur noch tauſendſechsundneunzig ſein, tragen Pfeiler; dieſe ſind am Kapitälanſatz durch Rundbogen verbunden und in der Entfernung von einigen Fuß ſpannt ſich eine zweite Reihe von Rundbogen darüber. Urſprünglich waren ſie rot und weiß, da ſie aus vertikal ſtehenden, roten und weißen Steinen zuſammen gefügt ſind. In katholiſcher Zeit ſuchte man dieſe türkiſchen Farben und mit ihnen die Erinnerung an die ungläubigen Erbauer der Mezquita zu überweißen. Jetzt wird der verhüllende Kalk wieder mühſam abgewaſchen und gekratzt, ſo daß ein Teil der



Inneres der Moſchee zu Cordoba.

Nach einer Photographie.

Moſchee ſchon in der urſprünglichen Buntheit prangt. Die Säulen trugen einſt eine geſchnitzte, reich vergoldete Decke aus Zedernholz, ſie ſoll einem Brande zum Opfer gefallen ſein und iſt Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine unharmoniſche, geweißte Wölbung erſetzt worden. Auch der urſprüngliche, reiche Moſaikfußboden iſt nicht mehr vorhanden, er iſt erhöht, ſo daß die Säulen, die ſchon durch ihre große Zahl und Nähe klein erſcheinen, verkürzt ſind.

Wir gingen nach dem Mihrab, dem Allerheiligſten an der Südmauer. Vom chriſtlichen Chor inmitten der Moſchee tönte Orgelklang mit dem Geſang der Mönche abwechſelnd, welche Meſſe laſen. Hier im Makſurah brannten am Freitag, wenn der Sultan betete, ſiebentauſendfünfhundert Lampen in ſilbernen Ampeln, die von der ſchönen Decke herabhingen. Welch ein Anblick muß das geweſen ſein, wenn der Gläubige aus dem Orangenhof in die Moſchee trat, die neben der Kaaba von Mekka die heiligſte war! Abd-el-rahman wollte nicht, daß ſeine Moslem dorthin wallfahrteten, daher errichtete er dies zweite Mekka und ſchmückte es mit allem Glanze und aller Kunſt, die ihm zu Gebote ſtanden.

Am Südende des Baues iſt die Ceca, das Heiligſte des Heiligen, welches drei Kapellen einſchließt. Dieſem Raume durfte ſich der Moslem nur kniend nahen. So geſchah es auch in Mekka und ſo ſchrieb es der Koran vor. Auf dieſe Weiſe gelangte er zum allerheiligſten Mihrab, der mittelſten Kapelle. Auf dem Marmorboden ſieht man noch die Knieſpuren der Frommen, die hier ihre Andacht verrichteten. Der Minbar ſtand hier, ein koſtbares Pult aus Sandelholz, Perlen und Elfenbein. Der Mihrab ſelbſt iſt ein Juwel mauriſcher Baukunſt. Wie ausgeſpannte Spitzen erheben ſich die eigentümlichen, doppelt gezackten, durchbrochenen Bogen auf ſchlanken Säulchen, das Innere der Cella iſt reich mit muſiviſchem Schmuck geziert, Goldplättchen, bunte Glas- und Marmorſteinchen bilden die Moſaik, Koranſprüche, Arabesken ſchlingen ſich in einander. Eine wundervoll gemeißelte Decke in Form einer Muſchel wölbt ſich über dem Mihrab.

Der Sakriſtan der Kirche ſchließt wieder das Gitter, welches jetzt den Mihrab bewahrt; noch ein Blick zur Wölbung hinauf; wie viele heiße Gebete, inbrünſtiges Flehen mag hier von Maurenlippen zu ihr emporgeſtiegen ſein! . . .

Dann beſuchte ich noch die Capilla Villavicioſa, einſt der Sitz des Kalifen. Sie droht einzuſtürzen, und daher wurde die Krypta auf der ſie ruht, nicht gezeigt. Auch hier wieder die zierlichſten Bogen mit ſpitzenartigem Schmuck. Dieſe ſind ſpäter errichtet, wahrſcheinlich ſchon in chriſtlicher Zeit, jedoch von mauriſchen Arbeitern. Die Gotik iſt in dieſer Kapelle mit mauriſcher Kunſt vermiſcht, wie überhaupt bei den gotiſchen Kathedralen Spaniens mauriſcher Einfluß nicht zu verkennen iſt, z. B. an den gedrückten geſchweiften Bogen, am Ornament der Portale.

Die Kathedrale des chriſtlichen Prälaten, welche ſo barbariſch mitten in die Mezquita hineingebaut wurde, iſt in ihrer Art nicht ſchlecht, doch ich mochte ſie an dem Tage nicht ſehen, mein Groll gegen dieſe Verwüſtung war zu groß. Auch den Kapellen aus ſpäterer Zeit ſchenkte ich keine Beachtung. Ich ging wieder hinaus unter die Orangenbäume, welche die Säulen der Schiffe lebend fortſetzen. Ein Heer kleiner andaluſiſcher Buben und Mädchen ſammelte ſich um mich, als ich den alten Caballero verabſchiedete. Sie boten mir Roſen, Orangenzweige, ſie wollten einen perro chico, einen perro grande (großen und kleinen Hund, Kupfermünze), je nachdem ſie beſcheiden waren oder nicht. Beſcheiden iſt eigentlich ein durchaus unpaſſendes Wort, denn zudringlich vorlaut waren ſie alle — aber ſie ſahen dabei mit ihren braunen Kindergeſichtern und den ſchwarzen, glänzenden Augen wie lebende Murillos aus, und daher vermochte ich dem kleinen Geſindel nicht böſe zu ſein. Das merkten ſie auch, ſobald man einmal zu ihrem: „Una pesetina, una lismonita para un pobre infermo por el amor de Dios!“ lächelt, verlaſſen ſie den Fremden nicht. Das Lächeln bedeutet Sonnenſchein, und Sonnenſchein trägt Früchte, ſo räſonnieren ſie. Als ich durch die Puerta del Perdon aus dem Umkreiſe der Moſchee trat, hatte ich ein königliches Gefolge, wenn zahlreich fürſtlich iſt. Ein Weib mit ſchwarzem Tuch über Kopf und Bruſt trat auch noch zu mir. Sie hielt ein großes Etwas unter dem bergenden Tuche und zog es hervor — zwei Aquarellbilder. Ihr Mann ſei ein Künſtler, alle Engländer kauften ihr etwas ab, ſie habe fünf unerzogene Kinder, oder wenn ich Photographien wünſchte, ſo könne ſie ſie mir auch verſchaffen! Mit offenem Munde ſtarrte indeſſen meine kleine Schar dieſe Szene an, dann, als ich mich links wandte, um zur Brücke des Guadalquivir zu gehen, die noch auf altrömiſchen Bogen ruht, trabten die Kinder mir ſchreiend, bettelnd, roſenbietend nach. Dabei zankten ſie ſich fortwährend untereinander, wer das meiſte Recht auf mich habe, und wem ich am meiſten geben müſſe. Erſt bei der Aduana vor dem Brückenkopfe befreite mich ein gutmütiger Zolleinnehmer von den zudringlichen Murillos. Er bot ihnen Stockhiebe an, und ſie zogen es vor, dieſelben nicht zu acceptieren. Ich ſtand auf der Brücke, die ſich ſtolz über den breiten Strom ſpannt; ich ſah zum erſtenmale den Guadalquivir: „Genieße den Augenblick,“ ſagte ich mir, „immer bietet uns das Schickſal nicht Roſen, berauſche dich nun wenigſtens voll und ganz an ihrem Dufte.“ Wie fern war ich von der Heimat, vier ganzer Tage bedurfte es, bis ein Brief mich erreichte. Und dennoch fühlte ich mich hier ſo wunſchlos zufrieden. Die letzten Sonnenſtrahlen tauchten in die Flut, ſie vergoldeten die mauriſchen Mühlen zur Rechten und Linken der Brücke; roſig erglänzten die Häuſer, die Gärten, die Kuppeln von Cordoba. Und über ihnen ſtand eine zarte Silberſichel, der Halbmond, das Zeichen der Araber, welche dieſe Stätte zu einem Eden, einem irdiſchen Paradieſe umgeſchaffen.

Ein Landmann auf ſpitzohrigem Maultier kam daher. Rittlings ſaß er auf dem Tier, deſſen Rücken mit bunten Netzen, blau und roten Wollpuſcheln, blanken Glöckchen geſchmückt war. Ein großer ſchwarzer Hut beſchattete ſein braunes volles Geſicht, er warf einen ſchnellen Blick auf mich, dann ſang er ſein Liedchen weiter:

Los amantes y la luna	Der Mond und deines Schatzes Lieb
Son en todo semejantes	Sie thun ſich leider gleichen —
Entran con cuarto creciente	Nimmt zu, ſo lang er bei dir blieb,
Y salen con cuarto menguante	Nimmt ab ſtets beim Entweichen.
Si me pierdo, que me busquen	Suche mich, bin ich dir fern
Bajo el sol de Andalucia	In Andaluſiens ſonn'gem Land
Donde nacen las morenas	Wo ſchwarzer Mädchen Augenſtern
Y donde la sal se cria.	Wo roter Lippen Salz *) mich bannt.

---

*) Salz bedeutet in Andaluſien ſoviel wie Anmut, Witz.

Das kleine Staatshandbuch des Reichs und der Einzelſtaaten.

Das „kleine Staatshandbuch des Reichs und der Einzelſtaaten“ (Leipzig, Velhagen & Klaſing 1884), auf deſſen Erſcheinen wir im vorigen Jahr unſere Leſer aufmerkſam machten, liegt nun in ſeinem zweiten, bedeutend verſtärkten Jahrgange vor. In dem kleinen, überaus anſprechend ausgeſtatteten Bande finden wir alle Auskünfte, die einen Bürger des deutſchen Reiches in bezug auf das Staatsweſen, dem er angehört, intereſſieren können. Wir finden noch mehr, auch das Provinzial- und Gemeindeleben iſt hier, wenigſtens in ſeinen Spitzen berückſichtigt worden.

Das Verzeichnis der Reichstags- und der Landtagsabgeordneten hat inſofern eine wünſchenswerte Bereicherung erfahren, als den Namen auch der von den Trägern desſelben vertretene Wahlbezirk hinzugefügt iſt. In den oberſten Landesbehörden ſind ferner jetzt nicht allein die Namen der Miniſterialdirektoren, ſondern auch die aller Räte und Oberbeamten in ſämtlichen deutſchen Miniſterien genannt.

Dem Verzeichnis der deutſchen Konſulate ſind diesmal auch die Namen der Konſuln hinzugefügt. Zugleich iſt die Stellung, welche dieſelben einnehmen, — ob ſie z. B. ſtandesamtliche Handlungen vornehmen können ꝛc. — charakteriſiert.

Die Juriſten finden in dieſem Jahrgang außer dem früher gebotenen Material noch eine namentliche Aufzählung ſämtlicher Richter an ihren Amtsſitzen ſowie aller Rechtsanwälte und Notare, die Geiſtlichen alle Superintendenten.

Ganz neu iſt das vollſtändige Städteverzeichnis, das folgende Daten bietet: Zahl der Einwohner, Regierungsbezirk, Namen der erſten Magiſtratsperſon nebſt Gehaltangabe, Angabe wann und auf wie lange dieſelben gewählt wurden, Namen weiterer Bürgermeiſter, Zahl der Angehörigen des Magiſtrates, Name des Stadtverordnetenvorſtehers, Zahl der Stadtverordneten.

So bietet denn das kleine Staatshandbuch alle wünſchenswerte Auskunft über die ungeheuere Zahl von Perſonen, welche in der Verwaltung, in der Armee und Marine, im diplomatiſchen Dienſt, in der Juſtiz, in Schule und Kirche ꝛc. dem Staate, der Provinz, der Gemeinde dienen.

Es leuchtet ein, wie unentbehrlich in unſeren Tagen ein ſolches Handbuch jedermann iſt, denn die Zeit, in der der einzelne es in der Regel nur mit dem Kreiſe zu thun hatte, in welchem er geboren war, iſt längſt vorüber. Seit die Zollſchranken fielen, ſeit Telegraph und Eiſenbahnen die Entfernungen faſt aufhoben, ſeit endlich Deutſchland in vieler Beziehung einen Staat bildet, iſt auch das Intereſſe auf das Ganze gerichtet, gilt es in tauſend Fällen ſich ſchnell und ſicher über die Verhältniſſe einer Provinz, einer Stadt zu orientieren, von denen man bisher ſo gut wie nichts wußte. Wie wichtig iſt es, im gebotenen Falle den Namen eines Regimentskommandeurs, eines vortragenden Rates in einem Miniſterium, eines Staats- oder eines Rechtsanwaltes, eines Bürgermeiſters zu kennen! Nun, hier im kleinen Staatshandbuch iſt das alles, handlich geordnet, zuſammen, ſo daß wir nur nachzuſchlagen brauchen. —

Wer den achtundzwanzig Bogen ſtarken Band in der Hand hat und ſich vergegenwärtigt, welch eine ungeheure Fülle von Namen und Angaben in demſelben enthalten iſt, wird den Preis von zwei Mark überraſchend billig finden. Er erklärt ſich aus der großen Verbreitung, auf welche ſolche Publikationen angewieſen ſind und mit der ſie rechnen.

Am Familientiſche.

Eine gefährliche Arbeit.

(Zu dem Bilde auf S. 228.)

Während im Norden Deutſchlands Wald und Feld gewiſſermaßen willkürlich mit einander abwechſeln, iſt der erſtere meiſt ſchon in Mitteldeutſchland, immer in Süddeutſchland und den deutſchen Ländern Öſterreichs an das Gebirge gebunden. Im Thal und an den Berghalden ſiedelt der Menſch mit ſeinen Wieſen, ſeinen Äckern, ſeinen Gärten. Weiter oben beginnt der Wald. Da iſt es denn meiſt eine überaus beſchwerliche Arbeit, das Holz aus dem Walde zu ſchaffen, denn derſelbe Schnee, der das Fortſchaffen desſelben im Thal ſo ſehr erleichtert, bietet hier ein mitunter ſchwer zu überwindendes Hindernis. Um den Abſtieg zu erleichtern, ſtellt man eine Art auf dem Boden liegende Leitern her, oder ſchlägt Stufen in den Berg die mit Holz befeſtigt werden. Gegen dieſe oder die Leiterſproſſen ſtämmt ſich dann der Mann, der den mit Holz beladenen Hörnerſchlitten zu Thal zu fördern hat. Hat nun der Schnee die Bahn glatt gemacht, ſo iſt das ein ſehr gefährliches Geſchäft, bei dem ſchon mancher Leib und Leben verlor. Wenn das nicht allzuoft geſchieht, ſo liegt das nur daran, daß die Holzknechte im Gebirge meiſt ein hünenhaftes Geſchlecht ſind.

Mittelalterliche Tinte.

Im Gegenſatze zu den häufigen Klagen über unſere heutige Tinte, welche oft ſchon nach Monaten vergilbt, wird jeder, der einmal Gelegenheit gehabt hat, mittelalterliche Handſchriften einzuſehen, ſich dabei über die tiefſchwarze Farbe der Tinte gefreut haben, welche noch nach ſo vielen Jahrhunderten die Buchſtaben charaktervoll und deutlich hervortreten läßt. Es haben darum unſere gelehrten Geſchichtsforſcher, unter andern Profeſſor Wattenbach in Berlin und Geheimrat von Rockinger in München, ſich der großen, aber verdienſtvollen Mühe unterzogen, alte Rezepte für die Zubereitung der Tinte, und überhaupt alles, was auf die mittelalterlichen Schreibgeräte Bezug hat, zu ſammeln und zu veröffentlichen. Wir möchten das wichtigſte aus ihren Forſchungen heute unſeren Leſern erzählen.

Die Tinte der alten Römer und Griechen war ſo ſchwarz, daß von dieſer Farbe ihr der Name gegeben wurde. Ruß und Gummi, daneben auch ſchon Kupfervitriol und Galläpfel, werden als ihre Hauptbeſtandteile genannt. Sie wurde wie die Farben zubereitet und ließ ſich daher durch den Schwamm von einem harten und glatten Pergament wieder hinweg wiſchen. So überſendet der bekannte Dichter Martial ſeinem Gönner mit dem eben vollendeten Buch auch einen Schwamm, um es, wenn es nicht gefalle, ſogleich ganz zu tilgen. Auch Auſonius gedenkt eines Schwammes in ähnlicher Weiſe, als er einem Freunde ein Geſchenk von dreißig Auſtern mit einem Begleitſchreiben zuſchickte. Im Mittelalter konnte man den Schwamm bei der vermehrten und veränderten Schreibweiſe nicht mehr gebrauchen, man mußte deshalb radieren und die radierte Stelle mit Kreide glätten. Gar verſchieden ſind nun die Rezepte, die uns aus der erſten Blütezeit unſeres Volkes überliefert ſind. In dem berühmten Werk des Theophilus „diversarum artium schedula,“ das einige in das neunte, andere mit mehr Recht in das zwölfte Jahrhundert verſetzen, heißt es über die Tinte: „man nehme Rinde von Dornenholz, lege ſie in das Waſſer, um den Farbſtoff auszuziehen, trockene die Maſſe, und wenn man die Tinte brauchen will, mache man ſie mit Wein und etwas „atramentum“ (vermutlich Vitriol) über Kohlen an.“ Der ſtarke Zuſatz von Wein (ſeltener Eſſig) und das Brennen im Feuer ſind charakteriſtiſch für die Tinte aus guter Zeit. Sonſt ſind Galläpfel und Vitriol die wichtigſten Beſtandteile. Daß ein derartiges Präparat teuer und ein geſuchter Gegenſtand war, verſteht ſich von ſelbſt. Darauf deutet auch der Umſtand, daß in dem Zolltarif des Biſchofs Giſo 960 die Tinte mit dem niedrigſten Zollſatz, einem Denar, für die Einfuhr in ſeine Stadt Aoſta belegt wird. Und in einem Brief an den bekannten Dichter Wernher von Tegernſee heißt es: „Ich höre, daß man bei Euch Tinte hat. Bittet die Herren, daß ein jeder von ſeinem Teile mir etwas ſende.“ — Als Tintenfaß wurde meiſt ein einfaches Horn genommen, welches durch eine Öffnung des Schreibpultes geſteckt wurde, wie man das auf vielen alten Abbildungen ſieht. Dem Evangeliſten Johannes freilich hält ein Adler ein großes Tintenhorn im Schnabel, und der berühmte Gelehrte Rhabanus Maurus in Reichenau hat das ſeinige neben ſich an der Wand befeſtigt. Häufig ſind auch die Schreiber mit zwei Hörnern abgebildet, das eine für rote, das andere für ſchwarze Tinte. Alles Schreibgerät war im Mittelalter etwas luxuriös, und es erklärt ſich das leicht aus der geringen Verbreitung der hochgeſchätzten Schreibkunſt. Erſt gegen Ende des Mittelalters wurde ſie allgemeiner, hatte dann aber auch ſofort eine arge Verſchlechterung der Schreibgeräte im Gefolge. E.

Geſundheitsrat.

P. J. in Kl. L. Den Geſundheitsrat des Daheim bitte ich um Auskunft darüber, was man vom Tragen der Perücken zu halten hat, beſonders ob dasſelbe der Geſundheit zuträglich oder ſchädlich iſt. Ich werde oft ſtarkſchweißig am Kopfe und kann dann nicht immer den zum großen Teil kahlen und ſchweißigen Kopf, welcher nur mit wenig ausgeborgtem Haar bedeckt iſt, mit einer Kopfbedeckung verſehen, ſondern bin in meinem Amte gerade genötigt, in kalten Räumen in bloßem Kopfe zu amtieren. Bei meinem Alter von vierzig Jahren iſt es mir auch noch nicht gut möglich, ein Käpſel zu tragen. Es wird mir darum von vielen Seiten das Tragen einer Perücke angeraten, um den Kopf vor Erkältungen zu ſchützen. Von anderer Seite warnt man mich wiederum, weil eine Perücke den Kopfſchweiß noch fördern und die Ausdünſtung verhindern ſoll. Da ich Grund habe anzunehmen, daß vor dieſer Frage ſo mancher Daheimleſer ſteht, ſo wäre gewiß nicht nur mir eine Beſprechung der Angelegenheit erwünſcht.

Unſchädlich und in Fällen wie dem Ihren ſogar empfehlenswert ſind jene Perücken, die ſo leicht und porös gearbeitet ſind, daß ſie einerſeits die Ausdünſtung der Kopfhaut zwar nicht hindern, anderſeits aber doch ſo verlangſamen, daß die Erkältungsgefahr, der der Beſitzer eines kahlen, ſchwitzenden Schädels doch immerhin ausgeſetzt iſt, auf das geringſte Maß herabgemindert wird. Die heißen, ſchweren, nicht poröſen Perücken, ſowie die kleinen Haarplatten, die mit einem Klebſtoff auf der Haut befeſtigt werden, haben mancherlei Übelſtände im Gefolge, indem nicht nur die noch übrigen Haarreſte bald darunter abzuſterben pflegen, ſondern auch durch den leicht ſauer werdenden und übel riechenden Schweiß flechtenartige Hautausſchläge entſtehen. — Eine der Urſachen, daß die Glatze mehr männliche als weibliche Häupter ziert, liegt in der heißen Kopfbedeckung der Männer (Filzhut, Helm ꝛc.).

T. in Gera. Als Broſchüre der gewünſchten Art ſei folgende genannt: „Die Unterleibsbrüche, ihre Urſachen, Erkenntnis und Behandlung. Von Sanitätsrat Dr. Ravoth, Spezialarzt für Unterleibsbrüche.“ Leipzig bei Weber.

P. A. in R. Unſer geſunder und ſonſt gut entwickelter, jetzt ein Jahr und vier Monate alter Junge macht durchaus noch keine Anſtalten, das Laufen zu lernen. Darf man in einem ſolchem Falle die Natur unterſtützen durch Seeſalzbäder, gekochte Kalmuswurzeln, Nervenſalbe — oder iſt das alles Schwindel? Oder welches Mittel wäre das empfehlenswerteſte?

Wir können Ihnen zwei Mittel empfehlen: Entweder geben Sie Ihrem Jungen fünfzig Seeſalzbäder — das wird ihm unzweifelhaft nützen — jeden dritten Tag eins, oder falls das zu umſtändlich iſt, warten Sie noch ein halbes Jahr; die Zeit heilt, wie ſo viele, auch dieſen Fehler der Natur.

M. v. M. in M. Haben Sie die Güte, mir ein unſchädliches Mittel zur Vertreibung eines kleinen Bartanſatzes auf der Oberlippe zu nennen.

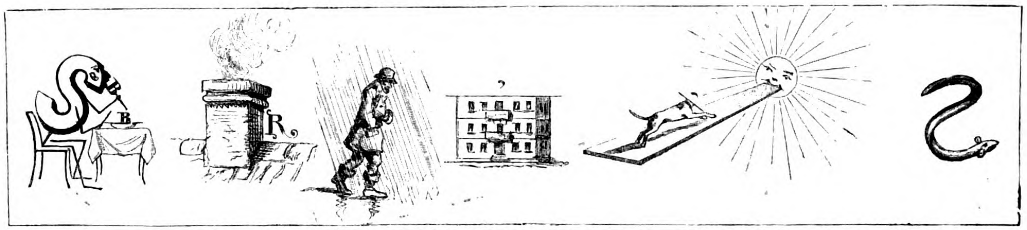
Unſchädlich iſt jedenfalls folgendes populäre Mittel: Ein Streifen Leinwand wird meſſerrückendick mit gewöhnlichem Schuſterpech überzogen und dies Pflaſter wird, über dem Lichte erwärmt, auf die Stelle gedrückt, wo Gymnaſiaſten nach dem erſten kleinen Bartanſatze zu forſchen pflegen. Nach dem Erkalten reißt man das Pflaſter mit einiger Schnelligkeit los, wobei die feſtgeklebten Haare ohne viel Schmerzen folgen. Sobald die Haare dann wieder nachwachſen, muß das Verfahren natürlich wiederholt werden; auch hierin macht die Übung den Meiſter.

P. R. in M. Iſt uns unbekannt.

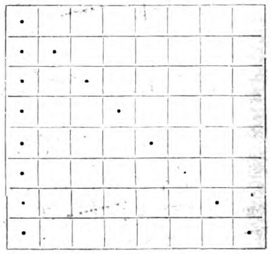
Inhalt: Ellernbruch. (Fortſetzung.) Erzählung von Hans Warring. — Die Lutherfeier in Amerika. Von Prof. Wilhelm Wackernagel in Allentown, Pa. — Ein Gottesdienſt für Vagabunden in Berlin. Von Konſtantin Liebich. — Er lebt! (Schluß.) Eine Erzählung von E. Oswald. (Bernhardine Schulze-Smidt.) — Ein gutes Volksbuch. — Die Stadt der großen Moſchee. Von G. von Beaulieu. Mit Illuſtration. — Das kleine Staatshandbuch des Reichs und der Einzelſtaaten. — Am Familientiſche: Eine gefährliche Arbeit. Zu dem Bilde von K. Knabl. — Mittelalterliche Tinte. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



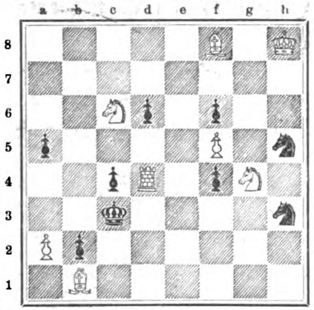
1.



Die 64 Felder des obenſtehenden Quadrats laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die acht wagerechten Reihen acht bekannte Wörter ergeben. Die Anfangsbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, nennen einen der griechiſchen Helden, welche zur Eroberung von Troja auszogen, die acht Buchſtaben in der ſchrägen Reihe von links oben nach rechts unten nennen einen hohen Titel.

1) Ein Schlachtfeld, bekannt aus der griechiſchen Geſchichte.
2) Ein Nagetier.
3) Ein Bad in Niederheſſen.
4) Eine Bezeichnung für Sonnenbahn (Kreis an der Himmelskugel).
5) Eine Stadt in Bayern.
6) Ein römiſcher Kaiſer.
7) Eine beliebte Topfpflanze.
8) Ein großer Dichter.

Schachaufgabe
von Robert Sahlberg.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

2. Dreiſilbige Scharade.

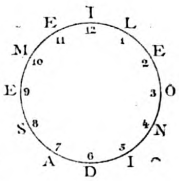
Die beiden erſten nützen
Im Frieden und im Streit,
Die Dritte muß uns ſchützen
In jeder Jahreszeit.
Eretten kann das Ganze
Den Krieger oft vom Tod,
Wenn ihn im Waffentanze
Ringsum Gefahr bedroht.
Und manchem Fieberkranken
Hat ſchon der Schlummerſaft,
Den wir dem Ganzen danken,
In Leiden Ruh verſchafft.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 14.

1. Kreisrätſel.

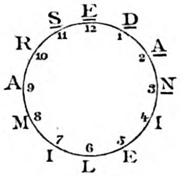
1, 2, 3 Leo
1, 2, 3, 4 Leon
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 Leonidas
5, 6, 7 Ida
6, 7, 8, 9 Daſe
8, 9, 10 Sem
10, 11, 12, 1, 2 Meile
11, 12, 1, 2 Eile!



2. Taſſilo, Taſſo.

3.

1 2 3 4 5 6 Daniel.
5 6 7 Eli.
6 7 8 9 Lima.
9 10 Ar.
8 9 10 11 Mars.
11 12 1 2 3 Sedan.



4. Wage, Woge, Wiege, Wege.

Dameſpielaufgabe.

1. c3—b4 Df6—a1
2. b4—c5 b6—f2
3. De1—h8 gewinnt.

Bilderrätſel.

Es iſt nichts groß, was nicht gut iſt, und nichts wahr, was nicht beſteht.

KLEINES STAATSHANDBUCH
des Reichs und der Einzelstaaten.
II. Jahrgang 1884. Eleg. geb. M. 2.

Soeben erschienen in verdoppeltem Umfange des I. Jahrganges, wesentlich bereichert durch die Verzweigungen der Behörden nach unten hin und vermehrt durch ein Verzeichnis sämtlicher ca. 2300 Städte des Reichs mit ihren Bürgermeistern, Kollegien etc., zugleich ein

Kommunalhandbuch

wie es bisher nicht existierte.

INHALT.
Reich: Bundesrat, Reichstag, Reichsbehörden, Finanzen, Kriegsmacht (Reichsheer, K. Marine). — Einzelstaaten: Oberste Staatsbehörden, Ministerien und andre Zentralbehörden, Volksvertretung, Provinzialbehörden, Finanzen. — Städteverzeichnis.

Es ist unglaublich, welch eine Fülle von Namen, Zahlen und Daten dies Werk auf knappem Raume für den Preis von 2 M. übersichtlich zusammenstellt. Der ganze Regierungs- und Verwaltungsorganismus des Reichs und der Einzelstaaten einschliesslich der kirchlichen Verhältnisse, der Kunst- und Unterrichtsanstalten ist klar an den Tag gelegt und die Zuverlässigkeit der Angaben lässt nichts zu wünschen übrig. Kein Zeitungsleser oder im praktischen Leben stehender Mann wird dies stets auskunftsbereite Nachschlagebuch, wenn er es einmal kennen gelernt, gern wieder entbehren wollen.

Verlag von VELHAGEN & KLASING in Bielefeld und Leipzig.

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

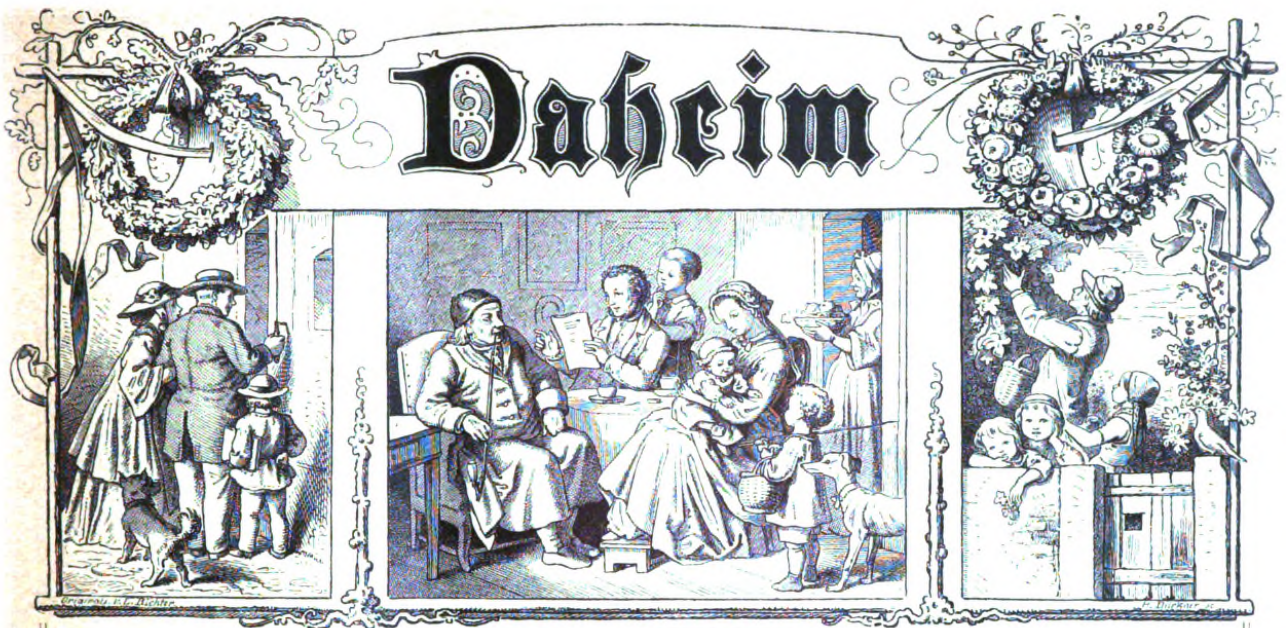
Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das Daheim zu ſpät aufgegeben und daher die erſte Nummer dieſes Quartals (Nr. 14) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betr. Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes ältere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit überhaupt noch zu haben, beſorgt; wir bitten alſo in ſolchem Falle ſich nicht abweiſen zu laſſen, was in kleineren Poſtorten zuweilen vorkommen ſoll, ſondern auf Lieferung des Gewünſchten zu beſtehen. Von uns direkt bezogen koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf., welche vorher in Briefmarken an uns einzuſenden ſind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Januar 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 16.

Ellernbruch.

Erzählung von **Hans Warring**.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Sie waren unterdeſſen ins Haus und in die Hinterſtube getreten. Die Mutter rückte einen Stuhl ans Fenſter neben ihren Lehnſtuhl.

„Und jetzt ſetz dich und erzähl! Biſt weit in der Welt herum geweſen, — bis nach Frankreich hinein, ſagen die Leut.“

„Nur bis ins Elſaß, mit Remonten.“

„Und auf die Reitſchul haben ſie dich auch kommandiert?“

„Ja, nach Kaſſel und Hannover!“

„Hätten es nicht nötig gehabt, du haſt immer geritten, als ob du verwachſen biſt mit dem Pferd.“

„Ich denke doch, daß ich noch mancherlei gelernt habe.“

„Haſt recht, — aber wart! Ich will der Urte ſagen, daß ſie dir ein Frühſtück bringt. — Nicht? — Meinſt der Ellernbrucher Hof iſt ſo anders geworden, daß ich meinem Gaſt nichts vorſetze? — Ach, Jörge, der Hof iſt noch derſelbe, aber einer fehlt darin, — der beſte von allen, den haben wir begraben!“

„Ich habe davon gehört,“ ſagt der Mann und ſenkt den Kopf. Und dann ſitzen ſie eine Weile ſtill neben einander und gedenken des Verſtorbenen.

„Ich weiß, daß du ihn lieb gehabt und ihn geehrt haſt, wie er es verdient,“ ſagt die Wirtin endlich mit einer Stimme, die erſt unſicher und leiſe klingt und ſich erſt nach und nach feſtigt. „Und er hat immer große Stücke auf dich gehalten. Wie du noch ein ſo kleines Ding warſt,“ — und ſie hält ihre Hand kniehoch von der Erde, — „hat er oft zu mir geſagt: ſo einen Jungen könnten wir brauchen, Mutter!“

„Aber als ich vor vier Jahren fortging vom Hof, da hat er mir lange Zeit gezürnt und mir ſchwer vergeben können, — nicht, Mutter?“

„Vergeben hat er dir bald, aber gewundert hat es ihn, daß du, den wir im Haus gehalten hatten wie unſer eigenes Kind, fortgehen konnteſt, gerad', als du ſo weit warſt, daß du uns hätt'ſt helfen können.“

„Ja, das mag ſehr undankbar ausgeſehen haben — aber Mutter, undankbar bin ich nie geweſen! Bis auf den heutigen Tag gedenk' ich jeder Wohlthat, die ihr mir erwieſen, und werd' nie —“

„Laß gut ſein, mein Sohn, laß gut ſein!“ unterbrach ſie ihn. „Was wir an dir und deiner Schweſter, der Birnbacherin, gethan haben, haben wir aufrichtig gern gethan. Ich denk', du weißt, daß der Großvater, der Vater von meinem Manne, an euch gut zu machen hatte, was er in Eifer und Hitz' an eurem Vater gethan. — Noch heut' hab' ich mit der Sophie davon geſprochen, weil ſie auch ein ſo hitziges Temperament hat. — Das war eine Schuld, die auf dem Hofe haftete, und die wir haben abzahlen müſſen, als du und die Birnbacherin in ſpäterer Zeit als Waiſen zurückbliebt. Du weißt, wie gern dich der Verſtorbene immer gehabt hat, und noch kurz vor ſeinem Tode hat er zu mir geſagt: in dem Jörg ſteckt ein tüchtiger Landwirt. Und wenn du ihm 'mal mit 'was helfen kannſt, ſo thu's. Was du dem gibſt, iſt nicht weggeworfen! — Siehſt du, ſo hat er noch bis zuletzt an dich gedacht!“

„Ich danke ihm, und ich danke Ihnen, Mutter! Aber ich brauche, Gott ſei Dank, nichts! Ich denke, ich werde ſchon allein durch die Welt kommen!“

„Wie, du willſt — und recht haſt du! Ein Menſch wie du kommt ſchon durch die Welt. Es hat uns immer rechtſchaffen gefreut, daß wir immer Gutes von dir gehört haben. Und wenn du nichts anderes vorhaſt, ſo kannſt du jede Stund' wieder auf den Hof kommen. Du weißt, über Lohn und Koſt haben ſich die Ellernbrucher Leut' nicht zu beklagen.“

Über das Geſicht des Mannes zuckte es, und es verging eine Weile, ehe er antwortete.

„Das geht nicht, Mutter, das kann ich nicht!“ ſagte er dann, tief aufatmend. „Ihretwegen gern! Ihretwegen möchte ich gleich kommen und Ihr Eigentum in acht nehmen, als wenn es mir gehörte. Aber weswegen ich damals nicht hab' bleiben können, deswegen kann ich heut' nicht wiederkommen! — Es geht nicht, Mutter!“

„Was haſt'? Weswegen kannſt nicht kommen? — Bleib ſitzen, Jörg! Wiſſen will ich, weswegen du nicht zurückkommen kannſt auf den Hof!“

Der Burſche aber ſaß da mit gerunzelter Stirn, preßte die Lippen zuſammen und ſchwieg.

„Meinſt, ich ahn' nicht ſchon, weswegen du nicht kommen willſt? — Du haſt auch ſchon gehört, wie ſchlimm über das Mädchen gered't wird! Haben Sie dir nicht erzählt, daß das Höfer Geſind' jetzt böſe Tage hat?“

„Ich glaub' nicht alles, was die Leut' reden. Und böſe Tage auf dem Hofe fürcht' ich nicht. Ich weiß, daß hier jeder das Seine bekommen hat und bekommen wird!“

„Das iſt ſchon wahr, und die Sophie iſt die erſte, die dem Geſind reichlich gibt, was ihm zukommt. Und doch, Jörg! ganz aus der Luft gegriffen ſind die böſen Reden nicht. Veranlaſſung hat ſie dazu gegeben. Aber du, Jörg, haſt nichts von ihr zu fürchten, denk dran, wie gern ſie dich ſchon gehabt hat, als ſie noch ganz klein war!“

„Ja, damals!“ — Und wieder zuckte es in ſeinem Geſicht und ein bitteres Lächeln legte ſich um ſeinen Mund. „Das ſind jetzt viele Jahre her! Und fürchten ſollt' ich mich vor der Sophie? ich fürcht' kein Weib, ſo verſchrieen es auch ſein mag! Ich getrau' mir mit jeder fertig zu werden. Wenn ich wen fürchte, ſo fürcht' ich mich ſelbſt. Denn ich hab' auch einen hitzigen Kopf, und wenn ſie und ich einmal zuſammenſtoßen, ſo gibt's Funken. Und darum iſt es gut, ich geh' je eher je beſſer!“

Er wollte ſich erheben, aber die Frau legte ihm beide Hände auf die Schultern und ſagte bittend: „Bleib noch da, Jörg! Ich will dich nicht überreden, zu uns zu kommen und zu bleiben, wenn du es nicht gern thuſt. Du magſt ſchon recht haben, daß das nicht gut thun würde. Aber anhören könnteſt du doch, wenn ich dir erzählen will, wie es zugegangen iſt, daß die Sophie ſo in Verruf bei den Leuten gekommen iſt. Die Kirch' iſt noch lang' nicht aus, und wer weiß, ob wir beide noch einmal ſo allein beiſammen ſitzen und plaudern werden.“

„Ich kann mir die Sache ſchon denken,“ ſagte der Mann, indem er ſich wieder ſetzte. „Ganz ohne Urſache wird die Sophie nicht aufgefahren ſein, dazu kenne ich ſie gut genug. Wie habt ihr auch daran denken können, ſie dem Oberhübner zu geben! Das iſt ja ein Menſch, der nur an ſich und ſeinen Vorteil denkt. Sein Geſind' läßt er hungern und ſeinen Taglöhnern gibt er weder an Acker noch an Lohn, was ihnen ausbedungen iſt. Er iſt hart und geizig und kommt aus den Prozeſſen und Streitigkeiten nicht 'raus.“

„Damals war das noch nicht ſo bekannt, wie heut',“ entgegnete die Frau. „Und er ſchien der Sophie zu gefallen, und dann hatte er auch ſeine gute Wirtſchaft und war aus Salzburger Blut. Du weißt, darauf halten wir gern.“

Der Mann lachte. „Daran hattet ihr auch 'was rechts!“ ſagte er. „Beim Oberhübner habt ihr es probieren können!“

„Wir kannten ihn eben nicht, Jörge! Und wie es nun richtig werden ſollte und er mit dem Vater in der Vorderſtube ſpricht, ſitz' ich hier und denk': gut, daß die Sophie das nicht hört! Mit Gewalt hab' ich mich halten müſſen, daß ich nicht hinging und ſagt: ſchick ihn fort, Vater, der nimmt unſer Kind nur um Geld und Gut, und ſie iſt doch wert, daß ſie genommen wird um ihr eigen Selbſt willen! — Immer nicht genug hat der Vater gegeben — immer mehr hat er verlangt, ſo viel der Vater ihm auch nachgab. Und als der Vater geſagt hat, was die Sophie an barem Geld mitbekommen ſollt', da hat der Oberhübner gelacht, daß ich mich rein erſchreckt hab'. „So wenig für die verwöhnte junge Dam', die an Zeug und Bedienung ſo viel braucht, wie eine Baronin?“ — Da auf einmal wird die Kammerthür aufgeriſſen und die Sophie ſteht vor ihm. Noch nie in meinem Leben hab' ich geſehen, daß ihre Augen ſo geblitzt und gefunkelt haben, wie in dem Augenblick. „Schick ihn fort, Vater,“ ſagt ſie ganz leiſe und ihre Stimme zittert, daß ich ſie kaum verſteh' — „ſchick ihn fort! ich will nicht, daß du geplündert und gebrandſchatzt wirſt um meinet willen! Und als der Vater ſie beruhigen will und ſagt: „na geh, es iſt nicht ſo arg — da wird ſie ganz wild und reißt die Thür auf. „Hinaus ſoll er, hinaus, wenn er nicht will, daß ich — —“ und dabei ſieht ſie nach der langen Fahrpeitſch', die an der Wand hängt! Gezittert hab' ich vor Schreck, Jörg, daß ich mich nicht rühren konnt' vom Stuhl.“

„Und da ging er?“

„Zuerſt wollt' er noch ſprechen, aber wie ſie die Hand nach der Wand ausgeſtreckt hat, iſt er gelaufen und hat nicht eher angehalten, als unten im Dorf. Und als ſie ihm nachgeſehen hat, hat ſie gelacht, und dann iſt ſie dem Vater um den Hals gefallen, und dann mir, und hat geſagt, ſie will gar nicht heiraten, ſondern immer bei uns und auf dem Hof bleiben. — Siehſt', ſo iſt die Geſchichte mit dem Oberhübner! Wir haben gar nicht davon geſprochen, zu keinem Menſchen. Aber er hat die Sophie verſchwärzt in der ganzen Welt und ſich weiß gemalt, daß er ganz unſchuldig dazu gekommen iſt.“

„Es iſt ihm recht geſchehen, und die Sophie hat klug gethan, daß ſie ihn nicht genommen hat!“ ſagte Jörge, der der Erzählung lächelnd gelauſcht hatte. „Aber wo man einen Freier mit der Peitſche aus dem Haus gejagt hat, kommt nicht leicht ein zweiter hin.“

„Es iſt noch einer gekommen, aber mit dem ging es nicht viel anders. Das Mädchen hatte uns zuliebe ja geſagt, weil wir ſie gern verſorgt ſehen wollten. Aber als er nun kam und zärtlich thun wollte, wie jeder Bräutigam mit ſeiner Braut, und um ſie herum war mit ſchönen Worten und Liebkoſungen, da hat ſie —“

„Ja, ich weiß,“ unterbrach Jörg ſie lachend, „da hat ſie ihm die Zärtlichkeiten mit einer Ohrfeige ausgetrieben. Es iſt doch ein jämmerlicher Geſelle, dieſer Martin Steyer! — Und ſo 'was habt ihr für ein Mädchen ausgeſucht, wie die Sophie!“

„Siehſt', zuerſt haben wir dran gedacht, daß gleich zu gleich muß. Ein reiches Mädchen muß nicht einen armen Mann haben und umgekehrt auch nicht — das taugt nichts! Da haben dieſe beiden angefragt, und weil ihre Wirtſchaft gut im Stande iſt und ihre Grundſtücke zu den beſten gehören im Kreis, da meinten wir, daß das übrige auch gut ſtimmen müßt'. Daß es ſo ſchlecht ausgehen würd', konnt' ja keiner wiſſen!“

Der Mann lachte wieder, aber ſein Lachen klang nicht heiter, und wieder zuckte es über ſein Geſicht, als unterdrücke er eine höhnende Antwort.

„Und jetzt, Mutter? Habt ihr jetzt einſehen gelernt, daß ein großer Hof und ein guter Beutel voll Geld noch nicht den Mann machen, den die Sophie braucht?“

„Magſt ſchon recht haben, Jörg! Ich hab' ſeit der Zeit auch ſchon manchmal gedacht, daß Hab und Gut nicht die Hauptſache ſind, überhaupt für die Sophie, die ſchon hat, was ſie braucht und noch mehr! Aber du kennſt ſie ja! Sie war immer ſo apart und hat auf ſich gehalten. Von den Dorfleuten iſt ſie immer fern geblieben, wenn ſie auch ſchon geholfen hat, wo ſie hat können. Und ſeit der Zeit, wo ſie iſt verläſtert worden von den Leuten, iſt ſie noch ſtolzer geworden. Ich glaub', eh' ſie 'runterſteigt und einen nimmt, der weniger hat als ſie, lieber heiratet ſie gar nicht.“

Georg hatte den Ellbogen auf den Tiſch und die Stirn in die Hand geſtützt und brütete düſter vor ſich hin. Das Frühſtück, das vor ihm ſtand, hatte er nicht berührt, und vergebens nötigte die Wirtin zum Zugreifen.

„Haſt' deine Schweſter, die Birnbacherin, ſchon geſehen,“ fragte ſie nach einer Pauſe.

„Nein, ſie war mit den Kindern nach der Kirche gegangen. Nur den Schwager hab' ich geſprochen,“ lautete die Antwort.

„Bei der Birnbacherin kannſt' nicht bleiben, Jörg. Da wird es in der nächſten Zeit noch enger werden, als es ſchon iſt. Aber bis ſich 'was anderes find't für dich, kannſt' deine

Kammer oben haben. Von Herzen freuen wird es mich, wenn du wieder unter meinem Dach ſchläfſt und an meinem Tiſch iſſeſt!"

„Ich danke tauſendmal, Mutter! Aber es hat ſich ſchon 'was für mich gefunden."

„Wie? was haſt' vor? erzähl doch!"

„Ich bin mit dem Geiſler zuſammen gefahren von Leitenburg bis hier, und weil er einen Sohn hat, der nicht ſo ganz klar im Kopf' iſt, und der Mann ſonſt auch viel anderes zu thun, da — —"

„Iſt das der Geiſler von Tolmeningken an der Grenz'?" unterbrach ihn die Alte.

„Ja, Mutter, derſelbe! Er hat eine große Wirtſchaft und kann einen brauchen, der ſich auf die Sach' verſteht. Er hat mir erzählt, daß er die letzten Jahre an die vier Hufen dazu gekauft hat. Er treibt Pferdezucht, und will mich extra lohnen für die jüngen Pferde, die ich zureite."

„Zugekauft hat er? und extra lohnen will er dich? Ja, Geld hat er ſchon, der Geiſler! Aber weißt' auch, wo er es her hat? Daß die Sach' nicht mit rechten Dingen zugeht, ſieht man! Denn vor vier Jahren war er noch nicht der reiche Mann wie heut' und ſeine Ernten ſind ſeitdem auch nicht danach geweſen. — So muß doch wahr ſein, was die Leut' ſich von ihm erzählen."

„Und was erzählen ſie ſich von ihm?"

„Schmuggeln ſoll er — mit den polniſchen Juden ſteckt er zuſammen," ſagte die Wirtin leiſe, indem ſie ſich näher zu Jörge beugte. „Der Kerſties aus Niederwangen hat mir erzählt, daß im Winter keine Nacht vergangen iſt, daß er nicht gehört hat, wie ſie ſchwere Fäſſer über das Eis des Stromes gerollt haben. An die hundert Fäſſer mit Spiritus ſollen es geweſen ſein, und ſchwere Kiſten mit Spitzen und feinem Zeug. Davon kann man ſchon reich werden, wenn man kein Gewiſſen hat und ſich nichts d'raus macht, daß es mit dem Zuchthaus endigen kann. Ich weiß, daß die Gendarmen ihm auf die Finger ſehen, aber ertappt haben ſie ihn noch nicht. Geh nicht zu dem, Jörge! Daß er dich gern haben möcht', glaub' ich ſchon, denn zu brauchen wird er dich ſchon wiſſen. Aber wenn du deinen guten Namen da einbüßeſt und in den Verdacht kommſt, daß du auch ein Schmuggler biſt — zu tot möcht' ich mich darüber grämen!"

Der Mann hatte aufmerkſam zugehört. Es war nicht das erſtemal, daß man ihm vom Schmuggelhandel erzählte. Jedes Kind an der ruſſiſchen Grenze weiß, daß dadurch viel Geld zu verdienen iſt. Aber nicht allein der Verdienſt, auch das Abenteuerliche eines ſolchen Unternehmens, der Mut, der zu dem wilden Wagniſſe gehört — denn die Kugel eines preußiſchen Grenzwächters oder eines ruſſiſchen Koſaken kann den Schmuggler zu jeder Stunde ereilen — reizt die jungen, tollkühnen Köpfe, mit der Büchſe in der Hand dem Geſetze Hohn zu ſprechen. Man flüſtert ſich zu, daß ein paar glückliche Züge über die Grenze aller Not auf einmal ein Ende machen. Und wenn auch eine entehrende Strafe darauf ſteht — im Bewußtſein des Volkes iſt die Schmuggelei keine entehrende That. Die Kühnheit, der Mut und die Gewandtheit, die dazu gehören, umgeben ſie mit einem verklärenden Nimbus. Und wem thäte man dadurch Schaden? dem Staate? was iſt der Staat? — Und nun gar noch dem ruſſiſchen Staate? Mag doch der Ruſſe die Augen aufmachen, wenn er ſich vor Schaden bewahren will!

Ganz ſo unklar freilich ſah es in Georgs Kopfe nicht aus. Erfahrung und Nachdenken hatten ihn gelehrt, daß Gehorſam gegen das Geſetz die Pflicht jedes Staatsbürgers ſei. Aber der Geiſler und ſein raſch ſich mehrender Reichtum ſchwirrten unaufhörlich durch ſeine Gedanken. Er hörte kaum, was die Mutter noch zu ihm ſprach. Seine Augen blickten zerſtreut, und er lächelte vor ſich hin, als er dachte, daß er in ein paar Wochen, wenn das Glück ihm günſtig war, ein wohlhabender Burſche ſein könnte. Aber vorläufig trieb er doch nur ein Spiel mit dieſem Gedanken. Im Ernſt konnte es ihm nicht einfallen, ſein ganzes Lebensſchickſal auf einen ſo gefährlichen Wurf zu ſetzen. Dazu ſtand ſeine Sache nicht ſchlecht genug! Wenn er jetzt vor die Sophie träte und ihr wieder die Frage ſtellte, die ſchon einmal zwiſchen ihnen erörtert worden war — würde ſie ihn wieder mit jenem übermütigen Funkeln ihrer braunen Augen anſehen und ihn mit wohlwollender Überlegenheit „an die Arbeit" ſchicken, damit ſich „ſein heißer Kopf abkühle," wie ſie damals that, als er noch ein junger, unbedeutender Burſche war, der nichts kannte, als das Dorf Ellernbruch und den dazu gehörigen Hof, wo er geboren und erzogen, und von der Welt nichts wußte, als daß er die Sophie, die Tochter ſeines Herrn, mit aller Kraft ſeines Herzens liebe? Nein, jetzt würde ſie ihn ſo übermütig nicht zurückweiſen können — vielleicht auch nicht wollen. Er war ein anderer geworden — er fühlte mit beſcheidenem Stolze, daß er, wenn er auch arm an Geld und Gut war, doch ein Etwas zu bieten habe, was ihrem Reichtum die Wage hielt: ſeine Kraft und Bravheit. Und er hob ſeine Augen empor und ſchaute mit einem feſten, faſt heiteren Blicke der Mutter ins Geſicht, die noch immer freundlich auf ihn einredete.

„Alſo übereil die Sache nicht, mein Sohn," ſagte ſie. „Deine Kammer oben ſteht für dich bereit, das weißt du! — Und wenn du jetzt zur Birnbacherin gehen willſt, ſo thu es, denn die Kirche muß aus ſein. Aber zum Mittag kommſt du wieder — dein Platz iſt an unſerem Tiſche!"

Georg erhob ſich und nahm Abſchied. Als er unter der Vorlaube auf der Treppe ſtand, kam der Doktor die Stufen herauf. Die beiden Männer gingen prüfend an einander vorüber — ſie hatten ſich vor Jahren geſehen, aber ſie erkannten ſich nicht, obgleich ſie ſich gegenſeitig ſcharf anblickten. Als ſie ſo einen Augenblick neben einander ſtanden, bildeten ſie einen gar ſeltſamen Kontraſt, die zierlich gebaute, kleine, rundliche Geſtalt des Arztes mit dem blonden Haar, den hellen Augen hinter der goldenen Brille und dem Teint, der weiß und roſig war wie der eines Mädchens. Und daneben der braune Kopf des anderen, der auf einem kraftvoll und ſchön gewachſenen Körper ſaß. Ein auffallend hübſcher Mann! dachte der Doktor, als er in den Flur trat, während Georg raſchen Schrittes der Dorfſtraße zueilte.

V.

„Rat einmal, Sophie, wer bei mir geweſen iſt," ſagte die Mutter, als das Mädchen, aus der Kirche kommend, zu ihr ins Zimmer trat.

„Ich brauch' nicht zu raten, ich weiß es: der Doktor iſt hier geweſen. Ich hab' ihn im Pfarrhaus geſehen und weiß, daß er dir ſtets, wenn er im Dorfe iſt, einen Beſuch macht. Aber daß er ſich die Zeit ausſucht, wo er mich in der Kirche weiß, iſt gerade nicht nötig!"

„Biſt eiferſüchtig auf deine alte Mutter? — Aber kannſt ruhig ſein," lachte die Alte, „er kommt noch einmal wieder, wenn du zu Hauſe biſt. Heute nachmittag kommt er mit Pfarrers. Das läßt er dir ſagen und dich ſchön grüßen!"

„Mit Pfarrers? Was wollen denn die auf einmal? Länger als ein halb Jahr ſind ſie hier und haben nicht daran gedacht, auf den Hof zu kommen, und jetzt fällt es ihnen auf einmal ein!"

„Nun einmal muß es ihnen doch juſt zum erſtenmal einfallen," ſagte die Mutter lachend.

„Biſt ja heute ſehr luſtig, Mutter! Das freut mich — aber ich ſehe gerade keinen Grund dazu!"

„Aber ich ſeh' einen! — Ich hab' noch einen Gaſt gehabt, über den ich mich rechtſchaffen gefreut hab'. Hier im Hinterſtübchen hat er bei mir geſeſſen — nun, kannſt' nicht raten, Sophie?"

Das Mädchen, welches während des Geſprächs die Stube durchſchritten hatte, blieb, die Hand auf den Drücker ihrer Kammerthür gelegt, einen Augenblick unbeweglich ſtehen. Dann ſtieß ſie, ohne ſich umzuwenden, raſch die Frage hervor:

„Iſt vielleicht der Jörg dageweſen?"

„Ja freilich iſt er dageweſen," entgegnete die Mutter triumphierend. „Hier haben wir zuſammen geſeſſen und haben lange Zeit mit einander geſprochen. Und ich ſag' dir, Sophie, ein Prachtmenſch iſt der geworden! Er muß noch gewachſen ſein — wenigſtens ſcheint er mir noch größer wie früher, und hübſch iſt er, und ſauber hält er ſich wie ein Prinz! — Hörſt' nicht, Sophie?"

„Ja freilich hör' ich, Mutter!" ſagte Sophie aus ihrer Kammer heraus.

„Nun, was ſagſt' dazu?"

„Natürlich freue ich mich, daß er nur zwei Jahre hat dienen dürfen!"

„Ja, das iſt eine gute Empfehlung! Das iſt ſo viel, als ob er ein Zeugnis hat, in dem geſchrieben ſteht: „Dieſer Jörg hat ſich tadellos aufgeführt!" Sie werden ſich reißen um ihn. Der Geiſler aus Tolmeningken will ihn ſchon haben und hat ihm einen hohen Lohn geboten."

„So?"

„Aber ich hab' abgeraten — du weißt doch, wegen der Schmuggelgeſchichten an der Grenz'. In dem Tolmeningker Hof kann auch der unbeſcholtenſte Menſch ſeinen guten Namen verlieren!"

„Der Jörg iſt ja kein Kind mehr, Mutter, laß ihn doch ſelbſt die Augen aufthun!"

„O geh! ſo denk' ich nicht! Ich hab' den Jörg erzogen, und wünſch' aufrichtig, daß es ihm wohlgeht. Wenn ich ihm raten und helfen kann, will ich es gern thun."

Das Mädchen drückte die Thür ins Schloß und ſtand jetzt allein hochaufatmend in ihrer Kammer. Alſo er war zurückgekommen! Sie hatte gewußt, daß dieſes Ereignis einmal eintreten mußte, und hatte ſich darauf vorbereitet und geglaubt, ſie würde es mit Ruhe und Faſſung ertragen können. Und nun ſtand ſie da, zitternd am ganzen Leibe, rat- und faſſungslos bei dem Gedanken, daß ſie ihm in der nächſten Stunde gegenüber treten müſſe und ihn nicht merken laſſen dürfe, wie ſeine Gegenwart die Macht habe, ſie, die ſtolze Sophie, ſo ganz und gar aus dem Gleichgewicht zu bringen. Mechaniſch entledigte ſie ſich ihrer Sonntagskleider und legte einen leichten, hellen Anzug an. Aber ſie that es, ohne an ihr Thun zu denken. Die Sonne war um das Haus herumgekommen und lugte in ihr Fenſter hinein. Sie ließ die weiße Rollgardine herab und räumte in ihrem Stübchen auf, wie ſie es zu thun gewöhnt war. Aber ſie, die ſonſt mit ganzer Seele bei ihrer Arbeit war, hatte heute kein Intereſſe für ihre Obliegenheiten. Der Doktor hatte heute in bezug auf ſie geſagt, daß die Liebe ſich bei einem Dorfkinde anders äußern möge, als bei anderen Mädchen. Hätte er ſie in dieſem Augenblicke ſehen können, wie ſie, ihr glühendes Antlitz in den Händen verbergend, mit hochwogender Bruſt daſtand — er hätte ſeinen Irrtum einſehen müſſen. Freilich dauerte ihre Verwirrung nur kurze Zeit — ſie rief ſich ſelbſt zur Ordnung und richtete ſich raſch empor. „Närrin, die ich bin," ſagte ſie zornig zu ſich, „daß ich glaube, er werde zurückkehren, wie er vor vier Jahren ging! Er hat viel erlebt und viel geſehen — er wird ſeine Thorheit überwunden haben — und das wäre das beſte für ihn und für mich!" Aber als ſie ſo ſprach, fühlte ſie, daß ſie ſich ſelbſt belog. Nein, ſie konnte und wollte nicht glauben, daß er ſeine Liebe ſo raſch vergeſſen habe! Sie konnte und wollte nicht darauf verzichten, ſie war ja die einzig wahre und uneigennützige, die ihr bisher zu teil geworden! Aber ihn heiraten? — Nein, das konnte ſie ebenſowenig! Früher hätte ſie es können, und ſie fühlte jetzt wie ſchon oftmals vorher Reue darüber, daß ſie es nicht gethan — daß ſie ihn im erſten jugendlichen Übermute ſo ſtolz und hochfahrend zurückgewieſen hatte. Jetzt aber war es zu ſpät! Damals war ſie noch die vielumworbene Sophie, an welche kein böſer Hauch ſich wagen durfte, und wenn ſie einen armen Knecht gewählt hätte, ſo hätte man ſie gelobt und ihre Großmut geprieſen. Heute aber würde jeder ſagen: ſie muß ſich mit einem Knechte begnügen — ein beſſerer mag ſie nicht mehr! — Ein beſſerer! Sie war ſich ganz wohl der Ungerechtigkeit bewußt, die in dieſem Worte lag, aber ſie widerrief nie, was ſie geſagt hatte — auch vor ſich ſelbſt nicht! Sie warf den Kopf in den Nacken und trat aus ihrer Kammer. In der Hinterſtube deckte das Hausmädchen den Tiſch für drei Perſonen. Wenn er nun einträte und ſie ihn in Gegenwart des Mädchens empfangen müßte — und wenn ihre Befangenheit ſichtbar wäre — zu welchen Gloſſen würde das Veranlaſſung geben! — Nein, ſie wollte unbeobachtet ſein, wenn ſie mit ihm zuſammentraf. Raſch nahm ſie den Hut vom Nagel und ging in den Garten. Jenſeit des Zaunes führte die Dorfſtraße vorbei — dieſen Weg mußte er kommen. Der Zaun war nicht hoch und die Hecke nicht dicht, man konnte ſich darüber hinweg und dazwiſchen hindurch ganz gut begrüßen und war doch einander nicht ſo nahe, daß man jeden Farbenwechſel oder jede Bewegung des Geſichtes beobachten konnte. — Horch, da kam ein Schritt die Dorfſtraße entlang, ein feſter, gleichmäßiger Schritt. Das Mädchen ſprang vom Gartenweg ab in die Zuckererbſenbeete hinein, und bückte ſich eifrig darüber hin. Wenn ſie ſich dann aufrichtete, konnte es nicht befremden, daß ihr Geſicht rot war. Sie fühlte ihr Herz bis in den Hals hinauf ſchlagen, aber ſie ſchöpfte tief Atem und rief möglichſt unbefangen über den Zaun hinüber:

„Biſt du's, Georg? — Schönen guten Tag und willkommen daheim!"

Der Angeredete war ſtehen geblieben. Er mußte wohl raſch gegangen ſein, denn er atmete ſchnell und laut. Daher mochte es auch kommen, daß die Antwort einige Zeit auf ſich warten ließ. Aber endlich klang es harmlos und freundlich von jenſeit des Zaunes herüber:

„Guten Tag, Sophie, ich freue mich, dich wieder zu ſehen!" Sie ſtanden ſich gegenüber und ſahen ſich lange und feſt in die Augen. Endlich ſtreckte Jörg die Hand hin und Sophie legte die ihrige hinein.

„Ich bin hier eben an den Zuckererbſen geweſen," ſagte ſie dabei, „ſie ſind ungeheuer zugewachſen. In den nächſten Tagen können wir Brockelerbſen haben — ich weiß, du iſſeſt ſie gern."

Wieder blieb die Antwort eine Weile aus. Es mochte dem Burſchen ſeltſam vorkommen, daß die Sophie nach einer vier Jahre langen Trennung von nichts anderem als von Zuckerſchoten zu ſprechen wußte. Aber wenn ſie es ſo wollte — ihm konnte es ſchon recht ſein!

„Ja, die Brechſchoten hatt' ich lieber als alles andere," ſagte er endlich. „Und jetzt komm' ich eben von Birnbachers — mein Gott, was ſind die Kinder herangewachſen!"

„Nette Kinder — und die Birnbacherin erzieht ſie gut und hält ſie früh zur Arbeit an!" ſagte Sophie nach einer Pauſe, als hätte ſie ſich auf eine Antwort beſinnen müſſen.

„He, nun — das freut mich," entgegnete Georg, und die Unterhaltung ſchien hiermit zu Ende zu ſein. Sie ſtanden noch ein paar Augenblicke ſich gegenüber, dann fingen ſie langſam an, dem Hauſe zuzugehen.

„Ich denke, wir gehen zum Eſſen hinein," ſagte Sophie endlich nach einer langen Pauſe.

„He, ja, das wird wohl das beſte ſein," meinte Georg, und beide fielen in einen lebhafteren Schritt.

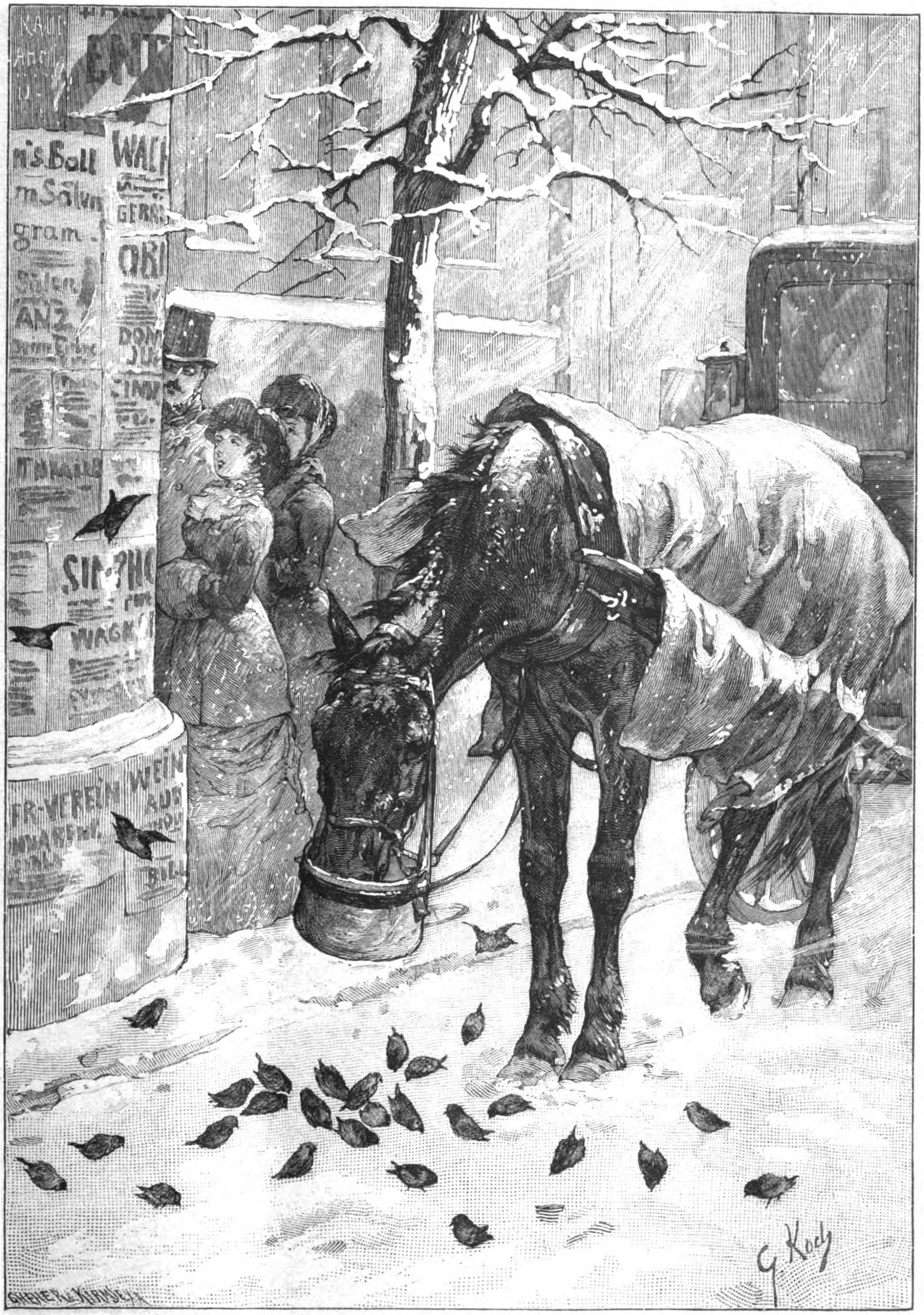
„Vor dem Wiederſehen hätte ich mich gerade nicht zu ängſtigen gebraucht!" ſagte Sophie zu ſich ſelbſt. Sie öffnete und ſchloß die Gartenpforte etwas haſtiger und geräuſchvoller, als es nötig geweſen wäre. Raſchen Schrittes ging ſie über den Hof, ohne ſich nach Georg umzuſehen, der einen weiteren Weg um die Gartenecke und durch das Hofthor zu machen hatte. Ihr Geſicht war ſtark gerötet, aber nicht vom Bücken an den Erbſenbeeten, und auf ihrer Stirne lag ein finſterer Schatten. Ein paar Minuten ſpäter ſaßen ſie zu dreien am Tiſche, und der ruhige, zufriedene Geſichtsausdruck Georgs belehrte ſie, daß ſie auf der Hut ſein müſſe, ihm ihre Enttäuſchung und Entrüſtung nicht merken zu laſſen.

„Und nun greif zu, mein Sohn," ſagte die Mutter freundlich nötigend, „du weißt, daß es dir gern gegeben wird. Du haſt ja nichts auf dem Teller! Dir ſteht die Fleiſchſchüſſel beſſer zur Hand, Sophie! Lege ihm doch ein gutes Stück auf!"

„Er iſt doch kein Kind mehr — laß ihn ſich doch nehmen, Mutter!" entgegnete Sophie.

„Da haſt du recht — ich kann ſchon ſelbſt für mich ſorgen," meinte Georg lachend.

„Und vielleicht ſchmeckt es ihm nicht einmal, er mag an beſſeres gewöhnt ſein!"


ENT
WACH
is Ball
m Säln
gram.
ORI
ANZ
SIN PHO
WAGN
ER-VEREIN
WEIN
G. Koch

Ein Winterbild aus der Reichshauptſtadt.

Originalzeichnung von G. Koch.

„He, nun, mir ſchmeckt es überall, wo gut gekocht wird, mag es nun hier oder anderwärts ſein."

Sophie preßte die Lippen zuſammen und antwortete nicht.

„Du haſt recht," ſagte die Mutter harmlos, „das gute Kochen iſt die Hauptſach'! Auch das einfachſte Gericht ſchmeckt gut, wenn es gut zubereitet iſt."

„Gewöhnen muß man ſich ſchon an fremde Koſt, denn in jedem Lande wird anders gekocht. Aber geſchmeckt hat es mir faſt immer — manches ſogar beſſer, als hier zu Land'!" ſagte Georg.

„Es freut mich, daß du ſo vorurteilsfrei und aufgeklärt biſt," ſagte Sophie ſcharf.

„Meinſt', ich müßte alles hier am ſchönſten und beſten finden, bloß weil ich hier zu Hauſ' bin? Ich hab' Ellernbruch aufrichtig lieb, aber ich hab' manchen Ort geſehen, den ich ſchöner gefunden hab'!"

„Und vielleicht auch manche Leut', die dir beſſer gefallen haben, als die Ellernbrucher?" fragte Sophie.

„He, ja, da kannſt du ſchon recht haben! Zu den ſchönſten Menſchen auf der Welt gehören die Ellernbrucher gerad' nicht! —" Die Mutter lachte.

„Biſt' geweſen in Sachſen, wo die ſchönen Menſchen wachſen," ſagte ſie.

„Mädchen, Mutter — Mädchen heißt es! Da braucht man gerad' nicht nach Sachſen zu geh'n, um welche zu ſehen. In Heſſen hat man die auch! Wenn man in Kaſſel auf der Straß' geht, ſtößt man bei jedem Schritt auf ein ſchönes Geſicht!"

„So?" ſagte Sophie. „Da iſt dir wohl das Nachhauſekommen ſchwer geworden — wärſt wohl gern geblieben in Kaſſel bei den ſchönen Mädchen?"

„Na, das wär' gerad' kein Grund geweſen! Für mich iſt die Zeit vorbei, wo ich den hübſchen Mädchen nachgelaufen bin!"

„Du meinſt, nun iſt die Zeit gekommen, wo ſie dir nachlaufen ſollen!"

„Das hab' ich nicht geſagt — aber wenn ſie wollen — mir kann's ſchon recht ſein!"

„Aber ich fürchte, es wird keine wollen!" ſagte Sophie blitzenden Auges.

„He, nun, wer weiß? Vielleicht eine doch! Aber dieſelbe möcht' ich mir lieber gegenüber, als hinter meinem Rücken wiſſen!"

Auf dieſe gefährliche Anſpielung entſtand eine Pauſe, dann ſagte Sophie ſtolz und ſpöttiſch:

„Um die eine kannſt ruhig ſein — ſie wird dir weder nachlaufen noch entgegenkommen!"

„Das kannſt' nicht wiſſen — oder kennſt' ſie? Weißt', wen ich mein'?"

Sophie ſtieg das Blut ins Geſicht, aber die Mutter kam einer Antwort zuvor.

„Still, ſtill!" ſagte ſie beſänftigend. „Müßt ihr gleich in der erſten Stund wieder anfangen, wie ihr aufgehört habt? Ihr macht es umgekehrt wie andere Leut'! Ihr war't verträglich und verſtändig, ſo lange ihr Kinder war't, und als ihr heranwuchſt, da ging der Streit und das Gezänke los! — Gebt euch die Händ' und macht Frieden!"

„Aufrichtig gern!" ſagte Jörg, „denn ich leb' gern in Ruh' und Frieden mit jedem! Ich kann wohl ſagen, daß ich überall gute Freunde gehabt hab', wo ich geweſen bin, und leid ſollt' es mir ſein, wenn ich ſie hier nicht auch find'."

Er reichte die Hand über den Tiſch, und Sophie legte die ihrige hinein. So war der Friede wenigſtens äußerlich wieder hergeſtellt. Im Innern des Mädchens aber tobte ein wilder Zwieſpalt. Der Mann, wie er jetzt war, gefiel ihr wohl — ſie mußte ſich geſtehen, daß die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, eine durchaus vorteilhafte war. Aber daß er auch ihr gegenüber ſich ſo verändern konnte — das war es, was ſie tief verwundete und ihren Stolz verletzte. Es war dies nur auf eine Weiſe zu deuten: er hatte ſeine Liebe zu ihr wirklich überwunden und ſtand ihr jetzt mit kritiſchem Gleichmute gegenüber.

Nach Tiſch, als ſie in der Vorderſtube mit Vorbereitungen für die zu erwartenden Gäſte beſchäftigt war, hörte ſie, wie Jörg nebenbei zur Mutter ſagte: „Den Michel müſſen Sie gehen laſſen, Mutter! Er hat im Dorfe ein Geſchrei von der heutigen Sach' gemacht, daß alle Häuſer davon voll ſind."

„Aber bedenk doch, Jörg — er iſt doch immer ein Arbeiter, und ſo mitten im Heuauſt kann man eine Senſe ſchwer entbehren."

„Sollen die Leut' vielleicht ſagen, Sie ſtehen zum Knecht gegen die eigene Tochter? Sie müſſen ihn auslohnen, das ſind Sie der Sophie ſchuldig! — Und damit Sie nicht einen Arbeiter verlieren, will ich bleiben, bis ſich ein anderer findet. Auf ein paar Tage kommt es mir nicht an. Ich denk', ich führ' meine Senſe ebenſo wie der Michel — Sie werden bei dem Tauſch nicht zu kurz kommen."

„Das weiß Gott, Jörge! Ich möcht', du bliebſt ganz hier! Schalten könnteſt' hier auf dem Hof, als wenn er dir gehörte!"

„He, wer weiß?" ſagte er lachend. „Die Sophie möcht' mich ſchwer als Herrn neben ſich dulden. Ich will ihr daraus keinen Vorwurf machen, denn ich möcht' ihr ebenſo wenig als Knecht gehorchen. Deshalb iſt es beſſer, Mutter, Sie ſehen ſich je eher je beſſer nach einem anderen um. Und nun laſſen Sie den Michel rufen! Ich will hier bleiben und ſehen, daß er ſich nicht ungebührlich gegen Sie beträgt.

„Ach, er iſt ein ſo bösartiger Menſch, Jörge! Wenn er nur nicht an dem armen Vieh ſeine Wut ausläßt! Er iſt imſtande, mir die beſten Pferde zu Schanden zu ſchlagen, ehe er geht!"

„He, wozu bin ich denn da? Sobald er ausgelohnt iſt, ſoll er keinen Fuß mehr in den Stall ſetzen. Von dem Augenblick an ſind die Pferde meine Sorge!"

Dies Verſprechen ſchien die Mutter zu beruhigen — ſie machte weiter keine Einwendungen. Sophie hörte, wie ſie an das kleine altmodiſche Schreibpult ging, das zwiſchen den beiden Fenſtern ſtand, und Georg bat, er möge ihr ausrechnen, wie viel der Michel zu bekommen habe. Dann wurde es ſtill in der Stube, bis die Thür roh und laut aufgeriſſen wurde und der Knecht eintrat.

„Michel," ſagte die Mutter, „heut' iſt dein Jahr aus! Du weißt weswegen. Hier haſt' deinen Lohn, und nun geh!"

Aber der Knecht rührte ſich nicht von der Stelle, er fing an zu fluchen und Schmähworte auszuſtoßen gegen den ganzen Hof, namentlich aber gegen Sophie.

„Na, na," ſagte hierauf Jörg ruhig, „wir wollen nichts mehr hören! Du ſiehſt, ich bin größer und ſtärker wie du, laß es nicht darauf ankommen, daß ich dich zwiſchen die Hände nehm'." —

Dann wurde die Thür geöffnet und nach einem kurzen ſchleifenden Geräuſch wurde es ruhig in der Stube. Die Mutter atmete drinnen laut und erleichtert auf.

„Er iſt fort, Sophie!" ſagte ſie nach einer Weile zu ihr heraustretend. „Und nun iſt der Jörge im Stall und ſieht nach dem Rechten. Mein einziger Wunſch iſt, daß er ganz bei uns blieb!"

„Du haſt doch gehört, Mutter, daß er nicht will!"

„Er meint nur, Sophie, du möchteſt es nicht gern haben."

„Dann meint er ganz richtig! Ich möcht' auch nicht, daß er hier den Herrn ſpielt! Gegen dich hat er es ſchon ganz hübſch angefangen!"

„Haſt gehört, weswegen er wollte, daß ich den Michel auslohnt'?"

„Ja, ich hab' alles gehört! Aber meinetwegen darf er ſich nicht bemühen — ich brauch' ſeinen Schutz nicht! — Hoffentlich bekommſt du bald einen andern, und dann geht er ſeine Wege!"

„Du biſt ungerecht und undankbar gegen den Georg! Was haſt nur gegen ihn? — Als Kind haſt ihn ſo lieb gehabt, daß du ohne ihn nicht leben konnteſt — und jetzt läßt ihm kein gutes Haar!"

Sophie antwortete nicht. Sie ſtand eine Weile ſtill am Fenſter und blickte ſtarr auf die Dorfſtraße hinaus. Als ſie ſich dann umwandte, fing ſie von anderen Dingen an zu reden.

(Fortſetzung folgt.)

Die Burg der Jebuſiter.*)

Es war ein köſtlicher Julimorgen im Jahre 1881.

Aus den unteren Räumen des Johanniterhoſpizes zu Jeruſalem klingt ein deutſcher Choral zu uns herauf, die wir oben auf der Terraſſe des Hauſes die Morgenfriſche genießen. Über den Bergen Moabs ſteigt eben die Sonne empor, „wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer und freuet ſich wie ein Held zu laufen den Weg.“ In ihrem Strahl funkeln die Spitzen des Halbmondes auf der Omarmoſchee, hinter welcher der Ölberg aus dem Kidronthal ſteil aufragt, noch mit dem Schatten der Nacht auf ſeiner breiten Stirne.

Auf dem Pflaſter der via dolorosa klappen die Hufe der munteren Eſel, die eben herbeigetrabt kommen, um uns zur Stätte der deutſchen Ausgrabungen draußen vor der Stadt zu tragen.

In der Chriſtenſtraße, durch die uns der Weg zum Jaffathor führt, ſind die Läden der europäiſchen Kaufleute noch geſchloſſen. In der Davidsſtraße, auf die jene mündet, fangen die Kleinkrämer eben an, auf großen runden Präſentiertellern von Strohgeflecht Obſt und Gemüſe auszulegen, Aprikoſen, Pfirſiche, Trauben aus Hebron und von Engedi, Gurken, Tomaten, Speiſekürbiſſe, Erbſen und Bohnen.

Draußen vor dem Thore werden eben Kamele abgeladen, die von Jaffa Fracht heraufgebracht haben, Ballen voll Kopftücher und Schleier, die in der Schweiz gewebt und buntbedruckt ſind, rote Mützen (Tarbuſch, Fez) die aus Deutſchland geliefert werden, wollene, baumwollene und leinene Stoffe aus allerlei Ländern Europas, Kiſten mit Blechkaſten voll Petroleum, das in Segelſchiffen direkt von Amerika nach Jaffa kommt.

Schatten und Kühle lagert noch im Thal Ben Hinnom; über dem Südabhange des Zion aber, an deſſen Fuß wir hinreiten, fängt die Luft unter der Einwirkung der Sommerſonne bereits zu zittern und zu ſchwingen an.

Unfern der Stelle, wo das Thal der Käſemacher (Tyropöon) in das Kidronthal einmündet, ſteht eine Hütte; um ſie her lagert unter einigen Ölbäumen eine Schar von Arabern, Fellachen aus dem Dorfe Siloah, das da drüben an dem Abhange des Ölberges gleich einem Haufen von Schwalbenneſtern am Felſen klebt.

'kum bil-chär, ja chawadscha! ſo grüßend, ſpringen die braunen Kerle auf und drängen ſich herzu. Nennen ſie ihn auch mit ſpottendem Humor den „Scherbenvater,“ da er auf jedes Stückchen alter Scherben ſo wunderlich erpicht iſt, ſo wiſſen ſie ihn doch als Brotherrn wohl zu ſchätzen, dieſen Pruſſiani, der ſeit dem Frühling hier auf ihren Äckern herumgraben läßt, als wären darin die Schätze des Königs Salomo zu finden. Sechs bis acht Piaſter (0,90 bis 1,20 Mark) täglichen Verdienſtes bei mäßiger Arbeit, ja das kann ſie auf einen grüneren Zweig bringen, als ſie ſonſt bei ihrer Landwirtſchaft gelangen, deren Erträge ihnen durch den Steuereintreiber bedenklich geſchmälert werden.

Schnell ſind einige Abteilungen ausgeſondert. Mit ihren Hacken und Körben ziehen ſie an die verſchiedenen Arbeitsſtellen. Uns führt Herr Lic. Guthe, welcher die Ausgrabungen im Auftrage des Deutſchen Vereins zur Erforſchung Paläſtinas hier leitet, aus der Tiefe des Thales bis unfern der Südmauer des Haram eſch Scherif, des Tempelplatzes, an eine Stelle, wo er beſonders intereſſantes, altes Mauerwerk aufgefunden hat.

Chawadscha Kuttlub, Herr Gottlob Bäuerle, ſein Helfershelfer, von den Fellachen ſeiner Strenge wegen auch Schitan (Satan) genannt, ein braver württembergiſcher Handwerker, beaufſichtigt inzwiſchen die andern Arbeiter; einige mauvais sujets, die keine Arbeit bekommen haben, heften ſich an Herrn Guthes Sohlen mit immer erneutem Betteln; zuletzt aber befreit der Sabtije, den der Paſcha für ſolche und ähnliche Zwecke freundlich zur Verfügung geſtellt hat, durch freundliche, aber energiſche Worte uns und unſeren Führer von dieſen Plagegeiſtern.

Wir ſtehen auf dem ſüdlichen Teile des öſtlichen von den beiden Hügeln, welche die Stadt Jeruſalem tragen. Den höheren weſtlichen, der auf uns mit ſeinen alten Feſtungsmauern und den Gebäuden der Nebi Daud genannten Häuſergruppe draußen vor dem Thore im Strahl der Morgenſonne herableuchtet, nennt die Tradition ſeit dem frühen Mittelalter den Zion. Den aber, auf welchem wir ſtehen, bezeichnet ſie als den Morija.

„Das ſtimmt doch eigentlich nicht recht zu den vielen Stellen in der Heiligen Schrift, die den Zion als den Berg des Heiligtums, von welchem Gottes Offenbarung ausgeht, bezeichnen, wenn hier auf dem Morija der Tempel ſtand, vom Zion dort durch das früher gewiß ſehr viel tiefere Thal Tyropöon geſchieden.“

So wende ich mich fragend an unſern gelehrten Landsmann.

„Freilich nicht, und manches andere ſtimmt auch nicht mit dieſer traditionellen Bezeichnung unſerer beiden Berge; und in der deutſchen Wiſſenſchaft werden immer mehr Stimmen laut, die ſich mit aller Entſchiedenheit dafür ausſprechen, daß eben dieſer Berg, auf dem wir hier ſtehen, der Zion iſt.“

„Nun, und der Morija?“

„Ja, das iſt auch dieſer ſelbe Berg, Morija war eine andere, vielleicht einem beſonders hervorragenden Gipfel des jetzigen Berges zugeeignete Benennung.“

Inzwiſchen ſind wir an dem Orte angelangt, wo uns ein Einblick in die Ausgrabungsarbeit und ihre Reſultate gegeben werden ſoll.

Da ſind mehrere Schachte geteuft, aus denen fortwährend Erde und Geröll mit Winden aus der Tiefe herauf geſchafft wird. Einige gehen bis zu zwölf Meter tief hinab; Gänge gehen von den Schachten aus in allerlei Richtungen hin und her. Was der Oberfläche des Ackers oder des Weges, der hier am Oſtrande des Hügels zur Stadt hinaufführt, näher lag, iſt durch das Graben bloß gelegt worden.

Viel Platz iſt in den unterirdiſchen Gängen nicht; die Hinabfahrt iſt bei den mangelhaften Vorkehrungen beſchwerlich und gefährlich; bei den Öllämpchen, die dort brennen, iſt zumal für ungeübte Augen nur wenig zu ſehen. Auch den Genuß, die braven Fellachen dabei zu ertappen, wie ſie da unten das Öl aus den Lampen heraus naſchen, konnten wir nicht mehr haben; da man an dem raſchen Verbrauch dieſes Beleuchtungsmaterials merkte, daß nicht alles mit rechten Dingen zugehen konnte, hat man es mit Petroleum vermiſcht — und ſiehe da, nun reicht das Öl ſehr viel länger aus. Die Näſcher waren dumm genug ſich auch noch ſelbſt zu verraten. Sie klagten, das Öl ſei nicht mehr gut. „Warum denn nicht, es brennt ja ganz hell?“ — „O Herr, du ſollteſt es nur ſchmecken, es iſt nicht mehr zu genießen!“ „Ha, grade darum iſt es gut!“

So bleiben wir über der Erde. Mit aufgeſpannten Sonnenſchirmen laſſen wir uns auf der Steinmauer nieder, welche das von der Ausgrabungsarbeit in Anſpruch genommene Ackerſtück einfriedigt, und lauſchen dem Vortrag, um den wir unſern gefälligen Führer gebeten.

„Sie ſehen, dieſer Südabhang des Tempelbergs, der von der Südmauer des jetzigen Haram eſch Scherif bis zum Vereinigungspunkt des Käſemacherthals mit dem Kidronthal dort unten bei der Birket el-Hamra, dem untern Siloahteich, ſich noch etwa ſechshundert Meter hinzieht, iſt jetzt terraſſiertes Ackerland, geradeſo wie drüben der Südabhang des traditionellen Zion. Was ſchon früher von manchen Gelehrten vermutet wurde, iſt nun durch unſere Ausgrabungen beſtätigt: *im Altertum bedeckte die Stadt dieſen ganzen Südabhang.* Dies beweiſen die vielen größeren und kleineren Waſſerbehälter, die wir hier gefunden haben, die verſchütteten Häuſertrümmer und die Reſte einer Feſtungsmauer, welche ſich am öſtlichen Rande dieſes Hügels hier über dem Kidronthal faſt gradeaus nach Süden hinzog, dann etwas weſtlicher gerichtet die Mündung des Tyropöonthales überſchritt und ſich auf dem Südende des traditionellen Zion fortſetzte.

„Nun ſind freilich ſchon in alter Zeit die Mauern Jeruſalems zu wiederholten Malen umgeſtürzt und wiederaufgebaut worden. Die Stadt hat auch nicht von vornherein und dann immerfort dieſelbe Größe gehabt. Es käme darauf an, ganz genau beſtimmen zu können, aus welcher Zeit die nun wiederaufgefundenen Mauerreſte ſtammen. Zu dieſem Zweck haben wir nun ſozuſagen jeden einzelnen Stein und jede Fuge aufs ſorgfältigſte ſtudiert. Bearbeitung der Quadern und Beſchaffenheit des Mörtels zeigen da vielfache Verſchiedenheiten, oft ſelbſt an einer und derſelben Stelle. Wo dies der Fall iſt, liegt die Wahrſcheinlichkeit vor, daß zu verſchiedenen Zeiten und wohl nach voraufgegangenen Zerſtörungen immer wieder aufs neue gebaut worden iſt. Zum letztenmale kann dies nur unter der Kaiſerin Eudokia geſchehen ſein, die ſeit 421 die Gemahlin des Kaiſers Theodoſius II war, während ſpäter, nachdem die Perſer die von ihr aufgeführten Mauern zerſtört hatten, die Stadt ſich niemals mehr ſo weit nach Süden hin erſtreckt hat. Was nun von den vorhandenen Mauerreſten am jüngſten erſcheint, könnte alſo allenfalls aus dem V. Jahrhundert n. Chr. ſtammen, alles andere muß aus früheren Zeiten übrig geblieben ſein. Ich habe ſieben verſchiedene Arten von Mauerwerk unterſchieden; die drei jüngſten ſcheinen mir die zu ſein, welche einfach glattgehauene oder nur flüchtig behauene oder ganz unbehauene Steine, aber allemal mit Mörtel verbunden aufweiſen. Drei ältere Arten ſind diejenigen, deren Steine einen Randſchlag haben. Je nach der Beſchaffenheit dieſes Randſchlages und der von ihm gleichſam eingerahmten Boſſierung ſind dieſe Arbeiten in die Zeit des Herodes, oder in viel frühere Zeit, wo phönikiſcher Einfluß in Paläſtina maßgebend war, oder in eine zwiſchen dieſen beiden gelegene Zeit zu verlegen. Als Überreſte ganz alter Bauten werden diejenigen Mauerſtücke anzuſehen ſein, welche aus ziemlich regelmäßigen Blöcken beſtehen, die ohne Spur kunſtvoller Bearbeitung und ganz ohne Mörtelverbindung auf einander geſchichtet ſind. Dieſe erinnern an die ſogenannten cyklopiſchen Bauten, wie ſie an faſt allen Geſtaden des öſtlichen Mittelmeeres als Zeugen der grauen Vorzeit gefunden werden.

„Das Vorhandenſein der zuletzt beſchriebenen Art von Mauerwerk beweiſt, daß ſchon in der alleräIteſten Zeit dieſer ſüdliche Teil des Tempelberges menſchliche Anſiedelungen und zwar mit Befeſtigungen verſehen trug. Eben dafür ſpricht die Bearbeitung des natürlichen Geſteines, wie ich ſie innerhalb des von der Befeſtigung eingeſchloſſenen Gebietes gefunden habe. Da ſind allerlei Gemächer, Wohnungen oder Magazine oder auch Grabkammern in den lebenden Fels hineingehauen, oder auf den ſtufenartig behauenen Felsboden derartig aufgebaut, daß dieſer mit ſeinem ſenkrecht anſteigenden Teil der Mauer als eine natürliche Ergänzung diente. Manche von den Felſengemächern ſind ſamt ihren Thüren und Lichtöffnungen noch ziemlich vollſtändig erhalten; die meiſten dagegen zerſtört oder verſchüttet. Sie können freilich da drüben in Siloah, wo meine Fellachen ihre Heimſtätte haben, ganz ähnliche Felſenneſter finden, aber das ſpricht durchaus nicht dagegen, daß ſolche Anlagen auf dieſem Berge aus uralter Zeit ſtammen. Sie ſind auch dort ſeit unvordenklichen Zeiten vorhanden und vererben auf immer neue Geſchlechter in ihrer uralten Geſtalt. Ähnliche Troglodytenwohnungen aus urälteſter Zeit fand Wetzſtein im Hauran verödet. Und einer der bedeutendſten Kenner altphönikiſcher Baukunſt, Ernſt Renan urteilt: Le principe de l'architecture phénicienne est le roc taillé!

---

*) Vgl. H. Guthe, „Ausgrabungen bei Jeruſalem,“ in der Zeitſchrift des deutſchen Paläſtinavereins. Bd. V. Jahrgang 1882; auch in Sep.-Ausg., Karl Bädeker, Leipzig.

„Gerade hier vor Ihnen haben Sie ein Stück der alten Befeſtigung von Jeruſalem, in welchem neben ſpäteren Mauerbauten ſich Reſte jener — nun kurz geſagt, cyklopiſchen Art finden.

„Ich denke, hier ſtand einſt ein Turm. Die Dicke ſeines mörtelloſen Mauerwerkes betrug 8,50 Meter. Nach Oſten und Norden erhoben ſich die Steinſchichten frei auf dem natürlichen Geſtein. Nach Süden lehnten ſie ſich an eine anſteigende Felsterraſſe. Neben der Nordweſtecke lag ein kleiner, gegenwärtig faſt ganz zerſtörter Waſſerbehälter, dazu beſtimmt, die Kämpfer auf dem Turm mit einem Labetrunk zu verſehen.

„Ob dies Bollwerk nun ſchon von den Jebuſitern oder erſt von David aufgeführt wurde, kann ich nicht ſagen. Daß aber eben dieſe Stelle ſchon die Burg der Jebuſiter getragen haben muß, iſt mir völlig gewiß. Sehen Sie, dort am Abhang unſeres Berges nach dem Kidronthal hin, etwa hundert Meter weit von hier, entſpringt die Marienquelle, die mit dem periodiſchen Steigen und Fallen ihres Waſſerſtandes von jeher die Aufmerkſamkeit erregt hat. Sie iſt die einzige einigermaßen ergiebige Quelle in dieſer ganzen Gegend. Nur wer ſie beſaß, konnte Herr des Landes ſein. Hätte man die Burgmauer unterhalb der Quelle angelegt, ſo wäre die Befeſtigung weniger ſtark geweſen. Hier oben war ſie uneinnehmbar für jene Zeit, und von ihr aus beherrſchten die Jebuſiter die Quelle.“

„Aber — wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf — wäre dieſe Burg nicht von dem höheren nördlichen Teil dieſes Hügels, der nun die Omarmoſchee trägt, wie in früheren Zeiten den Tempel, damals aber wohl freies Feld war und die Tenne des Arafna trug, gar zu ſehr bedroht geweſen?“

„Ja freilich, wenn nicht damals die Bodenbeſchaffenheit eine andere geweſen wäre, als ſie gegenwärtig iſt. Aber ich habe guten Grund anzunehmen, daß früher etwas nördlich von unſerm Standpunkt eine Schlucht dieſen Berg quer vom Thal Tyropöon nach dem Kidronthal durchſchnitt, die etwa zur Zeit der Makkabäer verſchüttet wurde, und daß diesſeits der Schlucht die Felſen höher emporragten, als die jetzige Oberfläche. Da war denn dieſe Burg in der That von allen vier Seiten durch Thäler und Schluchten vollſtändig geſichert, ſo daß die Jebuſiter ihrem Feinde David mit gutem Recht trotzen konnten: ‚Du wirſt nicht hier hereinkommen, ſondern Blinde und Lahme werden dich abtreiben.‘

„David nahm die Burg dennoch ein; ſie hieß fortan Davids Stadt. Mitten unter den noch ziemlich höhlenartigen Wohnungen der alten Burg erbaute ſich der König Israels nun ſein Haus, wahrſcheinlich ein freiſtehendes Gebäude, das als ſolches damals hier zu Lande wie ein Wunderwerk angeſtaunt werden mußte. Auf der Tenne Arafnas dort oben jenſeits der Schlucht, die hier im Norden die Burg wie ein Feſtungsgraben begrenzte, baute Salomo den prachtvollen Tempel und unterhalb desſelben ſeinen Palaſt.

„Als die Stadt wuchs, ſtieg ſie ins Käſemacherthal hinab und drüben an dem mächtigen Hügel empor, der als der breitere und höhere dann mit der Zeit den größeren Teil der Geſamtſtadt trug. Wie es kam, daß er dann den Namen Zion erhielt, iſt noch nicht ganz aufgeklärt — aber zu bedauern iſt die heilloſe Verwirrung, die dadurch in der Topographie der Heiligen Stadt angerichtet worden iſt und wohl noch nicht allzuſchnell zu beſeitigen ſein wird.“

Vor unſerm Geiſt gewinnt die Gegend nun ein ganz anderes Ausſehen. Winzig genug muß die Jebuſiterburg geweſen ſein; ſie kann mit ihren Troglodytenhütten auch keinen freundlichen Eindruck gemacht haben. Wie im ſicheren Verſteck lag ſie hier von lauter höheren Bergen überragt, ſtark durch die ſteilen Abhänge des Hügels, der ſie trug, und durch den Beſitz der Quelle, die ſie das ganze Jahr hindurch und auch bei anhaltender Dürre mit dem notwendigſten Lebensmittel verſah. An Vorräten wird es in ihren Felshöhlen nicht gefehlt haben — unwillkürlich kommt einem der Gedanke an einen großen Ameiſenhaufen.

Welch ein Schrecken für ihre Bewohner, die ſo ſicher zu ſein wähnten, als plötzlich Joab auf den Zinnen der Burg ſeinen Speer ſchwang und mit lautem Kriegsruf die Heerſchar Davids zu ſchnellem Siege führte!

Gerade dieſe Niederlage aber ward der Stadt der Jebuſiter zum Heil. Sie ward nun Davids Stadt, Jeruſalem, des großen Königs Stadt, Zion ward der Berg des Herrn Zebaoth.

Und dort über den Ölberg kam dann einſt durch dies tiefe enge Kidronthal der Menſchenſohn daher, als Friedefürſt ſeinen Einzug zu halten — und auf den Ölberg dort führte er dann nach ſeiner Auferſtehung die Seinen, um von ihnen Abſchied zu nehmen und gen Himmel zu fahren.

Wie nach Sonnenuntergang die Abendröte über den Kuppen des Libanon am Himmel ſtrahlt, ſo liegt es vor dem Auge des Geiſtes über Zion und den Bergen ringsumher mit wunderbarem Glanz, das Große, das einſt hier geſchah. Durch Sonnenglut und Staub und Schmutz geht's von der Burg der Jebuſiter zurück ins ſtille heimiſche Quartier mitten in Jeruſalem.

P. Baarts.

Todesſtrafe oder lebenslängliches Zuchthaus?*)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Nach perſönlichen Erfahrungen beantwortet von **H. Spengler.**

Die beiden Raubmörder.

Es war am Abend des 16. Auguſt 1869, als zwei unheimliche Geſellen in Appenweier, ſobald der von Straßburg kommende Zug in den Bahnhof eingelaufen war, einem Wagen dritter Klaſſe entſtiegen und mit einander den ins Renchthal führenden Weg einſchlugen. Sie ſind beide mittlerer Größe, von ſchmächtigem Körperbau, der eine ſiebenundzwanzig, der andere dreißig Jahre alt, einfach, aber ſauber gekleidet. Der jüngere, Döbich, hat kein unintereſſantes Geſicht; blonde Haare, blaue Augen und eine hohe Stirn nebſt der etwas großen, aber regelmäßig gebildeten Naſe hätten dasſelbe angenehm erſcheinen laſſen können, wenn nicht der ſtechende Blick der Augen und ein ſtolzer Zug um den Mund eine abſchreckende Wirkung geübt hätten. Der ältere, Steidel, konnte häßlich genannt werden; die wenigen blonden Haare, die den kahlen Schädel umgaben, die grauen, kalt blickenden Augen, der große, faſt immer wie höhniſch lächelnde Mund machten einen geradezu widerwärtigen Eindruck.

Döbich hatte eine Jagdtaſche umhängen, in der ſich zwei Doppelterzerole und Munition befanden; in der rechten Hoſentaſche ſtak ein Weidmeſſer. Steidel war mit einer alten einläufigen Piſtole bewaffnet.

Die zwei Geſellen hatten ſich noch nicht lange kennen gelernt. Beide waren Schuhmacher. Steidel war verheiratet, lebte aber in Unfrieden mit ſeiner Frau; Döbich war ledig, unterhielt jedoch ein Liebesverhältnis mit einer Württembergerin, die in Straßburg diente. In dürftigen Umſtänden lebend, waren ſie unzufrieden mit ihrer Lage und ſuchten auf verbrecheriſchem Wege zu Reichtum und Wohlleben zu gelangen. Steidel entwarf den Plan und wußte den Döbich, der ihn hie und da in ſeiner ärmlichen Wohnung aufſuchte, für denſelben zu gewinnen.

Mit dem Entſchluß, in den badiſchen Schwarzwaldbädern einen Raubmord zu begehen, hatten ſie Straßburg verlaſſen, in ihrem Vorhaben beſtärkt durch den Gedanken, daß in Baden die Todesſtrafe abgeſchafft ſei.

Zwiſchen Appenweier und Oberkirch händigte Döbich dem Steidel das eine der beiden Terzerole ein, füllte ein Fläſchchen desſelben mit Pulver und übergab ihm die Hälfte der in Kehl eingekauften Zündhütchen und Schrote. Nachdem beide ihre Schußwaffen geladen hatten, gingen ſie noch an demſelben Abend bis Oppenau, wo ſie übernachteten.

Am andern Morgen ſchlugen ſie ſich von Oppenau aus in ein Seitenthal, welches ſie in den Fußpfad führte, der ſich von Antogaſt nach dem Wilſenecker Hof hinzieht.

Hier ſahen ſie einen Geiſtlichen vor ſich hergehen, der keine Ahnung hatte von der Gefahr, in der ſein Leben in dieſem Augenblicke ſchwebte. „Was meinſt du,“ flüſterte Steidel dem Döbich zu, „wollen wir den nicht kalt machen?“ „Es verlohnte ſich nicht der Mühe,“ erwidert dieſer, „dem Pfaffen das Lebenslicht auszublaſen; ſieh nur die armſelige ſilberne Uhrkette, die er anhat. Laſſen wir ihn laufen! Und dort drüben weidet Vieh; gewiß ſind Menſchen in der Nähe, wir müſſen vorſichtig ſein.“

Ihren Weg fortſetzend erreichten ſie die Höhe des Breitenbergs. Kaum waren ſie von hier aus noch eine Strecke weiter gegangen, als ſie eines fein gekleideten Herrn anſichtig wurden, der eine goldene Uhrkette trug und dem Walde zulief. Nachdem ſie einen verſtändnisvollen Blick ausgetauſcht, eilten ſie dem Spaziergänger raſch nach und kamen ihm auf etwa fünfzig Schritte nahe, bevor er den Wald erreichte.

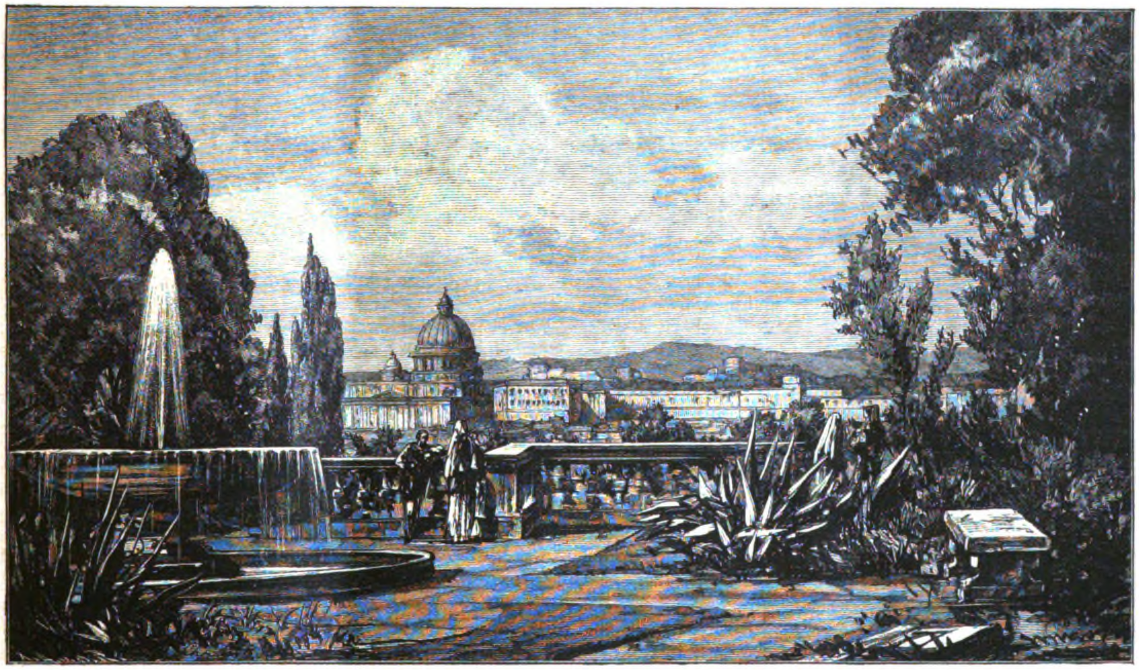
Eine Zeitlang gingen ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, hinter ihm drein; dann zieht Steidel ſein Doppelterzerol aus der Taſche, ſpannt beide Läufe, verbirgt dasſelbe auf dem Rücken, geht raſch auf ſein Opfer zu und nähert ſich ihm bis auf zwei Schritte. In dieſem Augenblicke dreht ſich der Unglückliche gegen ſeinen Verfolger um, der ihm den Lauf ſeiner Piſtole gegen das Geſicht hält und abdrückt, worauf derſelbe lautlos nach vorne zur Erde ſtürzt.

---

*) Aus einem unter der Preſſe befindlichen, demnächſt bei Georg Weiß in Heidelberg erſcheinenden Buche: „Aus Kerkermauern.“ Bilder aus dem Verbrecherleben von Heinrich Spengler, Strafanſtaltsgeiſtlicher.

Nun eilte der etwas zurückgebliebene Döbich herzu, drehte den zu Boden geſtreckten regungsloſen Körper herum, ſo daß derſelbe auf den Rücken zu liegen kam, und verſetzte ihm mit ſeinem Weidmeſſer eine Anzahl kräftig geführter Stiche in die rechte Vorderſeite. Dann trugen die Mörder den Leichnam vom Wege hinunter zu den Felſen, wo ſie ſich an das Veraubungsgeſchäft machten und den ausgeplünderten Körper möglichſt ſorgfältig zu verſtecken ſuchten.

Sie beraubten den Toten ſeiner Uhr mit Kette und Medaillon, ſeiner Brieftaſche und ſeines Portemonnaies und ſtreiften ihm drei goldene Ringe von den Fingern, von welchen der eine, ein Ehering, ſogleich am Orte der That verloren ging. Die beiden andern Ringe, welche Döbich mit den übrigen Gegenſtänden in ſeine Verwahrung nahm, warf er bei ſeiner Rückkehr nach Straßburg, als er ſich des Beſitzes ſeiner Schrote entäußerte, zugleich mit dieſen aus Verſehen in den Rhein. Sogar die Stiefel zog Döbich dem Ermordeten von den Füßen und bekleidete ſich damit, während er ſeine eigenen Stiefel in der Nähe des Ortes der That unter Felſen verſteckte. Hut und Stock des Ermordeten wurden von Steidel gleichfalls nicht weit davon in einer Felſenhöhlung verborgen. Die geraubten Stiefel, die dem Döbich zu eng waren, warf derſelbe ſpäter in Straßburg ins Waſſer.



Aus der Siebenhügelſtadt: **Der Vatikan vom Monte Pincio aus geſehen.**

Zeichnung von L. Th. Choulant.

Vom Orte des Verbrechens hinweg begaben ſich die Mörder aufwärts in das Dickicht des Waldes auf den Weg, der zur ſogenannten Zuflucht führt, woſelbſt ſie die in der Brieftaſche des Beraubten befindliche Summe von achtzig Gulden in Papierſcheinen zu gleichen Hälften unter ſich verteilten. Alles übrige behielt Döbich einſtweilen im Beſitz.

Sie liefen dann auf Umwegen weiter bis Ottenhöfen, nahmen dort ein Fuhrwerk, das ſie an den Bahnhof nach Achern führte, von wo ſie noch in derſelben Nacht mit dem letzten Bahnzug wieder ihren Wohnſitz in Straßburg erreichten. — —

Das unglückliche Opfer ihres ſcheußlichen Verbrechens war der zweiunddreißig Jahre alte verheiratete Fabrikant Emil Mathis von Freiburg i./Br. Derſelbe wollte zur Kräftigung ſeiner Geſundheit eine mehrwöchentliche Badekur gebrauchen und war zu dieſem Endzweck am Abend des 16. Auguſt im Kurhauſe zu Antogaſt angelangt.

Am Vormittag des nächſten Tages, welcher nach freundlichem Sonnenaufgang ſchön zu werden verſprach, trat er etwa um zehn Uhr morgens einen Spaziergang an, der in einem Wege von zwei Stunden von Antogaſt über den Wilfenecker Hof und die Höhe des Breitenbergs durch den Wald nach Antogaſt zurückführt. Wie viele hatten vor ihm ſchon dieſen ſchönen Weg gemacht und ſich der herrlichen Gegend und der geſunden reinen Luft gefreut; ſollte derſelbe am hellen Tage irgendwie gefährlich ſein? Sollte hier dem harmloſen Wanderer der Tod in ſeiner grauſigſten Geſtalt entgegentreten? Ahnungslos trat der Kurgaſt ſeinen Spaziergang an und wollte noch vor Tiſch wieder im Badehauſe zurück ſein. Er kam nicht wieder. —

Als weder an dieſem noch an den nächſten Tagen ſeine Rückkehr erfolgte und alle über ſein rätſelhaftes Verſchwinden angeſtellten Nachforſchungen reſultatlos blieben, ſo wurden auf Veranlaſſung der Verwandten des Vermißten ſorgfältige Streifzüge in der Umgegend von Antogaſt bewerkſtelligt, die endlich am 28. Auguſt den Erfolg hatten, daß der Leichnam des Vermißten hoch oben im Maiſacher Gemeindewald unter Felſen verſteckt aufgefunden wurde. Die Leiche lag links vom Wege, nur wenige Schuhe abwärts in einem von großen Felsblöcken gebildeten Verſteck. Den Kopf derſelben belaſtete ein zentnerſchwerer Stein, während der übrige Körper mit Baumzweigen und Moos bedeckt war. — —

Die Mörder, die ſich wohl ziemlich ſicher wähnten, wurden bald von der gerechten Strafe ereilt. Am Abend des 19. Auguſt wurde zu Straßburg eine Mannsperſon verhaftet, welche vor dem Hauſe des Muſikalienhändlers Wolf durch Toben und gefährliche Drohungen die öffentliche Ruhe und Ordnung geſtört hatte. Es war dies der achtundzwanzigjährige ledige Schuhmachergeſelle Karl Döbich von Unterjettingen, welcher ſich an dieſem Abend in betrunkenem Zuſtande befand und mit ſeiner bei dem genannten Muſikalienhändler dienenden Geliebten eine Zuſammenkunft erzwingen wollte, während dieſe auf die Straße zu kommen ſich weigerte.

Bei ſeiner Verhaftung fand man ihn im Beſitze eines Doppelterzerols, eines dolchartigen Jagdmeſſers, einer goldenen Taſchenuhr mit goldener Panzerkette und goldenem Medaillon, einer Brieftaſche von braunem Leder und eines Portemonnaies von rotem Juchtenleder, welch letzteres hundertfünf Frank in Gold- und Silbermünzen enthielt. Dieſe Gegenſtände führten zur Entdeckung der Mörder.

Im Laufe der Unterſuchung legte Döbich ein reumütiges Geſtändnis ab, während Steidel hartnäckig leugnete. Er behauptete, den Döbich begleitet zu haben, um deſſen verbrecheriſches Vorhaben zu verhindern. Döbich ſei im Walde vorausgeeilt, um, wie er vorgegeben, den fremden Herrn nach dem Wege auf den Kniebis zu befragen, und habe die verbrecheriſche That allein vollbracht. Daß dies leere Ausflüchte waren, lag auf der Hand. Beide Mörder wurden denn auch vom Schwurgericht zum Tode verurteilt; durch den Großherzog wurde jedoch die Todesſtrafe in lebenslängliche Zuchthausſtrafe umgewandelt. Döbich war katholiſcher Konfeſſion, Steidel hatte am 16. Auguſt 1869, alſo an dem Tage, an welchem er ſich zur Begehung des Raubmordes auf den Weg machte, vor dem Paſtor Scheffer in Straßburg die ſchriftliche Erklärung abgegeben, daß er „der katholiſchen Religion für immer entſage, und der proteſtantiſchen Kirche ſich anſchließen wolle, ſo lange er lebe ohne Eigennütz.“

* * *

Karl Döbich war der Sohn des † Zainenmachers Jakob Döbich, der im Jahre 1853 wegen Straßenraubes und verſuchten Mordes zu zwanzigjähriger Zuchthausſtrafe verurteilt worden war. Der Knabe zeigte ſchon in ſeinem zarten Alter viel Hang zum Leichtſinn und zur Frechheit und war überdies leicht reizbar. In ſeinem vierzehnten Jahre kam er zu einem Schuſter in die Lehre, der bei ihm viel Geſchick und Gewandtheit, aber auch viel Verſchlagenheit entdeckte. Nachdem er ſeine Militärzeit abgedient hatte, war er noch frecher, hochmütiger und brutaler als zuvor. Auch zeigte er Hang zur Verſchwendung und Genußſucht. Zum Großthun kam bald auch das Nichtsthun und Schuldenmachen, was ihn nach und nach dem ſicheren Verderben entgegen führte.

Aus dem Zellengefängnis ſchreibt er an ſeine Mutter und Schweſtern: „Ihr werdet euch wundern, daß ihr ſchon einen Brief von mir erhaltet, allein es iſt mir vergönnt, monatlich je einen Brief zu ſchreiben und ich will ſomit dieſe Gunſt auch benutzen. Meinen letzten Brief, deſſen Inhalt die Begnadigung und Verwandlung meines Todesurteils in lebenslängliches Zuchthaus enthielt, werdet ihr erhalten haben, und ich konnte es im Geiſte ſehen, wie euch die Freuden- und Dankesthränen über das Geſicht gefloſſen ſind. Bei mir war es ganz anders; ich war bei Anhörung des Begnadigungserlaſſes ganz beſtürzt; ich wußte nicht, ſollte ich freudig oder traurig ſein, ſollte ich lachen oder weinen, ich wußte nicht, ſollte ich es als eine Strafe oder als eine Gnade Gottes anſehen, denn zum Tod war ich bereit. Ja, ich für meinen Teil wäre lieber plötzlich geſtorben, als den Tod allmählich zu erleiden; ſelbſt der geiſtliche Herr, der ſo unbeſchreiblich für mich bemüht und beſorgt war, ſagte als er Abſchied von mir nahm: „Ich hätte lieber auf dem Richtplatze Abſchied von Ihnen genommen.“ So oft ich an dieſen geiſtlichen Herrn denke, werden meine Augen voll Thränen, denn dieſem gebührt nach Gott die Ehre und der Dank; wenn ſich dieſer nicht erbarmt und meiner ſo liebevoll angenommen hätte, dann würdet ihr, Geliebte, keinen Brief mehr von meiner Hand geſchrieben geleſen haben, denn mein Plan war gemacht; ich war feſt entſchloſſen, am Schluſſe der Schwurgerichtsverhandlung mir ein Inſtrument, das ich ſelbſt zubereitet und zurecht geſchliffen hatte, in das Herz zu ſtoßen, und dieſer Vorſatz war ſo feſt, daß ich an gar nichts anderes mehr dachte, und ſo gewiß würde ich ihn auch ausgeführt haben, ſo gewiß als ich dieſe Zeilen ſchreibe. Ich ſagte ſogar zu dieſem geiſtlichen Herrn, als er mich das erſtemal beſuchte: „Herr Pfarrer, Ihr Beſuch freut mich, aber ich bitte Sie, machen Sie ſich nicht viel Mühe und ſparen Sie Ihre Worte, denn bei mir werden Sie nichts bezwecken.“ Der Geiſtliche ſah mich über dieſe Rede wehmütig an und ſagte: „Der Baum fällt nicht vom erſten Streich; es iſt mir auch gar nicht bange, denn ehe ich dieſen Gang antrat, gab ich vielen Perſonen den Auftrag, inbrünſtig zu Jeſus und zu Maria zu flehen, daß mein Gang nicht umſonſt ſein möchte, und deshalb iſt es mir auch gar nicht bange, Sie auf den beſſeren Weg zu bringen.“ Der Geiſtliche wußte mir mein Vergehen mit aller Strenge zu ſchildern und mit den grellſten Farben mir vor die Seele zu malen. Er wußte aber auch, als mir das Herz zu brechen anfing, mich durch heilſamen Troſt aufrecht zu erhalten; alles andere habe ich euch ja ſchon geſchrieben. Wenn aber jemand glaubt, daß ich mich nur ſo ohne weiteres ſelbſt ermordet hätte, der täuſcht ſich; denn vorher hätte ich alles gewagt, und der Plan, den ich entworfen hatte, aus dem Gefängnis zu entkommen, wäre mir auch ſicher gelungen. Es werden ſich viele Leute, die meine Kourage und Verwegenheit kennen, wundern und es mir vielleicht als Furcht oder Feigherzigkeit anrechnen, daß ich gar keinen Fluchtverſuch machte; allein wenn ſie es genau bedenken, ſo werden ſie mich dafür loben, denn ich habe mir alles wohl und weislich überlegt. Ich hätte von außen nur eine Unterſtützung bekommen dürfen, dann wäre ich gerettet geweſen, dann hätte mich das Zuchthaus Bruchſal nicht in ſeinen Schlund bekommen, und dieſe Unterſtützung hätte man mir, ohne Gefahr zu laufen, verſchaffen können; ich hätte gar nichts gebraucht als Kleider und Geld, denn die Offenburger Herren waren geſcheiter als die Franzoſen; ſie beraubten mich meiner Kleider, und mit den verteufelten Zuchthauskleidern wäre ich nicht weit gekommen; ja wenn ſelbige nur geweſen wären wie die, welche ich hier trage, ſo hätte ich die Flucht gewagt. Denn dieſe ſind gleichfarbig von ungebleichtem Drillich, und die dortigen waren grau und ſchwarz. Ich ſtand ganze Tage und halbe Nächte auf dem Stuhle und ſchaute durch das Fenſter; ich meinte oft, es könne nicht anders ſein, ich müſſe Rettung erblicken. Denn wenn ich einen Bruder in ſolch einer Lage gehabt hätte, ich hätte das äußerſte für ihn unternommen, ja ehe ich hätte meinen mit der Verzweiflung ringenden Bruder auf das Schafott oder lebtäglich in das Zuchthaus wandern laſſen, eher hätte ich mich einer lebenslänglichen Zuchthausſtrafe ausgeſetzt, eher hätte ich mein eigenes Leben geopfert. Ich würde mich nicht in Gedanken ſo viel mit der Flucht beſchäftigt haben, wenn mir meine dortigen Vorgeſetzten nicht ſelbſt Anlaß dazu gegeben hätten. Ihr werdet fragen, wie das zuging. In der erſten Zeit, als ich in Offenburg war, ſchien mir alle Hoffnung und jeder Fluchtverſuch unmöglich, aber auf einmal wurde in meiner Zelle täglich zweimal Viſitation abgehalten, und da erwachte in mir der Gedanke warum, wenn es den Herren als eine Möglichkeit erſcheine, die Flucht zu ergreifen, es denn bloß mir unmöglich erſcheinen ſollte? Ich unterſuchte dann meine Zelle mit ſolcher Genauigkeit, wie noch kein Profeſſor und Naturforſcher einen Gegenſtand unterſucht haben wird, und je genauer ich forſchte, deſto mehr ſah ich die bezweifelte Möglichkeit ein, und im Augenblick machte ich Projekte und Pläne, wie es keiner bei Belgrads Eroberung gethan. Ich bin aber heute noch froh, daß ich dem Rate des Geiſtlichen folgte und dieſe Pläne aufgab, und ich kann euch verſichern, daß ich alle Gedanken an Flucht aufgegeben habe, ja ich ſchwöre es euch hoch, heilig und teuer, denn ich habe in den Augen Gottes und des Großherzogs Gnade gefunden; es wäre deshalb unverzeihlich, wenn ich dieſe Gnade auf eine ſo zweckloſe Weiſe mißbrauchen würde. Ich ſchreibe dies nicht in der Abſicht, weil meine Vorgeſetzten den Brief leſen, mir dadurch ihre Gunſt oder ihr Zutrauen zu erwerben, o, gewiß nicht! denn es wäre mir einerlei, wenn ein extra eiſerner Käfig wie für das wildeſte Tier für mich verfertigt würde; ſondern ich ſchreibe es zu eurer Beruhigung, weil ich weiß, daß ihr bei dem kleinſten Geräuſch vom Bett aufſteht und jedesmal der Meinung ſeid, ich ſei an der Hausthüre. Schlaft wohl und unbekümmert, betet lieber ein Vaterunſer für mich, denn perſönlich komme ich nicht zu euch, doch rede ich nachts ſtundenlang im Geiſte mit euch. Hundertmal ſchaue ich gegen den lautloſen ſtillen Himmel empor und ſuche den liebevollen, hellglänzenden Abendſtern zu erblicken in der Hoffnung, dort eurem Blick, ihr Lieben, zu begegnen, bis ich dann unter Gebet und Thränen wieder einſchlummere.

„Liebe Mutter und Schweſtern und auch mein Kamerad Seeger nicht ausgenommen! Ihr werdet mit Sehnſucht zu erfahren wünſchen, wie es mir geht. Ich habe wie jedes zum Zähmen eingefangene wilde Tier auch Wohnung und Nahrung, und weil ich ein wildes Tier bin und Verſtand habe, aber meinen Verſtand nicht brauchte, ſo habe ich auch Arbeit, oder beſſer geſagt, ich bin gezwungen zur Arbeit, und weil ich auch eine Seele beſitze, ſo iſt mir angeboten, für dieſe zu ſorgen. Ich will euch zuerſt fragen, wie ihr euch das Zuchthaus vorſtellt, oder wie ihr euch ungefähr denkt, wie ich könnte behandelt werden. Ihr werdet verſchiedene Gedanken darüber haben, woran ich gar nicht zweifle; ich will euch aber kurzweg ſagen, daß ich nicht behandelt werde, wie ich es verdient habe. Denn ich habe unbarmherzig und tieriſch gehandelt und werde mitleidig und menſchlich behandelt, ich bin in ein Haus gekommen, wo ich gar nichts anderes lernen kann als Arbeitſamkeit, Fleiß, Religion und Tugend, und das dürft ihr mir glauben, denn ich ſchreibe keine Unwahrheit, ich ſchreibe, wie es mir um das Herz iſt, unverhohlen, ohne allen Trug und Heuchelei. Arbeiten muß ich hier und in den gegenwärtigen Wintermonaten von morgens halb ſechs bis abends halb acht Uhr; jedoch iſt die Arbeitszeit bloß auf zehn Stunden per Tag berechnet, weil es die Woche hindurch Unterbrechungen gibt, z. B. Beſprechungen mit Vorgeſetzten, tägliche Bewegung im Freien, Unterricht in Kirche und Schule ꝛc. Sonntags iſt Vormittagsgottesdienſt, nachmittags Veſper, am Montag vormittag von acht bis neun Uhr Religionsunterricht, Mittwoch von acht bis neun Uhr Gottesdienſt, Donnerſtag von acht bis neun Uhr wieder Religionsunterricht und Samſtag von acht bis neun Uhr Singſtunde. In Zukunft muß ich überdies noch in die Schule, weil ich noch jung bin. In Berührung oder in Verkehr komme ich mit niemand als mit meinen Vorgeſetzten, Geiſtlichen und Lehrern; ich bin in einer einſamen Zelle und muß ſechs volle Jahre in dieſer Einſamkeit zubringen, das heißt, wenn mich Gott nicht ſchon früher erlöſt. Es iſt wohl hart, ja es iſt herzergreifend, an ſechs Jahre einzelhafte Einſperrung zu denken, allein ich denke nicht daran, ſonſt würde ich bei Zeiten wahnſinnig; ich wünſche nichts Sehnlicheres als den Tod. Deshalb unterſtützt mich, ihr Lieben, im Gebet, daß wenn mein Erlöſer, der Tod, kommt, ich bereit bin und ſprechen kann: „Nun hab ich überwunden Kreuz, Leiden, Angſt und Not und hab auch Gnad gefunden durch Jeſum Chriſt bei Gott.“ Der Schritt aus dieſem in das andere Leben, den jeder zu machen hat, iſt zwar ein bedenklicher, der Tod iſt für jeden Menſchen ein bitterer Kelch, den man für eine Handvoll Freuden zu leeren hat; mir wäre er aber doch willkommen geweſen. Da es aber Gott anders beſchloſſen hat, und mir noch Zeit zur Buße ſchenkt, ſo will ich nicht verzagen, denn es dauert gewiß nicht ewig. Wohl iſt es ein großes dreiſilbiges Wort „lebtäglich“ gefangen zu ſein, es iſt aber auch ein großes dreiſilbiges Wort „ewiglich“ verloren zu ſein. — O welch ein Werk der Barmherzigkeit hat Gott an mir gethan, welch unendlichen Dank bin ich Gott und jenem geiſtlichen Herrn ſchuldig, der ſich nicht ſcheute, zu mir Ungeheuer, zu mir verirrtem, verſtocktem und verwildertem Menſchen einzutreten, wo die Sünde dick aufgetragen an den Wänden klebte. Da ich nun durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes zur beſſeren Einſicht gekommen bin, ſo habe ich mich feſt entſchloſſen, nie über etwas zu klagen und will auch beten, daß mir Gott ferner beiſteht, und mir mein Kreuz mit Geduld und Standhaftigkeit ertragen hilft.

„Wenn euch, Geliebte, jemand aus Vorwitz, wie es oft vorkommen wird, über mein Befinden fragt, ſo antwortet kurz und beſtimmt: „Gott weiß es.“ Ihr begeht keine Lüge dabei, und die neugierig Fragenden werden verblüfft abwärts ſehen und euch vielleicht nicht mehr fragen. Fragt euch aber jemand aus Mitleid, aus vollem teilnehmendem Herzen, ſo antwortet: „er iſt leiblich geſund, aber geiſtig ſehr krank und ſchwach, möge ihn Gott auch an der Seele geſund machen und ihm ſeine große und ſchwere Sünde verzeihen!“

„Eure Photographien, liebe Schweſtern, habe ich nicht mehr im Beſitz, weil mir bei der Ankunft in Bruchſal, was ich an und auf mir hatte, abgenommen wurde, ſo daß ich daſtand, wie ich auf die Welt kam. Ob ich eure Bilder wiederbekomme, weiß ich nicht; jedoch kann ich euch für beſtimmt ſagen, daß euer Bild in meinem Herzen lebt, und ich bitte euch, liebe Schweſtern, bleibt brav, wie ihr es bisher geweſen ſeid, und verſüßt dadurch der lieben Mutter ihre von Gram und Herzeleid erfüllten Tage, tröſtet ſie und verzeiht mir doch den Spott und die Schande, die ich euch angethan. O ich möchte nur Blut weinen können ob meiner Blindheit! Ich bin mir von Tag zu Tag ärger gram, denn wenn ich an euch denke und mich in meine Lage hineindenke, dann möchte ich nur verzweifeln; ja eure Lage geht mir mehr zu Herzen als die meinige, denn ich bin immer einſam, ich brauche mich gerade vor niemand zu ſchämen als vor Gott und meinen Vorgeſetzten, aber ihr müßt unter den Leuten wandeln.

„O welcher Schmerz durchwühlt mein Herz, ich altere wie ein Gewand, ich zehre und magere ganz ab, ich fühle, wie mich meine Kräfte verlaſſen; meine Sinne und mein Geiſt ſind zerrüttet, das Licht meiner Augen ſiecht dahin, ich bin gar kein Menſch mehr wie früher. Ihr würdet mich auch kaum mehr erkennen; wie geläufig war früher meine Zunge, und jetzt bin ich ein abgeſagter Feind vom Sprechen, wie gelenkig war ich früher bei allem, und jetzt wollen mir alle Glieder den Dienſt verſagen. Jetzt bin und werde ich vollends ein alter, ſteifer Kerl. — Nun ſehe ich im Geiſt, wie die Sido vorhin weinte und wie ſie jetzt mit der Hand auf den Schenkel ſchlägt und laut lacht, die Katharine lacht gleichfalls und auch die Mutter würde gern lachen, aber es geht nicht. Ich mußte, als ich den „alten, ſteifen Kerl“ hinſchrieb, ſelbſt auch lachen, obwohl mich das Lachen ſchwer ankommt; es kommt bei mir auch wenig oder gar nie vor, und wenn es je einmal vorkommt, daß mein Mund lacht, ſo lacht mein Herz doch nicht; mein Herz wird und kann niemals mehr lachen, und wenn ich heute die Freiheit noch bekäme, mein Herz würde doch niemals mehr lachen können, denn es iſt zerriſſen, mein Gewiſſen iſt und bleibt verletzt; ich bitte euch nochmals, verzeiht mir doch und tragt keinen heimlichen Haß gegen mich im Herzen, denn der für unſere Sünden am Kreuz geſtorbene Jeſus hat ja ſterbend noch ſeinen Feinden verziehen und noch für die, die ihn kreuzigten, gebetet.

Schließt mich ſtets in euer Gebet ein und vergeßt auch nicht, für die Seele des Unglücklichen und des Vaters zu beten. Und nun lebt wohl und grüßt mir alle Freunde und Bekannte und ſchreibt mir auch wieder, wie es euch geht; ſchreibt auch dem Johannes und dem Nikel viele Grüße, viele herzliche Grüße an Seeger und die Seinigen; ich grüße euch alle herzlich.

Karl Döbich.“

(Fortſetzung folgt.)

Energiſche Rechtspflege.

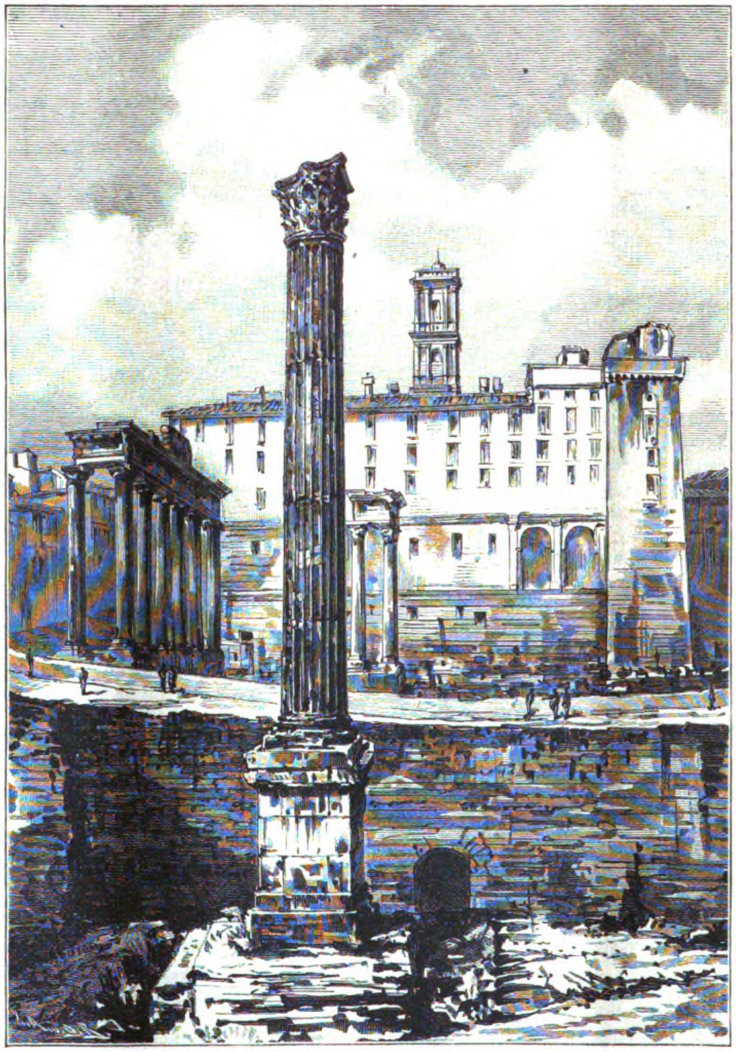
Die im Jahre 1771 zu Frankfurt a. M. erſchienenen „Concordata nationis germanicae integra“ enthalten einen Erlaß des ſo viel verſchrieenen Reichskammergerichts zu Wetzlar gegen ultramontane Übergriffe, der an Entſchiedenheit nichts zu wünſchen übrig läßt. Das Hofgericht zu Bonn hatte das Kloſter Siegburg bei Köln zur Zahlung einer Präſtation verurteilt, deren Leiſtung dasſelbe weigerte. Statt den Rechtsweg weiter zu beſchreiten und Berufung gegen das Urtel einzulegen, wandte das Kloſter ſich ſofort mit einem Hilfeſchrei nach Rom, von wo alsbald die Exkommunikation der ſämtlichen Hofgerichtsräte in Bonn eintraf. Sofort ordnete das Reichskammergericht an, „man ſolle auf alle Kloſtereinkünfte Beſchlag legen, man dürfe dem Kloſter keine Lebensmittel mehr zutragen, finde man die Geiſtlichen ſelbſt, ſo ſolle man ſie als Verletzer der kaiſerlichen Rechtspflege und als Störer der öffentlichen Ruhe in Arreſt und Verſtrickung nehmen, ſo lange und viel, bis ſie die Exkommunikation zurück nähmen und bis der päpſtliche Kommiſſarius ſeinen an ſich ſelbſten nichtigen Blitzſtrahl wiederum kaſſiere und aufhebe. Solches alles ſamt und ſonders ſoll man deſto eifriger bewerkſtelligen, damit hinfüro ein jedweder dergleichen zu tentieren eine Scheu trage, und damit die Romaniſten zu ſolchem unbefugten Vornehmen mehres Nachdenken haben mögen.“ Die Verfügung datiert vom Jahre 1680.

R. F.

Der Kronprinz in Rom.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Noch iſt's uns wie ein Traum, daß der Erbe der deutſchen Kaiſerkrone innerhalb der weltberühmten Siebenhügelſtadt geweilt hat, die ein Virgil als „Königin der Welt“ beſang, ein Ovid als „Haupt der Welt“ bezeichnete und die ſchon vom II. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung an auf Münzen und Inſchriften „die ewige Stadt“ genannt wird. Unſer Kronprinz in Rom, nicht als „Graf Lingen,“ nicht incognito, ſondern im Auftrage ſeines hohen kaiſerlichen Vaters als Gaſt in der Hauptſtadt des Königreiches Italien und unter dem Dache des Quirinals, dem Königspalaſte Humberts I und ſeiner reizenden, vom Volke außerordentlich verehrten Gemahlin Margherita. Kein Zweifel, die Tafeln, welche die Welt- und Kirchengeſchichte in Roms Mauern beſchrieben hat, ſind ſeit den denkwürdigen Dezembertagen 1883, wo italieniſche Kanonen den Einzug des deutſchen Kronprinzen an der Seite des Königs Humbert begrüßten und über der gaſtlichen Wohnung des Quirinals drei und einen halben Tag die deutſche Flagge wehte, um wichtige Schriftzüge reicher geworden.



Aus der Siebenhügelſtadt: **Phokasſäule auf dem Forum am Fuße des Kapitols.**

Zeichnung von L. Th. Choulant.

Es ſchien mir, Baron S., ein alter penſionierter Diplomat, der immer noch auf dem Laufenden iſt, wenn es ſich um einigermaßen wichtige Begebenheiten handelt, ſei um etliche Jahre jünger geworden, als er mir in der Woche vor dem 17. Dezember bei einer Begegnung auf dem Korſo ſchon von weitem zurief: „Wiſſen Sie denn ſchon, lieber Freund, daß die Sache entſchieden iſt? — das Madrider Telegramm war nicht ein bloßer ballon d'essai, am nächſten Montag trifft der Kronprinz wirklich hier ein und Herr v. Keudell, der deutſche Botſchafter, fährt ihm mit ſeinem Militärattaché, Hauptmann von Engelbrecht, bereits morgen, Sonnabend, bis Genua entgegen.“

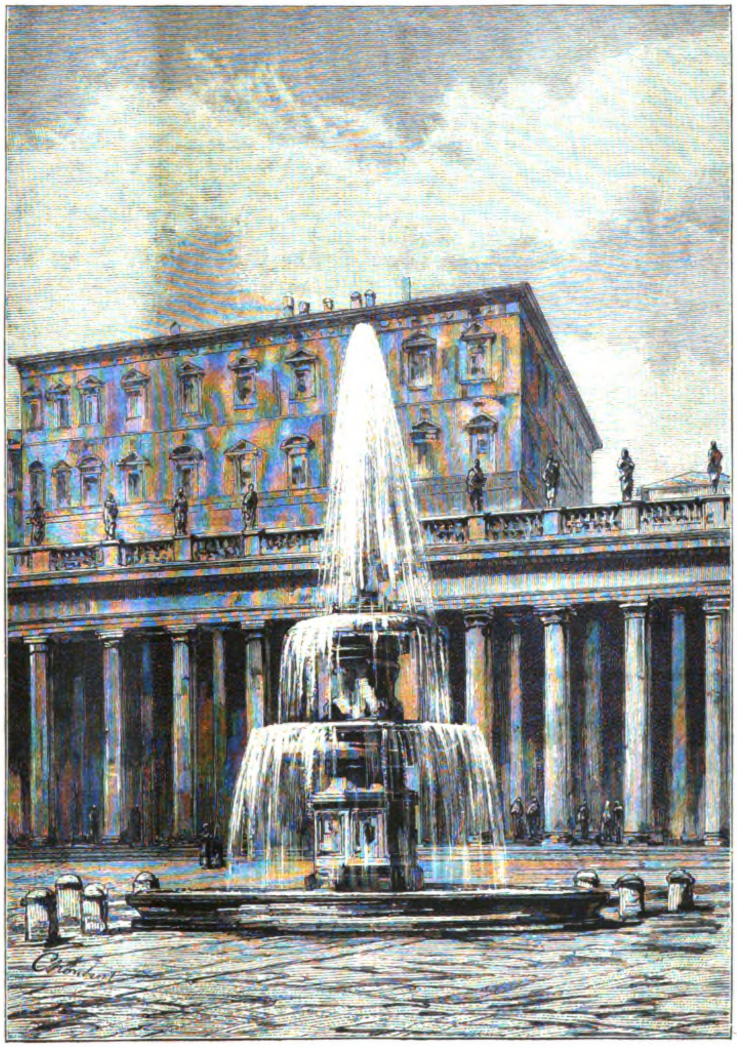
Ich bekenne, daß ſich meiner, wie ſchließlich aller Bewohner Roms, mochten ſie nun in wohllautendem Italieniſch oder in unſerer lieben Mutterſprache ihre Gefühle und Gedanken ausdrücken, eine nicht gelinde Aufregung bemächtigte. Der Kronprinz in Rom. Wer hätte ſich nicht herzlich darüber gefreut?

* * *

O weh! Am 16. Dezember abends verhüllte ſich der „ewig blaue“ Himmel Italiens, der ſich auch über Rom zu wölben pflegt, mit dichten und immer dichteren Wolken und dann tropfte es, eins, zwei, drei, dann rieſelte es fein und ſchließlich rauſchte es nieder wie „mit Mullen.“ ‚Nun, das haben wir oft gehabt in dieſem Monat; abends kam der Regen und morgens war es dafür wieder ſchön‘ — hiermit tröſteten ſich die Gemüter, als ſie am Tage vor der Ankunft des Kronprinzen in Rom zu Bett gingen. Doch ſiehe, am Morgen des 17. Dezember, des großen Tages der Erwartung aller deutſchen und romaniſchen Herzen, regnete es immer noch, und Rom bei Regen iſt eine ſchauderhafte Stadt. Was ſollte nun werden? Kaiſerwetter wurde es. Nach zehn Uhr hellte ſich der Himmel auf und nach elf Uhr beſtrahlte die Sonne die ſich in Feſtſchmuck werfenden Straßen, „Via Nazionale“ und „Via del Quirinale,“ durch welche die Fahrt vom Bahnhof zum Königsſchloß gehen ſollte. Die Truppen marſchierten auf, um den ganzen langen Weg auf beiden Seiten zwei Mann hoch Spalier zu bilden, die Fahnen kamen aus den Fenſtern heraus in allen Farben, meiſt italieniſche. Doch fehlte in der „Via Nazionale“ die deutſche Fahne nicht. Sie flatterte ſtattlich am Hauſe des deutſchen Konſuls, des Herrn von Naſt-Kolb. Beim Vorbeieilen grüßten wir die Frau Konſul mit ihrer lieblichen, neugierigen Kinderſchar am Fenſter. Draußen auf dem Bahnhof ſammelten ſich die italieniſchen Würdenträger, die Mitglieder der deutſchen Botſchaft, die deutſche Kolonie. Unter allen den glitzernden Uniformen bemerkten wir auch im Geſpräch mit einem preußiſchen Artilleriehauptmann der Reſerve den kaiſerlichen Botſchaftsprediger Roenneke in Barett und Talar. Auch ein Zeichen der Zeit! Noch bis zum Jahre 1870 wurde jede Bibel unbarmherzig konfiszziert, welche die Grenzen des Kirchenſtaates als Beſtandteil unſchuldigen Reiſegepäckes paſſieren wollte, und jetzt fehlte bei dem Empfange in Rom auch der äußere Hinweis nicht, daß der nahende Königsſohn ein proteſtantiſcher Fürſt ſei. Da kommt der Zug. Der König iſt bereits eingetroffen, die Muſik ſtimmt das: „Heil dir im Siegerkranz“ an. Im Salon überreicht ein Fräulein von Dachröden im Namen der deutſchen Damen Roms dem Kronprinzen einen herrlichen Blumenkranz. —

Die Kanonen donnerten, die Regimentsmuſik der Kavallerie, welche den ſchönen Platz vor dem Bahnhof ſäumte, ſpielte die italieniſche und preußiſche Königshymne und von dem Wagen aus grüßte die ſchöne Geſtalt unſeres Kronprinzen in der Uniform eines preußiſchen Generalfeldmarſchalls nach allen Seiten aufs freundlichſte unter dem Beifallklatſchen der Italiener.

Welch ein Moment! Dort die gewaltigen Überreſte der einſt ſo prachtvollen, durch Tauſende von Chriſtenſklaven erbauten Diocletiansthermen mit der unter Papſt Pius IV hineingebauten Kirche Santa Maria degli Angeli und dem originellen Künſtleratelier unſeres amerikaniſchen Freundes M. Ezekiel davor die neuerdings angelegte herrliche ſtädtiſche Gartenanlage, deren eiſerne Gitterthore die althiſtoriſche Bezeichnung S. P. Q. R. (senatus populusque romanus, d. h. Senat und Volk von Rom) tragen und in der Mitte der armdicke gewaltige Waſſerſtrahl der Waſſerleitung, welche nach ihrem Erbauer im II. Jahrhundert, dem römiſchen Prätor Quintus Marcius Aqua Marcia heißt und von Pio IX mit Hilfe einer Aktiengeſellſchaft wieder hergeſtellt wurde — weiter drüben ein langes Stück des ſogenannten Servius-Walles, der mit ſeinen großen, ohne Mörtel aufeinander gefügten Peperinblöcken aus dem VI. Jahrhundert vor Chriſto ſtammt — und hier der Kronprinz des deutſchen Reiches, der Feldherr von 1866 und 1870, der zukünftige Träger der deutſchen Kaiſerkrone, als warmer Freund des italieniſchen Königspaares auf römiſchem Boden unter dem Jubel eines befreundeten Volkes — wer will dieſe gewaltige ſtumme Predigt des Augenblickes, der eine dritthalbjahrtauſendjährige Geſchichte vergegenwärtigt, wiedergeben?



Aus der Siebenhügelſtadt: **Springbrunnen vor dem Palaſt des Vatikan.**

Zeichnung von L. Th. Choulant.

* * *

Der deutſche Königsſohn hat reichbejubelt und aufs wärmſte begrüßt ſeinen Einzug durch die „Via Nazionale“ gehalten, vorbei an dem ebenſo ſchönen als ſtilvollen neuen Kunſtausſtellungsgebäude, vorbei an der erſten evangeliſchen Kirche Roms, der amerikaniſchen St. Paulskirche, wo erſt kürzlich, ſeit 1870 ſchon der dritte Prälat des Papſtes, der die in Roms Gaſſen wehende Luft der Freiheit benützt, Monſ. Savareſe zum Proteſtantismus übertrat, vorbei an den Aldobrandinigärten, vorbei an einem im Jahre 1875 ausgegrabenen Stück der alten Stadtmauer Roms aus der Zeit der erſten Könige, vorbei an des einſt ſo gewaltigen Kardinalſtaatsſekretärs Antonelli Palaſt, der im Erdgeſchoß die alte Porta Sanqualis noch unverſehrt zeigt, vorbei an dem auf den ehemaligen Thermen Konſtantins erbauten, ungeheuren großen Palaſt Roſpiglioſi mit der „Aurora,“ dem berühmten Deckengemälde des Hauptmeiſters der Bologneſer Schule Guido Reni, vorbei an den rieſigen marmornen Koloſſalſtatuen der Pferdebändiger auf dem Monte „Cavallo,“ wie das römiſche Volk ſagt, zwiſchen denen eine herrliche Fontäne ihre Waſſerfülle in eine prächtige antike, von einem fünfzehn Meter hohen Obelisken Ägyptens überragte Brunnenſchale von orientaliſchem Granit ſchüttet. Unſer Kronprinz hat die gaſtlichen Pforten des Quirinals betreten, dieſen Sommerpalaſt der Päpſte, den Paul III erbaute und Gregor XIII wie Paul V ebenſo großartig als prächtig erweiterten, denſelben Palaſt, den das römiſche Volk im Jahre 1848 ſamt Pio IX belagerte und den 1870 infolge der deutſchen Siege in Frankreich Statthalter Lamarmora für die italieniſche Königsfamilie in Beſitz nahm. Kaum hat der hohe Gaſt die Königin Margherita mit ihrem Hofſtaate begrüßt, als die dichtgedrängte Volksmenge auf dem Platze ſtürmiſch ihn

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zu ſehen verlangt. Er tritt mit der italieniſchen Königsfamilie auf den hiſtoriſchen Balkon (Loggia), von wo aus der Papſt zuweilen den Segen erteilte und der älteſte Kardinaldiakonus, ſo oft das Konklave in dieſem Palaſte abgehalten wurde, den Namen des neuerwählten Papſt-Königs dem harrenden Volke verkündete. Als das Volk ſeiner anſichtig wird, bricht es in einen nicht endenwollenden Beifallsſturm aus. Stumm ſind die Italiener nicht, wenn ſie warm werden. Es war ein herrlicher Anblick, dieſe von zahlloſem Hutſchwenken und Tücherwehen bewegte, dieſe „Evviva“ rufende und in die Hände klatſchende, dichtgedrängte, wimmelnde Volksmenge. Welche Gedanken mochten dem Kronprinzen durch die Seele gehen, als er immer und immer wieder freundlich grüßend ſich herniederneigte? Rechts drüben ragt die Marc Aurelſäule auf Piazza Colonna empor, das Siegeszeichen des alten Rom über die alte Germania capta, dahinter in der Ferne Michelangelos harmoniſche Rieſenkuppel von St. Peter, geradeaus dagegen fällt der Blick auf das bedeutendſte außerkirchliche Bauwerk des römiſchen Mittelalters, einen gewaltigen viereckigen Backſteinturm von beträchtlicher Höhe, eigentlich den Namen torre delle milizie, d. i. Soldatenturm führend, von dem Volke aber torre di Nerone, d. i. Neros Turm genannt, weil, wie die Sage berichtet, Kaiſer Nero von dieſem Turme aus, Trojas Untergang deklamierend, dem gewaltigen Brande Roms zuſchaute, der im Jahre 64 die halbe Stadt verwüſtete. Und heute Deutſchlands Kaiſerſohn jubelnd empfangen und begrüßt, ein willkommener Gaſt des königlichen Quirinals, wo zwei Rieſen der Leibwache, unſern Garde-du-Corps der Heimat nicht unähnlich, den Eingang zu den Gaſtzimmern hüten, in denen der Sieger von Sadowa und Wörth weilt. —

* * *

Wie ein Feenmärchen erſcheint es uns, das Forum Romanum mit allen ſeinen herrlichen Ruinen in kunſtvoller bengaliſcher Beleuchtung zu ſehen. Am Abend des 17. Dezember gab die Stadt Rom dem Kronprinzen dieſes prächtige Schauſpiel, an welches ſich ſpäter der Empfang in den erleuchteten Sälen des Kapitoliniſchen Muſeums anſchloß. Vom Tabularium aus, dem alten Staatsarchiv des republikaniſchen Roms, an einer Stätte, welche mehr als neunzehn Jahrhunderte alt iſt, ſchaute Italiens und Roms Gaſt die überaus gelungene Illumination des Forums in ſeiner gegenwärtig ſo veränderten Geſtalt, wo die mächtigen Ruinenreſte viel beſſer wirken, ſeitdem die beiden Querſtraßen beſeitigt und nur eine Straße dicht unter dem Kapitol den alten Clivus Capitolinus überbrückt. Zwei Tage ſpäter, in früher Morgenſtunde, beſuchte der Kronprinz mit General Blumenthal das Forum und prägte ſich aufs neue ſeinen klaſſiſchen Reichtum ein. Es ſind alte liebe Bekannte, der mächtige Septimius Severustriumphbogen, die Granitſäulen des Saturntempels, die Phokasſäule, die Reſte des Kaſtor- und Polluxtempels, die jetzt ausgegrabenen Faſſaden des Tempels der Fauſtina und desjenigen des Romulus. Ihnen gegenüber der Palatin mit ſeinen Ruinen der Kaiſerpaläſte, wo Cicero, Auguſtus, Tiberius, Caligula, Nero, Veſpaſian, Titus, Domitian, Septimius Severus wohnten, wo wahrſcheinlich der Apoſtel Paulus vor dem Kaiſer ſtand, an den er appelliert hatte. An wie viele Ereigniſſe einer reichen geſchichtlichen Vergangenheit mahnen nicht das hochragende flaviſche Amphitheater (Koloſſeum), der Triumphbogen des Titus und der des Konſtantin, von denen der erſte den Fall des Judentums, der andere den Fall des Heidentums beredt genug bezeugt!

* * *

War der Beſuch im Vatikan auch nicht der Anlaß und die Hauptſache für die Anweſenheit des Kronprinzen in Rom, ſo fühlte doch jeder, daß es ein bedeutungsvoller Schritt war, den der Kronprinz am denkwürdigen 18. Dezember unternahm. Vor der Fahrt nach dem Vatikan kam der Kronprinz mit ſeinem Gefolge in drei Hofgalawagen nach der deutſchen Botſchaft gefahren, um dort mit den Mitgliedern der Botſchaft und ſeinem Gefolge zu frühſtücken. Wie eigentümlich wieder! Der Palaſt Caffarelli iſt im XVI. Jahrhundert von dem römiſchen Edelmann Askanio Caffarelli gebaut, dem Kaiſer Karl V den Bauplatz auf dem kapitoliniſchen Hügel für erfahrene Gaſtfreundſchaft ſchenkte. Der Palaſt erhebt ſich über den gewaltigen Grundmauern des einſtigen Jupitertempels und ſchließt die erſte Evangeliſche Kapelle ein, die des Papſtes Gnade vor etwa fünfzig Jahren innerhalb der Stadtmauern der „heiligen“ Stadt für den Privatgebrauch des preußiſchen Geſandten geſtattete. Nach dem Frühſtück beſuchte der Kronprinz dieſe Kapelle, ehe er in den Wagen des bayeriſchen Geſandten bei der Kurie ſtieg, um mit Herrn von Schlözer in großer Uniform dem Papſt einen Beſuch zu machen. Die Kapelle beſitzt jetzt einige Kunſtſchätze, welche der Kronprinz noch nicht kannte: einen Chriſtuskopf in fünffacher Lebensgröße und einen Johannes den Täufer, beide in Öl gemalt und als Deckenbilder angebracht. Der Schöpfer derſelben iſt Profeſſor von Budkowski; ferner das Reliefporträt der verſtorbenen Frau von Keudell, geb. von Patow, gefertigt von Profeſſor Kopf.

Nicht lauter Beifall, ſondern nur ſtummes ehrfurchtsvolles Grüßen begleitete den Kronprinzen auf ſeiner Fahrt zu dem Papſte. Der Vatikan empfing Deutſchlands Königsſohn mit Aufgebot aller fürſtlichen Pracht. Schweizergarde, Nobelgarde, Palaſtwache, päpſtliche Gendarmerie, alles war aufgeboten. Am Fuße der Scala Regia wartete der Palaſtverwalter, ſpäter nach dem Durchſchreiten des Damaſushofes übernahm die Führung des Gaſtes der päpſtliche Maggiordomo Theoduli. Nach der dreiviertelſtündigen Unterredung führte der unterſetzte Staatsſekretär Jacobini den Kronprinzen und ſein Gefolge durch die Loggien und Stanzen Raffaels, wie auch durch die Peterskirche. Mehr als zehntauſend Säle und Zimmer umfaßt der Vatikan nebſt Höfen und Gärten.

* * *

Am 19. morgens wogte die Menſchenmenge hinaus vor Porta del Popolo nach der Ponte Molle zu, der einſtigen alten Milviſchen Brücke (pons Aemilius), wo im Herbſte 312 Kaiſer Konſtantin ſeinen Gegner Maxentius, der im Tiberſtrom ertrank, beſiegte und zwar mit Soldaten, deren Schilde er zuvor mit dem Monogramm Chriſti, den verſchlungenen griechiſchen Buchſtaben *XP* hatte verſehen laſſen. Heute ſtehen an die dreißigtauſend Mann italieniſcher Linientruppen hier aufgeſtellt in Parade für den deutſchen Kronprinzen: Berſaglieri, Alpenjäger, Gebirgsartillerie, ſchwere Reiterei (Regiment Aoſta), Infanterie. Das Wetter war herrlich. Der Monte Mario mit ſeinen Baſtionen zeigt, daß Rom jetzt eine von Forts umgebene, befeſtigte Stadt iſt. Von allen fremden Botſchaftern iſt der deutſche, Herr von Keudell, allein in Uniform erſchienen. Er trägt die ſtattliche Uniform der oſtpreußiſchen Küraſſiere mit Stahlhaube und Kanonenſtiefeln. Die Suite der königlichen Herrſchaften war überaus glänzend und die ariſtokratiſche Damenwelt, da die Königin nicht fehlte, reich vertreten. Der junge italieniſche Kronprinz macht ſich zu Pferd auch recht ſtattlich. Eine ſchöne Figur iſt der junge Prinz Ludwig von Baden. Allgemeines Intereſſe erregt General von Blumenthal. Rechts herüber ſchaut die verfallene Villa Madama und links hin längs des ruhig fließenden Tibers führt Goethes beliebter Spazierweg nach der aqua acetosa.

* * *

Wir erzählen nicht chronologiſch, ſondern geben unſere Eindrücke von dem Aufenthalte des Kronprinzen in Rom, wie wir uns ihrer erinnern. Der Abſchied der beiden Fürſten auf dem Bahnhofe, dem wir im Königsſalon beiwohnen durften, brachte nichts Charakteriſtiſches weiter, als den denkbar ſichtlichſten Ausdruck wahrer Freundſchaft. Wer ſo von einander ſcheidet, muß es ehrlich und aufrichtig meinen. Um die Mitternachtsſtunde hat der brauſende Zug „unſeren Fritz“ wieder heimwärts getragen. Das Hochrufen war verſtummt, ebenſo die Klänge des: „Ich bin ein Preuße.“ König Humbert und der Herzog Amadeo von Aoſta verabſchiedeten ſich noch von den anweſenden Würdenträgern und tauſchten, wie wenige Minuten vorher unſer Kronprinz mit ihnen freundliche Worte.

Dann fuhren auch ſie nach Hauſe und die Kronprinzentage in Rom waren zu Ende.

S. v. A.

Am Familientiſche.

Zo.

Was oder wer iſt Zo wird der Leſer fragen. Zo=zung=tang iſt der kaiſerlich chineſiſche Kommiſſar für die Südprovinzen des Reichs, Generaliſſimus des an der Grenze von Tongking zuſammengezogenen chineſiſchen Heeres und derjenige General, welcher ſich zunächſt mit den Franzoſen zu meſſen hat, falls der Krieg zwiſchen beiden Teilen ein offizieller wird. Da mag es denn am Platze ſein einiges über dieſen Mann mitzuteilen und es geſchieht dieſes an der Hand eines Deutſchöſterreichers, des Oberſtleutnants Kreitner, welcher im Jahre 1878 im Gefolge der Expedition des Grafen Szechenyi Zo kennen lernte, als er Vizekönig in Sutſchou, der tief im Innern gelegenen Hauptſtadt der Provinz Kanſu, war. Zo war damals ſchon einer der berühmteſten chineſiſchen Feldherren, der Stolz und die Hoffnung ſeines Vaterlandes, eine Art chineſiſcher Moltke, denn er hatte nicht nur erfolgreich an der Niederwerfung der Taipingrebellen mitgeholfen, ſondern auch das von China abgefallene Reich Oſtturkeſtan (Kaſchgar) niedergeworfen und wieder mit dem Blumenreich der Mitte vereinigt. Dafür war er denn auch zum „Oberbefehlshaber aller Truppen innerhalb und außerhalb der Mauer,“ zum ſelbſtändigen Vizekönig der Provinzen Kanſu und Schenſi, zum Wächter des Reichs und Marquis ernannt worden.

Zo reſidierte in einer großen Kaſerne etwa zwei Kilometer vor der Stadt Su=tſchou gelegen, wo er Szechenyi und Kreitner empfing. Letzterer ſchreibt: „Eine nette von Bäumen umſäumte Straße führt hinaus; ein Spalier Kavallerie mit wehenden Bannern war zu unſerem Empfang beiderſeits der Straße poſtiert. Der Farbeneffekt war großartig. Die Soldaten, in ſchwarzen, roten und gelben Samt gekleidet, ſtanden neben den Pferden, abwechſelnd eine große Seidenfahne, dann wieder einen Karabiner in der Hand haltend. Nach je zwanzig Mann glitzerte der Reihe nach der goldne, blaue oder rote Knopf am Hute eines Mandarins, des Abteilungskommandanten. Die Mauern der Befeſtigung waren mit bunten Fahnen geſchmückt, und als wir den Südeingang des Kaſtells betraten, wurde auf dem großen Flaggenſtocke der Reſidenz eine rieſengroße rote Seidenflagge aufgehißt, in deren Mitte der ſchwarze Schriftcharakter „Zo“ weithin die Kunde verbreitete, daß der gefürchtete Machthaber eine Audienz erteile. Im Hofe der Kaſerne war die Infanterie in einem dichten Doppelſpalier aufgerückt. Das erſte Glied trug alte deutſche Perkuſſionsgewehre mit aufgepflanztem Bajonett (Firma Strauß und Herzberg), das zweite große weiße Fahnen mit dem Wappen des Reichs, einem verſchlungenen Drachen, in der Mitte. Das Geſamtbild war feierlich und eine ungewohnte Ruhe machte ſich angenehm geltend. Als wir uns hierauf dem von drei glänzenden Kruppſchen Kanonen bewachten Haupteingange näherten, trat uns Zo entgegen, würdevoll und majeſtätiſch.“

Der Empfangsſalon war allerdings nur eine Art Schuppen mit Teppichen belegt, armſelig im Bau und armſelig möbliert, an den Holzwänden hingen einige Bilder. Tiſche und Stühle waren roh gezimmert.

Vizekönig Zo war damals ſiebenundſechzig Jahre alt, hat alſo gegenwärtig die ſiebzig ſchon überſchritten. Kreitner ſchildert ihn als einen kleinen, dicken Herrn mit verſchmitzten Chineſenaugen und grobgeſchnittenem, aufgedunſenem Geſicht; ein grauer Schnurrbart hing über die trotzigen Mundwinkel herab und vereinigte ſich mit den wenigen zwirnartigen Haaren des Kinnbartes, mit denen Zo gern ſpielte. Zo, als Sohn armer Eltern in der Provinz Honan geboren, erwarb ſich ſeine unumſchränkte Machtſtellung nur durch ſeine Verdienſte. Im ganzen Reiche gefürchtet, iſt er ſich ſeines Einfluſſes wohl bewußt. Nur in dieſer Furcht wurzelt ſeine Stellung: Liebe, Achtung, Vertrauen ſind nebenſächliche Begriffe. Ausnahmsweiſe — im Vergleich mit anderen Mandarinen — genießt Zo den Ruf eines ehrlichen Mannes; er iſt arm und lebt einfach und genügſam von dem, was ſein Küchengarten hervorbringt. Als Kreitner bei ihm war, hatte er eine altersfette und abgenützte Kleidung an. Sein großes Einkommen verwendete er zum Bau von Straßen, Anpflanzung von Bäumen und zum Ankauf Kruppſcher Kanonen. Trotzdem war er wegen ſeiner Grauſamkeit und unerbittlichen Strenge gefürchtet. Obgleich verheiratet, war Zo ein Weiberfeind, der ſeine eigene Frau zu ihren Eltern zurückſchickte und ſeinen Soldaten nicht nur den Umgang mit dem anderen Geſchlechte, ſondern auch das Opiumrauchen verbot.

Zo iſt ein Soldat des Dreinſchlagens. Das Studium der Kriegswiſſenſchaften hat ihm ſicher niemals das Denken erſchwert; Widerſetzlichkeiten kennt er nicht, dafür ſorgt der Scharfrichter, ſein ſteter Begleiter. Mit der Geographie ſteht er auf geſpanntem Fuße, wohl hatte er eine Ahnung, wo Rußland und England liegen, aber wo Öſterreich ſich befindet, das ging über ſeine Begriffe, er meinte zuerſt, daß es irgendwo in der Wüſte Gobi zu finden ſei. Am liebſten ſprach er von Waffen: „Die deutſchen Waffen ſeien die beſten,“ ſagte er; die engliſchen und amerikaniſchen Kanonen aber taugten nichts. Er ließ ein in China verfertigtes Zündnadelgewehr herbeibringen, das nett und ſolide ausgeſtattet war. Dieſes iſt der Mann, der jetzt an der Spitze der chineſiſchen Südarmee ſteht und der, vorkommendenfalls, ſich mit den Franzoſen in Tongking zu meſſen hat.

Fürſtliche Beichtväter.

Als der Jeſuit Fra Girolamo, der Beichtvater des Königs von Sardinien Victor Amadeus II am Tode lag, bat er den König an ſein Sterbebette zu kommen und beſchwor ihn, den er als ſeinen Wohlthäter über alles liebte, niemals wieder einen Jeſuiten zu ſeinem Beichtvater zu wählen und zwar aus Gründen, die er ihm zu verſchweigen gezwungen ſei. Die Warnung des ehrlichen Mannes hatte ihren guten Grund in den ſogenannten „Monita secreta“, welche im Jahre 1602 von der jeſuitiſchen Kongregation ausgearbeitet war in der Abſicht Anweiſungen zu erteilen, wie die Welt mittels der Religion regiert werden müſſe. Die darin erteilten Inſtruktionen gehen bis ins feinſte Detail. So lautet Kap. II Art. 7 „Die Prinzeſſinnen wird man leicht durch die Kammerfrauen gewinnen, darum muß man mit dieſen gute Freundſchaft halten, denn alsdann hat man überall Zugang, ſelbſt zu den geheimſten Dingen der Familien.“ Der Artikel 10 empfiehlt: „Man muß ſchlau und geſchickt den Vorzug unſeres Ordens vor den anderen Orden ins Licht ſetzen und deshalb hinſichtlich des Faſtens, der Sünden, der Ehe reichlich Diſpenſation erteilen; dadurch werden viel Leute zu uns kommen und uns verpflichtet werden.“ Ähnliche Ratſchläge finden ſich in Kapitel III und IV „Über den Umgang mit den Großen und in Kapitel VI „Wie das Vertrauen reicher Witwen zu gewinnen iſt.“ Mit welcher Klugheit die Jeſuiten dieſe Anweiſungen erfolgreich auszuführen verſtanden, davon wiſſen faſt alle Länder Europas genugſam zu erzählen. Charakteriſtiſch iſt eine Mitteilung von Kaiſer Joſeph II an den Miniſter Herzog von Choiſeul. Er ſchreibt dieſem in einem Briefe: „Mein Großonkel (Kaiſer Joſeph I) kannte die Jeſuiten aus dem Grunde. Als eines Tages der Sanhedrin des Ordens den Beichtvater des Kaiſers dabei ertappte, daß er ein rechtſchaffener Mann war, wurde dieſer nach Rom citiert. Sein trauriges Schickſal vorausſehend widerſetzte ſich der Kaiſer der Reiſe, aber er konnte nichts ausrichten. Von dieſem Deſpotismus irritiert, erklärte Kaiſer Joſeph, wenn denn doch ſein Beichtvater nach Rom gehen müßte, er nicht allein gehen würde, ſondern alle Jeſuiten der öſterreichiſchen Staaten würden ihn begleiten, um niemals zurückzukehren. Dieſe unerwartete Antwort hatte Erfolg.“ — Als Maria Thereſia bei der erſten Teilung Polens ihrem Beichtvater, einem Jeſuiten, eine Generalbeichte ablegte, wußte ſich der König von Spanien eine Kopie derſelben zu verſchaffen, welche er der Kaiſerin überſandte, um ſie zu beſtimmen, an der Unterdrückung des Jeſuitenordens mitzuhelfen. — Kaiſer Karl V hatte alle Augenblicke einen anderen Beichtvater. Zwei derſelben verfielen wegen Verdachts, der Lutherſchen Lehre anzuhängen, der Inquiſition. Als der Kaiſer einen gewiſſen Juan d'Ortega zum Beichtvater wählte, lehnte dieſer die Ehre ab. „Fürchtet Euch nicht“, antwortete ihm der Kaiſer, „vor dem Gewiſſen eines Kaiſers; an dem meinigen arbeiten ſeit einem Jahre bereits fünf bis ſechs Advokaten und Teologen, um die Laſt zu erleichtern.“

Kaufmänniſche Kunſtgriffe.

Für die Redlichkeit in Handel und Wandel der „guten alten Zeit“ liefert ein ſehr ſelten gewordenes altes Not= und Hilfsbüchlein für angehende Kaufleute ſehr ſchätzenswertes Material. Der Titel des Buches iſt: „Allerhand Hantirungen vor junge Leute, ſo ſich der Cremerei un Handl befleißen tun bei Kauff, Verkauff, Tauſch, bei Hauß und Jahrmarkt. Genommen und verteutſcht aus der wahrhaftigen Cronica, ſeit die Welt ſtehet biß auf dieß Jar von Euſebius Meinert, ſo man zalt 1468 nach Chriſto. Frankfurt a. M.“ . Ein kleines Bruchſtück der in dem Buche enthaltenen guten Lehren wird ſich der Mitteilung lohnen: „So der Jung in die Ler kummt bei die Krämern, fire ihm von einer Schachtel zur andern, alldieweil aber die Jungen nit leſen könn, binde Zibeben auff die Zibebenſchachtel, Sißholtz auff die Sißholtzſchachtel, auf die andern juniprix, biß der Bengel leſen kann und herangewachſen iſt. Findet er alles von Selbſtem alleiniglich, ſo iſt firrwarr als fertiger Helffer oder Junkherr nit mit mehr Maultaſchen zu behandeln, auch das ſchneuzen törff ihm nit vor die Kunden befohlen werden, weil er ſonſt roth wird. Frumbheit iſt die erſte tugentliche Aigenſchaft eines Krämers, doch haſt du auff den Nutzteil zu hantiren. Bey Maß und Gewicht ſein allerhand Kunſt zu machen, wenn du für zwei Pfenninge Kimmel meſſen thuſt, halte daß Mäßlein fein krumb, als hetteſtu das Reißen in deiner Hand, mit der andern Hand fülle ein, und ehe es fol iſt, ſtirze es der Kunde im Topf. So du Honig auff die Wag gibſt, gebe Staine als Gewicht, ſo daß ein Tröpflein tiefer ſtehet, ſonſt haſtu kein Gewinn. Wigeſtu mit der Hantwage Pfeffer über drei Pfenninge, ſo ſchnelle mit dem langen Finger der linken Hant das Zingelein ſo, daß man gläubet, es iſt mehr alß man verlangt. So du eine Elle Hanfbendlein oder Waiszeig meſſeſt, ſo halte den Daumen der rechten Hant mit der Flachſeiten auff das Bendlein, beim abſchneiden aber überbiege dein Däumlein biß zur Nagelwurtzel, ſo gewinnſtu bei jeder Elle eine Nagellänge. Beim Ainkauffe thu das Umgekehrte. So du Baumehl meſſeſt, thue das Zimmet lange abtrauffen laſſen, geuß aber ſchnell das Ehlt in deiner Kunden Töpflin und henge dein Zimentlein im Stander, ſo kommſtu zu was.“ R. F.

Rechtsrat.

Ich bin Pächter der Hälfte der ſtädtiſchen Jagdbezirke. In dieſer liegt das Grundeigentum der Provinz, auf welchem eine Landarmenanſtalt ihre Zöglinge beſchäftigt. Nachdem ich durch Pacht in den rechtmäßigen Beſitz der Jagdgerechtigkeit gekommen war, beantragte die Landesdirektion den Ausſchluß ihres Grund und Bodens von der Jagd, weil ſie ſelbſt genügend Land im Zuſammenhange habe, um einen eigenen Jagdbezirk bilden zu können. Erſt von der Stadt, dann auch vom Landrat hiermit zurückgewieſen, verklagte der Landesdirektor den Landrat beim Bezirksverwaltungsgericht in Coeslin und dieſes erkannte, daß die Gründe des Landrats — nicht genügender Zuſammenhang der einzelnen Stücke des Grundbeſitzes — nach Anſicht der Karte thatſächlich unrichtig ſei, und die namentlich aufgeführten Teile einen Jagdbezirk für ſich bilden ſollten. Die meiner Anſicht nach zutreffenden Gründe dagegen: daß das Jagdrecht ſchon verpachtet ſei, und der vorgeſchriebene Zuſammenhang der Stücke erſt nach Verpachtung der Jagd durch Zukauf hergeſtellt ſei, waren leider dem Bezirksverwaltungsgericht nicht zur Kenntnis gebracht worden. Da gegen obiges Erkenntnis binnen vier Wochen keine Berufung eingelegt war, iſt das Erkenntnis rechtskräftig geworden, und der Magiſtrat der Stadt hat mir dies offiziell mitgeteilt. Hierauf habe ich geantwortet, daß ich trotzdem meinen Jagdpachtkontrakt für gültig und jeden Fremden, der auf meinem Revier ohne meine Erlaubnis jagt, für ſtrafbar halte. Bin ich im Recht, oder könnte ich gar ſelbſt beſtraft werden, wenn die Beamten der Provinz mich auf dem Lande der Landarmenanſtalt jagend beträfen? **R. H.**

Nach § 2 des Jagdpolizeigeſetzes vom 7. März 1851 ſind diejenigen Grundeigentümer, welche ſelbſt genügend Land im Zuſammenhange beſitzen, zur eigenen Ausübung der Jagd auf ihrem Grund und Boden befugt d. h. ihre Grundſtücke gehören an und für ſich nicht zu dem gemeinſchaftlichen Jagdbezirke.

Deshalb werden dieſelben von der in § 9 desſelben Geſetzes den Gemeindebehörden zugewieſenen Befugnis, die Beſitzer der einen gemeinſchaftlichen Jagdbezirk bildenden Grundſtücke in allen Jagdangelegenheiten zu vertreten, an und für ſich nicht mit ergriffen, und der in Ausübung dieſer Vertretungsbefugnis von der Gemeindebehörde über den gemeinſchaftlichen Jagdbezirk mit einem Dritten abgeſchloſſene Pachtvertrag bindet ſie an und für ſich nicht.

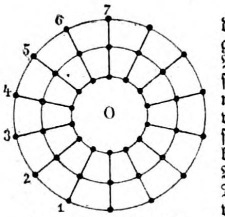
Indes iſt den Beſitzern der in § 2 bezeichneten an und für ſich ſelbſtändigen Grundſtücke geſtattet, ſich mit dieſen Grundſtücken dem Jagdbezirke ihrer Gemeinden anzuſchließen, und wenn ſie dieſes gethan haben, nehmen ſie an dem Schickſale des gemeinſchaftlichen Jagdbezirkes teil.

Dieſe Anſchließung braucht nun nicht gerade durch eine ausdrückliche Erklärung zu geſchehen, vielmehr genügt es, wenn ſolche Grundſtücke bis dahin zu dem gemeinſchaftlichen Jagdbezirke gehört haben und der Beſitzer es geſchehen läßt, daß dieſelben von neuem wieder mit verpachtet werden. Dann wird man eine ſtillſchweigende Anſchließung annehmen müſſen, und es treten alle Konſequenzen der Gemeinſchaftlichkeit des Jagdbezirkes ein, d. h. es werden die Beſitzer ſolcher Grundſtücke durch die Gemeindebehörde bei der Abſchließung des Pachtvertrages mit vertreten, alſo hinſichtlich ihrer Grundſtücke dem Pächter gegenüber mit gebunden, und der Pächter erwirbt auch auf ihren Grundſtücken das Jagdrecht. Dieſes einmal vertragsmäßig erworbene Pachtrecht kann aber durch eine nachträgliche Erklärung aus dem einfachen Grunde nicht wieder entzogen werden, weil Verträge durch einſeitigen Rücktritt nicht gelöſt werden können. Ebenſo wenig wird das Recht des Pächters durch die im Verwaltungsverfahren getroffene Entſcheidung berührt, denn der Jagdpachtvertrag wird durch die Gemeindevertretung gültig abgeſchloſſen und bedarf keiner höheren Genehmigung.

Wenn daher die oben geſchilderten Vorausſetzungen des Anſchluſſes an den gemeinſchaftlichen Jagdbezirk zutreffen, ſind ſie zur Ausübung des Jagdrechts befugt.

In unſerer Spielecke.

1.



Nach dem Muſter der nebenſtehenden Figur, in welcher jeder Punkt einen Buchſtaben bezeichnet, bilde man ſieben Wörter, von je ſieben Buchſtaben. Die Anfangsbuchſtaben der ſieben Wörter ergeben den Titel eines Dramas von Shakespeare.

Sämtliche ſieben Wörter haben, wie es die Figur andeutet, den gemeinſamen Mittelbuchſtaben **o**.

1) Ein Land in Afrika.
2) Ein gymnaſtiſcher Künſtler.
3) Eine Inſelgruppe im Oſten von Afrika.
4) Ein Titel.
5) Ein Fluß im alten Griechenland.
6) Ein männlicher Vorname.
7) Ein griechiſcher Geſchichtsſchreiber.

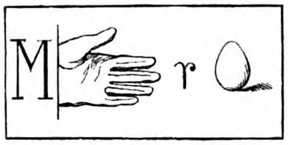
2. Silbenrätſel.

a, a, a, bo, bö, den, der, dra, do, e, e, eu, hol, is, kaſ, li, mel, non, me, me, ne, ne, ne, rak, rer, ro, ſturm, ſan, the, wiſch, land, land, land.

Aus den obigen 33 Silben laſſen ſich 14 bekannte Wörter bilden. Die Anfangsbuchſtaben dieſer Wörter, von oben nach unten geleſen, und die Endbuchſtaben, von unten nach oben geleſen, nennen einen guten Freund von uns, den wir auch unſeren Leſern beſtens empfehlen.

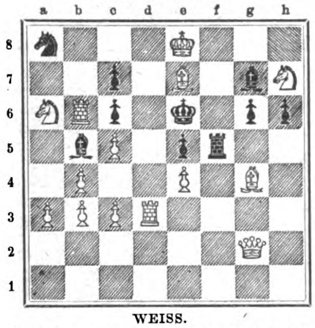
1. Als einen Stamm der Griechen kennſt du mich,
2. In hohen Ehren ſtand als Göttin ich,
3. Mein Name wird ein Königreich dir künden,
4. In mir iſt ſtets das reinſte Glück zu finden,
5. Ich war nicht meiner Heldenſchweſter gleich,
6. Ich nenne eine Stadt im deutſchen Reich,
7. Ich prophezeite Trojas nahen Fall,
8. Man kennt als Feuertrank mich überall,
9. Ich bin des Reiches Wehr in ſchlimmſter Zeit,
10. Mir brachte meine Liebe großes Leid,
11. In engen Kloſtermauern wohne ich,
12. In Leſſing's weiſem Nathan ſuche mich,
13. Ich bin ein Eiland nah' an Griechenland,
14. Als tapfrer Held bin allen ich bekannt.

Bilderrätſel 1.



Schachaufgabe

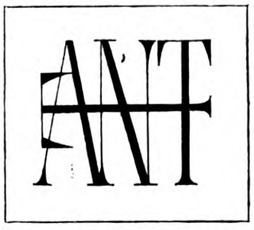
von E. Bertrand.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

Bilderrätſel 2 (franzöſiſch).



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

3.

Die leeren Felder der nebenſtehenden Figur laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die 12 wagerechten Reihen 12 bekannte Wörter ergeben. Die dritte ſenkrechte Reihe, von oben nach unten geleſen, ergibt dann den Namen eines Dichters unſeres Jahrhunderts und die vierte ſenkrechte Reihe, von unten nach oben geleſen, nennt eines ſeiner Werke.

G	E			I	T
A	D			I	S
G	E			U	S
A	N			E	R
E	F			K	T
P	R			E	L
K	Ö			E	R
R	O			N	D
S	L			A	K
B	E			I	S

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 15.

1.

M	a	r	a	t	h	o	n
E	**i**	c	h	h	o	r	n
N	e	**n**	n	d	o	r	f
E	k	l	**i**	p	t	i	k
L	a	n	d	**s**	h	u	t
A	u	g	u	s	**t**	u	s
O	l	e	a	n	d	**e**	r
S	c	h	i	l	l	e	**r**

2. Eiſenhut.

Schachaufgabe.

1 Kh8—g8   d6—d5
2 Sc6—a7   beliebig.
3 Sa7—b5‡
Wenn 1 . . . a5—a4;   2 Lf8—d6: ꝛc.
wenn 1 . . . f4—f3;   2 Sg4—e3 ꝛc.
wenn 1 . . . Sh3 beliebig; 2 Sg4—f2 ꝛc.
wenn 1 . . . Sh5 beliebig; 2 Sg4—f6: ꝛc.

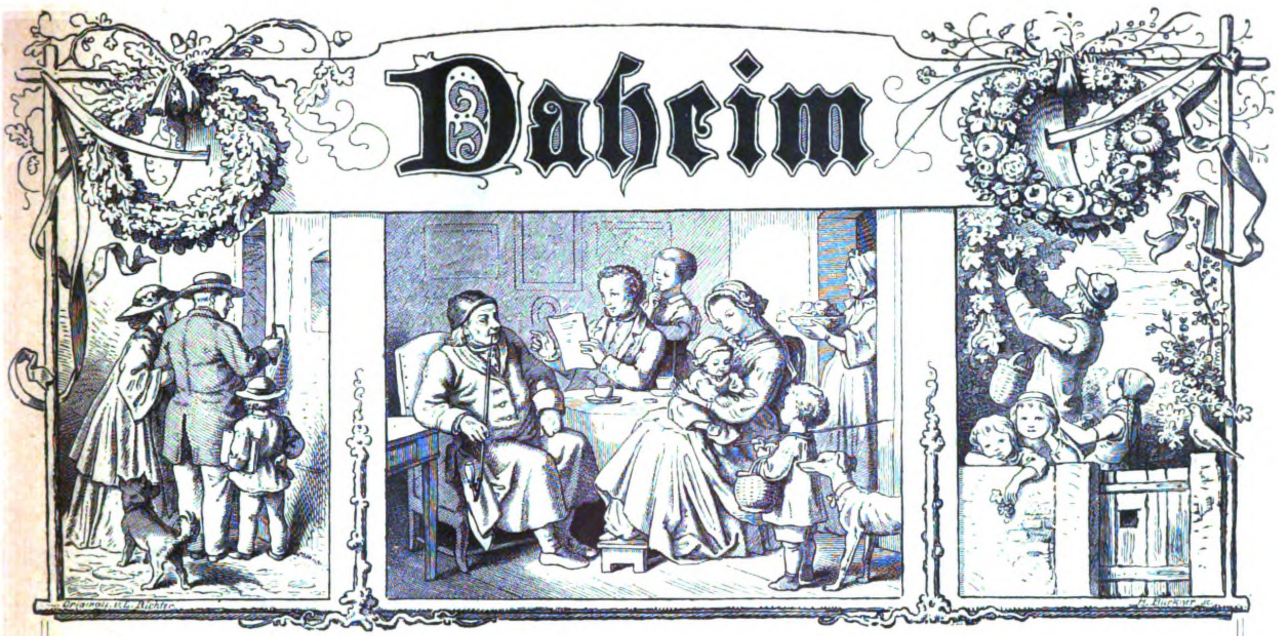
Bilderrätſel.

Es iſt beſſer, man geht im Regen aus und läuft in die Sonne, als umgekehrt.

Inhalt: Ellernbruch. (Fortſetzung.) Erzählung von Hans Warring. — Ein Winterbild aus der Reichshauptſtadt. Bild von G. Koch. — Die Burg der Jebuſiter. Von P. Baarts. — Todesſtrafe oder lebenslängliches Zuchthaus? Nach perſönlichen Erfahrungen beantwortet von H. Spengler, Strafanſtaltsgeiſtlicher. — Energiſche Rechtspflege. — Der Kronprinz in Rom. Mit drei Anſichten von Rom. — Am Familientiſche: Zo. — Fürſtliche Beichtväter. — Kaufmänniſche Kunſtgriffe. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Januar 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. No. 17.

Ellernbruch.

Erzählung von **Hans Warring**.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

VI.

Wenn Sophiens Selbſtgefühl durch das Verhalten ihres alten Liebhabers etwas niedergebeugt worden war, ſo wurde es im Laufe des Nachmittags durch den Doktor wieder völlig aufgerichtet. Nichts konnte höflicher und achtungsvoller ſein, als das Benehmen dieſes gelehrten Herrn. Wenn er es eigens darauf abgeſehen hätte, die Wunden, welche ihr Stolz empfangen, zu heilen, ſo hätte er ſeine Bewunderung für ſie nicht offener und rückhaltsloſer zeigen können. Und wie gewandt er ſprach! Von einem Manne, der ſeine Empfindungen in ſo ſchöne und beredte Worte zu kleiden wußte, ſo verehrt zu werden — das war etwas, was ſie nicht nur über das Urteil der ungebildeten rohen Dörfler, ſondern auch über die Abkühlung eines einſt leidenſchaftlichen Anbeters hinweg heben konnte. Das hatte Sophie gleich im erſten Augenblicke empfunden.

„Fräulein Sophie hält ihr Empfangszimmer wie ein Schmuckkäſtchen! Und wie das duftet! Hier hat man alles auf einmal: Garten- und Waldesduft!“ — So hatte er geſprochen — und auch ihre Blumen hatte er bewundert — von der Purpurnelke, auf die ſie ſo ſtolz war, war er ganz entzückt geweſen. Und als die Mutter auf all ſein Lob einfach erwidert hatte: „Ja, die Sophie hat eine glückliche Hand — ihr gedeiht alles, was ſie pflanzt und pflegt“ — da hatte er ſie mit einem Blicke angeſehen, den ſelbſt ſie, die ſich auf derartige Blicke doch nur ſehr unvollkommen verſtand, nicht mißdeuten konnte, ſo voll warmer Bewunderung war er geweſen. Mit ſolch' einem Blicke hatte Jörg ſelbſt in der Zeit ſeiner leidenſchaftlichſten Liebe ſie nie angeſehen, am allerwenigſten aber deshalb, weil ſie „eine glückliche Hand“ hatte. „Die hat nicht allein die Sophie, ſondern jeder, der die Sache richtig angreift“ — ſo hätte er mit der ſtoiſchen Unempfindlichkeit des Bauern ſicherlich geantwortet. Mit ſo einem Städter, und noch dazu mit einem „ſtudierten Städter,“ war es doch ein ander Ding! Und doch vermißte Sophie dieſen Bauer und ſchaute nach ihm aus, während ſie für die junge Pfarrfrau den Kaffee einſchenkte und auf die höflichen Reden lächelnd lauſchte, welche die beiden Herren an ſie und die Mutter richteten. Keiner ihrer Gäſte ahnte, daß ſie nicht mit ganzer Seele bei ihnen und der geführten Unterhaltung war, wie auch ſie auf der anderen Seite es ſich nicht träumen ließ, daß ſie heute eine Art von Examen vor einer Prüfungskommiſſion abzulegen hatte. Aber ſelbſt, wenn ſie eine Ahnung hiervon gehabt und ihren ganzen Stolz darein geſetzt hätte, einen glänzenden Erfolg zu erringen — zweckentſprechender hätte ſie ſich nicht benehmen können, als ſie es that. Die Augen der jungen Großſtädterin folgten mit Erſtaunen dem Mädchen, das ſich ſo frei und ſicher bewegte, als empfange und bewirte ſie täglich eine auserleſene Geſellſchaft. Und mit welcher heiteren Unbefangenheit ſie mit den beiden Männern verkehrte! Nicht eine Spur von linkiſcher Verlegenheit war an ihr zu beobachten. Mit ruhigem, ſicherem Anſtand ging ſie in Erfüllung ihrer Pflichten als Wirtin ab und zu. Sie verſtand nicht nur die Männer für ſich einzunehmen — auch die junge Frau mußte ſich geſtehen, daß ſie ganz wohl den Platz ausfüllen würde, den ihr der Doktor beſtimmt hatte. Sie nickte ihm in ſtummem Einverſtändnis lächelnd zu und gab ihm und ihrem Gatten zu erkennen, wie ſehr die Erwählte des Freundes ihr gefalle.

„Wo mag doch der Jörge ſein, Sophie? Er wollte doch znm Kaffee hereinkommen,“ fragte endlich die Mutter.

Wie oft ſchon hatte Sophie dieſe Frage leiſe an ſich gerichtet! Jetzt aber, als die Mutter ihrem Gedanken Ausdruck gab, antwortete ſie ſtolz und leichthin: „Wo wird er ſein? — Im Pferdeſtall vermutlich!“ „Wir ſollten ihm doch ſagen laſſen, daß die Herrſchaften ſchon da ſind. Der Kaffee wird ihm kalt werden.“

„Ich denke, Mutter, wenn er bis jetzt den Pferdeſtall unſerer Geſellſchaft vorgezogen hat, ſo ſollten wir ihn dabei laſſen!“ —

„O nein!“ ſagte die Mutter und ſtand auf. „Die Herrſchaften werden ſchon entſchuldigen, wenn ich ſelbſt nachſehe. In meinem Hauſe ſoll der Jörg ſich niemals zurückgeſetzt fühlen! Und heute, wo er auch unſer Gaſt iſt und nur aus Liebe und Dankbarkeit die Arbeiten eines Knechts auf ſich genommen hat — heute gewiß nicht! — Der Jörg iſt nämlich mein Pflegeſohn,“ ſetzte ſie erläuternd hinzu, „und ein ſo tüchtiger und prächtiger Menſch, daß jeder König mit ihm zu Tiſche ſitzen könnt'!“ —

„Das kann ich beſtätigen,“ ſagte der Doktor, als die Mutter das Zimmer verlaſſen hatte. „Als ich ihm heute begegnete, hätte ich beinahe einen Ausruf der Bewunderung ausgeſtoßen. Eine ſolche Heldengeſtalt in unſerem Zeitalter der Pygmäen ſieht man nicht alle Tage. Ich konnte meine Blicke von dieſem Prachtexemplar der menſchlichen Spezies nicht abwenden und blieb auf der Treppe ſtehen, um ihm nachzuſchauen, wie er die Dorfſtraße hinabſchritt. Ich konnte nicht unterlaſſen, mit einigem Neid zu berechnen, welch einen koſtbaren Schatz von Geſundheit und Kraft dieſer glückliche Burſche ſo gleichmütig mit ſich herumträgt!“

Sophie hatte ſich raſch abgewendet und war ans Fenſter getreten, wo ſie ſich mit ihren Nelken zu ſchaffen machte. Das Blut war ihr bei den Worten des Doktors heiß in die Wange geſchoſſen. Ihr war zu Mute, als hätte er ihr ſelbſt eine kecke Schmeichelei geſagt — etwas wie Zorn gegen ihn wallte in ihr auf. Wie es aber kam, daß ſie ſich mit Jörg ſo identifizierte, daß eine gegen ihn begangene Unzartheit ſie verletzen konnte — darüber hatte ſie nicht Zeit, nachzudenken. Die Mutter trat wieder ein und berichtete, daß Jörg richtig Kaffee und Gäſte gänzlich vergeſſen habe. Er habe die jungen Pferde auf den Hof hinausgelaſſen, und — ſo ſei er ſchon von Kindheit an geweſen — wenn er Pferde ſehe, dann vergeſſe er darüber alles andere. Die Herren ſtanden auf — auch ſie intereſſierten ſich für Pferde, meinten ſie. „Und von der Pferdezucht des Ellernbrucher Hofes habe ich ſchon Vorzügliches gehört,“ fügte der Geiſtliche hinzu.

„Ja, der Vater hielt darauf,“ ſagte die Wirtin. „Jetzt aber wird das aufhören. Wer kann wertvolle Pferde den Händen eines trunkenen Knechtes überlaſſen! Wo eben kein Herr iſt, der nach dem Rechten ſieht, da muß man die Wirtſchaft auf das Notwendigſte beſchränken. Schade aber iſt's. Denn die Ellernbrucher Wieſen liefern das beſte Pferdeheu der ganzen Gegend. Bis aus dem Trakehner Geſtüt holen ſie es und wollen gleich immer für das nächſte Jahr den Kauf abſchließen.“

Man war auf den Hof hinausgetreten, wo Jörg ein ſchönes junges goldbraunes Pferd an der Longe laufen ließ. Wie er in der Mitte des Platzes ſtand, die hellen Augen feſt und ſcharf auf das Tier gerichtet, jeder Muskel ſeiner ſchlanken kräftigen Geſtalt dem Zwecke des jungen feurigen Roſſes Meiſter zu werden, angepaßt, mit kurzem energiſchem Zurufe bald den Übermut des Tieres zügelnd, bald ſeine Gangart regelnd, da ſtellte er ein Bild dar, an welchem ein Maler eine Studie hätte machen können. Das ſchien auch der Doktor zu finden. Er ließ ſein Auge voll Bewunderung ſowohl auf dem Manne wie auf dem Tiere ruhen. Nicht nur die Tochter, auch die Mutter habe eine glückliche Hand, meinte er, auch ihr ſcheine alles zu gedeihen, was ſie pflege. Die Tochter und der Pflegeſohn lieferten den beſten Beweis für dieſe Behauptung, — man könne weit ſuchen, ehe man auf ſolche Geſtalten ſtieße.

Wieder ſchoß dem Mädchen heiße Glut ins Geſicht. Daß man den Wert eines Tieres auf Grund ſeiner Kraft und Schönheit taxierte, daran war ſie gewöhnt. Daß man aber an Menſchen, an ſie ſelbſt und einen, der zu ihnen gehörte, einen gleichen Maßſtab legte, das beleidigte ihr ſtolzes Selbſtgefühl. Sie runzelte die Braue und wandte ſich ab. — Ob die Frau Pfarrer vielleicht die diesjährige Leinwandbleiche ſehen möchte? fragte ſie, als die junge Frau neben ihr dahin ſchritt. Sie ſei gerade in dieſem Sommer ausnahmsweiſe reich. Die Mutter und ſie ſelbſt hätten den einſamen Winter hindurch viel geſponnen, und der Leinweber habe auch das Damaſtzeug noch rechtzeitig abgeliefert. Es ſeien ſchöne Handtücher und ganz neue Muſter für Tiſchzeug darunter. Wenn ein Gang durch die Wieſen nach dem Flußufer hin nicht zu angreifend wäre, ſo — —

Die junge Frau hatte ſchon Sophiens Arm ergriffen und ihren Schritt dem raſchen, energiſchen des Mädchens angepaßt. Dieſes gefiel ihr mit jedem Augenblicke mehr. Sie hatte beinahe Reſpekt vor dieſen beiden Frauen bekommen, die eine ſo ausgebreitete Wirtſchaft mit ſolcher Umſicht und Sicherheit leiteten.

„Wir müſſen von jetzt an öfter zuſammenkommen, Fräulein Sophie,“ ſagte ſie. „Ich hoffe, Sie und Ihre liebe Mutter werden unſeren Beſuch bald erwidern, und dann wollen wir gute Nachbarſchaft halten. Wir haben den Mangel an Umgang zuweilen recht ſchwer empfunden, und es freut mich aufrichtig, dieſem jetzt abgeholfen zu ſehen.“

„Ich fürchte, aufs Beſuchemachen verſtehen wir uns ſchlecht, Frau Pfarrer,“ entgegnete Sophie. „Wir ſind nicht daran gewöhnt, haben auch unſer lebenlang nicht Zeit dazu gehabt. Bei uns hat jede Stunde ihre Arbeit, — ſelbſt Sonntags wollen Leute und Vieh das ihrige haben und wir müſſen dafür ſorgen, daß ſie es bekommen, wie es recht iſt.“

„Aber hin und wieder ein paar Stündchen werden Sie ſich doch frei machen und mir ſchenken können!“

„Ich glaub' nicht, daß Sie Freud' daran hätten, Frau Pfarrer,“ entgegnete Sophie mit einer Geradheit und Offenheit, welche die junge Frau einigermaßen frappierten. „Man muß dazu erzogen ſein, um ſtill auf dem Sofa ſitzen zu können, — und ich bin es nicht! — Ich muß immer 'was zu thun, mich zu bewegen haben, wenn ich mich frei und an meinem Platze fühlen ſoll. In Ihrem Geſellſchaftszimmer möcht' ich mir und Ihnen nicht gefallen. — Wenn ich Ihnen aber einmal helfen kann, — dann ſchicken Sie nur immer auf den Hof, dann komm' ich aufrichtig gern! — Sehen Sie, das iſt unſere diesjährige Bleiche! Dieſe Handtücher hab' ich ſelbſt gewebt. — Nein, es iſt gar nicht ſo ſehr mühſam, — wenn ſie Ihnen gefallen, will ich Ihnen die Weberei einrichten und Ihrem Mädchen Unterricht darin geben.“

Die Frau Pfarrer dankte für das freundliche Anerbieten, aber ſie fühlte ſich doch etwas verletzt. Sie hatte eine Gunſt erweiſen wollen und war zurückgewieſen worden. Ob es dem Doktor beſſer gehen wird? fragte ſie ſich, als ſie an der Seite des Mädchens dahin ſchritt.

Auf dem Rückwege geſellten ſich die Herren und Jörg zu ihnen. Sie hatten letzteren auf einem Gang durch die Wieſen begleitet und kamen jetzt in lebhaftem Geſpräche daher. Der Pfarrer, der, wie er ſagte, notgedrungen auch ſo eine Art von Landwirt hatte werden müſſen, erholte ſich Rates über dieſes und jenes und Georg antwortete kurz und klar, wie nur der kann, der die Sache vollkommen beherrſcht. Er ſchritt neben den beiden gelehrten Herren ſo frank und frei einher und ſtand ihnen ſo unbefangen Rede, daß Sophie eine ſtolze Freude daran hatte. Aber mit dieſer Freude an ihm ſollte es nicht lange dauern. Noch an demſelben Abend erlitten ihre Gefühle einen bedenklichen Umſchwung.

Nach dem Weggang der Gäſte ſtand ſie in der Vorderſtube und ordnete das gebrauchte Kaffeegeſchirr in den Glasſchrank ein. Da hörte ſie, wie Jörg nebenbei mit der Mutter ſprach und in ziemlich peremtoriſcher Weiſe, die ihm, wie Sophie meinte, durchaus nicht zukäme, ſeine Willensmeinung kundthat.

„Morgen mit dem früheſten wollen wir auf die Kranichswieſe am Forſt, Mutter!“ ſagte er kurz und raſch. „Wir werden uns daran halten müſſen, wenn wir bis zum Abend fertig werden wollen. Es möcht' uns zu lang aufhalten, wenn wir den weiten Weg zu mittag zurück machten. Deshalb ſchickt uns das Eſſen lieber heraus!“

„Ja wohl, Jörg,“ ſagte die Mutter, „das können wir thun! Und du meinſt wirklich in einem Tage fertig zu werden?“

„Ich hoffe es! Und Gras gibt es dies Jahr in den Wieſen, daß es ſchwer halten wird, den Segen unterzubringen.

Zum Herbſt müßt Ihr Maſtochſen aufſtellen, — das gibt zu Weihnachten eine gute Einnahme.“

„Ach mein Gott! auf ſo 'was können wir uns nicht einlaſſen. Bei ſo unzuverläſſigem Geſind' geht das Vieh mit dem Futter zuſammen zu Grunde. Ich will froh ſein, wenn wir alles gut durchfüttern und ein paar Fuder zum Verkauf behalten.“

„Verkaufen willſt das Heu?“ fuhr Jörg heftig auf. „Das wär doch eine grundſchlechte Wirtſchaft, Mutter! Ihr verliert ja den Dung, — und der Hof müßt' herunterkommen! Keinen Halm Futter müßt Ihr hier verkaufen! Im Gegenteil, von den Rieſelwieſen müßt Ihr pachten, ſoviel Ihr bekommen könnt, — und dann wenigſtens zwanzig Kühe halten! — die Sophie hat das Zeug dazu, etwas Ordentliches aus ſo einer Milchwirtſchaft zu machen!“

Das Mädchen drinnen in der Vorderſtube warf den Kopf in den Nacken. Alſo nicht nur die Mutter, auch ſie will er kommandieren! Nun, — die Sache wird ja bald ein Ende nehmen, wenn dies nicht von Anfang an ſchon beſtimmt wäre, dann möchte ſie ihm wohl zeigen, wer hier zu befehlen hat! — Auf der Mutter Unterſtützung könnte ſie natürlich hiebei nicht rechnen, — es war gar zu lächerlich, wie dieſe ſich dem Jörg unterordnete und ihn ſchalten ließ, als ſei er ihr leiblicher Sohn und der Erbe des Hofes. Und wie ſie alles ſchön und prächtig fand, was er that! Dafür lieferte ſie der Tochter einen neuen Beweis noch an demſelben Abend.

„Mit dem Jörg iſt ein ganz anderer Zug in die Leute gekommen,“ ſagte ſie eine halbe Stunde ſpäter, indem ſie dem Mädchen winkte und auf den Hof hinaus wies. „Da hat der Jörg ſich kaum hingeſetzt und angefangen ſeine Senſe zu dengeln, — gleich ſind die anderen Knechte auch dabei. Das wär' ihnen früher am Sonntag nicht eingefallen! Nun gibt es morgen keinen Aufenthalt, — gleich mit Sonnenaufgang können ſie hinaus zum Hauen. Es iſt eine Freud', wenn alles ſo am Schnürchen geht!“

Sophie ſah nicht aus, als ob auch ſie ihre Freude daran hätte, aber dennoch blieb ſie neben der Mutter ſtehen und blickte in den Hof hinaus, wo die jungen Burſchen und Arbeiter zuſammen ſaßen und mit kleinen Hämmern die Schneiden ihrer Senſen klopften. Die ſcharfen raſchen Schläge tönten weithin durch den ſtillen Abend, und bald antworteten ihnen ähnliche Klänge vom Dorfe und drüben von den weiter abliegenden Ausbauen her und verkündeten jedem, der dieſe Töne zu deuten wußte, daß in Dorf und Hof Ellernbruch die Heuernte in vollem Gange ſei.

VII.

Die Sonne war ſchon über das Dach der Scheune empor gekommen, und ſchien bereits in Sophiens Kammerfenſter, als dieſe aus einem feſten, tiefen Schlaf, in den ſie erſt gegen morgen gefallen war, auffuhr. Verwirrt blickte ſie um ſich. Nach dem Stand der Sonne mußte es wohl ſchon ſechs Uhr ſein, — der Tag auf dem Ellernbrucher Hofe hatte alſo bereits ſeit reichlichen drei Stunden begonnen! Es war kaum glaublich und dennoch wahr: ſie hatte verſchlafen, — zum erſtenmale verſchlafen ſeit einer Reihe von Jahren! Das kam von den dummen Gedanken her, die ſie bis ſpät in die Nacht hinein wach erhalten hatten. Tauſenderlei war ihr durch den Sinn gegangen, — Erinnerungen an den Vater und an eine Zeit, wo ſie noch ein glückliches, harmloſes Kind geweſen, das froh in den Tag hinein gelebt hatte. Damals war Jörg es geweſen, von dem der Sonnenſchein ihrer Tage ausgegangen war. Was für ein guter Kamerad war er ihr immer geweſen! Wie hatte der große, ſchöne Burſche, auf dem bereits die Augen der Dorfſchönen mit Wohlgefallen ruhten, ſich gutmütig den Spielen des kleinen Mädchens anbequemt, — und wie hatte er ſich keine Mühe verdrießen laſſen, ihr eine Freude zu bereiten! Tauſend Züge von Herzensgüte waren ihr eingefallen, — und dann war plötzlich die Frage in ihrem Geiſte aufgetaucht: und wie haſt du ihm gelohnt? — Das hatte den Schlaf von ihrem Kiſſen geſcheucht. Sie hatte ſich im Bette aufgerichtet und ſchwer und tief geatmet wie eine Ertrinkende. Erſt gegen morgen war ſie eingeſchlafen, — und ſo tief und feſt war ihr Schlaf geweſen, daß ſelbſt das Geräuſch des Wirtſchaftsbetriebs in Haus und Hof ſie nicht hatte wecken können.

Als ſie aus ihrer Kammer in die Hinterſtube trat, kam die Mutter eben aus dem Flur herein, einen gewichtigen Schlüſſelbund in der Hand und ein Lächeln auf ihrem ſonſt ſo ruhigen, ernſten Geſichte.

„Na, haſt endlich ausgeſchlafen?“ fragte ſie gutgelaunt das etwas verlegen darein ſchauende Mädchen. „Eh, ſchadet nichts, wir ſind auch ohne dich fertig geworden! Einmal war ich drin in der Kammer, aber weil du ſo ruhig und feſt ſchliefſt, mocht' ich dich nicht wecken. Ob ſie ſchon lange fort ſind? ja freilich, an die drei Stunden beinahe. Schon um zwei Uhr kam der Jörg die Treppe herunter, — er kam ganz leis an meiner Thür vorbei, aber ich hab' ihn doch gehört. Dann haben ſie die Pferd' im Stall beſorgt und gegen drei ſchon gingen ſie mit den Senſen hinaus. Die Mädchen mit den Harken ſind auch ſchon vor einer Stunde nach, — ſo daß wir beide und die alte Urte jetzt ganz allein im Haus ſind.“

„Und ich habe ſo lange geſchlafen und dich alles allein beſorgen laſſen!“ ſagte Sophie reumütig.

„Mach dir darum keine Sorgen, Kind! Das Eſſen iſt ſchon am Feuer, denn bis zehn Uhr muß es fertig ſein. Du ſollſt damit ſo fort, daß du um elf Uhr dort biſt, hat Jörg geſagt.“

„Er hat geſagt, ich ſoll das Eſſen bringen?“ fragte Sophie blitzenden Auges.

„Ja,“ entgegnete die Mutter ahnungslos. „Und den kleinen Fuchs hat er dir ſchon aufgeſchirrt, und Vaters kleinen Wagen zurecht gemacht. Und deine Hark' kannſt auch mitnehmen, — denn zum Ausſtreuen hat er nicht genug. Das Gras geht ihnen bis an den Leib und liegt ſo dick wie Roggengarben.“

„Und das hat er alles befohlen?“

„Das vom Gras und von deiner Hark' hat er mir durch den Hofer ſagen laſſen, der gerad' an der Kranichswieſ' vorbeigekommen iſt. — Aber was haſt, — aber was iſt dir denn?“

„Durch den Hofer hat er ſagen laſſen, daß ich harken ſoll! — Und ich ſoll ihm das Eſſen bringen! Ehe ich das thu, ſoll doch gleich! —“ Das Mädchen hielt inne und fuhr nach einer Weile ruhiger fort:

„Ich thu's nicht, — ich thu's auf keinen Fall, Mutter! Wenn du dich kommandieren läßt, — gut! ſo iſt das deine Sache! — Ich aber ertrag das nicht! Mich herumhudeln laſſen wie eine Dienſtmagd, — geh hier hin, — komm da her! Na, das fehlte nur noch! Und von wem? — Von einem, der in Lohn und Brot bei uns ſteht, — der weiter nichts, als ein Knecht auf unſerem Hof iſt!“

„Na, na! brauchſt dich nicht zu ereifern! — Ein Knecht iſt der Jörg, da haſt ſchon recht! Aber unſer Knecht nicht, — denn er hat mir ausdrücklich geſagt, daß er hier unter dir nicht als Knecht dienen will. Uns iſt er jetzt ein Gaſt, der durch ſeine Arbeit hundertfach abzahlt, was wir ihm geben. Wir ſind ihm Dank ſchuldig, nicht er uns! — Und wenn du nicht 'rausfahren willſt auf die Wieſ', ſo kann mir das auch ganz recht ſein. Die Urte wird froh ſein, wenn ich ſie ſchick'. Du mußt denn ſchon derweilen in der Küch' abwaſchen und mit der Birnbacherin milchen.“

Das Mädchen preßte die Lippen zuſammen und ſtand mit finſterem Geſichte da. Endlich nahm ſie den Schlüſſelbund vom Nagel und ſchritt über den Hof dem großen Milchkeller zu. Es war ein wunderſchöner Morgen. Noch blickte die Sonne etwas verſchleiert durch leichte Dunſtwolken, aber man ahnte, daß ſie ſich ſiegreich durchkämpfen werde. Ein leiſer Oſtwind kühlte dem Mädchen das erhitzte Geſicht, — das verbürgte einen freundlichen, nicht zu heißen Tag. Von fernher ſchimmerten die Bäume des Forſts bläulich durch den Nebel, und von hüben und drüben hörte man den jauchzenden Ruf der Schnitter. Wie hübſch mag es ſich jetzt draußen auf der Wieſe am Forſt arbeiten, wo der kühlende würzige Duft der Fichten und Kiefern herüber weht und die erhitzten Arbeiter erfriſcht! Und dieſen Tag ſoll ſie in Küche und Kuhſtall verleben! Und gar das Geſchirr ſoll ſie abwaſchen an Urtes Stelle, während dieſe vergnüglich mit dem kleinen munteren Fuchs auf der Landſtraße dahin fährt und dann mit dem leichten Rechen das friſchduftende Heu ſtreut! Schon als Kind hatte es ſie an ſolch' ſchönen Tagen nicht im Hauſe gelitten, — und heute ſoll ſie bleiben und Mägdearbeit verrichten! Aber lieber das, als den Anſchein auf ſich nehmen, daß ſie dem Jörg den Willen thut und ſich von ihm kommandieren läßt! — Unter dieſen Gedanken war ſie in den Keller getreten und ging daran, die großen Milchſatten abzurahmen. Ha, das war ein Ausweg! Heute muß gebuttert werden, — es iſt die höchſte Zeit! Das aber kann nur die Urte thun. Nun muß die Mutter noch zureden, daß ſie fährt!

Sie hatte ihre Sache ſo gut gemacht, daß es wirklich den Anſchein hatte, als gebe ſie nur widerwillig der Notwendigkeit nach. Als ſie bereits im Wägelchen ſaß, rings um ſie her in Kannen und Schüſſeln wohlverpackt das ausnahmsweiſe leckere Mittagsmahl der Leute, und als ſie bereits die Zügel in der Hand hatte, ſelbſt da noch redete die Mutter, die Hand auf den Wagenrand gelegt, begütigend auf ſie ein. Mit der trotzigen finſteren Falte zwiſchen den Brauen fuhr ſie noch aus dem Hofthor, und wenn Jörg in dieſem Augenblicke erreichbar geweſen wäre, ſo hätte es gewiß eine ſtürmiſche, kriegeriſche Szene gegeben. Aber obgleich ſie noch die äußeren Zeichen ihrer Unluſt feſthielt, — innerlich war ſie mit der Fahrt ſchon ausgeſöhnt. Und ſo konnte es nicht lange währen, bis ihre Mienen ſich erheiterten und ſie mit hellem, lächelndem Geſicht dahin fuhr. Der Fuchs trabte munter vorwärts und hielt als wackeres Pferd unbeirrt die Mitte der Straße. Wie ſchön und hell war der Tag geworden! Die Nebel waren vor den Strahlen der höher ſteigenden Sonne verflogen, und Sophiens ſcharfes Auge konnte weit, weit in die duftige Ferne tauchen. Da dehnten ſich zur Rechten die weiten Wieſenflächen aus, hellgrün und wogend wie ein bewegtes Meer. Und wie in einen Rahmen von dunklem Samt ſchloß der Wald die lichte Landſchaft ein. Geradeaus aber, da wo die äußerſten Ränder des Waldes in niedriges Knieholz ausliefen, da ſchimmerte dunkelviolett der breite Streifen der Heide herüber. Die Heide iſt eine verrufene Gegend, — das weiß hier zu Lande jedes Kind. Sie zieht ſich in einer Breite von reichlich einer Meile längs der Grenze hin und bildet den Tummelplatz der wilden, verzweifelten Kämpfe, die nur zu oft zwiſchen den Schmugglern und den Grenzſoldaten ausgefochten werden. Sie iſt mit dunkelblühendem Heidekraut bedeckt, aus dem ſich hin und wieder ein kurzes, krauſes Wacholdergeſtrüpp erhebt. Auch auf Menſchenwohnungen ſtößt man hier, wüſt und verrufen wie der Landſtrich, auf dem ſie ſtehen, und elend und verkommen wie das Geſchlecht, das ſie bewohnt. — Sophie entſann ſich, daß ſie vor Jahren einmal mit ihrem Vater eine Fahrt durch die Heide gemacht hatte. Noch heute war ihr das aus Furcht, Grauen und Mitleid gemiſchte Gefühl erinnerlich, mit dem ſie auf dieſe elenden Hütten geblickt. Mit ihren tief in den lockeren Heideboden geſunkenen Mauern, ihren windſchiefen, zerzauſten Strohdächern, den kleinen trüben, teilweiſe zerbrochenen und mit Papierſtreifen ausgebeſſerten Fenſterſcheiben und ihrer ganzen verwahrloſten, ſchmutzigen Umgebung, hatten ſie einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſie gemacht. — Jetzt bog ſie von der höher gelegenen Landſtraße in die Wieſen ein. Links und rechts von dem ſchmalen Damme, auf dem der Wagen dahin rollte, herrſchte reges Leben. Überall war man mit der Heuernte beſchäftigt. In langen Reihen, wie in geſchloſſener Schlachtordnung, rückten die Schnitter vor, und bei jedem Schritt, den ſie thaten, blinkten die Senſen und legten in weit ausgreifendem Bogen die hohen Riſpen und Halme nieder. Dem Fuchs ſchien der köſtliche Duft des gemähten Heus zu Kopf zu ſteigen. Er ſchüttelte die Mähne und ſtieß ein kurzes, mutiges Wiehern aus. Hüben und drüben machten die Arbeiter beim Näherkommen des Wagens wohl eine kurze Raſt und riefen Sophie einen frohen Gruß zu, den ſie laut und freundlich erwiderte. Die Welt und die Menſchen zeigten dem Mädchen heute ihr beſtes Geſicht. Und jetzt kam auch die Kranichswieſe in Sicht, die letzte, dicht am Walde gelegene. Sophiens ſcharfe Augen durchflogen die weite Fläche. Sie hatte Erfahrung genug, um das Stück Arbeit, das ſeit dem Morgen hier vollbracht war, nach Gebühr zu würdigen. „Sie werden wirklich heut' fertig," dachte ſie, — „das hätte ich nimmermehr geglaubt." Man hatte ſie ſchon bemerkt, denn Jörg legte ſeine Senſe am Wieſenrand nieder und kam mit langen Schritten durch das friſchgeſchnittene Gras ihr entgegen. Das Mädchen machte ein finſteres Geſicht, er aber ſchien es nicht zu bemerken. Er nickte ihr freundlich zu, nahm den Fuchs beim Kopf und führte ihn ſorgſam über den unebenen Boden bis an den Waldrand, wo noch ein breiter Schattenſtreif über den Raſen fiel.

(Fortſetzung folgt.)

Mann über Bord!

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.)

Wie ein endloſer Spiegel rollt ſich der Ozean vor den Blicken auf. Die Sonnenſtrahlen tauchen ſich in ſeinen tiefblauen Schoß, nur ein linder Wind kräuſelt die Oberfläche und die Wellen ſind ſo geglättet, daß der große elegante Dampfer kaum merkbar von ihnen bewegt wird, der mit fliegender Fahrt ſie durchſchneidet.

Auf dem Oberdeck wogen Hunderte von Paſſagieren auf und ab, lehnen an der Bordwand oder ſitzen plaudernd auf bequemen Stühlen und Bänken. Sie erfreuen ſich des prachtvollen Anblickes, den das Meer ihnen bietet, und atmen mit voller Bruſt deſſen erfriſchenden Hauch. Wie wohl das thut nach den Tagen trüben Ungemachs, die hinter ihnen liegen, welcher Unterſchied noch zwiſchen heute und geſtern! Seit das Schiff den Hafen verlaſſen, haben Äolus und Neptun den Armen gar übel mitgeſpielt und ſie alle Schrecken einer Seefahrt empfinden laſſen.

Trotz ihrer Tauſende von Pferdekräften vermochte die Maſchine kaum die aufgeregten Elemente zu bewältigen. Der Sturm heulte und pfiff in Maſten und Tauen, die Wogen türmten ſich zu Bergen. Sie ſpielten mit dem mächtigen Schiffe wie mit einem Federballe und der Giſcht ihrer überbrechenden Kämme ſprühte unaufhörlich über das Verdeck. Die Niedergangsluken mußten geſchloſſen werden und die unglücklichen Paſſagiere in halbdunkeln Räumen und dumpfer Luft lange bange Tage verbringen. Die heftigen plötzlichen Schwankungen, das unregelmäßige Arbeiten und Stoßen der Schraube, wenn ſie jetzt aus dem Waſſer gehoben ohne Widerſtand in der Luft wirbelte, im nächſten Augenblicke wieder in die Tiefe ſank und ſich mühevoll drehte, das Knarren und Krachen der Maſten und der Kajüttenwände, das Erzittern des ganzen Gebäudes, wenn es von einer ſchweren See getroffen wurde, die dröhnend gegen ſeine Seiten ſchlug — das hörte ſich dort unten gar ſchaurig an und es war wohl erklärlich, daß dabei auch den beherzteren Paſſagieren oft der Atem ſtockte, wenngleich es in Wirklichkeit gar nicht ſo gefährlich und für die Seeleute nur eine „ſteife Kuhlte," dabei allerdings etwas unbequem war.

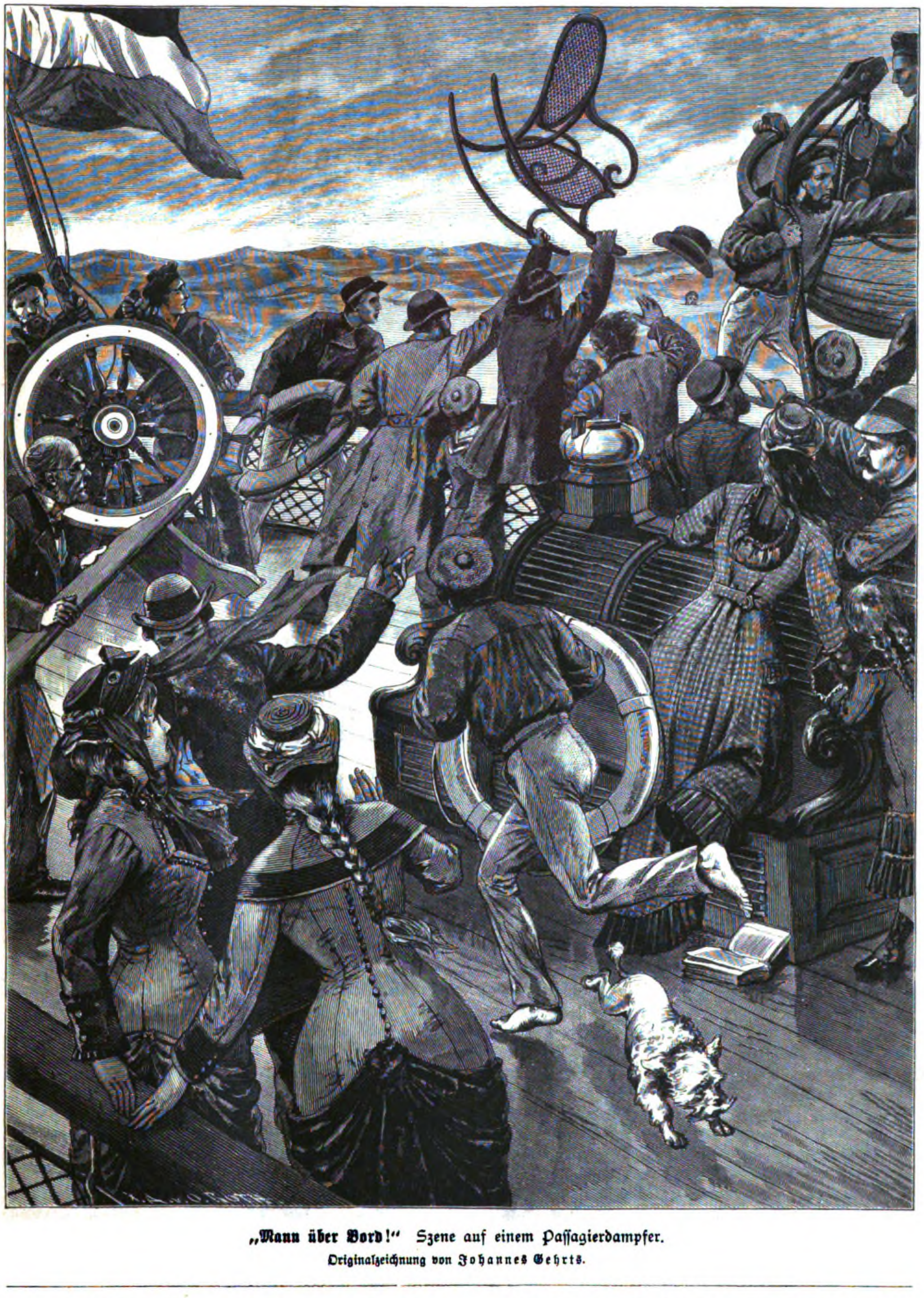
Doch das war jetzt alles vorüber, und mit dem Sonnenlichte und der wiedergekehrten Ruhe in der Natur auch neues Leben in die vor Angſt, Sorge und Seekrankheit halbtoten Paſſagiere geſtrömt. Jetzt atmeten ſie, aus ihrem dunkeln Gefängniſſe erlöſt, in der freien Gottesnatur und ſchwelgten im Genuſſe der großartigen Schönheit des Ozeans, der ſich in ſeiner ganzen Pracht und Majeſtät vor ihnen entfaltete. Überall herrſchte Frohſinn und Heiterkeit in den einzelnen Gruppen, die ſich zuſammen gefunden, alle Trübſal war vergeſſen und muntere Scherzreden flogen hin und her.

Da zog etwas Neues die Aufmerkſamkeit vom Meere ab und auf das eigene Schiff. Es ſollte ein Manöver ausgeführt werden; die günſtige Briſe friſchte auf und der Kapitän wollte ſie benutzen, um die Fahrt zu beſchleunigen und das im ſtürmiſchen Gegenwinde Eingebüßte möglichſt wieder einzuholen.

„Segel los!" ertönt das Kommando, pflanzt ſich, von den ſchrillen Pfiffen der Unteroffiziere begleitet, durch das Schiff fort, das ſummende Geräuſch auf dem Deck verſtummt und aller Augen wenden ſich dem ungewohnten Schauſpiele zu. Bewundernd folgen ſie den Bewegungen der flinken Matroſen, die der Befehl blitzſchnell auf ihre Poſten gerufen. Kopf an Kopf gedrängt entern dieſe in der Takelage empor und im ehrgeizigen Wetteifer ſucht einer dem andern es zuvor zu thun. Wie behende und gewandt klettern ſie die Strickleitern hinauf, als gälte es einen hohen Preis zu erringen! Seht dort den ſchlanken Jüngling, wie er allen den Rang abläuft und bald die Führung übernimmt! Jetzt hat er die Höhe der Mars erreicht; er erfaßt mit den Händen ein Tau und mit gewaltigem Schwunge iſt er der erſte auf der Raa.

„Bravo, hurra!" tönt es aus dem Munde der ſtaunenden Zuſchauer zu dem Kühnen hinauf, doch er iſt noch nicht am Ziele. Auf der ſchmalen Raa ohne Halt in ſchwindelnder Höhe, unter ſich der gähnende Abgrund, läuft er hinaus nach deren äußerſter Spitze. Stumm und in geheimem Grauen folgen ihm die Blicke — da gellt plötzlich ein hundertfacher Angſtſchrei. Ein dunkler Schatten ſauſt durch die Luft hernieder; ein klatſchender Schlag auf das Waſſer, daß es hoch aufſpritzt — dann deckt die Tiefe ihr Opfer.

„Mann über Bord!" erſchallt der ſchaurige Ruf, der ſo oft auf den Schiffen wie ein Blitz hineinfährt in das fröhliche friſche Leben, um Luſt und Freude plötzlich in Trauer und Schmerz zu verwandeln.



„Mann über Bord!“ Szene auf einem Paſſagierdampfer.

Originalzeichnung von Johannes Gehrts.

Gelähmt vor Schreck ſtehen die Paſſagiere — doch der Kapitän auf der Brücke verliert nicht die Geiſtesgegenwart und greift thatkräftig handelnd ein. Unter ſeinen Händen dreht ſich im ſelben Augenblick der Maſchinentelegraph und läßt zweimal die elektriſche Glocke erklingen, das Signal zum Stoppen der Maſchine.

„Ruder hart Steuerbord! Klar beim Backbords Rettungsboot!“ kommandiert er mit helltönender Stimme, „Quartiermeiſter, auf mit den Winkflaggen in den Großtop!“

Die klaren beſtimmten Befehle löſen den Bann, der auf den Gemütern laſtet und finden augenblicklichen Gehorſam. Der Ingenieur hat die Maſchine umgeſteuert; dumpf knirſcht die Schraube in entgegengeſetzter Richtung ſich drehend und das ganze Schiff zittert und erbebt bei dem Streben, ſein gewaltiges Moment auf das ſchnellſte zu hemmen und es zum Stillſtande zu bringen. Die Leute am Steuerruder legen letzteres nach der befohlenen Seite und der Kopf des Schiffes fliegt herum gegen den Wind.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Rettungsmannſchaft eilt zu ihrem Boote, um es klar zum Herunterlaſſen zu machen, ſobald der Dampfer zum Stehen kommt, Rettungsbojen und andere ſchwimmende Gegenſtände werden über Bord geworfen und der Quartiermeiſter iſt mit den Winkflaggen in den Top geeilt, um nach dem Verunglückten beim Auftauchen zu forſchen, ihn im Auge zu behalten und dem nacheilenden Boote mit der grünen oder roten Flagge den Weg zu zeigen, ob es rechts oder links rudern ſoll.

Hunderte von andern Augen ſchauen noch nach ihm aus, doch — vergebens. Faſt tauſend Schritte noch iſt der Dampfer vorwärts geſchoſſen, ehe ſeine Fahrt gehemmt werden konnte. In der Richtung des Kielwaſſers, wo der Verlorene geſucht werden muß, blendet die Sonne den Blick, das Boot iſt zu Waſſer und wartet auf Befehle, wohin es ſich wenden ſoll — aber nichts iſt zu ſehen und wiederum lagert ein dumpfes Schweigen auf Mannſchaft und Paſſagieren.

„Ich ſehe ihn, ſechs Strich an Backbord,“ ertönt jetzt freudig die Stimme des Quartiermeiſters, „er ſchwimmt auf das Schiff los,“ und alles atmet auf, als ſei eine drückende Laſt vom Herzen genommen.

„Vorwärts mit dem Boote und forſch hinter die Riemen gelegt!“ kommandiert der Kapitän.

Es bedurfte der Ermunterung nicht, um die Leute anzuſpornen; wo es gilt, einen Kameraden aus drohender Gefahr zu retten, da gibt der Seemann ſeine letzte Kraft aus. Pfeilſchnell fliegt das Boot den durch die Flaggen angedeuteten Weg über Berg und Thal der ſchwellenden Wogen; der ſteuernde Unteroffizier ſteht aufrecht, um ſelbſt nach dem Verunglückten auszuſehen und in angſtvoller Spannung folgen ihm von Bord aus die Blicke.

„Iſt er noch zu ſehen?“ ruft der Kapitän dem Quartiermeiſter zu.

„Jawohl!“ lautet die Erwiederung, „er ſchwimmt ſtetig auf das Boot zu.“

In dieſem Augenblicke ſchwenkt der Steuermann im letzteren ſeine Mütze, auch er hat den Geſuchten entdeckt, den eine Welle auf ihren Rücken emporgetragen und ein freudiges Hurra begrüßt das allſeitig und ſogleich verſtandene Signal.

Noch wenige Minuten kräftiger Schläge und das flinke Boot ſcheint den trennenden Raum durcheilt zu haben, da es jetzt inne hält mit Rudern.

Alle Fernröhre an Bord ſind auf den Punkt gerichtet, um den Augenblick zu erſpähen, wenn der Gerettete in das Boot geholt wird. Aber die vielen ſtummen und lauten Fragen, welche die übrigen an die ſcharf Ausſchauenden richten, bleiben unbeantwortet. Das Fahrzeug hat einen Augenblick geſtoppt, dann ſchlägt es eine andere Richtung ein und fährt langſam im Kreiſe. Offenbar hat es nichts gefunden und ſucht noch nach dem Verunglückten, von dem auch der Quartiermeiſter im Top jede Spur verloren.

Nach einer bangen Viertelſtunde kommt es zurück, aber die Riemen tauchen nur zögernd und wie widerwillig in das Waſſer. Es bringt eine Trauerbotſchaft und jeder kennt ſie, bevor ſie noch geſprochen.

Das Meer hat ſein Opfer gefordert, der junge kräftige Seemann iſt in der Blüte ſeiner Jahre abberufen und bald werden ſeine Gebeine neben denen vieler Tauſende bleichen, die bereits auf kühlem Meeresgrunde ruhen.

Was der Unteroffizier geſehen und für den Schwimmenden gehalten, war nur die Mütze geweſen, wenigſtens war nur ſie von dem Boote gefunden. Hatte der Sturz aus der Höhe den Unglücklichen betäubt und ihn ſofort in die Tiefe ſinken laſſen — hatten ihm die Kräfte verſagt, bevor noch das rettende Boot ihn erreichte oder war er die Beute eines Hai geworden — wer weiß es?

Arme Mutter, die du vergebens auf die Wiederkehr deines geliebten hoffnungsvollen Sohnes harrſt — Gott ſchenke dir Troſt in deinem herben Leid!

Das Boot wird geheißt, die Maſchine ſchlägt an, der Dampfer fällt auf ſeinen Kurs und verfolgt den Weg nach Weſten. Auf den Gemütern aber laſtet ein Druck, der tagelang jede Heiterkeit bannt und wenn ein Kommandowort des Wachehabenden erſchallt, dann ſchrickt mancher Paſſagier unwillkürlich zuſammen und ſein Ohr glaubt wieder den ſchaurigen Ruf zu vernehmen — „Mann über Bord!“ R. W.

Todesſtrafe oder lebenslängliches Zuchthaus?

Nach perſönlichen Erfahrungen beantwortet von **H. Spengler.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Am 20. Januar 1870 war Döbich mit Steidel in das Zellengefängnis eingeliefert worden. Vorſtehender Brief iſt vom 6. Februar datiert. Ein etwas anderes Gepräge trägt ein nicht abgegangener Brief vom 6. März desſelben Jahres, der ſeinem Hauptinhalt nach folgendermaßen lautet:

„Liebe Mutter!

Ihr ſchreibt, es ſei euch immer, daß, wenn ich mich gut verhalte, ich ſpäter nach Amerika dürfe; dieſen Troſt gaben mir ſchon viele, und es wird auch ſo weit kommen, aber die nächſten acht Tage noch nicht; denn ehe ich auf der oberſten Sproſſe dieſes Leiterchens ſtehe, wird nie eine Silbe von Begnadigung aus meinem Munde gehört werden. Hier angelangt kann ich dann den Gedanken an Freiheit ſchon etwas nachgeben, einſtweilen aber muß ich in meiner dumpfen Melancholie verharren und mich, ſo ſauer es auch iſt, in mein trauriges Los fügen.

1870	1871	1872	1873	1874	1875	1876	1877	1878	1879	1880

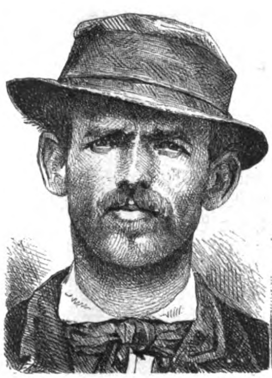
Was denkt doch auch euer gutes Herz, liebe Mutter, daß ihr mir immer Geld ſchickt, was ſoll ich denn mit Geld machen? Ich habe noch einen Gulden vierundzwanzig Kreuzer von Offenburg hierher gebracht und noch nichts davon verwendet als das Porto; ich weiß nicht, ob ich etwas für mein Geld genießen dürfte, will es auch gar nicht wiſſen; ich frage nicht, und wenn ich ein ganzes Bett hier haben dürfte, ſo würde ich es ablehnen, denn ich habe ja nicht nur ein Bett, ich habe alles gehabt und habe mir allen Verluſt ſelbſt bereitet, ich will es auch büßen; und überhaupt ſolltet ihr noch wiſſen, daß es wider meinen Charakter wäre, mir eine beſondere Gunſt zu erbitten; es kam mich hart an, daß ich mir meine religiöſen Gegenſtände und die beiden Bilder erbitten mußte, beſonders da ich vom Herrn Hausgeiſtlichen die Antwort bekam, man gebe Einem nicht gern etwas Beſonderes auf die Zelle, wenn es ein anderer ſehe, wolle er es auch. Obwohl ich mit dieſer Antwort nicht zufrieden war, ſagte ich doch nichts, dachte aber bei mir ſelbſt: wenn andere ſehen, daß ich ſchlechtere Arbeit bekomme und abends bloß einen Schoppen Suppe, während andere zwei haben, könnten ſie es auch wollen. Liebe Mutter, laſſet die Gedanken, mich zu beſuchen, noch ein paar Jahre abſeits, denn für jetzt bin ich noch keines Beſuchs würdig; ich werde es euch dann wiſſen laſſen, wenn ich mich würdig fühle. Ich bitte euch dringend, mich ja nicht unverhofft zu beſuchen; ich fürchte zwar nicht, daß ein plötzliches Wiederſehen mir augenblicklichen Tod verurſachen würde, aber immerhin würde meine Geſundheit Not leiden, denn als ich an der Schwurgerichtsverhandlung ſo unerwartet mit dem Mädchen, mit dem ich Verhältnis hatte, zuſammentraf, da ſtockte mir das Blut in den Adern und die Sinne verließen mich; ich war kein Menſch mehr und zwei Tage war ich nicht mehr im ſtande, auf die Füße zu ſtehen, ich konnte das Bett nicht mehr verlaſſen und es hieß allgemein: der Döbich iſt geſtorben. Ich danke euch noch für die Güte und Liebe, die euer mütterliches, ſchwer verwundetes Herz erfüllt; die Liebe gegen Gott und eure Kinder iſt unerſchütterlich, auch die ſtärkſten Schickſalsſtürme vermochten das Band der Liebe nicht zu zerreißen, und immer tönen die Worte meines jetzigen Seelſorgers mir in den Ohren, der vor kurzem im Religionsunterricht ſagte, glücklich ſei derjenige verirrte Sünder, der noch eine Mutter beſitze wie die heilige Monika, die Tag und Nacht nicht ablaſſe für ihren Sohn zu beten. Ich vermochte mich kaum zu enthalten auszurufen: o, Herr Pfarrer, eine ſolche Mutter beſitze ich.

„Geliebte Katharine! Deinem Wunſch zu erfahren, was und wie ich arbeiten muß, will ich ganz kurz entſprechen; ich muß die Selbendflechterei erlernen und ſeit dem 1. März bin ich Geſell. Um meine Pflicht zu erfüllen, muß ich in der Woche zwölf Paar Selbendſchuhe machen; in der erſten Woche habe ich elf Paar gemacht, in der zweiten zwölf, in der dritten vierzehn, in der vierten, fünften und ſechſten fünfzehn. Da man aber ſeit dem 1. März um halb fünf Uhr aufſteht, ſo werde ich künftig noch mehr verfertigen können. Anſpruch auf Belohnung kann der Gefangene nicht machen, jedoch bekommt man ein Arbeitsgeſchenk, das ſich nach der Klaſſe richtet, in die man eingeteilt iſt; es ſind vier Klaſſen, und weil ich in der Woche fünfzehn Paar Schuhe mache, ſo bin ich ſeit dem 1. März in der zweiten Klaſſe und bekomme ſomit jede Woche vierundzwanzig Kreuzer gut geſchrieben, ich gebe mir alle Mühe, daß ich mit Beginn des andern Monats in eine höhere Klaſſe avanciere; in die vierte Klaſſe werde ich es mit dem beſten

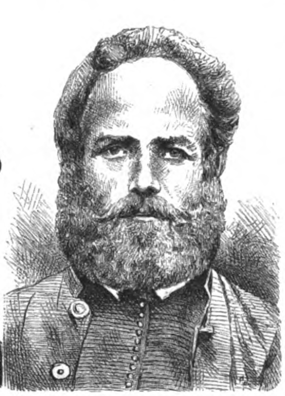
Willen nicht bringen, denn vierundzwanzig Paar iſt eine enorme Zahl, und nächſten Monat muß ich auch wöchentlich dreimal in die Schule. So, jetzt weißt du, was und wie ich arbeite; wenn du im Fall auch wiſſen willſt, was und wie ich eſſe, ſo ſchreibe es, dann werde ich dir, weil du ja auch Köchin biſt, einen Speiſezettel ausfertigen.

Lieber Bruder! Schon wieder muß ich dich mit einer Bitte beläſtigen, nämlich meine Kleider und alle übrigen Gegenſtände ſind hier in Verwahrung, und mein Herr Oberaufſeher hat mir die Lehre erteilt, daß hier die weiſe und vorſichtige Anordnung getroffen iſt, daß, wenn ein Sträfling über vier Jahre zu machen hat, ſeine Kleider verkauft und der Erlös in die Kaſſe gethan wird, um bei deſſen Austritt dem Betreffenden wieder Kleider anzuſchaffen; will aber einer ſeine Kleider nicht verkauft haben, ſo muß er zwölf Gulden hinterlegen, jetzt was iſt da zu machen? Meine Kleider ꝛc. möchte ich doch nicht in wucheriſche Hände kommen laſſen; deshalb bitte ich dich, mache das Geld zuſammen und ſchicke es dann hierher. Haben meine Verräter den kaiſerlich franzöſiſchen Sternen und die großherzoglich badiſche Zivilverdienſtmedaille ſchon erhalten? Zum Schluß bitte ich noch alle insgeſamt um Verzeihung, damit ich würdig Oſtern halten kann, und grüße alle recht herzlich.

Karl Döbich.“



Joh. Steidel.



Karl Döbich.

In einem ſpäteren Briefe an ſeine Mutter und Geſchwiſter, der ebenfalls nicht abgeſchickt werden konnte, beklagt ſich Döbich aufs bitterſte darüber, daß man ſeine Briefe ſeinem „rachedurſtigen Schultheiß“ habe zu leſen gegeben, und überhäuft denſelben mit Schmähungen. Dann fährt er fort: „Liebe Mutter! Ihr ſchreibt mir, eure Vermutung ſei, ich werde in einem unterirdiſchen Kerker ſchmachten, ihr möchtet euch nur auch mein Gemach vorſtellen können. In meinem erſten Briefe habe ich euch geſchrieben, daß ich in ein Haus gekommen ſei, wo ich gar nichts lernen könne als Arbeitſamkeit, Fleiß, Religion und Tugend. Wenn ich nun, wie ihr euch einbildet, oder beſſer geſagt, wie es euch andere Leute vormalen, in einem unterirdiſchen ungeſunden und feuchten Loch wäre und überdies noch, wie es viele Leute gern hätten, mit allen erdenklichen Martern geplagt würde, würde ich denn in ſolchen Verhältniſſen Arbeitſamkeit, Religion, Fleiß und Tugend lernen? Würde ich in ſolchen Verhältniſſen nicht vielmehr raſen, toben, fluchen, verwünſchen, verzweifeln und dabei elendiglich zu Grunde gehen? Oder glaubt ihr, ich ſei ein Heuchler, ein Schmeichler und Wohlſchwätzer geworden, daß ich bloß ſo ſchreibe, um mich dadurch wohl daran zu machen? Ihr wißt es ſo gut wie ich, daß ich in meinem Leben noch nie einem Menſchen geſchmeichelt habe, was, wie ich gut einſehe, meinerſeits ein Hauptfehler war. Denn wenn einer heutzutage in der Welt durchkommen will, ſo muß er heucheln, ſchmeicheln, Öl ins Feuer gießen, ſtatt zu löſchen, Dolche in den Rücken bohren, für Verleumdung offene Ohren haben, Bruder gegen Bruder hetzen und dabei den Heiligenſchein ſich erbeten und erſingen können; wer dies kann, dem wird’s gelingen, unter Menſchen Menſch zu ſein, und zudem kann ich euch verſichern, daß ich ſo etwas gar nicht ſchreiben dürfte, es wird hier nur verlangt, was recht; wenn es bei der ganzen Menſchheit ſo wäre, dann könnte man ſolche Häuſer entbehren. Eure Vermutungen ſind alſo deshalb grundfalſch, aber das macht es, weil ihr euch von Leuten, die an meinem Elend das größte Wohlgefallen haben, den Kopf vollſchwätzen laſſet, die allerhand über das Zuchthaus reden und wiſſen wollen, wie man da geplagt werde; das beſte wäre, wenn es ſolche boshafte Menſchen ſelbſt erfahren müßten. In der Regel ſind es nur ſolche, denen das Zuchthaus ſchon näher ſtand als die Königskrone. So hat z. B. einer zu mir geſagt, als ich noch in Frankreich war: „wenn du nach Bruchſal kommſt, ſo darfſt du darauf zählen, daß du nimmer lebendig herauskommſt; denn wenn du dir nicht ſelber einen Tod anthuſt, ſo ſchaffen ſie dich, wenn ſie dich einmal ſatt haben, wenn du nicht mehr arbeiten kannſt, ſchon hinweg.“ Ich bin aber ſchon vier Monate hier und habe nichts von Wegſchaffen bemerkt. Auf der Tabelle, auf der die Arbeitsregeln und Beſtimmungen aufgezeichnet ſind und die in meiner Zelle hängt, ſteht, daß Sträflinge, deren Geſundheitszuſtand regelmäßige und volle Arbeit nicht geſtattet, auf Antrag des Arztes ganz oder teilweiſe entbunden werden können. Ich frage, ob dies hinweggeſchafft heißt? Ferner darf ich wöchentlich dreimal in die Kirche, d. h. Sonntags zweimal und in der Woche einmal, und zweimal in der Woche je eine Stunde in den Religionsunterricht, dreimal je eine Stunde in die Schule und jeden Vormittag und Nachmittag je eine halbe Stunde in den Hof zur Erholung; heißt dies vielleicht hinweggeſchafft? Muß man nicht gerade das Gegenteil ſagen, nämlich, daß die Anſtalt darauf bedacht iſt, dem Sträfling Leib und Leben geſund zu erhalten und zu verlängern, ihm Geiſt und Gemüt aufrecht zu erhalten und ihm, was ihm am notwendigſten iſt, zu ſeinem ewigen Glück zu verhelfen? Ich ſage euch: diejenigen, die ſich hienieden über mein Elend freuen und über mein Schickſal triumphieren, wer weiß, ob ſie mich nicht in der Ewigkeit darum beneiden — denn ſie müſſen alle auch ſterben und es geht niemand mit ihnen, ganz allein müſſen ſie abreiſen. — O bedenkliche Reiſe! —

„Damit ihr nun ein wenig einen Begriff bekommt, ſo will ich euch, ſo gut ich es kann, ſagen, wie das Gefängnis und mein Gemach beſchaffen iſt. Ich kann es euch nur ſo deutlich machen, wenn ihr euch auf einer Kreuzſtraße einen Wegweiſer denkt, der nach allen Seiten einen Arm ausſtreckt; ſo ſtreckt hier das Hauptgebäude nach allen vier Himmelsgegenden einen Arm oder Flügel aus; der Hauptſtock ragt auch wie der Stock am Wegweiſer über die Flügel hinweg. Im Hauptſtock iſt zu oberſt die Kirche, Schule, dann die Arbeitszimmer der verſchiedenen Beamten; in den Flügeln ſind die Zellen ſtock- und reihenweiſe ſehr praktiſch eingerichtet. Öfen befinden ſich keine in den Zellen; die nötige Wärme wird durch die Luftheizung bewerkſtelligt. Meine Zelle iſt im zweiten Flügel im dritten Stock, mein Fenſter ſieht gegen Abend und wenn ich zum Fenſter hinausſehe*), ſo überſehe ich die ganze Stadt und weit in die Ferne. In meiner Zelle befindet ſich eine eiſerne Bettlade mit Matratze, Kopfpolſter, Teppich und zwei Leintüchern. Die Bettlade wird den Tag über an die Wand aufgeſchloſſen, damit mehr Platz iſt; auf der Seite, wo die Bettlade iſt, befindet ſich ein Rechen mit vier hölzernen Nägeln, an denen hängt die beſſere Kleidung für Sonn- und Feiertag und das Handtuch. Auf der anderen Seite hängt die Hausordnung, ein Wandkalender und ein Stundenplan und die Vorrichtung der Gasbeleuchtung; beſſer rückwärts iſt der Tiſch und ein Stuhl, die beide hinauf- und heruntergeklappt werden können. Im Eck iſt ein Wandkäſtchen; auf deſſen oberſtem Fach befindet ſich eine Schiefertafel, ein Schönſchreib-, ein Diktier- und ein Rechenheft, ein Leſebuch, ein neues Teſtament, ein Geſangbuch, ein Katechismus, zwei Geſchichtenbücher und mein eigenes elſäßiſches Miſſionsbüchlein, ferner Tinte, Feder, Bleiſtift, Kreide und Griffel. Im zweiten Fach iſt der Waſſerkrug, im dritten, das mit einem Thürchen verſehen iſt, befindet ſich Brot, Salz und zwei Schüſſelchen, inwendig an dem Thürchen ſind Löffel, Gabel und Meſſer angebracht; im vierten Fach iſt das Waſchbecken, Seife und Kamm. Im unterſten iſt eine Stütze, in die das Spülicht und Waſchwaſſer geleert wird. Wenn ſie voll iſt, ſtelle ich ſie, ſobald die Thüre aufgemacht wird, hinaus, und wenn ſie geleert iſt, nehme ich ſie wieder herein. Das Nachtgeſchirr iſt ſo praktiſch aufbewahrt, daß man es kaum bemerkt; ich habe gar nichts damit zu thun, es wird alles durch einen dazu beſtimmten Hausreiniger beſorgt. Es iſt auch immer gute und reine Luft in der Zelle.

---

*) Das Hinausſehen zum Fenſter, das hoch oben angebracht iſt, iſt übrigens den Gefangenen nicht geſtattet.

„Die Koſt iſt freilich einfach und wenig; ein mancher auf dem Lande verzehrt zum Frühſtück mehr als ich den ganzen Tag (?!). Ich bekomme morgens einen Schoppen Brotſuppe, mittags einen Schoppen Suppe und einen Schoppen Gemüſe, alle ander Tag Fleiſch, des Abends wieder einen Schoppen Suppe und täglich ungefähr ein Pfund Brot; ich habe aber faſt jeden Tag Brot übrig, das ich dann retour gebe; ich habe ja früher ſchon nicht viel Brot eſſen können, und wenn es auch Weißbrot war, und dieſes iſt Schwarzbrot; wenn ich's einmal ganz eſſe, dann muß ich's büßen, denn dann bekomme ich Sodbrennen, deshalb laſſe ich's bleiben. Der Tag iſt wohl lang von morgens halb fünf bis abends halb acht Uhr, aber da iſt nichts zu machen. An Waſſer fehlt es mir nicht; das kann ich haben, ſo viel ich will; ich trinke auch viel, denn es dürſtet mich noch immer wie früher. Und die Waſſertrinker ſollen ja ein hohes Alter erreichen; ich will deshalb ſehen, wie weit ich's bringe. Das Reimchen auf meinem Krüglein fällt mir oft ein. Ach und wie wird das Hirſchchen auf meinem Glas lechzen! Ihr braucht aber nicht zu jammern, weil ich zu wenig zu eſſen habe. Denn ich bin noch in den kräftigen Jahren, und wenn ich gut und viel zu eſſen hätte, ſo wäre es gerade zu meinem Untergange. Macht einmal die Probe und nehmt zwei Blumenſtöcke, die in der vollſten Blüte ſtehen, bringt ſie auf den Speicher und gebt dem einen ſehr reichlich, dem andern nur ſpärlich Nahrung, und ſeht, welcher von beiden es am längſten aushält. Ich habe euch jetzt ſo ziemlich aus dem Irrtum geholfen. Die Baſe dauert mich arg; wenn's mir nur nicht auch ſo geht! Viele Grüße an Seeger und die Seinen. Auch Grüße an alle im Schloß und an ſonſtige Bekannte. Es iſt ſchon vier Uhr; ich muß noch eine Schönſchrift und Diktiertſchreiben, einen Aufſatz und etliche Rechnungen machen; lebt wohl und geſund und betet.

Karl Döbich.“

Seiner Schweſter Rieke ſchickt er am Schluſſe eines Briefes folgende Reime:

„In des Kerkers düſtrer Mauer
Weit von dir, du gutes Herz!
In dem Herzen tiefe Trauer,
In der Seele großen Schmerz:

O hätt' ich doch Adlerſchwingen
Oder eines Samſon Kraft,
Daß ich könnte mir erringen
Freiheit, ehe ich verſchmacht.

Soll ich ſchmachten, ſoll ich büßen
Meine ganze Lebenszeit?
Nichts kann mir den Schlaf verſüßen,
Alles iſt mir Bitterkeit.

Wollt' ich ſchreiben, dir, mein Engel,
Wie ich leid' ſo große Pein,
So müßt Pergament der Himmel,
Und das Meer von Tinte ſein.“

Von tiefer Verbitterung zeugt ein an die Mutter und Schweſtern gerichteter Brief vom 21. Auguſt, in welchem ſich folgende Stellen finden:

„Das Herz möchte mir zerſpringen bei dem Gedanken, daß mancher, dem ſein Leben lieb iſt und dem das Leben auch Nutzen brächte in der Welt, es aushauchen muß; und ich, dem das Leben zur größten Laſt iſt, muß hier eingekerkert wie das wildeſte Tier elendiglich und ſchmachvoll mein Leben hinbringen! O unſer Herrgott ſollte ſich ſchämen! Wenn euer Gebet etwas vermag, ſo betet für mich nur um einen baldigen Tod. Sonſt habe ich nichts zu ſchreiben; geſund bin ich und die Arbeit iſt mir bis jetzt auch noch nicht ausgegangen. Der Johannes iſt vielleicht jetzt zu Hauſe, und wer weiß, ob er nicht auch zum Militärdienſt verwendet wird, wenn der Krieg Ernſt macht; dann kann er für das geliebte deutſche Vaterland ſein junges Leben aushauchen, während ſein Bruder im geliebten Deutſchland im Kerker zu Grunde gehen muß. O welch hohe, erhabene, gerechte und weiſe Anordnungen und Abſichten! Ich habe ſoeben das Geſchriebene nochmals überleſen und habe gefunden, daß das Papier von Glück ſagen kann, wenn es in eure Hände gelangt, denn ich habe meinen Gedanken und meiner Feder zu freien Lauf gelaſſen, deshalb will ich aufhören. Sollte es aber doch der Fall ſein, daß ihr dieſen Brief erhaltet, ſo ſeid herzlich gegrüßt; auch herzliche Grüße an Freunde und Bekannte. Auf eine Antwort hoffend, lege ich meine Feder abſeits.

Karl Döbich.“

Einen ganz anderen Eindruck als dieſer gottesläſterliche Brief macht uns ein intereſſantes Schreiben, welches Döbich im Januar 1873 an ſeinen Komplicen richtet und das folgendermaßen lautet:

„Johann Steidel!

Ein Sprichwort heißt: „Es iſt kein größeres Almoſen, als das ein Bettler dem andern gibt.“ Es könnte aber eben ſo gut heißen: „Es iſt kein größeres Almoſen, als wenn ein Leidender den andern tröſtet.“

Es war am Feſte des heiligen Stephanus, als Ihr hochehrwürdigſter Herr Seelſorger mich mit ſeiner Gegenwart beehrte. Leider konnten aber dieſelben mir nur Betrübendes von Ihnen mitteilen. Es iſt nicht entfernt meine Abſicht, Ihnen hierüber Vorwürfe zu machen; das aber kann ich mich nicht enthalten zu ſagen, daß ich Ihnen mehr Mannesmut zugetraut hätte. Wie ſo? Sie wiſſen, welche Abſichten uns veranlaßten, den Rheinſtrom zu überſchreiten; Sie wiſſen, daß Sie den „Anführer“ bei Verübung unſeres Verbrechens machten; Sie wiſſen, welchen Anteil Sie an dem Verbrechen ſelbſt haben, und Sie nennen ſich „unſchuldig.“ Wenn derjenige unſchuldig iſt, der ſeinem Nebenmenſchen wiſſentlich und vorſätzlich eine ſcharf geladene Piſtole ins Geſicht abfeuert, welche Schuld laſtet dann auf dem, der demſelben Nebenmenſchen ebenſo wiſſentlich und vorſätzlich den Dolch in die Bruſt ſtößt? Ach Steidel, armer Steidel! Sie treiben ein gewagtes Spiel. Ihr Herz, Ihr Gewiſſen ruft Ihnen überlaut zu: „Du biſt ein Sünder, du biſt ein Verbrecher; du haſt mit ſchlauer Berechnung den Anführer gemacht; du haſt mit frecher Hand dem harmloſen Mathis die Piſtole ins Geſicht geſchoſſen; du haſt mit ſchlauer, fein überlegter Berechnung Anteil an der Beute genommen“: und doch redet Ihr Mund nur von Unſchuld.

„Sie haben ſich dortmals, als wir am Tage nach der That auf dem Walle zu Straßburg ſpazieren gingen, verflucht und verſchworen, daß Sie niemals etwas eingeſtehen würden, wenn man uns je auf die Spur kommen ſollte. Wären Sie jenem — an ſich gewiß nicht löblichen — Grundſatze treu geblieben, ſo daß Sie alles vom Stumpen weg, wie man gewöhnlich ſagt, wegleugneten, gewiß, ich hätte noch allen Reſpekt davor; daß ſie aber ſo einige Punkte eingeſtehen und die Hauptſache nicht, und nur ſo von der Ferne dabei geweſen ſein wollen, das iſt nichts weniger, denn männlich.

„Sie berufen ſich auf eine Antwort, die ich dem Herrn Schwurgerichtspräſidenten auf eine Frage gegeben habe, indem Sie ſagen, ich (Döbich) hätte geſagt, man ſolle Sie (Steidel) laufen laſſen. — Es iſt wahr, ich habe mich dieſer Antwort bedient; aber *wie* ich mich ihrer bediente, oder was ich noch davor und dazu ſetzte, davon ſprechen Sie nichts. Wahrſcheinlich wiſſen Sie es nicht mehr ſo genau. Ich will daher Ihrem Gedächtnis etwas zu Hilfe kommen. Auf die Frage: „Was ſagt der Döbich zu dem, was uns der Steidel ſoeben geſagt hat?“ gab ich zur Antwort: „Herr Schwurgerichtspräſident und Ihr Herren Geſchworenen! Ich kann Sie nur verſichern, daß ich die Wahrheit geſprochen habe und daß ich mein Gewiſſen nicht aufs neue belaſten möchte, indem ich dem Steidel etwas aufbürdete, was nicht wahr wäre. Überhaupt, es kann mir nichts nützen und nichts ſchaden, ob Steidel eine Strafe bekommt oder nicht; laſſen Sie ihn laufen und verurteilen Sie mich ins Gefängnis; verurteilen Sie mich in Ketten und Banden, verurteilen Sie mich zum Tod: es ſteht in Ihrer Macht. Meinen Körper haben Sie, er iſt Ihnen verfallen; Sie können mit mir machen, was Sie wollen; ich will nur noch meine Seele retten. Da aber Steidel nicht weniger Anteil am Verbrechen hat als ich, ſo verlange ich, daß auch *er* ſeine Strafe erhält.“ Nun, ſagen Sie mir, Steidel, was Sie Zweideutiges aus dieſer Antwort entnehmen, wenn ich jetzt ſage, man ſolle Sie frei laſſen, wenn es ſich mit Recht und Geſetz vertrage.

„Sie fluchen mir und wünſchen mir Böſes. Was berechtigt Sie hierzu? Wenn Sie ehrlich gegen mich dächten, ſo müßten Sie ſich ſelbſt geſtehen, daß ich Sie in jeder Hinſicht ſo viel als nur möglich geſchont habe. Ach Steidel, ich wiederhole es nachdrücklich: Sie treiben ein gewagtes Spiel. Der allgerechte Gott läßt ſeiner nicht ſpotten. Erſchöpfen Sie ſeine Langmut nicht. Er hat dem Büßenden Verzeihung, nicht aber dem Sünder „Zeit“ zur Buße verſprochen.

„Zweifeln Sie vielleicht an der Menſchheit? Dazu haben Sie keine Gründe. Ja, es wäre höchſt undankbar von uns, wenn wir an dem Edelmute unſerer Mitmenſchen zu zweifeln wagten. Wir haben ſchon einmal Barmherzigkeit erlangt und zwar ohne all unſer Verdienſt; warum ſollten wir denn nicht zum zweitenmale auf Gnade und Barmherzigkeit hoffen dürfen, wenn wir uns beſtreben, für jene großmütige Verzeihung recht dankbar zu ſein, wenn wir uns beſtreben, die uns von Gott und Menſchen dargebotene Gnadenfriſt ſo anzuwenden, daß Gott und Menſchen Freude an uns haben können?

„Es ſind jetzt zwei Jahre her, daß der Tod und das Verderben in der ſchrecklichſten Geſtalt an den Pforten Deutſchlands lauerte. Jedes deutſche Herz atmete beklommen und ſchaute mit banger Erwartung in die verhängnisvolle Zukunft. Er aber, der große Lenker der Schickſale, hat das dem deutſchen Reiche angekündigte Unheil ruhmvoll abgewendet und den deutſchen Waffen Gnade zum glorreichen Siege verliehen. Hätten aber die Deutſchen die Hände in den Schoß gelegt und ſich einzig und allein der Hilfe Gottes überlaſſen, ſo wäre ihnen nichts gewiſſer geweſen als Schmach, Schande, Verderben und Tod. Nun aber haben ſie im Vertrauen auf die göttliche Hilfe weder Anſtrengung noch Opfer geſcheut und haben hiermit Sieg, Ehre, Macht und Ruhm errungen. — Wenden wir dieſes große Weltereignis auf uns an, nehmen wir an unſeren tapferen deutſchen Mitbrüdern ein Beiſpiel, legen auch wir die Hände nicht in den Schoß, ſcheuen auch wir im Vertrauen auf den Beiſtand Gottes weder Anſtrengung noch Opfer, und auch wir werden ſiegreich aus dem Kampfe unſeres ſelbſtgeſchaffenen Elendes hervorgehen.

„Aber zweifeln Sie vielleicht an der Barmherzigkeit Gottes? Unſere Frevelthat iſt freilich groß, doch ſeine Barmherzigkeit iſt unendlich größer. Wir haben ſchwer gefehlt, aber der allwiſſende Gott in ſeiner unergründlichen Weisheit hat es geduldet. Ein einziges Wort, ein einziger Hauch ſeines Mundes hätte uns ja hingeſchmettert, daß wir zuſammengefahren wären wie eine in hundert und tauſend Stückchen zerſplitterte Fenſterſcheibe. Er hat dies aber nicht gethan, und warum er es nicht gethan hat, das zu ergründen, liegt nicht in unſerer Macht. Seine Abſichten können nur weiſe ſein. Darum wäre es erbärmliche Feigheit, ja ſträfliche Bosheit, wenn wir an ſeiner Barmherzigkeit zweifeln und verzweifeln wollten. So lange es Menſchen gibt, iſt es noch nie erhört worden, daß ein Sünder, der ernſtlich, reumütig die Barmherzigkeit Gottes anflehte, verſtoßen worden wäre, und wird auch in alle Ewigkeit nie erhört werden. Doch was rede ich ſo viel und predige Ihnen Moral, Ihnen, der Sie mich belehren könnten und ſollten.

„Ich ſehe ſchon zum voraus im Geiſte, welchen Eindruck mein Schreiben auf Sie machen wird. Doch ſeien Sie's verſichert, daß nicht ein unlauteres Gefühl, ſondern nur Mitleid mich bewogen hat, Ihnen dieſe Zeilen zu widmen. Vielleicht, daß nie und nimmermehr jemand ſo zu Ihnen redet, wie ich jetzt zu Ihnen geredet habe. Dies mein letztes Wort. Seien Sie gegrüßt von Ihrem armen Leidensgefährten Karl Döbich.“

Ein ſpäterer Brief an den Bruder ſchließt folgendermaßen:

„Neuigkeiten weiß ich nicht. Woher ſollte ich auch etwas erfahren? Ich habe ja nichts als vier Wände, ſo kalt wie die Herzen der Menſchen; nichts über mir als ein Gewölbe, ſo düſter wie die Nacht meines Schickſals, nichts unter mir als einen Ziegelboden, ſo rot wie die Wunden meines Herzens, nichts hinter mir als Jammer und Elend, und nichts vor mir als Hoffnungsloſigkeit und Schmach.

„Teuerſter Bruder! Wie ſchön iſt doch die Frühlingszeit! Wie feierlich, wie erhaben ein Sonntag Morgen im Mai — ſelbſt in dem engen Raume eines Kerkers! Die ganze Natur ſo feierlich, ſo ſtill wie im Dom; die Atmoſphäre ſo rein, die Luft ſo balſamiſch, der Himmel ſo blau, das Geläute der Glocken ſo einladend, der Geſang der Nachtigall da drüben im Gebüſch ſo rührend ſchön: wer wollte ſich nicht freuen? wer nicht loben und anbeten den, der alle dieſe Herrlichkeiten in das Daſein gerufen hat durch ſein allmächtiges „Werde?“ Wer wollte nicht loben, anbeten und danken den, der die Krone alles Daſeins, den Sabbat gemacht hat? den Sabbat, der auch dem armen Galeerenſklaven das ſchwere Joch auf einige Stunden vom Nacken nimmt. Die Freude deines armen Bruders iſt freilich nur mehr auf Momente beſchränkt und ſelbſt dieſe ſind noch mit Wehmut untermiſcht. Aber laß dich das nicht anfechten; wandle vielmehr frohen Mutes hinaus ins Freie und labe dich nach Herzensluſt an der Pracht des Frühlings. Die ganze Natur, lieber Bruder, iſt ſozuſagen nichts anderes als ein großes, offenes Buch, vom Schöpfer ſelbſt geſchrieben. Und während dein armer Bruder in ſeiner düſteren Zelle ſitzt und ſeine Sinne in einem von Menſchen geſchriebenen Buche, deſſen Endzweck ſchließlich doch nur jenes eine Ziel im Auge hat, nach welchem alles ſtreben ſoll und muß, vergraben hält, kannſt du in jenem dich erlaben. Und wenn du, teurer Bruder, in dieſer Geſinnung in dem genannten großen Buche lieſeſt, dann ſind wir uns nicht nur ſehr nahe, ſondern auf das innigſte mit einander vereinigt, obgleich eine unbarmherzige Scheidewand uns trennt.

„In der Hoffnung, daß dich dieſe Zeilen geſund und wohl antreffen und du mir auch wieder ſchreiben möchteſt, grüßt dich vieltauſendmal dein armer Bruder Karl Döbich.

„Geſchrieben am erſten Sonntag nach Oſtern den 18. Mai 1873 morgens halb fünf bis halb acht Uhr.“

Ziemlich deprimiert lautet ein Brief vom Jahre 77, in welchem der Gefangene ſeiner mutloſen Stimmung mit folgenden Worten Luft macht:

„Die Witterung iſt gegenwärtig ſehr verdrießlich. Man iſt zwar nicht ſehr von dem Wetter abhängig hier; gleichwohl übt es einen ungemeinen Einfluß auf die Gemütsſtimmung aus. Ohne Zweifel iſt der Winter die trübſeligſte Zeit in einer ſolchen Lage; dennoch habe ich ihn in gewiſſer Beziehung lieber als den Sommer. Im Winter hat man nur mit Nacht und öder Einförmigkeit zu kämpfen; im Sommer dagegen hat man mit Wahnſinn und Verzweiflung zu ringen. Denkt euch die Hitze und den Qualm zwiſchen den vier Wänden, in die nur ſpärlich Licht und Luft eindringen, dabei alles ſo eng beiſammen: Werkſtatt, Wohngemach, Schlafſtätte, alles was zum Leben gehört, ſozuſagen an einem Stück; überdies keinen Tropfen friſchen Waſſers, denn dieſes kommt des weiten Weges halber ſchon lauwarm aus dem Brunnen; ſteht es noch einige Zeit, ſo iſt es lack. Wie oft ſchon habe ich wider meinen Willen nach dem Meſſer gegriffen, getrieben von einem unbeſchreiblichen Verlangen, mit dem kalten Stahl desſelben die Glut in meiner Bruſt zu dämpfen. Rechnet man zu dieſen außergewöhnlichen Einflüſſen noch die Alltagswiderwärtigkeiten, ſo dringt ſich einem oft unwillkürlich die Frage auf, ob es nicht vernünftiger wäre, Schillers Prinzip zu huldigen: „Beſſer ein End mit Schrecken, als ein Schrecken ohne End.“

Wegen eines weiteren Briefes, den ich hier unten folgen laſſe, wurde dem Döbich bedeutet, daß derſelbe nicht abgehe, und er (Döbich) wegen ähnlicher Zuwiderhandlungen gegen den § 4 Ziffer 1 der Hausordnung exemplariſche Strafe zu gewärtigen habe.

Anm. § 4 Ziffer 1 lautet: Die beſonderen Pflichten des Gefangenen beſtehen darin, daß er:

1) den Beamten und Angeſtellten des Hauſes überall Achtung und Gehorſam erweiſt.

Der Inhalt des beanſtandeten Briefes iſt folgender:

29. April 77.

„Teuerſte in der Heimat!

„Ihr wartet alſo auf ein Zeugnis oder doch auf eine Antwort von meinen Herren Vorgeſetzten. Nun wartet nur, und laßt euch das lange Warten nicht verdrießen: denn wenn ihr wartet bis zum jüngſten Tag, werdet ihr immer noch vergeblich warten.

„Euren Brief habe ich erhalten am Mittwoch abend den 18. dieſes Monats, habe dann tags darauf Herrn Pfarrer Eiſen um Auskunft über euer Anliegen gebittet und ſolche erhalten. Ich habe dann am Freitag morgen (20. April) gleich mit der Tagwache um die Erlaubnis nachgeſucht, als am folgenden Sonntag (22. April) einen Brief ſchreiben zu dürfen; wie ich nun am Samstag nachmittag nach dem Papier fragte, da ſagte man mir ganz einfach: der Oberaufſeher hat's vergeſſen, will aber noch ſehen, daß er es dem Herrn Direktor meldet. Gemeldet hat er es am Samstag abend noch, hat aber wahrſcheinlich abermals vergeſſen hinzuzuſetzen, daß ich ſchon am Freitag morgen angehalten habe; da nun der Herr Direktor jedenfalls der Meinung war, das Briefſchreiben ſei mir jetzt erſt — am Samstag abend — ins Hirn gefahren, ſo lautete die Antwort ganz kurz: das Schreiben werde nicht ſo preſſieren, ſolle warten bis Mai. Habe alſo, wie man ſieht, die Ehre gehabt, die Vergeßlichkeit anderer zu büßen. Deſſenungeachtet habe ich am letzten Mittwoch abermals um die Erlaubnis nachgeſucht, ſo daß ich heute endlich ſo glücklich oder ſo unglücklich bin, euch ſchreiben zu dürfen. Ihr wiſſet nun, warum ich ſo lange nicht geſchrieben habe und werdet begierig ſein zu erfahren, was der Herr Pfarrer geſagt hat.

„Die Herren geben kein Zeugnis ab an Privatleute. Wenn ihr abſolut eines haben müßt, was aber gar nicht notwendig ſei, ſo müßt ihr es auf amtlichem Wege zu erreichen ſuchen. Wie ſchon erwähnt, ſei dies aber gar nicht notwendig. Ihr ſollet eure Bittſchrift nur einſchicken, und wenn ſie dort je beachtet werden ſollte (? ?), werde man ſchon hieher berichten 2c.

„Seid ſo gut, meine Lieben, und laſſet alles gehen, überlaſſet mich ganz meinem Schickſal, denn all' euere Mühe iſt vergeblich. Ich bedaure und bemitleide euch ſehr, daß ihr ſo viel Glauben, Vertrauen und Hoffnung an und auf die Menſchheit heget. Freilich ihr kennet weder die Herzloſigkeit noch die Bosheit und Vergeltungsliebe der Menſchen; ihr ſchenket ihren Worten ein gläubiges Ohr; o wüßtet ihr, daß ſie die Sprache nur gebrauchen, um ihre wahren Geſinnungen zu verbergen, ihr würdet dann ihren Redensarten nicht ſo blindlings Glauben ſchenken. — Begebet euch einmal hierher; hier werdet ihr wahre **Aufklärung** finden. Ihr werdet Leute antreffen, die ſchon zwanzig und mehr Jahre in dieſen Mauern ſchmachten und noch lange ſchmachten können, wenn ſich der liebe Tod nicht bald über ſie erbarmt. — Es ſei ſchon vorgekommen, daß einer oder der andere mit neunzehn oder zwanzig Jahren begnadigt worden ſei, hat man mir (ſeltſam lächelnd) mitgeteilt; dieſe ſeien aber bloß zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurteilt geweſen; ich dagegen ſei zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe begnadigt 2c. Was daraus zu folgern iſt, blieb mir anheimgeſtellt. Und was ich daraus folgere, kann ich euch in Kürze ſagen: lebte nicht der unerſchütterliche Glaube an einen gerechten, aber auch barmherzigen Gott in meiner Bruſt, ſo könnte ich mir ſtehenden Fußes das Meſſer an die Kehle ſetzen oder einen Strick um den Hals machen. Seht, das iſt's, was ich von der vielgeprieſenen Großmut und Barmherzigkeit der Menſchen zu hoffen habe.

„Ihr könnt nun aus dem Geſagten ſchließen, was ihr wollt und thun, was ihr wollt; es gilt mir alles gleich; ich hoffe nichts, ich erwarte nichts: kann daher auch nicht betrogen werden.

„Da ich durch Bitten, ja zudringliches Bitten es dahin gebracht habe, den Brief, den ich im Monat Mai zu ſchreiben berechtigt geweſen wäre, um einige Tage früher ſchreiben zu dürfen, ſo wird euch einleuchten, daß ich ſo bald nicht wieder ſchreiben darf, zumal ich in letzter Zeit die frühere Gewogenheit meiner Herren Vorgeſetzten in vermindertem Grade, wie mich's dünkt, zu genießen ſo unglücklich bin. Die Fama, die böſe Fama, die hundertzüngige Tochter der Verleumdung, hat mich ſeit einiger Zeit zum Opfer erkoren. Sie iſt jenes Ungeheuer, von welchem unſer großer Schiller ſingt:

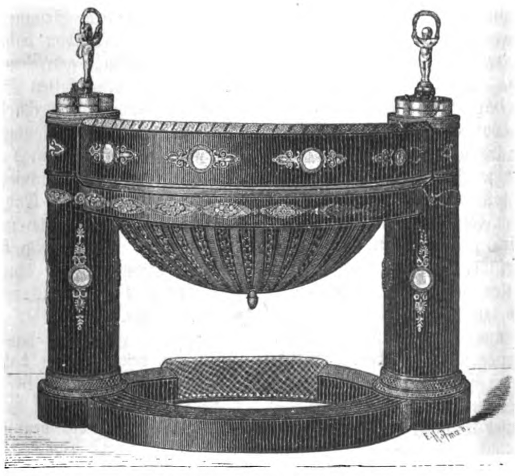
„Unter allen Schlangen iſt eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle ſich keine,
An Wut ſich keine vergleicht."

„Indeſſen lebet wohl, behüte euch Gott und ſeid tauſendmal gegrüßt von eurem armen
Karl Döbich."

(Fortſetzung folgt.)

Die Äſthetik des Kunſtgewerbes.

Es ſind kaum zehn Jahre her, ſeit Jakob Falkes epochemachendes Buch „Die Kunſt im Hauſe" erſchien, es ſind kaum zwanzig Jahre verfloſſen, ſeitdem die erſten Grundideen zur Reformation und Belebung des Kunſtgewerbes ſich ſuchend und prüfend und doch wie verhaltenes Feuer an verſchiedenen Ecken hervorbrechend ans Tageslicht wagten. Wieviel in dieſer Zeit geſchaffen und gebeſſert worden iſt, ſieht man, wenn man eine Hauseinrichtung jener Zeit mit einer ſolchen der Gegenwart vergleicht. Die barbariſchen einer öden Tiſchlerphantaſie entſprungenen Formen ſind verſchwunden. Die Arbeit iſt nicht mehr von der Form des Hobels, von dem Schlendrian des Handwerkers, von der Gedankenloſigkeit des Fabrikanten abhängig. Die Teppiche mit den anilingefärbten Rieſenblumen, die Kapitäle, welche keine Kapitäle waren, die angepappten Schnitzereien, welche nicht geſchnitzt waren und auch nichts bedeuteten, die Stil- und Charakterloſigkeit des geſamten Hausrates iſt ſo ziemlich abgethan. Selbſt über die Stickmuſter unſerer lieben Frauen, welche nur trauernd ihre vielgeliebten Blümchen miſſen ſollten, hat die neuere Kunſtrichtung einen ſchweren aber unbeſtreitbaren Sieg davon getragen. Man baut, malt, ſchnitzt, ſtickt und webt jetzt „ſtilvoll." Die deutſche Renaiſſance iſt die Königin des Tages und herrſcht faſt unbeſchränkt. Die Gotik trauert in Hannover, die Berliner Antike hat ſich definitiv unterworfen. Die Kunſthandlungen ſchaffen Bilder und Stiche ab und Teppiche, metallene und gläſerne Gefäße an, ſein Stückchen cuivre poli, ſeine ſtilvolle Tiſchdecke, ſein bißchen altertümliches Glas, ſeine Thonkruke hat am Ende jeder. Man kann kaum noch ein Glas Bier trinken ohne altdeutſch zu ſitzen, altdeutſch mit grünen Kachelöfen erwärmt und von glitzerigen Dingen rätſelhaften Zweckes umgeben zu werden. Wenn wenigſtens die Kellner ſtatt des Fracks ein ſtilvolles Wams trügen!



Schreibtiſch im Empireſtil. Rückſeite.

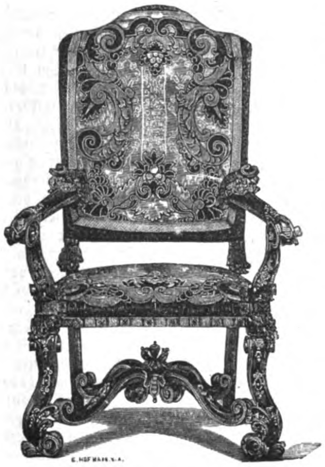
Es iſt ſchade, die deutſche Renaiſſancé iſt Mode geworden und was erſt in die Mode kommt, das kommt auch aus der Mode. Die Zeichen der Dekadenz ſind ſchon ganz deutlich zu ſehen — am meiſten in München. Was man dort alles ſtilgerecht und Renaiſſance nennt, iſt wahrhaftig ſtaunenswert. Die Häuſer ſehen aus, als ſpielten ſie Maskerade, die Möbel mit ihren vielen Ecken und Spitzen, die Fenſter mit den runden Glasſcheiben und dem vielen unnötigen Blei, die Geräte, welche keinen anderen Zweck zu haben ſcheinen als möglichſt viel Raum einzunehmen — alles dies ſieht aus, als wenn es nur zum Spaß hingeſtellt wäre. Und der arme reiche Beſitzer ſpielt in der Mitte aller ſeiner Herrlichkeiten eine traurige Rolle. Der Stil iſt Mode geworden, das heißt man macht mit, was andere vormachen, ohne das Wie und Warum zu verſtehen, man hat die Stücke in der Hand, fehlt leider nur das geiſtige Band.

So war's nicht gemeint geweſen, als Falke und andere die Stile der Vergangenheit hervorzogen und zum Studium empfahlen. Sollte das der Sinn der gegenwärtigen Entwickelung ſein, daß in dieſem XIX. Jahrhundert als Reminiszenz noch einmal durchgelebt wird, was früher ein Jahrtauſend zu ſeiner Geſchichte gebraucht hat — erſt die Antike, dann die Gotik, nun die Renaiſſance, die bereits barock zu werden anfängt, ſo iſt zu erwarten, daß wir zu Ende des Jahrhunders ratloſer daſtehen als je.

Was wollte man denn? Einen neuen Stil konnte man nicht erfinden. Um vorwärts zu kommen, gab es nur das eine Mittel, an den Muſtern der Vergangenheit das Schöne zu lehren, und Sinn und Verſtändnis für Form und Farbe auszubilden. Man mußte die verloren gegangenen techniſchen Kunſtweiſen wieder finden und erneuert einführen; man mußte künſtleriſche Kräfte bilden, reif zur Erfindung und reif zur Ausführung; man mußte endlich im Volke bei reich und arm Verſtändnis für ſchöne Form und Neigung für behaglichen Schmuck des Hauſes erwecken.

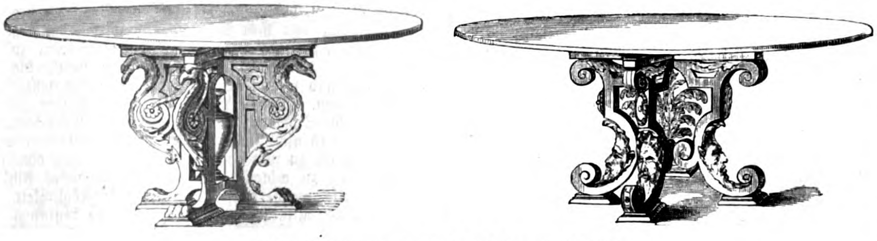
Es iſt natürlich, daß dieſe Methode zu Unfreiheit, zu Imitationen alter Formen führen mußte, aber die Nachahmung war nicht der Endzweck. Iſt das Kunſthandwerk wieder belebt worden um bis ans Ende der Tage deutſche Renaiſſance zu treiben? Nein. „Alles iſt euer,“ aber ſucht es zu finden, zu verſtehen und zu würdigen. Um Gottes willen nur keine Gedankenloſigkeiten, das iſt der Anfang der Mode, aber das Ende der Kunſt!

In dieſem kritiſchen Momente erſcheint ſehr zur rechten Zeit eine neue Arbeit Jakob Falkes: Äſthetik des Kunſtgewerbes, ein Handbuch für Haus, Schule und Werkſtätte, Stuttgart, Verlag von W. Spemann. In dieſem Werke gibt Falke zuerſt einen Überblick über den geſchichtlichen Gang im Kunſtgewerbe und Kunſtgeſchmacke, behandelt hierauf die allgemeinen äſthetiſchen Grundprinzipien für das Gewerbe, die Entſtehung der Grundformen für Gefäße und Geräte, den Einfluß des Materials und der künſtleriſchen Abſicht, das Ornament je nach den verſchiedenen Arten, Farben und Stil. Endlich wendet er ſich den einzelnen Zweigen des Kunſtgewerbes zu, den Terrakotten, Bronzen, Möbeln, Geweben, Stickereien ꝛc. Der Verfaſſer iſt — wie man es von Falke auch nicht anders erwarten kann — nichts weniger als einſeitig; er beherrſcht und beleuchtet das ganze weite Gebiet und weiß auch höchſt inſtruktive Exempel dafür zu bringen, wie man es nicht machen ſoll.



Fauteuil im Rokokoſtil. 1710—1720.

Um eine Andeutung zu geben, worauf es beim Kunſtgewerbe ankommt, welche Formen und Bedingungen beim Zeichnen, Sticken und Möbelbeſtellen inne zu halten ſind, will ich ein ganz naheliegendes Beiſpiel herausgreifen, den Tiſch und den Stuhl. Was ſind Tiſch und Stuhl? Geſtelle; das eine, daß man ſich darauf ſetze, das andere, daß man darauf lege, was man zur Hand haben will, beide darauf eingerichtet, daß man ſie von der Stelle bewegen kann. Die Füße tragen, die Platte ruht auf den Füßen. Das ſind ſehr ſelbſtverſtändliche Dinge, und doch erlebt man alle Tage, daß ſie überſehen werden. Hier ein Schreibtiſch aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts, der ſeinerzeit ſicher für ſehr ſchön gegolten hat, aber im Grunde ein wahres Unding iſt, eine willkürliche Zuſammenſtellung geometriſcher Körper, aber kein Tiſch.*) Nicht ſo ſchlimm, aber doch auch falſch iſt es, wenn man die Tiſchbeine, die doch tragen ſollen, wie Zahnſtocher endigen läßt oder die Formen ſo ſchwer nimmt, daß an eine Bewegung des Gerätes kaum gedacht werden kann. Wie viele reich geſchnitzte Stühle habe ich ſchon geſehen, welche den Neid der Freunde des Hauſes herausforderten, aber doch der Hausfrau ſtille Seufzer erpreßten, man konnte ſie abſolut nicht brauchen, weil ſie viel zu ſchwer waren. Man muß doch den Stuhl dahin ſetzen können, wohin man ſich ſetzen will. Darum müſſen Stühle leicht ſein. Nur falle man auch nicht in das andere Extrem und ſtelle nicht ſo winzige Stühlchen aus vergoldetem Rohr hin, wie ſie jetzt beliebt ſind; denn dieſe ſüßen Dinger haben die Gewohnheit, in dem Augenblicke umzufallen, wo man ſich darauf ſetzen will.



Tiſche von Ducerceau. XVI. Jahrhundert, zweite Hälfte.

Hier haſt du das erſte Fundamentalgeſetz: Verliere den Zweck niemals aus dem Auge. Mag ein Ding noch ſo ſchön ſein, iſt es zweckwidrig, ſo iſt es eine verfehlte Exiſtenz.

Die zweite Rückſicht, welche zu nehmen iſt, bezieht ſich auf das Material. Das naturgemäß gegebene Material für Tiſch und Stuhl iſt das Holz. Der ſtraffe, ſchlanke Stamm iſt die geborene Stütze, zäh, wenn auch biegſam, trägt das Holz Laſten bei verhältnismäßig weiter Spannung. Es läßt ſich gut bearbeiten, glätten, drehen und ſchnitzen — eins verträgt es nicht, Formen, welche gegen ſeine „Jahre,“ d. h. Faſern laufen. Darum iſt geſchweiftes Holzwerk ein Widerſinn, und zwar ein ſolcher, der ſich ſtraft. Man zähle die zahlloſen abgebrochenen Stuhlbeine.

Und doch hält man es für ganz unmöglich, andere Vorderbeine bei den Stühlen zu haben als geſchweifte. Noch ſchlimmer ſind die tragenden Füße der Spiegeltiſche und Pianinos. Warum aber nur dieſe geſchweifte Form? Weil man früher einmal darauf gekommen iſt, die Antike nachzuahmen. Das antike Möbel hat den geſchweiften, dem Ziegen- oder Hirſchbeine nachgebildeten Fuß ſehr häufig — aber es iſt auch aus Bronze gegoſſen. Dieſes Material hat keine Faſern und verträgt jede Form. Was ſich aber für Bronze ſchickt, ſchickt ſich nicht für Holz — und wäre es Mahagoni. Auch hier möge ad oculos demonſtriert werden, wie man es nicht machen ſoll. Wenn der nebenſtehende Fauteuil in Rokokoſtil (1710 bis 1720) unverletzt auf die Gegenwart gekommen iſt, ſo kann er von Glück ſagen. Ohne dies Glück hätte er ſeiner Konſtruktion nach längſt in Stücke gehen müſſen.

Alſo zweite Regel: Behandle nicht Holz wie Eiſen oder Stein wie Holz oder Farbe wie Form oder Stickerei wie Gemaltes, ſondern jegliches Material nach ſeiner naturgemäßen Art.

Im übrigen kann der Künſtler, wenn er Zweck und Material berückſichtigt, in freieſter Weiſe ſchalten und walten. Sein iſt die Art, wie er jeden Beſtandteil gliedern, profilieren oder verzieren will. Er kann die Pfoſten viereckig halten oder runden, er kann ſie kerben, mit Hohlkehlen umziehen, kannelieren, inkruſtieren, die Füße als Löwenfüße bilden, Kapitäle einſchalten, Blattwerk anfügen ꝛc. Doch muß ſtets das Ornament abhängig bleiben von dem Gegenſtande, den es ſchmücken ſoll. Dieſer Gegenſtand hat Zweck und Grundform; beide verlangen, daß ſie reſpektiert werden. Wenn aber das Ornament figürliche Darſtellungen enthält, ſo darf natürlich der abgebildete ſchmückende Gegenſtand mit der Beſtimmung des Möbels keinen Gegenſatz bilden. Aber wie viel fleißige Hände haben ſchon für Kiſſen und Stuhlſitze ſo natürlich geformte und zarte Blumen geſtickt, daß es einem eigentlich leid thun müßte ſich darauf zu ſetzen. Hier liegt ſogar eine gewiſſe Symbolik vor. Man ſticke doch einmal für ein Sitzkiſſen das Porträt eines berühmten Mannes — es iſt unmöglich! Wenn alſo zur Zierde von Tiſchplatten figürliches Ornament genommen wird, ſo wähle man die ſtiliſierte Form und vermeide es, die Täuſchung zu veranlaſſen, als trete das Bild aus der Fläche heraus.

Die Renaiſſance liebt es, einzelne Glieder von Menſchen und Tieren ornamental zu verwenden — warum nicht? — es darf nur nicht ſo unerfreulich geſchehen, wie in der ſpäteren Renaiſſance, man darf nur nicht dieſe Geſchmackloſigkeiten aus Altertümlerei wieder aufleben laſſen. Vor allem aber kann man verlangen, daß die Figur, welche ein Glied erſetzt, auch die Funktion dieſes Gliedes ausdrückt. Moderne Induſtriekünſtler haben Geräte auf abgeſchnittene Köpfe von Löwen, Füchſen, Elefanten, d. h. auf ihre Schnauzen geſtellt — das iſt widerſinnig. Die Alten und die Künſtler der Renaiſſance haben dieſen Fehler vermieden. Daß ſchon die barocke Renaiſſance fehl gehen konnte zeigt die Abbildung eines Tiſches nach Ducerceau, wo die Geſichtsmasken am Fuße höchſt ungeſchickt angebracht ſind, während bei dem zweiten Tiſche desſelben Meiſters Vogel und Löwenkopf zwar richtig ſitzen, aber die Verhältniſſe des Möbels verfehlt ſind.

Wenn nun auch unter Beobachtung der oben ſkizzierten Geſetze der Künſtler größte Freiheit hat, ſo darf er doch kein Stilgemenge liefern; er muß eine beſtimmte Formenſprache ſprechen. Welche dies ſein müſſe oder ſein werde, iſt ſehr ſchwer zu ſagen. Theorien und Schlagwörter helfen zu nichts. Wenn man gegenwärtig der Renaiſſance vor der Gotik den Vorzug gegeben hat, ſo geſchah es aus dem Grunde, weil der erſtere Stil mehr unſerem modernen Bedürfniſſe entſpricht als der letztere. Wir ſind aber mit der Renaiſſance bereits auf dem Punkt angelangt, daß unſere ſtiliſierten Wohnräume Muſeen geworden ſind, was ihrer Beſtimmung widerſpricht. Hier hilft nur das eine, immer wieder auf die Fundamente zurückkehren, immer wieder verſtändigen Sinnes nach dem Wie, Wo und Warum fragen. Wir empfehlen allen, welche ſich für Kunſt und Kunſtgewerbe intereſſieren als Piloten in der gegenwärtigen Bewegung: Falkes Äſthetik des Kunſtgewerbes.

Max Allihn.

---

*) Die beiſtehenden Illuſtrationen ſind dem oben genannten Werke entnommen. Sie gehören ſämtlich ins Kapitel der Abſchreckungstheorie. Die muſtergültigen Vorlagen ſehe man ſich in dem Falkeſchen Buche an.

Eine Heilanſtalt für Trinker aus den gebildeten Ständen.

Wir ſind gewohnt, wenn von der Trunkſucht mit all ihren ſchrecklichen Folgen die Rede iſt, immer nur an die unterſten Schichten des Volkes, an die Armen und Unwiſſenden zu denken, denn in den wohlhabenderen und gebildeten Kreiſen Deutſchlands findet — Gott ſei Dank dafür — die Trunkſucht heutzutage verhältnismäßig ſelten ihre Opfer, trotzdem kommen immerhin Fälle vor, in denen auch Männer dieſem Laſter verfallen, denen die Entſchuldigung des wirtſchaftlichen Elendes, das vergeſſen werden ſoll, oder der ſittlichen Schwäche, welche aus der Unwiſſenheit erwächſt, nicht zur Seite ſteht. Ein „fröhlicher Zecher“ wird, ehe er ſelbſt es recht merkt und ehe ſeine Angehörigen es bemerken, zum Trinker; ein anderer, dem unſer Herrgott ein Kreuz zu tragen gab, ſucht ſo lange beim Glaſe Vergeſſen, bis er vom Trinken nicht mehr laſſen kann; in einem dritten, der bisher ganz unbeſcholten daſtand, erwacht plötzlich die zügelloſe Begierde. Die Urſache iſt faſt immer dieſelbe, ebenſo der Verlauf derſelbe. Die Urſache iſt ungezügelte Begierde, innere Zucht- und Haltloſigkeit, der Verlauf bekannt genug. Man fängt damit an, Wein oder Bier in maßloſer Menge zu genießen und gewöhnt ſo den Körper an den Alkohol. Schließlich entdeckt man, daß das Alkoholbedürfnis ſich viel ſchneller durch Schnapstrinken erreichen laſſe und man geht zum Branntwein über. Die Genoſſen haben anfangs an dem „ſtarken Zechen“ keinen Anſtoß genommen, ja es wohl gar bewundert. Nach einiger Zeit bemerken ſie, daß der Betreffende des Guten denn doch zu viel thut, und fangen an, ſich von ihm zurückzuziehen. Er ſucht und findet andere Geſellſchaft — ein Stockwerk tiefer. Jetzt werden auch die Vorgeſetzten unruhig und erheben Vorſtellungen, aber meiſt iſt es ſchon zu ſpät. Das Amt muß aufgegeben werden und zur Begierde geſellt ſich die Verzweiflung. Nun geht es reißend bergab, bergab bis in das äußerſte Elend, ja bis in den ſchmählichen Tod des Säufers.

Die Dinge liegen noch verhältnismäßig günſtig, wenn der Trinker wenigſtens ledig iſt. Nur zu oft aber reißt er auch ſein Weib, ſeine unſchuldigen Kinder mit ſich ins Verderben.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine ſo ſchmähliche Veränderung ſich nicht ganz ohne Widerſtand vollzieht. Auch der Leichtſinnigſte, auch der dem Alkohol ſchon ganz Verfallene hat noch Augenblicke, in denen er ſeine Lage, ſeine Zukunft mit entſetzlicher Klarheit erkennt. Dann ſteigen heiße Gelübde der Beſſerung aus ſeinem Herzen empor, aber ach, die ſo lange nicht geübte ſittliche Kraft verſagt nun, da ſie angerufen wird, und das Geſchick geht ſeinen Gang.

Aus vielen tauſend Herzen iſt in ſolchen Fällen die verzweifelte Frage aufgeſtiegen: gibt es denn kein Mittel gegen dieſe fürchterliche Krankheit? Und die Antwort, welche das Leben gab, lautete meiſt: „nein,“ denn die Trunkſucht iſt in der Regel keine Krankheit, ſondern eine Sünde, ein Laſter. Sie wurzelt nicht im Leibe, ſondern in der Seele, darum kann ſie auch mit leiblichen Heilmitteln nur ausnahmsweiſe erfolgreich bekämpft werden. Immerhin gibt es Fälle, wo die Neigung zum Trinken auf einer körperlichen, mitunter ererbten Anlage beruht, wie das namentlich bei ſolchen Perſonen der Fall iſt, welche nur periodiſch trinken, bei den ſogenannten „Quartaltrinkern.“ Dieſe Unglücklichen ſind viel ſchwerer heilbar als gewöhnliche Trinker und gerade ſie können nicht früh genug Hilfe ſuchen.

Wie kann nun aber der Seele des gewöhnlichen Trinkers geholfen werden? Jeder Zuſpruch erweiſt ſich als vergeblich, kein Gelöbnis des Unglücklichen wird von ihm gehalten.

Es gibt nur ein Mittel, ein Mittel, das nicht immer hilft, aber wenigſtens mitunter, ja oft. Wenn der Trinker herausgehoben wird aus der ihm gewohnten Umgebung, in völlig andere Verhältniſſe verſetzt wird, in Verhältniſſe, in denen jede Verſuchung ihm fern gehalten wird, dann geſchieht es nicht ſelten, daß ihm der ungeheure Kampf gelingt und er das Laſter niederwirft, nicht nur für kürzere oder längere, ſondern für alle Zeit. Eine ſolche Wandelung aber kann ſich nur vollziehen in einer Anſtalt.

Eine derartige Anſtalt für Mitglieder der unteren Volksklaſſen haben wir in Deutſchland ſchon ſeit lange. Schon 1851 rief die Diakonenanſtalt zu Duisburg ein Männeraſyl ins Leben, das zur Aufnahme von entlaſſenen Strafgefangenen, von Trinkern und anderen verlorenen Söhnen unſeres Volkes dienen ſollte. Aus allen Ständen werden die Unglücklichen dort für den ſehr geringen Penſionsſatz von hundertfünfzig bis vierhundertfünfzig Mark jährlich aufgenommen und bleiben ein Jahr in der Anſtalt.

Aber mit dieſer Anſtalt war das Bedürfnis nicht befriedigt, denn man verſteht, daß gebildete Familien ſich nur ſchwer entſchließen konnten, die Ihrigen in dieſer Geſellſchaft unterzubringen.

Man entſchloß ſich daher, neben der ſchon beſtehenden Anſtalt noch eine andere zu gründen für die Trinker aus den höheren Ständen und eröffnete ſie Ende November 1879. Dieſe Anſtalt nun, die Siloah heißt, liegt in Lintorf an der Rheiniſchen Bahn, zwanzig Eiſenbahnminuten von Düſſeldorf. Das Haus liegt etwa zehn Minuten vom Dorfe hart an einem Eichenwäldchen, das zum Spaziergehen einladet. Ein Gemüſegarten und ein Park umgeben die Anſtalt unmittelbar. In den unteren Räumen des Hauſes befinden ſich ein Leſe-, ein Billard- und ein Arbeitszimmer, das erſte Stockwerk enthält den Speiſeſaal und die Stuben der Pfleglinge, die, je nach ihrer Ausſtattung, in zwei Klaſſen zerfallen. Dieſe Unterſcheidung bezieht ſich übrigens nur auf die Zimmer, das ſehr gute Eſſen iſt für beide Klaſſen dasſelbe.

Obgleich die Anſtalt in keiner Weiſe auf Gelderwerb ausgeht und ſich nur ſelbſt erhalten will, ſo muß das Penſionsgeld doch hundert reſp. hundertfünfzig Mark monatlich betragen. Trotzdem hat man bisher nicht einmal die Zinſen des Baukapitals bezahlen können, denn der Beſuch der Anſtalt iſt merkwürdigerweiſe nicht ſo ſtark, wie man erwarten ſollte. Während für fünfundzwanzig Pfleglinge Raum iſt, ſind z. B. zur Zeit nur dreizehn da.

In welcher Weiſe wird nun in der Anſtalt der Kampf gegen die Trunkſucht geführt? Zunächſt dadurch, daß mit dem Eintritt in die Anſtalt für den Pflegling jeder Genuß geiſtiger Getränke aufhört. Es iſt eine weitverbreitete Anſicht, daß die plötzliche Entziehung aller geiſtigen Getränke den Trinker in ſchwere Krankheit ſtürzen müſſe, aber die Erfahrungen von Siloah beweiſen das Gegenteil. Wohl kommt es vor, daß einzelne, die aus dem vollen Trinken, ja ſelbſt betrunken in die Anſtalt kommen, einen Anfall von Delirium bekommen, aber dieſer wäre auch ſonſt nicht ausgeblieben. Gewöhnlich kommt nach drei bis vier Tagen Elends der Appetit wieder, ein geſunder Schlaf ſtellt ſich ein, der Pflegling fühlt ſich nach acht Tagen ſo wohl wie lange nicht. Nun gilt es, ihn vor einem Rückfall zu bewahren, denn Siloah iſt keine Zwangsanſtalt, der Aufenthalt in ihm vielmehr ein durchaus freiwilliger, und in Lintorf fehlt es nicht an Gelegenheit, geiſtige Getränke zu erhalten. Da tritt nun zunächſt das unbedingte Verbot in ſein Recht. Nächſt ihm die ſtreng durchgeführte Beſtimmung, daß kein Pflegling Geld haben darf. Endlich gilt noch die Regel, daß kein Pflegling während des erſten Vierteljahrs allein ſpazieren gehen darf, da gerade in der erſten Zeit der Reiz zum Trinken naturgemäß am heftigſten auftritt.

Außer durch dieſe Verbote wird auch durch ein in Übereinſtimmung mit dem Anſtaltarzt ſorgfältig geregeltes Leben dem guten Willen zu Hilfe gekommen. Mancher Pflegling beſchäftigt ſich nur geiſtig und beſchränkt ſich darauf, ſeine Arbeit durch Spazierengehen oder durch Billard-, Krokett- und Kegelſpiel zu unterbrechen, die meiſten aber folgen dem Rat, leichtere Arbeiten im Garten und Park zu verrichten, wie denn die Anlagen um das Haus meiſt durch die Pfleglinge geſchaffen ſind.

Unter dieſen Umſtänden tritt — Gott ſei Dank — in der Regel bald der Augenblick ein, wo der Pflegling voll und ganz die Tiefe des Abgrundes erkennt, auf den er zu taumelte. Der geiſtliche Zuſpruch des Geiſtlichen, des Paſtor Hirſch, der Vorſteher des Aſyls iſt, und die Entwöhnung von dem Alkoholgenuß wirken dann zuſammen, um den Entſchluß, ein neues Leben anzufangen, diesmal zu einem bleibenden zu machen. Von den achtzig Pfleglingen, welche die Anſtalt bisher beherbergte, ſind wenigſtens neunundzwanzig Prozent als bleibend gerettet zu betrachten. Dieſes Prozentverhältnis könnte ungünſtig erſcheinen, aber wer die Schwierigkeiten kennt, mit denen ein ſolches Aſyl zu kämpfen hat, wird das nicht finden. Nur zu oft ſucht man die Hilfe, die hier geboten wird, zu ſpät oder geht wieder zu früh, ohne auf die dringenden Warnungen zu achten. Immerhin bietet dieſes Aſyl dem Trinker die einzige Hilfe, welche es für ihn gibt: die Möglichkeit, auf neuem Boden, in neuen Verhältniſſen ein neues Leben zu beginnen.

Zur Erinnerung an Wilhelm Herbſt.

Von **Rudolf Kögel.**

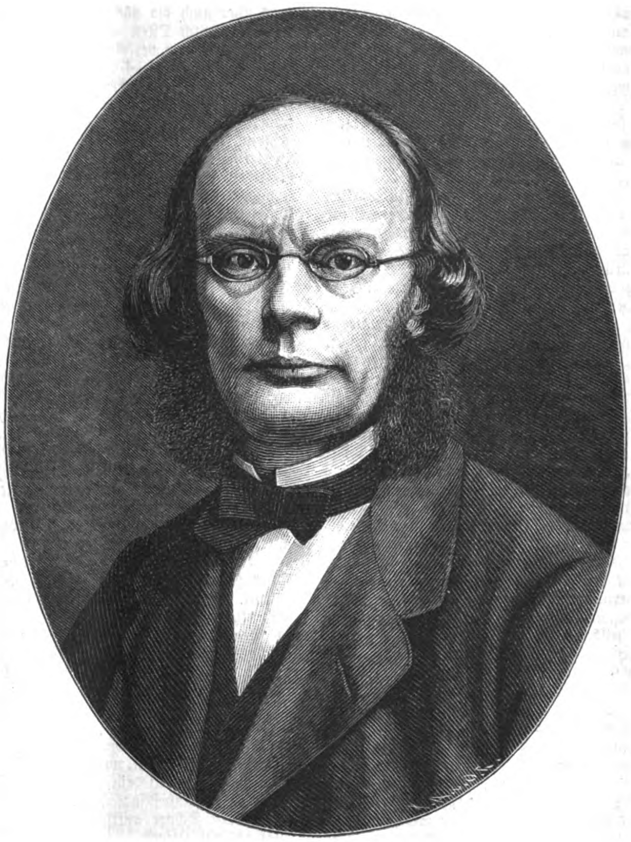
Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Am 1. Oktober 1852 trat ich am Blochmannſchen Erziehungsinſtitut und dem Vitzthumſchen Gymnaſium zu Dresden als Lehrer ein. Eben war dieſe Anſtalt aus der Hand ihres Stifters in die Leitung des Direktors Bezzenberger übergegangen. Unter den im Lehrerkollegium in ſchöner Eintracht verbundenen Männern nahm neben dem gelehrten und geliebten, noch heute in philologiſcher Meiſterſchaft wirkenden Profeſſor Fleckeiſen, Dr. Wilhelm Herbſt unbeſtritten die erſte Stelle ein, der Sohn eines aus Weimar ſtammenden, in Wetzlar und Duisburg thätigen Schulmannes.

Jeden der jüngeren Lehrer feſſelten zwei Eigenſchaften ſchnell an Dr. Herbſts ebenſo ungeſuchte wie unabweisbare Führerſchaft, ſeine ſittliche Energie und die Allgemeinheit ſeiner Bildung.

In ſeiner Vaterſtadt Wetzlar, das er ſpäter als den Aufenthalt des Werther-Goethe ſo anmutvoll zu ſchildern verſtand, mit poetiſchen und allgemeinlitterariſchen Eindrücken getränkt, hatte er in Bonn, Halle, Berlin — in näherer Gemeinſchaft mit dem „roten Becker,“ Mitglied einer Burſchenſchaft, deren politiſchen Beziehungen er im Sommer 1882 in einem Rückblicke ſeine letzte Arbeit widmete — Philologie und Geſchichte ſtudiert. Leopold Ranke und Böckh begeiſterten und ſchulten ihn. Sein Erſtlingswerk „das klaſſiſche Altertum in der Gegenwart,“ eine geſchichtliche Betrachtung (Leipzig, Teubner, 1852) entſtammt der Dresdner Zeit, eine durch Alexander von Humboldt freundlich anerkannte Schrift. Niebuhrs Wort, „Griechenland, das Deutſchland des Altertums,“ geht als Grundton durch dieſes Werk.

Mit einem ernſten, faſt herben und ſchneidigen Weſen verband ſich in Herbſt ein reiches Wiſſen, ſchon früh war er im Horaz und Thukydides gleich heimiſch, unausgeſetzt beſchäftigte er ſich mit den deutſchen Dichtern, und während er gleichzeitig Quellenſtudien zur Geſchichte des Altertums — namentlich über die Beziehungen Griechenlands zum Orient während des peloponneſiſchen Krieges — und des Mittelalters trieb, bedurfte es nur eines leiſen Anſtoßes durch Freundeshand, um ſchon in den Räumen des Blochmannſchen Inſtituts den Plan zu einer Monographie über den treuherzigen Wandsbecker Boten zu faſſen. „Wie ein Vorhof und Heiligtum zugleich erſcheinen uns ſeine Schriften,“ ſagt Herbſt im Schlußwort zu dem mit Gemütstiefe entworfenen und ſo warm aufgenommenen, oft aufgelegten Lebensbild von Matthias Claudius; „auf der kleinen Dorfkapelle, in der die helle, reine Glocke ſeiner Lieder klingt und lockt zum freien Gottesdienſt, erhebt ſich weithin ſichtbar das Kreuz.“



Dr. Wilhelm Herbſt.

Poetiſche Anregungen der mannigfachſten Art gab der damalige Dresdner Künſtlerkreis. Ich will dem nächſten Jahrgange der „neuen Chriſtoterpe“ nicht vorgreifen, dort ſoll eine Skizze zu ſchildern verſuchen, wie im Anfange der fünfziger Jahre in einem kleinen verräucherten Café in der Freitagsabendſtunde Ernſt Rietſchel, Schnorr von Carolsfeld und Ludwig Richter und Julius Hähnel und andere Bildhauer und Maler mit unſerem Herbſt allerlei Austauſch pflogen.

Wie manche Stunde blitzt aus jener Zeit im Freundesgedächtnis auf! Am Ausgange der Elbbrücke kann ich noch den Punkt bezeichnen, wo wir einmal im Geſpräch ſtehen blieben und ich unter dem Eindrucke dieſer ſeltenen Verbindung großen philologiſchen Wiſſens und pädagogiſchen Könnens an meinen Freund die Frage richtete: „Glaubſt du an Divinationen? ich ſehe dich in dieſem Augenblicke als Rektor der Schulpforte“ — eine Prophezeiung, die ſich buchſtäblich, leider nur für kurze Zeit verwirklichen ſollte.

Raſch durchflog Herbſt nach dem Weggang von Dresden eine Reihe bedeutender Stellungen; erſt Oberlehrer in Elberfeld, nahm er bald das Direktorat in Kleve ein, wo er das Glück ſeines Lebens, ſeine treue, verſtändnisvolle Gattin finden ſollte, dann am Kloſter in Magdeburg, dann — zwanzig Jahre nach jener Prophezeiung — in Schulpforte. Hier verfaßte er ſeinen „Johann Heinrich Voß“ — ein Buch von ſolcher Gründlichkeit und Geiſtesſchärfe, daß Julian Schmidt darüber ſagen kann, „die Arbeit iſt für immer gethan.“ Wie er ſeine Aufgabe löſte, mit welcher hiſtoriſchen Gerechtigkeit er die verſchiedenen Standpunkte behandelte, zeigt am überſichtlichſten der Abſchnitt über den Streit zwiſchen Voß und Leopold Stolberg. „Nie geht der Menſch in ſeinem Thun und Schaffen auf. Eine Biographie, die runde und ganze Geſtalten hinſtellen will, kann der Darſtellung auch der Naturſeite eines Lebens ſo wenig wie der des ethiſchen Charakters entraten.“ Mit dieſer allgemeinen Bemerkung ſpricht Herbſt dort ſeinen Kanon für die Zeichnung von Biographien aus. Wir, ſeine eigenen Freunde, hätten freilich lieber geſehen, wenn ihm die philologiſche Geſellſchaft nicht den proſaiſch-poetiſchen Voß, ſondern den helleniſch jugendlichen Karl Otfried Müller zum Thema geſtellt hätte. Für letzteren erſah man leider einen anderen Biographen, der ſeine Aufgabe ſo lange verſchleppte, bis der Tod längere Verſchleppungen unmöglich machte.

Der Anſtrengung der litterariſchen Thätigkeit neben dem Rektorat der Schulpforte erlag Herbſts Geſundheit, zunächſt nahm ſein Augenlicht ab, er mußte ſich in das Privatleben nach Halle zurückziehen. In Magdeburg bereits hatte ihn ſeine Familie einmal am Rande des Grabes geſehen, durch ein Wunder hatte der barmherzige Gott den bereits von Menſchen Aufgegebenen den Seinen wiedergeſchenkt. Es war eine freundliche Fügung, daß ſein Ruheſtand in Halle durch einen ehrenvollen Auftrag, an der Univerſität als Profeſſor über Pädagogik zu leſen und ein Seminar zu leiten — eine Aufgabe, für die er ganz der Mann war — unterbrochen ward. Aber die leiblichen Kräfte erholten ſich nicht wieder. Nach längerem ſchweren Leiden, von ſeiner Gattin und ſeinen Kindern aufopferungsvoll gepflegt, entſchlief er am 20. Dezember 1882.

Das Daheim hat in ihm einen gewichtigen Mitarbeiter verloren. Seine chriſtliche Wärme, ſein nationales Gefühl, der ſtaunenswerte Umfang ſeiner Beleſenheit, ſeine nie verſagende Feder haben dem Leſerkreiſe unſeres Blattes manchen Schatz gebracht. „Ein Wort über Hausbibliotheken“ im XIV. Jahrgang des Daheim (S. 198), ſpäter in „Schule und Haus“ aufgenommen; die Begründung des — jetzt von Dr. Keck weitergeführten „Deutſchen Litteraturblattes“ — zeigt durchweg den chriſtlichen Pädagogen, den feinen Litteraturhiſtoriker. Was er der Geſchichtsforſchung und dem Geſchichtsunterricht geleiſtet mit ſeinem „hiſtoriſchen Quellenbuch zur alten Geſchichte,“ mit dem „Thukydides auf der Schule,“ mit ſeiner Arbeit über „Friedrichs des Großen Antimachiavell,“ mit den drei Bänden ſeines „hiſtoriſchen Hilfsbuches“ und ſo fort, darüber mögen an anderen Stellen Berufenere urteilen.

Uns ſteht vor Augen der zuverläſſige Freund, der einmal geſchloſſene und erprobte Bande auch dann feſthielt, wenn, wie es bei der außerordentlichen Generalſynode der Fall war, die Kirchenpolitik alte Geſinnungsgenoſſen in verſchiedene Lager führte; der deutſche Mann — wie ſchlägt in ſeinen „Kaiſersgeburtstagsreden“ ſein patriotiſches Herz! Der Chriſt, der Männern und Jünglingen gegenüber das Bekenntnis zum Sohne Gottes, dem Heiland der Sünder nicht ſchuldig blieb, ſondern es mit all ſeinen edlen Gaben, vor allem mit dem Ernſt ſeines Gewiſſens und Willens rückhaltlos vertrat. Have, pia anima!

Dr. Overzier und ſeine Wetterprognoſen.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß ein einzelner Mann einer ganzen Wiſſenſchaft Fehde anſagt, unerhörte Verſprechungen macht, ohne zu verraten wie er auch halten könne, was er verſpricht, daß die Preſſe, welche ſich ſo gern als Vertreterin edler Wiſſenſchaft rühmt, den neuen Propheten protegiert, daß das Publikum trotz täglicher Gegenbeweiſe durchaus überzeugt iſt und daß ſchließlich ſogar — wie neulich im preußiſchen Landtage geſchehen iſt — in allem Ernſte die meteorologiſche Wiſſenſchaft für die Mißerfolge Overziers verantwortlich gemacht wird. Man würde dies alles ſchwerlich glauben, wenn man es nicht faktiſch erlebte, und wenn man nicht noch viel ſchlimmere Dinge erlebt hätte. Aber wir wollen alte Geſchichten nicht wieder aufbringen.

Man könnte ſagen, möge das Publikum auf Overzier ſchwören, wenn es dazu Luſt hat, aber der von dem genannten angerichtete Schaden iſt doch größer, als die nutzloſe Ausgabe einer Mark für eine Monatsprognoſe. Er ſchadet der Meteorologie, indem er wenigſtens in der öffentlichen Meinung die mühſam errungenen Reſultate wieder in Frage ſtellt. Wie nun, wenn auf ſeine Autorität hin und nach ſeinen Prognoſen die Sturmſignale aufgezogen, oder vielmehr nicht aufgezogen worden wären? Ein großer Verluſt an Menſchenleben, Geld und Gut wäre die notwendige Folge geweſen, denn Overzier hat von den gewaltigen Stürmen im Oktober und Dezember vorigen Jahres keine Kenntnis gehabt. Wenn aber ſolche große Naturerſcheinungen ſeinem vorſchauenden Blicke entgehen, was helfen uns die Aufklärungen und Bewölkungen des Himmels, die den Hauptinhalt ſeiner Prognoſen ausmachen!

Machen wir uns doch die Lage der Dinge ein wenig klar. Alle, die ſich als Fachleute oder Freunde mit der Wetterkunde abgaben, Leute deren wiſſenſchaftlicher Charakter, deren Beſonnenheit und Urteilsfähigkeit außer Zweifel ſteht, waren darin einig, daß nach dem gegenwärtigen Stande unſerer Erfahrung eine Prognoſe des Wetters auf ein bis zweimal vierundzwanzig Stunden mit einiger Wahrſcheinlichkeit gegeben werden könne, daß aber die Vorausſage auf weitere Friſten völlig in der Luft ſchwebe, daß man von dem Verlaufe eines ſpäteren Monats nichts mehr als den allgemeinen Durchſchnittscharakter kenne. Da kommt nun Dr. Overzier, beſeitigt die bisherigen Arbeiten mit einem Federſtriche, nennt ſeine Gegner Depreſſioniſten, das heißt Leute, welche ſich in eine Spezialität verritten haben und erklärt, daß er mit Hilfe „atmoſphäriſcher Gezeiten“ das Wetter auf ein bis zwei Monate vorausbeſtimmen könne. Man fragte ſich erſtaunt, was das für atmoſphäriſche Gezeiten ſeien, erfuhr aber nichts, da der Erfinder dieſe Dinge als ſein Geheimnis behandelte, dagegen unter lebhafter Reklame ſeine Prognoſen buchhändleriſch zu vertreiben anfing. Hiermit hätte die Sache ſchon als beſeitigt betrachtet werden können. Da aber Dr. Overzier es unternahm den praktiſchen Beweis für die Richtigkeit ſeiner Geheimtheorie anzutreten, ſo acceptierte man den Vorſchlag. An allen größeren Wetterſtationen wurde natürlich über die Overzierſchen Prognoſen Buch geführt und die Vorausſage mit dem Erfolg verglichen. Dies geſchah keineswegs in polemiſchem, ſondern in ſtreng objektivem Sinne. Hierbei ergab ſich nun das überraſchende Reſultat, daß faſt ſämtliche Kontrolſtellen zu denſelben und zwar ſehr niedrigen Zahlen gelangt waren. Man fand dreiunddreißig Prozent Treffer d. h. auf je zwei mißglückte erſt eine gelungene Prognoſe. Es kamen jedoch auch ganze Monate vor, wie zum Beiſpiel der Auguſt 1883, welche in der Prognoſe eklatant mißrieten.

Nachdem ſchon früher in Fachblättern die Overzierſche Prognoſe nach Verdienſt gewürdigt worden war, ohne daß jedoch das größere Publikum davon Notiz genommen hätte, trat im Oktober die Wetterwarte in Hamburg mit einer offiziellen Warnung hervor. Die Veranlaſſung dazu war pflichtmäßig gegeben. Die Herbſtſtürme ſtanden vor der Thür und es mußte verhütet werden, daß die Schiffer, durch die Overzierſchen Prognoſen verleitet, den Sturmſignalen ungenügende Aufmerkſamkeit ſchenkten. Die Form dieſer Warnung war ſachlich und milde. Später erſchienen noch perſönliche Erklärungen des Herrn Dr. von Bebber, Vorſtandes der meteorologiſchen Abteilung der Seewarte und des Dr. Asmus, Vorſtehers der ſchon bei früherer Gelegenheit rühmend erwähnten Wetterwarte der Magdeburger Zeitung, die in ebenſo objektivem Tone gehalten waren, aber freilich zu dem Reſultate kamen, daß das Overzierſche Unternehmen verfehlt ſei. Nicht das gleiche kann man von den Overzierſchen Entgegnungen ſagen. Der Seewarte gegenüber, deren Einwürfe er für leicht widerlegbar hält, erklärt er folgendes: „Der Hauptvorwurf, den die Seewarte gegen mich erhebt, beſteht in der Behauptung, daß ich die Grundlagen meiner Arbeiten verheimliche, *während ich doch gerade ihr gegenüber*, Monate bevor ich in die Öffentlichkeit trat, mich bereit erklärt habe, Rechnungen und Zeichnungen vorzulegen, überhaupt jeden Wunſch zu erfüllen, den man behufs Prüfung der Sache hegen möchte.“

Es will mir ſcheinen, die beſſere Antwort wäre geweſen, die vielberufenen Rechnungen und Zeichnungen einfach zu ſchicken oder noch beſſer, zu veröffentlichen. — Im übrigen beklagt er ſich bitter über das Gebaren ſeiner Feinde, die unter dem Schirm der Anonymität die gröbſten Unwahrheiten über ihn verbreiten und unter dem ſchlecht deckenden Mantel der Wiſſenſchaft darauf ausgehen, ſeine Perſon zu verunglimpfen. Ich weiß nicht, was für Erfahrungen Overzier gemacht hat, was ich geleſen habe, berechtigt ihn zu ſolchen Klagen nicht, noch weniger zu folgendem Vorwurfe: „Wie die Sachen jetzt liegen, kämpft *man* gegen meine Arbeiten, die ich im vollen Bewußtſein von der Richtigkeit der Grundlagen unternommen habe, mit den unlauteren Waffen niedriger Verdächtigung und den unzulänglichen Mitteln einer wertloſen und ſogar unbilligen Prüfungsmethode.“ Hiernach erſcheint Dr. Overzier als ein Mann, der unzweifelhaft bona fide handelt, aber, von dem Werte ſeiner Entdeckung mehr als billig überzeugt, für Kritik unzugänglich iſt.

„Aber thut man ihm nicht wirklich unrecht? Seine Prognoſen treffen doch wirklich ein.“ O ja, ſie treffen auch ein, wie denn alle Wetterregeln das Eigentümliche haben, daß ſie von dem oder jenem für richtig gehalten werden. Man merkt die Treffer, vergißt die Nieten und legt ſich den zweifelhaften Fall nach ſeinem Wunſche zurecht. Je allgemeiner und verſchwommener eine Prognoſe iſt, deſto leichter iſt es zu behaupten, ſie ſei eingetroffen. Dies kommt auch den Overzierſchen Prognoſen zu gunſten, die nie beſtimmte Windrichtung, Barometerhöhe, und nur ſelten Temperaturgrade angeben, ſondern ſich über wechſelnde Bewölkung verbreiten und manchmal von wahrhaft pythiſcher Dunkelheit ſind. Hier ein Beiſpiel vom 20. November. „Aufgeheitert, wenn tags über auch die nächtliche Temperatur faſt allgemein über Null liegt, beſonders nach Oſten und Nordoſten zu ſtarker Froſt.“ Hier ſind nur die letzten Worte verſtändlich und die ſind falſch, denn an dieſem Tage hatte Stockholm + 4°, Haparanda + 4°, Petersburg — 0°. Ausdrücke wie: relativ naßkalt ſind doch ganz unanfaßbar.

Es kommt hinzu, daß Overzier ſeine Prognoſen in ganz Deutſchland verkauft, ohne einen beſtimmten Bezirk anzugeben, für welchen ſie gemeint ſind. Nun weiß aber jeder, welcher die bekannten täglichen Wetterkarten lieſt — dieſe werden doch wohl durch die atmoſphäriſchen Gezeiten nicht unrichtig geworden ſein — daß die verſchiedenſten Witterungen gleichzeitig in Deutſchland vorhanden ſind. Es kann vorkommen, daß Breslau klaren Himmel bei Windſtille, München Südoſtwind, Berlin Regen bei Südweſt, Hamburg Weſtſturm und Borkum Nordweſt bei Schneeböen hat. Die Tagesprognoſe wird alſo für irgend einen Ort ſchon paſſen; man braucht alſo nur von dem Orte, wo die Prognoſe eintraf, ein Zertifikat zu fordern, um recht zu behalten. Das hat Overzier bei Gelegenheit des Niederwaldfeſtes in der That gethan. Ich muß geſtehen, daß mich dies Verfahren peinlich genug berührt hat. Es war an jenem Tage am Niederwalde das Kaiſerwetter, welches Overzier vorausgeſagt hatte, das übrige Deutſchland hatte ſchlecht Wetter. Ei, galt denn an dem Tage das übrige Deutſchland nicht mit?

Er hat ſich dieſen Einwänden nicht verſchließen können und erklärt in einer Zuſchrift an die deutſche Preſſe, daß er ſein Syſtem durch Ermittelung der lokalen Konſtanten, das heißt alſo Anpaſſung der allgemeinen Prognoſe an den verſchiedenen Charakter der Örtlichkeit, ausbauen werde. Das hätte er aber ſchon längſt thun ſollen, denn ohne Einführung der lokalen Konſtanten iſt jede Prognoſe wertlos und es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn für Köln etwa auf Mittag Regen angeſagt wird, der in Breslau nach dem Gange der Dinge erſt am künftigen Tage eintreten wird.

Dr. Overzier hat nun die Aufmerkſamkeit des intereſſierten Publikums ganz beſonders auf ſeine Prognoſe für den November dieſes Jahres gelenkt. Es iſt mir eine Veranlaſſung geweſen, obwohl ich meinerſeits die Akten bereits geſchloſſen hatte, nochmals einen Monat lang Buch zu führen. Ich glaubte dazu um ſo berechtigter zu ſein, als mein Wohnort in der Mitte Deutſchlands liegt; „nich zu närdlich, nich zu ſiedlich.“ Für dieſen Teil Deutſchlands müßte denn doch die Overzierſche Prognoſe in erſter Linie berechnet ſein. Ich teile mein Reſultat — nicht aus tendenziöſer Abſicht, ſondern aus Raummangel — nur im Auszuge mit.

Nach der Prognoſe.	Nach dem Erfolg.
1. November. Kalt, unbeſtändig, Nachttemperatur niedrig.	1. November. Warm (6,4°), Nebel, ſtill, Nachttemperatur hoch.
2. Kalt, unbeſtändig, Regenſchauer und Schnee, aufklärend, die Waſſerſtände ſteigen.	2. Kühl, beſtändig, keine Niederſchläge, nicht aufklärend, die Waſſerſtände fallen.
3. Kälter, kurz dauernde Niederſchläge, Schnee und Graupeln, lebhafter Wind, Haparanda hat — 12 bis — 20° Kälte. Die Waſſerſtände ſteigen. Nachtfroſt.	3. Wärmer, köſtlicher, klarer Tag, keine Niederſchläge, Haparanda + 3° Wärme, die Waſſerſtände fallen, kein Nachtfroſt, höchſtens in München (— 0°).
4. Kalt, unbeſtändig, Regenſchauer und Schnee. In Süddeutſchland bedeutende Niederſchläge.	4. Früh und nachmittag ſchönes Wetter, keine Niederſchläge, auch in Süddeutſchland nicht.
5. Kühl, rauh, noch windig, nach Norden zu klärt das Wetter auf, im Süden noch bedeckt, mit Niederſchlägen.	5. Nachts lebhafter NW. Regen. Es klärt im Norden nicht auf.
6. Kalt, windig, veränderlich. Etwas Regen und Schneefälle. Der Südweſten dürfte froſtfrei werden.	6. Warm, unruhig, veränderlich, leichter Niederſchlag. Zunehmende Wärme. Nirgends Froſt. Paris + 12°, Karlsruhe + 9°, Wiesbaden + 7°.
7.—9. Kalt, trübe, Schneefälle, örtlich aufheiternd.	7.—9. Prachtvolles, klares, warmes Wetter.
10.—11. Meiſt wolkig bis trübe. Umſchlag zur Aufbeſſerung. An den Küſten ſtürmiſch.	10.—11. Meiſt klar, Regenſchauer. Immer noch ſchönes Wetter. Im Binnenlande kein Wind, an der Küſte ſchwach bis mäßig.
12. Wärme, Aufklärung wechſelt mit Bedeckung und Niederſchlägen. Die Winde werden mäßiger.	12. Kühler. In München und auf dem Harze fällt Schnee. Wind wie tagszuvor.

13.—14. Wärmer, milder, reichliche Niederſchläge mit Sonnenblicken wechſelnd, die Waſſerſtände ſteigen erheblich.

13.—14. Kühl, wolkig, hie und da Schnee, einzelne Regengüſſe, München meldet — 3°, die Waſſerſtände ſteigen ſehr wenig, nur der Rhein um 68 Zent.

So bewegt ſich die Overzierſche Prognoſe in der Beſchreibung des herkömmlichen Novemberwetters, das im NO ſich bis zu ſtrenger Kälte ſteigert, weiter, während in Wirklichkeit nach einer linden Froſtperiode bis zum 18. November eine zweite Reihe abnorm ſchöner Tage eintritt und auch der NO ausnahmsweiſe milde Temperatur hat. Es iſt ſelten vorgekommen, daß eine Prognoſe ſo vollſtändig verfehlt wurde wie die Novemberprognoſe Overziers. Wenn aber Dr. Overzier verlangt, man ſolle ſeine Prognoſe nicht vereinzelt, ſondern im Zuſammenhange beurteilen, ſo fällt das Reſultat noch mehr zu ſeinen Ungunſten aus, denn in dieſem Falle kann ihm auch die Mitte des Monats, in welcher ſich ſeine Prognoſe der Wirklichkeit nähert, nicht gut geſchrieben werden. In dieſer Zeit tritt nach Overzier eine Verbeſſerung des ſchlechten Novemberwetters ein, während es eine Verſchlechterung des abnorm ſchönen Novemberwetters war. Wenn Dr. Overzier jetzt nicht zugeſteht, daß er ſich in der Charakteriſierung dieſes Monats völlig vergriffen hat, ſo iſt ihm nicht zu helfen. Sollte aber die Preſſe nicht einſehen, daß ſie durch Protegierung einer wiſſenſchaftlichen Theorie, welche aller bisherigen Erfahrung ſchnurſtracks widerſpricht, weder der Wiſſenſchaft noch ſich ſelbſt einen Gefallen erwieſen hat? Jetzt iſt die Verteilung der Parteien folgende: Hier Dr. Overzier, die Preſſe und die leicht beeinflußte öffentliche Meinung, dort die Meteorologen und Wetterverſtändigen ohne Ausnahme.

Es war unrichtig, wenn die Preſſe bei dem Publikum, das ſeiner Natur nach ungeduldig iſt, unbegründete Erwartungen von ſchnellen, praktiſchen Erfolgen der Witterungsvorausſage erweckte, es iſt doppelt unrichtig, wenn ſie nun die Overzierſchen Prognoſen als eine praktiſche Gabe der Meteorologie abdruckt. Die Wiſſenſchaft ſchreitet viel langſamer vorwärts, als unſere ſchnelllebige Zeit denkt.

Fritz Anders.

Am Familientiſche.

An der Grenze von Tongking.

Die Aufmerkſamkeit richtet ſich in Europa immer mehr auf die indo-chineſiſchen Regionen; ihre politiſche und handelspolitiſche Wichtigkeit iſt klar geworden ſeit der Krieg der Franzoſen in Tongking ausbrach, aber noch bevor dieſes der Fall war, hatten die leitenden Handelskammern Englands und die indiſche Regierung einen tüchtigen Mann nach dem ſüdlichen China geſchickt, um dieſes nach ſeinen phyſikaliſchen und Handelsverhältniſſen zu erforſchen. Es handelt ſich hier um die Grenzlande zwiſchen Hinterindien und Südchina, welche zum größten Teil noch nicht von Europäern bereiſt waren, Gegenden, welche die Alten mit dem unbeſtimmten geographiſchen Namen Chryſe, Goldland, bezeichneten. Der Engländer, dem dieſe Reiſemiſſion zufiel, war der Ingenieur Archibald Colquhoun, das zweibändige Werk, das er über ſeine Forſchungen veröffentlicht und das jetzt bei Brockhaus in deutſcher Überſetzung erſchien, iſt reich mit Bildern ausgeſtattet und führt den Titel „Quer durch Chryſe.“ Da es in gegenwärtiger Zeit äußerſt gelegen kommt und des Neuen und Wiſſenswerten viel enthält, ſo wollen wir uns hier mit demſelben beſchäftigen.

Die Reiſe begann von Kanton aus im Dezember 1881, zunächſt auf einer Barke den Sikiangfluß aufwärts, welcher tief aus dem Innern kommt und nur in ſeinem unteren Laufe bisher bekannt war. Für die Verſtändigung mit den Einwohnern ſorgte ein chineſiſcher Dolmetſcher und damit Colquhoun unbeläſtigt blieb, legte er chineſiſche Kleidung an. Bald wurde die Landſchaft ſo prachtvoll, daß der Reiſende ſich an einen Schweizer See verſetzt glaubte, dazu war das Leben an Bord recht gemütlich; die Mannſchaft war ruhig, gutmütig, nüchtern, ausdauernd; der Koch ließ Schweinfleiſch mit getrockneten Enten und geſalzenen Eiern abwechſeln und die verſchrieene chineſiſche Küche erſchien unſerem Briten nicht gerade ſchrecklich.

Dagegen klagt er über die Zoll- und Steuerplackereien, die überall von einem ungeheuren Beamtenheere am Fluſſe ausgeübt werden. Das Auspreſſen der Waren oder der Eigentümer derſelben iſt ein ganz unerhörtes und außer den regelmäßigen Zöllen muß noch für „die Börſe des Mandarin“ gezahlt werden. Da hören wir denn erſtaunt folgendes Urteil: „In dieſem traurig armen Lande (nämlich am Sikiang), wo es in dem gebirgigen Terrain nur hier und da kleine bebaute Strecken gibt, während fünf Siebentel unfruchtbare Berge ſind, wird ſich ſchwerlich der Handel entwickeln können.“ Noch erſtaunlicher iſt die Spärlichkeit der Bevölkerung, nicht einmal alles kulturfähige Land iſt bebaut, ſodaß die Vorſtellung, ganz China ſei ein wohlbeſtellter, dichtbevölkerter Garten, für dieſe ſüdlichen Gegenden völlig hinfällig wird. Und doch ſind es gerade dieſe ſüdlichen, an Tongking angrenzenden Regionen, welche die Franzoſen für den Handel eröffnen wollen und derentwillen ſie ihr kriegeriſches Abenteuer begannen. „Man kann ſich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren, wenn man an die ſanguiniſchen Hoffnungen und Erwartungen denkt, welche franzöſiſche Schriftſteller in dieſer Hinſicht gehegt haben.“ Anders freilich weiter im Weſten, in Yünnan, wo ein metallreiches Land Ausbeute gewährt, das aber nicht von Tongking aus, ſondern über Birma leichter zu erreichen iſt und zu letzterem Lande haben die Engländer den Schlüſſel in Händen.

Sicherheit und Unſicherheit wechſelten auf der ganzen weiten Route, die Colquhoun verfolgte, mit einander ab. Die Mandarinen gaben ihm ein Kanonenboot zur Begleitung mit und wenn er auf dem platten Lande Exkurſionen machte, ſo blieb er unbeläſtigt; anders in den Städten, wo der chineſiſche Pöbel ſtets zu fürchten war und der Reiſende auf der Hut ſein mußte. In der Gegend von Nan-ning, am mittleren Teile des Sikiang, hieß es ſogar, ein Preis von tauſend Mark ſei auf den Kopf des Reiſenden geſetzt, ja man erließ Proklamationen gegen den rothaarigen Barbaren, ſo daß die um ſeine Sicherheit beſorgten Mandarinen ihn von Poliziſten bewachen ließen. Dieſe Feindſeligkeit des Pöbels, ſagt Colquhoun, ſei in den Städten dem Einfluſſe der faulenzenden Beamten und Gelehrten zuzuſchreiben, die in ihrem ſüßen Nichtsthun durch die europäiſchen Einwirkungen aufgeſtört werden, während anderſeits auch die Unbeliebtheit der ſchon zahlreich im Innern Chinas verbreiteten Miſſionare mit zu dieſer feindſeligen Stimmung beitrug.

So viel Regierung und Volk ſich auch noch ſträuben mögen, das ſchließliche Durchdringen europäiſcher Einflüſſe, europäiſcher Übermacht iſt bei dieſem verknöcherten Volke doch nur eine Frage der Zeit und die Anzeichen dazu lagen ſelbſt tief im Innern klar zu Tage. Wir erwähnen nicht die Kruppſchen Kanonen und europäiſchen Waffen, ſondern berichten nur, daß ſelbſt in Yünnan überall unſere Petroleumlampen brannten und überall ſchwediſche Zündhölzer feilgeboten wurden, von denen ſelbſt ſchlechte japaniſche Nachahmungen auf den Markt gelangten.

Mit Recht kann man noch ſagen: das chineſiſche Volk denkt, ſpricht und fühlt heute noch wie vor dreitauſend Jahren. Die Sprache, das Schreibſyſtem, die Geſetze und religiöſen Gebräuche wirken vereint, um jede Selbſtentwickelung zu vernichten. Gelähmt ſteht die greiſenhafte Raſſe da — nun pocht ſtärker und ſtärker von draußen der Fremde an die Thüre, ſie aus dem tauſendjährigen Schlafe erweckend. Was die Folgen ſein werden, läßt ſich jetzt noch nicht überſehen. Colquhoun teilt uns manche intereſſante Einzelzüge aus dem Leben der Chineſen mit. Einen eigentümlichen Eindruck machte das Fehlen des weiblichen Elementes in den Häuſern, die er beſuchte, und doch waren die Herren in der Regel „ſehr viel verheiratet.“ Nicht einmal die Kinder werden den Beſuchern gezeigt, es ſei denn, daß der Gaſt ein ſehr genauer Bekannter iſt, dann kommen ſie zum Vorſchein, oft in erſchreckend großer Zahl, niederknieend und den Kopf zu Boden neigend, wobei ſie ein Trinkgeld vom Freunde des Vaters erwarten. Übrigens werden die Kinder „Würmer“ oder „Inſekten“ genannt und ein Chineſe ſagte zu Colquhoun: „Das Schickſal war mir nicht günſtig, da es mir nur ein Inſekt gewährt hat,“ während von der Frau ſprechend derſelbe ſie „den Stachel in meinen Rippen“ oder den „dummen Stachel“ nannte. Der lange Bart des Reiſenden erregte bei den Chineſen Bewunderung, die gern ſelbſt einen ſolchen Mannesſchmuck beſeſſen hätten, ſich aber nur mit wenigen Haaren begnügen müſſen, die ſie dann als Bart betrachten. Die Chineſen haben ein Sprichwort: „Es gibt drei Dinge, welche man nicht zugleich erſtreben darf oder erhalten kann, nämlich einen Bart, einen Sohn und Reichtum.“ Alle drei Segnungen auf einmal wäre, nach ihrer Anſicht, zu viel verlangt.

Bei der Stadt Peſe, ſchon tief im Innern gelegen, endete die Stromfahrt Colquhouns und begann ſein Landmarſch nach Birma, wobei er durch Thäler ziehen mußte, die von der Peſt und dem Malariafieber heimgeſucht waren. Je höher er in die gebirgigen Regionen gelangte, die China von Tibet und Indien ſcheiden, deſto geſünder wurde aber die Gegend und bald glaubt er, als die Fichten und Tannen auftraten, ſich in heimatliche Gefilde verſetzt. „Manche Landſchaft erinnerte mich an die Schweiz; die an den Berglehnen hängenden Weiler, die felſigen Betten und Ufer der Ströme und das Geklingel der Glocken der Pferde und Maultiere verliehen der Gegend einen durchaus alpiniſchen Anſtrich.“

Mit den Chineſen war es hier zu Ende. Der Reiſende befand ſich im Gebiete der Lolo- und Schanſtämme, der Ureinwohner dieſer Region, die er recht ſympathiſch fand. Die bunten Farben der Trachten, die ſchönen ſilbernen Schmuckgegenſtände erregten ſeine Aufmerkſamkeit. Die Hautfarbe der Frauen war beneidenswert, ihr Lächeln „entzückend,“ viele von ihnen beſaßen ein vollkommen ſchönes Profil, das ſelbſt in Europa gefallen würde. Auch die Männer ſahen gut aus, hatten gerade Naſe und wenig geſchlitzte Augen, kurz, die Raſſe ſtand körperlich entſchieden höher als die Chineſen. „Es iſt wirklich ein Vergnügen, wieder unter die einfachen, mäßigen Eingebornen zu kommen, nachdem man in den Städten nur mit hinterliſtigen, verräteriſchen und argwöhniſchen Chineſen verkehrt hat,“ ruft Colquhoun aus. So war der letzte Teil ſeiner Reiſe, ehe er noch nach Birma übertrat, von angenehmen Erinnerungen erfüllt. Es iſt ein koloſſales Stück Weg, zum guten Teil in Regionen, die früher noch kein Europäer beſuchte, welches Colquhoun zurücklegte; ſeine Reiſe wird ſtets in der Geſchichte der Erforſchung Chinas ihren ehrenvollen Platz behaupten und von Belang für die Gegenwart iſt ſie dadurch, daß ſie uns über die Grenzlande Tongkings und des letzteren Handelsbeziehungen zu China die erwünſchteſten Aufſchlüſſe bringt.

Aus dem Volksleben Kurlands.

Das Leben der deutſchen Bevölkerung Kurlands iſt mehrfach in poetiſcher Form behandelt worden. In klaſſiſcher Weiſe geſchah das in Hippels Lebensläufen, ſpäter, in unſeren Tagen, in ſehr liebenswürdigen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Erzählungen von Johanna Conradi. Jetzt hat ſich auch ein Dichter gefunden, der ſeine Stoffe aus dem Leben der lettiſchen Bauern entnimmt und ſeine Erzählungen in den dortigen Geſinden (Bauernhöfen) ſpielen läßt. Er führt den Schriftſtellernamen Ernſt Klinge und das Buch heißt: „Kuriſche Volksgeſchichten.“ Riga, N. Kymmel 1883.

Es ſind vier Erzählungen, die uns hier geboten werden. Die erſte hat bei mir nur einen Achtungserfolg erzielt und die zweite hätte meines Erachtens als Studie in der Mappe des Verfaſſers bleiben ſollen, die dritte und die vierte ſind dagegen ſehr ſchön. Wir erhalten hier eine vortreffliche Charakteriſtik, eine lebhaft bewegte Handlung, ſehr gelungene Naturſchilderungen. Aus dieſen Erzählungen ſpricht ein ſtarkes eigenartiges Talent, ein hochgebildeter, ſympathiſcher Geiſt, ein reiches, überaus liebenswürdiges Gemütsleben. Ich kann dem Verfaſſer für die ſchönen und reichen Stunden, die er mir bereitet hat, nur beſtens danken und den Wunſch ausſprechen, er möge ganz ſo fortfahren, wie er angefangen hat.

Es liegt in der Natur der Volksgeſchichten, daß unſer Buch ſich in erſter Reihe an die Kur- und Livländer, ſowie an ſolche Leſer wendet, welche längere oder kürzere Zeit unter dieſen verweilten. Ob die Erzählungen auch Leſer zu feſſeln vermögen, denen der Schauplatz derſelben ganz fremd iſt, kann ich nicht wohl beurteilen, da mir das lettiſche Volk von Kindheit auf überaus lieb und teuer iſt, doch ſollte ich meinen, daß die Kuriſchen Volksgeſchichten auch dieſe Leſer intereſſieren müßten. Sie freilich würde ein leidiger Umſtand mehr ſtören als mich. Da nämlich der Verfaſſer offenbar vielfach, während er ſeine Perſonen ſich unterhalten ließ, lettiſch dachte wie ſie, ſo iſt es ihm mitunter paſſiert, daß er den Geſetzen der eigenen Sprache in Kleinigkeiten wie z. B. im Gebrauch des beſtimmten Artikels untreu wurde. Das ließe ſich künftig übrigens gewiß leicht vermeiden.

Th. H. Pantenius.

Geſundheitsrat.

Ein Weiſer in Eiſenach. Ihre Vermutung, daß der Artikel unſeres Mitarbeiters Dr. Dyrenfurth über das „gefährliche Hausmittel,“ das chlorſaure Kali, diktiert worden ſei von dem von Profeſſor Virchow ſo ſtreng verurteilten brotneidiſchen und monopoliſierenden Gebahren mancher Ärzte und „aller Apotheker,“ beruht auf vollſtändiger Verkennung der Thatſachen, und Ihre Behauptung, „daß das chlorſaure Kali eben ſo wenig oder eben ſo viel gifthaltig ſei wie das Kochſalz“ legt Zeugnis ab von Ihrer — mangelhaften Kenntnis auf dem Gebiet der Medizin, die Sie Kali chloricum und Natrium chloratum verwechſeln läßt. Trotz Ihrer Behauptung iſt das chlorſaure Kali ein tödliches Gift, wenn es aus Irrtum oder Unkenntnis z. B. theelöffelweiſe mehrmals am Tage genommen wird. Es wird wohl noch manches Menſchenleben koſten, ehe dieſe Kenntnis Allgemeingut wird, reſp. ehe der Verkauf dieſes Heilmittels durch die Beſchränkungen des Gifthandels eingeengt wird. Schon vor Jahresfriſt teilte der Geſundheitsrat zur Warnung die Thatſache mit, daß ein einziger Arzt etwa dreißig bekannt gewordene Fälle von tödlich verlaufener Vergiftung durch chlorſaures Kali zuſammenſtellen konnte. Die Vergiftungsfälle betrafen ausnahmslos Leute, die ſich das Heilmittel „ſelbſt verordnet“ reſp. gekauft hatten.

J. A. Ratzeburg. „Zwei Streitende“ bitten um gütige Auskunft: Nr. 1 behauptet, ſtarker Kaffee ſei ein äußerſt probates Mittel, Blutarmut zu heben und dem Körper die nötige Quantität Blut wieder zuzuführen. Nr. 2 hält den Kaffee wohl für etwas „Anregendes,“ räumt ihm aber durchaus keine blutbildenden Eigenſchaften ein. Was iſt nun das rechte? Ferner möchten ſie ſich auch Information holen darüber, ob Blutarmut und Bleichſucht dasſelbe ſei.

So lange Nr. 1 nicht unwiderlegliche Beweiſe für ſeine Behauptungen beibringt, wird wohl Nr. 2 recht behalten müſſen, da eine derartige Wirkung des Kaffees nicht bekannt iſt. Es iſt an der Richtigkeit der Behauptung von Nr. 1 umſomehr zu zweifeln, als der Kaffee kein Eiſen enthält. Bleichſucht iſt eine von Blutarmut begleitete Krankheit des weiblichen Geſchlechts in den Entwickelungsjahren bis etwa ins ſechsundzwanzigſte Jahr hinein. An Blutarmut kann aber jung und alt, Mann und Weib leiden infolge der verſchiedenartigſten erſchöpfenden Krankheiten.

R. R. in N. Ein ſicheres Mittel zur Bekämpfung des Neſſelfrieſels ſoll noch erſt gefunden werden.

S . . . i. Zur Beantwortung aller uns geſtellten Fragen ſind wir nicht verpflichtet und auch nicht im ſtande, namentlich wenn dieſelbe in ſo unparlamentariſchem Tone gefordert wird.

Der Schlangenbändiger.

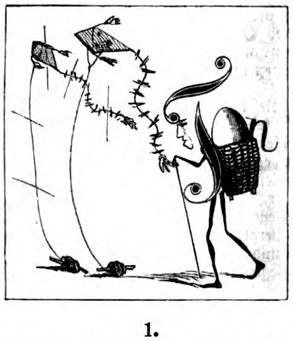
Unter dieſem Titel veröffentlichten wir in Nr. 40 des vorigen Jahrganges eine kleine Erzählung aus dem Leben auf Java, die uns von einem in Batavia lebenden Deutſchen zugegangen war. Wie ſich jetzt herausgeſtellt hat, war der kleine Aufſatz nicht ein Original, ſondern eine Überſetzung aus dem Buche des Holländers Van Rees: „Schetsen van een Indisch officier.“

Da eine Redaktion unmöglich alle in fremden Sprachen erſchienenen Bücher kennen kann, iſt ſie leider auch meiſt nicht in der Lage derartige Täuſchungen rechtzeitig zu entdecken. Auch uns bleibt in dieſem Fall nur übrig, dem Bedauern Ausdruck zu geben, daß dieſes unter falſcher Flagge ſegelnde Boot bei uns Zutritt gefunden hat.

Die Redaktion.

In unſerer Spielecke.

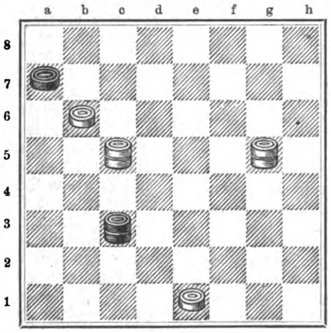
Bilderrätſel.



1.

In meinem Wort ſind durch drei Zeichen
Auf's engſte Mann und Weib vereint,
Doch eins der andern mußt du ſtreichen,
Damit er oder ſie erſcheint.
Denn wird das letzte nicht entriſſen
Der Frau, ſo zeigt ſich nicht der Mann;
Und er muß ſeinen Kopf erſt miſſen,
Bevor das Wort erſcheinen kann.
Vereinigt liegt das Paar im Sand,
Er links und ſie zur rechten Hand. v. D.

Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

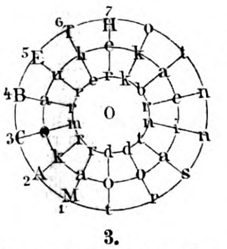
2.

Im Kalender ſtehe ich,
Langſam kriechend gehe ich,
Hoch am Himmel ſiehſt du mich,
Aus dem Waſſer ziehſt du mich,
Und dann heißt es: Wehe mir!
Haſt du ſelbſt mich: Wehe dir.
L...g.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 16.

1.



3.

Longfellow — Evangeline.

Geleit, Adonis, Genius, Angler, Effekt, Pregel, Kölner, Roland, Slovak, Beweis.

2.

Silbenrätſel.

„Daheimkalender.“

Dore	**R**
Athen	**E**
Hollan	**D**
Ede	**N**
Ismen	**E**
Meme	**L**
Kaſſandr	**A**
Ara	**K**
Landſtur-	**M**
Ebol	**J**
Nonn	**E**
Derwisc	**H**
Eubö	**A**
Rolan	**D**

Schachaufgabe.

1 Dg2—a2 Lb5—a4 oder beliebig anders.
2 b3—a4: oder TSL‡

Bilderrätſel 1. Mandſchurei.

Bilderrätſel 2 (franzöſiſch). Un thé dansant.

Inhalt: Ellernbruch. (Fortſetzung.) Erzählung von Hans Warring. — Mann über Bord! Zu dem Bilde von Johannes Gehrts. — Todesſtrafe oder lebenslängliches Zuchthaus? (Fortſetzung.) Nach perſönlichen Erfahrungen beantwortet von H. Spengler, Strafanſtaltsgeiſtlicher. Mit zwei Porträts. — Die Äſthetik des Kunſtgewerbes. Von Max Allihn. Mit vier Illuſtrationen. — Eine Heilanſtalt für Trinker aus den gebildeten Ständen. — Zur Erinnerung an Wilhelm Herbſt. Von Rudolph Kögel. Mit Porträt. — Dr. Overzier und ſeine Wetterprognoſen. Von Fritz Anders. — Am Familientiſche: An der Grenze von Tongking. — Aus dem Volksleben Kurlands. Von Th. H. Pantenius. — Geſundheitsrat. — Der Schlangenbändiger. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Februar 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 18.

Ellernbruch.

Erzählung von **Hans Warring.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

„Gut, daß du da biſt!“ ſagte Jörg zu Sophie. „Wir haben rechtſchaffen gearbeitet und haben jetzt rechtſchaffenen Hunger. — Hier wollen wir uns lagern, — und nun wart', ich werd dich herunterheben!“

„Geh, laß mich! — ich komm' ſchon allein herab!“ ſagte das Mädchen noch mit einem Anflug ihrer üblen Laune, indem ſie ihn abwehrte.

„Was wirſt nicht können! Aber ich möcht' doch ſehen, ob ich dich heute noch ebenſo leicht heben kann, wie früher!“ — Ehe ſie ſich's verſah, hatte er ſie ſachte über den Wagenrand gehoben und behutſam auf die Füße geſtellt. Im erſten Augenblicke wollte Sophie auffahren, als ſie aber in ſein hübſches, braunes, behaglich lächelndes Geſicht ſah, verflog ihr Zorn, und auch ſie mußte lachen.

„Gut, daß du da biſt!“ ſagte er noch einmal, während er ſie mit einem Blicke betrachtete, in dem Sophie einen ſchwachen Abglanz von dem geſtrigen des Doktors wiedererkannte, — „eine Zeitlang habe ich ſchon gedacht, du würdeſt nicht ſelbſt kommen, ſondern uns die Urte ſchicken.“

„Weshalb haſt das geglaubt?“ fragte Sophie raſch.

„Eh nun, weil ich beſtimmt hatte, daß du kommen ſollteſt und weil es ſo das Einfachſte und Vernünftigſte iſt.“

„Wenn es das Einfachſte und Vernünftigſte iſt, hätte ich es auch von ſelbſt gethan, — das Befehlen und Beſtimmen hätteſt du dir ſparen können! Oder meinſt, wir finden das Richtige nicht von ſelbſt heraus und haben auf dich warten müſſen, es uns zu lehren? —“

„Das gerad' nicht, — aber wenn es mit der Wirtſchaft glattweg vorwärts gehen ſoll, muß einer befehlen, und die anderen gehorchen.“

„Und weshalb meinſt, daß gerad' du dieſer Eine ſein mußt? meinſt, wir verſtehen uns nicht auch aufs Befehlen?“

„Ich mein', es iſt verkehrte Welt, wenn die Weiber befehlen, und die Männer gehorchen.“

„Geh, das iſt Unſinn! Wer Geld genug hat, Dienſtboten in Lohn und Koſt zu nehmen, kann verlangen, daß ſie ihm gehorchen, ob es nun Mann oder Weib iſt.“

„Das paßt hier nicht! Du weißt, daß du nicht genug Geld haſt, mich in Lohn und Koſt zu nehmen!“

„Ja freilich, — dich muß man mit Gold aufwiegen, — du koſtbares, ganz apartes Kraut!“

„Wenn ich ein Kraut bin, ſo bin ich eins, das für den Ellernbrucher Hof nicht gewachſen iſt.“

„Iſt dir der Hof vielleicht nicht gut genug?“ fragte Sophie, die immer mehr in Eifer geriet.

„Um unter dir als Knecht drauf zu dienen, — nein!“ lautete die raſche, beſtimmte Antwort.

Auf den Lippen des Mädchens ſchwebte ein zorniges Wort, — das, wenn es ausgeſprochen worden wäre, wahrſcheinlich Jörges Thätigkeit auf der Kranichswieſe ein ſchnelles Ende gemacht hätte. Aber es war nicht dies Bedenken, welches Sophie plötzlich verſtummen machte. Er hatte die Mütze vom Kopfe genommen und in das Gras geworfen. Mit ſeinem Tuche fuhr er ſich über die erhitzte, mit Schweißperlen bedeckte Stirn. Und dieſe Schweißperlen riefen wie mit einem Schlage dem Mädchen ins Gedächtnis zurück, wie dieſer Mann, ohne ihr Knecht zu ſein, ſeit dem frühen Morgen ſchwer für ſie gearbeitet hatte. Das ſtimmte ſie plötzlich weich. Freilich war es unbequem, daß er ſich weigerte, Geld für ſeine Arbeit zu nehmen, — aber durfte dieſer unbequeme Stolz ſie veranlaſſen, ihm den einzigen Lohn, den er verlangte: einen freundlichen Dank vorzuenthalten? Sie ſtand halb abgewandt und ſah ſchweigend zu, wie er den Fuchs abſchirrte und ihm einen Arm voll friſch gemähten Heus vorwarf. Er ſprach dem Tiere freundlich zu und klopfte es auf den Hals. Zu allen iſt er freundlich, — zu Menſch und Vieh, — nur zu ihr nicht! Sie kann nicht zehn Worte mit ihm ſprechen, ohne in Streit mit ihm zu geraten! Und ſo gar nicht reſpektiert er in ihr die Erbin des Ellernbrucher Hofes, — ſo gar kein Blatt nimmt er vor den Mund und gibt ſo raſche, ſchneidige Antworten, wie noch kein anderer es gewagt hat! — Im Grunde gefiel ihr ſein Stolz und ſein Unabhängigkeitsſinn gar nicht ſo übel. Daß er ſich vor ihrem Gelde nicht beugte, wie ſie andere ſich beugen geſehen hatte, flößte ihr ſogar Reſpekt ein und imponierte ihr. — Das Reſultat ihres Nachdenkens mußte wohl ein ſehr günſtiges ſein, denn nachdem ſie ihn ſeitwärts eine Weile beobachtet hatte, wandte ſie ſich raſch zu ihm hin und reichte ihm raſch und offen die Hand.

„Komm, Jörg, laß uns Frieden mit einander halten!“ ſagte ſie. „Wir wollen den Dienſtleuten durch unſere Unverträglichkeit kein böſes Beiſpiel geben!“ Das Geſicht des Mannes, von dem jede Spur des frohen Lächelns, mit dem er ſie begrüßt hatte, verſchwunden geweſen, leuchtete wieder auf. Er nahm ihre Hand und drückte ſie herzhaft zwiſchen den ſeinen.

„Ich weiß wohl, daß ich auch nicht ohne Schuld bin,“ ſagte er treuherzig, „es iſt ſonſt nicht gerade meine Art, mich ſo leicht reizen zu laſſen — aber“

„Aber mir gegenüber biſt du wie ein Pulverfaß — jedes Wort, das ich ſag', legſt du auf die Goldwag', und hauſt mit Redensarten auf mich ein, als wenn ich dein größter Feind wär'!“

„Hab' ich das wirklich gethan?“ fragte er reumütig.

„Bei jedem Wort, das ich ſeit deiner Ankunft mit dir geſprochen hab'! Früher warſt du anders — nun ich kann es nicht ändern — aber ſoll ich dir ſagen, wie das kommt?“ Das Mädchen hatte den Kopf zurückgebogen und blitzte ihn mit ihren Braunaugen ſo ſchalkhaft an, daß ihm das Blut ins Geſicht ſtieg und ſein Blick unſicher wurde. Er ſchien antworten zu wollen — aber es kam kein Ton über ſeine Lippen, und er ſchluckte haſtig ein paarmal, als ob ihm etwas in der Kehle ſteckte.

„Es kommt daher,“ fuhr ſie fort, „daß du in den vier Jahren, die du vom Hofe fort warſt, ein ganz anderer geworden biſt! Früher — ja früher warſt du mir gut. Da warſt du ſanft und freundlich mit mir und fuhrſt nicht gleich auf, wenn du deinen Hochmut für gekränkt hielteſt. Jetzt aber haſt du dein Gutſein überwunden — jetzt haſt du dich ſelbſt am liebſten — aus mir machſt du dir nichts mehr!“

Selbſt die gewandteſte Salondame hätte aus den Mienen ihres Verehrers nicht deutlicher den Zuſtand ſeines Herzens leſen können, als dieſes einfache Landmädchen es in dieſem Augenblicke that. Sie konnte mit dem Erfolg ihres kühnen Schachzuges zufrieden ſein. Wenn ſie geglaubt hatte, Georg habe ihr ſeine Liebe entzogen — ſein Anblick mußte ſie eines anderen belehren. Sein Geſicht glühte — er ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus. „Wenn das wahr iſt, Sophie, ſo —“

Er kam nicht weiter. Es lag nicht in des Mädchens Abſicht, es zu einer Liebeserklärung kommen zu laſſen. Sie wollte ſich nur ſeiner Liebe vergewiſſern — gegen das Gebundenſein an ihn ſträubte ſich gleichermaßen ihr Stolz als reiche Erbin und ihr mädchenhafter Trotz, der es noch immer ableugnen wollte, daß ſie ihre ſtolze Unabhängigkeit bereits verloren — daß ſie trotz ihres Sträubens bereits gebunden ſei.

Lachend ſprang ſie von ihm fort und zum Wagen hin, an dem ſie ſich raſch zu ſchaffen machte.

„Komm, wir wollen auspacken!“ rief ſie. „Ihr habt faſt übermenſchlich gearbeitet und habt ein Recht, hungrig zu ſein! Ich bin es übrigens auch. Ich habe nicht zu Hauſe gegeſſen, weil ich hier im Freien mit euch zuſammen Mittag halten wollte. Komm her und nimm mir die Schüſſeln ab! Du kannſt auch riechen, wie appetitlich das duftet. Siehſt — die Mutter traktiert heut' — und ich gönn's euch — ihr habt es heut' redlich verdient! — Und jetzt kannſt' die Leute rufen — ſie ſehen ſchon immer nach uns her und werden denken: die könnten es mit dem Auspacken auch raſcher machen!“

Mit ernſten feierlichen Geſichtern ſaßen die Arbeiter rings um die vollen Schüſſeln, auf einer Seite die Männer, auf der anderen die Frauen. Gemiſchte Reihe iſt in bäuerlichen Kreiſen nicht Sitte. Am oberen Ende ſaß Georg neben Sophie, für welche er mit einer Galanterie, die ihm durch ein Lächeln gelohnt wurde, einen Sitz von gemähtem Gras zurecht gemacht hatte. Am unteren Ende hatte die jüngſte Magd neben dem jüngſten Knechte ihren Platz. Es ſchwirrte kein lebhaftes Tiſchgeſpräch durch die Runde. Schweigſam und ernſt lagen die Leute dem Geſchäfte des Eſſens ob. Bei der Arbeit iſt hin und wieder ein Scherz oder ein Jauchzen erlaubt, bei Tiſche gilt dies für unſtatthaft. Auch würde ohnedies Sophiens Gegenwart, welche jetzt wieder mit Ernſt und Würde die reiche Erbtochter repräſentierte, jeder Luſtigkeit Schranken geboten haben. Mit aufmerkſamem Auge ſchaute ſie im Kreiſe umher und achtete darauf, daß jeder zu dem ſeinen kam. Übrigens zeigten die Leute Anſtandsgefühl genug, ſich nicht vorzudrängen — langſam und ehrbar ſchöpften ſie aus den Schüſſeln und ſchauten ernſt vor ſich hin, um nicht den Anſchein auf ſich zu laden, als beobachteten ſie den Appetit des Nachbarn. Es dauerte lange, bis ſie ſatt wurden. Aber endlich legte einer nach dem andern den Löffel hin, und ſelbſt der letzte und ausdauerndſte ließ noch einen kleinen Reſt in der Schüſſel. Dieſe Neige nicht übrig zu laſſen, würde für einen groben Verſtoß gegen Sitte und Anſtand gelten. Mit einem: „geſegen es Gott und dank' ſchön!“ gingen die Männer davon, um ſich zu einer kurzen Mittagsruhe in den Schatten zu legen, während die Frauen das Geſchirr am nahen Waſſergraben ſpülten und dann in den Wagen packten. Dann wurden auch ſie ſtill, wenigſtens die älteren unter ihnen. Bei den jüngeren ſchien das Schwatzen den Schlaf zu erſetzen: ſie hatten ſich ſeitab geſetzt, ſteckten die Köpfe zuſammen und lachten und flüſterten.

Als die Arbeit wieder aufgenommen wurde, trat auch Sophie mit ihrem Rechen zu den Frauen. Sie hatte nur ſelten an Feldarbeiten teilgenommen, und wenn ſie es gethan, war es mehr zu ihrem Vergnügen als des Nutzens wegen geſchehen. Heute aber ſetzte ſie ihre Ehre darein, nicht weniger zu leiſten als die andern. Mit Geſchick und Kraft handhabte ſie den Rechen und blieb in der Reihe, obgleich es nicht leicht war, dem vormähenden Georg zu folgen. Man hatte ihr den Ehrenplatz hinter ihm eingeräumt. Und da er weitaus der kräftigſte und größte der Arbeiter war und ſeine Senſe am weiteſten ausgreifen ließ, ſo war es für Sophie keine leichte Sache, die breiten Grasſchwaden zu bewältigen, die er niederlegte. Unter ihrem breitrandigen Strohhute glühte ihr Geſicht von der ungewohnten Arbeit und bot ihrem Vormäher einen hübſchen Anblick, wenn er, am Ende des Striches angelangt, ſich wandte, um mit ihr zuſammen den Gang nach dem Anfange zu machen. Dies war die einzige Gelegenheit, bei welcher ſie einige Worte wechſeln konnten. „Biſt' müde?“ fragte Georg einmal.

„Gar nicht!“ entgegnete ſie ſchnell. „Das Harken macht mir Freud' — ich möchte morgen wieder ins Gras!“

„Das kannſt' haben — wohl noch ein paar Wochen lang! Und mir ſoll's recht ſein, denn wenn ich dich neben mir hab', iſt mir's, als ob ich für ſechs Mann arbeiten könnt'!“

„Dann möcht' ich mich bedanken, dir nachzuſtreuen oder zu binden!“ rief ſie lachend.

Nur noch einmal, zur Veſperzeit, wurde eine kurze Raſt gemacht und ein Imbiß an die Leute verteilt. Dann ging die Arbeit ſtetig fort bis zum Abend. Die Sonne war noch nicht unter, als das Tagewerk bereits vollendet war.

„Das hätt' ich nimmermehr geglaubt,“ ſagte Sophie, als ſie neben Georg den Heimweg einſchlug. Die beiden waren das letzte Paar — die anderen ſchritten ſingend und lachend ihnen voraus. Einträchtig gingen ſie neben einander, beide mit dem Gefühl, daß dieſer heiße Arbeitstag zu den ſchönſten ihres Lebens gehöre, aber beide auch mit der Überzeugung im Herzen, daß der jetzige Zuſtand unhaltbar ſei, und daß in Bälde eine Entſcheidung — ſo oder ſo — eintreten müſſe.

VIII.

Die Entſcheidung kam früher, als ſie erwartet hatten und wurde auf eine Weiſe herbeigeführt, welche nach dem guten Einvernehmen der letzten Tage einigermaßen überraſchend kam.

Es war in dieſem Jahre ein günſtiges Erntewetter und unter

Jörges Leitung und Aufſicht ſchritt die Heumahd ſtetig fort. Die ſtraffe Art, wie er den Wirtſchaftsbetrieb zuſammenfaßte und die Leute anzuſtellen wußte, gefiel Sophie, und ſie hatte ſich mehrere Tage hindurch eifrig an der Arbeit beteiligt. Dabei aber war es wieder zu Mißhelligkeiten zwiſchen den beiden gekommen. Das Mädchen, welchem nach des Vaters Tode von der Mutter eine maßgebende Stellung eingeräumt worden war, und das man an allerlei Rückſichten für ihre Meinungen und Wünſche gewöhnt hatte, konnte es nicht verwinden, daß Jörg ſich in Sachen der Wirtſchaft nur an die Mutter wandte und ſie ganz beiſeite ließ. Es ärgerte ſie, daß die Mutter ihm ſtets unbedingt zuſtimmte, ſelbſt in Fällen, wo Sophiens Anſicht eine andere war. Das machte ihn übermütig und dreiſt, meinte ſie, „und die Mutter trüge die Schuld, wenn das Leben mit ihm mit jedem Tage ſchwerer würde. Die Mutter aber ließ ſich nicht irre machen. Wenn Jörg das Richtige wolle und anordne, ſo wäre es doch kindiſch, ihm zu widerſprechen, nur um ihm den Meiſter zu zeigen, meinte ſie. Sophie ſolle gerecht gegen ihn ſein und durch Nachgiebigkeit und Verträglichkeit ihn feſtzuhalten ſuchen auf dem Hofe, um ihr, der Mutter, die letzten Jahre ihres Lebens leichter zu machen. — Solche Reden aber ließen den Trotz des Mädchens ſich noch heftiger aufbäumen. Ihm ſollte ſie nachgeben — ſich ihm unterordnen! Was war er denn, daß man dies von ihr verlangte! Und ihr Stolz, der zu Zeiten des guten Einvernehmens ganz eingeſchlummert war, erwachte wieder mächtig in ihr. Dann ſchalt ſie ſich, daß ſie ihn wie einen Ebenbürtigen behandelt habe — ihn, den Knecht — den Sohn armer Häusler! — Und das Ärgerlichſte an der Sache war, daß er dieſe Herablaſſung durchaus nicht als ſolche empfunden, ſondern als ſelbſtverſtändliche Gleichberechtigung aufgenommen zu haben ſchien!

So ging das Mädchen in verbitterter Stimmung umher und war mit beißenden Bemerkungen und ſcharfen Antworten nicht ſparſam. Ihr böſer Humor aber wirkte auch auf Georg zurück. Er beantwortete ihre hitzigen Ausfälle zwar mit einer überlegenen Ruhe, welche die Erregte noch mehr aufſtachelte, aber nicht minder ſcharf und ſchneidig. Der Mutter war es bei Tiſch zu Mute, als ſäße ſie zwiſchen zwei Pulverfäſſern, und als ſei jede Minute eine Exploſion zu gewärtigen. Und eine ſolche ſollte auch nicht auf ſich warten laſſen.

Sophie, welche drei oder vier Tage wacker im Heu geholfen hatte, erklärte eines Morgens der Mutter, daß ſie dies ferner nicht beabſichtige, und daß ſie heute zu Hauſe zu bleiben gedenke. Georg war mit den andern ſchon voraus und die Mutter wußte, daß er ſeine Diſpoſitionen ſo getroffen, daß Sophiens Wegbleiben ihm dieſelben verwirren mußte. Dazu kam, daß der Himmel ſich umwölkte, und jeder Landwirt daher die möglich größte Anzahl von Arbeitern zum Zuſammenbringen des Heues noch vor dem Ausbruch des Regenwetters zu erlangen ſuchte. Selbſt alte Leute und halbwüchſige Kinder, für welche die Feldarbeit ſonſt zu ſchwer war, eilten mit ihren Rechen in die Wieſen. Sophie ſtand am Fenſter und blickte in den immer dunkler werdenden Himmel hinauf und auf die Leute, welche am Hauſe vorüber haſteten. Sie erkannte in vollem Umfange die Dringlichkeit der Arbeit — ihr war's, als treibe es ſie mit Gewalt hinweg zur Hilfe. Sie hoffte, die Mutter werde ein Machtwort ſprechen und ſie hinausſchicken — aber ſie that es nicht. Von ſelbſt aber mochte das Mädchen nicht einlenken, und ſo blieb ſie daheim, und um nicht müßig zu ſein, machte ſie ſich im Garten an den Gemüſebeeten zu ſchaffen. Aber die Arbeit machte ihr keine Freude, denn ſie war eine zu erfahrene Landwirtin, um nicht einzuſehen, daß dieſelbe ohne Schaden ein paar Tage hätte aufgeſchoben werden können, und daß ihre Zeit und Kräfte an anderer Stelle ungleich beſſer verwendet werden könnten.

Gegen Abend brach das Unwetter aus, und naß und mißmutig kamen die Leute nach Hauſe. Trotz der größten Anſtrengung waren ſie mit der Arbeit nicht fertig geworden. Sophie, welche der Regen ebenfalls hineingetrieben hatte, hörte Jörgs ſchweren, müden Schritt auf der Treppe, als er hinaufging, ſeine Kleider zu wechſeln. Der Schritt deutete auf eine gedrückte Stimmung — war er nur müde und abgeſpannt oder war er bekümmert, daß ſie ihm zürnte? In letzterem Falle hätte ſie ſich vielleicht entſchließen können, ihn durch irgend ein freundliches Wort zu tröſten.

Als er aber zu Tiſch herunterkam, ſah ſie wohl, daß er keines Troſtes bedurfte. Er ſaß mit ernſtem Geſicht ihr gegenüber und ſah ihr feſt in die Augen — ſo feſt, daß es ihr unter dieſem Blicke ganz unbehaglich wurde. Und dann, ohne ſie anzureden, wandte er ſich an die Mutter und berichtete ihr, was draußen vollendet war, und was leider noch hatte zurückbleiben müſſen. Die Sorge eines gewiſſenhaften Wirtes, der trotz aller Mühe einen Schaden nicht hatte verhüten können, ſprach aus jedem ſeiner Worte. Die Mutter tröſtete und beruhigte. Dergleichen Dinge ſeien in der Landwirtſchaft nicht zu vermeiden. Man müſſe eben ſein Beſtes thun, und das übrige Gott anheim geben, meinte ſie.

„Da haſt du ſchon recht, Mutter! Wind und Wetter kann man ſich nicht beſtellen, wie man es braucht. Wenn man aber eine günſtige Stunde nicht ſo benutzen kann, wie man es gern möchte, ſo iſt das ein Ärgernis, das man nicht leicht verwindet. Heut' hab ich eine Lehre erhalten, die ich nicht vergeſſen werd'!"

„Und was iſt das für eine, mein Sohn?"

„Daß man ſich auf den guten Willen keines Menſchen verlaſſen ſoll! — Wenn eine Wirtſchaft gehen ſoll, wie ſie muß, dann iſt es nicht genug, daß man hofft, dieſer oder jener wird ſeine Pflicht thun. Einer muß da ſein, der das Recht hat, jeden, wer es auch ſei, dazu anzuhalten!"

„Soll das vielleicht auf mich gehn? — Soll ich die ſein, die du zur Pflicht anhalten willſt?" fragte Sophie.

Eine Weile blieb die Antwort aus, dann ſagte Georg:

„Wenn du fragſt, ſo ſollſt auch Antwort haben: ja, du biſt die, die ich mein'! — Wenn du es nicht für deine Pflicht hältſt, auf dem Feld zu arbeiten, dann hättſt ganz wegbleiben ſollen, dann hätt' ich gewußt, woran ich bin. Wenn du aber vier Tage geholfen haſt, und dann auf einmal fortbleibſt, wenn die Arbeit am meiſten drängt, aus keinem anderen Grund, als weil deine Laun umgeſchlagen iſt, ſo iſt das gegen Recht und Pflicht! — Ich hab' heut mit Beſtimmtheit auf dich gerechnet — jetzt bin ich durch Schaden klug geworden!"

„Das iſt dir geſund — das freut mich! Ich hoff', du wirſt die Lehr nicht vergeſſen!"

„Nein, gewiß nicht — ich hab' ein gutes Gedächtnis! Aber ich freu mich doch, daß ich noch keinem Menſchen dieſe Lehr gegeben hab'!"

„Und ich freu' mich, daß ich einen Unverſchämten auf ſeinen Standpunkt zurückgewieſen hab' — ſo haben wir beide eine Freud! Ich hoff', du wirſt es jetzt nicht wieder vergeſſen, daß du weder in der einen, noch in der anderen Weiſ' auf mich zu rechnen haſt!" Georg war bei Sophiens Worten bis in die Lippen bleich geworden.

„Wenn du auf das anſpielſt, was vor Jahren zwiſchen uns vorgefallen iſt, ſo hätteſt du mich nicht daran zu erinnern gebraucht. Ich hab' kein Wort vergeſſen, und werd' es auch nicht vergeſſen, ſo lang ich leb'! — Im übrigen weißt du wohl, daß ich jetzt nicht angefragt hab', und ich denk', ehe du eine Antwort gibſt, hättſt du die Frag' abwarten können."

„Mir aber ſchien es nötig, dir klar zu machen, wie wir mit einander ſtehen. Ich denk', du warſt im beſten Zug, den Unterſchied zwiſchen uns zu vergeſſen."

Die Worte waren in ſo ſchnellem Tempo geſprochen worden, daß die Mutter notgedrungen ſchweigend hatte zuhören müſſen. Jetzt, da Georgs Antwort auf ſich warten ließ, verſuchte ſie vermittelnd den Streitenden zuzureden.

„Herr Gott, Kinder, ſo haltet doch einmal Frieden! ‚Wenn zwei ſich zanken, ſind beide ſchuld,' ſagt ein Sprichwort — und dies Sprichwort hat recht! Sophie, du biſt wieder zu heftig geworden, — kannſt denn durchaus nicht lernen, Maß zu halten? — Und was ſprecht ihr denn von früheren Zeiten? — Ich ſitz' da, und mir iſt, als wenn ihr Lateiniſch redt, ſo wenig verſteh' ich, was ihr ſagt!"

„Ich will Ihnen ſagen, Mutter, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, und was mich damals aus dem Haus getrieben hat," ſagte Georg, der ſich gewaltſam gefaßt hatte. „Damals hatte ich die Sophie lieb — mehr als mein Leben lieb, und ich hab' es ihr geſagt und ſie gefragt, ob ſie nach Jahren, wenn ich ein tüchtiger und braver Mann geworden, meine Frau werden wollte? Sie hat mich zurückgewieſen — das war ihr Recht, und darum hätt' ich mich nie beklagt. Aber wie ſie es gethan hat — das vergeß ich mein Lebtag nicht, und das hat mich fortgetrieben aus der Gegend. — Ich will nicht von mir ſprechen — ich will nicht erzählen, was für Tag' ich damals verlebt hab' in der Fremd und unter wildfremden Menſchen. Ich hab' gedacht, es muß ſein! Und ich hab' mich gezwungen, daß ich es durchgeſetzt hab'. Sie ſoll wenigſtens einſehen, daß ſie mich ohne Schand hätt nehmen können, hab' ich zu mir geſagt. Und das hat mich angetrieben, daß ich zu jeder Stund auf mich geacht hab', und daß ich ein Menſch geworden bin, der auf eigenen Füßen ſteht und von keinem was verlangt. — Und als ich jetzt zurückgekommen bin, da hab' ich weiter nichts gewollt, als ſehen, wie es euch geht, Ihnen und der Sophie. Und daß ich hier geblieben bin, iſt nur gekommen, weil ich gedacht hab', ich kann Ihnen helfen in ihrer Not — ich kann der Mutter die Sorgen erleichtern! — Wenn ich gewußt hätt, wie es ausgehen würd', wär' ich nicht geblieben — dann hätt' ich nicht bleiben können!“

Mit ſichtlicher Bewegung hatte der Mann geſprochen, und als er nun ſchwieg, blieb es noch eine Weile ſtill zwiſchen den dreien. Das Mädchen ſaß da in einer ſchwer zu beſchreibenden Gemütsverfaſſung. Röte und Bläſſe wechſelte raſch auf ihrem Geſichte. Einen Augenblick wollte es ihr einleuchten, daß ſie im Unrecht ſei — daß der Mann wirklich Grund habe, ſich über ſie zu beklagen. Dann aber bäumte ſich wieder der Trotz in ihr auf. War ſie denn allein im Unrecht? Hatte er ihr nicht auch manche Kränkung zugefügt? — Und daß er jetzt nach ſo viel Jahren noch von Dingen ſprach, die ſie im Jugendübermut begangen — daß er der Mutter davon erzählte und ſie bei ihr verläſtern wollte — das war bös und heimtückiſch — das konnte ſie ihm nicht verzeihen! Und als nun die Mutter, ohne ſie auch nur anzuſehen, ſich zu Jörg wandte und ihre Hand beſchwichtigend auf ſeine legte und ihn ſo liebevoll und mütterlich anſah, da wallte die Eiferſucht heiß in dem Herzen des Mädchens auf. „Aus mir macht ſie ſich nichts — ihn hat ſie lieber, als ihr eigen Kind! Jetzt hab' ich keinen Menſchen mehr, der mich lieb hat — jetzt ſteh' ich allein auf der Welt!“ ſo klang es in ihr. Darüber hatte ſie nicht gehört, was die Mutter geſagt hatte, aber jetzt vernahm ſie deutlich, was Georg erwiderte: „Sie haben ja gehört, Mutter, was ſie mir eben geſagt hat. Ein Unverſchämter bin ich, der den Unterſchied zwiſchen uns vergißt! — Wenn ich dies in den letzten Tagen gethan habe — wenn mir hin und wieder der Gedanke gekommen iſt: vielleicht hat ſie mich doch lieb — vielleicht möcht ſie jetzt anders antworten als damals — wenn ich dies gedacht hab' — ſo iſt ſie ſelbſt, nicht ich, daran ſchuld!“

„So,“ ſagte Sophie, die dieſer Vorwurf, vielleicht, weil ſie die Gerechtigkeit desſelben fühlte, wie ein Keulenſchlag traf — „ſo, alſo ich bin ſchuld daran! Habe ich dir vielleicht geſagt, daß ich dir gut bin, und daß ich jetzt anders antworten möchte als damals?“

„Geſagt haſt du es mir nicht, — aber wenn du nicht die Abſicht gehabt haſt, es mir zu verſtehen zu geben, ſo haſt du falſch und ſchlecht an mir gehandelt! Denn an jenem erſten Tag auf der Wieſ', — du weißt ſchon, welchen ich meine, — an jenem Tag haſt du mir zum erſtenmale gezeigt, ſo deutlich, als ob du es mir mit Worten geſagt hätt'ſt, daß du mir gut biſt. Und wenn das nicht wahr iſt, ſo haſt du damals gelogen und noch viele Male nachher!“

„Oder du haſt dir eingebildet etwas zu ſehen, was garnicht da war!“ entgegnete Sophie. „Du ſcheinſt dich ſchlecht auf Mienen zu verſtehen, und deshalb iſt es ſicherer, wenn ich deutlich zu dir rede. Auf das Gutſein kommt es zwiſchen uns garnicht an! Denn wenn ich dir auch gut wäre, — ich ſage nicht, daß ich dir gut bin, aber ſelbſt wenn ich es wäre, — ſo könnte von einer Heirat doch nicht die Rede ſein! In meiner Familie hat von jeher jeder gedacht: ich will nicht herunter, ich will in die Höh! Und ſo denk' ich auch! Entweder heirat' ich gut oder garnicht! Einen Knecht, der nichts hat, kann ich nicht nehmen, ſchon um des Spotts der Leute willen nicht! Wenn du ein reicher Wirt wärſt, dann ließe ſich die Sache überlegen, ſo aber geht es nicht!“

Eine Weile blieb es wieder ſtill. Dann erhob ſich Georg langſam und ſprach mit heiſerer Stimme:

„Das iſt deutlich geſprochen, und wenn ich dich jetzt nicht verſtehe, ſo iſt das nicht deine Schuld. Aber ein letztes Wort möcht' ich dir auch noch ſagen. So lang ich zurückdenken kann, hab ich dir Liebes und Gutes erwieſen, ſoviel in meinen Kräften ſtand. Deinen Dank dafür hab' ich jetzt und ſchon früher einmal erhalten! Aber ohne daß du es gewollt, haſt du mir doch eine Wohlthat erwieſen; du haſt mich jetzt auf einmal frei gemacht! Vier Jahre lang hab' ich in der Ferne danach gerungen, ohne daß es mir gelungen iſt, — jetzt haſt du es im Handumdrehen vollbracht!“ — Er wandte ſich von dem Mädchen, das ſtarr wie eine Bildſäule vor ihm ſtand, weg, und reichte der Mutter die Hand.

„Leben Sie wohl, Mutter, — ich kann keine Stund' länger unter dieſem Dach bleiben, aber ich dank' Ihnen für alles Gute, was Sie an mir gethan!“

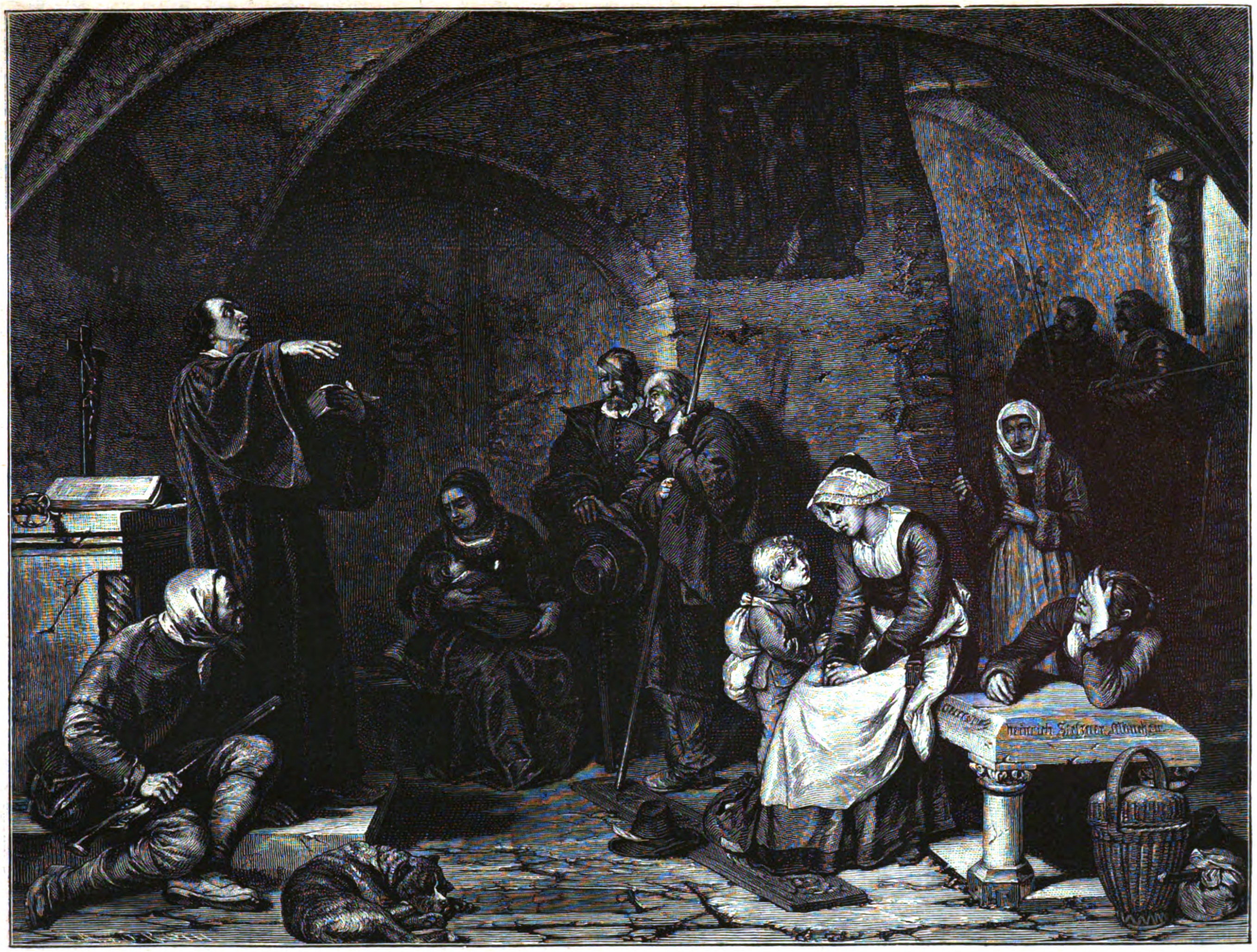
Ohne ſich umzuſehen, ging er zur Thüre hinaus, und die Mutter folgte ihm, die Schürze vor den Augen. Sophiens erſter Impuls war, ihnen nachzuſtürzen, — ſie zurückzurufen! Sie hatte den Thürgriff ſchon in der Hand, da beſann ſie ſich auf die Worte, die geſprochen waren. Davon gab es keine Umkehr! Sie warf ſich in den Lehnſtuhl der Mutter und preßte die Hände an die Schläfe. Was hatte ſie gethan! Jetzt war alles zu Ende! Die Welt hätte in dieſem Augenblicke untergehen können, — ſie hätte ſich kaum darum bekümmert. — Was war ihr jetzt noch das Leben wert, jetzt, da ſie ihn unwiederbringlich verloren! Über ihr in Georgs Stube wurde geſprochen, — ſie erkannte ſeine und der Mutter Stimme. Sie wußte nicht, wie lange ſie auf dieſe Stimme gelauſcht hatte, ihr erſchien es wie eine Ewigkeit. Dann kamen Schritte die Treppe herab. Das Mädchen ſprang auf und flüchtete in ihre Kammer. Sie konnte die Mutter jetzt nicht ſehen. Und nun ſtand ſie am Fenſter und ſchaute mit heißen, trockenen Augen in den Abend hinaus. Der Abend ging in die Nacht über, und noch ſtand ſie am Fenſter und lauſchte auf den Regen, der langſam und ſtetig hinabrieſelte. In Haus und Hof war längſt jedes Geräuſch verhallt. Auch die Mutter hatte, nachdem ſie lange ruhelos auf und ab gegangen war, ſich endlich zu Bett gelegt. Das Mädchen aber fand keine Ruhe, die ganze Nacht hindurch. — Das hatte ſie nicht gewollt, — das ging weit über ihre Abſicht hinaus! — Ärgern hatte ſie ihn wollen! Ihn in ſeinem Stolze demütigen, — ihn kränken! Aber ihn von ſich treiben, auf Nimmerwiederkehr, — o mein Gott, nur das nicht, — nur das nicht!

(Fortſetzung folgt.)

Ein Gottesdienſt verfolgter Proteſtanten.

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.)

Unſer Bild führt uns in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Römiſch-Katholiſchen ſind Herren geworden im Gau und üben ihre Herrſchaft mit der ganzen Unduldſamkeit jener Tage aus. „Wes das Land, deß die Religion“ war damals der Wahlſpruch hüben und drüben. Die meiſten Proteſtanten ſind erſchlagen oder irren als Bettler in der Fremde, die wenigen aber, die zurückblieben, halten unerſchütterlich feſt am Evangelium und ihre Seelſorger gehen ihnen mit dem beſten Beiſpiel voran. Ganz unbeſchreiblich ſind die Leiden, welche jene Tage über die evangeliſchen Geiſtlichen verhängten, denn ſie waren den verruchten kroatiſchen und ſonſtigen oſteuropäiſchen Räuberſcharen, welche die Habsburger auf das unglückliche Deutſchland losließen, vorzugsweiſe ausgeſetzt. Aber ſie wichen und wankten nicht und ihr Beiſpiel richtete auch ihre Gemeinde immer wieder auf. Waren die Kirchen zerſtört, ſo verſammelte man ſich in den Gewölben derſelben, die der Zertrümmerung geſpottet oder in abgelegenen Waldthälern, bis endlich wieder für eine gewiſſe Zeit die Proteſtanten das Übergewicht bekamen und nun wieder den Römiſchen übel mitgeſpielt wurde. Es war eine traurige, eine entſetzliche Zeit und das einzige, was uns mit ihr einigermaßen verſöhnen kann, iſt die Treue bis in den Tod, welche damals ſo viele einzelne buchſtäblich bethätigten.


Heinrich Stelzner, München

Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges: Gottesdienſt verfolgter Proteſtanten in einem unterirdiſchen Gewölbe.

Gemalt von H. Stelzner.

Todesſtrafe oder lebenslängliches Zuchthaus?

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Nach perſönlichen Erfahrungen beantwortet von **H. Spengler.**

(Fortſetzung.)

In einem Brief vom 26. Januar 1879 an ſeine Mutter äußert ſich Döbich über „die ruinierenden Einflüſſe des leidigen Zuchthauslebens;“ in einer ſolchen Hölle ändere ſich das ganze Naturell, aber nicht zum Vorteil. Ferner führt er bittere Klage darüber, daß ihm eine erbetene Vergünſtigung abgeſchlagen worden ſei und daß die eigenen Geſchwiſter ihm nicht mehr ſchrieben, kein Mitleid mit ihm zu haben ſchienen. „Und ſo iſt,“ fährt er fort, „in dieſer kalten, liebeleeren Welt das einzige Herz, das noch liebend und teilnehmend an mich denkt, in eurer Bruſt eingeſchloſſen.“

Im Auguſt 1879 kam Döbich ins Krankenhaus und verſchied daſelbſt infolge von Lungenſchwindſucht am 10. Januar 1880. Sein Guthaben (hundertvierundfünfzig Mark) bekam die Mutter, der Leichnam kam in die anatomiſche Anſtalt nach Heidelberg. Der katholiſche Hausgeiſtliche bezeugte, daß Döbich „in ſehr guter Verfaſſung gelitten habe und geſtorben ſei.“

Wenn Döbichs ganzes Verhalten vielfach den Stempel der Gefühlsſchwärmerei und des Komödiantentums trug, ſo machte er im allgemeinen doch einen weit beſſeren Eindruck als Steidel. Döbich hatte neben dem Zug der Brutalität und Grauſamkeit noch eine gewiſſe Weichheit, eine Art von Edelmut, während Steidel ſich hauptſächlich durch Herzloſigkeit, durch feige, niederträchtige Geſinnung charakteriſierte. Döbich war, wenn ich dieſes Bild gebrauchen darf, der Löwe, Steidel die Hyäne.

Johannes Steidel war ehelich geboren in Erlenbach, Bezirksamt Kaiſerslautern. Als Knabe beſuchte er zuerſt die katholiſche Schule in Otterbach, dann die proteſtantiſche in Erlenbach. Sein Vater war Taglöhner, katholiſch, und ſtarb ſchon 1855. Die Mutter, Lumpenſammlerin, war evangeliſch. Wegen Bettels und Landſtreicherei wurde Steidel im Jahre 1851 auf die Dauer von fünf Jahren ins Korrektionshaus verbracht, jedoch im Jahre 1855 begnadigt entlaſſen.

Der Aufſeher Gabriel Baumann an der Erziehungsanſtalt für verwahrloſte jugendliche Sträflinge gibt dem Steidel folgendes Zeugnis: „Johann Steidel war dreizehn Jahre alt, als er in die Anſtalt eingebracht wurde. Während ſeines fünfthalbjährigen Aufenthalts in fraglicher Anſtalt hat er ſich ſtets ſehr gut betragen; er war einer der bravſten Sträflinge und ließ ſich nie etwas zu ſchulden kommen. Er war ſehr willig, gelehrig und lebhaft. Im Jahre 1852, als ich krank war, ſchlief Steidel mit einem andern Sträfling ein ganzes Jahr lang bei mir in demſelben Zimmer; ich hatte die beiden zu mir genommen, weil ich ſie für die ordentlichſten Zöglinge der Anſtalt hielt und von ihnen wußte, daß ſie nichts anſtellen würden. Steidel ſtößt etwas mit der Zunge an und wurde deshalb manchmal von ſeinen Kameraden gefoppt; hierüber wurde er böſe und machte mir jedesmal Mitteilung. Zornmütig war er jedoch nicht. Sein Benehmen in der Anſtalt war ſo gut, daß er ſich die Liebe und Achtung ſeiner Vorgeſetzten in hohem Grade erwarb. Seit ſeiner Entlaſſung habe ich ihn nicht geſehen.“

Ganz ähnlich urteilt Heinrich Werner, ſeit 1854 Lehrer der genannten Anſtalt, und ſchließt mit den Worten: „Mir ſcheint Johann Steidel, dem auch nach ſeiner Entlaſſung ein günſtiges Zeugnis von der Heimatsbehörde ausgeſtellt wurde, zu der ihm zur Laſt gelegten That verführt worden zu ſein. Ich hätte nie geahnt, daß er ein Verbrechen begehen könne. Er war einer der bravſten Schüler und von einem verbrecheriſchen Hange war nicht das mindeſte wahrzunehmen.“

Später war er wenig zu Hauſe und machte unter anderen Abenteuern den Zug in Algier mit, wurde auch im Jahre 1868 als Deſerteur ausgeſchrieben. In betreff ſeines Übertritts behauptete er, er habe ſich ſchon ſeit mehreren Jahren an die evangeliſche Kirche gehalten. Schon im Jahre 1866 habe er den Entſchluß, zur evangeliſchen Kirche überzutreten, und dem Herrn Pfarrer Schiek in Ingolſtadt gegenüber ausgeſprochen; ſeine Frau und ſeine zwei Kinder ſeien evangeliſch, er ſelbſt habe dem Herrn Paſtor Scheffer in Straßburg ſchriftlich ſeinen Übertritt erklärt und bitte, ihn evangeliſch behandeln zu wollen.

Dieſe Behandlung war keine leichte und keine angenehme, denn während ſeiner ganzen Haft leugnete Steidel ſein Verbrechen in der hartnäckigſten Weiſe. Ermahnungen nahm er entweder mit ſarkaſtiſchem Lächeln entgegen oder mit den gräßlichſten Schwüren, Verwünſchungen und Unſchuldsbeteuerungen. Die Zunge ſolle ihm im Munde verdorren, wenn er die Unwahrheit ſage; Gott müſſe noch ein Zeichen thun, der Blitz müſſe in das Haus ſchlagen, dasſelbe müſſe noch in ſeinen Grundmauern erbeben und einſtürzen ꝛc. ꝛc. Dabei ergriff er jede Gelegenheit, ſeinem Unmut über die menſchlichen Verhältniſſe Luft zu machen, über die Reichen, die Angeſehenen zu ſchimpfen und die bedrückten Armen zu loben. Das alles that er, ohne eigentlich heftig zu werden, zwar mit giftigem Blick und höhniſch verzogenem Munde, doch mit eiſiger Kälte, ſcheinbar ohne jede Gewiſſensregung.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember 1872 machte er einen Fluchtverſuch, indem er an zwei verſchiedenen Stellen der Außenwand ſeiner Zelle Löcher bohrte. Dieſelben waren, wie der betreffende Bericht ſagt, nicht beſonders tief, und der Fluchtverſuch ſcheint auch aus dem Grunde nicht ſehr ernſt geweſen zu ſein, weil Steidel ſonſt keinerlei Vorbereitungen zur Flucht getroffen hatte. Ohnehin war es ein thörichtes Beginnen, mit den Werkzeugen, die ihm als Selbendflechter zu Gebot ſtanden, die Mauer durchbrechen zu wollen. Als der Aufſeher um halb ſechs Uhr morgens in die Zelle kam, hatte ſich Steidel an ſeinem mit einer Schnur an den Kloben des Kleiderrechens befeſtigten Hoſenträger aufgehängt. Der Aufſeher nahm ihn mit Hilfe eines andern ab; er kam auch bald wieder zu ſich und wurde dann als unwohl verpflegt. Auf der Schiefertafel der Zelle ſtand folgendes geſchrieben:

„Ich möchte nichts, als wenn es ein Gott im Himmel iſt, daß er mich nach meinem Tode, mich als ein feuerige Löwe an denen ihr betten gehn könnte, und ihnen ins Ohr rufen ich bin Unſchuldig. So lange ſie noch leben. Die zu meinem Unglück beigetragen haben.

„Dem Großherzog beſonders, weil er ſo leichtſinnig iſt, und die Sache nicht beſſer Unterſucht + +

„Sie freſſen den Unſchuldigen ihr Brot und Saufen ihr Wein, und verkaufen ihre Häuſſer!

„Ihr könnt es dem Herr Döbich ſagen daß ich mich Erhenkt habe, vielleicht wird es ihm anders. Daß ich ihm bei Tag und Nacht kein uhre laſſe, bis Er die Wahrheit geſagt hatt, und ewiger Fluch. Soll ihm auf dem̄ Fuß foligen. Ihr habt mich gerichtet, aber ungerecht. Einer wird euch richten, aber gerecht. Deswegen ladet ich euch vor Gottes Gericht.

Joh. Steidel.“

Für den Fluchtverſuch und dieſe unbotmäßigen Auslaſſungen wurde Steidel ſelbſtverſtändlich geſtraft und zwar mit mehreren Tagen Dunkelarreſt mit Bettentziehung und einem Tag Hungerkoſt. — An ſeine Frau ſchreibt er im März 1873:

„Liebe Karoline!

„Dein Brief vom 6. Februar habe ich erhalten, dir war es aufhalend, weil ich ſo kleiner Brief geſchrieben habe. Ich wollte dir und konnte dir nicht viel Schreiben. Und war auch nicht dazu aufgelegt wie jetzt noch nicht. Du jrreſt wenn du glaubſt daß ich nicht mehr an euch denke als nur ſo viel. Was hätteſt du davon wenn ich dir alle Jahr 4 . 5 bis 6 mal Schreiben würden und dir jetes mal ein recht vollen.

Denk nur das armſelige Leben in Bruchſal, von Morgens bis Abends Arbeiten für drei Kreuzer, wovon ich dir nur 1 u. $^{1}/_{2}$ Schicken darf; und mit dem Tod bekommſt du nichts von dem andern. Da kanſt du begreifen daß mann denn Tod vorzieht, als in einem Todengewölbe noch länger zu ſein. Was iſt das für Blutgeld 4—5 Gulden alle Jahr was ich dir ſchicken kan. Ich habe zwar in den drei Jahr gehofft auf Gottes Gerechtkeit, aber der Glaube und das Gebet iſt dahien. Deswegen hatte ich mich den Tage nach Chriſtfeſt erhenkt. Aber der Gott wo ſein ſoll der hat mich vielleicht zu gut gefunden und vielleicht geacht es ſind andere da wo gehenkt gehören und werden nicht gehenk. Gott achte Wir woll den armen Steidel Leben laſſen. Darum haſt du auch die 5 Gulden erhalten. Oder war es dein Gebeterhörung wo es heißt rufe mich an in der noth ſo will dich retten oder rechen.

Bete für mich zu deinem Gott, denn mein Gott iſt Tod. Denn ich muß denken ich war ſo lang ein Tohr. Ich will ſchließen. Ich grüße dich und die Kinder rech herzlich
Schreibe wenn du kanſt. Joh. Steidel."

Unter dem 20. September 1874 richtete Steidel eine Bittſchrift an Se. königliche Hoheit den Großherzog, die ſich jedoch nicht zur Abſendung eignete. Sie lautete folgendermaßen:

„Durchlauchtigſter Großherzog, Gnädigſter Fürſt und Herr!

„Ich nehme mir die Freiheit, nach fünf lange Jahren an Sie Königliche Hoheit zu Schreiben. Ich unglücklicher gemachter Mann Johann Steidel. Der als Straßenräuber in Offenburg zum Tod, jedoch durch die Großherzogliche Gnade lebenslänlich nach Bruchſal Verurtheilt. Es wehre ſchon lange meine Pflicht geweſſen, an Sie Königliche Hoheit zu Schreiben. Und Sie von meiner Unſchuld zu überzeugen.

„1. Durch die Ausſage des Raubmörters Karl Döich. Meine Herrn legen Sie mich in Ketten und Banden, und ſchenken Sie mir das Leben, und geben Sie dem Steidel die Freiheit! 2. Das Gericht hat mir mein Büchel verfälſcht.

3. Das Gericht hat dem Karl Döich Geld zugeſagt iſt falſch. 4. Aus Religion haß weil ich ein Katholiſch war, und bin evangeliſch geworten ſchon ſeit 1859.

Wie auch der Katholiſch Herr Pfarrer in Offenburg zu mir ſagte: ein Schlechter Katholiſcher iſt beſſer, als hundert gute Proteſtanten. Einem Religionsläugner ſei nicht zu Glauben. Er kan vor dem Gericht ein heiliger Schwur thun, daß der Karl Döich die Wahrheit ſage. Ja wenn ich nicht ein Ketzer wehre, ſo würde Er mir Glauben daß ich unſchuldig bin. Den alle Ketzer ſind verdammt. Der Teufel hold mich meine Frau und den Herrn Pfarrer Schäfer. Der Herr Pfarrer Schäfer in Straßburg ſagte auch: Steidel wenn man ſie auf dem Karl Döich ſeine ausſage Richtet; Das wehre ſchrecklich. Dem Karl Döich ſein Vater war ſchon Raubmörter.

Sie Königliche H. bitte ich um das Vertrauen, nehmen Sie ſich meiner An. Erretten Sie mich um die Barmherzigkeit Gottes willen! Ich habe es an dem Geburtsfeſt erfahren, daß Sie auch das Recht vertheidigte, und der Unſchuld das Recht geben. Königliche Hoheit ich bitte Sie demüthig, Wollen Sie ſich meiner nicht Annehmen; ſo bitte ich Sie mich nicht länger leiden zu laſſen.

Ich bitte Sie Demuthsvoll um meine hinrichtung, daß ich nicht ganz geiſtlich abſterben. Beſſer iſt der Menſch ſterbt dem Leibe nach als Geiſtlich. „Bruchſal den 20. September 1874.
„Joh. Steidel, Schuſter.

„Ich bitt Sie Königlich Hoheit. weil ich ſo Mißtrauiſch bin ob Sie das Schechte ſchreibe erhalten haben oder nicht. Verwörfen Sie mich nicht mir ein Schreiben zu Schicken.
Vertrauungsvoll Joh. Steidel."

„Ja, für alles, was mich kränket, geben deine Wunden Kraft.
Wenn mein Herz an dich gedenket, wird von dir mir Troſt verſchafft.
Deines Troſtes Süßigkeit wendet mir das bittere Leid.
Du haſt mir das Heil erworben, da du biſt für mich geſtorben.

„Auf dich ſetz' ich mein Vertrauen, du biſt meine Zuverſicht.
Dein Tod nimmt des Todes Grauen, mich erſchreckt nicht das Gericht.
Daß ich an dir habe Theil, bringt mir Troſt und Schutz und Heil.
Deine Gnade wird mir geben Auferſtehung, Licht und Leben.

„Hab' ich dich in meinem Herzen, Jeſu, meine Seligkeit,
So beſieg' ich meine Schmerzen auch im letzten Kampf und Streit.
Herr, ich halte mich an dich; welcher Feind verletzt dann mich?
Mit dem Troſt von deinen Wunden wird die Kraft zum Sieg gefunden.
Joh. Steidel."

Der Bittſteller hat wohl gedacht, etwas Frömmigkeit hinten dran könne nichts ſchaden, werde vielmehr von günſtigem Erfolg ſein. Das Schreiben durfte aber, wie oben erwähnt, nicht abgehen.

In einem kurzen Briefe vom 4. Juni 1876 heißt es:

„Liebe Karoline!

„Lebewol auf nicht mehr wieder ſehn.

„Wenn du das Schreiben erhältſt ſo werde ich nicht mehr ſein. — Mein guthaben iſt dein und wenn du zu dem Großherzog gehen mußt. Joh. Steidel.

„Ich grüße dich und die Kinder von Herzen dein unglücklicher gemacher Mann. Joh. Steidel.

„Im Tod iſt ruh und meine Feinden können mein Blut trinken. Ich Siegel es daß ich Unſchuldig bin Joh. Steidel,
mit meinem Blut."

Die letzten drei Zeilen waren mit Blut geſchrieben.

In einem Briefe an ſeine Frau vom 24. September 1876 heißt es unter anderem:

„Schicke dem Heinrich Steidel meinen Brief und den Fluch, und wenn der Heinrich Steidel dir die 27 fl nicht ſchickt ſo ſuche dich zu rechen, die Rache iſt oft ſüſer als das Geld. Liebe Karoline, wenn du das Schreiben lieſt, ſo werde ich nicht mehr ſein. Du mußt Aber nicht denken, daß ich aus Furcht vor Gottes gerechtigkeit und dem Böſen gewiſſen mir das Leben genommen habe. Sondern weil ich die Lug und Trug und die Gottlos Ungerechtigkeit nicht ertragen kann. Mein Guthaben iſt dein. Ich will ſchlüßen und dich und die Kinder grüßen.
Joh. Steidel."

Aus einem abermaligen Schreiben an Se. Königliche Hoheit den Großherzog vom 4. Mai 1878 hebe ich folgende Stellen hervor:

„Gnädigſter Großherzog ich ſchreibe hier das ich an dem Mort unſchuldig bin, laſſen Sie mein Urtheil durch ein Herrn Hofrath unterſuchen in meiner und Karl Döbich gegenwart, finden die Herrn mich ſchuldig ſo werde ich das Todesurtheil vorziehn, denn ich habe mir vorgenommen ſollte ich keine antwort auf dieſes ſchreiben in 6 oder 8 Tage erhalten ſo werde ich ſelber Hand an mein Leben legen. ich kann das Schickſal nicht tragen ich habe die Kräfte nicht dazu hätte 8 oder 10 Jahre ſo würde Klagen gegen das Hofgericht in Offenburg führen, wegen der größten Ungerechtigkeit wo im Großherzogthum Baden geſcheh iſt. So kann ich nicht Klagen nur Bitten weil ich Lebenslänglich habe. Gott iſt allwiſſend und gerecht. ich weiß auch das Gott die Feſtung, der Lügen und des Betruges in trümmer legen wird und weiß daß meine Unſchuld an den Tag kommen wird. Gnädigſter Großherzog, ich nehme die Zuflucht zu Ihro gerechtigkeit, laſſen Sie mir Ihro Barmherzigkeit zukommen und Gott wird Ihnen in dieſer Lebenszeit gnadenvoll den Troſt gewähren, was Sie dann an mir gethan haben und haben mich vom ſelbſtmort gerettet. Gnädigſter Großherzog, laſſen Sie mein Geiſtiges wiſſen Prüfen ob ich ein verſtockter Sünder bin, ich oder der Döich. Nicht die Glaubensforme machen ſeelich, nur die Gnaden Gottes. in der tiefſten Demuth
Joh. Steidel."

Am 23. Juni 78 ſchreibt Steidel an den Oberamtmann in Herrenberg und bittet denſelben eine Unterſuchung veranlaſſen zu wollen. „Der Karl Döbich, „behauptet er in dieſem Schreiben, „hat mir wohl den antrag geſtellt, den Herrn helfen zu entkleiden, beraub und getödet war Er ſchon. Wie ich auf den Döbich von dem oberen in den unteren Weg geſtoßen bin, in der Hand getragen hat Döbich ein paar leder Stiefelchen ein Meſſer, an dem Linkenarm hat Er ſehr geblutet. Den Arm habe ich Ihm müſſen verbinden mit des Herrn Sacktuch. Der Döbich ſagte mir: Er geben mir die Kleider und Geld wenn ich mitmache, ich habe es vernein, Er ſagte es kommt ja nicht heraus, wenn ich es ſagte, ſo ſage Er ich wehr auch dabei geweſſen, ich ſollten denken ich habe Frau und Kinder. Ich muß in Bruchſal ſitzen als ein ſchwarzen Rabe und ein Lügener, Religionsläugner und verſtockter Sünder."

Am 20. Juni 1880 ſchreibt Steidel an ſeine Frau: „Ich brauch Gottes Strafgericht nicht zu Fürchten, denn ich habe noch nie meine Hände im Blut meiner Mitmenſchen gewaſchen."

Noch zweimal hatte Steidel einen Fluchtverſuch gemacht: im September 73 und im März 76, und war beidemale mit ſechs Stunden Strafſtuhl beſtraft worden. Das iſt eine ſehr empfindliche, in der Regel auch den härteſten Trotz und die gröbſte Widerſetzlichkeit brechende Strafe. Der Delinquent wird in eine Art Lehnſtuhl geſetzt, an welchem eine Anzahl Riemen angebracht ſind, die dem Beſtraften um die Bruſt, Arme und Beine geſchnallt werden, was infolge der gehemmten Blutzirkulation nicht geringe Schmerzen verurſacht. Wer daran Anſtoß nimmt, vergißt, daß es im Zuchthaus hartnäckiger Renitenz gegenüber eine gehörige Strafe geben muß und daß durch den Strafſtuhl die Geſundheit nicht geſchädigt wird, wenn auch hie und da eine Anſchwellung der Glieder ſtattfindet, die ſich nach kurzer Zeit wieder verliert.

Im Dezember 80 erkrankte Steidel und wurde zunächſt in einer Zelle im erſten Stock des vierten Flügels in Krankenpflege genommen. Als ſich ſein Zuſtand verſchlimmerte, kam er ins Krankenhaus. Der Leib nahm ſichtlich ab, in ſeinem Gemütszuſtand dagegen ging anſcheinend keinerlei Veränderung vor ſich. Er wurde nicht weicher, zeigte keine Reue, beteuerte vielmehr nach wie vor ſeine Unſchuld.

Da ließ er mich rufen, — es war am 23. April 81 — und begehrte das heilige Abendmahl. Der Tod war ihm auf der Stirne geſchrieben. „Steidel,“ ſagte ich zu ihm, „ich kann euch beim beſten Willen das heilige Abendmahl nicht geben, ſo lange ihr euer Verbrechen nicht aufrichtig bekennt und bereut. Bedenket, daß ihr vielleicht ſchon in wenigen Stunden vor dem Richterſtuhl des heiligen und allwiſſenden Gottes ſteht, der ſeiner nicht ſpotten läßt; vor ſeinem Flammenauge wird euch das Leugnen nichts helfen. Wollt ihr denn euer Gewiſſen nicht erleichtern? Wollt ihr unverſöhnt, mit einer großen Lüge auf dem Gewiſſen in die Ewigkeit?“ „Ich kann ruhig vor den ewigen Richter hintreten,“ war ſeine Antwort, „ich bin unſchuldig und Er iſt gerecht.“ „Ja, er iſt gerecht,“ erwiderte ich, „und ihr werdet das bald mit Schrecken erfahren. Es iſt mir leid, aber das heilige Abendmahl kann ich euch nicht geben.“ Da ſchaute er mich eine Zeitlang an und ſagte endlich: „nun, ich will’s Ihnen bekennen, ich bin mit Döbich gegangen und habe mich allerdings dadurch verſchuldet, daß ich ihn nicht abgewehrt habe.“ Schon war ich im Begriff, ihm meine Befriedigung über ſein Geſtändnis auszuſprechen, als mir der Gedanke durch den Kopf fuhr: nein, das iſt nur ein halbes Geſtändnis. „Einen Schritt auf dem richtigen Weg habt ihr gethan,“ entgegnete ich, „aber ganz zufrieden kann ich damit nicht ſein. Gebt mir nun kurz und bündig Antwort auf meine Frage: habt ihr euch bei der That des Dolches bedient oder der Piſtole?“ — „Der Piſtole,“ gab er zur Antwort. Endlich, endlich war das Eis gebrochen. Nach dieſem Geſtändnis konnte ich ihm das heilige Sakrament nicht länger vorenthalten. Ob aber ſein Geſtändnis aus einem wirklich reumütigen, wahrhaft gedemütigten Herzen gekommen iſt, das weiß nur der, der ins Verborgene ſieht. Es ziemt uns nicht zu richten. Er hat immerhin in zehn Jahren einſamer Haft hart gebüßt. Er ſtarb am 24. April 1881 morgens acht Uhr. Möge ihm die Schächergnade zu teil geworden ſein!

Die Hinrichtung und die Todesſtrafe.

Zu meinem nicht geringen Schrecken erhielt ich eines Tages ein Schreiben der Großherzoglichen Staatsanwaltſchaft Karlsruhe, in welchem mir die Mitteilung gemacht wurde, daß der Eiſengießer Erhardt Reif von Hauſen wegen mehrfachen Mords zum Tod verurteilt worden ſei und in Bälde im Hof des Amtsgerichtes zu Bruchſal hingerichtet werden ſolle. Dazu möge ich, ſo hieß es weiter, den Delinquenten vorbereiten und ihm beim letzten Gang als Seelſorger zur Seite ſtehn. So ſchwer mir dieſe Aufgabe erſchien, ich konnte ſie nicht wohl ablehnen.

Kaum war das Schreiben in meiner Hand und zuſtimmend beantwortet, ſo ſuchte ich den Unglücklichen im Amtsgefängnis auf. Er ſaß in ſich gekehrt in ſeiner Zelle, las in einem Erbauungsbuch von Kullen, das er von Karlsruhe mitgebracht hatte und machte mir, nachdem ich mich eine Zeitlang mit ihm beſprochen, den Eindruck eines Menſchen, der ſein ſchweres Verbrechen erkennt und bereut und ſeiner Strafe ruhig und gefaßt entgegenſieht. Sein Äußeres war nicht unangenehm; er war eine kräftige, wohlgebaute, ſtattliche Geſtalt und ſeine Geſichtszüge hatten wohl etwas Finſteres, ließen aber nicht auf eine Roheit, innere Verwilderung und Grauſamkeit ſchließen, wie ſie in ſeiner ruchloſen That zum Vorſchein kam. Davon war ich bald überzeugt, daß Reif die Hoffnung auf Gnade nichts weniger als aufgegeben hatte, wenn auch ſein Mund das Gegenteil ſprach.

Es war zwei Tage nachher, an einem Sonntag nachmittag, als Herr Staatsanwalt Kadenbach von Karlsruhe kam, um dem Verbrecher die Verwerfung des Gnadengeſuches, mithin ſein Todesurteil zu eröffnen. Auf Wunſch des Herrn Staatsanwalts ſollte ich bei dieſem Akt zugegen ſein. Es war eine ernſte, ſchwere Stunde. Eine kleine einfache Zelle nahm uns auf. Reif ſaß uns gegenüber in geſpannter Erwartung deſſen, was der Mann des Geſetzes ihm zu ſagen hatte. Klar und unzweideutig waren die Worte, die dem Delinquenten ankündigten, daß er ſein Leben verwirkt habe und daß das Todesurteil am Dienstag früh um acht Uhr werde vollzogen werden.

Regungslos, ohne ein Wort zu erwidern, ſtarrte der Unglückliche vor ſich hin; es war, als ob er nicht verſtanden hätte, was ihm angekündigt worden war. Erſt nachdem wir beide uns wiederholt bemüht hatten, ihm jeden Zweifel zu benehmen an dem Los, das ſeiner warte, erwachte er endlich aus ſeiner Lethargie und erklärte, daß er verſtehe, um was es ſich handle, worauf er in ſeine Zelle zurückgeführt wurde.

Nach wenigen Minuten ſuchte ich ihn auf, um ihm je nachdem das Gewiſſen zu wecken oder Troſt zuzuſprechen. Er ſaß auf ſeinem Stuhl, die Hand auf den Kopf geſtützt und ſchaute vor ſich nieder. „Reif,“ redete ich ihn an, „wollt ihr nicht euer Herz erleichtern, wollen wir nicht ein wenig mit einander ſprechen?“ Ein kurzes, trotziges „Nein!“ war die Antwort. „Nun,“ entgegnete ich, „ſo wird es euch wohl recht ſein, wenn ich mit euch bete.“ Ein abermaliges „Nein!“ war alles, was ich aus ihm herausbrachte. So ging ich denn von ihm mit dem Verſprechen, ihm ein Buch ſchicken und den andern Tag ihn wieder beſuchen zu wollen. Ich ſchickte ihm Hofackers Predigtbuch.

Ehe ich hier fortfahre, muß ich über Reifs Perſon und That noch das Nähere mitteilen. Der Verbrecher war erſt fünfunddreißig Jahre alt. Als ſein Vater in den fünfziger Jahren ſtarb, wurde er durch ſeinen Bruder Johann in die Fabrik der Gebrüder Benkiſer in Pforzheim gebracht, wo er die Eiſengießerei erlernte. Anfang Auguſt 1872 verehelichte er ſich mit der Katharine Frey von Erſingen, aus welcher Ehe vier Kinder hervorgingen. Drei Jahre ſpäter wurde er wegen Blaumachens und drohender Äußerungen gegen einen Aufſeher aus dem Benkiſerſchen Geſchäft entlaſſen. Nun fing er einen Spezereihandel an, vernachläſſigte denſelben jedoch, indem er ſich dem Trunk ergab und geriet im Jahre 77 in Gant, infolge deſſen er ſich eine vierzehntägige Gefängnisſtrafe zuzog. Darauf zog er mit ſeiner Familie nach Karlsruhe, wo er mit Hilfe ſeines Bruders, des Mechanikers Rudolf Reif, der ihm zweihundert Mark vorſtreckte, wieder einen Handel mit Spezereiwaren anfing, jedoch ſeinen früheren liederlichen Lebenswandel fortſetzte, ſo daß er ſein Geſchäft ſchon nach einem halben Jahr aufgeben mußte, nachdem er ſeine Habſeligkeiten nach und nach hatte verkaufen müſſen.

Glücklicherweiſe fand er im Frühjahr 78 bei den Gebrüdern von Babo in der Gemeinde Etzenroth bei Ettlingen als Aufſeher Beſchäftigung, während ſeine Familie in Karlsruhe wohnen blieb. Nach einem Vierteljahre jedoch gab er dieſe Stelle auf, ließ ſeine Familie von Karlsruhe nach Etzenroth kommen, wo er ihr eine Wohnung verſchaffte, und ging, ohne den Seinigen etwas davon zu ſagen, nach Landau, wo er in einer Fabrik Arbeit fand und bis zum September verblieb. Im Oktober deſſelben Jahres trat er in Frankweiler in eine Fabrik als Eiſengießer ein und ließ nun ſeine Familie nachkommen, nachdem er derſelben die ganze Zeit über nicht die geringſte Unterſtützung hatte zu teil werden laſſen, ſo daß ſie auf die Hilfe fremder Leute angewieſen war.

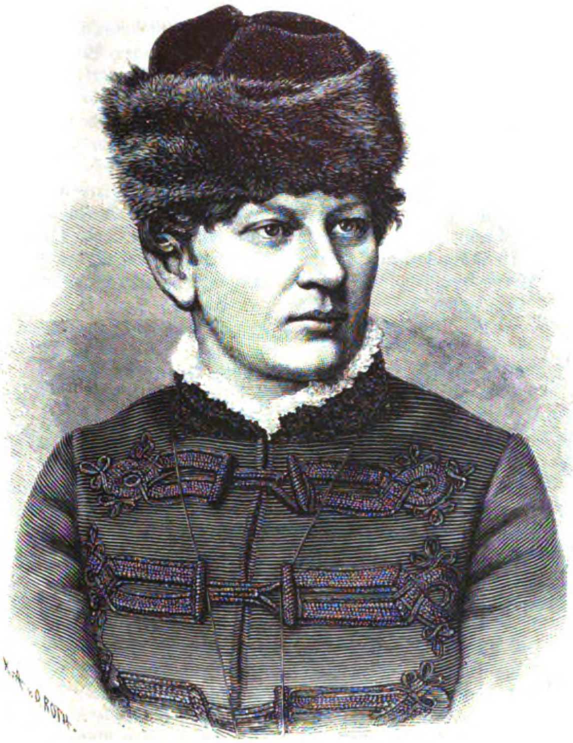
(Schluß folgt.)

Margarete von Bülow.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Unſeren Leſern wird die ſchöne Erzählung: „Der Schulmeiſter“ von M. von Bülow, die wir im vorigen Jahrgange veröffentlichten, noch lebhaft im Gedächtnis ſtehen. Ich habe die traurige Aufgabe ihnen zu ſagen, daß der bedeutende und eigenartige Geiſt, aus dem ſie hervorgegangen war, nicht mehr denkt und dichtet, daß das reiche Herz, deſſen Empfinden ſo ſympathiſch zu uns ſprach, nicht mehr ſchlägt. Alle dieſe reichen Anlagen hat ein ſchneller Tod gebrochen, ehe ſie ſich noch ganz entfalten konnten. Ein ſchneller Tod und doch ein ſchöner Tod.

Es war am Nachmittag des zweiten Januar zwiſchen zwei und drei Uhr. Margarete von Bülow und eine Schweſter liefen auf dem Rummelsburger See Schlittſchuh. Die erſtere war dieſem Vergnügen wie allen körperlichen Übungen leidenſchaftlich ergeben, ſie lief heute bereits ſeit fünf Stunden. Da geſchieht es, daß ein Knabe, der über eine erſt vor kurzem ausgeeiſte Stelle läuft, durch das Eis bricht und in Gefahr gerät zu ertrinken. Fräulein von Bülow ſieht es und läuft ſofort auf ihn zu. Sie legt ſich platt auf das Eis, ſchiebt ſich zu dem Knaben heran und reicht ihm die Hand. Da bricht das Eis unter ihr, aber das mutige Mädchen denkt auch jetzt nicht an die eigene Rettung. Sie, die ebenſo meiſterhaft ſchwimmt, wie ſie Schlittſchuh läuft, bleibt im Waſſer und hebt den Knaben in die Höhe, bis endlich Hilfe kommt. Das Kind wird gerettet, aber die mutige Helferin ſinkt nun, vom Schlage getroffen oder durch das Gewicht ihrer Kleider herabgezogen, hinab auf den Grund des hier vierundzwanzig Fuß tiefen Sees. Vergeblich iſt ihr die Schweſter zu Hilfe geeilt, auch ſie wird nur durch die Gnade Gottes dem Waſſer entriſſen.



Margarete von Bülow.

Es war im Herbſt 1881, als ich die Bekanntſchaft der Verſtorbenen machte. Julian Schmidt ſchrieb damals an mich und machte mich auf Fräulein von Bülow aufmerkſam. Bald darauf teilte ſie ſelbſt mir mit, daß ſie mir ein Manuſkript bringen würde und fragte an, wann ſie mich zu Hauſe finden würde. Sie beſuchte mich dann und brachte mir den Schulmeiſter. Margarete von Bülow war eine ungemein anſprechende Erſcheinung. Unſer Bild ſoll ſehr ähnlich ſein, trotzdem erſcheint es mir als das Geſicht einer mir ganz Fremden. Zwei Photographieen, die mir vorliegen, ſehen aus, als ob ſie ganz verſchiedene Menſchen darſtellten. Es iſt mir das ſehr begreiflich, die Verſtorbene hatte eben ein Geſicht, das ſich durch die Photographie nicht feſthalten läßt. Das Charakteriſtiſche in demſelben waren nicht die Formen, ſondern der ſchnell wechſelnde Ausdruck, das Kommen und Gehen der Farbe, das leiſe Spiel von Lippen und Naſenflügeln. Die Verſtorbene erſchien mir als ein ſehr ſchönes Mädchen.

Das Geſpräch kam irgendwie auf Turgenjew, der ihr unſympathiſch war. Sie begründete ihr Empfinden in ſo geiſtvoller Weiſe, daß ich ihr, obgleich ich es durchaus nicht teilte, mit großem Intereſſe zuhörte. Ich empfing durchaus den Eindruck, es mit einer ſehr bedeutenden und eigenartigen Perſönlichkeit zu thun zu haben und dieſer Eindruck wurde durch die Lektüre des Schulmeiſters nur noch verſtärkt.

Der Schulmeiſter hatte urſprünglich einen anderen Schluß, der mich damals verletzte. Auf meinen Vorſchlag änderte ſie ihn, ſchrieb aber dabei: „Pſychologiſch richtig iſt mein Schluß, denn von beiden Geſtalten iſt Brigitta die härtere. Die Bewunderung reißt ſie in eine Richtung, die eigentlich nicht in ihrer Natur liegt. Nachdem ſie einmal ſich zum höchſten Opfer entſchloſſen hat und zwar rein für die Perſon Gabriels, kann ſie ſich nicht wieder und wieder überwinden, um ſeiner Richtung treu zu bleiben. Solche Menſchen wie Gabriel leiſten wohl auch ein dauerndes. Man thut ihnen alles zuliebe, gleichviel, ob es vernünftig iſt oder nicht. Aber weil der Eindruck der Perſon ſo ſtark iſt, bleibt wenig oder nichts für die Sache. Das mag wohl mit daher kommen, weil er ſelbſt nicht im ſtande iſt eine große, allgemeine Idee mit Kraft zu umfaſſen, ſondern ſich in perſönlichen Pflichten bewegt.

„Aber jetzt kommt Ihre zweite Frage und da muß ich Ihnen recht geben. Poetiſch richtig iſt's wohl nicht. Ich habe lebhaft an eine Äußerung von Ihnen, neulich in Leipzig gedacht, Sie wollten nicht, daß die Schönheit litte unter der Wahrheit. Es hat mir eingeleuchtet, Kunſt iſt Kunſt.“

Die ſo ſchrieb, war ein einundzwanzigjähriges junges Mädchen!

Der Schulmeiſter war angenommen, mußte aber aus ſtets wechſelnden Gründen immer wieder zurückgeſtellt werden, ein für den jungen Autor gewiß überaus qualvoller Umſtand. Leuten, die mit dem inneren Getriebe eines großen Blattes nicht vertraut ſind, erſcheinen ſolche Verzögerungen natürlich ganz unbegreiflich. Endlich kam denn auch eine Anfrage von Fräulein von Bülow. Nachdem ich ihr die Urſachen auseinandergeſetzt hatte, ſchrieb ſie in ihrer für ſie ſo charakteriſtiſchen, kurzen, mannhaften Weiſe, nachdem ſie mir für die erteilte Auskunft gedankt hatte: „Von allem, was Redaktion betrifft, weiß ich allerdings nur, daß die damit beſchäftigten Herren viel zu thun haben, und ſchätze darum Ihre freundliche Auseinanderſetzung doppelt.“

Sie hat uns dann noch zwei Erzählungen geſchickt. Als ich ihr die erſte zurückſchickte, ſuchte ſie meine Ausſtellungen zu entkräften, ſchloß aber dann mit den Worten: „Aber welcher Unſinn, einer Sache, die nicht ſelbſt ſprach, eine Erklärung nachzuſenden.“

Sie ſchickte uns dann den „Adonis auf Schlittſchuhen.“ Obgleich, wie unſere Leſer vielleicht auch finden werden, dieſe Erzählung einen ganz eigentümlichen Reiz hat, glaubten wir ſie doch nicht um dieſelbe bitten zu ſollen. Ich hatte, wie geſagt, eine ſehr hohe Meinung von ihrem Talent und fürchtete, daß durch die Veröffentlichung von noch nicht ganz reifen Erzählungen ſich möglicherweiſe ein Vorurteil gegen die Verfaſſerin bilden könnte, das ſpäteren Erfolgen im Wege ſtehen würde. Ich brauchte überdies nicht zu fürchten, daß ſie den Mut verlieren könnte. Sie verfolgte ihr Ziel mit derſelben kaltblütigen Beharrlichkeit und ſie nahm die kleinen Niederlagen hin mit derſelben Tapferkeit, die ſie in der letzten Stunde ihres Lebens an den Tag legte. Jetzt, wo die obigen Erwägungen — Gott ſei es geklagt — in Wegfall kommen, werden wir dieſe Erzählung veröffentlichen. Sie bietet heute — leider — ein doppeltes Intereſſe.

Obgleich mich der litterariſche Verkehr mit Margarete von Bülow lebhaft intereſſierte, hatte ich es doch unterlaſſen, ſie, wenn ich in Berlin war, zu beſuchen. Ich kannte ihre perſönlichen Verhältniſſe nicht und wußte daher nicht, ob ihr mein Beſuch erwünſcht ſein würde. Da ſchrieb ſie im Oktober an mich und forderte mich auf, ſie aufzuſuchen. Ich freute mich ſehr auf dieſen Beſuch, denn unſere Korreſpondenz hatte ſie mir ſehr wert gemacht, kam aber vor Weihnachten nicht nach Berlin und verſchob den Beſuch auf den Januar. Ich habe Margarete von Bülow nicht wieder geſehen und man hat mit ihr alle die reichen Hoffnungen begraben, die ſie gewiß bei jedem, der ſie kannte, erweckte.

Ich laſſe zum Schluß einen kurzen, mir freundlich zur Verfügung geſtellten Lebenslauf der Verſtorbenen folgen. Margarete von Bülow wurde am 23. Februar 1860 in Berlin geboren. Ihr Vater ſiedelte bald darauf als preußiſcher Konſul nach Smyrna über und nahm die Familie mit ſich, doch kehrte dieſe 1865 nach Deutſchland zurück und nahm ihren Wohnſitz in Thüringen. Auch der Vater kam 1867 als Landroſt nach Hildesheim, ging aber 1868 wieder nach Smyrna. Da er dort erkrankte, ließ er, um wenigſtens eins ſeiner Kinder bei ſich zu haben, Margarete zu ſich kommen, doch währte dieſes Zuſammenſein nur kurze Zeit, denn der Vater ſtarb. Margarete drückte ihm die Augen zu und brachte dann die letzten Grüße des Sterbenden den Lieben in der fernen Heimat.

Während das Kind in Smyrna weilte, beſuchte es die Schule der dortigen Diakoniſſen, in der ſie in franzöſiſcher Sprache unterrichtet wurde und erlernte außerdem das Neugriechiſche, deſſen Kenntnis dann im ſpäteren Leben erneuert und vertieft wurde.

Die Familie lebte nach dem Tode des Herrn von Bülow in Neudietendorf in Thüringen und man ließ dem jungen Mädchen, wie es ſcheint, volle Freiheit, die Energie und Selbſtändigkeit, die ohnehin in ſeinem Charakter lag, vielfach zu bethätigen. Hier wurde auch der Grund zu der außerordentlichen Geſchicklichkeit in allen Leibesübungen gelegt, über welche das junge Mädchen ſpäter verfügte. Mancherlei läßt auch auf einen eigenartigen Bildungsgang ſchließen, wie z. B. daß auch das Altgriechiſche gelernt wurde.

Die Jahre 1876 bis 1878 wurden in England verbracht, im Jahre 1881 ſiedelte die Familie nach Berlin über.

Der jähe Tod, den Margarete von Bülow fand, hat alle die Hoffnungen, die ſie ſelbſt und die ihre Freunde für ihr Talent hegten, vernichtet, und es iſt ihr nicht vergönnt geweſen, ihren Namen durch dasſelbe unſterblich zu machen, trotzdem wird er ſo lange fortleben, wie unſer Volk die ſelbſtloſe Tapferkeit eines Weibes ehren wird, das ſein Leben freudig hingab, ein anderes zu retten. Auch ſie ſtarb auf dem Felde der Ehre.

Th. H. Pantenius.

Pasquille und Spottreden in alter Zeit.

Von Dr. **Friedrich Leiſt.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Als im Jahre 1870 unſere deutſchen Soldaten ins feindliche Land einrückten, da erſchien eines Tages vom verſtorbenen Meiſter Kaulbach ein kleines, aber treffliches Bildchen: Der deutſche Michel in Geſtalt ſeines Patrons, des Erzengels Michael, ſchlägt mit flammendem Schwert ſeine Erzfeinde nieder; Napoleon und ſein Sohn liegen bereits hingeſchmettert zu ſeinen Füßen und im Hintergrunde fliehen angſterfüllt der Träger der Tiara und ſein jeſuitiſcher Anhang vor dem zürnenden deutſchen Engel. Es iſt dies vielleicht eines der formvollendetſten und inhaltreichſten Pasquille — wenn man es überhaupt ſo bezeichnen will — die je geſchaffen worden; ſicher aber iſt die in einem kleinen, unſcheinbaren Bilde enthüllte Zukunft noch nie großartiger und wahrheitsvollkommener in Erfüllung gegangen.

Was ſolche Erſcheinungen im Geiſtesleben des Menſchen hervorruft, das liegt in der eigentümlichen Entwickelung der menſchlichen Dinge überhaupt, die ſich als ein beſtändiger Kampf zwiſchen verſchiedenen Richtungen charakteriſieren; Intereſſen ſtehen gegen Intereſſen, Anſprüche gegen Anſprüche, Kräfte gegen Kräfte, Parteien gegen Parteien, und je mächtiger die Zeiten in ihren Erſcheinungen widereinander im Kampfe ſtehen, deſto gewaltiger das Ringen und Kämpfen der Parteien, deſto erbitterter und intenſiver ihr gegenſeitiger Haß.

Naturgemäß greift man im Kampfe zu den Waffen, und Waffe wird eben alles, was man zum Verderben ſeines Gegners zu handhaben verſteht; nicht bloß der erzene Speer und das Schwert, auch im Reiche der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, in den Fortſchritten und Reſultaten, welche der forſchende und prüfende Geiſt in den verſchiedenen Zweigen des menſchlichen Wiſſens zutage gefördert und als Wahrheit feſtgeſtellt hat, findet man ein ergiebiges Arſenal, das immer und immer wieder neue Bewaffnung, neue Munition zu liefern im ſtande iſt.

Vorzugsweiſe nun war dies der Fall im XVI. Jahrhundert, deſſen ganze Hälfte ein gewaltiger Parteienkampf in Kirche und Staat, ein Kampf der Meinungen gegen Meinungen, der Überzeugung gegen Überzeugung, des Gedankens und der Erkenntnis gegen Dogma und Glauben, ein Kampf der Freiheit gegen Unterdrückung ausfüllte. Man fand auch damals, wenigſtens zum Teil, Waffen im Bereiche der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit; aber um auch den Bürger und Bauer in den Kampf zu ziehen, um auch ihm eine beſtimmte Anſchauung der Dinge zu feſtigen, mußten ihm die neuen Gedanken jener entwickelungsreichen Zeit in einer Form geboten werden, die er zu faſſen vermochte und dies geſchah beſonders durch Schriften und fliegende Blätter, die in allgemein verſtändlicher Faſſung die Lehren und Wahrheiten der neuen Erkenntnis darſtellten, teils durch ſolche in ungebundener Rede, teils durch hiſtoriſche und manch andere Lieder, teils auch und mit beſonderer Vorliebe durch Spottgedichte, Schmählieder und Pasquille.

Das hiſtoriſche Lied, wie ſolche zahlreich von Luther ſelbſt und vielen ſeiner Mitarbeiter am Reformationswerke verfaßt und im Volke verbreitet wurden, war von um ſo größerer und eingehenderer Wirkung, als der größte Teil des Volkes zu jener Zeit der Kunſt des Schreibens und Leſens noch nicht teilhaft war. Durch die Vermittelung des von Mund zu Mund ſich fortpflanzenden Liedes ſammelte ſich raſch und leicht die junge Ausſaat neuer Gedanken in den Köpfen an und ſo kam es, daß das hiſtoriſche Lied im XVI Jahrhundert und beſonders in der Reformationszeit in ſchönſter Blüte ſtand. Aber auch für das Pasquill und Spottlied war das Reformationszeitalter die Grundlage ſeiner ſchönſten Entwickelung. Es liegt tief in der menſchlichen Natur begründet, alles, was nicht unſere Achtung erweckt, vielmehr unſere Verachtung reizt, namentlich alles, was ſich des Adels der menſchlich-ſittlichen Natur entäußert hat, mit Spott und Hohn, und mit der Geißel der Satire zu verfolgen. Selten begnügt ſich der Menſch, das, was ſeiner edlern Natur widerſtrebt oder auch nur ſeiner Geiſtesrichtung zuwider iſt, nur zu meiden und zu fliehen, er muß es vielmehr haſſen und mit den Mitteln ſeines Haſſes, mit Spott und Schmähung züchtigen.

So aus der geiſtigen Natur des Menſchen hervorgehend, waren Spottlieder ſchon im frühen Mittelalter bekannt. Je mehr aber im XVI. Jahrhundert in der religiöſen Entwickelung die Gegenſätzlichkeit hervortrat, je mehr ſich der proteſtierende Geiſt gegen das faul und morſch gewordene geiſtliche Regiment ausbildete, je mehr der päpſtliche Hof und der unwürdige Lebenswandel des Klerus eine breite Grundlage boten, deſto üppiger entfaltete ſich das Spottlied und bildete neben vielen eigenen Erſcheinungen bald auch jene ganz ſpezielle Schriftgattung aus, die man Pasquill nennt.

Der Name entſtand in Rom ſelbſt, wo um das Jahr 1500 ein Schuhflicker Pasquino lebte, der ſich durch witzige Einfälle und beißende Spötterei zu einer gewiſſen Berühmtheit machte, ſo daß viele in die Werkſtatt des Schuſters kamen, um ſich an ſeinen launigen Sarkasmen zu ergötzen. Bald nach ſeinem Tode nun wurde unfern ſeiner Wohnung eine verſtümmelte und darum unkenntliche Marmorſtatue ausgegraben und am Campoflor, nahe am Platze Navone, in einem Winkel des Palaſtes Orſini aufgeſtellt. In dieſer alten Statue lebte gleichſam der alte Schuſter wieder auf, denn ſo oft irgend ein witziger Kopf einen guten Einfall über ein Tagesereignis hatte oder irgend jemandem eine pikante Wahrheit ſagen wollte, wurde ſolche dem alten Schuhflicker in den Mund gelegt und auf einem Zettel dieſer Statue angeheftet, ſo daß jeder Vorübergehende ſich daran erfreuen konnte. Dieſe urſprüngliche einfache Form wurde übrigens bald mannigfaltiger. Denn dieſer Statue gegenüber ſtand eine andere gleichfalls verſtümmelte Figur, die von ihrer früheren Stellung auf dem Martis forum den Namen Marforio führte. Dieſe wurde bald in den Geſellſchaftskreis Pasquinos hereingezogen, ſofern man in der Regel, wenn irgend ein pikantes Thema verhandelt werden ſollte, dem Marforio die entſprechenden Fragen anheftete, auf welche dann anderntags Pasquino ſeine mit Spott und beißendem Witz getränkten Antworten brachte.

So wurden bald die der Pasquinoſtatue angehefteten launigen Einfälle als Pasquille bezeichnet und urſprünglich in gebundener Rede ſowohl die Fragen als die Antworten abgefaßt. Später wurde die poetiſche Gebundenheit nicht mehr eingehalten und häufig dafür, wie wir das Pasquill namentlich auch aus der Reformationszeit kennen, die Proſaform des Dialogs gewählt, in der nun in der Regel Pasquino und Marforio ein witziges Geſpräch führen.

Die urſprüngliche und eigentliche Tendenz des Pasquills, Lächerlichkeiten, Mängel, Schwächen und Fehltritte von Perſonen und Zuſtänden bloßzuſtellen, beſonders die ſchwachen Seiten der Vornehmen, der Päpſte, Kardinäle und der hohen adligen Würdenträger aufzudecken und an das Volk zu bringen, machte allmählich einer ernſteren Haltung Platz und bald galt als Hauptzweck des Pasquills, über die politiſchen Zuſtände der Zeit zu unterrichten und überhaupt in allen Verhältniſſen der Zeit über Mängel und Gebrechen ſchonungslos die Wahrheit zu ſagen. So ſpricht ſich Pasquill ſelbſt oft über ſeine Tendenz aus:

Frommer Chriſt, kauf und lies mich in Treuen,
Dein Geld ſoll dich gewiß nicht reuen;
Thu ich dann nicht frei die Wahrheit ſagen,
So magſt du mich vor dem Papſt verklagen.

Die Verfaſſer ſolcher Pasquille und Spottgedichte ſind meiſtens unbekannt geblieben; ſie nannten ſich entweder gar nicht oder ſie entſtellten ihre Namen durch Umſetzung der einzelnen Buchſtaben oder ſie bezeichneten ſie nur durch einige Chiffern oder Monogramme. Bisweilen erſcheint der Name des Verfaſſers auch im Gedichte ſelbſt verſteckt, indem er ſich nach Art eines Akroſtichon aus den Anfangsbuchſtaben der erſten Worte der einzelnen Verſe zuſammenſetzen läßt. Aber es kommt auch vor, daß ſich der Verfaſſer als ſolcher bekennt, wie z. B. der Schluß eines derartigen Gedichtes lautet:

Daß bald geſchehe, wünſcht zur Hand,
Hans Gniſta, Prediger in Gotland.

Dem Inhalte nach war dem Pasquill urſprünglich jeder Stoff willkommen, der ſich boshaft witzig behandeln ließ, in der Reformationszeit dagegen galten vorzugsweiſe geeignet: die Kirche und das geſamte Kirchenweſen, der Papſt und der römiſche Hof, die Konzilien, der Kaiſer, die Reichsfürſten und die verſchiedenen Reichsſtände als des Kaiſers Anhang. Dabei ſtand Pasquill, wo er ſeine Thätigkeit in Deutſchland entfaltete, an Freimütigkeit den Römern nicht nach, an Schärfe des Tadels, an Derbheit im Schmähen übertraf er ihn noch weit. Es iſt oftmals der ganze lutheriſche Feuerzorn, der da aufbrauſt und auf die Widerſacher niederſtürzt und er traf mit ſchonungsloſer Sicherheit. Schon unter den Päpſten Alexander VI, Julius II, Leo X und Hadrian VI hatte Pasquill mit ſeinem beißenden Sarkasmus gedichtet, ſo daß man ihn und ſeinen Frageſteller Marforio in den Tiber ſtürzen wollte.

Ganz wie unſer oben erwähntes Kaulbachbild liebt auch Pasquill ſeine Gedanken in der Regel mit einem Holzſchnitte zu illuſtrieren. Die am häufigſten vorkommende Darſtellung zeigt den Papſt als reitende Frauengeſtalt mit prächtigem Kopfſchmucke, in der Rechten den goldenen Kelch Babels hoch emporhaltend, und ſitzend auf einem ſiebenköpfigen, mit ſcharfen Krallen und mächtig gewundenen Schweife verſehenen Drachen. Ein anderer Holzſchnitt zeigt, wie der wilde Drache mit ſeinem Reiter ſich in den geöffneten Höllenrachen ſtürzt; das Bild trägt die Umſchrift:

Der Papſt ſtellt ſich an die höchſte Statt,
Drum ihn Gott geſtürzet hat,
Weil er uns bracht um Leib und Seel,
Iſt ſein Urteil im höchſten Qual.
Ihr Bauch, ihr Gott, bringt ſie in Not.
Martin Schrot.

Ein beſonders intereſſantes Pasquill bringt einen Dialog zwiſchen dem Papſt und dem Teufel, betitelt: „Pasquillus, New Zeyttung vom Teuffel,“ im Jahre 1546 gedruckt. Der Papſt iſt Paul III, der überhaupt vielfach als glücklicher Vorwurf für Pasquille diente, und dem hier der Teufel mit wahrhaft teufliſcher Pfiffigkeit das Geſtändnis einer Schwäche und einer Sünde um die andere entlockt, und ihm ſchließlich aus dem Kartenſpiel beweiſt, daß er „allweg des Papſtes heimlicher Ratgeber und beſter Geſelle“ ſei.

Das vom Teufel gemeinte Kartenſpiel iſt das ſogenannte Karnöffelſpiel, eine alte Spielart, in der eine große Anzahl von Karten eine hiſtoriſch-politiſche Bedeutung hatten. Karnöffel iſt eine verdorbene, mundartliche Bezeichnung für Kardinal; der Karnöffel war die mächtigſte Karte im Spiel, die alle anderen ſtach. Die zweite, dritte, vierte und fünfte Karte waren die vier Kaiſer der vier Weltmonarchien, nämlich des babyloniſchen, des perſiſchen, des griechiſchen und endlich des römiſchen Reichs. Stufenweiſe überſtach von dieſen vier Karten immer die nach der hier angegebenen Reihenfolge nächſt höhere die niedere. Die hier bezeichnete fünfte Karte, alſo der Kaiſer des römiſchen Reichs, repräſentierte Karl V und hieß im Spiele „das erwählte Taus.“ Ihm ſtanden zunächſt in der ſechſten Karte: der Papſt und in der ſiebenten: der Teufel. Dieſe ſechſte Karte, der Papſt alſo, überſtach alle Kaiſer, eine ſichtliche Anſpielung auf die Allgewalt des Papſtes; nur den Karnöffel überſtach ſie nicht, weil der Papſt ſtets in den Händen der Kardinäle ſich befand. Die ſiebente Karte, die „böſe Sieben“ war der Teufel und eine Freikarte; ſie konnte weder von den Kaiſern, noch vom Papſte, noch vom Karnöffel geſtochen werden. Die Acht, Neun und Zehn im Karnöffelſpiel ſtellen die drei dem Kaiſer untergeordneten Stände der Bauern, Bürger und des Adels dar, die infolge deſſen vom vierten Kaiſer überſtochen werden. Endlich ſpielte im Karnöffelſpiele auch noch der „faule Fritz“ mit, der ſeine Deutung in den „faulfräßigen Mönchen“ fand, die ſich vom Hab und Gute der Bauern, Bürger und Adeligen nährten und darum ſtach auch der „faule Fritz“ die Acht, Neun und Zehn in der Karte. Übrigens ſind dies nur die politiſchen Hauptperſonen des Spiels, das mit achtundvierzig Karnöffelkarten gehandhabt wurde; und aus dieſem Spiele liefert in dem erwähnten Pasquille der Teufel den Beweis, daß er des Papſtes Geſelle ſei.

Außer ſolchen und ähnlichen Pasquillen bildeten ſich noch eine zahlreiche Menge einzelner ſchlagenden Sätze, die über alle möglichen Verhältniſſe ihre ſpöttiſche Laune ausließen. Nur einige Beiſpiele mögen ihre Art in Beziehung auf die Zuſtände Roms charakteriſieren:

„Drei Waren gibt es, womit man in Rom handelt: Chriſtus, geiſtliche Lehen, Weiber.“

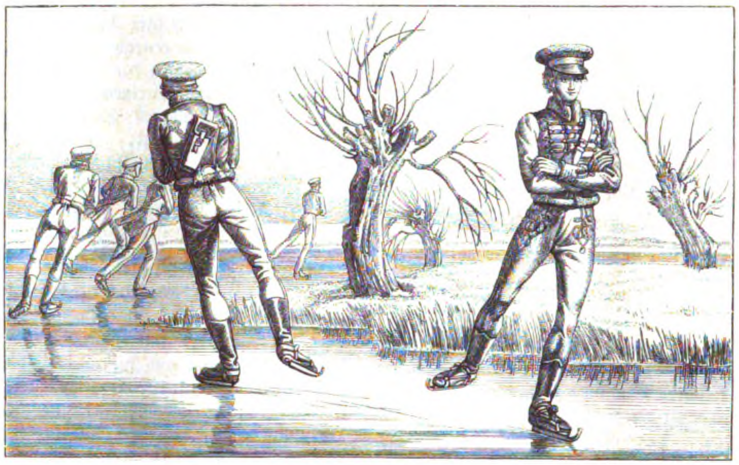
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Nach Rom ging weder Mann noch Pferd,
Sie waren, kamen ſie wieder, minder wert.“
„Zu Rom ein Schalk groß Ehr erwirbt,
Der fromm allda verdirbt und ſtirbt.“
„Man ſieht zu Rom ein Schaf nicht an,
Wenn es nicht Wolle geben kann.“
„In Rom mag man thun was man will,
Nur fromm ſein nützt da nicht viel.“

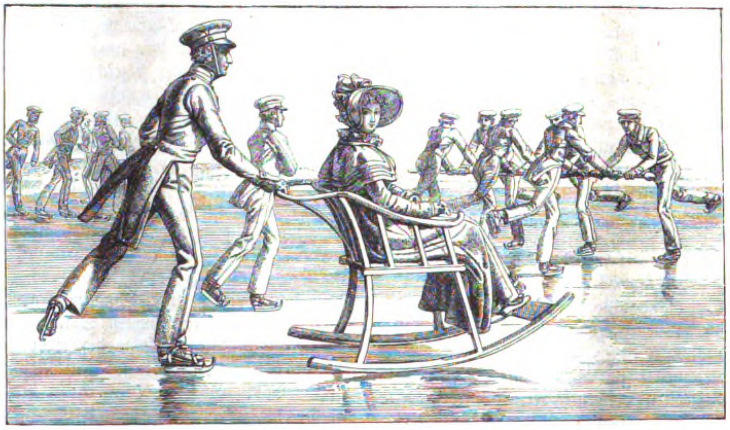
Auch der Kaiſer, in der Reformationszeit alſo namentlich Karl V, war vielfach Gegenſtand der Pasquille, und „ſein Streben wider die deutſche Freiheit“ wurde in ſcharfen Ausdrücken kritiſiert. In einem prophetiſchen Worte, angeblich ſchon im Jahre 1327 von einem alten ehrwürdigen Manne ausgeſprochen, iſt verkündet: „Wenn man zählen wird 1546—1548 wird ſich erheben ein groß mächtig Ding in dieſen Landen; das wird Kraft und Gewalt von ſich ſelber über alle Dinge haben und wird ſo ſtark ſein, daß es keine Gewalt erleiden mag, denn es iſt und wird wider alle Gewalt ſein, und wer mit Gewalt wird gegen dasſelbe handeln, der verſehe ſich, er muß auch Gewalt leiden. Zu dieſer Zeit wird ein kindiſcher Kaiſer ſein und eine leichtfertige Obrigkeit von Geiſtlichen. Aber dieſelbige Gewalt wird wohl den Kaiſer um ſein Kaiſertum bringen.“ Teilweiſe in gebundener Rede abgefaßt, lebten ſie zumeiſt in Geſangesform im Munde des Volkes fort und wurden vom Landsknechte im Lager und auf dem Marſche geſungen, wie z. B. das Kriegslied gegen Karl V:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, didum,
Bidi, bidi, bum!
Der Kaiſer ſchlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Sabeln und mit Spießen!
Didum, didum, didum!

In gleicher Weiſe wie die Träger der höchſten weltlichen und geiſtlichen Würden wurden die Reichsfürſten und Stände mit Pasquillus' beißender Wahrheit bedacht. Eine beſonders beliebte Art, nach dieſer Seite hin die Lauge ſeines Witzes auszugießen, lag darin, gleich alle Stände des Reiches in ein Ganzes zuſammenzufaſſen und jedem einen charakteriſtiſchen Bibelſpruch anzuheften. So führt in einem Pasquill vom Jahre 1542 der Kaiſer das Motto: „Ein jedes Reich, ſo es ſelbſt mit ſich uneins wird, das wird wüſte; ich bin nicht gekommen Friede zu ſenden, ſondern das Schwert;“ die Reichsfürſten: „Ihr ſollt euch nicht Schätze ſammeln auf Erden, die die Motten und der Roſt freſſen und die Diebe ſtehlen;“ das Kammergericht: „Auf Moſis Stuhl ſitzen die Schriftgelehrten und Phariſäer, thut was ſie euch ſagen, aber nach ihren Werken ſollt ihr nicht thun.“



Schlittſchuhläufer.
Nach einer Radierung von J. A. Klein.



Der Eisſchlitten.
Nach einer Radierung von J. A. Klein.

Dieſe milde Form des Pasquills wird oftmals durch ſehr derbe Wahrheiten überboten, wofür die folgende charakteriſtiſche Schilderung der Habſucht, Wortbrüchigkeit und Schwelgerei der Fürſten ein lautes Zeugnis gibt:

Den armen Adel freſſen ſie
Und ſuchen täglich Weg und Rat,
Daß ja der Freiheit blieb kein Statt.
Ein Teil ſie hand bezwungen ſchon
Dan andern jetzo ſahen on.
Auch haltens Brief und Siegel kein,
Ihr Ja iſt gleich und auch ihr Nein.
Kein Glaub, kein Treu iſt bei ihnen mehr
Sie achten weder Gott noch Ehr.
Allein auf ihren Nutz ſie gan,
Keins Ernſts ſich ſonſt nit nehmen an.
Denn wo man ernſtlich Sach beginnt
Als man aufs Reichs Verſammlung find,
Da pflegens nur der Praſſerei
Und wohnen den Banketen bei.
Da wird verzehrt der Armen Gut
Bet, Ungeld, Steuer und dergleich,
Als ob es komm zu Nutz dem Reich.

Anſchließend an dieſe ſcharfen Tadelsworte beklagt der Dichter die ſchlechte Reichsverwaltung und bietet ſo manch intereſſanten Einblick in die Zuſtände der damaligen Zeit, und wenn uns heute derartige litterariſche Erſcheinungen nur noch als die Stimme einzelner begegnen, ſo waren ſie doch für jene Zeit im vollſten Sinne des Wortes eine Volksſtimme, eine Art Rechtsſpruch des Volkes, das ſich ſeiner gedrückten Verhältniſſe unter dem Einfluſſe des freier werdenden Zeitgeiſtes zu erwehren ſuchte.

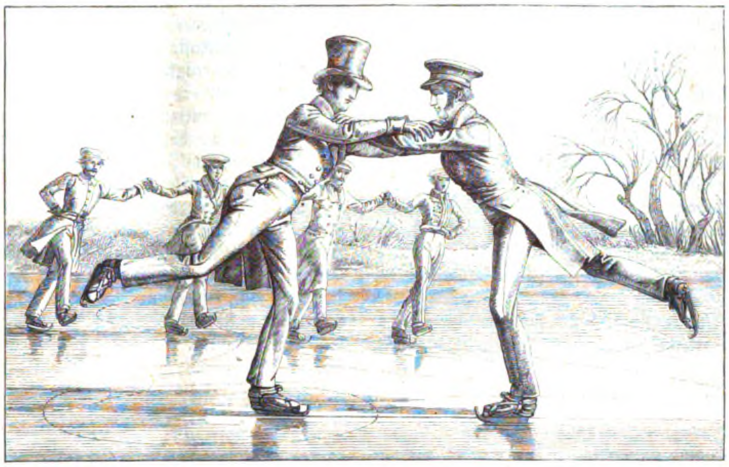
Es iſt natürlich, daß man in den am meiſten betroffenen Kreiſen auf Pasquillus nicht gut zu ſprechen war; er klagt ſelbſt oft, daß er in Rom allerlei Ungunſt, Verfolgung und Vertreibung erleiden müßte. Aber auch in Deutſchland erging es ihm nicht beſſer: ſchon im Reichstagsabſchied vom Jahre 1524 wurde ein Verbot gegen Pasquille bekannt gemacht. Das gleiche geſchah im Jahre 1530 auf dem Augsburger Reichstage und wiederholt durch ein Reichsgeſetz vom Jahre 1541; — aber Pasquillus erhob immer wieder das Haupt und rief mit ſeinen auf ſich ſelbſt gefertigten Worten aller Welt zu:

„Si veritatem dico vobis, quare non creditis mihi?“
(Wenn ich euch die Wahrheit ſage, warum glaubt ihr mir nicht?)

Eisbilder, Radierungen von J. A. Klein.

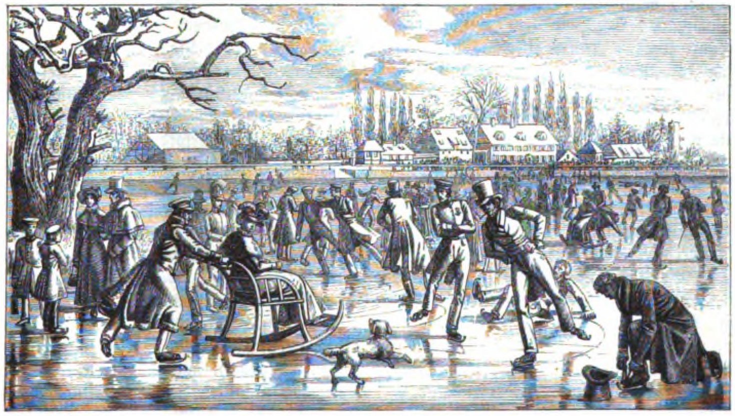
Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Es ſcheint das einfachſte von der Welt, das bildlich wiederzugeben, was man vor Augen hat, mit anderen Worten: die Natur abzuſchreiben, während es eigentlich das allerſchwerſte iſt. Der Weg vom Auge bis in die Hand iſt weit, die mit dem Auge aufgenommene Geſichtsvorſtellung muß viele Thüren paſſieren, ehe ſie ihr Mandat an die Hand abgeben kann. Ja, wie eine Quelle die Beſtandteile des Bodens mit ſich führt, den ſie durchdrungen hat, ſo hängt ſich unſer innerer Beſitz an alles, was wir reproduzieren. Das iſt ganz natürlich. Jede neu aufgenommene Vorſtellung muß ſich mit der Menge früher gemachter Erfahrungen auseinanderſetzen, Luſt und Unluſt, Gefallen und Mißfallen reden hinein und geſtalten die Dinge nach ſubjektivem Ermeſſen; dazu gibt es auch techniſche Schwierigkeiten zu überwinden. Was nun als empfangenes Bild wiedergegeben wird, hat oft ſein Ausſehen ganz merklich geändert; es macht den Anſpruch, ein Spiegel der Dinge zu ſein, iſt auch ein Spiegel, aber freilich ein gefärbter.



Der Eiswalzer.
Nach einer Radierung von J. A. Klein.

Dieſe Färbung zeigt ſich am deutlichſten als Zeitgeſchmack und Manier. Hier ein Beiſpiel: Die deutſche Malerei der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ſtand unter dem Einfluſſe der Italiener, welche wiederum Michel Angelo imitierten. Man malte und meißelte lauter Rieſen, Menſchenleiber von gewaltigen Gliedmaßen und kleinen Köpfen. Kein Handgelenk, das nicht im ſcharfen Winkel gebogen, kein Schritt, der nicht heroiſchen Rhythmus hätte, keine Wendung, die nicht bis an die Grenze der Möglichkeit getrieben wäre. Das läßt man ſich noch gefallen, wenn es ſich um Götter und Helden handelt, aber ein Joſt Amman, ſonſt ein trefflicher Schilderer der Sitten und Zuſtände ſeiner Zeit, hängt ſeinen italieniſchen Geſchmack allen ſeinen Gebilden auf. Seine Schuſter, Schneider, Barbiere und dergleichen ſind ſämtlich verkleidete Giganten. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren runde Geſichter, ſtumpfe Naſen, Kalbsaugen und rückwärts gebogene Fingerſpitzen mode. Dadurch erhalten viele Porträts jener Zeit eine gewiſſe Familienähnlichkeit, die durchaus nicht in der Natur begründet lag. Darauf wurde man wieder klaſſiſch und ſah in jeder Bauermagd eine Phyllis.



Die Schlittſchuhbahn zu Nürnberg.
Nach einer Radierung von J. A. Klein.

Welche Kraftanſtrengung hat es der Malerei der erſten Jahrzehnte dieſes Jahrhunderts gekoſtet, die Dinge ſehen zu lernen, wie ſie ſind und wiederzugeben, ohne die eigene Voreingenommenheit hinein zu miſchen. Aber auch gegenwärtig iſt man nicht durchaus frei von einer Bevormundung der Natur, die nicht in einer Läuterung der Formen, ſondern im Einmiſchen ſubjektiver Gewohnheiten beſteht. Die meiſten unſerer Illuſtratoren, Künſtler, welche nichts anderes zu geben haben, als Spiegelbilder der Natur, erkennt man doch am erſten Striche. Es wäre ſchlimm, wenn unſere Offiziere oder Damen ſo ausſähen, wie ſie mancher Illuſtrator heute ſieht!

Es gehört eine beſondere Beobachtungsgabe, ein ſcharfes Auge und eine ſichere Hand dazu, um Gebilde zu ſchaffen, die den vollen Eindruck der Wahrheit machen und die unmittelbare Zuſtimmung des Beſchauers finden. Solche Bilder haben das Eigentümliche, daß ſie nicht alt werden. Ein Dürerſcher Kopf, ein Bettelknabe Murillos, ein Porträt Holbeins oder Van Dyks, ein Kupferſtich Chodowieckis, eine Charakterfigur von Knaus, ein Tiroler Defreggers ſind wirkliche Wahrheit und darum dem Wechſel des Geſchmackes nicht unterworfen.

Ihnen dürfen wir die Radierungen von J. A. Klein, einem Künſtler, den man Chodowiecki den zweiten nennen könnte, wohl anreihen. Johann Adam Klein wurde 1792 in Nürnberg geboren. Er war ein Schüler des Nürnberger Kupferſtecher Gabler, unter deſſen Leitung er ſich zum Tier- und Porträtmaler ausbildete. Mit dem Malen hat er jedoch nicht viel Glück gehabt, ſein Talent, vielleicht auch ſeine Ausbildung durch einen Kupferſtecher wieſen ihn auf die Zeichnung, vornehmlich auf die Radierung hin, die er meiſterhaft zu behandeln wußte. Klein verließ ſeine Heimat und zog im Jahre 1811 nach Wien, woſelbſt er bis zum Jahre 1815 blieb. Von hier aus machte er Reiſen nach Steiermark, Ungarn und den damals noch gänzlich unbekannten Donauländern. In der ſcharfen Beobachtung der Volksſitten, Szenerien, Trachten und landſchaftlichen Eigentümlichkeiten zeigte ſich das beſondere Talent unſeres Meiſters, der ſeine Eindrücke mit großer Objektivität und virtuoſer Behandlung von Griffel und Radiernadel fixierte. Seine Tierbilder, beſonders ſeine Pferde, ſeine Wagen und Reiter werden als Meiſterwerke in ihrer Art geſchätzt. Sehr zahlreich ſind diejenigen ſeiner Blätter, welche Soldaten und Kriegsſzenen aller Art ſchildern. Es iſt begreiflich genug, daß der Künſtler ſich mit ſolchen Gegenſtänden beſchäftigte, da ja damals die ganze Welt mit Kriegslärm angefüllt war, und die Märſche der verſchiedenſten Truppen und Völkerſchaften nicht aufhörten. Auf kurze Zeit kehrte Klein nach Nürnberg zurück, um von da aus eine Studienreiſe durch die Neckar-, Rhein- und Mainländer zu machen, die ihm ebenfalls kriegeriſche Bilder zeigten. Über Wien wandte er ſich hierauf nach Italien, wo er in dem Kreiſe von Koch, Erhardt und anderen Künſtlern, welche die Bahnbrecher der damaligen Kunſtentwickelung waren, weilte und kehrte 1822 in die Heimat zurück. In Nürnberg hielt er ſich bis 1839 auf und zog dann nach München, wo er 1875 geſtorben iſt.

Die Geſamtzahl ſeiner Blätter beläuft ſich auf vierhundertdreißig, von denen bei weitem die meiſten durch Radierung hergeſtellt ſind. Das Verfahren beſteht darin, daß eine Kupferplatte mit einem feinen Wachsüberzug verdeckt wird. Die Zeichnung wird in die Wachshaut eingeritzt und hierauf durch Säure in die Kupferplatte eingeätzt. Der Vorzug dieſes Verfahrens beſteht neben der größeren Billigkeit vornehmlich darin, daß der Hand, welche nicht in Kupfer zu graben, ſondern nur Wachs zu ritzen braucht, große Freiheit bewahrt bleibt, was der Unmittelbarkeit der Darſtellung zu gute kommt. Klein war alſo mit ſeinem Talente ganz beſonders auf die Radierung angewieſen. Auch die beiſtehenden Bilder laſſen erkennen, daß er ſie vorzüglich gut behandelte. Auch um dieſer Meiſterſchaft willen ſind ſeine Blätter, beſonders frühe Drucke aus den Jahren 1811 bis 15 geſchätzt. Hauptblätter ſind ſeine Fuhrwerke, namentlich das wallachiſche, Jahrmarktsſzenen in Berchtesgaden, Halt bei der Weinſchenke, der liegende Spitz und andere. Vor allem aber iſt die Mannigfaltigkeit, die ſcharfe Beobachtung, die geiſtreiche Behandlung ſeiner Zeichnung zu rühmen. Er behandelte Volksſzenen, Tierſtücke, Landſchaft und Architektur mit gleicher Meiſterſchaft. Wenige Künſtler erfreuen ſich einer ſolchen originellen Vielſeitigkeit, wie wir ſie bei Klein finden.

Unſere Bilder bedürfen keiner Erklärung, ſie ſtellen Eisſzenen aus den vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts dar.

Wir ſehen, daß es damals im Winter auch noch fror, was ſich in dieſem Jahre einmal wieder nicht ereignen zu ſollen ſcheint, daß die Elegants jener Jahre etwas anders ausſehen, als die heutigen, daß man aber Schlittſchuh lief ganz ſo wie heute, nur daß die einfachen Schlittſchuhe mit ihren alten tüchtigen Riemen feſter ſaßen als die heutigen, mit ihren allerlei Schräubchen und Federn und daß damals dasjenige Element auf dem Eiſe fehlte, welches heute dem Bilde ſeinen beſonderen Charakter und ſeine beſondere Anmut verleiht — die ſchlittſchuhlaufenden Damen.

Fritz Anders.

Veſtatempel und Veſtalinnen.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Der uralte Dienſt der Herdgöttin Veſta hat durch ſeine Bedeutung für den römiſchen Staat, namentlich aber durch das halb klöſterliche Inſtitut ſeiner jungfräulichen, mit hohen Privilegien ausgeſtatteten, aber auch mit peinlichen Strafen bedrohten Prieſterinnen von jeher beſonderes Intereſſe auf ſich gezogen. Nach den Zeugniſſen der alten Schriftſteller befand ſich der Rundtempel der Göttin in der ſüdöſtlichen Ecke des republikaniſchen Forums, an der Heiligen Straße und am Abhange des palatiniſchen Berges. Neben dieſem einfachen Baue mit ſeinem ewig lodernden Herdfeuer und den nur den reinen Dienerinnen der Göttin zugänglichen Heiligtümern, unter denen ſich auch das trojaniſche Palladium befand, ſtand das ſogenannte Atrium der Veſta, ein wirkliches Wohnhaus, beſtehend aus einem in der Decke mit einem Licht- und zugleich Regenwaſſerfang verſehenen Saale, an deſſen Seiten die Zellen der ſechs Veſtalinnen — erſt ſehr ſpät ſcheint ihre Zahl auf ſieben geſtiegen zu ſein — ſich befanden. Daß dieſelben hier wohnten, ergibt ſich auch aus einem Briefe des jüngeren Plinius, worin es heißt: „Die Krankheit Fannias macht mir Sorge. Sie hat ſich dieſelbe zugezogen, indem ſie die Jungfrau Junia pflegte, zunächſt als Verwandte, dann auch auf Zureden der Prieſter; denn wenn die Jungfrauen durch Krankheit genötigt werden, das Atrium der Veſta zu verlaſſen, übergibt man ſie der Sorge und Obhut anſtändiger Frauen.“ Vom Kaiſer Valentinian wurde ein beſonderer Arzt für ſie angeſtellt. Eng verbunden mit dieſen Räumlichkeiten war die Amtswohnung des Oberprieſters oder Pontifex Maximus, der im Namen der Göttin volle väterliche Gewalt über die Veſtalinnen übte und bei den Opferhandlungen am Staatsherde die Stelle des Hausvaters in der Familie vertrat. Er eignete die Novizen, welche nicht weniger als ſechs und nicht mehr als zehn Jahre zählen, von jedem Leibesfehler frei und noch im Beſitze von beiden Eltern ſein mußten, dem Tempel zu und ließ ſie im Atrium mit den Abzeichen ihres Standes bekleiden, einem ſchneeweißen, wahrſcheinlich mit Purpur verbrämten Gewande und dem diademartigen Stirnbande, von welchem Bänder und Flechten herabhingen. Hierzu kam noch bei feierlichen Gelegenheiten ein weißes, vom Kopfe bis zu den Knieen hinabfallendes Schleiertuch, das unter dem Kinne durch eine Broſche zuſammengehalten wurde. Der Oberprieſter hatte aber auch das Recht, wenn die Jungfrauen das heilige Feuer verlöſchen ließen, die Schuldigen an einem dunkeln Orte auszupeitſchen, wenn eine das Gelübde der Keuſchheit verletzt hatte, ſie zum Lebendigbegrabenwerden zu verurteilen, eine Strafe, die in der römiſchen Geſchichte etwa in zwölf Fällen wirklich vollzogen worden iſt. Als die Kaiſer das Pontifikat ſelbſt übernahmen — und dies geſchah ſchon von Auguſtus an — wurde die Beaufſichtigung der Veſtalinnen, wie es ſcheint, einer Kommiſſion von Prieſtern übertragen; dies geht ſchon aus der angeführten Stelle des Plinius hervor und der Grammatiker Gellius läßt die neugewählte Jungfrau im Veſtatempel „den Prieſtern“ übergeben. Die Strafgewalt ging ſpäter auf den Gouverneur von Rom über. Für den Unterhalt der Veſtalinnen war durch reichliche Dotation von ſeiten des Staats geſorgt. Ihre Einkünfte mehrten ſich aber im Laufe der Zeit außerordentlich durch fromme Schenkungen und Stiftungen. Selbſt der Kaiſer Tiberius bedachte ſie in ſeinem Teſtament mit einem Legat und der heilige Ambroſius eiferte gegen die „ungeheuren Pfründen“ der frommen Schweſtern, deren eigenes Vermögen ſogar dem Veſtatempel zufiel, falls ſie nicht teſtierten.

Der Zudrang zum Noviziat iſt wohl von jeher ſchon wegen der geſetzlichen Erforderniſſe, zu denen in älterer Zeit auch die patriziſche Abkunft gehörte, nicht eben groß geweſen. Später verordnete das Geſetz eines gewiſſen Papius, der geiſtliche Oberhirt ſollte zwanzig Jungfrauen aus dem Volke wählen, welche dann in einer Verſammlung der Prieſter um die erledigte Stelle loſten, was ſpäter im Senate geſchah. Doch wurden in der Kaiſerzeit auch zuweilen freiwillige Anerbietungen von ſeiten der Eltern angenommen. Der Kaiſer Auguſtus gab ſich große Mühe, das ſinkende Anſehen des Inſtituts dadurch zu heben, daß er nicht nur die Ehren und Einkünfte der Veſtalinnen vermehrte, ſondern auch dahin arbeitete, daß die Töchter aus vornehmen Familien ſich der Teilnahme am Amte nicht entzogen; ja, als dies einmal geſchah, ſchwur er, er würde gern eine ſeiner Nichten als Veſtalin einkleiden laſſen, wenn ihr Alter ſtimmte, und einer jungen Veſtalin aus dem berühmten Hauſe der Cornelier, die von der Familie freiwillig geſtellt worden war, ſchenkte er zwei Millionen Seſterzen (435 000 Mark).

Von dem Leben der chriſtlichen Nonnen unterſchied ſich das der Veſtalinnen ſchon dadurch, daß es lediglich auf den Dienſt der Göttin und die Wohlfahrt des Staates, nicht auf das eigene Seelenheil Bezug hatte. Eine weitere Abweichung lag aber auch darin, daß eine Veſtalin nur auf dreißig Jahre zum Tempeldienſt verpflichtet war und ſich dann ſogar verheiraten durfte. Daß letzteres vorkam, iſt aus dem Spotte des chriſtlichen Dichters Prudentius über den Heiratseifer alter Veſtalinnen erſichtlich. Im allgemeinen galt aber eine ſolche Heirat für nicht glücklich, weil den Göttern nicht genehm, und die meiſten Veſtalinnen ſcheinen bis zu ihrem Tode im Tempel geblieben zu ſein. Mag doch überhaupt in einem Lande, wo die Mädchen der höheren Stände ſchon nach vollendetem zwölften Lebensjahre zu heiraten pflegten, die Wahl des Eheſtandes für eine Vierzigjährige ihr Bedenken gehabt haben!

War die Einweihung der jungen Novize vorüber und ihr vor derſelben abgeſchnittenes Haar an dem dazu beſtimmten, uralten Lotosbaum aufgehängt worden, ſo begann ihre Lehrzeit. Dieſe währte zehn Jahre; dann folgte der ebenſo lange ausübende Dienſt und in den letzten zehn Jahren das Lehr- und Vorſteheramt. Die jüngſten Veſtalinnen ſcheinen an gewiſſen Feierlichkeiten noch nicht teilgenommen zu haben. Wenigſtens waren bei dem Antrittsſchmaus des Oberprieſters Metellus (vor der Mitte des letzten Jahrhunders vor Chriſto), von dem wir noch den Speiſezettel beſitzen, nur vier Veſtalinnen zugegen. Auch galt es für ſtrafwürdigen Leichtſinn, den jüngſten Veſtalinnen die Hut des heiligen Feuers anzuvertrauen. Die älteſten Schweſtern unterrichteten, wie erwähnt, die Novizen und bei Valerius Maximus wird geradezu von einer „Schülerin der älteſten Veſtalin Aemilia“ geſprochen. Die älteſte, Veſtalis Maxima, nahm überhaupt den oberſten Rang ein, verſah die Haupthandlung bei den Opfern, war die Sprecherin der übrigen und heißt ſpäter geradezu „Vorſteherin.“ Cäſar anvertraute ſein Teſtament nach Sueton der Veſtalis Maxima. Als der Kaiſer Decius das republikaniſche Zenſoramt wiederherſtellte, gab er dem damit betrauten nachmaligen Kaiſer Valerianus die Vollmacht, zu entſcheiden über alle Richter und Statthalter „mit Ausnahme der ordentlichen Konſuln, des Opferkönigs und der Veſtalis Maxima.“ Unter Domitian wurde einer Cornelia, welche dieſelbe Würde bekleidete, wegen verbotenen Umgangs der Prozeß gemacht, nachdem ſie ſchon früher einmal freigeſprochen worden war, und der Kaiſer verurteilte ſie, wie es ſcheint, in übereilter und brutaler Weiſe zum Tode. Plinius der Jüngere erzählt, als ſie in die unterirdiſche Behauſung am Walle des Königs Servius hinabſtieg, ſei ihr Kleid an der Leiter hangen geblieben; ſie habe ſich umgekehrt und es zur Wahrung des Anſtandes losgemacht, und als ihr dann der Henker die Hand reichte, ſei ſie mit Abſcheu zurückgeprallt, um die entweihende Berührung zu vermeiden und bis zum letzten Hauche unbefleckt zu bleiben. Oft gelangten natürlich die Veſtaprieſterinnen zur oberſten Stufe erſt in ſehr hohem Alter. Eine Junia Torquata, die Schweſter des unter Tiberius verbannten Prokonſuls Silanus und im Jahre 22 n. Chr. deſſen Fürbitterin, heißt in einer Inſchrift eine Veſtalin von vierundſechzig Jahren, war alſo damals gegen ſiebzig Jahre alt; aber erſt auf einem noch ſpäteren Monument erſcheint ſie als Veſtalis Maxima. Auch im Jahre 19 n. Chr. war die Veſtalin Occia nach ſiebenfünfzigjähriger Dienſtzeit mit Tode abgegangen. Außer den Kaiſern hatten die veſtaliſchen Jungfrauen allein das Recht, innerhalb der Stadt begraben zu werden. Ihre Ruheſtätte befand ſich unweit des Veſtatempels noch näher nach dem Abhange des Palatins zu, und dort hat man auch bereits früher darauf bezügliche Grabſchriften gefunden.

Gewöhnlich hat man angenommen, daß die heutige Kirche S. Maria Liberatrice gerade auf der Stelle des Veſtatempels liege. Sie iſt freilich von der alten Straße etwas entfernt und es kann ſein, daß ein hart an der letzteren und öſtlich von dem in den letzten Jahren aufgedeckten Caſtortempel mit Marmorſtufen bekleideter Unterbau eines alten Rundtempels den wahren Platz bezeichnet. Die jetzt eifrig betriebene Ausſchachtung des Terrains zwiſchen Caſtortempel und Palatin hat zu genaueren Reſultaten geführt. Zum Teil iſt dies ſchon durch eine am 5. November vorigen Jahres gemachte Entdeckung geſchehen. Dicht an der erwähnten Kirche ſtießen an dieſem Tage die Arbeiter auf drei ſchwache Backſteinpfeiler aus ſpäter Zeit, und als dieſe bloßgelegt waren, fand es ſich, daß ſie auf fünf Fuß hohen viereckigen Marmorpoſtamenten ruhten, die, in einer Reihe neben einander ſtehend, Inſchriften zu Ehren dreier Oberveſtalinnen tragen und jedenfalls den Porträtſtatuen derſelben zu Sockeln gedient haben. Die eine Inſchrift lautet: „Der heiligen und frommen Veſtalis Maxima Flavia Publicia, Tochter des Lucius, deren tadelloſe und gewiſſenhafte Sorge für den Gottesdienſt, die ſie durch alle Stufen des Prieſteramts in löblicher Verwaltung übt, die Gottheit der heiligen Mutter Veſta anerkannt hat, gewidmet von Aemilia Rogatilla, Tochter des Gajus und ihrer Schweſter, nebſt deren Sohn Minucius Honoratus Marcellus Aemilianus, des Gajus Stiefſohn, wegen ihrer außerordentlichen Liebe und Anhänglichkeit gegen beide.“ Auf der Seite ſteht das Monatsdatum der Widmung. Leider iſt aber der Name des Kaiſers, der gerade mit ſeinem Thronfolger oder Mitregenten (Cäſar) Konſul war, von mißgünſtiger Hand ausgekratzt. In der Widmung des zweiten Denkmals iſt dagegen der Name der Oberveſtalin radiert. Dieſelbe iſt aber inſofern intereſſanter, als ſie eine offizielle Anerkennung ihrer „Sittenreinheit, Keuſchheit und wunderbaren Kenntnis der gottesdienſtlichen Bräuche“ enthält; denn das Denkmal iſt geſetzt, „als Macrinus Soſſianus ſtellvertretender Verwalter (Promagiſter) des mit der Aufſicht der Veſtalinnen betrauten Prieſters war,“ und zwar unter dem Konſulat des Jovianus und Varronianus, alſo im Jahre 364 n. Chr., nur achtzehn Jahre früher, als der Kaiſer Gratian die Tempelgüter der Veſta einzog! Aus Theodoſius', ſeines Nachfolgers, Zeit erwähnt der Geſchichtsſchreiber Zoſimus eine alte Frau, „die von den Jungfrauen der Veſta allein noch übrig war.“ Die dritte Marmorbaſis, die keine Altersbezeichnung führt, aber wahrſcheinlich auch aus ſehr ſpäter Zeit ſtammt, feiert eine Clölia Claudiana und iſt von Aurelius Fructuoſus, der ſich ihren Klienten nennt, auf Grund des von ihr volle zwanzig Jahre verwalteten Oberveſtalinnenamtes (maximatus) errichtet worden. Die Widmung ſchließt mit dem Wunſche, daß ſeiner Patronin ebenſo glücklich, wie die zwanzig, auch dreißig Amtsjahre verlaufen möchten.

Die Ausgrabungen haben dann weiter ergeben, daß das viereckige große Atrium von Gemächern verſchiedener Größe umgeben war, und in einem Winkel desſelben iſt der untere Teil einer bekleideten Frauenſtatue gefunden worden, deren Breite genau mit der eines ſchon früher dort aufgedeckten Fußgeſtelles übereinſtimmt.

H. Göll.

Am Familientiſche.

Noch einmal der Stern der Weiſen. (Vgl. Nr. 14.)

Die Nachricht von dem neuen oder veränderlichen Stern von 945 (nicht 943) und 1264 beruht nach Humboldt auf dem alleinigen Zeugnis des böhmiſchen Aſtronomen Cyprian Leovitius, der ſeine Nachrichten aus einer handſchriftlichen Chronik haben will, und darauf aufmerkſam macht, daß beide Erſcheinungen ganz in der Nähe des Tychoniſchen Sterns von 1572 (zwiſchen Cepheus und Caſſiopeia) ſtattfanden. Tycho glaubte an die Identität der drei Erſcheinungen, Camerarius jedoch und Pontanus halten Verwechſelungen mit Kometen für wahrſcheinlich. Die dreihundertjährige Periode des Wiederaufleuchtens, welche Gordrike vermutete (die partiellen Abſtände der vielleicht numeriſch nicht einmal ſichern Erſcheinungen ſind 319 und 308 Jahre!) wurde von Reill und Pigott auf 150 Jahre reduziert und hat ſich auch hier nicht beſtätigt. Arago hat gezeigt, wie unwahrſcheinlich es ſei, daß Tychos Stern von 1572 unter die Zahl der periodiſch veränderlichen gehöre, und ſeiner Meinung ſchloſſen ſich Humboldt und Mädler an.

Cardanus in Mailand und Gemma Friſius zu Löwen waren die einzigen Gelehrten, welche aus ganz unzureichenden Gründen den Stern von 1572 mit dem der Weiſen identifizierten. Tycho ſelbſt, Landgraf Wilhelm von Heſſen und Rothmann verhielten ſich, wie man bei Tycho, Gaſſendi und Riccioli nachleſen mag, ſehr zurückhaltend, ja geradezu ablehnend gegen dieſe Anſicht, und Tycho wurde deshalb in einen bekannten Streit mit Cardanus verwickelt. Keppler begann, durch den Polen Lorenz Suslyg angeregt, den Knoten glücklich zu löſen, indem er den Stern der Weiſen, auf ſeine Berechnungen und andere hier leider nicht zu entwickelnde Gründe geſtützt, für eine „conjunctio maxima,“ d. h. für eine Zuſammenkunft von Saturn und Jupiter in der Nähe des Frühlingspunktes auf weniger als eine Vollmondsbreite erklärte. Dieſe Anſicht haben Ideler und Leverrier, ausgerüſtet mit den neueſten Hilfsmitteln der Chronologie und Aſtronomie, als außer allem Zweifel ſtehend bewieſen.

Endlich werde noch bemerkt, daß weder die von Eduard Biot bekannt gemachten ſehr zuverläſſigen chineſiſchen Beobachtungen, noch der Sternkatalog im 7. Buch des ptolemäiſchen Almageſts des auffallenden

Leuchtens eines Fixſterns zur Zeit von Chriſti Geburt erwähnen. Die ihr zunächſt beobachteten derartigen Erſcheinungen fallen in die Jahre 134 vor und 123 nach Chriſtus.

Schließlich können die Jahre 630, 315 und 1 unſerer von Dionyſius Exiguus eingeführten Zeitrechnung gar nichts beweiſen, weil erſtens in allen drei Jahren und in den ihnen zunächſt liegenden kein einziges Zeugnis für ein derartiges Vorkommnis ſpricht, und weil zweitens der römiſche Abt, wie ſicher nachgewieſen, ſeine Ära um vier bis ſechs Jahre zu kurz annahm, ſo daß höchſt wahrſcheinlich die wirkliche Geburt Chriſti in das Ende des Jahres ſechs vor der dionyſianiſchen Epoche zu ſetzen iſt.

Karl Kieſewetter.

Rechtsrat.

Ein Reiſender nimmt von einem Geſchäft unter Nennung der Konditionen (ſechs Monat Ziel) einen Auftrag entgegen, den er aber, da er hinterher eine mehr als ſchlechte Auskunft erhält — das Geſchäft iſt ſchon mit mehrmaligen Beſuchen des Gerichtsvollziehers beehrt worden — ſeinem Hauſe nicht überſchreibt. Der Käufer beſteht jedoch auf Lieferung; iſt nun das Haus in dieſem Falle geſetzlich zur Lieferung verpflichtet oder nicht? Zumal 1) das Haus von einem Auftrag nichts weiß und 2) der Käufer ſich vorausſichtlich nur noch ein paar Monate halten aber nicht bezahlen kann.

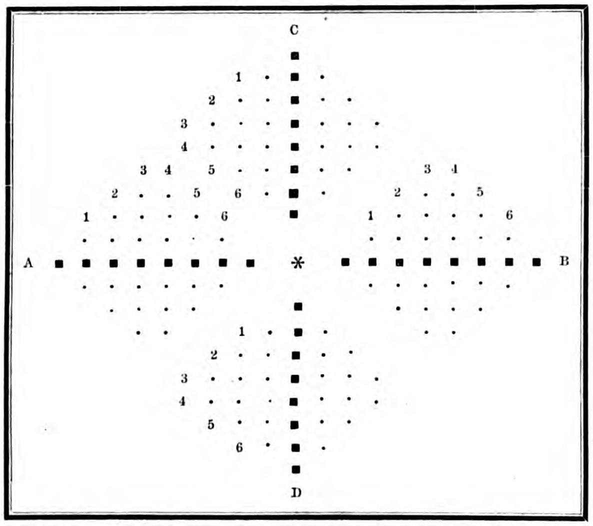
H. F. in W.

Wie das vormalige Reichs-Oberhandelsgericht (Bd. 23, S. 137 der Entſcheidungen) überzeugend ausführt, iſt es nach der insbeſondere im kaufmänniſchen Verkehre beſtehenden, einer geſunden Anſchauung entſprechenden Auffaſſung bei einem jeden Kreditgeſchäft eine ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung wirkſam bleibender Verbindlichkeit des Kreditgebers, daß nicht, bevor die Kreditzuſage zur Ausführung gelangt, Umſtände in betreff der Vermögenslage des Kreditnehmers bekannt werden, welche dieſen als ſo unſicher und die Gewährung des zugeſagten Kredits als ſo gefährdet erſcheinen laſſen, daß mit Beſtimmtheit angenommen werden darf, der Kreditgeber würde, wenn ihm dieſe Lage ſeines Kontrahenten ſchon bei dem Geſchäftsabſchluſſe bekannt geweſen wäre, zu dieſem ſich nicht verſtanden haben. Abgeſehen von ſolchen Fällen, in welchen dem Kreditbewilligenden eine Unſicherheit des andern Teils bekannt iſt und er, durch beſondere Beweggründe beſtimmt, dennoch auf das Geſchäft eingeht, gewährt kein Kaufmann einem andern Kredit, wenn er Urſache zu der Annahme hat, daß der zu verwendende Vermögenswert erheblich gefährdet ſein werde. Darüber, daß dies eine allgemein gehegte kaufmänniſche Anſicht iſt, kann kaum ein Zweifel obwalten. Es folgt aber hieraus weiter, daß jeder Kaufmann, welcher bei einem anderen Kredit beantragt, ſich mittelbar als einen für den Bereich des beabſichtigten Geſchäfts Kreditwürdigen darſtellt und dadurch der anderen Vertragspartei erklärt, dieſe dürfe ſich verſichert halten, daß ſie bis zur Zeit des Ablaufs des Geſchäfts ungefährdet ſein werde. Zeigt ſich nun eine Gefährdung des Kredits ſchon vor deſſen materieller Gewährung, ſo würde es gegen den vorgedachten Sinn des Geſchäfts und gegen Treu und Glauben ſein, ungeachtet dieſer veränderten Sachlage die Kreditzuſage aufrecht zu erhalten und den Kreditgeber zu nötigen, den betreffenden Vermögenswert einer offenbaren Gefährdung preiszugeben.

Nach dieſen Grundſätzen, welche übrigens für den Fall des Konkurſes ausdrücklich geſetzlich fixiert ſind, iſt bei offenbarer Zahlungsunfähigkeit des Käufers der Verkäufer nicht verpflichtet, gegen Kredit zu liefern. Da indes durch die Unſicherheit des Käufers nicht die Lieferungsverpflichtung als ſolche, ſondern nur die Verpflichtung der Kreditgewährung aufgehoben wird, ſo würde der Verkäufer gegen Barzahlung Zug um Zug liefern müſſen. Gegen die Klage des Käufers müßte daher das Erbieten zur Lieferung gegen Barzahlung geſetzt werden, und erſt dann, wenn der Käufer dieſe Barzahlung ablehnte, würde der Verkäufer vom Vertrage zurücktreten und Abweiſung der Klage erzielen können.

In unſerer Spielecke.

1.



Nach dem Muſter der obigen Figur, in welcher jeder Punkt einen Buchſtaben bezeichnet, bilde man mit Hilfe der folgenden Angaben eine Wortfigur. Der gemeinſame Buchſtabe der beiden Mittelreihen iſt e.

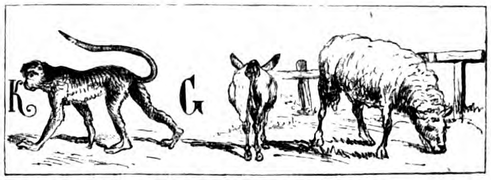
In A und B ſind die einzelnen Wörter, von oben nach unten, in C und D. von links nach rechts zu leſen. Die wagerechte und die ſenkrechte Mittelreihe ergeben einen der denkwürdigſten Tage des Jahres 1883.

Die einzelnen Wörter bezeichnen:

	A.	B.
1.	Einen Papſt.	Eine europäiſche Hauptſtadt.
2.	Eine Stadt in Deutſchland.	Einen König des alten Bundes.
3.	Einen Dreigeſang.	Einen altteſtamentlichen, weiblichen Namen.
4.	Einen Kardinal (ebenſo wie 1 und 2 bekannt aus der Geſchichte der Reformation).	Einen berühmten Cheruskerfürſten.
5.	Ein Buch des Alten Teſtaments.	Eine Stadt in Babylonien.
6.	Einen Nebenfluß der Donau.	Einen von den Babyloniern verehrten Gott.

	C.	D.
1.	Eine Zierde des Mannes.	Einen großen Fluß.
2.	Einen römiſchen Kaiſer.	Einen neuteſtamentlichen weiblichen Namen.
3.	Einen der Erzengel.	Einen Sonntag zwiſchen Oſtern und Pfingſten.
4.	Ein Buch des Alten Teſtaments.	Einen Beinamen des Herrn.
5.	Ein im Alten Teſtament erwähntes muſikaliſches Inſtrument.	Einen männlichen Vornamen.
6.	Eine Himmelsgegend.	Einen der israelitiſchen Stämme.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 17.

1. Manna! M — anna; Mann — a. — **2.** Krebs.

Dameſpielaufgabe.

1 e1—d2   Dc3—e1
2 Dg5—h4   De1—d2 oder c3
3 Dc5—f8 gewinnt

A.

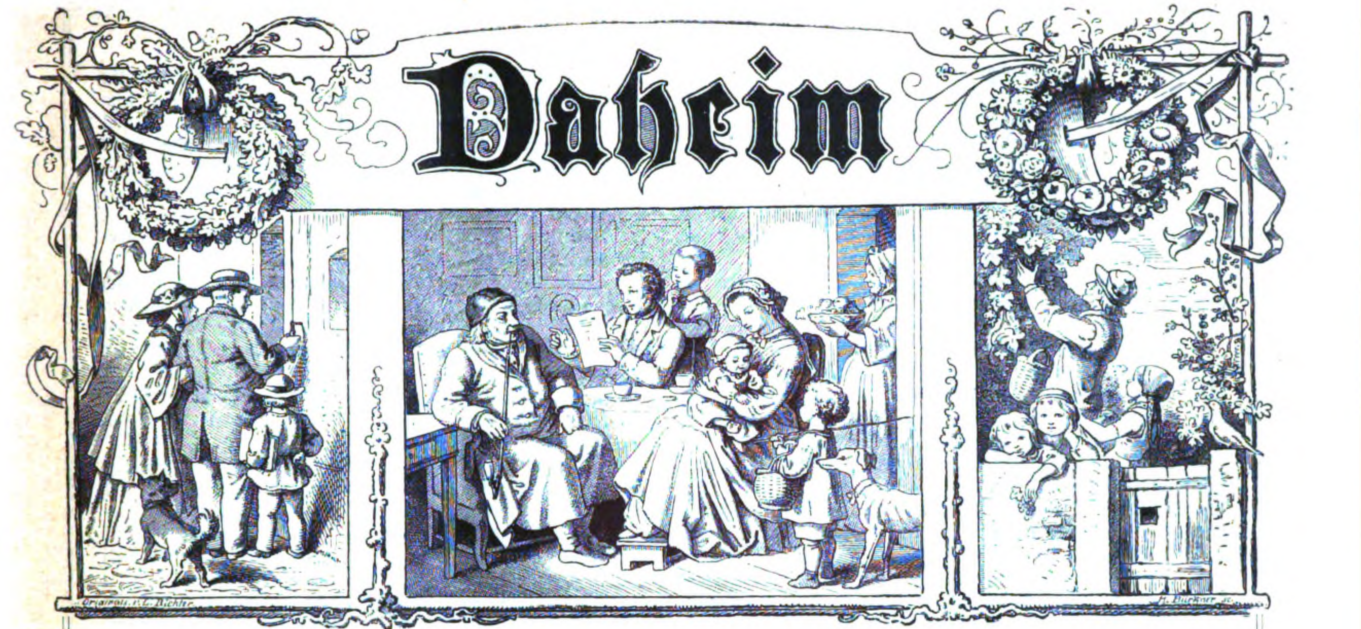
2 . . . .   De1—a5
3 Dh4—d8 gewinnt.

Bilderrätſel. Eintracht trägt ein.

Inhalt: Ellernbruch. (Fortſetzung.) Erzählung von Hans Warring. — Ein Gottesdienſt verfolgter Proteſtanten. Zu dem Bilde von H. Stelzner. — Todesſtrafe oder lebenslängliches Zuchthaus? (Fortſetzung.) Nach perſönlichen Erfahrungen beantwortet von H. Spengler, Strafanſtaltsgeiſtlicher. — Margarete von Bülow. Von Th. H. Pantenius. Mit Porträt. — Pasquille und Spottreden in alter Zeit. Von Dr. F. Leiſt. — Eisbilder, Radierungen von J. A. Klein. Von Fritz Anders. Mit vier Illuſtrationen. — Veſtatempel und Veſtalinnen. Von H. Göll. — Am Familientiſche: Noch einmal der Stern der Weiſen. Von Karl Kieſewetter. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Februar 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 19.

Ellernbruch.

Erzählung von **Hans Warring.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

IX.

Dieſem Abend folgten ſchwere graue Regentage, die jede Arbeit auf dem Felde unmöglich machten. Als ſei alles Leben entflohen, ſo düſter und ſchweigſam lag der Hof da. Kein frohes Rüſten zur Arbeit am Morgen — keine fröhliche Rückkehr am Abend! Mürriſch ſchoben ſich die Leute von einer Arbeit zur anderen — ſie hatte ja keine Eile und war nur vorgenommen worden, um die Hände nicht ganz müßig zu laſſen. — Auch im Hauſe war jeder Frohſinn erſtorben. Als gäbe es eine Leiche darin, ſo ſtill ging es zu. Es hatte in der Abſicht der Mutter gelegen, Sophien ins Gewiſſen zu reden und ihr vorzuſtellen, daß ihre maßloſe Heftigkeit mit der Zeit jeden von ihr ſcheuchen müſſe — daß ſie einſt ganz allein auf der Welt ſtehen werde. Aber das Geſicht des Mädchens hatte an jenem Morgen ſo bleich und leidend ausgeſehen, daß die Mutter dieſen Vorſatz aufgab. Sie war Menſchenkennerin genug, um zu ſehen, daß das Mädchen ſich alles, was ſie ihr hatte ſagen wollen, ſchon ſelbſt geſagt hatte. So ließ ſie ſie ſtill ihre Wege gehen und berührte mit keinem Worte das Geſchehene. Sie kannte ihre ſtolze Tochter zu wohl, um zu wiſſen, daß ſie ihrer Reue und ihrem Schmerze, ſelbſt der Mutter gegenüber, nicht Worte leihen, ſondern ſie ſtill in ſich tragen und überwinden würde.

Auf dem Gemüte des Mädchens laſteten dieſe düſteren Regentage mit furchtbarem Drucke. In ihrer jetzigen Stimmung wäre Arbeit — ſchwere Arbeit — die ſie tagüber zu keinem Gedanken hätte kommen laſſen und abends in einen tiefen traumloſen Schlaf verſenkt hätte, der beſte Freund geweſen. Und nun war ſie zur Unthätigkeit verdammt! Denn was ſie im Hauſe auch vornehmen mochte — ihre quälenden Gedanken wurde ſie keinen Augenblick los. Bleiern und ſchwer verliefen die Stunden — ſeit dem Tode des Vaters hatte ſie ſolch ſchwere nicht wieder verlebt! Ja, die gegenwärtigen waren eigentlich noch ſchwerer. Der Vater war in Liebe von ihr geſchieden und an ſeinem Scheiden trug ſie keine Schuld. Hier aber war ſie es geweſen, die gewaltſam ein Band zerriſſen hatte, welches ein ſchönes Glück an ihr Leben hätte binden können — die das einzige treue Herz, das ihr noch blieb, in Zorn und Schmerz von ſich getrieben hatte!

Draußen aber rieſelte der Regen unaufhaltſam herab und plätſcherte auf dem Dache und goß Ströme ſchäumenden Waſſers aus der Rinne, daß das große Waſſerfaß an der Hausecke faſt überfloß. So grau und düſter ſah es außen und innen aus, daß das Mädchen ordentlich vor Schreck zuſammenfuhr, als ſie drinnen in der Geſindeſtube ein lautes, luſtiges Lachen hörte. Da ſaßen die Mägde beim Säckenähen zuſammen und vertrieben ſich die Zeit mit Scherzen. Sie hatten gut lachen — ſie hatten keinen Kummer! Mit einem ſtillen Gefühl von Neid wollte Sophie an der Thüre vorübergehen, als das Schluchzen eines Kindes an ihr Ohr ſchlug. Das war Mikes Stimme — was hatte man der Kleinen gethan? Sie war mit ihrer Herde heimgekommen, weil „die Giſſel in der Kält erklamt waren“ — ſo hatte ſie, ſelbſt zitternd vor Kälte und Näſſe, ihr Kommen erklärt. Wollte man ſie wieder hinaustreiben? — Raſch trat Sophie in die Stube. Da ſtand das Kind, das naſſe Blondhaar in Strähnen um das geſenkte Köpfchen hangend, die Hände an die Augen gedrückt, bitterlich weinend. Und um ſie her waren alle Mägde des Hofes verſammelt — ſelbſt die alte, ſonſt ſo grämliche Urte fehlte nicht — und alle lachten mit lauter Stimme, und je heftiger ſich der Kummer des Kindes äußerte, deſto lauter und lärmender wurde ihre Luſtigkeit.

„Seht ihr nicht, daß das Kind friert? Laßt ſie ans Feuer, daß ſie ſich wärmt,“ ſagte Sophie unwillig.

„Es iſt nicht die Kält’,“ erwiderte Karoline, die Hausmagd, die ſchönſte und ſtattlichſte der Höfer Mägde, und während ſie ſprach lachte ſie, daß die ganze Reihe ihrer prachtvollen weißen Zähne zum Vorſchein kam — „es iſt nicht die Kält', worüber ſie weint! Sie weint über den Georg — ſie ſagt, ſie bangt ſich nach ihm und iſt ihm gut!“ — „Du haſt dir einen Forſchen ausgeſucht, Mike — haſt einen guten Geſchmack!“ — „Das wird ein ſchönes Paar, der Jörg und die Mike! Aber Augen haſt gute, das iſt wahr!“ — „Siehſt ſelbſt aus wie ein verklamtes Giſſel — und wenn er dich in die Taſch ſteckt, nachher haſt's warm!“ — So ſuchte eine die andere zu überbieten, und jede Spottrede rief ein neues Gelächter hervor.

„Schämt euch!“ ſagte Sophie unwillig. „Ich ſehe aus Mikes Thränen, daß ſie ein dankbares Herz hat, und das gefällt mir an dem Kind. — Und nun geht an eure Arbeit und laßt ſie in Ruh!“ Dieſe Szene hatte einen tiefen Eindruck auf das Mädchen gemacht. Daß die hübſchen Mägde des Hofes ihre Augen auf dem ſchönen, ſtattlichen Manne herausfordernd hatten ruhen laſſen, das hatte ſie wohl mit ſtillem Ärger bemerkt. Daß aber auch das kleine, arme verſchüchterte Ding, die Mike, ſein Herz an ihn gehängt hatte, das mußte einen anderen Grund als ſeine Schönheit und Stattlichkeit haben.

„Weshalb biſt du dem Georg denn gut, Mike?“ fragte ſie die Kleine, als ſie dieſelbe allein auf dem Hofe traf.

Anfangs wollte das Kind nicht mit der Sprache heraus, aber endlich antwortete es auf Sophiens Zureden ſtockend und ſchüchtern: „Er iſt ſo viel gut zu mir geweſen! Er hat zu mir geſagt: ‚Guten Morgen, Mike!‘ — Und einmal hat er mir den Brunneneimer in die Höh gezogen und mir Waſſer in den Trog gegoſſen.“ — Und die Kleine fing wieder an zu weinen, als ſie dieſer nun für immer entſchwundenen Wohlthaten gedachte. Sophie aber ging erſchüttert davon. Für ſolche Kleinigkeiten war ihm das Kind mit treuer Liebe zugethan — und ſie, der er ſein lebenlang Gutes und Liebes erwieſen — wie hatte ſie ihm gelohnt! Sie ging in ihre Kammer und ſaß ſtill lange Zeit, die Hände feſt im Schoße gefaltet. Plötzlich machte ein Zuruf der Mutter ſie auffahren.

„Biſt du da drin, Sophie?“

„Ja, was ſoll ich, Mutter?“

Sie trat in die Hinterſtube, wo die Mutter in ihrem Lehnſtuhle ſaß. „Komm her,“ ſagte ſie, „und ſetz dich zu mir — ich hab' mit dir zu reden.“ Und dann, als Sophie ihr gegenüber ſaß: „ich hab' einen Brief vom Doktor bekommen, und hier iſt auch einer für dich! Bleib ſitzen und lies — und dann ſag mir, was du dazu meinſt.“

Eine Zeitlang blieb es ſtill zwiſchen Mutter und Tochter. Das Mädchen hatte geleſen, und die Hände mit dem Briefe waren ihr in den Schoß geſunken. Der Antrag, den der Doktor ihr machte, ſollte doch wohl imſtande ſein, ſie über den Verluſt eines armen Knechtes, wie Georg, zu tröſten und Balſam auf die Wunde zu legen, die ihr Stolz empfangen. Aber zu ihrer eigenen Überraſchung fühlte ſie in dieſem Augenblicke mehr Enttäuſchung als Genugthuung.

„Nun?“ fragte die Mutter nach einer langen Pauſe.

Sophie antwortete nicht und ſtarrte mit zuſammengezogenen Brauen vor ſich hin.

„Du haſt mehr Glück als Verſtand!“ ſagte die Mutter nach einer abermaligen Pauſe in ernſtem Tone. „Ich wundere mich nur, daß noch einer kommt — verdient haſt es nicht! — Aber dies iſt der letzte — das kannſt' glauben! Wenn es bekannt wird, wie du dem Jörg mitgeſpielt haſt, dann wird dich keiner mehr wollen! Wenn es der Doktor wüßt', der nähm dich auch nicht!“

„Er kann's ja bleiben laſſen — ich hab' ihn nicht darum gebeten!“ entgegnete das Mädchen trotzig.

„Schäm dich, Sophie! Auf deinen Knieen ſollteſt du Gott dafür danken, daß ſo ein Mann, wie der Doktor, dich noch will! Und wenn du klug biſt, dann nimmſt du ihn — und dann ſei ihm eine brave Frau — er verdient es!“

Wieder eine lange Pauſe — dann, als das Mädchen noch immer ſchwieg, begann die Mutter von neuem:

„Du ſagſt immer, du willſt gar nicht heiraten. Aber ich kenn' dich: alte Jungfer zu werden, gefällt dir auch nicht! Es möcht' dir doch hart ankommen, ſitzen zu bleiben mit ſamt dem Geld, dem Hof und deinem hübſchen Geſicht! — Und was ſoll aus dir werden, wenn ich tot bin? Keinen Menſchen wirſt' haben, der ſich 'was aus dir macht! — Mann und Kinder aber müſſen bei dir bleiben, wenn du ihnen auch mancheſmal das Leben ſauer genug machen wirſt!“

Das war eine harte Wahrheit! Aber weil es eine Wahrheit war, nahm das Mädchen ſie ruhig hin.

„Nun — was ſagſt'?“ fragte die Mutter endlich nach einer abermaligen Pauſe, durch Sophiens Demut etwas beſänftigt.

„Du magſt recht haben, Mutter! Ich werd' ihn wohl heiraten müſſen — es wird mir nichts anderes übrig bleiben!“ entgegnete ſie tonlos.

„Geh, ſo mußt du nicht ſprechen! Das verdient der Mann nicht um dich! Wenn dir ſo zu Mut iſt, dann nimm ihn lieber nicht!“

„Wie du meinſt, Mutter!“ Die Wirtin wurde ungeduldig.

„Ich hab' dabei gar nichts zu meinen, ſondern du! Du haſt ja ſonſt deinen eigenen Kopf, warum denn heut nicht? — Aus dir kann keiner klug werden! Eben haſt geſagt: ich will nicht 'runter, ich will in die Höh! — Iſt dir der Doktor vielleicht noch nicht gut genug?“

Auch hierauf ſchwieg Sophie — ſo ſanftmütig war ſie noch nie geweſen! — Die Mutter ſtand auf und ging hinaus. Auch Sophie erhob ſich. Sie fühlte eine Starrheit und Müdigkeit in ihren Gliedern, daß jede Bewegung ihr Schmerzen verurſachte. — Alſo jetzt mußte ſich ihr Schickſal erfüllen! Und ſie ſelbſt ſollte das Siegel darunter ſetzen — ſie ſelbſt ſollte Ja und Amen ſagen zu einer ewigen Trennung von Georg! — Den Doktor heiraten — das war das einzige, was ihr zu thun übrig blieb! Die Mutter hatte recht — was ſollte aus ihr werden, wenn ſie einſt die Augen ſchloß? So ganz allein ſollte ſie in der Welt bleiben — niemand haben, der zu ihr gehört! Sophie ſchauderte. Nein, lieber einen ungeliebten Mann heiraten, als ſo ganz einſam daſtehen! — Freilich an das Leben in der Stadt wird ſie ſich ſchwer gewöhnen können! Sehr langweilig muß es ſein, ſo nichts Rechtſchaffenes zu thun zu haben — keine Arbeiten in Feld und Garten, als ob beſtändig Regenwetter iſt! Und für ſo wenig wird ſie zu ſorgen haben — da gibt es keinen großen Viehſtand — kein Haus voll Geſinde, die alle das ihrige verlangen! — Vielleicht wird ſie gar Kaffeeviſiten machen müſſen — und ins Heu wird ſie nie mehr gehen dürfen! — Je länger ſie nachdachte, deſto trüber wurde die Perſpektive, und als die Mutter wieder hereinkam, ſaß ſie da und weinte bitterlich. —

Einen ganzen Tag kam die Angelegenheit nicht wieder zur Sprache, aber nicht einen Augenblick dem Mädchen aus dem Sinn. Und der Mutter mußte es wohl ebenſo gegangen ſein, denn am nächſten Abend fing ſie wieder davon an und zwar in einer Weiſe, die Sophie überzeugte, daß ſie reiflich darüber nachgedacht. „Was wirſt dem Doktor ſchreiben, Sophie?“ fragte ſie.

„Ich weiß noch nicht, Mutter! — Muß ich denn ſo raſch antworten?“

„Nein, ich will dich nicht drängen — ein paar Tage ſollſt du Zeit zum Nachdenken haben. Ich will das dem Doktor ſchreiben — das ſind wir ihm ſchuldig!“

„Ja, Mutter, thu das! ſag ihm, daß mir die Sache ſo überraſchend gekommen iſt, daß ich nicht ſo ſchnell zu einem Entſchluſſe kommen kann!“

„Er wird ſich wundern — er wird denken, daß darüber nicht viel nachzudenken iſt. Ein Mann wie er — ein gelehrter Herr und in gutem Brot!“

„Es iſt auch nicht ſeinetwegen — das ſchreib ihm! Es iſt wegen des Stadtlebens! Ich kann mir gar nicht denken, was ich mit der vielen Zeit dort anfangen werd'!“

Die Mutter lachte.

„Daran wirſt dich ſchon gewöhnen und dann wird es dir gefallen! Und zur Sommerszeit kommt ihr heraus auf den Hof und wohnt bei mir. Denn, hörſt — Sophie, ich bleib auf dem Hof — ich bin zu alt, mich an das Stadtleben zu gewöhnen!“ — „Du willſt hier allein wirtſchaften?“

„Nicht allein, dazu reichen meine Kräft' nicht mehr aus. Ich muß einen haben, der die Sach' verſteht und unſer Eigentum in acht nimmt. Und ich weiß einen, der für uns ſorgen wird, mehr, als für ſich ſelbſt."

Das Mädchen antwortete nicht. Sie ſtand unbeweglich und ſtarrte der Mutter mit weit geöffneten Augen ins Geſicht.

„Und er wird kommen, wenn ich ihn bitt', das weiß ich! Denn der Jörg hat mich immer lieb gehabt — und mir iſt er wie ein Sohn. — Und umſonſt ſoll er nicht für uns arbeiten — das verſteht ſich! Ich geb' ihm den Hof in Pacht, daß er ſein gutes und reichliches Brot darauf hat. — Aber was haſt — was ſiehſt mich ſo an?"

„Mit dem Georg willſt du hier wirtſchaften?" fragte Sophie mit gepreßter Stimme.

„Nur für den Anfang — hernach muß er ſich natürlich eine Frau nehmen! Wenn er mir wie ein Sohn iſt, warum ſollt' ich ſeiner jungen Frau nicht eine Mutter ſein? So ein jung Ding kann eine alte Mutter ſchon brauchen. Und helfen kann ich ihr auch, wenn die Arbeit drängt. Im Haus und bei den Kindern halt' ich Aufſicht, derweil ſie mit dem Mann im Feld iſt." Das war zu viel! In Sophiens Kopf wirbelte es wie von einer Windsbraut.

„Und ich ſoll allein ſitzen beim fremden Mann in der Stadt, derweilen ihr hier auf dem Hof zuſammenlebt!"

Wie ein Schmerzensſchrei brachen die Worte von ihren Lippen, daß die Mutter erſchreckt aufſchaute.

„Was du für Unſinn ſchwatzeſt!" ſagte ſie nach einer Pauſe kopfſchüttelnd. „Wenn es ſo weit iſt, wird dir der Doktor kein fremder Mann mehr ſein."

Sophie aber litt es nicht länger im Zimmer. Sie lief hinaus in den regneriſchen Abend und hörte nicht, daß die Mutter ihr zurief, ſie ſolle ein Tuch nehmen. Zwecklos irrte ſie durch den Garten, immer nur den einen Gedanken in ihrem Kopfe tragend: ich ſoll fort, und eine Fremde ſoll meine Stelle einnehmen bei meiner Mutter — — und bei ihm! —

Drinnen aber ſaß die Mutter unbeweglich lange Zeit. Wie ein Blitz, ſo plötzlich war ihr die Erkenntnis von ihrer Tochter Seelenzuſtand gekommen. — Wie ſollte das enden? — Selbſt wenn ſie vermittelnd auftreten wollte — würde Sophiens Stolz ein Einlenken geſtatten — würde Jörgs Selbſtgefühl die Kränkung verwinden? — Nur das eine war ihr klar: die Hand des Doktors durfte das Mädchen nicht annehmen!

X.

Während die grauen Regentage trübſelig und langſam einander folgten, und die erzwungene Unthätigkeit auf dem Hofe mit ſchwerem Druck laſtete, ging es im Dorfe um ſo rühriger zu. Zwar die Heuernte mußte man auch hier ruhen laſſen, wie überall, deſto mehr Zeit aber hatte man die Köpfe zuſammenzuſtecken und die Dinge zu kommentieren, die auf dem Hofe geſchehen waren. Ein Mann wie Jörg hatte in Ellernbruch nicht auftauchen können, ohne aller Blicke auf ſich zu ziehen, und von alten und neuen Freunden aufs herzlichſte bewillkommnet zu werden. Und ebenſo wenig konnte er das Dorf verlaſſen, ohne daß man ihm nachfragte und der Urſache ſeines Gehens nachſpürte. Es konnte nicht lange verborgen bleiben, daß ein Streit mit Sophie ihn fortgetrieben habe, — alle Dienſtboten des Hofes ſtimmten in dieſer Ausſage überein.

Ein paar Tage beſchäftigte Sophie und ihre aufbrauſende Heftigkeit allein die ſkandalſüchtigen Dörfler, — dann wurde ihr Intereſſe von einem anderen Gegenſtande in Anſpruch genommen. Es fingen ſeltſame Gerüchte an im Dorfe umzugehen. Sie gingen von Mund zu Mund, ohne daß man recht wußte, wer ſie zuerſt erzählt hatte. Und ſo glaubwürdig lauteten ſie, daß ſelbſt die Wohlwollendſten ſie nicht ganz von der Hand weiſen konnten. Georg ſollte zum Gutsbeſitzer Geiſler nach Tolmeningken an der Grenze gegangen ſein und dort mit ſeinem Prinzipale zuſammen einen großartigen Schmuggelhandel nach Rußland betreiben. Daß der erſte Paſſus unzweifelhaft wahr war, wurde bald allgemein bekannt. Georgs Schweſter und Schwager, die Birnbachers, denen das Häuschen und das Kartoffelland am jenſeitigen Ende des Dorfes, unten am Fließ, gehörten, machten kein Hehl daraus, daß er wirklich nach Tolmeningken gegangen war, einer Aufforderung des Herrn Geiſler zufolge, der ihm eine ſehr vorteilhafte Stellung angeboten habe. Das war ſchlimm! Denn der Geiſler war übel berüchtigt und pflegte nur Leute in Dienſt zu nehmen, die ihm in allen ſeinen Geſchäften willig zur Hand gingen. Einmal, — es waren ſeitdem ſchon ein paar Jahre vergangen, — waren er und einige ſeiner Knechte ſchon nahe daran geweſen, ins Zuchthaus zu kommen. Damals hatte in den ruſſiſchen Grenzdiſtrikten die Viehſeuche geherrſcht, und man ſagte ihm nach, daß er trotz der Grenzſperre jenſeit der Grenze billige Tiere aufgekauft, ſie dann heimlich in Preußen eingeführt und teuer verkauft habe. Aber die Unterſuchung, die damals gegen ihn geführt wurde, hatte keine beſtimmten Anhaltspunkte geliefert. Man konnte ihm ſeine Schuld nicht beweiſen, nur einige der umwohnenden kleinen Leute, — Häusler aus dem Tolmeningker Dorfe und der Heide, — wurden beſtraft. Den Geiſler mußte man wegen mangelnden Beweiſes in Freiheit ſetzen. Seit jener Zeit aber paßten die Gendarmen ihm ſcharf auf, ohne ihn jemals auf der That ertappen zu können. Ob er wirklich den Schmuggelhandel aufgegeben, und ob die Gerüchte, welche das Gegenteil behaupteten, nur Lügen waren, oder ob er ſeine Sache ſo ſchlau anſtellte, daß man ihn nur nicht faſſen konnte, — das wußte eigentlich niemand ſo recht zu ſagen. Aber etwas Unheimliches hatte der Tolmeningker Hof ſeit jenen Tagen im Volksglauben behalten. Gewaltthaten aller Art ſollten daſelbſt verübt und Menſchen dort verſchwunden ſein, von denen man hernach nie wieder eine Spur geſehen hatte.

Im Ellernbrucher Hof erfuhren Mutter und Tochter von allen dieſen Gerüchten am wenigſten. Um ſo eifriger wurden ſie in der Geſindeſtube behandelt. Die Leute überboten ſich in Schauergeſchichten über den Geiſler. Diebſtahl — Raub — Mord — alle dieſe Verbrechen ſollte er ſchon mehrfach verübt haben. Die tiefen, weiten Keller unter ſeinem alten Wohnhauſe, — die, wie ein Gerücht ging, bis an den Strom hinabreichen und ſich durch eine verborgene Thür auf denſelben öffnen ſollten, — dieſe Keller ſollten Zeugen fürchterlicher Thaten geweſen ſein. Jeder, der des Verrats verdächtig war, ſollte hier ohne Erbarmen ermordet und durch die bequeme Thür in den Strom geſtoßen werden. Je ſchauerlicher und unglaublicher die Geſchichten klangen, deſto lieber lauſchte man ihnen. Die alte Urte, welche in früheren Zeiten in Tolmeningken gedient hatte, machte ihren Zuhörerkreis, aus allen Knechten und Mägden des Hofs beſtehend, allabendlich gruſeln. Und der kleinen Mike ſträubten ſich vor Entſetzen die Haare auf dem Kopfe und die Augen traten ihr faſt aus den Höhlen, wenn Urte zu erzählen begann. Im Bette zog ſie die Decke über den Kopf und lag zitternd da, voll Angſt und Schrecken. Nachts fuhr ſie aus dem Schlaf empor, denn ſie hatte geträumt, daß auch Georg in den tiefen, reißenden Strom geworfen werden ſollte. Der Kopf des Kindes war mit dieſen wüſten Bildern ſo angefüllt, und ihr Herz ſo voll Sorge um den einzigen Menſchen, der ſich ihr freundlich erwieſen, daß ſie ſchon mehrmals in Verſuchung geweſen war, über die Heide nach Tolmeningken zu laufen, und Georg vor dem böſen Geiſler und dem verhängnisvollen Keller zu warnen.

Sophie, die von dieſen Gerüchten nichts wußte, ſie in ihrer ganzen Ausdehnung wohl auch kaum für wahr gehalten haben würde, hatte neben ihrem alten Schmerz auch noch einen neuen zu überwinden. Die Birnbacherin, Georgs Schweſter, die gleich ihm auf dem Hofe erzogen worden war, und bisher in allen Widerwärtigkeiten treu zu ihr geſtanden hatte, war ſeit ihres Bruders Weggang nicht wieder auf den Hof gekommen. Den Grund kannte Sophie und ſie konnte es ihr auch nicht verdenken, daß ſie es mit dem Bruder hielt, umſomehr, als das Recht unſtreitig auf ſeiner Seite war. Aber es ſchmerzte ſie doch, daß ſie die einzige Freundin, die ſie beſeſſen, verloren hatte. Auch die Mutter ſchien ihre einſtige Pflegetochter, die ihr ſtets lieb geweſen, zu vermiſſen. Und daß es gerade jetzt ſo gekommen war, wo die Birnbacherin den Rat und die Hilfe der Mutter ſo nötig hatte, das machte der letzteren ſchwere Sorgen.

So mochten etwa acht Tage ſeit Georgs Weggang vergangen ſein, als eines Abends die Birnbacherin raſch in Sophiens Kammer trat. Faſt hätte dieſe aufgeſchrien, als ſie der Frau ins Geſicht ſah.

„Setz dich, — du kannſt ja kaum ſtehen!“ ſagte ſie, ihrem Gaſte einen Stuhl zurechtrückend, „und weshalb biſt du ſo blaß und verſtört? Was iſt vorgefallen?“

„Laß mich, — die paar Minuten, die ich mit dir zu ſprechen habe, kann ich auch ſtehen! Ich hätte nach dem, was vorgefallen iſt, meinen Fuß nicht wieder über deine Schwelle geſetzt, wenn ich dir nicht etwas zu ſagen hätte,“ entgegnete die Frau mühſam nach Atem ringend. „Weißt du, daß Georg ein verlorener Menſch iſt, — und weißt du auch, daß du es biſt, die ihn ins Verderben gejagt hat?“

Dem Mädchen wankten die Füße, — ſie mußte ſich mit beiden Händen auf den Tiſch ſtützen, um nicht zu fallen. — Den ihr gemachten Vorwurf ließ ſie unbeachtet, — vielleicht hatte ſie ihn nicht einmal gehört. — Georg ein verlorener Menſch!

„Wer ſagt das? — was iſt's mit ihm?“ ſtieß ſie mühſam heraus. — „Weißt, wo er hingegangen iſt, als du ihn hier fortgetrieben haſt?“ fragte die Birnbacherin ſie mit feindſeligen Blicken anſtarrend. Das Mädchen ſchüttelte den Kopf.

„Zum Geiſler iſt er gegangen! — Und weißt auch nicht, was er mit dem treibt?“

Sophie ſchlug die Hände vors Geſicht, ohne zu antworten.

„Jetzt weißt du's, — ich darf es dir nicht mehr ſagen! — Und wenn ſie ihn faſſen und ins Zuchthaus ſtecken, dann weißt auch, wer ſchuld daran iſt!“

„Nein, nein, nein, Birnbacherin, daran bin ich nicht ſchuld!“ rief das Mädchen wie außer ſich. „O du gerechter Herrgott, du weißt es, daß ich das nicht gewollt habe!“

„Wenn du es nicht gewollt haſt, ſo haſt du es doch gethan!“ ſagte die Birnbacherin, durch Sophiens Schmerz etwas milder geſtimmt. „Und wenn du ihn geſehen hätt'ſt an jenem Abend, — ich vergeſſ' ſein Geſicht mein Lebtag nicht! Gar nicht als wenn es derſelbe Menſch war, der damals auf der Wieſ' mit uns gemäht hat. Und wie wir ihm zugered't haben, mein Mann und ich, da hat er gelacht, daß wir uns ordentlich erſchreckt haben. ‚Einem Menſchen, der ſo brav und tüchtig iſt, wie du, wird es überall gut gehen,‘ hab' ich geſagt. ‚Mit dem Bravſein und Tüchtigſein iſt's nichts mehr‘, hat er geantwortet. ‚Geld muß man haben, wenn man nicht ein elender Kerl bleiben will ſein lebenlang. Wenn ich jetzt reich geweſen wär' und einen Hof gehabt hätt', dann hätt' ich ein glücklicher Menſch ſein können, aber ſo —‘ Dann wurde er plötzlich ſtill und ſaß da und ſtarrte lange finſter vor ſich hin. Und am anderen Morgen, als er fortging, ſagte er noch zu mir: ‚vielleicht gelingt es mir, raſch viel Geld zu verdienen, dann komm' ich wieder, Schweſter! Aber es iſt auch möglich, daß es mir nicht gelingt, — darum wollen wir Abſchied von einander nehmen, als wenn wir weit von einander reiſten.‘ Und dann ging er fort.“

„Weshalb ließeſt du ihn gehen, — du hätteſt ihn zurückhalten müſſen!“

„Ich hätte das thun ſollen?“ fragte die Frau mit einem großen Blick auf Sophie. „Du hätteſt das leichter gekonnt als ich! — Aber wenn ich gewußt hätte, wohin er gehen wollte, dann hätte ich doch verſucht, ihn zu halten. Allein er ſagte es mir nicht, — erſt nach einigen Tagen ließ er uns ſagen, daß er in Tolmeningken beim Geiſler war. Das war uns freilich nicht ganz recht, aber gleich an das Böſeſte dachten wir nicht. Und jetzt eben kommt der Hofer und erzählt uns, wie ſie im Dorfe ſchon ſeit Tagen davon ſprechen, daß Jörge über die Grenze paſcht, und das die Gendarmen ihm ebenſo auflauern, wie dem Geiſler. — Da fiel mir ein, wie er an jenem Abend geweſen war und was er geſagt hatte, — und nun weiß ich, daß alles, alles wahr iſt!“

Das arme Weib, das ſich ſchon zum Gehen gewandt hatte, fiel auf einen Stuhl und ſchluchzte bitterlich.

„Mein Jörge, mein Bruder!“ rief ſie von Schmerz überwältigt, „mein guter, guter Bruder! — Ich bin ſo ſtolz auf ihn geweſen, daß ich gedacht hab', ſo einen Menſchen gibt es auf der ganzen Welt nicht wieder, — und nun ſtraft mich Gott für meine Hoffart!“

„Ich glaub' es nicht, Birnbacherin, — ich kann es nicht glauben! Ein Menſch, der fünfundzwanzig Jahre lang brav geweſen iſt, wird nicht ſo über Nacht zum Spitzbuben!“ ſagte Sophie. Aber ihre bleichen Lippen und ihre zitternde Stimme bezeugten, daß ſie einen Troſt ausſprach, an den ſie ſelbſt nicht glaubte.

„Schon mancher iſt aus Verzweiflung ſchlecht geworden, wenn die Menſchen bös mit ihm umgegangen waren,“ entgegnete die Birnbacherin wieder aufſtehend. „Und du biſt bös mit ihm umgegangen, Sophie! Er hat dich hundertmal mehr lieb gehabt, als du es verdienſt, und zum Dank dafür haſt du ihn zu Grund gerichtet! — Jetzt hilft dein Weinen nichts mehr, — jetzt mußt du es tragen, — jetzt iſt Reu und Jammer zu ſpät!“

„Nein!“ rief Sophie, ſich plötzlich aufraffend und ihren alten Mut wiederfindend, „nein, meine Reu und mein Kummer kommen nicht zu ſpät, und unſere Hilfe, Birnbacherin, ſoll auch nicht zu ſpät kommen! Ich ſchreib' an ihn und dein Mann trägt den Brief hin! Und ſo will ich ſchreiben, hier haſt meine Hand d'rauf, Birnbacherin, — daß er zurückkommt und bei uns bleibt!“

„Zu ſpät, Sophie, zu ſpät! Denn heut geht 'was vor an der Grenz', — ſie haben Wind davon bekommen! Der Hofer hat's geſagt, — aber wenn er es auch nicht geſagt hätt', gemerkt hab' ich ſchon ſeit Mittag, daß heut' wieder auf der Heid' was los iſt. Was heut' ſchon für Gendarmen durchs Dorf geritten ſind, iſt nicht zu glauben! Und immer zwei zuſammen, — von Tauerkallen und Wislenen und Dombrovken her, und alle ritten ſie in derſelben Richtung nach der Heide zu. Und der Landrat iſt auch durchgefahren, und hat unten am Krug angehalten und lang mit dem Krüger geſprochen. Und dann iſt er abgeſtiegen und in die Stub' gegangen, und erſt nach ein paar Stunden weitergefahren. Und der Hofer ſagt, der Michel iſt auch unter denen geweſen, mit denen er gered't hat. Der aber hat nichts anderes im Sinn, als ſich am Jörg zu rächen, — im Krug hat er geſchworen, daß er ihn ins Zuchthaus bringen will!“

Das Weib brach wieder in Thränen aus und ſchlug die Hände vors Geſicht. Ein paar Minuten ſaß ſie da, tief in ihren Schmerz verſunken. Endlich, durch Sophiens Schweigen befremdet, hob ſie wieder den Kopf. Das Mädchen bewegte ſich ſtill aber eilfertig durch das Zimmer, vertauſchte ihre Hausſchuhe mit derben Lederſtiefeln und trat an den Kleiderſchrank, um haſtig ein dunkles Gewand zu nehmen.

„Was willſt? — was haſt vor?“ fragte die Birnbacherin verwundert.

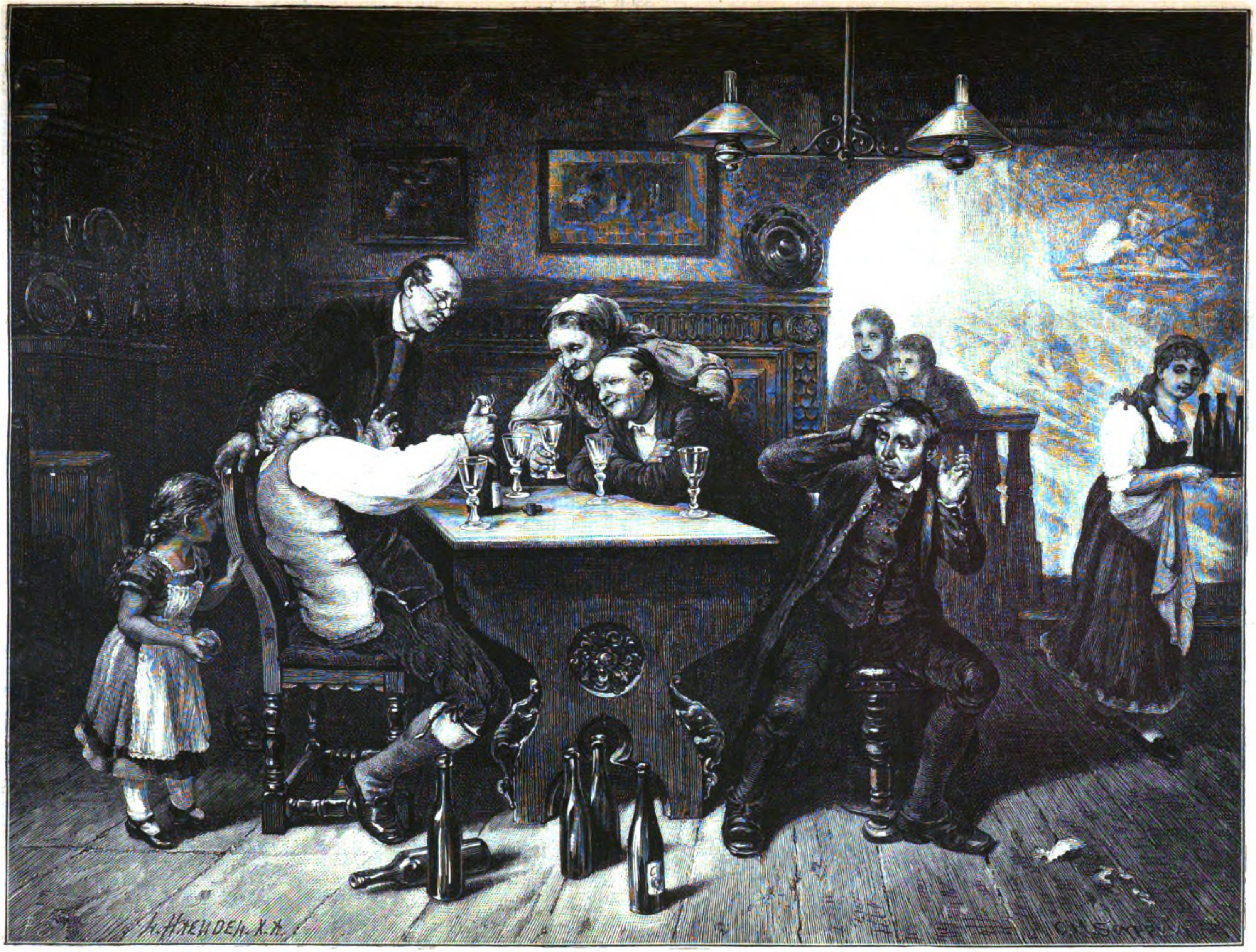
„Thun, was ich muß!“ entgegnete jene, mit flinken Fingern an ihrem langen Mantel knöpfend.

„Ich geh nach Tolmeningken, — ſei ſtill, Birnbacherin, ich thu's, und wenn ihr alle euch in den Weg ſtellt! Ich kann mich auf keinen verlaſſen, — nein, auch auf deinen Mann nicht! Auf dich vielleicht, aber du darfſt in deinem Zuſtand nicht hin, — alſo geh ich! Entweder ich bring' den Georg zurück, oder, — na, ich weiß noch nicht, was ich thun werd', wenn ich zu ſpät komm', aber die Händ' in den Schoß werd' ich nicht legen! Bis nach Berlin reiſ' ich, zur Frau Kronprinzeſſin und mach' den Jörg frei. Wein' nicht, Birnbacherin, du ſollſt deinen Bruder wieder haben! — Und jetzt bleib hier in der Stub', und wenn ich ſo eine gute Weil' fort bin, dann kannſt der Mutter ſagen, was ich vorhab. Um mich ängſt'gen braucht ſie ſich nicht, — mir wird nichts geſchehen! Und nun adieu, Birnbacherin, — ſei ruhig, ich bring' ihn zurück!“

„Sophie, Sophie, — ſo wart' doch einen Augenblick! Warum willſt denn zu Fuß gehen, haſt ja den ganzen Stall voll Pferd', und biſt früher da, wenn du fährſt!“

„Haſt recht, Birnbacherin! den kleinen Fuchs will ich nehmen, den er damals für mich aufgeſchirrt hatt'. Aber ſtill, daß uns die Mutter nicht hört! Nein, — den Weg kenn' ich nicht recht, aber ich werd ſchon hinkommen! Bis zur Kranichswieſ' finden ich und der Fuchs. Dann fahr' ich am Waldrand hin, bis ich in die Heid' komm'. Hernach nehm ich aus einem der Häuſer einen Menſchen, der mich nach Tolmeningken bringt. Ja, Geld hab' ich eingeſteckt. — Und jetzt Gott befohlen, Birnbacherin!“

Schluß folgt.)



Ein Knalleffekt. Gemalt von C. M. Seyppel.

Todesſtrafe oder lebenslängliches Zuchthaus?

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Nach perſönlichen Erfahrungen beantwortet von **H. Spengler.**

(Schluß.)

Auch aus dieſem Dienſt wurde Reif wegen Nachläſſigkeit entlaſſen und zog nun im Frühjahr 79 nach Lambrecht, wo er eine Anſtellung fand, ſich aber aufs neue einem arbeitsſcheuen und ausſchweifenden Leben hingab, ſo daß er ſeinen Lohn (achtzehn bis zwanzig Mark die Woche) faſt ganz für ſich brauchte und ſeine arme Familie darben ließ. Im Auguſt dieſes Jahres ſtarb ſein Töchterchen und im Oktober ſeine Frau. Während ihrer Krankheit hatte ſie vor ihrem Manne große Furcht an den Tag gelegt und an ihrem Todestag ging er morgens früh von Hauſe fort, um erſt am Abend wieder heimzukommen, nachdem ſie bereits geſtorben war.

Nun nahm der Bijoutier Karl Reif in Pforzheim die drei Knaben zu ſich, der übrigens ſelbſt in ärmlichen Verhältniſſen lebte und für fünf eigene Kinder zu ſorgen hatte, weshalb er nicht im ſtande war, die drei Knaben auf die Dauer zu behalten, für die er niemals irgend eine Vergütung erhielt. Reif war inzwiſchen von Lambrecht nach Söllingen übergeſiedelt, wo er in einem Hammerwerk Arbeit gefunden hatte. Was er verdiente, verbrauchte er für ſich, ohne ſich um ſeine Kinder zu kümmern.

Auf wiederholte und nachdrückliche Aufforderung ſeines Bruders, ſich ſeiner Kinder anzunehmen, ſchien derſelbe nach langem Sträuben endlich eingehen zu wollen. Am 25. Juli 80 war er bei ſeinem Bruder auf Beſuch. Als er abends gegen fünf Uhr wieder fortging, nahm er ſeine beiden jüngſten Kinder mit ſich und bemerkte dabei, daß er den älteſten Knaben in einigen Tagen zu ſich abholen laſſen werde. Er ließ jedoch die beiden Knaben auf dem Bahnhof ſtehen und fuhr allein mit dem Zug ab, indem er den Kindern den Auftrag gab, zu ſeinem Bruder wieder zurückzukehren.

Nun riß dieſem die Geduld und er ließ am Tag nachher die drei Knaben zu ihrem Vater nach dem Hammerwerk bringen, wo derſelbe ein kleines Zimmer bewohnte, in dem ſich nur ein Bett befand. Hier brachte er mit den drei Knaben, die er in ſeinem Bett liegen ließ, während er ſelbſt auf dem Boden ſchlief, die Nacht zu. Die Kinder weinten, er aber brachte ſie zum Schweigen, indem er ihnen mit Schlägen drohte.

Am Morgen des 27. Juli morgens um halb ſieben Uhr verließ Reif, nachdem er ſich von ſeinem Dienſtherrn eine Mark geliehen hatte, in Begleitung ſeiner zwei jüngſten Knaben das Hammerwerk, unter dem Vorgeben, die Kinder in einer Anſtalt unterbringen zu wollen. Er nahm eine leere Reiſetaſche mit ſich und ließ den älteſten Knaben im Hammerwerk zurück.

Auf dem Wege von Söllingen nach Berghauſen wurde der Vater mit ſeinen Kindern von einem Fuhrwerk eingeholt. Der Fuhrmann fragte den Erſteren, wohin er gehen wolle, worauf dieſer erwiderte: „zu Fuß nach Karlsruhe und dann per Bahn ins Oberland.“ Die beiden Knaben waren ſchon ſehr ermüdet, weshalb der mitleidige Bauersmann dem Reif anbot, dieſelben auf den Wagen ſitzen zu laſſen, was dieſer jedoch ausſchlug, während er die Knaben mit groben Worten zum Gehen antrieb.

Um halb neun Uhr kamen die Wanderer in Durlach an, wo ſie in einer Wirtſchaft einkehrten, Bier tranken und die unterwegs gekauften Eßwaren verzehrten. Dann begaben ſie ſich auf den Weg nach Karlsruhe. Hier angelangt gingen ſie durch die Kaiſerſtraße bis zum Mühlburger Thor, wo ſie abermals einkehrten und etwas zu ſich nahmen. Still und finſter ſah der unglückſelige Mann vor ſich hin, der in ſeinem Innern die Stimme des Blutes zum Schweigen brachte und ſchrecklichen Mordgedanken nachhing, während ſeine armen Opfer ihn ſcheu und ängſtlich von der Seite anblickten.

Nach kurzer Raſt ging es weiter, doch die Füße der Kleinen wollten den Dienſt verſagen. Da kam ein Landwirt mit leerem Wagen, der Reifs Bitte, ihn und die Kinder, welche ſehr müde ſeien, bis Knielingen mitzunehmen, gern willfahrte. Als ſie daſelbſt angekommen waren, ging Reif mit den Kindern weiter und zwar auf der Chauſſee nach Maxau zu. Der kleinere der Knaben, der todmüde war, wurde von dem unnatürlichen Vater am Arme fortgezerrt, während der ältere ſich mühſam hinterdreinſchleppte, unter der Drohung: „wenn du nicht nachkommſt, ſchlage ich dich tot.“

Bei einem an der Chauſſee gelegenen Wirtshaus angelangt, bog Reif in einen nach links abgehenden Vizinalweg ein und machte daſelbſt am Waldrande Raſt. Eine halbe Stunde ſaß er hier, den Kopf in die Hand geſtützt, während die Kinder vor ihm im Graſe ſchliefen. Armer Vater! Was haſt du vor? Iſt der Dämon der Selbſtſucht und Genußſucht ſo ſtark in dir geworden, daß du kein Mitleid mehr haſt mit deinem eigenen Fleiſch und Blut? Siehe, wie ſie harmlos vor dir ſchlafen, ohne eine Ahnung des finſteren Mordplans, über den der eigene Vater brütet.

Der gute Engel verhüllt weinend ſein Angeſicht, der böſe Dämon ſiegt. Die Kinder werden geweckt, und der Vater führt ſie auf einem Fußpfad an den Altrhein hinunter. Hier befiehlt er ihnen, die Kleider auszuziehen; ſie ſollten ein Bad nehmen. Er ſelbſt zieht ebenfalls ſeine Hoſen aus. Ahnungslos gehen die Kleinen ins Waſſer; welche Erfriſchung nach dem langen heißen Weg! Doch der Vater ſchreitet auf ſie zu, gibt zuerſt dem jüngeren, dann dem älteren Knaben einen Stoß, ſie verlieren beide den Boden unter den Füßen, und — verſinken lautlos in die Tiefe. Ihre Qualen ſind zu Ende.

Und der Mörder? Er packt die Kleider der ertrunkenen Kinder in die leere Reiſetaſche, die er mitgebracht hat, und begibt ſich, ohne ſich umzuſehen, auf demſelben Weg, den er gekommen, nach dem Hammerwerk bei Söllingen zurück. Dort beantwortet er die von ſeinen Mitarbeitern wegen der beiden Knaben an ihn gerichteten Fragen mit den Worten, er habe dieſelben in einer Anſtalt in Freiburg untergebracht.

Inzwiſchen hatte der Altrhein die Leichen der Kinder ans Ufer geſpült, wo ſie von einem Waldhüter entdeckt wurden. Da ſie völlig nackt waren und ſich nirgends Kleider fanden, ſo hegte man ſofort den Verdacht, daß hier ein Verbrechen vorliege und ſtellte eifrige Nachforſchungen an, die ſchließlich zur Entdeckung des Verbrechers führten.

Wir haben ihn verlaſſen, nachdem ihm die Beſtätigung des Todesurteils mitgeteilt worden war. Niedergeſchmettert, verbittert ſaß er in ſeiner Zelle und wollte von keinerlei Zuſpruch etwas wiſſen. Es blieb mir nichts übrig, als ihn zunächſt allein zu laſſen.

Als ich am anderen Tag wieder zu ihm kam, fand ich ihn viel zugänglicher. Ich konnte von ſeiner Vergangenheit mit ihm reden, und wenn er auch anfänglich noch ſeine Armut als Entſchuldigung geltend zu machen ſuchte, ſo bekannte er doch allmählich immer rückhaltloſer ſeine große Schuld und ließ ſich’s gerne gefallen, wenn ich ihn auf den hinwies, der den Schächer am Kreuz begnadigt habe und auch ihm ſein ſchweres Verbrechen vergeben könne und werde, wenn er in wahrer Reue und aufrichtigem Glauben ſich zu ihm wende. Selbſtverſtändlich konnte ich nicht den ganzen Tag bei ihm verbringen, hielt es überhaupt für gut und zweckmäßig, ihn zwiſchen hinein wieder ſich ſelbſt zu überlaſſen. Als der ſchwere Tag zu Ende ging und ich von dem armen Verurteilten Abſchied nahm, der nur noch eine einzige Nacht zu leben hatte, nahm ich die Beruhigung mit, daß Gottes Geiſt an ihm gearbeitet habe und er ſeinem Ende mit Faſſung entgegengehe. Dabei will ich nicht verſchweigen, daß auf den Delinquenten, ſchon während er in Karlsruhe als Unterſuchungsgefangener ſaß, von dem dortigen Seelſorger und namentlich von der Gefangenwärtersfamilie günſtig eingewirkt worden iſt. Auffallend war mir, daß er gar nicht nach dem heiligen Abendmahl verlangte. Nachdem ich den ganzen Tag vergeblich auf ein ſolches Begehren gewartet hatte, fragte ich ihn vor dem Weggehen, ob er nicht noch das heilige Abendmahl zu empfangen wünſche, worauf er demütig erwiderte: „Gern, wenn Sie meinen, daß ich deſſen wert ſei.“ Nachdem ich mich darüber noch eingehend mit ihm beſprochen und mit ihm gebetet hatte, ſetzten wir die heilige Feier auf den andern, den letzten Morgen ſeines Lebens, feſt.

Es mochte gegen zehn Uhr nachts ſein, als der Bote des Telegraphenamtes mir ein bedeutungsvolles Telegramm brachte. Daſſelbe kam von dem Herrn Staatsminiſter Turban aus Baden-Baden und lautete: „Herrn Pfarrer Spengler-Bruchſal. Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin erſucht Sie, dem Erhardt Reif zu ſagen, daß Sie mit Ihrem Gebet ihn auf ſeinem ſchwerem Gange begleiten und über ſein zurückbleibendes Kind wachen wird. Staatsminiſter Turban.“

Als ich mit dieſem Telegramm in ſpäter Stunde bei Reif eintrat, ſaß er ruhig da und hatte Hofackers Predigtbuch vor ſich, während die wachehabenden Gendarmen in taktvoller Haltung in ſeiner Nähe waren.

Das Telegramm, deſſen Inhalt ich ihm mitteilte, hörte er mit Staunen und Ergriffenheit an. „Ach,“ rief er aus, „die hohe, gnädige Frau! Gott danke es ihr!“

Der verhängnisvolle Morgen brach an. Nach einer unruhigen Nacht machte ich mich etwas vor ſieben Uhr auf den Weg zum Amtsgefängnis. Bis zur Eingangsthüre deſſelben hatten bereits eine größere Anzahl Neugieriger Spalier gebildet. Als ich bei Reif eintrat, fand ich ihn ruhig und gefaßt. Er hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan, ſondern unter Gebet und Leſen dem kommenden Tage entgegengeharrt. Nun wurde er in das Gewand gekleidet, in welchem er den Todesgang zu gehen hatte. Daſſelbe war ſehr einfach, ganz ſchwarz und gab dem Eingekleideten das Ausſehen eines Bergmannes. Darüber war es halb acht Uhr geworden und nun ſchien mir der rechte Augenblick zur Abendmahlsfeier gekommen. Ich werde dieſelbe nie vergeſſen. Demütig, tief gebeugt und doch in ruhiger Ergebung ſtand der Arme da und bekannte mit einem lauten „Ja“ ſeine große Schuld und ſein Verlangen nach Vergebung, worauf er das heilige Abendmahl empfing.

Die feierliche Handlung war gerade zu Ende, als ein höherer Polizeibeamter in Uniform in Begleitung mehrerer Gendarmen kam, um den Delinquenten abzuholen. Ich kann es nicht ausdrücken, welches Gefühl ſich meiner bemächtigte, als ich mit dem Unglücklichen an meiner Seite aus der Zellenthüre heraustrat. Ich hatte ihm noch anempfohlen, ſeine Blicke und Gedanken von der Welt, mit der er fertig ſei, abzuwenden und ſie nur zum Himmel zu richten, von wo allein er noch auf Erbarmen zu hoffen habe. Beim Hinausgehen fragte mich der Polizeibeamte, wo ich gehen wolle, worauf der Verurteilte mich leicht am Arm faßte mit der Bitte, an ſeiner Seite zu bleiben, was ihm natürlich gern gewährt wurde. So bewegte ſich denn der Zug langſam vorwärts, die Treppe hinunter in den Hof des Amtsgefängniſſes, in welchem das Schafott aufgerichtet war. Unterwegs ſprach ich zu dem traurigen Mann an meiner Seite Worte des Troſtes und der Aufrichtung, die er entweder ſtillſchweigend hinnahm oder mit einem kurzen Worte der Zuſtimmung erwiderte. Wir gingen an dem Schafott vorüber auf eine Eſtrade zu, die demſelben gegenüber aufgeſchlagen und auf der das Richterkollegium im Ornat verſammelt war. Unmittelbar vor demſelben ſtand der Delinquent ſtill, während ich auf der Erhöhung zu ſeiner Rechten Stellung zu nehmen hatte. Mit erhobener Stimme, der man die innere Bewegung wohl abfühlte, verkündigte Staatsanwalt Kadenbach dem vor ihm Stehenden, daß er wegen des Verbrechens des mehrfachen Mordes ſein Leben verwirkt habe und brach den Stab über ihn, deſſen Stücke er ihm vor die Füße warf. Zur Linken, unweit vom Fuße des Schafotts ſtand eine ziemliche Anzahl Perſonen, die Einladungskarten erhalten hatten und dem Vorgange in lautloſer Stille zuſchauten. Auch auf den Bäumen und Häuſern hinter dem Amtsgefängnis hatten ſich Neugierige eingefunden.

Während der Stab über den dem Tode Geweihten gebrochen wurde, der über die Richter hinweg unverwandt nach oben ſchaute, glaubte ich einen Augenblick die Faſſung zu verlieren; ich zitterte am ganzen Leibe. Doch ich durfte jetzt den Unglücklichen nicht verlaſſen. Bei dieſem Gedanken kehrte mir die Kraft und der Mut zurück. Wir gingen mit einander die Stufen des Schafotts hinauf. Während man ihm die Augen verband und ihn am Brett, das ſenkrecht ſtand, mit Riemen befeſtigte, ſagte ich ihm noch Worte aus dem dreiundzwanzigſtem Pſalm ins Ohr. Dann wurde das Brett mit dem darauf Geſchnallten in eine wagerechte Stellung gebracht und unter das Fallbeil geſchoben. Ich ſchaute nicht mehr hin und begann das Unſervater zu beten. Als ich laut die Bitte ausſprach: „Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel,“ fiel das Beil, und ich vernahm aus einem unheimlichen Rauſchen, daß der Gerechtigkeit Genüge geſchehen, daß ein furchtbares Verbrechen geſühnt ſei. Nachdem ich vom Schafott herabgeſtiegen und von der erwähnten Eſtrade aus ein lautes Gebet und den Segen geſprochen hatte, kehrte ich ins Haus zurück, wo ich in einem ſtillen Winkel den lange und gewaltſam zurückgehaltenen Thränen freien Lauf ließ. — —

* * *

Nach alle dem, was ich bei Reifs Hinrichtung erfahren und ausgeſtanden habe, könnte man erwarten, daß ich ein Gegner der Todesſtrafe geworden ſein müſſe, im Fall ich es nicht ſchon vorher geweſen wäre. Ich bekenne offen, daß ich von jeher, wo es ſich um das Verbrechen des vorſätzlichen Mordes handelte, für die Todesſtrafe geweſen bin und daß mich die Hinrichtung, der ich beizuwohnen hatte, keineswegs zu einer anderen Überzeugung gebracht hat. Sie hat mich im Gegenteil eher in meiner Anſicht beſtärkt.

Im Namen der Humanität erhebt man Proteſt gegen die Todesſtrafe. „Wir haben,“ ſagt man, „kein Recht, einem Menſchen das Leben zu nehmen; einſperren dürfen wir ihn, ſo lange wir es für gut finden, aber ſein Blut zu vergießen, dazu fehlt uns jede Berechtigung.“ Iſt denn aber, bei Licht betrachtet, die Strafe der „lebenslänglichen“ Einſperrung gelinder als die Todesſtrafe? Entweder treibt man mit dem Worte „lebenslänglich“ Spiegelfechterei und die Geſellſchaft riskiert, daß ein gefährliches Individuum nach zwölf- bis fünfzehnjähriger Haft in ihre Mitte zurückkehrt und, wie das in der That ſchon vorgekommen iſt, abermals einen Mord begeht, oder man macht mit dieſer Strafe ganzen und vollen Ernſt. Dann aber iſt ſie im Grunde genommen nichts als ein langſames Hinmorden, ein allmähliches Guillotinieren unter tauſend Seelenqualen des Geſtraften. Denn die Erfahrung lehrt, daß es mit dem Gefangenen nach zwölf- bis fünfzehnjähriger Haft in der Regel abwärts geht, daß derſelbe gewöhnlich dann früher oder ſpäter der Tuberkuloſe oder einer ſonſtigen Zuchthauskrankheit zum Opfer fällt.

Aber, könnte man einwenden, man hat doch in dieſem Falle dem unglücklichen Menſchen die Gnadenfriſt nicht abgeſchnitten, man hat ihm zu ſeiner Bekehrung Zeit gelaſſen. Abgeſehen davon, daß dieſer Standpunkt nicht der maßgebende ſein, von ſeiten des Staates auch mit Recht nicht in erſter Linie betont werden kann, beruht er auf unrichtigen Vorausſetzungen. Jedem zum Tode Verurteilten wird vor ſeiner Hinrichtung eine Gnadenfriſt, wenn auch nur von wenigen Tagen, gewährt. Er hat Zeit, in ſich zu gehen, zu bereuen, Gottes Erbarmen anzurufen, wie der Schächer am Kreuz noch in letzter Stunde bei dem Erlöſer Gnade und Frieden zu finden. Und zwar iſt der Eindruck der Todesnähe meiſt ein ſo gewaltiger, daß erfahrungsgemäß bei nicht wenigen, die für ihr Verbrechen den Tod zu erleiden haben, mit dem inneren Menſchen die gehoffte Veränderung vor ſich geht. Das Eis der Selbſtſucht ſchmilzt, der Trotz wird gebrochen und an ſeine Stelle tritt aufrichtige Reue und demütiges Verlangen nach Gnade. Iſt das bei den „Lebenslänglichen“ auch ſo? Gewiß, auch das Zuchthaus, insbeſondere das Zellengefängnis mit ſeiner Einzelhaft hat ſeine läuternde und reinigende Kraft. Unter dem Einfluß der Strafe und der religiöſen Einwirkung gehen auch da manche erfreuliche Wandlungen vor ſich. Aber es iſt auch nicht ſelten, daß einer und der andere der „Langzeitigen“ ſich förmlich verſtockt, ja daß ſolche, die einen Anlauf zum Guten genommen haben und auf dem beſten Wege zu ſein ſcheinen, infolge der langen Haft allmählich verſtimmt und verbittert werden und daß die mühſam errungene Beſſerung wieder in das Gegenteil umſchlägt.

Geradezu unbegreiflich iſt es, wie ein niederländiſcher Juſtizminiſter in der zweiten Kammer der Generalſtaaten im Oktober 1880 folgenden Satz aufſtellen konnte: „Von zwei Dingen eins:

Entweder der Mörder iſt, wie man ſich ausdrückt, „bekehrt,“ oder er iſt es nicht. Im erſten Fall, mit welchem Recht fordern wir als Chriſten den Tod eines Menſchen, von dem in der Schrift ſteht, daß über ihn mehr Freude iſt als über viele Gerechte, die der Bekehrung nicht bedürfen? Und iſt der Verbrecher nicht bekehrt, wie kann man ſich dann als Chriſt berufen glauben, ihn ſeiner unſichern Zukunft preiszugeben?“ Eine merkwürdige Logik, die mich an die Sprache eines meiner „Lebenslänglichen“ erinnert. Derſelbe hat zwei ſeiner Kinder umgebracht; er führte ſie auf die Heubühne und hängte ſie dort an einem Balken auf, weil er ſie nicht mehr ernähren zu können meinte. Eines derſelben hatte er, nachdem es bereits Todesangſt ausgeſtanden, wieder von der Schlinge losgemacht, worauf dasſelbe, wie er mir mit großer Seelenruhe erzählte, flehentlich um ſein Leben bat. Weil er aber fürchtete, es könnte ihn zur Anzeige bringen, ſo hängte er es wieder hinauf. Warum dieſer Unmenſch zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe begnadigt wurde, iſt mir heute noch ein Rätſel. Wenn ich mich nicht irre, ſo zweifelte man an ſeiner vollen Zurechnungsfähigkeit; er iſt aber ſo geſcheit und durchtrieben wie einer. Sei dem, wie ihm wolle — es ſteht mir kein Urteil darüber zu — eines iſt ſicher, daß die Zuchthausſtrafe bis jetzt — er iſt nun vier Jahre in Einzelhaft — nur einen verbitternden Eindruck auf den Menſchen gemacht hat. „Warum,“ deklamiert er mir vor, „läßt man mich denn nicht frei? Man wird mir doch glauben, wenn ich ſage, daß ich nun hinreichend gewitzigt bin und ſo etwas nicht mehr thun werde? In der Schrift ſteht, daß Gott barmherzig ſei und daß auch die Menſchen barmherzig ſein ſollen. Dieſe Herren kennen aber keine Barmherzigkeit. Wenn ich noch Jahre lang im Zuchthaus bin, ſo kann ich meine That nicht ungeſchehen machen. Alſo wozu bin ich denn noch da? Ich gebe zu, daß man die Leute einſperren muß, wenn ſie ſo etwas Unrechtes begehen. Aber warum läßt man ſie denn nicht laufen, wozu füttert ſie denn der Staat immer noch weiter, nachdem ſie ſchon längſt ihr Unrecht eingeſehen und ſich vorgenommen haben, in Zukunft ordentlich zu ſein?“ — Iſt das nicht eine ganz ähnliche Logik wie die des Herrn Juſtizminiſters? —

Der Endzweck der Strafe iſt gewiß Beſſerung; aber wir geben den Gefangenen nicht der Freiheit zurück, ſobald er als gebeſſert erſcheint, ehe er eine beſtimmte Zeit ſeiner Strafe verbüßt hat, weil der erſte, der nächſtliegende Zweck der Strafe die Genugthuung iſt, welche die Geſetzesübertretung, die verletzte Gerechtigkeit erfordert, mit einem Wort: Der Zweck der Strafe iſt zunächſt — die Strafe.

Sodann möchte ich fragen: Wer kümmert ſich in Kriegszeiten darum, ob ein Spion, ein Überläufer, ein Deſerteur, ein Landesverräter bekehrt ſei oder nicht? Man ſpricht in ſolchen Fällen mit kaltem Blute das Todesurteil, und beruft ſich dabei auf die Notwendigkeit. Wie, wenn die Todesſtrafe nicht abſchreckend wirkt — das wird ja bei jeder Gelegenheit behauptet — warum ſoll ſie gerade im Kriege gehandhabt werden? Kann man einen Spion, einen Verräter nicht auch lebenslänglich einſperren? Ich finde von meinem Standpunkte aus die kriegsgerichtliche Praxis ganz in der Ordnung, behaupte aber, daß die Aufrechthaltung der Todesſtrafe überhaupt im Intereſſe der Geſellſchaft eine Notwendigkeit iſt.

Trotz allem, was man gegen die Abſchreckungstheorie vorzubringen pflegt — ich halte ſie noch lange nicht für abgethan. Es war ein großer Fehler früherer Zeiten, von dem man glücklicherweiſe zurückgekommen iſt, daß man aus dem Vollzug des Todesurteils ein Schaugepränge machte, das eher einen verführeriſchen Reiz ausübte, als abſchreckend wirkte. Das iſt anders geworden, wenn ich auch bei der Reiſſchen Hinrichtung das Gefühl hatte: man ſollte mit der Erlaubnis der Anwohnung bei dem Akte noch ſparſamer ſein und durch, wenn auch nur leicht hergeſtellte, wieder zu beſeitigende Erhöhung der Umfaſſungsmauer des Gefängnishofes das Schafott den Blicken Neugieriger noch mehr unzugänglich machen. So ſchmerzlich und ergreifend eine ſolche Prozedur für alle mitfühlende Herzen iſt, nicht nur für ſolche, die derſelben anwohnen müſſen, ſondern auch für ſolche, die nur das Armeſünderglöcklein von weitem läuten hören, ſo tief und heilſam kann auch der Eindruck auf den ſein, der ſich auf abſchüſſigem Wege befindet, in deſſen Innerem ſchon Kainsgedanken aufgeſtiegen ſind.

Immerhin erſcheint es bedenklich, wenn ein Volk weiß und ſich ſagt: „Die Todesſtrafe iſt unter uns abgeſchafft, man kann „höchſtens“ auf eine Anzahl Jahre ins Zuchthaus kommen.“ Die Freiheit einzubüßen, die oft ſehr wenig Lichtſeiten hat, ſcheint manchem lange nicht ſo ſchlimm, als den Kopf zu verlieren, denn die Liebe zum Leben wohnt in jeder Menſchenbruſt. Als die Raubmörder Döbich und Steidel aus Straßburg fortgingen, um im badiſchen Schwarzwald einen Raubmord zu begehen, ſollen ſie das gethan haben unter der beſtimmten Vorausſetzung und mit dem klaren Bewußtſein, daß im Badiſchen die Todesſtrafe abgeſchafft ſei. — Ferner erinnere ich mich noch lebhaft eines Geſpräches mit einem gefährlichen Gefangenen, der ſich dahin äußerte, daß er der Frau, die ihn ins Zuchthaus gebracht habe, nach ſeiner Entlaſſung den Hals umdrehen werde. Als ich ihm darauf erwiderte: „Dann ginge es aber euch auch an den Hals,“ ſo entgegnete er höhniſch lächelnd: „Meinen Sie denn, ich wiſſe nicht, daß in Baden die Todesſtrafe abgeſchafft ſei?“ Wer denkt dabei nicht an das Wort unſeres großen Bismarck: „Man möge doch nicht mehr Mitleid haben mit den Herren Mördern als mit ihren unſchuldigen Opfern!“

Aber noch aus einem andern Grunde halte ich die Beibehaltung der Todesſtrafe im Intereſſe der Geſellſchaft für geboten, deshalb nämlich, weil es Fälle gibt, in denen ſie nur auf dieſe Weiſe einem verkommenen Individuum gegenüber ausreichend geſchützt iſt. Auch die ſolideſten Eiſengitter, die dickſten Kerkermauern und die ſorgfältigſte Bewachung bieten, wie die Erfahrung lehrt, keine abſolute Sicherheit. Und wie, wenn der Gefangene innerhalb des Gefängniſſes einen Mord begeht, wie das vor nicht langer Zeit, wenn ich mich recht erinnere, in Baſel geſchehen iſt, wo zwei Aufſeher, Familienväter von Gefangenen hingemordet wurden? — Als ich vor mehreren Jahren eines Nachmittags an das Thor der Anſtalt kam, wurde mir von dem Thoraufſeher der Auftrag, ja keine Zellenbeſuche zu machen, ehe ich bei dem Herrn Direktor geweſen ſei, der mir etwas zu ſagen habe. Als ich, dieſem Auftrage nachkommend, in das Büreau des Direktors eintrat, teilte mir derſelbe mit, daß der Lebenslängliche H. wütend in ſeiner Zelle hin und her renne mit einem Inſtrument in der Hand und dabei Äußerungen thue wie dieſe: „ſchade nur, daß er Familienvater iſt! Aber hin muß er ſein, ſobald er in meine Zelle kommt!“ Der betreffende Aufſeher wußte, daß es auf mich abgeſehen ſei, weil der Gefangene ſich einbildete, es ſei ihm durch meine Schuld ein Gnadengeſuch abgeſchlagen worden. So ließ ich mich denn warnen und blieb weg. Man ließ ihn ſich austoben. Den andern Tag wurde er vor den Herrn Direktor geführt, nachdem man ihm eine Schere abgenommen, die er heimlich zu ſich geſteckt hatte. Als ihm beim Rapport zu Gemüt geführt wurde, daß er ſich bisher gut gehalten und nun nach Jahren zum erſtenmal geſtraft werden müſſe, fing er an zu weinen und bat um Verzeihung. Gleich nachher ging ich zu ihm auf die Zelle, wo er ſeine Bitte um Verzeihung mir gegenüber wiederholte. Daß die Sache auch einen andern Ausgang hätte nehmen können, werde ich kaum zu ſagen brauchen. —

Man wendet möglicherweiſe ein: „aber warum werden ſolchen Gefangenen Werkzeuge gegeben, die in ihrer Hand eine gefährliche Waffe bilden?“ Das hat ſeinen guten Grund. Einen Gefangenen Jahre lang mit Tütenmachen oder Strohflechten beſchäftigen hieße ihn dem Wahnſinn überliefern. Er bedarf einer Arbeit, die Abwechſelung bietet und namentlich ſeine Gedanken wenigſtens einigermaßen in Anſpruch nimmt, wenn er nicht geiſtig erkranken ſoll. Doch den Fall angenommen, daß wir ihm kein gefährliches Inſtrument in der Zelle laſſen, ihm auch Gabel und Meſſer entziehen und nur einen Löffel geben, der übrigens auch ſchon von einem dolchartig zugeſpitzt worden iſt, ſo ſtehen ihm immer noch Waffen zu Gebot. Er kann ſeinen Waſſerkrug oder ſeine Stütze, ſein Waſchbecken oder ſeine Eßſchüſſel gebrauchen; er kann auch, wie das vor kurzem ein an Verfolgungswahn Leidender gethan hat, einen Fuß ſeiner eiſernen Bettſtatt abreißen und ſich damit eine bedenkliche Waffe ſchaffen. Und wenn ihm alles entzogen iſt, ſo bleiben ihm ſeine Fäuſte, mit denen er möglicherweiſe den Gegner würgen und erwürgen kann, ehe er einen Laut von ſich gibt. Wenn derartige Vorkommniſſe auch äußerſt ſelten ſind, ſo ſind ſie doch immerhin denkbar. Und wenn nun ein Lebenslänglicher in der Anſtalt einen Mord begeht, welche Straferhöhung ſoll da eintreten, im Falle die Todesſtrafe abgeſchafft iſt? —

Wenn man in früheren Zeiten, namentlich in England, die Todesſtrafe wegen einer ganzen Reihe von Verbrechen, ſogar wegen Diebſtahls erkannt hat, ſo war das eben eine Rigoroſität, die wir beklagen, die aber kein Argument bilden kann gegen die Verhängung dieſer Strafe über den, der ſich eines vorſätzlichen Mordes ſchuldig gemacht hat.

Ebenſo wenig ſtichhaltig erſcheint mir der Einwand, gegen dieſe Strafart, daß dieſelbe nicht nach der Schuld proportioniert werden könne.

Der einzige Einwand gegen die Todesſtrafe, dem man ſeine Berechtigung nicht abſprechen kann, iſt die Möglichkeit eines Irrtums, eines Juſtizmordes. Allein dabei iſt doch zu bedenken, daß die Juſtiz in unſerem Jahrhundert in dieſer Hinſicht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vorſichtiger geworden iſt und daß man, durch traurige Vorkommniſſe früherer Zeiten gewarnt, ſich darauf beſchränkt, nur dann die Todesſtrafe zu erkennen, wo direkte Beweiſe vorliegen und auch nicht der leiſeſte Zweifel an der Schuld mehr vorhanden iſt. Sollte aber trotzdem auch heute noch einmal der Fall vorkommen, daß ein Unſchuldiger den Verbrechertod erleiden müßte, ſo wäre dies zwar höchſt beklagenswert, aber kein durchſchlagender Grund für die Abſchaffung der Todesſtrafe. Es kann auch vorkommen, daß einer Jahre lang unſchuldig im Zuchthaus ſchmachtet und ſchließlich vor Gram und Kummer in demſelben langſam dahinſiecht und ſtirbt; die Juſtiz wird ſich dadurch nicht veranlaßt ſehen können, nur noch Freiheitsſtrafen von kurzer Dauer zu verhängen.

So kommen wir denn nach allem zu dem Schluſſe:

Man mache von der Todesſtrafe nur in den ſchwerſten Fällen Gebrauch, vorausgeſetzt, daß auch kein Schatten von Zweifel an der Schuld vorhanden iſt, aber man ſchaffe die Todesſtrafe nicht förmlich ab, laſſe vielmehr das Damoklesſchwert derſelben drohend über dem Haupte der Verbrecher hängen, damit ſie in heilſamer Furcht erhalten werden vor der Obrigkeit, die das Schwert nicht umſonſt trägt, ſondern Gottes Dienerin iſt, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böſes thut.

Ein ruſſiſches Jägervolk.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Die Stadt Tſcherdyn iſt die Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes im Gouvernement Perm. Ihr Name bedeutet in der Sprache der (finniſchen) Syrjänen „Ende der Welt.“ Weiter nördlich gibt es im Uralgebiete keine Stadt mehr.

Tſcherdyn liegt an der Kolwa, einem Nebenfluſſe der Wiſchera, die ihrerſeits in die Kama fließt, alſo dem Gebiet der Wolga angehört. Einſt war es die Hauptſtadt des alten Biarmiens, des bedeutendſten finniſchen Reichs. Nach der Eroberung des letzteren durch die Ruſſen iſt es von ſeiner Höhe herabgeſunken, obwohl der Kreis, deſſen Mittelpunkt es bildet, ſich ſechshundert Kilometer von Norden nach Süden, und fünfhundert von Oſten nach Weſten erſtreckt.

Hier wohnt an den Ufern der Wiſchera eine Bevölkerung, die nur von Jagd und Fiſchfang lebt. Zum Getreidebau iſt das Klima zu rauh, denn das Land liegt unter dem ſechzigſten Grade nördlicher Breite.

Es gibt in Rußland nur noch wenig ſolcher abgelegener Winkel. Obwohl ſeit zwanzig Jahren Goldſucher an die Wiſchera und ihre Nebenflüſſe gekommen ſind, und eine Menge von Menſchen, zum Teil der Auswurf der Geſellſchaft, ihren Lärm in dieſe ſtillen Thäler gebracht haben, ſind die Wiſcherzen doch immer noch ein ebenſo unverdorbenes Jägervolk wie früher.

Sie ſind rein ruſſiſchen Urſprungs; ihre Vorfahren kamen unter Peter dem Großen und etwas ſpäter in dieſe damals gänzlich unbewohnte Wildnis. Es waren entſchloſſene Leute, die dem Galgen, der Knute, der Leibeigenſchaft oder der Rekrutierung entflohen, und unter unſäglichen Mühen ſich hier eine neue Heimat gründeten. Nur das nördlichſte Dorf an der Wiſchera, Uſt=Uls, hat Woguliſche (finniſche) Bevölkerung. — Ihre Tracht wird durch den ſogenannten „Luſan“ charakteriſiert, — ein Stück ſelbſtgewebten Tuchs, über einen halben Meter breit und anderthalb Meter lang, mit einer runden Öffnung in der Mitte, durch welche der Kopf geſteckt wird, ſo daß die eine Hälfte über die Bruſt, die andere über den Rücken fällt. Gefüttert iſt der Luſan mit ſelbſtgewebter grober Leinwand, und der Raum zwiſchen Tuch und Futter wird als Sack benutzt, in welchem alle möglichen Vorräte aufbewahrt werden, — Lebensmittel für fünf Tage, Brot, Fiſchklöße, eine Schachtel aus Birkenrinde mit Salz, erlegtes Wild, Jagdgeräte, eine Blechbüchſe mit zwei bis drei Pfund Pulver, gegen zehn Pfund Blei, Tabak, Zigarettenpapier, zwei bis dreitauſend Schwefelhölzer ꝛc. Am Gürtel hängt ein kleiner Lederbeutel, mit Stein, Stahl, Schwamm und etwas Geld. Dieſer Beutel iſt die größte Koſtbarkeit; Schwefelhölzer können verſagen, Steinfeuerzeug nie.

Die Jagdgewehre der Wiſcherzen haben durchweg Feuerſteinſchlöſſer. Hauptwaffe iſt eine gezogene Büchſe von wenig über erbſengroßem Kaliber, mit ſelbſtgemachtem Schaft. Jedem andern würde derſelbe höchſt unbequem liegen, aber der Wiſcherze trifft mit unfehlbarer Sicherheit Haſel= und Birkwild, Marder, Zobel ꝛc. damit. — Blei trägt er in dünnen runden Stangen bei ſich, von denen er die jedesmalige Ladung abbeißt. Außerdem führt er zur Jagd auf Elen, Bär und anderes ſtarkes Wild eine alte franzöſiſche Muskete, von denen aus dem Jahre 1812 eine Menge in Rußland zurückgeblieben ſind.

Die Wohnung des Wiſcherzen unterſcheidet ſich in nichts von der des Großruſſen; dieſelbe Stube (isba), bei den Wohlhabenden durch eine Zwiſchenwand geteilt, der gewöhnliche breite ruſſiſche Ofen, ringsum an den Wänden Holzbänke, — das unvermeidliche Heiligenbild in einer Ecke, — in der Mitte ein Tiſch aus einer mächtigen Arvenplanke.

Auch die gewinnbringendſte Arbeit vermag dieſe Waldbewohner nicht von Jagd und Fiſchfang abzuziehen. Sie rechnen ihr Jahr von der Heuernte ab, die ſelten vor, aber niemals nach dem erſten Juli beginnt, und bis in den Auguſt hinein dauert. Ende Auguſt ſammelt man ſich zum Fiſchfang. Mehrere Familien bilden eine Genoſſenſchaft (Artel), von ſieben bis zehn Kähnen.

Das Uralgebirge im Quellgebiete der Wiſchera bietet großartige Naturſchönheiten, — ein Felſenlabyrinth voll der phantaſtiſchſten Formen, ſchäumende Bergſtröme, die ſich in tauſend Windungen und Kaskaden zwiſchen himmelhohen ſenkrechten Wänden ihren Weg bahnen. Die Wjetljankafelſen ſollen in der Schweiz nicht ihresgleichen finden. Jenſeits derſelben, weiter nach Norden hin, dehnt ſich eine noch wildere bis zu den Gipfeln hinauf mit undurchdringlichen Wäldern bedeckte Bergwelt, während die letzteren um die Stadt Wiſchera herum durch Axt und Feuer längſt verwüſtet ſind.

Die Wiſchera entſpringt auf dem Hauptkamme des Ural, und ſtrömt über zweihundert Kilometer parallel demſelben, um ſich dann in einem Winkel von ſiebzig Grad ſcharf nach Oſten zu wenden, und in einem ebenſo langen Laufe der Kama zuzueilen. Bei ihrem ſtarken Gefälle iſt es unmöglich, ſtromauf zu rudern. Die Kähne, ſieben und einen halben Meter lang, dreiviertel Meter breit, werden vielmehr mit großer Anſtrengung mit Ruderſtangen am Ufer ſtromauf geſtoßen. In jedem ſtehen zwei Mann, einer vorn, der andere hinten. Ein Kahn trägt zehn Zentner.

Man fährt hundertfünfzig Kilometer über das äußerſte Dorf (Uſt=Uls) hinaus, und fiſcht dann mit Netzen bis in den November hinein, die Fiſche werden nach dem Fange ausgenommen, und in Tonnen, die an Ort und Stelle gefertigt werden, eingeſalzen. Dabei lebt man in Hütten am Ufer von Fiſchen, Grütze und gelegentlich geſchoſſenem Geflügel.

Im November erfolgt die Rückkehr und Teilung. Auf den Kahn kommen zwei bis drei Zentner Fiſche, im Werte von ſechs Rubel (= zwölf Mark) der Zentner.

Nach dieſem erſten Abſchnitt im Jahre der Wiſcherzen beginnt die Jagd in der Nähe des Dorfes, das heißt im Umkreiſe von zehn bis ſechzig Kilometer um dasſelbe. Man ſchießt Haſel- und Birkwild und fängt Eichhörnchen. Das Paar Haſelhühner wurde 1879 an Ort und Stelle mit dreiundfünfzig Kopeken (1,06 Mark) bezahlt. Im Januar kommen die Kaufleute aus Tſcherdyn danach. Später auf den Markt gebrachtes oder ſchadhaftes Wild bringt oft nur 0 03 bis 0 05 Kopeken das Paar (ſechs bis zehn Pfennig).

Im Dezember, nach dem St. Nikolastage, beginnt die Hauptjagdſaiſon, die einträglichſte, aber auch mühevollſte.

Aufs neue vereinigt man ſich zu Genoſſenſchaften von vier bis zehn Mann. Drei Tage lang wird gezecht und das ganze Dorf feiert, — nur die Alten, die nicht mehr mit ausziehen, beſchäftigen ſich mit der Ausrüſtung der Jäger für die bevorſtehende Kampagne.

Vor allem werden die Schlitten in Stand geſetzt. Sie haben lange Kufen (ſechs Meter und darüber), die aber nur einen Fuß von einander abſtehn, ſo daß die Spur ſehr ſchmal iſt, und ſich von der eines Schneeſchuhläufers nicht unterſcheidet. Ein ſolcher Schlitten faßt etwa fünf Zentner und wird von einem Manne gezogen, dann werden die Lebensmittel beſorgt; ihre Grundlage bildet Roggenzwieback, außerdem Roggenmehl, Gerſtengraupe, Erbſenmehl, Erbſen, Salz. — Der Appetit dieſer Leute iſt enorm. Man hat den Verſuch gemacht, ihnen nach einer gewöhnlichen, reichlichen Mahlzeit noch ſo viel zur Dispoſition zu ſtellen, als ſie eſſen wollten; der Einzelne verzehrte dann noch ſieben Pfund Zwieback und acht Pfund Fleiſch, doch leiſten die Oſtjaken am Ob noch mehr. Das Klima und die große körperliche Anſtrengung erklären dies. Der Wiſcherze folgt dem Elen während eines Tages über ſechzig Kilometer auf Schneeſchuhen, — und kann dabei zwei bis drei Tage ohne Nahrung aushalten. Den Jägern wird ferner ein Vorrat von Flechtſchuhen, Zwirn, Nadeln, Draht ꝛc. eingepackt. — Ihre Gewehre und Jagdnetze bringen ſie ſelbſt in Ordnung.

Ein Haupterfordernis iſt ein guter Hund. Die Wiſcherzer Jagdhunde ſind gewöhnliche ruſſiſche Bauernhunde, nicht groß, mit gewundener Rute, verſchieden gefärbt, die Schnauze trocken und ſpitz, die Augen nicht hervortretend, aber ſehr ſcharf, die Gehöre kurz und aufrecht. Ihrem Herrn ſind ſie treu ergeben, trotz ſchlechter Behandlung, und ihre Paſſion übertrifft die aller anderen Hunde. Ein Hund wie der andere heißt „Lapka.“ — „Lapka“ muß Eichhörnchen, Waldgeflügel, Marder und Zobel ſuchen, ſtellen und verbellen, manchmal auch fangen; auf den Zobel iſt er am ſchärfſten. Er muß Elen, Rentiere und Bären laut jagen. Ein Hund, der dies alles thut, iſt ſelten, daher hat jeder Jäger mehrere, einen für Eichhörnchen, einen für Zobel und Marder, einen für grobes Wild ꝛc.

Iſt alles zum Wege bereit, ſo werden die Pferde vor die Schlitten geſpannt; zwölf bis fünfzehnjährige Knaben und Mädchen kutſchieren. Man fährt ſo weit als möglich, meiſt hundert Kilometer über Uſt-Uls hinaus; dann werden die Kinder mit den Pferden zurückgeſchickt. Da der Schnee meiſt über vier Meter hoch liegt, ſo fährt man am Rande der Wiſchera, wo er nur dünn liegt, weil der nie ganz zufrierende Strom ihn verzehrt. In Uſt-Uls verteilen ſich die Geſellſchaften nach drei Richtungen hin — die Wiſchera aufwärts — längs der Kutima und nach den Quellen der Ulſa. Alle aber ſtreben dem Kamme zu. Eine der tüchtigſten Jagdgeſellſchaften iſt die des alten Uſtyn, die aus zwölf Köpfen beſteht. Ihr Führer jagt ſeit zweiundvierzig Jahren — er iſt jetzt ſiebzig Jahre alt, aber noch immer vermag er allein einen Kahn die Stromſchnellen der Wiſchera hinaufzuſtoßen, was keiner ſo leicht nachmacht. Von mittlerem Wuchs, mit ergrautem Haar und Bart, ſehnig und rüſtig wie ein Zwanzigjähriger, iſt er ein Muſter von Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe. Mit immer heiterem Geſicht iſt er ſtill, und rühmt ſich nie ſeiner Jagderfolge, obwohl er, wie er einſt nach dem letzten Gläschen Spiritus verriet, ſchon drei Dutzend Bären geſchoſſen.

Uſtyns Geſellſchaft fährt hundert Kilometer über Uſt-Uls hinaus. Dann werden die Schneeſchuhe angelegt. Dieſe ſind anderthalb Meter lang, dreiundzwanzig Zentimeter breit, unten mit der behaarten Haut von den Vorderläufen des Elen überzogen. Dieſe Haut gleitet glatt über den Schnee bergab, während bergauf die Haare das Rückwärtsgleiten hindern. Sie wiegen ſechs Pfund und koſten, wenn ſie gut ſind, fünf bis ſechs Silberrubel (zehn bis zwölf Mark). — Die beladenen Schlitten werden nun im Gänſemarſch bis zur Station, d. h bis zum Mittelpunkte des Jagdreviers, gezogen. Der Weg geht nicht mehr längs der Wiſchera, ſondern in die Berge hinein. Und nun beginnt eine wahrhaft gigantiſche Arbeit. Jeder Mann muß ſeine ſchwere Laſt zwei bis drei Kilometer die ſteilen Höhen hinaufziehen. Selten nur halten ſie an, um zu verſchnaufen. Sie ziehen mit einem Rückengurt. — Schwieriger noch iſt die Fahrt vom Hauptkamme oder einem der zahlreichen, zum Teil noch höheren Nebenkämme hinab. Es geht im Fluge, die Laſt drückt hinunter, zur Leitung und zum Hemmen dient eine Deichſel. Wer auf einen Baum zufliegt, wird unfehlbar zerquetſcht, was keineswegs unerhört iſt. Bergab geht es wohl zehn bis zwölf Kilometer weit. Auf den höchſten Rücken erheben ſich zuckerhutähnliche Kegel, zwiſchen denen tiefe Einſenkungen hindurchführen; dieſe werden zum Übergange benutzt, aber der Sturm läßt hier keinen Schnee liegen, und deshalb müſſen die Schneeſchuhe dabei abgelegt werden. Auch der Wald fehlt oben, dagegen iſt alles voll tafelförmiger Sandſteintrümmer. Je weiter nach unten, deſto mehr nimmt wieder die Vegetation zu, und fünf bis ſechs Kilometer vom Hauptrücken, den nur Flechten- und Rentiermoos bedecken, erheben ſich bereits Arven von drei Meter Umfang. Dieſe Wälder ſind am gefährlichſten; wer die Leitung ſeines Schlittens verliert, iſt ſelbſt verloren.

Endlich iſt das Standquartier erreicht — eine Hütte und Vorratsräume, die zum Schutz gegen Raubtiere auf Säulen vier Meter über der Erde ſtehen. Zwei Tage wird geruht und alles zur Jagd vorbereitet; am dritten Morgen verſammelt man ſich noch einmal zum Gebet, während der älteſte das Heiligenbild hält, und zerſtreut ſich dann ſchweigend.

Still gleitet der Jäger auf ſeinen Schneeſchuhen durch den Wald, hinter ſich den treuen Hund. Alle ſeine Aufmerkſamkeit iſt auf Fährten gerichtet — eine, zwei, drei Stunden vergehen, der Abend kommt heran — und nichts iſt gefunden. Er läßt den Mut nicht ſinken, hält an, raucht eine Zigarrette, wirft dem Hunde einen Zwieback hin, ſpäht nach allen Richtungen und gleitet weiter. Es wird völlig dunkel — er ſucht einen Baumſtamm zur Feuerung und einen Platz zum Nachtlager. Kaum graut der Morgen, ſo ſteht er aufs neue in den Schneeſchuhen, ißt zwei bis drei Zwieback, gibt dem Hunde einen, höchſtens zwei (denn nur ein hungriger Hund ſpürt gut) und vorwärts geht's. — Allein oft vergehen vier bis fünf Tage reſultatlos.

Unter „Wild“ verſteht der Wiſcherze vorzugsweiſe das Elen, das im Ural während des Winters in kleinen Rudeln von Rinde und jungen Zweigen, namentlich der Ebereſche, lebt, und Stände wählt, in denen die letztere ſich häufig findet. Aber gewinnbringender iſt die Marder- und Zobeljagd. Ein Marderbalg wird mit ſieben bis acht, ein Zobel mit zehn bis fünfzehn Rubeln bezahlt, während eine Elenhaut nur vier bis fünf Rubel koſtet. Zu dieſer Jagd ſind außer der Büchſe und „Lapka“ noch Netze von zwanzig bis fünfunddreißig Meter Länge, die im Luſan getragen werden, erforderlich. Mein Gewährsmann, ein ehemaliger Goldſucher, beſchreibt ſie in der „Priroda i ochota“ folgendermaßen: „Es war Ende Februar 187... Ich ſuchte Gold an den Quellen der Wiſchera, die ſämtlich auf dem Kamme des Ural entſpringen. Meine Leute waren nach Proviant zum Magazine gefahren, die Arbeit ruhte für drei Tage. Ohne Beſchäftigung, den Kopf voll Sorgen, in der Hütte ſitzen iſt kein Vergnügen. Da kehrte am Abend der alte Uſtyn bei mir ein — er ſah mir mein Unbehagen an — „wie wär's,“ rief er, „wollt Ihr morgen mit auf den Zobel? Das Revier iſt gut, vielleicht findet ſich auch ein Marder!“ Erfreut ſchlug ich ein.

„Sobald wir am nächſten Morgen Thee getrunken, legten wir die Schneeſchuhe an und eilten in den Wald, natürlich nicht ohne Lapka. Schon war es hell genug zum Spüren, ſchnell glitten wir über die ſchwache Kruſte. Lapka ſpitzte die Gehöre, trommelte mit den Vorderläufen und ſprang beſtändig aus Ungeduld oder Zerſtreutheit von hinten auf meine Schneeſchuhe, ſo daß er mich in Gefahr zu fallen brachte. Ich ſandte ihm einige Flüche zu, wobei mir Uſtyn getreulich half. Endlich macht er einen plötzlichen Seitenſprung, windet, umkreiſt eine Fichte, und beginnt laut zu jagen. „So recht!“ ruft Uſtyn, und eilt ihm nach — ich hinterdrein. Nach zwanzig Minuten war das Geläut nicht mehr hörbar, wir folgten nur noch der Fährte des Hundes. Es ging ſo ſchnell, daß mir der Atem ausging, obwohl ich in Wiſchera zu den beſten Schneeſchuhläufern gehörte. Ich ließ den Alten anfangs nicht aus dem Geſicht; aber der Wald wurde ſo dicht, daß ich mich zuletzt nur noch an die Spur ſeiner Schneeſchuhe halten konnte. Am unangenehmſten war das Lagerholz; die umgeſtürzten Arvenſtämme waren ſo dick, daß der Schnee ſie nur halb bedeckte, man mußte hinauf und hinunter, und was das ſagen will, vermag nur der zu würdigen, der ſelbſt auf Schneeſchuhen durch die nordiſchen Wälder gelaufen iſt. Es dauerte gegen zwei Stunden, bis das Geläute des Hundes wieder an unſer Ohr ſchlug, abgebrochen, laut. Man mußte die Geſtalt des Alten ſehen; mit den ſchweren Netzen und der ganzen Laſt ſeines „Luſans“ — die Büchſe auf der Schulter, glitt er durch den Wald, wo jeder Fehltritt Gefahr brachte; er bog ſich ſo, daß Rückgrat und Füße einen Winkel von weniger als dreißig Grad bildeten, die Mütze ſaß im Nacken, das Antlitz glühte von Leidenſchaft. Er glitt ſo ſchnell, daß der Schnee unter ihm pfiff. Näher und näher klang das Geläut, endlich wird Lapka ſichtbar, auf den Hinterläufen ſitzend und mit den vorderen den Schnee ſchlagend, den er ſchon niedergetreten hat, die Naſe nach oben, das Auge auf den Gipfel einer Fichte gerichtet, unterbrochen Laut gebend, zuweilen heulend. Uſtyn hemmt ſeinen Lauf, nimmt das Gewehr von der Schulter — nähert ſich der Fichte. Mein Herz ſtand ſtill; es gab einen Augenblick, wo ich ihn gern beiſeite gedrängt hätte, um ſelber zu Schuß zu kommen. Allein ich bezwang mich! Er ſteht ſtill, kreuzt ſeine Schneeſchuhe, ſpannt den Hahn, legt an und zielt. Gott, wie lange — es kam mir länger als eine Stunde vor! Endlich ſchlägt der Hahn herunter — drei helle Funken — aber kein Schuß! Er ſetzt ab, zieht aufs neue auf, kratzt mit dem Nagel des Zeigefingers am Schloß herum — zielt — ein neues Knacken, und abermals kein Schuß! Lapka, der ſeinen Herrn ſo nah am Wilde ſieht, mäßigt ſein Geläut, als ob er nicht verſtände, was vorgeht. Ich konnte mich nicht mehr halten, ſondern ſchob mich vorwärts, nicht auf Uſtyns Spur, ſondern gerade auf Lapka los, der bei meinem Anblick zu tanzen begann und laut bellend mit der Naſe nach oben wies. Ich ſtand daneben und ſpähte aufmerkſam nach dem Wipfel — aber ich ſah abſolut nichts; ich blicke auf Lapka, um nach der Richtung ſeiner Schnauze zu beurteilen, in welcher Höhe der Zobel ſitzt — aber die Schnauze war nach dem Wipfel gerichtet, wo ich nichts entdecken konnte. Mein Blut kochte, und auf der anderen Seite ſtand Uſtyn und knackte einmal übers andere mit dem Hahn, ohne daß der Schuß losging. Verzweifelte Lage: hier ein Jäger, der das Wild ſieht und nicht ſchießen kann — dort ein anderer, der wohl ſchießen könnte, aber nichts ſieht. Aus Wut und Ungeduld ziſche ich endlich „Kiſch!“ Und in demſelben Moment fliegt von der halben Höhe der Fichte ein ſchwarzer Klumpen nach dem nächſten Baume zu, erreicht ihn aber nicht, ſondern ſtürzt hinab auf den Schnee. Lapka wie der Blitz drauf los. Lapkas Gebell und Uſtyns Gewehrknacken hatte der Zobel ausgehalten, mein „Kiſch“ brachte ihn in Bewegung. Einen Augenblick war der Hund kaum noch einen Meter vom Zobel entfernt, ſein Geläut verſtummte, er öffnete das Maul, um den Gegner zu packen; aber wie der Blitz war der letztere wieder auf der nächſten Fichte und ſetzte von einem Wipfel zum andern — was bei der Dichtigkeit des Beſtandes bequem genug für ihn ſein mochte. Lapka laut hinter ihm her, Uſtyn ſchnell wie ein Hirſch an mir vorüber und dem Hunde nach. Er ſchimpfte auf ſeine Büchſe, weil ſie nicht losgegangen, und auf mich, der ich zuerſt nichts geſehen, und dann durch mein „Kiſch“ den Zobel gerade in dem Augenblicke verſcheucht, wo ſeine Büchſe losgegangen ſein würde. —

„Lapka verſtummte nicht, obwohl ſein Geläute von Ermüdung zeugte. Nach einer Viertelſtunde war der Zobel in einen „Chalui“ (d. i. einen Haufen Lagerholz) gegangen. Lapka heulte und wühlte ſich mit den Vorderläufen in den Schnee. „U-n-nt!“ ſchrie Uſtyn, und der Hund grub noch eifriger, ſteckte die ganze Naſe in eine Spalte zwiſchen dem Lagerholz, zog heftig die Luft ein und grub auf neue. Im Nu holte Uſtyn ſein Netz heraus, umſtellte den Chahy im Halbkreiſe an drei Seiten — das Netz alle drei bis vier Schritt mit einem Pfahle ſtützend und den unteren Rand in den Schnee eindrückend. Sodann hieb er eine Stange ab, ging auf die nicht umſtellte Seite und ſtieß zwiſchen den umgeworfenen Stämmen herum. Kaum hatte er zwei Stöße geführt, als drei Schritt von mir der Zobel herausſprang und ſich im Netz verwickelte, indem er die Stützen desſelben umriß. „Hier, hier,“ ſchrie ich aus vollem Halſe. Aber ſchon ſprang Uſtyn mit erhobener Stange heran und führte einen Schlag. Der Schlag fiel nicht auf die richtige Stelle, der Zobel riß heftig am Netz, und wer weiß, was geſchehen wäre, hätte nicht Lapka ihn jetzt gepackt und gewürgt. Kaum konnte Uſtyn ihm das Wild entreißen, wobei der Hund für ſeine treuen Dienſte ſolche Hiebe bekam, daß jeder Hühnerhund daran verendet wäre.

„Wir betrachteten die Beute. Es war ein alter Zobel, ſein Haar ſchwarz mit Goldglanz an den Spitzen. Uſtyn ſtrahlte vor Freude. Aber plötzlich verfinſterte ſich ſein Antlitz, und mit aller Kraft hieb er aufs neue mit dem rechten Schneeſchuh auf den vor ihm ſitzenden Lapka los. Das arme Tier heulte furchtbar auf und entfloh in den Chalui. — „Um Gottes willen, Uſtyn, warum?“ „„Verfluchter Köter, ſeht, wie er geriſſen hat!““ Und wütend hielt er mir den Balg unter die Naſe, der hinter der linken Flanke einen kleinen Riß hatte, welcher ſeinem Werte nicht den mindeſten Eintrag that. Ich ſagte ihm dies, aber er fuhr fort, auf Lapka zu fluchen und ihn zu prügeln.

„Der Abend nahte, und nachdem wir die Netze zuſammengepackt, traten wir den Rückweg an; Lapka folgte geſenkten Hauptes. Vergebens hielt ich Uſtyn unterwegs ſeine Grauſamkeit vor; noch an demſelben Abend wurde das unglückliche Tier abermals wegen irgend eines kleinen Verſehens halb tot geſchlagen.

„Wir hatten an dieſem Tage gegen vierzig Kilometer gemacht. Ich war furchtbar müde — dafür ließ mein Appetit nach der Rückkehr nichts zu wünſchen übrig. Mit Wohlbehagen ſaß ich den Abend am flammenden Feuer, und ſchlief wie ein Held in der kalten, reinen Bergluft.“

Eine gute, d. i. glückliche Jagdgeſellſchaft erbeutet während des Winters bis zwanzig Marder- und Zobelbälge. Gibt es aber viel Eichhörnchen, und werden dieſelben gut, d. i. mit zwölf bis dreizehn Kopeken pro Stück bezahlt, ſo verlegt man ſich mehr auf dieſe, von denen der einzelne zwei- bis vierhundert Stück erbeuten kann. Der Fuchs iſt im Ural ſelten, ebenſo Luchs und Vielfraß. Häufiger der Bär.

In der beſchriebenen Weiſe jagt der Wiſcherze, bis nach dem erſten gelinden Tauwetter der Schnee eine ſtarke Kruſte bekommt, auf der er dahin fliegt wie der Tänzer auf dem Parkett, während der Elchhirſch durchbricht und ſich die Läufe wund reibt. Nach deutſchen Begriffen iſt eine ſolche Jagd Aasjägerei. Dies iſt natürlich dem uraliſchen Waldbewohner ſehr gleichgültig. Wenn er nur Häute nach Hauſe bringt! Jetzt erſt beginnt ſeine goldene Zeit; bisher bewegte er ſich mühſam vorwärts und ſank oft im lockeren Schnee ein; jetzt gleitet er dahin wie der Wind, und der Hund hat es ebenſo leicht.

Naht ſich der Winter dem Ende, ſo wird die ganze Beute ans nächſte Ufer gebracht. Wenn die Ströme des Ural vom Eiſe frei werden, baut man Flöße aus trockenen Stämmen und ladet alles darauf.

Mit mächtigem Brauſen ſtrömt im erſten Frühjahr die Wiſchera, hoch angeſchwollen, hinab, und mit gewaltiger Schnelligkeit trägt ſie die Flöße der Jäger den heimatlichen Dörfern zu. In anderthalb Tagen wird die ganze Strecke bis zu den entfernteſten Dörfern, dreihundertzwanzig bis dreihundertfünfundſiebzig Kilometer, zurückgelegt. Wenn ſich die Flöße dem Heimatsdorfe nähern, ſo hemmt man ihren Lauf und ſtößt ſie mit langen Stangen ans Ufer. Eine Musketenſalve verbreitet ſofort die Nachricht, daß die Ernährer der Familien, die Jäger, zurückgekehrt ſind.

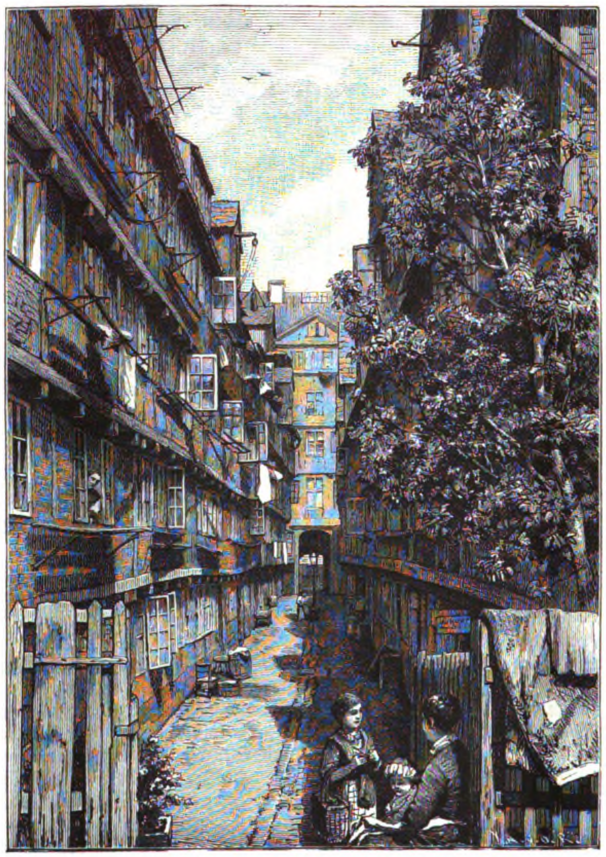
D.

Dem Abbruch verfallen.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Die erſten Novemberwochen des vorigen Jahres waren für viele Tauſende der Bewohner Hamburgs ſorgenvolle und wehmütige. In den dicht bevölkerten Vierteln, welche dem Zollanſchluß der freien Stadt zum Opfer fallen müſſen, verließen die Bewohner notgedrungen ihre Behauſungen, um ſich in andern Gegenden der Stadt eine neue Heimat zu ſuchen. Die langen Straßenzüge, die engen Höfe, die ſchmalen Twieten und Fleete, alles, was dem Hamburger dort vertraut iſt und jenen Quartieren einen ſo eigenen und maleriſchen Charakter gibt, das wird nun bald vom Erdboden verſchwunden ſein. Ein heimlicher Zauber, ein Ehrwürdig-Gemütliches ſpricht ſchon aus den alten Namen dieſer Wege und Waſſerzüge: Hopfenſack, Winſerbaum, Dovenfleet, Zippelhaus, Hänkentwiete und Hankentwiete, Poggenmühle, Holländiſcher Brook, Kannegießerort, Kibbeltwiete, Kehrwieder ꝛc. Hier ragen mit übergebauten Stockwerken und ſteilen Dächern, auf Eichenpfählen und Quadern im Grunde ruhend, ſchmalfenſtrig, aber mit ſpiegelblanken Scheiben, in den engen Gaſſen dicht aneinander gedrückt, die alten Häuſer empor. Auf den Fleeten dahinter ſchieben ſich ſchwere Schuten entlang, die ihre Ladungen in vielſtöckige Speicher bringen; Taue und Winden knarren, Flut und Ebbe wechſeln, die Wetterfahnen kreiſchen im Novemberwinde, vom nahen Hafen her ſchrillen helle Pfiffe, und in der Nacht tönen dumpf die Signale aufkommender Schiffe. Dieſe alten, nun dem Abbruch verfallenen Straßen muß man ſehen, wenn der graue Herbſtnebel über das ſchwarze Waſſer der Fleete kriecht und um die verwitterten Dächer ſein leichtes Gewand legt. Dann ſchimmert am Turmhelm von St. Katharinen nur matt die Goldkrone, die der Sage nach aus der Beute Störtebekers geſchlagen wurde. Und wenn mit der Flut der Nordweſtſturm einſetzt, die Waſſermaſſen der Nordſee in das Bett der Elbe treibt, und dem Stromgewäſſer den Abfluß verwehrt, dann dröhnen durch die Nacht dumpfe Kanonenſchläge, die Bewohner der niedrig gelegenen Stadtteile zu warnen. Das Hochwaſſer kommt! Es ſchwillt und gurgelt unter den Brückenbögen, leckt in den Straßen entlang, quillt aus den Kellern und treibt die Leute mit ihren Habſeligkeiten hinaus. Die Kinder patſchen lachend durchs Waſſer, aus dem ſchmalen Giebelfenſterchen guckt eine ſteinalte ernſthafte Frau herunter und ſieht zu, wie die Kellermieter ausziehen. Am andern Morgen freuen ſich die „Fleetenkieker“ köſtlich, wenn ein feingeſtiefelter Kommis verzweifelnd zwiſchen den Pfützen von Stein zu Stein hüpft, weil er dort irgendwo bei irgendwem eine Beſorgung zu machen hat. Das alles verſchwindet jetzt. Dort, wo das alte Eckhaus niedergeriſſen wird, ſteht im Fachwerk des zweiten Stockes noch der „Donnerbeſen,“ eine eigentümliche Ziegelſetzung, die nach altem Aberglauben vor Feuer und Blitz ſchützt — aber nicht vor der Spitzhacke der Abreißer. — — „Was wird nun mit den Bardowiekerinnen?“ fragen ſich die Leute am Zippelhauſe. Die „Bardowiekerinnen“ gehören zu den althamburgiſchen Stadttypen wie die Altenländerinnen und die kurzröckigen Vierländerinnen. Sie kommen die Elbe herab mit friſchen Gemüſen. Die Frauen und Mädchen, den Kopf in ein blaues Zipfeltuch gehüllt, ſitzen auf ihren Weidenkörben, und ſie haben eine „ewige Gerechtigkeit“ an dem alten Zippelhauſe, „ſo lange der Wind weht und der Hahn kräht,“ denn ihre Altvordern brachten einſt auf ihren Kähnen die ſtattlichen Quadern, aus denen dort die „Vorſetzen“ (Kaimauern) gebaut ſind. Steine ſind in Hamburg teuer, und die Bardowieker hatten ſie damals billig, denn Heinrich der Löwe hatte ihre trotzigen Mauern gebrochen. Die Lokalſage weiß davon noch allerlei Schnurren, die aber nicht eben ſehr ſauber klingen. — Wir gehen durch St. Annen hinüber nach der „Poggenmühle.“ Hier ſteht ein altes Haus mit ſchönen ſchmiedeeiſernen Treppengeländern, quer darüber geht ein rotblauer Strich von Ölfarbe; an die blaue Marke wird die Mauer des neuen Zollkanals ſtoßen, dem dieſer ganze Stadtteil zum Opfer fällt, und der rote Strich bleibt Land. — Treten wir in ein anderes Haus: Eine weite, geräumige Diele, ſo groß, daß eine moderne Geheimratswohnung darin Platz hätte, breite bequeme Treppen und oben ein Salon mit buntem ſchönem Stuckwerk im reinſten Rokokogeſchmack, an den Wänden Fresken à la Watteau und Boucher, reifröckige Damen mit ſpitzen Miedern und Schönpfläſterchen, junge gepuderte Herren, die ihnen Blumen reichen, zwiſchen Bosketts promenieren oder in einer galanten Tanzmeiſterpoſition die Flöte blaſen, unter den Fenſtern und über den Thüren roſige Amoretten und flatternde Bänder — ein zierliches, kokettes Neſtchen vom Jahre 1741.

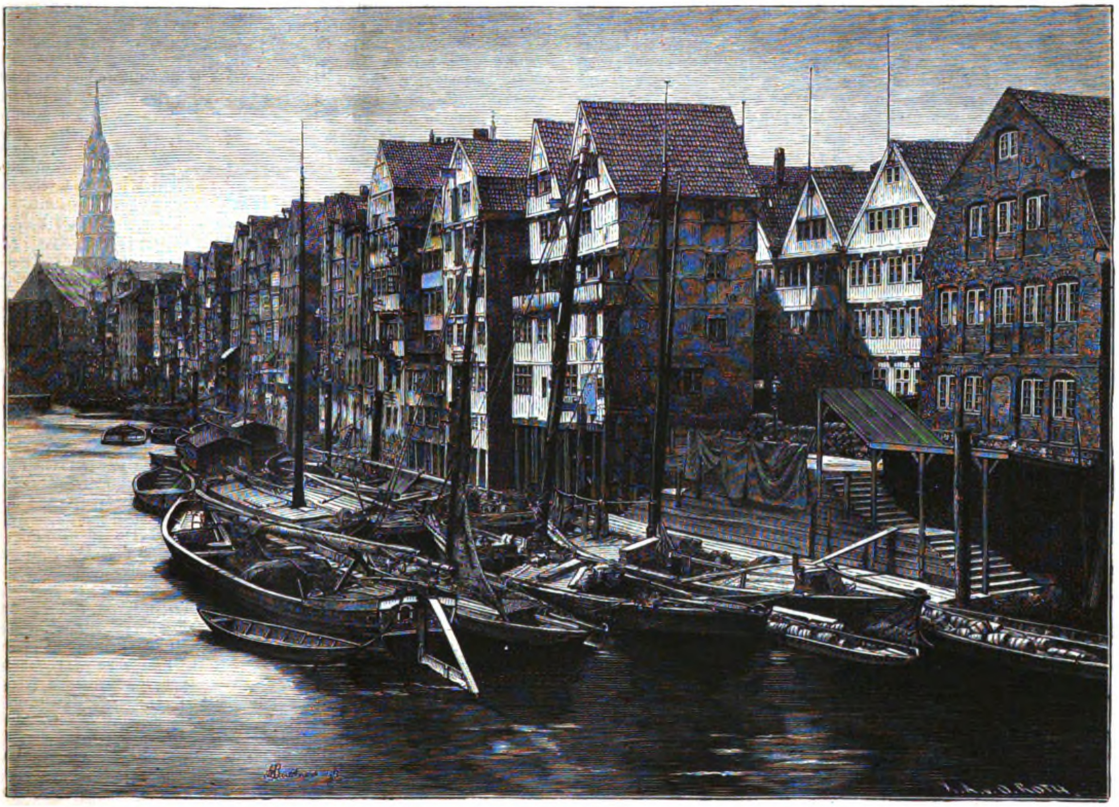


Aus dem alten Hamburg: **Hof im Kehrwieder.**

Nach einer Photographie.

Dort „im alten Wandrahm“ ſteht ehrenfeſt ein ernſtes Geſchäftshaus neben dem andern. Die Delphine oben an einzelnen Treppengiebeln ſollen eigentlich Walfiſche ſein; dies Motiv ſtammt aus der Zeit, als im XVII. Jahrhundert die Hamburger ihre erſten Walfiſchfänger ausrüſteten. Drüben an der alten Hauswand, zu Füßen der Jungfrau Maria mit dem Kinde, hinter den Falten haben ſich Spatzen eingeniſtet und der Himmelskönigin den Gewandſaum ungezogen beſchmutzt. Aber das Chriſtuskind ſtreckt ſein ſchützendes Händlein auch über die frechen Sperlingskinder aus. Das wird nun alles abgeriſſen.

Anno Domini 1538 leſen wir an jenem Eckhauſe. Was werden der Herr Kurfürſt und die Nonne, der Abt und der Narr auf den geſchnitzten Balkenköpfen ſagen, ſie die dort ſchier dreihundertfünfzig Jahr in Narrheit und Ernſt die Menſchen unter ſich wandeln ſahen, ja, was werden ſie ſagen, wenn ſie über kurz oder lang zum Gerümpel geworfen werden? Wie viel haben im Gange der Jahrhunderte in dieſem Hauſe gelebt, gelitten, geliebt, ſich gefreut, gejauchzt und angſtvoll gebetet! Solch alte Häuſer haben ein eigenes Leben, ſie ſind Individualitäten, keines iſt ganz ſo wie das andere, ſie ſtützen ſich nachbarlich, und jeder Raum darin ſieht beſonders aus. Im Keller jenes Hauſes „hinter dem Boden“ ſind die große Küche und die beiden Nebenräume von oben bis unten mit Rotterdamer Bilderkacheln vom Jahre 1604 belegt; Salomos Urteil und König David wechſeln mit doppelten Hähnen, Schiffen und Blumen. Was ſie beſeſſen und was ſie laſſen müſſen mit ihren alten Wohnungen, das merken die Leute erſt jetzt. Die großen Mietskaſernen und Maſſenwohnungen draußen auf dem Hammerbrook ſind in „hygieniſcher Beziehung“ wahrſcheinlich viel empfehlenswerter, aber mit dem Hauſe werden auch die Menſchen banal, und die ſorglich gehüteten Möbel ſehen auf der Straße oder in den neuen tapezierten Etagen wie Bodengerümpel aus. So ſchmal ſind in den alten Häuſern die ſteilen Holztreppen, daß der Hausrat mit Seilen vom Fenſter hinabgelaſſen wird, ſo eng ſind zuweilen Höfe und Gänge, daß ein Burſch ſeinem Mädchen im Hauſe gegenüber die Hand reichen kann. Das alles wird einem in langen Jahren lieb, und die alten Seebären, die jahrelang von der Meerfahrt nicht heimkommen, werden verwundert den Kopf ſchütteln, wenn ſie ihren „Kehrwieder“ vergebens ſuchen, die Landſpitze, wo die alten Häuſer hinter den Linden ſie grüßten, wenn das Schiff „wiederkehrte.“ Und der Schiffszimmermann, der wohl ſonſt einmal in das Schiffbauerhaus auf dem Brook ging, wird auch das nicht mehr finden. Oben an dem Hauſe ſteht jetzt noch: „Was unſere Väter ſchafften, das lernten wir zu achten,“ und daneben der alte Spruch der Hamburger: „Wa wi tohop hefft ſtahn, het uns noch nüms wat dahn“ (Wo wir zuhauf geſtanden haben, hat uns noch niemand etwas gethan). Hier zechte und tagte die ehrſame und nahrhafte Schiffbauerzunft ſeit zweihundert Jahren, und die biederen Geſichter, die alten Silberkannen und Zinnkrüge paßten trefflich zu den geſchnitzten Apoſteln und den langen Eichentiſchen. Jetzt werden ſie ſich wohl in irgend einem „Reſtaurant“ niederlaſſen müſſen.



Aus dem alten Hamburg: **Fleetpartie. Im Hintergrunde die Katharinenkirche.**

Nach einer Photographie.

Wer möchte es all den Leuten, die alt und grau in ihren Häuſern geworden ſind und die nun in der Heimſtatt der Väter gern auch noch geſtorben wären, verdenken, wenn ſie nur grollend und mit verhaltenen Thränen ihr Erbe räumen? Bei Enteignungen wird ja bekanntlich das pretium affectionis nicht mitbezahlt. Der Bewohner Hamburgs kann eines wehmütigen Gefühls ſich ſchwer erwehren, wenn er zum letztenmale die alten, dem Abbruch verfallenen Stadtteile durchwandert, wenn er auch hofft, daß dieſe Umwälzung ſeines Heimweſens der freien Stadt und dem großen Vaterlande zum Heile ausſchlagen werde. Die Hamburger ſind ein rühriger und thatkräftiger Schlag. Als im vergangenen Sommer der letzte Kranz an dem Schiffbaueramtshauſe auf dem Brook emporgewunden wurde, da ſchmückte den Giebel die zukunftfrohe Inſchrift:

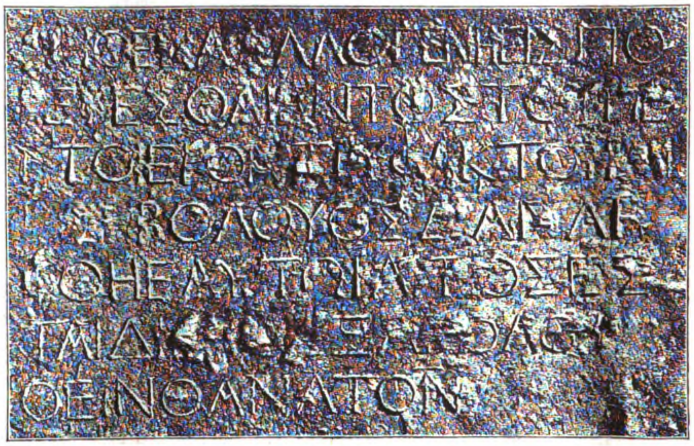
> „Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Stephan Waetzoldt.

Die alten Inſchriften des heiligen Landes.

Ägypten und Aſſyrien, Griechenland und Italien — alle die rings um Paläſtina herumgelegenen Länder bergen im Schutte und unter der Erdoberfläche köſtliche Schätze aus dem Altertum: Inſchriften, Bildwerke, Geräte und Waffen, die dem Forſcher es ermöglichen die alte Zeit wieder vor uns aufleben zu laſſen und erwünſchte Ergänzungen zu den uns hinterlaſſenen ſchriftlichen Berichten zu geben. Das heilige Land aber iſt ungemein arm an ſolchen Denkmälern, keine Pyramiden oder in Ruinen liegende Paläſte, keine zahlreichen Inſchriften, kein zierliches Kleingerät legt uns Zeugnis dafür ab, welche große Rolle das kleine Land in der Geſchichte der Menſchheit geſpielt hat. In den Hieroglyphen leſen wir die gleichalterigen Berichte aus den Zeiten Moſes, wir kennen die gleichzeitigen Porträts des Pharaos der Bedrückung und des Pharaos des Auszugs, wir entziffern in Keilſchrift die gleichzeitig niedergeſchriebene Geſchichte Sanheribs und Nebukadnezars — was würden wir dafür geben, wenn wir aus Paläſtinas Erde Urkunden ausgrüben, die gleichalterig wie die bibliſche Geſchichte ſind!

Nur von wenigem iſt da zu berichten und es iſt ſchon als ein Gewinn zu betrachten, daß das „epigraphiſche Schweigen“ des heiligen Landes gebrochen iſt, denn den eifrigen Nachforſchungen der letzten zwölf oder fünfzehn Jahre iſt es gelungen, einige wenige unzweifelhaft echte und alte Inſchriften aus der bibliſchen Zeit des Landes zum Vorſchein zu bringen. Über dieſelben, die im Verlaufe der Jahre einzeln bekannt wurden und über die leider ziemlich häufigen Fälſchungen, die aus Gewinnſucht dann verſucht wurden, hat der bekannte Paläſtinaforſcher und Gelehrte Clermont-Ganneau jetzt in einer längeren Abhandlung berichtet und wir glauben uns den Dank unſerer Leſer zu erringen, wenn wir aus derſelben das Weſentliche und allgemein Intereſſante hier wieder geben.



Warnungstafel aus dem Vorhofe des herodianiſchen Tempels zu Jeruſalem.

Die Zahl der echten Altertümer und Inſchriften aus bibliſcher Zeit iſt leider ſehr gering und bald erſchöpft. Unſer Autor zählt im ganzen nur ſieben auf Da iſt zunächſt der berühmte, zuerſt von dem deutſchen Miſſionar Klein entdeckte (was Clermont-Ganneau verſchweigt) moabitiſche Stein, deſſen Bruchſtücke den Händen der abergläubigen Beduinen des Oſtjordanlandes entriſſen wurde. Dieſes unſchätzbare Dokument, in phönikiſchen Charakteren und moabitiſcher Sprache geſchrieben — welche dem Hebräiſchen nahe verwandt iſt — kann als eine Art „Originalſeite der Bibel“ angeſehen werden, denn es datiert aus dem IX. Jahrhundert vor Chriſtus. Es gibt einen ins einzelne gehenden Bericht über die politiſchen und religiöſen Streitigkeiten zwiſchen Moab und Israel, von David bis auf Joſaphat und erzählt uns eine eigentümliche Parallele zu den Berichten dieſer Periode, wie ſie im zweiten Buche der Könige enthalten iſt. Dabei iſt dieſer Stein auch deshalb von ſo hohem Werte, weil er uns das älteſte Beiſpiel alphabetiſcher Buchſtaben vor Augen führt, jene zweiundzwanzig phönikiſchen Charaktere, die auf dem Wege der Griechen und Römer auch zu uns gelangten und welche die Grundlage unſeres ABC wurden, des nun univerſell gewordenen Hilfsmittels, mit dem die ziviliſierte Welt ſchriftlich ihre Gedanken ausdrückt.

Während der Moabitiſche Stein (die „Meſaſtele“) ein hebräiſches Dokument und nicht ein israelitiſches im eigentlichen Sinne genannt werden muß, hat uns die Stadt Jeruſalem ſelbſt einige echt israelitiſche Inſchriften geliefert. Vier an der Zahl ſind ſie alle in Kartuſchen (Rahmen) in den Felſen der heiligen Stadt gegraben. Die beiden erſten entdeckte Clermont-Ganneau 1870 auf der äußeren Felswand einer Höhle bei Silwan vor den Thoren Jeruſalems; ſie ſind auch in altphönikiſchen Charakteren geſchrieben und ſtammen aus der Zeit vor der Zerſtörung des Reiches durch die Chaldäer im Jahre 588 vor Chriſtus. Es ſchließt ſich hieran die vor drei Jahren von badenden Kindern am Ausgange des in den Teich Siloah mündenden Bachs entdeckte Inſchrift in althebräiſchen Charakteren, welche Dr. Guthe im Auftrage des deutſchen Paläſtinavereins kopierte; ſie berichtet über die Erbauung des fünfhundert Meter langen unter dem Berge Moriah hinführenden Tunnels. Endlich fand 1880 Clermont-Ganneau eine vierte Inſchrift ähnlicher Art über dem Thore eines kleinen monolithiſchen Naos ägyptiſchen Stils in den Fels gehauen. Dieſes inmitten des Dorfes Silwan ſtehende Monument, das oft von Touriſten beſucht wurde, ohne daß einer die Inſchrift ſah, kann jetzt als ein Werk israelitiſcher Architektur aus der Zeit der Könige von Juda angeſehen werden.

Zu dieſen fünf Inſchriften können noch diejenigen gerechnet werden, welche gleichfalls der glückliche Clermont-Ganneau auffand und die, zweiſprachig — griechiſch und hebräiſch — es ermöglichen, die Lage der alten kanaanitiſchen Königſtadt Geſer, die man lange vergeblich ſuchte, feſtzuſtellen, denn die Inſchriften erzählen uns von der „Grenze Geſers.“ Nach den Charakteren ſtammen ſie aus der Zeit der Makkabäer. Dazu kommt endlich noch die Stele des Tempels von Jeruſalem, die allerdings in griechiſcher Sprache abgefaßt, dennoch für die israelitiſche Geſchichte von der höchſten Wichtigkeit iſt, ja als eine Originalſeite aus dem Neuen Teſtament angeſehen werden darf. Dieſe 1871 aufgefundene Stele wurde in den Fundamenten eines alten arabiſchen Hauſes nahe bei der Omarmoſchee entdeckt; ſie enthält das berühmte Geſetz, welches den Heiden bei Todesſtrafe verbietet, den von Herodes wiederhergeſtellten Tempel zu betreten. Kraft dieſes Geſetzes wurde der Apoſtel Paulus von den wütenden Juden vor den römiſchen Hauptmann geſchleppt, wie Apoſtelgeſchichte 21, 28 ff. näher zu leſen. Wir geben dieſe intereſſante Warnungstafel in ſchöner griechiſcher Schrift nach einer Photographie verkleinert hier wieder.

Abgeſehen von Siegeln und Münzen und einigen Sarkophaginſchriften, die aber nach Clermont-Ganneaus Anſicht nur bis in die Zeit nach Titus zurückreichen, wäre das Angeführte der ganze Vorrat wirklich echter altjüdiſcher Inſchriften des heiligen Landes. Der hohe Wert, auch in pekuniärer Beziehung, den ſie beſitzen, und die große Seltenheit mußten nur zu leicht zu Fälſchungen führen. In der That hat nun in Jeruſalem eine ganze Fälſcherbande ihren Sitz genommen, welche nicht nur für leichtgläubige Touriſten, ſondern auch um Gelehrte zu täuſchen, ihr ſtrafbares Weſen treibt. Alte jüdiſche Münzen werden maſſenhaft nachgeahmt, und Hunderte von Jeruſalempilgern kehren nach Europa mit „Silberlingen“ aus Chriſti Zeit zurück, die alle mit der Jahreszahl 1880 oder ſo verſehen ſein könnten! Doch begnügen ſich die Herren Fälſcher nicht allein damit, echte Modelle nachzuahmen, ſondern erfinden zuweilen Altertümer; ſo wurden vor wenigen Jahren in den Bazars von Jeruſalem Bronzemünzen von Moſes (!) mit vielem Erfolg an amerikaniſche und europäiſche Touriſten verkauft. Auf der einen Seite war der mit Hörnern verſehene Kopf des hebräiſchen Geſetzgebers zu ſehen, auf der andern eine hebräiſche Inſchrift aus dem Pentateuch, allerdings in moderner Quadratſchrift, was aber den leichtgläubigen Käufern gleichgültig war. Inſchriften, weil von den Altertumsforſchern am meiſten geſucht, werden von den Fälſchern am liebſten fabriziert und nachgeahmt. Die Auffindung des moabitiſchen Steines führte zur Fabrikation der moabitiſchen Altertümer, die leider ihren Weg ins Berliner Muſeum fanden, aber das neueſte Stück, das bibliſche Manuſkript auf Schaffell des Herrn Schapira wurde ſofort von Profeſſor Lepſius als Fälſchung erkannt (vgl. Daheim, XIX. Jahrgang, S. 790). Aber Vorſicht iſt trotzdem von nöten, denn die Fälſcher beginnen ihr Werk jetzt mit dem größten Raffinement zu treiben und zuweilen leider auch mit Sachkenntnis. Sie ruhen, wenn ihre Betrügereien entlarvt wurden, wohl eine Zeitlang, bis Gras über der Sache gewachſen iſt und treten dann immer wieder von neuem auf; vielleicht kommen eines Tages noch die Geſetztafeln Moſes auf dem Sinai gefunden, die diplomatiſche Korreſpondenz zwiſchen Salomo und König Hiram oder die Briefe des erſteren an die Königin von Saba zum Vorſchein!

Am Familientiſche.

Der „weiße“ Elefant.

Der Amerikaner Barnum, der Vater des Humbugs, der ſchon die merkwürdigſten Dinge zur Schau geſtellt hat, brachte kürzlich, wie die Zeitungen melden, einen „weißen“ Elefanten aus Hinterindien nach London, wo er als der erſte ſeiner Art gezeigt und bewundert wird. Es iſt übrigens, ſagt die „Times,“ ein Mißbrauch der Sprache dieſes Tier „weiß“ zu nennen; Kopf und Nacken ſind allerdings ſehr hell, ſonſt iſt aber das Tier nur hell geſprenkelt. Da möglicherweiſe dieſer

Elefant auch nach Deutſchland zur Schau gebracht wird, ſo wollen wir unſere Leſer darauf vorbereiten und ihnen erzählen, was wir über dieſe Tiere wiſſen, die bei den Buddhiſten Hinterindiens eine heilige Rolle ſpielen.

Das Anſehen und die Heiligkeit, in welchem dieſe Tiere in Siam wie in Birma ſtehen, iſt ſchon ſehr alten Datums. Sir John Bowring berichtet, daß bereits im Jahre 1546 ein ſieben Fuß hoher weißer Elefant in Bangkok, der Hauptſtadt Siams gehalten wurde, welcher die Benennungen „Edelſtein des Himmels,“ „Ruhm des Landes,“ „Wurzel der Welt“ u. dgl. führte. In den folgenden Jahren wurden in den Urwäldern des Landes noch mehrere ſolcher hellſchokoladenfarbiger Elefanten eingefangen, ſo daß damals der König von Siam deren ſieben beſaß. Der benachbarte König von Pegu, welcher nicht ſo glücklich war, bat ſich zwei dieſer glückbringenden Tiere aus, wurde aber abgewieſen. Das war Grund zum Kriege und mit einem großen Heere (die Zahl der Mannſchaften wird übertrieben auf 900 000 angegeben) fielen die Peguaner in Siam ein, ſiegten und entführten triumphierend vier weiße Elefanten.

Der wirkliche Grund dafür, daß dieſe Tiere, welche eine Art von Elefantenalbinos ſind, ſo hoch verehrt werden, iſt der, daß man ſie für eine Inkarnation Buddhas hält, der ſo dem Lande, in dem er gehalten wird, Glück und Segen bringt. Der weiße Elefant iſt eine Art Staatsſchatz; man ſucht jahraus, jahrein nach dieſen krankhaften Individuen in den Wäldern und der glückliche Finder wird vom Könige reich belohnt. Wird einer gefangen oder umſtellt, ſo haut man einen Weg durch den Urwald und führt ihn auf demſelben zum Menam, dem großen Siam von Nord nach Süd durchſtrömenden Fluß. Hier angelangt ſteht ein großes Floß mit ſchönem Baldachin und Blumenſchmuck zu ſeiner Aufnahme bereit; dort füttert man das Tier mit Kuchen und Zucker und unter Begleitung von Prinzen und Adligen, die auf zahlreichen Barken eingeſchifft ſind, unter Muſik und Paukenſchlag, wird der koſtbare Staatsſchatz nach der Hauptſtadt Bangkok hingeflößt, wo der König in eigener Perſon mit allen Großen des Reichs ihn erwartet.

Der Elefant erhält nun ſeinen Namen, wird in den Adel des Königreichs aufgenommen und in ſeinen Palaſt geführt, wo zahlreiche Beamte und Sklaven zu ſeiner Bedienung angeſtellt ſind und Speiſe und Trank ihm von ſilbernen und goldenen Schüſſeln gereicht werden. Natürlich ſind nur die koſtbarſten Früchte für ihn gut genug; ſind ſeine Stoßzähne ſchon gewachſen, ſo werden ſie mit Ringen aus edlem Metall, beſetzt mit Juwelen, geſchmückt; ſein Haupt ziert ein Diadem und die Diener werfen ſich vor dem Tiere nieder, wenn ſie ihm nahen. Wird der weiße Elefant zum Bade geführt, ſo ſchreitet er unter einem roten Schirme, dem königlichen Würdezeichen, einher; Muſik und Sklaven folgen ihm. Wird er einmal krank, ſo beſucht ihn der Leibarzt des Königs; die Prieſter kommen, beten für ſeine Wiedergeneſung und beſprengen ihn mit Weihwaſſer. Stirbt er, ſo wird Landestrauer anbefohlen und beim Begräbnis erweiſt man ihm die höchſten Ehren.

Der franzöſiſche Pater Bruguière, welcher als Miſſionar in Siam lebte, erzählt (in den Annalen zur Verbreitung des Glaubens Band 25), daß der amtliche Titel des weißen Elefanten Tſchan patſcha ſei, was etwa Grande erſter Klaſſe bedeutet. Dem Range nach folgt er unmittelbar hinter den Prinzen von Geblüt. Wer das Tier bei ſeinem gewöhnlichen Namen nennt, wird ſchwer beſtraft. Der Elefant, krankhafter Natur, iſt meiſtens bei ſchlechter Laune und die Diener müſſen ſich hüten ihm zu nahe zu kommen, da er ſie ſonſt töten würde. Zur Zeit Bruguières mußten einem ſogar die Stoßzähne abgeſägt werden, ſo gefährlich war das Tier.

Übrigens verehrt man jedes abnorm weiße Tier in Siam, ſo auch die weißen Affen, die auch in beſonderen Paläſten gehalten und bedient werden. Die Siameſen ſagen: Der Affe iſt ein Menſch, allerdings kein ſchöner, aber doch unſer Bruder. Er ſpräche nur aus Klugheit nicht, weil er ſonſt arbeiten und Steuern zahlen müſſe.

Als Sir John Bowring den König Mongkut (Vater des jetzt regierenden Königs von Siam) beſuchte, wurde er von dieſem, einem ſonſt ſehr gelehrten und aufgeklärten Herrn, zuerſt zum weißen Elefanten geführt, zu deſſen Beſitz Se. Majeſtät ſich gratulierte und als Mongkut der Königin Viktoria Geſchenke ſandte, befand ſich darunter ein Büſchel Haare vom weißen Elefanten. Bowring erhielt vom Könige als beſondere Gunſtbezeugung ein paar Haare aus dem Schwanze des Tiers. Der König ließ den Elefanten abzeichnen und verſchenkte deſſen Porträt wie man Orden vergibt, und als dieſer Elefant am 8. September 1855 ſtarb und allgemeine Trauer darüber im Lande war, ſchickte der König Mongkut dem Geſandten Bowring ein Stückchen der weißen Haut in Spiritus, das dieſer der zoologiſchen Geſellſchaft in London übergab.

Schlechte Ausſichten.

Theodor Cruſius ſchreibt in ſeiner „Vergnügung müßiger Stunden“ (Leipzig, 1716, Band IV, Seite 22):

Die Zeiten, da die Gelehrten vor ihre Dedicationes noch alte Pfennige ſammeln konnten, ſind nunmehro verſchwunden und müſſen ſich meiſtenteils mit dem Deo gratias begnügen laſſen. Vornehmlich ſind die Poeten jetzt am ſchlimmſten dran. Ein Leichenkarmen wird etwa mit zwei Thalern, ein Hochzeitskarmen mit einem Dukaten, auch ein Neujahrswunſch, wenn er auch auf den Fürſten ſelbſt gemacht iſt, mit einem Fuder Holz bezahlt, wie der Autor der Anmerkungen über des oftbelobten Herrn Menckens Charlatanerie pag. 106 zu reden pflegt. Ja ich könnte gar wohl Exempla anführen, daß man ſich nicht einmal vor die Leich-Carmina bedankt hat, und wenn man ſich über die unvermuthete Grobheit beſchwert, zur Antwort erhalte: Die Dankſagung wäre auf der Kanzel mit eingeſchloſſen geweſen, da man ſich vor den anſehnlichen Leichenconduct hätte bedanken laſſen. Allein ich mag nicht erſt ins Weſpenneſt ſtechen, ſonſten möchte Lärm werden. R. F.

Der Mäuſeturm.

Die Sage von dem etwa fünfhundert Schritte oberhalb Bingen auf einem Felſenriffe liegenden Mäuſeturm iſt bekannt genug. Er ſoll ſeinen Namen der Thatſache verdanken, daß Hatto, der Erzbiſchof von Mainz, welcher zur Zeit einer großen Hungersnot die Armen, welche ihn um Brot anflehten, in eine Scheune gelockt, in derſelben habe verbrennen laſſen und mit den Worten verhöhnt habe: „Hört ihr, wie meine Mäuſe pfeifen?“ Da ſeien, ſo erzählt die Sage, die Mäuſe ſcharenweiſe aus der Aſche der niedergebrannten Scheune hervorgekrochen und hätten den geiſtlichen Herrn in ſeinen Palaſt verfolgt. Nicht einmal in dem Turme jenſeits des Rheines hätte er auf ſeiner Flucht vor ihnen Ruhe gefunden, ſie ſeien durch den Fluß geſchwommen und hätten da mit rachſüchtigen Biſſen ſeinem Leben ein Ende gemacht. — Die Sage aber iſt nichts als ein poetiſches Gebilde, das jeder hiſtoriſchen Bedeutung entbehrt. Der Name „Mäuſeturm“ beruht auf einem Mißverſtändnis des altdeutſchen Wortes „Mus“ welches Waffe bezeichnet und ſich noch heute in dem Worte Muskete erhalten hat. In dem Turme befanden ſich nämlich die Waffen und ſonſtige Kriegsgerätſchaften, welche zuſammengenommen die „Muſerie“ genannt wurden; der Turm diente alſo zum Zeughauſe. Somit war die Bezeichnung „Muſeturm“ die natürlichſte und nichts war leichter und erklärlicher, als daß daraus der Name Mäuſeturm entſtand. Herr Profeſſor Librecht in Lüttich hat nun im Bulletin der königlichen Akademie in Belgien (**XXI.** 878) unter Hindeutung auf eine altdäniſche Sage, nach welcher der hartherzige König Snio zur Zeit einer Hungersnot auf einem Baume, auf den er ſich geflüchtet, von Mäuſen aufgefreſſen worden ſei, behauptet, es ſei in den älteſten Zeiten Sitte geweſen, daß man bei einer Landplage (z. B. einer durch die Verheerung der Mäuſe entſtandenen Hungersnot) die Götter dadurch verſöhnen zu können glaubte, daß man ihnen den Fürſten durch Erhängen opferte. Die Annahme liegt nahe genug, daß der Dichter der Sage vom Mäuſeturm, der die däniſche Überlieferung von dem grauſamen König Snio zufällig irgendwo vernommen hatte, auf den Gedanken gekommen ſei, den wegen ſeiner Hartherzigkeit im Volke verhaßten Erzbiſchof Hatto die Rolle des Dänenkönigs ſpielen zu laſſen. — Jedenfalls iſt die Librechtſche Notiz ein ſehr intereſſanter Beitrag zu dem Kapitel von den „Wanderſagen.“ R. F.

Geſundheitsrat.

P. R. in **S.** In dem erſten Jahrgange des Daheim S. 193 findet ſich ein Aufſatz: „Mediziniſcher Aberglaube,“ in welchem behauptet wird, daß Kupfer kein Gift ſei, Grünſpan nur in großen Doſen ſchädlich ſein könne und eine Vergiftung durch den Gebrauch kupferner Keſſel vollſtändig ausgeſchloſſen ſei: alle Geſchichten von ſolchen Vergiftungen ſeien Fabel oder Irrtum. — Da wohl noch allgemein die entgegengeſetzte Anſicht herrſcht, auch in Zeitungen noch immer ſolche Vergiftungsgeſchichten zu leſen ſind, ſo bitte ich den Geſundheitsrat um eine Äußerung über den Gegenſtand.

Kupfer ſelbſt iſt allerdings kein Gift und das Kochen in durchaus rein gehaltenen Kupfergefäßen, ſoweit es ſich nicht um Eſſig, freie Fettſäuren und geſalzene Flüſſigkeiten handelt, ungefährlich. Die von dem Verfaſſer des oben genannten Artikels verfochtene Anſicht, daß Kupfer und Kupferſalze (Grünſpan) nicht giftig ſeien, iſt beſonders von franzöſiſchen Gelehrten eifrig kultiviert worden. Den wohlkonſtatierten Maſſenvergiftungen durch Speiſen, die in Kupfergefäßen bereitet und aufbewahrt wurden, gegenüber, wie ſie mehrfach in Deutſchland vorgekommen ſind, läßt ſich jene Anſicht wohl nicht aufrecht erhalten. Mit Eſſig, freien Fettſäuren oder reichlichem Salz in kupfernen, nicht friſch gereinigten Keſſeln zubereitete und namentlich aufbewahrte Speiſen ſind wohl ohne Frage höchſt verdächtig und oft genug giftig. Meſſingkochtöpfe ſind jedoch noch gefährlicher.

P. H. in **H.** (oder **M.** in **M.?**) Wenn als Grund dafür, daß Ihr zweijähriges Töchterchen noch nicht laufen kann, „die engliſche Krankheit ausgeſchloſſen iſt,“ ſo liegt die Vermutung nahe, daß es an der ſogenannten „eſſentiellen Kinderlähmung“ leidet, eine Vermutung, zu der Ihre Beſchreibung weiteren Anlaß gibt. Warum unterzeichneten Sie nicht mit vollem Namen, was die briefliche Beantwortung ermöglicht hätte?

M. G. in **Sch.** Laſſen Sie Ihr Söhnchen ruhig auf dem Leib horizontal liegend tragen, wenn ihm das ſo augenſcheinlich behagt: Schaden bringt es nicht.

G. Sc. in **Greiz.** In dem Buch eines bekannten Arztes über Geſundheitspflege las ich über das Grahambrot Folgendes: „Zu großer Zuſatz von Kleie zum Brot iſt ſchädlich, hindert die Ernährung und macht das Brot mehr zu einem Abführmittel. Dies gilt beſonders von dem ſehr viel Kleie enthaltenden ſogenannten Grahambrot, welches höchſtens für Rinder und Schafe und Pferde verdaulich und daher nützlich iſt, aber nicht einmal für Hunde, geſchweige denn für Menſchen. Die Kleie geht unverändert wieder ab.“ — Nun eſſe ich ſchon ſeit längerer Zeit auf Anraten meines Arztes wegen Magenſchwäche ſolches Grahambrot als leicht verdaulich und äußerſt nahrhaft.

Was iſt nun von dieſen ſich direkt gegenüberſtehenden Anſichten zu halten?

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Wahr iſt, daß die Kleie des Grahambrotes vom menſchlichen Magen nicht verdaut wird und auch nicht (direkt) zur Ernährung beiträgt, ſondern unverdaut wieder abgeht, ebenſo iſt es auch wahr, daß die Kleie abführend wirkt. Pferde erhalten unter Umſtänden einige Pfund Kleie täglich als appetitreizendes und zugleich abführendes Mittel. Beim Menſchen wirkt die Kleie in ähnlicher Weiſe. Aus dieſem Grunde thut das Weizenſchrotbrot (Grahambrot) ebenſo wie das Roggenſchrotbrot (das „tägliche Brot“ in Weſtfalen und in etwas anderer Zubereitung in Schleswig-Holſtein wie an der ganzen Oſtſeeküſte) trotz der darin enthaltenen unverdaulichen und an ſich nicht nährenden Kleie, Leuten gut, die einer ſteten Anregung ihrer, übrigens normalen Verdauungsorgane bedürfen. Wenn der in Leipzig wohnende Verfaſſer jenes Buches mit dem Roggenſchrotbrot („Schwarzbrot“) als Nahrungsmittel der Bevölkerung aus eigener Anſchauung bekannt wäre, ſo würde er wahrſcheinlich auch das Grahambrot etwas günſtiger beurteilen. Nebenbei bemerkt ſchätzen wir das Schwarzbrot in mancher Beziehung noch höher als das Grahambrot. — So erklären ſich die oben angeführten Widerſprüche zwiſchen Theorie und Praxis.

In unſerer Spielecke.

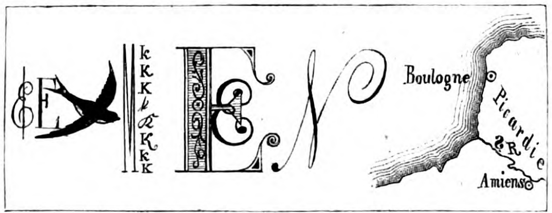
1. Königszug.*)

Wohl	weiß	ich,	man	auf-	Klöß-	die	ſie
ben.	Na-	Gott	daß	ter	ge-	ner	Daß
ge-	tur	der	nicht	than	ei-	falſch-	tet,
ver-	ge-	nung	und	dient,	fer	wal-	ver-
rück-	läßt,	tau-	Ord-	op-	wenn	ſtan-	ge-
und	z	ſend	Schlacht.	Die	man	hier	dann
Lob	tur	Na-	ſie,	ten	vor	mir	An-
Ver-	die-	nen	der	die	Pflich-	Den	dacht

---

*) Die obige Aufgabe, kein Röſſelſprung, iſt mit Hilfe des Königszugs zu löſen. Bekanntlich zieht der König entweder in gerader oder ſchräger Richtung immer nur nach einem der direkt angrenzenden Felder.

Bilderrätſel.



2.

Die Silben in den Feldern der untenſtehenden Quadrate (**a** und **b**) laſſen ſich ſo zuſammenſtellen, daß ſie zwei Stellen aus dem Text einer bekannten Oper ergeben.

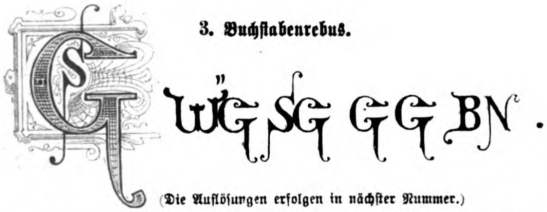
a.

auf	be	die	dem	der	der
ei	el	fällt	fet	fer	fer
ge	ge	iſt	ihr	iſt	le
ne	op	pla	ſucht	ſchaf	ſie
ſie	ta	trü	vie	wa	weh
welt	wohl	wa	rum	rum	zum

b.

ar	art	auf	als	blut	che
zar	dem	daß	die	greift	gen
ge	herz	je	lort	mehr	mit
me	nerv	me	mer	ſo	ſel
ſtrei	und	und	von	war	mann
len	regt	er	zim	zing	zur

3. Buchſtabenrebus.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 18.

1.

```
                      (C)
                       L
                     M U T
                   T I T U S
                 M I C H A E L
                 N E H E M I A
                   H A R F E
         T C         O S T         R H
       W E A N         G         D E E B
     L O R I A I               R A B R A B
(A) D E R Z E H N T   E   N O V E M B E R (B)
     O M E T U N               M I K A E L
       S T A M         B         D K N L
         T N         K U R         A N
                   M A R I A
                 C A N T A T E
                 M E S S I A S
                   P E T E R
                     G A D
                       G
                      (D)
```

Bilderrätſel. Kaffeegeſellſchaft.

Briefkaſten der „Spielecke.“

Frau **M. L. in N.** — **cand. theol. M.W. in W.** — Paſtor **K. in L. in Schles.** Ingenieur **R. in H.** bei **H.** Wir haben zu viele derartige Aufgaben vorrätig.

Frau **S. S. in H.** — **C. K. in Br.** — **E. N. in Magdeburg.** — **Cast.** — **A. R. in Osnabrück.** — **E. St. in G.** — **E. L. in P.** — Nicht verwendbar. **W. D. jr. in K.** Beſten Dank.

E. W. B. in Barmen. Grau, teurer Freund, iſt alle Theorie.

E. N. in Magdeburg. Wir ſchicken nur diejenigen nicht angenommnene Einſendungen zurück, denen die nötigen Freimarken beigefügt ſind. —

Richtige Löſungen gingen ein:

Paſtor **A. W. in Persanzig.** — **F. M. in Leer.** — **E. W. B. in Barmen.** — Vier fleißige Daheimleſer **in M.** — Frau **v. B. in St.** — **C.** und **Fr. O. in Berlin. Anna, Elisabeth, Meta v. Pr. in Ch.** bei **B.** — **stud. theol. A. G. in Br.**

Schachbriefbeantwortung.

Herrn **F. M. in Leer.** Für Nr. 1 hat nur 1 Sc3—b5 den gewünſchten Erfolg. Wenn z. B. 1 Sc3—e2 geſchieht, ſo ſpielt Schwarz Lh1—d5, worauf nach 2 Se2—d4t, Kf5—e4; 3 Tg7—e7 nicht matt ſetzt, da Ld5—e6 das Schach deckt.

Herr **K. W. Winkler in Reudnitz, D. G. in Schandau, L. R. in Perleberg** Nr. 1 richtig gelöſt.

Herrn **R. v. M. in Aachen, L. D. in Frankfurt a/M.,** Paſtor **G. K. in Anclam,** Nr. 46 richtig gelöſt. — Herrn Paſtor **A. W. in Persanzig, G. v. L. in Berlin, W. S. in Potsdam** Nr. 51 richtig gelöſt.

Herrn **F. in Klausthal, E. P in Dresden, A. R. in Grossschwabhausen.** Die eingeſandten Aufgaben erhalten. Prüfung wird bald erfolgen.

Inhalt: Ellernbruch. (Fortſetzung.) Erzählung von Hans Warring. — Ein Knalleffekt. Bild von C. M. Seyppel. — Todesſtrafe oder lebenslängliches Zuchthaus? (Schluß.) Nach perſönlichen Erfahrungen beantwortet von H. Spengler, Strafanſtaltsgeiſtlicher. — Ein ruſſiſches Jägervolk. — Dem Abbruch verfallen. Von Stephan Waetzoldt. Mit zwei Illuſtrationen. — Die alten Inſchriften des heiligen Landes. Mit Illuſtration. — Am Familientiſche: Der „weiße“ Elephant. — Schlechte Ausſichten. — Der Mäuſeturm. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Februar 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. №. 20.**

Ellernbruch.

Erzählung von **Hans Warring.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Schluß.)

XI.

Es dunkelte ſchon ſtark, als Sophie ihre Fahrt antrat. Mit Martins Hilfe war es ihr gelungen, ſo leiſe fortzukommen, daß niemand ſie bemerkt hatte. Und nun fuhr ſie in raſchem Trabe die Straße entlang in den immer dunkler werdenden Abend hinein. Zu ihrer eigenen Überraſchung fühlte ſie ſich weit weniger unglücklich, als ſie geglaubt hatte. Ihre Natur drängte zu raſchem, energiſchem Handeln, — nur dann war ſie mut- und hoffnungslos, wenn ſie ſtille ſitzen und die Hände in den Schoß legen mußte. Seit dem Augenblicke, als ihr Plan feſtſtand, war ſie voll froher Zuverſicht. Sie will den Jörg retten und wird ihn retten! Das müſſen doch grundſchlechte Geſetze ſein, die einen braven Menſchen, dem man ſein lebenlang nur Gutes nachgeſagt hat, um einer einzigen unbedachten That willen ins Zuchthaus bringen! — Grundſchlechte Geſetze, die den Spitzbuben, den Geiſler, der ſein ſchandbares Handwerk ſchon Jahre lang treibt, frei umherlaufen laſſen, und einen Menſchen, wie Georg, beſtrafen! — Sie kann nicht glauben, daß es ſolche Geſetze gibt, — aber wenn es doch ſein ſollte, — nun, dann iſt doch immer noch einer da, der dieſe ſchlechten Geſetze verbeſſern kann: der Kaiſer. Und zu dem, oder beſſer noch zur Frau Kronprinzeſſin wird ſie gehen, denn einer Frau wird ſie leichter ihr ganzes Herz aufdecken und ihre Schuld und ihre Reue geſtehen können!

Und während dieſe Gedanken in ihrem Kopfe arbeiteten, fuhr Sophie raſch und unverzagt vorwärts. Trotz der frühen Jahreszeit ſchien es heut eine finſtere Nacht werden zu wollen. Schwarze, ſchwere Wolken ſtanden am Himmel, die ſelbſt der ſtarke Wind, der gegen Abend zu wehen angefangen hatte, nicht vertreiben konnte. Nur hin und wieder riß er eine Lücke in die dunkle Maſſe, daß ein paar Minuten lang ein Stückchen Blau und einige glänzende Sterne zum Vorſchein kamen, dann ſchloß ſich der Riß wieder, und es wurde ſchwarz wie zuvor. Zuweilen rauſchte ein kurzer, aber heftiger Regenſchauer hernieder, den der Wind dem Mädchen ins Geſicht trieb. Dann zog ſie die Decke feſter um die Kniee, aber ſie verlor nicht einen Augenblick ihren ſtarken Mut.

Da war ja bereits der Weg, der rechts in die Wieſen abbiegt! Er läuft auf der Höhe des Dammes dahin, und ſie iſt ihn an jenem Montage ſo fröhlich gefahren! Es bedurfte nur eines leiſen Zuges am Zügel, um den Fuchs ihrem Willen gehorſam zu machen. Munter ſchlägt er den Weg ein und trabt ebenſo wacker darauf vorwärts, wie damals in Morgenfrühe und Sonnenſchein. Rechts und links iſt der Weg mit Weiden bepflanzt, die ein hohes, dichtbelaubtes Gebüſch bilden. Und wenn der Sturm darüber hinfährt, daß ſie ſich niederbeugen und wieder in die Höhe ſchnellen, ſcheint es Sophie in dem unſicheren Lichte, als ob dunkle Geſtalten neben ihr hinhuſchen. Dann ſchlägt ihr Herz wohl etwas ſchneller und lauter, aber ſie zwingt ſich, mit feſtem Auge hinzuſehen, und erkennt dann, daß Schatten ſie geängſtigt haben. Zuweilen, wenn der Wind ſehr laut brauſt und die weite menſchenleere Öde ſelbſt ihr mutiges Herz erſchauern macht, ruft ſie dem Fuchs ermunternde Worte zu, und der Ton ihrer Stimme wirkt auch ermutigend auf ſie zurück, daß ſie tapfer ihren Weg weiter verfolgt.

Da iſt die Kranichswieſe und der Wald! Am Waldrand hält ſie einen Augenblick ſtill und ſtreicht ſich mit beiden Händen das feuchte Haar zurück, das der Sturm ihr tief in die Stirn geweht hat. Sie weiß, daß jetzt der ſchwierigſte Teil ihrer Aufgabe beginnt. Jetzt muß ſie in die Heide hinaus, — die verrufene Heide, wo in den ärmlichen Hütten ein elendes, verkommenes Geſchlecht hauſt, und wo allen Anzeichen nach heute nacht ein noch unheimlicheres Leben herrſchen wird, als ſonſt wohl. Wenn ſie auf die Schmuggler ſtößt, wie wird es ihr ergehen? Werden dieſe verwegenen Geſellen ſie ruhig zurücklaſſen, damit ſie ihren etwaigen Verfolgern die Wege weiſt, die ſie gezogen? Dazu ſind ſie zu ſchlau! Sie werden ſie vielleicht gewaltſam mit ſich ſchleppen, bis zu dem Punkte, wo ſie keine Verfolgung mehr zu befürchten haben, — oder, wenn ſie ihnen unbequem wird, dann werden ſie am Ende gar — —! Sophie fühlt Eiſeskälte durch ihre Adern rinnen. Weſſen kann man ſich von verzweifelten, gewaltthätigen Menſchen nicht verſehen? — Und dann zuckt wie ein lähmender Schreck der Gedanke durch ihr Hirn: wie, wenn du ihn unter den Schmugglern triffſt, — wenn du ſehen mußt, wie er mit der verwilderten, geſetzloſen Bande zieht, — wie er ſich mit der Kraft der Verzweiflung wehrt gegen die Vertreter des Rechts und der Ordnung und um ſein armſeliges, — durch dich armſeliges, — Leben kämpft!

„O mein Gott, nur das nicht — nur das nicht!“ Sie ſtöhnt laut auf, wenn ſie an dieſe Möglichkeit denkt — lieber will ſie allein den Schmugglern gegenüber ſtehen — lieber den Tod ertragen als das!

Da iſt ſie auf der Heide! Sie ſteht im Wagen auf und blickt um ſich. Aber ſo ſehr ſie auch ihr Auge anſtrengen mag, ſie ſieht nichts vor ſich, als eine weite Fläche, aus der hin und wieder niederes Geſtrüppe aufſteigt. Keine Menſchenwohnung iſt zu erblicken, ſoweit ſie ſehen kann. Wohin ſoll ſie ſich wenden — ſoll ſie rechts oder links fahren? Einen Augenblick will ihr der Mut ſinken — die Einſamkeit um ſie her iſt gar zu ſchaurig! Dann aber fällt ihr ein, daß der Vater einmal geſagt hat, daß er in Schneegeſtöber oder großer Dunkelheit, wenn er Weg und Steg verloren gehabt, ſich auf den Inſtinkt ſeines Pferdes verlaſſen habe. Tiere haben ſcharfe Sinne, vielleicht kann der Fuchs noch irgend eine Wagenſpur wahrnehmen, wo ſie nichts als den gleichmäßig einförmigen Heideboden ſieht. Und eine Wagenſpur muß doch irgendwo ein Ende finden — hoffentlich an einer Menſchenwohnung, wo ſie den Weg nach Tolmeningken erfragen kann.

Und der Fuchs, dem ſie freien Spielraum gibt, trabt wacker vorwärts. Er ſcheint keinen Augenblick zweifelhaft über den Weg, den er einzuſchlagen hat. Unhörbar gleiten ſie vorwärts — weder Hufſchlag noch Räderrollen iſt auf dem weichen Heideboden vernehmbar. Und jetzt, wie ſich Sophie über den Wagenrand beugt, ſieht ſie, daß ſie auf einem befahrenen Wege dahinrollt. Das belebt ihren Mut, und ſie treibt das Tier zu größerer Eile an. Endlich, endlich taucht zwiſchen dem niedrigen Wacholdergeſtrüppe ein höherer Gegenſtand auf, der allmählich feſtere Umriſſe annimmt. Das Bellen eines Hundes ſchallt ihr entgegen — dann erkennt ſie eine jener jämmerlichen Heidehütten mit ſchiefem Dache und trüben kleinen Fenſtern, umgeben von einem Stück dürren Kartoffellandes.

Wieder fängt das Herz des Mädchens ſtärker an zu klopfen. Dieſe Menſchenwohnung ſieht ſo elend und verkommen aus, daß ſie ſich fragt, ob ſie nicht klüger thue, ſtill vorüber zu fahren. Ihr Pferd und ihr Wagen repräſentieren für die Bewohner dieſes elenden Heimweſens ein Vermögen. Die Grenze iſt kaum eine halbe Stunde entfernt, und jenſeit derſelben iſt ein guter Abſatzplatz für dergleichen Ware. Wenn die Verſuchung für die Leute zu groß iſt — wenn man ſie ſtill unter das Heidekraut bettet? — Ein Schauer überläuft ſie — ſie rüttelt am Zügel, um den Fuchs vorwärts zu treiben, aber ſchon iſt's zu ſpät. An der Hausthüre erſcheint eine Geſtalt und eine Stimme fragt, wer da ſo ſpät noch des Weges daher komme?

Es war eine Frauenſtimme, und das belebte Sophiens Mut.

„Wie weit iſt es von hier bis Tolmeningken?“

„Wollen Sie nach Tolmeningken?“ fragte das Weib, näher an den Wagen tretend.

„Ja wohl! Wie weit iſt's?“

„Das Dorf wohl eine halbe Meile, aber es gibt Ausbaue, die noch eine Viertelmeile dahinter liegen! Von wo kommen Sie denn?“

„Können Sie mir jemand mitgeben, der mir den Weg zeigt?“ —

„Nun — wir wollen ſehen! — Von wo kommen Sie denn?“

„Von Ellernbruch.“

„Von Ellernbruch? Dann wären Sie beſſer über Salweitſchen gefahren.“

„Ich kenne den Weg nicht und zog dieſen vor,“ entgegnete Sophie kurz.

„So? — Sind Sie vielleicht vom Ellernbrucher Hof?“

„Weshalb fragen Sie mich das?“

„Ich erkenn' den kleinen Fuchs — und an Ihrer kurzen Weiſ' merk ich, daß Sie wohl das Fräulein ſein werden.“

Sophie beugte ſich vor und ſah der Frau ins Geſicht. „So kennen Sie mich alſo?“ fragte ſie erſtaunt.

„I Herr Gott, wo werd ich nicht! Noch letzten Sonntag bin ich nach der Kirch' in den Hof gekommen, und die Frau Mutter hat mich zum Mittag dableiben laſſen und mich traktiert wie ich's nicht gehabt hab, ſo lang ich denken kann! Und meiner verſtorbenen Halbſchweſter Tochter, die Mike, iſt ja auch im Hof. Und im vorigen Jahr hat mein Mann im Kornauſt bei Ihnen gearbeitet und hat nicht genug erzählen können, wie gut die Wirtin iſt.“

Noch nie in ihrem Leben hatte Sophie die milde Hand ihrer Mutter ſo inbrünſtig geſegnet, wie in dieſem Augenblicke. Wie eine Zentnerlaſt fiel es ihr vom Herzen, daß es leicht und froh klopfte. Und während das Weib weiter ſprach, bat ſie ihm in ihrem Herzen den böſen Verdacht ab, den ſie gehegt.

„Und nun hoffe ich,“ ſagte Sophie zum Schluß, „Sie werden mir einen Wegweiſer mitgeben! Da Sie mich kennen, werden Sie auch wiſſen, daß ich es nicht umſonſt verlange.“

Von jetzt an war jede Verſtändigung leicht. Sie wolle ſelbſt mitgehen, ſagte die Frau, da ihr Sohn, der Franz, noch zu jung ſei, und ihr Mann auswärts arbeite und nur alle Sonnabend nach Hauſe komme. — Sie möchte aber raten, Wagen und Pferd hier zu laſſen und die halbe Meile Wegs zu Fuß zu gehen. Es ſei heute nicht geheuer auf der Heide, und wenn man zu Fuß ſei, könne man ſich leichter hinter einen Buſch ducken, wenn man auf Verdächtiges ſtoße. Sophie ſtimmte bei, und ein paar Minuten ſpäter ſchritten die beiden Frauen auf dem Wege nach dem Tolmeningker Hofe dahin. Die Gefahr war noch nicht ganz überſtanden, aber Sophie fühlte ſich dennoch ſicher und geborgen, nun ſie einen Menſchen neben ſich hatte. Jetzt hatte die Heide ihre Schrecken für ſie verloren. Von Zeit zu Zeit blieben ſie ſtehen und lauſchten, aber nichts ließ ſich hören als das Brauſen des Windes, der über die Heide ſtrich, und dann und wann aus weiter Ferne das Bellen eines Hundes. — Als ſie die Dächer der Geiſlerſchen Beſitzung von ferne ſahen, blieb die Frau aufatmend ſtehen. Im nächſten Augenblicke aber ergriff ſie Sophiens Hand und blickte ſtarr in die Nacht hinaus. Ihr ſcharfes, an das tiefe Schweigen der Heide gewöhntes Ohr hatte ein Geräuſch vernommen, das in der nächſten Minute auch Sophien hörbar wurde. Es klang wie der gedämpfte Hufſchlag mehrerer Pferde. Und da tauchte die unheimliche Schar aus dem Dunkel auf und glitt raſch wie eine Viſion an den beiden Lauſcherinnen vorüber, in öſtlicher Richtung der Grenze zu. Erſt nachdem ſie eine Weile ihren Blicken entſchwunden, wagten die Frauen ſich wieder zu regen. Sophiens Herz klopfte angſtvoll. War Georg unter jener Schar geweſen und ſollte ſie den ſchweren Gang vergebens gemacht haben? —

Wütendes Hundegebell ſchallte ihnen entgegen, als ſie ſich dem Gehöfte näherten. Die böſen Hunde des Geiſler bildeten einen nicht unbedeutenden Teil der unheimlichen Gerüchte, die im Volksmunde über dieſen Ort umliefen. Und ſchon von weither mußten ſie Witterung haben von dem Nahen der Fremden, denn ſie raſten und heulten jenſeit der Mauer, lange ehe die beiden zaghaft am Hofthore anlangten. Drinnen aber wurden Schritte laut und eine Männerſtimme gebot den Hunden Ruhe. Beim Ton dieſer Stimme zuckte das Mädchen zuſammen. „Er iſt's — er iſt's! Er iſt nicht unter den Schmugglern — o Gott, ich danke dir! ſo“ jauchzte es in ihrem Innern.

„Wer iſt da draußen?“ fragte Georg jenſeit des Thores.

„Ich bin's — die Sophie! — Mach' auf, Georg, ich hab' mit dir zu ſprechen!“

Drinnen wurde haſtig mit Schlüſſel und Riegel geraſſelt.

Dann flog die Thüre auf und die beiden ſtanden ſich gegenüber. Was das Mädchen in dieſem Augenblicke empfand, wäre ſchwer zu beſchreiben. Die widerſprechendſten Gefühle durchfluteten ihre Seele. Dankvoller Jubel darüber, daß er ſchuldlos war an dem Verbrechen, deſſen man ihn beſchuldigt hatte — Scham über ihre raſche That, die ihr jetzt plötzlich ganz ungerechtfertigt erſchien — das Gefühl des Geborgenſeins nach ihrer langen angſtvollen Wanderung — alle dieſe Empfindungen überwallten ſie heiß. Sie konnte kein Wort hervorbringen — ſie ſchlug die Hände vor das Geſicht und ſchluchzte laut.

„Ums Himmels willen — was iſt geſchehen? Herr mein Gott — es wird doch nichts mit der Mutter ſein!“ Und Georg nahm ſie tröſtend in ſeine Arme, wie er gethan hatte, als ſie noch Kinder waren, wenn ſich Sophie mit allen ihren Kümmerniſſen zu ihm geflüchtet hatte. Jeder Groll war vergeſſen — mit ihren Thränen hatte ſie jede Erinnerung an ihren Stolz und Hohn weggewaſchen und nichts als Liebe und Mitleid war in ſeinem ehrlichen Herzen zurückgeblieben.

„Ängſtige dich nicht um die Mutter,“ ſtammelte Sophie — „nicht ihretwegen bin ich gekommen! Die Angſt um dich hat mich hergetrieben! Sie haben im Dorf erzählt, daß du Schmuggler geworden biſt — und — —“ Sie konnte nicht weiter ſprechen. Sie umſchlang ihn feſt und ſchluchzte an ſeinem Halſe.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſchritten ſie Seite an Seite über die Heide den Weg zurück, den Sophie gekommen. In einiger Entfernung folgte ihnen die Frau aus dem Heidehauſe, die mit dem praktiſchen Scharfblick der Leute ihres Standes wohl gemerkt haben mochte, daß ihre Geſellſchaft dem Pärchen vor ihr entbehrlich ſei. — Die beiden aber gingen eine Weile ſtumm neben einander. Arm in Arm, Schulter an Schulter geſchmiegt, genoſſen ſie ſchweigend das Glück der gegenſeitigen Nähe. Endlich wandte Sophie ihr glühendes Geſicht ihrem Begleiter zu.

„Aber ſchämen thu ich mich doch, daß ich ſo zu dir gelaufen bin ohne allen Grund! — Und wenn ich denk', daß alle meine Thränen und Angſtgebete unnütz geweſen ſind — daß bloß das böſe Gered' der Leute ſchuld iſt, daß ich mich dir ſo an den Hals geworfen hab' — — daß du nicht dran gedacht haſt —“ Das Mädchen verſtummte plötzlich. Sie fühlte, wie Georg ihren Arm an ſeine Bruſt preßte, und wie ſein Herz raſch und laut ſchlug.

„Ohne Grund biſt gekommen?“ fragte er flüſternd, ſich tief zu ihr beugend. „O Sophie, wenn du wüßteſt, wie ich eben bei jedem Schritt Gott gedankt hab' für die Gnad, die er mir erwieſen! — Du haſt mich gerettet, du, Sophie! und auf meinen Knieen müßt' ich dir dafür danken! Wenn du heut nicht gekommen wärſt — morgen wär es ſchon zu ſpät geweſen! Denn — ſiehſt — die Verſuchung war gar zu groß! — Bis jetzt hab' ich nichts wiſſen wollen vom Schmuggeln und keiner hat mit mir davon geredt. Aber heut abend, eh' er weggeht, kommt der Geiſler zu mir und ſagt: ‚wenn du hundert Rubel verdienen willſt, dann kannſt es haben. Ein paar Fuhren Spiritus ſind morgen nacht über die Grenz' zu bringen. Bedenk dir das und ſag' mir morgen Antwort! — Und ſo ſteh' ich allein in meiner Stub und denk': wag es! Hundert Rubel iſt ein guter Anfang, und es wird mehr nachkommen! — Da fangen die Hunde an zu rumoren, und ich hinaus und frag, was es gibt? Da ſagſt du: ‚ich bin hier, die Sophie! Mach' auf, ich hab mit dir zu reden!‘ — Da iſt mir geweſen, als ob einer mit dem Hammer mir aufs Herz geſchlagen hat, daß ich dacht, ich müßt hinfallen. Nun weißt, ob du umſonſt gekommen biſt!“

Näher drücken ſie ſich an einander, feſter umfaſſen ſich ihre Hände. Das Schweigen wird nicht wieder unterbrochen, bis ſie das Heidehaus erreicht haben. Der Fuchs wiehert laut und reibt ſeinen Kopf an Georgs Schulter, als dieſer ihm das Zaumzeug auflegt. Dann nehmen ſie Abſchied von der Frau, die Dankes- und Segensworte murmelnd lange ſtehen bleibt und dem Wägelchen nachſieht, in dem die beiden Glücklichen der Heimat zurollen. Die ſchwarzen Schatten, die über den Weg huſchen, ängſtigen jetzt Sophie nicht mehr. Trotz der Dunkelheit der Nacht iſt alles licht und klar um ſie und in ihr.

„Aber gefragt, ob ich dich will, haſt noch nicht!“ unterbrach Sophie nach einiger Zeit wieder das Schweigen. „Ich denk', jetzt wär es an der Zeit! Oder ſoll ich vor die Mutter treten, ohne daß ich weiß, woran ich bin!“

Georg lacht luſtig über die halb trotzige, halb ſchalkhafte Art des Mädchens.

„Ich weiß ja, daß du gern Antwort gibſt, eh' du gefragt biſt. Heut haſt es wieder gethan!“

„O — geh — du! willſt wieder anfangen, mit mir zu zanken?“

„Nein, mit dem Zank iſt es jetzt aus — nie in meinem Leben werd' ich mehr mit dir zanken! Ein bißchen Weiberlaun' kann ich ſchon ertragen, wenn ich weiß, wie das Herz dahinter ausſieht. Und das weiß ich — das haſt du mir heut gezeigt!“

„Wart', ich will dich auf die Probe ſtellen! An dem bißchen Weiberlaun ſollſt du zu tragen haben!“

„Ich hab' ein Mittel, dich ſtill zu machen! — Jetzt gleich will ich dir's zeigen!“

Der Fuchs erhielt plötzlich einen Ruck in die Zügel, daß er ſtillſtand und ob der ungebührlichen Behandlung mit mild ſtrafendem Blicke zurückſah. Er ſchüttelte verwundert den Kopf und ſetzte ſich erſt wieder in Trab, als hinter ihm die Dinge wieder in die alte Ordnung gekommen waren, und Sophie das Kopftuch, das ihr in den Nacken geglitten war, wieder über den Kopf emporzog. Übrigens hatte er noch mehrmals Grund, ſich über die unregelmäßige Zügelführung ſeines Herrn und Meiſters zu verwundern. Aber er blieb nicht wieder ſtehen. Es ſchien ihm das Bewußtſein aufgegangen zu ſein, daß er Verſtand und Umſicht für drei haben müſſe.

Und ſo iſt es gekommen, daß Georg Wirt auf dem Ellernbrucher Hofe geworden iſt. Es ſind ſeitdem ſchon ein paar Jahre vergangen, und ſein Ruf als tüchtiger und praktiſcher Landwirt hat ſich in der ganzen Gegend verbreitet. „Er iſt wie geboren zum Ellernbrucher Wirt!“ ſagt die Mutter mit Stolz, wenn ſie ihn in der weitläufigen Wirtſchaft walten ſieht. Und Sophie denkt dasſelbe und iſt mindeſtens ebenſo, wenn nicht noch ſtolzer auf ihn als die Mutter. Hin und wieder kommt ihr raſches Temperament noch zum Vorſchein, aber zu einem ordentlichen, herzhaften Streite kann ſie es beim beſten Willen nicht mehr bringen. Der Georg hat ſich eine gar zu unangenehme, phlegmatiſche Art angewöhnt, und das Lächeln, mit dem er ſie dann ſo von der Seite anſieht, iſt gar zu maliziös — es verleidet ihr alle Luſt am Auffahren. Nur wenn ſie einen Partner hat, zankt ſie gern — allein mit heißem Kopfe herumzugehen, macht ihr keinen Spaß.

Die Mutter hilft, wie ſie es ſich vorgenommen hat, im Hauſe und bei den Kindern, während Sophie zur Zeit der Heumahd mit dem Manne draußen iſt. Sonſt arbeitet ſie nicht im Feld — ihr großer Hausſtand gibt ihr genug daheim zu thun. Aber im Heu dem vormähenden Georg nachzuſtreuen, das läßt ſie ſich nicht nehmen, und ihr hübſches erhitztes Geſicht gefällt ihm heute noch ebenſo, als an jenem Tage auf der Kranichswieſe. Die Mike iſt noch immer auf dem Hof, aber ſie iſt avanciert und hütet jetzt ſtatt der Geſſel die Kinder. „Du ſollſt es gut bei mir haben!“ hatte Sophie ſich gelobt, als ſie in jener trüben Zeit die treue Anhänglichkeit des Kindes an Jörge wahrgenommen hatte. Und ſie hat gehalten, was ſie gelobt. Zwar die alte Urte und die anderen Mägde wollen die Kleine noch immer niederhalten. Aber das hindert ſie nicht, ſchön und ſchlank in die Höhe zu wachſen und mit lachenden Augen in die Welt zu ſehen. Jetzt ſchreit der Großknecht ſie nicht mehr unwillig an, wenn ſie zum Frühſtück an den Tiſch tritt. Er rückt im Gegenteil ihren Stuhl dicht an den ſeinen zum Ärger aller anderen Mägde.

Der Doktor iſt ein treuer Freund des Hauſes geblieben. Er trägt es Sophien nicht nach, daß ſie den Jörg ihm vorgezogen.

„Im Vertrauen, Frau Schwaiger,“ ſagt er mitunter, „ſie hat klug daran gethan! Es iſt eine Freude, das Paar zu ſehen — ſie paſſen zu einander wie Hand zu Handſchuh. Und wenn ich Ihr Schwiegerſohn geworden wäre — ſolch ein Raſſegeſchlecht hätten Sie dann nicht um ſich her aufwachſen ſehen! Sehen Sie doch den Schlingel mit dem braunen Lockenkopf an

— ein Prachtkerl iſt's! Was möcht' ich nicht drum geben, wenn er mir gehörte! Aber — erkenne dich ſelbſt — das iſt die Weisheit aller Weisheit!"

Pfarrhaus und Hof ſtehen gut mit einander. Die Kinder haben die beiden jungen Mütter zu Freundinnen gemacht. Beide geben im gegenſeitigen Umgang ebenſoviel, als ſie empfangen. Und da auf ſolchen gerechten und billigen Austauſch die glücklichſten und dauerhafteſten Verhältniſſe ſich gründen, ſo ſteht zu erwarten, daß dieſer Freundſchaftsbund noch lange fortbeſtehen wird. —

Schönbartlaufen.

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.)

Die Chroniſten berichten uns von einem Aufſtande, den in der guten Reichsſtadt Nürnberg „nach Chriſti gepurt 1348, am vierden tag vor pfingſten das gemein volck und povel wider den ratte die regierer und erberen altes geſlechts derſelben ſtatt" veranſtalteten. Die einzigen, die bei dieſem Aufſtande dem alten Regiment ſich treu erwieſen hatten, waren die „fleiſchacker und frumen metzler" geweſen, die deshalb auch von Kaiſer Karl IV, „mit ſunderen freyheyten begabt und begnadt wurden, als das ſie etlich tag vor und nach vasnacht golt, ſielber, perlin und anders, was ſie wolten, ungefrevelt aller gepott tragen, auch ir freude und kurtzweil mit rayen und tantzen an der vasnacht durch die ſtat haben mochten."

Von daher ſchreibt ſich alſo das berühmte Nürnberger Schönbartlaufen, indem in allererſter Zeit die Metzger außer mit den ihr eigenen Tänzen die Faſtnacht kraft kaiſerlichen Privilegs auch damit feierten, daß ſie mit „Schembärten," wie das Wort urſprünglich in der Bedeutung Maske, Larve (vgl. das noch jetzt gebräuchliche Scheme = Maske) hieß, alſo das Geſicht mit ziemlich rohen Holzmasken verdeckt, in den Straßen und Gaſſen der Stadt herumliefen. Späterhin traten an Stelle dieſer einfachen Masken immer buntere und mannigfaltigere Verkleidungen, bis durch Erkaufung des Anteilrechtes am Schembartlaufen von ſeiten der Geſchlechter und namentlich auch unter Mitwirkung von Künſtlern aus Albrecht Dürers Schule wie Hans Schäuffelin und Dichtern wie Hans Sachs der Nürnberger Schönbart zu dem großartigen Volksfeſt wurde, das an Pracht und fröhlichem, oft recht derbem Humor, namentlich in den erſten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts alles übertraf, was in deutſchen Städten bei Gelegenheit der Faſtnachtsfeier geleiſtet wurde.

Mitten in dieſes überſchäumend fröhliche Treiben hinein verſetzt uns nun unſer Bild. Hoch zu Roß, das mit Spitzen und Bändern gezierte Narrenpanier ſchwingend, und lachend ſogenannte Hornaffen, ein beliebtes Gebäck unter die Menge werfend, reiten die zwei „Hauptmenner im Schempart" einher, umgeben von einem Kranz verkleideter, durch wurſtförmige Lederringe mit einander verbundener Metzgergeſellen, die unter der ſtierkopfgeſchmückten, ſtolz auf das kaiſerliche Privileg hinweiſenden Schembartsfahne im Reigentanz luſtig voranſpringen, während ringsum die Menge lachend, jubelnd und ſchäkernd in tollem Durcheinander mitſpringt, Buben ſich prügeln und Narren nicht ohne Erfolg nach günſtiger Gelegenheit, ihr Pritſchenrecht zu üben ausſpähen.

Im Hintergrunde aber erblicken wir den Kaiſer in vollem Schmuck, ihm zur Seite mit entblößtem Schwert den Reichsmarſchall und hinter dieſem den Reichsbannerträger, dem ſich wieder das ganze kaiſerliche Gefolge anſchließt. Offenbar bezieht ſich der Künſtler mit dieſer Gruppe auf die Verleihung des Schembartrechtes, deſſen Urkunde auf unſerem Bilde der Kaiſer ſelbſt dem vor ihm knieenden Obermeiſter der Metzgerzunft überreicht, während die übrigen ehrſamen Meiſter der Zunft ſich im Hintergrunde unter dem zwei Beile zeigenden Zunftbanner paarweiſe aufgeſtellt haben.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Künſtler mit der Andeutung des geſchichtlichen Anlaſſes nur den Mittelpunkt des Schembartlaufens: das Auftreten der Hauptmänner, herausgegriffen hat, um den herum ſich die verſchiedenſten Aufzüge und Aufführungen, ſei es ganzer Gruppen, ſei es einzelner Perſonen, auf alle Straßen und Plätze der Stadt verteilten. Wir wollen hier nur kurz anführen, daß dieſe Aufführungen ebenſowohl Gegenſtände der deutſchen Sagenwelt wie Laurin den Zwergenkönig mit ſeinem Roſengarten, den Ritter Tanhäuſer mit Frau Venus u. a., als auch namentlich in der aufgeregten Reformationszeit politiſcher bez. geiſtlicher Art zur Darſtellung brachten, wie uns z. B. vom Jahre 1523 von einem von Kopf bis zu Fuß in Ablaßbriefe gekleideten Schönbarttänzer berichtet wird, der natürlich in der reformatoriſch geſinnten Stadt den ungeteilteſten Beifall fand. Den Schluß- und Höhepunkt des Schembartfeſtes bildete jedoch die Verbrennung der Hell (Hölle) in der, wie ſchon der Name bekundet, der Teufel ſowie ſein ihm vom Volksglauben beigelegtes Gefolge als Lindwürmer, Baſilisken, Altweiber, Narrenfreſſer u. dgl. natürlich eine große Rolle ſpielten. Um einen Begriff von dieſer Hell zu geben, führen wir hier den Bericht eines beſonders glänzenden Schembartlaufens an, der uns in einem der ſogenannten Schembartbücher oder Schembartbeſchreibungen aus den Jahren 1449 bis 1539 erhalten iſt: „1539 laff (lief) ein großer Schempart, dergleichen noch nie geloffen, waren haubleut Jacob Muffel, Joachim Tezel und Merten von Plabenn, waren ir bei 200, luffen auff der Herren Trinckſtuben auff der Wag auß, war gleich ein ſelzams ſpectacl, dan ſie waren in 15 Jahren nie geloffen, luffen auch in rauhen Klaydern (aus Tierfellen), unnd ſchöne und wolgezierte Holtzmenlein und Holtzfreulein mit, hetten eine große hell wie ein ſchiff dorin ſtund ein feiſter Pfaff in der Mit und zwen Teuffel neben im, hielten im ein pretſpill für und oben auff der Hell war ein Siernſeher, brachten ſie biß für das Rathauß do ſturmeten ſie die Hell."

Es ſcheint, daß mit dem „feiſten Pfaffen" ein unbeliebter Nürnberger Geiſtlicher, Dr. Oſiander, gemeint war, was die zeitweilige Aufhebung des Schembartlaufens zur Folge gehabt haben mag. Wenigſtens berichten uns die Schembartbücher nur von den Feſten bis zum Jahr 1539; daß aber die Schembarte ſpäterhin wenn auch, wie es ſcheint, weniger glänzend gefeiert wurden, geht aus einer Stelle der lateiniſchen Nürnberger Chronik von Wagenſeil aus dem Jahr 1697 hervor, die wir noch zum Schluß hier wiedergeben wollen, da ſie das letzte Schembartlaufen berichtet, und außerdem für die Veränderung, die in dieſer Zeit mit dem Volksgeiſt vor ſich gegangen war, bezeichnend iſt. Die Chronik erzählt vorher, daß bei den Schembarten eine ungeheure Wurſt unter Pauken- und Trompetenſchall durch die ganze Stadt herumgetragen worden ſei und fährt dann folgendermaßen fort:

„Zum letztenmal iſt im Jahre 1658 dieſer Umzug veranſtaltet worden und um ſein Angedenken zu verewigen, grub man dieſe Feierlichkeit auf eine Erztafel ein und fügte eine Inſchrift bei, die über die Länge und das Gewicht der Wurſt genaue Auskunft gibt. Die Inſchrift lautet nämlich ſo: ‚Eigentliche Abbildung der langen Bratwurſt | welche von den Knechten des Metzger-Handwercks den 8. und 9. Februarii dieſes ablauffenden 1658. Jahrs iſt in der Statt von ihren XII herumgetragen worden | und war ihre Länge 600. und 58 Elen | hat an Gewicht gehabt 500. und 14. Pfund: die Stangen daran ſie iſt getragen worden | war 49. Schue lang. Die Wurſt war oben mit grün beſteckt; die Träger hatten in der lincken Hand Gabeln | damit ſie ruhen konten.‘ Es folgt dann die Abbildung und unter der Abbildung die Namen ſämtlicher damals lebender Metzgermeiſter, deren Zahl fünfundneunzig war, zu denen noch fünf Witwen kamen." Kg.

Glaube und Aberglaube in der Naturwiſſenſchaft.

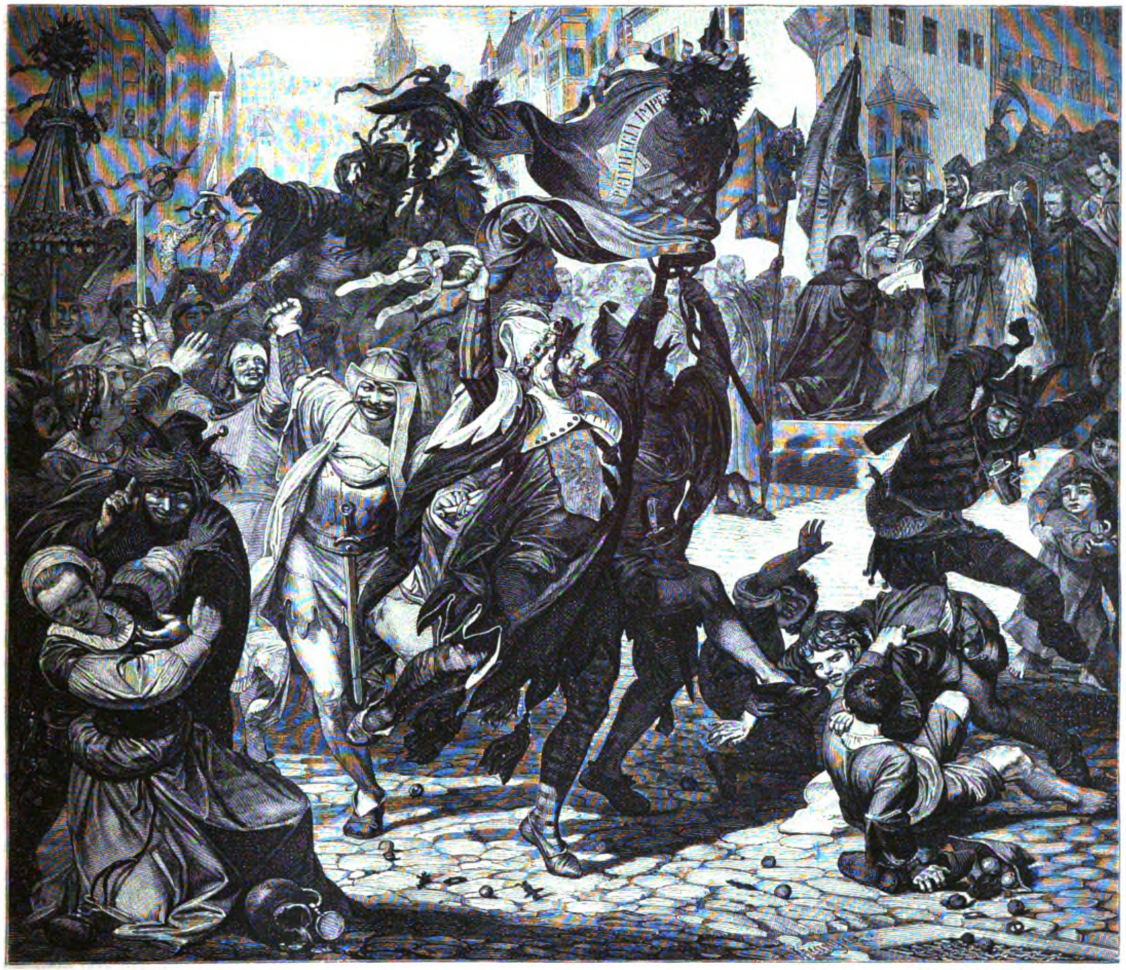
Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Von Dr. F. E. Claſen.

Das Jahr der Lutherfeier gibt vielfachen Anlaß zu Rückblicken und Vergleichen zwiſchen einſt und jetzt und es liegt in der Natur der Dinge, wenn bei dieſer Gelegenheit jeder nach ſeiner Lebensſtellung und Geſinnungsart ſeine Nutzanwendung macht für ſich und ſeine Zeit. Mag die Beurteilung Luthers im übrigen auch noch ſo verſchieden ausfallen, in dem einen Punkt und zwar in der Hauptſache ſind wohl alle einig. Die Kirche, deren einziger Grund das Evangelium ſein kann, hatte, im Lauf der Jahrhunderte von ihren Hirten vergewaltigt, faſt ihres Urſprunges vergeſſen, und hielt mit Menſchenſatzungen und menſchlichen Zwecken dienenden Dogmen die Ihrigen gefangen. Dieſen Bann gebrochen zu haben iſt Luthers Verdienſt. Sein Auftreten und Wirken ſchrieb dem geiſtigen Leben der Nation für lange Zeiten Bahn und Richtung vor und erſtreckt ſich in wahrnehmbarſter Weiſe bis auf unſere Tage. Das ganze Geiſtesleben des Mittelalters bis in die Neuzeit hinein hatte ſeinen Ausgangspunkt wie ſein Ziel in der Religion, oder wenn man will, in der Theologie, auf welche alle geiſtigen Kräfte des Volkes konzentriert wurden, ſo ſehr, daß die ſämtlichen übrigen Wiſſenſchaften ſehr ſtiefmütterliche Behandlung fanden und größtenteils nur als Hilfswiſſenſchaften der Theologie gehandhabt und gewürdigt wurden.

Das hat ſich in vier Jahrhunderten gewaltig geändert, namentlich durch den Einfluß eines Landes, in dem es zu keiner Reformation und Wiedergeburt des religiöſen Lebens kam. Die religiöſe Verſumpfung des ſpäteren Mittelalters fand ihren Ab-

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Gemalt von E. Schwoiſer.

Schönbartlaufen in Nürnberg im Jahre 1348.

Im Hintergrunde die Verleihung der darauf bezüglichen Urkunde an die Metzger durch Kaiſer Karl IV.

ſchluß ganz naturgemäß in dem Tode überhaupt allen religiöſen Lebens, welcher ſchließlich in der franzöſiſchen Revolution als offene Feindſchaft gegen alle poſitive Religion zu tage trat. Die ſeitdem zunächſt in Frankreich zur Herrſchaft gelangten Ideen der Revolution übten von da aus auch auf die übrigen Völker einen mächtigen Einfluß und ringen nunmehr darnach überall die Oberhand zu gewinnen. Ihren wichtigſten Bundesgenoſſen fand dieſe Richtung an der Naturphiloſophie, weil ſich die zu dieſem Zweck zugeſtutzten Naturwiſſenſchaften als Hauptwaffe gegen alle Religion am beſten zu eignen ſchienen. In demſelben Maße wie mit ihrer Hilfe die Religion aus dem Volksleben verdrängt wurde, verlor die Theologie ihre leitende Rolle in der Wiſſenſchaft, welche nun von der Naturwiſſenſchaft übernommen und nach Kräften ausgenutzt wurde. Der fieberhafte Eifer jedoch und die Erbitterung, mit der ſie aus allem Waffen zu ſchmieden ſucht zur Bekämpfung der Religion, zeugt wohl am beſten dafür, wie wenig im Grunde das von ihr zur Schau getragene Selbſt- und Siegesbewußtſein gerechtfertigt iſt, und wie weit ſie ſich ſelbſt noch von dem erhofften Ziele entfernt weiß. —

Im Gegenſatz zu den ſpekulativen Wiſſenſchaften, namentlich zur Theologie, bezeichnet man wohl die Naturwiſſenſchaften als exakte Wiſſenſchaften, gewiſſermaßen um ſie von vornherein mit einer Art Unfehlbarkeit zu bekleiden und ihren Behauptungen und Theorien ohne weiteres den Stempel abſoluter Glaubwürdigkeit aufzudrücken. Welch beſſere Beweiſe könnte es auch geben, als die durch unſere Sinnesorgane und die durch Zahl, Maß, und Gewicht geſtützten? Wie ärmlich müſſen ſich dem gegenüber die übrigen Wiſſenſchaften behelfen, die ſolcher Beweismittel entbehren und ſo große Zumutungen an das Glauben zu ſtellen genötigt ſind. Die Reſultate der Naturwiſſenſchaften und ihre Leiſtungen in praktiſcher Beziehung ſind ja in der That auch erſtaunliche und bis dahin unerhörte, namentlich mit Hilfe der durch die außerordentlichen Fortſchritte der Technik zu hoher Vollkommenheit gediehenen Beobachtungsinſtrumente. Dem Mikroſkopiker geſtatten die neuen Immerſionslinſen Bakterien von zwei bis drei tauſendſtel Millimeter Größe zu unterſcheiden und dem Aſtronomen vervollkommnete Fernrohre einige Billionen Meilen weiter in die Sternenwelt hineinzuſchauen. Abgeſehen davon, daß uns für Größen von ſolch unbegreiflicher Kleinheit und für Entfernungen von ſolch grauenhafter Unendlichkeit überhaupt alles Verſtändnis und jegliche Begriffe fehlen, was will das alles für die Kenntnis der höchſten Dinge bedeuten? Die feinſten Beobachtungen und erſtaunlichſten Berechnungen erſtrecken ſich immer nur auf das rein Mechaniſche und Körperliche der Weltmaſchinerie, das heißt auf das Phyſikaliſche der Dinge, an dem ſie unerbittlich ihre Grenze finden müſſen, und in keinem Falle zu weitergehenden Schlüſſen hinſichtlich des Urgrundes des Lebens und der letzten Dinge befähigen. Auch heute gilt noch des Dichters Wort: „Ins Innere der Natur dringt kein erſchaff'ner Geiſt.“ Wie weit reicht man überhaupt mit dem Wägen, Meſſen, Zählen, Berechnen, Klaſſifizieren ꝛc., dieſen allergröbſten Hilfsmitteln unſerer Erkenntnis? Was nützt es zu wiſſen, aus wie viel Menſchen eine Armee beſteht, wie ihre Einteilung, Bewaffnung, Uniform und Verpflegung, ſowie alle übrigen rein äußerlichen Dinge beſchaffen ſeien, wenn man den Geiſt nicht kennt, der ſie beſeelt und den oberſten Willen, der alle ihre Kräfte und Bewegungen im einzelnen leitet und für ſeine, anderen unbekannten, Zwecke zuſammenfaßt? Nichtsdeſtoweniger dienen die auf ſolchem Wege erreichten Reſultate den Vertretern der „exakten Wiſſenſchaften“ als Grundlage zu den gewagteſten Schlüſſen und unexakteſten Hypotheſen, mit deren Hilfe die wunderlichſten Dinge über die Entſtehung von Tieren und Menſchen über die Entſtehung des Weltalls und anderes ausgeheckt werden, Theorien, die ohne Zweifel ſehr intereſſant, aber leider abſolut unbewieſen ſind. Trotzdem werden dieſe Hirngeſpinſte getreulich für bare Münze genommen von allen, die auf „Bildung“ Anſpruch erheben und ohne Widerſpruch geglaubt, obgleich ihre Unhaltbarkeit ſich täglich aufs neue erweiſt. Wenn nach zehn- bis zwanzigjährigem Beſtehen die Mängel und Schwächen der herrſchenden Weltanſchauung zu tage liegen, ſo wird ſie über Nacht durch eine andere über den Haufen geworfen und widerſpruchslos glaubt die Menge der „neueſten,“ alsbald zur „modernen“ erhobenen Weltanſchauung, als habe nie eine andere exiſtiert. — Den Anhängern der geoffenbarten Religion macht man die härteſten Vorwürfe aus ihrem Glauben, für deſſen Wahrheit die ſchwerwiegendſten Gründe ſprechen, wenn derſelbe auch durch die Beweiſe von Maß und Zahl nicht geſtützt wird. Die täglich wechſelnden Meinungen der Gelehrten und die „neueſten Ergebniſſe“ der ſogenannten exakten Forſchung machen noch bedeutend höhere Anſprüche an das Glauben und das Gefangennehmen der eigenen Vernunft, ſo daß man wohl zu der Forderung an ihre Anhänger berechtigt iſt, das Glauben auf religiöſem Gebiet nicht ſo konſequenter Weiſe als Zeichen von Beſchränktheit oder als ein Verbrechen hinzuſtellen, das auf Toleranz keinen Anſpruch hat. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen und ganz abſehen von dieſen für die Naturphiloſophie über Gebühr ausgenützten und in fortdauernder Wandlung ſich befindenden „Endreſultaten“ der exakten Naturwiſſenſchaften, um zu der Frage zu gelangen: Wie ſteht es mit den Grundlagen und Grundlehren der Naturwiſſenſchaften? ſind dieſelben ſo feſt gegründet und in ſich abgeſchloſſen, daß ſie als unanfechtbar und ein für allemal erledigt gelten können? Es mag wohl nur wenige geben, denen bei ihrer Beſchäftigung mit den Lehren der Naturwiſſenſchaften nicht mehr oder weniger deutlich empfundene Zweifel aufgeſtiegen wären an der Wahrheit ihrer Grundlehren, aber es hält ſchwer für den einzelnen, ſich aus den zahlreichen unbewieſenen naturwiſſenſchaftlichen Dogmen, die man in jüngeren Jahren in ſich aufgenommen hat, ſelbſtändig herauszuarbeiten, da man ſie von aller Welt ſo lange und ſo oft als vollgültig und unfehlbar hingeſtellt ſah; und das iſt um ſo ſchwieriger, als Haß und Spott dem drohen, der ſeine eigene Meinung in derartigen Dingen zu haben und die nun ſchon traditionellen Lehren und Glaubensſätze zu bezweifeln wagt. Es iſt wunderbar, mit welcher erbarmungsloſen Intoleranz die Vertreter der Naturwiſſenſchaften, die doch nicht laut genug das „Recht der freien Forſchung“ und ſubjektiver Meinungsbildung proklamieren können, jeden Andersdenkenden verfolgen.

Aber ſelbſt wenn man ſchon manchem Glaubensſatz der Naturwiſſenſchaft, ſpeziell der Phyſik, zweifelnd gegenüber geſtanden hat, gerät man in ein gewiſſes Erſtaunen beim Leſen einer kleinen dieſen Gegenſtand behandelnden Schrift,*) die es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, die „nicht begründeten Glaubensſätze der Naturwiſſenſchaft wieder abzuleugnen und die Wiſſenſchaft wieder zurückzuführen auf die feſten Grundlagen der Denkgeſetze. Denn die Wiſſenſchaft ſoll frei ſein und es iſt Menſchenpflicht, ſie zu befreien, wenn ſie in Feſſeln liegt.“ Wahrlich! die Wiſſenſchaft iſt in viel Feſſeln von Dogmen geſchlagen, wie man aus der mit Satire und oft derbem Spott gewürzten Darſtellung ſieht.

Nach einem einleitenden Kapitel über die Auffaſſung der Dinge durch die Sinne behandelt Verfaſſer zuerſt den „wichtigſten Glaubensartikel Äther.“ Die Fortpflanzung des Lichtes macht man bekanntlich ebenſo wie die des Schalles abhängig von Schwingungen. Um Schwingungen leiſten zu können, iſt natürlich ein elaſtiſcher Körper erforderlich. In Ermangelung eines anderen erfand man Ende des vorigen Jahrhunderts einen ſolchen, den man „Äther“ nannte. „Da Licht und Wärme durch den ganzen Weltraum wirken, ſo iſt ebenſo notwendig, daß der Äther den ganzen Weltraum erfülle. Gezeigt hat noch kein Naturforſcher einen Fingerhut voll Äther, aber heute iſt derjenige beſtimmt ein Ketzer, der nicht an ihn glaubt.“ Intereſſant iſt es zu verfolgen, welche Verwandlungen der arme Äther ſchon hat durchmachen müſſen, ſeit er erfunden wurde. Alle möglichen Eigenſchaften wurden dem Äther zuerkannt und wieder abgeſprochen, nur ſeine Elaſtizität, die urſprünglich ſeine einzige (!) Eigenſchaft war, um deren Willen er ja erfunden wurde, iſt ihm niemals ſtreitig gemacht worden. „Da nun der Äther einmal zum Gegenſtand des Glaubens gemacht war, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß er noch eine Stufe höher geſtiegen iſt. Im Jahre 1873 hat Spiller ihn zum Gott ernannt von folgenden Eigenſchaften: Der Äther iſt ein Geiſt, er iſt allgegenwärtig und allmächtig; er erhält, ernährt und regiert die Welt. Er iſt allweiſe, gerecht und unfehlbar. Mehr kann man doch nicht verlangen. In ſeiner Begeiſterung hat Spiller eine Eigenſchaft ſeines Äthergottes ganz verloren, welche die allerwichtigſte iſt, um derentwillen er allein in das Gebiet des Glaubens eingetreten iſt, er iſt nämlich elaſtiſch.“ „Nach der Anſicht der Gläubigen,“ heißt es dann weiter, „gibt es nur eine Sorte von Äther, den Lichtäther oder die ſtrahlende Materie oder den Gott nach der neueſten Mode. Aber ſo geht es nicht. Wir brauchen wenigſtens zwei Sortimente Äther, den Lichtäther und den Wärmeäther. Beide Kräfte, Licht und Wärme, ſind ſo verſchieden in ihren Wirkungen, daß unmöglich ein und derſelbe Äther zwei ſo weſentlich verſchiedene Dinge hervorbringen kann wie Licht und Wärme.“ Dieſe Lehre vom Äther iſt, genau beſehen, geradezu ungeheuerlich. Er iſt ein Körper, der ſogar aus Atomen beſtehen ſoll, aber es fehlen ihm nicht weniger als alle Eigenſchaften, die ſonſt einem Körper eigen ſind. Er iſt nicht ſichtbar, nicht fühlbar und überhaupt auf keine Weiſe zur ſinnlichen Wahrnehmung gebracht worden, man weiß nicht, ob er warm oder kalt, ob er ausdehnungsfähig oder zuſammendrückbar iſt wie ein Gas, ob Magnetismus oder Elektrizität irgend welche Wirkungen auf ihn ausüben; er beſitzt keine Schwere; während alle vorhandenen Körper der chemiſchen Einwirkung anderer Körper in irgend einer Weiſe zugänglich ſind, iſt nur der Äther nach der jetzigen Glaubenslehre von aller Wirkung des Chemismus ausgeſchloſſen, und ob derſelbe ein zuſammengeſetzter Körper oder ein Element iſt, hat bis jetzt nicht ermittelt werden können; nur eine einzige Eigenſchaft wird ihm zugeſchrieben — die Elaſtizität. Genug, dieſe verkörperte Elaſtizität iſt ein Nichts, und an dies „göttliche“ Nichts glauben — die Exakten.

Ebenſo erfährt die Lehre von den Atomen, die Erfindung des Philoſophen Leucippus (500 v. Chr.) eine ebenſo zutreffende wie draſtiſche Beleuchtung. Nach Leucippus hat die Teilbarkeit der Körper ihre Grenze, zuletzt kommt man, oder vielmehr käme man, wenn man dieſe Theorie auch nur entfernt in die Wirklichkeit umſetzen könnte, auf kleine Körperchen, die „Atome,“ die ſo klein und hart ſind, daß keine Kraft ſie weiter teilen und verkleinern kann (ſogar Waſſer, Luft und Äther nicht); da ſie als Körper doch irgend eine Geſtalt haben müſſen, ſo nimmt man an, daß ſie kugelrund ſind, obgleich man nichts dagegen ſagen könnte, wenn jemand behauptete, ſie ſeien ſechseckig oder dreizehneckig. Es handelt ſich hier um eine reine Glaubensſache, denn gezeigt oder gar geſehen hat noch kein Sterblicher ein Atom. — Außerordentlich intereſſant iſt der nun folgende, über die „Naturkräfte“ handelnde Abſchnitt, der zeigt, welch überraſchende Verwirrung über dieſen Gegenſtand in den Lehrbüchern herrſcht. Die Ausdrücke: Kraft, Wirkung, Erſcheinung, Eigenſchaft werden ohne Anſtoß als gleichbedeutend gebraucht und zur Bezeichnung ganz verſchiedener Dinge verwendet. So iſt z. B. die ſogenannte Zentrifugalkraft offenbar keine *Kraft*, ſondern eine *Wirkung* verſchiedener anderer zuſammenwirkender Kräfte; das Wort Elaſtizität bezeichnet zweierlei ganz Verſchiedenes. Die weiteren Betrachtungen zeigen dann, über welch eine Summe von inneren Widerſprüchen die exakteſte aller Naturwiſſenſchaften (nach der Aſtronomie), die Phyſik, die alles bloße Glauben auf anderem Gebiet ſo ſtrenge verpönt, dem Menſchenverſtand glaubensvoll hinwegzugehen zumutet und läßt unter anderen zwei der Hauptglaubensſätze der neueren Naturwiſſenſchaft, daß Wärme Bewegung und Bewegung Wärme ſei, ſowie das „Geſetz“ von der Erhaltung der Kraft (letzteres am Beiſpiel des Magnetismus) in einem keineswegs ſchmeichelhaften Lichte erſcheinen, oder vielmehr ſie zeigen in überzeugender Weiſe, daß dieſe „Geſetze“ nur den Wert mehr oder minder geiſtreicher Kombinationen haben. Nicht anders ergeht es den Lehren vom Chemismus und der Polariſation. Es iſt erſtaunlich, welche Fortſchritte in der Erkenntnis und Verwertung der Elektrizität gemacht worden ſind; dieſe vielgeſtaltige und mächtige Naturkraft ſcheint berufen zu ſein, die größten Umwälzungen auf dem Gebiet der Induſtrie herbeizuführen und iſt vielleicht beſtimmt, einer nicht fernen Zukunft ihren Stempel aufzudrücken, ſo daß man von einem Zeitalter der Elektrizität ſprechen wird wie jetzt von einem Zeitalter des Dampfes. Bei dieſem Stande der Dinge iſt es geeignet, Befremden zu erregen, wenn man nun plötzlich erfährt, daß Elektrizität eigentlich gar keine Elektrizität ſei, aber nichtsdeſtoweniger verhält ſich die Sache ſo. Es gibt nämlich zwei durchaus verſchiedene Kräfte, welche man Elektrizität nennt. Kaum zwei Naturkräfte haben ſo wenig gemeinſame und ſo viele entgegengeſetzte Eigenſchaften, wie dieſe beiden mit dem gleichen Namen. Der Name Elektrizität ſtammt vom Bernſtein (Elektron) her, welcher mit Wolle oder Seide gerieben jene Kraft entwickelt, die als Reibungselektrizität und als Wirkung der Elektriſiermaſchine ziemlich allgemein bekannt iſt. Grundverſchieden davon iſt die bei Gelegenheit von phyſikaliſchen Experimenten von Profeſſor Galvani (1790) entdeckte, bis dahin ganz unbekannte Naturkraft. In der Vorausſetzung, dieſe Kraft ſei elektriſcher Natur, nannte er dieſelbe Berührungselektrizität. Dieſe Berührungselektrizität hat aber mit der Reibungselektrizität kaum etwas anderes gemeinſam, als die letzte Hälfte des Namens, ſo daß es allerdings, wie Verfaſſer ſagt, „zu bewundern iſt, daß die großen Gegenſätze zwiſchen Elektrizität und Galvanismus noch gar nicht bemerkt worden ſind,“ und daß es unbegreiflich erſcheint, wie ſich eine Wiſſenſchaft, die alles Glauben verabſcheut, ſeit faſt einem Jahrhundert damit begnügen konnte, der bloßen Vermutung Galvanis, jene von ihm entdeckte Kraft ſei Elektrizität, zu *glauben*, ohne zu prüfen, was an der Sache Wahres ſei.

---

*) Glaube und Aberglaube in der neueren Naturwiſſenſchaft von Dr. H. Boltze. Danzig bei Axt.

Einem ferneren Glaubensartikel zufolge befindet ſich das Innere der Erde in glühend flüſſigem Zuſtande. Schon bei einer Tiefe von fünfunddreißig bis fünfundvierzig Kilometer (fünf bis ſechs Meilen) ſoll die Hitze ſo groß ſein, daß ſogar das ſchwer ſchmelzbare Eiſen ſich in geſchmolzenem Zuſtande befinden muß. Denkt man ſich dieſe Verhältniſſe auf einen Schulglobus von einem Fuß Durchmeſſer übertragen, ſo müßte bei dieſem die ſogenannte feſte Rinde ſo dick ſein wie ein dünner Meſſerrücken, alles übrige in glühend flüſſigem Zuſtande. Dabei iſt die Rinde aber noch viel zu dick angenommen, denn bei derjenigen Temperatur, bei der das Eiſen ſchmilzt, müßten die meiſten übrigen Stoffe längſt dampfförmig ſein, ſo daß man der Erdrinde an dieſem Schulglobus vielleicht noch zu viel gäbe, wenn man, um die Verhältniſſe der Wirklichkeit entſprechend herzuſtellen, ſie ſo dünn wie eine Eierſchale machte. Wenn man dazu noch den Umſtand hinzurechnet, daß dieſe feſte Erdrinde zum größeren Teil aus Waſſer (Ozean) beſteht, welches ſtellenweiſe bei einer Tiefe von vielen Kilometern nur durch eine ſehr dünne Schicht feſter Erdrinde von dem Glutherde des Erdinnern getrennt ſein kann — und trotz dieſer nahen und unermeßlichen Glut unbegreiflicherweiſe nicht kocht, ſondern im Gegenteil eine dem Gefrierpunkte nahekommende Temperatur beſitzt — ſo muß man es als ein wahres Glück betrachten, daß dieſe auch im übrigen nicht auf den ſicherſten Grundlagen ruhende Theorie eben nur eine Theorie iſt. Entſpräche ſie nämlich der Wirklichkeit, ſo würden ſich die Menſchen kaum mit ſolcher Gemütlichkeit über das glühende Erdinnere die Köpfe zerbrechen können, ſondern Sorge tragen müſſen, wie ſie ſich vor den Folgen wahrten, denn die einer ſo ungeheuren Glut entſteigenden Gaſe würden ſicherlich die darüber befindliche, ſozuſagen papierdünne Decke in ſpielender Weiſe bald hier bald da zertrümmern, dort vielleicht beſonders, wo das Meer am tiefſten und die feſte Erdkruſte alſo am dünnſten iſt. Ein ziemlich unwillkürlicher Gedankengang führt hier zu dem Einwurf, daß die Vulkane mit ihrer feuerſpeienden Thätigkeit der beſte Beweis ſeien für ſolche unterirdiſche Feuergluten, denen ſie an Stelle von Eſſen als Verbindungsröhren mit der Oberfläche dienen ſollen. Aber von anderem abgeſehen, kann man die Vulkane ſchon deshalb kaum als Eſſen oder ſozuſagen als Sicherheitsventile für die Glut im Erdinnern gelten laſſen, weil es am Tage liegt, daß ſo unermeßliche Gluten, wie ſie einer glühenden Maſſe von ſiebzehnhundert Meilen Durchmeſſer eigen wären, ſolche Mengen von Gaſen und Dämpfen entwickeln müßten, daß die vorhandenen und gar nicht einmal in fortwährender Thätigkeit ſich befindenden Vulkane bei ihrer geringen Anzahl und im Verhältnis zur Größe der Maſſe gradezu winzigen Größe bei weitem nicht ſolcher Aufgabe gewachſen ſein könnten. — Die *heute gültigen Theorieen über die Entſtehung der Erde und des ganzen Weltalls* ſtützen ſich in hervorragender Weiſe auf dieſe geglaubte aber keineswegs bewieſene Glut im Innern der Erde, ſie ſtehen und fallen mit dieſem Glaubensartikel.

Das Gegebene wird genügen, einerſeits die Aufmerkſamkeit derer, die ſich dafür intereſſieren, auf das genannte Schriftchen hinzuweiſen, anderſeits zu zeigen, daß unſer Wiſſen Stückwerk iſt und daß auch die „freie Forſchung“ ſelbſt auf dem Gebiete der exakteſten Naturwiſſenſchaften nicht weiter führt, als zu neuen Dogmen, zu neuem Glauben und — Aberglauben. Wie zu Luthers Zeiten die Kirche in menſchlichen Dogmen der Papſtkirche gefangen gehalten wurde, ſo liegt heute die Wiſſenſchaft gefeſſelt in den Banden der Dogmen des Materialismus. Die Theorieen des herrſchenden wiſſenſchaftlichen Materialismus ſind alſo keineswegs Erzeugniſſe wiſſenſchaftlich geſicherter Thatſachen, ſondern einfach Vorausſetzungen eines philoſophiſchen Spekulierens und Glaubens. Dazu wird zur Behauptung der einmal eingenommenen Stellung halb bewußt, halb unbewußt ein nicht ganz redliches Spiel getrieben, indem man die zunächſt nur als „wiſſenſchaftliche Deſiderate“ aufgeſtellten Theorieen ſchon auf der nächſten Seite als feſtſtehende Thatſachen und beweiſende Grundlage für weitergehende Schlußfolgerungen und zur Aufſtellung naturwiſſenſchaftlicher Glaubensſätze verwertet.

Das nimmt ſich um ſo wunderbarer aus, als man ſich im Generalſtab des materialiſtiſchen Heerlagers keineswegs im Unklaren befindet über das Hoffnungsloſe aller Anſtrengungen des Menſchengeiſtes, auf naturwiſſenſchaftlichem Wege der Löſung der Fragen nach den letzten Dingen überhaupt jemals näher zu kommen. In ſeinem Vortrage „über die Grenzen des Naturerkennens*), der ein nicht genug zu empfehlendes, aber weit mehr in die Tiefe gehendes Seitenſtück zu dem oben genannten Schriftchen abgibt, ſpricht Dubois-Reymond es ohne Umſchweif und mit zwingender Beweiskraft aus, daß „wir hier verzweifelnd an der Grenze unſeres Witzes ſtehen.“ In dem andern Vortrage, in dem er auf den Gegenſtand zurückkommt, zählt er „die ſieben Welträtſel“ auf, als deren erſtes er die Unmöglichkeit hinſtellt, *überhaupt nur das Weſen von Kraft und Materie zu erfaſſen*; ein anderes Rätſel ſei die *erſte Entſtehung des Lebens* (füglich hätte dies an der Spitze ſtehen können, denn die Möglichkeit der Entſtehung des Lebens aus toter Materie heraus, ohne Anſtoß von außen müßte doch den Grundſtein jedes materialiſtiſchen Lehrgebäudes abgeben. Die Thatſache, daß der erſte *lebende* (Zell-) Organismus aus der ihn zuſammenſetzenden toten Materie entſtand oder erwuchs, verhält ſich zu der Möglichkeit, daß ein Ozeandampfer ſich aus Planken, Balken, Maſten, Maſchinen, Kompaß, Steuerruder und tauſend anderen Dingen fix und fertig ganz von ſelber ohne Willen und Zuthun irgend einer Kraft aufbaut, etwa wie das unendliche Weltall zu einem Kieſel im Mühlbach). Ferner gehört hierher die Unmöglichkeit, die Sinnesempfindung, das Bewußtſein, überhaupt jede Regung geiſtigen Lebens aus materiellen Bedingungen zu erklären. Als ſechſtes Welträtſel wird das vernünftige Denken und als ſiebentes das Problem der Willensfreiheit des Menſchen genannt. Bekanntlich ſprach Dubois-Reymond, nachdem er dieſe ungünſtige Bilanz menſchlichen Wiſſens und Witzes gezogen hatte, offen und ehrlich das Wort aus: „Wir wiſſen nicht und werden nie wiſſen (Ignorabimus), wie es mit den letzten Dingen beſtellt iſt.“ Trotzdem — und das muß den Unbeteiligten faſt wunder nehmen — ſpricht er ſich mit großer Beſtimmtheit über das aus, was noch weit hinter jenen von ihm ſelbſt als ſolchen anerkannten Grenzen unſeres Wiſſens liegt, über den Urgrund der Dinge, über Gott, den er, wie das von einem Materialiſten allerdings nicht anders zu erwarten iſt, lächelnd leugnet. Aber auch für des Materialiſten Glauben gilt das Wort: Das Glauben fängt an, wo das Wiſſen aufhört. So ſteht das Glauben gegen den Glauben. Nur iſt die Frage, ob die Gläubigen des Materialismus wirklich eine Berechtigung haben zu dem blaſierten Hochmut, mit dem ſie allem Glauben an poſitive Religion zu begegnen pflegen. Man mag ſagen, was man will, es ſteht feſt, daß der moderne Materialismus nicht auf dem Wiſſen, ſondern auf dem Glauben ruht, daß er der Wiſſenſchaft durch die Feſſeln ungezählter Dogmen unleidliche Gewalt anthut und ſeine Herrſchaft durch unerbittliche Verketzerung aller Andersdenkenden aufrecht zu erhalten beſtrebt iſt. „Die Wiſſenſchaft ſoll aber frei ſein, und es iſt Menſchenpflicht, ſie zu befreien, wenn ſie in Feſſeln liegt.“ Wann wird — ſo fragt man nach ſo vielen vergeblichen Verſuchen in dieſer Richtung — der Befreier, der Reformator der Wiſſenſchaft erſtehen?

---

*) Über die Grenzen des Naturerkennens. — Die ſieben Welträtſel. Zwei Vorträge von E. Dubois-Reymond. Leipzig, bei Veit und Co.

Ein deutſcher Brief von den Samoainſeln.

Apia auf Upolu, den 9. November 1883.

Es iſt geſchäftige Zeit hier, da wir im Konſulate recht viel zu thun haben. Berichte über Berichte gehen nach Hauſe, um uns hier vor den Annexionsgelüſten der Engländer, Franzoſen, Amerikaner, ja ſelbſt der auſtraliſchen Kolonieen, welche die ganze Südſee haben wollen, zu bewahren. — Hoffentlich wird es etwas nützen; denn fangen wir nämlich nicht bald an, ſo iſt die Welt vergeben.

Uns Deutſche hier draußen, die wir den Engländern und Amerikanern und allen anderen zuſammengenommen, nicht nur an Zahl, ſondern auch an allgemeiner Bildung weit überlegen ſind, berührt die Gleichgültigkeit und Schwerfälligkeit zu Hauſe ſchmerzlich. Wir befürchten immer, daß ſo lange gewartet wird, bis es zu ſpät iſt. Wir halten unter uns hier deſto feſter zuſammen. Das Verhältnis unter uns Deutſchen iſt wirklich ein ausgezeichnetes. Das Konſulat und Herr Weber ſind die Mittelpunkte unſerer Geſellſchaft. Leider iſt augenblicklich nur ein kleines Kanonenboot, die Hyäne (achtzig Mann), auf der großen Südſeeſtation, und ſelbiges iſt auch ſchon wieder ſeit drei Monaten in Sydney. Wir werden es dafür aber wohl Weihnachten hier haben. Anfang des neuen Jahres rufen wir einen deutſchen Klub ins Leben, um einmal das Geſamtdeutſchtum ſo recht zu vereinigen gegenüber den Fremden. Bei allen öffentlichen Gelegenheiten, in der Verwaltung unſerer Munizipalität ꝛc. zeigen wir den Leuten jetzt durch feſtes Zuſammenhalten unſer moraliſches und numeriſches Übergewicht.

Wir treten allen ſchlechten Einflüſſen hier nach Möglichkeit entgegen, und ſorgen für Aufrechthaltung von Recht und Ordnung. Deshalb iſt unſer Konſulat auch bei allen anſtändigen Fremden, und auch bei der Samoaregierung, in ſehr hohem Anſehn. Es wird nichts von der letzteren ohne Wiſſen unſeres Konſuls vorgenommen und wir ſtehen derſelben mit gutem Rat zur Seite. Leider iſt das ſamoaniſche Volk den Deutſchen noch nicht recht zugeneigt. Durch engliſche Agitation und den Einfluß der engliſchen Miſſionare wird denſelben weiß gemacht, daß wir Schurken und Spitzbuben ſeien, daß wir ſie zu Sklaven machen wollten, daß wir ihr Land geſtohlen haben, und daß dagegen, wenn ſie engliſch würden, ſie alle ihr verkauftes Land wiedererhalten würden, und ſie ein paradieſiſches Leben, beſtehend aus Faulenzen, Schlafen, Rauchen führen würden. Der Einfluß dieſer Leute, meiſtens verkommene Handwerker (es iſt unter dem Dutzend weißer engliſcher Miſſionare in Samoa kein einziger Studierter), iſt ein Krebsſchaden, an dem die ganze Südſee fürchterlich zu leiden hat.

Es iſt zu bedauern, daß unſere deutſchen Miſſionsanſtalten, für welche jährlich Millionen zuſammenkommen, es für verdienſtlich halten, am Kap der guten Hoffnung, in Oſtindien, Java und wer weiß wo noch in der Welt Heiden und Eingeborne zu guten brauchbaren Angehörigen für England zu erziehen. Wäre es nicht patriotiſcher, dasſelbe für unſer eigenes Vaterland zu thun? Welch weites ſchönes Feld liegt ihnen nicht hier in der Südſee noch offen! Von welchem ungeheuren Nutzen würden ſie nicht für unſere Beſtrebungen hier in der Südſee ſein! Man glaubt kaum, was für einen Einfluß die engliſche Miſſion auf die Eingebornen ausübt. Alles, wo ſich engliſche Miſſionare oder die noch ſchlimmeren eingebornen teachers befinden, iſt von vornherein gegen Deutſche eingenommen.

Doch auch dieſes wird ſich hoffentlich einmal ändern. Wir wollen uns beim auswärtigen Amte bemühen, einen deutſchen Paſtor und einen Schulmeiſter zu bekommen. Vielleicht hilft das Reich. Es iſt wirklich eine Schande, daß die hieſigen deutſchen Kinder in der Schule kein Deutſch lernen können, weil die Miſſion, die die Hälfte für die Schulkoſten trägt, keinen deutſchen Lehrer haben will. Dabei bezahlen alle hieſigen Deutſchen mehr als Zweidrittel aller freiwilligen Beiträge für die hieſige Kirche und Schule.

Wenn einmal doch die Preſſe ſo etwas anregen könnte! Gut bezahlt wird werden, und wenn es jedem hieſigen Deutſchen bis hundert Mark jährlich koſten ſollte, W. will allein jährlich vierhundert Dollar zuſteuern. Leider habe ich bis jetzt keine Zeit, ſolche Sachen weiter auszuarbeiten. Ich bin aber bereit, etwaige Anfragen zu beantworten. Es bedarf nur vielleicht einer Anregung in den Miſſionsblättern und uns iſt geholfen. Was mich betrifft, ſo iſt mein Befinden ſehr gut und meine Stellung ſehr angenehm. Nach dem ſtarken Orkan im Frühjahr, der ſo viel verwüſtete, hat ſich meine Pflanzung jetzt wieder ganz erholt. Arbeiter ſind ſchwer zu bekommen, daher kann man keine größere Kultur unternehmen.

O. S—r.

Adonis auf Schlittſchuhen.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Erzählung von **Margarete von Bülow.**

Der junge Mann, der ſo emſig leſend, Stunde auf Stunde vor ſeinem Schreibtiſch verbracht hatte, ſah jetzt auf, denn es war vom grauen Winterhimmel ein leuchtender Sonnenblick in das Studierzimmer gefallen.

„Einſtweilen Licht von außen, nun wird es wohl auch bald da innen licht werden!“

Er machte dieſe Bemerkung mit halbem Lächeln zu ſich ſelbſt; nickte mehrmals mit dem Kopfe und ergriff einen Bleiſtift, um den weißen Rand des vor ihm liegenden Buches mit abſonderlichen Zeichen zu ſchmücken. Plötzlich bog er ſich lauſchend zurück, erhob ſich und öffnete raſch die Thüre in das anſtoßende Zimmer.

„Sie noch hier, Dora? — Ich will eher glauben, daß ſämtliche Uhren des Hauſes, daß mein Kopf und Magen aus der Faſſung ſind, alles eher möglich, als eine Verſpätung zu der Malſtunde.“

Das junge Mädchen, das er mit Lebhaftigkeit alſo anredete, hatte ſich eben weit aus dem offenen Fenſter gebeugt, ſo daß der eiskalte Wind, der ins Zimmer drang, ihr Haar und Gewand bewegte. Jetzt ſah ſie ſich lächelnd nach ihm um.

„Fünf Grad unter Null, ich meine, das ſollte genügen.“

„Ja, jedenfalls ausreichend, um uns Naſ' und Ohren zu ſchminken und einen gründlichen Schnupfen zu verſchaffen.“

„Pfui, Albert, wie können Sie ſo froſtig thun, als ob Sie ein altes Mütterchen ſeien!“

Er hatte energiſch das Fenſter geſchloſſen, ſtand jetzt vor ihr und wiſchte die Brille ab. „Wir Leute von der Feder verlieren wohl raſcher das jugendliche Feuer als andere.“ Er ſah nicht auf, aber während er ſprach und die Stirne in Falten legte, die leider dort ſchon ihre Spuren befeſtigt hatten, flog um ſeine Lippen ein Lächeln, das ſeinen Worten aufs gröbſte widerſprach. Das junge Mädchen ſah ihn ſo aufmerkſam an, daß ſie darüber die Antwort vergaß; auch er folgte ſeinen Gedanken auf einen kleinen Abweg, der ihn aber doch bald zu ſeinem Gegenüber zurückführte. — — „Ich weiß noch immer nicht, was Sie von der Malſtunde abhält?“

„Richtig! Und fordern aufs ſtrengſte es zu wiſſen. Ich glaube, lieber Albert, Sie ſpielen ſich an Stelle Ihres Vaters auf den Vormund, es iſt mir ſchon manchmal ſo vorgekommen.“

Seinen widerſprechenden Blick beantwortete ſie nur mit einem ſchalkhaften Lächeln.

„Alſo nicht vormundſchaftliche, ſondern rein menſchliche Wißbegierde ſoll ich befriedigen? Schön. Ihre Schweſter und ich haben uns verabredet, auf den Schöneberger Wieſen Schlittſchuh zu laufen.“ — — „Wie? was? — Und darum wollen, können Sie Ihre ſo ſehr geliebte Malſtunde — —“

„Im Stiche laſſen? Ja, ich will und kann. Und nun kein bedenkliches Geſicht, Albert, es wäre philiſterhaft; da, ſehen Sie ſich lieber an, was ich dieſen Morgen gezeichnet habe.“

Damit hob ſie einen ziemlich großen Malkarton, der verkehrt gegen die Wand geſtanden, auf eine elegante Staffelei, und ſchob dieſe in das rechte Licht. Es waren in kräftigen Kreideſtrichen mehrere wenig bekleidete Figuren darauf gezeichnet — im Hintergrund Architektur im griechiſchen Stil angedeutet.

„Was ſoll das ſein?“ fragte er kritiſch.

„Schöne Menſchen — ſonſt nichts. Was meinen Sie dazu?“

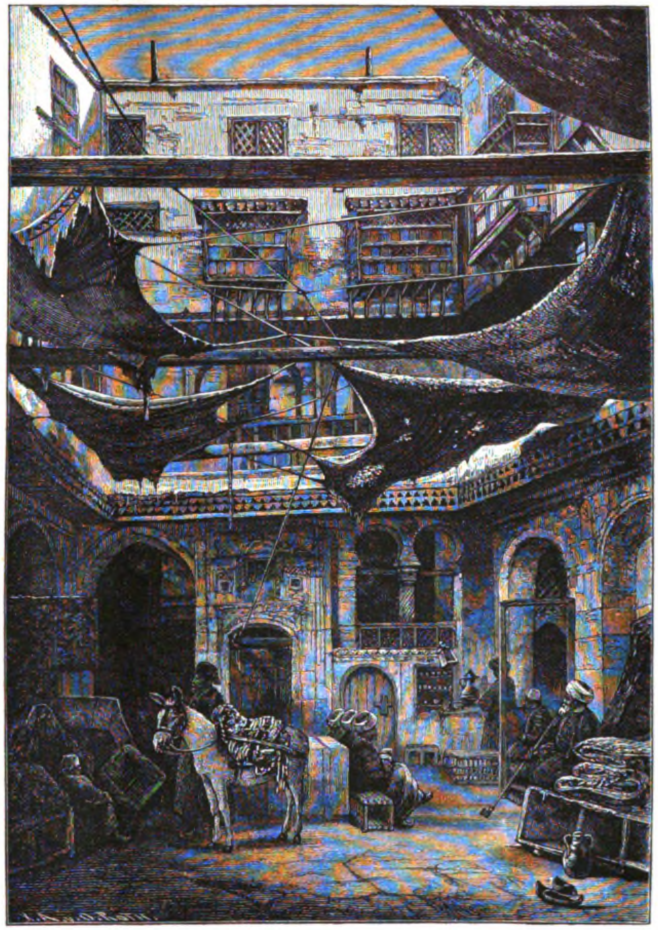
Er zog die Brauen zuſammen. „Wenn Sie es ſchön fertig machen, mag es ſchön werden — ſchön, ſonſt nichts. Verzeihen Sie, der Mann wie die beiden Frauen müſſen unerträglich langweilig ſein im Verkehr.“

Dora lachte und ſtreifte ihn wieder mit dem aufmerkſamen liebevollen Blick.

„Welch eine lebhafte Phantaſie Sie haben, Albert. Muß denn immer der Kopf im Spiele ſein, wenn die Augen ſich erfreuen wollen?“ — — „Durchaus nicht,“ ſagte er raſch und zeigte nach einer ſchlanken Marmorvaſe, die in einer Niſche auf dunklem Poſtament ſtand. „Was ſoll dies Machwerk ſein? Schön und ſonſt nichts. Aber der Menſch gibt mehr, und Sie erniedrigen ihn, wenn Sie nicht mehr von ihm, als ſchöne Formen verlangen.“

„Streng! immer ſtreng!“ erwiderte ſie, ohne ihn anzuſehen mit einem leichten Achſelzucken. Und dann nahm ſie ihr Federbarett vom Stuhl und ſchickte ſich an, es vor dem Spiegel aufzuſetzen.

„Eine helle Kopfbedeckung zu dunkler Straßentoilette iſt, näher überlegt, geſchmacklos. Dieſe weißgrauen Federn leuchten von ferne ſo ſtark hervor, daß ſie die Erſcheinung niemals zu einem ruhigen Ganzen werden laſſen. Meinen Sie nicht auch, Albert?“



Ägyptiſches Bilderbuch: Der türkiſche Teppichbazar in Kairo.

Er lachte. „Ich habe mich bis jetzt einfach daran gefreut, wenn ich Sie an den hellen Federn, trotz meiner Kurzſichtigkeit, von ferne erkannte. Das „ruhige Ganze“ iſt mir noch niemals in den Sinn gekommen.“

„Nun, dann achten Sie einmal darauf.“

Ihre Toilette war beendet; ſie nahm die Schlittſchuhe über den Arm und reichte ihm die Hand.

„Auf Wiederſehen bei Tiſch, Bücherwurm. Es wäre Ihnen auch beſſer, Sie tummelten ſich draußen in der hellen Winterſonne auf dem Eiſe.“ —

Als ſie gegangen war, öffnete er die Balkonthüre und trat hinaus, hatte aber in ſeiner Zerſtreutheit das erſte beſte, was ihm in die Hand fiel, ergriffen, um ſich vor der Kälte zu ſchützen. Nun ſtand er mit einem zartroſa Tuche um die Schultern, das von Silberfäden durchzogen war, und ſchaute mit den klugen Augen angeſtrengt die Straße hinunter.

Dort ging ſie; er hatte ſie heute ja kritiſch betrachten wollen, aber ſchon war dieſer Vorſatz vergeſſen. Es wurde auch gar nicht klar in ſeinem Kopfe, er ſah hin, und ſah doch nichts von und an ihr, und als ſie um die Ecke bog, dachte er nur: „Du liebes, liebes Mädchen!“ und ging mitſamt dem roſa Tuch wieder an die Arbeit.

Es wurde nun bald ein Jahr, daß Dora Parr in dem Hauſe ihres Vormundes lebte. Nach dem Tode ihrer Eltern hatte ſie längere Zeit bei Verwandten auf dem Lande zugebracht, wo der Vormund, der ein Freund ihres Vaters geweſen, ſich ſo oft es anging nach ihrem Wohlſein umſah. Dora erwiderte das rege Intereſſe des alten Herrn mit herzlicher Zärtlichkeit, während ſie ſich in das raſtloſe Treiben des geſelligen Landlebens nicht recht bequemte. Sie hatte eine ſtarke künſtleriſche Begabung, ein ſcharfes Auge, eine geſchickte und ſichere Hand, dazu ein hübſches Teil kritiſchen Verſtandes. Sie ſah leicht die Karikatur in dem Menſchen, und es war nicht Gutmütigkeit, die ſie davon abhielt, eine ſolche zu Papier zu bringen, ſondern ihre übermäßige Abneigung gegen alles Häßliche.

Durch raſtloſen Fleiß, mit Hilfe einiger mittelmäßiger Lehrer, hatte ſie ihr Talent ſo weit entwickelt, daß ſie den Vormund, als er im Frühjahr ſie zu beſuchen kam, bat, ihr Gelegenheit zu weiterer Ausbildung zu verſchaffen.

Was war natürlicher, als daß Herr Toorſen ihr zum Aufenthalt in der Reſidenz das eigene Haus anbot, zumal da

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

eben die Heirat der Tochter in ſeinen freundlichen Familienkreis eine bedenkliche Lücke geriſſen hatte.

Den Tag, da Dora Parr mit einnehmender Liebenswürdigkeit in ſein Haus getreten war, erſchien ſpät abends der Vater Toorſen noch einmal in dem Arbeitszimmer des Sohnes.

„Ich habe nun, mein lieber Junge, noch eine Bitte an dich, ich möchte faſt ſagen: ein Begehren,“ begann er und nahm in dem einzigen Lehnſtuhl Platz. Albert Toorſen ſtand höflich vor ihm.

„Du weißt, daß die kleine Parr ein hübſches Vermögen hat —“

„Nein, lieber Vater, davon weiß ich gar nichts!“

Der Alte lachte. „So ſei es dir hiermit geſagt. Nun aber möchte ich nicht, daß es heißt, ich habe meine Vormundſchaft mißbraucht, um meinem Sohne das Geld zu ſichern. Verſtehſt du mich? — Ich bitte dich alſo, ihr weder in, noch außer dem Hauſe den Hof zu machen, ſondern von vorneherein die Stelle deiner Schweſter als wieder ausgefüllt zu betrachten.“

Der Sohn faßte lebhaft die ihm dargebotene Hand.

„Verlaß dich auf mich! — Es wird mir nicht ſchwer werden, ungefährlich zu bleiben,“ ſetzte er lächelnd hinzu.

Aber die Menſchheit iſt ſeit dem Sündenfall — nein, von noch länger her ſo ſehr böſe, daß es keinen treibenderen Sporn gibt als das Verbot. Albert Toorſen, der bis dahin ſeine lebhaft erregbare Seele in litterariſcher Thätigkeit begraben, deſſen gewandte Feder die „Frau“ als allgemeinen Begriff mit empörend gleichgültiger Objektivität behandelt hatte, mußte jetzt die eigentümlichſten Erfahrungen an ſich machen. Wenn er von einer Frau las oder ſchrieb, trug ſie Doras Züge, ganz gleichgültig, ob ſie gut war oder böſe, dumm oder klug. Das Bild des Mädchens ſtand vor ihm ohne ſein Wollen und Wiſſen. Wenn er von der Redaktion heimkehrte und fand ſie nicht zu Hauſe, ſo überſchlich ihn ein Gefühl der Öde; niemals aber ſprach er beſſer, überzeugender, wärmer, als wenn Dora ihm gegenüber ſaß und er auf ihrem ausdrucksvollen Geſicht den wechſelnden Eindruck ſeiner Reden verfolgen konnte.

Das Mädchen hatte ſich raſch in den herzlichen, liebevollen Ton gefunden, der in der Familie herrſchte; wie ein warmer Wiederſchein kam er von ihrem anfangs ſcheuen Weſen und Vater Toorſen hatte gar nicht unrecht, wenn er ſeiner Frau mit befriedigtem Lächeln ſagte: „Sieh nur, wie ſie bei uns auftaut!“ —

Heute, als der Sohn zum Eſſen erſchien, war Doras Platz leer.

„Iſt ſie noch nicht zurück?“

„Nein,“ erwiderte der ſehr pünktliche Vater ein wenig verſtimmt, „es iſt das erſtemal, daß ſie die Stunde nicht inne hält.“

Albert mußte fort, ehe ſie ſich zeigte, was ihm gar nicht gefiel. Die Mutter, die ſein Zögern bemerkt hatte, ſagte nachdenklich zu ihrem Manne: „Wie ſoll es nur werden, wenn unſere Dora heiratet!“ Der aber wollte ſie nicht verſtehen und erwiderte achſelzuckend: „Wir müſſen's eben zweimal durchmachen — wär' nicht anders, wenn wir zwei Töchter hätten.“

„Wo iſt Dora?“ fragte Albert, als er abends zurückkehrte.

„Zum Souper. Sie ſchien etwas müde und wollte nicht gehen, ich ſagte ihr aber, daß ſie, wenn ſie ſich den halben Tag auf dem Eiſe gezeigt habe, abends nicht abſagen könne.“

Der alte Toorſen war ſehr darauf erpicht, das Pflegekind mit der Frau oder Tochter in Geſellſchaft zu ſchicken. — „Sie ſoll Menſchen ſehen,“ ſagte er.

Der Sohn ſah die Notwendigkeit davon nicht recht ein.

Gegen Mitternacht ſaß Albert noch in ſeinem Zimmer, träumend, den Kopf in die Hand geſtützt. Es war ſolch ein langer, langer Tag geweſen, er hatte ſich zu der Arbeit, die ihm ſonſt Lebensatem war, zwingen müſſen. Und jetzt ſah er mit gedrücktem Sinne in die Zukunft. Sollte das ganze Leben ſo langſam, ſo eintönig verlaufen? — So luſtlos? — Er hörte, daß Dora noch einmal in das anliegende Zimmer trat — über ihren Schritt konnte er ſich nicht täuſchen. Und nun klopfte ſie an die Thüre: „Albert, ſind Sie noch wach?“

„Ja wohl,“ ſagte er, ohne ſich zu rühren.

Da trat ſie ein im glänzenden Seidenkleide und mit einer welkenden Roſe im dunkeln Haar.

„Ich glaube, ich könnte nicht ſchlafen, wenn ich Ihnen nicht gute Nacht geſagt hätte, Albert.“

„So — wirklich?“ es ſchien ihm mehr als zweifelhaft. Er hob den Kopf, ſie hatte ſich auf die Ecke des Schreibtiſches geſetzt und ſchaute ſinnend vor ſich hin.

„Haben Sie ſich amüſiert?“

„Heute abend? nein, es war unerträglich langweilig. Wurde muſiziert, Sie wiſſen, daß mir's dabei nicht wohl wird. — Modemuſik, Modegerede — ich konnte nichts beſſeres thun, als etwas Faltenwurf und Reflexlicht ſtudieren. — Es war öde. Aber dieſen Morgen auf dem Eiſe — o, Albert, was ich da geſehen habe!“

Und wie ſie es ausrief, leuchteten ihre lebendigen Augen in ſchwärmeriſcher Begeiſterung auf. Mit halbgeöffneten Lippen ſah ſie gerade aus nach der Wand, und eine feine Röte ſtieg langſam in ihrem Geſichte auf.

„Was ſahen Sie?“ fragte er, der ſie einige Augenblicke betroffen beobachtet hatte.

Sie erſchien völlig geiſtesabweſend, machte eine Bewegung mit den Armen, die er ſich durchaus nicht zu deuten wußte, ſchüttelte dann energiſch den Kopf und ſagte blinzelnd: „Es war ein Schlittſchuhläufer.“

„Ein Mann? ein junger Mann?“

„Jawohl, ein junger Mann. Lieber Albert, ich habe niemals etwas ſo vollendet Schönes geſehen, wie dieſen Menſchen in ſeinen Bewegungen.“

„Na, na,“ ſagte er mit einem halb ärgerlichen Lachen. — „Was Sie da ſagen, iſt zum mindeſten ſeltſam!“

„Aber was ich da ſah, war viel mehr als das. Wie ein reicher, überreicher Erſatz für all das Ungeſchickte, Plumpe, womit mir die Menſchen das Auge verletzt haben, erſchien er da — nicht eine tote Schönheit, wie unſere griechiſchen Ideale, lebend, fort und fort in Bewegung und in jeder dieſer Bewegungen Ruhe, anmutige Schönheit über dem ganzen Menſchen!

„Wenn ich's in Worten ſagen könnte! Wenn ich's zeichnen könnte oder malen! Aber wer will das Leben feſthalten? Arme, ohnmächtige Kunſt, geh — da du dem Auge das Schönſte doch vorenthalten mußt! — Es iſt eben auch nur wie ein Ton — ein berauſchender Augenblick und dann vorbei, vorbei. Das Bleibende iſt tot.“

Sie ließ den Kopf ſinken und ſeufzte tief auf.

Albert Toorſen war ihren Worten geſpannt gefolgt; die Erregung, in der ſie ſprach, hatte ihn angefaßt: war's Fieber? ſchlief unter dieſem heiteren, klaren Äußeren eine Leidenſchaft, die überfluten konnte wie ein wilder Strom?

Und was hatte ſie geweckt? Ein gewandter Schlittſchuhläufer. Wollte ſie ſich ihr Ideal vielleicht aus dem Zirkus ſuchen? Thorheit, es war eine momentan aufflackernde Künſtlerekſtaſe. —

Und nun faßte er ihre Hand und ſagte freundlich: „Legen Sie ſich ſchlafen, Dora, es iſt ſpät; werden Sie dieſe Nacht von dem Adonis auf Schlittſchuhen träumen?“

„Ja, ja,“ erwiderte ſie und lächelte. „Gute Nacht, lieber Albert, ich wollte, es wäre ſchon Morgen.“

Und der Morgen kam und Dora ging mit den Schlittſchuhen und verſpätete ſich zu Tiſch — es war genau wie geſtern. Sie entſchuldigte ſich nicht einmal als ſie wiederkam und war ſo zerſtreut, daß ſie kaum wußte, wer mit ihr redete. Frau Toorſen aber freute ſich über Doras friſche Farben und ſagte zuredend zu ihrem Manne: „Es iſt ja nicht das ganze Jahr durch Eisbahn.“

Als es dunkelte, kam Alberts Schweſter zu der Freundin und teilte ihr nach einer zärtlichen Umarmung die Trauerbotſchaft mit, daß ſie nicht mehr zum Schlittſchuhlaufen kommen könne. —

„Sieh, liebes Herz, geſtern war die Suppe verdorben und heute iſt mein Mann ohne Eſſen fortgegangen, weil ich nicht pünktlich zu Hauſe war. Da wirſt du wohl verſtehen —“

„Er iſt ein Tyrann!“

„Still, er iſt der beſte Mann der Welt. Aber nun, was willſt du machen, Dora, das iſt's, was mich beſchäftigt. Ich habe ſchon ſo viel darüber nachgedacht, ohne eine paſſende Begleitung für dich finden zu können."

„Sei nur ruhig," ſagte Dora zuverſichtlich, — „ich laufe auf jeden Fall."

Von ihren Malſtunden war gar nicht mehr die Rede.

Den nächſten Morgen wanderte wirklich Dora wieder nach der Eisbahn auf den Wieſen und Albert Toorſen neben ihr. Er war zwar ſehr beſchäftigt, doch ſchien es ihm weit eher möglich einige Stunden länger in die Nacht zu arbeiten, als ihr eine Bitte abzuſchlagen, und ſie hatte wirklich gebeten.

Es war noch ziemlich früh am Morgen. Über der Eisfläche lag ein graulicher Nebel, der die ferner liegenden Ortſchaften verſteckte. Eine Reihe kurzer, dürftiger Weiden durchſchnitt das Eis, und die Kronen ſchauten ſchattenhaft durch den Nebel, — höher aber als dieſe kläglichen Kinder der Natur, ragten dürre Fahnenſtangen in die Luft, wie dürre Geſpenſterarme, die ihre Taſchentücher zum Willkomm ſchwenken.

Dort, auf der weiten Fläche taumelte etwas, das einem wahnſinnigen Käfer glich oder einem betrunkenen Hampelmann. Das war ein Anfänger in der großen Kunſt, der zu ſeiner Förderung die ſtillen Morgenſtunden wählte. Da lag er, — und jetzt ſchon wieder fuhrwerkten die Beine in der Luft: Toorſen mußte laut lachen. Dora aber, nach der er ſich umſah, war langſam vorwärts gelaufen, ſtand nun und verfolgte höchſtens einmal mit einer kurzen Wendung die weiten Bogen einer ſchlanken dunklen Linie, die weiter unten über das Eis zu gleiten ſchien.

„Aha!" dachte Toorſen, „das iſt er. Ein ausgezeichneter Läufer, ſo viel iſt ſicher."

Und der Nebel ſank langſam, legte eine zackige Decke über die Weiden, die toten Fichtenbäumchen am Eingang der Bahn und die ganze Eisfläche. Und als die Sonne kam, fing mit einemmale alles an zu glitzern.

Da ſchwenkte an dem jungen Journaliſten, der nachdenklich ſtand, die vorhin betrachtete Geſtalt vorüber, wie eine zierliche Feder, die der Wind erfaßte. Und in demſelben Augenblick fühlte er in ſich die Schwere eines Elefanten und wie er um ſich ſchaute, waren's auch nur Elefanten und Nilpferde, die ringsumher mit gewaltigen Kraftanſtrengungen vorwärts keuchten. Wie viel' Beine, wie viel Arme hatten ſie denn übrig, um ein ſolch Gewirr von Unruhe und Unordnung hervorzubringen!

Er ſah wieder nach dem Adonis. Es war ein elegant gekleideter junger Mann, dem die weißen Manſchetten kokett über die dunkel behandſchuhten Hände fielen. Die zierliche, wohlgeformte Geſtalt ging eben auf der Grenze zwiſchen ſchlank und mager, der feine Kopf, den er ſehr anmutig zu tragen wußte, war mit einer ſpitzen Pelzmütze bekleidet. Hinter ihm her fuhr ein Jüngling, der in ganz erſtaunlicher Weiſe ſeine Folie bildete. Gleiche Größe, gleiches Blond der Haare, ähnlicher Anzug, ähnliche Verſuche auf dem Eiſe reizten durchaus zu Vergleichen. Und wollte man annehmen, daß der Zweite, ein durchaus nicht ungeſchickter Läufer, ſeinen Platz in dem Durchſchnitt der Menſchen finde, ſo mußte man den Erſten allerdings hoch darüber ſtellen.

So weit war Toorſen in ſeinen ſtillen Betrachtungen gekommen, als Dora ſich ihm näherte.

„Nun, Albert?" fragte ſie mit blitzenden Augen.

„Eine ſchöne Erſcheinung — auf Schlittſchuhen — das gebe ich gerne zu."

„Warum ſagen Sie auf Schlittſchuhen?"

„Ich denke daran, daß man Schwäne auf dem Waſſer laſſen ſoll und Haushunde auf dem Trockenen."

Sie hatte auf ſeine Erwiderung gar nicht gehört, ſo aufmerkſam folgte ſie mit den Blicken dem Beſprochenen.

„Albert, lieber Albert, — wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

„Sprechen Sie."

„Holen Sie ihn mir her, ich muß ihn einmal reden hören."

Er ſah ſie betroffen an. „Das werde ich nicht thun," ſagte er dann ernſt, „aber Ihnen einen viel größeren Dienſt durch einige aufrichtige Worte erzeigen. So wie unſere Augen gewöhnt ſind, ſehen ſie es nicht gern, wenn ein Mädchen den Mann, der achtlos an ihr vorübergeht, mit den Blicken verfolgt, geſchweige denn die Gunſt, um die er bitten mag, ihm zuwirft. — Und ſoll ich's bei Ihnen ſehen, Dora, ſo zerreißt es mir das Herz."

Er ſprach ſo leiſe, ſie hatte die letzten Worte wohl kaum gehört. „Was reden Sie, Albert!" ſagte ſie mit dem leidenſchaftlichen Leuchten der Augen; — „er nach mir ſehen. Aber ich bitte Sie, was? warum? Wenn er ſchön iſt, ſoll ich meine Augen ſchließen, warten, bis er mich anſieht, die ich's nicht bin? — Ich könnte lange warten! Sieht die Sonne nach der Sonnenblume? Nein! die Blume ſchaut nach ihr. Und wahrlich, Albert, die Blume thut recht daran, und ich möchte ſolch ein großes Auge werden und ſehen und niemals aufhören, bis das Licht, das ich liebte, den Stengel verſengt hat und alles ſtirbt."

Und ſie ſah vor ſich hin, wie im Traum befangen und ſah den traurigen Blick nicht, mit dem er ſie betrachtete. Was war es, das da ſo fremd und gewaltſam in ihr erſtand? —

„Und doch mag es das beſte ſein, ich thue nach Ihrem Willen," ſagte er endlich, wie ein Arzt, der nach dem böſen Mittel greift, wenn die Gefahr ſich vor ſeinen Augen vergrößert.

Langſam fuhr er davon, mit dem Gefühl der Schwere in den Füßen, mit noch viel ſchwererem Druck im Gemüt. — Adonis hatte in der Nähe beſehen ein feines, blaſſes Geſicht, in das der volle Mund nicht recht paſſen wollte. Unter ſeinen gleichgültigen blauen Augen lagen ſchwarze Ringe. Es war ihm entſchieden nichts Neues, durch ſein ſchönes Laufen das Intereſſe in ungewöhnlichem Grade geweckt zu haben; ohne den Geſichtsausdruck zu verändern, erwiderte er, ſo kurz, als es die Höflichkeit zugab, Toorſens einleitende Worte und führte ſich in einigen ſchönen Bogen der Dame vor.

Sie fragte nach ſeinen Schlittſchuhen; er blieb ſtehen, löſte den einen vom Fuß und erklärte ihr die Mechanik. Er ſprach leiſe, ruhig und ſicher, ſo wie ein Menſch, der ohne geradezu unhöflich zu ſein, doch ſeine Worte als Geſchenke an die Umgebung betrachtet. Mit wem er ſprach, ſchien er kaum zu wiſſen.

Das Mädchen ſah auf das Eiſen in ſeinen Händen und verwünſchte die Handſchuhe, die dieſe ſelbſt verbargen. Was er ſagte, wahrlich, intereſſant war es nicht und doch hätte ſie ihn feſthalten mögen: „ſo bleibe, bleibe doch nur dieſen einen Augenblick!"

„Ich habe niemals zuvor einen Menſchen ſo ſchön laufen ſehen!" ſagte ſie.

„Dilettanten mag es wohl gut ſcheinen," erwiderte er gelaſſen, — „dem wirklichen Kenner immer noch recht wenig!"

Und mit einem raſchen Handgriff war der Schlittſchuh wieder befeſtigt, — er fuhr im kurzen Kreiſe um ſie her, drehte und entfernte ſich, ihr das Geſicht zuwendend, in dem eleganteſten aller Bogen.

„Nun?" fragte Albert finſter.

„Wie ein Aal," ſagte ſie lächelnd.

Er zog ſeine Uhr. „Ich muß wieder an die Arbeit, Dora, es hat nicht jeder Herrn Ringolfs freie Zeit. Wollen Sie mir aber einen Gefallen thun, nun Ihrerſeits, ſo kommen Sie mit mir. — Sonſt habe ich dort Bekannte geſehen, — denen ich Sie empfehlen kann."

Er hatte erwartungsvoll den Blick auf ſie gerichtet, ihre Augen aber wanderten ſchon wieder ſuchend umher.

„Allerdings bin ich Ihnen wohl ſchuldig . . ."

„Nichts ſind Sie mir ſchuldig!" rief er kurz und verließ ſie ohne Gruß.

„Welch' ein Mädchen!" dachte er zornig, „wie kam ich Narr darauf, ſie ſo hoch zu ſtellen!" Und doch, während er ſich mit Gewalt zurückrufen wollte, was etwa ſchon früher ſeine gute Meinung hätte ſtören können, kamen nur all die kleinen Züge von Rückſicht und Beſcheidenheit, ihre Liebenswürdigkeit den Eltern gegenüber, — ihre Ausdauer bei der Arbeit, ihre gleichmäßig gute Stimmung, alles was ihn im Laufe dieſes Jahres die Fremde liebenswert gemacht.

„Sie hat den Schönheitswahnſinn!" ſagte er achſelzuckend, als er in ſein Zimmer trat und warf die Thüre ins Schloß.

(Fortſetzung folgt.)

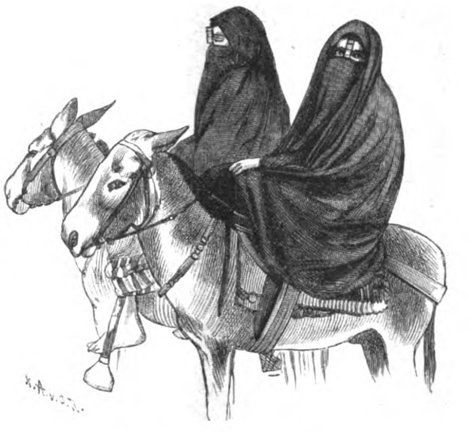
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ägyptiſches Bilderbuch.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Im Süden türmten ſich die drei Pyramiden von Giſeh wie iſolierte Bergſpitzen am Rande der Wüſte auf. Zur Rechten lagen die Mokattamhügel rot und öde im Sonnenſchein und nicht lange dauerte es, ſo kamen uns die fernen Gärten von Schubra, die Citadelle von Kairo und die Minarets der Moſchee des Sultan Haſſan zu Geſicht. Um drei Uhr fuhren wir in den Bahnhof ein.

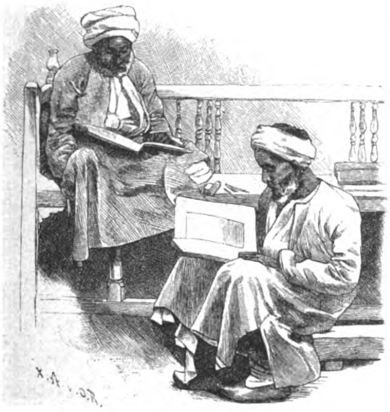
Meine Ankunft und mein Einzug in Kairo waren das bunte Titelblatt zu dem Buche meines orientaliſchen Lebens und ein paar Skizzen aus dem dickleibigen Werke ſelbſt mögen hier einen anſpruchsloſen Platz finden. Die Süjets zu demſelben ſind von Nord und Süd zuſammengetragen und gehen über Entfernungen gleich der von Rom bis Berlin. Als ich einritt in die Hauptſtadt am Nil, wurde die Szene lebhaft, maleriſch und heiter, ſo voll Leben, Bewegung und Farbe, daß meine Träume vom Morgenlande zur Wirklichkeit geworden waren. Die eſelreitende Menge, die beſtändig auf- und abwogte, waren ſo ein echt orientaliſches Bild, wie es ſeit der Jugend um mich aus „tauſend- und eine Nacht“ und aus perſiſchen Dichtern geweht hatte. Die Kamele, die Frauen mit weißen Masken vor dem Geſicht und ſchwarzen Säcken am Leib, die Sklaven, die Abeſſinier und die Neger aus dem Süden, ſie waren alle ſchon meine Bekannten geweſen, als ich unter der Herrſchaft Harun al Raſchids und Scheherezades ſtand.



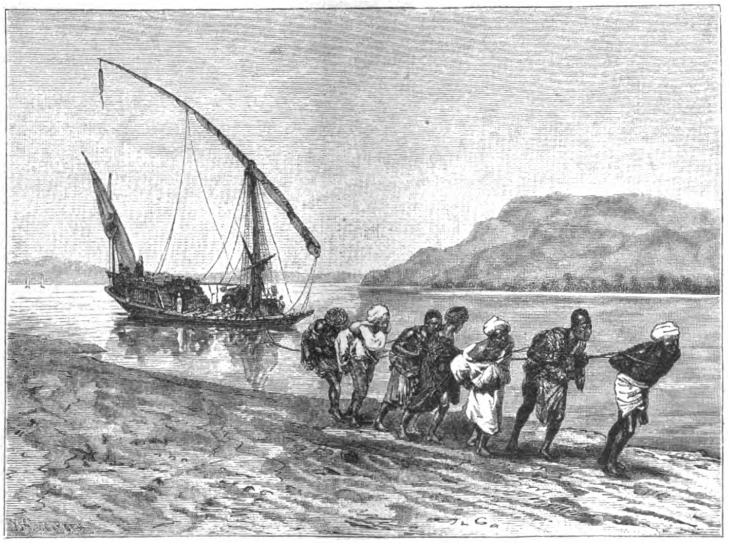
Reitende Frauen in Kairo.

Und wie viele, viele Züge treten uns hier konſervativ entgegen, die wir aus der Bibel ſchon kennen, aus der „Bilderbibel Prangen,“ welche der Mutter liebe Hand für uns aufſchlug, wie Freiligrath ſo ſchön ſingt. Noch eben ſo gute Reiterinnen ſind heute die Orientalinnen, wie zur Zeit der „Flucht nach Ägypten,“ als Maria auf dem Eſelein ritt. Da ſitzen ſie feſt und ſicher auf dem Sattel ihres Grautiers mit weit hinaufgeſchnallten Steigbügeln, rittlings wie die Männer.

Vieles andere aus alter Zeit aber ſchwindet wieder unter dem ewig nagenden Einfluſſe des Abendlandes. Ich will nicht die Häufigkeit der fränkiſchen Kleidung erwähnen, die mir begegnet, ſondern den Einfluß der europäiſchen Architektur, die namentlich in allen neuen Staatsgebäuden und dergleichen hervortritt und welche die ſchöne alte mauriſche Architektur verdrängt. Aber das türkiſche Quartier bewahrt immer noch die maleriſche ſarazeniſche Bauart aus der Zeit der Kaliſen. Die Häuſer ſind meiſtens drei Stock hoch, jedes Stockwerk ſteht über das andere vor und die weißen Mauern ſind getüncht und mit horizontalen roten Streifen bemalt, eine Verzierung, die, bei uns geſchmacklos, hier unter dem orientaliſchen Himmel wirkt. Skulptur zeigen die Thorwege mit reich geſchnitzten Bogen oder die leichte Marmorgalerie, die einen Hof mit Springbrunnen umgibt. Eine unerſchöpfliche Quelle des Vergnügens waren die leider ſeltener werdenden hölzernen Balkone, welche die oberen Fenſter einſchließen. Die außerordentliche Anmut, Leichtigkeit und Zierlichkeit ihrer Arbeit, im Gegenſatz zu den feſten Mauern, an denen ſie lehnen, geben einen Begriff von der Geſchicklichkeit der ſarazeniſchen Baumeiſter. Das Holz ſcheint nicht ſowohl von der Säge geſchnitten, als auf dem Webſtuhl gewebt zu ſein. Durch die Gitter von feinem Netzwerk blicken die Frauen von Kairo herab auf die Volksmenge, die im Zwielicht der Bazare ſich umhertreibt.

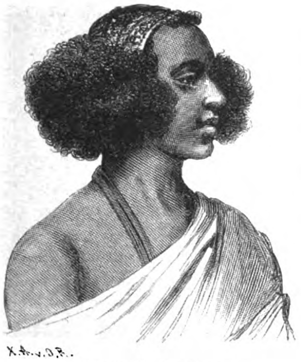


Ulemas in der Moſchee el Azhal.

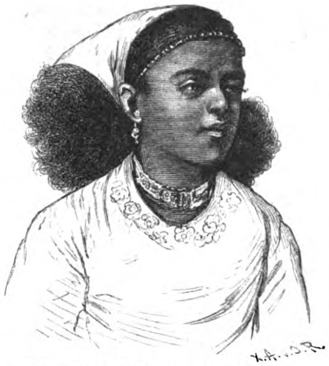


Schiffsziehende Matroſen am Nil.

Auf der „langohrigen Droſchke,“ dem kleinen, buntausſtaffierten Eſel — der Bauch war gelb, die Flanken purpurn bemalt — ritt ich in das Gewühl der Straßen, der Bazare. Es nützt nichts den Eſel führen zu wollen, denn er läßt ſich nicht führen. Der Treiber mit kurzem Stock ſchreitet hinter mir drein und ich werde im vollen Trabe in ein Gewirr von andern Eſeln, Kamelen, Pferden, Wagen, Waſſerträgern und Fußgängern hineingejagt. Einäugige, völlig Blinde, Augenkranke fallen wegen ihrer Menge auf. Der Fellah, der Landmann, deſſen einziges braunes Kleidungsſtück loſe von den Schultern bis zu den



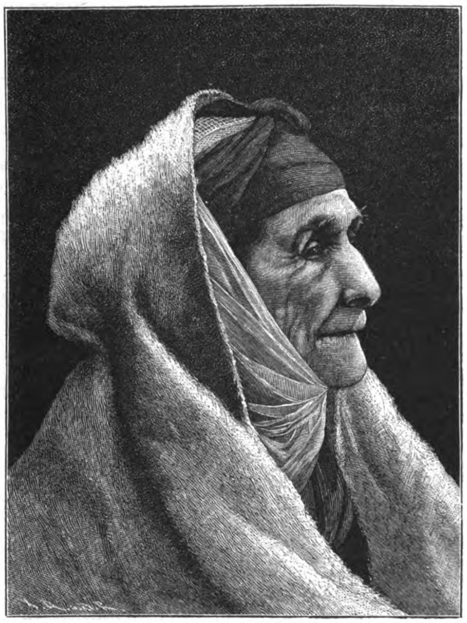
Sklavin aus dem Sudan.



Abeſſiniſches Fräulein vom Sklavenmarkt.

Knieen herabhängt, zeichnet ſich durch wundervolle Haltung aus — das einzige Verdienſt, das man an dieſem Sohne des Pharaonenlandes entdecken kann. Sonſt ſieht man fränkiſche Kleidung und den Fez als Kopfbedeckung auf Schritt und Tritt neben der eigentlich ägyptiſchen Tracht, deren dunkle Farben durch die buntſeidene Leibbinde, die roten Schuhe und den Tarbuſch gehoben werden.

Zwiſchen all dem Völkergewimmel, den weißen, braunen, ſchwarzen Menſchen, die hier zuſammenſtrömen, fällt mir ſofort eine Klaſſe auf. Ich habe ſie ſchon geſehen — überall in Europa: In Warſchau und Wien, in Breslau, in Berlin, in Rom, ganz dieſelben Leute mit denſelben Phyſiognomieen, denſelben Geſten — es ſind die Juden. Armes Volk! Auch hier verachtet und verhaßt bei den Moslim, hier, gleichſam in ihrer zweiten Heimat, in der Abraham und Joſeph eine große Rolle ſpielten, in der Nähe Goſens, wo ihre fetten Weidegründe lagen, in der Nähe Alexandriens, der Weltſtadt, die einſt mehr als halbjüdiſch war — vorbei ſind jene Zeiten und die Rolle der Juden in Ägypten iſt, ſchon wegen ihrer verhältnismäßig geringen Zahl, nicht mehr ſo bedeutend wie ehedem. Die griechiſche Konkurrenz iſt zu ſtark; der Moslim haßt ſie, wie kein anderes Volk, ein Haß, der ſeit den Tagen der Hagar und des Ismael beſteht gegen den ſemitiſchen Halbbruder —



Alte Jüdin aus Kairo. Nach einer Photographie.

Und ſo viel fremdes, ſo viel fränkiſches uns auch auf Schritt und Tritt begegnet, glaubt nicht, daß der Islam hier ſeine Rolle ausgeſpielt habe! Bis das geſchehen, wird noch viel Waſſer am Nilmeſſer der Inſel Roda vorüberrauſchen! Seht nur die vierhundert Moſcheen der Stadt an, geht hinein — nachdem ihr die Fußbekleidung abgelegt habt —, denn der Beſuch unterliegt keiner Schwierigkeit mehr, betretet die „Glänzende,“ die Moſchee el-Azhal, Kairos berühmte Hochſchule, „die Glänzende,“ weil ſie die erſte Hochſchule des Morgenlandes, in der zweihundert Profeſſoren die Mohammedaner aller Länder im Koran und den Wiſſenſchaften des Islam unterrichten, wo in Gruppen geteilt die Schüler um die Ulemas herum am Boden kauern, den Vorträgen lauſchen und unter unabläſſigem Hin- und Herneigen des Kopfes — wie in der Judenſchule — die Koranverſe recitieren.

Der Vertrag mit dem Dragoman war geſchloſſen, die Reiſevorbereitungen gemacht, Proviant war da, die Dahabiéh lag bereit, der Nordwind aber ſollte noch kommen zur Fahrt den Nil aufwärts bis zum erſten Katarakt.

Fürchte dich nicht! Lieber Leſer, ich erzähle dir nichts vom Réis, dem Schiffskapitän und vom Leben auf der Dahabiéh. Das haſt du hundertmal geleſen! Nur anſpruchsloſe Begleitworte zu den Bildern ſollſt du erhalten, kaleidoſkopiſch wechſelnd, bunt aneinandergereiht, wie der Stoff und die geographiſche Verteilung es erheiſcht.

Die Pyramiden von Daſchur folgten uns den ganzen nächſten Tag, nachdem wir Memphis verlaſſen. Unſere Matroſen zogen uns langſam gegen einen milden Südwind das Ufer entlang, ein langſames, mühſeliges Fortkommen, das unſere Geduld auf eine harte Probe ſtellte. Am Morgen des vierten Tages, als wir vor uns die Minarets von Beniſuef erblickten, der erſten großen Stadt nach unſerer Abreiſe von Kairo, kam eine ſchüchterne Briſe über die Durrafelder des Nordens und blähte die ſchlaffen Segel der Dahabiéh. Das Schlepptau wurde eingeholt, unſere Araber ſprangen an Bord, holten die Trommel und das Tamburin herbei und ſtimmten ein luſtiges Lied an, als wir in die Mitte des Nils hinausfuhren. Der Wind wurde ſtärker, der Wimpel erhob ſich vom Maſt und wehte nach Theben zu, und Beniſuef flog an uns vorbei, faſt ehe wir ſeine Minarets gezählt hatten.

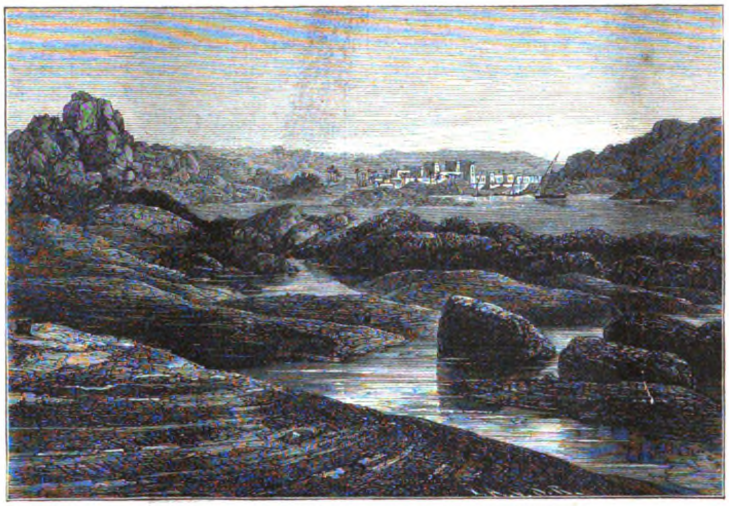
Als wir bei Antinoë vorbeifuhren, dem Orte, welchen Kaiſer Hadrian ſeinem jetzt in der Romanlitteratur verarbeiteten Liebling Antinous zu Ehren erbaute, ſagte mein Dragoman: „In dieſer Gegend zeigen ſich die Dumpalmen zuerſt, auch bemerkt man Krokodile.“ Die Dumpalmen mit gegabelten Äſten ſah ich wohl, aber von Krokodilen keine Spur. Sie kommen überhaupt weiter aufwärts erſt vor und der „luſtige Muſikant,“ der mit ſeiner Geige einſt am Nil ſpazierte, muß vor vielen Jahrhunderten hier geweſen ſein, als die häßlichen Saurier noch bei den Pyramiden lebten, welche bekanntlich das „Teufelsvieh erſchlugen.“

Landſchaftlich hat ſich jetzt vieles geändert. Die Wüſte tritt nicht mehr direkt an den Fluß, nur die Berge ſind öde und unfruchtbar, am Nile ſelbſt dehnt ſich eine lachende Ebene aus. Als ich die Felder bei Farſchut durchſtreifte, wo unſere Dahabiéh einen Tag lang liegen blieb, konnte ich ſo recht die Fruchtbarkeit dieſes Landes mit Händen greifen und darüber nachdenken, was es unter geordneter Verwaltung ſein würde. Der Nil bietet eine beſtändige Quelle der Fülle und des Glücks und ſein langes Thal von Nubien bis ans Meer würde in anderen Händen der Garten der Welt werden. Einen ſo reichen und üppigen Boden habe ich nie geſehen. Hier wachſen nebeneinander Weizen, Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Hanf, Reis, Tabak, Oliven, Datteln, Orangen und das Gemüſe und Obſt aller Himmelsſtriche. Der Weizen, den wir im November noch jung und grün fanden, ſollte im März reif für die Sichel ſein und die Fellahs mähten und draſchen ganze Felder voll Durra aus, die ſie gegen Ende des Sommers beſtellt hatten.

Farſchut, Kenneh und Dendera lagen hinter uns, als eines Abends gegen neun Uhr unſer Boot plötzlich hielt. Der Wind wehte immer noch friſch und ich rief, was das bedeuten ſolle? „Wir haben Luxor erreicht,“ lautete die Antwort. Schnell legten wir unſere Schibuks weg, die wir in der Kajütte rauchten, ſprangen auf, eilten hinaus und ſahen vor uns im herrlichen Mondſchein die große Kolonnade des Tempels, die mächtigen

Steinklumpen der Pylonen und den Zwillingsbruder des Obelisken, welcher auf der Place de la Concorde in Paris ſteht. Die weite Ebene Thebens dehnte ſich nach beiden Seiten hin aus, umſchloſſen von den ſchönen Konturen dreier Bergketten.

Fünf Tage habe ich in den rieſigen Trümmerreſten des hundertthorigen Theben zu beiden Seiten des Nils zugebracht. Damit in dieſem „Bilderbuch“ das antike Ägypten nicht ganz unvertreten iſt, will ich wenigſtens die berühmten Memnonskoloſſe erwähnen, die in der Ebene auf dem linken Nilufer ſtehen. Beide ſitzende Figuren von etwa zwanzig Meter Höhe ſtellen den Pharao Amenhotep III dar und ſind aus Sandſtein gefertigt. Zerſchunden, zerriſſen, beraubt der Kronen und der Geſichter, erſcheinen dieſe rieſigſten Sandſteinfiguren der Erde jetzt vor uns; aber trotz ihrer Ruinenhaftigkeit liegt über den Figuren eine unendliche Ruhe ausgegoſſen, welche namentlich in größerer Entfernung von ergreifender Wirkung iſt. Was die Eigenſchaft betrifft, welche dem nördlichen Koloſſe zur Römerzeit ſeine Berühmtheit verliehen hat, das Klingen, ſo äußert ſich dieſelbe auch heute noch unter den Hammerſchlägen eines Arabers, der bei unſerer Ankunft die Statue erklettert und dem Steine glockenartige Klänge entlockte. Auch in der alten Zeit mag der Gott, wenn er ſich bei feierlichen Gelegenheiten nicht willfährig zeigen wollte, auf ähnliche Weiſe zur Sprache gezwungen worden ſein. Die vielen auf den Füßen und Beinen des Memnon eingegrabenen Inſchriften, in denen Ohrenzeugen Tag und Stunde angeben, zu der ſie die Stimme des Gottes vernommen haben, geſtatten aber keinen Zweifel, daß der Koloß wirklich bei Sonnenaufgang einen Ton von ſich gegeben habe, was auch eine ganz natürliche Erklärung findet. Dieſe Zeugniſſe ſtammen meiſt von angeſehenen Leuten: Generalen, Statthaltern, ſelbſt Kaiſer Hadrian verſichert, den Memnon zweimal während der erſten Stunde gehört zu haben. Nur die Fremden ſahen übrigens im Memnon einen Gott, für die Ägypter blieb er ſtets das Bild Amenhoteps. Alle eben erwähnten Zeugniſſe für das Tönen der Statue fallen ſpäter als das Jahr 27 vor Chriſtus, nach der durch ein Erdbeben erfolgten Zerſtörung der Statuen. Die Zeugniſſe verſtummen dann wieder, als Septimius Severus die nördliche, alſo die klingende Statue, mit Werkſtücken wieder reparieren ließ. Darin liegt die Erklärung des Phänomens: die Statue klang nur ſo lange, als ſie zerbrochen war, und verlor ihre wunderbare Stimme mit dem Zuſtopfen der Riſſe und Sprünge. Das Wunder iſt alſo einfach dieſes, daß der während der Nacht ſtark abgekühlte Stein durch die bei Sonnenaufgang erfolgende Erwärmung und raſche Ausdehnung ein Krachen von ſich gegeben hat, welches in ſeinen Sprüngen und Riſſen als langgehaltener Ton fortklingen konnte. Wem dieſes nicht annehmbar erſcheinen mag, dem gebe ich zu bedenken, daß der plötzliche Temperaturwechſel beim Auf- und Niedergang der Sonne mir ſehr empfindlich fühlbar war und daß noch jetzt an verſchiedenen Orten (ſo in Karnak) klingende Steine beim Tageswechſel eine bekannte Sache ſind.

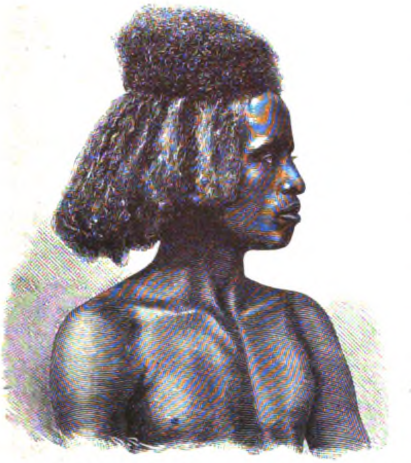


Erſter Katarakt des Nils. Im Hintergrunde die Inſel Philae.

Fünf Tage in den Gräbern und Tempeln von Theben genügen kaum, um alle die Wunder der königlichen Stadt zu ſchauen, und dieſes Schauen erſchöpfte mehr als ſchwere Handarbeit. Da war uns Abwechſelung zu gönnen. Solche bot eine Vorſtellung, die uns abends bei Beleuchtung unſerer Schiffslaternen einige Tänzerinnen gaben. Man nennt dieſe Frauenzimmer in Europa gewöhnlich Almehs, indeſſen dieſes bedeutet nur „Sängerin;“ eine Tänzerin heißt Gaſié, in der Mehrzahl Gawaſi. Von jeher, ſchon zur Pharaonenzeit in Ägypten einheimiſch, treiben ſie ſich in allen Städten und Städtchen umher. Sie rühmen ſich von Barmek, dem Günſtlinge Harun al Raſchids, abzuſtammen, ſind von lockeren Sitten und rekrutieren ſich aus dem niederen Volk, neuerdings ſelbſt aus den Negerinnen des Sudan. Schönheit und Anmut ſucht ihr vergebens bei ihnen und ihr erotiſcher Tanz iſt ferne von dem, was wir darunter verſtehen.

Meine Reiſe von Theben nach Aſſuan, dem ſüdlichſten Ziele, umfaßte ſechs Tage, mit Einſchluß eines Aufenthalts von vierundzwanzig Stunden in Esneh. Der letztere wurde nötig, weil unſere Matroſen hier Brot backen wollten. Das verſchaffte mir Gelegenheit, den Tempel und den Sklavenmarkt zu ſehen. In einer Ecke des Hauptplatzes neben dem Viehmarkt lagerte eine Gruppe rabenſchwarzer Kinder beiderlei Geſchlechts; ſie waren hier — fern von Kairo — öffentlich zum Verkauf ausgeſtellt. In der Hauptſtadt und deren Umgebung iſt allerdings der Sklavenhandel durch die Wachſamkeit der Behörden ſehr eingeſchränkt worden; die Einwohner ſelbſt kaufen nicht mehr gern Sklaven, weil ſie nicht mehr ſicher vor dem Davonlaufen ſind, denn jeder Sklave, der ſich auf dem Polizeiamte meldet, iſt ſofort frei. In der Provinz, in Oberägypten und Nubien iſt es aber ziemlich beim alten geblieben, der öffentliche Verkauf auf dem Markte hat keineswegs aufgehört, wenn er auch nicht mehr ſo großartig wie früher betrieben wird. Ihre Niederlage hatten die Händler in einer öffentlichen Herberge, wohin unſer Dragoman uns ungeniert führte. Dort fanden wir einige ſchöne Abeſſinierinnen von bronzebrauner Farbe beſchäftigt, in einem großen Holzmörſer das Getreide zu ſtoßen. Auch ein feines Gallamädchen, eine beſondere Rarität auf dem Menſchenmarkte, ward uns angeboten; man zeigte uns ſeine äußerſt grazilen Glieder und deckte den Schleier ihres angenehm braunen Geſichtes mit den ſprechenden Augen auf. Dem kleinen Mohren da ſperrte man den Mund auf, um ſeine weißen Zähne zu zeigen. Als Preiſe wurden uns angegeben: ein männlicher Sklave ſchwarzer Raſſe vierzig bis ſiebzig Maria-Thereſiathaler; eine Sklavin des gleichen ſechzig bis achtzig Thaler; ein brauner Abeſſinier oder Galla achtzig bis hundert Thaler, eine ebenſolche Sklavin, je nach Schönheit und Jugend neunzig bis hundertdreißig Thaler. Erwarte man doch nicht hier, in der flüchtigen Skizze, daß ich über das ganze Elend und die Immoralität dieſes ſchändlichen Handels aburteile — es iſt ſchlimm, konſtatieren zu müſſen, daß er exiſtiert und er wird erſt recht wieder aufblühen, wenn England darauf beſteht, daß Ägypten den Sudan aufgeben muß!

Weiter nach Süden! Indem wir uns Nubien nähern, erleidet die Landſchaft am Fluſſe eine völlige Veränderung. Die zerklüfteten ſchwarzen Sandſtein- und Granitberge nehmen die Stelle der Felder ein und laſſen zu beiden Seiten nur einen ſchmalen Streifen kulturfähigen Landes. Die Anwohner des Stromes ſind dunkler und das Blut der Wüſte zeigt ſich in ihren Zügen. Das weiße Grab eines mohammedaniſchen Heiligen, das auf einem Berggipfel in der Mittagsſonne glänzte, zeigte uns endlich unſere Ankunft an der nubiſchen Grenze an. Wir hatten Ägypten hinter uns liegen, vor uns lag das eigentliche Äthiopien, das Land der Schwarzen. Aber Aſſuan ſollte unſer letztes Ziel ſein, derſelbe Endpunkt, den ſo mancher andere ägyptiſche Touriſt als den fernſten bezeichnet. Wir ſetzten nach der kleinen, aber fruchtbaren Inſel Elefantine über, deren Granitgrund feſt im Nil wurzelt. Von hier aus genoſſen wir eine ſchöne Ausſicht auf die maleriſche Umgebung: das Bett des Nils war nach Süden hin durch Inſeln von dunkelrotem Granit durchbrochen. Ein dünner Palmenhain verbarg Aſſuan. Am nächſten Tage beſuchten wir die Inſel Philä, das Juwel des Nils. Als der Wind uns zu ihr hintrieb, ſahen wir den Iſistempel der Inſel durch eine wilde Schlucht des Stromes. Die ungeheuren ſchwarzen Granitmaſſen waren zu beiden Seiten bis zu einer Höhe von hundert und mehr Metern aufgetürmt und nahmen an einigen Stellen die Form von Monolithen an. Der Iſistempel, den wir beſuchten, iſt etwa zweitauſend Jahre alt, iſt alſo, mit ägyptiſchem Maße gemeſſen, jung. Da liegt er mit ſeinen Korridoren, ſeinen Pylonen, ſeinen Säulenhallen verhältnismäßig gut erhalten, was ſeiner fernen Lage zuzuſchreiben iſt, umgeben von ſmaragdgrünem Raſen und Palmengruppen in der ſtrahlenden Sonne, die hier — genau an dieſer Stelle — ihren Wendekreis hat.



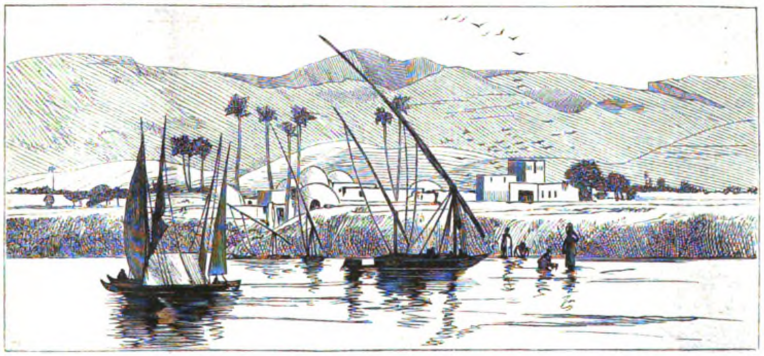
Nubier der arabiſchen Wüſte. Einer der Aufſtändiſchen vor Suakin.

Ehe wir hinabſtiegen zu dem berühmten erſten Katarakt des Nils, der unſer fernſter Punkt ſein ſollte, hatten wir noch die Freude, echte Kinder der Wüſte, Nubier, wie wir in Europa ſagen, begrüßen zu können. Es waren Ababde, echte nomadiſierende Beduinen, wie ſie zwiſchen dem Roten Meere und dem Nil heißen, die hierher gekommen waren, um allerlei Bedürfniſſe einzuhandeln, welche ihnen die Wüſte nicht bietet. Schöne, athletiſche Leute, von durchaus edler Form, völlig verſchieden von den Negern, die von ihren Kamel- und Ziegenherden leben und fließend arabiſch redeten, wiewohl ihre eigentliche Sprache eine ganz andere iſt. Aber mit dem Islam haben ſie jene angenommen. Die Leute bei ihrer Haartoilette zu beobachten, war für mich beſonders intereſſant, denn die Jünglinge, welche recht ſtutzerhaft erſcheinen wollten, legten wenigſtens ein halbes Pfund Butter oder Hammelfett auf den Kopf und ein Freund arbeitet die Locken ſo lange durch, bis das ganze einem Blumenkohl glich. Das rohe Fett vom Schöps wurde zu dieſem Zweck ſo lange gekaut, bis es eine weiße, weiche Pomade bildete, die ſehr ſtark aufgetragen wurde, aber unter den Strahlen der glühenden Sonne bald ſchmolz, am Nacken und Rücken herunterlief und die Leute völlig einölte.

Auch von dieſen fettigen Leuten mußte geſchieden werden. Wir gingen hinab nach dem Rande des Katarakts und kletterten auf einen Felſen, der eine Ausſicht auf die Hauptwaſſerſchnelle gewährt. Der Waſſerfall iſt eigentlich nur eine Stromſchnelle und die Fahrt durch dieſelbe mit geringer Gefahr verknüpft. Das Bett des Stromes iſt mit Granitmaſſen angefüllt, um welche die raſche Strömung brüllt und ſchäumt; Mannſchaft zum Bugſieren der Boote iſt ſtets bereit.

Und nun hieß es: „kehrt!“ Das große Hauptſegel, das den Nordwind für uns aufgefangen, wurde abgenommen und über die Kajütte gelegt, und das Sternſegel, das bloß zu brauchen iſt, wenn der Südwind weht, an ſeiner Stelle aufgehißt. Das Tau wurde aufgewunden und die großen Ruder eingehängt. Jeder Matroſe war an ſeinem Poſten und wir ſchieden von Aſſuan, von Philä, vom Katarakt.

†



Dorf am Nil.

Am Familientiſche.

Ein Wertherſchwärmer.

Ulrich Hegner, der gemütvolle Verfaſſer der leider heutzutage in Vergeſſenheit geratenen köſtlichen Novelle „die Molkenkur“ erzählt in ſeinen noch weniger von der Leſewelt gekannten „Jugendjahren“ von einem liebenswürdig komiſchen Wertherverehrer, deſſen ergötzliche Schilderung der Vergeſſenheit entriſſen zu werden ſicher verdient. Hegner lebte im Jahre 1776 zu Straßburg i. E. im Hauſe eines Apothekers und verkehrte viel mit deſſen erſtem Gehilfen Heinſius, einem kleinen, häßlichen, pockennarbigen, luſtigen Menſchen voller Humor, der den ganzen Werther auswendig kannte, und in der Apotheke — aber nur dort — faſt ausſchließlich in Citaten aus dem damals alle Welt begeiſternden Buche redete. Mit Kindern und Mädchen hatte Heinſius die meiſte Kurzweil. Einem armen Jungen, den er lieb gewonnen, pflegte er eine Süßigkeit aus der Apotheke mitzugeben, fügte aber hinzu: „Sag das nicht weiter, es gibt Leute, die mir s verübeln würden.“ Andern Kindern trug er auf, „den Papa zu grüßen, wenn er vom Spaziergange zurückkäme“ oder „der Schweſter Sophie zu folgen, als wenn ſie’s ſelbſt wäre.“ Einem, der ſich entfernen wollte, ohne zu zahlen, rief er mit Donnerſtimme nach: „Halt, Unglücklicher! Fühle Kerl bei dieſen trockenen Worten,“ daß man zahlen ſoll. Hatte ein Kind nicht genug Geld bei ſich, ſo fuhr er es an: „Beſter, das iſt wohl geſagt und bald geſagt,“ worauf er meiſtens das Fehlende zulegte. Vor dem Nachbarhauſe gegenüber ſaßen oft zwei niedliche kleine Mädchen auf der Bank; denen rief Heinſius zu: „ich unterliege der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.“ Auf die Frage, ob die Mädchen ihm je ein freundliches Wort gegeben haben, war die Antwort: „Mit der liebenswürdigſten

Freimütigkeit von der Welt verſicherten ſie mich, daß ſie herzlich gern deutſch tanzten.“ Nahm jemand ſeine ſonderbare Manier übel auf, ſagte er: „Mißverſtanden zu werden iſt das Schickſal von unſer einem,“ oder: „das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm, ich kehre in mich ſelbſt zurück und finde eine Welt.“ R. F.

Geſundheitsrat.

G. S. in B. Wir glauben, Sie wegen Heilung Ihres Stotterns an Herrn Rob. Ernſt, Inhaber einer Heilanſtalt für Sprachgebrechen in Berlin verweiſen zu dürfen.

G. M., Stettin. Wenn in Fragen der Augenheilkunde Ihr Hausarzt ebenſo kompetent iſt, wie ein Spezialarzt für Augenkrankheiten, wozu fragen Sie dann überhaupt den letzteren? Außerdem müßte erſterer etwas Beſſeres vorzuſchlagen wiſſen, wenn er ſich für berechtigt hält, die Kur eines Spezialiſten zu bemängeln.

P. J. (Nr. 8 des Daheim). Ein Offizier, der ſich ſelbſt vom Gebrauch des Morphium entwöhnt hat (desgleichen auch ein Fabrikant), iſt „aus wahrem Mitgefühl gern bereit, bei ſpezieller Anfrage genaue Auskunft zu geben. Es war ſehr ſchwer, aber bei gewiſſer Energie kann man es durchführen.“ Wir ſind gern bereit eine etwaige Anfrage an die Adreſſe zu befördern.

A. in G. Nein.

L. N., Ungarn; A. S. in **M.; Beſorgte Eltern** in **H.; Klara N.** in **B.; F. W.** in **Jena: A. L., Bingen; Abonnent** in **A—u.; C. M.** in **E.; B. J., Sondershauſen; B.** in **Bochum; H., Hannover; J. S., Hemelingen; K. v. J.** in **M.; J. N.** in **M.** Krankhafte Zuſtände können vom Geſundheitsrat nicht beſprochen werden.

P. K. in R. (Gouv. Wolhynien). Meine zwölfjährige Tochter, die es in der Muſik ziemlich weit gebracht hat, iſt auch im Beſitz einer guten Stimme. Mehrerſeits iſt mir der Rat zu teil geworden, ſie bis zu ihrem ſiebzehnten Jahre nicht ſingen zu laſſen, damit die Stimme nicht zu ſchanden werde. Da jedoch die Meinungen in dieſer Hinſicht geteilt ſind, ſo bitte ich um gefällige Auskunft.

Wenn der Menſch bis zu ſeinem ſiebzehnten Jahr das Singen unterlaſſen müßte, um ſeine Stimme nicht zu verderben, ſo wäre ja damit der geſamte Singunterricht unſerer Schuljugend verurteilt. Das Singen vor dem ſiebzehnten Jahre zur Schonung der Stimme verbieten, hieße ſo viel als den Geſang überhaupt ausrotten wollen. Es können natürlich im einzelnen Fall geſundheitliche Gründe vorliegen, welche das Singen nicht geſtatten, ſonſt aber iſt es im Gegenteil ſogar notwendig, die Stimme von Jugend auf in richtiger (natürlich nicht übermäßiger) Weiſe zu üben, wenn ſie anders zu ihrer vollen ſchönen Ausbildung gelangen ſoll. Die Stimme iſt nämlich in hohem Grade abhängig von der Ausbildung der Muskulatur des Kehlkopfes, die nur durch ſachgemäße Übung von Kind auf zu der rechten Entwickelung gelangen kann.

J. v. L. Nikotinfreie Zigarren (Notabene wenn ſie wirklich kein Nikotin enthalten) ſind allerdings frei von den durch das Nikotin bedingten Schädigungen des Tabaks, freilich auch von dem dadurch bedingten Genuß des Rauchens, der doch großenteils an das Nikotin geknüpft iſt. Unſeres Wiſſens fabriziert Dr. Kiſſling & Cie. in Bremen aus nikotinfreiem Tabak hergeſtellte Zigarren.

In unſerer Spielecke.

1. Kapſelrätſel.

1) enthält einen Charakterfehler, einen Körperteil und einen Badeort; 2) ein Mineral und einen Schriftſteller unſerer Zeit; 3) einen Dichter; 4) eine Zahl; 5) einen Schweizer Kanton.

(1)

Denn auf dem bretternen Gerüſt der Sinne
Wird eine Idealwelt aufgethan.
Nichts ſei hier wahr und wirklich, als die Thräne;
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.

(2)

Einheim'ſcher Kunſt iſt dieſer Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutſchen Pindus ſelbſt gegrünt,
Selbſt in der Künſte Heiligtum zu ſteigen,
Hat ſich der deutſche Genius erkühnt.

(3)

Erweitert jetzt iſt des Theaters Enge,
In ſeinem Raume drängt ſich eine Welt;
Nicht mehr der Worteredneriſch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.

(4)

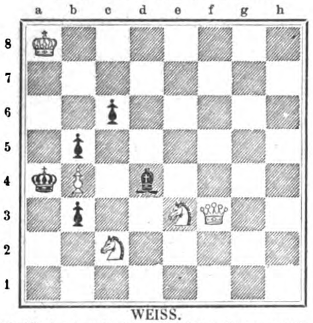
Die Leidenſchaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

(5)

Doch leicht gezimmert nur iſt Theſpis Wagen,
Und er iſt gleich dem acheront'ſchen Kahn.

Schachaufgabe

von M. D. Klark in Sibirien.



Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

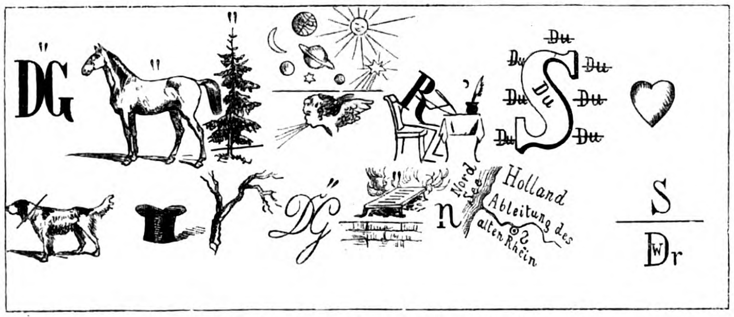
2.

Im Erſten wohnt das Zweite nie,
Doch herrſcht es auf ihm ſpät und früh
Gar oft zur Winterzeit,
Voll Luſt und Fröhlichkeit.
Im Ganzen einſt ins Zweite trat
Ein Mann des Wortes und der That,
Der uns zum wahren Zweiten
Den Zugang wollt' bereiten. L....g.

3. Dechiffrieraufgabe.

H2v Lſpc32h m4s L2h1s.
O2v 3ln'l, h2v z2lſpc32hen h2s 23l2ſv3ß,
H32 Y23ſh2 3s B2nn2s r5g1ſſ2s
h3c 23l2vſ2s S2nr2 h2s B13l2v y3ß
C3n p5ſh2vnn15l2ſh C1ſſ2s?
M4s Tv25lr2sd1ſh z1v q4pd g2b1ſſn,
P2dh O3dp2dc c3n h2v 23l2ſp1ſh.
2v lſpd8zn l4 b9ps, h1lr Yd1cc2s ltv9ps.
H2s Lſpc32h m4s L2h1s ſ2ſſn c1s 3ps
O4 b4ccn 23s Lſpc32h 3c Lſpc32h2s 3pc zd23ſp
2v lſpd5z r5l1cc2s 23s B13l2vv23ſp.

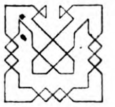
Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 19.

1. Schlüſſel zum Königszug.



Auflöſung des Königszugs.

Wohl weiß ich, daß man Gott nicht dient, wenn man
Die Ordnung der Natur verläßt, und Lob
Verdienen ſie, die vor mir hier gewaltet,
Daß ſie die Klöſter aufgethan und tauſend
Schlachtopfer einer falſch verſtandnen Andacht
Den Pflichten der Natur zurückgegeben.
(Maria Stuart.)

2 a.

Die Eiferſucht iſt eine Plage,
Weh dem, der ihr zum Opfer fällt,
Sie ſchaffet viele trübe Tage,
Warum iſt ſie wohl auf der Welt?
Warum?

b.

Auf Geſellen! greift zur Axt und regt die nerv'gen Arme,
Daß ſo Herz als Blut mit jedem Streiche mehr erwarme.
(Zar und Zimmermann von Lortzing.)

3. Buchſtabenrebus.

Singe, wem Geſang gegeben.

Bilderrätſel.

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Inhalt: Ellernbruch. (Schluß.) Erzählung von Hans Warring. — Schönbartlaufen. Zu dem Bilde von E. Schwoiſer. — Glaube und Aberglaube in der Naturwiſſenſchaft. Von Dr. F. E. Claſen. — Ein deutſcher Brief von den Samoainſeln. — Adonis auf Schlittſchuhen. Erzählung von Margarete von Bülow. — Ägyptiſches Bilderbuch. Mit zehn Illuſtrationen. — Am Familientiſche: Ein Wertherſchwärmer. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Februar 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. №. 21.**

Das Fräulein Pate.

Erzählung von **W. Heimburg.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

„Es hilft nichts, Käthe, zeig dem Vater nicht ſo ein verdrießliches Geſicht; du mußt hin zur Pate, wir dürfen der alten Dame ihren Wunſch nicht abſchlagen, und da ſie außer uns niemand auf der Welt hat, ſo — —“

Das neunzehnjährige Mädchenherz empörte ſich mit aller Energie, deren es fähig war, gegen dieſe in ſanfteſter Form gemachten Zureden. In die hübſchen rehbraunen Augen traten plötzlich große Thränen und fielen ſchnell auf eine Bandſchleife vom zarteſten Roſa, an deren graziöſem Arrangement eben der letzte Stich gemacht werden ſollte.

„Ei, Käthe,“ ſchalt die ſtattliche Dame, die dem Töchterchen gegenüber am anderen Fenſter vor dem Nähtiſch ſaß, „ich glaube gar, du weinſt um den dummen Ball? Es thut mir ja auch leid, daß du ihn verſäumſt; aber es ſind noch gar viele derartige Vergnügungen in dieſem Winter. — Wer weiß, in acht Tagen iſt das Fräulein Pate ſchon ganz hergeſtellt, und du biſt wieder hier, eh' wir's uns verſehen.“

„Ja! Und wenn ſie ſich ſo recht gemütlich im Bette einrichtet und nicht leben und nicht ſterben kann, dann ſitze ich in dem leeren Hauſe auf dem Dorfe, wo ich ſo fremd bin und —“

„Und denkſt: ich erfülle eine Pflicht der Menſchlichkeit, Käthe!“

„Ich kenne aber das Fräulein Pate gar nicht!“ ſagte das junge Mädchen, und warf zitternd vor Erregung die Schleife in ihr Nähkörbchen. „Sie hat ſich nie um mich bekümmert, nicht 'mal, als ich eingeſegnet wurde, und auf meine ehrfurchtsvollen Briefe habe ich nie eine Antwort bekommen, und —“ ſie ſtockte wieder. „Die Röſe meinte, ſie wäre ſo wunderlich,“ ſetzte ſie endlich hinzu.

„Sie iſt ſehr alt, Käthe,“ begütigte die Mutter, die im Herzen Mitleid mit dem Kinde ſpürte und gar wohl wußte, warum ihm das Scheiden ſo ſchwer wurde.

„Ach Gott, hättet ihr doch lieber, ich weiß nicht wen, bei mir zur Patin gebeten, Mama!“ ſchluchzte das Mädchen. Und ſie deckte noch eifrig das letzte roſa Spitzchen der Schleife zu, als wollte ſie nichts hören und ſehen von allem, was an duftige, flatternde Balltoilette erinnerte. Dann das Taſchentuch vor die Augen haltend, lief ſie im Sturmſchritt aus dem Wohnzimmer die Treppe hinan in ihr Stübchen.

Dort hockte die alte Röſe, des Hauſes Faktotum, vor dem geöffneten Koffer, beſchäftigt, die Garderobe und Wäſche des Fräuleins einzupacken. Sie hielt eben ein Paar zierliche Saffianſchuhchen mit ſpitzen Abſätzen in die Höhe, und ſagte lächelnd:

„Könnteſt wohl füglich hier bleiben, Käthchen, auf den Parketts in Herbendorf iſt ſicher ſchon ſeit einem halben Jahrhundert kein Hopſer mehr getanzt.“

Das junge Mädchen ſaß jetzt bitterlich weinend auf dem Stuhle vor dem zierlich arrangierten Himmelbett.

„Ei nun, es geht doch nicht ins Kloſter,“ beruhigte die Alte kopfſchüttelnd, das roſa Ballfähnchen iſt auch nach Weihnacht noch friſch, und ein gewiſſer Herr wird ſich ja nicht gleich — anderweitig —“ Ein ſtrafender und zugleich ſchmerzlicher Blick aus den braunen Augen traf die Sprecherin.

„Totſchießen!“ vollendete dieſe gelaſſen. „Ich kann wohl ein Dutzend weiße Schürzchen mit einlegen? Es wird ſich hübſch machen, wenn du wie ein Hausmütterlein bei der alten Dame ſitzſt; — ſchade, daß es ein gewiſſer jemand nicht ſieht, Käthchen!“ Das junge Geſicht färbte ſich mit glühendem Rot. „Sage, Röſe,“ fragte ſie dann, „du kennſt ja das Fräulein Pate, — wie iſt ſie? Iſt ſie gut oder böſe, oder — —?“

„Zu wenig, zu wenig, Käthchen, um dies zu wiſſen,“ erwiderte die alte Frau. „Meiner Anſicht nach muß ſie achtzig, und mehr ſein, denn als ſie bei dir Gevatter ſtand, war ſie ſchon ziemlich bei Jahren. Du weißt ja, damals lebte Papa noch als Arzt in Herbendorf und ging täglich zu ihr; die Leute ſagen, ſie wäre einmal nicht recht richtig im Kopf geweſen, ob was dran iſt, weiß ich nicht. Na, ſie kam in ganz ſtattlichem Aufzug zur Taufe, nur ein wenig wunderlich. — Sie fuhr an unſerem Hauſe vor in ihrer Staatsequipage, in der einſt ihr Onkel, der Freiherr auf und zu Herbendorf, ſeine Braut zur Trau abgeholt haben mochte. Denke dir, Herzchen, eine rieſige Glaskutſche, von drei Seiten durchſichtig, mit gelben ſeidenen Vorhängen und allerlei Troddelwerk daran, und davor zwei alte ſteife Iſabellen, die Fräulein Pate einſt aus Mitleid von einem umherziehenden Zirkusbeſitzer gekauft haben ſoll. Sie ſtreckten die Beine genau ſo grade vor ſich hin wie die Rekruten, die dort eben auf dem Platz exerzieren lernen beim Leutnant Stephan; — hm — ich wollte ſagen," fuhr die alte Frau fort, als Käthe rot wurde, „wollte ſagen, es ſah ſchnakiſch aus, dies Iſabellengeſpann, und der Kutſcher erſt! — Alſo ich half dem Fräulein Pate beim Ausſteigen, mir blieb aber der Mund vor Staunen offen und ich dachte: Was iſt das! Bei uns iſt doch heut' Taufen und kein Maskenball!

„Sie hatte ein kurzes enges Kleid an von ſteifem Brokat, in den Falten brach es ſich grün, und ſonſt war die Geſchichte veilchenfarben; drei Falbelchen um den Rock gereiht, weißſeidene Strümpfe, Schuhe mit kreuzweis gebundenen Bändern, und in dem Haar, das ſchon begann ſo ſcheckig zu werden, wie meines jetzt, und das in mächtigen Puffen an den Schläfen aufgeſteckt war, prangten drei Straußenfedern, zwei weiße und eine lila, die nickten einmal gravitätiſch über dem Geſicht."

Käthe lachte jetzt hell auf. „Ei, Röſe, du übertreibſt, das war ja Mode vor ſechzig Jahren!"

„Meiner Seele, ich lüge nicht," beteuerte die Alte. „Ich wollte auch lachen, Käthe, aber ſiehſt du, es verging mir; ſo etwas Vornehmes, Apartes hatte ſie, als ſie die Stufen hinanſchritt am Arme deines Papas; und ein paar Augen, Käthe, die leuchteten und ſtrahlten noch ſo groß und dunkel, mit denen muß ſie in ihrer Jugend manch' einem das Herze ſchwer gemacht haben. — Aber, wie iſt's denn, Käthe, nimmſt du deine Muſikmappe mit?" unterbrach ſie ſich, denn draußen erſcholl ein Tritt auf dem Korridor, „ein Klimperkaſten wird ja wohl in dem alten Neſt zu finden ſein?"

Und ſie packte nun raſch und ſtumm den Koffer fertig und that ganz heimlich noch ein kleines Paket hinein, ſcheu zu dem jungen Mädchen hinüber ſehend, ob ſie es wohl gemerkt habe? Aber dieſe ſtand jetzt ruhig am Fenſter, und blickte in die Dämmerung des Novemberabends hinaus, nicht ahnend, daß eine alte treue Hand ihr das ſchwere Fernſein erleichtern wollte mit einer Tüte Nußbonbons, ihrer Lieblingsnäſcherei.

Am andern Tage ſaß Käthchen Treesberg, das einzige hübſche Töchterchen des praktiſchen Arztes und Kreisphyſikus Doktor Treesberg, in einem Damenkoupee zweiter Klaſſe und fuhr in dem langſamen Tempo eines regelrechten Bummelzuges der Gebirgsbahn ihrem Ziele entgegen, das tief verſteckt in einem der Harzthäler lag. Es war keine weite Reiſe, die ſie unternehmen mußte, aber trotzdem hatten an der Koupeethüre ein halbes Dutzend trauriger Freundinnen geſtanden neben den Eltern, und ganz zufällig war ein ſchlanker Artillerieoffizier auf ſeinem Wege nach der Kaſerne über den Bahnhof gegangen, und ſtand nun ebenfalls abſchiedsgrüßend zwiſchen den tücherſchwenkenden jungen Damen, dem ſich langſam in Bewegung ſetzenden Zug nachſchauend.

„Grüß das Fräulein Pate, Käthe!" rief Mama; „ſetz dich rückwärts, Kind!" der Papa; „ſchreibe bald!" die Freundinnen — Und Käthe barg das blaſſe Geſicht in den Veilchenſtrauß, den bis dahin niemand bemerkt hatte; wohin aber der letzte thränenumflorte Blick des rehbraunen Auges irrte, das konnten die Zurückbleibenden ſchon nicht mehr erkennen.

Da ſaß ſie nun und hatte den blonden Kopf in das Wagenpolſter geſchmiegt. Sie trug das prünfarbene Tuchkoſtüm; und das kokette Pelzmützchen, welches ſie zum luſtigen Schlittſchuhlauf machen ließ, das ſollte nun in einem Dorfe verkommen! Ach ja, ſie fuhr einem Lebendigbegrabenſein entgegen, und warum? Ein flüchtiges Lächeln auf dem hübſchen ovalen Geſicht ſtand nur im grellen Widerſpruch mit den Thränen, die langſam und ſtetig aus den Augen rannen.

„Ich glaube, ſie wollen mich forthaben," flüſterte ſie, und preßte im zierlichen Muff die Hände ineinander, „weil ſie fürchten! Leutnant Stephan könnte, o, es iſt zum Verzweifeln!"

Und ſelbſtquäleriſch malt ſie ſich nun aus, wie er auf dem Subſkriptionsball mit Thekla tanzen wird, die ihm ja förmlich die Kour macht, und indeſſen ſitzt ſie an einem Krankenbette und vertrauert ihre ſchönſten Tage! Und unaufhaltſam drehten ſich die Räder und legten immer mehr Entfernung zwiſchen das Vaterhaus und ſie; jetzt fuhr der Zug neben der bewaldeten Bergkette dahin, langſam aufſteigend; noch hing das welke Laub an den Buchen, und die untergehende Sonne warf einen Purpurſchimmer darüber. Nun zu beiden Seiten Wald; Käthe mußte die Augen ſchließen, ſo unruhig huſchten die Stämme der Bäume an ihr vorüber; jetzt ein langgezogener Pfiff der Lokomotive, einzelne Bauernhäuſer lagen am Waldesrand, — dann ein winziger Güterſchuppen, eine Glocke läutete wie unſinnig. „Herbendorf!" rief der Schaffner, und riß die Koupeethür auf, denn eben hielt der Zug vor dem kleinen Stationsgebäude. Käthe fuhr aus tiefem Sinnen empor; ſie hatte juſt an die Glaskutſche und die Iſabellen gedacht, hatte ſich feierlich in das phantaſtiſche Gefährt ſteigen ſehen, und war in Gedanken von einer in veilchenfarbenem Brokat gekleideten Dame umarmt worden. „Fräulein Treesberg?" fragte vor der Koupeethür ein alter Mann, und lüftete die Mütze über einem ſilberweißen Scheitel. „Ja!" erwiderte ſie, eilig ihr Plaidbündel und die zierliche Reiſetaſche ergreifend, die ihr reſpektvoll abgenommen wurde; und hinter dem Alten über den Perron ſchreitend, befand ſie ſich gleich darauf in der Dorfſtraße.

„Ihr Gepäck, gnädiges Fräulein, holt nachher der Tagelöhner. Bitte mir zu folgen!" hatte er höflich geſprochen.

„Alſo kein Wagen!" dachte ſie enttäuſcht und muſterte den vorweltlichen Mantel ihres Führers, der ſieben und mehr Kragen übereinander hatte und ſicher ſchon von dem Kutſcher einer Urahne der Pate getragen worden war.

Nun bog der alte Mann um einen ſtattlichen Bauernhof und in der leichten Dämmerung erhob ſich dort unten hinter dem eiſernen Gitterthor ein Haus mit ſo hohem ſpitzen Dach, wie es Käthe noch nie geſehen; viereckig, plump und nicht im mindeſten an ein Schloß erinnernd lag es da, umſtanden von prächtigen Linden, die, ſchon gänzlich kahl, das Gebäude vollkommen überſehen ließen. Eine mächtige Thüre in der Mitte desſelben, auf jeder Seite vier hohe in unzählige kleine Scheiben geteilte Fenſter, hinter denen feſte Läden ſchimmerten; über der Hausthür der Balkon des oberen Stockes und ebenfalls ſolche Fenſter, zwei derſelben im linken Flügel erleuchtet.

Vor dem Hauſe ein Raſenplatz, der trotz der ſpäten Jahreszeit friſch wie im Frühling ſchaute, und auf dem nicht ein gelbes Blättchen lag; breite kiesbeſtreute Wege, die ſich vor der Hausthür vereinten, führten um den grünen Platz. Käthchen mußte ſich geſtehen, als ſie das Gitterthor paſſierte, daß ſie nicht gerade ein ſtolzes Schloß, wohl aber ein urgemütliches Herrenhaus vor ſich habe, das ſogar im Sommer recht einladend ſein könne. Dann aber, als ſie ſich mehr und mehr der Thüre näherte, hinter welcher Fräulein Pate hauſte, begann ihr junges Herz ſtürmiſch zu klopfen; ein halb aus Grauen, halb aus Neugier gemiſchtes Gefühl überkam ſie, da ſie vor die Frau treten ſollte, die ſchon Jahr um Jahr ein ſo verſchollenes Matronenleben führte, von der in Dorf und Stadt unzählige wunderbare Gerüchte gingen, die der Vater freilich eine edle Frau genannt, die aber nach Röſes Schilderung eine urwunderliche alte Perſon ſein mußte. — Sie holte tief Atem, als ſie die Stufen emporſchritt; hier innen mußte es ja nach Moder und hundertjährigem Staube riechen! Und nun öffnete ſich raſſelnd die hohe Thür mit dem reichgeſchnitzten Wappen, und dann ſtand Käthe in einem weiten Flur, von deſſen Wänden lauter gemalte ſtumme Geſichter auf ſie herniederblickten. Eine altmodige Hängelampe ſchaukelte leiſe an der Decke oben; linker Hand führte eine breite feſte Eichentreppe in den oberen Stock.

„Bitte, hier!" flüſterte der Alte, und ſtieg unhörbaren Schrittes die mattenbelegten Stufen hinauf. Ebenſo unhörbar folgte ihm Käthe, und immer bänglicher ward ihr. Es war ſo unheimlich ſtill in dieſem alten Gebäude, in dem breiten Korridor, der das ganze Haus durchlief, und nun gar in dieſem rieſengroßen Zimmer mit den wunderlich geſchnitzten Möbeln, deren Füße vergoldete Schlangenleiber bildeten, mit den entſetzlichen Wandmalereien, dem breiten Spiegel und dem Ungetüm von einem Ofen. „Um dieſe Zeit ſchlafen die Gnädige,“ hauchte der Diener, als könne jedes laute Wort ihre Ruhe ſtören, „machen Sie ſich's bequem, Fräulein, ich werde melden, wann die Gnädige erwacht iſt.“ Dann war er gegangen.

Das junge Mädchen ſah ſich mit großen Augen um; ſie ſchauerte fröſtelnd zuſammen, obgleich das Gemach erwärmt war. „Hier ſpukt es gewiß!“ flüſterte ſie. Durch die kleinen Scheiben der nach Weſten gelegenen Fenſter brach der letzte falbe Abendſchein und beleuchtete den blauen Himmel und die ſchrecklich grünen Bäume der deckenhohen Wandmalereien; da wandelten Liebespärchen auf orangegelben Wegen, da ſchwammen weiße Schwäne auf indigofarbenem Waſſer, und Kinder fütterten ſie; hier blaute ein See, dort ſchäumte ein Waſſerfall; überall üppiges Roſengebüſch, unmögliche Blattpflanzen und überall die Leute in der Tracht des erſten Kaiſerreichs, die Damen mit den gewaltigen Hüten und wehenden Schleiern, den kurzen Taillen, den engen Röcken und Spannbänderſchuhen, ganz wie Röſe die Pate beſchrieben.

Ein halblautes „Schrecklich!“ kam über Käthes Lippen. Wie angewurzelt blieb ſie auf dem Teppich ſtehen, den Kopf mit dem weichen, vollen Blondhaar in den Nacken geworfen. — Kein Menſch, der ihr entgegen kam, kein gemütliches Zimmer, kein blinkender Theetiſch nach der kalten Reiſe! Blitzſchnell fuhr die kleine Hand im grünfarbenen Handſchuh nach der Uhr. O weh! Es war ſchon viel zu ſpät, der letzte Zug zur Rückfahrt hatte ſich ja bereits in M. mit dem Train gekreuzt, der ſie hierher geführt.

„Das Zimmer des Fräuleins iſt hier!“ ſagte eine Frauenſtimme. Käthe fuhr herum und ſtarrte auf eine wunderbar kleine Perſon, in weißer Haube, weißem Bruſttuch und Schürze, die geräuſchlos eingetreten war, eine Nebenthüre geöffnet hatte und ſogleich begann, dem jungen Mädchen Hut und Jäckchen abzunehmen. „Verzeihen Sie nur wenige Minuten; das gnädige Fräulein iſt gleich mit der Toilette fertig,“ ſprach ſie freundlich, Käthe in ihr Zimmer geleitend, das, kleiner als das eben verlaſſene, einen bei weitem wohnlicheren Anblick gewährte beim Scheine des ſilbernen Armleuchters. Ein köſtliches Himmelbette ſtand drüben an der Wand, hier ein altmodiger, aber mit aller Etikette damaliger Zeit hergerichteter Toilettentiſch im Schmuck ſpitzenbeſetzter Vorhänge, die über dem Spiegel mit kunſtvoller Roſette zuſammengehalten wurden; wunderfeines Waſchſervice, und auf dem Ofen eine hohe bunte Porzellanvaſe. Über dem Ganzen lag ein feiner Duft wie von Lavendel; ſo hatte es immer in Großmutters Wäſchſpind gerochen.

Sie hatte raſch ihren Anzug geordnet und einen Blick in den Spiegel geworfen; nun folgte ſie der voranſchreitenden Frau, die ſo unhörbar wie ein leibhaftiges Geſpenſt den Korridor vor ihr hinaufſchwebte, nur das leiſe Klirren des mächtigen Schlüſſelbundes verriet, daß ſie keine Erſcheinung aus Duft und Nebel. „So, liebes Fräulein,“ flüſterte ſie, die letzte Thür des Korridors öffnend, „treten Sie ein.“

Es war ein großes, faſt zu warmes, hell erleuchtetes Zimmer, in dem ſie nun ſtand. An den grün tapezierten Wänden Möbel von koſtbarer Arbeit, längſt veraltet in Form und Zierat; ein mächtiger Ofen von buntglaſierten Kacheln, auf dem eine große goldene Sphinx ruhte; duftige Vorhänge von blütenweißer Zitz, mit Bällchenfranzen verziert, verhüllten die Fenſter. In der Mitte der Stube auf großem Teppich ein runder Tiſch, ſteiflehnige Seſſel darum, ein Nippſchrank mit buntem Porzellan — dies alles umfaßten Käthes Blicke in einem Moment und blieben dann an dem Bette hängen, in deſſen ſchneeweißen Kiſſen mit geſchloſſenen Augen ein Frauenkopf ruhte.

„Komm näher, Kind,“ tönte es mit noch voller, wohlklingender Stimme in das Ohr des Mädchens. Käthe ſchritt zum Bett, und nun ſchlug die Kranke die Augen auf, ein Paar mächtige, glänzende, braune Augen, die befremdend jung aus dem runzelvollen Antlitz blickten und muſternd über ihre Geſtalt glitten. „Nimm Platz, Käthe Treesberg,“ ſagte die Greiſin, und machte eine Handbewegung nach dem Stuhle am Bette. „Ich freue mich, daß deine Eltern meinen Wunſch erfüllten und dich ſchickten. Ich bin eine ungebärdige Patientin, wie alle Leute, denen Gott jegliche Krankheit im Leben erſpart hat. — Nun kommt's auch an mich, aber ich will nicht murren. Mein Leib war immer geſund, nicht kaput zu machen, Kind, ſelbſt da nicht, als mein Geiſt umdüſtert ward; ich blühte wie eine Roſe inmitten der Nacht, die mich umgab —. Was ſchauſt du mich denn ſo erſchreckt an, Käthe Treesberg, mein Patenkind? Ich bin ſo klar hinter meiner Stirn wie jeder andere vernünftige Menſch — und das verdanke ich deinem Vater! — Wie geht es bei euch, ich hörte lange nichts?“

Das junge Mädchen gab ſtockend Bericht und entledigte ſich der Grüße ihres Vaters.

„Ein braver Mann,“ ſagte das Fräulein Pate, „du kannſt ſtolz auf ihn ſein, Käthe Treesberg. — Ich denke, wir richten uns ein mit einander; viel verlange ich nicht, ich kann meinen Geiſt ſehr gut beſchäftigen; aber kranke Leute haben ihre Grillen und ich bekam plötzlich Sehnſucht nach einem friſchen Hauch von draußen, nach Jugend und nach Roſen auf Mädchenwangen. Ich weiß nicht mehr, wie ſolche ausſehen, ſeitdem ſie mir ſelbſt verblühten, und ich hörte zeitig auf jung zu ſein — ich ward alt im Frühling!“

„Es wird dir hier ſtill vorkommen,“ fuhr ſie nach einer Weile fort, während ihre Augen unverwandt an dem lieblichen Antlitz des Mädchens hingen. „Aber ich glaube, du wirſt dich daran gewöhnen; ich habe eine Bibliothek, die dir zur Verfügung ſteht; drüben iſt ein Muſikzimmer und der Flügel ein Erardſcher. Er iſt gut, ich habe ihn bis vor kurzem noch täglich geſpielt. Und dann, wenn du Sinn haſt für Natur — der Garten, der Wald, die Berge und das Waſſer, da liegen ſie vor dir, ſobald du hinaustrittſt; du kannſt dich mit ihnen unterhalten, beſſer als mit Menſchen, Käthe Treesberg. Ich denke, du wirſt es lernen, denn wenn du nach deinen Eltern geſchlagen, biſt du kein oberflächlich Menſchenkind.“

Während dieſer Zeit hatte die Dienerin leiſe geſchäftig ein gedecktes Tiſchchen an das Bette geſchoben und ſervierte nun, der Greiſin alle Handreichung thuend, ein einfaches Souper. Käthe bewunderte das Fräulein Pate, wie ſie, in den Kiſſen des Bettes ſitzend und nur den rechten Arm gebrauchend, ſo zierlich und mit vornehmer Grazie aß, auch entwickelte die alte Dame einen geſegneten Appetit, während ihr faſt jede Eſſensluſt vergangen war. „Ißt du immer ſo wenig wie heute?“ fragte das Fräulein Pate. „Wirklich? Ei nun, davon wirſt du ſo blaß ausſehen; wo ſoll da friſches, rotes Blut herkommen? Du mußt mehr Fleiſch eſſen lernen. Sieh, ich war nie krank, denn jetzt; ein Armbruch iſt doch eigentlich keine Krankheit. Na, es wird ſchon werden!“

Im übrigen ging das Mahl ſchweigend zu Ende; die Dienerin, die Salome angeredet wurde, nahm das Tafeltuch ab, reichte ihrer Gebieterin Mundwaſſer und ſperrte dann die Fenſter weit auf, ſo daß von dem kalten Luftzuge die Vorhänge wild in das Zimmer wehten und Käthe fröſtelnd zuſammen ſchauerte. „Ach das thut gut, Salome, das iſt friſche herbe Schneeluft, morgen haben wir weiß!“ rief die alte Dame tief atemholend. Erſt als das ganze Zimmer durchlüftet, wurden die Fenſter geſchloſſen, und Salome ſetzte ein kleines Schachbrett auf das Tiſchchen. Fräulein Pate warf einen Blick auf die ſchöne Bronzeuhr über einer Etagere und ſagte, dem Mädchen die Hand reichend: „Gute Nacht, Käthe Treesberg, du wirſt müde ſein, ich wünſche, du mögſt wohl ruhen. Ich habe jetzt noch eine Schachpartie mit der Salome, das iſt langweilig für den dritten. Salome wird dich aber erſt hinübergeleiten.“

Die Alte ſtand ſchon mit dem Lichte an der Thür und Käthe befand ſich gleich darauf, noch ſchwindelnd von der unumwundenen Verabſchiedung, in ihrem Zimmer.

„Kann ich Ihnen behilflich ſein?“ fragte Salome mit ihrer leiſen Stimme, und ſah mitleidig freundlich das Mädchen an, auf deſſen Geſicht Bläſſe und Röte wechſelte.

„Ich danke!“ erwiderte Käthe faſt rauh und wandte ſich um. Als ſich aber die Thür hinter der alten Frau geſchloſſen hatte, warf ſie ſich laut aufſchluchzend vor ihrem Bette nieder und barg den Kopf in die Kiſſen. Das war ja ſchlimmer wie ein Kloſter, das war ja entſetzlich! Womit hatte ſie verdient, daß ihre Eltern ſich ſo rabenmäßig gegen ſie benahmen, ſie von ſich ſtießen aus der freundlichen Heimat, aus dem Kreiſe der Geſchwiſter, um ſie hier ihr Leben vertrauern zu laſſen mit einer Halbverrückten? Sie hatte es ja ſelbſt geſagt, ſie ſei ſchon einmal geſtört geweſen! O, es war nicht auszudenken, was ihr hier noch alles begegnen konnte.

Und ſo deutlich ſah ſie jetzt das trauliche Wohnzimmer zu Hauſe vor ſich; die Mutter mit der Handarbeit am runden Tiſch, die beiden kleinen Brüder ihr zur Seite, mit Lernen und Leſen beſchäftigt; die größeren Brüder kamen vielleicht gerade aus der Privatſtunde nach Hauſe, der Vater von der Praxis; und da ſtand nun ihr leerer Stuhl, und ſie fragten ſich gewiß unter einander: „Was wohl unſere Käthe macht?“ — Ach, und in der alten großen Kaſerne, da lehnte wohl jemand am Fenſter der Leutnantswohnung und blickte über die Wälle der Feſtung hinweg weit ins Land und dachte an die blonde Käthe Treesberg. Ach, wenn ſie eine Ahnung hätten, wie ſie hier ſo einſam war, ſo ganz verlaſſen!

So ſchluchzte ſie eine ganze Weile, dann ſprang ſie empor, ſtrich ſich die wirren Haare aus der Stirn, lief zur Thür und ſchob den Nachtriegel vor, leuchtete unter das Bette und ſah endlich in den großen Kleiderſchrank. Gott ſei Dank, es war niemand da! Haſtig nahm ſie dann das nötigſte aus dem Koffer, ſie würde ja um keinen Preis hier bleiben, ſelbſt auf die Gefahr hin, die Eltern zu erzürnen; ſie wollte morgen einen rührenden Brief abſenden — ſie mußten ja ein Herz haben. Mit dieſen trüben Gedanken verſank Käthchen in die ſchwellenden Daunenkiſſen des Himmelbettes, und trotz Kummer, Sehnſucht und Furcht ſchlief ſie bald ſo ſüß und feſt wie jemals daheim.

Am andern Tage wanderte richtig ein in aller Morgenfrühe verfaßter lamentabler Brief nach Hauſe. Käthe frühſtückte allein in ihrem Zimmer; ſie hatte das freundliche Anerbieten der alten Salome, ihr beim Auspacken behilflich zu ſein, kurz abgewieſen.

Sie war nun fertig angezogen, ſtand am Fenſter und blickte in den grauen Novembertag hinaus. Schwerer Nebel hing in den Bäumen des Gartens und webte um Giebel und Turm eines ſchloßartigen Gebäudes, welches hinter den Wipfeln auftauchte. Käthe ſann einen Augenblick nach, um ſich dann aus den Erzählungen ihrer Eltern zu erinnern, daß noch ein zweites Gut in Herbendorf gelegen ſei, vermutlich alſo Klein-Herbendorf. Im ganzen Hauſe ſchien ſich nichts zu rühren, Käthe hatte auch Salome nicht gefragt, wann ſie dem Fräulein Pate „Guten Morgen“ ſagen könne? Man hatte ſie geſtern sans façon fortgeſchickt — ungerufen kam ſie ſicher nicht. Der blonde Mädchenkopf legte ſich noch ebenſo trotzig in den Nacken wie geſtern, und um die feinen Naſenflügel bebte es wie im Zorn. Das Weinen war vorüber. „Was ſoll ich eigentlich hier?“ Das war die Frage, die ſie ſich immer und immer wieder vorlegte.

Eine Stunde verging und noch eine; Käthe langweilte ſich über die Maßen, ſie war an friſche Thätigkeit gewöhnt zu Hauſe. Ihr Vorſatz, hier ſitzen zu bleiben, und wäre es den ganzen Tag, ſcheiterte an der erſchreckenden Einſamkeit, die ſie umgab. Sie ging in das Nebenzimmer und beſah eine Viertelſtunde lang die Wandmalereien, um ſie noch abſcheulicher zu finden wie geſtern; ſie öffnete endlich die folgende Thür. „Aha, das Muſikzimmer!“ Dort ſtand der Flügel, in einer Ecke lehnte eine prächtige Harfe und im Ofen flackerte ein luſtiges Feuer. Die Büſten Webers, Mozarts und Beethovens zierten die große Längswand über dem Notenſchrank. Freilich, hier mußte es ſich ganz gut ſpielen, aber wer möchte muſizieren in ſolcher Stimmung! Und dennoch konnte ſie es nicht laſſen, das Inſtrument zu öffnen und ganz leiſe ein militäriſches Signal anzuſchlagen: „habt ihr noch nicht lang' genug geſchlafen?“ ſummte ſie dazu und lächelte, das hatte ſie ja neulich Leutnant Stephan gelehrt. Mit einem tiefen Seufzer ließ ſie ſich auf den Klavierſeſſel nieder und, wie es kam, wußte ſie ſelbſt nicht, aber ſie ſpielte. Das klang wundervoll! Dann ſprang ſie auf, holte ſich ihre Noten aus dem Koffer und begann ein Nokturno von Chopin zu ſpielen — wie das paßte zu ihrer Stimmung, zu dem Nebeltage da draußen. Sie hörte gar nicht, daß ſich hinter ihr leiſe die Thür öffnete und gewahrte die alte Dienerin erſt, als dieſe beſcheiden die Hand auf ihre Schulter legte. Käthe ſah überraſcht empor und ſchaute in das ſonderbar blaſſe, ernſte Antlitz der Frau Salome.

„Ich wollte Sie bitten, liebes Fräulein, heute nicht zu ſpielen,“ ſagte ſie. „Das „heute“ war ſo wunderbar betont, daß Käthe raſch aufſprang: „O, gewiß! Iſt das gnädige Fräulein kränker?“ — „Nein, o nein,“ erwiderte Salome, „aber ſie iſt eben wieder nach Hauſe gekommen, und ſehr traurig.“

„Fräulein von Herbendorf war ausgegangen?“ rief Käthe in heller Verwunderung. „Um Gottes willen, ich denke, ſie iſt krank?“

„Iſt ſie auch, liebes Fräulein,“ beſtätigte die alte Frau, „aber ich glaube, ſie wäre gegangen, und wenn ſie auch noch viel kränker war; ſie hat an einem Sterbebette geſtanden, vorhin — um zehn Uhr ſind der Freiherr von Ebersleben eingeſchlafen. Er wollte das gnädige Fräulein noch einmal ſehen; ich habe ſie ſelbſt hinüber geleitet in der Nacht,“ fuhr Salome fort, und machte mit der Hand eine Bewegung zu den Fenſtern nach dem Hauſe drüben, „ein kurzer Weg nur, aber — — das gnädige Fräulein iſt ſehr angegriffen; ſie wünſchen niemand zu ſehen und laſſen Sie bitten, Fräulein Treesberg, ihr deshalb nicht zu zürnen. Sie — —“ der alte Mund verſtummte plötzlich.

„O mein Gott! Es iſt wohl ein naher Verwandter?“ fragte Käthe teilnehmend.

„Nein — das heißt, ich weiß es nicht,“ erwiderte Salome ausweichend. „Wenn Sie irgend etwas wünſchen, liebes Fräulein, ich bitte — die vorletzte Thür im Korridor führt in mein Zimmer; ich bin jeden Augenblick bereit; jetzt — ich möchte zu ihr, ſie iſt arg mitgenommen durch den Todesfall.“

„War denn der Herr noch jung?“ fragte Käthe, als die alte Frau noch immer ſtehen blieb.

„O, doch nicht, Fräulein Treesberg — älter wie ſie, wie die Gnädige. Aber —“

„Sie verkehrten wohl viel mit einander? Waren wohl Jugendfreunde?“ forſchte das junge Mädchen mitleidig.

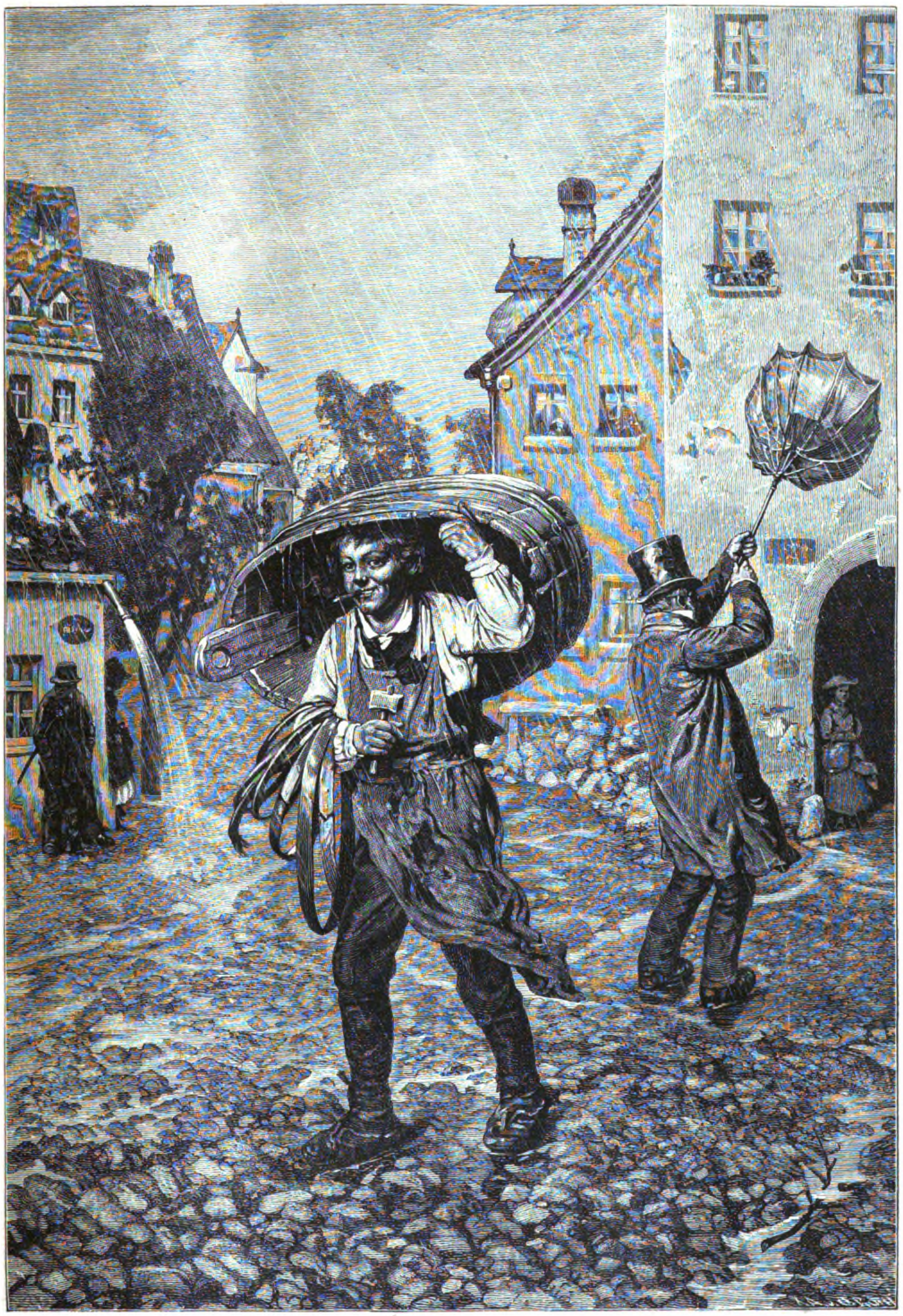
„Nein, ſie verkehrten nicht; nur der Herr Baron ſchickten jeden Tag ſeinen Diener und ließen ſich erkundigen, jeden Tag, ſo lange ich denken kann, das heißt, ſo lange ich ſchon hier bin; jeden Tag zu derſelben Stunde, und das ſind vierzig Jahre! — Geſehen haben ſich die Herrſchaften, ſo viel ich weiß, nie, und die Gnädige ſprach nie von ihm. Aber heute nacht, als der Diener erſchien und ſie im Namen ſeines Herrn bat, zu kommen, ward ſie ſo ſeltſam blaß und ſtill, und jetzt liegt ſie ſo ruhig in den Kiſſen und antwortet mir auf keine Frage, daß mir angſt wurde. Fräulein, es thut mir leid, daß Sie gerade jetzt kommen mußten, hoffentlich geht der Zuſtand bald vorüber.“ —

„Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, liebe Frau Salome —“ ſagte Käthe herzlich.

„Ich danke, Fräulein Treesberg. Sein Sie nur nicht böſe, daß es grad' ſo iſt, wie es iſt, und entſchuldigen Sie mich jetzt. Vielleicht ſchauen Sie einmal den Park an — ich gehe auch ſchon ab und zu und ſehe nach bei Ihnen.“

Sie ging eilends und Käthe ſchlich ſich wieder in ihr Zimmer und ſtarrte durchs Fenſter nach den Schloßdächern hinüber. Eine gelbſchwarze Fahne wehte jetzt halbmaſt über den Bäumen. Dort drüben lag alſo der Tote, dem das Fräulein Pate die Augen zugedrückt, um deswillen ſie ſo ſtumm und blaß geworden! In welchen Beziehungen mochten jene beiden alten Leute zu einander geſtanden haben? Käthe grübelte nach, ſie grübelte über das uralte, ewige Rätſel des Menſchenherzens, und in ihrer lebhaften Phantaſie ſpann ſie einen ganzen Roman um dieſe beiden alten Herrenhäuſer.

Sie ergriff endlich ein Tuch; ſie wollte ſich das Schloß drüben näher anſehen, denn der Nebel verhüllte es mehr und mehr. Sie ſchlich ſich den Korridor entlang durch das totenſtille Haus die Treppe hinunter, zur Thür hinaus. Kein Lüftchen regte ſich, es war ſo ein ſtiller naßkalter Novembertag; eine breite Kaſtanienallee ſchien direkt auf das Gebäude zuzuführen.



Nur immer praktiſch.

Gemalt von H. Kotſchenreiter.

Langſam ſchritt das junge Mädchen weiter, der grobe Kies knirſchte unter ihrem Tritt; hie und da taumelte ein letztes gelbes Blatt zur Erde, und vor ihr ging mit heiſerem Geſchrei ein Schwarm Krähen auf, bald dem Auge entſchwindend im Nebelmeer.

Am Ende der Allee wölbte ſich eine Brücke über einen raſchen Gebirgsbach, aber vor dieſer Brücke ſtarrte eine maſſive Pforte mit eiſernen Spitzen, und zum Überfluß ſagte noch eine Tafel „L'entrée est défendue!“ — Jenſeits lag das Herrenhaus der Ebersleber; das Waſſer bildete hier wohl die Grenze der Gärten.

Der alte Sandſteinbau mit dem runden Treppenturm war lange nicht ſo groß, als es Käthe vorhin geſchienen hatte; einſt vielleicht ein Jagdſchlößchen, mochte es durch Umbau erweitert ſein. Das plumpe Quadrat mit den nach allen Seiten vorſpringenden Erkertürmchen barg ſicher nur Platz für wenige Zimmer, aber von ihm erſtreckte ſich ein langer zweiſtöckiger Flügel in den Park hinein, offenbar viel neueren Urſprungs. Auf dem Raſenplatze vor dem Treppenturm mit der Eingangsthür ſtanden ein paar gußeiſerne alte Kanonen, und neben dieſen hockten drei bis vier Weiber, die eifrig Kränze wanden aus Buchsbaum und Cypreſſen; wohl zur Leichenfeier des verſtorbenen Herrn.

Käthe warf einen ſcheuen Blick auf das alte graue Haus; ein paar Fenſter nach dem Garten hinaus ſtanden weit geöffnet — da lag ſicher der Tote. Ein Grauen überkam ſie plötzlich, ſie wandte ſich raſch und ſchritt den Weg zurück. Wie lange würde es dauern, dann ſtanden auch in dieſem Hauſe zwei Fenſter geöffnet und Fräulein Pate lag dort oben kalt und ſtarr; Gott gebe, daß ſie dies hier nicht mehr zu erleben brauchte! — Wie gejagt floh ſie in ihr Zimmer zurück, riß eine Handarbeit aus dem Koffer und ſetzte ſich an den Kachelofen, den Rücken möglichſt gegen das Fenſter. Aber was half die Arbeit? Als ob ſich Gedanken durch eine Tapiſſerie feſſeln laſſen!

(Fortſetzung folgt.)

Das Od-Rätſel.

Von Julius Stinde.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Es war im Jahre 1845, als den wiſſenſchaftlichen und unwiſſenſchaftlichen Kreiſen die überraſchende Nachricht von der Entdeckung einer neuen, unbekannten oder wenigſtens überſehenen Naturkraft gemacht wurde, die ihr Entdecker, der 1869 verſtorbene Freiherr Karl v. Reichenbach, ein ausgezeichneter Chemiker, der das Paraffin und das Kreoſot auffand, mit dem Namen „Od“ belegte.

Das Od ſollte eine eigentümliche, ſich an die Elektrizität, den Magnetismus, Licht und Wärme anſchließende Kraft ſein, die höchſt merkwürdige Erſcheinungen bewirkte, welche jedoch ſämtlich die ſeltſame Eigenſchaft hatten, daß ihr Entdecker ſelbſt ſie mit ſeinen Sinnen nicht wahrzunehmen im ſtande war. Reichenbach ſah die Phänomene nicht, welche das Od hervorbrachte, trotzdem aber veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen über die geheimnisvolle Kraft und es ſchloſſen ſich ihm einzelne Gelehrte von unantaſtbarem Rufe an, ſeine Entdeckung zu beſtätigen. Andere Gelehrte, von ebenſo unzweifelhaften Rufe verwarfen jedoch die ganze Od-Lehre, die ſchließlich in argen Mißkredit geriet und ſogar jeden, der ſie zu verteidigen ſuchte, anrüchig machte, denn auch in naturwiſſenſchaftlichen Dingen gibt es Dogmen und Ketzereien wie auf anderen Gebieten.

Während Elektrizität, Magnetismus, Licht und Wärme durch die Sinne normaler Menſchen wahrgenommen, oder denſelben durch geeignete Vorkehrungen wahrnehmbar gemacht werden können, wirken die ſogenannten odiſchen Erſcheinungen nur unter eigentümlichen Umſtänden auf das Nervenſyſtem des Menſchen und zwar auf das Gefühl, auf den Geſchmack und in einzelnen Fällen auf das Geſicht. Die Wirkungen des Od werden nur von Senſitiven, das heißt von odempfindlichen Menſchen wahrgenommen. Da Reichenbach ſelbſt nicht hochſenſitiv war, ſo entgingen die wichtigſten Odphänomene ſeiner eigenen Beobachtung und er mußte ſich auf die Ausſagen der Senſitiven verlaſſen.

Das hervorragendſte Odphänomen iſt das Leuchten eines Magneten im Dunkeln. Der gewöhnliche Menſch kann die Pole eines Magneten in einem verfinſterten Zimmer nicht wahrnehmen, der Senſitive erblickt jedoch an denſelben eine Lichtausſtrömung, welche einer elektriſchen Entladung in verdünnter Luft gleicht. Seit der Veröffentlichung von Reichenbachs Arbeiten über das Od wurden von maßgebenden Beobachtern zahlreiche Verſuche gemacht, dieſen Lichtrauch über den Polen der Magnete zu ſehen, aber meiſtens ohne Erfolg, und wo Erfolge gemeldet wurden, ergab die genaue Unterſuchung hinterher gar oft, daß beſondere Vorſichtsmaßregeln gegen die Wirkungen der Einbildung und des Zufalles, ſo wie namentlich gegen Betrug unterlaſſen waren. Der Umſtand ferner, daß die Männer der Wiſſenſchaft, welche das Od zu erforſchen, zu meſſen, zu kontrollieren trachteten, ſich auf die Ausſagen der Senſitiven verlaſſen mußten, denen oft die Wiſſenſchaft mehr als gleichgültig war, trug dazu bei, der Odlehre mehr Gegner als Anhänger zu verſchaffen und ſo kam es, daß das Od faſt in Vergeſſenheit geriet. Die jüngere Generation von heute wird ſich kaum entſinnen, den bloßen Namen gehört zu haben.

Ein Verteidiger des Od war damals der ausgezeichnete Botaniker Prof. Endlicher in Wien, welcher in vollkommen normalem Geſundheitszuſtande an den Polen eines Elektromagneten Flammen von vierzig Zoll Höhe in flackernder Bewegung mit reichem Farbenſpiel und in einen leuchtenden Rauch endigend, ſah, der ſich bis zur Zimmerdecke erhob: — die ſogenannte odiſche Lohe. Ähnliche Beobachtungen wurden von Dr. Gregory, Dr. Aſhburner, Mr Rutter u. a. in England gemacht. Auch Berzelius und Liebig waren anfangs von der Exiſtenz der neuen Urkraft überzeugt, aber trotzdem behielt Prof. Fechner in Leipzig recht mit ſeinem Urteil, daß nämlich die letzten Tage der Odlehre mit den letzten Tagen ihres Urhebers zuſammengefallen ſeien, wenn auch einiges daraus wieder aufleben könne, da das von Reichenbach als Od bezeichnete Prinzip wohl nicht ganz ohne Grund ſei. Hauptſächlich waren es die Spiritiſten, welche die Odlehre von Zeit zu Zeit wieder hervorſuchten, um Unerklärliches mit Unerklärlichem zu erklären.

Es wäre zu ſeltſam geweſen, wenn die Männer der Wiſſenſchaft, welche auf der Seite Reichenbachs ſtanden, dem Od als Opfer der Täuſchung und des Selbſtbetrugs gefallen wären, während ſie auf den übrigen wiſſenſchaftlichen Gebieten Hervorragendes leiſteten und deshalb erſcheint es vollkommen gerechtfertigt, daß neuzeitlich die Odunterſuchungen wieder aufgenommen worden ſind. Dieſe Unterſuchungen ſind mit dem günſtigſten Erfolge gekrönt geweſen, denn nach den Berichten des „Phil. Mag.“ iſt es Herrn W. F. Barett in Weſtminſter gelungen, im Verein mit anderen Gelehrten an zwei Od-Senſitiven die Beobachtungen Reichenbachs unter allen nur denkbaren Vorſichtsmaßregeln zu wiederholen, und feſtzuſtellen, daß in der That ſich über den magnetiſchen Polen ein Lichtphänomen zeigt, das nur von gewiſſen Perſonen wahrgenommen wird.

Die beiden Senſitiven, welche zu den Experimenten dienten, waren ein Herr G. A. Smith und ein Bäckerknabe Ferdinand Wells. Beide wurden in ein dunkles Zimmer geführt, in welchem ſich ein großer Elektromagnet befand. Zunächſt wurde ihnen gar nicht mitgeteilt, was ſie zu ſehen hätten, ſondern ſie ſollten nur genau ſagen, ob ſie in der Dunkelheit etwas bemerkten, und, wenn dies der Fall, wie und wo.

Einige Zeit, nachdem ſie in die Dunkelkammer getreten waren, ſahen ſie nichts, obgleich der Elektromagnet während dieſer Zeit ſehr oft durch Schließen des galvaniſchen Stromes außerhalb des Zimmers magnetiſch erregt wurde. Nach dem Verlauf einer halben Stunde erklärte erſt der Knabe Wells und bald darauf auch Herr Smith, daß ſie einen ſchwach ſichtbaren Nebel im Zimmer bemerkten. Als ſie gefragt wurden, wo dieſer Nebel erſcheine, taſteten beide direkt nach den Polen des Elektromagneten, als dem Sitze der Leuchtkraft. Der Nordpol war heller als der Südpol. Die Lichterſcheinung wurde als ein wogender Lichtkegel beſchrieben, deſſen breite Grundfläche die Magnetpole bildeten. Der Hauch des Mundes war imſtande den Schimmer abzulenken, nicht aber ihn auszulöſchen. Auch wurde derſelbe nicht aufgehalten, wenn man ein Stück Samt oder ein Brettchen flach über den Magnetpol ſchob; beide erklärten aber, daß es plötzlich finſter würde, ſobald man dieſe Körper zwiſchen das Auge des Senſitiven und den Magneten hielt. Ward der Strom unterbrochen, dann riefen beide Beobachter gleichzeitig aus, daß das Licht verſchwunden ſei.

Der Strom wurde nun in unregelmäßigen Intervallen geſchloſſen und unterbrochen, ohne daß die im Dunkelraum befindlichen Senſitiven den Zeitpunkt wiſſen konnten. Jedesmal aber, wenn der Magnet erregt wurde rief Herr Smith: „Jetzt ſehe ich es“ und wenn der Strom unterbrochen wurde rief er: „Jetzt iſt es weg.“ Der Knabe Wells ſchien die Lichterſcheinung lebhafter wahrzunehmen als Herr Smith, und häufig rief er bei einer Stromunterbrechung aus: „Ach, ihr verderbt es.“

Wells ſah den Lichtſchimmer auch an permanenten Hufeiſenmagneten. Wurde ein ſolcher Magnet im Dunkelzimmer mit der Hand auf- und abbewegt, ruhig gehalten oder im Kreiſe geſchwungen, ſo gab Wells ſtets die Lage und die Bewegung des Magneten an. Er konnte alſo im Stockfinſtern die magnetiſche Ausſtrömung ſehen, oder wie es wiſſenſchaftlich heißt: für ihn beſaß das magnetiſche Feld Leuchtkraft.

Das wichtigſte odiſche Experiment Reichenbachs, die Wahrnehmung des Magnetismus als Lichterſcheinung, iſt nunmehr nach langer Zeit wieder mit Erfolg wiederholt worden und zwar unter gleichzeitiger Anwendung der neueſten Hilfsmittel zur Vermeidung von Täuſchung und Betrug. Es iſt nachgewieſen, daß in unſerer Atmoſphäre, unmittelbar über den Polen eines Magneten eine eigentümliche, unerklärte Leuchtkraft erregt wird, die der Phosphoreszenz gleicht und nur von beſonders veranlagten Perſonen wahrgenommen werden kann.

Die nächſte Aufgabe wird daher die ſein, ſo viele Perſonen wie möglich zu unterſuchen, die jenes Leuchten des magnetiſchen Feldes zu ſehen im ſtande ſind, um heraus zu finden, auf welchen Eigentümlichkeiten des Sehapparates, auf welcher Beſchaffenheit des menſchlichen Organismus dieſe Fähigkeit beruht.

Wir wiſſen, daß es Lichtſchwingungen gibt, die unſer Auge unter gewöhnlichen Umſtänden nicht wahrnimmt. Dort, wo im Spektrum das Violett aufhört, ſieht das Auge kein Licht mehr, obgleich lichtempfindliches, photographiſches Papier gerade an dieſer Stelle das Vorhandenſein von Licht erkennen läßt. Wird das helle Spektrum abgeblendet, ſo erſcheint das ſogenannte Ultraviolett nach Helmholtz in ſchwachem lavendelgrauem Schimmer, hält man aber ein mit ſchwefelſaurem Chinin getränktes Stück Papier an dieſe Stelle des Spektrums, ſo leuchtet das Ultraviolett in ſchönem Hellblau.

Es iſt daher weiter zu unterſuchen, ob es Mittel gibt, welche das Licht des magnetiſchen Feldes auch anderen Perſonen als den Senſitiven ſichtbar machen, wie das Chinin die ultravioletten Strahlen verdeutlicht. Sollte das unmöglich ſein, ſo wird man prüfen, ob das Licht des Magneten ausreicht, um auf die photographiſchen Trockenplatten einzuwirken, welche man neuerdings herſtellt und die von einer ſo hohen Lichtempfindlichkeit ſind, wie ſolche zur Zeit Reichenbachs nicht gekannt war, deſſen photographiſche Prüfungen des Od nur Reſultate von zweifelhaftem Werte zutage förderten.

Wie dem auch ſei, ſobald wir uns nur an das vorhandene Material halten, ſo iſt noch keineswegs bewieſen, daß die nur von Senſitiven wahrgenommene Lichterſcheinung über den Polen der Magneten in der That von Od oder Odkraft herrühre. Wir haben neuzeitlich erfahren, daß Kraft in Elektrizität und dieſe in Magnetismus, daß Magnetismus in Elektrizität und dieſe wiederum in Licht und Wärme verwandelt werden kann. Wärme, Licht, Magnetismus, Elektrizität ſind dem heutigen Phyſiker nichts als verſchiedene Erſcheinungen der Bewegung. Es liegt daher nahe, anzunehmen, daß das Leuchten des magnetiſchen Feldes auch eine Form der Bewegung ſei, in welche ſich ein kleiner Teil der magnetiſchen Bewegung umwandelt. Das wäre durchaus nicht rätſelhaft, wenn jeder normale Menſch dieſe Erſcheinung ſähe. Daß ſie aber nur von beſonders veranlagten Perſonen geſehen wird, das iſt rätſelhaft.

Vielleicht aber nicht rätſelhafter, als die Farbenblindheit, welche im hypnotiſchen Zuſtande bei Normalſichtigen auftritt und die von Farbenblinden ſo lange weicht, als dieſelben ſich in der Hypnoſe befinden, während welcher dieſelben die Farben eben ſo gut unterſcheiden wie andere Menſchen mit abſolut richtig ſehenden Augen.

Die Senſitiven Reichenbachs ſahen aber noch ganz andere Dinge, als die leuchtenden Magnetpole. Reichenbach hatte in den Fenſterladen ſeiner Dunkelkammer ein handgroßes, viereckiges Stück Kupferblech lichtdicht eingefügt. Schien die Sonne von außen darauf, ſo erſchien es den in der Finſternis ſitzenden Senſitiven wie hellrot glühend. Öffnete man die kupferne Klappe, ſo fiel der Sonnenſchein auf eine Tiſchplatte und bildete dort eine beleuchtete Stelle. Reichenbach hielt die Platte geſchloſſen und brachte einen Senſitiven, der nichts von allen dieſen Vorkehrungen wußte, an den Tiſch. Ehe ſeine Sehkraft ſich zu entwickeln anfing, ließ Reichenbach ihn mit der Hand auf dem Tiſche — natürlich im Finſtern — hin und her ſuchen, ob er keine Stelle finde, die auf ſein Gefühl wirke. Nach kurzem Suchen hatte der Senſitive einen Fleck entdeckt, von dem er angab, daß er kälter ſei als der übrige Tiſch. Reichenbach bedeckte die Hand des Senſitiven mit der ſeinigen, damit ſie unverrückt liegen bleibe und öffnete die Kupferplatte. Die jetzt eindringenden Sonnenſtrahlen fielen ausſchließlich auf ſeine Hand. Durch die Kupferplatte, welche die Lichtſtrahlen abhielt, waren andere Strahlen ungehindert durchgegangen und von dem Senſitiven empfunden. Es waren, wie Reichenbach meinte, die Strahlen des Od, welche ebenſo durch Kupfer hindurchgehen wie Lichtſtrahlen durch Glas. Am nächſten Tage wartete Reichenbach, bis der Senſitive nach etwa einer Stunde Aufenthalt im Dunkelzimmer „ſehfähig“ geworden war und führte ihn wieder an den Tiſch, auf dem der Senſitive einen viereckigen, bläulichen Fleck ſah. Reichenbach ließ ſeine Hand von dem Senſitiven, da er ſelbſt nichts zu ſehen vermochte, ſo auf den Fleck legen, daß ſie denſelben bedeckte und öffnete die Kupferklappe. Die Hand allein wurde von dem eindringenden Sonnenlichte beſchienen, die übrige Tiſchfläche blieb in dunklem Schatten. Es war alſo auch odiſches Licht durch das Metall gedrungen.

So ſehr dieſe beiden Experimente für das Od ſprechen, ſind ſie dennoch nicht beweiſend, denn die erſtaunlichen Erſcheinungen der Radiophanie, welche ohne Od vor ſich gehen, dürfen ebenfalls Anſpruch auf Seltſamkeit machen. Wird nämlich ein Lichtſtrahl von einem Spiegel in das Ohr und zwar auf das Trommelfell geworfen, ſo nimmt das Gehör nichts Außergewöhnliches wahr. Wird aber in den Lichtſtrahl eine drehbare, mit durchlöchertem ſchwarzen Papier beklebte Glasſcheibe eingeſchaltet, ſo daß durch das Drehen derſelben der Lichtſtrahl, je nach der Anzahl der Löcher und der Schnelligkeit der Rotation mehr oder minder häufig unterbrochen wird, ſo hört das Ohr einen Ton. Hält man vor das Ohr eine völlig undurchſichtige dünne Scheibe von Hartgummi, ſo wird der Ton trotzdem gehört, als wenn die Lichtſtrahlen durch die ſchwarze Platte gegangen wären.

Man hat nun unterſucht, welche Strahlen des Spektrums die deutlichſten Töne erzeugen, und fand, daß nicht nur die roten Lichtſtrahlen die kräftigſten Töne geben, ſondern daß dieſe noch von Lichtſtrahlen übertroffen werden, die das Auge für gewöhnlich nicht wahrnimmt und die, weil ſie jenſeits des Rot liegen, als Ultrarot bezeichnet werden. Die unſichtbaren Strahlen jenſeit des Violett wirken auf die photographiſche Platte ein, die unſichtbaren Strahlen jenſeits des Rot wirken, ſobald ſie raſch unterbrochen werden, auf das Gehör ein. Wir wiſſen daher, daß es Lichtſtrahlen gibt, für welche das normale menſchliche Auge nicht empfänglich iſt.

Genau genommen, können wir dieſe Strahlen, welche ſich wie das Licht verhalten und dennoch für unſer Auge kein Licht ſind, nicht ebenſo nennen wie die Ätherſchwingungen, welche von der Netzhaut unſeres Auges als Licht empfunden werden. Deshalb bezeichnet man dieſelben auch als unſichtbare, ſtrahlende

Energie. — Energie iſt der moderne Ausdruck für das, was früher in der Phyſik Kraft genannt wurde und bedeutet die Fähigkeit eines Körpers, Arbeit zu leiſten. Die unſichtbaren Strahlen leiſten in der That Arbeit, indem ſie einen chemiſchen Prozeß ausführen — die Zerſetzung der photographiſch-chemiſchen Verbindungen — oder indem ſie Schallwellen — Töne — erzeugen.

Es laſſen ſich daher manche dem Od zugeſchriebene Erſcheinungen durch unſichtbare Energie erklären, welche im Ultrarot ſich unverkennbar als Bewegungen darſtellen, die den Übergang von den Licht- zu den Wärmeſchwingungen bilden. Nur iſt vorläufig noch unverſtändlich, woher es kommt, daß für einzelne Perſonen die unſichtbare Energie ſichtbar wird, nachdem ſie hinreichend lange Zeit in einem dunklen Raume verweilten. Reichenbachs Senſitive mußten oft über eine Stunde im Dunkeln warten, ehe ſie die ſogenannten Oderſcheinungen ſehen konnten und ebenfalls erblickten Smith und der Knabe Wells die Lichtwolken über den Polen des Magneten erſt nach halbſtündigem Aufenthalte in dem Dunkelzimmer.

Wer iſt nun ſenſitiv und wer nicht?

Nach Reichenbach ſoll die Zahl der Senſitiven ein Drittel aller Menſchen betragen, jedoch gibt es viele Abſtufungen der Senſivität, die auch bei ein und demſelben Individuum je nach den Umſtänden wechſelt.

Als eines der leichteſten und einfachſten Merkmale der Senſivität hat Reichenbach die Luſt und Unluſt erkannt, welche gewiſſe Farben vielen Menſchen machen und zwar Abneigung gegen Gelb und daneben eine Vorliebe für Blau. Wenn man ferner bei etwas gedämpftem Lichte eine Hand den Augen gegenüber in gewohnter Sehweite hält und die Fingerſpitzen gegen einen dunklen Hintergrund betrachtet, ſo ſoll ein Senſitiver bei ſcharfem Zuſehen über der Spitze eines jeden Fingers eine zarte, farbloſe, luftige Strömung gewahren, die einige Linien aufwärts zeigt und ſich dann nach Süden neigt.

Magnetpole, Kriſtallſpitzen, die Fingerſpitzen anderer Menſchen erregen bei dem Senſitiven Empfindungen von angenehmer Kühle oder widriger Lauheit, auch Ziehen in den Gliedern und Ameiſenlaufen, wenn dieſelben mit jenen Gegenſtänden in einiger Entfernung geſtrichen werden. Legt man — nach Reichenbach — auf die Fingerſpitze eines Hochſenſitiven eine Viſitenkarte derart, daß ſie darauf balanciert, ſo fängt das Kartenblatt nach kurzer Zeit an, ſich ruckweiſe, nach einwärts, dem Körper entgegen, zu drehen. An vier Ecken des Blattes entſtrömen — dem Senſitiven ſichtbar — die vorhin erwähnten odiſchen Luftbewegungen, die odiſche Lohe, an den Fingerſpitzen. Ein ähnliches Experiment läßt ſich mit jedem Menſchen auf dem Iſolierſchemel machen; ein mit der Hand gehaltenes Flugrädchen dreht ſich, ſobald der Menſch mit Elektrizität geladen wird und im Dunkeln ſieht jedermann den Radſpitzen leuchtende Büſchel entſtrömen.

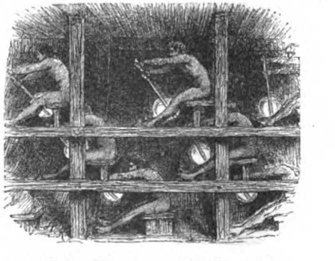
Reichenbachs Senſitive haben aber noch merkwürdigere Erſcheinungen wahrgenommen. Sie ſahen verweſende Subſtanzen, wie faulendes Holz leuchten und über friſchen Gräbern helle leuchtende Geſtalten ſchweben, alſo veritable Geſpenſter, und über Sümpfen Irrlichter. Auch ſahen ſie den Schatten von Menſchen leuchtend durch die Wand, auf den er fiel und helle Lohe auf den Häuptern Senſitiver.

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, wie großen Anteil die Phantaſie, ſubjektive Lichterſcheinungen, welche durch Augenreizung entſtehen, und andere der Beobachtung entzogene Urſachen an dieſen und ähnlichen odiſchen Phänomenen gehabt haben, und gerade deshalb wäre es wünſchenswert, daß die Unterſuchungen Reichenbachs mit Berückſichtigung der neueren verbeſſerten Methoden und Hilfsmittel der Forſchung wieder aufgenommen würden. Vielleicht erhalten dann mancherlei Überlieferungen und eine Reihe im Volksglauben reger Vorſtellungen befriedigende Erklärungen, indem ihr Zuſammenhang mit den übrigen Naturerſcheinungen nachgewieſen wird. Die leuchtenden Hörner des Moſes, das Licht, welches nach Plinius „die Häupter der Menſchen umleuchtet zu großer Vorbedeutung,“ der Heiligenſchein, den die Künſtler wohl nicht als bloßes Symbol der Verklärung anbrachten, dürften ebenſowohl mit dieſen bis jetzt nur von den ſogenannten Senſitiven wahrgenommenen, durch eine eigenartige Form der Energie hervorgebrachten Phänomenen zuſammenhängen, wie die von wahrheitsliebenden Menſchen verſicherten Geſpenſter- und Irrlichterſcheinungen. Es könnte ja möglich ſein, daß Perſonen verweſenden Körpern leuchtende Wolken entſteigen ſahen, wie Prof. Endlicher, Unger, Dr. Gregory und neuzeitlich Smith und Wells die leuchtenden Wolken über den Polen des Magneten erblickten, die anderen Menſchen auch nicht ſichtbar ſind. Kirchhofsgeſpenſter und Irrlichter würden dann nicht mehr als Hirngeſpinſte verworfen, ſondern als natürliche Vorgänge gedeutet werden. Der Umſtand, daß dieſelben nur von eigen veranlagten Perſonen geſehen wurden, mag die Urſache ſein, weshalb ihre Exiſtenz überhaupt geleugnet wird. Jeder Volksglaube hat einen Kern, jeder Sage liegt eine oft nur zu ſehr verſchleierte Thatſache zu Grunde wie den meiſten Märchen altmythologiſche Vorſtellungen; es wäre daher die Löſung des Odrätſels auch von kulturhiſtoriſcher Bedeutung, da dieſelbe die Entſtehung mancher vom Volke ungemein zähe feſtgehaltener Traditionen erklären würde, die auf magiſche und wunderbare, unerklärliche Vorgänge Bezug haben.

Schon aus alter Zeit berichtet Euſebius in ſeiner Geſchichte Jeſu, daß der König Abgarus von Edeſſa einen Brief an Chriſtum ſchrieb, ihn um Heilung von einer Krankheit anflehend. Nach der Himmelfahrt wurde Thaddäus an Abgarus geſendet. Bei deſſen Ankunft waren die Großen des Hofes ſchon verſammelt, und als der Apoſtel eintrat, ſah Abgarus auf dem Antlitz des Thaddäus ein helles Licht hervorſtrahlen, das jedoch die anderen Anweſenden nicht ſahen. Es iſt dieſe Legende um ſo bemerkenswerter, als in derſelben von einer Lichterſcheinung berichtet wird, die nur einem einzigen und zwar einem Kranken ſichtbar war. Kranke, nervöſe Perſonen ſind nach Reichenbach odſenſitiver als geſunde.

Dem aufgeklärten Verſtande erſcheint die Legende als fromme Dichtung, über deren Einzelheiten der Forſcher zur Tagesordnung hinweggeht; ganz anders aber geſtaltet ſich die Überlieferung, wenn man bedenkt, daß neuerdings Smith und Wells auch Lichterſcheinungen ſahen, die anderen unſichtbar blieben. — Gar manche Rätſel aus früherer Zeit ſowohl, wie aus der Gegenwart harren der Löſung; zugleich mit dem Odrätſel werden auch ſie möglicherweiſe gelöſt.

Was wird man von den Schiffen der Seeſchlacht bei Salamis finden?



Die Ruderbänke einer griechiſchen Triere.
Rekonſtruktion.

Das überaus rege Intereſſe, welches Neu-Griechenland mehr und mehr an der Erforſchung des altgriechiſchen Lebens nimmt, hat im Wetteifer mit den Beſtrebungen der Gelehrten anderer Länder, zumal der deutſchen, bereits ſehr ſchöne Früchte gezeitigt. Die Ausgrabungen, die an den alten Kulturſtätten vorgenommen wurden, haben vielfach die Vorſtellungen, welche die Gelehrten ſich auf dem Wege ſorgfältigſter Studien in den Schriftdenkmälern bildeten, berichtigt oder doch vertieft, unſere Kenntnis vom Leben des klaſſiſchen Altertums iſt durch die Anſchauung ungemein bereichert worden.

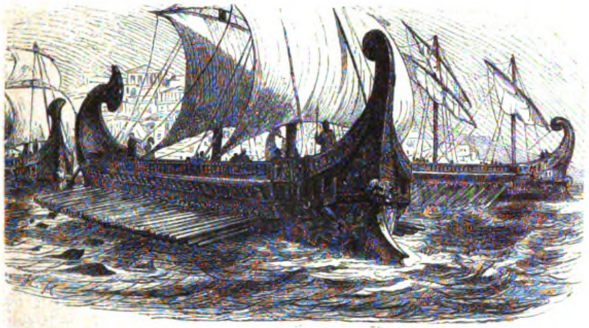
Gegenwärtig wird nun ein Unternehmen geplant, das möglicherweiſe zu höchſt erfreulichen Reſultaten führen kann. Es iſt bekannt, eine wie konſervierende Wirkung das Waſſer auf Holz, falls dasſelbe nur mit der Luft in keinerlei Berührung kommt, ausübt. Dasſelbe nimmt unter dieſer Vorausſetzung im Laufe der Jahrhunderte eine ſchwarze Farbe an und wird ſo hart, daß man es nur mit ganz beſonderen Inſtrumenten bearbeiten kann. In dem Muſeum in Mainz ſehen wir noch heute wohlerhalten Pfähle, die von der Rheinbrücke des

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Druſus herrühren und Se. Majeſtät der Kaiſer hat erſt dieſer Tage dem Hohenzollernmuſeum einen Stock überwieſen, der aus einem für dieſe Brücke gefällten Baume kunſtvoll gearbeitet iſt.

Mit Rückſicht auf dieſe erhaltende Eigenſchaft des Waſſers nun hat die archäologiſche Geſellſchaft in Athen den Plan gefaßt, auf dem Meeresgrunde des Golfes von Salamis nach Überbleibſeln der Flotten zu ſuchen, die hier am 20. September 480 vor unſerer Zeitrechnung einander die Schlacht lieferten, die in erſter Reihe über Beſtehen oder Untergang der griechiſchen Kultur entſchied.

Der Verlauf dieſer Schlacht iſt bekannt. Nachdem Athen von den Perſern eingenommen und verbrannt war, beruhte die Hoffnung Griechenlands auf der Flotte, denn die Befeſtigungen des Iſthmus hätten, ſobald die Perſer das Meer beherrſchten, auch nicht einmal den Peloponnes retten können. Immerhin war es natürlich, daß die Bewohner dieſer Halbinſel ſich in dieſer Beziehung Illuſionen hingaben und nur ungern alles auf einen Wurf ſetzten. Anders die Athener, die hier buchſtäblich den Kampf ums Daſein führten.



Griechiſche Triere unter Segeln und Rudern.

Durch die vor nichts zurückſchreckende Energie des Themiſtokles wurden ſchließlich alle griechiſchen Geſchwader zum Schlagen gezwungen. Am Morgen des Schlachttages hatten die Jonier und Karer den öſtlichen Ausgang zwiſchen dem Eiland Salamis und dem feſten Lande beſetzt, die Ägypter, Kyprer und Kilikier hielten nach Eleuſis hin, im Weſten bildeten die Phöniker eine feſte Mauer. Das Meeresgeſtade beſetzte das perſiſche Landheer. Die Griechen waren von allen Seiten eingeſchloſſen und mußten kämpfen oder ſich ergeben.

In der Schlacht fochten etwa dreihundertachtzig griechiſche Schiffe gegen mehr als doppelt ſo viele perſiſche, im ganzen waren alſo mehr als tauſend Schiffe im Gefecht, von denen gegen zweihundert perſiſche, gegen vierzig griechiſche ihren Untergang fanden.

Von der Konſtruktion dieſer Schiffe geben unſere Abbildungen eine deutliche Anſchauung. Die Kriegsſchiffe der Alten wurden in der Schlacht ausſchließlich durch Ruder bewegt und ihre Aufgabe beſtand weſentlich darin, den feindlichen Schiffen mit dem Sporen, den ſie an der Spitze führten. die Seiten einzurennen. Dem entſprechend waren dieſe Schiffe lang und ſchmal. Das Verhältnis der Breite zur Länge betrug 1:10, während es ſich heute höchſtens wie 1:6½ berechnet. Anderſeits war der Schnabel (Embolos, rostrum) überaus ſtark konſtruiert und mit einer dreizackigen Spitze von Metall verſehen. Über ihm befand ſich das Sinnbild des Schiffes. Der hochaufſteigende Bug war überhaupt reich verziert. Vorder- und Hinterteil waren gleich ſpitz.

Zur Zeit der Schlacht bei Salamis waren faſt nur Dreiruderer im Gebrauch. Die Fünfruderer ꝛc. kamen erſt ſpäter auf. Wie die drei Ruderreihen übereinander angebracht waren, zeigt unſere Abbildung. Da die Schiffswände ſtark ausgebuchtet waren, ſo wurden die oberen Ruder nicht allzu lang, doch ließen ſich auch ſehr lange Ruder bequem handhaben, wenn ſie zweckmäßig konſtruiert waren. Der Takt wurde den Ruderern von dem dazu beſtimmten Manne mit der Flöte angegeben, doch erforderte ein ſolches Ineinandergreifen immerhin große Übung. War dieſe vorhanden, ſo ließ ſich für die langen ſchmalen Fahrzeuge große Geſchwindigkeit erreichen.

Von größter Bedeutung war natürlich der Steuermann, der vom Hinterteil aus durch zwei große Schaufelräder dem Schiffe die Richtung gab.

Auf dem Deck hielt die Kriegsmannſchaft und entſandte von da aus Pfeile und Wurfſpeere.

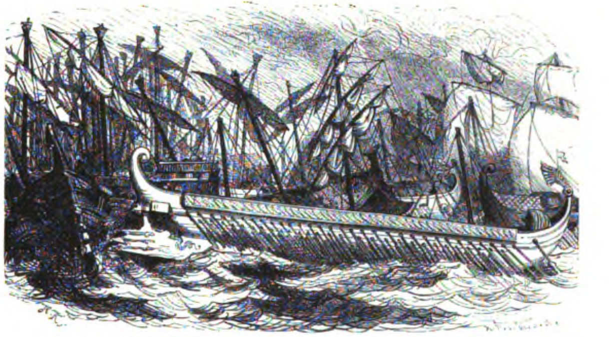
Als in der Schlacht bei Salamis Ameinias dem Admiralſchiff von Xerxes' Bruder die Seite eingerannt hatte, ſprangen die Perſer auf das griechiſche Schiff und es entſtand nun an Bord desſelben ein erbitterter Kampf Mann gegen Mann. Eben damals rannte das Schiff der Artemiſia, um die ſie verfolgenden Griechen irre zu leiten, das Schiff eines Kariſchen Bundesgenoſſen in den Grund. Kein Mann rettete ſich.

Vielfach beſtand die Praxis darin, daß man zuerſt mit dem Schiffsſchnabel die Ruder des feindlichen Schiffes zerbrach und es dadurch unbeweglich machte. Dann erſt wurde der entſcheidende Stoß geführt, der nun natürlich zum Ziele führen mußte.

So manches Schiff ging damals — leck geworden, auf den Grund. Das eigene Gewicht ließ es dann in der ſtillen, wenig bewegten Bucht tiefer und tiefer in den Sand verſinken, bis dieſer es ganz bedeckte. Hier kann es ſich ſehr wohl bis auf unſere Tage erhalten haben.

Aber ſelbſt wenn das Holz der Zeit erlegen ſein ſollte, ſo muß der Boden des Meeres doch noch unzählige Rüſtungen, Schwerter ꝛc. bergen, die an jenem Tage zugleich mit den Männern, die ſie führten, vom Meere verſchlungen wurden. Als nach der Schlacht bei Platää die Griechen die im perſiſchen Lager eroberte Beute muſterten, betrachteten ſie voll Staunen die Koſtbarkeiten, welche die Feinde mit ſich ins Lager genommen hatten. Es war eben von jeher Art der Orientalen, die Üppigkeit ihres täglichen Lebens auch im Feldlager beizubehalten. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die Aſiaten auch auf den Schiffen dieſer Gewohnheit getreu blieben und daß z. B. mit dem Schiffe, das den Bruder des Königs trug, auch königliche Schätze untergingen.

Die Bucht von Salamis iſt verhältnismäßig flach, das Waſſer wenig bewegt. So läßt ſich wohl denken, daß die Nachforſchungen mit Erfolg betrieben und zahlreiche Zeugen jener blutigen und bedeutungsvollen Schlacht zutage gefördert werden, deren Verlauf jedem Europäer ſo vertraut iſt, als wenn die eigenen Vorfahren an ihr teilgenommen hätten. Und das mit Recht, denn die Griechen kämpften an jenem Tage auch für uns.



Triere im Rammen. Zeit der Schlacht bei Salamis.

Adonis auf Schlittſchuhen.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Erzählung von **Margarete von Bülow.**

(Fortſetzung.)

Einige Tage ſpäter traf es ſich, daß Albert mit Dora Parr allein war. Er fand ſie, als er von der Redaktion kam, im dunklen Zimmer am Fenſter ſitzen. Von draußen ſchien das Laternenlicht gegen die beſchlagenen Scheiben, ſo daß ſie rötlich glitzerten, und die Umriſſe der bewegungsloſen Geſtalt des Mädchens ſich dunkel und ſcharf abzeichneten.

Dora fragte heute nicht wie ſonſt nach dem, was ihn beſchäftigt hatte; ſie nickte eben nur mit dem Kopf, als er eintrat, und ſchien dann wieder in Träumerei zu verſinken.

„Ihre Gedanken ſind auf dem Eiſe, rat' ich recht?“ fragte er möglichſt unbefangen, trat zu ihr an das Fenſter und ſah ihr ſo aufmerkſam in das Geſicht, wie es die Dunkelheit erlauben wollte. — „Ich kann Ihnen die intereſſante Mitteilung machen, daß mein Freund Teul Ihren — Adonis kennt.“

„So? ſo?“ ſie ſah lebhaft auf.

„Er iſt der einzige Sohn eines Herrn, der in Häuſerbauten ſehr glücklich war und nun von ſeinen Renten lebt. Der junge Menſch ſelbſt hat die kräftigende Lebensluft der Arbeit wohl

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

niemals eingeatmet. — Mein Freund ſagt, er ſei im Grunde ein guter Junge, wenn auch etwas Schlafmütze.“

„Ja, er iſt gut,“ erwiderte ſie einigermaßen erregt; „ich ſah es neulich, als er ſich ſo freundlich mit den unbeſcheidenen Schulmädchen abgab. Er fuhr zu mir herüber und ſagte in der feinen ruhigen Sprechweiſe, die Ihr Freund ‚ſchlafmützig‘ zu nennen beliebt: ‚dieſe Kleinen ſind unermüdlich.‘ — Und gleich darauf war er wieder zum ſelben Spiel bereit. Sie liefen laut und lärmend hinter ihm her, und wenn ſie ihn zu halten meinten, glitt er ihnen unter den Händen fort. — Aber ich will nicht wieder von ihm reden,“ fuhr ſie traurig fort, „Sie haben keine Geduld und kein Verſtändnis mehr für mich.“

„Geduld, Dora? Viel, viel mehr, als Sie irgend meinen. Vertrauen Sie mir nur und reden Sie ſo offen, wie Sie es gewohnt ſind, Ihre Intereſſen werden mich niemals gleichgültig finden.“

„Dann, Albert, verſprechen Sie mir eins: kein Wort mehr gegen —“

„Ringolf? Gut, hier meine Hand.“

Seine Hand zitterte, als Dora ſie ergriff. „Iſt Ihnen kalt, Albert?“ fragte ſie freundlich; und wieder war's die alte Herzlichkeit im Ton, die ihm ſo unentbehrlich geworden.

Er hatte es ja vom erſten Tage an gewußt, daß ſie Freunde ſein würden — für eine kurze Zeit. Und nun kam, was er ebenfalls hätte wiſſen ſollen, ihr Herz zog hinaus aus dem freundlichen Familienkreis; war's nicht Thorheit zu denken, er würde es leichter tragen, wenn der Mann, dem es nachging, ihm würdiger erſchienen? — Der Schmerz wäre wohl derſelbe geweſen, aber er hätte es anſehen können, ohne Sorge um ſie.

Doch hielt er Wort und Dora wagte es wieder, ſich mit ihren vertraulichen Mitteilungen an ihn zu wenden.

Das anſpruchsvolle Mädchen war wie verwandelt, jedes Wort, das der Bewunderte an ſie richtete, bewahrte ſie auf wie einen Schatz, während Albert nicht umhin konnte, dieſe Goldkörner oft taktlos, bisweilen ſogar unhöflich zu finden. Einmal kam ſie früher als ſonſt und höchſt niedergeſchlagen vom Eiſe nach Hauſe: Adonis war nicht erſchienen.

Sie war ſo ganz das Bild der Schwermut, daß Frau Toorſen, um ſie zu zerſtreuen, ihr zuredete, einen Beſuch zu machen. „Es iſt doch ein verdorbener Tag,“ dachte Dora, machte ſich fertig und fuhr davon. Im Wagen lehnte ſie ſich mit geſchloſſenen Augen zurück, um nur wieder die ſchöne, ſchwebende Geſtalt vor ſich zu ſehen, nach der ſie ſich heute vergeblich umgeſchaut. Als ſie über den Hafenplatz fuhr, öffnete ſie zufällig die Augen und ſah hinaus. — Da! da ging er ja mit ſeinem Freunde! — Ohne zu wiſſen, was ſie that, klopfte ſie dem Kutſcher, öffnete die Thüre und ſprang hinaus, noch ehe das Pferd hielt. Im nächſten Augenblick ſtand ſie vor den beiden Herren.

Das unbemäntelte Erſtaunen, das ſich auf den Geſichtern der jungen Männer malte, gab ihr einigermaßen die Beſinnung zurück. Verwirrt, glutübergoſſen, murmelte ſie haſtig: „Sie wiſſen ſicherlich, ob die Bahn an der Rouſſeauinſel ſchon eröffnet iſt . . .“ Und Ringolf lächelte ein ganz klein wenig, während der Freund die verlegene Lage durch eine unnötig ausführliche Antwort zu beſſern ſuchte. Dora, vor deren Augen die Häuſer tanzten, hatte nervös den Handſchuh ausgezogen, in den Händen gedreht und dann in die Manteltaſche geſchoben — oder daneben, denn Ringolfs Freund bückte ſich raſch und hob etwas auf, das er heimlich in den Paletotärmel verſchwinden ließ.

„So werden wir wohl morgen das Vergnügen haben, Sie an der Rouſſeauinſel zu treffen?“ fragte er jetzt.

Dora ſchüttelte den Kopf. — „Ich — nein, — ich werde morgen nicht Schlittſchuh laufen.“ Und mit dem Ausſpruch dieſer ſelbſt auferlegten Buße eilte ſie davon.

„Sonderbar,“ ſagte Ringolf, als ſie einige Schritte weiter waren. Der Freund lächelte. „Du darfſt dir dieſe Sonderbarkeit immerhin gefallen laſſen. Ich habe zu deinem Heil über Fräulein Parr die nötigen Erkundigungen eingezogen und kann dir ſagen, daß das Glück dir hier eine ſogenannte ‚gute Partie‘ zuwirft. Ein halbes Dutzend armer Leutnants werden dir dafür ewigen Haß ſchwören. Zudem iſt ſie hübſch, klug, gebildet, hat gute Familienverbindungen — kurz, mein Liebchen, was willſt du noch mehr?“

„Aber ich habe noch niemals daran gedacht zu heiraten.“

„Dafür ſagt das Sprichwort: il y a un commencement à tout.“

„So meinſt du wirklich . . .?“

„Ja, ich meine wirklich, du ſollſt Ernſt machen. Solch eine gute Gelegenheit darf man nicht verpaſſen.“

Ringolf ſchwieg nachdenklich und der Freund fing nochmals an, die Sache durchzuſprechen. — „Du kannſt deinen Antrag recht hübſch faſſen, etwa ſo: ‚da es Ihnen ſo großes Vergnügen bereitet, mich anzuſehen, mein gnädiges Fräulein, erlaube ich mir, Ihnen die angenehme Möglichkeit zu eröffnen, dies Geſchäft dauernd fortzuſetzen.‘ Wäre das nicht fein geſagt? — Und nun Spaß beiſeite: hier iſt ihr Handſchuh, den du morgen vormittag mit einigen artigen Worten zurückbringen kannſt!“

„Wie du mich drängſt!“ ſagte Adonis mit einem leichten Seufzer und gelangweiltem Blick. „Aber allerdings, — man lebt ſo das Leben weiter, Taufe, Hochzeit, Begräbnis. Du wirſt doch bei letzterem nicht fehlen? Ich vermache dir in meinem Teſtament ſo viel, um die Auslagen zu decken.“

Und mit dieſem hervorgegähnten Scherz ging er auf ein anderes Geſprächsthema über.

Er war ſolch ein „guter“ Menſch, daß er ernſtlichem Zureden nicht widerſtehen konnte. Die Energie, die in ihm ſteckte, äußerte ſich ganz paſſiv in der zähen Beharrlichkeit, mit welcher er einige Lieblingsbeſchäftigungen betrieb. Sonſt hatte er es niemals nötig gehabt, gegen das Drängen des Lebens feſten Fuß zu faſſen.

Seine Art, ſich Dora zu nähern, war ſo kühl, daß die umgebende Geſellſchaft eher etwas davon gewahr wurde, als das Mädchen ſelbſt. Sie zeigte ſich höchlichſt überraſcht, als Vater Toorſen ihr eines Abends mit bedeutungsvollem Lächeln ſagte: „Wir werden wohl die Verlobung auch auf dem Eiſe feiern müſſen; wahrlich, eine Neigung mag heftig genug ſein, die auf ſolch kaltem Boden entflammt.“

Es ſchien unglaublich, aber alle Welt ſprach ganz ruhig von der Thatſache. Wie war es denn nur gekommen? Sie wußte genau, daß Adonis ihr nicht ein einziges Mal einen Blick von wirklichem Intereſſe geſchenkt hatte.

Jetzt, wenn er mit ihr ſprach, ſah ſie bisweilen forſchend in ſeine Augen — ſo blau, ſo unwandelbar gleichgültig. Er lief um ſie her, in Betrachtung ſeiner ſchönen Linien verſunken, und wenn ſie auf jede Frage dieſelbe Antwort bekommen: „Das? nein, damit beſchäftige ich mich nicht, es würde mich ennuyieren,“ ſo ſchwieg auch ſie. Sollte Adonis noch gar unterhaltend ſein? Es wäre zu viel verlangt. — „Laß den Schwan auf dem Waſſer,“ hatte Albert Toorſen geſagt; daran mußte ſie denken, als Ringolf ſie einmal zurückbegleitete. Der Überzieher verſteckte die elegante Geſtalt, ſein Gang hatte nichts vor dem anderer Leute voraus, im Gegenteil, er hielt ſich ſchlecht und ſchlenkerte mit den Armen; und Dora mußte ſich geſtehen, daß ſie ihn auf der Straße niemals würde beachtet haben.

Er fing an, in mattem Tone etwas zu erzählen, es ſchien ihr wie ein Schlaflied. Mit der Abſicht, ihn zu reizen, warf ſie einen Widerſpruch dazwiſchen; er ſtockte, ſchwieg einige Augenblicke und fuhr dann eben da fort und mit derſelben Stimme, wie er abgebrochen. Und doch hatte ſie in dieſem Geſicht einen Zug zu finden geglaubt, der ihr verriet, daß das Leben voll und heiß darin aufleuchten konnte. Und auf dieſen Augenblick hatte ſie geharrt, weggeworfen, was ihr bis dahin das liebſte geweſen, verleugnet, was Vernunft und klarer Sinn ihr längſt gelehrt; ſie wartete, wie die Wanderer auf der Höhe des Gebirges den Sonnenaufgang erwarten — ein trüber Tag ſchleicht herbei, der glänzende Augenblick kommt nicht.

„Ich kenne ein Märchen,“ ſagte ſie ihm, „dazu mir der Schluß fehlt: es iſt im Wald ein Glasberg, der die ſchönſten Schätze verborgen hält. Ein Wanderer irrte lange, um ihn zu ſuchen; nun ſteht er davor und kann doch nicht hinein, ſo ſehr er ſich darum bemüht. Wird der Berg ſich niemals öffnen oder nur ihm nicht, weil es nicht der Richtige iſt, der davor ſteht?“

Ringolf zuckte die Achſeln, nach einer Weile ſagte er, ohne den Kopf zu heben: „Ich würde an ſolchem Berge vorübergehen.“

Den folgenden Tag kam er, ſich bei Doras Vormund um ihre Hand zu bewerben. Er hatte den Freund gebeten, vor dem Hauſe zu warten.

„Einige Minuten, Beſter, ich hoffe, dieſe ennuyierende Sache ſoll bald überſtanden ſein.“

Er ſah heute ſehr gut aus, denn er hatte noch eine Stunde länger als ſonſt geſchlafen und ſich mit vieler Sorgfalt gekleidet. Herr Toorſen war ganz betroffen von des jungen Mannes eleganter Erſcheinung und ſicherem Auftreten. „Du weißt auch, wie ſchwer dein Beutel iſt, lieber Junge,“ dachte er im ſtillen.

Als Dora in des Vormunds Zimmer gerufen wurde, durchfuhr ſie ſolch ein heftiger Schreck, daß ſie kaum die äußere Faſſung bewahren konnte. War's nun wirklich Ernſt mit der Sache, die ihr ſelbſt noch dunkel vor der Seele lag?

Ja, da ſtand Adonis, und als ſie ihn ſah, übernahm ſie von neuem der Zauber ſeiner Perſönlichkeit und ſie ſuchte wieder in ſeinen Augen nach dem einen, lebendigen Blick, er aber ſchaute beharrlich zu Boden.

Sie waren allein.

„Ihr Herr Vormund läßt mich hoffen, daß Sie mein Anliegen nicht ungünſtig aufnehmen werden,“ ſagte er in höflichſtem Ton, — „darf ich . . .“

Er ſah plötzlich auf, als ob er von dem eigentümlichen Blick getroffen ſei, mit dem ſie ihn betrachtete, ſah ſie an, blinzelte, als habe die Sonne ihm die Augen verletzt und wandte den Kopf zur Seite.

„Darf ich alſo . . .“ er war entſchieden verlegen geworden.

Sie reichte ihm die Hand. — „Hier, — wenn es das iſt, was Sie haben wollen.“

„Danke,“ ſagte er und errötete leicht, dann, nach einer kleinen Pauſe: „Werden Sie morgen Schlittſchuh laufen?“

„Ich weiß es nicht; ich fühle mich ſo — müde, und es kommt doch nicht viel bei meinem Laufen heraus.“

„So dürfen Sie nicht reden,“ ſagte er, jetzt wieder ganz in ſeinem Fahrwaſſer. „Dieſe ſchönen Übungen müſſen Ihnen doch Freude machen, gleichviel, mit welchem Erfolg betrieben.“ Darüber fiel ihm der Freund ein, der unten wartete, und er verabſchiedete ſich, nachdem er ſich zu einem flüchtigen Handkuß aufgerafft hatte.

„Du kannſt gehen und Dora gratulieren, Albert,“ ſagte Herr Toorſen zu ſeinem Sohne. „Der junge Ringolf iſt eben dageweſen.“

„Und ſie hat ja geſagt?“ fragte Albert mit großen Augen.

„Nun, was ſonſt?“

In dieſem Augenblicke that Albert des Vaters Gelaſſenheit ſo weh, daß er ſich nicht im ſtande fühlte, ſie zu ertragen.

„Biſt du denn ſo ſicher, daß ſie mit dieſem blaſierten Nichtsthuer glücklich wird?“

„Na,“ ſagte der Alte etwas betroffen, „es ſoll doch ein netter anſtändiger Junge ſein . . . Und doch, du magſt recht haben, ich hätte mir die Sache eingehender überlegen ſollen. Jedenfalls iſt ſie unſinnig verliebt in ihn, das mußt du wiſſen.“

„Ja, ja, weiß ſchon!“ Damit warf Albert die Feder fort und ſprang auf.

„Wohin willſt du denn ſo im Sturme, Junge?“

„Nun eben gratulieren.“

Als Albert in Doras Zimmer trat, ſaß ſie am Tiſche, den Kopf in beide Hände geſtützt. Rings um das Geſicht hatte ſie mit den Fingern das dunkle Haar verwirrt und auseinander gezogen, ſo daß, als ſie jetzt aufſah, ihre Erſcheinung etwas eigentümlich Wildes an ſich hatte.

Toorſen blieb wenige Schritte von der Thüre entfernt ſtehen, ſo überraſchte ihn das Ausſehen der glücklichen Braut. Aber ſein Staunen wuchs, als ſie plötzlich aufſprang, ihm entgegeneilte und ihn ſtürmiſch mit beiden Armen umſchlang.

„Dora! Dora! Was machen Sie!“

Das Schluchzen, das ihre ganze Geſtalt erſchütterte, erſtickte ihre Stimme; ſie hob die thränenſtrömenden Augen wie hilfeſuchend zu ihm und verbarg dann wieder das Geſicht an ſeine Schulter.

Eine Weile ſtand er mit den widerſprechendſten Gefühlen, aber der Zorn über dies geſchwiſterliche Vertrauen, das ihm ſo Hartes zumutete, überwog.

„Ich bin doch nicht ganz Ihr Bruder, Dora!“ ſagte er.

Sie trat erſchreckt zurück. — „O, Albert, wie hart von Ihnen, das jetzt zu ſagen — jetzt, wo ich ſo einſam bin wie niemals noch zuvor. Haben Sie mich bis dahin verwöhnt, um mich zur böſen Stunde zu verlaſſen?“

Er hatte ſich abgewendet und trat zum Fenſter. Jedes dieſer weichen, klagenden Worte ging ihm ins Herz — wie gern hätte er ihr viel mehr gegeben, als ſie haben wollte — viel mehr. Er fühlte ſich nicht ſtark genug, den ſo lange bewahrten Ton der Freundſchaft aufrecht zu erhalten, wenn ſie ſelbſt ſich ſo leidenſchaftlich erregt zeigte. Und doch mußte er hören, was ſie quälte und wenn möglich helfen, ſo wie ſie es verlangte. Mit einem nervöſen, geſpannten Zug im Geſicht wandte er ſich ihr wieder zu — ſie ſtand mit gefalteten Händen noch mitten im Zimmer und bückte tief den Kopf.

„Sie reden eigentümlich — für eine Braut,“ ſagte er. „Ich kam her, um Ihnen meine Glückwünſche zu bringen und finde Sie in einer Aufregung, die mir völlig unverſtändlich iſt. Was kann Ihnen begegnet ſein — liebe Dora?“

Dieſe letzten Worte ſagte er mit dem Ton und Lächeln eines Menſchen, der, während ihm der Schmerz Thränen in die Augen drängt, gefaßt behauptet: es thut nicht weh.

Und als ſie immer noch ſtand, ohne ſich zu bewegen, trat er zu ihr und faßte zögernd ihre Hand.

„Wollten Sie nicht zu mir reden?“

„Ja, Albert, aber Sie waren ſo hart.“

„Verzeihen Sie mir und vergeſſen Sie es.“

„Es iſt mir ſo wirr im Kopfe — alles ſieht mich an, als ob ich ein großes Unrecht gethan hätte. Ihre Mutter, Albert, ſonſt die Güte ſelbſt, weicht mir aus, Sie . . .“

Er ſenkte den Blick. — „Ich war überraſcht — beſtürzt — denken Sie nicht mehr daran, Dora. Weiß der Himmel, Ihr Wohl iſt mir teurer als das meine!“

Und dann führte er ſie zum Sofa, ſetzte ſich daneben auf einen Stuhl und kreuzte die Arme vor ſich auf den Tiſch.

„Und nun ſprechen Sie ſich aus — rückhaltslos. Sie reden zu Ihrem beſten Freund.“ Und als ſie anſtatt zu antworten tief aufſeufzte, fuhr er fort: „Soll ich helfen? — Wohl. Der Mann, den Sie lieben, war hier, um Sie zu werben, und Sie ſagten freudig zu. Darauf veranlaßte ihn ſeine ruhige Natur, ſich mit zehn Küſſen zu begnügen ſtatt der zugedachten zwanzig — was Sie mit Recht als ſchweres Unglück empfinden . . .“

„Albert!!“

Jetzt wurde es ihm bewußt, daß er bitter und höhniſch geſprochen; ſo war's denn unmöglich, Faſſung zu behalten! — Ihr Ausruf zeigte ihm, daß er ſich verraten habe, und beſchämt verbarg er das Geſicht in den Armen. Doras Herz klopfte zum Zerſpringen. War's denn möglich? Er liebte ſie — er, dem ſie mit jeder Laune entgegen gekommen war, dem ſie ſo zuverſichtlich den Vertrauensplatz des Bruders eingeräumt — er, dem ſie ſich eben noch in die Arme geworfen hatte . . . Wahrlich, wenn ihm Schamröte ins Geſicht ſtieg, ihr nicht minder; haſtig ſtand ſie auf und verließ das Zimmer.

Es war, als ob in dem Hauſe keiner vor dem andern die Augen aufſchlagen könne. Dem Vater Toorſen lag des Sohnes Mahnung im Gemüt, er fürchtete, doch nicht ganz ſo ſorgfältig zu Wege gegangen zu ſein, wie es das Wohl des Mädchens verlangte, an dem er Vaterſtelle vertrat. Was nun kam, er mußte es als Schuld empfinden; und er ſcheute es, noch einmal in des Sohnes klugen Augen eine Anklage zu finden.

Seine Frau, die ihren Sohn weit über alles Geſchaffene ſtellte, hatte lange entdeckt, was Dora ihm war, und obſchon ſie urſprünglich das Mädchen lieb hatte, konnte ſie es ihr durchaus nicht verzeihen, daß ſie einen anderen ihm vorgezogen.

Albert und Dora aber waren ſo ſcheu wie Kater, denen man den Schnurrbart verſchnitten; hörte eins des andern Schritte, ſo konnte die Flucht gar nicht eilig genug betrieben werden. Ein wahres Glück ſchien es für alle Teile, daß Tochter und Schwiegerſohn zum Eſſen erſchienen und einige Abwechſelung in das krampfhafte Augenniederſchlagen brachten.

Aber auch die junge Frau machte ihre Betrachtungen über Doras eigentümliches Benehmen; jede Neckerei, jede Anſpielung auf die Eisleidenſchaft ſchien ihr wahrhaft peinlich und gewaltſam brachte ſie die wunderlichſten Themata in die Unterhaltung, nur um dem einen, nächſtliegenden zu entgehen. Am Nachmittag aber zog ſie ſich in ihr Zimmer zurück, wo ſie mit Kreide und Spiritus ſtundenlang ihre Schlittſchuhe putzte. Adonis hatte geſagt, das müſſe man ſelbſt machen.

Dora, während ſie rieb, ſtrebte eifrig danach, das Bild des Verlobten in ſeinem vollen Glanze vor ſich heraufzubeſchwören. Aber die ruhige Stimmung für die ſchöne, kalte Erſcheinung wollte ſich nicht einſtellen. Immer wieder ſchob ſich ein nervöſes, zerarbeitetes Geſicht dazwiſchen, daraus ein Paar gedrückte Augen mit einem einzigen gequälten Blick eine lange Geſchichte von ſtillem Liebesleid erzählten.

Indeſſen vereinigten ſich die Wetterpropheten dahin, durch die Zeitungen Tauwetter verkündigen zu laſſen, was einſtweilen „erhebliche Niederſchläge“ auf die Gemütsſtimmung der Eisläufer legte.

(Schluß folgt.)

Die Löſung unſerer Preisaufgabe für Lateiner.

In einer alten deutſchen Stadt ſteht ein altes Haus mit einer altersgrauen Inſchrift. Die lautet:

Solus Jova domus sit tutor fautor et autor
Viventes in ea paxque salusque beet.

Zu deutſch: Gott allein ſei des Hauſes Bauer, Schützer, Behüter,
Den darin Lebenden ſei Frieden und Heil beſchert.

Lieſt man nun diejenigen Buchſtaben, welche zugleich im Lateiniſchen Zahlen bedeuten als ſolche, lieſt man alſo:

soLVs IoVa DoMVs sIt tVtor, faVtor et aVtor
VIVentes In ea paXqVe saLVsqVe beet

ſo erhält man die Jahreszahl 1669, welche das Jahr angibt, in dem dieſes Haus entſtand.

Nachdem dieſer Spruch mehr als zweihundert Jahre hindurch von dem Thürgiebel des alten Hauſes herab den verſchiedenen Generationen wechſelnder Bewohner ſeinen Inhalt gepredigt hatte, kam ein Sohn des jetzigen Beſitzers in die Lage, ſich in einer anderen Stadt ein neues Haus zu erbauen und hegte den Wunſch, den Spruch des Vaterhauſes, entſprechend fortgeſetzt, über die Thür des eignen Daheim ſetzen zu können. Die Redaktion leiſtete gern die von einem alten Daheimfreunde begehrte Hilfe und ſo wurde in unſerer Nr. 11 die Hilfe der Lateiner unter unſeren Leſern erbeten, wobei indeſſen inſofern ein Fehler begangen wurde, als die x im paxque überſehen war. Dieſer Fehler wurde in Nr. 12 zurechtgeſtellt, die auf Grund der erſten, irrigen Angabe einlaufenden Löſungen aber ebenſo zur Prämiierung zugelaſſen wie die ſpäteren. Die Aufgabe lautete nun dahin, daß in den beiden neu zu ſchaffenden Verſen die Zahlenbuchſtaben insgeſamt 215 ergeben ſollten, damit ſo aus 1669 + 215 die Jahreszahl 1884 gewonnen würde.

Die Nummer war kaum im Publikum, als auch ſchon die Löſungen einzulaufen begannen. Jede Poſt brachte neue und wieder neue, die nicht ſelten von den Einſendern der früheren herrührten und nur eine verbeſſerte Auflage derſelben waren. Leider haben viele der Einſender nur ihren Namen, nicht aber ihren Stand genannt, immerhin läßt ſich eine nicht unintereſſante Statiſtik aufſtellen. In erſter Reihe erſcheint da die wackere Garde unſerer Geiſtlichen. Vierzig Mann ſtark rücken ſie an. Es will doch etwas ſagen, wenn vierzig Männer, die längſt den Schulſtaub abſchüttelten und ſeit langer Zeit ganz andere Dinge zu thun haben als kunſtvolle, lateiniſche Verſe zu ſchreiben, noch das Zeug dazu zu haben glauben, um einer ſolchen Aufgabe gerecht werden zu können! Und wo kamen ſie her, dieſe Briefe! Zum größten Teil aus ſtillen Bauerdörfern, fern ab von allen Zentren deutſcher Bildung. Hut ab vor dieſen Seelſorgern, die über den ſchweren, zeitraubenden Aufgaben des Tages die Freude an der Welt der Alten und ihrer Sprache nicht verloren haben. Wenn, wie wir weiter unten ſehen werden, der Preis ſchließlich doch anderen zufiel, ſo braucht das die geiſtlichen Einſender wahrlich nicht zu beſchämen. Vor dem Gymnaſialdirektor, vor dem Philologen von Fach tritt in dieſem Fall der Paſtor billig zurück.

Von Gymnaſialdirektoren reſp. Lehrern beteiligten ſich, ſo weit wir ſehen konnten, achtzehn an der Konkurrenz, außerdem je ein Realſchul- und Töchterſchuldirektor ſowie zwei Volksſchulrektoren.

Aus dem praktiſchen Leben ſchickten je ein Oberbergrat, Archivrat, Poſtbeamter und Rittergutsbeſitzer Löſungen ein.

Die Jugend hat ſich, wie zu erwarten war, zahlreich beteiligt. Dreiundzwanzig Studenten, ein Freiwilliger, ein Seminariſt und achtundzwanzig Gymnaſiaſten rangen um die Palme. Unter den letzteren waren alle Klaſſen von Oberprima bis Quarta einſchließlich vertreten.

Aber auch das weibliche Geſchlecht blieb nicht fern. Zwei junge Mädchen bewarben ſich gleichfalls um den Horaz und den Fauſt in würdigem Gewande.

Es iſt doch ein ſchöner Beweis von der in unſerem Volke herrſchenden Bildung, wenn ſich unter den Leſern eines **Familienblattes** 169 Perſonen finden, welche ſich bemühen eine ſolche Aufgabe, die doch immerhin keineswegs leicht iſt, zu löſen. Wenn 169 ſich an eine ſolche Aufgabe wagen, ſo muß die Zahl derjenigen, die ſich an ſie machen könnten, ungemein groß ſein, denn der Natur der Sache nach reizt dieſes Thema nur die zum Wettſtreit, welche an ſolchen Geiſtesübungen Gefallen finden.

Die 169 Einſender hatten ſich, wie wir bereits erwähnten, vielfach nicht damit begnügt nur eine Löſung einzuſchicken, ſo daß dem Preisgericht ſchließlich gegen 250 Löſungen vorlagen.

Das aus drei Leipziger Philologen beſtehende Preisgericht verfuhr nun ſo, daß es das Material in eine Anzahl Rubriken verteilte und zwar in die folgenden:

1. Beiträge, deren Verfaſſern das Metrum ganz unbekannt iſt	13
2. Beiträge, in denen grobe Verſtöße gegen die Proſodie vorkommen	44
3. Beiträge, in denen Fehler vorkommen, oder die wenigſtens ganz unelegant ſind	38
4. Metriſch korrekte Beiträge, die indeſſen doch zu Ausſtellungen Anlaß geben	52
5. Beiträge, die zur Konkurrenz der beſten zugelaſſen waren	12
6. Beiträge, unter denen die Entſcheidung zu fällen iſt . .	10

Unter den ſo geprüften Einſendungen wurde die folgende, als in erſter Reihe zu prämiieren bezeichnet:

ChrIstVs sIt tVa tVrrIs et arX nIL fortIVs Isto . .	186
qVI sI tVtor erIt tV qVoqVe tVtVs erIs	39
	225

Deutſch: Bei dem Herrn iſt Kraft und Stärke,
Er ſei deine Burg, dein Turm,
Schützt er dich und deine Werke,
Stehſt du feſt in Not und Sturm.

Dieſe Löſung war von Herrn Gymnaſialdirektor Dr. G. **Schmidt** in Halberſtadt eingeſandt.

Als gleichwertig bezeichnete das Preisgericht die ſpäter eingetroffene Löſung des Herrn Profeſſor **Bernhardt** in Erfurt. Dieſe lautet:

Corpore et Infosso terrIs aeVoqVe peraCto	212
aeterna patrIa nos habItare sInat	3
	215

Deutſch: Doch iſt der Leib mit Erde bedeckt, vollendet das Leben,
Dann ſei gnädig gewährt droben ein ewiges Heim.

Dieſe beiden Löſungen wurden mit je einem Horaz und einem Fauſt in der Ausgabe der Bücherfreunde prämiiert. Als die ihnen am nächſten kommenden Löſungen wurden die Einſendungen der Herren Dr. Wilsdorf in Zwickau und Thomas Hübbe in Schulpforta bezeichnet. Jedem wurde ein Horaz zur Erinnerung an dieſen Wettkampf überſandt.

Unter den Einſendungen ſei noch eine um ihres launigen Inhalts willen hierhergeſetzt. Sie kommt von Franz Jahn in Stettin und lautet:

Mich dünkt, daß Ihre Preisaufgabe
Zu löſen ich ein Vorrecht habe!
Die Sache iſt für mich nicht ſchwer.
Wenn ich des Hauſes Eigner wär'
So ſchrieb ich einfach noch ans Thor:
franCesCVs jahnVs et VXor.
Zwei C, ein X und V dreimal
Das gibt genau die richtge Zahl.
Das eine J macht mir nicht Not,
Weil es nicht I iſt, ſondern Jott.
So von Natur prädeſtiniert,
Erwart ich, daß man mich prämiiert.

Es bleibt uns noch übrig, allen freundlichen Einſendern herzlich zu danken, was hiermit geſchieht. Ebenſo den Herren Preisrichtern, welche eine große Arbeit aus Liebe zur Sache übernommen haben. Dem Erbauer des neuen Hauſes aber wünſchen wir von Herzen, daß auch an dieſem, wie an dem Mutterhauſe ſich allezeit bewähre der alte Spruch und ſeine neue Fortſetzung.

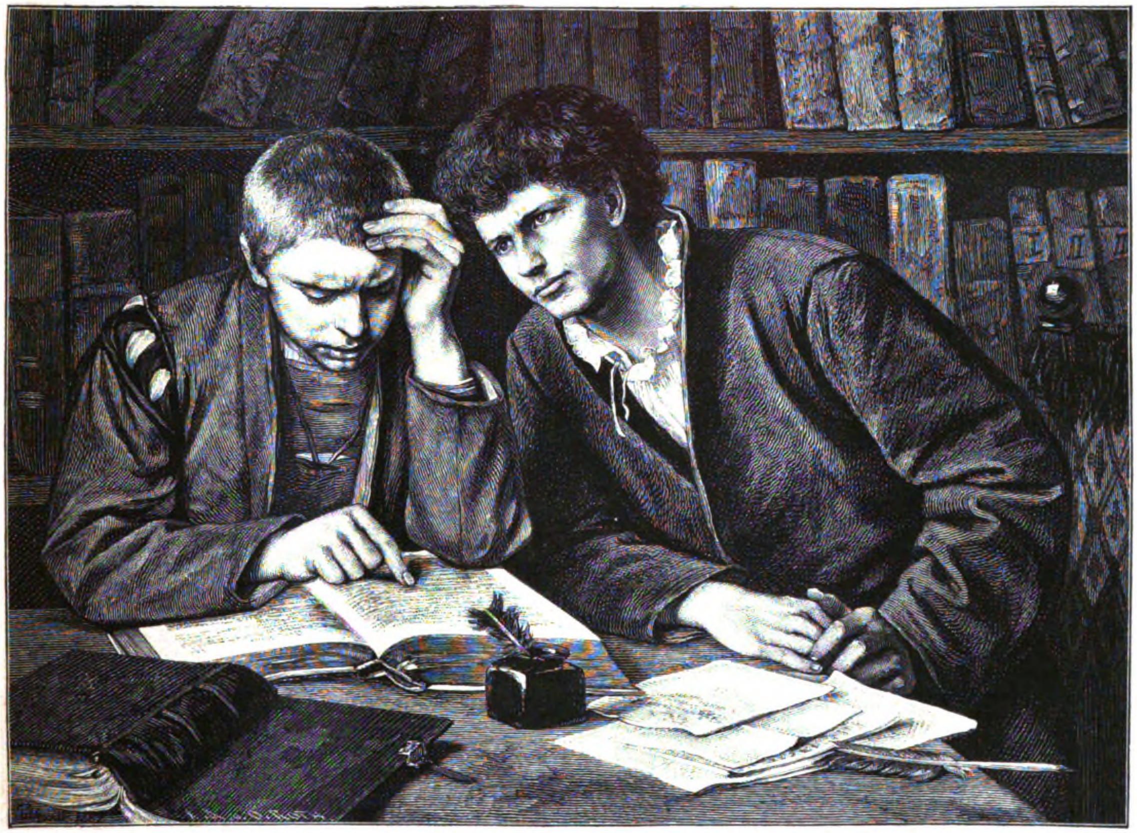
Die Redaktion.

Eine Cortesſitzung in Madrid.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Von **G. von Beaulieu.**

Es war an einem heißen Junimittage des vorigen Jahres, als ich in Madrid auf der Schattenſeite der calle de Alcalà entlang ging. Die Sonne lag ſeit einigen Tagen drückend und ſchwer auf der ſpaniſchen Hauptſtadt. Bis dahin hatte ich nur die ſcharfe windige Luft der Hochebene kennen gelernt, jene nervenprickelnde Luft, welche einſt den müden Karl V beſtimmte, allen hiſtoriſchen Städten ins Geſicht zu ſchlagen und das einſtige arabiſche Fort Majerit, welches ums Jahr 1000 noch ein Anhängſel von Toledo geweſen, zu ſeiner Hauptſtadt und Reſidenz zu erheben. Madrid machte ſeinem arabiſchen Namen Majerit, Windſtoß, alle Ehre, als ich es acht Tage zuvor verließ, um Toledo, ſeine einſtige Herrſcherin, jetzt eine tote prieſterregierte Felſenſtadt zu beſuchen — Toledo, das dem Altertumsfreunde, dem Kunſtforſcher, dem Dichter, dem Maler, jedem Menſchen, in dem auch nur ein Körnchen Poeſie ſteckt, die genußreichſten Stunden gewähren muß. Ich hatte höchſtens zwei Tage dort verweilen wollen, doch der alte intereſſante Ort hatte mich faſt eine Woche gefeſſelt und ich hätte gern noch Monate dort verweilt. Nun kehrte ich nach Madrid zurück, das ich bei regneriſch kühlem Wetter verlaſſen und fand einen Glutofen, eine erſchlaffende Temperatur. So war es mir denn ganz willkommen, daß die Hauptſtadt außer ihren Muſeen jetzt nicht viel bot und man Madrid am meiſten innerhalb der vier Wände ſeiner Kunſtſammlungen ſchätzte. Heute aber war ich ſammlungsmüde geworden und gedachte mir das parlamentariſche Leben des jungen konſtitutionellen Königreiches anzuſehen.



Kloſterſchüler. Gemalt von Ed. v. Gebhardt.

Von der Puerta del Sol, jenem Thore, das kein Thor iſt, ſondern ein hotel- und caféumgebener, belebter, eleganter Platz, von dieſer Puerta gehen berganſteigend die beiden Hauptſtraßen Madrids aus: die Calle Alcalà und die Carrera de San Geronimo. Beide führen, im ſpitzen Winkel auf die Puerta ſtoßend und ſich dann von einander entfernend, zur ſchönen Promenade del Prado und weiterhin zum Parke buen retiro, dem Tiergarten Madrids. In dem ſpitzen Dreieck, das dieſe beiden Lebensadern der Stadt bilden, liegen als wichtigſte Gebäude: el teatro de la zarzuela (komiſche Oper) und el congreso de los deputados (Abgeordnetenhaus). Sie liegen da Rücken an Rücken in friedlichſter Gemeinſchaft; wenn die Opernſaiſon aufhört, ſingt man in den Cortes ein anderes, ein politiſch garſtig Lied.

Der Sitz des eines Teiles der ſpaniſchen Cortes iſt ein hübſches Renaiſſancegebäude mit einem Ruſtikaerdgeſchoſſe und griechiſchem, auf korinthiſchen Säulen ruhenden Giebelvorbau. Die breiten Stufen einer Freitreppe führen zu dieſem hinan, auf den Treppenwangen halten koloſſale bronzene Löwen Wacht. So jung das Gebäude — es iſt 1842 begonnen — hat es doch ſchon ſeine Geſchichte. Statt der bronzenen Hüter ſtanden anfangs ſteinerne da, aber ſie verloren bei dem Aufſtande von 1854 durch eine Kanonenkugel buchſtäblich den Kopf und ſind ſeitdem durch widerſtandsfähigere metallene Ungeheuer erſetzt. Über ihnen, in der Giebelfront des Vorbaues, ragen die Geſtalten des Geſetzes, der Macht, der Gerechtigkeit empor und dieſe werden hoffentlich bei einer neuen Revolution — eine ſolche tritt im Süden ſo ſchnell, ſo unvermutet ein — den Kopf nicht verlieren.

Ich ſchritt, von der Gegend der Zarzuela kommend, um das Abgeordnetenhaus herum. Auf der Rückſeite ſah ich vor einer Thür, über der Entrada de la tribuna publica zu leſen war, eine Menge von Menſchen bis weit auf die Straße, in die Sonne hinaus, ſtehen. An der Thür war eine Tafel mit: Completa angebracht, aber ſowie ein Beſucher die Tribüne verließ, durfte ein Erſatzmann für ihn eintreten. Auf ſolche Chance warteten die Leute ſtundenlang, während ihnen die ſpaniſche Sonne auf das Haupt brannte. Wahrlich keine Kleinigkeit! Doch dieſe bewundernswerte Ausdauer galt keiner gewöhnlichen Sitzung, man erwartete heute eine Schlacht, ein Zuſammenklirren geharniſchter Worte, Ritterſpiele unſeres Zeitalters, bei denen kein Blut, ſondern nur Galle zu fließen pflegt.

„Werde ich Eingang finden? Es ſcheint heute ſehr voll zu ſein,“ ſagte ich zu dem liebenswürdigen Deutſchen, der mich begleitete. Er wohnt ſchon ſeit vielen Jahren in Madrid und nimmt dort, ſowohl unter ſeinen Landsleuten wie unter den Spaniern eine geachtete Stellung ein.

„Hoffen wir es,“ antwortete er. „Da Sie darauf beſtehen, heute abend abzureiſen, müſſen wir alle Hebel in Bewegung ſetzen.“

„Ich habe allerdings keine Zeit zu verlieren,“ gab ich lachend zur Antwort, „jetzt iſt es halb drei Uhr, um ſieben Uhr dreißig Minuten geht der Zug nach Escorial, meine Sachen ſind freilich gepackt, aber zum Mittageſſen um ſechs, ſpäteſtens halb ſieben Uhr, muß ich wieder zu Hauſe ſein.“

„Nun, hoffen wir auf Glück und laſſen Sie uns eilen. „Halt“ — wir waren auf die Stufen des Vorbaues gelangt — „ſehen Sie ſich um, das iſt der Finanzminiſter.“ (Das Miniſterium hat bekanntlich ſeitdem gewechſelt.)

Aus einem Wagen vor dem Portale ſtieg ein kleiner, weißköpfiger, ſehr engliſch ausſehender Herr. Ich äußerte etwas über dieſe Beobachtung zu meinem Begleiter.

„Sie haben recht,“ verſetzte er. „er ſieht nicht allein engliſch aus, er hegt auch lebhafte Sympathien für England.“

Wir waren indeſſen in ein großes, vor den Sonnenſtrahlen verdunkeltes Gemach zur Rechten der Eingangshalle gelangt. Herr X. hatte einige Worte auf ſeine Viſitenkarte geſchrieben und ſie einem befreundeten Deputierten geſchickt. Wir harrten, auf den Samtdivans des Vorzimmers ſitzend, geſpannt des Erfolges; mit uns viele andere, die Abgeordnete ſprechen wollten oder auf Billets warteten. Alle Augenblicke trat ein Diener auf die Schwelle der Thür, welche zum Allerheiligſten führte, rief den Namen eines der Wartenden auf, dieſer eilte ihm ungeduldig entgegen und empfing ſeine Antwort. Nachdem wir ein paarmal unwillkürlich von den Sitzen emporgefahren waren, kam auch die Reihe an uns.

„Wir haben ſie“ — hielt X. mir triumphierend eine Karte entgegen — „ich wußte es, wenn irgend einer es könnte, würde er es können.“

Nun eilten wir Treppen hinauf, Gänge entlang. Endlich öffnete uns ein Diener eine Thür.

„Wie iſt es möglich, hier durchzudringen?“ ſagte ich unwillkürlich auf deutſch. Rücken an Rücken, Kopf an Kopf, die hinteren Zuhörer ſtehend und über die vorderen gebogen, alle geſpannt nach unten blickend. Doch — ob man mir die Fremde gleich angeſehen oder meine leiſen deutſchen Worte vernommen — genug, es bildete ſich eine Gaſſe in den Rücken, indem jeder Tribünenbeſucher mir ſeine Geſtalt im Profil zuwandte, ja man ließ mich mit der den Spaniern eigenen Höflichkeit, die man nicht genug anerkennen kann, zur vorderſten Reihe durchgehen. Sie war zwar ſchon beſetzt, allein man drückte ſich zuſammen und machte ſich dünner, was bei der herrſchenden Hitze wahrlich keine Kleinigkeit war. Das Haus feſſelte nun meine ganze Aufmerkſamkeit.

Die Einrichtung desſelben iſt von der anderer Stätten konſtitutionellen Lebens wenig verſchieden. Ich ſehe amphitheatraliſch aufſteigende Sitzreihen, die auf eine Geradwand, den Platz des Präſidenten, auslaufen, über den Sitzreihen die Tribünen, über ihnen die Kuppel. Sie iſt durch ſäulenartige Streifen geteilt, an deren Fuß weibliche Figuren ſtehen, ihre Felder ſind mit Malereien geſchmückt. Alles Licht ſtrömt von den Fenſtern der Flachwand ein, die von Karyatiden getragen werden; über denſelben befindet ſich ein großes Fresko, in dem natürlich die allegoriſche Geſtalt der Gerechtigkeit eine hervorragende Rolle ſpielt. Gemalt und gemeißelt ſieht man ſie überall, aber in Wirklichkeit? . . . Doch eins haben die ſpaniſchen Cortes vor uns, vor anderen Nationen voraus. Auf erhöhter Eſtrade unter rotem Thronhimmel ſitzt der Präſident und hinter ihm ſtehen, wie aus einem alten Ritterſpiele, zwei prächtige Geſtalten in rotſamtner, goldverbrämter Heroldstracht, das Wappenſchild auf der Bruſt, ein rotgoldenes Barett mit langer weißer Straußenfeder über dem ſchwarzbärtigen ſtolzen Geſichte, eine Art Zepter in der Hand. Leben ſie oder ſind ſie von Stein, nur mit Kleidern angethan? Sie zucken nicht mit der Wimper, rühren kein Glied. Doch plötzlich nehmen ſie den ſchweren Stab, den ſie neben ſich auf den Boden geſtemmt hielten, auf und marſchieren ernſt und majeſtätiſch von dannen, zwei andere treten an ihre Stelle, ebenſo unbeweglich, ebenſo von der Wichtigkeit ihres Amtes und ihrer impoſanten Schönheit überzeugt. Dieſe Herolde erinnern an die prächtigen Garde du corps bei unſeren preußiſchen Hoffeſten, welche auch nie verfehlen, das Staunen der Ausländer zu erregen. Wenn dieſe hübſche Staffage wie ein Bild von Velasquez, wie ein lebendiges Stück Mittelalter erſchien, ſo hatte die Perſönlichkeit, hinter welcher ſie hütend und ſchützend ſtand, ein um ſo moderneres Gepräge. Präſident Herrera iſt ein ſchmächtiger Mann mit kahlem Haupte, weißem Nackenhaar und weißem Schnurr- und Backenbart. Er ſieht engliſch aus, durchaus nicht wie ein Spanier.

Denken wir uns auf ſeinen Sitz, ſo ordnen ſich die Parteien, von hier aus geſehen, in folgender Weiſe. Links die Konſervativen, ſodann die Republikaner, ferner die freiſinnig Monarchiſchen, endlich die Fuſioniſten. Im Gegenſatze zu den mit rotem Samte gepolſterten Sitzreihen der Deputierten zeigt die Miniſterbank blauen Samt, wird auch offiziell die blaue Bank genannt. Sie befindet ſich vor den Reihen der Fuſioniſten. Unterhalb der Präſidenteneſtrade ſteht der Stenographentiſch.

Sehen wir uns die Phyſiognomien der roten Bänke etwas genauer an. Welch ein Kontraſt! Auf den Tribünen kann kein Apfel zur Erde fallen, unten gähnende Leere im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Denn die wenigen Deputierten auf den roten Polſtern gähnen, ſpielen mit den Spazierſtöckchen und ſchenken den Ausführungen des Kriegsminiſters nur geringe Aufmerkſamkeit, Ausführungen, welche ſich hauptſächlich um eine Mehrbewilligung von möglichſt viel Peſatas (eine Peſata gleich achtzig Pfennig) für den Militäretat drehen. „Ich werde nichts verſchwenden,“ verſprach er, ich verlange nur das Unentbehrliche. — Ich komme mir wie eine Kaſſandra vor,“ ſagte er endlich ganz tragiſch. Das brachte einige Heiterkeit unter die von der erſchlaffenden Temperatur Leidenden.

Der Kriegsminiſter Señor Don Martinez Escampos war ein großer eleganter Herr mit grauem Knebelbart und intereſſanten dunklen Augen, allein er war ein ſchlechter Redner und die vielen Zahlen machten ſeine Rede nicht unterhaltender.

Mein Nachbar zur Linken, ein Spanier, mußte mir dieſe Meinung vom Geſichte abgeleſen haben, denn er flüſterte mir halb ſpaniſch, halb franzöſiſch zu: „Sie brauchen ihm nicht zuzuhören, er ſpricht ſchlecht, die Hauptſache kommt noch. Deshalb,“ nach unten deutend, „ſind die vielen Leute nicht hier. Später wird der Führer der Konſervativen reden und Sagaſta. Don Martinez iſt trotz ſeiner vielen Geſten tötlich langweilig. Er ſagt immer dasſelbe.“

So lautete die, mit vielen galliſchen Brocken geſpickte Anrede. Als gebildeter Spanier hätte er mit einem Fremden um die Welt nicht ſein mütterliches Idiom unvermiſcht geſprochen, wenn auch dieſer Fremde ſein gutes Spaniſch beſſer verſtände als ſein ſchlechtes Franzöſiſch. Oft habe ich bei ſolcher Gelegenheit Unkenntnis des Franzöſiſchen geheuchelt, um nur nicht an dem eigentümlich accentuierten Miſchmaſch herumraten zu müſſen; allein es machte dieſem Caballero augenſcheinlich ſehr viel Freude mit ſeiner Weisheit vor den anderen Tribüneninhabern zu glänzen und ſo ließ ich es mir gefallen, daß er meine ſpaniſchen Antworten — eine zarte Anſpielung — ſtets mit „mauvaisement françois“ belohnte. (Er verwechſelte ſtets Franz mit Franzöſiſch.)

„Sehen Sie lieber ſtatt deſſen die Tribünen an,“ fuhr er fort. „Wir ſitzen über den Konſervativen in der Tribüne der Deputierten. Neben uns iſt die der Journaliſten, ſehen Sie, wie ſie eifrig ſchreiben, es iſt eigentlich nichts zu ſchreiben. Die Tribüne gegenüber dem Präſidenten iſt die öffentliche Tribüne, pour le peuple,“ überſetzte er ſchnell. „Wie voll! Man wartet! Deshalb“ — von neuem nach unten deutend — „ſind wir alle nicht bei dieſer Hitze gekommen. Sehen Sie weiter. Da kommt die Tribüne der Señoras, pour ’dames,“ verbeſſerte er ſich haſtig, „und ſchließlich die der Diplomaten dort drüben.“

„Pour dames“ war ſehr beſetzt. Einige anmutige Madrileñas, das intereſſante Geſicht von ſchwarzer Spitzenmantilla umrahmt, andere mit extravaganten Hüten und wieder andere mit engem, ſchier bis zum Kinn reichenden Hundekollier und Schippſchützhüten. Dieſe letzteren konnten nur Engländerinnen oder Amerikanerinnen ſein.

Mir fiel eine Sitzung im römiſchen Parlamente ein, der ich beigewohnt, und was ich damals über die Beſtrebungen für Frauenarbeit gehört. Ich fragte meinen Spanier, ob hier auch Stimmrecht und politiſche Gleichberechtigung der Frauen angebahnt werde, ob man auch die Spanierinnen zu emanzipieren und erwerbsfähig zu machen ſuche. Ich wollte eigentlich nur eine Beſtätigung deſſen hören, was mir ſchon vielfach geſagt worden war und was ich ſelbſt beobachtet hatte.

„Kennen Sie nicht das Wort: Oro de Señora no vale en España (Frauengold gilt nicht in Spanien),“ ſagte er im Eifer ganz in ſeiner eigenen Sprache redend. „Frauen verdienen in Spanien kein Geld. Auch Ihnen wird leider die Unwiſſenheit unſerer Damen bekannt ſein. Wenn ſie Eindruck machen, ſo iſt es mehr durch das, was ihnen Mutter Natur gegeben, als durch das, was ihnen Pate Schule verliehen. Sie —“

„Sie wollten ſo freundlich ſein, mir etwas über die Parteien zu ſagen,“ ſuchte ich ihn wieder auf einen politiſcheren Schauplatz zu bringen.

„Parfaitement. Regardez! Voilà der erſte Chef der Konſervativen Señor Don Canovas de Caſtillo, dort der zweite Romero Robledo.“

Er wies auf einen großen blonden Herrn, der mit ſeiner breiten Bruſt und dem lichten Vollbarte ſo deutſch wie möglich ausſah.

„Wer iſt der Caballero, welcher etwas ſtutzermäßig daſitzt? Er trägt einen zierlichen ſchwarzen Schnurrbart, eine blaue, weiß getüpfelte Kravatte und ſpielt nachläſſig mit ſeinem Spazierſtöckchen.“

„O, das iſt ein Profeſſor der Univerſität Madrid, monarquique démocratique. Und jener dort iſt Monsieur Martos monarquique indépendent et démocratique, grand orateur, illustre avocat.“ Ich gebe die Parteibezeichnungen ohne Kommentar und buchſtäblich wieder. „Wie — der kleine ſchmächtige graue Mann iſt der berühmte Advokat?“

„Parfaitement. Da iſt ein Deputierter der Kolonien! Sie werden ihn an ſeinem Mangel an Haaren erkennen. Da iſt der Chef des Kabinetts, Señor Don Matteo Praxides Sagaſta!“

Neben dem eifrig geſtikulierenden Kriegsminiſter ſetzte ſich ſtill und ruhig ein unſcheinbarer kleiner häßlicher Mann auf das Polſter der blauen Bank. Ich bin jüngſt Tag für Tag an Voltaires Bronzeſtatue auf dem Square Oblonge des Pariſer quartier latin vorübergekommen, jeder Zug, jede Linie von Geſtalt und Antlitz des franzöſiſchen Philoſophen haftet noch in meiner Erinnerung. Und „Voltaire,“ rief ich, als ich Sagaſta ſah. Eine ſo frappante Ähnlichkeit iſt kaum dageweſen. Sie trat noch überraſchender hervor, als der Mann zu reden begann, trocken, mit ſchneidender Schärfe, mit verletzender Ironie, ohne ſich je zu erhitzen, ohne je den ſpöttiſch kalten Zug aus Mundwinkeln und Augen zu verlieren.

Nun füllten ſich die roten Bänke, ein Wortgefecht heißeſter Art begann, man meinte die ſtählernen Worte aufeinander klirren zu hören. Sagaſta griff eine konſervative Zeitung an, er ſagte, ſie habe fabulas indignas aus der Luft gegriffen. Der blonde Hüne Romero antwortete ihm leidenſchaftlich feurig. Das Tribünenpublikum war entzückt. „No es congreso, es mercado.“ „Das iſt kein Kongreß, das iſt ein Markt,“ ſagte ſogar ein Zuſchauer. Lebhafte Beifallszeichen begleiteten nun die Reden.

Auf dem Zifferblatte der großen Uhr unter der Tribuna publica ſchien jetzt der Zeiger ſchneller vorwärts zu rücken, es wurde fünf, halb ſechs, ſechs Uhr. Nun jagte er unnatürlich raſch weiter, ich ſah abwechſelnd bald auf die Uhr, bald auf Sagaſta. Um ſieben Uhr dreißig geht der Zug nach Escorial, ermahnte ich mich ſelbſt, deine Koffer ſind gepackt, du mußt fort.

Und doch wurde es mir ſchwer. Ich hatte Hitze, Menſchengewühl, Müdigkeit vergeſſen und hätte immerfort noch zuhören mögen. Um ſechs Uhr fünfundzwanzig richtete ich mich mit einem energiſchen Ruck auf. Ein paar Dutzend Beine ſetzten ſich nach dem koſtbaren leeren Platze in Bewegung; der Spalt, welcher ſich in der Menge gebildet, klaffte ſchnell hinter mir zu und ich trat erregt und heiß, als erwache ich aus einem Fiebertraume, auf die ſonnenhelle Straße. Fort zu dem düſteren Kloſter des Escorial! Seine bigotten Erbauer haben eine Szene, wie ich ſie eben erlebt, wohl ſelbſt in ihren viſionärſten Stunden nicht vorausgeahnt.

Am Familientiſche.

Ein „politiſch Lied“ aus Großvaters Zeiten.

Zu den Städten Deutſchlands, in welchen man einige Nachklänge der Pariſer Julirevolution von 1830 verſpürte, gehörte auch unſer altes Leipzig. Schon bei Gelegenheit der Jubelfeier der Überreichung der Augsburgiſchen Konfeſſion war es zu Unruhen gekommen, welche ſogar ein Menſchenleben, das des „Handlungsdieners“ Gottſchalch koſteten. Anfang September kam die ſeitdem immer mehr ſteigende Gärung zu einem neuen Ausbruch, äußerte ſich aber im allgemeinen ziemlich harmlos und die Menge begnügte ſich mit der Demolierung der Wohnung von drei beſonders mißliebigen Beamten. — Dieſe „Unglücklichen“ wie ſie der uns vorliegende pathetiſche Bericht mit Vorliebe nennt, kamen ſämtlich mit dem Schrecken davon und konnten ſich rechtzeitig „retten,“ es wurde dann ſchleunigſt eine aus Bürgern, Studenten ꝛc. beſtehende Stadtwache gebildet, auch Militär requiriert und ſo gelang es ſchnell die „berühmte, durch wirklichen Aufruhr bis dahin noch nie entehrte Stadt vor fernerem Unglück zu ſchützen“ vorzüglich als auch Infanterie eingerückt war, welches der Berichterſtatter „zur Beruhigung des Auslandes mit Vergnügen verſichern kann.“ Wie ſtark aber Angſt und Schrecken waren geht aus nachſtehendem köſtlichen Poem hervor, welches als Flugblatt erſchien und ſicherlich verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden.

„Die drey Schreckens Nächte der Stadt Leipzig des 2., 3. und 4. Septembers 1830.

Von einem alten achtzigjährigen Bürger beſchrieben in Verſen.
J. C. Seyfferth.

Anarchie, der giftge Wurm
Hatte Junge ausgebrütet
Brüllten laut wie Hagelſturm,
Hatten Nächte durch gewüthet,
Warfen ſich als Richter auf,
Hemmten der Geſetze Lauf.

Schrecklich war es anzuſehn,
Wie das Eigenthum zerſtöret,
Was man hier ſo nie geſehn,
Wurde in der Wut verheeret
Und zerſchlagen mit Gewalt,
Koſtbar, neu, gering und alt.

Doch der Hyder wurden bald
Ihre Köpfe abgehauen,
Der Magiſtrat, traf die Anſtalt
Thats der Bürgerſchaft vertrauen,
Daß die Stadt in großer Gefahr,
Wie ſie es wohl nie noch war.

Dieſer Aufruf würkte gleich
Wie ein magiſch Zaubermittel,
Jeder Bürger, arm und reich,
Wafnen ſich aus ihrem Mittel
Ohne allen Zeitverluſt,
Als Patriote in der Bruſt.

Kaufleut mit der Dienerſchaft
Blieben davon nicht zurücke,
Meiſter und Geſellenſchaft
Machten voll die große Lücke,
Und der freye Muſenſohn
Fand in dem Beruf ſein Lohn.

Rührend war ſie anzuſchaun
Die vermengte große Runde
Alle waren im Vertraun
Mit dem weißen Friedens Bunde;
Stand und Würde nicht beacht
Treu vereint und in Eintracht,

Traten ſie in Rotten ein,
Freudig gings zum patroullieren,
Ließen nichts zum Thore rein,
Was verdächtig war zu ſpüren,
Und die Stadt ward treu bewacht
Durch die Wachten in der Nacht.

Dabey war auch Cavallerie,
Die mit patrouillieren ritten,
Nachher kam auch Infanterie
Und rückt' ein in unſre Mitten
Alles iſt vereint dazu
Daß erhalten wird die Ruh.

Vater, dir ſey Preis und Dank
Dafür in den Himmelsthrone,
Lobt ihn euer Lebenlang
Samt dem Geiſte und dem Sohne,
Daß er uns ſo gnädig war
Rettete aus der Gefahr.“

R. W.

Eine päpſtliche Münze.

Aus der Regierungszeit Papſt Alexanders VII († 1667) exiſtiert eine den Wert von vier Scudi (16 Mark) repräſentierende Goldmünze herrlichen Gepräges, welche heute eine Zierde der Münzſammlungen bildet. Dieſelbe zeigt auf der Vorderſeite den Namen des Papſtes und das Wappen der Familie Chigi, der er angehörte. Die Kehrſeite zeigt eine geöffnete, mit Geldſäcken gefüllte Kiſte mit der Umſchrift „Haec autem, quae parasti, cujus erunt?“ (Wes wird es ſein,, das du bereitet haſt?) Es iſt dies der Schluß einer Stelle der heiligen Schrift (Luk. 12, 20) und ein glücklich gewähltes Wort, das einem „reichen Menſchen, des Feld wohl getragen hat“ (ibid. V. 16), ſtündlich zu denken geben kann.

R. F.

Unſere Bilder (auf S. 325 und 333.)

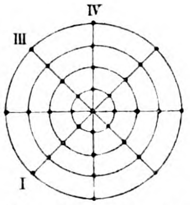
„Nur immer praktiſch!“ Wer ſich zu helfen weiß, kommt mit der Bütte, wenn es vom Himmel ſtrömt und der Sturm durch die Gaſſen ſauſt wie auf unſerem Bilde, weiter als mit dem Regenſchirm. Oh dieſe Schirme! Wenn man ſie am nötigſten hat, muß man ſie zuſammengeſchlagen in der Hand tragen oder der Wind krämpelt ſie um, daß man einen halben Luftballon in der Hand hält und zu dem Schaden noch den Spott hat. Das bringt er nun mit der Bütte nicht fertig und der Junge unter ihr hat ſeinerſeits gut lachen.

Vom Heiteren zum Ernſten, aus der vom Platzregen heimgeſuchten Gaſſe des heutigen kleinen Städtchens in die Studierzelle der Kloſterſchüler von Anno dazumal. Was für prächtige Köpfe führt uns Meiſter Gebhardt hier wieder vor. Welch eine Welt von ernſtem Bemühen ſpricht aus dieſen Geſichtern. Und wie ſchwer war es damals den Jünglingen, wirklich vorwärts zu kommen in der Wiſſenſchaft. Durch welch einen Wuſt von wertloſem Zeug mußten ſie ſich durcharbeiten, ehe ſie überhaupt an die lauteren Quellen derſelben kamen. Wie bitter hat Luther oft darüber geklagt, daß er einſt gezwungen wurde, ſo viel ſeiner beſten Kraft nutzlos zu vergeuden.

Um einen unſerer Kloſterſchüler iſt uns freilich nicht bange, denn wer aus ſolchen Augen blickt, wie er, bleibt nicht am Buchſtaben haften. Aber der andere? Wird er es herausbringen über den Kleinkram, der ſich als Wiſſenſchaft bläht? Wir wollen es hoffen.

In unſerer Spielecke.

1.



Erſetzt man die Punkte des obenſtehenden Kreiſes durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo erhält man 4 bekannte Wörter, welche den mittleren Buchſtaben gemeinſam haben und aus je neun Buchſtaben beſtehen.

Das erſte Wort iſt ein weiblicher Vorname, das zweite nennt eine der Hauptperſonen in einem Goetheſchen Drama, das dritte eine Stadt in Spanien, das vierte einen Vogel. — Die Anfangsbuchſtaben ergeben den Namen eines berühmten Bildhauers unſeres Jahrhunderts.

2. Arithmogriph.

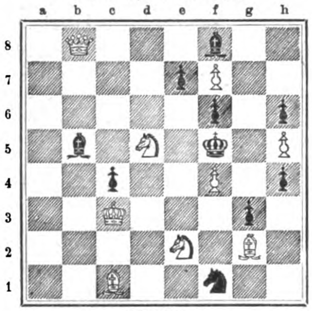
		1	2	1	2	3		
			4	1	5			
		6	2	7	8	7		
	9	2	5	10	11	3	8	
		2	12	1	7	4		
		12	13	14	15	3		
		16	7	15	3	1		
		2	8	8	2	12		
		17	3	1	1	3		
		15	7	2	14	2		
		14	16	2	3	18		
	3	19	8	1	2	8	3	
16	2	3	14	20	17	15	3	1

Erſetzt man die Zahlen der obenſtehenden Figur durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo ergeben die Anfangsbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, den Namen eines berühmten Malers, und die Endbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, den Namen eines beliebten Dichters unſeres Jahrhunderts. — Die einzelnen Wörter bezeichnen:

1. Eine Blume.
2. Eine Stadt in Deutſchland.
3. Eine Göttin der Römer.
4. Einen franzöſiſchen General bekannt aus dem Kriege von 70, 71.
5. Eine Stadt in Mähren.
6. Einen deutſchen Dichter.
7. Einen altteſtamentlichen Namen.
8. Ein bekanntes Eigenſchaftswort.
9. Eine Stadt in Hannover.
10. Eine der großen Antillen.
11. Eine Kraft.
12. Einen weiblichen Vornamen.
13. Einen berühmten Bildhauer.

Schachaufgabe

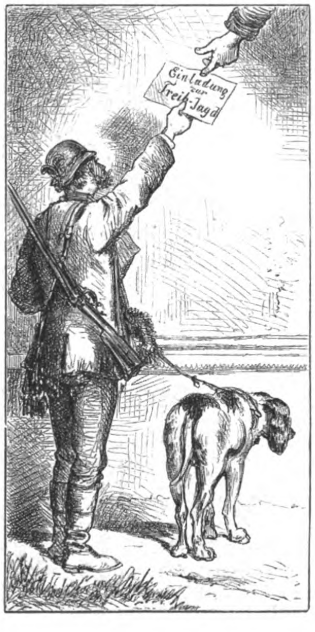
von Guſtav Morſch.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

(Auflöſung des Bilderrätſels in Nr. 20 und zugleich wieder Aufgabe.)

3. Dem größten Weltenüberwinder ſchreib' ein „du“ ins Herz
Und du haſt den größten Leidensüberwinder.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 20.

1. Kapſelrätſel.

(1)

eine Idealwelt = Neid; **wirklich als** = Hals; **keinem** Sinnenwahn = Ems.

(2)

Lorbe**er zeigen** = Erz; Selb**ſt in der** = Stinde.

(3)

ſic**h eine** = Heine.

(4)

Töne, Und = neun.

(5)

nur iſt = Uri.

2. Eisleben.

3. Dechiffrieraufgabe.

Schlüſſel.

1	ſtatt	a	p	ſtatt	h
g	„	b	3	„	i
f	„	c	b	„	k
h	„	d	d	„	l
2	„	e	c	„	m
y	„	f	ſ	„	n
z	„	g	4	„	o
t	ſtatt	p	q	ſtatt	w
k	„	q	w	„	x
v	„	r	6	„	y
l	„	ſ	r	„	z
n	„	t	7	„	ö
5	„	u	8	„	ä
m	„	v	9	„	ü

Auflöſung.

Der Schmied von Sedan.

Wer iſt's, der geſchmiedet den Eiſenring,
Die Feinde in Ketten zu bannen,
Im eiſernen Netze den Kaiſer fing
Mit hunderttauſend Mannen?
Von Preußenland gar wohl bekannt,
Held Wilhelm mit der Eiſenhand.
Er ſchlägt ſo kühn, daß Flammen ſprühn,
„Den Schmied von Sedan“ nennt man ihn!
Wo kommt ein Schmied im Schmieden ihm gleich,
Er ſchlug zuſammen ein Kaiſerreich!

Schachaufgabe.

1Se3—c4 b5—c4: oder b3—c2:
2Df3—c6: oder a3#

A.

1 . . . Ld4 zieht oder c6—c5
2Sc4—b2 oder b6#

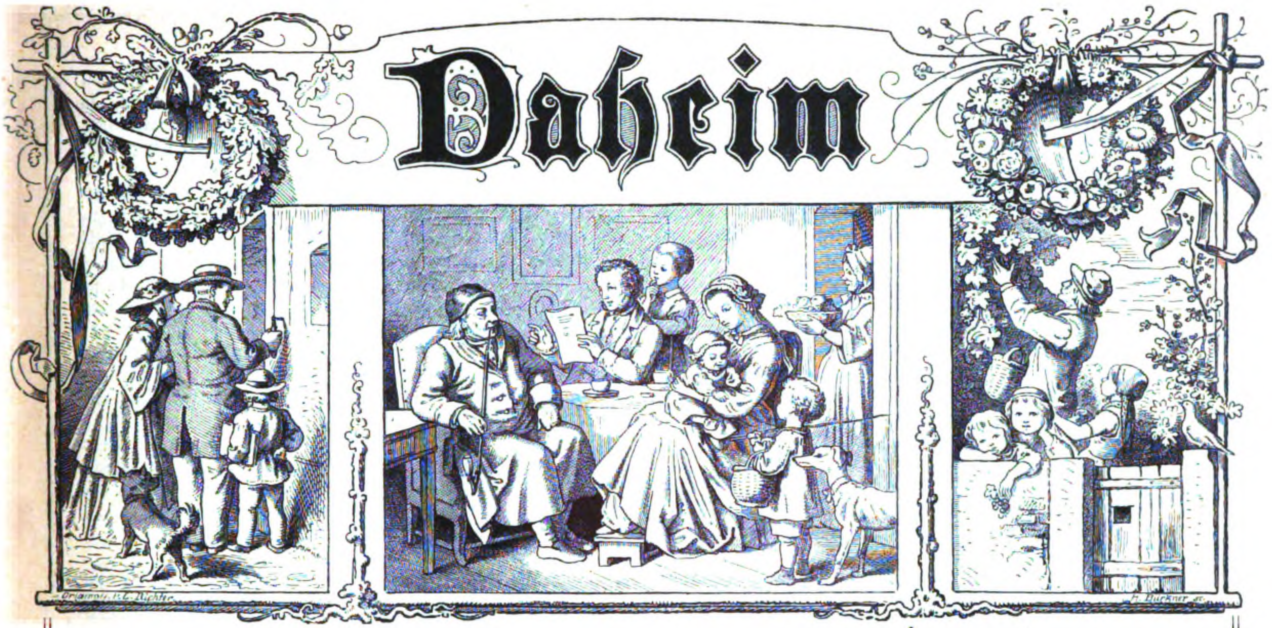
Bilderrätſel. Die Auflöſung ſiehe oben unter unſeren heutigen Aufgaben Nr. 3.

Inhalt: Das Fräulein Pate. Erzählung von W. Heimburg. — Das Od=Rätſel. Von Julius Stinde. — Was wird man von den Schiffen der Seeſchlacht bei Salamis finden? Mit drei Illuſtrationen. — Adonis auf Schlittſchuhen. (Fortſetzung.) Erzählung von Margarete von Bülow. — Die Löſung unſerer Preisaufgabe für Lateiner. — Eine Cortesſitzung in Madrid. Von G. von Beaulieu. — Am Familientiſche: Ein „politiſch Lied“ aus Großvaters Zeiten. — Eine päpſtliche Münze. — Unſere Bilder: Nur immer praktiſch! Von H. Kotſchenreiter. — Kloſterſchüler. Von Ed. v. Gebhardt. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 1. März 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 22.

Das Fräulein Pate.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Erzählung von **W. Heimburg**.

(Fortſetzung.)

Und ſie flogen fort von ihr, dieſe leichtfertigen Gedanken, weit fort aus der Gegenwart, aus dieſem einſamen Hauſe, zurück in die Vergangenheit, und geradeweges in einen hellerleuchteten Ballſaal hinein. Käthes erſter Ball und Käthes erſtes Herzerwachen fielen auf einen Tag! Der Leutnant Stephan, der beſte von allen Männern, nannte ihn Käthe, ſie hatten ſich lieb, obgleich ſie es ſich nie geſtanden. Ach, Käthe war ihrer Sache ſo gewiß! — Jede Begegnung mit ihm rief ſie ſich heute in das Gedächtnis, jedes noch ſo gleichgültige Wort, das ſie miteinander geſprochen ſeit jener Zeit, ſeit drei Jahren.

Sie ſchrak empor. Zum erſtenmal fiel es ihr beängſtigend auf, warum hatte er noch nie geſagt, daß er ſie — —? Sie ſchaute düſteren Auges in die Flammen, eine unendliche Bangigkeit beſchlich ſie, eine Mutloſigkeit, wie ſie dieſelbe nie gekannt, die Ahnung von etwas unendlich Traurigem. „Wenn doch erſt Nachrichten da wären von Hauſe, wenn ich doch fort könnte von hier!“ ſeufzte ſie.

Sie berührte kaum das Mittageſſen, das Salome ihr zierlich ſervierte. Die Alte berichtete zugleich, daß ihre Herrin noch immer ſo ſtill verharre und daß ſie Eſſen und Trinken zurückgewieſen habe; nur den Befehl habe ſie erteilt, ihr kleines Gewächshaus bis auf die letzte Blüte zu plündern, zum Schmuck für den Toten. „Frau Salome,“ ſagte Käthe, „wäre es nicht beſſer unter dieſen Umſtänden, ich ginge nach Hauſe zurück?“

„Ja nicht! Fräulein, ja nicht! Ich baue ſo recht auf Sie! Glauben Sie mir, bis morgen wird ſie ſich gefaßt haben, und dann iſt eine Zerſtreuung ſo nötig. Nein, bleiben Sie, ich bitte Sie,“ ſprach die alte Frau wirklich herzlich; und Käthe legte ſeufzend den Kopf wieder zurück in den Stuhl, ſie mußte ſich vorläufig ergeben.

Mit Hilfe Salomes ſchleppte ſie eine halbe Wagenladung Bücher aus der Bibliothek in ihr Zimmer, und als die Lampe brannte und die Vorhänge zugezogen waren, las ſie mit glühenden Wangen bis elf Uhr abends; was? Ja, das wußte ſie hinterher kaum noch; Goethes Lehrjahre, einige herzbrechende Almanachnovellen aus einer Zeit, die ſie nicht verſtand, wo man in Gefühlen ſchwelgte und ſich ſchließlich bekam nach endloſen Schickſalsſchlägen. Mit wirrem Kopf warf ſie ſich dann auf das Lager und verſuchte zu ſchlafen; aber da kam ein anderer Gaſt, der dem Stadtkinde fremd war in dieſer Geſtalt — der Sturm hatte ſich aufgemacht! Wie anders rauſchte er durch die hohen Bäume, wie umtoſte er das freiſtehende Haus! In allen Tonarten pfiff und ſang er ſeine unheimlichen Weiſen; zuweilen war es, als halte er plötzlich den Atem an, um dann mit tollem Jauchzen deſto ärger ſein Weſen zu treiben.

Klopfenden Herzens ſaß das junge Mädchen im Bette hoch. Es kniſterte im Ofen, es krachte in der Decke; es war ihr, als müſſe jeden Augenblick die Thüre aufſpringen und etwas Entſetzliches in das Gemach wehen. Erſt gegen Morgen ſchloſſen ſich die braunen Augen und ſpät erwachte ſie, ſchwer und dumpf im Sinn. — Der Tag verging wie der vorige; Käthe las, und Salome war noch bleicher wie geſtern.

Gegen Abend brachte der alte Diener einen Brief von der Poſt an Fräulein Käthe Treesberg. Es war ein ſtarker Brief mit doppelten Marken beklebt, die Adreſſe von der Hand des Vaters. Käthe zerriß eilig das Kouvert; vier engbeſchriebene Seiten, von des Vaters kräftiger Schrift, und einen kurzen Brief von der Mutter hielten die kleinen Mädchenhände, und eilig ergriff ſie den letzteren und las im abendlichen Dämmerſchein:

„Mein Herzenskind!

Weiß der Himmel, daß es mir ſchwer wird, dich fern zu wiſſen, jetzt, wo dir der Mutter Troſt ſo nötig iſt! — Geſtern mittag ließ ſich Leutnant Stephan bei dem Vater melden und hielt um dich an. Er ſagte gleich, daß er kein Vermögen beſitze, und daß er deine Abweſenheit benutzen wolle, um ruhig mit dem Vater zu ſprechen, denn wenn die Verhältniſſe nicht der Art, daß an eine Erfüllung eurer Wünſche über kurz oder lang zu denken ſei, ſo halte er es für ſeine Pflicht, ſich zurückzuziehen, um dir nicht eine ſchöne Zukunft zu rauben durch fortgeſetzte Bewerbung. Ich glaube, er hat dich ſehr lieb, Käthe; und wenn ich ſonſt recht in deinem Herzen geleſen, ſo werden dir heiße Schmerzen jetzt kaum erſpart ſein. Wir hätten dich gern glücklicher geſehen; aber du biſt noch ſo jung, die Welt liegt vor dir wie ein blühender Garten, in dem ſich dir ſicher noch viele Blumen erſchließen. Verzage nicht, und denke, daß wir dich ſo herzlich lieb haben, und daß eine verlorne Liebe nicht immer ein verlornes Glück bedeutet! — Sobald Stephans Verſetzung befohlen iſt, erwarten wir dich und nehmen dich auf mit offenen Armen. Jetzt erſpare dir und ihm ein Wiederſehen; es wäre unnütze Quälerei.

Gott ſchütze dich, meine alte Käthe, und denke deiner dich herzlich liebenden Mutter."

Vor den Augen des Mädchens war es dunkel geworden, wie betäubt legte ſie den Brief zuſammen; dann begann ſie in dem des Vaters zu leſen. Plötzlich ſtöhnte ſie auf und ein bitteres Lächeln flog um den kleinen Mund.

„Stephan iſt ein Ehrenmann, Käthe," las ſie, „wenn auch in der Phantaſie warmblütiger junger Mädchen ſein Handeln als proſaiſch verurteilt werden dürfte. Glaube mir, es wird ihm ſchwer, dir zu entſagen; aber ein raſcher Entſchluß ehrt den Mann. Als er ſo vor mir ſtand mit ſeinem ehrlichen Geſicht, weit lieber hätt' ich ihm erwidert: ‚Ich bin ein reicher Mann, liebt euch und denkt nicht an die Proſa des Lebens; ich ſorge, daß kein rauher Hauch euch treffe,' anſtatt des traurigen ‚Ich würde meiner Tochter nichts weiter geben können, als eine anſtändige Ausſteuer!' Es iſt hart, mein Kind, hart, daß es mehr der Dornen ſind als der Roſen in deinem Liebesfrühling. Aber du haſt ein feſtes Herz, und wirſt es deiner Eltern wegen zuſammenfaſſen. Es gibt trübere Schickſale wie das deine! — Hätte mir Stephan nicht verſichert, daß er glaube, ſeine Neigung werde von dir erwidert, ſo würde ich dir ſeinen Antrag verſchwiegen haben; jetzt halte ich es für geboten, dich davon in Kenntnis zu ſetzen; du möchteſt ihn ſonſt falſch beurteilen, wenn du vielleicht ſpäter 'mal erfährſt, er bewerbe ſich um eine andere, denn, mein Kind, ein Mann trägt gemeiniglich leichter an einer geſcheiterten Liebeshoffnung, als das Weib, da er mitten im wechſelnden Leben ſteht —"

Sie ließ das Briefblatt ſinken. „Er hat dich begehrt und er iſt zurückgetreten in demſelben Moment vor elenden materiellen Hinderniſſen!" Das war es, was das bittere Lächeln um des Mädchens Mund beſagte. — Sie weinte nicht, ſie ſtarrte hinaus in den ſturmgepeitſchten, herbſtlichen Garten, mit brennenden Augen. Alſo das war die Liebe, die herrliche, vielgeprieſene Liebe, die alles erduldet, erhofft und erträgt?

Wie dieſer Tag vergangen, ſie wußte es nicht mehr. Es ſind finſtere, traurige Stunden, in denen ein junges Menſchenherz mit der erſten Enttäuſchung ringt. — Und draußen toſte noch immer der Sturm und jetzt warf er förmlich Regenfluten gegen die Fenſter, und im Hauſe war es totenſtill. Zweimal kam die alte Salome; zuerſt hatte ſie eine Lampe gebracht und den Abendimbiß, und ſich dann an den Ofen geſtellt, als wollte ſie dem Mädchen etwas erzählen. Als dieſe aber unbeweglich in ihrer Stellung verharrte, ging ſie, um ſpäter nach neun Uhr noch einmal wieder zu kommen.

„Fräulein," wiſperte ſie, „ich kenne meine Gnädige nun ſchon ſo lange, aber heut weiß ich mir nicht mehr Rat. Da iſt vorhin von drüben ein Diener gekommen und hat ein eiſernes Käſtchen gebracht; nun hat ſie es aufgemacht und liegt da mit fieberrotem Geſicht. — Ach, Fräulein — —" Ein heftiges Klingeln unterbrach ſie, und eilig ging ſie hinaus.

Daß Käthe nicht ſchlief, war es ein Wunder? Sie zog ſich ein Morgenkleid an, band das Haar in einen feſten Knoten und warf ſich auf ihr Bett, dem Heulen des Windes lauſchend. Sie dachte, daß nun ihr junges Leben des Sonnenſcheines beraubt ſei, daß es niemals wieder hell werden würde um ſie. Alles, was ſie ſonſt wert gehalten, erſchien ihr gleichgültig in dieſer Stunde; was ihr ſonſt Freude gemacht, dünkte ſie ſchal und farblos; es beruhigte ſie faſt, daß ſie hier ſo allein, ſo verlaſſen war. — Sie hörte die Schloßuhr jede Viertelſtunde ſchlagen; wie langſam fließt die Zeit, wenn man ſich grämt!

Und immer tiefer ſetzte ſich der Gedanke in ihrem verletzten Herzen feſt, er habe ſie doch eigentlich gar nicht lieb gehabt. — Nein, ſicher nicht, ſonſt konnte er nicht ſo raſch zurücktreten; eine rechte Liebe fragt nicht nach Geld und Gut! O, ſie hatte ihn ſo ſehr geliebt, ſo mit wahrer großer Empfindung, und er — ? „Erbärmlich!" flüſterte ſie. Nun wollte ſie aber auch dieſe Neigung eins, zwei, drei aus ihrem Herzen reißen, morgen wollte ſie den Eltern ſchreiben: was ihm nur eingefallen ſei? Sie liebe doch den Leutnant Stephan nicht ein bißchen — gar nicht! Und dabei ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, und ſie barg den Kopf tief in die Kiſſen, um nicht aufzuſchreien vor Schmerz und Zorn.

Ein Viertel nach zwölf Uhr war es, als an die Thür gepocht wurde, daß ſie erſchreckt hochfuhr. Das alte Geſicht Salomes ſchaute herein. „Fräulein, verzeihen Sie, daß ich ſtöre; die Gnädige will Sie ſprechen."

„Jetzt?" fragte das Mädchen verwundert.

„Ja, Fräulein, bitte, kommen Sie!"

Die alte Dame lag im Bette, daneben ſtand ein Tiſch mit der Lampe; eine altmodige Schiebelampe war es, der Kaſten ihr zugewandt, damit der Schatten auf ihr Geſicht fiel, ſo daß Käthe im erſten Augenblick nicht die plötzliche Veränderung bemerkte, die mit Fräulein Pate vorgegangen. Sie hielt verſchiedene Papiere in den Händen und ſah das Mädchen groß an, wie prüfend. „Käthe Treesberg, ich ließ dich in der Nacht holen," begann ſie, „verzeih es einer Ungeduldigen. Ich bitte dich, mir einen Gefallen zu erweiſen — meine Augen entziffern dieſe Schrift nicht mehr; lies mir die Blätter vor."

Sie reichte dem Mädchen ein Päckchen beſchriebener Papiere. „Dort ſetze dich, daß ich dich ſehe und deine Lippen, wie ſie die Worte ſprechen. Es iſt ein junger Mund, wie es paſſen mag für ſolche Geſchichten aus vergangener Zeit."

Käthe ſetzte ſich und ſenkte die brennenden Augen auf die Schrift. „Klein-Herbendorf, Weihnacht 186.," begann ſie.

„Halt!" unterbrach die alte Dame. „Was du lieſt, Käthe Treesberg, es wird dir wunderlich klingen, denn es handelt von Menſchen, die nicht mehr ſind bis auf eine. Da ſiehe!" —

Und ſie nahm ein Etui von rotem Leder zur Hand und reichte es dem Mädchen geöffnet hin. Es lagen zwei auf Elfenbein gemalte Miniaturbilder darin, zwei Frauenköpfe. Der eine, das Auge ſogleich feſſelnd durch außergewöhnliche Schönheit; ein länglich Antlitz mit Augen, ſo groß und voller Glut, wie man ſie auf den Studienköpfen der Maler findet, die in Italien ihre Modelle ſuchten; flimmerndes Goldhaar über der Stirn. — Der andere, ein wunderfriſches Geſicht, ein Geſicht aber, wie man ſie auf jedem Jahrmarkt zu Dutzenden findet, von einem Ausdruck harmloſer Fröhlichkeit beſeelt.

„Das ſind die beiden Frauen," ſagte die alte Dame, „und das iſt er." Und ſie nahm ein verblichen Paſtellbild von der Wand über ihrem Bette. „Oder vielmehr, das war er, der Hans von Ebersleben! — Siehſt du, was er für lockige braune Haare hatte, und was für übermütige Augen? Damals waren noch die Tage des Glückes, Käthe Treesberg; in den Augen bleibt es ſitzen, das Elend des Menſchenlebens immerdar. Blaſſe Wangen, gramvolle Züge, ſie verſchwinden wieder, wenn man nach den Stürmen ſo ruhig weiter vegetiert und — noch jung iſt; den Augen aber ſieht man die Kummerthränen zeitlebens an. Nicht, daß ſie trübe würden; ſie glänzen vielleicht noch mehr, aber man ſieht es — ich weiß nicht warum?" Sie ſchwieg einen Moment und hielt ihre feine magere Hand über die Augen. Es war ganz ſtill im Zimmer, nur das Ticken der Uhr und das Heulen des Novemberſturmes da draußen. Leiſe bewegten ſich die Franſen der Vorhänge, und aus den Blättern, die Käthe hielt, ſtieg ein Duft auf wie von verwelkten Roſen und legte ſich gleich einem Zauber um ihre junge Stirn; ein Hauch aus ferner Vergangenheit, da dieſe alte Frau noch jung und ſchön. Und als das Mädchen zu ihr hinüber blickte, da war es, als weinte ſie hinter ihrer Hand.

„Beginne, Käthe,“ ſagte die alte Dame leiſe, „nein, nein, ich weine nicht, das habe ich verlernt, da war ich noch ein Kind. Es iſt mir nur ſo wunderlich um das, was da kommt; hab's nie hören wollen, und nun hilft es mir nichts, denn den Willen eines Toten ſoll man ehren.“

* * *

„Wenn deine Augen, Marie Sophie von Herbendorf, auf dieſe Zeilen fallen, bin ich nicht mehr am Leben; man wird dir dies Schriftſtück erſt bringen, wenn ich die meinen geſchloſſen, und dann wirſt du mich doch im Tode noch hören müſſen, was du dem Lebenden verſagt.

„Marie Sophie, ich bin ein ehrlicher Geſell! und du — — ? Aber du biſt nicht wie die andern und biſt es nie geweſen; ich weiß es, ich wußte es ſchon, als ich dich zum erſtenmal ſah. An einem verſchneiten Weihnachtsmorgen war's, in der Kirche zur Frühmette. Sie hatten mir zu Hauſe erzählt, als ich am heiligen Abend auf Urlaub kam, die Herbendorfer hätten eine Nichte ins Haus genommen, eine Tochter des tollen Herbendorf auf Schwenteborn, den man kürzlich in den Schuldturm geſetzt hatte, juſt als ſeine Frau, deine Mutter, begraben ward. Und meine Mutter hatte hinzugeſetzt, daß du ein ſchönes Mädchen ſeiſt, Marie Sophie, aber leuteſcheu, wunderlich und hochmütig wie Eine — trotz des bankrotten Vaters.

„Ich will mich nicht beſſer machen, wie ich bin — ich ging aus Neugier in die Kirche: um dich zu ſehen, ſtand ich ſo früh auf, denn ich war damals grad ſo recht im Zuge, jedem Mädchen nachzulaufen. Was hätte man ſonſt auch anders anfangen ſollen in unſerem winzigen Garniſonſtädtchen als das!

„Du ließeſt mich lange warten, Marie Sophie, ehe du kamſt. Ich ſtand im Dunkeln am Taufſtein und blickte ſtarr zu eurer Empore hinauf, daß mir das Genick wehe that zuletzt. Ich ſehe noch den Kronenleuchter leiſe ſchaukeln über dem Altar mit den dürftigen Kerzen, ich meine noch den Tannenduft zu ſpüren von dem Grün, das man auf den Flieſenboden des Kirchleins geſtreut. Wie Glühwürmchen leuchteten die Lichtlein der andächtigen Gemeinde aus dem dämmerigen Schiff der Kirche herüber, und vom hohen Chor fluteten die klaren Kinderſtimmen ſo weihnachtsfroh herunter: „Dies iſt der Tag, den Gott gemacht —!“ Ich weiß es ſo genau noch, ſo deutlich, und dann, wie es hell ward in eurer Empore! Ich ſah vorerſt nur die pelzverbrämte Samthaube der alten Frau von Herbendorf, dann bog ſich dieſe in andächtigem Gebet hernieder und hinter ihr tauchte dein Haupt empor, Marie Sophie, dein blondes Haar, die großen ſchwarzbewimperten dunklen Augen, die ich nie wieder vergeſſen konnte! Der Schleier war dir vom Haupte geglitten, und du hatteſt die Hände gefaltet; aber beten thateſt du nicht, ich weiß es, denn deine Augen ſahen düſter in das Dämmerlicht der Kirche; nicht ſo, wie wenn man mit Gott redet.

„Der Geiſtliche ſprach von der allerbarmenden Liebe, die Gott in die Welt geſendet; um deine Lippen zuckte es wie Spott! Ich weiß nicht, hat es das mir angethan oder war es das ſtolze Neigen deines Kopfes, als ich dich an der Kirchhofsthür grüßte, ſo tief, als wärſt du eine Fürſtin —? Der alte Siedenburg ging euch mit der Laterne vor, ihr Lichtſchein fiel ſchwankend auf den verſchneiten Pfad; in Schleier und Pelz vermummt hing dir die alte Tante am Arm, und du boteſt dein ſchönes Antlitz dem eiskalten Morgenwinde, und die feinen Schneeflocken glitzerten auf dem blonden Scheitel. Eines Haupteslänge ragteſt du über die ſtattliche Größe der alten Dame empor und deine Blicke ſtreiften mich, als wär' ich jener Bettler, der dir in den Weg trat — nein, denn zu ihm warſt du freundlicher; ich habe es geſehen, wie du ihm eine Gabe reichteſt.

„Ich bin dir nachgeſchlichen an jenem Morgen; du weißt es, Marie Sophie, denn du haſt dich umgewandt an der Brücke, die den Herbendorfer Garten mit dem unſern verbindet; deine Verwandten nahmen ihren Kirchweg der Kürze halber durch unſere Beſitzung. Sie waren immer gute Freunde, die Deinen und die Meinen; daß einſt ein Thor vor die harmloſe Brücke gelegt werden würde, ließ ſich das ſchlichte Gefüge aus Baumſtämmen und Borke damals wohl nicht träumen. Ja, Marie Sophie, du hätteſt die Brücke auch in Wirklichkeit abbrechen ſollen, wie du es im Geiſte gethan! — An jenem Weihnachtsmorgen folgte ich dir auch über dieſe Brücke, und dann ſtand ich lange noch im wirbelnden Schneetreiben unter deinem Fenſter, bis es drüben jenſeits der Berge zu grauen begann und das Licht erloſch bei dir. Heute noch weiß ich nicht, ob du es ſaheſt, wie lange ich dort geſtanden? Vermutlich wohl, denn ſonſt hätteſt du mich nicht ſo verächtlich behandelt, als ich mittags en grande tenue kam mit Federhut und Schleppſäbel, um die übliche nachbarliche Feiertagsviſite zu machen. Warum ſoll ich dir heute nicht geſtehen, daß ich in den erſten fünf Minuten mein Herz an dich verlor! „Es iſt Wahrheit, wenn ich es mir auch damals nicht einräumen wollte, weil ich jeden Augenblick einmal für eine ſchöne Frau ſchwärmte — — Du wollteſt eben aus dem Salon entwiſchen als ich eintrat, und wandteſt dich nur ungern zurück, weil es doch die Artigkeit nicht erlaubte, davon zu rennen. Dann ſtanden wir uns gegenüber, und du ſagteſt, die Tante habe Migräne, und ich meinte, der kalte Kirchgang möge wohl ſchuld ſein. Und dann fragte ich nach dem Herrn Onkel und nach der kleinen verwaiſten Enkelin in der Genfer Penſion. Zum Setzen nötigteſt du mich nicht, und als der Hausherr eintrat, gingſt du. Natürlich weiß ich das noch, und auch du weißt es noch, Marie Sophie, obgleich du eine alte einſame Frau geworden. Leugne es, wenn du kannſt, und auch, daß ich dir nachgelaufen bin auf Schritt und Tritt und ſo glückſelig war, als ich mir bei der Jagd die Hand verletzte und deshalb noch nicht in die Garniſon zurückzukehren brauchte. — Erinnerſt du noch die Whiſtabende, Marie Sophie, im trauten Zimmer der Tante Herbendorf, wenn draußen der Sturm heulte und der Regen gegen die Fenſter ſchlug, wenn der Herbendorfer über das ſchlechte Blatt ſchimpfte und du mir ſo ſtill gegenüber ſaßeſt, die Karten in der ſchlanken Hand, und mich ſo gar nicht anſehen wollteſt? Es ſei gegen die Spielregel, ſagteſt du, man ſolle ſich nicht anſehen; aber du wollteſt nur nicht, weil meine Blicke zu deutlich ſprachen, weil du ſie verſtandeſt und doch nicht verſtehen mochteſt! „Und wie du ſo ſelten in unſer Haus kamſt, nur wenn du wußteſt, ich ſei nicht daheim; und wie ich dich dennoch überliſtet habe eines Abends. — Im Zimmer meiner Mutter ſtand ſchon die Dämmerung in allen Ecken, ſie ſaß am Fenſter und ich hatte mich, wie ich als Kind ſo gern that, zu ihren Füßen geſetzt, ſo daß ich von der Thüre aus nicht geſehen werden konnte. Wir plauderten von allerlei, auch von dir; abſichtlich hatte ich dir geſagt, ich wolle mit dem Förſter auf den Anſtand gehen, weil ich wußte, dann würdeſt du kommen. Und richtig, da trateſt du über die Schwelle und Mutter ging in guter Laune auf den Scherz ein, als ich ſie heimlich zupfte, und that, als ſei ſie allein im Zimmer. Da habe ich zum erſtenmale geſehen, daß du dennoch ein Weib biſt in Lieb' und Schmerz, wie jede andere. „Du mochteſt ſie gern, meine Mutter; ſie hatte viel Güte in ihrem Weſen, die du wohl vermißt haben magſt bei deiner Tante Herbendorf, und ſo knieteſt du zu ihr nieder, juſt auf die andere Seite. Sie hatte die Schürze über meinen Kopf geworfen; du ſahſt es nicht in der Dämmerung, und da ſchlangſt du die Arme um ihre Schulter, und den Kopf an ihre Bruſt geſchmiegt, haſt du leiſe geweint. — Warum, Marie Sophie? Meine Mutter ſagte: „Weinen Sie nicht, liebes Kind, 's wird beſſer gehn, 's wird beſſer gehn, die Welt iſt rund und muß ſich drehn!“

„Ich hab' die ganze Zeit ſtill geſeſſen, mir war ſo eigen zu Mute; ich meinte, ich hätte dich aus meiner Mutter Armen in die meinen reißen müſſen, um dir die Thränen wegzuküſſen. Der Scherz, den ich gewollt, plötzlich aus meinem Verſteck zu kommen und dich zu necken, unterblieb; Mutter ſchickte dich hinaus eine Beſtellung an die Wirtſchafterin zu machen, und ich lief eilends nach meinem Zimmer. Aber als du heimgingſt, ſtand ich an der Brücke; es war heller Mondenſchein, und ich ſah deutlich dein verweintes Geſicht; es kam mir ſo viel ſchöner noch vor, wie ſonſt in ſeiner kalten Ruhe.

„Marie Sophie,“ fragte ich, „darf ich dich hinüber begleiten?“ — Oder nein, ich nannte dich Fräulein von Herbendorf! Du neigteſt leiſe deinen ſchönen Kopf, und ſo ſchritten wir nebeneinander die Lindenallee hinauf. Wir haben kein Wort geſprochen; deine Augen ſchauten durch das kahle Geäſt der Bäume, als zählten ſie die Sterne an dem klaren Winterhimmel, und mir ſchlug das Herz ſo ſchwer und voll! Es war etwas Eigenes um dich her, Marie Sophie; wie ein Roſenduft flog es durch das Gemach in das du trateſt, und wie ſchwüler Roſenduft wehte es mich jetzt an aus den Falten deiner Gewänder, ſchwül, wie wenn die Zentifolien in der Sommernacht duften. — Ich war nie ein Phantaſt, ein Schwärmer geweſen, im Gegenteil, ich galt unter den Kameraden als der Materiellſte von allen; ein lyriſches Gedicht konnte mich krank machen, — bei dir verſtand ich, was Poeſie iſt.

„Gute Nacht, Marie Sophie von Herbendorf,“ ſagte ich leiſe an eurer Hausthür. Wie in Gedanken reichteſt du mir die Hand: „Schlafen Sie wohl, Leutnant von Ebersleben.“

„Hans, heiße ich,“ ſprach ich keck, und hielt dich feſt an der Hand. „Gute Nacht, Herr Hans von Ebersleben,“ wiederholteſt du noch einmal; ſo gütig, wie man etwa einem Kinde den Willen thut; aber ich fühlte, daß deine Hand leiſe bebte, und dann warſt du gegangen.

„Warum weinte Marie Sophie?“ fragte ich meine Mutter, als wir nach der Abendſuppe allein waren; der Vater ſaß beim Schachſpiel mit dem Oberförſter.

„Ei, Hans, was geht's dich an; Mädchen weinen zuweilen.“

„Aber ſie, Mutter, ſie thut es nicht aus Laune; ich glaube, wenn ſie weint, ſo iſt es weinenswert.“

„I nun, Kind, glaubſt du, daß es leicht iſt, vom Pferd auf den Eſel zu ſteigen, oder zu wiſſen, der Vater ſitzt im Schuldarreſt? Marie Sophie hat einen ſtolzen Sinn, und von der Gnade der Verwandten zu leben da drüben, behagt ihr wenig. Sie ſind wunderlich, die Alten, und ſchonen ſie nicht. — Was glaubſt du, wie oft das Mädchen es anhören mag, daß ihr Vater ein Lump? —“

„Ich wußte genug, Marie Sophie, und ich nahm meine Mütze vom Nagel und ging in den Garten hinaus. Windig und rauh war die Februarnacht geworden, aber es ſtörte mich nicht. Ich habe unter deinen hellen Fenſtern im Garten geſtanden, wie einer, der eiferſüchtig ſein Koſtbarſtes bewacht. Ich wiederhole es, ich war niemals ein Schwärmer, Marie Sophie, aber bei dir, da packte es mich. Alles was rein iſt, was gut und ſchön, alles Edle, Herrliche in der Welt fand ich bei dir; und mir, dem tollen Geſellen, ward zu Mute, als ſtände ich vor einem Heiligenbild! In jener Nacht, da habe ich mir gelobt, dich zu ſchützen vor jedem Unbill in der Welt, dich hinauszuretten aus dieſer deiner unwürdigen Stellung im Hauſe der Verwandten; mir ſelbſt gab ich darauf mein Ehrenwort, dort unter deinem Fenſter, und wie ich dieſen Entſchluß gefaßt, ward ich ruhiger, wie ich ſeit langem geweſen.

„Du mußt das auch bemerkt haben, Marie Sophie. Ich kam nicht mehr zu jeder Stunde angelaufen bei euch, ich konnte es über mich gewinnen meine Blicke von dir loszureißen beim Whiſtſpiel, ich konnte ſogar ruhig an eine Trennung denken, die mir ſo nahe bevorſtand. Ich wußte, daß. ehe ich fortging, ein entſcheidendes Wort gefallen ſein würde.

„So war der letzte Tag gekommen, ein greller ſonnenklarer Märztag. Als ich zu euch ging, ſah ich auf den Rabatten des Gartens Leberblümchen und Schneeglöckchen in vollſter Blüte, und in den Bach hingen die Weiden ihre gelben Kätzchen. Über mir flogen die Staare zu Neſte, und die Sonne brannte ſchon verſengend heiß auf die Steintreppen des Hauſes. Ich fand dich im Salon, der mit einer wahren Flut von Hyazinthenduft und Sonne erfüllt war; deine blonden Flechten ſchimmerten wie Gold über dem blaſſen Geſicht in ihren Strahlen. — Der Onkel ſei nicht daheim, und die Tante unpaß, ſagteſt du, und ob ich mit dir vorlieb nehmen wolle? — Das kleine Sofa in der dämmerigen Ecke, darauf du ſaßeſt, roſig angehaucht von dem Licht, das ſich durch die purpurnen Vorhänge ſtahl, — dich ſelbſt — ich könnte es noch malen; ich höre noch den behaglichen Schlag der alten Uhr auf der Servante, worin ſo viele bemalte Porzellantaſſen und Meißner Figürchen von der Tante aufbewahrt wurden. Und deine Stimme höre ich noch, wie du nach meiner Mutter fragteſt, und ob ſie traurig ſei, daß ich nun fort müſſe?

„Meine Mutter, Marie Sophie? O ja, ſie iſt betrübt. Aber Sie ſollten öfter zu ihr gehen, die alte Frau hat Sie herzlich lieb.“

„Mich, lieb?“ fragteſt du und lachteſt ſo merkwürdig und leiſe, daß ich erſtaunt zu dir hinüber ſah. Und dabei ſchüttelteſt du den Kopf und machteſt eine abwehrende Handbewegung.

„Sie glauben das nicht?“ ſagte ich verletzt.

„Nein, Hans von Ebersleben, das macht mir niemand weiß! Ein Menſch hat mich lieb gehabt, nur einer, und das war meine Mutter. Aber wozu davon ſprechen! Wann reiſen Sie?“

„Gar nicht! Wenn Sie ſo weiter reden, Marie Sophie, dann bleibe ich hier, um Ihnen zu beweiſen, daß es mehr wie ein Herz gibt, welches Sie — —“ Du wurdeſt auf einmal ſo bleich, wie ich rot, aber du ſchwiegſt. Ich ſah nur, wie deine Augen ſich langſam mit Thränen füllten.

„Ich ſaß dann plötzlich neben dir und hielt deine Hand; die Worte jagten ſich von meinen Lippen. Gewißheit wollte ich von dir, Marie Sophie, die Gewißheit, daß du mir angehören würdeſt für immer. — Du ſahſt mich ſo fragend an, ſo als ob du aus einem tiefen Traum erwachteſt, als erzählte ich dir ein Märchen, und dann nahmſt du deine Hand aus der meinen und legteſt ſie, mit der andern gefaltet, in deinen Schoß und ſchüttelteſt traurig den blonden Kopf. „Hans,“ ſagteſt du, „Sie wiſſen nicht, was Sie thun;“ und dann ſchwiegſt du wieder und ſahſt mich an mit deinen wunderſchönen in Thränen funkelnden Augen. „Wohl weiß ich es,“ rief ich, „und ich weiß auch, daß es recht iſt, was ich thue, Marie Sophie, und — —“ Da ſprangſt du empor, „der Onkel kommt!“ Und ich hielt dich an der Hand und bat dich vom Himmel zur Erde, mir nur noch ein Wort zu gönnen. „Nun denn, Hans, ich gehe zu Ihrer Mutter einen Augenblick, heute abend, und Sie können mich nach Hauſe begleiten,“ flüſterteſt du purpurn erglühend; und eilig entwandeſt du mir deine Hand. Dann trat der Onkel ein, und du flohſt förmlich aus dem Zimmer.

(Schluß folgt.)

Haus und Schule in Frankreich.

Skizzen von **Stephan Waetzoldt.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

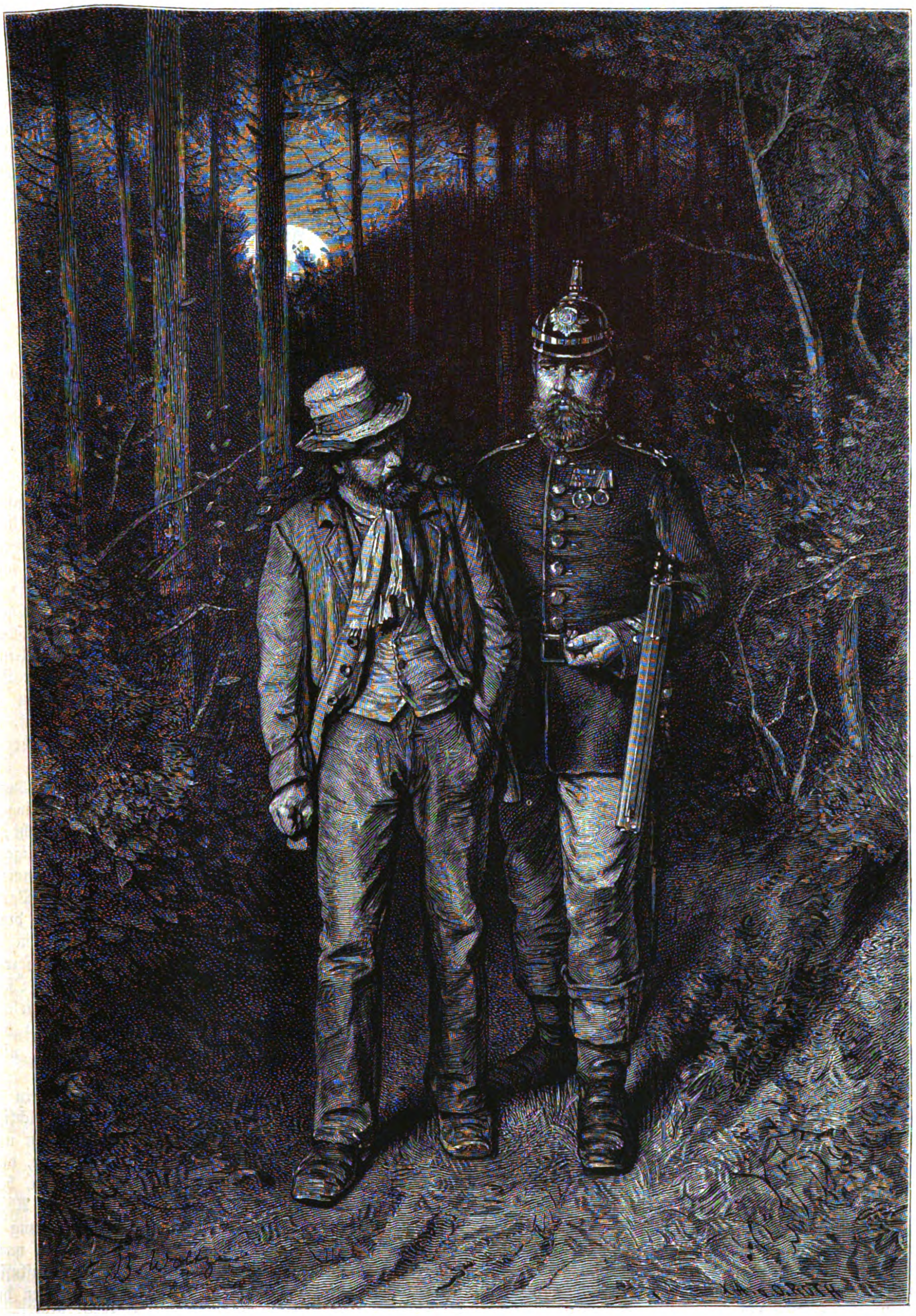
III. Aus der Welt der Arbeiter und der armen Leute.*)

Paris als lachende Stadt des Glanzes und der rauſchenden Luſtbarkeiten, als Mittelpunkt eines unendlich vielgeſtaltigen Treibens, ſeine Theater, Boulevards, Kirchen, Muſeen, berühmten Reſtaurants, die großen prächtigen Magazine „Louvre,“ „Bon Marché“ und „Printemps,“ die elyſäiſchen Felder und das Boulogner Gehölz, kennt jeder Fremde, der einmal die Stadt beſuchte. Aber wenige kennen die Viertel draußen jenſeits der äußeren Boulevards, zwiſchen dieſen und dem Ringwall gelegen, die engen, ſteilen Gaſſen am Montmartre, die grauen traurigen Straßenzüge von La Villette und Belleville im Norden und Oſten der Stadt, die von Armen wimmelnden Viertel Gros-Caillou, Mouffetard, Glacière mit ihren Cités und Sackgaſſen ohne Luft und Licht, voll Schmutz und Elend. Von den Höhen des Montmartre ſtiegen die Bataillone der Kommune herab, in den Kneipen und Tanzſälen der äußeren Boulevards und der Vorſtadt Belleville werden die Verſammlungen der roten Umſturzmänner in der Blouſe und im ſchwarzen Rock abgehalten.

Es iſt ſieben Uhr abends. Wir folgen den müden Arbeitern, die langſam, mancher mit dem Werkzeugſack auf der Schulter, die rue des Martyrs hinaufſchlendern. An den äußeren Boulevards trennen ſich die Gruppen. Um dieſe Abendſtunde herrſcht auf der unabſehbaren breiten Ringſtraße volles Leben. Eine Weinſchenke, eine Deſtillation, eine Garküche reiht ſich an die andere. Inmitten alter, ſchmutziger, braunroter Häuſer erheben ſich die kreideweißen Neubauten mit ihren turmhohen Etagen. Kleine Krämer, Fleiſchhändler, Ausſchnittgeſchäfte, Kleiderläden haben ſich an den Ecken angeſiedelt. Dann folgt eine lange

---

*) I. in Nr. 4. — II. in Nr. 8.



Abgefaßt.

Gemalt von B. Woltze.

öde Mauer, hinter der Fabrikſchornſteine ragen, oder ein morſcher Plankenzaun mit zahlloſen grellbunten Affichen beklebt. Auf der Mitte des Boulevards zwiſchen den Reihen magerer Bäume hat ſich das Vorſtadtpublikum um Bänkelſänger, Herkuleſſe und Taſchenſpieler geſammelt, die hier in freier Luft „arbeiten.“ Dort ſteht ein alter Mann in einer verſchliſſenen Samtjacke, mit langen Künſtlerhaaren, der die ſchreckliche Geſchichte von Mademoiſelle Elodie d'Ombreval, der Affenkönigin auf der braſilianiſchen Inſel, abſingt. Zum Beweiſe der Wahrheit fügt er pathetiſch hinzu, indem er für je einen Sou Lied und Bild verteilt: „Und, meine Herren und Damen, wenn einer aus dieſer ehrenwerten Verſammlung dieſe Geſchichte für erlogen halten ſollte, ſo möge er nach Perpignan gehen; dort wohnt noch jetzt der alte Advokat Cabaſſon, derſelbe, welcher dieſe Geſchichte aus dem Munde des Retters der ſchönen Affenkönigin gehört hat!“ Dicht neben dieſem letzten Nachkommen der mittelalterlichen Jongleurs, in eine Ecke zwiſchen zwei Häuſer gedrückt, kauert ein Verwachſener, der auf vier Pfeifen zugleich bläſt; zwei hat er in den Mundwinkeln, zwei in den Naſenlöchern. Die Arbeiterfrau, die nebenan ein Stück Fleiſchkäſe geholt hat, hört ihm einige Augenblicke mitleidig zu und ſchlurrt dann auf ihren ausgetretenen Pantoffeln in eine Nebenſtraße. Dort iſt's ſo ſtill wie in einer Provinzſtadt. Scharen von Kindern ſpielen unter den Thorwegen, auf den ſchmutzigen Treppen und in den feuchten Höfen. Zu ebener Erde wohnen kleine Gewerbtreibende, eine Feinwäſcherin, ein Kohlenhändler, die Gemüſefrau, der Flickſchuſter. Vor einer der Thüren ſtehen einige wacklige alte Tiſche und Stühle, verroſtete Kaſſerollen hängen an der Außenwand, und ein Stapel zerleſener Lieferungsromane liegt hinter der blinden Fenſterſcheibe. Daneben haben zwei Weiber eine Matratze über Holzböcke gelegt und kratzen die alte Wolle der Füllung auf. Wagen fahren ſelten hier entlang, aber zwiſchen den eintönigen nackten Häuſern mit ihren glanzloſen Fenſterſcheiben blickt oben ein Stück blauen Himmels hinein, und Schwalben ſchweifen um die ſchwarzen Giebel. In jedem dieſer Häuſer wohnen zwanzig bis dreißig Arbeiterfamilien, Die Scheidewände der einzelnen Wohnungen ſind ſo dünn, daß man alles hört, was der Nachbar thut. Bei dem Raummangel in den Zimmern wird ein Teil der häuslichen Geſchäfte auf dem gemeinſamen Korridor abgewickelt. Hier ſchwatzen und ſcheuern die Frauen, wenn es nicht zu kalt iſt, indes vom Hofe der Spielgeſang der Kinder herauftönt: „Escargot borgne, montre-moi tes cornes“ oder „Il y avait trois demoiselles, qui se coiffaient à la chandelle.“ — Die Wohnung beſteht zumeiſt aus zwei Zimmern, deren größeres heizbar iſt. Vor dem Kamin ſteht der tragbare eiſerne Kochofen. Den meiſten Platz beanſprucht das Bett, auf dem bei Tage auch die Matratzen und Decken der Kinder, die in der Nebenſtube ſchlafen, aufgehäuft ſind. Ein runder Tiſch mit Wachstuch bezogen, vier Stühle und eine Kommode vollenden die Ausſtattung. Die Kommode iſt das Staatsmöbel. Ihre Marmorplatte trägt unter einer Glasglocke den Brautkranz und das Brautboukett der Frau aus künſtlichen Orangenblüten und grünen Blättern, daneben, je nachdem, eine Gipsſtatuette der Mutter Gottes mit dem Kinde oder eine Büſte Gambettas oder Viktor Hugos. Über dem Bette hängt oft ein kleines Porzellanbecken mit geweihtem Waſſer und einem geweihten Buchsbaumzweiglein, das am Palmſonntag erneut wird. Wenn die Bewohner ordentliche Leute ſind, die es zu etwas gebracht haben, fehlt ein Spiegel nicht, noch eine Stutzuhr auf dem Kaminſims mit zwei Leuchtern, in denen Bouketts aus Papierblumen ſtecken. Die Wände zieren allerlei Holzſchnitte aus alten illuſtrierten Journalen, die uns die politiſchen Neigungen des Mannes verraten. „Leon Gambetta ruft die Republik aus,“ „die Helden der Kommune,“ „Louiſe Michel,“ ſelten einmal „Monſieur Thiers;“ nie fand ich Napoleon III. Eine ſolche Wohnung, aus zwei Zimmern beſtehend, koſtet durchſchnittlich 200 bis 250 Frank jährlich, wenn die Möbel Eigentum der Mieter ſind, doppelt ſo viel, wenn die Ausſtattung geliefert wird. Die Wohnungs- und Geſundheitsverhältniſſe der Pariſer Arbeiter ſind von Jahr zu Jahr ungünſtiger geworden. Mit Hilfe des Credit Foncier will man jetzt von Staatswegen Arbeiterwohnungen bauen. Während des letzten Jahrzehnts hat die Einwanderung aus der Provinz und der Fremde ſich verſtärkt, die Wohnungspreiſe ſind um $25^0/_0$ geſtiegen, und die Arbeiterbevölkerung wird immer weiter nach der Peripherie der Stadt gedrängt. Die Unternehmer bauen faſt ausſchließlich Häuſer mit herrſchaftlichen Wohnungen, die hohe Mieten bringen. Nicht einmal in den Manſarden werden Arbeiterwohnungen gelitten, das degradiert das Haus. Nun will der Staat Häuſer bauen, in denen für 250 bis 300 Frank Wohnungen zu haben ſind, die jetzt mit 500 bis 600 Frank bezahlt werden müſſen. Von den 684 952 Pariſer Mietwohnungen beträgt bei 486 641 der Mietzins weniger als 300 Frank. Etwa 120 000 Wohnungen ſind zum Preiſe von 300 bis 500 Frank vermietet. Der verheiratete Pariſer Arbeiter muß ein Viertel, oft ein Drittel ſeiner Einnahmen für Miete zurücklegen, während das wirtſchaftlich Richtige ein Fünftel oder ein Sechſtel ſein würde. Dadurch, daß der Arbeiter faſt überall gezwungen iſt, weit von ſeiner Fabrik zu wohnen, wird ſein Familienleben untergraben. Er muß im Wirtshauſe eſſen, an jeder Ecke lauert der Schnaps auf ihn, zu Hauſe kocht die Frau für ſich und die Kinder ſchlechter, da ja das Wirtshauseſſen des Mannes mehr Geld koſtet, der Mann entwöhnt ſich der Häuslichkeit und verkommt leicht. — Graf Othenin d'Hauſſonville, der kürzlich eine eingehende Studie über die wirtſchaftliche Lage des Pariſer Arbeiters veröffentlichte, berechnet den täglichen Verbrauch des verheirateten Mannes für ſeine Perſon allein auf 2 Frank 25 Cent. Um eine Familie mit drei Kindern zu ernähren, muß der Mann täglich $7^1/_2$ bis 10 Frank verdienen, d. h. 3000 Frank im Jahre. Aber $22^0/_0$ aller Pariſer Arbeiter verdienen nur zwiſchen 3 und 4 Frank täglich. Maſchinenarbeiter erhalten durchſchnittlich 8 Frank, Schloſſer, Zimmerleute, Tiſchler 9 bis 10 Frank, Setzer zwiſchen 6 und 11 Frank. Hierbei muß bei vielen die Zeit der Arbeitsloſigkeit in Abzug gebracht werden. Oft freilich hilft die Frau mit verdienen; ſie iſt Näherin, Wäſcherin, Setzerin, Tagelöhnerin oder ſie arbeitet im Hauſe für Blumenfabriken, Federhändler, Galanteriewarengeſchäfte. Elend iſt das Los der alleinſtehenden Arbeiterinnen. Wollen ſie ehrlich bleiben, ſo iſt ihr Leben eine fortgeſetzte harte Entbehrung. Die meiſten Frauen verdienen kaum 2 Frank, 15 000 Frauen nur 1 bis $1^1/_2$ Frank, am Tage. Wie viele dieſer unglücklichen Exiſtenzen verſchlingt der Abgrund von Paris! —

Nur die beſſer bezahlten Arbeiterkategorieen können durch Arbeitseinſtellungen eine Erhöhung der Löhne erzwingen. Und dies Mittel haben ſie ſo oft und ſo lange mißbraucht, bis die auswärtige Konkurrenz die Arbeitgeber zwang, billigere Kräfte zu ſuchen. So erklärt ſich zum Teil das Zuſammenſtrömen deutſcher, belgiſcher und italieniſcher Arbeiter in Paris. Die Zahl der in Paris lebenden Deutſchen wird nach der Volkszählung von 1881 offiziell auf 31 190 angegeben, in Wirklichkeit iſt ſie wohl dreimal ſo groß. Aber Tauſende unſerer Landsleute geben ſich aus Not, oft auch aus Angſt, als Öſterreicher, Schweizer, Luxemburger aus. Schlechter noch als viele Arbeiter leben die verheirateten kleinen Beamten, die mit 900 bis 1200 Frank im Jahre anfangen und oft ihr lebenlang nicht über 2000 Frank kommen.

Der ordentliche Pariſer Arbeiter iſt meiſt ein emſiger, fröhlicher Geſell und ein guter Kamerad. Ein tüchtiger Zug ſeiner Natur iſt die Strebſamkeit. Die Abendſchulen und Fortbildungskurſe, die öffentlichen unentgeltlichen Vorträge, die ſeitens der Stadt oder einzelner Vereine veranſtaltet werden, beſucht er gern und regelmäßig. Mancher lernt erſt in der Abendſchule Leſen, Schreiben und Rechnen. Vor geiſtiger Bildung hat der ouvrier einen großen Reſpekt; daher die Leichtigkeit, mit der er ſich von Zeitungsſchreibern und Klubrednern beeinfluſſen und leiten läßt. Zu Hauſe lieſt er die billigen Ausgaben der radikalen Hiſtoriker, aus ihnen lernt er die große Revolution verehren, berauſcht ſich gern an ſchönen Phraſen und träumt von Welt- und Menſchheitsbeglückung. Der Religion gegenüber verhält er ſich ſkeptiſch, er ſpottet gern über heilige Dinge und mag die calotins, die Prieſter, nicht leiden. Das hindert ihn aber nicht, bis zu Thränen ſich rühren zu laſſen, wenn er den weißgekleideten Mädchen, die zur erſten Kommunion gehen, begegnet. Er nimmt auch ſtets nach einer ſchönen franzöſiſchen

Sitte den Hut ab, wenn er einem Leichenzuge begegnet oder an einem Hausflur vorübergeht, in dem ein Sarg aufgebahrt ſteht.

Der Pariſer Arbeiter iſt ein Freund aller öffentlichen Luſtbarkeiten, den Paraden und Wettrennen wohnt er mit Vorliebe bei, nie würde er es verſäumen, den Pfefferkuchenmarkt in der Avenue du Trône oder den Schinkenmarkt am Boulevard Richard Lenoir zu beſuchen. Über all dem ſteht ihm jedoch im Sommer die ſonntägliche Landpartie. In den engen dumpfen Straßen, wo die Hitze brütet, im Fabrikſaale beim Schnurren und Ächzen der Maſchinen wächſt die Sehnſucht nach einem Fleckchen grüner Erde. Das „Land“ beginnt für den Arbeiter ſchon an den begraſten Feſtungswällen der Ringmauer. Dort ſieht man ihn auch an Wochentagsabenden flanieren. Sonntags aber geht es womöglich mit Frau und Kind hinaus nach Clamart, nach Meudon, Montmorency oder Fontenay. Das Eſſen wird mitgenommen und im Freien auf dem Raſen das Frühſtück aufgetiſcht, zu dem der nächſte Wirt den Wein liefert. „Nous avons déjeuné sur l'herbe,“ damit prahlt die Familie eine Woche lang. Und wenn der Abend kommt, dann entführen von der kleinen Bahnſtation lange Züge die Tauſende der müden Spaziergänger wieder hinein in den Brütofen Paris, wo das Pflaſter und die Mauern noch des Tages Glut ausſtrahlen. Beladen mit dicken Büſchen Flieders, der dort zu Lande über alle Mauern hängt, ziehen ſie heim; der Vater trägt den kleinſten Bengel und die Frau mit den andern keucht ein wenig hinten nach. „Le grand air grise,“ ſagt ſie, und vor den müden Augen ſieht ſie noch die grünen Bäume ſchwanken, und ihr iſt, als blickte ſie noch einmal über die weite dämmernde Ebene bis zu der glänzenden, aus der Abendluft aufſteigenden Goldkuppel des Invalidendomes. — Von allen ſtädtiſchen Vergnügungen verehrt der Arbeiter am meiſten das Theater. Aber den Poſſen und ſchlüpfrigen Operetten zieht er bei weitem das Drama vor, mit Aufopferung, Liebe, Treue und beſtrafter Schlechtigkeit. Im Vergleich mit der moraliſchen Unſicherheit der höheren Stände und ihrem Skeptizismus allem Edlen gegenüber hat er ſich ein natürliches, wenn auch rohes Gefühl für alles Gute und Brave bewahrt. Wenn vor dem kleinen Theater der Batignolles in ellenhohen Lettern die Annonce der „Trois hommes rouges“ prangt, oder an der Porte St. Martin ein nationales Effektſtück gegeben wird mit unglaublicher Tapferkeit eines Dutzend Rothoſen gegen zwei Regimenter Preußen, dann iſt er in ſeinem Element.

Dieſe beſſeren Arbeiter werden in Zeiten politiſcher Aufregung von ihren verlumpten Kameraden oft gewaltſam mitgeriſſen. In ſeltnen Fällen iſt der Politiker unter den Arbeitern fleißig; dazu hat er keine Zeit. Die erſte Gefahr liegt in der Verführung zum Trunk. Den Untergang eines braven, nüchternen Arbeiters, der ſich dem Trunke ergibt, hat Emile Zola in ſeinem Assommoir, zu deutſch könnte man ſagen „Schnapsfalle,“ mit grauſiger Wahrhaftigkeit geſchildert. Man ſieht ſolcher Geſtalten mit den zitternden Händen, den krummen Knieen und den matten Augen in den Arbeitervierteln genug. So gefährlich wie für dieſe der Alkohol, wird für andere die Politik. Während der Pariſer Kleinbürger ſelten eine feſte politiſche Meinung hat und nur in der Angſt lebt, daß nächſtens wieder eine Emeute ihn zwingen kann, ſeine Laden zuzumachen, iſt der Arbeiter meiſt von radikalen politiſchen Anſchauungen. Mit allmählicher Entwickelung, bedachter Gründung und Weiterführung eines neuen geſellſchaftlichen Gebäudes iſt ihm nicht gedient. „Von heut auf morgen könnte ja alles Ungerechte gerecht, alles Schlechte gut gemacht werden — wenn die Menſchen nur Brüder ſein wollten!“ Dieſe Anſicht hört man von guten Arbeitern nicht ſelten. In jeder Fabrik, in jeder größeren Werkſtatt iſt einer, der Fanatiker iſt, der Broſchüren und Reden verteilt und hetzt. Die zahlreichen Arbeitergenoſſenſchaften, die faſt alle den Mitgliedern auch Geſellſchafts- und Leſeräume bieten, beſchäftigen ſich nur mit Politik. Die unter der Arbeiterwelt verbreiteten Zeitungen ſind faſt ohne Ausnahme Kommunardenblätter. Und vielen iſt ein Mann wie Rochefort ſchon zu milde und ſchüchtern; er iſt ein „Aristo,“ ein „paletot.“ Wenn draußen ein gut gekleideter Herr an einer Arbeitergruppe vorübergeht, ſo kann man leicht den bekannten Ruf hören: „A la lanterne les pal'tots!“ Überall wird die Kommune von 1871 verherrlicht, in Wort und Bild wird die Erinnerung an jene blutigen Frühlingstage wieder aufgefriſcht, in den Klubs hört der Arbeiter fanatiſch die neue Weltordnung preiſen, und als électeur wird er umſchmeichelt und umworben. Der Franzoſe iſt zudem als einſeitiger Verſtandesmenſch der ſchlimmſte Prinzipienreiter, den es gibt. Und wenn in dieſem von Parteien zerriſſenen, geſellſchaftlich tief zerklüfteten Lande, wenn in dem ewig gährenden Paris die Gelegenheit der Erhebung noch einmal kommen ſollte dank der Schwäche der Regierenden, dann würden die aus Nouméa zurückgekehrten alten Kommunards und die neue Jugend das Programm des Umſturzes noch ganz anders durchführen, als vor zwölf Jahren. — Viele der Kommunards waren damals tüchtige Arbeiter, denen in den Klubs der Kopf verdreht worden war, viele nahmen die Flinte, um ein paar Sous für Weib und Kind täglich zu haben, da alle Arbeit ſtockte, viele waren Fanatiker, deren Fanatismus im Grunde einem edlen Gedanken entſprang. Jetzt wie damals würden dieſe Beſſeren unterdrückt werden von der Horde der arbeitsſcheuen Agitatoren, der profeſſionellen Schreier, der geſcheiterten Exiſtenzen, in denen ſich der Groll über ihr verfahrenes Daſein gegen alle beſtehende Ordnung wendet, von allen den Catilinariern, die vom Umſturz leben. — Wenn ich in Paris in politiſchen Verſammlungen die erhitzten Geſichter, die begeiſterten Augen und die wilden Geſten der radikalen Schreier ſah, mußte ich immer wieder an die angſtverzerrten Züge der verführten Kommunekämpfer denken, die in den Maitagen 1871, als wir bei Montreuil und Vincennes den Gürtel um die Stadt ſchloſſen, durch unſere Linien geführt wurden. Üppige Weiber in zerriſſenen, von Wein und Blut beſudelten Kleidern, Knaben mit pulvergeſchwärzten Händen, halbtrunkene Männer drängten heraus aus dem Pfuhl der Vernichtung. Unter uns in der regenſchweren Nacht lohten die Brände des Stadthauſes und der Tuilerien, die Granaten der Verſailler zogen heulend ihre Bahn, vom Winde hergetragen, klang aus der Ferne von einer der letzten Barrikaden am Père Lachaise wie ein wilder verhallender Schrei: „Aux armes, citoyens!“ . . . und grimmiger, grollender: „Marchons, marchons! . . .“ dann ein dumpfer Knall und Stille — die letzte Barrikade war in die Luft geflogen! — Jetzt ſind die Ruinen des Tuilerienſchloſſes niedergeriſſen, aber zwölf Jahre lang ſtanden dort oben an dem höchſten, vom Brande geſchwärzten Mauerſtück in großen Lettern die Worte des Hohns: Liberté, Egalité, Fraternité. —

In einer ergreifenden kleinen Skizze „L'Insurgé“ läßt Ludovic Halévy einen gefangenen Pariſer Kommunard dem Kriegsgerichte in Verſailles ſeine Lebensgeſchichte erzählen: Louis Joſeph Martin iſt fünfundfünfzig Jahre alt. Sein Vater war Schloſſer oben im Faubourg St. Martin. „Am 27. Juli 1830 ging mein Vater früh am Morgen fort. Abends gegen zehn Uhr brachten ſie uns den Sterbenden zurück auf einer Bahre. Er hatte eine Kugel in der Bruſt. Neben ihm auf der Bahre lag ſein Gewehr. „Da, nimm, ſagte er noch zu mir, das ſchenk' ich dir, und jedesmal wenn's losgeht, immer gegen die Regierung, immer . . . immer!“ — Eine Stunde ſpäter war er tot. Ich ging in die Nacht hinaus. An der erſten Barrikade machte ich Halt und bot mich an. Beim Schein einer Pechfackel blickte mich ein Mann prüfend an: Ein Kind, ſagte er. Ich war noch nicht fünfzehn Jahre alt und ſehr klein und mager. Ein Kind, antwortete ich, — das kann ſchon ſein. Aber mein Vater iſt vor zwei Stunden gefallen, und hat mir ſeine Flinte gegeben. Zeigen Sie mir, wie man ſchießen muß! — Von dem Augenblicke an bin ich geworden, was ich nun ſeit vierzig Jahren bin, ein Inſurgent. Wenn ich mich während der Kommune geſchlagen habe, ſo war es nicht aus Zwang, noch um der dreißig Sous willen, ſondern aus Neigung, aus Spaß, aus Gewohnheit, aus Routine!“ — Nun berichtet der alte Schloſſer in kahlen Worten, wie er 1830 beim Angriff auf das Louvre der Erſte war, 1832 in der Kirche St. Méry einen Schuß erhielt und von Soldaten in einer Kapelle aufgeleſen wurde. „Ich bin oft wieder in die kleine Kapelle gegangen, nicht um zu beten, in ſolchen Ideen bin ich nicht aufgewachſen, ſondern nur um die Spur meines Blutes zu ſehen, die noch auf den Steinen zu erkennen iſt.“ Nach zehnjähriger Gefängnisſtrafe kehrt Martin zurück. Im Jahre 1848 wird er nach Cayenne geſchickt. „Da unten in Cayenne habe ich mich, wie es ſcheint, gut geführt. Eines Tages habe ich nämlich einen Hauptmann von der Marineinfanterie aus dem Waſſer gezogen. Das fand man nun ſehr ſchön. Bedenken Sie aber, daß ich mit Vergnügen auf denſelben Hauptmann geſchoſſen hätte, wenn ich auf der und er auf jener Seite einer Barrikade geſtanden hätte . . . Kurz und gut, ich wurde begnadigt, und 1852 nach dem Staatsſtreich kam ich nach Frankreich zurück. Den Aufſtand von 1851 hatte ich verpaßt.“ Martin heiratet die Witwe eines verbannten Aufrührers und hat von dieſer einen Sohn: „Na, Sie können ſich ja denken, daß ein Inſurgent, der eines Inſurgenten Witwe heiratet, nicht gerade königstreue Kinder hat.“ — Während der Belagerung von Paris durch die Deutſchen hat er an zwei Revolten ſich beteiligt: „Ich liebte die Revolte, um der Revolte willen, als Inſurgent, und wie ich Ihnen ſchon anfangs ſagte, ich bin eben Inſurgent. Ich kann keinen Klub ſehen ohne einzutreten, keinen Auflauf ohne hinzurennen, keine Barrikade ohne meinen Pflaſterſtein auch hinzutragen. Das iſt bei mir in Fleiſch und Blut übergegangen.“ — Nun ſoll Martin verurteilt werden, da er als Kommunehauptmann gefangen worden iſt. „Jetzt ſagen Sie mir: Ja, dieſer Aufſtand war kein gerechter! Das iſt ſchon möglich, ich weiß nur nicht recht warum? Allmählich fange ich an, die Aufſtände zu verwechſeln, die eine Pflicht des Volkes waren und die, welche ein Verbrechen ſind. Ich kann den Unterſchied nicht recht einſehen! Ich habe 1871 auf die Verſailler geſchoſſen, wie ich anno 1830 auf die königliche Garde geſchoſſen habe und 1848 auf die Stadtſoldaten. Nach 1830 habe ich die Julimedaille erhalten, nach 1848 hat uns Herr von Lamartine viel Komplimente gemacht, und diesmal ſoll ich deportiert oder totgeſchoſſen werden! — Manche Aufſtände ſind Euch eben recht. Zum Andenken an ſolche werden Säulen errichtet und Straßen benannt. Ihr teilt Euch die guten Stellen, die fetten Pfründen, und uns, die wir revolutioniert haben, nennt Ihr: „Große Bürger, Helden, Volk der Braven ꝛc. ꝛc.“ Mit der Münze werden wir ausgezahlt. Andere Revolutionen gefallen Euch wieder nicht. Dann wird man verbannt, deportiert oder totgeſchoſſen. Sehen Sie, wenn Sie uns nach den erſten Aufſtänden nicht ſoviel Komplimente gemacht hätten, hätten wir die andere gar nicht angefangen.“ — Der gefangene Kommunard bittet am Ende nicht für ſich, nur für ſeinen ſiebzehnjährigen Sohn, der in Cherbourg auf den Pontons iſt. „Er hat ſich geſchlagen, das iſt wahr, und er wird es nicht leugnen. Aber ich habe ihm die Flinte in die Hand gegeben, ich habe ihm geſagt, daß das ſeine Schuldigkeit wäre. Er hat auf mich gehört, er iſt mir gefolgt. Das iſt ſein ganzes Verbrechen. Verurteilt ihn nicht zu hart! — Was mich anbelangt, ſo habt Ihr mich jetzt; laßt mich nicht los, den Rat gebe ich Euch. Ich bin zu alt, um mich zu beſſern, und dann iſt bei der Sache auch nichts zu machen. Ich bin eben auf der unglücklichen Seite der Barrikade geboren!“

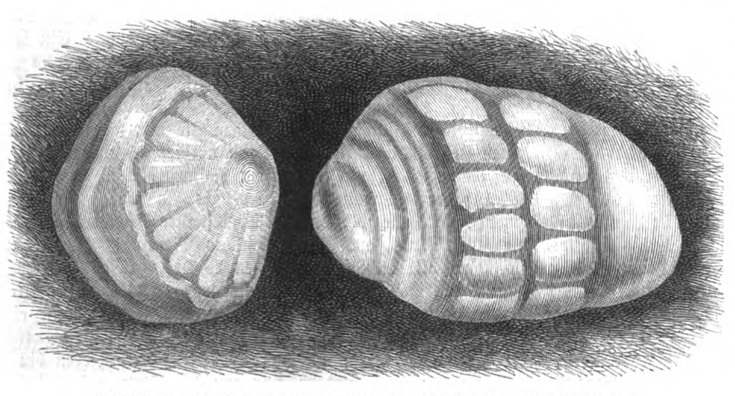
Bei Aufſtänden vermehrt ſich die Armee des Umſturzes noch aus der Klaſſe der völlig Beſitzloſen, aller derer, die der öffentlichen oder privaten Unterſtützung anheimfallen. — Es gibt in Paris über vierhundert Haushaltungen, die mehr als zwanzigtauſend Frank Miete zahlen. In den Avenüen der elyſäiſchen Felder ſtrotzt Haus und Garten von üppigem Reichtum. Ungeheuer erſcheint die Zahl der reichen Müſſiggänger, die nur des Vergnügens halber auf der Welt ſind, wenn man an einem ſchönen Lenztage nachmittags zwiſchen vier und ſechs Uhr im Boulogner Gehölz ſpazieren geht. Auf ſechsundvierzig Milliarden Frank berechnet man nach der Erbſchaftsſteuer den vererblichen Beſitz allein im Seinedepartement, das heißt in der Stadt Paris — aber der ſiebente Bewohner von Paris iſt unterſtützungsbedürftig. Ungefähr 340 000 Perſonen ſind auf die Wohlthätigkeit des Staates oder ihrer Mitbürger angewieſen. Im Jahre 1880 wurden 46 315 Haushaltungen mit 125 000 Perſonen regelmäßig von der ſtädtiſchen Armenverwaltung unterſtützt, außerdem 48 000 Kranke und Wöchnerinnen in ihrer Wohnung, 30 000 Perſonen vorübergehend. In Anſtalten waren 137 518 Kranke, Kinder und Greiſe untergebracht. In demſelben Jahre wurden 8200 kleine Kinder von ihren hungernden Müttern der Armenverwaltung übergeben; kaum ein Achtel dieſer Kinder war ehelich geboren. Verausgabt wurden im Jahre 1881 für die Armen von Paris $37^1/_2$ Millionen Frank. Dieſe Zahlen, welche Hermann Kuhn nach amtlichen Liſten in ſeinem trefflichen Buche über „Franzöſiſche Zuſtände der Gegenwart“ *) gegeben hat, zeigen deutlich genug, wieviel ſoziales Elend, wieviel Hunger, Schande und Armut unter der glänzenden Oberfläche des luſtigen, leichten, reichen Paris ſich verbirgt.

---

*) Freiburg i. B. Herderſche Verlagshandlung 1882.

Eisphänomene.

Eis und Schnee haben wir im Winter 1883 auf 84 in den Ebenen Mitteleuropas ſo ziemlich vermißt; der Winter erſchien uns nicht als „der freundliche Greis,“ der die Erde mit blendendem Weiß ſchmückt. Wir müſſen ſchon Wort und Bild zu Hilfe nehmen, um uns die gewohnte Erſcheinung zu vergegenwärtigen und aus dieſem Grunde teilen wir hier bildlich einige allgemein intereſſierende Eisbilder mit. Da ſind zunächſt die rieſigen Hagelkörner oder Hagelkugeln, wie man beſſer ſagen würde, da ſie die gewöhnliche Größe allerdings weſentlich überſteigen. Alte Chroniken erzählen von Hagelſtücken, die ſo groß geweſen, wie Elefanten; doch ohne uns bei ſolchen Fabelberichten aufzuhalten, wollen wir einige thatſächliche Mitteilungen über Rieſenhagel machen.



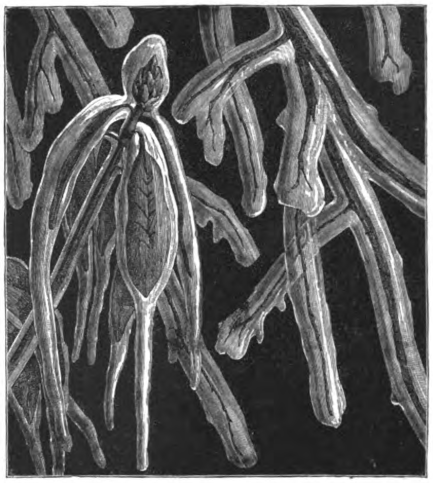
Kriſtalliſierte Hagelkörner gefallen am 21. Juni 1874 zu Lyon. (Natürliche Größe.)

Halley erzählt, daß am 9. April 1697 Hagelkörner fielen, die zehn Lot wogen. Volta verſichert, daß man unter den Hagelkörnern, welche in der Nacht vom 19. auf den 20. April 1787 die Stadt Como und ihre Umgegend verwüſteten, einige gefunden habe, welche achtzehn Lot wogen. Nach Nöggerath fielen während des Hagelwetters vom 7. Mai 1822 zu Bonn Hagelkörner, welche vier- bis ſechsundzwanzig Lot wogen. Darwin erzählt von einem Hagelſturme in den Pampas von Südamerika, bei welchem Hagelſtücke in der Größe von Äpfeln fielen, durch welche Hirſche, Strauße und andere Tiere getötet wurden.

Außer den gewöhnlichen, aus geſtaltloſem Eiſe gebildeten Hagelkörnern gibt es ſolche, welche aus deutlichen Eiskriſtallen beſtehen, die ſich um einen Kern gruppieren. Taubeneigroße Hagelſtücken mit ſchön ausgebildeten rhomboëdriſchen Kriſtallen hat Abich 1869 im Kaukaſus beobachtet und die von uns abgebildeten (gefallen am 21. Juni 1874 in

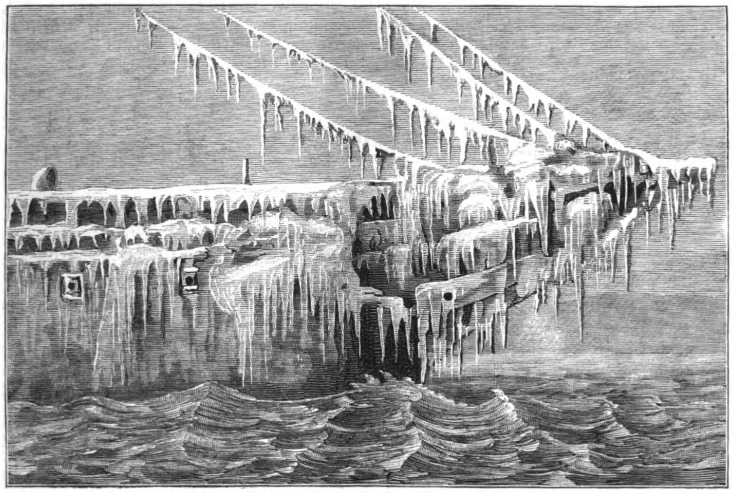
Lyon) ſtehen ihnen nicht nach. Das Hagelwetter dauert gewöhnlich nur einige Minuten, aber die Menge Eis, die dann den Wolken — meiſt nach einem Gewitterregen — entſtrömt, iſt ungeheuer und die Erde iſt manchmal einige Zentimeter hoch mit den weißen „Schloßen“ bedeckt. Der Hagel fällt häufiger bei Tage als bei Nacht und die Wolken, die ihn bringen, ſcheinen eine bedeutende Ausdehnung zu haben, denn ſie verbreiten in der Regel eine große Dunkelheit. Stets iſt der Hagel von elektriſchen Erſcheinungen begleitet.

Welche große Ausdehnung ein Hagelſturm einnehmen kann, davon folgendes Beiſpiel: Das Hagelwetter vom 13. Juli 1738 durchzog Frankreich in zwei parallelen Streifen, die durch einen Zwiſchenraum von ſechseinhalb Stunde getrennt waren, mit einer Geſchwindigkeit von ſechzehn Meilen in der Stunde von den Pyrenäen bis zur Nordſee. Der Hagel fiel nur ſieben Minuten lang, die ſchwerſten Körner wogen ſechzehn Lot und der angerichtete Schaden wurde auf fünfundzwanzig Millionen Frank berechnet. Selten jedoch haben die Hagelwetter eine ſo enorme Ausdehnung, meiſt ſind ſie auf ſchmale oft ziemlich ſcharf abgegrenzte Landſtriche beſchränkt. Manche Gegenden ſind häufiger als andere von Hagelſtürmen heimgeſucht, wie ſich aus dem ſtatiſtiſchen Material der Hagelverſicherungsgeſellſchaften ergibt. Die Bodengeſtaltung übt einen weſentlichen Einfluß auf Häufigkeit und Heftigkeit der Hagelwetter aus; aber über die Art dieſes Einfluſſes iſt uns nichts bekannt. Ebenſowenig ſind die Naturforſcher einig über die Art der Entſtehung des Hagels und Profeſſor Müller in Freiburg ſagt geradezu: „Wie der Hagel eine der größten Geißeln für den Landwirt iſt, ſo iſt auch ſeine Erklärung eine peinliche Frage für den Naturforſcher.“



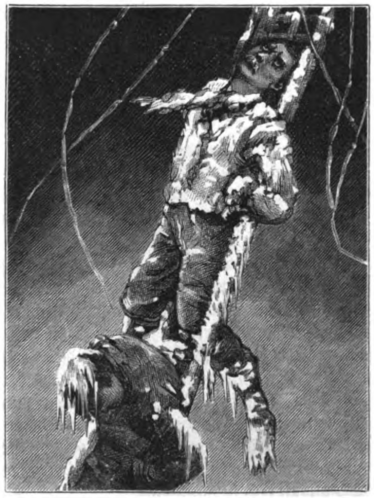
Rhododendran und Birkenzweig mit Glatteis überzogen.
1/3 natürlicher Größe.

Ein zweites Eisphänomen, das uns Gelegenheit zu einer Abbildung nach der Natur gibt, iſt das Glatteis. So nennen wir eine feine, harte, glatte Eisdecke, welche den Erdboden, die Wände und Pflanzen überzieht, wenn dieſelben durch eine mehrere Tage anhaltende Kälte bis unter Null Grad abgekühlt worden ſind und nun ein feiner Regen fällt. Die Waſſertropfen erſtarren unter dieſen Umſtänden in dem Augenblicke, wie ſie den Boden, die Bäume ꝛc. berühren und bringen Erſcheinungen hervor, wie die abgebildeten, nach Photographien aus Fontainebleau vom 24. Januar 1879. Zur Linken ſieht man den Zweig eines Rhododendron übereiſt. Mit dem Glatteiſe wog derſelbe 360 Gramm, als dasſelbe abgeſchmolzen war, betrug ſein Gewicht nur dreizehn Gramm. Auf der rechten Seite iſt ein Birkenzweig abgebildet, der mit Glatteis überzogen 700 und ohne dasſelbe fünfzig Gramm wog. Beide ſind ſtark verkleinert. Man begreift, daß ſolche Eislaſten, wie die hier abgebildeten, die Äſte der Gewächſe brechen, ja letztere ganz zerſtören können.



Vereiſtes Truppenſchiff „Himalaya“ photographiert 1873 in Halifax.

Unſere dritte Illuſtration zeigt das Vorderteil eines Schiffes, welches von Eis- und Schneeſtürmen betroffen, den nördlichen atlantiſchen Ozean durchſegelte. Am 3. Januar 1873 verließ das britiſche Truppenſchiff „Himalaya,“ Kapitän Grant, den Hafen von Portsmouth, um nach Halifax in Neuſchottland zu ſegeln. An Bord waren 1430 Menſchen. Die Reiſe dauerte neunundzwanzig Tage, da widrige Winde und der Bruch des Steuerruders die Fahrt verzögerten. Nachdem in St. John, auf Neufundland, nochmals Kohlen eingenommen waren, trat die Himalaya am 29. Januar die Reiſe nach Halifax an, auf der ſie von nordweſtlichen Schneeſtürmen überfallen wurde. Dabei ſank das Thermometer bis auf zehn Grad unter Null, die Wellen, welche über Bord ſchlugen, gefroren auf dem Deck und der treibende Schnee ſorgte bald dafür, daß das ganze Fahrzeug, das Takelwerk, das Eiſen ꝛc. mit einer Eiskruſte überzogen war. Der Anblick des Schiffes beim Einlaufen in den Hafen von Halifax war ein ſo ſeltſamer, daß eine allgemeine Aufregung entſtand und ein Photograph das merkwürdige Bild fixierte. An einigen Stellen war die ſchwere Eisdecke bis meterdick; von den Raaen und Wanten hingen fußlange Eiszapfen herab und der Anker konnte erſt fallen gelaſſen werden, als aus dem Dampfkeſſel heißer Dampf auf die zuſammengefrorenen Ankerketten ausgeſtrömt wurde. Wohl halb verfroren, aber noch glücklich ſind die Paſſagiere des Himalaya in Amerika gelandet. Schlimmer iſt es in unſeren Tagen den Schiffbrüchigen der „City of Columbus“ ergangen, welche am 16. Januar Boſton verließ und bald darauf an der Inſel Marthas Vineyard an der Küſte von Maſſachuſetts auf einem Riffe ſtrandete. In bitterer Winterkälte und ſtockfinſterer Nacht entwickelten ſich grauenhafte Szenen an Bord und diejenigen, welche ſich in die Maſten und Wanten zu retten verſuchten, erfroren dort meiſt, nachdem ſie mit einer Eiskruſte überzogen waren, welche die über ſie wegſtürzenden Wogen immer dicker und dicker geſtalteten.



Vereiſter Schiffbrüchiger vom Dampfer „Columbus.“

Eine Dichterkrönung im Jahre 1725.

Daß Petrarca am 8. April 1341 auf dem Kapitol zu Rom gekrönt wurde, iſt allbekannt, ebenſo, daß Torquato Taſſo den bereits feſtgeſetzten Tag ſeiner Krönung nicht erlebte und kurz vorher im Kloſter St. Onofrio zu Rom die Augen ſchloß. Unbekannt dagegen iſt eine Dichterkrönung im vorigen Jahrhundert, welche uns einen Blick in damalige Zuſtände der ewigen Stadt, die zu jener Zeit von Dichterlingen wimmelte, thun läßt.

In Rom gibt es viele Dinge, welche der Italienfahrer ſieht, aber vielleicht noch mehr, die er nicht zu Geſicht bekommt. Wer genügend Zeit hat, der wandere zum Hügel Janiculus und ſuche da den Bosco Parraſio, eine kleine Anlage, vielleicht findet er ſie nach vielem Fragen, vielleicht nicht, im vorigen Jahrhundert hätte jedes Kind ihn hinführen können. Dort verſammelten ſich damals regelmäßig die Arkadier, eine überaus zahlreiche Geſellſchaft von „Dichtern“ aus allen Ständen, namentlich aus der höheren Geiſtlichkeit, dort hatte Apollo mit ſeinen Muſen Wohnung genommen, dort floß die Dichtung in Strömen. Wer alſo ſo glücklich iſt, den Bosco Parraſio zu finden, der ſchaut dort Büſten und Bilder der berühmteſten Arkadier, auch Gedenkſteine mit ihren Namen, und an einer Wand des dortigen Hauſes findet er auch das Bild des „Ritters“ Perfetti, ein behäbiges Prälatenangeſicht mit heiterem Ausdruck. Um den Mund ſpielt ein gutmütiges Lächeln, und wenn der Beſchauer will, ſo mag er in dieſem Lächeln die Worte leſen: „Verzeihung, Wanderer, ich kann nichts dafür, daß man mich auf dem Kapitol gekrönt hat.“ — Er hat vollkommen recht, denn die Schuld tragen allein jene Arkadier. Zur Strafe ſind dieſe braven Dichter mit ihrem gekrönten Haupte gründlich vergeſſen, und erſt kürzlich hat man in den Archiven des Kapitols die Krönungsakten wieder entdeckt.

Perfetti war ein Improviſator von merkwürdiger Begabung und lebte am Hof der Violante Beatrice, Gemahlin des Ferdinando von Medici. Wenn er ſich für einen Dichter gehalten hätte, ſo würde er irgend etwas Schriftliches hinterlaſſen haben, aber niemals iſt es ihm in den Sinn gekommen, einen einzigen ſeiner Verſe niederzuſchreiben und wenn er ſeine bewunderten Improviſationen vortrug, ſo verſtattete er nie, daß man etwas niederſchrieb, pflegte auch ſo raſch zu ſprechen, daß ein Nachſchreiben unmöglich war. Als er mit genannter Prinzeſſin nach Rom kam, erregte er allgemeine Bewunderung und die Arkadier faßten den feierlichen Beſchluß, ihn auf dem Kapitol, wie einen zweiten Petrarca, zu krönen. Papſt Benedikt XIII gab, obgleich er ſich auf Verſe nicht verſtand, ſeine Einwilligung, und ſtellte nur die Bedingung, daß eine Prüfung vorangehen ſolle. Zwölf Prälatenmitglieder der Arkadia wurden zu Richtern beſtellt und die Probe dauerte mehrere Abende. Die geſamte vornehme Welt Roms hatte ſich eingefunden, und aus ihrer Mitte wurden nun dem Improviſator die Themata gegeben. Man höre und ſtaune: Gegenſtände aus der Theologie, Jurisprudenz, Philoſophie, Medizin, Aſtronomie, Muſik, Gymnaſtik!! — Sofort floſſen vom Munde des Dichters die Verſe wie Honigſeim, der Erfolg des begeiſterten Apolloſchülers übertraf alle Erwartung, und man erkannte ihn des Lorbeers durchaus würdig.

Im Jahre 1725 am 13. Mai geſchah alſo die Krönungsfeierlichkeit. Der Marcheſe Mario Frangipane, Senator von Rom, ſetzte dem Dichter den Lorbeerkranz aufs Haupt und hielt eine lateiniſche Anſprache, die von dem Gekrönten beantwortet wurde. Darauf folgten dichteriſche Ergüſſe und Anreden der Arkadier und ſchließlich ein toſendes Feuerwerk. Als die Feier beendet war, begab ſich der große Dichter ins Pantheon und legte ſeinen Lorbeerkranz auf einen Altar der Madonna. Der Notar des Senats nahm über den geſchehenen Akt eine Urkunde auf und legte ſie ins Kapitoliniſche Archiv, die Arkadier aber dichteten ohne Ende Kanzonen und Sonette auf den Gekrönten, und die Zahl der Bilder, Inſchriften, Skulpturen, Medaillen, welche damals entſtanden, weiß keine Menſchenſeele anzugeben. Kurz vor ſeinem Ende verfügte Perfetti teſtamentariſch, ſeinen Lorbeerkranz aufs Kapitol zu bringen und zum ewigen Andenken an einem Altare der Madonna zu befeſtigen.

Adonis auf Schlittſchuhen.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Erzählung von **Margarete von Bülow.**

(Schluß.)

Adonis und ſein Freund traten eines Morgens an, um, ſo lange es noch Zeit war, eine größere Eisfahrt nach dem Tegler See und darüber zu unternehmen, der ſich außer Dora auch Albert und deſſen Schweſter und Schwager anſchloſſen.

Es war ein trüber Morgen; graue ſchwere Luft lag über den Straßen, grau der ganze niedrige Winterhimmel, und dabei führte ein leichter Südweſtwind gelinde Feuchtigkeit herbei, in der alle Gerüche aufs unbeſcheidenſte anwuchſen.

„Man möchte Frühling wittern,“ ſagte Albert, als die Geſellſchaft nicht eben ſehr munter ihren langen Weg durch die Stadt nahm.

„Wir ſind noch zu früh im Jahr,“ bemerkte der Freund, der heftig mit den Armen baumelte und ſich zur Erhöhung ſeiner Schönheit einen jungen Vollbart ſtehen ließ.

„Meinſt du?“ fragte Adonis ſchläfrig, und dann wandte er ſich zu Dora: „Ich kann mir keinen ſchöneren Anblick denken, als eine weite Eisfläche.“

„Da ſind Sie im Sommer recht übel daran,“ erwiderte ſie lebhaft.

Er zuckte die Achſeln. „Im Sommer iſt man ja doch auf Reiſen.“

Es war ihm unangenehm, daß man beſchloß, Tegel mit der Pferdebahn zu erreichen, gegen welche Art Fahrgelegenheit er eine unüberwindliche Abneigung hatte; doch ließ er’s über ſich ergehen wie manches andere, weil er zu läſſig war, um den Mund zu öffnen.

Indeſſen heiterte ſich die übrige Geſellſchaft durch kleine harmloſe Abenteuer auf, wie: Übereinanderfallen beim Einſteigen in die Pferdebahn, vergeſſene Portemonnaies und dergleichen, wobei auch Adonis Freund ſich als ein ſehr brauchbarer Geſellſchafter erwies. Als nun gar die Sonne einen matten Schein über die ernſten Kieferwaldungen warf und ihre Strahlen ſich auf dem Eisſpiegel des Sees brachen und glitzerten, wurde die Stimmung eine vorzügliche. Dora beſonders war ausgelaſſen wie ein Kind, tanzte mehr, als daß ſie ging, und blieb dazwiſchen immer wieder ſtehen, um eine neuentdeckte Schönheit der Landſchaft zu bewundern.

Alberts Schwager hielt einen Vortrag über die beiden Humboldt, dem niemand zuhörte; dafür feſſelte der Freund die allgemeine Aufmerkſamkeit, indem er lebhaft das Bedürfnis ausſprach, ſich vor der Eisfahrt ein wenig zu ſtärken.

Sofort wurde der Weg nach dem See verlaſſen und man wandte ſich der kleinen Reſtauration zu, deren Bauten durch die jetzt entlaubten Bäume ſahen.

„Die beiden Humboldt ...“ ſagte der Schwager.

„Haben gewiß häufig hier gekneipt,“ ſetzte der Freund fort. „Sie thaten recht daran. Schade nur, daß wir nicht draußen ſitzen können, ſondern uns in das Innere dieſes nicht gerade labyrinthiſchen Lokals wagen müſſen.“

Doch trafen ſie es ſo glücklich, in dem verräucherten Raume ziemlich die einzigen Gäſte zu ſein. Es war ſo warm, daß die Herren ſich ſofort der Überzieher entledigten; dabei entdeckte Alberts Schwager ein altes Klavier von greulich ausgeſpieltem Ton, ſetzte ſich und begann einen Walzer. Nach den erſten Takten ſchon trat der Freund mit der lachenden jungen Frau zum Tanze an; Adonis ſah Dora an, ſie ihn, und dann tanzten auch ſie zuſammen fort.

Albert ſaß am Tiſch und ſchaute ihnen nach: Adonis tanzte analog ſeinem Schlittſchuhlaufen. — „Nun kann ſie ihn ja wieder göttlich finden,“ dachte Toorſen, und der Mißmut, den er ſich gewaltſam ferngehalten, überſchlich ihn.

Ja, Adonis war ein gefährlicher Tänzer, ſie fühlte es. Wie in einem großen Nebel verſchwand alles, was rings umher war — ſie ſchloß die Augen, dachte, wußte, wollte nichts mehr. Die Sage vom Waſſermann ging ihr dunkel durch den Kopf, der hinaustanzt, weiter, weiter — bis in den Tod — und auch der iſt ſüß in ſeinem Arm. — Sie ſeufzte tief auf.

Ihr Tänzer blieb ſtehen; ſie ſah ihn an, und der eigentümliche Ausdruck ſeines Geſichts machte ſie mit einemmale vollkommen wach. Wo war er geweſen? Hier nicht, nein: langſam zogen die erweiterten Pupillen ſich zuſammen, die feine Röte ging und der kühle, ruhige Blick kam wie von einer weiten Reiſe zurück.

Dora hielt noch ſeine Hand und hielt ſie ſehr feſt: „Sie haben geträumt, wo waren Ihre Gedanken?“ fragte ſie heftig und leiſe.

„Da, wo wir ſind,“ ſagte er ausweichend, „in der Kneipe.“

„Wo waren Ihre Gedanken?“ fragte ſie dringender noch als vorhin. Er ſah ihr gerade in die Augen und erwiderte: „In ſchlechter Geſellſchaft.“

„Mögen Sie die?“

„Ja, ſie iſt die bequemſte.“

Da ließ ſie ſeine Hand fahren und ging zum Tiſch, wo Thee und Grog der Gäſte harrten.

Eine halbe Stunde ſpäter wurden auf dem ſchon etwas weichen Eiſe die Schlittſchuhe angeſchnallt.

„Ich habe leider verkehrte Stiefel an,“ ſagte Dora, „die Abſätze ſind zu hoch; ich fürchte, ich werde nicht recht ſicher ſein in den Fußgelenken.“

„Warum thun Sie ſo etwas?“ erwiderte Ringolf, der bereits die ſäumige Geſellſchaft auf Schlittſchuhen umſchwebte.

Endlich war alles bereit und die Reiſe ging los.

„Aufgepaßt! nicht in die Fiſchlöcher fahren!“ rief der Schwager, im Begriff, es vorzumachen; nur ein derber Handgriff des Freundes brachte ihn noch auf den richtigen Weg, und allgemeines Gelächter belohnte ſeinen Warnungsruf.

Ein Stückchen weiter riß ſeiner Frau ein Lederriemen, welcher Schaden jedoch bald geheilt wurde, indem jeder der Herren hilfsbereit einen neuen Riemen aus der Taſche zog.

Dann ſchien die Sache glatt zu gehen, nur Dora blieb ein wenig zurück und klagte über ihre Stiefel gegen Albert, der ebenfalls ein wenig zurückblieb.

„Sehen Sie nur, Albert, ſobald ich mich auf dieſen Fuß lege — ſo — aah . . .!“ Mit leiſem Aufſchrei war ſie niedergeſunken. Sofort war er neben ihr, um ihr aufzuhelfen, doch gelang es erſt nach mehreren vergeblichen Verſuchen, und auch dann konnte ſie nur ſtehen, indem ſie ſich feſt auf ihn ſtützte.

„Diesmal kommen wir zu ſpät,“ bemerkte Adonis gelaſſen, als er mit dem Freund herbeifuhr. „Ich hoffe, Sie haben ſich nicht verletzt!“

„Durchaus nicht,“ ſagte ſie energiſch. „Trotzdem kann ich es kaum wagen, die Partie fortzuſetzen, und will lieber nach Tegel zurück, um von dort aus nach Berlin zu fahren. — Ich bitte die Geſellſchaft dringend, ſich dadurch nicht ſtören zu laſſen; Albert wird ſo liebenswürdig ſein, mich nach dem Orte zu bringen und holt dann ſicherlich die übrigen wieder ein.“

Es wurde noch mehreres dafür und dawider geredet, endlich aber ihr Beſchluß angenommen. „Derartiges muß doch auch bei jeder Partie vorkommen!“ ſagte der Schwager ſeufzend. — „Wenn Damen dabei ſind!“ ſetzte Adonis leiſer hinzu.

So lange Dora ſich noch auf Schlittſchuhen mit dem einen Fuß forthelfen konnte, ging der Rückweg allenfalls; als ſie aber das Ufer erreicht hatten, brach ſie beim erſten Schritt zuſammen. Albert hob ſie, ohne ein Wort zu ſagen, auf den Arm und trug ſie nach dem kürzlich verlaſſenen Wirtshaus.

„Lieber Albert,“ ſagte ſie und lachte, „ich hätte gar nicht gedacht, daß Sie ſolch ein Herkules ſeien!“

„Man hat immer genau ſo viel Kraft, als man Willen hat,“ erwiderte er. „Und es gehört ſicherlich mehr dazu, unter Schmerzen zu lachen, wie Sie es thun, als Ihre leichte, liebe Geſtalt dies Stückchen Weg hinunter zu tragen.“

In dem Gaſthaus ließ er ſie allein, um einen Wagen zu holen; es war kein leichtes Geſchäft, und er verweilte ſo lange dabei, daß ihr ganz beklommen zu Sinn wurde.

„Wenn jetzt Räuber und Diebe kämen, ich könnte mich ja gar nicht rühren!“ Als Albert endlich wieder eintrat, hätte ſie ihm gern entgegen gejubelt, und die glänzenden Augen, mit welchen ſie ihn empfing, veranlaßten ihn wiederum zu freudigem Lächeln.

„Sie ſind ſo gut, Albert!“

„Sie ſind ſo lieb, Dora!“

„Albert,“ ſagte ſie, als ſie zuſammen in dem Wagen ſaßen, „können Sie ſich Liebe, ſelbſt eine glückliche Liebe, ohne Eiferſucht denken?“

„Nein,“ erwiderte er. „Ein Menſch, der nicht vor Eitelkeit verrückt iſt, weiß doch immer, daß er mehr verlangt, als er verdient; und es iſt eine böſe, unſichere Sache um den Beſitz, ehe er zum Recht wird.“

Er ging ſeinen Gedanken nach, ſie den ihren; ſie ſah den zerſtreuten Blick, mit welchem Adonis ſich von ihr verabſchiedet, als ſie ſich in Alberts Schutz geſtellt; er dachte ganz entſchieden nur an das Schlittſchuhkunſtſtück, das er zunächſt ausführen wollte. Und Dora wiederholte leiſe vor ſich hin: „Vor Eitelkeit verrückt!“

Die Eltern Toorſen verfielen in Schreck und Gemütsbewegung, als der Sohn das liebe Pflegekind in lahmem Zuſtande zurückbrachte. Der Fuß war nicht gebrochen, ſondern nur verſtaucht, doch aber ſo geſchwollen, daß der Stiefel heruntergeſchnitten werden mußte.

„Das kommt davon!“ rief Frau Toorſen kläglich, „aber ich habe es ja immer geſagt! In meiner Jugend fiel es den jungen Mädchen gar nicht ein, Schlittſchuh zu laufen — — Und meine Tochter Agathe, wer weiß, was die gebrochen hat, wenn ſie nach Hauſe kommt!“

Aber ſo ſchlimm kam es gottlob nicht. Den nächſten Morgen früh erſchienen Tochter und Schwiegerſohn wohlbehalten, um ſich nach Doras Befinden zu erkundigen. Die lag in ihrem Zimmer auf dem Sofa, eine leichte Decke über den Füßen, und ihre Augen erſchienen ganz beſonders groß und ernſt. Sie hatte während der ſchlafloſen Nacht ſo ſehr viel nachgeſonnen. Eine Weile war das junge Ehepaar wieder fort, da ließ Ringolf ſich melden. Dora wurde abwechſelnd blaß und rot, während ſie ihn bitten ließ, zu kommen, und richtete ſich ein wenig auf, als er eintrat.

Er ſah ſehr fein, ſehr blaß und ſehr gelaſſen aus, verneigte ſich höflich und ſtand dann vor ihr mit geſenktem Kopf.

„Ich ſehe mit Bedauern, daß Sie doch eine Verletzung von dem geſtrigen Mißgeſchick davongetragen haben —“

„Wollen Sie ſich nicht ſetzen?“ — ſie wies nach einem Seſſel, und er nahm ſchweigend Platz. Zerſtreut weilten ſeine Augen auf dem Brillanten, der an ihrem Fingerring glänzte; das war der Ring, den ſie von ihm erhalten hatte.

„Wie iſt Ihnen die geſtrige Partie verlaufen?“ fragte ſie.

„Ennuyant, — im höchſten Grade ennuyant,“ ſagte er und zog die Brauen hoch.

„Wahrlich, es ſcheint wenig zu geben, was Sie nicht langweilt! Wird das ſo fortgehen, wenn — wenn wir verheiratet ſind?“ —

„Wer kann ſo etwas vorausſagen!“

Ihre Augen leuchteten ungeduldig auf. — „Warum in aller Welt, Ludolf, haben Sie ſich mit mir verlobt?“

„Warum?!“ — Er ſah ſie gerade an und lächelte; es war ein böſes Lächeln und ſie bedeckte die Augen mit der Hand, um es nicht zu ſehen. „Sie haben recht,“ ſagte ſie nach einer Weile, — „recht, mich ſo zu behandeln, wie Sie es thaten, recht, mich mit ſolchem Blick zu kränken. Ich danke Ihnen, daß Sie mich zur Beſinnung gebracht haben. Und nun geben Sie einmal Ihre Hand her, — die Linke!“

Er gehorchte und ſie ſtreifte den Handſchuh davon, zog dann den Verlobungsring von ihrem Finger und ſchob ihn auf den ſeinen. Er ließ es geſchehen, ohne ſich zu rühren, doch betrachtete er ſie mit leiſem Staunen.

„Was ſoll dies bedeuten?“

„Daß ich Ihre liebenswürdige Opferfreudigkeit nicht länger in Anſpruch nehmen will, daß Sie frei ſind — und ich auch.“ —

Er ſah ſie nachdenklich an. Es war der erſte Augenblick, in dem er bemerkte, daß ſie hübſch ausſah. — „So, meinen Sie — das heißt, Sie ſehen hiermit die Verlobung als aufgehoben an?“

„Ja. Seien Sie ehrlich, es iſt Ihnen eben ſo lieb, wie mir.“ —

„O,“ ſagte er mit kühlem Lächeln, — „ich wäre mit meinem Teil ganz zufrieden geweſen.“ Dann erhob er ſich, — „ich wünſche meinem Nachfolger Gunſt von längerer Dauer. — Leben Sie wohl.“ Er verbeugte ſich tief und ging.

Dora atmete auf; ſie hatte ihn in den letzten Augenblicken wirklich gehaßt. Er ging und mit ihm der Druck, der ſie Tag und Nacht nicht mehr verlaſſen; ſie wäre gerne aufgeſprungen und hätte es jedem im Hauſe freudvoll erzählt, aber weil dies nicht möglich war, vergrub ſie das Geſicht in die Sofakiſſen und ſchlief leichten Herzens ein.

Der Fuß war geheilt und Dora ſchickte ſich an, für eine Weile zu ihren Verwandten auf das Land zurückzukehren. Sie ſelbſt hatte es ſo vorgeſchlagen und die Familie Toorſen konnte den Entſchluß nur billigen, der ſie für einige Zeit aus dem Bereiche des geſellſchaftlichen Geredes brachte.

„Aber du kommſt uns beſtimmt zurück, liebes Kind!“ ſagte der Vater und Dora verſprach es eifrig.

Es war an einem kalten Abend Ende Januar, da machte ſie ſich in Alberts Begleitung auf den Weg nach der Bahn. Es war ſehr glatt draußen, auch ſcheute Vater Toorſen die zugigen Bahnhöfe und haßte das elektriſche Licht, aus welchen Gründen er eben den Sohn an ſeiner Stelle ſchickte.

Vater und Mutter Toorſen ſaßen ſich ſtille gegenüber, zwiſchen ihnen auf dem Tiſch der neue Diamantbrenner, aber, ſo hell es war, ſie mochten doch beide nichts thun, ſein Buch ruhte und ihre Arbeit. „Wenn ich denke, wie wir das liebe Kind vermiſſen werden!“ ſeufzte ſie. Und er: „Auch mag ſie wohl dort unten in Thüringen ein armer oder reicher Vetter fortſchnappen, ehe wir’s uns verſehen.“

Dann ſah er wieder nach der Uhr. „Jetzt mögen ſie wohl auf dem Bahnhof ſein. Armer Junge, es wird kein leichter Abſchied für ihn werden. Ich wollte, ich hätte ihm damals nichts wegen des Vermögens geſagt, — was doch am Ende gegen anderes Lappalie iſt, . . . wer weiß, meinſt du nicht, es hätte können —“

Da tönte die Glocke. Sollte Albert ſchon zurück ſein? Gleich darauf wurde haſtig die Thüre aufgeriſſen und die beiden jungen Leute kamen wie der Sturmwind herein.

„Nun? nun?“

„Das Pferd fiel . . .“ rief Albert lachend.

„Und war nicht in die Höhe zu bekommen,“ fuhr Dora fort, — „ſo daß wir ausſteigen mußten.“

„Und am Karlsbad waren keine Droſchken.“

„Und es war ſo glatt, daß ich fortwährend ausglitt, Albert mußte mich wirklich feſthalten.“

„Wir wären gar nicht mehr zum Zuge zurecht gekommen, da dachten wir — es wäre beſſer —“

„Ich bliebe hier; und, damit das doch auch einen Zweck hat, liebe Eltern, verlobten wir uns raſch. Hoffentlich habt Ihr nichts dagegen, es ließ ſich wirklich nicht ändern.“

Nein, ſie hatten nichts dagegen, auch nichts gegen den Sturm von Zärtlichkeiten, der ſich jetzt von beiden Seiten über ſie ergoß. Es dauerte lange, ehe die unbändigen jungen Leute ſich einigermaßen gefaßt hatten, und zu einem wirklich ernſten Wort wollte es an dieſem Abend gar nicht mehr kommen.

Am andern Morgen aber, als Albert, wie immer der Erſte, in das Frühſtückszimmer trat, lagen neben ſeiner Taſſe, feſt zuſammengeſchnürt, ein Paar blanke Damenſchlittſchuhe, daran ein Zettel befeſtigt war mit der Aufſchrift:

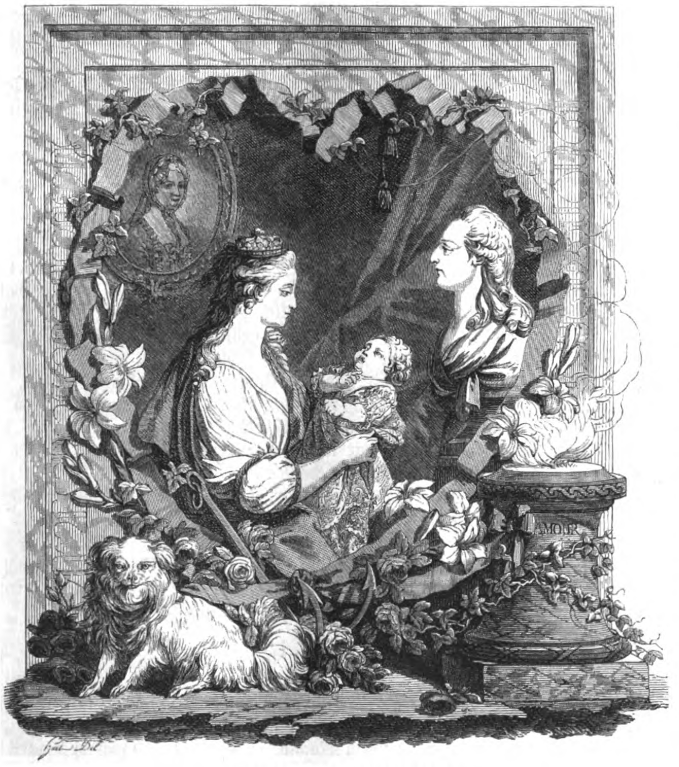
„Meinem lieben Albert.“

Er betrachtete die eigentümliche Gabe und ſchüttelte den Kopf. Da, als er aufſchaute, ſtand Dora neben ihm und ſah ihn lächelnd an.

„Was ſoll dies bedeuten, Herz,“ fragte er, ſie umfaſſend, — „willſt du etwa meinetwegen deinem Vergnügen entſagen? Das möchte ich nicht.“

„Ich aber, Albert. Nichts anderes mehr, du ſollſt meine Leidenſchaft ſein, du allein.“

Aus unſerer Sammlung merkwürdiger Bildniſſe.



„Les sentiments de la nation.“

Marie Antoinette mit dem Dauphin vor der Büſte Ludwigs XVI, umgeben von einem Gewinde von Roſen und Bourboniſchen Lilien nebſt Emblemen der Liebe und Treue. Im Hintergrunde das Bild Maria Thereſias. Farbiger allegoriſcher Kupferſtich von Huet aus dem Jahre 1786. Sehr ſeltene, kulturhiſtoriſch intereſſante und künſtleriſch anmutige Darſtellung.

Als Marie Antoinette auf ihrem Hochzeitszuge nach Straßburg kam, hatte man ihr zu Ehren auf einer Rheininſel einen Pavillon erbaut, deſſen Hauptſaal unbegreiflicherweiſe mit Bildern geſchmückt war, welche die Geſchichte von Jaſon, Medea und Kreuſa, alſo ein Beiſpiel der unglückſeligſten Heirat enthielten. Der junge Goethe wurde dadurch ganz aus der Faſſung gebracht. „Was?“ rief er beim Anblick dieſer Bilder aus, „iſt es erlaubt, einer jungen Königin das Beiſpiel der gräßlichſten Hochzeit, die vielleicht je vollzogen worden, bei dem erſten Schritt in ihr Land ſo unbeſonnen vors Auge zu bringen? Iſt es doch nicht anders, als hätte man dieſer ſchönen und, wie man hört, lebensluſtigen Dame das abſcheulichſte Geſpenſt bis an die Grenze entgegengeſchickt!“

Die Freunde beruhigten den Aufgeregten. Es ſei nicht jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu ſuchen, erklärten ſie, ihnen wäre nichts dabei eingefallen 2c.

Kaum war die Königin in Paris eingetroffen, ſo gab es in Anlaß der Hochzeitsfeſtlichkeiten ein großes Unglück. Bei Gelegenheit eines Feuerwerks auf dem Platze Louis Quinze entſtand ein Gedränge, bei dem mehrere hundert Menſchen umkamen.

Als die Hochzeit geſchloſſen wurde, waren die Mächte der Zerſtörung, denen ſchließlich das junge Ehepaar ſo gräßlich zum Opfer fallen ſollte, bereits an der Arbeit, und durch das morſche Gebäude der Monarchie lief bereits das unheimliche Kniſtern, das dem Zuſammenbruch vorhergeht, aber nach außen ſtand der Bau noch ſtolz und prächtig da. Noch war der Hof von Frankreich der glänzendſte der Welt, noch war die Perſon des Königs gleichbedeutend mit Frankreich. Man huldigte dem tugendhaften König und der liebreizenden Königin, man jauchzte ihnen zu, als die letztere „das Kind von Frankreich“ auf ihrem Schoße hielt. Erſchien doch das Schickſal der Nation untrennbar verbunden mit der Dynaſtie. In dieſer Zeit erſchien unſer Bild, und dieſer Empfindung gab es Ausdruck.

Die Hochzeitsgäſte im Buran.

Eine Erinnerung von der Wolga.

Von der Südſpitze des Ural bis über das Kaſpiſche Meer hinaus zur Bergkette des Kaukaſus breitet ſich eine über zweihundert geographiſche Meilen breite Tiefebene aus, die faſt nur von nomadiſierenden Völkern, den Baſchkiren und Kirgiſen, bewohnt wird. Weiter vom Laufe der Wolga nach Südoſt zieht ſich dieſelbe Ebene nach Aſien hinein bis an die zentralaſiatiſchen Gebirge und von dieſen herab kommen die verheerenden Wirbelſtürme, deren Geburtsſtätte die indiſchen Meere ſind. Dieſe Stürme ſind die größte Plage der nomadiſierenden Völker; da ſie gewöhnlich zur Winterzeit auftreten, können ſie ganze Völkerſtämme in wenigen Stunden ruinieren, indem ſie Hunderttauſende von Schafen, Vieh und Pferden unter dem Schnee begraben. Das ſchlimmſte iſt, daß ſie plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht, ohne die geringſten Vorzeichen hereinbrechen, deshalb nennt man dieſe Schneewirbelſtürme ſchlechtweg „Buran“ d. h. „Sturm.“

Mit Grauſen gedenke ich noch heute des Augenblicks, in dem ich die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Buran machte.

An einem ſchönen Februarnachmittage fuhr ich von dem Städtchen Tſchebokßary aus auf der Wolga nach Kaſan. Die Sonne ſchien ungewöhnlich warm und kein Lüftchen ſtrich über die weite Schneefläche. Grabesſtille herrſchte in der Natur, die nur durch die Hufen der galloppierenden Pferde unterbrochen wurde. Der Schlitten ſauſte in raſender Schnelle dahin.

Das zur Rechten hohe Ufer der Wolga, hundertfach durch tiefe Schluchten zerriſſen, zeigte die reizendſten Bilder einer Winterlandſchaft, während zur Linken werſtelange Ebenen, nur von düſtern Fichtenwäldern begrenzt, ſich unabſehbar hinzogen. Es war eine Schlittenfahrt von eigentümlichem Reiz! —

Nach kurzer Zeit ſtieg am blaßblauen Himmel im Oſten eine ſchwarze Wolkenbank auf und begrenzte in ſcharfgeſchnittener Linie den Horizont, während im Weſten ſich die Sonne langſam zum Untergange neigte. Unbeweglich, wie eine Mauer ſtand die Wolke lange an ihrem Ort, aber plötzlich rollten, obgleich es ganz windſtill war, feine Schloßenmaſſen in Form von Schneekügelchen über die ebene Schneefläche, als hätten ſie Leben. Von den Hufen der Pferde konnten ſie nicht erzeugt ſein, denn ſie rollten vor und hinter uns, wie auch von der Seite her gegen den Schlitten.

Mein alter bärtiger Fuhrmann blickte, ohne ein Wort zu ſagen unruhig bald auf die Erde, bald nach der Wolkenbank und ſchwenkte ſeine kurze Peitſche, als wolle er etwas Ungeheuerliches, Geiſterhaftes niederkämpfen. Bald füllte ſich die Luft mit ſtaubartigen, feinen Schneekriſtallen. Sie verdunkelten die Atmoſphäre wie im ſtärkſten Nebel.

Es waren die Vorboten deſſen, was da kommen ſollte!

Schnell trat die Dunkelheit ein. Der Fuhrmann trieb die Pferde zu immer ſchnellerem Laufe an.

Da brach plötzlich ein ſo raſender Sturm mit Allgewallt los, als wolle er Menſchen und Vieh mit ſich reißen. Im Nu wateten die Tiere nur noch im Schritt bis an die Kniee im Schnee.

Um das Maß unſerer Leiden vollzumachen, verlor der Alte in dem fahlen Zwielichte — es war zur Zeit des Vollmonds — den Weg und die Pferde blieben vor einer hochaufgerichteten Eisſcholle ſtehen. Der Fuhrmann ſpannte nun aus, bedeckte die Tiere mit Teppichen, band ſie an den Schlitten und kehrte dem Sturm den Rücken zu.

Der Wind drang durch Pelze und Kleidung, bis auf die Haut, als wären wir in Seidengaze gekleidet geweſen, und der Schnee fand Zutritt durch die kleinſten Falten unſerer Kleidung. Am Leibe tauete er infolge der Körperwärme auf, ſo daß wir bald keinen trockenen Faden am ganzen Körper behielten. Ein Fieberſchauer folgte dem andern und Verzweiflung ergriff die Seele.

So hielten wir gegen fünf Stunden aus in einem Getöſe, das eher dem ängſtlichen Brüllen eines Raubtiers glich, als dem Rauſchen eines Sturmes. Endlich traten kurze Zwiſchenpauſen ein. Da hörten wir plötzlich das Geläute von fernen Kirchenglocken — es waren das ferne Signale, damit die Verirrten ſich durch das Gehör zurecht finden könnten, es war uns aber der mächtigen Eisſchollen wegen unmöglich weiter zu kommen. Wir mußten geduldig den Tag abwarten.

Es mochte Mitternacht vorüber ſein, als die Pferde unruhig wurden. Sie ſchnauften und ſpitzten die Ohren. Es nahten Wölfe! —

Es währte nicht lange und ein ganzes Rudel, Wolf hinter Wolf, wie auf einem Exerzierplatze, Mann hinter Mann zog an uns vorüber. Ich riß meine mit Rehpoſten geladene Doppelflinte unterm Teppich hervor und wollte eben den erſten, beſten aufs Korn nehmen, als mein alter Fuhrmann, der die Tiere gezählt und die Zahl dreizehn gefunden hatte, erſchreckt ausrief: „Die Hochzeitsgäſte! Herr ſchießen Sie nicht, ſonſt werden wir wie dieſe in Wölfe verwandelt!“

Überraſcht ſetzte ich das Gewehr ab. Sonderbar — kein Wolf trat aus Reih und Glied oder wandte auch nur den Kopf nach uns oder den Pferden um, und doch ſahen wir deutlich, wie ſie ein Bein nach dem andern hoben und niederſetzten und wie ſie ſchließlich in der Dunkelheit verſchwanden.

Ich war ebenſo erſtaunt über die rätſelhafte Äußerung des Alten, wie über den ſtillen Vorbeimarſch der Beſtien. Waren die letzteren eine Viſion? — Oder waren ſie Wirklichkeit? — Die Pferde hatten ſie ſchon vorher gewittert!

Nach einer ſchrecklich langen Nacht, der längſten, die ich je erlebt, legte ſich der Sturm kurz vor dem Morgengrauen. Aber! wie ſah es um uns aus! Keine Spur vom Wege! Schneeberge rund um!

In der Nacht glaubten wir Geklingel wie von Reiſeglocken zu hören, doch konnten wir nichts Näheres ermitteln. Bald kamen die Laute von vorn, bald von hinten; — wir ſahen aber keine Geſpanne. Weit konnten wir indeſſen vom Wege nicht entfernt ſein. Ehe es völlig Tag war, getraute ſich der Fuhrmann immerhin nicht von der Stelle.

Endlich löſte er eine der Scherſtangen von dem Schlitten und ſondierte damit den Grund! — Lange ſuchte er ohne Erfolg, denn nur mit Mühe war das hohe Ufer in der Ferne zu erkennen. Rundum ein wildes Chaos von Eis- und Schneewällen!

Endlich traf mein Alter hinter Eisſchollen verborgen, aber vollſtändig eingeſchneit, ein Dreigeſpann. Es war die Briefpoſt, deren Geklingel wir in der Nacht gehört hatten. Der begleitende Poſtillon, der den Charakter des Buran kannte, hatte befohlen, an einer Schutz bietenden Stelle anzuhalten. Wir brachen nun gemeinſam auf. Schritt für Schritt, oft mit gewaltigen Sätzen, ſich durch den Schnee arbeitend, konnten die armen Tiere uns nur langſam vorwärts bringen. Erſt gegen Mittag erreichten wir ein Dorf und hier wurde Halt gemacht, um den todmüden Pferde bis zum andern Morgen Ruhe zu gönnen.

Mit Staunen und Mitleid empfing uns der gutmütige Bauer, zu dem wir unſere Zuflucht nahmen. Mit Mühe hob man uns faſt Erſtarrte aus dem Schlitten und brachte uns in das warme Zimmer. O! wie unſchätzbar köſtlich iſt ſelbſt die ſchmutzige, ſchwarzgeräucherte Stube eines ruſſiſchen Bauern nach einer ſolchen Nacht!

Als wir uns behaglich um die übliche Theemaſchine verſammelt,

J. V. Carstens München

Auf dem Schulwege. Gemalt von J. V. Carſtens.

und die Begebenheiten der Nacht beſprochen hatten, war ich neugierig, zu erfahren, wie es ſich mit den „Hochzeitsgäſten“ verhalte. Sobald ich die Frage vorbrachte, blickten der Wirt und ſeine Frau erſchreckt auf den Fuhrmann und mich, und ihre ängſtliche Frage: ob wir ſie geſehen? bewies, daß dieſes Thema ihnen nicht neu war.

„Weit oben im Norden,“ erzählte ſchließlich der Alte, „wo nur der mit Schneeſchuhen bewaffnete Fuß des Jägers im Winter das Wild zu verfolgen vermag, lag ein armſeliges Dorf inmitten des wildeſten Urwaldes. Ein alter Soldat war von dort aus in ſeiner Jugend mit dem Moskowiter gegen die Tataren in den Krieg gezogen und hatte viele fremde Länder geſehen, auch manche unheimliche Kunſt erlernt. Als er in ſein Dorf zurückkehrte, brachte er eine Geige, einen Bogen und einen Haushahn mit. Von dieſen dreien trennte er ſich nie.

Seine Isba (Bauerhaus) lag abſeit des Dorfes, einſam am Bergeshang. Einſt hatten die Dorfbewohner heimlich durch ſeine Thürritze geblickt und bemerkt, daß er ſich mit dem Hahne unterhielt und mit ihm ſprach, wie gewöhnliche Menſchen mit einander ſprechen. Von der Zeit an fürchteten ſie ihn und jedermann vermied ihn. Dies kränkte den armen Soldaten, er verließ ſein Dorf, wanderte heimatslos umher und ſchwor, ſich an den Menſchen zu rächen.

An einem kalten Wintertage kam er in ein Dorf, wo zufällig eine große Hochzeit gefeiert wurde; er begab ſich nach dem Hochzeitshauſe und ſpielte auf ſeiner Geige, aber der Hahn krähte dazu und dies wurde als ein böſes Omen aufgenommen. Die Braut und ſämtliche Gäſte verfluchten ihn und trieben ihn zum Hauſe und zum Dorfe hinaus.

Dafür nahm er Rache.

Auf dem Wege zur Kirche überfiel den Hochzeitszug ein ſchreckliches Unwetter, ein Buran, und der ganze Zug verirrte ſich im Walde. Plötzlich trat ihm der Zauberer entgegen, ſpielte auf der Geige, der Hahn krähte, und augenblicklich waren ſämtliche Hochzeitsgäſte in Wölfe verwandelt.

Als ſolche wandern ſie nun ſchon ſeit Hunderten von Jahren umher. Die Braut geht ſtets voran. Im Buran erſcheinen ſie dem Menſchen, um entzaubert zu werden. Läßt man die vermeintlichen Wölfe in Ruhe ziehen, ſo thun ſie niemand Böſes. „Aber!“ fügte der Bauer ernſthaft hinzu, „hätten Sie geſchoſſen, ſo würden Sie jetzt als Wölfe umher wandern!“

„Und können dieſe armen Menſchen nie erlöſt werden?“ fragte ich.

„Ja — das können ſie!“ erwiderte der Alte. „Wenn jemand einen friſch geſchnittenen Stock von Espenholz nimmt und ihn ſchnell in die Fußſtapfen des Wolfes hält, ehe deſſen Tritt erkaltet iſt, ſo iſt der Bann gelöſt!“

A. F. Sommermeyer.

Das Karbol und ſeine Rivalen.

Von Dr. **M. Dyrenfurth.**

Kein Zweig der Heilkunde hat aus den Fortſchritten der Wiſſenſchaft mehr Nutzen gezogen als die Chirurgie. Denken wir uns noch nicht vierhundert Jahre zurück in die Lage eines Unglücklichen, deſſen Zuſtand — ſei es infolge einer ſchweren Verletzung, ſei es durch bösartiges Siechtum — die Ablöſung eines Gliedes notwendig machte. Damals galt der Spruch: „Was Arznei nicht heilt, heilt das Eiſen; was nicht das Eiſen, heilt das Feuer.“ Die Ärzte jener Zeit wußten der bei großen Operationen unvermeidlichen und oft lebensgefährlichen Blutungen nicht anders Herr zu werden, als durch das Glüheiſen oder Übergießen des Stumpfes mit ſiedendem Öl oder Pech Von dieſer entſetzlichen Marter erlöſte die Kranken der große franzöſiſche Wundarzt Ambroiſe Paré (1509—1590), welcher die ſichere Stillung der Blutung durch die (ſchon von dem Griechen Archigenes geübte, aber in Vergeſſenheit geratene) Unterbindung der Blutgefäße neu erfand.

Spätere Geſchlechter werden vielleicht in der Entdeckung des amerikaniſchen Zahnarztes Jackſon (1846), daß durch Einatmung von Schwefeläther Gefühl und Bewußtſein zeitweilig erlöſchen, einen neuen Markſtein in der Geſchichte der Chirurgie erblicken. Iſt es nicht etwas Großes, daß wir im Äther und dem ihm noch überlegenen Chloroform nunmehr Mittel beſitzen, um auch den eingreifendſten Operationen den Stachel des Schmerzes zu entwinden? Daß jetzt Tauſende von Kranken gern ſich dem rettenden Meſſer anvertrauen, vor dem ſie ſonſt zurückgebebt wären? Daß die Ärzte in ruhiger Sicherheit die ſchwerſten und langwierigſten Operationen vornehmen können, ohne durch Rückſicht auf Schmerzgeſchrei und Zeitdauer gehemmt zu werden?

Bei zwei anderen Großthaten der Chirurgie ſtand noch die Gegenwart an der Wiege: bei der Liſterſchen Antiſeptik, welche die Wunden von der Gefahr der Blutvergiftung befreit, und die Kranken vor dem Eiterfieber ſchützt — und der Esmarchſchen künſtlichen Blutleere, wobei durch feſte Einſchnürung des zu amputierenden Gliedes faſt der letzte Blutstropfen aus demſelben zurückgepreßt wird und das Inſtrument des Arztes beinahe wie im Trocknen ſchneidet. Wir haben es ſtaunend geſehen, wie es dieſen beiden Wundern des Scharfſinnes gelungen, die Sterblichkeit in den Verwundetenſälen, früher dort die Regel, zur Ausnahme zu machen und Operationen das Bürgerrecht zu verſchaffen, die früher als unerlaubte Wageſtücke verpönt waren.

An dieſem Zuſammenſchrumpfen der Totenliſten darf ſich die Karbolſäure, das Hauptmittel der Liſterſchen Behandlungsweiſe, ihren bedeutenden Anteil beimeſſen. Darum iſt ſie auch das Schoßkind der heutigen Medizin. Mit Stolz blickt dieſe auf die beiſpielloſen Erfolge ihres Sprößlings und ſeinen Weltruhm als Bakterientöter und Vertilger des Eiterfiebers. Viele Zentner Karbols werden tagtäglich von den Ärzten und Gewerbtreibenden verbraucht, ſein Name iſt allen Kulturvölkern geläufig, im ſtolzen Palaſt, wie in der niedrigſten Hütte bekannt.

Ein Erzeugnis der trockenen Deſtillation vieler Stoffe, dem Benzin nahe verwandt und Hauptbeſtandteil des Kreoſots, wird die Karbolſäure hauptſächlich aus dem ſchweren Steinkohlenteeröl gewonnen und bildet im reinen Zuſtande farbloſe, lange, prismatiſche Kriſtalle, welche begierig Waſſer aufſaugen, zwiſchen 40 bis 44° C. zu einer farbloſen, ölartigen Flüſſigkeit ſchmelzen und bei 186° C. ſieden.

Von der Karbolſäure — auch Phenylſäure genannt — wußten lange nur die engſten Kreiſe der Chemiker etwas Näheres. 1884 wird ſie ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern können. Von Bunge entdeckt, ſechs Jahre ſpäter von Laurent rein dargeſtellt, 1859 nach Crace Calverts Anleitung fabrikmäßig bereitet, wurde ſie im Jahre 1865 zum erſtenmal von Joſef Liſter im Krankenhauſe von Glasgow als Wundbehandlungsmittel verſucht, nachdem er ſich von ihrer großen fäulniswidrigen Kraft auf den Rieſelfeldern von Carlisle überzeugt hatte. Welchen Erfolg erwartete er von der Anwendung der Karbolſäure auf offene Schäden?

Die Anſchauung von den mannigfaltigen, überall verbreiteten und mit einer wunderbaren Vermehrungsfähigkeit begabten Keimen und ihrer Eigenſchaft als Krankheitserzeuger iſt heutzutage ſo in unſer Fleiſch und Blut gedrungen, daß ihr Beſitz uns als ſelbſtverſtändlich erſcheint. Wir haben es vergeſſen, daß dieſes faſt triviale Allgemeingut eine verhältnismäßig noch junge Geſchichte hat und aus der ſauern Arbeit vieler mitlebender Forſcher gewonnen worden iſt. Als Liſter — der Senior der Chirurgie — ſeine erſten Verſuche anſtellte, waren nur erſt wenig Bauſteine der jetzt ſo umfangreichen Pilzlehre zuſammen getragen. Den Grund zu derſelben hatte der Franzoſe Cagniard Latour im Jahre 1836 mit ſeiner Entdeckung der Hefepilze gelegt. Paſteur gebührt der Ruhm, deren Bedeutung als Gärungserreger durchgefochten zu haben, ſeinem Feuereifer trotz mannigfacher Irrtümer und allzukühner Hypotheſen das Verdienſt der umwälzendſten Entdeckungen im Reich der kleinſten Lebensformen. Erſt, nachdem durch eine Reihe von Thatſachen das Daſein und die Lebensbedingungen der Bakterien erwieſen worden waren, konnte Liſter ſich die Frage ſtellen, ob nicht auch Fäulnis und Zerſetzung, Blutvergiftung und Eiterungsfieber auf Vorgängen beruhten, die durch die minierende Thätigkeit jener kleinſten Menſchenfeinde beeinflußt wären, und ob es nicht möglich wäre vom Lager der Verwundeten die Krankheit fern zu halten durch Vernichtung der Krankheitserzeuger.

Es galt den Verſuch. Knochenbrüche mit gleichzeitiger Verletzung der Weichteile gehören zu den dem Wundarzte unerfreulichſten Ereigniſſen; ſie heilen ſchwer, eitern lange und geben leicht Anlaß zu den gefährlichſten Zwiſchenfällen. Ein ſolcher offener Knochenbruch bot ſich ihm in ſeiner Anſtalt. Er belegte die Wunde mit einem Stück in flüſſige Karbolſäure getauchten Lints und ſchiente das Glied in üblicher Weiſe — und ſiehe da, als er den Verband nach einigen Wochen abnahm, zeigte ſich die Wunde ohne jede Eiterung ſchön glatt vernarbt und das Bein vollkommen gebrauchsfähig. Kein Zweifel, den Bakterien war das Thor verſperrt, den in der Wunde vorhandenen durch das Karbol der Garaus gemacht worden.

Je zahlreicher Liſter ſeine Verſuche wiederholte, je mehr er ſeine Verbandsmethode vervollkommnete, deſto glänzender wurden ſeine Erfolge; das Krankenhaus zu Glasgow, früher eine wahre Mördergrube, ſah ſeinen Geſundheitszuſtand ſich täglich verbeſſern. Bald wurde Europa auf die Wunder der Glasgower antiſeptiſchen Behandlung aufmerkſam und beeilte ſich, dieſelben in ſeine Kliniken überzuführen, und wo die Chirurgen „liſterten,“ da wurde der Tod ein ſeltner Gaſt. Allerdings iſt das ganze Verfahren ein höchſt kompliziertes. Im Saale muß die peinlichſte Reinlichkeit herrſchen, der Operateur, die Aſſiſtenten, die Wärter müſſen ihre Hände, Schwämme und Inſtrumente in Karbol förmlich baden; die meiſten Chirurgen halten es für notwendig, während der Operation die Wunde und ihre Umgebung mit einem Karbolnebel zu beſprengen. Iſt die Operation vorbei, dann beginnt eine neue Arbeit; es muß der antiſeptiſche Verband angelegt werden. Man umhüllt das Glied kunſtgerecht mit ſchier unzähligen Lagen desinfizierter Gaze und umpanzert es ſchließlich mit Makintoſh- und Salicylwatte. Welche Bakterie könnte dieſen Feſtungsgürtel erſtürmen?

Wie aber hienieden nicht alles über einen Leiſten zu ſchlagen iſt, ſo gibt es freiſinnige und ſtrenge Liſterianer; die ſtrengen dulden nicht, daß auch nur ein Tüpfelchen der Maſchinerie außer acht gelaſſen werde, ſie ſtehen für nichts, wenn auch nur um ein Jota von der Schablone abgewichen wird. Schilt man ſie Pedanten, ſo verweiſen ſie auf die prächtigen Reſultate ihrer Pedanterie.

So beherrſcht denn gegenwärtig die Karbolſäure als unumſchränkte Regentin das Gebiet der Chirugie und ſpielt im Rüſtzeug des Wundarztes eine Hauptrolle. Aber wo gäbe es in unſern Tagen eine Autorität von unbeneideter Herrſchermacht? Auch die Karbolſäure hat jetzt ketzeriſche Angriffe auf ihre Unfehlbarkeit abzuwehren, Vergleiche zwiſchen ihren Vorteilen und Nachteilen zu erdulden. Wer weiß, ob nicht die Tage ihrer Herrlichkeit gezählt ſind?

Zunächſt kann ſie nicht in Abrede ſtellen, daß ſie der Reihe der allerheftigſten Gifte angehört, wie denn ſchon ein ganzes Sündenregiſter durch ſie verſchuldeter Todesfälle verzeichnet iſt. Daher wollen viele der namhafteſten Chirurgen von dem „spray“ — dem Beſprühen der Operierten mit Karboldunſt — jetzt nichts mehr wiſſen, da ſie glauben, eine Anzahl von Unglücksfällen auf die durch jenes Verfahren vermittelte Einatmung des Giftes ſchieben zu müſſen. Noch weit mehr Opfer hat das Karbol durch Leichtſinn, Fahrläſſigkeit und Verwechſelung gefordert. In einer Garniſonſtadt gab ein Lazarettgehilfe zweien Rekonvaleszenten aus einer Flaſche, welche mit der Feldapotheke aus Frankreich gebracht worden war und die Inſchrift: Acide phénilide liquide (flüſſige Phenylſäure) trug, zu trinken, in der Meinung, es ſei franzöſiſcher Rotwein. Der eine taumelte nach dem erſten Schluck und ſank tot hin, der andere verfiel in eine ſchwere Krankheit, aus der er nur durch Übergießen mit kaltem Waſſer im warmen Bade gerettet werden konnte. —

Ihre nächſte Wirkung iſt eine ätzende; die von ihr berührte Haut färbt ſich weiß, empfindet ſcharfes Brennen und ſtößt ſich nach einigen Tagen ab. Innerlich bewirkt ſie, je nach der genoſſenen Menge, leichtere oder ſchwerere Vergiftungsformen. Die erſtere äußert ſich durch Brennen im Munde, Kopfſchmerz, Schwindel, Übelkeit, Brechneigung. Iſt eine ſtärkere Menge — etwa ein halbes Weinglas — genommen und ins Blut übergegangen, ſo richtet ſich das Gift auf das verlängerte Mark, den Hauptquell der Atmungs- und Herzthätigkeit, und bewirkt Bewußtloſigkeit, Bläſſe, klebrigen Schweiß, kleinen, ſchnellen, unfühlbaren Puls, Kälte, röchelnden, höchſt beſchleunigten, nach Teer riechenden Atem und Tod. Zuweilen erfolgt letzterer ſchon nach wenigen Sekunden durch Lähmung des Zentralnervenſyſtems.

Es gibt auch eine chroniſche Form der Karbolvergiftung. Ihr verfallen vornehmlich die Ärzte, welche das Mittel häufig handhaben und ſo die Geſundheit anderer mit ihrer eigenen bezahlen. Die Anfangsſymptome beſtehen in Kopfſchmerz, Huſtenreiz, Mattigkeit, Appetitmangel. In der Folge wird der Huſtenreiz andauernd, es ſtellt ſich ein dumpfer drückender Schmerz in den Nieren ein, Schwere der Füße, Hautjucken, Schlafloſigkeit, ein Gefühl von Pelzigſein und Ameiſenkriechen in den Händen. Der für die Wiſſenſchaft allzufrüh verſtorbene Profeſſor Spiegelberg in Breslau war feſt überzeugt, ſein ſchweres Nierenleiden durch die häufige Anwendung des Karbolnebels bei ſeinen Operationen ſich zugezogen zu haben.

Der überſchwängliche Enthuſiasmus für die bakterienvertilgende Panacee hat die Erinnerung an ihre übeln Eigenſchaften faſt gänzlich ausgelöſcht. Karbol iſt in jedem Kaufladen zu erlangen, und ſcheint, gleich der Schwefelſäure einen Freibrief gegen die Haft im Giftſchrank zu beſitzen. Man wirtſchaftet mit Karbol wie mit unſchuldigem Seifenwaſſer. Hoffentlich werden die gemachten ſchlimmen Erfahrungen den täglich überhand nehmenden Karbolunfug etwas eindämmen und dazu dienen, dem an ſich unſchätzbaren Mittel ſeine richtigen Grenzen zu ſetzen. Ja man nimmt heut den verzogenen Liebling ein wenig ins Gebet, man prüft ſeine ſo laut ausposaunten Vorzüge und Tugenden, und iſt da zu ganz merkwürdigen Ergebniſſen gekommen.

Schon längſt hatte man bemerkt, daß unter dem Liſterverband die Bakterien keineswegs verſchwinden, ſondern vielmehr in der Wundflüſſigkeit ſich luſtig umhertummeln. Geben wir zu, daß das, wie einige meinen, eine beſondere unſchädliche Art von Pilzen ſeien, welchen die Karbolſäure anſcheinend ſehr gut bekommt. Räumen wir auch als ſicher ein, daß der Bakterien Vermehrung von innen und Zutritt von außen durch den Verband ganz erheblich erſchwert wird, und daß das Liſtern die Pilze zwar nicht tötet, aber ihre Fortpflanzungsfähigkeit verhindert. Befremdlich aber iſt der Umſtand, daß nach den eingehenden Unterſuchungen von Buchholz in einer Reihe von antiſeptiſchen Mitteln bezüglich der Hemmung der Bakterienentwickelung die Karbolſäure erſt die dreizehnte Stelle einnahm.

Ebenſo demütigend ſind die von Rob. Koch angeſtellten Verſuche für die Karbolſäure ausgefallen. Derſelbe fand, daß eine einprozentige Löſung ſelbſt nach fünfzehn Tagen keine Wirkung auf Milzbrandſporen ausübte, eine dreiprozentige erſt nach ſieben Tagen, eine vierprozentige nach drei, eine fünfprozentige erſt nach zwei Tagen die Sporen vernichtete, alſo zu ſchneller Desinfektion nicht geeignet war. — Wollte er trockene, mit Fäulnisbakterien imprägnierte Gegenſtände mit Karboldampf desinfizieren, ſo mußten auf einen Kubikmeter fünfzehn Gramm Karbol zum Verdampfen gebracht werden — was für geſchloſſene Räume einfach unausführbar iſt. — Waſchungen und Beſprengungen infizierten Holzes blieben, ſelbſt zehnmal hintereinander mit fünfprozentiger Löſung wiederholt, auf die Bakterien ganz ohne Einfluß. — Mit Karbolöl eingeriebene und ſofort luftdicht verſchloſſene Objekte konnten von Bakterien nicht befreit werden.

Es beſteht demnach ein ſeltſamer Widerſpruch zwiſchen dem wiſſenſchaftlichen Experiment und der Erfahrung der Wundärzte. Letztere werden ſich ihre durch eine reiche Praxis gewonnene Überzeugung von der heilbringenden Wirkung des Karbolverbandes nicht rauben laſſen. Dem Chirurgen iſt es ja gleichgültig, ob die Karbolſäure durch Tötung der Pilze oder durch Vernichtung eines ſchädlichen, der Wunde beigemiſchten chemiſchen Stoffes, oder durch Herſtellung eines Operationsfeldes von ſkrupulöſeſter Reinlichkeit hilft, wenn ſie nur hilft. Mögen die Gelehrten ſich mit den Bakterien abfinden!

Nicht gleichgültig dagegen kann es dem Praktiker ſein, wenn ein von ihm als wertvoll verehrtes Mittel nach einer anderen Richtung nachteilige Wirkungen entfaltet, die Wohlthat ſich in ſchwere Schädigung verkehrt! Da iſt es ſeine Pflicht, unabläſſig nach einem Erſatzmittel, welches nur die Licht-, nicht die Schattenſeiten ſeines Vorgängers beſitzt, zu ſuchen.

Auch dem Karbol hat es daher an antiſeptiſchen Konkurrenten nicht gefehlt, es ſind der Reihe nach die Salicylſäure, das Chlorzink, Thymol, Eucalyptol, Jodoform, die eſſigſaure Thonerde, das Sublimat aus dem chemiſchen Arſenal hervorgeholt worden. Auch auf den Torf als Verbandmittel hält man jetzt große Stücken; neuerdings hat man ſogar den Zucker aus der Speiſekammer zu dieſem Zweck verwendet, und höchlich belobt. Nun, die meiſten dieſer Surrogate haben wohl den Vorzug der Unſchädlichkeit, nicht aber den eines größeren Nutzens, ſo daß gegenwärtig als Erſatzmittel für das Karbol nur Jodoform und Sublimat in Frage kommen. Das erſtere rührt jetzt gewaltig die Lärmtrommel, und behauptet, alles heilen zu können, indeſſen nach einer Anzahl dummer Geſchichten, die es angeſtiftet, ſcheint es „der beſte Bruder“ auch nicht zu ſein.

Vielleicht gehört dem Sublimat als dem mächtigſten Bakterientöter, der ſchon in einer Verdünnung von 1:2000 die Unholde vernichtet, die Zukunft. Es teilt zwar mit dem Karbol die bedenkliche Eigentümlichkeit, unter die furchtbarſten Gifte zu zählen, verliert aber einen großen Teil ſeiner Schrecken durch die Kleinheit der bereits wirkſamen Doſis.

In manchen Kliniken iſt ein Verband aus einer Miſchung von Sublimat, Kochſalz und Glycerin mit glänzendem Erfolg verwandt worden.

Am Familientiſche.

Bellende Weiber.

Profeſſor Jeannel in Rennes hat vor einiger Zeit eine Abhandlung über die bellenden Weiber (les aboyeuses) in der Bretagne veröffentlicht, aus welcher hervorgeht, daß dieſe noch heute lokal hervortretenden Erſcheinungen auf dieſelben krankhaften Dispoſitionen zurückzuführen ſind wie das Blöken der Brigittennonnen im Jahre 1613 und das Katzenmiauen der Amſterdamer Waiſenkinder im Jahre 1566. — Seit uralter Zeit gibt es in der ſtockkatholiſchen Bretagne einzelne Häuſer, in denen ein Mitglied der Familie von der Manie beſeſſen iſt, wie ein Hund zu bellen. Die Ärzte können dagegen nichts ausrichten, nur die Kirche kann helfen, wie die Bevölkerung ſteif und feſt glaubt. Eine Bellerin wird geheilt, wenn ſie an einem hohen Feſttage beim Gottesdienſt die Bildſäule Unſer Lieben Frau du Roncier zu Joſſelin küßt. Dazu verſteht ſie ſich aber nur ſehr ungern, denn ſie iſt vom böſen Geiſt beſeſſen. Sie geht deshalb auch nicht freiwillig zur Kirche, ſondern wird zu Pfingſten oder Mariä Empfängnis von zwei ſtämmigen Männern zur Kirche geſchleppt. Unterwegs iſt die Bellerin ſehr betrübt; ſobald ſie die Grenzen des Pfarrſprengels der Gottesmutter betritt, ſinkt ſie zur Erde und will nicht weiter fort; dann wendet man Gewalt gegen ſie an. Ihre Bruſt hebt ſich, ſie gibt pfeifende Töne von ſich, ſie ſchluchzt und fängt dann an zu blaffen und zu bellen. Sobald es gelingt, ſie dahin zu bringen, daß ſie die Glasſcheibe küßt, hinter welcher das wunderthätige Bild ſteht, dann iſt der Zauber gebrochen. Profeſſor Jeannell hat zu Pfingſten 1865 eine Anzahl ſolcher Bellerinnen zu Joſſelin beobachtet. Er bemerkt, daß ähnliche Beſeſſenheiten auch früher in anderen Teilen Frankreichs vorkamen, z. B. in der Gemeinde Amou bei Dax, wo 1613 das Bellen zu einer anſteckenden Seuche ausartete. Der Abbé de l’Ancre erzählt in ſeinem amtlichen Berichte von 1855, daß oft vierzig Perſonen in ſeinem Kirchſprengel wie Hunde bellten und namentlich in Vollmondsnächten ein ſchreckliches Geheul erhüben.

Eine politiſche Prophezeiung.

Der gefürchtete und von den deutſchen Regierungen vielfach bedrängte Pamphletiſt Wilh. Ludw. Weckherlin, den der Verfaſſer des „Demokrit,“ Karl Julius Weber und ſpäter Ebeling der Vergeſſenheit der Nachwelt verdienterweiſe zu entreißen bemüht waren, hat in ſeiner politiſchen Zeitſchrift „Paragraphen,“ die er bis zu ſeinem Tode (1792) fortſetzte, eine merkwürdige Prophezeiung über die Geſtaltung der europäiſchen Politik ausgeſprochen. „Vielleicht klingt es wahnwitzig,“ ſchreibt er, „aber Europa geht den gewaltigſten ſtaatlichen Umwälzungen entgegen, Umänderungen, welche die Landkarte ſo leer machen, als ſie heute bunt iſt. Die franzöſiſche Revolution hat den Anſtoß zu Erſchütterungen gegeben, die ſich in unſerem Erdteile in immer kürzeren Zwiſchenräumen in der mannigfaltigſten Weiſe wiederholen werden. In hundert Jahren wird man die Kinder in den Schulen lehren: Europa beſteht aus folgenden Reichen: Rußland, Schweden, Deutſchland, Hungarn-Auſtria, Türkei, Welſchland, Frankreich, Spanien-Portugall und England. Alles, was heute dazwiſchen und darunter liegt und noch einen Namen hat, wird verſchlungen ſein und keinen Namen mehr haben.“ R. F.

Kanzelhumor.

Der durch ſeinen Humor berühmte Mainardi Arlotto (geboren 1395 in Florenz) wurde einſt von einem anderen Geiſtlichen gebeten, am Namenstage des heiligen Franziscus vor einer kleinen Dorfgemeinde die Feſtrede auf den Heiligen zu halten. Der ordentliche Geiſtliche des Ortes hatte im Jahre vorher das Leben und die Thaten desſelben ſeiner andächtigen Gemeinde ausführlich geſchildert. Arlotto glaubte deshalb ſich ſeines Auftrages kurz entledigen zu können. Er begann ſeine Rede mit den Worten: „Ihr liebt kurze Predigten, und ich opfere mich gern für die Wünſche meiner Mitmenſchen. Im verfloſſenen Jahre habt ihr vom Leben, den Wundern und dem ſeligen Sterben unſeres Heiligen alles gehört, und ſeit dieſer Zeit iſt nichts Wichtiges vorgekommen, was ſich ſeiner Lebensgeſchichte hinzufügen ließe. Ich würde alſo nur wiederholen können, was ihr ſchon wißt. Diejenigen, welche im vorigen Jahre nicht in der Kirche waren, mögen ſich von denen erzählen laſſen, die damals dem Gottesdienſte beigewohnt haben.“ Damit ſtieg er nach dem üblichen Gebete von der Kanzel herunter.

R. F.

Unſer Gendarm.

(Zu dem Bilde auf S. 341.)

Die anderen Völker beneiden uns um unſeren Leutnant, wenn ſie aber unſeren Gendarm kennen würden, wäre auch dieſer ein Gegenſtand des Neides. Und das mit Recht, denn es gibt nichts, was zuverläſſiger wäre, als unſere Gendarmerie. Das weiß die Bevölkerung, darum iſt der Gendarm eine populäre Erſcheinung, obgleich er doch oft genug als Hüter des Geſetzes ſchonungslos eingreifen muß in das Leben der Landbewohner. Wider ſeine Autorität erhebt ſich kein Widerſpruch, kein Beſtechungsverſuch wagt ſich an ihn heran. Wem der Gendarm die Hand auf die Schulter legte, der folgt ihm, denn er weiß, daß der Mann des Geſetzes das Geſetz auch zur Geltung bringt, unter allen Umſtänden, wenn nicht anders mit allen Mitteln.

Briefkaſten.

A. T. in **Philadelphia.** Unter den zahlreichen Erinnerungsſchriften an die vorjährige Lutherfeier iſt eine der intereſſanteſten die unſeres geehrten Mitarbeiters Karl Storch bereits in zweiter Auflage erſchienene: „Das Eisleber Luther-Jubiläum am 10. November 1883“ (Eisleben, O. Maehnert. 80 S.), welche in friſcher, anregender Weiſe die dortigen Feſtlichkeiten ſchildert und die dort gehaltenen Reden wiedergibt. — **Cl. G—r.** Das **ie** iſt von der neuen, in Preußen, Bayern und Sachſen amtlich eingeführten Orthographie für die von Ihnen angeführten Wörter (kultivieren, konſtatieren ꝛc.) vorgeſchrieben. — Als ungeeignet erwieſen ſich die Zuſendungen von **G. M.** in **K.** — **E. F—e** in **C. W—f.** — **v. B.** 609. — **R.** in **Frkf. a. O.** — **D. S.** in **B.** — **Fr. M—r** in **G.** — **O. K.** in **Pf.** — **M.** in **B.** — **E. J.** in **Kgb.** — Auf Begründung unſerer Ablehnung können wir uns beim beſten Willen nicht einlaſſen. — **Frh. v. St.** in **B.** und **J. K.** in **B.** Bitten um Ihre Adreſſe. — **A. Th.** in **P.** Wenden Sie ſich an das Diakoniſſenhaus Bethanien in Berlin. — **Abonnentin aus Blumenthal.** Sie finden das Gewünſchte in Nr. 14 und 15. — **Suſacuac in Denver Colorado.** Das von Ihnen erwähnte Buch iſt uns niemals zur Beſprechung zugegangen. — **M. Z.** in **T.** Wenn die Verſe ſo hübſch wären, wie die Probe des Heidekrautes vom Oſtſeeſtrande, hätten wir ſie vielleicht abgedruckt. — **Freund** in **Bern.** Die Redaktion des „Intelligenzblatt für die Stadt Bern“ iſt jedenfalls ſelbſt getäuſcht worden, wenn ſie in Nr. 27 unter dem Titel: „New Yorker Aufzeichnungen eines Enttäuſchten“ unſern Aufſatz aus Nr. 10 „Im Kampf ums Daſein in New York“ ohne Quellenangabe veröffentlicht. Im übrigen beſten Dank.

Für Antworten auf folgende zwei Fragen würden wir im Intereſſe zweier unſerer Korreſpondenten dankbar ſein: 1) Wer kauft Zigarrenabſchnitte, die zum beſten von beſonderen wohlthätigen Zwecken geſammelt ſind? 2) Gibt es eine Anſtalt, in welcher ein taubſtummes, kräftiges, arbeitſames Mädchen von vierundzwanzig Jahren unentgeltlich und gegen ihrer Hände Arbeit Aufnahme fände? Die Betreffende iſt elternlos und in Gefahr, in den ſie umgebenden Verhältniſſen moraliſch unterzugehen.

In unſerer Spielecke.

1. Röſſelſprung.

lings	ſü	aus	ſal	mit	Früh	ben	Bäu
Gar	die	Früh	ſe	auch	ben	grüßt	lings
te	won	um	hal	der	**Seid**	me	Drü
her	ten	Sanf	len	Ach	ne	lie	ge
ten	wie	ne	Sich	len	Ah	ne	wa
Blau	me	ſchal	der	Son	es	Hör'	neſt
le	Sai	de	Him	o	fro	ren	gold
Träu	er	See	he	hol	mel	du	ich

2.

Der Welten Zahl, der Welten Kreiſen,
Der Frauen Liſt, der Frauen Herzen,
Der Träume Sinn, der Stein der Weiſen,
Der Minne Freud', der Minne Schmerzen —
Forſch' dem nicht nach, du gleichſt dem Blinden, —
Nur mich wirſt du in allem finden.
Drum bin ich's allen immerdar,
Die jene Worte leſen;
Wird aber meine Deutung klar,
Bin ichs für ſie geweſen.

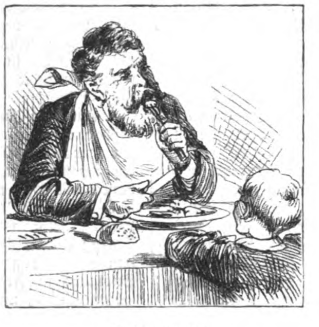
Frhr. v. M.

3.

*	O	B	E	R	*
*	E	L	L	A	*
*	P	I	K	E	*
*	S	O	L	D	*
*	E	S	S	E	*
*	T	E	L	L	*

Die mit einem Stern bezeichneten Felder des obenſtehenden Quadrats laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die ſechs wagerechten Reihen ſechs bekannte Wörter von je ſechs Buchſtaben ergeben. Die Anfangsbuchſtaben der ſechs Wörter, von oben nach unten geleſen, nennen eine bekannte, franzöſiſche Stadt.

Bilderrätſel.

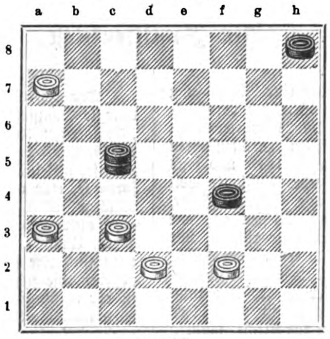


4. Homonym.

Wenn ſie nicht wären, welche Not!
Die meiſten hätten dann kein Brot.
Wir alle wären beſſer tot.

Wenn ſie nicht wären, welches Glück!
Millionen wär's im Augenblick,
Als kehrt' das Paradies zurück. B.

Dameſpielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

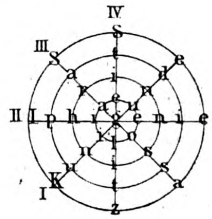
(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

5.

Wird es kunſtvoll geſungen, vernimmt es dein Ohr mit Entzücken
Nimmſt du ihm Kragen und Kopf, ſtrömt es durch deutſches Gefild!

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 21.

1.



2. Arithmogriph.

LiliE
Ulm
Diana
Wimpfen
Iglau
Göthe
Rahel
InniG
Celle
Haïti
Trieb
Eveline
RietscheL

Schachaufgabe.

1. Db8—d6 · e7—d6:
2. Se2—d4+ und
3. Sd5—f6♯

A.

1. . . . . ♯Kf5—g4
2. Dd6—e6+ f6—f5 oder Kg4nh5
3. D♯

(Andere Spielarten ähnlich oder leicht.)

3. Geld — Ge—du—ld.

Bilderrätſel. Jägerlatein.

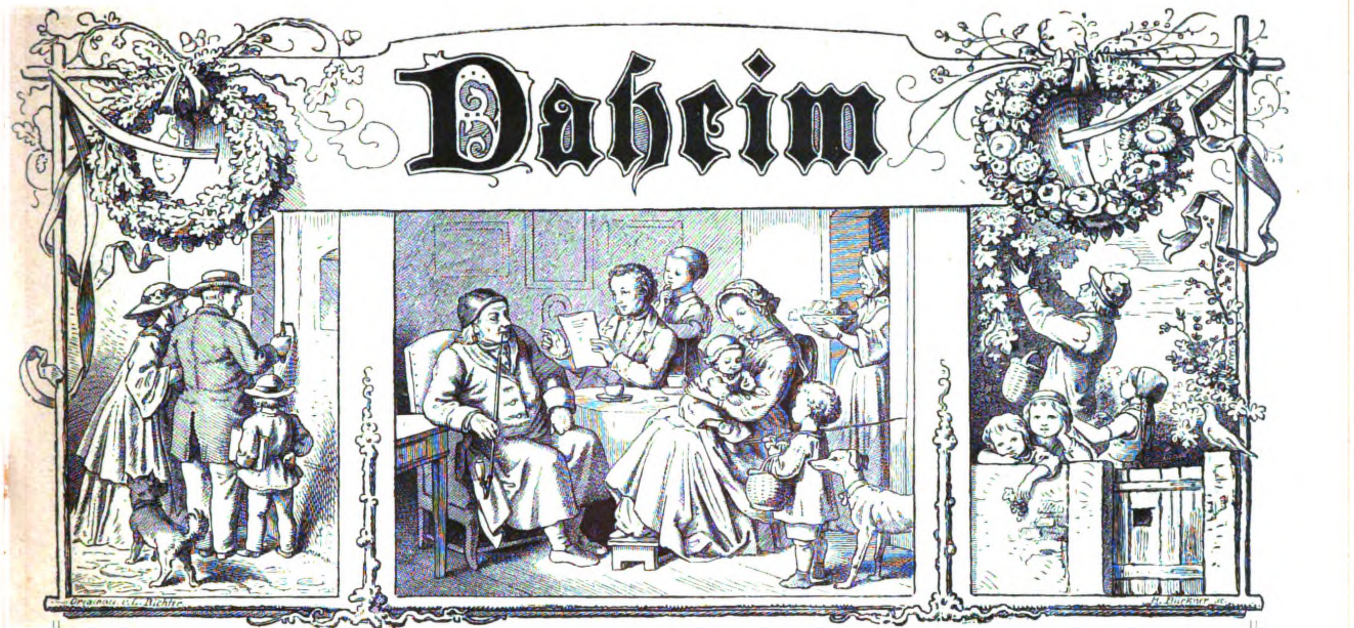
Inhalt: Das Fräulein Pate. (Fortſetzung.) Erzählung von W. Heimburg. — Haus und Schule in Frankreich. III. Aus der Welt der Arbeiter und der armen Leute. Von Stephan Waetzoldt. — Eisphänomene. Mit vier Illuſtrationen. — Eine Dichterkrönung im Jahre 1725. Adonis auf Schlittſchuhen. (Schluß.) Erzählung von Margarete von Bülow. — Aus unſerer Sammlung merkwürdiger Bildniſſe: „Les sentiments de la nation.“ — Die Hochzeitsgäſte im Buran. Eine Erinnerung von der Wolga. Von A. F. Sommermeyer. — Auf dem Schulwege. Bild von J. V. Carſtens. — Das Karbol und ſeine Rivalen. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Am Familientiſche: Bellende Weiber. — Eine politiſche Prophezeiung. — Kanzelhumor. — Unſer Gendarm. Zu dem Bilde von B. Woltze. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 8. März 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 23.

Das Fräulein Pate.

Erzählung von **W. Heimburg.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Schluß.)

„Der alte Herr machte ſo ein ingrimmig Geſicht, wie ich es von ihm noch nie geſehen, und verbarg ſchnell einen Brief in der Taſche ſeines Rockes. Dann begann er haſtig im Zimmer auf und ab zu ſchreiten, kaum die nötigſte Form der Höflichkeit gegen mich wahrend. Mir brannte der Boden ebenfalls unter den Füßen, mich drängte es hinaus mit meinem übervollen Herzen. — „Adieu, Onkelchen," ſagte ich zerſtreut, und bot ihm die Hand.

„Adieu, Hans!" erwiderte er, und hielt meine Rechte feſt gepreßt. Und als ich aufſah, erblickte ich einen wunderlich feuchten Schimmer in ſeinen Augen. „Haſt du Marie Sophie ‚Adieu!‘ geſagt?"

„Ja — — das heißt — noch nicht," gab ich zögernd zur Antwort.

„Sie lief ſo eilends fort. — Haſt du nichts an ihr bemerkt, Hans? War ſie ſehr traurig? Hatte ſie geweint? Las ſie nicht einen Brief, als du kamſt?" erkundigte er ſich haſtig.

„Nein, Onkelchen; ich denke, ſie iſt wie immer; nicht fröhlicher juſt, aber auch nicht trauriger."

„Na — dann — dann lebe wohl, Hans; mach's gut!" Der alte Mann ließ meine Hand fallen und trat von mir fort ans Fenſter. Ich zögerte noch zu gehen; ich hatte die Ahnung, es ſei etwas paſſiert, etwas, das auch dich betreffe, und die Frage lag mir auf den Lippen. — Herrgott, warum habe ich nicht geſprochen!!

„Aber dein Onkel blieb ruhig ſtehen, den Rücken mir zugewendet; nur als ich das Zimmer verließ, hörte ich einen Laut; er klang halb wie ein Seufzer, halb wie ein Stöhnen. — Ich ging, und hatte, in dem Gedanken an dich, an meine Liebe, bald den ſonderbaren Auftritt vergeſſen.

„Ich habe kaum den Abend erwarten können, Marie Sophie; längſt vor Einbruch der Dämmerung war ich im Zimmer meiner Mutter; ich trug ſchon wieder die Uniform und mein Koffer ſtand fertig gepackt. Ich war haſtig und unruhig, der Tabak wollte mir nicht ſchmecken, aber der Wein deſto beſſer; meine Mutter nahm mir zuletzt das Glas fort: „Ei, Hans, mit dem bunten Rock iſt der Durſt wiedergekommen, du haſt wirklich ſchon etwas im Kopfe, glaube ich? — Junge, wie biſt du ſonderbar heute!"

„Weißt du, Marie Sophie, was das Warten für eine Qual, für eine Marter ſein kann? Und Minute auf Minute verrann, du kamſt nicht. — Endlich litt es mich nicht mehr im Zimmer; ich ging hinunter in den Garten. Weich und feucht war die Luft, der Himmel voller Wolken, kaum hie und da ein blitzender Stern; ein warmer Brodem kam aus der Erde, wie Veilchen roch es allenthalben. An der Brücke traf ich dich, Marie Sophie, als hätteſt du auf mich gewartet. Du trugſt, wie ich dich zuerſt geſehen, das Spitzentuch über dem Kopf, und totenbleich ſah dein Antlitz zu mir herüber aus der ungewiſſen Dämmernis des Abends.

„Wir ſtanden uns gegenüber, — doch nicht, ich lag vor dir auf den Knieen, und griff die Falten deines Kleides und bat dich um ein Wort nur, um einen Hoffnungsſchimmer, weil ich nicht faſſen konnte, daß du eben ‚Nein!‘ zu mir geſagt hatteſt, und wieder ‚Nein!‘

„Stehen Sie auf, Hans von Ebersleben; ich bin zu ehrlich, Ihnen eine Hoffnung zu machen, ich liebe Sie nicht," ſagteſt du ſo kalt, ſo klar, ſo deutlich, daß es mir eiſig durch die Glieder floß und meinen Stolz gewaltſam aufrüttelte. — Ich ſprang empor und trat zurück.

„Und heute früh?" rief ich, „heute früh?"

„Abend und Morgen gleichen ſich nicht immer," erwiderteſt du.

„In der kurzen Zeit konnten Sie — —?"

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Einen Traum abſchütteln!“ unterbrachſt du mich, und ſtrichſt mit der Hand über die Stirn.

„Es war ſo ſtill um uns, nur der Bach plätſcherte und gluckſte leiſe und deine dunklen Augen ſahen an mir vorüber, erſchreckend leer und wie abweſend. „Marie Sophie,“ bat ich, „Sie verheimlichen mir etwas; es iſt nicht, wie Sie ſagen?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ erwiderteſt du gleichmütigen Tones, ohne mich anzuſchauen. „Ich ſagte Ihnen ja den Grund: ich liebe Sie nicht, wie ein Mädchen den Mann lieben ſoll, deſſen Weib ſie werden will!“

„Leben Sie wohl, Marie Sophie!“ Und du neigteſt deinen blonden Kopf: „Leben Sie wohl, Herr von Ebersleben.“ — Ich wollte gehen, Gott weiß, wie bitter verletzt in meinem Herzen, und da war es dennoch deine Stimme, die mich zurückrief. Du ſtandeſt noch auf demſelben Fleck, und ſtreckteſt deine Hand aus: „Ich danke dir, Hans,“ ſprachſt du, und erfaßteſt einen Augenblick feſt meine Rechte; deine Lippen bewegten ſich, als wollteſt du noch weiter ſprechen. — Da wandteſt du dich jäh, und ich blieb ſtehen, wo du geſtanden und ſah dir nach, bis deine ſchlanke Geſtalt im Dunkel des Gartens verſchwand. Und dann bin ich in meine Stube gegangen und habe geweint; zum erſtenmale wieder, ſeitdem ich ein Knabe war, heiß und bitterlich.

Am andern Morgen reiſte ich in die Garniſon zurück. Ich hatte mir vorgenommen, dich zu vergeſſen; ich lebte wieder das alte Leben, vielleicht noch ein bißchen wilder und derber; aber zuweilen jagte es mich empor vom Wein und Spiel, daß ich mich aufs Pferd warf und meilenweit ritt, weil ich immer deine Augen vor mir ſah und dein blaſſes Geſicht.

Vom Hauſe kamen zuweilen Klagen, ich verbrauche allzuviel Geld, und meine Mutter ſchrieb, es ſei das Wünſchenswerteſte, ich heirate eine vernünftige Frau. — Zwei Jahre ſetzte ich es durch, nicht nach Herbendorf zu kommen; ich wollte dich nicht ſehen, wollte mir ſelbſt nicht eingeſtehen, daß das Herz mir noch immer wehthat — um eines Mädchens willen, das mich verſchmäht. Endlich kam meine Mutter im Winter auf etliche Wochen nach Berlin, und da hatte ſie denn eine Nichte bei ſich, ein braunhaariges plapperndes Dingelchen, das für ſein Leben gern tanzte, beſtändig lachte, mit dem Vetter Hans ſehr gern unter den Linden ſpazieren ging, und meine Mutter „Mamachen“ nannte, weil die ihre geſtorben war. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam; aber ſchließlich hatte ſie uns zuſammengeſchwatzt, die liebe Sippe, die Vettern und die Baſen, und ich konnte meiner Mutter, die gerade acht Tage wieder daheim war, die von ihr ſo heiß gewünſchte Verlobung anzeigen.

Es war eine ſo „gute Partie,“ die ich machte und Leonie hatte einen Vater von ſo „untadeligem“ Ruf! Wie ein paar Menſchenherzen zuſammenſtimmen, das kommt in zweiter Reihe, — erſt die Verhältniſſe; nicht wahr, Marie Sophie?

„Wie ich vor Leonies Zimmerthür ſtand, ausgerüſtet mit dem Jawort des Vaters und dem Segen der ganzen Sippſchaft, da dachte ich deiner, du armes ſtolzes Weib, und daß du mich verſchmäht! „Sie hat mich nicht gewollt,“ flüſterte ich, „nun denn, vorwärts! Eine muß es ja ſchließlich ſein!“

„Ich hatte nie nach dir in meinen Briefen gefragt; die Mutter hatte auch nie wieder deinen Namen genannt. Jetzt ſchrieb ſie: „Nun laß es mich auch geſtehen, Hans, daß ich mich einmal recht geſorgt habe um dich; aber du darfſt mich nicht auslachen. Ich glaubte nämlich, du ſeiſt bis über die Ohren in Marie Sophie von Herbendorf verliebt; ich habe eine wahre Angſt ausgeſtanden in dieſem Gedanken. Nun bin ich ja beruhigt. Es wäre nichts für dich geweſen; ſie iſt ein ſonderbares Mädchen, ſeitdem die Geſchichte mit ihrem Vater — doch, das weißt du wohl noch gar nicht? An dem Tage, als du damals abreiſteſt, bekamen ſie drüben die Nachricht, daß er falſche Wechſel gemacht habe. Es ſoll entſetzlich geweſen ſein, als Marie Sophie es erfuhr; Frau von Herbendorf erzählte mir im Vertrauen davon — ſie ſei wie eine Tote auf das Bette getragen, ſo habe ſie ſtundenlang gelegen und dann mit verſagender Stimme den Onkel gebeten und immer wieder gebeten, er möge alles thun, um dieſe Schande zu verheimlichen; was ja denn auch mit großen Opfern, die der alte Herr für dieſen entarteten Bruder und zur Reinhaltung ſeines Namens brachte, geſchehen iſt. Ich glaube nicht, daß viel davon in die Öffentlichkeit gedrungen; jedenfalls nur unbeſtimmte Gerüchte.“

„Nun ſeitdem, wollte ich ſagen, iſt Marie Sophie wie ausgetauſcht. Sie iſt im ſtande, tagelang kein Wort zu ſprechen; zu mir kam ſie nur noch einmal, ſie ſaß eine Viertelſtunde, ich möchte ſagen, wie geiſtesabweſend auf dem Stuhl am Fenſter und als ich ſie zart zu tröſten verſuchte, fuhr ſie auf und lief davon, ohne ein Adieu. — Das arme Ding! Da iſt ſie nun ſo in die Welt geſetzt, und mag ſehen, wie ſie durchkommt durch das Leben, ohne Vermögen, mit einem ſolchen Lump von Vater. — Bei den Verwandten hier geht ſie juſt nicht auf Roſen; es liegt aber auch viel an ihr, ſie iſt ſo kalt, ſo entſetzlich teilnahmlos; die alte Frau klagt bitter über ſie, — ſie thue ja alles, aber wie im Traume. Nun, jedenfalls wäre ſie keine Frau für meinen lieben friſchen Jungen geweſen, für den ich ſeine roſige muntere Braut gerade ſo recht paſſend finde.“ — So, meine Mutter, Marie Sophie, weißt du wie mir zu Mute war in jenem Augenblick? Wie einem, der etwas unwiederbringlich verloren ſieht, das ihm das Süßeſte auf der Welt gedünkt, das er geliebt hat mit jeder Faſer ſeines Herzens, das ein dunkler unglückſeliger Zufall ihm raubte! Und daß er das bittere Wort ſich ſagen muß, „zu ſpät, vorüber!“

„Aber du biſt ſchuld, Marie Sophie, denn du warſt nicht ehrlich gegen mich. — Kannteſt du die Liebe ſo wenig? Ich hätte nicht von dir gelaſſen, und wäreſt du auch die Tochter eines zum Tode verurteilten Mörders geweſen! Was gingen mich die anderen an? Dich wollte ich ja, nur dich; ich hatte es ſo treu mit dir gemeint, Marie Sophie! Edelmut war es von dir, du armes Kind, aber ein falſcher Edelmut, was konnteſt du dafür, daß es ſo war?

„Dann hatte ich ein Weib, und wir reiſten; wir reiſten nach Paris und gingen nach Italien, und endlich heim in das Vaterhaus. Ich quittierte den Dienſt, und übernahm das Gut.

„Was alles paſſieren kann, in ſo einer kurzen Spanne Zeit! Die kleine Enkelin, die Erbin deiner Verwandten, war einer Kinderkrankheit erlegen; deine Tante hatte die Gemütsbewegung aufs Krankenlager geworfen, von dem ſie nicht wieder erſtand, dem alten Manne aber drückteſt du juſt vier Wochen ſpäter die Augen zu, und dann ſaßeſt du, Marie Sophie, allein auf Groß-Herbendorf; freilich als Beſitzerin.

„Das klang mir in die Ohren, da es die Mutter erzählte, als ich wieder nach langer Zeit im Vaterhauſe an dem alten runden Eßtiſch ſaß. Und daß du deinen Vater nun bei dir hätteſt, berichteten ſie, und daß es dir jeder verdacht habe, den Lump hinzunehmen, weil er Schnaps trinke und die Nächte hindurch mit eurem Förſter Karten ſpiele und Liebſchaften anfange mit den Tagelöhnerdirnen. Und wie du geduldig das Schickſal erträgſt und mutig zu meiner Mutter geſagt habeſt: „Ich kann ihn doch nicht verkommen laſſen in der Goſſe!“ — Warum du ihn nicht nach Amerika geſchafft hätteſt? haben ſie dich gefragt, da haſt du gelächelt und gemeint, „er kann mir nichts Schlimmeres mehr thun, als er ſchon gethan.“

„Ich weiß nicht, ob und wann ſie es dir erzählt, daß ich ein Weib habe, oder ob du es erſt erfuhrſt, als du mich an ihrer Seite erblickteſt? Sie wollte natürlich alles ſehen, und zog mich mit fort, der Brücke zu, und wie im Traume wandelte ich neben ihr; ihr heiteres Lachen ſcholl befremdend durch den abendfriſchen Garten; betäubend ſchwer wogten die Düfte von Flieder und Jasmin durch die lauſchigen Gänge, und von drüben her tönte das Singen der Burſchen und Mägde, die Feierabend hielten. Und da ſtandeſt du auf einmal vor mir, Marie Sophie, ſo hochaufgerichtet, ſo blaß und ſtolz, wie ich dich geſehen an jenem letzten Abend, und deine großen dunklen Augen gingen von mir zu der kleinen Frauengeſtalt, die ſich ſo feſt an meinen Arm gehangen; und dann wieder zu mir ſo wunderbar, ſo vorwurfsvoll, ſo troſtlos vergangen in Leid und Weh — und langſam wandteſt du dich und ſchrittſt den nächſten Weg zurück. Kaum einen Moment hatte ſie gedauert, die Begegnung, und da wußte ich es ja, daß du mich dennoch lieb gehabt, ſo lieb, wie ich dich! Am folgenden Morgen aber ſtarrte das Gitter an der Brücke, und dein Herz hielteſt du ebenſo vergittert von jetzt an.

„Das waren trübe Zeiten, Marie Sophie; oder meinſt du, daß ich nicht gelitten, doppelt ſchwer wie du? Denn täglich, ſtündlich, ſchweiften meine Gedanken über dies Gitter hinweg zu dir in Sehnſucht und Qual, und neben mir ſtand die, die doch allein Anſpruch hatte auf jede Faſer meines Weſens.

„Und du wurdeſt noch ſcheuer, noch einſamer, noch ſtolzer, Marie Sophie. Nichts war dir geblieben, als der Vater, deſſen du dich zu ſchämen hatteſt; und für ihn nur haſt du gelebt, Jahre hindurch gelebt, immer bemüht, ſein rüdes Treiben zu verſtecken, bemüht ihn heraufzuziehen zu dir aus ſeiner verpeſteten Atmoſphäre — und immer vergebens. — Was magſt du gekämpft und gelitten haben in jener Zeit, du armes hochherziges Mädchen, allein mit dem wüſten Geſellen? Ich ſehe dich noch ſpazieren fahren mit ihm; du zwangſt dich gewaltſam zu einem Lächeln, und jeder wußte es doch, daß den Mann da neben dir deine Leute abends ſinnlos betrunken von der Dorfſtraße aufgeleſen hatten; ſie erzählten ſich, daß, wenn er mit dir zur Kirche gehen ſollte, du ihm erſt ein Geldgeſchenk verſprechen mußteſt, um ihn dazu zu bewegen! — Du ſpielteſt Komödie, Marie Sophie, mit blutendem Herzen; — und die Menſchen wußten doch, wie es hinter den Kuliſſen ausſah.

„Und dann kam der Tag, Marie Sophie, der ſchreckliche, als deine Kammerfrau in mein Zimmer ſtürzte und mich bat, herüber zu kommen zu dir. — Ein verſchneiter Weihnachtsabend war es, ich hing gerade buntes Zuckerwerk in den Tannenbaum für das Kind und dachte an dich, und wie einſam du ſein würdeſt in deines Herzens entſetzlicher Leere, und daß ich dich holen möchte zu dem lichthellen Baum und ſagen zu dir: „Ruh aus, Marie Sophie, noch gibt es Lebenswertes in der Welt; ſieh in die Kinderaugen und glaube an Friede und glaube an Liebe, an Freundesliebe —“

„Über das Gitter ſchwang ich mich und riß mir die Hand blutig, und ſtürmte den Weg entlang in das Haus, in dein Zimmer und fand dich — vor deinem erbrochenen Schreibtiſche ſitzend. Deine Hände ſpielten mit einigen wertloſen Papieren, und du lachteſt leiſe und herzlich wie über einen köſtlichen Spaß; und als du mich ſahſt, lachteſt du noch mehr und ſprangſt empor und legteſt die Hand auf meine Schulter und fragteſt, warum ich ſo traurig ſei? Und die Salome ſtand daneben mit kreidebleichem Geſicht und raunte mir zu: ‚der alte Herr habe den Schreibtiſch erbrochen und außer einer bedeutenden Summe Geldes auch deine Brillanten genommen, um ſpurlos damit zu verſchwinden. — Als du es entdeckt, habeſt du geglaubt, es ſei einer der Domeſtiken geweſen, aber dann, ſo nach und nach — habeſt du es begriffen, wer der Dieb, und ſeitdem lachteſt du und lachteſt —‘ Marie Sophie, es war entſetzlich dieſes Lachen, entſetzlich die Zeit, die nun folgte. Dein armer blaſſer Mund geſtand mir in deiner Geiſtesverwirrnis, was er damals ſo heroiſch verſchwiegen, daß du dieſes Vaters wegen deine Liebe geopfert! Ach, Marie Sophie, wärſt du ehrlich geweſen gegen mich!

„Wie lange du krank warſt, Marie Sophie? — Als dein Geiſt frei ward, als du allmählich geſundeteſt, da war deine Jugend vorübergezogen und du bliebſt wie du immer geweſen, einſam, weltfern, ein wunderliches Matronenleben führend; und ſelbſt von mir wollteſt du nichts wiſſen.

„Und mählich wurde auch ich einſam. Längſt waren die Eltern geſtorben und mein Weib; nun auch noch das einzige, was mir das Leben erhellte — mein Sohn! — — Unſere Häuſer ſtanden ſich gegenüber und zwiſchen uns rauſchten die Bäume des Parkes, die geſehen, wie du einſt Abſchied von mir nahmſt. Über unſere Berge brauſte der Winter und zog der Frühling im ſtäten Wechſel, und zwiſchen uns floß das Waſſer noch immer murmelnd und plätſchernd wie ſonſt. Aber über die Brücke führte kein Weg mehr zu dir! — Wir haben uns nie mehr Aug' in Aug' geſchaut. Nur manchmal ſehe ich von meinem Fenſter aus deine noch immer ſchöne Geſtalt durch die Alleen des Gartens ſchreiten und höre, wie die Leute ſagen, daß dir unter all dem Stolz und all den Wunderlichkeiten dennoch ein warmes Herz verblieb. Zuweilen wenn der Oktoberregen an die Fenſter meines einſamen Zimmers ſchlägt und der Sturm die Bäume ſchüttelt, dann iſt es mir, als müßt' ich hinüber, mit dir am Ofen zu ſitzen und beim Flammenſchein von unſerer Jugend zu reden. Und an ſolchen Tagen habe ich aufgeſchrieben, was hier vor dir liegt. So kommt es denn, Marie Sophie, daß dein Bild vor mir ſteht in all der Jugendſchöne, die dich einſt umgab; ſo ſtolz, ſo kühl und doch ſo mädchenhaft ſüß, mit dem flimmernden Goldhaar und den nachttiefen Augen. —

„Ich nehme das Bild mit ins Grab. Aber eins frage ich mich ſtets vergebens, Marie Sophie von Herbendorf, warum du nicht haſt glücklich ſein wollen, und warum du nicht ehrlich geweſen? — Es wäre anders geworden mit uns, viel anders, nicht wahr, Marie Sophie?“

* * *

Käthe ſchwieg. Das Fräulein Pate lag noch immer ſo, die ſchmale Hand vor den Augen, aber darunter hervor ſah das junge Mädchen große ſchwere Tropfen rollen. Auch ſie vermochte nicht mehr die Thränen zu unterdrücken, die ſie während des Leſens tapfer zurückgewieſen hatte; aus feuchten Augen ſah ſie mit innig teilnehmenden Blicken auf die regungsloſe Geſtalt der alten Frau, in welcher der ganze Schmerz einer traurigen entſagungsvollen Vergangenheit wieder wachgerüttelt worden durch jene Zeilen, die beinah vorwurfsvoll, dennoch von einer Leidenſchaft zeugten, welche Alter und Schickſal vergebens bekämpft hatten. Wie viel Schmerzen mochte ſie gelitten haben, wie gerungen und gekämpft mit dem ſtolzen Herzen!

Käthe frug ſich, ob ſie im ſtande geweſen, ein ſolches Leben zu ertragen? Unwillkürlich verglich ſie ſich und ihren Kummer mit dem des Fräulein Pate. Und wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte ſie es und zeigte ihr den Geliebten in einem anderen Lichte als wie ſie ihn vorhin geſehen. Wie hatte ſie nur ſo häßlich denken können? — Jeder Blick von ihm, jedes Wort ſtand auf flammendem Hintergrund vor ihren Augen; o pfui, ihn für ſo kleinlich gehalten zu haben! Wußte ſie denn, wie ihm jetzt zu Mute war? Konnte er nicht tief, tief trauern um ſeine kleine Käthe, der er entſagen wollte, um ſie vor einer elenden Exiſtenz zu bewahren? O, ſie war ſo thöricht geweſen, hatte ihn verächtlich und erzürnt „proſaiſch“ genannt, ſie hatte ſein ehrliches, treues Handeln nicht verſtanden.

„Ich danke dir, Käthe Treesberg,“ klang jetzt die Stimme der alten Dame in ihr Ohr, „laß mich allein, ich brauche Ruhe.“

Und Käthe ging und ſaß die halbe Nacht vor dem Briefe des Vaters und da, als ſie ihn eben wieder in das Kouvert ſchieben wollte, entdeckte ſie noch ein Briefblatt, das ſie in der Aufregung vorhin überſehen hatte. Es war ja ſeine Schrift! Sie preßte es an den Mund, und dann las ſie die treuen einfachen Worte: „Es wäre unehrlich, wollte er ſie bereden, ihre ſchöne Mädchenjugend in einer endlos langen Verlobung zu vertrauern, um ihr hernach im beſten Falle ein karges Los an ſeiner Seite bieten zu können. Daß er ſie liebe, das wiſſe ſie, und er für ſeine Perſon werde dieſer Liebe niemals untreu werden. — Sie wolle ihm dieſe Offenherzigkeit verzeihen, er wäre ſie Ihrem Glücke ſchuldig, und ſie möge daraus erſehen, wie unendlich lieb er ſie habe, wie hoch ſie ihm ſtehe. Das ſei keine Liebe, die im erſten Taumel blindlings den Gegenſtand ihrer Neigung an ſich reiße.“

„Als ob ich dir nicht auch treu bliebe, Willy!“ flüſterte ſie, und mit heißen Wangen ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb:

„Vielen Dank für Ihre Worte; ich verſtehe ſie, und habe Sie nur lieber deswegen; ich bin ſo ſtolz auf Sie, wie ich es gar nicht ſagen kann! Gott ſchütze Sie und führe unſere Wege einſt zuſammen, ich bleibe treu. Käthe.“

Und an die Eltern: ſie möchten ihr den Brief verzeihen; ſie bliebe gern hier und ſei mit allem einverſtanden. — Sie möchten ſich nicht ſorgen, und ſie ſei nicht traurig. Sie wiſſe ja nun erſt, wie lieb Stephan ſie habe.

Als der Morgen graute, ſtand ſie am Fenſter und ſah in den nebligen Garten hinab, und mählich hob ſich der Nebel und flatterte um die Giebel des Ebersleber Herrenhauſes und hing ſich wie graue feuchte Schleier in die kahlen Bäume. Das junge Mädchen blickte ſinnend hinüber. „So ein kleines Stückchen

Erde zwiſchen hier und dort, „und doch liegt ein ganzes Menſchenelend dazwiſchen!“ Sie faltete die Hände und ihre Lippen bewegten ſich leiſe: „Gott mache es beſſer mit uns!“

Und Tag auf Tag verging; der Winter kam mit ſeinen Unbilden, aber auch im blitzenden Froſt und Schnee, ſo weiß und duftig, wie ihn Käthe gar nicht kannte in der Stadt. Sie aber ſaß im Zimmer des Fräulein Pate den ganzen Tag, ſie war gar nicht aus der Stube zu bringen. Sie las vor, ſie legte die Kiſſen des Lagers zurecht und plauderte mit ihr; ſie verdrängte nach und nach beinah die Salome. — Erſt ganz allmählich hatte ſie das ernſte Lächeln wieder um den alten Mund zaubern können, denn nach jenem Abend, wo das Mädchen die letzten Worte des Verblichenen vorgeleſen, den das einſame Frauenherz dort einzig und allein lieb gehabt, war ſie gar nicht in das Zimmer der Kranken gelaſſen worden. Durch tauſend kleine Liſten, bei denen ſie in Salome eine treue Helferin fand, war es ihr endlich gelungen, und da ſie erſt einen Fuß vorgeſetzt, ſtellte ſie ſich feſt und ließ ſich nicht abweiſen.

Und das Fräulein Pate hielt eines Abends die kleine warme Mädchenhand feſt, die ihr ſo behaglich und weich die Kiſſen zu legen verſtand, und drückte ſie auf ihre brennenden, noch immer ſo ſchönen Augen. Es war eine ſcheue, ſtumme Liebkoſung, aber Käthes blaſſes Geſicht wurde ganz rot vor Freude.

Ja, blaß ſah ſie freilich aus, und manche Thräne floß nachts auf ihr Kiſſen oder auf die Blätter ihres Tagebuches, das ſie kürzlich begonnen — für ihn. Er ſollte einſt daraus erſehen, daß ſie täglich an ihn gedacht, daß ſie ihm treu geblieben! Aber manchmal ſenkte ſich doch der blonde Kopf auf die Blätter, es war ſo unendlich ſchwer, zu hoffen ohne eine wirkliche Hoffnung, Jahre und Jahre hindurch. Was ſollte denn auch für ein Glücksfall kommen? Das große Los? Ach, ſie ſpielten gar nicht zu Hauſe, und es ſei eigentlich auch unrecht, meinte Käthe.

Eine wahrhaft verzweifelte Stimmung bemächtigte ſich des Mädchens zuweilen; „es kann ja nicht ſein, wir haben uns doch ſo lieb!“ dachte ſie dann. — „Ach, hatten ſich das Fräulein Pate und Hans von Ebersleben nicht ebenſo lieb gehabt?“

Von Hauſe kamen immer gute herzliche Briefe; jeder vermißte ſie — ach, und Weihnacht ſtand vor der Thür. Im vorigen Jahre hatte Stephan den heiligen Abend mit ihnen in der lieben alten Wohnſtube verlebt, und heute — es war doch gar zu traurig! Und als ſie hinüber kam zum Fräulein Pate, da ſaß dieſe im Bette und ſchrieb mit rieſengroßen Buchſtaben einen Brief.

„Ich frage, ob deine Eltern dich mir zur Weihnacht laſſen wollen, Käthe,“ ſagte ſie. „Es ſind meine ſchwerſten Tage, weißt du, doch ich möchte einmal ein frohes Geſicht dann um mich ſehen; ſeit meiner Kindheit weiß ich nicht mehr wie es iſt — — Aber bleibſt du auch gern?“

Käthe nickte; doch die Thränen ſtanden ihr in den Augen.

Die alte Dame blickte forſchend in des Mädchens Antlitz, dann ſchrieb ſie weiter.

Und immer näher kam das Weihnachtsfeſt, und mitunter war es Käthe, als wehe auch hier etwas von heiliger Feſtfreude durch das alte Haus. — Das Fräulein Pate hatte ſo viel zu ſchreiben und Salome trug die Briefe immer ſo vorſichtig weg, damit Käthe die Adreſſe nicht ſah, und der alte Diener trabte ſo eilfertig mit ſeinem Siebenkragenmantel zur Poſt.

„Wenn nur erſt der heilige Abend vorüber wäre,“ ſeufzte Käthe, und packte eine große Kiſte mit Handarbeiten für Eltern und Geſchwiſter.

Der vierundzwanzigſte Dezember war endlich erſchienen. Das Fräulein Pate lag ganz ſtill in ihrem Himmelbette und ließ ſich von Käthe das Evangelium des Weihnachtstages vorleſen. Draußen ſtöberte leiſe der Schnee in weißen, großen Flocken, und neugierig legten ſich einige an die Fenſterſcheiben, als wollten ſie ſehen, was man da drinnen treibe, in der gemütlichen Stube mit dem ſpielenden Feuer im Ofen. Vom Korridor her ertönte zuweilen das leiſe Klirren von Salomes Schlüſſelbund; ſie hantierte ſo merkwürdig geſchäftig heute. Und „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen — Amen!“ ſchloß Käthe feierlich. Dann waren ſie ſtill, die beiden.

„Nun zünden ſie bald zu Hauſe den Baum an,“ ſagte das junge Mädchen endlich, wie in Gedanken verloren.

„Ja, ja — es wird dir einſam hier ſein, Käthe Treesberg; aber bedenke, daß du einer alten müden Frau ein paar Stunden leichter vergehen machſt.“

„Ach, ſo meinte ich es nicht!“ rief das Mädchen erſchreckt, „gewiß nicht!“

„Käthe Treesberg,“ fuhr die alte Dame fort, „am Weihnachtsabend ſoll man ſich beſchenken, es iſt alte Sitte. — Einen Tannenbaum habe ich dir nicht putzen können; willſt du ihn ſehen in voller Pracht, dann geh morgen früh in den Garten; da ſtehen ſie mit ihren grünen Zweigen, und auf ihnen liegt flockiger, leuchtend weißer Schnee und funkelt und blitzt wie lauter Diamanten in Gottes Sonne. Aber ſchenken will ich dir doch etwas, eine Kleinigkeit, Käthe, ein Andenken an mich, das du dein lebenlang in Ehren halten ſollſt — das mußt du mir verſprechen.“

„Ach, aber gewiß!“ ſagte Käthe verlegen; und ſie dachte an eine der Meißner Porzellanfigürchen, die ſie immer ſo ſehr bewunderte.

„Wie ſpät iſt es, Käthe?“

„Fünf Uhr, Tante Marie Sophie!“

„’S iſt wunderlich, Käthe — ich habe Angſt, ob ich recht thue, dir das zu ſchenken —!“

Käthe dachte, es ſei gewiß ein Andenken, von dem ſich das Fräulein Pate ſchwer trenne.

„Nun könnteſt du mich ein wenig allein laſſen, Käthe.“

Das junge Mädchen erhob ſich, um hinaus zu gehen; da ſtreckte ſich die alte Frauenhand nach ihr aus. „Mit Gott, Käthe!“ tönte es leiſe, „und ſpäter komme wieder.“

Käthe ging. Im Korridor brannte die Lampe ſchon, und Salome verſchwand eben in einer Thür dort unten. Sie ſchritt über den Teppich hin in tiefen Gedanken — was wohl der Willy heut beginnen wird? Ob er an ſie denkt und an den vorigen Weihnachtsabend? Damals ſchenkte er ihr ein paar Blumenvaſen mit friſchen duftenden Veilchen.

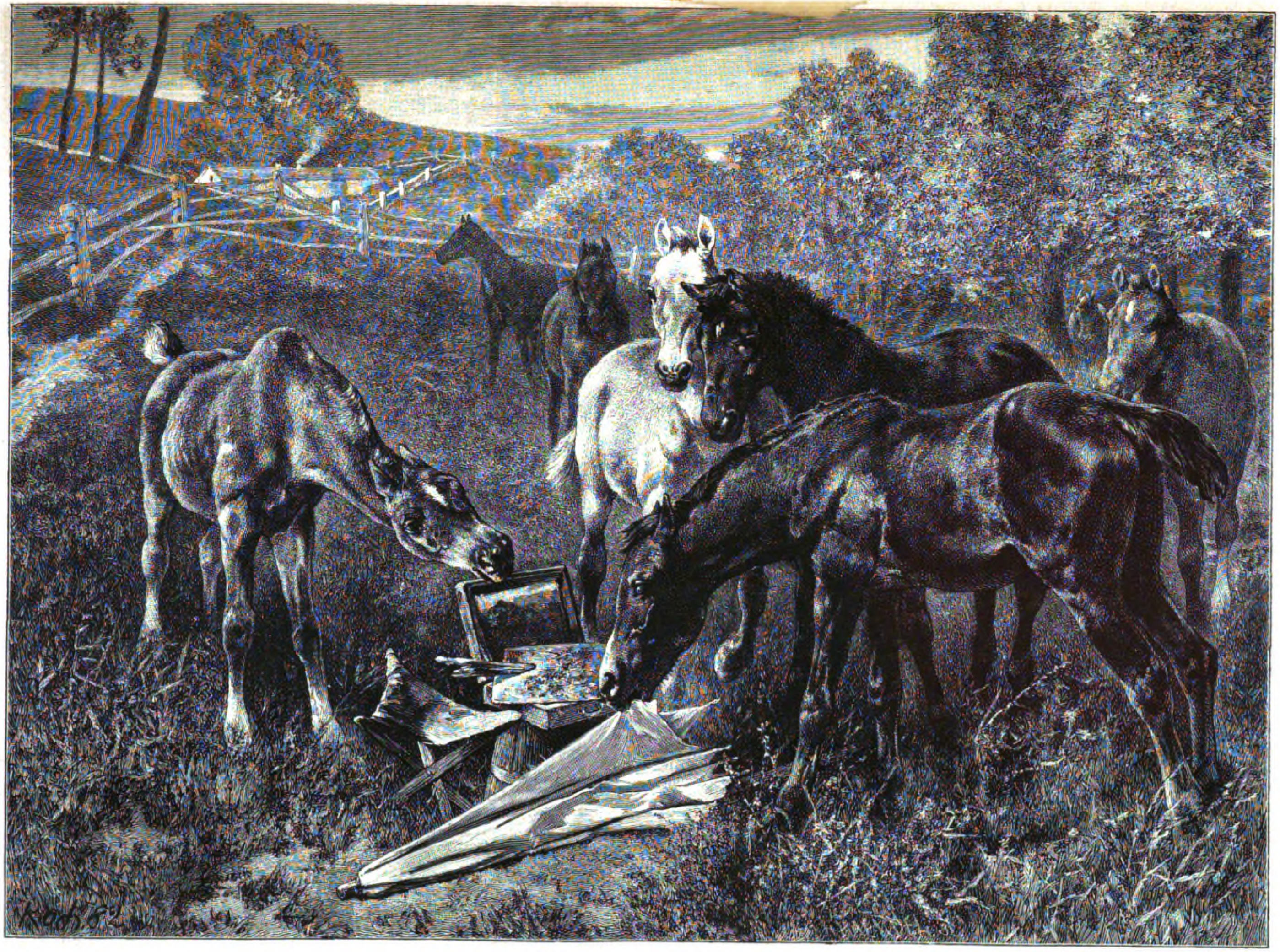
Sie öffnete die Thür zu dem Zimmer mit den Wandmalereien, durch das ſie gehen mußte, trat einen Augenblick ans Fenſter und ſchaute in den verſchneiten Garten und ging dann in ihr Zimmerchen. Die Lampe brannte auf dem Tiſche, es war warm und gemütlich hier, aber es roch nicht nach Tannen und nicht nach Veilchen. — Ach, und Weihnacht iſt es ſo ſchwer, allein zu ſein! Nicht einmal eine Kiſte von Hauſe. —

Aber da ſtand ja etwas hinter der Lampe, mit weißem Tuch verhangen? Sie lächelte: „die Beſcherung des Fräulein Pate!“ Und ſo blieb ſie lächelnd ſtehen, um ſich ſelbſt neugierig zu machen, was es wohl ſei? Alle Raritäten des Glasſchrankes ſchwirrten ihr vor den Augen — ob das Rokoko-Schäferpaar? Oder der Blumenkorb aus Sevresporzellan? Endlich ſtreckte ſie die Hand aus und zog das Tuch fort. „Ein Papier!“ ſagte ſie, „und etwas Geſchriebenes: ‚das Original um fünf Uhr dreißig von der Bahn abzuholen!‘“

Die zitternde Mädchenhand riß die Umhüllung herunter, ſie lag plötzlich auf den Knieen vor dem Tiſche, vor der kleinen Photographie im ſchlichten Rahmen: „Stephan! Willy!“ — Es war ja nicht möglich, und da — eine Karte von ſeiner Hand: „Meiner Braut!“ las ſie — „meiner Braut — —!“

„Es iſt die höchſte Zeit, Fräulein, der Zug hat ſchon gemeldet!“ rief der alte Siebenkragige. Sie ſprang taumelnd empor, ließ ſich den Mantel umhängen und zog die Kapuze über das blonde Haar — wie gejagt eilte ſie den Korridor hinunter und aus dem Hauſe. Wundervolle Schneeluft zog ihr entgegen, leiſe ſchwebten die weißen Flocken hernieder; ſo ſtill lagen die Häuſer des Dorfes vor ihr unter den verſchneiten Dächern, aber hier und dort war ſchon ein Fenſter hell und allerlei Weihnachtslaute ſchollen über die Straße. Aus dem Bäckerladen zog der Feſtkuchenduft heraus, und fröhliche Stimmen und da unten ſchimmerten hell die Fenſter des kleinen Stationsgebäudes. —

Käthe flog förmlich den Weg entlang und die Stufen zu



Beißende Kritik. Gemalt von G. Koch.

dem Perron hinauf. Dort gab es Gedränge von allerlei Leuten, lauter glückliche Menſchen, meinte ſie; ach, ſie wußte ja ſelbſt noch gar nicht, wie ihr geſchehen, wie ſie hergekommen war? Und da wurden eben zwei glühend rote Laternen ſichtbar, um die Waldecke ſchnaubend und keuchend brauſte das eiſerne Ungetüm daher. — Käthe ſtand das Herz faſt ſtill; war es denn nur kein Traum?

Ach nein; ſie hatte ihn erkannt, dort ſtand er in dem erleuchteten Koupee. „Willy!“ wollte ſie rufen in alle die Menſchen hinein, die ſie umdrängten, aber ſie kam nicht dazu, denn ein bärtiger Kuß verſchloß ihr den Mund; ſie ſtand plötzlich ganz eingewickelt in den Mantel, den er trug.

„Mein Mädchen!“

„Ach Willy, iſt es denn Zauberei? Und die Eltern —?“

„Mama folgt morgen —“

„Aber Willy, wie iſt es denn nur geſchehen?“

„Komm nur, komm, wir müſſen uns zuerſt bedanken bei deinem Fräulein Pate.“

„Bei Tante Marie Sophie? aber wie — —“

Und ſie ging wieder durch das Dorf, an ſeinem Arm, und als ſie um die Ecke bogen, da lag das alte Herrenhaus vor ihnen, und freundlich ſchimmerte eine Reihe erleuchteter Fenſter der Heimkehrenden entgegen. — „Aber Willy!“ rief Käthe noch einmal, als ſie ſich wieder geküßt hatten.

„Ja, ſiehſt du, Liebchen, deine Pate ſchickte mir eines Tages einen Rechtsanwalt auf den Hals, und der händigte mir etwas ein — na, du weißt ſchon, das, worauf man in dieſem proſaiſchen Leben nun einmal angewieſen iſt, will man ſeiner lieben kleinen Frau ein behagliches Heim bereiten. Aber wunderlich iſt ſie — ſie ſchrieb mir, es habe ihr ſo gut gefallen, daß ich ſo ehrlich geweſen ſei! — Kannſt du mir ſagen, was das bedeutet?“

„Ja, Willy — es iſt eine traurige Geſchichte; ſpäter — Jetzt — —“

„Jetzt wollen wir dem Fräulein Pate danken, Käthe!“

„Ach, und ich dachte an eine Meißner Porzellanfigur,“ ſagte das Mädchen, und in ihren Augen lachte das Glück.

Und dort oben lag bald darauf ein blonder Mädchenkopf über der Hand der einſamen, wunderlichen Fräulein Pate, und konnte doch vor Dankesthränen kaum ſprechen; die andere Hand der alten Dame aber hielt der friſche junge Offizier.

„Nicht danken, nicht danken!“ ſagte ſie, „ich bin ſo froh, daß ich doch einmal weiß, wie glückliche Menſchen ausſehen —“

Aus dem Hauſe des Fräulein Pate iſt Käthe im Frühjahr als Braut zur Kirche gefahren. Sie waren alle dort von daheim, ſogar die alte Röſe. „Sie iſt noch ebenſo, das Fräulein Pate,“ flüſterte ſie am Vorabend der Hochzeit Käthen zu, „noch ebenſo wunderlich und, paß auf, Kindchen, morgen läßt ſie den Vergoldeten aus der Wagenremiſe ziehen. — Na, dein Vater hat es um ſie verdient, daß ſie dich ſo lieb hat und dir die Hochzeit ausrichtet; er hat ſie dazumal behandelt, als ſie ſo ſchwermütig war die langen Jahre.“

Nein, ſie fuhr nicht in der vergoldeten Kutſche; aber Fräulein Pate trug zum letztenmal das veilchenfarbene Brokatgewand, die Puffſcheitel und den Shawl um die Taille. Vornehm und ſtattlich ſah ſie aus, und bei Tiſch ſchlug ſie herzhaft an das Glas und ließ das junge Paar leben: „Seid ehrlich gegen einander, ſpielt nicht Verſtecken, ſei's aus Stolz oder Edelmut; allzeit Wahrheit! Das ſei euer Wahlſpruch,“ ſchloß ſie.

Der nächſte Weihnachtsſchnee ſah ſie nicht mehr, das alte wunderliche Fräulein Pate. Er fiel auf ihr Grab neben der Dorfkirche und auf den grünen Kranz, den eine alte Frauenhand eben in das fleckenloſe Weiß gebettet, ein Gruß von zwei jungen dankbaren Herzen.

Meine Wetterprognoſen und ihre Gegner.

Von Dr. L. Overzier.

In dankenswerteſter Weiſe hat mir die Redaktion des Daheim die Beantwortung eines Artikels freigeſtellt, welcher in der Nr. 17 vom 26. Januar 1884 mit der mir unbekannten Unterſchrift „Fritz Anders“ gegen mich und meine Wetterprognoſen zu Felde zieht.

Nachdem es den formell heftigen und inhaltlich ſchlecht begründeten Auslaſſungen einiger Wetterwarten und ihrer nächſten Anhänger nicht gelungen war, das nach verhältnismäßig kurzer Arbeit gewonnene Vertrauen des Publikums und eines Teiles der Preſſe zu zerſtören, habe ich mich gegen alle Angriffe ſchweigend verhalten, die anonym und pſeudonym ſich darin gefielen, die mir von fachmänniſcher Seite gemachten Einwendungen in einer Weiſe fortzuſetzen und auszuſchmücken, welche ſich nahe um die Grenze bewegte, die das Strafgeſetzbuch zum Schutz des ehrlichen Namens gezogen hat.

Wenn ich, ohne die Gewißheit zu haben, in Herrn Fritz Anders einen unter wahrem Namen angreifenden Gegner zu ſehen, mich zu einer Erwiderung ſeiner Anſichten entſchloſſen habe, ſo veranlaſſen mich dazu zwei Umſtände. Es iſt dies zuerſt der freundliche Ton, in welchem er meinen angeblichen Irrtümern einen ehrlichen Willen zugeſteht, der von ſeinen Geſinnungsgenoſſen bisher ohne weiteres abgeſprochen wurde. dann aber die ungemeine Geſchicklichkeit, mit welcher er es verſteht, alle von anderen Seiten gegen mich erhobenen Einwendungen zuſammenzuſtellen, ſo daß ſeine Arbeit als ein Extrakt aus ſämtlichen gegneriſchen Anſichten gelten kann.

Die geſchichtlichen Daten, aus welchen mir Herr Anders nach den von ihm benutzten Vorbildern Vorwürfe kunſtvoll zurecht ſchmiedet, ſind unrichtig. Wer der Entwickelung meiner Arbeiten und der gegen ſie erhobenen Einwürfe mit Intereſſe gefolgt iſt, muß wiſſen, daß die Fehde nicht durch mich eröffnet wurde, und daß der Tadel der Zurückhaltung meiner Grundlagen nicht mir, ſondern meinen Gegnern zur Laſt fällt. Hätte ich vor meinem Heraustreten an die Öffentlichkeit erſtrebtes Entgegenkommen und Verſtändnis gefunden, ſo wäre manche unliebſame Erörterung anderen und mir erſpart geblieben. Nachdem ich fruchtlos auf jede Weiſe verſucht hatte, das Intereſſe der Fachwelt für mich zu wecken, ohne damit irgend welchen eigennützigen Gedanken zu verbinden, habe ich einem befreundeten Buchhändler den Verlag meiner Arbeiten übergeben. Mir hieraus oder aus der Art des Vertriebs einen Vorwurf machen zu wollen, iſt ſo widerſinnig, als wollte man es Goethe und Schiller verübeln, daß ſie ihre Werke von Cotta haben drucken laſſen. Die Veröffentlichung von Gutachten als reklamenhaftes Treiben zu verurteilen, darf ich umſomehr als unverſtändig hinſtellen, als ſich auch die Seewarte dieſes durchaus rechtlichen Mittels zur Förderung ihrer Arbeiten bedient. Wer ſich für die Sache intereſſiert, möge die von der Seewarte herausgegebene Broſchüre: „Monatliche Überſicht der Witterung für jeden Monat des Jahres 1882“ zur Hand nehmen, die von Seite 10 bis 22 nichts als eingeforderte Gutachten enthält. Wenn ich trotzdem von einer weiteren Veröffentlichung von Urteilen richtig denkender und ſehender Männer gegen den Wunſch meines Verlegers Abſtand nahm, ſo geſchah dies nur, um meine Freunde nicht ähnlichen Verdächtigungen bloßzuſtellen, wie ſie meine Gegner reichlich über mich ausgeſchüttet haben. Im Intereſſe meiner Sache mußte mir dieſer Entſchluß um ſo ſchwerer werden, als die mir zur Verfügung ſtehenden Gutachten von Männern herrühren, die keine Veranlaſſung haben, mir unverdiente Anerkennung zu zollen, während auf der anderen Seite die Möglichkeit eines beeinfluſſenden dienſtlichen Verhältniſſes zwiſchen der Seewarte und ihren Stationen nicht in Abrede zu ſtellen ſein dürfte.

So, wie die Dinge ſich wider Erwarten geſtalteten, bin ich auf den Weg der praktiſchen Beweisführung ohne vorherige Erklärung der Grundlagen gewaltſam hingedrängt worden. Daß dies dem Ausbau meiner Arbeiten weſentlich zum Vorteil gereichen würde, haben meine guten Freunde, deren Spuren Herr Anders folgt, nicht vermuten können.

Meine Beobachtungen beſchränkten ſich urſprünglich nur auf Köln, Oſtfriesland, Galizien und Schleſien. Dagegen hat mich nach meinem Heraustreten an die Öffentlichkeit ein großer Kreis tüchtiger und fähiger Beobachter unterſtützt. Ihre Aufſchreibungen zeigen mir, daß der örtliche Einfluß wohl zu beachten, jedoch nicht von der Bedeutung iſt, wie man noch vielfach annimmt. Die Entwickelung der warmen und kalten, der naſſen und trockenen Perioden iſt für einen großen Teil Europas gemeinſam, wenn auch in verſchiedener Intenſität, wie ſie das Fortſchreiten der Periode oder der Ortscharakter bedingt. Die von mir zutreffend prognoſtizierten Froſttage Ende Dezember und Anfang Januar ſind beiſpielsweiſe von Oſtfriesland bis Galizien, von Schweden bis Italien empfunden worden, und ebenſo klagte man während der regneriſch kühlen Tage des Juni 1883 allgemein über den herbſtlich unangenehmen Charakter dieſer Periode. Schon Dove hat gegen das Vorurteil angekämpft, daß jeder Ort ſein eigenes Wetter beſitze, und es iſt eines ſeiner Verdienſte, gezeigt zu haben, wie die Wetterlage eine größere Gebiete beherrſchende Funktion der meteorologiſchen Faktoren iſt. Die Entwickelung von Cyklonen und Anticyklonen bedingt ebenfalls Perioden, welche über größere Ländergebiete einen beſtimmten Wettercharakter ausbreiten. Die Gezeiten-Prognoſe reicht indeſſen örtlich und zeitlich weiter, als die Depreſſionsprognoſe; ſie ſieht lange im voraus die Entwickelung der Wetterlage und deren Bahn, und iſt daher wohl befugt, nicht nur auf längere Zeit, ſondern auch für weitere Gebiete unter Angabe der für die verſchiedenen Lagen geltenden Differenzen Ausſagen zu machen.

Der von gegneriſcher Seite verbreiteten Behauptung, daß meine Prognoſen zu praktiſcher Verwertung durch ungenügende Anzahl von Treffern untauglich ſeien, ſtehen neben meiner eigenen ſorgfältigen und gewiſſenhaften Beobachtung die Aufſchreibungen vieler Männer von Einſicht, Stellung und praktiſchem Verſtändnis entgegen. Wenn mir auch die Angaben einzelner Perioden mißlangen, an die ſich dann meine Widerſacher mit Hartnäckigkeit feſtklammerten, ſo habe ich in der überwiegenden Mehrzahl doch außerordentlich glückliche Treffer erzielt. Diejenigen unparteiiſchen Beobachter, welche meine Tagesbilder aufmerkſam verfolgt haben, ſind in der Regel meine treueſten Freunde geworden, ſo daß ich allein durch die Veröffentlichung ihrer Aufſchreibungen das ganze Geſpinſt feindlicher Bemühungen zerreißen könnte. Doch nach den aus anonymen und pſeudonymen Verunglimpfungen gemachten Erfahrungen mag ich keinen meiner Freunde in den Kampf hineinziehen und werde ruhig warten, bis ſie glauben, aus freien Stücken ihrer Überzeugung öffentlich Ausdruck geben zu ſollen.

Der prozentualen Beſtimmung der Treffer, wodurch das Geſetz der großen Zahlen zur Geltung kommen ſoll, iſt ſehr geringer Wert beizumeſſen, ebenſowenig wenn ſie die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Tagesprognoſen als diejenige meiner Arbeiten bekunden ſoll. Ein Vergleich der Trefferprozente der Depreſſionsprognoſe mit denjenigen der Gezeitenprognoſe iſt zudem ganz unzuläſſig. Der Tagesprognoſt zieht mehr als 50% aus der Kenntnis des vorhergehenden Tages. Die Wahrſcheinlichkeit, daß auf einen regneriſchen Tag noch ein ſolcher folgen wird, beträgt nach Clauſen für Brüſſel 0,7059, für Dorpat 0,6411. Man kann alſo mit 64 bis 70% Treffſicherheit von Brüſſel bis Dorpat auf den erſten Regentag einen zweiten folgen laſſen. Iſt man zudem mit dem Charakter der Monate einigermaßen vertraut, ſo muß ſich das Prozentverhältnis noch erhöhen. Wie die Regenperioden die Tendenz haben, ſich zu erhalten, ſo geht es auch mit den Trocken- und Froſtperioden. Regen vorherzuſagen, wenn es regnet, Trockenheit, wenn Oſtwinde die Fluren ausdörren, Froſt, wenn es friert, und Sturm, wenn in der Nähe Stürme wüten, iſt daher keine allzugroße Leiſtung. Etwas anderes iſt es, längere Zeit im voraus ſolche Perioden zu erkennen. Die Trefferprozente hüben und drüben haben verſchiedene Werte und laſſen ſich daher nicht ohne weiteres vergleichen. Auch iſt es falſch, daß man bei wildem Taſten 50% Treffer erzielen könne. Wer hat denn bis jetzt verſucht, auf beſtimmte Tage eines Sommermonats Schneefall anzukündigen, und wie groß oder gering iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß ein ſolches Extrem ſtattfindet? Mir iſt die Vorausſagung ſolchen Extrems geglückt. Sollte das allein nicht denkenden Männern beachtenswert ſein?

Meine Prognoſen ſind kein wüſtes Durcheinander wirrer Ausſagen; ſie bewegen ſich nicht in allgemeinen Redewendungen. Jedes Wetterbild wird mit ſcharf abgewogenen Worten feſt gezeichnet, und wenn mir Herr Fritz Anders aus einem leicht erſichtlichen Druckfehler das Gegenteil zu beweiſen verſucht, ſo kann ich das nur für einen ſehr wohlfeilen Scherz nehmen. Gerade die Ausführlichkeit und die unzweideutige Zeichnung der von mir gegebenen Wetterbilder haben mir vielſeitige Anerkennung und zahlreiche Freunde gewonnen. Meine Prognoſen befaſſen ſich ſyſtematiſch mit den Aufhellungs- und Bedeckungszeiten des Tages, mit dem kalten und warmen, naſſen und trockenen Charakter der Monatsperioden und werden wahrſcheinlich gar bald auch den allgemeinen Charakter der Jahre andeuten. Für die bei dieſem wiſſenſchaftlichen Syſtem erzielten Treffer hört das Spiel des Zufalls auf. Es iſt ſogar möglich, daß, wenn die wiſſenſchaftliche Grundlage noch ſo richtig iſt, bei falſcher Deutung eines Faktors eine Prognoſe geſetzmäßig fehl geht. Ein Schütze, welcher einen ſchwimmenden Fiſch erlegen will, kann vergleichsweiſe richtig zielen und ſchießen und dennoch geſetzmäßig daneben treffen, wenn er nicht beachtet, daß der Lichtſtrahl im Waſſer gebrochen wird.

Die Meeresgezeiten verſpäten ſich erfahrungsgemäß um mehrere Lunationen. Der Grund dafür iſt unbekannt. Laplace verweiſt bezüglich der Frage, warum die Tiden um ſechsundddreißig Stunden ſich verſpäten, ausdrücklich auf Nebenumſtände (circonstances accessoires), welche ſich der Theorie entziehen. Ich nehme für die atmoſphäriſchen Wellen keine Verſpätung an, finde aber, daß je nach den Deklinationen die Perioden voraneilen oder zurückbleiben. Das Studium der Tagesperioden, welche eine größere Bedeutung haben, als meine Kritiker ahnen mögen, ſollen mir zur experimentellen Feſtſtellung des Thatſächlichen und zur Ergründung der zeitlichen und örtlichen Verſchiebungen, reſp. deren Urſachen mit dienen. Was Profeſſor Schmick für die Verſetzung der Meeresfluten als Urſache anführt, daß die Hebungskreiſe je nach der Mondſtellung nördlich oder ſüdlich des Äquator liegen, gilt auch für die atmoſphäriſchen Gezeiten. Auch hier iſt eine Luftverſetzung, wenn auch nur oszillatoriſch, mit all ihren Folgen. Daß ich mit der Zeichnung der Tagesperioden beſtimmte Zwecke verfolge, habe ich auch mehrfach betont. Dem Verſtändigen muß es daher einleuchten, daß durch Prozentrechnen, zumal, wenn es wie bisher tendenziös ausgeführt wird, der wiſſenſchaftliche und auch der praktiſche Wert meiner Arbeiten nicht ermittelt werden kann.

Ohne meine Grundlagen zu kennen, geſchweige denn zu verfolgen, wollen meine Gegner ihnen den wiſſenſchaftlichen Charakter abſprechen, während ſie doch ſelbſt bezüglich der ihren Anſchauungen zu Grunde liegenden Geſetze vielfach im dunkeln taſten. Was weiß denn die moderne Meteorologie Erſchöpfendes von der Urſache der Depreſſionen, was von der Lage ihrer Achſen, was von den Wegen, die ſie wandeln, was von dem Weſen der Anticyklonen, von den Bewegungen des Waſſerdampfes in der Luft, was von dem Wechſelſpiel zwiſchen Bewölkung und Inſolation? Iſt nicht ein guter Teil der praktiſchen Meteorologie Inſtrumentenkunde? Was weiß man über den Einfluß des Mondes? Man würde mehr darüber wiſſen, wenn nicht die Methoden, mit welchen man dieſen Einfluß ergründen wollte, ſo ganz ungenügend geweſen wären. Sowohl ernſte Forſcher wie populariſierende Nachbeter ſtellten ihn bisher meiſt als Volksaberglauben hin. Um ſo lieber citiere ich hier, was Profeſſor Miller von Hauenfels in ſeiner kürzlich erſchienenen „Theoretiſchen Meteorologie“ ſagt: „Es iſt völlig undenkbar, daß der Mond, deſſen Einwirkung auf die Meeresfluten mehr als das Doppelte von jener der Sonne beträgt, auf den Gang des Barometers ganz ohne Einfluß ſein ſollte. Schon dem profanen Auge iſt es auffällig, wie der Mond oft lange vor ſeiner Kulmination einen teilweiſe bewölkten Himmel großenteils rein fegt, was offenbar auf eine Verminderung der Luftdichte hinweiſt, hinreichend genug, um dem Waſſerdampf neuen Raum zu verſchaffen und derart die Wolken gleichſam aufzuſaugen. Wiſſenſchaftliche Erhebungen haben auch vielfach eine ſolche Einwirkung des Mondes auf die Atmoſphäre konſtatiert, und wiederholt hat die Öſterreichiſche Meteorologiſche Zeitſchrift, ſo in Band IV. Nr. 24, Band XV. S. 142 ꝛc. hiervon Kenntnis genommen. Schon Kreil (m. ſ. deſſen Aſtronomiſches Meteorologiſches Jahrbuch I. Jahrgang) machte die Bemerkung, daß der Mond in der Atmoſphäre zwei tägliche Maxima und Minima erzeuge, und daß die Wendeſtunden, in Mondzeit ausgedrückt, mit jenen übereinſtimmen, welche der tägliche Barometergang nach Sonnenzeit einhält. Da man aber in dem letzteren ſpäterhin nicht mehr die Wirkung der ſolaren Gezeiten erkennen wollte, ſo wurden auch ſpätere Beobachtungen und Zuſammenſtellungen, welche den Einfluß des Mondes auf die Erde konſtatierten, in einer Form geboten, welche wenig geeignet war, um die hieraus zu ziehenden Schlüſſe über den wahren Wert der atmoſphäriſchen Mondesgezeiten ſpruchreif geſtalten zu können.“ Miller gibt dann ein Methode an, um zu klarer Einſicht dieſer Verhältniſſe zu gelangen. Ich citierte das Urteil, obſchon ich in einiger Hinſicht ſowohl bezüglich der angegebenen Methode, als auch der Beziehungen zwiſchen Mond und Waſſerdampf anderer Anſicht bin, als der geiſtreiche Verfaſſer der „Theoretiſchen Meteorologie.“

Ich konſtatiere ferner mit Genugthuung, daß in Ungarn Freiherr von Frieſenhoff, Verfaſſer der bei Frick in Wien in zwei Bänden erſcheinenden „Praktiſchen Meteorologie“ aus ſich ſelbſt zu ähnlichen Schlüſſen gelangt iſt wie ich. Frieſenhoff, Vorſitzender des Neutrathaler Agrarmeteorologiſchen Obſervatoriums, arbeitet ſeit Dezember 1883 ebenfalls Monatsprognoſen aus, und zwar geſtützt auf die Gezeitenlehre. Ich muß bekennen, daß, wenn auch Frieſenhoff noch in einigem von mir abweicht, er doch auf dem Wege iſt, der zum Ziele führt. Seine „Praktiſche Meteorologie“ zeigt ein eingehendes Verſtändnis für die Gezeitenlehre. Freilich iſt das dort anfangs 1883 gegebene Bild des Einfluſſes der Gezeiten nicht erſchöpfend. Derſelbe wird ſich dem Autor heute ſchon als folgenreicher enthüllt haben, als er damals noch ahnen mochte.

Man ringt jetzt vielfach danach, die Meteorologie zu fördern und glaubt durch die Vermehrung der Beobachter Fortſchritte zu erzielen. Ich würde mir größere Vorteile davon verſprechen, wenn das in den Räumen des ſtatiſtiſchen Amtes ſchlummernde intereſſante Material der meteorologiſchen Beobachtungen ſeit 1848, ſo wie es iſt, veröffentlicht und als Allgemeingut der geiſtigen Verarbeitung zugängig gemacht würde. Was bis jetzt daraus publiziert wurde, ſind nur „Ergebniſſe,“ Tages-, Monatsmittel und, ſo lange Dove lebte, Pentadenmittel für die Wärme. Seit dem Tode Doves werden letztere nicht mehr veröffentlicht. Man begnügt ſich mit dem Abdruck der Jahres- und Monatsmittel, die für einige klimatologiſche Fragen gewiſſen theoretiſchen Wert haben mögen, aber für praktiſche Zwecke wenig verwertbar ſind. Abgeſehen davon, daß die Mittelwerte den natürlichen Perioden nicht entſprechen, verdecken ſie auch vielfach die charakteriſtiſchen Erſcheinungen. Gerade die Erkenntnis der natürlichen Perioden iſt nötig, wenn die praktiſche Meteorologie nennenswerte Fortſchritte machen will. Mein Streben zielt dahin.

Kaiſer und Herren.

Als im Jahre 1308 Heinrich Graf von Lützelburg an das Reich kam als Kaiſer Heinrich VII, ſandte die Stadt Straßburg ihre Boten an ihn, daß er ihnen ihre alten Freiheiten beſtätige. Die Boten ſprachen zu dem König: „Unſere Herren von Straßburg haben uns an Ew. Gnaden geſandt, daß Ihr ihnen ihre Freiheiten beſtätiget, wie es Eure Vorfahren gethan haben.“ Da wollte der König keine Antwort geben, weder zu Speyer noch zu Straßburg. Da fuhren ihm die Boten nach gen Kolmar. Da wurden ſie von einem, der des Königs Heimlicher war, unterwieſen, daß ſie die von Straßburg vor dem Könige nicht „Herren“ nannten. Alſo gingen die Boten wieder zum König und ſprachen: „Gnädiger Herr, Eure Bürger und Diener von Straßburg ....“ Da ſprach König Heinrich: „Ich wußte nicht, welche Herren ihr meintet, nun ihr aber ſaget, ihr ſeid meiner Bürger von Straßburg Boten, die kenne ich wohl, ſo ſoll man euch thun nach eurem Begehr.“

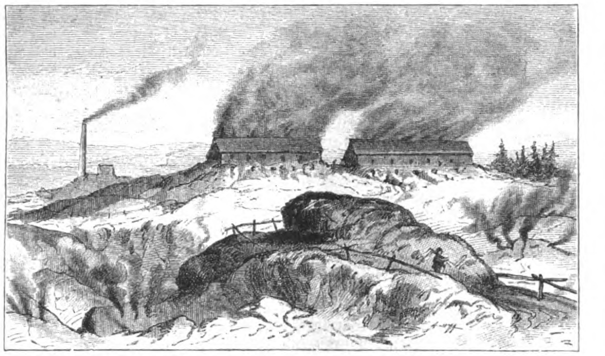
Anders verfuhr Kaiſer Karl IV mit den Lübeckern, deren Senat ſpäter bis in die neueſte Zeit aus „Magnifizenzen, Hochweisheiten und Wohlweisheiten“ beſtand. Der Kaiſer nannte die Lübecker Bürgermeiſter 1375 „Herren.“ Und als ſie ihm in aller Beſcheidenheit erwiderten, ſie wären keine „Herren,“ entgegnete der Kaiſer: „Ihr ſeid Herren. Die alten Regiſtra der Kaiſer weiſen das aus, daß Lübeck eine von den fünf Städten iſt, denen von den Kaiſern und ihrem Rate der Name einer „Herrſchaft“ gegeben iſt, daß ſie in des Kaiſers mögen gehen wor ſe ſin, da de Kaiſer is.“ Die bezeichneten fünf Städte ſind: Rom, Venedig, Piſa, Florenz und Lübeck.

R. F.

Heiße Tage.

Bergmänniſche Erinnerungen von A. von Heyden.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.



Das Brandfeld 1854 der Fanny- und Mariegrube.

Wer in den fünfziger Jahren unſeres Jahrhunderts von der Station Kattowitz der Oberſchleſiſchen Eiſenbahn nach dem großen Eiſenwerke Laurahütte gehen wollte, verließ meiſt hinter den Hochöfen der Hohenlohehütte die von Eiſenſtein, Holz- und Kohlenfuhrwerken belebte Chauſſee, um bei den Förderſchächten der Karolinegrube vorüber, über Marie- und Fannygrube den kürzeren und intereſſanteren Weg einzuſchlagen. Zwiſchen den beiden Fanny-Wunſchzinkhütten, deren lange Firſten ſchwarze Rauchwände aufſteigen ließen, erreichte er den Rücken einer Hügelkette, welche, den Grenzfluß zwiſchen Preußen und Polen, die Przemſa überſchreitend, ſich bis zum Horizonte fortſetzt.

Allein der Blick wird hier auf dieſer Höhe kaum die an ſich anſprechenden landſchaftlichen Linien von Fluß, Wald und Hügel geſucht haben; er wurde gefeſſelt durch das ſchreckhafte Bild wildeſter troſtloſer Öde, welche ſich von dem Fuße des Hügels bis zu der von Dampf und Rauch umhüllten ziſchenden und pochenden Laurahütte ausbreitet, wo die aus zahlloſen Schloten wirbelnden ſchwarzen Wolken die Ausſicht abſchließen.

Freunden der Litteratur iſt dieſe abenteuerliche Wüſte, das Brandfeld der Fanny- und Marie-Steinkohlengrube aus Max Waldaus intereſſantem Romane „Nach der Natur“ bekannt. Als mein Beruf mich zuerſt in jene Gegend führte, waren ſeit der Zeit, in der der Dichter ſie geſehen, Jahrzehnte verfloſſen, ohne daß ſie weſentliche Veränderung erfahren, und noch mehr Zeit iſt hingegangen, ſeit ich Schlägel und Eiſen mit der Palette vertauſchte. Ich habe die Gegend nicht wieder geſehen, aber ich glaube nicht, daß der landſchaftliche Charakter weſentlich habe wechſeln können.

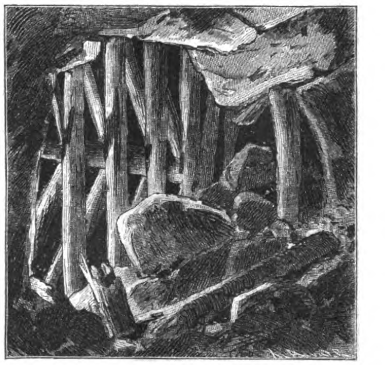
Denſelben mit einer anderen Gegend in Vergleich zu ziehen, iſt kaum möglich. Der hinterſte Teil der Solfatara bei Neapel hat mich immer an meine heimatlichen Brandfelder gemahnt. Die meiſte Ähnlichkeit mit ihnen aber ſchien mir die Ebene zwiſchen dem äußeren und inneren Kraterrande des Veſuv zu zeigen, als ich den bereits heftig auswerfenden Vulkan im Herbſt 1871, alſo kurz vor ſeinem letzten verheerenden Ausbruche, beſtieg.

Ein ſchmaler von Holzgeländern ſehr primitiver Art eingefaßter Weg, der häufig für Fuhrwerk geſperrt, ſelbſt mitunter für Fußgänger nicht ganz gefahrlos zu betreten war, führte in mannigfachen Windungen von den Halden der Fanny-Wunſchhütten nach Laurahütte. Der Weg erfuhr häufige Verlegung, denn das Terrain war hier in beſtändiger Unruhe. Auf viele Morgen weit iſt es von kleinen Hügelchen bedeckt, zwiſchen denen größere oder kleinere Trichtervertiefungen ſich hinziehen. Hin und wieder ragt eine halb verglaſte, ſchwarze Felszacke aus dem weißen Sande hervor, aber überall wirbeln kleine Fumavolen aus offenen Spalten oder winzigen runden Löchern, in ihrer Umgebung buntfarbige, vulkaniſche Salze ablagernd und die Luft mit einem widerlich ſüßen, den Atem beſchwerenden Geruche erfüllend. Jede Vegetation iſt ausgeſchloſſen, kein Vogel iſt zu ſehen, ſelbſt der vom Hüttenrauche geſchwärzte, alſo in Rückſicht auf ſeine Reſpiration nicht verwöhnte, oberſchleſiſche Sperling meidet dieſe Gegend. Nur einmal ſah ich einen Schmetterling dem Brandfelde zufliegen, aber ſofort herabſtürzen und zuckend verenden, als er in den Bereich der erſten Dampfwirbel gekommen war.

Die auf den Gruben Fanny- komb. Semianowitz und komb. Hohenlohegruben im Abbau begriffenen Flötze zeichnen ſich durch außerordentliche Mächtigkeit (Dicke) und großen Kohlenreichtum aus. Es würde zu weit führen, hier in die Beſchreibung der Lagerungsverhältniſſe einzugehen. Die beiden Gruben Fanny und Marie, letztere eine der als komb. Hohenlohegrube zuſammengefaßten Gruben, bauten ein Flötz, welches namentlich in der Fannygrube oft eine ſechs bis ſieben Meter überſteigende Mächtigkeit gewinnt und zwiſchen feſtem, wie der Bergmann ſagt, klingendem Sandſtein eingelagert iſt.

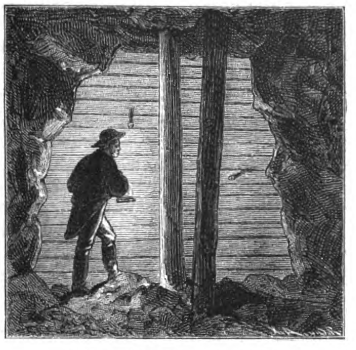
Der vollſtändig reine Abbau ſo mächtiger Flötze hat immer ſeine großen Schwierigkeiten. Häufig wird zum Schutze gegen das Herabſtürzen einzelner Sandſteinkeile, aus dem das Flötz überlagernden Hangenden (dem Dache, der Firſte) eine dünne Lage Steinkohle ſtehen gelaſſen, welche beim Rauben, dem Herausreißen der Schutzzimmerung ſelten zu gewinnen iſt. Ebenſo wenig iſt es möglich, alles Holz der Zimmerung nach geſchehenem Abbau zurück zu nehmen. So bleiben organiſche Subſtanzen, ſowie tieriſche Auswurfsſtoffe, in den alten Bauen zurück, welche bei der jederzeit vorhandenen Feuchtigkeit und dem überaus beſchränkten Luftzutritte, namentlich unter Beihilfe des im Sandſtein und in der Steinkohle vorhandenen, ſich leicht zerſetzenden Schwefelkieſes zur Selbſtentzündung Veranlaſſung geben, und derſelben reichliche Nahrung gewähren.

Derart entſtanden jedenfalls im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts die erſten Erſcheinungen von Grubenbrand auf der Fannygrube. Zunächſt hat gewiß nur das alte Holz und die damals namentlich ganz wertloſe und daher ſchlecht ausgeförderte Kleinkohle gebrannt. Man bemerkte zunächſt nur einen ſüßlichen Geruch vor den Pfeilerbauten aus den abgebauten Teilen, dem ſogenannten „Alten Mann“ hervorziehen. Aber dieſe nach bitteren Mandeln riechenden Gaſe betäubten und töteten die Arbeiter. Man kannte dieſen Feind eigentlich noch nicht. Die Baue lagen in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche und die Ventilation war daher wenig ſchwierig durch Schächte herzuſtellen, wo es eben nötig ſchien, aber man hatte keine Herrſchaft über die Wetterführung. Die vielen Förderſchächte, durch welche mittels Handhaspeln die Kohle zutage geführt wurde, vermehrten die Schwierigkeit geordneter Wetterlöſung. Man war



Abgebauter Pfeiler (Altermann) mit davorſtehendem Streckenſchutz (Orgel).

daher, als die erſten Opfer an Menſchenleben fielen, in angſtvoller Ratloſigkeit und that, was in ſolchen Lagen immer geſchieht, man flüchtete. Breite Zonen des Kohlenflötzes wurden als Schutzpfeiler um die Brandherde ſtehen gelaſſen, die aber, wieder mannigfach von Strecken und Vorrichtungsbauen durchfahren, den Schutz nicht gewähren konnten, den vielleicht ein wirklich intakter Flötzteil geboten hätte. Zwar verſchloß man dieſe Öffnungen durch Verſchläge und Ziegeldämme, ſo gut es gehen wollte, aber die geringe Teufe der Baue öffnete in jedem Tagebruche Zuglöcher, deren Beherrſchung ſich der Möglichkeit entzog. So wurden dieſe Kohlenſchutzpfeiler die gefährlichſten Ernährer der Brände, die immer wieder ihre tödlichen Gaſe durch die oft kaum zu beobachtenden Dämme und Verſchläge den mutig, aber hoffnungslos kämpfenden Bergleuten entgegenwarfen. Wurde die Not immer größer, loderte da oder dort einmal die helle Flamme aus einem Schachte, ſo erneuerte man das alte Verfahren, man flüchtete, einen breiteren Flötzteil als Schutzwall dem immer mächtiger um ſich greifenden Elemente überlaſſend. Nicht nur die Opfer an Menſchenleben ſteigerten ſich, der Brand verſchlang auch enorme Summen, abgeſehen von den koloſſalen Verluſten an der Subſtanz der Steinkohlenlagerſtätten, welche das Zurücklaſſen der Sicherheitspfeiler forderte. Die Schnelligkeit der Fortſchritte dieſes Feindes hatte den Betriebsleitern, deren perſönlicher Mut über jedes Lob erhaben iſt, nicht Zeit gelaſſen, nach wirkſamen Waffen zu ſuchen, ja die ganze Art, wie der Abbau disponiert und vorgerichtet war, ehe man dieſen Schrecken des Bergbaues kennen gelernt hatte, machte einen wirklich erfolgreichen Kampf faſt unmöglich. Allmählich aber lernte man die Natur dieſes Widerſachers erkennen und heute weiß man, daß eine abſolute Herrſchaft über die Ventilation der Grube, die Wetterführung und ein möglichſt reiner Abbau, um Selbſtentzündungen vorzubeugen, die einzigen, aber ſicheren Mittel ſind, Steinkohlengrubenbrände zu verhindern, oder wo ſie auftreten, was bei dem Abbau mächtiger Steinkohlenlager, trotz aller Vorſicht, immerhin nicht außerhalb des Bereiches der Wahrſcheinlichkeit liegt, möglichſt unſchädlich zu machen.*)


Wetterverſchlag gegen Brandgaſe.

Als der Bergfiskus in Preußen in den Jahren 1853 und 1854 die Betriebsleitung der im Privatbeſitze befindlichen Gruben den Beſitzern ſelbſt übergab, waren die Beamten, denen letztere ihre Werke anvertrauten, faſt nie in der Lage, der Erkenntnis dieſer Fundamentalbedingungen rationellen Bergbaubetriebes Rechnung tragen zu können. Die Anforderungen der gerade damals in fieberhaftem Aufſchwunge begriffenen Montaninduſtrie waren enorm und die Bedürfniſſe mußten durch raſchen Abbau von Grubenteilen gedeckt werden, deren Vorrichtung und Streckenbetrieb vor langer Zeit ohne Rückſicht, zum Teile ohne Kenntnis des Grubenbrandes, vor deſſen erſtem Auftreten vielleicht, geſchehen war, wo ärmliche Verhältniſſe die ganzen Betriebsanſchauungen gedrückt hatten. So konnte es leider nicht anders erwartet werden, als daß dem täglich ſich ausdehnenden Bauen eine ebenſo rapide Ausdehnung der Grubenbrände folgte. Es wurde daher der ganze Grubenbetrieb begleitet von einem ſelten unterbrochenen Plänklergefechte gegen den tückiſchen, unausgeſetzt neckenden Feind und man mußte froh ſein, wenn es der immer größer werdenden Erfahrung gelang, die Opfer an Menſchenleben und an Kohlenſubſtanz auf das möglichſte zu beſchränken. Nur ſelten wurde durch das Bekanntwerden eines größeren Unglückes die Welt daran erinnert, mit welchem Heroismus, mit welcher Zähigkeit in den Teufen gegen ein verherendes Element gerungen wurde, deſſen Tücke und Macht, deſſen Vielgeſtaltigkeit mit ſeinem überirdiſchen Auftreten gar nicht zu vergleichen iſt. Für die Grubenbeamten, namentlich die eigentlichen Betriebsleiter, hörte jede Ruhe, jedes Gefühl der Sicherheit auf. Man mußte jeden Augenblick eines Überfalls gewärtig ſein, ohne Ahnung von der eigentlichen Stärke und Kriegsliſt des Angreifers.

Ich hatte den Betrieb von Mariegrube erſt kürzlich übernommen. An vielen Stellen mit Fannygrube, dem Hauptherde des Brandes, durchſchlägig, hatten die Brandwetter ſich häufig aus deren Bauen nach Marie herübergedrückt. Sehr gefährlich und dieſer Verbreitung der Wetter günſtig war ein an der Markſcheide der Mariegrube hinziehender, der Fannygrube gehöriger, ganz abgebauter Hohlraum von ſeltener Ausdehnung, der, weil von feſtem Sandſtein gedeckt, nicht zu Bruche gehen wollte. Man hatte ſich auf Marie durch vortrefflich disponierte Dämme zu ſchützen verſucht und der Abbau einiger gefährdeter Kohlenpfeiler in weiteſter Entfernung vom Förderſchacht konnte nur noch wenige Wochen währen, dann hoffte man der größten Gefahr überhoben zu ſein. Ich war in Geſchäften in Breslau und beabſichtigte nach deren Erledigung noch einen Tag bei meiner Familie zu bleiben. Allein eine innere Unruhe, ein bei den Bergwerksverhältniſſen, wie ſie einmal lagen, erklärliches Gefühl von Sorge trieb mich, ohne das Vorhaben meines Bleibens auszuführen, zurück nach meinen Gruben. Der Zufall hatte den Steiger S. bei dem Kohlenverladegeſchäft bis zum Abend auf dem Bahnhofe der Station Kattowitz zurückgehalten, ſo daß ich bei meiner Ankunft von ihm erfuhr, wie unnütz meine düſteren Ahnungen geweſen waren. Es ſei alles in beſter Ordnung. In der That beſtätigte ſich dieſe Meldung, als ich nach der Ankunft in meine Wohnung noch einen eiligen Gang über die Grubenfelder machte. —

Es war eine herrliche Juninacht. Die Sterne funkelten, die Maſchinen pufften in regelmäßigen Atemzügen und von den Zinkhütten ſtieg die grünleuchtende Flamme ſenkrecht in die Luft.

Etwa um vier Uhr morgens weckte heftiges Pochen an der Hausthür mich aus dem Schlafe. Ich riß das Fenſter auf und empfing von dem Grubenwächter die Schreckenspoſt, der Brand ſei auf Marie durchgebrochen, die Steiger ſeien bereits alle im Begriff einzufahren.

Wie ich nach wenigen Minuten fahrbereit zur Thür hinaustrat, ſtürzte bereits ein zweiter Bote atemlos auf das Haus zu: „Zwei Steiger und vierzig Mann ſind verloren!“

„Welche Steiger?“

„Steiger S. und der alte T.“

„Armer S., geſtern warſt du ſo zuverſichtlich mit deinem ‚es iſt alles in Ordnung!‘ “

Der Weg nach den gefährdeten Punkten war leicht zu finden, denn die Kaue (Hütte) des Holzſchachtes Nr. I brannte lichterloh und aus dem Schachte ſelbſt ſtieg eine Funkengarbe, wohl hundert Fuß hoch in die Morgendämmerung, ein glühender Turm auf einem Flammenſockel. Mannſchaften waren bereits thätig, das in der Nähe des Schachtes lagernde Grubenholz vor der Entzündung in Sicherheit zu bringen.

Am Maſchinenſchachte und dem Holzſchachte Nr. II, der zugleich Hauptfahrſchacht iſt, herrſchte fieberhaftes Leben. Die Maſchine arbeitete, um die Betäubten aus der Grube zu fördern. Auf beiden Schachten zogen die guten Wetter lebhaft ein, ſie waren alſo gefahrlos zu befahren. Allmählich wurde die Anzahl der durch Brandwetter beſinnungslos Gemachten ſo bedeutend, daß die Maſchinenhalde wie ein Schlachtfeld ausſah. Wie viele davon wieder erwachen würden, wer wußte es? Nach Dr. H. in Kattowitz, meinem Arzte, hatte ich ſofort bei Empfang der erſten Nachricht geſchickt. Auch Dr. D., der Arzt der Laurahütte, arbeitete ſich trotz ſeines beträchtlichen Leibesumfanges keuchend, fluchend und ſchwitzend den Abhang hinauf. Auch

---

*) Nicht zu verwechſeln mit dieſen Selbſtentzündungen, von denen hier die Rede iſt, ſind Grubenbrände, in denen durch irgend eine äußere Veranlaſſung die Zimmerung der Strecken in Brand gerät; ſo furchtbar dieſe Ereigniſſe wirken, ſo haben ſie doch weitaus nicht die dauernde Gefährlichkeit der Flötzbrände.

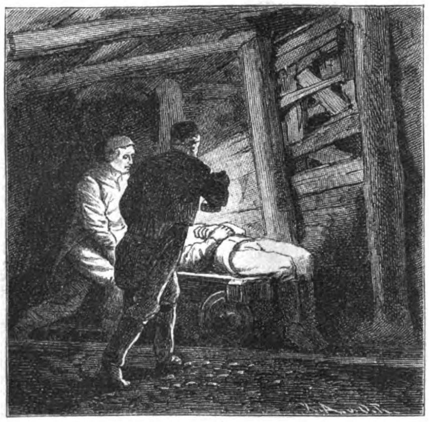
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Bergkommiſſar A. von den Nachbargruben in Begleitung einiger ſeiner Steiger brachten ſchätzenswerte Hilfe, während von der anderen Seite der Königliche Berggeſchworne M. eintraf.

Der im erſten Schreck verloren geſagte alte Steiger T. ſammelte die von allerwärts herzueilenden Mannſchaften, verlas deren Namen mit krähender, durch ſeinen großen Kropf beengter Stimme und ſtellte die Namen der Kranken und Vermißten feſt. Es fehlte kein Beamter, denn auch Steiger S. hatte ſich eingefunden, wohl aber vier Häuer. Franz Michalik hatte ſeine Nachtſchicht noch nicht beendet, als er an ſeinem am weiteſten vorgeſchobenen Orte die Gefahr zuerſt bemerkte. Er war eilig zutage gefahren, um Meldung zu machen, nachdem er die Kameraden, ſo viel er deren auf ſeinem eiligen Gange hatte erreichen können, von dem Durchbruche brandiger Wetter benachrichtigt. Dann war der Brave mit einem zweiten in die Grube zurückgekehrt, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, ob alles von den gefährdeten Orten in Sicherheit ſich zurückgezogen. Beide waren vermutlich bei dem Verſuche der Rettung zweier Zurückgebliebener ſelbſt verunglückt. Die Rettung dieſer vier Mann hatte wieder Opfer gekoſtet, denn wie geſagt, es war noch keineswegs zu überſehen, wer aus dem todesähnlichen Schlafe zu erwecken ſein werde.

Unabläſſig vermehrte ſich die Zahl der Unglücklichen; die Maſchine fördert ohne Unterlaß die Opfer der Teufe zutage, aber ebenſo unabläſſig verſchwanden immer wieder Unerſchrockene in der dunkeln Höhlung des Fahrſchachtes. Ja, einer drängte den andern fort aus der Kolonne der zur Rettungsarbeit Antretenden, der Stärkere wollte dem Schwächeren vorangehen, der Sohn dem Vater. Ein langhalſiger, dürrer Häuer ſtieß mit gutmütiger Grobheit einen unterſetzten, ſtärker beleibten Kameraden zurück: „weil ſo ein dicker Hund gleich fertig ſei.“

Ich ſelbſt überließ die Anordnungen über Tage den Ärzten und älteſten Steigern und fuhr in die Baue. Die Rettungsmannſchaften waren in einzelne Trupps verteilt, beſtimmt, ſich abzulöſen und die Erkrankenden zum Kunſtſchachte zu bringen, wo ſie zutage gefördert wurden. Ich fand die nächſten Strecken leer, mein raſcher Tritt hallte dumpf und unheimlich auf dem Tragewerk. Dazu die feuchte Kühle nach vorhergehender Erhitzung und Erregung, das Bewußtſein der Verantwortung, die auf mir laſtete, vielleicht auch der Gefahr, der ich entgegenging, ich konnte ein Fröſteln nicht unterdrücken.



Transport eines Verunglückten in der Grube.

Da dröhnte ein dumpfes Rollen mir entgegen — ein Grubenlicht nähert ſich — ein Förderwagen —! Ich trat beiſeite, der Wagen hielt neben mir, und als ich meine Lampe erhob, blickte ich in die weit aufgeriſſenen, gläſernen Augen der Leiche des Franz Michalik.

Wer nie den zuckenden Strahl des einſamen Grubenlichtes auf einem gebrochenen Leichenauge ſah, der hat keinen Begriff von dem Grauen, das ein Totenantlitz erzeugen kann. Hundertfach ſah ich auf Schlachtfeldern die verzerrten Geſichter von Sterbenden und Geſtorbenen, ich habe es verwunden und vergeſſen. Der Anblick meiner Toten in der Grube wird ſich niemals in meinem Gedächtnis verwiſchen.

Die Mannſchaften wurden in dem Augenblicke erreicht, als auch die zweite Leiche fortgeſchafft werden ſollte. Die beiden Braven waren augenſcheinlich bereits auf dem Rückwege dem Einfluſſe der brandigen Wetter erlegen, der ſich zunächſt durch eine vollſtändige Lähmung äußert. Da die tödlichen Gaſe, als die ſchwerſten Luftarten, auf dem Boden hinziehen, ſo gehen die Unglücklichen, welche, von Hilfe verlaſſen, zuſammenbrechen, einem ſicheren Tode entgegen, ſelbſt in Strecken, welche der Mann aufrecht noch paſſieren kann.

Es fehlten nun noch zwei Mann, dieſe noch lebend zu finden, konnte man kaum hoffen; aber die Verſuche zur Rettung durften nicht aufgegeben werden, obwohl wir wußten, daß ſie an ziemlich weit vorgeſchobenem Orte gearbeitet hatten. An der Firſte der drei Lachter hohen Strecke kämpften unheimliche Wolken mit den friſchen Wettern, ein Beweis, daß wir wirkliches Feuer vor uns hatten. Aber von dem Fahr- und Maſchinenſchachte fielen friſche Wetter ein, ſo drangen wir bis zu dem erſten Brandſchutzdamme vor, der, nur als Vorſicht für den Notfall errichtet, eine breite Thüröffnung hatte. Der Verſuch, durch dieſe Thür zu dringen, ſcheiterte völlig. Sechs bis zehn Schritt jenſeits des Verſchlages verlöſchten die Lampen und die zurückkehrenden Leute ſanken in die Kniee und mußten zutage geſchafft werden. Einer konnte nicht einmal mehr die Verſchlagöffnung erreichen und wurde nur mit großer Anſtrengung zurückgebracht. Nur noch zwei Oberhäuer und vier Mann waren bei mir arbeitsfähig. Ich ſandte nach Verſtärkung, welche Seile mitbringen ſollte. Auch die Luft, welche wir atmeten, war bereits brandig und die Bruſt keuchte. Da traf der umſichtige Berggeſchworne M. mit friſcher Mannſchaft ein. „Freund,“ rief ich ihm zu, „die Leichen können nicht ſehr entfernt liegen, es iſt anzunehmen, daß die beiden ſich in die Grundſtrecke geflüchtet, hinter Michalik, der ſie gerufen. Sie aber ſind noch ganz friſch, wir wollen dicht hinter einander mit Stricken gegenſeitig verbunden vorgehen und die Lampenflammen über einander halten. Die Leute bleiben bei dem Strick, der uns verbindet, zwanzig Lachter kommen wir wohl ſo vorwärts.“

M. war natürlich ſofort bereit. Aber auch zwei Zimmerleute wollten bei uns bleiben. So ging es denn in Gottes Namen vorwärts, obwohl hinter dem Verſchlag — die Atemnot war faſt unerträglich — der Herzſchlag erſt heftig und dann häufig intermittierend ward. Allein wir kamen vorwärts. Da verlöſchten unſere beiden Lampen, aber in demſelben Augenblicke rief der eine Zimmermann: „Hier liegen ſie ja beide.“ In der That fanden ſich die beiden Unglücklichen in ſitzender Stellung, an den Streckenſtoß gelehnt, Lampe und Keilhauen in den Händen. Es hatten wenige Lachter vor dem rettenden Verſchlage ihnen die Kräfte verſagt. Faſt im Dunkeln tappend waren die Leichen ziemlich mühevoll fortzuſchaffen, allein es gelang mit Hilfe der nun raſch herzueilenden zurückgebliebenen Leute, natürlich nicht ohne daß auch ein Teil derſelben, namentlich der eine der beiden uns ſo mutig folgenden Zimmerlinge der Unterſtützung bedurften, um zutage zu kommen.

Ich ſelbſt war müde zum Sterben, die Beine verſagten faſt, als ich mich zum Maſchinenſchachte hinſchleppen wollte. Steiger W. fing mich in ſeinem Arme auf, als auch ich die Beſinnung verlor. Sie kam mir wieder mit der Erinnerung an all das Schreckliche, als heftiger Kopfſchmerz mich am Abend in meinem Bette weckte, gleichzeitig aber auch die Nachricht mich tröſtete, daß der Tag keine weiteren Opfer gekoſtet.

Nach einſtimmigem Urteile aller Sachverſtändigen war Marie-Grube in ihren gegenwärtigen Bauen aufzugeben. Das kleine Feld, deſſen Abbau noch erübrigte, deckte die Koſten nicht mehr, welche der Kampf mit dem Brande nötig machte. So wurden die Schachte zugeſchüttet und der Brand ſich ſelbſt überlaſſen. Er war dadurch iſoliert und ungefährlich.

(Schluß folgt.)

Ein Weihnachtsfeſt im Schwalbenneſt zu Paris.*)

Nr. 17, rue de Vienne in Paris ſteht zwiſchen zwei rieſig hohen Gebäuden ein kleines einſtöckiges Haus, das ſchon durch dieſen Umſtand, ſowie durch ſeine breiten, bis zur Erde gehenden Fenſter des Erdgeſchoſſes oft die Augen der Vorübergehenden auf ſich zieht. Wüßten ſie, daß es das „Schwalbenneſt" iſt, auch „Hôtel des Hirondelles" genannt, ſo würden ſie es vielleicht mit noch mehr Aufmerkſamkeit betrachten. Dies Häuschen iſt ſeit dem Juli der Sitz des Institut Protecteur des Femmes de la Société. Damen aus der Geſellſchaft, unterſtützt von tüchtigen, wohlgeſinnten Männern, gründeten vor zwei Jahren dieſen Verein, um Stellenſuchenden aller Art, beſonders aber Lehrerinnen ohne Unterſchied der Nationalität und Religion zur Erreichung ihres Zweckes behilflich zu ſein. Der Gedanke dazu entſprang, ſagen wir nicht im Hirn, ſondern im Herzen einer geiſtvollen und edelen Frau, der *Vikomteß du Peloux*, die mit unermüdetem Eifer, mit gänzlicher Aufopferung ihrer Zeit, dem Unternehmen als Leiterin vorſteht. Der jährliche Beitrag für die Beſchützerinnen ſowohl, wie für die Schützlinge beträgt zehn Frank, keine Einſchreibegebühren, keine Koſten für Briefwechſel, noch Prozente für glücklich verſchaffte Stellen werden weder den armen Lehrerinnen, noch den Familien abgefordert. Leider iſt die Zahl der Stellenſuchenden ſo überwiegend, daß das Inſtitut nicht im entfernteſten allen ſehnlichſt Harrenden die Erfüllung ihrer Wünſche verſchaffen kann, aber ſelbſt dieſen bringt das Unternehmen doch vielfachen Segen. Unermüdet ſinnt die Präſidentin nach, wie ſie ihren Schwalben, ſo nennt ſie gern ihre Schützlinge nach dem in ſo vielen Ländern heimiſchen Wandervogel, Rat und Hilfe bringen könne. Da verſchafft ſie einer derſelben ein billiges Zimmer oder eine anſtändige Familienpenſion, dort ebnet ſie ihnen die Wege ins Ausland, indem ſie dieſelben an andere Vereine, mit denen ſie in Verbindung ſteht, empfiehlt, dieſer oder jener wird mit getragenen Kleidungsſtücken unter die Arme gegriffen, eine andere ſchüttet in einer traulichen Privatunterredung der edlen Frau ihr Herz aus und geht getröſtet und geſtärkt durch die wohlthuende Sympathie, iſt es möglich auch durch guten Rat von dannen. Von unſchätzbarem Segen iſt gerade für dieſe wunderbare Weltſtadt, wo der immer mühſame Lebensweg einer Lehrerin meiſt ganz beſonders ſchwierig iſt, ein ſolcher Anhalt. Und wie viele haben ſich nicht ſchon glücklich geprieſen, ſich in dem Heime des Inſtituts eine Weile ausruhen oder die peinliche Zeit des Wartens und Suchens daſelbſt zubringen zu dürfen!

Neun Perſonen können in den Schlafräumen des oberen Stockes untergebracht werden. Ein großes, freundliches Zimmer im Erdgeſchoß dient ihnen als Wohn- und Eßzimmer. In demſelben erfreut ein gutes Pianino, von dem leider erſt der fünfte Teil bezahlt iſt, die muſikaliſchen Schwalben. Auf der anderen Seite des Hausflures liegt das Büreau der Präſidentin, in dem ſie täglich von zwei bis ſechs Uhr ihre zahlloſen Beſuche empfängt und ihre ſie faſt erdrückende Korreſpondenz abwickelt. Das kleine Haus iſt wie geſchaffen für das Inſtitut, wir wünſchten, es wäre ſein Eigentum, leider ſind wir noch nicht ſo weit, wir bewohnen es nur durch die Güte eines edlen Wohlthäters, der es auf ſeine eigene Gefahr hin auf neun Jahre gemietet hat.

Für den Weihnachtsabend hatten die im Heim anweſenden Deutſchen eine kleine Feier geplant, und mit gewohnter Liebenswürdigkeit war Frau du Peloux darauf eingegangen. Konnten auch nicht alle Eingeladenen erſcheinen, ſo reihte ſich doch um ſieben Uhr eine größere Anzahl als ſonſt um den Eßtiſch und erfreute ſich an dem ſolennen Feſtmahl. Edler Marſala, den eine Schwalbe, die in Italien Verwandte hat, freigebigſt ſpendete, perlte in den Gläſern; daß es zum Teil Waſſergläſer waren, that ſeiner belebenden Wirkung keinen Eintrag. Dem armen Inſtitut fehlt noch ſehr viel, und da ſelten eine größere Hilfe von außen kommt, ſo müſſen die Schwalben ſelbſt zu Neſt tragen, eine ſchenkt den, die andere jenen Gegenſtand in die Wirtſchaft, ſeien es nun Handtücher oder Deſſertmeſſer, alles wird dankbar angenommen; aber auf ſolche Art geht die Vervollſtändigung natürlich langſam vor ſich.

Nach dem Eſſen wurde der Tannenbaum angezündet, den eine der Schwalben geſchenkt und geſchmückt hatte. Als bei dem Anblick der Lichter manches Auge feucht wurde und manches Herz bang und ſehnſuchtsvoll der Heimat gedachte, da ertönte leiſe und lieblich die Melodie: „Stille Nacht, heilige Nacht," die Gedanken wandten ſich himmelwärts und die Seelen richteten ſich, geſtärkt durch den wahren Feſtſegen, dankbar auf. Manch anderes ſchönes deutſches Weihnachts- und Volkslied folgte. „Heil dir im Siegerkranz" brauſte mächtig daher, einer heimwehkranken Öſterreicherin ſang man zum Troſt: „Gott erhalte Franz den Kaiſer" und die anweſenden Franzöſinnen hörten liebenswürdigſt den deutſchen Liedern und der vorzugsweiſe deutſchen Unterhaltung zu, trotzdem die Präſidentin unſere Sprache nicht verſteht. Aber ſie hat ein warmfühlendes Herz für unſere Nation, wurde ſie doch ſchon vor langen Jahren, als ihr Salon oft unſere Landsleute aufnahm, „die Vorſehung der Deutſchen in Paris" genannt. Von dem „Deutſchenhaß" merkte alſo die heitere Verſammlung im Schwalbenneſte nichts. Gedachte man auch ſehnſuchtsvoll der fernen Heimat, ſo genoß man doch dankbar die Feſtfreude, die dieſe Gemeinſamkeit bot. Während manche den intereſſanten Plaudereien der verehrten Präſidentin lauſchten, tauſchten da zwei Freundinnen ihre Erlebniſſe aus, dort packte ein Schweſternpaar mit glückſeligen Geſichtern ein Weihnachtskiſtchen aus, das gerade zum rechten Augenblick angekommen war. Jedes Stück, das der Mutterliebe Hände hineingelegt, wurde mit Entzücken berührt, aber ſie verſteckten ihr Glück hinter den Zweigen des Chriſtbaumes, waren die anderen doch nicht ſo begünſtigt wie ſie, ja, manche hatten ja überhaupt kein Heim mehr, von dem Liebeszeichen zu ihnen gelangen konnten. — — In gehobener Stimmung trennte man ſich, die Ausländerinnen froh über das deutſche Feſt in der fremden Stadt, alle aber mit dem Wunſche, daß das liebe Neſt geſegnet werden möchte, um anderen Segen bringen zu können.

Eine deutſche Schwalbe.

---

*) Wir geben dem nachfolgenden Artikel gern einen Platz in unſerem Blatte, weil mancher unſerer in *Paris* weilenden Landsmänninnen damit ein Dienſt erwieſen werden kann. Im übrigen fühlen wir uns gedrungen, junge Damen *aufs ernſtlichſte vor leichtſinnigem Gehen nach Paris zu warnen*. Herr Paſtor *Friſius* in Paris ſchreibt uns darüber: „Wer nicht mindeſtens *drei* Monate hier aus eigener Taſche leben kann (monatlich Penſionspreis von hundert Frank an) ſollte ja nicht hierher kommen, ſonſt iſt ihm das Elend ſicher. Von Mitte April bis Ende September iſt es ferner rein *unmöglich*, hier eine Stelle zu finden." D. R.

Der proteſtantiſche Friedhof auf Capri.

Proteſtantiſche Friedhöfe gab es in Italien ſeither nur in den großen Städten z. B. in Rom und Neapel. In neuerer Zeit erſt haben manche kleinere Städte, in denen ſich Fremde zahlreich aufhalten, einen Teil ihrer Friedhofsgrundſtücke dem proteſtantiſchen Begräbnis abgetreten, z. B. Sorrento, wo vor einigen Jahren ein neuer Gottesacker angelegt wurde. In Caſtellamare haben die Proteſtanten, wie Verfaſſer vor Jahren mit eigenen Augen ſah, eine wüſte Ecke, welche von dem katholiſchen Friedhofe durch eine Mauer getrennt iſt. In letzterer befindet ſich eine niedrige Öffnung, durch welche man in gebückter Stellung in die von Unkraut wuchernde Ecke des proteſtantiſchen Friedhofes gelangt.

Ganz anders iſt es auf Capri. Den ganzen Winter über nehmen dort Fremde, namentlich Engländer und Deutſche, dauernden Aufenthalt und immer größer wird die Zahl derjenigen, welche dort ſich anſiedeln, Villen bauen, nicht ſelten gar eine Tochter der Inſel heimführen. Freilich iſt dies „meerumſpülte" Eiland, dies „Idyll im Mittelmeer" ein herzliebes Stück der Mutter Erde, eine reiche, kleine Welt für ſich, wo es namentlich dem Deutſchen gar heimatlich zu Mute wird, weil er überall ſo vielen Deutſchen begegnet. Die Einwohner Capris ſind durchweg liebenswürdige Menſchenkinder, den Fremden hold geſinnt, und wenn der Deutſche ſcheidend dort das Schiff beſteigt, ſo hört er als Scheidegruß das Scheidelied: Muß ich denn, muß ich denn zum Städtli hinaus, — geſungen von braunen Schifferknaben.

Seit etwa zwei Jahren iſt dort ein proteſtantiſcher Friedhof. Wiederholt fragte man mich auf der Inſel: „Avete visto il cimetero protestantico?" — Dabei muß ich aber zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß der dortige Dialekt uns ſtets: pordestanti nennt, ganz ſo wie wir es oft auf Iſchia hörten. In Rom und Neapel liegen die proteſtantiſchen Friedhöfe weit ab von den katholiſchen, auf Capri befinden ſie ſich wie Geſchwiſter unmittelbar neben einander, beide mit hohem Eingang verſehen, durch eine Mauer getrennt.

Vom Landungsplatz der großen Marine aus führt jetzt ein erſt ſoeben vollendeter Fahrweg im Zickzack zum hoch gelegenen Städtlein Capri hinauf; einige Minuten von letzterem entfernt ſieht man die Wegesmauer durchbrochen und ſteht vor dem in hoher gemauerter Wölbung befindlichen Eiſengitter des proteſtantiſchen Friedhofes. Man ſucht anfangs vergebens nach einem Zeichen, daß man es wirklich mit ſolchem zu thun hat; endlich entdeckt man über dem Eingang einen in die Mauer eingefügten Marmorblock, und an demſelben das engliſche Wort: REST (Ruhe). Dies iſt die einzige Inſchrift des Friedhofes.

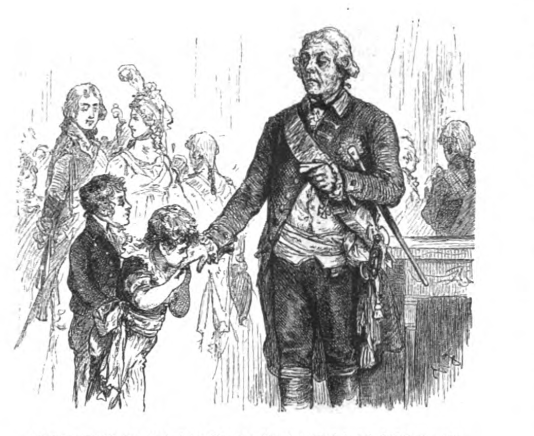
An einem ſtillen Abend, als die gewaltigen Felsmaſſen des Monte Solare bereits ihre Schatten ſpendeten, klopfte ich an beſagtes Gitter, worauf ein freundliches Mädchen mit einer Gießkanne in der Hand öffnete. Sie war eben beſchäftigt, die hübſchen Blumengruppen zu begießen. Der Friedhof iſt freundlich und wohlgehalten, auffallend waren mir nur die Maſſen rieſiger Sonnenblumen, welche ſich durch die geſamte Länge des ummauerten Raumes hindurchzogen. Ich zählte acht Marmordenkmäler, darunter eines für einen erſt kürzlich geſtorbenen deutſchen Maler, der auf Capri ſein Heim beſaß, eine prächtige, über römiſchen Reſten erbaute Villa. Eine kleine gewölbte Kapelle ſteht dicht am Eingang des Friedhofes, und in derſelben ſah ich Blumentöpfe.

Wenige Schritte aufwärts führen zum Eingang des katholiſchen Friedhofes, deſſen Inneres bei weitem nicht ſo freundlich iſt, als dasjenige des obenerwähnten. Zwar iſt dort eine Kapelle, auch erblickt man zwei Cypreſſen, aber es fehlen die Blumen und Denkmäler.

Die Lage beider Friedhöfe iſt eine überaus ſchöne. Den Hintergrund bilden die Felsmaſſen des Monte Solare, welche weiterhin ſteil zum Meere abfallen, nach vorn ſchauend erblickt man den Golf mit ſeinen wunderbaren Uferlinien, in denen der Veſuv immer wieder das Auge auf ſich zieht. Die Farben des Abends lagen auf Meer und Land, der Veſuv ſchien wie eine duftige Inſel auf dem Meere zu ſchwimmen, hinter Iſchia zur Linken tauchte die Sonne in den Ozean, Iſchia war von roſarotem Schimmer umſtrahlt.

Trede.

Aus zwei Jahrhunderten.



Kaiſer Wilhelm und ſein älterer Bruder Friedrich Wilhelm IV als Prinzen Wilhelm und Friedrich Wilhelm werden von ihren Eltern Friedrich Wilhelm III und Königin Luiſe dem Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, vorgeſtellt.

Als Goethe im Jahre 1787 in Sizilien reiſte und nach Caltaniſetta kam, mußte er den Einwohnern immer und immer wieder von dem großen Friedrich erzählen. „Ihre Teilnahme an dieſem König,“ erzählt er, „war ſo lebhaft, daß wir ſeinen Tod verhehlten, um nicht durch eine ſo unſelige Nachricht unſeren Wirten verhaßt zu werden.“ Wenn nun ſchon in einem weltvergeſſenen Städtchen Siziliens die Begeiſterung für Friedrich ſo groß war, ſo läßt ſich leicht ermeſſen, was die Deutſchen, was die Preußen bei der Nachricht von ſeinem Tode empfanden. Ein Gefühl tiefer Ergriffenheit ging durch alle Herzen, voll Pietät ſchaute man auf die Periode, die mit des Königs Tode abgeſchloſſen war, auf die Periode, in der das kleine Preußen ſich des geſamten Europa ſiegreich erwehrte und überdies noch zu großer materieller Blüte gedieh. Wer dem Könige noch nahe geſtanden, der war dem heranwachſenden Geſchlecht Gegenſtand bewundernder Verehrung, unter dieſen Veteranen aber ragte der dritte Bruder des Königs, Prinz Heinrich weit hervor. Im Jahre 1726 geboren, war der Prinz kaum ſechzehn Jahre alt, als König Friedrich ſeine Feldherrnlaufbahn begann und in dem Schlachtenlärm wuchs er ſeinerſeits zum großen Heerführer heran. Von Hohenfriedberg ab kämpfte er in unzähligen Gefechten. Bei Prag führte er ein Regiment zum Sturm, bei Roßbach wurde er verwundet. Später bewährte er ſich allezeit als Stratege in großem Stil. „Wir alle haben Fehler gemacht,“ ſagte Friedrich, „nur mein Bruder Heinrich nicht.“

Und doch vertrugen ſich die beiden Brüder nicht ſonderlich, wahrſcheinlich, weil ſie ſich zu ähnlich waren. In dem Prinzen ſteckte ein zweiter Friedrich. Er hätte den König erſetzen können, ſich ihm aber immer wieder unterzuordnen mußte ihm überaus ſchwer fallen. Aus dieſem Verhältnis erklärt es ſich vielleicht, daß der Prinz vielfach die Eigenſchaften, die Neigungen des königlichen Bruders noch übertrieb. Bekannt iſt ſeine ans maßloſe grenzende Vorliebe nicht nur für die franzöſiſche Litteratur, ſondern auch für die Franzoſen.

Dem Prinzen wurde mitunter das Gehorchen ſchwer, aber er hat immer gehorcht. Er räſonnierte über Friedrich wie ein Bruder über den andern, aber er unterwarf ſich ſeinem Willen wie ein Unterthan dem ſeines Herrſchers. So hat er ſeinen reichlichen Anteil gehabt an Preußens Größe.

Der König hatte dem Prinzen ſein Rheinsberg überwieſen. Hier hielt er nach dem ſiebenjährigen Kriege einen Hof, der in gewiſſer Oppoſition zu Sansſouci ſtand. Was ſich von Friedrich mit Recht oder Unrecht verkannt glaubte, fand hier freundliche Teilnahme. Der Prinz ſah in dieſen Zurückgeſetzten gewiſſermaßen Leidensgenoſſen.

Im Jahre 1771 ging der Prinz Heinrich nach Petersburg, und in den Unterredungen mit der Kaiſerin wurde zuerſt der Gedanke an die Teilung Polens ausgeſprochen. Im Erbfolgekriege hatte er ein großes Kommando. Unter Friedrich Wilhelm II übte Prinz Heinrich großen Einfluß. Es konnte nicht anders ſein, denn in ihm waren die Traditionen des großen Königs verkörpert.

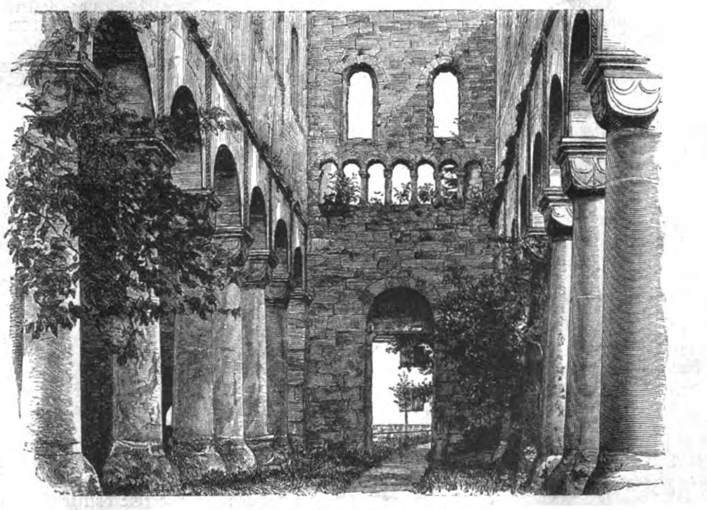
In ſeinem höchſten Lebensalter iſt ihm auch unſer Kaiſer begegnet. Welch ein Augenblick! Der künftige Sieger von Königgrätz und Sedan vor dem Kämpfer von Prag und Roßbach! Wenn der greiſe Feldherr das geahnt hätte! Einhundertachtundfünfzig Jahre liegen zwiſchen dem Geburtsjahre des Prinzen und der Gegenwart! Welch eine Tradition lebt in unſerem Kaiſer gleichſam perſönlich fort!

Der Prinz war zum letztenmal (er ſtarb am 3. Auguſt 1802 zu Rheinsberg) nach Berlin gekommen. Der König Friedrich Wilhelm III und die Königin Luiſe beſuchten ihn und brachten die beiden älteſten Söhne mit. Voll Ehrfurcht ſchauten die Knaben zu dem Greiſe auf, von deſſen Größe ihnen die Eltern ſo viel erzählt hatten. Er ſprach ſie freundlich an und reichte ihnen die Hand zum Kuſſe. Es war eine feine, edel geformte Hand, aber die Knaben küßten ſie doch nur mit Widerſtreben. Kein Wunder, denn der Prinz pflegte den Schnupftabak mit dem Rücken der Hand der Naſe zuzuführen.

Auch in dieſer Sitte verleugnete der Prinz die Verwandtſchaft mit dem Bruder nicht, denn auch Friedrich war bekanntlich ein leidenſchaftlicher Schnupfer und wurde dadurch nicht eben „properer.“

Die Kloſterruine zu Paulinzelle.

In dem an landſchaftlich ſchönen Gegenden ſo reichen Thüringen gilt das Thal der Schwarza mit Recht als einer der ſchönſten Punkte. Wie ein Vorgebirge ins Meer, ſo tritt kühn und trotzig hier der Berg ins Thal, der die Schwarzburg trägt, das Stammſchloß des gleichnamigen Fürſtengeſchlechtes. Wundervolle Nadelwälder bedecken das felſige Terrain und erſtrecken ſich nach Weſten hin bis auf eine Stunde von Ilmenau. Aus dieſen Waldungen fließt von links her die Rinne der Schwarza zu und in einem Seitenthal der Rinne liegt, eingebettet in die ſchönſte Waldespracht, die Ruine Paulinzelle, deren Mittelſchiff unſer Bild wiedergibt. Es macht einen wahrhaft überwältigenden Eindruck, wenn der Wanderer, der ſtundenlang durch die ernſten Wälder ſchritt, nun plötzlich vor dieſem Bau ſteht, deſſen edle Verhältniſſe ihn einſt zu einer der ſchönſten Kirchen in den deutſchen Landen machte. Nur die äußeren Mauern ſind erhalten und als Dach dient der Himmel, und doch ſind die Reſte ſo wunderbar ſchön, daß der Beſchauer es ganz vergißt, daß er in einer Ruine ſteht. Dazu kommt, daß die Natur die Überreſte des edlen Baues verſchwenderiſch geſchmückt hat. Wo immer ein vorſpringender Stein, ein Säulenknauf ein Plätzchen bot, da ſtrebt ein ſchlankes Bäumchen auf, da klammert ſich ein Strauch an, da wuchert üppiges Grün.



Mittelſchiff der Kloſterkirche Paulinzelle.

Die Kirche war einſt eine Säulenbaſilika im edelſten romaniſchen Stil. Die heilige Pauline, die Tochter eines Ritters Moricho ließ ſie 1114 erbauen. Frommer Eifer beſchenkte das Kloſter, zu dem die Kirche gehörte, auf das reichſte, ſo daß ſein Beſitz ſich nach allen Seiten hin ausdehnte. Aber die Zeit, in der unter dem Krummſtab gut wohnen war, ging vorüber und während des Bauernkrieges galt der Zorn der Bauern vorzugsweiſe den Klöſtern. Damals wurde auch Paulinzelle ſchwer beſchädigt und da das Kloſter aufgehoben wurde (1534), zerfiel die Kirche ſehr bald zur Ruine. Doch auch als ſolche entzückt ſie noch.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Eine Sonntags-Nachmittagspredigt.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

„Es iſt eine alte Geſchichte, doch wird ſie immer neu,“ daß es ſo recht „verregnete“ Tage und Wochen gibt! — Wollte man eine große Wäſche abhalten, ſo war ſicher Regenwetter eingetreten; hatte man — ungeachtet des hausherrlichen Vetos — das gute Zimmer ſamt der Studierſtube ausgeräumt zum Zwecke gründlicher Reinigung, ſo war gewiß des Eheherrn beſter Univerſitätsfreund, der eine hohe Reſpektsperſon in Amt und Würden geworden war, unerwartet zum Beſuche eingetroffen und mußte im Kinderzimmer empfangen und mit Bratwürſten und Kartoffeln regaliert werden! Die Nähmaſchine hatte ihre übelſte Laune gehabt, gerade als wir ihre allerbeſte am nötigſten brauchten. Jeder Tag hatte neues kleines Ungemach gebracht, — die Dienſtboten waren läſſig, die Kinder unartig geweſen — der Hausherr wurde brummig, die Mutter gereizt und ſehr „nervös.“ O, über die armen, geplagten, nervöſen Hausmütter! — —

Wo war der Sonnenſchein geblieben, der ſonſt Haus und Herzen erwärmte? — Regenwetterſtimmung allüberall! —

Solch eine ſauere, unerquickliche Woche lag hinter mir. Es war Sonntag geworden und ein recht ſchöner, ſonniger dazu.

„Da ſpringt wieder einmal ein Hemdenknopf ab! — Daß man doch nicht ordentlich nachſehen kann, ob ſie alle gehörig feſtſitzen!“ — Das war das erſte, was der lachende Sonntagsmorgen mir brachte. Unter dem „man“ war natürlich ich gemeint! „Ach, entſchuldige, — ich muß es überſehen haben! „Man“ ſollte eben vier Hände und vier Augen haben, um überall genügen zu können! Bitte, nimm dir ein anderes Hemd.“

„Nein, dieſes iſt gerade eines der ſeltenen Exemplare, die mir leidlich ſitzen! — Es wird dir doch der Mühe nicht zu viel ſein, mir einen Knopf feſtzunäh'n!“

Der Knopf wurde angenäht — ſtehenden Fußes — auf lebendigem Leibe!

„Mutterchen, ſei ſo gut und überhöre mich!“

„Morgen, Kind! — Ich kann im Augenblick nicht; — übrigens iſt heute Sonntag, du hätteſt es geſtern herſagen können.“

„Ja, geſtern konnte ich's noch nicht und zu morgen muß ich's ja auswendig wiſſen!“

Das Gedicht wurde überhört in aller Morgenfrühe.

„Mama, ſchnell! Julchen hat ihre Taſſe umgeworfen.“ — O weh! — das nagelneue Sonntagskleidchen! — Ich ſtürzte ahnungsvoll hinzu. Richtig — da ſtand das Unglückskind über und über kaffeebegoſſen vor mir, — es hatte ſich zum Überfluß ein wenig verbrüht und weinte zum Herzbrechen.

Ich war Rabenmutter genug, das Kleid mehr zu bedauern als das Kind. Julchen ward vom Kopf bis zu Fuß friſch angezogen und wanderte getröſtet zu den Geſchwiſtern in den Garten.

Jetzt polterten ſie ſchon wieder daher.

„Da, ſieh nur, Mutter, was Fritzchen angeſtellt hat!“ — Der große Bube zerrte den ſechsjährigen Fritz zur Thür herein. Die Hand des kleinen Sünders hielt einen ganzen Strauß weißer und roter Nelken. „Ich hab' dir ja nur ein Boukettchen machen wollen, weil heute Sonntag iſt,“ entſchuldigte ſich der kleine Kavalier. Die Nelken hatte ſich mein Mann in Töpfen gezogen und ſo ſorgſam gepflegt und behütet. Sie waren ſein Stolz und ſeine Freude! . . .

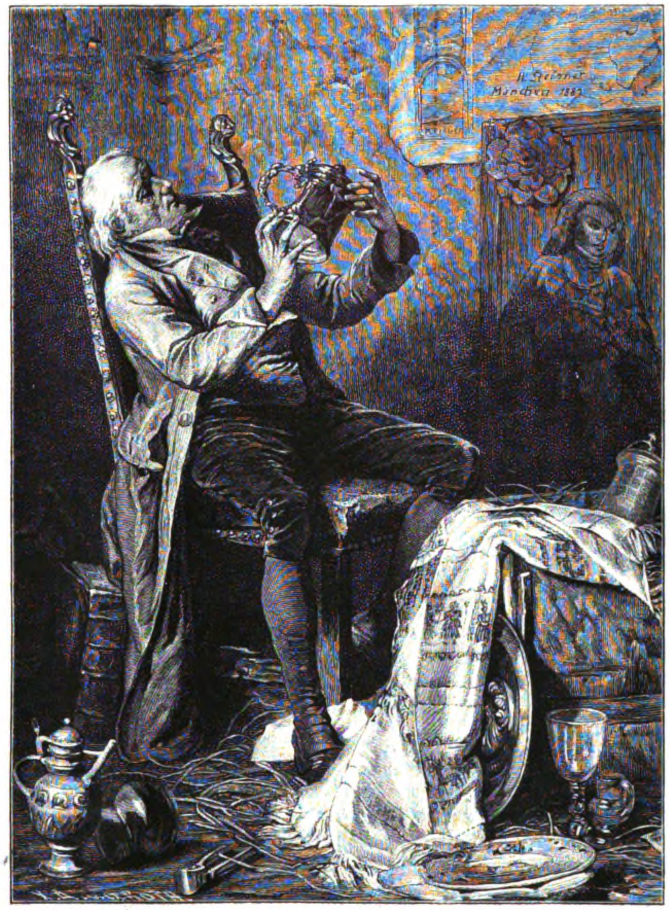
— — Es gab ein Frühgewitter am hellen Sonntagsmorgen! — Jetzt riefen die Glocken zur Kirche. Ich hörte ſie wohl, aber ich folgte ihnen nicht. Der Staub, der Ärger der ganzen Woche lag auf meiner Seele wie Mehltau. Wohl klang die Botſchaft an mein Ohr, allein mir fehlte der Glaube an ihre erlöſende, befreiende Kraft.

„Ich kann gar nicht begreifen, woran es liegt, aber der Pudding will nicht in die Höhe, — er iſt total ſitzen geblieben,“ jammerte die Köchin vor Tiſche.

Der ſchöne Sonntagspudding! Ich konnte es auch nicht begreifen, — ich begriff überhaupt nichts mehr! Wirft das Schickſal uns Frauen einmal einen gewaltigen Felsblock in den Weg, ſo heben wir den Fuß und ſteigen tapfer und mutig darüber hinweg, aber über die kleinen ſpitzen Steinchen, die das tägliche Leben uns vor die Füße ſchiebt, ſtolpern wir regelmäßig, und wenn wir auch nicht zu Falle kommen, ſo thun wir uns doch recht weh an ihnen.

„Mutterchen, du gehſt doch mit ſpazieren?“ fragten die Kinder, nachdem der ſitzen gebliebene Pudding glücklich bewältigt war. — „Papa hat verſprochen, mit uns nach Feldheim zu gehn; dort gibt's Kirchweihkuchen!“

„Wirklich? Nun, wenn der Papa euch ins Dorfwirtshaus führen will, ſo iſt das ja ſehr ſchön von ihm. Das ſcheint alſo bereits eine ausgemachte Sache zu ſein? Hätte man mich gefragt, dann wäre es euch freilich nicht ſo gut ergangen, denn ich hätte höchſtens einen Waldſpaziergang vorgeſchlagen.“



Der Kunſtfreund: Eine neue Sendung. Gemalt von H. Stelzner.

„Liebe Marie, wenn dir der Wald lieber iſt — — die Kinder wollten eben durchaus — —“

„O bitte, laßt euch durch meinen Geſchmack beileibe nicht ſtören! Geht nur ohne mich. Ich bin herzlich froh, euch alle für ein paar Stunden loszuwerden! Wer ſich ſo müde gearbeitet und — geärgert hat die ganze Woche über, den gelüſtet's wahrlich nicht nach Biergarten und Kirchweihkuchen, ſondern allein nach Ruhe!“

„Und die wollen wir dir wirklich nicht verkümmern, wenn du ſie doch ſo nötig haſt! — Macht euch alſo fertig, Kinder!“

Die Stimme meines ſonſt ſo herzguten Gatten hatte einen herben, gereizten Klang, der in derſelben Dur-Tonart lebhaften Widerhall in mir fand.

Die Kinder verſuchten einen letzten Sturm auf die ruhebedürftige Mutter, ſie blieb hart wie ein Kieſelſtein. So zogen ſie denn von dannen — nicht ſo laut und luſtig wie ſonſt — und ich blieb allein.

Ich holte mir ein Buch und ſetzte mich in den Garten hinter dem Hauſe. Wie wohl mußte mir die ſonntägliche Stille thun in meinem grünen, weltabgeſchnittenen Winkel und wie wollte ich mich erquicken an meiner Lektüre! Ich kam ſo ſelten dazu, in Ruhe ein gutes Buch zu leſen; trotzdem ſollte ich immer anregen, mitteilen, geiſtig ausgeben, aber niemand ſorgte dafür, daß ich auch etwas aufnehmen und in meinen armen, geplagten Hausfrauenkopf einheimſen könnte. Ich kam mir nachgerade vor wie eine ausgepreßte Zitrone: ſaft- und kraftlos!

Aber die erſehnte Ruhe wollte gar nicht wohlthätig auf mich wirken und mit dem Leſen ging es auch nicht recht. Meine Gedanken irrten zurück zu den Verdrießlichkeiten der Woche und wanderten vorwärts mit den Kindern und dem verſtimmten Gatten auf der ſtaubigen Landſtraße.

Da gingen ſie nun dahin ohne mich! Keines gedachte der zurückgebliebenen Mutter, niemand hatte gefragt: „ſoll ich bei dir bleiben?“ — O behüte! Sie waren am Ende ganz froh, daß ich nicht dabei war, die Undankbaren — Rückſichtsloſen! Natürlich, man war ihnen ſchließlich nichts als ein notwendiges Übel, war bloß dazu da, ihnen die Wege zu ebnen und den knarrenden, ſchwerfälligen Haushaltungswagen durch dick und dünn vorwärts zu ſchieben.

Ich hatte einmal von gewiſſen Eſeln des Orients geleſen, welche Tag für Tag ſchwere Schläuche mit gutem Quellwaſſer nach der Stadt zu bringen haben, die ihr lebenlang denſelben einförmigen, mühſamen Dienſt thun müſſen, geplagt, gepeitſcht bis an ihr Ende. Gerade ſolch ein orientaliſcher Waſſereſel war ich!

Haſtig warf ich mein Buch zu und ſchritt auf den Kieswegen, die den Garten durchzogen, auf und ab — dem Blumenſtänder mit den geplünderten Nelkenſtöcken wich ich gefliſſentlich aus. Ich brauchte keine Erinnerung an die allerneueſten, häuslichen Nadelſtiche, es gab genug alte, begrabene Schäden zu betrachten, die in dieſer dunkeln Stunde mir wieder lebendig vor die Seele traten.

Wie ich eben am beſten dran war, mich ob all dem Erlittenen gehörig zu bemitleiden, hörte ich vorn am Hauſe die Glocke erklingen.

Wie unangenehm! Die Dore war natürlich auch ihrem Sonntagsnachmittagsvergnügen nachgelaufen — wie die anderen — ich mußte mich alſo wohl oder übel dazu bequemen, die Hausthüre ſelber aufzuſchließen.

Eine Dame in elegantem Traueranzug ſtand mir gegenüber.

„Marie!“ Sie ſprach nur das eine Wort, aber mit dem Klang dieſer Stimme flutete mir ein Meer von Jugenderinnerungen entgegen.

„Ida, liebſte Ida, biſt du es wirklich?“

Und ich zog ſie hinein in den blühenden Garten und bald ſaßen wir auf der grünen Bank Hand in Hand und lächelten uns zu, um die innere Bewegung zu verbergen.

Ida war eine meiner beſten Freundinnen geweſen. Ich hatte ſie ſehr lieb gehabt, obſchon ſie mir immer ein wenig imponiert hatte, was ſonſt der Freundſchaft nicht eben förderlich zu ſein pflegt. Hier aber war es ſelbſtverſtändlich geweſen, denn Ida beſaß alle möglichen hübſchen Talente: ſie malte, ſie ſang, ſie ſpielte Klavier, ſie machte ſogar Gedichte, die mir äußerſt wertvoll vorkamen und dabei hatte ſie ſo ſchöne weltbeglückende Ideen und Pläne; — es war wirklich kein Wunder, daß ich, der Backfiſch von anno dazumal, gebührend an ihr hinaufſah und mich blindlings ihrer Leitung anvertraute. So hatte ich denn ein paar Jahre lang getreulich alle möglichen menſchenfreundlichen Unternehmungen mit ihr unterſtützt, hatte mit ihr muſiziert, gemalt, gedichtet und getrachtet, dann aber war eine Zeit gekommen, wo mein Muſizieren, mein Dichten und Trachten, ja ſelbſt meine werkthätige Menſchenliebe in den Hintergrund trat vor einem neuen, ſtarken und beſeligenden Gefühl, das mich vollſtändig beherrſchte: vor der Liebe zu einem einzigen!

Ach, und dann war ich eine glückliche Braut und Frau geworden und es waren ſo ganz andere Intereſſen in mein Leben getreten. Faſt unvermerkt wandte ich mich mehr und mehr dem Praktiſchen zu, denn auf einmal fand ich auch am Praktiſchen eine poetiſche Seite, galt doch dieſe meine neue Richtung meiner trauten Häuslichkeit, dem Behagen, dem Glücke meines herzlieben Gatten.

Ida hatte keine beſondere Freude an meiner Verlobung und Heirat gehabt. Sie ſelbſt hatte kurz zuvor die Hand eines wackeren Mannes, der jahrelang treu um ſie geworben, ausgeſchlagen.

„Ich kann nicht begreifen, daß dir ein Leben in ſo engen Verhältniſſen genügen kann,“ ſagte ſie, „es iſt wirklich ſchade um dich! — Was mich betrifft, ſo bin ich nun einmal nicht dazu angethan, mich mit einem ſo einfachen Loſe zu begnügen und ein geplagtes Daſein zu führen, wobei man ja geiſtig ganz verſumpfen muß! Mich treibt es hinaus in die Welt, wo ich größeren Zielen zuſtreben, wo ich mein Leben nach meinem eignen Willen und Bedürfen geſtalten kann. Was die Ehe anbetrifft, ſo kenne ich für mich bloß ein Entweder — Oder. Entweder ein volles Glück: gänzliche Harmonie der Seelen, Übereinſtimmung der Charaktere und Lebensanſichten und daneben natürlich eine behagliche, ſorgenfreie Exiſtenz, oder dann — gar keine Feſſel. Nur ums himmelswillen kein: ‚ſich genügen laſſen!‘ Ja, ja — es iſt ſchade um dich!“ —

Ich verſtand ſie nicht und ich glaube, ſie hat ſich damals wohl ſelbſt nicht recht verſtanden. Aber ſie ſetzte es durch, daß ihre Mutter, eine begüterte, unabhängige Beamtenwitwe, mit ihr in eine ferne Reſidenzſtadt überſiedelte, wo Ida für ihre geiſtigen Bedürfniſſe reiche Nahrung und — vielleicht auch den ſeltenen Mann zu finden hoffte, der ihren Anforderungen entſprechen würde. Die geiſtige Nahrung hatte ſie gefunden, das wußte ich durch meinen etwas ſpärlichen brieflichen Verkehr mit ihr — das andere aber ſcheint ihr verſagt geblieben zu ſein.

Etwas Beſtimmtes über Idas Herzenserlebniſſe hatte ich nicht erfahren, aber ihre Briefe hatten eine gewiſſe weltſchmerzliche Färbung, aus der ſich vieles erraten ließ. — Vor Jahresfriſt hatte die Freundin mir den Tod ihrer Mutter gemeldet; mein diesbezüglicher, teilnehmender Brief war unbeantwortet geblieben.

„Wie friſch und ſtattlich du ausſiehſt, Marie,“ meinte Ida, nachdem die erſte warme Begrüßung vorüber war.

Ich hätte ihr das Kompliment gern zurückgegeben, wenn es ſich mit meiner Wahrhaftigkeit vertragen hätte, denn Ida hatte in ihrem Ausſehen etwas Müdes, Unfrohes, vor der Zeit Gealtertes. —

„Du haſt im Laufe des Jahres einen ſchweren Schlag erlitten,“ ſagte ich daher einfach und drückte ihr in herzlicher Teilnahme die Hand.

„Ja,“ antwortete ſie leiſe, „es war ein ſchlimmes Jahr, und die vorhergehenden hatten auch des Bittern genug für mich. Ich konnte aber alles ertragen, ſo lange ich die Mutter hatte! O, Marie, weißt du, was es heißt, allein zu ſein auf der Welt und — unnütz!“

Nein wahrhaftig, ich wußte es nicht. Unnütz war ich mir wirklich nie vorgekommen, ſie brauchten mich ja an allen Ecken und Enden; und allein war ich ſozuſagen auch nie geweſen. Im Sturm und Drang meines Tagewerks hatte ich mich zwar bisweilen nach dem Alleinſein geſehnt als nach etwas Köſtlichem — wie zum Beiſpiel heute. War es mir aber zur

Seltenheit einmal auf Stunden zu teil geworden, ſo hatte mir der einſame Nachmittag doch immer merkwürdig lang geſchienen.

„Siehſt du, du Glückliche, die du der liebe Mittelpunkt eines Hauſes, einer Familie biſt, du weißt es nicht," fuhr Ida fort, „aber ich — ich weiß es! Der Einſame iſt grenzenlos arm." —

„Arm?" unterbrach ich ſie, „aber du doch nicht, du mit deinen Talenten, deinem reichen Geiſte, den du haſt bilden und nähren können all die Jahre her, während unſereins" — —

Sie lächelte trüb. „Du mahnſt mich an den großen Irrtum meines Lebens," ſagte ſie. „Ach ja, es gab eine Zeit, wo ich glaubte, meine volle Befriedigung zu finden in meiner geiſtigen Ausbildung, in irgend einer ſelbſtgewählten, mir zuſagenden Wirkſamkeit für weitere Kreiſe, für die Welt, wenn du ſo willſt; — aber dazu hätte es viel bedeutenderer Anlagen bedurft, als ich ſie beſaß. Ich bin eine Stümperin geblieben auf allen Gebieten. Ich wollte zu viel und bin nun nichts Rechtes, nichts Ganzes geworden. Wäre ich nicht ſo weich gebettet geweſen, hätte mich die Not dazu gezwungen, ernſtlich zu ringen und auf ein gewiſſes Ziel loszuſteuern, es wäre wohl mehr und Beſſeres aus mir geworden, ſo aber lebte ich eigentlich bloß meinen Liebhabereien, und die hielten nicht Stich, als das Leid kam. Ich darf wohl ſagen, daß ich überall mit angegriffen habe, wo es etwas für mich zu thun gab, in Vereinen ſowohl wie in privater Thätigkeit, allein mein Herz fand doch nicht volles Genügen dabei und mir blieb immer noch ſo viel Thatkraft, ſo viel Zeit, die niemand brauchte! Bei der Mutter fand ich volles Verſtändnis für alles, was mich beſchäftigte, und ich darbte nicht an Liebe, ſo lange ſie lebte. Aber da ſtarb ſie und nun kam das ſchreckliche Gefühl gänzlicher Vereinſamung über mich. Für wen lebte ich jetzt? Für wen und wozu?

„Wie viel glücklicher hätte die Mutter gelebt, wenn ſie mich hätte in einem natürlichen, mir von Gott zugewieſenen Arbeitsfeld wirken ſehen dürfen. Ich habe es wohl bemerkt, wie oft ihr Auge ſich trübte, wenn ſie in einen glücklichen Familienkreis trat, wenn ſie eine Großmutter von fröhlichen Enkeln umſpielt erblickte! Und ich ſelbſt — — Karl Bender hat ſich ja recht gemacht, wie ich höre?" fragte ſie auf einmal, und ein leiſes Rot färbte ihre Wangen.

„Er iſt ein tüchtiger Geſchäftsmann, ein Ehrenmann durch und durch, der in aller Stille viel Gutes wirkt und die allgemeinſte Achtung genießt. Sein Familienleben iſt eins der glücklichſten, das ich kenne," antwortete ich. Es konnte ſie nicht kränken, wenn ich dem Manne, der ihr einſt nahe geſtanden, deſſen Name früher ſo oft mit dem ihren genannt worden war, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

„Alſo ein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft, während ich — doch ſieh, da haſt du die richtige, egoiſtiſche alte Jungfer, wie ſie im Buche ſteht. In voller Breite entrolle ich dir das Bild meines verpfuſchten Daſeins, anſtatt mich erſt zu freuen an deinem beſſeren Loſe!"

An meinem beſſeren Loſe? Eben erſt war es mir ſo bemitleidenswert vorgekommen, dieſes mein Los, und ſo mühſelig, und ich hatte mich geſehnt nach einer teilnehmenden Seele, der ich mein verſtimmtes Herz ausſchütten, vor der ich all meine Mühſal und Plage auskramen könnte. Da ſaß ſie ja nun, dieſe teilnehmende, im Feuer der Trübſal geläuterte, verſtändnisvolle Freundesſeele, warum fing ich denn nun nicht an? Ich glaube, ich hatte wohl den böſen Willen dazu, aber das Können war mir plötzlich abhanden gekommen. Was war es doch geweſen, was mir vorhin das Gemüt ſo verdüſtert hatte, alſo, daß es lauter Schatten ſah, wo doch ſo viel Licht war?

Vergebens beſann ich mich auf Nadelſtiche, groß und tief genug, um als wirkliche Wunden gelten zu können, die man anſtändigerweiſe vorweiſen, für die man Teilnahme beanſpruchen durfte. —

Die Greuelthaten der Meinen ſchrumpften zuſammen zu lauter unabſichtlichen kleinen Vergehen, meine häuslichen Plagen erſchienen mir als lauter Belege für die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit meiner Perſon — ich wußte nichts mehr von meinen Schmerzen, wußte nur noch, daß ich eine Notwendigkeit war auf meinem Lebenspoſten, eine reiche, glückliche Mutter, der eine ganze Welt voll Liebe zu eigen gehörte. Meinen vielen Pflichten ſtanden ja auch Rechte gegenüber, ſüße, heilige Rechte! Ach gottlob — ich war nicht unnütz — ich war nicht einſam!

Und ſiehe da, mein projektiertes Klagelied verwandelte ſich in einen Hymnus! Ich fing an zu erzählen: von dem braven und getreuen Gatten, der zwar hie und da ein wenig brummte wie ein richtiger Bär, aber niemals biß; von meinem Älteſten, dem fleißigen, geſetzten Ernſt; von der blonden Ilſe mit dem ſonnigen Kindergemüt, dem fröhlichen, warmherzigen, plauderſüchtigen Julchen und dem neckiſchen Kobold von Fritz, dem enfant terrible des Hauſes, der aber trotz ſeiner zahlloſen dummen Streiche zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte.

Noch war ich im beſten Zuge, als die Gartenpforte aufgeriſſen ward und das wilde Heer meiner Heimkehrenden mir entgegenflog.

„Mütterchen, ſieh, da hab' ich dir ein Stück Kirmeßkuchen mitgebracht," jubelte Fritzchen ſchon von weitem, indem er ein Unding aus ſeiner Hoſentaſche zog, das eher allem andern, als einem Stück Kuchen ähnlich ſah.

„Ja, aber er hat ſeine neue Jacke zerriſſen und eine Blindſchleiche hat er auch mit in der Taſche," bemerkte der ſehr ordentliche große Bruder, um mich gleich auf eine nutzbringende Thätigkeit für die nächſte Woche vorzubereiten und meinen Appetit zu dem Kirchweihkuchen zu reizen.

„Mutterchen, ich habe mein Taſchentuch verloren," ſagte Julchen etwas kleinlaut, indem ſie mir, gleichſam zur Beſchwörung der erwarteten mütterlichen Entrüſtung, einen Strauß Feldblumen entgegenſtreckte.

Ilſe hatte ein paar Erdbeeren gefunden und ſie ſorgfältig in einem grünen Blatt mit heimgebracht. „Weißt du, es war gar nicht ſo ſchön ohne dich," flüſterte ſie, indem ſie ſich bemühte, mir die größte der Beeren in den Mund zu ſchieben.

Ich ſah mich nach meiner Freundin um. Sie war hinters Gebüſch getreten, um den erſten Anlauf der Kinder nicht zu ſtören. Nun ward ſie herbeigeholt und vorgeſtellt. Mein Mann, dem ich beide Hände zum Willkomm entgegen geboten, machte ein verhältnismäßig ganz freundliches Geſicht zu dem Logierbeſuch, als welchen ich Ida den Meinen ſofort präſentiert hatte. Sie wurden alle im Verlauf des Abends ſchon die beſten Freunde.

„Du könnteſt doch im Kinderzimmer ein Nachtlicht anſtecken!" ſagte mein Mann am ſpäten Abend zu mir.

„Weshalb denn?"

„Ach, ich meine nur. Fritzchen hat ſchrecklich viel Kuchen verzehrt, man kann nicht wiſſen, ob ſein Magen —"

Ich hatte beſſeres Zutrauen zu meinem Sohne, denn ich wußte, daß er allenfalls Kieſelſteine verdauen konnte. Nichtsdeſtoweniger ward das Nachtlicht mit beſtem Humor in Szene geſetzt. —

„Du biſt ja heute der leibhaftige Sonnenſchein," ſagte mein Mann, als es ſtille geworden war allüberall.

„O, ich habe eine ſo herrliche Nachmittagspredigt gehört," lachte ich. „Wirſt ſehen, Alterchen, wie gute Frucht ſie trägt. Aber nicht wahr, ich darf doch Ida bei mir behalten, bis ſie irgend einen richtigen Lebensweg vor ſich ſieht?"

„Wenn's nicht zu lange dauert — meinetwegen!" — —

„Du!" —

„Was denn?"

„Ich will am nächſten Sonntag doch lieber wieder mit euch ſpazieren gehen. Gute Nacht!"

— — — — — — — — — — — —

Ida hat ſich wieder bleibend in der alten Heimat angeſiedelt. Sie wirkt in unſerem beſchränkten Kreiſe viel Gutes. Ihr Heim iſt der Sammelplatz für unſere heranwachſende weibliche Jugend, für welche ihr reichgebildeter Geiſt ein wahrer Schatz iſt.

Ich aber bin Waſſereſel nach wie vor und zwar von Herzen gern, ſobald es nur nicht allzu bunt wird! M. L.

Am Familientiſche.

Ein Jamnitzer.

(Zu dem Bilde auf Seite 365.)

Alte Vaſen und Urnen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren,
Doch ein Majolikatopf machte mich glücklich und reich.

In dieſer Weiſe verſpotteten noch die großen Dichter von Weimar die damals eben erſt erwachende Liebhaberei für die Erzeugniſſe des alten deutſchen Kunſtgewerbes. Trotzdem hat ſie weitere und weitere Fortſchritte gemacht, und iſt ſchließlich während des letzten Jahrzehnts faſt ein Gemeingut aller derjenigen geworden, welche auf eine allgemeine Bildung Anſpruch machen. In prächtigen Muſeen werden jetzt die Erzeugniſſe der alten Meiſter aufgeſtellt und Leute aus allen Ständen verſenken ſich liebevoll in dieſe Fülle eigenartiger, reizvoller Formen. In allen größeren Städten gibt es zahlreiche Antiquitätenhandlungen, an dem Studium der alten Muſter hat ſich eine blühende Kunſtinduſtrie gebildet, die auf dem internationalen Markt bereits um die erſte Stelle ringt. In bezug auf die Originale kann es ſich heute nur noch um eine Nachleſe handeln, denn die meiſten alten Stücke befinden ſich in feſten Händen. Um die Zeit aber, in der der Kunſtfreund auf unſerem Bilde ſammelte, war das anders. Nur wenige hatten bereits erkannt, welche Schätze der Vorfahren alter Hausrat barg, die meiſten Söhne der pietätloſen Zeit konnten ſich nicht ſchnell genug von ihm trennen. Da hatte denn unſer alter Herr gute Tage.

Heute iſt wieder eine neue Sendung eingetroffen: Majolika-Teller, köſtliche Pokale von Glas, kunſtvoll geſtickte Tücher. Aber der Herrlichkeiten Krone iſt der Pokal, der als Marke des Meiſters den Löwenkopf zeigt und das W daneben. Es iſt kein Zweifel, ein echter Jamnitzer befindet ſich in den Händen des Liebhabers.

Alter Meiſter, du warſt verwöhnt durch den Beifall der kunſtſinnigen Patrizier deines Nürnberg, der ſachkundigen erlauchten Mäcenen unter den Fürſten deiner Tage und doch, könnteſt du jetzt in die Augen des alten Sammlers blicken, tiefſte Befriedigung erfüllte deine Seele. Du haſt nicht umſonſt der Kunſt gedient. Wohl konnte die Mode deine Werke für kurze Zeit in den Hintergrund drängen, aber nimmermehr zum Plunder verurteilen. Es kam die Zeit und heute iſt ſie da, wo ſchönheitstrunkne Augen wieder begeiſtert auf deinen Werken ruhen und die Großen dieſer Welt ſich glücklich preiſen, wieder eins von ihnen zu beſitzen.

Geſundheitsrat.

H. O. stud. phil. Bietet das Arbeiten am Stehpult bloß Vorteile? Oder kann eine das Sitzen völlig ausſchließende Durchführung desſelben die Entwickelung einzelner Körperteile nachteilig beeinfluſſen?

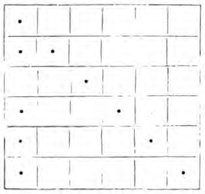
Jedes Ding hat ſeine zwei Seiten, auch das Arbeiten am Stehpult; es kommt eben alles darauf an, wie man eine Sache betreibt. Ein Kontoriſt, Büreauarbeiter, Gelehrter ꝛc. der den *ganzen* Tag ſtehend arbeitet, iſt denſelben Gefahren ausgeſetzt wie ein Schriftſetzer, Tiſchler, Bäcker ꝛc. Das anhaltende Stehen erſchwert den Rückfluß des Blutes aus Beinen und Unterleib nach oben und führt mehr oder weniger häufig zur Ausbildung von Blutaderknoten, Hämorrhoidalleiden und allerlei Unterleibsſtockungen. Vergrößert werden dieſe Gefahren des anhaltenden Stehens in dem Fall noch, wo der Arbeitende infolge der leicht eintretenden Ermüdung ſich unwillkürlich mit Bruſt und Magen an das Stehpult anlehnt und die genannten Teile einem dauernden Druck ausſetzt. Von größter Wichtigkeit iſt auch die Höhe des Stehpultes, die für jeden Einzelnen anders, aber jedenfalls genau paſſend ſein muß. Sowohl ein zu hohes wie ein zu niedriges Stehpult ſchädigt die Augen reſp. den Blutkreislauf des Gehirns, die Bruſt (wegen der gebückten Haltung) ꝛc. Das und anderes ſind die Folgen übermäßig, ſowie unüberlegt betriebenen anhaltenden Arbeitens am Stehpult. Dennoch iſt das mehrſtündige ſtehende Arbeiten als *Abwechſelung* mit dem Sitzen allen Helden von der Feder und überhaupt allen zu empfehlen, die ſonſt genötigt ſind, den ganzen Tag *ſitzend* zu arbeiten.

In unſerer Spielecke.

1.

Durch Umſtellung der Buchſtaben erhält man aus den drei Wörtern „Rum," „Thran," „Teil" den Vor- und Zunamen eines großen deutſchen Mannes, aus den vier Wörtern „Tiber," „Elbe" „Geiſt," „wenn" die Namen zweier deutſchen Städte, die durch ihn ſehr berühmt geworden ſind, aus den drei Wörtern „Ton," „Ferro," „Mai" ein fünfſilbiges Wort, welches ſein Lebenswerk, und aus den vier Wörtern „Blitz," „Rüben," „Bug," „See" ein ſechsſilbiges Wort, welches ebenfalls eins ſeiner Werke nennt. L . . . . g.

2.

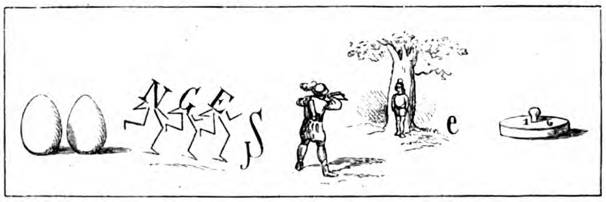


Die leeren Felder des obenſtehenden Quadrats laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die erſte ſenkrechte Reihe, von oben nach unten geleſen, den Bewohner einer preußiſchen Provinz, und die ſchräge Reihe, von links oben nach rechts unten, einen Fluß im nordöſtlichen Deutſchland ergibt.

Die oberſte wagerechte Reihe nennt eine Stadt an der Donau, die zweite eine der Hauptperſonen in Wagners „Lohengrin", die dritte ein Kleidungsſtück. Die vierte iſt ein bekannter, franzöſiſcher Vorname, die fünfte ein altteſtamentlicher, weiblicher Name und die ſechſte nennt eine berühmte Schauſpielerin.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 22.

1.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.

6	43	20	53	4	45	18	55
21	52	5	41	19	54	3	46
42	7	50	23	48	1	56	17
51	22	41	32	57	16	47	2
39	39	8	49	24	33	14	59
9	64	31	40	15	58	25	34
38	29	62	11	36	27	60	13
63	10	37	28	61	12	35	26

Auflöſung.

Seid gegrüßt mit Frühlingswonne,
Blauer Himmel, goldne Sonne:
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör' ich frohe Saiten ſchallen.
Ahneſt du, o Seele, wieder
Sanfte, ſüße Frühlingslieder?
Sieh umher die falben Bäume!
Ach, es waren holde Träume.

(Im Herbſte, von Ludwig Uhland)

2. Rätſel.

3.

R	O	B	E	R	T
H	E	L	L	A	S
E	P	I	K	E	R
I	S	O	L	D	E
M	E	S	S	E	R
S	T	E	L	L	A

4. Homonym. Arme.

5. Triller, Iller.

Dameſpielaufgabe.

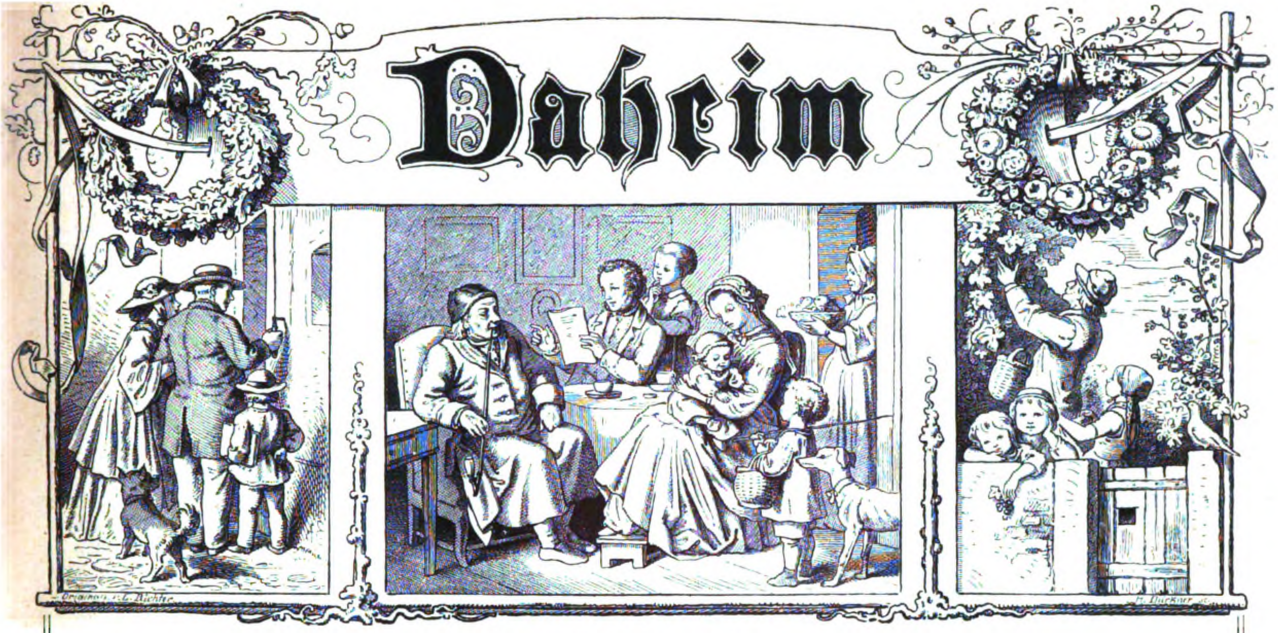
1.	d2—e3	f4—b4 (ſchlägt c3 und c3
2.	f2—e3	Dc5—f2 (ſchlägt e3)
3.	a3—c5 (ſchlägt b4)	Df2—b6 (ſchlägt c5)
4.	a7—c5 ſchlägt Db6 und gewinnt.	

Bilderrätſel. Selbſt iſt der Mann.

Inhalt: Das Fräulein Pate. (Schluß.) Erzählung von W. Heimburg. — Beißende Kritik. Bild von G. Koch. — Meine Wetterprognoſen und ihre Gegner. Von Dr. L. Overzier. — Kaiſer und Herren. — Heiße Tage. Bergmänniſche Erinnerungen von A. von Heyden. Mit vier Illuſtrationen. — Ein Weihnachtsfeſt im Schwalbenneſt zu Paris. — Der proteſtantiſche Friedhof auf Capri. Von Trede. — Aus zweien Jahrhunderten. Die Kloſterruine zu Paulinzelle. Mit zwei Illuſtrationen. — Eine Sonntags-Nachmittagspredigt. Von M. L. — Am Familientiſche: Ein Jamnitzer. Zu dem Bilde von H. Stelzner. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 15. März 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. No. 24.

Nach ſieben Jahren.

Novelle von Germanis.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

I.

Das Haus, welches der Oberſt und Kommandeur des . . . ſchen Huſarenregimentes, Herr von Pelladry, bewohnte, war ein uraltes, aus grauem Sandſtein aufgeführtes Gebäude, das früher ein Inquiſitoriat oder dergleichen geweſen ſein mochte, und auch jetzt noch in ſeiner einfachen Großartigkeit einen faſt düſteren Eindruck machte. Derſelbe trat heute indeſſen weniger wahrnehmbar hervor als ſonſt, denn die lange Fenſterreihe des oberen Stockwerkes erglänzte im hellſten Kerzenſchimmer, und die Klänge von Webers Aufforderung zum Tanz drangen hinaus bis auf den ſtillen Platz, wo der altertümliche Brunnen ſtand und der heilige Nepomuk feſt eingeſchlummert ſchien, unter der dichten Hülle von Eis und Schnee, welche ihn bedeckte.

Es war eine ruhige, ſternenklare Winternacht, und das große Ereignis eines Balles bei dem Kommandeur hatte die Stadt in eine gewiſſe Aufregung verſetzt und eine Menge Neugieriger herbeigezogen, welche nun zu beiden Seiten des Portals Spalier bildeten und, der Kälte nicht achtend, des Augenblickes harrten, wo ſie die ankommenden Fremden würden muſtern, und einen Blick thun können in die weite, blumengeſchmückte Halle des Erdgeſchoſſes.

Sie kamen denn auch wirklich, die reizenden, in duftigen Flor gehüllten Mädchengeſtalten, die Frauen in rauſchender Seide, die Herren meiſt in der reichen goldgeſtickten Uniform des Regimentes, erſt eins nach dem anderen, dann in immer ſchnellerer Reihenfolge, und die Zuſchauer wurden reichlich belohnt für ihr langes Warten durch den Anblick von ſoviel Jugend und Anmut, und Schönheit und Pracht.

Ja, es war ein hübſches und heiteres Schauſpiel, und man fühlte ſich faſt verſucht, die Glücklichen zu beneiden, denen es verſtattet war, die gaſtliche Schwelle zu überſchreiten, denn aus ihren Mienen ſprach unverhohlen eine gewiſſe freudige Erregtheit, und manch mutwilliges Wort, manch fröhliches Lachen drang unter dem ſchützenden Schleier hervor, wenn die tanzluſtigen kleinen Füße dem Wagen entſtiegen und die breite, teppichbelegte Treppe betraten, welche zu den oberen Feſträumen emporführte. Ohne Zweifel, man kehrte gern ein in dies gaſtliche Haus, man verſprach ſich viel von dem heutigen Balle. Die hervorragende Stellung des Gaſtgebers war es nicht allein, welche die Geladenen aus der Stadt und den umliegenden Garniſonen ſo vollzählig hatte erſcheinen laſſen, ſeine und ſeiner Gemahlin ungewöhnlich große Liebenswürdigkeit hatten ihm auch in nichtmilitäriſchen Kreiſen eine große Beliebtheit erworben, und es war eine allbekannte und unbeſtrittene Thatſache, daß niemand es ſo vortrefflich verſtand, für die Unterhaltung ſeiner Gäſte zu ſorgen, wie der galante Oberſt und ſeine reizende Tochter Barbara.

Dieſe, das einzige Kind ihrer Eltern und ein reichbegabtes und talentvolles Geſchöpf, hatte zur Vollendung ihrer Erziehung einige Jahre in einem berühmten Penſionate verbracht, und war vor kurzer Zeit erſt als erwachſene junge Dame und vielbewunderte Schönheit in das elterliche Haus zurückgekehrt, wo ſie mit abgöttiſcher Liebe empfangen, und von dem geſelligen Treiben der großen Garniſon bald ſo in Anſpruch genommen wurde, daß ſie jede etwaige Schüchternheit ſehr bald überwand, und ſie in kürzeſter Friſt eine Sicherheit des Auftretens gewann, welche ſie viel älter erſcheinen ließ, als ſie wirklich war. Denn Barbara zählte bei alledem erſt achtzehn Jahre, und ihr Geburtstag war es, der durch das heutige Feſt verherrlicht werden ſollte.

Sie ſtand in der Mitte des Saales, ein prachtvolles Boukett von roten und weißen Kamelien in der Hand, und wer ſie ſo ſah in dem weißen, duftigen Gewande, den roten Blütenkranz im dunklen Haar, wie ſie, das feine Profil den Sprechenden zuwendend, mit ſtrahlenden Augen und glühenden Wangen den guten Wünſchen und Schmeichelworten lauſchte, welche ihr von Freunden und Bekannten in ſo reichem Maße dargebracht wurden, dem mußte ſie wirklich wie eine Verkörperung der Jugend, des Glückes, und der Schönheit erſcheinen, und jeder den angenehmen Eindruck empfangen, daß ſie mit kindlichem Stolze ſich ihrer achtzehn Jahre bewußt, und der Liebling der ganzen Geſellſchaft war.

Obgleich ihre Tanzkarte bis zum fünften Eingeſchobenen hin keine einzige Lücke mehr zeigte, freute es ſie doch ſichtlich, wenn eine neue, ob auch vergebliche Aufforderung an ſie erging, und als die erſten Töne der „ſchönen blauen Donau“ den Saal durchfluteten, da konnte ſie ihre Ungeduld kaum noch länger bezwingen, und machte mit halber Bewegung einige Pas, welche unverkennbar den Walzertakt markierten.

Der Tanz nahm denn auch bald ſeinen Anfang, die Gruppen löſten ſich auf, die Sporen klirrten, die Füße flogen über das Parkett dahin, und die Jugend gab ſich mit ſolchem Enthuſiasmus dem Vergnügen dahin, daß auch ältere Herren nicht widerſtehen konnten, und bald drehte ſich alles im fröhlichen Reigen.

Nur ein junger Mann lehnte ſtumm und einſam an einer Thür, und nahm nicht teil an der allgemeinen Freude. Mit ernſten, nachdenklichen Blicken ſchaute er auf das bunte Treiben in ſeiner Nähe, und dann und wann flog ein Schatten über ſeine Züge, welcher ſie noch düſterer erſcheinen ließ, als ſie ohnedem ſchon waren. Seine regungsloſe Geſtalt bildete faſt den einzigen, dunklen Punkt in dieſer ſtrahlend heiteren und glänzenden Verſammlung, und der ſchwarze Frack, den er trug, nahm ſich ſeltſam genug aus neben der knappen, bunten Huſarenuniform, wie denn ſeine ganze Perſönlichkeit auch im Widerſpruch ſtand mit der Erſcheinung der hübſchen, eleganten Reiteroffiziere, die ſo angenehme Formen hatten, und es ſo vortrefflich verſtanden, ihre Damen zu unterhalten.

In ſeiner Art, ſich zu bewegen, lag eine gewiſſe Steifheit und Unbeholfenheit, teils Selbſtbewußtſein, teils verlegene Scheu, ſeine Geſtalt war lang und hager, ſeine Füße ungewöhnlich groß, und ſein ſtarkes, dunkles, bartloſes Geſicht hatte keine einzige Schönheit aufzuweiſen. Nicht einmal ſehr intereſſant ſah er aus, und doch lag in ſeiner vornehmen Haltung, in dem Blick ſeiner etwas tiefliegenden klugen Augen ein undefinierbares Etwas, das unwillkürlich imponierte, und ihn zu einer außergewöhnlichen Erſcheinung machte, auch im guten Sinne des Wortes. Herr von Pelladry begegnete auch keinem ſeiner Gäſte mit ſo achtungsvoller Herzlichkeit, ſo höflicher Rückſicht, wie gerade dieſem, und die Blicke ſeiner Tochter flogen oft hinüber zu dem einſamen Träumer, halb zagend, halb bittend, als wolle ſie ihn hinweglocken von ſeinen ernſten Gedanken, und fürchte doch, ſeinem forſchenden Blick zu begegnen.

Herr von Friedensburg, der Vater des jungen Mannes, war einſt der Kamerad und beſte Freund des Oberſten geweſen, und hatte dieſen ſeinerzeit aus mancher Verlegenheit, aus mancher unangenehmen Lage befreit. Das war denn auch nach dem frühzeitigen Tode des älteren Herrn in dankbarem Gedenken geblieben, und als Werner, ſein Sohn, auf einer Reiſe zufällig einmal die Garniſonſtadt berührte und Herrn von Pelladry aufſuchte, wurde er von dieſem ſo herzlich empfangen, und ſo dringend zu längerem Verweilen genötigt, daß er wirklich blieb und, alle anderen Pläne hinausſchiebend, ſich bald heimiſch fühlte in der kleinen Familie. Aus den zuerſt projektierten Tagen waren nach und nach einige Wochen geworden, und wenn er dann und wann einmal an die Abreiſe dachte, ſo geſchah es in einer vagen, unklaren Weiſe, welche die Fixierung eines beſtimmten Termines von vornherein ausſchloß.

Daß Barbara der Magnet war, der ihn an den fremden Ort ſo lange zu feſſeln vermochte, daran konnte kein Menſch wohl zweifeln, aber niemand, der ihren Liebreiz, ihre ſonnige Heiterkeit kannte, konnte darin etwas Beſonderes finden, und bei dem Oberſten trug dieſer Umſtand nur dazu bei, ihm ſeinen Gaſt noch lieber und angenehmer zu machen. Ja, wenn er ſah, wie die beiden jungen Leute mit einander verkehrten, dann füllte ſich ſein Herz mit frohen Hoffnungen für die Zukunft, und er konnte den Augenblick kaum erwarten, wo die Sache den erſehnten Abſchluß finden, und man zu dem Bunde der Herzen, ſeinen väterlichen Segen erbitten würde.

Dieſer ernſte, vortreffliche und charaktervolle junge Mann war ganz die Perſönlichkeit, wie ein vorſichtiger Vater ſie ſich zum Gatten ſeines einzigen Töchterleins nur immer wünſchen konnte, und dem Oberſten war es außerdem bekannt, daß Werner die ſchönen Beſitzungen ſeines Vaters geerbt hatte und ein wohlhabender, wenn nicht ein reicher Mann war. Einen ſolchen mußte er aber vor allem für Barbara wünſchen, denn er verhehlte ſich nicht, daß ſeine Erziehung ſie verwöhnt und anſpruchsvoll gemacht habe, und ſeine eigenen Mittel ihm kaum geſtatten würden, ſie einſt ſehr reichlich zu bedenken. Auch hatte er früher ſchon viel Vorteilhaftes von dem Sohne ſeines alten Freundes gehört, und überſah es darum um ſo eher, daß dieſer für ſein Alter etwas gar zu ernſthaft und ſchwerfällig war und eigentlich nichts beſaß, was ein ſo junges Mädchen hätte anziehen oder beſtechen können.

Mit Leib und Seele Politiker und Landwirt, hatte Werner die erſten Jahre ſeiner Mündigkeit nur der Verwaltung und Bewirtſchaftung ſeiner Güter gelebt und ſeine vielſeitigen Pflichten mit ſo viel Eifer und richtigem Verſtändnis erfüllt, daß ihm neben dem eingehenden Studium aller politiſchen Vorgänge für die Freuden der Geſelligkeit keine Zeit mehr blieb, und er ſich in dem thätigen Stillleben auf dem Lande des Verkehrs mit fremden Menſchen faſt ganz entwöhnte.

Nur die dringenden Bitten ſeiner angebeteten Mutter, die mit ihm auf Schloß Landeyn lebte, hatten ihn dazu vermocht, ſich auf kurze Zeit von der Heimat zu trennen, und nun war er in Lebenskreiſe geraten, die ihm bisher völlig fremd geblieben waren, und ſeiner ſtrengen Lebensauffaſſung faſt frivol erſcheinen mußten. Er ſuchte ſich darin zurechtzufinden, ſo gut es eben ging, aber er fühlte ſich nicht wohl in den ihm neuen Verhältniſſen, und nur ſeine Beziehungen zu Barbara waren im ſtande, ihn dann und wann aus ſeiner Zurückhaltung heraustreten zu laſſen. Daß er, trotz der Verſchiedenheit ihrer Charaktere, oder vielleicht gerade deshalb ſein Herz an das übermütige, reizende Kind verlor, war ganz natürlich und zwar um ſo mehr, als dieſes Herz noch frei war von irgend welchen Eindrücken ähnlicher Art, und neben allen Zweifeln und Befürchtungen einer echten Liebe doch auch wieder die beſeligende Gewißheit empfing, ſeine warme und innige Neigung werde bis zu einem gewiſſen Grade wenigſtens von dem jungen Mädchen erwidert.

Barbaras Benehmen ihm gegenüber ließ auch ſelbſt für einen unbefangenen Dritten eine andere Deutung kaum zu.

Im Anfange etwas ſcheu und befangen, wurde ſie von Tag zu Tag zutraulicher gegen ihn. Sie begnügte ſich nicht mehr damit, ſeine ſtummen Huldigungen zu acceptieren, ſie ſchien dieſelben beinahe herausfordern zu wollen, und alle jene kleinen Waffen und Kunſtgriffe der Koketterie, welche ſo harmlos ausſehen und für die Ruhe eines Mannes ſo gefährlich werden können, wurden von ihr mit einer Sicherheit und Meiſterſchaft gehandhabt, um welche ſelbſt eine ältere Frau ſie hätte beneiden können.

Bald mutwillig, bald ſittſam, bald hingebend, bald trotzig, wußte ſie ihrem Verkehr immer neue Seiten abzugewinnen, ſeine Empfindungen in einer ſteten Bewegung zu halten, und durch die Art, wie ſie tauſend kleine Dienſte und Gefälligkeiten von ihm forderte und als ſelbſtverſtändlich entgegennahm, wies ſie ihm eine Ausnahmeſtellung an, die ihn zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, und ihn gleichſam vor aller Welt zu ihrem Ritter ſtempelte.

Daß ſie nicht nur gegen ihn, ſondern auch gegen andere ſehr ungleich war in ihrem Benehmen, und die natürliche Anmut und Liebenswürdigkeit ihres Weſens nicht immer hinreichte, ihr launenhaftes, leidenſchaftliches Temperament zu verdecken, ſchien er nicht zu bemerken, und wenn je einmal ein Zweifel in ihm aufſtieg an der Korrektheit ihres Handelns, ſo genügte ein ſchelmiſches Lächeln, ein ſchüchterner Augenaufſchlag, um ihn im ſelben Augenblick wieder zu bannen. Für ihn war ſie der Inbegriff aller inneren und äußeren Vorzüge, die Ergänzung ſeines eigenen, innerſten Weſens, und in ſeinen Augen trübte kein Schatten das reizende Bild, das die Liebe mit ſo leuchtenden Farben ausſtattete.

Heute war er unter den Gratulanten der erſte geweſen, der ihr ſeine Wünſche darbringen konnte, und ſchon hatte er bedeutungsvoll etwas hinzufügen wollen, was ihr das Geheimnis ſeines Herzens verraten hätte, als Herr und Frau von Pelladry ſich zu ihnen geſellten und eine weitere Ausſprache unmöglich machten. Aber auch in dem weiteren Verlaufe dieſes vielbewegten Tages fand ſich kein ruhiger Moment des Alleinſeins mehr, und er mußte es nun ruhig mit anſehen, wie ſie von einem Arm in den anderen flog, und ſich mit höchſtem Entzücken einem Vergnügen hingab, an dem er ſelbſt nicht teilzunehmen vermochte.

Er tanzte nicht und war auch bisher nicht in der Lage geweſen, dieſes Defizit ſeines geſelligen Könnens ſtörend empfinden zu müſſen, heute aber bedauerte er es doch, dadurch gleichſam ausgeſchloſſen zu ſein aus dem fröhlichen Kreiſe, und ein kleinmütiges Gefühl bitterer Eiferſucht überkam ihn, als er mit brennenden Blicken und zuſammengezogenen Brauen den graziöſen Rhythmen und ewig neuen Verſchlingungen des Tanzes folgte. Barbara hingegen war ganz in ihrem Element. Eine ebenſo flotte wie ausgezeichnete Tänzerin, wurde ſie umſchwärmt und umworben von allen Seiten, und die Huldigungen, welche man ihr zu Füßen legte, galten nicht allein der Tochter des Kommandeurs, ſondern auch ihrer eigenen liebreizenden Perſönlichkeit. Die herrliche Muſik, die ſchnelle Bewegung, die Bewunderung, die, mehr oder weniger verhüllt, ihr überall entgegentrat, verfehlten nicht, auf ihr leicht erregbares Temperament eine gewiſſe Wirkung zu üben: ſie war wie berauſcht von ihren eigenen Triumphen, und Herr von Friedensburg konnte nicht umhin zu bemerken, daß ſie in etwas auffallender Weiſe mit ihren Tänzern ſcherzte und lachte, und ihre leuchtenden Blicke immer ſeltener den ſeinen begegneten.

Er ſagte ſich, daß das nicht fortdauern könne, daß er am ſelbigen Abend noch Gewißheit haben müſſe, und er atmete auf wie befreit, als die große Pauſe eintrat und der Saal für das Büffett freigegeben werden mußte. Die Muſik verſtummte, die Geſellſchaft zerſtreute ſich in die anſtoßenden Gemächer, und Herr von Friedensburg durfte nun endlich hoffen, Barbara für einige Zeit an ſeine Seite zu feſſeln. Er hatte ſie, ſchon viele Tage vorher, zum Souper engagiert, und als ſie nun ihren Herrn verabſchiedete, wollte er zu ihr eilen und ihr ſeinen Arm anbieten; aber ein älterer Offizier hielt ihn mit einer Frage einen Augenblick auf, und als er ſich wieder umwandte, war das Fräulein von Pelladry nicht mehr zu ſehen.

Es verſtimmte ihn dies ſichtlich. Eine ganze Weile wartete er noch, als ſie aber dann nicht wieder kam und er ſie auch unter den anderen Gäſten vergeblich ſuchte, zog er ſich in ein kleines Gemach zurück, das am äußerſten Ende der langen Zimmerreihe lag und von einer chineſiſchen Ampel nur ſpärlich erleuchtet wurde.

Er fühlte ſich müde und abgeſpannt von der ſteten Aufregung und dem ungewohnten geſelligen Treiben und ſehnte ſich nach einem Augenblick des Alleinſeins, um ſeine Gedanken ſammeln und ſeiner übermächtigen Gefühle wieder Herr werden zu können. Eine tiefe, erkerartige Fenſterniſche, wie man ſie in alten Häuſern zuweilen findet, von ſchweren dunkeln Vorhängen faſt verhüllt, bot ihm den gewünſchten Ruheplatz dar, und, ſich in einen bequemen Lehnſtuhl ſchmiegend, überließ er ſich mit einer gewiſſen Genugthuung ſeinen eigenen Gedanken, die ihn in natürlicher Folge weit fortführten in ſeine ſchleſiſche Heimat, in das Haus, in das er die Geliebte einſt einführen wollte als Herrin. Er ſah ſie als ſeine Gattin, als die Tochter ſeiner eigenen vielgeliebten Mutter, und ſo lebhaft erſtand die erträumte Zukunft vor ſeinem inneren Auge, daß er die Gegenwart darüber vergaß und gar nicht bemerkte, was ſich in ſeiner nächſten Nähe inzwiſchen zutragen mochte.

Zwei junge Mädchen hatten gleich nach ihm Arm in Arm das Zimmer betreten, und, ohne von der Anweſenheit eines Dritten eine Ahnung zu haben, auf einer kleinen Cauſeuſe Platz genommen, die, dem Fenſter halb abgewendet, von dieſem nur durch einen beſetzten Blumentiſch getrennt wurde. Sie mußten ſich viel zu erzählen haben, denn ſie ſteckten die hübſchen Köpfe zuſammen und plauderten ſo ſchnell und ſo eifrig miteinander, daß dieſes zuerſt im Flüſtertone geführte Geſpräch an Lebhaftigkeit und Deutlichkeit jeden Augenblick zunahm und zuletzt ſo bemerkbar wurde, daß es Herrn von Friedensburg aus ſeinen Träumen erweckte und ihn zum Bewußtſein ſeiner immerhin etwas mißlichen Lage brachte.

Er ſah mit Beſtürzung, daß er unwillkürlich den Poſten eines Lauſchers eingenommen habe, und dieſer Umſtand ließ ihm ein längeres Verweilen in dem lauſchigen Verſteck ſo indiskret erſcheinen, daß er hervortreten und, die Damen um Entſchuldigung bittend, ſich ſchnell wieder entfernen wollte, als einige Worte ſein Ohr trafen, die ihn inſtinktiv ſich wieder zurückziehen und hoch aufhorchen ließen und eine ſo paralyſierende Wirkung auf ihn ausübten, daß er alle weitere Überlegung verlor und wie gebannt auf ſeinem Platze verharrte.

Die eine der jungen Damen, es war Barbara, er konnte ſich darüber keinen Augenblick täuſchen, hatte ſoeben einer ihm unverſtändlichen Äußerung ihrer Freundin gelauſcht, und ſagte nun in kindlich ſchmollendem Tone:

„Es wäre ſchrecklich, wenn du recht hätteſt, Marianne, und Friedensburg heute noch mit einer Liebeserklärung und obligatem Heiratsantrag hervortreten ſollte: ich wüßte dann wirklich nicht, was anfangen!“

„Nun,“ meinte Marianne, „gar ſo überraſchend kann dir der Gedanke doch wohl eigentlich nicht ſein. Herr von Friedensburg ſeinerſeits hat alles gethan, um dich genügend darauf vorzubereiten, und du ſchienſt auf ſeine Intentionen auch ſo bereitwillig einzugehen, daß ich entſchieden glaubte, es ſei alles in Ordnung.“

„Das mag ſchon ſein,“ erwiderte Barbara, „aber ich hatte immer gehofft, er würde ſich zu Hauſe die Sache erſt noch einmal recht gründlich überlegen, und es wäre dann nicht ſchwer geweſen, wenn er ſchriftlich angefragt hätte, ihm in liebenswürdigſter Weiſe einen Korb zu übermitteln. Einer mündlichen Auseinanderſetzung bin ich aber durchaus nicht gewachſen, und ich werde nach wie vor alles thun, um einem Alleinſein mit ihm aus dem Wege zu gehen.“

„Ich weiß nicht, was du willſt,“ ſagte Marianne etwas ungeduldig, „der unvermeidlichen Ausſprache wirſt du doch nicht entgehen, und du haſt dabei auch gar nichts zu thun, als ſittſam die Augen niederzuſchlagen und ſanft zu erröten; was du aber von einem Korbe ſprichſt, kann ich gar nicht verſtehen. Er liebt dich und du liebſt ihn, wenigſtens ſieht es genau ſo aus, und es exiſtiert kein Grund auf der weiten Welt, weshalb ihr euch nicht heiraten ſolltet.“

„Heiraten?“ Barbara machte mit einemmal ein ganz entſetztes Geſicht. „Oh, Marianne,“ rief ſie ganz laut, „du glaubſt doch nicht im Ernſt, daß ich dieſen oberſchleſiſchen Bären heiraten ſollte? Ich, mit meinen achtzehn Jahren, welch ein furchtbarer Gedanke.“

„Ich finde ihn gar nicht ſo furchtbar, beſte Barbe, und wenn du ihn lieb haſt —“

„Ich denke aber gar nicht daran, ihn lieb zu haben, weshalb biſt du denn ſo feſt davon überzeugt? — Ein bißchen an der Naſe herumgeführt habe ich ihn, voilà tout. Als er vor einigen Wochen hier ankam, der tugendhafte und geſtrenge Herr, und gar ſo kühl und unnahbar erſchien, ganz anders als alle die anderen Herren, und ſo gar keine Miene machte meiner Jugend und Schönheit — denn daß ich gut ausſehe, hat man mir doch tauſendmal geſagt — den ſchuldigen Tribut zu zahlen, da lockte es mich, ſeine unfehlbare Weisheit einmal auf die Probe zu ſtellen und in den ſteinernen Gaſt etwas Leben zu bringen. Nun, ich gebe zu, ſehr hübſch mag das nicht geweſen ſein, aber ſehr amüſant war es jedenfalls, und daß es mir leidlich gelungen iſt, das ſagſt du ja ſelbſt.“

„Du machſt dich wirklich ſchlimmmer als du biſt,“ ſchmollte Marianne, „ſo berechnet und herzlos kannſt du nicht ſein. Herr von Friedensburg verdient auch wahrhaftig etwas Beſſeres als deinen Spott, er iſt ein ſo vortrefflicher, guter und ehrenwerter Menſch.“

„Sehr brav, ſehr ehrenwert, aber auch ſehr langweilig, und häßlich wie eine Nachteule.“

„O Barbara, das kann ich nicht finden, und überdies, Schönheit bei einem Manne iſt ein ſehr zweifelhafter Vorzug.“

„Möglich, Liebſte, aber mir gefallen die hübſchen Geſichter nun einmal beſſer."

„Du biſt undankbar, Barbara; Herr von Friedensburg hat für dich eine ſo ausgeſprochene Neigung, daß ich dächte, ſchon das müßte dich für ihn einnehmen."

„Das iſt auch der Fall, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade, aber glaube mir, einer echten, rechten Liebesleidenſchaft, wie ſie in den Büchern geſchrieben wird, iſt dieſer biedre Junker vom Lande gar nicht fähig. ‚Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt' — du lieber Himmel, davon iſt bei ihm keine Rede, das kann nur ein flotter, ſchneidiger Huſarenoffizier ſein."

Marianne gab den Kampf noch nicht auf; ſie hielt es für ihre Pflicht, der kleinen Sünderin ins Gewiſſen zu reden. „Liebſte Barbara," ſagte ſie ernſt, „deine Eltern ſcheinen über den Wert dieſes jungen Mannes eine ganz andere Meinung zu hegen; ſoviel ich glaube bemerkt zu haben, begegnen ſie ihm ſtets nur mit der größten Auszeichnung." Und Barbara gab das auch zu. „Freilich," meinte ſie nachdenklich, „Papa hält viel von Herrn von Friedensburg, und Mama meint immer, er ſei eine gute Partie, aber, geſtehe ſelbſt, was geht das alles eigentlich mich an? Ich fühle nicht die geringſte Verpflichtung, mich jetzt ſchon den Familienintereſſen zu opfern, und weiß, daß meine Eltern mich viel zu ſehr lieben, um ſo etwas von mir im Ernſt zu verlangen. Weshalb ſollte ich mit meiner Jugend, meinen wohlberechtigten Anſprüchen an das Leben mich jetzt ſchon in den oberſchleſiſchen Wäldern vergraben, wo nichts iſt, was mir für die verlorene Freiheit in irgend einer Weiſe Erſatz bieten könnte? Nein, keine Macht der Erde ſoll mich dazu bewegen, mit Herrn von Friedensburg nach ſeinem lieben Landryn zu gehen: ich würde dort ſterben vor langer Weile, vergehen wie eine Blume ohne Licht und Sonnenſchein, und die Liebe dieſes vortrefflichen jungen Mannes könnte auch nicht einen Augenblick dazu beitragen, mir den Aufenthalt dort weniger unangenehm zu machen."

Marianne, die Verſtändige, wurde jetzt ernſtlich böſe um der guten Sache willen, die ſie verfocht. „Liebe Barbara," ſagte ſie, „du weißt, ich ſelbſt bin nicht mehr frei, alſo auch nicht in der Lage, von dir mißverſtanden zu werden, und ſo ſage ich dir denn, manches andere junge Mädchen würde dich beneiden um dieſen, von dir ſo ſehr verachteten Freier, und mit Freuden das Los acceptieren, das er ſeiner künftigen Gattin zu bieten hat. Wer weiß, was das Leben dir noch für Enttäuſchungen aufbewahrt hat, und es kommt vielleicht einmal die Stunde, wo das, was du jetzt verſchmähſt, dir begehrenswert erſcheint." Barbaras Übermut war indeſſen ſo leicht nicht zu dämpfen, ſie lachte nur, ſtand auf, und, Marianne mit ſich emporziehend, ſagte ſie mit heiterer Offenheit: „Später? ja ſpäter, Marianne, iſt's freilich etwas anderes. Wenn ich in ſechs, ſieben Jahren noch unverheiratet ſein ſollte, ein Fall, der wohl nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, und in Gefahr geriete, eine häßliche, alte Jungfer zu werden, dann würde ich mich, faute de mieux, vielleicht auch entſchließen, Herrn von Friedensburg zu wählen, und mich bemühen, ihm eine gute Hausfrau und Gattin zu ſein. Vorläufig befinde ich mich aber noch nicht vor dieſer fürchterlichen Alternative, und ziehe meine Freiheit vor."

„Der arme Friedensburg," ſeufzte Marianne und ſchickte ſich an, das Zimmer zu verlaſſen, kaum aber war ſie hinter der Portiere verſchwunden, als Barbara, die ihr folgen wollte, ſich ſanft zurückgehalten fühlte und, ſich umwendend, Herrn von Friedensburg gegenüber ſtand.

Seine Augen ruhten mit einer Art fieberhafter Spannung auf ihrem liebreizenden Angeſicht, ſeine Hand zitterte und ſeine Stimme klang rauh und unnatürlich, als er ſie bat, noch einige Augenblicke zu verziehen und ihm einige Fragen zu beantworten, die er nicht umhin könne, an ſie zu richten.

Sie hörte ſeine Worte, ſie ſah ſeine von innerer Bewegung entſtellten Züge, und ſie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß er alles mit angehört habe. Wie mit einem Schlage war ihre ſtolze Sicherheit, ihr lachender, trotzender Gleichmut geſchwunden, ein dumpfes Angſtgefühl nahm Beſitz von ihrer Seele, und ſie errötete heiß und jäh wie ein Schulmädchen, das man auf einer Unart ertappt hat. Wie groß ihre Furcht aber auch ſein mochte vor Herrn von Friedenburgs wohlverdientem Zorn, ſie entzog ſich ihm nicht, wie ſie ſo gern gethan haben würde, und beſchloß, das, was ſie durch ihren Leichtſinn heraufbeſchworen, nun auch ruhig über ſich ergehen zu laſſen. Flucht wäre ihr wie eine Feigheit erſchienen, und ihr Richter zeigte auch durchaus keine Neigung, ſie ſo leichten Kaufs davonkommen zu laſſen.

„Barbara," ſagte er, und ergriff, wie beſchwörend, ihre Hand, „Barbara, iſt es wahr, was ich durch eine unſelige Fügung ſoeben vernommen? Bin ich Ihnen wirklich nichts wie ein willkommenes Spielzeug für müßige Stunden, ein Gegenſtand des Spottes und Hohnes und Gelächters? Ihr ganzes Weſen mir gegenüber, das mich oft ſo namenlos beglückt, war es nichts wie Lug und Trug, von Anfang bis zu Ende? Ich dächte, meine heiße und innige Liebe zu Ihnen müßte einen Widerhall wecken in Ihrem eigenen Herzen. Junge Mädchen haben oft ſo ſeltſame Ideen, ſie ſchämen ſich, ihre wahren Gefühle zu offenbaren, ſelbſt der beſten Freundin gegenüber, ihr Mund redet Worte, von denen das Herz nichts weiß. Barbara, liebe Barbara, ſagen Sie mir, war alles, was ich ſoeben mit angehört habe, gewiß und wahrhaftig Ihre aufrichtige Meinung?"

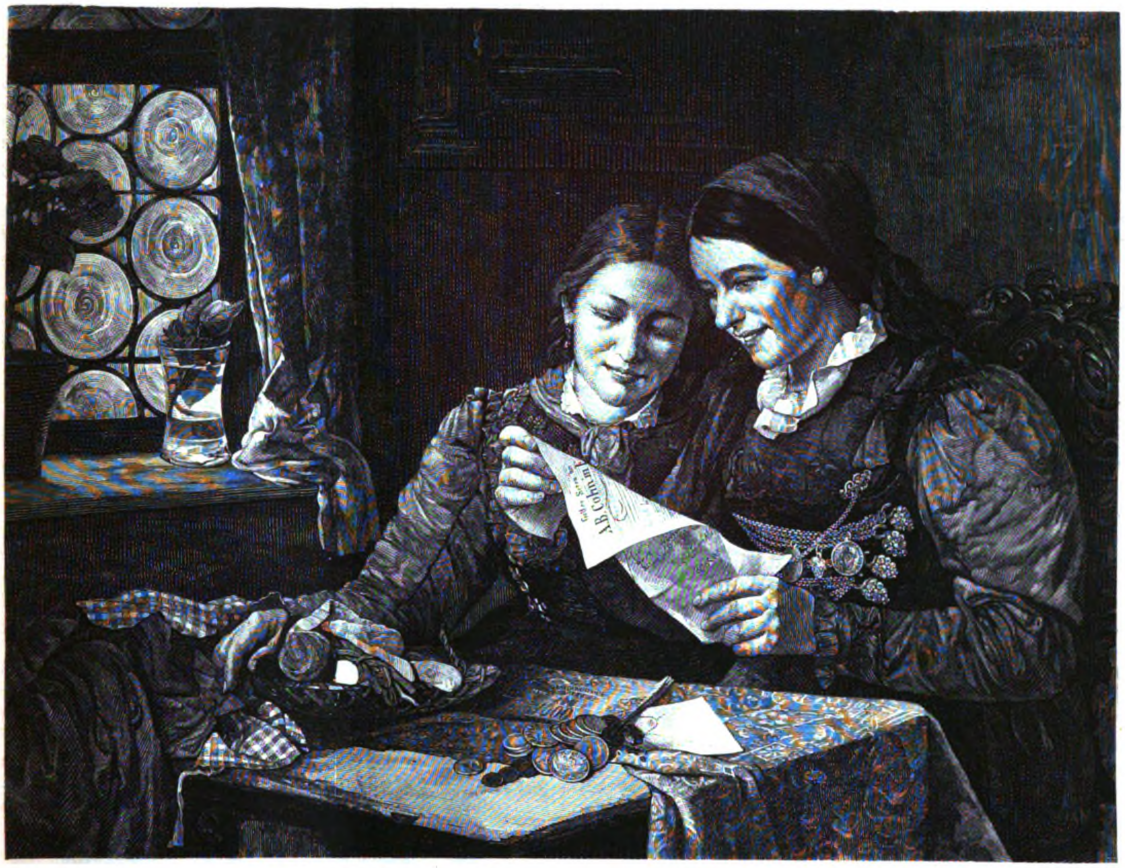
Sie blickte zu Boden, wie ſchuldbewußt. „Nun, mein Liebling," ſagte er dringend, „ja oder nein, ich will nicht, daß ein Mißverſtändnis uns ſcheide."

Es war eine große Verſuchung für ſie, die Wahrheit zu umgehen, aber ſie war nicht ſchlecht, ſondern nur eitel und oberflächlich und übermütig, und ſie wollte ihn nicht mehr betrügen, nun da ſie geſehen, wie weh ſie ihm that. So nahm ſie denn ihren ganzen Mut zuſammen, und ohne noch einmal den Blick zu erheben, ſtammelte ſie ein leiſes, aber vernehmliches „Ja."

Das ſchien er denn doch nicht erwartet zu haben. Eine ganze Weile ſtand er ihr ſtarr und wortlos gegenüber, und nur ein unendlich trauriger, vorwurfsvoller Blick traf ſie, nach und nach kam aber eine große Veränderung in ſeine Züge, er richtete ſich hoch auf und mit einer plötzlichen und faſt verächtlichen Gebärde ihre Hand wieder frei gebend, ſagte er kalt:

„Mein gnädiges Fräulein, Sie haben recht, ich war ein Thor, ein großer Thor, indeſſen ich danke es dem Zufall, der mich durch Ihre eigenen Worte mit Ihren Anſichten in ſo umfaſſender Weiſe bekannt gemacht hat. Es iſt mir dadurch jeder Zweifel erſpart worden, ſelbſt über die Motive, welche Ihnen ſpäter eine Sinnesänderung geſtatten würden, und wenn ich auch kaum noch einmal in die Lage kommen dürfte, Ihre ſo koſtbare Freiheit gefährden zu wollen, ſo iſt es mir doch immerhin eine Genugthuung zu wiſſen, daß ich eventuell von Ihnen acceptiert werden würde, wenn es mir nach ſechs, ſieben Jahren wieder einfallen ſollte, um Sie, mein gnädiges Fräulein, zu werben. Allerdings iſt nicht anzunehmen, daß die Jahre meine Häßlichkeit vermindern, oder mich werden weniger langweilig erſcheinen laſſen, aber unter alten Freunden nimmt man es ja nicht ſo genau, und vielleicht wird die Zeit auch einmal Ihre Schmetterlingsflügel ſtreifen und ihnen etwas von dem bunten Schimmer rauben, der jetzt einen armen Sterblichen geblendet." Er hatte mit immer ſteigender Bitterkeit geſprochen; jetzt bot er ihr den Arm und führte ſie zwiſchen den lachenden, plaudernden Gruppen hindurch zum Büffet, und ſie mußte ſo manche kleine Neckerei hören über ihr verſpätetes Kommen, während ſie doch vor Ärger und Verdruß am liebſten hätte weinen mögen. Sie benutzte ihre Stellung als Tochter des Hauſes, welche die Pflicht hat, auch während des Soupers für ihre Gäſte zu ſorgen, um möglichſt oft ihren Platz zu verlaſſen, während der Zeit aber, die ſie mit zwei anderen Paaren an einem kleinen Tiſch ſaßen, machte er in der unbefangenſten Weiſe Konverſation, und Barbara glaubte ihn noch nie ſo gut aufgelegt geſehen zu haben wie in dieſer Stunde. Nur als auf ihr Wohl getrunken wurde, und alles ſich drängte ihr Glück zu wünſchen, kam wieder der ſtarre Ausdruck in ſeine Züge und er ſetzte ſein Glas ſo hart auf den Tiſch, daß es zerbrach.

Nach dem Souper verabſchiedete er ſich von Frau von Pelladry unter dem Vorgeben heftige Kopfſchmerzen zu haben, und Barbara ſah ihn aus der Thüre gehen, ohne daß er ihr Lebewohl geſagt hätte. Ein unbehagliches, reumütiges Gefühl



„Gottes Segen bei Cohn.“ Gemalt von C. Künsberg.

beſchlich ſie bei ſeinem Scheiden, denn ſie wußte, daß ſie ihn nicht wiederſehen würde, aber es währte nicht lange, ſo empfand ſie es doch wie eine Erleichterung, daß ſein ſtrenger Blick ihr nicht mehr folgen, ſein herber Vorwurf ſie nicht mehr treffen könne, und als der Kotillon kam und ſie ihn eröffnete mit dem ſchönſten und eleganteſten Kavalier der Garniſon, da gab ſie ſich wieder mit ganzer Seele dem Vergnügen hin, und Herr von Friedensburg war für den Augenblick vollſtändig vergeſſen.

Am anderen Morgen ſchlief ſie bis in den hellen Mittag hinein und als ſie dann aufſtand, war ſie faſt froh zu hören, daß der unbequeme Freier ſchon abgereiſt ſei. Er hatte den Oberſten am frühen Morgen ſchon aufgeſucht und ihm mitgeteilt, daß er ſchlechte Nachrichten erhalten habe und ſich leider genötigt ſähe, ſofort nach Hauſe zu reiſen, war aber ſo förmlich und wortkarg dabei geweſen, daß Herr von Pelladry bei aller Teilnahme es doch nicht gewagt hatte, weitere Fragen an ihn zu richten. Er ließ ihn mit aufrichtigem Bedauern ziehen, denn er hatte den jungen Mann wirklich von Herzen liebgewonnen, und konnte ſich nun ſein verändertes Benehmen um ſo weniger erklären, als Barbara ſich wohl hütete, ihm weitere Aufſchlüſſe zu geben und auf ſeine direkte Frage, ob Herr von Friedensburg ihr einen Antrag gemacht, dem Wortlaut der Wahrheit gemäß, mit einem Nein antworten konnte. Eine Weile noch dachte er mit ſchmerzlicher Verwunderung an dieſe geſcheiterte, der Erfüllung ſcheinbar ſo nahe Hoffnung, war aber doch eine zu heitere, ſorgloſe Natur, um ſich über das Wie und Warum lange den Kopf zu zerbrechen, und auch ſeine Gemahlin tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß Barbara doch viel zu begehrenswert ſei, um nicht über kurz oder lang einen anderen, vielleicht noch glänzenderen Bewerber zu finden.

So blieb denn alles beim Alten und die Zeit ſchien wirklich alle die Anſprüche erfüllen zu wollen, welche Barbara an die Zukunft geſtellt. Das flotte, nach außen gerichtete Garniſonleben bot faſt täglich Gelegenheit zu geſelligen Zuſammenkünften und Unternehmungen verſchiedener Art, und die Familie von Pelladry war nach wie vor der Mittelpunkt, um den ſich alles bewegte. Barbara beſonders ſpielte in den Offizierskreiſen eine ſehr hervorragende Rolle. Sie war die gefeierte Schönheit, das tonangebende Prinzip und ihre Launen galten als Geſetz, gegen die es keinen Widerſpruch gab. Man verzieh ihr, daß ſie etwas kokett und ſtolz und eigenwillig war, um ſich an ihrem ſprühenden Geiſt zu erfreuen.

Im Winter war ſie die Königin aller Feſte und Bälle und glänzte auf der Eisbahn als anmutige und gewandte Schlittſchuhläuferin, im Sommer ſetzte ſie ihre geſellſchaftlichen Triumphe auf Reiſen und in Bädern fort, und in der Zwiſchenzeit fand ſie noch reichlich Gelegenheit, bei lebenden Bildern und Liebhabertheatern ihre Bewunderer immer aufs neue zu entzücken.

Daß die glücklichen Eltern ſtolz waren auf eine ſolche Tochter, die das leichte Blut und die liebenswürdige Sorgloſigkeit von ihnen überkommen zu haben ſchien und ihrer Erziehung alle Ehre machte, iſt ſelbſtverſtändlich, und in dieſem Gefühl ſtolzer Freude ſcheuten ſie auch kein Opfer, um jeden Wunſch ihres Lieblings zu erfüllen. Das friedliche, ſich ſelbſtgenügende Stillleben im engſten Familienkreiſe war ihnen freilich fremd, aber ſie liebten einander mit großer Wärme und Innigkeit, und wenn ſie über Barbaras Charakter keine eingehenden Studien anſtellten, ſo lag das hauptſächlich wohl daran, daß ſie ſelbſt etwas oberflächliche Naturen waren, und in den Fehlern ihrer Tochter zugleich die eigenen hätten erkennen müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

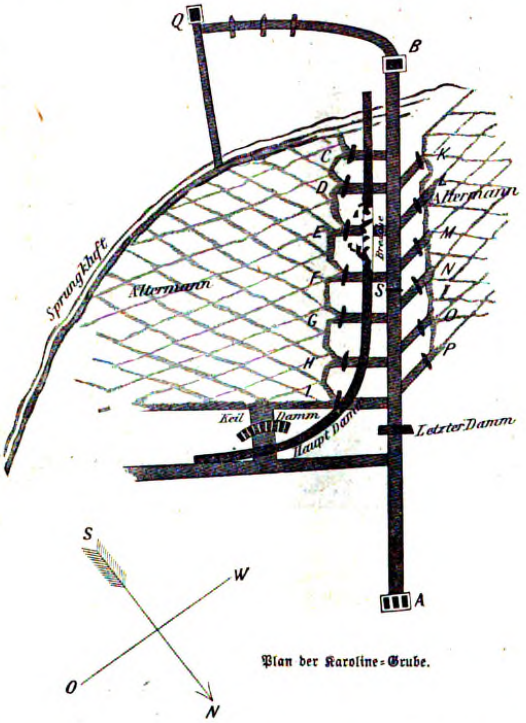
Heiße Tage.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Bergmänniſche Erinnerungen von A. von Heyden.

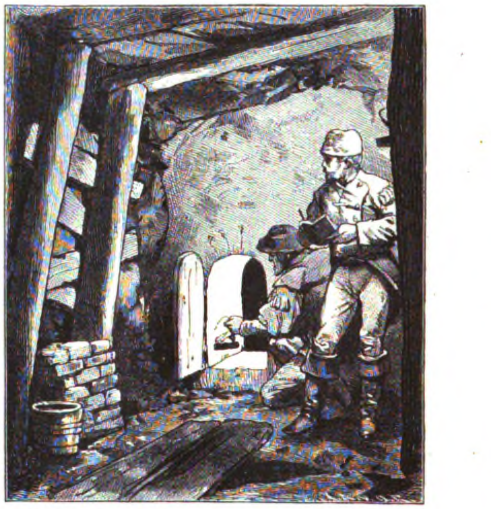
(Schluß.)

Mit um ſo größerer Energie wurde die Kohlenförderung auf der herrlichen Nachbargrube desſelben Beſitzers, der Karoline-Grube betrieben. Dieſe baut auf einem anderen, zum Teile noch mächtigeren Flöze, allerdings von nicht ganz ſo vorzüglicher Qualität als das Fannyflöz der Marie-Grube, der Prozentfall an Kleinkohle iſt größer. Karoline-Grube war in der glücklichen Lage, keinen Kohlenbrand zu haben und ſo war bei dem Plane ihrer Vorrichtung an die Möglichkeit eines Kampfes mit dieſem Böſen ebenſowenig gedacht worden, wie ſeinerzeit auf Fanny und Marie-Grube. Zwei Hauptſchächte mit den damals üblichen Waſſergöpeln, in deren einem gleichzeitig die Waſſerhebungsmaſchine ſtand, trieben die Kohlenförderung zutage. Oberhalb des einen Schachtes, den wir auf unſerem Plane mit A bezeichnet haben, lag ein mächtiges Abbaufeld, welches ſeine Kohlen von rechts und links einer breiten, mit doppeltem Schienengleiſe verſehenen Strecke nach dem Schachte A lieferte. Die Strecke ſtieg gegen das Ausgehende des Flözes an und endete hier an dem Holzſchachte B, der etwa hundertzwanzig Fuß Tiefe haben mochte und den doppelten Zweck erfüllte, zur Wetterführung der Grube zu dienen und den Transport des daſelbſt benötigten Zimmerholzes zu vermitteln. Von der anſteigenden Förderſtrecke gingen eine große Anzahl Abbauſtrecken links und rechts (nach Weſten und Oſten) ab: dieſelben waren je ſechs Lachter von einander entfernt und ſetzten in geringer Breite und Höhe an der Hauptſtrecke an, aber gewannen erſt nach zehn bis zwölf Lachtern die volle Dimenſion der Abbauſtrecken von zweieinhalb bis drei Lachter.



Plan der Karoline-Grube.

Gegen Oſten, alſo links vom Schachte, waren dieſe Strecken durch einen ſogenannten Sprung abgeſchnitten, d. h. das Kohlenflöz hörte hier infolge einer Unregelmäßigkeit der Lagerung plötzlich auf, natürlich nicht ohne in größerer Entfernung, aber oft mit ganz veränderten Eigenſchaften aufgefunden werden zu können. Die Sprungkluft ſelbſt wird zunächſt von weicher Lette, in der ſich zahlreiche Kohlenteile finden, gebildet, aber auch ſchon mehrere Lachter vor dieſer Lagerungsſtörung zeigt das Kohlenflöz eine weſentlich andere Beſchaffenheit; es wird immer weicher, der Stückkohlengehalt ſinkt auf ein Minimum, die Förderung wird unlohnender, der Abbau, der weichen Beſchaffenheit des Gebirges halber, gefährlicher, umſomehr als das Flöz trotz ſeiner ſchlechten Qualität gegen den Verwurf hin an Mächtigkeit gewinnt. Ich erwartete unter ſolchen Umſtänden hier Branderſcheinungen und drang auf ſo raſchen und ſo reinen Abbau als möglich, obwohl der Betrieb trotz größter Vorſicht hier zwei ſchwere Unglücksfälle herbeigeführt hatte. So war es in der That gelungen, den größten Teil der Felder rechts und links von der Strecke A, B abzubauen, nur ſtarke Flözfeſten ſicherten die Kommunikationsſtrecke, deren Offenerhaltung, wie geſagt, für die Wetterführung und den Holztransport vorläufig unumgänglich nötig erſchien. Freilich hatten ſich Brandgaſe gezeigt; welche aber immer noch in das abgebaute Feld, den Altenmann, zurückgedrängt werden konnten und wohl mir, nicht aber den Arbeitern Sorge machten. So wie ein Abbau die Streckenfeſte A, B erreicht hatte, wurde der ſchmale Streckeneingang durch einen Ziegeldamm verſchloſſen, der die Luft abſperrte, aber durch eine verſchließbare Öffnung, das ſogenannte Schauloch, die Beobachtung der Erſcheinungen hinter dem Damme geſtattete. Leider ſtanden die Strecken rechts, alſo gegen Weſten, mit dem großen herrlichen Abbaufelde des übrigen Teiles der Karoline-Grube in Verbindung, an jener Seite waren daher die Dämme mit beſonderer Sorgfalt und ungewöhnlicher Feſtigkeit konſtruiert worden.



Maſſiver Wetterverſchluß gegen den Brand mit Schauloch.

Die Dämme C, D, E, F, G, H thaten ihre Schuldigkeit, nur die Strecke I hatte noch einen großen Teil ihres Pfeilers über ſich und leider war von ihr ein ſehr hoher Durchhieb nach der Strecke I gemacht worden, um ſeiner Zeit die Förderung abzukürzen. Dieſe Öffnung war nicht durch einen gewöhnlichen Mauerdamm zu ſchließen, weil hier ſtark ätzende Waſſer abfloſſen, welche den Maſchinen durch den Einfluß, den ſie auf die Pumpen übten, höchſt läſtig wurden. Aber gerade hier drängten brandige Wetter namentlich bei hohem Barometerſtande hervor. Es wurde daher hier ein Damm aus mächtigen Holzkeilen errichtet, welcher ſeine gewölbte Fläche der Brandſeite zuwendete und der in der That die ſauren Waſſer hinter ſich ſtaute und vom Übergange in die Pumpſümpfe abhielt. Daß er auch einen guten Abſchluß gegen die böſen Gaſe bildete war natürlich, allein man bemerkte nun ein um ſo heftigeres Andrängen derſelben an die Verſchlüſſe der oberen Strecken.

Unter dieſen Umſtänden ſchien es geraten, zumal die Brandwetter aus den Tagebrüchen, welche vom Sand überdeckt wurden und ſich daher durch Regen und Schnee ziemlich dicht zuſchlämmten, keinen Ausweg fanden, einen zuverläſſigen Abzugskanal zu eröffnen, deſſen Beherrſchung möglich war. So wurde in genügender Entfernung von dem Schachte B der Schacht Q niedergebracht, um durch eine im Geſtein ſtehende Strecke mit dem Brandfelde im Altenmann direkt in Verbindung zu treten und als Schlot für deſſen Gaſe zu dienen. Da anzunehmen war, daß nach erfolgtem Durchſchlage mit dem Brandfelde deſſen Wetter mit Gewalt nach dem Schachte dringen würden, ſo mußte, um den Arbeitern den Rückzug zu ſichern, die Strecke Q, B mit dem Schachte B in Verbindung gebracht und Sorge getragen werden, letztere, nachdem die Leute den Schacht B erreicht, zuverläſſig und gegen die böſen Gaſe undurchdringlich zu verſchließen. Daß dieſe in ſtarker Spannung waren, merkten wir bereits in den letzten Lachtern des Forttriebes der Verbindungsſtrecke Q, B. Aus den Ritzen des Geſteins drang uns häufig Brandgeruch entgegen. Es wurde daher vorſichtig mit einem langen Bohrer durchforſcht, um nicht von einen plötzlichen Durchbruch überraſcht zu werden, denn geodätiſch die Durchſchlagsentfernung feſtzuſtellen, war ſelbſtverſtändlich unmöglich. Belehrte uns der Bohrer über die Nähe des Altenmannes, ſo ſollte vielleicht durch Sprengſchüſſe die Öffnung vollends hergeſtellt werden.

Als der dumpfe Ton beim Schlagen des Bohrers anzeigte, daß der Durchſchlag bald zu erwarten ſei, verließ ich die Arbeiter nicht mehr. Der Fels war ſo mürbe und brüchig, daß an eine Wirkung von Sprengſchüſſen für den letzten, entſcheidenden Moment nicht zu denken war. So mußten wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, wenn der Vorbohrer das Brandfeld erreicht, durch Handarbeit die unumgänglich nötige Vergrößerung der Öffnung zu machen. Es lagen drei Häuer vor Ort, die beſten erfahrenſten Leute, bei ihnen war ein Steiger und ich; außerdem waren am Schachte B und in der Verbindungsſtrecke B, Q Aufſichtsbeamte und Mannſchaften verteilt und alles nötige Material an Brettern, Steinen und Lehm zum raſchen Verſchluſſe der Strecke angehäuft, namentlich aber waren hier Wetterthüren angebracht, um für Augenblicke den Rückzug zu decken.

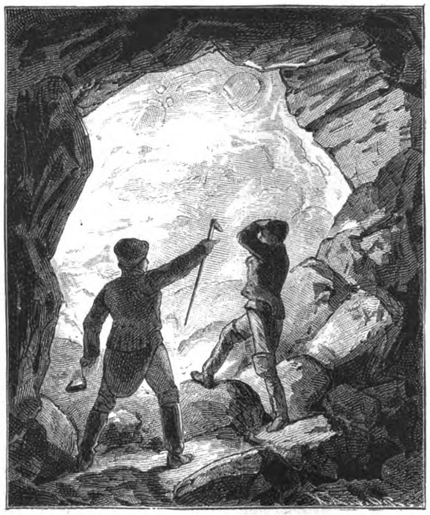
Jetzt plötzlich bei einem kräftigen Schlage flog der lange Bohrer tief in ſein Loch hinein und neben ihm wirbelte aus demſelben das warme, ſtinkende Brandgas. Der Bohrer war raſch zurückgezogen und das Loch mit feuchtem Lehm verſchloſſen. Jetzt kam der gefährliche Moment, indem der eigentliche Durchbruch mit der Keilhaue gemacht werden ſollte. Eben traten die Leute hierzu vor Ort, als der Steiger die Arbeit inhibierte. „Wartet, erſt wollen wir die Stücke aufräumen und reinigen, wir werden rennen müſſen und wenn einer ſtolpert und fällt, iſts Unglück fertig.“ Ich hatte in der That dieſer weiſen Vorſicht nicht gedacht. Als nach einer Viertelſtunde unter den dumpfen Schlägen der Keilhauen die halb verwitterten Steinmaſſen fielen, merkten wir bald an dem Geruche, wie nahe wir dem gefahrvollen Ende unſerer Arbeit waren. Aber plötzlich ſtürzte krachend ein großes Stück der Wand vor uns zuſammen und dicker Qualm drängte uns entgegen. Jetzt zeigte ſich wie viel wert die Umſicht des Steigers geweſen. Ohne das Handwerkszeug (das Gezähe) zurücknehmen zu können ſtürzte alles dem Holzſchachte zu. Ich blieb zurück bis die Vier die ſchützende Wetterthüre paſſiert hatten, allein die nachdrängenden Gaſe waren ſo giftig, daß ich als Letzter, mit dem Erbrechen würgend, nur mit Mühe die Thüre hinter mir ſchließen konnte. Friſche Mannſchaften waren nun raſch bei der Hand, einen ſicheren Steindamm aufzuführen und die Strecke in jeder Weiſe gegen Wetterdurchbrüche zu ſichern.

Das Unternehmen war anſcheinend völlig geglückt. Der Druck der Brandwetter ſchien abzunehmen, während ſie zum Schachte Q in nicht ſehr hoher Temperatur auszogen.

Ich hatte in der feſten Überzeugung, daß die Strecke A, B doch nicht dauernd offen zu halten ſein und der Holzſchacht B über kurz oder lang verloren gehen werde, einen neuen für die im Betriebe befindlichen Abbaue gelegeneren Holzſchacht abteufen laſſen, allein die vorzügliche Lage des Schachtes B für die ganze Ventilation der Grube und die zum Studium der Grubenbranderſcheinungen beſonders geeignete iſolierte Lage des Brandfeldes, machte es nach reiflicher Überlegung mit der königlichen Aufſichtsbehörde zur Pflicht, den Schacht B ſo lange in Kommunikation mit der Grube zu erhalten, als dies irgend zu leiſten war. Denn iſoliert war das Brandfeld wirklich, wenn die Strecken auf der Oſtſeite von C bis I in zuverläſſigem Verſchluſſe gehalten wurden. Dies war durch ſehr gut konſtruierte, mächtige Steindämme geſchehen, welche aber ſämtlich mit dem ſogenannten Schauloche verſehen waren, um das hinter denſelben verbrechende, abgebaute Feld beobachten zu können. Da die Brandwetter nicht mehr gegen die Dämme der Oſtſeite drückten, ſo hatte ich es gewagt, allein durch die Schaulöcher der dort befindlichen Dämme hindurchzukriechen und das Brandterrain ſelbſt zu betreten. Ich fand die Temperatur immer noch unter vierzig Grad, die Lampe brannte notdürftig, aber ich hatte bemerkt, daß die Kohlenſchutzpfeiler ſtarke Riſſe bekamen und zu bröckeln begannen, ſo daß ſie vorausſichtlich nicht von langer Dauer, jedenfalls von geringer Zuverläſſigkeit ſein würden. Ich faßte daher den Entſchluß, eine gewaltige Mauer als Hauptdamm durch dieſe Pfeiler hindurch an der Schachtverbindungsſtrecke hinauf zu ſetzen, die ſich dann oben an das feſte Geſtein des Schachtes B anlehnen und ſo das ganze Brandfeld iſolieren ſollte. Es mußte zu dem Behufe ein Einſchnitt in die Pfeiler geſchehen, der in den Sandſtein der Sohle wie des Daches tief eingeſchlitzt, zwei Lachter alſo über dreizehn Fuß Weite bei etwa zweiunddreißig Fuß Höhe und fünfhundert Fuß Länge erhalten ſollte. Dieſer ganze Hohlraum ſollte mit Mauerwerk ausgefüllt werden. Es iſt nicht zu beſchreiben, unter welchen Schwierigkeiten, bei faſt beſtändigem Mangel guter, atembarer Luft, folglich auch ungenügender Beleuchtung die Arbeiten ausgeführt wurden. Faſt jeder Tag brachte ein neues unerwartetes Hindernis, deſſen Beſeitigung keinen Aufſchub zur Überlegung forderte. Es wurde aber von den Aufſichtsbeamten und Arbeitern eine Ausdauer und Umſicht, ein Mut und eine Reſignation bewieſen, für welche kein Lob groß genug iſt. So war die Mauer denn wirklich fertig geworden. Ich hatte die Arbeiten täglich mitunter mehrmals geſehen und hatte an einem Sonnabend die Häuer damit beſchäftigt gefunden, die letzten Anſchlüſſe an die Firſte zu ſichern. Es blieb noch übrig die kleine Zuführungsſtrecke, durch welche die letzten Arbeiter die Mauer verlaſſen mußten, abzuſchließen, das ſollte in der Nacht von Sonnabend zu Sonntag geſchehen. Ich geſtehe, daß ich ein Gefühl großer Befriedigung empfand, aber ich ſollte mich desſelben nicht lange erfreuen. Am Sonntag morgen zwiſchen ſechs und ſieben Uhr reißt Oberſteiger B. die Thür meines Arbeitszimmers auf: „der große Damm iſt zuſammengeſtürzt, ſchreit er, das Feuer ſteigt haushoch aus dem Brandſchachte.“

Ich bin wie vom Blitze getroffen. Zu Frage und Antwort iſt keine Zeit. B. ſtürzt fort, um Mannſchaften zuſammen zu bringen, wo und wie er ſie findet. Der alte ehrwürdige Pfarrer von Michalkowitz verkündete auf meine, ihm durch einen reitenden Boten zugeſendete Bitte nach der Frühmeſſe von der Kanzel, daß alle Bergleute von Karoline-Grube, die dem Gottesdienſte beiwohnen, ſich eilig in das Zechenhaus des Werkes begeben ſollen, es ſei ein ſchweres Unglück geſchehen; ein ſeltener Beweis freundſchaftlichen Entgegenkommens, der dem braven Herrn, jetzt auch ſchon lange im Jenſeits, nie vergeſſen werden ſoll.

Unterdeſſen war ich bereits in der Grube und fand einige Steiger mit den Nachtwachen und allen Mannſchaften, die in der Eile zuſammengerafft werden konnten, namentlich alle bei mir beſchäftigte Bergeleven, ratlos am Eingange der zum Holzſchachte aufſteigenden Strecke. Wie ein heulender Orkan jagten die Wetter dieſelbe hinauf. Die Grubenlichter waren in dem Zuge kaum brennend zu erhalten, übrigens war die Unglücksſtelle auch ohne Lampe zu finden. Der große Damm war von innen abgebröckelt, vielleicht abgeſchmolzen und hatte im Zuſammenſturz eine mächtige Breſche auch in die Kohlenfeſten geriſſen. Durch ſie ſah man in die wogende Glut eines koloſſalen Kuppelraumes von für das Auge unſchätzbarer Weite. Felsblöckegeröll, wild durch einander liegend, umſpielte die Flamme in faſt weißer Glut, welche beſtändig angefacht wurde durch den donnernd eindringenden Wetterſturm. Dieſer riß alles mit, was er an leichten Gegenſtänden erfaſſen konnte. Meinen Schachthut, mein Taſchentuch ſah ich in den Flammen verſchwinden und ich ſelbſt, als ich in die Breſche trat, mußte mich ſcharf gegen den Wind legen, um ſeiner Kraft widerſtehen zu können.



Zuſammengebrochener Branddamm und Blick in den brennenden Altenmann.

Meine Leute waren zurückgeblieben; ganz allein ſtand ich dem entfeſſelten, raſenden Elemente gegenüber, wie von einem beſtrickenden Feuerzauber gebannt. Ein Stück Firſtenkohle ſtürzte neben mir herab, aber der Gedanke, jetzt hier umzukommen, fand mich gleichgültig. Nur das Bewußtſein der erhöhten Anforderung, welche gerade jetzt die Pflicht an mich ſtellte, rüttelte mich auf.

Der Holzſchacht B mußte unzweifelhaft aufgegeben werden, da der Bruch in der dritten Strecke E von oben erfolgt war. In den tieferen Strecken erwies ſich der Damm intakt, ganz kalt und feucht, ohne hohlen Klang. So hoffte ich durch einen ſicheren Abſchluß der Strecke A B kurz vor dem Bruche die Kommunikation mit dem größten Teile der rechten Seite offen erhalten zu können, was in hohem Grade wünſchenswert war. Es waren bereits ſeit Monaten, um allen Zufällen gegenüber gerüſtet zu ſein, an paſſenden Stellen der Strecke A B alle Vorrichtungen getroffen und alles Material angehäuft, um einen Verſchluß raſch bewirken zu können, eine Vorſicht, die wir heute ſegneten. Zunächſt wurde der Verſuch gemacht, an der Stelle S einen Damm aufmauern zu laſſen. Allein, nachdem derſelbe kaum zwei Fuß Höhe erreicht hatte, zeigten ſich an der Firſte zwar ſchwache, aber immer häufiger wiederkehrende Detonationen ſchlagender Wetter (brennbarer Gaſe), infolge deren kleinere und größere Stücke des Firſtenkehles auf uns herab fielen, ſo daß die Sicherung des Lebens meiner braven Leute das Aufgeben dieſes Vorhabens förderte. Ich verſuchte den Bau eines beſonders ſtarken Ziegeldammes weiter rückwärts an gänzlich ungefährlicher Stelle. Die Arbeit ging vortrefflich vorwärts und die Mauer hatte bereits vier Fuß Höhe überſchritten, als ich die Steiger die Köpfe zuſammenſtecken ſah und aus ihren erſchrockenen Mienen die Gewißheit las, daß etwas Neues ihre Beſorgnis errege. „Was gibt's denn wieder?" fragte ich, unter ſie tretend.

„Der Oberhäuer, welcher die letzte Nachtwache verſah, hat im Schrecken bei dem Zuſammenbruche des großen Dammes und bei der Eile des Rückzuges die Schaulöcher der drei oberen weſtlichen Strecken nicht verſchloſſen."

Das war allerdings eine ſchlimme Nachricht; waren dieſe Dämme nicht dicht, ſo beſtand eine Verbindung des Feuers mit unſeren weſtlichen Hauptbauen, deren Folgen ganz unberechenbar werden konnten. Zwar waren dieſe Öffnungen ganz ausnahmsweiſe klein, aber ſie mußten geſchloſſen werden, es koſte, was es wolle. Dazu war nötig, die ganze gefährliche Strecke hinauf zurück zu gehen und dicht an der Breſche in die öſtlichen Strecken einzudringen.

„Was iſt zu thun? es müſſen eben drei bis vier Leute hinauf!" ſagte ich.

„Ja leider," erwiderte Oberſteiger B., „aber das Unternehmen iſt ſo gefährlich, daß ich es kaum wage, Mannſchaft dazu zu kommandieren."

„Sie haben recht, da aber die Öffnungen geſchloſſen werden müſſen, werde ich Freiwillige vorſchicken."

Ich trat unter die Arbeiter, ſetzte ihnen kurz den Sachverhalt auseinander, entwickelte mit wenigen Worten die wahrſcheinlichen Folgen dieſer Nachläſſigkeit, wenn der Verſchluß nicht hergeſtellt werde, verhehlte auch nicht die mit der Ausführung verbundene Gefahr und forderte diejenigen, welche Mut hätten, auf, ſich derſelben zu unterziehen. Nur der Oberhäuer, deſſen Schuld jene Unterlaſſung war, erklärte ſofort ſeine Bereitwilligkeit.

„Wir brauchen mindeſtens drei Mann, für jede Strecke einen, will keiner mehr es wagen?"

Es blieb unheimlich ſtill.

„Nun dann, Oberhäuer, machen wir beide es allein," ſagte ich, „wenn kein dritter die Kourage hat, uns zu begleiten."

Das wirkte. „Ich gehe, ich gehe," rief es aus fünf oder ſechs Kehlen. „Wir brauchen nur noch Einen," wiederholte ich.

Zudem waren die meiſten der nun Hervortretenden entweder junge Grubenbeamte, deren Verwendung anderweitig gerade in ſo ſchwerer Zeit niemals zu entbehren iſt, oder junge Bergeleven, welche nicht ſolcher Gefahr ausgeſetzt werden dürfen. Ich wählte nur einen jungen Häuer, denn mein Wort war geſprochen, ich durfte nicht mehr zurücktreten.

Ich übergab dem Oberſteiger, der in meiner Abweſenheit meine Stelle zu vertreten hatte, mein Taſchenbuch, in welches ich die Bemerkung eintrug, daß ſämtliche heute ausgeführten Arbeiten nach meiner ſpeziellen Anordnung geſchehen ſeien, und ich befahl ferner, daß, wenn ich nach dreißig Minuten nicht zurück ſein ſollte, keine Rettungsverſuche meiner Perſon gemacht würden, die Gefahr ſei dann ſo groß, daß nur noch mehr Opfer fallen könnten. „Ich werde die oberſte Strecke als die gefährlichſte verſchließen," ſagte ich laut, „ſo wie wir uns an den Streckeneingängen trennen, iſt jeder auf ſich angewieſen, keiner ſorgt um den andern. Wenn ich nach einer halben Stunde nicht bei euch bin, geht die Mauerarbeit, die ſo lange pauſiert, vorwärts. Geben Sie dieſe Uhr und dieſen Ring meiner Frau, ſagen Sie ihr, daß ich nicht anders konnte. Die Notiz in meinem Taſchenbuche deckt Sie, Herr Oberſteiger, den Behörden gegenüber. Und nun vorwärts!"

Jeder von uns ließ ſich, als wir die Mauer überklettert, einen möglichſt großen Kübel Waſſer reichen, denn Lehm und Ziegel mußten wir vor den Dämmen. Ich hatte mir den Schachthut eines Eleven aufgeſtülpt, denn der meine war ja vom Feuer verzehrt.

Jetzt wendete ich mich noch einmal und grüßte mit „Glück auf" die nachblickenden Mannſchaften. Nur der Oberſteiger antwortete. Im Vorwärtsſchreiten ſchärfte ich den Genoſſen ein, daß jeder nach gethaner Arbeit unbekümmert um den andern ſofort zurückkehren müſſe. Dann eilten wir ſtumm an den Streckenſtoß gedrückt, wo die Gefahr, von herabſtürzenden Stücken beſchädigt zu werden, geringer war, den Weg, der mir unendlich lang erſchien, hinauf. Was kann der Menſch ſich nicht alles ſagen in der Zeit, in der er einen Fuß vor den andern ſetzt, und wie jagen die Gedanken bei dem Bewußtſein, daß es vielleicht die letzten ſein werden.

So erreichte jeder ſeine Strecke. Ehe ich an die meine gelangte, feſſelte mich wieder der grauenvoll ſchöne Anblick der lodernden Flammen durch die Breſche; aber eben als ich einen Moment ſtille ſtand, traf ein herabſtürzender Kohlenklotz ſchmerzhaft meine linke Schulter und machte die Lampe verlöſchen, die ohnehin nur ſchwer brannte. Ich trat in die Strecke, die ein Stück von der Lohe erleuchtet war, dann machte ich Feuer und verrichtete in kürzeſter Zeit die kleine Arbeit des Verſchluſſes. Als ich bei der mit gleicher Vorſicht angetretenen Rückkehr an den unteren Orten vorüberfuhr, ſah ich kein Licht in ihnen. Ich konnte nicht umhin, bis an die Dämme zu eilen und mich zu überzeugen, daß die Kameraden ihre Schuldigkeit gethan. Es war nichts verſäumt worden und die Leute waren alſo bereits geborgen. — Mit erleichtertem Herzen eilte ich zurück.

Ich konnte ſchon von weitem ſehen, wie Lampe an Lampe, Kopf an Kopf gedrängt, die Mannſchaften auf und ſelbſt vor dem Damme mich erwarteten.

Ich ſchwenkte mein Grubenlicht, da donnerte nicht endenwollend der ſchöne Bergmannsgruß zu mir herüber.

Wie ich eigentlich über die Mauer hinüber gekommen bin, weiß ich nicht, man ſchob mich und zog mich, und jeder wollte mir eine Hilfleiſtung thun.

„Sie haben gut gerechnet,“ ſagte der Oberſteiger, indem er mir mein Eigentum zurückſtellte, „es fehlen zwei Minuten zu der halben Stunde. Sie können jedoch überzeugt ſein, daß im ſchlimmſten Falle Ihr Befehl keine Folge gefunden hätte, wir würden den Damm nicht verſchloſſen haben, bis wir alle wieder gehabt, lebendig oder tot!“

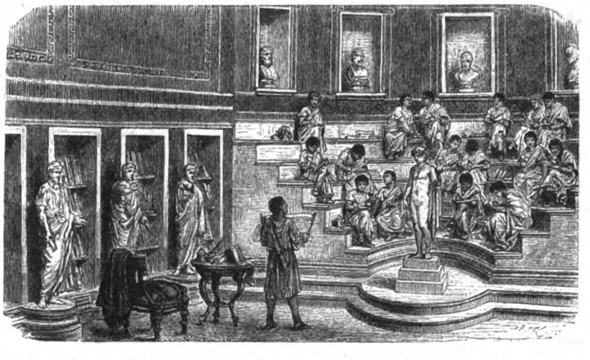
„Das wäre dann eure Sache geweſen, die Verantwortung dafür zu tragen; meine Pflicht war eine andere, der kam die Ordre nach, die ich gegeben; und nun danken wir Gott, daß er uns vor dem Schlimmſten behütet!“ In Kürze war der Damm vollends geſchloſſen und nach allen Erfahrungen geſichert.

Die aus den beiden Schächten aufſteigenden Flammenſäulen waren mit der Vollendung des Abſchluſſes faſt erloſchen, ein Beweis, daß von anderen Seiten keine ſtarken Luftſtrömungen nach dem Brandfelde ſtattfanden.

Bald zeigten dieſe Schächte ſo geringes Ausziehen von Brandwettern, daß wir die Überzeugung gewannen, der Abſchluß und die Iſolierung des Brandherdes ſei geglückt. Bei keiner Temperaturveränderung konnte ein Zurückdrücken der Wetter bemerkt werden, der große Damm blieb überall kalt und feucht und erfüllte ſeinen Zweck. Sein Zuſammenbrechen erkläre ich mir durch die Unzuverläſſigkeit und Zerklüftung des Kohlenflözes, welches in der Nähe der Bruchſtelle bereits unter dem zerſtörenden Einfluſſe der nahen Verwerfung gelitten hatte. An dieſer Stelle ſchien der Feind niedergekämpft zu ſein, er hat uns nichts mehr zu thun gegeben, ſo lange ich den Betrieb des Werkes leitete. Freilich neckte er uns noch oft anderen Ortes, wo aber im friſchen Felde von vornherein Einrichtungen hatten getroffen werden können, welche die Gefahren möglichſt beſeitigten. Vor allen Dingen aber hatten die gemeinſam getragenen ſchweren Zeiten ein feſtes Band des Vertrauens zwiſchen den Belegſchaften der Gruben und deren Beamten geſchaffen, welches ſich in den bei jedem großen Bergbaubetriebe immer wiederkehrenden Vorkommniſſen, welche momentane, ungewöhnlich große Anſtrengungen von allen Seiten fordern, glänzend bewährte und mir ſpäter den Abſchied von den Werken unendlich ſchwer machte, als die Verhältniſſe ihn von mir forderten.

Eine Schule im alten Rom.

Unter den vielen intereſſanten Stätten, welche die Ausgrabungen in Rom zutage gefördert haben, iſt das Schullokal in der Via Merulana eine der bedeutungsvollſten. Das wohlerhaltene kleine Gebäude, das aus der Kaiſerzeit ſtammt, gewährt uns einen deutlichen Einblick in jene Lehranſtalten, in denen die Söhne der vornehmen Römer unterrichtet wurden. Unſer Bild bietet natürlich eine auf Grund eigner Anſchauung angefertigte Rekonſtruktion. Über den amphitheatraliſch aufſteigenden Schulbänken zieren Büſten von Sophokles und Euripides, von Horaz und Vergil die Niſchen. Zwiſchen den Repoſitorien an der Wand ſtehen die Bildſäulen großer Römer. Der ſiegſpendende Apoll in der Mitte ſoll die Schüler zum Wetteifer anſpornen. Augenblicklich diktiert der Lehrer und die Knaben ſind eifrig bemüht, ſeine Worte feſtzuhalten, wobei ihnen das übergeſchlagene Bein als Unterlage dient.



Altrömiſche Schule aus der erſten Kaiſerzeit. Auf Grund des kurz nach der Ausgrabung von ihm nach der Natur gezeichneten wohlerhaltenen Lokals in der Via Merulana zu Rom, rekonſtruiert von Prof. H. Knackfuß.

Die Römer waren der Meinung, daß der Beſuch einer öffentlichen Schule für Knaben dem Privatunterricht vorzuziehen ſei. Quintilian weiſt darauf hin, daß dadurch der Ehrgeiz ungleich mehr geweckt würde, und er betont, daß die in der Schule geſchloſſenen Freundſchaften ſich ſpäter am beſten bewährten. Auch hatte man Ausſchreitungen kaum zu befürchten, denn der Pädagoge, ein mit der Aufſicht über den Knaben betrauter Sklave begleitete ſeinen Zögling in die Schule und wohnte vielfach ſelbſt dem Unterricht bei. Schlimm war nur, daß die Lehrer ſelbſt in der Regel nicht allzu viel Vertrauen erwecken konnten. Der Beruf eines Lehrers galt für wenig einladend. Nach der Meinung eines römiſchen Dichters hätte es nie einen glücklichen Lehrer gegeben. Sollte doch einmal einer exiſtiert haben, ſo ſei das gegen alle Geſetze und Regeln. Dem entſprechend bereitete man ſich auch nicht von vornherein für dieſe Thätigkeit vor, ſondern ergriff ſie meiſt nur als rettende Planke, wenn man im Leben Schiffbruch gelitten hatte. Lehrer wurde der verunglückte Schauſpieler, der zuſammengebrochene Offizier, der intelligente Freigelaſſene, der äſthetiſche Neigungen hatte und ſich anderweitig nicht durchzubringen wußte. Die meiſten Lehrer waren Griechen, denn die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Sprache, Mythologie und Litteratur war in der Kaiſerzeit die Vorausſetzung jeder Bildung. Die Konkurrenz der Schulen war groß, das Honorar meiſt nur gering, doch gab es freilich auch Lehrer, die in der Mode waren und die ſich ein verhältnismäßig ſehr hohes Schulgeld zahlen ließen, ſo daß ſie darüber reiche Leute wurden. Ihre weniger vom Glück begünſtigten Kollegen hatten freilich oft ihre liebe Not, auch nur das geringe Honorar wirklich zu erhalten. Friedländer meint, daß durchſchnittlich ſechs Stunden am Tage gegeben wurden, doch waren die Feiertage zahlreich und während der vier heißen Sommermonate wurde, wie es ſcheint, nicht unterrichtet. An Schultagen begann der Unterricht noch vor Sonnenaufgang bei Lampenlicht, pauſierte während der Mitte des Tages und wurde dann nach dem Mittageſſen wieder aufgenommen.

Die Disziplin war ſtreng, der Stock und die Rute ſpielten eine große Rolle. Trotzdem machte das übermütige Völkchen dem Herrn Lehrer mitunter tüchtig zu ſchaffen. Die Wände der Pompejaniſchen Häuſer zeigen noch heute manche Probe des Schülerwitzes in Form von Kritzeleien.

Gewöhnlich begann der Unterricht mit dem ſiebenten Jahre und währte, bis der zum Jüngling werdende Knabe aus der Schule des Grammatikers in die des Rhetors überging. Man lernte leſen, ſchreiben und rechnen. Sobald die Kinder leſen konnten, machte man ſie mit den Dichtern bekannt und der fernere Unterricht knüpfte ſich nun an dieſe Lektüre, die zu Ausflügen auf das Gebiet der Mythologie, Geographie und Geſchichte ja reichlichen Anlaß bot. An das Rechnen, das in Anlehnung an ein Rechenbrett gelehrt wurde, knüpften ſich die Elemente der Mathematik.

Die ungeheure Mehrzahl der Schulen waren reine Privatunternehmungen, doch gab es auch eine kleine Anzahl von Lehrern, die von der Gemeinde einen Gehalt bekamen. Häufiger kam es vor, daß die Lehrer für ſteuerfrei erklärt wurden.

Nach allem dieſen ließ gerade das Elementarſchulweſen der Römer noch ſehr viel zu wünſchen übrig.

Ein kirchlicher Wegweiſer für Auswanderer.

Aus den dreiunddreißig Deutſchen, welche am 6. Oktober 1683 nach Pennſylvanien kamen und die erſte deutſche Niederlaſſung in Nordamerika gründeten, ſind in zweihundert Jahren fünf Millionen Deutſch-Amerikaner geworden, d. h. ein Zehntel der Geſamtbevölkerung der Vereinigten Staaten. Nachdem die Einwanderung vorübergehend im Jahr 1870 und noch mehr in den Jahren 1874—79 beträchtlich abgenommen hatte (im Jahre 1877 betrug ſie nur 27417) ſtieg ſie im Jahre 1880 bereits wieder auf 134 040, im Jahr 1881 auf 249 572 und 1882 auf 250 630.

Die zweihundertjährige Jubelfeier des vorigen Jahres hat nun allerdings bewieſen, daß unſere Landsleute in Amerika eine geachtete und in manchen Städten eine einflußreiche Stellung einnehmen. So konnten ſie in Newark, der bedeutendſten Stadt in New-Jerſey, ſtolz auf ihr Banner ſchreiben: „Im Jahr 1683 beſaßen wir kein Land; 1883 beſitzen wir ein Drittel der Stadt.“ Auch die vierhundertjährige Jubelfeier des deutſcheſten Mannes, unſers Dr. Martin Luther, welche von einem Ende der Union bis zum andern ſtattfand, (vgl. Nr. 15, S. 228) hat bewieſen, wie geachtet der deutſche Name und die Kirche deutſcher Reformation in Amerika iſt.

Auf der anderen Seite iſt es aber ebenſo unleugbar, daß unſere Landsleute ſich drüben ſehr raſch völlig amerikaniſieren d. h. ihre Sprache, ihre Nationalität und ihre frühere Kirchenangehörigkeit verlieren. Dem dürfen wir nicht müßig zuſchauen. Unſere Pflicht iſt, die fortziehenden Landsleute ſo zu beraten und zu dirigiren, daß ſie drüben nicht nur vor materiellem Schaden bewahrt und in die richtigen Bahnen des Erwerbs oder der Anſiedelung geleitet, ſondern daß ſie auch möglichſt ihrem Volkstum und ihrer Kirche erhalten werden.

Sehr erfreulich iſt es, daß die Bemühungen des Heimatlandes für ſeine auswandernden Söhne und Töchter ſich nach allen dieſen Richtungen mehren und daß namentlich die Kirche ſich bemüht, ihren auswandernden Gemeindegliedern die Wege zu bahnen. In der letzteren Richtung konnte ein im Jahr 1882 von Paſtor Lenker in Pennſylvanien herausgegebenes kirchliches Adreßbuch mit Freuden begrüßt werden. Daſſelbe umfaßte aber ausſchließlich die lutheriſchen Gemeinden und Geiſtlichen und war vor allem nicht nach Ortſchaften geordnet. Nun nimmt die lutheriſche Kirche allerdings in den Vereinigten Staaten eine hervorragende Stellung ein. Dieſelbe zählt 3429 Geiſtliche, darunter, ſoweit es ſich ermitteln ließ, 1750 Deutſche, die übrigen ſind zumeiſt Engliſch-Amerikaner, demnächſt Schweden, Norweger und Dänen. Zur reformierten Kirche gehören aber auch 767 Geiſtliche, darunter 146 Deutſche, die von Deutſchland ausgeſandt ſind, und 200 Deutſch-Amerikaner, die in den Vereinigten Staaten ausgebildet, in deutſcher und engliſcher Sprache Gottesdienſt halten. Die deutſche evangeliſche Synode von Nordamerika, welche den Standpunkt der poſitiven Union in Preußen einnimmt, umfaßt 430 deutſche Geiſtliche, welche ganz deutſchen Gemeinden vorſtehen und an vielen Orten wirken, wo es weder Lutheraner noch Reformierte gibt. Es iſt deshalb dankbar anzuerkennen, daß ein durch ſeine langjährige Thätigkeit in der Diaſpora dazu beſonders berufener Mann, Paſtor Dr. Borchard ſich bereit gefunden hat, ein kirchliches Adreßbuch*) herauszugeben, welches außer ſämtlichen Synoden, Gemeinden und Geiſtlichen der lutheriſchen Kirche auch die der reformirten Kirche und die der deutſchen evangeliſchen Synode von Nordamerika in praktiſch überſichtlicher Zuſammenſtellung darbietet. Der Anhang enthält außerdem ein Verzeichnis der deutſchen evangeliſchen Geiſtlichen in Südamerika, ferner die Adreſſen der bedeutendſten deutſchen Geſellſchaften und Hilfsvereine wie der deutſchen Konſulate in den Vereinigten Staaten. Im Vorworte erteilt der Herausgeber den Auswanderern verſchiedene nützliche Winke zum Gebrauche ſeines kirchlichen Wegweiſers und fügt die Adreſſen der Paſtoren und Hafenmiſſionare hinzu, welche ſich in Hamburg, Bremen, Stettin, Antwerpen, Rotterdam, Newyork, Baltimore und Philadelphia der Auswanderer in jeder Beziehung anzunehmen bereit ſind. Der Wert des handlichen Büchleins wird endlich noch erhöht durch eine überſichtliche und in der geographiſchen Anſtalt von Velhagen & Klaſing in Leipzig trefflich ausgeführte Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

R. K.

---

*) Kirchliches Adreßbuch von Nordamerika. Im Auftrage des Zentralausſchuſſes für die innere Miſſion der deutſchen evangeliſchen Kirche, der Evangeliſchen Geſellſchaft für die proteſtantiſchen Deutſchen in Amerika und der Diaſporakonferenz herausgegeben von Dr. H. Borchard, Paſtor. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klaſing 1884. 70 Seiten, Preis: 1,20 Mark.

Die Geſellſchaft.

Skizze aus dem Familienleben von **Hans Arnold**.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

„Kinder, was iſt denn nächſte Woche bei Bernaus los?“ ſagte der Leutnant Zettritz und zog ſich die Handſchuhe an, um nach beendetem Mittagsmahle im Kaſino den Heimweg anzutreten. „Weiß jemand etwas Näheres?“

Die anderen Herren ſaßen noch in Gruppen, teils beim Whiſt, teils an dem runden, mit Büchern und Zeitſchriften bedeckten Tiſch zuſammen — man aß aus dienſtlichen Rückſichten ziemlich früh am Tage. Bei Zettritz' Frage ließ einer der Whiſtſpielenden die Karten ſinken. Es war ein hübſcher, ſchlanker Hauptmann mit dunklem Haar und dunklen Augen. „Ja, es iſt wahr — was iſt los? Ich bin auch befohlen,“ ſagte er, „und heute laden ſie ſchon ein, um ſicher zu gehn — das iſt doch ein ſträflicher Gedanke! Ich werde mir's wohl ſchenken!“

„Bewahre, Helldorf! Du biſt ja das Schwarze in der Scheibe, wonach ſchon ſo lange gezielt wird,“ ſagte ſein Vis-à-vis, der Major Holzen, „du mußt gehn! Mimi weint ſich die Augen aus!“

„Kinder, entſchuldigt 'mal, wie lange ſoll denn noch die ‚Mimi‘ bleiben?“ frug Zettritz wieder, der noch an der Thür lehnte, „die iſt doch ſchon bedenklich geſetzt! — nun könnte ſie ſich auch bald Marie nennen!“

„Wird ſich hüten!“ erwiderte Holzen behaglich, „ſie bleibt Mimi, bis ſie verheiratet iſt, und dann hört ſie erſt recht nicht auf! Es müßte ſie übrigens wahrhaftig einer von euch heiraten, ihr Herren, ſchon aus Erbarmen mit den zahlloſen, jüngeren Schweſtern.“

„Hat ſie Schweſtern? Hab' ja keine Ahnung davon!“ rief Zettritz erſtaunt und riß die Augen weit auf.

„Glaub' ich Ihnen,“ ſagte der Major lakoniſch, „die Exiſtenz dieſer Schweſtern iſt auch nur dem Eingeweihten bekannt. Sie werden ſo lange in die Kinderſtube geſperrt, bis Mimi jemand mit ihrer ſchönen Hand beglückt hat. Es laufen da, einem ſchauerlichen on dit zufolge, zweiundzwanzigjährige Weſen mit Hängeſchürzen und Puppen herum, die für zehn Jahr und groß für ihr Alter gelten.“

„Ach, Blödſinn!“ rief ſein Vetter Helldorf; „nein, aber wir kommen nicht weiter — was iſt Sonnabend los? Gewiß ein beſonders ſchalkhafter Zauber — mir ahnt das Schlimmſte!“

„Sie wollen, glaube ich, Bilder ſtellen, oder Komödie ſpielen,“ ſagte ein anderer im Hintergrund. Helldorf fiel erſchreckt in ſeinen Seſſel zurück.

„Nein, hört 'mal — das nehme mir keiner übel! Ich ſoll doch wohl nicht bis in mein Greiſenalter kindliche Scherze mit machen! Was fällt denn Bernaus ein?“

„Alles Kapitalsanlage, mein Lieber,“ meinte ſein Vetter, „das wird dem künftigen Schwiegerſohn an der Ausſtattung abgezogen, wenn Mimi unter der Haube iſt. Thu du nur mit!“

„Nein,“ ſagte der Hauptmann und ſtand auf, „unſer Robber iſt ja wohl zu Ende? — ich danke! ich ſpiele nicht Komödie! Alle Stücke fangen egal an, — ich ſoll mich mit der Mimi als reizendes, junges Ehepaar an den Kaffeetiſch ſetzen — das kenne ich ſchon — fällt mir nicht ein!“

„Und eh du dich's verſiehſt, ſegnet dich die Mutter meuchlings!“ erwiderte Holzen und ſtand auch auf, „na, wir wollen die Sache bedenken! Komm, wir haben ja einen Weg. Zettritz, gehen Sie mit?“

„Nein,“ erwiderte Zettritz träge, „ich muß noch ausſchlafen auf den Schreck, — mir thut der Kopf weh bei dem Gedanken an Sonnabend!“ Die Herren trennten ſich, und der Major und Helldorf gingen gemeinſam die Straße hinunter.

An der nächſten Ecke ſtanden zwei junge Damen in Winterjacken und Pelzbaretts und hatten einander viel zu erzählen, wobei die eine, die Jüngere und Hübſchere von beiden, ſich mit vorgehaltenem Muff vor dem indiskreten Schnee zu ſchützen ſuchte, der ihr allerliebſtes Geſicht rückſichtslos peitſchte.

Die Herren grüßten im Vorbeigehn, und der Major ſagte halblaut und lachend: „lupus in fabula — Mimi mit der Notenmappe und der Freundin!“

„Nenne die Freundin nur nicht auch als Requiſit,“ gab der Hauptmann in etwas gereiztem Ton zurück, „dieſe Freundſchaft iſt das einzige, was ich an Fräulein von Hohenthal nicht verſtehe!“

Der Major kniff mit einem bedeutſamen Lächeln das eine Auge zu.

„*Alles andere* verſtehſt du?“ fragte er mit Nachdruck, „gratuliere, alter Freund — die Hohenthal iſt ein reizendes Mädchen, — höchſt erwünſchte Regimentsdame!“

„Ja, wer erſt ſo weit wäre!“ ſeufzte der Hauptmann, „aber hier bin ich zu Hauſe, Holzen — guten Abend!“

Die Mädchen ſtanden währenddeſſen noch immer in ihr Geſpräch vertieft. Beide hatten den Gruß der vorübergehenden Herren mit einer leichten Befangenheit erwidert, die ſich aber auf Fräulein Bernaus — der vielbeſprochenen Mimi — Geſicht mit einem Zug von Selbſtzufriedenheit miſchte.

„Da geht er hin!“ ſagte ſie mit einem kleinen affektierten Lachen, „haſt du geſehn, wie er *ſtrahlt*, Anna? Das unſchuldige Vergnügen, mich zu grüßen, kann er doch oft genug haben — aber es ſcheint ihm immer noch Spaß zu machen!“

Anna von Hohenthal biß ſich ein wenig auf die Lippen, wie um eine Äußerung zu unterdrücken. Sie war ein großes, ſchlankes Mädchen, mit krauſem goldbraunem Haar, einem reizenden, ſtolzen Munde und blendend zartem Teint, der zur Verzweiflung ſeiner Beſitzerin, und zur Freude der übrigen Menſchheit bei jedem überraſchenden Eindruck zum tiefſten Erröten geneigt war. Auch in dieſem Augenblick ſchoß ihr, trotz Winterluſt und Schneegeſtöber, das Blut verräteriſch ins Geſicht.

„Warum wirſt *du* denn ſo rot?“ fragte Mimi etwas ſpitz.

„Ach, mein albernes Rotwerden!“ rief die Freundin ärgerlich, und hielt den Muff mit allem Schnee darauf an ihr Geſichtchen, „wenn ich mir das doch abgewöhnen könnte! *Du* weißt doch, Mimi, daß ich immer ohne allen Grund rot werde!“ ſetzte ſie vorwurfsvoll hinzu.

„Ja, ja,“ verſicherte Mimi verſöhnt, „ich hatte nur einen dummen Gedanken, — verzeih, Anna, aber es wäre meine Pflicht als Freundin, dich vor einer Täuſchung zu warnen — ſetze dir um des Himmels willen ja nichts über den Hauptmann in den Kopf! es könnte ſchließlich dahin kommen, daß du *mir* deswegen böſe würdeſt, und ich kann wahrhaftig nichts dafür!“

„Glaubſt du, daß er ſich ernſtlich für dich intereſſiert?“ frug Anna mit leiſer Stimme.

Mimi erhob Hände und Augen zum Himmel.

„Ob ich es *glaube*! Mein Kind, ich müßte noch viel naiver ſein, als ich es leider Gottes ſo ſchon bin, wenn ich *das* nicht gemerkt hätte! Er ſteht ja ſeit Wochen auf dem Punkte, ſich zu verraten, — ich mußte oft die größte Liſt anwenden, — um ihn vom Reden abzuhalten — ſonſt wäre es ſchon zehnmal zur Erklärung gekommen!“

„Warum läßt du es denn nicht dazu kommen?“ fragte Anna trotzig, und ſtieß mit dem Schirm kleine, unregelmäßige Muſter in den Schnee.

„Nun — ſo! — Aber was ich darin durchmache, iſt über die Begriffe! Der gute Lutz Helldorf — er iſt ſo namenlos unvorſichtig! Denke dir zum Beiſpiel, ich komme vorgeſtern zu Trendel, und will mir Noten umtauſchen — wer ſteht im Laden? Helldorf! Ich kann dir ſagen, mir ſchwamm alles vor den Augen! Er ſah mich zuerſt nicht. Ich aber, ganz ruhig — ich bin immer ſehr ruhig in ſolchen Momenten — ſage: ‚guten Abend, Herr Hauptmann!‘ Er fährt zuſammen, als wenn der Blitz neben ihm eingeſchlagen hätte. ‚Oh, guten Abend, mein gnädiges Fräulein — das nenne ich einen glücklichen Zufall!‘ ſagt er. *Ganz laut*; ich bin überzeugt, Trendel muß es gehört haben! Ich denke, ich ſoll in die Erde ſinken! Und das iſt noch gar nichts!“

Gegenüber *dieſem* Beweis von der Leidenſchaft des Hauptmanns mußte allerdings jeder Zweifel verſtummen, und Anna reichte der Freundin die Hand zum Abſchied.

„Auf Wiederſehn, Mimi!“

„Ja, aber *wann*!“ rief Mimi pathetiſch, „ich habe abſolut keinen freien Augenblick übrig! Wir geben doch nächſte Woche unſere große Geſellſchaft — *endlich*! das heißt, der Papa iſt noch nicht herum! Aber Mama hat die Herren vorſichtshalber heut ſchon eingeladen. Halte dir nur den Sonnabend frei, Anna! — Ja, und richtig — dann ſticke ich noch eine Zigarrentaſche für Helldorf zum Vielliebchen — er ſah ſie neulich, ahnte aber nicht, für wen ſie beſtimmt ſei. Er ſchien richtig ſoupçonnös darüber, und ich war ſo ſchändlich, zu thun, als ob ſie für Zettritz wäre!“

„Ich muß gehen, Mimi!“ ſagte Anna ungeduldig, „es iſt ſtockfinſter!“

„Ja, du haſt recht,“ ſtimmte Mimi bei, „es iſt ſchon ſo finſter, und ich müßte notwendig heut noch ſticken. Aber ich verderbe mir die Augen. ‚Sie verderben ſich die Augen, mein gnädiges Fräulein,‘ wie Helldorf neulich ſagte, ‚und das wäre doch ſchade!‘ Er hat eine Art, ſolche Dinge zu ſagen — mit dem ruhigſten Geſicht von der Welt — wirklich unglaublich! Aber nun adieu!“

Die beiden Mädchen trennten ſich nun wirklich. Anna, nach dem Sprüchlein:

> „Eiferſucht iſt ſcharfſichtig und blind,
> Sieht wie ein Schütz, und trifft wie ein Kind.“

trat in ſehr zorniger und gekränkter Stimmung den Heimweg an, da ſie nach Mimis Erzählungen feſt überzeugt war, daß der Hauptmann zur Fahne ihrer Freundin übergegangen ſei, nachdem er ſo lange *ihre* Farben getragen hatte.

Mimi trippelte unterdes ſtillvergnügt nach Hauſe, und dachte ſich ein paar abſchlägige Antworten auf Liebeserklärungen aus — eine Hauptbeſchäftigung ihrer Phantaſie.

Mimi Bernau — ſie verzeihe uns, daß wir ſie jetzt erſt beſchreiben, war ein ziemlich langes, hageres Mädchen, Ende der zwanzig, die den negativen Troſt für ſich hatte, daß ſie mit ſiebzehn Jahren auch nicht hübſcher geweſen war. — Sie beſaß ſpärliches, dunkelblondes Haar, und ein Paar weit offene, fahlbraune Augen ohne Wimpern, auf die ſie unſäglich ſtolz war. —

Mimi war alſo weder hübſch noch jung — ſie war auch nicht klug oder intereſſant — dennoch galt ſie in den Augen von zwei Perſonen für bethörend und unwiderſtehlich. Die eine dieſer beiden war ihre Mutter, die andere ſie ſelbſt — — und da beide ſie von frühſter Jugend an kannten, ſo mußte doch wohl etwas an der Sache ſein.

Wenn Mimi bis auf den heutigen Tag noch unvermählt geblieben war, ſo hielt ſie dies alles Ernſtes teils für eine Folge ihrer Herzensunempfindlichkeit, teils für ein Werk dämoniſcher Umtriebe und Zufälligkeiten. Ihre Verehrer, die eine bedenkliche Ähnlichkeit mit Falſtaffs ſteifleinenen Gegnern hatten, waren alle entweder durch die hartnäckige Kühle Mimis abgeſchreckt worden, oder hatten in unbegreiflicher Verblendung nie den Moment am Stirnhaar faſſen können.

In neuerer Zeit war Mimi denn aber entſchloſſen, niemand mehr unglücklich zu machen, und wollte es dem Hauptmann Helldorf wenigſtens nicht an einer Gelegenheit fehlen laſſen, ſeinen Gefühlen Worte zu leihen.

Zu dieſem Zweck hatte ſie, wie wir hörten, im Verein mit ihrer Mutter den Beſchluß gefaßt, eine große Geſellſchaft zu geben.

Dieſem Ereignis ſtand aber noch ein Hindernis im Wege, welches beſeitigt werden mußte. Es galt, das Haupt der Familie, den Juſtizrat Bernau, einen vielbeſchäftigten Mann von choleriſchem Temperament, aber weichem Herzen, mürbe zu machen und ſeine Zuſtimmung zu erringen.

Der Juſtizrat hatte in früheren Jahren öfter ſein Haus zum Tempel der Geſelligkeit geweiht, wenn auch mit Widerſtreben, doch durch das Flehen ſeiner Frau und Mimis übermannt. Neuerdings aber war ihm die Luſt dazu abhanden gekommen, umſomehr, da er ſich noch im Beſitz einer überfüllten Kinderſtube befand und ſich mit innerlichem Schauder ſchon bis in die fernſten Zeiten als übernächtigen Ballvater bis um drei Uhr des Nachts Whiſt ſpielen ſah — ein Vergnügen, das er mit Mimi nun bereits neun Jahre lang durchkoſtete.

Seit vierzehn Tagen bearbeiteten ihn aber Gattin und Tochter zu jeder Tageszeit mit Seufzen, Murren, Drohen und Flehen; keine Mahlzeit verging, wo ihm „die Geſellſchaft“ und ihre Notwendigkeit nicht bei jedem Gange mit ſerviert worden wäre, und keine Unannehmlichkeit im Haushalte trug ſich zu —

ſo weit ab ſie anſcheinend von dem gefährlichen Thema liegen mochte — die nicht durch kunſtreiche Windungen und Wendungen zu dem Reſultat geführt hätte: „das kommt davon, daß wir keine Geſellſchaft geben!“

Heute abend ſaß man nun ziemlich ſchweigſam beim Thee. Der Vater, der den Tag über ſelten Zeit fand, las bei dieſer Mahlzeit die Zeitung, und trank ſo gewiſſermaßen ſeitwärts ſeinen Thee, um kein Wort zu verlieren. Die Mutter ſann und ſann, auf welche Weiſe ſie ihr Steckenpferd mit Eleganz beſteigen könne, und Mimi benützte die gefüllte Theetaſſe als Spiegel und ordnete an ihren Ponyhaaren.

Der Juſtizrat Bernau gehörte zu den Zeitungsleſern par excellence. Erſtens las er jeden Buchſtaben, der im Tageblatte ſtand, vom Leitartikel bis zu den geſuchten und ſuchenden Köchinnen und Kutſchern — und dann borgte er nie jemand ein Blatt, ehe er ſie ſämtlich durchgeleſen hatte, und wenn die Zeitung zwölf Beilagen gehabt hätte. Wollte daher eins von den Seinigen etwas von den Neuigkeiten der Weltlage erhaſchen, ſo mußte es ihm über die Schulter ſehen, ohne daß er es merkte, denn das ärgerte ihn ſonſt auch. Der Juſtizrätin gelang es, vermittelſt ſchmerzhafter Kopfverrenkungen einen Blick in die Beilage zu thun, und ſich verratend, rief ſie: „Hier wird eine perfekte Köchin zu ſofort angeboten!“

Der Vater, empört über den geiſtigen Diebſtahl, der an ihm begangen worden, zog die Blätter fort. „Das wäre vielleicht etwas für uns!“ bemerkte Mimi.

Im Antlitz der Hausfrau leuchtete ein Blitz der Intelligenz auf — ſie hatte ihre Anknüpfung gefunden.

„Ach, wozu ſoll ich mir eine perfekte Köchin nehmen!“ ſagte ſie wegwerfend, „wir ſehen ja doch keinen Menſchen bei uns!“ —

Der Vater ſchob gereizt und mißtrauiſch die Brille auf die Stirn.

„Ja, wenn wir unſeren geſelligen Verpflichtungen nachkämen,“ fuhr die Mutter hocherfreut fort, „da lohnte es ſich, gute Dienſtboten zu haben — aber ſo! Die Bekannten müſſen ja alle zurückgeſtoßen werden, wenn man ſie nie einladet. Frau von Hohenthal grüßte mich heute ſchon ganz pikiert!“

„Dann kann ich nicht mehr mit Anna verkehren,“ rief Mimi mit Thränen in den Augen.

„Auf uns kommt es nicht an, mein Kind,“ belehrte die Juſtizrätin, „das iſt das Los der Frau — ſie muß ſich fügen! Und ich füge mich ja auch in allen Stücken — das mußt du ſelbſt ſagen, Albert!“

Albert ſagte nichts.

„Aber in dem einen Punkte könnteſt du mir wohl auch einmal nachgeben — eine kleine Geſellſchaft“ —

Der Vater ſchob den Stuhl zurück.

„Nun meinetwegen!“ rief er voll Zorn, „da gebt eure Geſellſchaft — aber bald — aber ſchnell — damit man es los iſt!“ —

Mutter und Tochter telegraphierten ſich voll Entzücken zu, und Mimi begann eifrig, das Theegeſchirr abzuräumen, und holte Papier und Bleiſtift, um die Liſte der Einzuladenden zu entwerfen.

„Alſo,“ begann ſie, „Siewerts zwei — Bergenaus vier — wir drei —“

„Kinder, das wird ja eine Rieſengeſellſchaft,“ rief der Vater entſetzt, „aber das bitte ich mir aus — mehr wie zwanzig Perſonen ladet ihr nicht ein! Wo ſollen ſie denn ſitzen?“

„Das überlaſſe nur alles uns!“ erwiderte ſeine Frau, „du ſollſt gar nichts von der Geſellſchaft merken — wenn du nur die Erlaubnis gibſt!“

„Und das Geld!“ ſeufzte der Juſtizrat.

Mimi hatte unterdes eifrig weiter geſchrieben.

„So — das ſind zwanzig —“ ſagte ſie, innehaltend.

„Die Mutter überflog die Liſte.

„Das ſind fünfundzwanzig!“ behauptete ſie, „Siewerts zwei“ —

„Zeigt her,“ rief der Juſtizrat, „ich werde zählen. Ihr könnt nicht addieren! Siewerts zwei“ —

„Haſt du die Heinrich aufgeſchrieben?“ fragte die Mutter.

„Nein, Mama, die lade ich nicht ein — die verdirbt uns alles!“ —

„Die Heinrich wird eingeladen!“ rief die Mutter kategoriſch.

Der Vater warf den Zettel voll Abſcheu von ſich.

„Dabei ſoll ein Menſch zuſammenrechnen,“ rief er ärgerlich, „könnt ihr denn nicht fünf Minuten ſtill ſein? Nochmal: Siewerts zwei!“

Nach mehrmaligen Verſuchen der Damen, ſich flüſternd über „die Heinrich“ zu verſtändigen, die den Vater zu der Erklärung bewogen, wenn jetzt noch ein Wort geſprochen würde, erlaube er die ganze Geſellſchaft nicht, trat feierliche Stille ein und das Exempel wurde gelöſt.

„Bei denen bleibt's nun aber,“ ſagte der Juſtizrat energiſch, „ladet mir jetzt nicht etwa noch die halbe Stadt hinterrücks ein! Was ſchreibſt du denn da noch auf, Cäcilie?“

„Wenn von den Geladenen welche verhindert ſind, kann man dafür gleich andere abmachen,“ erwiderte Cäcilie unerſchütterlich, die nun, der Hauptſache ſicher, auch innerlich ganz feſt entſchloſſen war, alles durchzuſetzen, was ſie ſich irgend vorgenommen hatte.

Nachdem noch eine Stunde über die Gäſte und deren Bewirtung hin und her debattiert war, ging man zu Bett. Die Juſtizrätin „plauderte“ noch bis zu dem Moment des Einſchlafens von der Geſellſchaft, und das letzte Wort, was ihr Mann hörte, war: „Siewerts zwei“ — damit entſchlummerte er.

Der nächſte Morgen ſchien trüb und winterlich in die Fenſter, als der Vater erwachte. Seine Gattin war bereits auf und ſtand mit einem Bleiſtift und Zettel am Fenſter. Der Vater vernahm die verhängnisvollen Worte: „Siewerts zwei!“

„Was iſt denn ſchon wieder mit Siewerts zwei, Cäcilie,“ rief er in gerechter Entrüſtung, „auf nüchternen Magen braucht man ſich das nicht gefallen zu laſſen!“

„Ich habe den Zettel von geſtern abend verlegt,“ ſagte Cäcilie, „rege dich nicht unnütz auf, Albert! Wer A geſagt hat, muß auch B ſagen! Der Lohndiener iſt draußen und will einladen gehen. Ich ſchreibe ihm einen neuen Zettel. Und nun unterbrich mich nicht mehr, bitte — Siewerts zwei“ —

Der Juſtizrat zog die Decke über den Kopf, damit er das furchtbare Wort nicht mehr zu hören brauchte. Seine Frau verließ das Zimmer, um den Lohndiener zu inſtruieren, der ganz unnötig zum Einladen beſtellt war, und der Vater, ſeine Unvorſichtigkeit vom vorigen Abend bitter bereuend, ſtand auf und ging ins Wohnzimmer, wo Mimi den Kaffee bereitete.

„Väterchen!“ empfing ſie ihn ſchmeichelnd, „ich habe eine große Bitte!“

„Nun?“ fragte der Gaſtgeber, das Schlimmſte ahnend.

„Haſt du heute Zeit?“ begann Mimi vorſichtig.

„Nein!“ rief der Vater, ärgerlich über den unnötigen Umweg, auf dem Mimi ihr Anliegen vorbringen wollte.

„Ach freilich, du haſt ja Zeit!“ ſagte ſeine Tochter kaltblütig.

„Nun, wenn du es weißt, da frage mich nicht lange! Überhaupt, Kinder, ſagt was ihr wollt, aber fragt nicht eine Stunde vorher: ‚Darf ich etwas ſagen? kann ich etwas fragen?‘ das iſt reine Zeitverſchwendung! Alſo — was willſt du?“ —

Mimi ſchob mit ſchalkhaftem Lächeln ein Häufchen Viſitenkarten vor ihn hin.

„Nun, was ſoll das?“ fragte der Vater unmutig.

Die Mutter hatte inzwiſchen auch am Kaffeetiſch Platz genommen.

„Du haſt den Herren noch keinen Gegenbeſuch gemacht,“ ſagte Mimi etwas zaghaft, „das mußt du nun vor der Geſellſchaft noch thun.“ Der Juſtizrat ſaß ſtarr.

„Nun, weiter fehlte mir nichts!“ brachte er endlich mühſam hervor, „ich werde wohl noch drei Leutnants und fünf Referendaren Gegenbeſuche machen ſollen — und hier iſt gar noch ein Fähnrich dabei! Nein, das kann kein Menſch verlangen!“ —

„Dann geh wenigſtens zum Hauptmann Helldorf,“ drängte Mimi, „der kommt nicht, wenn du nicht vorher bei ihm warſt!“

„Nun, dann bleibt er zu Hauſe!“ bemerkte der Vater gefühllos. Mimi brach in Thränen aus und verließ das Zimmer.

(Fortſetzung folgt.)

Der Burſche.

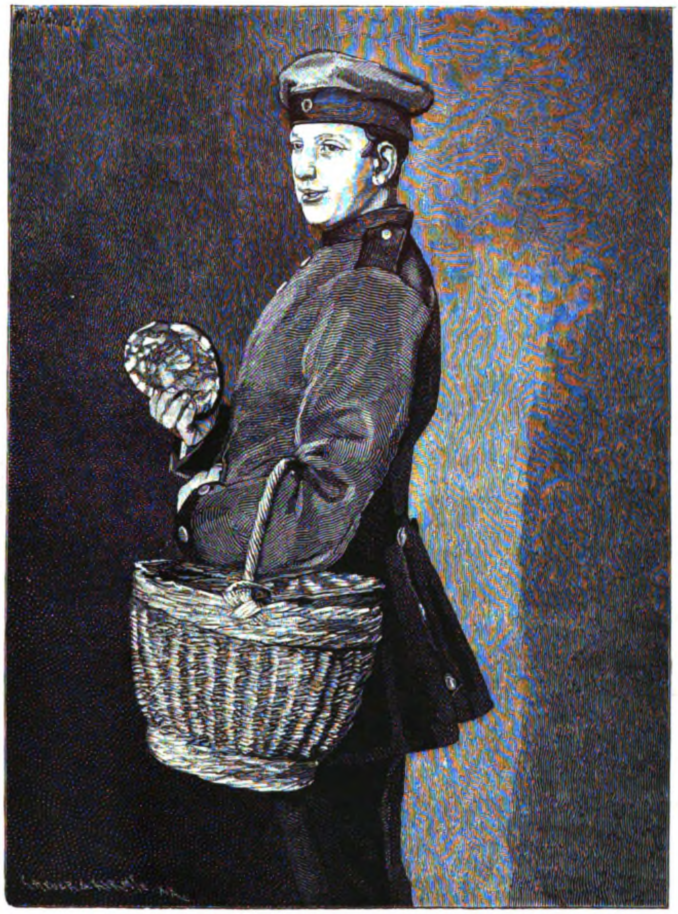
„Marek! — Ma—arek!“ Niemand antwortet dem wiederholten lauten Ruf und mit einem ärgerlichen: „Der Menſch iſt aber auch nie da, wenn man ihn braucht,“ fällt die Thür dröhnend ins Schloß. Der Herr Hauptmann iſt ſehr verſtimmt. Beſtäubt, ermüdet, hungrig und durſtig von einer Felddienſtübung zurückgekehrt, will er mit Hilfe ſeines Burſchen in aller Ruhe und Behaglichkeit andere Toilette machen, um dann, fern von den aufreibenden Sorgen des Dienſtes im Kreiſe der Seinen einen angenehmen Abend zu verbringen, aber Marek iſt nicht aufzutreiben. Alles Rufen und Klingeln nach ihm bleibt umſonſt.

Ja, Vadder, dat's ſihr argerlich,
Indeſſen, na, dann helpt dat nich

ſingt Reuter und in dieſem Falle geht es dem Herrn Hauptmann eben ſo. Es hilft ihm alles nicht, er muß ſich bequemen, Helm und Schärpe ohne die hilfreichen Handleiſtungen des Dieners abzulegen. Sein Zorn gegen den Säumigen macht ſich gerade wieder in einigen liebenswürdigen Donnerwettern mit obligater Begleitung von verſchiedenen nicht durchaus ſalonfähigen Scheltworten Luft, da die verd . . . . . . Schmierſtiefel trotz des praktiſchen und bequemen Stiefelknechts nicht „ausgehen“ wollen, als der Gerufene atemlos herbeiſtürzt und auf die barſche Frage: „Kerl, wo ſteckſt du denn ſchon wieder?“ in ſtramm dienſtlicher Haltung meldet: „Zu Befehl, Herr Hauptmann, hat ſich gnee'ge Frau geſagt, hat ſich Frau Köchin geſagt, ſoll ich zu Fleiſcher gehen!“ Wer weiß, welche Weiterungen noch aus dieſer an und für ſich ſchwer verſtändlichen Rede entſtanden ſein würden, wenn nicht im entſcheidenden Moment die liebende Gattin erſchienen und den Zorn des Donnergottes raſch durch die Mitteilung zu beſänftigen verſtanden hätte, daß Marek in ihrem Auftrage durch die Köchin ausgeſchickt ſei, um für den geſtrengen Eheherrn nach der anſtrengenden Tagesarbeit ein Lieblingsgericht zu beſorgen. Der Gedanke an „Wiener Schnitzel“ und einen Schoppen gut gekühlten Moſel thut Wunder. Die gute Laune iſt im Handumdrehen wiedergekehrt und nach einer halben Stunde „ſitzen“ der geſtrenge Herr Hauptmann, der aber jetzt, angethan mit dem bequemen Zivilrock und ſchmunzelnd im Vorgenuß der ſeiner wartenden Tafelfreuden, gar nicht mehr ſo geſtrenge ausſchaut, mit ſeiner Gattin am friſch und einladend gedeckten Tiſche, ſicher und gewandt bedient von Marek, der in ſeiner einfachen Livree mit den ſpiegelblank geputzten Wappenknöpfen und den ſchneeweißen Handſchuhen einen gar ſtattlichen Eindruck macht.

Hauptmann von Sodenſtern hat erſt in ſpäteren Jahren geheiratet und die etwas opulenten Lebensgewohnheiten des Junggeſellen mit in die einfachere Häuslichkeit hinübergenommen. Da würden nun manche kleine Eigenheiten und perſönlichen Bedürfniſſe des Offiziers, deſſen ſteigende Bequemlichkeit mit dem bedenklich wachſenden Taillenumfange gleichen Schritt hielt, recht unangenehm zu kurz gekommen ſein, wenn Marek nicht geweſen wäre. Aber Marek konnte alles und that alles. Er war nicht nur ein aufmerkſamer Kammerdiener, der die „Sachen“ ſeines Herrn vorſichtig reinigte, ſorgſam aufbewahrte und wieder für den Gebrauch bequem zur Hand legte, der die Knöpfchen in das friſche Hemd ſteckte, ohne deſſen Plättglanz zu verderben, der mit den beiden Bürſten den Scheitel bis auf den Rockkragen herunter ſo kunſtvoll zurechtlegte, daß nur der Eingeweihte die fortſchreitende Lichtung des einſt ſo üppigen Haarwuchſes erkennt, ſondern er hielt auch Glas, Silber und Porzellan in vortrefflicher Ordnung, ohne mit dem „Meißener Zwiebelmuſter“ allenthalben anzuecken, er ſchmückte den Tiſch gleich einem königlichen Tafeldecker genau nach den Wünſchen der Herrſchaft, und „machte Tiſchbedienung“ nach allen Regeln der Kunſt. Mareks Verdienſte wogen um ſo ſchwerer, als ſeine beiden Vorgänger dieſen Anforderungen in keiner Weiſe genügt hatten, und nach kurzer Zeit in die Kompanie „zurückgetreten“ waren. Der eine hatte nicht „putzen“ können, und war ſelbſt „ſehr dreckig“ geweſen, beide hatten eine unübertroffene Geſchicklichkeit beſeſſen, die Bratenſauce ſtets zur Hälfte auf das Tiſchtuch, nicht ſelten aber gar auf Uniform und Kleid der Herrſchaft oder der Gäſte zu ſchütten und unter den Händen des letztern hatten Zuckerdoſe und Butterbüchſe ſich mit wunderbarer Schnelligkeit zu leeren gepflegt. Nicht daß Wolff, ſo war ſein Name geweſen, geſtohlen hätte. Er war im Gegenteil nach ſeiner eigenen und nach der Anſchauung der meiſten Leute, welche mit ihm auf gleicher Bildungsſtufe ſtehen, vollkommen ehrlich und hätte gewiß nicht eines Groſchens Wert veruntreut. Speiſen und Getränke dagegen zum ſofortigen eigenen „Konſum“ zu verwenden, galt ihm wie vielen anderen wohl als verbotene Frucht, aber nicht als Unrecht.

Marek genoß infolge ſeiner in die Augen ſpringenden Vorzüge und trotzdem daß der polniſche Bauerſohn fortwährend mit der deutſchen Sprache auf geſpanntem Fuße blieb, die Zufriedenheit des Herrn Hauptmann in vollſtem Maße. An dieſer konnten gelegentliche Ausbrüche eines choleriſchen Temperaments, wie der oben geſchilderte, nichts ändern und auch der Burſche war ſeinerſeits mit dem Vorgeſetzten ſo „gut eingerichtet,“ kannte deſſen ganzes Weſen ſo genau, daß die im Zorn ihm an den Kopf geworfenen „Eſel“ und „Kamele“ ihm das Leben weiter nicht verbitterten. Hatte er ſich doch auch die Gunſt der „Frau Hauptmann“ in hohem Grade erworben. Er war den Kindern „zu gutt,“ wie er ſich halb verſchämt ausdrückte, baſtelte für ſie, ſpielte mit ihnen, und alle, Knaben wie Mädchen, erklärten ohne Beſinnen Marek für ihren beſten Freund. Ebenſo war dem hübſchen, ſchlanken, anſtelligen und willigen Menſchen, der noch dazu von „guten Eltern“ war, die Köchin zugethan, doch darf man wohl mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die Gefühle dieſer alternden Dame von der Freundſchaft in ſehr bedenklicher Weiſe zur Liebe ſich zu erwärmen im Begriffe ſtanden. Marek lief und ſprang die ſteile Hintertreppe wieder und wieder herunter, um Waſſer, Holz, Kohlen und alle die anderen ungezählten Bedürfniſſe für den Haushalt herbeizuſchleppen, ließ ſich von der herrſchſüchtigen Brigitte ohne Murren zu Pontius und Pilatus ſchicken, und galt in den Augen der Hausfrau auch in einem letzten delikaten Punkte als das Muſter eines Burſchen. Er vertrug ſich mit der Köchin, ohne ihrer heißen Liebesbewerbung entgegen zu kommen, wenn er auch als geſunder, allezeit hungriger „junger Kerl“ die vom liebenden Herzen der Dienerin geſpendeten „Fettbemmen“ und den doppelt geſüßten Kaffee nicht verſchmähte. Ob es der zehn Jahre älteren Köchin mit dem zahnloſen Munde im Laufe der Zeit gelingt, den ſpröden Burſchen doch noch als „Schatz“ zu gewinnen, oder ob die Liebe ſpäter in die unangenehme Leidenſchaft umſchlagen wird, welche mit Eifer ſucht, was


Der Herr Offiziersburſche. Gemalt von W. Trübner.

Leiden ſchafft, möge dahingeſtellt bleiben. Jedermann kennt die düſtere Wolke, welche über dem Haushalt ſchwebt, wenn die Köchin die Suppe verſalzt und den Braten verbrennen läßt, weil nagende Eiferſucht ihr am Herzen frißt; und die traurigen Folgen, wenn der gerechte Zorn des Hausherrn blitzartig einſchlägt, um die Luft zu reinigen, dabei aber in den meiſten Fällen einen oder den anderen Bedienſteten vom Schauplatze ſeiner Thätigkeit fortzuſchwemmen. Vor der Hand lebte Marek ſein angenehmes, heiteres Daſein fort, als deſſen einziger ſchwarzer Punkt ihm der Unmut des Feldwebels erſchien. Dieſe „Mutter der Kompanie“ hatte eine „Pike“ auf den armen Burſchen, ohne daß ein ſtichhaltiger Grund zu dieſer Abneigung erſichtlich geweſen wäre. Böſe Zungen flüſterten ſich zu, daß der „Frau Feldwebel,“ welche über den bärbeißigen Krieger mit großer Energie den Pantoffel ſchwang, die Leiſtungen „ihres“ Burſchen nicht genügen ſollten. Dieſer letztere verſtand die ſchreienden Kinder im unvermeidlichen, höchſt elegant aufgeputzten Kinderwagen nicht zu beruhigen, hatte ſogar einmal dem jüngſten Sprößling die Flaſche gereicht, ohne den gewiſſen Saugſtöpſel ordentlich zu befeſtigen, ſo daß die koſtbare gezuckerte Milch das ganze Bettchen überſchwemmte, und erwies ſich auch in der Küche beim Gemüſeputzen und Kartoffelſchälen wenig gewandt. Was war natürlicher und gerechtfertigter, als daß die Frau Feldwebel, welche doch gewohnt war, den „beſten“ Burſchen zu haben, ernſtlich böſe war, daß das ſcharfe Auge des Hauptmanns gerade den „addretten und proppern“ Mann erkannt und „genommen“ hatte, den ſie ſchon ſeit ſeiner Rekrutenzeit zur eigenen „Stütze“ auserſehen glaubte.

Hoffen wir, daß das Stillleben im Hauſe des Hauptmannes, an dem Marek einen weſentlichen, nicht zu unterſchätzenden Anteil hat, noch recht lange fortdauert. Vielleicht entſchließt ſich der letztere, obgleich er eigentlich zu Hauſe auch gebraucht wird, dem Wunſche des vorgeſetzten Offiziers nachzukommen und „als Burſche zu kapitulieren,“ über die geſetzliche Zeit hinaus weiter zu dienen. Denn Marek iſt allerdings, wie ſein Herr oft und gern betont, eine wahre Perle.

Übrigens darf der Leſer aus dieſem begeiſterten Lobgeſange nicht etwa den Schluß ziehen, als ob nun die Mehrzahl der Soldaten, welche den Offizieren zu perſönlicher Bedienung beigegeben werden, und von denen die Burſchen der berittenen Offiziere gänzlich dienſtfrei ſind, mit den Verdienſten dieſes einen nicht den Vergleich aushielte. Im Gegenteil, nur tritt in kaleidoſkopiſch wechſelnder Form, jeder nach ſeinen Vorzügen und Schwächen und nach den äußeren Verhältniſſen des Offiziers, bei dem er „dient,“ verſchiedenartig in die Erſcheinung. In den auf größerem Fuße eingerichteten Häuſern der Generale und älteren Stabsoffiziere fungiert der Burſche in der Regel als eleganter Kammerdiener oder doch in voller Livree; in den beſchränkteren Haushaltungen manches jüngeren Offiziers macht er ſich eben aller Orten nützlich und wird nicht ſelten mit dem Deckelkorbe am Arme geſehen, der Dame des Hauſes auf den Wochenmarkt folgend oder auch allein bei Bäcker und Krämer die notwendigen Einkäufe beſorgend; der Burſche des unverheirateten Offiziers bildet aber geradezu einen unzertrennbaren und wichtigen Teil von deſſen Hausſtand. Zwar ſollen nur völlig ausgebildete und durchaus zuverläſſige Leute als Offizierburſchen verwandt werden, aber manche Vorgeſetzten glauben dieſe Beſtimmung auch dem Geiſte nach erfüllt zu haben, wenn ſie hier und da einen ungeſchickten Tölpel und gutmütigen Schwachkopf dem Leutnant als Burſchen überweiſen und ihn ſo aus Reih und Glied loswerden. Da kommen denn neben einzelnen ernſten Unzuträglichkeiten die mancherlei Dummheiten zutage, welche von unſeren humoriſtiſchen Künſtlern in Schrift und Zeichnung immer wieder dem dankbaren Publikum vorgeführt werden.

„Leutnant, ſteh auf; mußt du ex'zieren gehen,“ weckt in der That ein wohlmeinender neuer Burſche den müden Schläfer, nachdem er den Pferden vorher die für den ganzen Tag beſtimmte Ration in einem Futter „geſchüttet“ hat; der Leutnantsburſche hält ſich in beſter Abſicht oft genug verpflichtet, die „ſchwarze“ Wäſche des Offiziers noch einige Tage „nachzutragen,“ um der Waſchfrau die Arbeit und den Verdienſt nicht zu leicht werden zu laſſen, ja ein beſonders auf den Vorteil ſeines Herrn erpichter Burſche meldete einſt beim Überbringen eines Bouketts, um den Wert desſelben in den Augen der Dame zu erhöhen oder um die vermeintlichen bedeutenden Auslagen für den Offizier wieder einzubringen, ganz ernſt: „koſtet ſich auch zwanzig Mark.“ Das und ähnliches ſind Ungeſchicklichkeiten, die bei öfterer Wiederholung auch den ruhigſten Menſchen zur Heftigkeit reizen können, es ſind aber alles in allem genommen nur Kleinigkeiten. Im großen und ganzen darf man vielmehr den Offizierburſchen die Anerkennung nicht verſagen, daß ſie mit ihrer Gewöhnung an unbedingten Gehorſam die denkbar willfährigſten, gutmütigſten, gewandteſten Diener bilden. So ſieht man denn auch in den Inſeratenteilen der Tagesblätter, daß die Nachfrage nach geweſenen Offiziersburſchen zu allen möglichen Dienſten fortwährend eine große iſt, und der Haushalt, welcher durch einen Burſchen verwöhnt iſt, leidet ſehr unangenehm darunter, wenn er dieſen nützlichen, dienenden Geiſt ſpäter entbehren muß.

Nach dieſer Schilderung ſollte man faſt meinen können, daß das Heer der Burſchen ſich aus einer gequälten, über Gebühr angeſtrengten und ausgenutzten Klaſſe von Menſchen zuſammenſetzen müſſe. Das iſt aber keineswegs der Fall. Dem Hauptmann oder Rittmeiſter ſteht zwar das Recht zu, jeden Mann ſeiner Truppe als Burſchen zu „kommandieren,“ aber wie er zu jedem Dienſte die Tauglichſten auswählt, ſo beſtimmt er zu Offizierburſchen in der Regel nur ſolche Leute, welche mit Freuden eine Stellung annehmen, die ihnen wohl die Pflichten perſönlicher Dienſtbarkeit auferlegt, ihnen aber ein etwas ungebundeneres, und infolge des von den Offizieren als ein Ausgleich für ihre Arbeit gewährten regelmäßigen Geldbetrages auch reichlicheres Leben in Ausſicht ſtellt, als der ſtramme Dienſt in der Kompanie dies ſonſt geſtattet.

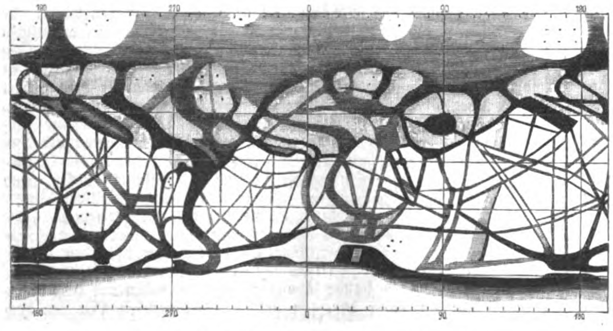
Unter den Belohnungen, welche dem Soldaten für gutes Verhalten in Ausſicht geſtellt werden, findet ſich auch die Kommandierung als Offizierburſche, und nichts könnte präziſer die Stellung der Burſchen ihren Kameraden gegenüber ausdrücken. Der „grüne“ Rekrut ſpricht häufig von dem „Herrn“ Burſchen des Herrn Leutnants, und täglich begegnet man Männern in verhältnismäßig freier und angeſehener Stellung, die mit Stolz ſich rühmen: „Ich war zwei Jahr Burſche beim Herrn Hauptmann X (jetzt ein bekannter General). Der Herr Hauptmann war ſehr ſtreng, aber zu einem ordentlichen Kerl war er auch ſehr gut. Die gnädige Frau war auch gut, aber ſehr genau. Na, ſie hatten es auch wohl nicht.“ Die äußere Würde der Offizierburſchen innerhalb der hierarchiſchen militäriſchen Gliederung pflegt auch dadurch anerkannt zu werden, daß die Unteroffiziere den Burſchen und deſſen unvermeidliche Braut, die in der Regel ſchon „was beſſeres“ iſt, zu ihren Feſten heranziehen, anderſeits kennzeichnet ſich das über die Dienſtzeit hinausreichende Gefühl der Anhänglichkeit des Burſchen an ſeinen Offizier am deutlichſten durch die gutmütig treuherzige Redeweiſe, welche alle dem letzteren gehörigen Gegenſtände als im gemeinſamen Beſitze anſieht. „Unſere Pferde, Herr Leitnambt, ſind doch die ſchönſten in ganze Regiment,“ oder „wollen wir nicht Heu kaufen?“ und ähnliche Reden kann man ſehr oft hören. Das luſtige und etwas übermütige Völkchen der Burſchen identifiziert ſich ſogar in ſolchem Maße mit den Offizieren, daß im gegenſeitigen Verkehr der Burſche von ſeinen Genoſſen ſtets mit dem Namen oder der Charge des Herrn angeredet zu werden pflegt.

„Sieh, der Major reitet wieder die olle Braune in die Schwemme,“ oder „da kömmt ja ooch der lütje Großmann angeſchlenkert.“ „Was macht denn dein Oller?“ mit welchem Ausdruck der Herr gemeint iſt, wenn der Burſche auch einen Kopf größer und erheblich älter iſt, als der blutjunge Offizier.

Der deutſche Soldat und beſonders der Burſche beſitzt ein feines Gefühl für die kleinen Schwächen ſeiner Vorgeſetzten und verſteht zu gelegener Zeit auf gutmütige Weiſe derſelben zu ſpotten. Das thut aber der ſtrengen militäriſchen Disziplin keinen Eintrag, der Soldat unterordnet ſich trotzdem rückhaltlos der geiſtigen Überlegenheit des Offiziers, und das Vertrauen des gemeinen Mannes in die höhere Einſicht des Vorgeſetzten wird höchſtens noch dadurch verſtärkt, daß dieſer letztere ihm menſchlich näher gerückt wird.

Herrmann Vogt.

Am Familientiſche.



Neuentdeckte rätſelhafte Kanäle auf dem Planeten Mars.

Areographiſches.

Areographiſches, was iſt das? So wird mancher Leſer verwundert fragen, wenn er vorſtehende Überſchrift lieſt. Um dieſe Frage ſogleich zu beantworten will ich bemerken, daß alles, was man als „geographiſch“ bezeichnet, wenn von der Erde geſprochen wird, „areographiſch“ genannt wird, wenn es ſich dabei nicht um die Erde, ſondern um den Planeten Mars handelt. Dieſer Planet Mars iſt gegenwärtig als heller roter Stern am Abendhimmel ſichtbar, und indem ſolches der verehrten Redaktion nicht entging und ſie weiter glaubte, es möchte auch manchen Leſer intereſſieren etwas über dieſen roten Stern zu vernehmen, bin ich in die Lage verſetzt worden, an dieſer Stelle eine kleine areographiſche Exkurſion zu machen. Zu dieſem Zweck ſei dem geneigten Leſer zunächſt eine Generalkarte des Planeten Mars vorgeführt in der bekannten Merkatorprojektion. Dieſe Karte iſt von Profeſſor Schiaparelli in Mailand auf Grund eigner Beobachtungen und Meſſungen entworfen worden. Die dunklen Partieen ſind Meere und Kanäle, die hellen dagegen Landmaſſen, Kontinente und Inſeln. Wenn man dieſe Karte mit einer in der gleichen Projektion ausgeführten Erdkarte vergleicht, ſo findet man auf den erſten Blick einen gewaltigen Unterſchied, ja eine völlige Verſchiedenheit in der Verteilung der Feſtländer und Meere auf dieſen beiden Weltkörpern. Unſere Erde zeigt große kompakte Feſtlandsmaſſen und zuſammenhängende Ozeane; auf dem Mars fehlen dagegen große Kontinente beinahe ganz und gar, denn das feſte Land iſt dort überall von Meeresarmen und Kanälen durchſchnitten, ſo daß zahlreiche mehr oder minder große Inſeln entſtehen. Schiaparelli hat die Lage der hauptſächlichſten Punkte auf dem Mars durch eine förmliche Triangulation feſtgelegt und den Meeren und Meeresarmen Namen gegeben, die meiſt der Mythologie und antiken Geographie entlehnt ſind. So führt z. B. der eiförmige dunkle Fleck, über welchem der neunzigſte Längengrad hinwegzieht: Sonnenſee (Lacus solis), der ſchildförmige helle Fleck mit dem dunklen Kreuze unter dem zweihundertſten Grade der Länge iſt die Inſel Hellas und der ſenkrechte Balken des dunklen Kreuzes iſt der Meeresarm Alpheus. Der dunkle Bogen an der linken Seite von Hellas iſt das Mare Hadriaticum, die helle, hakenförmig gekrümmte Inſel heißt Ausonia, ſie wird links umfloſſen vom tyrrheniſchen Meere, das ſich nach unten (Norden) hin in einen breiten, gewundenen Strom verlängert, der den Namen Nil erhalten hat. Dieſe ſpeziellen Angaben werden genügen, um dem Leſer einen Begriff von der areographiſchen Nomenklatur zu geben. Wir wollen uns jedoch mit ſolchen Einzelheiten nicht näher befaſſen, ſondern nur einen Blick auf die allgemeinen Verhältniſſe werfen. Wenn man die nebenſtehende Marskarte genau ins Auge faßt, ſo wird man bald zu dem Ergebniſſe kommen, daß die feinern Kanäle mehrere ſehr merkwürdige Eigentümlichkeiten beſitzen. Erſtens nämlich ſind ſie, im Gegenſatze zu den großen Meeresteilen, z. B. dem tyrrheniſchen Meere und dem Nil, merklich gradlinig, oder doch nur in großen Bogen gekrümmt, zweitens ſind aber auch — und das iſt äußerſt auffallend — vielfach je zwei und zwei einander parallel. Was zuerſt das Geradlinige anbelangt, ſo kann man daran denken, daß die Abbildung übertreibt und die Linien in Wirklichkeit nicht ſo ganz ſchnurgerade ſein möchten. Allein dieſer Gedanke iſt irrig, denn Schiaparelli bemerkt ausdrücklich, daß ſolche dunkle Kanäle bisweilen ſo gerade und ſcharf erſcheinen, als wenn ſie längs einem Lineal gezogen wären. Ganz unerklärlich iſt aber die Thatſache, daß die meiſten dieſer ſchnurgeraden Kanäle doppelt erſcheinen. Dazu kommt noch der Umſtand, daß keiner derſelben etwa mitten im Feſtlande endigt, ſondern alle ohne Ausnahme zwei entfernte Meeresteile mit einander verbinden. Um ein richtiges Urteil über die ſtatthabenden Verhältniſſe zu gewinnen, iſt noch zu bemerken, daß dieſe Kanäle über hundert Kilometer Breite haben und ihre Länge zwiſchen tauſend und fünftauſend Kilometer wechſelt. Es ſind alſo ganz ungeheure Bildungen, die wir vor uns haben. Aber was ſoll man aus ihnen machen? Wie ſind ſie entſtanden? Haben ſie einen Zweck? Dieſe Fragen drängen ſich von ſelbſt auf, denn es liegt in des Menſchen Natur, daß er überall nach Zweck und Ziel fragt. Es iſt wirklich eine eigentümliche Sache um dieſe Kanäle; je länger man ihren Verlauf auf der Karte betrachtet, um ſo rätſelhafter werden ſie. Gewiß reden ſie eine Sprache, aber wir haben noch nicht gelernt dieſelbe zu verſtehen. Mutmaßungen in dieſen Dingen ſind auch eine böſe Sache und ich perſönlich habe keine Luſt ſolche aufzuſtellen. Flammarion ſagt, die Hypotheſe eines künſtlichen, von intelligenten Weſen ſich herleitenden Urſprungs dieſer Kanäle biete ſich unſerm Geiſte ſo von ſelbſt dar, daß wir derſelben uns nicht widerſetzen könnten, obgleich genug Einwürfe dagegen vorhanden ſeien. Iſt es wahrſcheinlich, daß Bewohner jenes Planeten ſolche ungeheure Kanäle von hundert Kilometern Breite und tauſenden Länge hätten anlegen können und dazu noch doppelt und in großer Anzahl? Um dieſe Frage nicht leichtſinnig mit Ja zu beantworten, muß man ſich vergegenwärtigen, um welche Maſſenbewegung von Material es ſich dabei handelt. Nehmen wir nur einen einzigen Kanal von hundert Kilometer Breite und bloß tauſend Kilometer Länge und geben demſelben hundert Meter Tiefe. Dieſes gibt ein Volumen gleich demjenigen von zehn Bergen von der Größe, der Höhe und dem Umfange des Ätna. Glaubt aber jemand ernſtlich, es ſei dem Menſchengeſchlechte möglich, den Ätna abzutragen? Nun ſollen gar nach obiger Hypotheſe die Marsbewohner Arbeiten ausgeführt haben, die im ganzen mindeſtens zehntauſendmal großartiger wären! Daß auf dem Mars die Schwere bedeutend geringer iſt als auf der Erde, man alſo dort mit weniger Kraft eine größere Laſt bewegen kann, thut nichts zur Sache, denn dieſe Erleichterung verſchwindet neben dem Ungeheuren der Arbeit ſelbſt. Der oben genannte franzöſiſche Schriftſteller macht dagegen zu gunſten der Hypotheſe auf folgendes aufmerkſam. Nach unſern Vorſtellungen von der Art und Weiſe, wie ſich das Planetenſyſtem gebildet hat, iſt der Mars weit älter als unſre Erde. Warum ſollen wir nicht annehmen dürfen, die Marsbewohner ſeien uns in der Kultur auch ſo um ein paar Millionen Jährchen voraus? Während bei uns, dem heutigen Zuſtande unſerer noch ſehr jugendlichen Technik und Induſtrie entſprechend, die Anlage des Suezkanals, die Ausführung des Gotthardtunnels und des Durchſtichs der Landenge von Panama als koloſſale Unternehmungen gelten, wird vielleicht die Zukunft nach einigen zehntauſend Jahren von dergleichen Arbeiten kein großes Aufheben machen und die Kulturträger auf dem Mars ſind vielleicht auch unſern ſpäteſten Nachkommen heute ſchon weit voraus. So kann wirklich jemand argumentiren, der in jenen Kanälen des Planeten Mars Werke der Kunſt und Induſtrie erblickt und wer kann ihn völlig widerlegen? Aber was iſt auch anderſeits mit einer ſolchen Hypotheſe gewonnen, die nicht bewieſen werden kann? Warten wir daher mit unſerm Urteile, bis die Wiſſenſchaft weitere Aufſchlüſſe gebracht hat. Vielleicht iſt ſchon in dieſem Augenblicke wieder etwas Neues in dieſer Beziehung gefunden worden, denn Mars ſteht zur Beobachtung ſehr günſtig und Profeſſor Schiaparelli hat mittlerweile ein Rieſenfernrohr aufgeſtellt, um den Planeten zu durchmuſtern. Seine weitern Ergebniſſe werden wir dann an dieſer Stelle mitteilen.

Dr. Klein.

Zum Odrätſel.

Wir erhielten aus dem Oberelſaß die folgende Zuſchrift:

Geehrte Herren!

Im Anſchluß an den in Nr. 21 erſchienenen Aufſatz von Julius Stinde über das Odgeheimnis erlaube ich mir Ihnen folgenden Vorgang aus dem Leben des Dichters Konrad Pfeffel mitzuteilen, wie ihn der Dichter ſelbſt erzählt. Ich entnehme denſelben der Revue d'Alsace 1856.

Eine Geiſtererſcheinung von Pfeffel erzählt.

Der Vorfall begab ſich am hellen Tage, in einem außerhalb der Stadt (Kolmar) liegenden Garten, der noch am Ende des vorigen (XVII.) Jahrhunderts ein offener Weinberg war. Ein junger Geiſtlicher (Sigismund Billing, Pfarrer zu Kolmar, † 1796), der mich dahin begleitete und zuvor nie dageweſen war, fühlte auf einem gewiſſen Platz einen Schauer, den ich am beſten mit einer elektriſchen Erſchütterung vergleichen kann. Wir beide waren allein. Ich mußte mehrmals in ihn dringen, bis er mir ſagte, daß ihn dieſer Schauer faſt immer an Orten anwandle, wo jemand begraben liege. Er fügte hinzu, die Dunkelheit der Nacht würde vermutlich ſeine Wahrnehmung beſtätigen! Abends um neun Uhr (es war Frühling 1759) kehrte ich mit ihm in den Garten zurück und er verſicherte mich, auf dem beſagten Platze nicht eine lange hagere Geſtalt, ſondern eine kaum fünf Fuß hohe Dunſtſäule zu erblicken, die ihm einer weiblichen Figur ähnlich ſchien. Ich trat dicht auf die Stelle, konnte ihn aber nicht dazu bewegen, ein gleiches zu thun. Ich fuhr mit dem Stocke und mit der bloßen Hand überall umher, ohne weder einen Widerſtand noch einen anderen Eindruck zu empfinden. Mein Gefährte verſicherte mich, ſo wie ich die Dunſtſäule zerteilte, flöſſe ſie wieder gleich einer getrennten Flamme zuſammen. Dieſe nächtliche Wallfahrt habe ich mit mehreren Freunden im Laufe eines Jahres bei jeder Witterung wiederholt, ohne daß, außer dem erſten Entdecker, jemand das mindeſte geſehen oder verſpürt hätte. Einmal ſchob ich mit Hilfe meines Bruders ihn mit Gewalt auf die gedachte Stelle. Zittern und Grauen ergriffen ihn, und noch des andern Tages bemerkte jedermann die Todesbläſſe ſeines Geſichts. Den folgenden Frühling ließ ich an einem ſchönen Tage im Beiſein mehrerer noch lebenden Perſonen auf dem Platze nachgraben und wir fanden wirklich ungefähr fünf Fuß in der Erde unter einer iſolierten Schicht Kalkes ſehr vollſtändige Reſte eines Gerippes, wobei beſonders der Schädel und die Kinnbacken mit den Zähnen noch wohlerhalten waren. Wahr iſt es, daß mein Freund, den ich nach dieſer Operation auf die Stelle führte, nicht die mindeſte Abneigung oder Erſchütterung mehr ſpüren ließ, und daß ich nachher noch mehrere Gelegenheiten hatte mich zu überzeugen, daß ſein Nervenſyſtem durch die Ausdünſtung auch von alten Gräbern, auf eine mir unerklärliche Art angegriffen wurde. Dabei beſitzt er ein äußerſt ſcharfes Geſicht und kann noch jetzt ſich des Nachts überall ohne Licht finden.

Gibt es Irrlichter?

Zu dieſer Frage ſchreibt man uns:

Hochverehrliche Redaktion!

Zu den Schlußbetrachtungen in dem hochintereſſanten Artikel in Nr. 21 des Daheim: „Das Odrätſel“ von Herrn Julius Stinde, ſoweit in dieſelben das angezweifelte Sichtbarwerden ſogenannter Irrlichter hineingezogen iſt, erlaube ich mir folgende Thatſachen anzuführen:

Ich habe während meiner Berufsgeſchäfte, die mich ja auch des Nachts öfter in Anſpruch nehmen, verhältnismäßig oft Irrlichter zu ſehen und ſo weit wie möglich zu unterſuchen Gelegenheit gehabt. Faſt regelmäßig ſah ich dieſelben ſchon in meiner Kinderzeit auf dem Schulwege, den ich der weiten Entfernung halber während der kürzeren Tage ſchon im Dunkeln antreten mußte, auf ſumpfigen zur Feldmark Wilsnack gehörigen Wieſen, dann ſpäter ebenſo regelmäßig auf ſumpfigem Terrain am Wolzenſee, einem kleinen Landſee in der Nähe von Rathenow. Dort in den Havelniederungen waren überhaupt zu damaliger Zeit (1862 bis 1864) Irrlichter nichts Seltenes. Erwähntes Terrain an beiden angeführten Stellen enthält torfigen Untergrund und nur an ſolchen Orten iſt mir ſpäter Gelegenheit geworden, derartige Beobachtungen zu machen. Nachdem auf den zuerſt erwähnten Wieſen Meliorationen vorgenommen ſind habe ich bei ſpäterer Anweſenheit trotz abſichtlicher ſorgfältiger Beobachtung dort keine Irrlichter mehr wahrgenommen. Die Lichter ſelbſt treten unſtät auf, flackernd oder vielmehr hüpfend, bald aufleuchtend, bald verſchwindend, um gleich darauf wieder aufzutauchen. Beim Nähergehen behufs Unterſuchung, ſoweit letztere das meiſt ſchwer oder gar nicht zu paſſierende Terrain geſtattet, büßen dieſelben, ohnehin ſchon matt und glanzlos, an Leuchtkraft ein und werden ganz unſichtbar, ſobald man am Platz des Auftretens angelangt iſt. Als Laie habe ich mir die Vorſtellung gemacht, daß Ausdünſtungen (reſp. Gaſe) der Erde in gewiſſen Zuſammenſtellungen lichtartig wirken.

Daß nun ferner kernfaule alte Eichen und Buchen, ſoweit das zunderartige faule Holz zu Tage liegt, des Nachts leuchten, iſt eine altbekannte Erſcheinung, wovon ſich jeder ſelbſt überzeugen kann, der an einem dunklen Orte oder im Zimmer ein derartiges Stück Holz beobachtet.

Hierbei erinnere ich an die Strophe eines Liedes in einem nun wohl ſchon vergeſſenen alten Schulleſebuch (Kinderfreund), welche gegen Geſpenſterfurcht und Aberglauben unter anderen ähnlich klingenden Strophen folgendermaßen lautet:

„Frau Trude ging bei Mondenſchein
Und ſah was Helles ſchimmern,
Das mußten gleich Geſpenſter ſein.
Schon fing ſie an zu wimmern.
Doch ging ſie noch zehn Schritte kaum,
Da — war's ein fauler Eichenbaum."

Lützel bei Bieber, den 24. Februar 1884.

F. Becker, Königl. Förſter.

Eine intereſſante Lektüre.

(Zu dem Bilde auf S. 373.)

Das Spielen in der Lotterie hat eine ſehr ernſte Seite, der Maler unſeres Bildes aber hat dieſe für diesmal links liegen laſſen und ſich harmlos an den Effekt gehalten, den die Ziehungsliſte mitunter hervorbringt. Folgen auch wir ſeinem Beiſpiel. Die Aufforderung zum ſpielen in der Lotterie mit der Inſchrift: „Gottes Segen bei Cohn" iſt den beiden auf unſerem Bilde ſo oft ins Haus geflogen, daß ſie ſich endlich entſchloſſen haben auch ihrerſeits ihr Glück zu verſuchen und nun haben ſie wirklich gewonnen. Zugleich mit der Ziehungsliſte iſt eine ganz ſtattliche Geldrolle eingetroffen und mancher lang gehegte Wunſch kann nun befriedigt werden. Die naive Freude, mit der das Pärchen ſich noch einmal aus der Ziehungsliſte überzeugt, daß es wirklich und wahrhaftig gewonnen hat, iſt vortrefflich wiedergegeben.

In unſerer Spielecke.

1.

a a a ap au b c ch d die et ei er ge h h i
ia in k le m n n na o on ph r s ss s th te u

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtabenzuſammenſtellungen laſſen ſich 10 Wörter bilden, und ſo unter einander ſtellen, daß ihre Anfangs- und ihre Endbuchſtaben, von oben nach unten geleſen, etwas das Menſchenherz Beſeligendes und Erfreuendes nennen.

1. Er war gewiß nicht unberühmt und iſt
Der Ahn gar vieler Könige geweſen.
Wenn du darüber nicht im klaren biſt,
Mußt du franzöſiſche Geſchichte leſen.

2. Wenn ſie den Hain, den heiligen, verließ,
Dann war dem Volke Köſtliches beſchieden.
Sie wandelte das Land zum Paradies
Und gab ihm Fruchtbarkeit und goldnen Frieden.

3. Von einem deutſchen Strome rauſcht die Flut
Stolz durch Gefilde, die uns hoch entzücken —
Und was dort reift im Brand und Sonnenglut,
Kann wohl den Sinn des Nüchternſten berücken.

4. Ein Reich der Wunder, voller Herrlichkeit
Beſpülen fern des Meeres wilde Wogen.
Zu dieſem Lande hat in alter Zeit
Es viele kühne Schiffer hingezogen.

5. Wie habe ich als Kind ihr froh gelauſcht,
Erklang ſie mir aus des Erzählers Munde!
Ich hätte ungern dieſes Glück vertauſcht
Mit anderem in ſolcher ſchönen Stunde.

6. Ein Inſtrument, das aus der Ferne ſpricht,
Gefällt gewiß den Menſchenkindern allen —
Und wer's erfand, der Mann war ſicher nicht,
Wie man ſo redet, „auf den Kopf gefallen."

7. Es liegt als freundlich Städtchen an dem Rhein
Und iſt durch Blücher gar berühmt geworden
Er drang von dort in Gallien hinein,
Und jagte vor ſich her des Feindes Horden.

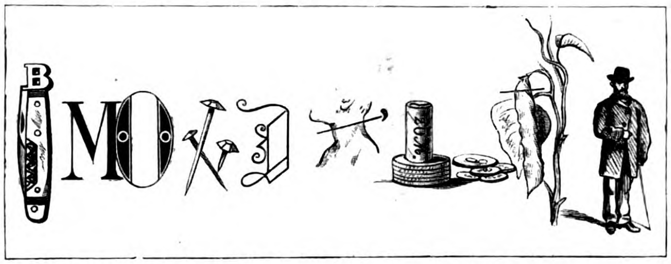
8. Ein Eiland, wie ein Eden lag es dort,
Da nahten ihm die ſchrecklichſten Gefahren.
In Trümmer ſank ſo mancher ſchöne Ort —
Gott, wolle gnädig unſer Heim bewahren!

9. Bis noch vor nicht gar langen Zeiten hat
Man es als Herzogtum und Stadt geſchrieben.
Das erſte ward begraben — doch die Stadt,
Die freundliche und kleine, iſt geblieben.

10. Wir treten ein, um mit der Chriſten Chor
Voll Frömmigkeit zu beten und zu ſingen,
Und Gottes Wort, es hebt den Geiſt empor
Zum Himmelsthrone auf der Andacht Schwingen.

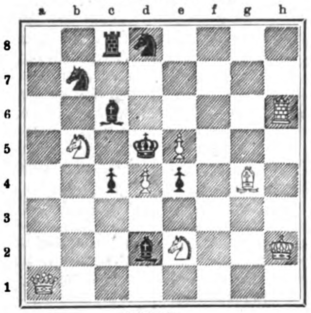
Gt.

Bilderrätſel.



Schachaufgabe

von C. Kondelick.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

2. Magiſches Buchſtabenquadrat.

A	A	E	E
E	I	I	I
M	M	M	S
D	D	R	R

Die Buchſtaben in den Feldern des obenſtehenden Quadrats laſſen ſich ſo ordnen, daß die oberſte wagerechte Reihe gleich der erſten ſenkrechten lautet, die zweite wagerechte gleich der zweiten ſenkrechten u. ſ. f.

Die vier Reihen (aber in anderer Folge) ergeben:

1) Einen Planeten.
2) Einen Fluß in Deutſchland.
3) Eine der Hauptperſonen in Wagners Nibelungenring.
4) Eine Bezeichung für Mädchen.

3. Rößelſprung.

klei	die	lie	len	Bu	de	tei	den
ter	vol	ne	Hän	be	Hän	be	Und
ſtill	der	aus	ter	fal	es	Und	let
mit	Mut	tet	jauchzt	ben	Va	lein	Strö
ſtu	zen	Wän	der	Mägd	mer	Ga	die
den	bil	be	ſchim	den	Nik	men	Tan
Ker	nachts	Ah	nend	duft	die	al	ken
nen	von	und	Weih	ten	ſeg	nen	durch

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 23.

1.

Durch Umſtellung der Buchſtaben erhält man aus den drei Wörtern „Rum," „Thran," „Teil" den Namen Martin Luther; aus den vier Wörtern „Tiber," „Elbe," „Geiſt," „wenn" die Namen „Eisleben," „Wittenberg;" aus den 3 Wörtern „Ton," „Ferro," „Mai" das Wort „Reformation," und aus den vier Wörtern „Blitz," „Rüben," „Bug," „See" das Wort „Bibelüberſetzung."

2.

P	a	s	s	a	u
O	**r**	t	r	u	d
M	i	**e**	d	e	r
M	a	r	**g**	o	t
E	s	t	h	**e**	r
R	a	c	h	e	**l**

Bilderrätſel.

Ein eben eingelaufenes Telegramm.

Inhalt: Nach ſieben Jahren. Novelle von Germanis. — Heiße Tage. (Schluß.) Bergmänniſche Erinnerungen von A. von Heyden. Mit drei Illuſtrationen. — Eine Schule im alten Rom. Mit Illuſtration. — Ein kirchlicher Wegweiſer für Auswanderer. — Die Geſellſchaft. Skizze aus dem Familienleben von Hans Arnold. — Der Burſche. Von Herrmann Vogt. Zu dem Bilde von W. Trübner. — Am Familientiſche: Areographiſches. Von Dr. Klein. Mit Illuſtration. — Zum Odrätſel. — Gibt es Irrlichter? Von F. Becker. — Eine intereſſante Lektüre. Zu dem Bilde von C. Künsberg. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Daheim

Original v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 22. März 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. No. 25.**

Zum 22. März 1884.

Wenn im deutſchen Land
Sich der Frühling regt
Und ſein grün Gewand
Um die Erde legt,
Wenn es blüht und klingt
Rings mit Einem Schlag —
Kommſt du froh beſchwingt,
Großer Kaiſertag!

O du Frühlingsfeſt,
Wo im ganzen Reich,
Wo in Oſt und Weſt
Iſt dir eines gleich?
In der Locken Weiß,
Jung an Kraft und Macht,
O du Kaiſergreis,
Schau die Frühlingspracht:

Schau den Lenz im Haus,
Wo Urenklein hold
Dir den Veilchenſtrauß
Heute lächelnd zollt!
Schau den Lenz im Land,
Wo dein Zepter blitzt,
Deine ſtarke Hand
Glück und Frieden ſchützt!

Siebundachtzig Jahr
Grünſt du Eichbaum gut —
Grüne Jahr um Jahr
Friſch in Gottes Hut!
In des Lebens Herbſt
Stehſt du voll im Saft,
Von der Gnade erbſt
Du die Frühlingskraft!

Friedrich Braun.

Nach ſieben Jahren.

Novelle von **Germanis.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

II.

Nach Verlauf einiger Jahre wurde Herr von Pelladry General und bekam eine Brigade. Das luſtige Leben der früheren Zeit wurde nun in der größeren Stadt in verändertem, aber nicht vermindertem Maße fortgeſetzt, und neben der Verpflichtung zu repräſentieren, war es ihm eine beſondere Freude, ſeine geſelligen Beziehungen auch hier nach jeder Richtung hin auszudehnen. Barbara gefiel wie überall, ſo auch in den neuen Geſellſchaftskreiſen, und als ſie ſich kurze Zeit nach ihrer Überſiedelung mit einem Herrn von Bachren, dem Adjutanten ihres Vaters verlobte, ſchien zu ihrem vollkommenen Glücke nichts mehr zu fehlen.

Herr von Bachren war ganz das, was Barbara ſich immer unter dem Ideal eines jungen Mannes gedacht hatte: ein hübſcher, flotter, eleganter Huſarenoffizier, der entzückend tanzte, und bei mehreren Rennen den erſten Preis davon getragen hatte. Er war ſehr patent in ſeiner äußeren Erſcheinung und ſehr diskret in der Wahl ſeines Lieblingsparfüms, trug meiſt nur Lackſtiefeln und Batiſttaſchentücher, und hatte einen ſchönen, blonden, keck aufgeſetzten Schnurrbart, der ſeinen faſt allzuweichen Zügen einen martialiſchen Ausdruck verlieh. Sein welliger Scheitel war eben ſo ſorgſam gepflegt wie ſeine außerordentlich wohlgeformtem weißen Hände, und der Nagel am kleinen Finger ſeiner linken Hand zu einer ſo erſtaunlichen Länge gezogen, daß er ſelbſt eine unbegrenzte Hochachtung dafür empfand, und ihn liebevoll ſchonte wo immer ſich die Gelegenheit dazu bot.

Neben dieſen äußeren Vorzügen, welche von jungen Damen meiſt ſehr hoch angeſchlagen werden, beſaß er aber noch andere Eigenſchaften, welche ganz dazu angethan waren, auch ältere und verſtändigere Leute für ihn einzunehmen.

Die Gabe der Rede war ihm in hohem Grade eigen, und da er ein vortreffliches Gedächtnis beſaß, und den halben Büchmann auswendig wußte, ſo verfügte er über einen Citatenſchatz der, ins rechte Licht geſetzt, wohl mitunter imponieren mußte, während ſeine elegante Ausdrucksweiſe, ſein ſchönes volltönendes Organ nicht wenig dazu beitrugen ſeinen Ausſprüchen den Anſchein des Bedeutenden zu geben. Sein Geiſt und ſein Charakter ließen vielleicht gleich viel zu wünſchen übrig, aber er beſaß Routine und Lebensart, und eine gewiſſe liebenswürdige Gutmütigkeit, der es nicht ſchwer wurde, ſich den Wünſchen anderer zu akkomodieren, und ihn zu einem bequemen und angenehmen Hausgenoſſen machte. Auch ſpielte er Straußſche Walzer und Chopinſche Mazurkas mit einer gewiſſen Verve und großer Fertigkeit, und wenn die Gelegenheit es erforderte, machte er ſogar reizende kleine Gedichte, bei denen es an feinen Pointen und guten Witzen durchaus nicht fehlte. Kein Wunder alſo, daß er durch ſeine beſtechende Außenſeite Barbara ſehr ſchnell für ſich zu gewinnen wußte, und in der Geſellſchaft für einen kleinen deux ex machina galt, den man garnicht genug verziehen und verwöhnen konnte. Barbara hatte, bald nachdem er ſie kennen gelernt, einen tiefen Eindruck auf ſein leicht empfängliches Herz gemacht, und ihr Liebreiz ſeine Bewunderung zu einer Liebe gezeitigt, die ſich auf das vorteilhafteſte von ſeinen zahlreichen, früheren Kourmachereien unterſchied.

Fräulein von Pelladry war das einzige Kind ihrer Eltern, und der General, der ein großes Haus ausmachte, galt allgemein für einen reichen Mann. Als daher die Eltern des jungen Mannes von dieſer erſten ernſten Neigung ihres Sohnes hörten, hatten ſie durchaus nichts dagegen einzuwenden, ſondern protegierten die Sache von Anfang an, und hofften, Herr von Pelladry würde die eventuellen Schulden ſeines Schwiegerſohnes bezahlen, und die Ehe den etwas leichtlebigen Jünger des Mars zum ſoliden Menſchen machen.

Barbara liebte ihn mit der ganzen Wärme und ſchwärmeriſchen Hingabe ihres lebhaften Naturells, und Herr von Pelladry mochte ſeine Einwilligung nicht verſagen, weil er mit den Augen ſeiner Tochter ſah, und ihr ſtrahlendes Glück durch Zweifel und Bedenken nicht getrübt wiſſen wollte. Durch glückliche Spekulationen war es ihm gerade in den letzten Jahren gelungen, ſein Vermögen nahezu zu verdoppeln, und da er auch Herrn von Bachren, ſeiner hohen Zulage wegen, für recht wohlhabend hielt, vor einer ernſten Prüfung ſeiner Verhältniſſe, als vor etwas Unangenehmem, aber inſtinktiv zurückſchreckte, ſo glaubte er die Zukunft des jungen Paares genügend ſichern zu können, und that, was ſolche Leute am liebſten zu thun pflegen, er ſchwieg, und ließ den Dingen ihren Lauf.

Wieder verſtrich eine Zeit vollen ungetrübten Glückes, und vielſeitigen Genuſſes, und Barbara meinte, es könne nie anders werden auf dieſer Erde, da zeigte ſich die erſte dunkle Wolke an ihrem Horizonte, und ehe ſie ſich deſſen noch ſo recht bewußt geworden, hatte ſie ſchon die ſonnige Gegenwart verſchlungen, und bedrohte auch die Zukunft mit ihren düſteren Schatten.

Frau von Pelladry erkrankte plötzlich in Beſorgnis erregender Weiſe und ſtarb einige Monate darauf nach langem und ſchmerzlichem Siechtum. Es war ein harter Schlag. Sie, die nur die Lichtſeiten des Daſeins kennen gelernt hatte, die eine ſo zärtliche Mutter geweſen, mußte nun in der Blüte ihrer Jahre Mann und Tochter verlaſſen, und ſo früh ſchon aus einem Leben ſcheiden, das ihr des Guten und Schönen noch ſo viel zu bieten ſchien. Und als wäre mit ihrem Tode die Reihe ſchöner, glücklicher Tage für immer beſchloſſen, ſandte das Schickſal jetzt Schlag auf Schlag auf das Haupt der Pelladryſchen Familie herab, die durch das Glück ſo ſehr verwöhnt worden war, und ſo wenig darauf vorbereitet ſchien, nun auch die ſchlimmen Zeiten zu ertragen.

Der Termin von Barbaras Hochzeit war durch die Krankheit und den Tod ihrer Mutter naturgemäß immer weiter hinaus geſchoben worden, aber auch nachdem die erſte Trauerzeit verſtrichen, wurde von keiner Seite zu einer Fixierung derſelben gedrängt, und ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit hielt Herr von Pelladry ſogar mit den Geldſummen zurück, die Barbara zur Vollendung ihrer Ausſteuer von ihm erbat. Unter dem einen oder anderen Vorwande ſuchte er die ganze Angelegenheit in die Länge zu ziehen, und als Herr von Bachren um dieſelbe Zeit ganz unerwartet in ein anderes Regiment verſetzt wurde, verſtand es ſich ſchon von ſelbſt, daß Barbara ihn nicht dahin begleitete, ſondern er ſich in den fremden Verhältniſſen erſt allein zurechtzufinden ſuchte.

Bei ſeiner Abreiſe konnte das junge Mädchen ein Gefühl dumpfen Mißbehagens nicht ganz unterdrücken, aber jeder Zweifel an der Treue ihres Verlobten wurde von ihr wie ein Frevel betrachtet, und bald traten wieder andere Ereigniſſe in den Vordergrund, welche zu ernſter und einſchneidender Natur waren, um in ihrem Herzen noch Raum zu laſſen für eiferſüchtige Gefühle und dunkle Ahnungen.

Herr von Pelladry hatte ſich in kürzeſter Friſt in wahrhaft trauriger Weiſe verändert. Der tiefe Schmerz um den Verluſt ſeiner geliebten Gattin, und ein anderer geheimer Kummer, der an ſeinem Lebensmark zehrte, wie ſorglos er auch immer erſcheinen mochte, hatten ſeine Geſundheit bedenklich erſchüttert, und ihn ſo plötzlich zum alten Manne gemacht, daß Barbara mit immer ſteigender Beſorgnis und heimlicher Angſt ihren Vater beobachtete, und von dem alten Hausarzt Andeutungen empfing, welche durchaus nicht dazu angethan waren ſie wieder ruhiger und hoffnungsvoller zu machen.

Wie groß ihre Befürchtungen aber auch geweſen ſein mochten, daß das Ende ſo nahe ſei, hatte ſie nie geglaubt, und als man den General eines Morgens tot in ſeinem Bette fand, und einen Herzſchlag konſtatierte, nachdem er den Abend vorher noch viel mit ihr geſprochen und ihr mit gewohnter Zärtlichkeit Gutenacht geſagt hatte, da glaubte ſie unter der Wucht des Schlages zuſammenbrechen zu müſſen, und es überkam ſie ein Gefühl ſo unſäglicher Verlaſſenheit, ſo leidenſchaftlichen Schmerzes, daß die wohlmeinenden Worte ihrer Verwandten und Freunde ſie auch nicht einen Augenblick zu tröſten vermochten und was ihr in dieſer ſchweren Stunde an irdiſchem Troſt und menſchlicher Hilfe noch werden konnte, das erwartete ſie allein von demjenigen, der jetzt am beſten zeigen konnte, wie lieb und teuer ſeine Braut ihm ſei. Als aber nichts dergleichen geſchah, und gerade von dieſer Seite ihre Erwartungen getäuſcht wurden, da zog ihr Herz ſich krampfhaft zuſammen, und die Gleichgültigkeit ihres künftigen Gatten ließ ſie die innige Liebe und nimmer raſtende Fürſorge ihrer teuren Eltern um ſo ſchwerer vermiſſen.

Herr von Bachren, der eben erſt von einem Beſuch in ſeiner Heimat zurückgekehrt war und einen Kameraden zu vertreten hatte, konnte ſich von ſeinen dienſtlichen Verpflichtungen nur in ſoweit losmachen, daß es ihm möglich wurde, bei der Beerdigung ſeines früheren Chefs zugegen zu ſein und während der kurzen Stunden ſeiner Anweſenheit ſuchte er jedes eingehendere Geſpräch mit ſeiner Braut gefliſſentlich zu vermeiden. Barbara fand ihn zerſtreut und viel weniger teilnehmend als ſie geglaubt hatte von ihm vorausſetzen zu dürfen, und als er ſchied, mußte ſie ſich an dem Verſprechen genügen laſſen, daß er ſie, wenn irgend möglich, bald für längere Zeit aufſuchen und dann gemeinſam mit ihr alles beraten werde, was die ſo weſentlich veränderte Sachlage bedinge.

Sie mußte indeſſen ſehen ohne ihn fertig zu werden, und auch ſeine Eltern, die ihr nur in ſehr formeller Weiſe ſchriftlich kondoliert, ſchienen durchaus nicht die Abſicht zu haben, ſie jetzt ſchon als ihre Tochter zu betrachten, und das verwaiſte Mädchen an ihr Herz zu nehmen.

Im Gegenteil, ſie thaten alles, um zu bewirken, daß ihrem Sohne der gewünſchte Urlaub nicht bewilligt werde, und als die Stimmen immer lauter wurden, welche behaupteten, Herr von Pelladry ſei als Bettler geſtorben und habe ſeiner einzigen Tochter nichts hinterlaſſen als Schulden, da freuten ſie ſich, ſo vorſichtig geweſen zu ſein, und überließen es Barbara, ihren Kummer und ihr Unglück allein zu tragen und ſich damit abzufinden ſo gut es eben ging.

Das war aber nicht leicht, obgleich Barbara wußte, daß ſie zugleich mit ihrem Elternhauſe vorausſichtlich auch jede Hoffnung auf Vermögen und eine ſelbſtändige Exiſtenz werde aufgeben müſſen, und neben dem Verluſt ihrer nächſten Angehörigen auch den ihrer Freiheit zu beklagen habe.

Ihr Vater hatte ihr kurz vor ſeinem Tode zu wiederholtenmalen angedeutet, daß ſie immer über ihre Verhältniſſe gelebt und dadurch, daß er frühere Verluſte durch glückliche Spekulationen habe ausgleichen wollen, immermehr in pekuniäre Verlegenheiten gekommen wären; er hatte ihr aber auch die Verſicherung gegeben, daß Schulden nicht mehr vorhanden ſeien, und man bei einiger Einſchränkung der nächſten Zukunft wieder ruhiger entgegen gehen könne. Wenn die Welt dennoch von Schulden ſprach, ſo war das ein ſtarker Prozentſatz jener Übertreibung, die jedem öffentlichen Geheimnis untilgbar anhaftet, aber in dem Nachlaß des Generals befand ſich auch nicht der geringſte Nachweis, welcher auf das Vorhandenſein von Wertpapieren oder ſonſtigen Kapitalien hätte hindeuten können, und die immerhin große Barſumme, welche Barbara teils vorgefunden, teils als das letzte Quartalsgehalt ihres Vaters bezogen hatte, war faſt aufgezehrt worden durch die vielen Auslagen und ſchmerzlichen Notwendigkeiten, welche ein Trauerfall immer mit ſich zu bringen pflegt.

Für den Augenblick konnte ſie nicht viel mehr ihr eigen nennen, wie die elegante Einrichtung, welche die lange Flucht der Zimmer ſchmückte, und als ſie in dieſer Erkenntnis noch einmal die ihr liebgewordenen Räume durchſchritt, ſagte ſie ſich, daß ſie wohl ſo manches wertvolle Stück werde verkaufen, ſo manches geheiligte Andenken dahingeben müſſen. Aber ſie beſchloß, dieſen letzten peinlichen Schritt durch andere ausführen zu laſſen, und ſchon vorher einer Einladung zu folgen, welche ſie weit fortführen ſollte unter andere Menſchen und Umgebungen, wo ſie die Geſtaltung ihrer nächſten Zukunft abwarten und nicht fürchten durfte, durch tauſend naheliegende Vergleiche und bekannte Anklänge ihren Schmerz täglich erneuert zu ſehen.

Ein in einer anderen Provinz lebender Bruder ihrer verſtorbenen Mutter, den ſie bei anderen Verwandten mitunter geſehen, hatte zu der Beerdigung ſeiner Verwandten nicht erſcheinen können, ſeine Nichte aber in zartfühlendſter Weiſe gebeten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Vermählung mit Herrn von Bachren ſein Haus als Heimat anſehen zu wollen und auf ihren zuſagenden Brief mit einem ſehr herzlichen Willkommen geantwortet. Zu ihm, der mit Frau und Kindern in guten Verhältniſſen lebte und immer freundlich und liebevoll gegen ſie geweſen, wollte ſie eilen, und nachdem ſie in ihrer vereinſamten Häuslichkeit das Notwendigſte geordnet, nahm ſie flüchtigen Abſchied von ihren Bekannten, und verließ ſchweren Herzens die Stadt, in der ſie ſo glücklich und ſo elend geweſen.

III.

Barbaras Verwandte lebten, ziemlich weit ab von allem Verkehr, in einem Gebirgsſtädtchen, wo ihr Onkel Hauseigentümer war und große Spinnereien beſaß. Er hatte dieſelben von ſeinem Schwiegervater übernommen, als er, ein junger, mittelloſer Ingenieuroffizier, die einzige Tochter des reichen Fabrikbeſitzers geheiratet hatte, und daß ſie es geweſen, welche den Wohlſtand in die Familie gebracht, das konnte man heute noch ſehen, obgleich Dezennien darüber hingegangen waren. Sie herrſchte in ihrem Hauſe mit unumſchränkter Machtvollkommenheit, und ihr und den erwachſenen Töchtern gegenüber, welche im großen und kleinen das getreue Ebenbild ihrer Mutter waren, ſpielte der Gatte und Vater eine nur ſehr untergeordnete Rolle.

Bei außergewöhnlichen Veranlaſſungen wußte er aber dann und wann ſeinen Willen durchzuſetzen, und hatte Barbara auch nicht zu viel geſagt, als er ihr in ſeinem Hauſe eine freundliche Aufnahme verſprach. Seine Damen waren im Grunde ihres Herzens ſehr gutmütige und mitleidsvolle Weſen, und unter dem friſchen Eindruck des doppelten Trauerfalles in der Familie empfingen ſie die arme Waiſe mit offenen Armen. Sie ſuchten ihr jede nur mögliche Aufmerkſamkeit zu erweiſen und verpflichteten Barbara nach mancher Richtung hin zu aufrichtigem Danke. Aber es war ihnen nicht gegeben, immer zartfühlend zu vermeiden, was ſie hätte verletzen können, und das ununterbrochene Fortleben in den engen Grenzen einer kleinen Stadt, in der ſie vermöge ihres feſtgegründeten Beſitzes immer die erſte Rolle geſpielt, hatte nicht verfehlt, ihren Geſichtskreis nach und nach immer mehr zu beſchränken und ſie einſeitig und vorurteilsvoll zu machen.

Die Tante, welche mit einem wunderlichen Gemiſch von aufrichtiger Bewunderung und heimlichem Neid immer wieder, wenn auch vergeblich, verſucht hatte, es ihrer eleganten Schwägerin gleich zu thun, konnte nicht umhin, jetzt, wo dieſelbe tot war, ihre Eitelkeit und Prunkſucht der Tochter gegenüber immer wieder tadelnd hervorzuheben, und alles Unglück, welches die Pelladryſche Familie betroffen, mit Recht oder Unrecht darauf zurückzuführen. Das phariſäiſche Wort: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieſe da,“ ſchien mehr oder weniger immer auf ihren Lippen zu ſchweben, und Barbaras ganzes Thun und Laſſen wurde einer fortlaufenden Kritik unterzogen, die außerordentlich peinlich und irritierend für ſie war. Ihre Kouſinen durchſtöberten ihre Koffer und Schubladen mit derſelben Unbefangenheit, wie ſie an ihren Gefühlen herumtaſteten, und jedes Wort über Barbaras einfache, aber moderne und kleidſame Trauerkleidung wurde meiſt von einem vielſagenden: „ja, uns wäre das allerdings viel zu teuer und zu elegant geweſen,“ begleitet. Weil die Damen ſelbſt weder Geſchmack noch Verſtändnis beſaßen für dergleichen Dinge und ganz in der Hand ihrer Modiſtin waren, hielten ſie ſtets für koſtbar und ſchwer zu erreichen, was einfach das Reſultat von Barbaras Geſchick und Schönheitsſinn war, und Barbara litt täglich unter dieſen kleinlichen Sticheleien und der indiskreten Neugier der beiden gleichalterigen Mädchen. Die größten Ungelegenheiten ſollten ihr jedoch aus ihrem Verhältnis zu Herrn von Bachren erwachſen, und der Art, wie er gerade während dieſer Zeit ſeinen Verpflichtungen gegen ſie nachkam.

Die eine ihrer Kouſinen war Braut wie ſie, und dieſes zufällige Zuſammentreffen gab den drei Damen fortwährend Anlaß zu ſpitzen Bemerkungen und zahlloſen Vergleichen zwiſchen dem künftigen Schwiegerſohn, einem liebeatmenden, jungen Architekten und dem eleganten Huſarenoffizier, welche natürlich immer zu ungunſten des letzteren ausfielen und für Barbara eine ganze Reihe bitterer Demütigungen im Gefolge hatten.

Wie ſehr ſie auch, ſchon um ihrer eigenen Ruhe willen, die rätſelhafte Paſſivität des noch immer Geliebten zu verſtehen und zu entſchuldigen ſuchte, ſie ſelbſt empfand doch am klarſten die ganze Unverantwortlichkeit ſeines Benehmens, und der Gedanke, daß das, was ihr Vater in letzter Zeit mitunter anzudeuten gewagt, nun wirklich eintreffen könne, machte ihr Herz erzittern in tiefem, namenloſen Weh.

Der junge Herr hatte ſich mit ihrer Überſiedelung zu den Verwandten zwar ſehr einverſtanden gezeigt und dem Onkel ſeiner Braut brieflich den verbindlichſten Dank ausgeſprochen dafür, daß er ihm geſtattet, Barbaras jetzige Heimat auch als die ſeinige anzuſehen, er hatte aber nicht die geringſten Anſtalten getroffen, dieſer Einladung zu folgen, und ſeine Briefe, die mit der Zeit immer kürzer und ſpärlicher geworden, blieben zuletzt ganz aus. Eine unheildrohende Schwüle lag in der Atmoſphäre und der Zuſtand der Dinge wurde nachgerade für Barbara ein ſo überaus peinlicher, daß die reſolute Tante ſchließlich noch ihren Gatten erſuchte, die Sache ſelbſt in die Hand zu nehmen, und als Barbaras nächſter Verwandter eine endgültige Entſcheidung herbeizuführen.

Der brave Mann beſaß aber viel zu wenig Selbſtvertrauen, und war eine viel zu zaghafte, ſchüchterne Natur, um bei irgend einer Gelegenheit die Initative ergreifen zu können, und glaubte in dieſer delikaten Angelegenheit zu einem energiſchen Eingreifen um ſo weniger berufen zu ſein, als er fürchtete, ſich mißverſtanden und ſein Vorgehen ſo aufgefaßt zu ſehen, als ſehne er ſich danach, ſeines Schützeramtes für die verlaſſene Nichte recht bald enthoben zu ſein.

So vergingen wieder einige Wochen, nichts Erwähnenswertes geſchah, und Barbara mußte die quälende Ungewißheit immer länger ertragen, das Schlimmſte, was ihrer ſtolzen Seele auferlegt werden konnte. Dann endlich kam ein Brief, der nicht von Herrn von Bachren war, ſondern von dem Vater des jungen Mannes, und ſie ſo grauſam traf, daß vor ihren verwirrten Blicken die ganze Welt zuſammen zu ſtürzen drohte.

Herr von Bachren sen. appellierte an ihre Großmut und bat ſie, ſeinen Sohn wieder frei zu geben, um dem Glücke desſelben nicht länger im Wege zu ſtehen.

Er geſtand, daß dieſer ſelbſt ſich bisher geſcheut, einen Bruch herbeizuführen, weil eine derartige Handlung ſeinen loyalen Geſinnungen widerſtrebt, und er ihre Gefühle habe ſchonen wollen zu einer Zeit, wo ſchon ſo viel des Schmerzlichen auf ſie eingeſtürmt ſei. Er betonte die Unzuträglichkeit einer jahrelangen Verlobung und die Unmöglichkeit, dieſelbe durch eine Heirat zu beſchließen, nachdem es ſich herausgeſtellt, daß zu der Begründung des neuen Hausſtandes die notwendigſten Subſiſtenzmittel fehlten. Er fügte hinzu, daß man in dieſer Hinſicht ſich wohl gegenſeitig getäuſcht, und er ſelbſt außer ſeiner Penſion zu wenig beſitze, um für ſeinen Sohn ferner noch etwas thun zu können, nachdem er ihn ſchon mehreremale arrangiert habe und dieſer, verwöhnt durch das Leben im Regiment, und nicht gewillt, ſeine Anſprüche herunterzuſchrauben, darauf angewieſen ſei, eine gute Partie zu machen. Gerade jetzt böte ſich ihm eine vortreffliche Gelegenheit dar, ſeine kühnſten Hoffnungen nach dieſer Richtung hin zu realiſieren, indem eine reiche Erbin, die Tochter eines nordiſchen Handelsherrn, in ihrer Familie weile und offenbar einen ſehr günſtigen Eindruck von der Perſönlichkeit ſeines Sohnes empfangen habe. Von einer Verlobung könne ja vorläufig nicht die Rede ſein, aber die junge Dame ſcheine nicht abgeneigt, ihr Herz ſprechen zu laſſen, ſobald ihr Sohn nach anderer Seite hin nicht mehr gefeſſelt ſei, und da auch Barbara über das Alter romantiſcher Schwärmereien hinaus, und wohl im ſtande ſein werde, den Verhältniſſen klar ins Auge zu ſchauen, ſo hoffe er, ſie werde nicht mehr anſtehen, ein Verſprechen zu löſen, das ſeine bindende Kraft längſt verloren habe und für alle Teile nur drückend und hinderlich ſein könne. Sein Sohn ſehe ihrer Entſcheidung in aller Demut entgegen und werde ſich derſelben, wie immer ſie auch ausfallen möge, als vollkommener Kavalier fügen. Sollte ſeine Gattin, Frau von Bachren, anderſeits Gelegenheit finden, ihr zu ihrem ferneren Fortkommen behilflich zu ſein, ſo werde ſie ſich ſtets mit dem größten Vergnügen dazu bereit erklären und es an Empfehlungen durchaus nicht fehlen laſſen, doch würde ſie ſelbſt es wohl kaum wünſchen, daß dabei ihres früheren Verhältniſſes zu ihrem Sohne Erwähnung geſchähe.

Das war das Schlimmſte von allem! Sie war nicht bloß arm und verlaſſen, ſie wurde auch mißachtet und gering geſchätzt wegen ihrer veränderten Lebenslage, und zum erſtenmale mußte ſie es an ſich erfahren, daß Mangel und Entbehrungen materieller Art nicht die bitterſten Früchte der Armut ſeien.

Man machte wenig Umſtände mit ihr; dieſer kalte, herzloſe Brief zeigte es nur allzu deutlich! So lange ihr Vater noch lebte, der hohe Militär, der Vorgeſetzte Herrn von Bachrens, der dem Avancement des Herrn Sohnes hätte können hinderlich ſein, hatte man dergleichen nicht zu thun gewagt, ihr, der ſchutzloſen Waiſe gegenüber, glaubte man ſich alles erlauben zu dürfen und verſuchte es ſogar, den kraſſeſten Egoismus mit zarter Rückſicht zu entſchuldigen.

Was Barbara aber auch denken mochte über die Eltern ihres Verlobten, die ſie einſt mit überſchwänglicher Freude als Schwiegertochter begrüßt und jetzt nichts Eiligeres zu thun hatten, als ſie fallen zu laſſen, ihn ſelbſt ſprach ſie frei von jedem Vorwurf vor dem Richterſtuhl ihres Herzens und liebte es, ihn als das Opfer einer Intrigue hinzuſtellen, das unter den Qualen der Trennung vielleicht nicht weniger zu leiden hatte wie ſie. Nur dem Onkel, dem ſie den Brief zu leſen gegeben, fiel es auf, daß der ſchmerzlichen Gefühle des Sohnes darin auch nicht mit einem Worte Erwähnung geſchah, und es wollte ihm durchaus nicht gefallen, daß der junge Herr es dem Vater allein überließ, die unangenehme Sache zum Austrag zu bringen und ſich ſelbſt wohlweislich im Hintergrunde hielt. Wenn dieſer noch den Abſchluß in Barbaras Hände legte, ſo war das eine Form, nichts weiter, und man brauchte über den weiteren Verlauf der Dinge durchaus nicht mehr zweifelhaft zu ſein.

Indeſſen, er behielt dieſe Anſichten für ſich, um ihre Bürde nicht noch ſchwerer zu machen, als ſie ohnedem ſchon war, und Barbara blieb dabei, eiferſüchtig darüber zu wachen, daß den Charakter ihres Pſeudoverlobten auch nicht der leiſeſte Vorwurf traf. Sie fand ſogar einen Troſt darin, gern, und wie ſie ſich ſelbſt einredete, freiwillig zu entſagen, um ihn in anderer Weiſe beglückt zu ſehen, und in der leidenſchaftlichen Erregung des Augenblickes erſchien ſie ſich wie eine Heldin des Altertums, die bereit iſt, das eigene Glück dem Geliebten zu opfern, und in der Größe ihres Schmerzes zugleich die Kraft findet, ſich über denſelben zu erheben.

Von langer Dauer war dieſe exaltierte Stimmung aber nicht. Das Herz wollte ſein Recht haben, die menſchliche Schwäche war größer als der heroiſche Wille, und als ſie die Feder ergriff, um Herrn von Bachren für immer ſeines Gelöbniſſes zu entbinden, da ſtürzten bittere Thränen aus ihren brennenden Augen, und das ganze Weh dieſes entſcheidenden Augenblickes überkam ſie noch einmal mit elementarer Gewalt.

So war denn alles zu Ende! Der Brief ging ab und wurde bald darauf durch Zuſendung ihrer früheren Geſchenke und Briefe beantwortet, und Barbara wandelte umher wie im Traum, nur noch äußerlich teilnehmend an dem Leben ihrer Verwandten und wie betäubt von der Schwere des Schlages, deſſen ganze Tragweite ſie noch immer nicht zu realiſieren vermochte. Den erſchütternden Ereigniſſen und vielfachen Aufregungen war eine vollſtändige Apathie gefolgt, und wenn ſie auch nur durch körperliche Erſchöpfung hervorgerufen und weit entfernt war von dem wahren Frieden der Seele, ſo that ſie doch ihre guten Dienſte und wirkte wohlthätig und beruhigend auf die überreizten Nerven.

Barbara hätte noch lange ſo fortvegetieren können, ohne Wunſch und Ziel, nur der Vergangenheit denkend, wenn ihre Verwandten ſich nicht bemüßigt gefunden hätten, ſie wieder aufzurütteln aus ihrer Lethargie, und immer von neuem die Wunden zu berühren, welche der Verluſt alles deſſen, was das Leben ihr lieb und teuer machte, ihrem armen, jungen Herzen geſchlagen. —

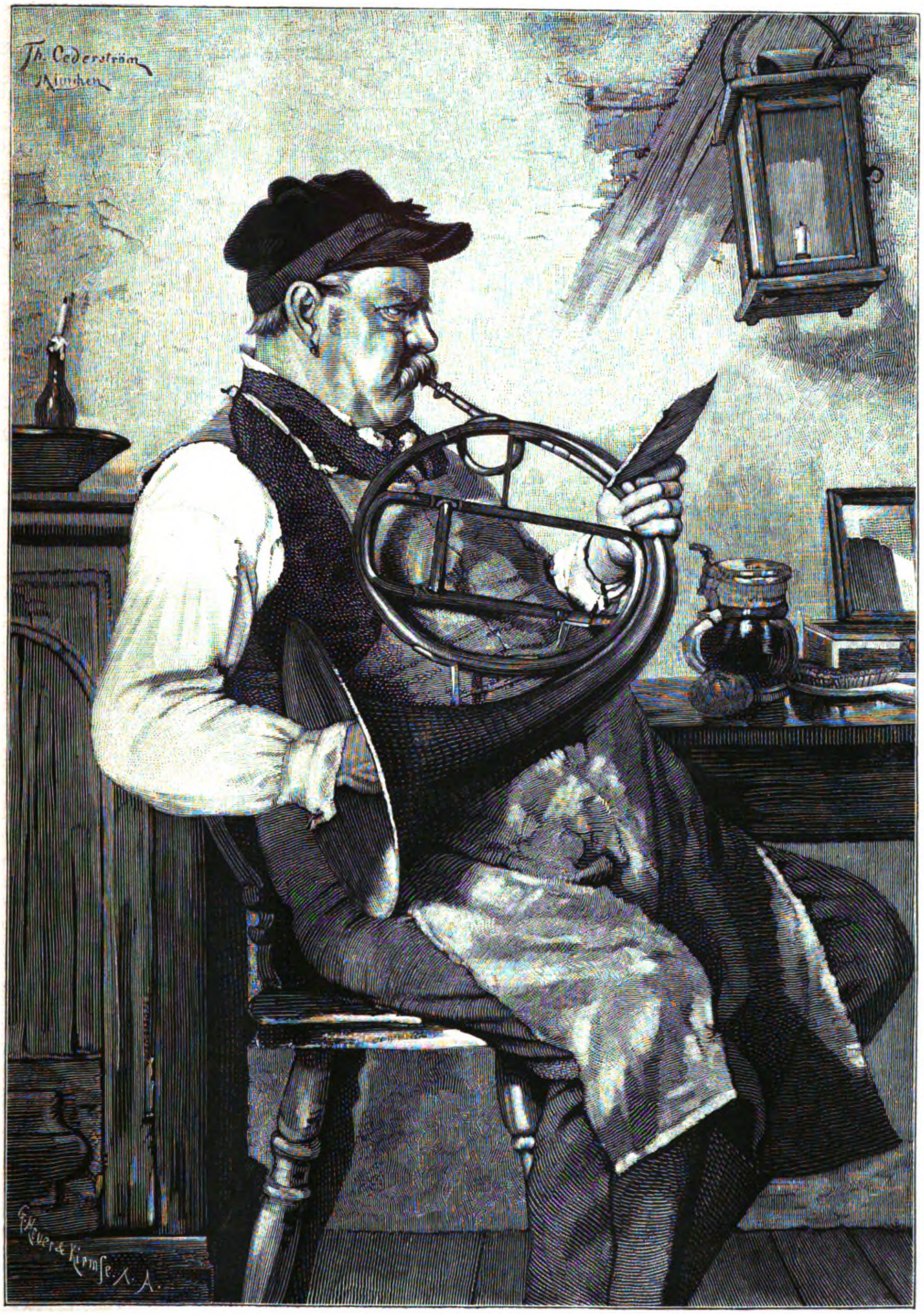
Weder ihre Tante, noch deren Töchter waren harte und böswillige Menſchen, welche den Leiden ihrer Mitmenſchen ihre Teilnahme verſagen, aber ſie waren nicht groß- und edeldenkend genug, um nicht, nachdem der erſte Paroxysmus des Schmerzes vorübergegangen, eine gewiſſe Genugthuung zu empfinden, daß Barbara, das verwöhnte Schoßkind des Glückes, die auch in den weiteren Kreiſen der Familie ſtets bevorzugt und gefeiert worden war, nun von ihrer ſtolzen Höhe herabſteigen mußte, um in ihrem, mit bürgerlicher Solidität eingerichtetem Hauſe eine Zufluchtsſtätte zu finden.

Es iſt ja überhaupt für die meiſten Menſchen ſo ſehr viel ſchwerer, ſich in Wahrheit zu freuen mit den Fröhlichen, als zu weinen mit den Weinenden, und Neid und Mißgunſt laufen in dergleichen Fällen viel häufiger mit unter, als man bei einem chriſtlichen Volke, deſſen erſtes Gebot die Nächſtenliebe iſt, für möglich halten ſollte. Aber ſo will es die Unvollkommenheit der menſchlichen Natur, und die Unklarheit über ihre innerſten Regungen läßt viele ganz zufrieden dahinleben, welche vielleicht entſetzt ſein würden, wenn ſie einen Blick thun könnten in die Abgründe ihres eigenen Herzens.

Barbaras Verwandten mochte es ähnlich ergehen; ſie boten ihr eine Heimat und die Notdurft des Lebens, aber ſie ſtanden ihr doch fremd gegenüber, und das freundliche Wohlwollen, das bei ihnen Hand in Hand ging mit dem Gefühl kleinlicher Schadenfreude, gewann in der Praxis des täglichen Lebens zu ſehr das Ausſehen einer huldvollen Herablaſſung, um von Barbaras ſenſitiver Natur nicht als ſtörend und drückend empfunden zu werden. Sie, die gewohnt war, ſelbſtändig zu denken und eigenmächtig zu handeln, konnte die ſtete Bevormundung von Menſchen, die im Grunde doch geiſtig tief unter ihr ſtanden, auf die Dauer nicht ruhig ertragen, und der Anblick des ſelbzufriedenen jungen Brautpaares, das in dem Vollbeſitz ſeines Glückes ſchwelgte, fügte dem bitteren Gefühle ihrer verlaſſenen Lage täglich einen neuen Stachel hinzu. Sie ſah ein, daß die Rolle einer armen Verwandten ſchwerer durchzuführen ſei, als ſie jemals geglaubt, und der Gedanke ſtieg in ihr auf, lieber unter Fremden ihr Brot verdienen zu wollen, als noch länger in einer Atmoſphäre zu verweilen, in der ſie oft glaubte erſticken zu müſſen.

Eine derartige Gelegenheit fand ſich ganz unerwartet und viel eher als ſie zu hoffen gewagt.

Eine Geheimrätin von Mühlen, die in der Nähe der Fabrik eine Villa beſaß und jeden Sommer einige Wochen dort zuzubringen pflegte, traf mit ihren Verwandten bei einer befreundeten Familie zuſammen und hörte dort ganz zufällig von


Th. Cederström
München
G. Heuer & Kirmse X. A.

„Heil dir im Siegerkranz." Gemalt von Th. Cederſtröm.

Barbaras Entſchluß, eine Stellung als Geſellſchafterin annehmen zu wollen. Da ſie einer ſolchen gerade dringend bedurfte, kam ſie ſelbſt in die Stadt, um Barbara kennen zu lernen, und war ſo entzückt von der reizenden, eleganten Erſcheinung und den tadelloſen Manieren der jungen Dame, daß ſie dieſelbe ſogleich für ſich in Anſpruch nahm und ſie wenige Tage ſpäter ihren Verwandten entführte, um bald darauf mit ihr das Landhaus zu verlaſſen und ihr Winterquartier in Berlin zu beziehen.

Barbara wurde dadurch wieder in andere Verhältniſſe verſetzt, und wenn ſie auch in dem unruhigen Treiben der Reſidenz unter der Fülle neuer Eindrücke, welche auf ſie einſtürmten, zuerſt kaum zur Beſinnung kam, ſo war ihre Stellung doch eine ſo leichte und angenehme, daß ſie ſich Glück wünſchte, eine ſo gütige und liebenswürdige Dame gefunden zu haben und ſich der Hoffnung hingab, ihr Zuſammenleben werde ſich immer ſchöner und inniger geſtalten. (Fortſetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Geſchichte des Od.

Die Kenntnis des Ods geht auf eine viel ältere Zeit als die Reichenbachs, ja bis in die Urzeit zurück. Schon in den Vedas und Manus Geſetzbuch, welche zu den älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechtes gehören, iſt von dieſer rätſelhaften Energie die Rede, und die Brahminen, Fakire, Munis und Riſchis der Inder ſind in gewiſſer Beziehung als Senſitive zu betrachten, die ſich durch ſtrengſte Enthaltſamkeit und mancherlei rituelle Gebräuche, wozu beſonders der Aufenthalt im Finſtern zu rechnen iſt, zur Anſchauung des weißen Lichtes Brahmas vorbereiten. Im Ougnekhata heißt es: „Um die weiße Magudſchi (Betrachtung) zu machen, ſoll man ſich auf die Ferſen ſetzen, die Ohren durch die Daumen, die Augen durch die Zeigefinger, die Naſe durch die mittleren und die Lippen durch die vier anderen Finger verſchließen. Die Lampe im Gefäß des Körpers wird dann bewahrt vor Wind und Bewegung, und das ganze Gefäß wird Licht. — In dem großen Feuer in der Herzöffnung wird eine kleine Flamme aufwärts lodern und in ihrer Mitte Atma (Geiſt) ſein.“ Ähnliche Stellen finden ſich ſehr häufig in den heiligen Schriften der Inder, auf welche ſchon Zimmermann „Von der Einſamkeit“ 2. Band Seite 107 hindeutet.

Hierher dürfte auch die Schechinah der Kabbaliſten gehören, jenes unerklärbare Licht, welches ſich auf den Häuptern und Fingerſpitzen der verſammelten Weiſen niederließ. Vgl. das Buch Jezirah in Knorrs von Roſenroth Cabbala denudata T. II.

Recht deutlich ſind die Senſitiven Reichenbachs in den Heſychiaſten vorgebildet, einer auf dem Berg Athos lebenden Mönchsſekte des XIV. Jahrhunderts. Dieſe Sekte verfuhr bei ihren myſtiſchen Kontemplationen nach folgender Vorſchrift ihres Abtes Simeon: „Sitzend in einem Winkel allein, merke und thue, was ich ſage. Verſchließe deine Thür und erhebe deinen Geiſt von allem Eiteln und Zeitlichen. Dann ſenke deinen Bart auf die Bruſt und errege das Auge mit ganzer Seele in der Mitte deines Leibes am Nabel. Verengere die Luftgänge, um nicht zu leicht zu atmen. Beſtrebe dich innerlich den Ort des Herzens zu finden, wo alle pſychiſchen Kräfte wohnen. Zuerſt wirſt du Finſternis finden und unnachgiebige Dunkelheit. Wenn du aber anhältſt Tage und Nächte, ſo wirſt du, o des Wunders! unausſprechliche Wonne genießen. Denn der Geiſt ſieht dann, was er nie erkannt hat, er ſieht die Luft zwiſchen dem Herzen und ſich ganz ſtrahlend.“ Dieſes Licht, ſagten die Heſychiaſten, ſei das Licht Gottes vom Berge Tabor. (Leo Allatius, de eccles. occid. et orient. Colon. 1648. I. 2. Cap. 17.)

Von einem gleichen Licht iſt bei den Gnoſtikern, Neuplatonikern, den Magiern des Mittelalters und ſelbſt im Hexenweſen vielfach die Rede. — Paracelſus macht das Leuchten zu einer weſentlichen Eigenſchaft des „ſideriſchen Menſchen,“ eines Bindegliedes von Leib und Seele, und erklärt in ſeiner Philosophia sagax Bd. I, cap. 9 Geiſtererſcheinungen und Kirchhofsphänomene ganz im Sinn der Odtheorie.

Daran ſchließt ſich das Leuchten von Perſonen. So leuchten die Brahminen; es leuchtet Sokrates, Zoroaſter, Pythagoras, Jamblich, Appollonius von Thana, Alexander der Große und Odyſſeus:

„Völlig ſcheint mir von jenem ein Glanz wie von Fackeln zu ſchimmern
Oben vom Haupt, auf dem kein einziges Härchen zu ſehen iſt.“

Archimedes ſah ſein Rückenmark als leuchtenden Kanal nach dem Hirn aufſteigen. Ebenſo leuchtet eine große Anzahl chriſtlicher Heiliger, und die Legende erzählt es vom heiligen Theodorus, Clarus, Philipp von Neri, Gregor VII, die heilige Hildegard, ja Ludwina von Schidam leuchtete ſo ſtark, daß ihre Umgebung oft erſchrak, wenn ihre dunkele Kammer von Licht ganz durchſtrömt war. Die Myſtiker Jacob Böhme und Oeltinger haben viel mit dieſem Licht zu thun. Der berühmte Arzt Joh. Bapt. vom Helmont und Elias Kammerer, Profeſſor zu Tübingen, glaubten ihre Seelen als Lichter zu ſehen, während John Dee und Swedenborg ähnliches von ſich berichten.

Vielleicht dürfte man auch auf dieſe Weiſe deuten, daß Tiberius, der Polyhiſtor Sabellicus, Cardanus, Scaliger, Keſtner, der Leipziger Arzt Michaelis und eine Patientin Rademachers bei Nacht wie bei Tag ſahen.

Mit leichter Mühe könnte man eine durch alle Zeiten ſich hindurchziehende Geſchichte dieſer eigentümlichen Erſcheinung zuſammenſtellen. Mag bei ihr vieles noch als räthſelhaft und mehr noch vorläufig als etwas dem Experiment nicht zu Unterwerfendes gelten, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß eine ſich durch Jahrtauſende hindurchziehende Erſcheinung nicht ganz und gar auf Trug und Täuſchung beruhen kann. Die vorurteilsfreie Wiſſenſchaft wird auch hier den Vorhang des Tempels lüften, an deſſen Schwelle wir jetzt ſtehen.

Karl Kieſewetter.

Die Geſellſchaft.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Skizze aus dem Familienleben von **Hans Arnold.**

(Fortſetzung.)

„Albert!“ begann die Juſtizrätin ſtreng und drohend, „ich weiß, du ignorierſt die Formen der Geſellſchaft mit Vorliebe, aber in dieſem Falle handelt es ſich zufällig um mehr!“

„Um was denn?“ fragte der gepeinigte Vater, der etwas beſtürzt über die niederſchmetternde Wirkung ſeiner Worte war.

„Um Mimis Lebensglück!“ ſagte die Mutter feierlich, „der Hauptmann huldigt ihr in einer Weiſe, die einen Zweifel an ſeinen Abſichten überhaupt nicht mehr aufkommen läßt — und ich kann nicht annehmen, daß du, um dir eine Viſite zu ſparen, dem Kinde das Herz brechen willſt!“

„Na, ihr müßt ſo etwas beſſer wiſſen,“ ſagte der Juſtizrat, dem der hohe moraliſche Standpunkt ſeiner Gattin etwas unbequem war; „ich habe noch nichts von den Huldigungen des Hauptmanns bemerkt. Neulich bei Hohenthals ſchien es mir nach meiner unmaßgeblichen Anſicht, als wenn er nur mit dem Annchen ſpräche!“

Die Mutter zuckte mit überlegner Miene die Achſeln.

„Du wirſt mir wohl glauben können,“ ſagte ſie nachdrücklich, „er mußte der Tochter vom Hauſe wohl damals Aufmerkſamkeiten erweiſen — aber vergleiche einmal ganz unparteiiſch unſere Mimi und Anna! Weiter ſage ich nichts!“

Damit verließ ſie das Zimmer, und der Vater blieb halb überzeugt zurück.

Wie vorauszuſehen, begab er ſich nachmittag auf die Viſitentour, zu der ihn abermals ein Lohndiener begleitete, der, um dem Juſtizrat die Treppen zu ſparen, überall Karten abgab, da die jungen Herren wenigſtens den Verſtand hatten, ſämtlich nicht zu Hauſe zu ſein. Mit dem angenehmen Gefühl, eine widerwärtige Pflicht hinter ſich zu haben, kehrte der Vater nach Hauſe zurück und fand das Wohnzimmer überſchwemmt von grauen und roſa Stoffwolken, über denen das Haupt eines drapierenden Ladenjünglings ſchwebte, der mit großer Gewandtheit die Damen zum Ankauf bewog. — Stumm blieb der Juſtizrat an der Thür ſtehen.

„Mimi braucht ein neues Kleid zu der Geſellſchaft!“ beantwortete die Mutter ſeinen fragenden Blick, „und ich werde mir bei der Gelegenheit auch eins kaufen!“

„Ich dächte, Cäcilie, du hätteſt wenigſtens zwanzig Kleider,“ ſagte der Vater mit männlicher Unkenntnis der Verhältniſſe.

„Bitte, darf ich dir beweiſen, daß ich für derartige Gelegenheiten kein einziges habe?“ begann Cäcilie mit furchtbarer Zungengeläufigkeit, „das braune iſt gänzlich unmodern, das bordeauxrote paßt nur für größere Geſellſchaften, das blaue iſt zertrennt, und das dunkelgrüne haſt du ſelbſt das letztemal ſo häßlich gefunden — übrigens,“ ſchloß die Mutter, um jeden Einwand des betäubten Gatten abzuſchneiden, „denke ich, wir laſſen dieſe Erörterungen, bis wir unter uns ſind!“

Der Juſtizrat zog ſich beſchämt zurück, arbeitete in ſeinem Zimmer, und kam erſt zum Thee wieder zum Vorſchein, in der Hoffnung, doch eine ruhige Abendſtunde mit den Seinigen zu feiern.

Das Wohnzimmer war von den Kleiderſtoffen befreit, und kein Symptom deutete auf „die Geſellſchaft.“ Der Vater atmete erleichtert auf und ſetzte ſich zum Thee.

Es klingelte.

„Der Lohndiener Strauch iſt da!“ meldete das Mädchen. Mimi ſprang elektriſiert auf.

„Er bringt die Antworten!“ rief ſie aufgeregt.

„Können wir nicht erſt Thee trinken?“ ſchlug der Juſtizrat vor.

„Mein lieber Albert, der Mann hat ſeine Zeit auch nicht auf der Straße gefunden,“ ſagte ſeine Frau, „ſo laß uns ihn doch erſt abfertigen — wie lange dauert denn das?“

Der arme Albert gab nach wie gewöhnlich, und der Lohndiener Strauch, ein ſehr vornehmer, aalglatter Mann, mit würdigen, weißen Haaren und einem ſchurkiſchen Geſicht, trat lautlos ein. — Mit ſeiner Beihilfe und erklärenden Anmerkungen entzifferten die Damen die Liſte, auf der Strauch in hieroglyphiſchen Bleiſtiftlettern das Müllerlied perſifliert hatte: „ja heißt das eine Wörtchen, das andere heißt nein!“

„Alſo von hier an,“ las die Mutter, „Siewerts zwei — kommen!“

Der Juſtizrat gab Zeichen von Ungeduld, „Bergmanns — werden Beſcheid ſagen! Körners — die gnädige Frau war erkältet, wenn ſie beſſer wird, werden ſie ſich die Ehre geben — Kleiſts — war niemand zu Hauſe“ —

So lautete der größte Teil der Liſte, und die Familie ſah ſich gänzlicher Ungewißheit gegenüber geſtellt, die angeſichts der zu beſchaffenden Verpflegung zu den peinlichſten Schwankungen Anlaß gab.

„Die Geſellſchaft fängt mit recht viel Annehmlichkeiten an!“ bemerkte der Vater trocken.

„Ja, wenn ich dafür ſtehen ſoll, daß alle Leute zu Hauſe ſind, da verlangſt du freilich viel, lieber Albert,“ ſagte ſeine Frau. „Wir wollen nun doch aber einmal zuſammen rechnen, auf wie viele wir mit Sicherheit zählen können. Mimi, ſchreibe 'mal an!“

„Hat Helldorff beſtimmt zugeſagt?“ frug Mimi halblaut.

„Jawohl!“ erwiderte die Mutter, jeden Zweifel niederſchlagend, und Mimi erglühte in freudiger Erregtheit — die Hauptſache war ſicher.

Der Lohndiener verabſchiedete ſich indes und wurde auf Sonnabend wieder beſtellt, aber um ſechs Uhr, damit auch alles zur Zeit fertig würde.

„Alſo“ — begann die Juſtizrätin, mit dem Licht in der Hand: „Siewerts zwei“ —

Der Vater erhob ſich.

„Ich gehe zu Bett!“ rief er außer ſich, „Siewerts zwei kann ich nicht mehr aushalten!“

* * *

Die Vorbereitungen zur Geſellſchaft nahmen indes ihren Fortgang.

Die Hausfrau bewies ihrem Manne, daß die meiſten der noch unbeſtimmt gebliebenen Gäſte nicht erſcheinen würden, und lud an deren Stelle friſchweg alles ein, was ſie überhaupt einladen konnte.

Der Vater wurde täglich, wenn er vom Büreau kam, mit „nur noch Thalaus“ — oder „nur noch Eckbergs“ empfangen — die Geſellſchaft ſchwoll an wie eine Lawine. Denn als die Einladungen an die Reſervefamilien ergangen, und faſt durchgängig „ſehr gern“ acceptiert worden waren, ließen plötzlich die „Unbeſtimmten“ auch noch zuſagen — ja, eine erkältete Familie, die bereits ihr Nichterſcheinen entſchuldigt hatte, bereitete Juſtizrats die frohe Überraſchung, daß ſie den Tag vor dem Feſt ſich noch als geneſen präſentierte und erklärte, ſie würde doch noch kommen.

Bei ſolch unſicheren Konjunkturen war es unerläßlich, daß täglich durchſchnittlich dreimal die Zahl der Gäſte aufs neue feſtgeſtellt wurde und der Juſtizrat den Schrecken von „Siewerts zwei“ nirgends entrinnen konnte, ſo daß er den Tag der Geſellſchaft ſchon von ganzem Herzen herbei wünſchte — freilich den Tag nachher noch viel ſehnlicher erwartete. — Der häusliche Friede bei Bernaus wurde indeſſen in jeder Weiſe untergraben. —

Erſtens behauptete der Vater, ſeine Frau verlangte alle Stunden einen Eßlöffel voll Geld — eine Klage, die allerdings berechtigt ſchien, da die Juſtizrätin mit der Aufſtellung des nötigen Budgets nach dem Prinzip jenes Mannes verfuhr, der ſeinem Hunde den Schwanz ſtückweiſe abſchnitt, um ihm nicht auf einmal ſo weh zu thun.

Sodann hatte man eine Kochfrau beſtellt. Das Gerücht von dieſer Unthat, welche der Köchin verborgen bleiben ſollte, war vorzeitig in die Wirtſchaftsräume gedrungen und hatte furchtbare Konſequenzen. Die Köchin, die ſich durch brennenden Ehrgeiz hervorthat, nahm es als einen Mangel an Vertrauen auf, daß ihr für dieſen hochwichtigen Tag das Zepter des Kochlöffels entwunden wurde. Sie rächte ſich in raffinierter Weiſe, indem ſie nun auch nicht einſah, warum ſie den täglichen Tiſch zur Zufriedenheit beſchicken ſollte. Daher leiſtete ſie Großes im „Anbrennenlaſſen“ und ähnlichen geſelligen Scherzen und ſetzte allen Verweiſen eine ſtoiſche Ruhe entgegen, deren Wappenſpruch deutlich das folgenſchwere Wort war: „nun erſt recht!“

Der Juſtizrat, ohne ein Gourmand zu ſein, aß lieber gut als ſchlecht, wie die meiſten Menſchen und war — wir müſſen es leider geſtehen — in ſeiner Stimmung nicht unabhängig von den kulinariſchen Genüſſen. Ein neuer Grund, um allſeitige Verſtimmung hervorzurufen.

„Was werden die Menſchen übermorgen nun alle anfangen!“ hob die Juſtizrätin zwei Tage vor dem Feſt ſinnend an.

„Ja, mein Kind, die Frage lege ich mir ſchon lange vor!“ bemerkte der Gatte.

„Wir müſſen irgend etwas vornehmen,“ rief Mimi, die, ſeit die Geſellſchaft und der Hauptmann näher rückten, von Tag zu Tage um ein paar Jahr jünger wurde.

„Vielleicht tanzen!“ ſprach die Mutter nachdenklich.

„Ja — ja! Tanzen!“ rief Mimi aufſpringend, und klatſchte in kindlicher Freude in die Hände, „das wollen wir!“ Und ſie verſuchte auf eigne Hand einen Walzer.

Hier aber erhob der Vater ſeine Stimme. „Nein, Kinder, das thut mir nicht an! Erſtens können die Menſchen in der Wohnung kaum ſtehen, dann ſollen ſie noch eſſen und ſchließlich tanzen! Dabei kommt nichts heraus, als daß mir der Wirt morgen die Wohnung kündigt. Wo du überhaupt willſt decken laſſen, Cäcilie, iſt mir unfaßlich!“

„Das geht alles, lieber Albert,“ beruhigte ſeine Frau. „Siebmachers nehmen die Kinder für die eine Nacht in Penſion“ —

„Alle?“ rief der Hausherr, von menſchlichem Erbarmen für Siebmachers ergriffen.

„Alle!“ wiederholte ſeine Frau unerſchütterlich, „die Siebmacher iſt ja überhaupt die Gefälligkeit ſelbſt — ſie hat mir auch ihre wunderſchönen ſilbernen Löffel geborgt. Wir müſſen uns wirklich einmal extra bei den Leuten revanchieren! Alſo die älteren Leute eſſen in deiner Stube, Albert, die Jugend in der Schlafſtube, und wir ſchlafen die eine einzige Nacht einmal auf Sofas.“

„Recht angenehme Ausſicht!“ murrte der Vater.

„Man muß ſich nicht ſo von kleinen Äußerlichkeiten abhängig machen!“ erwiderte ſeine Frau verſtändig, „dadurch macht man ſich und andere unglücklich! Und wir tanzen doch!“ ſetzte ſie hinzu, als ihr Mann das Zimmer verlaſſen hatte, „Karoline Siebmacher iſt alt genug, um ſich nichts mehr aus dem Tanzen zu machen, ſie ſpielt, ſo lange wir ſie bitten!“

Der Tag vor der Geſellſchaft brachte eine geradezu grenzenloſe Unruhe mit ſich. Früh um ſechs Uhr ſtand die Juſtizrätin bereits auf, um nach den tags zuvor bereiteten kalten Speiſen zu ſehen, und der Hausherr bemerkte ironiſch, als er die ungeheuren Bratenvorräte ſah, unter deren Gewicht zwei robuſte Dienſtmänner faſt erlagen, „er käme ſich vor wie ein Armeelieferant!“

Mimi, deren Locken bis zum Abend in Wickeln blieben, war in fieberhafteſter Aufregung, da ſie den großen Tag zugleich als Verlobungstag in spe betrachtete, und ſah alle zehn Minuten in einen anderen Spiegel.

Der Vater war von dem allgemeinen Wirrwarr ſo nervös, daß er bei jedem Klingelzuge, auf etwas Furchtbares vorbereitet, zuſammenſchrak, und erſt durch die harmloſen Meldungen: „die Theekuchen — die Torte — der Wein —“ wieder in ſein günſtiges Gleichgewicht kam.

Die Hausfrau befand ſich eben in der Küche, ſorglich die Kochfrau beobachtend, die in dem Rufe ſtand, bei ſolchen Gelegenheiten nicht ganz ſelbſtlos zu handeln — da klingelte es.

„Eine Empfehlung von Herrn Bergmann und Familie und die Herrſchaften bedauerten unendlich, nicht kommen zu können — das kleine Fräulein hätte die Maſern.“

Ein ganz zufriedenes Gefühl beſchlich die Mutter. Bergmanns, die mit mehreren erwachſenen Töchtern ein etwas bedenkliches Kontingent ſtellten, konnten gern entbehrt werden. Der anſteckungsgefährliche Bote wurde mit einem betrübten „es thut uns ſehr leid“ — entlaſſen, und die Juſtizrätin ging zu ihrem Manne.

„Albert, du mußt die Tiſchordnung umändern — Bergmanns kommen nicht!“

Eine große Geſellſchaft um einen Tiſch zu gruppieren, iſt bekanntlich durchaus keine leichte Aufgabe, da es erfahrungsmäßig Leute gibt, neben denen niemand ſitzen will, und wieder Leute, die es übel nehmen, wenn ſie nicht neben jemand ganz Beſtimmtem ſitzen. Der Juſtizrat, der bereits zwei Tage mit größter geiſtiger Anſtrengung an der Tiſchordnung laborierte und ſich zu deren Vollendung förmliche Skizzen entworfen hatte, ließ ein dumpfes Murren hören und ſtrich Bergmanns zornig von der Liſte der Lebenden, indem er ſich angſtvoll abmühte, das Ergebnis dieſes Unfalles zu vermeiden, welches darin beſtand, daß zwei Damen nebeneinander zu ſitzen kamen und durch keine Konſtellation zu trennen waren. — Kaum war dieſe Arbeit notdürftig bewerkſtelligt, als man ſich zu Tiſch ſetzte, der mit Rückſicht auf die abendlichen Genüſſe nur mit einer Faſtenſpeiſe beſetzt war.

Es klingelte.

„Nun, was iſt das wieder?“ frug der Vater ärgerlich.

„Die Schlagſahne!“ referierte das Mädchen.

„Schlagſahne!“ rief der Juſtizrat entrüſtet, „wozu iſt die?“ —

„Das muß ſein!“ entſchied die Hausfrau, „wenn du dich doch nicht über alles ereifern wollteſt, Albert!“

Es klingelte.

Der Vater warf die Gabel hin.

„Ich eſſe nichts mehr!“ rief er zornig, „dies ewige Läuten bringt mich um jeden Appetit! Aha — wieder eine Abſage!“

„Nun, das iſt ja reizend!“ fügte der Vater ironiſch bei, nachdem er geleſen, und reichte den Brief ſeiner Frau, die ſtumm die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug.

Die beiden, in der Stadt garniſonierenden Regimenter hatten zur heutigen Geſellſchaft ein ſtarkes Kontingent geſtellt, ſowohl an Familien wie an jungen Herren, und beſonders galt das Huſarenregiment als Stütze des Abends in jeder Beziehung. Nun war ein alter Major, der ſich während ſeines ganzen Lebens durch Unliebenswürdigkeit hervorgethan hatte, ſo rückſichtslos geweſen, an dieſem Tage zu ſterben, und der Regimentskommandeur teilte in kurzen Worten ſein Bedauern mit, daß er ſowohl wie die übrigen Familien und Kameraden durch dieſen Trauerfall am Erſcheinen verhindert ſeien.

Mimi, der erſt das Herz ſtill geſtanden hatte, kehrte zum Leben zurück, als ſie entdeckte, daß nicht Helldorfs Vorgeſetzter ſo zur Unzeit verſchieden ſei. Die Eltern aber waren wirklich entſetzt, und nicht mit Unrecht, denn ihre Geſellſchaft war dadurch vor Thoresſchluß beträchtlich zuſammengeſchmolzen.

„Siehſt du!“ begann der Vater zu ſeiner Frau gewandt, dieſe aber ſchnitt ihm mit Geiſtesgegenwart die Rede ab.

„Man muß ſich ins Unvermeidliche fügen, lieber Albert — wir ſind nun eben ein kleiner, aber deſto intimerer Kreis. Übrigens ſtehen wir jetzt von Tiſch auf,“ fügte ſie hinzu, und erhob ſich, „die Fenſter müſſen hier bis zum Abend offen bleiben, ſonſt wird es zu heiß.“

Der Vater begab ſich in ſeine Stube und machte die dritte Tiſchordnung. Seine Gattin folgte ihm.

„Wenn du fertig biſt, lieber Albert, muß ich dich ſchon bitten, hier heraus zu gehen — wir wollen die Tiſche in deinem Zimmer decken.“

„Ich wollte jetzt ſchlafen!“ rief der unglückliche Juſtizrat.

„Ja, darauf mußt du leider heute verzichten,“ ſagte ſeine Frau mit großer Faſſung, „ich wüßte nicht, wo du ſchlafen ſollteſt! Geh doch ein bißchen in die Luft, das iſt dir gewiß geſünder als das Schlafen gleich nach Tiſch.“

* * *

Der Abend kam wie jedes zukünftige Ereignis. Die Gäſte fanden ſich nach und nach ein, Anna Hohenthal, von Mimi ſtürmiſch begrüßt, war eine der erſten, und ſah etwas ernſt, aber ganz beſonders reizend aus. Der Hauptmann erſchien bald nachher.

„Anna — da iſt er!“ flüſterte Mimi und faßte krampfhaft die Hand der Freundin, „ich bin eiskalt vor Aufregung — fühle bloß einmal! Thu mir den einzigen Gefallen und laß mich keinen Augenblick mit ihm allein — nein, die ganze Stube dreht ſich mit mir!“

Der Hauptmann begrüßte Mimi mit bewunderungswürdiger Faſſung und wandte ſich dann zu Anna, die ihm etwas kurz und kühl antwortete, ſo daß er es für nötig fand, bei ihr ſtehen zu bleiben, um dahinter zu kommen, was ihr eigentlich fehle?

Die Mutter, welche mechaniſch die Gäſte begrüßte, und den Hauptmann dabei beobachtete, machte Mimi durch einen düſtern Wink auf das anſcheinend unzertrennliche Paar aufmerkſam.

„Bloß Maske — er will es nicht zu auffallend machen!“ flüſterte Mimi beruhigend, „verlaß dich auf mich — ich kenne ihn!“

Die Geſellſchaft nahm den gewöhnlichen Verlauf.

Die alten Herren, ſich in Fracks und weißen Handſchuhen tief unglücklich fühlend, zogen ſich in eine Stube zurück und führten Fachgeſpräche oder richteten widerwillig ein paar Worte an eine und die andere Dame.

Die älteren Frauen — alte Frauen gibt es ja nicht! — ſaßen um den Theetiſch und unterhielten ſich. Leider hatte die Wirtin in blindem Eifer zwei Todfeindinnen neben einander aufs Sofa genötigt, wo ſie nun, von den andern zu beiden Seiten eingeklammert, ſtumm und mit einem erfrornen Lächeln ſaßen und ſich verabſcheuten.

Diejenigen Damen, welche kleine Kinder beſaßen, begannen mild und vorſichtig von dieſen zu ſprechen — die, welche keine Kinder hatten, erzählten ſich, lebhafter werdend, daß ihre Amalie abginge, ihre Emma aber wieder zu bleiben ſich entſchloſſen hätte. —

Eine unternehmende Dame begann von einem jüngſt geleſenen Roman zu ſprechen, welches Unterfangen aber von den anderen Hausfrauen kühle Ablehnung erfuhr, nebſt der innerlichen Feſtſtellung, daß die Sprecherin doch unmöglich in ihrer Wirtſchaft auf dem Platze ſein könne, wenn ſie Zeit habe, ſo viel zu leſen und ſogar noch darüber zu ſprechen. — Man ging über den Roman zur Tagesordnung über, und jede der Anweſenden teilte der Reihe nach mit, wie ſie ihre Senfgurken einlegte — ein Geſprächsſtoff, der atemloſer und achtungsvoller Aufmerkſamkeit ſicher war.

Die Mütter erwachſener Töchter lauſchten mit halbem Ohr und ſahen wie hypnotiſiert nach der Jugend hinüber, ob die Reihenfolge der Plätze auch nach Wunſch ausfalle, und ob die Töchter, je nach dem Temperament, zu laut oder zu ſtill ſeien.

Der Hauptmann Helldorf trieb indeſſen die Selbſtbeherrſchung ſo weit, ſich neben Annchen Hohenthal zu placieren, ja ſogar, als man zu Tiſch ging, ihr den Arm zu bieten. Mimi fiel dem Leutnant Zettwitz zur Beute, ein Arrangement, das beiden Teilen nicht eben zur Freude gereichte, obwohl Mimi „es dem armen Zettwitz gönnte,“ daß er einmal neben ihr ſitzen durfte.

(Schluß folgt.)

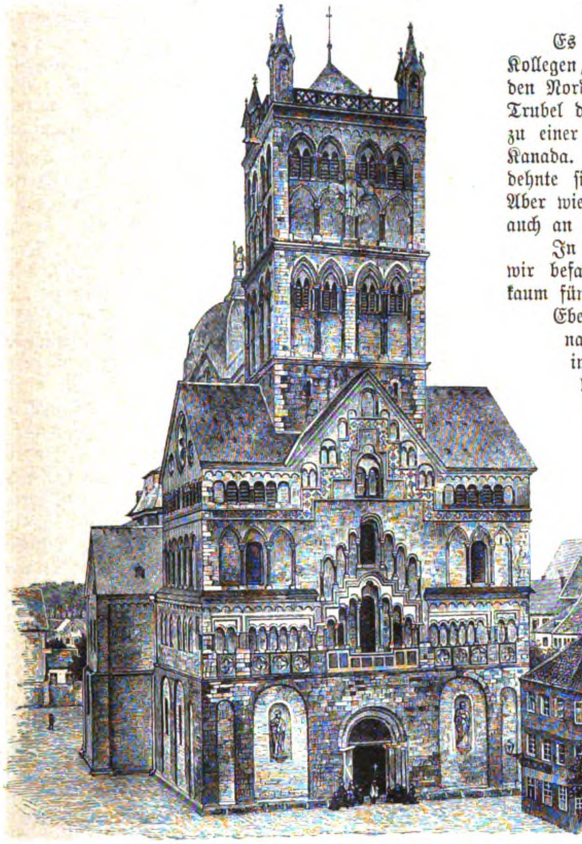
Eine deutſche Niederlaſſung in Kanada.

Nach perſönlichen Mitteilungen bearbeitet von **F. Meyer.**

Es war im Herbſte des Jahres 1876, als ich mit einigen engliſchen Kollegen, die die Philadelphier Ausſtellung nach Amerika gebracht hatte, den Norden Kanadas zum erſtenmale betrat. Wir wollten uns von dem Trubel der hundertjährigen Jubelfeier erholen und benutzten unſere Ferien zu einer Jagdpartie in dem nicht von dem Zentennialtaumel angeſteckten Kanada. Ein weiter Urwald, bevölkert mit einem prächtigen Wildſtand, dehnte ſich in unabſehbarer Weite vor uns aus und verſprach das beſte. Aber wie oftmals im menſchlichen Leben Unerwartetes kommt, ſo trat es auch an uns heran.

In der zweiten Woche unſeres Aufenthalts im nordiſchen Urwald — wir befanden uns zwiſchen der Georgianbai und dem Ottawafluſſe — kaum fünfzig Meilen von Cedar-Lake, ſtießen wir plötzlich auf eine freie Ebene, die ſich bald als kultiviertes Ackerland erwies. Es war dies natürlich für uns, die wir nun ſchon zehn Tage und neun Nächte im Urwald unter mancherlei Entbehrungen verlebt hatten, eine herrliche Augenweide. Wir ſtanden auf einer kleinen Anhöhe und vor uns breitete ſich eins der lieblichſten Thäler aus, in welchem wir nach und nach wohl ein Dutzend Wohnhäuſer zu zählen vermochten. Vergebens blickten wir auf unſere Karten, nichts auf dieſen ließ ſelbſt im weiten Umkreis auf einen Ort ſchließen und doch befanden wir uns in der Nähe eines hübſchen Dörfchens, das bisher den Kartographen entgangen ſein mußte. Ein Haus, das nächſte unſerem Standplatze, feſſelte mein Intereſſe ungemein, denn ſeine Bauart erinnerte mich an eine gleiche, die ich als Kind im Norden Deutſchlands kennen gelernt hatte. Es war ein ſchmucker einſtöckiger Bau, weiß angeſtrichen und mit hübſchen grün gemalten, mit Blumentöpfen verſehenen Fenſtern. Ein wohlgepflegtes Gärtchen umgab das Ganze und lächelte mir zu: „Hier biſt du in der Heimat.“

Wir alle, ſelbſt unſere Halbblutführer waren müde und ſehnten uns danach, wieder einmal eine Nacht unter Dach zuzubringen, wir beſchloſſen, dieſe Oaſe im Urwalde zu beſuchen. Wir wußten freilich nicht, wie wir aufgenommen werden würden, aber „friſch gewagt iſt halb gewonnen,“ der Verſuch mußte gemacht werden, ein Nachtlager im Urwalde konnten wir noch in ſpäter Stunde aufſuchen. Wir ſtiegen den Hügel hinab und näherten uns der Hecke, welche das Gehöft umzog. Da auf einmal hörten wir zwei glockenhelle Kinderſtimmen, und dicht vor uns ſtanden ein Knabe und ein Mägdlein, halb befremdet, halb beſchämt und doch mit dem eigentümlichen Lächeln um den Mund, welches ſich leider mit den Kinderjahren verliert. Der Knabe wollte auf und davon, aber das Mädchen hielt ihn feſt und ſchaute uns aus ihren blauen Augen ſo verwundert an, als wären wir Urwaldgeiſter. Einer von uns fragte auf Engliſch, wie der Ort heiße. Der Junge lachte, das Mädchen drehte verlegen an ihrer Schürze und endlich kam aus beider Munde faſt zugleich das Wort: „Störland.“ Meine Kameraden ſahen mich an — ich blickte auf die Kinder, das Haus vor meinen Augen und auf einmal kam es wie Erleuchtung über mich — ich fragte: „Ja, Kind, wohnen denn hier Deutſche?“ Kaum hatte ſie deutſche Worte vernommen, ſo kam das Mädchen auf mich zu, drückte mir für ihr Alter ganz tapfer die Hand und ſagte in einem ziemlich guten Plattdeutſch: „Ja, freilich, Deutſche, Holſteiner.“ Meine Kameraden, die kein Wort deutſch verſtanden, ſchauten uns ganz verwundert an. Die Kinder aber waren ſofort bereit, uns zu ihrem Großvater zu führen. — „Die anderen,“ meinten ſie, „ſeien auf den Feldern oder jenſeits des Baches.“ Das Mädchen ließ meine Hand nicht mehr los und nach wenigen Minuten hatten wir das Häuschen erreicht. Hier verließ uns unſere kleine Führerin und eilte ins Haus, um gleich darauf an der Hand einer mächtigen Greiſengeſtalt wieder zu erſcheinen. Dieſer begrüßte uns zunächſt in einem guten Engliſch, dann aber, augenſcheinlich von dem kleinen



Die St. Quirinskirche in Neuß.
Beiſpiel ſpätromaniſchen Stils in Deutſchland.

Die Rheinebene, die Wiege der chriſtlichen Baukunſt in Deutſchland, iſt zugleich der klaſſiſche Boden der romaniſchen Architektur. Eine ſtattliche Reihe hervorragender Bauten begleitet den Strom von Baſel bis nach Xanten. In Köln beſonders herrſcht durch die ganze romaniſche Periode hindurch eine lebhafte Bauthätigkeit. Nach dem Jahre 1098 erſtand hier nach einem Brande die Kirche St. Apoſteln; ein Jahrhundert ſpäter mußte ſie, durch einen neuen Brand arg mitgenommen, von neuem ausgebaut werden, und während dies geſchah, wurde in Neuß, nämlich im Jahre 1209, wie eine noch erhaltene Anſchrift bezeugt, der Grund zu einer Kirche gelegt, welche zum Teil eine Nachbildung von St. Apoſteln ſein ſollte und angeblich ſchon in vierzehn Jahren vollendet wurde: die Quirinskirche. Der Baumeiſter, Magiſter Wolbero, iſt vermutlich identiſch mit dem Laien Albero, der im Jahre 1219 das Gewölbe zu St. Apoſteln vollendete. Aber nur der Chor entſpricht dem Vorbilde; im übrigen iſt die Kirche eigentümlich ſelbſtändig aufgebaut, und es iſt hier beſonders auffallend die Weſtſeite mit dem hohen Mittelturme (ſ. die Abbildung). Dieſer Turm, deſſen Helm 1741 durch einen Blitzſtrahl zerſtört, dann durch ein Notdach erſetzt wurde, weiſt mit ſeinen Spitzbogen ſchon auf den Stil der folgenden Periode, die Gotik, hin, während der eigentliche mächtige Vorbau die charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten der romaniſchen Architektur trägt. Die Dreiteilung desſelben weiſt auf die drei Schiffe des Langhauſes hin. Die Dekoration iſt reich und doch maßvoll, die Richtung nach oben, welche die aufſteigenden Etagen des Mittelſtückes lebendig ausdrücken, wird durch die entſchieden horizontalen Linien der Seitenſtücke ſchön und geſchickt ausgeglichen. Einfacher iſt das Langhaus dekoriert. Die Oſtſeite mündet in drei Chöre, deren urſprünglicher Schmuck an St. Apoſteln anſchloß. Über der Vierung erhebt ſich die Kuppel mit barocken Fenſtern. Wenn der Bau auch nicht zu den monumentalen Werken erſten Ranges zählt, ſo bietet er doch manche anziehende Eigentümlichkeiten und iſt ein weiterer Beleg für den Phantaſiereichtum der romaniſchen Baumeiſter des XIII. Jahrhunderts.

Wildfang auf mich aufmerkſam gemacht, näherte er ſich mir, reichte mir die ſchwielige Rechte und ſagte mit warmer Stimme: „Landsmann, ſied mi ‚hartig‘ willkummen.“

Wir traten ins Haus. Überall, wohin wir blickten, herrſchte die peinlichſte Sauberkeit — der Fußboden war ſo weiß, daß er mit manchem Tiſche hätte wetteifern können — die Möbel, wenn auch einfach, waren ſo geſchmackvoll im Zimmer aufgeſtellt, daß man ſofort auf eine tüchtige Hausfrau ſchließen konnte. Unſer Wirt ſtellte uns ſofort auf „ſolange es uns beliebte“ das obere Stockwerk zur Verfügung, und wir machten es uns natürlich bequem; als die Hausgenoſſen des Greiſes von der Arbeit zurückkehrten, konnten wir uns ſchon in etwas menſchlicherem Anzuge präſentieren. Es waren dies ein Mann von etlichen dreißig Jahren, den man ſofort als den Sohn des Greiſes erkennen konnte, eine Frau von ungefähr gleichem Alter, augenſcheinlich die Hausfrau, und zuletzt ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, die wieder Ähnlichkeit mit den Männern hatte. Drei Generationen waren in dem freundlichen Zimmer verſammelt. Nach einer Stunde konnten wir uns bereits an einer delikaten Tomatenſuppe und etlichen Wildenten an einem weißgedeckten Tiſche erlaben. So gut hatten wir es nun lange nicht gehabt, wir befanden uns infolge deſſen auch in gehobener Stimmung und unſere Wirtin war ſtolz auf die Ehre, die wir ihren Gerichten anthaten.

Nach dem Mittagsmahle führte der Sohn des Hauſes meine Kameraden hinaus auf die Felder und zu den Nachbarn; ich aber zog es vor, bei dem Greiſe zu bleiben, um mir die Gründung dieſer Anſiedlung erzählen zu laſſen.

Es war eine einfache und doch tiefergreifende Erzählung, ein Bild von den Leiden und Freuden des alten Anſiedlers im Urwalde. Der Alte erzählte mir in ſeinem gemütlichen Dialekt eine lehrreiche Biographie, der ich folgendes entnahm.

Gottfried Laſſen — ſo hieß der Alte — war der Sohn eines Hofbeſitzers im Holſteiniſchen, aber da ein älterer Bruder vorhanden war, ſo hatte er kein Anrecht auf den Hof gehabt; er wurde bei ſeiner Verheiratung mit der Tochter eines reichen Kaufmanns von den Eltern mit einer Barſumme abgefunden. Dieſe und das Heiratsgut ſeiner Frau ermöglichten es ihm, einen Hof zu kaufen. Die erſten Jahre vergingen in Glück und Freude, dann aber kamen harte Zeiten; was Krankheiten nicht verſchlangen, das wurde durch Mißernten verloren. Laſſens Schwiegervater, der da hätte helfen können, hatte faſt zur ſelben Zeit ſein ganzes Vermögen an einen Dänen verloren, und last not least der politiſche Horizont trübte ſich immer mehr und mehr. Die Söhne des alten Madden, Laſſens Schwiegervater, die Entbehrungen nie gekannt, beſchloſſen auszuwandern und nach einem Jahre bereits hörte man von ihnen, daß ſie ſich in der Nähe des Ontarioſees angeſiedelt hätten und mit ihrem Loſe zufrieden wären; ſie rieten Laſſen, zu ihnen zu kommen. Aber ſeine Eltern, wie auch er, als Familienvater, konnten ſich mit dieſem Schritte nicht ſo leicht befreunden. Als aber das nächſte Jahr wiederum eine Mißernte brachte, als gar das deutſche Holſtein, im Verein mit Schleswig, ſich zum Kriege gegen ſeine Unterdrücker rüſtete, da hielt es Laſſen an der Zeit, auszuwandern.

Bald war das Gut um einen geringen Preis verkauft und die Reiſe nach dem nächſten Hafen angetreten. Es traf ſich günſtig, daß gerade auf der Hamburger Reede ein Schiff ſegelfertig für Quebeck lag, ſo daß den Laſſens, die nach Kanada wollten, der Umweg über die Union erſpart blieb. Allein ſchon auf dem Schiffe ſollte die Zeit ihrer Prüfungen beginnen. Kaum waren ſie acht Tage auf hoher See, da erkrankte ihr jüngſtes Töchterchen, ein Mädchen von drei Jahren, und nach wenigen Tagen mußten ſie ihr teures Kind auf den Grund des Meeres verſenken. Es bedurfte der ganzen aufopferungsfähigen Liebe ſeines Weibes, um den troſtloſen Laſſen zu beruhigen, denn Erneſtine oder Stina, wie er ſie kurzweg genannt, war ſein Liebling geweſen.

Kaum aber hatten ſie die Hälfte der Seereiſe hinter ſich, da brach ein furchtbarer Orkan los und benutzte das Schiff zum Spielball auf den hochgehenden Wogen. Schon glaubten die Paſſagiere — es hatten ſich den Laſſens fünf weitere Familien angeſchloſſen — ihr letztes Stündlein habe geſchlagen, aber Gott hatte anderes mit ihnen im Sinne; nach mancher ſchweren Stunde, nach Tagen und Nächten, in denen ſie unzähligemale dem Tode ins Auge geſchaut hatten, erreichten ſie endlich den Hafen und mit ihm feſtes Land.

In Montreal kauften ſich die neuen Ankömmlinge je nach ihrem Vermögen ein Geſpann Pferde oder Ochſen und einen Leiterwagen, um dem fernen Weſten zuzueilen, denn damals dachte noch niemand an einen Schienenweg dorthin. Langſam nur ging die beſchwerliche Reiſe, die heute von der Eiſenbahn in wenigen Stunden zurückgelegt wird, von ſtatten. Zuerſt kamen ſie durch eine üppige, meilenweit ins Land hinein angebaute Gegend, dann aber fuhren ſie wieder tagelang durch Einöden und den dichteſten Urwald, wo erſt die Axt den Weg bahnen mußte, bis ſie ſich wieder dem See und damit Anſiedelungen näherten — endlich nach neun Tagen hatten ſie die Heimat ihrer Freunde, die ja auch die ihre werden ſollte, vor ſich.

Das Wiederſehen der Verwandten war ein herzliches, allein Gottfried Laſſen, der noch tiefgebeugt war von dem ſchmerzlichen Verluſt ſeines teuren Kindes, konnte ſich nicht darein finden, einer größeren Kolonie anzugehören, und da zufällig ein alter Pelzjäger daſelbſt anweſend war und von prächtigem Ackerland im höheren Norden, im Lande der Algonkins, ſprach, da faßte er den Entſchluß, ſeine Familie zurückzulaſſen und das angeprieſene Land in Augenſchein zu nehmen. Zwei von den fünf mit herübergekommenen Familienvätern waren ſofort bereit, ihn zu begleiten. Schon wenige Tage nach der Ankunft in der Kolonie (die heute die hübſcheſte deutſche Stadt in der Nähe des Ontarioſees iſt), verließen Laſſen, der Pelzjäger und die beiden anderen, Lürs und Hartung, dieſelbe und wanderten gen Norden.

Es war eine mühſelige Wanderung auf ungeebneten Pfaden, über die blauen Berge an der Slouceſterbai entlang und dann durch ein damals noch durch die Indianer ziemlich unſicher gemachtes Hügelland. Aber ihr kundiger Führer, der alt und grau in dieſer Region geworden war, ließ ſie immer wieder neuen Mut faſſen. Not hatten ſie keine, denn Wild gab es genug und die zahlreichen Flüßchen und Quellen im Gebirge lieferten einen herrlichen Labetrunk. Aber auch wie ein „Tiſchlein decke dich“ fanden ſie an jedem See, an jedem Flüßchen, in den Bächen, ein Kanoe verborgen, in welchem ſie ihr Führer ans andere Ufer beförderte. Endlich nach achtzehn Tagen des angeſtrengteſten Marſchierens meldete ihnen ihr Führer die Nähe ihres Reiſeziels. Vor ihnen lag ein tiefes Becken, an deſſen Saume deutlich eine Anzahl indianiſcher Wigwams erkenntlich waren, aber die geübten Augen unſrer Freunde hatten auch ſofort erkannt, daß der Boden in der That wie ſelten einer zum Ackerbau geeignet ſei. Der alte Jäger ließ den Ruf einer Eule dreimal hintereinander ertönen, kurz darauf wurde derſelbe erwiedert, und ehe die Holſteiner noch Zeit hatten, ihren Führer deshalb zu befragen, waren ſie ſchon von einem halben Dutzend Rothäute umringt, die auf jede Weiſe dem Jäger ihre Freude und Hochachtung zu bezeugen ſuchten. Es waren augenſcheinlich die Häuptlinge des ſtark zuſammengeſchmolzenen Stammes, deren Vorfahren einſt manchen harten Strauß mit den Engländern und Amerikanern ausgefochten hatten. Sie verſtanden das Engliſche ſo ziemlich, doch redete der alte Jäger mit ihnen in ihrem Idiom. Er ſprach eindringlich, aber ſchien zuerſt tauben Ohren zu predigen; mit der Zeit aber trat heller Sonnenſchein auf die ſchmutzigroten Geſichter und plötzlich zogen ſie ihre Pfeifen wie auf Kommando und reichten ſie, nachdem ſie ſie angeraucht hatten, unſern Landsleuten dar. Der Freundſchaftsbund zwiſchen den Rothäuten und Bleichgeſichtern war beſiegelt.

Die Holſteiner erſtaunten, doch ihr Führer teilte ihnen mit, daß ihrer Anſiedelung hier nun nichts mehr im Wege ſtände, — ſie ſollten nur den Häuptlingen einige Geſchenke machen. Dieſe waren hocherfreut über die prächtigen Flinten, die nun ihr Eigentum wurden. Auf Veranlaſſung des alten Jägers hatte ſich ein jeder der Anſiedler mit zwei Flinten und zwei Piſtolen verſehen — ihr Vorrat reichte alſo gerade aus, jedem Indianer eine Gabe zukommen zu laſſen und trotzdem kampfbereit zu bleiben.

Eine Woche verging nun mit dem Ausſuchen des beſten

Landes, denn die Indianer hatten ihnen dies völlig freigeſtellt, und den weiteren Unterhandlungen, und als die Holſteiner am neunten Tage wieder gen Südweſt aufbrachen, während der alte Jäger gen Norden eilte, von wo er nie zurückkehrte, da begleiteten ſie zwei der angeſehenſten Rothäute in die Anſiedelung der Bleichgeſichter am großen Waſſer.

Zwei Monate ſpäter finden wir unſere Freunde auf dem Wege nach ihrem neuen Heim. Es war inzwiſchen Hochſommer geworden. Drei vollgepackte Wagen mit Vorräten auf längere Zeit, Ausſaat, Inſtrumenten, Utenſilien, unentbehrlichſten Möbeln, Schußwaffen, Pulver ꝛc. machten ihre Habe aus. Es war eine anſehnliche Karawane, vielleicht die erſten Deutſchen, die bis dahin ihren Fuß in den höheren Norden Nordamerikas geſetzt hatten. Nur langſam ging die Reiſe von ſtatten, der Wagen wegen mußte im Gebirge und an den Flüſſen und Seen mancher Umweg gemacht werden, mancher Axtſchlag den Weg ebnen, und Stämme für eine Brücke ſchaffen und mancher Schuß mußte aus den Waffen fallen, um das ſich maſſenhaft zeigende Wild zu verſcheuchen. Aber alle dieſe Strapazen wurden ſelbſt von den Frauen und Kindern heldenmütig ertragen.

Manche Woche war vergangen, als man ſich endlich gegen Abend eines herrlichen Auguſttages der neuen Heimat näherte. Einer der ſie begleitenden Indianer trug den Frauen und Kindern ein Obdach in ſeinem Wigwam an, doch dieſe zogen es gleich den Männern vor, auch dieſe Nacht noch unter freiem Himmel zu verbringen, als ſich ſelbſt der aufrichtigſten Indianerhaut bedingungslos anzuvertrauen.

Als kaum der Morgen graute, da errichteten die Männer mit Hilfe der Indianer eine große Hütte aus Erde und Reiſig, die ſie durch eine Mittelwand in eine Stube und Kammer teilten, erſtere für die Frauen und Kinder beſtimmt, letztere für die Männer. Am Abend ſtand das erſte deutſche Haus im Norden fertig da, und als ſie um den einfachen Kochofen herumſaßen, da fühlten ſie ſich wie zu Hauſe.

Vom nächſten Tage an begann die Ausrodung des Urwaldes. Nur wer es geſehen, wer es kennen gelernt, was es heißt, die tauſendjährigen Stämme zu fällen und beiſeite zu ſchaffen, der vermag ſich von dieſem mühſeligen Geſchäft ein Bild zu machen. Von früh bis ſpät arbeiteten die Männer, jeder in einem anderen Teile des Waldes und oftmals ſchlief einer auf ſeinem Arbeitsfelde oder im Wigwam eines Indianers, um den weiten Weg bis zur Hütte zu ſparen und mit dem früheſten wieder an die Arbeit gehen zu können.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier all die Mühen und Sorgen der Ankömmlinge ſchildern. Die Rothäute waren bald ihre beſten Freunde und halfen ihnen oftmals. Als der Herbſt kam, da hatte ein jeder ſchon etliche Morgen ausgerodet und beeilte ſich nun, die Blockhütte für den Winter zu errichten. Auch dies war keine kleine Arbeit, denn oftmals fehlte es an den nötigen Inſtrumenten, um die Balken richtig zuzuſchneiden und jeder mußte eben ſelbſt ſehen fertig zu werden. Doch der erſte Schnee fand die Anſiedler bereits in ihrem, unter den obwaltenden Verhältniſſen angenehmen Heim. Welche Qualen hatten ſie aber in dem langen, kalten Winter auszuſtehen! Waren auch die Hütten durch den eine jede umgebenden Urwald einigermaßen geſchützt, ſo drang doch die Kälte durch die nur notdürftig verſchmierten Ritzen bis in das Innerſte der Häuschen.

Der Verkehr von Anſiedler zu Anſiedler mußte nach dem erſten großen Schneefalle ganz eingeſtellt werden, und ſelten ſelbſt ließ ſich eine an dies Klima doch gewöhnte Rothaut blicken; deſto mehr aber das hungrige, beutedurſtige Wild, insbeſondere Wölfe und Bären, wegen welcher die Holſteiner manche Nacht wachen mußten. Endlich ließ auch der ſtrenge Winter nach. Ein jeder hatte während der kalten Jahreszeit und als der Schnee zu ſchmelzen begann ſo viel als möglich von dem ausgerodeten Lande gebrochen. Als aber der Frühling ins Land kam, da wurden zwiſchen den rieſigen Baumwurzeln die erſten Samenkörner in den Boden geſtreut.

Laſſen war inzwiſchen wieder nach der Anſiedelung am Ontarioſee gewandert und hatte dort für ſich und die übrigen Anſiedler alles Nötige eingekauft und für jeden einen Knecht geheuert. Auch nahm er diesmal etwas Vieh und Geflügel mit und als er ſich von neuem auf den Weg nach den Heimſtätten im Urwalde machte, da begleiteten ihn zwei weitere Familien, eine ſüddeutſche und eine ſchottiſche. Alle erſtaunten, als ſie nach einigen Wochen die Anſiedelung erreichten, überall ſprießte und blühte es zwiſchen den Baumſtümpfen.

Kaum angekommen halfen (und dies iſt faſt ausnahmslos der Fall) die älteren Anſiedler den neuen Ankömmlingen ihre Hütten bauen, ſo daß auch dieſe noch den Spätſommer und Herbſt zur Ausrodung benutzen konnten. Laſſen aber und die anderen heimſten zur ſelben Zeit ſchon eine genügende Menge Feldfrüchte für den eigenen Bedarf ein. War das Erträgnis der erſten Ernte auch kein großartiges, ſo lieferte doch der kaum gereinigte Boden ſchon das Zehnfache der Ausſaat. Natürlich wurden die Beſchwerden in den erſten Jahren nicht geringer, denn neben der Urbarmachung des völlig wilden Bodens mußten doch auch paſſierbare Wege zunächſt von einem Nachbar zum andern, und ſpäter weiter ins Land hinein angelegt werden. Doch mit ihrer zähen Ausdauer und ihrem eiſernen Fleiß gelang es ihnen vortrefflich und bald tauſchten ſie ihr Land, ſo durften ſie ja Störland nennen, nicht gegen die alte Heimat aus.

Fünf Jahre nach der Anſiedelung Laſſens verlegten die Rothäute ihre Wigwams weiter gen Nordweſten. Es wurde ihnen zu enge in der Nähe der Bleichgeſichter und die ſich im Winde leiſe wiegenden Tauſende, ja Millionen von Halmen machten ihnen keine Freude, und dennoch wurde es ihnen unſäglich ſchwer von Störland zu ſcheiden, aber das Wild war ſeit der Ausdehnung der einzelnen Farmen immer mehr aus dem Geſichtskreis Störlands verſchwunden und da mußten wohl die Rothäute folgen. Auch war dieſer Zweig des mächtigen Algonkinſtammes ſeit Jahren im Ausſterben und ſo näherten ſie ſich ihrer Anſicht nach, je weiter ſie gen Nordweſten vordrangen, den Gefilden des großen Geiſtes.

Am Tage ihres Auszuges verſammelte ſich der etwa hundertzwanzig Köpſe ſtarke Indianerſtamm vor dem Laſſenſchen Hauſe, wohin ſämtliche Anſiedler mit ihren Familien und Knechten geladen waren, um Abſchied zu nehmen. Es war für alle ein trauriger Tag. Laſſen war ſich wohl bewußt, daß er eigentlich die größte Schuld daran trage, die Indianer von ihren von altersher gewohnten Heimſtätten vertrieben zu haben und gab ſich daher alle Mühe ſie anderen Sinnes zu machen. Da alles vergeblich war, nahm man ihnen das Verſprechen ab, falls es ihnen an irgend etwas mangelte, daß ſie ſich nur an dieſe Anſiedelung wenden würden.

Mehrere Stunden begleiteten die Deutſchen ihre liebgewonnenen roten Freunde durch die dichten Waldungen. Erſt als die Sonne ſchon im fernen Weſten ins Meer ſich zu ſenken begann, da wurde Raſt gemacht, noch einmal die Friedens- und Freundſchaftspfeife geraucht, ewige Liebe und Freundſchaft geſchworen und endlich geſchieden.

Wenige von den Rothäuten und ihren Abkömmlingen leben heute noch in Manitoba und Britiſch Columbia — doch ihr Wort haben ſie im Gegenſatz zu vielen ihrer Brüder in der Union den Bleichgeſichtern gehalten. Niemals haben ſie eine Anſiedelung, und ſtand dieſelbe ſelbſt ganz allein auf einſamer Prärie des großen Nordweſtens, bedroht, ſie blieben ſtets Freunde derſelben, und mancher von den alten einſt in Störland angeſeſſen geweſenen Indianer ſpricht noch ein Wörtlein plattdeutſch. Zum wenigſten widerfuhr es mir ſelbſt wenige Monate nach meinem Beſuch in Störland, daß ich im äußerſten Weſten Manitobas auf eine ſolche ſprachkundige Rothaut traf. Es war ein alter Indianer, der mit einem jungen Mädchen dort ein trauriges Daſein friſtete. Nach kurzer Zeit der Unterhaltung erzählte er mir von einer Anſiedelung der Bleichgeſichter im Oſten, woraus ich aus ſeiner Ortsbeſchreibung ſchließen mußte, er meine Störland, und richtig, ohne ein Wort zu ſprechen, entblößte er ſeinen rechten Arm von einem irgendwo eroberten alten roten Flanellhemd und zeigte mir auf dem Oberarm ein tätowiertes L; mit zitternder Stimme ſagte er, indem die alten Augen feſt auf das L gerichtet waren: „Beſt Fründ bi Di.“ Ich verſtand ihn in ſeinem Plattdeutſch-engliſch-indianiſch, er wünſchte ſich wieder in die Nähe der Laſſenſchen Anſiedelung. Trotzdem war alle von mir aufgebotene Überredungskunſt vergebens; „mein Herz iſt im

Hochland, mein Herz iſt nicht hier," ſingt Burns, es zog ihn wieder nach dem Orte, wo er ſeine Mannesjahre verlebt, aber er glaubte auch, ſeine Stunde wäre gekommen, und da wollte er bei den Seinen, die in der Nähe ſeines jetzigen Wigwams begraben, ſterben. Ob ſein Wunſch ſchon erfüllt, ich weiß es nicht, aber noch lange mußte ich an den alten Indianer, der ſich ſelbſt der beſte Freund der Deutſchen nannte, denken. — — — —

Raſtlos arbeiteten die Anſiedler weiter. Jedes Jahr begab ſich einer nach der Seeregion, um Einkäufe und Verkäufe für alle zu machen, während die anderen die großen, ihnen ſeit der Auswanderung der Indianer zu Gebote ſtehenden Ländereien kultivierten. Gegen eine größere Einwanderung war das Land natürlich nicht abzuſchließen, allein es kamen doch nur wenige hierher und die fanden reichlich Boden und Arbeit. Aber trotzdem verſchiedene Nationen hier in einem Gemeinweſen aufgingen, deſſen Oberhaupt natürlich Laſſen war — ſo blieb die Kolonie doch ſtets deutſch. Die zuerſt eingewanderte ſchottiſche Familie fühlte ſich unbehaglich unter der deutſch ſprechenden Bevölkerung und da ſie ſonſt mit allem, was der Boden und gute Kameradſchaft bot, zufrieden ſein konnte, ſo währte es gar nicht lange, bis ſie die Gewohnheiten und, wenn auch mit einem fremdländiſchen Accent, die Sprache unſerer holſteiniſchen Leute annahm. Die nach ihr kommenden Nichtdeutſchen hielten es dann auch für ſelbſtverſtändlich, ſich die deutſche Sprache ſo viel und ſchnell als möglich anzueignen.

Als die Kolonie ſich durch Zuzug und Kinderſegen raſch vermehrte, da war es wiederum der alte Laſſen, wie er nun allgemein hieß, welcher den Gedanken anregte, eine Gott geweihte Stätte zu gründen. Die meiſten hatten es ſchon längſt, beſonders ſeit dem Heranwachſen der Kinder, tief und ſchmerzlich empfunden, weder Schule noch Kirchlein zu haben. Aber wo befand ſich eine ſolche Stätte? Keiner wollte ſie zu weit von ſeinem Beſitztum haben. Da war es „Mutter Laſſen", die ſchon ſeit Jahren kränkelte, welche die auf Störland zuerſt errichtete Hütte (in welcher die Laſſens jetzt ihre Vorräte aufbewahrten) da ſie faſt genau in der Mitte aller Anſiedelungen lag, für die geeignetſte erklärte und alle ſtimmten bei. Bald war die einfache Erdhütte mit Hilfe ſämtlicher Anſiedler und deren Knechte zu einem prunkloſen, aber um ſo bedeutungsvolleren Kirchlein hergerichtet und rings herum Land zur Anlage eines Kirchhofes abgemeſſen. Zwar fehlte ihnen ein Mann, der Gottes Wort verkündete, allein die Anſiedler, die dem rauhen Boden in kurzer Zeit ſo vieles abgerungen, wußten ſich auch hierin zu helfen. Allſonntäglich las ein dazu vorherbeſtimmter Anſiedler ein Kapitel aus der Bibel vor, und ſo gut es die rauhen Naturſtimmen der Urwaldbewohner vermochten, wurde ein Choral vor und nach der Bibelleſung geſungen. Und von Stunde an ſchien die Kolonie zu immer größerem Wohlſtand zu gelangen.

„Und nun kommen Sie," ſchloß der alte Laſſen — „ſehen Sie mit eignen Augen, was wir in dieſen dreißig Jahren geſchaffen." Er führte mich hinaus. Rüſtig ſchritt er voran; wer ihn ſah, der hätte nicht geglaubt, daß dieſer Mann an der Grenze des irdiſchen Lebens ſtand.

„Wiſſen Sie, wie das große Toronto ausſah, als ich hier einwanderte? Kaum hundert Häuschen und Hütten waren in den elenden Straßen aufzufinden — und da wundern Sie ſich, daß wir dies alles in dreißig Jahren geſchaffen? — Toronto hatte damals keine vierhundert und heute hat es über ſiebzigtauſend Einwohner — ja die Zeit geht ſchnell, aber wenn man will, kann man auch etwas ſchaffen in ihr."

Eine herrliche Landſchaft lag vor uns — freudeſtrahlend ruhten die Augen des Greiſes auf dem prächtigen Bilde — nach einiger Zeit ſagte er nachdenkend: „Freilich, wenn ich mich daran erinnere, daß einſt, ſo weit das Auge reicht, bis dort drüben, wo die ‚blauen Berge' im Nebel verſchwinden, nichts als uralter, dichter Wald ſtand, dann glaube ich es manchmal ſelbſt nicht, daß dies derſelbe Boden iſt, den ich mit Ausnahme weniger Wochen alljährlich dreißig Jahre lang nie verlaſſen — ja, ja, die Zeit — ich war auch einmal jung und jetzt — blicken Sie hinter dieſe Hecke, ſchon mancher liegt hier gebettet, der mit mir angefangen und auch mancher, der da hoffte zu vollenden, was wir Alten nur im Rohbau hinterlaſſen können."

Wir ſtanden am Kirchhof der kleinen Gemeinde. Zum erſtenmale erblickte mein Auge wieder eine deutſche Ruheſtätte der Geſchiedenen. Es war dies kein Ort des Todes — hier lebte alles. Auf jedem der vierzehn Grabhügel ſtand ein Baum, der zugleich eine einfache Tafel mit Namen, Geburts- und Todestag des Geſchiedenen trug, aber die Hügel, ſie prangten im herrlichſten Blütenſchmuck, hier konnten die Lebenden im Geiſte mit den Geſtorbenen verkehren:

> In des Lenzes heitrem Glanze
> Leſe jede zarte Bruſt,
> In des Herbſtes welkem Kranze
> Meinen Schmerz und meine Luſt.

So riefen mir dieſe geſchmückten Hügel und die Thräne im Auge meines Führers zu. Langſam ſchritten wir an den Gräbern entlang, bis wir zu einem kamen, welches etwas größer, vor allem aber mit unzähligen Gaben der Liebe geſchmückt war. Die Geſtalt des alten Laſſen begann zu wanken — ſchweratmend ſank er auf die neben dem Grabe angebrachte Bank und zeigte ſtumm auf das Schild: Chriſtine Friederike Laſſen geb. Madden 14. V. 23, 27. IX. 72 las ich und die Thränen des Alten waren erklärt. Sein Weib ruhte hier. Die Gefährtin, die mit ihm alles durchgekämpft, die fünfundzwanzig Jahre an ſeiner Seite im Urwalde zugebracht. Die Blumen aber legten Zeugnis ab von der Liebe und Verehrung, welche man in der Kolonie „Mutter Laſſen" noch über das Grab hinaus zollte.

Das frühere Kirchlein diente jetzt zur Leichenhalle — denn unweit des Kirchhofes erhob ſich auf einem kleinen Hügel ein ſchmucker Bau, welcher ſeinem Erbauer, gleichfalls einem Holſteiner, Alfred Janſſen, alle Ehre machte.

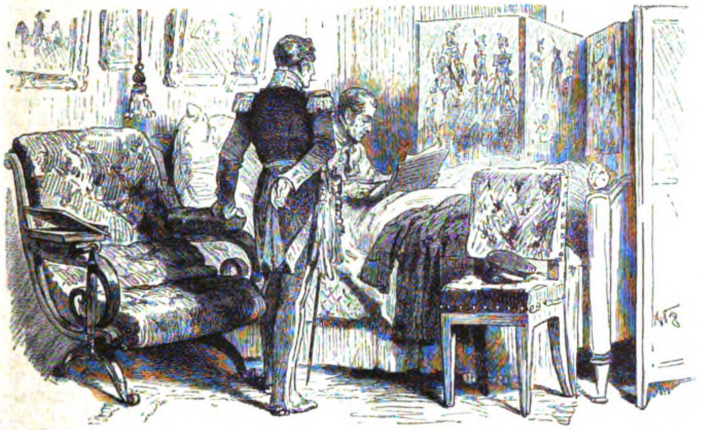
Wir traten bald darauf dort ein. Die Einrichtung des für vierzig Schüler eingerichteten Schulraums war eine vorzügliche und wäre ſelbſt in einer Großſtadt aufgefallen. Auf meine Frage, ob denn alle Plätze bereits beſetzt ſeien, erwiderte der Alte: „Gewiß, Landsmann, wenn auch nicht zu jeder Tages- und Jahreszeit. Aber es gibt genug Erwachſene in der Kolonie, welche hinter den Kindern nicht zurückſtehen möchten und daher, wenn die Zeit es erlaubt, das Feld mit der Schulſtube, Pflug und Egge mit Leſebuch und Griffel vertauſchen. Die unter uns lebenden Fremdlinge haben damit den Anfang gemacht, um deutſch zu lernen, dies ſtachelte unſere Knechte und Mägde an und nun holen ſie nach, was ſie in jungen Jahren verſäumt haben."

Wir beſuchten noch das ſchmucke Kirchlein, deſſen Altar ein prächtiges Ölbild des gekreuzigten Heilandes ſchmückte, und am Eingang zu demſelben lernte ich den Prediger und Lehrer kennen. Es war ein eigenartiger Mann, niemand wußte viel über ſein vergangenes Leben, er mußte Böſes in der alten Heimat zu durchkämpfen gehabt haben, denn einmal ließ er während unſeres Geſpräches durchblicken, daß er, wenn er ſeine Überzeugung hätte opfern wollen, eine der erſten Lehrkanzeln Deutſchlands hätte einnehmen können.

Als wir nach dreiſtündigem Marſche das Laſſenſche Haus wieder erreichten, waren meine Jagdgenoſſen bereits eingetroffen und konnten nicht genug ihr Entzücken über dieſe prächtige Kolonie ausſprechen. Es wehte ein friſcher, geſunder Hauch durch das Ganze — hier gab es nichts Künſtliches. Mit unſäglicher Mühe, mit allen nur denkbaren Entbehrungen, war hier dem Boden abgerungen worden, was er nunmehr hervorbrachte. Und ſo erzählte mir der alte Laſſen, je weniger Pflege er auf einen Acker verwendet habe, deſto ergiebiger erwies er ſich. Er habe nur ein einzigesmal in dreißig Jahren gedüngt, nötig ſei es auch dann noch nicht geweſen, aber es hätte ihm das Herz abgedrückt, den Boden ſo unmenſchlich auszunützen, wie er es in anderen Teilen Kanadas geſehen.

Der Abſchied von der Kolonie wurde mir ſchwer. Ein Jahr ſpäter hörte ich in Toronto, daß der alte Laſſen, als der letzte der erſten drei Anſiedler, auch heimgegangen ſei. Aber die Anſiedelung gedeiht unter den Kindern und Kindeskindern. Ein ewiges Denkmal aber hat ſie ſich geſetzt, denn Störland iſt deutſch geblieben und wird es ewig bleiben.

Unſer Kaiſer und ſein Vater.



Prinz Wilhelm legt ſeinem kranken Vater den Plan zur Aufſtellung der Truppen für die Grundſteinlegung des Denkmals Friedrichs des Großen vor. Mai 1840.

„Wilhelm wird, wenn nicht alles trügt, wie ſein Vater, einfach bieder und verſtändig,“ ſo ſchrieb, als unſer Kaiſer zehn Jahre alt war, die Königin Luiſe an ihren Vater. Das ſcharfe Auge der geiſtvollen Frau hatte richtig erkannt, daß ihr zweiter Sohn in vielen Stücken das Ebenbild ſeines Vaters war und uns, die wir das lange, ſo bedeutungsvolle Leben dieſes Prinzen überſehen können, tritt dieſe Ähnlichkeit allerorten entgegen. Wie in dem Vater, ſo war auch in dem Sohne, ſchon als er noch ein Jüngling war, das Gefühl für die Pflicht beſonders entwickelt. Bereits damals war er ungemein klar im erkennen, unerſchütterlich im feſthalten des einmal als richtig, als nötig Erkannten. Und dazu geſellt ſich bei beiden die gleiche Pünktlichkeit, dieſelbe Schlichtheit bei dem gleich ausgeprägten Gefühl für die perſönliche wie für die königliche Würde, dieſelbe Pietät gegen das Überkommene, die gleiche Treue gegen die Perſonen, die ihnen Treue hielten. Für ſolche Charaktere iſt das Heerweſen der Natur der Sache noch beſonders anziehend, denn eben auf denſelben Eigenſchaften, die ihnen eigen ſind, beruht ja in erſter Reihe alle kriegeriſche Tüchtigkeit. Schon deshalb wäre unſer Kaiſer ein ausgezeichneter Militär geworden, auch wenn er nicht von Jugend auf und im Drange einer furchtbaren Zeit ganz und voll erkannt hätte, welche Bedeutung gerade für Preußen das Heer immer hatte. Prinz Wilhelm wurde deshalb ſchon früh ein ganzer Soldat. Er war unermüdlich, ſich mit allen Einzelheiten des Heeresdienſtes bekannt zu machen, das Wohl der Armee war unausgeſetzt der Gegenſtand ſeines Nachdenkens, ſeiner Sorge.

Allem dieſem entſprechend verknüpfte das Band herzlicher Liebe Vater und Sohn.

Unſere Bilder führen uns in die letzten Tage des „alten Herrn,“ wie die Preußen damals ſchon ihren König nannten. Es galt die Vorbereitungen für eine bedeutungsvolle Feier zu treffen. Bereits im Jahre 1802 hatte der König daran gedacht, Friedrich dem Großen ein Denkmal zu errichten, aber im Sturm jener unruhigen Zeit hatte der Plan ſich nicht verwirklichen laſſen und auch nachher hatten ſich ſeiner Ausführung ſtets neue Hinderniſſe in den Weg geſtellt. Nun aber war das Jahr herangekommen, in welchem hundert Jahre ſeit der Thronbeſteigung Friedrichs verſtrichen waren, das Jahr 1840.

Im Jahre 40 waren bereits zweimal preußiſche Fürſten geſtorben. 1740 der Vater Friedrichs des Großen, 1640 der Vater des Großen Kurfürſten. Kein Wunder, daß im Volke die Befürchtung entſtand, daß auch 1840 einem Preußenkönige zum Todesjahr werden könnte. Die „weiße Frau“ ſollte ſich gezeigt haben; und was ſchlimmer war — der König war wirklich krank.

Als er am 3. Mai nach Potsdam gefahren war, um dort in der üblichen Weiſe die Kirchenparade abzunehmen, durfte er das Schloß nicht verlaſſen und konnte nur vom Eckfenſter aus auf die Truppen blicken.

In den letzten Tagen des Mai war der König ſchon ſehr krank, aber die Grundſteinlegung zum Denkmal Friedrichs beſchäftigte ihn lebhaft und er beauftragte den Prinzen Wilhelm, einen Plan für die Aufſtellung der Truppen zu entwerfen. Dieſen Plan nun legt der Prinz auf unſerem oberen Bilde dem Vater vor, der mit Bleiſtift einige Bemerkungen hinzufügte. Das Blatt wird noch heute in Berlin als ein teures Vermächtnis des Königs aufbewahrt, denn es enthält die letzten Zeilen, welche er ſchrieb.

In dem Entwurf war vorgeſehen, daß auch die Fahnen der Potsdamer Garniſon zugleich mit den Flügelkompanien der Grundſteinlegung beiwohnen ſollten. Auch war angeordnet worden, daß nach der Parade die Fahnen und Standarten nicht alle zugleich, ſondern einzeln von den Kompanien und Schwadronen abzuführen waren. Der Prinz wünſchte dadurch dem Vater die Gelegenheit zu geben, wenigſtens Teile aller Garderegimenter noch einmal vorübermarſchieren zu ſehen und den Truppen ihren König noch einmal zu zeigen.

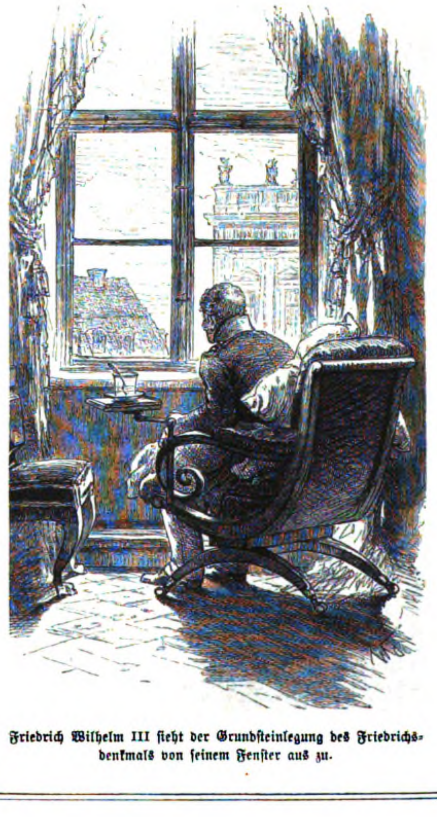
Als der König die zuerſt genannte Beſtimmung geleſen hatte, wandte er ſich zu ſeiner Gemahlin, der Fürſtin Liegnitz und bemerkte: „Die Leute und Fahnen können gleich zu meiner Beerdigung hier bleiben.“ Er hatte nämlich, was ſein Sohn natürlich nicht wußte, bereits angeordnet, daß eben dieſe Flügelkompanien auch ſeiner Beſtattung beiwohnen ſollten.

Auf unſerem zweiten Bilde ſehen wir den König am Fenſter. von dem aus er den Platz zwiſchen dem Palais und dem Zeughauſe überblicken konnte. Allein der Lärm auf der Straße griff ihn an, ſo daß er ſich in ein anderes Zimmer bringen ließ. Hier fiel er, während er auf dem Bett lag, in eine längere Zeit anhaltende Ohnmacht.

Als die Prinzen nach dem Schluß der Feierlichkeit den König in einem anderen Zimmer fanden, fürchtete Prinz Wilhelm, daß durch ſeine Anordnung in bezug auf die Abführung der Fahnen der Vater vielleicht von der Muſik gelitten habe und gab dieſer Beſorgnis Ausdruck. Aber der König erwiderte: „Iſt mir ganz recht geweſen. Hat mich garnicht geſtört. Habe mir jede Kompanie und Eskadron merken können. Sie ſind ſich doch nach der Tabulatur gefolgt?“

Der König hatte nämlich dem Abmarſch nicht mehr zugeſehen, ſondern war den einzelnen Abteilungen nur in Gedanken und zwar nach dem Einſetzen der jedesmaligen Muſik gefolgt.

Als der Prinz die Frage beantwortet hatte, fuhr der König fort: „Habe die Aufſtellung zwar nur einen Moment ſehen können, war aber alles ſehr ordentlich.“ Der König hat ſeine Truppen nicht wieder geſehen, die Augen ſeines Sohnes aber ruhen — Gott ſei Dank — noch heute auf ihnen und der greiſe Kaiſer ſchenkt ihnen noch dieſelbe Liebe, wie einſt der Prinz Wilhelm.



Friedrich Wilhelm III ſieht der Grundſteinlegung des Friedrichsdenkmals von ſeinem Fenſter aus zu.

Aus dem bayriſchen Armeemuſeum.

Unter den zahlreichen Sehenswürdigkeiten Münchens, die wirklich dieſen Namen verdienen, iſt das Armeemuſeum verhältnismäßig nur wenig bekannt. Von tauſend Beſuchern der freundlichen Reſidenz am grünen Iſarſtrome mag kaum einer den weiten Weg bis zum Hauptzeughauſe unternehmen, in deſſen Mittelpavillon dieſe Sammlungen Platz gefunden haben. Und doch iſt ein ſolcher Beſuch in hohem Grade lohnend.

Das königlich bayriſche Armeemuſeum iſt kein Arſenal oder Zeughaus, in welchem der militäriſche Forſcher die ſämtlichen Waffen und kriegeriſchen Ausrüſtungsſtücke der letzten Jahrhunderte ſtudieren kann. Bedauerlicherweiſe ſind ſogar namentlich aus den durch ihren Waffenreichtum und die Kunſtfertigkeit ihrer Waffenſchmiede weltbekannten Reichsſtädten Augsburg und Nürnberg nur ſpärliche Reſte vorhanden. Dafür haben verſchiedene Invaſionen der Franzoſen, der Truppen Guſtav Adolfs und der Habsburgiſchen Völker unter Gronsfeld und Bernclau 1705 und 1742 zur Genüge Sorge getragen. Wenn anderſeits bayriſche Truppen auch zahlreiche Siegestrophäen von ihren Feldzügen in faſt allen europäiſchen Ländern heimbringen konnten, ſo war deren Sammlung und Zuſammenſtellung von vorn herein verſäumt. Den Kriegsſtürmen in den erſten Dezennien unſeres Jahrhunderts war ſpäter eine Zeit gefolgt, welche nur für klaſſiſches Altertum Sinn und Verſtändnis hatte, Rüſtungen und Waffen des deutſchen Mittelalters wurden vielfach eingeſchmolzen oder um Spottpreiſe veräußert, andere hiſtoriſch wertvolle Gegenſtände mußten aus der beſtehenden Waffen- und Trophäenſammlung an das Nationalmuſeum und das germaniſche Muſeum in Nürnberg abgegeben werden, und den reichen Schätzen drohte damit die völlige Zerſplitterung. —

Da faßte vor wenig Jahren das Kriegsminiſterium den Entſchluß, die noch vorhandenen Altertümer und Trophäen des bayriſchen Heeres, deſſen Kriegsgeſchichte bis zum Jahre 1607 zurückreicht, zu ſammeln und zu vereinigen. Das Armeemuſeum ſoll nur ſolche Gegenſtände aufnehmen, welche dem bayriſchen Heere im Kriege oder im Frieden dienen, oder von ihm in kriegeriſcher Aktion gewonnen worden ſind. Unter den geſchilderten Verhältniſſen ſind nur Teile der einſtigen Schätze noch erhalten, doch zeugen Zahl und Wert dieſer Überbleibſel um ſo lebhafter von dem Reichtume des früheren Inventars. Fürſtliche Perſonen, Städte, Vereine und Private haben zahlreiche Geſchenke dem neu errichteten Armeemuſeum überwieſen, welches in fünf mit entſprechenden Wandmalereien dekorierten Sälen untergebracht und ſeit ſeiner im Jahre 1880 erfolgten Eröffnung bereits auf faſt ſiebentauſend Nummern angewachſen iſt.

Bei deren Ordnung und Aufſtellung ſind die zahlreichen Porträts bayriſcher Regenten in unmittelbaren Zuſammenhang mit den kriegeriſchen Ereigniſſen und der Entwickelung des Waffenweſens ihrer Zeit, ihren Fahnen und den von ihnen eroberten Trophäen gebracht, während zugleich denjenigen Landesteilen, welche erſt im XIX. Jahrhundert der bayriſchen Krone zugefallen ſind, den ſelbſtändigen Teilen des früheren bayriſchen, des fränkiſchen, ſchwäbiſchen und rheiniſchen Kreiſes die erworbenen kriegsgeſchichtlichen Rechte gewahrt blieben. —

Schon vor dem Hauptthore des Zeughauſes, im Vorhof, unter den Arkaden und auf der zum erſten Geſchoß hinaufführenden Treppe mahnen zahlreiche ältere und neuere Geſchütze und Waffentrophäen an den militäriſchen Charakter der Sammlungen. Die Gegenſtände des erſten Saales gehören verſchiedenen Jahrhunderten an. Bayriſche, fränkiſche und ſchwäbiſche Fahnen aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert, eine Sammlung bayriſcher Kopfbedeckungen, Porträts des Kurfürſten Max Emanuel und hervorragender Militärs, zahlreiche Modelle bilden ſeinen hauptſächlichſten Inhalt. Mit dem zweiten Saale beginnt die eigentliche chronologiſche Anordnung der Sammlungen. Der Saal enthält Fahnen, Waffen und Rüſtzeug aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Hier finden ſich die ſchwerſten Rüſtungen, die blanken Waffen überwiegen noch gegen das Feuerrohr. Zahlreiche Gegenſtände erinnern an den Bauernkrieg 1525, den ſchmalkaldiſchen und dreißigjährigen Krieg, an die Türkenkriege, die Verteidigung von Candia und manche andere Feldzüge, die in der allgemeinen Weltgeſchichte eine mehr untergeordnete Rolle ſpielen, dem bayriſchen Heere aber hohen Ruhm eingetragen haben.

Dem dritten Saale drückt das in der Mitte ſtehende prächtige Audienzzelt des türkiſchen Großveziers die Signatur auf, welches Kurfürſt Max Emanuel am 12. Auguſt 1687 in der Schlacht am Berge Haſany eroberte. Ein perſiſcher Teppich bedeckt den Boden, deſſen reiche Farbenzuſammenſtellung ſich bis jetzt erhalten hat, in der Ecke ſteht die mit Eiſen beſchlagene mächtige Kriegskaſſe, die den Bayern in die Hände fiel; ſilberne Pauken, ſilberne Reitertrompeten, türkiſche Schilde, Spieße und Flintenrohre laſſen jene ruhmreiche Zeit vor dem Auge des Beſchauers wieder lebendig werden. Im allgemeinen birgt dieſer Saal Erinnerungen an die beiden letzten Jahrzehnte des XVII. und an das XVIII. Jahrhundert.

In die neuere Zeit führt uns der folgende Saal mit ſeinen Geſchützmodellen, den verſchiedenen Gewehrſyſtemen, den Trophäen aus den Kriegsperioden Napoleons I und aus dem letzten deutſch-franzöſiſchen Kriege, und den Andenken an bayriſche Heerführer. Unter den eroberten Fahnen befinden ſich auch einzelne preußiſche. „Jetzt werdet ihr uns keine Fahnen mehr nehmen,“ hat der deutſche Kronprinz bei ſeinem Beſuche des Armeemuſeums dem führenden bayriſchen Offizier geſagt, und damit dem Gedanken Ausdruck gegeben, der die Bruſt jedes Vaterlandsfreundes erfüllt, der Hoffnung und dem Wunſche ſteter, ungetrübter Einigkeit aller deutſchen Stämme. Ein ſinniger Schmuck beſteht in den glasgemalten Wappen derjenigen Offiziere, welche mit dem höchſten kriegeriſchen Ehrenzeichen, dem Militär-Max-Joſef-Orden während der napoleoniſchen Kriege oder in den letzten Feldzügen ausgezeichnet ſind. Gedämpft nur dringt das Sonnenlicht durch die farbigen Scheiben, um ſich an den blitzenden franzöſiſchen Trophäen zu brechen, zu deren Eroberung jene tapferen Männer das Ihrige beigetragen haben.

Der fünfte Saal endlich beſchließt mit einer Kollektion von Muſterwaffen verſchiedener Staaten und der dazu gehörigen Munition, mit zahlreichen Porträts bedeutender Soldaten und Uniformierungsabbildungen europäiſcher Armeen in würdiger Weiſe die eigenartige Sammlung, welche in der lebendigen Anwendung ihrer uniformierten und bewaffneten Puppen, der hiſtoriſchen Bildniſſe, Fahnen, Standarten und anderen Erinnerungszeichen auch über ſpeziell militäriſche Kreiſe hinaus lebhaftes Intereſſe erweckt, und unter der umſichtigen Leitung und dem unabläſſigen Sammeltriebe des jetzigen Vorſtandes gewiß noch immer mehr halb vergeſſene Schätze an das Tageslicht ziehen wird.

Herrmann Vogt.

Wie in Böhmen tſchechiſiert wird.

Darüber kann kein Zweifel mehr aufkommen, daß in Böhmen unter dem Titel der Gleichberechtigung und mit Hilfe der in Wien augenblicklich regierenden Kräfte über die Deutſchen in Böhmen eine Art von Fremdherrſchaft hereingebrochen iſt, unter welcher das deutſche Volkstum ſchweren Schaden erleidet. Überall wird der Tſcheche in die hervorragenden, maßgebenden Poſten eingeſchoben und der Deutſche zurückgeſetzt. Es ſoll und muß dabei nicht verkannt werden, daß dieſes zum großen Teil mit Schuld der Deutſchen iſt, die weit weniger ſchneidig auf nationalem Gebiete ſich verhalten, als die Tſchechen, welche in dieſer Beziehung die größere Initiative zukommt und daß auch das politiſche Verhalten der Deutſchen nicht ſchuldlos an den unerfreulichen Verhältniſſen iſt, darf wohl auch als ſicher angenommen werden, wenn auch dieſe Seite der Nationalitätenfrage in Böhmen hier außer Betracht gelaſſen werden muß.

Gleichviel, wie dem auch ſein möge, wir Deutſchen ſtehen vor der unerfreulichen Thatſache, daß in der Periode der größten Machtentfaltung unſerer Nation ein Teil unſeres Stammes von einem kleinen ſlawiſchen Völkchen vergewaltigt wird, wenige Meilen von den bayriſchen, ſächſiſchen, ſchleſiſchen Grenzpfählen, daß dort im Verlaufe der letzten fünfzehn oder zwanzig Jahre das Tſchechentum Fort- und das Deutſchtum Rückſchritte machte. Da iſt es an der Zeit, den Finger in die Wunde zu legen und ſich klar darüber zu werden, wie dieſes zugeht. Für einen Teil Böhmens haben wir jetzt darüber Auskunft erhalten und zwar ſehr ins Einzelne gehende Auskunft, welche, wie das hier nicht anders ſein kann, recht perſönlich wird, und alle einzelnen Männer, ſei es ein Bezirkshauptmann, ein Kaplan, ein Konzipiſt oder Förſter, die das Tſchechiſierungswerk betreiben, mit Namen nennt. Herr Franz Höllrigl hat im verfloſſenen Jahre das ſüdweſtliche Böhmen bereiſt und dort am Beiſpiel der Deutſchen am Böhmerwald gezeigt, wie die Dinge liegen. Das Ergebnis ſeiner Reiſe iſt eine Schrift, die den Titel führt: Aus dem Böhmerwald. Eine deutſch-böhmiſche Fahrt (Wien, L. Bergmann u. Co.). Sie iſt es, welcher die nachfolgenden Mitteilungen entnommen ſind und die damit allen Deutſchen, welchen die Belange unſerer deutſch-böhmiſchen Brüder am Herzen liegen, warm empfohlen ſein ſoll.

Budweis zählt jetzt unter ſeinen 24000 Einwohnern die Hälfte Tſchechen, während dieſe Stadt vor zwanzig Jahren noch als ganz deutſch galt. Beſitz und Intelligenz gehören dort heute noch unſerem Volke an, aber tſchechiſche Lehrlinge und Dienſtboten begannen das Tſchechiſierungswerk, der jetzt verſtorbene Biſchof Jirſik förderte dasſelbe und das nachſchiebende tſchechiſche Beamtentum möchte dasſelbe vollenden. Beim Poſt- und Telegraphenweſen gibt es nur noch wenige Deutſche, man hört die Herren hinter dem Schalter nur tſchechiſch miteinander reden, zum Schalter hinaus, nur wenn es ſein muß, das harte Deutſch der Tſchechen. Die Gerichts- und Verwaltungsbehörden werden, dank dem Grafen Taaffe, mehr und mehr tſchechiſiert. Noch ſind die Straßennamen und die Schilder der Stadt deutſch, aber wo der Biſchof zu ſagen hat, iſt alles tſchechiſch. Der beſſere Bürgerſtand ſpricht deutſch, nur die kleinen Leute ſind Tſchechen und — was von Wichtigkeit — die Dienſtboten, durch welche die Kinder deutſcher Familien ſich an das Tſchechiſche gewöhnen. Noch ſind die Dörfer um Budweis herum deutſch, aber die gefälligen deutſchen Bauern lernen tſchechiſch und benutzen das Deutſche nur als Hausſprache. „Die Leute haben gar kein Stammesbewußtſein,“ ſagt Höllrigl von dieſen Bauern, und damit iſt ihr Schickſal, herbeigerufen durch Indifferenz, beſiegelt, falls ihnen nicht von außen unter die Arme gegriffen wird.

Die Angabe, daß die Deutſchen in Böhmen das tſchechiſche Volk germaniſiert und vergewaltigt hätten, ſtellt ſich immer mehr als Unwahrheit heraus. Könnte es, wenn es ſich ſo verhielte, heute in Prag und Pilſen ſo ausſehen, wie es wirklich ausſieht? Wahr iſt aber, daß ſich ſeit zwanzig Jahren in Böhmen ein Tſchechiſierungsprozeß vollzieht, der bei der großen „Gutmütigkeit“ der Deutſch-Böhmen große Erfolge erzielen konnte. Erſt das gewaltige Übergreifen der Tſchechen hat die Deutſchen aus dem Schlafe aufgerüttelt, und wenn damit auch an vielen Stellen dem Tſchechenntum Halt geboten iſt, ſo iſt es doch oft zu ſpät.

Südlich von Budweis, wo die großen Domänen des Fürſten Schwarzenberg liegen, ſo ausgedehnt wie manches deutſche Fürſtentum, tritt der mächtige Einfluß dieſes Großgrundbeſitzers den Tſchechen hilfreich zur Seite. Das gewahrt man in der Stadt Krummau, von welcher jener Fürſt den Herzogstitel führt. Auch dieſe Stadt iſt echt deutſch und tſchechiſch ſprechen hier nur die eingewanderten Dienſtboten, ſowie die Beamten des Fürſten. Und deren Zahl iſt groß und groß ihr Einfluß, denn vom Fürſten iſt ein nicht unbedeutender Teil der Stadt materiell abhängig. Und zu den tſchechiſchen Beamten des Fürſten geſellen ſich die tſchechiſchen kaiſerlichen Beamten, die ſeit Taaffes Wirtſchaft hierher verſetzt wurden. Da iſt der Bezirkshauptmann ein Ultratſcheche, der natürlich für die Beſetzung der niedrigeren Beamtenſtellen mit Tſchechen ſorgt und vom Kaplan heißt es, daß er tſchechiſch gut, deutſch aber mangelhaft verſtehe. Offen ſprechen die Herren es aus, die deutſche Stadt müſſe tſchechiſch gemacht werden und in die kürzlich unnötigerweiſe errichtete tſchechiſche Schule müſſen die deutſchen Kinder aller jener Arbeiter und Bürger geſandt werden, welche von den kaiſerlichen oder fürſtlichen Beamten abhängig ſind. Auch ein für das Tſchechentum wirkendes „Intelligenzblatt“ in deutſcher Sprache erſcheint, redigiert von einem proteſtantiſchen Bayern namens Hofmann!

Nicht beſſer ſieht es in dem an der Sprachgrenze liegenden altertümlichen Städtchen Prachatitz aus, das viertauſend Einwohner zählt. Dienſtboten, Beamte, Geiſtlichkeit, Notare und Advokaten ſind Tſchechen. „Was denkt ſich der deutſche Kleinbürger, wenn er zu Amt geht? Er findet hier den Bezirkshauptmann, einen Tſchechen; den Sekretär, den Konzipiſten, Tſchechen; beim Bezirksgericht unter ſieben Beamten ſechs Tſchechen. Wo er hinzutritt zum Staate, da iſt dieſer tſchechiſch. Muß er nicht endlich, dieſem Staate zu Gefallen ſein ehrlich Deutſch verleugnen? Muß er nicht endlich glauben, er gehöre einem verkommenen Volke an, da alle Stellen, welche Intelligenz erfordern, mit den Söhnen eines andern Volks beſetzt ſind?“ Trotz alledem iſt Prachatitz noch kerndeutſch, ſo daß man an ſeiner Zukunft nicht verzweifeln darf, doch iſt es die höchſte Zeit, daß die Bürger ſich aufraffen, Farbe bekennen und den tſchechiſchen Übergriffen ſtramm entgegentreten.

Und ſo lautet das Lied auch von Winterberg, wo gleichfalls die ſchwarzenbergiſchen zugewanderten tſchechiſchen Beamten das Tſchechentum zur Geltung bringen wollen, während Bergreichenſtein, einſt das böhmiſche Kalifornien im Mittelalter, nach der letzten Volkszählung unter zweitauſendvierhundert Deutſchen nur einhundertzweiundzwanzig Tſchechen zählt, die aber auch ſchon anfangen, ſich geltend zu machen. Die in der Nähe gelegene rein deutſche Herrſchaft Eiſenſtein gehört den Hohenzollern, deren Beamte, meiſt Schwaben, ſich um die nationalen Parteikämpfe nicht kümmern. Nur der fürſtliche Forſtverwalter Komarek, ſagt Höllrigl, ſei ein feſter Tſcheche, der alles, was er nur irgend könne, für das Tſchechentum thue und in ſeinem Revier tſchechiſche Aufſchriften und Wegweiſer angebracht habe. Da wird alſo unter ſchwarzweißer Flagge tſchechiſiert.

Das ſind nur einige Beiſpiele aus dem oben angeführten Werke, die wir nicht fortſetzen wollen, da das traurige Lied ſich Seite für Seite wiederholt. Auch die deutſche Sprache beginnt in Böhmen mehr und mehr zu leiden, wie wir aus einer anderen Schrift erſehen, die auf demſelben Gebiete ſpielt. Heinrich Teweles hat unter dem Titel „Der Kampf um die Sprache“ (Leipzig, bei Karl Reißner, 1884) linguiſtiſche Plaudereien herausgegeben, welche uns den Einfluß des Tſchechiſchen auf das Deutſche in Böhmen erkennen laſſen. Freilich fehlt es hier nicht an wohlverdientem Spott auf die tſchechiſche „Weltſprache“ und es wird da der tſchechiſche Schneidergeſelle angeführt, der — nach den ihm ſtammverwandten Zeitungen — von Konſtantinopel bis nach Nowaja Semlja mit Hilfe ſeiner Sprache wanderte, „wo er vermutlich ein Herrenbekleidungsetabliſſement für Eisbären errichtete.“ Vermutlich habe dieſer Tſcheche deutſch geſprochen, meint der Verfaſſer, und er wird damit nicht ſo unrecht gehabt haben, denn in Rußland kommt man mit deutſch weiter als mit dem Tſchechiſchen. Aber der Einfluß der tſchechiſchen Sprache auf die deutſche in Böhmen iſt vorhanden und die vorliegende Schrift führt dafür (und auch umgekehrt) eine Anzahl Beiſpiele an. Da wird „Schmetten“ für Rahm oder Sahne, „Kren“ für Meerrettig, „Kaſch“ für Brei geſagt, man verlangt „kälbernes“ und „ſchweinernes“ Fleiſch, man braucht „Geld auf etwas,“ ſtatt „für etwas“ und was dergleichen mehr iſt. In dieſer Beziehung wirkt ein in deutſcher (!!) Sprache erſcheinendes Tſchechenblatt, namens „Politik“ ganz beſonders, die deutſche Sprache mißhandelnd. Auch auf dieſem Gebiete ſind unerfreuliche Thatſachen zu melden, die hoffentlich mit einem kräftigeren und ſchneidigeren Auftreten der Deutſchböhmen gleichfalls weichen werden.

Am Familientiſche.

Woher ſtammt der Ausdruck Polier?

In ganz Deutſchland wird der die Arbeiten beaufſichtigende, den Meiſter vertretende und ihm verantwortliche erſte Arbeiter bei Neubauten mit einem Namen bezeichnet, welcher offenbar in ſeinen verſchiedenen Formen auf einen gemeinſamen Urſprung hinweiſt. Bei uns in Mitteldeutſchland heißt er Polier, in anderen Gegenden Palier, im Norden Parlier und man hört auch Leute, welche durchaus einen dem Klange entſprechenden Sinn in das Wort legen wollen, Polierer ſagen. Woher die Bezeichnung aber eigentlich ſtammt iſt den meiſten unbekannt und eine Erklärung wird manchem wohl nicht unwillommen ſein.

Seit alten Zeiten war der Glaube verbreitet, daß die Baukunſt die erſte, älteſte und vornehmſte Kunſt und die Maurerei das vornehmſte Handwerk ſei. Wie in allen mittelalterlichen Zünften hatte ſich auch in der Maurerei eine beſonders reiche Fülle von Handwerksbräuchen, ein ganzes Syſtem von Formeln und ſymboliſchen Zeichen, Grüßen, Anreden und dergleichen ausgebildet. Alle Bauhütten unter ſich ſtanden zu einander in enger Beziehung, in Deutſchland galt die des Straßburger Münſters als die erſte und vornehmſte und der jedesmalige Werkmeiſter des Münſters war der Großmeiſter aller Steinmetzbrüderſchaften im ganzen heiligen Reiche. Beſondere Anreden, Grüße und eine eigentümliche Art, ſich die Hand zu geben, der ſogenannte „Handſchenk“ dienten als Erkennungszeichen. — Jede einzelne Hütte, welche in hohen Ehren gehalten wurde und als heiliger Ort galt, hatte zum Vorſteher ihren Meiſter, und unter ihm ſtand zunächſt der Sprecher oder Parlierer, der unſerem „Polier“ den ganz ſinnlos gewordenen Namen gegeben hat. Die Eröffnung der Hütte, wenn die Brüder zur Arbeit gerufen wurden, ſowie der Schluß nach gethanem Tagewerk geſchah nach beſtimmtem Zeremoniell. Wenn die Meiſter ſich verſammeln ſollten, that der Meiſter drei Schläge; mit zwei Schlägen rief der Parlierer die Geſellen zur Arbeit und Ein Schlag ertönte, wenn alle, die zur Hütte gehörten, Meiſter, Geſellen und Diener, morgens, mittags und abends, ihre Arbeit begannen oder endigten. Auch in all' den bis in die geringſten Kleinigkeiten und Redewendungen feſtgeſtellten Anreden beim Eintreffen eines neu zugewanderten Geſellen wendet ſich dieſer ſtets zunächſt an „den Meiſter, den Parlierer und die ehrſamen Geſellen.“ Die hervorragende Stellung alſo, die unſer Polier in ſeinem Handwerk einnimmt, iſt uralt und hat ſich beſſer erhalten als ſein ebenſo alter Name.

R. W.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 24.

3.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.

29	22	37	46	31	24	39	48
36	45	30	23	38	47	32	25
21	28	43	34	19	26	49	40
44	35	20	27	42	33	18	9
15	6	63	56	17	8	41	50
62	55	16	7	64	57	10	1
5	14	53	60	3	12	51	58
54	61	4	13	52	59	2	11

Auflöſung des Röſſelſprungs.

Tannenduft und Kerzenſchimmer
Strömen durch die Weihnachtsſtube,
Mägdlein faltet ſtill die Hände,
Und es jauchzt der kleine Bube.

Vater-, Mutterliebe teilet
Gaben aus mit vollen Händen,
Und die alten Ahnenbilder
Nicken ſegnend von den Wänden.

E. von Monſterberg.

Schachaufgabe.

1. Da1—a8 beliebig
2. D.T.S. oder L♯

1.

„Chriſtkind“ — „Tannenbaum.“

Cape **T**
Herth **A**
Rhei **N**
Indie **N**
Sag **E**
Telepho**N**
Kau **B**
Ischi **A**
Naſſa **U**
Do **M**

2. Magiſches Buchſtabenquadrat.

M	I	M	E
I	S	A	R
M	A	I	D
E	R	D	E

Bilderrätſel.

Beſſer Mann ohne Geld, als Geld ohne Mann.

Inhalt: Zum 22. März 1884. Gedicht von Friedrich Braun. — Nach ſieben Jahren. (Fortſetzung.) Novelle von Germanis. — „Heil dir im Siegerkranz.“ Bild von Th. Cederſtröm. — Ein Beitrag zur Geſchichte des Od. Von Karl Kieſewetter. — Die Geſellſchaft. (Fortſetzung.) Skizze aus dem Familienleben von Hans Arnold. — Die Kirche zu Neuß. Mit Illuſtration. — Eine deutſche Niederlaſſung in Kanada. Nach perſönlichen Mitteilungen bearbeitet von F. Meyer. — Unſer Kaiſer und ſein Vater. Mit zwei Illuſtrationen. — Aus dem bayriſchen Armeemuſeum. Von Herrmann Vogt. — Wie in Böhmen tſchechiſiert wird. — Am Familientiſche: Woher ſtammt der Ausdruck Polier? — In unſerer Spielecke.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

In unſerer Spielecke.

1. Röſſelſprung.

		men	ter-	ei-	zu	ein	das	Kai-	ten		
		In	hef-	das	Und	an	Fing	zi-	an		
ſehr	ten.	Ba-	ſam-	land	nen	Buch	ſer	Kräf-	der	gen	fing
band	kon-	gut	zen.	Al-	ſer	ſtand.	zu	die	der	mit	ti-
Und	che	zu-	greß.	ver-	fal-	le,	Kai-	ge-	gen	Da	präch-
der	Er	die	ſer-	Mit	Falz-	ſtun-	da-	bei	Al-	wal-	grätz
Sa-	ſchon	bin-	bein,	Er	ei-	nicht	bei	den,	nig-	ti-	ſen
be-	Ta-	Daß	dem	nen	da	Die	ihm	mals	und	Bei	da-
nach	nem	war's	Buch-	wur-	ſer-	wig-	ſtrich	Kö-	pel	Dä-	gen
gen	kannt,	acht	ei-	ein-	ner	Bei	Aus	die	Band.	mals	Düp-
		ber-	den	toaſt	Schles-	Kai-	Hol-	er	nen		
		auf	ſach	li-	ganz	keck	weg.	Ein	ſtein		
		Da	der	ein-	mit	Da	man	Se-	ße		
		feind	bei-	wur-	noch	ge-	Tag	wur-	he		
		de	than;	Haupt-	tig,	de	dan,	gro-	von		
		ge-	tig.	wur-	ſan-	des-	wär-	e-	de		
		ge-	gen;	Da	ſer-	Und	das	ſen	der		
		war	bun-	Pracht	Da	ge-	ein-	die	Buch		
		band	beit	Und	gen.	land	te	kam	ge-		
		den.	der	Deutſch-	Ar-	dann	han-	auch	letz-		

2.

Aus den vier Wörtern „Stab,“ „Sage,“ „Kreis,“ „Trug“ laſſen ſich durch Umſtellung der Buchſtaben zwei andere Wörter bilden, welche einen Tag nennen, der überall in ganz Deutſchland feſtlich begangen wird.

3.

Mich hat der Herr, mich hat der Knecht,
Ich bin im Unrecht und im Recht,
In Erd' und Himmel gegenwärtig,
Und ohne mich gibt es kein Fertig.
Du trägſt mich ſtets im Herzen dein,
Die halben Seelen nehm' ich ein.
Ich bin Beſtandteil alles Lebens,
Doch ſuchſt Du mich im Mann vergebens.
H. N.

4. Zweiſilbige Scharade.

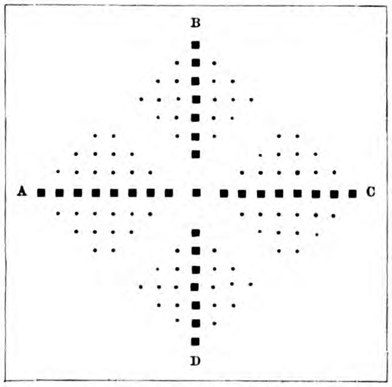
Aus dem alten Teſtament
Jeder meine Erſte kennt.
Gegen ſtarken Feindes Trutz,
Bot die Zweite Schirm und Schutz.
Und im alten Ruhmesglanze
Strahlt noch heut' das reiche Ganze.

5.

A	·	a	·	a	·
·	a	·	a	·	a
A	·	a	·	a	·
	a	·	a	·	a
A	·	a	·	a	·
·	a	·	a	·	a

Die 18 leeren Felder des obigen Quadrates laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die ſechs wagerechten Reihen ſechs bekannte Wörter ergeben. 1) nennt eine Pflanze (Frucht). Die andern fünf Wörter ſind ſämtlich geographiſche Namen; 2) iſt in Amerika, 3) am roten Meere, 4) in Spanien, 5) in Aſien, 6) in Afrika zu finden.

6.



Nach dem obigen Muſter, in welchem jeder Punkt einen Buchſtaben bezeichnet, läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben eine Wortfigur bilden. — Der gemeinſame Buchſtabe der beiden Mittelachſen iſt d. In A und C ſind die einzelnen Wörter von oben nach unten, in B und D von links nach rechts zu leſen.

Die ſenkrechte Mittelachſe enthält drei, die wagerechte zwei Wörter. Beide Mittelachſen ergeben einen Herrſcher, welcher von ſeinem Volke innig geliebt und hoch verehrt wird.

Die einzelnen Wörter bezeichnen:

A.	C.
Der einzelne Buchſtabe iſt u.	Der einzelne Buchſtabe iſt e.
1. Einen Fluß in Tirol und Bayern.	Einen Nebenfluß der Donau in Öſterreich.
2. Eine Stadt in der Schweiz.	Ein Symbol der Hoffnung.
3. Eine Stadt in Frankreich.	Einen Feldherrn Napoleons III.
4. Ein franzöſiſches Herrſcherhaus.	Einen anderen Feldherrn Napoleons III.
5. Einen Verkünder der Zukunft.	Eine deutſche Feſtung.
6. Einen franzöſiſchen Feldmarſchall.	Ein Wort für König.
Der einzelne Buchſtabe iſt l.	Der einzelne Buchſtabe iſt r.

B.	D.
Der oberſte Buchſtabe iſt W.	Der einzelne Buchſtabe iſt e.
1. Eine Stadt im ſüdöſtlichen Frankreich.	Ein Mineral.
2. Ein Heereszeichen.	Einen deutſchen Strom.
3. Einen ſieggekrönten Monarchen.	Einen Fluß in Lothringen.
4. Einen Vorkämpfer für Deutſchlands Befreiung von der Fremdherrſchaft.	Einen Fluß in Lothringen und Deutſchland.
5. Einen Fluß in den Reichslanden.	Eine der Frauengeſtalten des Nibelungenliedes.
Der einelne Buchſtabe iſt m.	Der letzte Buchſtabe iſt e.

7. Dechiffrieraufgabe.

83: 739Θ5 852;:410398 :,00 5: :569
, 7,;; ⊙,. 16..50 :651 83?569
298 765Θ 29: ?541;59 852;:4159 .2;
83:Θ Φ6? 5: 065Θ59 ;?52 298 72;

8.

Welche dreiziffrige Zahl ergibt als Produkt ihrer drei Ziffern 36 und als Reſt 396, wenn man die Ziffer links mit der Ziffer rechts vertauſcht und die ſo entſtandene Zahl von der urſprünglichen ſubtrahiert?

9.

Dreitauſend Jahre mögen's ſein,
Daß jenen Prieſter, den ich mein',
Ein ſteinern Denkmal ſchließet ein.
Was mag das für ein Denkmal ſein? H.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

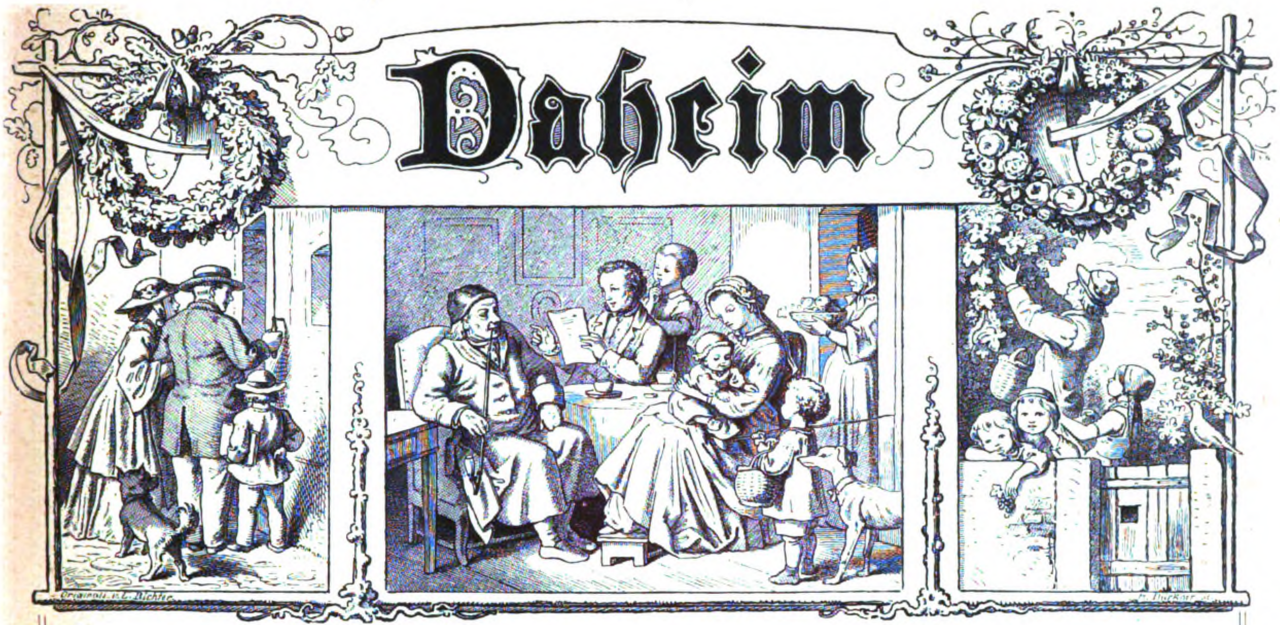
Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächſten Nummer ſchließt das zweite Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellung auf das **dritte** Quartal (April bis Juni 1884) ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

Daheim-Expedition.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 29. März 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. №. 26.**

Nach ſieben Jahren.

Novelle von **Germanis.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

IV.

Die Geheimrätin von Mühlen machte ein großes Haus; ſie war Witwe, wohlhabend und kinderlos und ſchwärmte nicht bloß für edle Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern, wie die böſe Welt behauptete, auch für alle diejenigen, welche berufen waren, dieſelben auszuüben. Obgleich nicht mehr jung, konnte ſie doch zuweilen noch recht gut ausſehen, und wo die eigenen Kräfte nicht mehr ausreichten, da ſcheute ſie ſich nicht, zu kleinen Hilfsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, die, richtig angewendet, es ihr möglich machten, ſich immer noch einen Hauch von Jugendlichkeit zu bewahren.

Barbara wurde wahrhaft überſchüttet mit den Zeichen ihrer Zuneigung und Gunſt, und Fremden gegenüber konnte ſie die Schönheit und die Talente ihres neuen Schützlings, beſonders das meiſterhafte Klavierſpiel derſelben, gar nicht genug hervorheben, in Wahrheit aber war ſie ihr, wie viele andere vor ihr, nur Mittel zum Zweck, und ſollte dazu dienen, alle jenen ſpröderen Elemente heranzuziehen, welche ihre eigene Liebenswürdigkeit dauernd nicht mehr zu feſſeln vermochte, und ihren Salon zieren, der ohne die geiſtvolle Anmut eines jungen Mädchens ſeines reizvollſten Mittelpunktes hätte entbehren müſſen.

Von dem alten Grundſatz ausgehend, Abwechſelung ſei die Würze des geſelligen Lebens, wußte ſie rechtzeitig und geſchickt immer für Erſatz zu ſorgen, wenn die eine oder andere ihrer Geſellſchafterinnen anfing, den Reiz der Neuheit zu verlieren, und die Betreffende wurde dann eben ſo erbarmungslos beiſeite geſchoben, als ſie von ihr mit Enthuſiasmus aufgenommen worden war. An einem Vorwande hierzu hatte es ihr noch niemals gefehlt. Die angeborene Gefallſucht und Eitelkeit des weiblichen Geſchlechts lieferte ihr im geeigneten Augenblick meiſt ſelbſt die Waffen in die Hand, und wenn nichts Außergewöhnliches geſchah, ſo wechſelte ſie doch wenigſtens einmal in jeder Saiſon, ein Ereignis, das ihre Bekannten ſeinem ganzen Verlauf nach nicht mehr zu überraſchen vermochte, und bei ihnen nur noch ein mitleidiges Lächeln hervorrief. Barbara weilte nun aber ſchon mehrere Monate in ihrem Hauſe, ohne die leiſeſte Abſicht zu verraten, als wolle ſie auch ihrerſeits auf Eroberungen ausgehen, und die Geheimrätin ſuchte und fand ihr gegenüber noch immer keine Gelegenheit, jene erhabene Tugendſtrenge in Anwendung zu bringen, welche ihr in dieſer Hinſicht ſchon ſo vortreffliche Dienſte geleiſtet hatte, und von ihr adoptiert worden war, um eine etwas dunkle Vergangenheit erfolgreich damit zu verdecken.

Unſere junge Freundin ahnte natürlich von alledem nichts, ſie freute ſich, ohne jede fühlbare Beſchränkung der Muſik und anderen, ähnlichen Intereſſen leben zu können und ihr eigenes Leid darüber zu vergeſſen, und war anderſeits noch viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um die Geheimrätin zu beobachten, und ihre geheimen Intentionen zu durchſchauen. Sie bemerkte es nicht einmal, als dieſe anfing, in ihrer mütterlichen Fürſorge und übergroßen Zärtlichkeit gegen ſie nachzulaſſen, und es bedurfte eines ganz beſonderen Anſtoßes, um ihr den Charakter dieſer gefährlichen Frau ſo zu zeigen, wie er wirklich war.

In ihrer Eigenſchaft als Beſchützerin der Muſen hielt Frau von Mühlen es für durchaus angemeſſen, von Zeit zu Zeit die Oper zu beſuchen, und Barbara hatte dadurch Gelegenheit, eine ganze Reihe herrlicher Tonſchöpfungen kennen zu lernen, die des öfteren Anhörens bedürfen, um auch von dem Laien ganz verſtanden zu werden. Immer aber waren ſie erſt erſchienen, wenn die Ouvertüre vorüber und das Haus ſchon beſetzt war, und ſie hatte es ſchon oft als beſonders peinlich empfunden, daß mit dieſem verſpäteten Eintritt immer eine kleine Störung und ein von ſeiten der Geheimrätin vielleicht beabſichtigtes Aufſehen verbunden war.

An einem Februarabend nun, als Frau von Mühlen ſchon ſichtlich verſtimmt war, weil ein junger Maler, der an dieſem Tage bei ihr diniert hatte, eifriger und eingehender mit Barbara geſprochen, als dies mit ihren eigenen Intereſſen zu vereinbaren war, fuhren die beiden Damen wieder einmal nach dem Opernhauſe und kamen, wie immer, ſo auch dieſes Mal zu ſpät. — Es wurde Lohengrin gegeben, und ein berühmter und beliebter Sänger ſang gerade mit ſchmelzender Stimme das vielgeprieſene Schwanenlied, als ſie eintraten, und durch das Öffnen der Logenthür das unvermeidliche, klappende Geräuſch verurſachten.

Mehrere Zuſchauer in den vorderen Reihen wandten ſich unwillig um, und verſuchten durch zornige Mienen ihre Empörung über die unwillkommene Störung kund zu thun, beſonders auffallend war dies aber bei vier Perſonen, welche die Vorderplätze der Nebenloge eingenommen hatten und ihnen ſo nahe waren, daß man trotz des während der Vorſtellung herrſchenden Halbdunkels ihre Züge genau zu unterſcheiden vermochte. Barbara, dadurch aufmerkſam gemacht und noch in dem Rahmen der Thür ſtehend, ſah etwas genauer hin und wurde im nächſten Augenblick von einem ſo heftigen Schrecken erfaßt, daß es ſchien, als wolle ſie von dannen fliehn, um einem Zuſammentreffen zu entgehen, das ſie hier am wenigſten erwartet haben mochte. Im nächſten Moment hatte ſie aber ihre Selbſtbeherrſchung wiedergewonnen, und nur die Bläſſe ihrer Wangen, das krampfhafte Zittern ihrer Lippen ſprachen davon, daß ſie eine ungewöhnliche Erregung zu bekämpfen habe.

Da neben ihr, nur durch eine niedere Scheidewand von ihrem Platze getrennt, hinter einer ſtarken, auffallend gekleideten älteren Dame mit ausgeſprochen orientaliſchem Typus, ſaß ihr einſtiger Verlobter, Herr Leopold von Bachren, in dem ganzen Glanze ſeiner Unwiderſtehlichkeit, und ſprach leiſe und angelegentlich mit einem, wie es ſchien, noch ſehr jungen Mädchen, deſſen frappante Ähnlichkeit mit der älteren Matrone in ihr ſofort die Tochter derſelben erkennen ließ. — Sie wäre trotzdem beinahe vollendet ſchön geweſen, hätte nicht ein Zug unerträglichen Hochmuts ihr regelmäßig geſchnittenes Antlitz entſtellt, und jeden Hauch jugendlicher Anmut ſo vollſtändig vernichtet, daß die Züge einen harten, faſt ſtarren Ausdruck erhielten. — Den Worten ihres Nachbars ſchien ſie aber mit Eifer und ſichtlichem Wohlgefallen zu lauſchen, und ihre Hände ſpielten mit einer gewiſſen Oſtentation mit einem Strauß friſcher Alpenveilchen und Hyazinthen, deren Geber in dieſem Falle nicht unſchwer zu erraten geweſen wäre.

Herr von Bachren ſchien Barbara in dem flüchtigen Moment des Umwendens nicht erkannt zu haben, und die Geheimrätin hatte in der Freude, in der vierten Perſon der kleinen Geſellſchaft eine Badebekanntſchaft begrüßen zu können, die anderen Vorgänge offenbar nicht bemerkt, im Zwiſchenakt aber, wo die Gasflammen mit ihrem unbarmherzigen Schein auch die entfernteſten Winkel des weiten Zuſchauerraumes taghell erleuchten würden, ſchien eine Erkennungs- und Begrüßungsſzene unvermeidlich zu ſein, und Barbara ſchreckte davor zurück, dadurch vielleicht auch in näheren Kontakt mit den ihr ſehr unſympathiſchen beiden Damen gebracht zu werden.

Es kam aber anders, als ſie vorausſetzen konnte. Sie bemerkte wohl, wie Herr von Bachren ſie einen Augenblick ganz betroffen anſtarrte, ſehr rot wurde und gleich darauf, eine Entſchuldigung murmelnd, die Loge verließ, aber er ſah nicht nach ihr hin und grüßte ſie nicht und als er, nachdem die Muſik wieder begonnen, auf ſeinen Platz zurückkehrte, ſchien die beunruhigende Nachbarſchaft für ihn nicht mehr zu exiſtieren und der kleine Zwiſchenfall vollſtändig vergeſſen zu ſein.

Er hatte wenigſtens äußerlich ſeine beneidenswerte, lächelnde Sicherheit wiedergewonnen, und daß er etwas ſtiller geworden und bei beſonders feſſelnden Szenen es verſuchte, heimlich prüfende Blicke nach Barbara hinüberzuſenden, mochte wohl außer ihr niemand bemerken. Es ſchien als wolle er ſich nunmehr der Bühne ganz zuwenden, aber nun war es ſeine jugendliche Nachbarin, welche ihm immer wieder etwas mitzuteilen hatte, und Barbara mußte es ſtundenlang mit anſehen, wie die beiden mit einander flüſterten und lachten, und die Mutter mit heimlichem Lächeln vielſagende Blicke über das Paar hingleiten ließ.

Für Barbara ſchien die Qual dieſes Abends nie enden zu wollen; ſie ſah nicht die vielen geputzten Menſchen, ſie hörte nicht die rauſchende Muſik, ſie wußte nur, daß ſie das unglücklichſte, bemitleidenswerteſte Geſchöpf ſei unter der Sonne, und wenn ſie auch Herrn von Bachrens auffallende Unhöflichkeit mit ſeiner augenſcheinlichen Beſtürzung entſchuldigen und annehmen wollte, daß er ihr ſelbſt das Peinliche einer Begrüßung habe erſparen wollen, ſo ſah ſie doch, daß bei ihrer Entlobung von einem ſchmerzlichen Verzichten ſeinerſeits niemals hatte können die Rede ſein, und er bereits ganz in den Banden der ſchönen Jüdin lag, die berufen ſchien, in allernächſter Zeit ſchon ihre Stelle auszufüllen.

Tief verletzt und bitter enttäuſcht ging ſie aus dieſem unerwarteten Wiederſehen hervor, und was ihr an Illuſionen etwa noch geblieben ſein mochte, das ſollte ihr in dem weiteren Verlaufe desſelben Abends noch geraubt werden.

Nach dem Schluß der Vorſtellung eilte die Geheimrätin fortzukommen, andere und mit ihnen ihre Logennachbarn, denen ſich während des letzten Aktes ein älterer korpulenter Herr zugeſellt hatte, wahrſcheinlich der von Herrn von Bachren sen. damals erwähnte nordiſche Handelsherr, hatten dies aber ſchon früher gethan, und als ſie hinaustraten in den Korridor, war derſelbe bereits ſo überfüllt, daß es kaum möglich war, bis zur Garderobe vorzudringen. Barbara, die vorausgeeilt war, während Frau von Mühlen ſich an einen Pfeiler poſtierte, mußte lange warten, ehe ſie zu ihren Mänteln gelangen konnte und ſo, eingeengt zwiſchen fremden Menſchen und willenlos mit fortgeſchoben, kam ſie ganz zufällig wieder in die Nähe der Bankiersfamilie und deren Begleiter, und wurde Zeuge einer Unterhaltung, die, nur halblaut geführt, für ihre Ohren gewiß am wenigſten berechnet war.

Die Gattin und Mutter hatte ſoeben mit der Badebekannten der Geheimrätin einige Worte gewechſelt, und ſagte nun mit einer fetten, etwas ſchleppenden Stimme und gleichgültigem Ausdruck:

„So, alſo ſie iſt eine Geheimrätin von Mühlen? Ich entſinne mich, den Namen ſchon gehört zu haben. Und die junge Dame in Trauer?“

„Ihre Geſellſchafterin, ſoviel ich weiß. Übrigens,“ mit einem boshaften Seitenblick auf den jungen Offizier: „Herr von Bachren ſchien ſie genauer zu kennen.“

Der Angeredete ließ mit einem plötzlichen Ruck ſein Monokel herabfallen. „Ich, meine Gnädigſte?“ ſagte er mit gut geſpieltem Erſtaunen, „wenn ich mir die Frage erlauben darf, wie kommen Sie zu der Annahme?“

Die fremde Dame mußte ihn ſehr genau beobachtet haben.

„Oh,“ ſagte ſie gelaſſen, „es wollte mir ſo ſcheinen, als ob Sie zu verſchiedenen Malen verſtohlen nach ihr hinüberblickten und zwar in einer Art und Weiſe, als wären Sie, ich möchte faſt ſagen, unangenehm überraſcht.“

Herr von Bachren wurde beinahe verwirrt. „Ich begreiſe gar nicht,“ ſtammelte er haſtig, „ich ſah die Dame heute zum erſtenmale, und wenn mich etwas an ihr frappierte, ſo war es vielleicht das ſtark Reduzierte in ihrer Erſcheinung, das für Lydias friſche Schönheit gerade die rechte Folie bildete.“

„Das iſt alles Geſchmacksſache,“ brummte der dicke Bankier, „ſie muß jedenfalls einmal ſehr hübſch geweſen ſein, und iſt es nach meiner Meinung noch heute,“ und ſeine Gattin fügte gnädig hinzu: „Sie ſieht jedenfalls ſehr diſtinguiert aus, meine Liebe.“

Das Fräulein Tochter beliebte nur ein wenig die Achſeln zu zucken. „Eine Geſellſchafterin,“ ſagte ſie verächtlich, „ſolch eine Perſon.“

„Nun, nun,“ meinte die fremde Dame ſpöttiſch, „gar ſo ſchlimm iſt dieſe Spezies doch nicht, und ſelbſt einer bezahlten Geſellſchafterin könnte Herr von Bachren früher ſchon einmal begegnet ſein. Er hat ſich nicht immer ausſchließlich in den Kreiſen der haute finance bewegt, wie gerade jetzt.“

Herr von Bachren warf ihr einen wütenden Blick zu und drückte die Mütze tiefer in die Stirn. Er war ſehr erregt: „Ich verſichere Ihnen auf Ehre, Sie befinden ſich in einem großen Irrtum,“ ſagte er ungeduldig.

Seine Feindin war eitel Sanftmut und Nachgiebigkeit.

„Möglich, Herr von Bachren, möglich! Die jungen Herren haben mitunter ein ſehr kurzes Gedächtnis.“

„Oder,“ fiel der Bankier hier ein, der es an der Zeit fand, ſeinem künftigen Schwiegerſohn zu Hilfe zu eilen, und deſſen Tochter mit der Mutter vorangegangen war, „oder, meine Gnädigſte, Sie müſſen es haben! Vielleicht hat Herr von Bachren gegründete Urſache, dieſer ernſthaften jungen Dame aus dem Wege zu gehen. Einem hübſchen, feſchen Huſarenoffizier werden Avancen gemacht von allen Seiten, und wenn er jedes junge Mädchen regiſtrieren ſollte, mit dem er einmal ein paar Worte gewechſelt, ſo wäre das wirklich mehr als man füglich von ihm verlangen kann. Nicht wahr, mein ſehr verehrter Herr Leutnant?“ und mit cyniſchem Lächeln ihm verſtändnisvoll ins Geſicht ſehend, gab er ihm einen freundſchaftlichen Schlag auf die Schulter.

Barbara war alles Blut nach dem Herzen gedrungen, ihr Puls ſtockte und mit Anſpannung aller Kräfte lauſchte ſie, was Herr von Bachren darauf zu erwidern haben werde. — Aber er war feige genug, auch jetzt noch zu ſchweigen und das Mädchen, das er einſt geliebt und zu ſeiner Gattin erwählt hatte, durch die anzüglichen Bemerkungen ſeines künftigen Schwiegervaters herabſetzen zu laſſen. Ja, ſein halb geſchmeicheltes, halb verlegenes Lächeln ſchien eine für Barbara beleidigende, mehr durch den Ton als durch die Worte ausgedrückte Annahme des alten Bonvivants nur beſtätigen zu wollen, und die Unterhaltung endete unter allgemeiner Heiterkeit mit dem Vorſchlage, unter die Linden gehen und bei Hiller ſoupieren zu wollen.

Wie ſie den Abend wieder zur Geheimrätin und nach Hauſe gekommen, Barbara wußte es nicht, ſie bewegte ſich nur noch wie ein Automat, und die furchtbare Gemütserſchütterung ſchien für Stunden alle Denkkraft in ihr vernichtet zu haben. Sie hätte aufſchreien mögen vor Scham und Schmerz, aber kein Laut kam über ihre blaſſen Lippen und jedes wärmere Gefühl, das ſie bis zum heutigen Tage für ihren früheren Verlobten noch im Herzen getragen, ſtarb eines ſchnellen und qualvollen Todes. Was waren alle früheren Schmerzen gegen die heutige Erfahrung! Was es heißt verleugnet und verraten zu werden, das hatte ſie eigentlich doch heute erſt erfahren, und heute erſt war es ihr klar geworden, in welcher Selbſttäuſchung ſie noch immer befangen geweſen nicht nur über ſeine Empfindungen, ſondern auch über die eigenen.

Sie hatte ihrem Verlobten zwar entſagt vor den Augen der Welt, gezwungen durch die grauſame Notwendigkeit, aber nicht in dem innerſten Schrein ihres Herzens; hatte an vollſtändige Trennung geglaubt, aber nicht an die Möglichkeit, daß ſeine Flatterhaftigkeit ein ſolches Ende herbeigeſehnt habe. Ihr ſelbſt vielleicht unbewußt hatte ſie ſich an den Gedanken gewöhnt, daß er zwar, um ſich eine beſſere Poſition zu ſchaffen, eine andere heiraten, dieſelbe aber niemals auch nur annähernd ſo lieben werde, wie ſie ſelbſt, und ganz abgeſehen von der moraliſchen Unzulänglichkeit eines ſolchen Wunſches gar nicht bedacht, daß die Männer im allgemeinen wenig geneigt ſind, ihre Gefühle an eine hoffnungsloſe Sache zu verſchwenden, und der Macht des Augenblickes weit mehr unterworfen ſind, als allen ſubtilen Einflüſſen der Vergangenheit und Zukunft.

Barbara hatte eine herbe Lehre empfangen, und die Erkenntnis war diesmal eine ſehr traurige geweſen, aber nun war ſie von ihrer Verblendung auch vollkommen geheilt, und wenn ſie ihm auch noch manche Thräne nachweinte, dem goldenen Traum ihrer Jugend — Verachtung und Widerwillen verdrängten doch ſchließlich jedes andere Gefühl, und der angeborene Stolz einer reinen und trotz aller Verirrungen doch edlen Natur half ihr das geſtörte Gleichgewicht ihrer Seele wieder herzuſtellen. Sie glaubte nun alles überwunden zu haben, was ihre Beziehungen zu der Familie von Bachren an Schmerzen und Bitterkeit zu bringen vermocht, aber das Schlimmſte ſollte ihr noch vorbehalten ſein, und die häßliche Epiſode in ihrem jetzt an Enttäuſchungen ſo reichen Leben mit einem Mißakkord ſchließen, den Frau von Mühlen der Skala ihrer Launenhaftigkeit und eiferſüchtigen Selbſtſucht mit ganz beſonderem Geſchick zu entlocken verſtand.

Tage waren ſeit jenem verhängnisvollen Abend vergangen, und Barbara, wenngleich noch tief erſchüttert, begann bereits ſich von dem Schrecken und der furchtbaren Aufregung zu erholen, als ſich wiederum etwas ereignete, das an ſich ganz gewöhnlich und harmlos, doch in ſeinen Folgen für Barbara ſehr bedeutſam werden ſollte.

Die Baronin Z., jene in der Opernloge wiedergefundene Bekannte der Geheimrätin, machte dieſer ihren erſten Beſuch, und eine halbe Stunde nach ihrem Erſcheinen wurde Barbara in den Salon beſchieden, wo ſie beide Damen zuſammen und in ſichtbarer Aufregung fand.

Als ſie ins Zimmer trat und von der Geheimrätin vorgeſtellt wurde, ſah ſie ſogleich, daß etwas im Werke war, was für ſie nur unangenehmer Natur ſein konnte, denn die beiden Damen ziſchelten und flüſterten trotz ihrer Anweſenheit miteinander, und die Augen der Geheimrätin trafen ſie mit einem ſo lauernden und unfreundlichen Blick, wie ſie ihn ihr nie zugetraut, viel weniger noch an ihr wahrgenommen hatte. Sie forderte ſie auch nicht auf, ſich zu ihnen zu ſetzen, wie es doch die einfachſte Form der Höflichkeit erheiſchte, ſondern ließ ſie ruhig ſtehen, und ſie durch ihre Lorgnette ſcharf fixierend, ſagte ſie plötzlich:

„Fräulein von Pelladry, ich muß Ihnen ſagen, daß ich ſoeben eine ſehr überraſchende Mitteilung erhalten habe, nachdem ich in der Lage war, eine von meiner lieben Freundin hier aufgeſtellte Vermutung durchaus beſtätigen zu können. Der junge Huſarenoffizier, welcher neulich abend im Lohengrin mit der Familie des bekannten Bankiers Goldammer neben uns ſaß, ſoll ein Herr von Bachren geweſen ſein.“

Barbara fühlte ein lebhaftes Mißbehagen in ſich aufſteigen, ſagte aber nichts und ſuchte nur durch ihre Haltung anzudeuten, daß ſie, als wohlerzogene junge Dame vollkommen bereit, weitere Erörterungen mit anzuhören, von der Wichtigkeit derſelben doch nicht ganz überzeugt ſein könne.

Frau von Mühlen warf der neuerſtandenen „lieben Freundin“ einen vielſagenden Blick zu, und fuhr dann fort.

„Ich glaube nun durch Ihre Verwandten gehört zu haben, daß Sie, liebes Fräulein, mit einem Offizier dieſes Namens verlobt geweſen ſind, und da dieſer Herr von Bachren, den wir neulich in der Oper ſahen, auch bei derſelben Truppe ſteht, ſo möchte ich mir die Frage erlauben, ob er vielleicht identiſch iſt mit dem jungen Herrn, der vor ganz kurzer Zeit noch Ihr Bräutigam war?“ — und als Barbara unter heißem Erröten und tiefem Unwillen über dieſes indiskrete Verhör die Frage nur ganz kurz und hart bejahte, da brach ſie in ein leiſes ſpöttiſches Gelächter aus, und zur Baronin gewendet, ſagte ſie triumphierend:

„Da ſehen Sie nun, meine Teure, wie recht ich hatte! Eine junge Witwe kann gar nicht vorſichtig genug ſein in der Wahl ihrer Umgebung,“ und jedes Wort ſcharf nüancierend, fügte ſie mit eiſiger Kälte hinzu:

„Fräulein von Pelladry, ich habe mich alſo in Ihnen vollkommen getäuſcht. Sie ſind nicht das, was Ihr ſanftes und geſittetes Betragen vorausſetzen ließ, und ich bedauere es aufrichtig, bei Ihrem Engagement keine genaueren Erkundigungen über Ihre Vergangenheit eingezogen zu haben. Was Ihre frühere Verlobung anbelangt, ſo hatte man mir allerdings geſagt, daß dieſelbe beſtanden, nicht aber, daß an der Auflöſung derſelben Sie ſelbſt die Schuld getragen, und Ihr unwürdiges Benehmen es war, welches Herrn von Bachren als preußiſchen Offizier veranlaßte, von einer Verbindung mit Ihnen abzuſtehen.“

„Daß meine Vorausſetzung keine irrige iſt, hat uns die Art ſeines neulichen Zuſammentreffens mit Ihnen zur Genüge bewieſen, und wenn wir über Ihre Ausſchreitungen nicht näher unterrichtet ſind, ſo haben Sie dies nur ſeinem ritterlichen Anſtand und ſeiner Diskretion zu verdanken, die ſich zu näheren Mitteilungen nicht herbeilaſſen wollte. Wenn aber ein vollendeter Kavalier, wie Herr von Bachren, ſeine Bekanntſchaft mit einer Dame, die früher ſeine rechtmäßige Braut geweſen, ſo vollkommen leugnet, wie Herr von Bachren es ſeinen neuen Freunden gegenüber gethan, und das Fräulein von Pelladry, die Tochter eines Generals, nicht einmal eines Grußes würdigt, ſo muß er triftige und ausreichende Gründe haben, ſich ihrer zu ſchämen, und Sie werden einſehen, daß es mir nicht möglich iſt, eine Dame von ſo zweifelhaftem Ruf in meinem reinen Hauſe noch länger zu dulden.“

Barbara war ſprachlos. Als wenn man ihr das Haupt einer Meduſe gezeigt hätte, ſo erſtarrte ſie vor der hohnvollen Schadenfreude ihrer bisher ſo gütigen Beſchützerin, vor dieſer ſo vollſtändig aus der Luft gegriffenen, unſinnigen Anklage, und nur die dunkle Vorſtellung brach ſich Bahn, daß man Herrn von Bachrens moraliſche Feigheit, unter der ſie ſchon ohnedem ſo ſchwer gelitten, benützen wollte, um ſich ihrer ohne weiteres zu entledigen. Maßloſes Erſtaunen, Kummer und Entrüſtung ſtritten um den Vorrang in ihrer Seele, ſie wollte ſprechen, wollte ihre Ehre reinigen von jenem ſchmählichen Verdachte, aber ihre überreizten Nerven vermochten das Übermaß der Erſchütterung nicht mehr zu ertragen, ſie rang nach Atem, taſtete nach der Thür, und mit einem dumpfen Wehelaut ſank ſie draußen zuſammen.

Wie wäre es ihr auch möglich geweſen, das Lügengewebe zu zerreißen, das dieſe beiden intriganten Frauen zu ihrem Verderben geſponnen? Wozu hätte eine Verteidigung gedient, da ſie ſich der Ungerechtigkeit und Haltloſigkeit ihrer Beſchuldigungen vollkommen bewußt waren, und ſie eben nur ausſprachen, um einen ganz beſtimmten Zweck damit zu erreichen?

Die Baronin war ſogar ſehr gegen ihren Willen in dieſe Angelegenheit mit hineingezogen worden. Sie, welche die Freundſchaft der Familie Goldammer ſchon ſeit langem kultivierte und gehofft hatte, dank ihren Bemühungen, Fräulein Lydia für ihren eigenen, ſtark verſchuldeten Sohn zu reſervieren, fand Herrn von Bachrens Annäherung außerordentlich unbequem und inopportun, und ſuchte ihm jede nur mögliche Verlegenheit zu bereiten. Der Umſtand, daß er angeſichts der bekannten und veröffentlichten Thatſache aus ſeiner früheren Verlobung zwar kein Geheimnis gemacht, anderſeits aber auch nicht den Mut gehabt hatte, in Lydias Beiſein Barbaras Perſönlichkeit anzuerkennen und als die ſeiner einſtigen Braut zu bezeichnen, war von der ränkeſüchtigen Dame wohl bemerkt und zu ſeinen Ungunſten ausgebeutet worden, und um in dieſer dunklen Angelegenheit ganz klar zu ſehen, und zur Aufſtachelung von Lydias Mißtrauen und leidenſchaftlicher Eiferſucht neues Material zu ſammeln, war ſie zur Geheimrätin gegangen, und hatte ſich bei dieſer über Barbara informiert.

Kaum aber war es Frau von Mühlen gelungen, den Zuſammenhang der Ereigniſſe klar zu durchſchauen, als ſie in den Vorgängen der letzten Tage auch das Mittel ſah, ſich von der ihr täglich unbequemer werdenden jungen Rivalin zu befreien, und indem ſie die Motive der Baronin ohne Rückſicht ihren eigenen Intereſſen dienſtbar machte, zwang ſie dieſe, der Komödie beizuwohnen und in ihr die tugendhafte Frau zu bewundern, die, irregeleitet durch die allzu gütigen Impulſe ihres Herzens, ſelbſt das Opfer einer grauſamen Täuſchung geworden iſt.

Inzwiſchen war Barbara aus ihrer Ohnmacht in einen tiefen Schlaf verfallen, und als ſie endlich wieder zu klarem Bewußtſein gelangte, ging der kurze Wintertag zur Neige, und es begann bereits zu dämmern. Sie befand ſich in ihrem Zimmer, aber nicht allein; die Jungfer war mit dem Packen ihrer Sachen beſchäftigt, eine Rolle Geld lag auf dem Tiſch, und ein ſtark nach Patſchuli duftendes Billet der Frau Geheimrätin von Mühlen teilte ihr mit, daß dieſe hoffe, ſie dieſen Abend noch ſcheiden zu ſehen.

Barbara las dieſe Zeilen mit einem Gleichmut, als gingen dieſelben ſie gar nichts mehr an, und war viel zu angegriffen und geiſtig ermattet, um über die Unbilligkeit eines ſolchen Verlangens lange nachdenken zu können. — Sie fühlte nur, daß ſie dieſer falſchen und herzloſen Frau nicht noch einmal in den Weg treten wollte und dankte Gott, daß ihre beſcheidenen Mittel ihr noch geſtatteten, auch ohne die verhaßten Silberlinge der Frau Geheimrätin ihre Reiſekaſſe zu füllen. Mit fieberhafter Eile rüſtete ſie daher alles zu ihrer ſofortigen Abreiſe, und mit dem nächſten Schnellzuge, der ſie ihrem Ziel entgegenführen konnte, fuhr ſie in dunkler Nacht hinaus in die weite Welt.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an Friedrich Ahlfeld.

Von **Robert Koenig.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

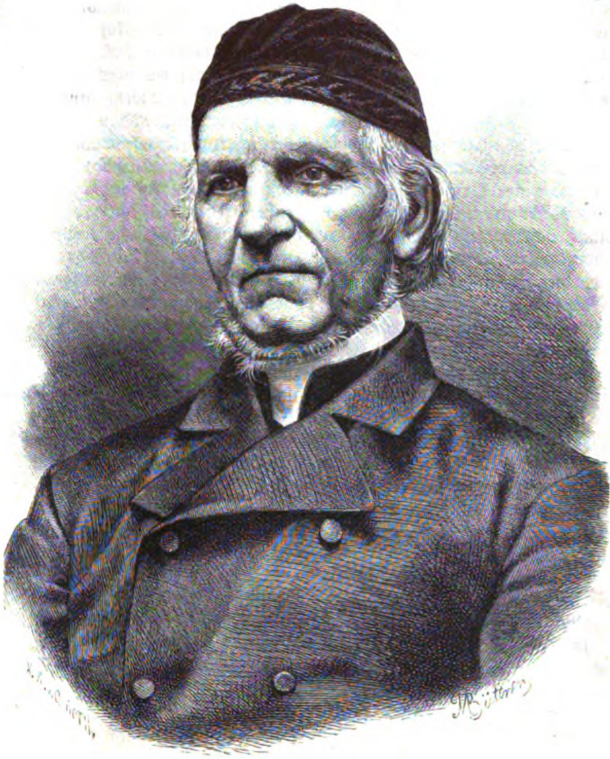
Es war im März 1851. Nach längerem Aufenthalte im Auslande war ich nach Deutſchland zurückgekehrt und wollte in Halle meine Univerſitätsſtudien vollenden. Der erſte Tag nach meiner Ankunft war ein Sonntag. Als ich einen Freund, bei dem ich eingekehrt war, fragte, zu wem ich wohl in die Kirche gehen ſolle, antwortete er etwas verwundert: „Natürlich zu Ahlfeld. Den wirſt du nicht lange mehr hier hören können, er geht leider bald nach Leipzig.“ Und als ich etwas beſchämt über meine Unwiſſenheit fortfuhr: „Wer iſt denn Ahlfeld? Du weißt ja, ich komme aus dem Auslande und kenne eure großen Männer nicht!“ antwortete er kurz: „Das wirſt du bald erfahren, komm nur mit und höre ihn! Aber ſchnell, ſonſt bekommen wir keinen Platz mehr!“

In der That, als wir an die etwas abgelegene St. Laurentiuskirche zu Neumarkt im Norden von Halle gelangten, fanden wir dieſelbe ſchon faſt ganz gefüllt und erlangten mit Mühe ein Plätzchen. Und doch kamen noch hinter uns zahlreiche Kirchgänger, die zum Teil wieder umkehren mußten. Es lohnte, einen Blick auf die verſammelte Gemeinde in dem einfachen, unſcheinbaren Gotteshaus zu werfen. Mein Freund machte mich flüſternd auf einige hervorragende Perſönlichkeiten aufmerkſam. Da ſaß der ehrwürdige Tholuck mit dem faltigen Geſicht und dem leuchtenden Auge. Da ſaß der Hiſtoriker Heinrich Leo, der kernige, jetzt rundliche, aber noch ſtraffe, alte Burſchenſchafter mit der großen Brille vor den klugen Augen; da konnte man ſich erfreuen an den friedlichen, feinen Geſichtszügen des andächtig zuhörenden Julius Müller (wegen ſeines berühmten Werkes über die Sünde häufig „Sündenmüller“ genannt). Da ſah ich Ahlfelds Jugendfreund und Schulkamerad, Dr. Allihn (Vater unſeres Mitarbeiters Max Allihn), den Herbartianer, welchen ich ſpäter — als ich bei ihm wohnte — ſo manchesmal ſchelten hörte über irgend ein „theologiſches Nilpferd“ in den Gedankengängen der Ahlfeldſchen Predigten, der aber doch keine derſelben verſäumt hätte. Dort ſah ich endlich auch den alten Geheimrat Eilers inmitten ſeiner Zöglinge, der ſeit der Märzrevolution 1848 ſich aus dem Kultusminiſterium zurückgezogen und in dem benachbarten Freyimfelde ein großes Penſionat und Progymnaſium gegründet hatte.

Geſang und Liturgie waren vorüber, Ahlfeld erſchien auf der Kanzel, eine hohe Geſtalt, die ungeſucht imponierte; die ganze Erſcheinung durch und durch prieſterlich und doch voll edelſter Einfachheit. Da war keine Spur von gemachtem, forciertem Weſen, von übertreibenden, hohen Floskeln, da war kein künſtliches Augen- und Mienenſpiel, keine berechnende Geſtikulation. In raſcher, wenig modulierter Sprache kamen die kurzen, knappen, treffenden, oft wie Blitze einſchlagenden Sätze aus ſeinem beredten Munde. Er hat ſich darin nie geändert, auch in Leipzig nicht, wo ich ſpäter die Freude haben ſollte, ihn während der letzten ſiebzehn Jahre ſeiner Amtsthätigkeit regelmäßig predigen zu hören. Er blieb ſtets derſelbe; man ſah ſtets denſelben gleichmäßigen Ernſt verbreitet über ſeine hageren, treuen Züge, auch wenn er lächelte, ſtets dieſelben etwas eckigen Bewegungen, wenn er ſich erregte. An ihm war nichts Fremdes, nichts Falſches. Sein Wort trug das Gepräge der vollſtändigen Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, weil es ſich darſtellte als ein Zeugnis des Glaubens, von welchem er ſelbſt tief ergriffen war. Der treue, ehrliche und wahrhaftige Zeuge überzeugte, weil er ſelbſt vollſtändig überzeugt war.

Tiefergriffen verließ ich das Gotteshaus, und ſtillſchweigend kehrte ich mit meinem Freunde zurück in deſſen Wohnung. Dort erſt tauſchten wir unſere Eindrücke aus. Darauf äußerte ich mein Verlangen, etwas mehr von dieſem gottbegnadeten

Verkündiger des Evangeliums zu hören und war nicht wenig erſtaunt über das was mein Freund mir erzählte.



D. Friedrich Ahlfeld.

Geb. 1. Nov. 1810. † 4. März 1884.

„Du wirſt dich erinnern," begann er, „daß hier bei uns im preußiſchen Sachſen ſeit dem Anfange der vierziger Jahre die Lichtfreunde aufgetaucht ſind. Am weiteſten nach links ging einer unſerer Hallenſer Paſtoren: Wislicenus. Allſonntäglich trug er ſeine pantheiſtiſche Weisheit, die in dem Satze gipfelt: „Unſere höchſte Autorität iſt der in uns ſelbſt lebendige Geiſt," ſeiner Gemeinde kalt und trocken vor. Da das natürlich den Leuten über die Köpfe weg ging, predigte er bald vor faſt leeren Bänken. Um daher ſein Licht weiter leuchten zu laſſen, hielt er in Köthen auf einer Verſammlung der Lichtfreunde einen Vortrag über die Frage: „Ob Schrift, ob Geiſt?" der ſo weit von aller chriſtlichen Wahrheit abirrte, daß die Kirchenbehörde ihn zuerſt zur Verantwortung zog und dann ſeines Amtes entſetzte.

„Dieſer Paſtor Wislicenus ſtand nun an keiner anderen Gemeinde als an der, welche du heute geſehen haſt. Damals freilich herrſchte ein anderer Geiſt in ihr. Als es hieß, daß zu Wislicenus' Nachfolger ein Anhaltiner, namens Ahlfeld gewählt ſei, der zu den „Gnadauer Pietiſten" gehöre, proteſtierte die Gemeinde dagegen, obgleich es ihr unverwehrt blieb, ſich der von Wislicenus gegründeten „freien Gemeinde" in Halle anzuſchließen."

„Woher ſtammt die Bezeichnung Gnadauer Pietiſten?" unterbrach ich meinen Freund.

„In Gnadau," erwiderte er, „finden ſeit längerer Zeit Paſtoralkonferenzen der gläubigen Prediger ſtatt. Die daran Teilnehmenden wurden von den kirchlichen Gegnern mit dem üblichen Namen „Pietiſten" beehrt. Auch Ahlfeld, damals Pfarrer in dem anhaltiniſchen Dorfe Alsleben, hatte ſich an dieſen Verſammlungen beteiligt und als Schriftführer nützlich gemacht. Die Gewandtheit, Friſche und Kraft ſeiner Darſtellung mit der Feder waren in befreundeten Kreiſen nicht unbemerkt geblieben, aber da er kein Mann des Streites war, blieb er vor der Welt im Verborgenen hinter den Vorkämpfern in der heftig entbrannten Fehde der Gnadauer gegen die Lichtfreunde. Seine bloße Zugehörigkeit zu den Gnadauer Konferenzen genügte indes, um der Neumarktgemeinde einen Schrecken einzujagen und einen Proteſt zu veranlaſſen, der natürlich von dem königlichen Patronat unberückſichtigt blieb.

„Im Oktober 1847 begann Paſtor Ahlfeld ſeine ſtille Arbeit in der ihm abgeneigten, gänzlich unkirchlichen Neumarktsgemeinde. Allmählich füllte ſich das Gotteshaus und wurde immer voller im Laufe des Jahres 48, obwohl er nie ein Blatt vor den Mund nahm und entſchiedenes Zeugnis wider die Revolution ablegte. Ehe ein Jahr vergangen war, gewährte ſeine Kirche allſonntäglich und nicht minder in der Woche in Bibel- und Miſſionsſtunden einen ähnlichen Anblick, wie du ihn heute gehabt haſt.

„Und nicht nur eine kleine Schar hält zu ihm. Gegenwärtig beſitzt er in der Stadt die allgemeinſte Anerkennung, ſelbſt bei ſeinen kirchlichen Gegnern. Dazu hat ſein unerſchrockenes Auftreten unter den Cholerakranken während der fürchterlichen Epidemie, die im Dezember 1848 hier ausbrach und bis in den Sommer 1849 wütete, nicht wenig beigetragen. Beſonders in der Neumarktgemeinde forderte die Seuche zahlreiche Opfer. An einem Sonntage wurden zweiundzwanzig Tote auf der Kanzel verleſen. In vierzehn Tagen bis drei Wochen hatte die Stadt Halle drei bis vierhundert Waiſen; im ganzen erlagen gegen zwölfhundert Menſchen der fürchterlichen Krankheit. Mächtig waren die Troſt- und Mahnworte, welche Ahlfeld im Monat Juni 1849, als die Epidemie ihren Höhepunkt erreicht hatte, an ſeine Gemeinde richtete. Aber noch viel mächtiger wirkte ſeine perſönliche Thätigkeit in der Gemeinde. Vom Morgen bis zum Abend beſuchte er ohne Furcht vor Anſteckung die Kranken und die Sterbenden aller Stände. Unermüdlich nahm er ſich der hinterbliebenen Witwen und Waiſen an und ſchrieb Nacht für Nacht, oft bis zum Grauen des Morgens, Bittbriefe an auswärtige Wohlthäter, um Unterſtützungen zu erwirken. Einmal fand ihn ſeine Frau des Morgens, wie er über dieſer raſtloſen Arbeit eingeſchlafen und gar nicht zu Bette gekommen war. Unendlich viel Not und Elend iſt dadurch hier in Halle und beſonders in ſeiner Gemeinde gelindert worden. Durch ſein warmes, beredtes Wort verſchaffte er zahlreichen armen Cholerawaiſen ein gutes Unterkommen und bei vielen übernahm er ſelbſt die Vormundſchaft und ſorgte für ſie wie ein Vater. — Übrigens mußt du nicht glauben," fuhr mein Freund fort, „daß erſt ſeit der Cholerazeit der Umſchlag in der Stimmung ſeiner Gemeinde und unſerer Bevölkerung überhaupt ſtattgefunden hätte. Schon nachdem er wenige Monate bei uns war, fing man an, ihn trotz ſeiner „Pietiſterei" hoch zu achten, ja lieb zu haben. Wie wäre es auch anders möglich geweſen! In ſeinem Weſen iſt keine Spur von Eitelkeit und Stolz; dazu iſt er eine durch und durch friedliebende Natur. So kam es, daß er auch im Jahre 1848 keine eigentlichen Feinde hatte. Als damals der Sturm von Berlin herübertobte, wurde an Tholucks Hausthüre geſchrieben: „Dieſer Mucker ſoll zuerſt ſterben;" und Leo ſtritt ſich mit Guſtav Jahn, welcher von ihnen zuerſt würde aufgehängt werden. Aber ich habe nie gehört, daß man gegen Ahlfeld etwas Feindliches im Schilde führte. Als er im März 1848 in dem Saale eines Freundes, des alten Wagner, eine Miſſionsſtunde abhielt, waren unſere Leute — du weißt, ich gehörte damals zu den Pflügern — und dazu die braven Salinger im Hofe aufmarſchiert, um die Verſammlung gegen etwaige Angriffe des Herrn Omnes zu ſchützen. Aber es wäre gar nicht nötig geweſen. Ihm, dem Manne des Friedens, wollte niemand etwas anhaben. Ja, während die wilden Waſſer hochgingen, erfreute er ſich einer zunehmenden Anerkennung und des Anblickes eines reichen Segens ſeiner Arbeit im Kreiſe gleichgeſinnter Freunde, wie Tippelskirch, Philipp von Nathuſius, Guſtav Jahn, Leo und anderer, mit denen er auch an dem Volksblatte für Stadt und Land fleißig mitarbeitete.“

„In dieſem Blatte hat Ahlfeld eine ganze Reihe von Erzählungen unter dem Pſeudonym des Vollſpänners Friedrich Warmholz veröffentlicht, die mit zu dem trefflichſten gehören, was unſere Volkslitteratur aufzuweiſen hat. Seit 1847 gab er aber ſelbſt ein vorzügliches Blättchen heraus: „den Miſſionsfreund,“ in welchem ſeine prächtige Erzählergabe zur vollſten Geltung kommt. So iſt er natürlich auch die Seele unſeres Miſſionsvereins. Daneben hat er einen Jünglingsverein gegründet, deſſen ſtets bereiter Helfer und Freund er bis heute geblieben iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ſich auch an den Beſtrebungen der konſervativen Partei beteiligt. Beim Miniſtereſſen im November 1849 brachte er einen feurigen Toaſt auf den Prinzen von Preußen aus. Das beſte thut er natürlich für unſere Sache auf der Kanzel und unter der Kanzel. Seine Pfarrwohnung in der Fleiſchergaſſe gleicht einem Kaufhauſe. Da geht es unaufhörlich aus und ein. Da kommen Gemeindeglieder mit allerhand Anliegen, da kommen Vertreter der verſchiedenen Vereine, da kommen Studenten, die ihn beſonders gern zum Vertrauten wählen, da kommen Amtsbrüder aus der Stadt und Umgegend, auch Profeſſoren und dazwiſchen laufen die Druckerjungen mit der Korrekturmappe hin und her.“

„Und einen ſolchen Mann laßt ihr von euch gehen?“ warf ich meinem Freunde ein, „wie iſt das möglich?“

„Frage lieber,“ erwiderte er, „wie es gekommen, daß wir ihn ſo lange behalten haben? Er hat ſchon manchen Ruf nach auswärts abgelehnt; ſo im vorigen Jahre nach Elberfeld auf ein bedeutend einkömmlicheres Pfarramt, weil er ſeine hieſige Gemeinde noch nicht glaubte verlaſſen zu dürfen. Und das muß man ihm hoch anrechnen, denn er hat ein geringes Pfarreinkommen und eine zahlreiche Familie. Nun bekam er im vorigen Jahre von Leipzig aus die Aufforderung, an dem Miſſionsfeſte daſelbſt zu predigen. Er that’s und gefiel den Leipzigern ſo ſehr, daß der dortige Rat ihn zum Nachfolger des Dr. Harleß an die Nikolaikirche berief. Am Sonntag Lätare hat er ſeine Probepredigt dort gehalten. Wenige Tage darauf erhielt er einen Ruf als Hofprediger nach Berlin und wäre auch wohl gerne dorthin gegangen, da er neunzehn Jahre in Preußen gelebt und da feſt eingewurzelt iſt, aber der Rat von Leipzig ließ ihn nicht mehr los, und ſo wird er uns denn bald zu unſer aller Schmerze verlaſſen. Auch ihm ſelbſt wird es recht ſchwer, aber er meint in Halle doch ſein Werk gethan zu haben; ich hörte ihn neulich ſagen: „Zu pflanzen, das ſei ihm von Gott gegeben; jetzt möge es der Gemeinde zuträglicher ſein, wenn ein anderer käme und begöße.“ — Als ihm ein anderes Mal vorgeſtellt wurde, wie große Verehrung er in Halle genöße und wie unrecht es ſei, nun gerade fortzugehen, erwiderte er: „Ja, ich habe lange genug auf dem Laurentiusroſte des Gelobtwerdens gelegen und es iſt mir tüchtig darunter eingeheizt. Da kann man doch wohl auch nach einer kühleren Lage Verlangen tragen.“ Kurz, ich kann ſeine Motive wohl verſtehen, wenn es mir auch in der Seele wehethut, daß er uns verläßt. Ich habe ihm viel zu danken. Mir wie vielen anderen hat er die Luſt erweckt, Zeugen des Evangeliums zu werden, nachdem wir lange geſchwankt hatten, ob wir nicht lieber den Lehrerberuf ergreifen ſollten.“ — — — —

An dieſen Bericht meines Freundes will ich ſofort anſchließen, was ich über Ahlfelds Vorgeſchichte noch in Erfahrung gebracht habe.

Als ein armer Zimmermannsſohn wurde Friedrich Ahlfeld am 1. November 1810 in einer dürftigen Dorfhütte zu Mehringen a. d. Wipper im Anhaltiſchen geboren. Aus den „Erzählungen fürs Volk“ (geſammelt bereits in 5. Auflage erſchienen bei Mühlmann in Halle) kann man am beſten ſeine heimatliche Gegend und ihre Bewohner — gute und böſe — kennen lernen. Von dem Vater ſehr ſtreng erzogen und zu unausgeſetzter Arbeit angehalten, ſcheint es die fromme Mutter insbeſondere geweſen zu ſein, welche einen entſcheidenden Einfluß auf das innere Leben des Knaben übte. Noch der berühmte Kanzelredner hat ihr Dank und Hochachtung gezollt.

Früh regte ſich in dem begabten Knaben ein Lerntrieb, der über die Leiſtungen der Dorfſchule weit hinausging. Dennoch iſt er ſeinem Lehrer, dem Bruder ſeiner Mutter, ſtets von Herzen dankbar geblieben und hat deſſen tüchtigen Unterricht, den er bis zum zwölften Jahre genoß, manchesmal im ſpäteren Leben gerühmt. Übrigens unterrichtete ihn der Ortspfarrer ſchon zeitig im Lateiniſchen. Dabei war er ein eifriger Leſer von klein auf, und nichts machte ihm größere Freude, als mit einem Buche auf einen hohen Birnbaum zu klettern und dort eifrig zu ſtudieren. So konnte er auch das Leſen nicht laſſen, als er vom zwölften Jahr an täglich zu Fuß nach Aſchersleben wanderte, um das dortige Gymnaſium zu beſuchen. Paſtor Ahlfeld war ſtets ein wenig überſichtig und las mit etwas nach oben gerichtetem Blick und unſtäten Augen. Sein Freund Allihn warf ihm ſcherzhafterweiſe vor, daß er ſich dieſen Fehler zugezogen habe bei ſeinen Schülerwanderungen. Da ſei er im langen Flausrock, deſſen tiefe Taſchen mit Äpfeln, Würſten, Brot ꝛc. gefüllt geweſen, dahergezogen mit einem offenen Buche vor den Augen und habe ſich auch durch häufiges Stolpern nicht im Leſen ſtören laſſen, und dabei habe er ſich die Augen verdorben. Vier Jahre lang dauerten dieſe Wanderungen nach Aſchersleben, dann kam er auf das Gymnaſium in Deſſau und von dort 1830 nach Halle, wo er in die Burſchenſchaft Arminia eintrat und zu den Füßen derſelben Profeſſoren ſaß, die ich in der Kirche zu ſeinen Füßen hatte ſitzen ſehen. Er hatte nur geringe Mittel und mußte ſich mühſam durch Stundengeben das Fehlende verdienen. Aber er arbeitete fleißig und war mit ganzer Seele bei dem von ihm erwählten Berufe. Bereits 1831 hielt er ſeine erſte Predigt in ſeinem Heimatdorfe, die er mit dem Texte begann: „Ich bin das A und O, der Anfang und das Ende, ſpricht der Herr, der da iſt, der da war und der da kommt, der Allmächtige.“ Er hatte den Seinen nichts davon geſagt, daß er predigen würde, und ſeine Mutter, die ahnungslos in der Kirche ſaß, als er die Kanzel betrat, wäre vor Schreck faſt in die Kniee geſunken, als ſie ihn erblickte. Aber ihr Herz jauchzte, als er friſch und freudig von Dem Zeugnis gab, was ſie ſelbſt einſt in des Kindes Seele zu pflanzen bemüht geweſen war.

„Nach kurzer Hauslehrerthätigkeit wurde er Inſpektor am Gymnaſium zu Zerbſt, und 1837 Rektor und Nachmittagsprediger in Wörlitz. In demſelben Jahre gründete er mit Fräulein de Marées ſeinen Hausſtand. Im Herbſt des folgenden Jahres wurde er als Pfarrer und Rektor nach Dorf Alsleben berufen, von wo er 1847 nach Halle kam. Am 31. März hielt er ſeine Abſchiedspredigt vor der Neumarktgemeinde über den Scheidegruß des Apoſtels Paulus, Apoſtelgeſchichte 20, 16—38, rechtfertigte in beſcheidener Weiſe die Wahl ſeines Textes dadurch, daß er mit dem Apoſtel die drei Jahre einer Amtswirkſamkeit gemeinſam habe, und führte dann aus: „Die Diener des Herrn gehen, aber der Herr bleibt.“

Dreizehn Jahre ſollten vergehen, ehe mein Wunſch einer perſönlichen Bekanntſchaft mit Ahlfeld in Erfüllung ging. Inzwiſchen war ich ihm trotzdem innerlich näher und näher gekommen. Seine Evangelienpredigten, welche den geſegnetſten Teil ſeiner Wirkſamkeit in Halle umfaßten, waren mir ein liebes Hausbuch geworden, das ich mit den Meinigen von Anfang bis zu Ende — zum Teil wiederholt — geleſen hatte. Durch dieſes Buch insbeſondere, von welchem nahezu zehn ſtarke Auflagen (Halle, R. Mühlmann) verbreitet ſind, hat Ahlfeld weit über ſeine Gemeinde hinaus gepredigt und viele Hunderte von Theologen haben es durchgemacht, was ſein Nachfolger zu St. Nikolai in Leipzig, Paſtor Pank, in ſeiner Begräbnisrede von ſich anführte: „Lange bevor es mir vergönnt war, zum erſtenmal in ſein edles Antlitz zu ſchauen, habe ich in meinem ſtillen Landpfarrhauſe zu den Füßen dieſes geſegneten Mannes geſeſſen, lernend aus ſeinen geiſtesmächtigen Predigten.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

In dieſen Hallenſer Evangelienpredigten und in den „ſieben Zeitpredigten über den verlornen Sohn,“ (Halle, R. Mühlmann, 2. Auflage), welche er im Jahre 1849 ebenfalls in Halle hielt, charakteriſiert ſich am beſten die Eigenart der Ahlfeldſchen Predigtweiſe. Jede ſeiner Predigten bietet uns da eine wahre Fülle neuer, friſcher Gedanken, illuſtriert mit Bildniſſen und Gleichniſſen aus dem reichen Schatze ſeines Wiſſens. War er doch in der Geſchichte und Geographie ebenſo zu Hauſe wie in dem Bibelbuche und mit den mittelalterlichen Dichtungen unſeres Volkes nicht weniger vertraut als mit den Pſalmen Davids und dem Liederſchatz unſerer Kirche. Dabei beſaß er ein ſo vorzügliches Gedächtnis und verſtand es, in ſeinen Citaten und eingeflochtenen Erzählungen ſo ſehr immer das rechte zu treffen, daß dieſelben niemals ſtörend wirkten, wie es bei ſo manchem ſeiner Nachahmer nur zu ſehr der Fall iſt. Vor allem aber war ſeine Rede ein lebendiges Werk vom erſten Aufthun des Mundes bis zum letzten Amen. Darum packte auch ſein Wort, es feſſelte und ließ nicht wieder los, weder Profeſſoren und gebildete Damen, noch Hallenſer Torfſtreicher und Leipziger Marktweiber. Wegen der Fülle deſſen, was er darbot, nannte ihn ſein Freund Allihn wiederholt einen Verſchwender, der ſich bald werde ausgegeben haben; aber er war kein Verſchwender, ſondern ein reicher Mann, der ſeine Schätze freigebig austeilte, altes und neues, aber auch ſorgſam wieder ergänzte, der es verſtand, altes Gold zu finden und in Kurs zu ſetzen. Dafür iſt ſeine dreißigjährige Amtsthätigkeit in Leipzig, wo er bis zuletzt eine zahlreich beſuchte Kirche hatte, der beſte Beweis.

Auch mit ſeinen Leipziger Predigten hatte ich mich vertraut gemacht, lange bevor ich nach Leipzig kam; insbeſondere waren mir in meiner Lehrthätigkeit ſeine „Katechismuspredigten“ (Drei Bände. 4. Auflage, Halle, R. Mühlmann) von großem Nutzen und Segen geweſen. Dieſelben hatte er in den fünf erſten Jahren ſeiner Leipziger Thätigkeit allwöchentlich am Mittwoch morgen halb acht Uhr im Sommer und Winter gehalten, und ſie waren von einem anſehnlichen Kreiſe ſeiner Gemeinde regelmäßig und mit Freude gehört worden.

Im März 1864 kam ich nach Leipzig, und einer der erſten Beſuche, den ich machte, war in dem Pfarrhauſe von St. Nikolai. Trotz heftiger Zahnſchmerzen empfing mich Ahlfeld mit der größten Liebenswürdigkeit und ließ mich ungeachtet meines Sträubens nicht eher fort, als bis ich alles mit ihm durchgeſprochen hatte, was mir auf dem Herzen lag. Mit Freude hatte er die Idee unſeres Blattes begrüßt, ſchon das Wort „Daheim“ war ihm höchſt ſympathiſch. „Daheim iſt ein gar liebes Wort,“ ſagte er mir unter anderem; „daheim im Hauſe, in der Familie hat das Leben ſeinen eigentlichen Kern, ſeinen innerſten Herzſchlag, ſeine reinſte Freude.“ Beſonders aber freute er ſich, als er die Titelvignette des von ihm ſo ſehr geliebten Ludwig Richter zu unſerem Blatte ſah. Mit Vorliebe vertiefte er ſich darein und wußte es nach allen Seiten auszulegen und zu deuten. Selbſt die oft beanſtandeten Perſonen, welche die Klingel ziehen, gefielen ihm. „Das gehört zum Hauſe,“ ſagte er. „Die dort an der Klingel ſind Freunde. Freundſchaft und Gaſtfreundſchaft war je und je eine ſchöne Perle im Ehrenkranze unſeres deutſchen Volkes; das Sprichwort: „Wenn ein lieber Freund kommt, gehen die Thüren von ſelbſt auf und die Hunde freuen ſich auch mit,“ iſt ein wahres Wort.“

Auch mir iſt der nun heimgegangene, ehrwürdige Mann ebenſo wie dem Daheim ein treuer Freund geblieben bis ans Ende. Nie habe ich ihn vergeblich aufgeſucht; oft habe ich ihn inmitten dringender Arbeit geſtört, aber ſtets habe ich ihn gleich freundlich und gleich dienſtbereit gefunden. Durch ſein Zeugnis in Gottes Haus von Gottes Wort und Evangelium iſt er mir freilich noch mehr geworden. Insbeſondere ſind mir ſeine Predigten aus den Kriegsjahren 1866 und 1870/71 in lebhafter Erinnerung geblieben. Zum drittenmal in ſeinem Leben mußte er in Leipzig eine fürchterliche Cholerazeit durchmachen. Wie er in ſeiner „Dankfeſtpredigt nach dem Aufhören der Cholera“ erzählte, hatte er ſie im Jahre 1831 als Student in Halle zum erſtenmal, ſodann, wie wir gehört haben, 1849, wiederum als Paſtor in Halle durchlebt. Nicht minder ſchlimm wütete ſie 1866 in Leipzig. In ſieben Wochen ſtarben aus der Stadtgemeinde mehr Glieder als ſonſt in einem ganzen Jahre. Und wie einſt in Halle, ſo bewährte ſich Ahlfeld auch jetzt in Leipzig in dieſer ſchweren Zeit. Durch ſeine opfermutige Fürſorge für Kranke und Sterbende gewann er viele Herzen, die ihm bis dahin noch fremd geblieben waren oder die ihn falſch verſtanden hatten.

Nicht minder ergreifend waren die Predigten während der Zeit des großen Krieges, dem er von Anfang bis zu Ende mit der größten Begeiſterung folgte. Zwei davon ſind mir noch beſonders erinnerlich, die eine nach der Eroberung von Paris, wo er zeigte, wie Gott ſeine Herrlichkeit im Gericht über abgefallene Völker offenbart; und die andere am allgemeinen Friedensfeſte 1871, deren Thema war: „Das deutſche Volk im Lobethale.“

Aber ſo ſehr er ſich auch der großen Erfolge unſeres Volkes und inſonderheit der Wiederaufrichtung des deutſchen Kaiſertums freute, ſo verkannte er doch die Gefahren nicht, welche darin für uns lagen. Darüber hat er ſich ausgeſprochen in ſeinem Vortrage auf der Berliner Konferenz am 10. Oktober 1871, in welchem er die Frage aufwarf und zu beantworten ſuchte: „Was können wir thun, damit unſerem Volke aus den großen Jahren 1870/71 ein geiſtliches Erbe verbleibe?“ Doch ich muß mich beſchränken und will nur noch erwähnen, daß die bedeutendſten ſeiner Leipziger Predigten geſammelt erſchienen ſind in dem Bande: „Ein Kirchenjahr in Predigten“ (2. Auflage, 1883, Halle, Mühlmann). Es ſind dies achtundſechzig Predigten über freie Texte und aus verſchiedenen Jahren zuſammengeſtellt und geordnet.

Am 21. April 1876 feierte die Nikolaigemeinde den Abſchluß des fünfundzwanzigjährigen, von Gott ſo reich geſegneten ſeelſorgeriſchen Wirkens ihres Paſtors. Viele bedeutende Reden ſind an dieſem Tage von den Vertretern der ſtädtiſchen und kirchlichen Behörden, der Univerſität, der Geiſtlichkeit und der Kirchenvertretung zu Ehren des Jubilars bei der kirchlichen Feier wie beim fröhlichen Feſtmahle im Schützenhauſe gehalten worden. Ich muß geſtehen, daß mehr als alle dieſe Beredſamkeit Ahlfelds ſchlichte, Gott allein die Ehre gebende Antwort und noch mehr die Einleitung und das Gebet ſeiner am Sonntag darauf gehaltenen Predigt mich ergriffen und bewegt hat. Dieſe Predigt, welche er nebſt neun anderen aus dem Jahre 1876 „ſeiner lieben Gemeinde in inniger Dankbarkeit“ gewidmet hat, beweiſt zugleich, daß er auch bis in das ſiebente Jahrzehnt in großer Rüſtigkeit und Friſche ſeines Amtes auf der Kanzel von St. Nikolai gewaltet hat.

Ein eben ſo beredtes Zeugnis dafür geben ſechzehn „Konfirmationsreden aus den Jahren 1868—1879“ (Leipzig, 1880, 4. Auflage. Hinrichsſche Buchhandlung) und nicht minder ſeine letzte — und zwar die dreiundvierzigſte — Konfirmationsrede, die er 1881 bei der Einſegnung der Knaben und Mädchen in Leipzig gehalten hat. Der Konfirmandenunterricht lag ihm von jeher ganz beſonders am Herzen. Er war ein Meiſter im Unterricht der Jugend, die an ihm hing als an ihrem Seelſorger, ihrem Freunde und Berater; denn er that noch mehr als unterrichten, er ſuchte auf jede einzelne Seele nach ihrem beſonderen Bedürfniſſe liebevoll einzuwirken und vermochte noch in den letzten Jahren, obgleich ſchon halb erblindet, jedes einzelne Kind deutlich zu unterſcheiden und beim Namen zu nennen.

Seine Liebe zur Jugend zeigte ſich auch beſonders in dem Leipziger Jünglingsverein, den er mit ins Leben gerufen hatte. Wie oft habe ich ihn da inmitten der jungen Leute in der niedrigen und engen Stube des alten „Vater Schmorde“ geſehen, fröhlich unter den Fröhlichen, Ernſt und Scherz, altes und neues aus dem Leben wie aus der Geſchichte erzählend und wacker aushaltend bis zuletzt, trotz des Tabakrauchens, das er nicht liebte und das er ſeit vielen Jahren ganz aufgegeben hatte.

Ebenſo verkehrte er gerne mit der akademiſchen Jugend. Schon in Alsleben freute es ihn, wenn Studenten ihn beſuchten, und aus manchem dieſer Beſuche iſt ein Freundſchaftsbündnis fürs Leben erwachſen. Auch in Halle und in Leipzig ſah er häufig Studenten in ſeinem Hauſe und unterſtützte ihre ernſteren Vereine und Verbindungen, von denen mehrere, z. B. der Wingolf, ihn zum Ehrenmitgliede machten. Als 1862 an der Leipziger Univerſität das Predigerkollegium zu St. Pauli errichtet wurde, berief ihn die theologiſche Fakultät als Lehrer an demſelben, um die künftigen Geiſtlichen in die Praxis des geiſtlichen Amtes und insbeſondere in die heiligen und ernſten Pflichten der Seelſorge einzuführen. Treu waltete er ſeines Amtes. Noch bis vor wenigen Jahren fand ihn auch in rauher Winterzeit die ſiebente Morgenſtunde ſchon im Kreiſe ſeiner Schüler, welche mit Begeiſterung ſeinen Worten lauſchten. Wohl war es ſein Lieblingsſpruch: „Ein Tröpflein Leben iſt beſſer denn ein Meer von Wiſſen. Das Wiſſen gehet um Chriſtum herum, das Leben ſenket ſich in ihn hinein.“ Aber darum verachtete er das Wiſſen nicht. Bei ſeiner Begräbnisfeier hat es ein Vertreter der theologiſchen Fakultät von Leipzig, Profeſſor G. Baur ihm bezeugt: „Mit dem tiefſten und reichſten theologiſchen Erkennen und Wiſſen hat er zugleich, wie wenige, eine gründliche Bekanntſchaft mit dem klaſſiſchen Altertum und der deutſchen, insbeſondere der altdeutſchen Litteratur verbunden.“ Und bereits zu Weihnachten 1851 hat die theologiſche Fakultät von Erlangen ihn zum Doktor der Theologie ernannt.

Auch an wichtigen Aufgaben der Kirche beteiligte ſich Ahlfeld mit großem Eifer und geſegnetem Erfolge. So hat er den erſten Entwurf des im vorigen Jahre eingeführten, neuen ſächſiſchen Landesgeſangbuches ausgearbeitet und damit den Grund zu demſelben gelegt. Ebenſo hat er ſich an der Reviſion der Lutherbibel im Auftrage der ſächſiſchen Kirchenregierung als ein Mitglied der dazu von verſchiedenen evangeliſchen Kirchenregierungen Deutſchlands niedergeſetzten Kommiſſion ſo lange beteiligt, als ſein Geſundheitszuſtand es ihm erlaubte.

Wie er bereits in Alsleben für das Werk der Heidenmiſſion ein warmes Herz hatte und daſelbſt 1838 das erſte Miſſionsfeſt in dortiger Gegend veranſtaltete, ſo iſt er dieſer Arbeit ſein ganzes lebenlang treu geblieben. So häufig wurde er zu Miſſionsfeſten eingeladen, daß er im Jahre 1854 bereits ſeine fünfzigſte Miſſionspredigt hielt. In Halle und in Leipzig hat er die Liebe zu dieſem Werke in großen Kreiſen geweckt, und wer die Miſſionsſtunden mit angehört hat, welche er in der Johanniskirche zu Leipzig jahrelang gehalten hat, wird ſich ſeiner friſchen, lebendigen und von Anfang bis zu Ende feſſelnden Schilderungen und Erzählungen mit Freude erinnern. Bei der Nachfeier des großen lutheriſchen Miſſionsfeſtes im Schützenhauſe zu Leipzig verſtand er es ſo ſehr die verſchiedenſten Zuhörer zu intereſſieren, daß zuweilen einer oder der andere der bedienenden Kellner ihm eine Gabe für die Miſſion gebracht hat. Nicht minder thätig iſt er auf dem Gebiete der inneren Miſſion in Leipzig geweſen, hat ihr daſelbſt die Wege bahnen helfen und zur ſiegreichen Anerkennung verholfen, auch ſich fortdauernd an ihren verſchiedenen Arbeiten und Liebeswerken beteiligt.

Im Jahre 1881 beſchloß Vater Ahlfeld, wie er in vertrauteren Kreiſen der Gemeinde ſchon lange genannt wurde, infolge zunehmender Altersſchwäche und beſonders drohender Erblindung ſeinen Abſchied zu nehmen. Am erſten Mai hielt er ſeine Abſchiedspredigt, aus welcher noch einmal das Glaubenszeugnis ſeines ganzen Lebens in der ihm eigentümlichen Darſtellungsart hervorleuchtete. In derſelben erwähnte er auch ſeine Familie und erzählte, daß er an dem Altare der Nikolaikirche ſeine ſieben Kinder konfirmiert und vier derſelben zu glücklichen Ehen eingeſegnet habe. Sein Amtsbruder D. Gräfe, welcher dreißig Jahre mit ihm zuſammen gearbeitet, hat bei der Begräbnisfeier ein warmes Bild ſeines Familienlebens entworfen: „Ihm iſt es vergönnt geweſen,“ ſagt er darin, „das Weib ſeiner Jugend zu haben bis an ſein Ende, bis nahe an die goldene Jubelhochzeit, die er in wenig Jahren gefeiert hätte, die eins mit ihm, in der Erkenntnis und in der Anbetung des Herrn die Aufgaben verſtand und ehrte, die auf ihm laſteten; und Segen iſt ihm an ſeinen Kindern geworden, er hat Freude an ihnen allen erlebt.“ In dem Verkehr mit den Kindern und im Dienſte des Hauſes entſtand auch manches ſcherzhafte und manches ernſte Gedicht, das bisher nur gelegentlich einem Freunde mitgeteilt worden iſt. In einer Gedichtſammlung für Kinder habe ich vor Jahren ſchon zwei Proben dieſer Hauspoeſie mit der Erlaubnis des Verfaſſers abdrucken dürfen, ein ernſteres: „Der liebe Gott“ und ein luſtiges: „Maikäferlied.“ Dazu will ich aus den übrigen, die mir zu Geſicht gekommen ſind, hier nur ein paar Verſe aus einem Liede vom Jahre 1864 mitteilen. Einem kleinen Ehepaar rief er nach der Geburt des erſten Töchterchens zum Troſte u. a. zu:

> Iſt Vater nicht groß und die Mutter nur klein,
> So brauchen ja meine zwei Äugelein
> Nicht weite Wege hinauf zu gehn,
> Um in den ihren die Liebe zu ſehn.
> Iſt Mutter nicht groß und der Vater nur klein
> So hab' ich nicht weit zu der Herzen Schrein;
> Nimmt ihrer mich eins in ſeinen Arm
> So klopfet das Herz gleich nah und warm.

Seit ſeiner Emeritierung lebte Ahlfeld in größter Zurückgezogenheit, da ſeine körperlichen Beſchwerden von Jahr zu Jahr zunahmen. Doch folgte er mit nie ermüdendem Anteil dem Ergehen ſeiner Gemeinde und ſeiner Beichtkinder, begrüßte mit Freude ſeinen Nachfolger, Oskar Pank, deſſen Einführung er beiwohnte und den er ſo lange predigen hörte, als es ſeine Kraft erlaubte, die Kirche zu beſuchen. Anfangs dieſes Jahres nahmen ſeine Kräfte immer ſchneller ab. Oft ſchien er zu träumen, ſprach von Reiſen und von ſeinem Herzenswunſche, nach Hauſe zu kommen. Dabei war er in klaren Stunden immer wieder wunderbar heiteren Gemütes und dankbar für jeden, auch den geringſten Dienſt der Liebe. Vor ſchweren letzten Kämpfen und Anfechtungen blieb er durch Gottes Gnade bewahrt. In der Nacht vom 3. zum 4. März iſt er, wie er es ſo oft von Gott erbeten, träumend, milde und ſanft in Gottes Frieden eingeſchlafen.

Am 6. März fand in der faſt überfüllten Nikolaikirche, wo an den Stufen des erhöhten Altarplatzes der mit Palmen und Kränzen bedeckte Sarg des treuen Hirten aufgebahrt ſtand, eine Begräbnisfeier ſtatt, bei welcher ihm von ſeiten ſeiner Kollegen Pank und Gräfe, der Profeſſoren Baur und Luthardt als Vertreter der theologiſchen Fakultät und des D. Kohlſchütter als Vertreter der oberſten kirchlichen Behörde, warme Worte des Dankes und der Anerkennung nachgerufen wurden.*) Requiescat in pace!

---

*) Eine vollſtändige Beſchreibung der Begräbnisfeier mit ſämtlichen Reden iſt ſoeben im Drucke vollendet und durch die Hinrichsſche Buchhandlung in Leipzig zu beziehen.

Die Geſellſchaft.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

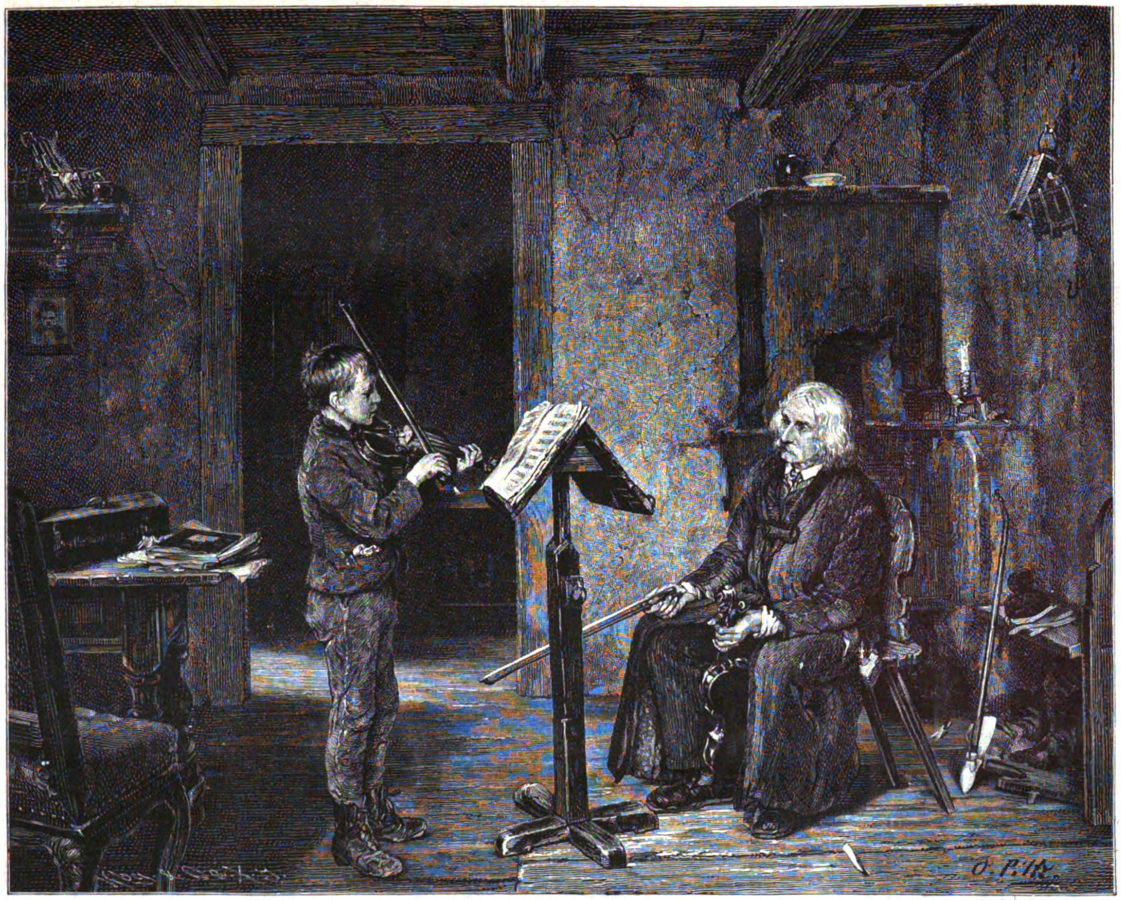
Skizze aus dem Familienleben von **Hans Arnold.**

(Schluß.)

Der Juſtizrat hatte, ſich der Sitte widerwillig beugend, die Präſidentin an ſeinem Arme zu Tiſch geführt, die dafür bekannt war, daß ſie ihre Geſprächsthemas unglücklich wählte, und dies Renommee auch heute glänzend rechtfertigte. Denn nachdem ſie dem Wirt die Unzweckmäßigkeit auseinander geſetzt hatte, die darin läge, daß Leute mit kleinen Räumen große Geſellſchaften gäben, verſicherte ſie ihm, daß jeder Rechtsanwalt ſich erfahrungsmäßig nervös überarbeite und einem elenden Alter entgegen gehe.

Die Hausfrau ſaß neben dem Präſidenten, der furchtbare Zahnſchmerzen hatte und während der Mahlzeit entweder ganz ſtumm war oder, bewältigt von ſeinen Leiden, einigemal laut wimmerte, was als einziger Beitrag zur Unterhaltung auch nicht gerade ergötzlich zu nennen war.

Eine wahrhaft bleierne Langeweile lagerte über der Geſellſchaft. Anfallsweiſes, lautes Geſpräch wurde von unheimlicher Totenſtille abgelöſt, und der Umſtand, daß einzelne Paare, wie Helldorf und Anna Hohenthal, ſich ganz tête-à-tête und



Geigenſtunde. Gemalt von O. Piltz.

nicht allzu laut unterhielten, trug auch nicht zur Belebung des Ganzen bei.

Mimi wehrte imaginäre Huldigungen des Leutnant Zettwitz ab, und bedauerte jeden Herrn am Tiſche, der ſie nicht hatte führen können, obwohl er ſo darauf gebrannt hätte. Sie war in ihrem Siegesbewußtſein der Männerwelt gegenüber unzerſtörbar, und wenn ihr je trübe Ahnungen über den Hauptmann kamen, ſo verſcheuchte ſie dieſelben ſofort, und fand nur innerlich Annas Benehmen recht wenig mädchenhaft, da ſie den beklagenswerten Helldorf ſo in Anſpruch nahm, daß er ſeinem Wunſche nicht folgen, und ſich mit ihr — Mimi — unterhalten konnte.

Als man am Tiſche der älteren Herrſchaften bereits die Augenlider ſchwer werden fühlte, erhob ſich die Präſidentin mit einem hörbaren Stuhlrücken, und erlöſte die dankbare Geſellſchaft von der Qual des Soupers an der Seite der Gefährten, die des Schickſals Stimme, nicht der Zug des Herzens jedem zuerteilt hatte.

Ein erfriſchter Zug belebte alle Mienen, der aber, beſonders bei den Vätern, in ſtarres Entſetzen überging, als Karoline Siebmacher, von der Juſtizrätin an den Flügel genötigt, ſich widerwillig die Handſchuhe auszog und einen etwas kränklichen Walzer intonierte.

Die Mutter Siebmacher, die eben den Komplimenten der Wirtin über das reizende Talent ihrer Tochter ſüß lächelnd gelauſcht hatte, begann feindlich auszuſehen, und erkundigte ſich bei ihrer Nachbarin, ob ſie nicht auch fände, daß wenn Juſtizrats tanzen laſſen wollten, ſie auch wohl einen Klavierſpieler beſtellen könnten!

Die Befragte nickte natürlich eifrig und verſtändnisinnig, um, als die Juſtizrätin ihrer anſichtig wurde, ſofort zu der Verſicherung überzugehen, wie nett es wäre, daß die liebe Jugend noch ein Tänzchen machen wollte.

Mimi, welche vom Hauptmann zum Reigen geführt worden war, gelangte infolge deſſen wieder in das oberſte Stockwerk ihres Luftſchloſſes, und geriet in wahrhaft ſtrahlende Laune, die ſich durch unabläſſiges Lächeln und ganz unmotiviertes Augenniederſchlagen äußerte. Der Hauptmann, dem angeſichts dieſer Anſtalten eine wahre Seelenangſt beſchlich, und der bemerkte, das ihm das harmloſeſte Wort als glühendſte Anbetung ausgelegt wurde, ergriff mit dem letzten Walzertakt eilfertigſt die Flucht und konzentrierte ſich rückwärts in das Zimmer des Juſtizrats.

Dort hatte er Fräulein von Hohenthal hineingehen ſehen, die von den Strapazen des Tanzes in ſelbſtgewählter Einſamkeit ausruhte. Da die beiden anſcheinend noch einen genügenden Vorrat von Geſprächsſtoff hatten, ſo blieben ſie auch ruhig ſitzen, und niemand ſchien ſie zu vermiſſen.

Auch Mimi nicht! Denn als die Mutter etwas überraſcht nach männlichen Schritten horchte, die in dem für die Damengarderobe reſervierten Raum erklangen, und Mimi abſenden wollte, um zu ſehen, wer ſich da drin herum bewege, flüſterte die Tochter eifrig: „Laß nur, Mama, — es iſt Helldorf! Er hat ſich gewiß zurückgezogen, um über die richtigen Worte nachzudenken. Anna ließ ihn ja am Tiſch keinen Augenblick locker — da hat er es jetzt ſehr ſchlau angefangen.“

„Ich kann mir nicht denken, daß er ſich dazu unter die Mäntel und Tücher ſetzen ſollte!“ meinte die Mutter kopfſchüttelnd.

„Thu mir den einzigen Gefallen, und ſtöre ihn jetzt nicht!“ drängte Mimi, „du kannſt die ganze Sache verderben. Ich kenne Helldorf — er iſt ſo eigentümlich! und ich bin feſt überzeugt, es kommt heute zum Klappen, wenn er den richtigen Augenblick findet!“

Die Mutter, welche ſich nicht die ungeheure Verantwortlichkeit auf die Seele wälzen mochte, den an ſeiner Erklärung angeblich „maikäfernden“ Hauptmann zu unterbrechen, wandte ſich zu ihren übrigen Gäſten zurück. Dieſe hatten das zweifelhafte Vergnügen des Tanzens ſchon aufgegeben; nur ein unermüdlicher Primaner gaukelte noch mit einer etwas unwilligen Terpſichore umher, und nötigte Karoline Siebmacher zum Weiterſpielen.

Die anderen trieben ſich währenddeſſen etwas zwecklos herum, betrachteten die Bilder an den Wänden, oder die Verzierungen an den Öfen, und einer dieſer unſeligen Irrfahrer, von der Juſtizrätin geleitet, die ihn auf die Kunſtſchätze der Wohnung aufmerkſam machte, gelangte mit ihr in das Zimmer, wo der Hauptmann und Anna in eifrigem Geſpräche ſaßen.

Verlegen erhoben ſich beide, und Anna ſtieß eine ziemlich unmotivierte Bemerkung über die reizende Muſik aus, die jetzt, wo die letzte Polka ſchon ſeit mehreren Minuten verſtummt war, doppelt frappirend wirkte.

Die Juſtizrätin warf Ännchen einen ſprechenden Blick zu, der nicht gerade von Liebe redete, und ſagte, als ſie von dem Paar gefolgt, wieder in den Tanzſaal trat, leiſe zu Mimi: „Da war es doch nicht der Hauptmann, der vorhin in der Garderobe umher lief.“

„Dann muß es wohl einer der Lohndiener geweſen ſein!“ erwiderte Mimi achſelzuckend.

„Die waren alle hier!“ bemerkte die Mutter befremdet.

Weitere Nachforſchungen wurden durch die Präſidentin unterbrochen, die wie ein Kriegsſchiff mit vollen Segeln auf die Wirtin losſteuerte, gefolgt von ihrem, vor Zahnweh ſprachloſen Gemahl, um ſich zu empfehlen.

„So leid es mir thut, beſte Frau Juſtizrätin, Ihr reizendes Zauberfeſt verlaſſen zu ſollen,“ — begann ſie, und rief mit der ſchneidenden Ironie dieſes Satzes ein halbunterdrücktes Lächeln bei allen Anweſenden hervor.

Die Mutter machte einen ſchwachen Verſuch, zum Bleiben zu nötigen, den zu ihrer großen Erleichterung niemand wörtlich nahm. Der Juſtizrat ſetzte ſeine Frau in nicht geringe Verlegenheit, indem er die Freude ſeines Herzens, die Gäſte los zu werden, kaum ſoweit zu unterdrücken vermochte, als es der Anſtand erheiſchte.

Mimi verwickelte den Hauptmann noch zur Entrüſtung des ermüdeten Vaters in eine ſchalkhafte Diskuſſion über eine finſtere Miene, die er ihr gegenüber ſollte zur Schau getragen haben, und von der ſeine Seele nichts zu wiſſen ſchien. Endlich entwich er der Zauberin mit auffälliger Eile, und ſtellte ſich, Anna Hohenthal erwartend, im Hausflur auf.

Man hatte die letzten Damen nunmehr bis an die Garderobe geleitet, in welche die Wirte, den engen Raum bedenkend, nicht folgten. Der Moment erleichterter Abſpannung, der ſolchen Feſten zu folgen pflegt, trat ein.

Jeder der Gaſtgeber ſank in einen andern Fauteuil, die Geſellſchaftsmiene wurde zum Alltagsgeſicht, die Lohndiener begannen die Lichter auszulöſchen, und der Juſtizrat gähnte ſo recht aus tiefſter Seele.

„Na, alles nimmt ein Ende!“ ſagte er behaglich, „ſobald brauche ich keine Geſellſchaft mehr zu geben. Es war ja furchtbar langweilig!“

„Ich fand es entzückend!“ rief Mimi, und warf einen ſchwärmeriſchen Blick nach oben.

„Geſchmacksſache!“ bemerkte der Vater, „ich muß geſtehen, daß ich es jedem meiner Gäſte gönne, wenn er ſich ſo freut, mich los zu ſein, wie ich mich freue, ihn los zu ſein!“

„Nicht ſo laut, Albert!“ warnte ſeine Frau, „es könnte noch jemand im Flur ſein!“

„Ach bewahre,“ ſagte Mimi, „ſie ſind alle fort. Nein, Mama, aber wie die Siebmacher heute ausſah! Dieſe Toilette! Und dabei ſpricht ſie immer von ihrem guten Geſchmack.“

„Das Kleid hat eine entſetzliche Farbe!“ bekräftigte die Mutter.

„Liebe Rätin,“ ertönte in dieſem Augenblick eine etwas ſcharfe Stimme neben der Wirtin, die wie vom Donner gerührt aufſprang, „wollen Sie vielleicht einmal Ihr Mädchen fragen, wo ſie einige von den Mänteln und Kapotten hingelegt hat?“ —

Frau Siebmacher, die eben bekrittelte, ſtets gefällige Freundin der Familie, ſtand mit zornbebenden Lippen, da ſie augenſcheinlich jede Silbe gehört hatte, neben ihren Wirten.

Der Juſtizrat pfiff unhörbar vor ſich hin, und Mimi ſtürzte an der Gereizten vorüber hinaus. Die anderen folgten, den Vater ausgenommen, der mit Geduld erwartete, daß die

Garderobe, die ſein Schlafzimmer war, leer, und ſomit wieder für ihn zugänglich werden möchte.

Ein ſchrilles Durcheinander von Stimmen, welches ſich in unheilverkündender Weiſe näherte, ließ den Juſtizrat erſchreckt auffahren, in der feſten Überzeugung, daß einer ſeiner lieben Gäſte bei ihm Feuer angelegt hätte.

Aber als Grund des Lärms erwies ſich die Entdeckung, daß ein großer Teil der Damenmäntel, Kapotten und Spitzentücher ſpurlos verſchwunden war, und niemand zu ſagen wußte, wo ſie geblieben ſein konnten!

Der Gedanke an einen diebiſchen Überfall lag um ſo näher, als der Juſtizrätin und Mimi jetzt plötzlich die unaufgeklärten Schritte in dem bewußten Zimmer einfielen, und ſie unter vielen Verſicherungen des Bedauerns der Befürchtung Ausdruck gaben, daß am Ende die Flurthür offen geblieben ſei, und ein Fremder ſich auf dieſe Weiſe eingeſchlichen habe.

„Ja, liebſte Bernau!“ begann Frau Siebmacher, an der außer der belauſchten Kritik über ihr Gewand auch noch der Kummer um die Spitzenkapotte ihrer Karoline und um ihren eigenen Wintermantel nagte, „da läßt man doch aber aufpaſſen! Bei mir ſind an ſolchen Tagen die Garderobezimmer feſt verſchloſſen, und der Schlüſſel bleibt in meiner Taſche!“

Die Juſtizrätin ſchwieg ſchuldbewußt.

„Es iſt mir nicht um die Sachen zu thun!“ wehklagte Frau Siebmacher mehr moraliſch als wahrheitsgetreu, „aber das Gefühl, daß ſo etwas vorkommen kann, iſt ſo unerquicklich! Karoline, dein guter Spitzenſhawl!“

Da ſtürzte die Präſidentin herein.

„Meine Pelzſtiefeln ſind auch fort!“ rief ſie drohend, „das iſt ja eine reizende Überraſchung! Haſt du dein Cachenez, Ludwig?“ wandte ſie ſich an den Gatten mit den Zahnſchmerzen, „nein? dann iſt das auch den Weg alles Fleiſches gegangen! Heiter! das iſt wahr! Laſſen Sie doch die Polizei holen, — es iſt gewiß ein Hausdieb!“

Die beiden Dienſtmädchen, welche die intereſſanten Szenen im Hintergrund mit fieberhafter Aufregung belauſcht hatten, brachen bei dieſen Worten in geräuſchvolle Thränen aus, und verſicherten hoch und teuer ihre fleckenloſe Seelenreinheit. Der Lärm war betäubend, und die armen Wirte eilten beſchwichtigend von einem zum andern.

Frau von Hohenthal mit Ännchen, die auch ihren Mantel eingebüßt hatte, waren währenddeſſen ſtill fortgegangen. Der Hauptmann Helldorf hatte die Gelegenheit wahrgenommen, und ſich für Anna ſeines Mantels beraubt, ein Umſtand, der ihm einen willkommenen Vorwand bot, die Damen nach Hauſe zu begleiten. Das Reſultat dieſes Spaziergangs werden wir noch am Ende unſerer Geſchichte erfahren.

Die andern beſtohlenen Gäſte, die keinen Hauptmann und keinen Mantel zur Dispoſition hatten, wagten es nun aber nicht, der Winternacht Trotz zu bieten. Die Umhüllungen von Juſtizrats reichten um ſo weniger aus, das Verlorne zu erſetzen, als ein großer Teil der Sachen, um Raum zu ſchaffen, mit den Kindern zu Siebmachers geſchickt war. Daß der Pelz des Vaters auch ſpurlos von ſeinem gewöhnlichen Platz verſchwunden und nicht aufzufinden war, verſchwieg die Juſtizrätin noch, um den Sturm nicht zum Orkan zu entfeſſeln,

Aber es wurden nun Boten über Boten ausgeſendet, um aus den Wohnungen der verſchiedenen Gäſte Mäntel und Tücher zu holen. Die unabweisliche Folge hiervon war, daß die Beraubten ſich um zwei Uhr des Nachts noch einmal bei Juſtizrats häuslich niederließen, und die bedauernswerte Wirtin in ihrer Herzensangſt ſich den Kopf über irgend ein Thema zerbrach, welches man in dieſer Stunde und Stimmung paſſend anſchlagen konnte.

Die Geſellſchaft bot einen tragikomiſchen Anblick. Der Präſident hatte einen einſamen Platz in einem Lehnſtuhl aufgeſucht, und preßte ſeine ſchmerzende Wange an die Seitenlehne, während er Aufforderungen, eine Zigarre oder ein Glas Bier zu nehmen, nur mit unwilligen Konſonanten und Pantomimen begleitete.

Seine Frau verſank alle Augenblicke hinter ihrem großen Fächer, und gähnte in deſſen Schutz nach Kräften. Frau Siebmacher betrachtete mit ſchlaftrunkenen Augen die Illuſtrationen zum Gaudeamus, die zu ihrer Stimmung recht wenig geſchaffen waren! Mimi und Karoline hingen wie welke Pflanzen über ein Album mit Reiſeanſichten herab, die in jedem Moment das Langweiligſte ſind, was man ſich irgend vorſtellen kann, in todmüder und überwachter Laune aber geradezu bösartig wirken.

Mimi fühlte ſich verpflichtet, ſowie der Blick ihrer Gefährtin auf eine andere Seite fiel, mit monotoner Stimme, wie ein Führer von Profeſſion, auszurufen: „Wernigerode — Blankenburg — Halberſtadt“ — und zuweilen zu fragen: „ſüß — nicht wahr?“ worauf die andere mechaniſch nickte, und gar nicht ſüß ausſah, da ſie ſich bei ihrer ganzen Tour durch den Harz über ihr Spitzentuch ärgerte.

Der Juſtizrat nickte alle Augenblicke ein, und ſank vornüber, fuhr aber gleich erſchreckt wieder in die Höhe, und ſah verſtohlen nach der Uhr, in dem Gefühl, ſtatt zwei Minuten zwei Stunden wie tot geſchlafen zu haben.

Dann ſtarrte er gläſernen Blickes auf dieſe unvermutete zweite Auflage ſeiner Geſellſchaft, bis ſich das vorige Verfahren wiederholte.

Der erſte Bote mit türkiſchem Tuch und Filzſchuhen erſchien ſo willkommen, wie die Taube mit dem Ölblatt, und nach und nach wurde denn die ganze Geſellſchaft ausgelöſt, wobei es glücklich dreiviertel vier Uhr geworden war.

Die Wirte geleiteten jeden Gaſt unter leidenſchaftlichen Entſchuldigungen und dem Ausſprechen der feſten Überzeugung, daß ſich alles wiederfinden werde, zur Thür, ließen ſich von jedem verſichern, „es hätte ja gar nichts zu ſagen — und ſo etwas könnte überall vorkommen“ und trugen die ſtille Zuverſicht davon, daß jeder den ganzen Nachhauſeweg und die folgenden fünf Tage über in allen Tonarten auf Juſtizrats und ihre Geſellſchaft räſonnieren würde. Die überwältigende Müdigkeit des Augenblicks ließ aber, im Vergleich zu der Ausſicht, ins Bett zu gelangen, alles andere mit ſtoiſchem Gleichmute ins Auge faſſen.

Der Juſtizrat erlebte allerdings noch etwas Schmerzliches, er glaubte, daß der Hauptmann nur, wie die anderen Freier ſeiner Mimi, nicht den richtigen Moment zum Sprechen habe finden können. Daher frug er ſeine Frau ganz unbefangen: „nun, wie ſteht es mit Mimis Herzensangelegenheit?“ Da bekam er nur ein zorniges „ach, laß mich ſchlafen!“ zur Antwort, und verſtummte ganz erſchrocken.

Der nächſte Morgen gab übrigens den gewünſchten Beſcheid, denn in aller Frühe ſchrieb der Hauptmann Helldorf, und zeigte ſeine Verlobung mit Anna von Hohenthal an, zu der man ihm natürlich „herzlich“ Glück wünſchen mußte.

So begann der Tag nach der Geſellſchaft. Er entwickelte in ſeinem Verlaufe noch folgende greifbare Reſultate des Feſtes.

Erſtens war einer der von Siebmachers entlehnten ſilbernen Löffel abhanden gekommen, und mußte erſetzt werden.

Zweitens befand ſich die Familie im unbeſtrittenen Beſitz von einem ganzen und einem halben Rehrücken, von vier Schüſſeln Mayonnaiſe, und einer großen, haltlos in ſich zuſammenſinkenden Pyramide von Erdbeereis. Man konnte ſich nun mit mathematiſcher Genauigkeit ausrechnen, daß man acht Tage lang von dieſen Reſten leben konnte, und leben würde, ein Gedanke, bei dem man ſich allerſeits im voraus ſchüttelte.

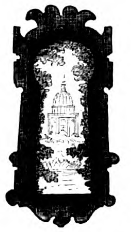
Drittens hatte der Vater ſeinen Pelz eingebüßt.

Viertens lag Mimi mit einem Migränetuch den ganzen Tag über leichenblaß auf dem Sofa, und hielt ſich nicht nur für berechtigt, ſondern ſogar für verpflichtet, zu weinen, wenn ſie jemand anſah oder gar anſprach.

Als daher der Juſtizrat, wie Marius auf den Trümmern von Karthago ſitzend, das Fazit der letzten Zeit zog, ſagte er freundlich zu ſeiner Frau: „Weißt du, Cäcilie, die Geſellſchaft war aber hübſch, — ſo etwas wollen wir doch öfter machen!“

Das Schlüſſelloch von S. Aleſio mit der Peterskirche.

Die Achſe, um welche der Erdball ſich dreht, mißt ſiebzehntauſend, die andere Achſe, um welche die Weltgeſchichte ſich bewegt, dreihundertfünfzig Meilen. Als Klio den Griffel hob, den prophetiſchen Rieſenplan dieſer Geſchichte auf ihrer ehernen Tafel vorzuzeichnen, da zog ſie, gleichſam als trigonometriſche Baſis des Netzes, das die Welt umſpannen ſollte, eine gerade Linie von Jeruſalem nach Rom und genau auf dieſer Linie und beinahe in ihrem Mittelpunkte liegt Athen. Dieſes Verhältnis herausgefunden zu haben, iſt Adolf Bacmeiſters Verdienſt und es iſt dasſelbe ein Zufall. Doch dieſer Zufall — der Moriaberg mit Jehovahs Heiligtum, die Akropolis mit dem Parthenon und die Siebenhügelſtadt in einer geraden Linie — er wird durch den Gang der menſchlichen Geſittung zur providentiellen Erhabenheit geadelt. Auch die zeitliche Reihenfolge ſtimmt zur räumlichen. Auf den Sionshöhen entwickelten ſich Monotheismus und Chriſtentum, um die Akropolis herum wurden die weltlichen Ideale in Kunſt und Wiſſen geſchaffen, und als dieſe unermeßlichen Erbſchaften nach Weſten an den Tiber verpflanzt wurden, da entſtand dort in harter Arbeit und ſtetem Kampfe der Staat, für welchen der einzelne zu leben und zu ſterben hat. Neue Völker ſchlugen den Weltſtaat in Trümmer, und in Trümmern lag Rom, wie einſt Athen und Jeruſalem, was aber an Ideen und Thatſachen die fremden Völker mit hinausnahmen von Roms Trümmerſtätte erfüllt ſeitdem die Welt: Kirche und Wiſſenſchaft und Staatsweſen.



Und darum zieht es vor allen Städten der Welt den Wanderer gerade am meiſten nach dieſer, über die mehr geſagt und geſchrieben worden, als über jede andere Stadt, wenn auch der mittelalterliche Kaiſerſpruch:

Roma caput mundi regit orbis frena rotundi,

„Rom, das Haupt der ganzen Welt des Erdenrundes Zügel hält,“ ſchon lange nicht mehr gilt. Zwei Bahnlinien bringen den Deutſchen über die Alpen; will er die „ewige“ Stadt aber mit Gewinn betrachten, ſo mag er einiges Studium nicht ſcheuen, und bequem iſt es dem Reiſenden jetzt wahrlich gemacht! Als beſtes, neueſtes, zuverläſſigſtes Hilfsmittel wollen wir alle jene, die gen Rom pilgern, aufmerkſam machen auf die dritte ſoeben erſchienene Auflage von Dr. Th. Gſell-Fels: „Rom und die Campagna.“ Dieſer ſchön mit Karten und Bildern ausgeſtattete. handlich in Leder gebundene Band gehört zu „Meyers Reiſebüchern“ (Bibliographiſches Inſtitut in Leipzig) und gibt in über ſechshundert zweiſpaltigen Seiten auf alles billig zu verlangende Auskunft, ja, wer in Rom Beſcheid weiß, wird aus kleinen Bemerkungen und Scherzen die große Sachkenntnis und Genauigkeit des Ganzen erkennen. Und mit der Anführung eines ſolchen Scherzes wollen wir unſere Empfehlung ſchließen. Wer das Kloſter San Aleſio im Südweſten von Rom beſucht, wo jetzt ſich ein Blindeninſtitut befindet, der wird dort zu einem Schlüſſelloche geführt, durch das er eine wunderbare Ausſicht hat. Er erblickt, grün umrahmt, die Peterskirche, auf welche die Allee des Kloſtergartens genau in gerader Linie zuführt, wie dieſes das nebenſtehende Bildchen zeigt.

Peter der Große in Spaa.

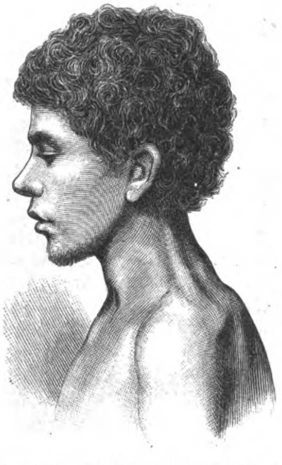
Einem Briefe des Staatsrates de Launaye von Lüttich an den Kur-Kölniſchen Miniſter von Paſſerat, vom 27. Juli 1717 entnehmen wir folgende kurze Schilderung des Privatlebens des Zar Peter des Großen während ſeines Badeaufenthalts in Spaa: „Am Freitag kam ich nach Spaa. Bald nach meiner Ankunft nahm ich mir die Freiheit, dem Zar ein Becken voll Kirſchen und Feigen aus meinem Garten zu präſentieren. Das war ihm ſehr angenehm. Er machte ſich ſogleich darüber her, und uneingedenk vermutlich, daß er am Morgen ſeine einundzwanzig Gläſer Waſſer zu ſich genommen hatte, verzehrte er, ehe man ſichs verſah ganze zwölf Feigen und ohngefähr ſechs Pfund Kirſchen. Den Tag darauf erzeigte er mir die Ehre, mich zur Tafel zu bitten. — Es wäre nicht halb recht, wenn ich Ihnen von dieſer Mahlzeit keine umſtändliche Beſchreibung geben wollte, von der man mir ſagte, daß Seine Majeſtät gewöhnlich ſo diniere.

„Die Tafel war eigentlich nur zu acht Kouverts, aber man hatte das Geheimnis verſtanden, zwölf Perſonen daran zu plazieren. Der Zar ſaß oben an, in der Nachtmütze und ohne Halsbinde; wir übrigen ſaßen längs um den Tiſch her, wohl aber einen guten Fuß davon ab. Zwei Soldaten von der Garniſon trugen jeder eine große Schüſſel auf, in welcher platterdings gar nichts war, außer daß am Rande irdene Näpfchen voll Bouillon ſtanden, in deren jedem ein Stück Fleiſch lag. Jeder nahm ſeinen Napf und ſtellte denſelben vor ſeinen Teller hin. Dadurch entſtand nun aber, die Entfernung vom Tiſche ſelbſt dazugenommen, eine ſolche Weitläufigkeit und Unbeholfenheit, daß man, um einen Löffel voll Suppe zu ſchöpfen, den Arm ſoweit ausrecken mußte, als wenn man rappieren ſollte. Hatte man ſeine Bouillon genoſſen nnd verlangte noch mehr, ſo ſprach man ohne Umſtände dem Napfe ſeines Nachbarn zu, wie Se. Majeſtät ſelbſt mit dero Löffel in den Napf ihres Kanzlers fuhren. Der Admiral ſchien keinen Appetit zu haben, denn er unterhielt ſich damit an ſeinen Nägeln zu kauen. Nun kam ein Kerl, der ſechs Bouteillen Wein gleich einer Hand voll Würfel auf die Tafel hinkollerte. Der Zar nahm eine davon und ſchenkte jedem Gaſte ein Glas davon ein. — Mein Platz war neben dem Kanzler. Als dieſer bemerkte, daß ich das Fleiſch ohne Salz aß, ſo ſagte er zu mir ſehr artig: „Wenn Sie Salz haben wollen, ſo langen Sie nur ohne Umſtände zu.“ Es ſtand aber nur ein einziges Salzgefäß am Ende der Tafel, wo der Zar ſaß. Um mich nicht gimpelhaft zu benchmen ſtreckte ich meinen Arm nach dem Platz des Zaren aus und verſorgte mich mit Salz. Das zweite Eſſen beſtand aus zwei Kälberkeulen und zwei jungen Hühnern. Dem einen der aufwartenden Soldaten war ſein Hut auf die Schüſſel gefallen, die er trug. Der Zar machte ihm ein Zeichen, daß er nur bringen möchte wie es gerade ſei. Se. Majeſtät nahm ein Stück von dem Huhn, beroch es und warf es mir dann auf meinen Teller, mit dem Bemerken, daß er es köſtlich finde. Das Deſſert beſtand aus einem Teller mit Biskuit. Dann erhob man ſich von der Tafel. Der Zar ging an ein Fenſter, wo er eine angeroſtete, mit Talg beſchmutzte Lichtſchere ergriff und ſich die Nägel putzte.“

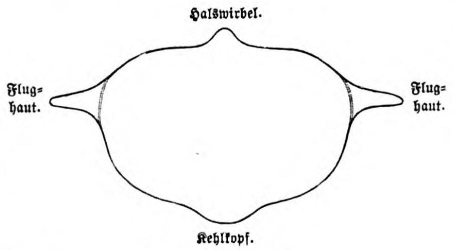
R. F.

Ein Menſch mit flughautartiger Bildung.

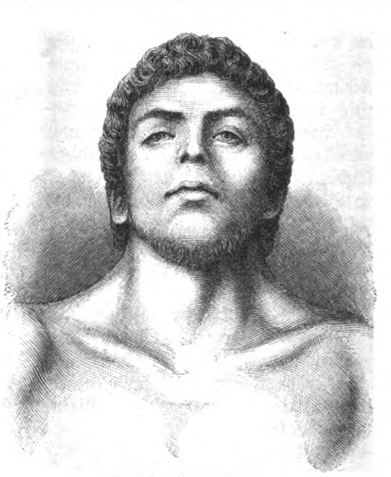
Unter den zahlreichen Mißbildungen, die beim Menſchen vorkommen, iſt die hier abgebildete wohl eine der merkwürdigſten und bisher einzig in ihrer Art daſtehende. Im Januar 1882 erſchien in der Vogelſchen Klinik zu Dorpat der zwanzigjährige Hebräer Leiſar Eiſchikmann, um ſich wegen vorgeſchrittener Schwindſucht behandeln zu laſſen. Doch abgeſehen von der Krankheit bot der Patient eine ſonderbar angeborene Mißbildung im Bau des Halſes dar, die von O. Kobylinski beſchrieben wurde. Aus dieſer Beſchreibung teilen wir, das ſpeziell Wiſſenſchaftliche übergehend, folgendes von allgemeinem Intereſſe mit. Leiſar Eiſchikmann zeigte auf beiden Seiten des Halſes eine flughautartige Hautfalte, welche hinter dem Ohre am Kopfe anſetzte und bis zu den Schultern in einem leichten, nach innen gekrümmten Bogen mit ſcharfem Rande auslief. Hinter den Ohren hervortretend und beiderſeits, nach vorn und hinten dachförmig, zur Schulter herabſteigend, grenzt ſie die vordere Fläche des Halſes von der hinteren ſcharf ab. Die Breite des Hautfalte wechſelt an dem ſonſt normal gebauten Halſe zwiſchen fünf und zwanzig Millimeter. Die Beweglichkeit des Kopfes und Halſes iſt trotz dieſer Mißbildung eine durchaus freie und Knochen- wie Muskelbau ſind ganz normal. Näheres im Archiv für Anthropologie.



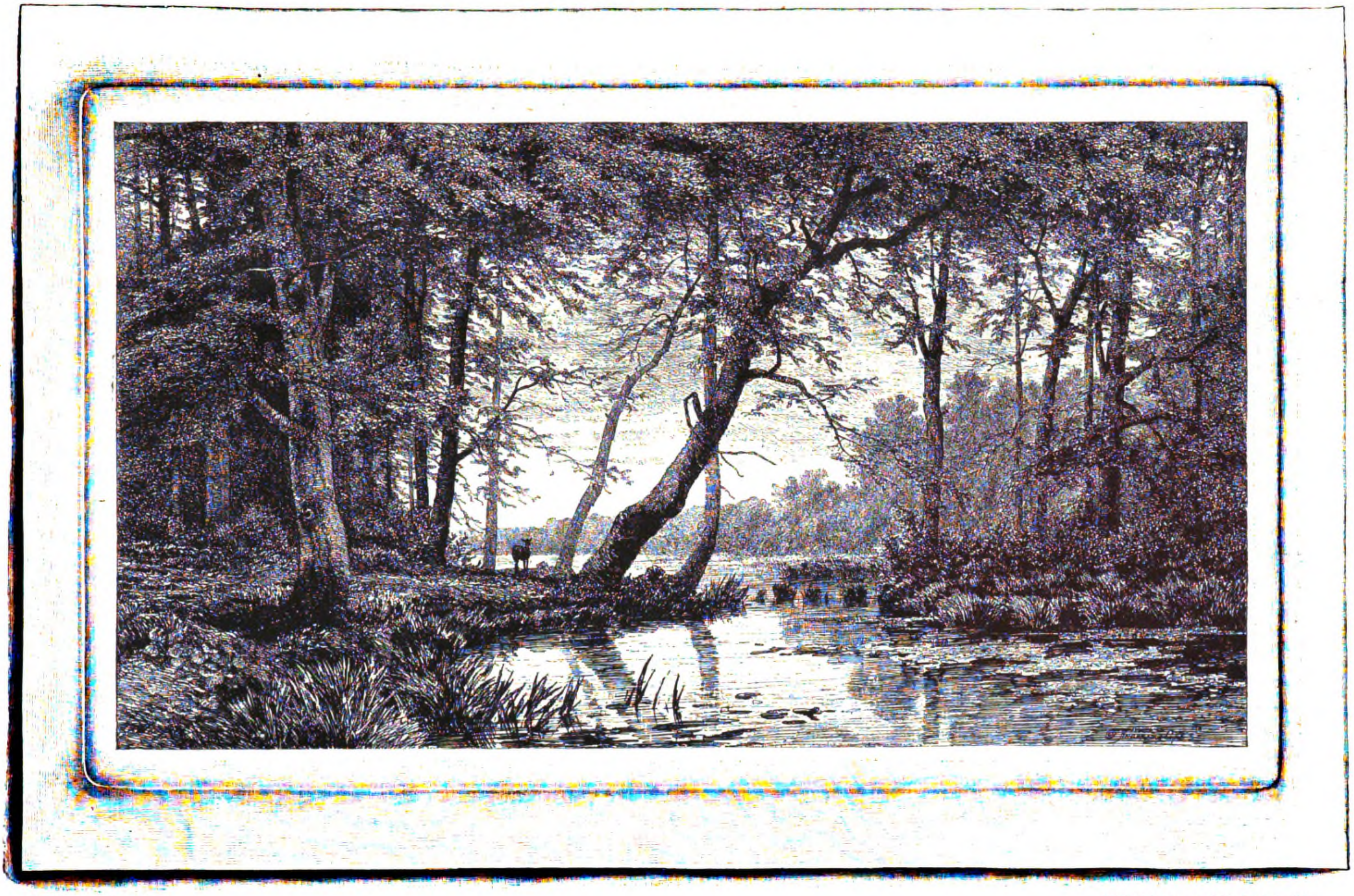
Ein Hebräer mit „Flughaut“ am Halſe. Seitenanſicht.



Querſchnitt des Halſes.



Derſelbe, Vorderanſicht.



Radiert von G. Meißner. Geſellſchaft für vervielf. Kunſt in Wien.

Waldſee.

Ein „Medium“ des vorigen Jahrhunderts.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

„Diſſe Geſchichte iſt lögenhaft to vertellen, aber war is ſe doch,“ ſo fängt die Hiſtorie vom Swinegel und Haſen an und ſo iſt auch der Spiritiſtenſpektakel, von dem hier die Rede ſein ſoll. Nichts Neues unter der Sonne und wenn auch der Schlußeffekt fehlt, den in Wien bei der Entlarvung des „Mediums“ Baſtian zwei Erzherzöge herbeiführten, ſo ergibt ſich doch im „Klopfegeiſt von Dibbesdorf“ ſoviel Übereinſtimmendes mit dem Spiritiſtenſchwindel unſerer Tage, daß wir zu Nutz und Frommen der Gegenwart die alte Geſchichte hier wieder aufwärmen wollen und zwar nach dem vierzigſten Stücke des Braunſchweigiſchen Magazins vom Jahre 1811, der einzigen erhaltenen Quelle, da die Gerichtsakten, welche von der Sache handeln, nicht mehr vorhanden ſind.

Geht man von Braunſchweig eine gute Stunde nach Nordoſten, ſo trifft man auf das unſcheinbare Dibbesdorf, welches im Jahre 1767 zu nicht geringer Berühmtheit gelangte und von nah und fern einen Menſchenzulauf ſah, wie er ſonſt nur an einem Walfahrtsort ſtattfindet, nach dem Militär und Gericht geſchickt wurden, ja das gekrönte Häupter aufſuchten.

Es war am 2. Dezember des genannten Jahres abends ſechs Uhr als der Bauer Autor Ketelhut, der inmitten ſeiner Familie und einer Anzahl ſpinnender Mägde des Dorfes ſaß, ein lautes Klopfen, wie mit einem Hammer, in der Stube vernahm. Es wiederholte ſich und ſchien aus der Tiefe zu kommen und da es nach einiger Zeit immer wiederkehrte, ſo ging Ketelhut hinaus, um den Störenfried aufzuſuchen, den man in einem Knechte vermutete, welcher den Mädchen in der Spinnſtube einen Schrecken einjagen wollte. Aber nichts war zu entdecken und auch ein Umräumen der Stube, ein Durchſuchen des ganzen Hauſes am folgenden Tage führte nicht auf die Spur. Statt deſſen erfolgte an den nächſten Abenden wiederum das geheimnisvolle Klopfen, die Mädchen ergriff Angſt, ſie wollten nicht mehr in das Haus gehen, in dem es ſpukte, man ſteckte die Köpfe zuſammen, redete von einem Geiſte und wußte nicht, was man mit dem „Dinge“ anfangen ſollte, das, aller Nachforſchungen ſpottend, ruhig weiter klopfte. Da fand es der Amtsgeſchworene, Hennig Fricke mit Namen, für gut, beim Gerichte Campen Anzeige von dem Falle zu machen, zumal der „Klopfegeiſt“ — ſo wurde er bezeichnet — auch in der Wohnung eines andern Bauern ſein Weſen zu treiben begann.

Die Herren in der Perücke, welche von der Aufklärung jener Zeit profitiert hatten, wollten aber nichts von einem Geiſte wiſſen und ſchritten erſt nach wiederholten Meldungen am 6. Januar 1768 ein, fanden aber, ſowenig wie die Bauern, einen Geiſt, und ließen nun, um ihrerſeits die Sache zu beendigen, die Ketelhutſche Familie an Amtsſtelle ſchwören, daß ſie über die Urſache des Klopfens nichts wüßten. Damit aber war der „Geiſt“ an die große Glocke gebracht und bereits fing man an aus den benachbarten Dörfern abends nach Dibbesdorf zu gehen, um dort den Klopfegeiſt zu hören. Dabei fiel es, nachdem der Geiſt längere Zeit nicht geklopft, einem Bauer ein zu fragen: „Klopfegeiſt, bin ich noch hier?“ und ſofort geſchah ein lautes Klopfen und als derſelbe Bauer dann fragte: „Wie heiße ich?“ und dabei mehrere Namen nannte, erfolgte bei Nennung ſeines Namens abermals ein vergnügtes Klopfen.

Jetzt wurde der Geiſt erſt intereſſant; er beſaß Intelligenz, man konnte ſich mit ihm unterhalten, er verſtand plattdeutſch und ſein Ruhm verbreitete ſich mit Windeseile durch das Braunſchweiger Land und darüber hinaus. Ein Menſchenſtrom begann ſich nach dem ſtillen Dörfchen zu ergießen, ſo daß bald dort keine Unterkunft mehr zu finden war. „Der Weg von Braunſchweig dahin,“ heißt es in unſerer Quelle, „wurde keinen Abend von zahlloſen Wallern frei, Fußgänger, Reiter, Karoſſen, Einheimiſche und Ausländer bedeckten haufenweiſe die Hauptſtraße und im Schaarbuſche, einem engen, zwiſchen Buſchwerke gelegenen Fußſteige drängten ſich die Menſchen dermaßen, daß kein Durchkommen war.“

Den Dibbesdorfern aber ſtanden die Haare zu Berge. Sie bildeten eine Nachtwache, um etwaigen Feuersbrünſten, die zu fürchten waren, zu begegnen und Autor Ketelhut umſtellte ſein Haus, das man faſt ſtürmte, mit Wachen. Zuletzt aber ließ er die Menſchen abteilungsweiſe in ſeine Stube, in welcher der Geiſt, der immer findiger wurde, luſtig weiter klopfte.

Nach Paſtor J. G. C. Capelle, von welchem der als Quelle genannte Bericht herrührt, beantwortete der Klopfegeiſt die ſchwierigſten an ihn geſtellten Fragen. „Von Pferden, die vor der Thür ſtanden, gab er Zahl und Farbe an. Nahm jemand ein Buch in die Hand und fragte nach der aufgeſchlagenen Seite, ſo klopfte er ſoviel mal, als die Zahl betrug. Schlug man ein Geſangbuch auf und fragte nach der Geſangnummer, ſo trafen die unterirdiſchen Schläge genau mit derſelben überein. Fragte man nach der Zahl der dicht gedrängt in der Stube ſtehenden Menſchen, ſo klopfte er genau ſo oft, als Leute verſammelt waren. Der Klopfegeiſt ſignaliſierte aufs genaueſte fremde Leute, die auf der Diele ſtanden, bezeichnete durch Zuklopfen die Farbe ihrer Haare, ihren Stand, Gewerbe 2c. Ein junger, eben erſt nach Braunſchweig gezogener Stettiner fragte nach ſeinem Geburtsort und nannte zahlreiche preußiſche und öſterreichiſche Städte. Schnell klopfte der Geiſt als er Stettin nannte. Ein anderer brachte einen Beutel voll Pfennige mit, deren Zahl ihm ſelbſt unbekannt war und fragte, wieviel Pfennige in dem Beutel ſeien? Sechshunderteinundachtzig mal klopfte der Geiſt und die Zählung ergab, daß die Summe richtig war. Der Klopfegeiſt klopfte fehlerlos einem Bäcker die Zahl der am Morgen gebackenen Zwiebäcke, einem Kaufmann die Ellen Band, die er geſtern abgemeſſen, einem anderen die Summe Geld, die er vorgeſtern empfangen hatte. Er gab bis auf Stunden und Minuten das Alter gegenwärtiger, ganz unbekannter Perſonen, ſowie die Stückzahl und Beſchaffenheit der Münzen an, welche die Leute in der Taſche hatten. Er klopfte ſo vielemal zu, als Soldaten von der Kompanie eines anweſenden Hauptmanns, der die Frage vorlegte, beurlaubt waren.“

Verhält ſich das alles ſo, wie die Quelle anführt, ſo iſt die Sache immerhin rätſelhaft. Es iſt dabei aber nicht zu überſehen, daß nur ſehr einfache Fragen vorgelegt wurden, die ein gewöhnliches Menſchenkind durch Angabe einer einfachen Zahl zu beantworten wußte. Einen ſo vorzüglichen Geiſt hätte man auch mit anderen Fragen beläſtigen dürfen, z. B. wie viel Oden Horaz gedichtet habe, wann Alexander der Große geſtorben ſei, an welchem Tage Columbus die neue Welt entdeckt hätte, ja man hätte mit ſeiner Hilfe auch unbekannte Dinge zu erforſchen vermocht, denn gefällig war ja der Dibbesdorfer Klopfgeiſt, und die Philologen hätten ſich z. B. ſpäter nicht den Kopf darüber zu zerbrechen brauchen, ob die homeriſchen Gedichte einen oder mehrere Autoren hätten, dito das Nibelungenlied und dergleichen. Laut Autorität des Klopfegeiſtes wären derlei Kleinigkeiten heute entſchieden.

Der Geiſt blieb, die Bewegung ſtieg und die Forſchungen nach der Urſache waren ohne Erfolg. Nur das Klopfen hörte man; ſuchte man unter den Dielen, im Boden, vor und neben dem Hauſe, ſo war nichts zu entdecken. Keine Spur eines Menſchen, eines Schalks, der ſich einen Schabernack erlaubte — alſo ein Geiſt. Da griff ein „Opfermann,“ unter dem wir wohl einen Kirchendiener zu verſtehen haben, zum Exorzismus; er wollte den böſen Geiſt bannen und verſah ſich zu dieſem Zwecke mit allen möglichen heiligen Dingen. Mit abgezogenen Mützen und gläubigen Geſichtern ſtanden andächtig die Bauern umher, als der Opfermann an die klopfende Stelle herantrat und ausrief: „Ich beſchwöre dich, unſauberer Geiſt, wer du auch ſeieſt, fahr' aus aus dieſem Orte und begib dich zur Ruhe!“ Bekreuzigung und Segen folgte. Wer aber nicht hinausfuhr, das war der Klopfegeiſt, der nun um ſo luſtiger fortklopfte.

Der Dibbesdorfer Spuk ſtand nun auf der Höhe ſeines Ruhmes. Wohin man kam, war davon die Rede, und ſelbſt am Braunſchweiger Hofe bildete er das Geſpräch. Da machte ſich der regierende Herzog Karl, begleitet von ſeinem Bruder Ferdinand, auf, um den Geiſt in ſeinem Lande zu beſuchen und zu interviewen, wie heute der Ausdruck lautet. Alle Fragen des

Landesfürſten wurden richtig beantwortet und dieſer beauftragte nun eine Kommiſſion, beſtehend aus einem Phyſiker und einem Naturforſcher, der Sache auf den Grund zu kommen.

Die gelehrten Herren machten ſich, mit einem Brunnenbohrer verſehen, nach Dibbesdorf auf und ließen an der Stelle, wo das Klopfen erſchallte, bohren. Als der Bohrer acht Fuß eingedrungen war, ſtrömte ein Quell in die Stube, alles unter Waſſer ſetzend, und „da haben wir den Geiſt!“ hieß es. Doch mit nichten! Auch dieſer Aderlaß half nichts, und bald ſpukte der Geiſt wieder, nur erſcholl ſein Klopfen etwas dumpfer. Da man an einer natürlichen Urſache der Erſcheinung feſthielt, ſo fiel der Verdacht auf einen Knecht, der die Mädchen in der Spinnſtube hätte necken wollen, und, durch den erſten Erfolg ermutigt, die Fopperei fortgeſetzt hätte. Aber wie? Alle Knechte in Dibbesdorf erhielten daher zu beſtimmten Stunden abends auf Antrag der Kommiſſion Hausarreſt, und die Hausbeſitzer wurden für ſtrenge Durchführung verantwortlich gemacht. Doch der Geiſt klopfte fort.

Neue Enttäuſchung. Die Kommiſſion, welche vom Herzog den Auftrag erhalten hatte, um jeden Preis der Sache auf den Grund zu kommen, ſchöpfte nun Verdacht gegen den Bauer Ketelhut, den ſie für den Urheber oder Mitwiſſer hielt. Der arme Mann, der niemals für die Schauſtellungen ſeines Geiſtes etwas genommen hatte, der im Gegenteil durch den ewigen Beſuch in ſeinem Berufe geſchädigt war, wurde nebſt ſeiner Ehefrau verhaftet und der Verdacht gegen ihn ſtieg, als ein Dienſtmädchen, durch Drohungen der Kommiſſion dahin gebracht, ausſagte, die Ketelhuts ſeien die Urſache des Klopfens. Trotzdem dieſelben nun in Braunſchweig gefangen ſaßen, rumorte der Geiſt fort, und erſt nach dreimonatlicher Haft wurden die unſchuldigen Leute entlaſſen. Die Kommiſſion aber berichtete an den Herzog, daß ſie trotz aller möglichen Unterſuchungen nichts ans Tageslicht hätte fördern können, und daß der Zukunft die Aufhellung des Rätſels vorbehalten bleiben müſſe.

Wir möchten nun ſehr gern dieſe lügenhafte und doch wahre Geſchichte mit einem Knalleffekt ſchließen, wie er in Wien ſich kürzlich ereignete und den Dibbesdorfer Klopfgeiſt in Socken den Leſern vorſtellen. Es iſt uns das leider nicht möglich, denn die Sache verlief ſich ſo ziemlich im Sande. Alle Geiſter unſerer Spiritiſten machen nur im Anfange Effekt, ſie verſchwinden allmählich und halten nie auf die Dauer aus, weil einfach nichts hinter ihnen iſt. Jeder Schwindel hat ein Ende, ſo auch der in Dibbesdorf.

Das Klopfen dauerte vom 2. Dezember 1767 bis in den März 1768. Dann hörte es auf. Damals aber entfernte ſich auch jener Knecht, auf den die Kommiſſion einmal als Urheber des Spukes Verdacht hatte, aus Dibbesdorf und kam in Stellung nach dem nahen Eſſehof, wo nun das Klopfen begann, während es in Dibbesdorf zu Ende war. Der Eſſehofer Bauer aber entfernte den Klopfgeiſt aus dem Hauſe, der dann im Dorfe Lehre, wo er als Knecht eintrat, fortklopfte. Auch der Dienſtherr in Lehre, durch Ketelhuts Beiſpiel gewitzigt, entfernte den Mann, der nun verſchollen war. Damit hatte die Sache ihr Ende erreicht, und es iſt nur ſchade, daß der geſchickte Vorläufer der Herren Slade und Baſtian uns nicht dem Namen nach bekannt iſt oder daß wir ein Porträt desſelben beſitzen, welches dann das Studierzimmer Spiritusgläubiger deutſcher Profeſſoren und anderer Anhänger dieſes alten und doch wieder modernen Schwindels ſchmücken könnte!

Am Familientiſche.

Ein künftiger Meiſter.

(Zu dem Bilde auf S. 409.)

Wie rätſelhaft und geheimnisvoll iſt doch das Entſtehen jener künſtleriſchen Anlage, die wir das Talent nennen! Nicht ſelten erſcheint zwar ſeine Herkunft verſtändlich, wie wenn aus dem Sohn des eifrigen Dilettanten oder des ſtrebſamen, aber im Handwerksmäßigen ſtecken gebliebenen Kunſtjüngers ein großer, gottbegnadeter Künſtler wird, aber faſt ebenſo oft erſcheint ſolch eine Anlage völlig unvermittelt, unerwartet. Da hat eine Familie Jahrhunderte hindurch ein Leben geführt, das mit der Kunſt kaum irgend welche Berührung bot und auch von außerhalb drang keinerlei künſtleriſche Anregung in das Haus und doch ſtellt ſich plötzlich heraus, daß ein Kind aus dieſer Familie über ein ausgeſprochenes Talent verfügt und aus dem Sohne des ländlichen Pfarrhauſes wird ein großer Bildhauer. Tritt die künſtleriſche Anlage nun in einer wohlhabenden oder wenigſtens in einer gebildeten Familie zutage, ſo pflegt es früher oder ſpäter immerhin Förderung zu erfahren und ſchulmäßig ausgebildet zu werden. Anders wenn das Talent ſich in der Hütte der Armut entwickelt. Hier wird es nur zu leicht zum ſicheren Verderben und nur ein glücklicher Zufall ſchafft ihm die Möglichkeit, ſich herrlich zu entfalten.

Einen ſolchen Fall führt uns unſer Bild vor. In dem armen Dorfknaben hat der greiſe Künſtler ein großes Talent entdeckt und freudig ſetzt er ſeine Zeit daran, es zu entwickeln. Aufmerkſam lauſcht er den Tönen, die der Knabe mit noch ungeübter Hand der Geige entlockt. Er hat ſich nicht getäuſcht. Sein geübtes Ohr vernimmt die Stimme des Genius.

Ein leiſtungsfähiger Rahmen.

In dem Aufruf, den die Fortſchrittspartei und die liberale Vereinigung behufs Bildung einer „Deutſchen freiſinnigen Partei“ erlaſſen haben, findet ſich folgende drollige Ausführung: „Mit den Einigungspunkten glauben wir einen Rahmen geſchaffen zu haben, der, ohne von irgend einem Teil ein Opfer grundſätzlicher Überzeugungen zu fordern, feſt genug iſt, um lähmende, innere Meinungsverſchiedenheiten auszuſchließen, der aber gleichzeitig allen wahrhaft Liberalen den Zutritt offen hält und ermöglicht.“

Dieſer freiſinnige Rahmen fordert alſo erſtens kein Opfer grundſätzlicher Überzeugungen. Dagegen ſchließt er zweitens innere Meinungsverſchiedenheiten aus. Drittens hält er endlich allen wahrhaft Liberalen den Zutritt offen.

Mehr kann man von einem Rahmen doch wirklich nicht verlangen.

Geſundheitsrat.

B. C., Darmſtadt. Bei einer größeren Anzahl von Kindern iſt man in den Stand geſetzt, die Erfahrungen, die man an den größeren macht, für die jüngeren paſſend zu verwerten. In dieſem Sinne möchte ich dem Geſundheitsrat die Frage vorlegen, was ich zu thun habe, um von erſter Jugend an den Farbenſinn der jüngeren Kinder gehörig zu entwickeln, nachdem ich die Bemerkung gemacht, daß die älteren Kinder ſelbſt im Alter von acht bis zehn Jahren noch nicht ganz ſicher in der Unterſcheidung einzelner Farben zu ſein ſcheinen und ſich öfter Verwechſelungen von weniger häufigen Nüancen, von grün und blau oder ſogar von rot und grün zu ſchulden kommen laſſen. Iſt das ein Mangel in der körperlichen Veranlagung oder in der Erziehung?

Es mag wohl oft genug in beidem der Grund zu ſuchen ſein für die mangelhafte Ausbildung des Vermögens, die Farben gehörig zu unterſcheiden. Gewiß vermag die Erziehung durch frühzeitige konſequente Anleitung außerordentlich viel für die Ausbildung des Farbenſinnes zu thun. Deshalb möchten wir Ihnen für Ihre Zwecke das Bilderbuch: „Der bunte Hans“ von Dr. Taube (Verl. von C. Reißner, Leipzig) empfehlen, das allerdings wohl im ſtande ſein möchte, durch ſyſtematiſche Vorführung der verſchiedenen Grundfarben, jede repräſentiert durch ein Blatt mit den verſchiedenſten gleichfarbigen Gegenſtänden den Farbenſinn zu frühzeitiger Entwickelung zu bringen. Wirkliche Farbenblindheit wird auch „der bunte Hans“ nicht zu kurieren im ſtande ſein, da dieſelbe auf mangelhafter Entwickelung der lichtempfindenden Nervenapparate des Auges beruht. Wenn wir uns auch in voller Übereinſtimmung wiſſen mit dem Satze des Verfaſſers: „Manche Eltern gehen von dem Wunſche aus, möglichſt zeitig ihren Kleinen nur das harmoniſch Schöne vorzuführen. Für die früheſte Kindheit iſt dies ein vergebliches Bemühen. Eine geköpfte Puppe bleibt der Liebling, tagelang ſpielt es (das Kind) mit den einfachſten Gegenſtänden; vor meinem Fenſter fahren zwei vierjährige Mädchen in einem zerbrochenen Kinderwagen, wohlverpackt in Betten — einen Stiefelknecht ſpazieren. Die Annäherung an die Karikatur intereſſiert das kleine Kind am meiſten“ — — ſo darf man den letzten Satz, ſo viel Wahres er enthält, doch nicht auf die Spitze treiben und namentlich nicht auf die begleitenden Verſe anwenden. Doch das nebenbei; der Zweck ſoll ja die Mittel heiligen, und für dieſen beſtimmten Zweck können wir nicht umhin, Ihnen „den bunten Hans“ beſtens zu empfehlen.

Ein Konfirmationsgeſchenk für Gymnaſiaſten.

Um die Weihnachtszeit erſchien in ungewöhnlich ſchöner Ausſtattung eine vorzügliche Verdeutſchung der lateiniſchen Hymnen des IV. Jahrhunderts von D. Johannes Linke*), die ich damals (Nr. 11, S. 175) eingehend beſprochen und warm empfohlen habe. Dieſes feine Büchlein, das von Kennern durchweg mit lebhaftem Beifall begrüßt worden iſt, eignet ſich nun ganz beſonders als Konfirmationsgabe für Gymnaſiaſten, für die es bekanntlich nicht ſo leicht iſt, etwas geeignetes zu finden; darum will ich nicht unterlaſſen, beim Herannahen des Palmſonntags Eltern, Paten und Freunde der Konfirmanden darauf noch einmal angelegentlich hinzuweiſen.

Robert Koenig.

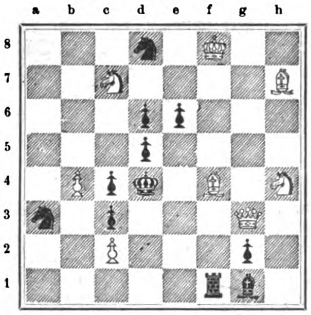
---

*) Te Deum laudamus. Die Hymnen des IV. Jahrhunderts, verdeutſcht durch D. Johannes Linke. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klaſing. 168 S. (Preis: broſch. 3 M. In Liebhaberhalbfranzband geb. 6 M.)

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe

von G. B. Valle.



WEISS

Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

1. Zweiſilbige Scharade.

Wenn das Erſte erſcheint, dann ſchmückt ſich das Zweite mit Blumen,
Mildere Lüfte umwehn leiſe den rauſchenden Baum.
Aber das Ganze iſt ſteinern, voll Kirchen und prächt'ger Paläſte
Und Jahrhunderte ſehn ſtaunend den einſtigen Glanz. F.

2. Citatenrätſel.

Ein bekannter Ausſpruch eines großen Reformators beſteht aus 10 Wörtern, welche in den folgenden 10 Citaten enthalten ſind; und zwar das erſte Wort in 1, das zweite Wort in 2, u. ſ. w.

(1.)

Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht Hier vollend' ich's.

(2.)

Sie ſprach: ſteh auf Johanna, laß die Herde.

(3.)

Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr wie ich wollte?

(4.)

Einen goldenen Becher werf' ich hinab.

(5.)

Kann ich Armeen aus der Erde ſtampfen?
Wächſt mir ein Kornfeld in der flachen Hand?

(6.)

Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht näher,
Bleibt ferne ſtehn, wenn ich euch hören ſoll.

(7.)

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.
Du Geiſt der Erde biſt mir näher.

(8.)

Der Schuß war gut, doch wehe dem, der ihn dazu getrieben, daß er Gott verſuchte.

(9.)

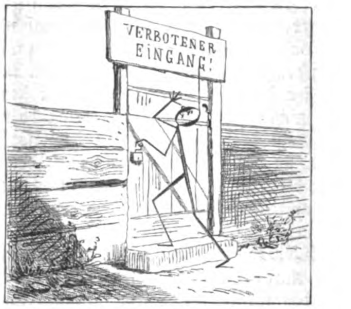
Ich helfe mir ſchon ſelbſt, geht, guten Leute!

(10.)

Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. (E. Fr. v. D.)

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Bilderrätſel.



3.

Leinwand
Reim
Harm
Schwiele
Sache
Burgen
Falte
Fragen
Ares
Edwin
Linſe
Sterne
Laden
Altar

Aus jedem der obigen 14 Wörter kann man durch Umſtellung der Buchſtaben ein anderes bilden. Behält man dieſelbe Reihenfolge bei, ſo ergeben die Anfangsbuchſtaben der neu entſtandenen vierzehn Wörter ein bekanntes deutſches Sprichwort.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 25.

1.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.

		20	23	26	91	28	89	86	83		
		25	92	21	112	49	84	29	88		
108	93	22	19	24	27	90	87	82	85	30	45
17	14	109	52	113	48	111	50	115	46	77	80
94	107	18	15	110	51	114	47	78	81	44	31
13	16	105	56	53	58	121	116	119	42	79	76
106	95	12	59	104	55	118	41	122	75	32	43
101	98	103	54	57	60	123	120	117	40	35	38
96	7	100	11	124	3	66	61	74	37	70	33
99	102	97	6	127	10	73	64	69	34	39	36
		8	125	4	65	2	67	62	71		
		5	128	9	126	63	72	I	68		
		154	157	160	129	144	177	142	139		
		159	130	155	178	161	140	145	176		
		156	153	158	183	166	143	138	141		
		131	192	165	162	179	182	175	146		
		152	163	184	191	174	167	180	137		
		185	132	187	164	181	170	147	168		
		188	151	134	173	190	149	136	171		
		133	186	189	150	135	172	169	148		

Auflöſung des Röſſelſprungs.

Ein Kaiſertoaſt
auf einem berliner Buchbinderkongreß.

„Er band zuſammen das Vaterland
In einen einzigen prächtigen Band.
Bei Düppel damals und bei Alſen,
Da fing der Kaiſer an zu „falzen".
Mit dem eiſernen Falzbein, da ſtrich er keck
Aus Schleswig-Holſtein die Dänen weg.
Bei Königgrätz mit gewaltigen Kräften
Fing der Kaiſer an das Buch zu „heften."
Und ſchon nach acht Tagen war's bekannt,
Daß er die Sache ſehr gut verſtand.
Und alle, die damals nicht bei ihm ſtunden,
Die wurden ganz einfach mit „beigebunden."
Und dann kam der große Tag von Sedan,
Da wurde die letzte Arbeit gethan;
Da wurde der Hauptfeind eingefangen;
Da wurde das Buch auch „eingehangen."
Und ehe man noch deſſen gewärtig,
Da war der Prachtband „Deutſchland" fertig."

2.

Aus den vier Wörtern „Stab," „Sage," Kreis," „Trug" erhält man durch Umſtellung der Buchſtaben die zwei Wörter „Kaiſers Geburtstag."

7. Dechiffrieraufgabe.

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel ſieh darein,
Und gib uns rechten deutſchen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.

8. Die Zahl „632". — **9.** Obelisk — Eli.

6.

```
                  W
                A i x
              A d l e r
            W i l h e l m
              S t e i n
      O B       I l l       B P
    B r o S       m       A a a W
  I a l u e N           E n z l e R
U n s e r H e l   d   e n K a i s e r
  n e a b e y           s e i k e x
    l n o r       e       r n a l
      s n       E r z       e o
              R h E i n
            M e u r t h e
              M o s e l
                U t e
                  e
```

3. Der Buchſtabe „E".

4. Zweiſilbige Scharade. Hamburg.

5.

A	n	**a**	n	**a**	s
P	**a**	n	**a**	m	**a**
A	k	**a**	b	**a**	h
M	**a**	l	**a**	g	**a**
A	r	**a**	r	**a**	t
S	**a**	h	**a**	r	**a**

Inhalt: Nach ſieben Jahren. (Fortſetzung.) Novelle von Germanis. — Erinnerungen an Friedrich Ahlfeld. Von Robert Koenig. Mit Porträt. — Die Geſellſchaft. (Schluß.) Skizze aus dem Familienleben von Hans Arnold. — Das Schlüſſelloch von San Aleſio mit der Peterskirche. Mit Illuſtration. — Peter der Große in Spaa. — Ein Menſch mit flughautartiger Bildung. Mit drei Illuſtrationen. — Waldſee. Radierung von G. Meißner. — Ein „Medium" des vorigen Jahrhunderts. — Am Familientiſche: Ein künftiger Meiſter. Zu dem Bilde von O. Piltz. — Ein leiſtungsfähiger Rahmen. — Geſundheitsrat. — Ein Konfirmationsgeſchenk für Gymnaſiaſten. — In unſerer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit dieſer Nummer ſchließt das zweite Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellung auf das **dritte** Quartal (April bis Juni 1884) ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 5. April 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 27.

Toriſde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Erſtes Kapitel.

Noch heutzutage ragt bei der Stadt Düben an der Mulde auf einer Anhöhe, umgeben von dichtem Gebüſche, grünen Matten und blumenreichen Terraſſen das ſogenannte „Amt“ hervor, ein ehemaliger ſehr feſter Ritterſitz.

Das Amt beſteht aus einem alten Hauſe mit ſehr hohem Dache und einem noch viel älteren, viereckigen, aus teilweiſe verwitterten Fels- und ſchwarzen Eiſenſteinen erbauten Turme.

Bis in die graueſte Vorzeit, bis in das Gebiet der Sage erſtreckt ſich des letzteren Geſchichte.

Urkundlich wird ſchon im IX. Jahrhundert der Turm als Stammſitz der Burggrafen von Duben erwähnt und es iſt geſchichtlich verbürgt, daß er ganz allein von den Flammen geſchwärzt ſtehen blieb, als Wiprecht von Groitzſch aus Borna in Sachſen im Jahre 1117 die Burg eroberte und ſie dem vernichtenden Feuer übergab. Fünf Jahrhunderte zogen über das Land und der Turm tritt erſt wieder im Jahre 1631 in den Vordergrund der Geſchichte, als am 4. September Guſtav Adolf von Schweden und Johann Georg I von Sachſen durch ſein Bogengewölbe in den Schloßhof ritten, um das Bündnis gegen den Kaiſer und die Liga abzuſchließen. Die letzte hiſtoriſche Größe, die der Turm geſehen, war Napoleon I, der in den Tagen vor der Leipziger Schlacht hier übernachtete.

Von altersher beſaß der Turm nur ein einziges enges Gemach, das ungefähr zwanzig Fuß über dem Erdboden liegt. Der Zugang zu dieſem Zimmer führte in den älteſten Zeiten von außen her, ſo daß man nur mittels einer Leiter in dasſelbe gelangen konnte. Später wurde eine ſteinerne ſogenannte Schwindeltreppe ohne Geländer und ohne Bedachung angebracht, deren unterſte Felsſtufen noch heute ſichtbar ſind. Erſt im vorigen Jahrhunderte legte man ein Treppenhaus mit einer Wendeltreppe an. In der Durchfahrt unter dem Turm, zu ebener Erde, befindet ſich eine Thür, welche in einen kleinen und ſchmalen Keller führt, der augenſcheinlich ebenſo wie das Turmzimmer in alten Zeiten als Kerker benutzt worden war. Der Sage nach ſperrte Wiprecht von Groitzſch, als er die Burg erobert hatte, den Burggrafen von Duben mit ſeiner ganzen Familie in dieſen Keller ein und ſendete dann einen Boten zu ſeinem Scharfrichter nach Borna, um die Todesſtrafe an den Gefangenen vollſtrecken zu laſſen. Aber der Ritter hatte ſich verrechnet, denn als andern Tages der Henker anlangte, fand man den Keller leer und es ergab ſich, daß der Burggraf mit den Seinigen auf nicht zu erklärende Weiſe nach dem gegenüberliegenden Schloſſe Schnaditz ſich gerettet hatte. Der Ritter glaubte, daß Verrat im Spiele ſei und ließ, wie die Hiſtorie erzählt, in die Südſeite des alten Turmes ein großes und weites Loch brechen, die Knechte und die Mägde des Schloſſes hineinſperren, die Öffnung wieder vermauern und auf dieſe entſetzliche Weiſe das Geſinde lebendig begraben. Noch heutzutage erblickt man einen Unterſchied in der Farbe des Geſteins.

Im Zorne darüber, daß ſeine Mühe vergebens geweſen, daß ſeine Opfer ihm entſchlüpft, wandte Wiprecht von Groitzſch ſich dem Schnaditzer Schloſſe zu, zerſtieß ſich hier aber an den gewaltigen Mauern vergebens den Kopf, wurde in der Nacht von dem Ritter des benachbarten und befreundeten Schloſſes Tiefenſee überfallen und zurück nach ſeinem Stammſitz Borna in die Flucht geſchlagen. Die Geſchichte erzählt nicht, wo die Burggrafen von Duben geblieben, ſie erſcheinen in den Überlieferungen nicht weiter und offenbar iſt das Geſchlecht bald nachher ausgeſtorben.

Der Turm zu Duben fiel an die ſächſiſche Krone und wurde am Ende des XII. Jahrhunderts durch Herzog Bernhard von Askanien zur Burgwarte gegen die beſiegten, aber immer noch unruhigen, bis zur Elbe und Mulde wieder vordrängenden Slawen erhoben. Als im Laufe der Jahrhunderte die Burgwarten ihren Zweck verloren, wurde die Burg zu Duben in ein Amt umgewandelt, auf dem Verwaltung und Juſtiz ihren gemeinſchaftlichen Sitz hatten und dies iſt ſie geblieben bis auf den heutigen Tag.

Auch das Zimmer des alten Turmes erhielt mit der Zeit eine andere Beſtimmung, als Gefangene und Verbrecher zu beherbergen. Es wurde Archivraum für wichtige Dokumente und ſpäter Ruheplatz für alte Akten. Noch vor vierzig Jahren, — jetzt iſt es wohl längſt der Kaſſation verfallen — lag dort ein Bündel vergilbter und teils von Würmern zernagter Papiere, das auf ſeinem morſchen Lederdeckel in kaum noch erkennbaren ſteifen Buchſtaben folgende merkwürdige Aufſchrift führte:

Duben, Schnaditz, Tiefenſee
Hatten alle gleiches Weh:
Denn ein Mägdlein weiß und rot
Schrak vor böſem Feuertod!
Noch zur Zeit entworren iſt,
Daß ſie liebte Jeſum Chriſt!

* * *

Es war um das Jahr 1680.

Seit zweiunddreißig Jahren ſchwiegen die Stürme des großen verheerenden Krieges. Die Bevölkerung hatte begonnen, ſich von Schrecken, Elend und Not nach und nach zu erholen. Langſam ging es freilich nur vorwärts. Die vor dem Kriege in hohem Wohlſtande und dichter Bevölkerung blühenden Städte an Elbe, Mulde und Elſter waren im buchſtäblichen Sinne des Wortes ruiniert, Bürger und Bauern waren mit wenigen Ausnahmen an den Bettelſtab gekommen. Überall hatte der Krieg wüſte Marken geſchaffen. Von Jahr zu Jahr war die Bevölkerungsziffer in Schrecken erregender Weiſe geſunken, ſo daß am Ende des Krieges viele Ortſchaften nicht mehr den zehnten Teil der Einwohnerzahl zählten, die ſie vor dem Kriege beſaßen. Was Hunger und Elend noch übrig gelaſſen, hatten hereinbrechende Krankheiten vollends vernichtet, und es gab Dörfer, von denen nichts übrig geblieben war, als — verkohlte Trümmer.

Freibeuter, die der Krieg erzeugt hatte, wüſte Geſellen, denen das eigene Leben ſehr wenig galt, zogen außerdem im Lande umher, raubten, plünderten und mordeten nach Gefallen. Aber nach und nach wurde es doch etwas beſſer. Wenn auch die Zahl der Bevölkerung ſich nur ſehr langſam hob, wenn auch ſogar in den erſten zwanzig Jahren nach dem Kriege die Zahl der Geſtorbenen immer noch die der Geburten überſtieg, ſo begann man doch wenigſtens die Felder wieder ziemlich regelmäßig zu beſtellen und die Trümmer aufzuräumen. Auch mit den Schnapphähnen wurde ſehr kurzer Prozeß gemacht, und Meiſter Hämmerling — ſo nannte man den Scharfrichter — hatte alle Hände voll zu thun. Barbariſche Zeiten, barbariſche Strafen! Durch Hunger, Elend und Krankheit war jedes feinere Gefühl erſtorben, der Trieb der Selbſterhaltung war es allein, der Thun und Laſſen regierte.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ſchickte der Himmel fruchtbare und ſegensreiche Jahre, und wie die Erzeugung der Feldfrüchte ſich nach und nach hob, ſo ſtieg allmählich auch die Zahl der Bevölkerung und es kehrte ein leidlich geordnetes bürgerliches Leben zurück. Die Fürſten waren es, die Hand in Hand mit der Geiſtlichkeit dem Volke zu Hilfe kamen, Ackerbau und Viehzucht überwachten, Privilegien erteilten, die Frohnden milderten und aus beſſer bevölkerten Gegenden, die unter der Kriegsgeißel nicht ſo hart gelitten, Anſiedler herbeiriefen.

An einem der letzten Apriltage des ſehr frühen Jahres 1680 ſaß auf der Terraſſe der Burg zu Duben der damalige herzogliche Burghauptmann Reichsfreiherr von Tornau. Es war einer jener prachtvollen Frühlingsabende, an welchen der Duft der blühenden Obſtbäume die Luft erfüllt, der Nebel bei voller Windſtille aus den Muldenauen ſich leiſe erhebt, die Nachtigallen aus dem Gebüſche ihren erſten Schlag erſchallen laſſen und die Wellen des Fluſſes dumpf murmelnd die grünen Ufer benetzen. Die Burg lag im tiefen Frieden. Die Zugbrücke war wie alle Abende bereits aufgezogen, und von der Stadt her drang der Schall des Chorals durch die Luft, den der Wächter vom Stadtturme blies. Reichsfreiherr von Tornau, der jetzt im ſiebzigſten Jahre ſtand, hatte im dreißigjährigen Kriege eigentlich alles verloren. Sein Gut gleichen Namens war dem Erdboden gleich gemacht, ſeine Kinder waren der Peſt erlegen oder den anderen Krankheiten, die, aus Mangel und Elend hervorgerufen, nach dem Verſchwinden jener Seuche das Land durchzogen hatten. Zu einem Spottpreis hatte der Freiherr ſeine Ländereien verkauft, als der Friede geſchloſſen war und nur den Kriegsdienſten, die er als Jüngling geleiſtet, hatte er es zu verdanken, daß ihm der Herzog nach langen Jahren der Not die Stelle des Burghauptmanns zu Duben verliehen hatte. Nichts war ihm von ſeiner Familie übrig geblieben, als eine einzige Tochter. Oft ſchlug der alte Freiherr die Augen zum Himmel auf, als wollte er fragen, warum Gott ihm dieſes Kind gelaſſen, weshalb er es nicht auch in ſein Himmelreich genommen, wie die blühenden, friſchen Söhne und Töchter, die der Tod ihm alle nach einander entriſſen hatte. Mit thränenden Augen hatte die alte Wehmutter dem Vater das Kind gebracht, der voller Entſetzen zurückgeſchreckt war, als er das einem Menſchen kaum ähnliche Weſen erblickte, das ihm Erſatz für die verlornen Kinder bieten ſollte. Das Kind war eine Mißgeſtalt in des Wortes vollſter Bedeutung. Auf Bruſt und Rücken zur Unförmlichkeit entwickelt, fehlte der Hals ſo gut wie ganz und der kleine Kopf, der zwiſchen den in die Höhe gezogenen Schultern ſaß, war kaum zu ſehen. Die Mutter verlangte nach dem Kinde. Mit aller Schonung machte der Freiherr ſeine Gattin nach und nach darauf aufmerkſam, daß Gott ihnen eine neue Prüfung auferlegt habe. Die Freifrau beſtand aber auf ihrem Verlangen, man brachte das Kind, ſie ſtieß einen lauten Schrei aus und war tot. Jahre auf Jahre vergingen. Alle Krankheiten, welche zu jener Zeit hauptſächlich das Kindesalter befielen und ſomit den Aufſchwung der Einwohnerzahl immer wieder verhinderten, gingen ſpur- und machtlos an Torilde von Tornau vorüber, die in den erſten fünf bis ſechs Jahren luſtig und munter ihren kleinen unförmlichen Körper im Graſe umherrollte, ohne einen Begriff von dem grauſigen Geſchick zu haben, das ſie betroffen. Erſt mit dem ſiebenten Jahre lernte das Kind notdürftig gehen und es ergab ſich jetzt ſehr bald, daß ſie mit einer bewundernswerten Geiſtesſchärfe, gleichzeitig aber auch mit dem liebevollſten und freundlichſten Gemüte von Gott begnadet worden war. Als ſie das ſechzehnte Jahr erreicht, ging eine eigentümliche Veränderung ihres Äußeren vor ſich. Die Schultern traten etwas zurück, von Monat zu Monat bildete Schädel und Geſicht ſich aus und als ein Jahr vergangen war, ſaß auf dem unförmlichen Körper, der kaum die Größe eines neunjährigen Kindes beſaß, ein jungfräulicher Kopf von wahrhaft idealer Schönheit. Dunkelblaue geiſtvolle Augen blickten unter ſchwarzen Wimpern und unter langen zartgeſchwungenen Brauen freundlich und ſchelmiſch hervor. Ein kleiner lieblicher Mund, um den ein frohes Lächeln zu ſpielen pflegte, verbarg zwei Reihen perlengleicher blendender Zähne, welche mit der ſchneeweißen Farbe der Wangen, die von zarter Röte angehaucht waren, Wettſtreit hielten. Eine dichte Fülle pechſchwarzen glänzenden Haares rahmte die edle Stirn ein und fiel in ſolchen Maſſen natürlicher Locken über den Rücken, daß wenigſtens von dieſer Seite die unſelige Verkrümmung etwas verdeckt wurde.

Wie oft hatte der Freiherr in den erſten Jahren die Stunde erſehnt, in der Gott das Kind wieder zu ſich nehmen würde, und wie innig hatte er es ihm ſpäter gedankt, daß ihm das herrliche Gemüt der Tochter gelaſſen war, welche die feſte Stütze ſeines Alters zu werden verſprach. In gleicher Weiſe geſtaltete ſich des Mädchens geiſtige Entwickelung. Von dem Kaplan der Stadt, ſoweit dieſer es vermochte, unterrichtet, hatte ſie ihren Lehrer ſehr bald weit hinter ſich gelaſſen. Die geringſte noch ſo dürftige Anleitung, die er ihr gab, zündete mächtig in des Mädchens Seele und erſchloß ihr bald die Sprachen des Altertums, ſoweit es in Burg und Stadt noch Exemplare der alten Schriftſteller gab. So kam es, daß Torilde von Tornau bald der bevorzugte und beneidete Liebling ringsumher bei allen Bewohnern der Gegend war, daß ſie bald in aller Munde genannt und die Burg von Beſuchern nicht leer wurde, die bei der „klugen Jungfrau“, wie man ſie nannte, ſich Rats erholten.

Torilde verſagte einen ſolchen niemals und es ereignete ſich häufig, daß ſie Nächte hindurch bei dampfendem Kienſpan die ihr übergebenen Schriften und Dokumente ſtudierte. Wenn dann andern Tages die Ratſuchenden wieder erſchienen, war des Erſtaunens kein Ende, daß die „kluge Jungfrau“ ihre verwickelte Angelegenheit beſſer oder mindeſtens ebenſo genau kannte, als ſie ſelbſt. Der alte Freiherr war hoch erfreut.

Er hob in ſolchen Fällen im gerechten Vaterſtolze auf ſeinen Sproß die kleine, damals aber ſchon faſt zwanzig Jahr alte Torilde wie ein Kind auf ſeine Kniee, nannte ſie ſeinen lieben Burgadvokaten und drückte das jubelnde und lachende Kind ſtürmiſch an ſeine Bruſt. Es handelte ſich in jenen Zeiten meiſt und faſt ausſchließlich um das Eigentum von Grundſtücken, weil in und nach dem Kriege die Äcker oft jahrelang unbebaut geblieben, die Grenzſteine verſchwunden oder verrückt, manche Beſitzer vollſtändig ausgeſtorben, andere Familien verſchollen, hin und wieder aber auch im Laufe der Zeit Naturereigniſſe eingetreten waren, die den Beſitzſtand verändert und verrückt hatten. Zu den letzteren zählte folgender Fall:

Der Burg Duben gegenüber in der Aue am Walde wohnende Herr von Schnaditz auf dem Schloſſe gleichen Namens, beſaß ausgedehnte Ländereien, welche quer von der Mulde durchſchnitten wurden. Seit langen Jahren hatte er das ihm vom Landesherrn erteilte Privilegium inne, von dem Punkte des Eintritts des Fluſſes in ſein Gebiet bis zu dem Punkte des Austritts aus demſelben die Fiſcherei ausüben zu dürfen. Da trat eines Tages eine große Überſchwemmung mit Eisgang ein und als die Waſſer ſich verlaufen hatten, ſah man, daß die Mulde ſich noch einen anderen Weg gewählt, auf dem Schnaditzer Gebiet ſich abgezweigt und auf das eines Vorwerkes des Grafen von Tiefenſee eingetreten war, von hier aus aber in einer Krümmung ſich wieder dem alten Schnaditzer Flußbett zugewendet hatte. So war durch die beiden Flußarme eine kleine Inſel gebildet worden, in deren Mitte ein einzelnes altes baufälliges Haus ſtand, genannt „die Hexenbude,“ welche, zu Tiefenſeer Revier gehörig, von einer alten, in ſchlechteſtem Rufe ſtehenden Frau bewohnt wurde. Der Eintritts- und Ausgangspunkt der Mulde war ſomit noch immer auf Schnaditzer Grund und Boden geblieben und der Strom hatte nur zwiſchen beiden einen Abweg auf das Gebiet von Tiefenſee gemacht. Der Graf von Tiefenſee beſtritt nun dem Herrn von Schnaditz das Recht, im neuen Flußarm auf Tiefenſeer Gebiet zu fiſchen und berief ſich darauf, daß bei Erteilung des Privilegiums die Thatſache maßgebend geweſen ſein müſſe, daß der Fluß damals ununterbrochen Schnaditzer Gebiet durchlaufen, während er jetzt auf das von Tiefenſee übergetreten ſei. Der Herr von Schnaditz machte dagegen geltend, daß er das Recht zu fiſchen vom Eingangs- bis Ausgangspunkte des Fluſſes erhalten habe, und daß, da dieſe ſich gleich geblieben, der Graf ſich das Fiſchen auf ſeinem Territorium gefallen laſſen müſſe. So arm der Fluß an Fiſchen und ſo geringfügig alſo das Objekt des Streites war, ein ſo heftiges Zerwürfnis drohte zwiſchen den beiden Herren auszubrechen, obgleich ſie von Jugend auf mit einander aufgewachſen und bis dahin eng befreundet geweſen waren. Da kamen ſie endlich doch noch in guter Stunde auf den Einfall, ſich einem ſchiedsrichterlichen Spruche zu unterwerfen und wählten hiezu die kluge Jungfrau von Tornau. Dem Burghauptmann war dies gar nicht recht. Er kannte die beiden Herren als Eiſenköpfe und wußte im voraus, daß der Unterliegende dem andern nicht verzeihen, außerdem aber ſeinen Unwillen auf die Perſon des Schiedsrichters lenken könne. Er unterſagte deshalb ſeiner Tochter das Schiedsrichteramt auszuüben, und dieſe leiſtete um ſo bereitwilliger Folge, als ihr bei dem Nachdenken über den Rechtsfall ſehr erhebliche Bedenken aufſtießen und ſie einſah, daß zur Entſcheidung doch mehr gehöre als ihr bloßes Rechtsgefühl. Noch ein anderer Grund bewog ſie zur Ablehnung.

Herr von Schnaditz hatte zwei Töchter, Urſel und Margret, Zwillingsſchweſtern, die in dem ungefähren Alter von Torilde ſtanden, mit dieſer zuſammen von Jugend auf unterrichtet und erzogen und Torildes liebſte und eigentlich einzige Herzensfreundinnen waren. Torilde zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß ihr Richterſpruch dieſe Freundſchaft ſtören könne. Die beiden Jungfrauen von Schnaditz waren aber auch in der That liebreizende Weſen. Als Zwillingsſchweſtern einander ſowohl in den Geſichtszügen, der vollendet ſchönen und hohen Geſtalt, als in dem reichen und prächtigen goldblonden Haar ſo ähnlich, daß ſie kaum zu unterſcheiden waren, beſaßen beide Mädchen einen gleich freundlichen und aufopfernden Charakter, dabei ein fröhliches, zum Scherz aufgelegtes Herz. Nur darin unterſchieden ſie ſich vielleicht, daß die ſchöne Urſel, trotz aller Fröhlichkeit, einen gewiſſen religiös ſchwärmeriſchen Hang zeigte, der ſich beſonders darin bethätigte, daß ſie oft Nächte hindurch den Lauf der Sterne erſpähte und ihr Auge nicht vom Himmel verwendete, als wollte ſie Gottes Allmacht begreifen und durchdringen. Es lebte in Urſel ein tiefinniges, ernſtes, herrliches Gemüt, ein feſter unerſchütterlicher Glaube an Gott und an ſein in der Bibel geoffenbartes Wort. Die ſchöne Margret dagegen, ſo lieb und fromm ſie war, konnte ihrer Schweſter auf jenes Gebiet nicht unbedingt folgen. Sie ſprach es öfters aus, daß ſie Urſel um jenen Hang zu göttlichen und überirdiſchen Dingen zwar beneide, daß aber ihr Herz und ihr Sinnen auf dieſer Erde weile und ſie damit zufrieden ſein müſſe, weil ſie Gott nun einmal ſo geſchaffen habe. In einer Beziehung war Margret ganz beſonders thätig. Es gehörte zur damaligen Zeit, in der man in den kleinen Städten und auf dem Lande wiſſenſchaftlich gebildete Ärzte nirgends, ſondern höchſtens Chirurgen vorfand, deren Kenntniſſe ſich auf Arm- und Beinbrüche, Aderlaß und Schröpfen beſchränkte, zu den Gewohnheiten der Edelfrauen auf dem Lande, helfend in das Elend der Bevölkerung einzugreifen und mit Hausmitteln bei der Hand zu ſein, wenn Krankheiten ſich einſtellten. So hatte jedes Schloß und jede Burg eine kleine Hausapotheke, deren Medikamente freilich nur aus Kräutern, Blättern und Blüten beſtanden, die von den Edelfrauen und deren Kindern in Wald und Feld geſammelt wurden. Als Urſels und Margrets Mutter noch lebte, war faſt kein Tag vergangen, an welchem nicht Hilfeſuchende auf dem Schloſſe zu Schnaditz erſchienen waren. Und als die Edelfrau das Zeitliche geſegnet, war Margret in ihre Stelle getreten und wie ſie gewohnt war, alles, was ſie that, ſcharf und energiſch anzugreifen, ſo hatte ſie ſich auch mit allem Eifer auf die Heilkunde gelegt und ſehr bald ihre Mutter darin weit übertroffen. Oft wurde ſie an ein Krankenlager gerufen. Sie folgte unermüdlich bei Tag und Nacht, miſchte ihre Getränke und Latwergen und wenn dann der Patient genas, ſo zog eine tiefe Befriedigung durch ihre Bruſt, da ſie, blind auf das Wort der verſtorbenen Mutter vertrauend, keinen Zweifel darüber hegte, daß ihre Mittel allein die Geneſung bewirkt hatten. Nun ereigneten ſich aber auch vielfach Fälle, in denen ſie ratlos und verzweifelnd am Krankenbette ſtand und klar begriff, daß ihr Wiſſen nur ein elendes Stückwerk ſei, daß, da ſie weder den Sitz der Krankheit erkannte, noch die Mittel zur Bekämpfung beſaß, ſie der Natur ihren Lauf laſſen müſſe. Wurde die Not größer, ſah ſie, daß das Lebensende herannahe, ſo wandte ſie ſich an ihre Schweſter Urſel und ihre Bitte ſchlug niemals fehl. Das fromme Mädchen eilte dann in die ärmlichſte Hütte und was ihre Schweſter am Körper des Kranken nicht vermocht, das verſuchte ſie und faſt immer mit Erfolg an ſeiner Seele. Begeiſtert ſahen die armen Leute zu ihr auf, wenn ſie von des Himmels Seligkeit ſprach, von den Sternen, die auf und niederzögen, von der Barmherzigkeit Gottes, der über ihnen wohne und die Arme des Vaters denen öffne, die ihn darum bitten würden. Faſt mit Neid und dann wieder mit unendlicher Wonne blickte Margret auf ihre Schweſter. Urſel hatte noch nie einen Mißerfolg zu verzeichnen gehabt. Das ruhige, zufriedene Antlitz der Toten, denen ſie den letzten Troſt geſpendet, der Handkuß der Hinterbliebenen, die zu dem Mädchen wie zu einem Engel aus Himmelshöhen emporſchauten, war der ſchönſte Dank für ihre Treue.

Aber auch Urſels Stunde ſollte ſchlagen. Eines Tages kam ſie, als es Abend werden wollte, bleich wie die Wand und zitternd wie Eſpenlaub nach Hauſe zurück, als gerade Torilde von Tornau zum Beſuche erſchienen war. Kaum vermochte ſie den erſchrocknen Mädchen zu erzählen, daß ſie, von einer weinenden Frau an das Sterbebett ihres Sohnes gerufen, dem Margrets Medikamente nicht geholfen, bei ihrem Eintritt von dem wüſten Geſellen mit den entſetzlichſten Flüchen empfangen ſei, daß er wütend die Fäuſte zum Himmel geballt und mit verzerrten Zügen unter den gräßlichſten Gottesläſterungen geendet habe. Und als ſie aus der Hütte geflohen und draußen verſucht habe, die in gleicher Weiſe entſetzte Mutter des Toten zu tröſten, da ſei plötzlich hinter einem dicken Baume ein heiſeres Gelächter erſchollen, die „alte Lieſel“ aus der Hexenbude ſei hervorgetreten und habe lachend und mit den langen Armen über dem Kopfe in der Luft umherſchlagend ſich eilig entfernt.

„Gott ſei Lob, daß ich heimgekommen, das friedloſe Weib macht mir Angſt,“ ſagte Urſula.

„Schau, ſchau,“ entgegnete Torilde, die, wie dies meiſt im Scherze zu geſchehen pflegte, trotz ihrer zwanzig Jahre auf Margrets Schoß Platz genommen hatte und von dieſer wie ein Kind geliebkoſt wurde, „auch du mein Urſel! Wir redeten eben davon, daß man ſeine Wohltaten nicht aufdrängen ſolle, da man leicht Undank ernten könne.“

„Das ſoll mich nicht abhalten, kleiner Torl,“ entgegnete Urſula, die bei dem Anblicke des lieblichen Kopfes, der ſich an Margrets Buſen lehnte, ihren Schreck ſchon halb und halb vergeſſen hatte. „Ich folge dem Rufe, deſſen Stimme in mir erſchallt, und weiß, daß ich in Gottes Hand ſtehe. Es war nur der Schrecken über die böſe Lieſel!“

„Ja, es iſt ein verzweifeltes Weib,“ ſagte Margret, „denke dir, Schweſter, was geſchehen iſt. Der Stalljunge Asmus, der vor einigen Tagen mit dem Häckſelmeſſer ſich eine tiefe Wunde geſchlagen und dem ich die Kühlſalbe aufgelegt, iſt zur Hexenbude gegangen. Die alte Lieſel hat meine Salbe weggenommen und ins Feuer geworfen, das Geblüt iſt von neuem gefloſſen, da hat ſie es beſprochen und die Wunde iſt heut verheilt! Das iſt nun wieder ein neuer Fall ihrer Kunſt, die ich zu erreichen nicht vermag. Was iſt meine Truhe voll Kräuter dagegen!“

„Und doch iſt alles Thorheit,“ ſagte Torilde lachend. „Deine Salbe iſt es geweſen, wodurch die Hitze aus der Wunde herausgezogen iſt. Dann heilt ſich's leicht, Fleiſch wächſt an Fleiſch!“ — „Was nennſt du Thorheit, Torl?“ ſagte Urſula.

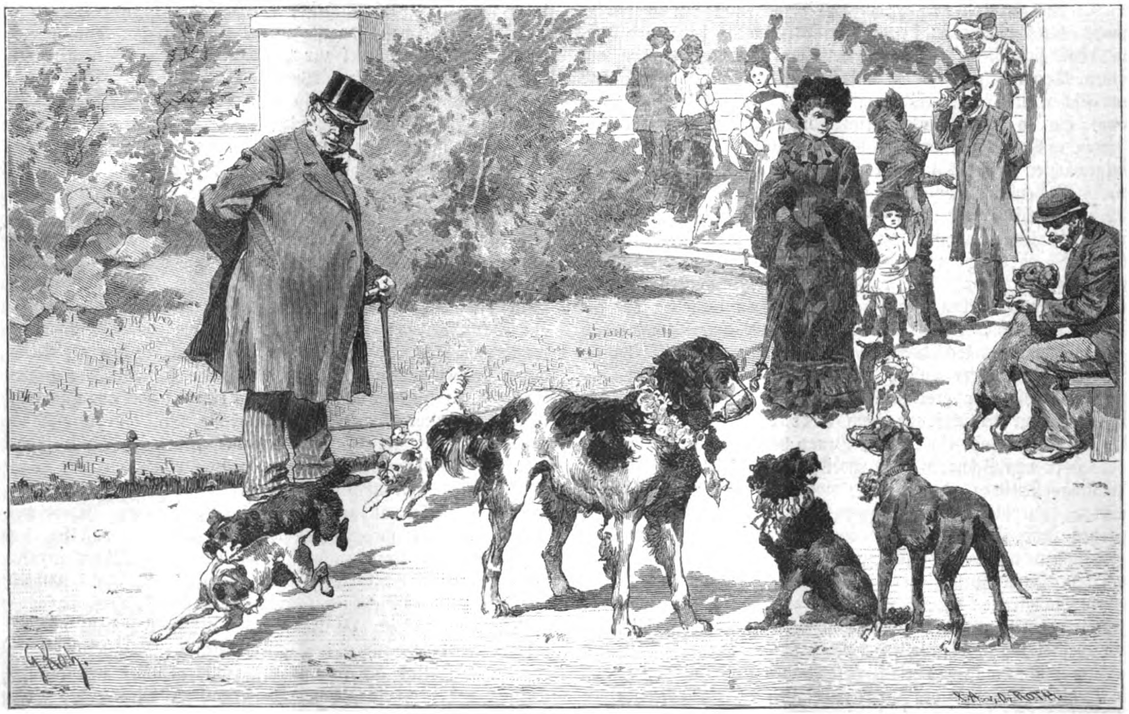
„Das Beſprechen, das Händeauflegen, das Gemurmel, das Streichen — das geht alles natürlich zu und die Kunſt der alten Lieſel iſt Lug und Trug!“ — „Was ſprichſt du da,“ entgegnete Urſula ernſt, „glaubſt du nicht, daß es geheime Kräfte gibt, die wir nicht zu erkennen vermögen?“ — „Ja doch, ja,“ entgegnete Torilde, „aber das iſt immer eine Gnade von Gott, die einem Auserwählten zu teil wird, der Gottes Wege wandelt, nicht aber einer verbrecheriſchen Dirne, die als recht- und friedlos in die Oberacht erklärt, die geſtäupt und der ſcharfen Frage unterworfen iſt!“ „Woher weißt du denn,“ ſagte Urſula, „daß ſie ihre Kraft von dem Herrn haben muß? Hat der böſe Geiſt nicht auch eine ſolche, muß er ſie nicht haben, da er ſich in ſtetem Widerſtreite mit Gott befindet, kann ſie mit ihm nicht im Bunde leben? Warum poltert und klopft es denn immer in ihrem Hauſe, wie alle Leute ſagen, die nächtens vorübergegangen, ehe der Fluß ſich geteilt, weshalb iſt ſie in die Oberacht erklärt, als weil ſie die Geis des Pfarrers in Duben verhext, ſo daß alle Geiſen krank geworden und geſtorben ſind? Weißt du nicht mehr, daß ſie eurem Amtmann in der peinlichen Frage geſtand, als ihr die Daumſtöcke nur vorgezeigt wurden und der Angſtmann ſie zur Leiter führte, daß ſie es mit einem Pulver lebendiger Mäuſe von verſchiednen Farben und mit Fiſchſchnauzen gemacht habe?“ — „Nicht eine Silbe glaube ich von all dem blöden Zeug,“ antwortete Torilde. „Die Angſt iſt es geweſen, aus der ihr das alles entfahren iſt, weiter nichts!“

„Gut,“ entgegnete Urſula, „ich weiß ja, welche Meinung du hiervon haſt, und das ganze Land weiß es, daß der kleine kluge Torl anders denkt, als die übrigen Menſchen! Aber nun ſage mir, wie du das alles zu erklären vermagſt! Von wem glaubſt du denn, daß ſie ihre Kraft erhalten hat?“

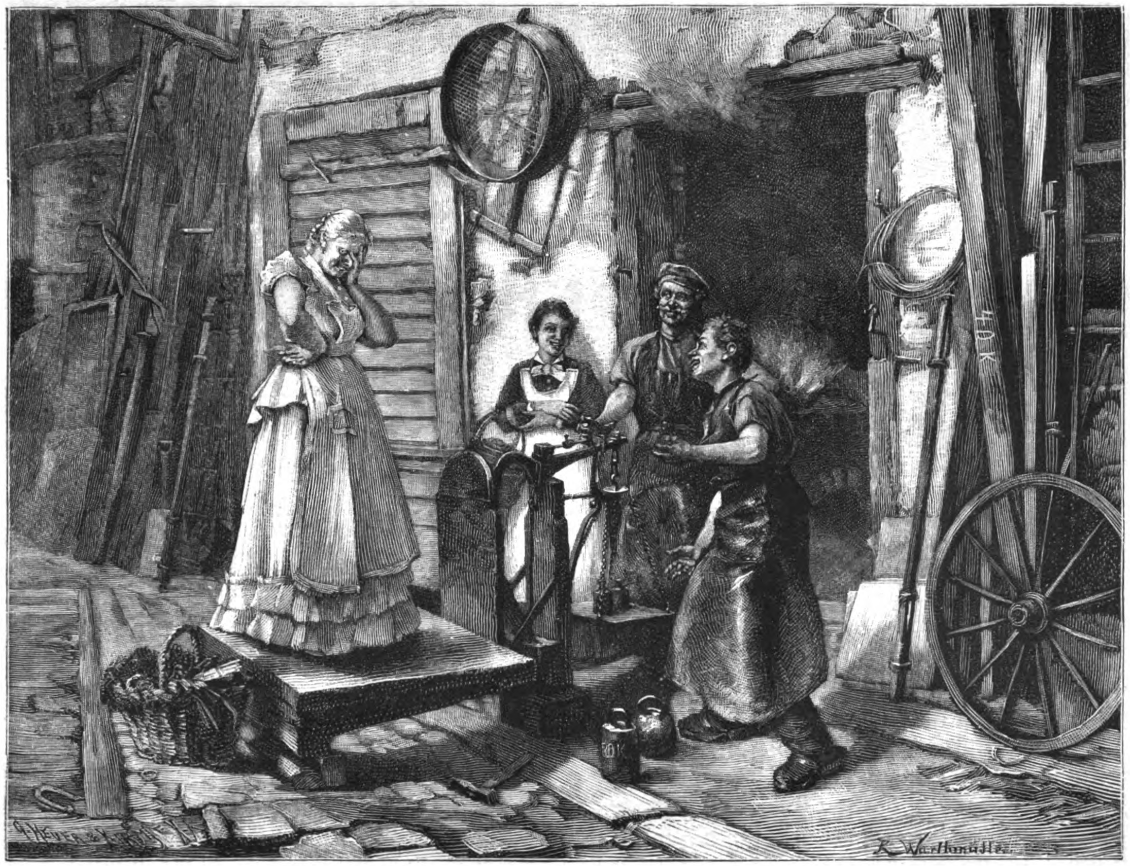
„Ich glaube gar nichts,“ lachte Torilde, „wenn ich dabei war, ging ihre Zauberei ſehr ſchlecht und ich habe es ihr geradezu in das Geſicht geſagt, als ſie meinem Vater die Schmerzen im Arme kurieren wollte, dabei unverſtändliche Worte murmelte, von oben nach unten mit der Hand ſtrich und das Leiden viel ſchlimmer wurde als beſſer. Ich habe ihr gar nichts vorenthalten, habe ſie aus der Burg gewieſen und als ſie durchaus nicht gehen wollte, durch den Schloßwart hinauswerfen laſſen.“

„Das haſt du gethan, Torl?“ ſagte Margret ängſtlich, „ſieh dich vor, daß ſie dir nicht Schimpf und Schaden an den Hals wirft! Ihre Bosheit iſt bekannt!“

„An den Hals, ich habe keinen Hals, Margret,“ erwiderte Torilde fröhlich. „Bei euch gewöhnlichen Menſchenkindern iſt das etwas anderes, aber bei mir, da kann ſie lange zaubern, ſo lange als es ihr Vergnügen macht!“ (Fortſetzung folgt.)


G. Koch
X. A. v. D. ROTH

Aufhebung der Hundeſperre: Bekränzung der vierbeinigen Lieblinge Originalzeichnung von G. Koch.


40K
R. Warthmüller

Eine gewichtige Perſon. Gemalt von R. Warthmüller.

Die Ausgeſtoßenen von Manila.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Erlebnis aus der ärztlichen Praxis in Manila von Dr. **Koeniger** in **Lippſpringe.**

An einem ſchönen Februartage des Jahres 1882 klopfte es an die Thür meines Sprechzimmers auf der Plaza de Santa Cruz in Manila und mit einem: buenos dias, señor doctor trat ein mir wohlbekannter Meſtize ein, der bei den eingebornen Tagalen und der Miſchklaſſe großen Ruf als Arzt genießt, obgleich er geſetzlich nur zur Ausübung der niederen Heilkunde Erlaubnis hat. Derartige Halbärzte, mediquillos genannt, werden auf den Philippinen von der eingebornen Bevölkerung für gewöhnliche Fälle allein konſultiert; nur wenn ſie nicht mehr Beſcheid wiſſen, wird der europäiſche Arzt geholt, oft genug zu ſpät. „Buenos dias, amigo Pepe Robles,“ begrüßte ich meinen soi-disant Kollegen, „que tal? Gibt's was Neues?“ Denn daß es etwas Neues gab, ſah ich ſogleich an der feierlichen Miene meines Beſuchers, ſowie daran, daß er ein beſonders feines geſticktes Hemd aus Piña-(Ananas)Faſern an hatte, geſchmückt mit drei großen goldenen Knöpfen, auf deren jedem ein erbſengroßer Brillant funkelte. „Si señor,“ antwortete Pepe, „haben Sie Zeit, gleich mit mir zu kommen nach Binangonan in der Laguna, um einen ſchwerkranken Indier zu ſehen, den Kapitan Pedro? Es muß aber gleich ſein, denn der Fall iſt dringend. Ich habe bereits alles vorbereitet, um die Reiſe möglichſt raſch zu machen, unten wartet eine carromata“ — ſo heißen die landesüblichen zweirädrigen Gefährte — „die uns bis Santa Ana bringt, dort liegt eine gute bedeckte banca mit vier Ruderern zur Fahrt den Paſig hinauf bis zum Eingang der Laguna, wo uns ein größeres, dem Kapitan Pedro gehöriges Boot aufnehmen wird. So können wir in drei bis vier Stunden in Binangonan ſein, und da es zurück ſtromabwärts noch raſcher geht, ſo ſind Sie vor Nacht wieder hier.“ Ich kannte nun zwar Pepes Zeitbeſtimmungen als ſehr wenig verläßlich und rechnete auf mindeſtens fünf Stunden Fahrt bis zum Ziel, indeſſen war es ein prachtvoller Tag, für die Nacht hatten wir Vollmond zu erwarten und meine Praxis in der Stadt erlaubte mir zufällig auch, nachdem ich noch ein paar Beſuche abgemacht hatte, mich auf einen Nachmittag zu entfernen. Es war zwölf Uhr, als ich wieder zurück kam, ich nahm raſch einen kleinen Imbiß, ſchickte meiner Frau, die vor der Stadt wohnte, eine Notiz, daß ich erſt ſpät abends kommen werde, dann beſtiegen wir beide die carromata, unſer cochero ſchnalzte das kleine mutige Pferdchen in raſchen Trab und dem luſtig uns ins Geſicht blaſenden Oſtwind entgegen verließen wir die um Mittag ſtets heiße und drückende Atmoſphäre der Stadt.

Bald war Santa Ana erreicht. Wir verließen den Wagen und ſtiegen in die wartende banca, die uns pfeilgeſchwind gegen die heftige Strömung, den Fluß hinauf trug. Die banca, eines der in Manila allgemein üblichen Boote, iſt weiter nichts wie ein ausgehöhlter Baumſtamm, mit dem an beiden Seiten zum Schutz gegen das Umſchlagen Ausleger aus Bambus verbunden ſind; die Ruderer hocken vorn und hinten, die Paſſagiere nehmen in halbliegender Stellung den Mittelraum ein, einer hinter dem anderen, gegen die Sonne geſchützt durch ein ſchmales gewölbtes Dach aus Palmblättern, das ſo niedrig über den Köpfen ausgeſpannt iſt, daß man nur kriechend hinein oder hinaus gelangen kann. Die halbliegende Stellung wird mit der Zeit ſehr unbequem, ſo daß ich froh war, daß Robles, der meine Wünſche ſchon kannte, für einige mit Wolle vom Baumwollenbaum gefüllte Kiſſen geſorgt hatte. Die friſch wehende Briſe ließ uns die Hitze nicht empfinden und ich genoß die vorübereilenden reizenden Landſchaftsbilder, von Zeit zu Zeit die Ruderer auf tagaliſch zur Eile anſpornend und ihnen tobacos verteilend, was jedesmal den gewünſchten Erfolg hatte.

Nach ein paar Stunden erreichen wir das uns erwartende Boot aus Binangonan, das uns ſogleich aufnimmt, da hier der Eingang in den See von Bay iſt, allgemein Laguna genannt, ein mächtiger Süßwaſſerſee, deſſen Abfluß ins Meer Paſig heißt. Glücklicherweiſe war der Wind mehr nördlich als öſtlich, ſo daß wir mit Hilfe unſerer primitiven Mattenſegel raſch vorwärts kamen. Vor uns hatten wir zunächſt den Kegelberg der Inſel Talim, rechts dahinter den mächtigen Majayjay, einen über ſiebentauſend Fuß hohen, jetzt ruhenden Vulkan; links vor uns die Berge von Antipolo und Boſoboſo und weiter in der Ferne diejenigen des Diſtrikts Morong, einer gewöhnlichen Zufluchtsſtätte der die kultivierten Provinzen Luzons von Zeit zu Zeit heimſuchenden Räuberbanden.

Es war richtig fünf Uhr nachmittags vorüber, wie ich erwartet hatte, als wir in Binangonan anlangten. Auf den Schultern eines ſtämmigen Indiers ließ ich mich, da das Boot nicht bis ganz an das Ufer kommen konnte, ans Land tragen. Robles kam nach mir und wir traten in das Haus des Kranken, gefolgt von einem Haufen Neugieriger und Leidender, welche die günſtige Gelegenheit, einen europäiſchen Arzt umſonſt zu konſultieren, nicht vorübergehen laſſen wollten. Kapitan Pedro, durch ein chroniſches Leiden ſehr heruntergekommen, war glücklicherweiſe nicht hoffnungslos krank und ich konnte ihm und ſeinen Angehörigen ſeine Geneſung bei Befolgung eines Kurplans in Ausſicht ſtellen. Die armen Leute, die das Gegenteil gefürchtet hatten, waren hocherfreut und haben mir auch ſpäter, als meine Vorausſetzung eingetroffen war, noch öfters ihren Dank kund gethan. Nachdem die Konſultation beendigt war und ich die übrigen Kranken des Dorfes, meiſt Arme, die meine Hilfe verlangten, mit entſprechendem Rat und Troſt bedacht hatte, wurde mir, wie üblich, eine Mahlzeit angeboten, beſtehend aus Suppe, Fiſch, Huhn und Reis, ſowie Schokolade aus dem feinſten einheimiſchen cacao de la factoria, nebenbei bemerkt, der beſten Sorte, die ich auf dem weiten Erdenrund gekoſtet habe. Die mir noch angebotenen Tobacos mußte ich als Nichtraucher dankbar ablehnen, wodurch ich, wie es mir täglich paſſierte, auch hier viel Verwunderung erregte, da auf den Philippinen alles was zwei Beine hat, Männlein und Weiblein, vom Säugling bis zum Greis, dem ſüßen Genuß des Rauchens huldigt.

Ich trieb nun zum Aufbruch, da die Sonne bereits hinter dem fernen Mariveles ins Meer geſunken war und die tropiſche Nacht ohne vorangegangene Dämmerung uns umhüllte. Der Mediquillo Robles, der nicht ſonderlich von der Ausſicht auf eine längere Nachtfahrt erbaut ſchien, ſuchte mich im Verein mit Kapitan Pedro und ſeiner Familie zu bewegen, bis zum folgenden Tag zu bleiben, doch war mir das unmöglich und der bereits aufgehende Vollmond erleuchtete alles hell, wodurch jede Schwierigkeit im Auffinden unſeres Rückwegs gehoben ſchien. Auch freute ich mich geradezu auf die Fahrt in der prachtvollen tropiſchen Nacht. Robles erklärte darauf, zurückbleiben zu wollen; ich verabſchiedete mich raſch und konnte mich eine Minute darauf in meiner Banca zurückgelagert dem herrlichen Genuß hingeben, von ſanften Lüften umfächelt, von den leichten Wellen umplätſchert den klaren Himmel und die durch den Mond ſonderbar beleuchteten Berge zu betrachten. Wer einmal in den Tropen geweſen iſt, wird gewiß mit mir übereinſtimmen, wenn ich die tropiſche Nacht, zumal die Mondnacht, und beſonders an Orten, wo es, wie auf dem Waſſer, keine Moskitos gibt, für den bei weitem ſchöneren Teil des Tags erkläre. Leider war der uns günſtige Oſtwind ziemlich eingeſchlafen, ſo daß wir die Segel nicht benutzen konnten und unſer plumpes Boot durch die Ruder nur langſam vorwärts bewegt wurde. Wir mochten eine halbe Stunde unterwegs ſein und ich rechnete mir ſchon etwas ärgerlich aus, daß ich kaum vor zwei Uhr nachts zu Hauſe anlangen könnte, als ſich der Steuermann plötzlich zu mir niederbeugte und mir leiſe zuflüſterte: „Señor, aqui viene una banca,“ (dort kommt ein Boot). Ich meinte, das ſei mir ſehr gleichgültig, er aber wiederholte ſeine Bemerkung und fügte in gebrochenem Spaniſch die Frage hinzu, ob ich Waffen bei mir hätte, die Leute in dem Boote ſeien gewiß mala gente, tulisanes (ſo werden auf Luzon die Räuber genannt). Ich lachte ihn erſt aus, da ich aber ſelbſt bald ſehen mußte, daß das uns folgende Boot, welches wahrſcheinlich ſchärfer gebaut war, uns raſch näher kam, auch als wir einigemale den Kurs wechſelten, uns trotzdem folgte, ſo mußte ſich mir die Überzeugung aufdrängen, daß es auf eine Begegnung mit uns abgeſehen ſei, wobei es jedenfalls näher lag, eine böſe als eine gute Abſicht der Verfolger anzunehmen. Waffen hatte ich außer einer kleinen Morphiumſpritze keine und auch meine Ruderer waren gänzlich unbewaffnet. Sie ruderten aus Leibeskräften, doch half uns das nichts, denn ſchon nach wenigen Minuten war das Boot in Rufweite und es wurde uns auf Tagaliſch und Spaniſch zugerufen, zu warten. Faſt gleichzeitig ſagte einer meiner Leute: „Por Dios, wir ſind verloren, ich ſehe ihre Gewehre!“ Was war zu machen! Ich befahl mit dem Rudern innezuhalten und gleich darauf glitt das Boot an unſere Seite und beim Licht einer vorher nicht ſichtbaren Laterne konnte ich bemerken, daß es ſechs Ruderer faßte und einen ſiebenten Indier, der mich höflich in ganz gutem Spaniſch anredete und mich bat, mit ihm zu einer Kranken zu kommen, die in einer nicht ferne gelegenen visita (— Weiler —) meiner Hilfe dringend bedürfe und von meiner Anweſenheit in Binangonan gehört habe. Mein Steuermann raunte mir ſofort zu, es ſei alles Lüge, es exiſtiere keine ſolche visita in der Nähe und alle die Leute im Boote ſeien offenbar nicht aus der Gegend und ſehr verdächtig; gewiß wüßten ſie, daß ich Geld bei mir hätte und wollten mich berauben oder etwas Schlimmeres. Der Fremde, der mein Zögern bemerkte und vielleicht etwas von dieſen Worten gehört hatte, fing ſofort wieder aufs dringendſte an zu bitten, aber in ſo reſpektvollem Tone, daß ich mich ſelbſt fragte, ob meine Leute nicht vielleicht überflüſſige Angſt zeigten. Ich überdachte mir dabei raſch meine Lage; unbewaffnet, allein, denn auf meine vor Furcht zitternden Ruderer konnte ich nicht rechnen, befand ich mich ſieben kräftigen Kerlen gegenüber, die ſämtlich mit den landesüblichen großen breiten Meſſern, bolos, genannt, bewaffnet waren, von den von meinen Leuten geſehenen Flinten ganz abgeſehen, die ſie für den Augenblick wahrſcheinlich, um mich nicht mißtrauiſch zu machen, unter den Matten des Bootes verborgen hatten. Waren ihre Angaben richtig, ſo erheiſchte es meine Pflicht, ihnen zu folgen, war das Gegenteil der Fall, ſo konnte ich durch Widerſtand abſolut nichts erreichen, während mir bei ſcheinbarem Eingehen auf ihre Wünſche ſich vielleicht ſpäter eine günſtige Gelegenheit bot, ſie loszuwerden. Ich antwortete daher meinem Gegenüber, daß ich ſehr mit meiner Zeit in Anſpruch genommen ſei, daß ich aber, da ihr Wunſch ſo dringend geäußert werde, ihnen mit meinem Boot folgen wolle.

Der Indier bat mich darauf, indem er ſich ſehr bedankte, ich möchte, um Zeit zu gewinnen, in ſein Boot kommen, das ſchneller ſei als das meinige, letzteres ſolle uns folgen. Ich that dies, indem ich meinen Leuten einſchärfte, mich ja nicht im Stiche zu laſſen, da ich ihrer zur Rückfahrt bedürfe, aber wir waren kaum ein paar Minuten weiter gerudert, als ſich dieſe Helden aus dem Staube machten, begünſtigt durch den Umſtand, daß der Himmel ſich bezogen hatte und der Mond hinter die Wolken getreten war. Als ich es merkte, war das Boot ſchon weit entfernt, und ich zog es vor, ſie laufen zu laſſen, umſomehr als mein Begleiter mir verſprach, mich mit ſeinem Boot über den See zurückzubringen, bis dahin, wo ich ein Boot für die Flußfahrt bekommen würde. Wir glitten jetzt pfeilſchnell durch das Waſſer, da die Ruderer angeſtrengt thätig waren. Das Ufer war an der Stelle, der wir zuſtrebten, wie ich in Erinnerung hatte und auch bei der wechſelnden Beleuchtung von Zeit zu Zeit ſehen konnte, recht weit entfernt und ſo viel ich wußte, unbewohnt, was die unerfreuliche Vermutung, daß meine Begleiter andere Zwecke verfolgten als ſie mir eingeſtanden, nur wahrſcheinlicher machte. Als ich mich im Boot niederſetzte, hatte ich mit dem Fuße deutlich mehrere unter den Matten verborgene Gewehre gefühlt. Ich fragte jetzt möglichſt unbefangen, wozu die Waffen dienten, aber mein Führer antwortete mir ganz ruhig, indem er mir eine Zigarre zum Rauchen und den geliebten buyo (Betel) zum Kauen anbot: „Ah señor, tiene muchos tulisanes aqui, es gibt viel Räuber hier.“ Da ich durch tägliche Erfahrung längſt belehrt war, daß es unmöglich iſt, durch Fragen von einem Tagalen gegen ſeinen Willen die Wahrheit zu erfahren, ſo ſchwieg ich und freute mich, als das Boot ſich dem Ufer näherte, dann in eine kleine Flußmündung einlief und ein paar hundert Schritte weiter ans Land ſtieß. Wir ſtiegen aus, und da ich keine Häuſer noch ſonſt Spuren menſchlicher Thätigkeit ſah, kam mir die Sache allmählich recht bedenklich vor. Auf einen eigentümlichen Schrei meines Begleiters hörte ich Pferdegetrappel und gleich darauf ſtanden drei Indier zu Pferde vor uns, zwei offenbar Diener, von denen einer noch ein lediges Pferd neben ſich führte. Der dritte, ihr Herr, für einen Indier ungewöhnlich hoch gewachſen, durch eine große Narbe, die von der Stirn über die ganze rechte Wange ging, verunſtaltet, ſprang ſofort vom Pferde und ſprach mich in gutem Spaniſch in demütiger Haltung an, wie ſehr er mir danke, daß ich ſeinen Wunſch erfüllt habe und ſeiner Frau, die ſchwer krank ſei, beiſtehen wolle. Ich antwortete ihm, daß ich nur meine Pflicht thäte, ihn aber dringend bitte, mich ſchleunigſt zu der Kranken zu führen, umſomehr, als mir die Gegend nicht ſicher zu ſein ſchiene, da auch er und ſeine Leute bewaffnet ſeien. Er meinte, das geſchähe nur aus Vorſicht, und in ſeiner Begleitung würde mir gewiß nichts paſſieren. Er bot mir das ledige mitgebrachte Pferd an, das glücklicherweiſe einen europäiſchen Sattel hatte, und ſo ritten wir vier in die Nacht hinein, während die Bootsbeſatzung zurückblieb. Die Nacht war ungewöhnlicherweiſe immer bewölkter und dunkler geworden, jetzt fing es ſogar leicht zu regnen an, ich ließ meine Uhr repetieren, indem ich einen Augenblick zurückblieb, und ſie ſchlug bereits zehn Uhr. Wir galoppierten faſt fortwährend, obgleich der Weg ſehr ſchlecht und bald mehr oder weniger ſteil aufwärts, bald abwärts führte. Die kleinen Pferdchen, die ſehr mager und jämmerlich ausſahen, zeigten ſich als ſehr ausdauernd, denn mit geringen Unterbrechungen ging es faſt zwei Stunden ſo fort, teils über unbebautes Land, teils durch Buſchwald auf ſchmalen Pfaden. Ich hatte es längſt aufgegeben, an das zu glauben, was mein Führer mir vorerzählte, betrachtete mich vielmehr als Gefangenen, ohne allerdings erraten zu können, warum man mich ſo weit landeinwärts ſchleppte, da ſie mich ſchon früher ebenſogut hätten ausplündern können, und das Räuberhandwerk auf den Philippinen noch nicht ſo weit entwickelt iſt, daß man daſelbſt Leute finge, um ein Löſegeld für ſie zu erpreſſen. Meine Geduld war dem Ausgehen ziemlich nahe, als wir den Pfad, dem wir bisher gefolgt, plötzlich verließen und uns ſeitwärts durch dichtes Buſchwerk langſam einen Weg machen mußten; glücklicherweiſe dauerte es nicht lange, bis meine drei Begleiter plötzlich von den Pferden ſprangen, und, mein Pferd am Zügel nehmend, eine kleine, ziemlich ſteile Schlucht hinabzuklettern begannen.

Der Regen, der mich gründlich durchnäßt hatte, hörte unterdes auf, der Mond trat wieder hinter dem Gewölk hervor, und als wir auf der Thalſohle angelangt waren, ſah ich in kurzer Entfernung vor uns eine kleine Indierhütte, die offenbar unſer Ziel war. Auf einen kurzen Pfiff meines Führers kam eine junge Indierin, noch halb Kind, aus der Hütte und begann eine lange und ſehr eifrige Erzählung, von der ich, da ſie einen mir fremden Dialekt, wie ich vermutete, den von Ilocos, ſprach, nichts verſtand. Mein Führer wandte ſich darauf an mich und bat mich flehentlich, ihm zu verzeihen, daß er mich ſo weit geführt, um ſeiner armen Frau, die im Sterben läge, zu helfen. Wir ſtiegen demnach die ſchwanke Bambusleiter hinan, welche wie gewöhnlich bei dieſen Pfahlbauten zunächſt auf einen oben offenen Raum, die azotea, führt, welche als Küche dient und von da in das Innere, welches hier in ein vorderes und hinteres Gemach geteilt war. In dem vorderen, das wir durchſchritten, befanden ſich, ſo weit ich bei dem ſchwachen Scheine eines vaso de luz, dem landesüblichen Beleuchtungsmittel, das aus einem mit Kokosöl geſpeiſten Nachtlicht beſteht, ſehen konnte, ein paar Truhen und Kaſten, ein paar santos unter Glasglocken, Heiligenfiguren in verſchiedener Größe mit von Gold- und Silberſtickerei ſtrotzenden Gewändern, wie ſie auf den Philippinen jede wohlhabende Familie im Hauſe hat, und eine Anzahl verſchiedenartiger Waffen. Im hinteren Gemach, das mit mehr Komfort ausgeſtattet war, ſaß auf mehreren Matten, von Kiſſen unterſtützt, eine jugendliche Frau von ſchönen europäiſchen Zügen und ſo lichter Hautfarbe, daß man ſie ſofort als eine ſpaniſche Kreolin, hija del païs, erkennen mußte, die nur ganz wenig indiſches Blut in ihren Adern haben konnte. Ihr wachsbleiches Antlitz und die leicht bläulichen Lippen verrieten eine ſchwere Erkrankung, und indem ſie ihre glänzenden, großen ſchwarzen Augen auf mich richtete, ſagte ſie: „Gracias à Dios y à la santisima virgen Maria, Gott und der Jungfrau Dank, daß Sie gekommen ſind, Herr Doktor. Verzeihen Sie meinem Manne und mir, daß wir Sie aufgehalten haben; ich weiß wohl, daß Sie mir nicht mehr werden helfen können, denn mit mir iſt's vorbei, aber mein Mann wünſchte ſo ſehr, Ihr Urteil zu hören, und auch ich wünſche, daß er ſich klar wird, daß ich ſterben muß und daß er hier nicht bleiben kann. Oh, Señor, Sie haben es vielleicht ſchon erraten, Sie ſind im Hauſe von Gregorio, den ſie El Zambaleño nennen. Schon iſt die Guardia civil uns wieder auf dem Nacken, diesmal iſt's Ernſt, ſie ſind über hundert Mann, und der Teufel von Villabrile iſt ihr Kommandant, der ſchon ſo viele von uns gente del monte (Leute vom Berg, ſo nennen ſich die Räuber oft) auf ſeinem Gewiſſen hat. In wenig Tagen wird mein Mann umzingelt, und darum muß er ſich retten, ſo lange es noch Zeit iſt.“ — „Du weißt, Maria,“ fiel ihr Mann ihr in die Rede, „daß ich nicht mehr ohne dich gehe.“ Ich hatte unterdes begonnen, die Kranke zu unterſuchen und konſtatierte ein ſehr weit vorgeſchrittenes Herzleiden, bei deſſen Stand höchſtens eine augenblickliche Erleichterung zu hoffen war, während man als wahrſcheinlicher eine baldige Herzlähmung befürchten mußte, umſomehr, als die pſychiſchen Aufregungen der Kranken offenbar deren Zuſtand aufs ärgſte verſchlimmerten. Wie es gewöhnlich bei ſolchen Kranken der Fall iſt, litt ſie zeitweiſe an heftigen Angſt- und Atemnotanfällen. Ein ſolcher trat auch jetzt infolge der Anſtrengung im Sprechen ein, und ich war froh, in meiner Reiſeapotheke die notwendigen Mittel bei mir zu haben, um die Kranke momentan zu erleichtern. Als ſie ſich beſſer fühlte, bat ſie ihren Mann, mir, der ich ja ein Fremder ſei, denn mit Spaniern wolle ſie nichts zu thun haben, zu erzählen, wie ſie beide in ſo elende Lage gekommen ſeien, damit ich nicht zu ſchlecht von ihnen dächte. Gregorio gehorchte und begann, jedoch offenbar nur ſehr ungern, und da auch ich kein Verlangen hatte, eine Räubergeſchichte zu hören, während ich je eher je lieber aus der Geſellſchaft fort geweſen wäre, unterbrach ich ihn und bat ſie, doch das Vergangene ruhen zu laſſen und an die Zukunft zu denken. Doch das half nichts, Maria ſchüttelte mit dem Kopfe, und ihr Mann mußte erzählen. Er wollte es nur kurz machen, aber ſie fiel ihm in die Rede und ergänzte ihn ſo oft, daß er ſchließlich ſeufzend nachgab und ausführlich berichtete. Dabei geriet er nach und nach ins Feuer und auch ich vergaß meiner Unruhe und wurde mehr und mehr gefeſſelt durch mein eigentümliches Erlebnis und durch die Schickſale des Paares da vor mir, von dem die Frau ſicher nur noch Tage, vielleicht Stunden zu leben hatte, während der Mann wie ein gehetztes Wild von ſeinen Jägern umſtellt, aller Wahrſcheinlichkeit nach auch in kürzeſter Friſt entweder im Kampfe um ſein Leben fallen oder in die Gewalt des gefürchteten Kommandante Villabrile, des beſten Offiziers für Räuberhetzen, den die Spanier hatten, kommen mußte; letzteres bei weitem das ſchlechtere Los, da er dann unfehlbar der garrote (der landesüblichen Würgſchraube) zur Hinrichtung überliefert werden würde. Ich werde das Bild nie vergeſſen: vor mir auf ihren Kiſſen die Geſtalt der Kranken, ſchweratmend, die dunkeln glänzenden Augen bald an den Lippen ihres Mannes hängend, bald mit einem Ausdruck unſagbarer Schwermut und Angſt auf mich gerichtet, daneben der furchtbare Räuber. Er ſtand, auf ſein Gewehr geſtützt, bekleidet mit Beinkleidern und Hemd vom ſchlechteſten Stoff, gegürtet mit einem Lederriemen, an dem eine Taſche und ſein großes Meſſer hing. Der flackernde Schein des Öllichtes fiel auf ihn, und ich ſah nun erſt, wie ſchön dieſer durch die Narbe entſtellte Kopf geweſen ſein mußte, der offenbar europäiſche Züge trug, da nur die dunkle Hautfarbe die des Indiers war.

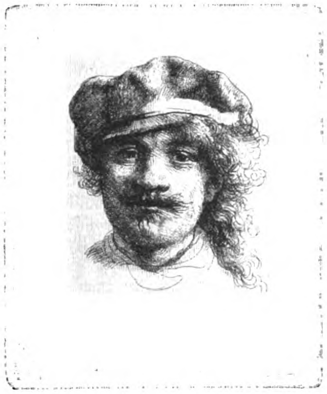
Maria war die Tochter eines ſpaniſchen Oberſten, der, wie es oft vorkommt, nach dem Verlaſſen des Dienſtes in den Philippinen geblieben war und in der Nähe von Manila auf einer kleinen Beſitzung lebte. Ihre Mutter war eine Meſtizin, die früh ſtarb. Obgleich einziges Kind, wurde ſie doch von ihrem Vater, der Geld zu wucheriſchen Zinſen auslieh und allgemein im Geruche eines hartherzigen Halunken ſtand, wie mir ſpäter auf meine Erkundigungen beſtätigt wurde, aufs nichtswürdigſte behandelt. Gregorio war der Sohn eines indiſchen Geiſtlichen in der Provinz Lambales. Sein Großvater war ebenfalls Spanier geweſen, ſein Vater, deſſen Lebenswandel bei den kirchlichen Behörden, obgleich er nichts Außergewöhnliches war, jedenfalls keine Aufmunterung fand, wurde als Pfarrer auf ein elendes Dorf geſetzt, wo er kaum Einkünfte hatte, ſich und ſeine große Anzahl Kinder zu ernähren, ihnen alſo keine beſſere Erziehung zu teil werden laſſen konnte. Da erbarmte ſich Gregorios ein benachbarter Pfarrer, ein ſpaniſcher Auguſtiner, unterrichtete ihn erſt ſelbſt und ſchickte ihn dann einige Jahre nach Manila ins Kolleg. Er wollte ihn ſtudieren laſſen, ſtarb aber kurz nach Gregorios Vater, ſo daß der Junge mit achtzehn Jahren allein für ſein Fortkommen ſorgen mußte. So kam er als Schreiber zu Marias Vater. Er blieb dort vier Jahre trotz ſchlechter Behandlung, denn die jungen Leute liebten ſich und hofften einander angehören zu dürfen. Aber alle ihre Bemühungen bei Marias Väter waren umſonſt, und als einſt beide ihn wieder aufs dringendſte um ſeine Einwilligung baten, geriet er in Wut und ſchlug in ihrer Gegenwart Gregorio blutig. Dieſer beklagte ſich beim Alkalden und wurde mit Lachen abgewieſen. Was die jungen Leute durch Güte nicht erreichen konnten, hofften ſie durch Gewalt zu ertrotzen und flohen. Aber man ſetzte ihnen nach und ſie wurden eingeholt; Gregorio wurde im Ortsgefängnis eingeſperrt, Maria in einem Zimmer ihres väterlichen Hauſes eingeſchloſſen. Gregorio gelang es bald, zu entkommen, und nach einigen Monaten brachte er es fertig, mit Hilfe einer alten Dienerin Marias mit letzterer wenigſtens ſchriftlich wieder in Verbindung zu treten. Ihr Vater erfuhr es und erklärte ihr, der Alkalde, der gerade nach einer anderen Provinz verſetzt ſei, begehre ſie als Dienerin und ſie habe ihm zu folgen. Sie merkte ſofort, daß ſie ſchändlich verhandelt und verkauft werden ſollte, und als im Wortwechſel ihr Vater die Äußerung fallen ließ, ihre Mutter ſei gar nicht ſein Weib geweſen und wenn er nicht wolle, brauche er ſie gar nicht als ſeine Tochter anzuerkennen, war ihr Entſchluß gefaßt. Sie fand Mittel, mit Gregorio einen Plan zur Befreiung zu ſchmieden. Er wollte ein kleines, als Scheune dienendes Haus, das Marias Vater gehörte und etwas entfernt vom Wohnhaus lag, in einer beſtimmten Nacht anzünden, und wenn, wie vorauszuſehen, alles dorthin eilen würde, um zu löſchen, zu Maria dringen und ſie befreien, um dann mit ihr zu fliehen.

Alles geſchah wie verabredet. Als die Hütte brannte und Marias Vater mit allen Dienſtboten hingeeilt war, das Feuer aufzuhalten, erbrach Gregorio Marias Gefängnis und eilte mit ihr davon. Aber ſie waren kaum aus dem Hauſe, als ihr Vater, der gerade zurückkam, um etwas zu holen, beide erblickte, die erſte Waffe, die er erreichen konnte, einen Reiterſäbel, ergriff und ſie verfolgte. Die jungen Flüchtigen würden ihm leicht entronnen ſein, wenn nicht Maria ſich beim Herabſpringen von der Treppe am Fuße verletzt hätte; ſo erreichten ſie kaum den Rand des Buſches, als ihr Vater ſie einholte. Gregorio machte ſeinen bolo bereit und beide Männer ſtürzten aufeinander. Der Kampf dauerte nur einen Augenblick. Der Spanier ſtürzte mit tödlicher Bauchwunde zuſammen, doch auch Gregorio ſchwankte, er hatte einen furchtbaren Hieb, deſſen Narbe noch jetzt ſein ganzes Geſicht verunſtaltete, erhalten. Doch konnte Maria den Verwundeten in den Buſch führen bis zu einer Stelle, wo ſie vor augenblicklicher Verfolgung ſicher waren. Ich werde es nicht vergeſſen, mit welchem Ausdruck die Unglückliche, als ihr Mann in ſeiner Erzählung an dieſe Szene gekommen war, hinzuſetzte: „Glauben Sie nicht Señor, daß ich mich etwa meines Vaters erbarmt hätte, als ich ihn zuſammenſtürzen ſah, nein, wir hatten abgerechnet, ich war ihm nichts ſchuldig und ich dankte Gott.“ Ihre Schuld hat freilich die Arme in den zwölf folgenden Jahren reichlich gebüßt! — Eine Verfolgung der Geflohenen fand zunächſt nicht ſtatt, da der Wind ſich erhoben hatte und das ganze Dorf den Flammen überlieferte. So hatte jeder genug mit ſich zu thun, und erſt am folgenden Morgen wurde Marias Vater am Waldesrande gefunden. Er lebte noch einige Tage und war noch im ſtande, den Brandſtifter und ſeinen Mörder zu bezeichnen und ſeiner Tochter zu fluchen.

(Schluß auf S. 430.)

Aus den Kupferſtichmappen des Daheim.

Ein Gegenſtand beſonderer Liebhaberei pflegt dem Kupferſtichſammler die Mappe der Radierungen zu ſein, dieſer graziöſen Kinder beſonders glücklicher Stunden und Hände. Aus ihnen ſpricht die Eigenart des Künſtlers am unmittelbarſten zu uns; in ihrer zwar ſchwierigen, aber auch die höchſte künſtleriſche Virtuoſität herausfordernden Technik gibt er ſeinem Empfinden den eigenſten Ausdruck, und nach Jahrhunderten noch bieten ſie uns ſeine intimſte künſtleriſche Handſchrift dar, ſo daß man beim Betrachten eines dieſer vergilbten und doch ſo friſchen Blätter auszurufen verſucht iſt: ja, ja, manu propria. Darum hat auch unter den Künſtlern von jeher das Radieren als eine vornehme Art der Thätigkeit gegolten, die geübt wurde als Sport und zur Erholung zwiſchen größeren Arbeiten. War die Technik des Radierens zeitweiſe in Abnahme gekommen, ſo empfand man das als eine unhübſche Erſcheinung und that ſich in Geſellſchaften und Klubs zuſammen, um die edle Radierkunſt von neuem zu pflegen.



Rembrandts Bildnis, von ihm ſelbſt radiert 1634.

Der König der Radierer aber iſt unbeſtritten Rembrandt. Seine Blätter bilden das Ziel, die Freude und den Stolz des Sammlers. Mit ſeiner virtuoſen Hand, ſeiner kühnen Radiernadel und ſeinem unerbittlichen Auge hat er 376 radierte Blätter geſchaffen, von ſeinem größten und bedeutendſten Blatte, dem großen „Ecce homo“ an bis herab zu dem winzigſten Bettlerköpfchen. Rembrandt wurde geboren bei Leyden im Jahre 1606; er ſtarb zu Amſterdam 1674 im Alter von achtundſechzig Jahren. Seine früheſten datierten Radierungen ſind aus dem Jahre 1628, ſeine letzten von 1661. Er hat niemals vor eines anderen Menſchen Augen radieren wollen, und die Art ſeines Arbeitens galt lange als undurchdringliches Geheimnis. Unter den Stoffen ſeiner Radierungen ſtehen obenan die bibliſchen aus dem alten und neuen Teſtamente; dann kommen ſehr viele Bettlerdarſtellungen und ſolche aus dem niederen Volksleben, zahlreiche Bildniſſe, Landſchaften und Tierſtücke.

Dem ungeſchulten Auge, welchem kein Kunſtwerk gefällt, wenn es nicht im modernen Sinne gefällig iſt, werden nicht viele Blätter Rembrandts ganz ſympathiſch ſein. Nur wenige verbinden mit ihrer genialen Ungebundenheit und Kraft jene zierlich ſaubere Vollendung der Ausführung, welche nun einmal für den Laien unentbehrlich zum Genuß iſt. Zu dieſen wenigen gehört das kleine Eigenbildnis, welches wir herausgreifen und in kunſtvoller Holzſchnittnachbildung von G. Treibmann wiedergeben. Es iſt eine der ausgeführteſten und reizvollſten Schöpfungen ſeiner Radiernadel und ſtellt ihn dar etwa im achtundzwanzigſten Lebensjahre, wenigſtens ſtammt es aus dem Jahre 1634. Rembrandt hat ſich ſelbſt ſehr oft in den verſchiedenſten Auffaſſungen, Altersſtufen und Trachten radiert. Ein ſehr hübſches Blatt dieſer Art iſt das, auf dem er ſich mit ſeiner Frau am Tiſche dargeſtellt hat, den Zeichenſtift in der Hand, im Pelzrock mit breitem umgeſchlagenen Halskragen, den großen Rembrandthut mit der Feder auf dem Kopfe.

Der geehrte Leſer, welcher ſich auf das Sammeln von Rembrandtradierungen legen will, muß tief in ſeinen Beutel greifen. Das große Eccehomoblatt wurde 1882 in der Auktion Oppermann zu Berlin auf 3450 Mark getrieben; das „Hundertguldenblatt“ (die Krankenheilung darſtellend) ging auf der Auktion Lobanow in Berlin 1881 auf 4000 Mark; die „Landſchaft mit den drei Bäumen“ auf der Auktion Boerner-Liphart in Leipzig 1876 auf 3050 Mark. Das Original unſeres kleinen obigen Eigenbildniſſes kam ſeiner Zeit auf 230 Mark zu ſtehen. Um nicht abzuſchrecken, wollen wir nicht verfehlen, hinzuzufügen, daß man ſchon recht gute, kleine Blätter von ihm in leidlichen Abdrücken für 20, 30, 40 Mark haben kann. Und damit möge das kleine, jetzt gerade 250 Jahre alte Original wieder in ſeine Mappe wandern.

Nach ſieben Jahren.

Novelle von **Germanis.**

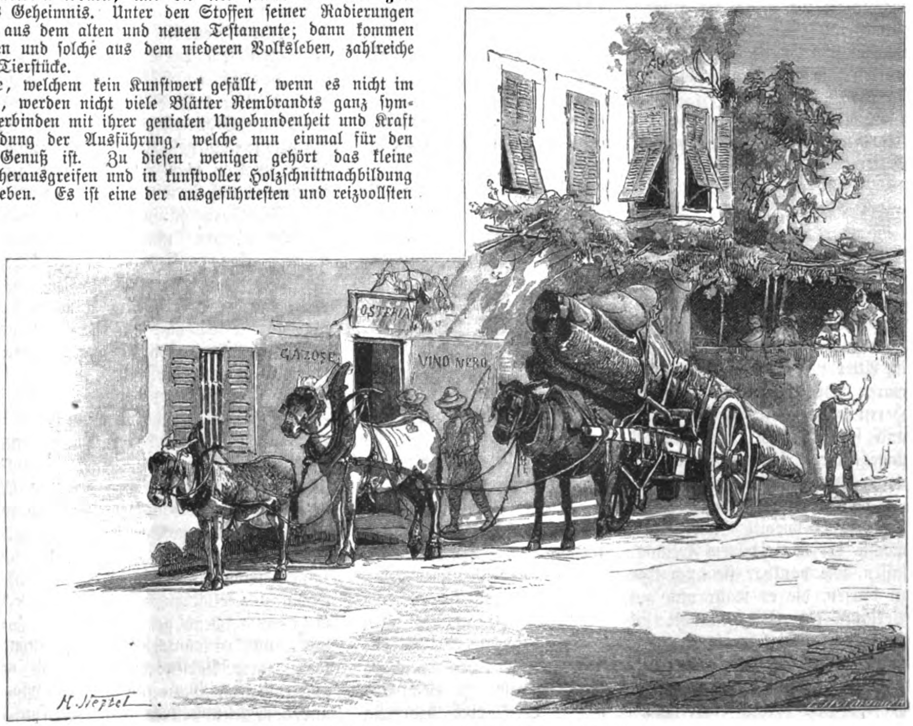
(Fortſetzung.)

V.

In ihrer augenblicklichen Verlaſſenheit und argbedrängten Lage beſaß Barbara nur noch eine Stätte, der ſie ſich zuwenden konnte, nur noch ein Herz, dem ſie ſich anvertrauen durfte, ihre Freundin Marianne.

Zu ihr, die in Neuenburg, der früheren Garniſonſtadt ihres Vaters verblieben, und dort einen Herrn von Hugſtetten von den Huſaren geheiratet hatte, wollte ſie eilen, um an ihrer Bruſt ihren Kummer auszuweinen und in ihrer treuen Freundſchaft die Kraft zu finden zu neuen Entſchließungen für die Zukunft. Trotz allem Wechſel der Zeit und der Verhältniſſe war Marianne für ſie immer dieſelbe geblieben. Ihr vortrefflicher Charakter und ihr liebevolles Herz hatten ſich nur bewährt in den Tagen der Not, und wenn Barbara ihrer oft wiederholten, herzlichen Einladung bisher nicht gefolgt war, ſo geſchah dies nur, weil ſie wußte, daß ihre Freundin durchaus nicht in glänzenden Verhältniſſen lebte, und ſie ihrem kleinen, kinderreichen Haushalt die Laſt eines wochenlangen Beſuches nicht aufbürden wollte.

Jetzt aber, wo ihr nichts anderes mehr übrig blieb, als Mariannens Hilfe in Anſpruch zu nehmen, mußten alle derartigen Bedenken ſchweigen und ſie hatte keinen Augenblick



An der italieniſchen Grenze zwiſchen Mentone und San Remo.

gezögert, nach Maßgabe dieſer Erwägungen ihre Reiſeroute zu wählen.

Als ſie am anderen Morgen in Neuenburg anlangte, war die Stadt noch in die grauen Nebelſchleier der Dämmerung gehüllt und machte einen ſo überaus nüchternen, trübſeligen Eindruck, daß es der einſamen Reiſenden ſcheinen wollte, als trauere auch ſie um eine ſchöne, ſonnige Vergangenheit.

Die Hugſtettenſche Wohnung war leicht zu erfragen, aber auch dort fand ſie noch alles im tiefen Schlafe. Sie hatte Mühe, die Dienſtboten herauszuklopfen, und überhaupt Einlaß zu erhalten. Solch eine frühe, überraſchende Ankunft iſt immer eine ſehr unerquickliche Sache, und Barbara empfand das doppelt nach der langen, einſam durchwachten Winternacht. Sie litt es aber nicht, daß die Herrſchaft geweckt wurde, ſondern ſetzte ſich ſtumm und fröſtelnd in eine Ecke des Wohnzimmers, und ſah mit einer Art verwunderter Aufmerkſamkeit, wie das Mädchen das Zimmer ausfegte, und der Burſche mit verwirrtem Haar und ungewaſchenem Geſicht von einem Ofen zum anderen ging und das Feuer anmachte. Sie war hungrig und übernächtig, abgeſpannt und todmüde, aber ſie empfand das alles nur ſehr unklar, und zählte in einer ſtumpfen, mechaniſchen Weiſe die Kornblumenboukettes auf der gegenüberliegenden Wand, als wenn davon ihr Geſchick abgehangen hätte. Sie war eben am Rande ihrer Kräfte angelangt, geiſtig wie körperlich, und ſelbſt das Gefühl ihres Elendes war ihr für den Augenblick verloren gegangen.

Ihre Teilnahme wurde erſt wieder eine regere, als Marianne, — die nun doch von der Ankunft einer fremden, jungen Dame gehört hatte, in Schlafrock und Pantoffeln eilfertig herbeikam, und, halb erſchreckt halb erfreut, nichts Beſſeres zu thun wußte, als die ſo unerwartet Erſchienene mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit in die Arme zu ſchließen. Aber ſtatt nun eine Beruhigung zu finden in dieſem lang und heiß erſehnten Wiederſehen, brach Barbara bei dem erſten warmen Liebeswort, mit dem Marianne ſie begrüßte, in Thränen aus, und dieſe ſah nun wohl ein, daß etwas Beſonderes paſſiert und die Zeit zu teilnehmenden Fragen noch nicht gekommen ſei. Sie ließ ihr Zeit, ſich zu beruhigen und auszuweinen, und betrachtete mit ſtiller Wehmut der geliebten Freundin blaſſes Geſicht, dann aber machte ſie ihr Recht als Hausmütterchen geltend, und Barbara mußte ſich ohne Widerrede ihren Anordnungen fügen. Ein Bett wurde ſchnell aufgeſchlagen, Barbara hineingelegt, eine Taſſe ſtarken Thees ihr aufgenötigt, und erſt als ein leiſes Lächeln dankbaren Behagens ihre Lippen umſpielte, und ein ſanfter Schlummer ſie gefangen nahm, löſte Marianne ihre Hand aus der ihren und ſchlüpfte hinweg, um ihren anderen häuslichen Pflichten zu genügen.

Auch als Barbara nach einigen Stunden ſichtlich geſtärkt und erfriſcht bei Tiſche erſchien, und von Herrn von Hugſtetten ebenſo herzlich bewillkommnet wurde wie von ſeiner Frau, drängte dieſe ihre ſehr begreifliche und verzeihliche Neugierde, über die Veranlaſſung zu dieſem plötzlichen Beſuch etwas Näheres zu erfahren, zurück und bat Barbara vorläufig jedes Geſpräch zu vermeiden, das ſie irgendwie aufregen könne. Erſt als alle Bekannten durchgeſprochen und die wirklich ſehr reizenden Kinder im Alter von zwei bis fünf Jahren genügend bewundert worden waren, durfte Barbara von ihrem letzten Zuſammentreffen mit Herrn von Bachren und allen ſeinen peinlichen Folgen erzählen, und ſchon dieſes rückhaltloſe Ausſprechen verſchaffte ihr eine ungeheuere Erleichterung, nachdem ſie in der letzten Zeit in der Lage geweſen, alles mit ſich allein durchkämpfen zu müſſen.

Mariannens liebevolle Teilnahme war ihr ein großer Troſt, aber wieviel Sympathie und Verſtändnis ſie auch finden mochte bei der einzigen Freundin, welche das Schickſal ihr gelaſſen, wie dankbar ſie auch war, wieder unter Menſchen leben zu dürfen, die es wahr und gut mit ihr meinten, im weiteren Verlaufe der Zeit geſtaltete ſich ihr Aufenthalt in der alten Heimat doch viel weniger angenehm und befriedigend, wie ſie anfangs gedacht, und nachdem ſie einige Wochen in Neuenburg zugebracht hatte, machte ſich wieder von neuem das Bedürfnis bei ihr geltend, auf die eine oder andere Weiſe eine Änderung herbeizuführen.

Viele ihrer früheren Bekannten waren verſetzt worden und weggezogen, ihre Jugendgefährtinnen und Schulkameraden hatten ſich verheiratet, die neue Generation, obgleich nur durch wenige Jahre von ihr geſchieden, war ihr fremd, und diejenigen, welche noch übrig geblieben waren von der alten Garde, waren meiſt ſolche, die ihrer Zeit im Pelladryſchen Hauſe viel Freundlichkeit und viel Vergnügen genoſſen hatten, desſelben aber jetzt nur noch gedachten, wenn ſie es angemeſſen fanden, ſich über die zurückgezogene, wenig zur Repräſentation neigende Lebensweiſe des jetzigen Regimentskommandeurs tadelnd zu äußern, und Vergleiche heraufzubeſchwören, die natürlich meiſt zu gunſten der guten alten Zeit ausfielen, wo ſie ſelbſt noch die Illuſion hatten, jung zu ſein.

Barbara gegenüber betonten ſie mehr den Luxus als die Behaglichkeit, mehr die Vergnügungsſucht als die wahre und großartige Gaſtfreundſchaft, welche ihre Eltern geübt, und wenn ſie ſich ihrer Kindheit und erſten Jugend erinnerten, ſo geſchah es nur, um ihr anzudeuten, welch ein wildes, verzogenes kleines Geſchöpf ſie geweſen ſei. Man ging ſogar ſoweit, ihre eigene Heimat- und Mittelloſigkeit in wenig verhüllter Sprache als die natürliche Folge der früheren Pelladryſchen Extravaganzen hinzuſtellen, und Barbara hatte auch hier wieder Gelegenheit zu erfahren, daß die Geſellſchaft nur ein kurzes Gedächtnis hat für die Stiefkinder des Glücks.

Aber auch da, wo herzliche Freundſchaft und aufrichtige Teilnahme ihr entgegengebracht wurden, konnte ſie nicht umhin, ſich gar häufig verletzt zu fühlen, denn für eine ſtolze Seele iſt Kälte leichter zu ertragen als Mitleid, und ihr durch die traurigen Erfahrungen des letzten Jahres verwundetes und verbittertes Gemüt ließ ſie von jeder Berührung mit der Außenwelt immer mehr zurückſchrecken und ſich zuletzt faſt gänzlich in die engen Schranken der Häuslichkeit zurückziehen.

Das hatte unter den obwaltenden Umſtänden aber auch ſeine Schattenſeiten. Ruhe und Frieden fand ſie innen ſo wenig wie außen, und die Urſache hiervon lag durchaus nicht in dem Betragen ihrer Freunde, ſondern in einem ungünſtigen Zuſammentreffen von Zufälligkeiten, die an ſich geringfügig und klein, doch vollkommen hinreichten, ihr das Leben im Hugſtettenſchen Hauſe auf die Dauer nach jeder Richtung hin zu erſchweren.

Ihre Freundin that alles was immer ihr nur lieb und angenehm ſein konnte, und war wahrhaft rührend in ihrem Bemühen ſie zu tröſten und zu zerſtreuen, Barbara ſah aber nur zu gut, daß dies ohne einen gewiſſen Aufwand von Zeit, Geld und Bequemlichkeit, trotz der Beſcheidenheit ihrer jetzigen Anſprüche nicht geſchehen konnte, und Marianne zu wenig Herrin der Situation war, um alles fern zu halten, was ſtörend und irritierend auf ſie einwirken mochte.

Die Sorge für Mann, Haus und Kinder ſtand naturgemäß bei ihr obenan, und die Anforderungen des täglichen-Lebens nahmen ihre geiſtigen und körperlichen Kräfte ſo vollſtändig in Anſpruch, daß die ideale Richtung der früheren Zeit ganz untergegangen war in der nüchternen Proſa des realen Lebens. Barbara lernte hier zum erſtenmale alle die kleinen Kümmerniſſe und Widerwärtigkeiten einer beſchränkten, mit Kindern geſegneten Leutnantswirtſchaft kennen, und konnte nicht umhin Marianne lebhaft zu bewundern, die, in dem Bewußtſein ihres ehelichen und mütterlichen Glückes, alle Anſtrengungen und Mühſeligkeiten mit heiterm Gleichmut ertrug, und das vierſtimmige Geſchrei ihrer kleinen Sprößlinge für die ſchönſte Muſik erklärte, während Barbara bei aller Liebe für die kleinen Muſikanten ſie doch mitunter etwas ſtörend und angreifend fand.

So war zum Beiſpiel eine längere, eingehende Unterhaltung zwiſchen den beiden Freundinnen, die ſich doch ſo viel zu erzählen hatten, beinah eine Unmöglichkeit. Die Kinder, nicht gewöhnt ſich ſelbſt zu beſchäftigen, von der alten Kinderfrau nicht mehr ausreichend gefeſſelt, hatten immer etwas zu fragen, zu bitten und zu wünſchen, und die zärtliche Mutter, von der Wichtigkeit ihrer kleinen Anliegen etwas mehr überzeugt als gerade notwendig war, hatte für dieſe nur Auge und Ohr, und horchte oft nur noch ſehr zerſtreut der Fortſetzung von einer von Barbaras Mitteilungen, deren Anfang ſie vielleicht ungemein intereſſiert hatte.

Zudem war das Quartier klein, jeder Winkel beſetzt, und das Zimmer, das man ihr ſo bereitwillig überlaſſen, das Kabinett des Hausherrn, das er täglich ſchmerzlich vermiſſen mußte, da es der einzige Ort war, an den er ſich in dem allgemeinen Wirrwarr zuweilen hatte zurückziehen können. Barbara fühlte ſich bedrückt von ſd viel Güte und war nicht gewillt noch ferner alle die Opfer anzunehmen, die ſie ſich außer ſtande wußte in irgend einer Weiſe zu erwiedern. Bei aller Bereitwilligkeit ſich nützlich zu machen, bot ſich doch für ihre Leiſtungen hier das geeignete Feld nicht dar, und in allen praktiſchen, häuslichen Dingen war ſie ſelbſt noch zu ſehr Mariannens Schülerin, um ihr eine wirkliche Hilfe ſein zu können.

Auch glaubte ſie nach und nach bemerken zu können, daß ihre Anweſenheit für das gute Einvernehmen der beiden Ehegatten nicht gerade ſehr förderlich war, und die Thatſache, daß Marianne aus einem tête-à-tête mit ihrem Gatten oft mit rotgeweinten Augen hervorging, beſtärkte ſie nur in der Annahme, daß die gute kleine Frau in der traurigen Lage war, die geliebte Freundin gegen das härtere Urteil und die rauhere Anſchauungsweiſe ihres Herrn und Gebieters in Schutz zu nehmen.

Herr von Hugſtetten war im Grunde ſeines Herzens vielleicht nicht weniger wohlwollend und hilfebereit wie ſeine warmherzige Gattin, und wenn ſie ein Opfer brachten, ſo brachten ſie es jedenfalls gemeinſam, aber ſie that es, wie ſo oft in ſolchen Fällen, heiteren Sinnes und lächelnden Angeſichts, während der Vertreter des ſtarken Geſchlechts ein leiſes Brummen dabei nicht zu unterdrücken vermochte und ſeine Frau am liebſten für ſich ganz allein behalten hätte.

Barbara war zu feinfühlend, um das nicht ſehr bald zu begreifen, und klug und verſtändig genug, um ihrem ſonſt ſo liebenswürdigen Wirt dieſe kleine Schwäche zu verzeihen; ſie ſah nur ein, daß ſie Mariannen, die ſchon ſo viel für ſie gethan, dieſen Stein des Anſtoßes aus dem Wege räumen müſſe, und ſetzte alles in Bewegung, um ihre Freunde möglichſt bald von ihrer Gegenwart zu befreien. Aber es wollte ſich ſo ſchnell nichts Paſſendes finden, ſie mußte viele vergebliche Schritte thun und hielt ſich ſchon ganz beſonders fürs Unglück prädeſtiniert, als eine neue Schickſalswendung ſie eines Beſſeren belehrte und ſie eine Stellung fand, wie ſie dieſelbe gar nicht beſſer und angenehmer hätte wünſchen können.

VI.

Durch die Zeitung hatte eine ſchleſiſche Adelsfamilie auf dem Lande unter ſehr annehmbaren Bedingungen als Geſellſchafterin für die einzige Tochter ein junges Mädchen geſucht, das im Beſitz geſellſchaftlicher Tournüre, ſprachgewandt und hervorragend muſikaliſch ſein ſollte, und Barbara, welche hoffte, den geſtellten Anforderungen genügen zu können, hatte ſich dorthin gemeldet, lange Zeit aber keine Antwort erhalten und endlich geglaubt, auch dieſe Möglichkeit wieder aufgeben zu müſſen.

Eines Tages aber, als ſie allein in ihrem Stübchen ſaß und in betrübtem Sinnen hinausſtarrte auf den engen Hof, wurde ihr ein Brief überbracht, wonach eine Baronin von Bergen in Walddorf in Schleſien ihr Anerbieten annahm und ſie bat, falls ſie frei wäre ſich ſo einzurichten, daß ſie noch in dem Laufe derſelben Woche bei ihnen eintreffen könne. Reiſeroute und Reiſegeld waren beigefügt, und das ganze Schreiben ſo liebenswürdig gehalten, daß Barbara ſich ſehr wohlthuend berührt fühlte und dieſe endliche Entſcheidung mit Freuden begrüßte.

Nachdem ſie unter dem Drucke unthätigen Harrens ſo lange gelitten und es ſo ſchwer gefunden hatte, ſich nur abwartend zu verhalten, war es ihr eine wahre Erleichterung, wieder etwas Greifbares vor Augen zu haben, und die Elaſtizität und Lebhaftigkeit ihres Naturells machte es ihr leicht, ſich in einen neuen Gedankengang hineinzufinden. Voll Luſt und Eifer betrieb ſie ihre Vorbereitungen zur Reiſe, und Herr von Hugſtetten fand ſie ſo liebenswürdig in dieſer neuen Phaſe ihres Weſens, daß er es aufrichtig bedauerte, ſie ſchon ſcheiden zu ſehen.

Begleitet von ſeinen und Mariannens wärmſten Wünſchen für die nächſte Zukunft, begab ſie ſich wenige Tage nach Empfang des Briefes an einem friſchen Maimorgen auf die Reiſe und langte noch denſelben Abend wohlbehalten in Walddorf an.

Auf dem primitiven Bahnhofe der kleinen Zwiſchenſtation wurde ſie von einer außerordentlich freundlichen, älteren Dame empfangen, die, wie ſie ihr ſelbſt ſogleich mitteilte, eine Verwandte des Bergenſchen Hauſes und für alle Welt „Tante Bella“ war, und von dieſer in die Familie eingeführt, wurde es ihr leicht ſich zu orientieren, und den Erwartungen, die man von der neuen Hausgenoſſin hegte, den beſten Willen und das rechte Verſtändnis entgegen zu bringen.

Die Baronin, eine elegante, ſtattliche Frau mit ſchönem, energiſchen Geſicht und einem Zug von Wohlwollen um den feinen Mund, war Witwe, und durch die intenſive, ſelbſtändige Bewirtſchaftung eines größeren Güterkomplexes ſo in Anſpruch genommen, daß ſie für anderes wenig Zeit behielt; Tante Bella ſorgte für das Hausweſen und die Armen und Kranken, und Silvia, die jugendliche Tochter des Hauſes war dadurch ſo viel ſich ſelbſt überlaſſen, daß, als Lehrer und Erzieherinnen ihr Werk an ihr gethan, der Wunſch, ihr eine jüngere Gefährtin zu geben, als ein durchaus berechtigter erſchien.

Silvia war alſo die Hauptperſon, und Barbara, die ihr ſogleich ihre ganze Aufmerkſamkeit zuwandte, fand ſie vom erſten Augenblick an außerordentlich anziehend.

Ohne beſonders hübſch zu ſein, beſaß ſie doch eine heitere Anmut und ſanfte Würde, welche ihr einen großen Reiz verliehen, und das lang herabfallende, lichtblonde Haar, die blauen Augen und der roſige Teint verſtärkten noch den Eindruck kindlicher Friſche und Unſchuld, welchen ihre ganze Erſcheinung hervorbringen mußte.

Sie war noch nie längere Zeit von Hauſe fort geweſen, bedeutend jünger als Barbara, und ſo weltfremd und unerfahren, als dies bei einem jungen Mädchen im XIX. Jahrhundert nur immer möglich iſt. Aber ſie beſaß feines Gefühl und einen klaren Blick, der ſie in ihrem Urteil nur ſelten fehl greifen ließ, und wenn ſie ſich für etwas entſchieden hatte, ſo hielt ſie daran feſt mit einer Willensſtärke, wie man ſie unter dieſer weichen, kindlichen Außenſeite kaum hätte vermuten dürfen. —

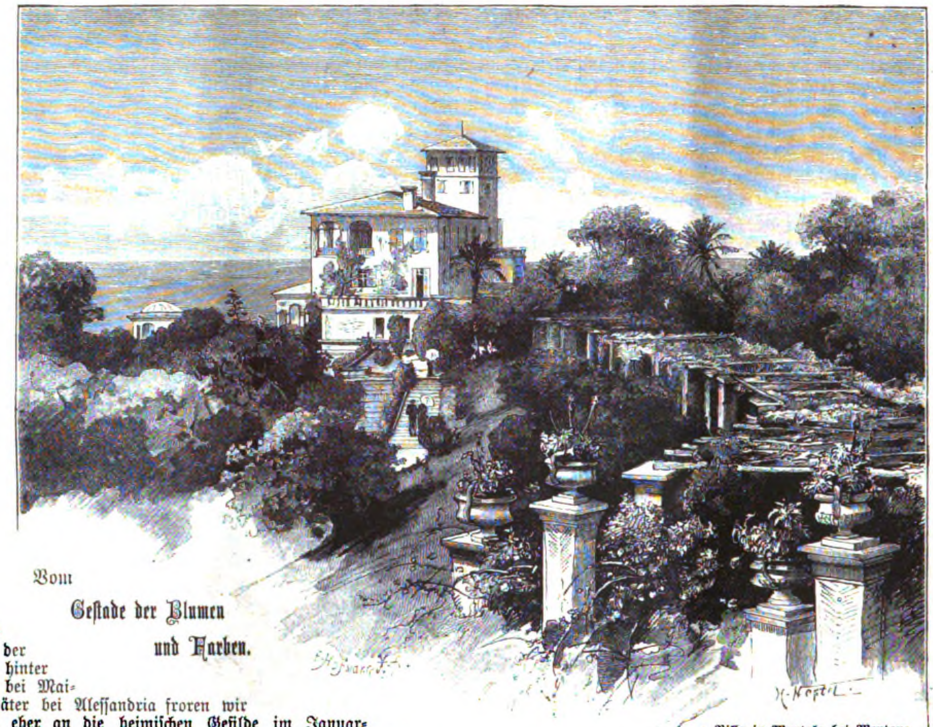
Barbara gelang es ſehr bald, ihr Vertrauen und ihre Zuneigung zu gewinnen, und die beiden jungen Mädchen lebten ſich ſo gut mit einander ein, daß ſie ſchon nach Wochen wie zwei Schweſtern mit einander verkehrten, und die Baronin ſich Glück wünſchte, eine ſo gute Wahl getroffen zu haben.

Silvia, ungemein pflichttreu und immer beſtrebt, ſich zu vervollkommnen, freute ſich, in Barbara eine Geſellſchafterin zu beſitzen, die noch mit allen ihren jugendlichen Intereſſen ſympathiſieren konnte, und doch geſchult und gereift genug war, um ihr in allerhand Künſten und Fertigkeiten ein ſchönes Vorbild zu ſein. Sie malten und muſizierten, ſie laſen und arbeiteten zuſammen, und wenn Silvia eine eifrige und gelehrige Schülerin war, ſo gefiel auch Barbara ſich nicht wenig in der Stelle eines jugendlichen Mentors, der gern bereit iſt, die Summe ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen mit andern zu teilen.

Während ſie aber ſo, faſt unbewußt, Silvias Lehrmeiſterin wurde, war dieſe ihr in anderen Dingen weit überlegen, und ihre emſige Thätigkeit und praktiſche Umſicht, die Vielſeitigkeit ihrer Intereſſen und die Ernſthaftigkeit, mit der ſie jede, auch die kleinſte ihrer Pflichten, erfüllte, zeigten Barbara beſſer als Worte es je vermocht, wie viel ſie früher verſäumt haben mochte, wie oberflächlich und ſelbſtſüchtig ihr bisheriges Leben geweſen. Sie lernte nachdenken über ſich ſelbſt, und über dieſem ernſten Streben immer beſſer und tüchtiger zu werden, verloren auch die Schmerzen der Vergangenheit ihren ärgſten Stachel, und ſie dankte Gott, endlich ein Aſyl gefunden zu haben, wo ſie glaubte, anderen nützen und, wenn nicht das Glück, ſo doch den eigenen Frieden wieder finden zu können.

Selbſt das Landleben, das ihr früher ſo langweilig und trivial erſchienen, lernte ſie jetzt aus eigener Anſchauung kennen und lieben, und mit dem wachſenden Verſtändnis gewann ſie ſogar Intereſſe für die verſchiedenen wirtſchaftlichen Vorgänge, die ein unerſchöpflicher Quell der gemeinſamen Beratung und Unterhaltung waren.

(Fortſetzung folgt.)



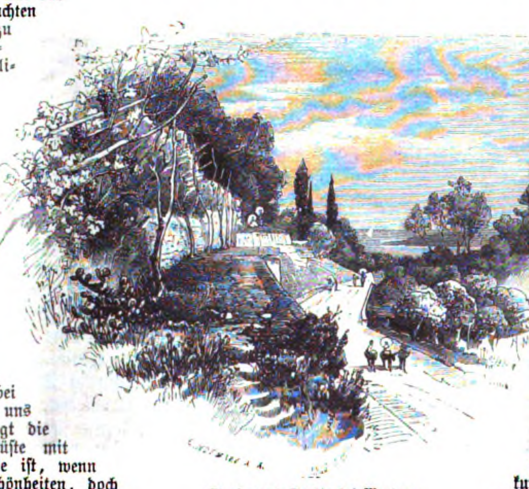
Villa in Murtola bei Mentone.

Vom Geſtade der Blumen und Farben.

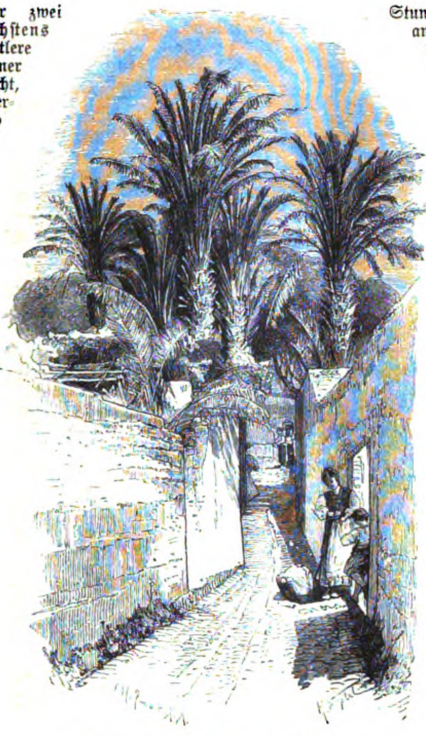
Die Winterlandſchaft der Alpen lag hinter uns. Noch bei Mailand und ſpäter bei Aleſſandria froren wir und dachten eher an die heimiſchen Gefilde im Januarſchmuck, als an ſüdliche Landſchaften. Was an wollenen Decken vorhanden war, wurde hervorgeſucht, und wer ſo etwas wie einen Pelz beſaß, wurde beneidet. Ein deutſcher Ofen, an dem man ſich geſchützt weiß, war in dieſen Augenblicken das Ziel unſerer Sehnſucht. Aber wenige Stunden ſpäter, als der liguriſche Apennin mit ſeinen langen Tunnels und den großartigen Eiſenbahnkunſtbauten hinter uns lag, da war es, als wenn beim Rütteln des Kaleidoſkops urplötzlich ein anderes Bild auf uns einwirkte: hell und warm wie an einem ſchönen Maitage ſchien die Sonne, da gab es keinen Schnee, kein Eis mehr zu ſehen und der ſtrenge Winter war durch den blühenden Frühling erſetzt. Zauberhaft ſchnell hatte ſich kurz vor Genua dieſer liebliche Wechſel vollzogen, und als das an lauter winterliche Gebilde gewöhnte Auge plötzlich belaubten Bäumen, Roſen und anderen Blumen in den Gärten, offenen Fenſtern und leichtgekleideten Menſchen begegnete, die im Sonnenſchein ruhten, da waren wir alle glückſelig und froh erregt. Und bald trat das Meer hinzu, das in felſigen Buchten mit beſonders tiefem Blau zu leuchten ſchien, maleriſch gelegene Orte an Bergabhängen, Olivenhaine und viele Orangegärten, reizende Villen vervollſtändigten das Bild und ſagten uns, daß wir nun wirklich angelangt waren am heißerſehnten Ziele unſerer Wünſche, am nächſten Endpunkte einer mehrtägigen Reiſe an der Riviera, dem Geſtade par excellence, der Küſte voll Blumenpracht, voll Farbenſchmelz und voll ſüdlich balſamiſcher Luft. —

Alſo an der Riviera! Aber nach welcher von beiden, denn es gibt deren zwei, die ſich bei Genua ſcheiden, wenden wir uns heute hin? Gegen Morgen liegt die Riviera di Levante, die Oſtküſte mit Nervi, Rapallo, Spezia. Sie iſt, wenn auch unendlich reich an Naturſchönheiten, doch nicht ſo gefeiert und beſucht wie ihre weſtliche Schweſter, die Riviera di Ponente, die wunderbare Strecke Landes am Meer von Genua bis Nizza; dieſer neigt ſich heute die Wagſchale zu.

Seit mehreren Jahren folgt der Schienenweg der buchtenreichen liguriſchen Küſte; es iſt ein Werk, mit großen Koſten und ſchwerer Arbeit hergeſtellt, von dem aus, ſchnell dahinſauſend, wir nur ſtückweiſe, abgebrochen das zauberhafte Bild erfaſſen können, denn kaum gelingt es uns, eine der köſtlichen Landſchaften am Meere zu überſchauen, ſo iſt die Schönheit durch einen Tunnel verſchlungen. Darum wähle man die alte, an Abwechſelung ſo reiche Fahrſtraße, die Route de la corniche, welche vollſtändig die Pracht der Gegend erſchließt und zuerſt uns nach Pegli bringt, jetzt auch in Deutſchland bekannt durch den Aufenthalt der Frau Kronprinzeſſin daſelbſt vor einigen Jahren. Wir müſſen ſchnell wandern, denn nur wenige Spalten geſtattet uns die Redaktion, die den Nachdruck auf die Begleitworte zu den Bildern legt. Darum dürfen uns Cogoleto, wo angeblich Kolumbus geboren wurde, die ſchöne Stadt Savona mit 25000 Einw. und herrlichen Zitronenwäldern, Finale und Loano nicht länger feſſeln, auch auf Ceriale mit ſeinen alten maleriſchen Feſtungswerken werfen wir nur einen flüchtigen Blick, wir eilen vorüber an Porto Maurizio mit ſchönem Hafen und an San Remo, das den Deutſchen ſo lieb und wert iſt, und verweilen zunächſt bei Bordighera, der Palmenſtadt. Hier ſind wir mitten in der ſüdlichen Blumenwelt, dem großen Palmengarten am Mittelmeer, von wo die Zweige der Dattelpalmen zur Oſterzeit in alle Welt wandern; ein ganz orientaliſches Bild umfängt uns hier, wo auch ſeit kurzem ſich Winterkurgäſte eingeniſtet haben. Man nehme das Klima: Alle vier Jahre etwa zeigt ſich einmal etwas Schnee und dann nur eine



Straße nach Gorbio bei Mentone.

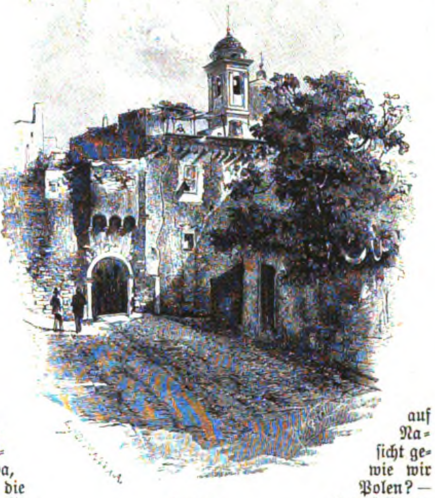

Ein Weg zwiſchen Gärten in Bordighera.

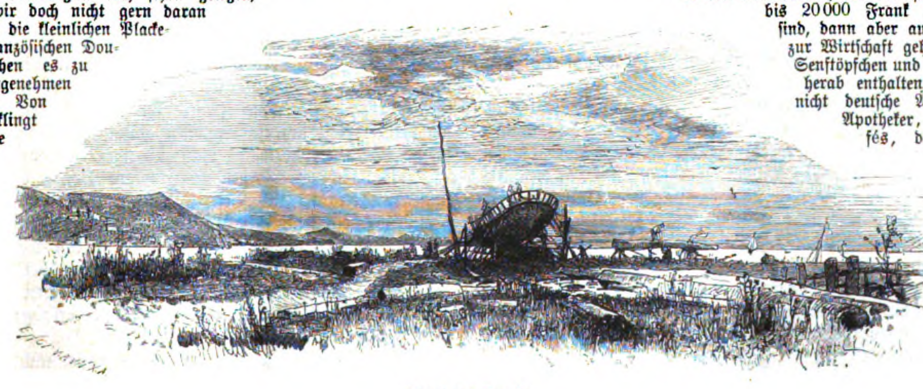
oder zwei Stunden lang. Nebel ſind völlig unbekannt. Der Miſtral, ſonſt ein gefürchteter Herr, weht höchſtens an einzelnen Märztagen. Und nun die Temperatur! Noch im Oktober beträgt die mittlere Wärme 18° C.; der Dezember und der Januar, die kälteſten Monate, haben immer noch 8—10° mittlere Wärme, und der März hat ſchon wieder 11°, Tag und Nacht, Morgen, Mittag und Abend in einander gerechnet. Wer ſich für Zierbäume intereſſiert, deſſen kühnſte Erwartungen werden hier übertroffen, und wie blüht und duftet hier alles! Blumen, die wir zur Winterzeit teuer bezahlen, ſie ſind in Bordighera wohlſeil wie bei uns Gras. Da kann man kugelrunde, kindeskopfgroße Sträuße, ganz aus Veilchen beſtehend, im Dezember als Fangbälle benutzen ſehen und Kamelienboukettſ, groß wie ein kleines Wagenrad. Was ſoll ich erzählen von all den Orangen- und Zitronenblüten; auch Bananen gedeihen hier, wenn auch nicht wild. Ökonomiſch wichtig iſt dieſer Blütenflor hier und weiterhin an der Riviera, namentlich bei Nizza, dadurch geworden, daß er eine ſchwunghafte Induſtrie, die der ätheriſchen Öle, hervorgerufen hat, ganz abgeſehen davon, daß durch den Verſand der lebenden Blumen und der Boukettſ Tauſende und Abertauſende von Frank in das Land fließen. Woldemar Kaden hat darüber wichtige und intereſſante Daten mitgeteilt, aus denen wir einige Auszüge geben wollen.

Außer Nizza ſind noch die benachbarten Orte Cannes und Graſſe die Zentren der Blumeninduſtrie, welche hier 12000 bis 15000 Menſchen beſchäftigt, meiſt Frauen und Kinder, denn das Auszupfen der Blumen verlangt wohl Geduld, doch wenig Kraft. Die Umgebung jener Städte iſt faſt ausſchließlich der Blumenkultur gewidmet; die Orangenblüten werden in Säcken zu Markte gebracht, wie bei uns die Kartoffeln, und nach Tageskurs auf der Blumenbörſe verkauft. In jenen drei Städten kommen im Jahresdurchſchnitt folgende Mengen Blumen zur Parfümbereitung in den Handel: Orangeblüten 2000000 Kilo im Werte von 2000000 Fr., Roſen 500000 Kilo: 500000 Frank, Jasmin 80000 Kilo: 200000 Frank, Veilchen 80000 Kilo: 400000 Frank, Akazien 40000 Kilo: 160000 Frank, Tuberoſen 20000 Kilo: 80000 Frk. — Aus dieſem Blumenmeer ſchöpft man ungefähr ½ Million Kilo Pomaden und parfümierte Öle, eine Million Liter Orangeblütenwaſſer, 100000 Liter Roſenwaſſer und 1200 Kilo des teuren Neroli- oder Orangeblütenöls. Intereſſant iſt es zu ſehen, wie man das wohlriechende Öl der Apfelſinen, Orangen- und Zitronenſchalen gewinnt. Wir wiſſen alle, wie dieſes Öl gleich einem feinen ſprühenden Regen aus den Schalen herausſpritzt, wenn wir ſie drücken, und dieſes Prinzip wendet man hier nun im großen an, indem man die Früchte gegen durchlöcherte Trichter oder die Schalen mit der Hand gegen einen Schwamm ſtreicht, bis dieſer ſich vollgeſogen und in ein Gefäß ausgepreßt wird. Die Arbeiter erlangen darin eine ans Unglaubliche grenzende Fertigkeit. Dieſe Extraktion wird im Herbſt vorgenommen, wo die Früchte noch nicht ganz zur Reife gelangt ſind, weil die grünen mehr geben als die reifen.

Doch laſſen wir dieſen Blumen- und Duftexkurs, zu dem uns die Palmen von Bordighera verführt haben, nun bei Seite und wandern wir auf der Cornicheſtraße oder mit der Eiſenbahn weiter nach Weſten, der franzöſiſchen Grenze zu.

Die Grenzſtadt Ventimiglia mit ſtarken Forts bezeichnet heute das Ende Italiens an dieſer ſchönen Küſte und gleich weiter nach Abend hin, jenſeit der Roja beginnt Frankreich, das Gebiet von Mentone und Nizza, welches noch bis 1860 zu Piemont gehörte. Iſt Ventimiglia auch ſchön gelegen, ſo denken wir doch nicht gern daran zurück, denn die kleinlichen Plackereien der franzöſiſchen Douaniers machen es zu einem unangenehmen Aufenthalt. Von nun an erklingt alles amtliche nur noch franzöſiſch, wenn auch das Volk noch italieniſch ſpricht. Wo hätten jemals die Franzoſen auf eine andere Nationalität Rückſicht genommen, ſo etwa, wie wir Deutſchen auf die Polen? — Unſere nächſte Station iſt Mentone oder, wie es franzöſiert jetzt heißt, Menton. Von beiden Seiten wird die Bucht hier von Vorgebirgen eingefaßt und im Rücken geben die hohen Berge der Seealpen Schutz. Tief ins Land hineingerückt liegt auf den Hügeln die Altſtadt, während ſich an der Küſte die hellen geräumigen Häuſer erheben, die für die Wintergäſte errichtet ſind und für ſchweres Geld vermietet werden. Es ſind aber auch entzückende Villen mit großen Parks darunter, die für die Kurzeit, welche vom Oktober bis in den Mai dauert, um den Preis von 3000 bis 20000 Frank zu vermieten ſind, dann aber auch alles, was zur Wirtſchaft gehört, bis zum Senftöpfchen und Scheuerlappen herab enthalten. Es fehlen nicht deutſche Ärzte, deutſche Apotheker, deutſche Cafés, deutſches Leſe-


Ceriale.


Strand bei Rapallo.

kabinett und — last not least — eine deutſche evangeliſche Kirche. An Gleichmäßigkeit der Wärme übertrifft Mentone alle anderen Orte der Riviera. Die Kultur der Zitronen im großen iſt ein ſicherer Beweis für die hohe Temperatur dieſer Gegend, denn ſchon bei 4° Kälte erfriert der Stamm dieſes Baumes und bei — 1° bis 2° ſeine Früchte und Blüten. Bis hoch hinauf in die Felſen hat man mühſam ſchwere Terraſſen gebildet, Ziſternen und Bewäſſerungskanäle angelegt, um für den Zitronenbau Boden zu gewinnen. Noch höher an den Bergen, bis dahin, wo in maleriſchen Formen die kahlen Gebirgswände emporzuſteigen beginnen, macht dunkleres Grün das Nadelholz kenntlich. In den Thälern, beſonders im Thale des Gorbio, gegen Monaco hin, grünt und blüht es den ganzen Winter. Veilchen, Hyazinthen, Verbenen, Geranien entfalten ſich, Myrte, Oleander, Kamelien ſehen wir im Freien gedeihen. Neben dem lieblichen Anblick dieſer Thäler in ihrem Blüten- und Blätterſchmuck zeichnet ſich Mentone vor allen andern Orten der Riviera durch die impoſante Erſcheinung des nahen Hochgebirges aus. Das Amphitheater von Mentone übertrifft an Großartigkeit der Gebirgsformen das von Cannes, von Nizza und San Remo. Die Stadt Mentone hat gegen 8000 Einwohner, aber durch den Zuſtrom der Fremden hebt ſich dieſelbe im Winter bis auf 16000 und darüber. Die Einwohner ſehen bei aller Herrlichkeit der Natur dürftig aus, was der mangelhaften Ernährung und den kümmerlichen Wohnungen zugeſchrieben wird. Ihren Charakter, ihre Lebensart und Geſundheitsverhältniſſe ſchildert ihr Landsmann Bottini mit poetiſcher Wärme als ſehr ſanft. Der beruhigende Einfluß des katholiſchen Glaubens verbunden mit der Milde des Klimas, meint er, verhindere ſie, ſich leidenſchaftlicher Heftigkeit hinzugeben. Weder endemiſche noch epidemiſche Krankheiten ſeien in Mentone zu finden, kein Scharlach, keine Maſern, kein Keuchhuſten. Das Klima wirkt durch ſeine gleichmäßige Wärme und manche Kranke empfinden ohne weiteres binnen kurzem dieſen wohlthuenden Einfluß, indem der Appetit ſich hebt, ihr Körpergewicht und Kraftgefühl gleichmäßig zunimmt. Auf nach Mentone!

Sei es nun der Touriſt, welcher jenen ſchönſten Blumengarten Europas beſucht hat, ſei es der Bruſtkranke, der dort Heilung oder Linderung ſeines Leidens fand und der dankbar jenes Geſtades gedenkt oder endlich derjenige, der ſich vorbereitet zu einer Reiſe dorthin, für ſie alle wußten wir kein beſſeres Erinnerungszeichen oder einführendes Werk, als das, dem der Bilderſchmuck dieſes Artikels entnommen iſt. Die Riviera von Profeſſor Woldemar Kaden heißt das Buch und Maler Hermann Neſtel iſt der geniale Illuſtrator, Verleger iſt W. Spemann in Stuttgart, dem der deutſche Büchermarkt ſchon ſo manches Prachtwerk in Wort und Bild verdankt. Hier haben nun Autor, Maler und Verleger ſich ſo in die Hände gearbeitet, daß ein einheitliches und ſchönes Ganze entſtanden iſt, ein Buch, das man nicht bloß einmal flüchtig durchblättert und dann auf den Salontiſch legt, ſondern deſſen Bilderſchmuck, überall gleich fein in Holzſchnitt ausgeführt, deſſen naturwahr leuchtende in ſchönen Farbendrucken wiedergegebene Aquarellen immer und immer wieder zum Beſchauen anlocken und deſſen Text nicht nebenſächlich iſt — wie leider bei vielen Prachtwerken; denn er birgt, wie der Kundige ſofort erkennt, viel ſorgfältige Studien, eine Menge wiſſenswerten Stoffs und iſt dabei anziehend und unterhaltend geſchrieben. In dieſer Weiſe bei handlichem Format bleibt uns „die Riviera“ auf dem Salontiſch oder in der Studierſtube ein wertes Stück, gleich geeignet zur Auffriſchung der Erinnerung, wie zur Erregung der Luſt, das ſelbſt zu ſehen, was in dem Werke ſo meiſterlich geſchildert iſt. Damit ſei es herzlich empfohlen!

Die Ausgeſtoßenen von Manila.

(Schluß von S. 424.)

Das ſpätere Leben dieſer Unglücklichen, wie ſie es mir erzählten, will ich hier nicht berichten. Sie verſuchten anfänglich in entfernten Orten ſich niederzulaſſen, mußten aber, da ſie erkannt wurden, immer wieder fliehen, wurden ſo gezwungen, in der Wildnis zu leben, und fielen bald der Lebensweiſe des dort ſo häufigen geſetzloſen Geſindels anheim. Durch ſeine Perſönlichkeit ſchwang ſich Gregorio zum Haupt einer Bande auf, und es dauerte nicht lange, bis er ſein Leben mehrfach durch Raub und Blutthaten verwirkt hatte.

Zwölf Jahre waren ſo vergangen, ein Leben wie das des gehetzten Wildes, und jetzt — jetzt kam das Ende. Gregorio fühlte das nicht nur, er ſagte es, und alle Bitten Marias, ſie zu verlaſſen, ſie werde dann ruhig ſterben, prallten an ihm ab. Selbſt als ich ihn fragte, warum er nicht mit ſeinem Weibe über die Laguna fliehen und ſich nach den Bergen von Tayabas retten wolle, Maria könne die Fahrt im Boot wohl noch aushalten, lächelte er nur bitter und ſagte: „Wozu? Für Maria wäre es eine Qual und für mich auch; es iſt beſſer, wir bleiben zuſammen hier — und lebendig bekommen ſie mich doch nicht.“

Stumm blieben wir einige Minuten noch beieinander, bis die kleine Indierin hereinkam und einige Worte zu Gregorio ſagte. „Es iſt wahr,“ antwortete dieſer, indem er ſich an mich wandte, „wir müſſen gehen.“ Ich gab der Kranken die Anweiſungen, von denen ich mir eine Erleichterung ihrer Beſchwerden verſprechen konnte, doch hörte ſie kaum darauf und ſagte nur: „es iſt jetzt einerlei, da mein Mann nicht gehen will; ich hatte gehofft, er würde, wenn er ſähe, daß ich hoffnungslos krank bin, an ſeine Rettung denken; aber freilich, es iſt wohl beſſer ſo.“ Sie dankte mir, daß ich gekommen ſei und drückte mir Gold in die Hand; als ich ſah, daß ich es nicht abweiſen konnte, ſchenkte ich es dem dabeiſtehenden kleinen Mädchen, das offenbar den Wert des Geſchenkes nicht kannte. Gregorio merkte wohl, was ich that, und bat mich faſt demütig um Verzeihung für die Mühe, die er mir gemacht. Ich verſuchte zu ſcherzen, was mir nicht gelang, und trieb zum Aufbruch. Es war zwei Uhr nachts, der Himmel klar, die Nacht mondhell, und da wir meiſt bergab reiten konnten, kamen wir raſch vorwärts. Wir mochten eine Stunde geritten ſein und ließen gerade die Pferde etwas Schritt gehen, als uns plötzlich eine Stimme entgegenrief: „Quien vive? Wer da?“ Ehe ich noch das übliche „España!“ zur Antwort geben konnte, faßte Gregorio mein Pferd bei der Trenſe und mit den Worten „adelante,“ vorwärts! „la guardia civil!“ ging's davon, was die Tiere laufen konnten. Zwei, drei Schüſſe knallten hinter uns her, auch ein paar Geſtalten hatte ich im Vorbeiraſen geſehen, doch waren ſie nicht beritten und konnten uns jedenfalls nicht raſch folgen. Wir waren bald am Seeufer, wo uns das Boot erwartete. Gregorio fragte mich, ob ich mit zwei Leuten im Boot genug habe, der Wind habe aufgefriſcht und ſei günſtig, er brauche die andere Mannſchaft ſelbſt. Ich bejahte und bat ihn, mir zu ſagen, was er zu thun gedenke. „Ich will Maria doch holen,“ ſagte er, „und ſehen, ob ich einen Ausweg finde; ich wußte nicht, daß die Kerls mir ſo nahe ſind.“ So hatte die Liebe zum Leben, als die Gefahr dringend wurde, doch wieder das Übergewicht erhalten. Er dankte mir darauf nochmals für mein Kommen, und als ich abfuhr, ſah ich, wie er mit ſeinen Leuten in anderer Richtung, als wir gekommen waren, forteilte. Wahrſcheinlich wollten ſie die Guardias umgehen. Ich merkte, daß ich in einem kleineren Boote war als vorher, auch meine beiden Bootsleute erinnerte ich mich nicht geſehen zu haben. Sie ſchimpften, ſo viel ich ſie verſtehen konnte, weidlich auf die tulisanes, und es ſchien mir, daß jene ſie gefangen genommen hatten, um eine Gelegenheit zu haben, mich los zu werden, ohne ihr Boot und ihre Leute dabei zu wagen. Da meine Begleiter kein Spaniſch ſprachen und offenbar nicht nach Paſig, ſondern nach dem Orte ſteuern wollten, von wo ſie her waren, koſtete es einige Unterhandlung, bis ſie gegen anſtändigen Preis ſich entſchloſſen, meinethalben den Umweg zu machen. Bei gutem Wind waren wir um ſechs Uhr bei Tagesanbruch in Paſig, wo ich ein anderes Boot nahm und meine bisherigen Begleiter entließ. Ohne Zwiſchenfall gelangte ich nach Hauſe, wo meine Frau ſich einigermaßen geängſtigt hatte, und als ſie meine Abenteuer hörte, es natürlich noch weit mehr that.

Am nächſten Morgen las ich im Diario de Manila das folgende Telegramm: „Geſtern iſt es dem Commandante Sr. Villabrile gelungen, den berüchtigten Räuber Gregorio, genannt El Zambaleño, mit ſeiner Bande in ſeinem Schlupfwinkel zu umzingeln. Es entſtand ein lebhaftes Gefecht, bei dem Gregorio und zwei ſeiner Leute fielen; fünf andere wurden gefangen, davon drei verwundet. Die übrigen werden verfolgt. Wir hatten zwei Verwundete.“

Was aus Maria geworden iſt, habe ich nicht erfahren.

Am Familientiſche.

Zum Feſtgottesdienſt der Kinder.

Weihnachten iſt der Glanzpunkt im Feſtleben unſerer Kinder. Nirgends wird die Geburt Chriſti ſo herrlich gefeiert, wie unter dem deutſchen Weihnachtsbaum. Dazu kommt der Schatz unſerer Lieder, welche das Chriſtfeſt am reichſten und am kindlichſten verherrlichen. Aus ihnen, wie aus Bibelſprüchen eine ſchön gegliederte und reichhaltige Liturgie für die Weihnachtsfeier der Kinder zu geſtalten, haben zum erſtenmal zwei Bremer Paſtoren, Tiesmeyer und Zauleck, vor fünfviertel Jahren verſucht. Ihre damals von mir im Daheim (XIX. Jahrg. S. 158) beſprochenen Weihnachtsandachten haben ſich bereits durch den Erfolg bewährt. Die Leiter der Sonntagsſchulen und Kindergottesdienſte haben dieſelben ſo freudig begrüßt, daß von den liturgiſchen Formularen dazu bereits gegen 70000 Stück begehrt wurden.

Es iſt das ein erfreuliches Zeichen für die richtige Auffaſſung des Bedürfniſſes der Kinder, welche durch eine Predigt raſch ermüdet werden, aber des Singens nie genug haben können. Zu bedauern blieb indes, daß die anderen hohen Feſte unſerer Kirche daneben nach wie vor etwas ſtiefmütterlich behandelt wurden. Oſtern und Pfingſten wurden im günſtigſten Falle durch ein paar eingeſchobene Feſtſprüche in der gewöhnlichen Sonntagsliturgie berückſichtigt; in vielen Sonntagsſchulen geſchah auch das nicht einmal. Gewiß ſehnten ſich manche Geiſtliche danach, es anders einzurichten, aber es fehlte ihnen an den nötigen Hilfsmitteln. Auch die in Sachſen vom evangeliſch-lutheriſchen Landeskonſiſtorium offiziell herausgegebene Liturgie für den Kindergottesdienſt — ſo viel ich weiß, die einzige derartige in Deutſchland — nimmt auf die hohen Feſte keinerlei Rückſicht. Es kann deshalb nur mit Freude begrüßt werden, daß die beiden treuen Sonntagſchulfreunde, denen wir die Weihnachtsfeier verdanken, der Jugend und ihren Freunden jetzt auch eine eben ſolche für die anderen hohen Feſte des Kirchenjahres darbieten.*) Und nicht auf Oſtern und Pfingſten beſchränken ſie ſich, ſondern ſie wünſchen, daß auch Karfreitag und Himmelfahrt im Kindergottesdienſte zu ihrem unzweifelhaften Rechte kommen möchten, ja ſie bieten außerdem noch die liturgiſche Unterlage für ein Reformationsfeſt, zu deſſen jährlicher Feier das vorjährige Lutherjubiläum eine Anregung gegeben hat, und endlich auch für ein alljährliches Kindermiſſionsfeſt, das in keiner Sonntagsſchule fehlen ſollte. Für jeden dieſer ſechs Feſtgottesdienſte bieten die Herausgeber je zwei liturgiſche Andachten dar; in einem Hefte die Texte für die Hand des Geiſtlichen, in dem anderen die Melodieen, bearbeitet von dem Muſikdirektor Putſch in Berlin. Der Umfang und die Geſtaltung der einzelnen Liturgieen iſt ganz ähnlich der Weihnachtsfeier. Auch iſt die Ausführung dieſer Feſtandachten ſo gedacht, daß die Gemeinde an dem Gottesdienſt der Kinder ſich beteiligt und in einzelnen Stücken mit einſtimmt. In die Mitte der Feier fällt eine Anſprache des Geiſtlichen an die Kinder, die noch beſſer den Charakter einer Unterredung mit denſelben haben dürfte. Im übrigen kann das ja jeder Vorſteher einer Sonntagsſchule nach ſeinem Bedürfnis damit halten, wie er will.

Ich bin gewiß, daß, wenn nicht ſchon am Karfreitag, wo die Ausführung auf mancherlei nicht ſo raſch zu beſeitigende Schwierigkeiten ſtoßen dürfte, ſo doch am Oſterſonntag dieſes Jahres in vielen Sonntagsſchulen unſeres Vaterlandes der Kindergottesdienſt auf Grund der dargebotenen liturgiſchen Andachten ſich würdiger geſtalten wird als bisher, und will zum Schluß nur darauf aufmerkſam machen, daß auch zu dieſen zwölf Feſtgottesdienſten die Geſänge auf einzelnen Blättern zum Preiſe von 40 Pfennig für fünfzig Stück zu beziehen ſind.

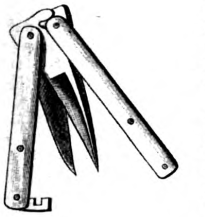
Robert Koenig.

---

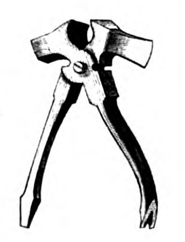
*) Die Feſtgottesdienſte der Kinder. Zwölf liturgiſche Andachten für die Oſter-, Pfingſt- und Trinitatiszeit mit vollſtändiger Begleitung ſämtlicher vorkommenden geiſtlichen Volkslieder. Herausgegeben von L. Tiesmeyer und P. Zauleck, Paſtoren in Bremen. Zwei Abteilungen. Preis 1 Mark 50 Pf. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klaſing.

Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft.

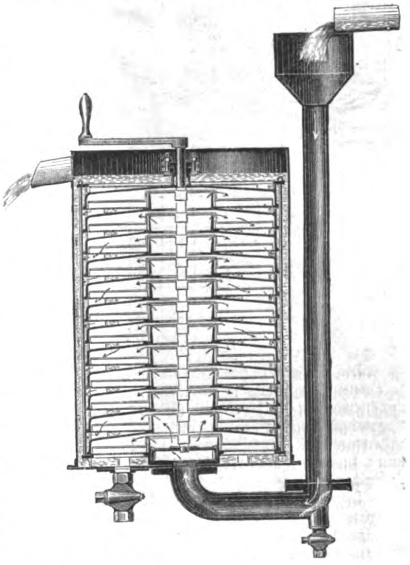
Hoffentlich zerſchneidet es nicht von vornherein unſere Freundſchaft, wenn wir dieſe neue Umſchau, für welche wir uns feierlich verpflichten wollen, im Intereſſe unſerer liebenswürdigen Leſerinnen fleißig Ausſchau zu halten nach allem, was für den Gebrauch des täglichen Lebens gut, praktiſch und preiswert iſt, mit einer — Schere eröffnen. Sie iſt aber ſo reizend, dieſe Prinzeſſinſchere, wie ſie ihre Erfinder Böntgen & Sabin in Solingen genannt haben, daß wir ziemlich ohne Sorge ſind.



Zuſammengeklappt nicht länger als der Goldfinger einer ſchönen Frauenhand, kann ſie bequem in jeder Taſche getragen werden und hat den unleugbaren Vorteil, daß ſie ſich nach jedem Schnitt durch eigene Kraft zum neuen Vernichtungswerk öffnet; dabei läßt ſie ſich mit der rechten wie mit der linken Hand gleich bequem gebrauchen, ein Umſtand, welcher ihre Handhabung für die Toilette ſehr angenehm macht. Die kleine „Patente," denn natürlich haben die Erfinder nicht verſäumt, ihr Recht zu wahren, iſt in eleganter Elfenbeinumſchalung durch den Hoflieferanten M. Berg, Berlin, Friedrichſtraße 174 zum Preiſe von 4,50 bis 6 Mark zu beziehen — ſie wird auch in einer weiteren Abart, mit Meſſer ꝛc. vereinigt, angefertigt, die uns aber weniger praktiſch erſchien. Dasſelbe Magazin führte ſoeben für 4,50 Mark als Spezialität eine — bitte, erſchrecken Sie nicht, meine Gnädigſte — „Damenhammerzange" ein, welche in hübſcher Form und Ausſtattung die Vorzüge der ſogenannten amerikaniſchen Univerſalwerkzeuge gewiſſermaßen dem Boudoir zugänglich macht. Ein etwa handlanges Inſtrument vereinigt Hammer, Zange, Nagelauszieher, Schraubenzieher und — last, not least — ein Beil, oder ſagen wir lieber ein, freilich ſehr ſolides, Beilchen in ſich. Wer die kleinen Miſeren des Haushalts kennt, wird dieſe Kombination zu ſchätzen wiſſen, gibt es doch neben fehlenden Knöpfen kaum etwas Entſetzlicheres, als ſchief eingeſchlagene Nägel, die mit einer Hartnäckigkeit ohne gleichen ihren angemaßten Platz nicht wieder räumen wollen, und als beim Öffnen von Kiſten abgebrochene Meſſerklingen.



Schwereres Geſchütz, als dieſe kleinen zierlichen Inſtrumente, ſind die „Schnellfilter des Ingenieur der Berliner Waſſerleitung, Herrn Piefke," aber noch mehr als jene berufen, im täglichen Gebrauch eine große Rolle zu ſpielen. Auch abgeſehen von großen Städten, in denen der Beſitz eines Filters faſt für jede gute Haushaltung ein Bedürfnis geworden iſt, dürfte derſelbe überall, wo das Trinkwaſſer nicht ganz „rein und zweifelsohne" iſt, ſich ſchnell einbürgern. In den Apparaten iſt durch das Übereinanderbauen mehrerer Kammern eine große Filterfläche auf den denkbar kleinſten Raum zuſammengedrängt und die Eigenart des Filtriermaterials, einer völlig indifferenten Celluloſe, ermöglicht eine ſchnelle und doch höchſt energiſche Filtration. Der größte Vorzug aber liegt in der leichten Reinigung des Filters, die durch einige Kurbeldrehungen von jedermann bewirkt werden kann, ohne daß der Apparat auseinander genommen zu werden braucht: durch ſeine Achſe führt nämlich eine Spindel mit je einem Querarm für jede Kammer; wird jene gedreht, ſo rühren die Querarme das auf Gazeſieben ruhende Filtermaterial auf, und die von deſſen Faſern aufgenommenen Schmutzteile löſen ſich. Öffnet man dann den unteren Abflußhahn, ſo werden ſie durch das durchſtrömende Waſſer fortgeriſſen, und es bedarf nur einer geringen Nachfüllung von Celluloſe, um den Apparat wieder gebrauchsfähig zu erhalten. Während die Filter bisher nur im großen Maßſtabe ausgeführt wurden und ſich beſonders in zahlreichen Krankenhäuſern vortrefflich bewährten, liegt jetzt ein Apparat von winzigen Dimenſionen (zwölf Zentimeter Durchmeſſer bei ſiebzehn Zentimeter Höhe) vor, der trotz ſeiner Liliputgröße mindeſtens zweihundert Liter in der Stunde liefert, alſo jedenfalls ſelbſt für größere Haushaltungen vollkommen genügt. Die erſte Ausgabe iſt allerdings nicht ganz unbedeutend: der Hausfilter (zu beziehen von J. Ditges & Co., Berlin, Kommandantenſtraße 83) koſtet fünfundvierzig Mark. Wo aber die Geſundheit in Frage kommt, hieße es kurzſichtig handeln, wollte man von den dankenswerten Fortſchritten der Technik um ihres relativ hohen Preiſes willen keinen Gebrauch machen — gutes Trinkwaſſer ſpart an Apothekerrechnungen.

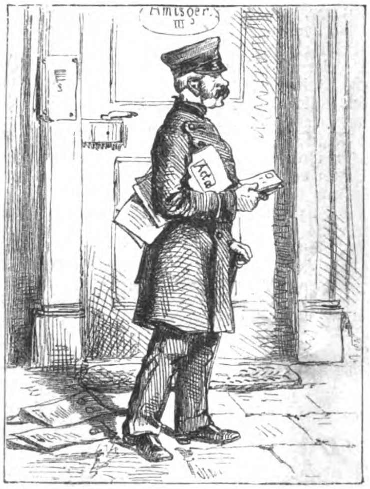


Briefkaſten.

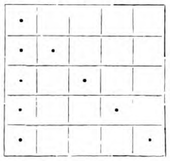
Auf verſchiedene Anfragen nach Büchern, die ſich zu Konfirmationsgeſchenken eignen, ſeien hier ein paar ſolcher aus alter und neuer Zeit genannt: 1) Ein Prachtgeſchenk iſt der von L. Witte im Daheim ſ. Z. (XIX Jahrgang, S. 31) eingehend beſprochene Thomas a Kempis, von W. Ebert mit Illuſtr. von C. Merkel (Leipzig, Rother & Dreſcher); jetzt zu ermäß. Preiſe in Lederbd. mit Goldſchn. für 6 M. 2) Weitbrechts Leben Jeſu (Stuttg. Steinkopf. Pr.: 4 M.) ein namentlich für Jünglinge ſehr paſſendes, bewährtes Buch. 3) Worte des Lebens im Blumenſchmuck. Zehn Spruchbilder nach Aquarellen von Ulrike Richard (W. Haynel, Emden. Pr.: in Leinwandmappe 22,50 M.) Für junge Mädchen von K. Gerok warm empfohlen. 4) Auch Georg Rapps Überſetzung des „Heliand“ und des „Evangelienbuches Otfrieds von Weißenburg“ (Gotha, Schloeßmann. Pr.: à 2 M.) verdienen bei dieſem Anlaß in Erinnerung gebracht zu werden. 5) Zu kleineren Gaben — Grüßen und Glückwünſchen in Briefen vornehmlich — eignen ſich die Karten mit blumeneingerahmten Sprüchen, welche die Gebr. Obpacher in München in kunſtvoller Ausführung und reicher Auswahl darbieten Beſonders paſſend ſind die Karten: „Erinnerung an den Tag der Konfirmation,“ auf denen ſich unter Bibelſpruch und Liedervers noch ein ſchriftliches Widmungswort hinzufügen läßt. Sehr ſchön ſind auch die Blumenkarten: „Gott mit uns,“ die Blumenkreuze, die „Wegweiſer zu Gott“ ꝛc. — **J. K., Berlin.** Wenden Sie ſich an Hrn. Stadtmiſſionsinſpektor Merensky, Berlin W., Lützowufer 31. Er wird Ihnen Arbeit, wie Sie ſie wünſchen, zuweiſen. — Frh. **F. v. St.** in **Berlin.** Bitten um Ihre genaue Adreſſe. — Ungeeignet waren die Zuſendungen von **v. St.** in **N. a. S.** — **J. F., Straßburg.** — **Gretchen** in **Petersburg.** — **M. B.** in **N.** — **W. B.** in **H. v. d. H.** — **H. K.** — **G. M.** — **Th. U.** in **R.** — Hrn. **J. K.** Zu derartigen Inſinuationen kann ſich der Briefkaſten nicht hergeben. — **G. J.** Verzagt. Leider nicht. — **Anna H.** Nein. — Frau S. in **C.** Aus Ihrer Handſchrift iſt zu erſehen, daß Sie das Daheim garnicht leſen. — **D—r.** in **Aſchaffenburg.** Herr Carl Gräff in Bingen kauft Zigarrenſpitzen.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1.



Die 25 Felder des Quadrats laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die wagerechten Reihen fünf bekannte Wörter ergeben: die Anfangsbuchſtaben nennen einen berühmten Komponiſten und die Buchſtaben in der ſchrägen Reihe, von links oben nach rechts unten, einen berühmten Schlachtenort.

Die wagerechten Reihen bezeichnen:
1) Einen der ſieben Weiſen.
2) Eine Stadt an der Donau.
3) Eine Auszeichnung.
4) Einen altteſtamentlichen, weiblichen Namen.
5) Eine Stadt an der Seine.

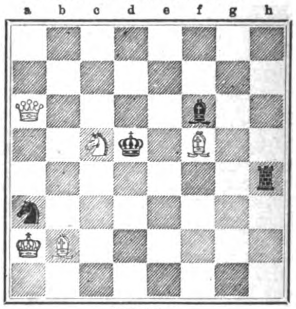
2. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte hat in meiner Kindheit Tagen
Mich oft erfreut. Da mußte denn bald dies,
Bald das ihr dienen, das geringſte war
Für ſie genügend. Glücklich und zufrieden
Und faſt die ganze Welt dabei vergeſſend,
Vertändelte mit ihr ich jene Zeit,
Die meine guten Eltern mir dazu
Geſchenkt. Die Brüderlein und Schweſterchen,
Sie waren meiſt als treue Kameraden
Mit mir vereint. Das war ein herrlich Leben,
Ein Jubilieren, Lachen, Amüſieren!
Oft hockte ich wohl auch für mich allein
In irgend einer von den beiden Letzten
Des Vaterhauſes und verträumte da
Die Augenblicke ſtill mit einer Erſten.
So oder ſo — mir galt es gleich. Von Zwergen,
Von Heinzelmännchen, Nixen und von Elfen
War meine Phantaſie erfüllt, und Rieſen —
Wie ungefähr die Zweite und die Dritte
Die traute Sage ſchuf — ich zauberte
Sie vor mich hin. Ihr ſel’gen, gold’nen Tage
Der Kindheit, ach wie bald ſeid ihr entſchwunden.
Wie iſt das Leben dann ſo ernſt geworden!
Nicht eine Erſte iſt es, nein es iſt
Ein Kämpfen, Ringen, iſt ein ſchönes Streiten.
Wohl ſitze ich auch jetzt noch manches Mal —
Wie in des Lebens Lenz — in einer Zweiten
Und Dritten, doch ſie ſind nicht mehr das Ganze,
Wie ehedem der heitern Erſten dienend.
Nein, Stätten ſind es, da die Sorge brütet
Und oft das Haupt ſchwer auf die Bruſt ſich neiget. —
Doch wie — was mag ein ſolches Sinnen frommen
Wach’ auf mein Herz, und denke doch der Liebe
Des, der der Vater über alles iſt,
Was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.
Vertrauensvoll den Blick emporgehoben
Zu deinem Gott, der allezeit geholfen,
Wenn nur die rechte Stunde war gekommen!
In dieſem frommen Glauben will ich denn
Das altgeword’ne Jahr zu Grabe tragen,
Und will im neuen ihm, dem lieben Herrn,
Mich ganz befehlen. Möge mir es ſein
Ein Jahr der Freude, ſein ein Jahr des Segens —
Doch nicht nur mir, nein allen Menſchenkindern!
Mit dieſem Wunſche: Glück zum neuen Jahre —
Entbiete drum ich herzlich meinen Gruß
Euch allen auch, die ihr in dieſer Stunde
Vielleicht, wer weiß es wo, in einer Zweiten
Und Dritten ſitzt, das Ganze in der Hand,
Um gleichſam es als Erſte durchzukoſten. Gt.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Schachaufgabe

von E. N. Frankenſtein.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

3. Homonym.

Als Münze ſteht es nicht ſehr hoch,
Hat nur geringen Wert;
Als Meiſter in der Kunſt jedoch
Wird es gar hoch geehrt. Gt.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 26.

1. Zweiſilbige Scharade.

Mailand

2. Citatenrätſel

„Hier ſteh’ ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir.“

3.

Weinland	Grafen.
Emir	Esra
Rahm	Winde
Weichſel	Inſel
Aſche	Neſter
Gruben	Nadel
Tafel	Talar

„Wer wagt, gewinnt.“

Schachaufgabe.

1 L h 7 — d 3 1 beliebig
2 D oder S‡

Bilderrätſel.

Not kennt kein Gebot.

Inhalt: Torilde von Tornau. Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Aufhebung der Hundeſperre. Bild von G. Koch. — Eine gewichtige Perſon. Bild von R. Warthmüller. — Die Ausgeſtoßenen von Manila. Erlebnis aus der ärztlichen Praxis in Manila von Dr. Koeniger in Lippſpringe. — Aus den Kupferſtichmappen des Daheim. Mit Illuſtr. — Nach ſieben Jahren. (Fortſetzung.) Novelle von Germanis. — Vom Geſtade der Blumen und Farben. Mit 6 Illuſtrationen von der Riviera. — Am Familientiſche: Zum Feſtgottesdienſt der Kinder. Von R. Koenig. — Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft. Mit 3 Illuſtr. — In unſerer Spielecke.

Unſern neuen Abonnenten,

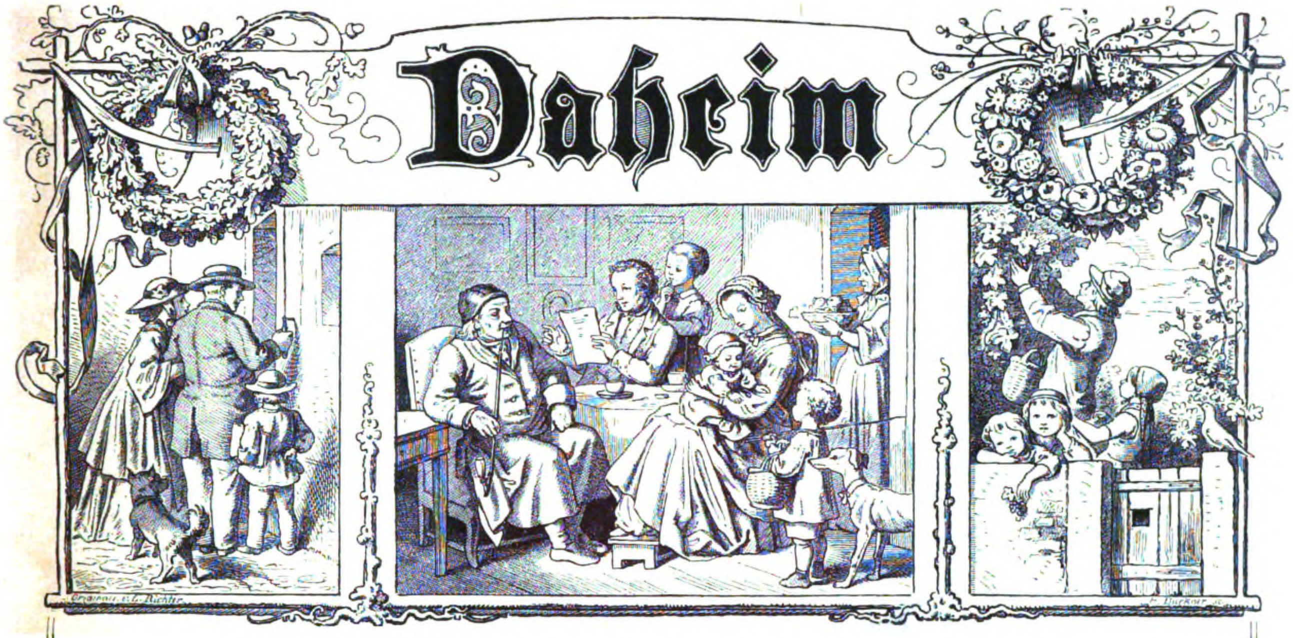
welche mit 1. April d. J. eingetreten ſind und die beiden erſten Quartale dieſes Jahrganges (Nr. 1—26, Oktober 1883 bis März 1884, **die außer dem Anfangsteil** der Novelle: **Nach ſieben Jahren** von **Germanis** an Erzählungen enthalten: Er lebt! Erzählung von E. Oswald; ein Regentag auf dem Lande, eine luſtige Geſchichte von Hans Arnold; Ellernbruch, Erzählung von Hans Warring; Adonis auf Schlittſchuhen, Erzählung von Margarete von Bülow; das Fräulein Pate, Erzählung von W. Heimburg) nachzubeziehen wünſchen, zur Nachricht, daß ſolche zum gewöhnlichen Preiſe von 2 M. pro Quartal von jeder Buchhandlung oder Poſtanſtalt, auch von uns direkt gegen Einſendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frankatur zu erhalten ſind. — Von früheren Jahrgängen des Daheim ſind noch vollſtändig zu haben: Der IX. (1873), XI. (1875), XII. (1876), XIII. (1877), Preis pro Jahrgang in Nummern 7 M. 20 Pf., eleg. geb. 9 M. 60 Pf., — ferner der XV.—XIX. Jahrgang (1879—1883), Preis pro Jahrgang in Nummern 8 M., eleg. geb. 10 M. 80 Pf. — Einzelne Nummern liefern wir nur gegen vorherige Einſendung von 35 Pf. in Briefmarken, da Sendung unter Poſtnachnahme unverhältnismäßig hohe Portokoſten verurſachen würde. — Einbanddecken ſind zu jedem älteren, auch hier nicht aufgeführten Jahrgange zum Preiſe von 1 M. 40 Pf. zu haben.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 12. April 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 28.

Oſterſieg.

Oſterlüfte,
Lebensdüfte
Wehen durch des Todes Grüfte!
Durch die Erde zuckt ein Beben,
Unſichtbare Hände heben
Von dem Felſengrab den Stein,
Und es rauſcht durch das Gebein.
Jauchzend tönt's in allen Landen:
Chriſt, der Herr, iſt auferſtanden!

Oſterſtrahlen
Ohne Zahlen
Rings am Himmel Freude malen!
Werde licht, du Thränenkammer,
Fliehe, Kummer, Angſt und Jammer,
Petrus, Thomas, zweifle nicht,
Salb, Maria, dein Geſicht:
Ewig leuchtet nun die Sonne,
Nacht wird Licht, aus Weh wird Wonne!

Oſterlieder
Hallen wieder,
Steigen jubelnd auf und nieder!
Still die Klage um die Deinen,
Höre auf, um ſie zu weinen;
Engel ſtehen um die Gruft,
Himmelsſang tönt durch die Luft:
Chriſt, es giebt ein Auferſtehen!
Herz, es naht ein Wiederſehen!

Oſterläuten,
In die Weiten
Ruft es in den Sturm der Zeiten:
Ob die Lüge ſiegend ſtreite,
Gottes Reich das Grab bereite,
Ob die Welt zu grunde geht:
Überm Staub der Ew'ge ſteht.
Endlich muß die Höll' erliegen,
Gott und Chriſtus ewig ſiegen!

Oskar Pank.

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

(Fortſetzung.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Die beiden Schweſtern wurden von Torildes heitrer Laune angeſteckt und küßten ſie. Letztere war inzwiſchen von Margrets Schoß herabgeſtiegen, und die drei Mädchen hatten in obigem Geſpräch, Torilde in der Mitte, den Garten durchſchritten, waren in die Felder gelangt und ſtanden bald an dem neuen Flußarm der Mulde, nur durch dieſen von der Hexenbude getrennt.

„Wie mag ſie nur eigentlich herüber kommen?" ſagte Urſula, „ſie wohnt jetzt auf einer Inſel und nirgends ſehe ich ihren alten Kahn!"

„Sie reitet, Urſel," kicherte Torilde luſtig, „auf dem Beſenſtiel, wir haben bald Walpurgis, da muß der Gaul zugeritten ſein, wenn ſie glücklich auf dem Blocksberg anlangen ſoll!"

„Torl, Torl! Was ſprichſt du wieder?“

„Haſt du Angſt um meinen Hals, Margret? Erzähle mir doch, wie euer Stalljunge Asmus, der die böſe Lieſel beſucht hat, um ſich kurieren zu laſſen, hinüber und herüber gekommen iſt?“

„Das weiß ich nicht, ich war ſo überraſcht, als ich die zugeheilte Wunde ſah, daß ich daran gar nicht gedacht habe!“

„Da kommt er ja mit dem Hengſt, wir wollen ihn fragen,“ ſagte Urſula, „Asmus, hierher!“

Der Junge kam im Trabe angeritten und hielt bald vor den drei Mädchen. Er war ein Knabe von vierzehn Jahren, mit einem ſtupiden und gleichgültigen Ausdruck im Geſicht.

„Weiſe mal deine Wunde her, Asmus,“ befahl Urſula. Der Junge nahm die Zügel in die rechte Hand und ſtreckte den drei Mädchen die linke entgegen. Da ſah man von der Wurzel des Daumens bis auf die Mitte der vier Knöchel eine feine lange zugeheilte Schnittwunde, die nur durch eine leichte Röte von der übrigen Haut ſich abhob.

„Wann war es, daß du dich geſchnitten haſt?“ rief Torilde. — „Am Sonntag,“ entgegnete der Junge.

„Wie lange hat die Wunde geblutet?“

„Bis vorgeſtern abend, das Blut kam immer durch das Pflaſter durch.“

„Da biſt du zur alten Lieſel gegangen? Wer riet es dir?“

„Die Leute auf dem Hofe. Sie ſagten, die alte Lieſel könne hexen, vor allem aber Blut beſprechen!“

„Und du biſt bei ihr geweſen, da drüben in der Bude? — Wie biſt du denn durch das Waſſer gekommen?“

„Ich bin herübergeritten,“ ſagte der Junge, indem ſich ſein Geſicht zu einem luſtigen Grinſen verzog.

„Was?“ rief Urſula, „mit dem Hengſt durch das kalte Waſſer, nimm dich in acht, wenn das mein Vater erfährt —“

„Nicht doch,“ unterbrach der Junge, „auf keinem Pferde!“

„Siehſt du, Margret,“ ſagte Torilde leiſe, „jetzt kommt der Beſenſtiel!“

„Sprich,“ zürnte Urſula, „wie biſt du herübergekommen?“

„Auf der alten Lieſel bin ich geritten, ich traf ſie hier am Ufer; ſie ſagte, ich müſſe mit in ihre Stube kommen, hier ginge es nicht! Sie verband mir die Augen, ſetzte mich auf ihre Schulter und watete durch!“

„Unſinn, bei dem hohen Waſſerſtande!“

„Das Waſſer war wohl nicht hoch, ſie blies es mit dem Munde fort, ich habe es deutlich gehört, daß es wegſtrömte, und mit ein paar Schritten war ſie drüben!“

„Biſt du auch auf dieſe Weiſe zurückgekommen?“

„Ja wohl!“

„Was hat ſie denn mit dir gemacht?“

„Sie nahm mir, als wir drüben waren, die Binde ab, pflückte unterwegs auf der Inſel einen blühenden Zweig vom Kreuzdorn und dann gingen wir in das Haus. Sie brach drei Stücke vom Dorn ab und legte ſie mir über die Wunde. Zuerſt nahm ſie aber das Pflaſter weg und warf es in das Herdfeuer. Da ſtieg die Flamme hoch auf bis weit in die Eſſe hinein, und dann fing es an zu riechen, als wenn Fleiſch gebraten würde. Ich mußte mich nun auf den Schemel ſetzen und ſie verband mir wieder die Augen, ſo daß ich nichts weiter geſehen habe, aber oben im Rauchfang fing es an zu klopfen und an der Erde zu piepen.“

„Ich ſag’ es ja,“ lachte Torilde, „jetzt kommen die bunten Mäuſe mit den Fiſchſchnauzen!“

„Still, kleiner Torl! Weiter, Asmus!“

„Ja, weiter weiß ich nichts, das dauerte wohl eine halbe Stunde, und als ſie mir das Tuch abnahm, da ſah ich, daß ſie ein junges Blatt um meine Hand gebunden hatte.“

„Natürlich, natürlich,“ rief Torilde, „die Wunde hatte ſich ausgeblutet, nun hat ſie dieſelbe zuſammengebunden und über Nacht ſind die Ränder an einander geheilt. Siehſt du, Urſel, es geht alles natürlich zu!“

„Und heute früh, Asmus, war die Wunde geheilt?“

„Heute mittag, ich durfte das Blatt nicht früher abnehmen, als ich es aber wegthat, war alles gut.“

„Haſt du ihr Geld gegeben?“

„Nein,“ ſagte der Junge langſam, „ſie verlangte drei Mariengroſchen, und ich legte das Geldſtück auf den Tiſch. Ich hörte, wie es klang, aber es verſchwand vor meinen Augen.“

„Sie nahm es natürlich weg?“

„Nein, ſie nahm es nicht weg, es verſchwand ſo, und ſie behauptete, ich hätte nichts hingelegt und ſollte noch einmal eins hinlegen. Ich hatte nur noch ein zweites, und gab es ihr dieſesmal in die Hand, die ſie mir entgegenhielt. ‚Das ſind ja zwei,‘ ſagte ſie und gab mir alle beide zurück. Ich weiß aber ganz genau, daß ich ihr nur eins in die Hand gegeben und das erſte auf den Tiſch gelegt habe, ich hatte nicht mehr Geld!“

Die drei Mädchen ſahen ſich betroffen einander an. „Du kannſt heimreiten,“ ſagte Urſula, und der Junge gehorchte.

„Wißt ihr auch, wozu ich die größte Luſt habe,“ ſagte Margret, „ich möchte einmal die alte Lieſel beſuchen!“

„Du biſt närriſch geworden, Schweſter,“ entgegnete Urſula ärgerlich und zürnend. „Willſt du in den Ruf kommen, daß du Umgang mit der böſen Frau habeſt, daß du es mit ihr hielteſt, daß du Zauberei von ihr lernteſt?“

„Allein gehe ich freilich nicht hin, und herüberreiten auf ihr will ich auch nicht, aber wenn ihr beide als Zeugen mitkämet, ſo könnten wir ja des Fiſchers Kahn nehmen, der dort oben angebunden iſt, in ein paar Minuten ſind wir drüben!“

„Ich fahre mit,“ rief Torilde, „Margret hat ganz recht, wenn wir alle drei fahren, kann uns niemand in Verdacht und ſchlechten Ruf nehmen!“

Vergebens riet Urſula ab. Die beiden Mädchen waren von ihrem Vorhaben nicht abzubringen. Torilde berief ſich darauf, daß ihr Vater der Gerichtsherr ſei und ihnen kein Haar werde krümmen laſſen. „Im Stich kann ich euch freilich nicht laſſen,“ ſagte Urſula endlich, „wenn ihr durchaus nicht anders wollt, ſo will ich eure Gefährtin ſein!“

Nach zehn Minuten ſaßen die drei Mädchen im Kahn und waren bald an der Inſel angelangt. Sie hatten eben das Fahrzeug an einer Winde befeſtigt und wandten ihre Schritte nach der Bude, als ſie aus dem Schornſtein einen dicken ſtarken Rauch aufſteigen ſahen, der ſchwarz wie Kohle in einem langen Streifen über die Inſel zog. „Es riecht nach Schwefel,“ ſagte Margret. — „Sie kocht ihr Abendbrot,“ entgegnete Torilde, „wir kommen gerade zur rechten Zeit in die Hexenküche.“

„Das iſt der Rauch, der faſt immer aus der Bude aufſteigt,“ ſagte Urſula, „ohne daß die Alte Brennholz beſitzt!“

Das Haus der alten Lieſel lag von dichtem Gebüſch umgeben, deſſen Blätter der zeitige Frühling ſchon entfaltet hatte, ſo daß man von dem Gebäude nichts anderes ſehen konnte als den Schornſtein. Es war das erſtemal, daß die drei Mädchen ſich dem Hauſe näherten, und ſie erſchraken faſt, als ſie endlich, nachdem ſie ſich einen Weg durch das Buſchwerk gebahnt, vor der denkbar ſchlechteſten, halb verfallenen Lehmbude ſich befanden. Das Gebäude beſtand aus nichts, als aus ſtarken, in die Erde geſtoßenen Stangen und Balken, zwiſchen welche der Lehm geklebt war, um ſo notdürftige Wände herzurichten. An vielen Stellen waren die Stangen aus ihrer ſenkrechten Lage gewichen und wurden von außen durch andere geſtützt, um dem Einſturze des ganzen Hauſes vorzubeugen. Über den Wänden befand ſich ein Schindeldach, mit einigen großen Steinen zum Schutz gegen den Sturm beſchwert, und aus der Mitte des Daches ragte ein weiter Schornſtein hervor, dem der beſagte Qualm noch immer entſtieg. Zwei runde Löcher in der einen Wand bildeten die Fenſter, und vor jedem derſelben war ein bewegliches Stück Brett von außen mit einem Nagel angebracht, um dem Regen und dem Sturme den Eintritt zu verwehren. Die Mädchen kamen an die Thür, die verſchloſſen war, und pochten. Da entſtand im Hauſe ein Geräuſch. Es war, als ob Thüren auf- und zugemacht, als ob Stühle und Tiſche gerückt, als ob Schlöſſer auf- und zugeſchloſſen wurden. Und aller Berechnung nach konnte die kleine Bude doch nur ein einziges Zimmer in ſich faſſen! Die mutige Margret pochte von neuem und rief mit lauter Stimme: „aufgemacht!“ Da öffnete ſich plötzlich die obere Hälfte der Thüre, und die Figur der alten Lieſel erſchien darin, die mit dem Kopfe beinah die Decke des Hauſes erreichte. Es konnte kaum etwas Abſchreckenderes geben. Die alte Frau hatte ein langes, fleiſchloſes Geſicht, gelb wie eine Quitte. Dünne, wie ein Bindfaden ſchmale Lippen öffneten ſich in boshafter, hämiſcher Weiſe, um den einzigen langen, ſchwarzen Zahn zu zeigen, der im Unterkiefer übrig geblieben war. Dunkle, hier und da mit Grau gemiſchte, lange Haarſtreifen fielen über Stirn und Augen, aber unter ihnen funkelten die letzteren wie ein Paar glänzende Kohlen hervor. Die Augen lagen tief, ſo tief im Kopfe, daß ſich enge runde Höhlen gebildet hatten, aus denen ſie wie Feuerfunken hervorſprühten. Die drei Mädchen wichen vor dieſem Anblick alle um einen Schritt zurück, denn keine hatte bisher die abſchreckende Geſtalt in ſo hellem Lichte und in ſo unmittelbarer Nähe geſehen. Aber die alte Lieſel ſchien nicht minder erſchrocken! Sie hob die langen, dürren, aber ſehnigen Arme über den Kopf bis an die Stubendecke und ſtieß einige Laute der Überraſchung aus.

„Wie kommt ihr hierher, Jungfräulein, was wollt ihr bei mir, warum bleibt ihr nicht in euren Schlöſſern mit den hohen Sälen und weichen Polſtern? Wißt ihr nicht, daß ich geächtet und geſtäupt und der ſcharfen Frage unterworfen worden bin, daß ich im Bunde mit dem Böſen ſtehe und Zauberei von ihm gelernt habe? Sprecht, was wollt ihr?“

Die alte Lieſel hatte während der letzten Worte auch die untere Hälfte der Thür geöffnet und man ſah ſie jetzt in ihrer ganzen Geſtalt. Sie erſchien nun als ein ſpindeldürres Weib von weit mehr als gewöhnlicher Größe. Ein dünner, an allen Seiten geflickter bunter Rock ſchlotterte um ihren Leib und ließ, da er für ihre Körperlänge viel zu kurz war, zwei Füße ſehen, deren Knochen durch die Haut hindurch ſchimmerten. Um den Oberkörper hatte ſie ein dickes Tuch geſchlungen, und eine Art Kappe, unter welcher die Strähne der Haare hervorkamen, deckte den Kopf. Die Arme, vollſtändig fleiſchlos, waren unbedeckt und zwei langen Stöcken vergleichbar.

„Wir ſahen den Rauch aufſteigen aus deiner Hütte, Lieſel,“ ſagte Torilde, „wir wollten dich bei deiner Nachtkoſt überraſchen und ſehen, was du zuſammenkochſt! Wir fürchten uns nicht vor dir, Frau, und glauben auch ſchwer, daß du hexen und zaubern kannſt, alſo — gib freien Weg und laß uns ein!“

„Ich glaube es Euch, Torilde von Tornau, daß Ihr mich nicht fürchtet; denn Euer Kopf iſt hell wie die Sonne, und bewieſen habt Ihr es, daß das Herz Euch auf dem rechten Flecke ſitzt. Tragt Ihr doch den Namen der klugen Jungfrau mit Recht! Aber mit Euch zwei anderen iſt es nicht alſo! Ihr, Jungfrau Margret, haſſet mich, weil ich Eure Salbe ins Feuer geworfen, und Ihr, Urſula von Schnaditz, glaubt, daß der Böſe mich beſeſſen!“

„Ich haſſe dich nicht, Lieſel,“ rief Margret, „denn wenn du auch mehr verſteheſt wie ich und den Knaben in einer Nacht geheilt haſt, ſo bin ich dir doch wahrlich darüber nicht böſe, und ich bin nur erſtaunt ob deiner Kunſt!“

„Wollt ſie wohl lernen von mir, Jungfräulein,“ lachte die Alte, „hi, hi!“

„Warum nicht, Lieſel? Du kannſt deine Kunſt doch nicht übers Grab mitnehmen und wenn, wie Torilde ſagt, nichts Böſes dabei iſt, wenn alles natürlich zugeht, ſo will ich ein gutes Stück Geld nicht ſcheuen!“

„Hi, hi, hi!“

„Ich bin dir auch nicht böſe, Lieſel,“ ſagte Urſula jetzt, „magſt du begangen haben, was du willſt, es koſtet dich nur ein inniges Gebet zu Gott in Jeſu Namen und du kommſt doch in ſein Himmelreich!“

Als ob der Blitz vor ihr niedergefahren ſei, fuhr die alte Lieſel bei dieſen Worten zurück. Sie ſchlug die dürren Hände bis an die Decke, faßte den oberen Balken der Thür und ſtarrte mit ihren ſchwarzen ſtechenden Augen das Mädchen an.

„Was ſagt Ihr da, Jungfrau, wer hat Euch die Worte gelehrt, wer hat Euch geſagt, daß ein Leben voller Schande, voller Blutſchuld, verſühnt werden kann durch ein inniges Gebet? Wißt Ihr, was es heißt, fluchbeladen faſt ſechzig Jahre lang von Ort zu Ort, von Land zu Land zu wandern?“

„Glaube mir, Lieſel, Gottes Gnade iſt ohne Ende!“

„Gottes Gnade, hi, hi, Jungfrau, Gottes Zorn wollt Ihr ſagen!“

„Bete nur, ſo wirſt du finden, daß Gott dir näher iſt als du glaubſt.“

„Beten, hi, hi, ich kann nicht beten!“

„So ſollſt du es lernen, komm zu mir, wenn du willſt und ſo oft du willſt —“

„Ihr wolltet —“

„Ja gern, aber nun gib Raum und laß uns ein!“

Die Alte machte Platz und die drei Mädchen traten in die Bude. Wie ſie vorausgeſehen hatten, war es nur ein einziges Zimmer oder vielmehr ein Stall, den die alte Lieſel bewohnte! Die Wände kahl, von ungetünchtem Lehm, von großen Riſſen und tiefen Löchern durchbrochen, die mühſam und ſchlecht wieder mit Erde zugeklebt waren. Unter den Fenſtern ſtand ein Tiſch, neben ihm ein Schemel und eine wackelige Bank, in der einen Ecke auf dem Fußboden, der gleichfalls mit Lehm ausgeſchlagen war, ein langer, breiter Holzkaſten, mit trockenem Laub und Moos ausgefüllt, darüber lag eine alte zerriſſene Pferdedecke. Es war das Lager der Alten. So elend es in der Bude ausſah, ſo war doch bei alledem eine gewiſſe Sauberkeit nicht zu verkennen. Tiſch, Schemel und Bank waren rein und blank gewaſchen, der Lehmboden ſorgfältig mit weißem Muldenſande beſtreut. In der Mitte der Stube befand ſich ein großer Kochherd und oben war ein Rauchfang, der in den Schornſtein mündete. Auf dem Herde ſtanden ein paar zerbrochene Töpfe und ein paar gleiche Teller. Rein und blank waren ſie geſcheuert. Torilde war an den Herd getreten, in deſſen Feuerloch ſie, wenn ſie ſich auf ihren Zehen erhob, eben noch hineinſehen konnte, und wandte plötzlich ſich im höchſten Erſtaunen um. „Wo iſt dein Feuer, Lieſel, von dem wir den Qualm geſehen haben,“ rief ſie aus, „die Aſche iſt ja eiskalt!“

„Feuer, Qualm?“ rief die Alte, „hier hat ſeit langer Zeit kein Feuer gebrannt, der Fluß wirft kein Holz mehr aus, das letzte Stück habe ich geſtern verbraucht!“

„Aber der Rauch, Lieſel, aus deinem Schornſtein?“

Die Alte gab keine Antwort. Sie hatte ſich auf ihr elendes Lager geſetzt und verbarg ſtumm den Kopf in ihren Händen. Die Mädchen traten neugierig und doch betroffen an ſie heran. „Was iſt dir Lieſel,“ ſagte die fröhliche Margret, „war dir die Frage unlieb, die Torilde that?“

„Dann ſollte es mir leid thun, daß ich ſie geſtellt habe,“ rief die Jungfrau von Tornau.

Die Alte beharrte bei ihrem Schweigen, ängſtlich umſtanden ſie die Mädchen. Dann hörte man, wie ſie zwiſchen den dünnen Lippen murmelte: „Ja, ja, Fluch, Fußtritt und Staupenſchlag!“

„Du haſt gefehlt, Lieſel, gegen das Rechtbuch des Landes,“ fuhr Torilde fort, „man erzählt, du habeſt geſtohlen, und allerhand Zauberei getrieben, um die Leute zu ängſtigen und ihnen zu ſchaden. Darum biſt du ſo oft ergriffen und beſtraft!“

„So, ſo!“ rief die Alte höhniſch, indem ſie aufblickte, „ſtiehlt der Sperling nicht auch in Eurer Scheune, ſchreit die Krähe nicht auf Eurem Felde? Wißt Ihr, was Hunger heißt? Habe ich jemals mehr genommen als um ihn zu ſtillen, der in mir nagte? Um ein paar Rüben und einen Kohlkopf brauchte man mich nicht zu peitſchen!“

„Aber du ſollſt gezaubert haben, Lieſel,“ fiel Margret ein, „ſag uns, kannſt du wirklich zaubern?“

„Warum denn nicht, hi, hi,“ entgegnete die Alte. „Ihr wundert euch wohl darüber? Ich weiß recht gut, was Euch brennt, Jungfrau! Ihr wollt erfahren, wie ich die Wunde Eures Stalljungen geheilt habe. Ihr ſollt es auch einmal erfahren, aber heut nicht, vielleicht ſpäter!“

„Dann ſollſt du auch aus einem Pulver bunte Mäuſe gemacht haben — —“

„Mit Fiſchſchnauzen, gewiß, hi, hi, hi! Warum denn nicht? Wollt Ihr ſie ſehen, die Tiere? Kommt Ihr deshalb in die Hexenbude? Ich will ſie Euch zeigen, aber heute nicht! Ihr müßt wieder kommen, wenn es nacht iſt, ſiebenmal müßt Ihr kommen und am letzten Tag könnt Ihr ſie ſehen!“

„Nimm dich in acht, Lieſel, wir kommen ganz beſtimmt,“ lachte Torilde, „aber heut ſage uns, wie haſt du das Waſſer weggeblaſen, als du den Knaben herübertrugſt?“

„Das Waſſer, das Waſſer! Iſt das auch verboten, ſteht das auch im Rechtbuch des Landes? Kann ich nicht mehr blaſen wie ich will? Wer hat ſich darum zu kümmern, wer hat danach zu fragen?“

„Nun, nun,“ ſagte Torilde, „eine Frage wird doch erlaubt ſein! Willſt du nicht antworten, ſo ſchweig ſtill! Ich will dir aber ſagen, wie ich zu der Frage kam. Sieh, Lieſel, ich möchte, daß du zaubern könnteſt! Ich wähne, du würdeſt mich dann in die Höhe recken können, daß ich ſo groß ſei, wie andere Leute, daß ich einen Hals bekäme, wie Urſel und Margret ihn haben, daß ich nicht wie ein Zwerg auf Erden wandeln muß!“

„Einen Hals,“ ſchrie die Alte, „einen Hals wollt Ihr haben? Wie andere Leute? Ich will ihn Euch ſchaffen! Aber wozu braucht Ihr ihn denn? Seid doch froh, daß Ihr keinen habt! Denkt an den Angſtmann, Jungfrau, wo er die Schlinge ſchürzt, wo er das Schwert anſetzt!“

„Aber, Lieſel,“ unterbrach Urſel mit lauter Stimme, „was in der Welt fällt dir ein? Torilde ſcherzt über ſich ſelbſt mit dir, verſtehſt du das nicht?“

„Störe ſie doch nicht,“ ſagte Torilde fröhlich, „ſie ſpricht nach ihrer Natur, ich bin ihr wahrlich nicht böſe darüber!“

„Ha, ha, Ihr ſeid nicht bös,“ murmelte die Alte kaum verſtändlich, „Ihr wart es wohl auch niemals? Habt Ihr mich nicht herauswerfen laſſen aus Burg Duben? Wer war es denn, richtig, richtig, Euer Burgwart war es! Wer mag es ihm nur befohlen haben? Was geſchah unten auf dem Hofe? Ha, ha, Ihr wart es ja nicht!“

„Ich habe dich nur herausbringen laſſen, Lieſel, denn jeder kann ſein Hausrecht geltend machen. Warum biſt du nicht ſelbſt gegangen, als ich es dir befahl, warum haſt du meinen Vater gepeinigt?“

Die Alte verzog ihr Geſicht plötzlich zu einem freundlichen Grinſen. „Ich weiß, was ich weiß,“ ſagte ſie leiſe.

„Was iſt es denn, ſprich doch frei heraus, Lieſel, ich befehle es dir!“ erwiderte Torilde.

„Einmal, hundertmal —“ ſagte die Alte, „es war nacht, die Sterne ſchwankten am Himmel —“

„Was denn,“ rief Torilde ungeduldig —

„Hab ich ſie beide geſehen — im Schlafe — im Traume, — der Kopf war da, er tanzte auf der grünen Wieſe vor Eurer Burg, alle ſtanden ringsum, Euer Vater war tot — der Angſtmann lachte — das Volk jubelte auf, der Kopf wollte ſprechen, — er konnte es nicht, — ich hob ihn auf, — ich wickelte ihn in ein Tuch — Blut rann heraus, — Blut —“

„Laßt uns ſchnell nach Hauſe gehen,“ ſagte Margret, „es iſt ja entſetzlich, ſolches Zeug mit anzuhören, kommt ſchnell!“

„Warte nur einen Augenblick,“ entgegnete Torilde, „ich muß mir ja die Antwort gefallen laſſen! Hab ich doch ſelbſt darum gefragt! Alſo erzähle, Lieſel, was weiter?“

„Nichts weiter! Immer dasſelbe, haarſcharf dasſelbe! Doch, doch, noch etwas! Ich ſah ihn, ihn — —“

„Wen, Lieſel?“ fragte Torilde ſchnell.

„Den Freiherrn, den jungen, ich weiß nicht, wie er heißt, er weinte ſo bitterlich um das Mädchen! Er ſagte, die Jungfrau ſei ohne Fehle und Schuld! Sie ſei rein geweſen, wie die Sonne am Himmel! Und nun war ſie tot, tot!“

„Wer war es denn, Lieſel, beſchreib ſie uns doch näher, die beiden Leute!“

„Weiß nicht, weiß nicht! Er war groß und ſchlank, er trug ein Barett mit weißer Feder, ein Wams von ſchwarzem Samt, kein Haar ſproßte in ſeinem Barte, aber ſein Auge war ernſt und ſtreng. Über die Stirn lief die tiefe Narbe —

„Das wäre ja ein prächtiger Freier,“ rief Torilde in ihrer fröhlichen Laune und wendete ſich zu den beiden Schweſtern. „Aber, Lieſel,“ fuhr ſie fort, „ich muß alles wiſſen, und es hilft dir nichts, du mußt es mir ſagen. Von dem Rittersmann weiß ich nun genug, aber von der Jungfrau mußt du uns erzählen! Beſchreib uns den Kopf, der auf der Wieſe tanzte, kannteſt du ihn, welche Augen hatte er, welches Haar?“

Aber Urſula und Margret warteten die Antwort nicht ab, welche die alte Frau zu geben im Begriff war. Sie hatten die Arme feſt in einander geſchlungen, ſie achteten Torildes dringende Gegenrede nicht. Auf ihren Zügen lag es wie ein tiefer Schatten, wie eine grenzenloſe Furcht, und halb bittend, halb unwillig verlangten ſie abermals den Aufbruch.

(Fortſetzung folgt.)

Drei Oſtern.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Eine indiſche Geſchichte nach dem Leben erzählt von S. B.

I.

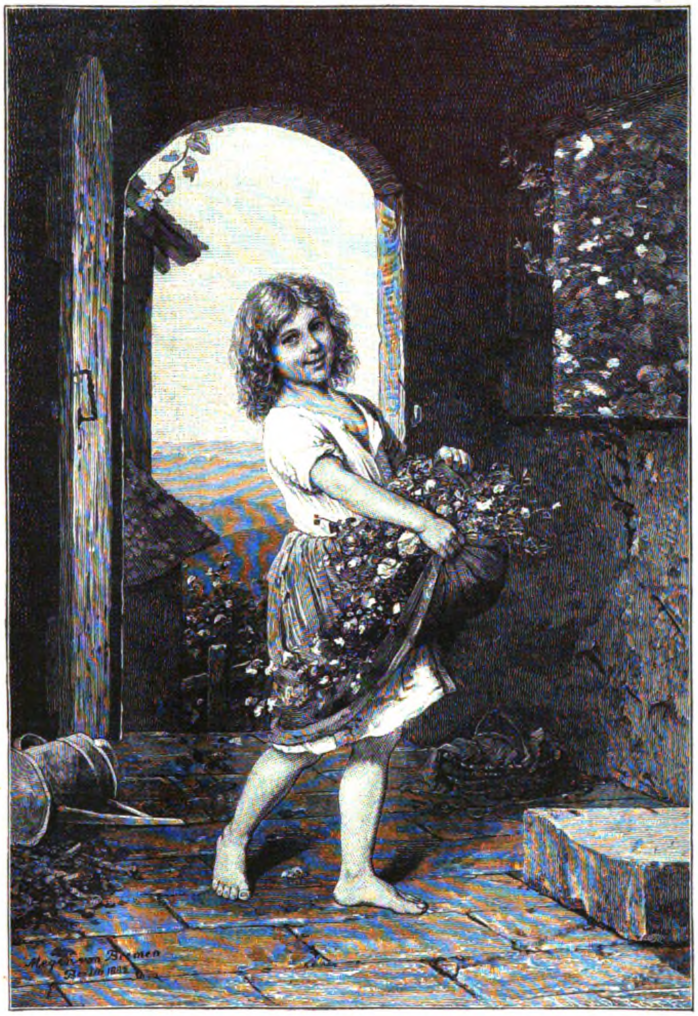
Die Sonne war faſt dem Sinken nahe und beleuchtete grell ein großes Schiff, das ſich langſam dem Hafen näherte. Jetzt ertönte die ſchrille Bootspfeife, ein Kommando wird hörbar, und raſſelnd fällt die Ankerkette nieder, noch ein Plätſchern des Ankers auf dem Waſſer, noch ein paar Schwankungen rechts und links, und nun liegt das vierhundert Fuß lange Ungetüm ſtill und regungslos auf dem grünlichen Gewäſſer. Lautlos bewegen ſich die Matroſen in geſchäftiger Arbeit umher, ein greller Kontraſt zu den verwirrt umhereilenden Paſſagieren, die ihre letzten Sachen zuſammen packen möchten und doch nichts finden können in der Aufregung, unzeremoniös werden ſie von erſteren mit einem mitleidigen Lächeln beiſeite geſchoben. In großen ſchwarzen Wolken entledigt ſich die Maſchine ihres nun überflüſſigen Dampfes, und Koffer auf Koffer taucht auf aus dem ſchwarzen Schlund in der Mitte, wo während drei Monaten kein lebendes Weſen ihre Ruhe ſtörte als nur die Ratten, welche vergnügt ihre Feſte zwiſchen ihnen feierten. Und nun wird es lebhaft auf dem Waſſer rund herum. Hunderte von kleinen Booten haben nur auf das Niederlaſſen des Ankers gewartet und nähern ſich jetzt und bringen Freunde, Geſchäftsleute, Steuerbeamte und Verkäufer an Bord, der Lärm und das Schreien ſteigert ſich von Minute zu Minute, bis er faſt unerträglich wird.

Fernab von all dem Getöſe ſteht ein junges Mädchen an die Planken gelehnt, der Hut iſt von der Stirn herabgeſunken und ſie ſtützt das feingeſchnittene Geſichtchen mit den träumeriſchen Augen und dem dunklen Haar, mit der Hand, und ſchaut bewegt hinüber in das neue, wunderbare Leben, das ſich dort am Ufer vor ihr ausbreitet! Ja, da liegt es vor ihr das vielbeſprochene Wunderland! Wie oft in ihren Träumereien hat ſie ſich dieſen Augenblick vorgeſtellt, wie oft ſeit Jahren ſich ausgemalt wie es ſein würde, Vater, Mutter, Bruder und Schweſter wieder zu ſehen, die alle hier draußen lebten, während ſie allein daheim in der Penſion zurückgelaſſen war. Jedes Weihnachts- und Oſterfeſt, das ſie allein verlebte, verbrachte ſie voll Gedanken, wie es ſein würde, wenn ſie erſt wieder mit den Ihrigen vereint ſein würde, und nun war das Oſterfeſt wieder vor der Thür! Sollte ſie es noch wieder allein feiern?

Da plötzlich ſchrecken Stimmen ſie aus ihren Träumen auf. „Well, Kaptän, wo iſt denn die Kleine, die Sie mir mit herausgebracht haben?“ Sich umdrehen, in das liebe alte Geſicht ihres Vaters ſehen und mit einem Aufſchrei in ſeine Arme fliegen, war das Werk eines Augenblicks, und unter Weinen und Lachen verſichert ſie ihm, er brauche nur gar nicht nach ſeiner Kleinen auszuſehen, die ſei jetzt ſiebzehn Jahre, und fünf Fuß ſechs Zoll hoch; wenn er ſeine Kleine erwartet hätte, da würde er ſehr enttäuſcht ſein, jetzt müſſe er Reſpekt vor ihr haben.

Liebevoll hält der alte Herr ſein Kleinod von ſich und ſchaut ſie mit Stolz an, ſolch wunderfeines, hübſches Ding! Potztauſend, die wird aber Unheil anrichten! Und er ſchaut und ſchaut und verſetzt ſich zurück in die Zeit, wo er zum erſtenmale in die Augen ihrer Mutter ſchaute, deren leibhaftiges Ebenbild ſeine Kleine geworden iſt — und dann küßt er ſein doppeltes Kleinod! Schnell ſind die letzten Sachen gepackt, Abſchied iſt genommen von all den guten Freunden, die drei Monate lang Freud und Leid des monotonen Schiffslebens geteilt haben, noch einmal wird dem alten Kapitän die Hand gedrückt, der einen Seufzer ausſtößt, als er ſeinen Liebling die Schiffstreppe hinabſteigen ſieht, noch ein Grüßen, ein Winken hier und dort, und der kleine Kahn trägt Oberſt B. mit ſeiner Tochter Amy dem Ufer zu, hinein in das farbenreiche Leben des Südens!

Und nun ſinkt die Sonne hinab in das kühle Waſſer, noch einmal fallen ihre Strahlen vergoldend auf die weißen Häuſerreihen und die Palmenalleen und färben alles mit roſigem Licht, und da klang es voll und laut von dem Turm der großen Kirche, die Glocken läuteten Oſtern ein! Und wie ein Läuten der Verheißung erſchallte es den Ohren des jungen Mädchens, das mit gefalteten Händen hinüber ſchaute auf ihre neue Heimat.



Vorbereitung zum Feſt. Gemalt von Meyer von Bremen.

II.

Wieder läutet es Oſtern ein! Eine junge Dame, ihr Reitkleid graziös aufnehmend und ein klein wenig ungeduldig ab und an die Reitgerte ſchwingend, geht ſchnell in der Veranda eines indiſchen Bungalow auf und nieder. Bald ſpricht ſie zu einem großen Hunde, der aufmerkſam all ihre Bewegungen verfolgt, bald wirft ſie dem niedlichen kleinen Affen, der unter den Blumen hockt, einige Brocken zu, und bald ſteht ſie träumeriſch und ſchaut in das weite Land hinaus, das ſich vor ihren Blicken ſo endlos erſtreckt und nur in der Ferne begrenzt wird von den ewigen Schneebergen, die jetzt faſt bläulich ſchimmern im Licht. Aufatmend bleibt ſie endlich ſtehen vor einer älteren Dame, die im bequemen Wiegenſtuhl ausruht von der Hitze des Tages, und mit halblauter Stimme den umherſtehenden Dienern ihre Befehle erteilt. „Wo nur der Vater heute bleibt, hat er beſondere Abhaltung?“ Die Dame ſchüttelte verneinend das Haupt, auch ihr war es unbegreiflich, wo ihr Mann blieb, verſäumte er doch ſo ungern den Abendritt mit ſeinem Lieblinge und hatte er ihr doch ſo oft verſichert, daß er nichts lieber habe als dieſe ſchlanke, elegante Geſtalt über die Ebene dahin fliegen zu ſehen, in ihre leuchtenden Augen zu ſchauen, wenn ſie endlich außer Atem ſtill hielt und mit ihrer Gerte vor ſich deutend ſagte: „Wie wunderbar ſchön doch unſer Gott dieſe Erde geſchmückt hat, nicht wahr, Vater?“ Und heute war er nicht zurück zur Zeit für dieſen Ritt. Abermals ſchüttelte ſie ihr Haupt und ſagte: „Es iſt mir auch ganz unbegreiflich, liebe Amy!“ Aber dieſe hörte ſchon längſt nicht mehr, ſie war hinausgetreten in den Garten und lauſchte den Glockenklängen, die von der Kirche herüberſchallten. Ein leiſes Lächeln fliegt über ihre feinen Züge. Erſt ein Jahr iſt es, ſeitdem ſie die Oſterglocken zum erſtenmale in dieſem Lande hörte, erſt ein Jahr! und wieviel hat ſie darin gehört, geſehen und erlebt. Zuerſt das Wiederſehen mit der Mutter, der älteren Schweſter und dem Bruder, dann das ganze fremde Leben und Treiben, dieſe Ritte, die Bälle, auf denen ſie die lieblichſte Erſcheinung war, und alle die freundlichen, gütigen Menſchen um ſie herum. Alles ſchien ihr hold zu ſein, die ſchwarzen Diener vergötterten ſie faſt, ja ſelbſt der finſterblickende Maharajah konnte ſich ihrem Zauber nicht entziehen und bot ihr ein lächelndes „Salaam,“ wenn er ihr begegnete. Und dann vor ein paar Monaten war er in ihren Kreis getreten, der ſo viel beſſer ſprach und tanzte wie all die anderen, o die Luſt in ſeinem Arm nach den rauſchenden Klängen der Muſik unter Gottes freiem Himmel dahin zu ſchweben, mit ihm zu plaudern und zu lachen. Und geſtern abend im Mondſchein, ja, da hatte er ſo viel und ſo ernſt geſprochen, von ſeiner großen Liebe zu ihr, von ſeinen Ausſichten für die Zukunft und daß ſich ja die Eltern ihrem Bunde gar nicht widerſetzen könnten, wenn nur ſein ſüßes Mädchen ſeine Liebe erwiderte. Und ſie, was hatte ſie geſagt? Ja, ſie hatte gar nicht geſprochen, ſie hatte ihm nur ſchweigend die Hände gegeben und war dann in ihr Zimmer gegangen, hatte die Hände auf das hochklopfende Herz gelegt und kniete dann nieder und dankte Gott für das unausſprechliche Glück in einem lautloſen Gebet. Aber morgen, wenn er zu den Eltern käme, da wüßte ſie wohl, was ſie ſagen wollte, o, da wollte ſie ſchon ſprechen! Was Wunder, daß ſie da jetzt manchmal die Arme ausbreitete, als ob ſie die ganze Welt umfaſſen möchte, das Glück ſchien ja faſt zu groß zu ſein, um es allein zu tragen. Und wie alles ſo ſchön war um ſie herum, alles glühte und blühte und duftete, ja die Oſterglocken hatten doch nicht gelogen, die ſie ſo freundlich willkommen hießen in ihrer neuen Heimat. Langſam fährt ein Wagen vor dem Hauſe vor und macht das junge Mädchen aufſchauen, merkwürdig iſt es doch, daß der Vater nicht kam, nun iſt die Sonne faſt untergegangen, da iſt es vielleicht doch beſſer mit der Mutter auszufahren, die Diener legen ſchon die Kiſſen und Schirme zurecht, da muß ſie ſich beeilen. Noch einen enttäuſchten Blick wirft ſie nach allen Seiten, es kommt ihr jetzt alles ſo anders vor, wie vor einer halben Stunde, lautloſe Stille ſcheint ſich der Natur bemächtigt zu haben, eine Stille, wie vor einem Sturm. Nur von der Stadt der Eingebornen tönt ab und an ein dumpfer Lärm herüber. „Schade, daß der Vater nicht kam,“ ſeufzt Amy, „ſehr ſchade, aber dort kommt ja ein Reiter herangeſprengt, das iſt der Vater! Nein, doch nicht, aber der Bruder, gottlob, daß doch jemand dieſe unheimliche Stille unterbricht!“ Er winkt ihr ſchon von weitem, ſchnell läuft ſie zu ihm und lauſcht erbleichend ſeinen wenigen Worten, ehe er wieder wie raſend davonſprengt! Was, nach dem Fort ſich retten mit Mutter und Schweſter? — Ein Aufſtand unter den Truppen und Eingebornen in der Stadt — der Weg zum Fort noch frei — der Vater ſeinen Weg dorthin fechtend! Wie ein Chaos ſtürmte alles auf ſie ein, einen Augenblick legte ſie die Hand an die Stirn, um den Sinn der Worte zu faſſen, dann trat die ſchreckliche Wahrheit plötzlich klar vor ihre Seele und mit fliegendem Fuß eilt ſie auf das Haus zu, um Mutter und Schweſter davon zu benachrichtigen. Wenige Minuten ſpäter fliehen alle drei, begleitet von einigen treuen Dienern, den Weg zum Fort entlang. Gottlob, er iſt noch frei, aber von dort drüben, da ſchallt der wüſte Lärm immer lauter herüber, da knattert das Gewehrfeuer und der Himmel färbt ſich von der Glut der leichtentzündbaren, ſtrohbedeckten Häuſer. Nur vorwärts, raſch vorwärts! Jetzt kreuzen ſie einen Seitenweg, ein Haufe Eingeborner wird am Ende desſelben ſichtbar, gewiß treue Truppen, die ſich nicht am Aufſtand beteiligten und auch dem Fort zueilen! Ein einziger Blick auf die drohend erhobenen Meſſer belehrt die arme Mutter eines anderen, voll Todesangſt ſieht ſie um ſich, weit und breit keine menſchliche Hilfe, noch einen ſtummen Blick ſchickt ſie zum wolkenloſen Himmel empor, dann ruft ſie den Töchtern ein paar Worte zu und dreht ſich um, den Meuterern entgegen, um den erſten Anprall derſelben von den heißgeliebten Kindern abzuleiten. Blindlings folgen dieſe dem Warnungsruf der Mutter, ſie eilen, ſo ſchnell ſie ihre Füße tragen, querfeldein dem nächſten Brunnen zu, ſchon ſind ſie ganz nahe, da eilt jemand aus dem Gebüſch ihnen entgegen, ein dunkles Etwas fliegt über den Kopf Amys, raubt ihr das Licht, die Sinne, ſie kann ſich nicht davon befreien, es erſtickt ſie! Noch ein paar ſtrauchelnde Schritte — dann ſtürzt ſie beſinnungslos zu Boden!

Und noch immer laſſen die Glocken ihre ehernen Stimmen erſchallen, aber nicht ruhig und friedlich tönen ſie mehr, den Auferſtehungsmorgen verkündigend, nein, wild und raſtlos erzählen ſie von dem Schnitter Tod, der heute durch die Lande ging und reiche Ernte hielt und Garben ſammelte für Gottes ewigen Auferſtehungsmorgen!

III.

Die Hitze des Mittags lag noch erſchlaffend auf Menſch und Tier. Langſam ſchleichen lange Kamelzüge unter blühenden Zitronen- und Granatbäumen auf der Landſtraße dahin, die Ochſentreiber ſchlafen in ihren Karren und laſſen die Tiere allein ihren wohlbekannten Weg vorwärts gehen, ſelbſt die Elefanten, die ſonſt noch am wenigſten von der Sonne leiden, freuen ſich heute der grünen Zweige, welche ihre Führer vorſorglich über ihre breiten Köpfe ausgebreitet haben, und gehen noch majeſtätiſcher wie gewöhnlich einher. Eine Kavalkade von Reitern ſtört plötzlich dieſes träge Leben. Die Landſtraße entlang ſauſen im geſtreckten Galopp ein paar berittene Soldaten mit golddurchwirkten Turbanen, gefolgt von einem ſtattlichen Europäer in reicher Uniform. Finſteren Auges jagt er dahin, er fühlt weder Staub noch Hitze, noch den betäubenden Duft der Blüten am Wege, grad und unverwandt blickt er forſchend in die Ferne. Jetzt tauchen dort die weißen Türme eines Palaſtes auf, ein Lächeln der Befriedigung fliegt über ſeine Züge, ein paar Worte ruft er der Ehrenwache zu, dann beſchleunigen alle noch ihr wildes Jagen und fliegen noch achtloſer vorüber an Frauen, Männern und Kindern, die erſchreckt vom Wege ſtieben und mit wenig freundlichen Blicken der Reiterſchar nachſchauen. Jetzt iſt der Palaſt erreicht, ein Dutzend ſchwarzer Diener ſpringen eiligſt herbei, um das dampfende Pferd in Empfang zu nehmen. Behend ſpringt der weiße Herr aus dem Sattel, wechſelt einige Worte mit dem ſich tief verneigenden Weſir, der ihn am Treppenhaus erwartet, folgt ihm durch manch glänzendes Gemach, bis er endlich vor dem Beherrſcher dieſes Palaſtes, dem geſtrengen Maharajah, ſteht. Die üblichen Zeremonieen werden ausgetauſcht, der Fürſt empfängt mit Würde und orientaliſcher Ruhe, obgleich ſich heute wohl ein klein wenig Erſtaunen auf ſeinem Geſichte ausprägt, es war doch auffallend, dieſe außergewöhnliche Audienz, die der politiſche Befehlshaber dieſes Diſtrikts ſo plötzlich verlangte. Doch dieſer läßt ihn nicht lange in Ungewißheit über den Zweck ſeines Kommens, geradewegs ſteuert er auf ſein Ziel los, Gerüchte ſind zu ihm gekommen, beſtätigte Gerüchte, daß der Maharajah in ſeinem Zenana eine Europäerin wider ihren Willen gefangen hält, er verlangt unbedingte Auskunft darüber im Namen Ihrer Majeſtät, und eine ſofortige Zuſammenkunft mit derſelben und ihre Freilaſſung! Noch finſterer und ſtrenger war das Geſicht des Fürſten während der Rede geworden, welches aber auch ſeine Fehler ſein mögen, lügen kann er nicht, ſo nickt er als Antwort nur beſtätigend mit dem Kopfe und gibt leiſe Befehle, den Weg zum Zenana frei zu machen für den weißen Sahib. Und wieder ſchreitet der Geſandte durch all die Zimmerreihen, faſt noch ungeduldiger wie zuvor, es war ja eine unglaubliche Frechheit, eine Europäerin, ſozuſagen unter ſeinen Augen gefangen zu halten, denn ſeit zwei Jahren lebte er faſt nur vier Meilen entfernt von ihr, aber noch heute abend ſollte ſie frei ſein, hatte es ihm doch keine Ruhe gelaſſen, ſeitdem er geſtern die erſte Nachricht davon bekommen. Jetzt läßt er den Palaſt hinter ſich und durchmißt die Gärten, luſtige Fontänen ſpringen überall, leiſe bewegen die Bananen ihre graziöſen Blätter im Winde und die aufgeſcheuchten kleinen Papageien ſchauen verwundert der fremden Männergeſtalt nach, ein weißer Mann hier in dieſen geweihten Gärten, in denen ſonſt nur das Kniſtern ſeidener Frauengewänder ertönt, das iſt doch zu wunderbar! Und jetzt ſchreitet er auch noch gerade auf den Palaſt der Frauen zu und — geht wirklich herein — das iſt doch zu toll, das reime ſich wer kann, und ſchwatzend laſſen ſie ſich wieder auf den Zweigen nieder. Der Geſandte hatte inzwiſchen die letzten Korridore durchſchritten, die Diener entfernen ſich, geräuſchlos öffnet ſich eine Flügelthüre und nun befindet er ſich allein in einem Gemache mit einer Frauengeſtalt, die halb europäiſch, halb orientaliſch gekleidet, in der Fenſterbrüſtung ruht. Jetzt erhebt ſie ſich und dreht ſich voll nach ihm um. Alles Blut ſtrömte ihm plötzlich zum Herzen; — wer war das?

Wer war denn das, die da ſo hoch und friedlich vor ihm ſtand? Das war ja ſie, der Traum ſeiner Jugend, deren Todesnachricht ihm vor zwanzig Jahren faſt das Herz gebrochen! Zwanzig Jahre! Sie waren nicht ſpurlos an ihr vorüber gegangen, ſie hatten ſich mit Linien in ihr Geſicht eingegraben, hatten Silberfäden durch ihr reiches Haar geflochten, aber doch ſah er noch dieſelben lieben Züge vor ſich, ſah in dieſelben Augen, nur das Lächeln, das ehemals ſo bezaubernd um Aug' und Mund ſpielte, das war verſchwunden und hatte einem tiefen Ernſt Platz gemacht, dies Antlitz konnte wohl milde und barmherzig blicken, aber ein Lächeln ſchien ihm fremd zu ſein.

Bewegt fuhr er ſich mit der Hand über die Augen, bewegt ergriff er die Hand der Dame, erzählte ihr, daß er als ihr Retter käme, daß ſie frei ſei von dieſem Augenblicke an, kein Geſetz könne ſie halten, daß er ſie zu Leben und Freiheit, Freunden und Verwandten zurückführen wolle. Stumm blickte ihn die Frauengeſtalt an, ein kurzer Kampf ſpiegelte ſich auf ihren Zügen, dann wurden ſie wieder ruhig und friedlich, und ruhig klang auch ihre Stimme, als ſie ihm antwortete: „Wer Sie auch ſein mögen, haben Sie Dank für Ihre Güte und Ihr Anerbieten, welches ich doch nicht annehmen kann. Seit zwanzig Jahren war ich tot für die Welt und könnte jetzt nicht wieder dahin zurückkehren, ruhig, wie ich hier lebte, möchte ich auch hier ſterben. Denken Sie nicht, daß ich ganz unglücklich ſei, oder nicht mit Reſpekt behandelt würde, nein, der Fürſt iſt mir ein guter Herr geweſen von dem Augenblick an, wo er mich durch ſeine Soldaten während des Aufſtandes rauben ließ und darauf nach ſeiner Religion zu ſeinem rechtmäßigen Weibe machte. Und dann habe ich zwei Söhne, die ich *in meinem Glauben* und meinen Anſichten erzog, und wenn ſie einſt zur Regierung kommen und ihr Volk glücklich machen, und Ihnen in die Hände arbeiten, dann, ja dann war mein Leben doch kein vergebliches, dann habe ja auch ich meinem heißgeliebten Vaterlande gedient. Und nun noch eins, ſtören Sie nie wieder meinen Frieden, laſſen Sie mich begraben ſein, forſchen Sie nicht nach meinem Namen, denn das wäre der bitterſte Tropfen in meinem Kelche, wenn meine Familie erführe, welches Ende ihr verzogener Liebling nahm.“

Mit einer Thräne im Auge gab der Geſandte das Verſprechen. Ihre Familie, wo war die? Hätte er doch nicht das Herz gehabt, ihr von der zu ſprechen, von dem Vater und Bruder, die, mit dem Säbel in der Hand, ſtarben, nachdem ſie das Fort ein paar Tage heldenmäßig verteidigt und vergeblich auf Entſatz gehofft hatten, von der Mutter, die in einem Augenblicke zerſtückelt wurde, als ſie ſich den Soldaten zur Rettung ihrer Töchter entgegen warf, von der Schweſter, welche das Wort der Mutter verſtanden und ſich in den Brunnen geſtürzt, um der Schmach und Schande zu entgehen, wie hätte er den Mut haben können, noch dieſes Leid ihren anderen Leiden zuzufügen! Wie dankbar war er für dieſen Wunſch!

Noch einen langen Blick warf er auf ſein einſt geträumtes Glück und nahm in Gedanken Abſchied von ihr für immer, noch einmal preßte er ihre Hand an ſeine Lippen, dann ſchloß ſich die Thür hinter ihm. Sie hatte ihn nicht erkannt, und es war beſſer ſo, ſo rief er auch keine alten Stürme wieder wach in ihrem Innern. Gedankenvoll und langſam ritt er den Weg zurück, den er vor wenigen Stunden in ſolcher Aufregung gekommen war. Bild an Bild zog an ſeinem Geiſte vorüber und Thräne auf Thräne rann hernieder in ſeinen Bart und er ſchämte ſich ihrer nicht. Das war alſo das Ende jenes liebreichen, reichbegabten Weſens, der alles zu lächeln ſchien auf dieſer Welt, ein Lebendigbegrabenſein in dem Zenana eines indiſchen Fürſten! Gedankenvoll ſah er jetzt all das Blühen um ſich her, gedankenvoll ſah er auf die Lichter, die in der Ferne auftauchten und von denen eins in dem Hauſe ſchien, wo ein treues Weib und friſche Kinder ſeiner Heimkunft entgegenharrten. Und nun trug der Wind volle Glockenklänge zu ihm herüber, es war ja Oſtervorabend und man läutete Oſtern ein. Beruhigend, wie die Klänge ſich über die nun ſtillgewordene, einſchlafende Natur breiteten, die noch roſig angehaucht war von dem Gutenachtkuß der lieben Sonne, ſo beruhigend ſenkten ſie ſich auch auf dies wildſchlagende Herz und gaben ihm den verlorenen Frieden zurück, und raſch trabte der Reiter durch die erfriſchende Abendkühle der trauten Heimat zu.

Oſterſonnabend in Florenz.

Von K. Bacher.

Der Oſterſonnabend hat in Italien eine ganz andere Bedeutung als bei uns. Bei uns iſt er ein ſtiller Tag, dort ein Tag des Jubels und der Luſt und ein hoher kirchlicher Feiertag. Es iſt die Vigilie, der Vorabend des eigentlichen Feſtes, der Tag, an dem die Trauer endet und die Zeit der Freude beginnt. An dieſem Tage wird in den Kirchen jede Flamme gelöſcht, ein neues Feuer mit dem Stein angeſchlagen, geweiht, und von ihm alle Kerzen neu entzündet. Das iſt ja auch in den katholiſchen Gegenden Deutſchlands der Brauch, und vielfach werden bei uns von dieſem neuen heiligen Feuer die Brände hergenommen, um das profane Oſterfeuer zu entzünden, welches der Ausdruck der weltlichen Feſtfreude iſt. Dieſe äußert ſich auch in Italien; in anderer Weiſe, mit ſcheinbar anderen Motiven, aber doch wohl ſchließlich auf dieſelben uralten Gebräuche und Vorſtellungen zurückgehend. Dort tritt in den Vordergrund die Freude über das Ende der Faſtenzeit: im Neapolitaniſchen wird an dieſem Tage eine Strohpuppe, die Faſtenzeit vorſtellend, verbrannt, wie bei uns in manchen Gegenden eine ſolche Puppe als „Judas“ im Oſterfeuer verbrannt wird. Dem Naturell der Italiener gemäß äußert ſich die Freude am Oſterſonnabend beſonders in Schießen und Feuerwerk; am eigentümlichſten im Dom zu Florenz, wo es mit dem Gottesdienſt verbunden iſt.

Vor einigen Jahren hielt ich mich gerade zur Oſterzeit in Florenz auf. Am Oſterſonnabend ſchlenderte ich mißmutig durch die Straßen: mißmutig nicht ſowol wegen des trüben Himmels als wegen des Feiertags: ich war zum Arbeiten da und meine Zeit beſchränkt; daher ärgerte mich jeder Feſttag, weil Bibliotheken und Muſeen geſchloſſen waren. So kam ich denn auch auf den Domplatz. Derſelbe war ungewöhnlich voll von Menſchen: ich achtete nicht darauf, bis ich ſah, daß verſchiedentlich eine kleine Broſchüre zum Verkauf ausgeboten wurde; ich wurde neugierig, ſah näher zu, und als ich den Titel ſah: Lo scoppio del carro, da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Heut war ja der Oſterſonnabend, heute mittag um 12 Uhr ſollte ja die Taube durch den Dom fliegen! Juſt war es noch rechte Zeit hinein zu gehen; das Schauſpiel wollte ich mir nicht entgehen laſſen.

Der Dom zu Florenz wird vielen Leſern durch Autopſie bekannt ſein. Über einen ungeheuren Raum ſpannen ſich, auf wenigen ſchlanken Pfeilern ruhend, kühne Gewölbe: wenige kleine Fenſter geben nur ein ſehr dürftiges Licht. Dieſer gewaltige Raum war, was eben nur bei ſolchen Schauſpielen geſchieht, dicht gefüllt von einer Volksmenge, die geſpannt auf den Glockenſchlag zwölf wartete. Am Hauptaltar unter der Kuppel wurde die Meſſe geleſen: davor war ein hoher Pfahl errichtet, von deſſen oberem Ende eine Leine durch die ganze Länge der Kirche hinlief, zur weit geöffneten Thür hinaus bis zu einem eigentümlich geformten Gerüſt, das vor derſelben auf dem Platze ſtand, mit bunten Bändern und Papier geputzt und mit Feuerwerkskörpern bedeckt. An dem Pfahl ſtand ein Feuerwehrmann. Alles wartet geſpannt. Da ertönt der Glockenſchlag zwölf: der Feuerwerker erhebt eine Lunte — und von dem oberen Ende des Pfahls ſchießt ein Zünder praſſelnd und Feuer pruſtend über die Köpfe der Menge hinweg an der Leine entlang zur Kirchthür hinaus, und kehrt, immer noch Feuer ſchnaubend, auf demſelben Wege zurück. Er hat draußen die an jenem Gerüſt befindlichen Feuerwerkskörper entzündet, und nun geht vor der Thür ein Höllenlärm los, es donnert und praſſelt und ſprüht, dazu läutet die Glocke des Campanile mit aller Macht, und in ihr Geläut ſtimmen die Glocken aller anderen Kirchen ein.

Das iſt die Taube, die colomba, die durch die Kirche fliegt, um das fuoco del carro zu entzünden. Und warum die atemloſe Aufmerkſamkeit der Menge, die ſich in der Kirche und auf dem Platze drängt? Weil vom richtigen Fluge der Taube der Ausfall der Ernte abhängt! Wenn ſie ihren Weg hin und zurück richtig zurücklegt, gibt es ein gutes Jahr: wenn ſie unterwegs ſtrauchelt, oder gar die Rückkehr vergißt, ſind die Ausſichten ſchlecht. Und auch ſonſt wohnt der colombina eine geheime Macht inne. Frauen mit einem Kind auf dem Arm ſtehen in der Kirche in ängſtlicher Erwartung, um in dem Moment, wo die Taube durch die Kirche ſchießt, darunter wegzulaufen: dadurch werden die Kinder ſtark und mutig.

Jenes Gerüſt vor der Domthür, das die Feuerwerkskörper trägt, heißt carro, weil es auf Rädern ſteht: eigentlich iſt es ein großes Reliquienhaus: es beherbergt ein Stück vom heiligen Grabe, das einſt „zur Zeit der Kreuzzüge“ ein gewiſſer Pazzino, ein Mitglied der berühmten Familie Pazzi, mit Lebensgefahr aus Jeruſalem entführt hat. So erzählt die vorher erwähnte Broſchüre. Vergebens habe ich mich bemüht, aus beſſeren Quellen genaueres über dieſen Brauch und ſeine Entſtehung zu erfahren. Ich laſſe nunmehr dieſer Broſchüre ſelbſt (die nach Art der Italiener im Stil der humoriſtiſchen, oft frivolen Cauſerie geſchrieben iſt) das Wort.

„Als Pazzino in Toskana angelangt war, und ſich die Kunde von dem Schatz, den er mit ſich brachte, verbreitete, ſcharte ſich um ihn das Volk mit großer Freude und geleitete ihn unter dem Schalle von Sackpfeifen und Pauken nach Florenz, wo ihm große Ehren erwieſen wurden. Das heilige Bruchſtück ward nach San Biagio gebracht und dann nach Santi Apoſtoli, um damit das Feuer des heiligen Sonnabends zu entzünden,“ (das, wie oben ausgeführt, mit dem Stein entzündet werden muß). „Die Stadt, welche es ſich damals zum Geſchäft machte, das Verdienſt und nicht die Hallunken zu belohnen, beſchloß einen ſchönen Wagen a pepaiola*) machen zu laſſen, nach dem Entwurf des Fra Tummitocchi Domenicano: aus führte ihn Meiſter Andrea di Becco, der auf dem Ponte alla Carraia ſeinen Laden hatte, und koſtete er ſechsunddreißig Gulden und fünf Crazien, ohne das Trinkgeld an die Lehrlinge und ohne die Malereien, die vom Granata ſind und mit zweiundzwanzig Paoli bezahlt wurden. Als er vollendet war, ſtellten ſie ihn dem Publikum aus, und ein Priore der Stadt hielt folgende Anrede:

„Dieſer Wagen wird jeden heiligen Sonnabend auf die Piazza di St. Maria del Fiore (d. i. den Domplatz) gebracht werden von vier Ochſen mit Hörnern und Olivenzweigen und Bändern, um anweſend zu ſein bei der Meſſe mit der Taube und die Taube wird die Bomben (Kanonenſchläge) unſerer Stadt entzünden zu Ehren der Religion und der Pazzi. Wer dieſen Wagen beſchädigt oder beſudelt, den werden die otto di balìa fünfmal am Folterſeile wippen.“

Lange Jahre hat die Familie der Pazzi dieſe Feier beſorgt; dann iſt die Sorge dafür auf die Stadt übergegangen, und jetzt ſind es die Ochſen der Kommune, welche den reich geſchmückten Wagen am santo sabbato auf den Domplatz bringen. An den Zuſammenhang mit den Pazzi erinnert noch der Gebrauch, daß vor dem Dom nur ein Teil der Feuerwerkskörper abgebrannt wird, der Reſt am Canto dei Pazzi.

Genaueres habe ich, wie geſagt, über dieſen Brauch nicht erfahren können. Iſt der erwähnte Pazzino derſelbe, der im Jahre 1312 den Cavalcanti zum Opfer fiel? Das Gebäu des Carro ſcheint nach einer rohen Abbildung auf jener Broſchüre einer erheblich ſpäteren Zeit anzugehören. Leider hatte ich in Florenz nicht Zeit, mir den Carro ohne ſeine feſtliche Umhüllung anzuſehen. Wie iſt ferner der ganze Brauch zu erklären? Mit den deutſchen Oſterfeuern hängt er doch wohl ſchwerlich zuſammen? Eher mit dem ſüditalieniſchen Brauch, wo es bei jedem Kirchenfeſt während der heiligen Handlung vor der Kirche knallt und praſſelt. —

---

*) In Geſtalt einer Pfeffermühle. In der That hat das Gebäude eine ähnliche ſchlanke Form, einem plumpen Turme vergleichbar.

Vielleicht weiß ein anderer Leſer des Daheim mit dieſen Dingen näher Beſcheid und kann auf die hier aufgeworfenen Fragen Antwort geben.

Rietſchels Pietas.

Mit Recht kann man behaupten, daß die neuere Zeit keinen Künſtler hervorgebracht hat, der ſich einer größeren Popularität in allen Kreiſen des deutſchen Volkes zu erfreuen hätte, als der Bildhauer Ernſt Rietſchel. Mancherlei hat dazu beigetragen, daß dieſe Popularität ſo tiefe Wurzeln gefaßt hat. Zunächſt machten ihn ſeine friſche und ſchlichte Empfindung, ſein aus den engſten Verhältniſſen herausgebildeter, durch Entbehrung geſtählter, in Leiden geprüfter Charakter einerſeits, ſeine ideale, feurige Liebe für die Kunſt, für alles Schöne und Große in Natur und Menſchheit anderſeits zu einer liebenswerten Erſcheinung für die Mitlebenden. Dieſe Zuneigung wurde durch ſeine muſterhafte Selbſtbiographie von unvergleichlichem Reize, welche bereits im Jahre 1863, alſo nur zwei Jahre nach ſeinem Tode in der Biographie Rietſchels von Andreas Oppermann veröffentlicht wurde und in Schule und Haus in Separatabdrücken und Auszügen die allgemeinſte Verbreitung fand, auch bei der nachwachſenden jüngeren Generation wach erhalten und geſteigert. Die Oppermannſche Biographie verfolgt gleichfalls den Zweck, das Bild des Menſchen und Künſtlers dem allgemeinen Verſtändnis des Volkes ſo nahe als möglich zu bringen. Und erſt ganz neuerdings iſt in dem chriſtlichen Volkskalender für 1883 Rietſchels Bild in hingebendſter Weiſe unter Benutzung vieler von demſelben innerhalb ſeines engſten Familienkreiſes gewechſelter Briefe gezeichnet und hierbei hauptſächlich Rietſchels chriſtliche Frömmigkeit betont worden. Eine erſt in allerletzter Zeit in Dresden hervorgerufene Bewegung für Wiedereinſetzung eines von Rietſchel ſelbſt kurz vor ſeinem Tode retouchierten, aber nicht gebilligten Kopfes für die große Lutherſtatue, hat bewieſen, welch lebhaftes Intereſſe in den weiteſten Schichten der Bevölkerung für den Meiſter herrſcht.

Freilich iſt nicht zu verkennen, daß bei dem Beſtreben, den Künſtler zu ehren, Züge in ſein Bild hineinretouchiert worden ſind, welche nicht dazu dienen, dasſelbe völlig klar zu erhalten. Rietſchel war eine durchaus männlich keuſche Seele, nichts lag ſeinem Weſen ferner, als ſeine Empfindungen zur Schau zu tragen. So war es auch mit ſeinem Glauben und mit ſeiner Frömmigkeit beſtellt. Seines Herzens Schrein öffnete er ſeinem Gott, und denen, die ihm zur Führung anvertraut waren, ſeinen Kindern. Nichts würde ihn, wäre er noch am Leben, unangenehmer berühren, als der aus ſeiner Herzensergießung geführte Beweis, daß er von geſundem Chriſtenglauben erfüllt geweſen. Das verſtand ſich bei ſeiner Lebensführung ganz von ſelbſt. Wo er einer Betonung dieſes Umſtandes im Leben begegnete, neigte er zu feiner Ironie, wie er denn von dem bekannten katholiſchen Bildhauer Achtermann in Rom ſagte, er ſei als ein überaus einfacher, wahrhaft demütiger, frommer Menſch nach Berlin gekommen, und er würde dies wohl jetzt noch ſein, aber er habe leider geſehen, daß dieſe Frömmigkeit und Demut ihm ſehr nützlich geworden ſei, und ſo werde das, was ihm erſt unbewußt innewohnte, und Teilnahme und Intereſſe für ihn erregte, leider mehr zum Bewußtſein, ſo daß es ſehr bemerkbar hervortrat. Von dieſer Art Frömmigkeit hatte Rietſchel nichts an ſich, in inniger Freundſchaft verkehrte er mit Männern der verſchiedenſten Richtungen, exkluſiv religiöſe, oder unduldſam konfeſſionelle Auffaſſung der Dinge war ihm fremd, von weichlichem Nazarenertum in der Kunſt war bei ihm keine Spur. Man hat ferner Rietſchel eine Art von Beſcheidenheit zugeſprochen, die ihm nicht eigen war. Man hat angenommen, daß er in übergroßer Beſcheidenheit nie ſich genügt, ſeine Werke für unvollendet gehalten habe. Das iſt grundfalſch. Rietſchel war bis zu ſeinem Tode völlig klar über ſich, unerbittlich gegen ſich und ſein Schaffen, niemals ſetzte er ſich mit Phraſen oder herkömmlichen — bloß wohlgefälligen Motiven über die Schwierigkeiten bei der Arbeit hinweg. Er verbrauchte bei der Arbeit alle ſeine Leibes- und Seelenkräfte. War ihm aber etwas gelungen, ſo war er der erſte, der es dankbar erkannte, und ſich der Beſtätigung von anderer Seite erfreute. Da war nichts in ihm von jener ſüßlichen Abwehr der verdienten Anerkennung, dieſer landesüblichen als Beſcheidenheit geprieſenen Eigenſchaft vieler Künſtler, die nichts weiter iſt, als verhüllte Eitelkeit.

Anſcheinend ſtehen dieſe Hinweiſe in keinem Zuſammenhange mit dem edlen Kunſtwerke, deſſen Anblick heute den Leſern geboten wird, und doch ſind ſie für deſſen Verſtändnis von Bedeutung. Denn nur einem ſolchen Sinne konnte ein ſo einfach erhabenes Werk entſpringen. Man erkennt darin den ganzen Mann, und wie Rietſchel das Werk ſchuf ohne Auftrag in einer Zeit ſchwerer Heimſuchung, um Troſt und Erhebung in der Arbeit zu finden, ſo erkannte er es auch, als es vollendet vor ihm ſtand, in frohem künſtleriſchen Selbſtbewußtſein, als ein gutes, wenn nicht ſein beſtes Werk ohne Rückhalt an und es war ihm als ſein Lieblingswerk ans Herz gewachſen.

Was bedarf es gegenüber dem Bilde vieler Worte! Nur weniges iſt zur Geſchichte des Werkes hinzuzufügen. Die nächſte Veranlaſſung zu der Schöpfung gab allerdings ein ganz genereller Auftrag zur Herſtellung eines Grabdenkmales für den unerwartet ſchnell vom Tode dahingerafften, hoffnungsvollen Sohn eines Polen. Der Vater wollte ſeiner troſtloſen Gattin damit eine Tröſtung verſchaffen, und überließ dem Künſtler den Gegenſtand. Rietſchel wählte eine Pietas, wie er meinte „das beſte Troſtbild für eine troſtloſe Mutter.“ Die Beſtellung wurde freilich bald darauf zurückgezogen, der Gegenſtand war aber dem Künſtler ſo ans Herz gewachſen, daß er ihn nun ohne Beſtellung zu ſeinem eigenen Troſt beim Verluſte ſeiner geliebten Gattin Marie ausführte.

Fünf Skizzen ſind zu dem Bildwerke vorhanden. Die erſte zeigt eine Gruppe von drei Perſonen, der tote Chriſtus umgeben von Maria und Johannes, in der zweiten ſteht Maria allein vor dem Leichnam Chriſti, in der dritten erblicken wir Maria knieend, Chriſtus mit gebogenen Knieen, in der vierten erſcheint die Geſtalt Chriſti geſtreckter, in der fünften iſt die Bewegung der Maria einfacher, inniger, Chriſti Körper ſtarr und geradegeſtreckt, ſein Haupt auf einer Unterlage ruhend, entſprechend dem Werke in der Ausführung. Obwohl der Künſtler die Verbindung von Sohn und Mutter keine körperliche, durch Linienbewegung äußerlich hergeſtellte und dramatiſch ſich geſtaltende ſein ließ, iſt es dem Künſtler dennoch gelungen, allein durch geiſtige Bezüge und die Durchbildung im Ausdruck den einheitlichſten Eindruck hervorzurufen. Mächtig und ergreifend, und doch ſo maßvoll iſt die Haltung der Mutter, geiſtig verklärt der Leichnam des Sohnes, der Ausdruck des Kopfes von höchſter Idealität, ein Bild des Friedens.

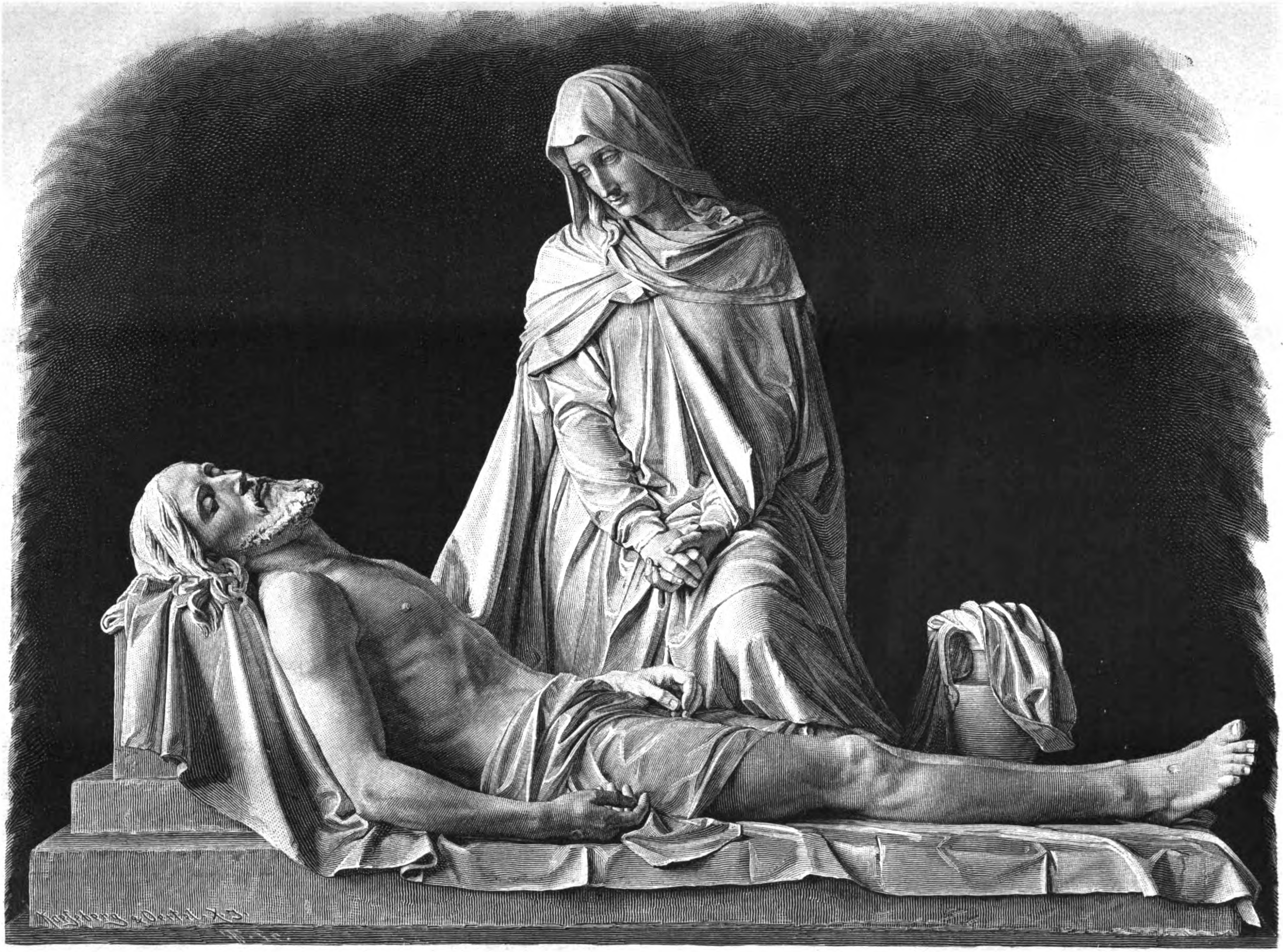
Lange Zeit ſtand das vollendete Kunſtwerk in Gips geformt im Atelier des Meiſters, ſeine Hoffnung, dasſelbe einmal in Marmor ausführen zu können, ſchwand mit der Zeit mehr und mehr. Da beſuchte der König Friedrich Wilhelm IV von Preußen mit ſeiner Gemahlin, der Königin Eliſabeth, im Sommer 1850 das Rietſchelſche Atelier und verließ dasſelbe nicht, ohne einen tiefen Eindruck von der Pieta mit ſich fortzunehmen. Im Herbſt 1850 erfolgte die Beſtellung in Marmor. Der Brief vom 9. Oktober 1850, mittels welchen Rietſchel auf die Mitteilung Rauchs hiervon antwortete, kennzeichnet das Glück, das der Künſtler empfand, und den Sinn, mit dem er es aufnahm. Er ſchreibt:

„Geſtern abend acht Uhr, als ich nach Haus kam, und Ihren Brief vorfand, ſetzte ich mich ſogleich hin, im Sturm meiner Freude zu antworten. Doch als ich dieſe Zeilen heute morgen wieder durchlas, ſchien es mir unmöglich, ſie fortzuſchicken. Ich beginne nochmals, und will heute nur mein Glück, meine Freude, Ihnen meinen Dank ausſprechen. Ich ſehe Ihren Zeilen an, wie warme Teilnahme ſie diktiert hatte. Ich bin doch ein glücklicher Menſch! Den heißeſten Wunſch, dies Lieblingskind meiner künſtleriſchen Thätigkeit und für ſolch einen Herrn ausführen zu können, es iſt das beſte Los, das mich treffen konnte. Ich konnte nicht jubeln, es hatte mich die Freude ernſt und ſtill gemacht. Bald ſchreib’ ich mehr, ich hoffe doch heut einen Brief des Herrn von Olfers zu erhalten. Wie — wenn noch etwas Hinderndes darein käme? Ich zage noch, ſo lange ich nicht den Befehl dazu habe ꝛc. ꝛc.“

Die Marmorgruppe wurde mehrere Jahre ſpäter in dem ſtillen, von einem Säulengange umſchloſſenen Vorhof der Friedenskirche zu Potsdam aufgeſtellt, gegenüber der Moſesgruppe von Rauch, ſie traf aber — leider — das Schickſal unſerer meiſten und vorzüglichſten Skulpturwerke — die Stellung, die man ihr anwies, iſt ſo ungünſtig, daß die Schönheit des Werkes faſt verloren geht.

Rietſchel ſpricht ſich darüber ſelbſt in einem Briefe an Rauch vom 27. Oktober 1855 aus: „Sie ſchließen, daß ich in höchſtem Vergnügen ſchwelge, das iſt aber nicht der Fall. Vor mir Goethe und Schiller, hinter mir mein vierſpänniger Wagen, der wie ein Chimboraſſo ſich auftürmt, und dann — die Erinnerung an meine Pietas. Ich kann die total getäuſchte Hoffnung nicht los werden. Ich hatte von allen Seiten ſoviel Gutes darüber gehört, daß ich mir einbildete, es ſei ein Werk, an das ich befriedigt, ſoweit dies der Künſtler kann, denken durfte, daß es etwas ſei, woran ſich noch Tauſende erbauen konnten, und daß ich es mit der Freude ſehen dürfte, die ein Stück wohl verbrauchtes Leben gewährt. Vielleicht kann es noch manchem gefallen, vielleicht niemand mißfallen, was es aber ſein und wirken könnte, davon keine Idee! Ein Meiſter, der viel bedeutende Werke aufzuweiſen hat, mag, eins auf dieſe Weiſe verloren, mit Schmerz daran denken, doch er kann an vielen anderen ſich tröſten. Das kann ich nicht, und ein Marmorwerk von dieſer Größe kommt mir wohl kaum wieder unter die Hände. Für mich iſt dieſe Arbeit, bleibt alles ſo wie jetzt — verloren, und was auch dran ſein mag, wenn es nicht geſehen werden kann, exiſtiert nicht. Es iſt ſoviel bittrer dadurch, daß ich mich ſo glücklich durch die Abſichten des Königs und des Herrn von Olfers fühlte, daß ich das Beſte erwartete, daß alles gethan worden und nichts erfüllt iſt beim beſten Willen.“

Eine kleine Beſſerung iſt ſpäter durch Anordnungen bezüglich des Lichtes eingetreten, der Genuß des Kunſtwerkes bleibt aber in hohem Grade beeinträchtigt. Dasſelbe Schickſal verfolgt auch die Abgüſſe des Werkes in Dresden und Leipzig. Während die Pietas früher im Muſeum der Mengsſchen Abgüſſe gegenüber der Michelangeloſchen Pietas vorzüglich beleuchtet vollkommen zur Geltung kam, iſt ſie jetzt, gleichwie der Abguß in Leipzig, in einer Weiſe aufgeſtellt, daß von der Schönheit des Werkes ein großer Teil verloren geht, und es würde in der That nur ein Akt der Pietät gegen den Meiſter ſein, wenn man, woran übrigens bei der jetzigen Leitung der Aufſtellungen in Dresden nicht zu zweifeln iſt, endlich der Pieta Rietſchels womöglich den alten Platz einräumen würde.



Rietſchels Pietas. In Marmor ausgeführt in der Friedenskirche zu Potsdam.

Nach ſieben Jahren.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Novelle von Germanis.

(Fortſetzung.)

Walddorf gehörte der Familie von Bergen ſchon ſeit Generationen und war nicht nur ein ſtattlicher Herrenſitz, ſondern von dem Vorbeſitzer ſo recht eingerichtet zum rationellen und großartigen Betriebe der Landwirtſchaft. Das Schloß, ein hübſches altes Haus mit hohem Dach, epheuumrankten Mauern, hohen Zimmern und weiten Fluren, ſtand zwiſchen Garten und Wirtſchaftshof, und dieſer war ſo hübſch angelegt, ſo gut gehalten und ſo ſchnell zu erreichen, daß ſich das Intereſſe der Schloßbewohner zum großen Teil auf ihn konzentrierte und ſelbſt die jungen Damen bei den Ställen und Scheunen faſt ebenſo häufig zu ſehen waren, als zwiſchen den duftenden Blumenrabatten des ſchönen parkähnlichen Gartens.

Es gab da immer etwas zu ſehen und anzuordnen, und ſelbſt der Verkehr mit der Nachbarſchaft, der in dieſer Gegend ein äußerſt reger war, mußte mitunter zurückſtehen gegen die Anforderungen, welche die große Wirtſchaft an die raſtlos thätige Herrin ſtellte. Wie ſie draußen mit ihren Inſpektoren und Rechnungsführern, ſo arbeitete und ſchaffte Tante Bella in dem Inneren des Hauſes, und den beiden jungen Mädchen war es meiſt ſelbſt überlaſſen, ſich die Zeit zu vertreiben, ſo gut ſie konnten. Das wurde ihnen aber auch nicht ſchwer, die Stunden ſchwanden ihnen unter gemeinſamen Beſchäftigungen wie im Fluge dahin, und ſelbſt Barbara trug nicht das geringſte Verlangen, ihr trauliches Stillleben unterbrochen zu ſehen.

Hatten ſchon die letzten Jahre ihr gezeigt, wie wenig eine leere Geſelligkeit auf die Dauer zu befriedigen vermag, wie verderblich ihr Einfluß, wie leicht gelockert ihre Beziehungen ſind, ſo lernte ſie hier in dieſer behaglich und harmoniſch ausgeſtatteten Häuslichkeit zum erſtenmal den ganzen Reiz eines innerlich reich bewegten und in ſich feſt gegründeten Familienlebens kennen, und als der Verkehr mit der Umgegend ſich nach und nach wieder lebhafter geſtaltete, wollte dies Barbara faſt wie eine unerwünſchte Störung erſcheinen.

Unter den benachbarten Familien gab es, wie überall, ſehr angenehme und liebenswürdige Menſchen, aber nicht alle waren geneigt, Barbara als gleichberechtigt zu betrachten, und die Stellung, welche die Baronin und Silvia im richtigen Erkennen ihres Weſens ihr von Anfang an eingeräumt, mußte Fremden gegenüber immer von neuem wieder errungen werden. — Für die meiſten war ſie eben nicht das Fräulein von Pelladry, ſondern Silvias Geſellſchafterin, welche nur in Rückſicht auf dieſe zu beachten war, und ihre liebenswürdigen und glänzenden Eigenſchaften, ihre hübſche und vornehme Erſcheinung wurden nur in ſofern gewürdigt, als man daraus Veranlaſſung nahm, ſich über die Unvorſichtigkeit der Baronin zu äußern, welche es gewagt, eine ſo anſpruchsvolle und nicht zu überſehende Perſönlichkeit ihrer eigenen Tochter zur Seite zu ſtellen.

Man war allerdings zu wohlerzogen, um dieſe innere Geringſchätzung ganz und voll zum Ausdruck zu bringen, aber eine unſichtbare Schranke, Barbara ſelbſt nur zu fühlbar, richtete ſich auf zwiſchen ihr und der Welt, und die ſtillen Morgenſtunden, wo ſie mit Silvia allein und vor jeder Störung geſichert war, wurden ihr nach und nach die liebſten am Tage.

Es war ihr daher durchaus kein erfreulicher Anblick, als ſie eines Tages, bald nachdem man das Frühſtück eingenommen, einen Wagen vorfahren und demſelben einen Herrn entſteigen ſah, der, ohne eine Meldung abzuwarten, der Hausthür zuſchritt, und gleich darauf in derſelben verſchwand.

Barbara hatte ſich in einiger Entfernung vom Hauſe auf ihrem Lieblingsplatz unter den rot blühenden, breitblättrigen Kaſtanien niedergelaſſen, und wartete mit ihrer Arbeit und einem Buch auf Silvia, die bei dem Gärtner eine Beſtellung gemacht und nun im Begriff war, zu ihr zurückzukehren. Kaum aber wurde dieſe des Wagens anſichtig, als ſie auch geflügelten Fußes von dannen eilte, mit dem Kutſcher in ſehr lebhafter Weiſe einige Worte wechſelte, und gleich darauf mit dem fremden Herrn zuſammentraf der, von einem Diener begleitet, ſoeben wieder heraustrat. Es folgte nun eine Begrüßung, die ſo herzlich und freundſchaftlich war, daß ſie auf einen hohen Grad von Intimität ſchließen ließ, und für Barbara etwas Befremdendes und Beunruhigendes hatte.

Sie war zu weit entfernt, um die Worte verſtehen und die Geſichtszüge unterſcheiden zu können, aber ſie ſchloß aus Silvias ſichtlicher Freude, daß der unerwartete Gaſt ein naher Freund und Verwandter war, der unangemeldet aus weiter Ferne eingetroffen, dagegen ſprach aber der Umſtand, daß er mit ſeinem eigenen Wagen gekommen und Silvia auch den Kutſcher zu kennen ſchien. Sie fühlte ihre Neugierde in ungewöhnlich hohem Grade erregt, konnte ſich den Zuſammenhang aber doch nicht erklären, und weitere Kombinationen aufgebend, zog ſie den Strohhut tiefer ins Geſicht und wandte ſich wieder ihrer Arbeit zu.

So gewahrte ſie nicht, daß die beiden, im eifrigen Geſpräch öfter ſtehen bleibend, ſich langſam ihr näherten, und da auch ihre Schritte auf dem weichen Raſen ungehört verhallten, ſo blickte ſie erſt auf, als ſie ihre Stimmen ganz in der Nähe vernahm und hörte, wie Silvia mit warmer Betonung ſagte:

„Und das, Onkel Fried, iſt meine kleine Barbe, die neue Freundin und Geſellſchafterin, von der Mama dir wohl ſchrieb. Sie wird dir hoffentlich eben ſo gefallen wie uns“ und näher herantretend fügte ſie hinzu: „Du erlaubſt wohl, daß ich dich vorſtelle.“

„Liebe Barbara, Herr von Friedensburg, mein geſtrenger Herr Vormund.“ — „Meine Freundin, Fräulein von Pelladry.“

Mit ſtrahlendem Lächeln blickte ſie von einem zum andern, und war ſehr erſtaunt, ſtatt der höflich lächelnden Mienen auf beider Antlitz eine gewiſſe Beſtürzung zu leſen, die eine Begrüßung, wie ſie dieſelbe gehofft, nicht wollte recht aufkommen laſſen. — Ja, es dauerte einige Sekunden, ehe Barbara ihre Verlegenheit ſo weit überwand, um, Herrn von Friedensburg ſchüchtern die Hand bietend, ihm ihre Freude auszuſprechen, daß es ihr beſchieden ſei, ihn hier ſo unerwartet wiederzuſehen, und auch er genügte offenbar nur einer Form, als er ihr verſicherte, wie ſehr er bedauert habe von dem Tode ihrer verehrten Eltern zu hören, die er leider in den letzten Jahren nicht mehr geſehen.

Es war eine ſteife, peinliche Szene, und Silvias erſtaunte Fragen, wo und wie man denn ſchon früher zuſammengetroffen, die heitere Unbefangenheit, mit der ſie dieſe Begegnung wie eine neue reizende Überraſchung betrachtete, war eine wahre Wohlthat für die beiden Beteiligten, die nach und nach ihre volle Selbſtbeherrſchung wiedererlangten, und über ihre früheren Beziehungen, ſoweit dieſelben eine nähere Berührung vertrugen, bereitwilligſt Aufſchluß erteilten.

Herr von Friedensburg erzählte, daß ſchon ihre Eltern bekannt und befreundet geweſen, und er einſt einige genußreiche Wochen in dem gaſtfreien Pelladryſchen Hauſe verlebt, während Barbara ihre Verwunderung anzudeuten wagte, daß ſie den bekannten Namen im Bergenſchen Hauſe niemals gehört, und über die Perſönlichkeit von Silvias Vormund nicht eher Aufſchluß erhalten habe. Aber Silvia erklärte dies durch den Umſtand, daß Herr von Friedensburg, ſonſt ihr naher Nachbar und der getreue Berater ihrer Mutter in allen geſchäftlichen Dingen die letzten Monate nicht wie ſonſt auf ſeinem Gute Landryn verlebt, ſondern als eifriger Politiker und Abgeordneter mit ſeiner Mutter in Berlin geweilt habe, woſelbſt durch deren zarte Geſundheit die Rückkehr ungewöhnlich lange verzögert worden ſei. Geſprochen habe ſie oft von ihm, da ſie ſich aber mit der Zeit weder zu „Onkel Werner,“ noch zu „Herrn von Friedensburg“ habe entſchließen können, ſo ſei er von ihr eben immer nur mit dem Namen „Onkel Fried“ bezeichnet worden, den ſie als ganz kleines Mädchen ihm beigelegt, da er noch der Tüten ſpendende Onkel, und ſie zu jung war, um den langen Namen Friedensburg ausſprechen zu können. Ihre Mutter hingegen habe ſtets nur den „Vormund“ betont, und da Barbara ſich darunter wahrſcheinlich einen ehrwürdigen, alten Herrn gedacht, ſo ſei die Sache ja ſehr erklärlich.

Inzwiſchen kehrte die Baronin von ihrer landwirtſchaftlichen Inſpektionstour zurück, und zeigte ſich herzlich erfreut, den bewährten Freund wieder daheim und in erreichbarer Nähe zu wiſſen; ein ſubſtanzielles Frühſtück erſchien in Tante Bellas Gefolge, die ein ganz beſonderes Tendre für Herrn von Friedensburg hatte, die Unterhaltung wurde allgemeiner, und der liebenswürdige Gaſt, der ſich hier offenbar ganz zu Hauſe fühlte, ſchien das kleine unbehagliche Intermezzo vollſtändig vergeſſen zu haben. Er erkundigte ſich nach dem Stande der Wirtſchaft, plauderte mit Silvia und neckte Tante Bella in heiterſter und unbefangenſter Weiſe, Barbara hingegen befand ſich in einem Zuſtand fieberhafter Aufregung, und konnte ſich über ihre eigenen Gefühle kaum Rechenſchaft geben. Es kam ihr alles ſo unwirklich, ſo verworren, ſo traumhaft vor, und ſobald ſie ſich unbeobachtet wußte, ſchlüpfte ſie hinweg, um in der Einſamkeit ihres Zimmers über die unerwartete Begegnung nachzudenken.

„Werner von Friedensburg!“ Wie die Stimme des Gewiſſens klang der halbvergeſſene Name zum erſtenmale ſeit vielen Jahren wieder an ihr Ohr, und weckte ein ganzes Heer peinlicher Vorſtellungen und Erinnerungen in ihrer Seele, die lange, lange Zeit geſchlummert hatten. — Sie hatte gehofft, den Mann, den ſie einſt ſo ſchwer gekränkt und beleidigt, nie, nie mehr wiederzuſehen, und nun ſtand ſie ihm wieder gegenüber, nicht mehr als die vielgeprieſene Schönheit, die gefeierte Tochter des Kommandeurs, ſondern als mittelloſe Waiſe, als die bezahlte Geſellſchafterin einer Familie, die ſeinen Rat und ſeine Wünſche als maßgebend erkannte.

Sie hätte vergehen mögen vor Kummer und Scham, und die Ausſicht, den einſt ſo ſehr verachteten Freier nun öfters hier begegnen zu müſſen, erfüllte ſie mit dem lebhafteſten Unbehagen. Sie ſehnte ſich ſo nach Ruhe und Frieden, ſie war froh geweſen losgelöſt zu ſein von allem Vergangenen, und nun ſtanden ſie wieder auf die Geiſter, die ſie glaubte gebannt zu haben für immerdar, und mit ihnen neue Kämpfe und Widerwärtigkeiten. Sie bedauerte es beinahe nach Walddorf gekommen zu ſein und in einem Hauſe zu weilen, in dem ſie jeden Augenblick Gefahr lief, mit ihm zuſammen zu treffen. Wie die Dinge nun aber lagen, ließ ſich nichts daran ändern, und Barbara mußte ſich zuſammen nehmen, wollte ſie Silvias freundlich forſchenden Augen nicht einen Einblick in ihr Inneres gewähren.

Bei Tiſche, als ſie Herrn von Friedensburg gegenüber ſaß, hatte ſie Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten, und es wollte ihr ſcheinen, als wäre er ein anderer geworden im Laufe der Jahre. Er ſprach lebhaft und anregend, erzählte von ſeinem Berliner Aufenthalte und wie er alles in Landryn vorgefunden, und wurde von den Damen mit Aufmerkſamkeiten verwöhnt. Wie ſie ihn da vor ſich ſah im dunklen, engliſchen Reiſeanzuge, ſich noch immer mit einer gewiſſen Haſt, aber frei und natürlich bewegend, ſah er aus, als wäre er in den ſieben Jahren nicht älter, ſondern jünger geworden, und habe nun erſt alles abgeſtreift, was früher hemmend und ſtörend auf ſeine freie Entwickelung gewirkt. Er war noch immer kein ſchöner Mann, aber er hatte ſich ganz entſchieden zu ſeinem Vorteil verändert.

Das dunkle Haar, das ſich ſonſt in dichten Büſcheln ſtets vorgedrängt hatte, ließ jetzt, kurz geſchoren, die hohe, weiße Stirn frei, das dunkle von der Sonne gebräunte Geſicht war hagerer und ſchmäler geworden, die Augen dadurch weniger tiefliegend, der Mund von einem langen blonden Schnurrbart faſt verdeckt. Barbara geſtand ſich, daß von abſoluter Häßlichkeit bei ihm keine Rede mehr ſein konnte, denn auch ſeine Figur erſchien geſchmeidiger und abgerundeter als früher, und erſt jetzt fiel es ihr auf, welche angenehme, weiche Stimme er habe.

Sie ſah ihn geehrt, geliebt und bewundert, ſah den Ausdruck wahrer Güte und ernſter Tüchtigkeit in den klugen, ſcharfblickenden Augen, und unwillkürlich ihn mit ihrem einſtigen Verlobten vergleichend, ſagte ſie ſich, daß ſie eitle Flitter gegen lauteres Gold eingetauſcht hatte, und bereute es zum erſtenmale dieſen Bewerber ſo wenig gewürdigt zu haben.

Bei Silvia, welche neben ihm ſaß, brauchte man dergleichen wohl nicht zu befürchten. Die Freude über ſeine unerwartete Ankunft, die ſie ſo unverhohlen gezeigt, der Eifer, mit dem ſie ſeinen Worten lauſchte und bemüht war, ihm dieſen oder jenen kleinen Dienſt zu leiſten, bewieſen zur Genüge, wie lieb und wert „Onkel Fried“ ihr war, und ihre jugendfriſche, lichte Erſcheinung ſah ſo gut aus neben ſeiner gereiften, echt männlichen Perſönlichkeit, daß Barbara die Überzeugung gewann, daß, komme alles wie es kommen ſollte, aus den beiden wohl noch einmal ein Paar werden würde.

Sie erſchien ſich plötzlich ſo alt neben dieſen beiden jungen Leuten, ſo fremd in dieſer glücklichen liebenswürdigen Familie, die durch innige Freundſchaft und die Bande des Blutes untereinander verbunden war, daß ſie ſich der Thränen kaum zu erwehren vermochte, und ein heißes Schmerzgefühl ihre Bruſt durchzog. Sie war viel ſtiller und zurückhaltender als ſonſt, ſelbſt Silvia gelang es nicht, ſie in die allgemeine Unterhaltung zu ziehen, und als ſie zufällig einmal zu Herrn von Friedensburg hinüberſah, und ſeinem nachdenklichen, forſchenden Blick begegnete, ſtieg ein heißes Rot ihr bis in die Wangen, und ſie wandte ſich ab, um ihre Verwirrung zu verbergen.

Erſt am ſpäten Abend, als der Störenfried fortgefahren war, begann ſie wieder freier zu atmen, und während die anderen Damen noch zuſammenblieben im traulichen Geſpräch, und noch einmal die verſchiedenen Erlebniſſe des Tages an ſich vorübergehen ließen, eilte Barbara zum Flügel, um in herrlichen Akkorden ihre tiefe innere Bewegung ausklingen zu laſſen. Hatte doch Werners Anblick die längſtentſchwundenen Zeiten wieder aufgeweckt in ihrer Erinnerung, und alles was die letzten Jahre ihr gebracht an Freud und Leid, an Schmerz und Glück, es zog noch einmal an ihrer Seele vorüber, als ſie jenes Ballabends gedachte, da er in bitterem Groll von ihr geſchieden war.

Aber auch Werner hatte von dem unerwarteten Zuſammentreffen mit ihr einen tieferen Eindruck empfangen, als er ſelbſt es ſich zugeſtehen wollte. Im Laufe des Tages, im Verkehr mit den ihm ſo naheſtehenden Bergenſchen Damen, war derſelbe weniger zur Geltung gekommen, auf dem Heimwege aber, als er, gedankenvoll zurückgelehnt in die weichen Lederkiſſen ſeines Wagens, allein dahin fuhr durch die mondbeglänzte, köſtlich duftende Frühlingsnacht, war es Barbaras liebliches Bild, das ihm unausgeſetzt vor Augen ſchwebte, und auch ihn zurückführte zu einer ſchönen, glücklichen, vergangenen Zeit.

Aber was lag alles in den ſieben Jahren, die ſeitdem entſchwunden!

Als er von jener Reiſe nach Neuenburg, die einen ſo traurigen Abſchnitt in ſeinem Leben bezeichnet, nach Hauſe zurückgekehrt war, hatte er eine tiefe Verſtimmung nicht zu verbergen vermocht, und lange Zeit gebraucht, ehe er ſich in den heimiſchen Verhältniſſen wieder zurechtfinden konnte.

Man hatte ihn zu tief gekränkt und ſeinen Mannesſtolz verletzt. Das Bewußtſein, nicht nur verſchmäht worden zu ſein, ſondern ſeine beſten und heiligſten Gefühle einer kleinen Koketten geopfert zu haben, die noch gar nicht im ſtande war, dieſelben ihrem ganzen Wert nach zu begreifen, gab ſeinem Schmerze eine ungeheure Bitterkeit, und die Geringſchätzung ſeiner Perſon und ſeines heimatlichen Beſitzes, an dem er hing mit allen Faſern ſeiner Seele, fügte derſelben noch einen neuen Stachel hinzu. Die Liebe, die ſich ſeiner bemächtigt hatte mit ſo ſüßer und zwingender Gewalt, er entfernte ſie aus ſeinem Herzen wie eine ſeiner unwürdige Schwäche, und in der erſten Heftigkeit ſeines Schmerzes fand er ein grauſames Vergnügen daran, jedes Zeichen zu tilgen, das ihn an ſie hätte erinnern, und ſeinem Stolz ein ſteter Vorwurf hätte ſein können.

Mit der Zeit wurde das aber anders. Seine tief innerliche, harmoniſch angelegte Natur konnte auf die Dauer durch dieſe eine Enttäuſchung nicht geſchädigt werden, an ſeinem regen Pflichtgefühl richtete er ſich wieder auf, und edler und gereifter ging er aus dieſer ſchweren Prüfung hervor. Mit erneutem Eifer wandte er ſich ſeiner parlamentariſchen und landwirtſchaftlichen Thätigkeit wieder zu, und ſchloß ſich nur noch enger an ſeine vortreffliche Mutter an, die ihm ſein Haus zur lieben Heimat machte und in einer ſtillen Stunde auch die Geſchichte ſeiner verfehlten Liebe erfuhr. Sie war es, die ihn lehrte, Barbaras Weſen gerechter und milder zu beurteilen, und er mußte ihr recht geben, als ſie die Überzeugung ausſprach, daß er auch im beſten Falle bei einem ſo jungen Mädchen den Ernſt und die gereifte Lebensanſchauung nicht hätte finden können, die er von ſeiner künftigen Lebensgefährtin glaubte fordern zu müſſen. Er ſah ein, daß ihr jugendlich-leichtſinniger Übermut nicht viel größer geweſen war wie ſeine eigene Thorheit, und niemand, der ihn ſpäter ſah in ſeinem heiteren Gleichmut, ſeiner freudigen Thätigkeit, konnte auf den Gedanken kommen, daß er in ſeinem Innern eine Wunde barg, die bei der geringſten Berührung noch ſchmerzte.

Und doch war dem ſo. Wie oft er ſie auch zu verbannen verſuchte, die Sehnſucht nach Barbaras Liebe und nach ihrem Beſitz ſtieg immer wieder in ſeinem Herzen auf, und wenn er ſich deſſen auch nicht klar bewußt wurde und keinen Schritt that, ſich ihr noch einmal zu nähern, ſo ließ doch die Erinnerung an ſie, ſei es in Liebe, ſei es in Groll, den Gedanken an eine andere Heirat nicht mehr in ihm aufkommen. Erſt als er von ihrer Verlobung hörte und wußte, daß ſie ſich einem andern zu eigen gegeben, gelang es ihm, ihrem Andenken keinen Einfluß mehr zu geſtatten, und der Friede, den er ſo lange nur äußerlich zur Schau getragen, wurde nun auch ſein innerliches Eigentum.

Auch die Nachricht von der Auflöſung des Verhältniſſes, die er zuerſt nur gerüchtweiſe vernommen und kürzlich erſt beſtätigt gefunden, hatte daran nichts mehr zu ändern vermocht, und für ihn war die Sache vollſtändig abgethan.

Er bedauerte Barbara, wie er jedes andere junge Mädchen in ähnlicher Lage bedauert haben würde, aber er dachte an ſie nur noch als an die Tochter ihres Vaters, die zu ſeinem eigenen Geſchick in keiner Beziehung mehr ſtand, und die heiße Liebesflamme, die einſt mit ſo hellem Schein ſein ganzes Weſen durchleuchtet, ſchien nun für immer erloſchen zu ſein.

Auch er hatte gehofft, dem Fräulein von Pelladry nie mehr zu begegnen, und nun, da er glaubte, für immer abgeſchloſſen zu haben mit der Vergangenheit und mit ganz anderen Plänen und Erwägungen aus Berlin zurück gekehrt war, trat Barbara ihm plötzlich als Silvias Geſellſchafterin noch einmal entgegen, und aus ihrem reizenden Antlitz ſtrahlten noch dieſelben Augen, die ihn einſt ſo entzückt hatten.

Der Ausdruck derſelben war freilich ein ganz anderer geworden. Der lachende Übermut, das zärtliche Aufleuchten, der neckiſch lockende Schimmer, ſie ſchienen daraus verſchwunden für immerdar, und die Schmerzen und Kämpfe der vergangenen Jahre hatten nicht umſonſt ihre thränendunklen Schleier darüber gebreitet. Aber Werner, der Barbara nur gekannt in der Fülle ihrer Jugend und ihres Glückes ward tief bewegt durch den Ausdruck ſanfter Trauer und zartfühlender Zurückhaltung, welche jetzt den Grundton ihres Weſens bildete und ihr einen neuen, ganz eigenartigen Reiz verlieh.

Sie ſchien noch dasſelbe liebenswerte, reichbegabte und lebhaft empfindende Geſchöpf zu ſein, das ſie immer geweſen, aber ihre Fehler waren milder geworden in dem Laufe der Jahre, ihre guten Eigenſchaften erhöht und vertieft durch den Ernſt des Lebens, und wenn je überhaupt, ſo glich Barbara jetzt erſt dem Bilde, das Werner ſich ſchon damals von dem geliebten Mädchen entworfen und das in ſo grauſamer Weiſe zerſtört worden war.

Selbſt ihre Schönheit war edler und zarter geworden, was ſie an Farbe und Friſche verloren, ſchien in anderer Weiſe wieder erſetzt worden zu ſein, und die ſchlanke Figur, welche in ihren ſchönen Formen an die reinen Linien der Antike erinnerte, wurde durch beibehaltene Trauerkleidung nur noch mehr hervorgehoben. Was Werner bei alledem empfand, iſt ſchwer zu beſchreiben.

Der alte Unmut, der ihm im erſten Augenblick die Stirn gerötet, die jähe Erinnerung an die ſchmähliche Niederlage, die man ihm einſt bereitet, war ſchnell verdrängt worden durch ein Gefühl warmen und aufrichtigen Mitgefühls, das er der armen Waiſe nicht verſagen konnte, und dem Verdruß, noch einmal durchleben zu müſſen, was er bereits für überwunden gehalten, widerſprach ein Gefühl ſtolzer, jubelnder Freude, die ſich ganz heimlich in ſeinem Inneren zu regen begann.

Es iſt etwas anderes, ruhigen und ernüchterten Gemüts aus der Ferne zu reſignieren, als der Verſuchung noch einmal gegenüber zu ſtehen.

Die Thatſache, daß Barbara wirklich nun das geworden, was er früher ſchon mit dem Inſtinkt des Herzens in ihr geſucht und vermutet, war ſeinem Selbſtgefühl eine angenehme Beſtätigung, daß ſein Irrtum doch nicht ein ſo großer geweſen ſei, als er eine Zeitlang gedacht, und ſelbſt die ſichtliche Verlegenheit, mit der ſie ihn begrüßte, wirkte wie Balſam auf ſein gereiztes Gefühl, denn ſie zeigte ihm nur zu klar, daß die kleine Sünderin ſich ihrer Schuld bewußt und beſtrebt war, ihn dieſelbe vergeſſen zu machen.

Wäre ſie ihm ſtolz, ſtrahlend und ſiegesgewiß gegenüber getreten, er hätte ſich mit all ſeinem Stolz gewappnet und ſogleich in die Defenſive begeben, dem ſcheuen, flehenden Blicke ihrer herrlichen Augen aber konnte er nicht widerſtehen, und der Gedanke, ſie in nächſter Nähe in der ihm befreundeten Familie zu wiſſen, hatte für ihn nichts Beunruhigendes mehr.

Seiner Mutter daheim gab er eine ſo lebhafte Schilderung ſeiner Walddorfer Erlebniſſe und ſprach mit ſo warmer Anerkennung von Barbaras verändertem Weſen, daß die erfahrene Matrone nicht umhin konnte, in dieſem unerwarteten Wiederſehen eine erneute Gefahr für ſeine mühſam errungene Seelenruhe zu fürchten und ihrerſeits mit einem gewiſſen Widerſtreben dem Augenblicke entgegenſah, wo auch für ſie eine Begegnung mit der Tochter ihres alten Freundes unvermeidlich ſein würde.

Sie liebte Werner über alles, und wenn ſie auch vor Jahren um ſeines eigenen Friedens willen Barbaras Jugend als Milderungsgrund angeführt hatte, ſo konnte ſie doch als Mutter die ihm angethane Kränkung ſobald nicht verzeihen und zeigte ſich bisher nur deshalb einverſtanden mit ſeiner Abneigung gegen eine andere Verbindung, weil ſie in dieſer Beziehung ihre ganz beſonderen Wünſche hatte und die Erfüllung derſelben erſt nach Verlauf einiger Jahre eintreten konnte.

Für ſein Glück ſchien ihr in Wahrheit kein Opfer zu groß, aber ſie glaubte dasſelbe nach ihrem eigenen Ermeſſen für ihn beſtimmen zu können, und wenn ſie an eine Schwiegertochter dachte, wie ſie dieſelbe zu ſeinem Heile am heißeſten erſehnte, ſo war es immer Silvia von Bergen, die ſchon lange mit mütterlicher Liebe von ihr umfangen wurde.

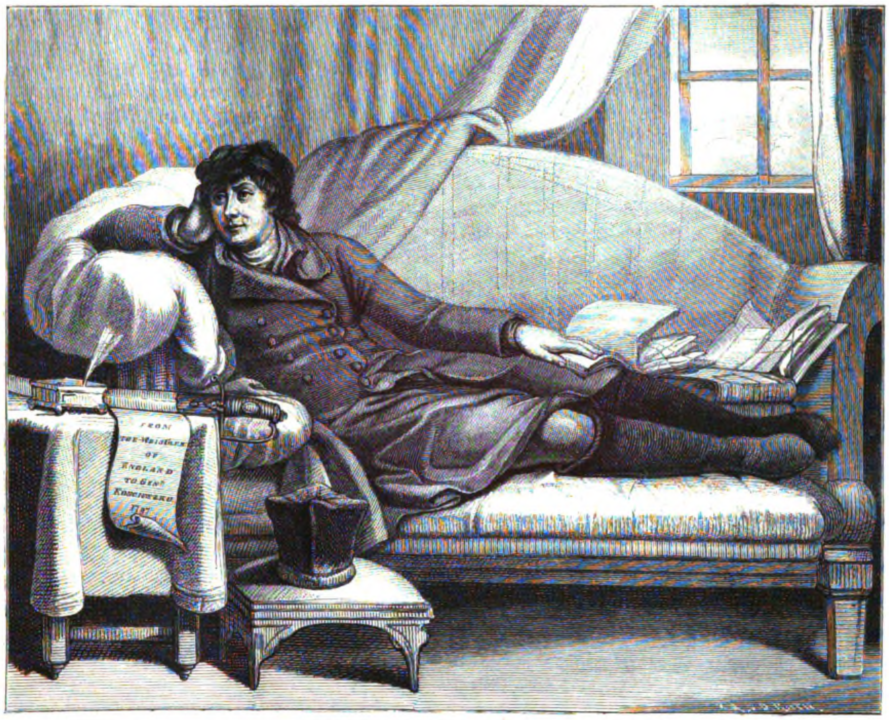
Werner wollte zwar von dieſen Projekten lange Zeit nichts wiſſen, ſchien aber ſeinerſeits auch keine anderen zu hegen, und da Silvia ohnehin noch zu jung war, um ſchon an dergleichen Dinge denken zu können, genügte es Frau von Friedensburg vollkommen, ihn gegen andere Eindrücke geſichert zu wiſſen.

Dieſen Sommer ſollte Silvia ihr neunzehntes Jahr vollenden, ſie war auch von anderen jungen Männern gekannt und geſucht, und nun nach einer monatelangen, für die Klärung der Empfindungen oft ſo notwendigen Trennung ſchien der rechte Augenblick zur Anknüpfung neuer Beziehungen gekommen, und Frau von Friedensburg war nicht aus Berlin zurückgekehrt ohne die Hoffnung, Werner nun zu energiſchem Vorgehen in dieſer Richtung bewegen zu können.

Er hatte zwar ihre Frage, ob denn ſein Herz noch immer nicht ſpreche, wiederum verneint, aber ſein lächelnder Widerſpruch verlor neben ſeiner Bereitwilligkeit, nach Walddorf zu fahren, jede Bedeutung für ſie und der heutige Beſuch bei Bergens erſchien ihr gleichſam wie der erſte Schritt zu dem von ihr ſo heiß erſehnten Ziel. Sie war begierig geweſen, zu erfahren, welchen Eindruck er diesmal von Silvia empfangen, in wie weit er ſie zu ihrem Vorteil verändert, in ihrer geiſtigen und körperlichen Entwickelung fortgeſchritten fand, und nun war jede Wahrnehmung in dieſer Hinſicht abgeſchwächt worden durch Barbaras unerwartetes und unvermitteltes Dazwiſchentreten, und die Verwirklichung ihrer liebſten Hoffnungen ſchien wieder in weitere Fernen gerückt. Sie wußte nicht, ob ſie unter den obwaltenden Umſtänden noch ferner wünſchen ſollte, ihn gerade dieſen Sommer recht häufig in Walddorf verkehren zu ſehen, und neben Silvias lichter, lockender Geſtalt ſah ſie drohend den Schatten ſeiner erſten Liebe erſtehen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus unſerer Sammlung merkwürdiger Bildniſſe.



General Thaddäus Kosciuszko.

Im Jahre 1797 während ſeines Aufenthalts in London durch das Schlüſſelloch gezeichnet von R. Cosway.

Thaddäus Kosciuszko.

Denkſt du daran, mein tapferer Laghienka,
Daß ich dereinſt in unſerm Vaterland
An eurer Spitze, nahe bei Dubienka
Viertauſend gegen ſechzehntauſend ſtand?
Denkſt du daran, wie ich vom Feind umgeben,
Mit Mühe nur die Freiheit mir gewann?
Ich denke dran, ich danke dir mein Leben,
O ſprich, Soldat, Soldat, denkſt du daran?

Unſere älteren Leſer werden ſich noch erinnern, daß ſie einſt dieſen Vers aus Karl Holteis: „Der alte Feldherr“ oft genug ſingen hörten, und unſeren alten Leſern wird bei dieſen Worten die Erinnerung an eine Welt von Vorſtellungen und Empfindungen aufgehen, welche die Gegenwart nicht mehr kennt. Die Begeiſterung für die polniſchen Emigranten gehörte ja ebenſo zur Signatur der zwanziger und zum Teil auch noch der dreißiger und vierziger Jahre, wie die Überzeugung, daß alle Not ein Ende haben würde, wenn nur erſt die böſen Fürſten ihren Völkern nicht länger die „Freiheit“ vorenthalten wollten. Es beſtand ein innerer Zuſammenhang zwiſchen den polniſchen zuchtloſen Junkern, denen durch eigne Schuld nichts blieb, „als die Ehre und ihr alterndes Haupt“ und jener „Freiheit,“ in deren Namen jeder ſich zur Herrſchaft berufen glaubte, der es für angemeſſen hielt, ſich in ihren Dienſt zu ſtellen. Im Zeichen der Freiheit hatten die polniſchen Magnaten und Schlachtizen ihr Vaterland dahin gebracht, daß es von Rechts wegen ausſcheiden mußte aus der Zahl der europäiſchen Staaten und im Namen der Freiheit beteiligten ſich die polniſchen Flüchtlinge an jeder Bewegung, die, gleichviel wo, gegen irgend eine beſtehende Ordnung gerichtet war.

Aber, wie geſagt, man hatte damals noch nicht erkannt, wie inhaltslos dieſes Wort „Freiheit,“ an dem man ſich berauſchte, war, und man wußte von den Polen kaum mehr, als daß ſie im perſönlichen Verkehr höchſt liebenswürdige Leute waren. So gehörten ihnen die Sympathieen der weiteſten Kreiſe. Unter den Polen aber genoß wiederum keiner eine ſolche Beliebtheit wie Thaddäus Kosciuszko.

Thaddäus Kosciuszko war der Sohn eines unbemittelten Landedelmannes in Litauen und wurde am 12. Februar des Jahres 1746 auf einem Gute geboren, das ſein Vater von einem polniſchen Magnaten gepachtet hatte. Ein Fürſt Czartoriski, der Kosciuszkos Vater kannte, wurde auf den begabten Knaben aufmerkſam und verſchaffte ihm eine Freiſtelle im Kadettenhauſe in Warſchau. Hier zeichnete ſich Kosciuszko ſo aus, daß er nach Beendigung des Kurſus ein Reiſeſtipendium erhielt, um ſich im Auslande aus eigener Anſchauung mit den Fortſchritten der Kriegswiſſenſchaften bekannt zu machen. Er ſtudierte nun mehrere Jahre lang in der Militärakademie in Verſailles und kehrte dann in ſein Vaterland zurück, in deſſen Heer er wieder eintrat. Aber bald ſollte ein romantiſches Ereignis ſeiner regelmäßigen militäriſchen Laufbahn ein jähes Ende bereiten.

Auf einem Balle, den ein Graf Zamoiski im Jahre 1776 dem Könige gab, lernte Kosciuszko die reizende Tochter des Marſchalls von Litauen, Joſeph Sosnowski, kennen und wurde von der heftigſten Leidenſchaft für das junge Mädchen ergriffen. Dieſe Liebe mußte von vornherein ganz hoffnungslos erſcheinen, denn es war gar nicht daran zu denken, daß der vornehme Herr je in eine Ehe zwiſchen ſeiner Tochter und dem jungen Offizier willigen würde. Aber der Zufall fügte es ſo, daß Kosciuszko Ende 1777 gerade in dem Schloſſe des Marſchalls einquartiert wurde. Nun nahmen die Dinge den kaum vermeidlichen Verlauf. Auch das junge Mädchen gewann Kosciuszko lieb, und beide erbaten ſich von den Eltern die Einwilligung.

Natürlich vergeblich. Da beſchließen ſie zuſammen zu fliehen. In einer dunkeln Nacht erwartet Kosciuszko die Geliebte an dem vorher vereinbarten Orte. Alles ſcheint gut zu gehen. Die junge Dame verläßt unbemerkt das Schloß und die Liebenden ſinken ſich in die Arme. Da klirren plötzlich Waffen um ſie her und die Diener des Marſchalls umringen ſie. Kosciuszko bleibt nach tapferer Gegenwehr für tot auf dem Platze, das junge Mädchen wird in das Schloß zurückgebracht.

Als der junge Offizier nach einigen Stunden wieder zu ſich kam, fand er neben ſich ein weißes Tuch, das der jungen Dame entfallen war. Er ſteckte es zu ſich und hat ſich bis an ſeinen Tod nie wieder von dieſer Erinnerung an die Heißgeliebte getrennt. Mühſam ſchleppte der Schwerverwundete ſich bis in das nächſte Dorf, wo ſein Freund Julian Niemcewicz, der ſpäter ein berühmter polniſcher Dichter wurde, im Quartier lag. Von hier aus fertigte er dann ein Geſuch an den König ab, in dem er um die Entlaſſung aus dem polniſchen Heere bat.

Die Bitte wurde erfüllt und Kosciuszko begab ſich nach Amerika, wo eben jener Kampf der Koloniſten gegen die engliſche Regierung tobte, der ſchließlich zur Bildung der „Vereinigten Staaten" führte. Der katholiſche, polniſche Edelmann hatte ſelbſtverſtändlich mit den engliſchen Puritanern, welche dort infolge von Steuerfragen zu den Waffen gegriffen, nicht das mindeſte zu thun, aber der Kampf der Amerikaner galt, ſo lächerlich es war, allgemein für einen Kampf, der für „die Freiheit" geführt wurde, und übte deshalb auf alles, was jung und edel geartet war, eine ungemeine Anziehungskraft aus. Dazu kam, daß die Franzoſen eben damals ſich entſchloſſen hatten, mit den Aufſtändiſchen ein Bündnis zu ſchließen, ein Umſtand, der die Anziehungskraft nur noch vermehren konnte, welche der Kampf für „die Freiheit" auf den jungen Polen ohnehin ausübte.

Kosciuszko wurde als Offizier in die Reihen der franzöſiſchen Hilfstruppen aufgenommen und ſegelte mit ihnen über den atlantiſchen Ozean. Bald darauf trat er als Oberſt in die Reihen der Aufſtändiſchen, machte nun alle Kämpfe mit und erwies ſich bei jeder Gelegenheit als ein tapferer, fähiger Offizier.

Als im Jahre 1783 England die Unabhängigkeit der Kolonien anerkennen mußte, wurde Kosciuszko auf Waſhingtons Bitte zum Brigadegeneral und Bürger des neuen Staates ernannt. Er erhielt außerdem eine reichliche Penſion und ein Landgut.

Trotz alledem zog es Kosciuszko zurück in die alte Heimat, deren Schickſale ſich unterdeſſen trüber und immer trüber geſtaltet hatten. Die Zuchtloſigkeit der geiſtlichen wie der weltlichen Gewalthaber wurde nur noch von ihrer Selbſtſucht übertroffen. Jeder Scham bar, ließen ſich die Träger der edelſten Namen des unſeligen Volkes ganz offenkundig von den Nachbarhöfen beſtechen, und der niedere Adel bildete nur das unbändige Gefolge der ſich auf das erbittertſte bekämpfenden großen Herren, in deren Händen der König nur ein Spielball war. Mit einer Unduldſamkeit ſondergleichen wurden alle verfolgt, welche nicht dem römiſchen Bekenntnis angehörten. Die große Menge des Volkes aber, die Bauern, bildeten eine rechtloſe, verachtete Maſſe, der von der „Freiheit," welche ihre Herren für ſich in Anſpruch nahmen, auch nicht der mindeſte Anteil zuteil ward.

Der polniſche Staat hatte alle Lebenskräfte eingebüßt und die Nachbarn hatten ſchon begonnen, ſich in das Erbe einer einſt glorreichen Vergangenheit zu teilen. Sie thaten es mit Einwilligung, ja durch die Unterſtützung von vielen der hervorragendſten Polen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in einem Staatsweſen mit einer ſolchen Vergangenheit wie das polniſche es nicht an Männern fehlen konnte, welche freudig ihr Leben und ihre Habe für das Vaterland einſetzten, aber die Lage dieſer Patrioten war eine verzweifelte, weil die Mehrzahl derer, die am Regiment teilnahmen, eben jedes Patriotismus bar waren.

In dieſe Welt kehrte nun Kosciuszko im Frühling 1784 zurück. Er, der die Verhältniſſe ſo lange vom Auslande aus angeſehen hatte, mußte klar erkennen, daß die Exiſtenz des polniſchen Staates auf das höchſte gefährdet war. Mit aller Energie ſchloß er ſich den Patrioten an.

Noch einmal, zum letztenmal, leuchtete dem untergehenden polniſchen Staate ein Hoffnungsſtern, als es den Patrioten gelang, die Konſtitution vom 3. Mai 1791 zu ſtande zu bringen. Aber er mußte nur zu bald erlöſchen, denn eben gegen dieſe Konſtitution trat ein großer Teil der Polen zur Konföderation von Targowice zuſammen, und ſie waren es, welche ſich nicht ſcheuten, die Hilfe der Todfeindin ihres Staates, „der unvergleichlichen" Katharina anzurufen.

Die Nachbarn hatten nicht den mindeſten Grund, polniſcher zu ſein als die Polen. Der entſcheidende Kampf begann, und als er endete, war Polen abermals um große Stücke verkleinert.

In dieſem Kriege hat Kosciuszko heldenhaft gekämpft und ſich namentlich durch die Schlacht bei Dubienka mit Ruhm bedeckt.

Als der Widerſtand der Polen gebrochen war, begab Kosciuszko ſich nach Leipzig. Von hier aus blieb er jedoch mit der Partei der Patrioten in regſter Fühlung. Man wollte das Waffenglück noch einmal verſuchen.

Der Aufſtand brach vorzeitig aus. Als der größte Teil der polniſchen Truppen aufgelöſt werden ſollte, erhob Madalinski im März 1794 in dem preußiſch gewordenen Teile Polens die Fahne des Aufruhrs. Nun mußte auch Kosciuszko losſchlagen. Am 24. März erſchien er in Krakau und wurde dort von ſeinen Anhängern zum Diktator proklamiert.

Es war ein durchaus revolutionärer Vorgang. Nichts berechtigte die paar tauſend Bewohner Krakaus, welche das betreffende Schriftſtück unterzeichneten, ſich als die Vertretung des polniſchen Volkes zu gebärden, Geſetze zu erlaſſen, einen Diktator zu ernennen, ihre Gegner für todeswürdige Verräter zu erklären, während doch noch der König regierte und die Landesbehörden in Thätigkeit waren. Aber man ging mit aller Energie vor. Man bemächtigte ſich der königlichen Kaſſen, die Güter der Gegner wurden für Nationaleigentum erklärt, überall Soldaten ausgehoben. Eine Proklamation im Stil der franzöſiſchen Revolutionäre ſollte das alles rechtfertigen. Ein anderer Aufruf wendete ſich charakteriſtiſcher Weiſe an die Frauen. „Zierde des menſchlichen Geſchlechts!" lautete hier der Eingang.

Es ging nun her wie bei allen Revolutionen. Der „Diktator," den die zweitauſend Krakauer ernannt hatten, ſetzte einen „Nationalrat" ein, erließ „Geſetze" ꝛc. Dann zog er mit ſeinen Scharen auf Warſchau zu. Sechstauſend Ruſſen ſuchten ihm den Weg zu verlegen, allein ſie wurden geſchlagen.

Nun bricht auch in Warſchau der Aufſtand aus. Der König hatte ſich gegen Kosciuszko erklärt, aber am Gründonnerstag (17. April 1794) erhob ſich die Bevölkerung. Die ruſſiſchen Truppen wurden beſiegt und ſchonungslos niedergemetzelt. Aber damit nicht genug, auch diejenigen Polen, welche es mit den Ruſſen gehalten hatten, wurden von den Patrioten auf die greulichſte Weiſe umgebracht. Der Aufſtand zieht immer weitere Kreiſe. Auch in Litauen bilden ſich „Nationalräte" und ſchließen ſich der Partei Kosciuszko an.

Der Diktator hatte ſich unterdeſſen bei Rawka den Preußen entgegengeworfen. Er wurde geſchlagen, aber die Sieger nutzten ihren Erfolg nur ſchlecht aus. Gleichzeitig wurde auch ein anderer polniſcher General geſchlagen, und auf die Nachricht davon beginnt in Warſchau ſofort ein neues Gemetzel. Unter dem Gebrüll: „Es lebe Kosciuszko!" werden wieder eine Anzahl der angeſehenſten Polen von ihren Landsleuten abgeſchlachtet. Kosciuszko fand endlich den Mut, gegen das verruchte Treiben einzuſchreiten. Die Rädelsführer wurden hingerichtet, eine Proklamation ſprach ſich energiſch gegen dieſe Vorgänge aus.

Nun zog der Diktator in Warſchau ein. Es wurde eifrig geſchanzt — auch Frauen aller Stände beteiligten ſich daran unter Anführung einer Frau zu Pferde — und es gelang wirklich, Warſchau zu halten. Die Preußen zogen ſich fürs erſte zurück. Bald aber rückten die Ruſſen unter Suworow gegen Warſchau heran. Kosciuszko zog ihnen entgegen und bei Maciejowice, zehn Meilen von Warſchau, kam es am 10. Oktober 1794 zur Schlacht mit den Ruſſen unter Graf Ferſen. Trotz verzweifelter Gegenwehr unterlagen die Inſurgenten. Als Kosciuszko der fliehenden Reiterei nachjagte, um ſie womöglich noch zum Stehen zu bringen, ſtürzte ſein Pferd. Ein Säbelhieb traf ihn in den Nacken, eine Pike verwundete ihn in der Seite, mit dem Ausruf: „Finis Poloniae!" ſank er zuſammen.

Man erkannte ihn und brachte ihn in das ruſſiſche Lager, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde. Später änderte ſich das, indem ihn die Kaiſerin Katharina, die ihn als Rebellen und ſich als die Nachfolgerin des Königs von Polen betrachtete, in Petersburg in harter Gefangenſchaft halten ließ.

Kosciuszko hatte mit ſeinem letzten Ausruf recht gehabt. Die Todesſtunde Polens hatte nun wirklich geſchlagen. Im Januar 1795 fand die dritte und letzte Teilung Polens ſtatt.

Am 16. November 1796 ſtarb Katharina und Paul wurde Kaiſer. Wie in allen Dingen, ſo erfolgte auch in bezug auf die Behandlung der polniſchen Gefangenen ein radikaler Umſchwung. Am 27. November begab ſich der Kaiſer, begleitet vom Thronfolger und einem zahlreichen Gefolge in den Palaſt des Fürſten Orlow, in den man Kosciuszko gebracht hatte. „Lange,“ ſagte er, „konnte ich Ihr Los nur beklagen. Ich freue mich, endlich in der Lage zu ſein, Ihnen die Freiheit wiederzugeben und wenigſtens einigermaßen die Leiden wieder gut zu machen, denen man Sie unterworfen hat.“ Kosciuszko war ſo ergriffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Der Kaiſer redete ihm freundlich zu und verſprach ihm auf ſeine Bitte, auch die übrigen gefangenen Polen zu befreien.

Kosciuszko bat um die Erlaubnis nach Amerika gehen zu dürfen und ſie wurde ihm gewährt.

Kosciuszko machte damals auch auf ſeine Freunde einen überaus traurigen Eindruck. „Als ich ihn wieder ſah,“ erzählt einer derſelben, „lag er auf einem Ruhebett mit verbundenem Kopf. Das eine Bein war ganz gelähmt; noch mehr beunruhigten mich aber der klangloſe Ton ſeiner Stimme und eine große Verwirrung in ſeinen Vorſtellungen.“

Während der Kaiſer von Rußland die Freilaſſung an keinerlei Bedingung geknüpft hatte, waren die Polen von der ruſſiſchen Partei eifrig bemüht, Kosciuszko und ſeinen Freunden in der öffentlichen Meinung ihrer Landsleute zu ſchaden. Sie ſetzten dann auch durch, daß Kosciuszko vom Kaiſer tauſend Bauern geſchenkt wurden, wofür er den Huldigungseid (und darauf kam es den Intriganten eben an) leiſten mußte. So währten dieſe erbitterten Kämpfe ſelbſt noch nach dem Untergange Polens fort.

Am 18. Dezember fand die Abſchiedsaudienz ſtatt. Kosciuszko wurde in der Sänfte der verſtorbenen Kaiſerin die Treppe hinauf und in das Zimmer getragen, in welchem die ganze kaiſerliche Familie verſammelt war. Man überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeiten und die Kaiſerin ſchenkte ihm geſchnittene Steine mit den Porträts ihrer Kinder.

Am folgenden Morgen brach Kosciuszko in einem im Auftrag des Kaiſers eigens für ihn gebauten Wagen auf. Sein Freund Julian Niemcewitſch begleitete ihn.

In England wurde Kosciuszko ſeitens der Whigs ein begeiſterter Empfang. An demſelben Tage, an welchem er bei Maciejowice in die Hände ſeiner Feinde fiel, hatte einſt Sheridan bei einem großen Feſtmahl auf: „Kosciuszko und das Glück der Polen bei ihren Unternehmungen“ getrunken. Jetzt widmete ihm der Whigklub einen Ehrenſäbel. Damals hat R. Cosway unſer Bild gezeichnet, indem er Kosciuszko durch das Schlüſſelloch betrachtete. Kosciuszko weigerte ſich nämlich aus Beſcheidenheit, ihm zu ſitzen. Es gilt für das beſte Bildnis des polniſchen Feldherrn.

Als Kosciuszko ſich einigermaßen erholt hatte, ging er zu Schiff nach Amerika. Das Schiff ſtieß in der Nacht mit einem anderen zuſammen und ſeine Paſſagiere gerieten in große Gefahr, doch kam man ſchließlich glücklich davon.

In Amerika ward ihm ein feierlicher Empfang und überdies ein beträchtliches Ehrengeſchenk.

Im Jahre 1798 begab Kosciuszko ſich im Auftrage der Vereinigten Staaten nach Frankreich, um einige zwiſchen den beiden Republiken entſtandene Mißverſtändniſſe beizulegen. Unterwegs überfiel ſie ein ſo furchtbarer Sturm, daß ſelbſt die Schiffsmannſchaft verzagte. Da erſchien Kosciuszko auf dem Verdeck und ſeine Kaltblütigkeit flößte auch den Matroſen wieder Mut ein. In Paris warteten des Freiheitshelden neue Ehren. Er wurde durch ein beſonderes Dekret zum franzöſiſchen Bürger ernannt und man veranſtaltete ihm zu Ehren ein Bankett, das von fünfhundert „Spitzen“ beſucht wurde. „Die Freiheit iſt gerettet,“ rief bei dieſer Gelegenheit der Feſtredner, „Kosciuszko iſt in Europa.“

Damals machte dieſer eine Bekanntſchaft, die für ſein ſpäteres Leben entſcheidend werden ſollte. Geſchäftsträger der Schweiz in Paris war Joſeph Zeltner aus Solothurn, ein bedeutender und guter Mann, der ſich bald die volle Freundſchaft Kosciuszkos erwarb. Der letztere ſchloß ſich auf das engſte an die Familie Zeltners, und dieſe Beziehungen haben bis zu ſeinem Tode gewährt. Von da ab lebte Kosciuszko in Berville, einem Orte in der Nähe von Paris. In der Hoffnung, daß die Franzoſen ſich ſeiner Landsleute annehmen würden, hat er von hier aus unermüdlich für eine möglichſt enge Verbrüderung der polniſchen mit der franzöſiſchen Nation gewirkt. Es war weſentlich ſein Werk, wenn immer neue Scharen von Polen in franzöſiſche Dienſte traten und ihr Herzblut für Frankreich vergoſſen.

Es iſt bekannt, wie wenig ſich ſeine Hoffnungen erfüllten. Übrigens vermochte ihn Napoleon, nachdem er Kaiſer geworden war, weder durch Schmeicheleien noch durch Drohungen für ſich zu gewinnen. Kosciuszko wollte nur dann für den Kaiſer eintreten, wenn dieſer ihm die Wiederherſtellung Polens in den alten Grenzen verſprach. Dieſes Verſprechen wollte der Kaiſer nicht geben, ſchämte ſich aber nicht einen Aufruf Kosciuszkos an ſeine Landsleute zu fälſchen. Als nach der Völkerſchlacht die Alliierten in der Nähe von Paris waren, plünderten Polen im ruſſiſchen Dienſt in der Nähe von Berville. Kosciuszko eilte ihnen entgegen und rügte ihr unmenſchliches Verhalten mit ſcharfen Worten. „Wer biſt du?“ ſchrie man ihn zornig an. „Ich bin Kosciuszko!“ Da warfen die Leute ihre Gewehre fort, umringten ihn und baten ihn flehentlich um Verzeihung. Dieſe Szene hat Holtei den Stoff zu „Der alte Feldherr“ gegeben.

Der Kaiſer Alexander, dem viel darauf ankam, die Polen zu gewinnen, behandelte Kosciuszko mit der größten Auszeichnung, konnte aber natürlich deſſen naive Forderung, Polen wieder bis zum Dniepr und der Düna auszudehnen, nicht erfüllen. Dieſe Bemühungen, die auch noch nach dem Wiener Kongreß fortgeſetzt wurden, blieben zum größten Kummer Kosciuszkos erfolglos. Dieſer ſelbſt verlegte jetzt (Ende 1815) ſeinen Wohnſitz in die Heimat ſeines Freundes Zeltner, nach Solothurn und ſchloß ſich dort eng an die Familie eines Bruders des Pariſer Zeltner. Hier hat er dann bis zu ſeinem Tode gelebt und ſich durch ſeine Wohlthätigkeit zahlreiche Freunde erworben. Sein Pferd ſoll ſo daran gewöhnt geweſen ſein, vor jedem ärmlich Gekleideten zu halten, daß es ſich, als es einſt von einem Sohne Zeltners geritten wurde, weigerte an einem Bettler vorüberzutraben, ehe ſein Reiter demſelben eine Gabe in den Hut geworfen hatte. Am 15. Oktober 1817 iſt Kosciuszko in Solothurn, im Kreiſe der Familie Zeltner geſtorben.

Seine Gebeine wurden im folgenden Jahre nach Krakau gebracht und dort unter allgemeiner Teilnahme in der alten Königsgruft neben Johann Sobieski und Joſef Poniatowski beigeſetzt. Außerdem ward ihm eben dort ein höchſt eigenartiges Denkmal errichtet, in dem man ihm zu Ehren einen gegen dreihundert Fuß hohen Hügel errichtete, an deſſen Aufſchüttung ſich Perſonen aller Stände und jeden Alters perſönlich beteiligten.

Kosciuszko, der den Polen gewiſſermaßen zu einem nationalen Heiligen geworden iſt, war in vieler Beziehung typiſch für die beſten ſpäteren polniſchen Emigranten. Er war zweifellos ein warmherziger, ſelbſtloſer Patriot, ein überaus tapferer, ritterlicher Mann, ein edler und guter Menſch, aber er war weder ein Staatsmann noch ein Denker.

Wie er eine Reihe von Jahren für eine Sache kämpfte, die ihn ſchlechterdings nichts anging, während er doch in ſeinem Vaterlande ſeiner Nation unvergleichlich mehr hätte nützen können, ſo hat er ſich auch ſpäter in Frankreich immer wieder durch Hoffnungen täuſchen laſſen, die jeder Berechtigung entbehrten. Anſtatt die Urſachen des Unterganges Polens da zu ſuchen, wo ſie lagen, in der damaligen Demoraliſation der Nation. hat er immer in der Illuſion gelebt, der Staat ließe ſich allein durch die Waffen nicht nur wieder aufrichten, ſondern auch erhalten. Darum hat er auch gemeint, ſein Ziel auf dem Wege der Revolution erreichen zu können und ſeine Gegner mit Mitteln bekämpft, die nicht minder unſittlich waren, wie die Motive, von denen ſie, ſeiner Anſicht nach, geleitet wurden.

Nur zu lange ſind die polniſchen Emigranten in allen dieſen Dingen ſeinen Spuren gefolgt, ſich und ihrem Volke zum Verderben.

Th. H. Pantenius.

Oſterrechnung.

Um den Tag zu beſtimmen, auf welchen der Oſterſonntag in einem Jahre fallen wird, wende man folgende Rechnung an. Man teile die betreffende Jahreszahl durch 19 und bezeichne den übrigbleibenden Reſt mit a. Man teile dieſelbe Jahreszahl mit 4 und nenne den Reſt b. Man dividiere dieſelbe Jahreszahl durch 7 und bezeichne den Reſt mit c. Demnächſt teile man $(19 \times a + 23)$ durch 30 und nenne den Reſt d. Endlich teile man $(2 \times b + 4 \times c + 6 \times d + 4)$ durch 7 und bezeichne den Reſt mit e.

Die Zahl $22 + d + e$ wird den Tag im März bezeichnen, auf den Oſtern in dem betreffenden Jahre fällt. Überſteigt dieſe Summe die Zahl 31, ſo erfährt man, wenn man von $(d + e)$ die Ziffer 9 abzieht, den betreffenden Sonntag im Monat April.

Auf die Jahreszahl 1882 z. B. angewendet, ſtellt ſich die Rechnung wie folgt: $19 : 1882 = 99$, bleibt Reſt: $a = 1$. — $4 : 1882 = 470$, bleibt Reſt: $b = 2$. — $7 : 1882 = 268$, bleibt Reſt $c = 6$. — $19a = 19 + 23 = 42$, dividiert durch $30 = 1$, Reſt $d = 12$. — $(2 \times b) + (4 \times c) + (6 \times d) + 4 = 104$, durch 7 dividiert $= 14$; bleibt Reſt: $e = b$. Alſo $22 + 12 + 6 = 40$. Der Oſterſonntag muß alſo, da dieſe Summe die Zahl 31 überſteigt, im April geſucht werden; $d + e = 18$, davon 9 abgezogen gibt den neunten Tag des April als erſten Oſtertag. — Die mitgeteilte Formel gilt für das laufende Jahrhundert. Für das XX. und XXI. Jahrhundert iſt $d = (19 \times a) + 24$ und $e = (2 \times b) + (4 \times c) + (6 \times d) + 5$ zu ſetzen.

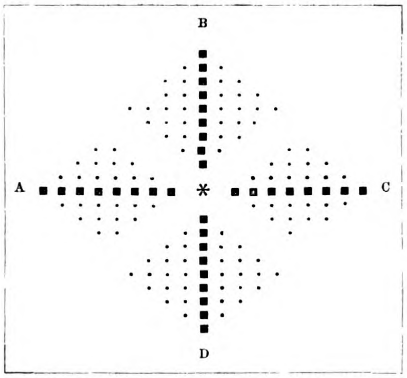
Dieſe unendlich feine und geiſtreiche Berechnung verdanken wir einem der größten mathematiſchen Genies unſeres Jahrhunderts, dem verſtorbenen Profeſſor Gauß in Göttingen. R. F.

In unſerer Spielecke.

1.

Nach dem Muſter der nebenſtehenden Figur, in welcher jeder Punkt einen Buchſtaben bezeichnet, bilde man mit Hilfe der folgenden Angaben eine Wortfigur.

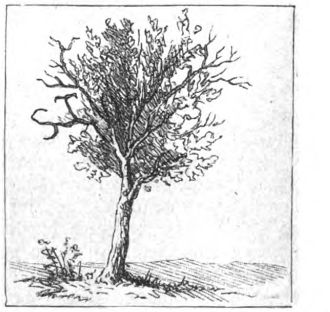
Die ſenkrechte Reihe ergibt einen Feſtgruß, die wagerechte Mittelreihe nennt diejenigen, denen dieſer Feſtgruß gilt. — In A und C ſind die einzelnen Wörter von oben nach unten, in B und D von links nach rechts zu leſen. Der gemeinſame Buchſtabe der beiden Mittelreihen iſt „e.“



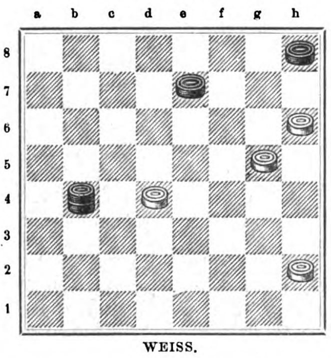
	A	C.
	Der erſte Buchſtabe iſt A.	Der einzelne Buchſtabe iſt r.
1.	Ein orientaliſcher Name.	Ein Nebenfluß der Donau in Öſterreich.
2.	Ein Baum.	Ein Ort der Verdammnis.
3.	Ein König v. Juda.	Eine Küſtenſtadt in Kleinaſien.
4.	Ein in der Apoſtelgeſchichte erwähnter männlicher Name.	Die auserwählten Jünger des Herrn.
5.	Ein im Neuen Teſtament erwähnter Vogel.	Ein Himmelskörper.
6.	Ein Fluß in Tirol und Bayern.	Ein Mineral.
7.	Der einzelne Buchſtabe iſt s.	Der letzte Buchſtabe (rechts) iſt n.

	B.	D.
	Der oberſte Buchſtabe iſt R.	Der oberſte Buchſtabe iſt F.
1.	Der Name eines hohen Kirchenfürſten.	Ein altteſtamentlicher männlicher Name.
2.	Ein Prophet des Alten Teſtaments.	Ein Ungläubiger.
3.	Einer der Erzengel.	Eins der Bücher des Alten Teſtaments.
4.	Ein Miſſionsgehilfe des Apoſtels Paulus.	Eine Stadt in Galiläa.
5.	Eine Kreisſtadt im preußiſchen Regb. Minden.	Ein Name eines römiſchen Landpflegers.
6.	Ein neuteſtamentlicher weiblicher Name.	Einer der Patriarchen der Israeliten.
7.	Die Hauptſtadt eines europäiſchen Königreichs.	Ein orientaliſcher Titel.
8.	Der unterſte Buchſtabe iſt h.	Der unterſte Buchſtabe iſt e.

Bilderrätſel.



Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 27.

2. Dreiſilbige Scharade.
Spielecke.

3. Homonym.
Schilling.

Bilderrätſel
Die verlorene Handſchrift.

1.

S	o	l	o	n
P	**e**	s	t	h
O	r	**d**	e	n
H	a	g	**a**	r
R	o	u	e	**n**

Schachaufgabe.

1. Sc5 — d3	Th4 — e4
2. Da6 — b7 +	Kd5 — d6 oder — c4
3. Db7 — d7 oder b3 ♯	
	A.
1. . . .	Lf6 — b2:
2. Da6 — c8	beliebig
3. D ♯. Andere Spielarten ähnlich.	

Inhalt: Oſterſieg. Gedicht von Oskar Pank. — Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Roman von H. Engelcke. — Drei Oſtern. Eine indiſche Geſchichte nach dem Leben erzählt von S. B. — Vorbereitung zum Feſt. Bild von Meyer v. Bremen. — Oſterſonnabend in Florenz. Von K. Zacher. — Rietſchels Pieta. Mit Abbildung. — Nach ſieben Jahren. (Fortſetzung.) Novelle von Germanis. — Thaddäus Kosciuszko. Von Th. H. Pantenius. Mit Porträt. — Oſterrechnung. — In unſerer Spielecke.

Unſern neuen Abonnenten,

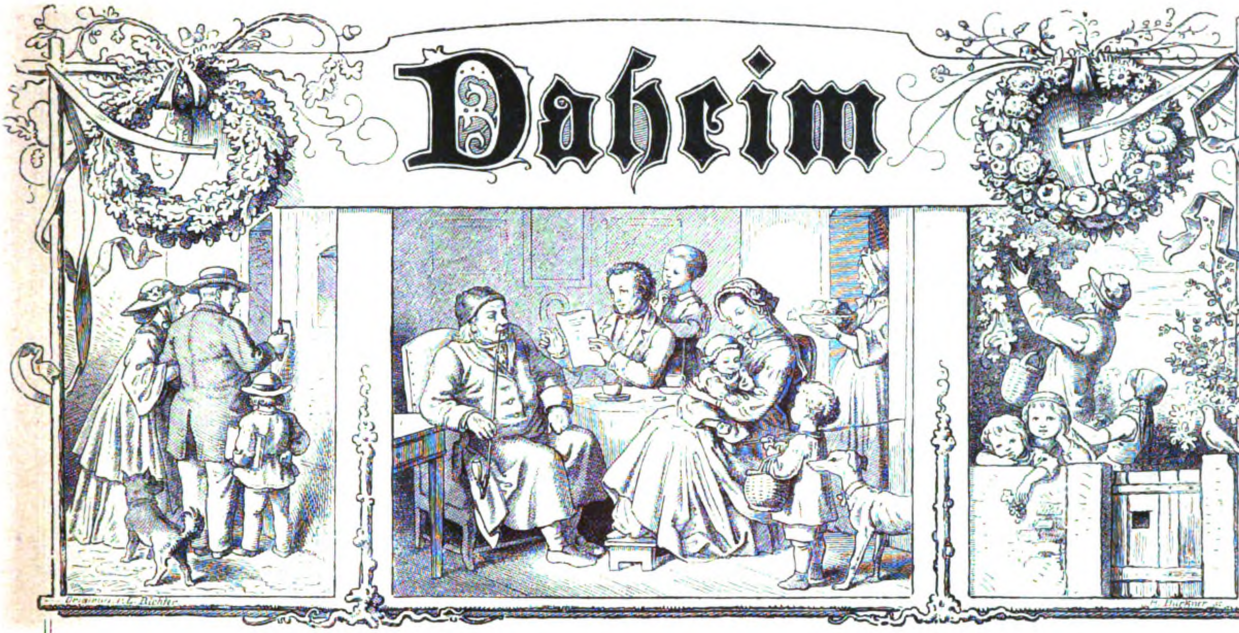
welche mit 1. April d. J. eingetreten ſind und die beiden erſten Quartale dieſes Jahrganges (Nr. 1—26, Oktober 1883 bis März 1884, die **außer dem Anfangsteil** der Novelle: **Nach ſieben Jahren** von **Germanis** an Erzählungen enthalten: Er lebt! Erzählung von E. Oswald; Ein Regentag auf dem Lande, und Die Geſellſchaft von Hans Arnold; Ellernbruch, Erzählung von Hans Warring; Adonis auf Schlittſchuhen, Erzählung von Margarete von Bülow; das Fräulein Pate, Erzählung von W. Heimburg) nachzubeziehen wünſchen, zur Nachricht, daß ſolche zum gewöhnlichen Preiſe von 2 M. pro Quartal von jeder Buchhandlung oder Poſtanſtalt, auch von uns direkt gegen Einſendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frankatur, zu erhalten ſind.

☞ Für diejenigen unſerer Poſtabonnenten, welche ihre Beſtellung auf das gegenwärtige Quartal zu ſpät gemacht und daher die erſte Nummer desſelben (Nr. 27) nicht bekommen haben, bemerken wir, daß ſie dieſe Nummer auf beſonderes Verlangen und gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. von ihrem Poſtamte nachgeliefert erhalten. Wir bitten alſo betr. Falles dieſe Nachlieferung zu veranlaſſen. Von uns direkt bezogen koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf., welche vorher in Briefmarken an uns einzuſenden ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 19. April 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. No. 29.**

Torilde von Tornau.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke.

(Fortſetzung.)

Wenige Augenblicke ſpäter hatten die Jungfrauen die Bude verlaſſen. Der Abend dämmerte herein. Die Sonne war untergegangen, und als die Mädchen ins Freie traten, zog der Frühlingsnebel aus dem Strome auf die gegenüberliegenden Ufer, die ſchon nicht mehr geſehen werden konnten. Dabei war es ganz ſtill, kein Lüftchen regte ſich. Von Minute zu Minute mehrte ſich der graue Nebel und wurde bald ſo dicht, daß vom Wege aus kaum das Boot zu erkennen war, das die Mädchen gebraucht hatten, um zu der Inſel zu gelangen.

Alle drei befanden ſich ſchon im Kahne und Torilde hatte die Kette gelöſt, Urſula und Margret die Ruder ergriffen.

„Wohin jetzt ſtoßen?“ rief Urſula.

„Ein Stück ſtromauf, dann rechts herüber an das Ufer, es ſind ja kaum vierzig Schritt,“ erwiderte Torilde.

Schweigend gehorchten die beiden Schweſtern und das Boot ſtieß in den Fluß. Aber nach wenigen Sekunden hatten ſie die Richtung vollſtändig verloren. Sie ſahen, daß das Waſſer des Fluſſes von verſchiedenen Seiten auf das Fahrzeug eindrängte, daß es um den Bug wirbelte und ſchäumte, daß der Kahn endlich, der Anſtrengungen der Mädchen ungeachtet, ſich um ſich ſelber drehte und offenbar in eine Strömung geriſſen war, die allen Anſtrengungen der Schweſtern ſpottete.

„Stoßt doch nach rechts herüber, wir müſſen ja ganz beſtimmt das Ufer erreichen,“ rief Torilde aus.

„Ich kann nicht mehr,“ entgegnete Urſula tonlos, mit der Hand die Stirn berührend, der große Tropfen entquollen.

„Ich auch nicht,“ fügte Margret weinend hinzu und ließ das Ruder ſinken. Die kleine Torilde ergriff das letztere und wollte eben verſuchen, es auf den Grund zu bringen, als der Kahn an das Land ſtieß. „Wir ſind gerettet, aber wo ſind wir?“ ſetzte ſie hinzu, „auf Schnaditzer Grund können wir nicht ſein, der Kahn trieb zur Linken und euer Schloß liegt zur Rechten.“

„Wir ſind wieder an derſelben Stelle,“ rief Urſula aus, „von der wir ausgefahren ſind, da iſt ja die Weide, an die ich das Boot gekettet hatte, das iſt die Hexeninſel!“

Es war, wie Urſel ſagte. Im täuſchenden Nebel und unbekannt mit den Strömungen des Fluſſes, hatten die Mädchen, die das Rudern nicht gründlich verſtanden, den Weg zum Ufer verfehlt, waren durch das Waſſer getrieben, nach links geführt, und als ſie das Boot den Wellen überließen, an die Stelle zurückgekehrt, von der ſie ausgefahren waren. Am Ufer ſtand eine Geſtalt, im Nebel übermenſchlich groß. Es war die alte Lieſel. Sie trat ſofort in das Boot. „Ich wußte,“ ſagte ſie, „daß ihr wiederkehren würdet, wer nicht zu fahren verſteht, kommt immer zu meiner Inſel zurück.“

„So bring du uns hinüber an die Bootsſtelle, Lieſel, daß wir den Kahn wieder anſchließen können, er gehört dem Fiſcher, er gebraucht ihn morgen früh,“ rief Torilde.

Die alte Lieſel hatte ſchon ein Ruder ergriffen. Es bewieſen die rauſchenden Wellen, wie das Boot das Waſſer zerteilte. Die alte Frau durchmaß mit großen Schritten den einen Rand des Fahrzeuges und ſtieß vorwärts mit gewaltiger Kraft. Bald war wiederum nur Nebel und Waſſer ringsumher, es herrſchte eine lautloſe Stille, nur unterbrochen von dem Tone der an der Spitze des Kahnes ſich brechenden und hoch aufſchäumenden Wellen. Die Mädchen hatten die kleine Torilde in die Mitte genommen und ſaßen auf der einen Bank, die ſich im Boote befand, dicht gedrängt aneinander. Sie ſprachen kein Wort, wendeten aber immer die Köpfe nach rechts, ob das erſehnte Ufer ſich nicht im Abendnebel zeige. Da mit einemmale ſchwankte das Boot nach links. Die alte Lieſel hatte das zweite auf dem Boden des Fahrzeuges liegende Ruder ergriffen, und im nächſten Augenblicke beide Stangen auf den Grund des Waſſers geſtoßen, ſo daß der Kahn feſt darin ſtand, die Wellen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

rauſchend an der einen Breitſeite, wo die Mädchen ſaßen, ſich brachen und der andere Teil des Bootes ſich höher aus dem Waſſer erhob. Zum Tode erſchrocken ſchrieen alle drei hoch auf. „Um Gottes willen, Lieſel, was machſt du!“ rief Urſula zitternd.

„Ihr könnt ruhig ſein und es wird euch kein Unglück treffen, wenn ihr mir willfahret! In wenigen Augenblicken ſind wir am Schnaditzer Ufer, wenn ihr jetzt meinen Willen thut! Wollt ihr aber nicht, wie ich von euch erbitte, ſo ſtoße ich das Boot nach links, der Strom reißt es dann dem ſchwarzen Ufer zu und wir finden alle den ſichern Tod, denn von dort hat ſich noch niemand gerettet! Ihr kennt den Wirbel, Jungfräulein, der alles in die Tiefe reißt!“ — Nun meine Hütte iſt meine Burg, hi, hi! Wenn ich verrate, daß ihr bei mir waret, wenn ihr weiter ſagt, was ihr hier gehört und geſehen, dann ſeid ihr verloren! Der Holzſtoß brennt bald, drüben am Galgenberg häufen ſie ihn! Jungfräulein, könnt ihr ſchweigen, daß ihr hier geweſen?“

„Kein Wort, Lieſel, wird über unſere Lippen kommen!“ rief Torilde.

„Oho,“ rief die Alte. „Meinetwegen iſt es ja nicht, was liegt an mir? Aber ihr? Seid ihr doch wie die jungen Blumen im Thal, die der Hagel zerſchlägt! Wißt ihr, wer hier auf der Inſel verkehrt? Habt ihr es nie vernommen, was man im Volke ſagt? Hexen, Jungfräulein, Hexen allein! Wollt ihr zu uns gehören, ſo ſagt es friſch heraus, wollt ihr es nicht, ſo ſchweigt fein ſtill, daß niemand erfährt, daß ihr hier geweſen!“

„Lieſel,“ ſagte Torilde, „wir ſchwören dir — —“

„Schwören, ſchwören!“ rief die Alte entſetzt, „bei wem wollt ihr ſchwören? Schwört nicht, ihr ſeid verloren, wenn ihr ſchwört! Der Böſe hört und bricht euren Schwur, ihr könnt ihn nimmer halten! Aber ſchweigt, ſo lange ihr es vermögt! Der Rauch, der leere Herd, dem er entſtieg, und vor allem, Jungfrau Torilde, mein Traum — der Freiherr — den ich im Schlafe geſehen — der bei Euch ſtand — der um Euch weint“ —

„Um mich, Lieſel, um mich?“ rief Torilde.

„Seht,“ fuhr die Alte fort, „ich bin hier und dort zugleich, im Walde wie im Felde, im Schloſſe, auf der Heide! Ich werde euch hören, wo ihr auch ſeid, alſo ſchweigt, ſchweigt!“

„Es bedarf deiner thörichten Worte wahrlich nicht,“ zürnte Urſula, „fahr uns an das Land und laß deinen elenden Spuk! Du biſt ein Menſch wie wir alle, und wenn du Luſt haſt, doppelt zu gehen, ſo thue es!“

„Ein Menſch wie ihr? Hi, hi, das hat noch keiner mir geſagt! Wartet nur, Jungfräulein, wartet nur ab, was da geſchehen wird! Ich will euch etwas ſagen, denkt daran, wenn es Zeit iſt! Seht, ſchwere Tage kommen über das Land, ſchwarze Vögel fliegen unter dem Himmel! Ein gewaltiger Feind, den niemand beſiegen kann, ſchreitet vor! Seine Tritte ſind Blut! Ruft mich, wenn ihr mich braucht, ich werde zu euch kommen, wie ihr zu mir kommt! Schneidet einen Kreis in den Weidenſtamm, wo wir landen, ich werde das Zeichen ſchon finden!“

„Laß deine Rede,“ rief Urſula, „wir brauchen dich nimmer, dein Wort macht uns nicht heiß! Wir vertrauen auf Gott und ſind ſicher in ſeinem Schoß!“

Die Alte zuckte bei dieſen Worten jäh zuſammen. Geräuſchvoll ſchlug ſie die Ruder in das Waſſer. Das Boot flog wie ein Pfeil über den Strom.

„Steigt aus!“ ſagte ſie endlich mürriſch, „wir ſind am Weidenbaum.“

Wie von ſchwerer Laſt befreit ſprangen die drei Mädchen an das Land. Die alte Frau blieb allein im Boote ſtehen.

„Mein Traum, mein Traum, wer ſendet die Träume, wenn wir ſchlafen?“ ſo rief ſie durch den Nebel. „Jungfrau Torilde, denkt immer an den Kopf, der auf der Wieſe ſprang —“

„Lieſel,“ rief Torilde, „warte noch einen einzigen Augenblick, ich habe mit dir — —“

Aber Urſula und Margret hatten die Freundin umfaßt und zogen ſie von der Stelle am Ufer rückwärts auf den Weg. Die kleine Torilde mußte ſich dem Willen der Schweſtern fügen, und nach Verlauf weniger Sekunden ſah man nur noch die undeutlichen Umriſſe des in den Strom ſtoßenden Bootes. Bald war es gänzlich verſchwunden und die Mädchen gingen auf wohlbekanntem Wege langſam dem Schnaditzer Schloſſe zu. So faſt ſchnurgerade dieſer Pfad damals war, ſo wurde er doch einmal wieder von dem durch die Aue in Schlangenwindungen ſich krümmenden Strome gerade an der Stelle berührt, wo auf entgegengeſetzter Seite das gefährliche ſchwarze Ufer lag, in deſſen Nähe die Wellen brodelten und ziſchten und im Kreiſe ſchäumend alles verſchlangen und in die grundloſe Tiefe riſſen, was etwa auf ihrer Oberfläche erſchien. Der Lärm, den die Wogen verurſachten, war bei der Stille des Abends ſo ſtark, daß die drei Mädchen einige Augenblicke lauſchend ſtehen blieben.

„Niemand von uns,“ begann Urſula, „hat an das ſchwarze Ufer gedacht, als wir herüberfuhren zur Inſel, ſelbſt du nicht, Torilde, obwohl es auf eurer Seite liegt.“

Torilde gab keine Antwort. Der Nebel war ſo dicht und der Abend ſo ſchnell eingebrochen, daß es inzwiſchen immer dunkler um die Mädchen geworden war. „Laßt uns nach Hauſe eilen,“ ſagte Margret, „hier iſt es ſchrecklich und ungeheuerlich, der Vater wird auf uns warten und in Angſt um uns ſein!“

Aber Torilde rührte ſich nicht von der Stelle. Das Mädchen hatte mit ihren kleinen Armen den am Ufer ſtehenden Baum umſchlungen und ſtarrte in die unten im Strome brodelnden Fluten. „Was ſtehſt du hier, Torilde, als wäreſt du im Traume?“ rief Urſula.

„Laßt mich,“ begann das Mädchen, „euer Hof iſt kaum dreihundert Schritt von hier, eilt nach Hauſe, in einer Viertelſtunde bin ich bei euch!“

„Wir gehen nicht ohne dich,“ rief Margret, „du mußt mit uns kommen, was ſollte unſer Vater ſagen, wenn wir allein nach Hauſe kämen?“

„Geht, geht, laßt mich, ich muß ſie erwarten, ſie hat mir ein Zeichen gegeben, ſie will mich allein ſprechen!“

„Sie? Von wem ſprichſt du, Torilde, doch nicht von der alten Lieſel?“

Die Gefragte gab keine Antwort, und die beiden Schweſtern mühten ſich ſoeben, um die kleinen, den Stamm umklammernden Hände des Mädchens zu löſen, als die Wellen unter ihnen höher zu rauſchen begannen und gerade der allergefährlichſten Stelle im Strome gegenüber, in den dichten Nebel gehüllt, das Bild eines Fahrzeuges ſich erhob mit einer Perſon in der Mitte, die, ſowie der Kahn ſelbſt im weißen Dunſte zu ſchauerlicher Größe gewachſen, ihre Arme, die weder Stange noch Ruder hielten, in die Höhe geſtreckt hatte und mit Sturmeseile durch die toſenden Wellen einem Geſpenſte gleich dem Punkte zufuhr, wo die Mädchen ſtanden.

Margret und Urſula ergriff ein furchtbarer Schreck. Sie ließen die ſich ſträubende Torilde los und wandten ſich zu ſchneller Flucht. Aber kaum fünfzig Schritt waren ſie gelaufen, ſo blieben ſie ſtehen. „Wir dürfen ſie nicht allein laſſen,“ riefen beide wie aus einem Munde, „zurück, zurück, wir müſſen ſie holen!“

Nach Verlauf weniger Minuten waren die Mädchen wieder an dem Baume angekommen. Aber troſtlos ſtarrten ſie in die Tiefe und in den Nebel. Die Stelle, wo Torilde geſtanden, war leer, unten brachen ſich und ſchäumten die Wellen, drüben rauſchte der gewaltige Strudel ſein altes ſchauerliches Lied und das Boot mit dem großen geiſterhaften Inſaſſen war verſchwunden, das die Mädchen ſo deutlich geſchaut hatten. Sie begannen, mit aller Kraft Torildes Namen zu rufen, aber im dichten Nebel drang ihre Stimme nur wenige Schritte weit und wurde übertönt durch die an das Ufer ſchlagenden Wogen.

So ſtanden ſie verzweifelt und händeringend am Strande. Alle Märchen und Sagen, die man ihnen, als ſie noch Kinder waren, von dem Fluſſe und der Tiefe des ſchwarzen Ufers erzählt, dämmerten in dieſem Augenblicke vor ihnen auf. Schon war es faſt Nacht, als die beiden Mädchen, deren Gedanken umflort und irre geworden waren, ſich endlich entſchloſſen, nach Hauſe zu gehen. Langſam, dicht aneinander geſchmiegt, begaben ſie ſich auf den Rückweg, als ſie ſehr bald kurze, laufende

Schritte hinter ſich hörten. Mutig, wenn auch wahre Todesangſt in der Bruſt, blieben ſie ſtehen. Da gewahrten ſie in Nebel und Dunkelheit, daß eine weibliche Geſtalt auf ſie zukam, die kleiner und immer kleiner wurde, und als ſie endlich dicht vor ihnen ſtand, niemand anders war, als Torilde.

„Du biſt es, du, Torilde," riefen beide Mädchen hocherfreut und die tödliche Bläſſe kaum gewahrend, die auf dem lieblichen Antlitze der Freundin ſich gelagert hatte, „wo biſt du geweſen, wir haben dich am Ufer geſucht!"

„Drüben, an der anderen Seite!" keuchte Torilde.

„Unmöglich, unmöglich, wie biſt du herübergekommen?"

„Mit ihr im Kahn, mit der alten Lieſel!"

„Was, allein mit der ſchrecklichen Perſon, in Nacht und Nebel? —

„Sie hatte mir etwas Wichtiges zu ſagen, ihr habt es nur nicht gemerkt, als wir drei im Kahne nebeneinander ſaßen, wie ſie mir winkte und Zeichen gab. Sie meinte den Baum, an dem wir geſtanden haben, den ich umklammert hielt. Es gibt keinen anderen Baum als dieſen auf dem Wege zu euch, und ich konnte kaum glauben, daß ſie ihn meinte, weil man zu Waſſer am ſchwarzen Ufer vorüber muß, ehe man zu ihm gelangt. Aber es war mir unmöglich, aus ihren Bewegungen auf etwas anderes, als auf ihn zu ſchließen, und ich blieb deshalb unſchlüſſig und ungewiß am Baume ſtehen und ließ mich von euch nicht wegreißen, da ich den Ton des Ruderſchlages aus der Ferne zu vernehmen glaubte. Sie ſtieß richtig an das Ufer, als ihr weggelaufen waret, und lud mich ein, zu ihr in das Boot zu ſteigen."

„Du wirſt ihr doch nicht gefolgt ſein?" riefen beide Mädchen.

„Gewiß that ich es," entgegnete Torilde, „ſoll ich weniger Mut haben als ſie, und was iſt am Ende an mir armem Mädchen gelegen! Ich ſtieg alſo ein, und weil ihr jeden Augenblick zurückkehren konntet und ich dies genau von euch wußte, da ihr nur im erſten Schrecken weggelaufen ſein konntet, ſo hatte ich nichts dagegen, als die alte Lieſel das Ruder ergriff und vom Lande abſtieß. Ich mußte ja allein mit ihr ſein!"

„Wohin hat ſie dich denn gefahren?"

„Nach dem ſchwarzen Ufer!"

„Um Gottes willen, Torilde!"

„Gewiß, gewiß, über dem ſchäumenden Keſſel haben wir mit dem Boote gehalten! Es ſchwankte wohl hin und her, und es tobten die Wellen unter uns, aber das war auch alles. Im übrigen ſtand der Kahn feſt auf dem Waſſer, er wurde nur gehalten durch die beiden Ruder, die von der Alten ergriffen waren und nach beiden Seiten flach in das Waſſer geſtoßen wurden. Es iſt mehr Geſchrei als Wahrheit über das ſchwarze Ufer! Wer ſchiffen kann, braucht vor dem Strudel nicht Angſt zu haben!"

„Wenn ſie nur am Ende nicht Hexerei getrieben hat," meinte Urſula ſchüchtern.

„Ach, was ſprichſt du doch, Urſel, ſolche Sachen zu glauben und zu ſagen! Es kann niemand hexen!" entgegnete Torilde ernſt.

„Seid ihr denn an das Ufer geſtiegen?" fragte Margret.

„Nein," entgegnete Torilde, „wir ſind auf dem Waſſer geblieben und dann wieder zu dem Baume zurückgerudert oder vielmehr nicht gerudert, ſondern vom Strome herangetrieben, der gerade auf dieſe Stelle zugeht. Ich fand euch nicht mehr, weit konntet ihr aber nicht entfernt ſein, und ſo bin ich gelaufen, um euch wieder einzuholen. Ach, wartet nur einen Augenblick — die Bruſt iſt mir ſo eng — der Nebel —"

Die beiden Schweſtern waren ſtehen geblieben und betrachteten ängſtlich Torilde von Tornau. Sie gewahrten ſehr bald, daß die Freundin zitterte wie Eſpenlaub, daß ihre Bruſt auf und nieder flog und daß die Bläſſe nicht wich von den Wangen, die ſonſt in der Blüte der Jugend erſtrahlten. Torilde hatte ſich an Margrets Arm geklammert, und als ſie zu den Schweſtern einmal aufſah, da gewahrten dieſe, daß Torildes große Augen mit Thränen gefüllt waren.

„Was iſt dir, Torl, was hat ſie dir angethan, die böſe Frau?" rief Urſula aus. „Ich werde es meinem Vater ſagen, daß er das böſe Weib entfernt!"

„Das wirſt du nicht thun, Urſel," entgegnete Torilde, „bedenke unſer Verſprechen auf dem Waſſer. Niemand kann es löſen, als ſie allein, ſei es durch ihr Wort oder durch ihren Tod. Du wirſt ſchweigen, Urſel, wie ich und Margret ſchweigen müſſen, und wenn es uns das Leben koſten ſollte! Ach, eure Pflicht iſt nicht groß, aber ich — ich —"

„Hat ſie dir auf dem Waſſer noch mehr geſagt, Torilde?"

„Ja, ja, mehr, viel mehr, aber ihr dürft nichts davon erfahren, kein Wort dürft ihr beide hören von alledem, was dort geſchehen! Fragt mich nie darum, Urſel und Margret, denn wißt, wenn ihr mein Leben haben wollt, ſo nehmt es, ſtoßt mich hier herunter in den ſchäumenden Fluß, wohl mir am Ende, wenn ich unten läge, wenn die Wellen mich forttrügen, weit, weit weg, wenn ſie mich anſpülten an ein Land, wo man mich nicht kennt, wo man mir ein Grab ſchaufeln würde in unbekannter, fremder Erde!"

„Torilde, was iſt dir geſchehen, um Gottes Barmherzigkeit willen, Mädchen, was iſt mit dir?"

„Laßt es ſein," ſagte Torilde, „kümmert euch nicht um mich, laßt mich ruhig meinen Weg gehen, allein, ganz allein, wie ich ſoll und wie ich will!"

Ein Strom von Thränen floß über des Mädchens Wange, und als ob ſie Hilfe ſuchte, klammerte ſie ſich an die beiden Schweſtern an. Dieſe ihrerſeits ſtanden ſprachlos und ratlos an ihrer Seite, und als Torilde nach einigen Minuten von dem Laufe ſich erholt hatte, und als ſogar wieder ein freundliches Lächeln über ihren Zügen ſchwebte, traten alle drei ſchweigend den letzten Heimweg an.

„Seid nicht zornig auf mich," begann Torilde, nachdem alle drei eine Weile ſchweigend gegangen waren, „ich habe euch Schrecken bereitet und euch Kümmernis gemacht, iſt es nicht ſo, ihr Lieben?"

„Ich kann es nicht leugnen," ſagte Urſula, „du weißt nicht, Torl, wie du ausgeſehen haſt, wie alle Farbe vom Geſichte dir gewichen war! Da ſollten wir nicht Angſt um dich fühlen, zumal wir nicht vermögen, dir die Kümmernis zu nehmen, die dich befangen hält!"

„Nein, meine Sorge, eigentlich die erſte, die ich in dieſer Welt habe, könnt ihr mir freilich nicht nehmen," entgegnete Torilde, „aber ihr könnt ſie mildern, wenn ihr thut, was ich verlangt habe, wenn niemals über den heutigen Abend, über die alte Lieſel und über das, was wir und was ſie geſprochen, ein Wort von euren Lippen geht, es ſei denn, daß ich es ſelbſt von euch verlange."

„Es ſoll ſo ſein, Torl," riefen die beiden Schweſtern, „biſt du dann ruhig und zufrieden?"

„Ich bin es," entgegnete dieſe, „ich will alles zu vergeſſen ſuchen, und Ruhe wird wieder bei mir einkehren. Doch ſeht, wir ſind am Ziele!"

Die Mädchen waren an dem tiefen Wallgraben angelangt, der das Schloß zu Schnaditz umgab, und gingen über die Zugbrücke auf den Hof.

„Wo bleibt ihr ſo lange," rief die freundliche Stimme des Herrn von Schnaditz ihnen entgegen, „wir wollten uns ſoeben alle drei aufmachen, um euch im Wald und Feld zu ſuchen, weil wir glaubten, ihr hättet euch verirrt."

Die drei Mädchen liefen auf die drei Männer zu und Torilde eilte in die Arme ihres Vaters, deſſen Gefährt im Hofe ſtand und der jetzt aus dem Nebel mit dem alten Grafen von Tiefenſee hervortrat.

„Ihr kommt ſpät nach Hauſe," ſagte der Herr von Tornau, „das iſt nicht recht von euch und für die Zukunft laßt das Umherſchweifen ſein! Zu viel Geſindel macht ſich breit im Lande und es iſt nicht gut, ſich abends allein im Felde aufzuhalten. Wo ſeid ihr geweſen, erzählt!"

„Im Felde und an der Mulde, Vater," entgegnete Torilde ſchnell, die Schweſtern der Antwort überhebend, „es war ſo duftig und ſo ſchön und der Nebel hat uns plötzlich überfallen!"

„Das ſagte die alte Lieſel auch," entgegnete ihr Vater.

„Was ſagteſt du, Vater, die alte Lieſel?" fragte Torilde leiſe, von deren Wangen die mühſam wiedergefundene Röte abermals plötzlich zu weichen begann.

„Ja, ja,“ entgegnete der Herr von Tornau, „du kennſt ſie ja, und haſt ſie oft genug bemerkt, die böſe Lieſel, die Landſtreicherin, die Diebin, die Zauberin, die an mir vergebens kurierte, die von dir aus unſerer Burg herausgewieſen wurde! Sie hat hier drüben auf der Schwelle zum Stall wohl über eine Stunde geſeſſen! Vom Fenſter aus haben wir ſie geſehen, wie ſie mehrmals den Stalljungen anrief, deſſen Hand ſie geheilt hat.“

„Wann iſt ſie denn weggegangen?“

„Soeben,“ unterbrach der Herr von Schnaditz, „wenige Minuten, ehe ihr Mädchen nach Hauſe kamt! Sie ging den Weg über den Steg, und wenn ihr von der Mulde und etwa vom ſchwarzen Ufer kommt, ſo hättet ihr der alten Frau begegnen müſſen!“

„Unmöglich!“ rief Torilde.

„Was ſprichſt du da, mein Kind,“ lachte der Freiherr. „Wir werden doch wiſſen, was wir vor wenigen Augenblicken geſehen haben!“

„Ja — ja — es fragt ſich nur — wie lange ſie hier war — —“

„Ich ſagte dir es ſchon, mindeſtens eine Stunde, Torl! Sie kam, als es noch ganz hell und klar war und blieb dort am Stalle ſitzen, als der Nebel aufzog. Ich habe ſie die ganze Zeit über geſehen, ich bin dicht an ihr vorbeigegangen, als ich mein Pferd am Stalle den Knechten übergab. Doch, Torl, ich habe vergeſſen zu ſagen, daß ich dich mit nach Hauſe nehmen will, ich bedarf deiner notwendig auf Duben!“

Torilde hörte ihren Vater an und ſtand, ohne ein Wort zu erwidern, neben ihm, als ſei ſie im Traume. Ängſtlich und tief im Innerſten getroffen, ſahen Urſel und Margret auf die Freundin. Wären der dichte Nebel und die einbrechende Dunkelheit nicht geweſen, man würde den Schrecken und die Bläſſe der beiden Schweſtern gewahrt haben, bei denen die letzte Stunde mit ihren Ereigniſſen im friſchen Angedenken ſtand.

Düſter ſah Torilde vor ſich hin. Ein krampfhaftes Zittern flog über ihren Körper.

„Du haſt dich im Nebel erkältet, mein Kind,“ ſagte der Freiherr, „komm ins Zimmer und wärme dich, bevor wir fahren!“ Man trat in das untere Wohnzimmer des Schloſſes und die Herren waren in nicht geringer Verwunderung, daß die drei ſonſt ſo fröhlichen Mädchen all ihre gute Laune, mit der ſie begnadet waren, verloren zu haben ſchienen.

Torilde hatte ſich auf den Stuhl am Fenſter geſetzt und ſah ſtumm in die einbrechende Nacht hinaus, die jetzt den Nebel verſcheuchte und ihn in grauen Streifen über die Felder trieb. Urſula und Margret ſtanden neben ihr und blickten ſorgend auf die Jungfrau. Aber keins der Mädchen ſprach ein Wort, eine ungewiſſe und unbeſtimmte Angſt zog durch ihre Seelen, es war das erſtemal in ihrem Leben, daß eine Doppelgängerin ihnen erſchienen war.

„Es iſt doch unmöglich,“ flüſterte Torilde endlich leiſe, „ihr beide ſeid ja meine leibhaften Zeugen!“

„Ich habe euch gewarnt, auf der Mulde zu der ſchrecklichen Perſon herüber zu fahren,“ ſagte Urſula, „die Welt hat recht, die ihr nachſagt, daß ſie dem Zauber ergeben. Wo bleiben, Torl, deine Anſichten, daß dies alles verkehrtes Zeug ſei, daß etwas Übermenſchliches in das Reich der Lüge gehöre?“

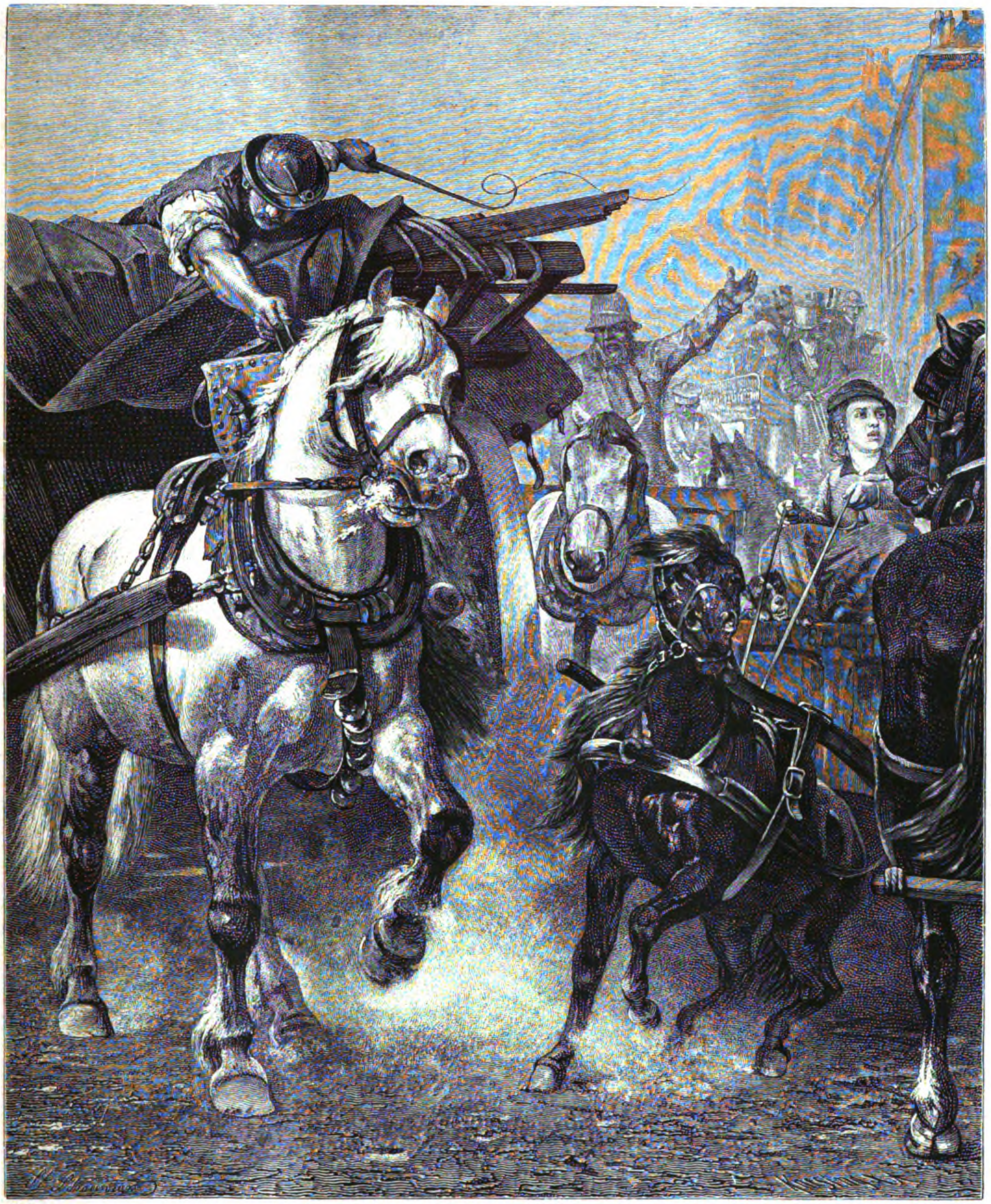
Torilde, die den ſtarren Blick auf die Fluren gerichtet hielt, ſchwieg eine Weile und ſchüttelte ihr Haupt. Dann ſagte ſie, ohne den Kopf zu wenden, leiſe: „Geh zu dem Stalljungen, Urſel, und frage ihn genau nach der Zeit, wann vorhin die alte Lieſel hier geweſen iſt, ich ſetze ja kein Mißtrauen in die Rede unſerer Väter, aber es muß, ja es muß ein Mißverſtändnis über uns walten, es iſt unmöglich, unmöglich —“

Urſula eilte aus dem Zimmer, Torilde und Margret blieben allein. Die Väter der beiden letzteren hatten ſich mit dem Grafen von Tiefenſee in die Nebenſtube begeben. Ihr Geſpräch, anfangs leiſe geführt, wurde mit der Zeit lauter und vernehmlicher und drang bald an das Ohr der lauſchenden Mädchen.

„Ich glaube,“ ſagte der Graf von Tiefenſee, „daß ich ſeinen Vater gekannt habe, freilich iſt es lange her, und Zeit und Ort vergaß man oft in dem greulichen Kriege. Den ich meine, der war damals Fähndrich im Wallenſteinſchen Korps bei den ſchweren Reitern und zog mit uns vor Stralſund. Doch, das iſt über fünfzig Jahre her, und ſo wird es wohl ein Enkel ſein, den ihr beherbergt, Herr von Tornau!“

„Gewiß, Herr Graf,“ ſagte der letztere, „es muß ein

Träumerei. Photographie nach dem Leben.



Werktag in England. Ein Straßenbild bei London Bridge. Gemalt von H. Schaumann.

Enkelkind ſein von dem, den ihr gekannt habt, er kann höchſtens im erſten Anfange der zwanziger Jahre ſtehen. Er ſagt ſelbſt, daß er dreiundzwanzig zähle, daß er keine Eltern mehr beſitze und ihn ſein eigenes Schickſal wenig kümmere, da er das Recht auf ſeiner Seite habe und ſich in das Unvermeidliche ſchicken müſſe. So ruhig er iſt oder es wenigſtens ſcheint, ſo zuckt doch mitunter eine Art Krampf über ſeine Wangen, aber kein heftiges, böſes Wort kommt über ſeine Lippen und er lächelt zu den Ausbrüchen des Zornes, zu denen der andere, der wohl zehn Jahre älter erſcheint, ſich jeden Augenblick hinreißen läßt.“

„Er ſtammt unzweifelhaft aus der mir bekannten Familie,“ ſagte der Graf von Tiefenſee. „Sein Ahnherr, der Fähndrich von Kyniz, ſtand in demſelben Alter wie er, als wir damals vor Stralſund lagen. Es war ein ruhiger und ernſter Mann, tapfer und hoch angeſehen im Kreiſe der Waffenbrüder. Ein eigener Vorfall ereignete ſich mit ihm im Lager vor Stralſund.

Ein Kroat aus Wallenſteins Heer hatte eine arme Frau gemißhandelt, die bettelnd aus der Stadt gekommen war. Der Junker hatte das Weib in ſeinen Schutz genommen, der Kroat hatte den Säbel gezogen und den Junker durch das Geſicht geſchlagen, über die Stirn und das Auge, von da weiter über die linke Wange. Der Junker von Kynitz war ohne Wehr und Waffen geweſen, aber ein zufällig als Abgeſandter des Rats im Lager anweſender Ratsverwandter hatte dem Junker ſeine Klinge geliehen und einen Augenblick ſpäter lag der Kroat tot am Boden. Seit jener Zeit durften wir die Waffen nicht einen Augenblick mehr ablegen, weder bei Tag noch bei Nacht. So lautete des Feldherrn Befehl. Es war damals viel Lärm um den Vorfall. Die Kroaten ſchrieen um Vergeltung, aber der Feldherr ließ die Rädelsführer peitſchen, und damit war die Sache zu Ende."

„Sonderbar," ſagte der Herr von Tornau.

„Was findet Ihr dabei ſonderbar?" fragte der Graf, „er that recht daran, daß er den Schlingel zur Ewigkeit geſchickt."

„Gewiß, gewiß, das meine ich auch nicht! Aber mein Gefangener trägt denſelben Hieb im Geſichte, den Ihr eben beſchreibt, Herr Graf, über die Stirn zum linken Auge, von da weiter über die linke Wange!"

„Sonderbar," ſagte jetzt auch der Graf von Tiefenſee, „aber," ſetzte er hinzu, „beſchreibt Euren Gefangenen doch näher, Herr von Tornau, vielleicht ſtimmt auch das übrige Äußere mit meinem alten Waffengefährten überein!"

„Er iſt groß und ſchlank," ſagte der Gefragte, „er trägt langes, blondes Haar, das mächtig hervorquillt unter dem Barett mit weißer Feder, noch ſproßt kein Bart, weder an den Lippen, noch am Kinn, und als er vor mich hintrat, ruhte ſeine Fauſt auf einem Schwerte, lang und breit, wie ich mein Lebtag keins geſehen, und der Knauf zeigte ein bärtiges, männliches Geſicht."

„Hoho!" rief der Graf. „Wie das Gedächtnis ſich wieder erfriſcht, das iſt ja gerade wie damals vor Stralſund, wie er leibt und wie er lebt, der Junker von Kyniz. Am Ende iſt es gar ſein leiblicher Sohn, denn geradezu unmöglich iſt es nicht, daß mein alter Waffengenoſſe ſich erſt in ſpäten Jahren zum Eheſtand entſchloſſen hat! Doch, was ſind denn das für ſonderbare Laute in der Nebenſtube, iſt eins der Mädchen erkrankt?"

Die drei Männer waren in das Zimmer getreten, wo Torilde und Margret ſich allein befanden, und gewahrten trotz der in der Stube herrſchenden Dunkelheit, daß Torilde in Margrets Armen lag. Etwas weiteres war im erſten Augenblicke nicht zu bemerken, man hörte nur Margrets klagende Stimme. —

„Was begibt ſich hier?" fragte der Freiherr von Schnaditz, der näher an die Mädchen herantrat.

„Torilde iſt krank, Vater," entgegnete Margret, „ſie iſt mir in die Arme gefallen und eine Ohnmacht hält ſie umfangen. Es iſt der lange Spaziergang im Nebel!"

„Mein Kind krank? Das iſt eigentlich das erſtemal in ihrem ganzen Leben; Torilde, was fehlt dir?" ſo rief in ängſtlichem Tone der Herr von Tornau.

„Mir wird ſchon wieder beſſer, Vater!" entgegnete Torilde, ſich aus den Armen der Freundin windend, „ich weiß es ſelbſt nicht, es wird wohl der Spaziergang am Ufer des Fluſſes die Schuld tragen!"

„So kleide dich wärmer, wir fahren in kurzer Zeit. Hülle dich in die Decken des Pferdes auf dem Wege nach Hauſe."

„Du hatteſt mir erlaubt, acht Tage in Schnaditz zu bleiben, Vater!"

„Ja, Torl," ſagte der Herr von Tornau, „das iſt allerdings wahr, aber ich muß meine Erlaubnis zurücknehmen, ſo ungern ich es thue! Ich bedarf deiner in Duben. Wir haben zwei Gefangene bekommen und deine Hilfe iſt mehr als nötig. Es wird ſpät, mache dich auf, daß wir zur rechten Zeit zu Hauſe ſind!"

Torilde entwand ſich mühſam Margrets Armen und war eben im Begriff, den weiten Mantel ſtillſchweigend überzuwerfen, als Urſula wieder in das Zimmer trat.

Nach der kurzen Mitteilung, daß Torilde mit nach Hauſe fahren würde, ſah letztere Urſula fragend an.

„Es iſt kein Zweifel, Torl," entgegnete dieſe leiſe, „die böſe Frau iſt Doppelgängerin, ſie iſt die ganze Zeit hier am Pferdeſtall geweſen, in der wir uns mit ihr in der Hexenbude und auf dem Waſſer befunden haben. Das ganze Geſinde des Schloſſes ſagt gerade wie unſere Väter, ein Irrtum über die Zeit iſt ausgeſchloſſen!"

Torilde ſah ſich in den Hoffnungen, die ſie gehegt, getäuſcht. Ratlos ſtand ſie vor der Freundin, aber feſt und vertrauensvoll blickte ſie ihr ins Auge, wenn ihr übriger kleiner Körper auch bebte und zitterte. „Sprecht morgen, ſobald eure Zeit es erlaubt, bei mir vor, ich erwarte euch beſtimmt und will euch dann ſagen, was und wie ich es meine!"

Nach wenigen Minuten rollte das Fahrzeug des Herrn von Tornau vor das Schloß. Letzterer hob ſeine kleine Tochter hinein, ſtieg ſelbſt auf den hohen Sitz und hinüber nach dem Schloſſe zu Duben trabte das Pferd.

„Ich muß dich davon in Kenntnis ſetzen, Torl, was deiner zu Hauſe wartet, wir haben ſonderbaren Beſuch bekommen!"

„Ich habe es gehört, Ihr ſpracht ſehr laut im Schnaditzer Schloſſe, ein Junker von Kynitz und noch ein zweiter, wer iſt das, Vater?"

„Sein Name iſt Häniſch. Er iſt um ein bedeutendes älter als ſein jüngerer Gefährte, ſehr groß und ſtark, überaus kräftig gebaut, faſt rieſenhaft anzuſchauen. Er trägt langes, blondes Haar, ein einfaches, ſchwarzes Wams und einen breiten, weißen Kragen. Auch ſeine übrige Kleidung iſt ſchwarz, ſogar der Knauf ſeines einfachen Schwertes."

„Sie ſind Gefangene des Staates, Vater?"

„Ja, das ſind ſie alle beide, aber ich weiß noch nicht, was ſie verbrochen haben. Es iſt mir durch Herzoglichen Befehl verboten, danach zu fragen."

(Fortſetzung folgt.)

Ropers Rettungsfloß.

Die ſchnelle Zunahme der Zahl der Dampfſchiffe in den letzten Jahrzehnten, ihr gleichzeitiges Wachſen an Größe und Geſchwindigkeit haben unſtreitig für Handel und Verkehr und damit auch für den nationalen Wohlſtand ungemein großen Nutzen geſchaffen, aber auf der andern Seite die Sicherheit der Schiffahrt ſehr gefährdet, ohne daß auch nach dieſer Richtung entſprechende Verbeſſerungen getroffen wären.

Auf dem Meere gibt es keine beſtimmten Straßen. Tauſende von Schiffen kreuzen ſich in den verſchiedenſten Bahnen und in ſchmalen Fahrwaſſern auf beengtem Raume, ſo daß ſchon bei hellem Tage die größte Aufmerkſamkeit erforderlich iſt, um einander auszuweichen, während die Gefahr von Zuſammenſtößen bei unſichtigem Wetter, bei Nebel und Nacht unverhältnismäßig wächſt und dann Kataſtrophen nach ſich ziehen kann, bei denen viele Hunderte von Menſchenleben verloren gehen. Den Zuſammenſtößen ſelbſt vorzubeugen iſt in vielen Fällen unmöglich, da dies oft vom menſchlichen Können und Willen unabhängig iſt und auch durch die größte Wachſamkeit und Tüchtigkeit des Kommandierenden nicht abgewendet werden kann, aber ſie laſſen ſich großenteils wenigſtens in ihren ſchrecklichen Folgen abſchwächen, und dieſem wichtigen Punkte iſt bisher weder vom Publikum noch von den Regierungen die nötige Beachtung geworden.

Es ſind eine Menge Rettungsgeräte erfunden, ausgeſtellt, prämiiert und in größerer oder geringerer Zahl an Bord, namentlich auf Paſſagierſchiffen eingeführt, aber ſie haben nicht zu hindern vermocht, daß bei Zuſammenſtößen der größte Teil der Menſchen dennoch zu Grunde ging, weil ſie nicht in der Weiſe ihren Zweck erfüllten, wie man gemeinhin im Binnenlande anzunehmen gewohnt iſt. Korkweſten, Rettungsgürtel und dergleichen können eine kurze Zeit die Schiffbrüchigen über Waſſer halten. Es iſt deshalb gewiß nur richtig, ſie jedem Schiffe in ausreichender Zahl mitzugeben, da ſie in einigen Fällen die Möglichkeit einer Rettung gewähren, wenn ſie die Verunglückten auch nur ſtundenlang vor dem Ertrinken bewahren, aber als verläßliche Rettungsmittel dürfen nur Boote angeſehen werden, welche See halten und bei kaltem Wetter ihre Inſaſſen gegen Erſtarren ſchützen.

Gerade die Boote laſſen jedoch viel zu wünſchen übrig. Es iſt zwar mancherlei geſchehen, um ſie im Laufe der Zeit zu verbeſſern und ſie leiſten auch ziemlich das, was man von ihnen erwarten kann, aber dieſe Leiſtungen ſind überhaupt gering und das Schlimme iſt, daß zwingende Verhältniſſe ſie ſtets beſchränken werden.

Nehmen wir einen der letzten Schiffszuſammenſtöße, der ganz Deutſchland in Schrecken ſetzte, den Cimbriafall, ſo finden wir, daß vier von den acht vorhandenen Booten umſchlugen und ihre Inſaſſen faſt ſämtlich ertranken, ein Vorkommnis, das faſt bei allen größeren Schiffbrüchen in ähnlicher Weiſe wiederkehrt.

Die Urſache dieſer Erſcheinung iſt die Überfüllung der Fahrzeuge mit Menſchen, die, in ihrer Todesangſt jede Ordnung und Disziplin mißachtend, ſich kopflos hineinſtürzen. Dadurch werden jene entweder auf einer Seite plötzlich ſo beſchwert, daß ſie kentern, oder ſie werden ſo tief eingetaucht, daß die nächſte Welle hineinſchlägt und ſie zum Sinken bringt. Oft auch fällt das Schiff unmittelbar nach dem Zuſammenſtoße ſo ſchief, daß die an der hohen Seite hängenden Boote gar nicht mehr zu Waſſer gelaſſen werden können.

Dieſe Überfüllung und ihre Folgen werden ſtets ſtatthaben, ſo lange die Zahl der Boote und ihr Faſſungsvermögen zu der Zahl der an Bord befindlichen Menſchen in ſolchem Mißverhältniſſe ſteht, wie es gegenwärtig auf den Paſſagierdampfern der Fall iſt und das ſich leider nicht ändern läßt.

Ein moderner transatlantiſcher Dampfer kann durchſchnittlich tauſend Paſſagiere nehmen, aber nur acht, höchſtens zehn Boote von einer beſtimmten Größe mit ſich führen, weil es an Platz fehlt, um noch mehr ſo unterzubringen, daß ſie im Augenblicke der Gefahr überhaupt nutzbar gemacht werden können. In jenen acht bis zehn Fahrzeugen laſſen ſich aber auch bei den günſtigſten Witterungsverhältniſſen nicht mehr als 250 bis 300 Menſchen unterbringen und bei ungünſtigen noch viel weniger. Was wird aus den übrigen trotz Rettungsgürteln, wenn nicht in allernächſter Zeit von außen Hilfe gebracht wird? Sie ſind unrettbar verloren.

Man könnte daran denken, die Paſſagierzahl den vorhandenen Booten gemäß zu beſchränken, aber dann hört die Paſſagierfahrt auf und ein wichtiger Induſtriezweig wird lahm gelegt. Mit dreihundert Paſſagieren können die Schiffe nicht beſtehen und müſſen bankrott machen.

Angeſichts dieſer Sachlage fragt es ſich nun, ob es nicht trotzdem Mittel gibt, um bei Zuſammenſtößen alle Schiffbrüchigen zu retten und das Roperſche Floß, eine Erfindung der letzten Jahre beantwortet dieſe Frage im bejahenden Sinne.

Mit ihm hat Roper das Problem gelöſt, ohne Beeinträchtigung ſonſt notwendigen Raumes an Bord ein Fahrzeug herzuſtellen, das nicht nur mehrere Hunderte Menſchen aufnehmen kann, ſondern ſich auch mit Hilfe eines ebenſo ſinnreichen wie einfachen Mechanismus in wenigen Minuten zu Waſſer bringen läßt, nicht kentern oder vollſchlagen kann und die Geretteten auch bei ſchwerer See ſichert.

Da ein Paſſagierſchiff mit mehreren ſolcher Flöße ausgerüſtet werden kann, ſo iſt damit die Möglichkeit gegeben, wenigſtens die Folgen von unvermeidlichen Zuſammenſtößen weſentlich abzuſchwächen und den damit verbundenen furchtbaren Menſchenopfern vorzubeugen.

Das Floß wird entweder an Stelle der Kommandobrücke, welche ſich doch auf allen Dampfern befinden muß und von Bord zu Bord quer über das Schiff reicht, oder als ein anderer Schiffsteil konſtruiert, auf den ſpäter zurückgekommen werden wird.

Es beſteht aus einem von einem eiſernen Geländer umgebenen doppelten Boden aus gewelltem Eiſenblech, der durch innere Längs- und Querwände in eine größere Zahl waſſerdichter Zellen geteilt iſt. Gewelltes Blech beſitzt bei großer Leichtigkeit an und für ſich ſchon bedeutende Stärke und Elaſtizität; die erſtere wird aber durch das Zellenſyſtem noch vermehrt. Zugleich gibt dieſes dem Floſſe einen hohen Grad von Schwimmkraft und verleiht ihm Booten gegenüber größere Sicherheit, da bei einer Beſchädigung das eindringende Waſſer nur immer Zutritt zu einer der kleineren Zellen hat und die Tragkraft wenig beeinträchtigen kann.

Das Floß, dem man je nach Bedarf größere oder kleinere Dimenſionen geben kann, hat im allgemeinen eine rechteckige Form, iſt etwas mehr als doppelt ſo lang wie breit und bildet für gewöhnlich die Kommandobrücke. Sonſt hat dieſe meiſtens eine Breite von zwei bis dritthalb Meter; da ſie aber in horizontaler Lage und zwei bis drei Meter über Deck erbaut iſt, ſo kann ihr zu dem beregten Zwecke noch mehr als die doppelte Breite gegeben werden, ohne einen Raum im Schiffe zu beanſpruchen, der für anderweitige Verwendung benutzt werden mußte.

Dadurch hat Roper eine Hauptſchwierigkeit, die ſich einer Vermehrung der Boote entgegenſtellt, beſeitigt und es blieb ihm nur noch die Aufgabe, das Floß, deſſen Größe und Gewicht die eines einzelnen Bootes beträchtlich überſteigen, leicht und ſicher über Bord zu ſetzen, während er das viel ſchwierigere Wiedereinſetzen außer Betracht laſſen durfte, da das Floß überhaupt nur in Gebrauch genommen wird, wenn das Schiff, wenigſtens für den Augenblick, verloren iſt.

Dieſe Aufgabe hat der Erfinder vollſtändig gelöſt und zwar auf möglichſt einfache Weiſe.

Das eigentliche Floß ruht mit den etwas hervortretenden Seiten ſeines oberen Bodens auf zwei eiſernen Tragebalken von angemeſſener Stärke, während ſich der untere Boden zwiſchen dieſen befindet.

Die Tragebalken reichen wie die ſonſtigen Träger der Kommandobrücken von Bord zu Bord, ſind in der Mitte je durch einen Pfeiler unterſtützt und in ihm wie ein Wagebalken ſenkrecht beweglich.

Ihre Enden werden in ſtarken Pfeilern an der Bordwand geführt, deren Form mit dem von jenen beſchriebenen Kreisbogen korreſpondiert.

In wagerechter Lage werden die Balken und mit ihnen das Floß durch Ketten gehalten. Dieſe ſind an den Balkenenden befeſtigt, zeigen zunächſt niederwärts, laufen dann über eine Rolle an der Bordwand und weiter horizontal über Deck bis zur Mittellinie des Schiffes. Dort ſchlingen ſie ſich um eine Trommel, welche durch Zahnräder und Geſtänge mit einem Handrade verbunden iſt. Die Drehung des letzteren nach rechts oder links, wozu ein Mann genügt, ſetzt die Trommel in Bewegung und läßt die Balken mit dem Floß ſich nach der einen oder anderen Seite heben oder ſenken.

Das Stück der Bordwand (Verſchanzung) des Schiffes, welches ſich zu beiden Seiten der Brücke befindet, iſt höher konſtruiert als der übrige Teil und in Gehängen beweglich. Es läßt ſich nach außen klappen, dort durch Stützketten in beliebig ſchräger Lage gegen das Waſſer hin halten und bildet dann eine Rampe. In aufgeklappter Stellung vergleicht es ſich mit der übrigen Verſchanzung, wird durch eine einfache Hebelvorrichtung in feſter Verbindung mit den Bordpfeilern gehalten und dient dann zugleich als Seitenwand für das Floß, gegen welche ſich letzteres ſtützt. Andere ſinnreich und zugleich einfach konſtruierte Hebel vermitteln eine ſolide Verbindung des Floſſes mit den Tragebalken, auf und zwiſchen denen es ruht, ſo daß dasſelbe, ſo lange es als Brücke dient, ſich nicht rühren kann. Soll das Floß nun zu Waſſer gelaſſen werden, ſo dreht man zunächſt das erwähnte Handrad und gibt damit den Tragebalken nach dieſer oder jener Seite diejenige Neigung, welche den gerade obwaltenden Umſtänden angemeſſen iſt.

Liegt das Schiff gerade, ſo wird man für das Ablaufen des Floſſes die von der Richtung des Windes und der See abgekehrte Seite wählen; iſt es ſchief gefallen, wie dies bei Zuſammenſtößen meiſtens eintritt, die dem Waſſer zunächſt liegende. Im letzteren Falle wird der Neigungswinkel entſprechend kleiner und die Balken bedürfen nur geringer oder keiner Senkung. Von den Umſtänden und dem Zuſtande der See wird es abhängen, ob die Schiffbrüchigen das Floß vor oder nach dem Ablaufe beſteigen, d. h. ob ſie mit ihm zu Waſſer gehen oder nicht.

In den meiſten Fällen von Zuſammenſtößen, d. h. bei Nebel, herrſcht verhältnismäßig gutes Wetter und ruhige See und fällt das Schiff ſchief, ſo können die Verunglückten ſchon vorher auf das Floß gehen, weil letzteres dann weniger ſteil zu Waſſer kommt, und ſie beim Aufſchlagen des Floſſes auf das Waſſer weniger durcheinander geſtoßen werden, obwohl der Erfinder auch dagegen Maßregeln getroffen hat. Wenn jedoch keine zwingende Notwendigkeit vorliegt, wird es immer zweckmäßiger ſein, daß die Paſſagiere erſt auf das Floß gehen, nachdem es zu Waſſer gelaſſen iſt.

Sobald dem Tragebalken die erwünſchte Lage gegeben iſt, werden die Endhebel an der Seite zurückgeklappt, an der das Floß laufen ſoll, und das dadurch gelöſte Stück Bordwand, welches als Rampe dienen ſoll, niedergelaſſen. Ebenſo löſt man eventuell einige der ſeitlichen Schlußhebel, welche das Floß an den Balken feſthalten. Klappt man dann auch noch den oder die letzten Schlußhebel zurück, ſo gleitet das Floß durch ſeine eigene Schwere auf der geneigten Ebene zu Waſſer, wobei zweckmäßig in die Tragebalken eingeſetzte Rollen ein Ecken und Feſtklemmen verhüten.

Um bei ſteilem Ablaufswinkel, und überhaupt die Ablaufsgeſchwindigkeit nach Belieben regeln zu können, trägt das Floß auf jeder Seite an ſeinen beiden Enden ſchwere Haken. Über ſie ſind Ketten oder Taue geſtreift, welche durch eine Bremsvorrichtung ſtraffer oder loſer gehalten werden, ſo daß man es in der Hand hat, das Floß langſamer oder ſchneller gleiten zu laſſen.

Letzteres wird dann mit ſeinem vorderen Ende, das nach außen und oben abgerundet iſt, aber ebenſo gut auch etwas ſpitzer und einem Schiffsbug ähnlicher konſtruiert werden kann, das Waſſer berühren, aber nicht oder zum mindeſten ſehr wenig untertauchen, da es vermöge ſeiner großen Schwimmkraft ſofort von jenem getragen wird. Das Hinterende nimmt jedoch die Rampe auf und läßt es hinabgleiten, wodurch ein plötzliches Niederfallen desſelben auf das Waſſer vermieden wird. Sollte das Floß bei ſteilem Ablaufswinkel und ungehemmter Fahrt aber auch wirklich einmal mit ſeinem Vorderende unter Waſſer tauchen, ſo hat dies im Gegenſatz zu Booten keine weitere Bedeutung. Es wird ſich unmittelbar danach wieder heben und das übergenommene Waſſer ablaufen, da es keinen Hohlraum, ſondern nur die glatte Fläche des Floßbodens vorfindet.

Der untere Teil des Geländers iſt zum Schutz gegen Spritzwaſſer dreißig bis ſechzig Zentimeter hoch mit Eiſenblech bekleidet. Dieſe Schutzwand hat jedoch unten am Boden breite Schlitze, durch welche das überkommende Waſſer leicht abfließen kann. Durch die erwähnten Hemmtaue wird das Floß nach dem Ablauf gleichzeitig ſo lange an der Seite des Schiffes feſtgehalten, wie dies nötig iſt.

Der ganze Vorgang nimmt nur wenige Minuten in Anſpruch, erfordert nicht mehr Menſchenkraft, als das Hinunterlaſſen eines gewöhnlichen Bootes, geht aber mit größerer Sicherheit vor ſich und während in einem Boote dreißig Schiffbrüchige Platz finden, nimmt das Floß mehr als die zehnfache Zahl auf, ohne daß eine Gefahr des Kenterns, Vollſchlagens oder Sinkens vorliegt, weil Form und Zellenbau dies verhindern.

Man kann ſolche Flöße für große Paſſagierſchiffe bis zu ſechzehn Meter Länge und ſiebenthalb Meter Breite konſtruieren, ohne ihre Handhabung zu ſchwerfällig zu machen. Sie wiegen in ſolchem Falle etwa 120 Zentner, nehmen bequem 450 Perſonen auf, können aber erſt bei einer Belaſtung von 1600 Zentner zum Sinken gebracht werden. Leer gehen ſie dann nur ſieben Zentimeter, mit 450 Perſonen beladen, fünfzig Zentimeter tief. Ebenſo iſt bei ihnen ausgeſchloſſen, daß die Schiffbrüchigen, wie dies leider ſo oft bei Booten geſchieht, zwar augenblicklich gerettet, aber von allem entblößt ſind, was zu ihrer Exiſtenz notwendig iſt. In eigens dazu beſtimmten, teilweiſe luftdicht verſchloſſenen Kaſten an den Seiten des Floſſes, die zugleich als Sitzbänke dienen, ſind Riemen, Maſten, Segel, Steuerruder, Kompaß, Inſtrumente, Seekarten, Raketen, Proviant und Waſſer beſtändig aufbewahrt, ſo daß die Verunglückten ſich um nichts zu kümmern brauchen, mit der Herbeiſchaffung jener Gegenſtände, ſelbſt wenn ſie noch möglich wäre, keine Zeit verloren geht, ſondern ſie nur das Floß zu beſteigen haben, um alles zu finden, was ſie für die nächſten Tage zum Leben und zur Fortbewegung bedürfen.

Die Bleche des unteren Bodens ſind in der Längsrichtung konvex gebogen und ihre zuſammenſtoßenden Kanten bilden ſechs bis ſieben ſcharfe parallele Kiele, ſo daß das Fahrzeug ſchneller durch das Waſſer geht, als wenn es einen ganz flachen Boden hätte, und auch beim Segeln mit Seitenwind nicht zu ſehr quer abtreibt. Die Planken, mit denen der obere Boden belegt iſt, ſind ſo eingerichtet, daß ſie ſich teilweiſe aufheben und mit Hilfe daran angebrachter Gelenkfüße ſich als Sitzbänke verwerten laſſen.

Die außerordentlichen Vorteile, welche ein ſolches Floß Booten, auch den beſten gegenüber, bietet, liegen auf der Hand und werden jedem Laien verſtändlich ſein. Eine gewiſſe Zahl von Booten wird man am Bord der Schiffe nie entbehren können, weil ſie die Verbindung mit dem Lande 2c. vermitteln müſſen, aber auf großen Paſſagierſchiffen kann man ihre Zahl beſchränken, wenn ein Brückenfloß angebracht iſt, und dadurch werden ſowohl die entſtehenden Koſten wie das Gewicht nahezu ausgeglichen, während wenigſtens 350 Menſchen mehr ein in jeder Beziehung ſicherers Rettungsmittel finden, als Boote jetzt zu bieten vermögen.

Für tauſend bis zwölfhundert Paſſagiere würde ein ſolches Floß natürlich nicht ausreichen, aber man kann dann entweder hinten ein zweites als Kommandobrücke einrichten oder man konſtruiert die Verdecke der Deckhäuſer ſowie der hinteren und vorderen Halbdecke (Back und Kampanje) als ſolche, ſei es, um ſie im gegebenen Falle gleich den Brücken ablaufen oder ſie einfach aufſchwimmen zu laſſen, wenn das Schiff ſinkt.

Jedenfalls ſind aber in dieſer Erfindung jetzt die Mittel gegeben, um den erſchreckenden Menſchenverluſten vorzubeugen, die in den letzten Jahrzehnten bei Schiffszuſammenſtößen ſtattgefunden haben und die ſich nach Lage der Verhältniſſe nicht vermindern, ſondern nur ſteigern werden, wenn nichts dagegen geſchieht.

Wenn man bisher mit einer gewiſſen Berechtigung geltend machen konnte, daß es unmöglich ſei, für die geſamte Perſonenzahl an Bord großer Paſſagierſchiffe wirkſame Rettungsmittel mitzuführen, ſo hat jetzt das Roperſche Floß die Sachlage geändert und es wird unabweisbare Pflicht, dasſelbe einzuführen. Stichhaltige Gründe dagegen laſſen ſich nicht vorbringen. Selbſt wenn man die Zahl der Boote nicht einſchränken wollte, kann der übrigens ſehr mäßige Koſtenpunkt angeſichts ſolcher Zwecke gar nicht in Betracht kommen, und ebenſowenig hat bei ſo großen Schiffen das Mehrgewicht Bedeutung.

Daß die Sache praktiſch iſt, dafür ſpricht ihre bereits geſchehene Einführung auf den beiden engliſchen Kriegsſchiffen Polyphemus und Orontes, nachdem zuvor in Gegenwart ſämtlicher Lords der engliſchen Admiralität Proben in See vorgenommen waren, die zur völligen Zufriedenheit ausfielen. Ebenſo hat das Floß in den letzten beiden Jahren auf drei Ausſtellungen unter ſämtlichen Rettungsgeräten den erſten und auf der internationalen Fiſchereiausſtellung in London den einzigen Preis davongetragen. Die erſten Autoritäten der engliſchen Kriegs- und Handelsmarine haben ſich rückhaltslos zu ſeinen Gunſten ausgeſprochen. Sir George Sartorius, der höchſtkommandierende Admiral der engliſchen Flotte, erklärt von ihm, daß das Floß jedem Sturme gewachſen ſei, was ſich bekanntlich von Booten, auch wenn ſie nicht, wie faſt immer, überladen werden, keineswegs behaupten läßt. Ebenſo bietet es viel größere Gewißheit, als letztere, gut zu Waſſer zu kommen, läßt ſich bei jeder Witterung und an jeder Seite des Schiffes ohne weitere Schwierigkeit in kürzeſter Zeit ausſetzen, iſt weniger gefahrdrohenden Beſchädigungen unterworfen, liegt bedeutend höher über Waſſer, kann nicht kentern und nicht vollaufen.

Gegen dieſe Eigenſchaften treten alle anderen bekannten Rettungsmittel weit zurück und Ropers Erfindung verdient deshalb die allgemeinſte Beachtung. Wenn die Reeder der Paſſagierdampfer nicht aus eigenem Antriebe ihre Schiffe mit den Flößen ausrüſten, was jedoch hoffentlich ſehr bald geſchehen wird, ſo muß der Staat ſie dazu veranlaſſen. Er iſt dies ſeinen Unterthanen ſchuldig. So gut wie er am Lande durch Geſetze dafür ſorgt, daß jene in ihrem Leben und ihrer Geſundheit geſchützt werden, ſo weit dies möglich iſt, und ſo gut, wie er den Eiſenbahnverwaltungen, den Beſitzern von gewerblichen Anlagen 2c. die Haftpflicht auferlegt, ebenſogut muß er für die Schiffahrt gleiche Beſtimmungen erlaſſen. Bis jetzt nimmt dieſelbe ohne Berechtigung eine Ausnahmeſtellung ein, der bereits Hekatomben von Menſchenleben zum Opfer gefallen ſind und — wenn keine Änderung eintritt — noch viel größere Maſſen zum Opfer fallen werden.

Reinhold Werner.

Nach ſieben Jahren.

Novelle von **Germanis**.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

VII.

Schließlich machte ſich aber alles viel beſſer, als die alte Dame gedacht. Wochen vergingen, ohne daß Werner den Wunſch zu hegen ſchien, ſeinen Beſuch in Walddorf zu wiederholen, und als die Baronin mit Silvia nach Landryn kam, um Frau von Friedensburg wieder in ihrem Heim zu begrüßen, hatte Barbara gebeten, zurückbleiben zu dürfen, ein Wunſch, welchen Mutter und Sohn ſehr natürlich fanden. Erſtere konnte ſich nun um ſo freier und unbefangener geben und war ſo entzückt von Silvias anmutsvollem Weſen, ſo befriedigt von der harmloſen, freundſchaftlichen Art, wie Werner und ſie mit einander verkehrten, daß ſie ihre Befürchtungen und Bedenken wieder dahinſchwinden fühlte und ſogar mit großmütigem Wohlwollen nach Barbara frug, von der die Baronin nur Liebes und Gutes zu berichten wußte.

Inzwiſchen verlebte Silvias Geſellſchafterin einen ſtillen, gemütlichen Tag mit Tante Bella, und dieſe, welche glaubte, ſich der Einſamen beſonders annehmen zu müſſen, benutzte die Gelegenheit, um ſie in die Familientraditionen einzuweihen, und ihr von den allſeitigen Wünſchen zu ſprechen, die, durch Werners Mutter am ſtärkſten vertreten, eine baldige, noch engere und innigere Vereinigung der Häuſer Bergen und Friedensburg vorausſehen ließ. Sie nahm daraus Veranlaſſung, Werners tüchtige und liebenswerte Eigenſchaften noch ganz beſonders hervorzuheben, und Barbara konnte kaum ein verlegenes Lächeln verbergen, als Tante Bella mit ſiegesgewiſſer Miene die feſte Überzeugung ausſprach, ein Mann wie Herr von Friedensburg brauche nur anzuklopfen, um von jedem jungen Mädchen mit Freuden erhört zu werden.

Dieſes Geſpräch berührte Barbara natürlich viel tiefer, als jene vorausſetzen konnte. Sie hatte viele Tage gebraucht, um nach dem überraſchenden Wiederſehen mit Herrn von Friedensburg wieder zur Ruhe zu kommen und ihre ungewöhnliche Erregung vor anderen zu verbergen. Erſt nach und nach gewann ſie ihre volle Unbefangenheit wieder, und der Fortlauf ihrer Beſchäftigungen, die Studien, die ſie mit Silvia trieb, und die immer wiederkehrenden kleinen Ereigniſſe des täglichen Lebens leiſteten ihr dabei die beſten Dienſte. Ihr Herz wurde wieder leichter, ihr Schritt elaſtiſcher, und je länger Werner fortblieb, je mehr die vorübergehende Begegnung mit ihm in den Hintergrund trat, um ſo mehr gab ſie ſich der Hoffnung hin, daß ihre früheren Beziehungen doch zu flüchtiger Natur geweſen ſeien, um die Gegenwart noch dauernd beeinfluſſen zu können. Sie glaubte was ſie wünſchte, und täuſchte ſich ſelbſt, und die Art wie Tante Bellas Mitteilungen ſie berührten, zeigten ihr am beſten, wie haltlos und trügeriſch die Sicherheit war, in der ſie ſich gefliſſentlich gewiegt.

Sie lauſchte mit Spannung und Intereſſe ihren weitſchweifigen Erörterungen, ohne ſich Rechenſchaft zu geben von dem Gefühl dumpfen Unbehagens, das ſie bei dem Gedanken einer Verbindung Werners mit Silvia beſchlich, und als dieſe, von Landryn zurückkehrend, gar nicht genug von Werners und ſeiner Mutter großer Liebenswürdigkeit zu erzählen wußte, und ihre Freude über das hübſche Zuſammenſein ganz offen ausſprach, war es beinah eine eiferſüchtige Regung, welche Barbara ſo ſchmerzlich aufſeufzen ließ.

Dieſer unerquickliche Zuſtand ſollte ſich in der nächſten Zeit noch verſchärfen.

Werner kam oft, denn nach dem Beſuche der beiden Damen war es Frau von Friedensburg ſelbſt, welche ihren Sohn zu wiederholten Fahrten nach Walddorf ermahnte, und da er ſeine geheimſten Wünſche dadurch beſtätigt fand, und der Neubau einer Brennerei ſeine Anweſenheit oft dringend notwendig machte, ſo fügte es ſich von ſelbſt, daß er ein ſehr häufiger Gaſt der Bergenſchen Familie wurde, und kaum einen Tag vorübergehen ließ, an dem er nicht, und ſei es auch nur für Augenblicke, ſich nach dem Befinden der Damen erkundigte.

Vielleicht war es kein bloßer Zufall, daß er dazu meiſt die Vormittage erwählte, während welcher er die Baronin und Tante Bella ſtets beſchäftigt wußte, mit keinen anderen Gäſten zuſammentraf, und immer ſicher ſein konnte, die beiden jungen Mädchen allein im Garten zu treffen, wo ſie im Schatten der uralten, herrlichen Kaſtanien ihre luftige Werkſtatt aufgeſchlagen hatten.

Er pflegte dann bei ihnen zu frühſtücken, ſeine Zigarre zu rauchen und mit ihnen zu plaudern, und es war ihm offenbar ſehr angenehm, ſich von Silvia immer ebenſo herzlich als lebhaft bewillkommnet zu ſehen, während bei Barbara das ſchnelle Aufleuchten ihrer ſchönen Augen allein ihm ſagte, daß auch ſie ſeinem Kommen mit Freuden entgegengeſehen habe.

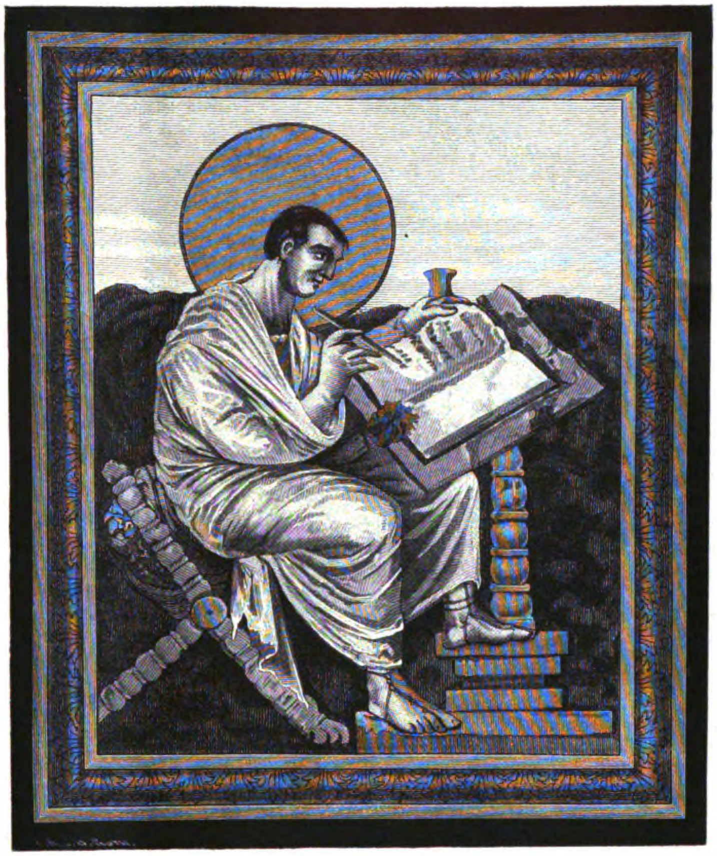
Er ahnte nicht, daß ſie dasſelbe ebenſo ſehr fürchten wie herbeiſehnen mußte und, aufgerüttelt aus ihrer ſcheinbaren Ruhe, in einen neuen ſchweren Konflikt mit ſich ſelbſt geriet.

Sie hatte gemeint ihr Herz ſei, einmal tödlich verletzt, nicht mehr im ſtande Liebe zu empfinden, und nun kam es ihr von Tag zu Tag immer mehr zum Bewußtſein, daß dasſelbe, zu einem neuen ſchmerzensreichen Leben erweckt, ſich in überraſchender Weiſe und mit leidenſchaftlicher Wärme Werner zugewandt hatte, und keinen höheren Wunſch mehr kannte, als ihn für ſich zu gewinnen und eine beſſere Meinung von ſich beizubringen.

Wie ſie früher auf ihn herabgeſehen hatte, ſo ſchaute ſie jetzt zu ihm empor, und die Liebe dieſes ernſten und tüchtigen Mannes, die ſie einſt verſchmäht und verlacht, erſchien ihr jetzt wie das höchſte begehrenswerteſte Gut, das ſie glaubte durch eigene Schuld für immer verloren zu haben. Die frohe, der Erwiederung ſichere, ſchwärmeriſche Neigung, welche ſie einſt mit Herrn von Bachren verbunden, war ſehr verſchieden von dem Gefühl leidenſchaftlicher Verehrung und Hingabe, welche ſie jetzt für Herrn von Friedensburg hegte, und ihr Leben bekam unerwartet eine neue Färbung durch den Einfluß, den jedes ſeiner Worte und jede ſeiner Mienen auf ſie auszuüben begann.

Denn mochte er ſich ſcheinbar auch mehr an Silvia wenden, der bedeutendſte Teil ſeiner Rede, der lebhafteſte Ausdruck ſeines Denkens und Fühlens war mehr oder weniger doch für Barbara berechnet, und auch ſie ließ ſich dadurch zu offenerer Meinungsäußerung hinreißen, welche wiederum zu mancher eingehenden und anregenden Unterhaltung führte. Ihre Geiſter ſuchten und fanden ſich, während ſie äußerlich eine gewiſſe Zurückhaltung bewahrten, und obgleich ſie ſich ſcheinbar ſo fremd gegenüber ſtanden, wie an dem erſten Tage ihrer Wiederbegegnung, ſchien jedes erneute Zuſammentreffen, jede noch ſo oberflächliche Begrüßung, ein Schritt mehr zu ſein auf dem Wege, der ſie wieder zuſammen führen konnte.

Erinnerungen an Karl den Großen.



Apoſtelfigur (S. Matthäus) aus dem Evangeliarium Karls des Großen, welches unter den Reichskleinodien in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrt wird. Der Tradition nach dasſelbe, welches in der Gruft zu Aachen auf den Knieen des toten Kaiſers lag.

Je mehr aber das ſtumme Einverſtändnis zwiſchen ihnen zu wachſen und zu gedeihen ſchien, je klarer Barbara ſich wurde über die Natur ihrer eigenen Gefühle, um ſo lebhafter empfand ſie auch die Notwendigkeit, ſie vor Werner zu verbergen um jeden Preis, und die Erinnerung an jenen unſeligen Ballabend, an ihre Unterhaltung mit Marianne und ſeine Kommentare zu derſelben ſtellte ſich trennend zwiſchen ſie und jede, auch die leiſeſte Glückeshoffnung. Mochten momentane Stimmungen ihn immerhin veranlaſſen, ihr wärmer und herzlicher zu begegnen, als dies im Anfange der Fall geweſen, im Grunde ſeines Herzens konnte er ſie, wie ſie feſt glaubte, ja doch nur bemitleiden und verachten, und ſie mußte doppelt auf ihrer Hut ſein, um ſich durch den trügeriſchen Schimmer einer ſcheinbaren Annäherung nicht verleiten zu laſſen, die Herrſchaft über ſich ſelbſt zu verlieren.

Die Offenbarung einer verſpäteten Liebe, deren er zu ſeinem Glück nun nicht mehr bedurfte, ſollte nicht dazu dienen, ihn in ſeinem berechtigten Mißtrauen gegen ſie zu beſtärken, und der Verdacht kaltblütiger Berechnung und abſichtlicher Koketterie, welchen die Auslegung ihrer damals geäußerten Anſchauung nicht allein zuließ, ſondern beinah bedingte, erſchien ihr ſo ſchmählich und demütigend dem geliebten Manne gegenüber, daß ſie bereit war, lieber alles zu opfern, als demſelben durch ein unbedachtes Benehmen neue Nahrung zu geben. Befand ſie ſich doch jetzt nach ſieben Jahren genau in der von ihr damals ſo ſpöttiſch bezeichneten Lage, und die Gefahr lag nahe, daß auch Werner, angeregt zu Vergleichen, ſich deſſen bewußt werden und ſeine Schlüſſe daraus ziehen würde, falls es ihr nicht gelang, von vornherein jede derartige Ideenverbindung unmöglich zu machen.

Als das beſte Mittel hierzu erſchien ihr eine eifrige und diskrete Mitwirkung an Frau von Friedensburgs Heiratsprojekten, und während ſie ſich einredete, Werners Glück dadurch am meiſten fördern und die Schuld der Vergangenheit ſühnen zu können, glaubte ſie zugleich in dem Sinne der Baronin zu handeln, der ſie ſich wegen der gütigen Rückſicht, die ſie ihr zuteil werden ließ, zu aufrichtigem Danke verpflichtet fühlte.

Alle dieſe ſchönen Vorſätze waren indeſſen leichter zu faſſen, als auszuführen, das ungeſtüme Herz wollte ſeine Anſprüche geltend machen, und Barbaras gerade und offene Natur litt unſäglich unter dem Zwange, den ſie ſich fortwährend auferlegen mußte. Ihr Benehmen gegen Werner wurde wechſelnd und unnatürlich und Silvia beobachtete mit wachſendem Erſtaunen ihre bald heitere, bald ſchwermütige Stimmung.

Werner hingegen, abſichtlich es vermeidend, ſeine Gefühle zu analyſieren, überließ ſich mit ruhigem Behagen dem geheimnisvollen Zauber, dem er ſchon einmal erlegen war, und wenn er die Geſellſchaft der jungen Damen mit beſonderer Vorliebe aufſuchte, ſo that er es, ohne darüber nachzudenken, welche von beiden die größte Anziehungskraft für ihn habe.

Wenn Barbara ſein neuerwachtes Intereſſe hauptſächlich in Anſpruch nahm, ſo freute er ſich anderſeits an Silvias ſtets gleichbleibendem, herzlichen Entgegenkommen, und ihr friſches, unbefangenes Weſen trug nicht wenig dazu bei, die Situation zu einer für ihn ſo angenehmen zu machen. Es war ihm aber auch inſofern lieb und bequem, als es dazu diente, ſeine täglich wachſende Neigung für ihre Geſellſchafterin vor unberufenen Blicken zu ſchützen, und die Aufmerkſamkeit, welche ihr häufiges Beiſammenſein erregen konnte, von dieſer auf ſich ſelbſt hinüber zu lenken.

Das war ihm aber um Barbaras willen von hohem Wert. Ihre abhängige Stellung in dem ihm befreundeten Hauſe, die relative Unklarheit ſeiner eigenen Empfindungen, und die durch ſeine Unkenntnis der Berliner Vorgänge bedingte Ungewißheit, ob und in wie weit ſie ihre Liebe zu Herrn von Bachren ſchon überwunden habe, ließen ihm nach jeder Richtung eine gewiſſe Vorſicht geboten erſcheinen, und ſo kam es, daß auch er nicht immer in der Lage war, den erſten Impulſen ſeines Herzens zu folgen, und Barbara dadurch Veranlaſſung gab, ihre etwas allzu düſtere Auffaſſung der Dinge durch ſein Benehmen beſtätigt zu ſehen.

Eine Entſcheidung irgend welcher Art wünſchte er aus den eben angeführten Gründen vorläufig noch nicht herbeizuführen, und gleichſam nur von einem Tage zum andern lebend, genoß er die ſchöne Gegenwart in vollen Zügen und bedachte nicht, daß ſein Thun und Laſſen von mancher Seite ſcharf beobachtet wurde und eine Deutung erfuhr, welche ihm ſpäter noch einmal ſehr unbequem werden ſollte.

Die Bergenſchen Damen ſowohl, als ihre näheren Freunde und Bekannten ſahen in Werners häufigen Beſuchen in Walddorf eben nur das, was ihnen ſelbſt am wünſchenswerteſten und wahrſcheinlichſten ſchien, und kein Menſch zweifelte daran, daß er ſich um die Tochter des Hauſes, die ihm längſt beſtimmte Braut, Silvia, bewerbe.

Vor allem aber war es ſeine Mutter, welche, beruhigt durch das warme Lob, das er Silvia geſpendet, mehr denn je an eine baldige Verbindung mit derſelben geglaubt hatte und nun bitter enttäuſcht war, als ſie einſehen mußte, daß ihre erſte Ahnung ſie doch nicht betrogen und das fremde Mädchen den alten Einfluß auf ſein Herz zurückgewonnen habe.

Mit Werner ſelbſt wagte ſie nicht darüber zu reden, weil ſie nicht ſeinen Widerſpruch wecken und dadurch noch mehr Unheil anrichten wollte, aber es drängte ſie, ihn mit den beiden jungen Mädchen zuſammen zu ſehen und dem Feinde offen ins Auge zu ſchauen. Ihr Befinden war neuerdings ein beſſeres geworden, und nachdem ſie durch ihre Kränklichkeit lange Zeit an jeder Ausfahrt verhindert war, ſprach ſie den Wunſch aus, nach Walddorf zu fahren und von ihrem Sohne dahin begleitet zu werden.

Trotz Werners begeiſterten Schilderungen, die ſie mehr oder weniger für das Reſultat einer beklagenswerten Verblendung hielt, ging ſie dem erſten Zuſammentreffen mit Barbara mit einem gewiſſen Mißtrauen entgegen und erwartete in ihr eine etwas verblühte, intrigante Kokette zu ſehen, die der armen Silvia ein Glück nicht gönnen mochte, das ſie ſelbſt einſt verſchmäht, und es verdiente, mit Feuer und Schwert bekämpft zu werden.

So wappnete ſie denn ihr ſonſt ſo gütiges und zärtliches Herz mit heiligem Zorne und nahm ſich vor, durch keine von Barbaras Künſten ihr klares Urteil beeinfluſſen zu laſſen, kaum aber wurde ſie ihrer anſichtig, als ſie ſich auch von ihrer ganzen Erſcheinung ungeheuer ſympathiſch berührt fühlte und unwillkürlich ihre Arme öffnete, um die verwaiſte Tochter ihres Freundes Pelladry an ihr Herz zu ziehen.

Dieſes ſchöne und anziehende junge Mädchen, das ihr nur ſchüchtern entgegen zu treten wagte und ſie durch die Ähnlichkeit mit ihrem verſtorbenen Vater ſo lebhaft an die Vergangenheit und die erſten glücklichen Wochen ihrer eigenen jungen Ehe erinnerte, glich ſo gar nicht dem Bilde, das ſie ſich von Silvias Rivalin entworfen, daß ſie ihre Überraſchung kaum zu verbergen vermochte und durch erhöhte Herzlichkeit wieder gut zu machen ſuchte, was ſie, wenn auch nur in Gedanken, gegen das Fräulein von Pelladry gefehlt.

Für Barbara, die in Frau von Friedensburg immer die Mitwiſſerin und Richterin ihrer einſtigen Schuld gefürchtet, war die Erſcheinung ſchon eine vertrautere geweſen, da ſie viel Liebes und Gutes von ihr gehört und in Walddorf ihr Porträt geſehen hatte, aber auch ſie fühlte ſich wie von einer Laſt befreit, als ſie ihr gleich beim erſtenmale ſo freundlich entgegentrat, und faßte vom erſten Augenblick an eine ſchwärmeriſche Zuneigung für die alte Dame, die ſchon als Werners Mutter ein Gegenſtand aufrichtiger Verehrung für ſie war.

Freudiger aber noch als ſie ſelbſt und voll dankbarer Rührung, empfand Werner den Empfang, den ſeine Mutter ihr zu teil werden ließ, und der einzige Schatten, der bisher noch wie ein kalter Reif auf ſeinem Lieben und Hoffen gelegen, ſchwand dahin unter dem bedeutungsvollen Blicke warmer Zuſtimmung, den Frau von Friedensburg über Barbara hinweg ihrem geliebten Sohne zuſandte. Er zeigte ſich an dieſem Tage offener und lebhafter, als je zuvor, und als er am Abend mit ſeiner Mutter allein nach Hauſe zurückfuhr, ſprachen ſie viel über die beiden jungen Mädchen und ſeine wiedererwachte, zweifelloſe Liebe zu Barbara.

Frau von Friedensburg konnte dieſelbe nun ſchon beſſer verſtehen, und wenn es ihr auch noch immer ſehr ſchwer ward, auf ihre Lieblingsidee mit Silvia zu verzichten, ſo mußte ſie doch Barbaras Liebreiz und vielfache Überlegenheit anerkennen und zugeben, daß Werner das Recht habe, nach ſeinem Herzen, und nur nach ſeinem Herzen zu wählen. Sie warnte ihn aber, zum zweitenmal ſich einer Selbſttäuſchung hinzugeben, die nur von den ſchmerzlichſten Folgen für ihn ſein konnte, und ſprach das Bedenken aus, daß Barbaras ganzes Weſen auf eine Erwiederung ſeiner Gefühle durchaus nicht hinzudeuten ſchien, vielmehr von einer ſanften Wehmut und Reſignation erfüllt ſei, deren Urſprung man wohl in der jüngſten Vergangenheit und der Auflöſung ihres Verlöbniſſes mit einem anderen zu ſuchen habe.

Werner war nicht unbefangen genug, um mit ruhigem Blute darüber urteilen zu können, aber die Warnung ſeiner Mutter beſtätigte gewiſſermaßen ſeine eigenen, immer wiederkehrenden Zweifel, und nun er ſich durch die vorhergehenden Geſpräche über ſein eigenes Wünſchen und Wollen ganz klar geworden war, beſchloß er, eine endgültige Entſcheidung nicht gar zu lange mehr hinauszuſchieben.

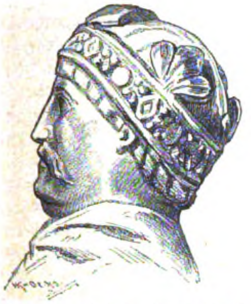
Barbara war das Mädchen, das er liebte, die Frau, die er vor allen anderen zur Gattin begehrte, und wenn ihm auch der rechte Augenblick noch nicht gekommen ſchien, um zum zweitenmale ſein Wohl und Wehe in ihre kleine Hand zu legen, ein Schritt, der nach allem Vorangegangenen ſeinem Stolz immerhin recht ſchwer werden mußte, ſo wollte er doch über ihre eigene Gemütsverfaſſung Aufſchluß und Gewißheit erlangen, ob ihr Herz wieder frei und einem erneuten Liebeswerben wieder zugänglich ſei.

Ganz erfüllt von dieſem Gedanken, der ſich nach und nach immer mehr zum heißen Wunſch geſtaltete, ritt er eines Tages nach Walddorf hinüber, um Barbara in zarter und vorſichtiger Weiſe zu ſondieren, und war ſehr enttäuſcht, die anderen ausgefahren und niemand daheim zu finden, wie Tante Bella, die, wie gewöhnlich, berufen war, das Haus zu hüten, und ihn ſehr herzlich bewillkommnete. Sie erzählte ihm, daß die Baronin mit den beiden jungen Mädchen nach der Stadt gefahren ſei, um Kommiſſionen zu machen, vor Abend aber wieder zurück ſein wolle und ſie beauftragt habe, falls Onkel Fried komme, ihn recht dringend aufzufordern, ſie zu erwarten, da ſie Geſchäftliches mit ihm zu beſprechen habe.

(Fortſetzung folgt.)

Karl der Große und die bildenden Künſte.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.



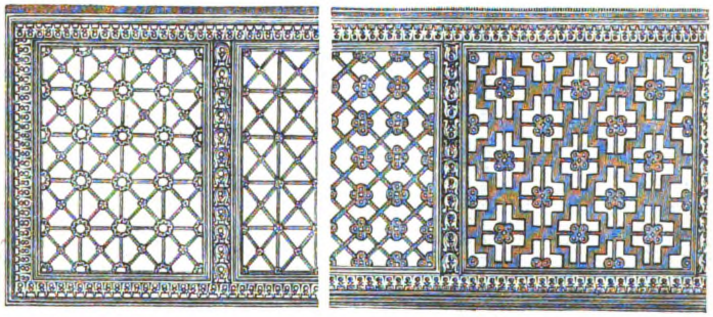
Kopf einer kleinen Bronzeſtatuette (Originalgröße), mit höchſter Wahrſcheinlichkeit Porträtſtatue Karls des Großen.

Früher im Domſchatz zu Metz, ſpäter angekauft von der Stadt Paris, im Juni 1871 wiedergefunden unter den Brandtrümmern des Hotel de Ville, jetzt im Muſeum Carnavalet zu Paris.

(Aus Stackes Deutſcher Geſchichte.)

Der Aufſchwung, den unſer nationales Leben während der beiden letzten Jahrzehnte genommen hat, bewirkt, daß wir mit erhöhter Luſt zur Geſchichte unſeres Volkes und ſeines Lebens zurückkehren. Wie ſehr dieſe Neigung verbreitet iſt, beweiſen die zahlreichen, für ein großes Publikum verfaßten Geſchichtsbücher, die kaum minder zahlreichen Romane aus der deutſchen Vergangenheit, deren Verfaſſer bemüht ſind, uns unſere Ahnen auch perſönlich nahe zu bringen. Da wird es denn unſeren Leſern vielleicht nicht unwillkommen ſein, wenn wir ihnen von Zeit zu Zeit Gelegenheit geben, ſich auch mit den bildenden Künſten der alten Deutſchen bekannt zu machen. Gelangt doch auch in ihnen die nationale Eigenart, wenn auch zunächſt noch ſchüchtern und eckig zum Ausdruck. Schüchtern, weil die von Rom her überlieferte Kunſt noch gewaltig imponiert und man es kaum wagt, neben ihr dem eigenen Geſchmack ſein Recht zu geben, eckig, weil die Technik noch wenig entwickelt iſt, die ausführenden Kräfte nicht hinreichend geſchult ſind. Und doch iſt der Eifer überall groß und die Arbeit wird mit liebevollem Verſenken in die Aufgabe betrieben.

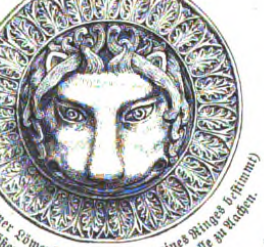
Proben der Kunſt unter Karl dem Großen.



Muſterung zweier erhaltener erzgegoſſener Gitter aus Karls des Großen Pfalzkapelle zu Aachen.

In der älteren Zeit kam eigentlich nur das Kunſtgewerbe der Goldſchmiede in Frage. Es iſt bekannt, welche Bedeutung der Schatz, der „Hort" für den König, für den Herzog hatte. Bei aller Hingabe von ſeiten der Mannen erwarteten dieſe doch mit Beſtimmtheit, daß auch der Lohn nicht ausblieb und dieſer Lohn beſtand weſentlich in Gold, das meiſt in Form von Schmuck- oder Prunkſtücken geſpendet wurde. Freigebigkeit erſchien als eine der erſten wichtigſten Tugenden jedes zur Herrſchaft Berufenen. Darum ſpielte der Hort auch eine ſo große Rolle, und nicht nur um den Nibelungenhort wurde verzweifelt gerungen und gefrevelt. Um ſeines reichen Hortes willen muß mancher Fürſt Leib und Leben laſſen, es geſchieht wohl, daß das Gefolge einer Prinzeſſin, die mit einem reichen Brautſchatz ins Ausland geſchickt wird, um dort vermählt zu werden, auf die Kunde vom Tode des Vaters der Jungfrau über den Schatz herfällt und ihn raubt. In einem ſolchen Hort wurde nun aber das „rote Gold" nicht in Barren, ſondern in Form verhältnismäßig kunſtvoller Gebilde aufbewahrt, und zahlreiche Goldſchmiede waren damit beſchäftigt, dieſe Kunſtwerke, alſo z. B. goldene Fiſche und ähnliches, oder Kronen, Diademe und Armringe herzuſtellen. Ein Teil dieſer Horte wurde dem geſtorbenen Beſitzer in das Grab mitgegeben, und dieſem Umſtande verdanken wir die Erhaltung einer Anzahl dieſer älteſten deutſchen Kunſtwerke.

Proben der Kunſt unter Karl dem Großen.



Erzgegoſſener Löwenkopf (zum Tragen eines Ringes beſtimmt) an der größeren Erzthür von Karls Pfalzkapelle zu Aachen.

Größere Aufgaben erwuchſen der deutſchen Kunſt erſt, als das Chriſtentum unter den Deutſchen Wurzel faßte und zwar durch die Kirchen und Klöſter. Schon der Bau einer Kirche war eine künſtleriſche Aufgabe und dieſe brachte viele andere mit ſich, denn man wollte nicht nur eine architektoniſch ſchöne Kirche haben, ſondern auch ihr Inneres entſprechend ausſchmücken. Die Reliquienkaſten, die Altäre, die Taufſteine, die Kanzeln, das Kirchengerät — ſie alle ſollten bald mehr oder weniger künſtleriſch behandelt werden, ſo daß Skulptur und Schnitzerei vielfach in Anſpruch genommen wurden. Die Wände ſollten mit Bildern bekleidet werden, die Fenſter Glasmalereien zeigen, damit ſo auch diejenigen mit der Heils- oder der Heiligengeſchichte bekannt gemacht werden konnten, welche der Kunſt des Leſens nicht mächtig waren.

Für die des Leſens Kundigen wurden die Bücher abgeſchrieben. Das Schreiben erſchien damals als eine ſchwere Arbeit. „Wer nicht zu ſchreiben verſteht," klagt ein Mönch jener Tage, „meint, es ſei keine Arbeit, und doch müſſen drei Finger ſchreiben und der ganze Körper arbeiten." Aber auch dieſe Thätigkeit wurde in den Dienſt der Kunſt genommen, denn man begnügte ſich nicht mit beſonders ſchönen Abſchriften, ſondern verſah dieſelben auch mit kunſtvollen Initialen.

Nun ſpielten die Biſchofsſitze und die Klöſter im Reiche der Franken die Rolle, welche einſt im römiſchen Staatsweſen den Kolonien zugefallen war. Sobald ein Landſtrich dem Reiche einverleibt war, wurden Biſtümer errichtet, Klöſter gegründet, und dieſe erwieſen ſich auch in der That faſt immer als wichtige Mittelpunkte des geiſtigen Lebens, von denen Anregungen jeder Art in die Umgebung ausſtrömten. Die einzelnen Kathedralkirchen und die Klöſter wetteiferten aber darin, ihre Gotteshäuſer nach Kräften prächtig auszurüſten und ihre Gottesdienſte möglichſt ſchön und anſprechend zu geſtalten.

Da das künſtleriſche Leben faſt ausſchließlich von den Klöſtern und den Biſchofsſitzen ausging, war es nur natürlich, daß auch die Künſtler faſt alle Mönche waren. Aus den Klöſtern gingen die Architekten hervor, welche die Kirchen bauten, die Maler, Bildhauer und Erzgießer, welche ſie ausſchmückten, die Kleinkünſtler, welche die kunſtvollen Kirchengeräte herſtellten.

Dieſe geſamte Thätigkeit bekam, wie alles geiſtige Leben in Deutſchland überhaupt, erſt einen rechten Aufſchwung unter Karl dem Großen. Derſelbe wunderbare Monarch, der der weltlichen Bildung zuerſt eine Stätte in deutſchen Landen bereitete, der an ſeinem Hofe die erſten Männer ſeiner Zeit verſammelte und nach allen Seiten hin auf das anregendſte wirkte, hat auch die deutſche bildende Kunſt ſeiner Tage mächtig gefördert. Schon die Thatſache, daß er das Bildungsniveau der Geiſtlichkeit und der vornehmen Welt in ungeahnter Weiſe erhöhte, mußte ſich in dieſer Beziehung als höchſt fruchtbar erweiſen. Aber Karl hat auch perſönlich in bedeutungsvollſter

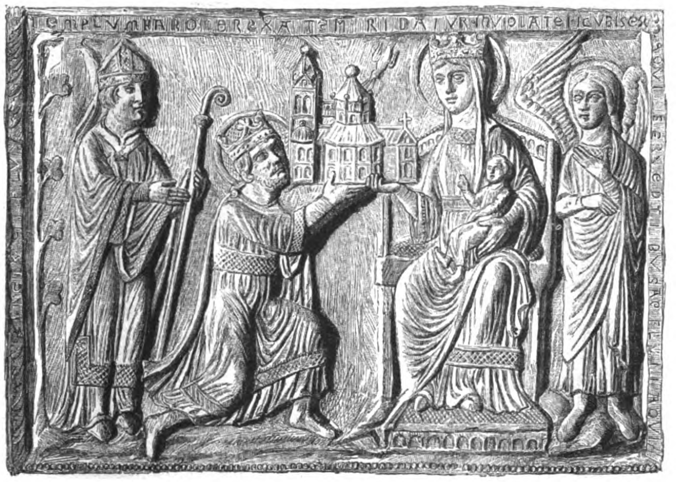
Weiſe in die Entwickelung der bildenden Künſte eingegriffen. Er hatte ein offenes Auge für die Kunſt und er war nicht umſonſt in Rom und in Ravenna geweſen, die damals noch unvergleichlich mehr von ihrer alten Herrlichkeit aufzuweiſen hatten als heute. Unter ihm und infolge ſeiner Anregung erlebte die antike Kunſt noch eine ſpäte Nachblüte auf deutſchem Boden.

In den alten Grenzgebieten zwiſchen Frankreich und Deutſchland hatte das Haus der Karolinger ſeine Stammſitze und dort verweilte auch Karl am liebſten. Sie bildeten überdies nach Unterwerfung der Sachſen und Bayern den natürlichen Mittelpunkt des weiten fränkiſchen Reiches. Hier aber zogen ihn die warmen Quellen von Aachen beſonders an und er beſchloß aus Aachen eine glänzende Reſidenz, ein „anderes Rom“ zu machen. Für dieſen Zweck reichten freilich die in Deutſchland vorhandenen künſtleriſchen Kräfte bei weitem nicht aus, aber Karl ließ die Kunſtſchätze Ravennas in ſeine Reſidenz überführen. Mit ungeheurer Mühe wurden Säulen und Moſaiken, Brunnen und Standbilder über die Alpen und nach Aachen geſchafft. Hier erhoben ſich bald ein glänzender, von Säulenhallen umgebener Palaſt und eine durch einen Gang mit demſelben verbundene prächtige Kapelle, während ein dritter Prachtbau die Bäder enthielt.

Von allen dieſen Herrlichkeiten iſt heute nur noch die Kapelle erhalten, die unſere Abbildung in einer Ergänzung der Ausſchmückung nach dem Reſtaurationsentwurf von Hugo Schneider zeigt. —

Für den Plan zu dieſem 796 bis 804 errichteten, ſeinerzeit hochberühmten und vielbewunderten Bau diente die Kirche St. Vitale in Ravenna als Vorbild. Die Kapelle beſteht aus einem achteckigen Mittelraum, den eine ebenfalls achteckige Kuppel ſchließt und einem ſechzehneckigen Nebenraum, der ſich im Erdgeſchoß in Pfeilerarkaden gegen den Mittelraum erſchließt. Die oberen Arkaden werden durch zwei Säulenſtellungen wiederum gegliedert.

Erinnerungen an Karl den Großen.



Reliefbild aus vergoldetem Kupfer von dem die Gebeine Karls enthaltenden Schreine in der Münſterkirche zu Aachen: Karl weiht der Maria das Aachener Münſter. (Der Kopf des Kaiſers kann keinen Anſpruch auf Porträtähnlichkeit machen, intereſſant iſt die Veranſchaulichung der damaligen Geſtalt der Kirche.) Seine Entſtehung verdankt der Schrein der Erhebung der Gebeine Karls des Großen durch Friedrich Barbaroſſa und der durch dieſen Kaiſer veranlaßten Seligſprechung ſeines großen Vorgängers im Jahre 1165.

Überaus prachtvoll war zu Karls Zeiten die dekorative Ausſchmückung des Baues, wie denn dieſer damals überhaupt die größte Aufmerkſamkeit zugewandt wurde. Erhalten ſind uns freilich nur die Erzarbeiten, die Brüſtungsgitter der Galerie und einige Thüren. Die erſteren (ſ. die Abb.) zeigen in höchſt ſinnreicher, feſſelnder Weiſe wechſelnde Muſter mit ſehr anſprechenden Motiven, an den letzteren dienen Löwenköpfe wie der von uns wiedergegebene als Träger von Ringen, die als Griffe benutzt wurden.

Wie oft mag das Auge des großen Kaiſers liebevoll auf dieſen Kunſtwerken geruht haben, wenn er das Gotteshaus beſuchte und ſich an dem geiſtlichen Geſange erbaute, um deſſen Vervollkommnung er unausgeſetzt und erfolgreich bemüht war!

Der übrige reiche Schmuck der Kapelle iſt dem Jahrtauſend erlegen, das ſeit jener Zeit dahin gegangen iſt. Im vorigen Jahrhundert war das Moſaikbild, das die Kuppel ſchmückte, noch erhalten. Es zeigte, wie ſich aus einer Abbildung entnehmen läßt, auf ſternbeſätem Grunde den auf der Weltkugel thronenden Chriſtus, den Engel umgaben. Darunter ſah man die vierundzwanzig Älteſten der Offenbarung, welche in lebhafter Bewegung ihre Kronen emporreichten.

Was die übrigen Moſaiken, welche die Wände der Kirche bedeckten, darſtellten, wiſſen wir leider nicht. Der Fußboden zeigte ein buntes Steinmoſaik.

Die Oberaufſicht über dieſen Bau hatte der in allen Sätteln gleich gerechte Einhard, der ſpätere Biograph des Kaiſers. In dem Gelehrtenkreiſe Karls, in dem jeder einen ihn charakteriſierenden Beinamen erhielt — Karl ſelbſt hieß David — nannte man ihn nach dem Erbauer der Stiftshütte Beſaleel (im Scherz freilich auch Nardulus, der kleine Lavendel, denn er war ein kleiner, immer ausgeſucht höflicher Mann). Karl ſchätzte ihn ungemein und beſprach alle ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen mit ihm, der auch in der Malerei vortrefflich Beſcheid wußte.

Die Leitung des Baues führte Abt Anſegis von St. Vandrille bei Rouen, unter ihm wirkten ein Meiſter Odo als Architekt, der Abt Udalrich als Plaſtiker. Wie anregend dieſer für jene Zeit wunderbar großartige Bau auf die Biſchöfe und Äbte, welche der Hof aus allen Teilen des weiten Frankenreiches herbeizog, wirken mußte, leuchtet ein.

Ihre heimiſche Kathedrale möglichſt herrlich zu ſchmücken, war ihnen Herzensſache, denn durch nichts glaubten ſie ihren Heiligen beſſer ehren zu können. Dazu kam, daß die Kirchen damals infolge der noch häufigen Balkendecken und der Verwendung des Holzes zu Profanbauten oft ein Raub der Flammen wurden, ein Umſtand, der nicht wenig dazu beitrug, ſchließlich dem Stein die Alleinherrſchaft zu ſichern. Für die Neubauten hatten die geiſtlichen Herren nun auch vielfache Muſter, denn wie die Kapelle zu Aachen, ſo waren auch die Kirchen, die zu den übrigen Kaiſerpfalzen in Nymwegen, in Ingelheim, Worms ꝛc. gehörten, prächtige Bauten, deren Inneres auf das reichſte geſchmückt war. Die Gemälde, welche die Wände der Kirchen bedeckten, ſtellten naturgemäß Szenen aus der chriſtlichen Heilsgeſchichte dar, in den Paläſten wurden aber auch weltliche Stoffe den Bildern zu Grunde gelegt. In Aachen waren z. B. Karls Kriege in Spanien und die ſieben freien Künſte dargeſtellt. In Ingelheim erblickte man eine Reihe von Bildern, welche die wichtigſten Ereigniſſe der Weltgeſchichte bis auf Karl den Großen zur Anſchauung brachten.

Karl ſelbſt wirkte in jeder Weiſe dahin, daß ſein Beiſpiel auch an anderen Orten Nachahmung fand und in den Inſtruktionen für die mit Kirchenviſitationen beauftragten Biſchöfe und Sendgrafen wies er die Herren ausdrücklich an, der Herſtellung und Erhaltung von Gemälden beſondere Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Von allen Gemälden jener Zeit iſt kein einziges erhalten, von der Beſchaffenheit derſelben können wir uns aber an der Hand der noch vorhandenen Miniaturen in den Evangeliarien und anderen Büchern, die aus jener Zeit ſtammen, eine ungefähre Vorſtellung machen.

Das Abſchreiben von Büchern galt, wie wir ſchon ſahen, ſeit lange in den Klöſtern als ein vorzugsweiſe Gott wohlgefälliges Werk und der Beſitz einer verhältnismäßig großen Bibliothek für einen beneidenswerten Schatz. Nur ungern verlieh man ein Buch an ein anderes Kloſter, denn es kam nicht ſelten vor, daß es ſpäter nicht wieder zu erlangen war. So war z. B. während des Einfalls der Hunnen die Kloſterbibliothek von St. Gallen ins Kloſter Reichenau geſchafft worden. Als die Bücher ſpäter zurückgebracht wurden, ſtimmte zwar die Zahl, aber es waren nicht ganz dieſelben.

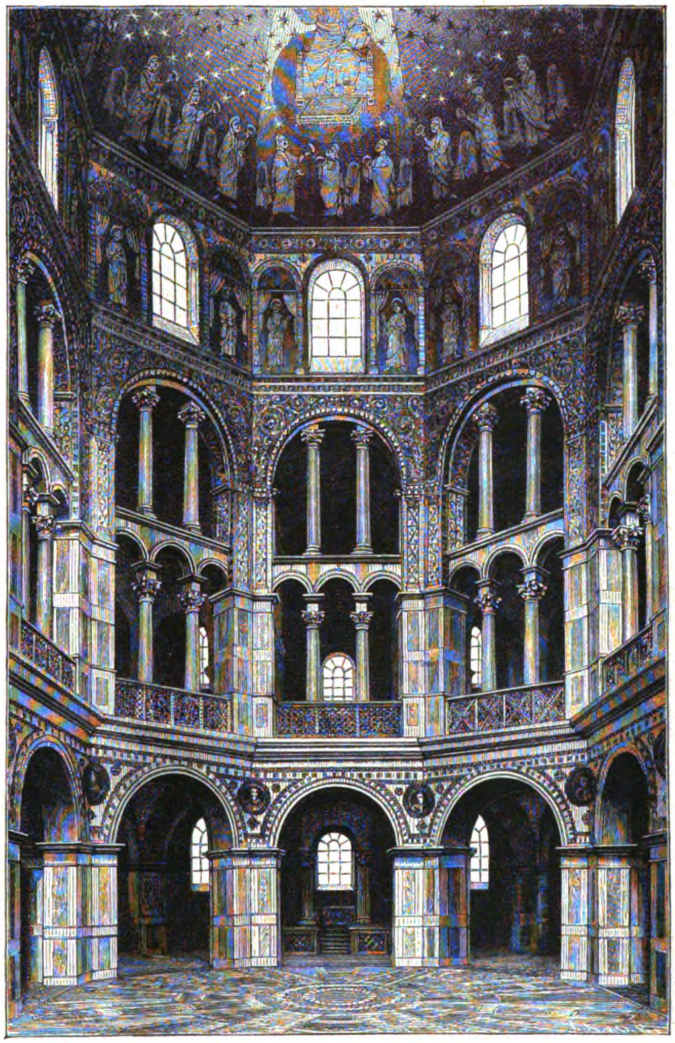
In der erſten Zeit zeigen die Bücher nur einen ornamentalen Schmuck. Die Iren nämlich — die man damals Schotten nannte — welche die erſten Klöſter in Deutſchland gründeten, hatten aus ihrer Heimat ganz eigenartige Ornamente mitgebracht, welche einigermaßen an die Ornamente der altgermaniſchen Goldſchmiede erinnern. Dieſe phantaſtiſchen Linien und Formen gelangten nun in den Initialen (den Anfangsbuchſtaben) zur Anwendung oder nahmen auch wohl ſelbſtändig eine Seite eines Buches ein.

Da ſich nun mit Anlehnung an die Antike ein ähnlicher Stil für die Schriftenmalerei ſelbſtändig bei den Franken, Burgundern, Weſtgoten und Langobarden ausgebildet hatte, ſo nahm man die iriſche Weiſe gern an und verſchmolz ſie mit der eigenen Art zu einem ſehr harmoniſch wirkenden Ganzen.

Bald fügte man nun nach italieniſchem Vorbilde zu den ſchönen Initialen auch ſelbſtändige kleine Bilder, in denen man ſich auch an die Darſtellung von Figuren wagte. Zwar ließ die Wiedergabe der menſchlichen Geſtalt noch viel zu wünſchen übrig und namentlich die Hände und Füße mißglückten traurig, aber die Geſichter halten bereits ein individuelles Gepräge und zeigten auch ſchon den Ausdruck von Empfindungen.

Natürlich waren dieſe Prachtausgaben jener Tage überaus koſtſpielig, ſie waren daher nur in den Schatzkammern der Reichſten und Vornehmſten zu finden. Karl hat an ihnen große Freude gehabt, ein aus jener Zeit erhaltendes Evangeliarium, das jetzt in der Schatzkammer in Wien zugleich mit den Reichskleinodien aufbewahrt wird, ſoll dem toten Kaiſer einſt bei ſeiner Beſtattung mit in die Gruft gegeben ſein. In ihm findet ſich unter den anderen Geſtalten der Apoſtel auch das Bild des heiligen Matthäus, das wir heute wiedergeben. (S. die Abbildung.) Nicht minder prächtig iſt ein anderes 781 vollendetes Evangeliarium, das der Schreiber Godeſchalk für Karl und ſeine Gemahlin anfertigte und das jetzt in Paris aufbewahrt wird.

Erinnerungen an Karl den Großen.



Inneres von Karls des Großen Palaſtkapelle in Aachen.

(Ergänzung der Ausſchmückung nach dem Reſtaurationsentwurf von Hugo Schneider.)

Der Einband ſolcher Bücher entſprach in bezug auf Koſtbarkeit und Schönheit der Ausſtattung durchaus dem Inhalt. Wir haben Buchdeckel aus jenen Tagen, welche wahre Kunſtwerke ſind.

Aus Karls Zeit ſtammt wohl auch die einzigartige kleine Bronzeſtatuette in Paris, deren Kopf wir ebenfalls wiedergeben. (S. die Abbildung.) Sie ſoll wohl jedenfalls Karl darſtellen. Karl erſcheint hier zu Pferde. In der Linken hält er den Reichsapfel, in der Rechten das gezogene, aufwärts gerichtete Schwert.

Wie groß die Anregung war, welche Karl den bildenden wie allen übrigen Künſten gab, ergibt ſich am beſten aus dem Umſtande, daß ſie trotz der Ungunſt der von den wildeſten Kämpfen bewegten Zeit noch lange nach ſeinem Tode fortwirkte. Zumal die Klöſter hielten die einmal betretene Bahn feſt und aus ihnen gingen immer wieder Künſtler hervor, welche ſich als Architekten, Maler, Bildhauer oder Goldſchmiede hervorthaten. In dieſer Beziehung zeichneten ſich namentlich St. Gallen und Fulda aus. Dieſe überaus reichen Klöſter waren bemüht, ihre Kirchen auf eine dieſem Reichtum angemeſſene Weiſe zu erbauen und zu ſchmücken und ſtellten damit den Kunſtverſtändigen immer neue Aufgaben aller Art. In St. Gallen wurden namentlich der Architekt Wimmhart und der Bildhauer Iſenrich hochgeprieſen, in Fulda ragte der Maler und Dichter Brun Candidus hervor. Als Schule der Maler galt namentlich das Kloſter Reichenau. In den Miniaturen tritt mehr und mehr das Streben zu tage, den Geſichtern Ausdruck und eventuell auch Porträtähnlichkeit zu geben. Auch wurden ſie bald nicht nur ſolchen Abſchriften einverleibt, welche für die Kaiſer beſtimmt waren, ſondern bildeten auch einen regelmäßigen Schmuck der der Kloſterbibliothek einverleibten Bücher. Der lebhafte Verkehr, in dem die Klöſter miteinander ſtanden, ermöglichte es, daß einzelne Meiſter zu großem Ruhm gelangten und nachhaltigen Einfluß ausübten. Von nah und fern ſtrebten ihnen dann die Schüler zu, die überhaupt oft weite Reiſen unternahmen, um durch die Anſchauung berühmter Kunſtwerke ihren Geſchmack zu bilden oder in fremden Werkſtätten ihre Technik zu erweitern. Wie ſpäter in der Zeit der Renaiſſance, ſo waren auch damals die Künſtler oft ungemein vielſeitig gebildet, mitunter zugleich Bildhauer, Maler, Kunſthandwerker, Muſiker, Dichter.

Als der letzte Ausläufer der Anregung, welche die ältere deutſche Kunſt dem großen Karl verdankt, mag der kunſtvolle Schrein dienen, in welchem Karls Gebeine im Münſter zu Aachen untergebracht wurden, nachdem der Kaiſer auf Betrieb Friedrich Barbaroſſas heilig geſprochen worden war. In dem Reliefbilde aus vergoldetem Kupfer, von dem wir eine Abbildung geben, überreicht der Kaiſer der heiligen Jungfrau den Münſter.

Eine deutſche Herberge zur Heimat jenſeits des Ozeans.

Es war im Frühjahr 1875*), als ich Ihnen über das von der Lutheriſchen Emigrantenhaus-Aſſoziation im Jahre 1873 begründete Deutſche Emigrantenhaus in New York, 26 State-Str. berichtete, und heute bietet mir das am Reformationstage im vorigen Jahre (1883) begangene Feſt des zehnjährigen Beſtehens der Anſtalt Veranlaſſung, Ihnen über die alle Hoffnungen und Erwartungen übertreffende geſegnete Verkehrsentwickelung des Emigrantenhauſes zu berichten.

Die Ihnen damals geſchilderten lokalen Verhältniſſe ſind bis jetzt die nämlichen geblieben, obwohl die mehr und mehr zunehmende Frequenz unſerer Landsleute das Augenmerk der Verwaltung auf Erweiterungsbauten auf dem bei der Eröffnung erworbenen Grundſtück geleitet hat, ein Wunſch, deſſen Realiſierung die ſchwierige Finanzlage der Anſtalt bisher hindernd entgegenſtand.

Die Zahl der im vorigen Rechnungsjahre (April 1882 bis 1883) das Haus beſuchenden Gäſte betrug im ganzen 16 996, von welchen 3622 Beköſtigung, zum Teil auch Logis unentgeltlich empfingen. Dem gegenüber bilden die Verkehrsziffern der Vorjahre: Oktober 1873 bis April 1875: 2915, 1876: 3015, 1877: 3954, 1878: 4023, 1879: 3975, 1880: 4184, 1881: 5770, 1882: 13 222 der allerdeutlichſte Beweis, daß die Zwecke des Deutſchen Emigrantenhauſes in der alten Heimat richtig erkannt und gewürdigt werden.

Die Korreſpondenz des Büreaus ſowohl mit Auswanderungsluſtigen in Deutſchland, wie auch mit Geiſtlichen im Inlande behufs weiterer Obacht auf die Ankömmlinge, endlich auch mit Auftraggebern für die Beſorgung geeigneter Arbeitskräfte aus der Zahl der Einwanderer bezifferte ſich in dieſem Dezennium auf 15 976 Briefe und Poſtkarten, wovon auf das letzte Jahr allein 3375 entfallen. — 97 221 Dollar 92 Cents dem Hausvater zur Aufbewahrung übergebenen Gelder paſſierten den feuerfeſten Schrank des Hauſes, davon 17 501.76 Dollar 1882.

Die Finanzlage der Anſtalt hat ſich in demſelben Maße gedeihlich entwickelt, und dank der reichen Spenden, welche ihr von fern und nah, von diesſeits und jenſeits des Waſſers zu teil wurden, hat die urſprüngliche Hypothekenſchuld von 19 000 Dollar auf 6000 Dollar reduziert werden können, ſo daß die Erfüllung des vorhin angedeuteten Wunſches baulicher Erweiterung in nicht allzu weite Ferne gerückt erſcheint.

Seiner wahrhaft chriſtlichen Tendenz entſprechend finden das Emigrantenhaus und mit ihm die höchſten geiſtigen und auch materiellen Intereſſen der Einwanderer in der alten Heimat durch einflußreiche und erleuchtete Männer kräftige Unterſtützung: namentlich ſind es deutſche Paſtoren, welche ihren Pfarrkindern zugleich mit ihrem Segen die Direktion an das deutſche Emigrantenhaus mitgeben. Dieſe Herren werden vom Hauſe direkt oder von ſeinen in Deutſchland thätigen Vertretern, den Herren

Paſtor Cuntz, Rolandſtr. Nr. 1, Miſſionar Herm. Krone, Buchtſtr. Nr. 66 in Bremen;
Hauptpaſtor Kreusler, Paulſtr. Nr. 3, Kaufmann Valentin Lorenz Meyer, St. Annen Nr. 14 in Hamburg; und
Stadtmiſſionar Brandt, Laſtadie Holzſtr. Nr. 4 in Stettin.

mit den nötigen Druckſachen verſehen, ſo daß ſie ihren Gemeindekindern ſowohl über den Zweck und die Wirkſamkeit des Hauſes jede Information erteilen, wie auch die allergenaueſten Verhaltungsmaßregeln geben können, um auf der Reiſe ſelbſt gegen jede Benachteiligung geſchützt und bei der Landung ſofort in die Hände der am Landungsplatze anweſenden Beamteten des Hauſes geführt zu werden.**)

Iſt ein Auswanderer rechtzeitig beim Hauſe ſelbſt oder bei einem der oben genannten europäiſchen Vertreter angemeldet worden, ſo beginnt die Thätigkeit des Hauſes mit dem Augenblick, wo der Paſſagier ſich dieſem Vertreter am Abfahrtshafen vorſtellt, und ſie hört nicht eher auf, als bis er an den Ort ſeiner Beſtimmung — und läge er im fernſten Weſten — gelangt iſt.

Wer das Treiben in europäiſchen Hafenplätzen kennen gelernt hat, wird ſich ſchon ſagen müſſen, welch ein Segen für unkundige Landleute, ſelbſt auch für Großſtädter darin liegt, bei ihrer Einſchiffung eine ratende und ſchützende Perſon zur Seite zu haben; keinen Vergleich aber mit dem Treiben an dieſen Plätzen vertragen die Gefahren und Widerwärtigkeiten, welchen der in New York landende Einwanderer ausgeſetzt iſt, wenn er nicht vom erſten Augenblick an den rechten Händen anvertraut wird; ja, mancher ſogenannte Weltſtädter hat, auf ſeine Reiſeerfahrungen pochend, die vermeintliche Routine ſchnell mit dem Verluſt von Barſchaft und Bagage büßen müſſen. — Ich nenne hier nur das Schwindelgeſchäft der den Ausgang der Landungsſtelle (Castle-garden) umlungernden Bauernfänger, die ſich dem harmloſen Einwanderer mit gleißneriſcher Freundlichkeit und ſcheinbarer Uneigennützigkeit aufdrängen, ſowie die unverantwortliche Manipulation gewiſſer Gaſtwirte, welche unter dem Vorwande, der Emigrantenzug nach dem Weſten gehe wegen noch zu geringer Beteiligungszahl erſt in einigen Tagen, den Einwanderer zwecklos in New York zurückhalten, um ihm für dieſe Zeit ein Erkleckliches für Koſt und Logis abzuzwacken, der verabreichten geiſtigen Getränke dabei nicht zu vergeſſen. — Das deutſche Emigrantenhaus, welches prinzipiell keine Schenke hält, befördert ſeine Pflegebefohlenen ſtets mit dem nächſten Zuge, welchen der Paſſagier benutzen kann oder will; alle Nahrungsmittel für die oft mehrtägige Reiſe nach dem Weſten ſind im Hauſe zu bekommen, ſo daß der Einwanderer bis zu ſeiner Abreiſe das ſchützende Obdach nicht zu verlaſſen braucht. Für die Weiterbeförderung wird ebenſo wie für die ſichere Überführung an das Haus jede Sorgfalt ohne Entgelt getragen. — Die Vergütung für Koſt und Logis (1 Dollar — pro Tag) iſt gegenüber den üblichen Raten eine außerordentlich mäßig bezifferte.

Weit entfernt iſt das Emigrantenhaus von tendenziöſer Proſelytenmacherei und jeder Andersgläubige, ohne Unterſchied der Konfeſſion, ſofern er in ſeinem Verhalten nicht gegen Anſtand und gute Sitte verſtößt, iſt als Schützling willkommen. Gleichwohl betrachtet das Haus es als eine heilige Aufgabe, die ihm zugeführten Einwanderer lutheriſcher Konfeſſion bei dem Glauben unſerer Väter zu erhalten, und jeder Anweſende iſt eingeladen, an den Morgen-, Abend- und Sonntagsandachten, welche der Leiter der Anſtalt, Herr Emigrantenmiſſionar, Paſtor W. Berkemeier abhält, teil zu nehmen.

Wer nicht von dem heimatlichen Agenten bereits ein Eiſenbahnbillet nach dem Weſten mitgebracht hat, wozu wegen der oft wechſelnden Höhe der Fahrpreiſe kaum zu raten iſt, dem wird ein ſolches gleichfalls durch die Hausverwaltung für die billigſte und kürzeſte Route beſorgt; ebenſo übernimmt das Haus auch die Beſorgung von Schiffsſcheinen von Europa nach New York zu den jederzeit billigſten Raten und auf den anerkannt ſolideſten Dampferlinien. — Die vorgenannten europäiſchen Vertreter, ſowie Herr Paſtor W. Berkemeier, 26 Stateſtreet, New York erteilen auf Anfragen irgend welcher Art bereitwilligſt und unentgeltlich jede Auskunft.

Zum Schluſſe will ich mich noch gegen den möglichen Vorwurf verwahren, mit meinem Berichte der Auswanderung das Wort geredet zu haben. — Wer in der Heimat ſich behaglicher Verhältniſſe erfreut, der bleibe dort und jage nicht Phantomen nach, die er ſich aus irgend welcher extravaganten Lektüre gebildet haben mag. Wer aber meint, bei den gegebenen Verhältniſſen im alten Lande nicht fortkommen zu können, und ein paar willige und kräftige Arme zum Arbeiten beſitzt, dabei auch nicht ganz mittellos iſt, ſo daß er im Weſten ſich ein kleines Heim begründen kann, der gehe mit Gott hinüber. Der überaus geſegnete jungfräuliche Boden des Weſtens erheiſcht, namentlich für die erſten Jahre, tüchtige Arbeit, aber er gibt auch tüchtigen Lohn für die Arbeit wieder. Gelehrte, Kaufleute ꝛc., kurz, Leute, welche auf geiſtigem Gebiete und mit der Feder thätig zu ſein gedenken, ſollten überhaupt nicht nach Amerika auswandern. Sie alle gehen, wenn ſie ſich für praktiſche Handarbeit nicht qualifizieren, einem ſicheren Elende entgegen.*) Auch die Hoffnungen derjenigen Auswanderer aus dieſen Berufsklaſſen, welche meinen, auf Grund mitgebrachter Empfehlungsbriefe an amerikaniſche Handlungshäuſer ausnahmsweiſe günſtige Chancen für ihr Unterkommen zu finden, täuſchen ſich durchweg. Die Wirkung dieſer Empfehlungen iſt in den allermeiſten Fällen diejenige einer konventionell höflichen Aufnahme bei den ja nicht allzuhäufig zu wiederholenden Beſuchen und das in den allerwenigſten Fällen verwirklichte Verſprechen, ſich für Placierung des Ankömmlings intereſſieren zu wollen.

Damit ſchließe ich meinen Bericht, rufe allen, die im lieben Emigrantenhauſe einkehren, ein fröhliches Glückauf! zu und trage ihnen herzliche Grüße an das ſchutz- und hilfsbereite Heim auf: es wird ſich ſchon denken: „Die Grüße kommen von einem der Tauſende, denen es bei uns wohl gefiel!“

W. T—ff.

---

*) XI. Jahrgang, S. 527 f.

**) Auch von uns können Karten, die bei der Landung in Caſtle Garden am Hute zu tragen ſind, bis ein Agent des Hauſes kommt und den Einwanderer abholt, gegen Einſendung einer Freimarke bezogen werden. Daheim-Redaktion.

*) Vgl. den in dieſer Beziehung ſehr lehrreichen Artikel: „Im Kampf ums Daſein in New York.“ Nr. 10, S. 154 ff.

Am Familientiſche.

Im Londoner Gedränge.

(Zu dem Bilde auf S. 453.)

Aus einem kleinen, unweit Köln belegenen rheiniſchen Landſtädtchen wurde ich vor einer Reihe von Jahren durch den Expreßzug faſt traumhaft nach London verſetzt. Welch ein Gegenſatz! In dem Städtchen, das ich verlaſſen, ſproßte das Gras luſtig zwiſchen den Steinen des holprichten Pflaſters empor und ein darüber polternder Frachtwagen war ein Ereignis. Wie anders in der Weltſtadt, wo ein ununterbrochenes Brauſen betäubender Töne, an welches der geborene Londoner gewöhnt iſt, wie der Müller an das Geräuſch ſeiner Mühle, den Fremden ſinnverwirrend umfängt! Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend keinen Augenblick Ebbe in der Flut der auf- und abwogenden Bevölkerung, keine Pauſe in dem dröhnenden Geräuſch des raſtloſen Verkehrs!

Nie werde ich des erſten Tages vergeſſen, an dem ich mich zu Fuß in dieſes überwältigende Getreibe hineinwagte. Ich war nicht zum erſtenmale in der Millionenſtadt; ja, ich hatte mich früher monatelang darin aufgehalten, ſo daß ich vermeinte, nach genügender Vorbereitung auf einem guten Stadtplane meinen Weg mühelos finden zu können; allein ich hatte vergeſſen, daß Jahre dazwiſchen lagen, die ich in größter Zurückgezogenheit und Stille verlebt. Mein Weg führte mich zuerſt durch verhältnismäßig wenig belebte Straßen; je näher ich aber der am weiteſten Themſe-abwärts gelegenen London Bridge kam, deſto gewaltiger wurde der Strom der Menſchen auf dem Trottoir und der Fuhrwerke auf dem Straßendamm. Kein Verweilen war hier möglich; unaufhaltſam vorwärts drängte die Maſſe, und als ich einmal verſuchte ſtehen zu bleiben, um mich zu orientieren, ob ich die rechte Richtung verfolge, wurde ich mit Püffen und Flüchen weitergedrängt.

Da tauchte London Bridge vor mir auf mit ihren hohen Laternenpfählen, die aus bei Waterloo eroberten Kanonen gegoſſen ſind. Dieſe mächtige Brücke iſt das wichtigſte Bindeglied zwiſchen der handelsthätigen City und dem von Fabriken erfüllten, dicht bevölkerten Southwark. Morgens zwiſchen neun und zehn — gerade zu der Stunde, als ich darauf losſteuerte — ſtrömen jeden Wochentag von den an der Südſeite der Themſe gelegenen Bahnhöfen her Tauſende von Geſchäftsleuten über die Brücke der City zu, aus welcher ich kam, und Tauſende von Fahrzeugen aller Art rollen über den ſchottiſchen Granit, mit welchem die Brücke bekleidet iſt. Durch offizielle Zählungen iſt feſtgeſtellt, daß täglich über zweimalhunderttauſend Menſchen und ca. dreißigtauſend Fuhrwerke London Bridge paſſieren.

Bald hatte ich die Brücke erreicht und befand mich durch einen glücklichen Zufall ſo nahe dem Geländer, daß ich wenigſtens einen flüchtigen Blick auf das Treiben flußabwärts werfen konnte. Da lagen ganze Flotten von größeren und kleineren Dampfſchiffen, Kohlenfahrzeugen und Fiſcherbarken, teils feſt geankert, teils gedrängt ſich fortbewegend, ſo daß hinter dieſem Maſtenwalde das Cuſtomhouſe und der Tower kaum noch ſichtbar waren.

Jetzt war ich jenſeits der Brücke. Noch einige Zeit führte mich mein Weg geradeaus, dann aber galt es, den Straßendamm zu überſchreiten, um in eine nach links gelegene Straße zu gelangen. Nichts iſt fürchterlicher, als ein ſolcher Übergang für den des großſtädtiſchen Treibens ungewohnten Provinzialen. Unaufhörlich folgt ſich die Doppelreihe der dichtbeſetzten Omnibuſſe mit ihren würdig ausſehenden Roſſelenkern und den gewandten Kondukteuren, welche in den betäubenden Straßenlärm hinein die Hauptzielpunkte ihrer Fahrt mit ſchriller Stimme brüllen. Daneben die rieſigen Kohlenwagen und Laſtkarren aller Art, welche, von ſtämmigen Roſſen gezogen, ihren Weg ruhig verfolgen, als gehörte ihnen ganz allein der Straßendamm. Dazwiſchen aber ſchlängeln ſich gewandt die ſchmalen Hanſoms mit ihren hoch hinter dem Wagen thronenden Kutſchern und die kleinen gemütlichen, zweiräderigen Stuhl-Ponywagen, oft von einer Frauenhand gelenkt. Zuweilen wohl auch elegante Equipagen mit zwei feurigen Rappen beſpannt, welche ihre Herrſchaft von London Bridgeſtation abgeholt haben.

Und durch dieſen Knäuel nimmer endender, nimmer ſtillhaltender Fahrzeuge mußte ich hindurch, um auf die andere Seite der Straße zu gelangen. Todesmutig ſtürzte ich mich hinein, und faſt hätte das Wagnis mir das Leben gekoſtet. Noch heute iſt es mir, als höre ich den Karrenführer wütend mir zudonnern: „You blockhead, can't you see?“ (Du Dummkopf, kannſt du nicht ſehen?) Worauf er mit gewaltiger Anſtrengung ſein Pferd zurückriß, unter deſſen ſchwere Hufe ich vielleicht doch noch geraten wäre, wenn nicht einer der „Schutzengel“ der Londoner Straßen, ein Konſtabler, mich mit raſchem und feſtem Griffe gepackt und auf die andere Seite herüber geſchafft hätte. Demſelben liebenswürdigen Helfer verdankte ich ſodann auch noch die Beſorgung einer Droſchke, in welcher ich mich von der überſtandenen Angſt ausruhen und ungefährdet an das erſtrebte Ziel gelangen konnte.

Später habe ich noch öfter die Geſchicklichkeit der engliſchen Roſſelenker zu bewundern Gelegenheit gehabt, durch die allein es ſich erklärt, daß in London die Zahl der durch Überfahren Getöteten oder Verletzten unverhältnismäßig klein erſcheint, wenn man die Gefahren erwägt, die ein derartiger Wagenverkehr in einer ſo übervölkerten Stadt mit ſich bringt.

R. K.

Vom Geburtstag der ewigen Stadt.

Seit vierzehn Jahren feiert die Stadt Rom wiederum ihren von der Sage zugewieſenen Geburtstag, nämlich den 21. April, und läßt alsdann das welthiſtoriſche Koloſſeum in glänzender Beleuchtung ſtrahlen. Es gab eine Zeit, in welcher dieſer Geburtstag anders gefeiert wurde, das waren die Kaiſerjahrhunderte von Hadrian an. Dieſer hatte ſeiner Hauptſtadt eine neue Göttin geſchenkt, die Göttin Roma, und hatte ihr einen über alle Maßen grandioſen Tempel gebaut, in welchem dieſelbe zugleich mit der Venus verehrt wurde. Der Göttin Roma zu Ehren feierte man am 21. April und an den folgenden Tagen Feſte, welche der Würde dieſer weltherrſchenden Gottheit entſprachen. Zirkusſpiele, Prozeſſionen, Schmäuſe ꝛc. hielten die Römer alsdann in feſtlicher Aufregung, blutige Gladiatorenſpiele wurden auf kaiſerliche Koſten dem Moloch römiſcher Feſtluſt als Opfer dargebracht.

Wie kam man zum obgenannten Datum? Bei der Fixierung desſelben ging man von gewiſſen Volksfeſten aus. Am 21. Auguſt feierte man ſchon längſt vor unſerer Zeitrechnung Kampf- und Wettſpiele, von denen uralte Überlieferung meldete, es ſeien dies eben dieſelben Spiele geweſen, zu denen Romulus die Sabiner einlud, und bei welchen der ſagenhafte Raub der Sabinerinnen ſtattfand. Etwa hundert Jahre v. Chr. ward die Annahme allgemein, daß dieſer Raub vier Monate nach der Gründung der Stadt auf dem Palatin geſchehen ſei, und dieſe Annahme lehnte ſich offenbar an das am 21. April (alſo vier Monate vor dem 21. Auguſt) ſeit undenklichen Zeiten gefeierte Hirtenfeſt, welches von einer Hirtengöttin den Namen Palilien erhielt. Hirten waren ja die angeblichen Gründer der Stadt und die Palilien trugen einen durchaus ländlichen Charakter, denn bei denſelben ward auch der Tiere gedacht, die Ställe wurden gereinigt, die Thüren zu denſelben mit Guirlanden geſchmückt, ländliche Hirtentänze wurden aufgeführt und alle Arbeitstiere hatten einen Ruhetag.

Dieſes Palilienfeſt mußte, als Rom zum Gipfel kaiſerlicher Herrlichkeit emporgeſtiegen war, dem obgenannten Feſt der Roma weichen, als aber die kaiſerliche Herrlichkeit, von deutſchen Barbaren zertreten, in Schutt und Trümmer ſank, hörte man auf, den 21. April zu feiern. Daß man ihn ſeit vierzehn Jahren wieder feiert, daran ſind wieder wir Deutſchen ſchuld, denn die deutſchen Siege in Frankreich bewirkten, daß Rom Italiens Hauptſtadt wurde, weil Frankreich ſeine Truppen von da fortnahm.

T.

Rechtsrat.

Nach dem Tode eines Lehrers bin ich auf die Aufforderung der Schulinſpektion hin als vikarierender Lehrer mit eingetreten und habe als Lehrer einmal einen Knaben, zehn Jahre alt, wegen wiederholter frecher und hartnäckiger Lüge züchtigen müſſen. Natürlich geſchah dieſe Züchtigung mit einem dünnen biegſamen Stöckchen auf den geſetzlich zuläſſigen Körperteil. In der Verhandlung vor dem Schöffengericht, welche infolge einer Privatklage des Vaters von oben erwähntem Knaben ſtattfand, ſagten Zeugen (deren feindliche Geſinnung gegen mich ich nachweiſen konnte) unter Eid aus: „Sie hätten vier bis fünf rote Striemen geſehen, die ungefähr ſo dick wie ein gewöhnlicher Bleiſtift geweſen wären.“ Das Schöffengericht beſchloß die Angelegenheit der Staatsanwaltſchaft zu übergeben, da ein Vergehen im Amte vorliege.

Ich erlaube mir nun, bei Ihnen ergebenſt anzufragen:

1. Kann eine Verurteilung wegen Körperverletzung erfolgen, auch wenn ich nachweiſen kann, daß der Knabe an demſelben Tage, da die Züchtigung geſchehen iſt, mit beim Dreſchen geholfen und lange Zeit auf der Kante eines Scheuerbretts (welches man beim Dreſchen in die Thoröffnung ſtellt) geſeſſen hat?

2. Iſt es wahr, daß eine Reichsgerichtsentſcheidung exiſtiere, nach welcher nur ſolche Fälle als Körperverletzung anzuſehen ſeien, in welchen ärztliche Behandlung der Gezüchtigten notwendig geweſen ſei?

3. Kann überhaupt eine Privatklage ohne weiteres in eine Offizialklage verwandelt werden?

X. in Y.

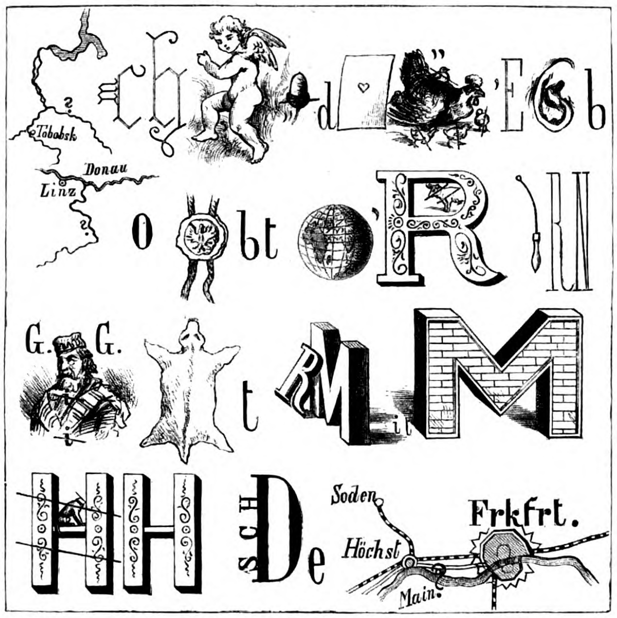
1. Eine Verurteilung wegen Körperverletzung kann nur dann erfolgen, wenn die Körperverletzung eine widerrechtliche iſt. Soweit daher das Landesrecht einem Beamten ein Züchtigungsrecht erteilt, fällt die in Ausübung und innerhalb der Grenzen desſelben vorgenommene Handlung nicht unter das Strafgeſetz, auch wenn ſie, von dem Merkmale der Widerrechtlichkeit abgeſehen, objektiv als eine Körperverletzung im Sinne des Strafgeſetzbuches ſich darſtellt. Daraus folgt, daß ein Lehrer, wenn er bei Ausübung des Züchtigungsrechts ſich innerhalb der ihm durch Landesrecht geſetzten Grenzen gehalten, aber in ſeinem Urteile darüber, ob ein Anlaß zur Züchtigung überhaupt oder in dem angewendeten Maße vorlag, fehlgegriffen hat, nur im Disziplinarwege zur Verantwortung gezogen werden kann, da dieſe Fragen nur von den Schulorganen entſchieden werden können. Nach dieſen Grundſätzen, welche der Entſcheidung des Reichsgerichts Bd. 9, S. 302 (Strafſachen) entnommen ſind, kommt es daher lediglich darauf an, ob im vorliegenden Falle die durch die beſtehenden Vorſchriften geſetzten Grenzen des Züchtigungsrechts überſchritten ſind. Daß die Züchtigung vier bis fünf rote Striemen hinterlaſſen hat, beweiſt gar nichts, im Gegenteil iſt irgend welche zweckentſprechende Züchtigung mit dem Stocke ohne ſolche Spuren gar nicht denkbar. Es wäre ſchade, wenn man unſrer Jugend aus falſcher Empfindſamkeit die Wohlthat des Stockes vorenthalten wollte. Auch ſonſt iſt aus Ihrer Darſtellung eine Überſchreitung des Züchtigungsrechts nicht erſichtlich.

2. Eine derartige Reichsgerichtsentſcheidung exiſtiert nicht.

3. Da es ſich um ein Vergehen im Amte handelt, welches ohne Strafantrag verfolgt wird, ſo war die Privatklage überhaupt nicht zuläſſig und mußte auf Koſten des Klägers abgewieſen werden. Der demnächſtigen Strafverfolgung durch den Staatsanwalt ſteht nichts im Wege.

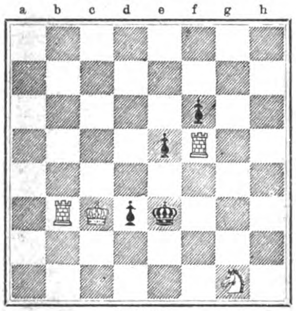
In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



Schachaufgabe

von F. C. Warner.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

1. Vierſilbige Scharade.

Die erſten Zwei, wer fänd' ſie nicht
In jedem holden Angeſicht,
In jedem Liede hold und ſchlicht,
In jedem ſinnigen Gedicht!
Die letzten Beiden weit und breit
Willkommen in der Einſamkeit,
Ein guter Freund in ſchwerer Zeit,
Ein Tröſter, der das Herz erfreut.
Das Ganze übt die erſten Zwei
Auf jeden aus, bei meiner Treu!
Es iſt fürwahr nicht leere Spreu;
Es iſt ſchon alt und bleibt doch neu.
B.

2.

Mit Fuß ein namhafter Komponiſt, ohne Fuß einer der israelitiſchen Stämme. — Mit Fuß ein berühmter Mathematiker, ohne Fuß ein Vogel. — Mit Fuß eine Stadt in England, ohne Fuß ein ausgezeichneter Phyſiker. — Mit Fuß ein bekannter Dichter und Schriftſteller unſerer Zeit, ohne Fuß ein Geſpinnſt.

3.

Ich werde ſelber von den klügſten Leuten
Um Rat gefragt zu allen Jahreszeiten.
Ich bin ein Meſſer, aber ohne Schneide,
Und heiß empfind' ich, ohne daß ich leide;
Es ſinkt mein Herz, blick' ich auf kalte Straßen,
Wo ich vom Winde eiſig angeblaſen.
Vor Freude aber ſpring' ich in die Höhe,
Wenn ich die liebe Sonne wieder ſehe,
Und zieht der Sommer warm in euer Haus,
Dann ſteigt mein Mut, dann will ich hoch hinaus.
Dem Dienſt der Menſchheit gab ich mich zu eigen,
Und werde wahr ſtets, was ich fühle, zeigen.
M. S.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 28.

1.

(B)
R
L**e**o
Mi**c**ha
Mic**h**ael
Timo**t**heus
Her**f**ord
Mar**i**a
ZA R**o**m EA
PenT **h** HppS
AadaaI EöhotE
A) **Allenuns e rnLesern** (C
imkibn slstrz
eiae **F** euen
as S**e**m sl
He**i**de
Ne**h**emia
Kape**r**naum
Pon**t**ius
Is**a**ak
A**g**a
e
(D)

Dameſpielaufgabe.

1. d4—c5 Db4—d6 (ſchl. c5)
2. g5—f6 e7—g5 (ſchl. f6)
3. h6—f4 (ſchl. g5) Dd6—g3 (ſchl. f4)
4. h2—f4 (ſchl. Dg3) und gewinnt.

Bilderrätſel. Stammbaum.

Briefkaſten der „Spielecke.“

Frl. **Anna von W. in N. St.** — **L. Sch. in T. bei H.** — **C. K. in B.** — **Joh. St. in H.** — **A. Mg.** — **Frida K. in C.** — **Dr. Qn. in St.** — **F. W. in Paderborn.** — **Eva P. in L.** — **E. K. in Gr.** — **v. B. in B.** — Lehrer **K. M. in H.** — **Dr. B. in Dresden.** — **O. M.** Provinz **Posen.** — Frau Paſtor **D. in L. Westfalen.** — **D. I. in?** — **Elisabeth K. in Gr.** — Frl. **F. I. in Königsberg.** — **Pf. B. in C.** — **B. von B. in B.** — Frl. **E. H. in S.** — **A. H. bei A. D. in Ch.** — **M. I. in Nordh.** — Nicht verwendbar.

Oberlandesgerichtsrath **T. R. in K.** — **Dr. R. R. in Berlin.** — **E. T. in Hamburg.** Beſten Dank.

Frau **M. Sch. in H.** — **M. und F. H.** — **Karl H. in W.** — **C. K. in B.** — **H. von C. in H.** — **W. Z. in Neustr.** — **P. M. in Halle.** — **Pf. T. in L. bei T.** — **1884.** — Wir haben zu viele derartige Beiträge vorrätig.

Richtige Löſungen gingen ein:

Pfarrer **G. Schwarz in W.** — **H. Z. in Rosendorf. bei T.** — **C. K. in B.** — **S. H. in Frankfurt.** — Geſchwiſter **Gr. und E. M. in Lissa.** — **A. v. Z. in Danzig.** — **stud. theol. F. in Br.** — Hauptmann **v. B. in Magdeburg.** — Die beiden Schweſtern in Leipzig. — **Fr. G. in Bonn.** — **Karl S. in Hamburg.** — Eine frohe Geſellſchaft **in B.** — Frau Paſtor **W. in T. bei Schw.** — **Martha** und **Gertrud in Halle.** — Hauptmann **S. in F.** — **Fr. H. in Thorn.** — Geſchwiſter **Schr. in Hamburg.**

Schachbeantwortungen.

Mehreren Herren Korreſpondenten. In der Aufgabe No. 38 von Kondelck muß auf a3 ein weißer Bauer hinzugefügt werden, weil Schwarz nach 1. Dh3—h8, Lh1—d5:, 2. Kg7—h6, Ld5—c4; 3. Dh8—d4, Kc5—b4 ſpielen könnte. — Herrn **C. E. in Konfeld. G. K.** (Paſtor) **in Ducherow, L. B. in Würzburg, v. G. in Cöslin.** No. 12 (Valle) richtig gelöſt. — **R. D. M. in Prag und G. R. in Wittenberg.** Die Prüfung der eingeſandten Schach- und Damenſpielaufgabe wird bald erfolgen. — **L. G. in Potsdam,** die gewünſchte Auskunft erteilt das ABC-Buch des Schachſpiels von Johannes Minckwitz, Leipzig, Verlag von Veit & Co, ebenſo das Kleine Lehrbuch des Schachſpiels von Jean Dufresne, Leipzig, Verlag von Ph. Reclam.

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Träumerei. Nach einer Photographie. — Ropers Rettungsfloß. Von Reinhold Werner. — Nach ſieben Jahren. (Fortſetzung.) Novelle von Germanis. — Karl der Große und die bildenden Künſte. Mit ſechs Illuſtrationen. — Eine deutſche Herberge zur Heimat jenſeits des Ozeans. — Am Familientiſche: Im Londoner Gedränge. Zu dem Bilde von H. Schaumann. — Vom Geburtstag der ewigen Stadt. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 26. April 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 30.

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

„In dem Schreiben, das mir die Reiſigen überbrachten, die ſie zu mir transportierten," fuhr Herr von Tornau fort, „ſteht nur, daß der Junker von Kyniz und der Doktor der Heilwiſſenſchaft, Häniſch, bis auf weiteres auf Burg Duben als Gefangene des Staates feſtzuhalten ſind, daß ſie das Weichbild der Stadt nicht übertreten, und im Beſitze ihrer Waffen nur gelaſſen werden dürfen, wenn ſie ihr Manneswort verpfänden, ſie nicht zu mißbrauchen und Stadt und Burg ohne mich nicht zu verlaſſen." „Das iſt leichte Haft," ſagte Torilde, „etwas ſehr Böſes kann es nicht ſein, was ſie verbrochen haben — —"

„Nein, gewiß nicht," unterbrach der Herr von Tornau, „ſie ſehen auch beide nicht danach aus! Als ich ſie in die Turmſtube geführt und das vom Herzog ſelbſt unterſchriebene Dekret geleſen hatte, that ich ihnen kund, was darin ſtand und was meine Pflicht ſei. Mitten in meiner Auseinanderſetzung, als ich die Stelle des Dekretes erwähnte, daß ich für die leibliche Geſundheit, Notdurft und Nahrung der Gefangenen ſorgen müſſe, faßte der Dr. Häniſch mich am Arm, winkte mir bedeutungsvoll und zog dann einen mit Goldſtücken ſtramm gefüllten Beutel aus dem Wams, warf mir eine Handvoll, ohne ſie zu zählen, hin und ſagte nur die Worte: „Schnell, Burghauptmann, zu Speiſe und zu Trank für uns beide! Der Ritt war anſtrengend, das übrige könnt Ihr Euch erſparen, wir wiſſen auswendig, was in Eurem Briefe ſteht."

„Und was thateſt du, Vater?"

„Was ſie von mir wollten. Ich nahm das Gold."

„Du nahmſt es?"

„Ja, Torl, noch weiß ich ja nicht, was ſie von mir für die Zukunft verlangen werden. Aber verlaſſen kannſt du dich darauf, daß ich nur Außerordentliches davon bezahle, wenn ſie es beanſpruchen ſollten, nichts aber für Trank und Speiſe aus Keller und Hof."

„Recht ſo, Vater!"

„Anders kann ich ja nicht handeln, du weißt Torl, wie der greuliche Krieg uns zurückgebracht hat!"

„Ich weiß alles, alles! Aber ſage mir das Eine, was haſt du ihnen gegeben?"

„Was deine Speiſekammer enthält: Fleiſch, Eier und Haustrunk."

„Waren ſie damit zufrieden?"

„Vollkommen! Ich fuhr erſt ab, um dich zu holen, als ich überzeugt war, daß ſie nichts mehr und nichts anderes bedurften. Die Speiſen für die Zukunft würden freilich deine Sache ſein, Torl!"

„Gewiß! Sei ohne Sorge, der Garten grünt und es wird ſich ſchon etwas für ſie finden."

Der Wagen rollte bei dieſen Worten über die ſchmale und baufällige über die Mulde führende Brücke.

„Es iſt dunkel im Turm," ſagte Torilde.

„Ich habe vergeſſen, ihnen Licht in die Stube zu ſetzen, aber es ſchadet nichts, ſie waren müde, ſie werden ſchlafen, es iſt weit in den Abend hinein!"

Im Schloſſe zu Duben war alles dunkel und ruhig. Der Schloßvogt, der ſeinen Herrn erwartet hatte und am Turm neben der Zugbrücke ſtand, ſchien die einzige Perſon, die noch wachte. Die Brücke rollte, das Pferd zog langſam in den Schloßhof. „Bring den Gaul herunter in den Stall," rief der Schloßhauptmann dem Vogt zu, „und komm dann, wenn du die Brücke wieder aufgezogen haſt, zu mir auf die Terraſſe! Du aber, Torilde, beſorge die Nachtkoſt! Es iſt klar und warm geworden, bringe alles dorthin, ich habe dann noch mit dir zu reden!"

Der Herr von Tornau durchſchritt den Hof, verſchloß die auf den Bergabhang führende Thür und ſetzte ſich auf die auf der Terraſſe befindliche Bank, ſtumm hinunterblickend in das reiche, dieſes Jahr ganz beſonders geſegnete Thal. Es dauerte wenige Minuten, bis der Vogt zu ſeinem Herrn zurückkehrte.

„Sind die Gefangenen im Turm?“ fragte der letztere.

„Gewiß, Herr, ſeit Eintritt der Dunkelheit, aber ſie haben ſich aus dem Schloſſe entfernt gehabt und waren in der Stadt.“

„Das iſt ihr Recht, ſie ſind nur auf das Weichbild beſchränkt.“

„Ihr ſagtet es, Herr, und darum habe ich ihnen die Pforte geöffnet, aber fragen wollte ich Euch, ob auch Jedermann zu ihnen im Turm Zutritt hat.“

„Nein, hier bin ich Herr im Hauſe, doch wie kommſt du zu der Frage?“

„Weil ſie den Feldſcher Ibener mitgebracht haben und noch mit ihm oben im Turme zuſammenſitzen.“

„Das iſt etwas anderes, der hat freien Ein- und Austritt, er iſt ein rechtſchaffener Mann, trag ein Licht herauf und laß die Pforte auf, daß er nach Hauſe gehen kann, wann er will.“

„Das habe ich alles gethan, Herr, aber ſie haben die Fenſter durch Decken verhängt und kochen und braten.“

„Was, kochen und braten?“

„Ja, ich habe mich die Treppe hinauf bis an die Thür geſchlichen. Der Doktor, der große ſtarke Mann, war vorher unten im Schloß und bat die Schließerin um Licht, Baumöl, Holunderthee und Wacholderbeeren.“

„Wozu bedürfen ſie dieſe Sachen? Es wird doch niemand von ihnen krank geworden ſein!“

„Nein, nein, geſund wie die Fiſche ſind ſie, luſtig und guter Dinge, alle beide, beſonders aber der Doktor, den ich im Turm fröhlich ſagen hörte, daß er gerade zur rechten Zeit hergekommen ſei und daß der Herzog ſich das wohl nicht gedacht habe!“

„Was denn?“

„Ich weiß es nicht, Herr, aber ſo ſagte er.“

„Sonderbar genug, aber wo haben ſie denn den Ibener aufgegriffen?“

„Sie ſind doch in der Stadt bei ihm geweſen und haben ihn dort aufgeſucht. Ihr wart kaum weggefahren, als ſie das Schloß verließen und nach einer Stunde etwa kehrten ſie mit ihm zurück. Gleich darauf kam der Doktor herunter in die Küche, um die Kräuter und das Öl zu holen. Seit jener Zeit ſitzen ſie alle drei in der Turmſtube, und brauen und kochen, man kann es am Geruche merken, der bis auf den Hof ſich fortſetzt.“

„Weshalb haben ſie denn die Fenſter verhängt? Es kann ihnen ja doch niemand in das Zimmer ſehen.“

„Ich weiß es nicht, aber daß es ſich ſo verhält, iſt ohne Zweifel. Man ſieht das Licht durch die Ritzen der Thür ſchimmern und die Fenſter ſind dunkel.“

Der Schloßhauptmann wendete ſich um und warf einen Blick nach oben. „Es iſt ſo, wie du ſagſt,“ entgegnete er, „doch was iſt das für ein Geräuſch?“

Der Herr von Tornau war mit dem Vogt von der Terraſſe auf den inneren Burghof getreten und beide gewahrten jetzt, daß die beiden Gefangenen in Begleitung des Feldſchers aus dem Turm getreten waren und nach der Ausgangspforte gingen.

„Es iſt nachtſchlafende Zeit, ihr Herren,“ rief der Schloßhauptmann ihnen zu, „ihr ſeid zwar nicht beſchränkt in euren Ausflügen innerhalb der Stadt, aber für die Nacht bleibt ihr im Turm, denn ich kann des umherſtreifenden Geſindels wegen das Schloß nicht offen laſſen!“

„Ihr könnt die Thür hinter uns verſchließen, Schloßhauptmann,“ ſagte der Doktor Häniſch, „wir brauchen für heut nacht Euer Rattenneſt nicht und morgen früh ſind wir wieder da. Übrigens ſteht nichts davon im Haftbefehl, daß wir die Nächte über beſchränkt ſind, wir können kommen und gehen, wann wir wollen und wie es uns beliebt, nicht aber wie es Euch gefällt, habt Ihr mich verſtanden?“

„Deutlich genug habt Ihr Euch ausgedrückt,“ ſagte der Herr von Tornau, „aber nun hört auch, was ich Euch ſagen werde, Ihr könnt dann thun, was Ihr wollt! Ihr ſeid Gefangene, — ich bin für Euch und Euer Wohlergehen unbedingt verantwortlich und werde nicht dulden, daß Ihr zur Nacht die Burg verlaßt! Ihr wißt nun, woran Ihr ſeid, und werdet Euch nicht wundern, wenn ich fortan das Rattenneſt um neun Uhr ſchließen laſſe. Hoffentlich habt Ihr mich auch verſtanden! Übrigens,“ ſetzte er milder hinzu, indem er auf die durch die ſcharfen Worte aus dem Schloſſe gelockte und näher getretene Torilde zeigte, „dieſe hier iſt mein einziges liebes Kind, ich bitte Euch, ſich danach zu richten!“

Die beiden jungen Männer waren einen Schritt zurückgetreten und blickten voller Erſtaunen auf das im Scheine des Mondes geiſterbleiche Geſicht des kleinen verwachſenen Mädchens, das die beiden jungen Männer mit den großen prachtvollen Augen anblickte, ſo lieblich und ſanft und doch zum Tode erſchrocken. Im Anfange augenſcheinlich darüber im Zweifel, ob ſie es mit einem Kinde oder mit einer erwachſenen Perſon zu thun hätten, waren ſie bald, zumal ſie des Feldſchers tiefe Verbeugung ſahen, mit ſich im Klaren, wer ihnen gegenüber ſtand, und ſie entblößten beide zum Gruße ihr Haupt. Der Junker von Kyniz war es, der zuerſt, das Barett in der Hand, näher an Torilde herantrat. „Ihr ſeid durch die harten Worte Eures Vaters aus dem Schloſſe gerufen und kommt gerade zur rechten Stunde, um zwiſchen uns Frieden zu ſchließen. Seht, Jungfräulein, wir wollten zur Nacht das Schloß verlaſſen, um Frieden und Troſt in eine arme Hütte zu tragen, und erfuhren, weil wir zur nachtſchlafenden Zeit herausgehen wollten, den Tadel Eures Vaters!“

„Friede und Troſt — —“ ſagte der Burghauptmann ſtotternd.

„Gewiß, Herr von Tornau, unten in der Stadt liegt eine ſchwerkranke Frau, der wir helfen wollen! Wir haben uns von Eurer Schließerin, da wir niemand weiter im Schloſſe fanden, Kräuter und Öl geholt, haben alles eben in der Turmſtube in Stand geſetzt und ſind im Begriffe, der Armen vielleicht das letzte Labſal zu bringen.“

„Das iſt ja etwas ganz anderes, Junker, warum habt Ihr mir das nicht gleich geſagt?“

„Ihr habt meinen Freund nicht ganz ausreden laſſen,“ erwiderte dieſer lachend, „ſtoßt Euch nicht, Herr von Tornau, an ſeine rauhe Außenſeite, überall kommt bei ihm der ſtrenge Arzt zum Vorſchein, wo es nötig iſt. Er meint es wahrhaftig gut. Und ſeht mich an: ich bin jetzt ſein Schüler und lerne von ihm ſoviel ich vermag!“

Der Doktor Häniſch war vorgetreten und reichte dem Schloßhauptmann ſchweigend die Hand, die dieſer ſchnell ergriff und herzlich ſchüttelte.

„Ich hätte es mir denken können,“ ſagte der letztere, „Ihr ſeid ja in Begleitung des Feldſchers! Macht, was Ihr wollt, geht die Nächte aus, oder bleibt daheim, mich ſoll es unter dieſen Umſtänden nicht mehr kümmern. Seid nicht böſe, wenn ich heftig war, und laßt Euch den zweiten Schlüſſel zur Pforte vom Vogt geben!“

„Bedürft Ihr noch etwas für die Kranke,“ unterbrach jetzt Torilde, „ſo wendet Euch an mich! Was das Schloß dazu beſitzt, gehört Euch.“

„Wir haben vor der Hand alles was wir brauchen, Jungfräulein,“ ſagte der Doktor, „aber wenn es not thun ſollte, wenden wir uns an Euch.“

„Wer iſt denn die Kranke, Feldſcher,“ fuhr Torilde fort, „und vor allem, was fehlt ihr?“

„Die alte Frau Banko, die Ihr recht gut kennt, ſie bringt im Sommer ja ſtets die Blaubeeren in die Häuſer — —“

„Und was fehlt ihr —?“

„Der Feldſcher ſah den Doktor Häniſch an, der auch mit ſchneller Antwort bereit war. „Fieber, ſtarkes Fieber, Jungfräulein,“ ſagte er raſch. „Wäre die Frau nicht ſo alt, ſo würde ich ihr ſchon helfen, aber ſo iſt die Aufgabe ſchwer. Doch um eins wollte ich Euch bitten, laßt ſtarke Schwefelſtücke in die Turmſtube legen, vielleicht brauche ich ſie noch heute nacht! Jetzt aber gehabt Euch wohl. Die Zeit drängt. Kommt, Ihr Herren!“

„Schade, daß ich Margrets Kaſten nicht hier habe, in dem alle Kräuter der Gegend ſich befinden. Doch ſie kommt morgen früh ſelbſt und kann mir helfen," begann Torilde, als die Pforte ſich geſchloſſen, zu ihrem Vater.

„Ich bin wirklich begierig, was Margret und Urſel ſagen werden," entgegnete der Freiherr.

„Sie ſcheuen keine Gefahr, aber erlaubſt du, Vater, daß die Schweſtern einige Zeit bei mir bleiben?"

„Oh gewiß, ſo lange ſie wollen! Platz genug haben wir in der Burg! Doch nun komm auf die Terraſſe, es iſt faſt tageshell im Mondſchein und friedlich liegt die grüne Aue dort unten! Die Luft iſt warm und milde, in der Burg iſt es kalt und feucht!"

„Du haſt recht, laß uns gehen, mein Vater!"

Es war in der That eine zaubergleiche Nacht. Auf dem Abhange des Berges und unten auf der Wieſe, dicht am Ufer des Stromes, dufteten Tauſende von Blüten, der Schlag der Nachtigall ertönte aus dem erſten Grün, ſanft rauſchend brachen ſich die Wellen des Fluſſes an dem Weidengebüſch und jenſeit des Waſſers lag in tiefem Frieden das weite, grüne, geſegnete Thal, von den Schlöſſern zu Schnaditz und Tiefenſee begrenzt.

Zweites Kapitel.

Als am anderen Vormittage die Sonne ſchon hoch über der blühenden Flur ſtand, ſchallten Pferdehufe vor der Zugbrücke des Schloſſes zu Duben, und Urſula und Margret trabten auf ihren kleinen Pferden den Burgweg herauf in den Hof.

„Ich habe ſchon lange auf euch gewartet," rief ihnen Torilde entgegen, „ſeid willkommen auf Duben, es iſt für euch hier Arbeit die Hülle und Fülle, für dich wenigſtens, Margret, und leider auch für dich, Urſel, denn der Tod ſcheint unten in der Stadt ſeine Ernte zu halten."

Mit kurzen Worten ſetzte Torilde die beiden Schweſtern von dem abendlichen Geſpräch und dem Handeln ihrer Gefangenen in Kenntnis, erwähnte, daß dieſe ſchon am frühen Morgen das Schloß wieder verlaſſen und ſich in die Stadt begeben hätten, wo von vielen Seiten aus ihre Hilfe begehrt ſei. Sie erzählte den Freundinnen, was ſie erlebt, und ſchloß mit der Aufforderung an Margret, mit dem Doktor zuſammen ſich der Heilung der Kranken zu unterziehen. Hoch horchte das Mädchen bei den Mitteilungen auf, die Torilde ihr machte.

„Aber ſo ſag mir nur," begann Margret endlich, „was ereignet ſich denn eigentlich in eurer Stadt, wo kommen die Kranken unter den paar hundert Menſchen her, denn mehr ſind es nicht, die unten wohnen!"

„Fieber, Margret, ſchlimmes tödliches Fieber," entgegnete Torilde, „ſo ſagt wenigſtens der Doktor, dem du helfen ſollſt, etwas Weiteres weiß ich nicht! Es wird wohl dieſelbe Krankheit ſein, an welcher der Tagelöhnerſohn geſtern geſtorben iſt, über den ſich Urſel ſo erſchreckt hat!"

In dieſem Augenblicke kam der Vogt von unten in den Schloßhof und winkte Torilde zu ſich heran.

„Das geht ſchnell," ſagte dieſe, nach einigen Minuten wieder zu den Schweſtern tretend, „heute rot, morgen tot! Der Vogt ſagt mir eben, daß die alte Frau Banko geſtorben iſt, der ich noch vor einigen Tagen Maiblumen abgekauft habe."

„Bei dem Toten hat der Arzt nichts mehr zu thun," ſagte Margret, „es fragt ſich, wie es den anderen geht, die krank darniederliegen."

„Schlecht, ſehr ſchlecht, Jungfräulein," entgegnete der in der Nähe gebliebene Vogt, „nur ihrer zwei ſind gerettet, aber die anderen ſterben dem Doktor unter den Händen, doch da iſt er, fragt ihn ſelbſt."

Durch den Turm kamen der Doktor und der Junker von Kyniz auf die drei Mädchen zu, und nach wenigen Minuten war die perſönliche Bekanntſchaft hergeſtellt.

„Sie wird Euch helfen, Herr Häniſch," rief Torilde, „ſie iſt ein mutiges Mädchen, die Margret, ſie ſcheut ſich vor niemand, der erkrankt iſt, verfügt ruhig über ſie!"

„Ja," ſagte Margret, „ich bin bereit!"

„So rüſtet Euch, nach Hauſe zurückzukehren, Jungfräulein! Bleibt hübſch im Schloſſe Eurer Väter und kümmert Euch nicht um Sachen, die Eures Handwerks nicht ſind," ſagte der Doktor kurz und ernſt.

„Das iſt wenigſtens deutlich genug," lachte Torilde der tief erröteten Freundin zu, „ich habe es dir ſtets geſagt, was deines Amts nicht iſt, davon laß deinen Vorwitz! Wohlan, Herr Häniſch, wenn Ihr meine ſchöne Freundin nicht mitnehmen wollt, ſo laßt es ſein bleiben, aber das Eine will ich Euch nur ſagen, daß man hier zu Lande gegen Mädchen höflicher iſt, die keine Mühe ſcheuen — —"

„Von Mühe iſt hier nicht die Rede, Jungfräulein, von Gefahr für das eigene Leben ſpreche ich, ich bin um Eure Freundin beſorgt und verlange ſogar, daß ſie fortan bis auf weiteres nicht einen einzigen Schritt unternimmt, um einer kranken Perſon Hilfe zu bringen!"

„Sie war erſt geſtern, und ſpäter folgte ihr Urſula, bei einem erkrankten Arbeiterſohn in Schnaditz!"

„Was fehlte dem Menſchen?" rief der Doktor raſch.

„Er war nur zwei Tage krank," entgegnete Urſula, „die Augen erglänzten wild, das Geſicht hatte eine Farbe wie Blei, der Atem war kurz und ſchnell, er redete irre und ſtarb im Wahnwitz!"

Der Doktor Häniſch wechſelte einen ſchnellen Blick mit dem Junker, der ſeinerſeits im höchſten Grade beſorgt auf Urſel und Margret blickte.

„Wir verſtehen Euch nicht," ſagte die letztere, die ebenſo wie ihre Schweſter in gleichem Maße betroffen war, „was habt Ihr im Sinne? Sprecht ruhig, wir kennen keine Furcht!"

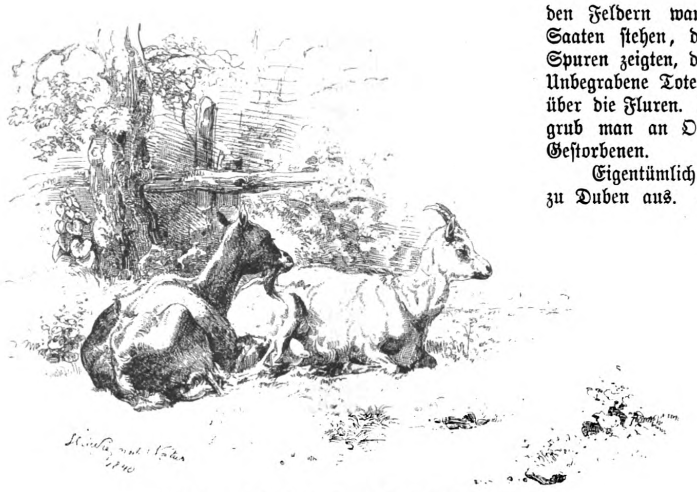
„Der ſchwarze Tod, Jungfräulein, die Peſtilenz iſt ausgebrochen!" Ein verzweifelter Schrei der drei Mädchen erfolgte. Das Wort war gräßlich und entſetzlich!

Die blaſſe Furcht vor der geheimnisvollen Krankheit, die ſeit mehr als zwanzig Jahren gänzlich verſchwunden ſchien, die man das letzte Mal für ein Werk des böſen Geiſtes erachtet, die man aber ſeit jener Zeit gänzlich erloſchen geglaubt und an deren Wiedererſcheinen niemand im Lande, am allerwenigſten die heranwachſende Generation gedacht hatte, machte in der gewaltigſten Weiſe ſich geltend.

Wie die furchtſamen Rehe verſcheucht, flohen die Mädchen in die Burg, die Männer ſich ſelbſt überlaſſend, die ſogleich zur Turmſtube hinaufſtiegen.

Mit einem einzigen Schlage war die ganze Sachlage verändert. Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Kunde über Stadt und Land. Von Tag zu Tag wuchs jetzt die eigene Sorge um das Leben, mehrten ſich die Erkrankungen, und bald fehlte es ſogar an Perſonen, welche die Geſtorbenen unter die Erde bringen wollten.

Die Häuſer der Stadt waren ſorgfältig geſchloſſen, die Fenſter verhängt. Man wollte nicht ſehen, was draußen auf den Gaſſen ſich begab. Nur hier und da huſchte ein ängſtliches Kind über die Straße, um an die Läden der Kaufleute und Bäcker zu klopfen, die geforderte Ware in Empfang zu nehmen und die zur Bezahlung beſtimmte Münze in ein mit Eſſig halb gefülltes Gefäß zu werfen. Bald bediente man ſich der Haken und der Schleifen, um die Toten aus den Häuſern zu ziehen und ſie dann aus der Stadt auf den Friedhof zu ſchaffen, wo lange, ſchmale, mit ungelöſchtem Kalk halb gefüllte Graben gezogen waren, in welche man neben und aufeinander die Toten wälzte, ſie hoch mit Erde bedeckend. Als es an Menſchen zu fehlen begann, welche die Pflichten des Totengräbers übernahmen, kam es vor, daß die Geſtorbenen in ihren Häuſern liegen blieben und alle übrigen Bewohner der letzten die Flucht ergriffen, um in den Wäldern und auf den Feldern ſich Hütten zuſammenzuſchlagen und hier ihrem Schickſal entgegenzugehen. Aber der böſe Geiſt, der über das Land gekommen war, folgte auch nach dieſen Orten und es war bald kein Geheimnis mehr, daß die Toten auch dort unbeerdigt lagen, von allen verlaſſen, die ſonſt zu den Ihrigen gehört. Man zog weiter von Ort zu Ort, unbekümmert um die Geſtorbenen, lediglich um das eigene Leben zu retten. Bald kamen, man wußte nicht wie, die furchtbarſten Nachrichten nach der Stadt. Wenn der Wind heftiger wehte und die Einwohner ſich der Hoffnung hingaben, daß er die teufliſchen Künſte auf kurze Zeit vertreibe, ſah man wohl, daß die Fenſter ſich hier und da öffneten und die Menſchen ſcheu und furchtſam nach ihren Nachbarn ſchauten.

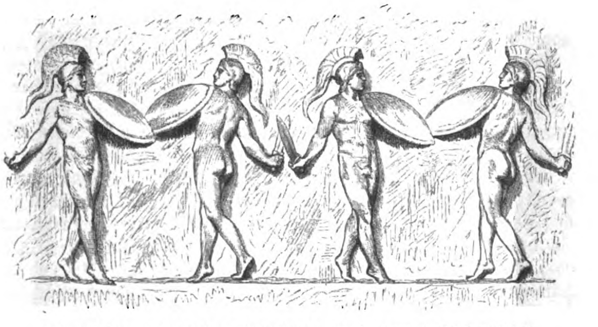


Naturſtudie von Joſef Heicke, Tier- und Landſchaftsmaler und Radierer, geb. zu Wien 1811, geſt. daſelbſt 1861.

Da wurde es denn von einem Munde zum anderen oft in großer Übertreibung getragen, wie Leipzig von der Krankheit verheert werde, benachbarte Dörfer ausgeſtorben ſeien, wie das Vieh verhungert an den Ketten im Stalle liege, die Hunde umherſchweiften, um ihr Leben zu friſten, wie, weil die Hirten der Tod ereilt, die Herden auf den Feldern verlaſſen ihr Futter ſuchten und alles zerträten und zerfräßen, was des Menſchen Hand geſäet hatte. Dann wußte man auch, daß loſes Geſindel, das auf der Erde ſo gut wie nichts zu ſuchen hatte, umher zöge, daß, wie Pilze aus der Erde gewachſen, erbärmliche Strolche einſam ſtehende Wohnungen geplündert, daß es aber auch beherzte Männer gegeben, die, ohne nach Recht und Obrigkeit zu fragen, den Räubern das fremde Eigentum abgejagt und dieſelben ohne weiteres in das Jenſeits befördert hätten. Am traurigſten ſah es mit den öffentlichen Behörden aus, die in der allgemeinen Not und Angſt, ſo daß niemand einem obrigkeitlichen Befehle mehr gehorchte, zu wirken aufgehört hatten. Überall brach die Selbſthilfe, oftmals in ſchroffſter Form, ſich Bahn und der Grundſatz: „Hilf dir ſelber, ſo iſt dir geholfen,“ griff bei den Bewohnern Platz. Als die Krankheit vielleicht drei Wochen in Stadt und Land gewütet und beide durchſeucht hatte, ließ ſie faſt ſo plötzlich nach als ſie entſtanden war. Die übrig gebliebenen Bewohner — kaum die Hälfte der vor dem Beginne der Krankheit Lebenden — begannen aufzuatmen, freier unter einander zu verkehren und die Verluſte ſich mitzuteilen, die ihre Familien erlitten hatten. Nächſt den Geſtorbenen und teilweiſe gänzlich Verſchollenen, die alle Familien ohne Ausnahme in der Stadt zu beklagen hatten, waren es insbeſondere Vermögensverluſte, die ein jeder der Ackerbau treibenden Bevölkerung erlitten. So ſah man die übrig Gebliebenen bald ängſtlich auf den Feldern wandeln und ratlos und halb verzweifelt an den Saaten ſtehen, die von dem Vieh total zertreten waren oder die Spuren zeigten, daß Flüchtlinge auf ihnen genächtigt und gewohnt. Unbegrabene Tote fand man auf den Feldern, Leichendunſt zog über die Fluren. Um dieſes entſetzlichen Zuſtandes Herr zu werden, grub man an Ort und Stelle tiefe Löcher, und verſcharrte die Geſtorbenen.

Eigentümlich ſah es inmitten dieſes Elendes auf der Burg zu Duben aus. Sobald der Freiherr von dem entſetzlichen Gaſte Kenntnis erhalten, der in die friedliche kleine Stadt ſich eingeſchlichen, hatte er auf Torildes dringendes Anraten das allein Richtige erkannt, die Zugbrücke aufziehen laſſen und die Schlüſſel zu allen Eingängen der Burg an ſich genommen. Der herzogliche Befehl ließ darüber gar keinen Zweifel übrig, daß ihm das körperliche Wohl der beiden gefangenen Männer zur ernſten und ſtrengſten Pflicht gemacht war, für deren Erfüllung er als Burghauptmann des Landesherrn mit ſeiner Perſon und mit ſeiner Ehre einzutreten hatte. Somit durften von Stund an die gefangenen Männer den Turm nicht mehr verlaſſen und alle Bewohner der Stadt, die hilfeſuchend, weinend und jammernd an dem Thore erſchienen und flehend um das Erſcheinen des Arztes baten, wurden ohne Ausnahme abgewieſen und durften bald auch nicht mehr den Burgweg betreten. Die beiden Jungfrauen von Schnaditz aber, welche am Lager des kranken, offenbar der Peſt erlegenen Arbeiterſohnes verweilt, wurden von dem beſorgten Freiherrn innerhalb des oberen Hofes in einer gerade dem Turm der Gefangenen gegenüber liegenden ſogenannten Mauerſtube untergebracht. Der Freiherr ließ die Mädchen nicht nach Schnaditz zurück, einmal weil Torilde ſich von ihnen nicht trennen und ſie wenigſtens in ihrer Nähe haben wollte, ſodann aber, weil er befürchtete, daß auch bei den Jungfrauen die Krankheit ſich zeigen könne und dann wenigſtens ärztliche Hilfe in der Perſon des Doktor Häniſch im Schloſſe war. Der Herr von Schnaditz, gleich am erſten Tage von dem Geſchehenen in Kenntnis geſetzt, hatte ſein volles Einverſtändnis zu erkennen gegeben und brieflich mit dem Freiherrn von Tornau das Aufziehen einer Flagge auf den beiderſeitigen Türmen verabredet, wenn die Krankheit oder der Tod auf einem der Schlöſſer ihren Einzug halten ſollte.

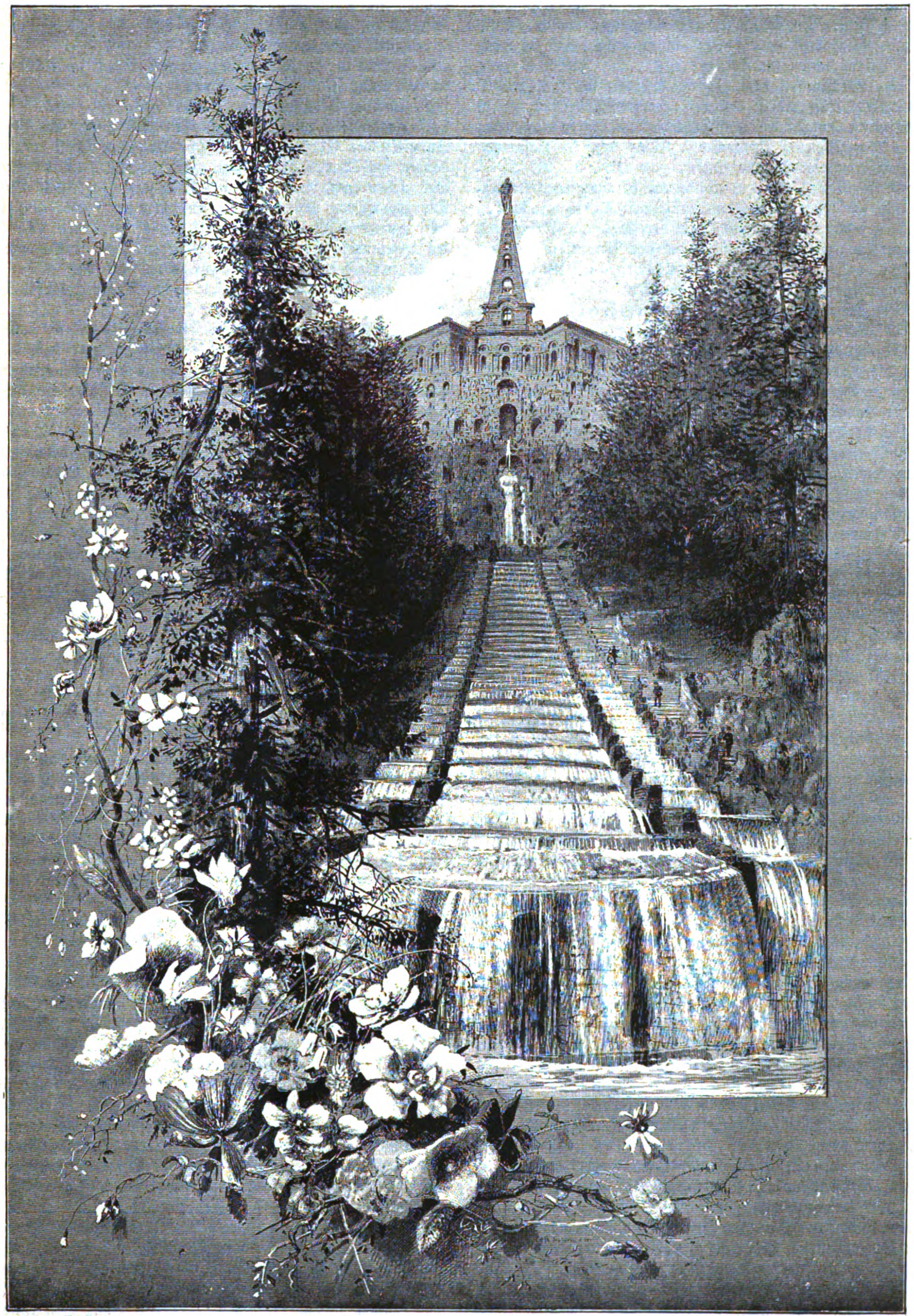
Aber glücklicherweiſe hatte man des furchtbaren Zeichens auf keinem der Schlöſſer bedurft. Während unten in der Stadt und auf den Dörfern die Krankheit ihre grauenhafte Ernte hielt, war es auf der Burg zu Duben, abgeſehen von den täglich anlangenden, über die Zugbrücke geſprochenen Meldungen, welche den Verluſt bekannter Perſonen betrafen, verhältnismäßig ruhig und ſtill. Der klarſte blaue Himmel wölbte ſich, ſobald der Frühnebel ſich verzogen, Tag für Tag über den Ländern an der Mulde, der leichte und ſanfte Weſtwind kühlte die Hitze der Mittagsſtunde und nur hin und wieder ſenkte ſich ein milder und warmer Regen hernieder, um gleich am anderen Tage der blauen durchſichtigen Frühlingsluft den Platz wieder zu gönnen.



Schwerttanz atheniſcher Jünglinge. Nach einem griechiſchen Relief.

Das ſchöne griechiſche Relief

welches eine Reihe gleichmäßig tanzender, mit Schwert, Helm und Rundſchild bewaffneter nackter Jünglinge in überaus gefälliger Bewegung darſtellt, befindet ſich in der Skulpturenſammlung des Vatikan zu Rom. „Meine Zeichnung,“ ſchreibt uns der Künſtler, dem wir dieſelbe verdanken, „gibt nur einen Teil des Reliefs wieder; im Original iſt die Reihe länger, aber ſämtliche Paare bewegen ſich völlig gleichmäßig. Die Figuren ſind klein, etwa ein Viertel Lebensgröße.“ Die Sitte ſelbſt iſt auf die Korybanten zurückzuführen, welche mit Waffenlärm die Ziege Amaltheia und die braven Nymphen umtanzten, unter deren Obhut ſich der Knabe Zeus befand, — damit der heißhungrige Vater Kronos über dem Klirren von Schwert und Schild das Schreien des Kindes nicht höre. Solche kriegeriſche Tänze wurden übrigens auch von anderen Völkern bei feſtlichen Gelegenheiten aufgeführt; man denke an das römiſche Prieſterkollegium des Mars, die „Salii,“ und an die „nudos juvenes inter gladios“ (nackte Jünglinge zwiſchen Schwertern), welche Tacitus in der Germania erwähnt.



Gez. von W. Gauſe.

Frühlingsſonntag auf Wilhelmshöhe.

Blick auf die Waſſerkünſte und den Herkules, vom Schloſſe aus geſehen.

Bei all dieſer Herrlichkeit in der Natur war das tiefſte Elend in Stadt und Land, zu allen Blättern und Blüten, die Bäumen und Sträuchern entkeimten, als ob der junge Sommer mit ſeinem Segen den Menſchen ſich ankündigen wollte, ſtand im ſchroffen Gegenſatze der ſchnelle und furchtbare Tod in Häuſern und Hütten unten im Thal!

Einige Wochen ſeit dem Beginne der Krankheit oder vielmehr ſeit der Einſperrung der gefangenen Männer im Turm und der beiden Jungfrauen in der Mauerſtube waren vergangen, als eines Morgens der Junker von Kyniz den im Hofe weilenden Freiherrn von Tornau anrief:

„Ihr könnt uns nun endlich einmal herauslaſſen, Schloßhauptmann, wir ſitzen in unſerem Käfig weit über zwei Wochen und ſind geſund wie die Fiſche in der Mulde. Gleich uns die beiden Jungfräulein da drüben in der Mauerſtube! Laßt uns heraus, daß wir Gottes freie Luſt atmen, die Zeit iſt vorbei, daß wir der Krankheit erliegen können.“

„Ruft Euren Freund, Junker, daß ich mit ihm rede!“

„Ihr könnt uns ruhig unſere Freiheit geben, Schloßhauptmann,“ begann der Arzt, der am Fenſter erſchienen war. „Wir bemeſſen die Zeit der Anſteckung auf eine Woche und es droht uns nirgend mehr Gefahr. Laßt uns herunter in den Hof, und unſer Wort zum Pfande, wir verlaſſen die Burg mit keinem Schritte!“

„Sollte Euch auch ſehr ſchwer werden,“ lachte der Freiherr von Tornau, „die Brücke iſt aufgezogen und wer an der Mauer den Hals brechen will, dem iſt es unverwehrt! Wartet nur einen Augenblick, ich bringe Euch gleich Beſcheid.“

Der Freiherr ging in die Burg, um mit ſeiner Tochter Rückſprache zu nehmen und nach wenigen Minuten eilte Torilde freudig auf die Mauerſtube zu, dieſes Mal nicht wie ſonſt durch die vergitterten Fenſter ſorgenvoll nach den Schweſtern blickend, ſondern um die Thür zu öffnen und die gefangenen Mädchen in Freiheit zu ſetzen.

Zu derſelben Zeit hatte der Freiherr von Tornau den Turm erſtiegen und nach wenigen Minuten waren ſechs glückliche und frohe Perſonen unten im Schloßhofe beiſammen, welche empor zur Sonne blickten, die um die Steinhaube des alten Turmes ihr Licht ergoß.

Eine Woche war vergangen.

Unten in der Stadt immer noch Elend und Tod, oben in der Burg Frohſinn und Freude!

Wirklich Frohſinn und Freude?

Ja! Wenn auch nicht bei allen Bewohnern des Schloſſes. Inmitten des Elendes ringsumher, trotz der Toten und Sterbenden im Thal, hatten junge Herzen, unbekümmert um alles was neben ihnen ſich begab, gebieteriſch ihre Rechte verlangt. Die gefangenen Männer und die gefangenen Mädchen hatten ſich gefunden. Auf der weiten Terraſſe der Burg hatte zuerſt der Arzt mit Urſula, wenige Stunden ſpäter der Junker von Kyniz mit Margret den heiligen Bund für das ganze Leben geſchloſſen. Selig blickten ſie ſich in das Auge, das Bild namenloſen Glückes ſpiegelte ſich darin wieder!

Der Freiherr von Tornau ſchien von dieſen Vorgängen nichts zu merken. Er prüfte die Schlöſſer der Thore lediglich in der Sorge um das Wohl ſeiner Gefangenen und ging täglich in die Keller, um dort mit bedenklichem Kopfſchütteln die Verringerung ſeiner Vorräte zu gewahren. Da er in die Stadt nicht herunterſenden wollte, wohl auch bei ſeinen Dienſtleuten, welche den Segen voller Abgeſchloſſenheit ſehr bald begriffen hatten, auf Widerſtand oder wenigſtens auf Widerwillen geſtoßen wäre, wenn er ſie in das Thal geſendet hätte, ſo blieb ihm nichts übrig, als auf andere Mittel zu ſinnen. Er wendete ſich deshalb an ſeine Tochter Torilde und teilte ihr mit, daß er, um allen Verkehr zu vermeiden, am nächſten Abende, ſobald es dunkel ſei, heimlich mit dem Boot die Mulde herunter nach Schnaditz fahren werde, um dort ſeine Vorräte zu ergänzen. Seinem Auge entging es, daß, als er der beiden gefangenen Männer, die er zur Hilfe mitzunehmen gedachte, erwähnte, ſeine Tochter erblaßte.

(Fortſetzung folgt.)

Unentgeltliche Schriftenverteilung.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Wer in den Morgenſtunden des Sonntags durch die Straßen Berlins geht, der ſieht wohl, wie zu den Halteſtellen der Droſchkenkutſcher ein Herr, auch wohl eine Dame tritt, von all den Kutſchern freundlich begrüßt und jedem ein Blättchen reichend. Nachher ſtehen dann die bärtigen Männer bei ihren Pferden, oder ſitzen auf ihren Böcken, ganz vertieft in die Lektüre des Blattes, das wenn es geleſen, ſorgfältig zuſammengefaltet und aufbewahrt wird für „Muttern.“ Das Gleiche wiederholt ſich bei den Pferdebahnlinien, auf den Omnibusſtationen, den Sammelorten der Dienſtboten, Packträger ꝛc. Auch die Frauen, die mit ihren Körben am Markt ſitzen, werden nicht vergeſſen, ebenſowenig die Kellner, die Portiers und ſo mancher andere, der in der Weltſtadt keinen Sonntag hat. Sie alle werden aufgeſucht und ihnen zum Sonntag eine Zeitſchrift dargeboten, die neben einer erwecklichen Schriftauslegung Blicke in Zeit und Welt enthält, erbauliche Geſchichten und Anzeigen, wo ſie etwa die Abendſtunden, oder in der Woche Gelegenheit zu chriſtlicher Gemeinſchaft und Erbauung finden.

Es iſt ein Teil des Arbeitsfeldes des *Vereins für Verbreitung chriſtlicher Zeitſchriften*, auf das wir geblickt haben. Es iſt wenig länger her als zwei Jahre, als in Berlin einige Männer zuſammentraten und es auf ſich nahmen, den breiten Schichten des Volkes, zunächſt der Hauptſtadt ſelbſt, denen der Sonntag keine Ruhe und Erholung bietet und die dem kirchlichen Leben faſt ganz entfremdet ſind, regelmäßig eine Zeitſchrift darzubieten, die ihnen wenigſtens einigermaßen den Kirchgang erſetzen kann und zwar *unentgeltlich* und nicht durch bezahlte Boten, ſondern durch die Hände von Männern und Frauen aus allen Ständen, die freiwillig dieſe Verteilung auf ſich nehmen. *Neu* iſt dieſer Gedanke nicht. England und Amerika ſind längſt in dieſer Richtung praktiſch vorgegangen. Aber dort haben ſich die kirchlichen Sekten, beſonders die Methodiſten, dieſer Schriftenverbreitung bemächtigt und die von ihnen vertriebenen „Traktate“ atmen vielfach ein ſolch engherziges Chriſtentum, ſie werben ſo gefliſſentlich für die Sekte, daß ſo oft auch von England aus der Verſuch gemacht iſt, durch eine in großen Maſſen und oft in der unverſtändigſten Weiſe auch bei uns geübte Traktatenverteilung das „ungläubige“ Deutſchland zu bekehren, das deutſche Volk in allen ſeinen Kreiſen ſich dieſen Bemühungen gegenüber ablehnend verhalten hat. So bot denn auch der Berliner Verein für Verbreitung chriſtlicher Zeitſchriften von vornherein dem Volke keine Traktate, ſondern eine ordentliche Zeitung, ein *Sonntagsblatt*, das auf der erſten Seite eine kernige Auslegung des Sonntagsevangeliums enthält, dann eine kurze Überſicht der Welt- und Zeitereigniſſe und eine Anzahl längerer und kürzerer, aus dem Leben gegriffener Erzählungen, alles packend, erbaulich, jede Geſchichte mit der nötigen Nutzanwendung verſehen, daß auch der gemeine Mann ſie verſtehen kann und alles durch und durch geſund, ohne methodiſtiſche Treiberei und pietiſtiſche Engherzigkeit, getragen zugleich von einem warmen deutſchen Patriotismus. Dieſen Charakter haben die von dem Verein herausgegebenen Blätter, der „Arbeiterfreund,“ das „Neue Sonntagsblatt“ und das ſchon länger beſtehende „Berliner Sonntagsblatt“ von Anfang an gehabt und haben denſelben bis auf den Augenblick getreulich bewahrt.

Anfänglich begegnete das Werk des Vereins einem leicht begreiflichen Mißtrauen. Einzelne Beſchenkte wieſen das Blatt zurück, weil ſie es nicht glauben konnten, daß ſie es unentgeltlich erhalten ſollten, auch allerlei Spott mußten die Verteiler über ſich ergehen laſſen. Mancher, der das Blatt gern genommen hätte, ſcheute ſich doch dies vor den andern zu thun. Auch kam es wohl vor, daß ein Schiffer, dem ein Verteiler den „Arbeiterfreund“ auf ſeinen Kahn brachte, auffuhr: „Wie können Sie es wagen, auf meinen Kahn zu kommen!“ Aber bald ward es anders. Ein Stadtmiſſionar, der bei Verteilung der Blätter des Vereins auf den Güterböden der Eiſenbahnen zuerſt auf allerlei Widerſtand ſtieß, berichtet bald nachher, er könne Sonntags kaum ſo viele Exemplare erübrigen, um der Nachfrage an eben den Orten, wo man ihn zuerſt abgewieſen, zu genügen. „Die Omnibuskutſcher machen Halt,“ ſchreibt eine Verteilerin, wenn ſie mich auf der Straße kommen ſehen, und es iſt mir ordentlich peinlich, wenn ich ſehe, wie die Vorübergehenden aufmerken, was denn nun paſſieren ſoll. Ein Droſchkenkutſcher fuhr mir eine ganze Strecke nach und fragte von ſeinem Bock herunter, ob ich das neue Blatt ſchon hätte.“ Selbſt die Männer, welche die Pferde bei den Halteſtellen der Pferdebahnen wechſeln, kamen den ihnen bekannten Verteilern ſchon von weitem entgegen, um auch ein Blättchen zu bekommen. Ein ſchüchterner Gymnaſiaſt, der wohl dem Kutſcher des Pferdebahnwagons das Blatt übergibt, aber an den Kondukteur ſich nicht heranwagt, erlebt es, daß dieſer ſelbſt an ihn herantritt und um das „ſchöne Blatt“ bittet. „Als ich von der Reiſe zurückgekehrt die Blätter zum erſtenmale wieder verteilte,“ ſchrieb eine Dame im letzten Herbſt, „hatte ich die Freude, daß dieſelben mit der größten Begierde aufgenommen, ja zum Teil mir buchſtäblich aus den Händen geriſſen wurden. Die Droſchkenkutſcher hielten an und ſprangen von den Böcken und verſchiedene Perſonen ſprachen aufs lebhafteſte ihre Freude aus, die Blätter, die in meiner Abweſenheit ihnen nur hin und wieder zugegangen waren, nun wieder regelmäßig zu erhalten.“ Ganz anſehnliche Pakete der Blätter kommen jetzt jeden Sonnabend abend in die Fabriken und Werkſtätten. Die Arbeiter der Wöhlerſchen und Schwarzkopfſchen Fabriken z. B. erhalten 200 Exemplare des Arbeiterfreundes, die der Scheringſchen Fabrik ſogar 300. Die Zahl der wöchentlich regelmäßig zur Verteilung gelangenden Schenkblätter des Vereins betrug ſchon vor längerer Zeit 22700 Exemplare. Ganz Berlin iſt in Bezirke geteilt und in den einzelnen Bezirken haben die „Helferkreiſe“ die Arbeit unter ſich verteilt. Bei den gemeinſamen Zuſammenkünften der „Helfer“ werden die gemachten Erfahrungen ausgetauſcht, wird neue Anregung allſeits gegeben und empfangen. Das Werk geht fröhlich ſeinen Lauf. Wer hätte an einen ſolchen Erfolg gedacht, als das Werk vor zwei Jahren ſtill und beſcheiden ſeinen Anfang nahm! Wer hätte auch gedacht, daß die Auflage des „Berliner Sonntagsblattes,“ das eigentlich die Grundlage und den Kern des geſamten Unternehmens bildet, in derſelben Zeit von einer Auflage von 16000 Exemplaren auf eine ſolche von mehr als 66000 ſteigen könnte. Überhaupt iſt Hand in Hand mit der Anzahl der verſchenkten Exemplare chriſtlicher Schriften die Anzahl der feſt beſtellten und bezahlten gegangen und die Blätter des Vereins zuſammen hatten am 1. Januar dieſes Jahres nicht weniger als 101800 Abnehmer.

Wie es bei ſolch einem Werke immer geht, ganz von ſelbſt breitete es ſich weiter aus. Zunächſt faßte man die Kategorien der Bevölkerung Berlins ins Auge, die keinen Sonntag haben. Bald aber ging man weiter und bedachte die Poſtbüreaus, die Bahnhofsbedienſteten, die Weichenſteller und Eiſenbahnwärter, die Fabrikarbeiter und wie ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, auch die Kranken- und Gefangenhäuſer. Kurz wo ſich nur eine Hand bittend nach den immer bekannter werdenden Blättern ausſtreckt, da wird ſie gefüllt. Und mit dem Erfolge wuchs der Mut, neue Aufgaben zu übernehmen. Die Blätter waren bald geleſen, aber die Hunderte von Kranken und Gefangenen und ſo mancher andere, dem das Herz warm geworden war bei dem Leſen der erbaulichen Schriften des Sonntagsblattes ſah ſich nach anderer gleichgearteter Lektüre um. So ging man denn einen Schritt weiter und richtete Zeitungsmappen ein mit ſechs verſchiedenen chriſtlichen Zeitungen und Zeitſchriften und Leſehallen, d. h. Mappen, die das „Daheim,“ das „Quellwaſſer,“ den „Illuſtrierten Hausfreund“ ꝛc. erhielten und bot ſie den Krankenhäuſern und Berliner Reſtaurationen an, ſelbſtverſtändlich auch unentgeltlich. Mit den letzteren machte man anfangs ähnliche Erfahrungen wie mit den Schenkblättern. Einige Wirte wieſen das Anerbieten zurück, oder gaben die bereits empfangenen Mappen zurück, weil aus den Kreiſen ihrer Gäſte Beſchwerde eingegangen wäre. Andre thun ſo, als ob ſie dem Vereine eine große Gefälligkeit erwieſen, daß ſie die Mappen überhaupt auslegen. Aber anderſeits wird auch berichtet, wie ein Reſtauraleur mit der Mappe vor ſeine Gäſte tritt: „Hier, meine Herren, man hat uns mit chriſtlichen Schriften bedacht, welche ſtets bei mir aufliegen werden,“ und der die Erfahrung macht, wie eifrig die Gäſte nach dieſen Schriften greifen und wie ſie allabendlich neue Gäſte herzuführen, damit ſie auch dieſe Schriften leſen. Zur Zeit liegt in etwa hundert Berliner Reſtaurants die „Leſehalle“ auf. Mit Freuden wurden Schenkblätter wie Mappen von vornherein in allen Krankenhäuſern und von den Gefangenen begrüßt. Die Direktion der königlichen Charité ließ dem Verein ihren „tief empfundenen Dank für dieſen Beweis echter und opferbereiter chriſtlicher Nächſtenliebe“ ausſprechen, und ein Geiſtlicher ſchreibt: „Einen Kranken, der die Blätter zurückgewieſen hätte, habe ich nicht gefunden. Alle waren froh und dankten; viele, beſonders Frauen und ſolche, die den „Arbeiterfreund“ bereits kannten, brachen in hellen Jubel aus, ſobald ſie den Titel laſen.“

Der Verein beſchränkte auch ſeine Thätigkeit nicht auf Berlin, von vorn herein wurden auch die Provinzen ins Auge gefaßt und da gleichzeitig auch die Hoſpitäler des Johanniterordens und die ſämtlichen Stationen des Kaiſerswerther Diakoniſſenhauſes mit Schenkblättern ꝛc. bedacht wurden, ſo hat der Verein ſchon jetzt eine internationale Bedeutung gewonnen. Nach allen Gegenden des Vaterlandes, von Inſterburg bis Straßburg und von Sonderburg bis Karlsruhe, gehen die Blätter des Vereins, bis jetzt nach hundertſechsunddreißig Kranken- und Gefangenhäuſern außerhalb Berlin. Auch aus Kleinaſien, aus Smyrna ſchreibt eine Diakoniſſin: „Ich kann Ihnen nur meinen beſten Dank ausſprechen für die Gewährung der chriſtlichen Zeitſchriften. Ich bin ſehr erfreut, daß unſere armen Deutſchen, bei denen ſo wenig religiöſes Bedürfnis vorhanden, den Herz und Seelen erquickenden Inhalt des Berliner Sonntagsblattes kennen lernen“ ꝛc.

Und ſelbſt dies iſt den Männern, die an der Spitze des Vereins ſtehen, nicht genug geweſen. Das Lutherfeſt mit ſeiner ſchönen Begeiſterung brachte bei ihnen einen Plan zur Reife, der ebenſo überraſchend wie großartig iſt. Eine Menge Gemeinden muß bei dem zeitigen Predigermangel der regelmäßigen Gottesdienſte entbehren. Die Leſegottesdienſte und diejenigen, welche von den vikarierenden Predigern gehalten werden, können die regelmäßige Verkündigung des Wortes Gottes erfahrungsgemäß nicht erſetzen. Da hat nun der Verein den Beſchluß gefaßt, in jedes Haus einer Gemeinde der preußiſchen Landeskirche, die keinen Prediger hat, allſonntäglich unentgeltlich ein Sonntagsblatt zu ſenden ſo lange, bis die Gemeinde wieder ihren ordentlichen Seelſorger hat. Hundertfünfzig Gemeinden aus allen Provinzen des Landes haben ſich auf den bezüglichen Aufruf hin bereits gemeldet und allſonntäglich gehen zwölftauſend Exemplare des Sonntagsblattes in dieſe Gemeinden!

In der That ein großartiges Werk, das ſich in überraſchend kurzer Zeit ohne allen Lärm und Reklame entwickelt hat und ein ſehr bedeutſamer Fingerzeig! Die ſozialiſtiſchen Agitatoren haben es wohl gewußt, warum ſie ihre Zeitungen, Broſchüren und ihre Unterhaltungslitteratur zu einem Spottpreiſe in Hunderttauſenden von Exemplaren unter das Volk warfen, und die Paläſte der Kolportagebuchhändler, die ſich mit ihren Schauer- und Laſterromanen faſt ausſchließlich an die Leſer aus den unteren Schichten der Bevölkerung wenden, weiſen hier auf einen Notſtand, der geradezu gebieteriſch Abhilfe fordert. In dem Maße als die Leiſtungen der Volksſchule ſich geſteigert habe, iſt das Leſebedürfnis gewachſen. Wer dem entgegentritt, wer die unteren Schichten des Volkes ausſchließlich auf die Lektüre von Bibel, Geſangbuch und Kalender verweiſt, der verſteht nicht die Zeichen der Zeit und gibt das Volk preis den Agitationen der Sozialdemokraten und der ſchamloſen Ausbeutung ſeitens gewiſſenloſer Kolportagebuchhändler. Hier müſſen die wahren Freunde des Volkes eingreifen, ſie müſſen das Leſebedürfnis dieſer Kreiſe befriedigen oder wenigſtens dasſelbe in geſunde Bahnen hineinlenken. Dazu iſt aber die unerläßliche Vorbedingung, daß das Volk eine geſunde, von chriſtlichem Geiſt durchdrungene Litteratur überhaupt erſt kennen lernt und daran Geſchmack gewinnt und das kann allein geſchehen durch unentgeltliche Verbreitung der entſprechenden Litteratur. Man kann die Dauer dieſer unentgeltlichen Verteilung ſolcher Blätter beſchränken, gewiß, aber ſie muß mindeſtens ſo lange fortgeſetzt werden, bis die betreffenden Kreiſe jene Blätter gründlich kennen gelernt haben und den Wert der regelmäßigen Wiederkehr einer erbaulichen Lektüre zu ſchätzen verſtehen. Der Berliner Verein für Verbreitung chriſtlicher Zeitſchriften hat die Ehre und das Verdienſt, den Pfad gewieſen und die Wege gebahnt zu haben, er hat auch gezeigt, daß es nur eines ernſten Willens bedarf, um in der That großartige Erfolge auf dieſem Gebiete zu erzielen.

Aber was koſtet das?! Die Frage leſe ich ſchon lange auf den Lippen des freundlichen Leſers oder der Leſerin. Woher fließt all das Geld, das die unentgeltliche Verteilung ſo vieler Tauſende von chriſtlichen Schriften erfordert? Gewiß, es iſt dieſes Werk nicht bloß eine Sache des guten Willens, ſondern auch des kühlen Verſtandes. Es iſt die unentgeltliche Schriftenverteilung ein ernſtes Rechenexempel. Es iſt eine ganz anſehnliche Summe, die der Berliner Verein jährlich gebraucht. Die Herſtellung von 10 000 Exemplaren des Arbeiterfreundes koſtet jährlich 5200 Mark, die Schenkblätter für die Krankenhäuſer erfordern 2600 Mark, die Lutherſpende verſchlingt bis jetzt 4800 Mark. Wie die Arbeit des Vereins jetzt liegt, ſind mindeſtens 15 000 Mark jährlich erforderlich, um das Werk nur in ſeinem Beſtande zu erhalten. Von dieſer Summe iſt etwa die Hälfte gedeckt. Zunächſt kommen in Betracht die Abonnementsbeiträge. Nicht alle Verteiler der Blätter beziehen dieſelben unentgeltlich vom Verein, viele bezahlen den geringen Abonnementspreis dafür ganz oder teilweiſe aus ihrer eigenen Taſche (der „Arbeiterfreund“ koſtet monatlich fünf Pfennig, das „Neue Sonntagsblatt“ vierteljährlich fünfundzwanzig Pfennig, das „Berliner Sonntagsblatt“ monatlich vierzig Pfennig), die wertvollſte Unterſtützung bieten aber die ſogenannten Patronatsſcheine. Wer eine Summe von fünfzehn bis ſechzig Mark bezahlt, hat die Freude, durch den Verein eine entſprechende Anzahl von Schenkblättern oder Zeitſchriften in die Krankenhäuſer ꝛc. ſenden zu dürfen und erhält dafür einen ſchön ausgeſtatteten „Patronatsſchein.“ So gibt es „Patrone“ für die Poſtämter, die Fabriken, die Krankenhäuſer, kurz, für jeden Zweig der ausgebreiteten Arbeit des Vereins. Auf dieſe Weiſe iſt bislang etwa die Hälfte der erforderlichen Mittel aufgebracht. Für die andere Hälfte iſt der Verein auf freiwillige Gaben angewieſen geweſen. Aber gottlob haben dieſe Gaben bislang noch nie gefehlt. Trat auch jeweilig, namentlich in den Sommermonaten eine erhebliche Mindereinnahme an ſolchen Geſchenken ein, die folgenden Monate haben das Defizit doch wieder gedeckt. Und dieſe Gaben werden auch in Zukunft nicht fehlen. Sie werden nirgends fehlen, wo daſſelbe Werk im rechten Eifer angegriffen und im rechten Geiſt fortgeſetzt wird. Die Erfahrungen, die in Berlin gemacht ſind, reizen allerorten, ſich dem ſchönen Werke anzuſchließen. Es wird den nicht gereuen, der ſich einmal dazu entſchloſſen hat, die Blätter perſönlich zu verteilen. „Mit welcher Freude habe ich die Blätter immer empfangen,“ ſchreibt eine Dame. „Es war über Bitten und habe viel, viel Freude in den Hoſpitälern gemacht und habe meine liebſten Stunden dort verlebt.“ Die „Mitteilungen“ des Vereins ſind voll von wirklich ergreifenden Erzählungen davon, wie die Freude, welche die Empfänger der Blätter empfinden, ſich auch ausbreitet auf die Verteiler derſelben. „Fräulein,“ ſo ſagte neulich ein Feuerwehrmann, dem eine Dame den „Arbeiterfreund“ eine Zeitlang auf die Feuerwache gebracht hatte, wo ſechsundzwanzig Mann Tag und Nacht Wache halten, „Fräulein, wenn es in Ihrem Hauſe einmal brennt, dann holen wir Sie alle ſechsundzwanzig Mann hoch aus dem Bette!“

Zum Schluß empfehle ich noch jedem, der ſich über das Werk der Schriftenverbreitung ſelbſt und ſeinen Fortgang orientieren will, ſich von Herrn Rößler, Berlin S.W., Oranienſtraße 105 die „Mitteilungen“ des Vereins für Verbreitung chriſtlicher Schriften zuſtellen zu laſſen, welche unentgeltlich jedem, der es begehrt, zugeſandt werden.

H. Stölting.

Nach ſieben Jahren.

Novelle von Germanis.

(Fortſetzung.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Werner, der lieber dableiben, als ſein unruhiges Herz wieder nach Hauſe tragen wollte, ohne Barbara geſehen zu haben, zeigte ſich ganz bereit, dem ausgeſprochenen Wunſche der Baronin Folge zu leiſten, und Tante Bella, die nie glücklicher war, als wenn ſie jemand ganz allein für ſich haben konnte, betrachtete ein tête-à-tête mit dem von ihr ſo wert gehaltenen Herrn von Friedensburg für eine ganz beſondere Gunſt des Schickſals. Sie that alles, um es ihm recht bequem und behaglich zu machen, ſorgte nicht bloß für Zigarren, ſondern auch für Speiſe und Trank in überreicher Fülle, ſetzte ſich mit ihrer Arbeit zu ihm und ſchickte ſich an, ihm durch ihr Geplauder die Zeit zu vertreiben, ſo gut es eben ging.

Das war in dieſem Falle durchaus nicht ſchwer. Sie hatten viele gemeinſame Berührungspunkte, und nachdem man von dieſem und jenem geſprochen, kam Werner auf den Gedanken, daß, ſtatt Barbara direkt auszuforſchen, es beſſer und zweckmäßiger ſein dürfte, erſt einmal Tante Bellas Meinung zu hören, die in ihrer Objektivität vielleicht geeigneter war, ein unbefangenes Urteil abzugeben als er ſelbſt.

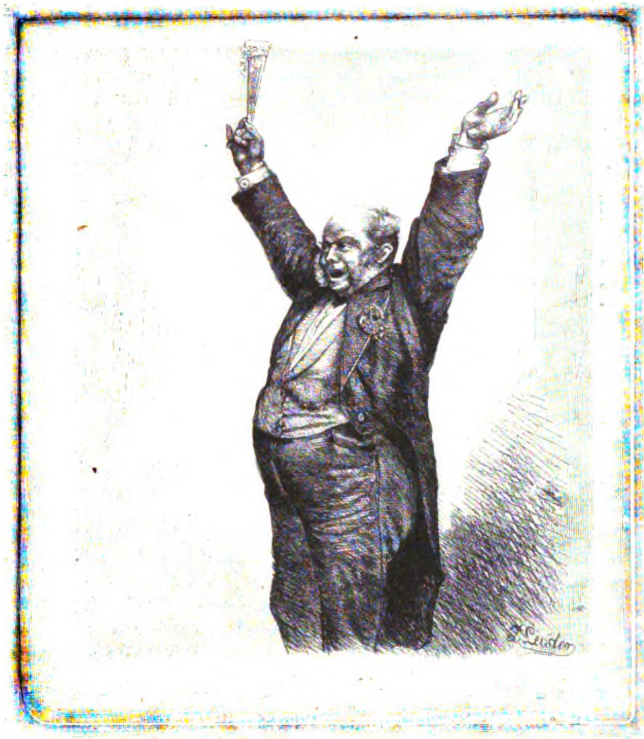
Sie, die bis zu einem gewiſſen Grade Barbaras Vertrauen genoß und täglich Gelegenheit hatte, ſie zu beobachten, konnte ihm gewiß am beſten ſagen, in wie weit ihr Herz und ihre Stimmungen von den ſchmerzlichen Eindrücken der letzten Jahre beherrſcht wurden und ihn eventuell davor bewahren, ſich unnötigerweiſe zu kompromittieren.

So lenkte er denn mit vielem Geſchick die Unterhaltung auf das gefährliche Gebiet hinüber, und es dauerte nicht lange, ſo wußte er, was er wiſſen wollte. Aber es war weder erfreulicher noch beſonders tröſtlicher Natur.

Tante Bella, welche die Schwäche beſaß, ſich für jedermanns Vertraute zu halten, und glaubte, ſie ſei eine große Menſchenkennerin, welche den beſonderen Beruf und die Gabe habe, den irrenden oder leidenden Nächſten mit beſtem Erfolg zu tröſten und zu beraten, hatte Barbara mit ihrer aufrichtigen, aber nicht immer ganz taktvollen Teilnahme und ihren endloſen, neugierigen Fragen ſo oft gepeinigt und in Verlegenheit geſetzt, daß dieſe, in der Furcht ihr ängſtlich gehütetes Geheimnis durch ſie verraten zu ſehen, es ruhig geſchehen ließ, daß die barmherzige Samariterin ihren Kummer und ihre Thränen, ihr ſtilles Weſen und die Zurückhaltung, die ſie bewahrte, immer wieder auf ihre verfehlten Hoffnungen und die traurigen Verhältniſſe, welche ſie von ihrem Verlobten getrennt, zurückzuführen ſuchte. Ja ſie beſtärkte ſie ſogar in ihrer Annahme, als Tante Bella ihre häufige Niedergeſchlagenheit nach Werners Beſuchen bemerkend, es ſehr erklärlich fand, daß Barbara durch ſeinen Verkehr mit ihrer Freundin in ſchmerzlicher Weiſe an ihr eigenes, verlorenes Glück gemahnt, und zu betrübenden Vergleichen gedrängt, ſeinen Beſuchen mit ſehr gemiſchten Gefühlen entgegenſah, und ſie ſprach daher nur ihre volle und wahre Überzeugung aus, als ſie Werner, der ſich für das junge Mädchen nur um ihres Vaters willen zu intereſſieren ſchien, in dieſem Sinne von Barbaras innerſtem Denken und Fühlen berichtete.

Sie fügte hinzu, daß gerade einer der letzten Tage ihr gezeigt, wie ſehr ihr Herz noch immer an dem einſt ſo heiß geliebten Manne hänge, von dem der Wille ſeiner Eltern und ein feindliches Geſchick ſie getrennt, denn als ſie die Anzeige ſeiner Verlobung mit einer reichen Berliner Jüdin, Fräulein Lydia Goldammer, in der Zeitung geſehen, ſei ſie erſt leichenblaß und dann dunkelrot geworden, und ihrem wohlgemeinten Rat, ſich den Treuloſen aus dem Sinne zu ſchlagen, ſei von ihr nur mit einem unendlich wehmütigen Lächeln geantwortet worden. Auch leide ſie ſichtlich unter dieſem neuen Schlage, und ſei ſeit jenem Tage noch blaſſer und ſtiller als je vorher.

Das alles klang ſehr glaublich und wahrſcheinlich, und Werner meinte, Tante Bellas Angaben um ſo weniger bezweifeln zu dürfen, weil ſie in mancher Beziehung mit ſeinen eigenen Wahrnehmungen zuſammentrafen und im Gegenſatz ſtanden zu dem, was er wünſchte und hoffte. — Hatte doch die innere Stimme, welche auch jetzt ihn eines Beſſeren belehren wollte, ihn ſchon einmal betrogen, und neben der tiefen Verſtimmung, welche ſich ſeiner bemächtigte, als er bedachte, daß er alle Hoffnung auf Gegenliebe werde aufgeben oder noch lange hinausſchieben müſſen, war es ihm doch eine gewiſſe Beruhigung ſich ſagen zu können, daß er ſehr vorſichtig zu Werke gegangen, und jede Bloßſtellung ſeiner eigenen Gefühle glücklich vermieden habe. Jetzt, wo er Barbaras Herz noch erfüllt glaubte von dem Bilde eines anderen Mannes, wollte es ihm ſcheinen, als wäre er zum zweitenmale von ihr abgewieſen worden. Er ärgerte ſich über ſeine eigene Schwäche, welche eine Wiederholung ſeiner Thorheit möglich gemacht, und ſein Selbſtgefühl, das von dieſer Seite ſchon einmal ſo grauſam verletzt worden war, rief wieder die halbvergeſſenen, peinlichen Gedanken in ihm wach, mit denen er vor ſieben Jahren aus dem Pelladryſchen Hauſe geſchieden. Er mußte ſich geſtehen, daß ſeine jetzige Situation mit der damaligen eine gewiſſe Ähnlichkeit habe, und der einzige Unterſchied lag für ihn darin, daß Barbaras Auffaſſung eine andere geworden.


Radiert von J. Leiſten.
Geſellſchaft f. vervielf. Kunſt, Wien.

Herrn Piepenbrinks Toaſt.

Sie mußte ſeine Liebe ahnen, jetzt wie damals, aber während ſie einſt frohlockt hatte über ſeine vollſtändige Niederlage, ſchien ſie jetzt ſeine Annäherung verhindern zu wollen und es aufrichtig zu bedauern, daß ſie nicht im ſtande war, eine Neigung zu erwidern, die ihr nun ſchon zum zweitenmale entgegengebracht wurde.

Als die Damen dann wirklich zurückkamen, glaubte er in Barbaras leidendem, gedrückten Ausſehen die Spuren eines heftigen Seelenkampfes zu finden, der nach ſeiner Meinung ihrer Liebe zu dem verlobten Bräutigam einer anderen galt, und in dem Beſtreben, den Eindruck, den ſie von ſeinem Weſen bisher empfangen haben konnte, möglichſt bald zu verwiſchen, begegnete er ihr mit einer Kühle und Höflichkeit, die befremdend und erkältend auf ſie einwirken mußte. Sie zog ſich dadurch noch mehr von ihm zurück, und neben ihrer ernſten Paſſivität erſchien Werner Silvias ſich ſtets gleichbleibende, herzerfriſchende Freundlichkeit in noch hellerem Lichte. Indem er ſich mit dankbarem und geſchmeicheltem Sinne ihr wieder um ſo lebhafter zuwandte, von der er überzeugt war, daß ſie kein anderes Ideal kenne als ihn, fragte er ſich zum erſtenmale, ob ſeine Mutter nicht am Ende doch recht gehabt habe, und Silvia mit ihrem weichen, anſchmiegenden Weſen, ihrem tüchtigen und häuslichen Sinn die beſte Hausfrau und Gattin für ihn ſein würde. Er grübelte über dieſer Möglichkeit, die ihm als die beſte Löſung aller inneren und äußeren Konflikte erſcheinen wollte, und während er es that, ſtrafte ſein Herz ſeine Eitelkeit Lügen, und zog ihn immer mächtiger zu Barbara hin. Der Zwieſpalt ſeiner Gefühle aber, der ihm, dem ruhigen, ſelbſtbewußten Manne bisher fremd geblieben war, machte ihn unruhig, reizbar und ſchroff, und der Ausdruck dieſer Reizbarkeit traf wiederum Barbara, die ihm, wenn auch diesmal ohne ihre Schuld, wie die Urſache aller Ärgerniſſe und Widerwärtigkeiten erſchien.

Sie beugte ſich unter dieſer neuen Prüfung, wie unter jeder anderen, und was ſie bisher gewünſcht und befürchtet, was für ihn Glück heißen ſollte und für ſie Verzichten, es ſchien nun wirklich der Erfüllung nahe, und durch die täglichen Ereigniſſe immer mehr beſtätigt zu werden.

Die Liebe, die ſie ſo elend gemacht, und die ſie heimlich im Herzen trug, ſie ſchien nun auch bei Silvia zum Durchbruch zu kommen, und daß dem ſo war, das zeigten ihr tauſend kleine Anzeichen, die ſie die eigene Erfahrung kennen gelehrt, und einzelne Vorgänge, welche ſie gerade in den letzten Tagen, wo Werner ihnen fern geblieben war, zu beobachten Gelegenheit hatte.

Wie Barbara, ſo bezeigte auch Silvia jetzt nicht die geringſte Luſt zu Beſuchen in der Nachbarſchaft, ſondern in einem glücklichen, träumeriſchen Nachdenken befangen, konnte ſie ſtundenlang daſitzen ohne zu ſprechen oder von ihrem Gartenplatz aus ſehnſüchtig den Weg entlang ſchauen, den ihr Vormund ſonſt ſo häufig zu kommen pflegte. Mitunter machte ſich auch bei ihr eine gewiſſe Unruhe geltend, und einmal war ſie von ihr betroffen worden, wie ſie minutenlang ein Blatt ihres Photographiealbums betrachtete, das aufgeſchlagen auf ihren Knieen lag und wie auf einer Schuld ertappt, heiß errötete, als ſie Barbaras Anweſenheit bemerkte. Sie wollte das Buch ſchnell zuſammenklappen, bei der haſtigen Bewegung glitt es aber auf den Teppich hernieder, und Barbara erkannte neben dem jugendlichen Bildnis eines Bergenſchen Namensvetters, der früher lange im Hauſe geweſen, Werners wohlbekannte, ſprechende Züge. Auch glaubte ſie wahrnehmen zu können, daß Silvia, ſich täglich inniger an ſie anſchließend, ſie oft forſchend betrachtete, und im Begriff ſtand, ihr eine vertrauliche Mitteilung zu machen, aber immer wieder den Mund ſchloß, als fürchte ſie zu viel zu verraten, und während ſie bei Werners nächſter Anweſenheit heimlich den Wunſch zu hegen ſchien, mit Onkel Fried einmal allein zu bleiben, wurde ſie doch verlegen und rief Barbara zurück, wenn dieſe die Abſicht verriet, ſich von ihr zu entfernen.

So ſtanden die Dinge im Bergenſchen Hauſe, jeder glaubte die eigenen Gefühle verbergen und die des anderen durchſchauen zu können, und der Zukunft allein blieb es überlaſſen etwaige Irrtümer aufzuklären.

VIII.

Inzwiſchen ſchritt die Zeit unaufhaltſam fort, der Sommer ſchmückte ſich mit ſeinen glühendſten Farben, die Felder wurden leer, und die wilden Brombeeren begannen ſich dunkler zu färben. Ein ſtarker Harzgeruch wehte aus dem Walde herüber, und die gelben Blütenkerzen der Lupine, welche die Sonne zu Tauſenden und Abertauſenden wachgeküßt hatte, ſandten ihre berauſchenden Duftwellen über Wieſe und Weg bis hinüber zu den dichten Reihen ſaftgrüner Maisſtauden, die ſich flüſternd im Winde beugten und ſo ſtolz wieder emporrichteten, als gehörten ſie zu dem Geſchlechte der Palmen.

In der Ferne wurde ein Reiter ſichtbar und kam langſam die breite Birkenallee herab, welche von dem Nachbarorte nach Walddorf führte. — Es war Herr von Friedensburg. Er ſah ernſt und ſorgenvoll aus, und wehrte mit ungeduldiger Gebärde den Mückenſchwärmen, welche den Kopf ſeines Pferdes umkreiſten. Wenn er ſich zu dieſer Stunde wieder auf dieſem Wege befand, ſo geſchah es gleichſam nur gegen ſeinen Willen, und ſeine Stimmung war von der unerquicklichſten Art.

Auf dem letzten Kreistage in der Stadt war er mit mehreren Herren zuſammengetroffen, die ihn einſtimmig, teils in ernſthafter, teils in ſcherzhafter Weiſe zu ſeiner nahe bevorſtehenden Verlobung mit Silvia beglückwünſcht hatten, und ſein hartnäckiges Leugnen für die bei dergleichen Gelegenheiten angemeſſene Diskretion und Beſcheidenheit hielten. — Man fand an der Sache durchaus nichts auszuſetzen, und gönnte dem allgemein geachteten und beliebten Mann ſein Glück, aber er ſelbſt wurde durch dieſe verfrühte Gratulation als Ausdruck der öffentlichen Meinung lebhaft beunruhigt.

Der Gedanke, die ihm liebe, ſeinem beſonderen Schutz anvertraute Familie vor den Augen der Welt unnötig exponiert und möglicherweiſe an Silvias jungfräulichem Herzen gefrevelt zu haben, das auf ſeine mittelbare Veranlaſſung hin ſich immer wärmer ihm zuzuneigen ſchien, war ihm unerträglich, und er machte ſich Vorwürfe, ſelbſtſüchtig gehandelt und die Verhältniſſe im Bergenſchen Hauſe für ſeine eigenen Zwecke ausgenützt zu haben. Er fühlte ſich verpflichtet, ſein relatives Vergehen wieder gut zu machen, und war doch außer ſtande, dies in der einzig hier angezeigten Weiſe zu thun, denn Silvia zu einer Ehe ohne Liebe zu bereden, hätte er für ein großes Unrecht angeſehen, und ſeine Freiheit hinzugeben, ſolange Barbara noch frei und die Möglichkeit vorhanden war, ſie einſt zu gewinnen, ſchien mehr als irgend jemand von ihm verlangen konnte. Am liebſten wäre er wieder verreiſt, um momentan allen Konſequenzen ſeines Thuns aus dem Wege zu gehn, aber er konnte ſich zu dieſem Entſchluß nicht durchringen, weil er ihm wie eine Feigheit erſchien, und ſo begnügte er ſich damit, die Sache noch einmal reiflich zu überlegen, und einige Tage von Walddorf fern zu bleiben. Aber auch das wurde ihm ungemein ſchwer, und als er heute ausgeritten war, um eine entfernt liegende Drainage zu beſichtigen, war er faſt unwillkürlich in den ihm ſo bekannten und liebgewordenen Pfad eingelenkt, und entſchuldigte dies vor ſich ſelbſt mit der Hoffnung, daß er ſich, angeſichts der Bergenſchen Familie und des Mädchens, das er liebte, über ſeine Entſchließungen wieder klarer werden dürfte.

Aus dieſem Sinnen wurde er durch das Rollen eines Wagens aufgeſchreckt, der auf dem Wege von Walddorf auf ihn zugefahren kam, und von ihm ſehr bald als die Bergenſche Ponyequipage erkannt wurde.

Der elegante kleine Wagen in Muſchelform, die feurigen Iſabellen, die ſo übermütig und kokett in den bunten Schelanken einherſchritten, der kleine Groom in der zierlichen Livree, das alles war ſeit Jahren ausſchließlich zu Fräulein Silvias Gebrauch beſtimmt, und ſie hatte in letzter Zeit in dem leichten Gefährt häufige Spazierfahrten mit Barbara unternommen, die eben ſo geſchickt war, die Zügel zu führen, als ſie ſelbſt.

Heute aber thronte ſie allein auf den hohen Polſtern des Vorderſitzes, und Werner ſchon von weitem lebhaft zuwinkend, zeigte ſie ſich ſehr erfreut, ihn anzutreffen, und erklärte ihm ganz offen, daß ſie eigens zu dieſem Zweck ihm entgegengefahren ſei, weil ſie ſchon geahnt habe, daß er heute doch kommen würde.

„Und nun komm, Onkel Fried,“ ſagte ſie munter, „gib dein Pferd meinem kleinen Welck, der es dir ſicher in den Hof bringen wird, und ſteige zu mir in den Wagen, denn wie du dich auch ſträuben magſt, ich will dich auf ein halbes Stündchen entführen, und gebe dich nicht eher wieder frei, als bis du mir verſprochen haſt, zu thun was ich will.“

Er hätte es vorgezogen, weiter zu reiten und ſich in möglichſt kurzer Zeit in das Bereich von Barbaras Gegenwart zu bringen, dem liebenswürdigen Despotismus der kleinen Autokratin konnte er ſich aber nicht entziehen, und ſo ſtieg er denn ganz gehorſam vom Pferde und ſetzte ſich auf den leeren Platz an ihrer Seite. Im ſelben Augenblick trieb ſie auch die Pferde wieder an, und fort ging es im ſchnellſten Trabe, in entgegengeſetzter Richtung dem Walde zu, als fürchte ſie, ihn wieder entrinnen zu ſehen.

Sie ſprach zuerſt nicht; er hatte Zeit, ſich in die neue Situation hinein zu finden, und während er mit einer gewiſſen Verwunderung darüber nachdachte, was ſie zu dieſem ungewöhnlichen Schritt veranlaßt haben könnte, beſchäftigte er ſich damit, ihre biegſame, ſchlanke Geſtalt, die kleinen Hände und den großen Strohhut zu bewundern, deſſen rotes Seidenfutter einen roſigen Schimmer auf ihr liebliches, jugendfriſches Geſichtchen warf. — Von dieſem ſelbſt war nicht viel zu ſehen. Sie blickte immer gradeaus, als ſchiene ſie nur Sinn für ihre Pferde zu haben, und erſt als ſie in eine enge Waldſchneiſe einbogen, die ſich mit ihrem weichen Moosteppich, ihren hohen Farnkräutern und den tief herabhängenden Zweigen ins Unendliche zu verlieren ſchien, und ſie allein waren in der ſchimmernden, duftenden, ſonnendurchleuchteten Waldeinſamkeit, wandte ſie ſich ihm wieder zu und ſagte lächelnd, nicht ohne einen Anflug reizender Befangenheit: „Du mußt mir ſchon verzeihen, Onkel Fried, daß ich dich in dieſer Weiſe überrumpelt habe, aber es blieb mir wirklich nichts anderes übrig. Ich ſehne mich ſchon ſeit einiger Zeit danach, dir eine Mitteilung zu machen, und wenn wir zu Hauſe ſind, finde ich nie Zeit und Gelegenheit, dich allein zu ſprechen, ohne auffällig zu ſein. Das wollte ich aber vor allem vermeiden, und nun, ehe ich dir meine Beichte ablege, noch eine Frage, Onkel Fried! Glaubſt du nicht, mir eine kleine Satisfaktion ſchuldig zu ſein?“

Ihm wurde etwas unbehaglich zu Mute, und er ſuchte ganz erſtaunt eine Gegenfrage zu thun, Silvia aber lachte hellauf über die ſichtliche Beſtürzung, die ſich in ſeinen Mienen ſpiegelte und meinte ſchelmiſch:

„Alle Welt denkt doch, daß du mich nächſtens heiraten wirſt. Deine Mutter wünſcht es, meine Mutter hofft es, Tante Bella glaubt es, meine Freundinnen fürchten es und ich ſelbſt! — nun, du wirſt mir zugeben müſſen, daß du in letzter Zeit alles gethan haſt, um mir ein wenig den Kopf zu verdrehen und die Leute in ihrer vorgefaßten Meinung zu beſtärken. — Wie ſchrecklich wäre es nun, wenn ich das alles für bare Münze genommen und mein armes junges Herz an meinen geſtrengen Herrn Vormund gehängt hätte. Ich wäre bitter enttäuſcht und ſehr unglücklich geworden, denn du liebſt mich nicht mehr und nicht anders wie damals, als du mich noch auf deinen Knieen ſchaukelteſt, und vor wenig Augenblicken noch haſt du ernſthaft darüber nachgedacht, wie du es anfangen ſollteſt, um den Kopf wieder aus der Schlinge zu ziehen, und auch anderen keinen Schaden zu thun.“

Werner wußte gar nicht, wie ihm geſchah: „Meine liebe kleine Silvia,“ ſagte er verlegen und ſchuldbewußt, „du biſt wirklich ein ſehr kluges, kleines Mädchen, aber woher in aller Welt weißt du das alles?“

„Woher?“ ſie lachte wieder, „ja, das iſt es eben! Du biſt gerade wie Mama, und ihr weiſen älteren Leute meint immer, jedes junge Mädchen unter zwanzig ſei noch ein Kind, das noch kein eigenes Urteil habe und eben nur glaubt, was man ihm zu ſagen für gut findet. Wir ſind aber nicht ganz ſo thöricht, wie ihr anzunehmen beliebt, wir haben unſere Augen und Ohren und wiſſen ſie mitunter recht gut zu gebrauchen. Dich, Onkel Fried, habe ich ſchon lange durchſchaut, und wenn ich dir dies nicht eher geſagt und mich deiner erbarmt habe, ſo geſchah es nur politiſcher Rückſichten wegen.“

„Ein wunderlicher Einfall, wie kommſt du darauf?“

„Nun, ich habe eben auch mein Geheimnis, und ganz abgeſehen davon, daß du eine kleine Strafe verdient hatteſt, war mir deine ſcheinbare Annäherung gerade jetzt ſehr willkommen, denn ſie lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit in falſche Bahnen und gab mir Gelegenheit, mich ein ganz klein wenig bei dir einzuſchmeicheln.“ — „Kleine Schlange, und weshalb das alles?“

„O, es lag mir ſehr viel daran, dich meinen eigenen Wünſchen geneigt zu machen, und an dir einen Fürſprecher zu gewinnen, der meine Sache Mama gegenüber erfolgreich vertreten könnte.“ — — „Alſo der reine Machiavellismus!“

„Nichts anderes, ich geſtehe es offen, aber ich denke auch, jede Frau darf ein wenig Diplomatin ſein, wenn es ſich um das Glück ihres Lebens handelt.“

„Darin haſt du vollkommen recht, liebe Silvia, aber handelt es ſich hier wirklich um nichts Geringeres als dein Glück?“

Sie zögerte einen Augenblick und ſenkte das Köpfchen. Dann, wie zu einem plötzlichen Entſchluſſe gekommen, warf ſie es mit einer allerliebſten, trotzigen Gebärde zurück und ſagte feſt: „Ja, mein Glück, Onkel Fried, nichts mehr und nichts weniger! Ich bin nämlich ſchon ſeit zwei Jahren verlobt, und das war es auch, was ich dir heute ſagen mußte, du biſt doch mein Vormund.“

„Ah,“ ſagte er, „alſo das war dein Geheimnis, aber —“ und er ſchaute ſie ungläubig an, „das iſt ja nicht möglich, du mit deiner Unerfahrenheit, deinen achtzehn Jahren — —“

„Neunzehn, lieber Onkel, ſeit vier Wochen ſchon neunzehn.“

„Eine überraſchende Neuigkeit, fürwahr!“ Er wußte nicht, ſollte er ihr zürnen wegen ihrer Heimlichkeit und des für ein ſo junges Mädchen unſtatthaften Verhaltens, oder ſich freuen, daß an ihn ſelbſt keine Anſprüche mehr gemacht werden konnten. Er wählte das erſtere, weil es mit ſeiner Würde und verantwortlichen Stellung eher zu vereinbaren war, und verſuchte, recht ſtreng auszuſehen, als er endlich hinzufügte: „Und mit wem, wenn ich fragen darf, haſt du dich verlobt?“

„Mit einem lieben, reizenden, vortrefflichen Menſchen, meinem Vetter, Hans Kurt von Bergen.“

„Ich begreife nicht, wie der junge Mann es angefangen hat, dich ſo ſchnell für ſich zu gewinnen, und noch dazu ohne Wiſſen deiner nächſten Umgebung.“

„Nun, Onkel Fried, das war einfach genug. Er brachte einmal ſechs Wochen hier zu und wir waren damals ſehr viel zuſammen. Mama und Tante Bella hatten nie Zeit für mich und behandelten mich immer noch wie ein Kind, er nicht, und als er dann abreiſte, fragte er mich, ob ich auf ihn warten und ſeine Frau werden wolle.“

„Worauf du natürlich mit ja antworteteſt!“

„Natürlich, lieber Onkel, wie konnte ich anders?“

„Es wäre richtiger geweſen, wenn er bei deiner Mutter und bei mir um deine Hand angehalten hätte.“

„Das kann ſchon ſein, aber er wollte es nicht, er war dazu viel zu ſtolz. Er hatte mir nichts zu bieten, weder Vermögen, noch Stellung, und meinte, als armer Referendar würde er von euch doch nur abgewieſen werden.“

„Sehr wahrſcheinlich, Silvia, und darin hat ſich wohl auch noch nichts geändert.“

„O doch, Onkel Fried!“ und nun erzählte ſie ihm voll ſtolzer Freude, wie der junge Mann raſtlos danach geſtrebt, möglichſt bald eine geachtete und ſelbſtändige Poſition zu erringen und beſonders darauf ausgegangen ſei, Landrat zu werden, weil es ihm dann am erſten möglich ſei, offen mit ſeiner Bewerbung hervorzutreten und ſein geliebtes Bräutchen heimzuführen. Mehrere Monate habe er jetzt in einem bekannten Kreiſe den Landrat vertreten, und ſei nach dem Tode desſelben einſtimmig zu ſeinem Nachfolger erwählt worden. Es fehle ihm nur noch die Beſtätigung der Regierung, die ihm aber auch ſchon zugeſichert worden, „und wenn er die hat, dann, Onkel Fried,“ fuhr ſie fort, „dann will er direkt hierher nach Waldorf kommen, und dich und Mama um eure Zuſtimmung zu unſerer Verlobung bitten.“

„Als wohlbeſtallter königlicher Landrat, das läßt ſich hören!“

„Nicht wahr? — und das kann alles ſchon morgen oder übermorgen geſchehen. Du wirſt bei Mama ein gutes Wort für uns einlegen, denn, ſiehſt du, wenn er auch ganz arm iſt, ſo habe ich doch genug für uns beide, und ſpäter, wenn es Mama einmal zu viel wird und er die Güter übernimmt, bleibt alles in derſelben Familie.“

Werner fühlte ſein Herz immer leichter werden, die Sache war wirklich ſo übel nicht, und Silvia hatte für ihre Jugend nicht allein viel Klugheit, ſondern auch guten Geſchmack bewieſen, denn dieſer heimliche Vetter ſchien ein tüchtiger Menſch zu ſein. Seine eigene Lage war dadurch eine ganz andere, normalere geworden und nicht der geringſte Vorwurf konnte ihn treffen, wenn er ſich ſtatt als Bewerber als der natürliche Vertraute der lieblichen Braut darſtellte. Selbſt ihr ſchelmiſches, hinterliſtiges Verfahren ſollte ihr gnädigſt verziehen ſein, denn ſie erſchien ihm in dieſem Augenblick wie eine Retterin in der Not, und ſeine Stimmung wurde nach und nach eine ſo heitere, daß Silvia endlich ganz vorwurfsvoll ausrief:

„O, Onkel Fried, das habe ich doch nicht gedacht, daß du ſo froh ſein würdeſt, mich los zu werden, das iſt wirklich recht häßlich von dir, aber nun, nachdem wir ſo gute Freunde geworden und ich dir alles erzählt habe, möchteſt du mir nicht auch dein Vertrauen ſchenken?“

Er wußte nicht, worauf ſie hindeuten wollte, und ſah ſie nur ſehr erſtaunt an. „Nun,“ meinte ſie lächelnd, „ich meine wegen Barbara! Warum gehſt du nicht hin und heirateſt ſie?“

Alſo auch in dieſem Punkte war er erkannt — kein ſehr erhebendes Gefühl für einen Mann, der ſich auf ſeine Selbſtbeherrſchung ſehr viel zu gute that — aber es war daran nun nichts mehr zu ändern und Silvias herzliche Teilnahme that ihm wohl. Er verſuchte alſo nicht erſt zu leugnen, ſondern ſagte nur mit einem tiefen Seufzer: „Weshalb, meine kleine Silvia? Weil ſie mich nicht will!“

Dieſe Erklärung hatte die kleine Diplomatin durchaus nicht erwartet. „Weißt du das ganz gewiß?“ fragte ſie betroffen.

„Leider ja!“ — „Und von wem?“ — „Von Tante Bella.“

„Ah!“ Silvia machte eine Gebärde, welche ihre vollſte Verachtung ausdrücken ſollte. „Wenn das der Fall iſt, ſo kannſt du dich beruhigen. Tante Bella verſteht gar nichts von dergleichen Dingen! Sie iſt während der ganzen zwei Jahre unſer postillon d'amour geweſen, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, und hält heute noch meinen lieben Hans Kurt für einen ganz harmloſen jungen Mann, deſſen Briefe ſie mir mit einer gewiſſen Genugthuung vorlieſt und mehr oder weniger nach meinem Diktat beantwortet. Warum, wenn du ſie liebſt, willſt du nicht Barbara ſelbſt einmal fragen?“

„Weil ich fürchte, daß Tante Bella dieſesmal denn doch recht haben könnte. Barbara war meine erſte und einzige Liebe und ſie hat mich ſchon früher einmal abgewieſen.“

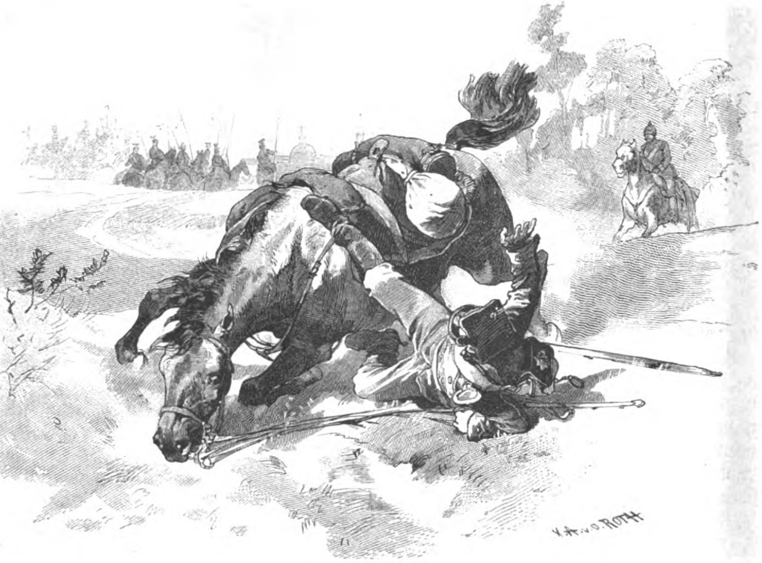
„Wann war das, Onkel Fried?“

„Vor ſieben Jahren, als ich ihre Eltern in Neuenburg beſuchte!“ — — „Und ſie noch ſehr jung, ſehr luſtig und ſehr übermütig war?“

„Ja; ich glaube, ich flößte ihr eine unüberwindliche Abneigung ein. Das könnte ſich geändert haben, aber die Hauptſache iſt: ſie kann Herrn v. Bachren noch immer nicht vergeſſen.“

„Du meinſt ihren früheren Verlobten, den hübſchen Huſarenleutnant? — Nein, Onkel Fried, da biſt du im Irrtum! Sie ſpricht wenig über ihre eigenen Angelegenheiten, weil auch ich ihr auf Hans Kurts ausdrücklichen Wunſch mein Vertrauen nicht ſchenken durfte, was mir, nebenbei geſagt, oft recht ſchwer geworden iſt, aber ſoviel hat ſie mir doch geſagt, daß ſie alle Urſache habe, Herrn von Bachren zu verachten und es lebhaft bedauert, jahrelang ihre beſten Gefühle an ihn verſchwendet zu haben. — Ich bin überzeugt, ſie erwiedert deine Neigung, und weil ſie dich früher verſchmäht und gekränkt hat, glaubt ſie, du könnteſt ihr nicht verzeihen. Nur ſo kann ich mir ihre Schwermut und ihr wechſelndes Benehmen erklären.“

(Fortſetzung folgt.)



Geſtürzt! Nach dem Leben gezeichnet von G. Koch.

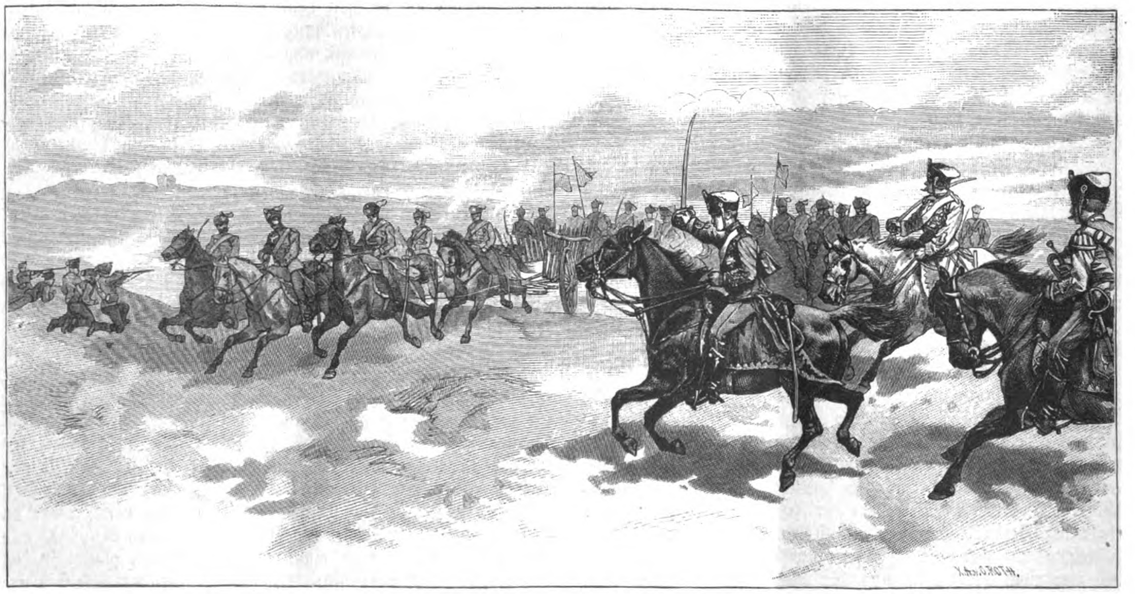
Szenen von den Exerzierplätzen unſerer Reiterei.

„Iſt der Winter vorbei, Das iſt das Wahre.
So kommt der Mai, Iſt der Winter vorbei,
Mit ihm die Kandare, So kommt der Mai.“

Luſtig trällert der junge deutſche Reiteroffizier die beliebte Weiſe, wenn er nach beendetem Dienſte beim Verlaſſen der ſtaubigen Reitbahn den erneuten Eindruck des eben erwachenden Frühlingslebens in der Natur gewinnt. Zwar iſt er ſich ebenſowohl bewußt, wie ſeine ſämtlichen älteren Kameraden, daß in dem ſteten Einerlei der winterlichen Bahndreſſur Pferd und Mann vorbereitet werden für die blutigen Aufgaben des Krieges, daß dort das Schwert geſchliffen wird, welches beſtimmt iſt, das Seine beizutragen zur Verteidigung des Vaterlandes, und er widmet ſich deshalb dem oft ermüdenden Dienſte mit dem ganzen, nie erlahmenden Pflichteifer, den in ſolchem Umfange nur die deutſche Armee kennt. Wer aber wollte es der friſchen Jugendkraft verargen, wenn ſie ſehnſüchtig des Augenblickes harrt, wo auch die Offizierreitſtunde ihr Ende erreicht und der kühne Reiter, ſtatt das eigene Pferd im kurzen Galopp in den mancherlei Seitengängen und anderen Feinheiten auf dem „Zirkel“ zu „kniebeln,“ wieder über Hecken und Gräben dahinfliegen kann.

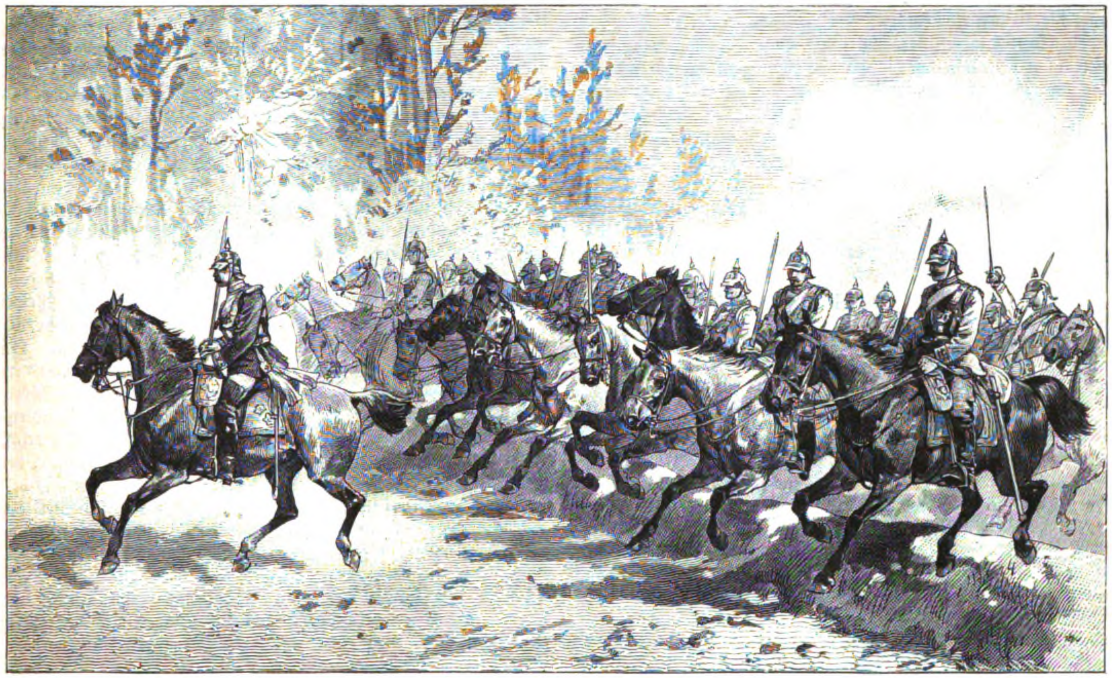
Endlich iſt der Winterdienſt geſchloſſen, Regiments- und Brigadekommandeur haben aus eigener Anſchauung ſich von der Reitausbildung der „unterhabenden“ Truppenteile befriedigt erklärt und die Verwertung des in der Manege Erlernten zu unmittelbaren militäriſchen Gebrauchszwecken kann ihren Anfang nehmen. Die Dreſſur der Pferde und der Reitunterricht des Mannes laſſen ſich vergleichen mit dem Schmieden und Schärfen der eiſengehärteten Klinge, während die Ausbildung der taktiſchen Körper auf dem Exerzierplatze ſich als die Übung im Gebrauche der ſchneidigen Waffe darſtellt.

Die „Rangierung“ der Eskadron iſt ſchon ſeit Wochen auf dem Papiere ſorgſam vorbereitet. Im allgemeinen herrſcht jetzt wohl durchgängig der Grundſatz, daß der Mann dasjenige Pferd auch im Sommer behält, welches er während der Dreſſurperiode geritten hat, doch erweiſen ſich einzelne Ausnahmen immer als notwendig. Die Eltern der Eskadron, Chef und Wachtmeiſter, von denen der letztgenannte im allgemeinen Sprachgebrauche trotz des grimmigen Geſichtsausdruckes und des mächtig ſtruppigen Schnauzbartes als der zartere, weibliche Teil des würdigen Paares bezeichnet zu werden pflegt, haben ſchwerwiegende Bedenken überwinden müſſen, ehe der zur „alten Remonte“ gehörige Harald verſuchsweiſe unter die Zahl der prächtigen acht



Laſſofahren. Nach dem Leben gezeichnet von G. Koch.

hellbraunen Wallache aufgenommen, mit denen die Flügelunteroffiziere der Züge beritten ſind, und unter vielfachen Ermahnungen dem jungen Unteroffizier anvertraut wird, welcher eben „von Reitſchule“ mit vortrefflichem Zeugnis zurückgekehrt iſt, alſo gewiß gut reitet, aber nach Philiſtermanier als Großſtädter von den in kleinen Verhältniſſen Zurückgebliebenen doch mit einem gewiſſen mißtrauiſchen Bedenken betrachtet wird. Schimmel, ſoweit ſie nicht für die Trompeter abzugeben ſind und ſonſtige auffallend bunte Pferde wandern trotz ihres ſicheren Temperaments in das zweite Glied. Dagegen ſind einzelne, beſonders ſchöne Braune zu heftig und unruhig, um vorderhand im erſten Gliede verwendet werden zu können und der Chef muß ſich ſchweren Herzens entſchließen, ſie unter guten Reitern dort unterzubringen, wo ihre Schönheit zwar weniger bemerkt wird, wo ſie aber auch nicht die Sicherheit der Bewegungen beeinträchtigen und ſich ſelbſt nicht zu ſehr „abeſchern.“ Unverdroſſene Mühe, vielfache Überlegung und genaue Kenntnis ſeines geſamten Materials an Menſchen und Tieren laſſen den Rittmeiſter ſolche und eine ganze Zahl weiterer ähnlicher Schwierigkeiten indes glücklich überwinden, die außerdem durchweg nicht etwa durch feſtſtehende Allerhöchſte Beſtimmungen hervorgerufen ſind, ſondern uraltem Herkommen, praktiſchem Ermeſſen und dem eigenen Hange zu ſorgfältigem Ausputz ihre Entſtehung verdanken.



Übung der Eskadron im Nehmen von Hinderniſſen. Nach dem Leben gezeichnet von G. Koch.

An einem beſonders ſchönen Frühlingsmorgen erſchallt dann das auch von der Mannſchaft längſt erſehnte Signal zum Satteln und ſpäter zum Ausrücken, zum „Herausziehen“ für die ganze Eskadron. Wie bei allen militäriſchen Angelegenheiten aus der genauen Beobachtung kleinſter und anſcheinend unweſentlicher Dinge ſich Vorteile von ſchwerwiegender Bedeutung für die Geſamtheit ergeben, ſo wird ſchon in der Garniſon von vornherein mit konſequenter Strenge darauf geſehen, daß kein Reitersmann ſein Pferd ſattelt, bezw. „aufkandart,“ ehe nicht das entſprechende Signal oder der Befehl dazu erfolgt, um durch dieſe Maßregel dem vierbeinigen Material, dieſer eigentlichen „Waffe“ des Kavalleriſten Ruhe und Bequemlichkeit bis zum letzten Augenblick zu gönnen und die edlen Tiere friſch für außerordentliche Leiſtungen zu erhalten.

Langſam zieht der Kavalleriſt den braven Gaul aus dem Stalle und unterwirft die beiderſeitige äußere Erſcheinung einer letzten Muſterung. Sattel und Zaumzeug ſind rein und liegen gut, der Woylach ſchlägt keine Falten, die Gurte ſind vorſchriftsmäßig angezogen, die Kinnkette in die richtige „Scharte“ gelegt — alles in Ordnung, „proper und adrett.“ Der Reiter ſchwingt ſich auf und ſucht ſeinen vorher beſtimmten Platz im Gliede auf. Der Wachtmeiſter iſt der erſte zur Stelle geweſen, er prüft mit kritiſchen Augen alles, und nichts Vorſchriftswidriges, keine falſchſitzende Schnalle, kein Stäubchen entgeht ſeinem gefürchteten Scharfblick. Die Unteroffiziere haben ihre Beritts herangeführt und ſtellen ſich der Anciennetät nach vor dem rechten Flügel der Eskadron auf; nach und nach erſcheinen, teilweis noch etwas verſchlafen, die Herren Offiziere, um ihrerſeits vor den Unteroffizieren neben einander Poſto zu faſſen. Zuletzt, wenn der Wachtmeiſter mit der Rangierung fertig iſt, einige kleine Veränderungen vorgenommen, „in Züge,“ „zu dreien,“ und „zum Abſitzen“ abgeteilt und die Linie genau „ausgerichtet“ hat, naht ſich, pünktlich auf die Minute, der geſtrenge Chef. Von der letzten Ecke ſetzt er ſein Pferd in kurzen Galopp, empfängt die Meldung des älteſten Offiziers, „Herren Ober- und Unteroffiziere auf Poſten,“ lautet das Kommando, und zum erſtenmal in dieſem Jahre geht es dem einige tauſend Schritte entfernten Exerzierplatze zu.

Von bedeutendem Einfluſſe auf das exakte Exerzieren und die raſche Beweglichkeit einer Schwadron iſt die Wahl des Trompeters, welcher fortwährend neben dem Rittmeiſter reitet und deſſen Kommandoworte in Signale umſetzt, wo die menſchliche Stimme nicht ausreicht, auch oft in die Lage kommt, mündliche Meldungen und Beſtellungen zu überbringen. Zwiſchen dem Chef und ſeinem Trompeter bildet ſich dann auch ein eigenes Vertrauensverhältnis heraus. Schmidt trinkt zwar manchmal nach der ſchlechten Gewohnheit vieler „Blechpfeifer“ etwas über den Durſt, und iſt auch keineswegs immer ſehr zuverläſſig in der Sorge für ſein Pferd, aber er reitet verſtändig und ſchneidig, ſieht gut zu Pferde aus, iſt intelligent, willig und unverdroſſen und bläſt das beſte Signal im Regiment. So hat er denn auch dieſes Jahr wieder ſeinen alten Poſten inne, reitet einen prachtvollen Schimmel, und erhält nach alter Gewohnheit während des Marſches Inſtruktionen, wie er raſch die Signale auffaſſen und das Schalloch der Trompete immer recht hoch in die Luft halten ſoll, damit wieder wie immer die Signale bei der erſten Eskadron am ſchmetterndſten durch die Lüfte ſchallen, und die Eskadron am beſten „in die Signale hineinreitet.“

Doch vorläufig kommt Schmidt noch nicht in die Verlegenheit, ſeine Kunſtfertigkeit beſonders zu produzieren, denn nicht mit dem erſten Tage gleich beginnt das eigentliche Exerzieren. Da werden erſt wieder „zugweiſe“ oder „nach Klaſſen“ Reitabteilungen gebildet, welche auf dem „Quarree“ die Lektionen des Winterdienſtes wiederholen; mit beſonderem Nachdruck wird eine gute Marſchordnung innegehalten, denn durch den gleichmäßigen langen Schritt erhält man weniger lahme und gedrückte Pferde; Abreiten zu einem in den verſchiedenen Gangarten mit Hauen und Stechen nach Türkenköpfen, Ringen, ausgeſtopften Puppen und dergleichen; Übungen im langen Galopp, welche die kleinen Abmeſſungen der Reitbahn verbieten; Nehmen der einzelnen Hinderniſſe; Anleitung zum Einzelgefechte, dem ſogenannten Karakolieren; ſolche und ähnliche Übungen nehmen unter beſonderer Schonung der Pferde die erſten Tage in Anſpruch. Denn dieſe ſind noch nicht „ausgehäärt“ und bei dem geringen Futter kann man ſie unbeſchadet ihrer Geſundheit und Gebrauchsfähigkeit nur unter langſamer Steigerung der Arbeit zu größeren Anſtrengungen vorbereiten.

Nach und nach aber entwickelt ſich aus derartigen Anfängen doch aber ein auch dem Laien verſtändliches militäriſches Bild. Zugweiſe werden die verſchiedenen Wendungen, der Übergang von einer Kolonne in die andere, von „Rechtsum“ zu „dreien“ und „zweien“ und umgekehrt eingeübt, dann folgt die Zuſammenſtellung der Eskadron. „Leutnant von M., ich bitte Diſtanz zu halten,“ „Unteroffizier, bleiben Sie heran an den Zugführer und nehmen Sie das Glied mit,“ „Scharf gerichtet das zweite Glied im dritten Zuge,“ hört man die helle Stimme des Chefs aus dem dicken Staube, welcher die Schwadron beim „Allignementstrabe“ umgibt. „Front,“ „Trab“ ſchmettern die Signale, die Staubwolke lichtet ſich, ſchnaubend und pruſtend freuen ſich die Tiere des friſchen Luftzuges, und in ſchnurgerader Linie gelingt der erſte Fronttrab über alles Erwarten.

Großer Wert wird auf das Innehalten der vorgeſchriebenen Marſchgeſchwindigkeiten gelegt. Der beim Exerzieren und vor dem Feinde in einer Minute zu durchreitende Raum beträgt dreihundert Schritt im Trabe, fünfhundert Schritt im Galopp, ſagt das Reglement, und auf den Bruchteil einer Sekunde genau wird dieſes Tempo nach abgeſteckten Diſtanzpfählen reguliert, bis Mann und Pferd gewiſſermaßen inſtinktiv das Gefühl für die Richtigkeit gewonnen haben, trotzdem daß der mit elaſtiſcher Grasnarbe verſehene Platz dieſes Regiments oder die mächtigeren Pferde der „Schweren“ es ſo leicht erſcheinen ließen, im Trabe noch zwanzig Schritte zuzulegen, während der tiefe Sand in der Nähe jener Garniſon die Innehaltung des langen Galopptempos für die leichteren Pferde der Dragoner und Huſaren einigermaßen erſchwert. Jeder deutſche Offizier, hoch oder niedrig geſtellt, iſt gewohnt, ſich bei aller perſönlichen Selbſtändigkeit dennoch als Glied des großen Ganzen zu fühlen, und bei allem Ehrgeiz findet das Streben nach möglichſt vollkommener Leiſtung ſeine unantaſtbare Grenze in den durch das Reglement gezogenen Schranken. So nur wird es möglich, daß zwei Regimenter aus ganz entgegengeſetzten Teilen des Reiches, leichte oder ſchwere, Küraſſiere, Ulanen oder Dragoner, ohne weitere Schwierigkeiten und Vorbereitungen in gemeinſame taktiſche Verbände vereinigt werden, und trotz mancher provinziellen Verſchiedenheiten gemeinſam mit gleichen Mitteln und gleichem Erfolge dasſelbe Ziel verfolgen können.

Der menſchliche Erfindungsgeiſt iſt beſtrebt geweſen, in ſtetem Fortſchritt die verderbenſprühenden Feuerwaffen mehr und mehr zu verbeſſern. Hand in Hand damit und mit der veränderten Organiſation moderner Heere geht die ſtrategiſche Verwendung der letzteren und die taktiſche Ausnutzung der einzelnen Waffen. Die Kavallerie muß ſich jetzt auf große Entfernung von dem Feinde halten, den ſie im ſtürmenden Anritte verderben will, um nicht vor der Zeit von den weittragenden Geſchoſſen dezimiert zu werden, und iſt dann im gegebenen Augenblicke genötigt, in raſcher Bewegung weitere Strecken unter feindlichem Feuer zurückzulegen, als dies in früheren Kriegen notwendig wurde; ſie ſoll dem eigenen Heere weit voraus jede Art von Terrain im Sattel durcheilen und vorkommendenfalls eine wichtige Örtlichkeit im Gefecht zu Fuß mit dem Schießgewehr in der Hand verteidigen, vielleicht ſogar im kühnen Angriff gewinnen können.

Jede Reiterabteilung muß im ſtande ſein, natürliche Bodenhinderniſſe von mäßigem Umfange in jeder Gangart zu überwinden. Dazu iſt vielfache Übung über die an den Seiten des Exerzierplatzes angebrachten künſtlichen Springgegenſtände, Graben, Mauer, Block, nötig, namentlich um den jungen Reiter an unbefangene Zuverſicht zu gewöhnen. Dieſer meint nur zu oft das geduldige Pferd ſtrafen zn müſſen, das er ſelbſt in der Furcht vor einem Sturze im entſcheidenden Momente durch den übel angebrachten „Inſterburger“, den „Ruck ins Maul“, zum Umdrehen gebracht hat. In haarſcharfer Linie ruhig und dicht geſchloſſen galoppiert der Zug aber ſchließlich anſtandslos über die Hinderniſſe fort, obgleich jedes Pferd dabei ſeine eigentümliche Art der Bewegung bewahrt, wie unſere Zeichnung das zur lebensvollen Anſchauung bringt. Der Küraſſier im zweiten Gliede allerdings, welcher den Pallaſch hoch hebt, um ſein Pferd vorwärts zu treiben, muß Chef und Wachtmeiſter weit entfernt wiſſen und ſich vor aller Beobachtung ſicher glauben. Im entgegengeſetzten Falle würde er wahrſcheinlich bald nach dem Einrücken Gelegenheit bekommen, in einſamer Zelle und auf harter Holzpritſche drei Tage lang über ſolchen Mißbrauch ſeines Seitengewehrs nachzudenken.

Wo Holz gehackt wird, fallen Späne, ſagt das Sprichwort mit voller Berechtigung, und ſo kann es bei den Schwadronsübungen der Reiterei auch nie ganz ohne Unfall abgehen. Bei aller Energie und Aufmerkſamkeit macht das edle Roß im Staub und Gedränge ſelbſt auf dem ebenen Boden des Exerzierplatzes einmal einen Fehltritt und muß durch einen Piſtolenſchuß von den Leiden, die der gebrochene Fuß verurſacht, erlöſt werden und auch mehr oder minder ſchwere Verletzungen der Reiter kommen vor.

Zur erſten Hilfeleiſtung in ſolchen Fällen begleitet der Schwadronsarzt in der Regel ſeine Truppe und der mächtige „Kremperwagen,“ deſſen eigentliche Beſtimmung in der Heranführung der Futtervorräte beſteht, der aber auch die „Hauklingen“ zum Karakolieren, die Gegenſtände zum Hauen und Stechen mit manchen anderen nützlichen Dingen auf den Exerzierplatz bringt, dient dann als erſte Lagerſtatt für den verunglückten Reitersmann.

Auch heute hält der Kremperwagen an einer entfernten Ecke des Platzes. Der Kutſcher hat ſeine Pferde abgeſpannt und läßt ſie in der Nähe nach ſaftigem Gras ſuchen. Sie werden zwar nicht viel finden, denn der ſparſame Fiskus hat den Exerzierplatz an einen Fleiſcher des Orts verpachtet und die zum Schlachten beſtimmte Hammelherde des letzteren graſt in den Stunden, zu denen die Truppe den Platz nicht betritt, die vorhandene ſpärliche Vegetation bis auf die Wurzelſtumpfe ab. Zum ſteten Ärger des Rittmeiſters, denn der auf ſolche Weiſe feſtgeſtampfte Boden wird bei Regen leicht ſchlüpfrig glatt und dem getreuen Schwadronsvater erſcheinen zu ſolcher Zeit ſeine Lieblinge im nächtlichen Traume mit ſchwerer Hüft- und Feſſelgelenklähme behaftet.

Der ſchwere Wagen ſcheint heute indes noch einen beſonderen Zweck zu haben, darauf deutet die Zahl der Zuſchauer, welche ſich in ſeine Nähe drängt. Der Chef führt die Eskadron den beſichtigenden Vorgeſetzten vor und die kleine Stadt nimmt natürlich den regſten Anteil an dieſem Ereignis der Garniſon. Nach „untergelegter taktiſcher Idee“ hat die Truppe den engbegrenzten Platz nach allen Richtungen in den verſchiedenſten Formationen durchmeſſen, da richtet ſich eine Frontbewegung in der Diagonale über die ganze Länge desſelben. „Zur Attacke auf die Batterie,“ „Auseinander Marſch! Marſch!“ und im raſcheſten Roſſeslaufe, allen weit voraus der Rittmeiſter, geht es dem Kremperwagen zu. Hier endet der gelungene Angriff, ein Teil der Eskadron eilt weiter zur Verfolgung der „ſupponierten“ Bedienungs- und Bedeckungsmannſchaften, während der vierte Zug zum „Abfahren des eroberten Geſchützes“ die nötigen Maßregeln ergreift. Das „Laſſofahren“ iſt eine Erfindung der Neuzeit und einer der vielen Nägel zum Sarge des Eskadronschefs, welcher ſchon manchen halblauten Fluch über den ..... Artilleriſten dem „Gehege ſeiner Zähne“ hat entſchlüpfen laſſen, welcher nichts Beſſeres auszuhecken gewußt hat. Wenn der arme gequälte Rittmeiſter ſeine Pferde glücklich ſämtlich „rittig“ hat, ſoll er ihnen nun auch noch das Ziehen beibringen, denn der kommandierende General verlangt kategoriſch, daß jeder Zug anſpannen kann. Außer Zeit, Mühe, Ärger und manchem Donnerwetter koſtet es eine Menge der ſchönen funkelnagelneuen Fouragierleinen. Mit dieſen erfolgt das Anſpannen. Hurtig ſind die bezeichneten Nummern vom Pferde, entrollen die in ſchön gedrehtem Kreiſe feſtgewickelte lange Leine und befeſtigen ſie einerſeits an den Gurten des Pferdes, anderſeits nach beſtimmter Vorſchrift am Wagen. Nach wenigen Minuten ſitzen die Huſaren wieder auf den Pferden und im Triumphe wird die Siegestrophäe, gedeckt von dem Reſte der Eskadron, in Sicherheit gebracht.

Exzellenz iſt zufrieden geweſen; alles ging exakt, ruhig, raſch; beſonders lobend muß hervorgehoben werden, daß beim Ablaufen zu Einem in der Karriere, die Pferde bei gleichmäßigen Abſtänden ohne Ausnahme „im windenden Tempo“, „„wie ich das liebe,““ den hohen Herrn paſſiert haben, und daß die Reiter durchweg den Strohkopf mit der Spitze des Säbels vom Boden aufhoben, oder den kaum drei Zoll im Durchmeſſer haltenden Ring getroffen haben. Auch das Abfahren des Geſchützes war, wie dies wohl früher geſchehen, nicht durch vorher hinterliſtig angebrachte „alte“ Fouragierleinen weiſe vorbereitet, ſondern bot ein natürliches Kriegsbild.

Dem Chef werden ſomit die erſehnten Majorsepaulettes in immer größere Nähe gerückt. Er hat bei allem Dienſteifer im Laufe der Jahre ſich auch ſchon von der Wahrheit des alten Satzes überzeugt, daß die hohe Freude, welche der Offizier empfindet, wenn er mit der Ernennung zum Eskadronchef einen ſelbſtändigen Wirkungskreis gewinnt, noch übertroffen wird von dem Glück, beim weiteren Avancement den täglichen Mühen und aufreibenden Verpflichtungen dieſer Stellung wieder enthoben zu ſein. Die Truppe iſt ſtolz und beglückt. Der deutſche Soldat ſetzt ſeine Ehre darein, das Verlangte auch nach beſten Kräften zu leiſten, der einzelne Mann beſitzt ganz unbewußt einen ſtark entwickelten Korpsgeiſt, freut ſich der Anerkennung, welche ſein Truppenteil findet, und begnügt ſich gern mit dem beſcheidenen dann auf ihn entfallenden Teil. Abends ſpendet der Rittmeiſter nach alter guter Gewohnheit ein „Achtel,“ vielleicht werden dieſes Mal gar zwei Fäßchen des ſchäumenden Gerſtenſaftes daraus, und das große Wort am Honoratiorentiſche der Chargierten führt Schmidt, deſſen „tönende“ Leiſtungen hohes Lob eingeerntet und es doch eigentlich überhaupt erſt möglich gemacht haben, daß die Eskadron ſo brillant „abgeſchnitten“ hat.

Morgen iſt Ruhetag und „Pferdeparade.“ Mehrere Pferde haben nicht beſonders gefreſſen, alle ſehen etwas „aufgezogen“ aus und erſcheinen nackt keineswegs ſo ſtolz und mutig, wie unter Sattel und Schabracke. Manche gehen „klamm,“ verſchiedene ſind lahm und ſelbſt einzelne Druckſchäden haben ſich eingeſtellt. „Kühlen“ heißt die Tagesloſung. Die erfriſchende und heilende Wirkung des edlen Naß wird denn auch nicht ausbleiben. In der jetzt folgenden Ausbildungsperiode wird doppelt geſchont, und wenn wir zur Zeit der Regimentsübungen der erſten Eskadron wieder begegnen, ſo wird ſie nach Leiſtungen und Pferdezuſtand uns unzweifelhaft als wahre Muſtertruppe bezeichnet werden.

Herrmann Vogt.

Am Familientiſche.

Unſere Bilder (auf S. 469 und 473).

Unter den Sehenswürdigkeiten des hübſchen Kaſſel nimmt Wilhelmshöhe weitaus die erſte Stelle ein, nicht um des Schloſſes willen, ſondern wegen des wirklich herrlichen Parkes. Wer je an einem ſchönen Sonntagsnachmittag dort luſtwandelte, während die Waſſer ſprangen, hat gewiß einen unvergeßlichen Eindruck davongenommen.

Auf dem höchſten Punkte der Anlagen, dem Karlsberge, vierhundertfünfzehn Meter über der Fulda erhebt ſich das Oktogon, ein gigantiſcher Felſenpalaſt. Drei Tonnengewölbe ſind hier kühn übereinander geſtellt, von denen das dritte oberſte von hundertzweiundneunzig gekuppelten, fünfzehn Meter hohen Säulen getragen wird. Auf ihm ruht eine ſich über das ganze Gebäude erſtreckende Plattform und ſie krönt wiederum eine dreißig Meter hohe Spitzſäule, über der ſich der zehn Meter hohe Farneſiſche Herkules aus geſchlagenem Kupfer erhebt. Herkules lehnt ſich auf eine ungeheure Keule, in der acht bis neun Perſonen Platz haben. Am Fuße dieſes Felſenpalaſtes nehmen die Waſſerwerke ihren Anfang. Die Hauptkaskaden, die unſer Bild wiedergibt, ſind zweihundertachtzig Meter lang, dreizehn Meter breit und die Steintreppen, welche neben ihnen herlaufen, haben achthundertzweiundvierzig Stufen. Die Kaskaden beſtehen aus abſchüſſigen, breiten Waſſerrinnen, die beim Abfall des Waſſers in die folgende ein Eiſenblech haben, über welches ſich das Waſſer ſo dünn verteilt, daß es wie Spiegel glänzt. Von vierzig zu vierzig Metern ſind Baſſins angebracht, von welchen aus erſt beim Überſtrömen die unteren Kaskaden ihr Spiel anfangen. Von der letzten Kaskade fällt das Waſſer über drei Bogen in ein großes Baſſin, in dem die Neptunsquelle angebracht iſt.

Unſer Bild gewährt von dieſer Hauptkaskade, die bei ſchönem Wetter einen entzückenden Anblick darbietet, eine ſehr anſchauliche Vorſtellung.

Die Waſſerkünſte von Wilhelmshöhe ſind übrigens mit dieſer Kaskade keineswegs erſchöpft, denn die Waſſer eilen nun noch über alle möglichen Schwierigkeiten hinweg, die ſich ihnen in den Weg ſtellen, und bilden dabei hübſche Waſſerfälle. Intereſſant iſt auch der Aquädukt, ein in altrömiſchem Stil erbauter, auf vierzehn immer höher werdenden Bogen ſich fortziehender Waſſerkanal, von wo das Waſſer dreißig Meter tief auf Felſen herabſtürzt. Schließlich ſammelt ſich das herabfallende Waſſer unter den Felſen in breiten Behältern und flutet über Steinmaſſen zum großen Baſſin, aus dem ein 0,3 Meter ſtarker, ſechzig Meter hoher Waſſerſtrahl emporſteigt.

So viel von Wilhelmshöhe.

Auf unſerem zweiten Bilde ſehen wir den verkörperten Feſtjubel. Wir ſehen nur einen Mann, nur den Redner, aber zugleich mit ihm erſteht die ganze Feſttafel mit allen, die um ſie ſitzen in unſerer Phantaſie. Die Stimmung der „geehrten Damen und Herren“ hat den höchſten Grad der Empfänglichkeit für redneriſche Leiſtungen erreicht, der Toaſt, den unſer Redner ausbringt, reißt alle mit ſich fort. Man ſpringt auf, man ſtößt die Stühle zurück und eilt auf den Sprecher zu.

Der Künſtler, dem wir dieſes reizende Bildchen verdanken, iſt Jakob Leiſten, ein Düſſeldorfer nach Geburt (1845) und Schule. Leiſten war anfangs Bildhauer und ging erſt 1864 zur Malerei über. Nachdem er vier Jahre in München gemalt hatte, ließ er ſich in ſeiner Vaterſtadt nieder und hat dort bereits viele oft überaus anſprechende Genrebilder geſchaffen. Mit beſonderer Virtuoſität und Liebhaberei handhabt er die Radiernadel; unſer „Toaſt“ iſt ein Produkt derſelben.

Geſundheitsrat.

Treue Abonnentin in **A. (D. K.** in **Weierhof, E. M.)** Den Geſundheitsrat bitte ich angelegentlichſt, mir einen Arzt, eine Klinik oder ein Mittel gegen chroniſche Neſſelſucht namhaft machen zu wollen.

Wenden Sie ſich an Dr. Laſſar, Privatdozent für Hautkrankheiten in Berlin N., Carlſtraße 18, den wir Ihnen aufs wärmſte empfehlen möchten. In ſeiner ausgezeichnet eingerichteten Privatklinik finden Sie, wenn nötig, jederzeit die beſte Aufnahme.

Nochmals P. J. (cf. Nr. 8.) Im Geſundheitsrat des Daheim leſe ich in bezug auf meine Anfrage über die Heilung der Morphiumſucht (P. J. Nr. 8), daß auch durch eigene Energie und feſten Willen die Kur glücklich vollbracht werden kann. Gott ſei Dank kann ich das gleiche beſtätigen. Durch ganz allmähliche Verringerung der täglichen Morphiumdoſis iſt es mir gelungen, mich in einem Zeitraum von etwa ſechs Wochen der Einſpritzungen zu entwöhnen. Indem ich der verehrlichen Redaktion hierdurch meinen beſten Dank ſage für die Aufnahme meiner Anfrage in Nr. 8 und für die liebenswürdigen Ratſchläge in Nr. 20 unterzeichne ich mich mit ganz vorzüglicher Hochachtung als ein durch Selbſtkur glücklich geheilter Morphiumſüchtiger (P. J.).

Unſer Anerbieten in Nr. 20 wurde fleißig benutzt und nach der freundlichen Mitteilung des Herrn Offiziers, dem wir im Namen der Frageſteller den herzlichſten Dank ſagen, ſind die zahlreichen Anfragen betreffs der Selbſtkur der Morphiumſucht alle ausführlich brieflich von demſelben beantwortet worden. Der oben mitgeteilte Brief iſt ein weiteres Zeugnis dafür, daß die Morphiumſucht bei Energie und feſtem Willen durch Selbſtkur wohl geheilt werden kann.

A. S., Riga. Geben Sie uns Ihre Adreſſe.

W. E., Karlsruhe. Solches Ziehen und ſchmerzhaftes, ſogar den Schlaf ſtörendes Einſchlafen der Hände und Arme, wie Sie es beſchreiben, iſt gar nicht einmal eine „Kleinigkeit,“ es kann und muß durch Elektriſieren vom Arzt beſeitigt werden.

P. in Bialachowo. Wegen Ihres Milzleidens wenden Sie ſich am beſten an Profeſſor Mosler in Greifswald.

A. N. in R. Seit verſchiedenen Jahren leide ich an Schuppen auf der Kopfhaut und allmählich zunehmendem Haarausfall. Nachdem ich nun der Reihe nach verſchiedene in Zeitungen angeprieſene Haarpomaden und Haarwäſſer vergeblich angewendet habe, erlaube ich mir hierdurch die Anfrage. ob die Schuppen die Urſache des Haarausfalles ſind und ob es ein Mittel dagegen gibt.

Allerdings haben Sie die Schuppen, die dem Wuchern eines Pilzes in der Kopfhaut ihre Entſtehung verdanken, als die Urſache des Haarausfalles zu betrachten. Gewöhnlich endet der Prozeß in Verlauf von acht bis zwölf Jahren mit einer tadelloſen Glatze. Leider gibt es nicht „ein Mittel“ dagegen, aber doch ein Verfahren, welches unter ſachkundiger Leitung und großer Konſequenz von ſeiten des Patienten in fünfzehn bis zwanzig Wochen zum Ziele führt. Zu näheren Mitteilungen ſind wir gern bereit, wenn Sie uns Ihre genaue Adreſſe und Retourmarke ſenden. Übrigens kommen wir nächſtens ausführlicher auf den Gegenſtand zurück.

E. P. in H. Den Geſundheitsrat bitte ich um gütige Auskunft über den Einfluß des Velocipedfahrens auf die Geſundheit, hauptſächlich des Fahrens Erwachſener auf den faſt manneshohen Maſchinen, den ſogenannten „Bycicles.“ Bei der immer wachſenden Ausdehnung dieſes Sports iſt die Beſprechung gewiß manchem erwünſcht.

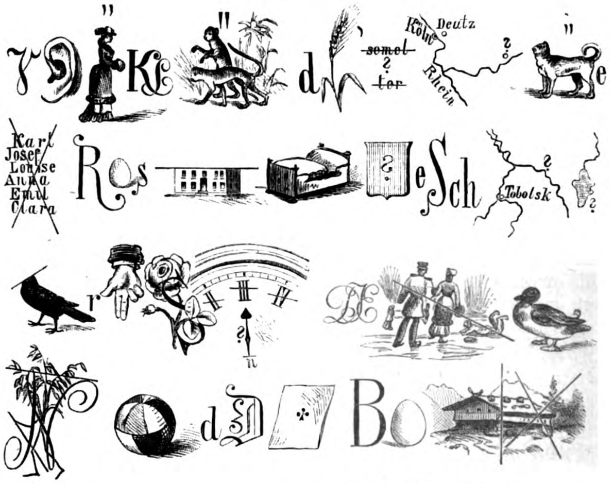
Das Velocipedfahren iſt als eine in jeder Hinſicht geſunde körperliche Übung nur zu empfehlen, d. h. ſo lange es von ſportmäßiger Übertreibung frei bleibt. Seine zunehmende Verbreitung iſt beſonders darum lebhaft zu begrüßen, weil es die jungen Leute veranlaßt, in ihren Freiſtunden bei geſunder körperlicher Bewegung die friſche reine Landluft ſtatt der dicken Bierſtubenluft zu atmen.

In unſerer Spielecke.

1. Röſſelſprung.

noch	wi-	nicht	niſ-	ich	das	Es	wiſ-	ich
an-	ſen	ge-	der	der	Zeug-	daß	thun.	ſei
was	cher	ders.	kann	ren	ich,	Ge-	mit	ſen
der	ra-	et-	ſt-	ſo	we-	zu	denn,	Hier
iſt,	ver-	Hei-	kla-	gen	und	ſteh'	wer-	ſen,
chen	cken,	ten	kann	ü-	de:	weil	o-	len
wun-	und	ü-	li-	und	Schrift	hel-	ru-	ſen
li-	ſa-	ich	und	öſ-	ber-	wi-	Grün-	der
will	den	ſent-	lr-	nicht	den	mit	wie-	der-

Bilderrätſel.



2. Zweiſilbige Scharade.

Das Ganze war das erſte Erſte hier,
Das beſte Erſte von den Erſten allen —
Das Ganze, aller Zweiten ſchönſte Zier,
Erwarb ſich Gottes Wohlgefallen.
Auch du, mein Zweites, ſei ſo lieb und gut,
Wie es das Ganze war zu allen Zeiten,
Dann nimmt es dich in ſeine treue Hut
Und wird dir einſt die Seligkeit bereiten.

Gt.

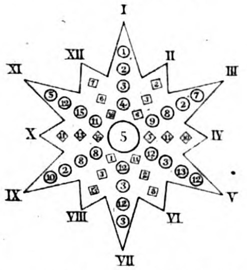
3. Dechiffrieraufgabe.

üo,iieeouei,
grßgtt,hrlbngrßndkln,
iäeiuiae!
hrmgdlnndhrknbn!
eueauoieei,
wlchbntrbmvlllchtrſchn,
eeieioae!
wlchrchrtſchvllgbn!
ieiaaaoeiei
mwhnchtsſlvllhrrlchkt
ieaueeu,ieiiei,
ſchlßtgnch,hrſtnchtzt,
iaueueee!“
ſchſtnndzrgtzn!“

4.

1—8 gar herrlich ſang,
1—6 den Degen ſchwang,
3—8 war Komponiſt.
4—6 geht in den Rhein,
4—8 zur Donau ein,
Sag's, wenn du's im ſtande biſt.

5. Sternarithmogriph.



Erſetzt man die Zahlen der obigen Figur durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo erhält man 12 Wörter, welche einen gemeinſamen Endlaut haben und deren Anfangsbuchſtaben den Namen eines hochberühmten Mannes ergeben. I, III, V, VII IX, XI beſtehen aus je fünf, II, IV, VI, VIII, X XII aus je vier Buchſtaben. Die Wörter bezeichnen:

I eine Pflanze, II eine Pflanze, III einen Geſchichtsforſcher, IV ein Getränk, V einen weiblichen Vornamen, VI einen Nebenfluß des Rheins, VII eine Blume, VIII einen Baum, IX einen Baum, X ein Flächenmaß, XI einen Baum, XII eine Blume.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

6. Dreiſilbige Scharade.

Wer mir die Dritte kann die beiden Erſten,
Der machte mich zum zweiten Rodenſtein,
Und in den beiden Erſten würd' die Dritte
Gar bald vertrunken ſein.
Das Ganze hat in ſchwerer Zeit gerungen
Und was es ſang, iſt heut' noch nicht verklungen.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 29.

1. Vierſilbige Scharade.

Zauberflöte.

2.

Gade, Gad — Euler, Eule.
Dover, Dove — Seidel, Seide.

3.

Thermometer.

Schachaufgabe.

1.	Tb3—b4	e5—e4 am beſten.
2.	Tb4—b3	d3—d2
3.	Kc3—c4‡	

Bilderrätſel.

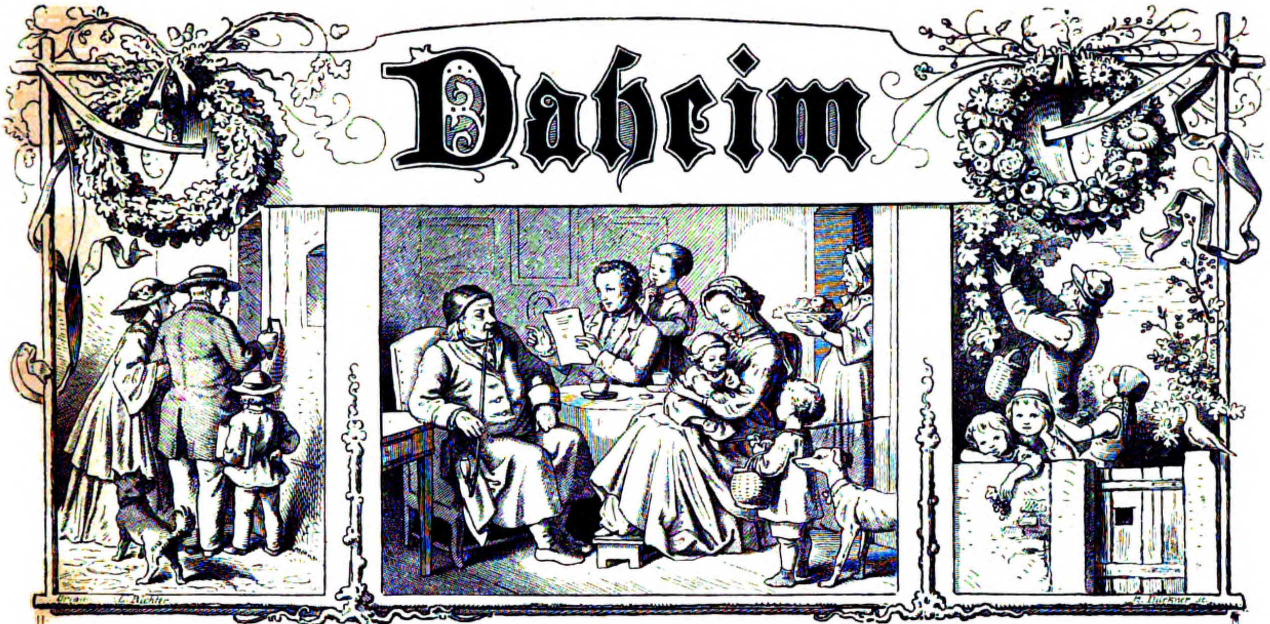
Ob manchen gleich das Glück erhoben,
So bleibt er doch nicht immer oben.
Sondern gar bald fällt er wieder
Mit großem Hohne und Schande nieder.

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Roman von H. Engelcke. — Naturſtudie von Joſef Heicke. — Das ſchöne griechiſche Relief. Mit einer Illuſtration. — Unentgeltliche Schriftenverteilung. Von H. Stölting. — Nach ſieben Jahren. (Fortſetzung.) Novelle von Germanis. — Szenen von den Exerzierplätzen unſerer Reiterei. Von Herrmann Vogt. Mit drei Abbildungen von G. Koch. — Am Familientiſche: Unſere Bilder von W. Gauſe und J. Leiſten. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Mai 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 31.

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Es war Abend geworden. Voll und klar ſtand der Mond im Süden, den Gau des Fluſſes tageshell erleuchtend. Er warf den Schatten des alten Turmes auf den Burghof, auf dem kein Windzug mehr ſich regte. Nur im Weſten zogen dunkle Wolken auf.

Urſula und Margret hatten ein Zimmer neben Torildes Wohnſtube bezogen und waren von der beſchloſſenen nächtlichen Fahrt in Kenntnis geſetzt. Sie wußten gleich Torilde, daß die gefangenen Männer einen doppelten Zweck hiermit verbanden, daß ſie entſchloſſen waren, nicht nur neue Vorräte für die Burg zu holen, ſondern auch, ſich Urſels und Margrets Vater vorzuſtellen und ihn um das Jawort zu bitten. Am Nachmittage war dies zwiſchen den beiden Paaren verabredet, am Abende teilten die Schweſtern den Plan Torilde mit.

Regungslos ſtand das Mädchen bei dieſen Worten. Dann aber hatte ſie ſich weinend in Margrets Arme geworfen. Bald war auch Urſula näher an ſie herangetreten. Nur einen Augenblick dauerte es, ſo hatten die Schweſtern ſich gegenſeitig verſtanden, ſo hatten ſie begriffen, daß eine unendliche Laſt auf dem Herzen ihrer Freundin liegen müſſe. Ihr erſter Gedanke ging dahin, daß auch in der Bruſt derſelben die Liebe mit all ihrer Gewalt eingezogen ſei, daß ſie ſich auf einen der beiden Männer gelenkt habe, welche die Schweſtern ſich erwählt. Aber — das war nicht nur Liebespein, nicht nur Kummer um ein verlornes Erdenglück — das war mehr, weit mehr, es war das getreue Bild unbeſchreiblicher Angſt, troſtloſer Verzweiflung! Kein Wort fiel im Kreiſe der drei Mädchen. Urſula und Margret, von Torildens Anblick bis in das Innerſte ergriffen, ſtanden dicht um ſie herum. Und als Margret endlich mit leiſer Hand über Torildens Scheitel ſtrich, da blickte dieſe auf. Ach, was lag alles in des Mädchens Auge! Keine Spur einer Mißgunſt, eines Neides, kein Bedauern darüber, daß ſie ſelbſt niemals die Gegenliebe eines Mannes erwerben könne, nur eine tiefe, verzehrende und dunkle Angſt lag in dem thränenvollen Auge. Den Schweſtern war es, als ob in der Zukunft ein finſterſchwarzes Bild ſich türme, geiſterhaft und rieſengroß!

Eine tiefe Stille herrſchte im Zimmer. Die letzten Strahlen der Sonne ſchimmerten nur noch golden über der Erde, unten in der Stadt war ſchon der Schatten des Abends eingezogen und der Engel des Todes hielt dort ſeine grauſige Ernte. Im Thale und in ſeinen Hütten eilte ſo manches Leben ſchnell ſeinem Ende zu, aber oben auf der Burg nagte langſame Qual in einem armen Mädchenherzen, das zum Tode getroffen war und doch nicht ſterben konnte.

Schweigend ſtanden die Schweſtern neben der Freundin. Endlich brach Margret das Schweigen.

„Sag uns, Torl, was dir fehlt! Welches Leid hat dich betroffen? Wir müſſen es wiſſen, denn wir wollen dir helfen. Die alte Frau hat dir es angethan. Warum fuhrſt du auch mit ihr allein und ohne uns zum ſchwarzen Ufer? Schütte uns dein Herz aus, wir wollen ſo gern zu dir ſtehen, aber wir müſſen erfahren, was dich bedrückt!“

„Ich kann euch nicht alles ſagen, was dort geſchehen,“ entgegnete Torilde langſam, „ein Eid bindet meine Zunge, aber was ich euch mitteilen darf, woran mich nichts hindert, wenn auch die ſchreckliche Frau noch lebt, das ſoll geſchehen. Ach, Margret, wirf deinen Haß nicht auf mich, ich habe lange gekämpft, lange geſchwankt, aber es iſt heute die allerletzte Zeit, ich muß zu dir ſprechen! In einer halben Stunde fahren die Männer herüber zu euch, der Junker will um deine Hand werben — er darf es nicht, darf es nicht, nun und nimmermehr! — —“

„Torl, Torl, was ſprichſt du da?“

„Leider die Wahrheit, Margret — Menſchenblut klebt an ſeiner Hand!“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Ich weiß es,“ rief Margret, „er hat es mir ſelbſt geſagt, ein Zweikampf war es, in welchem er es vergoß — —“

„Ein Zweikampf, ja, ja, ſo ſagte ſie auch — ein wüſter trunkener Geſell aus hohem Stande ſchlug einen armen Prieſter, der des Weges kam — der Junker ſchleuderte den Geſellen zu Boden — am anderen Tage ſchlugen ſie ſich im Zweikampf — der Junker ſtieß ihm das Schwert in die Bruſt!“

„Das weiß ich alles, Torl.“

„Kennſt du aber auch das Geſetz des Kaiſers? Weißt du, welche Strafe auf dem Zweikampfe ſteht? Der Tod, Margret, der Tod von Henkers Hand!“

„Um Gottes willen, was ſprichſt du?“

„Wenn ich es nicht wüßte, ſo würde ich es gewiß nicht ſagen! Willſt du dich ihm vermählen, der dem Richtbeil verfallen iſt? Margret, Margret, du darfſt es nicht!“

„Torl,“ entgegnete das Mädchen, aus deſſen Wangen jeder Tropfen Blutes gewichen war, „der Landesherr hat das Recht, das ſtrenge Geſetz des Kaiſers zu mildern. Er wird es thun, er wird Gnade für Recht ergehen laſſen, der Junker nahm ſich des alten Prieſters an, der Herzog wird den Junker nicht untergehen laſſen!“

„Und wenn er es doch thut, was dann?“

„Was dann?“ ſagte Margret leiſe. „Ich will es dir ſagen, Torl, dann gibt es für uns beide, für mich und für ihn, eine Heimat in Gottes Schoß!“

Eine tiefe Stille herrſchte in dem Gemache. Torilde und Urſula ſahen zu Margret auf, deren Züge jetzt von einem heiligen Feuer entflammten. Urſula ſchloß die Schweſter in ihre Arme. „Margret,“ ſagte ſie, „du haſt den wahren und rechten Glauben, ſelig ſind, die immer auf Gott bauen!“

„Woher haſt du die Kunde, Torl, von dem, was geſchehen?“ fragte Margret.

„Auf dem Rückwege vom Strudel zum Baum, wo ich euch verließ, hat die alte Frau es mir geſagt!“

„Die böſe Lieſel, mein Gott, woher hatte ſie die Kenntnis? Woher wußte ſie es, was niemand bekannt war? Sprich, Torl, weshalb fuhrt ihr beide zum Strudel, was habt ihr dort gethan?“

„Mein Eid, Margret, mein Eid!“ jammerte Torilde.

„Ich will dich nicht zwingen, zu ſprechen, meine Torl, was du verſchweigen mußt, nur ſage mir das eine, wie wußte ſie, was mein Verlobter verbrochen?“

„Ich weiß es nicht, ſie ſtreicht ja Wochen lang und Meilen weit umher! Sie bettelt in Leipzig und wird dort erfahren haben, was ſich zugetragen. Aber wunderbarerweiſe war ihr bekannt, daß er mit dem Doktor zuſammen auf unſerer Burg angekommen war. Ich wußte nichts von alledem, waren es doch nur wenige Stunden, ſeitdem ich Duben verlaſſen. Ach, ſie mußte ihn genau geſehen haben, ſie kannte ſeine Narbe auf der Stirn, ſie beſchrieb mir ſeine hohe und ſchlanke Geſtalt, ja ſogar ſein Schwert mit dem bärtigen Knauf! Sie ſagte, es ſei dasſelbe Schwert, mit dem er den Gegner getroffen, der faſt ohne Hoffnung darniederliege. Dann ſagte ſie weiter — —“

„Sprich, Torl,“ rief Urſula, „verſchweige uns nichts, ſoweit es der Eid erlaubt, den du geſchworen! Das Herz iſt dir ſchwer, wirf die Laſt auch auf unſere Schultern, ſie wird leichter, wenn drei daran tragen!“

„Es ſei! Verſteht mich aber recht, vergeßt niemals, daß es die alte Frau war, die es ſagte, nicht etwa ich! Der Junker, der auf unſerer Burg angekommen war, meinte ſie, ſei nicht für dich geſchaffen, Margret! Im Schickſalsbuche ſtehe es anders geſchrieben! Was dort zu leſen ſei, gehe in Erfüllung, zu ſeinem Weibe ſeieſt du nicht beſtimmt!“

Margret blickte ſchweigend zur Erde.

„Ich fragte ſie,“ fuhr Torilde fort, „was das alles bedeuten ſolle, der fremde Mann kenne weder dich, noch kenneſt du ihn. Nach dem, was ſie von ihm erzählt, ſei er ein Gefangener des Herzogs und des peinlichen Gerichts, das über ihn ſitzen würde. Er ſei nicht frei, er könne über ſeine Hand nicht verfügen, es ſei Unſinn, was ſie rede!“

„Was antwortete die Alte?“

„Ach, Margret, es half mir nichts, was ich ihr ſagte. ‚Ich weiß es aber,‘ rief ſie mir zu, ‚ich habe ſie beide geſehen im Traum, was Herzog, was Gericht! Hat denn die Liebe einen anderen Herrn, als ſich ſelbſt, hat ſie ſich jemals gekümmert um ein Menſchenwort? Sie taumeln beide dem Abgrunde zu, Blumen entſprießen zu ihren Füßen, Blumen wachſen an dem jähen Hange, den ihr letzter Schritt betritt! Ihre Wege gehen neben einander, dann kommt ein Fels, der immer höher, immer breiter wird — er trennt ihre Pfade, die verſchlungen ſchienen — meilenweit ſind ſie bald von einander entfernt, ich ſah Blut, Blut, Jungfrau, ich weiß es nicht genau, wem es entſtrömte, ich ſah ihn, ich ſah ſie, ich ſah euch, ihr waret alle da, auf der Richtſtatt erblickte ich euch — könnt ihr ſie retten vom Verderben, ſo thut es, ehe der Felſen kommt, an dem ſie ſcheitern!‘ So waren wir am Ufer angekommen, ich war glücklich, als ich dem Boote entſprang. Aber die Worte der alten Frau laſteten auf meiner Seele. Auf dem kurzen Wege, den ich zurückzulegen hatte, bis ich euch erreicht, faßte ich den Entſchluß, zu ſchweigen. Da mußte ich in eurem Zimmer meines Vaters Worte hören! Ich vernahm, daß er angekommen ſei auf unſerer Burg. Niemand anders konnte es ſein. Ach, Margret, vor meinen Augen wurde es Nacht, denn noch ein anderes Wort, das ich Euch verſchweigen muß, ein Wort, das die Alte mir zugerufen, laſtete ſchwer auf meinem Herzen — doch genug hierüber, ihr werdet nicht weiter in mich dringen, zu ſprechen. So fuhr ich, vergiftet von den Worten der Alten, mit meinem Vater von euch nach Hauſe, ſo kamen wir auf unſerer Burg an. Unterwegs hatte mein Vater mir erzählt, um welche Perſonen unſer Hausſtand ſich vermehrt. Es war richtig, wie die Alte geſagt, daß er bei uns war, an deſſen Hand die deinige ſich ketten ſollte. Am andern Morgen kamt ihr auf unſere Burg! Bangte ich nun auch in tiefſter Seele vor dem entſetzlichen Richterſpruche, der den Junker von Kyniz treffen kann, der immer noch über ſeinem Haupte ſchwebt und der dich dann gleichfalls trifft, Margret, ſo wurde ich doch ruhiger in meinem Geiſte, als die Krankheit gleich am zweiten Tage meinen Vater zwang, euch in die Mauerſtube einzuſchließen und von den gefangenen Männern zu trennen. Immer geringer wurde in jenen Tagen der Not meine Angſt, immer mehr verblaßten die ſchrecklichen Bilder, die vor mir heraufgezaubert waren. Ich glaubte, die heißen Gebete ſeien erhört, die ich für dich zum lieben Gott geſendet habe. Als Lug und Trug ſchalt ich ſchon die Gebilde der Alten, die mich umgaukelt, bis ich vor wenig Tagen aus meinem Fenſter ſah, daß ihr beide unten auf dem Raſen des Hofes euch für dieſes Leben mit den beiden Männern verbunden hattet! Da erwachte die entſetzliche Angſt in mir von neuem. Diesmal galt ſie dir, meine Margret, ich ſah mit klaren Augen, daß du Hand und Herz ihm ſchenkteſt, daß dein ſeliger Blick ihn traf! Und das furchtbare Geſpenſt des Angſtmannes, der ihn erreichen kann, wenn der Herzog es will, trat wieder vor meine Seele! Das grauſige Bild hat mich nicht verlaſſen, auf jedem Schritte iſt es mir gefolgt! Ich ſah dich ruhig und ſtill, ich ſchloß daraus, daß du die Gefahr nicht kannteſt, die ihn bedroht, daß du ſie unterſchätzteſt, wenn du darum wußteſt! Du ſprachſt von nichts, als von ſeiner Liebe! Auch Urſel erwähnte kein Wort darüber, daß ihr Geliebter der Beiſtand des Junkers im Zweikampfe geweſen. Ich wußte, daß dieſe Hilfe ein leichtes, entſchuldbares Verbrechen iſt, ich wunderle mich darüber nicht. Aber du, meine Margret, du ſchwiegſt! Kein Wort der Sorge kam über deine Lippen! Ich glaubte, du wüßteſt nicht, wie es mit ihm ſtehe, ich wähnte, er habe geſchwiegen, um dir die Sorge um ihn zu erſparen, wie er zu uns allen kein Wort darüber hat verlauten laſſen, ich fürchtete, du habeſt ihn nicht gefragt, weshalb er hier als Gefangener ſei, weil er ſelbſt darüber ſchweige. So kam der heutige Abend heran. Mein Vater ſagte es mir, daß ſie beide mit ihm hinüberfahren, um euren Vater um eure Hand zu bitten. Margret, Margret, es iſt zu früh dazu —!“

„Es iſt zu ſpät, Torl,“ ſagte Urſel dumpf, „dort unten fahren ſie im Kahne nach Schnaditz!“

Die drei Mädchen traten an das Fenſter. Es war ſo, wie Urſula ſagte. Nur hier und da ſchien jetzt der Mond durch die Wolken. Schwer und dunkel zogen ſie vom Weſten über die Aue. Schweigend blickten die Mädchen in das Thal. Es war zu ſpät, um die gefangenen Männer zurückzurufen, die des Lebens ſüßeſte Freiheit ſich erringen wollten. Urſula und Margret blickten auf Torilde.

„Es ſollte nicht ſein,“ ſagte dieſe ruhig, „ſo mag denn geſchehen, wie Gott es will! Seine Wege ſind ja wunderbar!“

„Recht, mein kleiner Torl,“ entgegnete Urſel, „Gott iſt mit ihnen, was ſollte da kommen, was könnte uns anders treffen, als ſein heiliger Wille? Laß ſie fahren mit ihm! Iſt es auch eingetroffen, was die böſe Lieſel uns prophezeit, daß ſie doppelt gehen werde auf Erden, daß die furchtbare Krankheit über das Land kommen werde, was kümmert mich das alles? Gottes Wille iſt es allein, der geſchieht! Laßt uns in Demut tragen, was er vorausgeſehen!“

„Ja, ja, Urſel, du haſt Recht,“ riefen Torilde und Margret zuſammen. „Auf ihn allein wollen wir bauen, auf ihn allein uns verlaſſen, mag die Zukunft bringen, was ſie will!“

Die Schweſtern verließen Torilde. Sie gingen wie dieſe in ihre Kammer und ſuchten ihr Lager. Floh auch der Schlaf ihre Augen, in dem Herzen der Schweſtern war es ſtill.

Das Licht des Mondes war jetzt gänzlich geſchwunden, vorſichtig und leiſe, um nicht an hervorragende Wurzeln zu ſtoßen, leitete der Freiherr den Kahn. Bald wurde es, ohne daß es regnete, ſo finſter, daß man nur mit Mühe den durch die Wieſen führenden Pfad gewahren konnte. Es war ganz ſtill ringsum, trotzdem es noch nicht ſpät am Abende war. Kein Licht ſchimmerte aus der Stadt auf den Fluß, war es doch, als ob alles ringsum im Todesſchlafe lag. Mit ſtillem Grauſen hielten die drei Männer einmal an und blickten nach der kleinen Stadt herüber. Die Brücke über den Fluß war menſchenleer, die Straßen verödet. Nur der heulende Ton eines hungernden Hundes, dem andere im Augenblicke antworteten, drang durch die ſchwere, dunkle, von keinem Luftzuge bewegte Nacht. Der Freiherr, der des Waſſerweges unter den Bäumen durch die Wieſen allein kundig war, hatte den Kopf nach rechts wendend, ſich erhoben.

„Was ſucht Ihr, Freiherr?“ ſagte der Junker von Kyniz. „Laßt uns eilen, die Nacht bricht an, nach meiner Rechnung müſſen wir bald in Schnaditz landen.“

„Mir fällt der Geruch auf, den der leiſe Zug aus Norden herübertreibt, ich merkte es ſchon auf der Burg,“ erwiderte der Gefragte.

„Es iſt hier unten weit ſchlimmer als oben, weil die Luft hier dichter und ſchwerer iſt,“ ſprach Herr Häniſch, „es riecht wie Holz, Pech und Theer!“

„Man wird in der Niedermühle einen Toten verbrennen, weil keine Leute vorhanden ſind, um ihn zu begraben! Von dort aus ſteht der Wind herüber und von dort kommt der ſonderbare Geruch,“ entgegnete der Freiherr von Tornau, der das Ruder wieder aufnahm und nach wenigen Schlägen mit ſeinen Begleitern der verdächtigen Stelle immer näher kam.

Bald machte der Strom unzählige Krümmungen durch die Ebene, ſo daß das Fahrzeug nach einer Viertelſtunde ſich gar nicht weit von der Stelle befand, von welcher es ausgefahren war. Dann ging der Fluß in ziemlich gerader Richtung vorwärts, bis er endlich ſich zuſammendrängte zu einer ſchmalen dunkeln Bahn. Das rechte Ufer war mit hohen Bäumen und dichtem Geſtrüpp bewachſen, das linke nur zu Zeiten, von alten Weiden frei. Immer höher wurden die Ufer, immer ſchmaler der Strom. Die Wellen ſchlugen eingeengt geräuſchvoll an Steine und Baumwurzeln, die Kronen der alten Buchen begegneten ſich hoch über den Fluten und bildeten bald eine ſchauerlich finſtere Waſſerſtraße.

„Ich bitt Euch, legt die Ruder weg, der Strom iſt zu ſtark,“ ſagte der Freiherr. Die beiden Männer gehorchten und wendeten ihre Blicke nach rechts. „Der Dunſt wird immer ſtärker,“ unterbrach jetzt der Junker von Kyniz die lautloſe Stille.

„Es dringt Rauch zwiſchen den Bäumen durch,“ erwiderte der Freiherr.

„Seht, ſeht, was iſt denn das?“ rief der Doktor plötzlich aus. Eine helle, breite und hohe Feuergarbe ſtieg über den Waldbäumen zum Himmel auf. In einem einzigen Augenblicke war die Mulde und das Flußthal faſt tageshell erleuchtet, dann ſank die Flamme wieder zuſammen, um wenige Augenblicke ſpäter, wenn auch nicht zu der Höhe wie ehedem, ſich zu erheben.

„Die Mühle brennt,“ rief der Burghauptmann aus, „ſo klein und unbedeutend ſie iſt, ſo hell leuchtet das brennende Strohdach! Wir müſſen mit dem Kahn anlegen, Ihr Herren, mich blendet der Widerſchein! Ich kann den Lauf des Fluſſes nicht mehr genau ſehen, wir laufen Gefahr! Ich werde an das Ufer ſteuern und warten, bis die Mühle zuſammenſtürzt, lange kann es wahrlich nicht dauern!“

Das Boot blieb nun unter hohen Eichen liegen, deren herunterhängende Äſte faſt das Waſſer berührten. Durch die jungen Blätter ſchimmerte die Flamme auf die Wellen des Fluſſes, glänzend und fackelnd hoben ſie ſich auf, um ſich im nächſten Augenblicke in der tiefen Dunkelheit des Stromes zu verlieren. Das Feuer war nahe am Ufer, der leichte Nordwind trieb die glänzenden Funken über den Fluß. Dabei war es ringsum ſo ſtill wie im Grabe. Das Rauſchen des Feuers allein und dann der Zuſammenbruch der Balken ertönte, aber keine menſchliche Stimme, kein Hilferuf, kein Laut ließ ſich hören. Nur die Hunde der Umgegend ſchlugen in langem Geheule mitunter an, im übrigen war alles ſtill.

„Können wir denn nicht herüber und retten helfen?“ ſagte der unruhig auf ſeinem Platze ſitzende Junker von Kyniz.

„Es iſt kein Gedanke daran,“ entgegnete der Burghauptmann, „der Wald iſt vielleicht nur einige hundert Schritte tief, aber daran ſtößt ein langer breiter Sumpf, der an der Stadt beginnt und herunter bis zum Ufer an der Hexenbude führt. Wir ſind zwiſchen beiden in der Mitte und es iſt unmöglich, von hier aus zur Niedermühle zu gelangen. Doch ſeht, es wird dunkler, das Feuer des kleinen Gehöfts iſt im Erlöſchen und bald wird der blendende Schein den Fluß verlaſſen, dann fahren wir weiter!“

Eine halbe Stunde war vergangen. Die alte Dämmerung hatte wieder Platz gegriffen, die Augen der drei Bootsfahrer hatten ſich daran gewöhnt und der Kahn ſtieß nun abermals vom Ufer ab.

„Was ragt denn dort in der Dunkelheit empor, Freiherr?“ fragte der Doktor Häniſch, der nach vorn blickte über den Kahn hinaus.

„Das iſt die Hexenbude, von der ich ſprach, ſie liegt zwiſchen Bäumen und iſt ein altes baufälliges Haus, von der alten Lieſel bewohnt, einer ſehr bejahrten aber ſchlecht berüchtigten Frau, die in der Umgegend mit Zaubern und Hexen ihr Weſen treibt.“

„Ihr ſprecht doch nur im Scherz, Freiherr,“ ſagte der Junker von Kyniz.

„Nein, mein voller Ernſt iſt es, allgemein ſagt man es, allgemein wird es geglaubt, es ſcheut ſich jeder mit ihr zu ſprechen, wehe dem, der es wagen würde! Sie iſt geächtet und man ſagt von ihr, daß ſie doppelt gehen könne!“

„Zaubern und hexen, Freiherr, iſt Unſinn,“ erwiderte der Doktor Häniſch. „Wie lange wird es dauern, daß dieſer einfältige Wahn unſer Volk verläßt? Es iſt eine Sünde, ſolches Zeug zu glauben und eine noch größere, es weiter zu erzählen!“

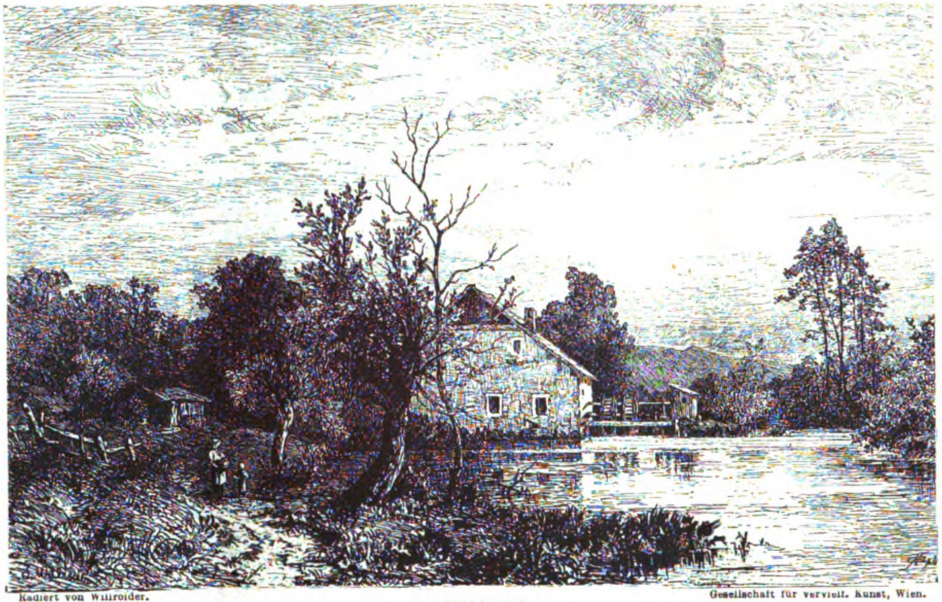
„Gemach, Doktor, gemach,“ rief der Herr von Tornau, „vieles hält die Jugend für unumſtößlich wahr oder unwahr, aber ſie irrt, das Alter weiß es beſſer!“

„Wir wollen darüber nicht ſtreiten,“ ſagte der Junker von Kyniz, „wir halten Hexerei und Zauberei für einen falſchen Wahn, der noch jetzt mitunter die Menſchen befällt!“

„Meinetwegen,“ brummte der Freiherr, „denkt, was Ihr wollt?“

„Was iſt das da für ein Baum mitten im Waſſer,“ begann nach einer Weile der Doktor, als das Boot ſo eben eine Schwenkung nach links gemacht hatte und in gewaltiger Eile dem neuen Waſſerarm zuſchoß, den der Fluß gebildet hatte.

„Oho,“ rief der Herr von Tornau, von der Bank am Steuer aufſpringend, „ſeht genau hin, Doktor, das iſt kein Baum



Radiert von Willroider.

Gesellschaft für vervielf. Kunst, Wien.

Am Mühlteich.

dort im tiefen ſchäumenden Waſſer! Gebt acht, ich werde mit dem Boote darauf zuhalten, paßt auf, was ſich ereignet!“

Der Freiherr hatte kaum das Boot etwas gewendet, als die Geſtalt, die der Doktor in der Dunkelheit für einen Baum gehalten, ſich in Bewegung ſetzte, mit wenigen mehr ſpringenden als gehenden Schritten die Mitte des Flußarmes verließ und nach wenigen Augenblicken hinter den Bäumen der Inſel verſchwunden war.

„Habt Ihr ſie geſehen, habt Ihr,“ rief der Freiherr entſetzt, „wie ſie über das Waſſer geht, das durch den ſtarken Strom tiefer iſt alſo irgendwo anders, daß ſie darüber hinwandelt, als wäre es feſtes Land?“

„Von wem ſprecht Ihr denn, Freiherr,“ riefen die beiden Gefangenen, „freilich haben wir etwas über das Waſſer huſchen ſehen, aber wer ſoll wiſſen, was es war!“

„Die alte Lieſel iſt's, die Hexe, die friedloſe Perſon, das entſetzlichſte aller Weiber, ſie zaubert, wo ſie nur kann, wo eine Gelegenheit ſich darbietet. Ihr habt ſie geſehen, wie ſie über das Waſſer ſchritt mit trockenem Fuße, als wäre ſie auf dem Lande, wie ſteht es nun mit Euch beiden und mit Eurem Freiſinn? So ſprecht doch, Ihr redet ja ſonſt ſo klug und wißt alles beſſer als andere Leute!“

Die beiden jungen Männer waren ſtill geworden. Sie bedurften der Ruder jetzt nicht, denn gerade an dieſer Stelle war die Strömung ungemein ſtark und das Boot glitt ohne jede Hilfe mit Sturmeseile der Stelle zu, wo die Geſtalt geſtanden hatte. Ihre Blicke richteten ſich unverwandt auf das Gebüſch am Rande der Inſel, und als das Boot bei dem erhöhten Waſſerſtande über die Stelle herüberſchoß, wo man die alte Frau geſehen, da gewahrte man dieſe ſelbſt vor den Bäumen am Ufer ſtehen, wie immer die Hände hoch erhebend, wenn ſie irgend jemand begegnete und leiſe Rufe ausſtoßend, die bei dem Geräuſche des Waſſers niemand verſtand. Das alles dauerte aber nur einen einzigen Augenblick, denn das Boot ſchoß vorüber und bald legte der Freiherr an demſelben Baume an, an welchem früher ſeine Tochter den Kahn der Alten beſtiegen hatte. Die drei Bootsfahrer waren ausgeſtiegen und der Freiherr befeſtigte das Boot am Baume, ließ hierbei aber ſeinen Blick auf ſeine Gefährten ſchweifen, die beide leiſe mit einander ſprachen. Noch war der Freiherr mit ſeinem Geſchäfte nicht fertig, als die jungen Leute an ihn herantraten. „Das iſt der neue Arm der Mulde, an dem wir jetzt ſtehen,“ fragte der Doktor, „nicht wahr, Freiherr?“

„Gewiß,“ antwortete Herr von Tornau, „das iſt der Arm, den das Hochwaſſer geriſſen hat.“

„Er geht über felſigen Boden und kann nicht tief ſein, die alte Lieſel ſtand auf dem Grunde und konnte leicht durch das Waſſer ſpringen. Das iſt die einfachſte Erklärung der ganzen Sache!“

„Nicht tief? ſchaut her!“ erwiderte der Freiherr, die Ruderſtange erfaſſend und ſie bis an ſeine Fauſt in das Waſſer ſtoßend, „Ihr ſeid mit Euren Erklärungen ſehr bald bei der Hand, ſchade, daß ſie nicht zutreffen! Doch nun beeilt Euch, Ihr Herren, der Herr von Schnaditz legt ſich früh zur Ruhe und es muß bereits nahe an neun Uhr ſein!“

„Wir ſind bereit,“ entgegneten die beiden Gefangenen, „aber wir müſſen Euch vorher noch etwas mitteilen, wir wollen bei dem Herrn von Schnaditz — —“

„Um ſeine Töchter werben, ich weiß alles,“ entgegnete der Freiherr lachend, „meine Torilde hat es mir geſagt und Ihr thut recht daran, beſſere Frauen könnt Ihr auf der Erde nicht finden! Ich rate Euch nur eins, ſeid offen und ehrlich, erzählt den Grund Eurer Gefangenſchaft in aller Ruhe und vertröſtet auf die Zeit Eurer Freiheit! Kein Makel hängt an Euch und Ihr werdet willkommene Eidame ſein!“

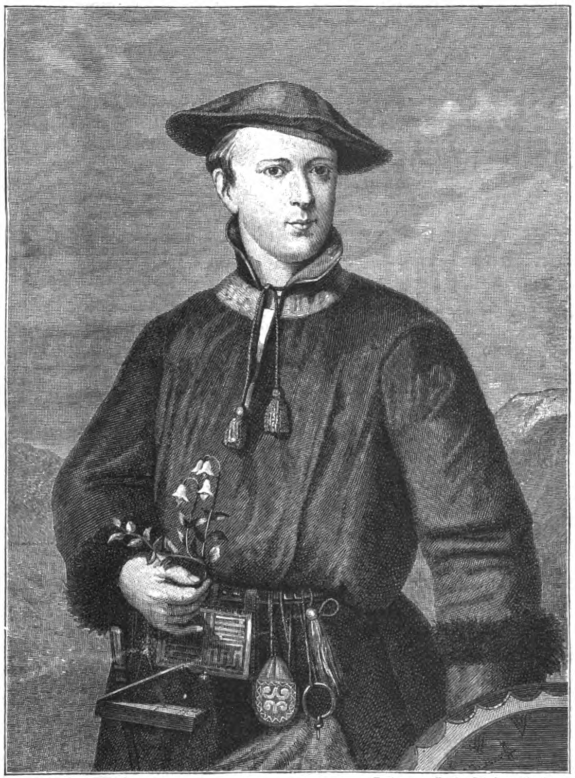
„Wir danken Euch, Freiherr,“ ſagte der Junker von Kyniz, „und bitten Euch nur, uns dem Herrn auf Schnaditz vorzuſtellen, der uns nie geſehen hat und von uns nichts weiß.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Ihr irrt Euch,“ entgegnete der Herr von Tornau, „ihm iſt wenigſtens Eure Anweſenheit auf dem Schloſſe Duben bekannt. Am Tage Eurer Ankunft habe ich ihm ſelbſt davon erzählt, aber weiter weiß er allerdings von Euch nichts! Ich werde ihm aber mitteilen, was Ihr mir von Euch und Euren Familien erzählt habt. Doch ein Wort will ich Euch noch ſagen. Laßt alle Eure freiſinnigen Redensarten und Anſchauungen unterwegs, der alte Herr von Schnaditz iſt ſo wenig wie ich ein Freund davon.“

„Wir danken Euch abermals, Freiherr,“ ſagte der Junker von Kyniz, „und werden Euren Rat befolgen. Wir ſind wohl am Schloß?“

Aus unſerer Sammlung merkwürdiger Bildniſſe.



Geſtochen von Andorf. Verlag von E. H. Schröder, Berlin.

Karl Linné in ſeiner lappländiſchen Reiſetracht vom Jahre 1732, in der Hand die nach ihm benannte Glockenblume Linnäa borealis. Stich des in Holland befindlichen Originalgemäldes. Holzſchnittnachbildung mit Bewilligung des Verlegers.

„Ja,“ ſagte der Freiherr, „wartet hier, ich ſehe noch Licht im Zimmer des Herrn, und wenn es Euch recht iſt, ſo ſpreche ich zuerſt allein mit ihm, was meint Ihr dazu?“

„Thut das,“ entgegnete Herr Häniſch, „wir verweilen ſo lange, als Ihr Zeit braucht, hier draußen.“

Der Freiherr ging näher an die runde Mauer heran, und bald tönte ein kräftiger Laut von ſeinen Lippen nach dem erleuchteten Fenſter, das einen Augenblick ſpäter ſich öffnete.

„Ich kenne den Ton,“ rief der Herr von Schnaditz, „das ſeid Ihr, Schloßhauptmann, was wollt Ihr ſo ſpät, iſt etwa jemand erkrankt?“

„Nein, nein,“ entgegnete der Herr von Tornau, „alle ſind geſund wie die Fiſche im Waſſer, ich komme aus einem anderen Grunde, ich will Lebensmittel, Mundvorrat von Euch holen. Ich habe zu viel Leute im Schloſſe, es geht alles auf die Neige! Dazu kommt die Krankheit, ich habe die Burg abgeſchloſſen, um jede Anſteckung zu vermeiden und kann nicht ein Stück Brot aus der Stadt beziehen. Deshalb erbitte ich Eure Hilfe! Wundert Euch nicht, daß ich faſt in der Nacht zu Euch komme. Ich kann nicht anders, denn ich bin mit meiner Familie und den beiden Gefangenen ſo gut wie eingeſperrt auf meiner Burg. Ich habe beide mitgebracht, daß ſie die Sachen tragen und das Boot mir ſteuern helfen! Hätte ich den lichten Tag gewählt, ſo würden wir bei uns unten am Fluſſe und hier bei Euch von alle denen umringt werden, in deren Familie die ſchreckliche Krankheit eingekehrt iſt. Sie würden alle den Arzt begehren, deſſen Anweſenheit bei mir ſie kennen, und mit der Sicherheit vor der Anſteckung wäre es vorbei! Ich habe ſchlimme Tage genug durchleben müſſen! Der Doktor iſt anfangs nach der Stadt zu den Kranken gegangen, bis ich es ihm verbot, und er auch einſah, daß ſeine Hilfe gänzlich vergebens ſei. Trotz aller Mittel ſtarben ſie unter ſeinen Händen. Dazu kommt das ſtrenge Gebot vom Herzog, das ich erhalten, für das leibliche Wohl meiner Gefangenen zu ſorgen.“

„Recht gethan, Herr von Tornau,“ entgegnete der Schnaditzer Herr aus dem Fenſter, „doch nun kommt um die Ecke, ich ſchließe Euch ſelbſt die kleine Pforte auf.“ — Bald knarrten die Angeln der Thür, und der Freiherr mit ſeinen Gefangenen ſtand vor dem Herrn von Schnaditz.

„Ich kenne Euch ſchon,“ begann der letztere, „aus den Mitteilungen Eures Burgherrn, Ihr ſeid der Junker von Kyniz und Ihr der Doktor Häniſch. Kommt herein in das Schloß und geduldet euch bis auf weiteres hier unten im großen Zimmer, ich habe allein mit dem Herrn von Tornau zu reden.“

Die jungen Leute gehorchten ſchweigend und traten in das geöffnete Zimmer hinein, während der Wirt des Hauſes mit dem Freiherrn die Treppe hinauf ſtieg.

„Ihr ſollt alles wiſſen, Herr von Schnaditz,“ begann nun der Freiherr aufs neue. „Ich komme nicht nur, um von Euch Lebensmittel zu holen —“

„Sondern meiner Töchter wegen,“ unterbrach der Herr von Schnaditz in aller Ruhe. „Eure bekannte Gutmütigkeit hat Euch verführt! Ihr kommt als Freiwerber — die jungen Leute unten im Saal begehren meine Töchter!“

„Um Gottes willen, woher wißt Ihr das?“

„Auch hierin will ich Euch Antwort geben, wie ich ja niemals Euch das Geringſte verſchwiegen habe! Seht, Freiherr, nach allem, was ich erfahren, dachte ich, daß es ſo kommen würde. Zwei Männer, zwei Mädchen, zwei Paare, ſagt ein altes Sprichwort. Ihr habt Euren beiden Gefangenen, die ja kaum dieſen Namen verdienen, da ſie nur wegen eines Zweikampfes auf Eurer Burg eingeſperrt ſind, ebenſo wie meinen Töchtern die Freiheit gegeben, ſich gegenſeitig zu finden. Die Sache iſt ja an und für ſich ſehr erklärlich, und ich kann es begreifen, daß Eure Gefangenen Gefallen an meinen Töchtern gefunden haben. Ich wundere mich wahrlich nicht darüber, nachdem ich die beiden Männer heute abend, wenn auch nur in der Dunkelheit, geſehen, daß die Mädchen ihren Wünſchen entſprechen wollen. Aber ſeht, Freiherr, nach unſerer Sitte fragt man zunächſt bei dem Vater an, und wenn ich auch das Unterbleiben derſelben gern mit den außerordentlichen Umſtänden entſchuldigen und erwägen will, daß ſich die Verhältniſſe unter Euren Augen, denen meines liebſten Freundes, entſponnen haben, ſo zwingen mich doch andere Gründe, allen Bitten ein einfaches Nein entgegen zu ſetzen.“

„Ihr kennt die jungen Männer nicht, Herr von Schnaditz,“ unterbrach der Burghauptmann, in hohem Grade betroffen.

„Möglich,“ entgegnete dieſer, „aber Ihr könnt mir nicht unrecht geben, wenn ich geltend mache, daß die ſchreckliche Zeit, unter der das ganze Land ringsumher zu leiden hat, wenig angethan iſt, um Hochzeit zu halten. Und dann, wißt Ihr denn, Herr von Tornau, wer die Perſon war, die das Schwert des Junkers von Kyniz durchbohrte, daß der Ärmſte nicht weiß, ob ihm das Leben erhalten bleibt, daß er noch wie ein Schächer umhergeht und nur in voller Trunkenheit etwas begangen hat, das er tief bereut, deſſen er ſich kaum noch erinnert?"

„Ich kenne den Mann nicht!" ſagte Herr von Tornau.

„Sonderbar genug, daß man den Namen Euch nicht genannt hat. Doch es wundert mich eigentlich nicht, da Eure Gefangenen ſo wenig wie möglich über die unſelige Geſchichte ſprechen! So hört denn, der Verwundete war kein anderer, als der Schweſterſohn des Grafen von Tiefenſee, aus dem alten Geſchlechte der Schlieben. Er iſt brav und gut, und mag Gott wiſſen, wie er in die böſe Geſellſchaft in Leipzig geraten iſt! Er hat eine ſchlimme Lehre bekommen und ſie richtig genützt. So hat er dem tollen Leben in Leipzig Lebewohl geſagt, er beſitzt ſelbſt keine Ahnung davon, wie gefährlich die ihm beigebrachte Bruſtwunde geweſen iſt und lebt ſorglos und heiter, freilich noch nicht ganz geneſen, hier nebenan bei ſeinem Oheim, dem Grafen von Tiefenſee."

„Was ſagt Ihr, Herr von Schnaditz?"

„Gewiß, er langte an demſelben Tage an, an welchem meine Töchter zu Euch herüberritten, ebenſo wie dieſe, ohne eine Ahnung davon, daß die ſchreckliche Krankheit unſere Gegend aufgeſucht habe. Er kam am nächſten Tage zu mir, ich kenne ihn ja von Kindesbeinen an, wißt Ihr wohl, Freiherr, was er von mir wollte?"

„Wie ſollte ich wohl, Herr von Schnaditz!"

„So hört, er bat um Margrets Hand, er kennt ſie von Jugend auf, er liebt das Mädchen wie ein echter, treuer Rittersmann, er wird wohlhabend, ja vielleicht reich, und Ihr begreift, Freiherr — — kurz, ich habe ihm ihre Hand verſprochen und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ich den Junker von Kyniz abſchläglich beſcheiden muß!"

„Freilich, freilich — Ihr könnt nicht anders — was wird das Mädchen dazu ſagen?"

„Das Mädchen? Ich kenne meine Margret zu gut, ſie iſt ein frommes, braves Kind und der Wunſch ihres Vaters war ihr von jeher ein Befehl. Außerdem wißt Ihr, Freiherr, wie ich darüber denke! Sie iſt mein Kind und hat ohne Widerrede meinem Willen zu gehorchen. So war es von jeher in meiner Familie und ſo lange ich das Oberhaupt bin, ſoll es nicht anders werden! Margret wird gehorchen und zwar ohne ein Wort der Gegenrede zu wagen, glaubt mir das, Freiherr!"

„Ja, ja, Ihr habt recht, Herr von Schnaditz, vollkommen recht, und niemand kann das Geringſte dagegen ſagen! Aber — das iſt ja eine verzweifelte Geſchichte, ich hatte keine Ahnung von alle dem, ich bin ſo thöricht geweſen, ihm durchblicken zu laſſen, daß Ihr ihn als Eidam annehmen würdet."

„Das war unvorſichtig von Euch, Freiherr!" lachte der Herr von Schnaditz. „Nun macht es wieder gut, was Ihr falſch gemacht. Niemand iſt daran ſchuld als Ihr ſelbſt! Freilich, die kurze Spanne Zeit, die zwiſchen allen dieſen Dingen liegt, entſchuldigt Euch, entſchuldigt das Mädchen und endlich auch den Junker von Kyniz, dem alles erſpart geblieben wäre, wenn er, wie es alter Brauch iſt, zuerſt zu mir gekommen ſein würde. Doch das iſt nun nicht mehr zu ändern!"

„Gewiß nicht, ich ſehe es ein, es geht nicht anders! Doch ſagt, Herr von Schnaditz, wie ſteht es denn mit dem andern, dem Doktor Häniſch, dem, Eure Genehmigung vorausgeſetzt, Eure Tochter Urſula das Jawort gegeben hat?"

„So leid es mir thut, ich muß Eure Freiwerberei auch hier zurückweiſen," entgegnete der Herr von Schnaditz ruhig und kalt.

„Was, auch ihn, den ſorgſamſten aller Männer, der, ohne einen Pfennig zu verdienen, das eigne Leben nicht ſcheut, der in die Hütten der Armen geht ohne Rückſicht, ob ſein Verdienſt belohnt wird oder nicht, der Eure Urſula auf den Händen tragen, der ſie vor jeder Gefahr beſchützen würde?"

„Ja, ja, alles richtig," entgegnete der Herr von Schnaditz," „alles iſt wahr, was Ihr ſagt, aber es geht doch nicht! Seht, Freiherr, adelig und bürgerlich, das paßt nun einmal nicht ſo recht zuſammen! Es ſind zwei Stände, die ſchon unſer Geſetzbuch trennt und die insbeſondere heutzutage verſchiedene Intereſſen vertreten! Es iſt ja richtig, daß ſich jetzt die beiden Stände oft mit einander vermiſchen, aber daß etwas Segensreiches ſich dabei ergebe, muß ich denn doch recht ſehr bezweifeln! Ihr kennt mich ja, Freiherr, ſo alt mein Geſchlecht iſt, ſo wenig mißachte ich den bürgerlichen Mann, der mir mitunter ſogar lieber iſt, als mancher von altem Adel. Aber mein Kind ihm geben, das ich durch und durch kenne, von dem ich weiß, daß es genau einmal in die Fußſtapfen der verſtorbenen Mutter treten, in ſpäteren Jahren den Schritt der Jugend vielleicht bereuen und mir, der ich dann längſt allerdings im Grabe liege, Vorwürfe über Vorwürfe machen wird, nimmermehr, das thue ich nicht! Seht, Freiherr, hätte ich Söhne, die mich beerben könnten, ſo wäre das eine andere Sache! Dann ließe ſich darüber reden! Aber das Schickſal hat mir ſolche verſagt und meine beiden Töchter ſind meine Erben! Urſula erhält Schnaditz, Margret bekommt Gruna. So ſteht es in meinem Teſtament. und ich will nicht, daß auf Schnaditz ein Bürgerlicher herrſche!"

„Die Gründe, die Ihr geltend macht, Herr von Schnaditz, laſſen ſich freilich nicht widerlegen, Ihr ſeid ein freier und reicher Mann — —"

„Laßt das, Herr von Tornau," entgegnete der Schnaditzer Herr, „Ihr kennt mich zu lange, um einſehen zu müſſen, daß nicht der Stolz auf meinen Stammbaum und auf meine Vorfahren mir die Worte in den Mund legt. Ihr wißt es, ich bin der letzte meines Stammes und mit mir erliſcht mein männliches Geſchlecht. Iſt es ein Wunder, daß ich mein Wappen einem anderen vermählen will? Gewiß nicht, ich trete damit ja keinem Menſchen zu nahe, ſelbſt meiner Urſel nicht, die mir es ſpäter einmal danken wird, wenn auch lange Jahre darüber vergehen können!"

„Ja, ja," ſagte der Freiherr, „das iſt alles richtig, ich kann ja gar nichts dagegen thun und ſagen! Ich habe mir nur den Vorwurf zu machen, daß ich die Täuſchung bei den jungen Leuten eigentlich genährt und mich ihnen ſelbſt zum Freiwerber angeboten habe. Doch das hilft nun alles nichts mehr! Ihr habt von Eurem Standpunkte aus recht, und mir bleibt nur übrig, die Sache in das richtige Geleiſe zu bringen! Vor den beiden jungen Männern iſt mir nun nicht gerade bange, mit ihnen will ich ſchon fertig werden, aber Eure Töchter, Herr von Schnaditz, dies möchte ich eigentlich meiner Torilde überlaſſen!"

„Thut und laßt, was Ihr wollt, Freiherr," entgegnete der Herr von Schnaditz. „Aber ſeht Euch vor! Wiſſet, es iſt immer ein mißliches Ding, wenn man ein Mädchen mit einem ſolchen Werke beauftragen will! Böſes Blut iſt die Folge, und dies möchte ich um alles in der Welt vermeiden!"

(Fortſetzung folgt.)

Karl von Linné.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Monandria, Diandria, Triandria — wer hätte ſie in der Schule nicht gelernt, die vierundzwanzig Klaſſen des künſtlichen Pflanzenſyſtems von Linné? Wer hätte noch nicht das L hinter einer ſyſtematiſchen, naturwiſſenſchaftlichen Bezeichnung geleſen, welches die Abkürzung für den Namen eines der größten Naturforſcher aller Zeiten und Länder iſt? Den Mann wollen wir heute unſern Leſern vorführen, zwar nicht nach ſeiner wiſſenſchaftlichen Seite, ſondern den Menſchen und ſeinen Lebenslauf, der weit mannigfaltiger war, als jener der meiſten Gelehrten, bei welchen Gymnaſium, Univerſität und Bibliothek den Rahmen des Daſeins füllen. Anlaß dazu, Linné hier zu erwähnen, gibt uns das mitgeteilte Jugendporträt des berühmten Mannes, welches ihn uns in lappländiſcher Reiſetracht vorſtellt. Das Original befindet ſich zu Hartecamp bei Leiden, wo Linné längere Zeit wirkte, und iſt in Lebensgröße gemalt. Er erſcheint in einem Gewande aus Rentierhaut, um den Leib einen Gürtel, woran eine Trommel, eine Nadel, um Netze zu ſtricken, ein Kalender, eine Schnupftabaksdoſe aus Stroh und ein Meſſer befeſtigt ſind. In der Hand hält er ein Gewächs, eine Art Glockenblume, die nach ihm benannte hübſche Linnaea borealis.

Der Mann, den wir ſo darſtellen, ſtammte, wie viele bedeutende Männer, aus einem evangeliſchen Pfarrhauſe. Sein Vater Nils Linnaeus — ſo nannte ſich die Familie nach einem großen Lindenbaum, der auf dem Mayerhof zu Rashult, von wo ſie ſtammte, ſtand — war Paſtor zu Stenbrohult in Smaland, und dort wurde ihm am 23. Mai 1707 ſein älteſtes Kind, der ſpäter ſo berühmte Karl, geboren. Die Pfarre warf wenig ab, Schmalhans war Küchenmeiſter in Stenbrohult und der Herr Pfarrer mußte, um ſich und ſeine anwachſende Familie zu ernähren, tüchtig zur Landwirtſchaft greifen, auch trieb er Blumenzucht, was auf die ſpäteren Neigungen des kleinen Karl nicht ohne Einfluß geblieben iſt. Dieſer erhielt den erſten Unterricht vom Vater und wurde ſpäter in die Lateinſchule zu Wexiö gegeben, von wo aus er aber lieber botaniſierend in der Umgebung umherſtreifte, als die Penſa zu lernen, was den Herrn Paſtor veranlaßte, den Sohn von der Schule zu nehmen, um ihn zu einem Schuſter in die Lehre zu thun.

Der Genius ſtand am Rande des Grabes, als der Provinzialmedikus zu Wexiö, Rothmann mit Namen, ſein Retter wurde; auf die vorzüglichen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe des Knaben hinweiſend, vermochte er den Vater, ihn beim Studium zu belaſſen. In Rothmanns Hauſe fand Karl die erſten botaniſchen Werke, die ihm als Fackel voranleuchteten, und da er auch ſonſt weitere Fortſchritte machte, ſo konnte er 1727, zwanzig Jahre alt, um Medizin zu ſtudieren, nach der Univerſität Lund entlaſſen werden, wo der Naturforſcher Stobaeus ſein Lehrer wurde, vor allem aber die Pflanzenwelt den muntern Studio anzog, der jedoch aus Mangel an Mitteln bald in eine drückende Lage geriet. Linné, der ſpäter ſo reiche und berühmte Mann, ſpeiſte der Reihe nach bei ſeinen Kommilitonen herum, trug deren abgelegte Kleider und flickte ſich ſelber ſeine Schuhe!

Als die Bedrängniſſe des Studenten den höchſten Grad erreicht hatten, bahnte ihm das Glück plötzlich frohe Ausſichten. Profeſſor Olaus Celſius, durch Linnés botaniſche Kenntniſſe in Erſtaunen geſetzt, wurde ſein Wohlthäter, nahm ihn in ſein Haus auf und gewährte ihm Unterhalt. Nun blühten die Studien und bald geriet der junge Student auf den kühnen Gedanken, ein neues Lehrgebäude der Pflanzenwiſſenſchaft zu errichten. Die Befruchtungswerkzeuge der Pflanzen, die Staubfäden und Piſtille, die man bis dahin für nebenſächliche Teile gehalten, waren die Organe, auf denen er ſein neues Syſtem zu gründen gedachte. Schon ſchrieb er, gab er wiſſenſchaftliche botaniſche Abhandlungen heraus, welche die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ihn lenkten. Begründet aber wurde ſein Ruhm, als 1731 die Stockholmer Akademie der Wiſſenſchaften ihn mit der Erforſchung Lapplands betraute, ein ehrenvoller Auftrag, den er der Verwendung ſeiner Lehrer verdankte.

Die ganze, für die beſchwerliche Reiſe bewilligte Summe betrug nur ſechzig Thaler, damit aber machte ſich im Frühjahr 1732 Linné in der Kleidung, die unſer Bild zeigt, hoch zu Roß auf, um das „ſchwediſche Kanada,“ damals noch wenig bekannt, zu erforſchen. Über Schneefelder und Hochgebirge, in den Hütten der Lappen nächtigend, zog er unter Mühſal und Entbehrung dahin, ſeinen Wahlſpruch Tantus amor florum (ſo groß iſt die Liebe zu den Blumen!) bethätigend. Ende Oktober war er wieder zurück; mit den ſechzig Thalern hatte er aber ſo gut gewirtſchaftet, daß er ſich noch einen „Lappmud,“ einen Pelz aus Rentierfell mit dem Reſte des Geldes kaufen konnte. Die Frucht dieſer Reiſe war ſeine Flora von Lappland und von ihr datiert die Reformation, die neue Periode in der Botanik, da in derſelben Linné zuerſt ſein Sexualſyſtem zur Anwendung brachte.

Linné wurde zum Mitglied der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften ernannt und begab ſich 1733 nach Upſala, um an der dortigen Univerſität Vorleſungen über Botanik und Mineralogie zu halten. Aber der junge Mann hatte nicht promoviert, weil ihm hierzu die Mittel fehlten, und wie hätte jemand Profeſſor werden können, ohne vorher Doktor zu ſein? Es gab ärgerliche Szenen, die damit endigten, daß der unpromovierte Dozent Upſala verließ.

Damals holten ſich die Schweden den Doktortitel meiſtens in Holland. Ehe Linné aber dort hinging, um den erſehnten Doktorhut ſich zu holen, unternahm er in Geſellſchaft mehrerer Studenten auf Koſten des Herrn von Reuterholm eine Forſchungsreiſe nach dem öſtlichen Dalekarlien, auf der er ſeine nachmalige — verhängnisvolle — Frau, die Tochter des reichen Arztes Moraeus in Fahlun kennen lernte.

„Sara Liſa,“ ſchrieb er an ſeinen Freund, den berühmten Albrecht von Haller, „war eine ſchöne Maid. Ein gewiſſer Baron bewarb ſich um ſie, doch vergebens. Ich ſah ſie, ſtaunte, ward entzückt und in ſie verliebt. Meine Liebkoſungen, meine Vorſtellungen gewannen auch ſie. Sie verſprach mir ihr Herz, ſie gab mir ihr Jawort. Nun aber war ich bange — als ein armer, junger Mann den Vater um ſie anzuſprechen. Endlich wagte ich es. Er ſagte ja! und auch nein! Er liebte mich, nicht aber meine widrigen, ungewiſſen Verhältniſſe; zuletzt erklärte er, daß ſeine Tochter noch drei Jahre unverheiratet bleiben ſollte, alsdann er ſeine Entſcheidung erteilen wolle.“

So ward Linné mit ſiebenundzwanzig Jahren Bräutigam und nun galt es, eine feſte Stellung zu erringen. Die Braut ward dabei ſeine Stütze, ſie war es, die von ihrem Nadelgelde einhundert Thaler hergab und mit dieſen und ſeinen geringen Erſparniſſen begab ſich der Reformator der Botanik auf die Wanderſchaft, um ſich in Holland den Doktorhut zu holen. Er reiſte 1735 über Hamburg, wo er ſich zunächſt berühmt machte, indem er ein dortiges, vielangeſtauntes Naturwunder als ein Falſifikat entlarvte. In der Sammlung des Hamburger Ratsſekretärs von Spreckelſen befand ſich eine ſiebenköpfige Schlange, die für zehntauſend Mark von ihrem Beſitzer verſetzt worden war; denn ſie galt als Unikum, als „Hamburger Wunder.“ Linné zeigte, daß man ihr unter einem Überzuge von Schlangenhaut künſtlich ſechs Wieſelſchädel angeſetzt habe! Das wirbelte aber viel Staub auf, und da Linné wegen dieſer Sache ein Gerichtsverhör beſtehen ſollte, ſo machte er, daß er ſchnell davonkam und ging nach der billigſten Univerſität Hollands, nach Harderwyk in Gelderland, wo er nach dreifachem Examen und Verteidigung ſeiner Abhandlung über die Urſache der Wechſelfieber die langerſehnte Doktorwürde erhielt (24. Juni 1735).

Statt nun aber nach Schweden zu gehen, um ſich als praktiſcher Arzt niederzulaſſen und zu heiraten, zog es unſern Naturforſcher zunächſt nach der blühenden Univerſität Leiden, wo damals ganz vorzügliche Gelehrte wirkten. Dürftig und knapp, in ewiger Geldverlegenheit, lebte er dort in einem Dachſtübchen, ſchrieb er ſein bahnbrechendes „Syſtem der drei Naturreiche,“ den methodiſchen Grundſtein, auf welchem ſeit jener Zeit weiter fortgebaut wurde. Das erwarb ihm die Freundſchaft des berühmten Arztes Boerhave, der damals in Leiden lehrte, und nun eröffnete ſich eine beſſere Zeit. Boerhave empfahl den jungen ſchwediſchen Doktor an Georg Clifford, den Bürgermeiſter von Amſterdam, welcher mit unendlichem Koſtenaufwande ein Naturalienkabinett und einen botaniſchen Garten auf ſeinem Landgute Hartecamp eingerichtet hatte, in dem er ſyſtemlos die Schätze aller Weltteile ſammelte. Für dieſen war Linné der rechte Mann; nebſt freiem Tiſch und Aufenthalt erhielt er tauſend Gulden jährliches Gehalt als Direktor der Sammlungen Cliffords.

Nun begann ein wiſſenſchaftliches Schwelgen und Arbeiten, hier war Linnés Paradies, von dem große Werke ausgingen, gleich groß nach Umfang und Inhalt, denn im Jahre 1737 veröffentlichte Linné allein zweihundert Druckbogen, darunter das klaſſiſche Werk Genera Plantarum.

Schon im Anfange haben wir geſagt, daß wir die wiſſenſchaftliche Thätigkeit Linnés nicht zur Aufgabe dieſes Artikels machen könnten, wir vermögen daher auch ſeine Leiſtungen auf dieſem Gebiete in Leiden nicht weiter zu verfolgen und fahren fort in der Schilderung ſeiner äußeren Lebensverhältniſſe. Die drei Jahre, die der alte Doktor Moraeus ſeine Tochter für Linné aufſparen wollte, waren ſchon verfloſſen und bereits klopften andere Freier bei Sara Liſa an. Da hieß es nun eilen! Noch wurde ein Ausflug nach Paris unternommen, wo Linné mit dem Botaniker Juſſieu viel verkehrte, und dann kehrte der nun ſchon hochberühmte Mann im Sommer 1738 nach Schweden zurück. —

Mit lebhafter Freude in der Bruſt ſah er des Heimatlandes Geſtade wieder, konnte er ſich doch der gerechten Hoffnung hingeben als Preis langer Bemühungen nun Ehre und Amt zu erhalten. Allein bald genug mußte er die Wahrheit des Wortes fühlen, daß der Prophet nichts im Vaterlande gilt. Er, ein Fürſt der Naturforſcher, erntete Spott und von Anſtellung war keine Rede. Die Lorbeeren, die er im Auslande erworben, welkten in Schweden, und um leben zu können wurde Linné praktiſcher Arzt in Stockholm. Wie es ihm hier erging, mag er ſelbſt (in einem ſeiner Briefe) erzählen:

„Alles verlachte mich über meine Botanik. Wie viel ſchlafloſe Nächte und mühſelige Stunden hab' ich auf ſie verwendet; davon ſprach niemand. Ich fing an zu praktizieren, doch mit ſehr langſamem Erfolge; kein Menſch gab mir auch nur einen Dienſtboten zu kurieren. Doch in kurzem hörte das Mißgeſchick auf, nach langen Nebeln brach die Sonne durch. Ich kam auf, wurde zu den Großen gerufen; alles ging glücklich; kein Kranker wurde ohne mich geheilt; von vier Uhr des Morgens bis ſpät in den Abend beſuchte ich Kranke, brachte Nächte bei ihnen zu und verdiente viel Geld. — — Bald darauf wurde ich als erſter Arzt bei der Flotte und kurz darauf von den Reichsſtänden mit einem Jahresgehalt von hundert Dukaten ernannt, um Botanik in Stockholm zu lehren."

Das Wunder war auf dem Wege des Zufalls bewirkt worden. Linné hatte einem Freunde Huſtenplätzchen verſchrieben, die gute Wirkung thaten. Von dieſem Freunde erfuhr eine Reichsrätin, die auch huſtete, das Mittel und als dann die Reichsrätin mit der Königin Ulrike Eleonore Karten ſpielte, und die letztere auch huſtete, wurde Linné empfohlen. Er kam, verſchrieb der Königin ſeine Plätzchen, der Huſten hörte auf und Linnés Ruhm war beſiegelt. Was das künſtliche Syſtem der Botanik nicht vermochte, das bewirkte ein Huſtenplätzchen. —

Jetzt war Linné der Mann des Tages, um den die Großen ſich kümmerten und der nun, 1741, erſt vierunddreißig Jahre alt, nachdem er geheiratet, zum Profeſſor der Anatomie in Upſala ernannt wurde. Dort angelangt tauſchte er aber mit dem dortigen Botaniker Roſén die Stellen; Roſén wurde Anatom und Linné Botaniker, ein Verhältnis, das uns beim heutigen Zuſtande der Wiſſenſchaften undenkbar erſcheint, damals aber nichts Auffallendes hatte. Upſala blühte zu jener Zeit mächtig auf; Linnés Ruf lockte Studenten aus aller Herren Ländern, ſelbſt Amerikaner, an. Die gewöhnliche Zahl der Muſenſöhne betrug fünfhundert, ſtieg aber unter Linnés Rektorat (1759) auf fünfzehnhundert. „Die Wiſſenſchaft floß mit beſonderer Annehmlichkeit von ſeinen Lippen," berichtet ein Zeitgenoſſe. Sein Ruf als der größte lebende Pflanzenkenner war jetzt entſchieden auf der Höhe angelangt; er empfing die Huldigungen fremder Regenten und war der ausgeſprochene Günſtling ſeiner Königin Luiſe Ulrike, der geiſtreichen Schweſter Friedrichs des Großen, deren naturhiſtoriſches Muſeum zu Drottningholm er auch beſchrieb. Nur eines griff ſtörend in ſeine Thätigkeit ein: das Podagra, das ihn ſo arg quälte, daß man für ſein Leben beſorgt wurde (1750). Da dem Gefolterten nichts munden wollte, ließ er ſich als Erfriſchungsmittel Erdbeeren bringen, erhielt Ruhe und den Schlaf unmittelbar darauf, genoß noch mehr von dieſen Früchten und verließ am zweiten Tage geſund das Bett. Als im folgenden Sommer dasſelbe Leiden ſich abermals einſtellte, kurierte er es wiederum mit Erdbeeren.

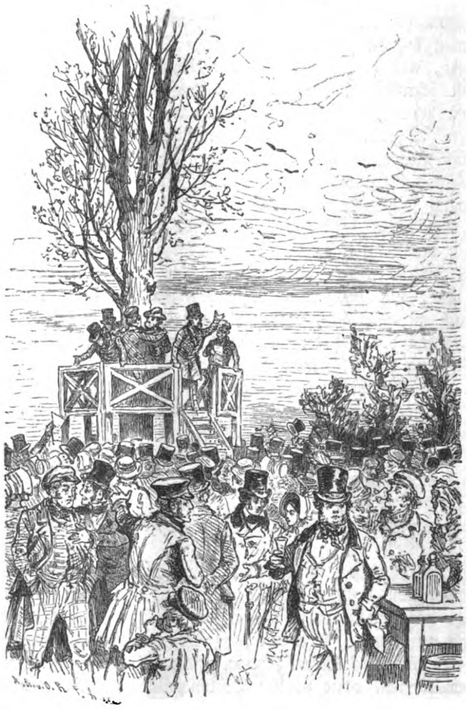
Mit Pflanzen und lebenden Tieren aus allen Weltteilen reich beſchenkt, vom Könige in den Adelsſtand erhoben, fühlte ſich Linné auf ſeinem Landſitze Hammarby bei Upſala „glücklicher denn ein König von Perſien," wie er ſchrieb. „Ich beſitze da die Reichtümer des Orientes und des Occidentes, die ich wünſche und die prächtiger ſind, als die Seidengewande der Babylonier und die Porzellangefäße der Chineſen. Hier lehre und lerne ich. Hier bewundere ich die Weisheit des Schöpfers, die ſich auf eine ſo vielfach neue Art zu erkennen gibt und zeige ſie anderen." Sein Gehalt betrug ſiebenhundert Gulden jährlich, wozu noch hundertzwanzig Tonnen Korn von einem Präbendegut und die Mitgift ſeiner Frau kamen. Damit war er einer der reichſten Männer in Upſala!

Die Tage des Alters, von denen wir ſagen, ſie gefallen uns nicht, kamen auch bei Linné. Leiden verſchiedener Art ſtellten ſich ein, die ihn aber nicht hinderten, noch an dem großen Werke der Reviſion der ſchwediſchen Bibelüberſetzung teilzunehmen, an dem ihm, der ein ſtrenggläubiger Chriſt war, der botaniſche Abſchnitt, die richtige Beſtimmung der in der heiligen Schrift aufgeführten Gewächſe, zufiel. Alter und Kränklichkeit nahmen dann zu und im letzten Jahre ſeines Lebens war ſein großer Geiſt zeitweilig umnachtet. Nachdem ihn noch in ſeinem achtundſechzigſten Jahre ein Schlag getroffen, von dem er ſich nur langſam einigermaßen erholte, ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Linnaeus hinkt, kann kaum gehen, ſpricht undeutlich und kann kaum ſchreiben." Die letzten Lebensjahre brachte der gelähmte Mann im Bette zu, bis ihn der Tod am 10. Januar 1778 von ſeinen Leiden befreite. Er brachte ſomit ſein der Erforſchung der Natur gewidmetes Leben auf faſt einundſiebzig Jahre.

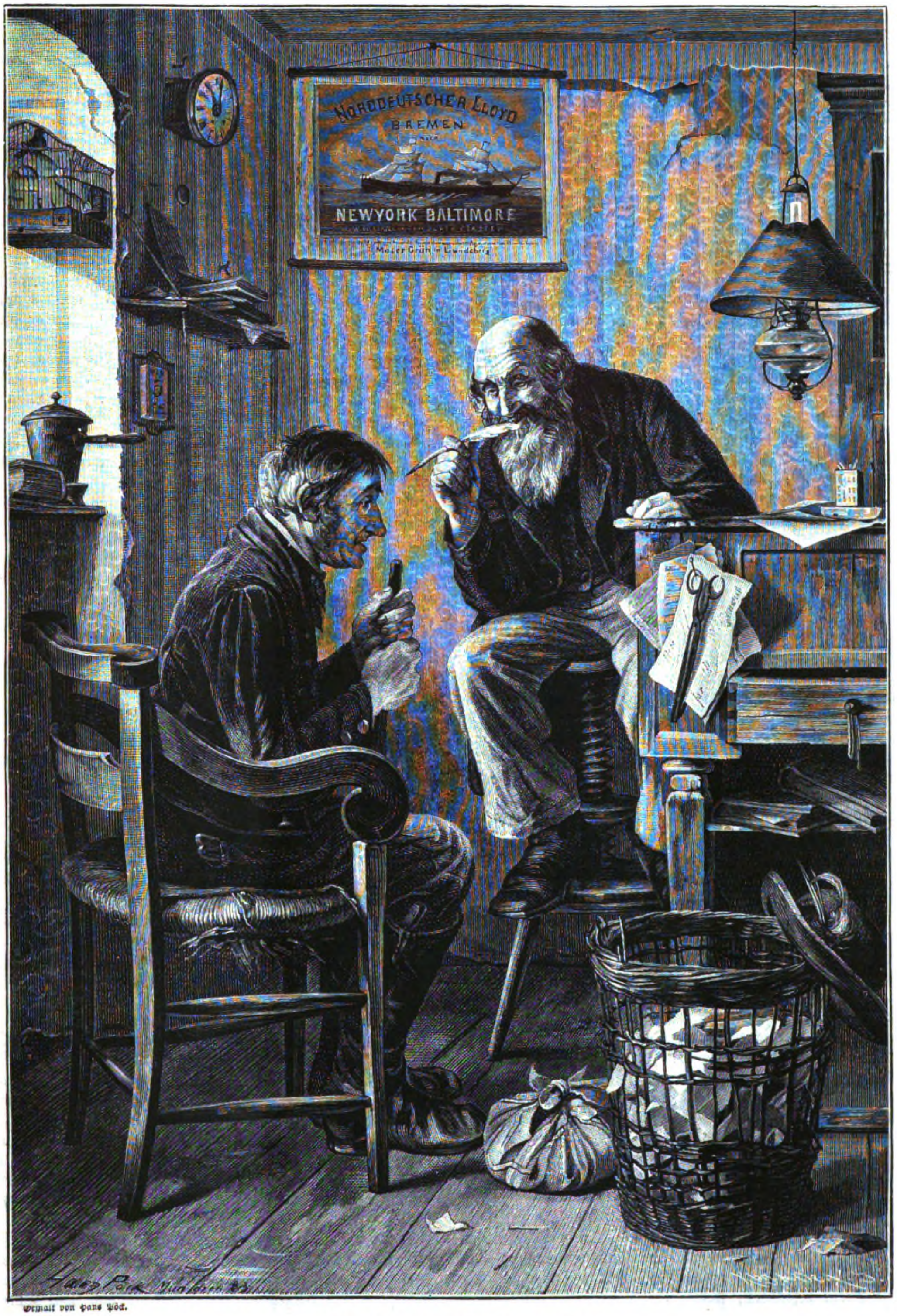
Linné hatte ſechs Kinder; einer ſeiner Söhne wurde ſein Nachfolger, doch erloſch mit dieſem ſein Mannesſtamm. „Über die Gemahlin des großen Linnaeus, ſchreibt einer ſeiner Biographen, ſchweige die Geſchichte lieber ganz." Einer ſeiner Zuhörer, der Kieler Fabricius, der Aufzeichnungen über den geliebten Lehrer hinterließ, erzählt uns: „Seine Frau war groß, ſtark, herrſchſüchtig, eigennützig und ohne alle Erziehung. Sie verſcheuchte oft die Freude aus unſerer Geſellſchaft." Von Fabricius erfahren wir auch, daß der große Botaniker auf ſeinem Gute Hammarby abends gern eine Partie „Triſette" ſpielte und des Sonntags die ganze Familie nebſt den anweſenden Studenten zum Hackbrett eines herbeigerufenen „Bauernkerls" tanzte. „Der Alte rauchte unterdes ſeine Pfeife Tabak, tanzte auch wohl einen polniſchen Tanz mit, worin er uns Jüngern alle übertraf." Unter den Schattenſeiten Linnés werden der Geiz und die Freude geſchmeichelt zu werden genannt — aber dieſe Untugenden verſchwinden neben ſeinen unendlichen Verdienſten.

Richard Andree.

Aus den Papieren eines nachdenklichen Zeitungsleſers



Die freiſinnige Partei von 1848 an der „Einſamen Pappel" bei Berlin.
Aus den Märztagen 1848.


NORDDEUTSCHER LLOYD
BREMEN
NACH
NEWYORK BALTIMORE
Hans Pöck München 83

Gemalt von Hans Pöck.

Beim Auswanderungsagenten.

Nach ſieben Jahren.

Novelle von **Germanis**.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Sie begaben ſich nun auf den Heimweg, beide voll frohen Mutes und voller Zuverſicht und entwickelten einen vollſtändigen Plan, nach dem ſie mit ihren Eröffnungen vorgehen wollten. Werner mußte geloben, Barbara von ſeinen eigenen Wünſchen nicht eher etwas zu ſagen, bis er wegen Silvias Verlobung mit der Baronin geſprochen, und traf die erſehnte Nachricht und mit ihr Herr von Bergen dann wirklich ein, ſo war alles ſchon vorbereitet, und man konnte den kommenden Sonntag, zugleich mit dem Geburtstag der Baronin, der immer eine große Anzahl von Gäſten herbeizog, auch die öffentliche Verlobung begehen. Daß ſich dann den erſtaunten Verwandten und Freunden vielleicht zwei Brautpaare vorſtellen würden, erſchien Sylvia als eine beſonders reizende Überraſchung.

Im beſten Einvernehmen, unter Lachen und Scherzen und allerhand Neckereien fuhr man nach Hauſe, und als Werner ſeinem hübſchen Mündel beim Ausſteigen half, konnte er es nicht unterlaſſen, ſie mit einem unterdrückten Jubelruf hoch in die Luft zu heben, worauf ſie lebhaft errötete und verlegen lächelnd zu Barbara hinüberſah, die in der Hausthüre ſtand.

Die Ärmſte hatte ſchon lange mit ſchlecht verhehlter Unruhe nach den beiden Flüchtlingen ausgeſchaut und wußte nun gar nicht, was ſie denken ſollte, bald aber glaubte ſie die ganze Bedeutung dieſer gemeinſamen Spazierfahrt und glückſeligen Heimkehr richtig erkannt zu haben, und Werners vollſtändig verändertes Weſen beſtärkte ſie nur in dem traurigen Irrtum. Sie war überzeugt, daß es zwiſchen den beiden zu einer beglückenden Ausſprache gekommen, und die Wahrnehmung, daß Werner eine lange geheime Unterredung mit der Baronin hatte, aus der er ſehr befriedigt, und Silvia, die zuletzt auch zugezogen worden, unter Thränen lächelnd hervorging, das alles deutete darauf hin, daß die längſterſehnte Verlobung zwiſchen ihm und Silvia nun wirklich zur Ausführung gekommen und alle Mißverſtändniſſe endgültig aufgeklärt ſeien. Selbſt die beſonders großartig geplante Geburtstagsfeier ließ auf ein fröhliches Verlobungsfeſt ſchließen, und als am Abend Silvia ihrer Freundin plötzlich um den Hals fiel und ihr zuflüſterte, ſie dürfe zwar noch nichts verraten, hoffe aber unſäglich glücklich zu werden, da ſchwand auch der letzte Zweifel aus Barbaras Seele, und der letzte Hoffnungsſtrahl erloſch unter dem Eindrucke dieſer qualvollen und niederdrückenden Gewißheit.

Von Werner hatte ſie ſich die letzten Stunden möglichſt fern zu halten gewußt, und ſein wärmeres, herzlicheres Benehmen gegen ſie darauf zurückgeführt, daß er in der Fülle ſeines Glückes jeden wollte daran teilnehmen laſſen, und ſelbſt ihr fernerhin nicht mehr zu zürnen vermöge, aber ſeine ſtrahlend heitere, faſt ausgelaſſene Stimmung, die nur momentan eine tiefere Bewegung durchblicken ließ, that ihr namenlos weh, und ſie konnte ſein leuchtendes, hoffnungsfreudiges Antlitz nicht ſehen, ohne einen bitteren Schmerz zu empfinden. Der Händedruck, mit dem ſie von ihm ſchied, war ein ſehr kühler, und ſie mußte ſich geſtehen, daß ſie ihre eigene Kraft bei weitem überſchätzt, und es ſich nicht ſo ſchwer gedacht hatte, ihn neidlos mit einer anderen glücklich zu ſehen. Sie verbrachte unter heißen Kämpfen eine ſchlafloſe Nacht, und als der dämmernde Morgen ihr in die überwachten Augen ſah, frug ſie ſich wohl zum hundertſtenmal, wo ſie die Kraft hernehmen ſolle, die folgenden Tage zu überſtehen, ohne etwas von ihrer inneren Qual zu verraten.

IX.

Silvia und die Baronin waren an dieſem Tage ausgebeten, und mußten ihre geſellige Verpflichtung erfüllen, ſo unbequem ihnen dies auch in dieſem Augenblick ſein mochte. Die glückliche Braut beſonders, welche täglich erwartete, ihren geliebten Vetter ankommen zu ſehen, konnte ſich nur ſchwer in die bittere Notwendigkeit fügen, und fand ihre Mutter ſehr grauſam, welche von einer verſpäteten Abſage nichts wiſſen wollte, obgleich die Entfernung ſo groß war, daß man an demſelben Abend nicht zurückkehren konnte, ſondern über Nacht fortbleiben mußte.

Barbara hingegen betrachtete dieſen Umſtand als eine beſondere Fügung der Vorſehung. Sie befand ſich in einem Zuſtande krankhafter Erregung, welche es ihr unmöglich machte, die Dinge im rechten Lichte zu ſehen und den richtigen Maßſtab für ihr Thun und Laſſen zu finden. Der heiße Wunſch, noch vor der Veröffentlichung von Silvias Verlobung Walddorf zu verlaſſen, und ſo allem zu entfliehen, was ſie hier erwartete und ihr unerträglich erſchien, war nach und nach zum feſten Entſchluß herangereiſt, und die längere Abweſenheit der beiden Damen ſchien ihr zur Ausführung ihres Planes beſonders günſtig.

Wohl war ſie ſich bewußt, daß ein ſo plötzliches und willkürliches Verlaſſen einer feſten Stellung einer genügenden Entſchuldigung bedürfe, aber eine ſolche glaubte ſie in einem Briefe Mariannens zu finden, der im Laufe des Vormittags angelangt war und eine ziemlich troſtloſe Schilderung ihrer Lage brachte. Ihre Kinder lagen am Scharlach darnieder, ihr Mann hatte ſich durch einen Sturz vom Pferde den Arm beſchädigt, und die alte Kinderfrau war zu der eigenen Tochter abberufen worden. Sie wußte nicht, wie ſie allen gerecht werden ſollte, und wenn ſie den Wunſch, Barbara bei ſich zu haben, auch nicht gerade ausſprach, ſo glaubte dieſe ihn doch zwiſchen den Zeilen leſen zu können und fühlte das unabweisbare Bedürfnis, der treuen Freundin zuhilfe zu eilen. Daß es mehr ihre eigene Stimmung war, welche ſie von hinnen trieb, als die Selbſtverleugnung eines echten Samaritertums, verſuchte ſie ſich diesmal nicht klar zu machen; ſie wollte fort je eher je beſſer, und ſo ſchmerzlich die Nachricht ſie auch ſonſt berühren mochte, ſie war ihr beinah willkommen, da ſie ihr zur Motivierung ihrer eigenen Zwecke von ſo großem Nutzen ſein konnte.

Mit Recht erwartete ſie, daß, wenn Silvia und die Baronin von ihrem Vorhaben wüßten, ſie verſuchen würden, ſie zurückzuhalten, und es blieb ihr daher nur übrig, ſie einer vollendeten Thatſache gegenüber zu ſtellen, deren ganze Tragweite ihnen vorläufig noch verborgen bleiben mußte. Denn wie feſt ſie auch entſchloſſen war, mit der Vergangenheit zu brechen und nie mehr in dieſe Gegend zurückzukehren, nur in Trennung und Vergeſſenheit ihr ferneres Heil ſuchend, ſo ſollte doch den Zurückbleibenden gegenüber die wahrſcheinliche Dauer ihrer Abweſenheit als eine ſehr kurze bezeichnet werden, und erſt nach und nach ihr vollſtändiges Fernbleiben zur Sprache kommen. Sie hoffte, daß Silvia ihr Verhalten, ſo weit es klar zutage lag, verſtehen und die Baronin ihr die beſchleunigte Abreiſe verzeihen würde, und beſchwichtigte ihr eigenes Gewiſſen mit dem Gedanken, daß man während der kommenden Tage der Freude ſie nicht vermiſſen und nach Silvias Verheiratung als entbehrlich doch entlaſſen haben würde.

Sie machte alſo nur Tante Bella zu ihrer ſcheinbaren Vertrauten und ihrem natürlichen Anwalt, der bei der Rückkunft der Baronin alles erklären und entſchuldigen ſollte, was Barbara in einem formellen Schreiben nur anzudeuten gewagt, und entwarf eine ſo herzzerreißende Schilderung von Mariannes vielſeitigem Mißgeſchick, daß ſie die alte Dame zu Thränen rührte und ihre vollſten Sympathieen gewann. — Völlig ahnungslos über die wahren Motive der leidenſchaftlichen kleinen Thörin, fand Bella die fieberhafte Unruhe derſelben vollſtändig begreiflich und proteſtierte nur dagegen, daß ſie die Nacht hindurch reiſen wollte. Aber Barbara blieb bei ihrer Behauptung, nur ſo den richtigen Anſchluß erreichen zu können, und beſtieg um Punkt fünf Uhr die Ponyequipage, um nach der kleinen Bahnſtation zu fahren, nachdem ſie die notwendigſten Effekten und ihre Briefſchaften in ein kleines Köfferchen gepackt und von Tante Bella mit unmotivierter Herzlichkeit Abſchied genommen hatte.

Das alles hatte ſich ſo ſchnell abgeſpielt, daß Barbara gar nicht recht zur Beſinnung gekommen war, und als ſie nun die Dorfſtraße hinabfuhr und zum letztenmal das hohe Dach des Walddorfer Hauſes zwiſchen den Bäumen des Parkes zu ihr hinüber grüßte, erfaßte ſie ein plötzliches Angſtgefühl, und es war ihr, als könne ſie ſich nicht trennen von dem ihr liebgewordenen Orte. Der Gedanke aber an die fröhlichen Szenen und Feſte, die ſich in den nächſten Tagen dort abſpielen würden und bei denen ſie immer nur die Rolle des unbefangenen Zuſchauers oder der teilnehmenden Freundin zu ſpielen haben würde, rief wieder den trotzigen Schmerz in ihr wach, der den Gedanken an dieſe Flucht zuerſt in ihr erweckt hatte, und mit zuſammengepreßten Lippen und thränenloſen Augen blickte ſie vorwärts, den Weg entlang, der ſie in die Ferne führen ſollte.

Auf dem Bahnhofe traf ſie gerade zur rechten Zeit ein, der Zug brauſte heran, als ſie ihr Billet gelöſt hatte, und eine Minute ſpäter ſaß ſie im Damenkoupee, umgeben von einer Schar zierlicher Backfiſchchen, die von den Ferien in die Penſion zurückkehrten, und trotz dieſer betrübenden Ausſicht und der wachthabenden Gouvernante ihre angeborene Heiterkeit nicht zu unterdrücken vermochten. Sie lachten und ſchwatzten, kicherten und flüſterten in einem fort, und ihre eifrigen Unterhaltungen wurden nur durch die heftigen Angriffe unterbrochen, mit denen ſie die heimatlichen Provianttaſchen heimſuchten. Ihr fröhliches Gebahren ſtand in ſo grellem Widerſpruch zu Barbaras faſt an Verzweifelung grenzender Niedergeſchlagenheit, daß ſie ſich zuerſt unangenehm berührt fühlte, es hatte aber das Gute, daß ſie dadurch, wenn auch gegen ihren Willen, von ihren eigenen trüben Gedanken abgezogen und in eine andere Welt verſetzt wurde, in der Kummer und Herzeleid noch unbekannte Dinge zu ſein ſchienen. Sie mußte mitunter ſogar lächeln über die Einfälle der kleinen Plaudertaſchen, und als die luſtige Schar den Wagen verließ, empfand ſie beinahe ein leiſes Bedauern.

Ihre einzige Geſellſchaft war nun eine junge Frau mit einem kleinen Knaben, der ſie unverwandt anſtarrte und mit ſeinem dnmmdreiſten Geſichtchen keinen ſehr erheiternden Anblick bot, aber auch dieſe Paſſagiere ſtiegen bald aus, und als ſie dann allein weiter fuhr durch öde, eintönige Strecken und die einbrechende Dämmerung alles noch farbloſer erſcheinen ließ, kam ſie ſich wieder ſo verlaſſen vor wie damals, als ſie von Berlin nach Neuenburg fuhr, und ein Gefühl namenloſer Trauer und Bangigkeit ergriff Beſitz von ihrer Seele. Sie dachte darüber nach, ob es denn wirklich ſo notwendig geweſen ſei, dieſen entſcheidenden und auffallenden Schritt zu thun, ob ſie nicht am Ende übereilt und unbeſonnen gehandelt, und je mehr ſie ſich prüfte und Einkehr hielt in ſich ſelbſt, um ſo klarer wurde ihr die Unzulänglichkeit ihres heutigen Thuns. Statt geduldig das Kreuz zu tragen, das Gott ihr auferlegt hatte und ſich demütig in ſeinen Willen zu fügen, hatte ſie ſich vermeſſen, ihre eigenen Wege zu wandeln und auch vom weltlichen Standpunkte aus ſich nicht richtig benommen. Die Baronin, die ſtets ſo gütig gegen ſie geweſen, hatte ein ſo rückſichtsloſes Abbrechen ihrer Beziehungen nicht verdient und ihr einziger Troſt in dieſer Stunde bitterer Selbſterkenntnis war der Gedanke, Mariannen wirklich notwendig und vorausſichtlich hochwillkommen zu ſein.

Aber auch hier ſtand ihr eine arge Enttäuſchung bevor. Als ſie den Brief hervorzog, um ihn bei dem letzten Scheine des ſchwindenden Tageslichtes noch einmal und genauer zu leſen, als ihr dies in der Erregung dieſes Morgens möglich geweſen, erſah ſie zu ihrem nicht geringen Schmerz und Verdruß aus dem Datum, daß er ſchon vor Wochen begonnen, wahrſcheinlich in dem Schreibtiſche ihrer vielbeſchäftigten Freundin liegen geblieben war, und an der Längsſeite des Bogens fand ſich ein kurzes Poſtſkriptum, worin Marianne wegen der Verzögerung um Entſchuldigung bat und ihr zugleich mitteilte, daß die ſchwere Zeit nun überſtanden und alle wieder wohl ſeien.

Alſo auch hierin hatte ſie ſich geirrt und faſt lächerlich gemacht und bei dem praktiſchen Sinn der Hugſtettenſchen Familie ſtand nicht zu erwarten, daß ſie ihr Thun begreifen und die Rührung über ihre Bereitwilligkeit, zu helfen, größer ſein würde, als der Unwille, ſie ihre Stellung in Walddorf abbrechen und ohne zwingenden Grund eine weite und koſtſpielige Reiſe machen zu ſehen. Sie hatte die Brücken hinter ſich abgebrochen oder doch wenigſtens jede Wiederanknüpfung bedeutend erſchwert, und war für den Augenblick völlig ratlos und haltlos. Zu dem tiefen Kummer ihres Herzens, der ihr allezeit gegenwärtig war, geſellten ſich die bitterſten Selbſtvorwürfe, und den Kopf auf die harten Polſter des Armkiſſens legend, weinte ſie lange und bitterlich. Morpheus aber küßte mitleidig die müden Augenlider, und erſchöpft von der geiſtigen und körperlichen Anſpannung dieſes ſchrecklichen Tages ſank ſie in einen tiefen und erquickenden Schlaf.

Einige Stunden ſpäter wurde ſie durch den gellenden Pfiff der Lokomotive geweckt, der Zug fuhr in den hellerleuchteten Bahnhof des großen Kreuzungspunktes ein, und in demſelben Augenblicke riß auch der Schaffner die Thüre des Damenkoupees auf und rief mit möglichſt unverſtändlicher, ſchmetternder Stimme: „Berlin, Görlitz, Dresden umſteigen!“

Barbara nahm ihr Handköfferchen und, noch halb ſchlaftrunken und geblendet von der grellen Beleuchtung, taſtete ſie beim Herabſteigen nach einem Halt, als ſich eine feſte Hand ihr entgegenſtreckte und eine wohlbekannte Stimme ganz ruhig ſagte:

„Geben Sie mir Ihren Koffer, Fräulein Barbara, und nehmen Sie ſich in acht; es hat geregnet, die Stufen ſind ſchlüpferig.“

Sie glaubte zu träumen. Schien es denn möglich, daß das wirklich Herr von Friedensburg war, den ſie zu dieſer Stunde fern von hier in der Geſellſchaft glaubte, in der auch Silvia weilte? Und wie kam es, daß ſie eine ſo hohe Freude empfand bei ſeinem bloßen Anblick, nachdem ſie abſichtlich von ihm geflohen? Sie war zu überraſcht, um eine Frage zu thun, und er ſchien auch durchaus nicht erſtaunt, ſie hier, mitten in der Nacht auf der Reiſe zu finden, er zog ihren Arm durch den ſeinen, als wäre dies das natürlichſte von der Welt, und, ſie über den menſchenerfüllten Perron nach einem Wartezimmer geleitend, ſagte er wie entſchuldigend:

„Wir müſſen hier leider eine halbe Stunde auf den nächſten Zug warten, der uns wieder nach Hauſe bringen kann, aber ich denke, etwas Ruhe wird Ihnen gut thun. Ich werde Ihnen gleich eine Taſſe Kaffee beſorgen.“

Das alles, als befänden ſie ſich nicht in einer abſonderlichen Situation, ſondern als hätten ſie gemeinſchaftlich eine Reiſe unternommen und wären nun zu einem kleinen Aufenthalt gezwungen. Werner ging nach der Reſtauration, um ſeine Beſtellung zu machen, und Barbara benutzte als echte Evastochter den Augenblick zur Auffriſchung ihrer äußeren Erſcheinung. Es erſchien ihr mit einemmale alles verwandelt, und das Gefühl völligen Geborgenſeins, das ſie in der Nähe des geliebten Mannes überkam, ließ ſogar ihre maßloſe Verwunderung wieder in den Hintergrund treten. Auch daß er ihre Weiterreiſe abſchneiden und ſie wieder nach Hauſe bringen wollte, erſchien ihr beinah wie ſelbſtverſtändlich, und was er auch über ſie beſchließen mochte, ſie wollte damit zufrieden ſein und ſich unbedingt ſeinen Anordnungen fügen. Sie hatte ſich während der letzten Stunden ſo elend gefühlt, war ſo mißtrauiſch geworden gegen ihr eigenes Können und Wollen, daß ſie ſich mit dem demütigen Vertrauen eines Kindes ſeiner Leitung anheimgeben wollte, und ſelbſt wenn er wirklich Silvias künftiger Gatte war, in ihm ihren beſten und treueſten Freund erkannte.

Aber merkwürdig genug, ohne daß ſie den Grund dafür hätte angeben können, war ihr Glaube an ſeine Verlobung mit der kleinen Baroneſſe plötzlich wieder erſchüttert worden, und als er wieder ins Zimmer kam, hatte ſie den jähen Wechſel von tiefer Verzweiflung zu höchſter Freude ſchon etwas überwunden und ſich inſoweit gefaßt, daß ſie voll dankbarer Rührung ihn anblickend, fragen konnte, wie er von ihrer Abreiſe Kenntnis erhalten, und es möglich gemacht habe, ihr ſo ſchnell zu folgen.

„Ah!“ ſagte er lächelnd, „mein gnädiges Fräulein, die Reihe zu fragen wäre eigentlich an mir, im übrigen aber war die Sache ſehr einfach. Ich wußte, daß Silvia und die Baronin nicht zu Hauſe ſein würden, und wollte gerade deshalb heute nach Walddorf kommen, um mit einer gewiſſen jungen Dame eine ungeſtörte längere Unterhaltung zu haben. Ich hätte Sie auch ſchon geſtern auf meinen Beſuch vorbereitet, Sie machten es mir aber unmöglich, Ihnen einige Worte zu ſagen, und ich war auch ſo ſicher, ſie heute zu finden, daß ich mir leider an meiner eigenen Vorfreude genügen ließ, und keinen beſonderen Wert auf eine Mitteilung legte.

„Nun denken Sie ſich meine Beſtürzung, als ich heute am ſpäten Nachmittag nach Walddorf kam, und Fräulein Barbara ausgeflogen fand! Ich eilte, Aufklärung ſuchend, ſogleich zu Tante Bella und dieſe gab mir eine ſo verworrene Schilderung von ihrer Abreiſe und den Motiven derſelben, daß ich wirklich viel Divinationsgabe beſitzen mußte, um der Wahrheit endlich nahe zu kommen. — Kaum war ich mir aber darüber klar geworden, daß dieſe plötzliche Flucht nichts anderes ſein konnte, als das Reſultat einer momentanen, unglücklichen Stimmung, als ich mir auch ſagte, daß ein im Grunde ſo verſtändiges und zartfühlendes Mädchen wie Sie den übereilten Schritt ſehr bald bereuen, und zur Beſinnung gekommen, ſehr gern bereit ſein würde, ihn wieder gut zu machen, beſonders wenn dem inneren Prozeß eine äußere Einwirkung zu Hilfe käme. — Zu meiner Beruhigung ſah ich auch, daß Sie mit dem gewöhnlichen Mangel an Umſicht, den junge Damen bei ſolchen Gelegenheiten immer beweiſen, den denkbar langſamſten Zug gewählt hatten und die Möglichkeit vorlag, ſie noch einzuholen. Ich ſetzte mich alſo ſofort wieder in den Wagen, fuhr, allerdings im ſchnellſten Tempo, nach der drei Meilen entfernten Station, wo die Kurierzüge halten, langte zehn Minuten vor Ihnen bereits hier an, nahm Aufſtellung auf dem Perron, konzentrierte bei Ihrer Ankunft meine Aufmerkſamkeit auf das Damenkoupee, in dem ich Sie mit Recht vermuten durfte, und hatte ſo das Glück wieder mit Ihnen vereint zu werden. —“ — — „Und meine arme Freundin Marianne?“ ſagte Barbara vorwurfsvoll.

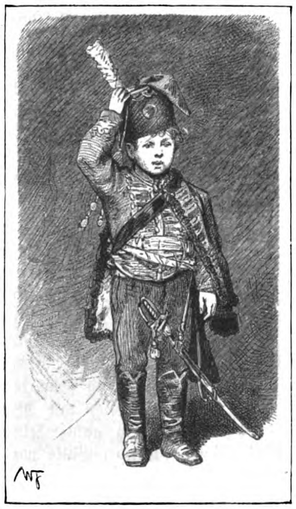
„Wird auch ohne Sie ſehr gut fertig werden! Übrigens habe ich an dieſe Seite der Geſchichte bis jetzt nicht recht glauben können, und ſie nur für eine guterfundene Ausrede gehalten. — Wäre die Sache aber auch wirklich ſo ſchlimm, wie Sie dieſelbe Tante Bella geſchildert, ſo haben Sie doch jetzt nähere Verpflichtungen zu erfüllen, und Silvia würde es mir nie verzeihen, wenn es mir nicht gelänge, Sie zurückzuführen.“

Silvia! Da war es wieder, das Gefühl unſäglicher Bitterkeit, das ihr Herz hatte überfließen laſſen in tiefem Weh! Silvia! nur um ihretwillen war er alſo gegangen, ſie zu ſuchen. — Die eben gefaßten guten Vorſätze waren ſchon wieder verflogen, ſie warf den Kopf in den Nacken, ein finſterer Zug legte ſich über ihr Geſicht, und ſie ſagte trotzig: „Wenn ich nun aber nicht zurückkehren will, Herr von Friedensburg? —“

Er betrachtete ſie einen Augenblick mit ernſtem Erſtaunen, dann erhob er ſich, ſchob ſeinen Stuhl zurück und ſagte kühl: „Mein gnädiges Fräulein, ich glaubte einen beſſeren Dank verdient zu haben, aber ich will Ihnen meine Meinung durchaus nicht aufdrängen, Sie ſind vollkommen frei zu thun, was Sie wollen.“ Aber Barbara war ſo erſchreckt über den ernſten Vorwurf, der nicht nur in ſeinen Worten, ſondern auch in ſeinen Blicken lag, daß ſie ihn mit einer flehenden Gebärde zurückhielt und ſchüchtern ſagte: „O bitte, bitte, haben Sie Nachſicht mit mir.“

(Schluß folgt.)

Die erſten militäriſchen Studien unſeres Kaiſers.



Prinz Wilhelms Weihnachtsgeſchenk 1803.

Durch die Waffen iſt aus des heiligen römiſchen Reiches Sandſtreubüchſe im Laufe der Jahrhunderte das heutige Preußen, das jetzige Deutſchland geworden, die Pflege der Waffentüchtigkeit hat deshalb mit gutem Grunde im Hauſe der Hohenzollern in erſter Reihe Berückſichtigung gefunden. Nur die Regierungen derjenigen preußiſchen Fürſten waren glückliche, die Soldaten waren, auch die nachgeborenen Prinzen fanden nur im Heeresdienſt volles Genügen, rechten Erfolg. Auch heute erlernt jeder preußiſche Prinz den Kriegsdienſt von klein auf, von unten auf und der künftige Kaiſer lernt ſo jedes Glied in dem gewaltigen Organismus der Armee kennen, den ſein Auge überwachen muß, den einſt ſein Wort in Bewegung ſetzen wird. Alle Künſte des Friedens können ſich nur entfalten, wenn dieſer ſelbſt erhalten bleibt, er aber bleibt allein geſichert, wenn jeder Nachbar weiß, daß er heißes Eiſen anfaßt, wenn er feindlich zugreifen will.

Aber die militäriſche Schulung kommt nicht nur dem künftigen Heerführer zu ſtatten, ſie ſtählt auch den Mann. Wenn die gewöhnliche Ordnung der Dinge ſich gelöſt hat, wenn es ſeitens der leitenden Kräfte beſonderer Umſicht und Energie bedarf, läßt man an die Stelle des Zivilbeamten den hohen Militär treten. Man weiß, was man thut. Der Heeresdienſt bildet eben wie kein anderer die eigentlich männlichen Tugenden aus. Wie die angeſtrengte Bewegung in der friſchen Luft den Körper abhärtet, ſo ſtählt der Soldatenberuf auch die Seele. Im ſteten Unterordnen lernt man das Befehlen, ſchnell müſſen die Entſchlüſſe durchgeführt werden, mit aller Energie und doch unter ſteter Berückſichtigung aller Umſtände.

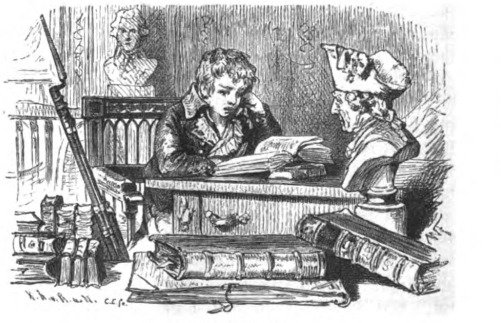
Unſer Kaiſer war als kleines Kind ſchwächlich, ſeiner Mutter „Angſtkind.“ Später wird er als ein ſtiller, ſanfter Knabe bezeichnet. Gerade ihm waren die friſchen Übungen des Soldaten beſonders heilſam.

Am Weihnachtsabend 1803 fand der kleine Prinz unter dem Weihnachtsbaum auch eine Uniform, die der Zietenhuſaren. In dieſer Uniform, angethan mit dem federgeſchmückten Kalpak und dem ſchnurbeſetzten Dolman, den Säbel an der Seite, ſtellt ihn unſer Bild dar. Sein älterer Bruder hatte die Uniform der Garde du Korps erhalten, ſein Vetter und Spielkamerad, Prinz Friedrich, eine Dragoneruniform. Alle drei führte der König, nachdem ſie eingekleidet worden waren, der Königin zu und ſtellte ſie ihr als die drei jüngſten Rekruten der Armee vor. Bald darauf wählte der König zwei tüchtige Unteroffiziere, welche die Prinzen einexerzieren ſollten, Unteroffizier Bernſtein vom Bataillon Garde und Unteroffizier Klery vom Regiment Möllendorf.

Am Neujahrstage 1807 ernannte der König im Schloſſe zu Königsberg mitten im tobenden Kriegslärm ſeinen zweiten Sohn zum Offizier. „Es kann kommen,“ ſprach er, „daß an deinem Geburtstage keine Gelegenheit iſt, dich ordentlich einzukleiden, denn ihr müßt nach Memel. So ernenne ich dich heute ſchon zum Offizier. Da liegt deine Interimsuniform.“ So wurde der Prinz um ein paar Monate früher Offizier, als es im gewöhnlichen Laufe der Dinge geſchehen wäre. An ſeinem Geburtstage erhielt er dann in Memel das Patent als Fähndrich bei der Garde zu Fuß.

Auf unſerem zweiten Bilde ſehen wir den jungen Offizier — der Prinz iſt damals etwa vierzehn Jahre alt — in gelehrte Studien vertieft. Die Büſte vor ihm ſagt uns, was er da ſo eifrig lieſt. Es ſind die Werke ſeines unſterblichen Ahnherren, des großen Friedrich, es iſt deſſen „Geſchichte meiner Zeit“ oder die „Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges.“ Das glänzende, prächtige Preußen, das Friedrich ſchuf, liegt zerſchlagen am Boden, aus ſeinen Werken muß ſich ja aber erſehen laſſen, wie man es wieder aufrichten könnte. Die Preußen waren 1807 ſo tapfer geweſen, wie je zuvor und je nachher, an dem Unglück konnte nur die Führung ſchuld ſein. Von der Führung aber ſchrieb der große Meiſter der Strategie: „Der Erfolg eines Krieges hängt zum großen Teil ab von der Geſchicklichkeit des Generals, von ſeiner Kenntnis der Orte, die er inne hat, von ſeiner Kunſt das Terrain zu benutzen, einerſeits dadurch, daß er den Feind hindert, günſtige Stellungen einzunehmen, anderſeits, daß er die für die eigenen Pläne paſſendſten Stellungen zu wählen verſteht. Immer muß mit Ruhe und Beſonnenheit verfahren werden, jeder Schritt abgewogen und abgemeſſen ſein, weil in Kürze derjenige der geſchickteſte iſt, der das wenigſte dem Zufall überläßt.“

Der Schüler hat ſich dieſe Worte wohl gemerkt, zu unſerem Heile.

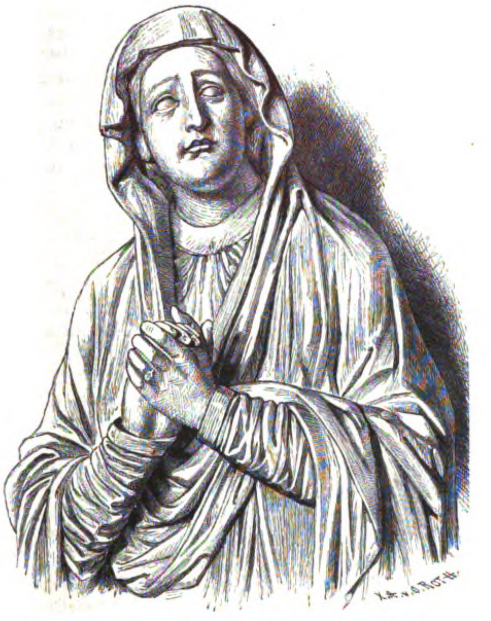


Häusliche Studien 1810.

Die ſchmerzensreiche Mutter von Wechſelburg in Sachſen.

Eine der intereſſanteſten, an Kunſtſchätzen reichſten kirchlichen Bauten aus dem Ende des XII. Jahrhunderts iſt die Schloßkirche zu Wechſelburg in Sachſen, urſprünglich Kloſter Zſchillen benannt. Das Kloſter wurde gegründet im Jahre 1174 von Dedo IV, mit dem Zunamen des Feiſten, und war der Jungfrau Maria geweiht. Von dem Gründer berichtet die Chronik, daß er an dem erſten Zuge Kaiſer Heinrichs VI nach Italien im Jahre 1190 teilnehmen wollte, ſich vorher, um ſich von ſeiner übermäßigen Leibesfülle zu befreien, das „Fett ausſchneiden ließ“ und an dieſer barbariſchen Operation verſtarb.

Die Kirche zeigt die damals bei allen Kulturvölkern Europas herrſchende byzantiniſche Bauart. — Die Namen der Erbauer ſowohl als der Künſtler, denen der reiche Schmuck des Innern zu verdanken iſt, ſind nicht auf uns gekommen. Die erſteren dürften zweifellos unter den Kloſterbrüdern ſelbſt zu ſuchen ſein, die nach der Sitte des Mittelalters in unermüdlicher Thätigkeit für die Herſtellung und den Schmuck ihrer Heimſtätte beſorgt waren. Dagegen ſind die reichen Skulpturen der Kanzel ſowohl als die herrliche, aus Holz geſchnitzte Chriſtusgruppe über dem Altare, von deren einer Seitenfigur der Kopf unſerer Madonna entnommen iſt, in einem Stile gehalten, der deutlich zeigt, daß die Künſtler von der damaligen italieniſchen Schule beeinflußt und entweder Italiener oder in Italien gebildete Deutſche waren. Denn ſchon der Chriſtus am Kreuz, welcher den Mittelpunkt der aus koloſſalen hölzernen Figuren beſtehenden Gruppe bildet, zeigt in Körper und Stellung der einzelnen Glieder eine gewiſſe Grazie, in dem würdevollen und edlen Kopfe eine individuelle Durchbildung, welche den Figuren jener Zeit aus rein deutſcher Schule fremd ſind. Noch mehr iſt dies der Fall mit der herrlichen Madonna. Sie ſteht zur Rechten des göttlichen Sohnes und ſchaut mit erhobenem Geſicht voll tief ſchmerzlichem Ausdruck zu ihm empor. Auch die Farben der Gewänder ſind ſehr gewählt und zart, das Kolorit des Fleiſches im Nackten außerordentlich wahr, ſo daß auch hierdurch der Kunſtwert der trefflichen Arbeit des unbekannten Meiſters erhöht wird.



Mater dolorosa. Frühgotiſche Holzſkulptur von der Kreuzigung am Altar der Kirche zu Wechſelburg (Kloſter Zſchillen).

Aus der weiteren Geſchichte des Kloſters iſt bemerkenswert, daß auch hier wie in ſo vielen anderen derartigen Stätten Sittenloſigkeit und Verfall aller Zucht ſo arg wurden, daß im Jahre 1278 die Mönche, als ein eifriger Propſt ſich dem entgegen ſtellen wollte, ihn töteten und den Prior ſo verſtümmelten, „daß er ſie nicht beobachten konnte,“ ihn alſo wahrſcheinlich des Augenlichts beraubten. Im Jahre 1537 wurde die Kirche durch einen Brand ſchwer beſchädigt, die Zeit der Wiederherſtellung iſt unbekannt.

Die Paſſauer Kunſt.

Von **Julius Stinde.**

„Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war in Greifswald ein öſterreichiſcher General, namens Bruſe, Stadtkommandant. Dieſer verſtand die Paſſauer Kunſt, ſich kugelfeſt zu machen. In einem Gefecht mit den Schweden wurden mehr als zwanzig Kugeln ohne Schaden auf ihn abgeſchoſſen. Endlich kam aber ein ſchwediſcher Soldat, der einen geerbten ſilbernen Knopf in der Taſche hatte. Den lud er in ſein Gewehr und damit erſchoß er den General, denn gegen ſolche geerbte Knöpfe ſchützt keine ſchwarze Kunſt. Dies geſchah auf dem Roſenthal bei Greifswald, wo der Geiſt des Generals noch umgehen ſoll.“

So berichtet Temme in ſeiner Sammlung Pommerſcher Sagen und noch in vielen anderen Büchern, namentlich ſolchen, die, in ein dauerhaft ſchweinsledern Gewand gekleidet, dem Zahn der Zeit beſſer widerſtanden als neumodiſches Bücherwerk, das oft das Anfaſſen nicht verträgt, finden ſich Hinweiſe auf die Paſſauer Kunſt, mit deren Hilfe der Kriegsmann ſich feſtmachen konnte, ſei es gegen Hieb und Stich oder, was beſonders wichtig war, gegen das Pfeilgeſchoß und die Kugel. Denn dem Hieb und Stich gegenüber nützten perſönliche Tapferkeit und Gewandtheit, gute Wehr und feſter Harniſch, aber das Geſchoß kam heimtückiſch aus der Ferne geflogen und die Kugel durchbohrte das Eiſenhemd.

Der Schußwaffe konnten Schild und Harniſch nicht widerſtehen, die Sicherheit, welche ſie gewährten, ſchwand immer mehr mit der Vervollkommnung des Feuergewehres. Aber es gab allerlei Zauber und wer die Kunſt verſtand, der vermochte ſich wohl zu ſchützen.

Es ſoll der Henker zu Paſſau geweſen ſein, der die Kunſt erfand, einen Menſchen feſt zu machen und das Jahr 1611 wird als der Zeitpunkt dieſer Erfindung angegeben. Der Henker ſchrieb wunderliche Zeichen, unverſtändliche Worte und Figuren auf ein Stück Pergament, das der Krieger bei ſich tragen mußte, um unverwundbar zu werden und wer nicht zu einem Original gelangen konnte, der ließ es ſein ſäuberlich kopieren. Man hatte auch noch andere Mittel zum Feſtmachen, als die Amulette des Paſſauer Scharfrichters, aber das Feſtmachen ſelbſt wurde im allgemeinen die Paſſauer Kunſt genannt. —

Trotzdem iſt der Paſſauer Henker ebenſowenig der Erfinder dieſer Zauberkunſt, als Berthold Schwarz für den erſten Erfinder des Schießpulvers gehalten werden darf, das den Chineſen und Arabern längſt bekannt war, denn im chriſtlichen Mittelalter war bereits der Glaube verbreitet, daß man Waffen durch Beſprechung feien könne. Auch ſchützte das Nothemd gegen Pfeile und Kugeln. Es mußte dasſelbe auf dem Chriſttag von einer reinen, keuſchen Jungfrau geſponnen, gewoben und genäht werden. Vom Hals an bedeckte es den halben Mann, auf den Bruſtteil wurden zwei Köpfe geſtickt, von denen der zur rechten Seite einen langen Bart trug, der zur linken ein teufliſches Geſicht mit einer Krone haben mußte.

Den beſten Beweis dafür, daß die Paſſauer Kunſt ſchon vor dem Jahre 1611 praktizieret wurde, geben Luthers Tiſchreden, darinnen eines Bartſcherers zu Wittenberg gedacht wird, Meiſter Peter genannt, deſſen Eidam, ein Landsknecht, ſich waffenfeſt zu machen verſtand. Wie wir ſpäter ſehen werden, können wir aber dieſe Kunſt bis in das graue Heidentum hinein verfolgen.

Bei jeglichem Zauber bediente man ſich entweder zauberhafter Dinge oder magiſcher Sprüche, oftmals wurden beide miteinander verbunden. Denn das geſprochene Wort verlieh ſelbſt harmloſen Gegenſtänden zauberiſche Kräfte, es war der Fluch oder der Segen, deſſen Träger ſie wurden.

Die Wurzel der roten Schwertlilie machte waffenfeſt, wenn man ſie bei ſich trug oder die Klinge des Schwertes mit derſelben beſtrich und noch heute holt das Landvolk ſie unter dem Namen Allermannsharniſch zu abergläubiſchen Zwecken aus den Apotheken. Sie war auch ein Beſtandteil der feſtmachenden Waffenſalbe, zu welcher außerdem Bärenfett und die Schädelknochen gewaltſam ums Leben gebrachter Menſchen kamen.

Dem geſprochenen Worte gleichgeachtet ward das geſchriebene. Oft beſtand der Zauberſegen aus vollkommen unſinnigen Worten oder es wurden Bibelſprüche und Gebete benutzt, namentlich die Pſalmen. Wer einen Feind hatte, der konnte ihn töten, wenn er ein ganzes Jahr alle Abend und Morgen den 109. Pſalm betete. Der 91. Pſalm machte hieb- und ſchußfeſt. Es wird erzählt, daß ein Soldat in der Schlacht bei Wimpfen unverſehrt blieb, obgleich ſein Hauptmann wahrgenommen, wie derſelbe viel Schüſſe und Hiebe empfangen. „Auf des Markgrafen zu Baden Befehl mußte der Hauptmann den Soldaten fragen, wie es damit zugegangen und dieſer antwortete, er hätte von ſeinem Vater, der ein Soldat in Engelland geweſen, gelernet, wie man vor der Schlacht allemal den 91. Pſalm beten müſſe, damit man unverſehret bleibe. Über dieſe Sache erholte ſich der Markgraf bei einem Theologo rats, welcher dafür hielt, es ſei kein Unterſchied zwiſchen der ſ. g. Paſſauiſchen Kunſt und dem Gebrauch dieſes Pſalmens, weil ein Aberglaube dabei vorgehe.“

Auch Grimmelshauſen kommt in ſeinem Simpliciſſimus auf „eine gewiſſe Kunſt, daß dich keine Kugel treffe“ zu ſprechen, die natürlich und keine Zauberei ſei. Simplex, der gedrängt wird, dieſe Kunſt zu offenbaren, ſchreibt das Mittel auf einen Zettel, um frei zu kommen und verſichert, dasſelbe ſei von unfehlbarer Wirkung. Das iſt es auch in der That, ſo geheimnisvoll es auch beim erſten Anblick erſcheint. Auf dem Zettel ſtand nämlich: „Asa, vitom rahoremathi, ahe, menalem renah, oremi nasiore ene, nahores, ore, eldit ita ordes irabe, ine, nie, nei, alomode sas, ani, ita, ahe, elime, arnam, asa, locre, rahel, nie, vevit, aroseli, ditan, Veloselas, Herodan ebi, menires, asa, elitire, eve havsari evida sacer, elachimai nei elevisa.“

Als Simplex einige Tagereiſen von ſeinem Gaſtherrn entfernt war, der ihm wegen dieſes Mittels hart zugeſetzt hatte, ſchrieb er ihm: „Sonſt habe ich Sorge, der Herr möge ſich vielleicht künftig zu weit in Gefahr wagen und Gott verſuchen, weil er eine ſo treffliche Kunſt von mir wider das Schießen gelernt. Ich habe geſchrieben: Das Mittel der folgenden Schrift behütet, daß dich keine Kugel trifft. Solches verſtehe der Herr recht und nehme aus jedem unteutſchen Wort, als welche weder zauberiſch noch ſonſt von Kräften ſein, den mittleren Buchſtaben heraus, ſetze ſie der Ordnung nach zuſammen, ſo wird es heißen: „Steh an ein Ort, da niemant hinſchießt, ſo biſt du ſicher.“ Dem folge der Herr, denke meiner zum beſten und bezeihe mich keines Betrugs, womit ich uns beiderſeits Gottes Schutz befehle, der allein beſchützet, welchen er will.“

Die Nichtigkeit abergläubiſchen Treibens kann wohl kaum draſtiſcher dargelegt werden, als wie es Grimmelshauſen hier an der Paſſauer Kunſt zeigt, aber der Glaube an ihre Kraft iſt trotz aller Aufklärung noch bis auf den heutigen Tag nicht erloſchen. Ich ſelbſt habe Gelegenheit gehabt, in den Händen von Soldaten während des Krieges von 1866 ſogenannte Himmelsbriefe zu ſehen, welche, einem vom Himmel gefallenen Original nachgedruckt, den Menſchen kugelfeſt machen ſollten und noch zu dieſer Zeit werden ſolche Zettel gedruckt und von Hauſierern abgeſetzt. Der Inhalt lautet verſchieden, iſt aber ſtets bibliſchen Inhaltes und deutet auf katholiſchen Urſprung. Ich ſetze einen der kürzeſten dem Wortlaute nach her.

„Dieſer Brief iſt vom Himmel gefallen. — Nimm ihn zu dir, an deine rechte Seite, ſo kann man dir nicht Urſach geben, nicht überwinden, nicht verwunden. — Das Blut Jeſu Chriſti, welcher Gott und Menſch, behüte mich N. N. vor allerlei Waffen und Wehr, Geſchoß und Geſchütz, lange oder kurtze Schwerter, Meſſer, Degen und Karabiner, was haut und ſticht, vor Stechen, Degen oder kurze und lange Flinten, oder Büchſen und dergleichen, ſo ſeit Chriſti Geburt geſchmiedet worden, vor allerlei Metall, es ſei Eiſen oder Stahl, Meſſing oder Blei, Erz oder Holz. Jeſus Chriſtus behüte mich vor allerlei Geſchoß und Geſchütze bei Behaltung des Bundes, wie Maria ihre Jungfrauſchaft behalten hat, mache alſo die Waffen ſo weich wie die Blutstropfen, die Jeſus Chriſtus am Ölberge vergoſſen hat. Jeſus iſt zu Nazareth empfangen, das ſind wahrhaftige Worte, als wahrhaftigen Stein in dieſem Briefe geſchrieben ſtehen. Es müſſen auch von mir alle Geſchütz, Wehr und Waffen weichen, auch alle ihre Kraft verlieren. Jeſus ging über das rote Meer, er ſahe in alle heilige Lande, es müſſen zerreißen alle Stricke †††. ss. X. E. S. X. J. L. o. u. c. Jeſus von Nazareth bewahre die Worte Gottes über den Segen, über den Erzengel Gabriel. Amen.“

Schon in älterer Zeit hießen derartige Beſchwörungen „Segen.“ Im Parzival (254) wird geſagt: „daz ſwert bedarf wol ſegens wort,“ aber der Segen ſelbſt wird nicht mitgeteilt. Man ſegnete die Waffen ebenſowohl, um ſie ſiegreich zu machen, als anderſeits Segen geſprochen wurden, um die Macht der Waffe zu brechen, und deshalb darf angenommen werden, daß der Waffenſegen, für und wider, älteſten Urſprungs iſt.

Wir finden Belege für dieſe Annahme in der Edda, der einzigen ſchriftlichen Uberlieferung deutſchheidniſcher, nordiſcher Mythologie.

Das geſprochene oder geſungene Wort — das heilige Lied — galt den Alten zauberkräftig, das Wortzeichen — die Rune — hatte magiſche Gewalt und der Glaube an die Kraft dieſer Sprüche und Zeichen konnte dem Volke ſelbſt nicht durch die Einführung des Chriſtentums genommen werden.

Um dem heidniſchen Weſen jedoch ein Ende zu machen, waren die Diener der Kirche bedacht, die heidniſchen Zauberlieder gegen bibliſche Ausdrucksweiſe zu vertauſchen, ſo daß die Sache blieb, wenn auch die Form geändert wurde. Statt der Runen wurden Kreuze und die Anfangsbuchſtaben heiliger Worte genommen, wie wir ſie noch jetzt an dem Schluſſe des Himmelsbriefes finden. Vielleicht war der Henker von Paſſau im Beſitze alter Runenzeichen, die er kopierte, ſo daß mönchiſche und unverſtändlich gewordene heidniſche Waffenſegen gleichzeitig im Gebrauche waren. Letztere mochten, wie alles Sinnloſe, dem Kriegsmanne nur um ſo kräftiger und vertrauenswürdiger erſcheinen, je rätſelhafter ſie ihm erſchienen.

Die Zauberlieder älteſter Zeit ſtammen von Odin dem Hohen. Denn ſo heißt es in Odins Runenlied in der Edda:

Ein drittes (Lied) weiß ich, das ich bedarf,
Meine Feinde zu feſſeln.
Die Spitze ſtumpf ich dem Widerſacher
Mich verwunden nicht Waffen noch Liſten.

Der Sinn dieſes Verſes ſtimmt mit dem des Himmelsbriefes überein. Aber auch die Löſung aus Banden „er ſahe in alle heilige Lande, es müſſen zerreißen alle Bande,“ die wegen ihres Reimes ſich von der Proſa des Segens unterſcheidet, findet ein Vorbild in der Edda:

Ein viertes weiß ich, wenn der Feind mir ſchlägt
In Bande die Bogen der Glieder;
So bald ich es ſinge, ſo bin ich ledig,
Von den Füßen fällt mir die Feſſel
Der Haft von den Händen.

Ferner weiß Odin mit Zauberliedern den fliegenden Pfeil zu hemmen und die harte Wurzel des Holzes (die Keule), das Feuer zu löſchen, das Schiff durch die Wellen zu lenken, den Sturm zu beſchwichtigen.

Ein elftes kann ich, wenn ich zum Angriff ſoll
Die treuen Freunde führen,
In den Schild ſing ich's, ſo ziehn ſie ſiegreich
Heil in den Kampf, heil aus dem Kampf
Bleiben heil wohin ſie ziehen.

Statt des Runenliedes ſprach der vorhin erwähnte Soldat vor der Schlacht von Wimpfen den 91. Pſalm, ſo daß der Erſatz eines heidniſchen Liedes durch bibliſche Worte ſich mit großer Deutlichkeit ergibt.

Odin weiß auch ein Lied, nützlich und nötig, wo unter Helden Hader entbrannt, ihn ſchnell zu ſchlichten.

Einen däniſchen Spruch, den man ſprechen ſoll, wenn man ſieht, daß Meſſer oder Schwerter gezogen werden, teilt Grimm in ſeiner Mythologie mit, der auf deutſch lautet: „Steh' Schneide und Schärfe bei denſelben Worten, mit denen Gott Himmel und Erde ſchuf; ſteh' Schneide und Schärfe bei denſelben Worten, mit denen Gott ſich ſelbſt ſchuf mit Fleiſch und Blut in der Jungfrau Maria. Im Namen des Vaters u. ſ. w." — Beachtenswert iſt der Umſtand, daß Odins Runenlied in der Edda damit anhebt, daß der Gott, ſich ſelbſt geweiht, am Baume hängend, zu denken und zu wachſen begann, ſich neu in Worten und Werken ſchuf und dann die Zauberlieder verkündete, welche vor Waffengefahr ſchützen. Auch in der däniſchen Beſchwörungsformel dienen Schöpfungsworte als Zauber gegen Hader und gezogene Waffen, ſo daß hier Altheidniſches nur ſchlecht von bibliſchem Gewande bedeckt wird. Die Runen- und Zauberlieder Odins wurden von Wiſſenden weitergelehrt an Würdige.

Als Siegfried der Held durch Wafurlogi geritten war und Brunhild aus dem Schlafe geweckt hatte, vermählte er ſich mit der Tochter Odins, die im Schlafe Ungehorſam büßte, der aber göttliches Wiſſen zu eigen geblieben war. Brünnhilde, die Sigrdrifa der Edda, kannte als Walküre die Zauberlieder und die zauberkräftigen Runen Odins, die ſie Siegfried lehrte. Denn ſo heißt es im Sigrdrifumal, dem Liede von der Brünnhild:

Siegrunen ſchneide, wenn Sieg du haben willſt,
Grabe ſie auf des Schwertes Griff;
Auf die Seiten einige, andere auf das Stichblatt.
— — — —
Die erſann und ſprach, die ſchnitt zuerſt
Odin, der ſie ausgedacht.
— —

All' ihre Weisheit lehrte Brünnhilde dem Helden Siegfried — und Siegfried war unverwundbar.

Nach dem Nibelungenliede und der Volksſage wurde Siegfried unverwundbar durch das Bad in dem Blute des erſchlagenen Drachen Faſnir, aber davon berichtet die Edda nichts. Es war der Zauberſegen, der den Helden hieb- und ſtichfeſt machte — nur der Rücken war nicht mitgeſegnet, denn den zeigte der Held im Kampfe nie.

Somit würde ſich ergeben, daß die Paſſauer Kunſt von keinem Gewaltigeren ſtammt, als von Odin ſelbſt; ſie war urſprünglich göttlicher Art, das Gebet um Sieg und um Schutz, das der Menſch von den Göttern ſelbſt gelernt hatte. Später wurde Zauberei und Aberglauben daraus, chriſtlichmyſtiſches Formelweſen und zuletzt gedruckte Jahrmarktsware, wie jene Himmelsbriefe, die wohl noch hier und da vertrauensvolle Gemüter finden. Wie zähe aber das Volk an den altheidniſchen Traditionen hängt, obgleich dieſelben bis faſt zur Unkenntlichkeit entſtellt wurden, das ergibt ſich aus der Unterſuchung nach dem Urſprung der Paſſauer Kunſt.

Am Familientiſche.

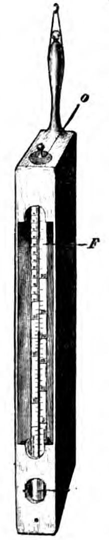
Beim Auswanderungsagenten.

(Zu dem Bilde auf S. 489.)

Die große Völkerwanderung, die ſich, wenn auch faſt unbemerkt, alljährlich unter unſeren Augen vollzieht und die wir „die Auswanderung" nennen, hat naturgemäß auch eine Fülle von Handels- und Induſtriezweigen wachgerufen, die von ihr leben. In erſter Reihe kommt hier der Auswanderungsagent in Frage. In jeder größeren Stadt ſitzen mehrere dieſer Herren und jeder iſt eifrig bemüht, durch möglichſt „koulante" Behandlung ſich künftigen Auswanderungsluſtigen in erſter Reihe zu empfehlen. Der Agent übt ja in der That auch ein bedeutungsvolles Amt, denn er wird nur zu oft nicht nur über die einzuſchlagende Linie, ſondern auch über das Ziel der Auswanderung befragt und ſeine Ratſchläge können daher auf das bedeutungsvollſte in das künftige Leben der Auswanderer eingreifen.

Unter den Auswanderungsagenten befinden ſich gewiß viele, welche ihre Aufgabe mit aller Gewiſſenhaftigkeit erfüllen, doch fehlt es natürlich auch nicht an ſolchen, welche die günſtige Gelegenheit benutzen, um die ländliche Einfalt über den Löffel zu barbieren. Iſt erſt der Entſchluß zur Auswanderung gefaßt, ſo bemächtigt ſich nur zu leicht des Auswanderers der Leichtſinn. Er kann nicht ſchnell genug, nicht energiſch genug mit der alten Habe aufräumen, ſein ganzes Sinnen iſt auf bares Geld gerichtet. Welche Verſuchung für den geriebenen, verſchmitzten Juden, der ſeine Leute kennt wie ſich ſelbſt! Mit behaglichem Lächeln und mit manchem guten Scherz zieht der Verſchlagene ſeinem Opfer bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren.

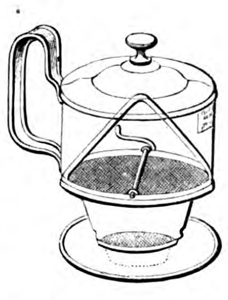
Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft.



Zu den praktiſchſten unter der Unzahl von Inſtrumenten, welche uns in letzter Zeit als der Hygiene gewidmet in die Hände kamen, müſſen wir das Univerſalthermometer rechnen, welches der Dirigent der Leipziger Kinderpoliklinik, Dr. Fürſt, konſtruiert hat. Dasſelbe dient zugleich als Zimmer- und Badethermometer und iſt zu letzterem Zwecke loſe in eine Holzhülſe eingelaſſen; außerdem beſitzt es aber innerhalb der Grenzen der Körpertemperatur eine entſprechend dünnere (in Zehntel eingeteilte) Queckſilberſäule F, und eine Form, welche ihm die Eigenſchaft als Krankenthermometer gibt. Es vereinigt ſomit, unſeres Wiſſens zum erſtenmal, die drei verſchiedenen Gebrauchsmomente eines Wärmemeſſers für die Familie in ſich und ſcheint wirklich recht empfehlenswert. Zu beziehen iſt das Thermometer zum Preiſe von drei Mark von R. H. Paulcke in Leipzig.

Dem in unſerer vorigen Umſchau erwähnten Univerſalwerkzeug, der unausſprechlichen Damenhammerzange, haben wir heute noch eine kleine, nette Zuſammenſtellung von Werkzeugen anzureihen, welche ebenfalls dem Bergſchen Magazin, Berlin, Friedrichſtraße 174, entſtammt. Es iſt dies ein ſehr handlicher Werkzeugkaſten, der kaum zwanzig Zentimeter lang und ein Drittel ſo breit, doch faſt alle Werkzeuge in ſich vereint, die im Hauſe gebraucht zu werden pflegen. Da fehlen weder Hammer noch Kneifzange, weder die verſchiedenſten Bohrer, noch Meißel, Pfropfenzieher, Vorſchläger oder Drahtzange. Das Kunſtſtück iſt im weſentlichen dadurch fertig gebracht, daß für die Mehrzahl der Inſtrumente nur ein Griff vorhanden iſt, auf welchen ſie alle paſſen und durch eine beſondere Vorrichtung feſtgehalten werden. Ganz beſonders iſt das kleine Käſtchen, für das ſelbſt der gefüllteſte Koffer noch Raum hat, für die Reiſe und einen vorübergehenden Sommeraufenthalt geeignet. Der Preis beträgt elf Mark.

Kaffeemaſchinen — und kein Ende! In der That iſt der Markt überfüllt mit allen möglichen und unmöglichen Konſtruktionen, von denen eine immer komplizierter und teurer als die vorhergehende iſt und die in ihrer Unzahl nur den Beweis liefern, daß das Bedürfnis, der Levante braunen Trank in höchſter Vollendung zu bereiten, eigentlich noch immer nicht geſtillt iſt. Durch Einfachheit und rationelle Konſtruktion zeichnet ſich vor der Mehrzahl ihrer Konkurrenten die Aufgußmaſchine nach Arndtſchem Syſtem aus: Im weſentlichen ein Trichter, in welchem die Filtration des Kaffees zwiſchen zwei engen Sieben ſtattfindet. Es iſt bekannt, daß zu ſtark extrahierter Kaffee ebenſo ſchädlich für die Geſundheit iſt, wie zu ſchwacher; während der letztere die Verdauung nicht befördert, ſondern nur erſchlaffend wirkt, ſind in jenem außer den ätheriſchen Ölen, welche Aroma und Geſchmack des edlen Getränkes bedingen, die bitteren, gerbſäurehaltigen Beſtandteile mit gelöſt. Die Arndtſche Maſchine beſchränkt nun die Filtrationsdauer auf die erfahrungsmäßig richtige Zeit und zwingt das kochend aufgegoſſene Waſſer, den nach oben durch ein Einſatzſieb abgeſchloſſenen Kaffee gleichmäßig zu durchlaufen und zu extrahieren. Daß die Filtrationszeit thatſächlich richtig berechnet iſt, geht aus dem von uns wiederholt angeſtellten Verſuche eines nochmaligen Aufguſſes hervor, deſſen Reſultat ſtets eine helle, bitter ſchmeckende Flüſſigkeit ohne jedes Aroma war. Die kleine Maſchine iſt für vier Taſſen Faſſungsvermögen zum Preiſe von zwei Mark von Emil Augſtin in Berlin, Potsdamerſtraße 2 zu beziehen, größere Trichter ſteigern den Preis entſprechend. Wir möchten aus eigener Erfahrung nur noch bemerken, daß die Maſchinen vor dem erſten Gebrauch wiederholt mit kochendem Waſſer ausgebrüht werden müſſen, wenn ihre unleugbar vortrefflichen Eigenſchaften nicht durch einen kleinen metalliſchen Beigeſchmack getrübt werden ſollen. — Der geſtrenge Herr Gemahl wird im übrigen ſicher mit dem Produkt zufrieden ſein und das iſt ja ſelbſtverſtändlich die Hauptſache. Sp.



Reliquien Montezumas.

Im k. k. ethnographiſchen Muſeum zu Wien hat Ferdinand von Hochſtetter einige ſeit langer Zeit vergrabene Schätze wieder zu Tage gefördert, die dann in der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften (hiſtoriſch-philoſophiſche Klaſſe) vom 5. Dezember 1883 unter dem Titel: „Über mexikaniſche Reliquien aus der Zeit Montezumas" beſchrieben wurden. Es iſt zunächſt ein Prachtſtück altmexikaniſcher Federſchmuckarbeit, welches in der Ambraſer Sammlung ſchon im Jahre 1596 inventariſiert war und darin als „möriſcher Huet," „indianiſche Schürze" und „mexikaniſcher Hauptſchmuck" vorkommt. Das Stück iſt in der Form eines ſehr großen Fächers gehalten und ahmt gleichzeitig

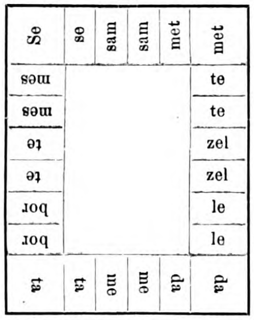
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

die Geſtalt eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln nach, dem nur der Kopf fehlt. Die Federn, blau, rot, grün, braun, weiß, goldgrün ſtammen vom Prachttrogon (Pharomacrus), dem von den Azteken heilig gehaltenen und Quetzal genannten Vogel; gegen fünfhundert an der Zahl bilden ſie den hundertſiebzig Zentimeter breiten Fächer. Letzterer iſt noch mit dünngeſchlagenen Goldblättchen benäht, zuſammen etwa ſechzehnhundert Stück, die teils kreisförmig, teils ſchuppenförmig geſtaltet ſind.

Die früheren Deutungen des intereſſanten, bis jetzt begraben geweſenen Stückes ſind falſch. Hochſtetter weiſt nach, daß es ſich um ein Banner, eine Standarte handelt, welche, auf eine Stange geſetzt, den Großen des Reichs vorangetragen wurde, wie dieſes aus altmexikaniſchen bildlichen Darſtellungen erhellt. Cortez erwähnt in ſeinem Briefe an Karl V vom 16. Juli 1519, daß Montezuma ihm ein ſolches Banner geſchenkt habe, das er dem Kaiſer nach Antwerpen ſandte. Hochſtetter macht es höchſt wahrſcheinlich, daß der jetzt wieder aufgefundene Fächer jenes Exemplar iſt, das ſpäter an den ſammeleifrigen Erzherzog Ferdinand von Tirol, den Gründer der Ambraſer Sammlung, gelangte.

In unſerer Spielecke.

1.



Von den 12 zweiſilbigen Wörtern (Seſam, Sammet, Mette, Tezel, Zelle, Leda, Dame, Meta, Tabor, Borte, Temes, Meſſe), welche der Ring der obigen Figur enthält, iſt die Endſilbe jedes einzelnen Wortes gleich der Anfangsſilbe des nächſtfolgenden. Nach dem obigen Muſter laſſen ſich mit Hilfe der folgenden Angabe zwölf andere derartige Wörter finden.

1. Eine Oper.
2. Ein Schlachtenort.
3. Ein Kleidungsſtück.
4. Ein engliſcher Dichter.
5. Ein italieniſcher Dichter.
6. Eine Wiſſenſchaft.
7. Ein engliſcher Staatsmann.
8. Eine Singſtimme.
9. Ein Vogel.
10. Ein kleiner Behälter.
11. Ein Jünger der Kunſt.
12. Eine Kompoſition.

2.

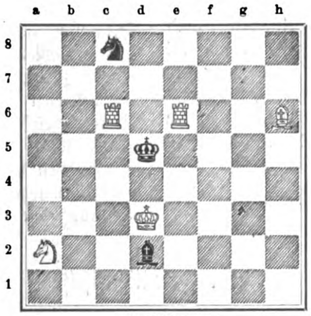
Profeſſor Matheſius feiert mit ſeinem Sohn Alexander an demſelben Datum Geburtstag. Er iſt jetzt ebenſo viele Jahre über 25 als ſein Sohn unter 25. Wäre Alexander ſo viel Jahre alt als er Monate alt iſt, ſo würde er jetzt halb ſo alt als ſein Vater ſein. Wie alt iſt Profeſſor Matheſius, wie alt ſein Sohn?

3.

Mit p eine Stadt in Griechenland, ohne p eine Stadt in Indien. — Mit i ein deutſcher Fluß, ohne i eine engliſche Inſel. — Mit r eine Farbe, ohne r eine Stadt in Preußen. — Mit s ein berühmter Maler, ohne s einer der Söhne Jakobs. — Mit r eine Stadt in Norddeutſchland, ohne r ein Vierfüßler. — Mit e ein Vierfüßler, ohne e ein Gewäſſer. — Mit d ein Volk, ohne d ein Gewäſſer. — Mit n eine Inſel, ohne n eine Strafe. — Mit i ein Vierfüßler, ohne i eine preußiſche Feſtung. — Mit a ein Vogel, ohne a ein Maß. — Mit r ein Fluß, ohne r ein Gedicht. — Mit i ein Kleidungsſtück, ohne i ein Volk. —

Schachaufgabe

von F. M. Teed.



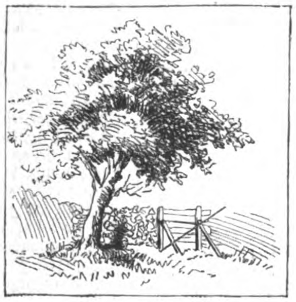
WEISS

Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

4.

Von zwei genau würfelförmigen Baſſins iſt jede Kante des größeren um zwei Meter länger, als jede Kante des kleineren. Das erſtere faßt 1835 Hektoliter mehr, als das letztere. Wie lang iſt jede Kante des kleineren Baſſins?

Bilderrätſel.



5. Dreiſilbige Scharade.

Gebrauchſt die Erſte du als Brücke,
So hüte dich vor ihrer Tücke,
Sie iſt dir treu in keinem Stücke.

Die andern Zwei wie alles nichtig,
Wie Sturmgewölk am Himmel flüchtig,
Und doch für dich unendlich wichtig.

Das Ganze die berühmte Wiege
Von einem, der im Geiſterkriege
Von Gott geführt von Sieg zu Siege.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 30.

1. Schlüſſel zum Röſſelſprung.

59	66	79	8	77	68	1	70	5
80	9	60	67	56	7	4	73	2
65	58	81	78	23	76	69	6	71
10	61	64	57	44	55	72	3	74
63	34	11	22	13	24	75	42	53
32	21	62	45	38	43	54	15	26
35	46	33	12	29	14	25	52	41
20	31	48	37	18	39	50	27	16
47	36	19	30	49	28	17	40	51

„Es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde: ſo kann und will ich nicht widerrufen, weil weder ſicher noch geraten iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſteh' ich, ich kann nicht anders," ꝛc.

(Martin Luther.)

2. Zweiſilbige Scharade. Chriſtkind.
Gt.

3. Dechiffrieraufgabe.

„Grüß Gott, ihr Lieben groß und klein,
Ihr Mägdlein und ihr Knaben!
Welch bunter Baum voll Lichterſchein,
Welch reicher Tiſch voll Gaben!
Im Weihnachtsſaal voll Herrlichkeit
Schließt Augen euch, hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergetzen!" (Karl Gerok.)

4. Schiller, Schill, Hiller, Ill, Iller.

5. Sternarithmogriph.

„Martin Luther"

I. **M**alve
II. **A**loe
III. **R**anke
IV. **T**hee
V. **J**ulie
VI. **N**ahe
VII. **L**ilie
VIII. **U**lme
IX. **T**anne
X. **H**uſe
XI. **E**iche
XII. **R**oſe

6. Dreiſilbige Scharade. Schenkendorf.

Bilderrätſel.

Vor dem Kläffen der biſſigen Möpſe
Nehmen Reißaus bedrohte Schöpſe.
Aber die Roſſe zeigen die Eiſen,
Da vergeht ihnen bald das Beißen.

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Am Mühlteich. Radierung von Willroider. — Karl von Linné. Von Richard Andree. Mit Porträt. — Aus den Erinnerungen eines nachdenklichen Zeitungsleſers: Die freiſinnige Partei von 1848 an der „Einſamen Pappel" zu Berlin. — Nach ſieben Jahren. (Fortſetzung.) Novelle von Germanis. — Die erſten militäriſchen Studien unſeres Kaiſers. Mit zwei Illuſtrationen. — Die ſchmerzensreiche Mutter von Wechſelburg in Sachſen. Mit Abbildung. — Die Paſſauer Kunſt. Von Julius Stinde. — Am Familientiſche: Beim Auswanderungsagenten. Zu dem Bilde von Hans Pöck. — Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft. Mit zwei Illuſtrationen. — Reliquien Montezumas. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Original v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Mai 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. No. 32.**

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

„Bei allen anderen Mädchen hättet Ihr vollſtändig recht, nicht aber mit meiner Torilde,“ erwiderte der Freiherr von Tornau. „Seht, Herr von Schnaditz, ſie iſt gänzlich parteilos, nur der Kummer um die Freundinnen wird ſie leiten, ein anderes Gefühl kennt ſie nicht, nie wird ein anderer Sinn als der der Freundſchaft in ihre Seele einziehen!“ —

„Freiherr, Freiherr!“ ſagte der Herr von Schnaditz, „ſeht Euch vor!“

„Was meint Ihr, um Gottes willen, ſprecht,“ entgegnete dieſer erſchrocken, „Ihr glaubt doch nicht etwa, daß mein armes verkrüppeltes Kind — —“

„Ich glaube gar nichts, ich weiß auch nichts, was ich glauben könnte, aber ich meine, Freiherr, daß heiße Liebe nichts mit der äußeren Hülle zu thun hat, welche Gott verliehen!“

„Das iſt wohl wahr, was Ihr da ſagt,“ entgegnete Herr von Tornau, „es wäre entſetzlich, wenn dies neue Unglück zu allen früheren kommen ſollte.“

„So ſchlimm iſt es nun gerade nicht,“ erwiderte Herr von Schnaditz, „Eure Tochter würde ja kein anderes Schickſal haben, als die meinigen!“

„Ihr ſeid im Irrtum,“ entgegnete der Freiherr, „Eure Töchter ſind von der Natur mit aller Pracht ausgeſtattet. Sie werden ihren Lebenszweck ſchon erfüllen, ſei es, daß dieſer oder jener ſie als Hausfrau heimführt! Ganz anders ſteht es mit meiner Torilde, der Herz und Hand eines Mannes niemals gehören kann, weil ſie nur eine einzige Heimat hat, außer ihrem elterlichen Hauſe — dort oben beim lieben Gott!“

Die beiden Männer ſchwiegen eine lange Weile. Endlich ſagte Herr von Schnaditz, indem er in das von Thränen gefüllte Auge des Freiherrn blickte: „Es iſt am beſten, Ihr ſagt zu Hauſe kein Wort zu meinen Töchtern. Sie ſind meine Kinder, und meine Pflicht iſt es, ihnen mitzuteilen, wie es ſteht. Fragen ſie Euch, wenn Ihr nach Hauſe kommt, was ich geſagt, ſo antwortet ruhig, ſie möchten ſich die Antwort auf ihre Fragen von mir ſelbſt holen, ich hätte mich auf keine weitere Erklärung eingelaſſen. Um die Sache recht kurz zu machen, ſchlage ich Euch folgendes vor: Ihr fahret jetzt mit Euren beiden Gefangenen, die ich durchaus nicht ſprechen will und denen Ihr das Ergebnis unſerer Unterredung unterwegs vollſtändig mitteilen könnt, ruhig nach Hauſe. Eine Stunde ſpäter als Ihr ſoll mein Kahn mit meinem Knechte und den Mundvorräten abſtoßen, die Ihr bedürft. Er kommt folglich eine Stunde ſpäter als Ihr bei Schloß Duben an, Ihr habt hinlänglich Zeit, meinen Töchtern in der erwähnten Weiſe Rede zu ſtehen und ihnen gleichzeitig zu ſagen, daß ſie ihre Sachen ſchnell zu ordnen und noch heute nacht mit meinem Boote und meinem Knechte nach Hauſe zurückzukehren haben. Sind ſie nur erſt hier, ſo will ich das weitere ſchon beſorgen, und es kommt vor allem darauf an, daß ſie mit den beiden Männern nicht mehr zuſammenkommen und das Bündnis ſich nicht mehr und mehr befeſtigt, das ſie unbedachterweiſe ſchließen wollten. Darum ſendet ſie mir noch heute nacht zurück, ich bleibe auf und erwarte ſie, Eure Burg iſt ja viel zu klein, als daß Ihr ein Begegnen der jungen Leute verhindern könntet!“

„Es ſoll geſchehen, wie Ihr es wollt, Herr von Schnaditz, Ihr nehmt mir eine große Sorge ab. Noch heute nacht ſollen Eure Töchter bei Euch ſein, und morgen früh iſt es dann in meiner Burg wie in alter Zeit. Doch verzeiht mir eine einzige Frage. Ihr habt vorhin durch die ſonderbare Anſpielung auf meine Torilde mein Herz ſtürmiſch bewegt. Ihr könnt es mir nicht verdenken, iſt ſie doch die einzige, die mir geblieben, iſt ſie doch ſchon unglücklich durch ihre Geſtalt, wie kaum ein Mädchen ringsum! Sagt, Herr von Schnaditz, wie kommt Ihr dazu, wißt Ihr irgend etwas, ſo ſagt es mir, Eurem alten langjährigen Freunde! Kein Wort ſoll wahrlich über meine Lippen kommen, aber ich müßte ſelbſtverſtändlich Maßregeln treffen, um weiterem Herzenskummer vorzubeugen. Darum ſprecht, Herr von Schnaditz, was wißt Ihr?“

Der Gefragte machte eine freundliche, abwehrende Bewegung mit dem Haupte, ſtellte ſich dann an das Fenſter und trommelte leiſe auf die Scheiben.

„Sprecht, Herr von Schnaditz, haltet einem bekümmerten Vater keine Geheimniſſe zurück.“

Der Gefragte wendete ſich um und ſah dem Sprecher freundlich ins Antlitz. „Ich kann Eure Bangigkeit verſtehen,“ hub er an, „und will Euch ſagen, was ich weiß. Seht, man hat mir geſagt, Eure Torilde ſei ganz anders als früher, ſie erſcheine blaß und kummervoll, vorbei ſei es mit ihrer Luſt, mit ihrer Freude, nur gezwungen und nur ſcheinbar ſei ſie munter!“

„Die Wahrnehmungen ſind an und für ſich ja richtig,“ ſagte der Freiherr, „ich habe es alle Tage ſehen müſſen, daß eine tiefe Veränderung mit dem Mädchen vor ſich gegangen iſt, aber die Schlußfolgerung, daß das Herz die Urſache ſei, iſt falſch. Die eigentümliche Veränderung, die mit dem Mädchen vor ſich gegangen, ſtammt von dem Tage her, als ich hierherkam, um ſie von Euch zurückzuholen, weil am Nachmittage plötzlich meine beiden Gefangenen bei mir angelangt waren. Ohne einen von beiden geſehen zu haben, erkrankte ſie ja hier bei Euch im Schloſſe. Ich nahm ſie mit nach Hauſe, und auch unterwegs war ſie krank, wie ich dies an ihrer Einſilbigkeit merken konnte, die ihr früher gänzlich fremd war. Erſt auf der Burg ſah ſie die Gefangenen, es kann alſo jener Zuſtand, der ſich immer gleich geblieben, ſelbſt dann, als Eure Töchter bei mir ankamen, nicht auf die Bekanntſchaft mit jenen Männern zurückzuführen ſein. Vergebens habe ich ſie wiederholt gefragt, was ihr fehle, und ſtets dieſelbe freundliche Antwort erhalten, daß ſie ganz munter und geſund ſei. Es iſt aber unzweifelhaft, daß ihr Ausſehen ſie Lügen ſtraft, und wenn ich nicht wüßte, daß der Zuſtand von jenem Tage herſtamme, als ich ſie von Euch zurückholte, ſo würde ich ihn auf Rechnung der großen Krankheit ſchieben, die unſer Städtchen entvölkert. Aber auch das iſt nicht die Urſache, denn erſt mehrere Tage ſpäter, als Eure Töchter bei mir angekommen waren, erfuhren wir ja von dem Doktor, daß der furchtbare Gaſt in der Stadt eingekehrt ſei!“

„Was kann ihr fehlen?“ rief der Herr von Schnaditz aus.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete der Freiherr, „alle meine Vermutungen halten nicht Stich, ich bin völlig ratlos —“

„Wenn ſie nur nicht etwa — —“

„Was meint Ihr, Herr von Schnaditz, ſprecht Euch offen aus!“ —

„Wenn ſie nur nicht etwa verhext iſt!“ — —

„Was?“ ſchrie der Freiherr wie entſetzt, einen Schritt zurücktretend, „um Gottes willen, was ſprecht Ihr für Unſinn, an den kein Verſtändiger mehr glaubt!“

„Verzeiht mir,“ ſagte der Herr von Schnaditz ruhig, „ich vergaß ganz, daß Ihr und Eure Tochter zu den Verſtändigen gehört!“ —

„Ich habe Euch nicht kränken wollen, Herr von Schnaditz, glaubt mir!“

„Das weiß ich,“ entgegnete dieſer, dem Freunde die Hand reichend, „ſeht, ich bin nun einmal in dieſem Glauben, den Ihr vielleicht mit Recht Unſinn nennt, geboren und erzogen. Ich kann wahrlich nicht dafür und glaube an Übermenſchliches, ſobald mir etwas begegnet, das ich durchaus nicht verſtehen kann. Und ſo geht es mir mit dem Zuſtande Eurer Tochter, nach alle dem, was Ihr ſagt, kann ich ihn nicht begreifen — —“

„Ich vermag es leider auch nicht,“ entgegnete der Freiherr, „aber die Zeit wird kommen, daß wir es begreifen.“

„Ich will es hoffen, und mache Euch einen Vorſchlag. Wißt Ihr was, Freiherr, ich weiß vielleicht ein Mittel, Eurer Tochter zu helfen, trotzdem daß Ihr einen Doktor im Hauſe habt.“

„Der weiß auch nichts, ich habe ihn ſchon gefragt. Er hat ſich nach allem erkundigt und dann die Achſel gezuckt. Er nennt den Zuſtand Verſtimmtheit.“

„Verſtimmtheit! So! Nun, ich erbiete mich, ihn zu heilen! Hört alſo, was ich Euch zu ſagen habe. Das iſt nichts mit Eurer kleinen und engen Burg für eine verſtimmte Mädchenſeele. Hoch oben auf dem Berge mit dem winzigen Hofe und den ewig dicken Mauern, alle Ein- und Ausgänge verſchloſſen; der Garten verfehmt, weil er mit der kranken Stadt in direkter Verbindung ſteht, das iſt nichts für ein kränkelndes Mädchen! Darum laßt Eure Torilde bis auf weiteres mit meinen Töchtern zu mir herauskommen. Wir ſind gegen die Krankheit ebenſo ſicher wie bei Euch, vielleicht noch ſicherer, denn es wohnen hier nur wenig Menſchen beiſammen. Zu alle dem iſt mein Schloß groß und geräumig, Garten und Wald liegen innerhalb der Mauern. Da kann ſie den ganzen Tag über ſich aufhalten, ſie hat keine Sorge um die Wirtſchaft und lebt außerdem mit ihren Freundinnen zuſammen. Ihr habt ja eine Meierin zu Hauſe, die für Euch, die Gefangenen und das Burggeſinde alles beſorgen kann, alſo gebt Eure Tochter zu mir heraus, noch iſt von neulich ihr Zimmer unberührt, und wenn ſie heute nacht ankommt, kann ſie nirgends willkommener ſein!“

„Ihr erleichtert mein Herz gewaltig, Herr von Schnaditz, und nehmt mir eine Bitte von der Zunge, die ich ſchon an Euch ſtellen wollte, da ich in Veränderung der ganzen Lebensweiſe die einzige Heilung für meine Tochter ſehe.“

„Gut, gut, ſeid nur ohne Sorge, Freiherr, es wird ſich ſchon beſſern! Laßt ſie nur erſt hier im weiten Schnaditz ſein.“

„Noch heute nacht iſt ſie mit Euren Töchtern bei Euch, und damit Gott befohlen! Doch zum Abſchied noch eins, Herr von Schnaditz. Es handelt ſich um die Sicherheit meines Schloſſes, meines Hauſes! Ich habe alle Thore und Thüren verriegelt, habe geglaubt, mich ganz unbedingt auf meine Leute verlaſſen zu können, und trotzdem wußtet Ihr, daß die beiden Gefangenen um Eure Töchter freien wollten, daß ſie jetzt zu dieſem Zwecke mit mir zu Euch herübergekommen ſeien; noch mehr, Ihr kanntet den Zuſtand meiner Tochter, den ich mit niemand als mit dem Doktor beſprochen habe, Ihr machtet in Beziehung auf das Mädchen und ihre Geſundheit eigentümliche Anſpielungen. Sagt, von wem wißt Ihr das alles, meine Burg iſt hoch und meine Thore ſind feſt!“

„Ich will Euch nichts verbergen, Freiherr, und Euch alles ſagen, was ich weiß. Möglich iſt es, daß Ihr Eure Burg beſſer zu bewachen nötig habt, obgleich man von außen ja nur an Eure Zugbrücke herankommen und über dieſelbe nach dem alten Turme ſprechen kann, den Eure Gefangenen bewohnen. Seht, das weiß ich alles von niemand anders, als von der alten böſen Lieſel!“

„Was, Herr von Schnaditz, von dieſer entſetzlichen alten Frau, von der Geächteten, von der Beſchimpften und Geſtäupten, mit der niemand redet, es ſei denn, um ihre angebliche Zauberei zu benutzen, an der wohl auch nicht ein wahres Wort iſt! Wie ſeid Ihr zu dieſer abſcheulichen Perſon gekommen?“

„Das will ich Euch ſagen, Freiherr! Ich habe früher niemals mit der Perſon ein Wort geredet, obwohl ich ſie ſeit länger als zwanzig Jahren oberflächlich kenne und ſie mitunter geſehen habe, wenn ſie auf meinem Schloßhofe bettelte. Auch meine verſtorbene Frau hat es ſtets für eine Sünde erachtet, dieſe ſchreckliche Perſon nur anzureden, obwohl es häufig genug zu meinen Ohren gekommen war und ich es meiner Frau wiedererzählte, daß die alte Lieſel Krankheiten und Wunden kurieren könne, beſſer und ſchneller als ein Doktor. Auch in die Hexenbude drüben zwiſchen den beiden Armen des Fluſſes iſt wohl ſchwerlich jemand gekommen, weil die alte Frau von jedermann gefürchtet wurde. Ausnahmsweiſe hat ſie freilich Beſuch erhalten, aber, wie man wenigſtens erzählt, ſind jedem die Augen verbunden, den ſie in ihre Behauſung geführt hat. Erſt neulich iſt ein Pferdejunge von mir auf dieſe Weiſe bei ihr geweſen, und das Geſinde erzählt ſich, daß ſie den Knaben durch den tiefen Strom hinüber zur Hexenbude und wieder zurück an das Land getragen habe. Richtig iſt das eine, daß eine Schnittwunde, die er mit dem Häckſelmeſſer ſich zugefügt, von ihr kuriert worden iſt, nachdem ſie die Salbe weggeworfen, die noch von meiner Frau herſtammt und dem Jungen von meiner Margret gegeben war. Alſo, vorgeſtern abend, als der Mond ſchien und die Aue ſo ruhig und ſtill lag, daß kein Halm ſich regte, machte ich mich, als alles rings ſchlief, auf und beſah meine Felder. Es war mir geſagt worden, daß Leute aus Eurer Stadt geflüchtet ſeien und in dem Getreide Quartier geſucht hätten. Als ich an den Baum kam, wo die Fiſcher ſonſt anzulegen pflegten, drang ein eigentümliches Geſtöhn zu meinen Ohren. Ich überwand den erſten Schreck und gewahrte bald im trockenen Graben neben dem Wege eine Geſtalt, die ich bei dem hellen Mondenſchein im Augenblick als die der alten Lieſel erkannte. Schon wollte ich mich abwenden, als ſie, wie aus tiefer Angſt getrieben, meinen Namen rief, und ſo blieb ich oben hoch auf dem Wege ſtehen, während ſie unten lag. „Holt Eure Töchter zurück, Herr,“ rief ſie mit ſchwacher Stimme, „holt ſie zurück aus dem Schloſſe, daß kein Herzeleid entſteht, holt ſie zurück, ehe es zu ſpät iſt!“

„Was ſoll denn entſtehen?“ rief ich ihr zu, „was willſt du, ſprich!“

„Die Männer ſind da, von Leipzig kommen ſie, Blutſchuld liegt auf dem einen, der andere iſt ſein Helfer, ſeht Euch vor, Herr, Eure Töchter ſind dort, Eure Töchter, ſo gut und ſo brav, und noch eine dritte iſt da, die ſich abhärmt und abgrämt und vor Schmerz um den einen vergeht, eilt, daß Ihr hinüber kommt, ehe es zu ſpät iſt!“

„So ſprach ſie zu mir,“ fuhr der Herr von Schnaditz fort, „und, warum ſoll ich es leugnen, tief in die Seele drangen mir ihre Worte. Aber ich dachte zur rechten Zeit daran, daß das Weib verfehmt und verſtoßen ſei, und eilte nach Hauſe.“

„Mein Gott,“ ſagte der Freiherr, „Ihr hättet doch weiter fragen ſollen, man ſagt, ſie prophezeie oft die Wahrheit!“

„Und das ſagt Ihr, Freiherr,“ ſprach der Herr von Schnaditz, „Ihr, die Ihr ſamt Eurer Tochter ſtets über die Propheten gelacht habt?“

„Laßt das, ich bitte Euch darum, und gebe Euch gern zu, daß Umſtände die Sache verändern! Es handelt ſich um meine Tochter, wenn das nicht wäre — — doch, ich werde morgen zu der Alten nach der Hexenbude fahren. Ich bin ihre Obrigkeit, ſie ſoll mir Rede ſtehen!“

„Zu ſpät, Freiherr! Sie iſt tot, auf derſelben Stelle geſtorben, wo ich ſie ſprach. Heute früh haben wir ſie eingeſcharrt, ich bin ſelbſt dabei geweſen.“

„Unmöglich, unmöglich, Herr von Schnaditz!“

„Was iſt unmöglich?“

„Daß ſie tot iſt, daß Ihr ſie ſelbſt begraben habt, das iſt nicht wahr! Vor einer halben Stunde habe ich ſie geſehen, ſie ging über das Waſſer des neuen Flußarmes nach der Inſel, auf der die Hexenbude ſteht. Sie hob die Arme über den Kopf, wie ſie dies ja immer zu thun pflegt, wir haben ſie genau geſehen, und ich habe ſie im hellen Mondſchein erkannt, kaum fünf Schritt ſind wir an ihr vorübergekommen.“

„Hoho, Freiherr,“ rief der Herr von Schnaditz, „was iſt aus Euch geworden? Erſt ſpottet Ihr über mich und meinen Glauben, und nun erzählt Ihr Geſchichten, die alles andere überſteigen! Über den Flußarm ſoll ſie gegangen ſein, den das Hochwaſſer ſo zerriſſen, daß nirgends Grund zu finden, daß der Fluß ziſcht und ſtäubt, und die Hände hat ſie erhoben, um Euch zu grüßen, die ſeit heute vormittag in der Erde liegt!“

„Ich weiß, was ich geſehen habe,“ ſagte der Freiherr, „ich habe Zeugen dafür, meine beiden Gefangenen waren bei mir, fragt ſie ſelbſt, Herr von Schnaditz!“

„Ihr müßt nach meiner Rechnung an der brennenden Niedermühle vorbeigefahren ſein, und die Funken, die über Euer Boot fielen, haben Euch aufgeregt, Freiherr! Ihr habt im Dunkel der Nacht und vielleicht noch geblendet vom Feuerſchein etwas geſehen oder glaubt etwas geſehen zu haben, was begraben iſt. Bedenkt doch nur — über den Flußarm herübergehen — es iſt ja Thorheit — habt Ihr das ſchon je erlebt — habt Ihr nie den alten Kahn geſehen, den ſie hatte, um herüberzufahren?“

„Ja, ja,“ ſagte der Freiherr ärgerlich, „ich weiß das alles, aber was ich mit meinen guten Augen geſchaut, laſſe ich mir nicht abſtreiten! Ich habe ſie mitten auf dem Waſſer ſtehen ſehen, und mit ein paar Sprüngen war ſie drüben am Lande!“

„Dann war es ihr Geiſt, der vielleicht ruhelos umherirrt, der nirgends Aufnahme findet, weil ſie zauberte und hexte!“

„Unſinn!“ ſagte der Freiherr leiſe vor ſich hin. „Doch,“ fuhr er fort, „wir wollen uns darüber nicht ſtreiten. In den nächſten Tagen, vielleicht morgen, wird ſich die Sache ja aufklären! Ich weiß, was ich thue, ich muß wiſſen, woran ich bin, wiſſen, ob Ihr Euch irrt oder ob ich und zwei junge kräftige Männer ihren Augen nicht mehr trauen dürfen!“

„Thut, was Ihr wollt, alles ſoll mir recht ſein,“ ſagte der Herr von Schnaditz.

„Gut, ſo ſei es, und nun lebt wohl, ſagt Eurem Knecht, er ſoll da anlegen, wo der Schwarzbach in den Fluß mündet! Niemand ſieht ihn dort und er kann die Sachen durch den Garten auf die Burg bringen. Ich werde ihn auf der Terraſſe erwarten.“

„Und Ihr ſchickt die drei Mädchen mit dem Boot zurück zu mir?“

„Gewiß, in zwei bis drei Stunden, kurz nach Mitternacht, ſind ſie hier. Lebt wohl!“

Der Freiherr ging allein herunter in den Saal, wo ſeine Gefangenen ſtanden, und die Zeit ſeiner Rückkehr kaum hatten erwarten können. Ohne ein Wort zu ſprechen, führte er ſie in das Freie auf den Hof, und als der Doktor hier ſtill ſtand und ihn fragend anblickte, ſagte er mit leiſer Stimme: „Kommt mit nach Hauſe, Ihr Herren, und ſchlagt Euch die Gedanken an die Mädchen aus dem Sinne! Alle Worte waren bei dem Herrn von Schnaditz vergebens!“

Bald hatten die drei Perſonen die Bootſtelle wieder erreicht und bald ſaßen ſie wie vorher alle drei am Ruder. So ging es eine Zeitlang ſtromauf, als der Freiherr plötzlich die Stille mit den Worten unterbrach: „Wir legen auf einen Augenblick hier an, wartet am Buſch, ich gehe auf die Inſel, bin aber in wenigen Minuten wieder bei Euch.“

Der Freiherr ſtieg an das Ufer. Er war niemals in ſeinem Leben auf dem Stücke Land geweſen, wo die Hexenbude ſtand, aber man konnte vom Ufer aus die kleine Inſel und die alte baufällige Hütte überſchauen, ſo daß er trotz des dichten Geſtrüpps und des ſchmalen Steiges, der vom Weidenbuſche nach dem Hauſe führte, nicht fehlen konnte. Es war auf der Inſel ſo ſtill, daß auch nicht ein Blatt ſich regte, und die verfallene Hexenbude lag mitten im Buſchwerk, ſo ſchaurig, ſo einſam. Der Freiherr trat an die Fenſteröffnung und pochte an den davor befindlichen Laden.

„Wer klopft da?“ rief die dem Freiherr wohl bekannte Stimme der alten Lieſel, „hebe dich weg von meiner Thür, ich will nichts mit dir zu ſchaffen haben!“

Der Freiherr wußte nun, was er erfahren wollte, und ging erfreut darüber, daß er recht gehabt, zur Bootſtelle zurück. Nach Verlauf von Dreiviertelſtunden legte der Kahn wieder an der Burg zu Duben an. Nicht ein einziges Wort war unterwegs geſprochen. — Die Gefangenen hatten den Turm erſtiegen und waren dort eingeſchloſſen worden. Nicht die geringſte Andeutung hatte der Freiherr darüber verlauten laſſen, daß es morgen öde in der Burg ſein, daß die Mädchen noch in der Nacht nach Schnaditz fahren würden. So war anfänglich das Nachſinnen der jungen Männer, wie ſie am anderen Morgen den Mädchen zu begegnen hätten, vergeblich. Der Freiherr hatte dann augenblicklich ſeine Tochter aufgeſucht, ſie aus dem Schlafe geweckt und ihr befohlen, die beiden Schweſtern zu rufen, damit ſie alle drei ſchnell ihre Sachen ordnen und ſich zur ſchleunigen Abreiſe vorbereiten könnten. Wie im Traume hatte Torilde anfangs den Worten des Vaters gelauſcht. Zunächſt flog es wie ein ſchneller Blitz der Freude über des Mädchens Wangen. Als ſie aber die Werbung des Herrn von Schlieben um Margrets Hand und das Jawort von deren Vater zu dieſer Verbindung erfuhr, da barg ſie ſtill das Haupt in die Kiſſen und beklagte das Herzeleid, das die Freundinnen betroffen. Eine Viertelſtunde ſpäter waren Urſel und Margret geweckt und der Wille ihres Vaters war ihnen bekannt gemacht. Während ſie ſich zur Reiſe rüſteten, konnte Torilde ſich nicht zurückhalten und erzählte, von Thränen häufig unterbrochen, daß der Herr von Schnaditz die Verbindungen verweigere und über Margrets Hand kraft ſeiner väterlichen Macht bereits verfügt habe. Während Margret leiſe die Thränen in ihrem Auge zerdrückte, ſtand Urſula, wenn auch bleich und erſchrocken, ſo doch feſt und ſtark vor Torilde. „Wir haben, ohne den Vater zu fragen, gedacht und gehandelt,“ ſagte ſie endlich, „wir haben die Pflicht des Kindes vergeſſen, es ſei, wie der Vater es will!“

Margret ſprach anfänglich keine Silbe, aber vertrauensvoll blickte ſie zu der Schweſter auf, als ſuche ſie bei ihr Hilfe und Rettung. Und als ſie ihre Worte vernahm und in ihren Augen den feſten Entſchluß gewahrte, dem Willen des Vaters zu entſprechen, da zog auch in ihre Bruſt ein heiliger Friede. Sie eilte in Urſulas Arme und warf ſich an ihre Bruſt. „Du haſt recht, Schweſter,“ rief ſie aus, „wir haben arg gefehlt, der Wille des Vaters iſt unſer Geſetz!“

Vor ihnen ſtand regungslos die kleine Torilde. Aber nach einer kurzen Weile eilte ſie auf die Schweſtern zu. „An Euch,“ rief ſie in alter fröhlicher Weiſe, „an Euch will ich mir ein Beiſpiel nehmen und nicht mehr murren und klagen! Was Euer Vater Euch verboten, mir hat es der allmächtige Vater im Himmel verweigert, ſein Name ſei gelobt!“

So ſtanden die drei Mädchen neben einander. Über ihre Züge flog ein zwar trauriges, aber doch freundliches Lächeln und als es im Schloſſe lebendig wurde, weil der Kahn aus Schnaditz angekommen war, da eilten ſie alle drei in den Hof, um den Freiherrn zu ſuchen und ihm Lebewohl zu ſagen. Sie fanden ihn auf der Terraſſe, wo er ausſchaute, ob auch nicht ein Menſch aus der Stadt ſich nahe und da ringsum alles ſtill und ruhig blieb, gingen ſie in ſeiner Begleitung herunter zum Fluß. Hier nahmen ſie von ihm Abſchied und beſtiegen den Kahn. Der Freiherr beugte ſich zu ſeiner Tochter und ſagte leiſe zu ihr: „Erzähle dem Herrn von Schnaditz, ich hätte ſie das erſte Mal mit eigenen Augen geſehen und das zweite Mal mit eigenen Ohren gehört, die alte Lieſel lebe noch und ſei nicht tot!“

Der Kahn ſtieß vom Lande. Der Freiherr hatte in der Dunkelheit der Nacht nicht bemerkt, wie auf Torildes Wangen bei ſeinen Worten die kaum wiedergefundenen Roſen verblichen waren. Vom Fenſter des alten Turmes aber blickten die Gefangenen ſehnſüchtig und düſter dem Boote nach, das bald unter den Bäumen verſchwunden war, ſo daß es kein menſchliches Auge mehr zu entdecken vermochte.

Drittes Kapitel.

Geflügel, Radierung von Ernſt Haſſe.

Wohl eine Woche war vergangen. Der Zuſtand der Stadt und der Umgegend hatte ſich gebeſſert. Die Macht der Krankheit war gebrochen. Nur noch einzelne Fälle ereigneten ſich. Die Toten waren begraben und die Bevölkerung atmete wieder auf. Freilich trübe genug ſah es aus in Stadt und Land. Über die Hälfte der Bewohner waren tot und in der Stadt, wo die Menſchen näher an einander wohnten, fühlte man die Verluſte viel mehr als auf den Dörfern. Keine Altersklaſſe, kein Geſchlecht war verſchont geblieben, nicht eine einzige Familie gab es, die nicht eine ganze Reihe von Opfern zu beklagen gehabt hätte. Aber als die Krankheit mit ihrer Wut, nachdem ſie alle Wohnungen durchſucht, doch zum Schluß nachließ, als die Erkrankenden, ohne irgend welche Mittel und ohne ärztliche Hilfe erhalten zu haben, meiſt von ſelbſt wieder geſund wurden und ſich, wenn auch über alle Begriffe elend und ſchwach wieder ſehen ließen, da begann auch der Mut derer, die verſchont geblieben waren, wieder aufzuleben und man fing an, die Angelegenheiten zu ordnen, die Krankheit und Tod in vollſtändige Verwirrung gebracht hatten. Die Bevölkerung der Stadt, die damals faſt nur Ackerbau trieb, begann ebenſo wie die der Dörfer an ihre Felder zu denken und es dauerte nicht lange, ſo zog man mit Rechen und Hacke hinaus, um da möglichſt nachzuhelfen, wo der Mangel jeglicher Fürſorge nur Verwüſtung geſchaffen, wo das Vieh noch zerſtreut in den Getreidefeldern umherlief und das Korn zerfreſſen und vernichtet hatte. Der Dunſt, den der Wind über die Felder trug, ließ erkennen, wo im Korn und im hohen Gras oder unter den Bäumen des Waldes tote Flüchtlinge lagen und es dauerte nicht lange, ſo waren ſie alle, ſoweit ſie unbekannt, an denſelben Stellen, wo man ſie gefunden, der Erde anvertraut. Die übrigen ſchaffte man nach dem Friedhof.

Unter der Leitung des ehrwürdigen Pfarrers des Ortes, eines faſt ſiebzigjährigen Mannes, dem die ſchreckliche Krankheit ſeine bejahrte Ehefrau, ſeine Söhne und Töchter geraubt hatte und der ſomit im weiten Pfarrhauſe ganz allein übrig geblieben war, da das Geſinde ſich geflüchtet, zogen jeden Morgen die Ackerbürger auf die Felder, um die Stelle der Totengräber zu vertreten und es dauerte nur wenige Tage, ſo waren unten im Thal und in der Stadt ſelbſt die verpeſtenden Dünſte verſchwunden, die bei der faſt ewigen Windſtille, die in dieſem Sommer herrſchte, ſich über das Land gelagert hatten. Zur Burg Duben war aber der Dunſt niemals hinaufgezogen und eine klare Luft, vermiſcht mit dem Wohlgeruch der zahlreichen Linden, die zu blühen begannen, erfüllte den Hof der alten Burg. Als der Freiherr mehrere Tage von oben herab ſah, wie lebendig es auf den Feldern wurde, ließ er, obgleich zu ſeiner Verwunderung ſeit langen Tagen niemand aus der Stadt an der Zugbrücke erſchienen war, dieſe letztere herunterrollen und betrat dann eines Vormittags die Stadt, um zu ſehen, wie es dort ſtehe.

Der Freiherr war ohne alle Begleitung und ging nach dem Marktplatz. Dort gewahrte er ein verhältnismäßig geſchäftiges Gebahren der Bewohner, er ſah viele Männer und Frauen, die aus dem Waſſertrog Eimer voll nach Hauſe trugen, er gewahrte andere, die mit dieſem Waſſer die Häuſer von außen und innen reinigten und den Schmutz, der auf dem Platze ſich geſammelt, entfernten. Auf der Freitreppe, die zum alten Rathauſe führte, ſah er eine Anzahl ihm bekannter Bürger in eifrigem Geſpräche ſtehen. Nicht ahnend, was ſich ereignen ſollte, ging er auf den kleinen Haufen zu und mußte nun plötzlich gewahren, daß derſelbe ſich teilte, daß die verſammelt geweſenen Perſonen aus einander ſtoben und in die daneben liegenden Häuſer oder in das Rathaus ſelbſt hinein flüchteten, deſſen gewaltiges Schloß an der Thür er von innen verſchließen hörte. Verwundert ſchaute er ſich um und da ſah er dann zu ſeinem Erſtaunen, daß auch nicht ein einziger Menſch ſich mehr auf dem Marktplatze befand, daß der Brunnen plötzlich leer, daß alle Thüren und Thore ſorgfältig zugemacht waren und von innen die kleinen Fenſter der Häuſer geſchloſſen wurden, überall da, wo noch eines etwa geöffnet geweſen war. Der Freiherr blieb ſtehen und ſah rings um ſich her. Er hatte geglaubt, von den Bewohnern der Stadt, die er alle kannte, mit Freuden empfangen zu werden und Erkundigung einziehen zu können, welche Lücken die Krankheit geriſſen, und er mußte es nun erleben, daß man vor ihm, dem Gerichtsherrn der Stadt, nach allen Seiten entfloh, als ob es gelte, dem ſicheren Verderben zu entrinnen. Er mußte Gewißheit haben, worauf das ſonderbare Benehmen der Bewohner beruhe und ſo ſtieg er die Treppe zum Rathaus hinauf. Aber die Thür war verſchloſſen, die hölzernen Laden vor den Fenſtern waren von innen zugemacht, kein einziger Menſch ließ ſich mehr auf dem Marktplatze ſehen, niemand hörte auf ſein ſtarkes wiederholtes Pochen. Ärgerlich über das ſonderbare Benehmen der Bewohner ſtieg er die Treppe nachdenklich herab und ging herunter nach dem Pfarrhaus. Er hatte durch die Boten, die früher zu ihm an die Zugbrücke gekommen, das traurige Schickſal des Pfarrers erfahren und wollte mit ihm ſprechen über die Prüfungen, die ihm Gott auferlegt hatte. Auf dem Wege mußte er bei einem Teiche vorbei, an welchem auf einer Anhöhe das Pfarrhaus lag. Er ſah ſchon aus der Ferne, daß der alte Pfarrer langſam und gebückt am Ufer einherging, und er rief von fern ſeinen Namen. Der Freiherr mußte nun gewahren, daß der Pfarrer, als er ſich umwendend ihn erblickte, ſofort den Teich verließ und ſchnell in das Pfarrhaus hineinging, deſſen Thür er hinter ſich ſchloß. Es war kein Zweifel, man floh den Freiherrn abſichtlich; mehr als verſtimmt ging er auf dem kürzeſten Wege nach Hauſe zurück. Er begab ſich ſofort auf den Boden des Schloſſes, von welchem man den Marktplatz deutlich überſchauen konnte, und ſah ſehr bald, daß die Menſchen wieder aus ihren Häuſern kamen und in ihrer früheren Beſchäftigung fortfuhren. Den Freiherrn litt es nicht länger im Schloſſe. Er mußte Auskunft über das ſonderbare Benehmen der Bevölkerung haben. Einen Augenblick dachte er, man trüge ihm vielleicht nach, daß er während der Krankheit das Schloß von der übrigen Welt iſoliert gehalten und daß er dem Arzte verboten habe, daſſelbe zu verlaſſen und die Kranken zu beſuchen, aber er verwarf dieſe Vermutungen wieder, als er ſich überlegte, daß er ſeinem Befehle gemäß gehandelt und daß bis vor wenigen Tagen, wenn auch in geringer Zahl, Beſucher an der Schloßbrücke von außen erſchienen waren und von allem dieſen nicht ein Wort erwähnt hatten. Unten auf dem Schloßhofe traf er die Gefangenen. Der erſte Blick auf die beiden Männer lehrte ihn, daß etwas auf ihren Herzen lag, und ſo ſagte er ihnen kurz heraus, was ſich zugetragen hatte. Die jungen Männer hörten ſchweigend zu und der Freiherr merkte auf der Stelle, daß ſie bereits um die Sache wußten und offenbar abſichtlich geſchwiegen hatten. Als er nun in ſie drang, ihm den Grund der ſonderbaren Erſcheinung zu erklären, war es der Doktor Häniſch, der endlich das Wort ergriff. — „Gewiß, ich will es Euch ſagen, welches Vorurteil man unten in der Stadt gegen Euch hegt. Beſſer, Ihr erfahrt es durch uns, als durch die einfältigen Bürger, die ſich nun einmal die Sache nicht ausreden laſſen. Wir haben es geſtern von dem Feldſcher erfahren, der in früher Stunde zu uns an die Brücke kam. Wißt alſo, man gibt Euch die Schuld, daß die Krankheit ausgebrochen iſt und die Stadt entvölkert hat!“

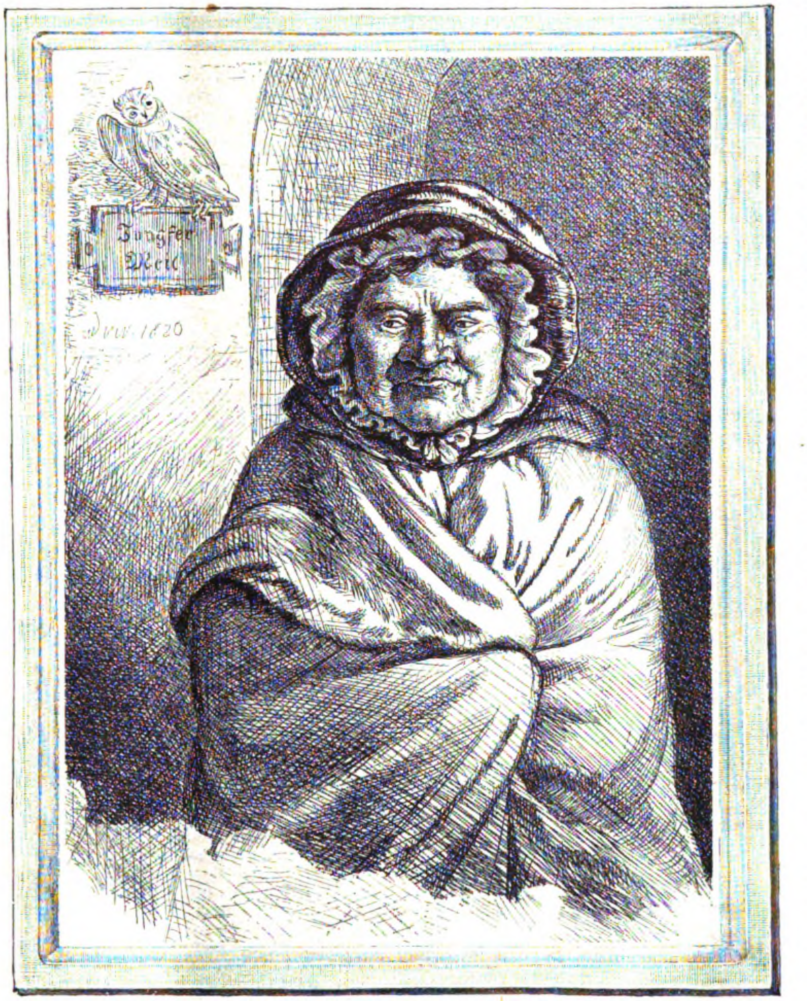
„Mir, — was ſagt Ihr da?“ rief der Freiherr aus. —

„Ja Euch, in erſter Linie aber Eurer Tochter Torilde. Ein Menſch war in der Stadt, ein Schneider, der ſie beobachtet und behorcht haben will. Er hat erzählt, daß Eure Tochter bei der alten Hexe, der böſen Lieſel, auf der Hexenbude zum Beſuch geweſen, daß ſie ſpäter beide zuſammen in Nacht und Dunkelheit mit einem Boote auf dem Wirbel des ſchwarzen Ufers gehalten haben. Unmittelbar darauf, kaum einen oder zwei Tage ſpäter ſei die Krankheit ausgebrochen. Ihr aber, Freiherr, hättet Eure Hand mit im grauſigen Spiele gehalten und mich nicht heruntergelaſſen in die Stadt, um dem Tode zu wehren!“

„Iſt das Volk toll geworden,“ ſchrie der Freiherr, „meine Tochter bei der böſen Lieſel — auf dem ſchwarzen Ufer, auf dem Wirbel — Angſt und Sorge haben den Leuten den Kopf verdreht — glücklicherweiſe lebt die alte Lieſel noch und kann alles widerlegen!“ Die beiden jungen Leute ſchwiegen, als ſeien ſie im hohen Grade betroffen.

„Was ſteht Ihr da,“ rief der Freiherr, „warum ſprecht Ihr kein Wort, glaubt Ihr etwa auch an den Spuk, Ihr, die Ihr Euch immer Eures Freiſinnes rühmt?“

„Ach, Freiherr,“ ſagte jetzt der Junker von Kyniz, „uns drückt noch etwas ganz anderes. Margret und Urſula, die uns hier ohne ein einziges Wort des Abſchiedes verlaſſen, denen wir unſer Wort verpfändet, ſie einſt als unſere Hausfrauen heimzuführen, machen uns das Herz gewaltig ſchwer. Denn wenn auch unſer Verſprechen aufgehoben iſt, da wir die Genehmigung des Vaters ausdrücklich vorausſetzten — — —“



Charakterſtudie einer alten Jungfer (Jungfer Meil), vom Jahre 1820.

Nach dem Leben gezeichnet von L. E. Grimm.

„Ich begreife Euch wahrlich nicht, Ihr ſeid von Eurem Gelöbnis frei!"

„Ja, ja, Freiherr, das iſt alles richtig! Unſer Wort iſt gelöſt, aber unſer Herz gehört den Mädchen, um welche wir geworben, jetzt und immerdar. Und nun urteilt ſelbſt — Urſula und Margret ſollen zuſammen mit Torilde in der Hexenbude geweſen ſein!"

„Hoho," rief der Freiherr, „das wird ja immer toller! Margret und meine Torilde, das ließe ich mir allenfalls noch gefallen, aber Urſel, das ſtrenge fromme Mädchen — ſeht, Ihr Herren, das iſt ein elendes Geſchwätz, das iſt alles erlogen!"

„Aber es iſt ſo gut wie beſchworen, von jenem Schneider beſchworen, der an der Mulde geangelt haben, der hinter einem Strauch geſeſſen und alles mitangeſehen haben will. Er iſt vor drei Tagen faſt als der letzte der Kranken von der Seuche ergriffen und hat ſeine Ausſage in die Hände des Pfarrers beſchworen und zwar auf die Hoſtie, die dieſer ihm gereicht!"

„Entſetzliche Lüge — ich werde ja wohl erfahren, wer es iſt!"

„Ich weiß ſeinen Namen nicht, der Feldſcher verſchwieg ihn, aber er erzählte uns, daß der Schneider tot iſt, der letzte von allen, die in der Stadt geſtorben ſind! Nur das Eine ſagte er uns noch, die Jungfrauen wären an demſelben Tage bei der alten Lieſel geweſen, als wir beide hier in Eurer Burg angekommen ſeien!"

„Der Tag iſt mir ſehr wohl im Gedächtnis, es ſind ja erſt wenige Wochen ſeitdem vergangen. Meine Tochter war an jenem Nachmittage herüber nach Schnaditz gefahren. Ich brachte ſie am Abende wieder mit hierher. Es iſt richtig, ſie war ſo eigentümlich in Schnaditz, ſie wurde dort plötzlich krank und iſt eigentlich nicht wieder ſo munter und geſund geworden, wie ſie es früher war. Sollte ſie wirklich — — die alte Lieſel war an jenem Abende in Schnaditz, ich muß klar in der Sache ſehen, Ihr Herren, ich reite ſofort herüber, geht herunter in die Stadt, ſeht, ob Ihr den Aberglauben bezwingen könnt, ſagt, es ſei alles Lüge, ich ermächtige Euch dazu!"

„Es ſoll geſchehen, wie Ihr wollt, Freiherr," ſagten die jungen Männer und begaben ſich nach dem Turm, um ſich anzukleiden. Der Freiherr aber ließ ſatteln und pochte eine halbe Stunde ſpäter an das Thor des Schnaditzer Schloſſes.

Der Junker von Kyniz und der Doktor Häniſch waren auf den Markt gegangen, auf dem ſich inzwiſchen wohl alle Ackerbürger der Stadt verſammelt hatten. Ein wüſtes Geſchrei empfing die Ankömmlinge ſchon aus der Ferne und bald ſahen ſie ſich von einer fünfzig Perſonen ſtarken Rotte bedroht, die ihnen entgegenlief und mit hellem Zorn auf den Wangen durch einander ſchrie und lärmte, als ſeien die Leute beſeſſen. Allen voran ſtand der Schultheiß des Ortes, der, was die grenzenloſe Aufregung betraf, keinem der anderen Bürger etwas nachgab und mit hochgerötetem Geſichte einmal über das andere rief, daß die Gerichte angegangen und Geſandte zum Herzog geſchickt werden müßten, um eine Vergeltung der an Stadt und Land durch Torilde von Tornau begangenen Schandthat der Zauberei herbeizuführen. Ganz vergebens mahnten der Junker von Kyniz und der Doktor Häniſch zum Frieden. Sie erreichten nur, ſei es, daß man im allgemeinen Lärm ſie falſch oder daß man ſie gar nicht verſtand, nichts anderes, als daß der Unfug immer größer wurde. Bald erſtieg die Wut den höchſten Gipfel, als ein Färber der Stadt mit lauter Stimme ſchrie, der Freiherr ſei ſoeben über die Brücke geſprengt, habe einige Bürger, die ihn aufhalten wollen, ohne weiteres zu Boden geritten und den Weg nach Schnaditz eingeſchlagen. Ein allgemeines Geſchrei erfolgte auf dieſe Mitteilung, weil man die Feſtigkeit des Schnaditzer Schloſſes kannte, an deſſen Mauern und Gräben ſich geſchulte Krieger, den Ackerbürgern von Duben weit überlegen, vergebens den Kopf eingerannt hatten. Die Männer von Duben glaubten, daß der Freiherr ſich ihrer Rache entzogen, ſie wußten aus Erfahrung, daß der Weg zum Herzog weit und bedenklich war, weil der Freiherr hoch in ſeiner Gunſt ſtand und in den Augen des Landesherrn ein Mann von Adel viel mehr vermochte, als die Bürger einer Landſtadt. Als das Geſchrei über die angebliche Flucht des Freiherrn ſich etwas gelegt, gelang es endlich der gewaltigen Stimme des Doktors, den Haufen zu überſchreien.

(Fortſetzung folgt.)

Jungfer Meil.

(Zu dem Bilde auf S. 501.)

Jungfer Meil habe ich nicht gekannt, aber ihr Bildnis erinnert mich an eine Freundin meiner Kinderjahre, der ich manche heitere Stunde verdanke und die merkwürdigerweiſe auch ähnlich hieß, denn wir nannten ſie alle „Tante Mälchen." Sie hieß nämlich eigentlich Amalie und war eine Kouſine meiner Eltern.

Schon der Vater von „Tante Mälchen" muß ein wunderlicher Kauz geweſen ſein. Er war nicht ohne künſtleriſche Neigungen, wenigſtens hat er ſich in dem Jenaer Studentenalbum meines Großvaters väterlicherſeits durch eine recht anſchauliche Skizze der damaligen Wartburg (1790) verewigt. Später wurde er Paſtor in einer abgelegenen Waldgegend, und da er dort an einem Überfluß an Muße litt, ſo vertrieb er ſich die Zeit damit, die Zeitung, die ihm ſein Patronatsherr allwöchentlich ſchickte, ſauber abzuſchreiben, wodurch nach und nach eine ganz ſtattliche Reihe von Manuſkriptbänden entſtand. Außerdem ſammelte er ſtatiſtiſche Notizen jeder Art. Da er ein guter Wirt war, ſo hinterließ er ſchließlich ſeinen drei ledigen Töchtern eine Rente, von der ſie bei beſcheidenen Anſprüchen ganz gut leben konnten.

Zu der Zeit, in der meine Erinnerung beginnt, waren die beiden älteren Schweſtern ſchon geſtorben, Tante Mälchen aber bewohnte als ſteinaltes Fräulein eine halbe Etage in einem beſcheidenen kleinen Hauſe meiner Vaterſtadt. Sie trug im Winter ſtets einen mit zeiſiggrünem Tuch überzogenen Pelz und hatte am Arm einen ebenfalls grünen, geräumigen Beutel, von dem ſie ſich nie trennte. Zwei unmäßig dicke Hündchen begleiteten ſie, wo ſie ging und ſtand.

In Tante Mälchens Wohnung war alles merkwürdig altfränkiſch und die Einrichtung, die jetzt ja wieder ſo modern geworden iſt, würde das Entzücken jedes Sammlers wachgerufen haben. Die Kacheln der Öfen zeigten auf weißem Grunde blaue Bilder, welche Vorgänge aus der Geſchichte des Alten Teſtaments behandelten; die wunderbar gebogenen Möbels hatten reichen Meſſingbeſchlag; der Schreibſekretär barg diverſe „geheime" Fächer, ein Umſtand, der uns Kinder mit beſonderem Intereſſe erfüllte.

Tante Mälchen war in allen verwandten Häuſern ein häufiger Gaſt und ihr Erſcheinen verſetzte jedesmal die betreffende Familie in die freudigſte Aufregung. Zumal die Kinder, die wußten, daß nun etwas ſehr Spaßhaftes bevorſtand. Die alte Dame litt nämlich an der Kleptomanie, zu deutſch an der Raffſucht. Sie konnte nichts ſtehen ſehen, ohne es in die Taſche zu ſtecken und womöglich auch mitzunehmen. Da dieſe Neigung allſeitig bekannt war, ſo behielt man den Gaſt beſtändig im Auge, unterſuchte ihm auch wohl beim Abſchied Taſche und Beutel, und entnahm ihnen, was ſich unrechtmäßig dahinein verirrt hatte. Dieſe Unterſuchungen fanden ſtets unter energiſchem Proteſt ſeitens Tante Mälchens und großer Heiterkeit ſeitens der Unterſuchenden ſtatt. Eine der wenigen Erinnerungen, die ich an meinen ſeligen Vater habe, iſt die, daß er Tante Mälchen, die bei uns gefrühſtückt hatte, vor ihrem Weggehen ein mariniertes Neunauge aus der Taſche zog.

Kam Tante Mälchen zum Kaffee, ſo gruppierten wir Kinder uns ſo, daß wir ihr, ohne daß ſie es bemerkte, ſcharf auf die Finger ſehen konnten. Jetzt trommelt ihre kleine verwelkte Rechte auf dem Tiſche, ein ſchneller Blick fällt auf uns, die wir ſcheinbar anderweitig ganz beſchäftigt ſind, dann heißt es: „Louischen! Louischen! Sieh doch, was da für ein Vögelchen fliegt!" Lächelnd blickt meine Mutter nach dem Fenſter, während die Hand Tante Mälchens pfeilſchnell in die Zuckerdoſe fährt und den Raub in der Taſche birgt. Die Arme! In demſelben Augenblicke ſtürzen wir auf ſie zu. „Tante Mälchen, du haſt den Zucker in die Taſche geſteckt!" Sie leugnet, ſie wehrt ſich, aber vergeblich, die Beute wird ihr abgejagt. Sie ſah bei ſolchen Gelegenheiten genau wie eine Eule aus, die ſich ingrimmig gegen den Übermut des Kleingeflügels wehrt.

Tante Mälchen war eine eifrige Kirchenbeſucherin, ſobald ſie aber ihren Platz eingenommen hatte — ſie ſchüttelte ſich dabei auch ganz wie eine Eule — ſchloſſen ſich die großen runden Augen, die kleine Geſtalt ſank zuſammen, und aus der Andacht wurde ein Vormittagsſchläfchen. Fragte man ſie aber, wozu ſie denn eigentlich in die Kirche gehe, ſo erwiderte ſie regelmäßig: „Ich höre ihn an!" (den Paſtor nämlich).

Komiſch wie ihr Leben, war auch ihr Ende, ja ſie hatte — natürlich unfreiwillig — dafür geſorgt, daß ſelbſt ihre letzte Willensäußerung noch ein homeriſches Gelächter hervorrief. Der Rat der Stadt hatte nämlich ein Edikt ergehen laſſen, nach welchem alle Hunde daſelbſt binnen einer gewiſſen Friſt mit Maulkörben verſehen werden ſollten, widrigenfalls die Hundefänger mit ihnen in aller Strenge verfahren würden. Nun weigerten aber Bella und Azor, ſo hießen Tante Mälchens Hunde, ſich energiſch, die Bürde eines Maulkorbs auf ihre alten Tage auf ſich zu nehmen und waren durch kein Zureden dazu zu bringen, ſich dem Geſetz zu unterwerfen. Dadurch geriet ihre Herrin in die äußerſte Bedrängnis, und bei dem Gedanken, ihre Lieblinge könnten ſchließlich ein unehrliches Ende finden, verfiel ſie in Verzweiflung. In ihrer Not geriet ſie auf den Ausweg, die Hunde vergiften zu laſſen. Kaum aber hatte ſie die fetten Leiber der Toten vor ſich geſehen, ſo begannen die Gemordeten ihr im Schlaf zu erſcheinen, und darüber umnachtete ſich die Seele des alten Weibleins wirklich und es war ein Glück, daß ſie bald darauf ſtarb.

Tante Mälchen hatte außer ihrem Hausrat noch ein kleines Vermögen hinterlaſſen — das Gros ihrer Einnahme beſtand in einer Leibrente, die mit ihrem Tode erloſch — und ein Teſtament. In dieſem Teſtament war auch von ihrem vieljährigen Stubenmädchen die Rede, das faſt ebenſo alt und ganz ſo wunderlich war wie ihre Herrin. In dieſem Teſtament alſo hieß es ungefähr ſo: Meinem Stubenmädchen ſo und ſo vermache ich meine Kleider und — nun kam in der Urkunde ein rundes Loch — Thaler. Über dem Loch ſtand: Dieſes Loch ſoll doch gelten. Man kann ſich denken, welches Gelächter dieſe Beſtimmung unter den bei der Teſtamentseröffnung Anweſenden wachrief.

Der Zuſammenhang war wahrſcheinlich der folgende: Tante Mälchen und ihre Magd lebten in ſteter Fehde, die nur durch Friedensſchlüſſe für kurze Zeit unterbrochen wurde. Während eines ſolchen Waffenſtillſtandes war das Teſtament niedergeſchrieben worden. Als wieder Fehde herrſchte, wurde die Summe ausgeſchnitten, um die widerbellende Magd um das ihr Zugedachte zu bringen. Als wieder Friede eintrat, regte ſich das Mitleid und es entſtand die Zuſchrift: „Dieſes Loch ſoll doch gelten.“

Welche Summe „das Loch“ urſprünglich enthalten hatte, ließ ſich natürlich in keiner Weiſe ermitteln, aber das Mädchen wurde ſelbſtverſtändlich von den achtzehn Erben, die ſich lachend in das kleine Erbe Tante Mälchens teilten, reichlich bedacht.

Im Maſſenquartier.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Geſchäfte führten mich aus dem abſeits vom Getriebe der großen Welt gelegenen Marktflecken, wo ich in ſtiller Beſchaulichkeit den Abend meiner Tage verlebe, zum erſtenmale nach langen Jahren in die Reichshauptſtadt. Wie war dort alles anders, größer, glänzender, beſſer geworden im letzten Jahrzehnt! Eine hochgewölbte Halle an der Stelle, wo früher das einfache Empfangsgebäude der Eiſenbahn geſtanden, Paläſte ſtatt der unanſehnlichen Häuſerfronten, lebhafter Verkehr mit Straßenbahnen, Omnibuſſen, vornehmen Equipagen und einfachem Lohnfuhrwerk ſelbſt auf einſt öden Seitenwegen, Leben, Handel und Wandel überall. Raſch rollte die Droſchke erſter Klaſſe über das glatte Pflaſter durch alle dieſe Herrlichkeiten dahin.

„Wohin?“ hatte der Roſſelenker gefragt. „Wohin?“ Natürlich ins Millionenhotel. In der guten alten Zeit, als ich noch öfter nach Berlin kam, pflegte man in einem beſcheidenen Gaſthauſe abzuſteigen, und dort war ich mit Aufnahme und Bewirtung immer ganz zufrieden geweſen. Heute aber mußte ich, ſchon um bei der abendlichen Whiſtpartie meinen Partnern wahrheitsgetreuen Bericht von allen Herrlichkeiten der Weltſtadt abſtatten zu können, notgedrungen in einem jener ungeheuren Hotels erſter Klaſſe Wohnung nehmen, von deren vorzüglicher Einrichtung alle Zeitungen die erſtaunlichſten Erzählungen bis in unſeren ſtillen Wohnort getragen hatten, und gab dem Kutſcher deshalb die entſprechenden Weiſungen.

Uniformierte Knaben, Pagen nach engliſchem Vorbilde genannt, unterſtützten mich beim Ausſteigen und öffneten die Thür zu einer großen, durch Ruheſitze und Blumen zu einem behaglichen Aufenthaltsorte umgeſchaffenen Halle. Zahlreiche Menſchen gingen ab und zu, es ſchwirrte um mich herum wie in einem Taubenſchlage, aber — ein beſchämendes Gefühl der eigenen Kleinheit und Unbedeutendheit wollte den Provinzialen beſchleichen — um meine werte Perſon bekümmerte ſich niemand. Endlich erbarmte ſich ein freundlicher Portier des Einſamen, inmitten eines großen Menſchenſchwarms vollſtändig Verlaſſenen, und fragte nach meinen „Wünſchen.“ Der Ausdruck war abermals einigermaßen niederdrückend, denn im „Kreuz“ daheim beeilte ſich jedermann, meine „Befehle“ pünktlich zu erfüllen. Indeſſen was half's? Nach einiger Rede und Gegenrede wurde einer der vielen dienſtbereiten Pagen mit einem Schlüſſel betraut und führte mich zu dem ein kleines freundliches Zimmer bildenden Fahrſtuhl, bitte um Entſchuldigung, zum „lift,“ das klingt viel feiner und großſtädtiſcher. Sollte ich den gefährlichen Boden betreten? Einen Augenblick ſchwankte ich. Bilder aller möglichen Unglücksfälle zogen vor meinem inneren Auge vorüber. Aber ich durfte kein Haſenfuß ſein, mußte alles kennen lernen, und ſo betrat ich mutig die ſchwankenden Bretter; der bedienende Mann zog an einem Seile und langſam bewegte ſich die ganze Stube aufwärts bis zum dritten Stocke. Lange ſchmuckloſe Korridore hier, Thür an Thür, von denen die mit der Nummer 278 verſehene ſich mir öffnet.

Ich trete in ein kleines einfenſtriges Zimmer. Der geſamte vielbeſungene Komfort der Neuzeit beſteht aus einem ſchmalen Lotterbette, einer ſogenannten Chaiſelongue mit ovalem Tiſch davor, zwei Stühlen und einem Gerüſte zum Anhängen der Kleider. Die geringe Zahl und die Einfachheit dieſer Gegenſtände wird zwar einigermaßen aufgewogen durch ein großes Lavoir, deutſch kann man eben ſo gut ſagen Waſchbecken, und ein breites Bett, deſſen Matratze bei ſofort angeſtellter Prüfung auch das ehrende Zeugnis „gut“ erhalten kann; immerhin iſt das behagliche Zimmer in der „Stadt London“ mit der freundlichen Ausſicht auf den geräumigen Platz davor mir ſtets einladender erſchienen, zumal der vorgebaute Dachfirſt mir hier nicht einmal den Blick bis auf die Straße erlaubt, wo, nach dem durchdringenden Tone der Glocke zu urteilen, eben ein Spritzenwagen vorbeiraſſelt.

Bis zur Ankunft meines Gepäcks, welches ſofort nachgebracht werden ſollte, beſchaue ich einigermaßen gelangweilt die nackten Wände, dann den Knopf, unter welchem zu leſen iſt, daß ein einmaliger Druck auf denſelben den Zimmerkellner, ein zweimal wiederholter das Stubenmädchen, ein dreimaliger den Hausmann — bei uns in Bleckede ſagt man nach der alten Sitte Hausknecht, in Wien glaube ich Herr von Hausknecht — herbeirufen ſoll. An der Wand findet ſich auch der tägliche Preis des Zimmers mit 3 Mark 50 Pfennig angeſchlagen und dabei iſt ausdrücklich hervorgehoben, daß für Heizung, Licht und „Service“ — auch ſo eine thörichte Verfeinerung für das gute deutſche Trinkgeld — nichts berechnet wird. Auf dem Sofa ſitzend grübele ich darüber nach, wie man es wohl anfangen könnte, bei der im Hauſe betriebenen Zentralfeuerung noch eine beſondere Summe für Heizung auf der Stube in Rechnung zu ſtellen, lächele bei dem Gedanken, daß ich unter ſolchen Umſtänden von meiner ſonſtigen Gewohnheit, als Äquivalent für die aufgeſchriebenen Lichte deren Reſter wenigſtens einzuſtecken, doch wohl abgehen muß, und freue mich, daß ich dieſes Mal alſo wirklich des ſo läſtigen Trinkgelderausteilens überhoben ſein werde. Die Rechnungen in den Wirtshäuſern — hoffentlich werden die Herren Beſitzer es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich unter dieſem Sammelnamen alle größten, großen, mittleren und kleinen Hotels zuſammenfaſſe — haben ſeit etwa zwanzig Jahren weſentlich drei Stufen durchlaufen. Anfangs koſtete das Zimmer beiſpielsweiſe 2,50 Mark, außerdem wurde Feuerung und Licht berechnet, und ſämtliche Bedienſtete des Hauſes erhoben Anſpruch auf einen beſonderen klingenden Lohn. Dann wurde, um dem Übermaß zu ſteuern, das Trinkgeld mit Ausnahme einer Gabe für Portier und Hausknecht theoretiſch abgeſchafft, der Preis des Zimmers deshalb auf 3 Mark erhöht, Feuerung und Licht nach wie vor beſonders auf Rechnung geſetzt. Die dienſtbaren Geiſter erwarteten und erhielten trotzdem ihr Andenken und die ganze Maßregel lief lediglich auf eine Verteuerung für den Reiſenden hinaus. Jetzt endlich bezahlt man für das Zimmer 3 Mark 50 einſchließlich Feuerung, Erleuchtung — ganz gleichgültig, ob man deren bedarf oder nicht — und „Service,“ alſo billiger iſt es auch dadurch nicht geworden, ſelbſt wenn in Wirklichkeit gar kein Trinkgeld verabreicht würde. Unter ſolchen Betrachtungen und indem ich zum hundertſtenmale überdachte, wie ich meine Zeit in der großen Stadt am beſten einteilen wollte, muß ich ſanft entſchlummert ſein.

Plötzlich ſchreckte ich auf. Wieder und wieder tönte der ſchrille Ruf der elektriſchen Klingel in mein Ohr; ſämtliche Hausbewohner ſchienen zugleich der Dienſtboten zu bedürfen. Ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß ich faſt drei Viertelſtunden geſchlafen hatte, ein zweiter, daß mein Koffer immer noch nicht angelangt ſei. Zornig eilte ich meinerſeits gleichfalls an die Klingel, aber obgleich ich nach Vorſchrift verſchiedentlich erſt dreimal, dann zweimal und einmal drückte und auch deutlich den Ton meiner Glocke hörte, ließ kein lebendes Weſen ſich blicken. Der urſprüngliche Ärger löſte ſich bald in dem Humor der Situation, aber dennoch wollte ich gerade, da ich notwendig meine Sachen brauchte, meine Stentorſtimme, die ich ſeit der Militärdienſtzeit mir bewahrt habe, in den Korridor hinaus erſchallen laſſen, eine Maßregel, von der ich im „Kreuz“ ſchon längſt Gebrauch gemacht hätte und die hier nur aus einem Gefühl natürlicher Befangenheit des Kleinſtädters vor großen neuen Verhältniſſen bislang unterblieben war, als ein blutjunger Kellner atemlos und Entſchuldigungen ſtammelnd herbeiſtürzte, meinen Koffer zu beſorgen verſprach und auch wirklich herbeiſchaffte. So war ich wohl befriedigt, aber böſe Zweifel begannen mich zu plagen, ob ich nicht doch in der „Stadt London“ oder ſelbſt im heimatlichen „Kreuz“ aufmerkſamer bedient, beſſer aufgehoben geweſen wäre.

Am Abend verzehrte ich im großen, glänzend erleuchteten Speiſeſaale drei dünne Schnitte kaltes Fleiſch und trank dazu zwei Flaſchen Bier, deren Geſamtinhalt mein heimiſches Stammſeidel mit dem ſilbernen Adler kaum zur Hälfte gefüllt haben würde und erlegte dafür ſchweren Herzens und mit ſüßſaurer Miene drei Mark ohne das unvermeidliche Trinkgeld, welches der bedienende „Garçon“ mit fünfzig Pfennigen noch gar nicht übermäßig hoch zu finden ſchien.

Am andern Morgen — ich hatte in Geſellſchaft alter und neuer Freunde die halbe Nacht durchkneipt — weckte mich Pochen an der Zimmerthüre aus dem beſten Schlafe. Der eintretende Page überreichte einen Brief, den ich mit um ſo größerer Erregung in Empfang nahm, als meine Frau mir nur in dringenden Fällen ſchreiben wollte.

Erſtaunt las ich: „An Herrn Samuelſohn aus Jaroczyn,“ und mit einem fürchterlichen: „Infamer Schlingel, halten Sie mich für einen Juden? — ich bin nämlich 6′2″, oder wie es bei meiner Kompanie hieß, 14″, ſemmelblond, ſoweit ich überhaupt noch Haare trage, habe wohlgeformte Füße, auf die ich ſogar etwas eitel bin, und bin durchaus kein „Zehentreter“ — Scheren Sie ſich heraus!“ flog dem Jungen das Papier an den Kopf.

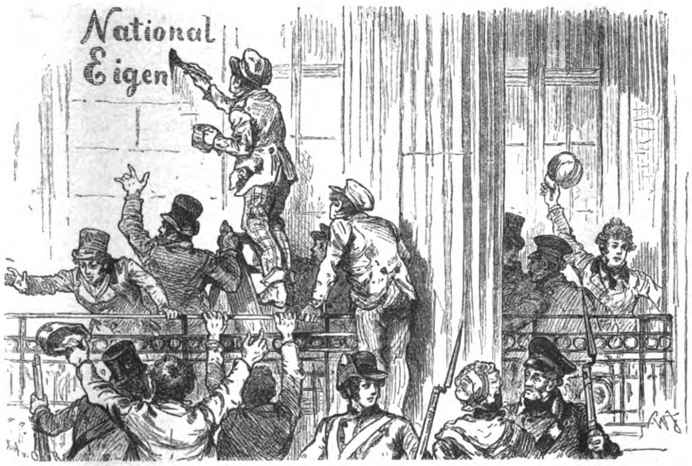
Zwar handelte es ſich hier, wie ſich ſpäter herausſtellte, durchaus nicht um einen Scherz oder gar eine Bosheit, wie ich mißtrauiſch zuerſt glaubte, ſondern der Adreſſat hatte vor mir in Nr. 278 eine Wohnung inne gehabt. Aber ich war allen Ernſtes auch über dieſe kleine Unordnung böſe, die mir in „Stadt London“ gewiß nicht paſſiert wäre, hatte ich doch gleich nach meiner Ankunft auf beſonderen Wunſch Namen, Stand und Wohnort fein ſäuberlich und leſerlich aufgeſchrieben, und mit dem geſtörten Schlafe war auch die Laune dahin. Trotzdem blieb ich im Hotel, denn wer A geſagt hat, muß auch B ſagen, aber wurde immer wilder, als ich ſpäter für Kaffee mit kaltem Aufſchnitt zwei Mark fünfzig Pfennig, in meinen Augen ſchon ein hoher Preis, und am andern Tage für dasſelbe Frühſtück gar zwei Mark fünfundſiebzig Pfennig zahlen mußte, und war recht froh, meine Beſorgungen raſch und glatt erledigen und Berlin einen Tag früher verlaſſen zu können, als ich urſprünglich gehofft hatte.

Ganz vergnügt beſtellte ich bei dem jungen Kellner, den ich am erſten Tage einmal geſehen, die Rechnung. Zu meinem Befremden meldete ſich mit derſelben ein anderer Herr im korrekten ſchwarzen Anzuge und mit dem unvermeidlichen, geradlinigen, bis auf die Wirbelſäule reichenden Scheitel. Mein Erſtaunen wuchs, als ich beim Heraustreten den Korridor, ohne daß dieſesmal irgend eine Klingel gerufen hätte, mit dienenden Geiſtern aller Art bevölkert fand. Auf ein unhörbares Signal „In Linie Ruf“ ſchienen Kellner, Zimmermädchen, der Fahrſtuhlführer und alle die kleinen Pagen herbeigeeilt zu ſein, und wünſchten mir, um den ſich vier Tage lang buchſtäblich niemand gekümmert hatte, mit höflicher Verbeugung nun glückliche Reiſe, ſelbſt der vielbeſchäftigte Portier hatte einen wohlwollenden Gruß für den Scheidenden übrig. Es gehörte wirklich eine gute Doſis kaltes Blut dazu, hier durchzuſchlüpfen, ohne außer den üblichen Trinkgeldern an Zimmerkellner, Portier und Hausmann noch eine ganze Anzahl blanke Silberſtücke loszuwerden. Wie erleichtert atmete ich auf, als ich endlich dem Schwarm entronnen war, und im Koupee zurückgelehnt, der Heimat zudampfte, aber im Traume ſtreckten ſich mir immer noch zahlloſe offene Hände entgegen, während ich, ohne die enttäuſchte Miene zu beachten, erhobenen Hauptes vorüberſchritt.

Und die Moral von der Geſchichte? Die großen neumodiſchen Hotels haben gewiß eine Menge von Vorzügen, der beſte Beweis dafür iſt ihr ſtarker Beſuch. Ich mit beſcheidenem Unterthanenverſtande liebe es aber doch nicht, ſo lediglich zur Nummer herabzuſinken. Ich ziehe vor, als Individuum zu gelten, als geſchätzter Gaſt behandelt zu werden; ich gehe das nächſtemal, wenn ich nach Berlin reiſe — Gott weiß, wann das ſein kann — wieder zu dem wohlbeleibten freundlichen Herrn Müller in die Stadt London, und nie wieder ins Maſſenquartier.

Hermann Vogt.

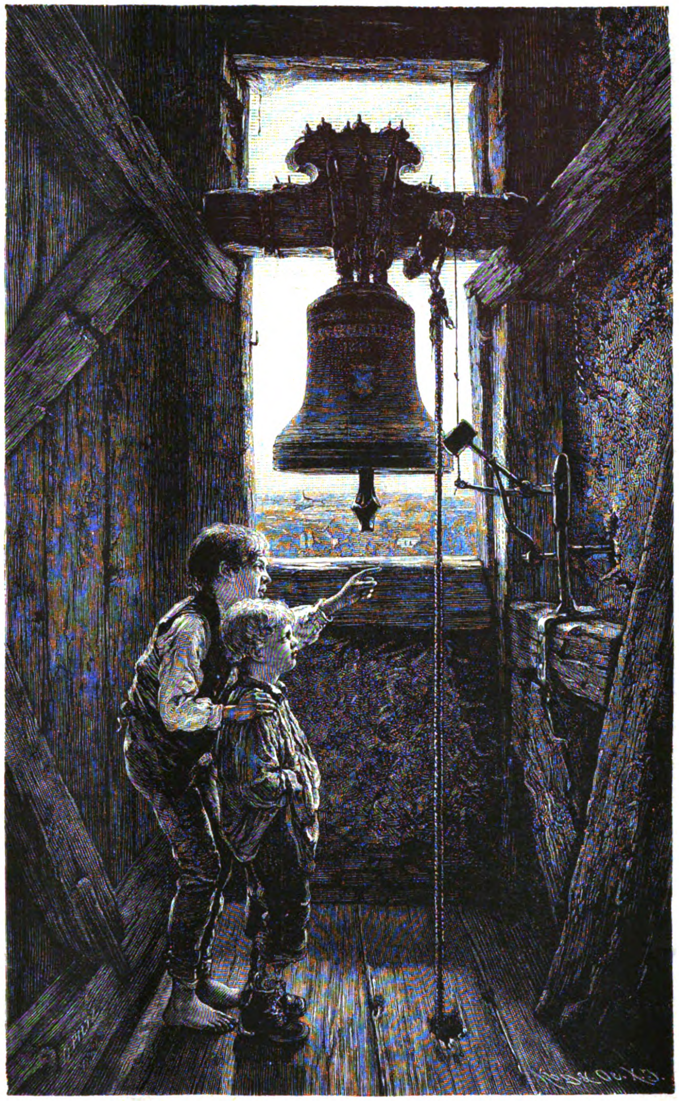
Aus den Papieren eines nachdenklichen Zeitungsleſers.



Rettung des Palais des Prinzen von Preußen vor der freiſinnigen Partei von 1848. 20. März 1848.

„Der Augenblick war ein kritiſcher. Plötzlich wendete ſich das Unheil durch den glücklichen Gedanken eines ſchlichten Mannes. Ohne auf das Toben der Maſſe zu achten, ſtieg ein mit Farbentopf und Pinſel bewaffneter Mann auf eine kleine, bereitgehaltene Stehleiter und malte links und rechts von der Auffahrtsrampe, an die Wand des Palais in großen Lettern das Wort: „National-Eigentum.“ Die Menge ſah dieſem Vorgange ſchweigend zu — Niemand wagte es, den kühnen Maler zu ſtören. Er ſtieg nach Vollendung ſeiner Arbeit von der Leiter herab, und dieſen Moment nützten die beſſer Geſinnten unter dem Haufen gewandt genug, indem ſie heftig Beifall klatſchten und dem Maler Bravo zuriefen, in welches die Menge, leicht von einem Extrem zum andern überſpringend, geräuſchvoll einſtimmte. Das Palais war gerettet — die Inſchrift erſchien dem Volke als Schmeichelei.“

(Aus den Aufzeichnungen des nachdenklichen Zeitungsleſers.)



Gleich wird's ſchlagen. Gemalt von O. Piltz.

Chineſiſche Piraten.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Von **Spiridion Gopcevic.**

„Herr Kapitän!“ rief der Marsgaſt aus ſeiner Loge.

„Was gibt's?“ fragte der Angeruſene.

„Ich glaube in der Ferne ein Segelboot zu entdecken! Backbords flattert etwas Weißes.“

„Wird wohl ein Seevogel ſein. He, Junge, bring mir das Fernglas!“

Der Schiffsjunge ſprang dienſtfertig herbei.

„Alle Wetter, dort ſchwimmt ein Schiffbrüchiger!“ rief der Kapitän, nachdem er durch das Glas geblickt. „Kurs geändert, Oſtſüdoſt, drei Strich abfallen!“

„Der arme Teufel ſchwimmt auf einer Raa,“ bemerkte der erſte Leutnant, dem der Kapitän das Fernrohr gereicht. „Der kann ſich glücklich ſchätzen, daß Ivo ſein Signal bemerkt. Wer weiß, wie lange er ſchon auf den Wellen treibt.“

„Das werden wir bald hören. He, Jungens, macht ein Boot fertig!“

Das Schiff, auf deſſen Verdeck obiges Geſpräch gehalten wurde, war die Korvette „L'Amorevole“ von ſechshundertfünfzig Tonnen, Kapitän Pero Rajkovic. Die „Amorevole“ war 1802 zu Venedig erbaut worden und das erſte Schiff des Reeders Criſtoforo Gopcevic geweſen. Als im Jahre 1806 die Franzoſen mit den Montenegrinern und Ruſſen in Krieg gerieten, rüſteten die Bocheſen auf Anraten des ruſſiſchen Admirals Senjavin eine eigene Flottille aus, welche zweiundzwanzig Fahrzeuge zählte, deren größtes eben die „Amorevole“ war, da ſie achtzehn Achtzehnpfünder und zweihundert Mann Beſatzung trug. Als 1814 die Bocche di Cattaro öſterreichiſch wurden, nahm die „Amorevole“ die öſterreichiſche Flagge an. Im Jahre 1834 war ſie noch immer ſeetüchtig und wurde ſogar nach China geſchickt, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Das Privilegium der Oſtindiſchen Kompanie war nämlich um jene Zeit erloſchen und viele ſpekulative Reeder beeilten ſich daraus Nutzen zu ziehen — freilich alle umſonſt, da die Chineſen ſich noch immer ſehr verſchloſſen zeigten.

Auch Rajkovic war nicht glücklicher geweſen und daher jetzt auf der Fahrt nach Tonking begriffen, wo er auf mehr Erfolg rechnete. Seine Reiſe wurde indes durch die Aufnahme des Schiffbrüchigen mehr verzögert als er es geahnt hatte.

Das Boot war ausgeſetzt und der Unglückliche gerettet worden. Nachdem man ihn gelabt und gekleidet und er ſich wieder erholt hatte, gab er folgende Erzählung zum beſten:

„Ich bin der Kapitän der portugieſiſchen Brigg „A fiel Izabel“ (die treue Iſabella) und heiße Guilherme Barredo. Mein Schiff befand ſich auf der Fahrt von Macao nach Lien-Tſchu, wo mir ein chineſiſcher Schleichhändler die Opiumladung abnehmen ſollte. Geſtern, bald nachdem ich die Hainanſtraße paſſiert und mich unter 109° 40′ ö. L. von Greenwich befand, wurde ich durch den ſchrecklichen Ruf aufgeſchreckt: „Fogo, Fogo!“ (Feuer).

„Ein Matroſe kroch durch die Luke und meldete mir mit der Miene des Entſetzens, daß es im Rumdepot brenne. Der Bootsmann habe die Rumration holen wollen und ſei mit einem offenen Lichte in den Raum geſtiegen. Das Licht habe er unvorſichtigerweiſe auf ein Faß geſtellt. Offenbar ſei nun ein Funke durch das Spundloch gefallen, denn plötzlich begann der Rum zu brennen, ſchlug das Faß aus und ergoß ſich über den ganzen Raum.

„Dieſe Schreckensbotſchaft raubte mir die Geiſtesgegenwart; im erſten Moment bedachte ich nicht, daß man brennenden Spiritus nicht mit Waſſer löſchen könne und befahl die Schiffsfeuerſpritze in Thätigkeit zu ſetzen.

„Es geſchah, aber die Flammen verbreiteten ſich nur um ſo ſchneller und gar bald begannen auch die anderen Rumfäſſer zu brennen.

„Jetzt erſt verfiel ich auf die Idee, des Feuers dadurch Herr zu werden, daß ich ihm die Luft entzog. Ich gab die nötigen Befehle, aber ſchon war es zu ſpät! Der Feuerherd war bereits zu groß und der Rauch erſchwerte das Löſchen. Die Flammen verbreiteten ſich immer mehr. Dennoch harrten meine braven Leute aus. Einen Moment kehrte mir die Hoffnung wieder, als ich die Flammen ſich verkleinern ſah.

„Schreckliche Enttäuſchung! Die Flammen verminderten ſich bloß, weil die brennende Flüſſigkeit durch den verkohlten Boden geſickert und in den unteren Raum gefloſſen war. Dort befand ſich aber das Segeldepot und die Reſervemaſten! Von dem brennenden Rum durchtränkt ſtanden Holz und Leinwand bald in der hellſten Lohe und ich kam zur Einſicht, daß das Schiff rettungslos verloren ſei!

„Dennoch klammerte ich mich noch an einen Strohhalm. Ich gab Befehl, die Brigg anzubohren, um durch das eindringende Waſſer den Brand zu löſchen. Vielleicht gelang es uns dann noch nach Verſtopfung des Leckes das eingedrungene Waſſer wieder auszupumpen.

„Eitle Hoffnung! Die Brigg wurde angebohrt und begann langſam zu ſinken, aber eine Rettung durften wir davon nicht erwarten! Denn bereits hatte das Feuer auch nach oben hin Fortſchritte gemacht und das Verdeck erreicht.

„Die Schaluppe ſtand unglücklicherweiſe an jener Stelle und wurde von den Flammen ergriffen, ehe wir ſie wegſchaffen konnten. Außer der kleinen Jolle, welche von den Wellen der bewegten See ſofort an das Schiff geſchleudert und zerſchmettert wurde, blieb uns alſo bloß das lange Boot für einen Rettungsverſuch übrig.

„Ich ließ es ausrüſten und mit Proviant wohl verſehen. Als dies geſchehen, ſprangen die Matroſen in das Boot, ohne erſt meine Erlaubnis abzuwarten. Ich hatte meine beiden Töchter an Bord, zwei blühende Mädchen von ſiebzehn und neunzehn Jahren. Sie knieten neben mir und verſäumten über dem Anrufen der Santissima virgen ganz und gar, ſich einen Platz im langen Boote zu ſichern.

„Ich rief den Matroſen zu, ſie ſollten meine Töchter aufnehmen. Der Koch meinte jedoch gefühllos, das Boot ſei ſchon überladen und der Proviant trotzdem zu ſchwach bemeſſen. Entrüſtet drohte ich dem Kerl, ihn niederzuſchießen, wenn er noch ein Wort weiterreden würde.

„Die anderen Matroſen waren menſchlicher und halfen Luiza und Henriqueta in die Barkaſſe. Es ſtellte ſich jetzt in der That heraus, daß letztere überladen war und doch ſollten noch ich und der Steuermann einſteigen.

„Ich ermahnte die Seeleute, den Proviant zu verkürzen, dieſe aber wollten davon nichts wiſſen. Der Steuermann, ſonſt ein unerſchrockener Geſelle, verlor in dieſer Verwirrung den Kopf, ſprang in das Meer und klammerte ſich an das Boot, ſeine bisherigen Untergebenen in der flehentlichſten Weiſe um Aufnahme bittend. Einige Matroſen waren der Anſicht, daß man lieber mich aufnehmen ſolle, denn alle beide würden wir das Boot ſinken machen. Da ich jedoch die Angſt des Steuermanns ſah, verzichtete ich auf die Rettung und trat ihm meinen Platz ab, wogegen er mir ſchwören mußte, für meine Töchter zu ſorgen und ſie glücklich nach Liſſabon zu unſerer Familie zu bringen. Ich als Kapitän wollte die „Fiel Izabel“ nicht verlaſſen und mit ihr untergehen.

„Das Boot ſtieß ab, nachdem ich durch einen väterlichen Machtſpruch die Mädchen zu bleiben gezwungen hatte; ſie wollten nämlich durchaus mein Schickſal teilen.

„Die Flammen hatten unterdeſſen den größten Teil der Brigg zerſtört. Letztere ſank gleichzeitig unaufhaltſam. Ich ſtand vorn beim Bugſpriet und betrachtete mit verſchränkten Armen das ſchrecklich ſchöne Schauſpiel.

„Eine Raa fiel brennend vom Hauptmaſt und rollte vor meine Füße. Die Hitze wurde unerträglich und ich beſchloß kurzen Prozeß zu machen. Ich ſprang über Bord.

„Kaum war ich einige Schiffslängen von der Brigg entfernt, als dieſe ſich aufbäumte und unmittelbar darauf in den Wellen verſank.

„Der Wirbel des verſinkenden Schiffes riß mich ein wenig mit, ſo daß ich Mühe hatte, mich über Waſſer zu erhalten. Es war indes mein Glück, denn auf dieſe Weiſe geſchah es, daß ich die Raa fand, welche vorher vor mir niedergefallen war und die ſich jetzt im Kreiſe drehte. Ich bemächtigte mich ihrer und erhielt mich auf dieſe Weiſe ſieben Stunden über Waſſer. Euer Dreimaſter iſt das erſte Schiff, welches ich entdeckt und — Gott ſei geprieſen — ihr habt meine Signale bemerkt und mich gerettet.

„Ich ſchulde euch großen Dank; aber wenn es möglich iſt, ſetzt eurer Großmut die Krone auf, indem ihr nun die Schiffbrüchigen im Boote aufſucht. Wenn es euch gelingt, mir meine Töchter wiederzuverſchaffen, ſoll meine Dankbarkeit keine Grenzen kennen.“

Mit regem Intereſſe und Mitgefühl hatten die Seeleute der Erzählung des Portugieſen gelauſcht. Als er geendet, nahm Rajkovic das Wort:

„Gerne will ich thun, was in meinen Kräften ſteht, die armen Schiffbrüchigen zu retten. Aber wo ſoll ich ſie aufſuchen? Das Meer iſt weit!“

„In welcher Gegend befinden wir uns jetzt?“ frug Barredo.

„Unter 109° 32′ ö. L. und 20° 8′ n. Br.,“ verſetzte Rajkovic.

„Schon ſo weit? Dann müßten Sie freilich einen Umweg machen. Ich rief nämlich dem Steuermann zu, er ſolle das Boot nach Oſten dirigieren und das Kap Cami, als das nächſtliegende Land zu erreichen ſuchen.“

„Nun, der Umweg iſt wohl nicht ſo groß,“ meinte Rajkovic, indem er einen Blick auf die Karte warf. „Wir haben etwa dreiundzwanzig Meilen dahin und wenn wir mit der gegenwärtigen Schnelligkeit ſegeln, können wir in vier Stunden dort ſein. Mit dem Suchen und der Rückkehr verliere ich alſo höchſtens einen Tag. Mein Reeder iſt zu ſehr Menſchenfreund, als daß er nicht meine Anſtrengungen zu gunſten Schiffbrüchiger billigen ſollte.“

„O wie bin ich Ihnen für Ihren großmütigen Entſchluß dankbar!“ rief Barredo entzückt aus. „Sie geben mir zum zweitenmale das Leben wieder!“

Rajkovic befahl nun die Korvette zu wenden und den Kurs Oſtnordoſt zu nehmen. Nach vier Stunden langte man am Kap Cami an und ſegelte der Küſte entlang gegen Norden. Alle Dſchonken wurden angerufen und befragt, aber keine wollte etwas von den Schiffbrüchigen bemerkt haben.

Abermals vier Stunden verfloſſen ſo in fruchtloſen Nachforſchungen und der Tag begann ſich zu neigen. Man war bereits an der Mündung des Tſching-tang-tſchiang angelangt. Weiter zu fahren hielten die beiden Kapitäne für überflüſſig, da nicht anzunehmen war, die Schiffbrüchigen ſeien ſo weit verſchlagen worden. Barredo hielt es eher für wahrſcheinlich, daß die Geſuchten entweder die Inſel Hainan oder das Feſtland zwiſchen Kap Cami und Paiſcha erreicht hatten. Rajkovic beſchloß daher ſeine Forſchungen dorthin auszudehnen. Es war nur die Frage, ob man die Nacht hier vor Anker zubringen oder in die offene See ſegeln ſollte. Aus Furcht vor einem Überfall durch die in dieſen Gewäſſern zahlreichen Piraten entſchloß ſich der Kapitän zu letzterem. Man wendete daher die Segel und ſteuerte nach Süden.

Es war eine finſtere Nacht. Der Vollmond barg nämlich ſein leuchtendes Antlitz hinter einem dichten Wolkenſchleier. Plötzlich erfolgte ein heftiger Stoß, welcher die Schläfer ermunterte und die Wachenden zu Boden warf. Der Kapitän eilte halbangekleidet auf das Verdeck. Die Korvette ſaß feſt.

Kaltblütig erließ Rajkovic ſeine Befehle. Die Mannſchaft vollzog ſie pünktlich und ſo konnte bald konſtatiert werden, daß die Korvette auf einer Sandbank aufgefahren war, jedoch ſonſt gar keinen Schaden erlitten hatte.

Barredo riet Notſchüſſe zu löſen, doch Pero war der Anſicht, daß dies bloß Seeräuber anziehen würde und hielt es für beſſer, das Eintreffen der Flut abzuwarten, welche das Schiff wieder flott machen würde. Für den bekümmerten Vater war dies freilich eine peinlich lange Wartezeit.

Der Morgen graute und die Korvette ſaß noch feſt. Eine Dſchonke zeigte ſich und hielt auf das Schiff los. Als ſie die Urſache der Unbeweglichkeit derſelben erkannt hatte, zog ſie ſich wieder zurück.

„Teufel, das war ein verdächtiges Fahrzeug!“ brummte Barredo. „Die roch ganz nach einem Piraten! Das wäre eine ſchöne Überraſchung, wenn wir hier feſtgenagelt einen Angriff der chineſiſchen Seeräuber auszuhalten hätten!“

„Ah bah,“ machte Rajkovic mit geringſchätziger Miene. „Unſere Amorevole iſt zum Empfang bereit und kann ihre Zähne weiſen.“

Dies ſagend ließ er einen ſtolzen Blick über die ſechs Zwölfpfünder gleiten, welche auf dem Verdeck ſtanden und jetzt die ganze Armierung der Korvette ausmachten.

„Als mich mein Reeder hieherſandte, zog er die Wahrſcheinlichkeit von Zuſammenſtößen mit den Piraten wohl in Rechnung. Unſere Mannſchaft wurde daher auf dreißig Köpfe verſtärkt. Sind wir auch feſtgenagelt, ſoll ſich doch kein Pirat ungeſtraft in unſere Nähe wagen.“

Abermals verſtrichen einige Stunden, als plötzlich eine ganze Flottille von Dſchonken ſichtbar wurde, welche alle auf die Korvette loshielten.

„Donner und Doria, das iſt ſtark!“ rief der Kapitän betroffen. „Eine ganze Seeräuberflotte!“

„Glauben Sie, daß es Piraten ſind?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„He da, alle Mann auf Deck! Klar zum Gefecht!“

Im Nu kam Leben in die bisher müßig herumlungernde Mannſchaft. In weniger als einer Viertelſtunde war die Korvette ſo kampfbereit wie ein Kriegsſchiff.

Es war aber auch die höchſte Zeit, denn bereits waren die Dſchonken in Schußlinie gekommen. Man konnte ſie jetzt deutlich erkennen. Es waren ihrer zweiundzwanzig, von denen einige mit Kanonen ausgerüſtet zu ſein ſchienen — freilich bloß chineſiſchen, welche bekanntlich ihrer Bedienungsmannſchaft gefährlicher ſind als dem Feinde. Die Dſchonken waren durchgehends ſtark bemannt. Man ſchätzte deren Beſatzung auf je zwanzig bis achtzig Köpfe. Als die Dſchonken ſich jetzt ausbreiteten offenbar um die „Amorevole“ von allen Seiten anzugreifen, konnte der Kapitän ſie leicht rekognoszieren. Er ſchätzte ſeine Gegner auf zweiundzwanzig Fahrzeuge mit zuſammen dreißig bis vierzig Kanonen und ſiebenhundert bis tauſend Mann Beſatzung.

Rajkovic wollte nicht erſt warten, bis ſeine Feinde den Kampf eröffneten. Er befahl den Kanonieren, die beiden nächſten Dſchonken auf das Korn zu nehmen.

Die Salve krachte und ein Geſchrei ſchien zu beweiſen, daß nicht alle Kugeln ihr Ziel verfehlt.

Jetzt gaben auch die Piraten Feuer.

Die Kugeln ziſchten durch die Luft und fielen überall hin, nur nicht auf das Schiff.

„Erbärmliche Stümper!“ rief Mirko, der erſte Kanonier; „ich will ſie ſchießen lehren.“

Dies ſagend, richtete er ſein Geſchütz und gab Feuer.

Die Dſchonke begann ſofort zu ſinken

„Bravo Mirko!“ ſchrie der Kapitän entzückt. „Richte auch die andern Geſchütze!“

Es geſchah und abermals ſanken zwei Dſchonken.

„Wenn das ſo fortgeht, werden wir dieſe Schufte bald los ſein!“ brüllte Barredo, indem er Mirko begeiſtert umarmte.

Die Chineſen blieben die Antwort nicht ſchuldig, aber ſie mußten die traurige Erfahrung machen, daß Schießen und Treffen zweierlei ſei. Sie hätten viel beſſer daran gethan, ihre mehrhundertjährigen Geſchütze nicht zu ſtrapazieren, ſondern direkt auf die „Amorevole“ loszuhalten und zu entern.

Die Piraten kamen aber erſt zu dieſer Einſicht, als ſchon vierzehn Dſchonken in Grund gebohrt waren und die chineſiſchen Kugeln nicht einmal eine Maſtſpitze abgeſchoſſen hatten. Man wird dies vielleicht übertrieben finden, doch genügt wohl der Hinweis auf nachſtehendes Faktum:

Im Jahre 1856 wurde die engliſche Radſloop „Barracouta“ von neun Kanonen und hundertachtzig Mann Beſatzung von dreißig chineſiſchen Dſchonken angegriffen, welche zuſammen fünfhundert Geſchütze und viertauſend Mann Beſatzung trugen. Der

Kampf endete damit, daß neunundzwanzig Dſchonken in den Grund gebohrt wurden, bloß eine einzige entkam und die „Barracouta“ — unverletzt blieb!

Der Kampf der „Amorevole“ war gefährlicher, denn ſie konnte ſich nicht rühren. Infolge deſſen ſchien auch Entern ſichern Erfolg zu verſprechen. Die acht übrig gebliebenen Dſchonken hielten daher ſcharf auf die Korvette los.

Je näher ſie kamen, deſto verderblicher wurde indes die Wirkung der Artillerie. Noch fünf Dſchonken ſanken, ehe ſie das Schiff erreicht, dann aber gelang es der einen doch zu entern.

Es war glücklicherweiſe eine der kleineren, deren Bemannung überdies durch das Feuer zuſammengeſchmolzen war. Nach der erſten Flintenſalve, mit welcher die Enterer begrüßt wurden, ſtanden daher höchſtens noch fünfzehn Mann auf dem Verdeck, welche in wenigen Minuten unter den wuchtigen Streichen der Bocheſen fielen.

Schon wollten dieſe Viktoria rufen, als jetzt auch die beiden anderen Dſchonken herankamen und Miene machten zu entern.

Das Bildſtöckel im Walde. Von Gauermann.

In dieſem gefährlichen Momente trat plötzlich ein — zwar ganz natürliches — Ereignis ein, das aber doch allen unerwartet kam, weil jeder im Eifer des Kampfes daran nicht gedacht hatte — das Schiff wurde flott! Die Flut war bereits eingetreten und eine Welle trieb die Korvette von der Sandbank weg. Durch dieſe Wendung wurde das Entern um einige Minuten verzögert und Mirko nahm die Gelegenheit wahr, durch eine Salve die weiter entfernte Dſchonke in den Grund zu bohren.

Unmittelbar darauf enterte die letzte noch übrig gebliebene Dſchonke — eine der größten — und vierzig bis fünfzig Chineſen ſtürzten ſich mit Wutgeheul auf die Bocheſen. Dieſe gaben kaltblütig drei Salven aus Gewehren und Piſtolen und fielen dann mit der blanken Waffe über die Piraten her.

Der Kampf war kurz aber blutig. Nach fünf Minuten waren ſämtliche Chineſen bis auf einen niedergemacht oder in das Meer geſtürzt. Von der Schiffsmannſchaft lagen drei tot auf dem Verdeck und ſieben waren verwundet.

Einer der Matroſen war ein Laskar von Macao. Er ſprach chineſiſch und diente als Dolmetſch. Der Kapitän beauftragte ihn, den Gefangenen zu verhören.

Es geſchah, doch ergab das Verhör kein befriedigendes Reſultat. Man erfuhr bloß, daß die Seeräuber von Hainan kamen und von den Küſtenbewohnern auf die geſcheiterte Korvette aufmerkſam gemacht worden waren.

Ärgerlich befahl Rajkovic den Seeräuber aufzuhängen.

Als der Chineſe den Strick um den Hals fühlte, beſann er ſich eines Beſſern und erbot ſich zu einem umfaſſenden Geſtändniſſe, falls man ihm das Leben ſchenken wolle.

Rajkovic geſtand ihm dies zu.

„Wir haben vorgeſtern ein Boot mit Schiffbrüchigen aufgenommen,“ bekannte er. „Es waren zehn Männer und zwei Frauen, deren Schiff eine Beute der Flammen geworden. Die Männer haben wir umgebracht, dagegen wurden die Mädchen geſchont. Sie ſind nämlich für den Gouverneur von Tan-tſchu auf Hainan beſtimmt und wurden zu dieſem Zwecke nach Ta-jüan gebracht, einem kleinen Hafen zwiſchen Tan-tſchu und Tſchang-hua. Dort iſt der Zentralſammelplatz unſerer Piraten.“

„Höre mich an Lo-min,“ ſagte der Laskar in Barredos Auftrag zu dem gefangenen Piraten. „Wenn du gelogen haſt, werden wir dir die Haut abziehen; ſprichſt du hingegen die Wahrheit und gelingt es uns, die beiden Mädchen in unſere Gewalt zu bekommen, ſo ſollſt du nicht nur unverſehrt und frei entlaſſen werden, ſondern auch von dieſem Manne hier, dem Vater der Mädchen eine bedeutende Geldbelohnung erhalten.“

Lo-min ſchwur bei dem heiligen Drachen, daß er die Wahrheit geſprochen und die Mädchen nach Ta-jüan geſchafft worden ſeien.

(Schluß folgt.)

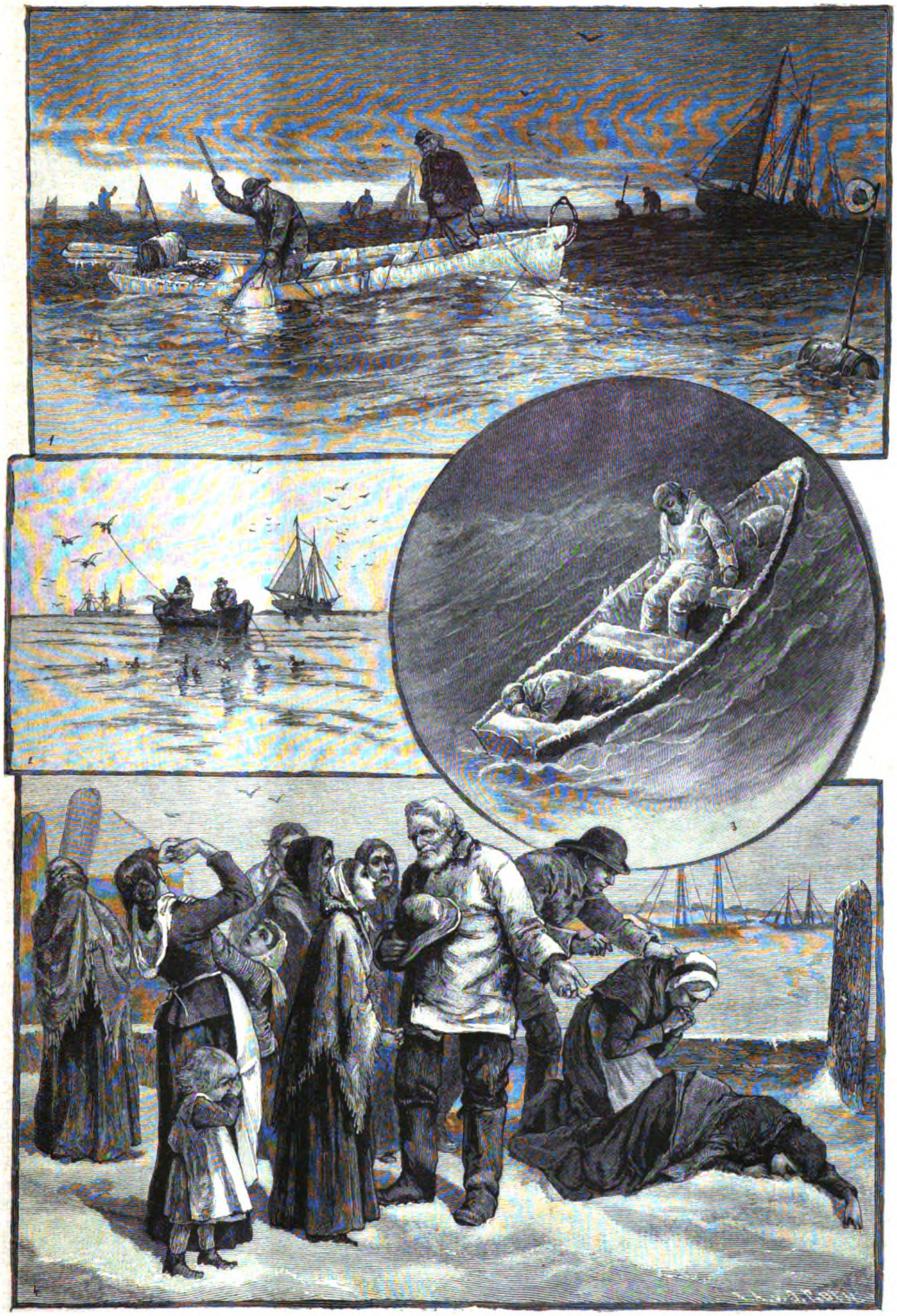
Stockfiſchfang bei Neufundland.

Politik und Kirche ſtehen mit dem Stockfiſchfang in naher Beziehung. Die Faſten ſind eine alte Einrichtung der chriſtlichen Kirche und wenn ſie auch gegen früher viel von ihrer Strenge verloren und von den Evangeliſchen gar nicht mehr beobachtet werden, ſo ſind ſie doch in der katholiſchen und namentlich in der griechiſchen Kirche noch immer ein mehr oder minder ſtreng befolgtes Gebot. Wenn man nun weiß, daß es auf der ganzen Erde über 200 Millionen römiſch-katholiſche und etwa 85 Millionen griechiſche Chriſten gibt, ſo wird man die Bedeutung der Faſtenſpeiſen ermeſſen können und unter dieſen nimmt der Stockfiſch den erſten Rang ein. Daraus ergibt ſich ferner ſein wirtſchaftlicher Wert und wo von ſolchem die Rede iſt, da bleibt die Politik gewöhnlich nicht ferne. Wir haben alſo hier die Kirche, die Volkswirtſchaft und die Politik in einem durch den Stockfiſch verknüpften Zuſammenhang. Die Werte, welche der letztere repräſentiert, ſind aber auch geradezu ungeheuer, ſie rivaliſieren mit Kaffee, Thee und anderen Kolonialprodukten und der Stockfiſchfang iſt weit wichtiger als der Walfiſchfang.

Kommt auch der Stockfiſch oder Kabeljau im ganzen nordatlantiſchen Ozean vor, ſo iſt doch ſein Fang auf den Bänken bei Neufundland am ergiebigſten. Schon kurz nach dem Jahre 1500, als dieſe Inſel erſt entdeckt worden war, trafen dort engliſche Fiſcher ein, welche im Geiſte ihres Monopolſyſtems den Fang, der reichen Gewinn abwarf, für ſich allein auszubeuten trachteten. Bereits 1698 verboten ſie bei Strafe des Verluſtes von Schiff und Ladung in England Stockfiſche einzuführen, welche von Ausländern in nicht engliſchen Schiffen gefangen worden waren. Auf ſolche Weiſe wurde das Land groß und reich, wenn auch durch das Gegenteil von Freihandel, welcher letztere, nachdem man einmal in der Wolle ſaß, leicht zu ertragen war. Lange Jahre zahlte England an die Fiſcher, welche auf die Neufundlandbänke ſegelten, Prämien, und dadurch ſicherte es ſich den Löwenanteil, trotzdem daß auch Spanier, Portugieſen und namentlich die Franzoſen dort fiſchten. Der Stockfiſchfang hat zu vielen Streitigkeiten Veranlaſſung gegeben und ſpielt in den Verträgen der Seemächte, wie namentlich zwiſchen Frankreich und England, eine wichtige Rolle. Von 1793 bis 1814 war England ſo ziemlich im Alleinbeſitz dieſer Neufundländer Fiſchereien, dann kamen auch die inzwiſchen ſelbſtändig gewordenen Amerikaner auf den Platz, die durch Verträge ſich ihren Anteil ſicherten. Im Jahre 1882 betrug die Zahl der Boote, welche unter britiſcher Flagge dort fiſchten 20 000 mit je 8 Mann Beſatzung; von Frankreich kommen 200 Fahrzeuge mit 8000 Mann und reichlich ebenſoviele von den Vereinigten Staaten.

An der Küſte von Neufundland ſind nahezu 9000 Plätze für die Bereitung und Ausfuhr der Fiſche, deren Hauptfang von Anfang Juni bis Mitte September ſtattfindet. Man unterſcheidet Bankfiſcher und Strandfiſcher. Der erſtere ſucht die Meerestiefen auf, die 30 bis 40 Faden haben; über dieſen hält ſich der Stockfiſch am liebſten und in ungeheurer Menge auf und dort wird er an Angelſchnuren gefangen. Der Strandfiſcher ſteuert bei Tagesanbruch ins Meer, wirft Leinen oder Netze aus, birgt ſeinen Fang im Fahrzeuge, durchſticht, während er nach dem Strande zurückeilt, den Fiſchen die Köpfe und birgt die Beute am Ufer. Unmittelbar darauf geht er wieder in See um dasſelbe Verfahren zu wiederholen.

Am Strande herrſcht unterdeſſen ein lebhaftes Treiben. Dort ſind große Pfahlwerke, Trockengerüſte, errichtet und werden die Fiſche zubereitet. An einem großen Tiſch trennt der „Kehlabſchneider“ den Fiſch der Länge nach, der nun von dem „Kopfabreißer“ in Empfang genommen wird, um Leber und Gedärme abzureißen; die letzteren wirft er ins Meer, die erſtere, welche den berühmten „Leberthran“ liefert, in einen großen Bottich. Dann ſchneidet der „Spalter“ das Rückgrat aus. Die Arbeit geht ſo raſch, daß in einer Minute ein halbes Dutzend Fiſche für das Pökelfaß zubereitet ſind und vor dem „Einſalzer“ liegen, dem wichtigſten Mann, der nicht zu wenig Salz geben darf, weil ſonſt der Fiſch ſich nicht hält, und nicht zuviel, damit er nicht ſchwarz und feucht wird. Nach einigen Tagen wird der



Skizzen vom Stockfiſchfang.

1. Winterlicher Kabeljaufang an der Küſte von Neufundland. Das Einziehen der Angelſchnuren. 2. Möwenfang an Angeln. 3. Verſchlagene und erfrorene Fiſcher. 4. Das Eintreffen der Unglücksbotſchaft.

eingeſalzene Fiſch auf die Gerüſte zum Trocknen gebracht und erſt nach langer ſorgfältiger Behandlung kommt er in die Magazine. Der gut geratene Stockfiſch wird von Sachverſtändigen in drei Abteilungen ſortiert: Marktbare Ware für Europa, Madeiraware und Oſtindienware.

Eine beſondere Abteilung des Stockfiſchfangs, eine Vorbereitung zu demſelben, iſt die Beſchaffung des Köders für die zahlloſen Angeln; hierzu benutzt man kleine Heringe, Lodden und ſelbſt Möwen, die ihrerſeits an Angelſchnuren gefangen werden. Auch kleine Tintenfiſche dienen als Lockſpeiſe. Der Stockfiſchfang iſt in dem rauhen nordiſchen Klima Neufundlands keine leichte Sache; während eines großen Teiles der Fiſchſaiſon herrſchen Nebel und Stürme und dabei gehen viele Fiſcherboote zu Grunde. Man hat berechnet, daß ſeit 1876 bis jetzt jährlich 15 Schiffe untergingen und dabei durchſchnittlich 123 Fiſcher das Leben verloren. Und ſolche Szenen, von einem amerikaniſchen Künſtler nach dem Leben aufgenommen, zeigt unſere Abbildung auf S. 509 in treuer Wiedergabe.

Nach ſieben Jahren.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Novelle von **Germanis.**

(Schluß.)

Gleich darauf ertönte die Klingel des Portiers, welche zum Einſteigen rief, Werner reichte ihr ſtumm den Arm, und ſchweigend ſchritten ſie auch zu dem Koupee erſter Klaſſe, das ein dienſteifriger Schaffner ihnen öffnete.

Ein klingender Händedruck hatte dem jungen Paare ſeine Diskretion geſichert, und kaum waren ſie eingeſtiegen, als er auch die Billets koupierte, und die Thür ſo energiſch verſchloß, daß ſie ſicher ſein durften, ungeſtört zu bleiben.

Werner ſchien das alles nicht zu bemerken. Während Barbara ſich in eine Ecke drückte, und mit einer gewiſſen Bangigkeit der langen, gemeinſamen Fahrt entgegenſah, ſtand er, die Fremden muſternd, an dem offenen Fenſter der Wagenthür, und veränderte ſeine Stellung auch nicht, als der Zug ſich langſam in Bewegung ſetzte und unter vielem Puſten und Schnaufen den weitläufigen Bahnhof verließ. — Erſt als ſie das freie Feld erreicht hatten, und keine Gaslaterne mehr zum Fenſter hereinſchien, wandte Werner ſich um und ſah mit völlig verändertem Ausdruck zu dem ſchwankenden Oberlicht empor. Dann ſetzte er ſich in den Schatten, Barbara gegenüber, und ſie mit einem halb ernſten, halb beluſtigten Blick ſtreifend, ſah er, daß ſie heftig zitterte.

Barbara ſelbſt hätte vielleicht kaum zu ſagen gewußt, ob die kalte Nachtluft oder innere Erregung die Urſache davon wären, Werner aber ſchien die Sache jedenfalls ſehr bedenklich zu finden, er breitete ſein eigenes Plaid aus, um ſie feſt hineinzuhüllen, und erklärte den dünnen Regenmantel für keinen genügenden Schutz.

Dann, als ſie ſich gehorſam und mit einem Gefühl glücklichen Behagens von ihm hatte einwickeln laſſen, beobachtete er ſie noch eine Weile, und als ſie erwärmt und beruhigt ſchien, ſah er ſie ſchalkhaft bittend an und meinte beſcheiden:

„Fräulein Barbara, möchten Sie nicht ein wenig den Schleier zurückſchlagen? Die Beleuchtung iſt ohnehin eine ſehr mangelhafte, und ich ſehe ſonſt gar nichts von Ihren Augen, denen ich mitunter lieber glaube, als Ihren Worten.“

Sie folgte ohne Zögern auch dieſem Wunſche, und als er nun ihr liebliches Antlitz mit faſt furchtſamem Ausdruck zwiſchen den dunkeln Hüllen hervorſchimmern ſah, faßte er ihre Hand, und ſie feſt in die ſeinen ſchließend, ſagte er aufatmend:

„Und nun, kleine Barbe, bekennen Sie, weshalb ſind Sie geflohen?“

Aber Barbara ſchwieg hartnäckig, und er mußte ein anderes Verfahren einſchlagen.

„War es Eiferſucht?“ fragte er leiſe. — Sie antwortete wieder nicht, aber die kleine Hand zuckte in der ſeinen, und das Geſicht wandte ſich zur Seite.

„Ah, Sie glaubten, daß ich Silvia heiraten würde?“ — — —

Endlich ein halblautes, ſchüchternes „Ja“, und dann energiſcher: „Ich würde mich ſehr darüber freuen und wünſche Ihnen viel Glück, Herr von Friedensburg.“

„Wirklich?“ er lachte! — „Nun, meine arme kleine Barbe, dann muß ich Ihnen eine recht traurige Mitteilung machen. — Denken Sie, Silvia, die kleine Schlange, iſt darin anderer Meinung, ſie liebt einen anderen!“

„Oh, wie ſchade! — Silvia hätte ſo vortrefflich für Sie gepaßt.“

„Das finde ich auch, aber ich habe nun einmal kein Glück bei ganz jungen Damen, und bin nur noch als Vormund und Reiſebegleiter verwendbar. Silvia hatte geſtern ſogar den Einfall, mich zum Vertrauten ihrer Herzensangelegenheit zu machen, und ich kann Ihnen ſagen, daß wir wahrſcheinlich nächſten Sonntag ſchon ihre Verlobung feiern werden.“

„Mit einem anderen?“

„Mit ihrem Vetter, Hans Kurt von Bergen. Die jungen Leute ſind ſchon lange einig!“

„Nicht möglich, ich habe davon nie etwas bemerkt.“

„Nun, Fräulein Barbara, dieſes Schickſal teilen Sie mit uns allen. Man iſt ſehr heimlich vorgegangen. Die kleine Heuchlerin hat auch mich vollſtändig düpiert, und ich habe wirklich ſchon darüber nachgedacht, ob ich die Verpflichtung hätte, um ſie zu werben. — Dieſe Befürchtung war nun umſonſt, und ich bin deſſen von Herzen froh, die Welt könnte aber glauben, daß ich von ihr einen Korb bekommen, und da ſie liebenswürdiger Weiſe ſehr dafür beſorgt iſt, mein Anſehen aufrecht zu erhalten, hat ſie mir geraten, mich mit ihr gleichzeitig zu verloben, und ſo jeden derartigen Verdacht zu entkräften. Das wäre nun alles ganz gut und ſchön, und ich für meinen Teil hätte auch nichts dagegen einzuwenden, wo aber, Fräulein Barbara, ſoll ich eine Braut hernehmen, nachdem diejenige, auf welche ich alle meine Hoffnung geſetzt hatte, im letzten Augenblicke noch fahnenflüchtig geworden?“

Er hielt inne und blickte ſie erwartungsvoll an.

„Ich, ich weiß es nicht,“ ſtammelte ſie errötend und zagend.

„Nun, es blieb mir eben nichts übrig, als den kleinen Deſerteur wieder einzufangen und nachdem dies gelungen, ſteht mir wohl das Recht zu, ihm eine kleine Strafe zuzudiktieren. Meinen Sie nicht, mein gnädiges Fräulein?“

„Es frägt ſich nur, worin die Strafe beſteht?“

„Nun, ich könnte grauſam ſein und allerhand verlangen, was mir eine beſondere Genugthuung bereiten würde, aber ich bitte nur um die ehrliche Beantwortung einer beſcheidenen Frage. Ich hoffe, Sie ſind damit einverſtanden,“ und ſich plötzlich zu ihr neigend, ſagte er mit großer Innigkeit: „Mein Liebling, haſt du mich jetzt ein wenig lieben gelernt?“

Sie erbebte und ſchaute ihn an mit einem Blicke, in dem zum erſtenmale die ganze leidenſchaftliche Empfindung ihres zärtlichen Herzens unverhüllt zum Ausdruck kam, und ihm ſchien dieſe wortloſe Antwort auch vollſtändig zu genügen, denn dringend und mit tiefer Bewegung fügte er hinzu: „Du wirſt mein Weib ſein, mein geliebtes Weib, du wirſt mich nicht zum zweitenmale bitten laſſen, nicht wahr, Barbara?“

Aber hier traf er unerwartet auf Widerſtand. Barbara hatte ſich abgewandt, und ihr Geſicht in den Händen verborgen. „Ich werde ſehr, ſehr unglücklich ſein,“ ſchluchzte ſie, „aber ich werde nie die Schwäche haben, Sie zu heiraten. Sie verdienen eine weit beſſere Frau als ich es bin, und die Vergangenheit ſteht zwiſchen uns. Wenn Sie es im Augenblick vielleicht auch vergeſſen mögen — was ſich vor ſieben Jahren zwiſchen uns zugetragen hat, wird früher oder ſpäter ſein Recht geltend machen und die Stunde würde kommen, wo ich in Ihren Augen den Verdacht leſen werde, daß ich meine damaligen Worte wahr gemacht, und nur aus Berechnung gehandelt habe.“

„Meine liebe Barbara,“ ſagte er heiter, „was meine Verdienſte anbelangt, ſo ſind ſie zwar nur ſehr geringer Natur, ich gebe aber gern zu, daß es vernünftigere, weiſere und beſſere Frauen gibt, als das Fräulein von Pelladry. Unglücklicherweiſe iſt aber gerade ſie die Einzige, die mir zu meinem Glücke notwendig iſt, und durch ihre letzte Thorheit hat ſie mir wiederum bewieſen, daß ſie einer feſten, männlichen Leitung dringend bedarf. — Außerdem iſt ſie ungewöhnlich hübſch, und häßliche Männer haben immer eine beſondere Vorliebe für ſchöne Frauen. Was indeſſen die Vergangenheit anbelangt, ſo liegt die Sache denn doch noch anders. Sie ſchreiben derſelben eine zu große Bedeutung zu. Ich war zu jener Zeit wirklich ein langweiliger hölzerner Geſell, der den Spott eines jungen Mädchens wohl herausfordern konnte, und Sie haben über mich nicht mehr und nicht weniger geſagt, als Hunderte von jungen Mädchen von ihren künftigen Ehegatten ſagen, der ganze Unterſchied beſteht nur darin, daß die meiſten es nicht mit anzuhören brauchen. Die Reinheit Ihrer Motive werde ich aber niemals bezweifeln, und nachdem Sie mir durch Ihre Flucht Ihre Liebe ſo deutlich gezeigt, und ſich durch unſere gemeinſame Rückkehr ganz genügend kompromittiert haben, bleibt Ihnen gar nichts anderes übrig, als den oberſchleſiſchen Bären zu heiraten."

„Aber Ihre Mutter, Herr von Friedensburg, ſie wird mit Ihrer Wahl nicht einverſtanden ſein und es nie verſchmerzen, daß Silvia — —"

„Einem anderen den Vorzug gegeben, das iſt wohl möglich. Im übrigen iſt ſie aber auf alles vorbereitet, und wird meine geliebte Braut von ganzem Herzen willkommen heißen."

„Ihre Braut? — Ach, Werner, ich kann es noch immer nicht glauben, ich, ein altes Mädchen, eine arme Waiſe — iſt das Glück nicht zu groß, nach alle dem Herzeleid?"

„Ich denke, nein," ſagte er mit warmer Zärtlichkeit, „meine kleine Barbe, die Liebe iſt auch darin die beſte Lehrmeiſterin," und mit der Rückſichtsloſigkeit und Überhebung, welche dem männlichen Geſchlechte mitunter eigen iſt, zog er ſie an ſein Herz und drückte einen heißen Kuß auf ihre ſchönen, ſtrahlenden Augen.

Wie oft ſich das wiederholte, und was ſie ſich ſonſt noch erzählt, wollen wir nicht länger belauſchen, und uns genügen laſſen an der wohlverbürgten Nachricht, daß ihnen die Zeit nicht lang wurde und Barbara ihm ſo offen alle ihre Irrtümer und Erlebniſſe bekannte, daß er ſogar Mariannens ominöſes Poſtſkriptum zu ſehen bekam. Sein Glücksgefühl wurde dadurch nur noch verſtärkt, und ſein Humor hatte durch die Erfahrungen der letzten Stunden durchaus nicht gelitten.

Bald nach Sonnenaufgang trafen ſie auf der heimatlichen Station ein, wo Werners Wagen ſie erwartete, und nach einer köſtlichen Fahrt durch den taufriſchen Morgen langten ſie in Walddorf an, als Tante Bella gerade beim Frühſtück ſaß. Sie wollte ihren Augen nicht trauen, als ſie die beiden gemeinſam zurückkehren ſah, und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, als Werner ihr ihren Mangel an Scharfblick bewies. Er fuhr dann auf einige Stunden nach Hauſe, nachdem er Barbara das Verſprechen abgenommen, ſich bis zur Rückkehr der Baronin ausruhen zu wollen, und als ſie nun wieder in ihrem traulichen Zimmer ſtand, mit dem gewohnten Ausblick auf den Walddorfer Park, ſchien es ihr faſt unmöglich, daß die lange, nächtliche Reiſe etwas anderes geweſen ſei, als ein wirrer, beſeligender Traum.

Später erwachte ſie aber wieder zum vollen Bewußtſein ihres Glückes und neben dem Beſitze von Werners ungeteilter Liebe, war es hauptſächlich der Gedanke, nun wieder ein feſtes Heim und eine zweite Mutter zu haben, welcher ſie mit inniger Freude und Dank erfüllte. Sie empfing Silvia mit ſo ſtrahlendem Antlitz, daß dieſe ſogleich den wahren Zuſammenhang ahnte, und als denſelben Abend noch der längſterwartete Vetter und Landrat eintraf, beherbergte Haus Walddorf zwei glückſelige, in inniger Freundſchaft verbundene Bräute.

Wie Silvia es geplant, ſo geſchah es dann auch; die Verlobung wurde gemeinſam gefeiert, und die anweſenden Gäſte waren nicht wenig erſtaunt, zwei Brautpaare ſtatt eines, und noch dazu — mit vertauſchten Rollen zu finden. Wie überall, ſo fanden ſich zwar auch hier einige, welche alles vorhergeſehen haben wollten, aber Tante Bella ließ das nicht gelten und erklärte mit einem gewiſſen Eifer, diesmal ſei ſie wirklich die einzige geweſen, welche die Sache durchſchaut habe.

Beide Paare ſind nun längſt verheiratet und leben als glückliche Menſchen in regem, nachbarlichen Verkehr.

Von Herrn von Bachren aber hört man nur, daß er ſchwer zu tragen hat an den goldenen Ketten, die er ſich auferlegt. Seine Frau iſt maßlos eiferſüchtig und ſeine Kinder erinnern in etwas auffälliger Weiſe an die orientaliſche Abſtammung ihrer ſchönen Mutter.

Am Familientiſche.

Zu unſeren Bildern auf Seite 500, 501, 505 und 508.

Das reizende und anſpruchsloſe Geflügelbildchen von Ernſt Haſſe iſt die einzige Radierung, welche der talentvolle, leider ſo früh verſtorbene Künſtler hinterlaſſen hat. Ältere Leſer erinnern ſich Haſſes wohl aus den Jahrgängen des Wigandſchen Jugendkalenders, den er mit zahlreichen überaus naturwahren und anziehenden Vogelbildern geſchmückt hat. Es gibt auch große Holzſchnitte nach ſeinen Zeichnungen, z. B. einen ſehr reich ausgeſtatteten ländlichen Geflügelhof von vielem Reiz. Haſſe wirkte in Dresden, meiſtens als Zeichner und Aquarelliſt, er berechtigte zu großen Erwartungen, ſtarb aber vor der Zeit im Jahre 1860 im neunundreißigſten Lebensjahre. Unſere Nachbildung ſeiner kleinen Radierung iſt eine geradezu vollendete aus dem Atelier von O. Roth in Leipzig.

Die Charakterſtudie einer alten Jungfer, von L. E. Grimm, einem Kaſſeler Künſtler, im Jahre 1820 nach dem Leben gezeichnet, wie die Inſchrift beſagt, und von ihm „Jungfer Meil" benannt, iſt zwar kein ſehr galantes Konterfei der alten Dame, die der Künſtler durch den über ihrem Namen angebrachten Vogel der Athene als „alte Eule" bezeichnen zu wollen ſcheint, allein die Figur erſchien uns doch merkwürdig und menſchlich anziehend genug, um ihr ein Plätzchen im Daheim zu gönnen. So ſah alſo die alte ſäuerliche Jungfer Meil aus, die nun ſchon gewiß ein halbes Jahrhundert im Grabe ruht. Weiß uns einer unſerer Kaſſeler Leſer zu ſagen, was es mit ihr für eine Bewandnis und ob ſich ihr Andenken bei den Lebenden erhalten hat? Es hat vielleicht bei Lebzeiten ſein Mißliches für die arme alte Perſon gehabt, daß der Stift des Künſtlers ſie ſo unbarmherzig darſtellte; heute betrachten wir ihr Bild mit menſchlichem Intereſſe als eine Reliquie aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm. Wenn ſie doch auch Einer genommen hätte.

Aus der lebendigen Gegenwart heraus iſt das hübſche Genrebild von O. Pilz, einem in Weimar lebenden beliebten Künſtler, gegriffen. Recht treffend iſt die Spannung dargeſtellt, mit der die Kinder hoch oben im Glockenſtübchen der Dorfkirche den Augenblick erwarten, wo der Hammer mit kräftigem Schlage den tönenden Stundenruf erwecken wird.

Das ſinnige Bildſtöckel im Walde von dem berühmten öſterreichiſchen Landſchafter und Tiermaler Gauermann ſtreuen wir ein als eine Reminiſzenz aus dem Hochgebirge, die jedem gefallen wird, der einmal ſei es im Waldesdunkel oder auf hoher Alm ein ländliches Menſchenkind vor ſolch einem maleriſchen Heiligen- oder Muttergottesbilde hat knieen ſehen.

Die letzte Aprilnacht in den Abruzzen.

Der Weihnachtsabend iſt für die Bewohner der Abruzzen ein großes Feſt; ſie ſteigen dann auf die Berge und zünden große Feuer an, welche wundervoll aus dem glitzernden Schnee hervorleuchten und von Berg zu Berg ſtrahlen, von lautem Jubel der Bevölkerung begrüßt. Aber ein weit größeres Feſt iſt für ſie die letzte Nacht des April. Man könnte dieſe Nacht als das Frühlingsfeſt der Abruzzenbewohner betrachten. In dieſer Nacht herrſcht Feſtfreude überall, ſie ſchmücken ihre Häuſer und bringen alle Produkte, welche ihnen der Frühling geliefert hat, mit Blumen und Bändern verziert, des Nachts ins Freie, damit der Nachttau ſie benetze, keiner geht in jener Nacht zur Ruhe, man ſitzt traulich beiſammen, erzählt ſich die luſtigſten Geſchichten, und weithin hört man melodiſche Chorgeſänge, Lieder, welche die Sagen ihrer Berge erzählen. Man ergötzt ſich an den Tönen der Schalmeien, und hält ſich wach und munter bei frohem Reigentanz. Am andern Morgen ſieht man einen langen Zug nach der Kirche wallen, es ſind die Dorfbewohner, welche der Madonna eine Ehrenbezeugung und die Gaben, welche in der Nacht im Freien geſtanden haben, darbringen wollen. — Wahrlich, die Madonna kann ſich nicht beklagen, alle geben ſich die größte Mühe, ihr zu gefallen, und rührend iſt es zu ſehen, wie ſelbſt der Ärmſte nicht mit leeren Händen kommt, aus Furcht, die Madonna zu beleidigen. Wenn er ihr auch nicht mehr bieten kann, als den Stengel eines grünen Krautes, ſo bietet er eben was er hat. Man bringt als Opfergabe Töpfe mit der ſchönſten Milch, Körbe voll friſcher roter Kirſchen, alles mit Blumen geſchmückt, Eier, friſche grüne Erbſen, Blumen, Kräuter, Hühner 2c. Andere bringen kleine Lämmer mit roten Bändern feſtlich geziert, junge ſchwarze und weiße Ziegen mit Halsbändern von grünen Kräutern. Kleine Kinder bringen oft ſich ſelbſt als Gabe und haben ſich zu dieſem Zwecke mit Blumen umwunden.

Verſetzen wir uns aber noch einmal in die luſtige Nacht zurück. Sobald um Mitternacht der Hahn kräht, verſchwinden wie der Blitz die Jünglinge und Jungfrauen, nur die Männer und Frauen bleiben zurück. Erſtere verſtecken ſich in den dunkelſten Ecken des Hauſes, um zur Madonna zu beten und von ihr zu erflehen, daß ſie ihnen doch bald einen

Bräutigam oder eine Braut ſchicken möge, damit ſie im nächſten Jahre am letzten April verheiratet und ſomit berechtigt ſein mögen, die ganze Nacht wachend und bei der übrigen frohen Geſellſchaft zu bleiben. Nicht ſelten geſchieht es, daß einige jener Jünglinge und Jungfrauen ſchon im folgenden Mai am Altar der Madonna in den Ehebund treten.

Th. Trede.

Rechtsrat.

H. H. in **Rbg.** — **G. M.** in **B.** Ungeeignet.

Vor etwa dreißig Jahren bepflanzte ich den ein Ackergrundſtück umgebenden Raſenabhang mit hundert Obſtbäumen. Dieſelben wuchſen üppig und trugen bald reiche Frucht. Eine reiche Genoſſenſchaft baute nun vor längeren Jahren vielleicht vierhundert Meter davon eine große Schmelzhütte, die von Jahr zu Jahr in ihrem Betriebe erweitert wurde. Wenige Jahre nach dem Betriebe dieſer Hütte fingen meine Bäume von den Dämpfen reſp. Niederſchlägen teilweiſe an krank zu werden; die Blätter erreichten nie mehr die normale Größe und waren ſchon im Juni braun. Die wenigen Blüten verſengten ſogleich und entwickelten nie mehr Frucht; jetzt aber ſind nur noch wenige grüne Schößlinge zwiſchen den abgeſtorbenen Äſten zu ſehen. Mein zweimaliges Geſuch um Entſchädigung hat die reiche Genoſſenſchaft mit dem Bemerken zurückgewieſen, daß eine Beſchädigung durch Hüttenrauch von Rohhütten für gewöhnlich nur im Falle der Verbrennung durch zu heiße Gaſe anzuerkennen ſei. Zwei Kreistaxatoren ſtehen mit dieſer reichen Genoſſenſchaft in Beziehung, weshalb deren Beiſtand und Gutachten ausgeſchloſſen ſind. Ich bitte mir den Weg anzugeben, den ich zur Erlangung einer Entſchädigung beſchreiten muß. **Br.** in **E.**

Es ſteht in der Theorie ſowohl wie in der Praxis der Gerichte feſt und iſt von unſeren oberſten Gerichtshöfen einſchließlich des Reichsgerichts in einer ganzen Reihe von Urteilen ſtets anerkannt, daß die Eigentümer von gewerblichen Anlagen, ganz abgeſehen von einem perſönlichen Verſchulden und trotz der ihnen erteilten polizeilichen Genehmigung zu der betreffenden Anlage, zur Entſchädigung der durch den Betrieb geſchädigten benachbarten Grundbeſitzer verpflichtet ſind. Dieſer Grundſatz iſt eine Anwendung des allgemeinen Rechtsprinzips, daß das Recht des einen ſo gut iſt wie das des anderen, und daß die jedem Eigentumsrechte von Natur innewohnende Ausſchließlichkeit und Willkürlichkeit der Ausübung ihre notwendige Begrenzung findet in derſelben Ausſchließlichkeit und Willkürlichkeit der Ausübung des Rechtes der anderen, und hat in der Praxis der Gerichte insbeſondere in den Fällen Anwendung gefunden, in welchen der in gewerblichen Anlagen entwickelte Rauch oder ſchädliche Dämpfe die Vegetation benachbarter Grundſtücke beeinträchtigten. Eine Entſchädigungspflicht nur für den Fall der Verbrennung durch zu heiße Gaſe anzuerkennen, iſt ganz willkürlich und ungerechtfertigt, vielmehr beſteht dieſelbe für jede nachteilige Einwirkung, welche ſich auf den Betrieb der gewerblichen Anlage als Urſache zurückführen läßt. Sofern Sie alſo dieſen urſächlichen Zuſammenhang nachzuweiſen im ſtande ſind und nicht die Verjährung entgegenſteht, muß Ihrem im gewöhnlichen Prozeßwege gegen die Genoſſenſchaft geltend zu machenden Entſchädigungsanſpruche entſprochen werden. —

J. in **Bg.** Gehört nicht unter die Rubrik „Rechtsrat.“

P. L. in **G.** bei **L.** Die in bezug genommene Anfrage war ungeeignet, das Manuſkript iſt kaſſiert.

In unſerer Spielecke.

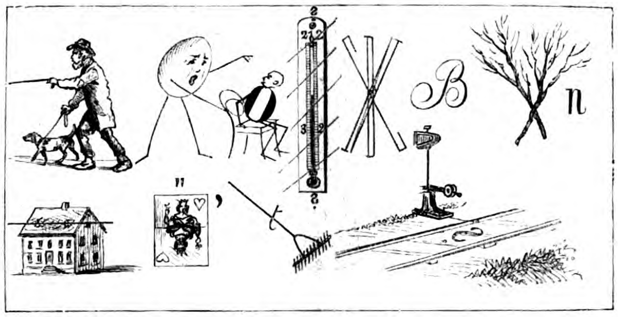
In der untenſtehenden Kreuzfigur laſſen ſich die Buchſtaben ſo umſtellen, daß die 12 Anfangsbuchſtaben von dem eigentlichen Stamm des Kreuzes, ebenſo wie die 12 Endbuchſtaben desſelben (die erſteren von oben nach unten, die letzteren von unten nach oben geleſen) den Namen eines großen Reformators ergeben.

Von den 15 wagerechten Reihen bezeichnet 1. (die oberſte) ein Gewäſſer, 2. ein Lied, 3. und 4. beſtehen aus je drei Wörtern von je 4 Buchſtaben. In 3. bezeichnet a einen Vorläufer der Reformation, b ein Buch des Alten Teſtaments, c einen Stammvater; in 4. a, b, c drei Stammväter. 5. nennt einen Reformator, 6. eine Zahl, 7. einen Nebenfluß des Rhein, 8. einen treuen Ratgeber Davids, 9. was keinem Muſizierenden fehlen darf, 10. jemand, der zu befehlen hat, 11. eine Inſel in der Nähe von Italien, 12. eine Eigentümlichkeit der meiſten Verſe, 13. den Stifter einer Weltregion, 14. zwei berühmte Berge in der heiligen Schrift, 15. zwei in der Reformationsgeſchichte oft genannte Städte.

Die Anfangsbuchſtaben von 3. 4. 5. und die Endbuchſtaben von 13, 14, 15 ergeben einen altteſtamentlichen männlichen Namen, die Endbuchſtaben von 3, 4, 5 eine Anrede (Fürwort). B.

1. A A A A
2. A A A A
3. A A A A A A A B B D D D
4. E E E E E E E E E E E E
5. G G G H H H H H H H H I
6. I I I I
7. I I I I
8. I K L L
9. L L L L
10. M M M M
11. M N N N
12. N N N N
13. N N N O O O O R R R R R R R R
14. R R S S S S S S S T T T T T T T
15. T T T T U U U U U U U U U V W Z

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 31.

1.

Se	se	dan	dan	te	te
op					nor
op					nor
ron					ma
ron					ma
by					ler
by					ler
der	der	mie	mie	che	che

Sedan, Dante, Tenor, Norma, Maler, Lerche, Chemie, Mieder, Derby, Byron, Rondo, Doſe.

Bilderrätſel. Hollunderbaum.

2.

Profeſſor Matheſius iſt 48 Jahre, ſein Sohn 2 Jahre alt.

3.

Delphi, Delhi. — Main, Man. — Karmin, Kamin. — Rubens, Ruben. — Schwerin, Schwein. — Bache, Bach. — Meder, Meer. — Rügen, Rüge. — Wieſel, Weſel. — Aar, Ar. — Oder, Ode. — Mieder, Meder. —

4.

Jede Kante des kleinen Baſſins iſt 4,5 Meter lang.

5. Dreiſilbige Scharade. Eisleben.

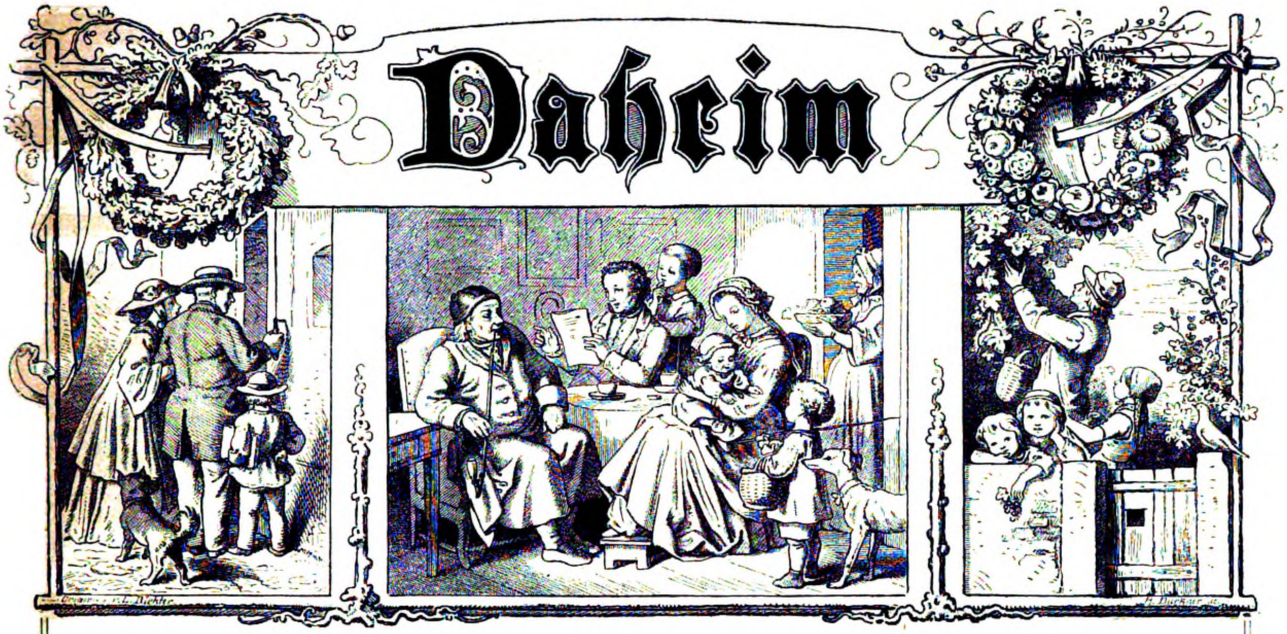
Schachaufgabe.

1 L h6 — g7 1 L d2 — e1, — a5
2 L g7 — c3 2 beliebig
S3 oder T♯

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Roman von H. Engelcke. — Geflügel. Radierung von Ernſt Haſſe. — Jungfer Meil. Zu der Charakterſtudie von L. E. Grimm. — Im Maſſenquartier. Von Hermann Vogt. — Ein Blatt aus den Papieren eines nachdenklichen Zeitungsleſers. — Chineſiſche Piraten. Von Spiridion Gopcevic. — Das Bildſtöckel im Walde. Von Gauermann. — Stockfiſchfang bei Neufundland. Mit Illuſtration. — Nach ſieben Jahren. (Schluß.) Novelle von Germanis. — Am Familientiſche: Zu unſeren Bildern. — Die letzte Aprilnacht in den Abruzzen. Von Th. Trede. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Verantwortlich: Dr. Robert Koenig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Mai 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. No. 33.

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

„Was ſchimpft ihr hier wie thörichte Knaben,“ ſo rief der Doktor in die Maſſe hinein, „warum habt Ihr denn den Freiherrn nicht hier behalten und euch ſeiner bemächtigt? Nicht eine halbe Stunde iſt es her, daß er ganz allein, und ohne Wehr und Waffen euren Markt und eure Gaſſen betrat, warum ſeid ihr denn vor ihm entflohen wie die Ratten in ihre Löcher? Bei jeder Gelegenheit brüſtet ihr euch damit, daß ihr aufgeklärte Männer ſeid, und bei alledem ſeid ihr dem Aberglauben verfallen und man kann euch das einfältigſte Zeug vorreden, das es auf der Erde nur geben kann! Wißt ihr denn nicht, daß die ſchreckliche Krankheit ſchon Jahrhunderte früher im Lande war, daß ſie von Zeit zu Zeit die Menſchen wieder heimſucht? Iſt euch nicht hundert Mal erzählt, daß ſie in Leipzig ausgebrochen war und ſich von dort aus über Stadt und Land verbreitet hat? Thöricht ſeid ihr nur zu nennen, wenn ihr glaubt, daß zwei Frauen, ein altes Weib und ein junges beklagenswertes Mädchen, an der Verbreitung der Seuche die Schuld tragen! Habt ihr ganz vergeſſen, daß Gott allein die Krankheiten ſchickt, um die Sünde zu ſtrafen, die tagtäglich frech und ohne Scheu begangen wird? Habt ihr das alles vergeſſen, ihr Männer?“

Nach dieſen Worten des Doktors, die derſelbe hochrot vor Zorn, aber mit dem Ausdruck der tiefſten Überzeugung über die Menge hinwegſchrie, wurde es anfangs ruhiger. Man ſah, daß eine ganze Anzahl Bürger den Markt ſtillſchweigend verließ und ſich in die Häuſer begab, aber der andere weit größere Teil verblieb auf dem Platze, und aus der Maſſe trat wiederum der Schultheiß an den Doktor heran und ſchrie ihm zu: „Ihr gehört zum Schloß, Ihr habt Euch, obgleich Ihr die Heilwiſſenſchaften gelernt, nicht um unſere Kinder bekümmert, Ihr beruft Euch auf frühere Zeiten und ſcheint nicht einmal zu wiſſen, daß es immer der Böſe geweſen iſt, der mit dem armen Volke ſein Spiel getrieben hat! Wollt Ihr denn leugnen, daß an demſelben Tage, an welchem die alte Lieſel von dem Herrn von Schnaditz und ſeinen Knechten tot gefunden und begraben war, die Krankheit wie durch Zauberſchlag verſchwunden iſt? Das ſcheint Ihr gar nicht zu wiſſen, Herr Häniſch!“

„Unſinn,“ rief der Doktor dem Schultheiß zu, „die alte Lieſel lebt noch und iſt nicht tot. Der Herr von Schnaditz muß ſich geirrt und die Tote nicht genau beſchaut haben. Der Freiherr iſt mit uns ſelbſt an der Hexeninſel geweſen, und er hat uns erzählt, daß er ſie dort in ihrem Hauſe getroffen hat. Wir haben wenige Stunden vorher ihre Geſtalt ſelbſt geſehen, als ſie über die neue Mulde ging, ihrem Hauſe zu.“

Ein ſchallendes Gelächter ertönte aus dem ganzen Haufen. „Über die neue Mulde iſt ſie gegangen — über das tiefe reißende Waſſer zu Fuß, die Hexe, die Zauberin — der Freiherr iſt bei ihr geweſen — bei der Geächteten — das glauben wir wohl — wie die Tochter, ſo der Vater — die Tochter iſt in ihrem Hauſe, in der Hexenbude, geweſen — die Alte hat dort mit dem Freiherrn geſprochen, als ſie ſchon lange tot und begraben war — da haben wir es ja, das iſt eben ihre Zauberei und nichts anderes!“

So tönte es wild in dem Haufen der Ackerbürger durcheinander. Der Doktor Häniſch ſah im Augenblicke ein, daß ſeine letzten Worte nicht nur das Ziel gänzlich verfehlt, daß ſie vielmehr nur geeignet geweſen waren, die im vollen Aberglauben der Zeit begriffene Menge der Männer nur noch mehr zu beſtärken. Er wollte aber den Verſuch wagen, die Bürger aufzuklären, als ein eigentümliches Gemurmel plötzlich durch die Menge lief. Weder Herr Häniſch, noch der Junker von Kyniz konnten ſich die eigentümliche Erſcheinung anfangs erklären, da ſie im Eifer des Geſprächs dicht an ein Haus gedrängt worden waren, aber ſie ſahen ſehr bald zu ihrem Erſtaunen, daß der Haufe lichter und immer lichter wurde, daß ſich ſchließlich nur der Schultheiß und ein Färber, namens Wallis, vor ihnen befanden, daß dieſe beiden jedoch zitterten wie Eſpenlaub und plötzlich, ohne ein Wort zu ſagen, der Flucht ihrer Genoſſen Folge gaben. Nach wenigen Sekunden jedoch, als der Doktor und der Junker nur einige Schritte auf den Platz hervorgetreten waren, begriffen beide die Urſache des ſonderbaren Ereigniſſes, als ſie gewahrten, daß in weiter Entfernung den geraden Weg vom Schloſſe herab eine lange weibliche Geſtalt einherkam. Wild flatterte ihr Haar im Winde um den alles Fleiſches beraubten geiſterhaften Kopf, ſchon von ferne ſah man, wie ſie die langen dürren Arme emporgehoben hatte und in der Luft damit umherſchlug. Der Doktor und der Junker begriffen ſofort, daß es die für tot und begraben gegoltene Lieſel ſei und daß das plötzliche Erſcheinen derſelben die durch Krankheit und Not und Elend um ſo furchtſamer gewordenen Ackerbürger von Duben in volle Flucht geſchlagen habe. Während die alte Frau langſamen und faſt feierlichen Schrittes vom Schloſſe herunterkam, ſahen ſich die beiden Gefangenen auf dem Marktplatze um, und es erging ihnen gerade, wie es dem Freiherrn eine Stunde vorher ergangen war. Sie ſtanden auf demſelben vollſtändig allein, die blaſſe Furcht vor etwas Übernatürlichem hielt wiederum alle Thüren verſchloſſen, und ſo gingen beide halb ärgerlich, halb im Hohn über die Mutloſigkeit der Bürger der alten Lieſel entgegen.

Die alte Frau blieb erwartungsvoll ſtehen, als ſie die beiden Männer auf ſich zukommen ſah, und die letzteren hatten ſomit Zeit, die Erſcheinung ſchon aus der Ferne zu muſtern, die ihnen erſt einmal in ihrem Leben in dunkeln Umriſſen auf der nächtlichen Fahrt nach Schnaditz erſchienen war.

„Das iſt alſo,“ ſagte der Junker zu dem Doktor, „die Perſon, vor der ſie hier alle in Angſt ſind, wie ich merke. Ich ſehe nichts an ihr, als eine alte Frau, die faſt mit einem Fuße im Grabe ſteht.“

„Ich kann auch nichts Beſonderes an ihr entdecken,“ antwortete der Doktor, „als ein Geſicht wie eine Mumie, eine ſpindeldürre Geſtalt und Lumpen auf ihrem Körper. Doch warte einmal, ich werde ſie anreden!“

„Was willſt du hier in der Stadt?“ rief er der Alten zu, „weißt du nicht, daß du tot biſt, was willſt du hier unter den Lebendigen, die übrig geblieben ſind?“

„Euch beide holen, euch beide ſuchen,“ entgegnete die Alte. „Ihr könnt niemand anders ſein, als der Junker und der Doktor!“ —

„Was willſt du von uns, ſprich!“ entgegnete der Herr von Kyniz.

„Ihr ſollt meine Zeugen ſein, ich brauche euch!“

„Deine Zeugen?“

„Ja, Herr, das ſollt ihr! Ich komme deshalb zu euch. Ich kenne euch wieder, ich weiß, daß ihr in Schnaditz waret — an jenem Abend — wo die Niedermühle brannte. Ihr habt mich geſehen am Ufer der Inſel, auf der mein Haus ſteht — ihr ſollt es mir bezeugen, daß ich dort ſtand — ſie wollen mir an den alten Leib — die Folter, ihr Herren, wißt ihr, was das heißt? Ich ſoll den Brand angelegt haben!“

„Wir haben allerdings jemand am Ufer ſtehen ſehen auf dem Wege nach der Hexenbude, und der Freiherr hat uns geſagt, daß du es ſeieſt, aber weiter wiſſen wir nichts, der Abend war ja dunkel und bewölkt.“

„Wenn ihr das nur ſagt, das iſt ſchon genug — denn niemand anders kommt auf die Inſel als ich — und von der Inſel kann niemand nach der Niedermühle, er müßte denn durch die Stadt gehen — das iſt zu weit — wenn ihr dem Gericht ſagt, daß ich auf der Inſel geſtanden, bin ich frei — der Freiherr wird auch ſo ſagen — er kennt mich!“

„Das iſt kein Beweis für dich,“ ſagte der Junker, „du kannſt ja über das Moor gegangen ſein, wir haben ja geſehen, wie du über den Flußarm gingſt, Moor iſt nicht ſchlimmer als tiefes Waſſer. Sag, Lieſel, wie haſt du das eigentlich gemacht?“

„Ein andermal, Herr Junker, ihr ſollt alles erfahren, aber wollt ihr für mich zeugen, wie ich euch anflehe? Seht, ſie richten den Scheiterhaufen, ſie ſchüren das Feuer, ſie binden mich an den Pfahl — rettet mich, Herr, rettet mich vom Tode durch die Flamme!“

„Was wir wiſſen, wollen wir dir gern bezeugen.“

„Gut, gut, ich bin zufrieden, was ihr nicht wißt, das weiß der Freiherr. Sagt ihm, wenn er zurückkehrt, ich würde ihn auch als Schutzzeugen benennen, ich konnte es ihm nicht ſagen, als er vor einer halben Stunde nach Schnaditz ritt. Er ſtieß mich faſt in den Graben, ich konnte nicht mit ihm ſprechen: das Pferd dampfte — er hielt nicht an, nur ein Gelächter ſtieß er aus, als er mich ſah, ich weiß nicht warum!“

„Wir wollen es dir nachher ſagen,“ erwiderte der Doktor, „aber ein Dienſt iſt des andern wert, beantworte uns erſt eine Frage, die ich an dich ſtellen werde. Aber hüte dich, Lieſel, uns zu täuſchen. Sagſt du die Wahrheit, möge ſie beſtehen, worin ſie wolle, möge uns deine Antwort angenehm ſein oder nicht, das iſt ganz gleichgültig, ſo wollen wir verſuchen, dich zu retten, wenn das Gericht über dich kommt. Alſo wahre dich vor einer Lüge, die du ſpäter bereuen würdeſt, denk, du ſtündeſt vor dem lieben Gott, der in die Herzen der Menſchen hineinſieht und den niemand belügen kann. Haſt du mich auch verſtanden, Lieſel?“

„Fragt nur, Herr, fragt!“

„Erinnerſt du dich des Tages, an welchem wir von Leipzig auf Burg Duben ankamen?“

„Gewiß, gewiß, Herr, ich ſaß ja an der Brücke. Einer von euch warf mir drei Heller in den Schoß, ihr rittet beide vorn, zwei Polizeiknechte hinten.“

„Ganz recht, du weißt alſo genau um den Tag. Nun ſage mir, Lieſel, iſt an dieſem Abend Torilde von Tornau mit den beiden Jungfrauen von Schnaditz bei dir in der Hexenbude geweſen?“

„Nein, Herr!“

„Wahre dich, Lieſel, wahre dein Gewiſſen, ſei vorſichtig, denk an den Angſtmann, waren ſie bei dir?“

„Nein, Herr!“

„Biſt du mit ihnen oder mit einer von den dreien über den Flußarm an das Schnaditzer Ufer gefahren oder — —“

„Nein, nein, niemals!“

„Oder warſt du mit ihnen oder einer von ihnen auf dem Strudel am ſchwarzen Ufer?“

„Herr,“ entgegnete die alte Lieſel, „mit mir ſpricht weder Frau noch Mann, ringsumher flieht man mich, verſtößt man mich, ich ſchwöre es Euch zu, ich war mit keinem der Mädchen weder auf dem Fluſſe, noch auf dem Strudel.“

„Iſt das auch wahr, Lieſel?“ fuhr der Doktor fort. „Man erzählt es weit und breit, ich will es dir ſagen, weil du es wiſſen mußt. Sieh, ein Schneider aus der Stadt, der letzte der an der Krankheit Geſtorbenen, hat es dem Pfarrer auf dem Sterbebette geſagt, daß er euch, wie er um zu angeln am Ufer ſaß, zuſammen im Boote geſehen und euch im Nebel genau erkannt hat. Du weißt ja wohl, daß die Ausſage auf dem Totenbette unter der Hoſtie, die er darauf erhalten, vor unſern Gerichten ſo viel gilt als ein körperlicher Eid. Du ſtehſt alſo einem Zeugen gegenüber, einem toten Menſchen, deſſen Ausſage ſich vor dem Gerichte gar nicht angreifen läßt. Überlege, wem man mehr Glauben ſchenken wird, dem Toten oder dir!“

„Dem Toten, natürlich,“ lachte die alte Frau mit höhniſcher Stimme, „aber, Herr, ich habe noch andere Zeugen!“

„Wen denn?“

„Den Freiherr von Tornau und den Herrn von Schnaditz. Sehr bange iſt mir gerade nicht. Beide und auch die Knechte im Stalle haben mich die ganze Zeit über vom Beginn des Abends bis zur Heimkehr der drei Mädchen an der Hofthür ſitzen ſehen, ich kann alſo nicht in der Hexenbude und nicht am ſchwarzen Ufer mit den Jungfrauen geweſen ſein.“

„Du ſollſt ja doppelt gehen können, Lieſel,“ rief der Junker von Kyniz, „dein Beweis wird dir nicht viel nützen. Man wird einfach annehmen, daß du an beiden Orten zu gleicher Zeit geweſen biſt. Verurteilt wirſt du doch, weißt du, es iſt viel beſſer, du machſt dich aus dem Staube!“

„Daran habe ich auch ſchon gedacht,“ ſagte die alte Frau, „es iſt gar ſchlimm, wenn man dem Angſtmann überliefert wird, die Glieder ſind zu ſteif und ungelenk und werden nicht mehr gerade!“

„Du kannſt um ſo leichter verſchwinden, als der Herr von Schnaditz alles Ernſtes ſamt ſeinen Knechten behauptet, er habe dich begraben,“ fuhr der Junker von Kyniz fort, „den Leuten, die dich noch ſpäter geſehen, wird man einfach nicht glauben. Der Freiherr, dem du heute begegnet biſt, wird dich nicht verraten, auf uns beide aber kannſt du dich verlaſſen, wir haben dich heute zum erſtenmale in der Nähe geſehen und wiſſen eigentlich gar nicht, wer du biſt!“

„Aber die dort auf dem Markte, die mich erſchaut haben, die mich alle kennen — —“

„Sei ohne Sorge um die furchtſamen Bürger,“ erwiderte der Doktor. „Die Einwohner der Stadt ſind in ſolcher Angſt, daß ſie leicht einräumen werden, ſich geirrt zu haben. Haben ſie dich doch nur aus ſehr weiter Entfernung bemerkt, und wenn ſie uns fragen, mit wem wir hier geſprochen haben, ſo werden wir wenig Umſtände mit ihnen machen und ihnen antworten: mit niemand!“

„Herr,“ ſagte die alte Lieſel, „ich will es euch beiden vergelten, wenn ich es vermag. Aber nun thut ein übriges an mir! Man wird die Häſcher auf mich hetzen ob des Brandes in der Niedermühle, ob Zauberei und Doppelwandelns, es iſt heller, lichter Tag, ich ſuchte den Freiherrn auf der Burg dort oben und habe ihn, als er an mir vorüberritt, nicht ſprechen können. So gewährt ihr mir die Bitte, mit der ich ihn anflehen wollte.“

„Was willſt du, ſprich!“

„Gebt mir Obdach oben auf der Burg bis heute abend, daß ſie mich nicht fangen und ergreifen, wenn ſie ruhiger werden und zu überlegen beginnen. Schließt mich in den Schloßkeller ein, der ſich im Turme befindet, daß niemand mich ſieht, ſelbſt nicht die Knechte und Mägde der Burg. Dort vermutet mich niemand. Sobald die Sterne aufziehen, öffnet das Schloß und laßt mich heraus —“

„Wir haben keinen Schlüſſel, Lieſel, du mußt wenigſtens warten, bis der Freiherr zurückkehrt — —“

„Es iſt nicht nötig,“ unterbrach die Alte, „der Keller hat kein Schloß, nur einen ſchweren Riegel von außen, ich will es Euch zeigen, wie man ihn zurückſchiebt. Nicht jeder vermag es!“

„So komm!“

„Nein, nicht ſo! Sie würden vom Markte aus ſehen können, wenn ich mit Euch ginge. Drum laßt mich heruntergehen zum Schwarzbach, ich komme auf anderem Wege in die Burg als Ihr!“

„Auch gut, Lieſel, ſo geh!“

Die alte Frau huſchte zur Seite in das Gebüſch, das die Ufer des Baches beſäumte und war im Augenblick den jungen Männern entſchwunden, die langſam und ſchweigend den Weg zur Burg wieder hinanſtiegen. Als ſie durch die Pforte eingetreten waren, fanden ſie die alte Frau ſchon auf der Steinbank in der Durchfahrt des Turmes ſitzen, gerade der erwähnten Kellerthüre gegenüber.

„Seht,“ rief die Alte, „hier faßt an, hier drückt den Hebel zurück — ſo, nun lebt wohl, heute abend, wenn es dunkel iſt, laßt mich heraus!“

Die Alte war eingetreten, der Junker von Kyniz warf die Thür wieder zu. Niemand war im Burghofe. Der Schloßvogt und die alte Magd befanden ſich zum Mittageſſen in der Halle des Schloſſes. Die beiden jungen Leute ſtiegen zu ihrem Turmzimmer hinauf. Es war ſo ſtill in der Burg wie in tiefer Nacht.

Während ſich dieſe Vorgänge in der Stadt ereigneten, ſaß der Freiherr mit ſeiner Tochter im Kreiſe der Schnaditzer Familie. Guter Rat war hier wirklich teuer. Die drei Mädchen hatten auf Befragen ſogleich eingeräumt, daß ſie in der Hexenbude ſich an jenem Abend aufgehalten und daß ſie im Kahn mit der alten Lieſel zuſammen gefahren waren. Ebenſowenig leugnete Torilde, daß ſie mit der alten Frau allein am hohen Ufer geweſen. Auch den Inhalt der geführten Geſpräche erzählten ſie, nur Torilde bat, die Worte teilweiſe verſchweigen zu dürfen, welche die Alte ihr auf dem hohen Ufer geſagt hatte. Sie wies auf den Eid hin, den ſie geſchworen, und niemand drang weiter in ſie. Über das Schickſal der alten Lieſel waren unter den beiden Familien die Anſichten geteilt. Die Töchter glaubten den Vätern, von denen der eine behauptete, die alte Frau begraben zu haben, während der andere dies beſtritt und wiederholt hervorhob, daß er ihr noch heute auf dem Wege zur Stadt begegnet ſei. Dieſe feſte Behauptung ihres Vaters veranlaßte Torilde, ſoviel wie möglich ihr Schweigen zu bewahren, während die beiden Jungfrauen von Schnaditz, in der feſten Überzeugung, daß ihr Vater, da er das Begräbnis der Alten geleitet, ſich nicht irren könne, ihres Verſprechens vollſtändig enthoben zu ſein glaubten und alles erzählten, was in der Hexenbude und am Ufer der Mulde geſchehen war. Immer drängte ſich aber wieder die Frage auf, ob die alte Frau tot ſei oder nicht, und da die beiden Herren ſich mit ihren Kindern durchaus nicht einigen konnten, ſo beſchloß man endlich unter allſeitiger Zuſtimmung, den ganzen Streit bis auf weiteres fallen zu laſſen und der Zukunft zu vertrauen, ob die Alte wieder erſcheinen werde oder ob nicht. Der Freiherr beſaß keine Nachricht von den Vorgängen in der Stadt, er wußte wohl, welche Wichtigkeit die Bürger dem Aufenthalte Torildens in der Hexenbude und am ſchwarzen Ufer beilegten, aber er hatte von dem Zuſammentreffen ſeiner beiden Gefangenen mit den Bürgern und den Vorfällen auf dem Markte noch nicht die geringſte Kenntnis. Der Herr von Schnaditz dagegen war einſilbiger als je. Ihm wollte das Zuſammentreffen ſeiner Töchter mit der übel beleumundeten Perſon und namentlich der Beſuch, den ſie mit Torilde in der Wohnung der Alten gemacht hatten, durchaus nicht in den Kopf. Einmal über das andere ſchüttelte er mißbilligend das Haupt und ſagte leiſe etwas vor ſich hin, ſo daß Urſula und Margret ſehr bald merkten, daß ihm eine ſchwere Sorge auf dem Herzen lag, und daß ſie ſtiller und immer ſtiller wurden.

„Die Sache iſt mehr als unangenehm,“ begann der Herr von Schnaditz endlich, „und es iſt Zeit, Freiherr, daß wir beſprechen, was wir thun. Soweit ich die Bürger der Stadt kenne, ſo werden ſie nach einem Grunde der Entſtehung der großen Krankheit ſuchen, und das Unwahrſcheinlichſte wird dem abergläubiſchen Volke am beſten paſſen. Was der Feldſcher Euren Gefangenen erzählt hat, daß unſere Kinder mit der alten Lieſel zuſammengeweſen, das will mir durchaus nicht gefallen! Wer weiß, was daraus wird, was hinter allem noch ſteckt!“

„Ihr könnt recht haben,“ ſagte der Freiherr, „mir iſt bei der Geſchichte auch nicht wohl zu Mute! Ich will ſofort nach Hauſe reiten, mit dem Schultheiß reden, mit dem Pfarrer und dem Kaplan. Wenn ich dieſe auf meiner Seite habe, was kümmere ich mich um die Bürger! Du bleibſt in Schnaditz, Torilde, bis ich weiß, wie es in der Stadt ſteht. Es iſt ja kein Wunder, wenn die Leute, deren Familien ſo furchtbar unter der Krankheit gelitten haben, den geſunden Verſtand verlieren — —“

Die Worte des Freiherrn wurden durch den alten Diener des Herrn von Schnaditz unterbrochen, der bleich und zitternd am ganzen Körper in das Zimmer trat.

„Was gibt es denn?“ rief der Freiherr aus.

„Ich kann es nicht länger verſchweigen, ich muß es Euch ſagen, Herr! Es ſpukt bei uns, es pocht laut an die alte Thür unten im Turm. Von innen klopft es ohne Unterlaß an die Pforte, die niemals geöffnet iſt, ſeit den dreißig Jahren nicht, die ich in Eurem Dienſte bin!“

„Ich glaube, Ihr fürchtet Euch — am hellen Mittag — im Junimond —“ rief der Freiherr, der aber, angeſteckt von der Erregung des alten Dieners, gleich allen Anweſenden im Zimmer, die Farbe gewechſelt hatte.

„Freilich, freilich,“ entgegnete der Alte, „dort hat noch niemand gepocht — ſeit dreißig Jahren iſt die Thüre zu, fragt nur den Herrn — in den letzten Jahren des großen Krieges — iſt ſie zum letztenmale geöffnet — Freibeuter ſuchten Schätze im Turm — —“

„Das iſt richtig,“ entgegnete der Herr von Schnaditz, „aber der Schlüſſel iſt noch da, nur einen Augenblick!“ — —

Bald war ein Spind geöffnet und ein langer, ſchwerer, mit Roſt überzogener Schlüſſel kam zum Vorſcheine.

„Kommt alle mit, laßt uns ſehen, was ſich im Turme begibt!“

Die ſämtlichen Perſonen eilten in den Zwinger, wo ſich die Thür des Turmes befand, von Gebüſch ſo verdeckt, daß ſie von außen gar nicht zu ſehen war.

Es war richtig, drinnen pochte es noch immer!

Endlich öffnete der Herr von Schnaditz und trat dann mit ſeinen Begleitern zum Tode erſchrocken zurück.

An der Thür ſtand die alte Lieſel, wie ſie leibte und lebte!

„Wer hat nun recht,“ rief der Freiherr von Tornau aus, „habt Ihr ſie begraben, oder lebt ſie noch?“

„Was ſoll ich ſagen, was ſoll ich denken,“ murmelte der Herr von Schnaditz, „lichter Tag war es, als ich ſie verſcharren ließ! Seht Ihr, Freiherr, es gibt doch Dinge zwiſchen Himmel und Erde, die wir nicht verſtehen können!“

„Komm heraus,“ rief der Freiherr jetzt ſtreng.

Die alte Frau, die gebückt in der Thür geſtanden und mit den Händen an den Bogen der Mauer ſich feſtgehalten, gehorchte.

„Ich habe mit Euch zu reden, Freiherr,“ ſagte ſie, „ſchickt die andern weg, nur Eure Tochter kann hier bleiben!“

Die drei Perſonen blieben allein.

Nach einer Viertelſtunde kam der Freiherr mit ſeiner Tochter in das Schloß zurück.

„Wo iſt ſie, was wollte ſie von Euch?“ rief der Herr von Schnaditz.

„Sie hat mir trübe Kunde aus Duben gebracht,“ entgegnete der Freiherr, „ſie hat mir geſagt, daß die Bevölkerung in Aufruhr ſei, daß ſie ſelbſt im Verdacht ſtehe, die Niedermühle angeſteckt zu haben, weil ſie an dieſem Abend dort gebettelt. Als Zeugen will ſie mich benennen, daß ich ſie auf der Hexeninſel geſehen, als das Feuer noch geglüht. Man will ſie ferner vor Gericht führen unter der Beſchuldigung, die Stadt mit der Krankheit behext zu haben. Man hat Boten zum Herzog geſendet und gemeldet, daß meine Tochter mit Margret und Urſel bei ihr auf der Inſel geweſen ſind, daß Torilde mit ihr allein nach dem ſchwarzen Ufer gefahren, daß wenige Tage ſpäter die Krankheit ausgebrochen, daß niemand auf den Schlöſſern krank geworden, daß die drei Mädchen mit der Alten im Bunde ſtehen, daß ſie alle vier — Hexen ſeien!“

„Unſinn über Unſinn!“ rief der Herr von Schnaditz.

„Freilich, freilich,“ ſagte Torilde, „laßt ſie thun, was ſie wollen, wir haben den beſten Beweis für unſre Unſchuld, den es nur geben kann. Die alte Lieſel, mit der wir zuſammen Hexerei getrieben haben ſollen, iſt tot und begraben!“

„Was ſprichſt du da, Torl?“ rief Urſula aus.

„Es iſt ſo wie ich euch ſage, die alte Lieſel hat mir es eben ſelbſt geſagt — —“

„Torl, du biſt krank, biſt erregt, was erzählſt du für Sachen!“

Kinderköpfchen nach van Dyck.

Kreideſtudie zu ſeinem Bilde der Kinder Karls I von England.

„Hört mir nur zu und ihr werdet mich begreifen! Die alte Frau, die wir ſoeben geſehen und geſprochen, iſt unſere Lieſel nicht, Margret und Urſel! Der Leberfleck auf der linken Wange fehlt ihr, welchen die andere, die tot iſt, beſaß. Die noch lebt, iſt ihre Schweſter, wie ſie mir eben geſtanden, als ich ſie fragte, wo ſie jenes Merkmal gelaſſen. Beide ſind hieher eingewandert aus Böhmen, als der große Krieg zu Ende war. Seit jener Zeit haben ſie hier gewohnt und — es iſt unerhört — ſtets für eine einzige Perſon gegolten! Um Doppelgängerei meiſterhaft zu ſpielen, haben ſie verſchwiegen, daß ſie ihrer zwei geweſen! Um zu ihrem Nutzen Lug und Trug zu üben, haben ſie das ſpärlich umherwohnende Volk lange lange Jahre getäuſcht und betrogen. Wir alle ohne Ausnahme ſind ihnen zum Opfer gefallen! Täuſchend ähnlich bis zur Verwechſelung haben ſie bei der Hexenfurcht, die überall im Lande herrſcht, bei der Verrufenheit der Hexenbude, die niemand ohne verbundene Augen hat betreten dürfen, ihren Betrug mit wahrer Vollendung geübt. Während die eine drüben in Leipzig oder auf den Dörfern gewahrſagt und gebettelt, hat die andere an der Brücke zu Duben geſeſſen. Dann haben ſie die Rollen vertauſcht. Wer ſie doppelt geſehen, hat an Zauberei geglaubt und ſich bekreuzigt!“

„Das hat ſie dir geſagt, Torl?“

„Ja! Ich drang in ſie, ich fragte, wo ſie den Leberfleck auf der Wange gelaſſen. Da krümmte ſie ſich wie ein Wurm und ſprach endlich die Wahrheit!“

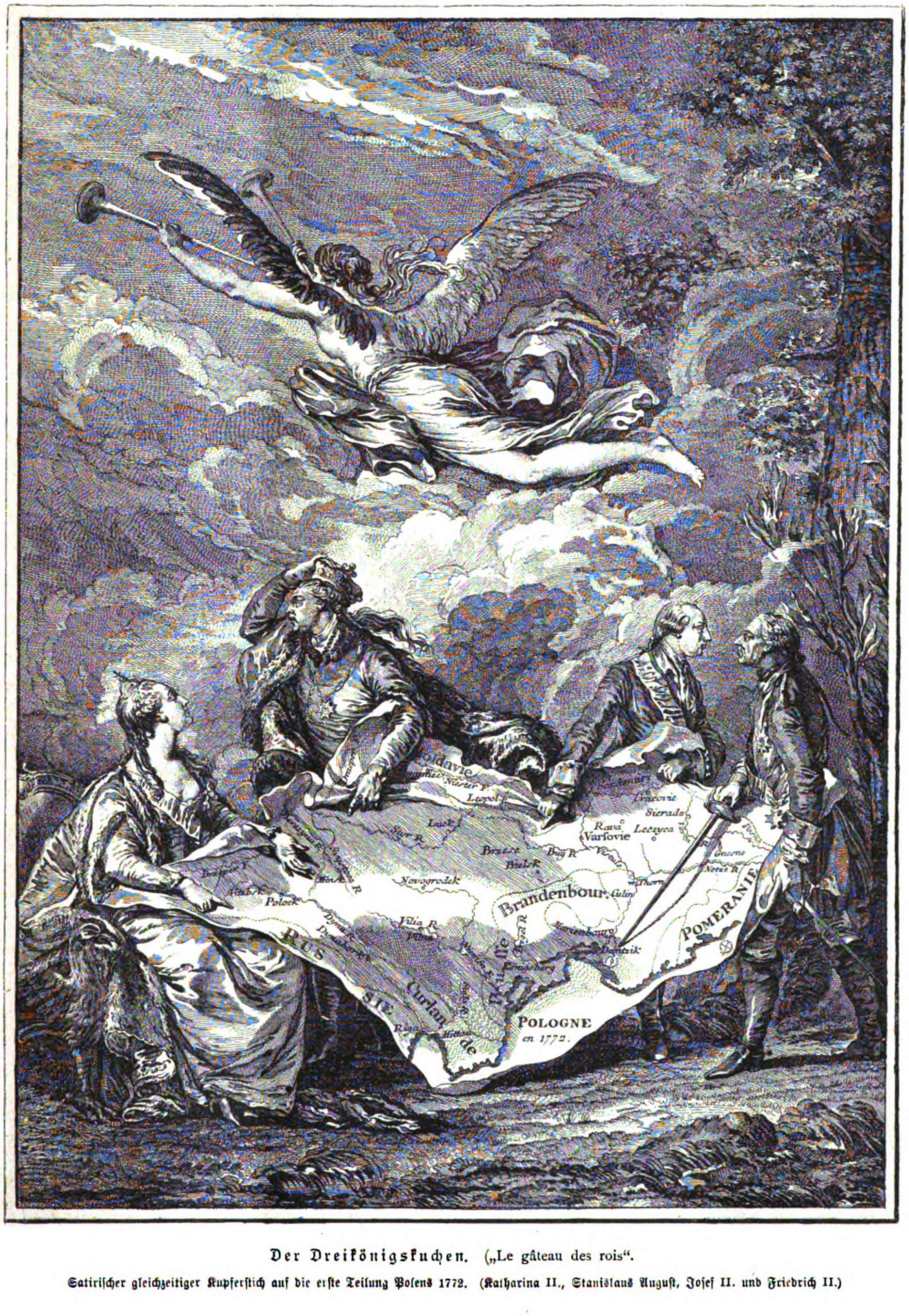
„Gott ſei gelobt,“ rief Margret überglücklich. „Wir trauten, Schweſter, auf das Wort des Vaters und es hat uns nicht getäuſcht!“

„Aber, was weiter?“ fragte der Herr von Schnaditz, „was wird man in Duben ſagen, wo man die Alte heut noch geſehen?“ — —

„Nein, nein,“ unterbrach Torilde, „ſo geht das nicht! Die Bürger in der Stadt müſſen wiſſen, daß diejenige Perſon ſelbſt der Krankheit erlegen, die ſie herbeigerufen haben ſoll. Dann wird ihr Wahn verſchwinden wie Dunſt und auch der Verdacht gegen uns wird ſich legen. Bliebe die noch lebende Lieſel hier im Lande, ſo würde man ſie immer für diejenige halten, mit der wir zuſammen auf dem Boote gefahren. Sie hat mir vorhin verſprochen, das Land gänzlich zu verlaſſen. Nun kennt alle Welt ringsumher nur eine einzige Lieſel, nicht deren zwei, und deshalb empfiehlt es ſich, wenn Ihr, Herr von Schnaditz, dem Schultheiß von Duben anzeigt, wann und wo Ihr die alte Lieſel tot gefunden und an welcher Stelle Ihr ſie habt einſcharren laſſen, Ihr könnt es mit den Umſtänden leicht entſchuldigen, daß Ihr die alte Frau neben dem Graben auf Eurem Grund und Boden begraben habt. Ihr könnt ja nur Bezug nehmen auf die Krankheit, die zu jener Zeit in vollſtem Maße herrſchte, auf den Mangel von Leuten zum Transport der Toten und auf die Gefahr der Anſteckung, die damals mit dem Beerdigen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Aus den Kupferſtichmappen des Daheim.


Moldavie
Lemberg
Luck
Varsovie
Rava
Leczyca
Sieradz
Cracovie
Brzesc
Bielsk
Bug R.
Novogrodek
Polock
Vilia R.
Brandenbourg
Thorn
Gnesne
Netze R.
Dantzik
POMERANIE
RUSSIE
Curlande
POLOGNE
en 1772.

Der Dreikönigskuchen. („Le gâteau des rois“.

Satiriſcher gleichzeitiger Kupferſtich auf die erſte Teilung Polens 1772. (Katharina II., Stanislaus Auguſt, Joſef II. und Friedrich II.)

immer verbunden war. Jetzt, wo die Krankheit vorbei iſt, wo mit jedem Augenblicke der Verſtand der Leute ruhiger werden wird, braucht ihr bloß darauf zu dringen, daß, da die Hexenbude zur Kirche von Duben gehört, der alten Lieſel auch dort ein Begräbnis werden muß und wäre es auch nur, da ſie als Zauberin verſchrieen war, in einer Ecke des Gottesackers. Glaubt mir, Herr von Schnaditz, ſchon aus Neugierde gehen ſie auf alles ein, ſchon deshalb, um ſich zu überzeugen, daß ſie ſich heute geirrt haben, als ſie die Schweſter in der Stadt geſehen. Nur wartet bis morgen, bis die andere verſchwunden iſt, damit uns nicht ein Strich durch die Rechnung gemacht wird!“

„Du biſt in der That der Burgadvokat deines Vaters und trägſt den Namen mit Recht! Aber wird die andere Schweſter auch wirklich von hier fortgehen, wird ſie uns nicht täuſchen und etwa wiederkommen?“ ſagte der Herr von Schnaditz.

„Ich glaube es nicht,“ ſagte Torilde, „mein Vater und ich, wir haben ihr all unſer Geld gegeben, was wir bei uns trugen und ſie kommt hiermit, da ſie ſonſt nichts braucht, wohl ein halbes Jahr aus. Kehrt ſie dann ſpäter wieder, ſo ſind die Gemüter längſt beruhigt und es ſchadet nichts. Ich glaube aber nicht daran, daß ſie ſich wieder hier blicken läßt — der Brand der Niedermühle — die Folter, die jedenfalls gegen ſie erkannt wird — gebt acht, Herr von Schnaditz, wir ſind ſie für ewige Zeiten los und können vor ihr ruhig ſchlafen! Noch einen Rat will ich Euch geben: Schickt nicht zum Schultheißen von Duben, der iſt zu ſonderbar, als daß man mit ihm verkehren könnte, ſondern zum Pfarrherrn, der hochbetagt und ſehr vernünftig iſt und laßt ihm ſagen, daß, da die alte Lieſel tot ſei, morgen gegen Mittag die Hexenbude abgebrannt werden würde, um jede Spur der alten Frau zu vernichten!“

„Du haſt recht, Torilde, wie immer,“ ſagte der Herr von Schnaditz, indem er den Freiherrn unter den Arm faßte, „es ſei, wie du geraten, wir gehen, um das Schreiben an den Pfarrherrn abzufaſſen.“

Die beiden Männer hatten ſich entfernt. Torilde war ſtill in ihre Kniee geſunken und man ſah es ihr an, daß ein heißes Gebet aus ihrer Seele ſtieg. Was betete ſie wohl, was war der Gegenſtand ihres heißen Flehens?

Schweigend und bis in das tiefſte Herz ergriffen, ſtanden Urſel und Margret neben ihr. Und als ſich Torilde wieder erhob und durch Thränen lächelnd den Schweſtern in das Auge blickte, da legte Margret leiſe die Hand auf der Freundin Haupt. „Sie iſt tot, Torl, die dir den langen Kummer gemacht, die dir das Schweigen auferlegte, was zu unſerer Freundſchaft wahrlich nicht paßte. Du haſt uns nicht alles geſagt, was am ſchwarzen Ufer auf dem Strudel zwiſchen dir und der Alten geſchah, was dir ſo lange das Leben verbittert.“

Torilde lächelte freundlich, obgleich es wie ein deutlicher Schauer durch ihren Körper zog. „Was auf dem Strudel ſelbſt geſchehen, erzähle ich euch niemals, Margret, denn ein Eid bindet meine Zunge für ewige Zeiten! Aber was ſich nachher ereignet hat auf der Fahrt vom Strudel zum Ufer zurück, das ſollt ihr erfahren! Die Alte iſt ja tot und nur für die Dauer ihres Lebens hat ſie mir zu ſchweigen befohlen. Höret mir zu, Margret und Urſel und ſagt dann, was ihr wollt! Aber lacht nicht zu früh, eure Torl ließ ſich nicht blenden und glaubte von dem andern Geſchwätz auch nicht ein einziges Wort! Als die Alte mir geſagt, daß das Schickſal dem Junker von Kyniz nicht für dich, Margret, beſtimmt habe, als ſie merkte, wie mein Herz den Worten lauſchte, die ſie ſprach, hielt ſie einen Augenblick inne und fuhr dann leiſe fort: ‚Wißt Ihr, was im Schickſalsbuche geſchrieben ſteht, wißt Ihr es, Jungfräulein, was der Junker ſein wird? Ich will es Euch ſagen! Euer Geſponſe, Euer Herzensliebſter, Euer Bräutigam iſt er! Freut Euch doch, freut Euch! Hochzeit gibt es auf Eurer Burg, die Fiedel ruft alle zum Tanze! Geht Euch der Sternenhimmel endlich auf, wißt Ihr, was es heißt, kennt Ihr das namenloſe Glück, in eines geliebten Mannes Arme zu ruhen? Euch ſoll er ſein, Euch ſoll er gehören, nicht der Jungfrau von Schnaditz, ſo ſteht es im Schickſalsbuche geſchrieben! Aber ſchweigt, ſchweigt über das was ich Euch geſagt, ſo lange ich lebe! Bin ich tot, ſo könnt Ihr erzählen, ob ich wahr Euch prophezeit!‘ So ſprach die Alte zu mir, aber ich blieb ihr die Antwort nicht ſchuldig. ‚Du lügſt Lieſel, rief ich aus, dein Buch lügt, lügt grenzenlos! Über das Grab hinaus kann ich freilich nicht denken, aber für dieſes Leben vermag ich es wohl! Glaubſt du, daß ich nicht weiß, wie Gott mich zu ſchaffen beſchloſſen? Ich habe dein greuliches Spiel herzlich ſatt! Ich weiß, daß ich niemals einem Manne gehören kann, daß ich nur eine einzige Zuflucht, nur eine einzige Heimat habe, dort oben im Schoße meines Gottes!‘ Ich hatte das richtige getroffen, Urſel und Margret! Die Alte konnte den Namen Gottes nicht vertragen. Schnaubend vor Wut, daß ich mich nicht betrügen ließ, griff ſie nach dem Ruder. Da ſtieß das Boot an das Land und ich ſprang an das Ufer. Aber — warum ſoll ich es euch verſchweigen? Einen wunden Fleck in meinem Herzen, eine Saite, die leicht zu ſchlagen im Buſen eines Mädchens, hatte ſie doch berührt. Es iſt ein eigentümlich Ding um das arme Menſchenherz! Ein ſehnſüchtiger und weil er niemals zu erfüllen rätſelhafter Wunſch durchflog mein Hirn. Ach, wenn ich ſo groß wäre, wie andere Leute, wenn ich mich emporrecken könnte, wie die anderen Menſchen auf Gottes Erde, wenn ich ihn nicht tragen müßte — —“

„Torl, Torl!“ riefen Urſel und Margret vereint.

„Ich kenne euch beide, es bedarf wahrlich keines Wortes hierüber! Glaubt mir, nur einen einzigen Augenblick dauerte das Weh in meiner Seele, dann war alles vorüber! Überlegt euch, was es zur Folge hätte, wäre der thörichte Wunſch des Mädchens erfüllt. Denkt — ich ſei ſo groß und ſchön wie du, Margret, nehmt an, die Worte der Alten beruhten auf Wahrheit — ich hätte dich ja, Margret, auf immer verloren! Seht ihr es nun ein, Gottes Wege ſind immer die beſten! Sonderbar genug, mit dem heutigen Tage iſt alles vorüber! Seit dem Augenblicke, daß ich am Tode der Alten nicht mehr zu zweifeln brauche, zog voller Friede wieder in mein Herz! Du biſt, Margret,“ ſo ſetzte Torilde lachend hinzu, „deine Nebenbuhlerin los, wenn du dich auch gewaltig wenig darum gekümmert haſt!“

„Ach, Torl,“ ſagte Margret, „ſprich nicht ſolche Worte! Der Menſch denkt, Gott im Himmel lenkt! Sieh, wir dachten beide, Urſel und ich, auch nicht an unſern Vater wir vergaßen, daß er über unſer Los zu beſtimmen hat! Sein Segen allein bauet uns Häuſer. Unſer Herz haben wir verſchenkt, aber über unſre Hand gebietet unſer Vater allein. Wir müſſen und werden gehorchen. Aber kein Wort mehr hierüber! Es iſt beſſer, wenn wir ſtill unſern Kummer tragen. Will es Gott im Himmel, ſo ändert er des Vaters Sinn, will er es nicht — ſein Wille geſchehe!“

Margret zog leiſe das Tuch an ihre Augen, als ſie geſprochen. Urſel ſtand neben ihr, ernſt und ſtreng. „Es war,“ ſagte ſie endlich, „ein richtiges Wort, das du geredet, Schweſter, laß uns auf Gott vertrauen!“

„Wartet nur,“ ſagte Torilde endlich, „vielleicht findet ſich doch Ratſchlag und Weg! Nicht einen Augenblick zweifele ich an Gottes Fügung. Seht doch den Pfad, den alles bisher gegangen! Denkt an das Blut, das in Leipzig vergoſſen werden mußte, an die Krankheit, die Gott geſendet, an alles Weh ringsumher und dann wieder an die Wonne und Freude, die ihr im Herzen tragen durftet. Noch iſt alles verworren um euch her und will es der Herr, ſo ſendet er wohl neue Trübſal über uns alle. Aber, ihr wißt es ja, Urſel und Margret, Gottes Wege ſind nun einmal wunderbar, wer will ihn faſſen, wer ihn begreifen?“

Mit dieſen Worten hatte Torilde die Hände der Schweſtern ergriffen und ſchweigend gingen alle drei dem Schloſſe zu. Aber nur wenige Augenblicke dauerte es, als plötzlich der Herr von Schnaditz mit dem Freiherrn ihnen entgegen aus dem Portale trat.

„Sonderbar,“ rief der erſtere aus, „was kann der Graf von Tiefenſee für einen Grund dabei haben? Ich ſchickte eben zu ihm, um ihn zu fragen, ob er als Eigentümer der alten verwetterten Hexenbude etwas dagegen habe, wenn ſie der Erde gleich gemacht würde. Er hat mir antworten laſſen, daß die Hexenbude ruhig ſtehen bleiben ſolle, daß niemand ſie antaſten dürfe! Was thun wir nun? er iſt der Herr des alten Gebäudes und ohne ſeinen Willen dürfen wir nichts unternehmen!“

„Seht, ſeht, da brennt ſie von ſelbſt,“ rief Torilde auf die Baumgruppe der Inſel weiſend, „ohne den Willen des Grafen zergeht ſie in Feuer. Das iſt Rauch, da ſchlägt die helle Flamme hervor, die Hexenbude brennt, der letzte Zauber iſt vernichtet!“

Es war, wie Torilde ſagte. Man lief bald zuſammen am Strande des Fluſſes, man ſah das Feuer, man hörte das Kniſtern der alten und morſchen Balken. Nach wenigen Minuten ſtürzte das Dach mit Gepraſſel zuſammen und ein leichterer Rauch als bisher hob ſich aus den Trümmern.

(Fortſetzung folgt.)

Chineſiſche Piraten.

Von **Spiridion Gopcevic.** (Schluß.)

Es wurde nun Kriegsrat gehalten. Nach reiflichem Überlegen einigten ſich die beiden Kapitäne dahin, daß es das beſte ſein werde, nach Ta-jüan zu ſegeln und es dem Zufall zu überlaſſen, ob man Gewalt oder Liſt anwenden ſolle. Der glückliche Ausfall des Seegefechtes hatte der Beſatzung die Zuverſicht eingeflößt, daß man in der Piratenhöhle nichts zu beſorgen haben würde.

Der Wind drehte ſich eben ein wenig und trieb die Amorevole in ihrem neuen Kurſe mit neun Knoten Schnelligkeit vor ſich. ſo daß die Korvette nach zehnſtündiger Fahrt noch abends vor Ta-jüan anlangte.

Die ausgedehnte Reede war mit einem halben Hundert Dſchonken gefüllt, deren Bemannung jedoch, bis auf das Wachtſchiff, am Lande weilte.

Das unerwartete Erſcheinen des großen Schiffes brachte unter den überraſchten Piraten furchtbare Aufregung und Verwirrung hervor. Das Wachtſchiff gab eine wirkungsloſe Salve ab und zog ſich ſchnell nach dem Hafen zurück. Bevor es dieſen jedoch erreichte, ging es mit Mann und Maus unter: Mirko hatte die Geſchütze zu gut gerichtet!

Einige hundert Piraten ſprangen wohl in die nächſten Dſchonken und begannen den Angriff; aber dieſer endete nur zu ihrem Verderben.

Während der Überfahrt hatte nämlich Rajkovic zweihundert Brandkugeln aus Brenuſtoffen verfertigen laſſen. Als er einſah, daß die Piraten ſich zum Widerſtand anſchickten, ließ er die Brandkugeln entzünden und auf die Dſchonken ſchleudern.

Bald ſtand die ganze Piratenflotte in Flammen und was dieſen zu entgehen ſuchte, ſank unter den Artillerieſalven der „Amorevole.“

Nachdem die Flotte zerſtört war, hißte die Korvette eine weiße Flagge auf und ſandte einen der drei Gefangenen, welche man eben aus dem Waſſer gezogen, mit einem Briefe an den Gouverneur der Stadt. Rajkovic ſtellte dieſem die Wahl, entweder die beiden Mädchen auszuliefern oder gewärtig zu ſein, daß man ſeine Stadt in einen Schutthaufen verwandle.

Nach einer halben Stunde erſchien ein dicker Mandarin am Strande und machte Zeichen, daß er friedlich zu verhandeln wünſche.

Rajkovic ließ die Schaluppe bemannen und mit einer weißen Flagge ans Land fahren. Der dicke Mandarin und zwei ſeiner Diener ſtiegen ein und kamen an Bord.

„Wo ſind die Mädchen?“ herrſchte ihn der Laskar an.

„Sie ſind bereits nach Tan-tſchu geſchickt,“ ſtotterte der Mandarin unter kläglichem Grimaſſenſchneiden.

„Du lügſt, Schurke,“ donnerte ihn der Dolmetſch an; „die Mädchen befinden ſich noch in der Stadt! Wir wiſſen es.“

„Das iſt unmöglich!“ ſtöhnte der dicke Gouverneur. „Fragt wen ihr wollt, die Mädchen reiſten geſtern bereits ab und ſind im Augenblick gewiß ſchon am Ziel angelangt.“

„Gut; ſo wirſt du uns vier vornehme Chineſen und vier vornehme Chineſinnen als Geiſeln ausliefern, bis wir uns überzeugt, daß die Mädchen wirklich in Tan-tſchu ſind. Thuſt du dies nicht, ſchießen wir das ganze Neſt zuſammen.“

Der dicke Mandarin riß ſich an ſeinem Zopfe und machte mehrere poſſierliche Sprünge, welche ſeine Bitten um Gnade unterſtützen ſollten. Da jedoch Rajkovic feſt blieb, erklärte er ſich zur Stellung der Geiſeln bereit.

Nachdem die acht Chineſen an Bord geſchafft, ſtach die Amorevole wieder in die See und ſegelte noch in der Nacht nach Tan-tſchu. Dieſe Stadt liegt jedoch ſechs Meilen landeinwärts am linken Ufer des Pei-men-tſchiang, welchen der Kapitän im Dunkeln nicht befahren wollte. Er wartete daher an der Mündung bis Tagesanbruch.

Sobald es heller wurde, ſegelte die Korvette mit verkürzten Segeln langſam ſtromaufwärts, während die Schaluppe zur Rekognoszierung vorausging. Die Fahrzeuge, welche man antraf, wurden nicht beläſtigt, ſofern ſie unbewaffnet waren. Eine Dſchonke, welche Kanonen trug und ſich dem Vordringen der „Amorevole“ widerſetzen wollte, wurde jedoch ohne weiteres in Grund gebohrt. — Die Nachricht vom Herannahen der Korvette verbreitete ſich ſchnell weiter und als die Amorevole vor der Stadt anlangte, fand ſie bereits eine Strandbatterie aufgeführt, welche das Feuer eröffnete.

Einige Salven genügten, dieſe Notbatterie wieder zu zerſtören und die Stadt lag wehrlos den Siegern zu Füßen.

Rajkovic trat wieder mit dem Gouverneur in Unterhandlung und verlangte die Auslieferung der Mädchen.

Der Mandarin wollte erſt leugnen, als er jedoch durch die Ausſagen anderer Gefangenen Lügen geſtraft wurde, geſtand er ſchließlich zu, die Mädchen zu beſitzen, doch wollte er ſie um keinen Preis ausliefern.

„Schaffſt du die Mädchen nicht ſofort zur Stelle,“ drohte Rajkovic, „ſo werde ich die acht Geiſeln von Ta-jüan und die zehn Gefangenen von Tan-tſchu erſchießen laſſen!“

„Das magſt du thun,“ antwortete der Mandarin mit Seelenruhe. „Meine Verwandten ſind es nicht, es iſt mir alſo gleichgültig, ob du ſie erſchießen läßt oder nicht.“

„Ich werde aber auch deine ganze Stadt zerſtören!“ drohte der Kapitän weiter.

„Meinetwegen,“ lautete die lakoniſche Antwort. „Die Häuſer ſind nicht mein Eigentum und wenn du auch mein eigenes Haus zerſtören ſollteſt, läge mir wenig daran. Das Volk und die Regierung müſſen mir ein anderes ſchöneres bauen.“

„Ja, aber meine Kugeln werden möglicherweiſe auch dich und die deinigen treffen!“

„Das iſt unmöglich. So dumm bin ich nicht, daß ich während des Bombardements in der Stadt bliebe. Meine Familie ſchaffe ich in das Innere und ich ſelbſt werde mir das hübſche Schauſpiel der Zerſtörung meiner Stadt aus ſicherer Nähe anſehen.“

Einem ſo menſchenfreundlichen Gouverneur gegenüber richtete man mit Bombardement nichts aus; Rajkovic ſah dies bald ein. Es blieb nichts übrig, als durch Güte oder Liſt zum Ziel zu gelangen.

„Was verlangſt du Löſegeld?“ frug Barredo.

„Die Mädchen ſind mir nicht feil,“ gab der Mandarin trocken zur Antwort. „Sie ſind ſo hübſch, daß ich ſie zu behalten gedenke.“

„Elender!“ knurrte Barredo, als ihm die Antwort überſetzt wurde; „mit Wolluſt wollte ich dir den Schädel einſchlagen!“

Guter Rat war nun teuer und zum erſtenmale begann der Portugieſe den Mut und die Hoffnung ſinken zu laſſen.

„Was thun?“ frug er Rajkovic.

„Hm,“ gab dieſer zur Antwort; „jetzt weiß ich faktiſch ſelbſt keinen Rat.“

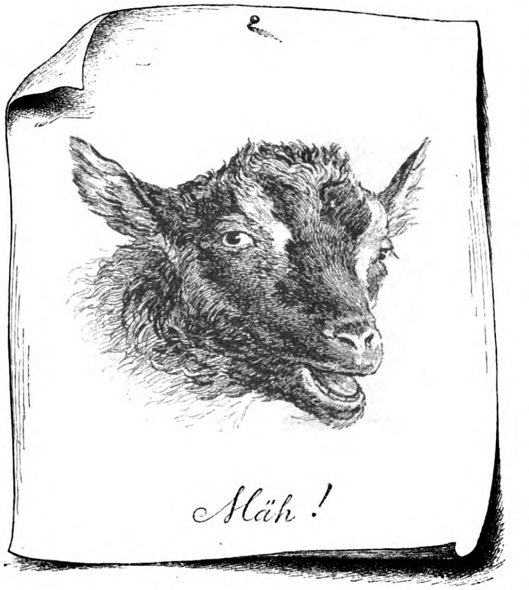
Die beiden Männer verſanken in Nachdenken.

„Mir kommt eine Idee,“ nahm endlich wieder Pero das Wort. „Ob ſie ausführbar, wird ſich allerdings erſt zeigen müſſen.“ — „Nun laſſen Sie hören,“ ſagte Barredo geſpannt.

„Unſer Laskar ſoll ans Land gehen und die Familie des Gouverneurs überwachen. Wenn der Mandarin ſie fortſchafft, ſoll der Laskar ihr folgen und dann zu uns zurückkehren. Wir rüſten hernach eine kleine Expedition aus und befreien die Mädchen mit Gewalt.“

„Das iſt leicht geſagt, aber ſchwer ausgeführt!“

„Ich weiß die Schwierigkeiten zu ſchätzen, aber auf andere Weiſe geht es nicht.“



„Und dann vergeſſen Sie, daß die Ehre meiner Töchter auf dem Spiele ſteht. Da heißt es raſch mit der Hilfe da ſein!“

„Ja, wie wollen Sie dies aber raſch thun?“

Abermals entſtand eine lange Pauſe.

„Wenn wir uns des Gouverneurs oder eines Mitgliedes ſeiner Familie bemächtigen könnten,“ hob endlich Barredo an; „dann hätten wir eine Geiſel von Gewicht in der Hand.“

„Dieſe Idee hat etwas für ſich. Ich will den Laskar in die Stadt zum Spionieren ſenden. Bis dahin wollen wir den Beſchluß vertagen.“

Nachmittag kehrte der Spion zurück und erzählte, daß ſich die Familie des Gouverneurs nebſt dieſem ſelbſt und den beiden Mädchen bereits auf der Flucht befände und zwar nach Hſiu, einem Landſitze des Mandarinen am Hſin-tſchang-tſchiang, einem kleinen Nebenfluſſe des Pei-men-tſchiang.

Jetzt entwarf Rajkovic ſchnell einen Operationsplan.

Der Laskar mußte eine chineſiſche Proklamation an die Bewohner der Stadt verfaſſen, in welcher es hieß:

„Euer Gouverneur hält widerrechtlich meine beiden Töchter zurück. Ich habe ihm vergebens Löſegeld geboten. Ich drohte ihm, eure Stadt zu vernichten; er lachte nur darüber und freute ſich des ſchönen Schauſpieles. Ich will aber nicht euch für die Schlechtigkeit eures Gouverneurs büßen laſſen. Eurer Stadt und euch ſelbſt ſoll kein Leid widerfahren, ſofern ihr jeden Angriff auf uns unterlaßt und euch bei den zwiſchen mir und dem Gouverneur bevorſtehenden Kämpfen neutral haltet. Solltet ihr es jedoch wagen, ihm irgend welchen Beiſtand zu leiſten oder euch gegen uns feindlich zu zeigen, ſo werden wir eure Stadt mit Feuer und Schwert zerſtören und nicht nur die an Bord befindlichen achtzehn Geiſeln, ſondern auch jeden Chineſen töten, der in unſere Hände fällt.“

Dieſe Proklamation wurde verleſen und durch öffentliche Ausrufer weiter verbreitet. Sie machte auch den beſten Eindruck, denn der Mandarin war durch ſein tyranniſches Gebahren allgemein verhaßt.

In der Nacht brachen heimlich Barredo und dreizehn Seeleute auf und ſchlugen, geführt von dem Laskar die Richtung nach Hſiu ein.

Vor Tagesanbruch erreichte die Expedition das Landgut. Der Laskar ging voraus, um zu ſpionieren, während die übrigen im Hinterhalt lagen.

Die Wache entdeckte ihn und rief ihn an.

Mit ſeltener Geiſtesgegenwart wußte der Laskar dieſen fatalen Zufall zu ſeinem Vorteil zu wenden. Er ſtellte ſich atemlos und rief der Schildwache entgegen:

„Schnell, ſchnell, die fremden Schweine rücken heran und werden bald da ſein. Wecke deinen Herrn, er ſoll mit den Seinigen ſo ſchnell als möglich fliehen!“

Die beſtürzte Wache that, wie ihr geheißen worden, und ließ den Laskar ſtehen, welcher ſich natürlich ſofort aus dem Staube machte und in den Hinterhalt zurückzog.

Unterdeſſen geriet das ganze Haus in Allarm. Der Gouverneur, durch dieſen Überfall aus der Faſſung gebracht, entſchloß ſich, weiter zu fliehen. Er hatte zweihundert Soldaten zu ſeiner Verfügung. Hundertfünfzig davon ließ er auf der Beſitzung mit dem Befehl, ſich dem Vordringen der „fremden Teufel“ bis auf den letzten Mann zu widerſetzen. Mit den übrigen fünfzig Mann, ſeiner Familie und den beiden Gefangenen marſchierte er eilends ab.

Er war keine zehn Minuten vom Hauſe entfernt, als er die Stelle zu paſſieren hatte, wo die Seeleute im Hinterhalt lagen. Barredo nahm ihn aufs Korn und ſchoß ihn nieder. Die übrigen gaben ebenfalls Feuer und vierzehn Chineſen wälzten ſich im Blute. Unmittelbar darauf erfolgten zwei Piſtolenſalven, welche ebenfalls an zwanzig Soldaten niederſtreckten und dann ſprangen die Seeleute mit blanker Waffe hervor. Aber der Reſt der Chineſen wartete nicht erſt das Weitere ab, ſondern ergriff die Flucht.

Mit Hurrageſchrei bemächtigten ſich nun die Seeleute der ſechzehn Weiber und Kinder, welche vor Schreck betäubt daſtanden und Barredo ſtürzte ſeinen Töchtern in die Arme.

Man durfte indes nicht zu viel Zeit verlieren. Die hundertundfünfzig bei der Villa poſtierten Soldaten mußten die Salven vernommen haben und waren nun ſicherlich im Anmarſch.

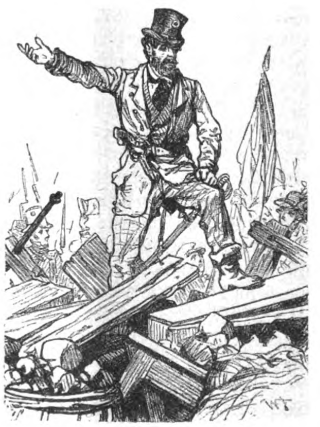
Barredo fürchtete ſie indes nicht; er dachte ſich der Chineſinnen als Schild zu bedienen.

Fünf Minuten ſpäter ſtieß die Expedition mit den Chineſen zuſammen. Die Seeleute hielten die Chineſinnen vor ſich und verhinderten dadurch die Gegner am Schießen. Der Laskar benutzte ihr Zaudern, um ſie anzurufen.

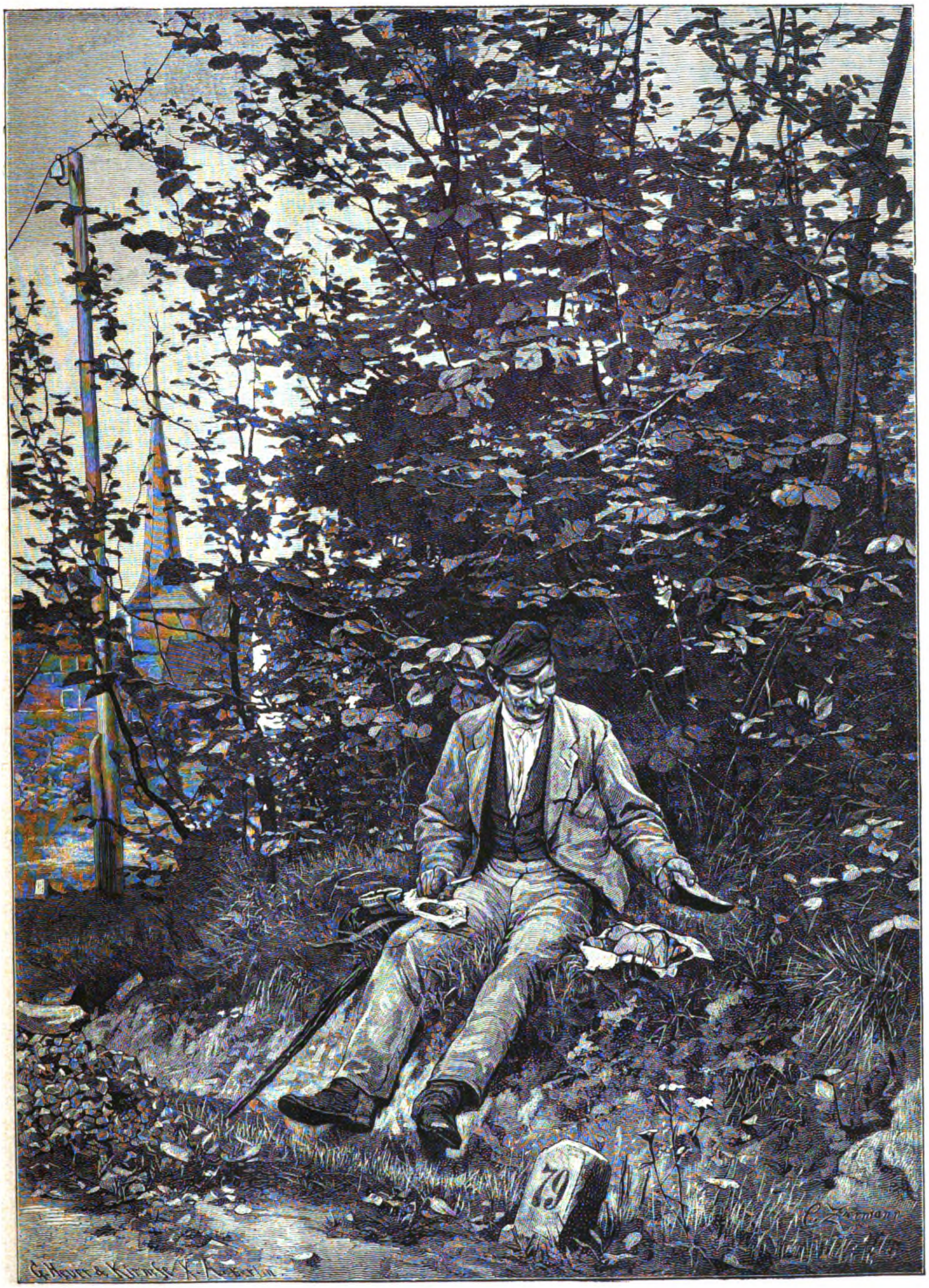
Er ſtellte ihnen vor, daß es thöricht wäre, für den erſchoſſenen Gouverneur Partei ergreifen zu wollen. Die Seeleute wünſchten nichts, als ſich mit den befreiten Gefangenen friedlich zurückzuziehen. Wolle man ſie in Ruhe laſſen, würde das Schiff ſofort die Segel hiſſen; andernfalls wäre man gezwungen die Stadt zu zerſtören.

Sei es, daß die Chineſen dieſe Argumente ſtichhaltig fanden, ſei es, daß ſie den lebenden Schild ihrer Feinde reſpektierten,

Aus den Papieren eines nachdenklichen Zeitungsleſers.



Ein „guter Revolutionär“ von 1848. Berliner Märztage.


79
C. Ziermann

Schwere Wahl. Nach dem Bild von C. Ziermann.

genug, ſie unterließen jeden Angriff und folgten langſam den retirierenden Seeleuten.

Des Morgens langte man in Tan-tſchu an, wo die Bevölkerung über das unerwartete Erſcheinen dieſer kühnen Abenteurer in Aufregung geriet und Luſt zeigte, zu den Waffen zu greifen. Aber ein Warnungsſchuß von der Korvette belehrte die Chineſen eines Beſſern. Ohne Hindernis konnten ſich daher die Seeleute mit ihrer Beute einſchiffen.

Aber ſo ganz ohne Kriegsentſchädigung wollte Rajkovic doch nicht abziehen. Er verlangte daher für die Familien der drei Gefallenen und für die Verwundeten eine Entſchädigung und für die Unverwundeten eine Remuneration von der Stadt. Im Weigerungsfalle drohte er mit Erſchießen der Geiſeln und Bombardement. Um die läſtigen Gäſte loszuwerden, brachten die Chineſen die geforderte Summe auf und nachmittags ſtach die Korvette wieder in die See.

Glücklich gelangte ſie den Fluß hinab, doch als ſie das Meer erreichte, ſah man von Tien-fu her eine ganze Flottille heranſegeln.

Ein drittes Seegefecht entſpann ſich. Nachdem jedoch ſieben Dſchonken in den Grund gebohrt, zogen ſich die übrigen zurück.

Rajkovic hatte ſeine Aufgabe glänzend gelöſt.

Die Familie Barredo blieb an Bord und begleitete den Kapitän nach Tonking und ſpäter nach Saijon. Hier lag ein portugieſiſches Schiff, welches Barredo und Luiza nach Liſſabon zu bringen verſprach. Henriqueta hingegen blieb an Bord der „Amorevole“ zurück — als „Frau Kapitänin!“

Das unterirdiſche Berlin.

Von **Hanns von Spielberg.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Zu dem Werdeprozeß jeder modernen Großſtadt gehört unbedingt die „Buddelei.“ Es iſt ein recht unſchönes Wort, mit welchem ich da meinen Artikel eröffne, aber es iſt wie überhaupt die größte Zahl der von Berlinern für Berliner (und ſolche, die es werden wollen) geſchaffenen Ausdrücke gerade für die Verhältniſſe unſerer Reichshauptſtadt äußerſt charakteriſtiſch. Wenn man von dem unterirdiſchen Rom oder ſelbſt Paris ſpricht, ſo verbindet ſich damit zunächſt die Vorſtellung von altersgrauen, ehrwürdigen Katakomben — bei dem unterirdiſchen Berlin liegen die Verhältniſſe ganz anders: hier iſt alles modern, mit den Mitteln der neueſten Technik hergeſtellt, aus kleinen ausnahmslos noch in unſerem Jahrhundert liegenden Anfängen überraſchend ſchnell zum großartigen Ganzen zuſammengewachſen. Unvermeidlich war es, daß gerade das rapide Entſtehen der berliner Unterwelt ſehr häufig mit den augenblicklichen und nicht ſelten etwas kurzſichtig beurteilten Intereſſen der Bevölkerung und ihres Verkehrs zuſammenſtieß; die Vergrößerung der Stadt iſt beſonders in den letzten zwei Jahrzehnten ſo unvorhergeſehen mächtig geweſen, daß die Mehrzahl der Neuanlagen urſprünglich in zu kleinem Maßſtab entworfen war. Das überraſchende Anſchwellen der Einwohnerzahl, die erhöhten Anſprüche des Verkehrslebens, die erſt in unſerer Zeit voll gewürdigten Forderungen der Hygiene bedingten dann nicht nur eine enorme Belaſtung des ſtädiſchen Budgets, ſie griffen in ihren unvermeidlichen Folgerungen auch häufig empfindlich in die Bequemlichkeit des täglichen Lebens ein. Es liegt daher in dem Ausdruck „Buddelei“ ein gut Teil freilich nicht bösartig, ſondern mehr humoriſtiſch gemeinter Entrüſtung. Wer es mit durchgemacht hat, wie die Straßen Berlins fortwährend durchwühlt wurden, wie bald die Telegraphie, bald die Kanaliſation, die Rohrpoſt, die Waſſerleitungen, die Gasanlagen — von den ewig wechſelnden Pflaſterarbeiten und der Pferdebahn ganz zu ſchweigen — immer aufs neue Spaten und Hacke anſetzten, wie ganze Straßenzüge wochenlang geſperrt werden mußten, der wird die leiſen Seufzer des Spreeatheners verſtehen, mit dem er dies Werden ſeiner geliebten Metropole verfolgte.

In der That iſt aber in verhältnismäßig kurzer Zeit Großes geſchaffen worden, das unterirdiſche Berlin ſtellt ſich dem oberirdiſchen würdig zur Seite. Iſt auch im einzelnen noch vieles unvollendet und manches verbeſſerungsfähig, und welches Werk von Menſchenhand wäre dies nicht, ſo hat ſich das Ganze doch allmählich in einen feſt geordneten Plan einfügen laſſen, der den mannigfachen Bedürfniſſen einer Millionenſtadt entſpricht und der dabei noch Raum für deren weitere Entwickelung bietet. Wir ſind im allgemeinen geneigt, die Leiſtungen des im Schoß der Erde verborgenen komplizierten Mechanismus als etwas Selbſtverſtändliches hinzunehmen und machen uns nur ſelten eine Vorſtellung von der Summe von Arbeit und Erfindungsgeiſt, die in ſeiner Herſtellung entwickelt wurde, die ſeine Unterhaltung noch täglich erheiſcht — vielleicht gelingt es meinem kleinen Artikel wenigſtens umrißweiſe ein richtigeres Bild von ihm zu geben und ſeine Beziehungen zu dem täglichen Leben klarzuſtellen.

Der beigegebene Querſchnitt einer Straße (S. 524) iſt abſichtlich ſo gewählt, daß die einzelnen Kanäle und Röhren, Brunnen und Leitungen möglichſt überſichtlich zur Darſtellung kommen, er ſoll ein klares, allgemeinverſtändliches Bild geben. Derartige relativ einfache Verhältniſſe finden ſich jedoch keineswegs überall, die verwickelten Kreuzungen, die zahlloſen Abzweigungen, die Über- und Unterführungen, wie ſie beſonders an den Straßenecken zur Erſcheinung kommen, würden ſich ohne umfangreiche techniſche Details aber kaum bildlich darſtellen laſſen, ja man begreift oft kaum, wie alle die einzelnen Elemente, ohne zu kollidieren überhaupt in dem engen Raum von Hauswand zu Hauswand Platz finden konnten.

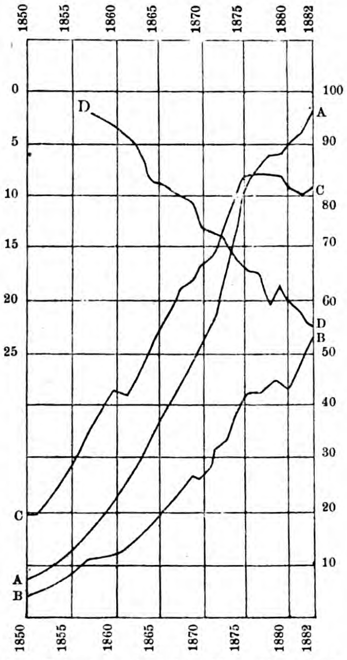
Im weſentlichen laſſen ſich zwei Kategorien von Leitungen unterſcheiden: diejenigen, welche dem öffentlichen Verkehr gewidmet ſind und faſt ausſchließlich unter der Aufſicht der Poſt und Telegraphie ſtehen, und diejenigen, welche dem Wohlbefinden und der Bequemlichkeit der Bevölkerung im engeren Sinne dienen und meiſt ſtädtiſches Eigentum ſind. Zu den erſteren zählen die zahlreichen Telegraphenkabel und die Rohrpoſt, zu den letzteren die Anlagen für Gas- und Waſſerverſorgung, ſowie für die Kanaliſation; wo irgend möglich, ſind nur die Kanäle für dieſe unter dem eigentlichen Straßenpflaſter angeordnet, während die Gas- und Waſſerröhren und meiſt auch die Kabel ſich unterhalb der Trottoirs, alſo in möglichſter Nähe der Häuſer ſelbſt entlang ziehen.

Die erſte unterirdiſche Telegraphenleitung entſtand im Jahre 1850 und verband lediglich die fünf damaligen Bahnhöfe mit der Zentralſtation in der Königſtraße. Dreißig Jahre ſpäter umfaßte das Kabelnetz Berlins bereits 111 Kilometer Linie mit, da natürlich in jedem Kabel mehrere Drähte vereint ſind, gegen 1450 Kilometer Leitung, in das Haupttelegraphenamt liefen nicht weniger als 222 einzelne Drähte ein. Die Bewilligung der Geldmittel für ausgedehnte unterirdiſche Telegraphenlinien im Reich einerſeits, das unverkennbare Bedürfnis anderſeits, dem Wunſch der ſtädtiſchen Behörden nach möglichſt unveränderlichen Anlagen Rechnung zu tragen, beſtimmte 1879 die Reichspoſtverwaltung zur Bearbeitung eines neuen umfaſſenden Planes für das berliner Kabelnetz, deſſen Ausführung noch in demſelben Jahr in Angriff genommen wurde. Drei große Linien führen ſeitdem von der Zentralſtation aus nach Norden, Südoſten und Weſten; jede derſelben beſteht aus einer waſſerdicht verbundenen Röhrenleitung von 10 bis 17 Zentimeter Durchmeſſer, in welcher die einzelnen Kabel lagern und außerdem Raum für etwa ſpäter einzuziehende vorhanden iſt, ohne daß neue Störungen des Straßenverkehrs notwendig werden. Zu dieſem Zweck, ſowie zur Unterſuchung der Linien und zur Ausführung von Reparaturen ſind in wechſelnden Abſtänden ausgemauerte Brunnen eingeſenkt, welche bei einer kleinen Einſteigöffnung genügenden Raum für zwei Arbeiter und eine derartige handliche Anordnung der Kabel darbieten, daß einzelne Schäden leicht zu entdecken und auszubeſſern ſind. Die Geſamtlänge der im Weichbild Berlins verlegten Kabelröhren beträgt gegenwärtig über 40 Kilometer mit mehr als 170 000 laufenden Meter Drähten — es iſt damit allerdings ein Syſtem geſchaffen, das vorausſichtlich noch auf lange Jahre den Bedürfniſſen des in Berlin einmündenden und von ihm ausgehenden Telegraphenverkehrs genügen wird. Für den Ausbau kleinerer Abzweigungen und interner Stadtlinien bieten dabei die Unterſuchungsbrunnen bequeme Ausgangspunkte. Welchen Rieſenverkehr übrigens die geſamten Linien zu bewältigen haben, geht vielleicht am beſten aus einem zahlenmäßigen Nachweiſe hervor, den ich der vortrefflichen Statiſtik der deutſchen Poſtverwaltung pro 1882 entnehme: In Berlin wurden in jenem Jahr über zwei Millionen Depeſchen aufgegeben und nahezu $1\frac{1}{2}$ Millionen Telegramme liefen ein — es berührte alſo mehr als der ſechſte Teil des geſamten telegraphiſchen Verkehrs Deutſchlands Berlin, denn die Zahl der überhaupt im Reich beförderten Depeſchen betrug im gleichen Jahre 18,4 Millionen.

Dabei iſt nicht zu überſehen, daß die Telegraphenlinien der Metropole im letzten Jahrzehnt durch die inzwiſchen ins Leben gerufene Rohrpoſt weſentlich entlaſtet wurden, deren Leitungen ein zweites weſentliches Element unſeres unterirdiſchen Berlins bilden. Die pneumatiſche Briefbeförderung fand in beſchränkter Weiſe zwar ſchon ſeit 1865 in der preußiſchen Hauptſtadt Anwendung, inſoweit eine Leitung zwiſchen dem Haupttelegraphenamt und den Stationen Börſe, Brandenburger- und Potsdamerthor beſtand und zur beſchleunigten Beförderung von Telegrammen benutzt wurde. Erſt die im Jahre 1875 erfolgte Vereinigung der Poſt- und Telegraphenverwaltung führte aber das lange geplante Projekt einer ausgedehnten Rohrpoſtanlage der Verwirklichung entgegen und bereits Ende des nächſten Jahres erfolgte deren Betriebseröffnung. In einem nördlichen und einem ſüdlichen, je im Haupttelegraphenamt zuſammenlaufenden Kreiſe, an die ſich einzelne Zweigleitungen anſchließen, bildet die Rohrpoſt heute zwiſchen allen Stadtteilen der Reſidenz eine Verbindung, deren eiſernes in weiten Kurven geführtes Röhrennetz über 46 Kilometer Ausdehnung mit 26 Stationen beſitzt. Im Jahre 1882 wurden durch die Rohrpoſt nicht weniger als 1,6 Millionen Telegramme und über 60 000 Briefe und Karten befördert, die Zeit zwiſchen Aufgabe und Beſtellung iſt heute im Durchſchnitt auf etwa dreißig Minuten verkürzt.

Außer der Poſt beſitzen übrigens auch die Stadt ſelbſt und die Militärverwaltung in Berlin eigene unterirdiſche Telegraphenlinien zur Verbindung ihrer wichtigſten Büreaus.

Darſtellung des wachſenden Gas- und Waſſerverbrauchs der Stadt Berlin.



A-A. Gasverbrauch im Jahre. Höhenzahlen rechts bedeuten Millionen Kubikmeter.
B-B. Größter Gasverbrauch eines Tages im Dezember. Höhenzahlen rechts bedeuten zehntauſende Kubikmeter.
C-C. Gasverbrauch für je einen Einwohner im Jahre. Höhenzahlen rechts bedeuten Kubikmeter.
D-D. Waſſerverbrauch im Jahre. Höhenzahlen links bedeuten Millionen Kubikmeter.

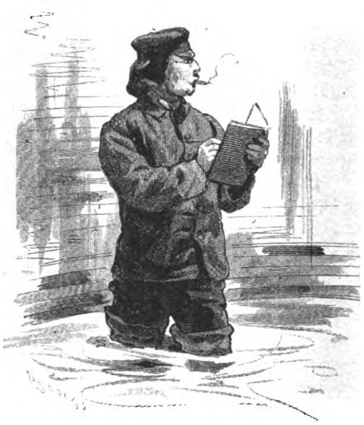
Mit weitaus gewichtigerem Apparat als die bisher geſchilderten Verkehrsmittel arbeitet der ſpeziell ſtädtiſche Teil des unterirdiſchen Berlins: der umfangreiche Mechanismus der Gas- und Waſſerverſorgung und vor allem die Kanaliſation. — — Noch 1826 brannte in den Straßen ausſchließlich die altehrwürdige Öllampe, erſt am 19. September jenes Jahres leuchteten in der bevorzugten Straße „Unter den Linden“ zum erſtenmale die Gasflammen auf. Der Eindruck, welchen dieſer Fortſchritt auf die beſcheidenen Gemüter der Berliner machte, muß ein überwältigender geweſen ſein. Die damals tonangebende Tante Voß berichtete in faſt überſchwenglicher Weiſe über das große Ereignis: „Nicht in dürftigen Flämmchen,“ ſchrieb ſie, „ſondern in handbreiten Strahlen ſchießt das blendende Licht hervor, das ſo rein iſt, daß man in einer Entfernung von fünfundzwanzig Schritten von den größeren Laternen einen Brief recht gut leſen kann ..... Bald werden auch die Hauptſtraßen auf gleiche Weiſe erleuchtet werden und Berlin, das wegen ſeines erfreulichen Eindrucks, den es bei Tage macht, berühmt iſt, wird auch zur Nachtzeit den Fremden angenehm überraſchen.“ Wie ſchnell ſich doch die Zeiten und die Anſprüche der Menſchen ändern — heute nach noch nicht ſechs Jahrzehnten lächelt man bereits mitleidig über die Gasbeleuchtung und verlangt ſtürmiſch nach elektriſchen Lichtſpendern. Der Ruf „Mehr Licht!“ wird freilich von allen wahren Fortſchrittsfreunden ſtets mit Begeiſterung unterſtützt werden.

Die erſten Gasanlagen waren leider von engliſchen Unternehmern ausgeführt worden und die fremde Geſellſchaft behauptete ſich zwanzig Jahre lang im Beſitz ihres Monopols; erſt 1847 ging die Stadt mit der Errichtung eigener Gaswerke vor, neben denen aber die der Imperial Continental Gas Association ſelbſtändig beſtehen blieben und — wir müſſen nochmals wiederholen: leider — noch heute beſtehen. Die Geſellſchaft darf freilich in Straßen, in denen ſie zur Zeit der Errichtung der ſtädtiſchen Anſtalten keine Röhren beſaß, Neuanlagen nicht machen, die Geſamtausdehnung ihres Rohrnetzes iſt aber demungeachtet eine ſehr beträchtliche und umfaßt faſt 180 000 laufende Meter, ihre drei Anſtalten produzierten 1882 über 28 Millionen Kubikmeter Leuchtgas, mehr als den dritten Teil des ganzen Bedarfs.

Die vier Gasanſtalten der ſtädtiſchen Anlagen verſorgen dagegen nach einer im vorigen Jahre veröffentlichten Feſtſchrift deutſcher Gas- und Waſſerfachleute ein Rieſennetz von nahezu 600 000 laufenden Metern, welches das ganze Weichbild der Stadt nach allen Richtungen durchzieht und etwa 14 000 Laternen neben faſt 700 000 Privatflammen ſpeiſt — ſämtliche Röhren in einer Richtung aneinandergefügt, würden Berlin mit Wien verbinden können. Dabei iſt das Rohrnetz noch fortwährend im Wachſen begriffen und unmöglich kann es lange dauern, bis der Anſchluß der zahlreichen Vororte Berlins, welche heute bereits faſt ausnahmslos eigene Gasanſtalten beſitzen, erfolgt ſein wird. Noch ſchärfer als die wachſende Ausdehnung des Rohrnetzes aber fällt die progreſſive Steigerung des Gaskonſums ſelbſt ins Auge: innerhalb der kurzen Spanne Zeit von dreißig Jahren hat ſich derſelbe, wie aus der nebenſtehenden graphiſchen Darſtellung klar hervorgeht, verzwölffacht, das Verbrauchsquantum, auf den Einwohner berechnet, hat ſich dagegen vervierfacht. Nach dem Urteil aller Sachverſtändigen iſt übrigens keinesfalls anzunehmen, daß der Gasbedarf durch die allgemeine Einführung der elektriſchen Beleuchtung ſinken wird, ſchon die geſteigerte Anwendung von Gasmotoren wird im Gegenteil vorausſichtlich auch in Zukunft den Konſum ſtetig erhöhen — aus dem unterirdiſchen Berlin wird alſo die Gasröhre mindeſtens in abſehbarer Zeit ebenſowenig verſchwinden, wie die typiſche Figur des Gasarbeiters mit der blauen Schürze und der kleinen Laterne. Dagegen dürfte hoffentlich die „Buddelei,“ ſoweit ſie durch die Gasleitungen verurſacht wird, in Zukunft weſentlich geringer ſein, da das ausgebaute Röhrennetz auch ſtärkeren Anſprüchen genügen kann; ſelbſt die notwendig werdenden Reparaturen ſind jetzt mit einer geringeren Störung des Verkehrs verbunden, ſeit man ſich entſchloſſen hat, die Leitungen aus der Straßenmitte nach deren beiden Seiten, alſo unter die Bürgerſteige, zu verlegen.

Weit in die Jahrhunderte zurück reichen die Beſtrebungen Berlin mit gutem Waſſer zu verſorgen; die Hohenzollernfürſten waren mit unermüdlicher Fürſorge früh bemüht, den Bewohnern ihrer Reſidenz die Wohlthat geſunden Trinkwaſſers zu verſchaffen und an die Namen der Kurfürſten Joachim II und Friedrich III knüpfen ſich die erſten, leider geſcheiterten Verſuche in dieſer Richtung. Es iſt nicht mehr bekannt, welchen Anteil der geniale Baumeiſter Berlins, der große Schlüter, an

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Unſer Zeichner im Kanal.

des letzteren Projekt hatte, jedenfalls ſteht feſt, daß der berühmte Münzturm, deſſen Einſturz ſpäter den Sturz des Meiſters herbeiführte, das Druckwerk für die „Waſſerkunſt“ aufnehmen ſollte. Von ihrer gußeiſernen Leitung förderten die Kanaliſationsarbeiten der letzten Jahre einzelne Teile zutage, die heute als Reliquien im Märkiſchen Provinzialmuſeum aufbewahrt werden.

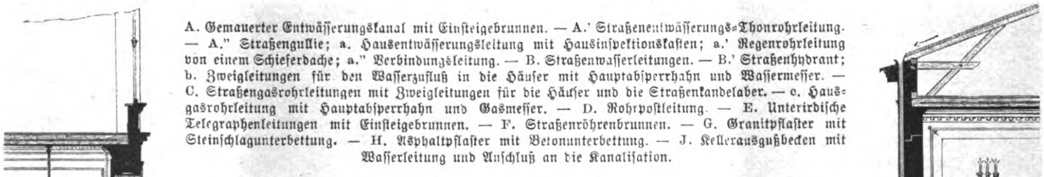
Wenn dieſe Projekte nicht weiter verfolgt wurden, ſo lag dies weſentlich in dem günſtigen Umſtand begründet, daß Berlin ſich im allgemeinen vortrefflicher Brunnen erfreute — erſt mit deren allmählicher Verſchlechterung und dem unleidlich werdenden Zuſtand der offenen Rinnſteine trat in den ſechziger Jahren das Bedürfnis nach der Anlage einer Waſſerleitung wieder ſcharf und bei der ſchnell wachſenden Bevölkerung in immer empfindlicherer Weiſe hervor. Wieder waren es engliſche Kapitaliſten, welche den erſten Nutzen einzuheimſen wußten; im Jahre 1854 entſtand vor dem Stralauer Thor das erſte Waſſerwerk, welches ſeinen Waſſerbedarf direkt der Spree entnahm, die nach dem bekannten Sprichwort hier noch „gleich einem Schwan“ in das Berliner Weichbild eintritt. Im Laufe der Zeit ſtellten ſich dieſe Anlagen bald als total unzulänglich heraus, die Stadt übernahm das engliſche Werk im Jahre 1873 und begann gleichzeitig mit dem Ausbau der jetzt beſtehenden Anlagen, die allerdings der Verwaltung und noch mehr — der Bevölkerung ſelbſt im wörtlichſten Sinne des Wortes manchen Leidenskelch reichen ſollten.

Die neue Anlage beſteht aus dreiundzwanzig großartigen Tiefbrunnen am Tegler See, aus denen mächtige Pumpen das Waſſer nach dem auf dem Charlottenburger Plateau gelegenen Ausgleichsreſervoir ſchaffen, deſſen Faſſungsraum mit 13 000 Kubikmeter ſo bemeſſen iſt, daß es die täglichen Schwankungen des Konſums auszugleichen vermag. Sehr intereſſant iſt das ſtetige Wachſen des Waſſerverbrauchs und des Rohrnetzes ſelbſt, das heute in tauſendfältigen Veräſtelungen das ganze Weichbild durchzieht: von 170 Kilometer Länge im Eröffnungsjahr der erſten Anſtalt iſt letzteres auf etwa 530 Kilometer im Jahre 1883 geſtiegen, während der Konſum ſich in derſelben Zeit faſt genau verzehnfachte und 1882 die enorme Höhe von 22,5 Millionen Kubikmeter erreichte.

Das Röhrennetz zeigt natürlich äußerſt verſchiedene Dimenſionen im Querſchnitt der gußeiſernen Leitungen; die mächtigen Hauptadern beſitzen einen Durchmeſſer von faſt einem Meter, die kleinen Äſte ſinken bis auf fünfzig Millimeter herab, durch zahlreiche Verbindungsröhren, welche auch die Stammadern beider Anſtalten, der Tegler und der Stralauer, in Beziehung zu einander ſetzen, iſt im ganzen Syſtem eine vollkommene Zirkulation hergeſtellt. Nachdem man anfangs nach dem engliſchen Muſter, ohne auf die Winterkälte Rückſicht zu nehmen, die Röhren faſt unmittelbar unter das Straßenniveau verlegt hatte, iſt man heute, durch trübe Erfahrungen gewitzigt, dazu gekommen, das ganze Röhrennetz auf etwa 1,5 Meter Tiefe einzuſenken, wodurch in der That einem Einfrieren der Leitungen und den dadurch hervorgerufenen Rohrbrüchen faſt gänzlich vorgebeugt wurde. Zahlreiche Abſperrſchieber ermöglichen bei dennoch notwendig werdenden Reparaturen die Abſchließung von Teilſtrecken und die in allen Straßen angebrachte Hydranten geſtatten die direkte Waſſerentnahme aus den Hauptleitungen ſelbſt. Über jene iſt zweckmäßigerweiſe der trefflichen Feuerwehr, für welche ſie nächſt der Straßenreinigung beſonders in Betracht kommen, die Aufſicht vorbehalten.

An das Rohrnetz ſchließen ſich überall die Hausleitungen an; jedes Grundſtück beſitzt einen eigenen Abſchlußhahn und den unvermeidlichen Waſſermeſſer in einer höchſt ſinnreichen Konſtruktion aus der weltberühmten Fabrik von Siemens und Halske, im ganzen ſind gegen ſiebzehntauſend Grundſtücke angeſchloſſen.

Unmittelbar nach der Eröffnung der neuen Anlagen bei Tegel herrſchte allgemeine Befriedigung unter der Bevölkerung und bei den Vätern der Stadt. Das Waſſer war in der That tadellos — leider aber ſollte beides, die frohe Befriedigung und das edle Naß nämlich, nur allzubald getrübt werden. Schon im Hochſommer 1878 traten im Leitungswaſſer flockige, braune

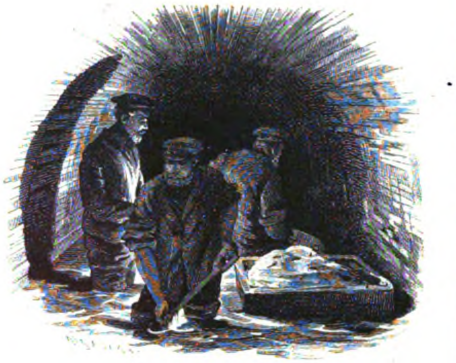


A. Gemauerter Entwäſſerungskanal mit Einſteigebrunnen. — A.' Straßenentwäſſerungs-Thonrohrleitung. — A.'' Straßengullie; a. Hausentwäſſerungsleitung mit Hausinſpektionskaſten; a.' Regenrohrleitung von einem Schieferdache; a.'' Verbindungsleitung. — B. Straßenwaſſerleitungen. — B.' Straßenhydrant; b. Zweigleitungen für den Waſſerzufluß in die Häuſer mit Hauptabſperrhahn und Waſſermeſſer. — C. Straßengasrohrleitungen mit Zweigleitungen für die Häuſer und die Straßenkandelaber. — c. Hausgasrohrleitung mit Hauptabſperrhahn und Gasmeſſer. — D. Rohrpoſtleitung. — E. Unterirdiſche Telegraphenleitungen mit Einſteigebrunnen. — F. Straßenröhrenbrunnen. — G. Granitpflaſter mit Steinſchlagunterbettung. — H. Asphaltpflaſter mit Betonunterbettung. — J. Kellerausgußbecken mit Waſſerleitung und Anſchluß an die Kanaliſation.

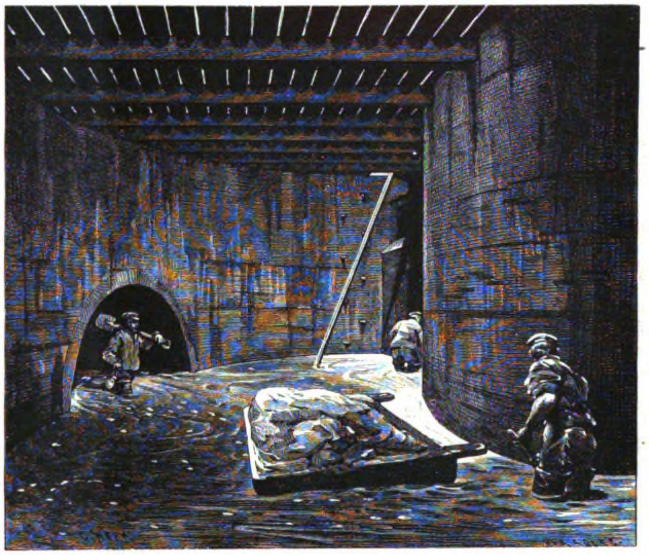
Querſchnitt einer Straße des unterirdiſchen Berlins.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

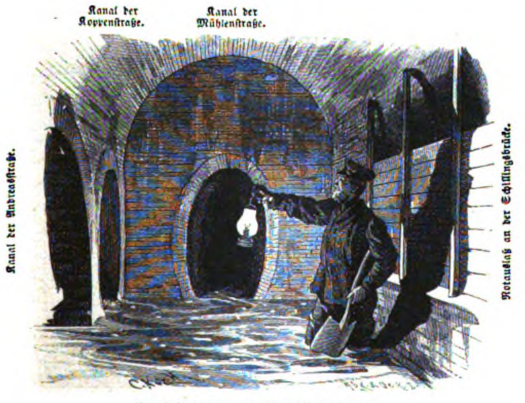
Niederſchläge hervor und bald mußte zeitweiſe das Waſſer mindeſtens als **Getränk für ungenießbar erklärt werden. Eine heimtückiſche Alge,** Crenothrix polyspora, hatte in den Tiefbrunnen ihren behaglichen Wohnſitz aufgeſchlagen und verſchuldete ausſchließlich die nun unumgängliche Mehrbelaſtung des ſpreeathenienſiſchen Steuerzahlers: Man mußte auf eine mechaniſche Filtration bedacht ſein und das Waſſer ſelbſt, mindeſtens zum Teil, direkt aus dem Tegler See entnehmen, in welchem die liebliche Maid Crenothrix bisher noch nicht aufgetreten iſt. So iſt denn im letzten Jahre eine großartige Sandfilteranlage entſtanden, und in der That rauſcht heute bereits das Waſſer wieder, wenn nicht in tadelloſer, ſo doch wenigſtens in erträglicher Reinheit durch unſer unterirdiſches Berlin — wir wollen nur wünſchen, daß die Freude darob von Beſtand iſt, denn der helleniſche Weltweiſe ſagt wahrlich mit Recht: „Das beſte aber iſt das Waſſer!“ Für alle Fälle läßt die Stadtverwaltung übrigens augenblicklich weitere Verſuche an dem romantiſchen Müggelſee im Südoſten der Stadt ausführen.


Arbeiterkolonne im Kanal.

Wenn nicht das umfangreichſte, ſo doch jedenfalls das am meiſten ins Auge fallende, am häufigſten beſprochene Element „Berlins unter dem Straßenpflaſter“ bildet endlich die Kanaliſation. Ich bin nicht gewillt, den drückenden Harniſch der Polemik anzulegen und die Leſer des Daheim mit dem in der Tagespreſſe hundertfach erörterten pro et contra Rieſelfeld heimzuſuchen — ich will mich vielmehr darauf beſchränken, das unbeſtreitbar großartige Werk ſelbſt in kurzen Zügen zu ſchildern, und ich glaube damit umſomehr gut zu thun, als denn doch erſt die Zukunft ein genügendes Material zu einer wirklich objektiven Beurteilung des Syſtems im allgemeinen und der Detailanlagen im beſonderen bieten wird. Die gegenwärtigen Erfahrungen ſind in der That hierzu wohl noch nicht ausreichend.


Einmündung des großen Stammkanals in den Sandfang. (Einſteigebaſſin.)

Das von dem Baurat Hobrecht, dem Schöpfer des ganzen Werkes, entworfene Projekt der Entwäſſerung Berlins fußt auf langjährigen, eingehenden Vorarbeiten und Verſuchen und kam erſt — im März 1873 — ſeitens der ſtädtiſchen Behörde zur Annahme, nachdem die Vorfrage, ob überhaupt Kanaliſation oder Abfuhr? ziemlich einſtimmig zu Gunſten der erſteren entſchieden, die Anwendung des Abfuhrſyſtems bei aller Würdigung der landwirtſchaftlichen Intereſſen aus ſanitätspolizeilichen Gründen verworfen worden war. Das Hobrechtſche Projekt wich weſentlich von allen früheren Entwürfen und auch von den bisher in den europäiſchen Großſtädten durchgeführten Prinzipien ab: Der wunde Punkt derſelben lag vor allem darin, daß die Kanaliſationswäſſer direkt in die Flußläufe geführt wurden und ſomit nicht nur der Landwirtſchaft gänzlich verloren gingen, ſondern auch jene in der abſcheulichſten und geſundheitsgefährlichſten Weiſe vergifteten. Nur in der Londoner Villenſtadt Croydon, in Craigentinny bei Edinburg und in Danzig waren zugleich mit der Kanaliſation Berieſelungsanlagen hergeſtellt worden und nach dieſem Vorbild, aber doch auch wieder in durchaus ſelbſtändiger, den Verhältniſſen einer Millionenſtadt angepaßten Weiſe wurde die Kanaliſation von Berlin ausgeführt.


Kanal der Koppenſtraße.
Kanal der Mühlenſtraße.
Kanal der Andreasſtraße.
Notauslaß an der Schillingsbrücke.
Vereinigungspunkt eines Kanalſyſtems.

Baurat Hobrecht teilte im Anſchluß an die natürlichen Waſſerläufe Berlin in zwölf Radialſyſteme, von denen fünf auf die innere Stadt, ſieben auf die Außengebiete entfallen. Jeder dieſer durchaus ſelbſtändigen Entwäſſerungsrayons erhält eine eigene Pumpſtation, durch welche das Kanaliſationswaſſer in mächtigen Rohrleitungen auf die Rieſelfelder gedrückt wird, während nur dasjenige Waſſer den öffentlichen Waſſerleitungen durch ſogenannte Notausläſſe zugeführt werden ſoll, welches die Pumpſtationen bei ſehr heftigen Regengüſſen nicht zu bewältigen vermögen. Im Jahre 1874 wurde zunächſt das Radialſyſtem III in Angriff genommen und zwei Jahre ſpäter eröffnet; da ſich der Betrieb desſelben durchaus bewährte, ſchritt man ſofort zur Durchführung der Arbeiten innerhalb der übrigen vier inneren Syſteme, die heute ebenfalls bereits vollendet ſind, während in der Außenſtadt bisher nur mit dem Bau zweier Syſteme vorgegangen werden konnte. Gleichzeitig kaufte die Stadt — und zwar leider zu ſehr hohen Preiſen — elf Güter der Umgegend zu Rieſelzwecken an, unter dieſen zuerſt das dadurch wohl in allen deutſchen Gauen zu einer gewiſſen Berühmtheit (?) gelangte

Osdorf. Im ganzen iſt heute die Länge der Straßenleitungen auf rund vierhundert Kilometer, diejenige der Druckrohrleitungen auf etwa ſechzig Kilometer geſtiegen, die Geſamtfläche des angekauften Rieſellandes beträgt 5370 Hektaren. Daß ſich die Väter der Stadt mit den letzteren etwas „verkauft“ haben, iſt nicht fortzuleugnen — ein großer Teil des Beſitzes iſt für Rieſelzwecke aus Mangel an Sandboden recht ſchlecht geeignet, es muß ein kleines Kunſtſtück geweſen ſein, gerade dieſe Stätten in des heiligen deutſchen Reiches Sandſtreubüchſe heraus zu finden. —

Die Straßenleitungen, welche uns hier zunächſt intereſſieren, beſtehen teils aus gemauerten Kanälen, teils und zwar etwa zu drei Viertel aus glacierten Thonröhren von wechſelndem Querſchnitt. Jedes Radialſyſtem zerfällt in eine Anzahl Hauptſammelgebiete mit einem Kanal als Hauptſammler, in den ſich die einzelnen Straßenleitungen und zum Teil auch die Hausanſchlüſſe direkt ergießen. In der Nähe der Pumpſtation, welche am tiefſten Punkte des ganzen Bezirkes angelegt iſt, ſo daß ihr ſämtliche Leitungen mit natürlichem Gefälle zuſtrömen, vereinigen ſich alle Kanäle in den großen Stammkanal, welcher die ganze Waſſermaſſe dem Sandfang der Station zuführt. Hier ſteigt man am bequemſten in das unterirdiſche Reich hinab.

Selbſtverſtändlich durfte ich als getreuer Berichterſtatter dieſe „Ozonfahrt“ nicht unterlaſſen, und ich habe ſie nicht bereut, denn ſie bietet des Intereſſanten wahrlich genug, um ihre kleinen Unbequemlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen. Angethan mit hüfthohen Waſſerſtiefeln, geteerter Jacke und einer mächtigen Schirmmütze mit Rückentuch folgte ich vertrauensvoll der Einladung des liebenswürdigen Betriebsinſpektors, Herrn Laſchke vom Radialſyſtem V in der Holzmarktſtraße, der heiter über die ſelbſtſüchtige Fürſorge lachte, mit welcher ich mir vorher eine Havana anzündete — er hatte durchaus recht, die Luft iſt in den Kanälen bei der ausgezeichneten Ventilation durchaus nicht ſo verdorben, wie man anzunehmen geneigt iſt. Man gelangt alſo zuerſt in den ſogenannten Sandfang, der durch ein ſenkrechtes Eiſengitter in zwei Hälſten geteilt iſt. In dieſem Rieſenbrunnen von fünfzehn Meter Durchmeſſer lagern ſich die von dem Waſſer mitgeführten Senkſtoffe ab, während das Gitter größere ſchwimmende Gegenſtände zurückhält und ſomit die jenſeits ſeiner Eiſenſtangen liegenden Ventile der Pumpen vor Verſtopfung bewahrt. Hier beginnt auch die Thätigkeit der unterirdiſchen Arbeiterkolonnen, welchen die Reinigung der Kanäle und Röhren obliegt — nebenbei bemerkt, iſt es nicht ſelten, daß die Arbeiter in dem Sandfang recht wertvolle Funde machen, der Abraum einer Weltſtadt enthält überhaupt oft Dinge, die überall anders eher hingehören, als in die Röhrenleitungen der Kanaliſation!

Fällt in den Sandfang noch ein ſchräger Strahl des Tageslichts, ſo umgibt uns beim Eintreten in einen der Kanäle ſofort finſtere Nacht und die Laternen werfen lange Schatten auf die dunkle Waſſerfläche, welche unſere Kniee umſpült. Es iſt ein eigentümlicher Blick in ſolch eine ſich ſcheinbar im Dunkeln verlierende Kanalöffnung, das Auge ſehnt ſich gleichſam nach einem feſten Punkte und vermag ihn doch nirgends zu finden und zu faſſen; allmählich erſt gewöhnt man ſich an das geſpenſtiſche Licht der kleinen Handlaternen, an das Plätſchern des Waſſers und das dumpfe grollende Brauſen des Straßenlärms hoch über dem Haupte. Der Marſch in den größeren Kanälen iſt dabei ein ziemlich bequemer, denn ihr elliptiſches Profil hat bei faſt zwei Meter Höhe drei Meter Breite, auch die kleineren Kanäle ſind bei nicht allzuhohem Waſſerſtande, wie er nur nach ſehr heftigen Regenfällen eintritt, ſtets paſſierbar; an den Treffpunkten der einzelnen Sammler und in der Nähe der Notausflüſſe erweitern ſich die Profile oft zu ſtattlichen Gewölbebauten. Deutlich überſieht man bei einem längeren Gange durch einen der Kanäle den Zuſammenhang der einzelnen Elemente des ganzen Syſtems, man überblickt die Reihe der Hausanſchlüſſe und die gähnenden Öffnungen der einmündenden Thonröhren, hier erkennt man eine Straßenkreuzung, dort einen der Gullies, welche das Regenwaſſer der Straßen in die Leitungen führen, oder einen der wichtigen Einſteigebrunnen. Die letzteren ſind beſonders zu dem Zweck angelegt, die zeitweiſe Reinigung der Thonröhren durch energiſche Spülung mit reinem Leitungswaſſer zu ermöglichen, ſie bewirken aber außerdem als Luftzuführer die Ventilation der ganzen Anlage. Eigentümlich erſchien mir zuerſt, daß die Kanäle bisher gänzlich von den Ratten verſchont geblieben ſind, ich hatte nach dem bekannten Überhandnehmen der läſtigen Bewohnerſchaft im unterirdiſchen Paris erwartet, auch hier ihre werte Bekanntſchaft machen zu dürfen: Man hat die Rattennot aber in ſehr einfacher Weiſe zu verhindern gewußt, indem man die Kanäle ohne Seitenauftritte baute; es iſt nun zwar unmöglich, ſie trockenen Fußes zu durchwandern, aber die Begründung eines Rattenreiches iſt ebenfalls ausgeſchloſſen, da die unangenehmen Patrone an den glatten Wänden ihr „Fortkommen“ nicht finden können.

Jedes bebaute Grundſtück muß laut Polizeivorſchrift an die Kanaliſation angeſchloſſen ſein — eine durchaus gebotene, aber für die Eigentümer oft ſehr herbe Beſtimmung, denn der Anſchluß eines Mittelhauſes wird ſelten unter zweitauſend Mark Koſten zu bewirken ſein, während leider die Mehrzahl der Hauseigentümer Berlins finanziell nicht auf Roſen gebettet iſt. Die Anſchlußröhren ſind bis über die Häuſerdächer hinaus zu verlängern, ſo daß ſie das Regenwaſſer derſelben ableiten, ebenſo müſſen beſondere Gullies das Waſſer der Höfe den Straßenleitungen zuführen. Teilweiſe hierdurch, ganz beſonders aber durch die Beſtimmung, daß jedes an die Kanaliſation angeſchloſſene Grundſtück auch Waſſerleitung haben muß, iſt die Verdünnung der feſten Stoffe in den Kanälen eine ganz außerordentliche; ich habe an verſchiedenen, und zwar auch an regenfreien Tagen in dem großartigen Maſchinenhauſe der Pumpſtation in der Holzmarktſtraße das Kanaliſationswaſſer beſichtigt und den Eindruck gewonnen, daß dasſelbe mindeſtens nicht ſchlechter iſt, als z. B. die edle Flüſſigkeit, die wir Berliner als Pankewaſſer kennen und — nicht lieben. Daß aber das Waſſer dieſes berühmten Fluſſes durch das Inthätigkeittreten der Notausflüſſe der Kanaliſation eher verbeſſert, als verböſert wird, ſcheint mir um ſo unzweifelhafter, als jene eben nur bei ſehr ſtarken atmoſphäriſchen Niederſchlägen geöffnet werden, wo der Inhalt der Kanäle weſentlich Regenwaſſer iſt. Übrigens iſt z. B. das Bedürfnis, den Notausfluß der Pumpſtation V nach der Spree zu öffnen, 1883 überhaupt nur zweimal hervorgetreten, obwohl das Jahr doch ein recht feuchtes war.

Nur wenige Worte noch mögen mir über die Pumpſtationen ſelbſt erlaubt ſein, obwohl dieſelben eigentlich nicht in den Rahmen meines Artikels gehören. In den fünf Stationen der vollendeten Radialſyſteme der Innenſtadt ſind zuſammen zweiundzwanzig Maſchinen mit 3160 Pferdekräften aufgeſtellt, die in der Sekunde 3810 Liter zu pumpen vermögen — die Koſten des Betriebes einſchließlich aller Nebenleiſtungen ſtellten ſich für den Kubikmeter der auf die Rieſelfelder beförderten Waſſermaſſe annähernd bisher auf einen halben Pfennig. Selbſtverſtändlich ſind faſt niemals alle Maſchinen gleichzeitig im Betriebe, durch die Bereitſtellung ſchnell anzuheizender Röhrenkeſſel iſt aber Vorſorge getroffen, daß auch einem plötzlichen Anſchwellen des Waſſerſtandes in den Kanälen, wie er bei ſtarkem Regenwetter eintritt, leicht und rechtzeitig entgegengetreten werden kann. In der Röhrenleitung nach den Rieſelfeldern, welche im allgemeinen einen Durchſchnitt von einem Meter beſitzt, wird mit einem Durchſchnittsdruck von drei Atmoſphären gearbeitet.

Für die Beurteilung des thatſächlichen Wertes der Anlagen des unterirdiſchen Berlins bildet vielleicht eine ziffernmäßige Zuſammenſtellung der Geſamtkoſten, welche ihre allmähliche Entſtehung verurſachte, den beſten Belag und zugleich eine nicht unintereſſante Illuſtration ihrer eminenten Bedeutung für den Haushalt der Stadt Berlin. Sind unſere Berechnungen zutreffend, ſo ſtellen ſich in runden Summen die Koſten der ſtädtiſchen Gasanlagen auf ſiebenunddreißig Millionen, die der beiden Waſſerwerke Stralau und Tegel auf 42,8 Millionen, und endlich diejenigen der bisher vollendeten reſp. in Angriff genommenen Radialſyſteme ausſchließlich der Rieſelfelder auf etwa vierzig Millionen Mark. Können dieſe Angaben auch nur auf annähernde Richtigkeit Anſpruch machen, ſo wird man doch nicht fehl gehen, wenn man die Geſamtſumme der unterhalb des Straßenpflaſters angelegten Kapitalien, die Werte der Anlagen der engliſchen Gaswerke und der Poſt mit eingerechnet, auf annähernd hundertfünfzig Millionen Mark berechnet.

Iſt das unterirdiſche Berlin damit heute zu einem gewiſſen Abſchluß gelangt oder ſtehen ihm noch große umwälzende Veränderungen für die Zukunft bevor? Es iſt wohl unmöglich, auf dieſe Frage eine auch nur einigermaßen nach allen Seiten hin befriedigende Antwort zu geben, ſo unberechenbar ſind beſonders die Fortſchritte der Technik, die dem Gemeinweſen im vollen Maße und möglichſt ſchnell zuzuwenden Aufgabe jeder energiſchen Stadtverwaltung ſein muß. Wenn einerſeits heute die Leitungen für die Telegraphie, für Gas und Waſſer mindeſtens zum vorläufigen Abſchluß gekommen ſind und an ſich auch den geſteigerten Bedürfniſſen noch eines kommenden Jahrzehnts Genüge thun dürften, wenn die Kanaliſation wenigſtens in der Innenſtadt vollendet iſt, ſo iſt anderſeits die Einführung des elektriſchen Lichts im Begriff, neue Revolutionen hervorzurufen. Schon hat die Stadt einen Vertrag mit der deutſchen Ediſongeſellſchaft abgeſchloſſen, kraft deſſen in kurzer Friſt deren Leitungen den Boden des Zentrums von Berlin durchkreuzen werden — es iſt gewiß ſchon den nächſten Jahren vorbehalten, den elektriſchen Funken jedem Hauſe ſelbſt in der entlegenſten Vorſtadt dienſtbar zu machen. Aber damit dürfte ſich der Kreis noch nicht geſchloſſen haben: Nicht nur Waſſer und Licht, auch Wärme und Kraft wird die Großſtadt der Zukunft von einer Zentralſtelle verlangen. Es bleibe dahingeſtellt, ob dieſe Aufgabe einſt ebenfalls der Elektrizität zufallen oder ob nach einem bereits vor mehreren Jahren aufgetauchten Plane das gaſige Produkt der mächtigen Fürſtenwalder Braunkohlenlager, in gewaltigen Röhrenleitungen direkt von den Gruben der Reſidenz zugeleitet, die Heizung und damit auch die Kraftlieferung übernehmen wird. Ja, noch während wir dieſe Zeilen ſchreiben, geht durch die Zeitungen die anſcheinend verbürgte Notiz, daß kein Geringerer, als Dr. Werner Siemens, in der Nähe des nur vier Meilen von Berlin entfernten Königs-Wuſterhauſens neue großartige Kohlengruben erſchloſſen hat und dieſelben in der ſoeben angedeuteten Richtung hin für Berlin nutzbar machen will.

Zweifellos erſcheint jedenfalls, daß auch die Durchführung dieſer Idee, mag ſie dem einen oder dem anderen Projekt entſprechend ſich geſtalten, nicht allein das Leben in der Stadt ſehr weſentlich beeinfluſſen, ſondern auch unſer unterirdiſches Berlin erneuten Umwälzungen ausſetzen wird.

Am Familientiſche.

Zu unſern Bildern.

Kinderköpfchen nach van Dyck. Als der junge van Dyck, damals in voller Jugendſchönheit und ſchöpferiſcher Kraft anno 1632 an den Hof des kunſt- und prachtliebenden Karl I von England berufen wurde, ſtand dieſer noch auf der Höhe königlicher Macht, und wenn auch die kommenden Ereigniſſe ſchon manchen Schatten vorauswarfen, ahnte doch niemand aus dem leichtlebigen Kreiſe vornehmer Kavaliere und edler Frauen, daß der Monarch ſiebzehn Jahre ſpäter ſein Haupt auf den Block legen ſollte. Von ſeiner ſchönen und tapferen Gemahlin Marie Henriette von Frankreich hatte er zu van Dycks Zeit drei Kinder: Karl, Prinzen von Wales (geb. 1630), Prinzeſſin Marie und Jakob, Herzog von York (geb. 1633), alle drei nach van Dyck bildſchöne Weſen Dies dreiblätterige Kleeblatt ſeines königlichen Herrn, der ihn mit Gold und Ehren überhäufte, ihn zum Ritter ſchlug (woher das Antonius Vandike eques pinxit unter engliſchen Stichen ſeiner Bilder), hat van Dyck fünf- bis ſechsmal als Gruppen-Kinderbild mit unbedeutenden Veränderungen gemalt Bald ſteht Wales rechts, bald links, bald iſt eine große Dogge auf dem Bilde, bald ſind zwei Wachtelhündchen da. Über ſämtliche Darſtellungen aber iſt bei aller kindlichen Lieblichkeit doch jene eminente Vornehmheit ausgegoſſen, die van Dycks Bildniſſe haben, und welche ſein Bildnis des königlichen Vaters dieſer Kinder, Karl I, zu dem vornehmſten Porträt macht, das vielleicht je gemalt iſt.

In der Mitte dieſer Kindergruppen, in der Regel geſtützt vom älteſten Bruder, ſteht ein Kind in dem Alter, wo das Antlitz noch keinen ſicheren Schluß auf das Geſchlecht ziehen läßt. Nach dem Spitzenmützchen und dem feinen Leinwandlatz über dem Kinderröckchen könnte es ein Mädchen ſein, der Geſchichte nach aber iſt es Jakob, Herzog von York, etwa im dritten Lebensjahre.

Von dieſem Kinde, dem ſpäteren Könige Jakob II von England, beſitzen wir eine Naturſtudie van Dycks nach dem Leben, wahrſcheinlich in der königlichen Kinderſtube gezeichnet, um als Unterlage für das auszuführende Bild zu dienen. Wir geben auf S. 516 eine ſehr gelungene Nachbildung dieſes wunderlieblichen Kinderköpfchens, das auch ohne den welt- und kunſtgeſchichtlichen Hintergrund rein durch ſeinen Liebreiz gefallen wird. Dieſer ahnungsloſe Engel da wurde ſpäter ein ſehr ſchöner, gefährlicher und abenteuerlicher Prinz, ein ſiegreicher engliſcher Admiral, dann wegen ſeines Übertrittes zum Katholizismus wieder ein Verbannter, endlich als Jakob II König von England, aber ein ſehr freud und friedloſer König, der ſein ganzes Leben gegen ſein Volk für die katholiſche Kirche gekämpft hatte, um ſchließlich — da er keinen Sohn, ſondern nur zwei proteſtantiſche Töchter beſaß — von dem Manne der älteſten, Marie, ſeinem Schwiegerſohne, dem ſchlauen Wilhelm von Oranien um Thron und Land betrogen zu werden und im Exil zu ſterben. Man ſieht dem Kinderköpfchen alles das nicht an.

Der Königskuchen. Die Stelle der Illuſtrationen unſerer heutigen Witzblätter vertraten im vor. Jahrh. einzelne Kupferſtiche, in denen die Zeitereigniſſe mit Satire oder Humor wiedergegeben oder geſellſchaftliche Schäden gegeißelt wurden. Ein hübſches Beiſpiel von dieſen Blättern gibt unſere Illuſtration (S. 517.) Es handelt ſich um die erſte Teilung Polens. Der Schattenkönig Stanislaus Auguſt fährt ſich verzweifelt in die Krone, als er die Nachbarn zugreifen ſieht. Die Kaiſerin Katharina fährt mit der unbewehrten linken Hand durch die Karte und blickt dabei ihren einſtigen Liebhaber kühl in das verzweifelt rollende Auge; Kaiſer Joſeph beteiligt ſich nur mit abgewandtem Antlitz an der Teilung, aber ſein Finger weiſt trotzdem auf das Stück Polen, das er haben will; der große Friedrich fährt mit dem Degen in der Rechten auf das ihm beſonders wichtige Danzig zu und blickt mit dem Grimm und der Verachtung des Kriegers auf den verzweifelnden Polenkönig. Über ihnen aber fliegt die Fama dahin und verkündet der Welt das Geſchehene.

Das Bild heißt: „Der Königskuchen.“ Damit dürfte auf eine franzöſiſche und engliſche Sitte angeſpielt werden. Am Dreikönigstage (Epiphanias) wird nämlich in Frankreich und England ein Kuchen gebacken, in den man eine Bohne thut. Wer nun dieſe Bohne in dem ihm zugeteilten Stück findet, wird König und hat als ſolcher Hof zu halten. Früher wurden drei Stücke für die heiligen drei Könige ausgeſchieden, d. h. an die Armen verteilt. Die Pointe ſcheint hier zu ſein, daß der polniſche König der Bohnenkönig iſt, während der König, der Kaiſer und die Kaiſerin ſich gewiſſermaßen als heilige drei Könige ihren Anteil holen. Vielleicht iſt aber auch die vlämiſch-belgiſche Sitte gemeint, nach welcher an dieſem Tage ſogenannte Königsbriefe zerſchnitten und die einzelnen Teile als Loſe benutzt werden. Die Karte würde dann den Königsbrief vorſtellen.

Schwere Wahl hat der brave, leider vor drei Jahren geſtorbene Weimaraner Künſtler*) ſein Bild genannt; Vagabundenfrühſtück waren wir verſucht, es zu betiteln, wenn wir nicht gefürchtet hätten, den philoſophiſchen Stammgaſt der Landſtraße durch dieſe Bezeichnung zu kränken. Auf dem Wege nach Wilhelmsdorf oder einer anderen Arbeiterkolonie ſcheint der Brave nicht zu ſein, dazu ſieht er nicht reduziert genug aus, auch ſcheint dazu ſein Handwerk ihn noch zu redlich zu nähren. Dieſes aber iſt offenbar der Bettel und ſo lange die mitleidigen Bauerfrauen unſeren Freund noch ſo freigebig mit Mundvorrat verſehen, iſt es ihm kaum zu verdenken, wenn er ſich in unmittelbarer Nähe des abgegraſten Dorfes ein ſchattiges Plätzchen ſucht und die Beſtandteile ſeines Mahls einer geſchmackvollen Prüfung unterzieht, die unverſtändige Gabe einer guten Seele nachſichtig beiſeite legend, welche in ihrem Unverſtande ſeine berechtigten Anſprüche zu niedrig taxiert hat. Oder ſollten wir den Redlichen falſch verſtanden haben, ſollte er ſich den beſten Biſſen bis zuletzt, bis zum letzten Schlucke aus der Kümmelflaſche aufſparen wollen? Wir widerſtehen weiteren Auslegungsgelüſten, damit nicht das Goetheſche Wort auf uns Anwendung finde:

> „Im Auslegen ſeid friſch und munter!
> Legt ihr's nicht aus, ſo legt was unter.“

Geſundheitsrat.

Zwickauer Abonnent. Mein dreizehn Wochen altes Töchterchen, welches geſund und wohlgebildet geboren wurde, ſcheint an irgend einem Magenübel zu leiden, denn vom erſten Tage an ſtellte ſich nach jedesmaligem Trinken regelmäßig ſo reichliches Erbrechen ein daß man annehmen muß. es könne nur wenig Milch im Magen zurückgeblieben ſein. Hierin beſtärkt werden wir durch die Thatſache, daß das Kindchen in zwölf Wochen nur zwei Pfund zugenommen hat, obgleich es nur Muttermilch bekommt.

Über die geringe Gewichtszunahme dürfen Sie ſich beruhigen; ſelbſt ganz geſunde Kinder, die gar nicht brechen, zeigen manchmal keine größere Zunahme, da häufig die Muttermilch nicht kräftig genug iſt. Solchen Kindern muß man bei Zeiten Kuhmilch zugeben. Was das Brechen oder richtiger „Speien“ anlangt, ſo liegt das oft an zu haſtigem oder auch zu reichlichem Trinken. Des Überfluſſes entledigt ſich dann der Magen in der zweckentſprechendſten Weiſe ſofort wieder. Man muß in ſolchem Falle verſuchen, durch kürzer dauerndes Anlegen (event. dann auch häufigeres) das Kind anders zu gewöhnen, um es vor zu reichlichem Speien zu bewahren.

---

*) Biographiſches über den humorvollen Künſtler, deſſen Spezialität die Poeſie des Handwerksburſchenlebens in Verbindung mit intimen Waldinterieurs war und von dem das Daheim im vor. Jahrg. (S. 677) eine dahinſchlagende ſehr humoriſtiſche Darſtellung „Agathens Ruh“ brachte, findet ſich im XVIII. Jahrgang, S. 47.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ant. M., Kiel. Meine Frau (Mitte der Vierziger) leidet ſeit Jahr und Tag am ſogenannten Einſchlafen der rechten Hand. Sie pflegt nachts die Arme über den Kopf zu legen. Während ſie früher kein Gefühl dabei hatte, nur das ſogenannte „Kribbeln,“ ſobald der Arm die richtige Lage wiederbekam, empfindet ſie jetzt ſchon länger dabei einen wirklichen Schmerz, beſonders in den Fingern, auch hat am Tage noch die Hand leicht das Gefühl des Einſchlafens. Rührt dieſe Erſcheinung vielleicht von Blutarmut her? Was läßt ſich dagegen thun?

Wir teilen dieſe Frage nur deshalb mit um auf eine Folge der ſchlechten Gewohnheit des Zuſammenlegens der Hände über den Kopf während des Schlafens nochmals aufmerkſam zu machen. Das Einſchlafen der Hände und Finger infolge dieſer Stellung rührt nicht von Blutarmut, ſondern von der Dehnung her, welcher die Nerven des Armes dabei ausgeſetzt ſind. Vor allen Dingen iſt natürlich das Aufgeben der genannten Gewohnheit notwendig und falls das nicht ausreichen ſollte, pflegt mehrmaliges Elektriſieren der betreffenden Nerven von ſeiten des Arztes das Übel zu beſeitigen.

Briefkaſten.

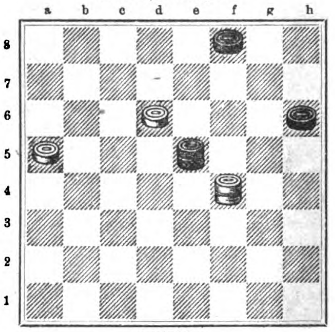
Der Mai hat für uns mit einem Schauer von — Frühlingsgedichten begonnen; ein zartes Gemüt beſingt das Läuten der Schneeglöckchen, ein anderes die Hundsveilchen; eine ſonderbare Schwärmerin träumt bei dem kühlen Maiwetter von einer Mondnacht auf dem Vierwaldſtätter See; andererſeits wird dem Frühling ein „Hüte dich“ vor dem grimmig durchs Land ziehenden „Fürſt Winter“ zugerufen. — Demnächſt hat es Lieder auf Geibels Tod, Kränze auf Geibels Grab ꝛc. geregnet: den zahlloſen Sängern dieſer Nachrufe wird es erfreulich ſein zu hören, daß ſämtliche Geibel-Poeſien von einem begeiſterten Sammler herausgegeben werden ſollen. — Frau **A. B.** in **A. b. M.** Uns iſt ein ſolches Erziehungsinſtitut nicht bekannt. — **B. E. (A. Schm.)** in **E.** Die Landpartie muß ſehr nett geweſen ſein, würde aber unſere Leſer doch weniger intereſſieren. — **H. T.** in **J.** Nicht geeignet. — **W. B.** in **H. v. d. H.** und **H. G.** in **H. a. S.** Dankend abgelehnt. — Dr. **F.** in **A.** Wir empfehlen Ihnen Specters Konfirmationsſcheine in zwei Sammlungen von je vierzig Blatt zum Preiſe von 1 M. 60 Pf. für die Sammlung; von denen aber auch eine Prachtausgabe in Buntdruck mit Zeichnungen von Prof. C. Andreae (je zwanzig Blatt, die Sammlung zu 2 M) bei Velhagen & Klaſing erſchienen iſt. — **H. S.** in **Gera.** Können nicht dienen. — **K. K.** in **Gießen.** Der Holzwurm oder Bohrwurm iſt ein Käferchen (Anobium), welches den Möbeln ꝛc. Schaden zufügt. Ein Anſtrich von Queckſilberſublimat oder eine alkoholiſche Arſeniklöſung ſoll helfen. Auch überſtreiche man die angegriffenen Stellen mit Petroleum und laſſe dieſes möglichſt eindringen. Sicher hilft ſtarke Hitze. Sehr ſtark angegangene Möbel verbrennt man am beſten!

In unſerer Spielecke.

1. Dreiſilbige Scharade.

Die erſten beiden thuen alle
Von alters auf dem Erdenballe;
O möchte es zu lichten Höhn
Vom Erdenſtaub zum Himmel gehn!
Es ruht im dunkeln Schoß der Erde,
Seitdem der Schöpfer ſprach ſein „Werde,“
Die Dritte, doch ſie hat nicht Ruh,
Man holt an's Licht ſie immerzu.
Das Ganze, wer hat's nicht geleſen,
Wie groß ſein Ruhm, ſein Glück geweſen?
Doch ach! ihn traf ein herb Geſchick,
Er ward ein Opfer falſcher Tück. B.

Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

2.

a, a, a, a, amo, ba, e, g, ch, jed, i, ie, la, la, ne, n, on, p, ra, ra, ra, ſ, t, v, vi.

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtabenzuſammenſtellungen laſſen ſich 6 Wörter bilden, deren Anfangs- und Endbuchſtaben den Namen einer griechiſchen Göttin ergeben.

1) Ich bin bekannt durch eine große Schlacht,
2) Mich hat die Sündflut ſchon berühmt gemacht,
3) Als Stadt in Öſterreich bin ich bekannt,
4) Mich findeſt du im fernen Alpenland,
5) Als Teil vom ſchönen Spanien kennſt du mich,
6) Des mächt'gen Zaren Unterthan bin ich.

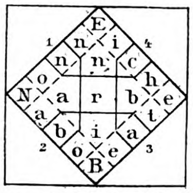
3. Zweiſilbige Scharade.

Die erſte Silbe iſt der Sklave nicht,
Die zweite Silbe dient zum Schlafe nicht;
Das Ganze iſt ein Deutſcher, deſſen Ahnen
Sich Ruhm erwarben unter den Romanen. v. D.

Scherzrebus 1.

r ſi

4.



In der obenſtehenden Wortfigur beſteht jedes der ſechs Wörter aus fünf Buchſtaben. Jedes liefert den Anfangs- oder Endbuchſtaben für vier der fünf anderen Wörter. Das fünfte und ſechſte Wort haben auch einen gemeinſamen mittleren Buchſtaben.

Nach dem Muſter dieſer Wörtergruppe:

1) Ein muſikaliſches Inſtrument. 2) Ein Baum. 3) Ein weiblicher Vorname. 4) Ein großer Fluß in Frankreich. 5) Eine Blume. 6) Ein berühmter Mathematiker.

5.

Mit auf — thut's gern der Handelsmann.
Mit be — ein jeder Schmied es kann.
Mit ge — wird's oft der böſe Knab',
Mit er — bring's jemand in das Grab.
Mit zu — thun's oft betrunk'ne Leut',
Mit ab — vernichtet's manche Freud'.
Mit an — geſchieht es, eh' man ſchießt,
Und jedem es ſehr ſchmerzlich iſt,
Der ohne Beiſatz es genießt. A. R.

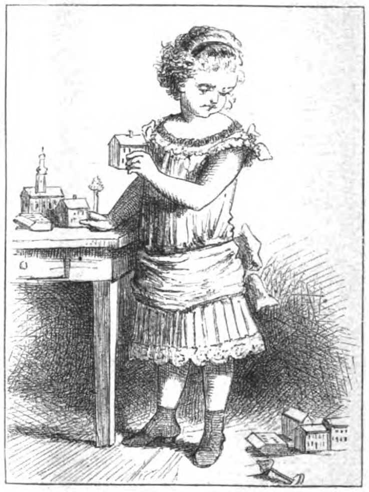
6.

Mit b und r als fernes, großes Land,
Mit z und l als Inſel wohl bekannt.

Scherzrebus 2.

bg ~~machen~~

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 31.

M E E **R**
A R I **E**
H U S S **R** U T **H** I S A I
A D A M **T** E U **T** N O A H
M A R T I N L U T H E R
N U L **L**
L A H **N**
U S A **I**
T A K **T**
H E R **R**
E L B **A**
R E I **M**
J E S U S V O N N A Z A R E T **H**
S I N A I U N D G O L G A T H **A**
W I T T E N B E R G U N D R O **M**

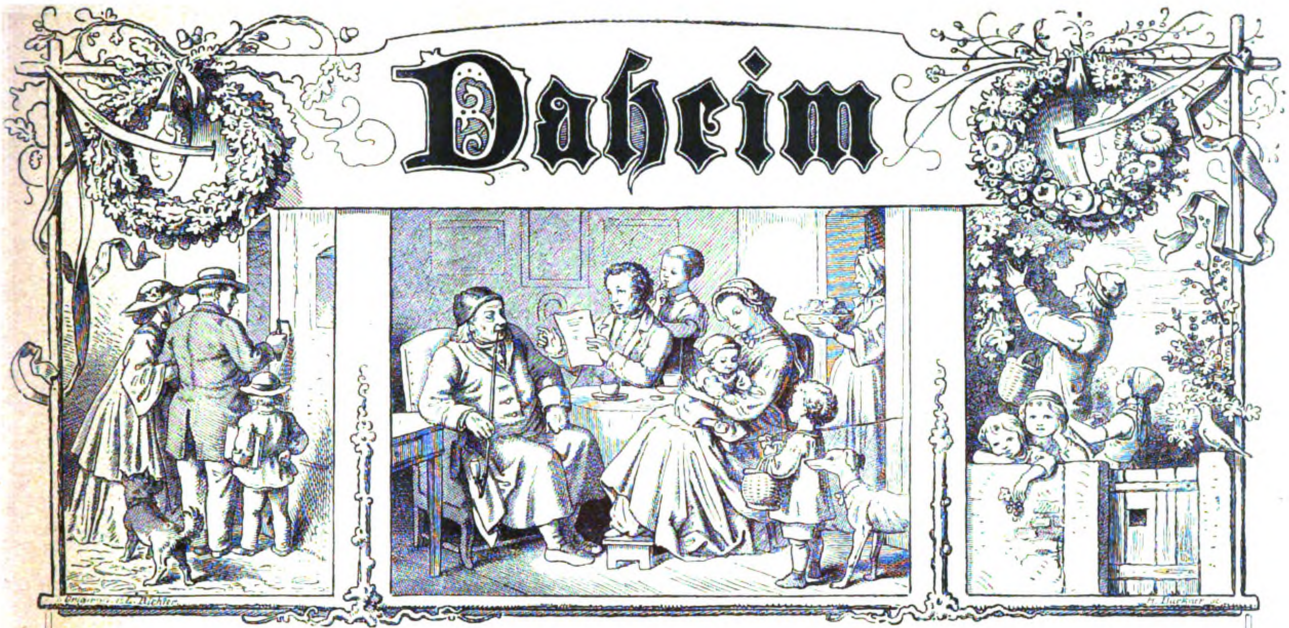
Bilderrätſel.

Blinder Eifer drängt oft den Beſten aus dem rechten Geleiſe.

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Chineſiſche Piraten. (Schluß.) Von Spiridion Gopcevic. — Das unterirdiſche Berlin. Von H. v. Spielberg. Mit vier Illuſtrationen und zwei Plänen. — Am Familientiſche: Zu unſeren Bildern: Kinderköpfchen nach van Dyck; Der Königskuchen; Schwere Wahl von C. Ziermann. — Geſundheitsrat. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

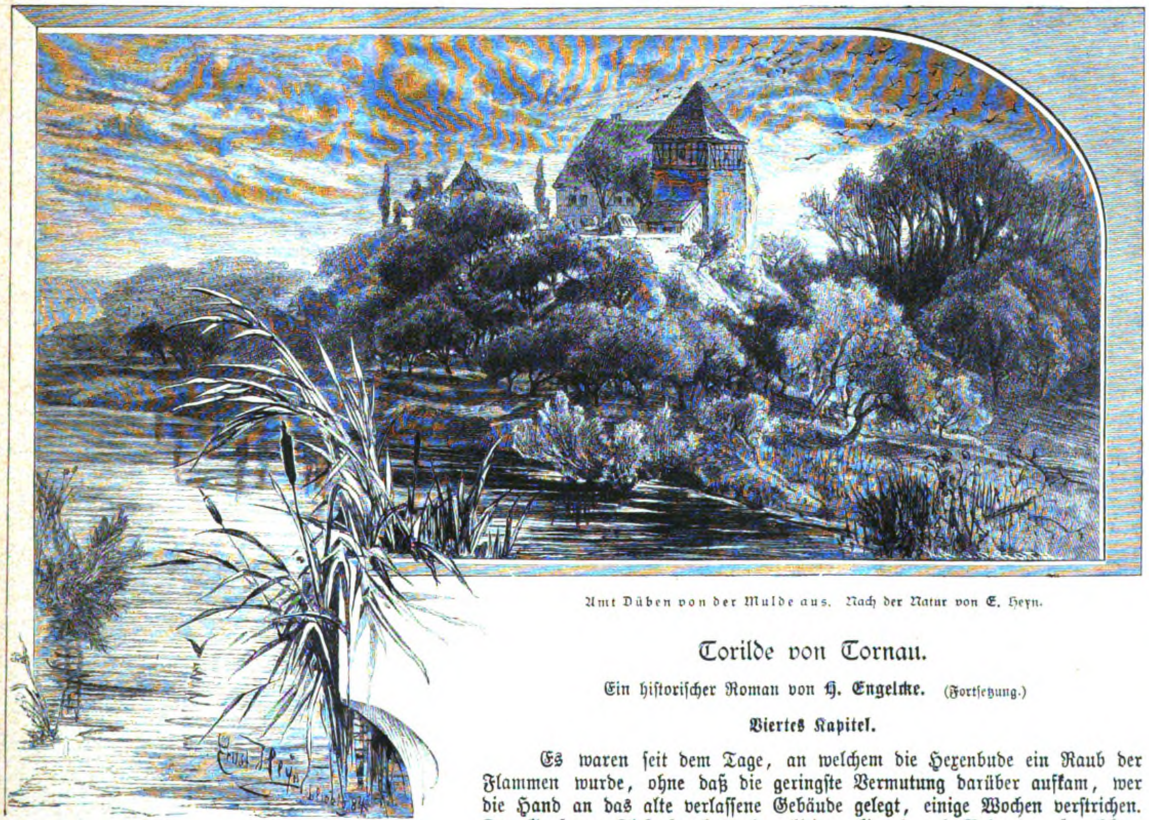


Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Mai 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. No. 34.

Die hiſtoriſchen Stätten unſeres Romans.



Amt Düben von der Mulde aus. Nach der Natur von E. Heyn.

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.** (Fortſetzung.)

Viertes Kapitel.

Es waren ſeit dem Tage, an welchem die Hexenbude ein Raub der Flammen wurde, ohne daß die geringſte Vermutung darüber aufkam, wer die Hand an das alte verlaſſene Gebäude gelegt, einige Wochen verſtrichen. Der Graf von Tiefenſee hatte den kleinen Grund und Boden, auf welchem das Gebäude geſtanden, zwei alten Eheleuten in Erbpacht gegeben und dieſe hatten bereits angefangen, aus den übrig gebliebenen halb verbrannten Balken, ſoweit dieſelben noch brauchbar waren, in einiger Entfernung von der Brandſtelle ſich eine neue Hütte zu zimmern. Die Hexenbude wurde nun umgetauft. Das Volk vollbrachte den Namenstauſch um ſo ſchneller und lieber, als es in aller Wunſch lag, daß die unheimliche Geſtalt der alten Lieſel vergeſſen werden möchte. So erhielt die Inſel, wo das verbrannte Haus bisher geſtanden, den Namen „Altenhof“ und hat denſelben behalten bis auf den heutigen Tag.

Daß die alte Lieſel tot war, daran zweifelte in Stadt und Land nicht eine einzige Perſon. Der Schultheiß und der Pfarrer von Duben waren dem Verlangen des Herrn von Schnaditz gefolgt. Der Sarg oder vielmehr die lange ſchwere Kiſte, in welche die Knechte des Herrn von Schnaditz die Verſtorbene am Morgen nach ihrem Tode gelegt, war aus der Böſchung des Grabens, in welchem die alte Frau geſtorben, herausgeſcharrt. Man hatte die Alte, weil ſie im Leben friedlos geweſen, in einer Ecke des Kirchhofes zu Duben, der ſogenannten „Verbrecherecke“ wieder eingegraben. Alſo war ſie tot und Stadt und Land waren von dem abſcheulichen Weibe glücklich befreit! Die beiden Familien auf den Schlöſſern zu Duben und Schnaditz beobachteten ebenſo wie die beiden Gefangenen aus dem Turm ein unverbrüchliches Stillſchweigen über das ihnen ganz allein bekannte Geheimnis. Die erſteren hatten die Schweſter der alten Lieſel ſeit jenem Nachmittage, an welchem ſie durch den Erdgang unter der Mulde hindurch im Schloſſe zu Schnaditz zum Vorſchein gekommen war, nicht mehr geſehen. Die Gefangenen waren an demſelben Tage abends vergebens zum Keller des Schloſſes zu Duben gegangen, um die Alte für die Nacht in Freiheit zu ſetzen. Der Raum war leer. Von ihnen allen hatte niemand die Frau mehr erblickt und ſo zweifelten weder die beiden Familien noch die in das Vertrauen gezogenen Gefangenen, daß die Alte ihr gegebenes Verſprechen erfüllt, die Gauen der Mulde verlaſſen und ſüdlich gezogen ſei.

Bei alledem lag es ſonderbar ſchwül auf Stadt und Land.

Das abſichtliche Schweigen, das über die geſchehenen Thatſachen überall beobachtet wurde, das ſonderbare und zweifelnde Kopfſchütteln, das man gewahrte, wo die Rede doch einmal auf die vergangenen Ereigniſſe kam, dies alles bewies, daß die alte Lieſel wenn auch aus dem Geſpräche ſo doch nicht aus dem Kopfe der Einwohnerſchaft geſchwunden war. Auf der Burg zu Duben war tiefe Ruhe eingekehrt. Die Gefangenen ſaßen auf ihrem Turm und nichts blieb ihnen übrig, als über die Aue zum Schnaditzer Schloſſe ſehnſüchtig hinüber zu blicken.

So kam der Johannistag, der 24. Juni 1680 heran. Trotz des ſchweren Kummers, der auf den Familien der Stadt ob der großen Lücken, welche die Krankheit geriſſen, laſtete, waren doch, wie dies zu gehen pflegt, wenn ein unſichtbarer böſer Geiſt endlich das Weite geſucht, die Toten eher vergeſſen, als man hätte glauben ſollen. Zu gräßlich ſchnell hatte er ſeine Geißel geſchwungen, ſo daß die, welche er verſchont, ſich bei ſeinem Verſchwinden verwundert angeſchaut, daß ſie noch lebten. Von Tag zu Tag gewöhnten ſie ſich aber mehr und mehr an das Unvermeidliche, ſo daß mit dem Johannistage die Zeit erſchienen war, daß die Überlebenden ſich ihres Daſeins wieder freuen konnten. Man hatte am Tage vorher die Gräber der Toten bekränzt, am Morgen des Feſttages ſelbſt aber ſchmückte man gewohntermaßen die Häuſer. War auch die Roſe infolge des überaus zeitigen Sommers bereits verblüht, ſo waren doch hie und da immer noch einige Spätlinge vorhanden. Mit Johanniskraut und Thymian wand man ſie zu Kränzen. Über die Straßen von Haus zu Haus zog man die Leinen und in der Mitte ſchaukelten ſich, vom ſanften Winde hin und her bewegt, des Sommers duftende Blüten. Schon am Abende vorher erglänzten die bewaldeten Höhen des Muldenufers in rötlichem Scheine, denn heilige Feuer ſchimmerten auf den Bergen, leiſe und dunkel zog der träge Rauch zu dem klaren Sternenhimmel auf und um den brennenden Haufen herum hatten Burſchen und Mädchen ſich verſammelt. Sie umſtanden das Feuer, zogen Hand in Hand um dasſelbe und ſangen leiſe ein uraltes Lied: „Gehe hinweg, du Unglück und werde verbrannt mit dieſem Kraut!“ Und als es ganz finſter geworden und nur noch Tauſende von Johanniswürmern leuchtend die Höhen umſchwärmten, da ſah man hie und da, die Geſchlechter ſorgfältig getrennt, Burſchen und Mädchen am Ufer oder im Gebüſch, denn ſeit Jahrhunderten ging die Sage, daß aus den Wellen des Stromes oder aus den Zweigen der dichten Bäume häufig das Antlitz des künftigen Lebensgefährten erſchien.

Der Freiherr von Tornau war nach Burg Duben zurückgekehrt. Er vermied es, die Stadt zu betreten und die Einwohner ſprachen, trotzdem daß die Aufregung ſich gelegt, doch nicht mehr wie ſonſt an dem Schloſſe vor. Durch den Feldſcher Ibener aber, den einzigen, der bei den Gefangenen im Turme freilich aber zur Nachtzeit noch verkehrte, erfuhr der Freiherr, daß das Volk nach wie vor die Entſtehung der großen Krankheit der Zauberei der verſtorbenen Lieſel zur Laſt legte, daß man Torilde, Urſel und Margret wegen ihres Beſuches kurz vor Ausbruch der Seuche auf der Hexenbude als ihre Helfershelferinnen bezeichne und von den drei Mädchen behaupte, ſie ſeien nichts anderes als — Hexen! Vergebens wütete der Freiherr, vergebens bat er den Feldſcher, den Pfarrer der Stadt oder den Schultheißen zu ihm zu ſenden oder einige achtbare Bürger auf das Schloß zu rufen, der Feldſcher lehnte jede Vermittlerrolle ab, weil ſie ihm nichts anderes als Staupenſchlag eintragen würde. Ebenſo entſchieden widerſetzte er ſich, als der Freiherr ihm verkündete, daß er dann ſelbſt am andern Morgen zu dem Schultheißen gehen werde. Sie würden unten in der Stadt ihn als Geiſel für die Tochter nehmen und feſthalten, ſo meinte er, während ſie ſich jetzt an die feſten unerſteigbaren Mauern der Burg nicht heranwagten, auch noch von dem allgemeinen Elend zu niedergedrückt ſeien, um energiſche Schritte gegen das Schloß zu wagen. Der Junker von Kyniz und der Doktor Häniſch verbanden ihre Bitten mit denen des Feldſchers und ſo blieb der Freiherr in der Burg, nur nächtlicherweile durch Boten davon unterrichtet, daß es ſeiner in Schnaditz verbliebenen Tochter wohl ergehe.

So brach der Johannistag mit ſeinem glänzenden Morgen an. Der Freiherr war früh aufgeſtanden und wollte den alten Turm beſichtigen, deſſen Außenſeite er am Abende vorher mit dichten Kränzen zu ſchmücken befohlen hatte. Hoch ſchwoll die Zornader auf ſeiner Stirn, als er gewahrte, was in der Nacht ſich begeben. Heruntergeriſſen von den Nägeln lagen die Blumen der Kränze zertreten und zerzauſt am Boden und bedeckten mit ihren Reſten den Eingang zur Burg. An Stelle der Blumenkronen hing an der Mauer ein Haufen Hobelſpäne, unten aber auf dem Wege war dicht Häckerling zerſtreut.

Es war dies damals das grimmigſte heimliche Zeichen unerlöſchlicher Feindſchaft, boshaften Haders, innerſter Wut, das Zeichen des Kampfes auf Leben und Tod. Der Freiherr ſah aus dieſem allen, daß man nach wie vor ſeine Tochter und mit dieſer ihn ſelbſt verantwortlich mache für die angebliche Zauberei, welche die Toten dahingerafft habe. Aber er begriff es auch, daß jedes vernünftige Wort bei der unglücklichen Bürgerſchaft der Stadt vollſtändig vergebens ſein werde. Nur ein Gedanke beſeelte ihn, die Rettung Torildens, die von dem Stande der Angelegenheiten immer nur eine oberflächliche Kenntnis, von der ihr drohenden Gefahr aber nicht die geringſte Ahnung beſaß. Der Freiherr war ſchnell entſchloſſen, als er die vernichteten Kränze ſah. Noch hatte ſich die Sonne nicht erhoben, unten in der Stadt war noch alles ſtill und ruhig und ſo ſchirrte der Freiherr ſelbſt ſeinen Wagen an und bald trabten die Pferde über die Brücke auf dem Wege nach Schnaditz. Er beſaß einen Vetter im Thüringerland und hatte unwiderruflich beſchloſſen, ſeine Tochter dorthin zu ſchaffen, wo ſie vor der unſinnigen Wut ſeiner Landsleute vorläufig ſicher war. Die Sonne war eben aufgegangen, als er an das Thor des Schloſſes zu Schnaditz klopfte, deſſen Bewohner noch im tiefen Schlafe lagen. Aber kaum eine halbe Stunde war vergangen, ſo ſtand alles reiſefertig da. Es war die höchſte Eile geboten, da am Johannistage das Volk nicht arbeitete, ſondern auf den Beinen zu ſein pflegte und es vor allem galt, den unſinnigen trunkenen Rotten auszuweichen, die an dieſem Tage die Gauen jubelnd zu durchziehen pflegten. Urſula und Margret waren augenblicklich entſchloſſen, die Freundin zu begleiten, man verabredete, das Nötige nachzuſenden, und ſo ſaß der Freiherr bald mit den drei Mädchen auf dem Wagen und fort ging die Reiſe durch die blühenden Felder und durch den tiefen duftenden Wald den Ufern der Saale zu.

Es war ein gar eigentümlicher Zug, der in ſchnellſter Gangart, wie es eben Flüchtigen geziemt, durch die Felder fuhr. Vorn auf dem kleinen Gefährt unmittelbar auf der Wagendeichſel ſaß der Freiherr, der die Pferde antrieb, in dem kleinen Wagen ſelbſt auf der ſchmalen Holzbank die beiden Schweſtern von Schnaditz, abwechſelnd Torilde auf ihrem Schoße haltend. Hinter dem Wagen aber trabten zehn bis zwölf bewaffnete Knechte, die der Herr von Schnaditz mit allen ſeinen Pferden aus den Ställen im Augenblicke beritten gemacht und die den Auftrag erhalten hatten, die Flüchtigen bis zur Grenze des Herzogtums zu begleiten. Es war auch in der That die höchſte Zeit zur Flucht geweſen, ganz beſonders für den Freiherrn ſelbſt. Der donnernde und raſſelnde Ton des Wagens über die Muldenbrücke hatte die zunächſt wohnenden Bürger der Stadt geweckt. Sie waren, als ſie den Wagen des Freiherrn und dieſen ſelbſt erkannt hatten, ſpornſtreichs zum Schultheißen gelaufen und hatten ihre Meldung erſtattet. Weil Johannistag war, hatten ſich ſchon eine Anzahl Leute vom Lager erhoben gehabt, und es verging keine Stunde, ſo ſcholl ein wüſtes Geſchrei durch die Gaſſen, überall hörte man das Wort: „Hexendirne“ rufen, und es dauerte nicht lange, ſo hatte ſich ein zum Teil bewaffneter Haufe gebildet, der bei der Nachricht, daß der Freiherr das Schloß verlaſſen und in dem Glauben, daß Torilde noch in dem letzteren verweile, auf einmal Mut bekam und den Entſchluß faßte, ſich der Hexendirne Torilde zu bemächtigen und an ihr das Unheil zu rächen, das ſie zuſammen mit der alten Lieſel über die Stadt gebracht habe. So zog der unheimliche Haufe nach dem Schloſſe, ſchreiend und tobend. An der großen Linde auf dem unteren offenen Hofe machten ſie aber unwillkürlich Halt. Denn ruhig und über das Verhalten der Maſſe nur erſtaunt blickten aus dem kleinen Fenſter des Turmes der Junker von Kyniz und der Doktor Häniſch auf ſie herunter.

„Was wollt ihr denn, ihr Männer?“ rief die gewaltige Stimme des letzteren durch die Morgenluft.

„Sie ſoll heraus,“ ſchrie die Menge, „öffnet das Thor oder die Pforte, gebt ſie heraus, die Hexendirne, das krumme Mädchen, die das Elend über Stadt und Land gebracht. Heraus mit ihr, an den Galgen, an den Galgen!“

„Holt ſie euch doch, wenn ihr Mut habt,“ rief der Junker von Kyniz lachend und höhniſch herunter, „hier iſt ſie nicht, hier könnt ihr lange ſuchen! Sprecht doch mit dem Burgwart, der wird euch ſchon Beſcheid geben!“

„Burgwart, was Burgwart,“ tönte es von unten herauf, „die Dirne wollen wir, die alle ins Verderben geſtürzt hat, gebt ſie heraus, oder dem Schloſſe geht es wie der Niedermühle, die kein anderer als die verdammte Hexe in Flammen geſetzt hat.“ — — „Von wem ſprecht ihr denn?“ rief die Stimme des Doktors herunter.

„Von beiden, von der alten und von der jungen, von der langen und von der kleinen, von der toten und von der lebendigen,“ ſchrie man herauf. „Schlagt das Thor ein, das Thor, wir müſſen ſie haben, nieder, nieder mit der Hexe!“

Wie ein wirrer Knäuel ſetzte ſich der Zug von der Linde aus gegen das Schloß in Bewegung. Der Junker von Kyniz und der Doktor Häniſch begriffen im Augenblicke, daß es, um eine Zerſtörung der Burg, in welchem an männlichen Perſonen außer ihnen nur der Burgwart vorhanden war, zu vermeiden, es am geratenſten ſei, das Thor zu öffnen und die Räume des Schloſſes ohne Ausnahme zur Durchſuchung bereit zu ſtellen. Gedacht, gethan! Die beiden jungen Männer eilten nach unten, die Zugbrücke des alten Turmes fiel und mit Geheul ſtürzte der Haufe in den Schloßhof. Der zitternde Burgwart händigte den Bürgern die Schlüſſel zu allen Thüren aus, und bald war die Burg durchſucht, ohne daß man Torilde gefunden hatte. Das Schloß war leer und der Haufe hatte ſich wieder auf dem Hofe verſammelt. „Der Turmkeller iſt noch übrig,“ ſchrie die Menge, „gebt den Schlüſſel her, Burgwart!“

„Ich werde euch ſelbſt öffnen,“ rief der Doktor, „folgt mir alle, kein Raum des Schloſſes ſoll vor euch verborgen ſein!“

Unter Anführung des Doktors zog der ganze Haufe nach dem Durchgange des Turmes, in dem es, da die Zugbrücke herabgelaſſen, ſo hell war, wie auf dem Hofe. Als die Menge im Thorwege angekommen war, ſchritt eben der Schultheiß über die Brücke. Er hatte von dem Lärm vernommen und ſchien vernünftig genug, ſeine Bürger von Gewaltthaten abzumahnen. Alles ſtand in der Durchfahrt unter dem Turm, als die Thür des Kellers wie durch Zaubermacht von innen her ſelbſt ſich öffnete. Auf der Schwelle aber erſchien die allen wohl bekannte Geſtalt der alten Lieſel, welche die Hände hoch erhoben hatte und laut der Maſſe entgegenrief: „Torilde von Tornau iſt unſchuldig, wie die reine Sonne am Himmel, nehmt mich und macht mit mir was ihr wollt!“

Wie die Spreu vor dem Sturme, in unnennbarer Angſt vor dem Geſpenſte, das ſie zu ſehen wähnten, ſtoben die Bürger von Duben, den Schultheiß mit ſich ziehend, aus dem Schloß den Burgweg herunter, und nach wenigen Augenblicken war es oben gerade ſo ſtill wie vorher. Der Doktor Häniſch, der, obwohl er wußte, daß es die Schweſter der toten Lieſel ſei, die ſich ſoeben gezeigt, konnte ſich doch, als er das totenähnliche durch den Aufenthalt unter der Erde leichenblaſſe Antlitz der alten Frau erblickte, eines gewiſſen Schauers nicht erwehren und eilte dem Junker von Kyniz entgegen, der erſtaunt, daß die Menge entflohen, vom Schloßhof daherkam, um ihn von dem was geſchehen, zu unterrichten. Aber vergebens durchſuchten ſie beide den Keller; die Geſtalt der alten Lieſel war ſpurlos verſchwunden.

Die Erſcheinung der alten Frau hatte gar ſonderbare Folgen. Bald hörte man auf dem Schloſſe von Duben, wie unten in der Stadt die Trommel tönte, welche die Bürger auf das Rathaus rief. Zu hellem heftigen Streit kam es hier zwiſchen den Perſonen, die mit dem Schultheiß auf dem Schloſſe geweſen und denen, die zu Hauſe geblieben waren. Die letzteren glaubten nicht, was die erſteren erzählten, und warfen ihnen vor, am Johannistage Geiſterſpuk geſehen zu haben. Man ließ ſogleich den alten Pfarrer herbeirufen und dieſer ſprach ein gewichtiges von allen Seiten gebilligtes Wort. „Geht nach dem Gottesacker,“ rief er aus, „grabt die Stelle auf, wo ſie liegt. Ihr kennt alle die Verbrecherecke, wo man ſie eingeſcharrt hat. Wenn ihr den Totenſchrein noch findet, ſo hütet euch nur, ihn zu öffnen, daß die böſen Dünſte ihm nicht entſteigen. Der Schrein birgt die Tote und wenn er noch vorhanden, ſo haben die unrecht, die heut die alte Lieſel geſchaut haben wollen, oder der Böſe hat ihre Augen geſchlagen!“

Das Wort des Pfarrers ward ungeſäumt befolgt, und um den Mittag des Johannistages war das Grab bloßgelegt, und zwei beherzte Männer hoben mit Stangen vorſichtig den Schrein empor und zeigten ihn den hinter der Mauer wartenden Bürgern. Diejenigen aber, die mit dem Schultheißen auf der Burg geweſen, verfolgte bitterer beißender Spott, bis der Tag zu Ende war, denn man ſagte wieder von ihnen, ſie hätten ein Geſpenſt geſehen! War es auf der einen Seite ein Glück, daß der Vorfall am Johannistage ſich ereignete, dem man zu jener Zeit nachſagte, daß ihm vor den übrigen Tagen des Jahres Sonderbarkeiten aller Art zuzutrauen ſeien, ſo ließ ſich trotzdem der Schultheiß des Ortes, der allerdings wie die Anſchauung der Zeit es mit ſich brachte, mit dem allergrößten Teile der übrigen Bevölkerung an Geiſterſpuk glaubte, doch nicht ſo leicht irre führen. Er hatte, bevor die tobende Rotte vor Angſt die Flucht ergriff und ihn mit ſich riß, neben dem Doktor Häniſch geſtanden und hatte deſſen erſchrockenes Geſicht geſehen, als die Alte in der Kellerthür ſich zeigte. So ſchlich er am Abend, als es dunkel geworden, hinauf auf das Schloß, um mit dem Doktor zu ſprechen und dieſen zu befragen, was er zu dem allen meine. Aber der Doktor hatte durch den Feldſcher von den Ereigniſſen, die auf dem Rathauſe und auf dem Kirchhofe geſchehen, ſowie über das, was der Pfarrer geſprochen, genaue Kenntnis erhalten und da ihm in des Freiherrn und in Torildens Intereſſe das Erſcheinen der alten Frau in der Kellerthür mehr als unbequem war, ſo beſchloß er kurz, ſich auf die

Seite der Gegner des Schultheißen zu ſtellen und zu erklären, daß er nichts von allem geſchaut habe und ihm die plötzliche Flucht der heraufgedrungenen Rotte ganz unerklärlich ſei. Verlegen die Kappe in den Händen drehend und mit der endlichen Überzeugung, daß auch er durch ein Trugbild betrogen ſei, verließ der Schultheiß in ſeinen Erwartungen gänzlich getäuſcht, den Arzt. In der Thür wandte er ſich plötzlich um, um noch einen letzten raſchen und forſchenden Blick in das Auge des Doktors zu werfen. Aber ebenſo ſchnell wandte er ſich wieder ab, denn er ſah in ein Geſicht, als wäre es von Stein. Der Junker von Kyniz, der kaum im ſtande war, ſeine Lachmuskeln zu beherrſchen, ſaß während des Geſpräches abgewandt auf ſeinem Schemel und ſchwur mit Fug und Recht, da er erſt nach dem Verſchwinden der alten Frau im Durchgange des Turmes angekommen war, bei allen Heiligen, daß er auch nichts geſehen habe. Als nun endlich der Schultheiß, gänzlich enttäuſcht, Zimmer und Turm verlaſſen hatte, da brach luſtig und laut bei dem Junker von Kyniz die Laune über die gelungene Täuſchung durch. Manches höhniſche Wort fiel da über die dummen Bürger und den zweifelhaften Bürgermeiſter. Bis in die ſpäte Nacht zog das Geſpräch ſich hin und als ſich beide Gefangene über die Möglichkeiten erſchöpft hatten, wo die Geſtalt der alten Frau geblieben ſei, da kamen ſie endlich zu dem Entſchluſſe, am anderen Morgen den Keller des Turmes genau zu unterſuchen, ob da eine verborgene Niſche ſich finde, in welches die Verſchwundene getreten ſein könne.

Die Nacht war eben vorbei, als es im Schloßhof lebendig wurde. Der Freiherr kehrte allein wie er ausgefahren zurück und der Burgwart zog die müden Gäule in den Stall. Die jungen Leute erhoben ſich ſchnell von ihrem Lager, um dem Freiherrn zu berichten, was am Tage vorher geſchehen war. Der Freiherr hörte gelaſſen zu, aber er fuhr empor, als man ihm das Erſcheinen der alten Frau erzählte.

„Das iſt abſcheulich,“ rief er — „ſie wollte fort nach dem Süden, ſie wird uns noch in Unglück ſtürzen — ſie verſprach es ſicher und feſt — es kann nicht ausbleiben, daß man ſie einmal fängt, wenn ſie des Nachts auf Nahrung ausgeht — man wird ſie für die Schweſter halten, die alte Geſchichte, die Kahnfahrt nach dem ſchwarzen Ufer wird wieder auftauchen, die unglückſelige Krankheit wird, kaum vergeſſen, wieder aufgetiſcht werden und damit all der Blödſinn, all die Dummheit, in der das Volk unten in der Stadt ſich wiegt!“

„Sie haben den Totenſchrein heute bloßgelegt und wiſſen ſomit, daß ſie tot iſt,“ ſagte der Junker von Kyniz.

„Das hilft gar nichts,“ entgegnete der Freiherr. „Denn wenn ſie endlich auch begreifen werden, daß zwei Schweſtern vorhanden geweſen, ſo ſahen ſich dieſe doch ſo verzweifelt ähnlich, daß ein Unterſchied gar nicht zu finden iſt. Sie werden immer die noch lebende für diejenige halten, die mit meiner armen Tochter nach dem ſchwarzen Ufer geſchifft iſt und die mit ihr zuſammen die Krankheit herbeigezaubert haben ſoll. Es gibt nur ein Mittel — die Alte muß fort, fort, ganz fort von hier — es gilt bei der Tollheit der Gerichte, die den Unverſtändigen, ſobald ſie einen Eid leiſten, glauben ohne Rückſicht darauf, ob die beſchworene Thatſache möglich iſt, die Alte wegzuſchaffen, — weg — weit weg — — ganz weg!“

Die jungen Leute ſahen dem alten Herrn in das kummervolle Geſicht. Sie merkten, wie er an allen Gliedern zitterte, und fühlten recht gut durch, daß Torildens Wohl und Wehe ſeine Worte diktiere. Sie wußten, daß wenn die Gerichte, wie ſie damals beſchaffen waren, in die Sache ſich zu miſchen begannen, die herrſchende Sucht, das Volk durch unſinnige Richterſprüche zu befriedigen und zu beſänftigen, Torildens Leben auf das Spiel ſetzte. Im Augenblicke zogen alle Möglichkeiten, die eintreten konnten, durch den Kopf der jungen Männer, bis der Doktor plötzlich vortrat, die Hand des Freiherrn ergriff und ſagte:

„Ich verſtehe Euch, Freiherr, ſo lange die Alte lebt, iſt Eurer Tochter Ruf und Leben gefährdet. So wiſſet eins, Ihr dürft Euch in die Sache nicht miſchen, man würde Euch immer vorwerfen, daß Ihr des Mädchens Vater ſeid! Bei uns beiden iſt das etwas anderes, wir ſind beinahe zwei Monate als Eure Gefangenen bei Euch und Ihr habt uns gehalten, als ſeien wir Eure Söhne. Wohlan denn, Torilde iſt unſere Schweſter und ihr zu helfen iſt unſere Pflicht!“

„Um Gottes willen, was wollt Ihr thun? — Du ſollſt nicht töten, ſteht in der heiligen Schrift — —“

„Wer ſpricht denn von töten, Freiherr? Beruhigt Euch und vertraut nur uns! Nur eine Frage habe ich an Euch, die Ihr mir beantworten müßt, ſagt mir, hat der Keller im Turm einen zweiten Ausgang?“

„Ja,“ ſagte der Freiherr überraſcht, „wie kommt Ihr auf dieſe Frage?“

„Weil die Antwort ‚ja‘ das einzige ſcheinbar Übernatürliche löſt, was noch vorhanden iſt,“ entgegnete der Doktor und erzählte das Erſcheinen und Verſchwinden der alten Frau.

Der Freiherr nickte wiederholt mit dem Kopfe. „Ich will es Euch ſagen,“ begann er, „wir haben geglaubt, der unterirdiſche Weg, der im alten Turm beginnt und der ſeit langen Jahrhunderten vorhanden iſt, ſei nur mir und meiner Tochter und der Familie von Schnaditz bekannt. Ich weiß nun aber, daß auch die alte Frau ihn kennt und ſich im Gange verborgen gehalten hat, warum ſolltet Ihr nicht darum wiſſen! Ich bin Eures Schweigens ja ſicher und bedarf es auch, da nicht einmal das Geſinde in den beiden Schlöſſern das Geheimnis kennt!“

„Seid ohne Sorge,“ unterbrach der Doktor, „wohin führt der Weg?“

„Unter der Mulde weg. Es ſieht aus, als habe ſie ein Bett von Sand und Kies, aber es iſt von Stein, der Gang führt nach dem Schnaditzer Schloſſe!“

„Nach Schnaditz?“ riefen die jungen Leute beide überraſcht.

„Ja, ja,“ ſagte der Freiherr, „zu anderen Zeiten und unter anderen Verhältniſſen würde euch das wohl nicht unangenehm geweſen ſein!“ — Die beiden jungen Leute ſchwiegen, aber man ſah es ihnen an, daß ſie die alte Frau im Augenblicke vergeſſen hatten und daß ganz andere Gedanken ihre Bruſt erfüllten.

„Beruhigt euch und gebt vorläufig eure Hoffnungen auf! Die beiden Mädchen und Torilde ſind nicht mehr in Schnaditz. Ich habe ſie ſelbſt fortgebracht in Sorge um ihre Sicherheit! Wo ſie ſind, darf ich euch heut nicht ſagen, ſo habe ich es mit dem Herrn von Schnaditz verabredet! Und nun, es iſt noch früh am Tage, ich bin die ganze Nacht gefahren und todmüde. Wollt ihr euch näher überzeugen, ſo geht in den Keller. Links die hintere Ecke birgt das Geheimnis. Hebt den dunkelgrauen Stein heraus, deſſen Handhaben ihr bemerken werdet und ihr ſeid am Eingange des Weges, von dem ich euch geſprochen. Sorgt, daß euch niemand ſieht und nun gehabt euch wohl!“

Der Freiherr ging und ließ die jungen Männer allein.

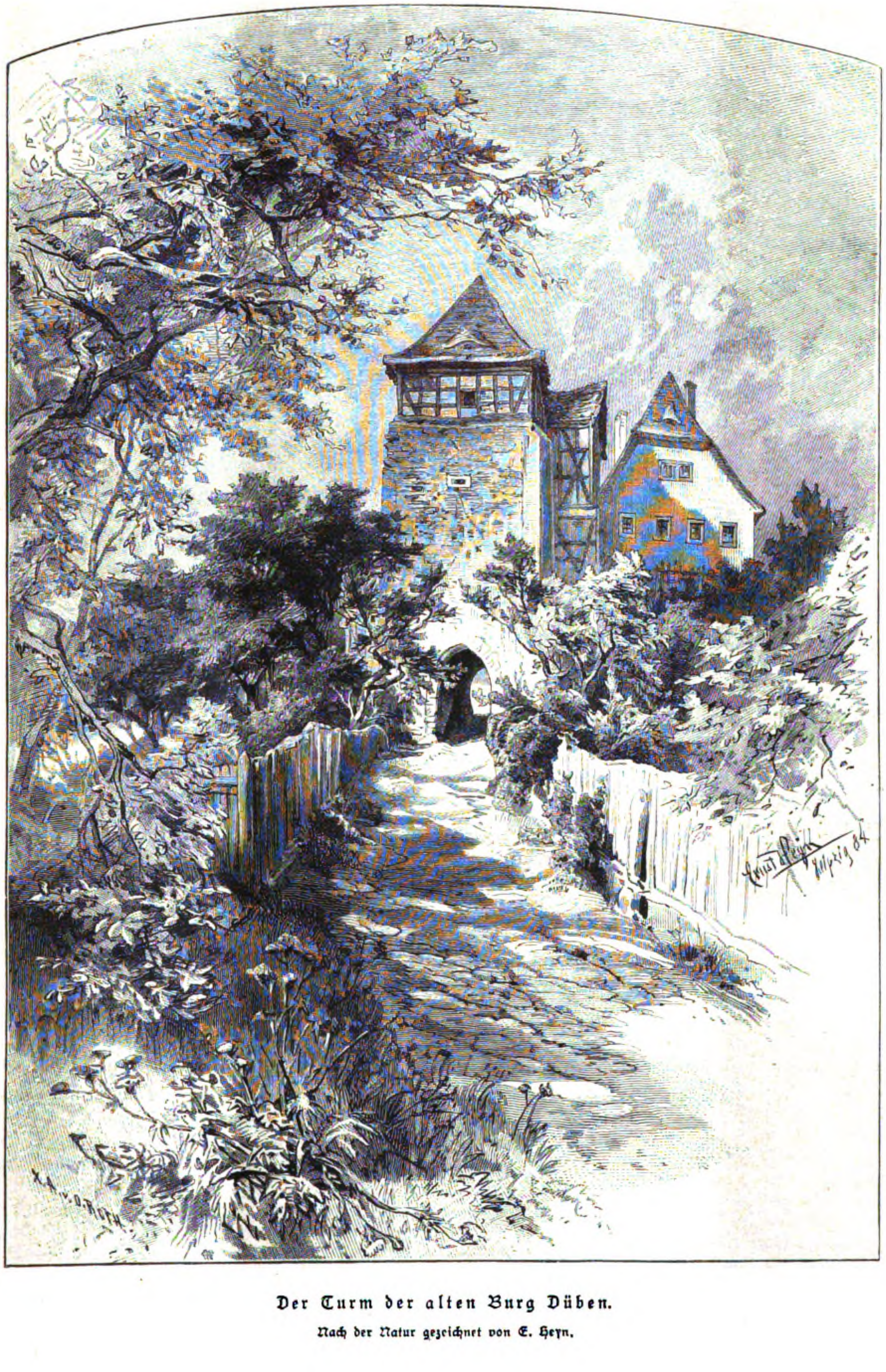
„Sprich, um Gottes willen, ſage mir, was du denkſt und thun willſt,“ ſagte der Junker von Kyniz zu dem Freunde, „du haſt ihm verſprochen, ihm und Torilde zu helfen und ihm die Sorge zu nehmen, die auf ihm laſtet. Was willſt du thun?“

„So höre mich, es klingt für den erſten Augenblick vielleicht ſonderbar, aber es iſt das einzige Mittel, um endlich wieder Ruhe und Frieden herbeizuführen. Alſo vernimm, wir ſuchen die Alte, wir finden ſie im unterirdiſchen Gange, wir — überliefern ſie der ſtädtiſchen Obrigkeit, wir ſagen der Behörde, daß ſie die Schweſter der toten Hexe iſt, die auf dem Kirchhofe liegt, und laſſen dann die Bürger der Stadt mit ihr beginnen, was ſie wollen.“

„Um Gottes willen, bedenke, was aus Torilde wird —“

„Aus Torilde? Begreifſt du nicht, daß die Wahrheit, mit der man leider Gottes ſo lange ängſtlich zurückgehalten, das einzige Mittel iſt, hier zu helfen? Glaubſt du, daß es beſſer wird, wenn die Sache ſo weiter geht wie jetzt, wenn der Verdacht um die Hexerei ſich fortſpinnt und von Tag zu Tag neue Lügen hinzukommen? Ich will keinem Menſchen zu nahe treten, niemand Vorwürfe machen, denn ich weiß recht wohl, daß die große, ſchreckliche Krankheit wie zu allen Zeiten, ſo auch hier die alleinige Schuld trägt. Von jeher iſt dies ſo geweſen. Gewaltige Umwälzungen in der Bevölkerung, unerſetzliche Verluſte im Leben des Volkes und der Familie verwirren und umnachten das Auge der wenigen, die da zurückbleiben. Das plötzliche maſſenweiſe Sterben der Einwohner, die Unzulänglichkeit alter bekannter Mittel der Heilkunde ließ den Glauben

Die hiſtoriſchen Stätten unſeres Romans



Der Turm der alten Burg Düben.

Nach der Natur gezeichnet von E. Heyn.

entſtehen, daß eine übernatürliche Macht im Spiele ſei. Es war ja keine Frage, daß dies an und für ſich richtig iſt, aber bei dem Zweifel, welche Macht dies war, irrte man und kam zu den verworrenſten Reſultaten. Anſtatt alles, was auf Erden geſchieht, als den Ausfluß des unerforſchlichen göttlichen Willens, als die Notwendigkeit göttlicher Weltordnung hinzunehmen in Demut und Entſagung, anſtatt dies zu thun, griff man, weil man Urſache und Zuſammenhang nicht begreifen konnte, zu den albernſten Erklärungen. Zauberei und Hexerei, als Glaube leider dem Volke angeboren, mußten das ihrige thun, Begriffe, die ein vernünftiger Verſtand nicht faſſen kann, mußten herhalten, um das zu erklären, was der ſchwache Menſch nicht einſehen konnte. So legte man zwei Perſonen das zur Laſt, was göttlicher Wille geplant. Man wiegte ſich in dem Glauben, ohne irgendwie darüber nachzudenken, die Urſache des Elendes gefunden zu haben und was der tolle Schneider am ſchwarzen Ufer geſehen hatte, war bald in aller Munde, und das thörichte Volk wiegte ſich in dem Glauben, eine alte ſchlechte Frau und ein junges braves Mädchen hätten all das Unheil verſchuldet! Kein Menſch dachte im entfernteſten daran, daß die Krankheit in Leipzig herrſchte, ehe die beiden Perſonen nur ein Wort mit einander gewechſelt, niemand überlegte, daß ſie ſchon vor Jahrhunderten nicht einmal, ſondern wer weiß wie oft, das Vaterland durchzogen hat, das alles blieb unbeachtet, der Schneider behielt recht, das einfältigſte Zeug erhielt den Stempel der Wahrheit.

„Und, hat man denn nur das geringſte gethan, um den tollen Irrtum zu brechen, iſt nur ein einziger vernünftiger Schritt geſchehen, um dem Volke zu beweiſen, auf welch falſchen Pfaden es ſich befindet? Nichts, auch nicht das mindeſte, und was man gethan, war falſch, grundfalſch! Die Hexenbude iſt in Flammen aufgegangen, ohne daß man unterſucht hat, ob dort nicht ein geheimer Schornſtein war, der den ſchwarzen Qualm erzeugen konnte, kein wirklicher Arzt iſt gefragt, ob, wie ich als ſolcher nicht einen Augenblick zweifle, die plötzliche Heilung der Hand des Pferdejungen in ſeiner Jugend und Konſtitution zu ſuchen iſt, kein Fuß hat ſich bemüht, zu erforſchen, ob in der neuen Mulde nicht der Fels, über den ſie läuft, ſo dicht unter der Oberfläche des Waſſers liegt, daß man bei niedrigem Stande ihn zum Durchgehen benutzen kann, kein Menſch hat das ſchwarze Ufer und den Wirbel des Waſſers erforſcht, ob nicht ein Boot ſich ohne Gefahr auf ihm halten kann. ‚Der Wirbel reißt alles in die Tiefe,‘ ſo ſagte man vor Jahrhunderten, ſo ſagt man noch heute, ohne daß man es beweiſen kann oder hierzu ſich nur die Mühe gibt. Aber was das allerſchlimmſte, das iſt die unglückliche Zweieinigkeit der alten Lieſel. Wozu der grenzenloſe Unſinn? Warum ſagt man denn nicht die ganz einfache Wahrheit? Es mag ja vielleicht ſonderbar erſcheinen, daß man ſeit langen Jahren nur an das Vorhandenſein einer einzigen Frau auf der verfallenen Hexenbude geglaubt, aber bei der großen Ähnlichkeit der alten Schweſtern, bei der Verrufenheit der Hexenbude, welche die Menſchen geflohen haben, iſt das alles am Ende ganz natürlich. Zu alle dieſem tritt die ſpärliche Zahl der Bewohner in Stadt und Land und die Schlauheit hinzu, in der die alten Frauen volle Meiſterſchaft bewieſen haben. Wozu alſo die Geheimthuerei? Weshalb verſchweigt man, daß es ihrer zwei geweſen, von welchen die eine tot iſt? Warum will man das Volk, das nun einmal am Aberglauben hängt, noch mehr darin beſtärken? Es iſt nicht zu begreifen. Das Geſpenſt der Zauberei ſchwört man abſichtlich herauf, ſobald die Überlebende ſich zeigt. Niemand bleibt bei der einfachen Wahrheit, niemand ſagt: ‚Überzeugt euch, daß alles natürlich zugegangen iſt und ein trügeriſcher Wahn euch befangen hält. Es waren ihrer zwei, die eine iſt tot, ſie iſt der großen Krankheit erlegen, ihr Körper ruht auf dem Kirchhofe in der Verbrecherecke begraben, die andere lebt und iſt hier.‘ Von alle dem kein Wort, und unſer Freiherr, ſo brav und gut er ebenſo wie Torilde iſt, trägt mit dieſer zuſammen die Schuld an der Verwirrung. Sie geben ihr Geld, um die Schweſter der Alten zum Auswandern zu bewegen, und begreifen nicht, daß der alte Vogel ſein Neſt nicht verläßt, weil er ſich kein anderes bauen kann. Thorheit über Thorheit! So gibt es nur ein einziges Mittel, der Wirrſal und der Gefahr ein Ende zu machen, die über dem Freiherrn und dem kleinen Torl ſchwebt, das iſt die offene Wahrheit, die Wahrheit ohne Rückhalt, die Aufklärung ſcheinbar unerklärlicher Thatſachen und damit wird Ruhe und Ordnung wieder Einkehr halten!“

„Du haſt recht, du haſt recht,“ rief der Junker von Kyniz, „ich will dir folgen; was du auch thun magſt, verfüge über mich, die Wahrheit ſoll ſiegen!“

„So warte, im Augenblick bin ich wieder bei dir!“ Der Doktor erſtieg das Turmzimmer und kehrte bald mit einer Leine in der Hand zurück. „Nun komm,“ ſprach er und trat mit dem Freunde in den Keller des Turmes.

Es war noch in den erſten Stunden des Vormittags, als die Bewohner der Stadt aller Orten zuſammenliefen. Der Freiherr ſchlief noch, ohne eine Ahnung von dem, was geſchehen, auf der Burg. Der kleine Markt aber, der vor der Ratsſtube lag, füllte ſich mit Menſchen, die hinauf nach den runden Fenſtern ſahen, denn die Gefangenen vom Schloß hatten die „alte Hexe“ gebunden überliefert und auf der Ratsſtube beſtand ſie vor dem Schultheiß das erſte Verhör.

(Fortſetzung folgt.)

Haus und Schule in Frankreich.

Skizzen von **Stephan Waetzoldt.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

IV. Die franzöſiſche Jugend und ihre Schulen.*)

„Wer die Schule hat, hat die Zukunft.“ Wenn man dies Wort auf das heutige Frankreich anwendet, ſo gehört die Zukunft der Republik. Man muß es Männern wie Jules Simon, Paul Bert, Jules Ferry, Camille Sée laſſen, ſie verſuchen ein neues friſcheres Leben in das ſtagnierende franzöſiſche Unterrichtsweſen zu bringen; ein bemerkenswerter Fortſchritt, eine kräftige, zweckbewußte Arbeit iſt überall zu ſpüren. Leider nur iſt der Franzoſe der ſchlimmſte Prinzipienreiter, den es gibt. Statt mit vorſichtiger Hand das Alte zu beſſern, wird gegenwärtig, ohne Rückſicht auf die Kontinuität, oft in ſo radikaler Weiſe auf dem Gebiete des Unterrichts experimentiert, daß die Schule jetzt das von allen Parteien am heißeſten umſtrittene Gebiet iſt.

Wie in der Armee und ihrer Verwaltung ſind es zum guten Teil deutſche Ideen, die ſich Bahn brechen, freilich verquickt mit dem alten Schulſyſtem aus der Zeit des erſten Kaiſerreiches, den materialiſtiſchen Grundſätzen der herrſchenden Männer, die nur noch eine Geſellſchaftsmoral kennen, und einem rückſichtsloſen, Frankreichs Vergangenheit verhöhnenden Republikanismus.

Die moderne franzöſiſche Jugend, die aus den Schulen des alten Schlages hervorgegangen iſt, macht keinen ſympathiſchen Eindruck. Ich ſehe hier völlig ab von der bis zur Narrheit geſteigerten Verbiſſenheit Deutſchland gegenüber. Zur franzöſiſchen Jugend rechne ich auch nicht jene eklen Gecken der Boulevards, die auf Gottes Welt nichts thun als ihrer Väter Geld verzehren, die breitbeinig gehen, damit man glauben ſoll, ſie ſtiegen eben aus dem Sattel, die Helden der Nachtreſtaurants und des Abſinths, die unter den paar in die Stirn gekämmten Haaren kaum noch etwas erweichtes Gehirn ihr eigen nennen. Nichts Abgeſchmackteres als dieſe Pariſer Zierbengel! Augenblicklich nennt man ſie boudinés, von boudin = Blutwurſt, weil ſie nach engliſcher Mode Ärmel und Beinkleid ſehr eng und kurz tragen. Vor etlichen Jahren hießen ſie gommeux von ihren ſteifgeſtärkten hohen Hemdkragen, noch früher, unter dem zweiten Kaiſerreich, petits crevés, weil ihnen in ihren engen Weſten die Nähte platzten. Einſt, in der guten alten Zeit, als der große Brummel das Modemuſter war, nannte man ſie dandys, noch früher lions ob ihres genialiſchen Haarwuchſes ... heut haben ſie überhaupt keine Haare mehr. Ihnen verdankt die franzöſiſche Sprache jene albernen Bezeichnungen, die ein

---

*) I. in Nr. 4. — II. in Nr. 8. — III. in Nr. 22.

Jahr lang in aller Munde ſind. Was früher in ihrem Jargon chic hieß, iſt jetzt pschutt oder v'lan. Sie bringen die unendlich albernen Gaſſenhauer der Cafés Concerts in Mode, den „amant d'Amanda“ oder „c'est dans l'nez qu'ça m'chatouille“; ab und zu erſchießt ſich einer in einem berühmten Reſtaurant oder im Vorzimmer eines berüchtigten Weibes, das ihn ruiniert hat. — Aber auch die tüchtigeren unter den Jünglingen und jungen Männern ſind von einer ſo frühreifen Skepſis, ſo aller Ideale bar, ſo ſchnell vom Geldfieber ergriffen, daß man ſie bedauern kann. Jeder ſucht, wie er möglichſt ſchnell ſich ein arbeitsloſes Einkommen verſchafft. Der unglaubliche Protektionismus, die Vetternherrſchaft, die freche Stellenjägerei in der dritten, ſogenannten athenienſiſchen Republik, die Intoleranz der herrſchenden Republikaner allen anderen Meinungen gegenüber, das verzehrende politiſche Treiben, das neben dem Gelde den meiſten allein des Intereſſes wert erſcheint, die Überzeugung, daß man am beſten mit ſeiner politiſchen Meinung Karriere machen kann, ſchaffen ein Geſchlecht von kalten Egoiſten. Wozu ſoll man mühſam arbeiten, Examina machen, mit beſcheidenem Lohn ſich genügen laſſen, wenn aus jeder Nummer des Journal officiel hervorgeht, daß ein gutes Teil aller Stellen und Pfründen aus Wahlrückſichten vergeben wird, daß andere nur dem offen ſtehen, der gute Verbindungen, hervorragende Gönner und Freunde hat! Wer erſt Advokat iſt, der kann heut Deputierter und über Nacht Miniſter werden, und ein junger Mann aus alter konſervativer Familie, der die Republik durch ſeine Mitarbeiterſchaft beehren will, iſt einer guten Verſorgung ſicher. Der Sinn für die notwendige Unterordnung, für Disziplin und ſchweigenden Gehorſam geht der Jugend verloren.

Am 21. März 1883 brach in dem Staatsgymnaſium Louis-le-Grand, einem ſchmutzigſchwarzen Gebäude hinter der Sorbonne, eine Revolte der Primaner aus, die von ihrem Direktor Gidel kategoriſch gefordert hatten, daß ein entlaſſener Mitſchüler wieder aufgenommen würde. Die Rebellen hatten ſich mit ihren Exerzierflinten bewaffnet und in den Schlafſälen verbarrikadiert; es bedurfte einer Schar Stadtſergeanten, um ſie ſchließlich zu zwingen. In der folgenden Nacht ſah man in den Cafés des lateiniſchen Viertels die aus der Anſtalt entfernten Helden dieſer Erhebung gegen Direktor und Oberlehrer, rauchend, trinkend und renommierend. Die Pariſer Zeitungen veröffentlichten gewiſſenhaft die Fehdebriefe der Schüler an den Unterrichtsminiſter und den Direktor; drei Tage darauf waren ſie alle bis auf einige Tollköpfe wieder in Gnaden aufgenommen, und der Direktor war Schulrat geworden.

Unter dieſer Disziplinloſigkeit leidet auch der militäriſche Sinn in den beſſeren Ständen. Schon iſt den Offizieren durch den Kriegsminiſter geſtattet, ſobald ſie nicht im Dienſte ſind, Zivil zu tragen, und auf den Straßen von Paris ſieht man kaum mehr einen Offizier in Uniform. Das Inſtitut der Einjährig-Freiwilligen, von welchem man ſich für die Hebung des Anſehens der Armee in der Geſellſchaft ſoviel verſprach, iſt bald gründlich unpopulär geworden. Um den ſoldatiſchen Sinn zu wecken, organiſiert man jetzt Schulbataillone, die von Inſtrukteuren, welche der Kriegsminiſter ernennt, vollkommen ausgebildet werden ſollen.

Zu den gelehrten Studien, die keine Ausſicht auf großen Erwerb oder hohe Stellung geben, finden ſich nur noch wenige junge Leute bereit, die wohlhabend ſind und „es nicht nötig haben,“ oder arme Teufel, die dann als Hungerleider durch die Welt laufen. Die Söhne der beſſer ſituierten Familien jedoch abſolvieren faſt alle das Gymnaſium, auch wenn ſie ſpäter Kaufleute oder Gewerbtreibende werden ſollen. Hierin liegt in der That ein Vorzug der franzöſiſchen Bildung. Der franzöſiſche Kaufmann, abgeſehen vom Ladeninhaber, iſt im Durchſchnitt humaniſtiſch ſehr viel beſſer gebildet als der deutſche; er hat ein gutes litterariſches Wiſſen, kennt ſeine Klaſſiker und beſitzt Sinn und Geſchmack für geiſtige Genüſſe. Ich weiß keinen Fall, daß in Paris ein millionenſchwerer Großkaufmann ſeinen Sohn und Erben nur bis zum fünfzehnten oder ſechzehnten Jahre die Bürgerſchule beſuchen, oder ihn nur ſo lange auf das Gymnaſium gehen ließe, bis er ſich ſein Freiwilligenzeugnis erſeſſen, wie dies in Hamburg und Bremen recht häufig vorkommt. Wenn irgend möglich, muß der Sohn bachelier werden, ſeine Maturitätsprüfung beſtehen, und dazu hat er tüchtig zu arbeiten. Ein franzöſiſches Gymnaſium verlangt von ſeinen Schülern mehr Arbeitszeit als ein deutſches. Von achtjährigen Knaben werden bis zehn Stunden täglicher Sitzarbeit gefordert. Was würden unſre Schulhygieniker ſagen, wenn ſie die Lehrſäle einzelner berühmter franzöſiſcher Gymnaſien ſähen! In manchen Klaſſen ſchreiben die Schüler auf den Knieen nach, weil es an Platz für Tiſche fehlt. Ein Vater, der ſeinen Sohn von Sexta bis Prima erhalten will, muß tief in den Säckel greifen; die Bildung ſeines Sohnes koſtet ihm bis zum Maturitätsexamen in Paris mindeſtens 15000 Frank. Dafür iſt das Kind allerdings nur in den Ferien und am Donnerstag Nachmittag im Elternhauſe.

Wie die franzöſiſche Juſtiz und das bewundernswerte Uhrwerk der Verwaltung iſt auch das Schulweſen in ſeiner vollkommenen Zentraliſierung ein Werk des großen Napoleon. Indem der Kaiſer dem Worte université den Begriff „Geſamtheit der Wiſſenſchaften“ nahm und ihm die Bedeutung „Geſamtheit der Unterrichtsbehörden“ beilegte, ſchuf er im Jahre 1806 die Université de France, welche drei Unterrichtsgebiete umfaßt: L'Enseignement primaire (Volksſchulen), L'Enseignement secondaire (Gymnaſien, Realſchulen, höhere Mädchenſchulen) und L'Enseignement supérieur (Hochſchulen). Der erſte Napoleon war ein großer Organiſator, er gab die feſte Form, das Syſtem, in welchem trotz einzelner Veränderungen jetzt noch das geſamte Unterrichtsweſen Frankreichs beruht. Auf den Inhalt kam es ihm weniger an. Wenn Leopold von Ranke im allgemeinen behauptet, daß „unſre regſamen und hochſtrebenden Nachbarn im Weſten hauptſächlich nach einer abſoluten Uniformität ſtreben,“ ſo trifft dieſe Bemerkung auf dem Gebiet des franzöſiſchen Schulweſens völlig zu. — An der Spitze der Université ſteht als Grand maître de l'Université der Unterrichtsminiſter. Seine Macht in allen Perſonalfragen iſt unbeſchränkt. An ihn direkt berichten z. B. die Direktoren der Gymnaſien über alle, auch die unwichtigſten, Perſonalveränderungen, wie über die Anſtellung eines Arztes bei einem Internat, die Verſetzung eines Lehrers aus einer Klaſſe in die andere. Im Verordnungsblatte des Miniſteriums lieſt man unter anderem Meldungen dieſer Art: „Herr Cornailler, Ordinarius der Tertia am Gymnaſium zu Tarbes iſt zum Ordinarius der Sekunda an dieſem Gymnaſium ernannt worden, an Stelle des verſt. Herrn Duvivier.“

Dem Grand maître zur Seite ſteht ein Conseil supérieur de l'Instruction publique, der ſich aus vierzig Mitgliedern zuſammenſetzt; unter dieſen muß ſich befinden ein General als Vertreter der Armee, ein Marineoffizier, vier Biſchöfe, ein reformierter, ein lutheriſcher Geiſtlicher und ein Rabbiner. Mehr als die Hälfte der Mitglieder des höchſten Unterrichtsrates ſind in Schulfragen vollkommene Laien. Dieſe Verſammlung berät über Gang, Inhalt und Ziele des Unterrichts, über einzuführende Lehrbücher und über die ökonomiſche Verwaltung der Internate. Als Jules Simon Miniſter war, ſchuf er neben dieſer wenig kompetenten Behörde ein Comité consultatif, das aus bewährten Fachmännern der drei Unterrichtskategorieen zuſammengeſetzt war. — Im Auftrage des Miniſters bereiſen alle Jahre die Inspecteurs généraux (Oberſchulräte) die ihnen zugewieſenen Departements und berichten ihrem Chef über ihre Wahrnehmungen. Es iſt kaum möglich, daß bei den ausgedehnten Inſpektionsbezirken der betreffende Schulrat, welcher Volksſchulen, Gymnaſien, Akademieen, Mädchenſchulen gleichmäßig beobachten ſoll, eine klare Vorſtellung von den beſonderen Mängeln oder Vorzügen der einzelnen Inſtitute gewinnen kann. Außerdem iſt man auf ſeinen Beſuch wohl präpariert. Neben dieſen Fachleuten in der Zentralbehörde beſteht der große Verwaltungsapparat des Miniſteriums mit ſeinen Staatsſekretären, Direktoren, Räten und dem Heere der Subalternbeamten. Der Miniſter und der Unterſtaatsſekretär ſind politiſche Kreaturen, die anderen reine Verwaltungsbeamte.

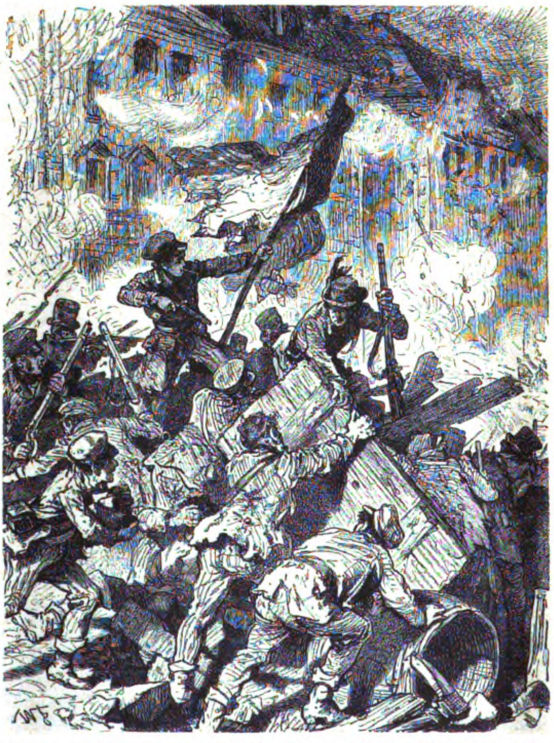
Das geſamte Gebiet Frankreichs iſt in ſechzehn Schulbezirke, Académies genannt, eingeteilt. Zu jeder Akademie gehören vier bis fünf Departements. Die Zentraliſation unter dem Miniſterium in Paris nimmt dieſen Provinzialſchulkollegien immer mehr von ihrer geringen Bedeutung. An der Spitze der

Académie ſteht ein Recteur, der den Doktorgrad haben muß; unter ihm arbeiten die Inspecteurs de l'Académie, die Dekane der Fakultäten und die ſieben vom Miniſter gewählten Mitglieder des Conseil académique, der ſich aus Vertretern des höheren Richterſtandes, des Klerus und aus einigen Notabeln zuſammenſetzt. Der Rektor der Akademie hat in allen den höheren Unterricht betreffenden Angelegenheiten nur eine beratende Stimme; der Miniſter allein entſcheidet. Die Direktoren höherer Lehranſtalten ſind jenem gegenüber völlig ſelbſtändig.

In dem Chef-lieu jedes Departements hat der Conseil départemental de l'Instruction publique ſeinen Sitz; er beſteht aus dem Präfekten, einem Inspecteur de l'Académie, aus Vertretern der verſchiedenen Religionsgemeinſchaften und Juriſten. Ihm liegt die Überwachung des Privatunterrichts und der nicht ſtaatlichen Lehranſtalten ob. In Sachen der Volksſchulen ſpricht er ein gewichtiges Wort. Die Volksſchullehrer, die als „Männer der Zukunft“ überall politiſche Agenten der Regierung ſind, ernennt der Präfekt. Augenblicklich iſt in den Conseils départementaux der Streit entbrannt über die in den Volksſchulen einzuführenden „bürgerlichen“ Katechismen der Geſellſchaftsmoral von Paul Bert, Madame Gréville u. a.

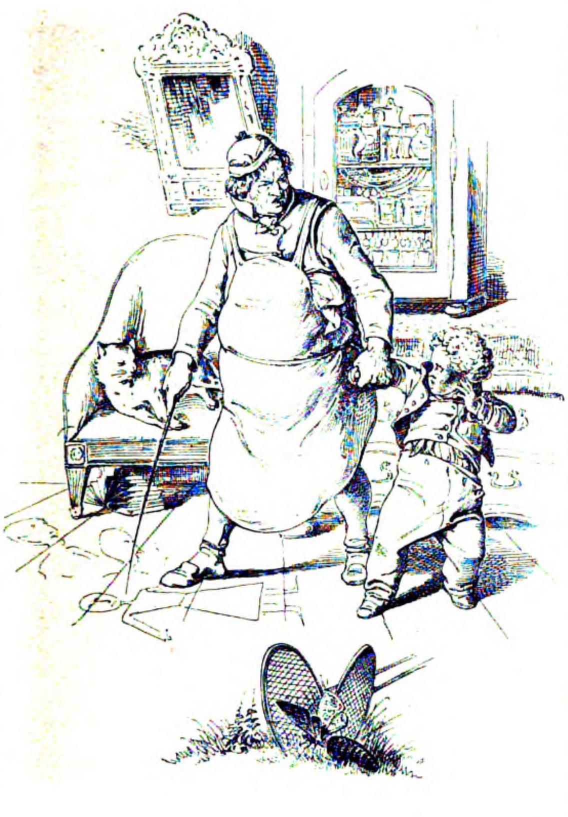
Am eigenartigſten ſind Leben und Unterricht in den unſeren Gymnaſien entſprechenden Anſtalten, den Lycées und Colléges. Beide ſind faſt ausnahmslos Internate, die Schüler tragen Uniform, tunique und képi, der Lehrer erſcheint in Amtsrobe in der Klaſſe. Lycées nennt man in Frankreich die vom Staate gegründeten und unterhaltenen Gymnaſien, ihrer zählt Frankreich einige achtzig. Alle von den Kommunen eingerichteten und erhaltenen Gymnaſien und Progymnaſien heißen Colléges; ihre Zahl iſt dreimal ſo groß als die der Lyceen. Meiſt ſtehen die Colléges ſehr hinter den Lyceen zurück; in kleinen Städten friſten ſie nur kümmerlich ihr Daſein, einen Normaletat kennen ſie nicht. Nach dem jeweiligen Stande der ſtädtiſchen Finanzen werden alle fünf oder zehn Jahre die Gehälter der Lehrer feſtgeſetzt. Da in Frankreich keine Anſtalt das Recht hat Diplome oder Berechtigungsſcheine zu erteilen, ſo ſteht neben den ſtaatlichen und ſtädtiſchen Anſtalten das Privatſchulweſen, die Schulinduſtrie, im beſten Flor. Solcher Privatgymnaſien, Établissements libres d'Instruction secondaire gibt es mehr als tauſend. Einzelne machen den Staatsgymnaſien erfolgreich Konkurrenz. Die bedeutendſten unter ihnen ſind von jeher die kirchlichen Anſtalten geweſen. In dieſen allein wurden bis vor wenigen Jahren mehr Schüler ausgebildet als in allen Colléges zuſammen. Die höchſten Erfolge und die meiſten Preiſe bei dem jährlichen wiſſenſchaftlichen Wettrennen, dem grand concours, erzielten die von den Jeſuiten geleiteten Gymnaſien. Der junge franzöſiſche Adel wurde faſt ausſchließlich auf dieſen Jeſuitenkollegien gebildet, denn die frommen Väter legten auch auf weltmänniſche Erziehung und gute Manieren Wert. Jetzt freilich iſt durch die radikale Geſetzgebung den kirchlichen Anſtalten das Fortbeſtehen erſchwert. — Die niedrigſte Stufe unter dieſen Etablissements libres nehmen die Preſſen ein, die boîtes, wo ein marchand de soupe, ſo nennt der Schülerwitz den Unternehmer, Wiſſenſchaften verkauft. Erfolgreiche répétiteurs machen mit einer boîte oft glänzende Geſchäfte. Eine ſolche Privatanſtalt der ſchlimmſten Art ſchildert Alphonſe Daudets Roman Jack unübertrefflich in dem Gymnaſe Moronval. Mancher cancre, ſo heißt im Schuljargon ein Faullenzer, verdankt dem marchand de soupe ſeine Bakkalaureatswürde. Dieſe Bakkalaureatsprüfungen in Frankreich ſind öffentlich. Kein Examinator kennt ſeine Prüflinge, und keiner erkundigt ſich, wo ſie ihre Vorbildung genoſſen. Die Fragen aber, die der Examinator thut, alle Aufgaben, die er ſtellt, werden veröffentlicht. Liebevoll und eingehend ſtudiert nun der répétiteur aus dieſen blauen Heftchen und nach dem Augenſchein während der Prüfung die Charaktere der einzelnen Examinatoren und ihre Lieblingsgewohnheiten. Darauf hin dreſſiert er dann ſeine Zöglinge. Der Geſetzgeber wollte eine abſolute Gerechtigkeit und Gleichheit erzielen; in Wirklichkeit wird die Prüfung zum Haſardſpiel. Das Bakkalaureatsexamen richtet ſich entweder mehr auf ſprachlich-geſchichtliche Kenntniſſe (baccalauréat-ès-lettres) oder auf Realien und Mathematik (baccalauréat-ès-sciences). Es wird dreimal jährlich von den ſogenannten „philoſopiſchen“ Fakultäten der Akademieen abgehalten. Bei dieſer, unſerem Abiturientenexamen entſprechenden Prüfung fallen neuerdings in Paris von hundert Kandidaten ſiebenundſiebzig durch.

Aus den Papieren eines nachdenklichen Zeitungsleſers.

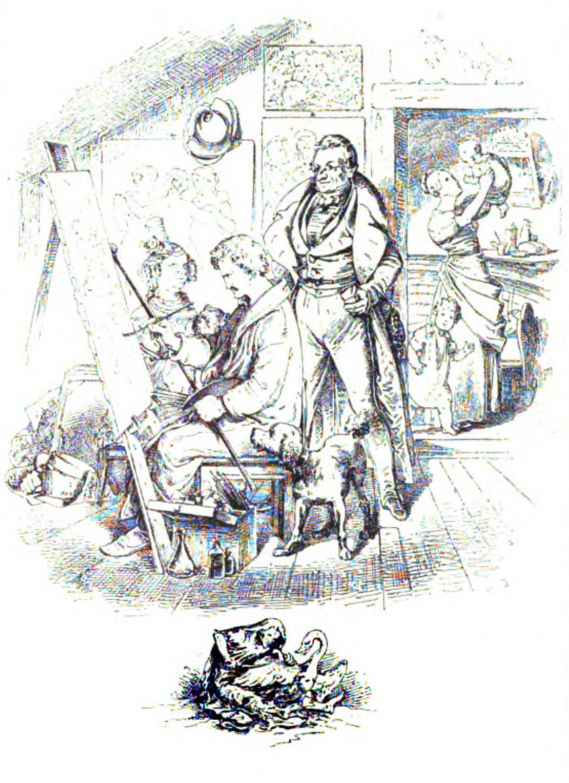


Weniger „gute“ Revolutionäre auf der Barrikade am Kölniſchen Rathauſe zu Berlin, in der Nacht des 18. auf den 19. März 1848.

Inhalt und Methode des Unterrichts auf den Gymnaſien ſind von dem bei uns Üblichen weſentlich verſchieden. Das franzöſiſche Collége verleugnet ſeine mittelalterliche Vergangenheit auch jetzt noch nicht ganz. Collegia nannte man urſprünglich in Paris fromme Stiftungen für junge auswärtige Studenten, Penſionate, in denen die Kleriker wohnten und verpflegt wurden. Ein ſolches Kollegium war auch die, in ihrem weiteren Beſtehen ſo berühmt gewordene Sorbonne. Später wurden Vorleſungen oder Unterrichtsſtunden in dieſe Kollegien verlegt. In die mittelalterlich ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit brachte die Renaiſſance einen friſchen Geiſt. Franz I gründete das Collége de France als eine Hochſchule für philoſophiſche und rhetoriſche Studien. Heinrich IV beſtimmte im Jahre 1600, daß die erſte akademiſche Würde, das Bakkalaureat, nur erlangen könne, wer zwei Jahre Philoſophie getrieben habe, und in die Classe de philosophie wurde nur aufgenommen, wer ein Examen in Grammatik und Rhetorik beſtanden hatte. Deshalb heißt jetzt noch die unſerer Unterprima entſprechende Klaſſe eines franzöſiſchen Gymnaſiums rhétorique und die Oberprima philosophie; der großartig klingende Ausdruck „il fait sa philosophie“ bedeutet alſo einfach „er iſt Oberprimaner.“ Eine Art Philoſophie iſt auch Prüfungsgegenſtand im Maturitätsexamen. Wurde doch, für uns



„Keim.“



„Wirklichkeit.“

Zwei Blätter aus „Künſtlers Erdenwallen,“ Adolf Menzels Erſtlingswerk, erſchienen vor 50 Jahren (1834). Berlin, Sachſe & Co.

Wir bringen hiermit nachträglich zu dem Bildnis und Jubiläumsbericht Adolf Menzels zwei Proben aus ſeinem Erſtlingswerke „Künſtlers Erdenwallen.“ Dieſes Werk des jungen Anfängers, aus dem bereits die Löwenkrallen des Meiſters erkennbar ſind, war lange vergeſſen, hat aber durch ſeines Urhebers Feſtfeier ein neues Intereſſe gewonnen, ſo daß es wohl verdient, wieder ans Licht gezogen zu werden. In elf Bildern ſchildert es ſatiriſch-peſſimiſtiſch Künſtlers Leid und Freud'. Auf dem erſten („Keim“) ſehen wir des jungen Künſtlers erſte Verſuche und ihre ſtrenge Beſtrafung. Auf dem zweiten („Trieb“) ſitzt der Knabe als Schuſterlehrling in der Werkſtatt beim Schein des Öllämpchens, der durch die Schuſterglocke fällt und zeichnet eifrig nach der Büſte Blüchers, derweil die Uhr auf halb zwei Uhr nachts zeigt. Dann folgt der „Zwang.“ Der Lehrling reibt ſich den ſchmerzenden Rücken, den der Vater unbarmherzig mit dem Knieriem bearbeitet hat; der Geſelle, ein prachtvoller Kopf, tröſtet ihn halb ſchadenfroh; in der Küche werden ſeine Zeichnungen, die Reſultate nächtlicher Arbeit, ſchonungslos verbrannt. Das hat er nicht ausgehalten: auf dem folgenden Blatte, „Freiheit,“ ſehen wir ihn bei Nacht und Nebel zum Dachfenſter hinausſteigen, ein dürftiges Bündel am Wanderſtabe. Wir finden ihn wieder in der „Schule,“ im Aktſaale, von Menzel durch eine an den Rand gezeichnete Perücke hinreichend gekennzeichnet. Der arme Junge plagt ſich mit akademiſchem Zeichnen nach dem Gipsmodell, er kann es dem klaſſiſch gerichteten Meiſter nicht recht machen und ſein Antlitz deutet ſowohl ſein heißes Bemühen als die öde Ausſichtsloſigkeit an. Es wird noch ſchlimmer. „Selbſtkampf“ heißt das nächſte Bild, auf dem wir den Armen, an ſich ſelbſt verzweifelnd, vor der leeren Staffelei ſehen, zuſammengeſunken vor den Vorwürfen des ſich eben zum Gehen wendenden zornigen Vaters.

Jetzt folgt die Zeit der „Liebe.“ Vor dem Altar kniet ein holdes Mädchen, der Künſtler erblickt ſie und ſteht gebannt. Er muß ihr Herz gewonnen haben, denn auf dem folgenden Bilde, „Luftſchlöſſer,“ koſt er mit ihr in ihrem einfachen Heim unter den Augen der alten Mutter am Spinnrade, derweil unten am Rande ein Amor luſtige Seifenblaſen ſteigen läßt. Das Verhängnis geht ſeinen Gang. Das Eheband kettet den Künſtler an die rauhe Wirklichkeit. Während das treue Weib in der Kinderſtube ihre Kleinen herzt, muß er, der Hoheprieſter der Schönheit, für ſchnöden Lohn eine überaus häßliche und ebenſo aufgeputzte Perſon mit ihrem Mopſe malen, während der Gemahl, der wunderbarerweiſe eine geradezu ſchlagende Ähnlichkeit mit der heutigen Witzfigur des Partikulariſten Bliemchen hat, dem Gequälten vergnügt über die Schulter zuſieht. Darunter als Randzeichnung ein Schwan, dem ein hageres Weib, die Sorge, die Schwingen beſchneidet. Und dann kommt das „Ende.“ In ſeinem Lehnſtuhl zurückgeſunken ſitzt der Sterbende, ſeine Kniee umfaßt von den verzweifelnden Seinigen. Vor der Zeit iſt er in Not und Gram dahingeſtorben, hienieden hat ihm alles gefehlt, er muß ſich tröſten mit dem „Nachruhm.“ Mit ſchneidendem Hohn ſtellt Menzel eine Schar Kenner und Mäcene, Hofſchranzen und Äſthetiker, darunter unverkennbar auch die Geſtalt des alten Goethe dar, wie ſie ſich im Ausſtellungslokal des Bilderhändlers vor den Bildern des Verſtorbenen drängen, des Lobes voll, in den verſchiedenen bekannten Attitüden wirlicher oder vermeintlicher Kennerſchaft. Im Hintergrunde zählt der jüdiſche Händler Haufen Goldes.

So düſter und häßlich malte ſich im Gehirn des jungen Menzel die Welt und Zukunft des Künſtlers. Er war eben damals ein Kind der dreißiger Jahre und ſein eignes Leben iſt ſeitdem die beſte Widerlegung dieſer troſtloſen Anſchauung geworden.

Deutſche freilich ſchwer begreiflich, am 23. Juli vorigen Jahres den angehenden bacheliers das philoſophiſche Aufſatzthema geſtellt: „La théorie de Leibniz sur les Monades.“

Eines indeſſen lernen die jungen Franzoſen in ihren Schulen zweifellos beſſer als wir: ihre Mutterſprache mündlich und ſchriftlich mit Geſchmack und Geſchick zu gebrauchen. Das Studium der franzöſiſchen Sprache und Geſchichte, ſowie der Phyſik und Naturgeſchichte haben zuerſt die Jeſuiten in ihren Anſtalten eingeführt. Der Hauptwert wird durchgehends auf die Aneignung eines großen Gedächtnismaterials gelegt, auf Dreſſur zum Examen. Im Vergleich zu der einſeitigen Schulung des Verſtandes wird die Bildung des Gemüts und der Phantaſie als unnütz völlig vernachläſſigt. — Mittelpunkt alles gymnaſialen Unterrichts iſt neben der Mutterſprache auch jetzt noch das Lateiniſche; dieſem

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gegenüber treten die griechiſchen Studien ſehr in den Hintergrund. Noch heute machen die franzöſiſchen Sekundaner fleißig lateiniſche Verſe. Die beliebteſte Strafaufgabe für Ungezogenheiten in der Klaſſe lautet: „Zweihundert Verſe Virgil abſchreiben!“

Neuerdings iſt die Notwendigkeit des Studiums der neueren Sprachen, des Engliſchen und Deutſchen, auch für die Gymnaſien erkannt worden. In einer der beiden Sprachen wird jetzt jeder Abiturient geprüft. Freilich ſteht vieles von den ſchönen Verordnungen nur auf dem Papier, und nicht ſo ganz unwahrſcheinlich iſt die Anekdote, daß jüngſt einer der Herren Profeſſoren einem unbeholfenen Prüfling den Satz: „Il y avait un jour un roi et une reine qui avaient plusieurs enfants,“ alſo verdeutſcht habe: „Es gaben ein’ Tag ein’ König und eine Königin, welke ’atten mehrere Kindern.“ Trefflich iſt aber die von tüchtiger Kenntnis unſerer Sprache und Litteratur zeugende Auswahl der zur Klaſſenlektüre beſtimmten deutſchen Werke; darunter finden wir z. B. Hauffs Lichtenſtein, Auerbachs Dorfgeſchichten, Leſſings Hamburgiſche Dramaturgie, den Abfall der Niederlande und Wallenſteins Tod von Schiller, Goethes Hermann und Dorothea.

An der Spitze eines Lyceums ſteht der Proviseur, der indes keinen Unterricht erteilt. Er iſt der Adminiſtrator der Anſtalt, berichtet an den Miniſter und verhandelt mit Eltern und Vormündern. Oft iſt er wiſſenſchaflich und pädagogiſch eine untergeordnete Perſönlichkeit. Neben ihm ſteht der Censeur, der die Exekutivgewalt darſtellt, und die verhängten Strafen zur Ausführung bringt, und der Économe, der für das leibliche Wohl ſorgt und den die Schüler gelegentlich mit den harten Bohnen vom Mittageſſen bombardieren.

Die Bildung des Lehrperſonals an den höheren Schulen iſt noch immer eine ſehr ungleichmäßige. Von 2349 Gymnaſiallehrern in Frankreich hatten im Jahre 1878 nur 1482 einen Grad, der höher als bachelier war, das heißt alſo: mehr als ein Drittel hatte nur das Abiturientenexamen beſtanden. Unſerem Staatsexamen entſpricht ungefähr der einmal jährlich in Paris abgehaltene Concours d’Agrégation. Von den jedesmaligen Aſpiranten erhalten die, welche in der Konkurrenz die meiſten „points“ haben, das Diplom als agrégés. Am beſten alſo iſt daran, wer zufällig mit ſchwächeren Konkurrenten zuſammenkommt. Alle Kandidaten zur Agrégation müſſen drei Jahre unterrichtet haben. Ausgenommen hiervon iſt nur die Elite der franzöſiſchen Lehrerwelt, die Schüler der Ecole Normale in Paris, des Seminars für Gymnaſiallehrer. Die Aſpiranten für dieſe berühmte Bildungsanſtalt werden aus den beſten, mit tadelloſen moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Zeugniſſen verſehenen bacheliers ausgeſiebt. Neben anderen Vorteilen ſind ſie militärfrei. Ein chineſiſches Syſtem von halbjährigen Prüfungen ſichert ihnen das Vorwärtskommen und zwingt während des dreijährigen Kurſus zur nachhaltigen Arbeit. Die Ecole Normale iſt Internat; bis zu ihrem Amtsantritt bleiben die normaliens ſomit internierte Schüler. Hervorragende normaliens werden wohl auch als agrégés Univerſitätsdozenten, die begabteſten aber treten gern in die Redaktionen großer Zeitungen ein. Von den berühmten Journaliſten in Paris ſind, ſoviel mir bekannt, fünf ehemalige Schüler der Ecole Normale, darunter Edmond About, der Chefredakteur des XIXe Siècle.

Ein Ineinanderarbeiten der einzelnen Lehrkräfte auf den Gymnaſien findet noch wenig ſtatt; jeder Lehrer hält ſeinen Unterricht (il fait sa classe) und kennt in großen Anſtalten nicht einmal alle Kollegen. Vor kurzem ſind allerdings Lehrerkonferenzen nach deutſchem Muſter eingeführt. In den Oberklaſſen wird nur vorgetragen und die Schüler machen ſich Notizen. Die Verarbeitung des Lehrſtoffes mit den Schülern geſchieht außerhalb der Klaſſe, ſie iſt Sache des Pion, des „Einpaukers;“ ſein offizieller Titel iſt Maître d’Etude oder Maître-Répétiteur. Wer das Elend dieſes Gelehrtenproletariats kennen lernen will, dieſer „Unterlehrer,“ die, gehaßt und unabläſſig geneckt von der erbarmungsloſen Jugend, von den ordentlichen Lehrern über die Achſel angeſehen, erbärmlich bezahlt, ohne Autorität des Wiſſens und der Stellung, täglich zwanzig Stunden, Tag und Nacht, mit den Zöglingen zuſammengepfercht ſind und für ihre „division“ dem „proviseur“ allein verantwortlich bleiben, der leſe das Buch „Le Pion“ von Louis Durieu.

Das gemeinſame Ziel aller Arbeit der Lehrer und Schüler iſt der grand concours, das größte Ereignis des Schuljahres. Dieſe jährlichen „Schulpreiswettlaufen“ ſind etwas charakteriſtiſch Franzöſiſches und für uns Deutſche überaus komiſch. Der Franzoſe verlangt nach äußeren Auszeichnungen und Abzeichen: die Schüler tragen Uniform, der Lehrer den Amtsrock. Nach ein paar Jahren erhält er den Titel Officier de l’Académie und als Abzeichen dieſer Würde zwei ſilberne Palmen, die auf der Bruſt getragen werden; nach weiteren zehn Jahren iſt er Officier de l’Instruction publique geworden. Der Ehrgeiz des Schülers wird durch den grand concours aufs höchſte geſtachelt. Und wie ſchön iſt die Maſchine aufgezogen! — Der Concours erſten Grades ergibt die zehn Beſten jeder Klaſſe. Im zweiten Fegefeuer konkurrieren alle Beſten aller Gymnaſien desſelben Bezirks (académie); das dritte Purgatorium ſortiert in Paris aus dieſen hundertſechzig Beſten des ganzen Landes die Allerbeſten heraus. Mit Pauken- und Trompetenſchall wird in der Aula der Sorbonne unter Beiſein des Unterrichtsminiſters öffentlich der Name des Schülers, der den grand prix d’honneur davongetragen, verkündet. Alle Zeitungen bringen die Namen der premiers prix und der zahlreichen Acceſſite. Die Aller-allerbeſten dürfen beim Herrn Miniſter ſpeiſen. Der grand prix d’honneur iſt militärfrei, ſein Klaſſenlehrer aber erhält das Kreuz der Ehrenlegion! — Und welch ſüße Genugthuung für Madame Catinet, wenn ihr Armand aus der Quarta den zweiten Nebenpreis für lateiniſche Überſetzung in Geſtalt eines papiernen Lorberkranzes oder eines Buches erhält und auf die Tribüne ſtolpert, wo die griesgrämigen Herren Profeſſoren gelangweilt ſitzen.

Bis vor kurzem beſaß Frankreich noch keine unſeren lateinloſen Realſchulen entſprechenden Anſtalten. Durch ein Geſetz vom 21. Juni 1865 war zwar ein Enseignement secondaire spécial dans les lycées et colléges geſchaffen, das zwiſchen der Bildung unſerer Realſchulen und der Gewerbeſchulen die Mitte hielt. Aber erſt durch ein Dekret vom Juli des Jahres 1882 ſind dieſe Anſtalten ſelbſtändig gemacht und den klaſſiſchen Gymnaſien ebenbürtig geſtaltet worden. In dem Berichte an den Miniſter iſt für dieſe neuen Anſtalten ausdrücklich das deutſche Wort „Realſchulen“ gebraucht. Der Kurſus iſt achtjährig, abgeſehen vom Elementarunterricht, und findet ſeinen Abſchluß in einer Prüfung für das Baccalauréat de l’Enseignement secondaire spécial. Intereſſant iſt es zu ſehen, wie verſchieden die Anforderungen in Frankreich und in Deutſchland ſich geſtalten. Als obligatoriſche Unterrichtsgegenſtände der Prima einer ſolchen Realſchule finden wir in dem offiziellen Programm unter anderem: Moral, wöchentlich zweiſtündlich; Theorie der wiſſenſchaftlichen Methoden, Geſetzgebung, Staatswiſſenſchaft, Nationalökonomie, Kunſtgeſchichte. In Mathematik und Mechanik gehen die Anforderungen zur Abiturientenprüfung nicht unbedeutend über das bei uns übliche Maß hinaus. Manches davon wird freilich wohl nur Verordnung bleiben. Doch iſt anzuerkennen, daß der Franzoſe ſeiner ganzen Natur und Bildung nach, und gewiſſermaßen als ein Erbteil ſeiner Sprache, die Gabe beſitzt, auch einen ſchwierigen Gegenſtand klar, kurz und verſtändlich vorzutragen. Viel weniger als bei uns iſt die Einſicht in ein neues Gebiet durch einen nur dem Eingeweihten bekannten Fachjargon erſchwert. Voltaire hatte ein gutes Recht zu ſagen: „Tout ce qui n’est pas clair n’est pas français.“

In Frankreich zerſetzt die Politik die Armee, den Verwaltungskörper, den Richterſtand und neuerdings auch die Schule. Rückſichtslos verſuchen die Männer der dritten Republik in der letzten Dorfſchule wie in dem vornehmſten Gymnaſium ihre politiſchen und moraliſchen Anſichten der Jugend einzuimpfen. Von hoher Bedeutung iſt für uns Deutſche die ſyſtematiſche Erziehung zum Deutſchenhaß und zur Verachtung der Monarchie durch den Geſchichtsunterricht und durch die in vielen hunderttauſend Exemplaren verbreiteten „Bürger-Katechismen“ (Instruction civique). Vielleicht begleitet uns der Daheimleſer gern einmal in die franzöſiſchen Volksſchulen oder in die neu errichteten Mädchengymnaſien (Lycées de filles). Unſere intimſten Feinde jenſeits der Vogeſen nehmen hier einen gewaltigen Anlauf, um in einem Sprunge dem langſameren Gange unſerer Entwickelung zuvorzukommen.

Fern von Madrid.

Humoreske aus dem Soldatenleben von **Hermann Ferſchke.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

I.

Oft mag's ja nicht vorkommen, aber doch dann und wann, daß ein junger, lebensluſtiger Gardekavallerieoffizier mehr Geld ausgibt, als ſeinem Herrn Vater lieb iſt. Kann letzterer es vertragen, ſo wartet er es geduldig ab, bis der junge Mann ſich die Hörner ein wenig abgelaufen hat und trägt ſich mit der allerdings nicht immer erfüllten Hoffnung, daß der erwünſchte Moment doch möglichſt recht bald eintreten möge. Nun gibt es aber auch Väter, die trotz aller Wohlhabenheit ſich ſagen, daß ihr flotter Sohn in der glänzenden Reſidenz und im Kreiſe ſeiner reichen Kameraden eigentlich mehr braucht, als die ganze übrige Familie zuſammengenommen und daß das nicht ſo fortgehen kann, ſoll nicht die Exiſtenz der Familie ſchließlich in Frage kommen. In ſolchem Falle hat ein Vater in der Regel keine Luſt, abzuwarten, ob der Herr Leutnant nicht allmählich billiger wirtſchaften lernen wird, ſondern er ſinnt auf Abhilfe. Daß er letztere bereits vergeblich in Geſtalt ernſter und eindringlicher Ermahnungsſchreiben an die Adreſſe des Herrn Sohnes verſucht hat, darf mit Beſtimmtheit vorausgeſetzt werden. Derartige väterliche Mahnbriefe werden ja in der Regel mit ernſter Miene und glühenden Wangen geleſen, der für alles Gute empfängliche Sohn ſagt ſich daraufhin ſelbſt, daß Papa ja ganz recht hat, daß ſeine übrigen Geſchwiſter allerdings dasſelbe Recht an das elterliche Vermögen haben, als er, — er nimmt ſich auch feſt vor, ſparſamer zu leben, — aber es geht eben nicht.

So ſehen wir denn den Herrn Rittergutsbeſitzer von Rothenberg eines ſchönen Morgens beim Kaffee, wo er gewohnt iſt, mit ſeiner lieben Frau ein trauliches und beſchauliches Plauderſtündchen abzuhalten, in ausnahmsweiſe ernſter Stimmung. Die gewohnte Morgenpfeife iſt ihm längſt ausgegangen, von einer gemütlichen Unterhaltung war heute keine Rede, denn die Erwägungen einer varausgegangenen ſchlafloſen Nacht waren ſoeben der Inhalt einer ernſten Beratung der Eheleute geweſen. Ihr einziger Sohn Heinrich ſtand als Leutnant bei einem Gardekavallerieregiment in Berlin. Der ſonſt ſo frohſinnige und leichtlebige Vater hatte ſich ein ganz beſonders Vergnügen daraus gemacht, ſeinen einzigen hoffnungsvollen Sohn in dasſelbe Regiment eintreten zu laſſen, dem auch er früher angehört hatte. Die eigene Jugend lebte bei ihm in dem Sohne wieder auf, der nun dieſelbe Uniform trug, wie er vor Jahren. Die ſeit langer Zeit unterbrochene Verbindung mit ſeinem alten Regiment war durch den Sohn wieder hergeſtellt und die wiederholten Ausflüge nach Berlin, ſowie der Wiedereintritt in die alten lieben Geſellſchaftskreiſe hatten Herrn von Rothenberg wieder verjüngt und ihm hohes Vergnügen bereitet. Gern und willig öffnete er auch dem Sohn ſeinen gutgefüllten Geldbeutel.

Darüber waren nun acht Jahre vergangen. Lagen damals finanzielle Erwägungen dem alten Herrn auch gänzlich fern, — heute drängten ſich dieſelben doppelt läſtig auf. Zeit und Verhältniſſe hatten ſich eben weſentlich geändert. Sein Vater erwarb noch; denn die Produktionskoſten in der Landwirtſchaft waren damals bei weitem geringere, die Produkte dagegen, vor allem Holz und Getreide, ſtanden im Preiſe faſt ſo hoch wie heute und hatten mit keinerlei ausländiſcher Konkurrenz um den Markt zu kämpfen. Heute war das anders; man kämpfte ſozuſagen um die Exiſtenz und hatte ſeine Not, den alten wohlerworbenen Beſitz zu erhalten, — von einer Vermehrung desſelben war keine Rede mehr. Die Produktionskoſten hatten ſich mehr als verdoppelt, das ausländiſche Getreide beherrſchte die Börſen und drückte auf die Preiſe, die Ernten ſelbſt waren ſeit Jahren geringe geweſen und das Verhältnis von Einnahme und Ausgabe hatte ſich gänzlich zum Nachteil der erſteren verändert. Ein anderes aber kam noch hinzu. Der alte Herr von Rothenberg war das einzige Kind ſeines Vaters geweſen und konnte es ſich daher ſchon eher erlauben, auf Koſten desſelben flott zu leben und ſeine Jugend zu genießen, Leutnant Heinrich jedoch hatte noch drei unverheiratete Schweſtern, für welche natürlich ebenfalls ſtandesgemäß geſorgt werden mußte.

Bei der elterlichen Morgenkonferenz war dies denn auch alles heute zur Sprache gekommen, ſo ungern der alte Herr ſich durch Geld- und Geſchäftsangelegenheiten die Gemütlichkeit ſtören ließ. Man war ſich klar geworden, daß Leutnant Heinrich in den letzten Jahren eine Summe verbraucht hatte, die mit den Wirtſchaftseinnahmen in keinerlei Verhältnis ſtand und daß unter allen Umſtänden Abhilfe geſchafft werden müſſe.

„Es wird das beſte ſein, mein Alterchen,“ ſagte Frau von Rothenberg, „wenn Heinrich ſeinen Abſchied nimmt und dir bei der Bewirtſchaftung unſerer Güter zur Seite ſteht. Übernimmt er dieſelben ſpäter, dann wird ihm dies ſehr zugute kommen, da er dann ja gleich in bekannte Verhältniſſe eintritt.“

„Ich würde mich freilich freuen, unſeren lieben Jungen um und bei uns zu haben,“ entgegnete der alte Herr, „aber es wäre das doch wohl etwas egoiſtiſch von uns zu verlangen, er ſolle ſich hier in die Einſamkeit begraben; dazu iſt es ſpäter noch Zeit genug. Wir Rothenberger haben alle in der Armee gedient, aber keiner iſt als Leutnant abgegangen. Wir wollen das daher auch unſerem Jungen nicht zumuten, — aber aus Berlin muß er hinaus. Mit dem, was er dort in einem Jahre braucht, kann er in der Provinz, namentlich in einer kleinen Garniſon, zwei bis drei Jahre auskommen. Berlin iſt ein teures Pflaſter geworden, die Zeiten haben ſich eben geändert, und mit den in ſeinem Regiment dienenden Prinzen und Magnatenſöhnen können wir nun 'mal nicht konkurrieren. Es kann nicht jeder Millionär ſein. Laß mich nur machen, unſer Sohn iſt Gott ſei Dank unverdorben und ein tüchtiger Offizier, man wird ihn in jedem anderen Regiment mit Freuden willkommen heißen, — ich habe Bekannte und alte Kameraden im Kriegsminiſterium und werde ſofort die nötigen Schritte thun und ſeine Verſetzung beantragen. Man wird meine Gründe zu würdigen wiſſen und der Junge wird es mir ſpäter danken, wenn er auch jetzt einen heilloſen Schreck bekommen wird.“

Kurze Zeit darauf ritt Herr von Rothenberg nach der nahe liegenden kleinen Landſtadt, woſelbſt er ſich zur Poſt begab, um einen eingeſchriebenen Brief eigenhändig zu expedieren.

Während ſo des Donners Wolken ſchwer auf Ilion herabhingen, ſaß der bereits mehrfach erwähnte Leutnant Heinrich von Rothenberg nichts ahnend, wie das ja vor großen und gewaltigen Kataſtrophen in der Regel der Fall iſt, und ungeheuer fidel mit einigen Kameraden bei Gerold unter den Linden, woſelbſt eine Sektwette zum Austrag gebracht wurde. Leutnant Prinz Löwenſtein hatte nämlich die Behauptung aufgeſtellt, daß die Tänzerin Petipa niemand anders, als die ehemalige berühmte Pepita ſei und nur den Namen geändert habe, um ſich von neuem intereſſant zu machen. Dem aber hatte Graf Schwendenberg ganz energiſch widerſprochen, indem er behauptete, daß die Petipa in dieſem Falle ihre eigene Großmutter ſein müßte, da Pepita ſchon vor achtzehn bis neunzehn Jahren eine Tochter gehabt habe, welche in dem jetzigen Alter der Petipa geweſen ſei. Prinz Löwenſtein ließ ſich jedoch von ſeiner Anſicht nicht abbringen und nach längerer Debatte kam es natürlich zu einer Wette, — und weiter hatte es keinen Zweck. Die genealogiſchen Recherchen, welche man nunmehr anzuſtellen gezwungen war, hatten zunächſt keinen Erfolg nnd um der Sache auf den Grund zu kommen, war dem Prinzen nichts anderes übrig geblieben, als ein kleines Sektſouper zu arrangieren, zu welchem Signora Petipa freundlichſt eingeladen wurde und auch erſchien. Und wenn nun auch bei dieſer Gelegenheit der Stammbaum der ſchönen jungen Tänzerin immer noch zweifelhaft blieb, ſo wurde doch unzweifelhaft feſtgeſtellt, daß dieſelbe mit der alten Pepita weder verwandt, noch gar identiſch ſei, ſo daß Graf Schwendenburg alſo ſeine Wette glänzend gewonnen hatte, während Prinz Löwenſtein wieder einmal in der angenehmen Lage war, für eine ſeiner barocken und ſtets durch Wetten bekräftigten Behauptungen mit einem Korb Röderer carte blanche beſtraft zu werden. Der lebensluſtige Prinz ging jedoch, wie mehrfach bekannt, aus keiner dieſer Strafen gebeſſert hervor und erwarb ſich dadurch ſchließlich den Beinamen „der Sektprinz,“ den er auch ſpäter, als auch ihn das Schickſal einer Verſetzung in die Provinz roh und kalt erfaßte, noch lange Jahre trug.

So fidel man beiſammen war, ſo fidel trennte man ſich. Leutnant von Rothenberg ließ ſich eine Droſchke herbeipfeifen und fuhr, in weiſer Erwägung ſeiner leichten Stimmung und ſchweren Beine, in ſeine Wohnung, um ſich nach der anſtrengenden Sitzung einige Ruhe zu gönnen. Aber wie bekanntlich jener citierte König nur im Eskurial Schlaf zu finden meinte, ſo ſollte auch unſer Leutnant ihn heute nicht finden. Auf ſeinem Tiſch fand er das Parolebuch, ſowie einen Brief vor, deſſen Poſtſtempel und Handſchrift ihm mehr als bekannt war. Der Brief kam von ſeinem Vater und eine leiſe und wahrſcheinlich wohlbegründete Ahnung ſagte ihm, daß der Inhalt desſelben ganz geeignet ſein würde, ſeine heitere Sektlaune unter Null herabzuſtimmen und ſeinen heißen Kopf abzukühlen. In dieſer Vorausſicht zögerte er mit der Eröffnung des Briefes und griff zunächſt nach dem Parolebuch, um ſich durch Einſichtnahme des Tagesbefehls in die nötige nüchterne Stimmung zu verſetzen. Doch was war das!? Trieben die neckiſchen Geiſter des ſchäumenden Marneweines ihren Spuk mit ihm?! Um ſich zu überzeugen, daß er nicht träume, las er ſich ſelbſt laut vor:

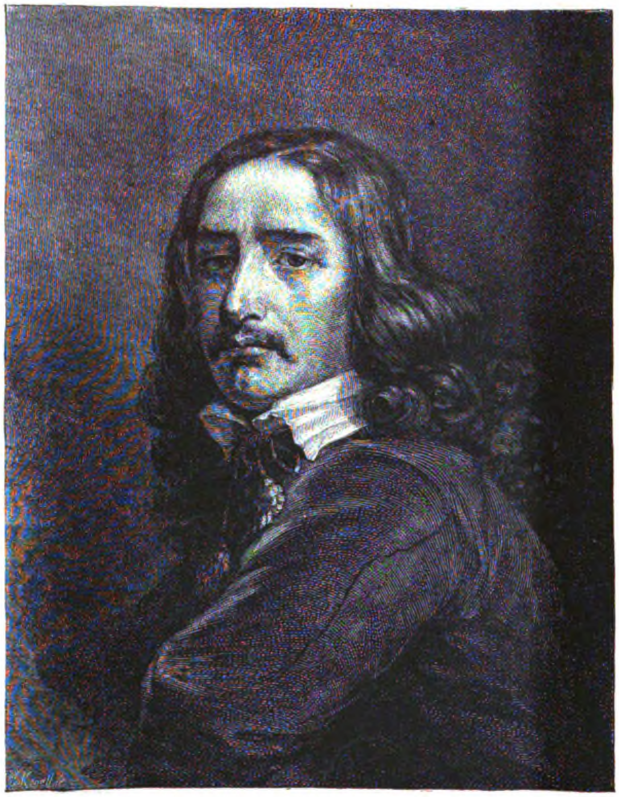
„Laut Allerhöchſter Kabinettsordre vom 3. dieſes Monats iſt der Sekondeleutnant von Rothenberg unter Beförderung zum Premierleutnant zum xten Ulanenregiment verſetzt.“ Da ſtand es. Kein Zweifel, er träumte nicht und ein Spaß konnte das auch nicht ſein, denn das alte bekannte Parolebuch vertrug dergleichen nicht. Niemand hätte ſich erlaubt, dasſelbe zu ſchlechten Witzen zu benutzen und gleichſam zu profanieren.

„Wer hat mir das gethan?“ ſtöhnte Leutnant Heinrich laut auf. „Fort von Berlin! Das iſt ja gar nicht denkbar . . . das iſt ja eine komplette Verbannung! Aber ich bin ja Premier geworden . . . Donnerwetter, man foppt mich geradezu! Auf die eine Backe ſchlägt man mich, auf die andere ſtreichelt man mich. Das kann ich mir ja gar nicht gefallen laſſen . . . das iſt der reine Hohn . . . ich werde ſofort meinen Abſchied einreichen. Was mag denn der Alte nun noch ſchreiben? Seine letzten Briefe lauteten ja gerade, als wenn er dicht vor dem Bankerott ſtände.“

Damit griff er energiſch nach dem erſt ziemlich ſchüchtern betrachteten väterlichen Handſchreiben und vertiefte ſich in deſſen Inhalt. Je weiter er las, deſto mehr wich nach und nach ſeine Erregung, und der Schlußſatz des längeren Schreibens rief ſogar ein mattes Lächeln auf ſeinem Geſicht hervor. Dieſer Paſſus lautete folgendermaßen:

„Jetzt, mein lieber Junge, habe ich, wie ich glaube, in Treue und Gewiſſenhaftigkeit dir alles auseinandergeſetzt, was mich zu dieſem Schritt bewogen hat. Du weißt, daß dein alter Vater ſtets dein beſter Freund geweſen iſt und wie ich allezeit bereit war, für dein Wohlbefinden jedes Opfer zu bringen, ſo muß ich von dir, als meinem guten und braven Sohn, jetzt, wo dir über unſere finanziellen Verhältniſſe reiner Wein eingeſchenkt worden iſt, auch verlangen können, daß auch du ein kleines Opfer bringſt. Ich weiß und fühle es ja mit, daß es dir nicht leicht werden wird, aus einem dir ſeit Jahren liebgewordenen Kreiſe von Kameraden zu ſcheiden und namentlich auch Berlin mit allem, was drum und dran hängt, zu verlaſſen. Vergiß aber nicht, daß die Armee eine große Familie bildet und daß du daher, du magſt verſetzt werden, wohin es ſei, überall Kameraden findeſt, die ſich freuen werden, dich den Ihrigen nennen zu können und die dir ſehr bald Freunde ſein werden. Vergiß auch unſeren alten Wahlſpruch nicht: ‚Über alles die Pflicht!‘ und ſei desſelben ſtets eingedenk. Übrigens wird dir ja, wie man mir mitteilte, die bittere Pille dadurch etwas verſüßt werden, daß du als Premier verſetzt wirſt, wobei du ja nun wieder eine Sproſſe mehr zum Feldmarſchall erklommen haſt und wozu ich dir denn auch herzlich gratuliere. So behüte dich denn Gott, mein lieber Sohn. Gehe ohne Groll und mit derjenigen Heiterkeit und Entſchloſſenheit, wie ich ſie an dir gewohnt bin, deinen neuen Weg.

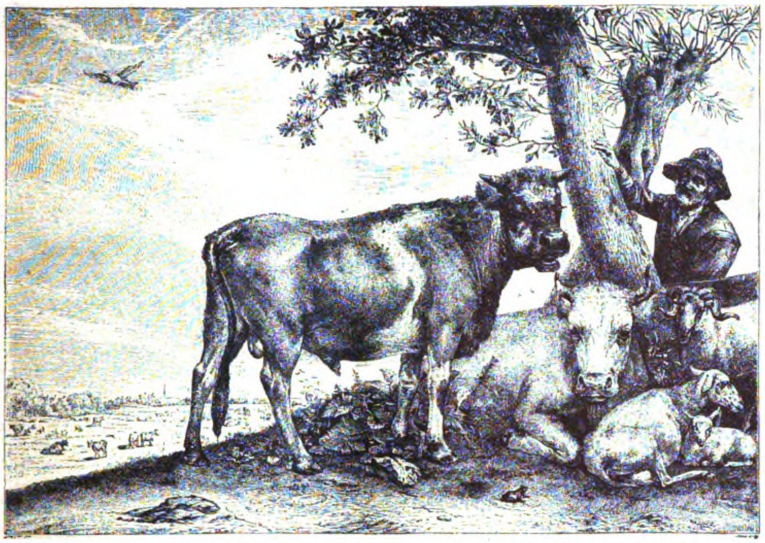
(Fortſetzung auf S. 542.)



Paul Potter.

Paul Potter, der Maler des lieben Viehs.

Eine Künſtlerexiſtenz wie die Paul Potters war nur in Holland möglich. Man ſtelle ſich einen Maler vor, der nie etwas anderes als Vieh gemalt hat und zwar das gewöhnlichſte Vieh: Ochſen, Kühe, Ziegen, Schweine, Schafe, ſelbſt Pferde nur mäßig, der dennoch bereits mit vierzehn bis fünfzehn Jahren berühmt war, überhaupt nur neunundzwanzig Jahre alt wurde und gegen Ende ſeines Lebens von ſeinen Landsleuten den größten Künſtlern zugezählt wurde. Darin liegt eine Übertreibung, die unſern, ihrer heimiſchen Eigenart frohen, reichen bataviſchen Vettern zugute gehalten werden kann. Auf der einen Seite ein im höchſten Wohlſtande lebendes, kunſtliebendes und förderndes Volk von ausgeprägter ſatter Selbſtzufriedenheit und berechtigter Vorliebe für die kleinen Reize ſeiner Heimat, auf der anderen ein Künſtler, der die



Der junge Stier. Lebensgroßes Tierſtück Paul Potters im Muſeum im Haag.

Lieblingsgegenſtände dieſer Neigungen auf eine Weiſe naturwahr darzuſtellen wußte, wie vor und nach ihm kaum ein zweiter. In ſeiner Art war er groß; daß die Art nicht größer war, iſt nicht ſeine Schuld allein.

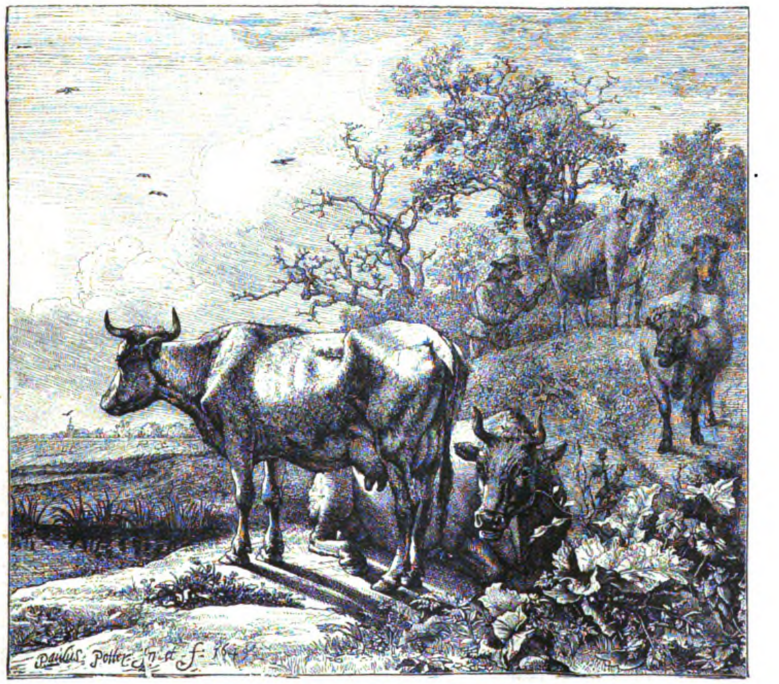
Paul Potter nahm die Stoffe ſeiner Bilder aus ſeiner unmittelbarſten Umgebung. Eine Wieſe mit ſaftigem Gras und Blattwerk, ein Weidenbaum oder ein Buſch, weiter hinten in der Ebene ein Kirchturm; in dieſer Landſchaft, die noch dazu nicht ſeine ſtarke Seite war, ein Stück Vieh oder mehrere, dann und wann auch ein Hirt dazu. Man ſollte nicht glauben, daß damit große Effekte zu erzielen ſeien, und doch, man muß nur einmal dies Stück Vieh geſehen haben, ſei es ein junger Stier oder eine wiederkäuende Kuh: man wird geſtehen, daß naturwahrer, überzeugender ſo etwas mit Zeichnung und Farbe nicht darzuſtellen iſt. Er iſt der Porträtmaler des Rindviehs ſo gut wie Tizian oder Holbein jemals Porträtmaler der Menſchen geweſen ſind. Lebhafte, gewaltſame Situationen ſind nicht ſeine Sache, er ſtellt mit Vorliebe ruhige, behagliche Seelenzuſtände ſeines lieben Viehs dar, die wiederkäuende Beſchaulichkeit, wie ſie auf die fette Tiefebene gehört; ſelbſt ſeine kämpfenden Stiere haben etwas Gemütliches. Dafür lebt aber auch ſein brüllender junger Stier, ſeine lagernde Kuh in jedem Haar des glänzenden Felles ſo täuſchend, daß man das große Tier hinnimmt als etwas, was gar nicht anders ſein kann.

Potter wurde zu Enckhuyſen in Holland 1625 geboren, lernte das Malen bei ſeinem Vater und erregte ſchon mit vierzehn Jahren durch ſeine Tierſtücke Aufſehen. Dann kam er in den Haag, wo er ſich in die Tochter eines Architekten verliebte, der dieſelbe anfangs einem bloßen Tiermaler nicht geben wollte, ſich aber durch die Erfolge desſelben bald bekehren ließ. Potter war damals ſchon ein vielbegehrter Maler; der Statthalter der Niederlande beſuchte ſein Atelier und beſtellte ihm Bilder; geſucht waren auch ſeine Radierungen, beſonders eine Folge von acht Blättern mit Ochſen und Kühen, „het Bullenboekje,“ das Ochſenbüchelchen genannt. Dieſe Erfolge hinderten ihn nicht, ſeinem Hauswirt, einem Metzger, als Ladenſchild eine fette Kuh zu malen. Man ſpricht von ehelichem, übrigens nicht beglaubigtem Unglück, welches Potter bewog, den Haag zu verlaſſen und nach Amſterdam zu ziehen. Hier iſt er 1654 im neunundzwanzigſten Jahre geſtorben, wie man ſagt, an Überarbeitung. Und in der That, ſchon der Zahl ſeiner Bilder nach muß er ſehr viel gearbeitet haben, ſelbſt in der Nacht hat er gezeichnet und radiert. Auf Spaziergängen füllte er ſeine Skizzenbücher, von denen mehrere ſich jetzt im Kupferſtichkabinett zu Berlin befinden, mit den fleißigſten und eingehendſten Studien nach der Natur.

Seine Gemälde bilden Kabinettſtücke der europäiſchen Galerien und die Preiſe, welche für dieſelben gezahlt wurden, als ſie überhaupt noch zu haben waren, ſind unglaublich.

Sein berühmteſtes Bild, eine in ſehr ungenierter Stellung befindliche Kuh, die er für eine Prinzeſſin von Solms gemalt hatte, aber des für eine Dame nicht ſehr paſſenden Gegenſtandes halber wieder zurück nehmen mußte, wurde damals von einem anderen Kunſtfreunde für zweitauſend Gulden gekauft. Später kam es für eine ſehr hohe Summe in den Beſitz des Landgrafen von Heſſen und war lange eine Zierde der Kaſſeler Galerie. Hier nahmen es die Franzoſen weg, die ſpäter ſo empfindlich für jede angeblich fortgekommene Pendule geworden ſind, und ſo kam es in die Galerie der erſten Gemahlin Bonapartes, der Joſefine, nach Malmaiſon. Nach Kaſſel iſt es nicht wieder zurückgekommen, vielmehr kaufte es Kaiſer Alexander I von Rußland für die aſiatiſche Summe von hundertneunzigtauſend Frank. Für den jungen Stier, von dem wir eine Abbildung geben, zahlte der Prinz Statthalter zwanzigtauſend Gulden. Auch dieſes Bild wurde mit der ganzen erbſtatthalterlichen Sammlung 1795 unter Napoleon nach Paris gebracht, 1815 aber wieder gerettet und bildet heute noch eine Perle der königlichen Galerie im Haag. Beſonders reich iſt die Galerie der Eremitage in Petersburg an hervorragenden Bildern Potters. Eines, welches die Kaiſerin Katharina 1771 für dieſe Galerie kaufte, ging mit dem Schiff, welches es nach Petersburg bringen ſollte, unter. Preiſe von zehn-, zwanzig-, dreißig-, vierzigtauſend Franken waren um die Wende unſeres Jahrhunderts nichts Seltenes für gute Potterſche Bilder; heute ſind alle wirklichen Perlen von ihm in feſten Händen, ſodaß die klingende Wertſchätzung dieſer Kabinettſtücke nicht mehr auf eine entſcheidende Probe geſtellt werden kann, was auch kein Unglück iſt.

Leichter zu erſchwingen ſind für den Liebhaber Potters eigenhändige, ſehr lebendige und friſche Radierungen. Eine davon bringen wir zu dieſem Artikel in ſehr guter Nachbildung.



Der Kuhhirt. Eigenhändige Radierung Paul Potters.

Im nächſten Sommer nach der Ernte beſuche ich dich und da hoffe ich, dich zufrieden und froh mit der Erkenntnis wiederzuſehen, daß es ſich auch ‚fern von Madrid‘ leben läßt.“

„Ja, ja, mein guter Alter,“ murmelte Leutnant Heinrich, als er die lange Epiſtel, welche ihm für ſeine ſo plötzliche und unerwartete Verſetzung die nötige Aufklärung brachte, zu Ende geleſen hatte, „du magſt ja wohl ganz recht haben, aber es wird mir doch verdammt ſchwer werden, von hier fortzugehen.“

Seine weiteren Reflexionen wurden jedoch ziemlich energiſch abgeſchnitten; auf der Treppe klirrten Sporen und raſſelten Säbel, die Thüre wurde aufgeriſſen und herein ſtürmte eine Schar Kameraden, die zunächſt alle durcheinander ſchrieen und fragten: „Iſt es denn wirklich wahr, Rothenberg, daß du verſetzt biſt?“

„Wohin denn?“

„Du ſollſt auch Premier geworden ſein, — iſt das richtig?“

„Nicht wahr, die Geſchichte hat doch Löwenſtein wieder erfunden, um Gelegenheit zu einer neuen Wette zu haben?“

„Ja ja, es iſt ein ſchlechter Witz, — ſo rede doch Rothenberg!“

„Ihr laßt mich ja nicht zu Worte kommen, Herrſchaften,“ ſagte Leutnant Heinrich mit gezwungenem Lächeln, „die Sache iſt richtig und mit einer Sektwette iſt es diesmal nichts, — für mich ſind dieſe Choſen wohl überhaupt ein für allemal vorbei, — ich bin als Premier in das xte Ulanenregiment verſetzt und habe nun Gelegenheit, fern von Madrid darüber nachzudenken, wie glücklich ich hier im Regiment und in eurer Mitte war.“

Darauf abermals großer Tumult, bis der Premierleutnant von Oſterfeld das Wort ergriff und Ordnung in die Sache brachte.

„Alſo doch!“ ſagte er. „Nun, mein lieber Rothenberg, zunächſt alſo meine herzliche Gratulation zum Premier, — dies Avancement, auf das du in unſerem Regiment noch einige Zeit hätteſt warten müſſen, beſagt dir, daß von einer Straf- und Beſſerungsverſetzung keine Rede iſt. Daß wir dich ſchwer vermiſſen werden und ungern gehen ſehen, das brauche ich dir nicht erſt lang und breit auseinander ſetzen, das glaubſt du uns aufs Wort.“

„Wo zum Geier ſtehen denn eigentlich die xten Ulanen?“ fragte Graf Schwendenberg.

„Ja, ich muß geſtehen, das weiß ich ſelbſt noch nicht,“ erwiderte Leutnant von Rothenberg, „ich habe mir noch keine Zeit gelaſſen, nachzuſchlagen.“

„Rangliſte her, Rangliſte her!“ riefen mehrere Stimmen durcheinander.

Die Rangliſte wurde gebracht und aufgeſchlagen. Da ſtand es: „Zehntes Ulanenregiment. Stab und erſte Eskadron Meiſeberg, zweite Eskadron Mieſeborn, dritte Eskadron Pimpelberg vierte Eskadron Zszsewo, fünfte Eskadron Mottenburg.“

Eine unheimliche Stille war eingetreten; die Namen dieſer Garniſonen ſagten den inmitten des hauptſtädtiſchen Lebens ſtehenden jungen Männern alles. Man blickte voll innigen Mitleids auf den ſcheidenden Kameraden und ſchwieg noch immer, denn jeder ſagte ſich, daß unter dieſen Umſtänden jedes Wort des Troſtes und der Aufmunterung wie Ironie klingen würde. Der Verurteilte — denn ſo kam er ſich jetzt in der That vor — ſaß ſtarr in der Sofaecke, blickte, wie um Hilfe flehend, die lieben alten Kameraden an und rief im Tone des alten Galotti laut auflachend: „Meiſeberg — Mieſeborn — Pimpelberg — Zczsewo — Mottenburg! Wer lacht da?! — Ich glaube gar, ich war es ſelbſt — na, ſo was kann mir auch nur paſſieren!“

Die nächſten Tage benutzte Leutnant von Rothenberg dazu, ſeine Zelte abzubrechen, wie er ſagte; ſeine Pferde wurden in Marſch geſetzt und in das Stabsquartier nach Meiſeberg dirigiert und die neue Equipierung beſtellt, welche auch nicht lange auf ſich warten ließ. Sodann wurden die notwendigen Abſchiedsbeſuche abgeſtattet und endlich kam der letzte Tag heran, der Tag der Abmeldung beim Regiment. Derſelbe endete mit einem ſolennen Abſchiedsſouper, welches das geſamte Offizierkorps dem ſcheidenden Kameraden gab. Wenn dabei auch anfangs eine ja erklärliche gedrückte Stimmung vorherrſchte, ſo that doch ſchließlich auch hier der alte Sorgenbrecher Bacchus ſeine Schuldigkeit, und wie nach einem ſchnell vorüberbrauſenden Gewitter die Sonne freundlich ſtrahlend hervorbricht, ſo brach auch hier zuletzt der alte Humor ſich wieder Bahn.

Ungeheure Heiterkeit aber erregte inſonderheit der Sektprinz mit ſeinen Paradoxen und den gewagteſten Behauptungen. Der gutmütige Herr hatte offenbar die beſte Abſicht, den Scheidenden zu tröſten und aufzuheitern und gab daher ganz unglaubliche Geſchichten von ſich und anderen zum beſten, wie koloſſal man ſich in ſolchen kleinen Neſtern amüſieren könne.

„Ich verſichere Sie, meine Herren,“ rief er, „man iſt als Offizier da vollſtändig Hahn im Korbe. Der Dienſt ſpielt dort gar keine Rolle, der wird ſpielend abgemacht — ich habe im Winter die glänzendſten Bälle mitgemacht —“

„In Pimpelberg?“ fragte ein junger Leutnant dazwiſchen.

„Nicht gerade in Pimpelberg,“ entgegnete der Prinz, ohne ſich aus dem Text bringen zu laſſen, „aber in ähnlichen Neſtern. Die Städtchen ſelbſt ſind ja dabei Nebenſache, das eigentliche Lebenselement liefert das Land, die umliegenden Güter. Die meiſten Gutsbeſitzer ſind ſelbſt Offiziere geweſen, die jüngeren ſind es noch, ihr natürlichſter Umgang iſt natürlich der Kamerad der nächſten Garniſon. Und ich wette gegen jeden einen Korb Sekt, daß ſich unſer Freund Rothenberg in Jahr und Tag dort ſo koloſſal amüſiert, daß er gar nicht wieder fort will.“

„In Pimpelberg oder Mottenburg?“ rief es von allen Seiten dazwiſchen.

„Ganz egal! In einem von den fünf Städtchen . . ., wer nimmt die Wette an?“

„Wir alle!“ rief die heitere Tafelrunde.

„Nehmen Sie ſich in acht, Prinz,“ warnte Leutnant Rothenberg, „der Spaß wird teuer.“

„Ganz egal! Ich wette mit jedem, und Sie verpflichten ſich nur zwölf Monate dato, wie es auf den verflixten ſchmalſtreifigen Wiſchen lautet, uns zu ſchreiben — natürlich auf Ehrenwort — wie es Ihnen da hinten gefällt. Ohne Wetten thue ich's nun 'mal nicht.“

Unter ſtürmiſcher Heiterkeit wurden die Wetten entriert und darüber eine Art Verhandlung aufgenommen und jeder amüſierte ſich im ſtillen über den wettluſtigen Prinzen, der noch nie eine Wette gewonnen hatte.

Dies war der letzte Tag des Leutnant von Rothenberg in Berlin. Noch in derſelben Nacht fuhr er mit dem Kurierzug ab, ſeiner entfernten Beſtimmung entgegen, und wir ſind diskret genug, ihn auf ſeiner langen Reiſe mit ſeiner ernſten Stimmung allein zu laſſen.

Nach langer, langer Fahrt gen Oſten war die Bahnſtation erreicht, von wo ab man ſich per Poſt ſeitwärts ins Land hinein nach Meiſeberg, dem Stabsquartier des Regiments, ſchlagen mußte. Solche Fahrt, mit einer guten Portion phyſiſchen und moraliſchen Katzenjammers ausgeſtattet, kann ſchließlich der beſte Menſch nicht gut vertragen, und auch Leutnant von Rothenberg fühlte ſich, als er ſpät abends in Meiſeberg ankam, ſo hundeelend, daß er ſich ſchleunigſt nach dem ihm bezeichneten „erſten Gaſthof“ des Städtchens begab, dort ein Zimmer forderte, und nach Genuß eines kleinen Imbiſſes ſich ſofort zu Bett begab, um im Schlafe ſeine Leiden zu vergeſſen.

Am Familientiſche.

Die Krebspeſt.

Eine allen Krebsfreunden ſchmerzliche Thatſache ſtellt ſich in den letzten Jahren leider immer fühlbarer heraus: daß die Krebſe beſtändig tenrer und ſeltener werden. Neuerdings verlautet gar die Hiobspoſt, daß es überhaupt mit ihnen den Krebsgang geht, und daß unſere Tafel auf ihre kardinalroten Zierden bald wird gänzlich verzichten müſſen. Wenn ſie früher nur in den Monaten mit R für unſern Tiſch verpönt waren, ſo werden wir fortan in unſerm Krebskalender auch die Monate Mai bis Auguſt mit dem ominöſen Buchſtaben zu ſchreiben haben.

Was iſt die Urſache dieſer auch für einen blühenden Handel, der ſeine Zweige bis nach Frankreich erſtreckt, höchſt empfindlichen Kalamität? Allgemein hatte man früher angenommen, daß weſentlich nur eine Art Raubbau, der ohne Unterſchied die kleine Brut mit der erwachſenen in die Netze fing und in die Töpfe lieferte, an dieſem Niedergange der Krebsernten ſchuld ſei, allein jetzt weiß man, daß „die böſen Buben“ nur wenig dazu beigetragen haben. Es iſt ein Ach und Weh unter die Krebſe gekommen, ein großes Sterben unter jung und alt. In allen Flüſſen Deutſchlands, Öſterreichs und Frankreichs zeigte ſich die unglückſelige Krankheit, welche dem armen, ſich ſtets rückwärts konzentrierenden Geſchlecht Jammer und Verderben brachte. In einem Fluß allein wurden neulich binnen wenigen Wochen über 800 000 Krebsleichen gefunden. Hatte der Würgengel die Kreatur erfaßt, ſo wurde ſie unruhig, ließ Scheren und Füße fallen, legte ſich auf den Rücken und verendete — lange, bevor ſie ihren Beruf erfüllte.

Über die Urſache dieſer Sterblichkeit unter den Krebſen war man längere Zeit in Zweifel. Die Vermutung, daß eingewanderte Schmarotzer: Würmer oder Egel die Seuche hervorgebracht haben, hat ſich als irrig erwieſen, ſogar die Bakterien, dieſe Generalſünder, wurden als Krebsmörder auf die Anklagebank geführt, allein mit Unrecht. Wie Stabsarzt Dr. v. Linſtow in Hameln in der Berliner kliniſchen Wochenſchrift mitteilt, ſind kleine mikroſkopiſche Tierchen, wahrſcheinlich aus dem Gregarinengeſchlecht (demſelben, welches in den Chignons den Damen ſo oft ihre Kopfſchmerzen verurſachte), die Urheber der Krebspeſt. Der genannte Forſcher fand alle Organe, die Wandung des Herzens, des Rückengefäßes, des Magens, Darms, der ſogenannten Krebsſteinhöhlen, den Nervenſtrang, die Muskeln, Kiemen, das Fett mit einer Unſumme von Zellen durchſetzt, die oft ſo dicht ſtehen, daß ſie ſich einander berühren, und alle Gewebe mürbe und zerreißlich machen, woraus das Abfallen der Glieder erklärlich wird.

Dieſe Gebilde beſtehen aus meiſt ovalen, durchſchnittlich 0,02 Millimeter langen und 0,013 Millimeter breiten Zellen, die ſich in Pikrokarminſäure rot färben, und teils durch innere Zellbildung, teils durch Querteilung vermehren. Daß ſie tieriſcher Natur ſind und zu den Protozoen (Urtierformen) gehören, ſteht außer Frage; vermutlich werden ſie ſich den Gregarinen oder Amöben anreihen. Sie gelangen in den Krebs ohne Zweifel mit der Nahrung zunächſt in Magen und Darm, um dann in die Magen- und Darmwandung einzudringen, denn hier findet man ſie am zahlreichſten, oft ſo dicht, daß ſie das Grundgewebe faſt verdrängen; in langgeſtreckter, wurmähnlicher Form bohren ſie ſich von da in alle weichen Organe, um dort in der Ruhe eine kugel- oder eiförmige Geſtalt anzunehmen. Beim Faulen der an der Seuche geſtorbenen Krebſe gelangen ſie maſſenhaft ins Waſſer, von wo ſie wahrſcheinlich wieder in andere Krebſe einwandern.

Woher mit einemmal dieſe Krebsgeißel in die Welt gekommen iſt oder warum ſie, wenn ſchon früher vorhanden, jetzt plötzlich dieſe Bösartigkeit gewonnen hat, und ob die jetzt ſo häufige Verunreinigung der Waſſerläufe durch Fabrikabfälle die Entwickelung der Krebsfeinde begünſtigt, das entzieht ſich bis jetzt aller näheren Kenntnis.

Den trauernden Freunden der ſcherenbegabten Waſſerſprößlinge können wir einſtweilen nur raten, ſich an die — minder ſchmackhaften Hummern zu halten! Dr. M. Dyrenfurth.

Die Bedeutung des Trauringes.

Im Corpus iuris Canonici VII 30 quaest. 5 findet ſich über die Bedeutung des Trauringes folgende intereſſante Notiz: „Daß die Braut vom Bräutigam einen Ring erhält, iſt teils ein Zeichen der gegenſeitigen Treue (fidei signum), teils und beſonders aber geſchieht es, damit durch ſolches Pfand ihre Herzen verbunden werden. Deshalb wird der Ring auch an den vierten Finger geſteckt, weil, wie man ſagt, von dieſem Finger eine Ader bis zum Herzen gehen ſoll.“ R. F.

Friedrich der Große als Schuldner.

Kronprinz Friedrich von Preußen, welcher von ſeinem ſparſamen königlichen Vater nur mit ſehr kärglichen Zuſchüſſen zur Beſtreitung ſeiner Hofhaltung in Rheinsberg ausgeſtattet war, entlieh in ſeinen Nöten am 8. Juni 1738 von dem Prokonſul Lietzmann in Neu-Ruppin durch den damaligen Geheimerat, ſpäteren Schleſiſchen Miniſter von Münchow die Summe von tauſend Thalern, ließ aber ſchon am 12. November desſelben Jahres 472 Thaler 6 Groſchen 6 Pfennig abſchläglich zurückzahlen. Die Rückerſtattung des Reſtes geriet in Vergeſſenheit und der Gläubiger, welcher erſt im Jahre 1752 verſtarb, erinnerte niemals daran. Auch ſeine Erben ſchwiegen bis zum Jahre 1782, wo ſie, durch große Geldverluſte gezwungen, die königliche Schuld in Erinnerung brachten. Einer dieſer Erben überſandte am 10. Juni 1782 Friedrich dem Großen die Schuldurkunde und fügte hinzu: „Ich überlaſſe bei Überreichung dieſes Dokumentes Ew. Königl. Majeſtät Allerhöchſten und gnädigſten Entſcheidung, den Wert desſelben zu beſtimmen. Und da ſämtliche Erben bei den jetzt ſo ſehr vermehrten Bedürfniſſen, zu Unterſtützung ihrer Kinder und zugleich pflegebefohlenen Enkeln des Bürgermeiſters Lietzmann, gegenwärtig eine Beihilfe ſehr gebrauchen können: ſo werden ſie es alle als eine Allerhöchſte Gnade lebenslang verehren, wenn ihnen durch Auszahlung dieſes Reſtes geholfen wird.“

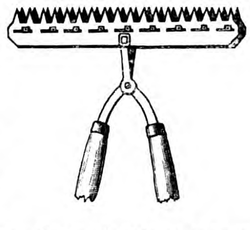
Der König antwortete ſofort unterm 14. Juni: „So ganz klar juſtificiret das Eurer Vorſtellung vom 10. beigefügte und hiebei zurückgeſandte Dokument den Reſt der Schuldforderung eures Erblaſſers, des geweſenen Proconſuls Lietzmann in Neu-Ruppin eben nicht, und er hätte billig ſolchen vor 44 Jahren zurückfordern ſollen. Indeſſen, wenn Ihr deſſen Richtigkeit auf eine geſetzmäßige Art mir näher darthun werdet, ſo bin ich gern bereit, dieſe Schuldſache noch abzumachen als Euer und Eurer Miterben gnädigſter König Friedrich.“

Nun ließen die Erben durch einen Rechtskundigen die Begründung ihres Anſpruches aufſetzen und teilten dieſe dem Könige mit. „Wir wollen,“ ſo hieß es unter anderem in dieſem wenig rückhaltsvollen Schriftſatze, „noch unterthänigſt anführen, daß die Landesgeſetze gegenwärtigen Fall derartig entſcheiden, daß wenn eine Forderung aus richtigen Dokumenten klar hervorleuchtet, derjenige, der die Richtigkeit zwar zugibt, aber doch die Bezahlung derſelben mutmaßet oder behauptet, ſolche Zahlung durch Quittung oder ſonſt zu erweiſen gehalten ſein, und im Falle dies nicht geleiſtet wird, die Bezahlung von ſich nicht ablehnen könne.“ Auf dieſe Eingabe (vom 3. Auguſt) erfolgte nach ſechs Tagen folgendes Kabinettsſchreiben: „Seine Königliche Majeſtät von Preußen, unſer Allergnädigſter Herr, ſind mit der von den Kindern und Erben des Proconſuls Lietzmann in Neu-Ruppin eingereichten näheren Beſcheinigung Ihres Schuldreſtes von 527 Thlrn. 17 Gr. 6 Pf. zufrieden und werden ihnen ſolche nach dero Retour aus Schleſien nebſt fälligen Zinſen von 1738 an mit 1682 Thlrn. 17 Gr. 7 Pf. gegen Quittung auszahlen laſſen.“

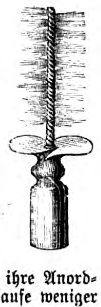
Nach des Königs Rückkehr geriet die Angelegenheit wieder in Vergeſſenheit, ſodaß die Lietzmannſchen Erben unterm 16. September ſich genötigt ſahen, die Erledigung in Erinnerung zu bringen und „um Anweiſung zu bitten, wenn und aus welcher Kaſſe ſie das Geld mit allerunterthänigſtem Danke erheben ſollten.“ Der König antwortete unter dem 19. desſelben Monats: „Es iſt wohl Eure und Eurer Miterben eigene Schuld, daß der Reſt Eurer Forderung aus Eures Erblaſſers Verlaſſenſchaft nicht ſchon längſt bezahlt worden iſt. Hätte ich nicht ſo ſtarke Ausgaben machen müſſen, ſo würde ich den Euch geſetzten Zahlungsterminum nach meiner Retour aus Schleſien eingehalten und befriedigt haben. Auf die Zahlung könnt Ihr aber mit der größten Zuverſicht rechnen. Sie erfolgt gewiß und ich fordere Euch und Eure Miterben noch zu einiger Geduld auf, als Euer gnädiger König Friedrich.“ Nach etwa einem Monate wurde den Gläubigern das Geld durch den Hofſtaatsrentmeiſter, Kriegsrat Buchholz richtig überſandt.

Rob. Falck.

Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft.



Die Wiederkehr des Sommers erinnert uns an ſeine Freuden und ſeine Leiden. Für erſtere bringen wir, unſeren Leſerinnen hoffentlich zu Danke, eine neue Gartenſchere, deren größere Ausgabe für den Heckenſchnitt beſtimmt iſt und 13,50 Mark koſtet, während die kleinere zu 7,50 Mark ſich als Raſenſchere im letzten Jahre auf den berühmten Smaragdteppichen Englands viele Freunde erworben hat. Ihre höchſt einfache Konſtruktion iſt aus der kleinen Skizze leicht erſichtlich — ſie ſchneidet mit ihren vielen kurzen Zähnen äußerſt exakt und ſchneller als man glauben ſollte; für kleine Flächen, ganz beſonders aber zum Beſchneiden von Einfaſſungen und Beeten, erſetzt ſie die teuerere Walzenmaſchine vollſtändig. Das Geſchäft von E. Augſtin, Berlin, Potsdamerſtraße 2, dem wir dieſe Gartenſchere entnahmen, bringt auch ein nützliches Gerät gegen des Sommers Leiden — die Fliegenſcharen und ihre werten Verwandten, das beſonders in dieſem eisarmen Sommer alle Beachtung verdient. Es iſt dies ein auf Reifen gezogener Gazeballon zum Preiſe von 2,50 Mark, mit einem ſoliden Eiſenhaken im Innern zum Aufhängen von Fleiſch u. a. — ein wandernder Fliegenſchrank gewiſſermaßen, ſo einfach und ſcheinbar ſo unentbehrlich, daß man ſich wundert, dem brauchbaren Gegenſtande nicht ſchon früher begegnet zu ſein.



Recht praktiſch für den Haushalt und ebenfalls gegen eine der unleidlichſten Miſeren des täglichen Lebens, ſchlecht zurecht gemachte Lampen nämlich, gerichtet, iſt ein kleiner dritter Fünfzigpfennigartikel dieſes Magazins: eine Bürſte, nämlich zum Reinigen des Brenners, an welcher gleichzeitig zwei Schneiden angebracht ſind, die ein gleichmäßiges Abſtreifen des verbrannten Dochtes ermöglichen, oder beſſer geſagt, ein ungleichmäßiges Abſchneiden durch ihre Anordnung unmöglich machen. Das winzige Bürſtchen iſt im Laufe weniger Monate in vielen Tauſenden von Exemplaren verkauft worden — die beſte Gewähr für ſeine praktiſche Brauchbarkeit.

Zu den ſchweren, oft unlösbaren Aufgaben unſerer Hausfrauen und der Küchen in Hotels, Reſtaurationen ꝛc. gehörte es bisher, außer der gewöhnlichen Kochzeit raſch eine wohlſchmeckende Suppe herzuſtellen. Der Fleiſchextrakt hat uns ja unabhängig gemacht von dem ſtundenlangen Kochen eines guten Stückes Fleiſch, aber er allein thut's auch nicht, wenn die nötige Würze fehlt. Die trübſten Erfahrungen in dieſer Beziehung hat wohl jeder Reiſende ſchon auf den Eiſenbahnſtationen gemacht, wenn er ſich auf eine Taſſe guter Bouillon freute und eine ſchal ſchmeckende ungenießbare Brühe erhielt. Dieſem Übelſtande hilft mit beſtem Erfolg die von Rudolf Scheller in Hildburghauſen in den Handel gebrachte Suppenkräuter-Eſſenz ab. Vielfache eigene Proben haben uns belehrt, daß dieſe Eſſenz in Verbindung mit Fleiſchextrakt wirklich leiſtet, was ſie verſpricht: in kürzeſter Friſt

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

einen Teller wohlſchmeckender, würziger Suppe zu liefern und dadurch nicht nur aus vielfacher Verlegenheit zu befreien, ſondern die tägliche Arbeit des Kochens an gar manchem Tage einfacher und zeitſparender zu machen. Da auch der Preis ein mäßiger iſt, ſo darf dieſer neue Hausartikel mit gutem Gewiſſen empfohlen werden.

Altdeutſche Strafe der Nahrungsmittelverfälſchung.

In des Ratſchreibers Balthaſar Müllner Annalen der Reichsſtadt Nürnberg, welche als archivaliſches Manuſkript im dortigen Rathauſe verwahrt werden, finden ſich unter vielen anderen für die deutſche Rechtspflege des Mittelalters hochintereſſanten Aufzeichnungen einige Notizen über die Beſtrafung von Nahrungsmittelfälſchern, deren drakoniſche Grauſamkeit die Härte der blutigen peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiſers Karl V weit überſteigt. Die gedachten Annalen verzeichnen:

1456. Hans Kölbel, Bürger zu Nürnberg und Lienhard Frey v. Thalmeſſing wegen Fälſcherey des Saffrans und anderen Gewürzes, mit ſammt ihrer gefälſchten Waare Freytags nach Miſericordias lebendig verbrannt und die Pfragnerin, die dazu geholfen, lebendig vergraben, Mondtags nach Bonifacii.

1459. Ulrich Heydenheimer, Bürger zu Nürnberg, der den Wein, ſo er zu Kauf hielt, mit Waſſer vertäufet, aus beſunderen Gnaden beede Ohren abgeſchnitten.

1464. Margareth Weßnerin, Pfragnerin zu Nürnberg, die falſch Gewichte geführet, lebendig neben dem Galgen begraben. R. F.

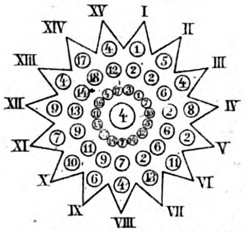
In unſerer Spielecke.

1.

Eine wichtige Jahreszahl der neueren Geſchichte läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen.

Die Querſumme der 4 Ziffern beträgt 19. Die Summe der beiden Ziffern links iſt um 5 kleiner als die Summe der beiden Ziffern rechts und die Summe der beiden innern Ziffern um 1 größer als die Summe der beiden äußeren.

2. Sternarithmogriph.



Erſetzt man die Zahlen der obigen Figur durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo erhält man 15 Wörter, welche aus je 4 Buchſtaben beſtehen und einen gemeinſamen Endlaut haben.

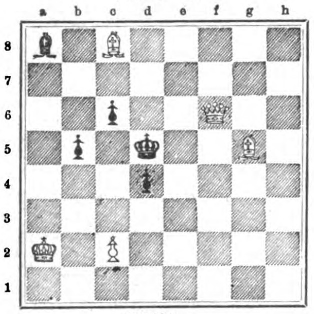
Die Anfangsbuchſtaben der Wörter ergeben den Titel einer beliebten Oper.

Die einzelnen Wörter bezeichnen:

I. Ein Spiel.
II. Einen Fluß in Norddeutſchland.
III. Einen Baum.
IV. Einen dienſtbaren Geiſt.
V. Ein Lied.
VI. Ein Gefäß.
VII. Eine Verwandte.
VIII. Ein Maß.
IX. Eine Blume.
X. Eine Kompoſition.
XI. Einen Gott der Germanen.
XII. Ein muſikaliſches Inſtrument.
XIII. Einen Baum.
XIV. Ein Getränk.
XV. Einen Vogel.

Schachaufgabe

von C. W.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

3. Dreiſilbige Scharade.

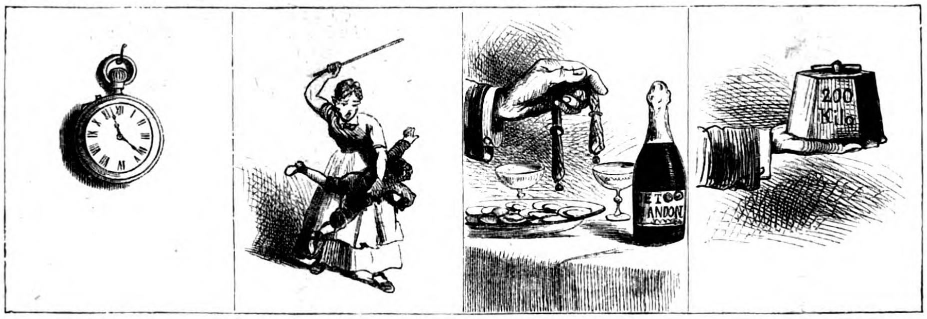
Die Erſte, o Jammer, wen die einſt getroffen,
Für den war im Leben nicht viel mehr zu hoffen;
Es ward ihm verſchloſſen das ewige Heil,
Es wurde ihm keine Vergebung zu Teil.

Die Andern, o Schrecken, wenn die ſind im Zorne,
Durchbohren den Feind ſie mit wuchtigem Horne.
Nicht ſelten auch ſind ſie ein wichtiger Brief,
Doch liegen ſie meiſtens dann ſtill im Archiv.

Das Ganze iſt einſt in gewaltigen Kämpfen
Erlaſſen, um ſchnell noch das Feuer zu dämpfen;
Doch kaum war's geworden im Lande bekannt,
Da wurde es ſelber im Feuer verbrannt.

B.

Bilderrätſel, gleichzeitig Illuſtration einer Textſtelle aus einer berühmten Oper.



4. Rätſelfragen.

In welchem Jahre iſt eine Singſtimme, in welchem Wochentage ein Nebenfluß der Donau zu finden, und welche auf einander folgenden Monate ergeben in ihren Anfangsbuchſtaben einen Helden der griechiſchen Sage?

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 33.

1. Dreiſilbige Scharade.
Wallenſtein.

3. Zweiſilbige Scharade.
Freitag. v. D.

5. Schlagen.

6. Sibirien, Sizilien.

Damespielaufgabe.

1. Df4—h2 De5—b8 (ſchl. d6)
2. a5—b6 f8 oder h6 zieht
3. b6—c7 gewinnt

A.

2. .... 2. Db8—a7
3. Dh2—g1 gewinnt.

Scherzrebus 1.
Er hat einen Strich und ſie iſt auch nicht ganz richtig.

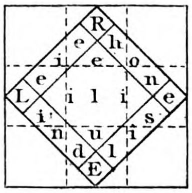
Scherzrebus 2.
Bange machen gilt nicht.

Bilderrätſel. Eine Haushälterin.

2.

Pavi A
Arara T
Laibac H
Lavin E
Aragonie N
Samojed E

4.

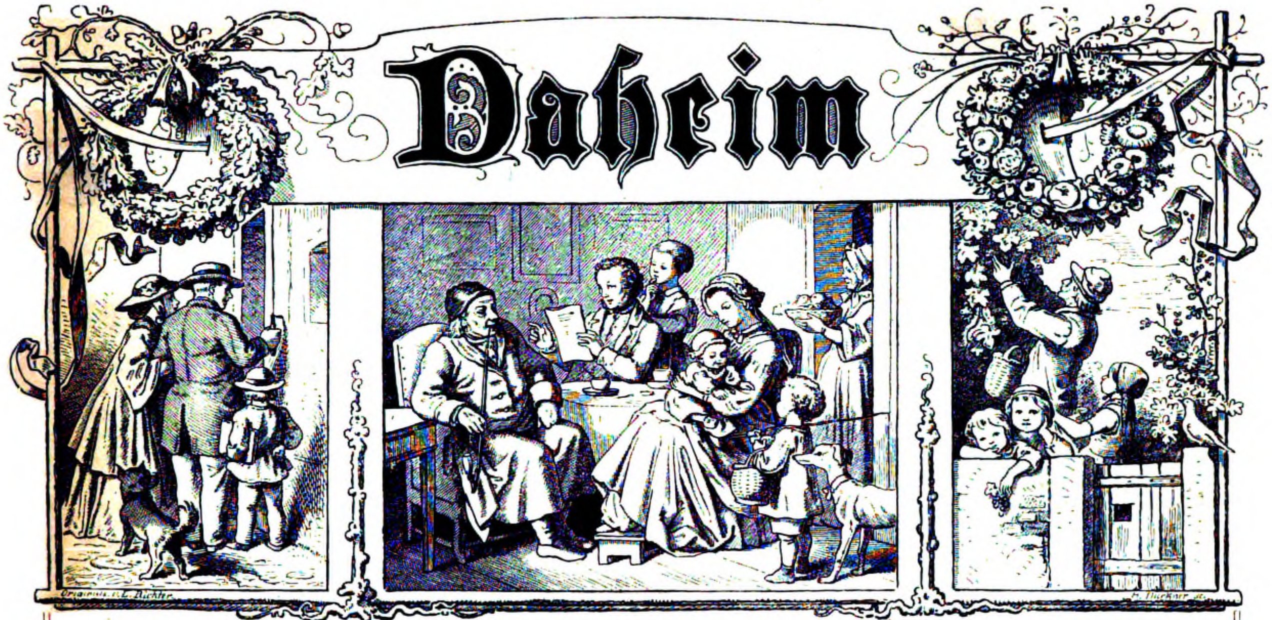


(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. Mit zwei Illuſtrationen: Die hiſtoriſchen Stätten des Romans. — Haus und Schule in Frankreich. IV. Die franzöſiſche Jugend und ihre Schulen. Von Stephan Waetzoldt. — Ein Blatt aus den Papieren eines nachdenklichen Zeitungsleſers. — Zwei Blätter aus „Künſtlers Erdenwallen,“ Adolf Menzels Erſtlingswerk. — Fern von Madrid. I. Humoreske aus dem Soldatenleben von H. Ferſchke. — Paul Potter, der Maler des lieben Viehs. Mit Porträt und zwei Bildern. — Am Familientiſche: Die Krebspeſt. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Die Bedeutung des Trauringes. — Friedrich der Große als Schuldner. Von Rob. Falck. — Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft. Mit zwei Illuſtrationen. — Altdeutſche Strafe der Nahrungsmittelverfälſchung. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Mai 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 35.

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Fünftes Kapitel.

„Wir ſind ſämtlich im Irrtum geweſen,“ ſagte der Herr von Schnaditz zum Grafen Tiefenſee, „niemand von uns hat jemals daran gezweifelt, daß Ihr als Grundherr die alte Hütte den Flammen übergeben hättet. Wir kannten Eure Weigerung, ſie der Erde gleichzumachen, als wir die Bitte darum an Euch richteten. Kaum eine Viertelſtunde ſpäter ging ſie in Flammen auf, und wir glaubten, daß Ihr das ſelbſt hättet thun laſſen, was in unſerem Wunſche lag.“

„Ich habe nicht im entfernteſten daran gedacht, den Befehl hierzu zu geben,“ entgegnete der Graf. „Das Feuer lag gar nicht in meinem Willen, und ich kann bis heute noch nicht begreifen, wer über die Mulde geſetzt iſt und ſich an dem alten Hauſe, das noch dazu im Rufe der Zauberei ſteht, zu vergreifen gewagt hat. Das Feuer entſprach meinen Wünſchen durchaus nicht. Ich dachte an Torilde von Tornau. Ich wollte das alte, nun unbewohnte Gebäude von Grund aus durchſuchen laſſen. Wer weiß, ob wir nicht irgend etwas gefunden hätten, was Torilden von Nutzen geweſen wäre. Das Gerücht, daß die Bürger der Stadt das kleine Mädchen für das Elend verantwortlich machen wollen, das über Stadt und Land gekommen, war auch zu mir gedrungen. Der Johannistag hätte weniger ſtürmiſch verlaufen können und die Flucht Torildes wäre nicht notwendig geweſen. Wie mag es jetzt in der Stadt ausſehen? ich komme mit keinem Schritt mehr hinüber, ſcheinbar ſchweigt alles ſtill, vier Wochen ſind ſeit dem letzten Lärm beinah verſtrichen.“

„Ich habe auch nicht in der Stadt verkehrt, und was ich weiß, habe ich nur durch meine Leute erfahren. Vom Freiherrn von Tornau habe ich aber ſelbſt gehört, daß ihm der Herzog alle Gerichtsbarkeit bis auf weiteres abgenommen hat, weil wirklich die Unterſuchung ſchwebt und ein alter Kriminalrichter mit den weitgreifendſten Vollmachten eingetroffen iſt, vor welchem Tag für Tag Verhandlungen ſtattfinden. Es iſt eine ganz beſtimmte Beſchuldigung erhoben: man zeiht Torilde von Tornau, daß ſie mit der nun toten alten Lieſel auf dem ſchwarzen Ufer Hexerei getrieben und die Krankheit über Stadt und Land gebracht habe.“

„Unſinn über Unſinn!“

„Was hilft das alles! Es iſt nun einmal ſo. Man hat denunziert, und die Gerichte können ſich den Nachforſchungen nicht entziehen. Das ſchwere Verbrechen der Zauberei hat nun einmal nach wie vor ſeinen Platz im Kodex des Kaiſers. Was die Herren vom Gericht zum größten Teil ſelbſt nicht mehr glauben, das ſteht doch der Meinung des Volkes nach unerſchütterlich feſt, weil dieſes an das gedruckte Wort ſich hält. Ich weiß es ja am beſten von mir ſelbſt. Ich bin in jenen Anſchauungen und Grundſätzen geboren und erzogen, und niemand hat einen Begriff davon, wie ſchwer es mir in meinen alten Tagen wird, mich von dem zu trennen, was ich in der Jugend gelernt habe. Bin ich auch neuerdings etwas wankend in meinem Glauben geworden, ſo darf man dies von dem einfachen Bürger nicht verlangen. Was ſchwarz auf weiß geſchrieben ſteht, erbt ſich fort von Geſchlecht auf Geſchlecht.“

„Aber es iſt und bleibt unerhört,“ ſagte der Graf, „zwei Perſonen, wie Torilde von Tornau und die alte verfehmte Frau, für eine Krankheit verantwortlich machen zu wollen, die ſchon vielfach vor Jahrhunderten das Land durchzogen hat. Wäre ſie neu, ſo ließe ſich noch darüber reden.“

„Das iſt es auch nicht,“ entgegnete der Herr von Schnaditz, „nur der Wiederausbruch, nur das abermalige Erſcheinen mitten im ſchönſten Frühling und in der vollen Ruhe der Natur legt man beiden zur Laſt. Die Beſchuldigung iſt vom Gerichte genau bezeichnet. Die Wiederheraufbeſchwörung göttlicher Strafe durch das Erſcheinen des Böſen infolge Zauberei der Frauen, ſo lautet die Formel!“

„Ebenſo thöricht!“

„Mag ſein, aber wer will es ändern? Unglückliche Zuſtände und unerhörte Ereigniſſe treffen zuſammen. Iſt es denn zu erklären, weshalb Torilde mit der alten berüchtigten Frau ganz allein nach dem ſchwarzen Ufer fährt, ohne Rückſicht auf die Gefahr, die ja in aller Munde iſt, ohne an ihren alten Vater, ohne an ſich ſelbſt zu denken? Noch dazu im Nebel, als die Nacht hereinbrach, in dem Dunſt, der bei uns im Thal alles in doppelter Größe erſcheinen läßt. Iſt es denn nur einen Augenblick zu verwundern, daß der alte abergläubiſche Schneider gewähnt hat, etwas Übernatürliches zu ſehen? Wie wäre es uns denn ergangen, wenn wir an ſeiner Stelle geſtanden, wenn wir die übergroßen Geſtalten mitten auf dem böſen Waſſer erſchaut hätten, wenn der ſchwankende Kahn plötzlich vor unſern Augen erſchienen wäre und in ihm zwei Perſonen, die wahrlich nicht für einander geſchaffen waren!“

„Hat man erfahren, worin der Zweck der Fahrt beſtand?“

„Nein,“ entgegnete der Herr von Schnaditz. „In der Hauptſache weiß man nichts! Torilde ſpricht wohl von ſonderbaren Prophezeiungen, von Ereigniſſen, die nachher wirklich eingetreten ſeien, aber in der Hauptſache, die ſich ereignet, ſchweigt ſie beharrlich und lehnt jede Auskunft freundlich und entſchieden ab, weil, wie ſie ſagt, ein ſchwerer Eid ſie bände. Ich habe ja ſelbſt ein großes Intereſſe an der Sache. Sind doch meine eigenen Töchter vorher mit Torilde auf der Hexenbude geweſen und haben das Haus der Alten beſucht. Aber alle unſere Bitten ſind vergebens geweſen und wir haben Abſtand genommen, weiter zu fragen. Selbſt der Freiherr hat ſich ganz vergeblich bemüht. Torilde ſchaudert zuſammen — lacht — und ſchweigt. Das iſt alles, was wir erreicht haben! Die Fahrt iſt unaufgeklärt, die Alte iſt tot, der Schneider iſt tot und Torilde leiſtete einen Schwur, zu ſchweigen. Wozu ſich alſo den Kopf zerbrechen? Es iſt ein unnützes Bemühen. Die ganze Geſchichte wäre ja längſt vergeſſen und mit der Alten begraben, wenn das Gericht ſich nicht hineingemiſcht hätte, wenn durch die Vernehmungen einer ganzen Reihe von Perſonen die erloſchene Aſche nicht wieder erglühte. Auf Torilde von Tornau kann ja kein Makel haften. Iſt ſie auch eigenartig an Leib und Seele wie ſelten ein Menſch, ſo iſt doch ihr Herz rein von einem jeden böſen Gedanken. Für mich iſt ihre Unſchuld klar erwieſen. Ich war es, der die alte Lieſel halbtot im Graben fand, ich weiß, wie die ſchlechte Frau ſterbend mit ſich rang, wie ſie die Hände in- und auseinander ſchlug, als ob ſie beten wolle und es doch nicht könne. Mag geſchehen ſein, was will, ſo viel iſt für mich klar, daß in der alten ſchrecklichen Perſon der Böſe verdrängt war, daß Reue und Wahrheit im letzten Augenblick geſiegt hatten. Ich werde nie in meinem Leben die Worte vergeſſen, die aus der Tiefe des Grabens zu mir herauftönten, als da unten die Alte ſterbend lag: Torilde von Tornau möge vergeben!“

„Hat Torilde es gethan?“

„Gewiß, darüber bin ich nicht im Zweifel. Aber die Saat, welche die Alte geſäet und die im Böſen entkeimt iſt, bedarf einer ſtarken Hand, um rein zu ſein am Tage der Ernte. Iſt auch Torildes innerer Frieden jetzt geſichert — denn wie ein Nebelbild verſchwamm, als ſie klar in der Sache zu ſehen begann, die von der Alten vorgezauberte Geſtalt des gefangenen Junkers auf der Burg Duben, ebenſo wie die Furcht vor der entſetzlichen Wahrſagung — aber wie ſteht es mit ihrem äußeren Frieden? Wahrlich, ſchlimm und bedenklich genug, und es iſt als ein Glück zu bezeichnen, daß ſie ſelbſt den Umfang der Gefahr nicht vollſtändig kennt und in Sicherheit iſt. — — Jetzt kommt alles darauf an, die Sache, wie ſie ſich wirklich verhält, in ein klares Licht zu ſtellen und alles Übernatürliche auszuſcheiden. So bin ich denn vollſtändig mit dem Doktor einverſtanden, der, obwohl er Gefangener auf Burg Duben iſt, doch die Löſung der Frage geſchickt in die Hand genommen und geſtern abend wenigſtens etwas zutage gefördert hat, was ich in meinem Leben nicht geglaubt hätte.“

„Was iſt das?“ fragte der Graf.

„Unſer Streit über den neuen Flußarm der Mulde und über die Fiſcherei auf demſelben, die Ihr in Anſpruch nahmt, hat plötzlich ſein Ende erreicht und wir bedürfen Torildens Entſcheidung nicht mehr.“

„Das wäre!“

„Ja, ja, und Ihr habt verloren, Herr Graf,“ lachte der Herr von Schnaditz, „die neue Mulde iſt überhaupt nicht mehr, ſeit heute früh hat ſie aufgehört zu exiſtieren.“

„Drückt Euch deutlicher aus, Herr von Schnaditz, ich verſtehe Euch nicht!“

„Das will ich auch. Seht, Herr Graf, der neue Flußarm hatte ſich bei dem Hochwaſſer, wie Ihr dies ja wißt, auf meinem Gebiete von dem alten Wege abgezweigt und war dann auf Eure Ländereien getreten, um ſich ſpäter auf meinem Grund und Boden wieder mit dem Hauptſtrom zu vereinigen. Nun war es in Stadt und Land bekannt geworden, daß die alte Lieſel zu Fuß, ohne ein Fahrzeug zu gebrauchen, über dieſen neuen Flußarm gegangen war, und des Geſchreies über Hexerei und Zauberei war kein Ende. Ich kann nicht leugnen, daß ich ſelbſt an Übernatürliches geglaubt hatte, da ich wußte, wie der Flußarm gerade am Ende meines Gebietes wenige Schritte von dem Eurigen entfernt, ſchäumte und ziſchte. Nun hat der Doktor, der auf einer Kahnfahrt von Schloß Duben hierher die alte Frau mitten in dem brodelnden Waſſer hat ſtehen und dann herüber nach der Hexeninſel hat ſpringen ſehen, geſtern abend die Stelle auf meinem Gebiete unterſucht und ſehr bald gefunden, daß dicht unter dem Waſſer von einem Ufer zum andern eine wohl drei Fuß breite Felſenkante ſich hinzieht, von welcher das Hochwaſſer damals die dünne Erdkruſte weggeſpült hatte. Er iſt ſelbſt zum Staunen und zum Schrecken meiner Leute, die dabei geweſen ſind, durch den Flußarm nach der Hexeninſel zu Fuß herübergegangen, ohne ſich mehr als die Knöchel zu näſſen. Mit einem Schlage war die ganze Zauberei verſchwunden und, um die Sache kurz zu machen, habe ich heute ſeit Tagesanbruch die Felſenkante mit großen Steinen und Erde bewerfen laſſen, ſo daß die alten Leute, denen Ihr die Hexenbude überlaſſen, den Bau ihres neuen Hauſes bequemer ausführen und Eure Knechte den neuen Flußarm nur umpflügen oder ausfüllen können, wie Ihr das wollt. Trocken iſt er ſchon, nur einige Pfützen ſtehen darin.“

„Ho ho,“ rief der Graf, „das iſt ja ſchneller gegangen, als wir es uns beide gedacht haben.“

„Gewiß, dem Doktor haben wir es zu verdanken, ich wenigſtens wäre nicht auf dieſe Löſung gekommen.“

„Ich auch nicht, wahrlich nicht, ein Teufelskerl, dieſer Doktor! Aber auf dieſe Art komme ich um mein Leibgericht, um die Fiſche — —“

„Beruhigt Euch, viele waren nicht darin, im übrigen ſteht Euch aber mein ganzer Strom zur Verfügung.“

„Gut, ich nehme es an, ein Mann ein Wort! Aber damit bin ich nicht zufrieden, ich will andern Erſatz für mein Haus. Ihr wißt wohl, Herr von Schnaditz, weshalb ich eigentlich zu Euch komme, ein Goldfiſch iſt es, den ich angeln will!“

„Ich kann es mir denken, Herr Graf!“

„Nun was meint Ihr?“

„Ich bleibe dabei, was ich Euch neulich ſchon geſagt! Der Herr von Schlieben iſt mir als Eidam hoch willommen!“

„Und Margret?“

„Wird thun, was ich will, dafür iſt ſie meine Tochter und kennt die Überlieferungen meines Hauſes!“

„Und der Junker von Kyniz?“

„Ach was, der Junker, er mag ein braver, tüchtiger Menſch ſein, aber — ich kenne ihn ſonſt ſo wenig wie ſeine Abſtammung und ſelbſtverſtändlich ſteht Ihr mir viel, viel näher! Unſere beiden Geſchlechter, Herr Graf, verlöſchen mit uns, darum wollen wir ſie noch bei Lebzeiten mit einander vereinigen, damit ſie Jahrhunderte blühen können. Ihr ſetzt Euren Neffen auf Tiefenſee ein, ich habe Margret bereits eines meiner Güter verſchrieben, ſo denke ich, iſt alles in Ordnung, und Euer Neffe kann zu mir kommen. Sobald wir mit einander geſprochen, laſſe ich Margret zurückkehren und im Herbſt oder Anfang Winters iſt die Hochzeit. Seid Ihr einverſtanden, Herr Graf?“

„Vollkommen, unſere Anſichten begegnen ſich. Ich wußte, was Ihr mir antworten würdet und fragte eigentlich nur Margrets halber. Es iſt ein eigentümlich Ding, Herz und Hand von einander zu trennen.“

„Ja, ja, aber ich gebe nicht zu viel darauf. Zunächſt iſt ſie mein Kind und folgt blindlings meinem Befehl. Sie weiß recht wohl, daß ich nur ihr Beſtes im Auge habe und die Sachen beſſer verſtehe als ſie. Sodann aber, was auf Burg Duben geſchehen, iſt es nicht wahrlich zum Lachen? Die tagelange Einſperrung in die Mauerſtube, die endliche Erlöſung hieraus — das hat auf die beiden Mädchen gewirkt und ſie Dinge thun laſſen, die ſie bald ſelbſt nicht begreifen werden.“

„Recht, ganz recht, Herr von Schnaditz, aber ſagt, iſt es wahr, daß ſelbſt der Freiherr von Tornau — —“

„Ja, ja, er hat ebenſo wie alle anderen, wie ſogar ſeine Tochter Torilde, in dem allgemeinen Elend den Kopf verloren. Er, der nüchterne, ruhige Mann kam zu nächtlicher Stunde mit ſeinen beiden Gefangenen hier an, angeblich um Lebensmittel zu holen, in Wahrheit, um von mir das Jawort für ſeine Gefangenen zu erbitten.“

„Ihr ſchlugt es ab?“

„Natürlich, rundweg, ich ſehe ihn noch vor mir ſtehen. Er hatte alles andere erwartet, nur dieſes eine nicht. Ich ſah es ihm an, wie er nach und nach bei mir zur Beſinnung kam und mir endlich vollſtändig recht gab, als ich ihm die Gründe entwickelt hatte.“

„Und die beiden Gefangenen, habt Ihr ſie geſprochen?“

„Damals nicht, ich ließ ſie gehen, wie ſie gekommen waren, aber geſtern habe ich ſie getroffen, am Ufer an der Hexenbude oder am Altenhof, wie Ihr das Grundſtück getauft habt und ich denke, ſie noch heute abend dort wieder zu finden.“

„Was ſind es denn für Männer?“ fragte der Graf.

„Alle Achtung, ernſt und ruhig, dabei ſtill und freundlich! Mir pochte das Herz, als ich ſie begrüßte, Ihr wißt, weshalb Herr Graf, aber es wäre wahrlich nicht nötig geweſen, denn mit keinem Zuge merkte man ihnen an, daß ich es geweſen bin, der einen Strich durch ihre Rechnung gemacht hat.“

„Das iſt mir lieb, ich muß ſie ſprechen!“

„Ihr, Graf Tiefenſee?“

„Ja, gewiß, es muß Frieden ſein zwiſchen ihnen und meinem Schweſterſohn, dann kann auch ihre Freiheit nicht lange auf ſich warten laſſen!“

„Wenn Ihr mit ihnen reden wollt, Ihr trefft ſie unten am Fluß!“

Der Graf hatte ſein Pferd beſtiegen und kam nach wenigen Minuten an der Mulde an. Es ſtand mit den Arbeiten ſo, wie der Herr von Schnaditz ihm geſagt. Die Felſen konnte man ſehen mit Steinen und Erde bepackt, ſo daß der Strom nur in ſeinem alten Bette fließen konnte, und unterhalb war der ehemalige Flußarm von Waſſer bereits ſo entleert, daß man faſt trockenen Fußes zur Hexenbude gelangen konnte. Schon aus der Entfernung ſah der Graf, daß die eigentliche Arbeitsſtelle leer ſei und die an ihr beſchäftigten Perſonen ſich ſämtlich an der Brandſtelle der Hexenbude befanden. Er ſtieg ab, band ſein Pferd feſt und ging über den neuen Damm. Die beiden Gefangenen, von den anderen Perſonen darüber in Kenntnis geſetzt, wer ſich der Bude nähere, kamen ihm entgegen und gaben ſich zu erkennen.

„Wir haben ohne Eure Erlaubnis, Herr Graf,“ ſo begann der Doktor Häniſch, „hier Nachſuchung gehalten, weil die Zeit drängte und der Schutt weggeräumt werden ſollte. Wir haben das Geheimnis entdeckt, das in den letzten Tagen in der Stadt, wir wiſſen nicht wie, bekannt geworden iſt und überall die Runde macht. Wir wiſſen jetzt, woher der Rauch gekommen, der aus dem Schornſtein ſtets aufgeſtiegen, ohne daß die alte Lieſel, wie es wenigſtens in der Stadt allgemein heißt, im Beſitze von Holz geweſen iſt. Unter dem Hauſe, in der Erde haben wir den eigentlichen Feuerherd gefunden, und die Aſche, die dort lagert, kommt von einem ſchwarzen Geſtein, das hinten zwiſchen den Bäumen zutage liegt, wie Schwefel brennt und den dicken ſchwarzen Rauch erzeugt, den man geſehen hat und der einen ſolchen widerlichen Geruch verbreitet, wenn man ihn, wie wir eben gethan, in Brand ſetzt, daß offenbar aus dieſem Grunde das Feuerloch nicht über, ſondern unter der Erde angebracht iſt.“

Der Graf war den jungen Leuten und den ſie umſtehenden Knechten zur Brandſtelle gefolgt. Es war alles in der That ſo, wie der Doktor ſagte. Ein großer Haufe weißer Aſche tief in der Erde bezeichnete den unterirdiſchen Herd, Stücken glänzender Kohle lagen noch daneben, und hinten unter den alten Bäumen befand ſich ein tiefes Loch, dem jene Stücke entnommen waren.

„Forſcht nur weiter, Herr Häniſch,“ ſagte der Graf, der einſah, daß die Angelegenheit in den richtigen Händen war. „Ich wollte das alte Neſt ſelbſt unterſuchen laſſen, weil ich von Anfang an glaubte, daß ſich dort etwas finden müſſe, was von Wichtigkeit ſei, aber es brannte weg, ohne daß jemand weiß, wie es geſchah.“

„Wir kommen vielleicht noch dahinter! Die böſe Lieſel war ja tot, aber die andere lebte noch, die jetzt in Duben im Gefängnis ſitzt — —“

„Wohin Ihr ſie eingeliefert habt — —“

„Das that ich, ſie war an dem Tage des Brandes der Hexenbude in Schnaditz. Wer weiß, ob ſie es nicht ſelbſt gethan, es iſt nicht weit von dort hierher und ſie hatte allen Grund, die Stätte zu verbergen, wo ſie mit der Verſtorbenen gehauſt, zumal die Obrigkeit ihr auf den Ferſen war.“

„Wir ſind Euch zum Dank verpflichtet, Ihr habt den Felſenſteg entdeckt — doch, das iſt Euer Genoſſe, der Junker von Kyniz!“

„Mein Leidensgefährte, Herr Graf, mein Mitgefangener!“

„Ich weiß es und will ſehen, ob ſich nichts für Euch thun läßt. Auf ein Wort Junker!“

Der Graf ging mit dem Herrn von Kyniz abſeits bis in das Gebüſch, wo ſie niemand hören konnte. Der Graf blieb ſtehen. „Wollt Ihr nicht,“ begann er, „einen Weg einſchlagen, Junker, der Euch und Euren Freund mit einemmale aus der Gefangenſchaft befreit?“

„Welchen Weg meint Ihr, Herr Graf?“

„Den der Verſöhnung mit meinem Schweſterſohn, dann aber den der Entſagung!“

„Ich verſtehe Euch, Herr Graf; den erſteren im Augenblicke, den anderen — nie!“

„Junker, bedenkt das eine, möget Ihr das Herz des Mädchens Eurer Wahl auch beſitzen, die Hand fehlt Euch und Ihr werdet ſie niemals erhalten!“

„Ich bin darauf gefaßt und werde mich da nicht aufdrängen, wo man mich nicht haben will! Aber entſagen — nimmermehr! Wird mein Wort gelöſt, freiwillig, ohne Zwang, gibt Margret ihre Hand einem anderen, ſo bin ich meines Wortes quitt! Aber ſelbſt zuerſt auf ſie verzichten, dem Mädchen entſagen, an die mein ganzes Herz, mein ganzes Wohlergehen ſich klammert, das thue ich nun und nimmermehr und all Eure Worte ſind vergebens! Seht, ich bin ein armes Soldatenkind, das nichts von ſeinem Vater geerbt, als ſeinen unbefleckten Namen und ſein tadelloſes Schwert. Meine Vorfahren haben einſt ein ſo großes Schloß, wie das Eurige iſt, beſeſſen, ein Gut, ſo ſchön, ſo reich wie Tiefenſee, aber der große Krieg hat alles vernichtet, alles verſchlungen, kein Stein iſt auf dem anderen geblieben. Schulden halber, die entſtanden waren, um meinen Ahnen den Hunger zu ſtillen, ſind die Länder verſchleudert, ich bin als Bettler geboren, aber mit hochfahrendem ſtolzem Herzen, mit unbeugſamem Sinn und mit der thörichten Hoffnung, daß es einſt beſſer werden müſſe! Doch halt, eines dürfet Ihr bei Leibe nicht vergeſſen! Laßt euch ſagen, Herr Graf, daß ich doch etwas beſitze auf dieſer Erde, was lange nicht ein jeder hat, was jeder ſich wünſcht und unendlich ſelten erreicht, einen Freund, einen wahren Freund, nicht etwa bloß einen Geſpielen im Leben, einen Genoſſen in Leiden und Freuden, ſondern ein Männerherz, das in dem meinigen aufgeht, das meine innerſten Regungen kennt, das, obwohl es länger ſchlägt als das meinige, mich verſteht, ſo gut als es von mir verſtanden wird — —“

„Ihr meint — den Arzt, den Doktor — —“

„Ja, Herr Graf, ja, den meine ich und da ich heute mit

Euch das erſtemal, aber auch das letztemal in meinem Leben ſpreche, ſo erlaubt, daß ich noch wenige Worte ſage. Ihr habt mich, den Gefangenen, angeredet, Ihr ſeid der Oheim des Mannes, dem ich die ſchwere Wunde gern auf andere Weiſe verbände, die ich ihm ſchlagen mußte, und ich vermag es doch nicht! Sagt ihm, ſagt ihm, ich ſei zu allem bereit, er kann, da er noch krank iſt, mir einen Gegner ſtellen, welchen er will. Das Schwert mag zwiſchen uns entſcheiden und der Überlebende — —"

„Nimmermehr," rief der Graf aus, „es iſt bereits des Blutes genug gefloſſen, nimmermehr ein zweiter Kampf! Ihr ſeid ein kecker Geſell, Junker, Blut und immer Blut!"

„Ich bin wahrlich nicht ſo ſchlimm, Herr Graf, aber einen anderen Ausweg ſehe ich nicht!"

„Aber ich kann einen ſolchen finden," entgegnete der alte Herr. „Seht, Junker, Ihr kamet als Gefangener hierher und niemand weiß bis heute, was der Herzog über Euch verhängt! Das wißt Ihr ja wohl, daß des Kaiſers Edikt den Zweikampf mit tödlichen Waffen mit dem Tode beſtraft und daß wenn Gnade ergeht, lebenswierige Verbannung an deſſen Stelle treten kann. Und in einem ſolchen Zeitraume, wo Ihr nicht wiſſen könnt, was aus Euch jemals wird, ob Ihr im Lande bleiben, ob Ihr als Flüchtling es verlaſſen und auf fremder Erde Euer Stück Brot Euch ſuchen müßt, da drängt Ihr Euch in eine ſtille Familie ein, da wagt Ihr Euch an ein junges harmloſes Kind, das Euch gefällt und dem Ihr gefallt, alles ohne des Vaters Wort, alles ohne einen Blick in die Zukunft! — —"

„Herr Graf!" rief der Junker entſetzt.

„Wartet nur noch einen Augenblick! Ihr meint, unſeres Herzogs Gnade habe ſtets Milde geübt, beſonders bei Edelleuten, die leider im Zweikampfe den einzigen Weg ſehen, verletzte Ehre wiederherzuſtellen. Das war an ſich richtig von Euch gedacht, aber der Schluß, den Ihr daraus gezogen, war falſch! Wer ſteht Euch zunächſt dafür, daß des Herzogs Gnade auch Euch, dem Fremden, dem Ausländer zuteil wird und wenn ſie Euch wirklich gewährt würde, wenn Ihr einen Fürſprecher finden könntet, der ein gewichtiges Wort für Euch einlegt und den Ihr — Junker, merkt es Euch — den Ihr nicht habt, ſagt ſelbſt, war es recht von Euch, Eure Unfreiheit oder vielmehr die Freiheit, die Euch auf Burg Duben gewährt wurde, ſo zu benutzen, wie Ihr es gethan habt? Ihr kettet ein Mädchen an Euch, ohne der Ketten zu gedenken, die noch auf Euch ſelber laſten! Nicht nur, daß das Unglück über Euch gekommen, — ein unſchuldiges Mädchen ſoll es mit Euch tragen! War das recht, war das — edel von Euch?"

„Herr Graf!" — —

„Nur ſtill, Junker, wir ſind noch nicht fertig, ich habe Euch ausreden laſſen, wie es Euch gefiel, jetzt bin ich an der Reihe! Ihr habt kein Blatt vor den Mund genommen, Ihr werdet Euch nicht wundern, wenn man Euch gleiche Münze zurückgibt. Sagt, wer ſeid Ihr, habt Ihr Euch im Leben erprobt, habt Ihr irgend etwas geleiſtet, was der Rede wert wäre? Was habt Ihr Euch eigentlich gedacht? Ich will es Euch ſagen, will Euch einen Spiegel vorhalten, in dem Ihr Euch ſelbſt erkennen ſollt! Als Student einer Hochſchule ſeid Ihr voll von Einbildung, weil Ihr etwas mehr gelernt habt, als andere Leute! Ihr dünkt Euch beſſer zu ſein und andere größere Anſprüche an das Leben ſtellen zu können! Das Mädchen iſt hübſch, jung, friſch und munter, der alte Herr von Schnaditz beſitzt zwei große Güter, jeder Schwiegerſohn erhält eines davon, die Rechnung iſt einfach! Darum mit einem Schlage: eine Frau, ein Gut! Ihr ſchmiedet raſch, ſo lange das Eiſen noch glüht, aber eins habt Ihr ganz vergeſſen, die Frage, ob man Euch auch haben will! Drum kurz, Junker, was ſollen die langen Reden, ich will Euch ſagen, wie es am beſten iſt! Ich verwende mich beim Herzog, ich ſtehe Euch für Eure volle Begnadigung, ich gebe Euch ein Stück Geld, von dem Ihr lange leben könnt — Ihr Eurerſeits entſagt in aller Form Rechtens — —"

„Herr Graf, mir das — barmherziger Gott — das hab' ich nicht verdient — Ihr ſeid ein alter Herr — —"

„Ihr würdet wohl Euer Schwert ziehen, wenn ich das nicht wäre, beruhigt Euch und laßt es ruhig ſtecken, bei mir iſt Eure Tapferkeit ſchlecht angewendet! Überlegt Euch die Sache und geht immer davon aus, daß die Abſicht Euch zu kränken mir fern gelegen. — Aber das Mädchen ſchlagt Euch aus dem Sinn! Der Vater gab mir ſein Jawort für meinen Schweſterſohn von Schlieben und im Herbſte freit er ſie!"

„Im Herbſt — —"

„Ja, ja und damit iſt die Sache zu Ende! Denkt darüber nach, was ich Euch ſagte, ich ziehe mein Wort noch nicht zurück! Ihr habt noch Zeit, Ihr könnt überlegen, geht mit Eurem Freund zu Rate — —"

„Wenn Ihr Euch auf ihn bezieht, ſo irrt Ihr Euch, Herr Graf! Was der eine will, meint auch der andere."

„Meinetwegen, mich geht die Sache nichts weiter an, Ihr wißt, woran Ihr ſeid, und damit Gott befohlen! Doch noch ein Wort: ſagt mir, wer iſt denn Euer Freund, der Doktor, woher ſtammt er, woher ſchreibt ſich Eure Freundſchaft?"

„Von den Vätern her," entgegnete der Junker von Kyniz kurz.

„Von den Vätern? Es freut mich zu hören, daß Ihr doch auf die Väter noch ein Gewicht legt!"

Der Junker ſchwieg betroffen und ſagte dann, um ſeine Verlegenheit zu verdecken: „Mein Vater ſtand bei den Wallenſteinern im Lager vor Stralſund und dort — —"

„Rettete ihn der Ratsverwandte Häniſch vor dem Morde, den ein Kroat einer armen Frau wegen an ihm begehen wollte — —"

„Mein Gott, Herr Graf," rief der Junker. „Ihr wißt darum?"

„Euer Vater iſt tot," ſagte der Graf, ohne auf die Frage zu achten, „der Ratsverwandte wohl auch?"

„Ja!"

„Und die Söhne finde ich hier wieder," fuhr der Graf leiſe fort, indem er einen langen wohlwollenden Blick auf den vor ihm Stehenden richtete. Sagt, Junker, wo habt Ihr die Narbe in Eurem Geſichte her, ſie iſt alt und eigentümlich verheilt!"

„Es iſt keine Narbe von einem Hiebe, ich habe ſie mit zur Welt gebracht und von meinem Vater geerbt. Es iſt die Wunde, die er von dem Kroaten — —"

„Ich weiß, ich weiß — — doch nun, thut was ich Euch ſage, fragt Euren Freund und verſchweigt ihm nichts, was ich zu Euch geredet! Auf Wiederſehen, für heute Gott befohlen!"

Der Junker ermannte ſich erſt, als der Graf bereits den Weg über den neu errichteten Damm zurückgelegt, drüben ſein Pferd beſtiegen hatte und wieder weggeritten war.

„Was hatteſt du ſo lange mit dem Grafen zu diſputieren?" ſagte der Doktor, der dem Freunde entgegenkam.

„Er hat mir mein Glück genommen," antwortete der Junker langſam und dumpf.

„Dein Glück?"

„Ja, mein ganzes Lebensglück, nicht einen Tropfen hat er mir gelaſſen!"

Und der Junker begann zu erzählen und verſchwieg kein einziges Wort, das gefallen war. „Und dich ſolle ich um Rat fragen, ſagte mir der Graf," ſo ſetzte er hinzu, „dir ſoll ich nichts verſchweigen, was zwiſchen uns geſprochen worden, auf dein Urteil ſolle ich mich verlaſſen!"

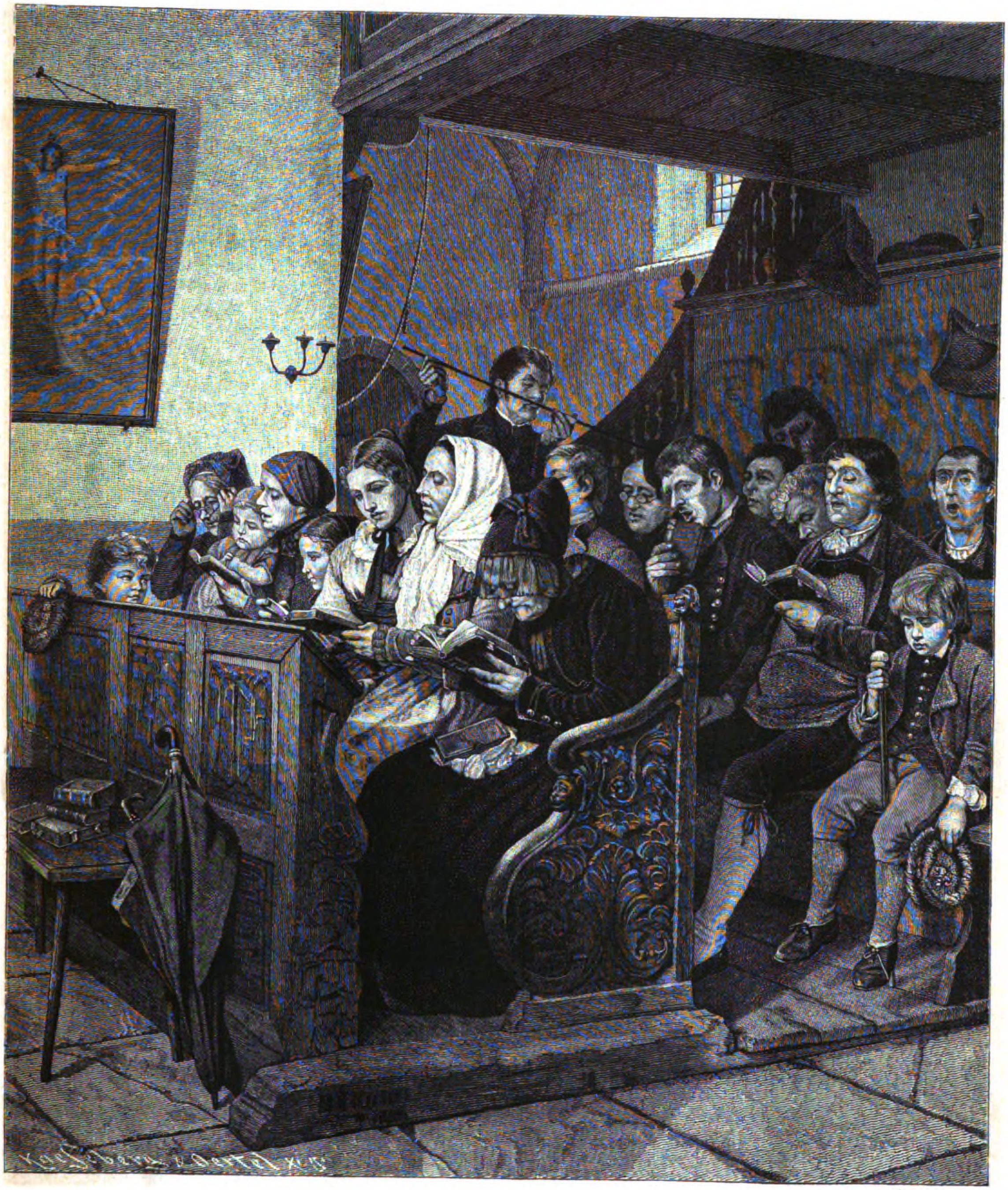
Der Doktor ſchwieg und ſah zur Erde nieder.

„Du ſchweigſt, Häniſch, du ſchweigſt, was ſoll das bedeuten, um des Himmels willen, ſprich!"

„Der Graf hat recht, Kyniz!" ſagte der Doktor langſam und ernſt.

„Was ſprichſt du da! Auch du, in deſſen Gegenwart alles geſchehen, der kein Wort der Einſprache erhoben, der ſtillſchweigend alles gebilligt, alles genehmigt hat, du, du ſagſt er habe recht!"

„Höre mich an, mein lieber Freund, und dann ſprich weiter! Sieh, es iſt ganz unzweifelhaft, daß die große Krankheit, die mit der Schnelligkeit des Sturmes ausbrach, ohne daß jemand vorher irgend ein Kennzeichen davon gewahrte, die Köpfe und die Gemüter aller derer benommen hatte, die in der unmittelbaren Nähe des allgemeinen Elends ſich befanden. Zu



Erſter Pfingſtfeiertag.

Gemalt von B. Vautier.

dieſen gehören wir beide vor allen anderen, dann aber der Freiherr, ſeine Tochter Torilde und die beiden Jungfrauen von Schnaditz, die bei einem ſolchen Kranken geweilt, und deshalb, als der Anſteckung verdächtig, in der Mauerſtube eingeſperrt wurden. Obgleich ich Arzt bin und an ſo manchem Krankenbette geſtanden habe, konnte ich mich der inneren Furcht gegen den unſichtbaren und unabweisbaren Feind nicht erwehren, und ich weiß es am beſten, wie mir ſelbſt zu Mute war. So wurden wir alle, die wir in unmittelbarer Nähe des grauſigen Geſpenſtes ſtanden, von einer Art Krankheit in unſerem Geiſte überfallen, von der wir unter anderen Verhältniſſen vielleicht verſchont geblieben wären. Ein Wunder iſt dies wahrlich nicht! Wo alle Verhältniſſe vor unſeren Augen ſich umkehrten, wo faſt alles ſtarb und in das Grab ſank, was wir tags zuvor friſch und blühend geſehen, da war es uns erlaubt, hin und wieder über die Verhältniſſe uns wegzuſetzen, dem nahen Tode zu trotzen und nach der höchſten Blüte des Lebens zu trachten. Sieh uns alle an, wir ſind unſerer fünf, die gleichem Geſchicke erlegen ſind, du und ich, Urſula und Margret und ſogar die kleine unglückliche, dabei ſo kluge und ruhige Torilde, die durch das elende Geſchwätz einer verfehmten, verbrecheriſchen Frau ſo benommen worden iſt in ihrem klaren Geiſte, daß es des Todes dieſer Perſon oder richtiger des Aufhörens der Krankheit bedurfte, um dem klaren, ruhigen Verſtande wieder Geltung zu verſchaffen. Sieh dir endlich Torildens Vater an. Jetzt ſchlägt er ſich vor die Stirn und begreift nicht, wie er dazu gekommen, unſer Freiwerber bei dem Herrn von Schnaditz zu ſein, uns in der Nacht nach Schnaditz mitzunehmen, wahrlich eine ſonderbare Werbung! Er, der in denſelben Anſchauungen geboren und erzogen iſt wie der Herr von Schnaditz, er ſah kein einziges von den Hinderniſſen, die ſich entgegenſtellten, er ſah weder deine Jugend, noch meinen bürgerlichen Stand. Sieh dir die andere Seite der Medaille an. Die Herren von Schnaditz und Tiefenſee, die auf ihren feſten Schlöſſern und in ihren kleinen Dörfern nichts oder doch nur wenig von dem Unheil mit ihren eigenen Augen ſahen, das die Krankheit über die Stadt brachte, ſie behielten ihren Kopf auf der richtigen Stelle, ſie ſahen, wie thöricht wir geweſen, und ſie ſuchen nun, alles wieder in das richtige Geleiſe zu bringen.“

„Du, du ſprichſt ſolche Worte, haſt du Urſula vergeſſen — —“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Doktor mit unerſchütterlicher Ruhe, „aber es geht nicht anders. Niemals in meinem Leben habe ich eine Frau geliebt, Urſula war die erſte und wird die letzte ſein und ſo will ich denn allein durch mein Leben gehen — — ich habe entſagt.“

„Um Gottes willen, Häniſch, was ſprichſt du da?“

„Die volle Wahrheit, während du mit dem Grafen in jener Ecke ſtandeſt, trat der Herr von Schnaditz an mich heran, und ich habe mein Wort zurückgegeben, es ſoll nicht ſein, es kann nicht ſein, warum des Mädchens Schickſal trüben, warum ſie binden, wo der Knoten ohne den Vater geſchürzt war? Sieh, wer will ſo thöricht ſein, gegen die Zeit, gegen die Anſchauungen zu kämpfen, welche die Zeit mit ſich bringt? Wir haben nun einmal, ſo weit der Himmel blau über Deutſchland iſt, drei Stände, die noch vollſtändig von einander abgeſchloſſen ſind, Adel, Bürger und Bauer! Und wäre ſie ſchön wie die Sonne am Himmel und wäre ſie mit Gold beladen, daß ſie es nicht tragen könnte — ich würde die Bauerdirne nie zum Altare führen! Kann ich mich wundern, daß man mich verſchmäht, daß der Vater mir offen und ehrlich ſagt, daß Urſel nie eines Bürgerlichen Gattin werden kann? So ſchwer es mir geworden, ich gab mein Wort zurück.“

„Thue was du willſt,“ ſagte der Junker mürriſch, „ich werde thun, was ich will!“

„Doch nicht ohne mein Wiſſen, ohne mein Wollen? Vergiß nicht, was dein Vater auf dem Sterbebette dir geſagt, daß ich dein Führer ſein ſolle, ohne den du nichts unternehmen darfſt.“

„Ich bin mündig. mir hat niemand zu befehlen —“

„Meinſt du? Haſt du vergeſſen, daß du Gefangener biſt, wie ich, nur mit dem Unterſchiede, daß mich einige Monate Haft treffen, während du das Leben verwirkt haſt? Haſt du des Grafen Wort vergeſſen, daß es unerlaubt, ja unerhört war, ein Mädchen an dich zu feſſeln, an den, um deſſen Kleider vielleicht die Henker ſtreiten.“

„Halt ein!“ rief der Junker. „Ich ſehe, wir denken verſchieden über das gegebene Wort, vielleicht iſt das auch ein Unterſchied zwiſchen Edelmann und Bürger.“

„Meinſt du?“ fragte der Doktor eiſig kalt, „vielleicht haſt du nicht ſo unrecht, ſieh, es gibt mehrere Unterſchiede, wenigſtens zwiſchen mir und dir. Ich bin der Meinung, daß der Mann die Frau ernähren muß, du ſcheinſt das Gegenteil zu vertreten!“

„Halt ein, um Gottes willen, halt ein, vergib mir, was ich im Zorne geſprochen — dein letztes Wort war richtig und entſcheidend. Ja, du haſt recht, ich kann ein Weib nicht ernähren, und ich fühle es jetzt in mir, noch viel weniger von ihr mich ernähren laſſen. Aber ſiehe, Häniſch, deshalb brauche ich ſie niemals aufzugeben, es ſei denn, daß ſie — mich wegſchickt und — einem andern die Hand reicht — —“

„Du mußt verzichten, in aller Form, wie ich gethan —“

„Das thue ich nicht. Ich kann es nicht, ich vermag es nicht. Was iſt der Tod für mich, was das Beil des Henkers gegen Margrets Liebe!“

„Überlege, was ich dir ſage, vielleicht bringt die Nacht dir Ruhe. Folge mir, folge mir, denk an deines Vaters Wort.“

(Fortſetzung folgt.)

Pfingſttage im glücklichen Kampanien. Von Th. Trede.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

„La mia figlia fa l’angelo — meine Tochter übernimmt die Rolle des Engels.“ So hörte ich aus dem Munde der glücklichen Mutter, deren Angeſicht vor ſtolzer Freude ſtrahlte. Der Wirt einer Trattoria, der mir im Hinterhof ſeiner „ſchmorigen“ Behauſung unter grünem Weinlaubdach außer Brot und Käſe ſeinen faſt ſchwarzen, herben Wein aus pompejaniſcher Flaſche kredenzte, hatte mich in Hinſicht der kommenden Feſttage vollſtändig orientiert, und als ich den Wunſch äußerte, diejenige Familie kennen zu lernen, welche in dieſem Jahre den „Engel“ liefern werde, einen zerlumpten, vor der Thür lungernden Straßenbuben als Führer mitgegeben. Durch einige enge, ſchmutzige Straßen gelangten wir bald zur beſcheidenen Wohnung eines Schuſters, die in nichts weiter beſtand, als in einem Raum zur ebenen Erde, verſehen mit einer offenen Thür, welche in Ermangelung von Fenſtern, für Luft und Licht ſorgte, wie dies bei unzähligen anderen Behauſungen dieſer Art, die ſich im Erdgeſchoß ſtattlicher Palazzi befinden, ganz ebenſo der Fall iſt. Als Empfangszimmer dieſer Wohnung diente die Straße, und weil nun der Schuſter mit ſeinem Pfriemen, ſowie deſſen Frau mit ihrer Spindel vor der Thür auf der Straße ſaßen, ſo waren ſie der Mühe überhoben, mich in den Empfangsſalon zu führen. Mein kleiner Führer meldete die Abſicht des Fremden, worauf der krausköpfige, ungewaſchene Lumpacivagabundus die Hand zum Empfang ſeines Führerſoldes ausſtreckte, dann aber, von Neugier gefeſſelt, im „Salon“ ſtehen blieb. — „Ja, Herr, meine Tochter macht den Engel.“ — „Mariuccia!“ (kleine Marie). So rief ſie in den halbdunklen Raum hinein, wo ich ein Mädchen neben einer Wiege erblickte. Sofort erſchien die Gerufene, ein freundliches, braunäugiges Mädchen von etwa zehn Jahren, ſauber gekämmt und gewaſchen. Dies war der Engel. Mit Stolz erzählte die Mutter, daß der Herr Pfarrer dieſe ihre einzige Tochter für jene Rolle auserſehen, auch bereits das erforderliche Koſtüm habe anfertigen laſſen. Die Mariuccia holte ein ſchneeweißes Kleid herbei, dazu einen Kranz von weißen, künſtlichen Roſen und ſagte mir, daß die Flügel nächſtens fertig ſein würden. Während alles gebührendermaßen bewundert wurde, begann das Brüderchen in der Wiege ein ſehr menſchliches Geſchrei, worauf die für die Engelrolle erkorene Schweſter ihn aus der Wiege nahm und mir die Ehre erwies, den Schreihals zu präſentieren. Mit der Verſicherung, auf jeden Fall am Pfingſtfeſt die Mariuccia in der Engelrolle zu bewundern, ſchied ich von der Schuſterfamilie.

So geſchehen zu St. Giugliano, einer etwa 15 000 Einwohner zählenden Stadt in Campania felice. Genannte Stadt, welche von dem legendenhaften Märtyrer Julianus, ihrem Schutzheiligen, den Namen trägt, hat ſich nie an Welthändeln beteiligt, hat nie einen Erfinder oder Entdecker hervorgebracht, hat ſich allezeit zwiſchen Rebenguirlanden, Orangen, Zitronen und Pinien im beſcheidenen Verſteck gehalten, ſie beſitzt nur eins, worauf ſie ſtolz iſt, nur eins, deſſen Ruhm ſie eiferſüchtig bewacht, und das iſt ihr Pfingſtfeſt.

Die Vorbereitungen nehmen Wochen, ja in einer Hinſicht Monate in Anſpruch, und je näher das Feſt, deſto mehr gleicht die Stadt einem geſchäftig wimmelnden Ameiſenhaufen. Monate vorher beginnt eine zwar ſtille, aber äußerſt notwendige Vorbereitung, wobei es ſich um das leidige Geld handelt. Aber dieſe Frage erledigt ſich leicht und wie von ſelbſt. Zwar wird viel Geld gebraucht, denn zur Aufführung des Konzerts in der Kirche werden die beſten Muſikanten, die bekannteſten Opernſänger aus der benachbarten Großſtadt verſchrieben, und die feſtliche Meſſe, von ſolchem Konzert begleitet, findet an drei auf einander folgenden Tagen ſtatt, dazu kommt ein zweites Muſikkorps, welches die grandioſe Prozeſſion begleiten und dann auf dem Marktplatze faſt die ganze Nacht hindurch Märſche und Tänze zu blaſen hat. Nicht unter zwanzig Mann müſſen's ſein, ſo war es von jeher, ſo muß es bleiben. Eine Hauptehre hat die Stadt des St. Julianus ſtets darin geſucht, während der neuntägigen Vorbereitung berühmte Kanzelredner tagtäglich auf der Kanzel der Parochialkirche zu ſehen, ſolche werden oft von weither, ſogar aus Rom verſchrieben, meiſt Mönche des Franziskaner- oder Kapuzinerordens, ſtattliche Männer mit langen Bärten, berühmt durch ihre mächtige Stimme, und befähigt, das Lob der Madonna, um deren Ruhm es ſich beim Pfingſten in St. Giugliano handelt, in das rechte Licht zu ſtellen. Solche Feſtredner ſind anſtändig zu honorieren, und man duldet nicht, daß benachbarte Städte ſich ebenſo hervorthun. Was ſollen wir nun erſt ſagen von der Feſtdekoration der betreffenden Kirche? Eine Schar von Dekorateurs, die ſich nur mit Kirchenſchmuck befaſſen und Festajuoli genannt werden, erſcheint auf dem Plan, fuderweiſe mit ihnen die Dekorationsgegenſtände aus Samt und Seide, Gold und Silber. Jedes Jahr gibt's neue Gegenſtände, prächtige Farben, in dieſem Jahre wird's ein Nonplusultra geben, einen Rieſenſtern aus vergoldeter Maſſe im Hintergrunde der Madonna, deren Prachtgewänder ebenfalls erneuert werden, und zwiſchen den Strahlen jenes Sternes ſollen kleine niedliche Englein freundlichen Blickes herausſchauen. Eine ſolche Dekoration in der Kirche, dazu die Illuminationsvorrichtung an der Kirchenfront, dann die Feſtbeleuchtung des Platzes, die Lichtguirlanden, Kronleuchter, Kandelaber in allen Straßen — alles dieſes koſtet Tauſende. Nun erſt das Feuerwerk! Hier darf nichts geſpart werden, und ſo hat denn der erſte Künſtler Monate lang an Überraſchungen gearbeitet, die grandioſer Natur ſind und den Neid aller benachbarten Städte erregen werden. Die Hauptſache aber haben wir noch gar nicht genannt, dürfen's auch noch nicht. Seht ihr dort die Kirche mit breiter Faſſade und zwei Türmen am Ende des weiten Marktplatzes? Schon mehrere Wochen vor Pfingſten ſind ihre Thüren verſchloſſen, der Eintritt durch die Seitenpforte iſt nur den Eingeweihten verſtattet.

Die Koſten für all ſolche Feſtherrlichkeiten werden meiſt durch freiwillige Beiträge aller Stände gedeckt, der Stadtſäckel thut auch das Seine und rechtzeitig verſendet man in die geſamte Nachbarſchaft rieſige Plakate, auf denen Geiſtliches und Weltliches neben einander zu leſen ſteht: Meſſe und Feuerwerk, Predigten und Konzerte, Prozeſſion und Wettrennen.

Schon am Abend vor Pfingſten kommen zahlreiche Gäſte von fern und nah in die mit Fahnen, Lorbeerbüſchen und Myrtengewinden feſtlich geſchmückte Stadt, deren Häuſer ſich Verwandten und Freunden gaſtlich öffnen. Trompeten und Poſaunen, Trommeln und Pfeifen, Geſang und Saitenſpiel, Scherz und Gelage dauern bis in die ſpäte Nacht. Am nächſten Morgen, dem Feſttage ſelbſt, kommen die Feſtpilger ſcharenweiſe, die meiſten zu Wagen, wenige zu Fuß. Die Wagen aller Art ſind auf die verſchiedenſte Weiſe geſchmückt, die Roſſe, Maultiere oder Eſel, welche die Wagen ziehen, tragen bunte Federn, rote Roſen, und ſind mit melodiſch klingenden Glöcklein behangen. Die ganze Stadt ſcheint ſich in einen Marktplatz verwandelt zu haben, deſſen voller Lärm ſich vor jener geheimnisvollen Kirche mit dem geſchloſſenen Portal entwickelt. Genußmittel aller Art, ſüße und ſaure, grobe und feine, Eßwaren, Getränke, bunte Federn für Hüte, Amulette und Heiligenbilder werden mit lautem Geſchrei ausgeboten, Laubhütten auf der weiten Piazza bergen Garküchen, deren Speiſeduft ſich weithin verbreitet, Mandolinen und Guitarren, Drehorgeln und Flöten bringen ihre wunderſame Melodei zu Gehör, Bettler an allen Ecken und Enden betreiben ihr lukratives Geſchäft. Gegen Mittag konzentriert ſich alles auf dem weiten Plane der bereits erwähnten Piazza, Kopf an Kopf ſtehen dort die Menſchenmaſſen und harren des großen Moments, in dem das Portal jener Kirche ſich öffnet und das darin geborgene Wunder zutage tritt.

Feierliches Glockengeläute — von einer Kirche, von zweien, von allen Kirchen gebietet dem Feſtlärm Schweigen, das Portal jener Kirche öffnet ſich, und wir erblicken — — ein Paar weiße Ochſen mit den üblichen Rieſenhörnern, ſie treten aus dem hohen Portal der Kirche ins Freie, ein zweites Paar derſelben folgt wie das erſte mit Myrten und Roſen geſchmückt, endlich ein drittes Paar, mit bunten Stickereien behangen, und hinter ihnen erſcheint ein von den ſechs Ochſen gezogener Wagen, oder wie ſollen wir's nennen, was dort in ſtrahlender, ſchimmernder, glitzernder Pracht ſich zeigt? Etwa Prachtkarre? Sagen wir: Triumphwagen, denn das ganze gigantiſche Bauwerk ſtellt eine Art Thron dar, und auf demſelben unter einem goldig ſchimmernden Baldachin erblicken wir die Königin des Feſtes, die Madonna in geſtickten Prachtgewändern, auf ihrem Haupte eine goldſtrahlende Krone. Toſender Jubel der Menſchenmaſſen begrüßt den Triumphwagen, die Muſik ſpielt einen luſtigen Marſch, Reveille und Zapfenſtreich, der Wagen hat die Kirche verlaſſen und hält vor derſelben ſtill. Plötzlich ſchweigt der toſende Jubel, Totenſtille auf der weiten Piazza, aller Augen wenden ſich nach oben, und leiſe höre ich's neben mir flüſtern: „Ecco l'angelo!“

Vom Dach eines fünfſtöckigen Palaſtes, der mehrgenannten Kirche ſchräg gegenüber, geht ein doppeltes ſtarkes Seil, möglichſt ſtraff geſpannt, hoch über den Platz hinüber bis in das breite Schallfenſter eines der zwei zu jener Kirche gehörenden Glockentürme. Auf dem flachen Dache des Palaſtes iſt ein hohes und feſtes Balkengerüſt angebracht, an dem beide Seile befeſtigt ſind. Wahrhaftig, wir erblicken einen Engel in ſchneeweißem Gewand. Mit reizenden Flügeln angethan, mit einem Kranz weißer Roſen im Haar, mit einer Guirlande roter Roſen umwunden, in der Rechten eine weiße Lilie haltend, ſchwebt er langſam daher, jenes Seil trägt nämlich eine Vorrichtung, in welchem ſich der Engel in ſchwebender, ungezwungen erſcheinender Stellung fortbewegt, gezogen von einem anderen Seil, welches ſich in jene Turmöffnung hinein verliert und dort von unſichtbaren Händen in Bewegung geſetzt wird. „Ecco l'angelo!“ So klingt es lauter und lauter, hier und da hört man: „Ecco Mariuccia!“ Sie iſt es, und winkt von der Höhe graziös nach rechts und links ihre Grüße. Donnernder Applaus, Händeklatſchen hört man von allen Seiten, bis unſer Engel in die Nähe der vor der Kirche thronenden Madonna gelangt iſt. Langſam ſenkt ſich nun das Seil, mit ihr der Engel, er ſchwebt der Madonna gegenüber, hält dort ſtill, alles lauſcht, und wir vernehmen, weil ziemlich nah, den Engelsgruß, welchen Mariuccia auf lateiniſch herſagt: „Ave Maria gratia plena!“ „Sei gegrüßt, gnadenreiche Maria!“ Hierauf folgen einige Verſe in der Landesſprache, welche den Glanz, die Freundlichkeit, ſowie das mütterliche Herz der Madonna preiſen. — Der Engel winkt, hebt ſich, und nun fällt die Muſik ein mit dem rauſchenden Marcia reale (Königsmarſch), welcher denſelben beim langſamen Zurückſchweben begleitet. Endlich erblicken wir ihn hoch oben auf dem genannten Balkengerüſt, von dort ſcheint er gen Himmel ſchweben zu wollen. Noch einmal winkt Mariuccia mit der Rechten, dann iſt ſie unſeren Blicken hinter einer Bretterverkleidung verſchwunden.

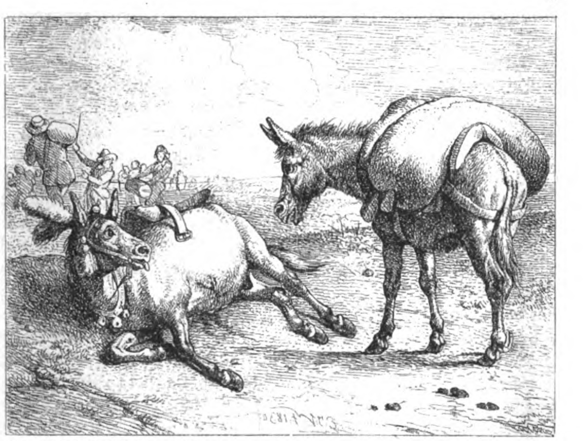
Daß es in St. Giugliano als hohe Ehre betrachtet wird, für die Rolle des Engels erkoren zu werden, iſt ſelbſtverſtändlich. Unter den die öffentliche Schule beſuchenden Mädchen im Alter von acht bis zehn Jahren wird die fleißigſte und ſittſamſte durch den Ortspfarrer ausgewählt, ſie erhält auf öffentliche Koſten die übliche, bereits erwähnte Kleidung und ihre Eltern eine Belohnung. Iſt ſie zur Jungfrau gereift; ſo folgt ihr in dies Alter der Ruhm: „ha fatto l'angelo," und ſie kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß ſie bald Hochzeit feiert, wobei der Pfarrer nicht verfehlt, ihr ein hübſches Sümmchen Geld als Mitgift zu bewilligen, hat doch die Kirche, wie hier überall üblich, über Mittel zum Zweck der Ausſteuer armer, braver Mädchen zu verfügen. Mir wurde erzählt, daß in St. Giugliano eine Familie mit Großmutter, Mutter und Kind exiſtiert, welche alle drei als Engel die Madonna begrüßt haben.

Auch bei anderen kirchlichen Volksfeſten findet das Auftreten von Engeln ſtatt. In der Stadt St. Antimo, gleichfalls in Kampanien, wird alljährlich Leben und Tod des heiligen Antimus auf dem Markte aufgeführt. Das Drama ſchließt mit der Hinrichtung, wir ſahen, wie das Haupt des Märtyrers abgeſchlagen wurde, ſahen fließendes Blut, und dann ſchwebte auf einem vom Turm bis zur Bühne geſpannten Seile eine Engelgruppe nieder, empfing das Haupt und trug es unter donnerndem Feuerwerk und rauſchender Muſik zum Turme hinauf. Dieſe Engelgruppe beſteht aus Puppen, früher waren es lebendige Kinder. — In Cimetile, einer kleinen Stadt ebendaſelbſt, befindet ſich ein „wunderthätiger" Bambino, d. h. eine aus Holz geſchnitzte, koſtbar bekleidete Puppe des Jeſuskindes. Dieſe Figur wird nach dem Los alle Monate in ein anderes Haus getragen, um dort ſchützend und heilend zu walten.

Doch zurück zum Triumphwagen der Madonna, der unſere ungeteilte Aufmerkſamkeit verdient. Das Volk nennt ihn mit dem einfachen Namen: Il Carro, die Ausſchmückung desſelben, an der viele „Künſtler" emſig wenigſtens vier Wochen hindurch arbeiten, koſtet jedesmal 800 bis 1000 Frank. Schwerlich iſt eine Beſchreibung im ſtande, dem Leſer eine klare Vorſtellung zu bieten. Man denke ſich einen auf ſechs niedrigen Rädern gehenden Karren von etwa fünfzehn Schritt Länge, auf demſelben ein Gerüſt, beſtimmt, den Emblemen, Figuren, Ornamenten aller Art als Halt zu dienen. Letztere werden aus feinem Plüſch und Muſſelin gebildet, dem durch Ausſtopfen und Nähen die nötige Form verliehen wird. — Die Front des Wagens bildet ein mächtiger Pferdekopf, gezügelt von einem niedlichen Amor, unter Blumen gelagert auf einem Felsvorſprung. Eine täuſchend nachgebildete Felspartie, bevölkert mit niedlichen Vögeln, nimmt den vorderen Teil des Karrens ein, und zur Linken kommt die Bruſtfigur des St. Markus, rechts die des St. Lukas zum Vorſchein. Die Mitte wird eingenommen von zwei Schalen, in denen Waſſer wie im Springbrunnen zu plätſchern ſcheint, nachgebildet durch zarte Streifen glitzernden Silberpapieres. Zwiſchen den zwei Schalen zeigt ſich eine rieſige, edel geformte Blumenvaſe, bei deren Bildung ſich der Meiſter bei den griechiſchen Vaſen Anleitung geholt zu haben ſcheint. Links und rechts zeigen ſich am Rande des Wagens je drei Delphinköpfe, Waſſer ſpeiend, welches ebenſo aus Silberpapier dargeſtellt wird. Man bemerke wohl, wie hier im traulichen Verein chriſtliche und heidniſche Embleme bei einander wohnen. St. Markus dicht bei Amor, St. Lukas dicht bei den Delphinen, welche bekanntlich der Aphrodite, der Liebesgöttin, geweiht waren. Den hinteren Teil des Wagens hat der Thron der Madonna inne, ſtufenweiſe aufſteigend, rings von Blumenvaſen umgeben, von Amoretten umlagert, und hoch oben ſteht ſie ſelbſt, vom Volke als die Königin verehrt, als Mutter aller Gnaden begrüßt, über ihr ein Baldachin von reichen Stoffen, mit goldenen Quaſten behangen, mit goldenen Sternen beſetzt.

Iſt der Gruß des Engels ausgerichtet, ſo ſetzt der von den ſechs weißen Ochſen gezogene, in der Sonne ſtrahlende und glitzernde Triumphwagen ſich in Bewegung, voran geht die Muſik, Trommelwirbel, Pfeifenklang ertönt und gellende Hörner erſchallen darein. Hinter dem Wagen ordnet ſich die Prozeſſion. Man ſieht die Geiſtlichkeit des Ortes in Prachtgewändern, die Behörden in Uniform, die Schuljugend in Feſtkleidern, die verſchiedenen religiöſen Laienbrüderſchaften mit ihren Standarten und Emblemen, und dann ſchließt ſich dem Zuge jeder an, wer Luſt hat. So bewegt ſich der Wagen durch die Hauptſtraße, überall mit Jubel begrüßt. Aus den Fenſtern, von den Balkons aus fliegen Blumen und Kränze der Madonna entgegen, auf der Straße befeſtigt man Kränze am Wagenrande. Der Zug geht hinaus in die Kampagna, die Prozeſſion ſchwillt an wie eine Lawine, und ſo dauert es gewöhnlich mehrere Stunden, ehe man die Madonna wieder zur Stadt zurück und in ihre Kirche hineinbringt. —

Jetzt wäre noch viel zu erzählen von der nun folgenden Feſtfreude, welche ſich um die mit Speiſen mancherlei Art beſetzten Tiſche, ſei es im Hauſe, ſei es im Freien, gruppiert. Da könnten wir von einer Tiſchgruppe zur anderen wandern, um überall originelle Dinge zu ſehen und zu hören, könnten auch in irgend ein Haus gehen, uns als Fremde dort melden, um dann ſofort als Gäſte zur Tafel gezogen zu werden. Wir unterlaſſen es, von dieſen ſchönen Dingen weiter zu erzählen, überzeugt, daß der freundliche Leſer ſich dies Bild leicht ausmalen wird. Dagegen dürfen wir nicht unterlaſſen zu bemerken, daß die Mariuccia nebſt Vater und Mutter an dem Feſtmahl des Herrn Pfarrers von St. Giugliano teilnimmt, daß ſie im weißen Kleide, mit weißen Roſen im Haare, dort am Tiſche ſitzt, und daß die Mutter, ihr Kind betrachtend, leiſe flüſtert: „La mia figlia fa l'angelo!"

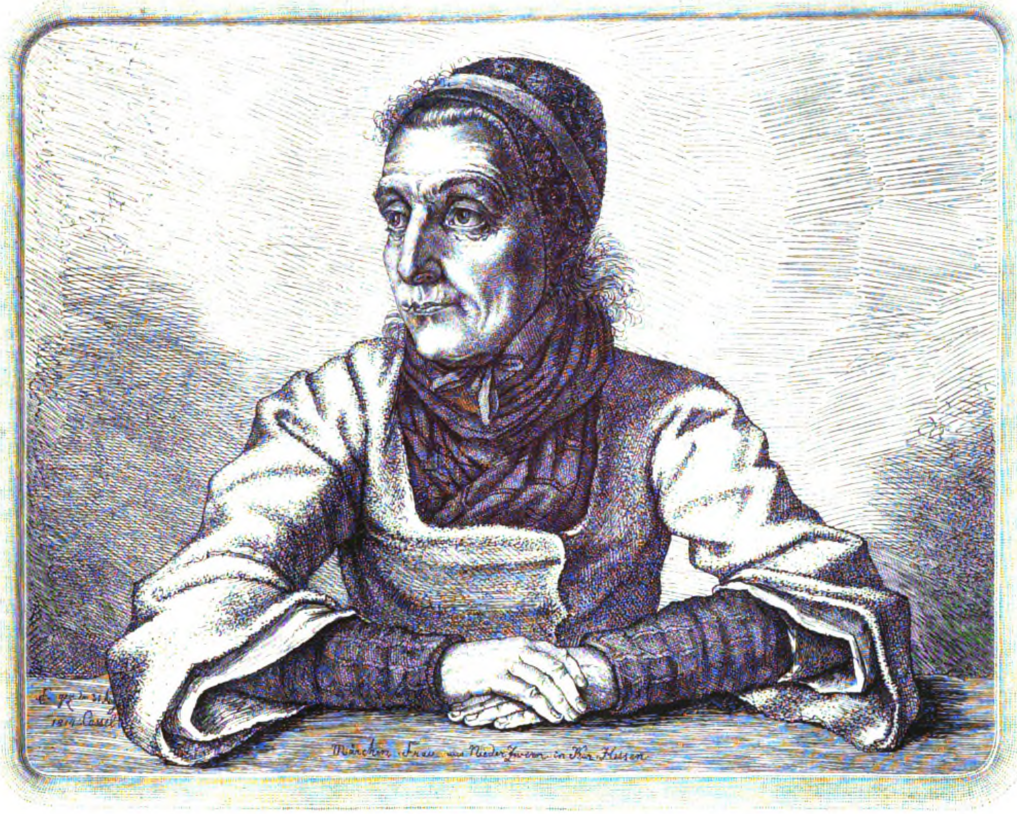


Radiert von E. Habenſchaden.

Steuereſel und Müllereſel.

(Nach Lafontaine.)

Zwei Eſel trabten einſt daher —
Der eine ſchleppte Hafer ſchwer,
Der andre trug Salzſteuergeld,
Drob dünkt er ſchier ſich wie ein Held.
Als ſtolzen Schritts er vorwärts drang
Und ſeine Schelle tapfer klang,
Da warf auf ihn ſich eine Schar
Von Räubern, wohl ein Dutzend gar.
Der Steuereſel bäumt ſich auf
Will widerſteh'n dem Diebeshauf',
Verteidigt ſeinen Schatz ſehr kühn
Doch ganz vergeblich iſt ſein Müh'n.
Von Hieben faſt zu Tod geſchlagen
Bricht er zuſammen unter Klagen:
„Iſt das der Lohn für meine Treu?"
So ruft er jammernd ſtets aufs neu.
„Der Müller da bleibt ungeſchoren
Des Fiskus Diener iſt verloren." —
„Freund," ſprach zu ihm ſein Kamerad,
„Nicht allemal es gut noch that,
Nach hohem Amte ſtolz zu ſtreben!
Wer will in Fried' und Ruhe leben,
Der laß an wenig ſich genügen!
Hätt'ſt niedrig du gedient wie ich,
Du lägſt nicht in den letzten Zügen, —
Du freuteſt noch des Lebens dich."



Die Märchenfrau der Brüder Grimm.

Nach dem Leben gezeichnet (1814) von dem jüngſten Bruder L. E. Grimm in Kaſſel.

Es war der letzte Sommer des vieljährigen Zuſammenlebens der Brüder **Jakob** und **Wilhelm Grimm**. Da ſchellte es eines Tages an der Thüre, die zu Jakob Grimms Wohnung führte, und als das Dienſtmädchen öffnete, erblickte ſie ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren, welches auf die Frage nach ihrem Begehr erwiderte: ſie wünſche den Herrn Profeſſor zu ſprechen. Hineingeführt und von dem alten Herrn freundlich empfangen, richtete es ſogleich die Frage an ihn:

„Biſt du es, der die ſchönen Märchen geſchrieben hat?“

„Ja, mein Kind,“ antwortete Jakob Grimm, „mein Bruder und ich haben die Hausmärchen geſchrieben.“

„Dann haſt du wohl auch das Märchen vom klugen Schneiderlein geſchrieben, wo es am Ende heißt: wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler?“

„Das hat mein Bruder geſchrieben,“ erwiderte der Profeſſor und geleitete das Kind in Wilhelm Grimms Studierzimmer.

Dort wiederholte es an dieſen ſeine Frage, und auf die bejahende Antwort bat es um Erlaubnis, aus dem Märchenbuch, das es unter dem Arm hielt, etwas vorleſen zu dürfen. Das Kind las ſodann das Märchen vom klugen Schneiderlein gut und mit natürlichem Ausdruck vor und fügte am Schluß hinzu:

„Nun ſieh, die Geſchichte glaub' ich nicht, denn ein Schneider wird nimmermehr eine Prinzeſſin heiraten. Da ich's aber nicht glaube, ſo muß ich dir einen Thaler bezahlen. Doch kann ich das nicht auf einmal thun, denn ich bekomme nur wenig Taſchengeld.“

Dabei holte es aus ſeinem Geldtäſchchen einen Groſchen und reichte ihn Wilhelm Grimm hin. Dieſer ſagte: „Ich will dir den Groſchen wieder ſchenken.“

„Nein,“ antwortete das Kind; „die Mama ſagt, Geld dürfe man nicht geſchenkt nehmen.“

Darauf nahm es artig von den beiden Greiſen Abſchied.

Dasſelbe Jahr 1859, in welchem dieſe Begegnung den Brüdern zeigte, wie ihr Name durch die Märchen in den Herzen der Kinderwelt fortlebe, riß Wilhelm Grimm von Jakobs Seite. Noch auf ſeinem Krankenbette hatte er ſich an einer neuen Auflage der Märchen erfreut und einzelne Exemplare zu Weihnachtsgeſchenken an Freunde beſtimmt. Aber er ſollte Weihnachten nicht mehr hienieden feiern. Acht Tage vor dem heiligen Abende ſtarb er.

An den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, wie ſie heute vor uns liegen, hat Wilhelm einen weſentlichen Anteil. Er war ein ganz vorzüglicher Erzähler und redigierte von der zweiten Ausgabe an allein die Märchen, welche urſprünglich etwas fragmentariſches und ungleichmäßiges gehabt hatten, in der kunſtmäßigen und doch ſo naiven Form, welche ihnen für immer die Herzen unſeres Volkes gewonnen hat. Seitdem **Achim von Arnim** am Chriſtabend 1812 ſeiner jungen Frau **Bettina** das neu erſchienene Märchenbuch, grün eingebunden mit goldenem Schnitt, unter die Weihnachtsgeſchenke gelegt hatte, hat dasſelbe in zwei verſchiedenen Ausgaben, ungeachtet der zahlreichen, ſeitdem erſchienenen ähnlichen Sammlungen, ſeinen Platz auf dem Büchermarkte behauptet und ſteht noch heute einzigartig unter den Haus- und Kinderbüchern unſeres Volkes da.

Die von Wilhelm Grimm herrührende Vorrede zur zweiten Ausgabe der größeren Sammlung gewährt uns einen höchſt anziehenden Einblick in die Entſtehung dieſes unvergleichlichen Buches. Da erfahren wir denn auch unter anderem, daß die Brüder die meiſten und ſchönſten Märchen des zweiten Bandes einer alten Bauersfrau aus dem Dorfe **Niederzwehrn** bei **Kaſſel** zu verdanken hatten. Wilhelm Grimm hat dieſer Mitarbeiterin in ſeiner Vorrede ein ſchönes Denkmal geſetzt. Er ſagt von ihr:

„Die Frau **Viehmännin** war noch rüſtig und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Geſichtszüge hatten etwas Feſtes, Verſtändiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte ſie hell und ſcharf. Sie bewahrte die alten Sagen feſt im Gedächtnis und ſagte wohl ſelbſt, daß dieſe Gabe nicht jedem verliehen ſei und mancher gar nichts im Zuſammenhange behalten könne. Dabei erzählte ſie bedächtig, ſicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erſt ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langſam, ſo daß man ihr mit einiger Übung nachſchreiben konnte. Manches iſt auf dieſe Weiſe wörtlich beibehalten und wird in ſeiner Wahrheit nicht zu verkennen ſein. Wer an leichte Verfätſchung der Überlieferung, Nachläſſigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müſſen, wie genau ſie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war; ſie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und beſſerte ein Verſehen, ſobald ſie es bemerkte, mitten in der Rede gleich ſelber.“

Durch eine gute Radierung des jüngſten Bruders, des als Profeſſor der Kaſſeler Akademie 1863 geſtorbenen Malers Ludwig Grimm, ſind uns noch die klugen und anſprechenden Züge der Märchenfrau, welche durch den Krieg in Elend geriet und nach langem Siechtum 1816 ſtarb, getreu erhalten, und wir freuen uns, dieſes ſeltene Blatt unſeren Leſern umſtehend mitteilen zu können. — — —

Die Vaterſtadt der Brüder Grimm, Hanau a. M. rüſtet ſich, ihnen zur Säkularfeier ihrer Geburtsjahre (1785 und 1786) ein Denkmal aus Erz zu errichten. Unzweifelhaft wird ganz Deutſchland es ſich nicht nehmen laſſen, dem unlängſt erlaſſenen Aufrufe zu folgen und ſich an dieſem nationalen Unternehmen energiſch zu beteiligen. Das herrlichſte und unvergänglichſte Denkmal haben ſich die Brüder aber unbedingt im Herzen ihres Volkes geſetzt durch ihre zahlreichen wiſſenſchaftlichen Werke, die ſeine Sprache und Litteratur ihm erſt erſchloſſen, am meiſten aber durch ihre hoch und niedrig, jung und alt, gleich feſſelnden und entzückenden Kinder- und Hausmärchen, durch deren Herausgabe ſie einſt ihren litterariſchen Ruhm begründet hatten.

Robert Koenig.

Fern von Madrid.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Humoreske aus dem Soldatenleben von **Hermann Ferſchke.**

II.

Unten im Gaſtzimmer an dem runden Stamm- und Raiſonniertiſche raunte man ſich indeſſen die vom Wirt überbrachte Tagesneuigkeit zu, daß ſoeben der „neue Leutnant“ angekommen ſei, infolge deſſen die bereits ins Stocken geratene und auf baldigen Heimgang deutende Unterhaltung neue und willkommene Nahrung erhielt, was wiederum zur Folge hatte, daß die Gläſer, ſehr zur Genugthuung des Wirtes, friſch gefüllt wurden und der Heimgang, ſelbſt auf die Gefahr einer in verſtärkter Tonart gehaltenen ehegättlichen Strafpredigt hin, um ein Bedeutendes verſchoben wurde.

Dies ſind die Wechſelbeziehungen zwiſchen Urſachen und Wirkungen im Leben.

Am andern Morgen bald nach neun Uhr begab ſich Leutnant von Rothenberg im Paradeanzug zum Regimentskommandeur, um ſich als eingetroffen zu melden.

Oberſt von Barchfeld hatte früher ſelbſt bei der Garde geſtanden und war ein ſchneidiger Offizier, und ein zwar ſtrenger, doch auch wohlwollender Vorgeſetzter, der ſeinen neuen Premier ſehr freundlich empfing.

„Ich heiße Sie herzlich in meinem Regiment willkommen, Herr von Rothenberg,“ begrüßte derſelbe den ſich Meldenden, „möge es Ihnen bei uns mit der Zeit gefallen, denn ich kann nicht erwarten, daß Sie gern von Berlin in dieſen entlegenen Weltwinkel gegangen ſind. Das aber iſt Soldatenlos — geſtern noch auf ſtolzen Roſſen, heute durch die Bruſt geſchoſſen — na, ſo ſchlimm iſt das nun nicht. Wir leben hier dem Dienſt unſeres allergnädigſten Herrn und ſchließen uns außerhalb desſelben um ſo enger aneinander an. Dabei bedaure ich aufrichtig, daß ich Sie nicht bei uns behalten kann, ſondern genötigt bin, Sie der dritten Schwadron, welche in Pimpelberg ſteht, zu überweiſen — es iſt das ein alter Uſus im Regiment, die jüngſten Herren dahin zu ſchicken, denn Pimpelberg gilt als die kleinſte und, wie die jungen Herren behaupten, langweiligſte unter unſeren kleinen Garniſonſtädten. Nun das iſt Geſchmackſache — Meiſeberg iſt's freilich nicht — aber Regimentsuſus iſt es, daß in Pimpelberg der jüngſte Rittmeiſter, der jüngſte Premier und die jüngſten Sekondeleutnants ſtehen.“

Der Oberſt mochte wohl bemerkt haben, daß ſeines neuen Premiers Geſicht nach und nach eine mehr als gewöhnliche Länge angenommen hatte, er ſetzte daher tröſtend hinzu:

„Das Neſtchen iſt aber, ſoweit ich es kennen gelernt habe, viel beſſer als ſein Ruf, namentlich hat es eine ſehr wohlhabende Umgegend, rein deutſche, ſehr nette Gutsbeſitzer, die ſehr viel mit der Garniſon verkehren, dabei eine hervorragend ſchöne Jagd — Sie ſind doch gewiß als Sohn eines Gutsbeſitzers Jäger?“ Leutnant von Rothenberg bejahte dieſe Frage lebhaft. „Na ſehen Sie, das iſt ſchon ein Pflaſter auf dieſe unwillkommene Verſetzung — ſolche Jagd können Sie nirgends um Berlin herum haben!“

In dieſem Augenblick trat der Regimentsadjutant ein, die beiden Herren wurden mit einander bekannt gemacht und der Adjutant erbot ſich, den neuen Kameraden auf ſeinem beabſichtigten Viſitengange bei den übrigen in Meiſeberg ſtehenden Offizieren zu begleiten und dabei den Führer zu machen. Dies machte nun ſo gut wie gar keine Umſtände; denn nur der etatsmäßige Stabsoffizier und der Oberſtabs- und Regimentsarzt brauchten in ihrer Wohnung aufgeſucht zu werden, die übrigen Offiziere, drei an der Zahl — der vierte war auf Reitſchule abkommandiert — ſuchte und fand man auf dem unmittelbar vor einem der Thore der Stadt befindlichen Exerzier- und Reitplatz.

Wir wollen dem geehrten Leſer nicht verhehlen, daß der Held unſerer kleinen Geſchichte, trotz der ungemein freundlichen und echt kameradſchaftlichen Aufnahme, die er überall fand, ſeinem geſprächigen und höflichen Führer mit ſehr gemiſchten Gefühlen, gleichſam wie ein Opferlamm, folgte. Seine Gedanken weilten mehr bei den ehemaligen, als bei den neuen Kameraden. Vorgeſtern in Berlin, heute in Meiſeberg! Und nun gar noch nach Pimpelberg! Das konnte auch ihm nur paſſieren ... „Meiſeberg iſt's freilich nicht,“ hatte der Oberſt geſagt, ... wenn nun dieſes Neſtchen mit den kleinen, geſchmacklos betünchten Häuſern, mit dem ſpitzen und lückenhaften Straßenpflaſter und mit dem kleinen, mit Gras bewachſenen Marktplatz, auf dem ſich Scharen von Hühnern herumtrieben und eifrig in verlorenen Düngerreſten ſcharrten, als ein beſonders bevorzugter Aufenthalt hingeſtellt wurde — was war dann von Pimpelberg zu erwarten, von Pimpelberg, das ſelbſt in Meiſeberg verrufen war?

Wenn nun bei ſolchen und ähnlichen Betrachtungen unſerem Leutnant von Rothenberg der Mut ein wenig ſank und ein früher kaum gekanntes Heimweh nach den alten liebgewonnenen Verhältniſſen ſich wie ein Alp auf ſeine Bruſt legte, ſo werden wir ihm das nicht verdenken können. Die Gegenſätze zwiſchen früher und jetzt waren auch wirklich zu graſſe. Und doch fanden dieſelben einen Berührungspunkt, der ſie ausglich — die Kameradſchaft, das große unſichtbare, und doch ſo feſte Band, welches alle, die des Königs Rock tragen, umſchlingt und zu Mitgliedern einer großen Familie macht.

Und auch hier in dem weitab von dem Zentrum des Landes gelegenen Garniſonſtädtchen wurde unſer Leutnant inne, daß, obgleich er allen hieſigen Kameraden durchaus fremd war, er doch ein Mitglied dieſer großen Familie ſei; denn als er in ſeinen Gaſthof zurückgekehrt war, wohin ihn der Adjutant ebenfalls begleitete, fand er in einem hübſch dekorierten Speiſeſaale eine reich ausgeſtattete Feſttafel vor, an welcher, wie ihm der Adjutant mitteilte, ſeiner Ankunft zu Ehren ein Feſtmahl ſtattfinden ſollte, zu welchem er hiermit namens der hier garniſonierenden Kameraden freundlichſt eingeladen werde.

Premierleutnant von Rothenberg hatte kaum Zeit, das reiche und herrliche Silberſervice zu bewundern, welches ein früherer, hoher Chef des Regiments dem Offizierkorps einſt geſchenkt hatte, als ſich auch die Teilnehmer des Feſtes nach und nach einfanden. Es war eine für Meiſeberger Verhältniſſe ſtattliche Anzahl von Herren: der Regimentskommandeur nebſt ſeinem Adjutanten, der etatsmäßige Stabsoffizier, der Oberſtabsarzt, der Rittmeiſter mit ſeinen zwei Leutnants, ein Portepeefähnrich, welcher bereits den Offizierſäbel trug und drei Einjährigfreiwillige, Söhne von Edelleuten und Gutsbeſitzern aus der Umgegend, ſowie ſchließlich der Zahlmeiſter des Regiments.

Den noch etwa nachzuholenden Vorſtellungen folgte ein heiteres Feſtmahl, bei welchem der Oberſt dem neu in das Regiment tretenden Kameraden warme Worte der Begrüßung entgegenbrachte, ſo daß unſer durch ſeine plötzliche Verſetzung ganz kopfſcheu gewordener Leutnant Heinrich wieder zu ſich ſelbſt gebracht wurde. Er fing an einzuſehen, daß ſozuſagen hinter dem Berge auch noch Leute wohnen, und nicht nur fremde, gleichgültige Menſchen, ſondern gute Kameraden, die ihn freudig als den Ihrigen begrüßten — und nun lag es lediglich an ihm ſelbſt, ſich auch als den Ihrigen, als einen Teil des Ganzen zu

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

betrachten und das, was hinter ihm lag, wenn auch nicht zu vergeſſen, ſo doch als etwas Vergangenes auf ſich beruhen zu laſſen.

Das that er denn auch. Und ſein geſunder Sinn und ſein heiteres Temperament halfen ihm über jede etwaige Sentimentalität hinweg, und als das fröhliche Mahl zu Ende war, geſtand er ſich ſtill ein, daß er ſich ausgezeichnet amüſiert habe und daß es ſich in dieſem Regiment recht wohl leben laſſen werde — anderſeits aber hatte auch er gefallen, und die Meiſeberger ſchienen darüber durchaus einig zu ſein und raunten einander zu, daß der „neue Kamerad von der Garde ein ganz netter Kerl“ ſei.

Und noch an demſelben Abend ging es mit Extrapoſt nach dem kaum zwei kleine Stunden entfernten Pimpelberg.

Pimpelberg an der Pimpel mit 1800 Einwohnern, darunter zehn Prozent Juden, hatte, als die fünften Schwadronen organiſiert wurden, ſeine Garniſon nur der Bereitwilligkeit zu verdanken, mit der die Stadt eine Kaſerne und die nötigen Stallungen erbaut hatte, da es ſonſt abſolut unmöglich geweſen wäre, daſelbſt auch nur das kleinſte Kavalleriekommando unterzubringen. Dies ſollte nun der künftige Aufenthaltsort des ſeit Jahren in großſtädtiſchen Kreiſen eingelebten ehemaligen Gardeleutnants werden. Eine Art Galgenhumor überkam ihn, als er das Jetzt mit dem Sonſt verglich, und er nahm ſich während der Fahrt vor, ſich dieſen Humor zu erhalten und durch nichts verbittern oder trüben zu laſſen.

Es war Nacht geworden, als die Poſtchaiſe — auf ſein Geheiß — ſtill und langſam über das elende Straßenpflaſter des in tiefſter Ruhe liegenden Städtchens dahinfuhr und ihren Inhaber vor dem „erſten Gaſthof“ desſelben abſetzte. Der aus der erſten Ruhe geweckte Wirt erſchien in einem mehr als fragwürdigen Negligee und ſeine etwas mürriſchen Züge klärten ſich erſt auf, als er den Angekommenen ſich näher betrachtet und mit achtungswertem Scharfſinn in ihm ſofort „den neuen Herrn Premierleutnant“ erkannt hatte. Kurze Zeit darauf lag denn auch unſer Held in dem Staats- und Galazimmer des beſcheidenen Hotels im wahren Sinne des Wortes bis über die Ohren in den Federn — denn Sprungfedermatratze und Steppdecke waren in dieſem Erdenwinkel noch unbekannte Dinge; je mehr Federn, deſto ſchöner das Bett.

Da lag nun das arme Opfer grauſam-väterlicher Finanzpolitik. Mitleidig aber beugte der Traumgott ſich über ſein Bett und führte ihn noch einmal in ſein verlaſſenes Eden zurück ... Er lachte im Traum und zwar ſo herzlich wie in früheren Tagen ... na freilich, die Geſchichte war auch zum Lachen — der ewig wettluſtige Prinz Löwenſtein hatte zum erſtenmal eine Wette gewonnen; da ſchmeckte der Sekt noch einmal ſo gut, denn ſo etwas war noch gar nicht dageweſen. Es gab ein rieſiges Amüſement und ſchließlich hatte man zur Feier des ſeltenen Tages die Regimentsmuſik herbeigeholt zum Konzertieren und Tuſchblaſen ... Ha, wieder ein Hoch — doch nein, das war ja ein Signal, ein oft gehörtes ſchmetterndes Kavallerieſignal — die Reveille — und gleich hinterher noch eins — zum Futtern und Putzen ... Der Schläfer erwacht, der Traum zerrinnt und ein fremdes Zimmer mit ziemlich mangelhafter Ausſtattung ſtarrt ihm entgegen — das Signal aber tönt draußen fort, es iſt Wirklichkeit ... der erſte Gruß in Pimpelberg ... und dazu ſcheint die liebe Morgenſonne ſo freundlich in das Zimmer, als wollte ſie dem neuen Ankömmling als Willkommen zurufen: „Ob Berlin oder Pimpelberg, Gottes Sonne ſcheint überall, und überall iſt dir Gelegenheit geboten, etwas Tüchtiges zu leiſten. Darum vergiß deinen Groll, fülle den Platz aus, auf welchen du geſtellt biſt, und du wirſt befriedigen und ſelbſt zufrieden werden.“

Und es war ein guter Morgengruß und er ſchien unzweifelhaft verſtanden zu ſein, denn der Leutnant ſprang, trotz der frühen Morgenſtunde, aus dem Bett und zog ſich an und dann legte er ſich behaglich in das Fenſter. Es ſchien in der Nacht ein wenig geregnet zu haben, ein erfriſchender Erdgeruch ſtieg empor, und es war, als ob der Duft des Flieders aus den Gärten in das Städtchen hineinſtrömte. Noch lag Ruhe auf den engen Straßen, nur hier und da ging ein Ulan, der vielleicht in einem Bürgerquartier lag, mit der Putztaſche jedenfalls der Kaſerne zu. Dann und wann ſteckte wohl auch ein ſcheinbar noch ungewaſchener Kopf ſich zum Fenſter hinaus und ſchaute nach dem Wetter, auf den Höfen krähten die Hähne, hier und da fing ein Schornſtein an zu rauchen — ſonſt tiefe Stille. —

Schrägüber an der Ecke lag ein für hieſige Verhältniſſe ganz ſtattliches zweiſtöckiges Haus, in welchem ſich, wie die daſelbſt angebrachten Schilder nachwieſen, die Poſt und die Poſthalterei befand. Aus dieſem Hauſe trat ein kleines, kugelrundes Männchen, bekleidet mit einem kurzen bunten Schlafrock und einem geſtickten Morgenmützchen, heraus und ſchickte aus ſeiner langen Pfeife dichte Rauchwolken in die kühle Morgenluft hinein, was offenbar zur Verbeſſerung derſelben nicht ſonderlich beitrug. Die ganze Erſcheinung des kleinen, behäbigen Mannes mit dem glatten runden Geſicht und den luſtig dreinſchauenden Augen mußte jedem fremden Beobachter auffallen, und ließ keinerlei Zweifel darüber aufkommen, daß ſich hier Jovialität, Gemütlichkeit und Selbſtzufriedenheit verkörpert hatten.

Mit unendlichem Behagen blickte das kleine Kerlchen in den taufriſchen Morgen hinein, blinzelte mit den klugen Äugelein die Straße entlang und an den Häuſern herauf und hinunter und ward denn auch ſofort den zum Fenſter herausſchauenden Leutnant von Rothenberg gewahr. Ein Lächeln der Befriedigung glitt dabei über ſein Geſicht und ein gewaltiger Paff aus der Pfeife drückte dieſe Empfindung auch äußerlich aus.

Auch der Leutnant hatte dem kleinen Manne längſt ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt, war es doch, mit Ausnahme des aus dem Schlaf getrommelten Gaſtwirtes, die erſte der Beachtung werte Perſönlichkeit in Pimpelberg, die ſich ſeinem Blicke darbot. Dieſes gegenſeitige Anſchauen ohne Anrede ging jedoch dem kleinen Pimpelberger gänzlich gegen ſeine Natur, zumal er ja ſofort wußte, wen er vor ſich hatte. Er blickte daher freundlich lächelnd nach oben, rückte ein wenig an ſeinem Hauskäppchen, und nun entwickelte ſich folgender Dialog zwiſchen den beiden: „Ju'n Morjen! Sind doch jewiß der neue Herr Premierleutnant aus Bärlien?“

„Zu dienen ja, mein Name iſt von Rothenberg.“

„Ick bin nämlich Buchholz, Poſthalter Buchholz — mein Name wird Ihnen nicht unbekannt ſein.“

„Allerdings nicht, habe den Namen ſchon öfter gehört — freue mich, Ihre werte Bekanntſchaft zu machen.“

„Janz auf meiner Seite, Herr Baron, jänzlich auf meiner Seite — bin nämlich auch aus Bärlien.“

„Das habe ich mir gleich gedacht, Herr Buchholz.“

„Nich wahr? Reine Raſſe, ... hört man jleich raus, ... kleine Hamburjer Straße — feine Jejend ... Seit zwanzig Jahren hier, ... einjeheiratet — feinet Jeſchäft! ... Ihre Wohnung is übrigens in beſter Ordnung — können jleich reinziehen!“

„Meine Wohnung? Wo denn? Ich habe ja noch keine gemietet.“

„Na bei mir ... Verſteht ſich ja janz von ſelber — wo wollen Sie denn anders wohnen? Hier in Pimpelberg wohnen die Herren Premierleutnants allemal bei mir — wird Ihnen ſchon jefallen.“

„Daran zweifle ich nicht, Herr Buchholz — na, alſo eine Wohnung hätten wir.“

„Natürlich! Und die Stallung piek, ſage ick Ihnen! ... Werden heute jut beißen — hat die Nacht 'n bißken jeregnet ...“

„Wer denn?“

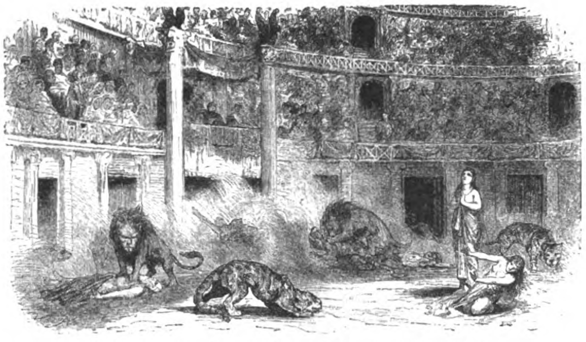
„Na die Barſche.“

„Sie angeln alſo, Herr Buchholz?“

„Na Sie doch ooch — wat woll'n Sie hier anders machen? Hier angelt allens — die Herren Offiziere ooch ... Wiſſen Sie wat? Kommen Sie man runter und 'n bißken mit, ick führe Sie jleich in dat Jeſchäft ein — hinter meinem Jarten jeht die Pimpel vorbei, da haben wir das Verjnügen jleich aus erſter Hand.“

„Ich habe aber noch nicht gefrühſtückt — ich glaube, im Hauſe ſchläft noch alles, es iſt ja eben erſt vier Uhr.“

In der Arena.



Chriſten in der Arena. Originalzeichnung von H. Knackfuß.

Die Römer waren ein kriegeriſches Volk, deſſen Waffen faſt nie ruhten, und die meiſten ihrer Kriege waren reine Eroberungskriege, darum machten ſie auch die Sieger doppelt hart, hart bis zur ſchonungsloſen Grauſamkeit. Das: „Wehe den Beſiegten!“ das ihnen einſt von Brennus zugerufen wurde, fand eine ſchreckliche Anwendung auf alle, die ſie unterwarfen. Wenn der ſiegreiche römiſche Feldherr die vornehmſten Gefangenen in ſeinem Triumphzuge dem Volke vorgeführt hatte, ließ er ſie am Fuße des Kapitols hinrichten.

Zu der natürlichen Grauſamkeit geſellte ſich bald auch die künſtlich anerzogene. Mit voller Abſicht gewöhnte man das Volk daran, gleichmütig zuzuſehen, wie Wunden geſchlagen und der Tod zugefügt wurde, wie Menſchen unter den ſchrecklichſten Qualen ſtarben. Man glaubte dadurch den Mut und die Mannhaftigkeit der Zuſchauer zu ſtärken, ſie gleichgültig zu machen gegen die Schrecken des Krieges.

Im Jahre 264 vor Chriſti Geburt hatten auf dem Ochſenmarkt zu Rom zum erſtenmal drei Paare Gladiatoren gefochten. Es geſchah aus Anlaß einer Beſtattung, daß dieſe altkampaniſche Sitte nach Rom übertragen wurde. Sie fand nur zu großen Anklang. Immer zahlreicher wurden die Scharen der Gladiatoren, bald war ein Feſt ohne ihr Auftreten kaum denkbar.

Man hatte Freude daran gefunden, Menſchen im Kampfe ſterben zu ſehen, und man beeilte ſich, einen anderen Brauch dieſem wilden Gelüſte dienſtbar zu machen. Man hatte ſchon bisher die über Verbrecher verhängte Todesſtrafe mitunter in der Weiſe vollſtreckt, daß man ſie von wilden Tieren zerreißen ließ, jetzt machte man auch dieſe Hinrichtungen zum Schauſpiel, zu dem die ganze Bevölkerung im Amphitheater zuſammenſtrömte. Im Jahre 186 vor Chriſti Geburt fand in Rom die erſte große Tierhetze ſtatt.

Die Verurteilung zu den wilden Tieren gehörte zu den geſchärften Todesurteilen und auf ſie durfte anfangs nur gegen Nichtbürger, ſpäter nur gegen Perſonen niedrigen Standes erkannt werden, aber bald füllten auch Kriegsgefangene die Arena, mitunter in ſolcher Zahl, daß die wilden Tiere ermüdeten und ſich weigerten, noch länger als Henker zu fungieren. Auch ſcheinen bald Sklaven für den Tierkampf gekauft zu ſein und in der Kaiſerzeit gab es eine beſondere Schule für Tierkämpfer.

Die Zahl der bei dieſen Spielen zur Verwendung kommenden Tiere war unglaublich groß. Es geſchah nicht ſelten, daß mehrere Hundert Löwen, Panther, Bären zugleich in die Arena gelaſſen wurden, während in derſelben bereits Elentiere und Auerochſen zugleich mit Straußen und Giraffen in toller Flucht durcheinander raſten. Im Jahre 80 nach Chriſti Geburt wurden an einem Tage neuntauſend Tiere getötet und faſt alle Beſtien der alten Welt gelangten damals nach Rom: der Tiger Bengalens, das Nilpferd und das Nashorn aus dem Inneren Afrikas, das Krokodil aus dem Nil, die Wildeſel aus den Hochebenen Innerasiens. Die Tiere, die vielfach phantaſtiſch geſchmückt waren — ſo vergoldete man z. B. die Mähnen der Löwen — kämpften teils mit einander teils mit Menſchen. Die letzteren, die zum Teil auch auf das prächtigſte geſchmückt waren, wurden entweder mit Waffen verſehen oder waffenlos, ja wohl gar an Pfähle gebunden den Beſtien preisgegeben.

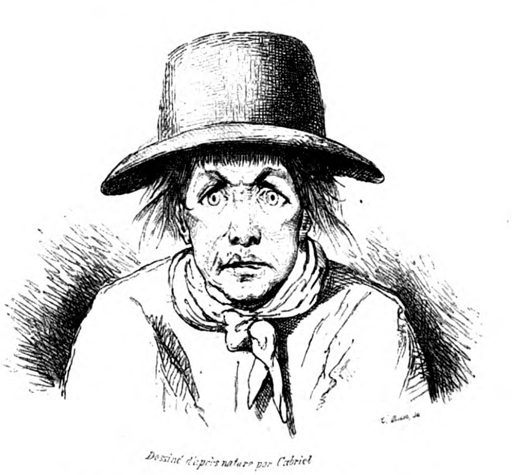
Als die Chriſtenverfolgungen begannen, waren es in erſter Reihe die Chriſten, welche die Arena bei ſolchen Anläſſen bevölkerten. Galten ſie doch den Römern als vorzugsweiſe todeswürdige Verbrecher, weil ſie ſich nicht nur an den Menſchen, ſondern an den Göttern ſelbſt verſündigten. Mit furchtbarer Satire kleidete man die zum Tode in der Arena verurteilten männlichen Chriſten in die purpurfarbenen Gewänder der Prieſter des Saturn, ließ man die Chriſtinnen als Prieſterinnen der Ceres auftreten. Immer raffinierter wurde das Verfahren. Die Unglücklichen traten wohl in köſtlich gewirkten Gewändern, mit goldenen Kronen auf den Häuptern in die Arena. Plötzlich gingen dieſe Kleider — man nannte ſie die „unbequeme Tunika — in Flammen auf.

Die Leiden der Chriſten in der Arena ſind oft in Romanen geſchildert worden, vielleicht am ergreifendſten in dem Roman von Ernſt Eckſtein: die Claudier. Man empfindet hier die Schrecken, welche ein ſolcher Tod vor den Augen der ungeheuren blutdürſtigen Menge auch für den Mutigſten haben mußte, auf das lebhafteſte. Und doch erlitten ihn unzählige Chriſten beider Geſchlechter und jeden Alters gern und freudig, um den nicht zu verleugnen, der ja auch für ſie den ſchrecklichen Kreuzestod geſtorben war.

Schuſter Simon.

Der Name des Mannes, deſſen Porträt wir dem Leſer mit dieſen Zeilen bieten, erweckt in jedem Geſchichts- und Menſchenfreund ein geheimes Grauen, denn der Henker des unglücklichen Sohnes Ludwigs XVI gehört zu den geſchichtlichen Perſönlichkeiten, an deren Eigenſchaften man zu Ehren der Menſchheit nicht glauben könnte, wenn ſie nicht leider über jeden Zweifel feſtgeſtellt wären. Dieſe Beſtie in Menſchengeſtalt wird wohl keinen „Retter“ finden, höchſtens „mildernde Umſtände‘ wird die Humanität unſeres Jahrhunderts dem Trunkenbold zubilligen, der mit ſeinem unmenſchlichen Weibe von früh bis abend beim Branntwein ſaß, in fortwährender Trunkenheit die Luſt — und vielleicht auch den Mut — findend, ſeine entſetzliche Aufgabe zu erfüllen. Dieſe Aufgabe beſtand darin, einen zarten, unſchuldigen Knaben von acht Jahren, ein unglückliches Kind, welches infolge ſeiner Geburt nicht leben durfte, dem die Machthaber aber wegen ſeiner zarten Jugend nicht das Schickſal ſeiner königlichen Eltern, das Schafott, bereiten konnten, langſam zu Tode zu martern, den legitimen Erben des Königthrons von Frankreich körperlich und geiſtig zu Grunde zu richten, die in ſeiner Exiſtenz für die glorreiche Republik liegende Gefahr zu beſeitigen. Und ein beſſeres Werkzeug hätten die intellektuellen Urheber dieſes langſamen Mordes wahrlich nicht finden können. Durch die empörendſten Mißhandlungen körperlich, durch den erzwungenen Genuß von Branntwein geiſtig gebrochen, war das königliche Kind, das im Juli 1793 ſeinem Peiniger übergeben worden war, bereits dem Tode verfallen, als Simon mit in den Sturz ſeiner Auftraggeber verwickelt und im März 1794 mit den Hebertiſten hingerichtet wurde.*) Nur noch einige Monate lang wurde der Knabe von Simons Nachfolgern in derſelben unbarmherzigen Weiſe behandelt, dann trat mit Robespierres Sturz und dem Ende der Schreckensherrſchaft ein menſchlicheres Verfahren ein, aber die junge Natur war unheilbar zu Grunde gerichtet, die Nachfolger der Blutmenſchen konnten zu ihrer großen Befriedigung ärztlich konſtatieren laſſen, daß jeder Heilungsverſuch vergeblich ſein würde, und am 8. Juni 1795 im Alter von zehn Jahren erlöſte der Tod das Kind von ſeinen Leiden, das, geboren für den ſchönſten Thron der Chriſtenheit, beſtimmt zur Beherrſchung eines der mächtigſten Reiche der Erde, in Nacht und Elend verkommen iſt.

Aus unſerer Sammlung merkwürdiger Bildniſſe.

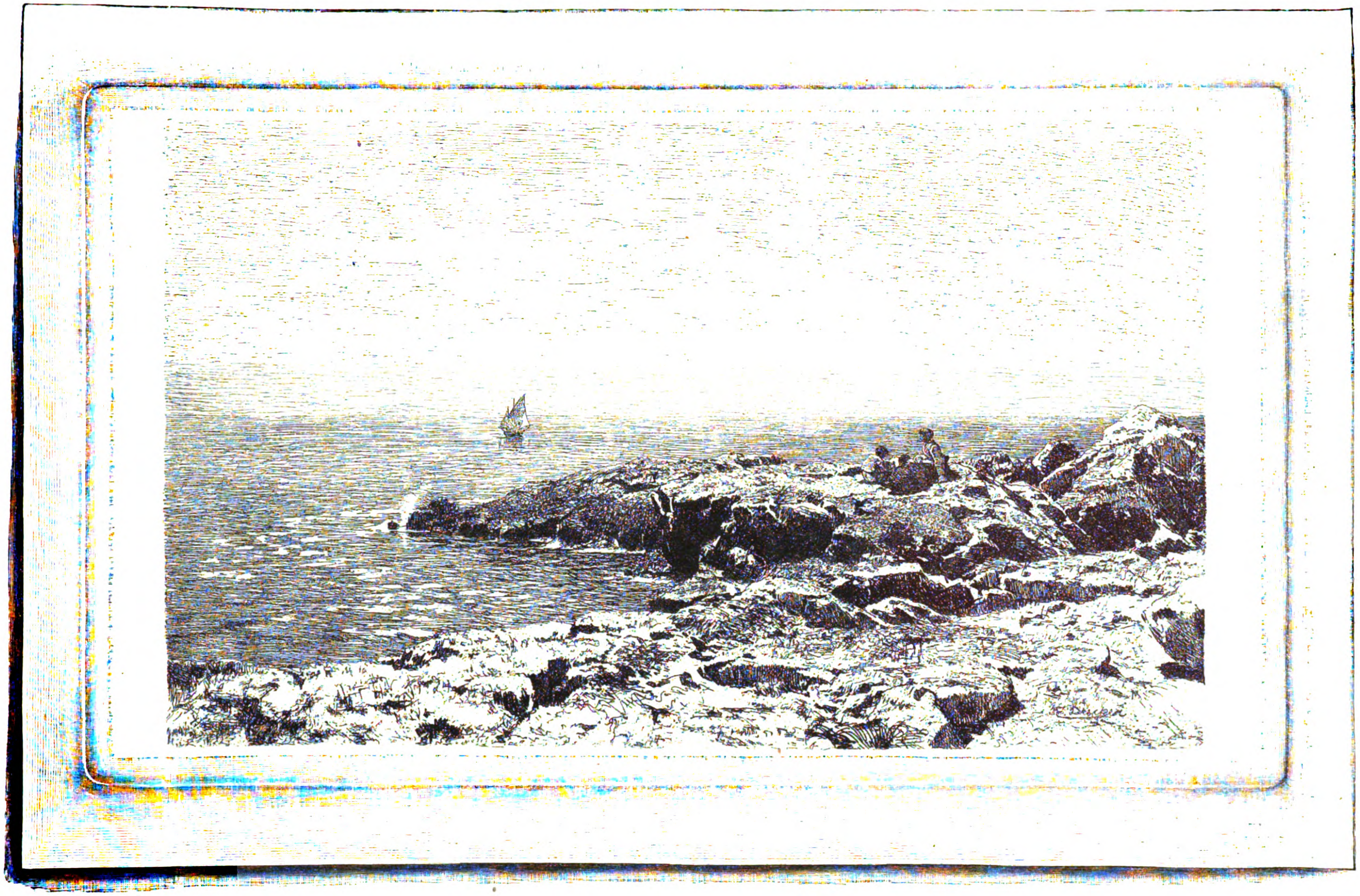

Dessiné d'après nature par Gabriel

Schuſter Simon, nach dem Leben gezeichnet von Gabriel.

Unterſchrift des Originals: „A. Simon, Schuhmacher zu Paris, Offizier der Bürgerwehr, Gefangenwärter des jungen Ludwig XVII, geboren zu Troyes 1736. Enthauptet mit Robespierre den 10. Thermidor des Jahres 2 (29. Juli 1794).“

---

*) Wonach die Unterſchrift unſeres Stiches zu berichtigen iſt.



Radiert von Profeſſor E. Dücker.

An der Küſte.

Geſellſchaft für vervielf. Kunſt in Wien.

„Wird für allens jeſorcht, Herr Baron — da kennen Sie Buchholzen ſchlecht. Kommen Sie man runter, ſo wie Sie ſind — ſehen ſich dann jleich Ihre Wohnung an und ziehen hernach jleich in. Mutter iſt ſchon druff injerichtet — immer jemütlich.“

Lachend ſtieg Leutnant Heinrich die Treppe herunter und draußen auf der Straße begrüßten die neuen Bekannten ſich händeſchüttelnd.

„Sehen Sie, Herr Baron, dat habe ick Ihnen jleich anjeſehen, dat Sie ein jemütlicher Herr ſind,“ ſagte Herr Buchholz ganz vergnügt darüber, daß er der erſte war, der die Bekanntſchaft des neuen Leutnants gemacht hatte.

„Dasſelbe könnte ich von Ihnen auch ſagen, Herr Buchholz,“ entgegnete lachend der Leutnant, dem die Situation äußerſt komiſch vorkam und der ſich vorgenommen hatte, den Scherz weiter fortzuſpinnen.

„Na, denn ſind wir ja über uns klar und einig, Herr Baron — und ick ſehe nu ſchon, daß wir uns jut vertragen werden; denn ick bin allemal derjenichte welcher — und habe immer zu die Herren Offiziere jehalten, wie ſich das vor einen ollen und richtigen Bärliener jehört, und was die jungen Herren anbetrifft, die haben den ollen Buchholz jenommen wie er is, . . . na, Brüderſchaft haben wir zwar nich miteinander jetrunken, aber ohne Buchholzen is hier nich viel zu machen, . . . anjepumpt hat mir mancher und ick machte mir 'ne Ehre draus — natürlich ohne Zinſen — ſchon um die ſakermentſchten Juden zu ärjern; verloren habe ick niſcht dabei und geſchadet hat's mir ooch nich . . . Na nu kommen Sie man mit, hier durch's Haus durch — die janze Angelei is in Ordnung.“

Der an großſtädtiſches Leben gewöhnte Leutnant hatte Humor genug, um auf den Ton und die Art und Weiſe des kleinen Mannes einzugehen, auch mochte er wohl ahnen, daß hinter der Gemütlichkeit und Ungezwungenheit desſelben mehr ſteckte, als es den Anſchein hatte. Und ſo war es in der That, wie wir gleich hinzuſetzen wollen. Herr Buchholz war der reichſte Mann in Pimpelberg, der neben der Poſthalterei ein recht umfangreiches und einträgliches Stadtgut beſaß. Die vor einigen Jahren erbaute Kaſerne, welcher das kleine Städtchen die Garniſon zu verdanken hatte, war hauptſächlich durch ſeine Beihilfe erſtanden. Für die hierher verſetzten Offiziere hatte er in beinahe väterlicher Weiſe geſorgt, namentlich in bezug auf ihre Unterbringung. Für den jüngſten Offizier war in der Kaſerne eine hübſche und bequeme Wohnung eingerichtet, und er ſelbſt hatte in ſeinem Hauſe ſofort die erforderlichen Einrichtungen treffen laſſen, um einem anderen Offizier ein möglichſt behagliches Heim anbieten zu können. So kam es, daß bei Buchholz ganz ſelbſtverſtändlich ein Offizier wohnte, und da dies anfangs der Premierleutnant der Schwadron war, ſo vererbte ſich dies von einer Generation auf die andere, bis nun ſchließlich — ebenfalls ganz ſelbſtverſtändlich — der Leutnant von Rothenberg die Erbſchaft antrat.

Die beiden neuen Freunde gingen alſo angeln. Große Umſtände machte das nicht, denn der alte Buchholz hatte ganz recht, die ganze Angelei war in Ordnung. Man durchſchritt den ſehr ſtattlichen Wirtſchaftshof und einen daran ſtoßenden, wohlgepflegten Garten mit blühendem Flieder, knoſpenden Roſen und lauſchigen, mit Gartentiſchen und Stühlen verſehenen Plätzen.

„Sehen Sie, Herr Leutnant,“ ſagte Buchholz, indem er auf letztere hinwies, „hier haben wir ſchon manche Bowle getrunken — Maitrank, Erdbeeren, Pfirſiche, wie's die Kelle gibt!“ —

„Ei, Herr Buchholz,“ lachte der Leutnant, „ich fange an einzuſehen, daß man auch in Pimpelberg zu leben verſteht.“

„Na ob! Wat denken Sie denn? Die Bärliener Mucken muß man hier freilich vergeſſen, det weiß niemand beſſer als ich. Iſt mir zu Anfang auch manches komiſch vorjekommen. Man muß aber die Feſte feiern wie ſie fallen und die Menſchen nehmen wie ſie ſind. Wenn Sie — Sie nehmen's mir nicht übel — immer nach rückwärts gucken, dann wird Ihnen natürlich hier hundeelend zu Mute ſein. Das dürfen Sie aber nicht — mein Jrundſatz war von jeher: ‚Immer feſte vorwärts!‘ Na, jeſchadet hat mir das nichts, und auch Sie werden dabei beſtehen können . . . Na nu kann't losjehen. Sehen Sie, das iſt die Pimpel — fließt jrade bei meinem Jarten vorbei, wimmelt voller Fiſche, und bequemer kann man's nicht haben.“ Damit wies Herr Buchholz auf den hübſchen kleinen, ſich zwiſchen den Gärten der Stadt durchſchlängelnden Fluß und auf ein hübſch eingerichtetes, mit Sitzen verſehenes Angelhäuschen, in welchem ſich ſämtliche Angelutenſilien in mehreren Exemplaren zur Auswahl vorfanden.

„Der Sport ſcheint hier mit Paſſion betrieben zu werden — ich habe ſeit meinen Knabenjahren keine Angel mehr in der Hand gehabt,“ ſagte der Leutnant.

„Werden es ſchon wieder lernen,“ erwiderte Buchholz. „Wat ſoll man denn hier anders machen? In Bärlien loofen ſie meilenweit, nach Stralau, Treptow oder ſonſt wohin, um das Verjnügen haben zu können, hier haben wir's aus erſter Hand und keen Deubel kommt uns in die Quere. Sie jlauben jarnich, wat das Angeln 'ne ufjeregte Seele beruhigt — wenn ick mal ſo recht falſch bin — denn das kommt bei dem jemütlichſten Menſchen vor — dann ſchmeiße ich die Angel aus, und das is 'ne Ratzekahlkur vor allens, wat den innern Menſchen aus die Kontenanze bringt . . . Hier nehmen Sie die, die is jut, . . . warten Sie 'mal, hier is ooch 'n Wurm — da, nun kann't los jehen.“

Und damit übergab er ſeinem Gaſt eine der Angeln, nahm ſelbſt eine, machte ſie zurecht — und nun warfen beide ihre Schnüre aus und blickten unverwandt auf die Federpoſe mit dem Korkſchwemmer. Und der alte praktiſche Herr ſchien mit ſeiner Angelphiloſophie wirklich recht zu haben; die Ruhe in der Natur, das friſch und fröhlich dahinrauſchende klare Waſſer, die behagliche Unbeweglichkeit, der man ſich dabei hingibt, um die Fiſche nicht zu verſcheuchen und der fortwährend (wie der Dichter ſagt) „ſehnſuchtsvoll“ auf die Angel gerichtete Blick, das alles zuſammengenommen, wirkt harmoniſch auf den Menſchen ein und zwingt auch den Lebhafteſten zur Ruhe, während es allerdings den Phlegmatiſchen noch denk- und maulfauler machen mag, als er an und für ſich ſchon iſt. Thatſache iſt, daß unſer Leutnant, nachdem er mit ſeinem Gaſtfreund um die Wette und ſehr zur Genugthuung desſelben Fiſch auf Fiſch aus dem Waſſer zog, Intereſſe an der Beſchäftigung gewann und es beinahe bedauerte, daß inzwiſchen eine ältere Dame mit ſehr gutmütigen und freundlichen Zügen, die niemand anders als Frau Buchholz ſein konnte, durch Servieren des Kaffees und freundlicher Einladung dazu das Morgenvergnügen unterbrach.

„Det is nun, verehrter Herr Leutnant, unſere Mutter,“ ſtellte Herr Buchholz ſeine beſſere Hälfte vor. „Jaja, Ihre mit, denn allens, wat Sie auf dem Herzen haben, das tragen Sie ihr man vertrauensvoll vor. Wenn die nich Rat ſchaffen kann, denn is die Sache faul. Nich wahr, Mutter?“

„Mein Alter übertreibt 'mal wieder ein bißchen . . . Seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Leutnant, und mag es Ihnen bei uns gefallen!“ Damit reichte die brave Frau dem neuen Hausgenoſſen die Hand, welche derſelbe kräftig ſchüttelte und dann die Bitte ausſprach, Frau Buchholz möchte auch ihm, dem ganz Fremden, ihr Wohlwollen ſchenken, und er wolle alles thun, um ſich dasſelbe zu erwerben und zu erhalten.

Es war ein ganz neuer Genuß für den ehemaligen Großſtädter, hier am plätſchernden Waſſer in der duftigen Fliederlaube zu ſitzen und den Kaffee einzunehmen; dazu die beiden gemütlichen alten Leute, welche ſo ganz ohne kleinſtädtiſche Ziererei und Komplimente ſich gaben wie ſie waren, und den fremden Offizier bei ſich aufnahmen, als ſei es ein alter, guter Freund und Bekannter — das alles war wohl geeignet, in demſelben ein Gefühl der Behaglichkeit und Zufriedenheit zu erwecken, welches um ſo wohlthuender war, je unerwarteter es eintrat. Nach dem Frühſtück wollte der Leutnant ſich empfehlen, um ſeinen Umzug zu bewerkſtelligen, doch davon wollte Buchholz nichts wiſſen.

„Das hat Zeit,“ ſagte er. „Wir müſſen noch ein paar Fiſche fangen — ſehen Sie 'mal da rüber, da und da — haben Geſellſchaft bekommen. Jaja, Pimpelberg leiſtet wat im Angeln . . . Morjen, Herr Rittmeiſter!“ rief er einem Herrn zu, welcher auch in ſeinem Schlafrock den Offizier nicht verleugnete und ſoeben im Begriff war, in einem ſchrägüber liegenden Garten ſeine Angel auszuwerfen.

Leutnant von Rothenberg ſah ſeinen Mentor fragend an und der raunte ihm zu: „S' iſt Ihr Schwadronschef, Rittmeiſter von Blittersdorf — famoſer Herr und paſſionierter Angler.“ Dann ſetzte er laut hinzu: „Erlaube mir die Herren vorzuſtellen: Herr Rittmeiſter von Blittersdorf — Herr Premierleutnant von Rothenberg — brühwarm von Bärlien anjelangt und bei Buchholzen im Quartier.“

„Gott grüße Sie, Herr Kamerad,“ rief der Rittmeiſter lachend herüber. „Iſt mir ſehr angenehm — ſehe, daß Papa Buchholz, attent wie immer, Sie bereits mit Beſchlag belegt hat. Nun guten Fang! Habe wohl ſpäter das Vergnügen, Sie wiederzuſehen.“

„Selbſtverſtändlich, Herr Rittmeiſter!“ rief der Leutnant über das Waſſer herüber. „Bedaure nur, daß ich mich Ihnen ſo per Diſtanz habe vorſtellen laſſen müſſen. Da iſt aber der Herr Buchholz daran ſchuld, der mich ſchon früh vier Uhr entdeckt hatte und ſogleich ins Schlepptau nahm — da half kein Widerſtreben!“

„Jaja,“ lachte der Rittmeiſter, ohne den Blick von ſeinem Schwemmer zu verwenden, „unſer Papa Buchholz iſt immer derjenige, welcher — und Sie ſind da in den beſten Händen.“ Damit brach er das Geſpräch ab, denn ein paſſionierter Angler muß ſeine Ruhe haben.

„Sehen Sie 'mal da drüben hin,“ raunte Buchholz dem Leutnant leiſe zu, um die eingetretene Stille nicht zu unterbrechen, „da ſitzt noch einer, das iſt der Roßarzt. Wenn Sie Mittag in den Jarten kommen, können Sie ihn noch ſehen, und abends fängt er von vorne an — ſo 'was jibt's jar nich wieder, des is der reine Waſſernixerich.“

„Ja, hat denn der Mann nichts weiter zu thun? Das ſcheint mir doch ein bißchen einſeitig zu ſein,“ meinte der Leutnant.

„Zu thun? Ja, jrundjütiger Jott, wat ſoll denn der in Pimpelberg jroß zu thun haben? In ſeiner Beſchlagſchmiede hat er 'nen tüchtigen Oberſchmied, und wenn wirklich 'mal eine Mähre ernſtlich krank iſt, dann läßt der Rittmeiſter den Stabsroßarzt aus Meiſeberg holen. Übrigens thun Sie dem Manne unrecht,“ ſetzte er mit einiger Ironie hinzu, „einſeitig is er jar nicht, im Jejenteil, ſo wat von Vielſeitigkeit jibt's jar nicht wieder; denn außer dem Angeln treibt er eine ausjedehnte, beinah jroßartige Viehzucht. Über dem Schmiedeboden hat er eine fliegende Kanarienvogelhecke und außerdem züchtet er Lappen.“

„Was iſt denn das für eine Tierart?“ fragte der Leutnant.

„Na, Lappen! Die jroßen franſchöſchen Karnickel — Sie wiſſen ja — er hat ſich welche aus Frankreich mitjebracht.“

„Ach ſo, Sie meinen Lapins,“ lachte der Leutnant.

„Lappen oder Lapins, des is janz eingal,“ meinte Herr Buchholz, „die Luderſch haben ja ſo'ne langen Ohrlappen, daß der Name wohl daher kommen mag.“ Darauf angelten beide ſtillſchweigend weiter. — —

Dies nun, lieber Leſer, war der erſte Morgen, den der Held dieſer Geſchichte in Pimpelberg verlebte.

Am Familientiſche.

Unter der Kanzel.

(Zu dem Bilde auf Seite 549.)

„Singe wem Geſang gegeben!“ Das ſollte wie „im deutſchen Dichterwalde,“ ſo auch in der Kirche gelten. Aber wie viele ſingen in beiden, ohne dieſe Gabe zu beſitzen! Am ſtörendſten wirkt das im Gottesdienſte — da tremuliert der eine ganz herzzerreißend und hält es noch für beſonders ſchön und ergreifend, da ſingt der eine zu hoch, der andere zu niedrig, der eine zu raſch, der andere zu langſam und mancher ſo unbarmherzig falſch, daß es geradezu mißtönend iſt. Selten nur dürfte ein idylliſcher Zuſtand zu finden ſein, wie ihn Eſaias Tegnér in den „Abendmahlskindern“ ſchildert:

Herrlich im Ton von Luthers Choral, und auf Cherubimflügeln
Hob der Geſang jedwedes Gemüt zur Höhe des Himmels,
Alſo daß jedes Geſicht hell glänzte wie jenes am Tabor.

Die ſingende Pfingſtgemeinde auf Benjamin Vautiers anmutigem Bilde iſt jedenfalls dem Leben treuer abgelauſcht, als die überſchwängliche Schilderung des berühmten Biſchofs von Wexiö. Herrliche Töne entſtrömen gewiß nicht dem weitaufgeriſſenen Munde des Burſchen hinten in der Ecke, noch jenem anderen, der das Buch zugeklappt vor ſich hält; und alles andere eher denn heller Glanz liegt auf dem Geſichte des kleinen ſchläfrigen Burſchen, der Vaters würdigen Stock zur Stärkung ſeiner Sinne benützt. Um ſo feierlicher und erbaulicher iſt dagegen das ernſte Antlitz des Vaters, deſſen Geſangbuch ſein Hintermann mit benutzt. Am andächtigſten ſind, wie immer, die Frauen, von der ehrwürdigen Greiſin an, die aus dem altbekannten Buche das angeſtimmte Lied innerlich mitſingt, bis zu der frommen Mutter, deren kleiner Liebling die Händchen ſo rührend gefaltet hält. Doch ich überlaſſe jede weitere Deutung der einzelnen Geſichter den Leſern und mache nur noch auf einen Zug des Bildes aufmerkſam — den Klingelbeutelmann. Das iſt eine Perſönlichkeit, die der ſtädtiſchen Jugend von heute wohl ganz unbekannt iſt, da ſie, ſeit lange aus den meiſten Stadtkirchen verdrängt, ſich in aller ihrer Würde und Feierlichkeit nur noch auf dem Lande unverändert erhalten hat. Gewöhnlich war es ein Kirchendiener, der den an einem langen Stabe befeſtigten Beutel mit einer Klingel während des Gottesdienſtes den Gemeindegliedern vorhielt, damit ſie den Kirchenpfennig da hineinthäten. Zuweilen, wie Koſegarten in ſeiner „Jukunde“ ſingt, war es auch „des Dorfes löblicher Schultheiß,“ der „die Reihen durchwandernd die ärmliche Gabe einſammelte.“ Für manchen, der ſanft entſchlummert war, kam der Klingelbeutel wie ein Wecker, indem „er ihm etlichemale vor der Naſe klingelte“ — mancher ließ ſich aber garnicht wecken oder that ſo, als bemerke er den unangenehmen Mahner nicht. Das wird dem „Kirchvater“ oder „Klingelbeutelvater,“ wie er in einzelnen Gegenden hieß, unter den Andächtigen auf unſerem Bilde wohl nicht begegnet ſein. Es iſt in Wahrheit eine kleine Pfingſtgemeinde, die da unter der Kanzel ſitzt und aus der es jubelnd herausklingt:

O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Pfingſtenzeit
Chriſt, unſer Meiſter, heiligt die Geiſter,
Freue, freue dich, o Chriſtenheit!

Pfingſttänze.

Zu den Sitten und Gebräuchen des Pfingſtfeſtes, deren Quellen im Heidentum zu ſuchen ſind, gehören auch die Pfingſttänze. Freilich, die urſprüngliche Art dieſer Tänze, wo die jungen Leute den dritten Feiertag und einige Tage darauf unter freiem Himmel, entweder um eine aufgerichtete Maie, oder um einen grünenden Eichenbaum, oder um eine Linde tanzten, iſt wohl jetzt meiſt vom Strome der Zeit hinweggeſpült, und der Tanz auf den „Tanzboden“ des Gaſthauſes gedrängt worden, aber doch hatten ſie ſich, beſonders auch in Thüringen, bis Ende des vorigen Jahrhunders, in verſchiedenen Orten erhalten. Die Erinnerung an einen dieſer Tänze wollen wir nach Mitteilung eines Zeitgenoſſen und Augenzeugen auffriſchen.

Im Marktflecken Langenberg in Thüringen herrſchte bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Gewohnheit, daß die Bauern, Bauernfrauen und Mädchen aus verſchiedenen benachbarten Orten alljährlich am Tag nach dem dritten Pfingſtfeiertage auf dem dortigen Markte unter einer alten ſchönen Linde zur Frone tanzen mußten, weshalb auch dieſer Tanz der Frontanz genannt wurde. Der Stadt- und Landknecht eröffnete den Tanz mit dem erſten beſten Mädchen, und wenn er aufhörte, ſo zwang er alle zu dieſem Tanze beſtimmten Bauersleute, welche in einem Kreiſe eingeſchloſſen waren, zum immerwährenden Tanze, bis ſie ein Faß Bier ausgetrunken hatten. Als Aufſichtsbehörde war der Stadt- und Landrichter zugegen. Dieſer Tanz mußte unter allen Umſtänden und bei jedem Wetter ausgeführt werden. — Den Urſprung dieſes Frontanzes verlegt man in die Zeit des Kaiſers Heinrich des Voglers. Als dieſer an einem Pfingſtfeiertage durch Langenberg reiſte und von den Einwohnern wegen des ſteilen Berges, der von Langenberg nach Leipzig zu überwinden war, Vorſpann verlangte, hätten ihm die Einwohner dieſelbe verweigert, weil ſie ſich in ihrem Maientanze nicht hätten unterbrechen wollen. Hierauf hätte nun der Kaiſer verordnet, daß ſie alljährlich an dieſem Tage zur Strafe und Frone tanzen müßten.

Rechtsrat.

Eine kinderloſe Witwe hat am 10. Juli 1848 in O. vor dem von V.ſchen Patrimonialgerichte einen Erbvertrag mit ihrem verſtorbenen Ehemann geſchloſſen, wonach, im Falle daß keine Kinder da ſind, der überlebende Teil den anderen in allem, was vorhanden iſt, beerbt. Die Frau kann nicht ſchreiben und hat den Vertrag mit drei Kreuzen unterzeichnet. Dieſe drei Kreuze ſind als ihr Handzeichen von einem Zeugen beglaubigt. Von Verwandten des Mannes iſt der Erbvertrag gerichtlich angefochten worden und die Witwe hat den Prozeß in erſter Inſtanz verloren, weil der Erbvertrag wegen eines Formfehlers für ungültig erklärt iſt. Das Handzeichen hätte nach der Entſcheidung von zwei Zeugen beglaubigt werden müſſen, es iſt aber nur von einem Zeugen beglaubigt. Iſt es geraten, den Rechtsfall weiter zu verfolgen, oder muß die arme Frau um dieſes bedauerlichen Fehlers willen, den ein ſeitdem eingegangenes Gericht verſchuldet, ſo hart geſtraft werden?

B. in K.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Das Geſetz erfordert bei Errichtung eines Teſtaments oder Erbvertrages ſeitens eines Schreibunkundigen die Zuziehung zweier Zeugen. Die Folge der Außerachtlaſſung dieſer Vorſchrift iſt Ungültigkeit des ganzen Aktes, und es kann daher der Frau leider nicht geholfen werden. Die Regreßklage gegen den inſtrumentierenden Richter, welchem ein grobes Verſehen zur Laſt fällt, bleibt dabei vorbehalten.

„Iſt ein Billardſpieler verpflichtet, dem Eigentümer des Billardes Schadenerſatz zu leiſten, wenn er nicht mutwillig und ohne grobes Verſchulden beim Verlauf des regelmäßigen Spieles ein Loch ins Billardtuch ſtößt? Vorausgeſtellt wird, daß das Billard in einem öffentlichen Lokale ſich befindet und der Eigentümer für die Benützung desſelben ‚Stundengeld‘ erhebt.“

E. K.

Wenn nicht, wie dieſes häufig geſchieht, an einer in die Augen fallenden Stelle des Billardzimmers angeſchlagen oder ſonſt vorher vereinbart iſt, daß der Spieler für jede, alſo auch zufällige, Beſchädigung des Billards hafte, ſo braucht derſelbe für eine ohne ſein Verſchulden im gewöhnlichen Verlaufe des Spieles durch ihn herbeigeführte Beſchädigung des Billardtuches nicht aufzukommen. Der Spieler haftet als Mieter des Billards nur für ſein mäßiges Verſchulden. Ob aber ein ſolches mäßiges Verſchulden vorliegt, ob es etwa in der Anwendung von ſogenannten Kopfſtößen oder darin gefunden werden kann, daß ein ungeübter Spieler munter darauf losſtößt, läßt ſich nicht allgemein, ſondern nur im einzelnen konkreten Falle beurteilen. Praktiſch wird der Anfänger in der Kunſt beſſer thun und ſicherer gehen, wenn er nicht ein neues und unlädiertes Billard als Verſuchsfeld wählt, ſondern ein ſolches, bei welchem es auf ein Loch mehr oder weniger nicht mehr ankommt.

In unſerer Spielecke.

1. Citatenrätſel.

Eine bekannte Stelle aus einem Drama von Schiller beſteht aus 8 Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden 8 Citaten enthalten ſind, alſo das erſte Wort in 1, das zweite in 2 u. ſ. w.

(1)
Hier iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin —
(2)
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Iſt keiner, der ſich hinunter waget?“
Doch alles noch ſtumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, ſanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor.
(3)
Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang.
(4)
Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket iſt der Bruch.
(5)
Der Knabe
Don Carl fängt an, mir fürchterlich zu werden.
(6)
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus ſeinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
(7)
Und iſt es zu ſpät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erſcheinen,
So ſoll mich der Tod ihm vereinen.
(8)
Denn die Elemente haſſen
Das Gebild der Menſchenhand.

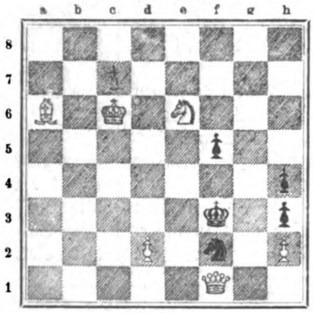
2. Homonym.

Auf ſtrenge Regel muß ich halten,
Wo meine Untergebnen walten,
Daß fleißig ſie die Hände falten,
Im Glaubenseifer nicht erkalten.
Von Alten und Jungen
Werd' ich geſungen,
Mit hellen Zungen;
Hab' manches Herz bezwungen.

B.

Schachaufgabe

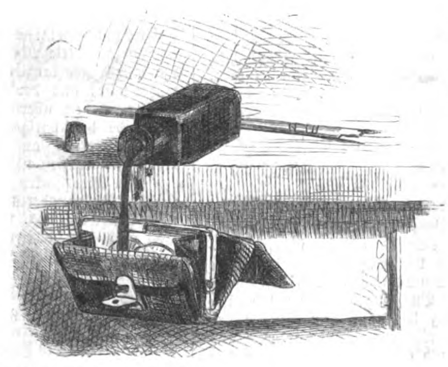
von E. Pradignat.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 34.

1. Die Jahreszahl 1648.

2. Sternarithmogriph.

„Die Zauberflöte.“

I. **D**ame.
II. **J**ade.
III. **E**rle.
IV. **Z**ofe.
V. **A**rie.
VI. **U**rne.
VII. **B**ase.
VIII. **E**lle.
IX. **R**ose.
X. **F**uge.
XI. **L**oge.
XII. **O**boe.
XIII. **E**spe.
XIV. **T**hee.
XV. **E**nte.

3. Dreiſilbige Scharade.

Bannbulle.

4. Rätſelfragen.

In „Schaltjahr“ iſt „Alt“ zu finden, in Dienstag“ iſt „Ens“ zu finden, und die fünf Monate „Juli“, „Auguſt“, „September“, „Oktober“, „November“ ergeben mit ihren Anfangsbuchſtaben den Namen „Jaſon“.

Schachaufgabe.

1Lg5—e3 1d4—e3:
2c2—c3 2 beliebig
3D#

A.

1 . . . 1Kd5—e4
2Df6—f4 + 2Ke4—d5
3Df4—d4# .

Bilderrätſel.

Keine Ruh bei Tag und Nacht,
Nichts, was mir Vergnügen macht,
Schmale Koſt bei Saus und Braus,
Ei, das halt ein and'rer aus.

(Don Juan.)

Briefkaſten der „Spielecke.“

R. in Brandenberg. — Pf. **D. in H.** — **E. v. K. in K.** — **Max P. in E.** — **W.** an der Kunſtſchule. **A. K.** und **O. W.** — Forſthaus **S. bei J. in A.** — **J. Sch. in G.** — Direktor **B. in N.** — **E. B. in B.** — **S. v. d. G. in W.** — Oberlehrer **W. H. in R. bei. L.** Nicht verwendbar. — **Marie D. in Meissen.** In ähnlicher Form bereits bekannt.

J. Sch. in G. und **Mm. Hk. aus O.** Wir haben zu viele derartige Aufgaben vorrätig.

C. B. in Berlin und **stud. theol. F. L. in Neustettin.** Beſten Dank.

F. A. Wg. Nr. II. mit Dank acceptiert. Über die andern Nummern bitten wir anderweitig zu verfügen.

H. V. in M. bei Dortmund. Das Wort „Arithmogriph“ iſt gebildet aus ἀριϑμόσ (Zahl) und γρίφοσ (künſtlich Verflochtenes und Verſchlungenes, beſonders auch kunſtvolle Rätſel und kurze Reden). Man verſteht unter „Arithmogriph“ eine Rätſelaufgabe, in welcher Zahlen ſtatt der betreffenden Buchſtaben gegeben ſind.

Richtige Löſungen gingen ein:

K. in Petersburg. — **M. Wr. in Osnabrück.** — **E. W. in M. Stettin.** — **H. Vincke in M. bei D.** — Zwei Backfiſche **in Biesenbrav.** — **V. Z. in B.** — Fr. **Bertha G. in Prenzlau.** — Lehrer **R. Q. in Wahlbach.** — **W.** an der Kunſtſchule **A. K.** und **O. W.** — Lehrer **R. in S. bei S.** — **Monika N. in W.** — **C. Eichner in C.** — **Alma W. in W.** — **Hermann H. in P.** —

Schachbriefbeantwortung.

Herrn Paſtor **G. K. in Anclam, H. W. D. in Regensburg, D. in Berlin. W. v. R. in Nürnberg, K. M. in Spandau, L. v. D. in Potsdam, C. Eichner in Crefeld.. Albert Becher in Grosschwalhausen.** Nr. 20 (Klart) richtig gelöſt.

Herrn **Sp. in Grosszicker.** Wenn Sie Nr. 17 (Bertrand) genau prüfen, ſo werden ſie finden, daß nach 1Dg2—a2, wie Schwarz auch antwortet, Matt erfolgt.

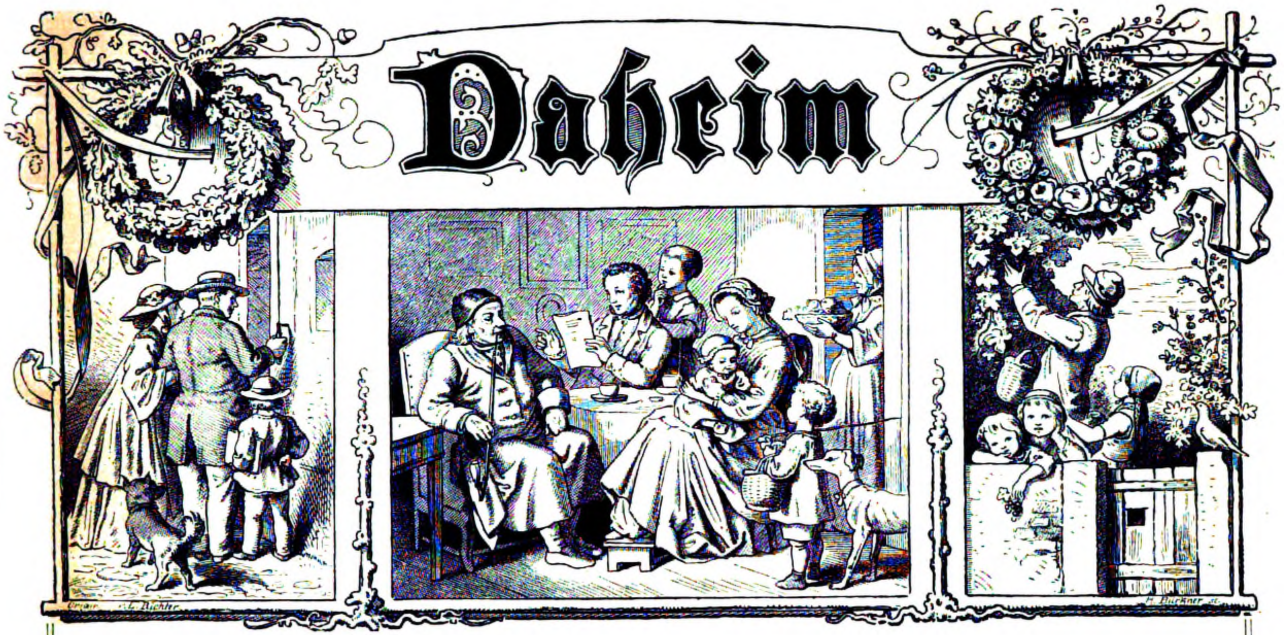
Herrn **B. Hülsen in Wittenberg, W. R. T. in Danzig, L. M. in Frankfurt a/O.** Die eingeſandten Aufgaben werden geprüft werder.

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Pfingſttage im glücklichen Kampanien. Von Th. Trede. — Steuereſel und Müllereſel. Fabel nach Lafontaine. Mit Illuſtration. — Die Märchenfrau der Brüder Grimm. Von Robert Koenig. Mit Bildnis nach dem Leben gezeichnet von dem jüngſten Bruder Ludwig Grimm in Kaſſel. — Fern von Madrid. II. Humoreske aus dem Soldatenleben von H. Ferſchke. — In der Arena. Zu dem Bilde: Chriſten in der Arena. Von H. Knackfuß. — Schuſter Simon. Mit Porträt. — An der Küſte. Radierung von Profeſſor E. Dücker. — Am Familientiſche: Unter der Kanzel. Zu dem Bilde von B. Vautier. — Pfingſttänze. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Juni 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. №. 36.**

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Schweigend, ſtill und in ſich gekehrt, jeder ſeinen tiefſten Gedanken ergeben, gingen die beiden Gefangenen das Ufer des Fluſſes entlang zu ihrem Turm. Nur mitunter blickte der Junker, als erwarte er irgend ein tröſtendes Wort von dem Freunde, zu dieſem auf, aber die Hoffnung betrog ihn. Ohne ein Wort zu ſprechen, über alle Maßen blaß und im Innerſten verſtört, wanderte der Doktor ruhig ſeinen Weg, und ſeinem Äußeren ſah man an, wie es im Herzen wühlte und tobte. Der Abend begann ſich bereits über das Thal zu ſenken, als beide unter der alten Burg ankamen. — Der Freiherr von Tornau ſtand auf der Zugbrücke, er hatte den Kopf in die Hand gelehnt und ſtützte ſich auf die Brüſtung. Als die Gefangenen ſich nahten, erhob er ſich. Was war dem alten Herrn geſchehen, warum bedeckte Leichenfarbe ſein Geſicht, warum ſchwammen ſeine Augen in Thränen? Seine Hand hielt ein Pergament, das lang und eng beſchrieben war, aber er zitterte ſo, daß er es kaum von einanderrollen konnte. Endlich begann er: „Der Befehl des Herzogs iſt gekommen! Ihr, Doktor, ſeid mit dieſem Augenblicke in Freiheit geſetzt. Ihr, Junker, ſeid nicht mehr in Sicherheitshaft, ſondern in voller Unterſuchung. Geht herauf auf den Turm, den Ihr vorläufig nicht verlaſſen dürft!“

„Kann der Freund mir wenigſtens oben Lebewohl ſagen?“

„Das kann er, er kann die Nacht bei Euch bleiben, ich gebe ihm morgen früh ein Pferd und einen Knecht. Es iſt heute abend zu ſpät, um abzureiſen. Aber vorher, Herr Häniſch, auf ein Wort. Ihr, Junker, geht Eures Weges!“

Der Freiherr war mit dem Doktor auf die Terraſſe getreten, und beide hatten auf der Steinbank Platz genommen.

„Ihr geht morgen nach Leipzig zurück,“ begann der Freiherr, „Ihr laßt uns zu einer Zeit hier allein, in der wir Eurer Thatkraft, Eures Rates vor allem bedürften. Leſt, welcher zweite Brief an mich gekommen iſt!“

„Torilde, Eure Tochter,“ ſo rief der Doktor nach wenigen Minuten, „um Gottes willen, ſie ſoll in den Kerker — Unterſuchungsgefangene — Zauberei, Hexerei — ſoll ihr Verbrechen ſein — die Unterſchrift des Herzogs!“

„Ihr habt es geleſen, urteilt ſelbſt, wie es nun um mich ſteht. Mein Kind, mein einziges liebes Kind! Sie iſt rettungslos verloren, wenn ſie dem Richter und der Rotte überliefert wird, die zu Gericht ſitzen!“

„Nimmermehr, aber ſie iſt nicht hier! Sie iſt, ſo viel ich weiß, Ihr ſchweigt ja beharrlich darüber, in fremden Landen. Der Herzog hat keine Macht über ſie — —“

„Ja, das iſt richtig, an mich wird man ſich aber halten, von mir wird man verlangen, daß ich ſie dem Richter überliefere, ich bin Beamter des Herzogs, ſein Burghauptmann, und zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet. Mein Amt ſteht auf dem Spiel, meine Ehre iſt dahin — meine Tochter eine — Hexe!“

Der Doktor hatte eine Zeitlang, ohne ein Wort zu ſprechen, die Augen auf die Erde gerichtet. Endlich ſagte er leiſe: „Freiherr, es iſt an der Zeit, daß ich das vergelte, was Ihr an mir gethan! Darum hört, was ich Euch ſage, und nur das eine Verlangen ſtelle ich an Euch, richtet keine Frage an mich, keine einzige, welcher Art ſie auch ſei, vertraut mir ganz und gar und — Euer Kind iſt gerettet!“

„Alles, alles, was Ihr wollt, mein Wort zum Pfande!“

„Das genügt mir vollkommen! Jetzt geht noch heute abend zum Richter und zum Schultheißen der Stadt, ſagt beiden, wo Euer Kind ſich aufhält, zeigt des Herzogs Brief und erklärt, Ihr wäret bereit, das Mädchen der Gerechtigkeit zu geſtellen. Erzählt beiden, wo ſie iſt, und gebt Eure Genehmigung dazu, daß das Gericht ſie von da abholt, wo ſie ſich aufhält. Mich laßt inzwiſchen in Eurer Burg und gebt mir nur ein Zimmer, von deſſen Fenſter aus ich die Brücke überblicken und ſehen kann, wann das Gefährt dieſelbe paſſiert. Es iſt am beſten, Ihr laßt mich im Turm, es iſt möglich, daß man noch heut' nacht nach ihr ſendet, und ich kann mit dem Junker abwechſelnd wachen, um den Wagen nicht zu verſäumen. Von meiner Begnadigung ſagt kein Wort in der Stadt, thut ſtets, als ob ich noch hier und von dem Junker auf herzoglichen Befehl getrennt ſei. Wenn ich plötzlich verſchwinde, fragt nicht nach mir, es geht Euch ja nichts an, ich bin ja frei, und wenn es nötig, könnt Ihr Euch durch den herzoglichen Gnadenbefehl über mich ausweiſen. Aber vorläufig, die nächſten acht Tage thut überall ſo, als ſei ich auf Eurer Burg. Dann könnt Ihr plötzlich ſagen, der Befehl zu meiner Entlaſſung ſei gekommen und ich ſei abgereiſt. Habt Ihr alles verſtanden, Freiherr?“

„Gewiß, ich darf ja nicht fragen — —“

„Nicht ein Wort — was ſpäter erfolgt, geſchieht ohne Euer Wiſſen, Ihr müßt ſchwören können, Freiherr, bedenkt das wohl! Verlaßt Euch blind auf mich und noch eins, wenn Ihr jetzt zum Richter geht, ſo ſagt dem alten Mann, Euer höchſter Wunſch ſei erfüllt; ſei Torilde auch Euer einziges Kind, herauskommen müſſe es, bewieſen müſſe es werden, ob ſie Zauberei getrieben. Sei es der Fall, ſo müſſe ſie die gerechte Strafe treffen. Das ſagt Ihr alles, Freiherr, nicht etwa einmal, ſondern feſt und laut — vielfach. So ſchwer es Euch werden wird, es geht nicht anders. Nicht einen Funken von Furcht dürft Ihr blicken laſſen, im Gegenteil — Ihr ſtellt Euch auf die Seite des Gerichts, mögen die Maßnahmen, die der Richter ergreift, ſo thöricht ſein wie ſie wollen. Und nun, Freiherr, lebt wohl, vergeßt nie, daß Euer Kind in den beſten Händen ſein wird, daß ich Euer dankbarer Gefangener geweſen, der froh iſt, einen großen Teil ſeiner Schuld an Euch abtragen zu können. Möglich, daß Ihr Eure Tochter lange nicht ſehen werdet, aber ſagt Euch immer, daß der alte Gott noch lebt, der uns bisher wunderbar beſchützt hat und ſeine Hand nicht von Euch und Eurer Tochter ziehen wird. Lebt wohl, fragt nicht weiter nach mir und jetzt beeilt Euch, ſchon ſinkt die Sonne hinter Tiefenſee. Aber wenn es nacht iſt, ſo ſchließt die kleine Pforte auf, riegelt ſie nur von inwendig zu und forſcht nicht, wer vielleicht am andern Morgen den Riegel zurückgeſchoben hat.“

Der Doktor ging eilig auf den Turm, der Freiherr aber in die Stadt, um ſeinen Rat getreulich zu befolgen.

Der Gerichtsamtmann ſaß mit ſeinem Schreiber in der Stube der Herberge, wo er Abſteigequartier genommen, und war nicht wenig erſtaunt, als der Freiherr anſcheinend keck und dreiſt bei ihm klirrenden Schrittes eintrat. Der Gerichtsamtmann war ein kleiner, dicker, ältlicher Herr, der, um die Vorgänge in ſeinem Innern zu verbergen, die Augen zuzukneifen pflegte, ſo daß die alten durchfurchten Züge dann das Anſehen eines Schlafenden annahmen. Wenn er, was meiſt ſehr lange währte, zu dem Entſchluſſe gekommen war, das zu ſagen, was er ſich überlegt, ſo richtete er eine Weile die aufgeſchlagenen Augen ſtarr auf den zu Verhörenden, und nachdem er ihn mit einem langen Blicke, dem er eine überraſchende, ja vernichtende Kraft beimaß, angeſehen, kamen zunächſt die trivialen perſönlichen Fragen an die Reihe, die man in den Protokollen alter Zeit ſo reichlich findet. Sein übermäßig großer und dürrer Schreiber hatte die mit weiten Schreibärmeln bis über den Ellbogen verſehenen Arme auf der Bruſt gekreuzt und wartete, die langen Beine weit unter den Tiſch geſteckt und im Schließen der Augen ſeinem Amtmann nachahmend, auf das, was dieſer ſagen werde. Beide Beamte waren ein getreues Konterfei ihrer Zeit. Gewiß nicht ohne perſönliches Geſchick, aber im Aberglauben geboren und erzogen, mitunter kaum fähig, ſich über den Geſichtskreis zu erheben, den ein veraltetes Recht und eine dem geſunden Verſtande hohnſprechende „Halsgerichtsordnung“ vorſchrieb, dann wieder klug und gewandt, herrſchſüchtig und doch milde, war der Amtmann in ſteter Furcht vor den Maßnahmen höherer Gerichte, die er in beſonderen Fällen als einzelner Richter zu vertreten hatte.

Als der Freiherr, der ſich unterwegs die Worte des Doktors in das Gedächtnis geſchrieben und ſich gelobt hatte, ihnen gemäß zu handeln, ernſt und ruhig in das Zimmer trat, ſprang ſofort der kleine Gerichtsamtmann von ſeinem Sitze erſchrocken auf, und im nächſten Augenblicke folgte ihm der Gerichtsſchreiber, bei welchem es etwas länger dauerte, bis er ſeine Gliedmaßen unter dem Tiſche hervorgeholt hatte. In den Zügen beider Beamten malte ſich ein deutlicher Schreck über den nichts weniger als erwarteten Beſuch, und man ſah es ihnen an, daß diejenige Perſon ſoeben Gegenſtand ihrer Beratung geweſen war, welche jetzt, als wäre nichts geſchehen, mutig und trotzig vor ſie hintrat.

„Sollſt ſchon zahm werden,“ murmelte der Gerichtsamtmann in ſeiner Verlegenheit vor ſich hin, und ſchloß, wie er gewohnt war, die Augen. Der Gerichtsſchreiber, der ratlos auf ſeinen Vorgeſetzten geblickt, that ein gleiches.

„Augen auf, herzoglicher Amtmann,“ rief der Freiherr mit ſo ſtarker Stimme, daß die Beamten nicht nur im Augenblicke ſeinem Worte folgten, ſondern ſich auch erſchreckt hinter dem Tiſche zurückzogen, an dem ſie geſeſſen.

„Was ſagt Ihr da?“ rief der kleine Amtmann.

„Ihr werdet mich wohl verſtanden haben,“ entgegnete der Freiherr, „ich habe Euch laut und deutlich geſagt, Ihr ſollt die Augen aufmachen. Ich meinte mit den Augen Euren Kopf und Euer Herz!“

„Jetzt verſtehe ich Euch, Ihr kommt wegen des Haftbefehls gegen Eure Tochter, natürlich, natürlich“ — lachte der Amtmann in ſeiner Verlegenheit, „es iſt Eure Tochter, die Hexe, aber ich kann nichts zu ihren Gunſten thun!“

„Wer hat ſchon eine Gunſt von Euch verlangt? Bildet Euch nicht Sachen ein, an die niemand denkt. Ich komme aus anderen Gründen. Habt Ihr ſchon den Haftbefehl ausgefertigt?“

„Ja,“ ſtotterte der Amtmann.

„Um ſie zu verhaften, müßt Ihr aber wiſſen, wo ſie iſt. Ich komme, um es Euch zu ſagen!“

„Ihr kommt, um mir dies zu ſagen?“ ſtotterte der Amtmann.

„Gewiß, Ihr wißt es ja doch nicht, auf meiner Burg könnt Ihr ſuchen laſſen, ſo viel Ihr wollt. Darum hört mich an. Sie iſt auf Burg Trotha an der Saale, ſchickt hin, laßt ſie holen, ſperrt ſie ein, Ihr habt ja neben der Ratsſtube den Kerker für Mörder und Diebe, dahin ſchließt die Hexe ein und macht ihren Prozeß!“

„Ich verſtehe Euch nicht,“ ſagte der gänzlich aus der Faſſung geratene Amtmann.

„Ihr verſteht mich nicht? So fragt Euren Schreiber, vielleicht hat der mich verſtanden, ich habe laut und deutlich genug geſprochen! Aber noch eins, Amtmann, Trotha liegt nicht in Eurem Bezirk, nicht einmal im Gebiete unſeres Herzogs. Ihr bedürft, um ſie, wie es Euch vom Gericht befohlen, in Eure Gewalt zu bekommen, eines Auslieferungsſcheines. Den werd' ich Euch geben, laßt ihn ſofort aufſetzen, ich will ihn hier bei Euch unterſchreiben, ich bin der Vater des Mädchens und habe die väterliche Gewalt über ſie. Seid Ihr dies zufrieden?“

„Vollkommen!“ ſagte der Gerichtsamtmann, „aber wie geſchieht dies denn alles, Freiherr, wie iſt das alles möglich? Ihr ſeid der Vater der Beſchuldigten, wißt Ihr nicht, was geſchrieben ſteht über das Verbrechen der Zauberei?“

„Ich weiß es ſo gut wie Ihr, der Tod auf dem Scheiterhaufen — —

„Nun, und — —“

„Was und? denkt Ihr, daß ich einen Augenblick zögere, bin ich nicht der Diener, der Beamte des Herzogs? Stehe ich nicht unter dem Geſetz mit allem, was mein iſt? Muß mir nicht daran liegen, die elende und verruchte Zauberei zu bannen, die über uns alle das Verderben gebracht? Ich bin des Herzogs Diener und der Knecht des Geſetzes, was kümmert es mich, ob mein eigenes Kind — —“

„Recht ſo, Freiherr, recht ſo, wenn doch alle ſo dächten!“ unterbrach der Gerichtsamtmann, der plötzlich Mut bekam.

„Was gehen mich die übrigen an,“ ſagte der Freiherr barſch, „ich kümmere mich bloß um mich und nicht um die anderen! Gebt her, Schreiber, ſeid Ihr fertig?“

„Ja, Ew. Gnaden!“ ſagte der lange Kanzliſt, und legte dem Freiherrn ein Schreiben vor, nach welchem dieſer als Vater der Torilde von Tornau darin willigte, daß die Gerichtsbehörde von Trotha dem Überbringer die Inquiſitin zum Transport nach Duben übergebe.

„So,“ ſagte der Freiherr, als er unterſchrieben und unterſiegelt hatte, „jetzt wird wieder Ruhe einkehren in Stadt und Burg. Warum hat es nur eigentlich ſo lange gedauert, ehe der Herzog Euch ſandte, die klar blickende Gerichtsperſon, die das Recht vom Unrecht ſchon herausfinden wird?“

Der Gerichtsamtmann hatte wieder die Augen geſchloſſen, der Schreiber folgte ihm hierin nach, ſobald er ſeinen Vorgeſetzten anſah.

„Doch,“ fuhr der Freiherr fort, „ich werde das ja ſelbſt vom Herzog erfahren, zu dem ich morgen herüberfahren werde — —“

Der Amtmann und der Schreiber riſſen plötzlich die Augen weit auf. „Ihr — wollt — zum Herzog!“ ſtotterte der erſtere.

„Gewiß,“ ſagte der Freiherr ruhig, „ich habe monatelang mit ihm im Zelte gelegen, er hat mich nicht vergeſſen, er wird meinen Wunſch ſchon erfüllen!“

„Was wünſcht Ihr denn von ihm?“ ſagte der Gerichtsamtmann.

„Eile, Schnelligkeit in der Unterſuchung, nichts weiter, ich kann den Zuſtand nicht ertragen, iſt die Hexe doch immer mein Kind! Doch, meine Geſchäfte ſind bei Euch zu Ende, gehabt Euch wohl!“

Der Freiherr hatte ebenſo wie er gekommen, raſchen und feſten Schrittes das Zimmer verlaſſen und die beiden Beamten in einem nicht zu beſchreibenden Zuſtande zurückgelaſſen. Der Amtmann ſammelte ſich zuerſt. „Eile, Schnelligkeit in der Unterſuchung,“ murmelte er, „der Herzog — ſein Freund — macht doch die Augen auf, Schreiber, Euer Herz und Euer Kopf müſſen an richtiger Stelle ſein!“

„Ich brauche beide nicht, Herr Amtmann! Ich ſchreibe nur, was Ihr befehlen werdet!“

„Ihr irrt Euch, dieſesmal habe ich einen andern Auftrag an Euch! Ihr geht ſofort zum Schultheißen, beſtellt ein Gefährt nach Trotha und in einer halben Stunde ſitzt Ihr darin und morgen abend bringt Ihr Torilde von Tornau mit zurück.“

„Ich, ich, um Gottes willen, Herr Amtmann, ich habe Weib und drei Kinder, ſeid barmherzig, durch den Wald, durch den finſtern Wald, nimmermehr — —“

„Was! Ihr widerſprecht, wißt Ihr nicht, wer ich bin und wer Ihr ſeid, wißt Ihr nicht, daß Ihr zu gehorchen habt, wenn ich Euch befehle?“

„Ja, ja, aber das iſt nicht für mich, das iſt Sache des Büttels, dem könnt Ihr dies befehlen — —“

„Das verſteh' ich beſſer wie Ihr, Umſtände verändern die Sache, er reiſt ſelbſt zum Herzog, er iſt einer der Erſten im Lande, die Inquiſitin iſt ſein einziges Kind, ich kann den Büttel nicht ſchicken, ein Beamter des Gerichts muß es ſein, alſo keinen Widerſpruch, Ihr fahrt in einer halben Stunde — —“

„Ich fahre nicht, ich bin kein Büttel — macht, was Ihr wollt — ich bleibe dabei, ich reiſe nicht bei Nacht durch den Wald — die ganze Geſchichte iſt Unſinn, die ganze Verhaftung iſt Unſinn, das ganze Gerichtsverfahren iſt Unſinn!“

„Schreiber, ſeid Ihr toll geworden?“

„Wer weiß, wer toll iſt, ich nicht! Das alte böſe Weib, die Lieſel, der verrückte Schneidergeſell, die Bürgerſchaft, einer immer einfältiger als der andere!“

„Schreiber!“

„Ja, ja, das hilft alles nichts, ich muß es Euch ſagen, wie ich es meine. Seit drei Tagen ſitzen wir hier und haben Dutzende von Menſchen vernommen und verhört, kein Gedanke von Vernunft iſt hinein zu bringen. Alles iſt Thorheit und Lüge! —“

„Seid Ihr total verrückt geworden? Schimpfen und ſchelten am Schreibtiſch, das könnt Ihr, aber Mut habt Ihr nicht für einen Heller!“

„Mut? habe ich ſchon behauptet, daß ich Mut habe? Ich weiß allein, daß ich den nicht beſitze, aber dafür kann ich nicht, mein Vater, meine Mutter ſind daran ſchuld — ich nicht!“

„Gut, Schreiber,“ ſagte der Gerichtsamtmann, der leichenblaß geworden war, „es wird ſich ſchon finden, wenn wir zu dem Kollegium zurückkommen, jetzt geht und beſtellt mir das Gefährt. In einer halben Stunde ſoll es hier ſein. Aber zwei tüchtige Gäule, friſch und kräftig, daß ich morgen noch am Tage wieder hier bin; die Geſchäfte ſind dringend und es mangelt an Zeit.“

„Was, Ihr wolltet —“

„Selbſt fahren,“ entgegnete der Amtmann mit geſchloſſenen Augen und kaum hörbarer Stimme, „ſelbſt fahren, was ſagt Ihr dazu? Ihr kennt ja den Weg, führt er lange und weit durch den Wald?“

„Von Anfang bis zu Ende kein Acker und kein Feld!“

Der Gerichtsamtmann hatte ſchnell wiederum die Augen geſchloſſen und ſaß regungslos auf ſeinem Stuhle.

„Schreiber,“ ſagte er endlich leiſe, „der Herbergswirt — bei dem Ihr den Wagen beſtellt, ſoll außer dem Kutſcher noch zwei bewaffnete Knechte mitgeben, es macht ſich ganz anders — beim Durchfahren durch die Dörfer — man ſieht, es iſt das Gericht —“

„Es liegen gar keine Dörfer auf dem Wege,“ unterbrach der Schreiber höhniſch.

„Still!“ ſchrie der Amtmann, „das könnt Ihr gar nicht wiſſen, thut meinen Befehl!“

Sechſtes Kapitel.

In der Amtsſtube war auch nicht mehr ein Laut zu hören. Der Gerichtsſchreiber war fortgeſtürmt, und der kleine Gerichtsamtmann krümmte ſich mit geſchloſſenen Augen in ſeinem Lederſtuhl. — Inzwiſchen war der Freiherr auf ſeiner Burg wieder angelangt und ſaß mit gefalteten Händen auf der Terraſſe. Vor ſeinem Geiſte zogen die wenigen Minuten vorbei, die er bei dem Gerichtsamtmann geweilt, er überlegte ſich alles noch einmal, was er dort geſprochen, und er war im hohen Grade mit ſich zufrieden, daß er den Auftrag des Doktors ſo genau erfüllt hatte. Er ſah klar ein, daß es in deſſen Abſicht gelegen, ihn ſelbſt, den Freiherrn, von jeder Mitwiſſenſchaft und Teilnahme an Torildens bevorſtehender Befreiung zu entlaſten, den Schein zu erwecken, daß er, der Freiherr, ſelbſt auf einen Richterſpruch dringe, und er zitterte nur vor der weiteren Entwickelung der Dinge, vor dem Endreſultate des Willens des Arztes. Seine Angſt vermehrte ſich, als er unter ſich am Fuße des Berges das ungewohnte Raſſeln eines Wagens hörte und bald dieſen ſelbſt ſah, wie die Pferde in langſamem, vorſichtigem Schritte die baufällige Brücke paſſierten. Zu ſeinem Schrecken gewahrte er, daß vier Perſonen auf dem langen Wagen ſaßen, zwei vorn bei den Pferden, einer hinten auf dem Brett, in der Mitte aber allein und bequem auf dem Polſterſitze eine zuſammengekrümmte und in einen weiten Mantel eingehüllte Perſon, die niemand anders als der kleine Gerichtsamtmann ſelbſt ſein konnte. Beſorgt und in Angſt um die Zukunft ging der Freiherr auf der Terraſſe hin und her. Da aber wider ſein Erwarten im Turme alles ruhig und dunkel blieb, begab er ſich endlich in die Burg und warf ſich angekleidet auf ſein Lager, in der Erwartung, daß er bei den gänzlich veränderten Umſtänden der Bedeckung des richterlichen Gefährts von dem Arzte gerufen werden würde. Er hatte deutlich geſehen, daß, während er den Wagen auf der Brücke mit den Augen verfolgte, in der Dämmerung am Fenſter des Turmes die beiden Männer dasſelbe thaten. Aber vergebens wartete er auf ſeinem Lager, daß man ihn rufen ſolle, und Mitternacht nahte heran, als ein leiſer Schlaf ſich über ihn ſenkte.

Schon ſtand die Sonne ſehr hoch, als er erwachte. Die Neugierde trieb ihn vom Lager, viel mehr noch die Sorge um ſeine Tochter. Er ging auf den Turm und fand hier den Junker allein, der auf dem Kanapee lag, ihn lachend anblickte und zwei Finger ſchweigend auf den Mund legte. Der Freiherr verſtand, was der Junker meine, und wollte eben die Turmſtube wieder verlaſſen, als der Junker aufſprang. „Freiherr,“ ſagte er, „ich weiß noch nichts Näheres über die ſtrenge Haft, der ich fortan unterworfen bin und über die Unterſuchung, die über mich geführt werden ſoll. Iſt es Euch erlaubt, ſo gebt mir näheren Beſcheid, Ihr ſagtet: ich dürfe den Turm vorläufig nicht verlaſſen!“

„Das Wort „vorläufig“ ſteht in dem Befehle des Herzogs, es iſt aber weiter dadurch ergänzt und erklärt, daß ich Euch ſo viel wie möglich von der Stadt fern halten ſoll, daß Ihr mit niemand der Einwohner freundſchaftlich oder geſellig verkehren dürft, bis der Spruch des Kriminalhofes ergangen iſt. Von dieſer Zeit an habt Ihr weiteren Befehl zu erwarten!“

„Gut, es ſoll geſchehen, wie der Herzog befiehlt, aber nicht wahr, Freiherr, Spaziergänge ſind nicht verboten?“

„Das ſind ſie auch nicht, Euch bindet ja das Ehrenwort, nicht zu entfliehen.“

„Ihr könnt Euch ſchon darauf verlaſſen, daß ich es nicht zu ſchanden mache. Alſo wißt, Freiherr, heut gegen abend will ich zur Hexenbude gehen. Ich muß ſehen, ob die Arbeiter nicht noch etwas gefunden haben, vielleicht gehe ich auch nach Tiefenſee herüber, ich habe mit dem Grafen zu ſprechen.“

„Thut, was Ihr wollt, ſeid nur zur Nacht zu Hauſe, bedenkt, daß mein Wohl an dem Eurigen hängt, daß der Herzog mir Eure Bewachung anvertraut hat.“

„Ich werde Euer Vertrauen wahrlich nicht zu ſchanden machen! Laßt nur die Pforte auf, daß ich Euch nicht zu wecken brauche, wenn ich heimkehre.“

„Das ſoll geſchehen!“ entgegnete der Freiherr und verließ das Gemach. Er hatte kaum die erſte Stufe der Treppe erreicht, als er in der Turmſtube einen lauten Krach hörte. Es klang, als ob jemand einen Freudenſprung mache — dann war alles wieder ſtill.

Um, wie er dem Arzte verſprochen, deſſen Abweſenheit noch einige Tage dem Burggeſinde zu verdecken, trug der Freiherr den großen Henkeltopf, in welchem ſich das Mittageſſen für die Gefangenen befand, ſelbſt auf den Turm und eröffnete dem Geſinde, daß es ſich jedes Verkehrs mit den Gefangenen enthalten müſſe und den Turm nicht mehr betreten, auch wenn die Gefangenen außerhalb ſich befinden ſollten, kein Wort mit ihnen wechſeln dürfe. Dieſen Ermahnungen fügte er einige Worte darüber bei, daß der Doktor unpäßlich geworden und das Lager hüten müſſe. So wußte niemand, außer ihm und dem Junker, daß die Einwohnerſchaft der Burg ſich um eine Perſon vermindert hatte.

Der Nachmittag kam heran, und der Freiherr, der nicht von dem Fenſter wich, das die Aue beherrſchte, hörte wie der Junker polternd den Turm verließ. Bald ſah er ihn am Ufer der Mulde auf dem Wege nach der Hexenbude ſchlendern, langſam und ohne Sorge. „Er iſt wahrlich ſtark geworden bei der Gefangenkoſt,“ ſagte der Freiherr leiſe vor ſich hin, „kaum daß das Wams ihm noch zugeht.“

Der Abend ſenkte ſich auf Burg und Thal. Immer tiefer ſank die Sonne und hatte bald den Rand des Waldes erreicht. Nach wie vor war die breite gerade Landſtraße, welche der Gerichtsamtmann gefahren war, menſchenleer, und der Freiherr ſah von ſeinem Fenſter aus nichts, was ſich auf ihr irgendwie bewegte. Da auf einmal — ſchon warf die Sonne lange Schatten über den Burghof — gewahrte ſein ſcharfes Auge am Horizonte oder vielmehr am Saume des Forſtes einen dunkeln, ſich bewegenden Punkt. Immer näher und näher kam er heran und der Freiherr ſah nun bald, daß er aus drei einzelnen Perſonen beſtand, die in vollem Laufe, aber ſtolpernd und über einander ſtürzend die Brücke zu gewinnen ſuchten. Der Freiherr konnte aus der Ferne nicht erkennen, wer ſie waren, aber die Erſcheinung der drei laufenden Perſonen ſelbſt war ſo augenfällig und wunderbar, daß ſie einen ganz beſonderen Beweggrund haben mußte. Als dieſelben die Brücke erreicht hatten und atemlos in die Stadt hineinliefen, erkannte ſie der Freiherr. Es war der Kutſcher, der den Gerichtsamtmann am Tage vorher gefahren und die beiden jungen Männer, die zur Begleitung auf dem Wagen geſeſſen hatten. Da weder der letztere mit den Pferden, noch der Gerichtsamtmann ſelbſt zu ſehen waren, ſo ſchloß der Freiherr mit Recht, daß irgend ein Gewaltakt ſich ereignet habe. Ängſtlich über das Schickſal ſeiner Tochter, die ſich auf dem rückkehrenden Wagen befunden haben mußte, beſchloß der Freiherr, augenblicklich herunter nach der Stadt zu gehen, um Erkundigungen über das Geſchehene einzuziehen und zu ſehen, was er weiter zu thun habe. (Fortſ. auf S. 566.)

Peſtalozzi und Chodowiecki.

Kaum dürfte es ein hervorragendes Dichterwerk aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geben, welches nicht durch die geiſtreichen Illuſtrationen Daniel Chodowieckis ein erhöhtes Intereſſe gewonnen hätte. Er war der klaſſiſche Schilderer des bürgerlichen Klein- und Familienlebens ſeiner Zeit. Seine Zeichnungen zu Gellerts Fabeln, Hippels Lebensläufen, Goethes Hermann und Dorothea ꝛc. ꝛc. ſind Belege dafür. Weniger war er in der Welt des Landvolkes zu Hauſe, dennoch mutete es ihn höchſt ſympathiſch an, auch dem klaſſiſchen Volksbuche „Lienhard und Gertrud,“ das Peſtalozzi ſelbſt „ein reines Naturgemälde des wahren Bauernlebens“ nannte, das erbetene Geleite mit ſeiner Radiernadel zu geben.

Es wird ein dauernder Ruhm für unſer Volk bleiben, daß ein deutſcher Buchhändler — George Jakob Decker in Berlin — es war, der das Erſtlingswerk des unbekannten Schweizer Schriftſtellers nicht nur zu drucken den Mut hatte, ſondern dem Verfaſſer ein für damalige Verhältniſſe durchaus nicht unbeträchtliches Honorar (einen Louisd’or für den Bogen) bezahlte. Aber auch die Zeichnungen des deutſchen Künſtlers werden unvergeſſen bleiben. Die von uns unten mitgeteilte Titelvignette zeugt dafür, daß ſie es verdienen. Chodowiecki war ein treuer Sohn, der ſein altes Mütterchen über alles liebte und der in ſeinem ſtillen, frommen Familienleben ſein einziges irdiſches Glück fand. Deshalb war er ſo durchaus berufen, Peſtalozzis Werk, deſſen ausgeſprochener Zweck es war, „die Bildung des Volkes in die Hand der Mütter zu legen,“ und das durchweg den Segen des chriſtlichen Familienlebens in anſchaulichen Bildern beleuchtet, richtig zu würdigen und zu illuſtrieren. Er hat das zweimal gethan. Zuerſt die deutſche Originalausgabe, welche 1781 in Berlin erſchien und ihres Verfaſſers Ruhm begründete. Sodann eine franzöſiſche Überſetzung, welche erſt recht dazu beitrug, den Ideen des Schweizer Pädagogen die weiteſte Verbreitung zu geben.

Das unten mitgeteilte Bildchen gehört zum ſechzehnten Kapitel des erſten Teiles, welches überſchrieben iſt:

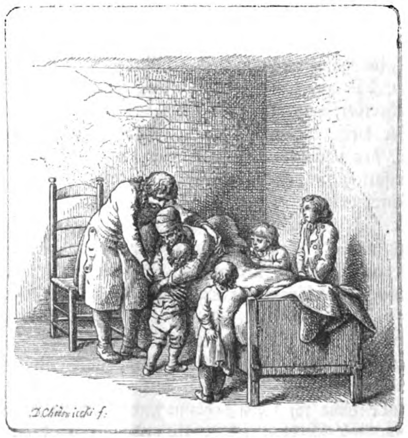
„Zieht den Hut ab, Kinder, es folgt ein Sterbebett.“

Die alte Bäuerin Katharine, von ihrem Sohne, dem verwitweten Hübelrudi, gehalten, hat ſich mühſelig zum letztenmale aufgeſetzt, um mit ihrem Enkel Rudeli zu ſprechen. Der Kleine hat den Nachbarsleuten — Lienhard und Gertrud — Erdäpfel geſtohlen, das liegt ihr wie ein Stein auf dem Herzen. Darum während die drei anderen Enkelkinder ferner von ihr ſtehen, kehrt ſie ſich gegen den kleinen Sünder, nimmt ſeine beiden Hände in ihre Arme, ſenkt das ſchwache, todesmüde Haupt hinab auf den Knaben und ruht nicht, bis derſelbe ein offenes Geſtändnis gemacht und gelobt hat, die Beraubten um Verzeihung zu bitten.

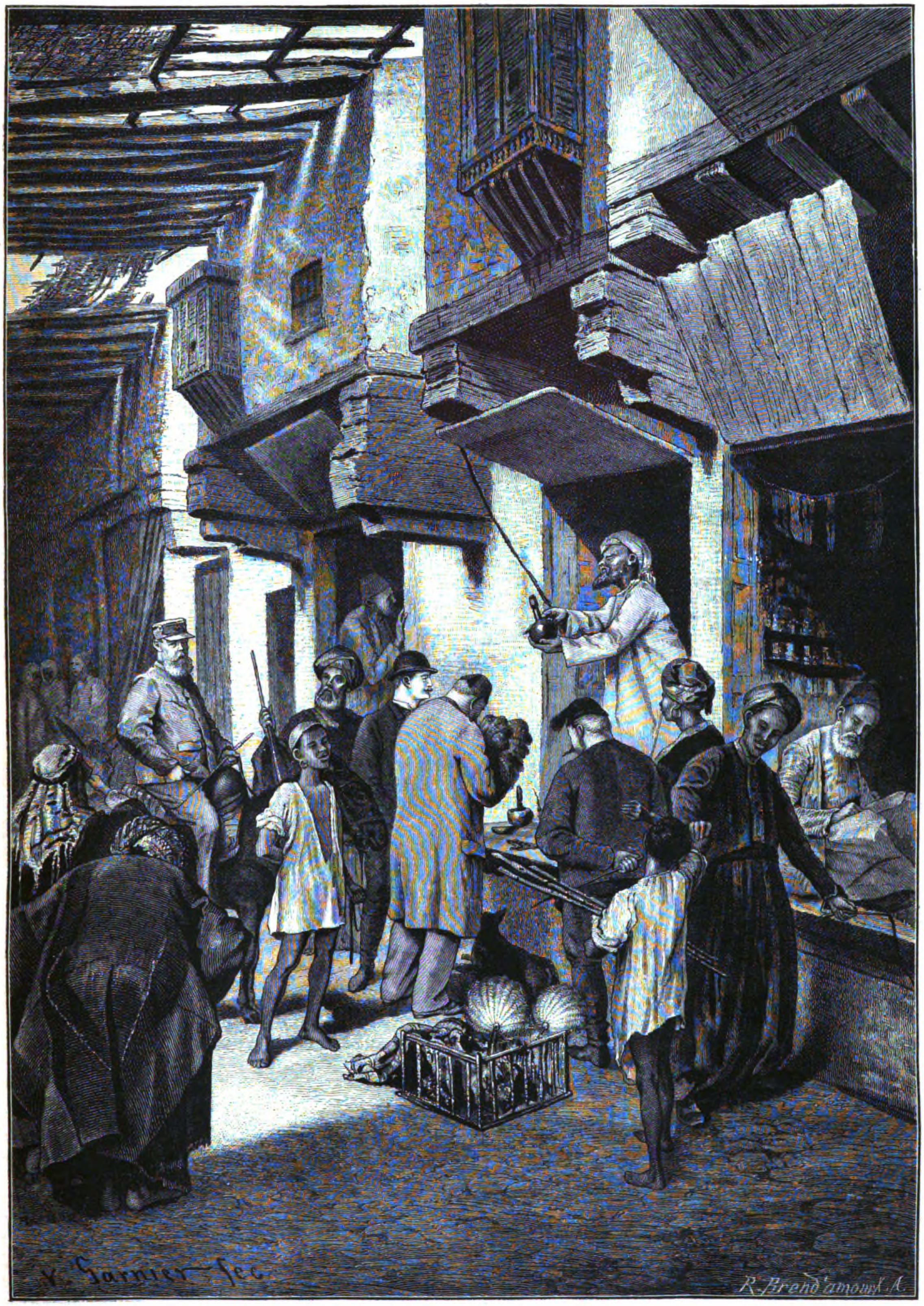
In den zwei folgenden Kapiteln wird ſodann erzählt — und auf einem anderen Bilde hat das Chodowiecki dargeſtellt — wie Lienhards Frau, Gertrud, nachdem der Knabe bei ihr geweſen und ſie reuig um Verzeihung gebeten, zu der Sterbenden kommt, um ſie zu beruhigen und zu tröſten. Der treuen Nachbarin legt die Alte darauf vertrauensvoll ihre mutterloſen Enkelkinder, insbeſondere den Rudeli, ans Herz, dann entſchlummert ſie, um nicht mehr hienieden zu erwachen.

Wer die hier kurz erwähnten Kapitel in „Lienhard und Gertrud“ nachlieſt und dann einen Blick auf unſer Bildchen richtet, wird zugeben, daß da zwei innerlich verwandte Seelen ſich begegnet haben: der eine ein Schulmeiſter, der andere ein Künſtler, aber Volksbildner im edelſten Sinne des Wortes alle beide: Peſtalozzi und Chodowiecki.

Aus den Kupferſtichmappen des Daheim.


D. Chodowiecki f.

Daniel Chodowieckis Titelkupfer zu Peſtalozzis Lienhard und Gertrud.


V. Garnier fec.
R. Brend'amour X.A.

Prinz Friedrich Karl. Hauptmann von Kalkſtein. Brugſch Paſcha. Oberſt von Natzmer.

Von der Orientreiſe des Prinzen Friedrich Karl: Im Bazar von Siut.

Wieder wie früher fand er vor der Ratsſtube einen Haufen von Menſchen, die aber nicht mehr vor ihm flüchteten, ſondern ſchreiend und tobend und durch einander ſprechend auf ihn zukamen, ohne daß es ihm möglich war, irgend einen vernünftigen Sinn in die Mitteilungen zu bringen. Der Freiherr trat raſch in die Ratsſtube ein und fand hier den Schultheiß im Geſpräch mit den eben atemlos angekommenen drei jungen Männern. „Wo habt ihr mein Kind?“ herrſchte ſie der Freiherr an. — „Wir haben ſie nicht, ſie hat ſie!“ erwiderte der Kutſcher. — „Was ſprecht ihr für Unſinn, ihr habt ſie geholt, ihr müßt wiſſen, wo ſie iſt!“ ſchrie der Freiherr. „Freilich haben wir ſie geholt!“ entgegnete der Knecht, „aber dann hat ſie eine andere geholt — die alte Lieſel hat ſie geholt!“ Der Freiherr, der nicht wußte, was er von der Sache denken ſollte, ſah den Schultheiß an, der mit dem Kopfe ſchüttelte und die Knechte gleichfalls nicht verſtand.

Nach langem verwirrten Hin- und Herreden kam endlich folgender Sachverhalt zutage.

Torilde war dem Befehle ihres Vaters, dem Amtmann nach Duben zu folgen, im Bewußtſein ihrer Unſchuld gern und willig nachgekommen, hatte ſich neben ihn auf den Wagen geſetzt und ſo war der Rückweg angetreten worden. Ohne allen Unfall war die Reiſe vor ſich gegangen, bis ziemlich an den Ausgang des Waldes in der Nähe der Stadt Duben und bis an eine Krümmung des Weges, an der die dunkeln und ſchweren Zweige der Tannen ſich ſo tief auf die Fahrſtraße herabgeſenkt hatten, daß nur noch ein Zwielicht den Weg erhellte. Plötzlich waren die munter trabenden Pferde beiſeite geſprungen, der Wagen hatte ſich mit den Rädern in die großen zutage liegenden Wurzeln der Bäume verſchlungen, ſo daß er weder vorwärts, noch rückwärts, noch ſeitwärts ausweichen konnte; vor den Pferden aber in einer Entfernung von zwanzig Schritt auf dem Wege hatte die Geſtalt der alten Lieſel geſtanden, mit hoch über den Kopf erhobenen Händen und in dem bunten phantaſtiſchen Gewande. In demſelben Augenblicke war eine vermummte Geſtalt aus den Tannen auf den Wagen zugeſprungen, hatte mit einem ſtarken Knittel auf den Kutſcher und deſſen Nachbar auf dem Sitzbrett losgeſchlagen, ſo daß beide augenblicklich in Angſt und Schreck herunter zur Erde gefallen waren. Der auf dem hinteren Sitzbrett befindliche Knecht war ſchon vorher in blaſſer Furcht von dieſem abgeſprungen, hatte anfänglich unter dem Wagen Schutz geſucht, war dann aber ſchnell hervorgekrochen und den beiden Gefährten gefolgt, als dieſe in die undurchdringlichen Tannen geflüchtet waren und nachher auf Umwegen die Landſtraße wieder gewonnen hatten.

„Und wo iſt meine Tochter, der Gerichtsamtmann, der Wagen, die Pferde?“ ſchrie der Freiherr.

Aber keiner der Knechte war imſtande, die geringſte Auskunft zu geben. Sie waren froh, das eigne Leben gerettet zu haben und wußten über das Schickſal der beiden Perſonen nichts.

Der Freiherr ſchickte ſofort einen Knaben auf die Burg und ließ ein Pferd beſtellen, um nach dem Walde zu reiten und die Vermißten zu ſuchen, ging dann aber inzwiſchen mit dem Schultheiß in das Stadtgefängnis, wo die alte Lieſel ſaß, und erfuhr hier von dem Vogt, daß dieſer die Gefangene den ganzen Nachmittag und Abend in ſeiner eigenen Wohnſtube mit Schließen von Federn beſchäftigt und dieſelbe auch nicht einen Augenblick das feſte verſchloſſene Haus verlaſſen hatte.

„Dann hat es ihrer drei gegeben!“ rief der Schultheiß aus, „die eine iſt tot, die zweite ſitzt hier, die dritte war im Walde!“

„Oder die ganze Geſchichte iſt nicht wahr,“ unterbrach der Freiherr, „die Knechte faſeln und ſtrotzen von Furcht! Räuber können es allein geweſen ſein, und ſchlechte Begleitung habt Ihr dem Wagen mitgegeben, Schultheiß!“

In dieſem Augenblick kam das Pferd des Freiherrn an. Mit dieſem aber noch ein zweites, auf welchem der Junker von Kyniz ſaß.

„Erlaubt, daß ich Euch begleite, Freiherr, ich habe von dem Knaben alles vernommen, was geſchehen iſt. Der Doktor liegt immer noch an ſeinem kranken Magen im Turm und kann uns leider nicht begleiten. So müßt Ihr mit mir allein zufrieden ſein, wenn nicht aus der Bürgerſchaft ſich jemand findet, der mit uns reitet.“

„Es iſt ſchon ſpät und ſo dunkel im Walde,“ ſtotterte der Schultheiß.

„Schon gut, wir brauchen niemand weiter,“ ſagte der Freiherr, indem er aufſaß, verächtlich. „Ihr ſeid mir ſehr willkommen, Junker, reitet mit mir!“

Die Pferde gingen eben im Schritt über die menſchenleere Brücke, als der Junker leiſe zu ſprechen begann:

„Mein Freund hat Euch geſagt, Ihr ſolltet Euch auf ihn feſt verlaſſen!“

„Das ſagte er!“

„So thut es auch, Freiherr, es iſt alles noch beſſer gegangen, als wir glaubten, kein Tropfen Blut iſt vergoſſen, Eure Tochter iſt in voller Sicherheit in den Händen meines Freundes!“

„Aber — —“

„Ihr ſollt nicht fragen und ich ſoll Euch nicht antworten! Nur ſo viel will ich zu Eurer Beruhigung ſagen, wir werden weder ſie, noch den Wagen, noch die Pferde finden, wohl aber den kurzen und dicken Gerichtsamtmann, der nicht ſo ſchnell zu laufen vermag wie die Knechte.“

„Was ſoll das ſein, Junker?“

„Studentenſtreiche, Freiherr, nichts weiter, doch ſeht, dort in der Ferne den runden Punkt in der Dunkelheit! Das iſt der Gerichtsamtmann, gebt acht!“

Die Pferde ſetzten ſich jetzt in ſchnellere Gangart und bald begegneten ſie dem kleinen dicken Herrn, der mühſelig und keuchend des Weges daherkam.

„Seid Ihr es, Amtmann?“ rief der Freiherr mit ſeiner ſtarken Stimme.

„Ja, ja, ach, der Freiherr, der Junker von Kyniz — ach, ich bin tot, ich kann nicht weiter! — —“

„So ſetzt Euch zur Erde, wo habt Ihr meine Tochter?“

„Eure Tochter — — Freiherr, ich bin ein unglückſeliger, geſchlagener Mann — — was wird der Herzog ſagen? — Eure Tochter — iſt geraubt, fort, weit fort — ebenſo wie die Pferde und der Wagen —!“

„So ſagt doch nur — —“

„Was ſoll ich denn ſagen? Die alte Lieſel hat uns überfallen! Die war nicht allein, ſie hatte Begleiter, mindeſtens ihrer ſechs waren es!“

„Ihrer ſechs?“ rief der Junker, der ſich des Lachens kaum erwehren konnte.

„Ja, ja, mindeſtens, ſie kamen aus den Tannen, die alte Lieſel ſtand vorn vor den Pferden — —“

„Die alte Lieſel iſt den ganzen Tag und den ganzen Abend nicht aus der Stube des Schließvogts gekommen!“ rief der Freiherr.

„So, wißt Ihr das? ich weiß es aber beſſer, vielleicht war es ihr Geiſt — möglich — es gibt ja Geiſter — Geſpenſter — ich weiß, ſie hat mich in den Kragen gepackt, mich vom Wagen herunter gezogen — auf die Erde — trotz meines Stoßgebetes — dann hat ſie mir einen großen Lappen über den Kopf geworfen und mir bei Vermeidung von tauſend Teufeln geſagt, ich ſolle mich zehn Minuten nicht rühren und bewegen.“

„Habt Ihr denn das gethan?“

„Freilich, freilich, wer ſollte mir denn beiſtehen? Ich habe ganz ſtill gelegen, ich fühlte nur, daß man mich an meine beiden Beine faßte und aus dem Wege zog, und hörte dann, daß der Wagen umwendete und wegfuhr. Nach zehn Minuten nahm ich den Lappen ab — hier habe ich ihn noch — es war alles ganz ſtill, der Wagen mit den Pferden verſchwunden!“

„Und meine Tochter?“ — —

„Fort, fort, mit den Geiſtern fort, alles leer und ſtill — kein Wort hat ſie geſagt, keinen Schrei hat ſie gethan! Freiherr, Eure Tochter iſt wahrlich — eine Hexe!“

„Gerichtsamtmann, Ihr, ein kluger aufgeklärter Mann!“

„Was hilft mir all meine Klugheit, all mein Studieren? Ich würde es wahrhaftig nicht ſagen, wenn es nicht wahr wäre, wenn ich die alte Lieſel nicht erkannt hätte, mit der ich ja täglich verkehren muß! Mag es nun ihr Geſpenſt geweſen ſein — möglich — aber es war ihre Stimme, ich habe mich nicht getäuſcht, beſonders als ſie mir zurief: Lieg ſtill, alter Kohlkopf!“

„Kohlkopf hat ſie Euch genannt?“ rief der Junker, deſſen Geſichtszüge man glücklicherweiſe in der Dunkelheit nicht ſehen konnte.

„Ja, ja, ich höre ſie noch, aber warte nur, morgen früh — —“

„Ich habe Euch ſchon geſagt, Amtmann, die alte Lieſel war nicht einen Augenblick außerhalb der Vogtei!“

„Das iſt möglich, das ſchadet nichts, es gibt eine Identität der Geiſter!“

„Oh,“ ſagte der Junker leiſe.

„Nun begleitet mich aber nach Hauſe, Freiherr, ich muß zu Bett, das Fieber ſchüttelt mich, Ihr könnt ruhig umkehren, Eure Tochter iſt mit den Geſpenſtern ſchon meilenweit, Ihr holt ſie doch nicht mehr ein! Doch ſagt mir noch eins! Warum ſeid Ihr mit dem Junker allein hier, wo iſt denn der Arzt?“

„Er iſt krank und liegt im Turm!“

„Er muß mir etwas gegen das Fieber verſchreiben, das mich ſchüttelt! Gut, ich komme morgen zu ihm!“

„Verdammt,“ ſagte der Junker leiſe.

„Was fehlt ihm denn?“ fragte der Amtmann.

„Wir wiſſen es nicht,“ ſagte der Junker, „die Krankheit iſt wohl erſt im Entſtehen. Geſtern abend hat er ſich gelegt und ich verſichere Euch, er iſt — abweſend!“

„Abweſend? Um Himmels willen, der klare ruhige Kopf? Dann wird er mich am Ende nicht einmal verſtehen!“

„Gewiß nicht, Ihr könnt ſo laut ſprechen, wie Ihr wollt, er hört Euch nicht!“

„So bleibt mir nichts übrig, als den Feldſcher zu fragen. Doch wir wollen ſehen, wie es morgen mit dem Arzte ſteht! Nun kommt aber, Freiherr, begleitet mich zur Stadt!“

„Darf ich Euch mein Pferd anbieten, Herr,“ ſagte der Junker, ſich im Sattel lockernd, „ich gebe es Euch ſehr gern!“

„Ich danke Euch,“ entgegnete der Amtmann freundlich, „laßt mich nur zu Fuß, ich komme ſo viel ſchneller nach Hauſe! Wißt, ich habe in meinem ganzen Leben auf keinem Pferde geſeſſen!“

Bald war die Brücke zurückgelegt und der Amtmann ging durch die Gärten nach der Stadt.

„Junker, Junker,“ ſagte der Freiherr, als beide allein waren, „das ſind wirklich Studentenſtreiche!“

Der Junker lachte und ſtrich den Hals ſeines Pferdes.

Der Schlaf des Freiherrn war keineswegs ſo ruhig, wie er nach den Erfahrungen des Tages es ſelbſt erwartet hatte. Torildes Geſchick und Zukunft trat lebhaft vor ſeine Augen. Er dachte zunächſt daran, daß ſie ohne Geldmittel ſei und wußte nicht einmal, wo ſie ſich befand. Doch hierüber beruhigte er ſich bald. Durfte er auch, wie er es verſprochen, nicht nach ihrem Aufenthalte fragen, ſo konnte er doch dem Junker die Gelder verabfolgen.

Sehr bald überkamen den Freiherrn aber andere und mehr erhebliche Sorgen. Bei näherem Nachdenken überfiel ihn die Furcht, daß Torildes Lage durch die Vorgänge des Tages erheblich wieder verſchlechtert ſei. Die unglückliche Zaubergeſchichte, der Glaube in der Bevölkerung, daß zwiſchen dem jungen Mädchen und der alten toten Frau ein Bündnis beſtanden, war in den letzten Wochen merklich erſchüttert worden. Von Tag zu Tag war die Partei derjenigen Perſonen in der Stadt größer geworden, die ſich auf Torildes Seite ſtellten und je mehr ſich die furchtbare Krankheit, die an allen Orten erheblich nachließ und in der Muldenaue vollſtändig aufgehört hatte, aus dem Gedächtniſſe der Bewohner entfernte, deſto mehr erblaßte auch das Trugbild der Zauberei und Hexerei, das bis dahin von allen Seiten Unterſtützung gefunden hatte.

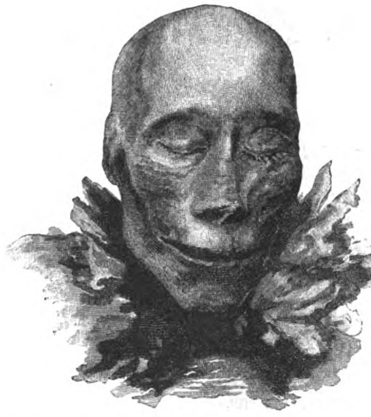
Die Sorge befiel nun den Freiherrn, daß der heutige Vorfall im Walde, deſſen Vergrößerung und Ausſchmückung durch den Amtmann er vorausſah, zumal es galt, dem allgemeinen Spotte ein Ziel zu ſetzen, den alten Aberglauben wieder erwecken, die alten Trugbilder erneuern und hierdurch die Lage Torildes, gegen welche nun einmal die förmliche Unterſuchung wegen Zauberei eröffnet war, wieder gefahrvoller geſtalten werde. Mit Gewalt war das Mädchen dem Amtmann entführt. Niemand in der ganzen Stadt beſaß den geringſten Argwohn, daß der Arzt und der Junker die geſpenſtiſchen Räuber geweſen waren. Es war ganz unmöglich, daß auf dieſe Perſonen ein Verdacht fallen konnte. Mit beiſpielloſer Geſchwindigkeit war der Junker von Kyniz kaum einige Minuten nach der Ankunft der flüchtigen Knechte auf die Burg durch die Gebüſche zurückgekehrt, war kurze Zeit darauf mit den Pferden des Freiherrn von Tornau auf dem Marktplatze erſchienen und mit dieſem nach dem Walde geritten, ſo daß in der Stadt auch nicht der allergeringſte Verdacht auf ihn geworfen wurde. Dem Freiherrn war es freilich klar, daß niemand anderes als ſeine beiden Gefangenen die geſpenſtiſchen Räuber geweſen waren und am anderen frühen Morgen ſchwanden alle Bedenken hiegegen, als der Freiherr fand, daß ein Pack alter Kleider, welche von der verhafteten Lieſel im Turmkeller zu Duben zurückgelaſſen waren, von hier verſchwunden und dem Freiherrn nun mit einemmale erklärlich war, worin die ſtärkere Leibesbeſchaffenheit des Junkers, als er am Tage vorher an der Mulde entlang ging, ihren Grund gehabt hatte. Zweifelhaft war es auch nicht, daß, wie die Nachfragen nach dem Stande der Dinge, die am anderen Morgen von der Stadt aus am Burgthor gehalten wurden, dies erwieſen, ſeine eigene Stellung in der Stadt ſich wieder mächtig gehoben hatte. Wußte man doch, daß der Freiherr derjenige geweſen war, der ohne alle äußere Veranlaſſung die in fremdem Lande befindliche Tochter, um dem herzoglichen Befehle zu genügen, der Gerichtsobrigkeit überliefert hatte und nun mit einem Schlage des letzten Kindes beraubt war. Der Freiherr machte dieſe Wahrnehmung gleich am nächſten Tage und gewahrte dabei zu ſeiner Überraſchung, daß ſeine Annahme, man werde von neuem den Verdacht der Zauberei auf Torilde werfen, gänzlich unbegründet war. Die Bevölkerung ſchien anders geworden zu ſein. Als er den Überfall ſeiner Tochter im Walde und abſichtlich der plötzlich erſchienenen Geſtalt der alten Lieſel erwähnte, begegnete er überall ungläubigem Lächeln. Ein älterer Mann ſagte ihm geradezu, daß das alles Thorheit ſei, da die eine alte Lieſel auf dem Kirchhofe, die andere oben in der Kuſtodie liege und die ganze Geſchichte im Walde nichts anderes ſei, als eine erheuchelte oder eingebildete Thatſache, die nur auf die große Furchtſamkeit des Amtmanns und der ihn begleitenden Knechte zurückgeführt werden könne. Ein anderer unſcheinbarer aber glücklicher Umſtand trat hinzu. Der Gerichtsamtmann hatte am Abende vorher, als er in der Wohnung des Schultheißen die Geſchichte des Überfalles keuchend erzählte und den Umſtand erwähnte, daß man ihm mit einem alten zerriſſenen Stücke Zeug den Kopf verbunden, während die Geiſter den Wagen umgewendet hätten, dieſen großen Lappen vorzeigen wollen und vergebens nach demſelben auf ſeiner Schulter geſucht, über die er ihn gehängt haben wollte. (Fortſetzung folgt.)

Prinz Friedrich Karls Orientreiſe.

Am 27. Dezember 1882 traf in ſpäter Abendſtunde eine kleine auserleſene Geſellſchaft auf dem Zentralbahnhof von Berlin zuſammen, um gemeinſam eine Reiſe in das Morgenland anzutreten: ſie beſtand aus Prinz Friedrich Karl von Preußen und ſeinen Reiſegefährten, Oberſt von Natzmer, Major von Garnier, Hauptmann von Kalckſtein und Brugſch Paſcha, dem berühmten Ägyptologen, der den nordiſchen Kriegsmännern als „Hierogrammat vor den Wundern des Orients“ dienen ſollte.

Was über dieſe, ſeither glücklich vollendete Morgenlandsfahrt des Hohenzollernfürſten in die Öffentlichkeit gedrungen, war ſo anziehend, daß es überall den lebhaften Wunſch nach einer ausführlichen Schilderung geweckt hatte. Niemand war dazu berufener, als der „Hierogrammat,“ Heinrich Brugſch, und er hat ſich der ihm geſtellten Aufgabe nicht entzogen. Der Anfang ſeiner Arbeit („*Prinz Friedrich Karl im Morgenlande*,“ dargeſtellt von ſeinen Reiſebegleitern, Dr. H. *Brugſch* und Major v. *Garnier*. 1—3. Lieferung. Frankfurt a. O., Trowitzſch & Sohn) liegt bereits vor; ihr ſind die beiden, nach Handzeichnungen des Major von Garnier ausgeführten Bilder entnommen, die wir unſeren Leſern mitteilen.

In feſſelnd eleganter Sprache erzählt Brugſch Paſcha die von ihm geleitete Prinzenreiſe von den Vorbereitungen im Jagdſchloſſe zu Dreilinden an zunächſt bis Oberägypten, ohne doch je den Gelehrten zu verleugnen, deſſen umfangreiches Wiſſen in gelegentlichen geiſtreichen Exkurſen ungeſucht zum Ausdruck kommt. In taktvollſter Weiſe verſteht er es, dem Anteil des Prinzen, ſeiner Konverſation, ſeinem Wiſſens-



Von der Orientreiſe des Prinzen Friedrich Karl: Das Haupt der einbalſamierten Leiche Königs Pinotem II, Zeitgenoſſen und Schwiegervaters des jüdiſchen Königs Salomo. Als Beiſpiel der ägyptiſchen Königsmumien im Muſeum zu Bulak bei Kairo.

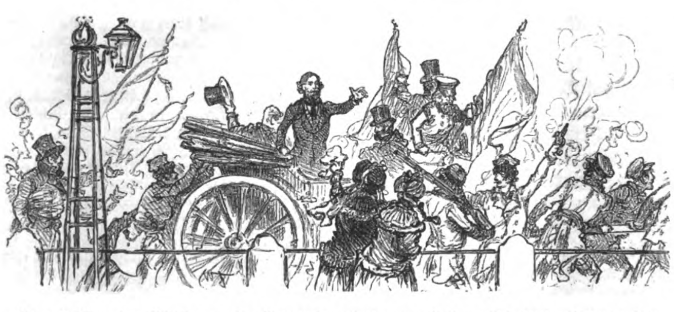
drange, ſeinen Jagdabenteuern ꝛc. ohne Schmeichelei Geltung zu verſchaffen und die Mitwirkung der anderen Reiſegefährten vorzuführen. Aber auch alle anderen Perſonen, die im Laufe der Fahrt auftauchen — von dem italieniſchen Schiffskapitän und dem arabiſchen Piloten an bis zu dem Chedive — führt er mit einer ſo plaſtiſchen Anſchaulichkeit vor, daß man glaubt, ihre perſönliche Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Mag man noch ſo viel über Ägypten geleſen haben, dieſem beredten und liebenswürdigen Führer folgt man gerne aufs neue durch das Straßengewühl von Alexandrien und die weltberühmten Bazare Kairos, über das Pyramidenfeld von Gizeh und zu den Rätſeln der Sphinx. „Wie das A auf B, ſo folgt regelrecht das Muſeum von Bulak auf die Pyramiden und auf die ‚Häuſer der Ewigkeit‘ in der Wüſte. Was den Wohnungen der Toten fehlt und nur die Phantaſie zu ergänzen vermag, das enthüllen die Schätze des Muſeums in ungeahnter Auswahl und Vollſtändigkeit. Am 7. Januar (1883) unternahm der Prinz in wiſſensdurſtiger Spannung die Fahrt zu den ehrwürdigen Reſten der altägyptiſchen Vorzeit.“ Eine Probe deſſen was die Reiſenden dort erſchaut, enthält unſere obige Illuſtration: König Pinotem II, der Zeitgenoſſe und Schwiegervater des weiſen Salomo. „Dieſe verblichenen Augen ſchauten den großen König der Juden, dieſer geſchloſſene Mund war einſt geöffnet, um mit ihm zu reden, und dieſe welken Finger ruhten ſicherlich eines Tages in der Hand des Tochtermannes.“

Auf einem bequemen eiſernen Nilſchiff fuhren die Reiſenden tags darauf nach Oberägypten. Men-nufi (Memphis), Iſchment, Beni-Suef, das gräberreiche Beni-Huſſan wurden berührt. Am 13. Januar erreichten ſie Siut, eine landeinwärts gelegene häuſerreiche Stadt, auf deren Bazar uns das Bild des Major v. Garnier (S. 565) verſetzt. Im Texte heißt es darüber: „— der ſchattige Bazar durchzieht wie eine blutarme Ader das eigentliche Herz von Siut. Die ſauber polierten, wenn auch äußerſt gebrechlichen Thonwaren der Töpfer ſind berühmt, die Arbeiten ſeiner Bewohner in Elfenbein und Ebenholz wohl geſchätzt und die Artikel des ſchwarzen Sudan, welche die alljährlichen Karawanen aus Kordofan und Dongola über die Oaſen nach Siut zu bringen pflegen, beliebte Kaufgegenſtände ſammelſüchtiger Frengis. Seit dem Verbot des Sklavenhandels, für welchen in früheren Zeiten die Stadt einen Hauptplatz abgab, iſt ihre Bedeutung geſunken. Von allen Dingen des Siuter Marktes, am meiſten in Töpfen, wurde etwas für die Freunde ‚von draußen‘ erſtanden, um ſo mehr als die Preiſe niedrig und die hübſche gefällige Ware in reicher Auswahl vorhanden war.“

Bald nach Siut bricht die Erzählung mitten im Satze ab. Kaum kann die Fortſetzung einer ſpannenden Novelle mit mehr Ungeduld erwartet werden, als wir — und mit uns gewiß viele Leſer — dem Erſcheinen der nächſten Lieferung und dem Schluſſe dieſes klaſſiſchen Reiſeberichtes entgegenſehen.

Aus den Papieren eines nachdenklichen Zeitungsleſers.



Die nach Abzug des Militärs aus der Unterſuchungshaft wegen Hochverrats befreiten Polen werden im Triumph durch die Straßen gezogen. Mieroslawsky redet wiederholt zum Volk.
Berlin 19. März 1848.

Die Alligatorfalle in Florida.

„Alligators haben ihre eigene Art,“ ſagte Herr William Carter, indem er bedächtig Zucker in ſein Glas that und umrührte. „Alle Tiere haben ihre eigene Art, und man muß ihre Stärken und ihre Schwächen kennen, wenn man ſie jagen will. Das eine Tier hat's mehr im Maule, das andere in der Stirn, Alligators haben ihre Stärke im Schwanze. Was das Maul betrifft, ſo iſt das ihr ſchwacher Punkt, und ich will eine Wette machen, daß ich ihm das Maul mit meinen Händen zuhalte.“

„Er wird Sie vorher freſſen, Mr. Carter,“ entgegnete ich beſcheiden. Ich traute dem erfahrenen Jäger vieles zu, aber dies hielt ich für übertrieben. Ich glaubte, daß er, um eine wahre Thatſache recht anſchaulich zu machen, ſeine Behauptungen dem Laienverſtande zu Gefallen ſtärker würzte, als er einem Sachverſtändigen gegenüber für notwendig gehalten haben würde. Herr Carter hatte eine Leidenſchaft für hohe Jagd, und er reiſte ſeit dreißig Jahren in Afrika, Amerika und Aſien, um ſeltene Tiere zu ſchießen.

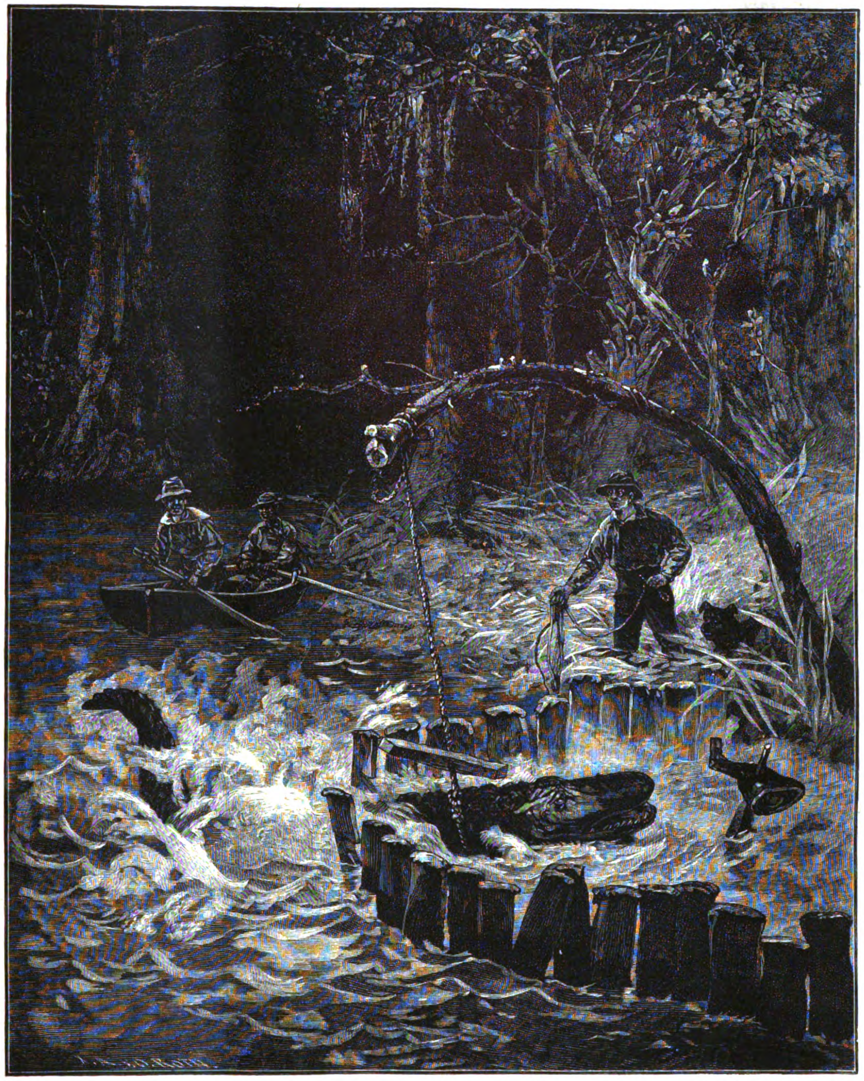
„Ich nehme an, daß er das Maul geſchloſſen hat,“ entgegnete Herr Carter ruhig. „Er hat es vielleicht geſchloſſen, weil er über ſeine letzte Mahlzeit nachdenkt oder weil er Sie nicht erſchrecken will; genug, wenn ich das geſchloſſene Maul ergreifen kann, ſo ſoll ein Alligator von 13 oder 14 Fuß es nicht wieder aufſperren können, wenn ich nicht will.“

Ich ſchwieg und beugte mein Haupt vor der ruhigen Gelaſſenheit der Wiederholung.

„Dagegen thun Sie gut, ſich vor dem Schwanze in acht zu nehmen,“ fuhr Herr Carter fort. „Sie könnten ebenſogut Ihr Bein einem Kanonenſchuß ausſetzen als dem Schwanzſchlage des Alligators. Die Wirkung würde nicht ſehr verſchieden ſein. — Ich habe früher in Ägypten Alligators geſchoſſen,“ erzählte Herr Carter, durch meine Aufmerkſamkeit angeregt. „Als ich noch jung war, bin ich im Krokodilkoſtüm, wie mein Schneider es nannte, ausgezogen. Man machte in London ſeinerzeit Anzüge von einem beſonderen Stoffe, der dem Nilſchlamm ähnlich ſah. Es war eine Farbe, die zwiſchen ſchwarz und gelb und grün die Mitte hielt, und ſie hatte den Zweck, den Jäger unkenntlich zu machen, wenn er am Ufer lag. Aber das iſt alles Unſinn. Ja, ſie haben ein ſehr hartes Fell, dieſe Tiere, und mit Kugeln, von denen acht auf ein Pfund gehen, können Sie lange auf den Rücken und die Seiten ſchießen, und es hilft doch nichts. Sie müſſen das Auge treffen, ſonſt geht der Alligator ruhig ins Waſſer zurück, und Sie haben das Nachſehen. Später kam ich einmal nach Florida, und da habe ich eine andere Manier geſehen, wie die Leute mit ihnen umgehen. Sie fangen ſie dort lebendig.“

„Natürlich, wenn ſie noch klein ſind!“ warf ich ein.

„Ganz große Tiere!“ ſagte Herr Carter. „Sie haben drüben in den Menagerien und zoologiſchen Gärten ſchöne Teiche und Baſſins, natürlich mit Gitter, und Tiere von acht bis zwölf Fuß Länge plätſchern darin herum. In Florida finden Sie faſt in jedem Kurioſitätenladen ein ſolches Tier, das hübſch ſäuberlich im Schaufenſter ſitzt und als Annonce und Reklame dient. Ich glaubte anfangs auch, ſie hätten die Tiere klein gefangen und aufgefüttert, aber eines Tages überzeugte ich mich eines Beſſern. Als ich in Jackſonville am zweiten Morgen nach meiner Ankunft durch Bayſtreet ſchlenderte, wurde ich auf einen Menſchenhaufen aufmerkſam, der vor einem der Läden ſtand. Eine Karre hielt vor der Thüre, und ich bemerkte, daß man ſo etwas wie einen Baumſtamm ablud. Sechs ſtämmige Neger hatten zugegriffen und trugen das Ding eben über den Fußweg, als ich dazu kam und ſah, daß ſie einen Alligator trugen, der mit Stricken ſo ſteif wie ein Stock geſchnürt war. Sie legten ihn auf eine Wage im Hausflur, und es zeigte ſich, daß er ſo etwas über achthundert Pfund wog, und als der Ladenbeſitzer ihn maß, ſtellte ſich ſeine Länge auf dreizehn Fuß, vier Zoll heraus. Das Tier lebte, aber war ganz hilflos, da ihm der Rachen und die Füße und der Schwanz gebunden waren. Es hatte einige Spuren von Beſchädigung am Körper, aber keine ernſtliche Wunde. Neben ihm ſtand jetzt ein kleiner Mann, der den Negern Anweiſung gab, wie ſie das Tier in das vergitterte Baſſin im Laden bringen ſollten, und ich erfuhr, daß dies der Mann ſei, der den Alligator gefangen hätte. Es war ein Mann, der etwa ein Frühſtück für das Tier abgegeben haben würde. Er wog ſchwerlich mehr als hundertundzwanzig Pfund, war unſcheinbar von Ausſehen und ſehr ſchweigſam. Er mochte ſiebzig Jahre zählen, war ein grauhaariges, farbloſes, verwittertes, aber doch drahtiges Kerlchen und ſteckte in abgetragenen, mit Schlamm befleckten Kleidern. Als er ſich ganz beſcheiden ſein Geld, fünfundzwanzig Dollar, von dem Ladenbeſitzer hatte auszahlen laſſen und nun davon ging, folgte ich ihm nach und redete ihn an. Ich machte ihn mit einer Zigarre und



Alligatorenfang in Florida.

einigen cock-tails geſchmeidig, und er verſprach mir, mich mit auf den Fang zu nehmen.

„In Florida haben ſie hübſche Flüſſe, in denen erſt wenig gefiſcht wurde, und ſie haben dort noch Wald, der den Klang der Axt niemals hörte. Wir brachen auf, der alte Alligatorenfänger mit ſeinem Sohne, und ich, und wir vertieften uns in einen jener Wälder, die an manchen Plätzen ſelbſt um Mittag dunkel ſind. Am Ufer eines der Flüſſe, die hübſch ſchattig unter den Fichten hinfließen — es war der St. Johns — trafen wir noch zwei andere Männer, die gleich meinem Freunde ziemlich ſchlammig in Hinſicht ihrer Koſtüme ausſahen, und wir ruderten ſachte in einem kleinen Boote den Fluß hinab, bis wir zu den creeks kamen, kleinen Buchten, wo das Waſſer in das Uferland eingebrochen iſt und ziemlich ſtill ſteht. Dort war eine Bucht, die wohl ſo ausſah, als ob Alligatoren ſie gern bewohnen möchten. Sie war ringsum von ſo dichtem Fichtenwald umſtanden, daß ſie beinahe ſchwarz ausſah, als es gegen Abend ging. Nur an einer Seite lief ſie hell und flach aus, ſo daß ſich der Alligator, dem es ſonſt hier gefallen mochte, an warmen Tagen ſonnen konnte. Nun gingen wir ans Land, und meine Leute machten einen Zaun von breiten Pfählen im Waſſer, halbrund, mit der Biegung nach dem Fluſſe zu. Die Pfähle ſtanden ſo etwa zwei Fuß über den Spiegel der Bucht heraus. Nur in der Mitte ließen ſie ein Loch, breit genug für ein erwachſenes Amphibium. Dann hieben ſie die Äſte von einem jungen Baume herunter, der nahe an ihrem Zaune emporragte, ſo daß er wie ein Pfahl nackt daſtand, an der Wurzel etwa einen Fuß und oben an der gekappten Spitze einen knappen halben, oder ein Drittel Fuß dick. Hierauf warfen ſie eine Schlinge um die Spitze des Baumes und zogen ihn allmählich nieder, ſo daß er gebogen wie eine Angelrute war. An das untere Ende des Strickes aber machten ſie eine weitere Schlinge und befeſtigten ſie dergeſtalt an einem Pfahl inmitten ihres Zaunes, daß das ganze eine Falle wurde. Als Köder ſpießten ſie das Hinterbein eines fetten Schweines auf den Pfahl, welches nicht mehr ganz friſch war, ſo daß man es weiter riechen als ſehen konnte. Der Alligator riecht nämlich nicht ſehr ſcharf.

„Nun alſo hatten wir die Falle ſo geſtellt, daß der Alligator den Kopf durch die Schlinge ſtecken mußte, wenn er den Schinken faſſen wollte, und dann blieben zwei Mann mit einem großen Hunde am Lande neben dem Baume, machten ein Feuer an und hatten ihre Büchſen zur Hand, ich aber mit den beiden anderen, wir ſaßen im Boote und hielten uns neben dem Zaune ſtill auf dem Waſſer.

„Es war dunkel geworden, als alles fertig war, und die Nacht war ziemlich ſchwarz. Die Affen, welche mit ihren Greifſchwänzen im Walde an den Äſten hingen, ſtimmten ihr Abendlied an und kreiſchten hin und wider auf, wenn ſie den Jaguar brüllen hörten. Es war eine ganz liebliche, ſtille Nacht. Nur war von Alligatoren nichts zu ſehen. Es wurde mitternacht, es wurde ein Uhr, zwei Uhr — alles blieb ſtill, und ich hatte Mühe, die Augen offen zu behalten.

„Endlich kam ein heller Streifen im Oſten herauf, graues Licht erſchien zwiſchen den Fichtenſtämmen, und ich dachte mißmutig, die Jagd wäre verpfuſcht. Aber nein, jetzt ſtieß mich mein Nachbar an, und ich ſah, daß ſich etwas bewegte. Ein matter Schlag, wie von einem Ruder, das platt aufs Waſſer fällt, war zu hören, und dann wurde das Waſſer in der Lücke des Zaunes heller. Es bewegte ſich etwas darin. Nun ſchnappte etwas, wie mit ſtarken Kinnladen, und in der nächſten Sekunde that es einen Ruck, der junge Baum fuhr in die Höhe und ſchwankte hin und her, während er noch immer ſtark gebogen blieb, und ich ſah den langen Kopf eines Alligators über dem Waſſer auftauchen. Sie hätten einmal ſehen und hören ſollen, was das Tier für einen Spektakel machte, als es die Schlinge am Halſe ſpürte und nicht untertauchen konnte. Das Waſſer wurde ringsum ſchneeweiß von ſchäumenden Wellen. Die Sonne kommt dort in Florida ſehr ſchnell herauf, und fünf Minuten, nachdem die Falle losgegangen war, hatte ſich genug Licht verbreitet, um genau ſehen zu können, wie grimmig das lange Panzertier den Schinken anguckte, der es betrogen hatte, während es mit dem Schwanze wie mit einem Schiffsrade peitſchte und Wellen ſchlug. Wir ſtießen das Boot weiter vom Zaune weg, nach dem Ufer hin, und der junge Mann watete durch den Schlamm, um ſich zu den andern beiden dort zu geſellen. Wir konnten ſelbſt nicht hinan an das Tier, denn es war ſehr groß und hätte das Boot zerſchlagen können. Sie kamen vom Ufer aus nahe heran an den Zaun und warfen mit Schlingen nach dem Tiere, wie die Mexikaner wohl mit Laſſos nach den Ochſen warfen. Und ſie brachten es richtig fertig. Ehe eine Stunde um war, hatten ſie das Tier. Sie gingen vorſichtig zu Werke, indem ſie von vorn nach hinten hin arbeiteten. Erſt ſchnürten ſie den Kopf und die Vorderpfoten, dann die Hinterpfoten zugleich mit dem Rücken, und endlich hatten ſie den Schwanz im Laſſo. So machten ſie ein Stück daraus, wie ich es in Bayſtreet geſehen hatte und legten es hinter dem Boot an einem Tau feſt, um es weiter zu bugſieren.

„Da legte das alte Kerlchen ſeine Hand auf meinen Arm. Ich ſah ihn an und merkte, daß die Sache ihm nicht recht gefallen hatte. Das ſei eine langweilige Sache, meinte er, und erfordere viele Mühe. Wenn ich Luſt hätte, wollte er mir etwas anderes zeigen. Ich war ein wenig überraſcht, aber ich ſetzte Vertrauen in meinen Mann und ſagte, ich wollte überall hin mitgehen. Er rief ſeinen Sohn und nahm ein Bündel Stricke in die Hand, der Sohn nahm einen ſpitzen Pfahl und eine Schaufel mit, und dann gingen wir am Ufer hin weiter, während die anderen mit ihrem Gefangenen ſtromaufwärts zogen.

„Das ſei zu viele Mühe und dauere zu lange, ſagte der alte Alligatorjäger nochmals, indem er vor ſich hin lachte. Er habe ſich ſo ein zwanzig Tiere bezeichnet, und wir wollten eins davon ausgraben. Ich mochte wohl ein verwundertes Geſicht dazu machen, denn er ließ ſich zu einer näheren Erklärung herbei. Die Tiere lägen gern in Höhlen am Waſſer, ſagte er. Die Höhlen hätten ihren Anfang unter dem Waſſerſpiegel im Ufer und ſtiegen nach dem Lande zu an. Wenn die Sonne recht warm ſchiene, lägen die Alligatoren draußen, wenn es aber kühl würde, kröchen ſie rückwärts in die Höhlen hinein. Dann könne man ſie ausgraben. Die Erklärung befriedigte mich nicht ganz. So ſchwieg ich und wartete auf Thaten.

„Wir kamen an einen andern Creek, der freier lag als der erſte, flache ſandige Ufer und etwas Ähnlichkeit mit einem Sumpfe hatte. Dort ſah ich mehrere Steine gelegt und Stäbchen mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit in den Boden geſteckt. Eine große Schildkröte kroch über den Sand, aber ich dachte in dieſer Stunde nicht an Turtleſuppe und ließ ſie kriechen. Mein altes Männchen ging zu einem der Stäbchen und betrachtete den Sand in der Nähe. Er ſah zerwühlt aus und hatte tiefe Furchen, als ob dort ein Baum geſchleift worden wäre. „Steck ein!“ ſagte er zu ſeinem Sohne, indem er ihm eine Stelle bezeichnete. Ich wurde ſehr neugierig.

„Der junge Menſch ſtieß ſeinen Pfahl mit der Spitze in den Sand und trieb ihn langſam in ſchräger Richtung vor. Da ſchien es mir, als ob der Pfahl lebendig würde. Oben hielt ihn der junge Menſch, aber unten ſchien ihn auch jemand gepackt zu haben. Es rüttelte mächtig. Jetzt ſchien der junge Mann ihn kaum noch halten zu können. Eine unſichtbare Gewalt zerrte drunten, daß der Pfahl hin und her ſchwankte, und nun öffnete ſich der Sand nach und nach, und ich ſah dem halb verſchütteten Geſicht eines Alligators entgegen, der den Pfahl im Rachen hatte, mit den Zähnen gepackt hielt und in toller Wut bearbeitete. Was ſoll das werden? dachte ich. Da kam mein altes Kerlchen ganz gemütlich mit der Schaufel an und grub den Sand ringsum am Kopfe des Tieres weg. Er nahm ſich ſehr in Acht, das Tier nicht zu ſtoßen oder ihm etwa gar die Augen zu beſchädigen, und der Alligator zeigte ſich dankbar, indem er den Pfahl feſthielt und ſich wütend darin verbiß, aber nicht nach der Schaufel ſchnappte. Allerdings ſteckte ihm der Pfahl tief im Rachen, er hatte wohl drei Fuß davon zu kauen. Je freier der Kopf wurde, deſto heftiger wurde das Schwanken des Pfahles, und der junge Mann mußte bald links, bald rechts ſpringen, indem er feſthielt. Nun aber waren der Kopf und Nacken des Tieres frei, und die Vorderpfoten waren zu ſehen, während der Alligator hinten noch wie in einem Futterale ſteckte. Der alte Mann holte einen der Stricke hervor und legte ihn um den Rachen, ſchnürte feſt, ſodaß das Tier ihn nicht mehr aufſperren konnte, nahm einen zweiten Strick und legte ihn um Rücken und Vorderpfoten. Dann ſetzte er das Graben fort. Sobald er zwei Fuß breit frei hatte, legte er einen neuen Strick um und verknüpfte ihn mit den vorderen. So kam er nach und nach bis zum Schwanze und hatte dieſen feſtgebunden, ehe noch das letzte Ende aus dem Schlamm heraus war. Als er fertig war mit Graben und Binden, lag auch dieſer Alligator gleich dem in Bayſtreet da.

„Es koſtet nicht ſo viel Zeit,“ ſagte der alte Mann in ſeiner ſtillen Weiſe, indem er mich anſah, als ob er meine Meinung erfragen wollte.“

Herr William Carter erzählte mir dies während der Uberfahrt über den Kanal. Er wollte zur Gemſenjagd nach Tirol. Ich habe ſeine Erzählung hier mitgeteilt, da ich denke, ſie würde für einen oder den anderen Sportliebhaber von Intereſſe ſein.

Hans von Egger.

Der Tower von London.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

I.

Der alte Stow berichtet in ſeiner Chronik von London, nachdem er die kleine gotiſche St. Peterskirche auf Towergreen beſchrieben, daß in ihr „zwei Herzöge zwiſchen zwei Königinnen liegen.“ Neuere Unterſuchungen, ſeit der Mitte der fünfziger Jahre angeſtellt, erheben, an dieſen vornehmen Kirchhof in der kleinen Kirche anknüpfend, eine viel furchtbarere Anklage. Die Namen der unter den glatten Steinflieſen ohne Kreuz und Denkmal Begrabenen ſind zuſammengeſtellt worden: John Fiſher, Biſchof von Rocheſter, enthauptet 1535; Sir Thomas More, enthauptet 1535; Königin Anna Boleyn, enthauptet 1536; Thom. Cromwell, enthauptet 1536; Margarete Gräfin Salisbury, enthauptet 1541; Königin Katharine Howard, enthauptet 1542; Lady Jane Grey, enthauptet 1554, und ſo folgen in furchtbarer Reihe eine lange Zahl Herzöge, Grafen, Gräfinnen, Barone und Lords — ſämtlich enthauptet; nur einer macht eine Ausnahme, Sir Ralph Vane, der 1552 — erhängt wurde. An keiner Stelle der Welt, auch in „dem großen Grabe Englands,“ in Weſtminſter und in St. Denis nicht, ſind ſo viele Träger großer geſchichtlicher Namen, die mit entſcheidender Hand in die Geſchicke ihres Vaterlandes eingegriffen haben, in der Gemeinſchaft eines furchtbaren Todes vereinigt zu finden. — An den Türmen und Baſtionen, den Kerkermauern, dem Schafott und dem Kirchhofe des Towers iſt die Geſchichte Englands mit blutigen Lettern verzeichnet. Die letzten Fäden faſt aller Bewegungen, welche das engliſche Königs-, Kirchen- und Volkstum in einer reichen Geſchichte durchzukämpfen hatte, verlaufen ſich zuletzt im Tower, um dort — abgeſchnitten zu werden.

So iſt der Tower, in bedeutungsvollſter Weiſe mit den Geſchicken Englands verwachſen, ein Denkmal der engliſchen Geſchichte. Weder in baulicher noch in landſchaftlicher Beziehung bietet er irgendwie Hervorragendes, das zu einer eingehenderen Betrachtung aufforderte. Seine äußeren Linien und die innere Gliederung ſeiner Gebäudegruppen erinnern in keiner Weiſe an die zahlreichen, durch eine edle Architektonik ausgezeichneten Schlöſſer und Herrenſitze Englands, — und jeder, der ſie einmal geſehen, weiß, daß die Londoner Themſe die Reize einer Landſchaft eher beeinträchtigen als erhöhen kann. An ihrem Nordufer, hart an der Oſtmauer der alten City, auf einer mäßigen Bodenerhebung, von welcher Stadt und Strom beherrſcht werden konnten, und die nach den drei Stadtſeiten von einem breiten Wallgraben umgeben iſt, erhebt ſich in unregelmäßigem Fünfeck der bunt zuſammengewürfelte Haufe von Türmen, Mauern und Dächern, der unter dem Namen des Tower of

London zuſammengefaßt wird — geſpenſtiſch grau und ohne die edle Patina verwitterten Mooſes und gebräunten Epheus. In der Mitte des Fünfecks, frei, beherrſchend ſteigt, von vier Türmen flankiert, ein ſchwerer quadratiſcher Bau auf, der Donjon oder Weiße Turm (vgl. Plan G). Es iſt der Kern des alten normanniſchen Königsſchloſſes, aber trotz ſeines Alters fehlt ihm der Zauber der mittelalterlichen Romantik, die leiſe Beugung der ſteinernen Linien und die unmerkliche Verwitterung der Mauerecken, durch welche die Arbeit der Jahrhunderte uns dieſe Zeugen der Vergangenheit ſo ehrwürdig macht.

Von den krennelierten Zinnen dieſes Turmes gewinnen wir einen Überblick über das Ganze: in weitem Bogen umſchließt eine innere Mauer, die von zwölf alten Türmen gekrönt wird (vgl. Plan), den inneren Schloßraum; hinter dieſer erhoben ſich früher zahlreiche Backſteingebäude, welche ſeit Eduard III (1327) bis 1810 den Zwecken der königlichen Münze dienten; an ihrer Stelle iſt jetzt ein Ringweg (I) geſchaffen, der den Platz im Weſten, Norden und Oſten umläuft. Weiterhin an ſeiner äußeren Seite erhebt ſich, hart am Rande des Wallgrabens (Y), die äußere Umfaſſungsmauer, deren Einförmigkeit an ihrer ſüdlichen Seite durch fünf Türme (B, C, D, E, F) unterbrochen iſt.

Der innere Burgraum iſt angefüllt mit einer Anzahl von Gebäuden, die ohne Ordnung, völlig ſtillos, jedes aber ſelbſtändig und in ſich abgeſchloſſen, über den Platz verſtreut, uns ein echtes Bild vergangener Feudalgröße vermitteln würden, wenn nicht die Faſſaden der modernen Neubauten die Illuſion ſtörten: eine kleine gotiſche Kirche (T), ein neues Zeughaus (V), militäriſche und bürgerliche Dienſtwohnungen (X, W), eine neue Kaſerne (U), alles nett und ſauber, geglättet und wohlgefügt, aber ungeheuer ernüchternd neben den düſtern Zeugen einer faſt tauſendjährigen Vergangenheit. Denn ſchon in den ſtürmiſchen Morgenſtunden des engliſchen Volkstums erhob dieſer Weiße Turm ſein trotziges Haupt in die Luft. Wilhelm der Eroberer dachte ihn ſich als Feſtung, als er 1078 auf einem alten Mauerreſte, der der Sage nach Julius Cäſar zum Erbauer hatte, das ſtarke Keep an der „Stadt" der trotzigen Angelſachſen erbaute.

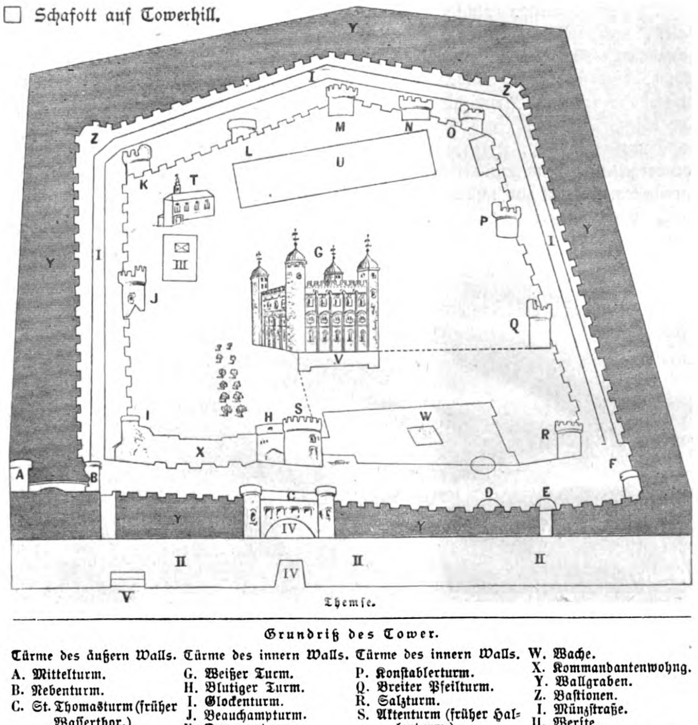
Gundulf der „Greiner," ein Mann mit thränenden Augen, aber voll ſinniger Gedanken und als vielgereiſter Benediktinermönch mit dem Reichtum der orientaliſchen Kunſt nicht minder vertraut als mit der normanniſchen Einfachheit von Bec, St. Ouen und Etienne, hatte in Wilhelms Auftrage unter ſchwerem Drucke auf die Steuerkraft der Angelſachſen den Weißen Turm vollendet. Heinrich III (1216 bis 1272), ein kunſtſinniger Fürſt, der das Gute durch den Glanz des Schönen zu erhöhen ſuchte, gewann in Adam von Lamburn einen Werkmeiſter für ſeine Bauten, der ein würdiger Nachfolger des „Greiners" war; durch ihn ließ er das Waſſerthor (C), den Staden (Werft, II), den Wiegenturm (D) und den Laternenturm (E) dem mächtigen Bergfried in der Mitte zugeſellen. Auch der innere Schmuck der Steinbauten knüpft ſich an den Namen dieſes königlichen Bauherrn, von dem auch ſonſt, in Weſtminſter, Beaumaris und Conway, herrliche Dichtungen in Stein zeugen: die zahlreichen Marmorſäulen, die edle Gratierung der Kapelle, die er ſich zum Privatgebrauch bauen ließ, und die von ſeinen Nachfolgern benutzt wurde, bis Heinrich VI an ihrem Altare erdolcht wurde, die kunſtvollen Täfelungen und kühnen Wölbungen der Turmgemächer gehören Heinrich an.

So entwuchs der Tower allmählich ſeiner urſprünglichen Beſtimmung: die ſtärkſte Feſtung Südenglands wurde von Heinrich dem Erbauer bis herab zu Heinrich VII eine prächtige Reſidenz der engliſchen Könige und — der elende Kerker von Königen und Königinnen, Herzögen, Grafen und Lords, von Staatsmännern und Gelehrten, Patrioten und Märtyrern, von Männern, welche „Führer großer Armeen, Häupter mächtiger Parteien, Orakel im königlichen Rate und Zierden des Hofes" geweſen waren.

Und hier, bei ſeiner hiſtoriſchen Bedeutung, die unſer ſchauerndes Intereſſe an die tiefgehenden politiſchen und religiöſen Bewegungen des engliſchen Volkslebens bis tief in das XVIII. Jahrhundert hinein knüpft, wollen wir einen Augenblick verweilen.

An der Südſeite des Baues, auf dem Kai, welcher den Innenraum der Burg von dem Fluſſe trennt, mündet, in den ſchweren Steinwall eingehauen, ein eiſenbeſchlagenes, düſteres Thor in den Fluß. An dieſem Eingange landete, geräuſchlos, meiſt unter dem Schutze der Nacht, das königliche Boot; nur mit wenigen Menſchen war es beſetzt, einer unter ihnen gefeſſelt, und ein anderer trug ein Beil. Hier, am Verräterthore (IV), endete die Todesfahrt; wie eine erſte Leiter zum Schafott beſtieg der Gefeſſelte die Treppe, die zum inneren Turmthore hinaufführte. Keine Rettung, keine Rückkehr ins Leben mehr. Laßt alle Hoffnung fahren, die hier ihr eingeht! Hinter dem Turme ſtarren vier öde Wände den armen Mann an: fern ab das Volk, die Genoſſen, die Freunde. Das Ohr des Menſchen und die Gnade des Königs ſind hier ſeinem Rufe unerreichbar. Er iſt verloren, wenn er ſich ſelbſt nicht helfen kann.

Den erſten Gefangenen des Towers hat dieſe Eigenhilfe vom Beile des Henkers gerettet. Ralf Flambard, ein Biſchof von Durham und zugleich trefflicher Kriegsmann, hatte ſeinen Kopf zu lieb, und dieſer Kopf war ſchlauer als der ſeines königlichen Kerkermeiſters. Als Lieblingsminiſter von Wilhelm Rufus war er 1101 unter Heinrich I einem Syſtemwechſel zum Opfer gefallen, in den Weißen Turm geworfen worden und ſah ſich, nachdem Anſelm von Canterbury ſeine Bitte um Hilfe ſchroff abgewieſen, auf ſeinen eigenen Witz umſomehr angewieſen, als er ſelbſt wohl empfand, daß in ſeiner Zeit Siegelabnahme nicht viel anderes als Kopfabnahme bedeutete. In einer finſteren Februarnacht ließ er ſich eine Anzahl weite Weinkrüge kommen



Grundriß des Tower.

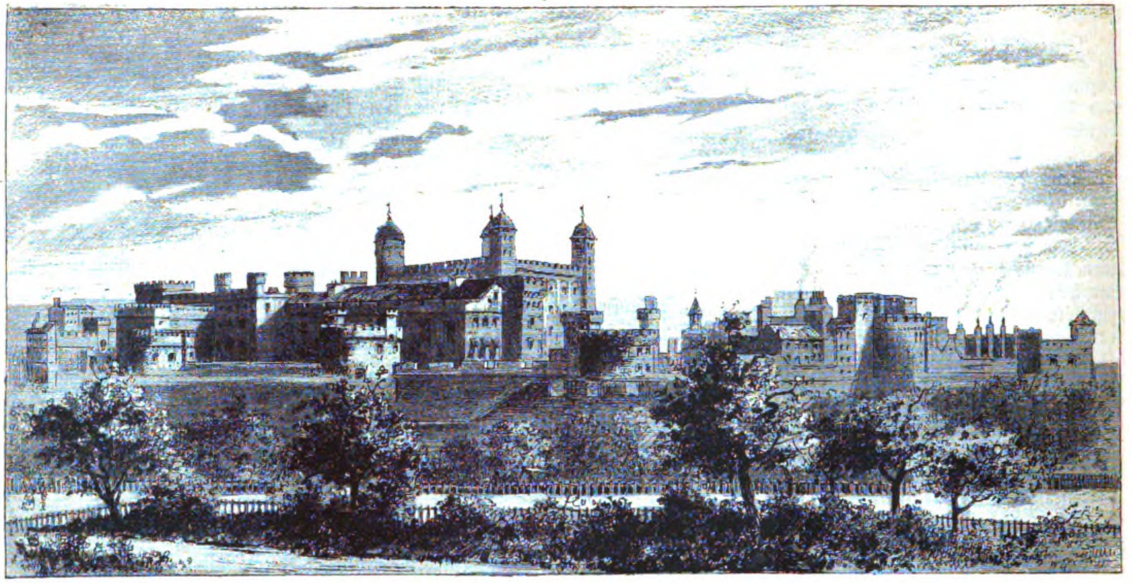
Türme des äußern Walls.
A. Mittelturm.
B. Nebenturm.
C. St. Thomasturm (früher Waſſerthor.)
D. Wiegenturm.
E. Wellenturm (früher Laternenturm.)
F. Develinturm.

Türme des innern Walls.
G. Weißer Turm.
H. Blutiger Turm.
I. Glockenturm.
J. Beauchampturm.
K. Devereuxturm.
L. Kieſelturm.
M. Bogenſchützenturm.
N. Backſteinturm.
O. Martinsturm.

Türme des innern Walls.
P. Konſtablerturm.
Q. Breiter Pfeilturm.
R. Salzturm.
S. Aktenturm (früher Hallenturm.)

T. St. Peterskapelle.
U. Neue Kaſerne.
V. Waffenhalle.

W. Wache.
X. Kommandantenwohng.
Y. Wallgraben.
Z. Baſtionen.
I. Münzſtraße.
II. Werfte.
III. Schafott auf Tower Green.
IV. Verrätertor.
V. Königstreppe.



Der Tower von Towerhill aus.

und während er unter luſtigem Geplauder ſeine Wachen niedertrank, holte er aus dem einen Kruge ein Seil, ging, als jene trunken waren, in das Zimmer über der Halle, das nach dem Fluſſe hinauslag, band den Strick ans Fenſterkreuz und, den Krummſtab nicht vergeſſend, ließ ſich der ſchwere Mann ſechsundfünfzig Fuß hoch hinab. Er hatte ſich zwar verrechnet, das Seil war zu kurz: aber treue Diener fingen ihn auf, trugen ihn in das Boot auf dem Fluſſe und ruderten ihn die Themſe hinab nach Frankreich, in die Freiheit.

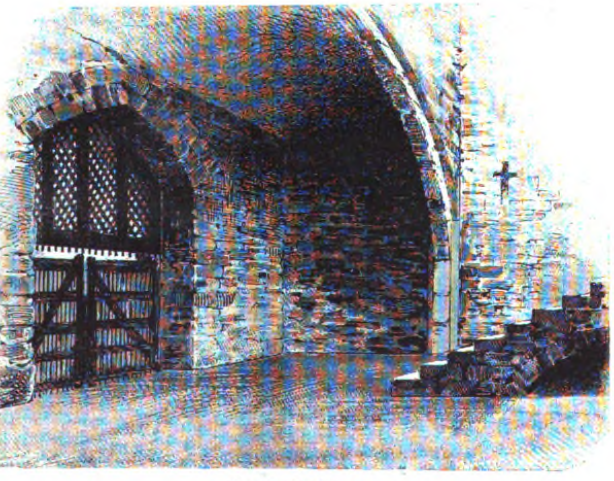
Dieſes waghalſige Stückchen wollte Griffin, der Prinz von Wales, dem ſchlauen Biſchofe etwa zweihundert Jahre ſpäter nachmachen. Er war ein ritterlicher Herr; was ein Geiſtlicher gethan, das muß ein Soldat auch können, meinte er. Die Fenſterhöhe hatte der Prinz diesmal richtig berechnet, aber nicht ſeine eigene Schwere. Der Strick, den er an die Bruſtwehr des Daches gebunden, zerriß, und am andern Morgen fanden Vorübergehende den unglücklichen Mann auf dem Pflaſter mit gebrochenem Genick zur unkenntlichen Maſſe entſtellt. — Beſſer gelang ſpäter ſeinem unmündigen Sohne die Flucht; aber auch er mußte, nachdem er in ſeinen heimatlichen Bergen wie ein Löwe für ſein Vaterland gekämpft, ſich Eduard I Langbein ergeben, der das blutende Haupt des Prinzen an demſelben Turme aufſtecken ließ, an dem ſein Vater einen jähen Tod gefunden.

In dem nordöſtlichen (Zwiebel) Turme, in dem Zimmer über der Uhr, hatte der gewaltthätige Johann ohne Land das erſte weibliche Opfer, Lady Maud Fitzwalter, „die ſchöne Maud," wie die Dichter der Zeit ſie nannten, eingeſperrt und verfolgte ſie mit ſeinen ehebrecheriſchen Anträgen. Aber weder Drohungen, noch Hunger, noch die Kälte des Turmzimmers brachen die Kraft des reinen Mädchens. Als ſie den König mit Stolz und Verachtung abwies, ſchickte ihr dieſer durch ihren Pagen ein vergiftetes Ei in den Turm. Das tapfere, heißhungrige Mädchen griff haſtig danach, aß es und war nach zwei Stunden eine Leiche.

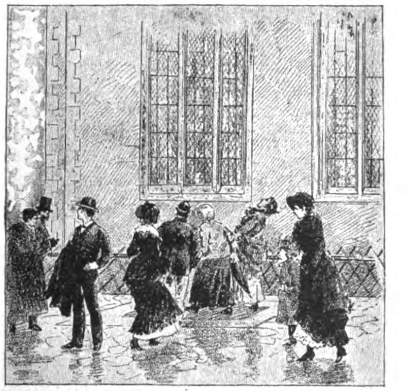
Aber erſt Richard II, dem unbeſtändigen, eigenwilligen Kinde auf dem Throne Eduards, war es vorbehalten, jenſeits des Wallgrabens auf Tower Hill jenes Schafott aufzuſchlagen, auf welches in den unſeligen Kriegen des XV. Jahrhunderts faſt jede der großen Landesfamilien ein Haupt abgeben mußte.

Seinen eigenen Miniſter Sir Simon Burley mußte er 1388 dort hinrichten laſſen, weil dieſer ſeinem ränkeſüchtigen Oheim Gloſter im Wege war, und Gloſters Kreatur, der Lord Arundel, das Miniſterportefeuille für ſich beanſpruchte. Selbſt die Bitten der guten Königin Anna, einer deutſchen Kaiſertochter, hatten Simon nicht vom Tode retten können, er fiel 1388; aber bald darauf wurde Gloſter in Calais im Bette erdroſſelt aufgefunden, und das zweite Opfer Richards und des Schafotts auf Tower Hill war Lord Arundel. Nur wenige Jahre ſpäter war es mit Richards königlicher Herrlichkeit zu Ende. Im Bankettſaale des Weißen Turmes erſchien er, wie uns Froiſſart berichtet, noch einmal im vollen königlichen Ornat mit Zepter und Krone im Kreiſe der vornehmſten Barone — ein entthronter König. Zu Heinrich Bolingbroke gewendet, ſagte er (nach Shakeſpeare):

Die ſchwere Laſt geb' ich von meinem Haupt,
Das unbeholſne Zepter aus der Hand,
Mit eignen Thränen waſch ich ab den Balſam,
Mit eignen Händen geb' ich weg die Krone.
Mit eignem Odem löſ' ich Pflicht und Eid,
Abſchwör' ich alle Pracht und Majeſtät;



Das Verräterthor.



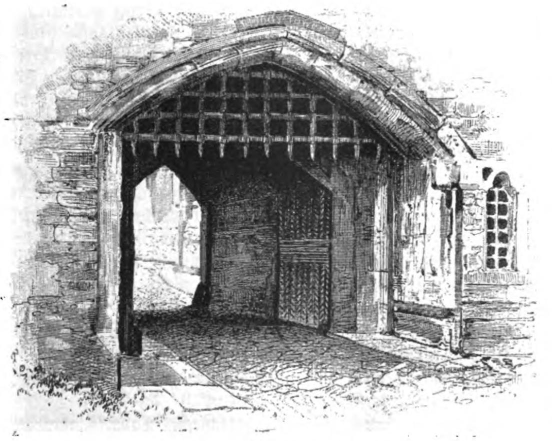
Stelle, wo das Schafott auf Towergreen geſtanden hat, auf dem Anna Boleyn hingerichtet wurde.

„Gott ſchütze König Heinrich!“ alſo ſpricht Entfürſtet Richard, „geb' ihm Heil und Licht!“

Dann wurde er in ſeine Turmzelle zurückgeführt, die er ſpäter mit Schloß Pomfret in Yorkſhire vertauſchte, um dort durch einen furchtbaren, noch unaufgeklärten Tod die Schuld ſeines Lebens zu ſühnen.

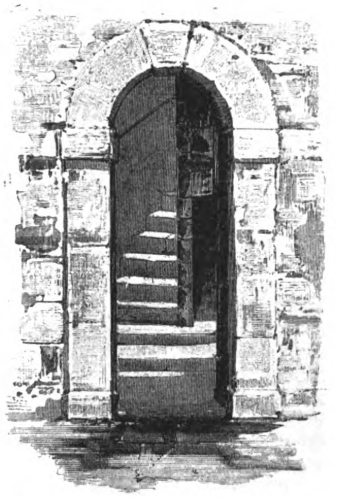
In demſelben Saale, auch von einer glänzenden Verſammlung umgeben, ſaß hundert Jahre ſpäter das blutige Ungeheuer, der „böſe Oheim Gloſter.“ Es klebt ſchon Blut an den Händen des königlichen Verbrechers. In einem Korridor hinter den dicken Wänden des Saales hat er Bewaffnete verſteckt — dann tritt er, mit einem ſtechenden Blicke auf Lord Haſtings, den „lauen Freund,“ unter die Herren und reißt den Ärmel von ſeinem verſchrumpften Arm: „Das iſt Eduards Weib, die arge Hexe — die ſo mit Hexenkünſten mich gezeichnet. Was ſoll mit ihr geſchehen?“ „Wenn ſie die That gethan, mein edler Herr . . .“ fällt ihm Haſtings ins Wort. Gloſter: „Wenn? Kommſt du mit wenn mir? Du biſt ein Verräter. Den Kopf ihm ab!“ Die Bewaffneten ſpringen in den Saal, reißen den armen Haſtings aus dem Kreiſe der erſchreckten Grafen die Steintreppe hinunter und legten ihn, wie die Chronik berichtet, „da ſie den Holzblock auf dem Raſen nicht in Ordnung fanden, über einen Balken, und ohne ihm eine Minute ſtiller Vorbereitung zu gönnen, hieben ſie ihm den Kopf ab.“

Kaum ſind die lauen Freunde und gefährlichen Räte beſeitigt, als das Ungeheuer ſchon die Hand nach der Kehle der unbequemen Verwandten ausſtreckt. Im Hallenturme (S), in der kleinen Königskapelle, hat er Heinrich VI erdolchen, im Bogenſchützenturm (M) ſeinen eigenen Bruder Clarence, der Überlieferung zufolge, in einem Faſſe Malwaſier ertränken laſſen. In den Bluturm (H) ſchickte er ſeine Neffen, die Prinzen Eduard und Richard, die ihm noch zum Throne im Wege ſtanden, und mit ihnen Sir James Tyrrell, einen ſkrupelloſen, ergebenen Diener, in die Kommandantur des Towers. Vom ehrlichen Brackenbury ließ Tyrrell ſich die Parole und die Schlüſſel geben, ſchloß die Thore und, „die Rache ſeines unmenſchlichen Königs mehr fürchtend als Tod und Teufel,“ ließ er zwei gefühlloſe Schurken, Dighton und Forreſt, eines Abends auf die unſchuldigen Opfer los. Die Knaben ſchlummerten zuſammen auf einem Lager, „ſich einander gürtend mit den unſchuldgen Alabaſterarmen, und ein Gebetbuch lag zu ihren Füßen“: — das ergreifende Bild der Unſchuld ſchreckte die rohen Mörder auf einen Augenblick, aber bald war die grauſe That geſchehen, und nun ſaß der blutige Gloſter auf einem Throne, zu dem ſich der Wunſch keines Prätendenten mehr zu erheben ſchien.



Das Thor des blutigen Turmes.

Das ſind einige der Schatten, die uns aus der Zeit der Roſenkriege hier in den Towertürmen ihr blutiges Antlitz zeigen: der Name des ſcheußlichen Gloſter ſcheint mit blutiger Schrift in die Kerkermauern eingegraben; aber neben ihm erſcheinen vor unſerem innern Auge, in nicht minder blutige Schrift gefaßt, diejenigen Heinrichs VIII, des Reformationskönigs und Maria Tudors. Das große Bankettzimmer des Beauchampturmes (J), an ſeinen vier Wänden jetzt noch mit zahlloſen Inſchriften bedeckt, gibt Kunde von den furchtbaren Schandthaten, deren Opfer eine große Anzahl der edelſten Männer Englands wurden. Dieſe Namen bezeugen, welch bedeutſames Stück engliſcher Geſchichte ſich in dieſen Räumen abſpielt: fünf Brüder Dudley waren hier eingekerkert und warteten auf ihren Tod; Philipp Howard, Earl Arundel, Charles Bailly, Maria Stuarts energiſcher Freund und Helfer, Robert Dudley, Graf Leiceſter, Eliſabeths Liebling, endlich die beiden letzten „weißen Roſen,“ Edmund und Arthur de la Pole ſaßen hier und kratzten in ihren langen Mußeſtunden ihre Namen und über dieſen ihre Hoffnungen und Seufzer in die Steinwand. A passage perillous maketh a port pleasant, ſchrieb, halb Hoffnung, halb Verzweiflung im Herzen, Arthur Pole unter dem Drucke der furchtbarſten Towererinnerungen. Dort drüben im Bogenſchützenturm war der Herzog von Clarence ertränkt worden, ſein Urgroßvater; über dem Wallgraben auf Tower Hill hatte der Kardinal Pole ſein Haupt auf den Block gelegt — ſein Onkel, und dort unten, auf dem kleinen Raſenplatze vor der Kirche, war die Gräfin Margarete Salisbury einen furchtbaren Tod geſtorben — ſeine Großmutter. Sie wollte freiwillig nicht auf das Schafott hinauf; nachdem man die alte Dame mit Gewalt hinaufgezogen, weigerte ſie ſich, ihr Haupt auf den Block zu legen. „So thun Verräter, und das bin ich nicht,“ ſagte ſie, worauf der Henker ihr antwortete: „Aber es iſt einmal Sitte ſo, Madam.“ „Nun denn,“ rief da die entſchloſſene Frau, „wenn du meinen Kopf haben willſt, ſo hol ihn dir,“ und damit lief ſie — die grauen Haare flatterten im Winde wirr um ihren Kopf — in ihrer furchtbaren Angſt auf der Plattform um das Schafott, der Henker mit dem Beile hinter ihr her, bis er die neunzigjährige Greiſin wie ein wildes Tier erſchlagen — die letzte aus dem königlichen Stamme der Plantagenets.



Treppe, unter welcher die Gebeine der Prinzen Eduard und Richard gefunden wurden.

Fern von Madrid.

Humoreske aus dem Soldatenleben von **Hermann Ferſchke.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

III.

Vierzehn Tage waren vergangen und, wie man zu ſagen pflegt, im Umſehen verflogen, und ſchon war unſer Leutnant von Rothenberg zu der Erkenntnis gekommen, daß der Menſch, wenn er nicht ganz und gar an äußerem Tand hängt und die Jagd nach Vergnügen jeder anderen Beſchäftigung vorzieht, auch ſchließlich „fern von Madrid“ leben kann. Im Buchholzſchen Hauſe hatte er faſt eine zweite Heimat gefunden; die alten kinderloſen Leute thaten alles, was ſie ihrem neuen Hausgenoſſen an den Augen abſehen konnten, und der Leutnant anderſeits, harmlos und gutherzig, wie er im Grunde genommen war, vergalt ihnen dieſes freundliche Entgegenkommen, indem er in heiterer und gemütlicher Weiſe mit ihnen verkehrte und wie ein Sohn des Hauſes an ihrem Familien- und Geſchäftsleben teilnahm. Im übrigen ſorgte des Dienſtes gleichmäßig gehende Uhr für die Ausfüllung der Zeit, und was davon ſonſt noch übrig blieb, wurde dazu benutzt, um die Kameraden in den übrigen Garniſonen, die alle mehr oder weniger nahe beiſammen lagen, zu beſuchen und kennen zu lernen. Der in Pimpelberg eingebürgerte Angelſport wurde weiter betrieben, aber auch an ſchönen Abenden auf dem kleinen, durch Buſch und Wieſen ſich ſchlängelnden Fluſſe gemeinſchaftliche Kahnfahrten gemacht, welche für den an großſtädtiſches Leben Gewöhnten einen hohen Reiz hatten. Von lärmenden und koſtſpieligen Vergnügungen war freilich keine Rede, aber Leutnant von Rothenberg machte an ſich die ganz unerwartete Erfahrung, daß er früher nur mitgemacht hatte, ohne mit voller Seele dabei zu ſein. War er doch eigentlich ein Sohn des Waldes und der weiten Flur und nur in die Großſtadt verpflanzt, wo er ein Daſein führte, das ſeiner ureigenen Natur widerſprach. Dies alles war ihm in Pimpelberg ſehr bald klar geworden — er fing an ſich zu gefallen; das ſtille, beſchauliche und doch heitere Leben ſagte ihm mehr und mehr zu und damit wich auch der ſtille Groll über ſeine plötzliche Verſetzung, deren Notwendigkeit er zwar anerkennen mußte, allmählich ganz aus ſeinem Herzen. Der erſte Schritt, wieder zu ſich ſelbſt und zur Zufriedenheit zu kommen, war ſomit gethan. Weitere Schritte folgten ſehr bald. Das, was derartige kleine und abgelegene Garniſonen erträglich und oft ſo gemütlich macht, iſt, nächſt dem Bedürfnis ſich mehr als in einer Großſtadt aneinander anzuſchließen, der Umgang, welchen der Offizier auf den umliegenden Gütern findet.

Es darf nicht wunder nehmen, daß unſer Leutnant von Rothenberg überall, wohin er kam, mit offenen Armen — ſeitens der Mütter — mit freundlichem Händedruck — ſeitens der Väter — und mit lieblichem Erröten — ſeitens der Töchter — aufgenommen wurde. Dies umſomehr, als er einesteils aus Berlin kam und ſomit die neueſten Kotillontouren in petto haben mußte, andernteils, einem durchaus verbürgten Gerücht zufolge, ein gänzlich freies Herz mitgebracht haben ſollte, ſo daß es ſich diesmal ſchon der Mühe verlohnte, wenn eine oder die andere mit heiratsfähigen Töchtern geſegnete Mutter eine kleine Spekulation daran knüpfte.

Leutnant Heinrich war jedoch viel zu harmlos, um von alledem etwas zu ahnen, und ſein Dienſt ließ ihm vorläufig auch gar wenig Zeit übrig, um den allſeitigen herzlichen Aufforderungen zu häufigen Beſuchen zu oft nachzukommen. Nur eine Ausnahme machte er. Faſt unmittelbar an die Pimpelberger Feldmark grenzte ein großes Gut, welches Pimpelhorſt hieß. Dasſelbe gehörte einem ehemaligen Offizier des Regiments, dem alten Oberſtleutnant von Brandt, welcher vor Jahren die einzige Tochter des damaligen Beſitzers geheiratet und ſpäter das ſchöne Gut übernommen hatte. Pimpelhorſt war ſozuſagen die zweite Heimat der Pimpelberger Offiziere; denn wie der alte ehemalige Regimentskamerad ſich noch immer als zum Regiment gehörig betrachtete, ſo ſorgte er auch dafür, daß ſein Haus allen jüngeren Kameraden jederzeit offen ſtand.

Hier nun war der Leutnant von Rothenberg ganz beſonders freundlich aufgenommen worden, denn es hatte ſich nach Nennung ſeines Namens herausgeſtellt, daß der Oberſtleutnant mit dem Vater des Leutnants gleichzeitig zur Reitſchule kommandiert geweſen war und daß beide daher alte Freunde waren. Dies kam nun dem Sohne zu gut. Aber nicht allein die Freundſchaft der Väter bildete den Hauptanziehungspunkt für den Leutnant, ſondern ein anderer Magnet, — dies war die einzige Tochter des Hauſes.

Eliſabeth von Brandt hatte vor einigen Jahren ihre Mutter verloren und war nun gezwungen, früher als es ſonſt nötig geweſen wäre, an die Spitze der Haus- und Hofwirtſchaft zu treten und ſo die Mutter zu erſetzen. In einem Alter, ſie war kaum neunzehn Jahre alt, wo andere junge Mädchen noch über den Ernſt des Lebens hinzutändeln pflegen, leitete ſie das große Hausweſen mit einer Umſicht und Energie, die jedem, der Gelegenheit hatte ſie dabei zu beobachten, imponierte.

Dem Leutnant v. Rothenberg war die ernſte, fleißige und liebenswürdige junge Dame von Anfang an ſympathiſch geweſen, während er anderſeits durch ſein heiteres und chevalereskes Weſen ſich ebenfalls bald ihrer beſonderen Gunſt zu erfreuen hatte. Dieſe Gunſt erhielt freilich vorläufig nur dadurch einen äußeren Ausdruck, daß man ſich recht tüchtig über allerlei Meinungsverſchiedenheiten zankte, wobei ſich der alte Oberſtleutnant ganz köſtlich zu amüſieren pflegte.

Da ſaß man draußen in der mit wildem Wein bewachſenen Veranda und plauderte, während Fräulein Eliſabeth ganz ungeniert grüne Schoten ausſchälte oder Bohnen ſchnipſelte und der Papa behaglich im Lehnſtuhl ſich dehnte und mächtige Dampfwolken aus ſeiner Meerſchaumpfeife in den Garten hineinſchickte. Und richtig, lange dauerte es nicht, da war der Wortkampf ſchon wieder in beſtem Gange.

„Für einen ‚Verbannten,‘ ſind Sie mir nicht ernſt genug,“ ſagte Fräulein Eliſabeth, als Leutnant von Rothenberg eine ſpaßhafte Bemerkung über ihren Wirtſchaftseifer machte und ſich zur Mithilfe erbot.

„O, Sie ſehen, gnädigſtes Fräulein,“ lachte Heinrich, „daß ich anfange, mich in mein hartes Schickſal recht gemütlich hineinzufinden. Was ſollte ich auch anders thun? Wie mein Freund Buchholz zu ſagen pflegt.“

„Was Sie thun ſollen? Das, was man Ihnen aufgab. Man läßt Ihnen Zeit, ‚fern von Madrid zehn Jahre nachzudenken.‘ Denken Sie alſo ernſtlich über den Wechſel alles Irdiſchen nach.“

„Mein Gott, wenn ich aber, wie Sie zu ſagen beliebten, dazu zehn Jahre Zeit habe, dann hat das ja noch keine Eile. Und überhaupt, mit dieſem ‚fern von Madrid‘ iſt das ſo eine eigene Sache; manches Mal will es mir vorkommen, als ob die ganze Geſchichte ſo gar ſchlimm nicht ſei,“ verſicherte der Leutnant, indem er die junge Dame treuherzig anblickte.

„Ei, ei, Herr Leutnant,“ lachte das Fräulein und drohte mit dem Schnipſelmeſſer, „Sie werden doch ſo ſchnell nicht Ihren Grundſätzen und Vorurteilen untreu werden wollen? Haben Sie doch längſt eingeſtanden, wie ſchwer es Ihnen geworden, die glänzende Reſidenz zu verlaſſen und hierher in das unbekannte, vergeſſene Hinterland zu gehen.“

„Das leugne ich auch heute nicht, und Sie, mein gnädiges Fräulein, werden das am wenigſten unnatürlich finden, denn keine Pflanze verläßt den Boden gern, auf welchem ſie gewachſen und eingewurzelt iſt,“ entgegnete der Leutnant ernſter als vorher. „Übrigens habe ich bereits ein wenig nachgedacht und das Reſultat meines Nachdenkens fiel nicht zu gunſten der Marquiſe von Mondecar aus.“

„Was muß ich hören?“ lachte Fräulein Eliſabeth. „Papa, haſt du das auch gehört?“

„Was hat denn die Marquiſe dabei zu ſchaffen?“ fragte der Oberſtleutnant zerſtreut.

„Du kennſt aber deinen Schiller ſchlecht, Papa,“ ſagte das Fräulein, „der Marquiſe ging es, wie dem Herrn Leutnant; ſie wurde eines kleines abſichtlichen Verſtoßes gegen die Hofetikette wegen vom König Philipp vom Hofe weggeſchickt und ihr wurde aufgegeben, zehn Jahre fern von Madrid darüber nachzudenken.“

„Na,“ ſagte ſchmunzelnd der alte Herr, „dann ſollte ſie lieber froh geweſen ſein, daß ſie auf gute Art von dem alten langweiligen und mürriſchen Peter losgekommen iſt ... Wäre mein Fall nicht, ſolche Schleppenträgerei, — habe die eigene Scholle ſtets vorgezogen.“

„Ganz meine Meinung, Herr Oberſtleutnant, — genau dasſelbe wollte ich ſagen,“ ſagte Heinrich. „Ich denke mir, dieſe liebe Marquiſe hatte da irgend wo in Andaluſien oder ſonſt wo, wo die Granaten und Oleander blühen, ein hübſches Gut, wo ſie die Herrin war und wo ihr kein Teufel, — pardon, gnädiges Fräulein, — was zu ſagen hatte und es iſt mir daher eigentlich ſchleierhaft, weshalb ſie ſich über ihre ſogenannte Verbannung ‚fern von Madrid‘ ſo echauffieren konnte.“

„In der That, Herr von Rothenberg,“ ſagte Fräulein Eliſabeth freundlich lächelnd, „ich ſcheine Ihnen unrecht gethan zu haben: Sie haben wirklich ſchon nachgedacht.“

„Sehr ſchmeichelhaft, dieſe Anerkennung,“ ſagte Leutnant von Rothenberg ein wenig ironiſch, indem er ſich gegen die junge Dame verbeugte. „Vielleicht ſteige ich damit in Ihrer Gunſt, und um dieſen ſehnlich gewünſchten Erfolg möglichſt zu beſchleunigen, füge ich meiner aus ſchwerem Nachdenken hervorgegangenen Auslaſſung noch hinzu, daß auch ich trotzdem und alledem die eigene liebe Scholle jeder anderen Dienſtbarkeit vorziehe. Aber alles zu ſeiner Zeit. Wir Rothenberge haben alle der Armee unſere Schuld abgetragen und ſind dann tüchtige Krautjunker geworden, — und dies letztere wird auch mein Ende ſein. Wer aber will es mir verdenken, wenn ich meiner Dienſtpflicht lieber in der Reſidenz, im Mittelpunkt alles geiſtigen Lebens, als in einem fernen, abgelegenen, mir ganz unbekannten Winkel des Landes nachkomme? ... So dachte ich damals, — heute freilich ſehe ich ein, daß es überall gute, liebe und edle Menſchen gibt und daß es nur von uns abhängt, ſich deren Achtung zu gewinnen und zufrieden und glücklich zu werden.“

Er ſagte dies ernſt und mit beinahe zitternder Stimme, und ſeine Augen blickten dabei voll und wie bittend nach dem ſchönen Mädchen hinüber, welches ihre Arbeit längſt hatte ruhen laſſen und den Sprecher treuherzig und freundlich anſah. — —

* * *

Der Leutnant Prinz Löwenſtein war in ſeiner eleganten Wohnung mit der Paradetoilette beſchäftigt. Es war Sonntag und um elf Uhr fand die Wachtparade am Zeughaus ſtatt. Draußen auf dem Korridor klingelte es, — der Poſtbote brachte einige Briefe, darunter ein kleines Paket mit dem Poſtſtempel „Pimpelberg.“

„Ah, von Rothenberg, wie es ſcheint,“ murmelte der Prinz und öffnete haſtig. Eine ganze Partie kleiner Briefe fiel heraus; einen derſelben mit ſeiner Adreſſe verſehen, öffnete der Prinz und las ihn. Je weiter er damit kam, je erregter wurde er, — ſchließlich lachte er freudig auf und rief ſeinem Diener zu:

„Karl, Sie nehmen ſofort drüben an der Ecke eine Droſchke, fahren zu ſämtlichen Herren Offizieren des Regiments, auch zu den verheirateten, und beſtellen eine höfliche Empfehlung von mir und ich ließe die Herren bitten, heute im Kaſino an einem kleinen Feſteſſen teilnehmen zu wollen. Vorher fahren Sie beim Kaſino an und ſagen Herrn Friedrichs, dem Wirt, er möchte ſich darauf einrichten; auch ſofort fünfzig Flaſchen Röderer kalt ſtellen ... Sie haben mich doch verſtanden?“

„Zu Befehlen, Durchlaucht!“ erwiderte der Diener lächelnd.

„Und noch eins, Karl. Sie ſehen hier dieſe kleinen Briefe, — jeder trägt die Adreſſe eines der Herren Offiziere des Regiments; während der Parade, nachdem Sie mit Ihrer Tour fertig ſind, tragen Sie dieſelben in das Kaſino und legen jedem der Herren das für ihn beſtimmte Briefchen unter den Teller. Verſtanden?“

„Zu Befehlen, Durchlaucht!“ ſagte der Diener und entfernte ſich ſchleunigſt, um die ihm gewordenen Befehle in gewohnter pünktlicher Weiſe auszuführen.

Es mußte eine abſonderlich wichtige und dem Prinzen erfreuliche Nachricht aus Pimpelberg eingetroffen ſein, denn derſelbe rieb ſich freudig die Hände und lachte dabei öfter laut auf. Als er zur Parade kam, waren die Kameraden bereits zur Stelle und mit der Einladung bekannt, und ſofort fuhr alles über ihn her, um in Erfahrung zu bringen, was denn eigentlich los ſei.

„Bedauere, meine Herren, — kleines Geheimnis dabei, werde die Ehre haben, bei Tiſche nähere Aufklärung zu geben,“ beruhigte der Prinz die neugierigen Frager, und ſo mußte man ſich eben gedulden.

Als die Offiziere zur Dinerſtunde den Speiſeſaal betraten, ließ ſich ein allgemeines „Ah“ der Verwunderung hören, als ſie die Tafel bereits mit einer mächtigen, in ſilbernen Eiskübeln befindlichen Sektbatterie gekrönt fanden. Der Anfang war vielverſprechend, aber noch immer hatte niemand eine Ahnung, was die Sache zu bedeuten hatte. Der Prinz jedoch war ſelbſt viel zu aufgeregt, um das Geheimnis länger als nötig zu bewahren, und als man die Plätze eingenommen hatte, klopfte er an ſein Glas und ſagte:

„Meine Herren Kameraden, Sie alle werden ſich des Tages erinnern, als wir unſerem alten Freunde Rothenberg hier an dieſer Stelle den Abſchiedstrunk widmeten. Sie waren damals ſämtlich der Anſicht, daß derſelbe ſo gut wie in die Verbannung ging, und konnten ſich eines Gefühles innigen Mitleids mit ihm nicht erwehren. Ich war damals der einzige, der ihn zu tröſten den Mut hatte und ſtellte die Behauptung auf, daß ſich Rothenberg in Jahr und Tag nicht nur in ſein Schickſal gefunden haben, ſondern ſich auch in der dortigen Gegend gefallen würde. Sie, meine Herren Kameraden, fanden dieſe meine Behauptung damals — und vielleicht noch heute — ſo gewagt, daß Sie ſämtlich mit mir um je einen Korb Sekt gewettet haben. Natürlich waren Sie ſich darüber ganz einig, daß ich wie gewöhnlich dieſe ſämtlichen Wetten verlieren würde. Meine Herren, es iſt wahr, ich habe bisher noch nie eine Wette gewonnen, — das ſind tempi passati, — heute ſtehe ich ſo groß da, wie noch nie, denn Sie alle, meine verehrten Kameraden, haben Ihre Wetten mit mir verloren!“

„Oho,“ riefen alle durcheinander, „ſo geht das nicht! Beweiſe, Durchlaucht!“

„Sollen Ihnen gleich werden,“ lachte der Prinz, „bitte, leſen Sie, was unter Ihren Tellern liegt.“

Alle hoben ihren Teller auf und griffen nach dem darunter liegenden kleinen Briefe, — jeder las und darauf entſtand ein allgemeines Durcheinanderſprechen, Lachen und Rufen. Der Inhalt dieſer Briefe war ſehr kurz und lautete:

Eliſabeth von Brandt
Heinrich von Rothenberg,
Premierleutnant im xten Ulanenregiment
empfehlen ſich als Verlobte.
Pimpelhorſt. Pimpelberg.

„Nun, meine Herren,“ ergriff der Prinz wieder das Wort, nachdem einige Ruhe eingetreten war, „der Beweis für meine gewonnenen Wetten könnte trotzdem ja immer noch angezweifelt werden, das mag auch Rothenberg wohl gedacht haben, denn er hat mir hier noch ein kleines Poſtſkriptum beigefügt. Ich werde mir erlauben, dasſelbe vorzuleſen und hoffe, dann vollſtändig als Sieger anerkannt zu werden. Alſo hören Sie:

‚Durchlauchtigſter Prinz!‘ — Beiläufig geſagt, muß ihm die kleinſtädtiſche Luft doch ſchon etwas geſchadet haben, denn dieſe Anrede konnte er ſich wirklich ſparen, — alſo weiter:

‚Verzeihen Sie, wenn ich Sie zum Überbringer meiner Verlobungsanzeigen an die alten Kameraden mache; aber ich halte mich ganz beſonders für verpflichtet, Sie zuerſt von meinem Glücke in Kenntnis zu ſetzen und Ihnen, in anbetracht Ihrer freundlichen Prophezeiung und der damit verbundenen Wetten, noch ganz ausdrücklich die Verſicherung zu geben, daß ich ſehr glücklich bin und daß es mir hier ganz ungeheuer gefällt. Laſſen Sie ſich den maſſenhaft gewonnenen Sekt gut ſchmecken, grüßen Sie auch die alten lieben Kameraden auf das herzlichſte und erhalten Sie mir auch in Zukunft Ihr Wohlwollen.

Immer der Ihrige
Heinrich von Rothenberg.‘

„Sie ſehen, meine Herren, hier iſt kein Zweifel mehr, — ich habe meine Wetten glänzend gewonnen. Schenken Sie ein, meine Herren, trinken wir auf das Wohl des glücklichen Brautpaares, — und dann laſſen Sie ſich den Sekt recht gut ſchmecken, denn Sie müſſen ihn alleſamt bezahlen!“

Ein donnerndes Hoch wurde dem Brautpaar gebracht, — und dann ging man mutig daran, die Sektbatterien zu erſtürmen. Wir aber, verehrte Leſer, wollen die fröhliche Geſellſchaft unter ſich laſſen, — uns genügt es zu wiſſen, daß unſer Freund, der Leutnant von Rothenberg, wirklich ‚fern von Madrid‘ ſein Glück gefunden und der Prinz Löwenſtein zum erſtenmale nicht eine — nein zehn Wetten — gewonnen hat.

Geſundheitsrat.

Abonnenten im Oberland. Wir ſind ſeit einigen Sommern von den ſogenannten Moskitos geplagt, die uns beinahe um jede Nachtruhe bringen und erlauben uns, die geehrten Leſer um Rat zu bitten, wie man ſich am beſten derſelben erwehren kann. Sind die Moskitonetze zum Schutze ausreichend? aus welchem Stoff beſtehen dieſelben und wie werden ſie am beſten über den Betten angebracht, um vollſtändig abzuſchließen?

P. K. in Schl. Die Heilung eines Zweiundzwanzigjährigen vom Stottern gehört keineswegs zu den Unmöglichkeiten. Wenden Sie ſich an die Heilanſtalt für Sprachleidende von Rob. Ernſt in Berlin oder an Spracharzt Geerdts in Bingen a. Rh.

M. M. in G. (Dresden.) Eine junge Mutter möchte gern Auskunft erteilt haben, ob man kleinen Kindern eine Leibbinde umlegen ſoll, wenn ſie aufrecht getragen werden oder nicht. Und wenn dies empfehlenswert, ſoll ſie von Wolle oder von Baumwolle ſein?

Solche Binden werden kleinen Kindern umgelegt in dem Gedanken, dadurch ihrem Rücken einen Halt zu gewähren, der ihm an und für ſich fehlt, alſo in dem ſtillen Zugeſtändnis, daß die Kleinen des Haltes und der Kraft, deren ſie zur Aufrechterhaltung bedürfen, noch ermangeln. Mütter, die in Wahrheit nur das Beſte ihrer Kinder wollen, tragen ihre Kinder erſt von dem Tage an aufrecht, wo ſie ſich ganz von ſelbſt in ihrem Bettchen aufrichten. Dann iſt eine Binde kaum mehr nötig, wenn man ſie nicht gleich durch zu lange ausgedehntes, ſtundenlanges Tragen überanſtrengt. Ganz außerordentlich viele Kinder werden „ſchief“ für ihr ganzes Leben, weil ihre Mütter es nicht erwarten konnten, andern zu ſagen: „Mein Junge ſitzt jetzt ſchon ganz allein; er iſt ein kleiner „Prachtkerl.“ Der Arzt ſieht oft ſchon zu dieſer Zeit den Anfang der Rückgratsverkrümmung, die noch ſo viele Binden nicht zu hindern vermögen. Ebenſo geht’s mit dem Laufenlernen. Ausführliches hierüber ſagt Ihnen „das Buch für junge Mütter“ (bei Velhagen & Klaſing).

Die für den mit Kopfſchuppen behafteten **A. N. in R.** (Nr. 30) beſtimmte Notiz hat eine ſolche Flut von Briefen an den Geſundheitsrat heraufbeſchworen, daß derſelbe außer ſtande iſt, alle zu beantworten. Mit dem Hinweis auf eine demnächſtige eingehendere Beſprechung des Gegenſtandes im Daheim ſei die Bemerkung verbunden, daß eine Behandlung des Leidens wie jeder anderen Krankheit auf ſchriftlichem Wege natürlich ausgeſchloſſen iſt.

In unſerer Spielecke.

1.

Eine Summe von 50 Mark wurde ſo gezahlt, daß alle Sorten von deutſchen Reichsmünzen (inkl. Thaler) dabei vertreten waren. Die Anzahl der Goldmünzen war ebenſo groß, wie die Anzahl der Kupfermünzen und die Anzahl der Silbermünzen war gleich der der Nickelmünzen. Der Betrag der Goldmünzen war $2^1/_2$ mal ſo groß, als der der Silbermünzen. Wieviel Münzen von jeder Sorte wurden gezahlt?

2. Vierſilbige Scharade.

Die Erſten ein Held von gewaltiger Art,
Um den ſich einſt Tauſende freudig geſchart,
Der Herr, ſeine Burg, hat ihn gnädig bewahrt.

Die Andern, verſchönt durch frohen Geſang,
Verſchönt durch der Glocken harmoniſchem Klang,
Entfeſſeln der Seele tiefinnerſten Drang.

Zum Ganzen hat ſich gerüſtet das Land,
Es reichte der Bruder dem Bruder die Hand,
Allüberall wurden die Erſten genannt. B.

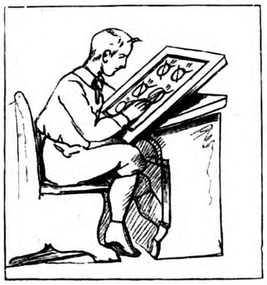
3. Scherzrätſel.

a, a, bu, be, d, da, den, e, er, er, eu, h, ha, il, iſch, ka, l, lk, m, m, n, or, rn, re, ri, r, t, t, tt, tt, u, u, ud, uſ, vi.

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtabenzuſammenſtellungen kann man elf bekannte Wörter bilden. Wer dieſe ſämtlich errät, und ihre Anfangs- und Endbuchſtaben richtig verſteht, erhält hundert Mark.

1. Mich trug im Kampf der Türke und der Chriſt,
2. Mein Wort der Name eines Vogels iſt,
3. Mich findeſt du als Stadt am Nordſeeſtrand,
4. Als kühner Streiter bin ich allbekannt,
5. Ich ſtröme durch das deutſche Vaterland,
6. Ich bin dir immer in der Not willkommen,
7. Mich hat der Sieger einſtmals gern genommen,
8. Viel edle Schätze findeſt du in mir,
9. Ich nenne einen mächt’gen König dir,
10. Ich treibe Kahn und Boot auf See und Fluß,
11. Als Stein bin ich des ganzen Rätſels Schluß.

Bilderrätſel.

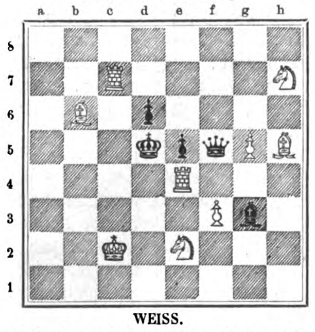


4.

Mit J und i als Sieger hoch geehrt,
Mit A und a dem Volke Gottes wert.

Schachaufgabe

von C. A. Gilberg.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

5. Zweiſilbige Scharade.

Klagend ſpricht die Erſte: „Wenn ich falle,
Lacht der Himmel und die Sternlein alle
Funkeln glitzernd. Doch in Thränen ſtehen
Alle Blümlein, die mich fallen ſehen.
„In der Veilchen Augen Perlen hangen,
Auch der Roſe thränenfeuchte Wangen
Deutlich ihres Herzens Trauer zeigen,
Und die Glöcklein ſich zur Erge neigen!“
„Thorheit ſprichſt du,“ ſagt die andre; „Merke:
Schönheit, Friſche, Glanz, Erquickung, Stärke
Wird der Erde Kindern ſo gegeben.
Daß du fällſt, dient anderen zum Leben.
„Deshalb ſich die Engel droben freuen,
Und die Sternlein glitzernd Gold verſtreuen.
Sieh! auch ich zum Heil der Erde wehe
Und zur Ehre Gottes in der Höhe!“
„Wenn vom Mittagsmeer ich brauſend ſchnaube,“
Spricht das Ganze: „zauſe ich die Haube
Einer Jungfrau und die weiße Zipfelmütze
Großer Heiligen ich auch zerſchlitze;
Lüfte dann der Seen weiße Decken,
Aus dem Schlaf die Nymphen aufzuwecken,
Daß ſie munter hüpfend thalwärts ſpringen,
Murmelnd dann des Frühlings Brautlied ſingen.“
Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 35.

1. Citatenrätſel.

„Wo alles liebt, kann Carl allein nicht haſſen.“

2. Homonym. Abt. B.

Schachaufgabe.

1La6—c8 Kf3—e4, —g4
2Df1—e2♯

A

1 . . . f5—f4
2Se6—g5♯

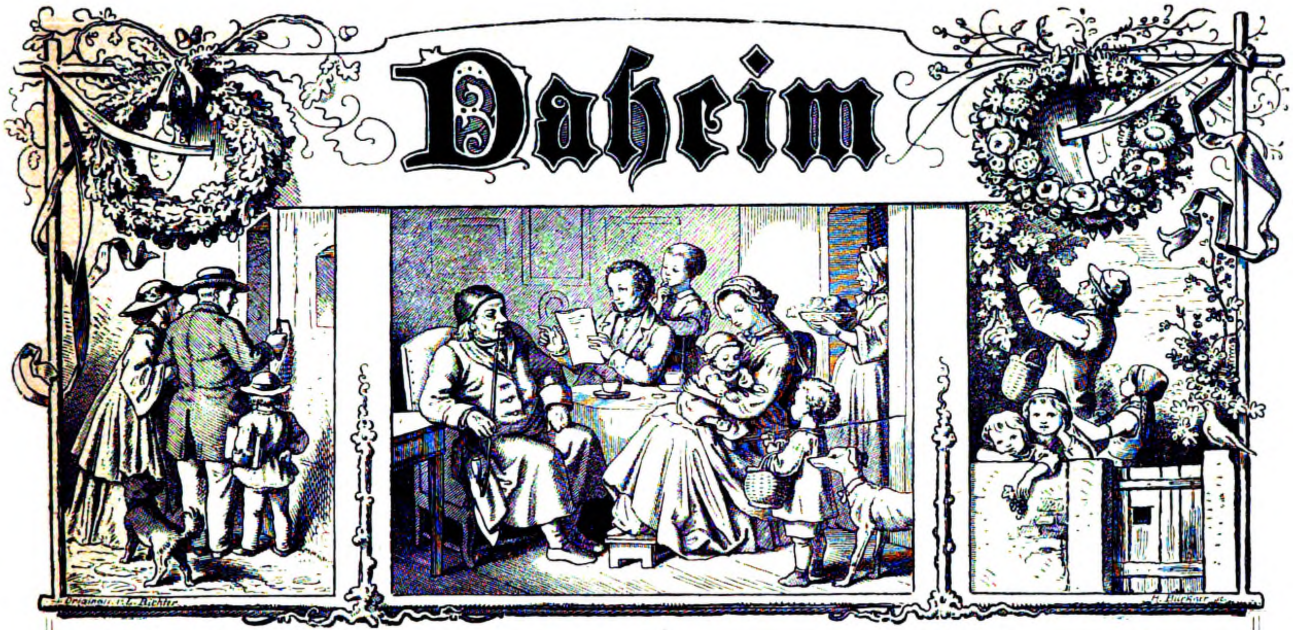
Bilderrätſel. Etwas, das ins Geld läuft.

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Peſtalozzi und Chodowiecki. Mit Chodowieckis Titelkupfer zu Peſtalozzis Lienhard und Gertrud. — Prinz Friedrich Karls Orientreiſe. Mit zwei Illuſtrationen von Major v. Garnier. — Die Polen 1848. Ein Blatt aus den Papieren eines nachdenklichen Zeitungsleſers. — Die Alligatorfalle in Florida. Von Hans v. Egger. Mit Illuſtration. — Der Tower von London. I. Von Dr. Buddenſieg. Mit Plan und fünf Illuſtrationen. — Fern von Madrid. III. Humoreske aus dem Soldatenleben von H. Ferſchke. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 14. Juni 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. №. 37.

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Der Lappen war verſchwunden, alles Suchen am früheſten Morgen auf der ſtillen Landſtraße vergebens geweſen und niemand in der Stadt zweifelte daran, daß auch dieſe Geſchichte mit dem Überwurf in das Reich der Fabel gehöre. Hatte doch niemand den kurzen ſchwachen Rauch geſehen, der in der vergangenen Nacht aus dem Schornſtein des Schloßturms zu Duben aufgeſtiegen war. Noch am Vormittage erſchien auf der Burg der Gerichtsamtmann, leichenblaß und zitternd vor Fieberfroſt. Er verlangte den Doktor zu ſprechen und erregte die Angſt des Freiherrn, der nicht wußte, was er nun ſagen ſollte, als plötzlich der Junker in das Zimmer trat und den Freiherrn laut und eindringlich bat, ihm ein anderes Zimmer anzuweiſen, da der Arzt, wie dieſer ſelbſt geſagt, an einem im höchſten Grade anſteckenden tödlichen Fieber leide, ſo daß er mit ihm nicht mehr in demſelben kleinen Zimmer verweilen könne. Noch ehe der Freiherr geantwortet, hatte ſich der Gerichtsamtmann zu des Junkers ausgelaſſener Freude bereits empfohlen und der Freiherr ſah nun ein, daß ſoweit es möglich war, alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt waren. Lachend drohte er dem Junker mit dem Finger.

„Gebt mir die Flagge, Freiherr, die zur Stange an meinem Turm gehört!“ rief der Junker.

„Was wollt Ihr damit,“ entgegnete der Freiherr.

„Ich will ſie Halbmaſt ziehen!“

„Halbmaſt?“

„Ja, ſobald der Doktor tot iſt — ich laſſe ihn vielleicht ſterben — er darf nicht mehr lange leben! Mauſetot muß er ſein!“

„Junker, Junker, was iſt das wieder?“

„Studentenſtreiche, Freiherr, Studentenſtreiche, nichts weiter!“

Im Laufe des Nachmittags wurde es am Thor der Burg von Beſuchern nicht leer. Mit Windeseile hatte ſich die Nachricht über den an Torilde von Tornau verübten Raub über das Land verbreitet, und die Bewohner des letzteren ſtrömten nach der Burg, ſei es, um die Thatſache genau zu erfahren, ſei es, um dem Freiherrn ihre Teilnahme zu bezeugen und ihre Hilfe anzubieten. Aber der Freiherr war für niemand zu ſprechen und nur, als er von ſeinem Fenſter aus den Herrn von Schnaditz und den Grafen von Tiefenſee zu Pferde ankommen ſah, gab er Befehl, die Brücke zu ſenken und die Genannten einzulaſſen. Binnen einer halben Stunde hatte er den Freunden, auf deren Verſchwiegenheit er rechnen konnte, alles was geſchehen war, erzählt und als er den Doktor und den Junker hoch lobte, weil ſie nicht nur Torilde aus den Händen des Gerichtsamtmanns befreit, ſondern auch durch den Ratſchlag, daß er ſelbſt als Vater des Mädchens, um deren Schuld oder Unſchuld klar zu ſtellen, die Unterſuchung und Verhaftung, ja die Überlieferung des Kindes aus fremdem Lande beantragt und unterſtützt, die Bevölkerung ohne Ausnahme zu ſeinen Gunſten umgeſtimmt hatten, da mußte er gewahren, daß die beiden Freunde aufmerkſam wie niemals ſeinen Mitteilungen folgten. Der alte Graf von Tiefenſee war von ſeinem Platze aufgeſprungen und ging mit ſtarken Schritten im Gemache auf und ab. „Studentenſtreiche nennt Ihr es, Freiherr,“ begann er, „Ihr mögt recht mit dem Ausdrucke haben, aber ſagt ſelbſt, waren die Streiche nicht außerordentlich geſcheit? Konnte es ein beſſeres Mittel geben, Eure Tochter von der Haft und dem Kerker, Euch aber von dem Alp zu befreien, den Dummheit und Aberglauben auf Euch gewälzt? Wir, Freiherr, hätten Euch dieſen Dienſt nicht erweiſen können und ein anderer erſt recht nicht! Das muß man ſagen, Mut und Klugheit haben ſie beide bewieſen, Eures vollen Dankes ſind ſie wert!“

Der Herr von Schnaditz, der lautlos auf ſeinem Seſſel ſaß, nickte zum Einverſtändniſſe mit dem Kopfe.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Seht, Freiherr,“ fuhr der Graf fort, „die Sache hat noch eine andere Bewandnis, der Herr von Schnaditz hat einen ähnlichen Brief bekommen wie Ihr!“

„Was ſoll das?“ rief der Freiherr erſtaunt.

„Überzeugt Euch ſelbſt,“ ſagte der Herr von Schnaditz und zog einen großen Brief aus dem Bruſtlatz, den er dem Freiherrn überreichte. Begierig griff dieſer danach, und es fand ſich nun, daß auf herzoglichen Befehl auch gegen Urſel und Margret die peinliche Unterſuchung befohlen war, weil ſie im Verein mit Torilde von Tornau auf der Hexenbude verkehrt hatten und mit der toten Lieſel über den Fluß gefahren waren. In dem Schreiben wurde angeordnet, gerichtlich klar zu ſtellen, was die beiden Mädchen mit Torilde zuſammen in dem verrufenen Hauſe gethan, ſie zu dieſem Zwecke peinlich zu hören und dann anderweiten Bericht an das Juſtizkollegium zu erſtatten.

„Was ſagt Ihr dazu?“ fragte der Herr von Schnaditz.

„Unerhört, beiſpiellos,“ entgegnete der Freiherr, „das iſt der Schultheiß der Stadt, der den ganzen Brei gerührt, das iſt die Angſt, die Furcht, die ihn und alle beherrſcht hat, die Sucht, einen Zauber zu ſehen, wo ihr Verſtand nicht hinreicht, zu begreifen — —“

„Ganz richtig, aber was nützt das alles!“ unterbrach der Graf. „Der Wille des Herzogs iſt für uns ein eiſerner Befehl, dem wir gehorchen müſſen. Er iſt unſer Herr und wir ſind ſeine Vaſallen!“

„So iſt es —“ ſagte der Herr von Schnaditz, „ich bin zu allem bereit!“

„Halt,“ rief der Freiherr, „laßt uns überlegen, was wir thun! So ohne weiteres geht dies unmöglich. Der Gerichtsamtmann, den die ganze Stadt verlacht, iſt vorläufig wütend, daß ihm meine Tochter entzogen iſt. Er wird ſich ſchadlos halten, ſobald er andere Inquiſiten bekommt, die mit Torilde zuſammen gehandelt haben. Der alte Mann iſt, wie jeder in der Stadt weiß, ebenſo klug als ſonderbar. Es kommt dazu, daß er herzoglicher Richter iſt, daß ein jeder ſeinen Befehlen gehorchen muß. So führt er alſo alles durch, was er will, ſo ſchreibt er auf das Papier, was ihm beliebt. Vorſicht alſo, Vorſicht, vor der Hand iſt keine Gefahr, Eure Töchter ſind nicht hier, ſondern noch in Trotha, alſo außer ſeinem Bereiche! In der Zwiſchenzeit fahren wir beide zum Herzog und bitten um Schutz gegen die Unbill des Schultheiß und des Amtmanns!“

„Ich ſtimme bei,“ ſagte der Graf zu Tiefenſee, „wir wollen aber erſt ſehen, was der Amtmann thun wird.“

„Nein,“ unterbrach der Freiherr, „wir könnten dann zu ſpät kommen! Wir müſſen dem Amtmanne vorgreifen, der des Herzogs Befehl zuſammen mit Euch bekommen haben wird. Er war heute morgen bei mir und hat noch kein Wort von einem neuen herzoglichen Schreiben geſagt. Wenn er auch ſelbſt ſicherlich nicht wieder nach Trotha fährt, zumal man die beiden Mädchen ihm ohne weiteres dort nicht ausliefern würde, ſo kann man doch niemals wiſſen, was er thut. Er iſt ein ſchlauer Fuchs, ſobald es darauf ankommt, heimlich zu handeln. Herr von Schnaditz, ein Wort! Wir haben nun ein gleiches Intereſſe zur Sache. Freiheit und Ruf unſerer Töchter ſtehen auf dem Spiele. Peinliche Unterſuchung, das Wort iſt zu gräßlich und nie kann man wiſſen, wie ſie endet. Laßt uns zuſammen handeln! Reitet nach Hauſe, Herr von Schnaditz, rüſtet Euch zur Fahrt, ich ſpreche morgen bei Euch vor, wir reiſen zuſammen!“

„Nehmt mich mit, ich habe alte Freunde am Hof!“ unterbrach der Graf.

„Willkommen, willkommen,“ ſagte der Freiherr, „habt Ihr doch auch ein Intereſſe zur Sache, da Euer Neffe bei der Angelegenheit im hohen Grade beteiligt iſt — — kennt er denn ſchon den letzten herzoglichen Befehl?“

„Er weiß noch nicht ein Wort davon, habe ich doch die ganze Geſchichte erſt ſoeben unterwegs vom Herrn von Schnaditz erfahren!“

„So iſt es beſſer, wenn er auch vorläufig nichts darüber hört. Es iſt immer ein mißliches Ding, ſolch peinliche Unterſuchung. Habe ich auch zur Zeit die Gerichtsobrigkeit nicht mehr, dank den Verleumdungen des Schultheiß, ſo kenne ich doch die Sorgen und die ſchlafloſen Nächte, die auch dem Unſchuldigſten zuteil werden, weil er nie wiſſen kann, wie die Richter des Kollegiums, die nur die Akten zur Hand haben, darüber denken werden. Läßt mich doch Torildens Zukunft keine Nacht ruhig ſchlafen wie ſonſt, und Euch, Herr von Schnaditz, wird es ebenſo ergehen! So wollen wir dem Herrn von Schlieben vorläufig nichts von allem ſagen und Ihr thut wohl, wenn Ihr ſelbſt Euren Töchtern das Unwetter verheimlicht, was ſich zuſammengezogen hat. Aber eines iſt nötig: den Junker von Kyniz unterrichte ich von allem — —“

„Den Junker?“ riefen der Graf von Tiefenſee und der Herr von Schnaditz einſtimmig.

„Gewiß, keinen anderen, und ihr könnt euch ja darauf verlaſſen, daß nirgends beſſer und ſorgfältiger als bei ihm das Geheimnis gewahrt iſt — —“

„Der Junker ſcheint Euch an das Herz gewachſen,“ rief der Graf.

„Warum ſollte es auch nicht ſo ſein,“ entgegnete der Freiherr. „Seht, ihr Herren, ich ſtehe für meine Perſon frei da, weil ich ſelbſt meine Tochter den Gerichtsbehörden geſtellt habe, wohl ahnend, daß ihr niemals ein Haar gekrümmt werden kann. Denkt euch doch nur, der Junker und ſein Freund wären nicht zur Zeit auf Schloß Duben geweſen, was dann? Meine Tochter, verleumdet und verſchrieen, wäre von der Obrigkeit über Trotha ſchon ausgeliefert oder würde wenigſtens ausgeliefert werden. Der Kerker wäre das Los des armen Mädchens auf vielleicht Monate oder Jahre, und ich ſelbſt, ich, des Herzogs Diener, der Vater der — Hexe? Wer hat meine Tochter aus der Hand des Richters gerettet, wer mich aus dem Verdachte, daß ich ſie ſchütze und begünſtige — niemand anders, als der Junker und ſein Freund! So muß er alles erfahren und wie die beiden Männer an meiner Tochter gethan, ſo wird der Junker auch an Euren Töchtern — —“

„Freiherr,“ rief der Herr von Schnaditz laut, „Ihr kennt ja meinen Willen, Ihr wißt — —“

„Freilich weiß ich es, aber wählt doch, es ſteht ja ganz bei Euch! Dank würdet Ihr freilich dem Junker ſchulden, wenn er etwas Ähnliches an Euch thut, wie er an mir gethan. Aber Eure Tochter braucht Ihr ihm deshalb noch immer nicht zur Frau zu geben! Helft ihm ſpäter in ſeiner eigenen Sache, bewirkt die Begnadigung beim Herzog im Verein mit dem Grafen und Euren Verwandten. Das iſt ſchon viel, ſehr viel und gerade genug. Ihr thut an ihm dasſelbe, was er an Euch gethan! Wollt Ihr dies nicht, wohlan, Herr von Schnaditz, verſucht ſelbſt, was Ihr vollbringen könnt, aber bedenkt das eine, daß vielleicht Wochen vergehen, ehe wir vom Herzog heimkehren und daß der Amtmann während Eurer Abweſenheit, wenn er dies ernſtlich will, in wenigen Tagen Eurer Töchter habhaft werden kann. Ich kenne das Geſetz, ich kenne den Amtmann! Was kann er dafür, wenn höheren Ortes die Einleitung der Unterſuchung befohlen wird? Er muß gehorchen und in ſeinem eigenen Intereſſe ſtreng gehorchen!“

„Was ſoll denn der Junker thun?“

„Weiß ich's? Ich kann es nicht wiſſen! Kennen wir doch noch nicht die Maßnahmen, die etwa befohlen ſind! Aber etwas kann er immer vollbringen, wenn wir Wochen lang nicht hier ſind. Die Augen ſoll er offen halten! Im übrigen mag er thun, was er will und was die Umſtände erfordern.

„Ihr vergeßt, er iſt Staatsgefangener und ein junger Brauſekopf, der kaum die Studentenjahre zurückgelegt hat!“

„Wir ſtreiten wirklich um des Kaiſers Bart,“ entgegnete der Freiherr. „Wir wiſſen nicht und können nicht wiſſen, was die Zukunft bringt! Das eine aber iſt ganz unbeſtritten, wir beide, Herr von Schnaditz, müſſen zum Herzog reiſen und zwar ſchnell und ohne Zögern. Darum rüſtet Euch, die Zeit drängt, Gefahr iſt im Verzuge! Morgen früh bin ich bei Euch, wir holen den Grafen ab und fahren zur Reſidenz!“

Bald war das Nähere der gemeinſamen Abreiſe verabredet, und am andern Morgen waren die drei Schlöſſer von den Herren leer, nur daß auf der Burg zu Duben ein Staatsgefangener auf der Terraſſe ſaß und in den gegenüberliegenden Wäldern von Tiefenſee der Herr von Schlieben jagte, um den

Wölfen nachzuſtellen, die um die Herbſtzeit ſich einzufinden pflegten. Der Junker hatte mehrere Stunden auf der Steinbank geſeſſen und erhob ſich endlich ſchnell. „Ich bin auf mich allein angewieſen,“ ſagte er leiſe bei ſich ſelbſt, „ich muß eine ſichere Freiſtatt für die Schweſtern ſchaffen, oh, daß ich das richtige träfe und eins dabei gewänne: Margrets Myrtenkranz!“ Nach einer Viertelſtunde klopfte der Junker in der Herberge an die Thür des Amtmanns. Er hörte, ohne daß er indeſſen einen Laut verſtehen konnte, wie in der Stube leiſe geſprochen wurde. Er wiederholte nach einiger Zeit ſein Pochen. Er vernahm jetzt, daß ein Nebenzimmer faſt geräuſchlos geöffnet wurde und daß ein paar Augenblicke ſpäter ein ſchlürfender Gang ſich im Innern des Zimmers der Thür nähere. „Vorſicht,“ ſagte der Junker leiſe zu ſich ſelbſt, „es ſind Horcher da!“ Beſcheiden trat er von der Thür bis in die Mitte des Vorſaales zurück und wartete begierig, wer ſich zeigen werde. Er hörte, wie ein ſchwerer eiſerner Riegel zurückgeſchoben wurde und ſah, daß hierdurch ein kleines rundes Loch, nicht größer als die Spitze eines Fingers, ſichtbar gemacht war, durch welches ein Auge auf den Vorſaal blickte. In der nächſten Minute hörte er das Zurückſchieben eines zweiten Riegels und das Öffnen der Thür, und vor ihm ſtand, ſcheinbar eben dem warmen Bette entſtiegen, der Gerichtsamtmann. Der alte Herr war in einem faſt unbeſchreiblichen Koſtüm. Um den dicken Leib hatte er ein fingerſtarkes Stück Flanell geſchlungen, um die Bruſt hing eine Art Koller von Ziegenfell, deſſen Haare nach innen ſtanden, um den Kopf aber war ein Stück buntes Zeug gewickelt, ſo dicht und ſo feſt, daß nur ein Teil des Antlitzes ſichtbar war. Der Junker ließ ſich aber nicht irre führen. Er hatte zu deutlich Worte im Zimmer vernommen und das Geräuſch einer Thür gehört. Anderſeits ſah er, wie der Gerichtsamtmann den Schein erwecken wollte, als ſei er eben aus tiefer Nachtruhe aufgeweckt.

„Was bringt Ihr ſo früh, Junker, was ſtört Ihr mich aus dem Schlafe, wißt Ihr nicht und könnt Ihr Euch nicht denken, daß ich die ganze Nacht gearbeitet und an meinem Promemoria geſeſſen habe?“

„Ich weiß,“ entgegnete der Junker ruhigen Tones, „wie ſchwer Ihr belaſtet ſeid, und ich hätte Euch gewiß nicht im Schlafe geſtört, wenn nicht ein Höherer, der über mich zu befehlen hat, es mir geboten hätte. Ach, geſtrenger Herr Richter, es ſieht böſe auf Burg Duben aus. Ich ſagte Euch ſchon vorgeſtern, daß mein Freund der Doktor am Magen ſchwer krank ſei, nun hat er einen Leidensgefährten bekommen, der Freiherr liegt auch danieder — —“

„Der Freiherr? Der ſah ja geſtern aus wie das Leben!“

„Ja, geſtern,“ ſagte der Junker, „auf das Geſtern folgt aber das Heute! In der Nacht iſt er ſo krank geworden, daß er kaum noch ein Glied regen kann. Ich glaube, es geht mit ihm auf die Neige und er iſt ebenſo ſchlecht daran als mein Freund. Ihr müßt deshalb ſchon verzeihen, daß ich Euch ſo früh im Schlafe ſtöre! Der Freiherr iſt es, der in ſeiner Todesnot mich zu Euch ſchickt und Euch bitten läßt, mit dem Gerichtsſchreiber ſogleich auf das Schloß zu kommen und ſein Teſtament aufzunehmen. Ihr möchtet ihn nicht im Stich laſſen, ſoll ich Euch verkünden, weil ſeine Tochter in peinlicher Unterſuchung iſt und ſein letzter Wille ſich nach deren Ausfall richten muß!“

Der Gerichtsamtmann öffnete jetzt die Augen, die er während der langen Erzählung geſchloſſen gehabt und fragte endlich: „Was fehlt Eurem Burgherrn, Junker?“

„Ach, geſtrenger Herr, wenn Ihr mich doch davon entbinden wolltet, Euch dieſe Frage zu beantworten! Ich weiß es ja, daß es Eure Pflicht iſt, an jedes Krankenbett zu treten und in Leipzig hat man mich gelehrt, daß es für den Richter das beſte ſei, wenn er gar nicht wiſſe, woran der Teſtator leide — —“

„Da hat man Euch im ganzen die Wahrheit geſagt! Ich frage auch um meinetwillen nicht, ich kenne keine Furcht — vor niemand, — vor nichts — was es auch ſei! Ich frage nur des Freiherrn ſelbſt wegen!“

„Ich will es Euch ſagen, geſtrenger Herr, mein Freund, der Arzt, hat mich heut gelehrt, das läge daran, daß die Burg ſo lange von aller Welt abgeſchloſſen geweſen, in Schnaditz und Tiefenſee werde es ebenſo kommen — — nachträglich werde jede Stätte aufgeſucht — es ſei die Peſt — —“

Ehe der Junker es ſich verſah, war der Gerichtsamtmann mit einem gewaltigen Sprunge verſchwunden. Er hörte nur, wie der untere Riegel der Thür ſich zuſchob und ſah, wie das Auge des Amtmanns am Guckloch ſichtbar wurde.

„Hebet Euch weg von hier,“ rief er in kläglichem Tone, „ſagt dem Freiherrn, ich ſei krank, bettlägerig krank, Ihr habt mich ja ſelbſt geſehen, Junker, wie leidend ich bin! Sagt ihm — er brauche kein Teſtament — ſeiner Tochter ſolle nichts geſchehen — mein Wort zum Pfande — ich ſei krank, bettlägerig krank!“

Ehe der Junker nur antworten konnte, war auch das Guckloch in der Thür verſchwunden. Der obere Riegel hatte ſich darüber gelegt und der Junker rüſtete ſich zum Gehen.

„Das iſt ja vortrefflich gegangen,“ ſagte er leiſe vor ſich hin, als er die Stiege hinabging, „auf der Burg ſind wir vor ihm ſicher und kommt er doch — ſo habe ich immer noch die Totenfahne, die ſchon helfen wird!“

Mit angenommener Trauermiene und die Augen häufig mit dem Tuche bedeckend, ſchritt der Junker langſam durch die Straßen, die Grüße kaum erwidernd, welche die ihm begegnenden Männer und Frauen ihm zuriefen.

Eine halbe Stunde ſpäter wußte die ganze Stadt, daß auf der Burg abermals die Krankheit ausgebrochen ſei und der Gerichtsamtmann elend und ſchwach im Bette liege, weil erſt jetzt die böſen Folgen des Überfalles an den Tag getreten ſeien.

Der Junker ſaß an dem Fenſter ſeines Turmes. Der alte Burgwart und die taube Köchin waren in das Geheimnis gezogen. Sie waren ihrem abweſenden Herrn treu ergeben, ſie wußten, daß der Junker von dem Freiherrn mit Machtvollkommenheit ausgeſtattet war, und es war von ihrer Seite, da ſie die Burg niemals verließen, kein Verrat zu befürchten. Aber es war auch von ihnen keine thatkräftige Hilfe zu erwarten und der Junker fühlte ſehr bald, daß er allein zu ſchwach ſei, dem Gerichtsamtmann die Spitze zu bieten, wenn dieſer beſchließen ſollte, die beiden Schweſtern von Schnaditz zu verhaften, um ihre Vernehmung zu bewirken. Gar oft dachte er an den fernen Freund, über deſſen Aufenthalt ihn keine Nachricht erreicht hatte, und unermüdlich ſaß er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend am Fenſter ſeines Turmes, und überſchaute den Weg nach dem Walde in der ſteten Furcht, ein Geſpann zu gewahren, das die Schweſtern zu holen beſtimmt ſei. Es zogen aber nur einfache Ackerwagen über die Brücke, und die Beſorgnis des Junkers, der auf der Burg vollſtändig verlaſſen war, wuchs von Tag zu Tag. So ſtand er eines Morgens an dem Fenſter des Turmes und ſchaute beklommen herunter auf den Fluß und in die Aue, als er in der Ferne am Strande ſitzend eine Geſtalt gewahrte, die offenbar Fiſche angelte. Der Gedanke an den unglücklichen toten Schneider, der bei gleicher Beſchäftigung den Verkehr Torildes und der Schweſtern von Schnaditz mit der toten Lieſel geſehen, der durch ſeine Erzählung auf dem Sterbebette den ganzen Sturm heraufbeſchworen, fuhr ihm durch den Sinn. Warum ſoll der eine nicht vielleicht wieder gut machen können, was der andere verſchuldet, dachte er, und in wenigen Minuten hatte er die Burg verlaſſen und ging langſam am Strande des Fluſſes entlang. Der Angler hob den Kopf, als er des Junkers anſichtig wurde, floh aber nicht vor ihm, wie andere Leute dies zu thun pflegten, die aus Angſt vor der auf der Burg angeblich herrſchenden Krankheit jede Begegnung mit dem Junker ſorgfältig vermieden. Näher an den Angler, der regungslos am Ufer ſaß, herangekommen, gewahrte der Junker, daß es der lange Gerichtsſchreiber war, der mit ſeinen kleinen aber freundlichen Augen jetzt den Junker begrüßte.

„Wie geht es bei Euch oben auf der Burg, geſtrenger Herr Junker?“

„Schlecht genug, Gerichtsſchreiber, mein Freund iſt ausquartiert aus dem Turm, ich bewohne das alte Neſt allein und darf nicht hinüber in das Schloß. Die alte taube Kochfrau, die gar nicht weiß, was unſeren Patienten eigentlich fehlt, bedient die beiden Kranken ganz allein!“

Der Junker hatte bei dieſen Worten auf dem Uferrande des Fluſſes entfernt von dem Schreiber Platz genommen.

„Kommt doch hier herunter, Herr Junker, was ſitzt Ihr da oben in dem rauhen Winde, hier unten iſt es ſtill und warm.“

„Ich dachte, Ihr würdet Euch vor mir fürchten, die Anſteckung — —“

Der lange Gerichtsſchreiber begann herzlich zu lachen. „Ihr haltet mich für einen Haſenfuß,“ ſagte er, „Ihr habt gewiß die Geſchichte gehört, die mein Amtmann überall verbreitet, daß er nach Trotha gefahren ſei, weil ich aus Furcht vor den Räubern die Reiſe verweigert hätte.“

„Gewiß habe ich das!“ entgegnete der Junker.

„Seht, geſtrenger Herr, die Erzählung iſt vollſtändig wahr.“

„Nun alſo!“ — —

„Ich kann Euch ja alles ſagen, Ihr ſeid ja von der Burg und werdet es nicht weiter tragen! Seht, Herr Junker, ich bin ein alter Lanzenreiter, betrachtet Euch meinen kahlen Schädel näher und Ihr werdet finden, daß er in zwei Hälften geſpalten iſt. Das macht, weil ein feindlicher Reiter auf mir ſeinen Säbel probierte. Betrachtet meine lange Geſtalt, die Sehnen auf meinen Armen und dann fragt, ob ich wohl Furcht haben kann!“

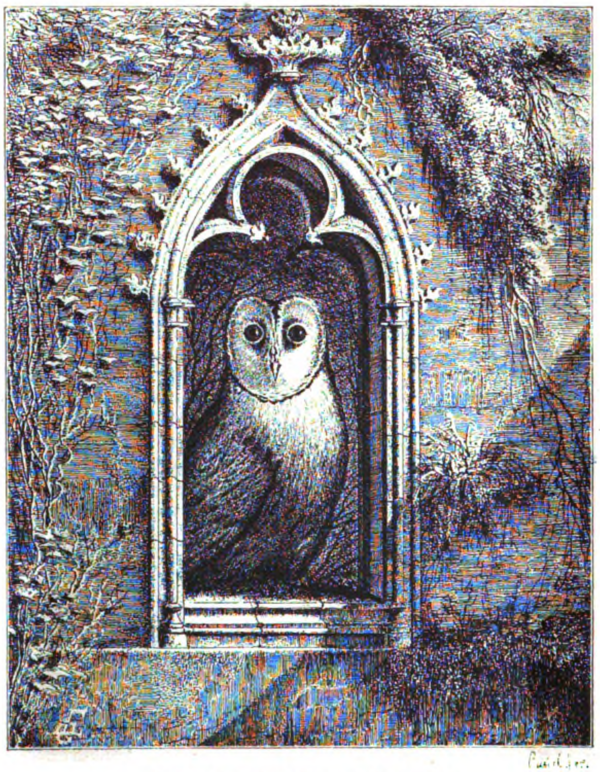
„Ihr habt es aber doch ſelbſt geſagt!“

„Gewiß habe ich das, ich habe meinen eigenen Ruf auf das Spiel geſtellt, ich werde als feige in der Stadt verſchrieen und laſſe alles ruhig über mich ergehen, denn zu ändern iſt dies doch nicht.“

„Warum habt Ihr Euch denn aber geweigert, unſere Jungfrau vom Schloß Trotha her zu holen?“

„Weil ich ſie retten wollte!“

„Oho,“ dachte der Junker bei ſich, „was heißt denn das? Retten ſagt Ihr?“ ſetzte er laut hinzu.



„Elegie in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes.“

„Gewiß! Was liegt gegen das arme Kind denn vor? Die Ausſage eines toten Menſchen! Was hat ſie denn begangen, worin hat ſie gefehlt? Sie hat Zauberei getrieben und die Peſt über das Land gebracht! Oh, Unſinn über Unſinn, Dummheit über Dummheit! Sogar der eigene Vater glaubt an das Zeug und hat in meiner Gegenwart ſein einziges Kind eine Hexe genannt. Ich bin erſchrocken wie niemals in meinem Leben, als er ihren unbekannten Aufenthalt in Trotha verriet. Hätte er eine Ahnung davon, wie unſere Juſtiz mit den Perſonen verfährt, die der Zauberei beſchuldigt ſind, wie ſie verfahren muß: mit enger Haft, mit Hunger, ja mit der entſetzlichen Folter und dem Scheiterhaufen, er würde es nicht gethan haben! Aber das Wort war nun einmal gefallen! Der Amtmann triumphierte — Ihr kennt den Mann nicht, Junker, Ihr wißt nicht, daß, ſoweit es ſeinen Dienſt betrifft, alles menſchliche Gefühl ſeit langen Jahren in ihm erſtorben iſt, wißt nicht, daß er die Inquiſiten Jahre lang im Kerker ſchmachten läßt, ſobald er ſie ergreift! Hier leiſtete nun gar der eigene Vater des Mädchens ihm Vorſchub und verriet ihm ihren Aufenthalt! Ich war ſtarr vor Schreck, als ich es vernahm, ich habe ſie nie geſehen, aber viel von ihr gehört und jeder vernünftige Mann lobt ſie bis in die Wolken! Ich ſah alles voraus, was kommen mußte und darum weigerte ich mich ſie zu holen, denn ich hätte ſie meinem Eide gemäß auch bringen müſſen. Darum ſchützte ich Feigheit vor, Furcht vor Räubern und glaubte ſie dadurch zu retten. Ich irrte mich! Was ich nie geglaubt, geſchah! Der Amtmann fuhr ſelbſt und holte ſie, aber der Himmel hatte ein Einſehen. Er entriß das Mädchen den Tigerklauen und mag ſie ſein wo ſie will, bei wem ſie will, beſſer hat ſie es immer noch als bei uns.“

Der Junker trocknete ſich die Stirn.

„Und nun das neue Unglück! Vor wenigen Tagen ſagte uns der Freiherr auf der Gerichtsſtube, er wolle zum Herzog und um Gnade bitten für ſeine Tochter und nun liegt er ſelbſt krank in der Burg und kann jeden Augenblick das Zeitliche ſegnen!“

Der Junker beugte ſich zu dem Gerichtsſchreiber herüber, umfaßte ihn leiſe, als ob die Fiſche auf dem Grund ſeine Worte hören könnten, und ſagte ihm etwas ins Ohr.

„Oh, allmächtige Gerechtigkeit —“ rief der Schreiber, der die Angel fahren ließ, „oh, du grundgütiger Gott, der du uns alle beſchützeſt, iſt es möglich, möglich was ich ahnte und nicht zu glauben wagte!“

„Schwört mir, ſchwört mir, Gerichtsſchreiber!“

„Ich ſchwöre, ich ſchwöre, bei dem großen Gott, bei der Seligkeit meiner Seele!“

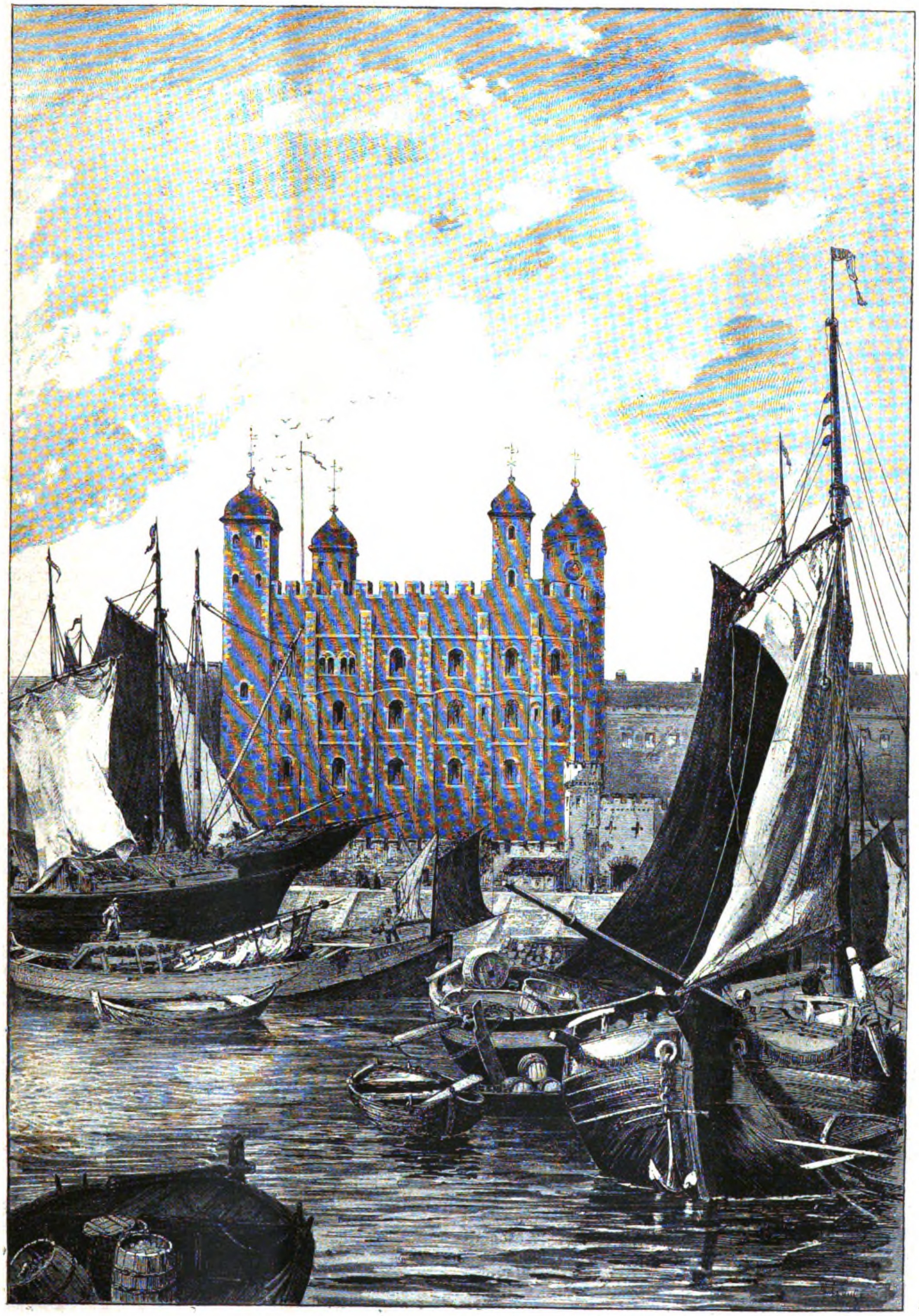
„Genug, ich glaube Euch. Ihr wißt es nun, wer die Räuber waren, wer das Kleid der alten Lieſel angezogen. Ihr wißt, wo der Freiherr und der Doktor, wo die Herren von Tiefenſee und Schnaditz ſind. Aber nun helft mir weiter! Seht, gegen die beiden Jungfrauen von Schnaditz iſt die Unterſuchung eingeleitet, ähnlich wie gegen Torilde von Tornau — —“

„Ja, ſie treffen heute abend hier ein. Der ſchlaue Fuchs, der Amtmann, hat das Amt zu Eilenburg erſucht, ihm zu helfen und heute abend erwarten wir ſie!“

„Heute abend!“ — — „Ja!“

„Sie dürfen nicht in das entſetzliche Loch! Gerichtsſchreiber, Ihr müßt mir helfen — bedenkt — Margret von Schnaditz hat mir gelobt, mein Ehgeſpons zu werden!“

„Oh, oh, davon habe ich nichts gewußt, da gilt es, gerechter zu ſein, als die Gerechtigkeit! Hört zu, Herr Junker, die Sache iſt unendlich einfach, und dem Amtmann drehen wir wieder eine Naſe! Ich habe den Auftrag, die Inquiſiten in der Kuſtodie zu erwarten. Sie hat zwei Ausgänge, den einen vorn, den andern hinten am Teich. Dort ſtehen alte dicke Ulmen und heute nacht wird es finſter wie nie. Dort wartet, Junker, bis Ihr Geräuſch im Hauſe, bis Ihr meine Stimme hört. Ich laſſe ſie vorn herein, Ihr laßt ſie hinten heraus! Hier nehmt, nehmt!“



Der Weiße Turm (Tower of London) von der Themſe aus.

Der Schreiber hatte bei dieſen letzten Worten einen großen Schlüſſel aus der Taſche genommen, nach dem der Junker haſtig griff. „Halt,“ rief der Schreiber, „erſt ſchwört, wie ich Euch geſchworen!“

„Bei dem allmächtigen Gott, bei meiner Seele Seligkeit!“

„Gut, ſo nehmt! Schließt wieder ab und legt den Schlüſſel auf den krummen Zweig der Ulme an der Thür. Doch, was gedenkt Ihr weiter zu thun? Ich muß es Euch ſagen, Schloß Schnaditz iſt nicht ſicher genug, da der Schloßherr verreiſt iſt —“

„Aber Burg Duben iſt es,“ lachte der Junker, „dort herrſcht ja die furchtbare Krankheit, dort iſt eine Mauerſtube, wo niemand ſie ſieht!“

„Ihr habt recht,“ ſagte der Schreiber.

Am andern Morgen verbreitete ſich in der Stadt das Gerücht, daß den Gerichtsamtmann der Schlag gerührt, als der Schloßvogt ihm eine Meldung gebracht habe. Niemand, wenige Perſonen ausgenommen, kannten den Inhalt der verhängnisvollen Nachricht.

(Fortſetzung folgt.)

Der Papagei.

Skizze aus dem Familienleben von Hans Arnold.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Der Oberſt a. D. Köhlner hatte ſeinen Freund, den Doktor Zell, ſchon zum fünftenmal zwiſchen der Hausthür und der Thüre eines Patienten hin- und hergeleitet, ihn dann immer wieder am Rockknopf gefaßt und herumgedreht, und jetzt blieb er ſtehen und zwang den andern, ein Gleiches zu thun.

„Ja — wie geſagt — die Geſchichte iſt mir im höchſten Grade fatal! Der Neuendorff iſt ein netter, anſtändiger Mann mit Vermögen — was doch wahrhaftig auch nicht zu verachten iſt, und die begehrteſte Partie in der Stadt. Da kommt mir mein dummes Mädel, die Thereſe, mit allerlei Geſchichten — ‚ja, er macht das nicht ſo und jenes nicht ſo — er iſt lächerlich, und er iſt dies und er iſt das‘ — und was der Quarkeleien mehr ſind, und iſt imſtande, den Mann abzuweiſen. Meine Frau ſingt dasſelbe Lied, und die Ella, die gerade im richtigen Romanalter iſt, hat alle Verrücktheiten von der Schweſter mit aufgeſchnappt und beſtärkt ſie in ihren Marotten. Aber ſie muß ihn doch am Ende nehmen — dafür bin ich der Vater und was ich will, geſchieht in meinem Hauſe!“

Der Doktor nickte und ſah zur Erde — er lächelte ein ganz klein wenig.

„Und ſo lange ſie mir nur mit ſolchen Lappalien von Gründen kamen,“ fuhr der Oberſt fort, „da konnte ich ſie noch halbwegs zur Vernunft bringen! Aber da fällt es vorgeſtern dem Landrat Soden ein, daß er auch um die Thereſe anhält, und den will ſie nun. Den will ich aber nicht, und das iſt doch die Hauptſache!“

„Natürlich, das iſt die Hauptſache!“ bekräftigte der Doktor ernſthaft. „Und was haſt du nun gemacht?“

„Ich habe ihm abgeſchrieben,“ ſagte der Oberſt, „kurz und bündig abgeſchrieben — und damit dachte ich Ruhe zu haben —“

„Und die haſt du nun nicht?“ fragte ſein Freund teilnehmend.

„Ach kein Gedanke!“ rief der Oberſt ärgerlich, „ich ſage dir, es iſt eine verwünſchte Geſchichte! Meine Damen ſind ſeitdem wie verwandelt, meine Frau ſchmollt, und die Mädchen gehen im Hauſe herum, wie ſieben Tage ſchlecht Wetter — die Kleine auch! Als wenn der Menſch ſie beide hätte heiraten wollen. Ja, es iſt ſchon ein Vergnügen!“

„Aber was haſt du denn eigentlich gegen die Partie einzuwenden?“ frug der Doktor.

„Erſtens, daß Thereſe den Neuendorff nehmen ſoll — und dann — die Familie paßt mir nicht!“ ſagte der Oberſt nachdrücklich, „d. h. eigentlich nur der Alte, der iſt mir zuwider! Du weißt, er ſpielt ſelbſt nicht Whiſt, aber er ſtellt ſich in der Reſſource regelmäßig hinter mich, wenn ich mein Partiechen mache, und gibt ſeine Weisheit dazu. Seit Jahren ärgere ich mich über den Kerl, und nun ſoll ich mir künſtlich eine Verwandtſchaft mit ihm aufhalſen — nein, ich danke!“

„Aber erlaube mir,“ ſagte der Doktor, und lachte, „du biſt ja ein greulicher Egoiſt! Weil du den Vater nicht leiden kannſt, ſoll deine Tochter den Sohn nicht heiraten — na, das nimm mir nicht übel, aber da ſtreikte ich an Stelle deiner Damen auch! Der Landrat iſt ja ein prächtiger, allerliebſter Menſch —“

„Fang du auch noch an,“ rief der Oberſt zornig, „nun bleibt es erſt recht dabei! Was — dazu ſoll man ſeine Töchter mühſam groß ziehen, damit man ſie dem Erſten, Beſten, der ins Haus fällt, mit einem ſchönen Kompliment auf den Weg gibt — fällt mir nicht ein! Das Kurze und Lange an der Sache iſt — wenn das Mädel den Albert Neuendorff nicht will, braucht ſie überhaupt noch nicht zu heiraten — ſie iſt eben achtzehn Jahre! Wenn ich mit achtzehn Jahren hätte heiraten wollen — ich war zweiunddreißig!“

„Ja, wenn ſie ſo lange warten ſoll,“ erwiderte der Doktor, und reichte ihm die Hand, „da haben wir ja noch vierzehn Jahre Zeit, uns die Sache zu überlegen. Bis dahin warten aber meine Patienten nicht — beſonders die Maſerkinder, die heute zum erſtenmal aufſtehen wollen — adieu — kommt Zeit, kommt Rat!“

Die beiden Freunde trennten ſich — der Doktor, in der durch jahrelange Kenntnis der Charaktere und Verhältniſſe gerechtfertigten Überzeugung, daß der Oberſt noch vierundzwanzig Stunden brummen und dann nachgeben werde, — der Oberſt ſeinerſeits tief davon durchdrungen, daß ſein Wille und Machtgebot unerſchütterlich feſt ſtände.

So trat er dann ins Haus, wo die Damen beim Nachmittagskaffee verſammelt waren. Die Poſt war angekommen und hatte einige Briefe und Annoncen gebracht, unter anderem ſchickte eine große Vogelhandlung aus Hamburg ihr Preisverzeichnis ein, was ſie ſeit zwölf Jahren regelmäßig that, weil die Oberſtin damals ein paar Sympathievögel da beſtellt, aber rechtzeitig wieder abbeſtellt hatte, dieſes Faktum machte ſie zur geſchätzten Kundin des Hauſes. — Thereſe, über deren Lebensglück der Vater ſo kategoriſch beſtimmt hatte, ſtudierte reſigniert die Liſte, während ihre Schweſter Ella, ein niedlicher Backfiſch von ſechzehn Jahren, ihr über die Schulter ſah.

„Ach, da iſt ein ſprechender Papagei angezeigt,“ rief Thereſe entzückt, „den möchte ich haben.“

„Warum nicht lieber einen dreſſierten Elefanten?“ fragte der Vater ärgerlich — er haßte alles unvernünftige Getier mit dem wohlberechtigten Haß eines Menſchen, den der Neufundländer eines guten Freundes einmal beinah in Stücke geriſſen hätte — „ſowie ihr von etwas leſt, wofür man unnötiges Geld ausgeben könnte, ſeid ihr alle Feuer und Flamme!“

Die Mutter räusperte ſich.

„Ich danke Gott, wenn Thereſe wieder ’mal einen Wunſch äußert,“ ſagte ſie mit einem ſprechenden Blick auf ihren Gatten, „ſie war ja förmlich apathiſch in den letzten Tagen — du bemerkteſt es wohl nicht, Eduard? — förmlich apathiſch!“

„Eben!“ ſekundierte Ella, während Thereſe tief aufſeufzte. Alle drei ſahen vorwurfsvoll auf den Vater.

Der Oberſt zuckte ärgerlich die Achſeln, während er doch einen beſorgten Blick auf die Tochter warf.

„Wenn du ihr nun einen Papagei kaufteſt,“ fuhr die Mutter fort, „was wäre das für ein Unglück! — Sie wird ja doch manches entbehren müſſen im Leben — weil du es nun einmal ſo beſchloſſen haſt!“

Thereſe trocknete ſich die Augen.

„Laßt mich mit dem Papagei zufrieden!“ rief der Oberſt zornig, „ich kaufe keinen Papagei — weiter fehlte nichts! — noch dazu einen ſprechenden! Ihr drei ſprecht mir gerade genug!“

Damit verließ er das Zimmer und ſchlug die Thüre hinter ſich zu. Nach wenig Minuten aber erſchien er wieder und ſetzte ſich an den Tiſch.

„Noch eine Taſſe Kaffee!“ befahl er kurz und barſch, und fügte im halben Tone hinzu: „was ſpricht er denn?“

Thereſe blickte auf — ein Schein von Heiterkeit erhellte ihr Geſicht. — „Ach unendlich viel — höre nur, Papa!“

„Lies mir's nicht etwa vor!“ wehrte der Oberſt ſchaudernd ab, „ich dachte zwei bis drei Worte!“

„Das wäre ja gar nichts!“ ſagte Thereſe wegwerfend, „wenigſtens hunderterlei ſagt er! „Lora, liebe Lora — Köpfchen krauen — komm her, du Schurke — wau wau — Schafskopf adieu, adieu — gleich gibſt du's her!“

„Still!“ rief der Vater empört, „ich habe genug! Der ſpricht ja gräßliche Sachen! Das ſchlag dir aus dem Sinn!“

Thereſe erhob die Augen gen Himmel. Die Mutter ſtand auf, ging um den Tiſch herum und ſtreichelte ſie ſanft: „Finde dich darein, Thereſe! Wir müſſen vieles bekämpfen im Leben — noch andere Wünſche!“ fügte ſie mit drohend erhobener Stimme hinzu.

„Ich werde es auch lernen,“ verſicherte Thereſe trübe, „mir wird ja doch alles verſagt!“

„Eben!“ intonierte Ella, die dieſes Schlagwort bei paſſender Gelegenheit ſehr dramatiſch einzuſchieben verſtand.

Der Vater rückte unruhig hin und her.

„Nun ſagt 'mal ganz unbefangen, Kinder!“ begann er nach einer Pauſe, „könnt ihr euch denn das ſo reizend denken, wenn einer euch den ganzen Tag vorſagt: „Du Schurke, gleich gibſt du's wieder?“

„— Gibſt du's her!“ korrigierte Thereſe bedeutſam.

„Oder her — meinetwegen — als ob es darauf ankäme!“ brauſte der Oberſt auf, „nach drei Tagen wäre es euch zum Ekel, und ihr würdet mich ebenſo quälen, daß ich euch erlaubte, dem Tiere den Hals umzudrehen, wie ihr mich jetzt quält, daß ich's kaufen ſoll. Was koſtet übrigens der Spaß?“

Die Damen ſahen ſich verlegen an.

„Na immer heraus damit — ich kaufe ihn doch nicht!“ ermutigte der Vater. „So ein Tier iſt entſetzlich teuer, das weiß ich ohne euch. Dreißig Mark — was?“

Thereſe, die im Hinblick auf ihr gebrochenes Herz beſonders viel wagen durfte, ſah trotzig in die Höhe.

„Hundertachtzig Mark!“ ſagte ſie kühn.

Der Vater fiel im Stuhle zurück.

„Hundertachtzig Mark!“ wiederholte er ironiſch, „mehr nicht? Nein, mein Kind, da muß ich denn doch bitten, daß du dich von einem Millionär adoptieren läßt — da haſt du dir einen zu armen Vater ausgeſucht!“

„Wenn du nun Söhne hätteſt,“ ſagte die Oberſtin ruhig, „und es machte einer hundertachtzig Mark Schulden, darüber verlörſt du kein Wort!“

„Weil ich keine Söhne habe, brauche ich noch keinen Papagei für hundertachtzig Mark zu kaufen!“ rief der Oberſt empört, „das iſt wieder einmal logiſch, Emilie!“

„Oder wenn Thereſe heiratete,“ fuhr die Mutter unerbittlich fort, „wozu allerdings, wie du ja am beſten weißt, keine Ausſicht iſt — denkſt du nicht, daß die Ausſtattung mehr koſten würde, wie hundertachtzig Mark?“

Der Vater ſchwieg und trommelte auf dem Tiſche.

„Ich will dir einen Vorſchlag machen,“ begann er dann unſicher.

Die ganze Familie ſpitzte die Ohren. Wenn der Oberſt anfing, zu kapitulieren, ſo war die Sache halb gewonnen.

„Wenn ich dies Jahr in der Lotterie gewinne,“ ſagte der Hausherr — „ich ſehe eben in der Zeitung, daß morgen die Gewinnliſte veröffentlicht wird — der Doktor hat mir ein Los beſorgt — alſo, wenn ich über hundertachtzig Mark gewinne, dann ſoll Thereſe den Papagei haben. Mehr könnt ihr nicht verlangen!“

„Ich ſchreibe, ſie ſollen ihn mir reſervieren,“ rief Thereſe enthuſiaſtiſch, und eilte aus dem Zimmer, von Ella gefolgt.

„Erſt muß ich doch gewonnen haben!“ brummte der Oberſt ihnen nach, und wandte ſich an ſeine Frau: „dann hört mir aber das Quälen wegen des Landrates auf, Emilie — eins oder das andere! Ich kaufe ihr einen Papagei, da braucht ſie nicht zu heiraten!“

Und er ging ärgerlich nach ſeinem Klub.

Obwohl ihn die Whiſtpartie dort gewöhnlich bis gegen Abend feſſelte, kam er heute ſchon nach einer halben Stunde wieder und trat ins Wohnzimmer.

„Wo ſoll er hängen?“ rief er unwirſch.

„Wer denn, lieber Eduard?“ frug ſeine Frau, deren Gedanken momentan mit anderen Dingen beſchäftigt waren.

„Wer denn? Dumme Frage! Der Papagei!“

„Ach ſo — nun hier im Eßzimmer!“

„Bei Tiſche auch?“ rief der Vater entſetzt, „da wird man ſein eigen Wort nicht verſtehen!“

„Nun, unſere Unterhaltungen in letzter Zeit waren ſo wenig erfreulich,“ bemerkte Emilie ſpitz, „daß ich immer noch lieber einen Papagei anhöre!“

„Jedenfalls müſſen die Thüren zu meiner Stube wieder eingehängt werden,“ beſtimmte der Oberſt, „ſonſt höre ich ihn da drinn. Das kann kein Menſch verlangen!“

„Wenn ich die Portieren wegnehmen ſoll, iſt das ganze Eßzimmer verdorben,“ klagte ſeine Frau, „bedenke, Eduard!“

„Ja, dann muß ich ein anderes Zimmer nehmen,“ ſagte Eduard düſter, „meine Geſundheit geht vor! Kann der Papagei nicht in der Hinterſtube ſein?“

„Unmöglich!“ rief Thereſe leidenſchaftlich, „das Tier muß Sonnenſeite haben — es iſt an ſüdliches Klima gewöhnt!“

„Morgen früh gehen wir in die Stadt und ſehen uns vorläufig Käfige an,“ jauchzte Ella.

„Käfige?“ frug der Vater mißtrauiſch, „das iſt wieder eine neue Ausgabe!“

„Wenn du über zweihundert Mark in der Lotterie gewinnſt, Eduard, wirſt du wohl dem armen Kinde einen Vogelkäfig ſchenken können,“ bemerkte Emilie bitter. „Für das Lebensglück ein Vogelkäfig! Hübſcher Tauſch — und da willſt du noch ein Wort verlieren!“

Der Vater ſchwieg beſchämt.

„Ich will dir etwas ſagen, Thereſe,“ begann er nach einer Weile von neuem, aber ohne die Seinigen anzuſehen, „nimm den Albert Neuendorff — der kauft dir ſo viel Papageien, wie du willſt und noch ein paar Affen dazu!“

Thereſe warf die Lippen auf.

„Lieber gar keinen Papagei, als von dem,“ ſagte ſie verächtlich. „Nein, Papa, verſchone mich mit Albert Neuendorff — ich will zehnmal lieber gar nicht heiraten — ich werde auch nicht heiraten, wenn ich doch den nicht bekommen ſoll, den ich will!“

Und damit brach ſie in Thränen aus.

„Siehſt du!“ begann die Mutter mit ebenfalls bebender Stimme, während der Oberſt vor dieſem Stichwort feige die Flucht ergriff.

Das Dienſtmädchen der Familie, welches wie alle Dienſtmädchen über die innerſten und geheimſten Vorgänge des Hauſes mindeſtens ſo genau orientiert war, wie die Hauptperſonen, wurde zur vorläufigen Erkundigung nach Vogelkäfigen in die Stadt geſchickt. Von da ging ſie noch auf ein Plauderſtündchen zur Neuendorffſchen Köchin, welche dann, wie es ſich gebührt, haarklein erfuhr, was bei Oberſts vorgegangen war und ſich Fräulein Thereſens Thränen und ihre Wünſche nach einem Papagei dramatiſch vortragen ließ.

Auf Umwegen gelangte das Gerücht in die Neuendorffſche Wohnſtube, und Albert Neuendorff, der eben vom Spaziergang heimkehrte, erfuhr von dem Jammer ſeiner Angebeteten und traf ſeine Vorkehrungen demgemäß, wie wir im Laufe unſerer wahren Geſchichte hören werden.

Der Oberſt ſaß am nächſten Tage etwas verſtimmt beim Frühſtück und las die Zeitung. Seine Angehörigen gingen ſo gänzlich in ihren Papageiengedanken auf, daß für kein anderes Intereſſe Raum zu bleiben ſchien, und nach dem altbekannten Grundſatz: „wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu“ — ſchien das Univerſum ſich mit auf Papageien bezüglichen Angelegenheiten, Inſeraten und Geſprächsſtoffen zu füllen, die man bisher nur in unbegreiflicher Weiſe überſehen hatte.

Eben ſtritten die Schweſtern eifrig um den wichtigen Punkt, ob Papageien Kaffee oder Thee tränken, als der Vater von der Zeitung aufſah: „Hat der Doktor noch keinen Beſcheid ſagen laſſen?“ —

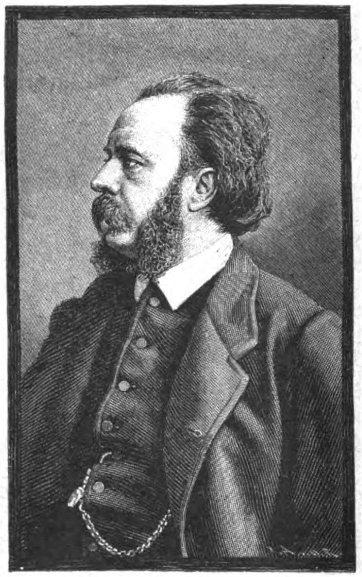
„Was ſoll er denn?“ fragte ſeine Frau.

(Schluß auf S. 590.)

Guſtav Richter.

Von Adolf Roſenberg.

Wer da glaubt, daß der giftige Mehltau des Materialismus unſer Volk bereits bis an das Lebensmark angegriffen hat, der konnte in den erſten Tagen des April eine tröſtliche Widerlegung erleben. Wenige Tage vor Geibel, deſſen Tod eine ſo tiefe und warm empfundene Teilnahme in allen, noch wirklich deutſch fühlenden Herzen hervorgerufen hat, am 3. April, ſtarb ein dem Sänger der Frauen und des Frühlings geiſtig verwandter Meiſter auf anderem Gebiete, Guſtav Richter, und in dem engeren Kreiſe ſeiner zahlreichen Freunde in Berlin hat dieſe Trauerbotſchaft eine nicht minder ſchmerzliche Bewegung erregt, als diejenige war, die bald darauf ganz Deutſchland bei der Kunde aus Lübeck ergreifen ſollte. Wie Emanuel Geibel war auch Guſtav Richter ein echter Poet, ein begeiſterter Prophet idealer Schönheit, welcher ſich niemals in die Bande des gemeinen Realismus hat ſchlagen laſſen und der uns in den letzten Jahren als ein Romantiker erſchienen iſt, wo es bereits wieder als ein Verdienſt betrachtet werden muß, Romantiker zu ſein.

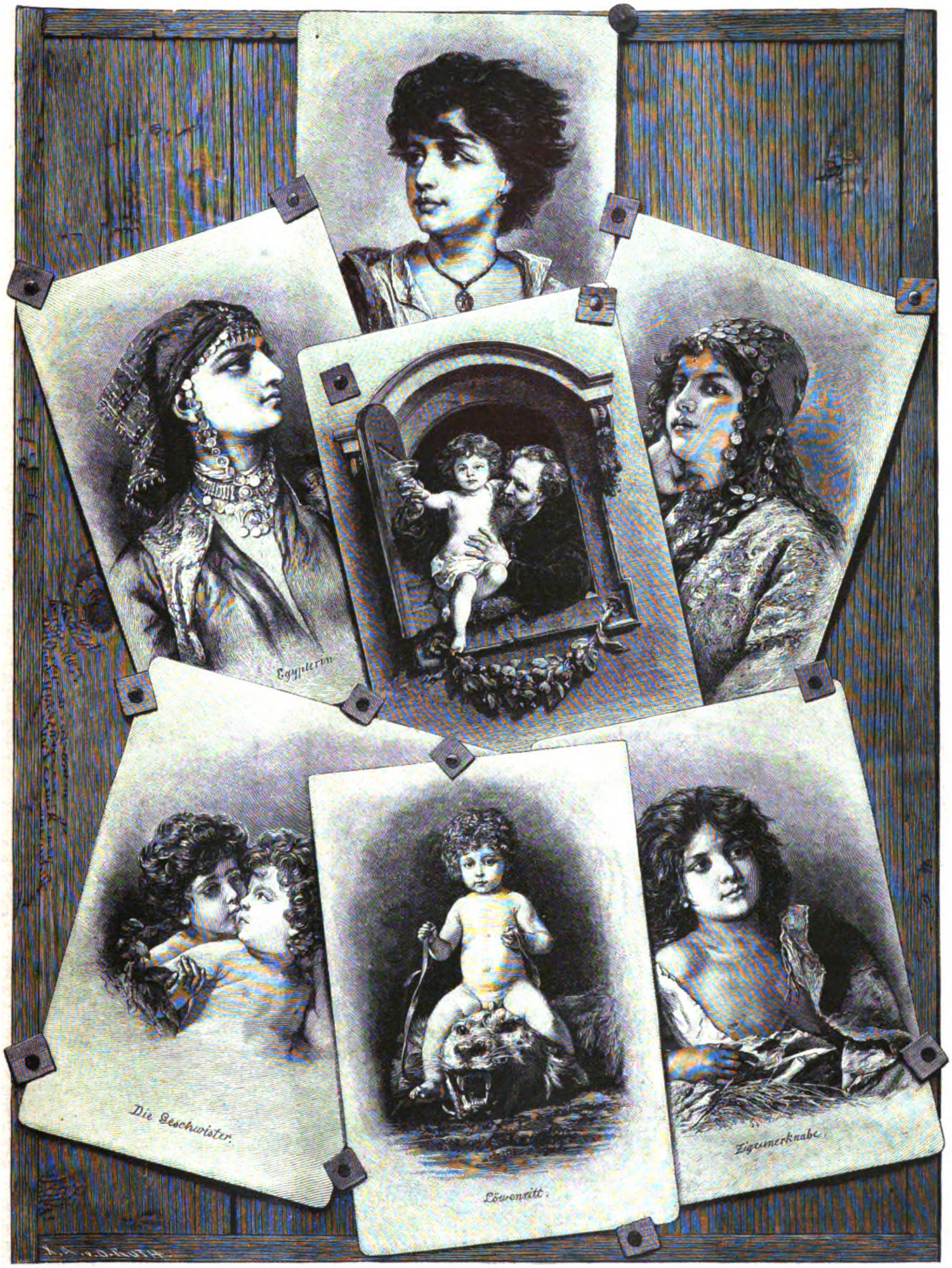


Guſtav Richter † 3. April 1884.

Ohne dieſe Grundlage ſeiner ſchöpferiſchen Kraft würde ſich ein Bildnismaler — und ein ſolcher war Guſtav Richter doch in erſter Linie — niemals eine ſo weitreichende Popularität in Nord und Süd erworben haben. Er wußte ſtets den Gehalt einer Seele an Idealität in eine maleriſche Ausdrucksform zu bringen, und darin lag das Geheimnis des unwiderſtehlichen Zaubers, welchen eine jede ſeiner Schöpfungen dreißig Jahre hindurch mit unverminderter Friſche ausgeübt hat. Gleichwohl hat das Porträt immer nur einen beſchränkten Wirkungskreis, wenn ſein Gegenſtand nicht eine bevorzugte Stellung einnimmt oder den Reiz einer berühmten oder feſſelnden Perſönlichkeit mit ſich bringt. War es auch Guſtav Richter vergönnt geweſen, in dem letzten Jahrzehent ſeiner Thätigkeit zweimal das Bildnis Sr. Majeſtät des Kaiſers — einmal in Küraſſieruniform für das Kaſino der chriſtlichen Kaufleute in Breslau, das anderemal als Bruſtbild im Interimsrock — und das Porträt Ihrer Majeſtät der Kaiſerin zu malen, ſo verdankt er ſeine Volkstümlichkeit doch nicht dieſen Bildniſſen, da ſich ihm hier noch andere Künſtler ebenbürtig zur Seite ſtellen, ſondern ſeinen poetiſch aufgefaßten Volkstypen aus dem Süden, den gemütvollen Darſtellungen, welche aus ſeinem eigenen glücklichen Familienleben geſchöpft ſind und uns das Bild einer idealen Häuslichkeit vor Augen führen, und vor allem jenem Bildniſſe der Königin Luiſe, welches ſo recht aus dem Herzen des deutſchen Volkes heraus empfunden iſt. Was außerdem noch Richters Popularität befeſtigte, war der heitere, ruhige, harmoniſch abgeklärte Ausdruck ſeiner Gebilde und die ſcheinbare Müheloſigkeit und Leichtigkeit ſeines Schaffens, welche niemals den Gedanken an den peinlichen Prozeß der Arbeit aufkommen ließen. Auch dieſe tadelloſe Vollendung, dieſer wohlthuende Fluß der Form macht ihn zu einem Geiſtesverwandten Geibels, der das Werkzeug der Sprache mit einer Meiſterſchaft behandelte, welche keine Hinderniſſe des ſpröden Materials kennt.

Guſtav Richter wurde am 3. Auguſt 1823 als der Sohn eines Zimmermeiſters in Berlin geboren. Er durfte ſeiner Neigung folgen und ſeine Kunſtſtudien auf der Berliner Akademie beginnen, wo er namentlich den Unterricht von Eduard Holbein genoß. Seiner eminenten koloriſtiſchen Begabung, die ſich ſchon frühzeitig äußerte, genügte aber bei weitem nicht, was er in Berlin erlernen konnte, und er begab ſich daher ſchon 1844 nach Paris zu Leon Cogniet, welcher damals für den beſten Koloriſten der franzöſiſchen Schule und für den hervorragendſten Lehrer galt. Nach dreijährigem Aufenthalt in Paris ging er nach Italien, wo er beſonders in Rom verweilte. Richter war kein frühreifes Genie, welches durch imponierende Leiſtungen ſchon in jungen Jahren überraſcht, ſondern er machte nur langſam ſeinen Weg. Von Rom ſchickte er einige Aquarelle mit Figuren aus dem Volke in die Heimat, an welchen man freilich bereits die Tiefe und die Leuchtkraft der Farbe bewunderte. Aber glänzend waren dieſe Arbeiten keineswegs. Als er 1849 heimkehrte, hatte er das Glück, Beſchäftigung an den Wandmalereien im Neuen Muſeum zu finden, welche damals das geſamte künſtleriſche Intereſſe Berlins und zahlreiche Kräfte in Anſpruch nahmen. Wenn er auch ſeine drei Gemälde im Saale der nordiſchen Altertümer, Baldur, die Walküren und Walhalla, nach fremden Entwürfen ausführen mußte, ſo legte er doch in der koloriſtiſchen Durchführung bereits deutliche Proben eines überlegenen Könnens an den Tag, und als im Jahre 1852 ſein erſtes hervorragendes Staffeleibild, das Porträt ſeiner Schweſter, auf der Kunſtausſtellung erſchien, wurde allgemein anerkannt, daß eine ſo glänzende koloriſtiſche Leiſtung, getragen von geiſtvoll-poetiſcher Auffaſſung, bis dahin noch nicht ihresgleichen in Berlin gehabt hatte. Erſt jetzt wuchſen dem gereiften Künſtler ſeine Schwingen. Ein Transparentgemälde, die Auferweckung von Jairi Töchterlein, welches er für die Weihnachtsausſtellung des Künſtlervereins geſchaffen hatte, fand in dem Grade den Beifall König Friedrich Wilhelms IV, daß er dem jungen Maler den Auftrag erteilte, eine gleiche Kompoſition als Ölgemälde auszuführen. Als dieſelbe 1856 vollendet war, fanden ſich wiederum die Anhänger verſchiedener Kunſtrichtungen in einmütiger Bewunderung zuſammen. Die edle, menſchlich-ſchöne Geſtalt des das Auferſtehungswort ſprechenden Erlöſers war von dem Lichte ſeiner göttlichen Miſſion umfloſſen und verklärt. Wenngleich er mit den übrigen Figuren dieſelbe Erſcheinungsform teilte, ſo ragte der Heiland der Welt doch durch die gebietende Majeſtät und zugleich durch die harmoniſche, von keiner Leidenſchaft geſtörte Milde und Klarheit ſeines Weſens weit über ſeine Umgebung hinaus. Auf der lieblichen Maid, die er dem Leben zurückgibt, ruhte der volle Zauber, der keuſche Hauch erſter Jungfräulichkeit. Die Künſtler ehrten ihren Genoſſen für dieſe ſchöpferiſche That dadurch, daß ſie ihm ein Feſt gaben. Noch einmal führte Richter ein Transparent für die Weihnachtsausſtellung aus, Moſes mit den Geſetzestafeln. Dann nahm ihn aber ein großes, ihm 1859 vom König von Bayern für das Maximilianeum in München übertragenes Gemälde, den Bau der ägyptiſchen Pyramiden darſtellend, und ſpäter die Bildnismalerei derartig in Anſpruch, daß er nicht mehr zur Ausführung größerer Kompoſitionen gelangte. Erſt in den letzten Jahren beſchäftigte ihn wieder ein religiöſer Stoff: Chriſtus läßt die Kindlein zu ſich kommen. In kleinem Maßſtabe ausgeführt, hing dieſes Bild über ſeinem Sarge, ſo daß die edle Geſtalt des Erlöſers am Beginn und am Ende ſeiner künſtleriſchen Laufbahn ſtand.

Am meiſten fühlte er ſich doch zu liebevoller Ausführung von Einzelfiguren, ſei es von Bildniſſen, ſei es von Geſtalten aus dem Volke hingezogen. Eine Reiſe, welche er 1861 nach Ägypten unternahm, um Studien zu dem großen Pyramidenbilde zu machen, und eine zweite Reiſe, die ihn 1873 nach der Krim führte, wo er am ruſſiſchen Hofe mehrere Bildniſſe von Mitgliedern der Kaiſerfamilie malte, erweiterten ſeinen Geſichtskreis nach dieſer Richtung. Da man von ſeiner Thätigkeit nur durch das Auge eine Anſchauung gewinnen kann, haben wir eine


Egypterin
Die Geschwister.
Löwenritt.
Zigeunerknabe.

Beiſpiele von Guſtav Richters Bildern: Junger Neapolitaner, Egypterin, Vaterfreude (Richter und ſein Sohn), Odaliske, Die Geſchwiſter, Löwenritt, Zigeunerknabe.

Unter freier Benutzung von Photographien aus dem Verlage der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

Anzahl ſeiner Bilder zu einem Tableau zuſammengeſtellt. Auf dieſem Tableau, welches — mit Ausnahme des Idealbildes der Königin Luiſe — die populärſten ſeiner Schöpfungen zu einem Kranze auserleſener Blüten vereinigt, ſehen wir einige Früchte dieſer Reiſen, die Ägypterin, die Odaliske, den neapolitaniſchen Fiſcherknaben und den Zigeunerbuben. Die idealiſierende Kraft des Meiſters wußte ſelbſt aus dieſen Volkstypen den poetiſchen Inhalt herauszuziehen, ohne daß der Raſſencharakter unter ſeiner vornehmen Auffaſſung verloren ging.

Aber noch eine andere, gemütvollere Seite ſeiner Kunſt ruft unſer Tableau in die Erinnerung zurück. Erſt im reifen Alter, im zweiundvierzigſten Lebensjahre, ward Guſtav Richter das Glück zu teil, in Kornelie Meyerbeer, der jüngſten Tochter des berühmten Komponiſten, eine Gattin zu finden, welche ſeinem Streben mit liebevoller Teilnahme, mit warmer Begeiſterung entgegenkam. Die Söhne, welche ihm ſeine Gattin ſchenkte, die Häuslichkeit, welche ſie ihm mit liebender Hand zu bereiten wußte, bildeten die Wonne und in den ſchweren Stunden der peinigenden Krankheit den Troſt ſeines Lebens. Er wurde nicht müde, der Mutter zur Überraſchung und ſich zur Freude die herzigen Knaben in verſchiedenen Situationen zu malen und dabei den beſten Theil ſeiner Kunſt an dieſe liebenswürdigen mit vollſter Hingabe ausgeführten Schöpfungen zu wenden. So entſtanden das köſtliche Bild der Vaterfreude, auch unter dem Namen Evviva! bekannt, zu welchem die Mutter mit dem jüngſten Kinde das liebliche Seitenſtück bildet, die Geſchwiſter und der Löwenritt, wo der Knabe auf dem als Zimmerteppich dienenden Felle des grimmen Tieres reitet.

Wenn wir noch die Porträts des Fürſten von Pleß und des früheren amerikaniſchen Geſandten Bancroft, der Fürſtin von Carolath und der Gräfin Karolyi nennen, ſo haben wir wenigſtens die glänzendſten Werke des Meiſters erwähnt. Dieſelben fallen faſt ſämtlich — auch das ägyptiſche Bild wurde erſt 1872 vollendet — in die letzten fünfzehn Jahre ſeiner Thätigkeit, welche vielfach durch ein ſchweres, immer heftiger auftretendes Gichtleiden getrübt wurden. Sein ſtarker Geiſt und ſeine heroiſche Geduld wußten aber ſtets die Angriffe zu überwinden, bis der geſchwächte Körper endlich dem letzten erlag. Niemand vermochte jenen Meiſterwerken des Kolorits, welche wie hingehaucht erſchienen, anzuſehen, daß ihr Schöpfer bei ihrer Ausführung oft von den heftigſten Schmerzen heimgeſucht wurde und daß er nur mit Mühe den Pinſel zu halten vermochte, der gleichwohl den zarteſten poetiſchen Eingebungen ſeiner Phantaſie folgte und dieſelben mit einer wunderbaren Leichtigkeit und Feinheit verkörperte.

Brockenreiſende.

Es iſt nicht allgemein bekannt, daß unſer Kaiſer, damals noch Prinz Wilhelm von Preußen, am 19. Juni 1821 den Brocken beſucht und ſeinen Namen in das Fremdenbuch daſelbſt eingetragen hat. Auch Kronprinz Friedrich Wilhelm war im Jahre 1847 dort oben, und von den übrigen Hohenzollernprinzen hat es wohl keiner verſäumt den höchſten Berg Norddeutſchlands zu „erſteigen,“ wiewohl anzunehmen iſt, daß ſie ſämtlich die ſchöne bequeme Straße hinaufgefahren ſind. Daß die Straßen zum Gipfel in einem guten Zuſtande ſind, wiſſen die 20000, die jetzt alljährlich den Brocken beſuchen, wird auch zu Genüge beſtätigt durch die Exerzitien, welche 1835 eine preußiſche und 1840 eine braunſchweigiſche Batterie auf dem Brockengipfel machten.

Es iſt aber nicht immer ſo leicht geweſen, dort hinauf zu gelangen und noch vor dreihundert Jahren hielt Grauſen und Furcht die Menſchen ab auf die Höhe des „Blocksberges“ zu wandern, wo der Teufel mit den Hexen ſeinen Spuk trieb. Jäger und Holzfäller mögen die erſten geweſen ſein, die gelegentlich die allzeit kahle Spitze des Berges erreichten; wir wiſſen wenigſtens aus einer Schilderung des XVII. Jahrhunderts, daß „auf dem Berge oben gantz keine Bäume waren, ſondern alles mit langem Graß, Kräutern und Wurzeln bewachſen, alles ſumpficht, moraſtig und voll Mooß.“ Der erſte, der uns mit dem Brockenſtrauß am Hute begegnet — dem heutigen Zeichen der Beſteigung — iſt ein Nordhauſener Arzt und Botaniker, Johann Thalius, der etwa 1580 oben war und die auf dem Gipfel wachſenden Alpenpflanzen geſchildert hat. Zehn Jahre ſpäter ließ der Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig den erſten rohen Brockenweg anlegen, weil er ſeiner jungen Gemahlin vom Gipfel aus ſeine Lande zeigen wollte. Dann mehrten ſich die Beſucher — aber es galt noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges für ein Wagnis, den Brocken erſtiegen zu haben, und Quedlinburger Gymnaſiaſten, die zu jener Zeit mit „ellenlangen Würſten“ bewaffnet hinaufwallfahrteten, berichteten ſogar von Löwen, die dort oben hauſen ſollten.

Iſt es heute auch nicht immer ein Vergnügen den Brocken zu beſteigen und bekommen die wenigſten Reiſenden den „zweihundertſten Teil von Europa“ von dort oben zu ſehen, ſo war ſchon 1663 bei dem Magdeburger Arzte Scheffer Mißvergnügen und Enttäuſchung über das, was dort oben zu finden. „Weil ich,“ ſchreibt er, „durch Gottes Beiſtand, die zwei großen berühmten Berge Deutſchlands beſtiegen, als dieſen und den Fichtelberg, auf ſolchen aber nichts gefunden, viel Ungemachs aber dabei erdulden müſſe, als werde ich ſolche nicht weiter beſteigen.“ Durch ſolche Klagen ließ ſich aber Peter der Große nicht abhalten, 1697 den Brocken zu erklimmen, und ſeit jener Zeit iſt noch manches gekrönte Haupt dort oben geweſen, auch Friedrich Wilhelm III und Friedrich Wilhelm IV. In G. Heyſes „Geſchichte der Brockenreiſen“ ſind ſie alle verzeichnet.

Die Straßen auf den Berg wurden allmählich angelegt und im Jahre 1736 ließ Graf Chriſtian Ernſt von Stolberg-Wernigerode, als Beſitzer des Brockens, das erſte Häuschen dort oben erbauen; das größere (1859 abgebrannte) Wirtshaus entſtand i. J. 1800 und ſtatt deſſen ſteht ein gutes Hotel dort oben. Das an manchen netten Sprüchen und launigen Einfällen reiche, an faden Eintragungen aber noch reichere Fremdenbuch des Brockens begann im Jahre 1753, nachdem lange Zeit die Beſucher ihre Namen auf die Granitfelſen des Gipfels eingraviert hatten. Einer der erſten, welcher einen Vers in das Buch einſchrieb, war Viktor Friedrich von Anhalt-Bernburg, der auf der nahen Heinrichshöhe zum zweitenmale 1756 übernachtete, nachdem er ſchon 1720 dort oben geweſen:

> Ich bin zufrieden mit dem Stroh,
> Im Jahre zwanzig war's ein Stein;
> Wenn ich den Brocken wieder ſeh',
> Wird er vielleicht kommoder ſein.

Unter all' den vielen Ergüſſen, dem Lob und Tadel, hat aber wohl dem netteſten Spruch 1786 der Berliner Paſtor Herbſt eingetragen, der am 22. Juli auf dem Gipfel angelangt dort Schnee vorfand. Er ſchrieb daher:

> Im Sommer kam der Herbſt, daß er den Brocken ſähe,
> Fand Frühling in dem Thal und Winter auf der Höhe.

Im erſten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts beſuchten durchſchnittlich tauſend Menſchen im Jahre den Brocken, in den zwanziger Jahren waren es ſchon zweitauſend jährlich und jetzt, wo von Ilſenburg aus die Beſteigung als eine höchſt bequeme Tagespartie ausgeführt wird, ſieht der Brocken alljährlich zwanzigtauſend Gäſte.

Der Tower von London.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

II.

So ſtarb 1541 auf Towergreen die Gräfin Salisbury einen furchtbaren, doch unſchuldigen Tod: Heinrich konnte ihr das gefährliche Blut der Plantagenets nicht verzeihen; faſt um dieſelbe Zeit büßten an derſelben Stelle und durch den gleichen Tod zwei Königinnen die Schuld ihres Lebens, Anna Boleyn und Katharine Howard, denen der eiferſüchtige König ihr leichtes Blut nicht vergeben konnte. Anna war 1533, an einem herrlichen Maitage, in glänzendem Feſtzuge von Greenwich heraufkommend und von mehr als fünfzig Booten begleitet, über die Königstreppe von Heinrich als ſeine Königin in den Tower eingeholt worden. Als der ſtarke König, „in Gold und Scharlach gekleidet,“ ſie an der letzten Königsſtufe empfängt und das zarte, ſchöne Weib auf ſeinen Armen in die Königszimmer der Burg mehr trägt als führt, da klingen von der City her die Kirchenglocken in den Feſtjubel des Volkes, denn die Morgenröte einer neuen Zeit iſt mit der jungen Königin unter den goldenen Lichtern des Maitages aufgegangen: durch ſeine Vereinigung mit Anna hat Heinrich ſeine Trennung von dem katholiſchen Biſchof in Rom endgültig vollzogen.

Dann war nur drei Jahre ſpäter ein gleich wonniger Maimorgen gekommen, und doch ein anderer. Wiederum kam dieſelbe Anna den Fluß herauf — und doch nicht mehr dieſelbe. Kein glänzendes Feſtſchiff mehr, im einſamen Boote unter finſteren, ſchwarzen Männern ſitzt ſie; das holdſelige Lächeln, das einſt den König beglückt, fehlt, Thränen ſtehlen ſich aus ihren ſchönen, verweinten Augen, denn das Boot legt nicht an der Königstreppe an, ſondern biegt zum Verräterthore ein. Annas Faſſung iſt dahin. Als ſie auf die kalten und naſſen Stufen tritt, verläßt ſie ihre Kraft, ſie ſinkt in die Kniee zuſammen, und die Hände zum Himmel erhoben, beteuert ſie, daß ſie unſchuldig ſei, daß ſie jetzt und immer des Königs treues Eheweib geweſen. Der König, der ſich auf jenem glänzenden Turnier in Greenwich (1. Mai 1536) plötzlich von ihrer Seite weggewendet hatte, ließ ihr im Weißen Turme den Prozeß machen, und Annas eigner Onkel, der Herzog von Norfolk, mußte ihr das Todesurteil wegen Untreue gegen ihren Gemahl ſprechen. „O mein Gott, o mein Schöpfer, der du die Wahrheit biſt, du weißt es, dieſen Tod habe ich nicht verdient,“ rief ſie aus, als man es ihr verkündete. Schon am folgenden Tage ſchien ſie die innere Qual der Seele überwunden zu haben. Augenzeugen ihres letzten Ganges verſichern, daß ſie mit Faſſung und erhobenen Hauptes das Schafott auf Towergreen beſtiegen habe.

Nicht viel ſpäter folgte ihr die laſterhafte Katharine Howard, Heinrichs fünfte Gemahlin, auf Towergreen im gleichen Tode nach. Die ſchweren Schulden ihres früheren Lebens, ehe ſie Heinrichs Gemahlin geworden, hatte ſie in ihren letzten Augenblicken eingeſtanden; „aber beim Heil meiner Seele, ich bin unſchuldig jenes ſchändlichen Aktes, um deswillen ich hier ſterben muß,“ mit dieſen Worten legte ſie ihr Haupt auf den Block.

Ihr folgt, in jeder Beziehung ihr edles Gegenbild, als dritte Königin die unſchuldige Jane Grey, die zwölf Jahre ſpäter die Schuld ihres herrſchſüchtigen Schwiegervaters und die Untreue ihrer Räte auf dem Schafott büßen mußte. Als Eduard VI geſtorben, war ſie vom Herzoge von Northumberland in den politiſchen Vordergrund geſchoben worden; der verſtorbene König ſollte die Thronfolge zu ihren Gunſten geregelt haben, und damit eröffnete ſich den Dudleys eine glänzende Zukunft, Jane die Königin Englands, und Guilford Dudley, Northumberlands Sohn, der ihr als Gatte aufgezwungen war, König! Das ſchöne und unſchuldige Mädchen wollte von all dieſen Umtrieben nichts wiſſen; ſie fiel in Ohnmacht, als Arundel und Pembroke, ihr als Königin huldigend, ihre Hand küßten. „Ich habe niemals davon geträumt,“ ſagte die kleine Königin den Lords, „daß dieſer Glanz mir zufallen werde. Hat mich aber Gott zur Regierung berufen, ſo verleihe er mir Gnade, zu ſeiner Ehre und meines Volkes Beſten zu regieren.“ Nur neun Tage dauerte der Glanz des lieblichen Kindes; man kann nicht einmal ſagen, das Glück; denn mit Zank und Streit hatte gleich der erſte Tag der Königszeit geendet. Dann folgt eine böſe Nachricht der andern; Prinzeſſin Maria hat ſich vor Northumberlands Reitern gerettet und in Waveney zur Königin ausrufen laſſen; trotz Ridleys gewaltiger Predigt am St. Paulskreuze und John Knox' Prophezeiungen gegen das katholiſche „Weib in Scharlach“ iſt viel Volks ihr zugelaufen, und am neunten Tage ſchon fordern ihre Soldaten an der Towerpforte donnernd Einlaß. Drinnen ſitzt die kleine Königin, von ihren verräteriſchen Räten verlaſſen, einſam im Turmzimmer auf einem prächtigen Seſſel in Gedanken verloren. „Komm herunter, mein Kind,“ mit dieſen Worten trat ihr Vater, der alte Graf Grey zu ihr, als unten die Kolben und Hellebarden Marias an die Thore donnerten, „das iſt kein Platz für dich.“ — Nun begann ein großes Morden auf Towergreen und Towerhill, in dem Maria das engliſche Blut nach ſpaniſchem Maße fließen ließ. Aber auch Johannas Heldentum begann. Vielleicht hat ſich das ſchöne Schriftwort: „Wenn du mich demütigſt, machſt du mich groß“ an keinem Menſchen mit ſo ergreifender Wahrheit erfüllt, als an dieſem edlen und unſchuldigen Mädchen. Northumberland und viele andere Grafen und Barone verleugneten im letzten Augenblick und ſuchten ihr Leben durch die Anerkennung der geweihten Hoſtie zu retten. — Johanna allein blieb ſtark und ſah mit Beſchämung und Verachtung die Männer, die in mehr als zwanzig Schlachten ihr Leben eingeſetzt, von ihrem Fenſter aus über den Raſen in die kleine Kirche zur Meſſe ſchreiten. Die Beläſtigungen der katholiſchen Beichtväter, die ihr Maria ins Zimmer ſandte, ertrug ſie mit Gleichmut; den gefährlichſten unter ihnen, Feckenham, brachte ſie mit dem griechiſchen Teſtamente in der Hand bald zum Schweigen. Ihr feſter Mut und ihre Schlagfertigkeit verließ ſie bis zuletzt nicht: als nach einem langen Disput über die römiſche Lehre Feckenham mit der Drohung ſchloß: „Madam, das war mein letztes Wort; wir werden einander nun nicht wieder ſehen,“ ſoll ſie erwidert haben: „Gewiß nicht, wenn Ihr nicht Euer Herz wendet.“

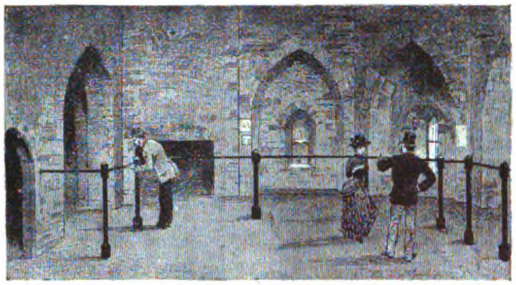
Am Montag, den 12. Februar 1554, ſollte ſie ſterben. Sie ſah eine Stunde vor ihrem Tode ihren Gatten Guilford Dudley aus dem Beauchampturme heraustreten, winkte ihm ihren Scheidegruß zu und mußte aus ihrem Fenſter nach einer Weile Guilfords kopfloſen Leichnam auf einem Karren vorüberfahren ſehen — aber ſie blieb ſtark. Ihr feſter, klarer Glaube hatte die Welt überwunden. Als ſie das Schafott beſtiegen, wandte ſie ſich an die Umſtehenden: „Ihr lieben Leute, ich bitte euch, ſeid Zeugen, daß ich als gute Chriſtin ſterbe und durch nichts anderes ſelig zu werden hoffe als durch das Blut meines Erlöſers Jeſu Chriſti.“ Nachdem ſie dann den 51. Pſalm mit halblauter Stimme durchgebetet, bat der Henker ſie knieend um Verzeihung. „Ich vergebe dir gern,“ ſagte ſie, „nur mach's kurz mit mir.“ Der Henker erhob das Beil mit beiden Händen, und noch hatte ſie das Gebet: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt,“ nicht beendet, da fiel ihr edles und ſchönes Haupt.

Marias Rachedurſt war indeſſen mit dem Blute dieſes unſchuldigen Opfers nicht geſtillt. Der finſtere Renard ſtand als Ratgeber neben ihr und ermutigte ſie zu neuen Proſkriptionen. Ridley, Latimer, Cranmer, Sir Thomas Wyat und andere „Männer von Kent“ mußten in die Towerkerker und aus ihnen auf das Schafott. — Endlich wandte die blutige Königin ihre ſchlimme Aufmerkſamkeit ihrer verdächtigten Schweſter, der damals in aller Jugendſchönheit prangenden Prinzeſſin Eliſabeth zu. Des Nachts holten Marias Häſcher ſie aus dem Bette, und am Palmſonntag 1554, als die Londoner eben in die Kirche gegangen waren, fuhr das königliche Boot von Whitehall die Themſe hinab, an der Königstreppe vorbei und bog zum Verräterthore ein. Da erbleichte Eliſabeth; ſie weigerte ſich, die Schandtreppe zu betreten: das war die erſte Stufe zum Schafott. Aber nur einen Augenblick dauerte der Kampf. Sie ſetzte ihren Fuß auf die unterſte Stufe, und erhobenen Hauptes ſprach ſie, erfüllt von einem Geiſte, der durch ſeinen Stolz ihr ſanftes Ausſehen Lügen ſtrafte: „Hier landet als Gefangene eine Unterthanin, wie dieſer Ort ſie treuer nie geſehen hat. Vor dir, mein Gott, ſpreche ich dies aus, denn ich habe keine Freunde außer dich.“

Auch ihre unglückliche Mutter, Anna Boleyn, war vor achtzehn Jahren an dieſer Treppe gelandet; ſie war auf den kalten Stufen zuſammengeſunken und hatte unter Thränen Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld angerufen. An der verſchiedenen Stellung, bemerkt Dixon mit Recht, erkennt man leicht ihren verſchiedenen Charakter. Jede rief den Himmel als Zeugen an, daß ſie frei von Schuld; Eliſabeth aufrecht ſtehend und herausfordernd, Anna flehend und auf den Knieen.

Schließlich waren Marias und Renards blutige Gewaltthaten doch umſonſt: ſie entfremdeten das Herz des Volkes einer Religion, die lediglich durch das Beil und den Scheiterhaufen zu herrſchen ſchien. Als Eliſabeth im November 1558 in feſtlichem Zuge den Tower verließ, war der Sieg des Evangeliums entſchieden; und gewiß iſt es einer der ſchönſten Züge im Charakter der guten Königin Beß, daß ſie während der zwölf erſten Regierungsjahre kein politiſches Verbrechen mit dem Tode beſtrafte. Nach mancher Enttäuſchung und bitteren Lebenserfahrung freilich hat ſie ſpäter Todesurteile vollziehen laſſen; auch das iſt charakteriſtiſch, daß das erſte einen Mann traf, der ihrem Herzen lange teuer geweſen, ihren hochbegabten Günſtling Robert Devereux, Graf Eſſex, der dem nordweſtlichen Turme des Tower ſeinen Namen gegeben.

Nach ihr haben despotiſche Könige und das königsfeindliche Parlament, der eine wie das andere unterſchiedslos, ihre Gefangenen in die Towertürme und auf das Towerſchafott geſchickt. Die Namen eines Sir Walter Raleigh (enthauptet 1618), Lord Bacon (enthauptet 1621), des Grafen Stafford (enthauptet 1641), des großen Erzbiſchofs Laud (enthauptet 1642), des General Monk, des Marquis von Worceſter, des Grafen Lauderdale, des guten Lord Ruſſel, des Herzogs von Monmouth und



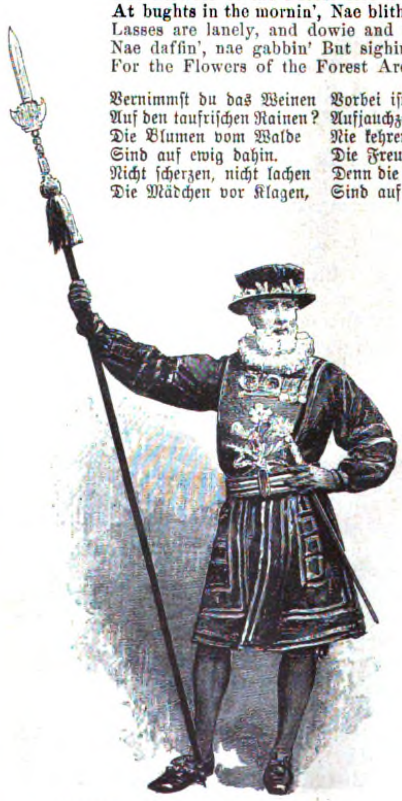
Gefängniszellen im Beauchamptower.

endlich der legitimiſtiſchen Grafen Derwentwater, Kenmore, Kilmarnock, Balmerino und des Lord Lovat ragen unter ihnen hervor.

Der achtzigjährige Lovat beſchloß 1747, nachdem er als Führer eines Hochlandsklan die Sache des „Prinzen Charlie“ mit der Zähigkeit eines Schotten verteidigt, den blutigen Reigen des Totentanzes auf Towerhill. Ganz Schottland trauerte, als die „hannoverſchen“ Reiter Georgs II den Patrioten in ſeinem Verſtecke aufgehoben hatten. Als er auf dem Schafotte mit den Worten: Dulce et decorum est pro patria mori geſtorben, ging ein großes Klagen durch die Hochlande: die Liebe eines dankbaren Volkes pflanzte die zarte Blume des Volkslieds auf den Gräbern der nationalen Helden, der „Blumen vom Walde“ auf. Süße und rührende Weiſen trugen neue und alte Lieder in Hütte und Werkſtatt, auf Loch und Glen. Aus dem Herzen und Schmerzen des trauernden Schottland in neuer wehmütiger Melodie herausgeboren, erklang jenes ſchöne Lied von den Blumen des Waldes wieder, die einſt auf Flodden Field gefallen waren:

Now there's a moanin' On ilka green loanin'
The Flowers of the Forest Are a' wede away.
At bughts in the mornin', Nae blithe lads are scornin'
Lasses are lanely, and dowie and wae.
Nae daffin', nae gabbin' But sighin' and sabbin',
For the Flowers of the Forest Are a' wede away.

Vernimmſt du das Weinen
Auf den taufriſchen Rainen?
Die Blumen vom Walde
Sind auf ewig dahin.
Nicht ſcherzen, nicht lachen
Die Mädchen vor Klagen,
Vorbei iſt der Knaben
Aufjauchzende Luſt.
Nie kehren die Lieder,
Die Freude mir wieder,
Denn die Blumen vom Walde
Sind auf ewig dahin.



Ein Beefeater (Fleiſcheſſer) oder Towerwächter.

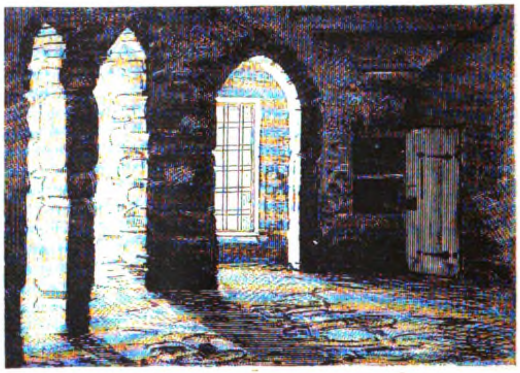
Und horch! — auch heute ſtehen wir noch unter dem Zauber dieſer alten Erinnerungen; während wir von unſerem Turme den Blick auf den ſonnenbeglänzten Strom, auf dem ſtolze Dampfer dahingleiten, wenden, klingt von dem Schloßhofe, aus der „Band“ der Schloßwache in ſchmetternden Tönen die letzte herauf:

Prince Charlie is my darling, my darling etc.

auf deutſch:

Mein Herz gehört Prinz Charlie, Prinz Charlie,
Dem jungen Kavalier.
Beim Sonntagsglockenläuten
Der Lenz war vor der Thür,
Kam Charlie hoch zu Roß her
Der junge Kavalier.
Vor Furcht und Hoffnung ſchlug das Herz,
Zujubelten wir, dir,
Und manch Gebet ſtieg auf für dich
Dem jungen Kavalier.
Mein Herz gehört Prinz Charlie ꝛc.

Und der Mann da vor uns, der uns durch die hiſtoriſchen Stätten begleitet, iſt ganz danach angethan, die Illuſion aufrecht zu erhalten, obgleich der Tower für die Gegenwart längſt alle hiſtoriſche Bedeutung verloren hat und zum Zeughaus des engliſchen Kriegsminiſteriums herabgeſunken iſt. Der wamsartige, dicht mit Plattſchnur beſetzte Waffenrock, die breite Halskrauſe, die Schnallenſchuhe und Knieſtrümpfe, das breitkrämpige Barett des „Beefeaters,“ der mit ſeinen vierundvierzig Genoſſen jetzt die Towerführung beſorgt, ſcheint in unſere Zeit nicht mehr hineinzugehören; ſind doch auch die Zeiten dahin, wo das Pfund Beef zwei Pence koſtete und die Gefangenwärter ſich mit dieſer gewöhnlichſten Koſt, dem Rindfleiſch, das ihnen den Namen „Rindfleiſcheſſer“ gab, begnügen mußten.



Gefängnis der Prinzeſſin, ſpäteren Königin Eliſabeth, im Glockenturm.

Aber den Durchſchnittsbeſucher kümmern im Tower dieſe alten und düſtern Zeiten nicht mehr. Jetzt wendet er ſeine Aufmerkſamkeit vielmehr der Waffenhalle mit ihren zweiundzwanzig gerüſteten Reitergeſtalten, der „Waffenhalle der Königin Eliſabeth“ mit ihren Schauſtücken, unter denen die plumpen Figuren des Gin und Beer am meiſten begafft zu werden pflegen, endlich den „Rüſtkammern“ und „Vorratshäuſern“ mit den zahlloſen Kriegswerkzeugen zu. Hat er ſich dann an der Mannigfaltigkeit der Todeswaffen ſatt und müde geſehen, dann ſucht er wohl an dem aufregenden Glanze der berühmten „Juwelenkammer,“ die im Aktenturme untergebracht iſt, ſein engliſches, vielleicht auch kaufmänniſches Empfinden wieder anzuregen. Denn gerade die Hauptjuwelen, die Reichskrone, der Reichsapfel und das Zepter, haben ihren hiſtoriſchen Wert verloren, es ſind moderne, freilich ſehr koſtbare Nachahmungen der alten echten Stücke, die in den Wirren nach Karls I Tode verloren gingen. Die Krone der Königin Viktoria mit dem „unſchätzbaren Sapphir“ und dem berühmten Herzrubin des Schwarzen Prinzen, die Krone des Prinzen von Wales, die ohne den Schmuck edler Steine aus purem Golde angefertigt iſt, und endlich der berühmte Diamant Koh-i-noor, d. h. Berg des Lichtes, werden viel bewundert; und wenn der „Rindfleiſcheſſer“ den Diamanten mit ſchmunzelnder Befriedigung auf zwei Millionen und die Reichskrone auf hundertzweiundzwanzigtauſend Pfund Sterling abſchätzt, ſo darf ſich der gläubige Beſchauer, wenn er ein Engländer iſt, mit beſonderem Wohlbehagen ſagen, daß er hier, in Her Majesty's Tower, wenn nicht die ſchönſten, ſo doch die koſtbarſten Kleinodien der Welt vor ſich hat.

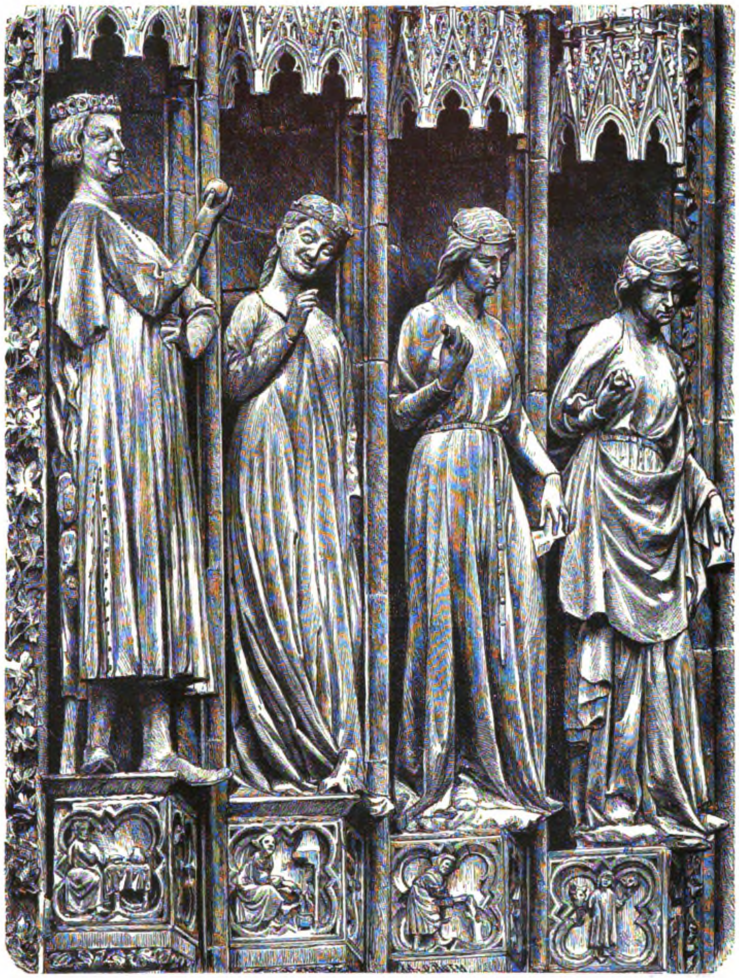
R. Buddenſieg.

Das Bild des Verſuchers mit den thörichten Jungfrauen iſt der linken Wandung des ſüdlichen Portals der Straßburger Münſterfaſſade entnommen. Der figürliche Schmuck der drei Portale dieſes Wunderwerkes deutſcher Baukunſt bildet ein in ſich zuſammenhängendes, in Stein gemeißeltes geiſtliches Gedicht, eine Vorbereitung auf den Eintritt in das Gotteshaus, in die man ſich heute noch ſtundenlang verſenken kann, wenn uns auch das Leſen jener Symbolik nicht mehr ſo geläufig iſt, wie der Zeit, in welcher und für welche ſolche großartige Bildwerke geſchaffen wurden.

Die Skulpturen des nördlichen Portals erzählen von der Kindheit Chriſti und mahnen zum Kampf gegen die Sünde durch zwölf Geſtalten chriſtlicher Tugenden, welche die Laſter niedertreten und mit dem Speer durchbohren. Am Mittelportal iſt die Leidensgeſchichte Chriſti dargeſtellt, und an ſeinen Wandungen erſcheinen die Vorherverkünder des Erlöſungswerkes, vierzehn Prophetengeſtalten, zwiſchen ihnen, am Mittelpfoſten des Einganges, die Mutter des Erlöſers, die Schutzpatronin des Münſters. Das ſüdliche Portal endlich zeigt die Wiederkunft des Herrn am jüngſten Tage und das Weltgericht, darunter in leicht verſtändlicher Mahnung, anknüpfend an das Wort: „darum wachet, denn ihr wiſſet weder Tag noch Stunde, in welcher des Menſchen Sohn kommen wird,“ das Gleichnis von den klugen und thörichten Jungfrauen. Rechts ſieht man die fünf klugen Jungfrauen, welche mit aufrecht getragenen Lampen ſich dem himmliſchen Bräutigam zuwenden, der am Schluſſe ihrer Reihe (zunächſt der Thüre) erſcheint; links die fünf thörichten, mit umgekehrten oder zu Boden gefallenen Lampen, an ihrer Spitze den Verſucher.

Man muß es als ein großes Glück preiſen, daß der Zerſtörungswut der Revolutionsmänner, der mehrere hundert Statuen des Straßburger Münſters zum Opfer fielen, die auch die Reliefs in den Bogenfeldern der drei Hauptportale faſt bis zur Unkenntlichkeit verwüſteten (— dieſe ſind ſeitdem wieder ergänzt worden —), wenigſtens die Figuren der Portalwandungen zum größten Teil entgangen ſind. Dieſe lebensgroßen Statuen gehören zu den ausgezeichnetſten unter den auf uns gekommenen Schöpfungen der älteren gotiſchen Skulptur. Die weiblichen Heldengeſtalten der ſiegreichen Tugenden und die würdevoll erhabenen Propheten erregen unſere Bewunderung, aber faſt noch mehr feſſelt die Gruppe der Jungfrauen unſer Intereſſe, und unter dieſen wieder am meiſten die der linken Seite. Der Bildhauer hat es verſtanden, in Geſicht und Haltung dieſer fünf Mädchen die mannigfaltigſten Abſtufungen der Empfindung, von tiefſter Zerknirſchung bis zu völliger Sorgloſigkeit zu legen; die Gewänder, die im allgemeinen der Tracht der Zeit entſprechen, ſind in lang herabfließenden Falten geſchmackvoll angeordnet, und in den eleganten Hüftbewegungen ebenſowohl wie in den ſorgfältig gekämmten und gelockten Haaren äußert ſich in charakteriſtiſcher Weiſe das Wohlgefallen jener Zeit an zierlichem — bisweilen auch ans Gezierte ſtreifendem — Weſen: hier bilden dieſe ſtark geſchwungenen Linien einen wohlthuenden Kontraſt mit den geradlinig aufſteigenden Architekturformen. Eine meiſterhafte Figur iſt der Verſucher mit dem Apfel in der erhobenen Hand, der Repräſentant der verführeriſchen Weltlichkeit, mag man ihn nun für den „üblen Valant“ ſelbſt oder für „Mundus“ halten. Er iſt ſtreng nach der Mode gekleidet; ein Kranz von Roſen („schapel“) ruht auf dem ſchön geglätteten Haar, das über der Stirne in kleine Löckchen geordnet iſt, zu beiden Seiten und hinten lang herabhängt, um in einer ſtarken Lockenwelle nach oben zurückzuſchlagen: eine beinahe für das ganze XIII. und XIV. Jahrhundert ſehr charakteriſtiſche Tracht. An ſeinem Rücken aber kriechen Kröten und Molche empor, nach einer den mittelalterlichen Dichtern geläufigen Vorſtellung, welche „Frau Welt“ als vorn ſchön und geſchmückt, hinten dagegen verweſt und von ekelhaftem Gewürm zerfreſſen ſchildern. Wie vortrefflich iſt die ganze ſelbſtgefällige Haltung des Mannes, das ſtolze Zurücklegen des Kopfes und das gleißneriſche Lächeln! Einen reizenden Gegenſatz zu dem Vertreter des böſen Prinzips bildet das ihm zunächſtſtehende Mädchen, das in ſeiner Sorgloſigkeit ihm unbewußt zum Opfer fällt; die Lampe iſt ihren Händen entglitten, und mit naiver Heiterkeit lächelt ſie den verlockenden Apfel an.

Ein merkwürdiges Stück gotiſcher Bildhauerkunſt.



Der Verſucher und die thörichten Jungfrauen. Steinfiguren aus der Gruppe der klugen und thörichten Jungfrauen am ſüdlichen Nebenportale des Straßburger Münſters.

Die mitunter ſehr glückliche Wiedergabe eines fröhlichen, feinen und doch ungezwungenen Lächelns iſt eine eigenſte Schöpfung der Bilder des XIII. Jahrhunderts. Die romaniſche Kunſt hatte es wohl nie verſucht, ein wirkliches — ich möchte ſagen weltliches — Lächeln darzuſtellen, wenn auch bisweilen bei heiligen Geſtalten der Ernſt des Ausdruckes durch ein ſtarres Emporziehen der Mundwinkel gemildert werden ſollte oder bei dämoniſchen Fratzen ein unheimliches Grinſen zur Erſcheinung kam; und die lachenden Faune und Kentauren des Altertums, ſelbſt wenn ſie den deutſchen Steinmetzen und Elfenbeinſchnitzern der gotiſchen Stilperiode bekannt geweſen wären, hätten doch kein Vorbild ſein können für die anmutige, lebensfrohe Heiterkeit, die ſich namentlich auch in den Geſichtern der Damen auf kleinen Elfenbeinarbeiten weltlichen Inhalts ſo reizvoll ausſpricht.

Daß übrigens gerade dieſe beiden Figuren auch bei den Zeitgenoſſen bewundernde Anerkennung fanden, dafür ſcheint der Umſtand zu ſprechen, daß ſie wenige Jahrzehnte ſpäter am Münſter zu Baſel getreu, aber ungeſchickt kopiert wurden.

Die Poſtamente der zwölf Figuren enthalten auf ihrer einen Fläche die Bilder des Tierkreiſes (beim Verſucher mit dem Waſſermann beginnend — in der Abbildung wegen der Verkürzung nicht erkennbar) auf der anderen kleine Genrebilder aus dem täglichen Leben, welche zu den Monaten in Beziehung ſtehen: im Januar ein behaglich Schmauſender am gedeckten Tiſche, im Februar die Bereitung eines warmen Trunkes am Kamin, im März das Beſchneiden der Bäume ꝛc. So harmlos, ja humoriſtiſch dieſe kleinen Bildchen an ſich ſind, ſo ſtehen doch auch ſie im Zuſammenhange mit der ganzen großen Symbolik der Darſtellungen an den drei Portalen: der Kreislauf der Zeit und die Nichtigkeit der ſtets wiederkehrenden menſchlichen Beſchäftigungen bilden den Sockelſtreifen der Bildwerke, welche oben mit der Darſtellung des Endes aller Zeit abſchließen.

Von der Zierlichkeit und dem Reichtum der architektoniſchen Baldachine über den Figuren vermag die Zeichnung nur einen ſchwachen Begriff zu geben.

Überaus ſchön iſt auch der am Rande in einer Hohlkehle aufſteigende Ornamentſtreifen von naturaliſtiſch gebildetem Ahornlaub (auf der Abbildung etwa in der Hälfte ſeiner Breite ſichtbar): die naturaliſtiſche Nachbildung einheimiſcher Pflanzen im ornamentalen Laubwerk war bekanntlich auch ein Charakteriſtikum der Gotik. Die Naturbeobachtung, die ſich hier ſowohl wie in den menſchlichen Geſtalten ausſpricht, bekundet den auch in der bildenden Kunſt erwachten Sinn für die Natur, der in den Liedern der Minneſinger ſchon einige Generationen früher beredten Ausdruck gefunden hatte.

H. Knackfuß.

Der Papagei.

(Schluß von S. 583.)

Von **Hans Arnold.**

„Ich habe ihm geſchrieben, er ſoll mir das Los ſchicken — er hat es bisher noch immer aufgehoben, und ich habe gar nicht daran gedacht. Die Gewinnliſte ſteht im Morgenblatte. Wenn ich nun wirklich zweihundert Mark gewinne,“ fuhr der Oberſt gereizt fort, „da könnte ich mir doch wahrhaftig etwas anderes dafür anthun, wie einen Papagei!“

„Und was denn zum Beiſpiel?“ erkundigte ſich ſeine Frau.

„Nun, hier ſind ſo hübſche, billige Extrafahrten nach Wien angezeigt,“ bemerkte ihr Mann, „wenn ich die zweihundert Mark dazu nähme, könnte ich mich da ein paar Tage ſehr gut amüſieren!“

„Ohne mich?“ fragte ſeine Frau in gedehntem Tone, „ich bin doch ſeit Jahren nicht heraus gekommen!“

„Ja, mein Kind, wenn ich gleich mit dem ganzen Haushalt nach Wien überſiedeln ſoll, da werden meine zweihundert Mark auch nicht weit reichen!“

„Wenn du überhaupt daran denkſt, den Gewinn für etwas anderes auszugeben, als für den Papagei, den Thereſe ſich ſo wünſcht, und den du ihr doch gerade jetzt nicht abſchlagen ſollteſt,“ bemerkte die Oberſtin, „ſo könnteſt du wohl eher unſer Tiſchſervice bedenken — das wäre noch einmal eine Gelegenheit!“

„Nun weißt du, Emilie,“ ſagte der Vater mit erzwungener Ruhe, „wenn du etwas in der Lotterie gewinnſt, kaufe du Tiſchſervice, wenn ich etwas gewinne —“ Das Dienſtmädchen trat ein.

„Nun — was hat der Doktor geſagt?“ unterbrach ſich der Hausherr.

„Der Herr Doktor war ſchon fortgegangen, es wäre unbeſtimmt, wenn er wiederkäme,“ referierte der dienſtbare Geiſt, und legte einen Stoß Zeitſchriften vor Thereſe hin, „der Buchhändler hat geſchickt.“

„Ah —“ riefen beide Mädchen entzückt, und bemächtigten ſich der Hefte. — „Was iſt denn das?“ frug der Vater.

„Ich habe auf einen Jahrgang der Zeitſchrift für Vogelzüchter abonniert,“ erwiderte Thereſe ſelbſtverſtändlich, „ich muß doch etwas von der Behandlung der Papageien wiſſen, eh ich ſolch ein Tier pflege.“

Der Vater zog ſein Notizbuch heraus.

„Jetzt fange ich an, die Ausgaben zu berechnen, die der Papagei nach ſich zieht!“ ſagte er trocken. „Alſo: Papagei hundertachtzig Mark —“

„Du haſt ihn ja noch nicht gekauft,“ warf Thereſe ein.

„Ich habe auch noch nichts gewonnen!“ ſchrie der Oberſt zornig, „und wenn ich etwas gewinne, ſo habt ihr mir die Freude ſchon radikal verdorben — was das für ein Unſinn iſt, ſolch’ eine unverhoffte Einnahme gleich auf einen Papagei auszugeben! Man kann ein paar Wochen davon leben! Reine Sünde!“

„Ich mag ihn gar nicht mehr,“ rief Thereſe, und ſtand auf, „wenn du dich ſo darüber ärgerſt, dann laß es doch ganz ſein, Papa — hätteſt du ihn mir nicht angeboten, ſo wäre ich gar nicht auf den Gedanken gekommen!“

„Nun habe ich ihr den Papagei angeboten,“ ſagte der Oberſt mit ſtiller Heiterkeit, „das iſt wirklich reizend!“

„Eine Empfehlung vom Herrn Klempnermeiſter Emmler, und er ſchickt Käfige zur Auswahl,“ ſagte eine Stimme an der Thür, und ein Bote, mit einer Menge von Drahtgehäuſen beladen, trat auf den Wink der Damen näher, die ihn mit lauten Ausrufen der Verwunderung und Bewunderung umringten, und dabei ganz überſahen, daß der Doktor etwas verlegen den Käfigen folgte

„Nun — hat mein Los gewonnen?“ rief ihm der Oberſt entgegen, „haſt du in der Zeitung nachgeſehen?“

Der Doktor kratzte ſich mit betrübter Miene hinter den Ohren. „Lieber Freund,“ ſagte er verlegen, „ich habe eine große Dummheit gemacht — ſei nur nicht zu böſe! Du weißt ja, ein Arzt hat das Vorrecht, zerſtreut zu ſein — das Los —“

„Haſt du es verloren?“ frug der Oberſt atemlos.

„Nein — ich habe ganz vergeſſen, dir eins zu beſorgen,“ ſtieß der Doktor hervor, und ließ ſich moraliſch zerſchmettert auf einen Stuhl fallen.

Die Familie ſtand ſich ſtarr gegenüber, Thereſe mit einem großen Vogelkäfig in der Hand — alles ſchwieg.

„Habt ihr den Käfig etwa gekauft?“ frug der Oberſt mit beängſtigender Freundlichkeit, „da ſchlage ich vor, daß wir uns immer abwechſelnd hinein ſetzen, und uns das vorſagen, was der Papagei kann! Da komme ich immer noch billiger dazu!“

Während ſich der Bote mit den Vogelbehältern auf den Wink der Hausfrau ſtumm und begoſſen entfernte, und jeder ſich auf einen paſſenden Anknüpfungspunkt beſann, um dem anderen zu ſagen: „ich habe es mir gleich gedacht —“ öffnete ſich zum drittenmale die Thür. Ein Diener erſchien, in der Hand einen verhüllten Gegenſtand tragend, und ſetzte denſelben mit den Worten: „eine Empfehlung, und hier wäre ein Pagagei“ vor Thereſen auf den Tiſch nieder.

Welche Erklärung dieſem halben Satz noch zu folgen beſtimmt war, ſollte nie jemand erfahren, denn der Oberſt, durch dieſen erneuten, aus heiterem Himmel kommenden Papagei zu blinder Wut gereizt, fuhr wie ein Löwe auf den erſchreckten Boten zu, und beförderte ihn mit ſamt ſeinem Papagei mit ſolcher Geſchwindigkeit zur Thür hinaus, daß niemand Zeit hatte, zu remonſtrieren, und dem entrüſteten Diener erſt draußen klar wurde, daß er herausgeworfen ſei.

Als der Oberſt ſein zorniges Antlitz den Seinigen wieder zuwandte, ſah er mit Erſtaunen, daß alle Inſaſſen der Stube — der Doktor allerdings ſchuldbewußt und ſchüchtern — lachten — zum erſtenmal, ſeitdem der freiende Landrat ſo barſch abgewieſen worden. „Was habt ihr zu lachen?“ fuhr der Vater in jener begreiflichen Seelenſtimmung auf, die ſich unſerer bemächtigt, wenn wir andere heiter ſehen, weil wir uns ärgern.

„Papa,“ rief Thereſe jetzt, die am glückſeligſten ſchien, „du haſt ja Albert Neuendorffs Bedienten herausgeworfen — ich danke dir vielmals!“

Und ſie flog ihrem Vater lachend um den Hals.

Der Oberſt ſchwieg. Bei der angeborenen und anerzogenen Anlage der Neuendorffſchen Familie, alles übel zu nehmen, mußte er ſich ſagen, daß er mit dieſem einen Wurf (buchſtäblich zu nehmen) alles verſpielt habe, und war innerlich bereits in dieſem Augenblicke ſo weit, wie ihn die Seinigen haben wollten, und ſo weit, wie ſie nie bezweifelt hatten, ihn zu bekommen. Im Inneren war es ihm nebenbei immer noch lieber, daß er nichts gewonnen und nichts erreicht hatte, wie daß er einen ihm ſelbſt verhaßten Papagei, und einen ſeiner Tochter verhaßten Bräutigam zu ſeinen Acquiſitionen hätte zählen müſſen, und als er an dieſem denkwürdigen Tage in den Klub ging, ſagte er zu ſeiner Frau: „Ich ſehe doch, ihr gebt keine Ruhe, Emilie — da ſchreibe meinetwegen dem Landrat, er möchte noch einmal anfragen — immer noch lieber ein Schwiegerſohn, wie ein Papagei!“

„Ich habe ja kein Wort mehr von dem Landrat geſprochen!“ erwiderte Emilie ſtrahlend, — „aber wenn du es denn durchaus haben willſt —“

Am Familientiſche.

Europäiſcher Menſchenhandel.

Als neulich der General Gordon im Sudan den Sklavenbeſitz — nicht aber den Sklavenhandel — für zuläſſig erklärte, war ganz Europa über dieſe Maßregel empört, und nur wenige waren ſich bewußt, wie kurze Zeit es erſt her iſt, ſeit der Sklavenhandel aus Europa verſchwunden iſt. Noch um die Wende des Jahrhunderts wurden in Petersburg häufig Menſchen im Inſeratenteil der Zeitungen als verkäuflich angezeigt, ohne daß irgend jemand daran Anſtoß nahm. Die folgenden Inſerate ſind wörtlich der ruſſiſchen Petersburger Zeitung vom Jahre 1799 entnommen.

„Sollte jemand beabſichtigen, eine tüchtige Köchin — Livländerin oder Ruſſin — zu verkaufen, ſo möge er belieben, das dort und dort anzuzeigen.“

„Auf der Baſiliusinſel, in der fünften Linie, Nr. 206, wird eine tüchtige Köchin verkauft, die auch Wäſche gut reinigt. Zu beſehen und Preisangabe in der oberen Etage.“

„Zu verkaufen, als überſchüſſig, ein achtzehnjähriges Mädchen von guter Führung, die gut wäſcht und plättet, näht und ſtrickt und zu jeder feinen wie groben Arbeit geeignet iſt. Zu beſehen dort und dort.“

„Zu verkaufen ein junger Zimmermann von hohem Wuchs, mit Frau, Sohn und Tochter. Ebendort wird eine Wanduhr verkauft.“

„Wer ein livländiſches Mädchen von guter Führung zu kaufen wünſcht, das zu kochen verſteht und jede Arbeit verrichten kann, möge ſich da und da melden.“

„Da und da wird ein fünfzehnjähriger Knabe von guter Führung der hübſch ſchreibt, verkauft. Preis dreihundert Rubel.“

„Dort und dort wird eine Familie verkauft. Mann, Frau und zwei Kinder, der Sohn von ſechs, die Tochter von acht Jahren. Der Vater iſt ein guter Kutſcher, die Mutter eine tüchtige Wäſcherin, die auch Schneiderarbeit verrichten kann.“

„Auf der Baſiliusinſel an der Tutſchkowbrücke im Reſtaurant Rſchew verkauft Kapellmeiſter Ganſin ſechs Knaben, die je anderthalb Jahre in der Lehre waren. Zwei ſpielen die Violine, zwei die Flöte, zwei das Violoncell. Preisangabe ebendort.“

So 1799 in Petersburg und heute erſcheint uns der Erlaß Gordons in Kartum unerträglich! Welch ein Fortſchritt iſt in dieſen hundert Jahren gemacht worden!

Trauerbräuche in Kalabrien.

Kalabrien gehört zu denjenigen Ländern, welche erſt jetzt ſich allmählich der modernen Ziviliſation öffnen und wo eine Menge uralter Bräuche ſeltſamer Art unangetaſtet fortbeſteht. Iſt in einem Hauſe, ſei es ein armes, oder reiches, jemand geſtorben, ſo wird ſofort das Feuer ausgelöſcht, und die Familie einen Monat hindurch zuerſt von ihren Verwandten, dann von ihren Freunden geſpeiſt. Eine Witwe pflegt an dem Sarge ihres Mannes ihr Haar abzuſchneiden, und dann zieht ſie eine dunkelfarbige Jacke an, welche von ihr ſo lange getragen wird, bis ſie in Fetzen vom Leibe fällt, einerlei, ob im Winter oder im Sommer. In den Städten herrſcht die Sitte, daß die Trauernden ein Übergewand von ſchwarzer Wolle anziehen, welches ihnen das Ausſehen von Totengräbern gibt und früher ſo lange getragen wurde, bis es ſich in Lumpen verwandelte. Erſt in neueſter Zeit hat man angefangen, ein ſolches Trauerkleid aus Gründen der Reinlichkeit alle Wochen zu wechſeln. Vor der Thür eines Hauſes, in welchem jemand geſtorben iſt, befeſtigt man in den Städten eine Art Pavillon von Leinwand oder ſchwarzer Wolle, welcher ſo lange bleibt, bis Regen und Wind ihn in Fetzen verwandelt hat. Iſt letzteres geſchehen, ſo nimmt man irgend einen dieſer Fetzen und nagelt ihn an ein Bett, wo er als Trauerzeuge ſo lange als möglich bleibt. Iſt endlich der Fetzen nicht mehr vorhanden, ſo bleibt der Nagel als Amulett und man benutzt ihn, um ihn am Bette eines Kranken anzubringen. Tr.

Eine Kritik des Othello.

Frau Adelgunde Gottſched geborne Kulmuß, die Gattin des bekannten Despoten „im Reiche der anmutigen Gelehrſamkeit“ des vorigen Jahrhunderts, hatte im Jahre 1741 „Herrn Alexander Popens Lockenraub, ein ſcherzhaftes Heldengedicht“ in deutſche Verſe überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen verſehen. Zu der Stelle:

„Gib mir meine Locke wieder!“ rief ſie und der helle Schall
„Gib mir meine Locke wieder!“ war der Decke Wiederhall.
In ſolch einem lauten Ton hat Othello nicht geſchrien,
Als er um das Schnupftuch rief, welches ihm den Schmerz verliehn —

macht die Überſetzerin folgende Anmerkung:

„Othello iſt ein Held in einem engliſchen Trauerſpiele, welcher viele Thränen vergießet und ein gewaltiges Herzeleid darüber bezeuget, daß man ihm ſein Schnupftuch geſtohlen, welches er von ſeiner Geliebten geſchenkt bekommen. Dergleichen Poſſen ſind in den engliſchen Tragödien, die noch zur Zeit ſich an keine Regeln binden, nichts Neues.“

Ein würdiges Pendant zu dem Urteile Voltaires, der Shakeſpeares Hamlet für „das Hirngeſpinſt eines betrunkenen Wilden“ erklärte.

Die Mannheimer Zeitung,

eines der älteſten periodiſchen Blätter in Deutſchland führte ſich in ihrer erſten Nummer vom 1. Januar 1767 mit folgenden Verſen bei ihren Leſern ein:

Die Wahrheit, welche nie das Falſche dulten kann,
Trat zu der Themis Thron und brachte klagend an,
Daß manches Zeitungsblatt ihr vielfach Anſehn raubte,
Und daß man auf die letzt ihr ſelber nicht mehr glaubte.
„Wie oftmals,“ ſagte ſie, „lauft falſche Nachricht ein!
„Sollt' ich hierüber dann nicht ungehalten ſein?“

„Du klagſt?“ fing Themis an; „allein, wie kannſt du wollen,
Daß Zeitungsſchreiber nichts, als dich nur melden ſollen?
Genug, wenn ſie ſich nur nach Möglichkeit bemüh'n,
Die Nachricht unverfälſcht und ſchleunig einzuzieh'n.“ R. F.

Rechtsrat.

1. Iſt eine Ehe, die auf Grund falſcher Vorausſetzungen z. B. eines falſchen Scheines geſchloſſen wird, eo ipso ungültig, auch wenn die kontrahierenden Perſonen an der Fälſchung nicht beteiligt ſind?

2. Iſt alſo z. B., wenn jemand auf Grund des Totenſcheines ſeiner erſten Frau, mit dem er ſelbſt durch raffinierte Intriguen im Auslande betrogen iſt, ſich zum zweitenmal verheiratet, und wenn ſich ſpäter herausſtellt, daß die erſte Frau noch am Leben iſt, iſt dann nach ſtrengſtem Recht der Rechtsanſpruch allein auf Seiten der erſten Frau, weil die zweite Ehe als eine mit einem verheirateten Manne geſchloſſene ungültig iſt? **Th. Halle.**

Nach Allgemeinem Landrecht und nach dem Reichsgeſetz über die Eheſchließung ſind Ehen, bei deren Schließung einer von beiden Teilen noch verheiratet war, nichtig reſp. ungültig, d. h. anfechtbar. Bloß ungültig d. h. anfechtbar ſind ſie, wenn die vorige Ehe aus einem unverſchuldeten Irrtum z. B. auf Grund eines Totenſcheines für aufgelöſt gehalten wurde, ſonſt nichtig.

Die nichtige Ehe muß von ſtaatswegen auf Antrag des Staatsanwalts getrennt werden, die ungültige kann nur auf Antrag eines der Beteiligten für ungültig erklärt werden, und wird als von Anfang an gültig erachtet, wenn die erſte Ehe durch Tod oder Scheidung aufgelöſt wird. Auch bleibt die ungültige Ehe beſtehen, wenn die Ungültigkeitserklärung von dem dazu Berechtigten nicht beantragt wird.

Die Kinder aus einer nichtigen oder ungültigen Ehe haben in Anſehung ihrer unmittelbaren Eltern, nicht dagegen hinſichtlich der übrigen Familienglieder, alle Rechte der ehelichen Kinder.

Wenn ich in der Vorausſetzung etwa, daß ein Verwandter als Siegelſammler mein Amtsſiegel gern kennen lernte, — oder daß ein Brief vertraulichen Inhalts vor dem Verlorengehen auf der Poſt dadurch geſchützter wäre, oder aus einem ähnlichen Grunde einem Privatbriefe das Amtsſiegel aufdrücke, ohne daß jedoch dadurch eine Portoerſparnis wie bei „portopflichtiger Dienſtſache“ erzielt werden ſoll, auch keinem irgendwie ein Nachteil erwächſt — bin ich in ſolchen ganz unſchuldigen Fällen wegen Mißbrauch des Amtsſiegels zu belangen und welche Strafe habe ich zu gewärtigen? **L. P. K. 123.**

Der unbefugte Gebrauch eines Amtsſiegels läßt ſich, da das frühere Obertribunal die Anwendung der ſcheinbar am nächſten liegenden Strafbeſtimmung des § 360 Nr. 8 des Strafgeſetzbuches abgelehnt hat und es auch ſonſt an einer ausdrücklichen Strafbeſtimmung fehlt, wohl nur unter den Geſichtspunkt des § 360 Nr. 7 des Strafgeſetzbuches bringen. Nach dieſer Beſtimmung wird mit Geldſtrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft beſtraft, wer unbefugt die Abbildung des Kaiſerlichen Wappens oder von Wappen eines Bundesfürſten oder von Landeswappen gebraucht.

Sofern nun in dem Dienſtſiegel — und dieſes wird meiſt der Fall ſein — ſich ein ſolches Wappen oder wenigſtens der Hauptbeſtandteil eines ſolchen Wappens befindet, kann man obige Strafbeſtimmung auf jeden unbefugten Gebrauch immerhin anwenden. Unbefugt iſt aber der Gebrauch nicht nur dann, wenn er von einem ganz Unberechtigten ausgeht, ſondern auch dann, wenn ein an ſich Berechtigter über die Grenzen der Berechtigung hinausgeht, mithin in der Art des Gebrauches fehlt.

Der Abdruck des Amtsſiegels auf einem Privatbriefe könnte daher zu einer allerdings wohl nicht erheblichen Strafe führen, wobei es prinzipiell unerheblich iſt, ob gleichzeitig Portofreiheit oder andere Vorteile erzielt werden.

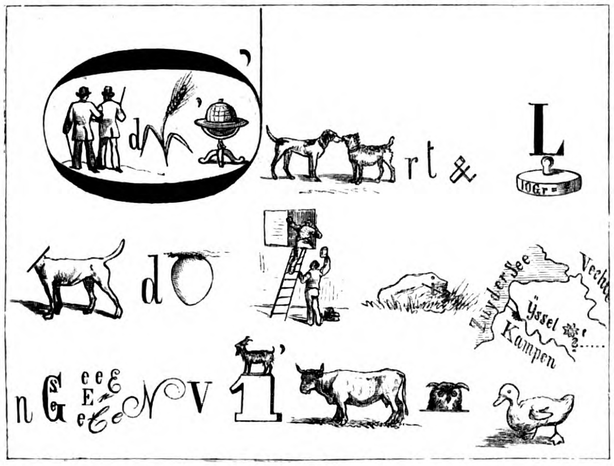
Briefkaſten.

Frau **von Th.** auf **Kl.** Die Geſchichte von dem Beſuche des kleinen Mädchens bei den Brüdern Grimm in Nr. 35 (S. 553) iſt durch einen Brief Wilhelm Grimms an Anna von Arnswaldt geb. v. Haxthauſen verbürgt. Sie finden ihn in dem von A. Reifferſcheid herausgegebenen Briefwechſel der Brüder Grimm. — **A. Tr.** in **Pf. b. R.** Jede Buchhandlung wird Ihre Fragen beantworten; wir haben dazu weder Zeit noch Raum. — **Schneeglöckchen** in **E.** — K. G. Stuttg., Kanzleiſtr. 21. — **E. Sch. i. M.** Das von Ihnen ſelbſt ganz richtig beurteilte Gedicht iſt allerdings zu „langatmig“ für uns. — **El. O.** in **Fr. i. B.** Allerdings unbrauchbar, aber wir ſenden Gedichte niemals zurück. — Ebenfalls ungeeignet ſind die Einſendungen von **O. E.** in **R. b. P.** — **W. B.** in **O. a. M.** — **A. L.** — **J. L.** in **H.** — **J. S.** in **E.** — **Th. H.** in **M.** — **E. W.** in **H.** — **F. St.** — **K. H.** in **K.** — **M H.** in **L.** — **L. E.** in **Ripon.** — **M. R.** in **H. b. W.** — **E. E. L.** in **L.** — **S. G. S.** — Frl. **B.** in **D.** Mit Dank abgelehnt. — **A. 1. 8.** Leider können wir Sie nicht glücklich machen. — **A. R.** in **K.** Wählen Sie Römhelds bibliſche Geſchichte. (Mit Holzſchnitten von Schnorr v Carolsfeld, Ludw. Richter u. a. Velhagen & Klaſing.)

Freih. v. T. Das Peſtalozziſtift in Leipzig iſt eine ſeit 1853 beſtehende Erziehungsanſtalt für ſittlich gefährdete Kinder beiderlei Geſchlechts, welche ſich ihrer inneren Einrichtung nach auf die Idee der Familienerziehung gründet. Die häuslichen Einrichtungen tragen deshalb in keinerlei Hinſicht den Charakter einer Strafanſtalt, ſondern den einer vom evangeliſchen Geiſte durchdrungenen Beſſerungsanſtalt. Das tägliche Thun und Treiben iſt durch eine ſtreng gehandhabte Haus- und Lebensordnung geregelt. In geſunder evangeliſcher Weiſe wird die innere Beſſerung des der Anſtalt anvertrauten Kindes angeſtrebt. Das Peſtalozziſtiſt nimmt Kinder, allen Ständen angehörend, auf; (im Jahre 1881—82 beſuchten von 48 Zöglingen vorher 19 Gymnaſien, Real- und Bürgerſchulen, 29 einfache Volksſchulen.) Vorſitzender des Vereins iſt Prof. D. R. Hofmann. Nähere Auskunft über Aufnahme ꝛc. wird bereitwilligſt durch den Anſtaltsdirektor Demuth erteilt.

In unſerer Spielecke.

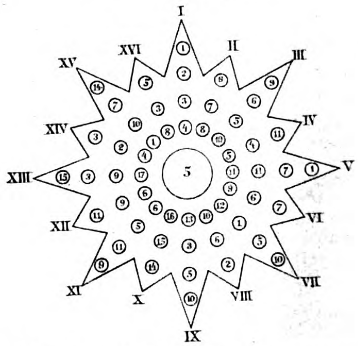
Bilderrätſel.



4. Röſſelſprung.

nie-	vor	wer-	Ich	die	mich	ohn'-	und
ter-	litt;	mich	wer	ſen.	was	noch	in
ihr	der	will	ſem	Die	hin,	bin,	mächt'-
ich	un-	ſen,	Fahr'	ich	ger-	die-	auch
Der	See-	den,	ver-	ſe-	mich	wer	Stolz
hat	ent-	Him-	len	Schwes-	ges-	Schmach	will
le!	ſtieß.	für	ſchie-	will	un-	der	ſen,
euch	mei	Ich	ter	ed-	ter!	**Ich**	ber-

1. Stern-Arithmogriph.



Erſetzt man die Zahlen der obigen Figur durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo erhält man 16 Wörter mit einem gemeinſamen Endlaut. Die Anfangsbuchſtaben ergeben den Titel einer neueren Oper.

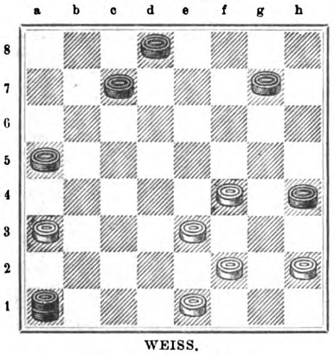
Die 16 Wörter bezeichnen:

I. Eine Blume.	IX. Eine Blume.
II. Einen Vogel.	X. Einen Titel.
III. Eine Göttin.	XI. Einen Fluß.
IV. Einen Dichter des 17. Jahrh.	XII. Einen Titel.
V. Ein Gefäß.	XIII. Eine Frucht.
VI. Ein Lied.	XIV. Ein phyſikaliſches Inſtrument.
VII. Einen Fluß.	XV. Einen Dichter.
VIII. Ein Gefäß.	XVI. Einen Fluß.

2.

Nimmſt du ſo Kopf als Kragen dem Gotte der alten Ägypter,
Bleibt auf helleniſcher Flur dir eine Göttin zurück.

Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

3.

*	A	D	E	*
*	R	O	M	*
*	E	V	A	*
*	E	L	I	*
*	I	D	A	*

Die mit einem Stern bezeichneten Felder des nebenſtehenden Quadrats laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die Anfangsbuchſtaben der fünf wagerechten Reihen ein muſikaliſches Inſtrument nennen, und daß die fünf wagerechten Reihen ſelbſt fünf bekannte Wörter von je fünf Buchſtaben ergeben.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 36.

1.

Von jeder Sorte je eine Münze, nur von den Markſtücken, von den 50-Pfennigſtücken, von den 2-Pfennigſtücken je 2; von den 20-Pfennigſtücken, von den 5-Pfennigſtücken je 5; von den 10-Pfennigſtücken 7.

2. Vierſilbige Scharade. Lutherfeier.

3. Scherzrätſel.

Hundert Mark.

Harniſch H
Uh U
Norde N
Davi D
Elb E
Rette R
Tribu T
Muſeu M
Attil A
Rude R
Kal K

4. Ibrahim — Abraham.

5. Zweiſilbige Scharade. Tauwind.

Schachaufgabe.

1 Lh5—g4 Df5—e4+
2 f3—e4+ Kd5—e4:
3 Sh7—f6‡

A

1 .... Df5—g4:
2 Sh7—f6+ Kd5—e6
3 Se2—d4‡

B

1 .... Kd5—e6
2 Sh7—f8+ etc.

C

1 .... Lg3—e1
2 Lg4—f5: etc.

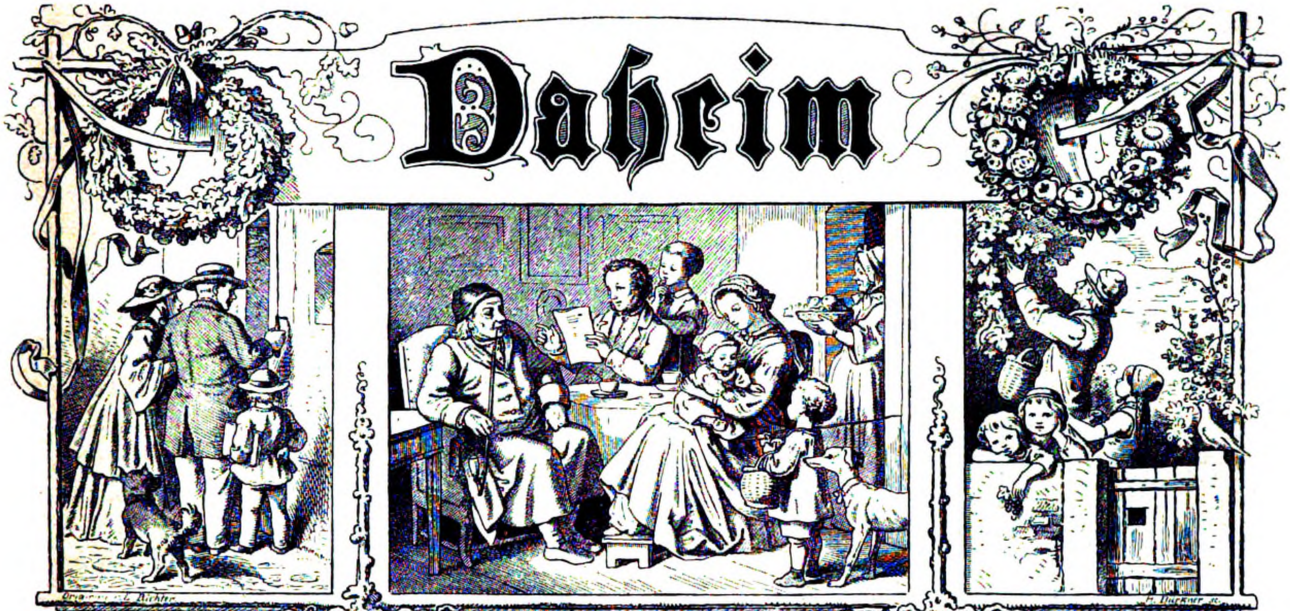
Bilderrätſel. Ein Öſtreicher.

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Elegie in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes. — Der Papagei. Skizze aus dem Familienleben von Hans Arnold. — Guſtav Richter. Von Adolf Roſenberg. Mit Richters Porträt und Beiſpielen ſeiner Bilder. — Brockenreiſende. — Der Tower von London. II. Von Dr. R. Buddenſieg. Mit vier Illuſtrationen. — Vom Münſter zu Straßburg. Von H. Knackfuß. Mit Abbildung. — Am Familientiſche: Europäiſcher Menſchenhandel. — Trauerbräuche in Kalabrien. — Eine Kritik des Othello. — Die Mannheimer Zeitung. — Rechtsrat. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 21. Juni 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. №. 38.**

Torilde von Tornau.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

(Fortſetzung.)

Siebentes Kapitel.

In der Stadt hatte man ſich verrechnet. Der Amtmann war zwar vor Schreck zuſammengeſunken, als ihm die Kunde überbracht war, daß die Kuſtodie nur die alte Lieſel berge und die beiden gefangenen Jungfrauen von Schnaditz auf unerklärbare Weiſe über Nacht verſchwunden ſeien. Aber bald hatte er ſich erholt, und zitternd vor Wut betrat er das Gefängnis. In ſeiner Begleitung befand ſich der lange Schreiber, der zum Schein ſorgfältig alle Thüren, Schlöſſer und Riegel prüfte. Alles war unverſehrt, die Schlüſſel ſämtlich vorhanden, auch nicht die Spur eines Ausbruches war zu entdecken. Der Gerichtsamtmann begann mit der Befragung ſeiner beiden Beamten, des Gerichtsſchreibers und des Schließvogts. Aber ſehr bald ließ er davon ab, als er ſah, daß ihn der Schließvogt mißtrauiſch anblickte und ihm vorhielt, wie die beiden gefangenen Mädchen auf ſeinen, des Amtmanns, ausdrücklichen Befehl nicht in den oberen Räumen für Unterſuchungsgefangene und nicht von einander getrennt, ſondern in gemeinſamer Haft in der großen Zelle des unteren Stockwerkes, von welcher die Thür nach den Teichen führte, untergebracht wären. Der Amtmann war außer ſich, als er in das Geſicht ſeines langen Schreibers ſah und auch hier den Argwohn zu bemerken glaubte, daß er ſelbſt der Begünſtigung zur Flucht nicht fern ſtehe. So kämpften Ärger und Zorn, denen er vollen Lauf zu laſſen nicht wagte, da ihm jeder weitere Anhalt fehlte, in ihm, und als der lange Schreiber erwähnte, daß alles der Zauberei der alten Lieſel, die ja im oberen Stockwerk ſitze, zugeſchrieben werden müſſe, da fiel der Amtmann einen Augenblick aus ſeiner Rolle. „Die alte Hexe ſcheint euch beiden ſehr gelegen zu kommen,“ ſo ſchrie er die Beamten an, „iſt ſie vielleicht mit den beiden Mädchen zum Schornſtein heruntergefahren oder in den Erdboden geſunken? He, ſprecht!“

„Warum nicht, Herr Amtmann?“ ſagte der Gerichtsſchreiber mit unerſchütterlicher Ruhe.

„So, ſo ſprecht Ihr? Ihr wißt wohl gar nicht mehr, was Ihr mir neulich geſagt, Thorheit, Lüge habt Ihr das alles benannt!“

„Ich ſehe es jetzt ein,“ ſagte der Schreiber unterwürfig, „ich hatte unrecht! Es gibt doch Zauberei, es iſt nicht anders möglich, ſoll ich den Bericht aufſetzen an das Juſtizkollegium?“

„Unterſteht Euch,“ ſchrie der Amtmann, „macht die Folter zurecht, ruft die Knechte heran und führt die alte Lieſel herunter!“

„Was wollt Ihr thun, Herr Amtmann?“ ſchrie der lange Schreiber, der blaß wie der Tod geworden war.

„Sehen, wo die Jungfrauen von Schnaditz ſind,“ entgegnete der Gefragte zähneknirſchend, „ich werde es ſchon erfahren, gebt acht, wartet nur zehn Minuten und wir wiſſen es!“

Des Amtmanns Befehl duldete jetzt keinen Widerſpruch. Die Knechte traten in die Stube, große, rohe und handfeſte Burſchen. Neben einander reiheten ſie ſich an der Wand entlang. In ihren Händen klapperten die Schrauben und ihre Geſichter verzogen ſich zu rohem Lachen.

Die alte Lieſel trat ein. Der Schließvogt hatte ſie unter den einen Arm gepackt und ſchob die Widerſtrebende vorwärts.

„Laßt mich gehen, laßt mich gehen, Herr Amtmann, ich bin eine alte unglückliche Dirne, ich habe Euch nichts gethan, ich bin unſchuldig, ich habe die Krankheit nicht ins Land gebracht, ich habe die Niedermühle nicht angeſteckt — —“

„Schweig,“ donnerte der Amtmann ihr zu, „das wird ſich finden, ob du daran ſchuld biſt, die Zeit wird ſchon kommen, du mußt nur warten lernen, alt genug biſt du eigentlich dazu! Hör mich an, heute habe ich an dich eine andere Frage. Sag mir, haſt du heute mitternacht geſchlafen? Aber ehe du antworteſt, ſiehe dich um!“ Der Blick der alten Frau fiel auf die Knechte an der Wand.

„Antworte jetzt ohne Furcht und ohne Scheu, du haſt die Nacht über gewacht, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete die Frau dumpf und ſtier.

„Du ſtandeſt an deinem Guckloch, das nach dem Teiche hinausliegt?“

„Nein, ich lag auf der Pritſche!“

„Du lügſt, du ſtandeſt an der Öffnung, geſtehe im Augenblicke — —“

„Ja, ich ſtand!“

„Gerichtsſchreiber, ſchnell zu Protokoll: ‚Ich ſtand in der vergangenen Nacht um zwölf Uhr an dem Guckloche nach den Teichen.‘“

„Sprich weiter, Lieſel, was ſaheſt du?“

„Nichts!“

„Was, nichts! Das iſt nicht wahr, du haſt die Bäume ſehen müſſen unter dem Fenſter —“

„Ja!“

„Schreibt: ‚Ich ſah die Bäume unter dem Fenſter.‘ Was haſt du unter den Bäumen geſehen?“

„Nichts!“

„Was, nichts, ich werde dir die Wahrheit ſchon beibringen, warte nur, dein Gedächtnis iſt ſchwach! Du hörteſt die Hinterthür der großen Zelle knarren, iſt es nicht ſo?“

„Ja, ich hörte ſie knarren!“

„Schreibt: ‚Ich hörte, wie die Hinterthür der großen Zelle, die unter der meinigen liegt, knarrte, ich ſah, daß unter den großen Bäumen zwiſchen der Pforte und dem Teiche‘ — —“

„Was ſaheſt du, Lieſel? Menſchen, nicht?“

„Ja!“

„Schreibt: ‚ſich Menſchen bewegten.‘ Lieſel, jetzt paſſ auf, du haſt ſie erkannt, es waren die beiden Jungfrauen von Schnaditz, iſt es nicht ſo? Sprich die Wahrheit, Mädchen, bedenke dein Alter, vergiß nicht, daß bald die Zeit kommt, wo du nicht mehr bereuen kannſt, wo du vor einem Richter ſtehſt, dem nichts zu verſchweigen iſt! Alſo ſprich, waren es die Jungfrauen von Schnaditz?“

„Ja, ſie waren es!“

„Schreibt: ‚Ich habe ſie genau erkannt trotz aller Dunkelheit, es waren Urſula und Margret von Schnaditz — —‘ Beſchreibe ſie näher, Lieſel, woran haſt du ſie erkannt? An ihrer Geſtalt, ihrer Kleidung, ihren Geſichtszügen?“

„Ja!“

„Was ſoll das heißen, beſchreibe mir näher, was du geſehen haſt. Trugen ſie ein langes Gewand?“

„Ja, das trugen ſie!“

„Wie ſahen ſie aus, rot oder blaß?“

„Blaß!“

„Blaß! Ha, wie kannſt du das wiſſen, unter den Bäumen, zur Stunde der Mitternacht! War eine Lampe, eine Laterne da? Hüte dich, Lieſel, die Unwahrheit zu ſagen, denk an die ewige Strafe!“

„Ja, eine Laterne!“

„Haha, alſo eine Laterne! Wo war denn die Laterne, war ſie im Hauſe?“

„Ja, im Hauſe!“

„Wer hielt die Laterne, du konnteſt ſie wohl nicht ſehen?“

„Nein, ich konnte ſie nicht ſehen!“

„Woher weißt du denn, du Lügnerin, daß es eine Laterne war, wenn du ſie nicht geſehen? War das Licht unbeſtimmt, warf es Schatten, lange unterbrochene Schatten?“

„Ja, es warf lange Schatten!“

„Gut; ſchreibt: ‚Ich hatte nicht den geringſten Zweifel, daß es die beiden Jungfrauen waren. Ich erkannte ſie nicht nur an ihrer mir ſehr wohl bekannten Geſtalt, ſondern auch an den langen Gewändern und an dem blaſſen Geſicht. Ich ſah ſie deutlich beim Scheine einer Laterne, deren Licht lange, unterbrochene Schatten warf, ſo daß es nur von einer ſolchen und nicht von einer Leuchte herrühren konnte. Die Laterne hielt‘ — Nun paß auf, Lieſel, wer hielt die Laterne, war es ein Mann?“

„Ja, ein Mann!“

„Nenne ihn!“

Die alte Lieſel ſchwieg.

„Nenne ihn,“ donnerte der Gerichtsamtmann, „denk an die ewige Rache, denk an dein letztes Stündlein!“

Die alte Lieſel ſchwieg noch immer.

„Tretet vor, Knechte,“ ſprach der Gerichtsamtmann und ein lautes Geraſſel eiſerner Schrauben und Bänder tönte von der Wand.

„Haltet ein, Herr Amtmann,“ ſchrie jetzt der Gerichtsſchreiber, „die alte Frau kann es ja nicht wiſſen, Ihr vergeßt, daß es dunkle Nacht war!“

„Und Ihr vergeßt Eure Stellung! Iſt es doch in den letzten Tagen überhaupt nicht richtig mit Euch! Wer hat die Verantwortung, ich oder Ihr, he? Nicht ein Wort habt Ihr zu vertreten, nur gehorchen iſt Eure Pflicht! Es iſt das letzte Mal, daß ich Euch verwarne! Ihr kennt mich, es koſtet mich nur ein Wort, und Ihr ſeid Eures Dienſtes quitt! Alſo ſeid vernünftig und hört zu und ſchreibt, wie ſich's gebührt! Lieſel, zum letztenmale, wer war der Mann, der die Laterne hielt?“

Der Gerichtsſchreiber ſaß blaß wie der Tod auf ſeinem Stuhl und rang vergebens nach Luft.

„Ich will es dir ſagen, Lieſel,“ fuhr der Amtmann fort, „ich weiß wer es war, ich will dir die Antwort leicht machen, der eigene Vater war es, der Vater der beiden Mädchen, iſt es ſo? Lieſel, ſprich!“

„Ja, der Vater.“

„Siehſt du,“ ſagte der Amtmann, indem er ſich vor Vergnügen die Hände rieb, „das geht beſſer als wir denken! Ich kann dir nicht helfen, ſo leid es mir thut! Ich weiß, du haſt in Schnaditz manches Almoſen empfangen und ich wundere mich nicht darüber, daß es dir ſchwer wird, deine Wohlthäter zu bezichtigen. Alſo weiter, Gerichtsſchreiber: ‚Die Laterne hielt der Vater der beiden Mädchen, der Herr von Schnaditz.‘ Sag, Lieſel haſt du ihn auch wirklich genau erkannt? Gib wohl acht, nicht ein Titelchen Unrecht darf im Protokolle ſtehen! Du kennſt ihn ja ſeit langen Jahren. War es ſeine Kleidung, ſeine große Geſtalt, ſein ſchwarzer Bart?“

„Ja!“

„Schreibt: ‚ich habe ihn ganz genau beim Schein der Laterne erkannt. Er trug wie immer das dunkle Wams, er ragte bis zu den Äſten der Bäume und deutlich habe ich ſeinen ſchwarzen Bart geſehen.‘ Nun paſſ auf Lieſel, welchen Weg ſchlugen ſie ein?“ — Die Alte ſchwieg abermals.

„Lieſel, draußen iſt der Teich, der große Teich!“

„Ja, ſie gingen über den Teich!“

„Aha, über den Teich! Da haben wir die Hexerei! Über den Teich im hohen Sommer! Lieſel, wahre dich! Gingen ſie alle drei über den Teich?“

„Ja, neben einander!“

„Gut und drüben hinter den Bäumen verſchwanden ſie?“

„Ja, da verſchwanden ſie!“

Der Amtmann hatte die letzten Sätze diktiert, der Gerichtsſchreiber war nicht mehr ſo blaß, wie früher. Der Amtmann war auf falſcher Fährte. Da wendete ſich der letztere plötzlich zu dem alten Mädchen: „Kannſt du beſchwören, was du mir geſagt?“

„Ja!“

„Geh in dich, Lieſel, den Eid ſelbſt kannſt du nicht leiſten, da du ſelbſt beſchuldigt biſt, aber das gerichtliche Protokoll mußt du mit deinen drei Kreuzen verſehen, weißt du, was die Kreuze bedeuten?“

„Nein!“

„So will ich dir es bei jedem Kreuze ſagen! Mach das erſte, hier haſt du den Federkiel!“ Das alte Mädchen gehorchte.

„Dieſes Kreuz iſt dein eigenes Kreuz, das du tragen ſollſt, wenn du die Gerechtigkeit belügſt!“

Die alte Frau blieb teilnahmlos.

„Mach das zweite! Es iſt das Kreuz, das deine ganze Sippſchaft trifft, wenn du gelogen haſt!“

Das zweite Kreuz ſtand auf dem Papier.

„Nun mach das dritte! Es iſt das, an welches dein Heiland geſchlagen wurde, dein Herr und Erlöſer!“

Die Alte ſchauderte zuſammen und warf die Feder auf den Tiſch.

„Was ſoll das heißen?“ rief der Amtmann.

„Ich habe — keinen Heiland — keinen Herrn — keinen Erlöſer —“ ſo ſchluchzte die alte Frau.

„Du weißt es nur nicht, Lieſel, du biſt niemals zur Schule, niemals zur Kirche gegangen! Aber, glaube mir, wir haben ihn alle, wie wir leben, wie wir ſterben,“ ſagte der Amtmann begütigend, indem er ſanft die Augen ſchloß.

„Ich nicht!“

„Doch, doch, du auch! Du ſtehſt vor Gericht, Lieſel, du mußt das Kreuz unterzeichnen! Thuſt du es nicht, wozu ich dich nicht zwingen kann, ſo macht es ein anderer für dich, der dabei geweſen, als du vernommen biſt. Aber du haſt die Verantwortung, daß alles ſo niedergeſchrieben, wie du geſagt, du allein!“

„Kommt es darauf an?“

„Ja, auf nichts anderes! Wie ſoll ich wohl in dich hineinſehen können, ob alles ſo war, wie du geſagt, ob nicht der Böſe dich geblendet, ob die Nacht dich nicht getäuſcht! Ich kann es nicht wiſſen, aber ich habe ſo diktiert, wie du gewollt haſt!“

„Das habt Ihr!“

„So mach das Kreuz, du beſtätigſt die Worte, die du geſprochen, das Papier enthält das, was du geſagt!“

Die Alte hatte das dritte Kreuz gemacht, das Protokoll war fertig, der Gerichtsamtmann, der Schreiber, der Schließvogt und die Knechte hatten unterſchrieben, die alte Lieſel war abgeführt, die Henker hatten ſich entfernt, der Amtmann hatte die Akten mit dem Protokoll zuſammengepackt und war eilig davon gegangen. Der Schreiber allein und der Schließvogt blieben im Zimmer.

„Nicht ein wahres Wort iſt an der ganzen Ausſage, Herr Gerichtsſchreiber,“ ſagte der Vogt.

„Iſt auch gar nicht nötig,“ entgegnete dieſer, „wenn ſie es nur geſagt hat, und geſagt hat ſie es! Aber, Vogt, habt Ihr denn wirklich gar nichts in der Nacht gehört?“

„Kein Sterbenswort!“ antwortete dieſer. „Kein Laut, kein Geräuſch iſt bis zu meiner Kammer gekommen. Ich habe einen ſo leiſen Schlaf, daß ich eigentlich alles höre, ſogar die alte Lieſel, wenn ſie ſich auf ihrer Pritſche nur wendet. Es war außerdem ganz ſtill in der Nacht und wenn auch finſter, doch ſternenklar. Als Ihr die Mädchen eingeſchloſſen und mir den Schlüſſel übergeben hattet, habe ich mich niedergelegt und noch heute früh lag der Schlüſſel unter meinem Kiſſen. Sie können alſo nur durch die hintere Thür entflohen ſein, die, ſo lange ich hier im Amte bin, niemals geöffnet iſt, zu welcher meines Wiſſens gar kein Schlüſſel vorhanden und an welcher nicht die geringſten Spuren der geſchehenen Öffnung zu ſehen ſind. Aber die Thür muß doch benutzt ſein! Denn als ich heute früh wie immer revidierte und die große Zelle leer fand, ging ich um das Haus herum nach dem Teiche und fand die Spuren niedergetretenen Graſes bis an den Rand. Dort hörten ſie auf, weil das Ufer lehmig und trocken iſt.“

„Bis an den Rand des Waſſers? Habt Ihr das dem Gerichtsamtmann gemeldet?“

„Gewiß that ich das.“

„Aha,“ ſagte der Schreiber leiſe vor ſich hin. „Nun wird das Protokoll erklärbar!“

* * *

Während dieſe Vorgänge ſich in der Kuſtodie ereigneten, befanden ſich im Zwinger der Burg Duben in einer dichten von Weinblättern umrankten Laube zwei Perſonen, auf deren Antlitz eine unverkennbare Angſt ſich lagerte. Margret ſaß, die Augen ſich häufig trocknend, auf einer Steinbank und vor ihr ſtand der Junker, das Mädchen mit dem Blicke unendlicher Liebe betrachtend.

„Weinet nicht, Margret, bis hierher hat uns der treue Gott geführt, er wird auch ferner meinem Kopfe und meinem Arme Kraft verleihen.“

„Was wollt Ihr thun, Junker, Ihr, der Einzige gegen ſo viele, der Schwache gegen den Starken?“

„Seid vorläufig außer Sorge, ich kann die Thränen in Euren Augen nicht ertragen! Seht, Jungfrau, ich habe zwei Mittel und dann noch ein drittes, um Euch den Wölfen zu entziehen, die unten in der Stadt auf Euch lauern. Das erſte iſt die Totenflagge, die ich im Notfalle, wenn Euer Verſteck verraten wird, aufziehe, das zweite iſt der Gang unter der Mulde durch, den niemand kennt — —“

„Wenn aber die alte Lieſel, die darum weiß, ihn verrät — —“

„Dann hole ich das dritte —“ ſprach der Junker dumpf.

„Welches iſt das? ſagt es mir um Gotteswillen!“

Auf Margrets Zügen malte ſich unbeſchreibliche Angſt.

„Margret,“ fuhr der Junker leiſe fort, „ich will Euch alles, alles ſagen, denn Ihr müßt es wiſſen. Wenn alles fehl ſchlägt, wenn ich Euch nicht retten kann, wenn der Herzog befiehlt, daß der Gerechtigkeit freier Lauf gelaſſen werden ſoll, wenn man Euch und Eure Schweſter in das Gefängnis werfen, hierdurch Euch und Euer ganzes Geſchlecht entehren, Euren Ruf für die irdiſche Ewigkeit Euch entreißen will, dann, Margret, dann ſchreite ich zu dem dritten, freilich zu meinem letzten Mittel, um Euch und Eure Schweſter vor der Gefahr für immer zu bewahren, von der Schande zu retten, die Euch droht. Euer Leben nehme ich, Margret, Euer Leben und das Eurer Schweſter, dann folge ich Euch, und wir ſind wenigſtens im Tode mit einander vereint.“ — —

Über des Mädchens Antlitz flog ein Lächeln, wie das der Verklärung. Sie war von der Bank aufgeſprungen und hatte beide Hände des Junkers erfaßt. In ihrem Blicke leuchtete es wie ein höheres Licht, klar, ruhig und freudig ſah ſie in die Augen des Geliebten.

„Ich habe mich in Euch nicht getäuſcht,“ ſagte ſie, nachdem ſie ihn lange angeblickt. „Ich wußte, daß Ihr mir und Urſel helfen würdet, wenn das Schickſal es verlangt. Aber ſeid ohne Sorge, Ihr ſollt nicht ſündigen wider Gottes heiligſtes Gebot, nicht die Laſt auf Euch laden, die Ihr wahrlich nicht verdient habt. Hört mich an und erfahrt, was ich mit der Schweſter heute beſprochen, als die Sonne mit ihren erſten Strahlen ſchien. Wir wußten, als wir mitten in der Nacht in der Kuſtodie ankamen, nicht, um was es ſich handelte. Wir ſind mit Liſt von Trotha weggelockt und hätten, da wir Torildens Raub erfahren, das Haus des Freundes unſerer Familie nicht verlaſſen. Aber ein Mann, der auf dem Wagen ſaß, ſpiegelte uns vor, es ſei unſeres Vaters Wille, und Urſel zögerte deshalb, im Glauben, daß dies wahr ſei, nicht einen Augenblick. Als wir erkannten, wohin man uns führte, daß die Gefangenſchaft unſer Los ſein ſollte, als der Beamte im Kerker uns ſagte, daß wir in die Unterſuchung der toten alten Lieſel verwickelt ſeien, da ſahen wir klar, daß es zu ſpät war. Hinter dem Rücken des Vaters waren wir ſchmählich eingeſperrt, in ein dunkles Loch, in die Zelle der Verbrecher waren wir geſteckt, unſer Ruf war für immer verloren, in den Augen der Welt waren wir gerichtet, möchten wir nun freigeſprochen werden oder nicht. Eure beiden Namen kamen über unſere Lippen, aber es war totenſtill ringsum. „Laß uns beten, Margret,“ ſagte meine Schweſter, „laß uns das letzte Gebet zum Himmel ſenden, in wenigen Augenblicken ſtehen wir vor unſerem Heiland, der den armen Kindern verzeihen wird, wenn ſie den Tod lieber wählen als die Schande.“ Während wir auf den Knieen lagen, löſte ſie das Band ihrer Schürze. Da raſſelte es in der Ecke, da knarrte die Thür nach den Teichen, da erkannten wir Euch, Euch, Junker, auf den keine von uns mehr gehofft. Wer ſchickte Euch? Wer anders, als der Vater im Himmel? Er ſendete Euch, weil er nicht wollte, daß wir ſterben ſollten. Wäret Ihr nur einen Augenblick ſpäter gekommen, ſo hättet Ihr zwei tote Mädchen gefunden. Kann Gott im Himmel denn deutlicher ſprechen, als er gethan? Wahrlich, er kann es nicht. Urſel hat recht. Weg mit allen Gedanken, Hand an ſich ſelbſt zu legen, Gott will es nicht haben, Gott will, daß wir leben, daß wir dulden ſollen. Ich ſage wie Urſel: ‚Herr, dein Wille geſchehe!‘“

Der Junker von Kyniz, aus deſſen Antlitz jede Farbe gewichen, war, vom Glauben der Jungfrau überwältigt, auf ſeine Knie geſunken. Er lag vor ihr im Staube und ſah zu ihr, wie zu einer Heiligen empor. Dann faßte er ihre Hand, die ſie ihm willig ließ und netzte ſie mit ſeinen Thränen.

„Margret, Margret!“ rief er endlich aus, „bete für mich, daß Gott mir meine Sünde vergibt. Sieh, die Jugend brauſet in mir auf, ich weiß es wohl, ich habe es oft ſchon erfahren. Ich gedachte, in Gottes Geſchick hineinzugreifen und den Weg zu wandeln, den ich mir vorgezeichnet. Ich ahnte nicht, daß er mich zu ſeinem Werkzeug auserwählt.“

„Denk immer an ihn, du Brauſekopf, ſein Weg iſt doch der beſte,“ ſagte Margret, die ihre Hand auf des Jünglings Kopf gelegt hatte und ihn jetzt zu ſich emporzog.

Es war ſo feierlich ſtill im Zwinger der Burg. Nur der Himmel und die alten Mauern ſchauten auf den Jüngling und auf die Jungfrau herab, die hier den Schwur ihrer Liebe erneuerten, feſt vertrauend auf ihres Gottes unerſchöpfliche Kraft.

Endlich gab ein Wort das andere. Der Junker erzählte der Geliebten alles, was ſich ſeit ihrer Trennung ereignet hatte, aber wieder und immer wieder kam er auf das Geſpräch, das der Graf von Tiefenſee mit ihm auf der Inſel der alten Hexenbude geführt. „Dir entſagen,“ ſo ſchloß er wohl hundertmal, „dich aufgeben, ſüße, ſüße Margret, nun und nimmermehr! Bin ich auch jung — ich werde älter, beſitze ich auch nichts von den Reichtümern dieſer Welt — ich habe dein treues, dein liebes Herz, Margret, was kann mir nun noch fehlen?“

„Haſt du mit dem Herrn von Schlieben ſchon geſprochen?“

„Leider noch nicht. Er wohnt in Tiefenſee und ſchweift in den Wäldern umher, ich aber darf über das Weichbild nicht hinaus.“

„Suche ihn auf, ſprich mit ihm, und glaube mir, du haſt leichtes Spiel!“

„Leicht, Margret, nimmermehr! Ich ſehe es ſchon im Geiſte, daß das Schwert zwiſchen uns entſcheiden muß!“

„Ich ſage, wie der Graf dir ſchon geſagt, laß dein Schwert ruhig in der Scheide ſtecken, glaube mir, es geht ſo viel beſſer. Du wirſt der Worte nur wenige bedürfen — gib acht und denke daran, was ich dir ſagte!“

„Ich verſtehe dich nicht! Er hat deines Vaters Wort!“

„Ich weiß es, aber der Vater gibt mich keinem zum Weibe, der mich nicht haben will!“

„Er ſollte dich nicht haben wollen?“

„Ich kann mich irren, aber ich glaube es nicht, daß ich mich irre. Heute früh iſt es mir klar geworden. Urſel hat recht. Ich kenne ihn, ſeine Mutter, ſeinen Bruder und ſeine Schweſtern, Gottes Hand war im Spiel — Gottes Wille führte mich in den Kerker — der Herr von Schlieben nimmt mich nie zu ſeinem Weibe!“

„Aber du warſt ja unſchuldig, Margret — —“

„Ganz gleich, ob ſchuldig oder nicht — jene Mauern haben mich geborgen, in denen nur Verbrecher wohnen, ich war im Gefängnis, er nimmt mich nun und nimmermehr.“

„Mein Gott, ſo wäre es ja — —“

„Der Wille Gottes war es, mein Freund, der uns ſichtlich durch dieſes Leben trägt. Fühlſt du nicht, wie er dich und mich umgibt, wie er Schritt vor Schritt uns weiter führt? Das Verderben, das andere erſannen, uns wird es zum Segen.“

„Margret, Margret!“

„Glaube mir, es endet alles gut! Auch Schweſter Urſel ſagt ſo. Haſt du nicht ein Wort des Troſtes für die Ärmſte, die er verlaſſen?“

„Im Geiſte hat er ſie nicht verlaſſen, er hat mir ſelbſt geſagt, niemals würde eine andere ſein Weib, er entſagte ihr, Margret, weißt du, kannſt du es raten, weshalb?“

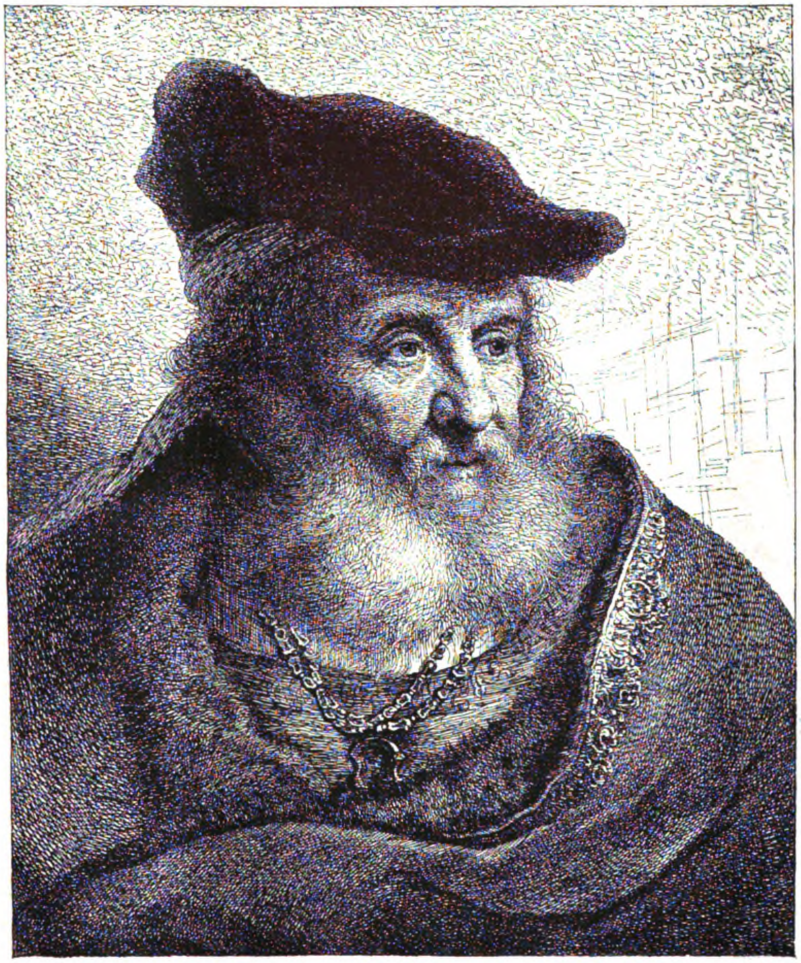
„Gewiß, er iſt dem Willen meines Vaters, der die Verbindung Urſels mit einem Bürgerlichen verweigert, zuvorgekommen, er hat ihm gegenüber auf alle Anſprüche entſagt und Urſels Wort zurückgegeben.“

„So ſcheint die Sache allerdings zu ſtehen,“ ſagte der Junker, „und doch iſt ſie nicht ſo. Wer den Doktor genau kennt, weiß oder lernt ſehr bald, daß, ſo ehrlich und aufopfernd er iſt, doch eine Verſchloſſenheit in ihm wohnt, die immer verhindert, daß andere mit dem erſten Blick in ihn hineinſchauen können. Gewiß, er ſpricht davon, daß Urſel in ſpäteren Jahren es bereuen könne, in eine bürgerliche Familie getreten zu ſein, er ſchiebt den Grund auf das Wirrſal, das die große Krankheit angerichtet, welche die Geiſter der geſund Gebliebenen bethört habe, ſo daß Urſel ſpäter anders denken würde als heute. Es hat deinem Vater, als er auf der Hexenbude mit ihm ſprach, nur ein einziges Wort gekoſtet, da entſagte mein Freund, da gab er Urſel zurück, aber der Grund iſt ein anderer, der nur hier und da durchblickt, den er nicht zugeſteht, ſelbſt dann nicht, wenn man ihm auf den Kopf zuſagt, weshalb er ſo gehandelt, weshalb er dem Mädchen entſagt hat, die er mehr liebt als ſich ſelbſt.“

„Du kennſt den eigentlichen Grund?“

„Ich glaube es wenigſtens. Ach, Kampf genug hat es mich gekoſtet, einen inneren Kampf habe ich durchlebt wie nie. Sieh, Margret, mein Freund hat das furchtbare und ernſte Spiel, das er mit ſich, mit Urſel, mit ſeiner Liebe geſpielt, verloren. Ich — ich bin die Veranlaſſung dazu. Ohne mein Wollen, ja ohne mein Ahnen hat er alles gethan. Erſt in letzterer Zeit iſt es mir klar geworden. Er ſtand am Sterbebette meines Vaters, er verſprach dem vielgeprüften Manne, der mir ſo gut wie nichts für das irdiſche Leben hinterlaſſen konnte, dem die ſchwere Zeit des Jahrhunderts alles entriſſen, dem nichts anderes von dem, was die Familie einſt beſeſſen, übrig geblieben war, als rauchende wertloſe Trümmer, er verſprach ihm, ein zweiter Vater für mich zu ſein, für mich zu leben, mich zu ſchützen vor jeder Gefahr. Er hat ſein Wort gehalten, für mich hat er geſorgt mein Lebenlang, unterſtützt hat er mich mit allem, wo und wie er es nur vermochte. Zuletzt blieb er bei mir und neben mir in dem Kampfe auf Leben und Tod, den ich in Leipzig mit dem Herrn von Schlieben beſtand. Für mich entſagte er ſeiner Überzeugung, daß der Zweikampf ein Verbrechen ſei, für mich opferte er und unterbrach ſein reiches, ruhmvolles Leben als Arzt, für mich wanderte er endlich in dieſen Turm. Nicht einen Augenblick kann ein Zweifel ſein, ich trug die Schuld an allem, was geſchah. Aber damit war ſeine Aufgabe nicht zu Ende. Wenn er auch alle Vermutungen kurz und ſchroff, wie dies in ſeinem ganzen Weſen liegt, von ſich ſtieß, mochte ich andeuten, mochte ich ihm auf den Kopf zuſagen, wie ich wollte, ich weiß, was ich weiß und niemand macht mich darin irre. Sieh, bei ihm ſteht die Pflicht höher als die Liebe. Bei mir iſt es umgekehrt. Aber, wer will ihn deshalb tadeln? Als er hier im Schloßhofe um Urſels Hand ſich bewarb, als wir alle ſahen, daß deine Schweſter ihn erhören werde, ſieh, Margret, da zog auch das erſtemal in meinem Leben die Liebe in mein Herz hinein, das bisher ſie nur dem Namen nach gekannt. Ich ſah dich, und der Würfel war für mich gefallen. War es nun, daß der Freund mir dieſen Weg vorausgegangen, daß er um deine Schweſter gefreit, daß dieſe ihn erhört, oder war es mein ſelbſtändiger Wille, der mir, dem jungen Manne ohne Brot, den Mut gab, um dich zu werben, ich weiß es nicht. Aber das eine iſt freilich ewig wahr, wäre er mir nicht vorausgegangen, ich hätte nie das Herz beſeſſen, dir zu offenbaren, wie es um mich ſtand, wenigſtens nicht jetzt, nicht in der Zeit der allgemeinen Not, nicht in meiner Jugend, die wahrlich wie ein Alp auf mir laſtet. Ich that es doch, ich warb um dich, du ſagteſt mir zu. Mit einem Herzen, das vor Freude zu ſpringen drohte, brachte ich ihm die Nachricht. Er ſchwieg, ſchwieg, ohne daß ein Wort ihm zu entlocken war. Vergebens forſchte ich, vergebens bat ich ihn, doch zu ſprechen. Es war alles umſonſt, ich dachte nicht an meine dreiundzwanzig Jahre, nicht daran, daß ich noch Student, keinen Augenblick daran, daß ich Gefangener war, der die Todesſtrafe nach dem Geſetze verdient, nicht an deinen Vater, und was er dazu ſagen werde, an nichts, an nichts, als an dich und mein namenloſes Glück. Freilich, ſchon nach wenigen Tagen zog das erſte Unwetter auf. Es kam die furchtbare Nacht, in der wir mit dem Freiherrn zu deinem Vater zu Boot nach Schnaditz fuhren, die Unglücksnacht, in der die Niedermühle ein Opfer der Flammen wurde, in der dein Vater uns von ſich wies, in der wir euch beide verloren. Ich ſah es ihm wohl an, wie es am anderen Tage in ihm brodelte und kochte, wie der Kummer auf ſeinem Antlitze lag, wie er nach Faſſung rang, wenn er einen Augenblick nur unbewacht war. Ich ſchob alles darauf, daß es in ihm wurme und nage, weil er ſeinen bürgerlichen Stand vergeſſen und vielleicht wegen der anderen Vorzüge, mit denen er prunken kann, ihn überſchätzt hatte, ich ſchob alles auf ſein gekränktes, faſt übermäßiges Ehrgefühl, und ſchwieg, weil er nicht ſprach und ich doch nichts ändern konnte. Da kam der Tag, an dem es furchtbar tagte. Wir waren an den Trümmern der Hexenbude zuſammen, und während mich der Graf zu Tiefenſee zu beſtimmen ſuchte, von dir zu laſſen, da gab er nach kurzen Worten des Herrn v. Schnaditz dieſem das Verſprechen, das Gelübde zurück, das er von Urſel empfangen. Ich ſah jetzt klar, als er mir mitteilte, daß er entſagt, weshalb er es gethan. Ich, ich ſollte ihm folgen, er ſah in meiner Handlungsweiſe nichts anderes als kindiſche Übereilung, er glaubte, ſein Thun habe mich zu gleichem verlockt, er hielt meine Liebe zu dir nicht für wahr und unzerbrechlich, er glaubte, ich hätte mit der Übereilung des jungen unerfahrenen Mannes nur ihn nachgeahmt, er ſah alle Hinderniſſe, die ſich entgegentürmten, vor allem das Verſprechen deines Vaters an den Herrn von Schlieben, mein unbeſtimmtes Los als Gefangener, dein Schickſal, Margret, das dich an mich kettete. Um mich zu löſen, um dich zu befreien, ging er mit ſeinem Beiſpiele voran, hoffend, ich würde ihm folgen. Und als er ſah, wie er ſich getäuſcht, als er merkte, daß du mir unzertrennlich an das Herz gewachſen ſeieſt, daß alle ſeine Worte vergebens waren, mich umzuſtimmen, da begriff er, daß er umſonſt ſeiner Liebe, ſeinem Glücke entſagt habe. Konnte ich denn anders handeln, als ich gethan, konnte ich ihm folgen in ſeinem Willen, konnte ich, indem ich von dir ließ, mein eigenes Selbſt zerſtören und mit ihm das deinige? Nimmermehr, ſo viel ich mit mir gerungen, ich konnte dich nicht laſſen, und er hatte alles verloren.“

Aus den Kupferſtichmappen des Daheim.



Der alte Orientale.

Gemalt von G. Flinck 1664. Geſtochen von G. F. Schmidt 1772.

„Steht es ſo um ihn?“

„Nicht anders, Margret! Sein Wort war es, das er meinem armen Vater auf dem Totenbette gegeben, dieſes Wort war ſeine Richtſchnur, ihr opferte er alles, was er beſaß, ſeine Liebe.“

„Er kann alles wieder gewinnen. Er hat Urſel nicht verloren, und Gottes Hand wird helfen. Ich muß zu ihr eilen und ihr alles ſagen. Glaube mir, ich erhebe ſie bis in den Himmel, mit deinem Worte richte ich ſie auf, die da glaubte, ſein Herz ſei ihr entfremdet.“

„Geh, Margret, und erzähle ihr alles, ſie hat es wahrlich um ihn verdient, und treue Liebe wird Gott nicht trennen. Aber noch eins muß ich dir ſagen. Die Burg iſt ſicher und die wenigen Leute, die ſich darin befinden, ſind dem Freiherrn und uns mit voller Seele ergeben. Bei alledem kann man nicht wiſſen, was der nächſte Augenblick bringt, ganz beſonders nicht, was der zornige Amtmann unten in der Stadt beſchließt. Drum halte dein Auge auf meine Fenſterbucht. Siehſt du ein weißes Tuch wehen, es iſt das Zeichen, daß ich Euch ſprechen muß. Du kennſt die Treppe zum Zwinger, jetzt, Geliebte, lebe wohl!“

Mit innigem Händedruck ſchieden beide von einander. Der Gerichtsamtmann war mit dem aufgenommenen Protokoll in ſeine Wohnung gegangen und hatte dieſelbe, ſo bald er unbeachtet war, feſt hinter ſich verſchloſſen.

„Es iſt kein Zweifel,“ ſagte er vor ſich hin, „es liegt ein Komplott gegen mich vor. Torilde von Tornau — entführt, Urſel und Margrete von Schnaditz — entführt! Von wem, von wem? Heilige Gerechtigkeit, ſtehe mir bei! Nichts iſt ſchlimmer, wie ſchon mein alter Lehrer ſagte, als auf falſcher Fährte den Verbrecher zu ſuchen. Immer weiter entfernt man ſich von der richtigen Bahn. Wer hat ein Intereſſe an den drei Mädchen? Die Väter — die Liebhaber! Unſinn, Unſinn, es iſt unmöglich! Torildens Räuber waren klotzige große Geſtalten, keine Spur von Ähnlichkeit mit dem Freiherrn und einen Liebhaber kann das verwachſene Ding nicht haben. Urſel und Margret — der einfältige Teufel, die alte Lieſel beſchuldigt den Vater, den Herrn von Schnaditz, als Entführer, dummes Zeug! Ich ſagte es ihr und ſie betete es nach aus Furcht vor den Angſtmännern. Einer war es nur, die Fußſpur am Teiche kann nicht trügen — zwei Frauen, ein Mann. Aber wer, wer war er? Der Vater der Mädchen war es nicht, der iſt zu alt und zu unbehilflich zu ſolch verzweifeltem Geſchäfte, der Freiherr war es auch nicht, der liegt, Gott ſchütze uns, an der Peſt, der Arzt auf dem Schloſſe todkrank — der Junker, halt, der wäre der einzige, ſoll doch die eine der beiden Mädchen ſeine Geliebte ſein! Freilich, wie wußte er, daß ſie in der Kuſtodie war? Er konnte es nicht wiſſen, nur unſerer zwei kannten die Ankunft der Mädchen, ich und der — — nein, nein, der Gerichtsſchreiber kann es nicht verraten haben, er kennt niemand vom Schloſſe, nicht einmal den Junker, der die Burg nicht verläßt und die Stadt nicht betreten darf. Doch, doch, der Gerichtsſchreiber war ja bei mir, als mir der Junker die Nachricht von der Erkrankung des Freiherrn brachte. Aber ich ſchloß ihn ein, er kann nichts gehört haben, er hat den Junker nicht geſehen, er hat ihm nichts verraten können — —“

(Fortſetzung folgt.)

Die katholiſch-polniſche Propaganda und der Guſtav-Adolf-Verein in Oſtpreußen.

Von A. Tiſcher in Soran.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Die neueſten Vorgänge auf dem kirchenpolitiſchen Gebiete haben eine weitgreifende Beunruhigung der Gemüter ſelbſt in den Kreiſen derjenigen hervorgerufen, welche ſich bisher den Vertretern ultramontaner Tendenzen nur allzu vertrauungsvoll zu nähern pflegten. Gewiß wäre ihnen mancher Irrtum erſpart geblieben, wenn ſie etwas mehr den Lehren der Geſchichte nachgefragt hätten.

Das päpſtliche Rom hat von dem heidniſchen Rom das unzerſtörbare Verlangen nach Weltherrſchaft geerbt. Um derſelben willen hat es zu allen Zeiten ſich aus Opportunitätsgründen jeder Staatsform angepaßt und paktiert heute mit den extrem liberalen, morgen mit den hochkonſervativen Parteien, nie jedoch verbindet es ſich mit einer derſelben zum Wohle des betreffenden Landes für länger, als der eigene Vorteil es erheiſcht. Wäre Rom wirklich ein uneigennütziger Freund und ein zuverläſſiger Bürge konſervativer Beſtrebungen, ſo könnten nicht gerade die überwiegend katholiſchen Länder in dem Maße, als es der Fall iſt, der Herd immer wiederkehrender Revolutionen ſein. Unzweifelhaft ſind einzelne, ſagen wir lieber: recht viele katholiſche Männer gute Patrioten und überzeugte Vertreter des einmal gewonnenen politiſchen Standpunktes, aber das Jahrhunderte alte Syſtem iſt ſtärker, als die Perſonen. Dieſe werden benutzt und werden rektifiziert, jenes bleibt, und nicht nur gebrochene Perſönlichkeiten, ſondern wenn's ſein muß, auch Trümmer von Staatsweſen dienen zum Fundamente der in dem ultramontanen Papſttum aufgerichteten Herrſchaft.

Unſere öſtlichen Provinzen bergen ein Denkmal der rückſichtsloſen Energie, mit welcher der Jeſuitismus etwa vorhandene Übelſtände im Volksleben für ſeine Welteroberungspläne auszunützen verſteht.

Im polniſchen Reiche hatte im XVI. Jahrhundert die Reformation einen wohlvorbereiteten Boden und begeiſterte Anhänger gefunden, und zwar nicht nur unter den in Stadt und Land zahlreich vorhandenen deutſchen Anſiedlern — beſonders die Städte waren ja durch deutſche Betriebſamkeit emporgekommen — ſondern ebenſo unter den Polen, welche gern auch den von Kaiſer Ferdinand ausgetriebenen „böhmiſchen Brüdern“ eine Freiſtatt für ihren evangeliſchen Glauben und ein dankbares Feld für die Bethätigung ihres Fleißes gewährten. In wenigen Jahrzehnten war die evangeliſche Partei ſo ſtark geworden, daß ſie 1573 die Anerkennung der Rechtsgleichheit aller Konfeſſionen durchſetzte, auch bei den Vorbereitungen für die Königswahl den Ausſchlag gab. Dem Bewerber um die polniſche Krone, Prinzen Heinrich von Valois wurden Wahlbedingungen geſtellt, welche feſte Garantien für die Rechte ebenſo ſehr der polniſchen, als der bedrängten franzöſiſchen Proteſtanten enthielten, und als der Gewählte unmittelbar vor der Krönung zögerte, die erſteren zu beſchwören, nahm der Kronmarſchall Firley die Krone vom Altar, um ſich damit zu entfernen, und ſprach: „Si non jurabis, non regnabis, willſt du nicht ſchwören, ſollſt du auch nicht König ſein.“

Ein Biſchof erklärte damals, ſogar im Hinblick auf die Geiſtlichen ſeines Sprengels, ſelbſt unter Anwendung von Gewalt das aus Deutſchland herüber gebrachte Feuer nicht mehr dämpfen zu können.

Eine achtbare theologiſche Litteratur war entſtanden, zweimal wurden polniſche Bibelüberſetzungen unternommen, es fehlte nicht an deutſchen und polniſchen Poſtillen und Pſalmen, und beſonders in den von den böhmiſchen Brüdern gebildeten Gemeinden beſtand eine vortrefflich organiſierte Disziplin.

Die Lage der Dinge wurde jedoch eine weſentlich andere in dem Maße, als die von Kardinal Hoſius, dem Biſchof von Ermland, ins Land gerufenen Jeſuiten Einfluß gewannen.

Von anderen, weniger nobeln Beſchäftigungen abgeſehen, widmeten ſie beſonderen Fleiß der Jugenderziehung, und zwar waren es weniger die Kinder aus niederen Ständen, als die Söhne des Adels, auf welche ſie ihr Augenmerk richteten. Denn der Adel war im Alleinbeſitz politiſcher Rechte, ſo daß nicht nur ländliche Gemeinden, ſondern vielfach auch ſtädtiſche für die Sicherheit ihrer evangeliſchen Gottesdienſte auf ſeinen Schutz angewieſen waren. Und wiederum die meiſte Sorgfalt wurde auf die älteſten Söhne der adeligen Familien, auf die zukünftigen Grundherren verwendet. Dieſe zu gewinnen, war der ſicherſte Weg, um die Religionsfreiheit den Hinterſaſſen zu entziehen und den etwa Beſchwerde führenden Diſſidenten in den Mitgliedern des Reichstages rückſichtsloſe Gegner zu Richtern zu geben, denn in den Schulen wurden die Zöglinge in wohlberechneter Weiſe mit einem fanatiſchen Haß gegen die Proteſtanten erfüllt.

Die Folgen blieben nicht aus. Im Jahre 1605 rief der Jeſuit Piaſecki dem zum Gottesdienſte verſammelten Volke zu: „verwandelt die Kirchen der Ketzer in Schutt und Aſche!“ und bald machten ſich dreihundert Jeſuitenſchüler daran, zuerſt die Kirche des großen polniſchen Predigers Samuel Dombrowski, dann die der böhmiſchen Brüder zu verbrennen. Die armen Gemeinden thaten das äußerſte, um ihre Kirchen wieder herzuſtellen. Aber im Jahre 1616 wurden abermals beide Gotteshäuſer zerſtört und auf die Beſchwerden der Bedrängten erfolgte der Beſcheid: „es liege kein Grund vor, die Jeſuitenſchüler zu beſtrafen, ſie hätten nur im Eifer für den katholiſchen Glauben gehandelt, ſolcher Eifer verdiene Lob und Ruhm.“

Um dieſelbe Zeit wurde der berühmte Prediger und Liederdichter Valerius Herberger in Frauſtadt ſeiner Kirche beraubt. Auch in anderen Städten wurden die Proteſtanten entweder durch Brandſtiftung oder unter dem Schein gerichtlichen Verfahrens um den Beſitz ihrer Kirchen und der mit ſchwerem Gelde erkauften Religionsfreiheit gebracht. In Schöneck gab ſich ſogar König Sigismund III um die Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts ſelbſt dazu her, die Gemeinde um ihr Gotteshaus zu betrügen.

In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts waren die Früchte der jeſuitiſchen Saaten bereits ſo weit gereift, daß auch Staatsverträge mit auswärtigen Mächten nicht mehr geachtet wurden. Im Frieden von Oliva war Polen verpflichtet worden, die Proteſtanten in ihren Rechten zu ſchützen, aber bereits 1669 wurde wieder der Übertritt zum Proteſtantismus mit Verbannung oder Todesſtrafe bedroht.

Vollends unter der Regierung der Konvertiten Auguſt II und III wurden die Proteſtanten aus dem Senat und Landtag ausgeſchloſſen, aller Staatsämter und Würden beraubt, Bau oder Reparatur ihrer kirchlichen Gebäude, ſowie Abhaltung von „Privatverſammlungen“ ihnen unterſagt, alſo die Ausübung der Religionsfreiheit thatſächlich unmöglich gemacht. Dazu wurden Greuel aller Art gegen ſie verübt.

Den Leſern des Daheim ſind früher in Nr. 39 vom Jahre 1880 unter der Überſchrift: „Thorns Schreckenstage“ von dem Schreiber dieſes Szenen aus jener finſteren Zeit dargeſtellt worden.

Die gleichen Mißhandlungen trafen die Angehörigen der griechiſchen Kirche. Es war bei ſolcher Vergewaltigung aller Nichtkatholiken kein Wunder, daß dieſelben durch den Trieb der Selbſterhaltung dahin geführt wurden, in ihren auswärtigen Glaubensgenoſſen, auch wenn ſie gegen Polen Krieg führten, ihre natürlichen Verbündeten zu ſehen. So waren die griechiſch-katholiſchen Koſaken dem polniſchen Staate entfremdet und in die Arme Rußlands geführt worden, ſo mußten während der wiederholten Invaſionen ſchwediſcher Heerführer die Proteſtanten den Sieg des Landesfeindes erſehnen, welcher allenthalben mit rechter Treue für die Exiſtenz der Evangeliſchen eintrat. Gewaltſame Herſtellung des proteſtantiſchen Rechtes im Fall eines Sieges der Schweden und nach ihrem Abzuge grauſame Rache von ſeiten der katholiſchen Partei wechſelten mehrfach mit einander ab.

Wenn aber die Hinneigung der Griechiſch-Katholiſchen zu Rußland, der Evangeliſchen zu Schweden immerhin durch die Gleichheit des Glaubens etwas relativ Natürliches war, ſo zeigt ſich die Unnatur der durch die jeſuitiſche Praxis geſchaffenen Lage am klarſten darin, daß in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts Rußland ſich zum Beſchützer der polniſchen Proteſtanten aufwerfen konnte.

Gewiß war es ein ausſchließlich politiſches Intereſſe Rußlands, durch das Daſein einer unzufriedenen Partei immer neuen Vorwand zur Einmiſchung in die polniſchen Angelegenheiten zu haben, auch zu demſelben Zwecke dieſe Partei niemals zu ihrem vollſten Rechte kommen zu laſſen. Aber wenigſtens dieſe Handhabe zur Zerſtörung Polens hätte Rußland nicht finden können, wenn die Römlinge nicht das ſeit 1573 geſetzlich anerkannte Recht der Diſſidenten auf Religionsfreiheit dauernd mit Füßen getreten hätten. Rom iſt in dem Kampfe um die kirchliche Herrſchaft in Polen endlich Siegerin geblieben, aber auf den Trümmern der Selbſtändigkeit Polens, deſſen beſte Söhne einſt von der Annahme des Evangeliums eine nationale Wiedergeburt erhoffen durften. Die Geſchichte des unglücklichen Landes iſt ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß der alten Völkerbezwingerin die Ehre und Selbſtändigkeit einer Nation nichts gilt gegenüber ihrer Herrſchaft über Geiſter und Gewiſſen.

Daß Rom auch heute nicht müßig iſt, beweiſen die öffentlichen Vorgänge ſeit der Aufrichtung des hohenzollernſchen Kaiſertums zur Genüge. Aber neben denſelben geht eine ſtille, und keineswegs erfolglos geübte Thätigkeit der Propaganda her. Die Bemühungen der katholiſchen Kirche, in den höheren Ständen, beſonders den Grund und Boden beſitzenden unter uns Eroberungen zu machen, haben eine recht anſehnliche Reihe von Trägern hochangeſehener Namen nach Rom hinübergezogen. Mit welchen Mitteln manchmal gearbeitet wurde, mag hier unerörtert bleiben. Doch warf ſchon vor Jahren ein Buch des ſtreitbaren Profeſſor Nippold ſcharfe Schlaglichter auf die „Wege, welche nach Rom führen.“ Neuere ſtatiſtiſche Erhebungen haben den Nachweis geführt, daß auch im Mittelſtande und zwar beſonders in großen, überwiegend proteſtantiſchen Städten die Miſchehen dazu benutzt werden, um die aus denſelben hervorgehende neue Generation für die katholiſche Kirche in Anſpruch zu nehmen. Wie viel mehr findet ein gleiches ſtatt, wo die Angehörigen des evangeliſchen Bekenntniſſes, wie in unſeren ehemals polniſchen Landesteilen, in der Minderheit ſind und von der geiſtlichen Pflege oft Jahre lang nicht erreicht werden können. Da bedarf es ſchon recht großer Gewiſſenhaftigkeit und eifrigen Haltens am Evangelium, um die kleinen und großen Verſuchungen zur Untreue zu überwinden.

Gern erinnere ich mich in dieſer Beziehung an ein Mitglied meiner erſten Gemeinde, den blutarmen Schuhmacher G. in dem faſt ganz polniſch-katholiſchen Dorfe Goſtoczin. Dem Manne hatten ſich zu ſeinem erſtgebornen Kinde die reichſten polniſchen Bauern zu Paten angeboten, auch reichliches Eingebinde verſprochen, wenn er ſein Kind der katholiſchen Kirche zuführen wollte, aber er empfand es faſt als eine Beleidigung, als ich ihn prüfend fragte, ob er das lockende Angebot nicht annehmen wollte. Doch ſind derartige Mittelchen, Propaganda zu üben, noch die harmloſeſten. Bedenklicher iſt es ſchon, wenn den Kindern, welche das Unglück haben, einer katholiſchen Schule zugewieſen zu ſein, der Lehrer entweder Bibel und Geſangbuch als „verfluchte Ketzerbücher“ bezeichnet, welche verbrannt werden ſollen (Faktum), oder im Tone wohlwollenden Bedauerns ſie und ihre Eltern als unglückliche, ewig Verlorene beklagt; bedenklicher, wenn etwa ein evangeliſcher Handwerker durch Verſagung der Kundſchaft ausgehungert wird. Doppelt bedenklich aber iſt es, wenn mit der konfeſſionellen Feindſchaft ſich die nationale Abneigung verbindet, wenn weder der polniſche Proteſtant Proteſtant bleiben ſoll, weil er als ſolcher gewöhnlich ein guter Preuße und den revolutionären Agitationen abgeneigt iſt, noch der deutſche Katholik Deutſcher, wenn deshalb durch dauernde Verweigerung der deutſchen Predigt, oder durch falſche Eintragung in die Kirchenbücher aus einem Berg ein Gora, aus einem König ein Krol und aus deſſen Sohne vielleicht ſchon ein Krolikowsky wird.

In welcher Weiſe mit allerlei Mitteln unter den Deutſchen poloniſierend, unter den Evangeliſchen katholiſierend gewirkt wird, geht aus den Klagen hervor, welche über poſenſche und weſtpreußiſche, beſonders aber über ermländiſche Verhältniſſe ſeit Jahren auf den Guſtav-Adolfs-Verſammlungen laut werden. In dem zum Ermland gehörenden Kreiſe Röſſel beſteht ein reich ausgeſtattetes Kloſter „zur heiligen Linde,“ in welchem bereits vor dreißig Jahren diejenigen Kinder proteſtantiſcher Herkunft Aufnahme, Kleidung und Verpflegung fanden, welche eine ſechswöchentliche Vorbereitung zur Beichte dem ordnungsmäßigen evangeliſchen Konfirmandenunterricht vorzogen. In Braunsberg, wo die alteingeſeſſenen Evangeliſchen mit vieler Treue ihr Bekenntnis wahren, beſteht zu großer Gefährdung für die beweglicheren Elemente der Bevölkerung ein Konvertitenhaus, deſſen Inſaſſen lebenslang freie Station und jährlich 150 Mark bar beziehen. In allerlei Krankenhäuſern beſitzen die „barmherzigen Schweſtern“ keineswegs immer die Hochherzigkeit, hoffnungslos Evangeliſche ihre Verſtocktheit nicht entgelten zu laſſen. Selbſt der Handarbeitsunterricht, zu deſſen unentgeltlicher Erteilung Ordensſchweſtern überall bereit ſind, wird zu einer Gelegenheit, um im Sinne der Propaganda zu wirken. Dabei beſtehen im ganzen Ermland, d. h. in den Kreiſen Braunsberg, Heilsberg, Allenſtein und Röſſel nur in den zwölf Städten und in einem Dorfe evangeliſche Pfarreien; ſoweit die auf dem Lande wohnenden Glaubensgenoſſen nicht von da aus erreicht werden können, ſind ſie thatſächlich wie eine Herde ohne Hirten!

Beſonders ſyſtematiſch wird auf Katholiſierung der ſlawiſchen Maſuren hingewirkt, welche den Süden und Südoſten der Provinz Oſtpreußen inne haben. Während vor vierzig Jahren es im Maſurenlande noch keine einzige katholiſche Kirche gab, beſtehen heute etwa zwanzig Pfarreien. Von dieſen gehören ſieben allein einem, dem Ortelsburger Kreiſe an, deſſen Einwohner zu den ärmſten der Monarchie gehören, alſo ſchwerlich aus eigenen Mitteln die immerhin koſtſpieligen und ſtattlichen Einrichtungen geſchaffen haben. In einer ganzen Reihe von Kreiſen hat ſich in derſelben Zeit die katholiſche Bevölkerung mehr als verdoppelt, während die evangeliſche nur vielleicht um zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent gewachſen iſt. Ja, für zwanzig Katholiken in einem Orte iſt ein eigner Pfarrer und eine Kirche vorhanden.

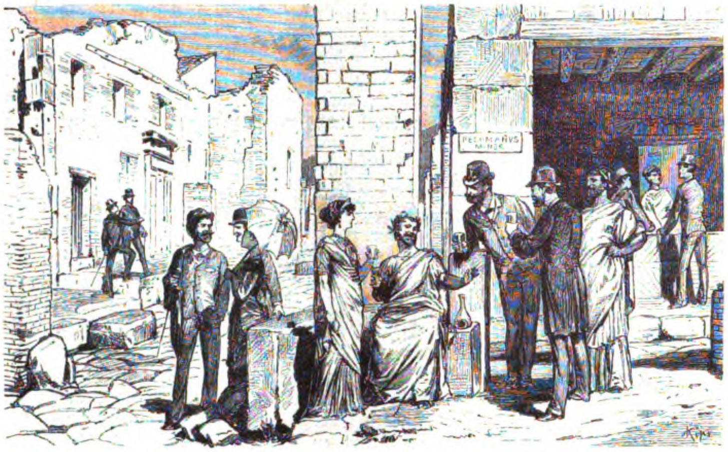
Man muß ſich nicht ohne Beſorgnis fragen, wie eine ſo auffallende Verſchiebung des konfeſſionellen Beſitzſtandes möglich geworden iſt.

Die Antwort liegt einmal darin, daß den maſuriſchen wie den ermländiſchen evangeliſchen Geiſtlichen durch die Größe ihrer über mehrere Quadratmeilen ſich erſtreckenden Kirchſpiele es geradezu unmöglich iſt, die Beſtrebungen der Propaganda genügend zu überwachen und ihnen in jedem einzelnen Falle entgegen zu treten. Dazu kommt, daß von den geringer dotierten Pfarrſtellen manche, beſonders wenn es an einem nur den mäßigſten Anſprüchen genügenden Pfarrhauſe fehlt, jahrelang unbeſetzt bleiben. Sodann kommt in Betracht, daß der ſlawiſche Volkscharakter ſowohl für den die Sinne beſtrickenden, an äußerlichem Pomp reichen katholiſchen Kultus ſehr empfänglich, als auch bedenklich dem Aberglauben zugeneigt iſt.

(Schluß auf S. 602.)

Die Feſttage in Pompeji.

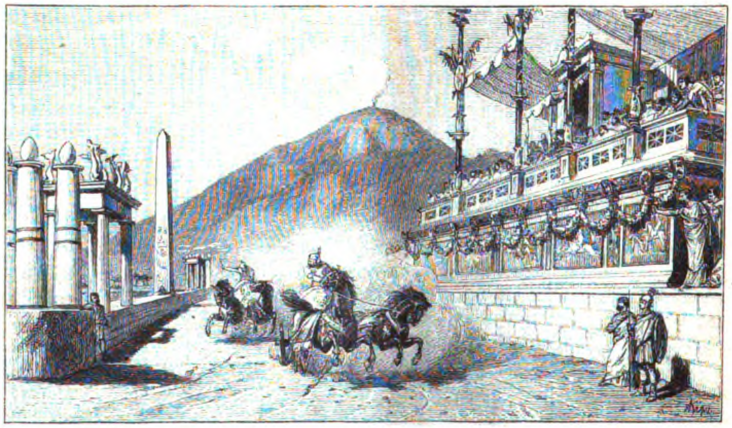
Eintauſendachthundertundfünf Jahre ſind darüber verfloſſen, ſeit Pompeji unter der Aſche des Veſuvs verſchüttet wurde. Auf der Stätte der verſchütteten Stadt lagen Bauernhäuſer mit Weinbergen und Äckern und trotz einzelner hervorſtehender Ruinen und trotzdem die Stätte noch den Namen cività (Stadt) führte, ahnte Niemand das unter der Erde Verborgene. Im Jahre 1748 wurden zufällig durch Bauern beim Graben antike Wertgegenſtände gefunden und am 1. April desſelben Jahres begannen auf Befehl König Karls III die Ausgrabungen.



Aus den Feſtſpielen von Pompeji, Mai 1884: Vor einer antiken Schenke.

Während des vorigen Jahrhunderts wurde indes lediglich nach Kunſt- und Wertgegenſtänden geſucht; die Gebäude ſchüttete man wieder zu. Die franzöſiſche Herrſchaft von 1806—1815 hat den Ruhm der erſten wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Ruinen, die nun mit geringen Unterbrechungen, namentlich aber ſeit 1861 mit Eifer fortgeſetzt wurde, ſo daß heute die weſtliche Hälfte der Stadt ausgegraben iſt.

Wir kennen alſo das alte Pompeji ſchon lange, daß aber unter der Lava ein neues Geſchlecht der alten Einwohner hervorkam, daß die Straßen und Wohnhäuſer, die Thermen, Tempel und Theater ſich mit antiken Geſtalten belebten und den alten Göttern die lange entbehrten Opfer brachten, dieſes zu ſchauen iſt uns erſt im Mai des Jahres 1884 möglich geweſen. Anlaß dazu gab das fürchterliche Unglück, welches im verfloſſenen Jahre die benachbarte Inſel Iſchia heimſuchte; Pompeji ſollte auferſtehen. Feſtſpiele, Luſtbarkeiten, Hochzeits- und Trauerfeierlichkeiten aus alter Zeit ſollten in dem unvergleichlichen hiſtoriſchen Rahmen aufgeführt werden und der Ertrag war für Iſchia beſtimmt. So las man denn in altlateiniſchen Charakteren an Pompejis Straßenecken eine „Ankündigung,“ die auf deutſch lautet: „Für die durch Erdbeben zerſtörten Orte der Inſel Iſchia wird die Gladiatorentruppe des Publius Januarius Donatus am 13. Mai in Pompeji — ohne jeglichen Aufſchub — fechten.“ Aus der Lava und Aſche erſtanden im getreueſten Koſtüm die alten Geſtalten wieder, da wo goldgrün ſchillernde Lazerten huſchten und die Schritte neugieriger Fremden in den Ruinen widerhallten, ſtanden zum Dienſte bereit in antker Tunika Kellnerſklaven und Hunderte von fleißigen Händen rührten ſich, um alles vorzubereiten für das modernantike Feſt.



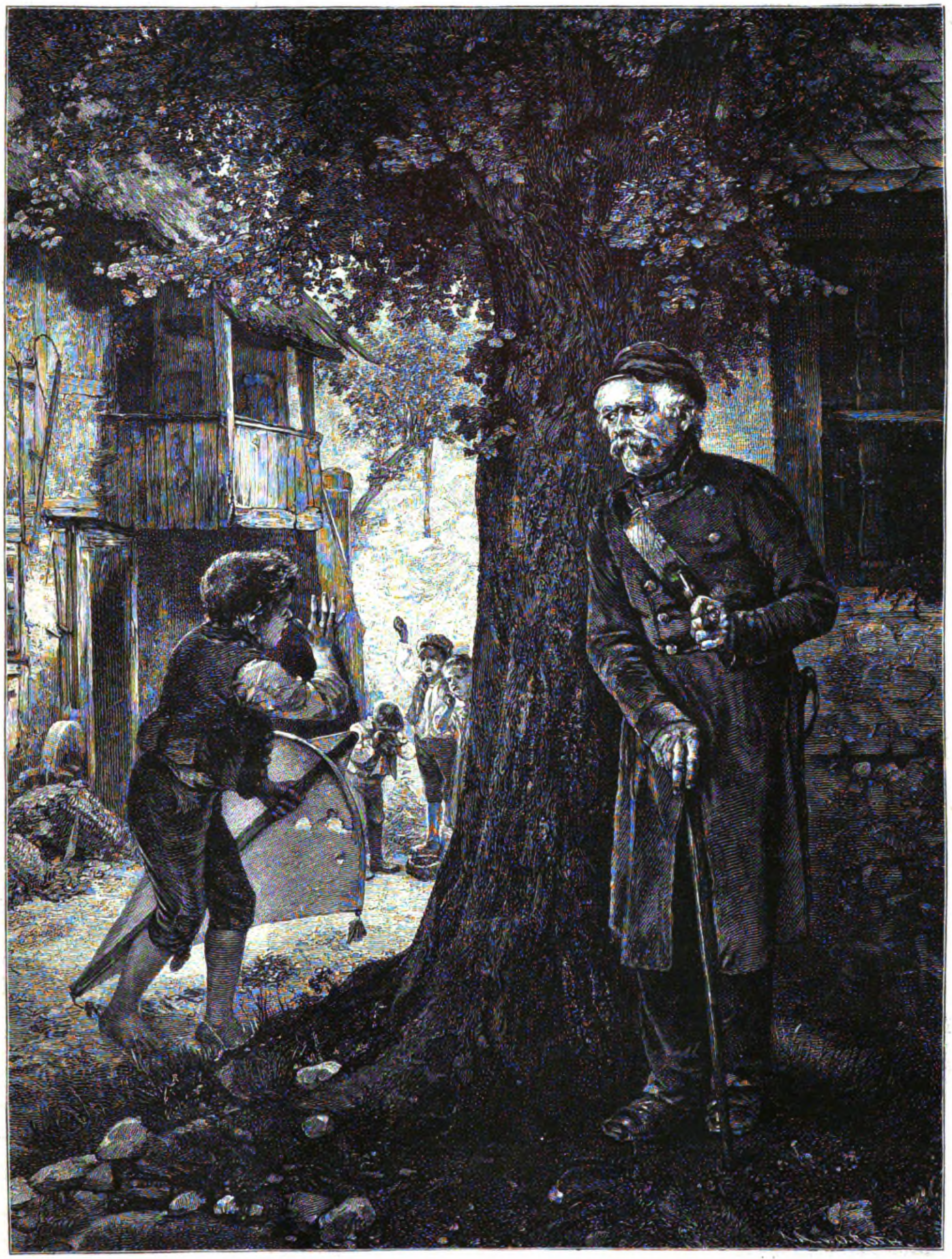
Aus den Feſtſpielen von Pompeji, Mai 1884: Das Wagenrennen in der Arena.

Ich kann ſie nicht alle aufzählen die Feſtlichkeiten, die hier ſtattfanden, die Hochzeit und die Leichenfeier mit der nachfolgenden crematio, der Verbrennung auf der Gräberſtraße, wo die dunklen Cypreſſen zwiſchen den marmornen Grabmälern in die tiefblaue Luft emporſtreben; ich will nicht die launige Miſchung von alt und neu betonen, wie ſie in dem Bilde des Malers Kips dargeſtellt iſt; nur von dem impoſanteſten Teile der Feſtlichkeiten ſoll die Rede ſein.

Es iſt ein echt italieniſcher ſonniger Tag; kein Wölkchen am Himmel und kerzengerade ſteigt die berühmte Pinie, die Rauchſäule des Veſuv empor, der herabſchaut auf ſein Zerſtörungswerk, in welchem es wimmelt wie von Ameiſen. Auf jenem noch nicht bloßgelegten Teile Pompejis, der ſich zwiſchen dem Amphitheater und dem ausgegrabenen Stadtteile ausdehnt, iſt nach der Art des Circus Maximus in Rom die Stätte für die Wagenſpiele bereitet, dort erhebt ſich die Tribüne, von der herab Kaiſer Veſpaſian in getreuer Maske dem Sporte zuſchaut. War doch das Wagenrennen der bei weitem wichtigſte Teil der Zirkusſpiele, nahmen ſie doch alt und jung gefangen, wie heute die Wettrennen. Durch die Länge der Bahn iſt die Spina gezogen, eine niedrige Mauer, an deren beiden Enden die Metae, kegelförmige Säulen, aufgeſtellt ſind, die Anfangs- und Endpunkte des Rennens. Auf der Spina ſtehen Säulen oder Obelisken, mit Delphinen geſchmückt, durch deren Herabnehmen man die Zahl der gemachten Umläufe anzeigte. Gewöhnlich ſind es deren ſieben, denn ſiebenmal iſt die Bahn zu durchmeſſen von den vier zweiſpännigen Wagen, wobei das Herumlenken um den Endpunkt der Spina die größte Schwierigkeit verurſachte. Das zuſchauende Publikum nahm an dem Verlauf des Rennens einen Anteil, wie er nur bei ſüdlicher Leidenſchaft zu erwarten iſt und der dem Enthuſiasmus unſerer Rennfreunde nichts nachgab. Daß die Wagenlenker von lebhafter Sympathie und Antipathie begleitet wurden, verſteht ſich von ſelbſt — ganz wie im Altertum, wenn auch die antiken Belohnungen für die Sieger ausblieben. So erntete einſt der Jockey — wie man jetzt ſagen würde — Scorpus zur Zeit Domitians in einer Stunde fünfzehn ſchwere Beutel Gold, und nach Juvenal hätte ein gefeierter Wagenlenker hinſichtlich des Einkommens nicht mit hundert Advokaten getauſcht.

Und wie die Roſſelenker und Rennpferde, ſo intereſſierte nicht minder der Kaiſer auf der Tribüne. Im Triumphzug iſt er gekommen. Tibicines, Tubicines, Cithariſten und Tympaniſten, in heitere Tuniken gekleidet, den Epheukranz im Haare, ſind mit berauſchender Muſik ihm vorangezogen; die Prieſter der pompejaniſchen Gottheiten folgen, auch jene ägyptiſchen der Iſis, denn auch dieſe Göttin hat hier ihre Stätte, heute freilich profaniert von einem Photographen, der darin ſein Atelier aufgeſchlagen hat. „Ave, Caesar, salve!“ ſo ertönt es, und auf dem Lotterbett getragen, in weiche Kiſſen zurückgelehnt, mit dem Lorbeerkranz im Haar, wird von acht Sklaven Kaiſer Veſpaſian hereingetragen, er, der Wohlthäter der ſüdlichen Provinzen nach der Kataſtrophe vom Jahre 79. Hinter ihm folgen die Senatoren mit breitem Purpurſtreifen an der Toga, Klienten, der Magiſtrat Pompejis, Ädilen, Decurionen und endlich des Volkes bunte, drängende Maſſe, Männer, Weiber, Kinder — alle unzweifelhaft echt im Koſtüm. Der Kaiſer hat ſeinen Sitz eingenommen, die Carceres ſind geöffnet, aus denen die ſchnaubenden Roſſe heraustraben und das Spiel der blau, rot, grün und weiß unterſchiedenen Bigen beginnt. Das Traumbild iſt vollſtändig, wir ſind wirklich im alten Römerreich; es iſt ja noch dieſelbe Sonne, die darüber lacht, wie zur Zeit Veſpaſians, wir brauchen nicht mehr mit Schiller zu ſeufzen: Schöne Welt, wo biſt du? Kehre wieder, Holdes Blütenalter der Natur!

Sie iſt da, die lebendiggewordene Antike, wir ſtehen neben ihr und die Entflohenen ſind unter der Lava, die ſie verborgen hielt, hervorgekommen, wir ſehen Tunika und Toga, Stola und Palla, dort wird Falerner und Cäcuber im Calix und Scyphus kredenzt; es iſt der dritte Idus des Mai — aber da tauchen ſchwarze Zylinderhüte auf und jene Männer tragen Klemmer auf der Naſe. Wir ſind wieder im XIX. Jahrhundert und ſtatt eines Ertrages liefert das Feſt für das arme Iſchia nur ein Defizit!



Nemeſis. Gemälde von F. Hiddemann.

(Schluß von S. 599)

Dieſe Neigung findet an dem Anblicke der Wallfahrten nach der „heiligen Linde“ oder nach Dietrichswalde, ſowie an den dortigen angeblichen Muttergotteserſcheinungen reichliche Nahrung. Auch Evangeliſche halten katholiſches Weihwaſſer, wenn möglich in Verbindung mit evangeliſchem Abendmahlsweine angewandt, für ein beſonders kräftiges Heilmittel, und es iſt vorgekommen, daß die Frau eines evangeliſchen Lehrers ſich die Hilfe eines Heiligen zu ſichern ſuchte, indem ſie auf ſeinem Altare ein Opfer darbrachte. — Auf der Guſtav-Adolfs-Verſammlung in Karlsruhe 1880 mußte der Pfarrer von Biſchofsburg klagen, daß in einem Jahre aus Anlaß der Dietrichswalder Tumulte zehn polniſch-ſlawiſche, reſp. maſuriſche Glieder ſeiner Gemeinde zur katholiſchen Kirche übergetreten ſeien, und er mit manchem anderen einen ſchweren Kampf gehabt habe, damit er ſich ſeine Krone nicht nehmen laſſe.

Trotz alledem iſt mit dem Geſagten das thatſächliche Vordringen des Katholizismus nur zum Teil erklärt. Es darf nicht ungeſagt bleiben, daß das Geld einer der wichtigſten Hebel dieſer Bewegung iſt. Denn es werden nicht nur Angehörige der dienenden Klaſſe mit den Mitteln, welche eben das Dienſtverhältnis darbietet, hinübergelockt, ſondern die Macht des Kapitals dient auch ganz direkt den Zwecken der Propaganda. Die reichen ermländiſchen Gutsbeſitzer leihen nämlich den armen evangeliſchen Maſuren, ſcheinbar für geringe Zinſen, Geld; dieſes wird dann zu geeigneter Zeit gekündigt, ſo daß in der Subhaſtation die Grundſtücke leicht von Katholiken erworben werden!

Das Frauenburger Domkapitel erhebt von gewiſſen, damit geſetzlich belaſteten Grundſtücken bei jedem Beſitzwechſel eine Abgabe. Aus den hierdurch geſammelten Fonds, ſowie aus ſeinen ſonſtigen reichen Mitteln hat dasſelbe für den eben genannten Zweck, ſowie für Errichtung neuer katholiſchen Schulen nachweislich in wenigen Jahren über eine Million verwandt. Einem evangeliſchen Schulrate erklärte ſein katholiſcher Kollege: „ihr ſammelt Jahrzehnte zu einer Schule; halte ich für nötig, eine katholiſche zu errichten, ſo ſchreibe ich an den Biſchof und ich habe ſofort meine Tauſende zur Stelle.“

Wie ſehr aber dieſen Beſtrebungen der maßgebenden Perſonen der Haß des niederen Volkes gegen die Evangeliſchen entgegen kommt, wurde vor wenigen Jahren in Löbau ſchrecklich klar, als die zu einem Schulfeſt verſammelten Deutſchen von einer Schar Polen überfallen wurden; den königlichen Oberförſter ſchützte das Anſehen ſeines Amtes nicht davor, ebenſo wie die Kinder und deren Eltern mit Knütteln übel zugerichtet zu werden. —

Was iſt nun bisher zur Abwehr der bezeichneten, das Deutſchtum und das evangeliſche Bekenntnis bedrohenden Gefahren geſchehen?

Gern erwähnen wir die Bemühungen des Pfarrers Cludius in Jerutten bei Ortelsburg, welcher zum Zwecke der Veröffentlichung polniſch-evangeliſcher Erbauungsbücher und Unterhaltungsſchriften freiwillige Gaben ſammelt.

Bei der großen Leſeluſt der Maſuren und der durch die Jeſuiten bewirkten, faſt vollſtändigen Vernichtung der einſchlagenden älteren polniſchen Litteratur*) verdient das bezeichnete Unternehmen in vollem Maße die Förderung Wohlwollender.

Der Löwenteil der erforderlichen Arbeit aber fiel und fällt dem Guſtav-Adolf-Vereine zu.

Zunächſt hat derſelbe für den evangeliſchen Unterricht wenigſtens in der Religion an einer Reihe von Stellen durch Unterſtützung von Wanderlehrern geſorgt. Dieſelben unterrichten tageweiſe in einem, dann in einem anderen, vielleicht auch noch dritten und vierten Orte die Kinder der zerſtreut wohnenden Evangeliſchen und müſſen ſie oft genug aus den einzeln gelegenen Gehöften und Ortſchaften ſich mühſam zuſammen holen, damit ſie nicht in den katholiſchen Schulen dem väterlichen Glauben entfremdet werden. Allein in den hier in Betracht kommenden Gegenden ſind es zehn Lehrer, für welche dauernd der Guſtav-Adolfs-Verein ganz oder teilweiſe die Unterhaltungspflicht trägt, ebenſo für drei Lehrerinnen in Handarbeiten.

Der „heiligen Linde“ gegenüber hat er 1856 das Konfirmandenhaus Bäslack geſchaffen und ſeitdem etwa ſechshundert Kinder vor dem Übertreten nach der anderen Seite hin bewahrt. In Wartenburg erzieht das evangeliſche „Haus der Barmherzigkeit“ ſeit 1848 durchſchnittlich fünfzig bis ſechzig Kinder; die Mittel zu der urſprünglichen Einrichtung und der Erhaltung, ſowie zu dem neuerdings bewirkten Neubau des Mädchenhauſes „Emmaus“ verdankt es der Liebe der Glaubensgenoſſen. In Braunsberg ringen die Evangeliſchen mit allerdings nicht ausreichender Vereinshilfe danach, wenigſtens die vierzig vorhandenen Waiſen für unſeren Glauben zu erhalten.

In Wartenburg und Allenſtein hat der Guſtav-Adolf-Verein die Erbauung von Kirchen gefördert, während er für den gleichen Zweck in Biſchofsburg, Seeburg und Biſchofſtein kaum erſt die erſten Tauſende ſammeln konnte. Die weit zerſtreuten und ſehr armen Gemeinden bedürfen dringend kräftigerer Aufmunterung.

In Warpuhnen iſt durch Zuſammenwirken der Regierung und des Guſtav-Adolf-Vereins in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Pfarrſyſtem mit Kirche, Schule und Pfarrhaus errichtet worden zu dem Zwecke, der Katholiſierung der Maſuren in etwas zu wehren. In Barthelsdorf aber, der erſten ländlichen Gemeinde des Ermlandes, wird immer noch vergeblich die Erbauung einer Kirche erſehnt; bisher mußten dort die Gottesdienſte in einer Scheune gehalten werden.

Und doch iſt es in hohem Grade wichtig, daß nicht nur in den Städten die wenigen vorhandenen Sammelpunkte der evangeliſchen Gemeinden erhalten werden, ſondern auch auf dem Lande, deren eine größere Anzahl neu geſchaffen werde, damit die weit zerſtreuten Glieder unſerer Kirche vor dem Abfall bewahrt werden und den um die Selbſterhaltung Ringenden die beſte perſönliche Kraft, die eines treuen Seelſorgers, nicht fehle.

Es könnten die vorſtehenden Mitteilungen leicht durch Schilderungen der geiſtlichen Notſtände vermehrt werden, welche im Poſenſchen, in den Regierungsbezirken Marienwerder und Danzig herrſchen, wir haben uns auf ſolche aus Oſtpreußen beſchränkt, weil dort der Katholizismus gegenwärtig am meiſten aggreſſiv vorgeht. —

Es bedarf der ganzen zähen Ausdauer, mit welcher die wackeren Oſtpreußen begabt ſind, um mit den geringen Mitteln, welche der Guſtav-Adolf-Verein auf ein einzelnes Gebiet verwenden kann, der planmäßig und mit ſo reichen Geldmitteln arbeitenden Propaganda entgegen zu treten, und wo die Kraft, ſie zu überwinden, nicht ausreicht, doch nur ſchrittweiſe zurückzuweichen.

Sollte aber unter dem friſchen Eindrucke der Lutherfeier es nicht an der Zeit ſein, auch auf dieſem Gebiete vorwärts zu ſchreiten? Es iſt nicht unſere Art, Andersgläubige zu uns herüber zu ziehen, ſo lange nicht das eigene Gewiſſen ſie aus ihrer Kirche treibt. Aber der Entſchluß ſteht uns ſehr wohl an, womöglich keinen unſerer Glaubensgenoſſen ungewarnt der Propaganda zum Opfer werden zu laſſen, vielmehr wirkſam zu ſchützen, was unſer iſt.

Es wird dazu zweierlei vor allem erforderlich ſein, erſtlich, daß die Evangeliſchen dem greiſen Vorſitzenden des preußiſchen Guſtav-Adolf-Vereins, Dr. Voigdt-Dombrowken und ſeinen Freunden mit noch reicheren Geldſpenden als bisher die zur Verteidigung unſerer Kirche aufgehobenen Hände ſtützen.

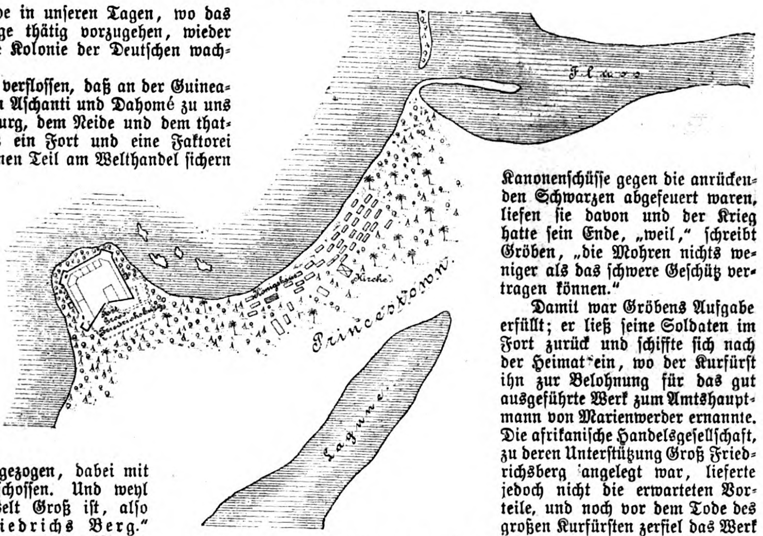
Zweitens aber, daß eine Anzahl jüngerer Theologen ſich für den herrlichen Diaſporadienſt der geiſtlichen Provinzialbehörde zur Verfügung ſtelle. Schreiber dieſes erinnert ſich nie ohne ein recht inniges Dankgefühl der Zeit, wo die Flammen ſeiner erſten Liebe zum Amte und der Freude ſeiner jungen Gemeinde an der Predigt des Wortes Gottes in einander ſchlugen. Er meint, daß es für den Idealismus unſerer theologiſchen Jugend ein würdigeres Ziel iſt, eine Zeitlang für geringen Lohn und unter Entbehrung mancher Bequemlichkeit einer ſeit Jahren verwaiſten Diaſporagemeinde und in ihr dem Herrn der Kirche zu dienen, als in altbefeſtigten Verhältniſſen möglichſt ſchnell eine gute Verſorgung zu ſuchen. In der einen oder der anderen Richtung wird jeder Leſer des Daheim in der Lage ſein, etwas für die Beſſerung der Sachlage zu thun. Wohlan denn! wer iſt willig?

---

*) Ein konvertierter Radziwill wurde im XVII. Jahrhundert veranlaßt, die ſämtlichen zugänglichen Exemplare einer von ſeinem Vater bewirkten polniſchen Bibelüberſetzung aufzukaufen und zu verbrennen.

Groß Friedrichsberg,

das alte kurbrandenburgiſche Fort an der Guineaküſte.



Situationsplan von Groß Friedrichsberg. Nach der Aufnahme von S. M. S. Sophie. Nach dem amtlichen Bericht, Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin.

Es iſt ein eigentümlicher Zufall, daß gerade in unſeren Tagen, wo das deutſche Reich ſich anſchickt, in der Kolonialfrage thätig vorzugehen, wieder lebhaft die Erinnerung an die älteſte überſeeiſche Kolonie der Deutſchen wachgerufen wird.

Genau zweihundertundein Jahr ſind darüber verfloſſen, daß an der Guineaküſte Afrikas in jener Region, aus der die Namen Aſchanti und Dahomé zu uns herüberklingen, der große Kurfürſt von Brandenburg, dem Neide und dem thatſächlichen Widerſtande der Holländer zum Trotz ein Fort und eine Faktorei anlegen ließ, die ſeinem damals kleinen Staate einen Teil am Welthandel ſichern ſollten. Am Kap der drei Spitzen, in der Nähe von Axim, entdeckte der von ihm mit zwei unter brandenburgiſcher Flagge ſegelnden Schiffen ausgeſandte Kammerjunker *von der Gröben* einen günſtigen Platz für die Anlage eines Forts, einen in die See vorſpringenden Berg. Die dort hauſenden Neger zeigten ſich erbötig, den Berg und das angrenzende Territorium zu verkaufen, und der Staatsakt wurde vollzogen.

„Am 1. Januar 1683 — erzählt v. d. Gröben — brachte Kapitän Voß vom Churprintz die große kurfürſtlich brandenburgiſche Flagge vom Schiffe. Sie wurde mit Pauken und Schallmeyen abgeholt, mit allen im Gewehre ſtehenden Soldaten empfangen und an einem hohen Flaggenſtocke aufgezogen, dabei mit fünf ſcharf geladenen Stücken das neue Jahr geſchoſſen. Und weyl Se. Churfürſtl. Durchlaucht Namen in aller Welt Groß iſt, alſo nannte ich auch den Berg den *Großen Friedrichs Berg*.“ Dieſes alſo iſt der richtige Name der alten Brandenburgiſchen Niederlaſſung, wie aus Gröbens Werk zu erſehen und *nicht* Groß-Friedrichsburg, wie gewöhnlich jetzt auf Karten ꝛc. geſchrieben wird.

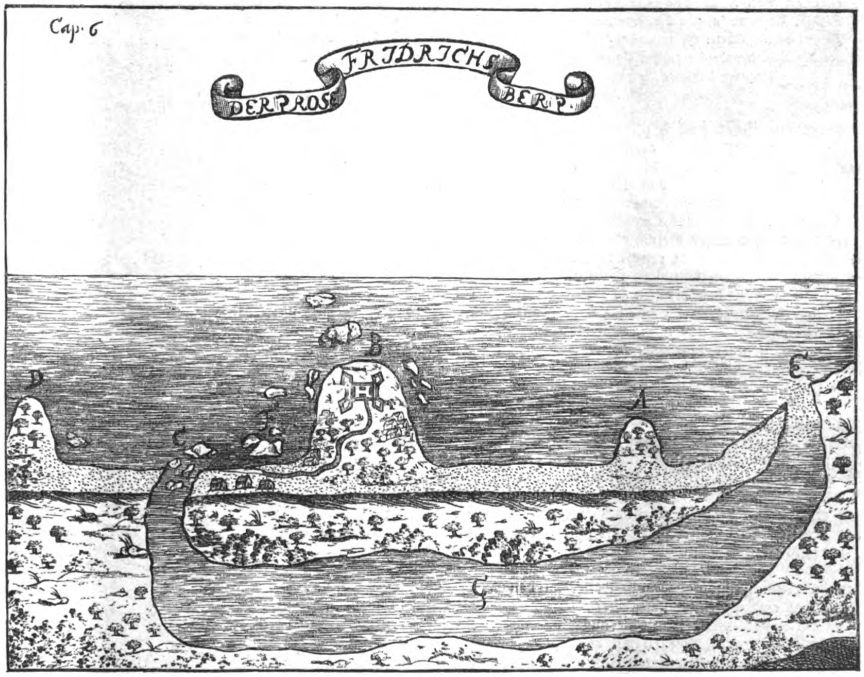
Unter den größten Schwierigkeiten, wobei die in jener Küſtengegend graſſierenden Fieber die Mannſchaften dezimierten, ging der Bau des Forts vor ſich. Noch einmal verſuchten die Holländer, welche ſich für die Herren der Guineaküſte anſahen, ihre Hoheitsrechte geltend zu machen, wurden aber von Gröben nach Gebühr abgefertigt und begnügten ſich ſchließlich mit einem Proteſt; die Abgeſandten derſelben waren ſchlecht behandelt worden und Gröben verhöhnte ſie noch bei ihrem Weggange. „Wir ließen, ſchreibt er, bei ihrem Abzuge unſere ganze Lage und Musketery ſcharf Feuer geben, zu erweiſen, daß wir ſtündlich parat wären“ auch ein von ihnen aufgehetzter, benachbarter Negerſtamm, verſuchte einen Überfall, Gröben hatte nur fünfzig Weiße und zweihundert bewaffnete Schwarze zur Verfügung, aber er zagte deshalb nicht und erwartete mutig den Feind. Dieſer zeigte ſich jedoch trotz ſeiner Überzahl in der Nähe wenig gefährlich. Sobald einige Kanonenſchüſſe gegen die anrückenden Schwarzen abgefeuert waren, liefen ſie davon und der Krieg hatte ſein Ende, „weil,“ ſchreibt Gröben, „die Mohren nichts weniger als das ſchwere Geſchütz vertragen können.“

Damit war Gröbens Aufgabe erfüllt; er ließ ſeine Soldaten im Fort zurück und ſchiffte ſich nach der Heimat ein, wo der Kurfürſt ihn zur Belohnung für das gut ausgeführte Werk zum Amtshauptmann von Marienwerder ernannte. Die afrikaniſche Handelsgeſellſchaft, zu deren Unterſtützung Groß Friedrichsberg angelegt war, lieferte jedoch nicht die erwarteten Vorteile, und noch vor dem Tode des großen Kurfürſten zerfiel das Werk desſelben an der Guineaküſte; König Friedrich Wilhelm I trat 1720 ſein Recht darauf für 7200 Dukaten an die holländiſch-weſtindiſche Kompanie ab. Damit war die mit ſo vielen Opfern erkaufte Schöpfung des großen Kurfürſten vernichtet. Wie ein Meteor war ſie am dunklen, politiſchen Himmel Deutſchlands erſchienen, hatte eine kurze Zeit geleuchtet und war dann im Dunkel der Nacht verſchwunden.*)

Was iſt heute noch vorhanden von jenem alten brandenburgiſchen Fort an der Guineaküſte?

„Bezeichnung des Berges
und des Forts.“

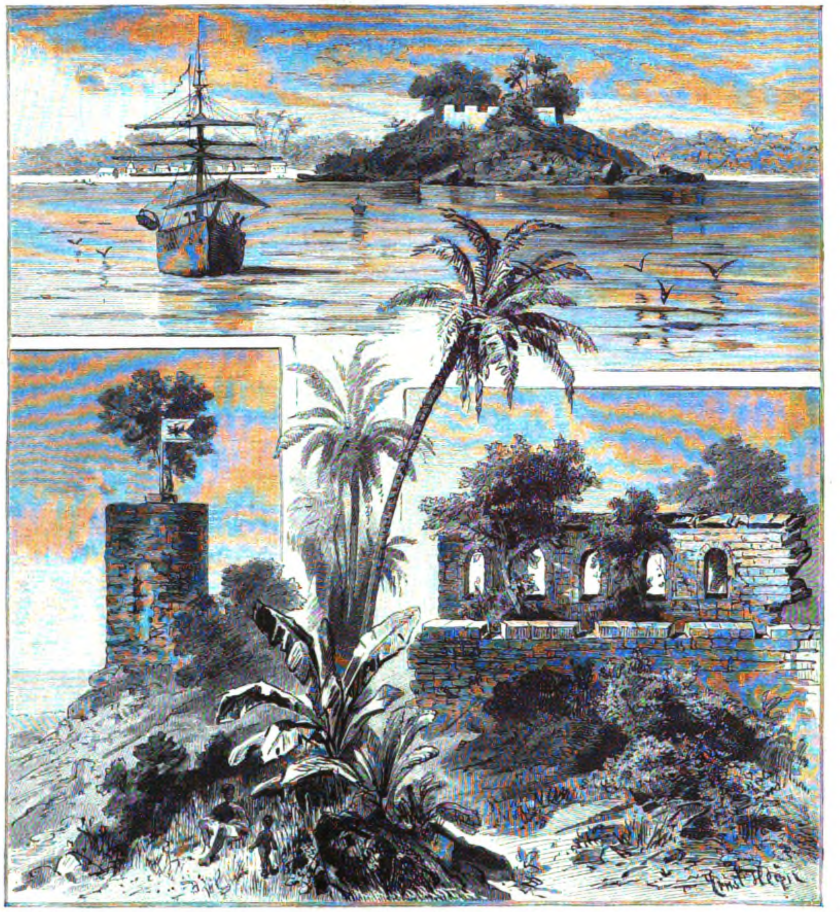
„B Iſt der groſſe Fridrichs-
„Berg, lieget 4. Ruten
„hoch, iſt lang 30. Ruten,
„Breite 12., der Grund
„iſt gantz Leimicht, er-
„ſtrecket ſich bey 5. Ruten
„in die See, lieget vom
„Munde des Fluſſes C
„1000. Schritt, vom Berge
„D eine ſtarke halbe Meile,
„vom Berge A aber, 2030.
„Schritt.
„F Sind die Klippen ſo beym
„Berge liegen.
„E und C ſind die zwey
„Mündungen des Fluſſes,
„E iſt zu Summers-Zeiten
„ſtets trucken, C hat die
„Ebbe und Fluht, iſt 4
„Ruten breit, und bey
„hohem Waſſer 6 Schue
„tieff, dabey ganz Klip-
„picht.
„G Iſt der Fluß ſo zu Win-
„ters-Zeiten den Berg
„zur Inſel macht.“



Der „große Friedrichsberg,“ brandenburgiſches Fort an der Küſte von Guinea. Genaue Nachbildung des Kupfers aus Otto Friedrich von der Gröbens „Guineiſche Reiſebeſchreibung. Marienwerder, Gedruckt bei Simon Reinigern. Anno 1694.“

---

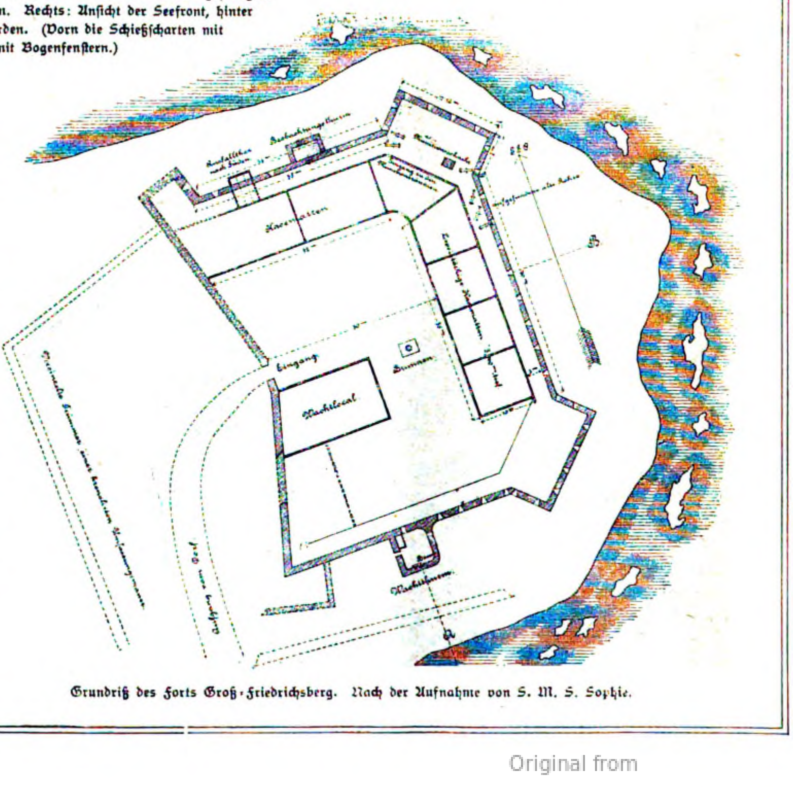
*) Weiteres über die maritime Thätigkeit des Großen Kurfürſten ſiehe in der vierten Auflage des *Buches von der deutſchen Flotte* von Admiral R. *Werner* (Bielefeld und Leipzig, 1884, Velhagen und Klaſing), dem auch die hier mitgeteilte alte Anſicht des Großen Friedrichsbergs entnommen iſt.



Ruinen von Fort Groß-Friedrichsberg an der Guineaküſte. Beſucht und aufgenommen von S. M. S. Sophie, Korvettenkapitän Stubenrauch, Februar 1884. Nach den an Ort und Stelle gefertigten Zeichnungen. Oben: Geſamtanſicht. Links: Wachtturm. Rechts: Anſicht der Seefront, hinter der die alten brandenburgiſchen Kanonen gefunden wurden. (Vorn die Schießſcharten mit Umgang, dahinter die erhöhten Kaſematten mit Bogenfenſtern.)

Genannt iſt es freilich oft worden, wenn von den Anfängen einer deutſchen Flotte und deutſcher Koloniſation die Rede war, beſucht aber iſt es erſt wieder von einem deutſchen Kriegsſchiffe im Februar 1884 und zwar von der Korvette „Sophie“ unter Kapitän Stubenrauch, der über dieſen Beſuch einen Bericht an den Chef der Admiralität erſtattet hat, welcher den nachfolgenden Mitteilungen zu Grunde liegt.

Weſtlich von den Ruinen des Forts landeten die Jollen unſerer Landsleute, die dort von den Negern begrüßt und vor den „König“ des Dorfes geführt wurden, der auf ſeinem Throne Platz nahm, einem mit Schaffell bekleideten Holzklotz. Als Kapitän Stubenrauch den Namen und die Nationalität des Schiffes genannt und erklärt hatte, nur die Ruinen des Forts beſehen zu wollen, wurde er von dem König willkommen geheißen und dann perſönlich zu dem Fort geführt, deſſen zerfallene Mauer zwiſchen Bananen, Mais und Palmen nach etwa zehn Minuten erreicht wurde. Noch war deutlich der Thorweg zu erkennen, von dem rechts das Wachlokal lag; über Steingeröll und durch dichte Schlingpflanzen kam man zur Umfaſſungsmauer und weiter zu den Reſten des ehemaligen Wachtturmes, aus dem ein Baum emporwuchs. „Von hieraus,“ ſchreibt Kapitän Stubenrauch, „hatten wir einen prachtvollen Blick über das zu unſeren Füßen zwiſchen dem Meere und einer ſchmalen Lagune (auf dem Gröbenſchen Plan als „Fluß“ (G) bezeichnet) liegende Dorf und das ſich dahinter erſtreckende flache, hübſch bewaldete Land.“ Der Turm lag elf Meter über dem erhöhten Terrain der Halbinſel und enthielt ein noch gut erhaltenes Zimmer. Nun war auch das Fort in ſeiner Geſamtheit zu überſehen; es hatte eine Frontlänge von vierzig Meter; die beiden Flanken betrugen je fünfundreißig Meter, die Länge der Baſtion ſechszehn Meter. Die äußere, aus groben Granitquadern erbaute Mauer hatte faſt Meterſtärke und erhob ſich fünf Meter über dem Erdboden und faſt fünfzehn Meter über dem Meere. In der Südoſtbaſtion entdeckten die deutſchen Offiziere unter Schutt vergraben und von Schlingpflanzen überwuchert noch ſechs alte brandenburgiſche Geſchützrohre, von denen eins heimgebracht und in der Ruhmeshalle zu Berlin aufgeſtellt wurde. Von den inneren Räumlichkeiten des Forts war die an der ſüdlichen Flanke ſich hinziehende Kaſematte am beſten erhalten; freilich fehlte das Dach, doch ſind die bogenförmigen Fenſter, die Thüröffnungen, ſowie die Zwiſchenwände, durch welche die einzelnen Fenſter gebildet wurden, noch vorhanden. Über das Ganze aber, mitleidig die durch die Zeit erfolgte Zerſtörung bedeckend, breitete ſich eine üppige Vegetation aus, ſo daß von der Landſeite nichts von dem alten Fort zu ſehen iſt, während vom Meere her nur einzelne Teile und der Wartturm bemerkbar ſind. Nach dem Urteil des Kapitän Stubenrauch iſt die Lage des Forts vortrefflich gewählt; denn die Brandung iſt hier geringer als an anderen Stellen der Küſte, die erhöhte Lage macht den Angriff vom Lande ſchwierig. Mit dieſem Urteil iſt dem alten Kammerjunker v. d. Gröben noch ein ſchönes Monument geſetzt, wenn auch das Werk, das er im Auftrage des Großen Kurfürſten errichtete, unter der Ungunſt der Zeitverhältniſſe längſt zu Grunde ging.

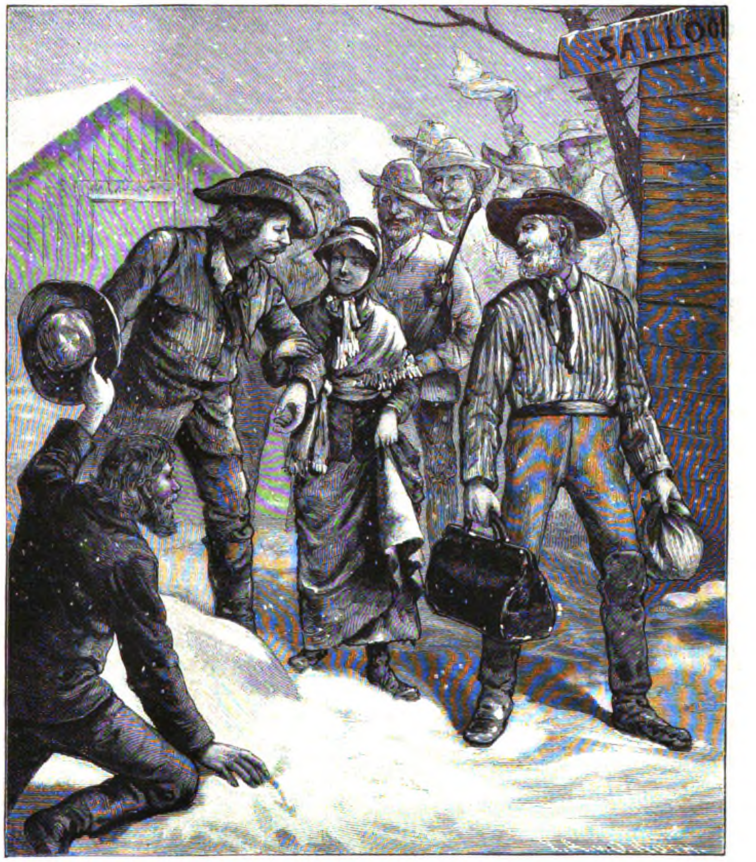


Grundriß des Forts Groß-Friedrichsberg. Nach der Aufnahme von S. M. S. Sophie.

Die Reform von Camellville.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

In Camellville im nördlichen Idaho herrſchte große Bewegung. Die Männer rotteten ſich zuſammen, ſtapften mit ihren ſchweren Stiefeln, in denen die Bowiemeſſer ſteckten, durch den Schnee hin, und lugten den Weg entlang, der zwiſchen den vom Sturm gefegten Felſen der Coeur d'Aleneberge ſich hinzieht. Es konnte nicht wohl eine Schlägerei ſein, welche dieſe wilden Burſchen beſchäftigte, denn ſo etwas war nicht ſelten genug, um das Goldgräberlager ſo allgemein zu intereſſieren. Auch ein Mord war es ſchwerlich, denn die Spieler von Jamins Schenke waren dabei, welche um dieſe Tageszeit — es war am ſpäten Nachmittag — um eines gut gezielten Revolverſchuſſes oder Meſſerſtiches willen, der etwa einen Mitmenſchen getroffen hätte, nicht vom Tiſche aufgeſtanden ſein würden. Vielleicht war eine „Taſche" aufgefunden worden. In Camellville, welches vor ſechs Monaten noch nicht exiſtiert hatte und nun aus etwa vierzig bis fünfzig rohen Blockhütten beſtand, hatte man eine Vorliebe für das „nach Taſchen graben." Das Gold war nicht gleichmäßig über die oben liegende Erdſchicht verteilt wie in den gewöhnlichen Goldfeldern, ſondern lag an verſchiedenen kleinen Stellen angeſammelt, die weit von einander entfernt und außerordentlich ſchwer zu finden waren. Wenn man aber eine ſolche Stelle fand, welche ſie dort „Taſche" nannten, ſo war man plötzlich reich. Die Manier von Camellville hatte etwas vom Haſardſpiel an ſich und packte das Gemüt zauberhafter als irgend eine andere Manier des Goldgrabens. Ein Mann konnte Monatelang vergeblich ſuchen und währenddeſſen beim Krämer mehr Waren nehmen und bei Jamin mehr vertrinken, als er im ganzen vorhergehenden Jahre verdient hatte; er konnte raſend ſein vor Verzweiflung — da fand er plötzlich eine Taſche und holte mit zwei Spatenſtichen für zweitauſend Dollar Gold heraus. Ein Mann konnte in einem Vormittage für fünftauſend Dollar Gold graben, mittags in Jamins Schenke zu ſchmauſen und zu ſchwelgen anfangen, und um Mitternacht ſeinen letzten Cent verſpielt haben. Das Leben in Camellville war aufregend, und es mußte etwas ganz Beſonderes ſein, was die Leute an dieſem Spätnachmittage zuſammen trieb.



Die Erſte ihres Geſchlechts in den Minen von Camellville.
Ein Kulturbild aus dem fernen Weſten der Vereinigten Staaten.

Es mochten gegen achtzig Männer ſein, die dort auf irgend etwas warteten, und wenn jemand geſagt hätte, ihr Ausſehen wäre das von Strolchen geweſen, ſo hätte man ihm zugeſtehen müſſen, daß er einen der mildeſten Ausdrücke gewählt hätte, die für ſolche Erſcheinungen paſſen könnten. Einige waren Flüchtlinge, denen der Boden in den öſtlichen Landſchaften zu heiß unter den Füßen geworden war, andere waren Verbrecher, die hier einen neuen Namen angenommen hatten und ein neues Glück ſuchten, alle aber waren Männer, welche im geſitteten Leben keine Wurzel hatten ſchlagen können, denen die Bande des Geſetzes als Feſſeln erſchienen, Abenteurer der verſchiedenſten Herkunft und Lebenslage. Da war Herr Sheba Hurſt, einer der ſtärkſten Männer im Lager, welchem drei Finger an der linken Hand fehlten. Er war ehedem, wie die Sage ging, Spekulant in New York geweſen und mit ſehr feiner Equipagegefahren. Nun trug er ein Wollenhemd, welches er ſo betrachtete wie die Schlange ihre Haut, indem er es nämlich nur dann erſetzte, wenn es in Stücken abgefallen war. Neben ihm ſtand Herr John Marſhall mit kühn geſchnittenem Geſicht von bräunlicher Farbe und mit langem, blondem Schnurrbart, von dem es hieß, er ſei ein ehemaliger preußiſcher Offizier. Er war in der Mitte der dreißiger Jahre, ſah aber aus, als wären ſeine Erlebniſſe nur ſchwer in ſo kurze Lebensdauer hineinzubringen geweſen und als hätte er Mühe gehabt, Dinge, die für ſiebzig Jahre ausgereicht hätten, in die Hälfte der Zeit zu preſſen. Er hatte eine Narbe unter dem rechten Ohr, die noch ziemlich rot war. Ganz ohne Narbe und ohne Verluſt irgend eines unbedeutenderen Gliedes, als eines Ohres, Fingers oder Zehes war kein Mann in Camellville. Selbſt der rieſige, rotblonde Schwede Björnſon, der mit ſeinem langen Barte und ehrwürdigen runzligen, braunen Geſicht wie ein Patriarch unter den Kameraden ſtand und ſo milde und ſanft wie ein Friedensengel in ſeinem Benehmen war, trug wenigſtens ein großes ſchwarzes Pflaſter am oberen Teile der Stirne, um den Platz zu verkleben, wo ihm beim letzten Spielzank eine Kugel den Schädel geſtreift hatte. Der Mann, welcher geſchoſſen hatte, war nicht gegenwärtig; man hatte ihn vor acht Tagen am

Hange des Davidberges weſtlich vom Lager beerdigt. — Während die Goldgräber ſich unterhielten, ward auf dem Wege, den ſie entlang blickten, ein dunkler Gegenſtand, der wie ein mit Maikäfern beſpannter Streichholzkaſten ausſah, immer größer, und als derſelbe nun die Höhe herabrollte und als Poſtkutſche mit ſechs Maultieren erſchien, ſtieg die Aufregung.

„Drei gegen eins, daß ſie nicht kommt,“ brummte Herr Sheba Hurſt, indem er an dieſes Gebot, vermutlich um es gewichtiger zu machen, einen ſchweren Fluch hängte.

Niemand antwortete darauf. Der Gegenſtand der Unterhaltung ſchien ſich nicht zu einer Wette zu eignen, ſondern wurde auf dem Wege der Kritik erörtert. Der Name Jamin kam oft in der Debatte vor, und die Frage, ob ein Frauenzimmer geeignet ſei, die Annehmlichkeiten von Jamins Schenke und den geſelligen Reiz von Camellville zu erhöhen, ſtand in zweiter Linie hinter der Erwägung, ob ein Frauenzimmer imſtande ſei, die Luft von Camellville in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht zu ertragen. Die Geſpräche wurden in dem ironiſchen Tone gehalten und mit den Sarkasmen gewürzt, welche in dieſer Gebirgsgegend für gute Sitte galten, und es ergab ſich aus ihnen für denjenigen, welcher den kurzen Inhalt zuſammen zu faſſen verſtand, daß Jamin, der Schenkwirt, eine Nichte beſaß, deren Vater und Mutter geſtorben waren, und daß er dieſe Nichte veranlaßt hatte, nach Camellville zu kommen, um ihm in der Wirtſchaft zu helfen. Die Waiſe hatte in ihrer Not das Anerbieten des Oheims angenommen und wurde nun an dieſem Orte erwartet, welchen niemals ein weiblicher Fuß betreten hatte. Die Poſt ſollte heute auf ihrer Route von Osborne nach Eagle City bei Camellville halten und den wunderbaren Gaſt abſetzen.

Jetzt kam das große Gefährt mit Geklapper der Hufe und einem Rollen, deſſen dröhnenden Klang der Schnee nur teilweiſe zu mäßigen vermochte, herangeſauſt. Unter dem Klatſchen der langen Peitſche des Kutſchers hatten die Maultiere eine fabelhafte Schnelligkeit angenommen, die ihnen erleichtert wurde, da es bis Camellville bergab gegangen und ein Hemmen der Räder in dieſer Gegend nicht zu den bekannten Künſten gezählt wurde. Der Kutſcher ſaß mit dem üblichen Ausdruck verachtungsvoller Schweigſamkeit und gelaſſener amtsmäßiger Strenge auf dem Bocke und riß an dem Platze, wo die Bürger von Camellville ſich verſammelt hatten, ſeine Maultiere mit einem Ruck auf die Hanken zurück. Die Poſtkutſche ſtand.

Mit neugierigen Blicken drängten die Goldgräber nach dem Schlage hin, und Herr Sheba Hurſt wollte ſeine perſönliche Überlegenheit beweiſen, indem er den Gleichgültigen ſpielte.

„Irgend etwas Neues drunten, Bill?“ fragte er mit nachläſſiger Würde den Kutſcher.

Bill ſah vom Bocke hinab und maß den Frager vom Kopf bis zu den Füßen. Er war eine Perſönlichkeit von ſolcher Bedeutung, daß er die Leute, welche ihn fragten, erſt hinſichtlich ihrer Befähigung dazu unterſuchte. Bill redete wohl an, aber erwartete nicht, daß er angeredet wurde.

„Es iſt ein Agent von Rothſchilds drunten in Osborne, der nach Ihnen fragte,“ erwiderte er dann nachdrücklich, indem er jedes Wort genau zu erwägen ſchien. „Doch will er ſich erſt mit der Bank von England beraten, ehe er Ihren Anteil näher anſieht.“

Herr Sheba Hurſt ſammelte ſich langſam nach rückwärts und ſah mit Befriedigung, daß keiner der Freunde die niederſchmetternde Antwort Bills gehört hatte. Sie waren viel zu ſehr mit dem Inhalt der Kutſche beſchäftigt. Wenig Achtung wurde auf drei oder vier Geſtalten gegeben, welche ſich im Hintergrunde des geräumigen Wagens zeigten und nur demjenigen Geſchlecht angehörten, welches in Camellville ſchon vertreten war: die Aufmerkſamkeit konzentrierte ſich auf ein weibliches Weſen, das den Kopf aus dem Fenſter ſtreckte und nun, als vier oder fünf ſtarke Fäuſte nach dem Thürgriff langten und die Thüre öffneten, das Trittbrett herabſtieg.

Ein Gemurmel der Bewunderung, durch achtungsvolle Scheu gemildert, erklang leiſe in der Gruppe der Goldgräber und bezeugte den tiefen Eindruck, den die Erſcheinung machte. Nicht als wäre ſie von blendender Schönheit geweſen, oder als hätte die Vornehmheit ihres Auftretens etwas Überwältigendes gehabt. Der Fuß, welcher zuerſt ſichtbar wurde, indem er das Trittbrett ſuchte, ſteckte in einem rindsledernen Mannsſtiefel, und ein ſchottiſch karriertes Wollkleid der gewöhnlichſten Art war darüber zu ſehen. Eine ſchwarze Tuchjacke mit langen Schößen bekleidete den Oberkörper und war in der Taille mit einem grauen Tuch umwunden, deſſen Enden einer Schärpe gleich herabhingen. Auf dem Kopf trug die Geſtalt einen Hut von dunkler Farbe, deſſen Façon unmöglich ſehr delikat ſein konnte, da man ihn rückſichtslos mit einem ſchwarzen Tuch überbunden hatte, das unter dem Kinn geknotet war. Doch ein friſches junges Geſicht von roter und weißer Farbe mit glänzenden dunkeln Augen blickte aus dem Hut und Tuch hervor, ein echt iriſches Geſicht, und ein fröhliches Lachen erklang aus dem roten Munde, als ſich ſo viele hilfreiche Arme ausſtreckten. Das Mädchen griff mit feſter Hand auf die Schulter des rieſigen Schweden, die ihr beſonders vertrauenswürdig erſcheinen mochte, und ſchwang ſich in den Schnee herab. Ein Mann, der neben ihr geſeſſen hatte, reichte das Gepäck aus dem Wagen, dann ſchlug die Thür zu, Bill ſchnalzte mit der Zunge, und weiter raſſelte die Poſtkutſche. Die junge Irländerin ſtand allein zwiſchen den Goldgräbern von Camellville.

Es mußte, nach der Dienſtfertigkeit der Männer zu urteilen, ein ungewöhnlich großes Gepäck ſein, welches der Beſuch mit ſich brachte, denn wohl dreißig Hände waren in Thätigkeit, um ſich desſelben zu bemächtigen. Aber genauere Betrachtung ergab, daß ſchwerlich fünfzehn Männer damit bepackt werden konnten. Björnſon, als der ſtärkſte, trug das größte Stück, eine Reiſetaſche, und ging, glücklich ob ſeiner Laſt, voraus. Ein anderer trug ein rot gewürfeltes Taſchentuch, in welches verſchiedene kleinere Habſeligkeiten eingeknotet waren, Herr Sheba Hurſt hatte ſich den Regenſchirm verſchafft. Herr John Marſhall aber errang den Preis. Während die heimliche Neigung zu großen und kühnen Thaten in vieler Augen zu leſen war, führte dieſer Mann mit dem langen Schnurrbart aus, was andere planten: er bot der Irländerin galant den Arm. Sie nahm ihn an, und dann ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Drei donnernde Hurras und ein allgemeines Schwenken der Hüte kündigten den Felſen und Wäldern ringsum an, daß die erſte Vertreterin ihres Geſchlechts, Hannibal und Napoleon gleich, die Gefahren und Stürme eines winterlichen Gebirges überwunden hatte, um ein Reich zu betreten, das lächelnd ſich dem Sieger unterwarf.

„Gentlemen,“ ſagte Herr Sheba Hurſt, als der Zug ſein Ziel erreicht hatte und nachdem die Nichte und deren Gepäck den Händen Jamins überantwortet worden waren, „Gentlemen, ich fordere zu einer Beratung über dieſen außergewöhnlichen Fall auf!“

Die Goldgräber folgten ſeinem Rufe und bildeten unter freiem Himmel eine konſtituierende Verſammlung.

„Die Ankunft einer Lady, meine Herren,“ ſagte Herr Sheba Hurſt, indem er in die Mitte des ſchweigend lauſchenden Kreiſes trat, „bildet ein Ereignis, welchem wir mit denjenigen Maßregeln und Vorbereitungen entgegenzukommen haben, welche der Wichtigkeit und Eigenartigkeit des Falles angemeſſen ſind.“

Beifallsgemurmel lohnte dieſen Anfang.

„Ich glaube auf die allgemeine Zuſtimmung der ehrenwerten Verſammlung rechnen zu dürfen, wenn ich behaupte, daß es fortan unſchicklich ſein würde, in dem gemeinſamen Unterhaltungshauſe, deſſen Dach jetzt ein Mitglied des zarten Geſchlechts beſchirmt, bei Gelegenheit von Meinungsverſchiedenheiten zu ſchießen.“

Von neuem ertönte Beifallsgemurmel.

„Hat jemand Beweiſe vorzubringen, die nur aus der Piſtole kommen können, ſo möge er es im Freien thun, aber innerhalb der Wände von Jamins Schenke ſoll es nicht mehr geſtattet ſein, zu ſchießen,“ wiederholte der Redner. „Und ferner, was das Fluchen betrifft, ſo bin ich der Anſicht, daß in dieſem Punkte gleichfalls auf die Zartheit des Geſchlechts Rückſicht genommen werden ſollte, ſo lange die Lady den Salon mit ihrer Anweſenheit beehrt. Was das Waſchen betrifft“ — fügte der Redner mit einſchmeichelndem Tone hinzu

— „ſo brauche ich darüber in dieſer ehrenwerten Verſammlung kein Wort zu verlieren. Ich erwähne nur die auf glaubwürdige Berichte geſtützte Thatſache, daß im Polkaſalon zu Osborne letzthin ein Gentleman, der ſich hinſichtlich des fraglichen Punktes zu ſeinem Nachteil bekannt machte, Unannehmlichkeiten hatte, die zu Löchern in ſeiner Haut führten. Indem ich glaube, daß Camellville Verſtändnis für das Ereignis beſitzt, welches heute eintrat, mache ich alsdann den Vorſchlag, eine finanzielle Organiſation zu treffen, welche ermunternd auf weibliche Einwanderung wirken könnte. Setzen wir ein Komitee nieder, welches Beiträge annimmt und verwaltet, die einen Fond zur Begünſtigung von Ehen bilden. Die von den ehrenwerten Gentlemen zuſammengebrachte Summe ſoll das ausſchließliche Eigentum des erſten Kindes, männlichen oder weiblichen Geſchlechts, ſein, welches in Camellville geboren wird.“

Das Beifallsgemurmel, welches den Redner an verſchiedenen Stellen ſeiner Rede begleitet hatte, nahm, als er geendigt hatte, die Geſtalt eines begeiſterten Hochrufens an, und er ſelbſt ward alsbald einſtimmig zum Vorſitzenden des Finanzkomitees zur Ermunterung weiblicher Einwanderung erwählt. Herr Sheba Hurſt lüftete infolge deſſen ſeinen Hut und ſprach ſeinen Dank für das ihm bewährte Vertrauen aus.

„Ich werde die Herrſchaften heute abend in meinem Hauſe erwarten,“ ſagte er, „und es wird ſich dort Gelegenheit finden, die beabſichtigten Beiträge niederzulegen.“

Eine geſchäftsmäßige Vorkehrung war in Herrn Sheba Hurſts Hauſe getroffen worden, als die Bürger von Camellville ſich dort einer nach dem andern einſtellten. Ein Tiſch von zierlich behauenem Fichtenholz ſtand in der Mitte des Raumes und der Beſitzer der Wohnung und Präſident des Komitees ſaß davor. Auf der niedrigen Bank an der Wand, wo derſelbe zu ſchlafen pflegte, ſaßen die beiden Mitglieder des Komitees und zwei Lichter erhellten den Raum.

Die Beiträge waren den Verhältniſſen und Zuſtänden von Camellville gemäß. Der Präſident war mit der Gabe eines kleinen Beutels mit Goldſtaub vorangegangen, von den Beiſitzern hatte der erſte eine engliſche Banknote, zehn Pfund wert, der andere fünfzig Dollar in Gold gegeben. Doch liefen auch Beiträge ein, die erſt mittelbar für den Fond nutzbar werden konnten. Dahin gehörten eine mit Silber beſchlagene ſchwediſche Bibel, ein Paar mit Gold eingelegte altmodiſche Piſtolen, eine Schachtel mit Spitzen, ein Diamantring, ein japaniſcher Dolch und ein Dutzend ſilberner Löffel.

Das Komitee ſchätzte die eingelaufenen Beträge jedoch, bar Geld und Wertſachen zuſammengerechnet, auf eine Summe von etwa zweitauſend Dollar und war von dem Ergebnis befriedigt. Es gab ſeine Gefühle dadurch zu erkennen, daß es unweit Jamins Schenke ein Pulverfäßchen anzündete. Dieſe Freudenbezeugung ſollte dem erſten Mitgliede des anderen Geſchlechts, welches Camellville zu betreten gewagt hatte, gleichſam als Fackelzug und Ständchen zugleich dienen.

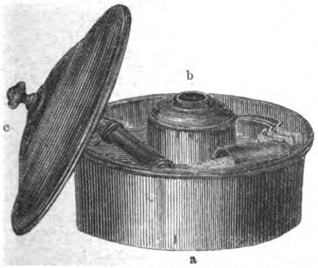
„Von jenem Tage an rechnet die Reform von Camellville,“ ſagte der Friedensrichter von Osborne, dem ich dieſe Mitteilungen verdanke. „Es iſt merkwürdig, welchen Einfluß die junge Irländerin hatte. Heute iſt Camellville ein ſo ſauberes Städtchen, wie nur eins in den Coeur d’Alenebergen.“

Kapitän Nemo.

Am Familientiſche.

Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft.

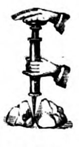
Für die Reiſeſaiſon und den Sommeraufenthalt bringen wir heute unſeren Leſerinnen ein kleines ſehr praktiſches Kochgerät, das ganz dazu angethan zu ſein ſcheint, die Unabhängigkeit der glücklichen Touriſten von den kleinen Sorgen des Hotellebens zu wahren: es iſt dies eine ſauber vernickelte ſogenannte Beefſteakmaſchine zum Preiſe von 10 Mark, deren Verwendbarkeit natürlich aber, wie ein Frauenauge ſofort erkennen wird, weit über das edle steak hinausreicht. Der Vorzug der neuen Konſtruktion, die ſich unter Nr. 23884 des Schutzes des deutſchen Reichspatentgeſetzes erfreut, liegt in ihrer Handlichkeit und Sauberkeit. Die ganze Spiritusheizvorrichtung, Füße und Griff ſind nämlich im Innern des Deckels verſchraubt und kommen daher beim Transport nicht mit dem eigentlichen Geſchirr in Berührung, ſo daß dieſes zum Transport von Eßmaterialien ſelbſt verfügbar bleibt. Beſonders die zahlreichen Familien, welche ihren Babies den Genuß ſommerlicher Landluft gönnen, werden den Kocher, der einen Faſſungsraum von einem Liter beſitzt, für die Bedürfniſſe der Kleinen willkommen heißen. Damit aber der Herr Gemahl nicht zu kurz kommt, erwähnen wir gleichzeitig eine Kaffeemaſchine für die Reiſe, welche wie das obige Gerät von Emil Augſtin in Berlin, Potsdamerſtraße 1 zu beziehen iſt. In einem handhohen Futteral iſt bei derſelben eine kleine Maſchine nach dem Prinzip der bekannten, trotz ihres ominöſen Namens ſehr konſervativen Umſturzfilter zuſammengedrängt. Wir begrüßen es mit Freude, daß auch ſie in Nickel ausgeführt iſt — die Verwendung dieſes Metalls in allen Küchengerätſchaften bezeichnet einen entſchiedenen Fortſchritt.



a. Kocher; b. Heizvorrichtung, Griff und Geſtell bei geſchloſſenem Gerät in c. dem Deckel verſchraubt.

Der Sommer bringt bekanntlich verdoppelte Plättmühen, welcher Hausfrau entlockten die reizenden hellfarbenen Kleider der Saiſon nicht manchen ſtillen Schmerzensſeufzer, ehe ſie im Glanz der Juliſonne ihre Auferſtehung feiern können. Deshalb iſt ein Hinweis auf die neuerdings in den Handel gekommenen Rheingoldplätteiſen gewiß gerade jetzt angebracht. Unter dieſem poetiſch angehauchten Namen verbirgt ſich ein Plätteiſen, welches, aus einer eigentümlichen Legierung gefertigt, niemals ſchwarz wird, niemals roſtet und die Wärme weſentlich länger feſthält, als die Meſſingplätten. Der Preis der Rheingoldplätten ſtellt ſich auf Mark 9—12. Da wir gerade das ergiebige Thema der Wäſche behandeln, dürfen wir vielleicht auch des Wäſcheſprengers gedenken, den wir in dem obengenannten Geſchäft fanden: Eine hohle, handliche Blechhülſe, welche nach der Füllung durch eine Schraube verſchloſſen wird und durch kleine Löcher nur gerade die richtige Quantität Waſſer abgibt. Beſonders für die Gardinenwäſche bewährt ſich das kleine billige Inſtrument — der Preis beträgt Mark 1,50 — außerordentlich.

Ein originelles Inſtrument iſt der Weitzſche Eisſpalter, den das Magazin von Raddatz & Co., Berlin, Leipzigerſtraße 101 uns vorſtellte. In jeder Haushaltung wurde bisher das Zerkleinern der Eisſtücke als eine recht läſtige, mit vielem Geräuſch, einer kleinen Sündflut auf dem Küchentiſch und dem Ruin des Hackebeils unlösbar verbundene Zuthat empfunden. Der Eisſpalter — ein ſtarker ſpitzer Stahlſtift, der ſich federnd in einer Röhre bewegt — nimmt jener unangenehmen Arbeit alles Beſchwerliche und Unſaubere, wir haben die größten Eisſtücke, welche überhaupt für den Wirtſchaftsgebrauch in Frage kommen können, damit ohne die geringſte Kraftanſtrengung geräuſchlos und ganz nach Belieben in größere und kleinere Stücke zerlegt. Gerade des letzteren Umſtands halber ſcheint das kleine elegant vernickelte Inſtrument, deſſen Handhabung die nebenſtehende Skizze vollkommen deutlich veranſchaulicht, beſonders empfehlenswert. Der Preis desſelben ſtellt ſich auf 5 Mark.



Kalenderſchwierigkeiten.

In ſeinem ſoeben erſchienenen „Syſtem der Chronologie“ berichtet Dr. Brockmann über einige intereſſante Schwierigkeiten, die ſich bei der Abänderung des Kalenders ergaben und über die Verwirrungen, die ſich dabei ereigneten. Die Ruſſen ſind freilich darüber hinweggekommen, da Peter der Große in derſelben Zeit, als die Evangeliſchen den gregorianiſchen Kalender annahmen, den julianiſchen beibehielt. Dieſes erklärt ſich aber nur aus der ſehr innigen Verbindung dieſes Kalenders mit der Feſtordnung der griechiſchen Kirche, welche durch Übergang zum gregorianiſchen Kalender arg geſtört werden würde. Es darf darum aber noch nicht die Hoffnung aufgegeben werden, daß die Ruſſen und Griechen mit der Zeit ſich den übrigen Völkern anſchließen werden, da die Beibehaltung des alten Kalenders für ſie immer mißlicher und der Übergang zu dem neueren ſpäter immer ſchwieriger wird.

Schon jetzt würde ein Ausfall von zwölf Kalendertagen nötig ſein, da aber die Zahl der hohen Kirchenfeſte in der orthodoxen Kirche ſehr groß iſt, ſo würde nur die Zeit vom 17. bis 28. Auguſt für einen derartigen Sprung geeignet erſcheinen. In ſpäteren Jahrhunderten würde man keine ſo einfache Auskunft mehr treffen können. Ob freilich die große Maſſe des ruſſiſchen Volkes aufgeklärt und vorurteilsfrei genug iſt, um die Kalenderverbeſſerung anzunehmen, iſt eine andere Frage. Selbſt bei hochziviliſierten Völkern ſtoßen derartige Reformen auf heftigen Widerſtand. Haben ſich doch, wie Brockmann berichtet, im Jahre 1752, als in England zugleich mit der Kalenderverbeſſerung auch ein neuer Jahresanfang, ſtatt des 25. März der 1. Januar, eingeführt wurde, die Töchter Albions bitter beklagt, daß ſie plötzlich drei Monate älter geworden wären, ſo daß ſich Lord Cheſterfield nur mit Not den thätlichen Angriffen der Unzufriedenen entziehen konnte. Auch der Verſuch der erſten franzöſiſchen Republik, welcher außer einer gewiſſen

Eleganz in der Nomenklatur nichts für ſich hatte, als den zweifelhaften Vorzug, das Beſtehende ganz unnötig über den Haufen zu werfen, iſt trotz aller Bemühungen gänzlich mißlungen.

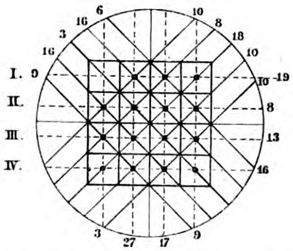
Zu unſeren Bildern.

Das Kupferſtichblatt, welches wir heute unſeren Leſern (auf S. 597) vorführen, verdankt zwei intereſſanten Künſtlern ſeine Entſtehung: G. **Flinck**, der bedeutendſte Nachfolger und Nachahmer **Rembrandts** malte das Vorbild und G. F. **Schmidt**, einer der erſten Kupferſtecher des ſo kupferſtichfreundlichen vorigen Jahrhunderts, radierte es in Kupfer. Er wählte das maleriſche Bildnis des alten Orientalen offenbar wegen ſeiner Rembrandtartigkeit, denn auch Schmidt liebte es, Rembrandt bis zur Täuſchung nachzuahmen, ſo daß die Mappen der Sammler zahlreiche ſeiner Arbeiten bergen, die oft kaum von den Originalen ſeines Vorbildes zu unterſcheiden ſind und bisweilen annähernd ſo hohe Preiſe erreichen. Ein Beiſpiel dieſer Arbeiten in der Art Rembrandts iſt unſer prächtiger bärtiger Kopf. Daneben war Schmidt aber auch groß als Porträtſtecher; es gibt zahlreiche große, pomphafte Repräſentationsbildniſſe vornehmer Zeitgenoſſen in vollendetſter Grabſtichelarbeit von ihm, in Perücke und Paradeharniſch, die Damen in hoher Coiffure und Staatsrobe, wie ſie das achtzehnte Jahrhundert liebte. Geboren in Berlin 1712 in ärmlichen Verhältniſſen, ſo ärmlichen, daß er ſogar ſechs Jahre bei der Artillerie dienen mußte, was für die damalige Zeit viel ſagen will, kam er zu einem mittelmäßigen Kupferſtecher in die Lehre, kämpfte ſich 1736 nach Paris durch, wo er durch ſeine Leiſtungen im eleganteſten und feinſten Porträtſtich raſch zu Anſehen gelangte, viele vornehme Franzoſen beſonders nach Porträts des berühmten Malers Rigaud in Kupfer ſtach und ſchließlich Mitglied der Akademie der Künſte wurde. Auf Veranlaſſung ſeines Gönners, jenes Herrn von Knobelsdorff, der der Architekt Friedrichs des Großen war, zog ihn dieſer Monarch nach Berlin, wo er wiederum zahlreiche bedeutende Porträts aus den brandenburgiſch-preußiſchen Kreiſen ſtach. Während des ſiebenjährigen Krieges ließ er ſich von der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland zur Gründung einer ruſſiſchen Kupferſtecherſchule auf fünf Jahre nach Petersburg ziehen. Hier entſtanden Bildniſſe vornehmer Ruſſen und das der Kaiſerin Eliſabeth. Nach Ablauf der fünf Jahre kehrte er nach Berlin zurück und ſtarb dort 1775, geehrt und angeſehen, einer der beſten Kupferſtecher und ſolideſten Zeichner, die je gelebt haben.

Auf friſcher That ertappt. Es iſt ein Bild aus der guten alten Zeit, das uns der Meiſter des Genrebildes, **Hiddemann** auf S. 601 vorführt. Der Vertreter der hohen Obrigkeit, der ſo unerwartet Zeuge der ſchnöden Vergewaltigung iſt, die hier verübt wurde, iſt ſehr weit davon entfernt, ſich nur als Arm der Gerechtigkeit zu fühlen. Er iſt noch Poliziſt, Staatsanwalt, Richter und Büttel in einer Perſon, wenigſtens, wo es ſich um die liebe Jugend handelt, und er führt ſeinen Stock nicht umſonſt. Das wird der freche Verächter von Zucht und Ordnung in der nächſten Minute am eigenen Leibe erfahren und zwar gründlich.

In unſerer Spielecke.

1.

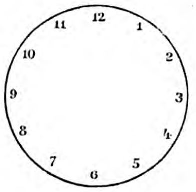


Erklärung der Figur: Statt der 15 Punkte ſollen Zahlen eingeſetzt werden (die Zahlen an den Enden der Striche bedeuten die Summen der Zahlen, über welche die Striche gehen).

Zahl I—IV bedeuten die Jahreszahlen für je eine Entſcheidungsſchlacht in der deutſchen Geſchichte.

B.

2.



Erſetzt man die Zahlen des obigen Kreiſes durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo bezeichnet:

1, 2, 3, 4 einen großen Fluß,
4, 5, 6, 7 einen großen Fluß,
5, 6, 7, 8 ein Buch des alten Teſtaments,
7, 8 einen großen Fluß,
8, 9, 10, 11 eine große Stadt,
9, 10, 11, 12, 1 einen männlichen Vornamen.

3.

Mit „a“ hat man mich oft gemacht,
Mit „e“ dagegen oft gegeben,
Mit „a“ hab' ich viel Schmerz gebracht.
Mit „e“ iſt's eine Welt voll Leben. H.

4.

Sieben der Zeichen verkünden den Schöpfer herrlicher Werke,
Fügſt Du den Feldherrn zum Fluß, zeigt ſich der Meiſter ſogleich.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 37.

1. Sternarithmogriph.

„Triſtan und Iſolde.“

I. **T**ulpe
II. **R**abe
III. **I**rene
IV. **S**pee
V. **T**aſſe
VI. **A**rie
VII. **N**etze
VIII. **U**rne
IX. **N**elke
X. **D**oge
XI. **I**ſère
XII. **S**ire
XIII. **O**live
XIV. **L**upe
XV. **D**ante
XVI. **E**lbe

2. Oſiris — Iris.

3.

H	A	D	E	R
A	R	O	M	A
R	E	V	A	L
F	E	L	I	X
E	I	D	A	M

Bilderrätſel.

Freunde der Welt in großer Not,
Gehen hundertundfünfzig auf ein Lot,
Und die die beſten wollen ſein,
Gehen fünfzig auf ein Quentelein.

4.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.

40	37	10	33	6	45	14	31
9	34	39	42	11	32	5	46
38	41	36	7	44	13	30	15
35	8	43	12	29	16	47	4
54	21	62	25	48	3	28	17
57	60	55	20	63	26	49	2
22	53	58	61	24	51	18	27
59	56	23	52	19	64	**1**	50

Auflöſung.

Ich will mich auch noch dieſem unterwerfen,
Fahr' hin, ohnmächt'ger Stolz der edlen Seele!
Ich will vergeſſen, wer ich bin und was
Ich litt; ich will vor ihr mich niederwerfen,
Die mich in dieſe Schmach herunterſtieß.
Der Himmel hat für euch entſchieden, Schweſter!
(Maria Stuart.)

Dameſpielaufgabe.

1 f4—g5	h4—f6 (ſchlägt g5)
2 e3—d4	Da1—e5 (ſchlägt d4)
3 a3—b4	a5—c3 (ſchlägt b4)
4 e1—d2	c3—g3 (ſchlägt d2 und f2)
5 h2—b8	ſchlägt g3, De5, c7 und gewinnt.

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Die katholiſch-polniſche Propaganda und der Guſtav-Adolf-Verein in Oſtpreußen. Von A. Tiſcher. — Die Feſte in Pompeji. Mit zwei Illuſtrationen. — Groß Friedrichsberg. Mit vier Illuſtrationen. — Die Reform von Camellville. Von Kapitän Nemo. Mit Illuſtration. — Am Familientiſche: Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft. Mit zwei Illuſtrationen. — Kalenderſchwierigkeiten. — Zu unſeren Bildern: Der alte Orientale. Von G. Flinck; und Nemeſis von F. Hiddemann. — In unſerer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

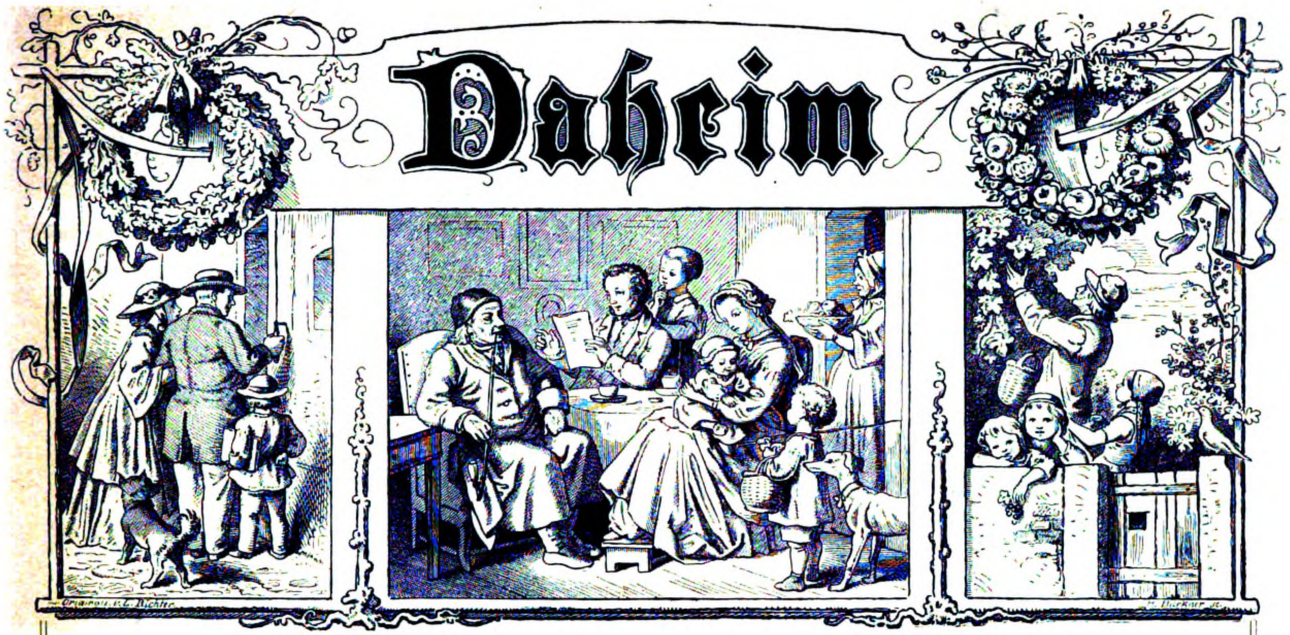
Mit der nächſten Nummer ſchließt das dritte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellung auf das **vierte** Quartal (Juli bis September 1884) ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 28. Juni 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. №. 39.**

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

So beſchäftigte ſich der Gerichtsamtmann im Geiſte mit allen, die er in der Stadt kannte, ohne zu irgend einem Reſultate zu gelangen. Nachdenkend und dabei in großer Unruhe ging er im Zimmer auf und ab, endlich ſuchte er ſeine Kappe und ſeinen Stock und ging wieder zur Kuſtodie. Unterwegs begegnete er dem Schultheiß, zu deſſen Ohren die Kunde von der Entweichung der Schweſtern bereits gedrungen war. Kein anderer als dieſer hatte heimlicherweiſe die Anzeigen ſowohl über Torildes Verkehr mit der alten Lieſel, als über die Beteiligung der beiden Jungfrauen von Schnaditz dem Kriminalgerichte gemacht, und es war ſomit ſehr erklärlich, daß der Amtmann den Schultheiß nicht in beſter Laune traf. Es dauerte nur wenige Minuten, ſo überlief es den erſteren eiskalt. Der Schultheiß warf ihm vor, daß er durch ſeinen Mangel an Mut und durch die zur Schau getragene Angſt den Raub Torildens ermöglicht und bei der Verhaftung der beiden Schweſtern von Schnaditz einen ſehr ſchlechten Weg gewählt habe, um dieſelben in Sicherheit zu halten.

„Was habt Ihr denn gethan, um ſie zu bewachen?“ rief er aus. „In die Kuſtodie habt Ihr ſie geſteckt, die eine offene Thür gehabt haben muß, denn durch die vergitterten Fenſter, durch den Erdboden oder die Decke können ſie nicht entflohen ſein. Was habt Ihr denn gethan, Amtmann, um der Flüchtlinge habhaft zu werden, habt Ihr denn nachſetzen laſſen, habt Ihr befohlen, daß im Walde geforſcht werde, habt Ihr Schloß Schnaditz durchſuchen laſſen?“

„Durchſuchen, den Wald, Schloß Schnaditz? Wer ſoll denn ſuchen, wer ſoll ſie fangen und einholen, etwa Eure Leute, die Ihr mir nach Trotha mitgegeben habt?“

„Ich kann Euch andere ſtellen, wenn Ihr ſie haben wollt, Söhne ehrſamer Bürger, Ihr müßt ſie nur anführen!“

„Ich anführen? Seid Ihr des Henkers, Schultheiß?“

„Wer ſonſt als Ihr? Iſt denn ein anderer da? Habt Ihr nicht den Befehl vom Gericht bekommen, die Wahrheit zu erforſchen? Was habt Ihr bis jetzt gethan? Als Torilde von Tornau geraubt wurde, ſeid Ihr, wie die Knechte übereinſtimmend ausſagen, der erſte geweſen, der um Hilfe geſchrieen und um Gnade gebeten hat, und die beiden Schweſtern von Schnaditz laßt Ihr durch ein fremdes Gericht verhaften und ſetzet ſie zur ebenen Erde ab, von wo ſie entwiſchen. Habt Ihr gar nicht daran gedacht, was zu all dieſen Sachen das Kriminalgericht ſagen wird?“

„Was ſoll ich thun, was ſoll ich thun?“ ſtöhnte der Amtmann.

„Zuerſt müßt Ihr Schloß Schnaditz durchſuchen laſſen! Ihr müßt die beiden Flüchtlinge wieder finden, denn ſonſt glaubt man am Ende — —“

„Was glaubt man, was, um Gottes willen, ſprecht!“

„Man glaubt in der Stadt, Amtmann, Ihr wäret beſtochen, Ihr hättet abſichtlich die Schweſtern zur ebenen Erde untergebracht, abſichtlich die Hinterthür offen gelaſſen, abſichtlich das Entwiſchen beider geſtattet.“

„Was?“ ſchrie der Amtmann, „wer ſagt das, wer wagt, mich ſo zu beſchimpfen?“

„Die ganze Stadt, niemand ausgenommen, denn jeder weiß, daß Ihr nicht einmal den Verſuch gemacht habt, die Flüchtlinge wieder einzufangen.“

„Dies ſoll ſogleich geſchehen,“ ſtöhnte der Amtmann, der wieder bleich wie eine Wand geworden war, „gebt mir die Söhne der Bürger, in einer Viertelſtunde bin ich bereit, und zwar ſo viel als möglich, man kann nicht wiſſen, was dort geſchieht!“

„Ihr habt recht, das Schloß iſt ſtark, ſehr ſtark, und der Herr von Schnaditz iſt im Beſitze einer Anzahl Feuergewehre! Es wird, leider Gottes, Blut genug koſten!“

„Was? Blut ſagt Ihr, Blut — Feuergewehre? Wo hat er dieſe denn her?“

„Aus dem großen Kriege ſind ſie übrig geblieben, lauter ſchwediſche Flinten mit Pulver und Kugeln. Doch, was iſt Euch, Amtmann? Ihr ſchwankt ja auf Euren Beinen, als ob ſie Euch nicht tragen wollten, und wie ſeht Ihr aus, blaß wie ein Leintuch?“

„Meine Zufälle, Schultheiß, meine Zufälle, ich werde Euch requirieren müſſen zu dem Gange auf Tod und Leben. Ich kann nicht mit, ich bin krank, krank!“

„Ihr müßt, ohne Euch geht es nicht! Die Herzogliche Obrigkeit muß dabei ſein, ſonſt laufen mir die Schlingel alle weg, ſobald es von der Mauer knallt. Ich will Euch etwas ſagen! Ihr dürft Euer Leben nicht auf das Spiel ſetzen, denn wenn Ihr auch nur verwundet würdet, ſo wäre alles umſonſt, da der Anführer fehlte. Vor dem Schloſſe, wohl drei- bis vierhundert Schritt, auf dem Wege nach der Hexenbude, ſteht eine ſehr dicke alte Linde. Sie iſt das Wahrzeichen im Wappen der Herren von Schnaditz, und ſie ſoll über fünfhundert Jahre alt ſein. Den Baum müßt Ihr benutzen und zu Eurer Deckung wählen, denn auf ihn ſchießen ſie nicht. Von da aus könnt Ihr den Angriff leiten und Eure Befehle geben!“

„Angriff leiten, Befehle geben — Schultheiß — das habe ich in meinem Leben nicht gethan!“

„Schadet nichts, einmal muß jeder anfangen, Ihr braucht bloß zu rufen: Greift an!“

„Greift an!“ brüllte der Amtmann wie ein Beſeſſener.

„Um Gottes willen, ſeid ruhig, die Knaben auf der Straße hören uns ſchon und ſtehen ſtill, ſpart Euern Mut bis — —“

„Greift an!“ ſchrie der Gerichtsamtmann abermals.

„Ich bitte Euch, welchen Lärm macht Ihr da, ſeht, da thun ſchon Fenſterluken ſich auf! Wollt Ihr ſchweigen, Amtmann und nicht alles verderben! Niemand darf wiſſen, was geſchieht, ſonſt geht keiner der Bürgerſöhne mit. Ich ſelbſt werde dabei ſein, geht ruhig nach Hauſe, ſammelt Euch, in einer Viertelſtunde tönt die Lärmtrommel und wir kommen vor Eure Herberge, zum Abmarſch bereit!“

„In einer Viertelſtunde,“ ſagte der Amtmann leiſe und tonlos, „dann ade, ade, Weib und Kinder! Für immer!“

„Ich begleite Euch, ich laſſe Euch nicht allein, ich ſtehe zu Euch, mag geſchehen, was da will!“ So erſcholl hinter der Ecke eines Hauſes hervor eine Stimme.

„Gerichtsſchreiber, ſeid Ihr da, Ihr müßt mit zum Angriff! Ihr ſeid ein alter Lanzenreiter, Ihr kennt die Regeln des Gefechts, Ihr müßt mit hinter die Linde!“

„Das will ich auch, ich habe alles gehört, ich ſtand dort hinter der Mauer, kein Wort iſt mir entgangen, Ihr habt über mich zu befehlen. Das Gericht muß vollſtändig beſetzt ſein. Ich bitte Euch, nehmt mich mit, ich will die Weigerung wegen der Fahrt nach Trotha wieder gut machen! Verzeiht mir und nehmt mich heute mit!“

„Das ſollt Ihr,“ entgegnete der Amtmann, „Ihr ſeid ein alter Kriegsknecht, Ihr verſteht Euch auf ſolche ganz verzweifelte Sachen. Ihr könnt mich vertreten, wenn ich behindert ſein ſollte. Beſſer, nur eine Gerichtsperſon, als gar keine!“

„So beeilt euch, ihr Herren,“ rief der Schultheiß boshaft, „die Minuten ſind koſtbar, waffnet euch, in einer Viertelſtunde hört ihr die Trommel, die zum Kampfe ruft.“

Der Amtmann begab ſich jetzt, ohne ein Wort zu ſprechen, von dem Schreiber gefolgt, nach ſeiner Wohnung. Vor der Hausthüre verabſchiedete er denſelben und ſtieg nachdenkend die Treppe herauf.

„Wir wollen doch ſehen,“ ſagte er leiſe vor ſich hin, „wer bei dieſer ganz abſcheulichen Geſchichte den kürzeren zieht, ich oder er! In dem einen Punkte hat er ja vollkommen recht: Es muß etwas geſchehen, um der Flüchtigen habhaft zu werden, und es iſt wahrlich nicht thöricht, ſie auf ihrem eigenen Schloſſe zu ſuchen. Daß wir ſie dort nicht finden, verſteht ſich von ſelbſt. So einfältig ſind ſie nicht, um eine halbe Stunde von hier zu bleiben und bei der erſten Gelegenheit dem Löwen in den Rachen zu laufen. Es muß etwas geſchehen, es muß! Klar iſt es, daß das Juſtizkollegium die unglückliche Geſchichte erfährt. Ich könnte den Büttel ſchicken — niemand zwingt mich, eine Verhaftung ſelbſt vorzunehmen — aber der Vorfall mit Torilde von Tornau drüben im Walde — die Geſchichte mit den ſechs Straßenräubern iſt noch zu neu — das Juſtizkollegium, die jungen Richter — ich höre es, wie ſie mich verhöhnt und verlacht haben — ich muß ſelbſt mit nach Schnaditz, ich muß die Scharte wieder auswetzen! Aha, ich hab's, warte nur, boshafter Schultheiß, warte nur, den Tag ſollſt du nicht vergeſſen! Wer andern eine Grube — —“

„Habt Ihr Euch endlich geſammelt?“ rief unterbrechend die Stimme des Schultheiß auf der Straße. „Hört Ihr die Trommel, Amtmann? Sie kamen ſchon alle zur Stelle, wie Ihr befohlen und warten auf Euch. Kommt herunter auf den Markt, die Pferde ſind geſattelt!“

„Der Kuckuck auch, Pferde!“ entgegnete der Amtmann vom Fenſter aus.

„Ja, ja, anders geht es nimmermehr.“

So rief der Schultheiß und entfernte ſich ſchnell.

Er war es in der That ganz allein, der durch ſeine heimlichen Anzeigen die Unterſuchungen ſowohl gegen Torilde als gegen die Schweſtern von Schnaditz eingeleitet hatte. Eine innere Freude hatte er empfunden, als er das Reſultat ſeiner Schriften und die Haftbefehle, die gegen die Mädchen erlaſſen waren, erfuhr. Um ſo jäher ſtürzte er aus ſeinen Träumen, als ihm bekannt wurde, daß zuerſt Torilde, dann die Schweſtern von Schnaditz dem Arme der Gerechtigkeit entzogen waren. Er glaubte, der alte Gerichtsamtmann ſtehe mit den Vätern im Bunde. So lenkte ſich ſein Haß auch auf den Beamten.

Es galt für ihn, das Verlorene wieder zu gewinnen. Was die Flucht der beiden Schweſtern von Schnaditz betraf, ſo glaubte er ſteif und feſt der Ausſage der alten Lieſel und hielt den Vater der Mädchen für den Befreier. Darum hatte er in voller Bosheit den Amtmann gedrängt, darum ließ er die waffenfähige Mannſchaft der kleinen Stadt zuſammenrufen.

Achtes Kapitel.

Der Junker von Kyniz ſaß in ſeinem Turme bei dem mehr als einfachen Mittagsmahl. Er wollte ſoeben eine dicke weiße Rübe, die dampfend vor ihm ſtand, zerſchneiden, als der Ton der Lärmtrommel an ſein Ohr ſchlug. Er ſprang auf und eilte zum Fenſter. Er ſah, wie das Volk in der Stadt zuſammenlief, wie Bewaffnete aus den unteren, der Burg am nächſten liegenden Häuſern auf den Marktplatz eilten. Den Junker ergriff ein gewaltiger Schreck. Er glaubte, daß ſeinen beiden Schützlingen Gefahr drohe, daß der Amtmann in der Stadt ſich ermannt habe und das Volk zuſammenrufe, um die Burg nach den Flüchtlingen zu durchſuchen. Es war das Werk weniger Minuten, daß er das Tuch an ſein Fenſter gehängt hatte, daß Margret und Urſel im unbekannten Gange untergebracht waren. Dann war er zurück auf den Turm geeilt, und ſeine Hand hielt ſchon die Leine an der Fahnenſtange, um das letzte Mittel, das er beſaß, zu verſuchen, als ſein Blick auf den Zug fiel, der von der Stadt her ſich näherte, dann aber plötzlich links abſchwenkte und an der Burg vorüber die Brücke über den Fluß zu gewinnen ſuchte. Es war nicht wunderbar, daß der Junker jetzt ſich vor Lachen die Seiten hielt über das, was er nun zu ſehen bekam.

Nicht zwanzig Mann, wie der Amtmann ſie vom Schultheiß erbeten, waren es, ſondern, offenbar um der Expedition größeren Nachdruck zu geben, ihrer fünfzig. Durch einander und regellos, vermiſcht mit Frauen und Kindern, mit wüſtem Geſchrei und lautem Toben, alte verroſtete Spieße in der Luft ſchwenkend, zog der Haufe einher, augenſcheinlich aus Angſt vor der auf der Burg angeblich herrſchenden Krankheit die Schritte beim Vorüberziehen verdoppelnd. Die durch die Furcht hervorgerufene Eile zwang die an der Spitze hoch zu Roß einherziehenden Anführer zu etwas ſchnellerer Gangart, und dieſer Anblick war es ganz beſonders, der dem Junker lauten Jubel entpreßte.

Es waren ihrer drei Reiter, die nebeneinander ritten. In der Mitte ſaß auf dem Pferde eine kurze, dicke Geſtalt, die den Leib mit einem ſchweren dichten Schafpelz und den Kopf mit einer wollenen, bis weit über die Ohren gezogenen Mütze eingehüllt hatte. Der Mann ließ erkennen, daß er das erſte Mal in ſeinem Leben auf einem Roſſe ſaß, denn die kurzen Beine klammerten ſich ängſtlich an den Sattel und krampfhaft hielt er ſich mit beiden Händen an der Mähne feſt. Konnte man auch wegen der großen Mütze die Geſichtszüge nicht erkennen, ſo lehrte doch der erſte Blick, daß der ängſtliche Reitersmann kein anderer als der Amtmann war. Die beiden anderen zu ſeinen Seiten befindlichen Reiter waren der Gerichtsſchreiber und der Schultheiß. Sie hielten die Zügel des Pferdes, auf dem ihr Amtmann ſaß, und ſprachen fortwährend auf ihn ein, offenbar ihm Mut zurufend für die Expedition, an die er ſein lebenlang nicht gedacht hatte, und an welche er lebenslänglich denken ſollte.

Als der Zug wegen der Nähe der ſehr verdächtigen Burg eine ſchnellere Gangart annahm und die drei Pferde ſich in kurzen Trab ſetzen mußten, erreichte die Situation ihren Höhepunkt. Die Geſtalt des kleinen Amtmanns ſchwankte wie ein rollender Ball auf dem Pferde hin und her und hielt ſich nur dadurch im Sattel, daß ſie bald von dieſer, bald von jener Seite, bald von dem Gerichtsſchreiber, bald vom Schultheiß einen Stoß bekam, um das richtige Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Der Junker von Kyniz wollte den unvergleichlichen Anblick nicht allein genießen und ſprang eiligſt herunter, um die erſchrockenen Mädchen aus dem dumpfen Keller zu befreien und ſie an ein Mauerloch zu führen, durch welches man ungeſehen die ganze Aue bis herüber zu Schloß Schnaditz überblicken konnte. Der Zug paſſierte ſoeben in langſamer und vorſichtiger Gangart die alte morſche Brücke über den Fluß und wendete ſich, in der Aue angekommen, nach rechts, den Weg entlang, der zum Schloſſe Schnaditz führte. Es war für die Schauenden kein Zweifel, daß der Angriff dieſem alten Ritterſitze galt, und in tödlicher Angſt um das Vaterhaus rangen beide Mädchen die Hände. Der Junker verſuchte alles, was in ſeinen Kräften ſtand, ſie zu beruhigen. Er machte ſie darauf aufmerkſam, daß Schloß Schnaditz leer ſtehe, daß ihr Vater abweſend und mit Ausnahme der Durchſuchung aller Räume nichts zu befürchten ſei, daß der Zug bald eben ſo zurückkehren werde, wie er ausgezogen war. Wenn auch anfänglich ſeine Worte keinen Erfolg hatten, ſo dauerte es doch nicht lange, bis den Mädchen der Mut zu wachſen begann. Sie gewahrten nämlich durch ihr Mauerloch, daß der Zug ſichtbar von Schritt zu Schritt kleiner wurde, daß Weiber und Kinder ſich von ihm trennten, zurückblieben und unterwegs im Graſe ſich lagerten. Gar viele Speere blickten aus den einzelnen Gruppen hervor, und deutlich ſah man, daß weit über die Hälfte der männlichen Teilnehmer zurückblieben bei den Frauen und Kindern und nur ein kleines Häufchen mit den drei Reitern vorwärts zog. Bis zur Burg herauf drang der Ruf der Trommel, welche die Anführer rühren ließen, um die Säumigen zu rufen, aber unten im Thal mochte die Luft wohl zu ſchwer und zu dick ſein, um den Ruf zu verbreiten, denn kein einziger der Abtrünnigen folgte ihrem Schalle. Immer länger wurde die Reihe der Abgefallenen, und bald war von Zwiſchenraum zu Zwiſchenraum der ganze nach Schnaditz führende Weg mit Menſchen beſetzt, die ſich im tiefen Graſe gelagert hatten. Die drei Anführer aber mit den wenigen, die ihnen treu geblieben, zogen weiter und waren bald im Gebüſche dem Junker und den zuſchauenden Mädchen entſchwunden.

Der Zug hatte Halt gemacht. Totenſtill war es in den ſpärlichen Reihen, denn der alte dunkle Turm des Schloſſes Schnaditz hob ſich drohend über den Bäumen empor und lag ſo ernſt und ruhig da, als ſpotte er über die Feinde.

„Wo iſt die dicke Linde?“ rief der Amtmann mit jämmerlicher Miene.

„Dort, dort,“ entgegnete der Schultheiß, „wartet nur einen Augenblick! Ich will die Mannſchaften nur in zwei Teile ſondern, der eine greift von rechts, der andere von links an, wir wollen das Räuberneſt bald haben! Ich befehlige den rechten Flügel, der Gerichtsſchreiber den linken und Ihr, Amtmann, bleibt in der Mitte und ruft zum Angriff!“

„Greift an!“ ſchrie der Amtmann kläglich.

„Halt, halt!“ ſagte der Schultheiß, „das iſt viel zu früh, und Ihr müßt Euren Mut noch zügeln! Zuerſt wollen wir uns aufſtellen, dann müßt Ihr rufen! Jetzt, Leute, teilt euch in zwei Hälften — ſo iſt es recht! Nun marſchiert ab! Jeder Teil zählt zweihundert Schritte. Gerichtsſchreiber, nehmt den Trupp links und hört auf den Angriffsruf Eures Amtmanns. Ich gehe mit den anderen Leuten nach rechts und thue desgleichen!“

Der Amtmann ſaß mit feſt geſchloſſenen Augen auf dem Pferde. Aber er öffnete dieſelben, als er hörte, daß ringsum alles ſtill ſei. Ganz leiſe kletterte er von ſeinem Gaul herunter und ſchlich ſich jetzt durch die dichten Büſche näher an das Schloß heran. Da ſah er zu ſeiner großen Freude, daß beide Thore weit offen ſtanden und die Leute auf dem Hofe mit dem Abladen einiger Heuwagen beſchäftigt waren.

„Wie ich es mir dachte,“ ſagte er vor ſich hin, „alles in tiefem Frieden, mag er ſich die Finger allein verbrennen und ganz allein den Spott tragen. Mag er ſtürmen, ausgelacht wird er ſchon werden! Dem Gerichtsſchreiber kann es auch nichts ſchaden. Ich gehe nach Hauſe.“

So ſchlich der Amtmann auf dem Wege, den er gekommen, wieder zurück und ging dann auf einem Umwege nach der Aue durch den Wald.

Inzwiſchen warteten die Führer der beiden Trupps vergebens auf den Ruf.

„Was zögert er nur?“ ſagte der Schultheiß leiſe vor ſich hin. „Warum kommandiert der alte Haſenfuß nicht, trägt er doch als Amtmann, der uns requiriert hat, die ganze Verantwortung allein!“

Aber es war ſtill und blieb ſtill im Gebüſch, und ſchon wollte der Schultheiß nach der Linde reiten, um zu ſehen, woran die Verzögerung liege, als ein herrſchaftlicher Knecht vom Schloſſe her plötzlich durch die Geſträuche trat und voller Verwunderung ſtehen blieb, als er den Trupp gewaffneter Perſonen gewahrte.

„Was ſoll denn das?“ rief der Knecht aus.

„Das wollen wir dir bald zeigen,“ antwortete der Schultheiß, „euer Schloß wollen wir haben, die Jungfrauen wollen wir uns holen!“

Der Knecht fing an zu lachen.

„Was greinſt du?“ ſchrie ihn der Schultheiß an.

„Das Schloß könnt Ihr kriegen,“ entgegnete der Knecht, „wir fahren Grumt ein, die Thore ſtehen offen und die Brücken ſind heruntergelaſſen. Aber die Jungfrauen könnt Ihr nicht kriegen!“

„Warum nicht?“

„Weil ſie nicht da ſind, weil ſie ſeit langer Zeit verreiſt ſind!“ lachte der Knecht.

„Du lügſt, ſeit geſtern nacht ſind ſie hier!“

„Meinetwegen, holt ſie Euch, wenn Ihr ſie findet,“ ſagte der Knecht, der ſich zum Weitergehen wendete.

„Halt, Burſche,“ rief der Schultheiß laut, „du biſt mein Gefangener, iſt dein Herr zu Hauſe?“

„Mein Herr? Das müßt Ihr doch wiſſen, daß er nicht hier iſt, ſeid Ihr doch der Schultheiß aus der Stadt! Werdet Ihr doch gehört haben, daß er zuſammen mit Eurem Freiherrn von Tornau und dem Grafen drüben von Tiefenſee zum Herzog gefahren iſt und erſt in einer Woche zurückkommt. Wißt Ihr denn das nicht?“

„Du lügſt wieder, du Schlingel,“ rief der Schultheiß, „der Freiherr liegt krank in der Burg zu Duben!“

„Meinetwegen, ich weiß es nicht anders!“

Noch beſann ſich der Schultheiß, was er ſagen ſollte, als von der Seite Lärm erſcholl. Es nahte der Haufe unter der Anführung des Gerichtsſchreibers, dem endlich die Zeit zu lang geworden war und der die andere Hälfte des Trupps aufſuchte. „Wo iſt der Amtmann?“ rief der Schultheiß dem Schreiber entgegen.

„Ich denke, er hält bei Euch, ich komme über die Linde, da iſt alles leer und der Amtmann iſt verſchwunden!“

„Natürlich, was ſoll er auch hier?“ ſagte der Schultheiß wütend und winkte den Gerichtsſchreiber an die Seite.

„Wißt Ihr,“ ſagte er, „daß Euer Amtmann ein abſcheulicher Schurke iſt, der uns gräßlich betrogen hat und der jetzt natürlicherweiſe davon gelaufen iſt, weil die Sache an den Tag kommen mußte. Wißt Ihr, daß der Freiherr von Tornau gar nicht krank iſt, daß er zum Herzog gereiſt iſt und zwar zuſammen mit dem Herrn von Schnaditz? Oh, es wird Tag, ich fange an, klar zu ſehen, der Amtmann hat uns alle belogen! Er hat die falſche Nachricht von der Erkrankung verbreitet, und kein anderer als er wird die Flucht der drei Frauen begünſtigt haben. Lügt er uns doch vor, daß ihn ſechs Perſonen im Walde überfallen haben, während es, wie alle drei Knechte ſagen, nur zwei geweſen ſind. Da hat das Inquiſitoriat den richtigen abgeſendet, der ſteht auf der Seite des Adels, natürlich — wie immer — auf das Volk kommt es nicht an, das kann ſterben und verderben!"

Der Gerichtsſchreiber, der das ihm wohlbekannte Geheimnis von der falſchen Erkrankung des Freiherrn verraten ſah und nicht wußte, was er ſagen ſollte, ſchwieg ſtill, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, und ſchlug nur, als wäre er höchſt erſtaunt, die Hände zuſammen.

„Ja, ja, ich glaube es Euch gern, daß Ihr nichts davon gewußt habt, das braucht Ihr nicht noch beſonders zu ſagen. Er hat Euch und uns alle betrogen, der Spitzbube, wer weiß, was noch an den Tag kommt, was noch geſchieht! Darum alſo die Angſt, darum die Flucht von der Linde. Er wußte, daß wir hier die beiden Mädchen nicht finden, aber erfahren würden, wie er uns getäuſcht hat. Das eine weiß ich aber, Gerichtsſchreiber, ich gebe mich zu nichts weiter her, aber das Inquiſitoriat ſoll es erfahren!"

„Wißt Ihr, Schultheiß," ſagte der Gerichtsſchreiber, „da wir nun einmal hier ſind, wäre es nicht am beſten, wenn wir das Schloß durchſuchten, wie der Amtmann es angeordnet hat? Finden wir die Jungfrauen nicht, ſo iſt das ja nicht zu ändern, und es iſt ein Beweis mehr vorhanden, daß das Protokoll von geſtern falſch iſt und die alte Lieſel gelogen hat, die nur nachbetete, was der Amtmann ihr in den Mund legte!"

„Ihr habt recht, Gerichtsſchreiber, ſchaden kann es nicht! Wenn wir nichts finden, auch gut! Wir haben dann wenigſtens den ſichern Beweis in Händen, daß der Amtmann uns nicht die Wahrheit geſagt, als er uns vorerzählte, daß der Herr von Schnaditz ſeine Töchter befreit habe. Aber wißt Ihr eins, Gerichtsſchreiber! Wir wollen beide allein gehen und den ganzen Haufen nach Hauſe ſchicken. Was ſollen wir nun mit den Leuten, da das Schloß offen iſt?"

Der Gerichtsſchreiber nickte bejahend. Die Mannſchaften wurden aufgelöſt, der Schultheiß und der Gerichtsſchreiber ſtiegen von den Pferden, übergaben dieſelben ihren Leuten, und während dieſe letzteren nach Hauſe eilten, begaben ſie ſich beide nach dem Schloſſe.

* * *

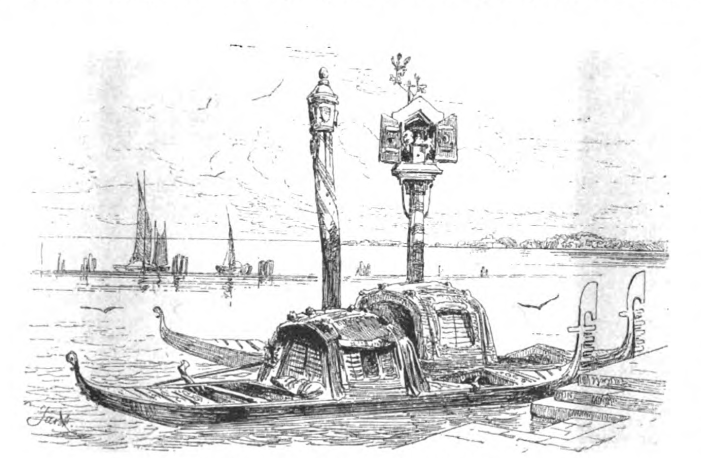
Während dieſe Vorgänge im Gebüſche von Schnaditz ſich ereigneten, ſah es auf der Wieſe nach der Mulde zu gar eigentümlich aus. Die Menſchenhaufen, die ſich in dem duftigen Graſe gelagert hatten und das Reſultat der Expedition abwarteten, ſchreckten plötzlich auf, als ein reiterloſes Pferd, deſſen Seiten von den Bügeln geſchlagen wurden, aus dem Gebüſch heraus und in voller Flucht über die Wieſen der Brücke zu nach Hauſe eilte. Die Menſchen erkannten das Tier ſehr bald als dasjenige, welches der Gerichtsamtmann geritten. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich das Gerücht, daß der Amtmann, von einer Kugel aus dem Schloſſe getroffen, tot oder verwundet im Gebüſch liege, und die Männer, Frauen und Kinder vereinigten ſich nun, um vorſichtigerweiſe dem Schloſſe näher zu rücken und ſich dort zu erkundigen, was eigentlich geſchehen ſei. Es dauerte nur kurze Zeit, als plötzlich jemand auf eine Geſtalt aufmerkſam machte, die durch das hohe Gras den Fußweg zu gewinnen ſuchte. Hatte er auch den dicken Schafpelz abgelegt und die Binde um den Kopf weggeworfen — es war der Amtmann, wie er leibte und lebte. Keuchend und triefend von Schweiß, aber luſtig und in jovialer Laune kam er näher, und bald hatte er den ſtehengebliebenen Menſchenhaufen erreicht. „Sie wehren ſich wie die Löwen im Schloſſe, alles iſt ſtark befeſtigt, was ſteht ihr hier, ihr Feiglinge, und ſeht aus der Ferne zu, wie eure Brüder hingeſchlachtet werden? Denkt ihr, daß ſich der Herr im Schloſſe ergibt, wenn ihr hier ſtehen bleibt? Seht, was ihr gemacht habt, dort kommen ſie ſchon zurück aus dem Gebüſch!"

Der ganze Haufe wandte die Augen nach Schnaditz, und in der That kamen die zum Angriff mitgezogenen Mannſchaften regellos durcheinander laufend, laut ſchreiend und rufend durch die Wieſe einher.

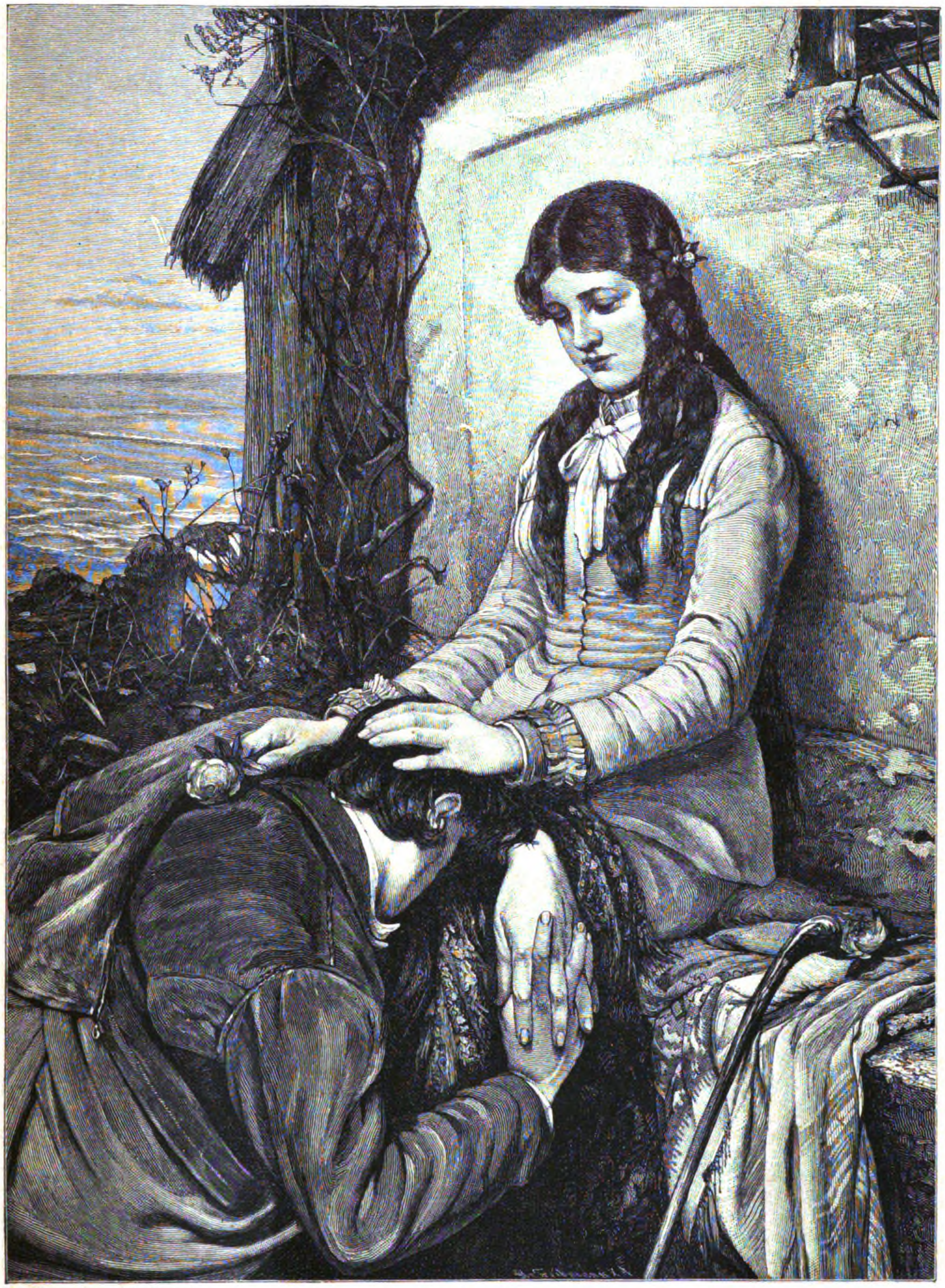
„Kein Zweifel — es konnte gar nicht anders kommen," rief der Amtmann abermals, „das Schloß iſt zu feſt, das habt ihr nun davon, ihr Haſenfüße! Der Sturm iſt abgeſchlagen!"

Die Menſchenmenge, die den Gerichtsamtmann umgab, wurde jetzt lebendig und eilte den Kommenden entgegen, um ſofort den friedlichen Verlauf im ganzen Umfange zu vernehmen. Als die Leute ſich nach ihrem Amtmann umſahen, gewahrten ſie nur in weiter Ferne, daß ſeine kugelrunde Geſtalt eben die Brücke an der Stadt paſſierte, und laut lachend und jubelnd vor Freude zogen alle ohne Ausnahme ihm nach.

Inzwiſchen waren der Junker und die beiden Schweſtern von Schnaditz nicht von ihrem Beobachtungspunkte an der Mauer gewichen. Die Angſt, welche in den beiden Mädchen über das Schickſal des Vaterhauſes entſtanden war, wich endlich zum Teil, als die Bewaffneten durch die Aue nach der Stadt zurückkehrten. Der alte Turm von Schnaditz ragte nach wie vor durch die Luft, die Zinnen des Schloſſes blinkten in der Sonne und keine Rauchwolke hob ſich über die Bäume. Über den Erfolg, den der Zug gehabt, waren die beiden Mädchen ja nicht im Zweifel, ſie wußten, daß ihr Vater abweſend war und hatten nur für das Schloß gefürchtet. Als der Junker den Amtmann eilig über die Brücke ſchreiten ſah, beſchloß er, Erkundigungen von ihm einzuziehen und eilte herunter an den Weg. Hier ſtellte er den Amtmann und befragte ihn nach den Vorgängen. Der Amtmann erzählte dieſelben Geſchichten wie auf der Wieſe, und die Verwunderung des Junkers nahm kein Ende, weil er durch die Schweſtern von Schnaditz erfahren, daß im belagert geweſenen Schloſſe nur wenige Knechte ſich aufhielten. Der Junker wußte nicht, was er ſagen ſollte, und begnügte ſich, mit dem Haupte zu ſchütteln und vor Verwunderung in die Hände zu ſchlagen, als der Amtmann ihm haarklein die geſtrige Flucht der Schweſtern von Schnaditz und ganz ernſthafter Weiſe die Thatſache erzählte, daß der Herr von Schnaditz ſeine Töchter befreit und der Zug der Wiederverhaftung der letzteren gegolten habe. Der Junker hatte ſich mit dem Amtmann, an deſſen geſundem Verſtande er zu zweifeln begann,



Aus den Lagunen Venedigs. Von G. Jank.



Gemalt von Moritz Röbbecke.

„Behüet dich Gott! es wär' zu ſchön geweſen,
Behüet dich Gott! es hat nicht ſollen ſein!“

hinter eine alte einſame Mauer zurückgezogen und ließ den Zug der heimkehrenden ſchreienden Menge ungeſehen an ſich vorüber ziehen. Immer mehr drang er in den Amtmann und erfuhr bald zu ſeiner Freude, daß derſelbe auch nicht die geringſte Ahnung davon hatte, wer die Mädchen befreit habe und wo ſie ſich befanden. Beide Männer ſprachen ſo wohl eine halbe Stunde mit einander, als ſie den Schall des Trittes zweier Perſonen hörten, die an der Mauer nach der Stadt vorübergingen und dann, um ſich in ihren Wegen zu trennen, ſtehen blieben.

„Alſo zweierlei wiſſen wir, Gerichtsſchreiber,“ ſo tönte die laute Stimme des Schultheiß, „der Freiherr iſt nicht krank und nicht zu Hauſe. Der Herr von Schnaditz iſt auch verreiſt und kann die beiden Jungfrauen nicht geſtohlen haben. Dann wiſſen wir aber noch ein drittes: Euer Amtmann iſt ein elender Feigling und nebenbei ein beiſpielloſer Dummkopf, daß er ſich ſolche Geſchichten hat vorerzählen laſſen!“

„Was ſprecht Ihr da für Zeug, Schultheiß, könnt Ihr denn der Ausſage der Schnaditzer Knechte wirklich unbedingten Glauben ſchenken? Wißt Ihr nicht, da ſie immer den Städtern feind ſind, ob ſie uns nicht belogen haben? Ich habe es Euch ſchon unterwegs geſagt, geht herauf auf die Burg und ſprecht mit dem Junker, dann wird alles klar werden!“

„Und ich habe Euch ſchon geantwortet, daß mir ſo etwas gar nicht einfällt! Erſtens geht mich die Sache nichts an; zweitens aber liegt der Doktor oben krank und ich will die unſelige Krankheit nicht wieder in die Stadt ſchleppen — oder das müßte auch nicht wahr ſein, möglich wäre es immerhin!“

„So geht doch herauf und überzeugt Euch, wer recht hat. Ich traue den Schnaditzer Knechten nicht, ſie lachten ſo viel, als ſie uns die Reiſe ihres Herrn und des Freiherrn von Tornau erzählten, ſie lachten auch, als wir nach den beiden Jungfrauen ſuchten.“

„Das thaten ſie, mir iſt es auch aufgefallen!“

„Ich wüßte auch nicht, warum der Freiherr nicht krank ſein ſollte! Die ganze Stadt ſagt es, vor allem aber der Junker, der gar kein Intereſſe zur Sache hat und dem ich mehr glaube, als den Schnaditzer Knechten, die ſich mit uns — ſo iſt mir wenigſtens die ganze Sache vorgekommen — offenbar einen Spaß machten.“

„Hm, hm!“

„Alſo wißt Ihr, was wir thun wollen?“ fuhr der Gerichtsſchreiber keck fort, als er ſah, daß der Schultheiß vor der Krankheit und deren Anſteckung eine gleiche Angſt beſaß wie die übrigen Bürger der Stadt, „wir wollen zuſammengehen, da oben liegt das Raubneſt, ſeht wie ein Nebel um den Turm fließt!“

„Das iſt von der Krankheit,“ ſagte der Schultheiß ängſtlich.

„Ja, ja,“ entgegnete der Schreiber, „der Nebel ſoll auch über der Stadt gelagert haben, als die Krankheit drin herrſchte; aber was ſchadet das, ſind wir doch Männer, die ſich nicht fürchten dürfen!“

„Ich erkläre Euch nochmals auf mein Bürgerwort, und es iſt das letzte Mal, daß ich es thue: kein Menſch bringt mich auf die Burg herauf! ‚Was deines Amts nicht iſt, da laß deinen Vorwitz!‘ ſagt ein altes Sprichwort.“

„Gut denn, laßt es ſein, ich gehe dann allein herauf,“ entgegnete der Schreiber, „wiſſen muß ich es und klar will ich ſehen, die Sache iſt mir doch außer allem Spaß! Schon um meines Amtmanns wegen muß ich es thun, den Ihr einen Feigling und daneben einen Dummkopf genannt hat. Wißt, Schultheiß, er iſt keins von beiden.“

„Habt Ihr die letzte Stunde ganz vergeſſen?“

„Nein, aber bisher weiß niemand, wo er geblieben iſt, vielleicht erfahren wir es in der Stadt. Aber Ihr ſcheint die Fahrt ganz zu überſehen, die er nach Trotha gemacht hat.“

„Ha, ha,“ lachte der Schultheiß.

„Lacht nur,“ ſagte der Schreiber, „wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Ihr ſcheint ganz zu vergeſſen, daß er gar nicht nach Trotha zu fahren brauchte. Das war Sache des Büttels. Er that es aber doch. Was kann er dafür, daß Ihr ihm drei Knechte mitgegeben habt, die bei dem erſten Angriffe in den Wald flüchteten? Was ſoll der alte Mann dann thun?“

„Ja, ja, gegen ſechs Räuber,“ lachte der Schultheiß, „die Knechte ſagen, es wären nur zwei geweſen.“

„Die Knechte ſollten ſich eigentlich ſchämen, Schultheiß, drei junge ſtarke Schlingel ergreifen aus Furcht die Flucht und bezüchtigen nachher den Amtmann der Lüge, wenn er erzählt, daß es ihrer ſechs geweſen. Ihr glaubt dieſen Leuten viel zu viel. So war es damals mit den drei Burſchen, ſo war es heute mit den Knechten in Schnaditz!“

Der Schultheiß ſchwieg betroffen.

„Und das nennt Ihr feige, daß er ſich mit den rätſelhaften Räubern nicht herumgeſchlagen? Ich muß ſagen, es war das beſte, was er thun konnte. Ihr hattet recht: ‚Was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Vorwitz!‘“

„Hat er ſich nicht aufbinden laſſen, daß der Freiherr verreiſt iſt und der Herr von Schnaditz die Jungfrauen geraubt hat?“ —

„Aufbinden, was aufbinden? Wißt Ihr denn, ob es wahr iſt oder nicht? Seid Ihr allwiſſend? Geht doch herauf auf die Burg, mein Weg führt jetzt dahin, und am Abend ſpreche ich bei Euch vor.“

„Thut, was Ihr wollt, ich ſchreibe gleich an das Juſtizkollegium,“ ſagte der Schultheiß und ging nach der Stadt zu, der Schreiber aber begab ſich auf die Burg.

„Ihr bekommt Beſuch, Junker,“ ſagte der Gerichtsamtmann hinter der Mauer, „geht ſchnell herauf, ich will in die Stadt und dem Schultheiß den Kopf zurecht rücken.“

Während der Junker den Berg heraufſtieg, eilte der Amtmann, ſo ſchnell er es vermochte, durch einen Garten auf einem kürzeren Nebenwege in ſeine Wohnung und legte ſich dann in die Fenſterluke, wohl wiſſend, daß des Schultheißen Nachhauſeweg bei ihm vorbeiführe. Nach wenigen Minuten kam der letztere an und gewahrte den Kopf des Amtmanns.

„Heda,“ rief er hinauf, „da oben ſitzt ſich's wohl beſſer wie auf dem Gaul!“

„Freilich,“ entgegnete der Amtmann lachend, „geduldet Euch nur einen Augenblick, ich komme gleich zu Euch herunter. Ich warte hier auf Euch und habe Euch etwas ſehr Wichtiges zu ſagen!“

„Das wäre!“ rief der Schultheiß, „da bin ich wirklich neugierig. Ihr wollt mir wohl,“ fuhr er fort, als der Amtmann zu ihm auf die Straße getreten war, „von Euren Heldenthaten von Schloß Schnaditz und von der Gefangennahme der beiden Schweſtern erzählen?“

„Wohl möglich,“ entgegnete der Amtmann mit eiſiger Ruhe, „um etwas dergleichen handelt es ſich allerdings! Schultheiß, kennt Ihr das Loch, das gelb angeſtrichen iſt, im Keller der Kuſtodie?“

„Was werde ich nicht?“

„Nun, ſo merkt es Euch! Wenn Ihr Euch, wie Ihr ſoeben unten an der Burg gethan, noch ein einziges Mal unterfangt, mir nachzuſagen, daß ich ein elender Feigling und ein beiſpielloſer Dummkopf ſei, wenn Ihr überhaupt in der Stadt oder wo anders nur noch ein einziges Wort, eine einzige Silbe, über die Perſonen ſprecht, die bei mir in Unterſuchung ſind und wenn Ihr, wie Ihr das vor wenigen Minuten geſagt, wieder heimlich an das Juſtizkollegium ſchreibt, ſo laſſe ich Euch in das gelbe Loch ſperren, daß Ihr ſchwarz darin werdet! Habt Ihr mich verſtanden? Ich bin herzoglicher Amtmann, Ihr kennt mein Recht und damit Gott befohlen!“

Starr wie eine Salzſäule ſtand der Schultheiß da. Wie ein Blitz fuhr es durch ſeinen Kopf, daß ſeine Unterredung mit dem Gerichtsſchreiber unten an der Burg heimlich an einer Stelle ſtattgefunden, die ſonſt kaum eines Menſchen Fuß betrat, daß er noch beim Eintritte in die Stadt den Gerichtsſchreiber geſehen, der an die Pforte der hohen Burg geklopft, daß wenige Sekunden ſpäter der Amtmann aus ſeinem Fenſter geblickt und ihn erwartet hatte. Woher wußte der Amtmann, was geſchehen war? War er allwiſſend?

Mehrere Augenblicke lang rührte ſich der Schultheiß nicht von der Stelle. Als er aber endlich wieder zu ſich kam und die verwirrten Gedanken ſammeln konnte, da ſah er den Ort vor ſich leer und als er die Augen erhob, bemerkte er den Amtmann, der mit der ſpitzen Pelzmütze auf dem Haupte wiederum ruhig aus der Fenſterbucht blickte. Schon wollte der Schultheiß alles, was er vernommen, für ein Spiel der Täuſchung halten, als die Worte des Amtmanns an ſein Ohr ſchlugen: „Ihr begreift nicht, woher ich das weiß — ich will es Euch ſagen — von der alten Lieſel in der Kuſtodie — Ihr könnt ſie fragen, wenn Ihr Euch unten einquartiert!“

Mit dieſen Worten ſchloß ſich die Fenſterbucht und der Schultheiß wankte wie ein Trunkener nach Hauſe. Die Leute blieben ſtehen, die ihn taumeln ſahen. Einige Bürger traten beſorgt an ihn heran und fragten, was ihm ſei. Aber der Schultheiß ſteckte die Arme weit aus, wies die Neugierigen mit der Hand ab, ſprach nicht ein einziges Wort und eilte in ſeine Wohnung. Am Abend ſpät pochte es an ſeine Thür. Es war der Gerichtsſchreiber, der von der Burg herunterkam, wo er dem Junker von den Ereigniſſen des Tages und über alles, was dieſer wiſſen wollte, Bericht erſtattet hatte. Blaß und ſteif wie ein Toter trat ihm nach langem Klopfen der Schultheiß entgegen. Stier blickte er den kommenden Beſuch an, mit der Hand wehrte er jede Frage ab, die der Gerichtsſchreiber an ihn ſtellte, kein Wort kam über ſeine Lippen. Am anderen Morgen war durch die ganze Stadt das Gerücht verbreitet: „der Schultheiß ſei beſeſſen, ein böſer Geiſt habe es ihm angethan!“ —

(Fortſetzung folgt.)

Die Schuppenflechte, die verbreitetſte Haarkrankheit.

Von Dr. **F. E. Claſen**, Altona-Bahrenfeld.

Mit außerordentlicher Regelmäßigkeit und Beharrlichkeit gehen dem Geſundheitsrat ſeit Jahren außer anderen dem Gebiet der Kosmetik angehörigen Fragen allwöchentlich Briefe und Schmerzensſchreie zu von ungefähr folgendem Inhalt:

„Jetzt im vierundzwanzigſten Lebensjahr ſtehend hatte ich einen außerordentlich üppigen Haarwuchs bis vor etwa vier bis fünf Jahren. Seitdem nehme ich eine ſtete Abnahme desſelben wahr und finde mich oder richtiger werde von meinen ſchadenfrohen Nebenmenſchen ſchon als baldiges Mitglied des Vereines offener Köpfe für würdig befunden. Seit eben ſo langer oder wohl noch längerer Zeit leide ich auch an übermäßiger Schuppenbildung der Kopfhaut, die ich für den Grund des Haarausfalles glaube halten zu müſſen. Alle dagegen angewandten Mittel, fleißiges Kämmen mit dem Staubkamm, ſowie das Bürſten mit der Stahldrahtbürſte, der Gebrauch des Eau de Quinine, zweimal wöchentlich vorgenommene Seifenwaſchungen, Eierabreibungen, Waſchungen mit allerlei teuren und billigen Mitteln ꝛc. vermochten das Übel nicht zu beſeitigen und glaubte ich wirklich einmal frei davon zu ſein, ſo war es in einigen Wochen ſicher in alter Stärke wieder da. — Was thun, um den zur Not noch ausreichenden Beſtand zu ſchützen?“

Der Geſundheitsrat, der ſich grundſätzlich mit ſchriftlicher Behandlung krankhafter Zuſtände nicht befaſſen kann, hat bis jetzt dieſe von mehr oder minder ſchmerzlichen Gefühlen diktierten Fragen nicht beantworten können; das dem Gegenſtande von ſo vielen Seiten entgegengebrachte Intereſſe mag jedoch ein näheres Eingehen darauf gerechtfertigt erſcheinen laſſen.

Erſt ſeit neuerer Zeit kennt man als Urſache dieſer Schuppen- oder Kleienflechte einen Pilz und hätte ſomit drei dem Haarwuchs verderbliche Pilzkrankheiten der Kopfhaut: die „ſcherende (in kreisrunden Flecken auftretende) Flechte,“ den „Erbgrind“ und unſere „Schuppen- oder Kleienflechte“ (Schinn). Während die beiden erſtgenannten übrigens gar nicht ſehr häufigen Pilzkrankheiten jede beliebige Stelle und auch den ganzen Kopf befallen und in kurzer Zeit recht weitgehende, in die Augen fallende Zerſtörungen im Haarwuchs anrichten, gehört die Schuppenflechte zu den langwierigſten Krankheiten, da ſie vom erſten Anfang bis zu Ende eine ganze Reihe von Jahren (acht bis fünfzehn und darüber) gebraucht, um den horizontalen Teil des Schädels ſeines Haarbeſtandes zu berauben. Das „glänzende“ Endergebnis ihres Thuns und Treibens iſt die Glatze. Den abſchüſſigen Teil des Schädels verſchont ſie, einerſeits vielleicht, weil der Pilz wohl ziemlich ſchwierig auf der Haut haftet und ziemlich oberflächlich in den Haarbälgen ſein Weſen treibt, anderſeits wohl jedenfalls, weil ihr der durch die männliche Kopfbedeckung gewährte Schutz hier fehlt. Unter dem Filzhut (Cylinder, Helm) der Männer ſind einen großen Teil des Tages hindurch Bedingungen vorhanden, wie ſie günſtiger für das Wachstum derartiger Organismen nicht gedacht werden können, indem der vom Hut bedeckte Teil der Kopfhaut ſich in einem wahren Dampfbade von Bluttemperatur befindet.

Man würde dem ſcheinbar unſchuldigen Anfang des Leidens, welcher ſich in dem bekannten Ausfallen zarter, weißer, Haar und Rockkragen durch ihre Menge verunzierender Schüppchen kundgibt, eine weit größere Aufmerkſamkeit ſchenken und nicht Jahre lang ertragen, wenn man allgemeiner wüßte, daß dieſes Ausfallen von Schuppen nichts iſt als die erſte Vorbereitung zur Glatze. Nach mehrjährigem Beſtehen nehmen Haar und Kopfhaut eine auffallende Trockenheit an, die ſich auch durch reichlichen Gebrauch von Haaröl und Pomade nur immer für kurze Zeit beſeitigen läßt. Schon in dieſem Stadium wie im ganzen ſpäteren Verlauf bemerkt man auf dem Haarboden eine Anzahl kleiner roter Flecke und Kruſten von etwa Linſengröße als deutliches Zeichen eines leichten Juckreizes, von deſſen Beſtehen die Patienten ſelbſt oft gar nicht einmal wiſſen oder deſſen Vorhandenſein ſie erſt bemerken, wenn ſie darauf aufmerkſam gemacht werden. Hand in Hand geht mit dieſen Erſcheinungen ein im Beginn mäßiges, im Lauf der Jahre zunehmendes Ausfallen der Haare. Als Anfang vom Ende und als ernſtliche Vorbereitung zur Glatze kann man jenen Zeitpunkt betrachten, wo die ausfallenden Haare nur noch die kümmerliche Länge von zwei bis vier Zentimeter haben und auch augenſcheinlich nicht mehr den Dickendurchmeſſer ihrer längeren und geſunden Kollegen erreichen. Iſt erſt die Glatze da, ſo hört auch der Schuppenfall an der kahlen Stelle auf, da der Pilz nach Zerſtörung der Haarbälge keinen Schlupfwinkel mehr hat, in dem er ſein Weſen treiben könnte.

Die Kleienflechte gehört zu den häufigſten Krankheiten; um ſich davon zu überzeugen, braucht man nur in irgend einem Verſammlungslokal die „geehrten Herren und Damen“ eines Blickes aus dem hinteren Teil des Saales zu würdigen. Ein Viertel der Herren etwa wird ſich im erſten oder letzten Viertel des Vollmondes präſentieren.

Die Schuppenflechte iſt eine vorwiegend die männliche Hälfte der beſſeren Stände heimſuchende Hautkrankheit, während die Frauen, die Landbevölkerung und überhaupt die niederen Stände im ganzen weniger davon zu leiden haben. Die Urſache dieſer merkwürdigen Verteilungsart iſt leicht begriffen, wenn man ihre Quelle kennt — das iſt der Friſeurladen. Man weiß, wie der Friſeur mit der unſchuldigſten Miene von der Welt, ohne jegliche Reinlichkeits- und Vorſichtsmaßregeln ſeine Kämme und Bürſten bei einer ganzen Reihe von Kunden verwendet, ob auch die Köpfe derſelben in dieſer oder jener Hinſicht noch ſo bedenklich ausſehen mögen. Hat er eben einem Kleienflechtigen das Haar friſiert und die Bürſte ſozuſagen mit den pilzbeladenen Schuppen vollgeladen, ſo bleibt ſicher in dem Haar des nächſten Kunden eine mehr oder minder große Zahl von Schuppen hängen und es handelt ſich nur darum, ob dieſelben ſo unmittelbar auf die Haut gelangen, daß ſie dort haften, um ſo die Ausſaat für die Entwickelung der Flechte auf dem Kopf eines Geſunden abzugeben.

Beſonders hat man die durch Treibriemen oder Trittrad in Bewegung geſetzte, der Reklame mehr als irgend einem vernünftigen Zweck dienende Rollbürſte in dieſer Beziehung zu fürchten, da ſie die Schuppen mit Gewalt maſſenhaft losreißt und in ſich aufnimmt. Man darf nicht glauben, daß man ſich jedesmal eine Anſteckung zuziehen müßte, wenn man ſich beim Friſeur die Haare ſchneiden läßt und wenn man ſelbſt einige von den unangenehmen Schuppen ins Haar bekommt, dazu haften die Pilze zu ſchwer an der Haut in der nötigen Art und Weiſe, aber wer ſich oft friſieren läßt, läuft oft Gefahr und mancher kommt auch ſchließlich darin um. Es ſcheint auch, als käme der geſunden Haut eine gewiſſe Widerſtandskraft gegen die Anſiedelung des Pilzes zu, wenigſtens gibt es auffallend viele Beiſpiele davon, daß nach dem Überſtehen einer ſchweren Allgemeinkrankheit (z. B. nach Typhus) oder einer lokalen Erkrankung des Kopfes (z. B. nach Kopfroſe) die erſten Schuppen ſich zeigen und der weitere Verlauf der Erſcheinungen den Beweis liefert, daß der Pilz mit beſonderer Leichtigkeit ſich auf ſozuſagen kranker Haut einniſtet, namentlich wenn man ſich in ſolcher Zeit wegen ſeiner maſſenhaft ausgehenden Haare an den Friſeur wendet.

Die Frauen ſind der Gefahr weit weniger ausgeſetzt, weil ſie die öffentlichen Friſierkabinette außerordentlich viel ſeltener aufſuchen und anderſeits, weil ſie, wenn ſie die Haarkünſtlerin ins Haus kommen laſſen, ſtets eigene Kämme und Bürſten verwenden. Wenn aber dennoch einzelne daran leiden, ſo erklärt ſich das oft leicht durch den Umſtand, daß ſie ſich zuweilen einer Haarbürſte bedienen, die einem mit der Flechte behafteten männlichen Familienmitgliede angehört.

Aus allen dieſen Thatſachen ergeben ſich für Haargeſunde die folgenden Regeln: Zunächſt ſoll man ſich nie fremder Kämme und Bürſten bedienen, auch nie, wie es aus Scherz oder Verſehen wohl einmal geſchieht, eine fremde Kopfbedeckung aufſetzen, denn auch am inneren Hut- oder Mützenleder ſitzen ſtets Schuppen genug, um die Anſteckung zu bewerkſtelligen. Bei dieſer Gelegenheit ſei ein gutes Wort eingelegt für die allerdings anſpruchsloſere Stoff- oder Seidenmütze als Kopfbedeckung gegenüber dem modernen Filzhut. Letzterer ſpottet nicht bloß der alten bewährten Geſundheitsregel: „Kopf kühl, Füße warm,“ direkt ins Angeſicht durch ſeine unvermeidliche Hitze, ſeinen leicht ſauer werdenden Schweiß und den Druck zum entſchiedenen Nachteil für das Haarwachstum, ſondern ſtellt dadurch auch noch, wie ſchon erörtert wurde, die günſtigſten Bedingungen für das Gedeihen des haarzerſtörenden Pilzes her.

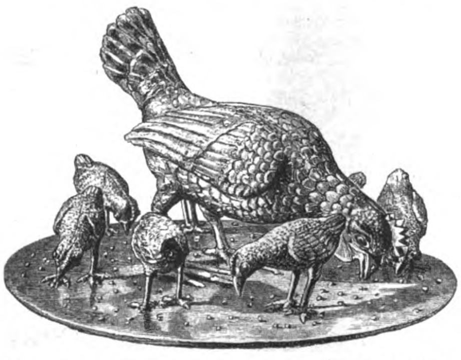
Wer aber den Friſeur in ſeinem Geſchäftslokal aufſuchen muß, thut wohl daran, ſofort zu Hauſe eine gründliche Seifenwaſchung des Kopfes von minutenlanger Dauer vorzunehmen, ſo ſchade es ſein mag, um die ſchöne feinparfümierte Friſur, und dann aufs neue das Haar ſparſam mit Öl einzufetten.

Alle die von unſerem Briefſteller aufgezählten Maßregeln mechaniſcher und chemiſcher Natur gewähren kaum einen Nutzen, weil ſie nur die oberflächlich ſitzenden Schuppen und Pilze entfernen, ohne dem Übel an die Wurzel zu kommen durch Tötung der tiefer ſitzenden Pilze. So erklärt ſich, warum die durch Seifenwaſchungen entfernten „Schuppen nach einigen Wochen ſtets in alter Stärke wiederzukehren“ pflegen. Und ſelbſt, wenn die Entfernung der Pilze eine noch gründlichere wäre, ſo würden ſie dennoch in kurzem „in alter Stärke wiederkehren,“ wenn die Patienten ihre alten Kopfbedeckungen und ihr mit den alten Schuppen beladenes Kammzeug weiter benutzen, wie das aus Unbekanntſchaft mit der Natur des Übels zu geſchehen pflegt. An der Schuppenflechte leidende Damen pflegen ihr langes ausgegangenes Haar vom Friſeur zu Flechten verarbeiten zu laſſen. Es liegt auf der Hand, daß ſie durch das Tragen dieſer Flechten ihr geſundes Haar nur um ſo ſchneller verwüſten helfen.

Das Wort: „Krankheiten verhüten iſt leichter, als Krankheiten heilen,“ gilt ganz beſonders, wie vorſtehende Betrachtungen ergeben, von der Schuppenflechte. Denn während jedermann ſich durch ſorgfältige Reinlichkeit des Kopfes, wozu auch regelmäßige wöchentliche Seifenwaſchungen desſelben, namentlich nach dem Beſuch des Friſeurladens, gehören, vor der zwar nicht gefährlichen, aber doch gefürchteten Krankheit ſicher zu ſchützen vermag, ſteht es mit der Heilung etwas anders. Die vielen unfehlbaren Mittel der Friſeure gegen Schuppen und Schinn entbehren leider der verſprochenen Erfolge, wie wohl ſchon mancher erfahren mußte. Seit der Erkenntnis der wahren Natur der Schuppenflechte iſt aber doch der Arzt, der früher nur ein mitleidiges Achſelzucken für die Affektion hatte, in den Stand geſetzt, dieſelbe durch eine energiſche und konſequent (auch von ſeiten des Patienten) durchgeführte antiparaſitäre Behandlung in jedem Stadium ihres Beſtehens in einigen Monaten zu beſeitigen. Es laſſen ſich manchmal ſogar einige Verbeſſerungen in dem Haarbeſtande herbeiführen, da nach Beſeitigung der haarzerſtörenden Pilze die noch lebenskräftigen Haarbälge wieder zu lebhafterer und ungeſtörter Thätigkeit und zur Hervorbringung etwas kräftigerer Haare befähigt werden. So lange am Rande einer Glatze noch Schuppen auf dem Haarboden vorhanden ſind, befindet ſich der Prozeß noch im Fortſchreiten, eine Vergrößerung derſelben läßt ſich wohl verhindern, aber die Hoffnung, auf der glänzenden Glatze ſelber noch wieder neues Leben aus den Ruinen blühen zu ſehen, bleibt zur Zeit noch eine vergebliche.

Vorſtehende Mitteilungen werden genügen, um den außerordentlich zahlreichen Briefſtellern, die ſich in den letzten Jahren in dieſer Angelegenheit fragend an den Geſundheitsrat gewandt haben, volle Klarheit zu verſchaffen über die verbreitetſte und verderblichſte Haarkrankheit, über die Ausſichten einer rationellen Behandlung und was beſſer iſt, über die Möglichkeit einer ſicheren Verhütung dieſes immerhin doch etwas entſtellenden Leidens.

Ein faſt 1300 Jahr altes Stück deutſcher Kunſt.



Goldene Henne mit ſieben Küchlein, die Königin Theudelinde als Mutter ihrer ſieben Provinzen darſtellend. Geſchenk der Königin an den Dom zu Monza, im Domplatz daſelbſt. Werk langobardiſcher Kleinkunſt um 600.

Mit beſonderer Pietät verdienen vom deutſchen Volke die wenigen ſichtbaren Reſte betrachtet zu werden, welche ſich vom Erdenwallen edler germaniſcher Stämme der Völkerwanderung erhalten haben. Die reichſten Spuren haben die hochentwickelten Oſtgoten aus der Zeit Theodorichs in Ravenna hinterlaſſen. Fünfzehn Jahre nach ihnen gründeten die wilderen und roheren Langobarden ihr Reich in Oberitalien. Von ihrer kunſtliebenden Königin Theudelinde haben ſich in Monza, ihrer Reſidenz, intereſſante Reſte erhalten. Sie war die Gemahlin der Langobardenkönige Authari und Agilulf und herrſchte nach dem Tode des letzteren noch zehn Jahre (bis 625) gemeinſam mit ihrem jungen Sohne Adaloald. In Monza, am Fuße der Alpen, wo vorher ſchon der große Oſtgote Theodorich ſeine Sommerfriſche gehalten hatte, erbaute ſie die Baſilika des heil. Johannes des Täufers und ſtattete ſie reichlich aus mit goldenen und ſilbernen Weihgeſchenken. Von der Mehrzahl dieſer noch heute im Domſchatz zu Monza erhaltenen juwelengeſchmückten Goldarbeiten muß es unentſchieden bleiben, ob ſie langobardiſche Arbeit oder ſpätrömiſchen oder byzantiniſchen Urſprunges ſind. Mit ziemlicher Sicherheit aber kann man die originelle Gruppe, von welcher wir hier eine nach dem Original gezeichnete Abbildung geben, für die germaniſche Kunſt in Anſpruch nehmen. Sie ſtellt eine Henne mit ſieben Küchlein in naiv natürlicher Auffaſſung dar, welche die Langobardenkönigin mit ihren ſieben Provinzen ſinnbildlich darſtellen ſoll. Man kann nicht ohne Teilnahme dies ſinnige und koſtbare Kunſtwerk betrachten, welches eine edle deutſche Frau vor mehr als zwölfhundert Jahren ins Leben rief.

Das Ende von Lincolns Mörder.

Am Sonnabend nachmittag, 15. April 1865, ſtand ein Mann von weißer Farbe im Geſpräch mit einem Neger am Ufer des Potomac auf der Marylandſeite. Der Weiße war von kaum mittlerer Größe, von ſchlanker Figur, der man jedoch zähe Kraft anſah, hatte ein ſchmales, ſchwermütiges Geſicht mit ſtark hervortretenden Backenknochen und graublaue, ruhige Augen. Er trug ein eng anliegendes Wams, einen abgeſchabten Filzhut mit breitem Rande und hohe Stiefeln. Der Schwarze war von herkuliſchem Bau und war mit einem blauwollenen Hemde, deſſen zurückgeſchlagene Ärmel ſeine muskulöſen Arme ſehen ließen, ſowie mit Schifferhoſen bekleidet. Das Geſpräch zwiſchen den beiden Männern fiel gleichſam tropfenweiſe in einzelnen kurzen Worten und Wendungen. Sie ſchienen ſich beide völlig zu verſtehen, auch ohne daß viel geredet wurde, und ſie warfen Blicke über den Fluß und das Ufer entlang, in denen eine ſtillſchweigende Unterhaltung lag.

Jetzt wurden zwei Reiter in der Ferne ſichtbar, welche in ſchneller Gangart längs dem Ufer herankamen, und der Schwarze trollte ſich langſam weg und verſchwand in einem naheliegenden, von Pflanzungen umgebenen Farmhauſe. Der Weiße blieb ſtehen und blickte den ankommenden Reitern entgegen. Es waren Offiziere der Bundestruppen, ſie trugen den Säbel an der Seite und den Revolver im Gürtel. Sie hielten ihre Pferde an, und der eine fragte, indem er nach dem Fluſſe zeigte: „Iſt das Ihr Boot, welches dort ein Stückchen aufwärts liegt?“

„Ja!“ entgegnete der Mann.

„Dann thäten Sie gut, es in acht zu nehmen,“ ſagte der Offizier, „denn es gibt gefährliches Volk hier in der Gegend, und man könnte es Ihnen nehmen, um über den Fluß zu ſetzen.“

„Ganz dasſelbe habe ich auch gedacht,“ verſetzte der Mann. „Ich habe es nur fertig machen laſſen, weil mein ſchwarzer Mann fiſchen gehen ſoll.“ Die beiden Offiziere unterhielten ſich leiſe mit einander, und dann ſagte der, welcher vorhin geſprochen hatte: „Haben Sie die Nachricht von Waſhington gehört?“

„Nein!“

„Unſer Präſident iſt ermordet worden.“

„Iſt es möglich!“ ſagte der Mann, indem er ein ſo trübſeliges Geſicht machte, als ob er nun keinen Freund auf der Welt mehr hätte.

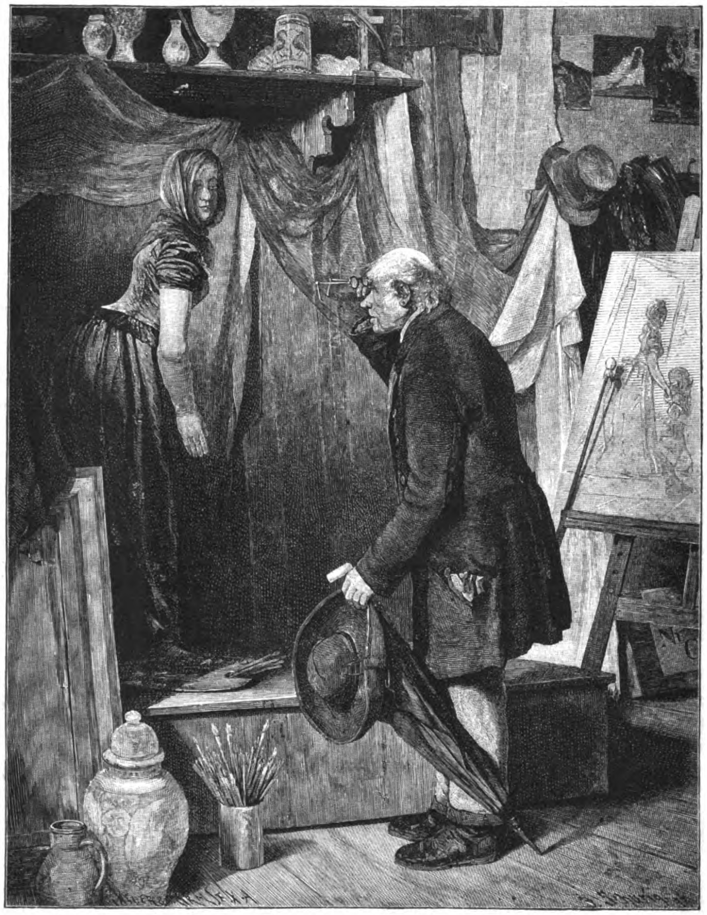
„Jawohl,“ ſagte der andere Offizier. „Präſident Lincoln wurde geſtern abend ermordet, und wir ſuchen nach den Mördern. welche unſerer Meinung nach den Weg hierher genommen haben.“

Der Mann ſchüttelte melancholiſch den Kopf und ſah hinter den Offizieren her, als ſie nun wegritten. Dann ſchlenderte er nach dem auf einer Höhe liegenden Hauſe und pfiff in einer beſtimmten Weiſe vor ſich hin. Nun erſchien der Kopf eines Mädchens in einem dem Fluſſe zugewandten Erkerfenſter. An dieſem Fenſter hing ein ſchwarzer Shawl, der im Winde flatterte. Das Mädchen zog den Shawl in das Fenſter hinein und ſchloß dasſelbe. Gleich darauf kam der Neger aus der Hausthür und trug ein Paket unter dem Arme. Er ging zu einem alten morſchen Baume, der in der Nähe des Waſſers ſtand, legte das Paket in eine Höhlung des Baumes und kehrte dann in das Haus zurück. Etwa eine halbe Stunde ſpäter zeigte ſich ein Boot auf dem Fluſſe, welches von der Virginiaſeite herübergekommen ſein mußte. Dasſelbe legte in der Nähe des Hauſes an, ein Mann ſtieg heraus, der ein Paket trug, ging zu dem hohlen Baume, zog das Paket, welches der Neger hineingelegt hatte, aus der Höhlung hervor und legte ſein eigenes Paket hinein. Dann kehrte er zum Boote zurück, und dasſelbe entfernte ſich, von vier Rudern getrieben. Der Mann mit dem melancholiſchen Geſicht hatte dies alles von ferne beobachtet. Er blieb am Waſſer, bis es dunkel wurde, und ſein Boot ſchaukelte in der Nähe auf den Wellen, ohne daß ein ſchwarzer Mann es beſtiegen hätte, um zu fiſchen. Auch in der Nacht blieb das Boot dort fertig liegen mit Rudern und Maſt, und von Zeit zu Zeit war der weiße Mann auf und ging in der Finſternis mit lauſchendem Ohr am Ufer hin. Es wurde Morgen, und wieder erſchien der Mann, der nur wenig geſchlafen hatte, und ſetzte ſeinen wachſamen Gang fort.

Da kam gegen neun Uhr ein junger Menſch daher, der ſeinen Weg nach dem Farmhauſe nahm, aber alsbald auf dieſen Mann zulenkte, als er ihn erblickt hatte.

„Mr. Jones,“ ſagte er, „Oberſt Cox läßt Sie bitten, auf der Stelle zu ihm kommen.“

„Ich komme,“ antwortete der Mann, und machte ſich ſofort mit dem jungen Menſchen auf den Weg. Indem ſie gingen, kam ein gutmütig ausſehender, rotbackiger Mann auf einem braunen Pferde daher. Derſelbe trug eine graue Bluſe, die ihm faltig um den Leib ſchlotterte, und rieſige Stiefeln, die ihm viel zu groß und zu weit um die Schenkel hingen.



Verblüfft. Gemalt von J. Schurig.

„Auf die Praxis, Doktor?“ fragte Mr. Jones.

„Jawohl!“ entgegnete der Mann.

„Watſons Tochter iſt noch immer leidend!“ ſagte Mr. Jones.

„Ich werde ſie von hier aus gleich beſuchen,“ erwiderte der Landarzt. Damit ritt er nach dem Farmhauſe und hielt ſein Pferd vor der Thüre an. Der Neger hatte inzwiſchen das Paket aus dem Baume geholt und brachte es herbei. Es wurde geöffnet und eine Menge von Briefen und Schriften kam zum Vorſchein. Der Landarzt ſtopfte ſeine Stiefeln und ſeine Bluſe damit aus, bis alles rund und glatt war und er ſelbſt den Eindruck eines ſehr beleibten Mannes machte. Dann ritt er weiter.

Währenddeſſen waren Mr. Jones und der junge Menſch eilig ihres Weges gegangen, und ſie erreichten nach einem Marſche von einer guten halben Stunde ein elegantes großes Gebäude, welches inmitten von Nebengebäuden und ſchönen Gärten lag. Ein Mann von ſehr energiſchem, kraftvollem Ausſehen trat aus einer der Verandas des ſchönen Hauſes hervor, nahm Mr. Jones beiſeite und ſagte: „Lieber Thomas, der Mann, der Präſident Lincoln erſchoſſen hat, iſt geſtern mit einem Begleiter und von einem Neger geführt bei mir geweſen und hat mich um Hilfe gebeten, ihn über den Potomac zu bringen. Du mußt ihn hinüber bringen.“

„Ich werde ihn hinüber bringen,“ antwortete Mr. Jones.

Oberſt Cox ſtreckte die Hand nach einem kleinen Fichtengehölz aus, das ſüdlich etwa eine halbe Stunde entfernt lag und ſchwarz aus dem grünen Lande hervorblickte.

„Er iſt da drin,“ ſagte er, „aber wenn du dich näherſt, ſo gib ein Zeichen, damit dich keine Kugel trifft.“

Mr. Jones nickte. „Warum kam er nicht in der Nacht an den Fluß?“ fragte er.

„Er hat den Fuß gebrochen und konnte nicht mehr weiter. Als er aus des Präſidenten Loge auf die Bühne ſprang, brach eine Röhre dicht am Knöchel. Er hat ihn nämlich vorgeſtern abend im Theater erſchoſſen. Dr. Mudds hat den Fuß verbunden.“

Mr. Jones wiegte ſchwermütig den Kopf. „Sie wollten den Präſidenten gefangen nehmen,“ ſagte er, „und der große Booth war mit drinn. Iſt es Booth, der Schauſpieler?“

„Es iſt Wilkes Booth, der Schauſpieler,“ entgegnete Oberſt Cox. „Der Winter war zu weich, wir hätten den Präſidenten in den Lehm- und Sumpfwegen nicht ſchnell genug fortgebracht. Nun hat Booth es kurz gemacht.“

„Ich will einmal hingehen,“ ſagte Mr. Jones. Er nickte dem Oberſten zu und ging geradewegs zu dem Fichtengehölz. Doch als er in die Nähe kam, ging er langſam und pfiff in einer eigentümlichen Weiſe, ſo daß dieſes Pfeifen wohl als ein Zeichen zu verſtehen war. Am Rand des Gehölzes ſah er ein rotbraunes Pferd mit Sattel und Zügel weiden. Er nahm das Tier am Zügel und führte es mit ſich. Die Tannen ſtanden dicht, aber in der Mitte war ein kleiner, freier Platz, und hier trat ein Mann mit einer Büchſe in der Hand und zwei Revolvern im Gürtel ihm entgegen und fragte ihn, wer er wäre.

„Ich habe da draußen das Pferd gefunden,“ ſagte Mr. Jones in ſeiner ſtillen Manier, „und ich meine, es wäre beſſer, Sie bänden es hier drinnen an, denn die Kavallerie der Bundestruppen ſtreift herum, und Sie könnten Unannehmlichkeiten haben, wenn das Pferd geſehen würde.“ Bei dieſen Worten ſchlang er den Zügel des Tieres um einen Aſt und band ihn feſt.

„Ich komme von Cox,“ fuhr er fort, während der bewaffnete Mann ihn noch mißtrauiſch betrachtete. Und damit ging er weiter auf den freien Platz zu. Er ſah nun einen Mann am Boden liegen, deſſen rechtes Bein in weiße Tücher gewickelt war. Derſelbe hatte auf der einen Seite eine Krücke und auf der anderen Seite eine Büchſe neben ſich liegen, war in ſchwarzes Tuch gekleidet und trug einen Gürtel mit zwei Revolvern und einem Meſſer um den Leib. Sein Geſicht war ſehr blaß und von Schmerzen verzogen, er biß die Zähne

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zuſammen und ſeine Augen funkelten unheimlich. — — „Wer ſind Sie?“ fragte er, als Jones herankam.

„Ich bin Oberſt Cox' Milchbruder und heiße Thomas Jones. Ich will Sie über den Potomac bringen, Mr. Booth.“

„Ah, Sie ſind der Jones, der im alten Kapitol gefangen ſaß, der Hauptagent des Signaldienſtes mit den Konföderierten?“

Mr. Jones nickte.

„Was ſagt man von der Ermordung des Präſidenten? Haben Sie ſchon Zeitungen geſehen?“ fragte Wilkes Booth eifrig.

„Ich habe nichts gehört und nichts geleſen,“ antwortete Jones.

„Ich möchte wiſſen, was die Welt ſagt, verſchaffen Sie mir Zeitungen!“ ſagte der Mörder. „Die ganze Welt muß in Aufregung ſein. Millionen werden mir fluchen, aber Millionen werden mich preiſen.“

In dieſem Augenblick tönte das Wiehern eines Pferdes von ferne, und die drei Männer lauſchten. Mr. Jones entfernte ſich und ſchlich an den Saum des Gehölzes. Bald darauf kam er zurück.

„Es war ein Trupp Kavallerie,“ ſagte er. „Sie ſind jetzt vorüber. Aber ich meine, wenn wir das Wiehern von der Straße her hören, ſo wird man das Wiehern von hier auch auf der Straße hören können, und es wäre beſſer, das Pferd zu töten.“

„Wir haben zwei Pferde,“ ſagte der Schauſpieler. „Sie ſind aus einem Leihſtall in Waſhington. Wenn Sie es für beſſer halten, ſo bringen Sie ſie um. Erſchießen Sie ſie mit dem Revolver, Herold.“

Der Mann, welcher Herold genannt worden war, ging beiſeite, während Booth mit dem Signalagenten über die Ausführbarkeit der ferneren Flucht ſprach, und bald nachher waren zwei ſchwache Schüſſe aus einiger Entfernung zu vernehmen, welche ſich in einem Zwiſchenraum von einigen Minuten folgten. Mr. Herold kehrte zurück und berichtete, die Pferde lägen tot im Sumpfe nahe dem Gehölz.

„Bringen Sie mir Zeitungen und Eſſen und Whiskey, lieber Herr,“ ſagte Booth flehend zu Jones. „Und ſo bald Sie können, bringen Sie mich über den Fluß!“

Jones nickte. „Das Land iſt voll von Soldaten,“ ſagte er, „und alles, was ich jetzt für Sie thun kann, iſt, daß ich Ihnen Eſſen und Trinken und Zeitungen bringe. Aber wenn es in der Welt ein Mittel gibt, Sie wegzubringen, ſo werde ich es thun.“

Damit ging er, kam aber nach einigen Stunden mit den neueſten Zeitungen und mit Schinken, Brot und einer Flaſche Branntwein wieder. Booth griff zuerſt nach den Zeitungen und las im Dunkel der Fichten und umgeben von Patrouillen, die jeden Augenblick ſein Verſteck aufſpüren konnten, mit Begierde, was die Welt von ſeiner That ſagte.

So ging es Tag für Tag, acht Tage lang. Booth konnte ſich nicht im geringſten bewegen, ohne in ſeinem gebrochenen und entzündeten Beine die furchtbarſten Schmerzen zu empfinden. Er lag bei dem nebligen Wetter, welches die ganze Zeit über herrſchte, wie ein Klotz auf demſelben Fleck an der Erde, verſchlang gierig den Inhalt der Zeitungen, die Jones ihm täglich brachte, und aß und trank, was Jones ihm zutrug. Während deſſen ſtreiften die Bundestruppen das Land nach dem Mörder ab und ließen kein Haus ununterſucht.

Am Freitag nachmittag machte ſich Jones nach einem Städtchen, mit Namen Allen's Fresh, drei engliſche Meilen von ſeiner Farm, auf, um zu ſehen, ob er etwas erfahren könnte. Denn dort lag ein ſtarker Trupp Kavallerie. Er ſtellte ſich mit ſeiner beſcheidenen Figur und ſeinem ſtillen traurigen Geſicht dazu, als die Kavalleriſten zu Pferde ſtiegen, und hörte den Offizier zu einem befreundeten Bürger ſagen: „Jetzt haben wir Nachricht bekommen, daß dieſe Burſchen drunten in St. Mary's County geſehen worden ſind.“ Darnach ritt die Abteilung fort.

Jones begab ſich eilig zu Pferde nach dem Verſteck in den Fichten.

„Jetzt, lieben Freunde, iſt eure einzige gute Gelegenheit,“ ſagte er. „Der Abend iſt pechſchwarz und mein Boot liegt bereit.“

Booth richtete ſich mit Stöhnen auf, und Jones und Herold hoben ihn auf das Pferd, während er mit Mühe laute Schmerzensſchreie unterdrückte.

„Ich gehe voran,“ flüſterte Jones, „denn man kann nicht zwanzig Schritte weit ſehen. Wir dürfen kein Wort ſprechen. Ich werde pfeifen, zum Zeichen, daß alles ſicher iſt.“

So ging es durch die Finſternis vorwärts, Jones ging voraus und pfiff leiſe, Herold führte das Pferd und Booth unterdrückte ſein Stöhnen. Sie kamen an das Farmhaus am Potomac und Jones ſagte: „Nun bleibt hier ruhig halten. Ich hole euch etwas zu eſſen.“

„O,“ rief Booth mit einem tiefen Seufzer, „kann ich nicht eine Minute in Ihr Haus kommen, lieber Freund, und etwas warmen Kaffee trinken?“

Jones fühlte bei dieſem ſchmerzlichen Tone die Thränen in ſeine Augen kommen. „Mein Freund, es würde nicht ſicher ſein,“ entgegnete er. „Dies iſt Ihre letzte Chance, wegzukommen. Ich habe Neger im Hauſe, und wenn Sie geſehen werden, ſind wir beide verloren.“

Er verſchwand und kam mit Lebensmitteln und einer Flaſche wieder. Dann zogen ſie das Ufer hinab zum Fluſſe, nach der Stelle, wo das Boot lag. In der Nähe des Waſſers wurde Booth vom Pferde gehoben, und nun ging er, auf die Krücke geſtützt und von beiden Männern gehalten; ſie mußten eine Strecke weit im Waſſer waten. Jetzt hatten ſie das Boot erreicht und der Mörder ward hineingehoben.

„Haltet dieſen Kurs,“ ſagte Jones, mit der Hand eine Richtung angebend, „er wird euch geradewegs nach Machodoc Creek bringen. Den Creek rudert hinauf bis zum erſten Hauſe, dort findet ihr Mrs. Queſenberry. Grüßt ſie von mir, und ſie wird für euch ſorgen.“

Booth griff in ſeine Bruſttaſche. „Ich will Ihnen einen Wechſel geben,“ ſagte er.

„Nein,“ ſagte Jones, „ich will Ihr Geld nicht, ich will nur, daß Sie und ich in Sicherheit ſind.“

„So nehmen Sie wenigſtens dies, es iſt für das Eſſen,“ ſagte Booth, und er drückte Jones einige Geldſtücke, dreizehn Dollar, in die Hand.

Dann ſtieß das Boot ab und fuhr in die Nacht hinaus, Jones aber blieb zurück und kehrte heim.

Vieles hiervon hat Jones geſtanden, als er mit Cox zuſammen in Waſhington vor Gericht ſtand. Er leugnete nicht. Er hatte aus Begeiſterung für die Sache der Konföderierten gehandelt und war ein armer Mann geblieben, obwohl er jahrelang der Hauptagent des Spionendienſtes für die Konföderierten geweſen war.

Die Mühe, die er ſich für den eitlen Mörder gab, ſollte freilich umſonſt bleiben. Der Schurke Booth verirrte ſich auf dem Potomac, da er ſo wenig wie ſein Begleiter Herold das Waſſer und die Schiffahrt kannte. Die Flüchtlinge kamen erſt am Sonntag in der Morgendunkelheit zum Hauſe der Mrs. Queſenberry. Tags darauf ſchaffte man ihn zu Dr. Richard Stewart, drei engliſche Meilen weiter in Virginien hinein. Aber Stewart nahm den Mörder nicht auf. Booth fuhr in einem Wagen weiter und kam Montags an den Rappahannock. Kapitän Jett ſchaffte ihn hinüber, und brachte Booth in Garretts Farm unter. Aber die Kavallerie der Bundestruppen fand jetzt ſeine Spur auf, und Kapitän Jett ſelber führte ſie in der Nacht zu Garretts Farm. Als Booth nicht heraus wollte, wurde Feuer an das Haus gelegt; Booth ſchoß auf die Angreifer, aber kurz nach drei Uhr in der Frühe traf ihn eine Kugel, und er ſtarb, kurz nachdem die Sonne aufgegangen war.

Da nur wenige Leute wiſſen, wie Booth endete — die Sache blieb lange im Dunkeln, und iſt erſt in der letzten Zeit durch freiwillige Ausſagen klar geworden — ſo hielt ich es für nicht unintereſſant, wieder zu erzählen, was mir drüben jüngſt mitgeteilt wurde.

Hans von Egger.

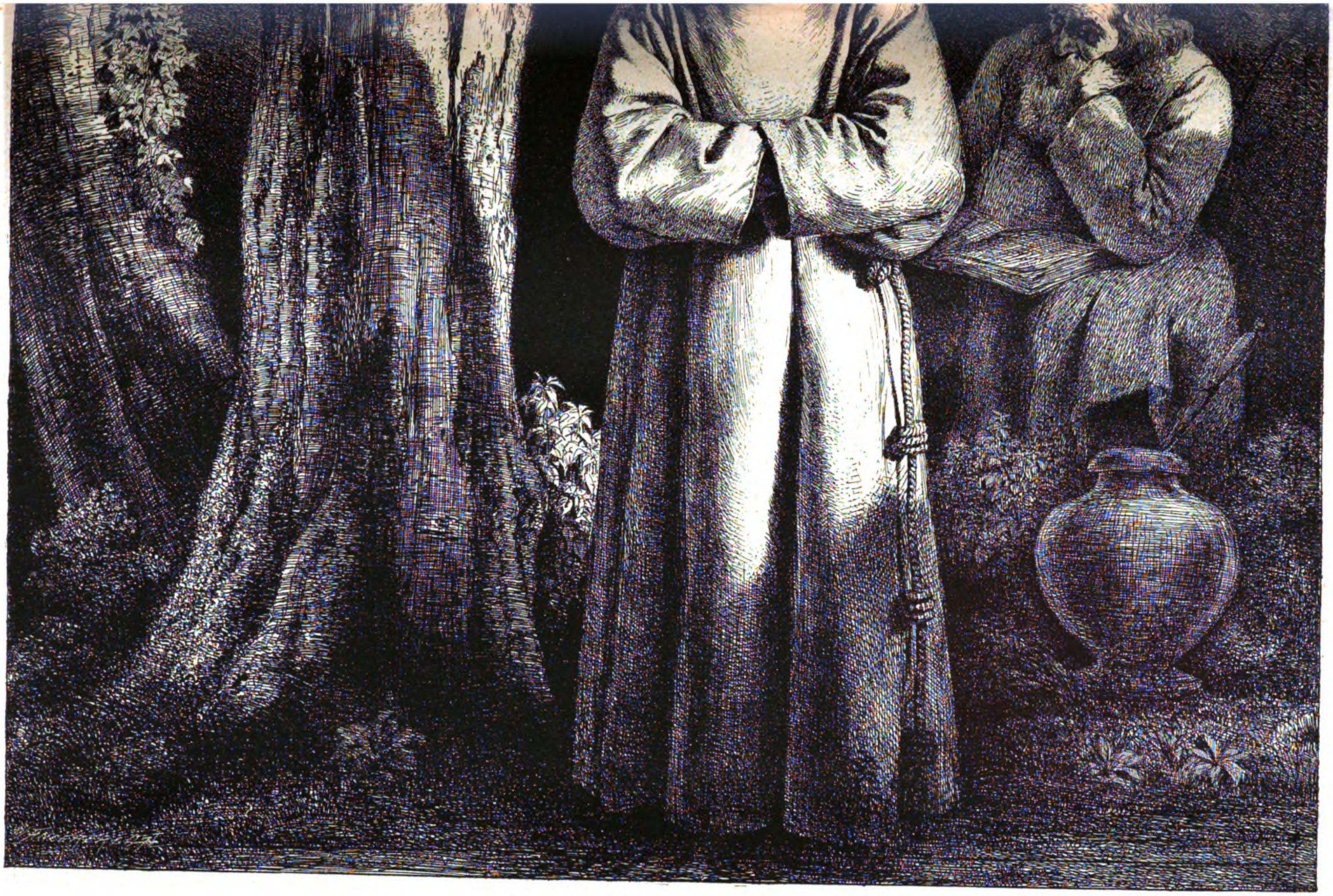
Fahrendes Volk in klaſſiſcher Zeit.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Im Mittelalter verſtand man unter den „Fahrenden“ nicht gerade Landſtreicher und arbeitsſcheue Vagabunden, ſondern Leute, die ihrem Erwerb im Herumziehen nachgingen, namentlich Spielleute und Sänger. In der von Homer geſchilderten Zeit zählt der Barde neben dem Seher, dem Arzte und dem Baumeiſter zu den „Volksarbeitern,“ die aus der Fremde gerufen werden, ſo oft man ihrer bedarf. Daneben aber iſt das freiwillige Wandern von Stadt zu Stadt bereits nicht ausgeſchloſſen. Der Sänger Thamyris aus Thrakien kommt uneingeladen zum König Eurytos in Theſſalien und von da nach Dorion in Meſſenien, wo er ſeine Stimme einbüßt. Ebenſo gelangten die Götter Apollon und Poſeidon auf der Wanderſchaft einſt nach Troja und dienten, jener als Hirt, dieſer als Baumeiſter, dem König Laomedon für beſtimmten Lohn. Auch die aus Argos im Peloponnes wegziehenden Temeniden fanden nach Herodot beim König von Makedonien Anſtellung als Hirten. In der hiſtoriſchen Zeit traten zunächſt an die Stelle der höfiſchen Sänger die Rhapſoden, welche vor den Feſtverſammlungen in Wettſtreit die Homeriſchen Geſänge citierten und deshalb von einem Orte zum andern zogen, um die ausgeſetzten Preiſe zu gewinnen. Seit dem Emporblühen der lyriſchen Poeſie begann auch eine große Anzahl von Dichtern ihre Kunſt in edles Metall umzuſetzen und an den glänzenden Höfen der gleichzeitigen Tyrannen ſich Schätze zu ſammeln. Durch Sage und Dichtung bekannt iſt das wechſelvolle Wanderleben der Götterfreunde Ibykos und Arion. Aber auch der lebensluſtige Anakreon und der filzige Simonides wechſelten ihren Aufenthalt des Lohnes wegen und ſcheuten die Länge keines Weges. Drum lobt auch Pindar die frühere Zeit, wo die Muſe noch keine Taglöhnerin geweſen ſei. Doch es ſollte noch viel ſchlimmer kommen! Seit dem Anfang der makedoniſchen Periode ahmten das Beiſpiel der Dichter die Virtuoſen in allerhand anderen Künſten nach, indem ſie auf Reiſen gingen und oft ihre Tour um das ganze Mittelmeer herum machten. Ein recht klares Beiſpiel liefert hierzu der talentvolle junge Improviſator Archias. Aus Antiochia in Syrien gebürtig reiſte er in Kleinaſien und Griechenland umher und erwarb ſich durch ſeine dichteriſchen Vorträge reichen Beifall, kam dann nach Unteritalien, wurde in Tarent, Neapel und Rhegium mit dem Ehrenbürgerrecht geehrt und ſiedelte endlich nach Rom über, wo er in den vornehmſten Familien freundliche Aufnahme gefunden hatte. In ſeiner ſelbſtverfaßten Grabſchrift ſagt ein gewiſſer Sempronius Nikokrates, er ſei Dichter und Zitherſpieler geweſen und habe auf ſeinen Wanderungen zu Lande und auf dem Meere viel Mühſal ausgeſtanden. Schließlich habe er aber die edle Kunſt an den Nagel gehängt und es für einträglicher gehalten, ſein unſtätes Leben als „Händler mit ſchönen Weibern“ fortzuſetzen! Noch in weiterem Maße, als die Dichter, bevölkerten die Landſtraße die Muſiker, von denen wohl die Mehrzahl immer unterwegs war, um in großen und kleinen Ortſchaften bei Spielen und Wettkämpfen mitzuwirken. Die Koryphäen der Kunſt reiſten aber auch auf eigene Fauſt in der Welt herum, neben den Konzerten auch Unterrichtsſtunden gebend. Der berühmte Komponiſt, Zither- und Flötenſpieler Timotheus, der auch zur Hochzeitsfeier Alexanders des Großen in Suſa mitberufen war, ſoll ſich für Schüler, die ſchon den Unterricht eines anderen genoſſen hatten, doppeltes Honorar haben zahlen laſſen. Daß übrigens die Sache einträglich war, geht daraus hervor, daß gerade die Muſiker bei ihrem Auftreten koſtbaren Edelſteinſchmuck an ihren Fingern und Inſtrumenten liebten. Der Naturforſcher Plinius erwähnt dies namentlich von drei griechiſchen Virtuoſen älterer Zeit und wirft dann den eigenen, dieſer Prahlerei ergebenen Zeitgenoſſen vor, ſie wären von Muſikanteneitelkeit aufgeblaſen! Ein Muſterbild fahrender Muſiker aus Alexanders Zeit war der atheniſche Zitherſpieler Stratonikos. Als man ihn fragte, warum er denn in ganz Griechenland herumreiſe und nie in einer Stadt bleibe, erwiderte er: „Von den Muſen ſind mir alle Hellenen tributpflichtig gemacht worden, damit ich eine Steuer für ihren Mangel an muſikaliſchem Sinn eintreibe.“ Die Spuren ſeiner Kunſtreiſen laſſen ſich verfolgen über Sikyon und Korinth nach der makedoniſchen Reſidenz Pella, und von da längs der thrakiſchen Küſte bis Byzanz, Bithynien und der Krim, wo er am Hofe des ſkythiſchen Königs Beriſades, eines großen Muſikfreundes, längere Zeit verweilte. Dann durchſtreifte er die weſtlichen und ſüdlichen Küſtenſtädte Kleinaſiens, berührte die Inſelſtadt Rhodos, wo er mit echter Künſtlerlaune ſein im Theater ſtattfindendes Konzert in der Mitte abbrach, weil ſich die Hände der Zuhörer nicht zum Beifall regen wollten, und ſetzte nach Cypern über. Hier büßte er eine Impertinenz gegen die Gemahlin des Fürſten Nikokreon mit dem Tode. Wo keine beſtimmte Summe für das Auftreten eines Virtuoſen von ſeiten der Gemeinden oder der Feſtgeber verabredet war, ſcheint das verſammelte Publikum am Schluſſe gezahlt zu haben. Wenigſtens rief Stratonikos den Rhodiern zu: „Wenn ihr nicht einmal das gebt, was euch nichts koſtet, wie kann ich hoffen, von euch eine Geldſpende zu bekommen?“

Die Mehrzahl der Muſiker ging aber Hand in Hand mit den Schauſpielern und wanderte mit denſelben den überall ihrer Kunſt bedürftigen Feſtorten zu. Zwar reiſten auch die vornehmſten Bühnenkünſtler auf eigene Rechnung oder ließen ſich speziell von den Feſtordnern berufen. Ariſtodemos z. B., der für einen Tag gegen viertauſendſiebenhundert Mark Spielgeld empfangen haben ſoll (von Künſtlern untergeordneten Ranges werden nur ſechſthalb Mark erwähnt!), wurde in ſeiner Vaterſtadt Athen aufgefordert, mit diplomatiſchen Aufträgen zu Philipp von Makedonien zu gehen, und als er ſeine mit mehreren Städten abgeſchloſſenen Spielkontrakte zur Ausrede nahm, riet Demoſthenes dem Volke, an die betreffenden Gemeinden wegen Erlaß der Konventionalſtrafe für den Schauſpieler Geſandte zu ſchicken. Die geringeren Vertreter der Kunſt hielten ſich meiſt truppweiſe auf der Straße zuſammen. Von ſeinem Feinde Aeſchines ſagt Demoſthenes, er ſei vordem im Solde der elenden Schauſpieler Sokrates und Simylos im Lande herumgezogen und habe ſich zum Schrecken der Bauern unterwegs von Trauben, Feigen und Oliven genährt. Als der ſpartaniſche König Kleomenes III vor der arkadiſchen Stadt Megalopolis lag, und gerade eine aus Meſſenien kommende Schauſpielerbande vorbei reiſte, ließ er ſich und ſeinen Soldaten, wie mitten im Frieden, Vorſtellungen geben und beſtimmte dazu dreitauſendeinhundert Mark. Von der Zeit Alexanders an bildeten die Schauſpieler dramatiſche, mit Korporationsrechten ausgeſtattete Vereine, deren Mitglieder ſich „Künſtler des Dionyſos“ nannten. Der leitende Ausſchuß einer ſolchen Genoſſenſchaft nahm die Beſtellungen von ſeiten der Veranſtalter von dramatiſchen Aufführungen in Empfang und ſendete dann unter Feſtſetzung des Honorars die verlangte Zahl von Schauſpielern und Muſikern (gewöhnlich drei Schauſpieler, einen Flötenſpieler und einen Regiſſeur). Der bedeutendſte Zentralpunkt der Bühnenkünſtler in früherer Zeit war das kleinaſiatiſche Teos, und wie zahlreich dort der Verkehr derſelben, namentlich bei ihren jährlichen feſtlichen Zuſammenkünften war, ſieht man daraus, daß, als der Verein ſeinen Sitz nach dem menſchenleeren Lebedos verlegte, ſich die Väter dieſer Stadt über den Bevölkerungszuwachs höchlich freuten. Eine andere theatraliſche Genoſſenſchaft führte ſpäter den Titel „heilige, Antoniniſche, große Wandergeſellſchaft der Künſtler aus dem ganzen Reich.“ Auch in Italien war ſchon in der früheren Zeit das Wandern der Schauſpieler lebhaft genug geweſen, wiewohl dieſelben dort lediglich aus Sklaven und Freigelaſſenen beſtanden. Den römiſchen Beamten, welche Spiele zu veranſtalten hatten, lag es ebenfalls ob, gute Künſtler heranzuziehen, und Brutus reiſte als Prätor ſelbſt nach Neapel, um griechiſche Schauſpieler zu engagieren, und ſchrieb an ſeine Freunde, ihm tüchtige Kräfte durch Überredung zu gewinnen, da man die Griechen, als freie Leute, doch nicht zwingen könne!

Den Korporationen der Schauſpieler und Muſiker traten in der Regel die Virtuoſen der Gymnaſtik, in weiterem Sinne als heute Athleten genannt, bei, und auch ihre Rundfahrten erſtreckten ſich nach den vorhandenen Inſchriften ſehr häufig auf alle Teile der alten Welt, während ihre Einnahmen nicht bloß



Der Trappiſt. Von D. Boiſſieu.

in Ehrenkränzen und Titeln, ſondern auch oft in klingender Münze beſtanden, die ſie ſich bei den Zuſchauern einzuſammeln nicht ſcheuten.

In weit größerer Zahl durchſtreiften während der Kaiſerzeit die Gladiatorenbanden alle Provinzen. Denn wenn auch in den bedeutenderen Städten die Fechterſklaven im Beſitz von reichen Bürgern waren, welche dieſelben eindrillen ließen und vermieteten, ſo gab es bei dem ungeheuren Bedarf dieſer Menſchenware eine Menge von Fechtmeiſtern, welche Gladiatoren kauften, den Veranſtaltern von Spielen liehen oder auch die Arena auf eigene Rechnung gegen Bezahlung ausſtatteten. In Pompeji wird auf einem Amphitheaterprogramm der Unternehmer als „Gegenſtand der Sehnſucht für die ganze Welt“ bezeichnet. Ein gewiſſer Atilius, der im Jahre 27 n. Chr. bei dem eine Meile von Rom liegenden Städtchen Fidenä ein Gladiatorenſpiel improviſierte, gab Veranlaſſung zu einem gräßlichen Unglück. Das leicht konſtruierte hölzerne Amphitheater brach unter der Zuſchauermaſſe zuſammen und begrub über zwanzigtauſend Menſchen in ſeinen Trümmern!

Eine vornehmere Klaſſe von Leuten, die des Erwerbs wegen ſich auf der Wanderſchaft befanden, bildeten ferner die Sophiſten und Redekünſtler, welche ſowohl Unterricht erteilten, als auch ſich für öffentliche Prunkreden bezahlen ließen. Von dem ruheloſen Leben derſelben gibt ein anſchauliches Beiſpiel der bekannte Lukian aus Samoſata am Euphrat. Die erſte Kunſtreiſe machte er über Antiochia, Cilicien, Pamphylien, Lykien, Rhodos und Knidos, Athen und Korinth nach Rom, dann weiter nach den Rhonegegenden und rückwärts über Makedonien. In Olympia war er viermal und ſpäter beſuchte er Jonien, die Küſte des Schwarzen Meeres, Achaja und ſelbſt Ägypten, wo er ſchließlich eine feſte Anſtellung fand. An großen Auszeichnungen und reichen Einkünften fehlte es dabei dem geiſtreichen Manne keineswegs. Auch Apulejus, der Verfaſſer des „Goldenen Eſels“ erhielt die Ehre der Bildſäule für ſeine Vorträge nicht nur in Karthago, ſondern auch in mehreren unbedeutenderen Städten.

Wenn man die in Menge aus Griechenland in Italien einwandernden Heilkünſtler hier ausnimmt, erwarben ſich unter den wiſſenſchaftlich Gebildeten die Ärzte wohl am ſeltenſten ihr Brot im Umherziehen, dennoch waren nach dem römiſchen Recht nicht bloß die Grammatiker, Sophiſten und Rhetoren, ſondern auch die Ärzte „ohne feſten Wohnſitz“ von der Verpflichtung zur Übernahme von Vormundſchaften frei, und auf ſeiner Grabſchrift in Umbrien rühmt ſich ein Arzt, viele Orte beſucht zu haben und überall durch ſeine Kunſt und Gewiſſenhaftigkeit bekannt zu ſein. Viel häufiger aber waren in Hellas und Italien von jeher die wandernden Quackſalber und Medikamentenhändler, und an ſie wandte ſich der gemeine Mann mit Vorliebe in Krankheitsfällen. In ihren Käſtchen führten ſie die Arzneibüchſen, Pflaſter und Toilettenmittel, auch phyſikaliſche Kurioſitäten, z. B. Brenngläſer, bei ſich und prieſen in den Ortſchaften ihre Waren nach Art der heutigen italieniſchen Charlatane mit lauter Stimme an. Insgeheim handelten ſie aber auch mit ſchlimmeren Dingen. Cicero erzählt in ſeiner Rede für Cluentius: „Da machte ſich Oppianicus plötzlich an Clodius, einen herumziehenden Arzneimittelverkäufer aus Ancona, der gerade nach Larinum (im Samniterlande) gekommen war, und wurde mit ihm über ſiebzig Mark einig. Clodius hatte Eile, weil er noch an vielen Orten feil halten wollte; er machte daher die Sache kurz und ſchaffte des Oppianicus Schwiegermutter durch das erſte Tränklein aus der Welt. Dann blieb er aber keinen Augenblick länger in Larinum.“ Horaz ſtellt dieſes Gelichter auf gleiche Stufe mit den ſyriſchen Flötenſpielerinnen. Von dieſen und den Harfeniſtinnen und Zitherſchlägerinnen, ſowie den leichtgeſchürzten Tänzerinnen mit Tamburin und Kaſtagnetten wurde die Landſtraße, wie es ſcheint, nicht leer. Sie fehlten bei keinem Trinkgelage, ſie niſteten ſich in den unſauberen Herbergen ein, erhöhten die Fröhlichkeit der in den Schenken Zechenden und folgten oft den Heeren ins Feld. An dieſe ſittlich ſehr zweifelhafte Klaſſe von Fahrenden reihten ſich die außerordentlich zahlreichen der Kurzweil und Schauluſt dienenden Herumtreiber, die Taſchenſpieler, Seiltänzer, Inhaber von Marionetten- und Affentheatern, Bauchredner, Äquilibriſten und Gaukler jeder Art, von denen manche durch ihre Produktionen ganze Städte in Staunen verſetzten (namentlich leiſteten die Alten in der Zähmung und Abrichtung der Tiere noch für uns Unglaubliches), die Mehrzahl aber kein Dorf und keinen Meierhof unbeſteuert ließ. Auch bei dieſen ging regelmäßig nach den Kunſtſtücken der Teller herum, und Theophraſt bezeichnet es als Merkmal eines verkommenen Menſchen, bei den Vorſtellungen der Jongleurs die Kupfermünzen einzukaſſieren und ſich dabei mit den Beſitzern von Freimarken herumzuſtreiten!

Auf den Aberglauben der Menge ſpekulierten dagegen die wandernden Ausleger der dunkeln Zukunft. Dahin gehörten die Traumdeuter, meiſt Orientalen, die in der Kaiſerzeit auf den Märkten aller bedeutenderen Städte und bei allen großen Feſtverſammlungen zu finden waren und für den gewöhnlichen Preis von dreißig Pfennig die von Morpheus geſpendeten Offenbarungen klar ſtellten, ferner die Sterndeuter von dem vornehmen Hofaſtrologen herab bis zu dem armſeligen Chaldäer im Zirkus, den, wie Juvenal ſagt, die ſtämmige Schenkwirtin fragt, ob ſie ihren Mann verlaſſen und den Trödler heiraten ſoll, endlich die gewöhnlichen Wahrſager, die ihre mit etlichen auf vielerlei paſſenden Sprüchen beſchriebene Loſtäfelchen von den Fragenden ziehen ließen. Eine Landplage waren auch im IV. Jahrhundert v. Chr. für Griechenland die Orpheoteleſten eine Art von Bettelprieſtern, welche, die Orphiſchen Weihungen und Sühnungen nachahmend, beſonders die Häuſer der Reichen heimſuchten und durch Beſchwörungen, Opfer und ſymboliſche Reinigungen Befreiung von Sündenſchuld verſchaffen wollten. Zu ihnen ging nach Theophraſt der Abergläubiſche alle Monate mit Weib und Kind, um ſich abſolvieren zu laſſen! Noch ärgere Vagabunden, als dieſe Ablaßprediger waren unter den Kaiſern namentlich für die öſtlichen Provinzen die ſcharenweiſe herumziehenden Bettelpfaffen der phrygiſchen Göttermutter und der ſyriſchen Mondgöttin. Über ihr Treiben ſind wir durch den Roman des Apulejus genau unterrichtet. Unter Leitung eines vierſchrötigen Geſellen mit einem Eſel, der das verſchleierte Bild der Göttin ſamt den Bettelſäcken trug, hielten dieſe Leute ihren Einzug in die Ortſchaften, nachdem ein Trompeter ihre Ankunft auspoſaunt hatte. Dann folgte die Vorſtellung. In buntſcheckige Weibergewänder gehüllt, die Köpfe mit gelben Turbanen umwunden, führten ſie unter dem Schalle einer wilden Muſik ihre wirbelnden, die Glieder verrenkenden Tanzweiſen auf und geißelten und verwundeten ſich dann, um durch Züchtigung des Fleiſches die Sünde zu töten. Endlich kam die Hauptſache — eine Kollekte. Es regnete Kupfer- und auch Silbermünzen und daneben erhielten ſie Käſe, Mehl, Fiſche, Milch und Wein im Überfluß. Am Abend aber entſchädigten ſie ſich für ihre Kaſteiungen durch liederliche Gelage. Zuweilen kam es auch vor, daß ein ausnehmend gläubiger Provinziale ſie in ſeinem Hauſe bewirtete; es war dies aber nicht geraten, denn die Burſchen ſtahlen wie die Raben!

An Unverſchämtheit und Unſauberkeit wetteiferten mit jenen Fanatikern die cyniſchen Afterphiloſophen, die Nachtreter von Diogenes und Antiſthenes, welche in der Bedürfnisloſigkeit und Weltverachtung das Ideal der ſittlichen Freiheit geſucht hatten. In zerlumptem Mantel, mit langem Bart und Haar, einen Ranzen auf dem Rücken, einen Knittel in der Hand ſtrolchten dieſe Herren durch die Welt, und wer ihnen nichts gab, den ſchimpften und ſchmähten ſie als einen der menſchenerziehenden Weisheit unzugänglichen Idioten. Zu dem reichen und hochgebildetem Sophiſten Herodes Atticus kam einſt ein Menſch im griechiſchen Mantel, mit langem Haar und einem Bart, der über den Nabel hinabreichte, und bat um Geld zu Brot. Herodes fragte ihn darauf, wer er wäre, und jener erwiderte mit vorwurfsvoller Miene und grober Stimme, er ſei ein Philoſoph und müſſe ſich überhaupt wundern, daß Herodes glaube, etwas fragen zu müſſen, das er vor ſich ſehe! Nach Lukian beſtand dieſe Klaſſe von Menſchen zu einem großen Teil aus faulen Handwerkern und entlaufenen Sklaven, die, der ehrlichen Arbeit überdrüſſig, zu dieſem bequemen und einträglichen Bettlergewerbe griffen, ſich mit Leichtigkeit die Schlagwörter der Schule aneigneten und nach ihren eignen Worten überall „ihre Schafe ſchoren.“

Derſelbe Satiriker läßt die Göttin Philoſophie ſelbſt den zurückgelaſſenen Bettelſack eines Cynikers unterſuchen. Aber anſtatt der geröſteten Lupinen, oder eines Buches oder des groben Brotes finden ſich Goldmünzen, eine Salbenbüchſe, ein Spiegel und Würfel!

Die eigentlichen Bettler ſcheinen weniger ambulant geweſen zu ſein, als in den Ortſchaften oder nahe bei denſelben, aber auch bei vielbeſuchten Heiligtümern an der Landſtraße ihre Standorte gehabt zu haben. Nur die Schiffbrüchigen ließen ſich häufig den Untergang ihres Fahrzeuges auf Holz malen und zogen mit dieſen ſonderbaren Bettelbriefen umher.

Aus dem Erwähnten iſt erſichtlich, daß in der klaſſiſchen Zeit keineswegs Mangel an fahrendem Volk vorhanden war. Wie ſtand es denn aber damals, höre ich fragen, mit den wandernden Handwerksburſchen, den „armen Reiſenden“ unſerer Zeit? Im allgemeinen iſt ihr Vorhandenſein zu leugnen. Denn die Gehilfen der Handwerker und die Fabrikarbeiter waren eben meiſt keine freien Leute, wurden alſo auf Rechnung ihrer Beſitzer im techniſchen Beruf unterrichtet, beſchäftigt oder vermietet. Die freigelaſſenen Sklaven aber ſuchten nicht wieder als Geſellen Arbeit, ſondern ließen ſich irgendw als Schutzgenoſſen ſelbſtändig nieder. Von einigen Klaſſen der Kunſttechniker iſt es dagegen vorauszuſetzen und auch bezeugt, daß ſie mit ihren Sklaven auf die Wanderſchaft gingen, der Bildhauer Zenon aus Aphrodiſias in Kleinaſien rühmt ſich auf ſeiner Grabſchrift, viele Städte in Vertrauen auf ſeine Kunſt beſucht zu haben, und Statuen von ihm ſind wirklich in Rom und Syrakus gefunden worden. „Die Hauptſtadt und den ganzen Erdkreis“ will ein gewiſſer Benſamius geziert haben, „in allen Städten“ ſeine Kunſt geübt ein Moſaikarbeiter aus Perinth.

Schließlich können die wandernden Krämer hier nicht unerwähnt bleiben, die nicht nur die mit Feſtverſammlungen verbundenen Meſſen bezogen, ſondern auch hauſierten. So geſellte ſich z. B. den Helden im Roman des Apulejus auf der Straße ein Begleiter bei, der ſich mit den Worten vorſtellte: „Ich bin aus Aegina und nähre mich, indem ich mit Honig, Käſe und ähnlichen Viktualien Theſſalien, Aetolien und Böotien durchwandere. Da ich nun gehört hatte, in der theſſaliſchen Stadt Hypate ſei friſcher Käſe von feinem Geſchmack zu kaufen, bin ich eilig dahin geeilt, um den ganzen Vorrat zu erſtehen. Aber ich hatte mit dem linken Fuß meine Reiſe angetreten; denn der Großhändler Lupus hatte tags vorher alles aufgekauft.“

Hermann Göll.

Am Familientiſche.

Zu unſeren Bildern.

Es iſt ein höchſt merkwürdiges Erlebnis, das unſer alter Herr im Atelier ſeines Neffen hat. (S. 617). Als auf ſein Klopfen kein: Herein! erfolgt, öffnet er vorſichtig die Thüre und tritt ein, denn er ſagt ſich, daß wenn auch der Herr Neffe nicht zu Hauſe iſt, er nicht wohl vor der offenen Thüre umkehren kann. Dazu hat er ſich nicht auf den weiten Weg gemacht, um doch einmal zu ſehen, was denn eigentlich der Heinrich in dem fernen Dresden treibt. Überdies iſt es ja Chriſtenpflicht, das Atelier, deſſen Thüre der leichtſinnige junge Menſch beim Fortgehen unverſchloſſen gelaſſen hat, zu bewachen. Der Onkel tritt alſo ein. Wie er ſich umſieht, erblickt er zwiſchen Vorhängen und Tüchern eine junge Dame. Die Sache kommt ihm verdächtig vor, aber er ſagt ſich, daß die Dame vielleicht porträtiert wird. „Guten Morgen, mein Fräulein,“ ſagt er alſo ganz freundlich.

Die Dame ſteht unbeweglich da, blickt ihn unverwandt an und antwortet nicht.

„Guten Morgen, mein guteſtes Fräulein,“ hebt der alte Herr wieder an, „Sie müſſen nämlich wiſſen, daß ich der Onkel von meinem Neffen bin.“

Keine Antwort, keine Bewegung. „Hören Sie, mein guteſtes Fräulein, ich habe Ihnen einen guten Morgen gewünſcht und da gehört es ſich doch, daß Sie mir auch wieder einen guten Morgen wünſchen. Oder iſt das in Dresden nicht ſo?“

Nichts rührt ſich. Man könnte eine Stecknadel zu Boden fallen hören. Der Alte bekommt heftiges Herzklopfen. Iſt die Perſon verrückt? Er kommt näher, immer näher — ſie bleibt unbeweglich. Er kehrt die Brille um und jetzt gewahrt er erſt, daß er eine Gliederpuppe vor ſich hat.

„Donnerwetter, meine Herren,“ pflegte der Alte zu ſagen, wenn er dieſe Geſchichte daheim am Stammtiſch erzählte, „Ich bin Sie ein höflicher Sachſe, aber wie das Frauenzimmer mir immer wieder keinen guten Morgen bietet, ich ſage Sie — da will ich ihr egal eins auswiſchen, wie ich ſehe, daß es überhaupt kein Frauenzimmer iſt, ſondern eine Puppe.“ —

In eine völlig andere Welt führt uns unſer zweites Bild. (S. 620. 621). Von den geiſtlichen Orden, in denen die römiſche Chriſtenheit durch Weltflucht und durch ſelbſt verhängte Leiden mancher Art ihr Seelenheil fördern zu können hofft, iſt der der Trappiſten der ungeheuerlichſte. Der Trappiſt ſoll ausſchließlich beten, da aber ſelbſt die Gründer dieſer Gemeinſchaft gefunden haben, daß dieſer Grundſatz ſich nicht buchſtäblich ausführen läßt, ſo wird ein Teil des Tages zu Feldarbeit verwandt. Die Nahrung beſteht ausſchließlich aus Kräutern und Waſſer, furchtbare Geißelungen gehen außerdem dem Körper zu Leibe und kein Wort, als der Gruß: „Memento mori, gedenke, daß du ſterben mußt!“ darf über die Lippen der Ordensangehörigen kommen, die ſich am Abend, nachdem ſie ein wenig an ihren Gräbern geſchaufelt, in ihren Särgen betten.

Es braucht kaum geſagt zu werden, daß dieſe exzentriſche Gemeinſchaft einem Franzoſen ihren Urſprung verdankt. Derſelbe hieß Rance und ſeine Wirkſamkeit fällt in die Mitte des XVII. Jahrhunderts. Trappiſten heißen die Leute nach dem Kloſter La Trappe im Departement Orne in welchem der Orden entſtand. Der Orden iſt in Frankreich noch heute weit verbreitet.

Zeichen der Zeit.

Zu den häßlichſten Auswüchſen unſerer modernen Litteratur gehören die „ſenſationellen“ Darſtellungen, welche gleich Giftpilzen nach einem Gewitterregen aus der Erde wachſen, ſobald irgendwo wieder eines jener ſchauerlichen Verbrechen begangen worden iſt, welche leider zur Signatur unſerer zerrütteten Zeit zu gehören ſcheinen, wie in neuerer Zeit die Fälle Sobbe in Berlin, Schenk in Wien und augenblicklich Stellmacher in Wien. Es iſt vielfach dargelegt worden, wie unheilvoll ſchon die ausführlichen Darſtellungen in den Zeitungen und die öffentlichen Gerichtsverhandlungen auf ganze Klaſſen der Bevölkerung wirken, wie dieſelbe für viele eine förmliche Anleitung zu neuen Arten der Ausübung von Verbrechen bilden. Noch ſchlimmer aber müſſen natürlich die ſofort nach einem beſonders brutal oder raffiniert verübten Verbrechen erſcheinenden Broſchüren ſein, welche für wenige Groſchen ganz genaue, oft aber dazu noch romanhaft ausgeputzte Schilderungen bringen, die nun von den Kneipen- und Winkelkolporteuren eifrigſt verbreitet werden. So zeigt jetzt eine Wiener Handlung an, daß ſie ſofort nach Sprechung des Urteils eine Broſchüre über den Wiener „Anarchiſtenprozeß“ (gegen Hermann Stellmacher) bringen würde und ſie ladet beſonders die „Kolporteure in Fabrik- und Induſtrieſtädten“ zur thätigſten Verwendung ein, um ja recht deutlich zu zeigen, daß ſie ihren Hauptabſatz in den Centren der anarchiſtiſchen Bewegung ſelbſt erwartet und mit ihrem Produkt gerade auf die Kreiſe ſpekuliert, aus denen ſich die Jünger des Dynamits rekrutieren. Das Schönſte dabei aber iſt, daß ſie ihrem Opus als Haupttitel die Bezeichnung: „Wiener Kriminal-Bibliothek. **Erſtes Heft**“ gibt, alſo ganz beſtimmt darauf rechnet, daß eine ganze Reihe ähnlicher erfreulicher Prözeſſe ihrer verlegeriſchen Thätigkeit und „Findigkeit“ neue gewinnreiche Objekte zuführen wird. Eine recht tröſtliche Ausſicht! R. W.

Wie weit Menſchen ſehen können.

Die Kalmückengeſellſchaft, welche im verfloſſenen Jahre in den großen Städten Europas gezeigt wurde, iſt von dem Augenarzte Dr. Kotelmann in Hamburg ſpeziell auf Sehſchärfe und Farbenſinn unterſucht worden. Der genannte Mediziner kam dabei zu dem Ergebniſſe, daß einer der Kalmücken, namens Sanche, faſt ſiebenmal ſo weit ſehen konnte, wie ein normalſehender Europäer. Dieſe Sehkraft des nomadiſierenden Volkes wird übrigens ſchon von älteren Autoren beſtätigt, wie denn 1776 Pallas ſchreibt: „Nichts iſt mehr zu bewundern, als die geübten Augen der meiſten Kalmücken und die außerordentliche Entfernung, in der ſie oft einen geringen Gegenſtand, den aufſteigenden Staub von Vieh oder Reitern von geringen Anhöhen auf der überall ebenen Steppe erblicken können, ſo ſchwer auch die darüber ſchwebenden Dünſte ſolches oft im Sommer machen.“ Als Beweis führt er an, daß ein gemeiner Kalmück in einer ſpäter auf dreißig Kilometer geſchätzten Entfernung (d. h. eine Entfernung wie von Berlin nach Potsdam!) den Staub einer Heerſchar erblickte und auch andere nicht minder geübte Augen zeigten, während der beim Heer befindliche Oberſt Kiſchinskoi mit einem guten Fernglaſe nicht das Geringſte zu ſehen vermochte, ähnliche Schärfe. Ähnlich ſpricht ſich Bergmann, der 1802 die Kalmücken beſuchte, über deren Sehkraft aus. Unter der Überſchrift: „Scharfes Geſicht“ erzählt er, ein Kalmück habe einen der mit ihm verirrten Genoſſen auf einmal zugerufen, daß er jemand auf einem Schecken den Hügel hinanreiten ſehe. „Die übrigen, die ſich hierdurch verleiten ließen, der angezeigten Spur nachzureiten, fingen ſchon an, über den Irrtum ihres Gefährten und ihre eigene Leichtgläubigkeit zu ſpotten, als ſie nach einem Ritt von ungefähr zwanzig Kilometern neben einem Hügel anlangten, wo ein betrunkener Kalmück eingeſchlafen war, während ſein ſcheckiges Pferd mit zuſammengeſchnürten Füßen unbeweglich neben ihm ſtand.“

An der Zuverläſſigkeit ſolcher Beobachtungen darf man um ſo weniger zweifeln, als auch von anderen Naturvölkern ähnliche Beobachtungen vorliegen. So berichtet Stanley von den Waganda in Zentralafrika: „Dieſe Eingebornen haben ein außerordentlich ſcharfes Geſicht.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Häufig übertrafen ſie damit die Leiſtungen eines guten, ſechs Guineen koſtenden Fernrohres“ und der Hamburger Dr. Fiſcher, welcher Oſtafrika bereiſte, bemerkt, daß die dortigen Elefantenjäger häufig Antilopen mit bloßem Auge wahrnahmen, die er mit ſeinem Opernglaſe nicht zu erkennen vermochte.

Rechtsrat.

A Fr. in Pr. Durch Ortsſtatut vom 18. Juli 1871 und durch einen Nachtrag zu demſelben vom 24. April 1874, beſtätigt von der Königl. Regierung auf Grund der §§ 106 und 142 der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, ſowie durch eine Ortspolizeiverordnung im Einvernehmen mit dem Magiſtrat iſt hierſelbſt eine Fortbildungsſchule eingerichtet worden, welche die noch nicht achtzehn Jahre alten Lehrlinge der Handwerker und Fabrikbeſitzer an wöchentlich zwei Abenden regelmäßig zu beſuchen haben. Den Unterricht in dieſer Schule erteilen einige vom Magiſtrat dazu aufgeforderte ſtädtiſche Lehrer. Zuweilen kommt es vor, daß dieſer oder jener Lehrling ſich eines „flegelhaften“ Benehmens gegen den Lehrer ſeiner Klaſſe ſchuldig macht, oder durch Plaudern, Klappern mit den Schulgeräten, Stampfen mit dem Fuß ꝛc. den Unterricht zu ſtören ſucht. Steht in ſolchen Fällen

1. dem Lehrer das Recht der körperlichen Züchtigung zu wie in andern Volksſchulen?
2. Welche Geſetzesparagraphen ſtehen ev. dem Lehrer zur Seite?
3. Kann die Polizeiverwaltung einen Fortbildungsſchüler, der ſich oben genannter Vergehen ſchuldig macht, in Strafe nehmen?

Das Recht der körperlichen Züchtigung der Fortbildungsſchüler, welche der eigentlichen Schulzucht entwachſen ſind, ſteht dem Lehrer wohl unzweifelhaft nicht zu. Dagegen iſt die Polizeibehörde, ſei es daß das Ortsſtatut oder eine vorſchriftsmäßig erlaſſene Polizeiverordnung ihr dieſe Befugnis beilegt, oder ſei es aus dem Geſichtspunkte der Strafbeſtimmung des Strafgeſetzbuches über groben Unfug, berechtigt, gegen derartige Vergehen der Fortbildungsſchüler ſtrafend einzuſchreiten. Es iſt uns aus verſchiedenen Orten dieſe Praxis bekannt, während bisher nicht bekannt geworden iſt, daß ein Gericht derartige Straffeſtſetzungen aus rechtlichen Gründen als unzuläſſig aufgehoben hätte. Der § 142 der Gewerbeordnung, welcher dem Ortsſtatut in den ſeiner Kompetenz unterſtellten gewerblichen Angelegenheiten — das Fortbildungsſchulweſen gehört zu dieſen Angelegenheiten — ganz allgemein die Befugnis beilegt, dieſelben mit verbindlicher Kraft zu „ordnen,“ enthält die Befugnis, zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Ordnung Strafbeſtimmungen zu treffen.

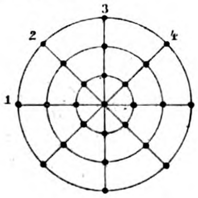
In unſerer Spielecke.

1.

Ein Gefäß hat die Form eines Rechteckers. Im Mittelpunkt des Bodens iſt ein Faden befeſtigt. Zieht man denſelben nach der Mitte einer kurzen Oberkante, ſo reicht derſelbe genau aus; zieht man ihn nach der Mitte einer langen Oberkante, ſo iſt er 35 cm zu lang und verſucht man denſelben nach einer oberen Ecke zu ziehen, ſo findet man, daß er ſtark 3 zm zu kurz iſt. Wie groß ergeben ſich hiernach die Hauptdimenſionen des Gefäßes und die Länge des Fadens, wenn man außerdem noch weiß, daß ſämtliche Maße durch ganze Zahlen ausgedrückt werden?

2. Kreisrätſel.

Nach dem Muſter der untenſtehenden Figur, in welcher jeder Punkt einen Buchſtaben bezeichnet, ſuche man vier Wörter von je ſieben Buchſtaben und mit gemeinſamem Mittelbuchſtaben. Die Anfangsbuchſtaben der vier Wörter ergeben den Namen eines hervorragenden Dichters und Schriftſtellers unſerer Zeit. Von den vier Wörtern bezeichnet das eine die Mutter eines griechiſchen Helden, ein anderes einen Stein, ein anderes einen gefeierten Künſtler, ein anderes einen weiblichen Vornamen.

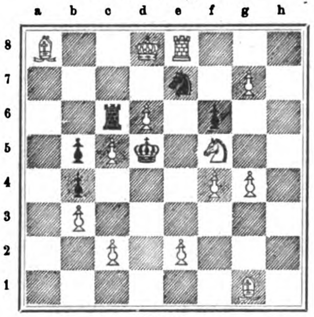


3.

Kennſt du, Leſer, den Fluß mit
dem eigentümlichen Namen,
Wiſſe, daß kleiner er wird, fügſt
du zwei Zeichen hinzu?

Schachaufgabe

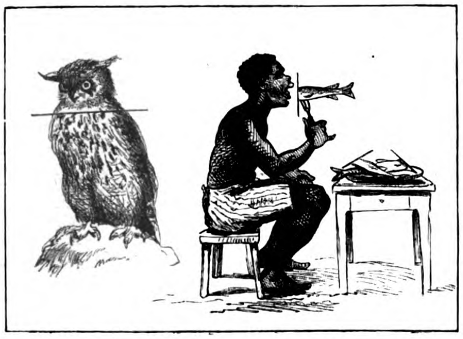
von G. Reichhelm.



WEISS.

Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge matt.

Bilderrätſel



(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

4. Vierſilbige Scharade.

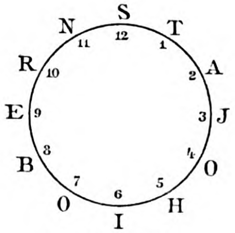
Die Erſten übt’ ein Rattenfänger
Einſt auf die jungen Kinder aus,
Und lockte ſie damit von Haus.
Die Andern lernen von dem Meiſter.
Bald tragen ſie denſelben Zopf,
Bald wachſen ſie ihm übern Kopf.
Das Ganze ein Gedicht von Goethe,
Es mahnet dich. Nimm dich in acht,
Entfeſſelſt du der Geiſter Macht. B.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 38.

1.

Zahl I. 955 Die Ungarnſchlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg.
„ II. 1241 Die Mongolenſchlacht bei Wahlſtatt.
„ III. 1813 Völkerſchlacht bei Leipzig.
„ IV. 1870 Schlacht bei Sedan.

2.



1 2 3 4 Tajo.
4 5 6 7 Ohio.
5 6 7 8 Hiob.
7 8 Ob.
8 9 10 11 Bern.
9 10 11 12 1 Ernſt.

3. Fiasko, Fiesko.

4. Murillo (Mur-Illo.)

Inhalt: Torilde von Tornau. (Fortſetzung.) Ein hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Aus den Lagunen Venedigs. Zeichnung von G. Jank. — „Behüet dich Gott! es wär’ zu ſchön geweſen!“ Gemälde von Moritz Röbbecke. — Die Schuppenflechte, die verbreitetſte Haarkrankheit. Von Dr. F. E. Claſen. — Ein faſt 1300 Jahr altes Stück deutſcher Kunſt: Goldene Henne mit ſieben Küchlein. — Das Ende von Lincolns Mörder. Von Hans v. Egger. — Fahrendes Volk in klaſſiſcher Zeit. Von Hermann Göll. — Am Familientiſche: Zu unſeren Bildern: Verblüfft! Von J. Schurig; und Der Trappiſt. Von D. Boiſſieu. — Zeichen der Zeit. — Wie weit Menſchen ſehen können. — Rechtsrat. — In unſerer Spielecke.

Zur gefälligen Beachtung!

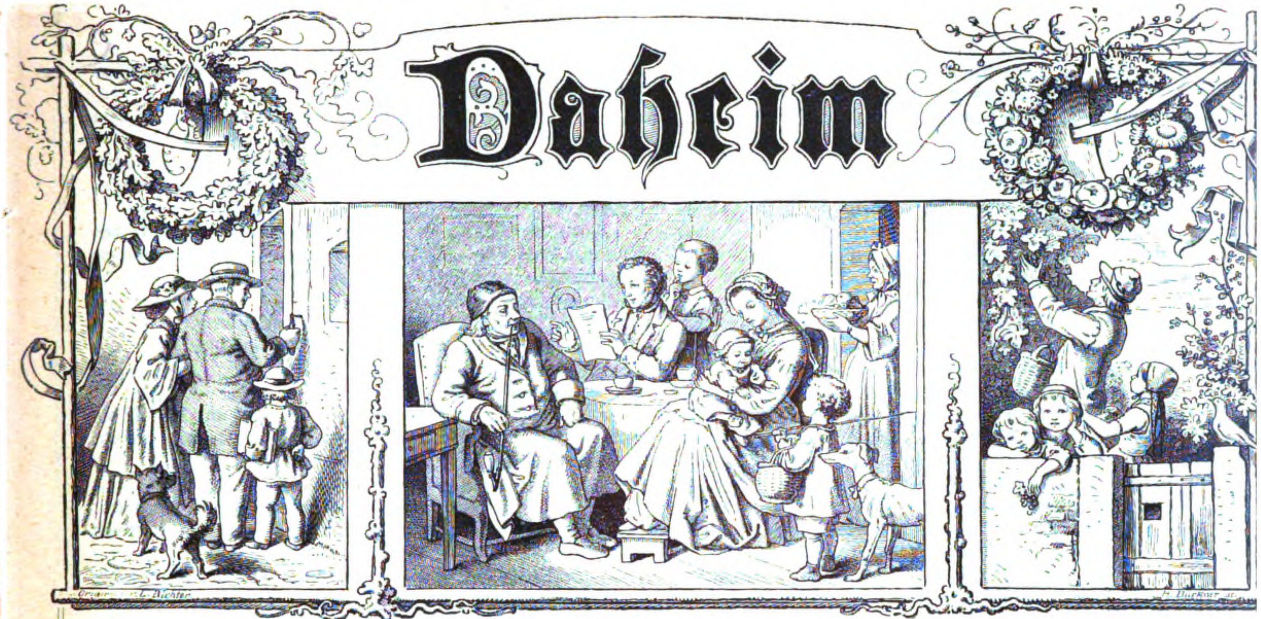
Mit dieſer Nummer ſchließt das dritte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellung auf das **vierte** Quartal (Juli bis September 1884) ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Juli 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 40.

Die kluge Elſe.

Erzählung von **G. v. Beaulieu.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

I.

„Bumberum! Bum—bum—bum!“

„Ja? Was iſt denn ſchon wieder?“

„Wir möchten Elſe ſehen!“

„Kinder, ihr laßt mich auch keinen Augenblick in Ruhe!“ So tönte es von dem Salon in das Eßzimmer hinein, wo ein Knabe und ein Mädchen ſtanden und auf der geſchloſſenen Thür einen ſchneidigen Defiliermarſch mit vier kleinen Fäuſten — zwei knochigen und zwei dicklich runden — in ſeltener Eintracht ausführten.

Bumberum—bum—bum—bum! trommelten die Kinder wieder. Im Salon ſeufzte es:

„Ja, ja, wartet nur wenigſtens, bis ich fertig bin. Die „Friſeuſe iſt ja noch da. Sowie ich mir das Kleid angezogen habe, „dürft ihr hereinkommen!“

Otto und Guſtchen ließen ſich durch die lockende Ausſicht zur Ruhe zähmen; ſie ſetzten ſich auf das Sofa, ſchlenkerten mit den Beinen und betrachteten unverwandt die Thür. Nach einiger Zeit wurde ein Riegel fortgeſchoben, die Thürflügel thaten ſich auf und eine ältliche Perſon in unſcheinbarer Kleidung, welche trotz des ſchönen Wetters einen Regenmantel und Gummiſchuhe trug, trat in das Eßzimmer. Eine Taſche von Wachsleinwand an ihrem rechten Arme deutete auf ihren Beruf, denn aus der Taſche guckten der ſchwarze Hornſtiel eines Friſierkammes, der gelbe Holzſtiel eines Lockenſtockes, ſowie eine altersſchwarze Brennſchere hervor. Die Perſon war gerade im Begriffe, ihren Regenſchirm aus einer Zimmerecke zu holen und mit einem Kopfnicken gegen die Kinder eilig fortzugehen, als Guſtchen ſie am Arme feſthielt.

„Wie haben Sie es ihr gemacht, Fräulein Roſalie? Kurze Locken oder Puffen? Den Kranz als Diadem oder ſchief auf einer Seite?“

„Puffen, Puffen! Fräulein werden gleich ſehen! Entzückend! Natürlich ein ſchiefes Kränzchen auf einer Seite leicht hingruppiert, wie angeflogen, ſo graziös! Doch ich habe noch zehn Köpfe zum Kaſinoball fertig zu bringen und muß den weiten Weg über die Brücke wieder retour machen. Empfehle mich den jungen Herrſchaften.“

Die Geſtalt in dem Regenmantel war mit Windeseile verſchwunden. Otto und Guſtchen blieben wieder allein.

„Haſt du gehört, Otto? — Sie nannte mich Fräulein, ſie iſt eine ſehr ordentliche, nette Perſon. Sie ſoll mich auch zu meinem erſten Balle friſieren.“

„Na, dahin hat's noch lange Beine, Fräulein Gernegroß!“ ſagte Otto mit jener brüderlichen Aufrichtigkeit, welche der Betroffene plump und lieblos zu nennen pflegt.

Es war gut, daß ſich in dieſem Augenblick abermals die Thür aufthat, denn auf Guſtchens Lippen ſchwebte eine ziemlich ſpitzige Entgegnung. Die Revanche wurde jedoch vergeſſen, die Betrachtung der großen Ballſchweſter nahm beide Kinder zu ſehr in Anſpruch. Es war ein zierliches, blondes, junges Mädchen, in luftigem roſa Kleide, das vor ihnen ſtand. Es hatte ſchwärmeriſche Augen und einen weichen, kleinen Mund, der ausſah, als ſei er leicht bereit zu weinen und zu lachen, aber auch bereit, ſich nach verwöhnter Kinder Art trotzig und ſchmollend aufzuwerfen. Jetzt ſagte er aber luſtig: „Nun, ihr habt mich gut geplagt! Wie gefalle ich euch?“ — Das Mädchen ſtellte ſich vor die Kinder hin und machte ihnen einen Knix.

„Dreh dich einmal um, Elſe!“ rief Otto, „ich möchte dich auch von hinten ſehen! Sehr gelungen!“ ſagte er dann begutachtend, als ſie es gethan. „Hinten die Haare ſind ſo hübſch egal aufgeſteckt — lange und dünne Rollen auf dem Kopfe wie Saucischen.“

Elſe lachte gutmütig, Guſtchen jedoch ſchalt entrüſtet: „Aber Otto, es ſind ja Stecklocken! Saucischen, nein, der Einfall!“

Der Knabe brummte gekränkt: „Ich halte Saucischen für etwas ſehr Gutes und eſſe ſie ſehr gern — wenn ich ſie nur immer hätte.“

„Sei nur gut", ſagte Elſe, indem ſie das dichte Haar des Knaben, das einer Bürſte ähnlich auf dem Kopfe emporſtand, zu glätten verſuchte, „ich fühle mich ſehr geehrt. Ja, Mama, gleich", antwortete ſie einer älteren Dame, die ihr aus dem Salon zurief, ſie möge wieder zurückkommen.

Die Regierungsrätin Arnswald ſaß ſchon in voller Toilette, penſee Seide mit creme Spitzen, auf einem Fauteuil. Sie mußte ſehr hübſch geweſen ſein, im Gegenſatz zu Elſe, deren Geſicht nicht regelmäßig genannt werden konnte, aber etwas unendlich Anmutiges und Liebreizendes hatte. Frau Arnswald war eine große, ſtattliche Dame mit wohlkonſerviertem Geſichte und wohlkonſervierter Figur, die das ſchwere Seidenkleid ſehr knapp und eng umſchloß, ſo daß ſie nur in geradeſter Haltung die Pein des full dress ertragen konnte. Sie winkte Elſe zu ſich heran. Auf den Möbeln lagen allerhand Kleidungsſtücke verſtreut; auf dem Tiſche ſah man weiße, lange Handſchuhe, Ballfächer und Batiſttaſchentücher; ein paar Kartons mit künſtlichen Blumen ſtanden umher; in einer Ecke hingen die weichen, warmen Mäntel, welche die Damen auf der Fahrt einhüllen ſollten.

Elſe ſuchte ſich mit Mühe ein Plätzchen in dem Chaos. Sie hob erſt ſorgfältig die roſa Wolke des Oberkleides empor und ſetzte ſich dann, ſo daß ihr bleiches, blondes Köpfchen in den duftigen Stoffen wie die Perle in einer Muſchel erſchien. Wenigſtens ſo dachte die Mama, als ſie ihr älteſtes Töchterchen betrachtete.

„Willſt du nicht ein Glas Rotwein trinken, Elschen?" ſagte ſie dann. „Du ſiehſt wieder ſo blaß aus. Der Papa iſt noch lange nicht fertig."

„Ich danke, Mama."

„Nur einen Schönheitsſchluck, Elschen, damit du etwas mehr Farbe bekommſt."

„O laß nur, die bekomme ich ſchon beim Tanzen ſo, Mama!"

Elſe begann ſich die langen, weißen Handſchuhe anzuziehen und neſtelte ſorgfältig Knopf für Knopf zu.

Die Regierungsrätin Arnswald ſaß kerzengerade in ihrer engen penſee Taille in dem Seſſel und ſah ihr Kind an.

Endlich begann ſie: „Elschen!"

„Ja, Mama!"

„Ich — möchte dir etwas ſagen. Haſt Du die Thür geſchloſſen?"

„Ja."

„Nun, das iſt gut. Die Kinder brauchen es nicht gerade zu hören. — Ich bitte dich, ſei auf dem Balle etwas freundlicher zu dem Referendar Flitzner."

„Den, Mama?" lachte Elſe, „den kann ich ja nicht ausſtehen."

„Warum denn nicht?" fragte die Regierungsrätin, indem ſie ſtreng auszuſehen verſuchte.

„Er iſt ja ein Berliner! brrr!"

„Das hört man aber nicht."

„Nun er ſpricht zwar nicht berliniſch, aber er hat alle Augenblicke andere Redensarten an ſich. Wie kann man einen Mann gern haben, der ſagt: Machen Sie man keinen Gebrauch davon! und: Die Sache iſt nämlich die! und: ſtimmt auffallend!

„Aber, liebes Kind, Flitzner iſt ein wohlhabender Mann, und dann könnte er ſich ja auch die Redensarten abgewöhnen."

„Siehſt du, Mama, daß er reich iſt, verleidet ihn mir gerade. Ich will keinen reichen Mann, mein Mann ſoll ſich ſein Brot verdienen. Er iſt auch ſo unpoetiſch, ſo hausbacken und redet ſo viel. Und glaube nicht, daß er ſich die Redensarten noch abgewöhnte. Dazu ſtelle Dir vor, ich käme da in eine Familie, die berliniſch ſpräche. Wäre das nicht fürchterlich? Und ich hätte einmal Kinder und die ſprächen auch ſo? Nimmermehr!" entſchied ſie entrüſtet.

„Kluge Elſe", ſagte die Mutter, wider Willen lachend. „Doch da iſt endlich der Papa. Hörſt du ihn? Er klopft. Schnell, wir wollen uns fertig machen. Halte dich nur immer recht gerade und biege den Kopf beim Tanzen nicht auf die linke Seite, das ſieht häßlich aus. Ich ſage dir das lieber jetzt, denn der Papa lacht ja immer über meine Ballgeſetze, wie er meine notwendigſten Ermahnungen nennt."

* * *

Im Eßzimmer ſaßen indeſſen Guſtchen und Otto am großen Speiſetiſche. Sie lernten beide, Otto ſeinen Cornelius Nepos, Guſtchen franzöſiſche Vokabeln. Otto hatte ſich beide Zeigefinger in die Ohren geſtopft und rezitierte:

„Condita est Carthago octoginta duobus annis ante quam Roma."

Dem Mädchen wurde die Sache bald überdrüſſig; ſie ſchlich ſich an die Thürritze und horchte, was Mama und Elſe drinnen ſprachen.

Nach einer Weile kam ſie zu Otto zurück und zupfte den Vertieften am Ärmel. Der Knabe nahm den Zeigefinger aus dem rechten Ohre.

„Ante quam Roma! Was haſt du?

„Du, Otto, da drinnen ſprechen ſie von Herren."

„Na, was iſt da weiter?" brummte er ärgerlich.

„Und von Heiraten."

„Geht dich garnichts an."

„O bitte, alle Mädchen geht das Heiraten an, das iſt die Hauptſache", belehrte ſie ihn. „Weißt du, wie ich mir meinen Mann denke?"

„Na", verſetzte Otto ermunternd.

„Groß, rabenſchwarz, mit ganz blaſſem Geſicht und ſchwarzen, funkelnden Augen. Er muß finſter ausſehen und irgend etwas Düſteres dahinter ſtecken, das iſt intereſſant."

„Das iſt ja recht niedlich — du willſt uns einen Verbrecher in die Familie bringen?"

„Lieber Otto, Offiziere ſind nie Verbrecher, dafür ſind ſie eben Soldaten. Offiziere ſind ideale Menſchen."

„Na, du mußt's freilich wiſſen", brummte Otto. „Alſo ein Offizier wird der Glückliche ſein? Natürlich, ihr Mädchen geht ja immer nach dem Bunten."

Otto wollte Juriſt werden und deshalb zeigte er eine gewiſſe Verachtung gegen den Tand der blanken Knöpfe und roten Aufſchläge.

„Verſteht ſich, ein Offizier."

„Haſt du denn auch ſchon die Truppengattung feſtgeſtellt?" fragte Otto ironiſch.

„Natürlich!" entgegnete ſie ernſthaft, denn ſie bemerkte den Spott nicht. „Infanterie gefällt mir nicht, Dragoner auch nicht; aber, weißt du, beim letzten Manöver habe ich Ulanen geſehen, die finde ich himmliſch. Ach, wenn all die ſchwarz-weißen Fähnchen ſo flattern — das iſt zu hübſch!"

„Er kommt dann wohl immer mit dem Speer und der Fahne zu dir?"

„Ach geh, das verſtehſt du nicht. Du weißt überhaupt nicht mit dem Militär Beſcheid. Weißt du, wieviel hier ſteht? Eine Schwadron Dragoner und zwei Bataillone Infanterie. Und kannſt du die Kompanien unterſcheiden? Die erſte Kompanie hat weiße Säbeltroddeln, die zweite rote, die dritte gelbe, die vierte blaue, das erſte Bataillon hat weiße Stäbchen" —

„Hör endlich mit dem Geſchnatter auf! Das haſt du ja alles nur von Kurt aufgeſchnappt", entgegnete Otto ärgerlich. „Iſt auch gerade viel wert. Du ſollteſt lieber deine Naſe in die Bücher ſtecken."

„Ach, Mädchen brauchen nicht viel zu lernen. Wenn ſie einen Mann haben, dann iſt alles gut. Ich hörte neulich, wie Mama zu Papa ſagte: ‚Was ſoll ſich das Kind quälen? In der Wirtſchaft hat ſie es dann doch nicht nöthig.' — Und Viktor wird ſchon ſo mit mir zufrieden ſein", fügte ſie hinzu, indem ſie die ſpitzen Ellbogen auf den Tiſch ſtützte.

„Viktor, was denn für ein Viktor?"

„Nun, natürlich mein Mann!"

„Ach ſo, der ſchwarze Peter mit dem Verbrechen im Hintergrunde."

„Pfui, Otto, du biſt unausſtehlich!" rief Guſtchen, in ihren heiligſten Gefühlen gekränkt. Sie war ſo böſe, daß ſie die franzöſiſche Grammatik aufnahm und eifrig zu lernen begann:

„Je vais, tu vas, il va —"

„Schreie wenigſtens nicht ſo, daß ein anderer Menſch auch arbeiten kann," rief Otto ſeinerſeits entrüſtet und vertiefte ſich in ſeinen Cornelius Nepos.

So ſaßen die beiden unermüdlich — der Ärger kam entſchieden der Wiſſenſchaft zu gute — bis es dreiviertel auf zehn ſchlug, und ſie daran denken mußten, zu Bette zu gehen. Sie ſagten ſich ſehr höflich „Gutnacht“, was ſtets ein Zeichen war, daß ſie ſich gezankt hatten, und jedes ging ſeines Weges. Guſtchen aber konnte noch lange nicht ſchlafen und als ſie es endlich that, träumte ſie vom Balle. Sie war erwachſen, ſie ſtand in der Mitte des Saales, ganz in Himmelblau gekleidet, hielt eine Tanzkarte in der Hand, die mit Namen und Zeichen wie beſäet war, und die Hieroglyphen bedeuteten eben ſo viele Abonnements auf Walzer, Polkas und Françaiſen. Und um die blaue Ballſchönheit drängte ſich eine Schar ſchlanker Leutnants, welche die Vielumworbene um Extratouren anflehten. Da trat die hohe Geſtalt eines ſehr brünetten Ulanenoffiziers herzu, in jedem ſeiner Uniformknöpfe ſah Guſtchen ihr errötendes, glückliches Mädchengeſicht und eine tiefe Stimme fragte: „Haben Sie ſchon den Kotillon vergeben, gnädiges Fräulein?“ — Guſtchen wollte ſich eben verneigen, da traf ihr ſpitzer Ellbogen auf einen der harten Knöpfe ihres Matratzenkiſſens — ſie erwachte von dem Schmerz. Um ſie her war alles dunkel, die Muſik verhallt.

II.

Über das holprige Pflaſter der menſchenleeren Straßen von Wittfurth rollte ein Wagen. Es war ſehr ſtill in der kleinen Stadt und Mitternacht längſt vorüber. Auch die Inſaſſen des Wagens waren ſchweigſam und ſtill und wenn ſie auch geſprochen, ſo hätte man doch nichts davon vernommen, denn die Räder raſſelten betäubend über die Pflaſterſteine. Daher empfanden es die drei im engen Gefährt ſitzenden Nachtſchwärmer als eine Wohlthat, wie die Karoſſe auf die Holzbohlen der Strombrücke gelangte, welche beide Teile von Wittfurth miteinander verband. Der Wagen rollte nun faſt lautlos dahin und gleichzeitig mit dem Aufhören des Geraſſels tönte ein Seufzer durch den geſchloſſenen kleinen Raum.

„Was iſt dir, Charlotte?“ fragte der Regierungsrat Arnswald ſeine Frau.

„O nichts,“ entgegnete ſie, „mir iſt nur ſo wohl, erſt der Lärm und jetzt —“

Wenn ſie ganz aufrichtig geweſen wäre, hätte ſie noch eines anderen Umſtandes Erwähnung gethan. In der Dunkelheit der Straßen hatte ſie begonnen, die unteren Knöpfe ihres engen penſee Leibchens loszuneſteln; nun war das Werk gelungen, ſie hatte den Mantel feſter um die Schultern gezogen und atmete auf — zum erſtenmale ſeit ſechs Stunden. Ja noblesse oblige, man iſt der Märtyrer der Mode, und dem Rufe, eine ſchöne Figur zu haben muß man manches Opfer bringen.

Der Mond ſchien hell auf den Fluß, er malte zitternde Silberſtreifen in das ruheloſe, langſam dahinrinnende Waſſer; er ſchien auch durch die Kriſtallſcheiben des Wagens und liebkoſte, ſanft hin- und herflimmernd, Elſes weiße, junge Stirn. Da die Regierungsrätin nicht mehr mit ſich und ihrer Toilette beſchäftigt war, fiel ihr auf, wie ſtill das Mädchen geworden ſei und wie träumeriſch es zum Fenſter hinausſchaue.

„Woran denkſt du, Kind?“ fragte ſie.

Elſe fuhr zuſammen: „Ich Mama? O an nichts, der Mond ſcheint nur ſo ſchön.“

Elſe machte ſich nun desſelben Vergehens ſchuldig, welches ihre Mutter zuvor begangen; ſie war nicht ganz aufrichtig. Denn wenn junge Mädchen ſelbſt geſtehen, daß ſie an nichts denken, ſo pflegen ſie ſich mit etwas ſehr Wichtigem zu beſchäftigen.

Ja, mit etwas ſehr Wichtigem. Elſe fragte ſich wieder und wieder, warum ſie ſo viel über den fremden Herrn nachſinnen müſſe, der heute, als ein früherer Regimentskamerad ihres Bruders Kurt, auf dem Kaſinoballe eingeführt worden war. Freilich kehrten ihre Gedanken wohl nur immer wieder zu ihm zurück, weil ihr Scharfſinn ſich an dem Rätſel ſeines Weſens üben und bewähren konnte. Die andern ſchienen an Dr. Hans Schlichting nichts Abſonderliches bemerkt zu haben, aber Elſe ließ es ſich nicht nehmen, ſie hatte da wieder einmal mehr erkannt und geſehen, als die anderen leichtlebigen, oberflächlichen Mädchen. Ein geheimes Leid war es, das den Mann drückte, ein tiefer unausgeſprochener Kummer, der noch nie den Weg vom Herzen zur Lippe gefunden. Der Fremde war ein junger Mann, kräftig, geſund, hübſch — ja hübſch, wiederholte ſie ſich ſeufzend — warum benahm er ſich nun anders als alle jungen Herren, die Elſe kannte? Mußte das nicht einen geheimen rätſelhaften Grund haben? Er ſchlug kaum die Augen auf, wenn er zu ihr ſprach; er bewegte ſich ſchüchtern — linkiſch war ein häßliches Wort, weniger ſcharfſichtige Leute als Elſe hätten es wohl auf Schlichting angewandt. Aber ſie wußte es beſſer: es war der geheime Seelenkummer, der ihn langſam und unſicher in ſeinen Bewegungen machte und ſeine männlich kräftige Stimme dämpfte, ja ihn plötzlich mitten in einem Satze ſtocken ließ, wenn Elſe ihn unvermutet anſah. Denn er mußte bemerkt haben, daß ſie ihn verſtand, daß ſie ahnte, was ihn bedrückte. Ja — aber was war das? Elſe zermarterte ihr blondes Köpfchen nach abenteuerlichen Möglichkeiten.

Da ſie ſelbſt in dem ſtillen ſoliden Wittfurth, wo ſich die Schickſale der Menſchen jahraus jahrein in hergebrachter Ordnung philiſterhaft abſpannen, nichts erlebt hatte, ſo nahm ſie ihre Zuflucht zu erdichtetem märchenhaften Leid und zu ſolchem, welches ſie durch Hörenſagen erfahren.

Was konnte einen Mann ſo niederdrücken und quälen? Doch nur eine unglückliche Liebe. Oder — er war gar verheiratet mit einem tückiſchen böſen Weibe! Oder, wenn nicht ganz ſo ſchlimm, er war verlobt mit einem Mädchen, das er nicht ausſtehen konnte, in deſſen Netze er durch eine geheimnisvoll grauſame Verwickelung der Verhältniſſe geraten, das ihn nun nicht freigab oder an welches er ſich durch die Ehre gebunden glaubte.

Halt — war da nicht der rechte Faden? Den mußte man feſthalten, um das Knäuel zu entwirren. Hatte der Fremde nicht von dem Gute eines Oheims und einer Baſe geſprochen, mit der er aufgewachſen ſei? Vielleicht verlangte der Onkel — ein tyranniſcher Onkel und eine intrigante Kouſine — —

Die Brücke zwiſchen den beiden Stadthälften von Wittfurth war ſehr lang und der Fluß breit, ſonſt hätte Elſe ihren Gedankengang nicht ſo luſtig in all dem Leide ausſpinnen können. Nun aber war die Brücke überſchritten und dem Fluge der Phantaſie wurde ein jähes Ende bereitet.

Der Wagen rollte noch eine Minute eine ſteingepflaſterte Anhöhe hinan, dann hielt er vor einem großen grauen Hauſe. Die Familie Arnswald war am Ziel ihrer Fahrt. Der Regierungsrat ſchloß das Haus auf und ſtieg mit ſeinen Damen die Treppe hinauf. Als die Ballſchwärmer in ihrer Wohnung angelangt waren, ſchickte Frau Charlotte Elſen ſchnell zu Bett, dann begab ſie ſich in das Eßzimmer, in welches ihr Mann ſchon vor ihr gegangen und wo er ſeine ſogenannte Abkühlungszigarre zu rauchen pflegte.

„So iſt's behaglich, Papa,“ ſagte ſie liebenswürdig. „So ſind wir endlich einmal ganz unter uns.“

Hier darf dem einſichtsvollen Leſer ein düſteres Geheimnis nicht länger vorenthalten werden. Der Regierungsrat hieß Euſebius. Nicht wahr, ein unmöglicher Name für eine zärtliche Anrede? Daher nannte ihn ſeine Gattin ſtets Papa, eine Bezeichnung, die er jetzt redlich verdiente. Wie ſich aber die Regierungsrätin im Anfange ihrer Ehe, bevor Euſebius dieſe Würde erlangte, aus der Affaire gezogen, konnte der Chroniſt von Wittfurth zu ſeinem Bedauern nicht erfahren.

Frau Arnswald hatte jetzt die Balltoilette abgeworfen und einen weichen, loſen Schlafrock angelegt.

„Die Leute ſind zu Bette, Papa; ich bin ſelbſt in die Speiſekammer gegangen und habe uns etwas zu eſſen geholt,“ fuhr ſie fort, indem ſie ein kaltes Huhn, Weißbrot und einige Flaſchen Bier auf einem Tablett hereintrug.

„Du willſt doch nicht noch eſſen, Charlotte? Wir haben ja ſoupiert; das Bier nehme ich dagegen dankbar an.“

„Ja ſiehſt du, Papa, in den engen Kleidern geht das Eſſen ſchlecht und dann iſt man auch ſo aufgeregt, man kann auf einem Balle nichts genießen.“

„Nun, wie du denkſt, Kind!“ erwiderte Euſebius, einen Zug thuend und eine Zigarre anzündend, während ſich ſeine Gattin der Vertilgung des Huhnes widmete. Sie genoß ungefähr die Hälfte davon, dann ſchob ſie den Teller zurück und ſagte: „So, nun wollen wir plaudern,“ ſprang aber plötzlich auf und eilte aus dem Zimmer.

Als ſie nach einigen Minuten wiederkehrte, fragte der Regierungsrat verwundert: „Was hatteſt du denn, Charlotte?“

„Die Ballboukets! Ich hatte ſie ganz vergeſſen. Sie wären faſt verwelkt. Ich habe ſie im Salon in das Doppelfenſter geſtellt." — — „Wozu dahin?"

„Ei, damit die Leute morgen ſehen, wieviel Elſe bekommen hat. Sie erhielt neun, zwei mehr als Generals Paula und die iſt doch eine geſuchte Tänzerin. Ja, das Kind gefällt ſehr."

„Nun," meinte der Regierungsrat galant, „dafür iſt ſie Mamas Tochter."

„Leider nein," ſagte ſeine Gattin ernſthaft, „das Kind artet mehr nach der Großmutter. Meine Mama hat ihr mit all ihren Geſchichten zuviel dummes Zeug in den Kopf geſetzt. Du weißt, wie Flitzner ihr den Hof macht?"

„Meinſt du? Ihr Frauen wißt das immer beſſer."

„Natürlich. Er iſt im Begriffe, ihr einen Antrag zu machen und denke dir, ſie will ihn nicht."

„Laß doch das Kind. Sie liebt ihn gewiß nicht."

„Ach, es iſt nicht das. Sie ſagt, er hätte zu viel Berliner Redensarten an ſich."

Und Frau Charlotte erzählte ihm Elſes Äußerung.

Euſebius Arnswald lachte laut: „Das iſt wieder ſo recht unſre kluge Elſe! Wer hat eigentlich den Spitznamen aufgebracht?"

„Kurt! Er ſagte: Elſe iſt ja wie die Superkluge im Märchen. Weißt du, die in den Keller geht, um Bier abzuzapfen. Und da ſieht ſie in der Decke eine Spitzhacke eingemauert. Sie ſetzt ſich vor dem Faſſe hin und weint: Wenn ich einen Mann hätte und hätte ein Kind und das Kind käme in den Keller und es fiele ihm die Hacke auf den Kopf — wie ſchrecklich wäre das! Und ſie weint bitterlich."

„Ja, ja, ich entſinne mich von meiner Kinderzeit her des Märchens. Nun, ſo arg iſt's freilich nicht mit unſerem Elschen, aber einen kleinen Zug hat ſie von der Märchenheldin an ſich."

Die Regierungsrätin ſah ihren Mann ſelten ſo zugänglich; er war ſonſt, meiſt in ſeinen Akten vergraben, ein wenig brummig und ließ ſich nicht gern in ſeinen Alltagsgewohnheiten ſtören. Daher glaubte ſie den günſtigen Zeitpunkt nicht vorüber gehen laſſen zu dürfen. — — „Papachen!"

Ihm wurde es etwas unheimlich bei der diminutiven Bezeichnung; dieſelbe war ſtets der Vorläufer einer Forderung, mindeſtens einer Bitte. — — „Charlotte?"

„Präſidents, Generals, alle Räte unſerer Abteilung, auch der neue Medizinalrat und der Konſiſtorialrat haben uns eingeladen, wir ſind ihnen eine Geſellſchaft ſchuldig. Wie wäre es, wenn wir einen Ball gäben?"

„Einen Ball? — Wir kommen ja eben von einem!"

„Nun, das war doch etwas anderes. Das war der Kaſinoball. Ich meine, wir müſſen bei uns tanzen laſſen. Kurt wünſcht es auch wegen ſeiner Kameraden — —"

„Charlotte, da wird ja alles auf den Kopf geſtellt. Man hat keine ruhige Sekunde mehr."

„Du ſollſt garnichts davon merken, Papachen! Kurt und ich werden alles beſorgen."

„Aber der Karneval iſt ja vorüber. Wir haben ſchon März, Charlotte!" Der Regierungsrat ſprach dieſes Argument mit der Miene eines halb Beſiegten, und Charlotte bemerkte es.

„Wir geben den Ball Mittfaſten, das geht ſehr gut. Präſident Wedells thaten es voriges Jahr auch."

Wedells! — Dann war der Tag ja, ſo zu ſagen, ſanktioniert.

„Nun denn, meinetwegen, wenn wir es den Leuten ſchuldig ſind, wie du meinſt. Macht nur nicht einen zu großen Aufſtand."

„Ja, ja, ich will auch, laßt mich nur nichts davon hören!"

Da die Regierungsrätin ihrem Manne die Erlaubnis abgeſchmeichelt hatte, ſuchte ſie ihn, der mit der Miene eines Opferlammes in der Sofaecke ſaß, auf freundlichere Gedanken zu bringen.

„Wie gefiel dir denn der Freund von Kurt auf dem Kaſinoball?" fragte ſie.

„Welchen meinſt du, Charlotte?"

„Nun den, der in Kurts Regiment ſein Jahr abgedient hat und der Reſerveoffizier bei den zweiten Dragonern iſt."

„Ich weiß noch nicht, wen du meinſt."

„Ich denke, er iſt ja wohl außerdem Privatdozent. Aber er hält ſich ſchlecht, er iſt ſehr ſtill und ſchüchtern. Sonſt mag er ganz nett ſein."

„Ach, du meinſt den jungen Gelehrten aus Roſtock, der hier im Stadtarchiv ſeit einigen Wochen ſtudiert? Ein ſehr netter Mann. Und weißt du auch, daß er verſchiedene ſehr beachtenswerte, hiſtoriſche Werke geſchrieben hat? Aus dem wird noch einmal etwas."

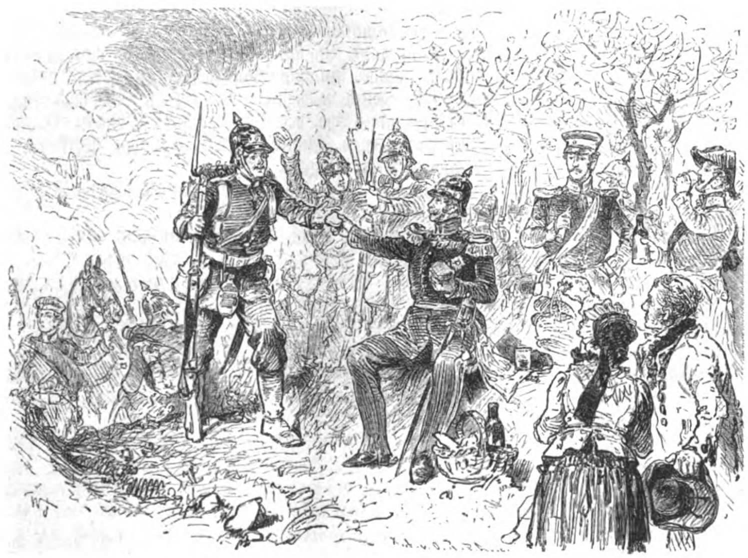
„So, meinſt du? Auf dem Balle machte er einen ziemlich unbedeutenden Eindruck, linkiſch und verlegen."

„Liebes Kind, das Leben iſt kein Tanz, urteile nicht immer ſo nach dem Äußeren. Wenn du den Ball gibſt, ſo lade ihn nur ein."

„Ohne vorherigen Beſuch?" rief die Regierungsrätin entſetzt.

„Er wird ſchon noch einen machen," tröſtete ſie ihr Gemahl.

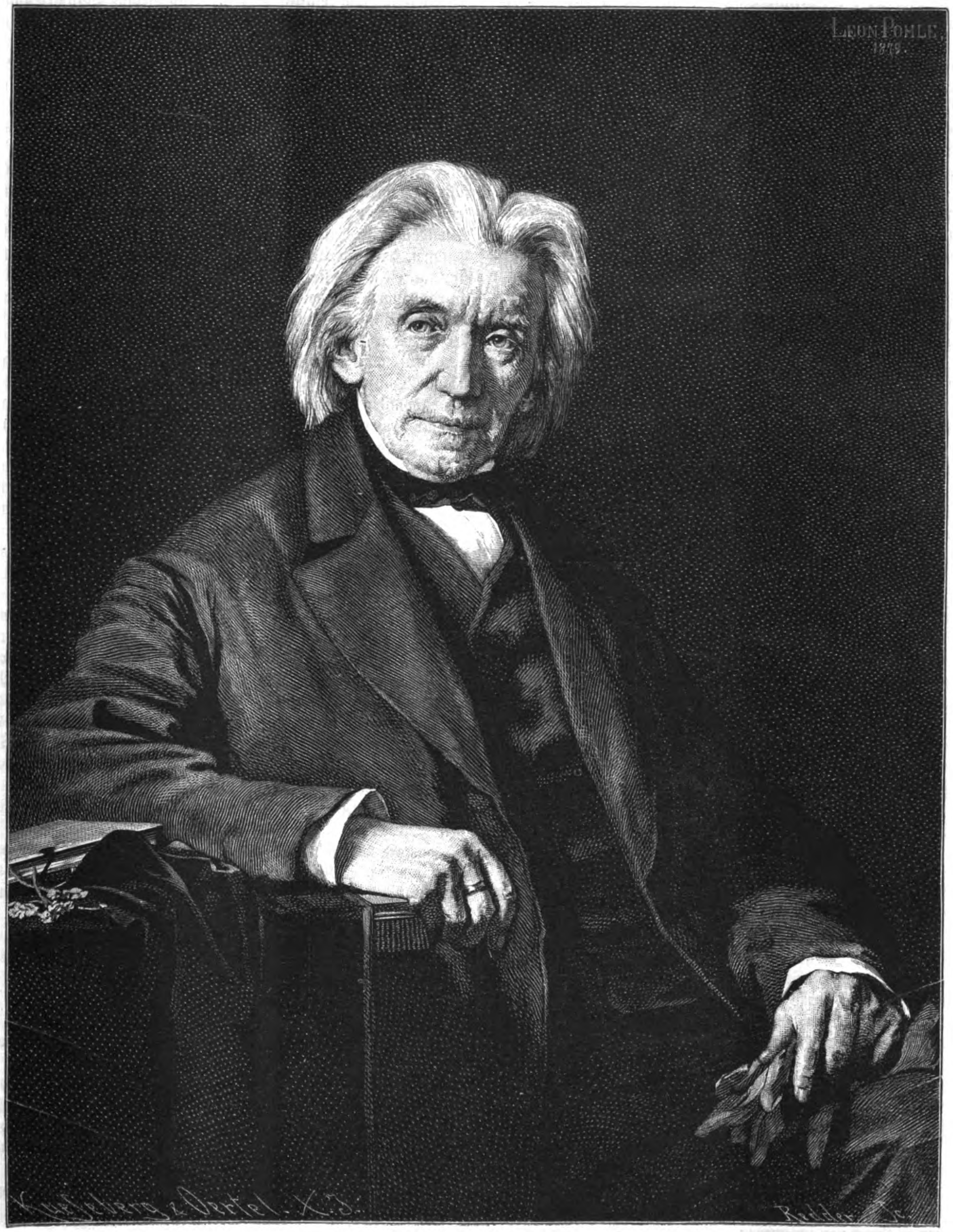
(Fortſetzung folgt.)



„Da Kamerad, iß auch." Szene während des Gefechts von Durlach, 25. Juni 1849.

Aus dem Leben unſeres Kaiſers.

In Baden und in der Pfalz war es 1849 zur offenen Revolution gekommen, und der Prinz von Preußen hatte den Auftrag erhalten, die Ordnung wieder herzuſtellen. Während eine gemiſchte Truppe, die ſ. g. Reichsarmee, unter General Peucker auf der Bergſtraße gegen den Neckar operierte, durchzog Prinz Wilhelm mit preußiſchen Truppen die Pfalz, warf die Inſurgenten nieder und ging dann am 20. Juni über den Rhein Peucker entgegen. Bei Ubſtadt kam es zu einem hartnäckigen Treffen, infolgedeſſen Bruchſal genommen ward, und am 25. ſtieß der Prinz bei Durlach auf Mieroslawski und ſchlug ihn. Während dieſes Gefechtes brachten die Bürger und Landleute, deren Sympathieen meiſt auf ſeiten der Preußen waren, von allen Seiten Brot und Wein herbei. Der Prinz befand ſich gerade bei der zweiten Kompagnie des 3. Infanterieregimentes, als man auch ihm Brot brachte. Er mochte wohl bemerkt haben, daß einer der Musketiere, die ihn umſtanden, und die, wie er wußte, ſeit lange nichts gegeſſen hatten, beſonders ſehnſüchtig nach dem Brot in ſeiner Hand blickte, ſchnell brach er es durch und reichte die Hälfte dem Soldaten mit den Worten: „Da, Kamerad, iß auch!" Man kann ſich den Jubel denken, in den die Soldaten bei dieſem Anblick ausbrachen. Sie umringten ihren glücklichen Kameraden, und ein jeder wollte wenigſtens etwas von dem Brote haben, um es als Andenken aufzubewahren.


LEON POHLE, 1879.
Kaeseberg & Oertel. X.A.

Ludwig Richter, † zu Dresden am 19. Juni 1884. Gemalt von L. Pohle. Das Original im Leipziger Muſeum.

Auf die kurz vor Schluß der Nummer eintreffende Trauerkunde vom Hinſcheiden des trefflichen Meiſters geben wir für heute ſein wohlgetroffenes Bildnis und laſſen ein ausführliches Lebensbild in nächſter Nummer folgen.

Die Redaktion.

Der Wanderer.

Ein Bild aus dem ruſſiſchen Volksleben.

Es iſt nun länger als zwei Dezennien her, daß ich als junger Oberförſter die Forſtakademie Liſſina verließ und dem damaligen Forſtmeiſter des Gouvernements Perm zukommandiert wurde. Ich eilte erſt noch auf ein paar Wochen in mein livländiſches Elternhaus, ließ es mir bei den Eltern und Geſchwiſtern wohl ſein und zog dann frohen Herzens dem fernen Oſten zu. Und wie ſollte ich nicht froh ſein! Lag doch endlich die Schule, lagen doch endlich die leidigen Examina für immer hinter mir, und dem leidenſchaftlichen Naturfreunde winkten wochenlange Wanderungen durch den jungfräulichen Urwald, dem eifrigen Jäger Bären- und Elenjagden!

In Perm fand ich einen überaus liebenswürdigen Vorgeſetzten und bald auch ein Leben, wie ich es mir geträumt hatte. Man war damals eben im Begriff, die ſchier endloſen Urminſchen Wälder im Kreiſe Kungur gewißermaßen forſtlich in Beſitz zu nehmen und außer mir waren noch drei andere junge Förſter damit beſchäftigt, die ungeheueren Waldmaſſen wenigſtens im gröbſten zu vermeſſen und auf die Karte zu bringen. Da wanderte ich denn in der That, begleitet von einem Landmeſſer und einem halben Dutzend Bauern, wochenlang durch den Wald, kampierte in der Nacht am Lagerfeuer und ſtillte den Hunger mit friſch geſchoſſenem Federwild, den Durſt mit einem Trunk aus einem Gebirgsbach. Die Tage waren angreifend, aber doch unbeſchreiblich ſchön. Wenn wir in einem der Seitenthäler der Sylwa genächtigt hatten und die Morgenkühle uns unter dem deckenden Schäfpelz eiſig durchſchauerte — mit welch unbeſchreiblichem Behagen begrüßten wir dann den weißen Bogen am öſtlichen Himmel, der die Sonne verkündete, wie froh ſahen wir dann die Mutter Sonne ſelbſt über dem Waldrand auftauchen! Nie klang mir das Lied der Heidelerche lieblicher, als an ſolchen Morgen, nie atmete meine Bruſt freier und leichter.

So hatten wir es wochenlang getrieben, als wir endlich in dem Dorfe Werchnekedrinsk einkehrten, wo ich mit einem der anderen Herren zuſammentreffen und wo überdies das angeſammelte Material wenigſtens einigermaßen geordnet werden ſollte. Der Abend brach bereits herein, als wir uns dem Dorfe näherten und die weſtliche Bergwand lag ſchon in tiefem Schatten. Ein klares Bächlein rann hier eilig zu Thal und zu beiden Seiten desſelben zogen ſich faſt eine Werſt lang die Häuſer der Einwohner hin. Die Berghalden waren auf beiden Seiten bis zur halben Höhe ihres Waldbeſtandes beraubt und die ſchönen Stämme, die einſt hier ſtanden, waren nun zu den Wänden der Holzhäuſer verwendet oder in die Öfen gewandert, um während des harten Winters jener Gegend die Einwohner vor der grimmen Kälte zu ſchützen. Dieſe Einwohner ſelbſt fanden größtenteils ihr Brot durch die Arbeit auf einem etwa fünf Werſt entfernten Eiſenwerk. An jedem Morgen begab ſich die ganze mannbare Bevölkerung dahin und kehrte erſt am Abend zurück. Die Leute mußten hart und lange arbeiten, waren aber verhältnismäßig gut geſtellt und die ganze Anſiedelung machte einen relativ wohlhabenden Eindruck.

Als wir aus dem Walde traten, bot Werchnekedrinsk ein Bild ländlichen Friedens. Nicht weit von uns weideten ein Paar Pferde an der Berglehne. Sie richteten die Köpfe auf, ſpitzten die Ohren und blickten ſcharf zu uns hinüber; wir erſchienen ihnen aber offenbar nicht gefährlich, wenigſtens ließen ſie die Köpfe wieder ſinken und fraßen weiter. Unten im Dorf, über dem die Schwalben eilig hin- und herflogen, zog eben die heimkehrende Herde durch die Dorfſtraße und die wolfsartigen Spitze des Hirten bellten heiſer hinter ihr her. Vor den Thüren der Häuſer ſtanden die Weiber in Gruppen zuſammen, während die Kinder, ganz oder halb nackt am Bache ſpielten und flache Steine über das Waſſer tanzen ließen. Das Schreien und Lachen der Kinder drang zugleich mit einzelnen Rufen, mit Hundegebell und dem Brüllen der Rinder zu uns herauf. Es war doch ſchön, wieder unter Menſchen zu ſein!

Man hatte mich in der Wohnſtube eines Bauern namens Iwan Kusmin Jewlew einquartiert und mein künftiger Wirt ſtand, als ich mich, geführt von dem Dorfälteſten, dem Hauſe näherte, vor der Thüre desſelben. Es war ein noch ſehr junger Mann von höchſtens fünfundzwanzig Jahren, eine echt groß-ruſſiſche Erſcheinung. Das in der Mitte geſcheitelte blonde Haar verdeckte zum Teil die Stirn, die mehr breit als hoch war. Die blauen Augen blickten mich freundlich aber ernſt an, die Naſe war gerade, die Lippen waren voll ohne wulſtig zu ſein. Ein weicher Vollbart umrahmte das ſympathiſche Geſicht.

Neben ihm ſtand ſein junges Weib. Sie war ihr Mann ins weibliche überſetzt, ja ſie glich ihm ſo ſehr, daß man ſie für ſeine Schweſter hätte halten können. Dem entſprechend ließ ſich denn auch nicht angeben, ob die beiden Knaben, die ſich an ſie ſchmiegten und mich mit großen verwunderten Augen anſahen, mehr der Mutter oder dem Vater ähnlich ſahen.

Ich lebte mich ſchnell ein im Hauſe meiner Gaſtfreunde und ich hatte meine Freude an dem ſich herzlich liebenden Paar. Da von ruſſiſchen Bauern aus der Wildnis hart an der Grenze Aſiens die Rede iſt, ſo brauche ich wohl nicht erſt ausdrücklich zu betonen, daß ihre Liebe ſich nicht in verliebter Wechſelrede äußerte, ihr ganzes Verhalten zu einander war aber von einer Innigkeit durchdrungen, die gerade dadurch, daß ſie ſich nur unbewußt äußerte, den Beobachter beſonders anſprach. Die Leute waren, obgleich ihre Eltern früh geſtorben waren und ſie keine Geſchwiſter hatten, verhältnismäßig wohlhabend, und ſie hatten ſichtlich Freude an ihrem Wohlſtande. Auch waren ſie ſehr viel reinlicher als ihre Dorfgenoſſen und auch das mit Bewußtſein. Der Dorfgeiſtliche rühmte ſeinerſeits ihre aufrichtige Frömmigkeit. Das ſeien echte, rechte Israeliten, die vor dem Herrn wandeln, ſagte er, ganz anders, als ihre unmittelbaren Nachbarn, die, wie er ſehr wohl wiſſe, Ketzer wären und anderen Ketzern — gefährlichen Sektierern — ſolchen Sektierern, die ſogar von der hohen Obrigkeit verfolgt würden — bei Nacht Herberge gewährten.

„Giebt es hier auch ſolche?“ fragte ich.

Der Greis ſchüttelte den Kopf, daß ſeine ſchneeweißen Haarſtränge hin- und herflogen wie die Mähne eines Pferdes. „Konſtantin Feodorowitſch,“ ſagte er, „in unſeren Wäldern gibt es mehr als ein Sektiererneſt, von dem niemand etwas weiß, als die Sektierer ſelbſt. Hat doch der Antichriſt, dem die Verblendeten dienen, ein Affe des wahren Chriſt, wie er es iſt, ſogar ſeine eigenen Mönche und Einſiedler — Gott verdamme ſie — die ihm ſo eifrig dienen, wie nur irgend Rechtgläubige dem wahren Heiland. Und die Beamten des rechtgläubigen Zaren wiſſen das ſehr wohl, aber ſie drücken beide Augen zu und denken: Der Himmel iſt hoch und der Zar iſt weit.“

„Sie glauben, Väterchen, daß gemeingefährliche Sektierer in den Wäldern ihre Klöſter haben?“

„Ich glaube es nicht nur, ich weiß es“, erwiderte der alte Mann heftig. „Meinen Sie denn, daß ich nicht auch weiß, wo die Kinder bleiben, die hier plötzlich aus den Dörfern verſchwinden?“

„Nun, und wo bleiben ſie?“

„Sie werden von den „Wanderern“ geraubt und in den Wäldern geſchlachtet, damit beim Abendmahl des Antichriſt ihr unſchuldiges Blut genoſſen werden kann.“

„Nicht möglich?“

„Das iſt ganz gewiß.“

Der Pope ſpie aus und trat dann das Geſpieene mit dem Fuß in den Sand. „Ihr kennt ſie nicht“, ſagte er nach einer Pauſe, „aber ich kenne ſie. Sie ſind des Satanas Jünger geworden und der Satanas verlangt von ihnen teufliſche Werke. Das iſt ſo.“

Ich war nicht überzeugt, aber ich hütete mich zu widerſprechen.

Als ich nach Hauſe zurückgekehrt war, ſaßen mein Wirt und ſeine Frau — ſie hieß Jefimia Petrowna — vor ihrer Thüre. Ich ſetzte mich zu ihnen und zündete mir eine Papierzigarre an. Die Dämmerung begann eben hereinzubrechen und der Abendſtern ſtrahlte ſchon hell am Himmel.

Ich fragte die beiden, ob ſie auch etwas von den Sektierern wüßten und ob ſie bemerkt hätten, daß ihr Nachbar unheimliche Gäſte beherberge. Sie waren in letzterem Punkt ſehr zurückhaltend und meinten, das ſei nicht ihre Sache. Was aber die „Wanderer“ betrifft, ſo nahm Iwan ſie gewiſſermaßen in Schutz. Eine Wanderung nach dem heiligen Lande, meinte er, ſei notoriſch ein Gott wohlgefälliges Werk und eine Pilgerſchaft zum Kloſter des heiligen Sergius oder zum Höhlenkloſter von Kiew unzweifelhaft auch. Es ſei eigentlich doch nach Chriſti Gebot gehandelt, wenn man

Vater und Mutter, Weib und Kind im Stiche ließe und ihm nachfolgte. Er aber habe keine Stätte gehabt, wo er ſein Haupt niederlegen konnte.

„Nun, was würdeſt du denn dazu ſagen, Jefimia Petrowna“, ſagte ich, „wenn dein Iwan eines Tages nach dieſen Grundſätzen handelte und davon ginge, um nie wiederzukehren?“

Jefimia lachte, daß ihre weißen Zähne nur ſo ſchimmerten. „Da iſt mir nicht bang, Herr“, erwiderte ſie.

„Das iſt nichts für unſer einen, Herr“, lenkte Iwan ein, „das können nur die großen Männer Gottes thun.“

„Ich meine auch“, erwiderte ich, „daß du Gott am beſten dienſt, wenn du bei Weib und Kindern bleibſt und für ſie ſorgſt.“

Jefimia blickte zwar lächelnd, aber, wie mir ſchien, doch mit einer gewiſſen Spannung auf ihren Mann. Dieſer blieb ganz ernſt und ſchwieg.

Ein kalter Wind blies von den Bergen, ſo daß mich fröſtelte. Ich ſtand auf und ging ins Zimmer.

Nach einigen Tagen brach ich wieder auf. Als ich mich von dem Ehepaar verabſchiedete, ſagte ich lächelnd: „Nun, Iwan, wenn ich im Herbſt wiederkomme, finde ich dich doch hoffentlich noch bei den Deinigen?“ Iwan blickte mich mit ernſten Augen an und verzog keine Miene. Ich ſchlug ihm vertraulich mit der Hand auf die Schulter und ging davon. Als wir die Berghöhe erklommen hatten, blickte ich mich noch einmal um. Die Strahlen der Morgenſonne, die eben über die Bergwand ſchienen, fielen hell auf das Haus, vor dem die beiden noch ſtanden und, wie mir ſchien, mir nachblickten. Ich hatte das Gefühl, als ob ich etwas ſehr Taktloſes gethan hätte, und ich wurde es ein paar Tage lang nicht los, obgleich ich ſelbſt darüber lächeln mußte. Wenn ich am Lagerfeuer abends die Augen ſchloß, ſah ich wieder Iwans ernſte Augen forſchend auf mich gerichtet und am Morgen war es nicht anders, bis endlich die Zeit das Ihrige that und Iwans Bild in jenen geheimnisvollen Abgrund verſinken ließ, aus dem die Eindrücke der Vergangenheit ſpäter ſo wunderbar wieder auftauchen.

Ich kam im Herbſt nicht wieder nach Werchnekedrinsk und auch im folgenden Jahre nicht. Erſt als ich zwei Jahre ſpäter Perm wieder verließ, ſagte ich mir, daß mein Weg mich wieder dorthin führen würde. Das peinliche Gefühl, mit dem ich damals Werchnekedrinsk verlaſſen hatte, war jetzt ganz verſchwunden und ich konnte nur darüber lachen, daß es mich einſt ſo gepeinigt hatte. Was wohl der Pope ſagen würde, dachte ich, wenn ich ihm erzählen würde, daß ich ſeinen „frommen Israeliten“ in Verdacht hätte, ein „Jünger des Antichriſt“ werden zu wollen?

Es war ein kalter, windiger Tag, als ich mich diesmal Werchnekedrinsk näherte. Schwere Wolken jagten am Himmel hin und entluden ſich von Zeit zu Zeit in kurzen Regenſchauern, die faſt ebenſoviel Hagelkörnchen enthielten wie Regentropfen. Die Bergwand war ſo ſchlüpfrig, daß wir uns beim Niederſteigen nur durch unſere Stöcke vor dem Ausgleiten ſchützten. Der Bach im Thal war angeſchwollen und ſein ſonſt ſo durchſichtiges Waſſer von gelber, lehmiger Farbe. Ich ſchickte meine Leute voraus zum Dorfälteſten und begab mich ſelbſt zu Iwan. Ich wollte ihn bitten, mich auch für den Fall, daß man mir ein anderes Quartier angewieſen hätte, zu beherbergen.

Als ich das Haus betreten hatte, ſtieß ich gerade auf Jefimia, die in dem Hausflur Holz ſpaltete. Sie ließ das Beil ſinken und ſah mich mit großen Augen an. Wie war ſie verändert! Abgehärmt, mager, die Augen tief in den Höhlen ſtand ſie vor mir. „Jefimia!“ rief ich erſchreckt. Das Weib fiel vor mir nieder, umfaßte meine Kniee und ſchluchzte laut. Ich ſuchte ſie vergeblich aufzurichten. „Was haſt du, Jefimia“, fragte ich, „iſt Iwan tot?“ Sie ſchüttelte den Kopf. „Die Kinder?“ Wieder ein Kopfſchütteln. „Was iſt es denn? Sprich!“ Da ſprang das Weib auf und ſtieß ein Gelächter aus, ſo grell und gellend, daß mir das Herz ſtill ſtand. „Er iſt ein Wanderer geworden“, ſchrie ſie.

Allmählich erfuhr ich das Folgende. Iwan hatte ſich von dem Nachbar verleiten laſſen, an den ketzeriſchen Gottesdienſten teilzunehmen, die in des letzteren Hauſe bei nächtlicher Weile abgehalten wurden. Sie hatten es ihm angethan und er hatte verlangt, daß auch Jefimia ſich an ihnen beteiligen ſollte. Sie hatte ſich geweigert und ihn beſchworen, auch ſeinerſeits den Verſammlungen fern zu bleiben. Vergeblich, das Unglück ging ſeinen Gang. Iwan weigerte ſich bald, die Gottesdienſte in der Kirche ferner zu beſuchen und als der Pope ihn an ſeine kirchlichen Pflichten mahnte, entquollen ruchloſe Reden ſeinem Munde. Er erklärte, die wahrhaft rechtgläubige Kirche beſtehe nur noch unter denen, die unſtät und flüchtig durch die Welt ſchweiften. Das, was als Kirche gelte, ſei nur die Gemeinſchaft der Jünger des Antichriſt. Ebenſo ſei der Staat nur das Reich des Satanas und der Zar des Teufels oberſter Diener. Noch an demſelben Abend hatte Iwan einen Sack über die Schultern geworfen, einen großen Stock ergriffen und war ſo vor ſein Weib getreten. „Willſt du mir folgen und mit mir eine Wanderin Chriſti werden oder nach wie vor eine Dienerin des Böſen bleiben?“ hatte er gefragt. Vergeblich beſchwor ihn Jefimia, ſie nicht zu verlaſſen, er ſtieß ſie zurück und eilte davon.

Seitdem hatte man nichts mehr von ihm vernommen und auch die Nachbarn waren und blieben ſeit jenem Tage verſchollen. Die arme Jefimia aber wurde von einer entſetzlichen Angſt verzehrt: ſie fürchtete, Iwan könne ihr ihre Kinder rauben, um ſie beim „Abendmahl des Antichriſt“ als Opfer darzubringen. Ich glaubte nicht an das „Abendmahl des Antichriſt“ und die damit angeblich verbundenen Kinderopfer, aber ich bemühte mich vergeblich, meinen Unglauben auf Jefimia zu übertragen. Sie holte die beiden Knaben herbei und wiederholte in ihrer Gegenwart zum tauſendſtenmal das Gelübde, daß ſie ſie nicht einen Augenblick aus den Augen laſſen würde. Die Kinder ſahen verſchüchtert, ſonſt aber geſund und blühend aus.

Ich wohnte bei Jefimia und ich freute mich zu ſehen, daß das Hausweſen nicht zurückging. Der Pope nahm ſich der vereinſamten Frau eifrig an und wußte auch die Gemeinde für ſie zu intereſſieren. Trotzdem fehlte jene Ordnung, die eben nur unter den Augen des Wirtes gedeihen kann, und als ich ſchied, konnte ich des armen Weibes nur mit herzlicher Teilnahme gedenken.

Es war drei Jahre ſpäter, als mich mein Beruf im Herbſt nach Niſchneſaldinsk im Kreiſe Werchoturje führte. Dieſer Kreis, der von der bereits zum Obgebiet gehörenden Tura durchfloſſen wird, liegt thatſächlich ſchon in Aſien, wird aber noch zu Europa gerechnet. Wir hatten eine Elenjagd veranſtaltet und ich hatte mich verirrt. Das war nun gerade kein Unglück, denn ich hatte meinen Kompaß bei mir, aber immerhin recht fatal, denn am Abend regnete es in Strömen, ſo daß ich, ehe ich mir ein Lager zurecht gemacht hatte, bis auf die Haut durchnäßt war. Endlich aber fand ich eine Niſche in einer Felswand, die hinreichend tief war, um mich vor dem Regen zu ſchützen. Bald qualmte vor derſelben ein tüchtiges Feuer und ſo ließ es ſich denn ſchon zur Not bis zum folgenden Morgen aushalten.

Da ich es nicht wagte, mich ganz dem Schlaf zu überlaſſen, ſo hatte ich eine ſitzende Stellung beibehalten und „nickte“ nur, wie man zu ſagen pflegt. Da weckte mich das Knacken von Äſten. Ich griff ſchnell nach meiner Büchſe und richtete mich auf. Gleich darauf trat eine Geſtalt in den Lichtkreis des Feuers, aus der ich im erſten Augenblick nicht recht klug wurde. War es ein aufgerichteter Bär oder ein Menſch? „Wer geht da?“ rief ich, die Büchſe im Anſchlag.

„Im Namen Jeſu Chriſti, Amen!“ ſprach eine Stimme, die mir merkwürdig bekannt vorkam. Immerhin war die äußerſte Vorſicht geboten, denn in jener Gegend wimmelt es von ſibiriſchen Flüchtlingen, die ſich nach Rußland durchzuſchleichen ſuchen.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte ich, die Büchſe immer noch ſchußbereit im Arm.

„Ein armer Jünger Jeſu Chriſti, ein Wanderer gleich ihm,“ war die Antwort.

Ein Wanderer! und dieſe Stimme!

„Iwan!“ rief ich, „Ihr ſeid Iwan!“

„Nun nicht mehr Iwan, nun Nikolai“, war die Antwort, „aber einſt, in der Welt, da hieß ich Iwan.“

Ich ſtellte die Büchſe bei Seite und Iwan-Nikolai ſchritt an dem Feuer vorüber und trat neben mich. Er war barhäuptig und das Waſſer troff aus dem zottigen Haupthaar und Bart, aus den Lumpen, mit denen er bekleidet war. Ein ſtarker, muffiger, höchſt unangenehmer Geruch ging von ihm aus.

Als er neben mir ſtand, ſchob er die Knöchel des Zeige- und großen Fingers ſeiner Rechten in den Mund, ſpreizte ſie aus und pfiff laut und gellend. Ich griff unwillkürlich wieder nach meiner Büchſe, aber mein Nachbar beruhigte mich durch ein kurzes: „Fürchtet nichts, Herr!“ Gleich darauf erblickte ich eine Miniaturausgabe von Iwan, ein kleines Weſen, das ganz ſo zottig und unheimlich ausſah wie er ſelbſt. Ich erſchrak heftig. War das einer der Knaben Jeſimias? Und wo war der andere geblieben?

Der Wanderer ſchürte das Feuer, daß es hell aufloderte, und nahm dann ohne weiteres neben mir Platz. Auch der Knabe ſetzte ſich, und da der Regen ihm den Schmutz von den Wangen gewaſchen hatte, erkannte ich ihn. Er war in der That einer meiner kleinen Lieblinge.

„Ihr hättet wenigſtens das Kind zu Hauſe laſſen ſollen, Iwan“, ſagte ich.

Der Wanderer ſchüttelte den Kopf. „Soll ich es ruhig anſehen, daß ſie mein Kind in des Satans Reich erziehen?“ fragte er.

„Und wo iſt der andere Knabe?“

„Er weilt noch unter den Kindern des Antichriſt. Sie haben ihn fortgeſchafft, der Baalspfaffe und die Dirne, ſeine Mutter, aber ich werde auch ihn finden, wie ich dieſen fand.“

„Und Ihr wandert nun unſtät und flüchtig durch die Welt?“

„Unſtät und flüchtig, wie einſt Jeſus von Nazareth, unſer Erlöſer.“

„Aber wovon lebt Ihr? Wie verbringt Ihr den Winter?“

„Es gibt Jünger Jeſu von zweierlei Art“, war die Antwort. „Die einen leben bereits jetzt nach ſeinem Gebot und wandern durch die Welt als die Pilgrime auf Erden; die andern leben noch unter den Kindern des Antichriſt, aber ſie vermiſchen ſich nicht mit ihnen und ſie haben gelobt, daß, wenn der Ruf an ſie ergeht, auch ſie bereit ſein werden, den Wanderſtab in die Hand zu nehmen. Dieſe ſind es, die uns mit Nahrungsmitteln verſehen und bei ihnen finden wir Unterſchlupf in der ſchlimmſten Winterszeit.“

„Iwan-Nikolai“, ſagte ich zögernd, „wißt Ihr auch, was euch das Volk nachſagt — ich meine inbezug auf euer Abendmahl?“

„Ich weiß es, Herr. Die Diener des Antichriſt ſind es, die dieſe Lügen verbreiten. Wenn wir uns Kinder aus den Dörfern holen, ſo geſchieht es nicht, um ſie zu töten, ſondern um ſie zu lebendigen Jüngern Jeſu zu machen. Nicht?“

Mit dieſem „nicht?“ wandte ſich Iwan zu ſeinem Knaben, der ihn, während er ſprach, mit großen Augen ernſthaft angeblickt hatte. Das Kind nickte.

„Nein“, fuhr Iwan mit Nachdruck fort, „dieſer hier ſoll mir nicht in das Reich des Belial. Sie ſollen ihm nicht den Bart ſcheren, kein Beamter ſoll ſeinen heiligen Namen in ein Buch eintragen, niemand eine Steuer von ihm erheben. Gleich dem Heilande ſelbſt und ſeinem ſündhaften Vater — dem Gott gnädig ſei — ſoll er wandern, bis Gott ihn abruft aus dieſem verderbten Leben zur ewigen Seligkeit. Und nun laſſet uns beten!“

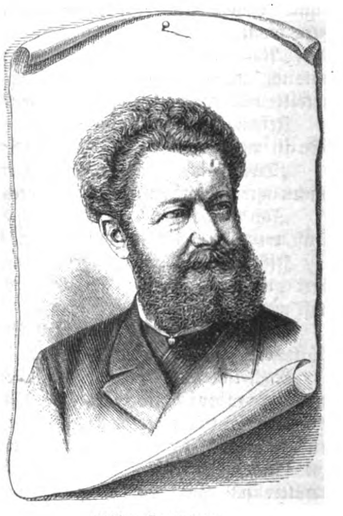
Die beiden wandten die Geſichter zur Wand und ihr eintöniges Gemurmel bewirkte, daß ich, todmüde wie ich war, bald in feſten Schlaf verfiel. Als ich erwachte, war bereits die Sonne aufgegangen. Iwan reichte mir ein kleines Stückchen Brot. Es war von ſehr ſchlechter Beſchaffenheit, faſt ſchimmelig, aber ich verſpeiſte es mit Vergnügen. Dann brachen wir auf und nach zwei Stunden kamen wir an einen Bach, den ich kannte. Noch einmal drückte ich Iwan die Hand und legte die Hand auf die Mähne des Knaben, dann kehrten ſie mir den Rücken zu und verſchwanden gleich darauf im dichten Unterholz. Ich habe nie wieder von ihnen gehört.

Konſtantin Bulling.

Philipp GrotJohann.

Der Zeichner des hübſchen Bildes „Verbotener Weg“, welches die dieswöchentliche Nummer ſchmückt, iſt unſern Leſern kein Unbekannter. Philipp GrotJohann iſt einer der älteſten Freunde des Daheim, und dasſelbe verdankt ihm manche tüchtige Zeichnung. Als vor einem Jahre die Nachricht durch die Blätter lief, er ſei in Soden plötzlich geſtorben, betrauerten wir ihn aufrichtig und freuten uns um ſo herzlicher, als er uns bald darauf ſelbſt melden konnte, daß der Tod noch einmal an ihm vorübergegangen ſei. Möge ſich auch bei ihm die gute Bedeutung erfüllen, welche der Volksglaube an ſolche unrichtige Meldungen knüpft. Es wäre vergeblich, unſern Leſern, die ein berechtigtes Intereſſe an den Perſonen der Künſtler nehmen, welche uns mit den Früchten ihrer Kunſt erfreuen, die reich angelegte, urkräftige, lebenſprudelnde Perſönlichkeit GrotJohanns ſchildern zu wollen. Er iſt eins der friſcheſten Elemente der Düſſeldorfer Künſtlerſchaft, voll von Humor und Enthuſiasmus, ſtets bereit, wenn es gilt eins jener berühmten Künſtlerfeſte zu ſchmücken und geſtalten zu helfen, in welchen die freundliche Malerſtadt ſo groß iſt. Dabei iſt er ein tüchtiger Kenner der Gotik und Renaiſſance, ein geſchickter Aquarelliſt und Radierer und einer der wenigen Maler, welche noch die Kunſt des ſtrengen Zeichnens verſtehen, weshalb er auch einer unſerer beſten und geſuchteſten Illuſtratoren iſt.

Über ſeinen Lebensgang entnehmen wir dem Müllerſchen Biographiſchen Künſtlerlexikon folgende Angabe: „Philipp GrotJohann, Zeichner und Illuſtrator, geb. 27. Juni 1841 zu Stettin, wo er ſich anfangs dem Maſchinenbau widmete und als Schloſſerlehrling und Geſelle in der Fabrik „Vulkan“ arbeitete. 1861 bezog er das Polytechnikum in Hannover, wo er der Kunſt näher geführt wurde und durch Vermittlung von Cornelius es durchſetzte, nach Düſſeldorf zu gehen. Hier verbrachte er, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthaltes in Antwerpen (1867), die nächſten Jahre und wählte nach Sohns Tod (1867) Laſch zu ſeinem Lehrer. Das Illuſtrieren, welches er ſchon früher angefangen, ſetzte er hier fort und ſtattete Schiller, Goethe, Leſſing und andere Dichter für die Klaſſikerausgabe der Groteſchen Buchhandlung in Berlin mit vielen Bildern aus, die von gründlichem Verſtändnis der Dichter und von der Gabe glücklicher Charakteriſtik zeugen. Dazu kommen mancherlei Arbeiten kunſtgewerblicher und dekorativer Art, ſowie Wandmalereien figürlichen Inhalts in Düſſeldorf, Bochum u. a. O.“ Wir können ergänzend hinzufügen, daß er auch an der Hallbergerſchen Schiller- und Goetheausgabe hervorragenden Anteil hat; außerdem ſtattete er die Robert Koenigſche Überſetzung von Walter Scotts ſchönſten Romanen mit Zeichnungen aus, die durch ihre Echtheit im Koſtüm und Zeitkolorit wertvoll ſind.



Philipp GrotJohann.

Torilde von Tornau.

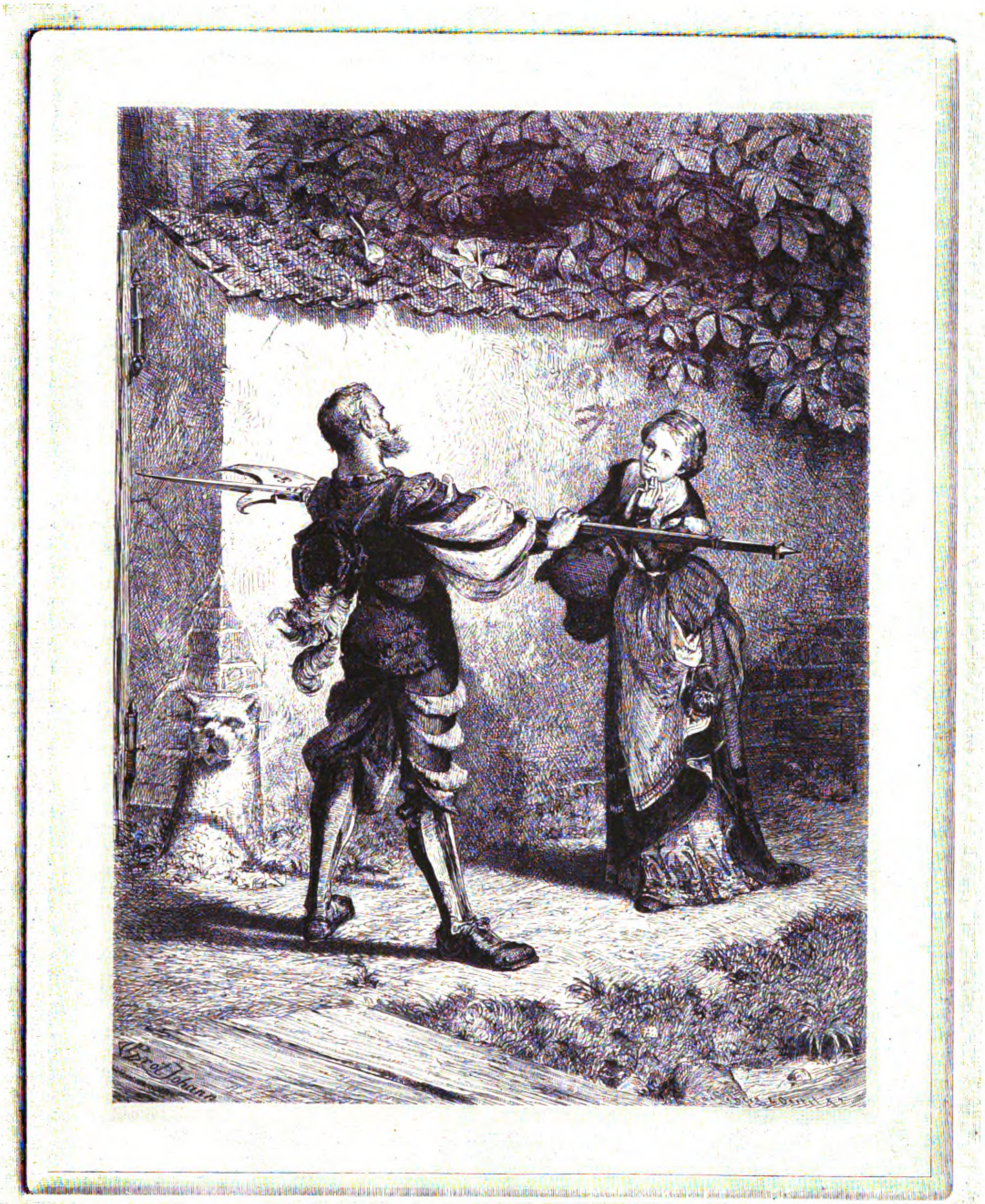
Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

(Fortſetzung).

Neuntes Kapitel.

Niemand war fröhlicher als der Junker, der noch im Laufe des Tages dieſe Botſchaft vernahm. Kannte auch kein Menſch, da der Amtmann nicht ein Wort verlauten ließ, den Grund dieſes ſonderbaren Zuſtandes des Schultheiß, ſo ahnte doch dem Junker, daß der Amtmann, wie er geſagt, ein gewaltiges Wort geſprochen haben müſſe. Der nächſte Tag gewährte eine noch größere Sicherheit. Der Junker erfuhr durch ſeinen neuen Freund, den Gerichtsſchreiber, daß in der Stadt die Flucht der Schweſtern und der Raub von Torilde ſo gut wie vergeſſen ſeien und das Geſpräch ſich ganz allein um den Schultheiß drehe, von dem man allgemein ſagte, daß er, wie dies auch richtig war, den Amtmann zum Zuge nach Schnaditz gedrängt habe. Die gänzliche Fruchtloſigkeit des letzteren Unternehmens gab der Bevölkerung den Beweis, daß der Amtmann alles im voraus gewußt und er den Zug nur unternommen, um den Beweis zu liefern, daß der Schultheiß, der ſich in alle Angelegenheiten miſchte, nichts verſtehe und auf total falſchen Wegen ſei. Nicht mit Unrecht ſchloß man weiter, daß der Amtmann dem Andrängen des Schultheiß nachgegeben, um ſich denſelben ein für allemal von der Seite zu ſchaffen. Die Entfernung des Amtmanns von der Linde zu Schnaditz und ſeine Äußerungen zu der auf der Wieſe zurückgebliebenen Maſſe deutete man ebenfalls zu des Amtmanns gunſten und ſah daran nichts anderes als den wohlgelungenen Verſuch, den Sturm auf Schnaditz als möglichſt



Verbotener Weg.

Nach der Radierung Ph. Grot Johanns aus dem Verlage der Geſellſchaft für vervielf. Kunſt in Wien.

gefährlich hinzuſtellen, ſich dann heimlich zu entfernen und den Schultheiß als eigentlichen Urheber des ganzen Unternehmens dem allgemeinen Spotte Preis zu geben. Der Amtmann ſah und merkte ſehr bald, wie die Angelegenheit ſtand. Teils erfuhr er die Stimmung der Bürger durch ſeinen Schreiber, teils machte er ſeine perſönlichen Erfahrungen. So ging er andern Tages mit ſtolzem Schritte und lächelnd durch die Gaſſen. Er ſah es gar nicht ungern, wenn er um die Vorfälle vor dem Schnaditzer Schloſſe befragt wurde. „Da müßt ihr euren Schultheiß fragen,“ entgegnete er dann luſtig, „der hat das Raubneſt ganz allein geſtürmt, er iſt ſehr klug und ſehr tapfer!“ Dieſe ſtehende Antwort trug ihm reichliche Früchte. Das Gewicht der Lächerlichkeit laſtete auf dem Schultheiß ganz allein und der gelbe Kerker, den ihm der in amtlichen Sachen durchaus keinen Spaß verſtehende und überall als in hohem Grade energiſch und rückſichtslos bekannte Amtmann in ſichere Ausſicht geſtellt hatte, hinderte ihn an jeder Aufklärung.

So hatte ſich der Gerichtsamtmann ſeines gefährlichſten Gegners entledigt, aber auch der Junker ſah zu ſeiner großen Freude ein, daß er den ſchlimmſten Feind, den er und ſeine Schützlinge beſaßen, urplötzlich verloren hatte. Der Gewinn war um ſo ſicherer, als der Schultheiß offenbar die klügſte Perſon der ganzen Bürgerſchaft geweſen war.

Aber mit dieſer Freude verband ſich ſehr bald eine tiefe Trauer. Urſel und Margret waren von allem in Kenntnis geſetzt. Vor dem Gerichtsamtmann fürchteten ſie ſich nicht mehr, weil ſie der ſehr richtigen Überzeugung waren, daß derſelbe ſie zum zweitenmale in Schnaditz nicht ſuchen werde. So erklärten ſie dem Junker, daß ihr Verbleiben auf Burg Duben ſein Ende erreicht habe und ſie in der nächſten Nacht nach Schnaditz überſiedeln würden. Der Junker begriff, daß die Mädchen darin völlig recht hatten, daß ſie nicht länger, als die Not ſie drängte, mit ihm auf Burg Duben verbleiben wollten. Die zweitnächſte Nacht wurde zur Kahnfahrt verabredet, und der Junker ging ſchon in früher Morgendämmerung zum Ufer herunter, um das ſeit langer Zeit nicht gebrauchte Boot vom Waſſer zu ſäubern und in den Ritzen zu verſtopfen.

Noch lag alles in der Stadt in tiefem Schlafe, ein undurchdringlicher feiner Nebel ſchwebte über dem Strome und hüllte Stadt und Burg in tiefen Schleier ein. Der Junker hatte den Kahn auf den Kies gezogen und mühte ſich jetzt vergebens ab, das ſchwere Fahrzeug umzuſtürzen, um es des eingedrungenen Waſſers zu entledigen.

„Soll ich Euch helfen?“ fragte eine freundliche Stimme.

Der Junker ſah erſchreckt auf. „Ihr ſeid hier, Herr von Schlieben, ich hätte Euch wirklich am wenigſten vermutet!“

„Das glaube ich wohl,“ entgegnete dieſer, „Ihr verließet Euch zu feſt auf Euer Schwert und waret der Meinung, daß Ihr mich zur Unterwelt geſendet hättet!“

„Das nicht, ich wußte, daß Ihr geheilt waret, und Ihr könnt es mir auf mein Wort glauben, ich haſſe die verzweifelte Stunde — —“

„Ich glaube es Euch gern, ein Mißverſtändnis — —“

„Ja, ein Mißverſtändnis!“ — —

Das Geſpräch drohte in ernſtliches Stocken zu geraten, da den beiden jungen Männern die Erinnerung noch zu neu war. „Was macht Ihr eigentlich hier?“ ſagte dann Herr von Schlieben.

„Ich will das Boot ſtopfen.“

„Wozu? der Fiſchfang iſt vorbei!“

Der Junker ſchwieg. Sollte er es ſagen, daß er in der folgenden Nacht das dem Herrn von Schlieben verſprochene Mädchen nach Schnaditz fahren wollte? Er wußte es nicht. „Es iſt leck, wie Ihr ſeht, Herr von Schlieben; doch wie kommt Ihr zu ſo früher Stunde hieher? Ich hörte, Ihr jagtet in den Wäldern, habt aber kein Jagdzeug bei Euch!“

„Ich wollte zu Euch. Mit Euch reden, nur wenige Worte. Ich komme ſo früh, daß kein Menſch mich ſieht. Vielleicht, man kann es ja nicht wiſſen, iſt es am beſten, wenn es niemand erfährt, daß wir zuſammen geſprochen.“

„Redet, Herr von Schlieben, ich bin bereit, Euch Antwort zu geben.“

„Gut, es freut mich, daß Ihr ſo ſprecht. So ſagt mir, wenn Ihr es wißt, wo ſind Margret und Urſel von Schnaditz?“

Der Junker ſchwieg wieder betroffen, er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf ſtieg.

„Ich will Euch auch ſagen, wie ich zu der ſonderbaren Frage komme und warum ich mich an Euch wende. Seht, man erzählt unter den Leuten auf Tiefenſee ſonderbare Geſchichten! Man ſpricht von einem Angriffe, der von den Bürgern der Stadt auf Schnaditz gemacht ſei, um der Jungfrauen habhaft zu werden, gegen welche unter der albernen Beſchuldigung der Zauberei ein Arreſtbefehl vom Juſtizkollegium erlaſſen ſei. Man erzählt weiter, Torilde von Tornau ſei geraubt und ein gleiches Schickſal hätte die Schweſtern von Schnaditz ereilt.“

„Das iſt wahr und wieder nicht wahr.“

„Erklärt Euch deutlicher, Herr von Kyniz, ich verſtehe Euch nicht!“

„Die Schweſtern von Schnaditz ſind frei, ſie ſind oben bei mir auf der Burg.“

„Bei — Euch — oben — auf der Burg? Meine Verlobte — in Euren Händen?“

„Eure Verlobte? Der Vater mag ſie Euch verſprochen haben, von dem Mädchen habt Ihr das Jawort nicht erhalten!“

„Ihr wißt gut Beſcheid, Herr von Kyniz, ich ſehe, Ihr habt fleißig hinter meinem Rücken gewirkt, wißt Ihr auch, was Ihr gethan? Wenn Ihr irgend dazu beigetragen habt, daß die Jungfrau ſich jetzt auf Burg Duben befindet, wißt Ihr, daß ſie mein Eigentum iſt, und erinnert Ihr Euch aus den Vorträgen auf der Hochſchule her, wie man denjenigen nennt, der eine Sache mit Gewalt ſich rechtswidrig zueignet?“

„Hölle und Teufel, Herr von Schlieben!“

„Schreit wie Ihr wollt, hier hört Euch niemand anders als ich und glaubt mir das eine, Herr, ich bin fortan nicht nur taub für Beleidigungen, die mir durch ein Wort zugefügt werden; ich gebe auch keine Genugthuung mehr, wenn ich andere kränke!“

„Das iſt ja ſehr ritterlich von Euch, wahrhaftig!“

„Mögt Ihr es nennen, wie es Euch beliebt, mir iſt es gleichgültig! Aber es würde mich freuen, wenn Ihr einen Augenblick mir noch ſchenken wolltet! Ich will Euch nur noch eine Erklärung meiner Worte geben, die Euch mit Recht ſonderbar erſcheinen müſſen. Seht, Herr von Kyniz, ich bin über die Jahre hinaus, in denen man Beleidigungen ohne weiteres mit Blut abwäſcht, es war das letzte Mal in meinem Leben, als ich mich Euch gegenüber ſtellte. Ihr habt mich heimgeſchickt und nur meiner ſchweren Wunde habe ich es zu danken, daß mich der Herzog begnadigt hat. Nun frage ich Euch, was haben wir beide erzielt, daß wir uns gegen die Geſetze auf Leben und Tod geſchlagen? Ich die Wunde in der Bruſt, Ihr jenen Turm und vielleicht noch etwas viel Schlimmeres! Wäre es nicht weit beſſer geweſen, wenn ein klarer Blick in die Vorgänge, wenn ein herzliches Wort an deſſen Stelle getreten wäre, was wir gethan?“

Der Junker ſchwieg finſteren Blickes, aber mit ungeduldiger Gebärde.

„Wartet nur einen Augenblick, ich bin gleich fertig! Ich weiß, daß ich bei Euch auf einen entſchiedenen Gegner meiner Anſicht treffe. Aber das kümmert mich nicht. Ich will Euch mit ruhigem Worte eine Erklärung deſſen geben, was ich geſagt habe. Glaubt mir, Herr von Kyniz, wir kommen damit am weiteſten!“

„Erſt beleidigen, dann entſchuldigen,“ lachte der Junker höhniſch.

„Beleidigen, habe ich Euch wirklich beleidigt?“

„Ihr ſcheint ein ſehr kurzes Gedächtnis zu haben und ganz zu vergeſſen, daß man den, welcher mit Gewalt eine Sache ſich rechtswidrig zueignet, einen Räuber nennt!“

„Freilich, freilich, ſeid Ihr doch ein Räuber.“

„Herr von Schlieben, es ſchützt Euch wahrlich nur die Wunde, die Ihr in der Bruſt tragt, ſonſt — —“

„Gemach, Herr Junker, mich ſchützt noch etwas anderes, wißt Ihr, was das iſt? Die Wahrheit, die reine unverfälſchte Wahrheit! Erzählt mir doch, wer unter Anwendung von Gewalt Torilde von Tornau, wer unter Eröffnung einer verſchloſſenen Thür Urſel und Margret von Schnaditz dem Amtmann entführt und ſagt mir dann auf Euer Wort als Edelmann, ob dieſe beiden Thatſachen einem Raube nicht ähnlich ſehen, wie ein Ei dem anderen!“

Sprachlos blickte der Junker ſeinen Gegner an.

„Warum ſprecht Ihr denn nicht, Junker? Hab' ich Euch wiederum beleidigt? Denkt Ihr, daß es für mich, der die Verhältniſſe kennt, ſehr ſchwer war, Euren heimlichen Schlichen auf die Spur zu kommen? Glaubt Ihr, daß es einen anderen Menſchen auf Gottes Erdboden gibt, der dieſe Thaten vollbringen konnte, als — Ihr oder ich? Nun ſeht, ich bin es, wie Ihr es am beſten wißt, nicht geweſen, darum ſeid Ihr der Räuber und kein anderer!“

Der Junker blickte den Herrn von Schlieben an und gewahrte ſehr bald in deſſen dunkelm Auge einen Blick ſo gewinnender Freundlichkeit, daß er im Augenblicke den hoch aufgeloderten Zorn vergeſſen hatte.

„Herr von Schlieben,“ ſagte er endlich, „es iſt wahr, ich bin der Räuber.“

„Seht Ihr wohl, warum habt Ihr das nicht gleich geſagt? und nun will ich Euch auch endlich mitteilen, weshalb ich in ſo früher Morgenſtunde zu Euch komme. Ihr habt Margret befreit, behaltet ſie für Euer Leben und wenn Ihr einen Bundesgenoſſen braucht, da Euer Freund krank liegt, ſchickt zu mir, Ihr könnt auf mich zählen!“

Margrets Wort hatte ſich erfüllt.

Sprachlos, überwältigt von Freude und Wonne ſtand der Junker vor dem Herrn von Schlieben, deſſen Hand er ergriffen hatte und warm drückte. Dieſer blieb ernſt aber freundlich wie bisher, wenn auch ruhig und ſtill. Höher war die Sonne geſtiegen. Der Junker hatte alles erzählt, der Herr von Schlieben rüſtete ſich zum Aufbruch.

„Lebt wohl, Junker,“ ſagte er leiſe, „Gott hat Euch wunderbar bisher geführt, vertraut ihm, er wird Euch nicht verlaſſen!“

Der Herr von Schlieben hatte ſich ruhigen Schrittes entfernt, der Junker ſtand unbeweglich und ſah ihm nach, der im Gebüſche verſchwand. Da brach die Sonne aus den Wolken hervor, der Morgenwind ſcheuchte den Nebel vor ſich her. Lange Streifen flogen über die herbſtliche Aue. Der Junker ſah die Schatten kommen und ſchwinden, ſah der Sonne leuchtenden Strahl und dachte an ſein Leben und ſeine Liebe. Dunkle Wolken hatten ihn umfangen gehalten, ſeine reine Liebe zu Margret begann ſie zu verſcheuchen.

Der Junker machte ſich jetzt ernſtlich an die Arbeit und nach Verlauf einer Stunde hatte er das Boot wieder in Stand geſetzt. Kein Tropfen Waſſer drang durch die Bretter, als er es in den Fluß herunter ſchob. Er eilte jetzt herauf zur Burg und im Zwinger traf er die beiden Schweſtern. Schon von weitem rief er Margrets Namen und eilte auf ſie zu, ihr die Erlebniſſe des frühen Morgens erzählend. Freundlichen Blickes und mit dem ſchönen Kopfe nickend hörte ſie die Mitteilungen an, die ſie ihm ja alle vorhergeſagt und die ihr vorkamen, wie eine alte bekannte Geſchichte. Nach einer Weile wandten ſich die beiden Liebenden zu Urſel, die an das Geländer getreten war und die reifenden Trauben betrachtete. Helle Thränen netzten die Wangen des Mädchens, floſſen ſie ob der Freude der Schweſter oder über den Kummer der eigenen Seele? Wer wollte es jetzt entſcheiden?

Urſel und Margret waren am ſpäten Abende nach Schloß Schnaditz zurückgekehrt, in der Burg zu Duben herrſchte tiefe Ruhe. Auch in der Stadt war es ſtill geworden. Der Schultheiß ſchwieg und ging, ohne ſich um die Angelegenheiten des Gerichtes zu bekümmern, ſeinem bürgerlichen Gewerbe nach. Wenn er auch die Zähne oft vor Wut darüber zuſammenbiß, daß er nicht mehr reden durfte, wie er wollte, ſo ſah er doch auf der anderen Seite ſehr gut ein, daß die Bevölkerung ſowohl an der alten Lieſel, als an der Burg zu Duben und dem Schloſſe von Schnaditz das Intereſſe ſehr ſchnell zu verlieren begann. Gleichgültigkeit gegen andere kennzeichnete das ganze Land nach den grenzenloſen Drangſalen des Krieges, vor allem aber die Städte, in denen noch außerdem die alte Krankheit von neuem ihr ſchreckliches Weſen getrieben und einen Egoismus erzeugt hatte, der alles andere um ſich her bald vergeſſen ließ.

So verging ein Tag nach dem anderen und ſchon war die Zeit eigentlich abgelaufen, daß der Junker die Rückkehr des Freiherrn von Tornau und ſeiner beiden Begleiter erwartet hatte. Sehnſüchtig den Fluß hinauf blickend ſaß er eines Tages an ſeinem Fenſter, als in raſchem Trabe ein Reiter ſich nahte, den der Junker, als er näher kam, ſehr bald für einen herzoglichen Landreiter, welche damals die Befehle der Höfe und der Gerichte durch das Land trugen, erkannte.

Dem Junker pochte das Herz gar gewaltig. Glück oder Unglück konnte der Bote mit ſich tragen, Tod und Leben konnten ſeine Briefe enthalten. So erregt er war, ſo dachte er doch nur zunächſt an Margrets und ihrer Schweſter Geſchick, dann aber an die kleine Torilde und an ſich und den Spruch, der ihn erwartete, zuletzt. Da lenkte der Reiter, nachdem er mit einem Knaben geſprochen, den Schloßweg herauf und der Junker ſprang ihm entgegen. In dem großen Briefe, den der Landreiter ihm jetzt reichte, erkannte er auf den erſten Blick die Hand des Freiherrn. Derſelbe kündigte mit einigen freundlichen Worten ſeine Rückkehr in den nächſten Tagen an. Dann ging der Brief zu einer trüberen Färbung über. Es ſtand darin, daß der Herzog nur teilweiſe für die Jungfrauen von Schnaditz Abolition erteilt, daß das Gericht aber entſcheiden ſollte gegen ſeine eigne Tochter Torilde. Was den Junker ſelbſt betraf, ſo waren es der Worte nur wenige, die das Schreiben am Schluſſe enthielt: „Hoffet das beſte, Euer Geſchick wird ſich morgen entſcheiden!“

Der Junker, der nur an Margret dachte, war ſogleich entſchloſſen, ſich auf den Weg nach Schnaditz zu begeben und ihr die freudige Botſchaft, daß jedes gerichtliche Verfahren gegen ſie und ihre Schweſter durch herzoglichen Befehl eingeſtellt ſei, zu überbringen. Für Torilde und den richterlichen Spruch gegen ſie bangte er weniger, da ſie abweſend und in fernen fremden Landen war, und an ſich dachte er gar nicht.

Im Begriffe, nach Schnaditz aufzubrechen, erinnerte er ſich, daß der Landreiter in dem Tuche, in welches der Brief an ihn gewickelt geweſen, noch einen zweiten getragen und daß der Bote den Weg nach der Stadt eingeſchlagen habe. Nicht einen Augenblick darüber im Zweifel, daß auch der Amtmann einen Brief erhalten, und von Neugier getrieben, zu erfahren, was darin ſtehe, beſchloß er ſofort die Hand an das Werk zu legen. Er packte deshalb das erhaltene Schreiben ein, ſchickte es an Margret und bat dieſelbe, da er das Weichbild der Stadt allein nicht überſchreiten durfte, um eine beſtimmte Stunde an der neuen Mulde zu ſein. So hieß die Stelle, wo die Felſenkante ſich befand und der neue Arm des Fluſſes trocken gelegt war. Er ſelbſt ging in die Stadt und erfuhr hier ſehr bald, daß der Amtmann auf der Gerichtsſtube ſei. Dorthin führte ihn alſo ſein Weg und er traf den Geſuchten auf dem Richterſtuhl, neben demſelben aber den Schreiber, der eben den Gänſekiel ſpitzte.

„Bleibt an der Thür ſtehen, Junker, und kommt mir nicht zu nah, hier iſt keine friſche Luft und Ihr ſolltet Euch eigentlich gar nicht in ein Zimmer wagen, wo ſich andere Menſchen befinden. Habt wohl oben auf dem Schloſſe von dem Zuge nach Schnaditz gehört und wollt noch mehr erfahren, als ich Euch unten am Burgwege erzählt habe?“

„Nicht doch, Herr Amtmann, ich ſoll Euch von dem Freiherrn von Tornau grüßen — —“

„Hoho! Lebt er noch — ich dachte wahrhaftig, er wäre ſchon tot — und Euer Freund, der Doktor — lebt der auch noch?“

„Ja wohl, alle beide hat der Tod verſchont und der Freiherr läßt Euch ſagen, Ihr möchtet in ein paar Tagen, wenn der Anſteckungsſtoff vertilgt iſt, zu ihm herauf auf das Schloß kommen; er iſt noch zu ſchwach, um auszugehen und den Berg wieder heraufzuklettern, deshalb möchtet Ihr zu ihm kommen!“

„Fällt mir gar nicht ein! Nicht wahr, ich ſoll die Krankheit wieder in die Stadt ſchleppen? Es iſt Menſchenpflicht, das alte Raubneſt zu meiden! Sagt dem Freiherrn, jetzt könne ich nicht. Vierzehn Tage müßten wenigſtens noch in das Land gehen, ich würde verantwortlich ſein, wenn die greuliche Krankheit wieder in der Stadt ausbräche. Außerdem müſſe er nach herzoglicher Vorſchrift das Schloß ſäubern und alle Stuben und Kammern auswaſchen laſſen. So ſteht es in dem letzten Edikte!“

Der Gerichtsamtmann hatte ſeiner Gewohnheit gemäß wieder die Augen geſchloſſen und ſaß unbeweglich in ſeinem Seſſel. „Was iſt da zu lachen?“ rief er endlich aus, als er die Augen wieder öffnete und den Junker anblickte, der mit heitrer Miene an der Thür ſtand.

(Fortſetzung auf S. 638.)

Angra Pequeña.

Wie ein erlöſendes Wort iſt im weiten deutſchen Lande das Telegramm des Reichskanzlers erklungen, in welchem er den Konſul in der Kapſtadt anweiſt, den dortigen britiſchen Behörden zu erklären, daß die Niederlaſſung des Bremer Hauſes Lüderitz in Angra Pequeña unter dem Schutze des Reichs ſtände. Nicht um einen Schutz, wie ihn jeder Deutſche im Auslande genießt, handelt es ſich hier, ſondern um die völkerrechtliche Vertretung einer deutſchen Niederlaſſung, aus der, ſo Gott will, eine deutſche Kolonie erwachſen wird. Deutet doch alles darauf hin, daß hier der Grundſtein zu dem erſehnten und erſtrebten deutſchen Kolonialreiche gelegt wird, welches beitragen ſoll zur Entwickelung unſeres überſeeiſchen Handels und zur Aufnahme der in die Ferne ziehenden Söhne Deutſchlands. Schon iſt der deutſche Generalkonſul in Tripolis, der berühmte Afrikareiſende Dr. Guſtav Nachtigal, nach der Kapſtadt abgegangen, um dort die Verhältniſſe zu unterſuchen und eventuell diplomatiſch einzutreten; ein deutſches Kriegsſchiff hat Angra Pequeña vermeſſen und andere Kriegsſchiffe mit Sachverſtändigen an Bord ſind auf dem Wege dorthin begriffen.

F. A. E. Lüderitz von Bremen, ein Bahnbrecher deutſcher Koloniſation.

Bei dem Intereſſe, welches allgemein dieſer Angelegenheit im Reiche entgegengebracht wird, halten wir ein Eingehen auf dieſelbe hier geboten. Angra Pequeña, d. h. die kleine Einbuchtung, liegt an der afrikaniſchen Weſtküſte unter 26° 38′ ſüdlicher Breite und 15° 7′ öſtlicher Länge von Greenwich. Sie wurde entdeckt von dem berühmten portugieſiſchen Admiral Bartholomäus Diaz, als er 1486 bei der Aufſuchung eines Weges nach Oſtindien bis hierher vorgedrungen war. Er errichtete damals an der nach ihm benannten Diazſpitze ein ſteinernes Kreuz, deſſen Sockel noch bis zum Jahre 1825 vorhanden war. Die Bucht, welche Diaz „die kleine“ nannte, iſt dieſes keineswegs, ſondern geräumig und vortrefflich beſchaffen. Im April 1883 traf hier in dem Schiffe „Tilly“ eine von Herrn Lüderitz in Bremen abgeſandte Expedition unter Führung des Agenten Vogelſang ein. Sie landete an der waſſerloſen, ſandigen Küſte und traf nur auf einige elende Hottentotten, welche von der Fiſcherei lebten. Auf der Robben- und Pinguininſel in der Bucht beſchäftigten ſich einige Leute mit dem Fange der Pelzrobbe und dem Einſammeln von Guano. Nachdem die erſten Einrichtungen an der Küſte getroffen, einige Hottentotten in Dienſt genommen und die kleine Kolonie (9 Deutſche, 1 Holländer und 1 Schweizer) militäriſch organiſiert war, begab ſich Herr Vogelſang nach der im Hinterlande liegenden Barmener Miſſionsſtation Bethanien, von wo aus man ihm Führer und Pferde entgegen geſandt hatte. Der Zug ging in öſtlicher Richtung meiſt durch Sandwüſten, bis das Land endlich bergig und waſſerreich wurde und auf fetten Grasweiden ſich große Pferde- und Rindviehherden zeigten.

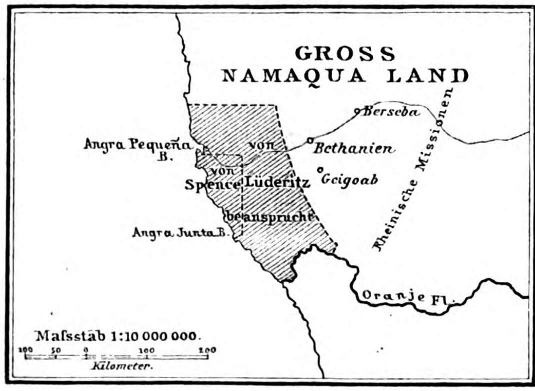
Der rheiniſche Miſſionar Bam war es, der hier im „Groß-Namaqualand“ dem Landsmann freundlich die Hände ſchüttelte und ihm die Wege bahnte, denn ſeit langem hat hier die rheiniſche Miſſion eine großartige Thätigkeit entfaltet, zahlreiche Glaubensboten ausgeſandt, die Nama-Hottentotten zum Chriſtentum bekehrt und, ſoweit es möglich war, Kultur und geordnete Zuſtände in einem bis dahin durch Kriege zerrütteten Lande eingeführt.*)

Die deutſchen Miſſionare, deren Einfluß auf die Namahottentotten und deren Häuptlinge ein bedeutender iſt, vermittelten es, daß der Abgeſandte des Herrn Lüderitz für dieſen das Küſtengebiet von Groß-Namaqualand in der Breite von 20 deutſchen Meilen ſüdwärts bis zum Oranjefluß (dem Grenzſtrom der britiſchen Kapkolonie) und nordwärts bis zum 26° ſüdl. Br. kaufen konnte. Dieſes Geſamtgebiet ſoll 900 deutſche Quadratmeilen umfaſſen; es wäre demnach etwa ſo groß wie Sachſen, Württemberg und Baden zuſammengenommen. Der Kauf, deſſen Preis in Waren entrichtet wurde, iſt in Bethanien mit dem thatſächlichen Häuptling Joſef Frederiks abgeſchloſſen worden.

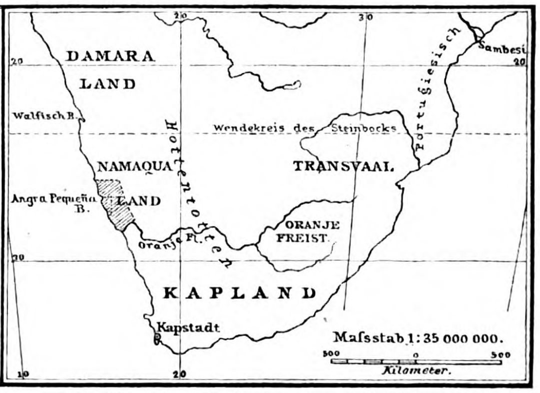
Später hat dann ein in Kapſtadt anſäſſiger Herr Spence gegen dieſen Kauf Einſpruch erhoben, ſoweit es ſich um einen — auf der Karte angegebenen — Landſtrich ſüdlich von Angra Pequeña handelt. Thatſächlich liegt nun aber die Sache — nach der Zeitſchrift „Export“ — ſo, daß dieſer Herr Spence oder vielmehr ſein Vertreter, ein Kapitän Sinclair, das bezeichnete Gebiet vor längerer Zeit von dem verſtorbenen, niemals allſeitig anerkannten Hottentottenhäuptling David Chriſtian gepachtet hat und zwar zu dem Zwecke der Anlage von Bergwerksunternehmungen, die indeſſen niemals in Angriff genommen worden ſind. Ebendeshalb würde der Anſpruch auch nach engliſchem Recht, jetzt, da das Land nicht thatſächlich vom Pächter in Anſpruch genommen, die Bergwerksarbeiten auch nie begonnen worden ſind, hinfällig ſein, und ſchließlich ſteht Groß-Namaqualand durchaus nicht unter engliſcher Oberhoheit, ſondern iſt völlig

---

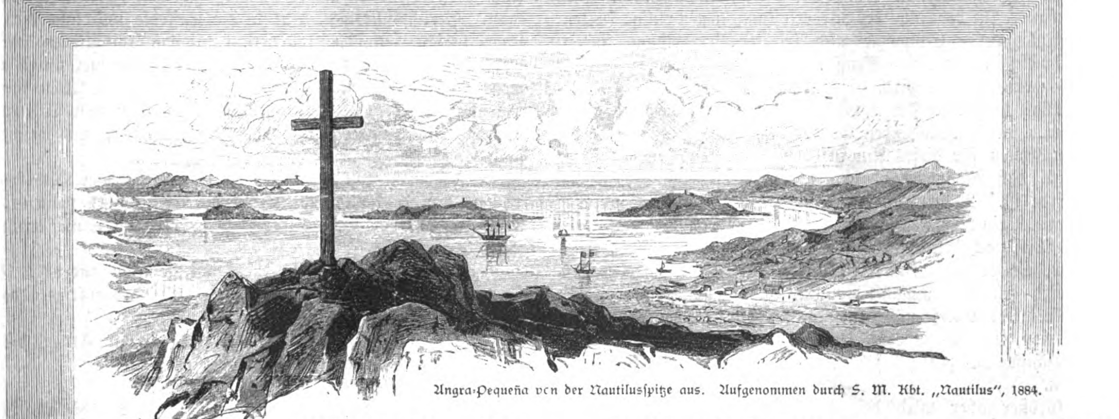
*) Wir verweiſen auf Burkhardt-Grundemanns „Kleine Miſſiousbibliothek“ (Bielefeld u. Leipzig 1877 ff.), wo Band II, Abtheilung 2, Seite 143—167 ausführlich die Miſſion im Namaqualande behandelt iſt.



Kärtchen von Angra-Pequeña, der Lüderitzſchen Niederlaſſung.



Südafrika zur Veranſchaulichung der Lage von Angra-Pequeña.



Angra-Pequeña von der Nautilusſpitze aus. Aufgenommen durch S. M. Kbt. „Nautilus", 1884.

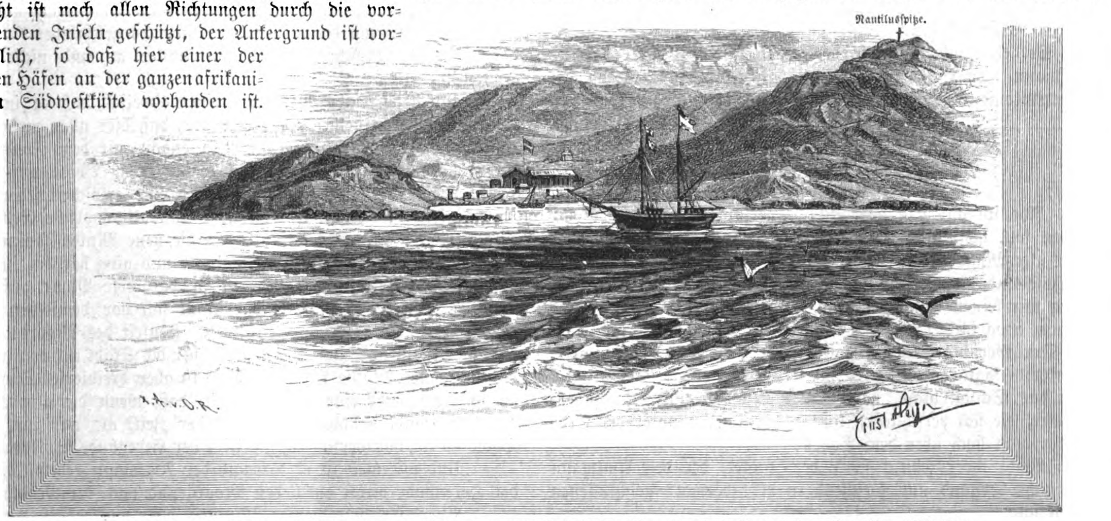
unabhängig. Das neidiſche Albion, welches trotz ſeines ungeheuren, über alle Weltteile ſich erſtreckenden Kolonialbeſitzes die kleinen Anfänge eines deutſchen Kolonialunternehmens mit den mißgünſtigſten Augen betrachtet, iſt denn auch über Herrn Lüderitz in große Aufregung geraten und ſchon am 19. Mai d. J. richtete im Hauſe der Lords Viscount Sidmouth eine Anfrage an den Staatsſekretär für die Kolonien, ob die engliſche Flagge denn nicht in Angra Pequeña wehe und welche Maßregeln man dort zum Schutze britiſcher Intereſſen gegen die deutſchen Beſtrebungen ergriffen habe? Earl Derby mußte erklären, daß Angra Pequeña niemals von einer fremden Macht in Beſitz genommen ſei und daß England dort nicht herrſche, daß es aber beſtrebt ſei „fremde Mächte von der Niederlaſſung in der Nähe britiſcher Beſitzungen auszuſchließen." Das war die Sprache des geſättigten Vielfraßes, der ſich vollgeſtopft hat, ſelbſt kaum noch zu ſchlingen vermag, aber anderen nicht den kleinſten Biſſen gönnt.

Unterdeſſen war die deutſche Regierung nicht läſſig. Da ſie von Anfang an dem Unternehmen des Herrn Lüderitz ihren Schutz zugeſagt hatte, ſo ſandte ſie am 15. Oktober v. J. das Kanonenboot „Nautilus," Korvettenkapitän Aſchenborn, ab, um Angra Pequeña zu unterſuchen. Am 24. Januar d. J. traf das deutſche Kriegsſchiff dort ein und zeigte die deutſche Flagge und deutſche Kanonen an jenem Strande, der ſo lange öde und verlaſſen dagelegen hatte, bis deutſche Thatkraft ihn zu neuem Leben berief. Nach dem Bericht des Kapitäns Aſchenborn iſt die Bucht von Angra Pequeña ein „ſehr guter" Hafen. Schiffe vom Tiefgang des „Nautilus" können bequem einlaufen und die Bucht iſt nach allen Richtungen durch die vorliegenden Inſeln geſchützt, der Ankergrund iſt vortrefflich, ſo daß hier einer der beſten Häfen an der ganzen afrikaniſchen Südweſtküſte vorhanden iſt.

Das Klima iſt ein gutes und der Temperaturwechſel nur gering. Die Hitze, welche allerdings (nahe dem Wendekreis) bis 42° Celſius ſteigt, beläſtigt jedoch nicht, da ſtets friſche Südweſtwinde von der See kommen. Die häufigen feuchten Niederſchläge begünſtigen eine Strauchvegetation am Strande, ſonſt iſt das Land an der Bucht kahl. Flüſſe und Brunnen ſind an der Küſte allerdings nicht vorhanden und das Trinkwaſſer muß in einem kleinen Schoner von der Kapſtadt herbeigeholt werden. Dieſes iſt ein großer Übelſtand, denn die Tonne (zwanzig Zentner) Waſſer kommt dadurch auf über dreißig Mark zu ſtehen. Die Bucht des Hafens wimmelt derart von ſchmackhaften Seefiſchen, daß der „Nautilus" bei zweimaligem Einholen des Schleppnetzes die ganze Beſatzung für einen Tag verſorgen konnte. Von wilden Tieren iſt nur der zahlreich vorkommende Schakal zu erwähnen.

Der Boden beſteht aus verwittertem vulkaniſchen Felsgeſtein und Sand und bietet einen keineswegs erfreulichen Anblick dar. Der Verkehr mit dem reichen und ſchönen Hinterlande bei der Miſſionsſtation wird durch ſtarke Wagen von vierzig Zentner Tragfähigkeit vermittelt, die jeder von zwanzig Ochſen gezogen werden. Vier Tage dauert die Fahrt bis Bethanien und während derſelben bleiben die Tiere, ohne Schaden zu leiden, ohne Waſſer.

An dem beſten Ankerplatz, da wo die hundertfünfzig Meter hohe „Nautilusſpitze" ſich erhebt, liegt die Faktorei des Herrn Lüderitz, die jetzt noch ohne Namen iſt. Sie beſteht aus zwei hölzernen, mit Wellblech gedeckten, ein Stockwerk hohen Häuſern, von denen das größere als Vorrats- und Lagerhaus benutzt wird und das Kontor enthält. Das kleinere beſitzt drei große Räume, von denen zwei als Wohnzimmer dienen und das größere,



Die Lüderitzſche Niederlaſſung vom Ankerplatze aus. Aufgenommen an Bord S. M. Kbt. „Nautilus", Kommandant Korv.-Kap. Aſchenborn.

mittlere als Eßzimmer benutzt wird. Zu dieſen, ſchon nicht mehr genügenden Baulichkeiten kommt jetzt noch ein großes eiſernes Wohnhaus. In der Nähe der Niederlaſſung liegen einige Hottentottenkrale, deren Einwohner als Arbeiter Verwendung finden; ſie ſammeln das in großer Menge vorkommende Treibholz, welches zur Feuerung benutzt wird.

Was kann nun Herrn Lüderitz veranlaßt haben, in dieſer öden und wenig einladenden Gegend ſich niederzulaſſen und die großen Koſten für dieſes Unternehmen zu tragen? Längſt iſt es bekannt, daß Namaqualand eine der mineralreichſten Gegenden der Erde iſt. Namentlich kommt hier, ſowie in dem ſüdlicher gelegenen Klein-Namaqualand, Kupfer in unerſchöpflicher Menge vor. Auch nach den Berichten des Kapitäns Aſchenborn werden Kupfer, Silber und Gold mit Erfolg in den Bergen gegraben. Es wird ſich alſo zunächſt um den Export von reichen Erzen handeln und um dieſe näher zu unterſuchen, die Lagerſtätten aufzuſchließen, iſt der Geolog Dr. Höpfner auf dem deutſchen Kriegsſchiffe „Eliſabeth“ jetzt nach Angra Pequeña abgeſchickt worden.

Größer aber wird der Geſichtskreis für dieſes deutſche Kolonialunternehmen, wenn wir das weite, ſchöne, waſſerreiche und viehzuchttreibende Hinterland mit einſchließen, die vom Rheinland aus miſſionierten Gebiete, wo deutſche Glaubensboten in ſtiller, ſelbſtloſer und unermüdlicher Arbeit ſeit langem gearbeitet haben. Hier erſchließen ſich vortreffliche Ausſichten auf Ackerbaukolonien, hier ſind ungeheure Strecken fruchtbaren Landes zu kultivieren, die ihren Abſatz über Angra Pequeña finden können, das mit Bethanien leicht durch eine Eiſenbahn zu verbinden wäre. Bereits hat in Bethanien ſelbſt Herr Lüderitz vom Häuptling Joſef Fredericks eine große Strecke fruchtbaren Bodens erworben, auf der ein deutſcher Landwirt den Eingebornen die ſachgemäße Bearbeitung des Bodens lehren ſoll.

Wie ſchon hervorgehoben wurde, ſteht Lüderitz mit den rheiniſchen Miſſionaren in den freundſchaftlichſten Beziehungen. Hierüber äußert ſich der in Bethanien ſtationierte Miſſionar Bam folgendermaßen: „Die Sache ſcheint bis jetzt ganz gut zu gedeihen und auch unſrer Arbeit keinen Schaden zu thun. Schon im September 1883 waren die Rinder- und Kleinviehherden der neuen Unternehmung die größten im Lande, denn viele Händler hatten ſich in Bethanien eingefunden und waren froh, daß ſie hier ihr Vieh ſogleich gegen Bargeld verkaufen konnten. Auch brachte das Unternehmen durch dieſe ſeine Herden, ſowie ſeine mancherlei ſonſtigen Arbeiten, wie Transport der Güter, Bau der Läden ꝛc. viel Verdienſt für die Leute. Dabei iſt es ganz außerordentlich erfreulich und wichtig, daß bis jetzt in dieſem ganzen neuen Handelsunternehmen von Branntwein und anderen Spirituoſen gar nicht die Rede iſt und wie dieſes auch die Richter von Bethanien zur unerläßlichen Bedingung gemacht haben, ohne welche ſie die Erlaubnis zur Niederlaſſung auf dem Platze nicht gegeben haben würden.“

So ſehen wir, wie die deutſche Miſſion und der deutſche Kaufmann hier Hand in Hand gehen, gewiß zum Segen der neuen Kolonie, der wir ein herzliches „Glück auf“ zurufen.

Torilde von Tornau.

(Fortſetzung von S. 635.)

„Ihr ſprecht, daß das Schloß vorſchriftsmäßig gewaſchen werden ſoll, geſtrenger Herr. Wer ſoll denn das vollbringen? Unſre alte Magd in der Küche iſt kreuzlahm, der Burgwart hat die Höfe und die Pferde und Kühe unter ſich, aus der Stadt dürfen wir keinen Menſchen nehmen, wer ſoll alſo ſäubern und waſchen, etwa ich?“

Der Gerichtsamtmann hatte wieder die Augen geſchloſſen. „Junker,“ ſagte er endlich, „ich will Euch etwas ſagen. Ich kenne das Schloß nicht, habt Ihr nicht aber eine feſte ſichere Kammer, die ſich verſchließen läßt und entweder unter der Erde iſt oder recht hoch über dem Boden?“

„Wohl ihrer zehn,“ ſagte der Junker, der den Amtmann noch nicht verſtand und forſchend in die abermals geſchloſſenen Augen ſah.

„So werde ich dem Freiherrn, der ja ſelbſt herzoglicher Richter iſt und alle Verantwortung für einen Gefangenen trägt, eine Perſon ſenden, die er beliebig zu dem Zwecke verwenden kann. Gerichtsſchreiber, geht in die Kuſtodie und laßt die alte Lieſel losſchließen. Sie ſoll herauf auf das Schloß transportiert werden und dort weiter ſitzen. Wir brauchen ſie hier unten nicht mehr, die Unterſuchung gegen ſie iſt zu Ende, die Akten können abgeſchickt werden. Die Koinkulpatin, Torilde von Tornau iſt flüchtig, das Juſtizkollegium mag nun erkennen, was geſchehen muß.“

„Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, geſtrenger Herr,“ entgegnete der Junker, „aber ich nehme Euer Wort namens des Freiherrn dankbar an, wenn er nicht anderes im Sinne hat, was ich nicht weiß.“

„Natürlich, natürlich, Ihr könnt ja nicht anders! Geht hinauf auf die Burg und ſagt es ihm. Er wird zufrieden damit ſein.“

„Ich glaube es auch, aber verzeiht mir eine Frage, die ich gern beantwortet haben möchte.“

„Sprecht, Junker.“

„Was wird weiter, geſtrenger Herr, was hat die alte Lieſel zu erwarten, was ſteht Torilde von Tornau bevor?“

„Die Alte trifft der Scheiterhaufen, — die Junge ebenſo, zum mindeſten die Acht!“

„Scheiterhaufen — Acht — —!“

„Gewiß, es kann nicht anders ſein, das Juſtizkollegium kann nach den Akten kein anderes Urtel ſprechen. Gegen die Alte Zauberei und Brandſtiftung mit Verluſt des Lebens der drei Bewohner der Mühle, gegen Torilde Beihilfe zur Zauberei.“

„Aber, geſtrenger Herr!“

„Was wollt Ihr noch, Junker, begreift Ihr nicht, weshalb das ſo ſein muß? So will ich es Euch ſagen. Seht, Junker, zuerſt liegt in den Protokollen ein volles Geſtändnis der Alten vor.“

„Ein Geſtändnis?“

„Gewiß, gewiß, hier liegen die Akten; ſeht ſelbſt hinein, wenn Ihr es wollt. Ich habe nichts dagegen. Sie geſteht zu und räumt ein, mit ihrer Schweſter, die glücklicherweiſe unter der Erde liegt und mit Vorwiſſen davon, daß Torilde von Tornau mit der Toten zuſammen den Plan entworfen, das Land, in dem ſie hungern mußte, verwünſcht und durch Zauberſprüche die Krankheit herbeigerufen zu haben. Damit aber noch nicht genug! Nach langem Leugnen hat ſie endlich auch die Brandſtiftung zugegeben. Sie hat früh morgens an der Thür der Niedermühle gebettelt und iſt, da die Leute ſich vor der Krankheit fürchteten und keinen Fremden auf dem Gehöfte duldeten, mit Hunden weggehetzt worden. Da hat ſie Rache geübt und in der Nacht die Brandfackel auf das Strohdach geworfen.“

„Das hat ſie zugegeben?“ fragte der Junker, dem helle Schweißtropfen auf der Stirn ſtanden.

„Wörtlich, wörtlich, Junker, ich biete Euch nochmals die Akten an, überzeugt Euch ſelbſt, drin ſteht es geſchrieben.“

Der Gerichtsſchreiber ſah den Junker an und nickte mit dem Kopfe.

„Ich habe keinen Augenblick einen Zweifel, daß es in den Akten geſchrieben ſteht. Ich meine nur, daß dies alles mehr als ſonderbar iſt. Ich war in der Brandnacht mit dem Freiherrn und dem Doktor Häniſch zuſammen in einem Boote auf dem Fluſſe. Wir haben das Feuer entſtehen und erlöſchen ſehen, es dauerte keine zehn Minuten, da war das alte morſche Gebäude zuſammengeſtürzt. Als wir aber an die neue Mulde kamen, da ſtand die alte Lieſel auf der Felſenkante und ging herüber in das Gebüſch der Hexenbude. Nun iſt ja das tiefe Moor auf der andern Seite des Fluſſes und erſtreckt ſich vor demſelben von der Stadt aus wohl eine Meile weit. Jenſeit des Moores aber lag die Mühle und man konnte nur über die Stadt her von dieſer bis zur neuen Mulde kommen. Dies iſt aber dreiviertel Stunden Wegs. So iſt es eine Unmöglichkeit, daß, wenn die alte Lieſel die Brandfackel geſchleudert, ſie zu der Zeit, als wir mit dem Boote an ihr vorüberfuhren, am Ufer der Hexenbude ſein konnte!“

„Und wie weit iſt es,“ fragte der Amtmann gedehnt, „von der Hexenbude direkt durch den Moorgrund nach der Mühle?“

„Allerdings nur wenige Minuten, aber wie geſagt — —“

„Wie geſagt, wie geſagt,“ fuhr der Gerichtsamtmann auf,

„ich habe alles gehört, deutlich gehört! Das iſt aber kein Gegenbeweis! Sagt mir, wer hat denn früher von der Felſenkante durch den Fluß etwas gewußt, ehe der Doktor ſie zufällig fand? Wer ſagt Euch denn, daß durch das Moor nicht auch eine ſolche führt, die niemand ahnt, weil niemals jemand dort gegangen iſt? Wer ſagt Euch, daß die alte Lieſel, die überall umherſpioniert hat, ſie nicht kennt, wer ſagt Euch das, he?“

Der Junker ſchwieg.

„Seht,“ fuhr der Amtmann fort, „wenn ſie dies nicht ſelbſt geſtanden hätte, ſo ließen ſich Eure Argumente wohl hören, denn es iſt Verſtand darin! Aber warum ſagt ſie es denn?“

Der Junker ſchwieg abermals und der Schreiber kaute am Gänſekiel.

„Niemand hat ſie gezwungen,“ fuhr der Amtmann fort, „fragt den Schreiber hier, der überall dabei geweſen, niemals iſt die ſcharfe Frage ihr vorgelegt, nur gedroht iſt ihr damit, wie das vorgeſchrieben ſteht. Warum etwas eingeſtehen, was nicht wahr iſt? Es iſt gar kein Grund erfindlich! Wir haben alſo zunächſt das volle motivierte Geſtändnis der alten Perſon, denn daß ſie gebettelt hat und zu der ſchrecklichen Zeit ſcharf abgewieſen iſt, daran kann wohl niemand zweifeln. Sodann haben wir einen zweiten Beweis, daß ſie die Brandſtifterin iſt, daß ſie alſo daran ſchuld trägt, daß die Menſchen verbrannt ſind.“

Der Gerichtsſchreiber rückte unwillkürlich auf ſeinem Stuhle hin und her. Er dachte an die Art und Weiſe, wie der Amtmann in den Akten die Protokolle zuſtande brachte. Aber er ſchwieg, weil ein unwilliger raſcher Blick ihn traf, den er ſehr wohl verſtand.

„Ein zweiter Grund?“ fragte der Junker beſcheiden.

„Ja wohl,“ entgegnete der Amtmann, „vox populi, vox dei!“

„Das kann täuſchen!“ meinte der Junker.

„Glaubt Ihr? Die Möglichkeit iſt allerdings da, aber von Wahrſcheinlichkeit keine Spur. Es iſt ja richtig, daß Gottes Wege wunderbar ſind, wenn aber eine ganze Stadt, eine ganze Gegend mit allen ihren Bewohnern über die Thäterſchaft nur eine einzige Anſicht hat, wenn ſie ganz beſtimmt und ohne alle Ausnahme eine Perſon als den Verbrecher bezeichnet und dieſe Perſon ſelbſt ſich ſpäter dieſer That bezichtigt, wäre es nicht Frevel, an der Richtigkeit zu zweifeln? Nun fragt doch herum in der Stadt bei jung und alt, bei vornehm und gering, bei arm und reich, und wenn Ihr nur eine einzige Perſon findet, Junker, welche die alte Lieſel für unſchuldig hält, ſo bringt ſie mir, nur eine einzige, verſteht Ihr, Junker?“

„Alſo Ihr ſeid ſelbſt von der Schuld überzeugt?“ — —

Der Amtmann hatte die Augen geſchloſſen und ſich im Seſſel zurückgelehnt.

„Ich will Euch etwas ſagen, Junker,“ entgegnete er endlich, „wißt Ihr, wie man die Gerechtigkeit abbildet? Sie hält in der einen Hand die Wage, in der anderen das Schwert — um die Augen aber trägt ſie die Binde.“ (Fortſetzung folgt.)

Am Familientiſche.

Moskitoſchutz.

(Auf Anfrage in No. 36, S. 576.)

Dem Leidensgefährten Gruß und Rat aus 16jähriger Praxis. 1. Moskitonetze helfen nichts. Sind ſie zu dicht (wir hatten ſolche von „Futtermolle“), ſo tranſpiriert man und leidet unter unerträglicher Schwüle. Sind ſie nur etwas zu weitmaſchig, ſo ſchlüpfen die Tierchen durch. Wäre aber dein Moskitonetz ſo fein, ſo feſt, ſo leicht wie ein Spinngewebe, und es ſchlöſſe irgendwo nicht ganz, etwa an dem Fußboden, ſo wäre all dein Mühen umſonſt, d. h. frustra, non gratis. — 2. Auch Straminfenſter haben wir eingeſetzt, leichte Holzrahmen mit Stramin überſpannt. Das half etwas. Sie kamen nun nicht mehr in Maſſen zum Fenſter herein, aber durch die Thüre. — 3. Wir ſind den blutgierigen Beſtien mit Spiritusflambeaus zu Leibe gegangen. Früh morgens ſitzen ſie nämlich von ihrem nächtlichen Schwärmen ermüdet oder überſatt mit ihren Blutbäuchen (NB. es iſt aber mein Blut!) ruhend und verdauend an der Zimmerdecke. Wir alſo mit unſeren Spiritusflammen hinter den Wüterichen der Nacht her, blutgierig, wie unſere Opfer. Siehe! da waren ſie alle verſchwunden — bis es dämmerig wurde am Abend. Da quoll und ſchwoll es wieder zu Hauf hervor aus allen Schlupfwinkeln, hinter Schränken, Waſchtiſchen ꝛc., wohin ſich die ſchlauen Tiere gerettet hatten. Und nun war es nicht mehr das frühere Geſumme und Gegeige, das vorige Gekribbel und Gekrabbel, ſondern es klang und tobte wie „Viktoria“, und den Ärger über das verlorene Spiel hatten wir als Extrazugabe. — 4. Schöne Leſerin! Verzeihe! Haſt du ſchon von „Stinkkerzchen“ gehört? Ein Menſchenfreund, ein Wohlthäter der Menſchheit, ein erfindungsreicher Apotheker hat ſie in einer glücklichen Stunde, — wie ſoll ich ſagen? entdeckt oder erfunden oder genial komponiert? Hier an des Rheins vielbeſungenen Geſtaden werden ſie, nämlich die Schnakenkerzchen, allnächtlich von vielen Hunderten angezündet in der lieben Sommerzeit, und ihr Geſtank iſt ſo klaſſiſch infernal, daß den armen Moskitos, welche in jenem Zimmer, darin man das Kerzchen anzündet, arretiert ſind, allerdings ſo miſerabel, elend, wehe und erbärmlich wird, daß ſie ſtarr vor Jammer oder Entrüſtung an der Decke hängen bleiben. Da vergeht ihnen freilich alles Schwirren und Fliegen, Pfeifen und Geigen, Stechen und Zwicken. Aber! Aber! Wird es zwei, drei Uhr morgens, dann beſinnt ſich dieſe Kreatur wieder auf ſich ſelbſt und es wird die alte Geſchichte. — Das Schlafzimmer muß längere Zeit, etwa eine Stunde, mehr oder weniger feſtgeſchloſſen der vollen Duftwirkung ausgeſetzt ſein, damit die Schnaken die gehörige Portion ſchlucken. Vor dem Schlafengehen lüftet man zwar tüchtig. Aber den Menſchen, welche in dem Zimmer ſchlafen, namentlich den lieben Kleinen, wird dann auch, faſt wie den Moskitos, wehe und übel. Einige mit beſonders feſten Schädeln und beneidenswerten Magen loben das Mittel über die Maßen. Dem Europäer vom Durchſchnittsſchlag iſt es andern Tages gar nicht ſchön an Haupt und Gliedern. Item: Man kann den Teufel nicht austreiben durch Beelzebub.

Alſo Reſignation? Ergeben? Gibt es kein Mittel? Doch! I. Prophylaktiſche Mittel allgemeiner Art: 1. Mit Beginn der erſten Dämmerung am Abend ſchließe die ſorgſame Hausmutter Thüren und Fenſter. In dieſer Zeit, da es allen Geſchöpfen am wohlſten wird, fliegt die Schnake in Maſſen und begehrt Eintritt bei den Menſchen, um auf ihnen zur Weide zu gehen. 2. Man lüfte nur morgens und am Tage. 3. Oder: Wer über mehrere Räume verfügt, beginne ein Nomadenleben, wechsle mit dem Schlafzimmer. Es vergehen immerhin einige Nächte, ehe die kleinen Feinde dich in Scharen überfallen. Unter allen Umſtänden: Abends Fenſter zu! II. Beſonderes Mittel. Ja! Es gibt ein ſolches. Höre und ſtaune: Fange ſie, ſo haſt du ſie. Da hat es ein Ende mit allem Herumflankieren, Pfeifen und Stechen. Mein Gärtner hat mich die ſchätzenswerte Kunſt gelehrt, wie man ſeine Herberge ſäubert von den nächtlichen Unholden.

Wie geſagt: Morgens ſitzen die Tierchen in Maſſe an der Zimmerdecke. Auf dieſer Thatſache der Beobachtung baſiert der einfache Operationsplan. Nimm ein Weinglas, ein ſogenanntes Stengelglas, deſſen Fuß abgebrochen iſt. Willſt du ihn zu dieſem Zwecke beſonders abbrechen? Wohlan! Ich kann dazu nur raten. Thue es! Die Sache verdient's. Binde das Glas an einen Stock, deſſen Länge richtet ſich nach der Höhe der Zimmer; aber binde feſt; denn das Weinglas wird zu drei Vierteilen mit Petroleum (Steinöl) gefüllt und alsdann, möglichſt ſchnell von unten nach oben fahrend, unter die Moskitos gehalten. Dieſe fallen ſofort von der Decke ab, fallen in das Petroleum und ſind rettungslos verloren. Übel muß arg vertreiben. Probatum est. Es macht das wohl Mühe. Aber wir bedienen uns nur noch dieſes Mittels, das allein ſich dieſen Legionen gegenüber bewährt. In einer halben Stunde redlicher Arbeit fängt man ſchon einige Kohorten. Der dies ſchreibt, iſt in früheren Jahren in ſo mancher mondbeglänzten, lauen Sommernacht, ſo um Johanni herum, mit Leintuch und Teppich Trepp' auf Trepp' ab gewandert, von Zimmer zu Zimmer, und hat ein Plätzlein geſucht, wo er könne ſein Haupt in Frieden niederlegen; jetzt — Segen des Petroleums — iſt das weſentlich anders. Ganz entfernt iſt der Feind nicht, er will täglich bekämpft ſein. NB. Jetzt fängt die Zeit wieder an, einige Plänkler attackieren meine Nachtzimmer wieder. Aber in Erinnerung an das frühere Elend ſingen jetzt Mann, Weib, Kind:

„Das iſt ein luſtig' Necken,
Das niemand Schaden fügt.“

Geſundheitsrat.

Apotheker J., Chicago. Den Geſundheitsrat bitte ich um ſeinen Rat, ob ich, mit einem doppelten, nach Ausſage des Arztes jedoch nicht ſehr entwickelten Leiſtenbruch behaftet, den ich mir wahrſcheinlich durch das Reiten wilder Pferde in Texas, wo ich einige Jahre zubrachte, erworben habe, das Reiten ferner ganz unterlaſſen ſoll, oder ob ich dasſelbe, ein großer Liebhaber davon, mit gut angepaßtem Bruchband und auf frommen Pferden dennoch fortſetzen könnte. Die Meinungen der hieſigen Ärzte gehen ſo weit auseinander, daß ich mich auf dieſelben wirklich nicht verlaſſen kann.

Wenn Sie ſich den doppelten Bruch wirklich durch das Reiten zugezogen haben, ſo dürfte das Rätlichſte für Sie ſein, nur im Notfall zu reiten, denn auch ein gutſitzendes Bruchband würde Sie dann kaum vor Vergrößerung des Bruches ſchützen. Und was die frommen Pferde anlangt, ſo kann auch das frommſte Pferd ein Hart- oder Hochtraber ſein.

J. H. N. in A. Der Aufſatz über Augenkrankheiten hat im Daheim nicht geſtanden. In Ihrem Alter von ſiebenundſiebzig Jahren pflegen ſolche über das Geſichtsfeld fliegende Schatten und Wolken und ſchwarze Flecke, manchmal auch Funkenſehen, wie Sie es beſchreiben, die erſten Vorboten des grauen Stares zu ſein.

Brieſkaſten.

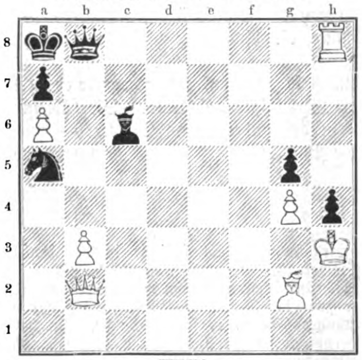
A. v. G. Scheffel wohnt in Radolfzell am Bodenſee. — **Unbekannter in Petersburg.** Wir können leider weder Ihren Namen noch gar Ihre Manuſkripte entziffern. — **v. St.** in **B. J. T.** in **B—rn.** Sie finden alle gewünſchten Auskünfte in: Die Staats-, Civil- und Militärkarrieren von Karl Mondt. Hoyerswerda, Guſtav Wenzel, 1882. — **J. M.** in **B.**, Italien. Das iſt noch gar nichts. Im Gouvernement Niſchni-Nowgorod in Rußland feiern die Bauern Jahr für Jahr 148 kirchliche Feiertage mit Müßiggang. — **R. O.** in **G—g.** Exotiſche Vögel beziehen Sie entweder von Fräulein Chriſtine Hagenbeck in Hamburg oder von Bode in Leipzig. Beide ſind zuverläſſige Großhändler, der letztere auch für alle Säugetiere. Die Indian Charmer ſind übrigens ſehr ſelten am Markt. — **L. R.** in **G.** Er iſt jung, liebenswürdig, heiter, ſehr geſellig und trotzdem noch ledig. — **L. F.** in **H.** Sie teilen uns mit Bezug auf No. 26 p. 414 mit, daß einmal ein durchreiſender Fremder Sie durch ein Klopfen allarmierte, das von ihm ausging, ohne daß Sie doch entdecken konnten, auf welche Weiſe er das Geräuſch hervorbrachte. Schließlich zeigte er Ihnen, wie er es anfing. Er brachte die hellen, wie mit einem Metallſtück geführten Schläge mittelſt des Zeige- oder Mittelfingers hervor, die er bewegte, ohne daß der Beobachter eine Bewegung der Hand, welche die Bank umklammerte, bemerkte. Die Schläge wurden mit dem erſten Fingergelenk geführt, das machtvoll nach innen ſchlug. Der Mann ſagte Ihnen, daß man ihm für die Unterweiſung in dieſer Fertigkeit ſchon oft Geld geboten habe, daß er ſie aber nicht geben könne, weil er ſelbſt das Kunſtſtück nicht etwa erlernt habe, ſondern als eine Naturgabe beſitze. — Das iſt ſehr wahrſcheinlich. Viele Kunſtſtücke berühmter Akrobaten und Taſchenſpieler laſſen ſich auch nur ausführen weil die Betreffenden in Folge einer Abnormität in ihrem Körperbau über Bewegungen verfügen, welche den meiſten Menſchen verſagt ſind. So kann z. B. der vielgenannte Antiſpiritiſt Cumberland ſeine Hand in ganz unerhörter Weiſe aus dem Arm ſtrecken. **v. R.** in **B.** Für Liebhaberaufführungen eignet ſich vorzüglich ein allerliebſter Schwank von Hans Arnold „Geburtstagsfreuden". Breslau, Schletterſche Buchhandlung, 1884. Es wird Ihnen als Freund des Humors übrigens willkommen ſein, zu erfahren, daß derſelbe Verfaſſer unter dem Titel: Neue Novellen, Stuttgart, Adolf Bonz, 5 Humoresken hat erſcheinen laſſen. — **X. T.** Eine ſolche Anzeige wäre ganz vergeblich. — **A. P.** in **Brbz.** Die Gedichte verſtorbener Dichter können Sie unbedenklich für eine Blütenleſe benutzen, falls ſich nur klar ergibt, daß es ſich nicht um einen verkappten Nachdruck handelt. Bei lebenden fragen Sie beſſer vorher an. — **J. S. P.** in **Smolensk.** Nicht ſo hitzig. Wenn Sie recht hätten und die deutſchen Koloniſten in Rußland den Ruſſen wirklich gar nicht überlegen wären, ſo ließe ſich die neulich ermittelte Thatſache nicht erklären, daß von einem Scheffel Winterkorn ernteten:

			Ruſſen	Deutſche
Im Gouvernement		Jekaterinoslaw	4,1	6,4
„	„	Sſamara	2,5	5,6
„	„	Sſaratow	3,8	5
„	„	Taurien	4,1	5,4.

A. K. in **O. d. d. R.** — Fr. **E.** in **B. B.** — **P. B.** in **Kota-Radja.** — **H.P.** in **R.** Ungeeignet für uns. —

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von W. D. Reed.



Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

1.

Ohne Kopf und Fuß ein Kleidungsſtück, mit Kopf und Fuß ein verſtorbener Parlamentsredner; ohne Kopf und Fuß eine Stadt in Finnland, mit Kopf und Fuß ein Berg in Paläſtina; ohne Kopf und Fuß ein Beſtandteil der Milch, mit Kopf und Fuß ein Komponiſt. L . . . g.

2. Homonym.

Ein Schifflein fliegt mit Windesſchnelle
Und kommt doch nimmer von der Stelle.
Wer iſt es, der das Steuer führt
Und dem der Arbeit Lohn gebührt?
Welch' ein Genuß im Opernhaus,
Welch' immer ſteigender Applaus!
Wer kann entzünden ſo die Geiſter,
Wer iſt der allverehrte Meiſter? B.

3.

Wirf zuſammen die „Elf und die Drei."
Ordne ſie gut und denke dabei
An erquickende Frühlingsluft,
An balſamiſchen Blütenduft.

4. Röſſelſprung.

lig	ers	Würz	Wie	zum	ra	fri	ſe
me	ſe	Hei	ten	und	Lei	Uh	Pa
dem	tu	ſen	Mai	die	ſcher	die	ſer
ſüs	Blu	Mit	Duft	Mor-	land	vom	wig
me	Won	der	auf	den	**Auf**	Mai	ein
der	Schmelz	ter	gen	iſt	Quell	Lud	den
Blät	Je	ne	Was	und	ne	Träuft	en
ſchafft	Glanz	der	ſei	grau	tau	Wald	Kraft

5.

by, be, cho, di, e, e, e, el, er, ei, f, g, g, ge, i, k, ku, li, la, n, n, n, nt, o, p, pe, r, rt, re, rsb, ſ, ſ, ſa, ße, ſi, t, te, ur.

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtaben-Zuſammenſtellungen laſſen ſich neun Wörter bilden, deren End- und Anfangsbuchſtaben einen Feſtgruß ergeben.

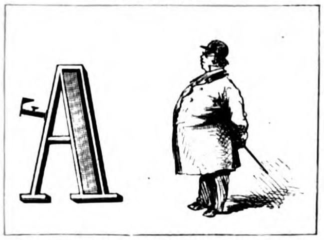
1. Ich bin als ſchöne Reſidenz bekannt,
2. Mich kannſt du ſehen in des Schützen Hand.
3. Durch freche Räuber fand ich jähen Tod,
4. Ich blühe bunt und weiß und gelb und rot.
5. Als kühner Ritter war ich hoch geehrt,
6. Gar manchen Sieg erfocht mein gutes Schwert.
7. Als edle Muſe ward ich einſt verehrt.
8. Zu Klopſtocks Freundeskreis gehörte ich.
9. Als Stadt und Fluß in Deutſchland kennſt du mich.

6. Dreiſilbige Scharade.

Die erſte ein hehrer Meiſter der Töne,
All' ſeine Werke voll Adel und Schöne,
Die andern die Mutter viel hungriger Kinder,
Sie lockt ſie ohn' Ende, beſchützt ſie nicht minder.
Das ganze hat immer im Munde die erſte,
An Treu' ihm zu gleichen iſt vielen das Schwerſte.
B.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer).

Bilderrätſel.

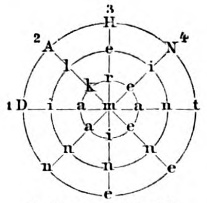


Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 39.

1.

Die Länge des Gefäßes beträgt: 1 m. 60 zm.
Die Breite „ „ „ — „ 50 zm.
Die Höhe „ „ „ — „ 60 zm.
Der Faden iſt 1 „ lang.

2.



3. Leine, (k)leine(r).

4. Vierſilbige Scharade. Zauberlehrling.

Schachaufgabe.

1. e 2 — e 3   K d 5 — e 4
                1 — c 5: oder — e 6
2. L a 8 — c 6:   e 3 — e 4 oder
                g 7 — g 8 D ‡

A.

1. . . . .   S e 7 zieht.
2. e 3 — e 4 ‡

Bilderrätſel. Humoriſtiſch.

Inhalt: Die kluge Elſe. Erzählung von G. Beaulieu. — Aus dem Leben unſeres Kaiſers. Mit Illuſtration. — Ludwig Richter, Portrait. — Der Wanderer. Ein Bild aus dem ruſſiſchen Volksleben. — Philipp GrotJohann. Mit Porträt. — Torilde von Tornau. Fortſetzung. Hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Angra Pequeña. Mit Porträt des Herrn Lüderitz, zwei Illuſtrationen und Plan. — Am Familientiſche: Moskitoſchutz. — Geſundheitsrat. — Brieſkaſten. — In unſerer Spielecke.

Unſern neuen Abonnenten,

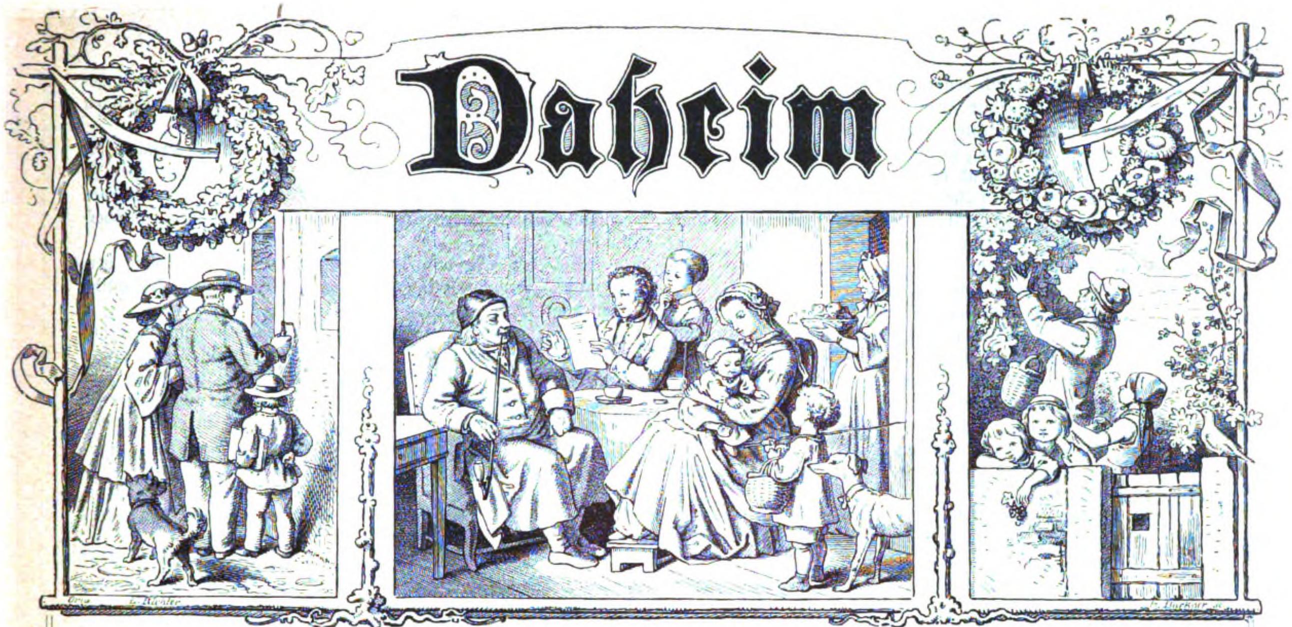
welche mit 1. Juli d. J. eingetreten ſind und die erſten drei Quartale dieſes Jahrganges (No. 1—39, October 1883 bis Juni 1884), **von denen das letzte den Anfangsteil des hiſtoriſchen Romans: Torilde von Tornau von H. Engelcke** enthält, nachzubeziehen wünſchen, zur Nachricht, daß ſolche zum gewöhnlichen Preiſe von 2 Mark pro Quartal von jeder Buchhandlung oder Poſtanſtalt, auch von uns direct gegen Einſendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frankatur zu erhalten ſind. — Von früheren Jahrgängen des Daheim ſind noch vollſtändig zu haben: der VIII. (1872, dieſer nur gebunden), IX. (1873), XI. (1875), XII. (1876), XIII. (1877), Preis pro Jahrgang: in Nummern 7 Mark 20 Pf., eleg. gebd. 9 Mark 60 Pf., ferner der XV.—XIX. Jahrgang (1879—83), Preis pro Jahrgang: in Nummern 8 Mark, eleg. gebd. 10 Mark 80 Pf. — Einzelne Nummern liefern wir nur gegen vorherige Einſendung von 35 Pf. in Briefmarken, da Sendung unter Poſtnachnahme unverhältnismäßig hohe Portokoſten verurſachen würde. Einbanddecken ſind zu jedem älteren, hier auch nicht aufgeführten Jahrgange zum Preiſe von 1 Mark 40 Pf. zu haben.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Juli 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. № 41.**

Die kluge Elſe.

Erzählung von **G. von Beaulieu.**

(Fortſetzung.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

III.

In der Wohnung des Regierungsrat Arnswald war das oberſte zu unterſt gekehrt. Den Salon hatte man ausgeräumt und mit Orangerie geſchmückt, an den Wänden Armleuchter angebracht. Im Wohnzimmer nebenan ſtanden mehr Polſtermöbel, als ſich mit dem guten Geſchmacke vereinigen ließ — von hier aus ſollten die älteren Damen dem Tanze zuſchauen. In der Eckſtube war ſchon eine große Tafel in Hufeiſenform für den Abend gedeckt, nur das Arbeitsgemach des Hausherrn war noch unberührt. Er hatte die Thüren verſchloſſen und die Portieren vorgezogen, um von dem Lärm nicht geſtört zu werden.

Elſe ſtand mit der Mama am Büffett und half ihr beim Auspacken des Silberzeuges. Da ertönte die Korridorklingel, wie heute ſchon ſo viele Male.

Otto und Guſtchen ſtürzten um die Wette zur Entreethür; ſie durften heute wild ſein, die Mama hatte den Kopf ſo voll, die ſchalt nicht.

„Ich will aufmachen, Otto!“ rief das langgliedrige Guſtchen, „es iſt der Konditor, hörſt du, das iſt keine Jungensſache.“

„Oho, das wollen wir einmal ſehen!“ ſchrie Otto dagegen, lief ihr den Rang ab und riß ſchnell die Thür auf.

Ein junger, bildhübſcher Offizier ſtand da. Er ſchüttelte ſich die Regentropfen von dem Paletot und hing denſelben im Entree auf.

„Hu, iſt das ein Wetter!“ ſagte er. „Wie geht’s, Kinder? Macht doch nicht ſolchen Lärm, die Leute nebenan denken ja, die Welt geht unter.“

„Ach, du biſt’s, Kurt,“ ſagte Otto ein wenig enttäuſcht, „wir dachten, es wäre der Konditor.“

„Ihr müßt nun mit mir fürlieb nehmen,“ entgegnete der junge Offizier luſtig, „ich bringe nicht allein nichts zu eſſen, ich komme, mir etwas auszubitten!“ — Er war inzwiſchen in das Speiſezimmer getreten und hatte ſeine Mutter und Elſe begrüßt. „Mama, kann ich bei euch zu Mittag eſſen!“ ſagte er zu erſterer, „du weißt, im Kaſino gibt es erſt um fünf etwas, und ich möchte hier noch die Kotillontouren arrangieren.“

„Natürlich, lieber Junge, wenn du ſo fürlieb nimmſt,“ entgegnete Frau Charlotte.

„Du — es gibt nichts Gutes,“ bemerkte Otto warnend, „Brühkartoffeln und Rindfleiſch, das Wäſchegericht, weißt du, und wir eſſen in der Schlafſtube.“

„Und wir arbeiten hinten in der Balkonſtube, da iſt geheizt,“ erklärte Guſtchen weiter.

„Aber warm iſt’s nicht geworden, es brennt noch im Ofen, aber es iſt das reine Sibirien,“ vervollſtändigte der gründliche Otto den Bericht.

„Otto, zupfe nicht an dem Damaſttuche,“ mahnte die Regierungsrätin mit klagender Stimme, „du reißt mir noch die Gläſer herunter.“

„Ihr arbeitet?“ ſagte Kurt munter zu den Kindern, „ich ſehe ja nichts! Fort mit euch, ihr Trabanten, ihr ſeid hier zu nichts nütze. Nachher komme ich und überhöre euch, nehmt euch zuſammen.“

Die Kinder trollten gehorſam fort. Da der Bruder, welcher in der Kaſerne wohnte, nur zum Beſuch nach Hauſe kam, hatten ſie Reſpekt vor ihm und ließen ſich von ihm mehr ſagen, als von der Mutter und Elſe. Die beiden Ebengenannten hatten juſt das letzte Stück Silber aus dem Büffett geholt und von dem es umhüllenden Seidenpapier befreit.

„Wenn nur Papa ſpazieren ginge, daß wir bei ihm etwas Ordnung ſchaffen könnten, ſo erlaubt er es uns nicht. Sagt einmal, Kinder, werden auch Präſidents bei dieſem Wetter über die Brücke kommen?“ fragte die Mutter beſorgt.

„Sie haben ja einen Wagen,“ tröſtete Elſe. —

„Mama, weißt du? Du ſiehſt ſo müde aus, lege dich noch ein wenig hin, Kurt und ich gehen inzwiſchen nach vorn.“

„Ja, es wird wirklich beſſer ſein, ſonſt bekomme ich meine Magenverſtimmung,“ meinte Frau Charlotte, indem ſie ſich auf das Sofa im Eßzimmer legte. Elſe deckte ſie noch mit einem warmen Tuche zu, dann ging ſie Kurt in den Salon nach. Der junge Offizier ſah ſich prüfend darin um.

„Weißt du, Kurt,“ flüſterte Elſe geheimnisvoll, „warum Mama wahrſcheinlich immer ihre Magenverſtimmung bekommt? Ich bin überzeugt, daß es davon herrührt.“

„Nun, wovon denn, kluge Elſe?“

„Sie trägt die Kleider zu eng.“

„Unſinn, der Menſch muß adrett gehen,“ verſetzte Kurt, welcher in bezug auf eine ſchlanke Taille ſelbſt eine gewiſſe Schwäche hatte, „es iſt greulich wenn den Menſchen die Kleider ſo am Leibe herunter hängen. Übrigens,“ — fügte er, ſchnell zu einem andern Thema übergehend, hinzu: „übrigens habt ihr das ja ganz brillant gemacht.“ Er deutete auf die Blumenarrangements in dem ausgeräumten Zimmer.

„Es war aber auch eine tüchtige Arbeit. Gut, daß wir deinen Burſchen dabei hatten.“

„Wo habt ihr denn all das Zeug gelaſſen?“

Elſe öffnete die Thür zum Wohnzimmer, Kurt guckte hinein.

„Hu, die reine Möbelbude!“

„Meinſt du?“ ſagte Elſe kläglich. „Es ſoll für die alten Damen zum Zuſehen ſein.“

„Nun, nimm's nur nicht ſo tragiſch. Für die mag's ja auch paſſen. Sie ſitzen gern weich und eng, wenn ſie ſich über uns mokieren. Höre einmal, Elschen,“ fuhr er, ſeine Schweſter bei der Taille faſſend und ſie rund umdrehend, fort: „Weißt du, du ſiehſt in deinem Morgenfähnchen noch hübſcher aus, als neulich im roſa Gefieder! Wenn dich ein gewiſſer Jemand jetzt ſo ſehen könnte —“

Elſe errötete: „Du meinſt doch nicht Flitzner? Laß mich nur mit Dem in Ruhe, die Mama quält mich ſchon immer mit ihm.“

„Flitzner? — Ach ſo! Weißt du, wenn du ihn heirateteſt, dann hießeſt Du Frau Flitzneer, denn die Berliner betonen immer die letzte Silbe. — Warum kannſt du ihn denn nicht leiden?“ fragte Kurt mit der unſchuldigſten Miene von der Welt, obwohl es ſchelmiſch in den Winkeln ſeiner Augen zwinkerte.

„Weil er reich iſt und ſo — ſo unpoetiſch und ſo ſchwatzhaft und ich glaube auch, er klatſcht. Er kommt mir gar nicht wie ein Mann vor, ſondern wie eine alte Tante. Und immer iſt er vergnügt, d. h. ſo auf ſeine oberflächliche Art; er amüſiert ſich überall; ich glaube, er kann gar keinen ernſthaften Gedanken faſſen. Und wenn mir ſchon einer aufgedrungen wird, dann mag ich ihn erſt recht nicht,“ fügte ſie faſt trotzig hinzu.

Kurt pfiff leiſe vor ſich hin. „Na, das iſt ja eine recht nette Beichte. Alſo ſo muß man's anfangen — ein armer, ernſter, ſchwer zu erreichender Kopfhänger.“

„Wie ſagſt du?“

Elſe hatte einen Staubwedel in die Hand genommen und die Nippesſachen auf dem Kaminſims abgeſtäubt.

„Wie ſagſt du?“ wiederholte ſie, indem ſie ſich zu ihrem Bruder umwandte.

„Ich meine nur, ich wüßte wohl einen, der für dich paßte.“ Kurt ſah ſeine Schweſter geſpannt und lächelnd an.

Aber Elſe war gar nicht neugierig, ſie zeigte dagegen viel Intereſſe für eine wiſſenſchaftliche Frage.

„Ach laß doch die thörichten Geſchichten,“ bemerkte ſie den Mund aufwerfend. „Sag einmal, dauern Studien in hiſtoriſchen Archiven lange?“

„Studien in hiſtoriſchen Archiven? Ja, du drückſt dich ſo unbeſtimmt aus. Da mußt du im Konverſationslexikon nachſehen oder beim Briefkaſten einer Zeitung anfragen. Die wiſſen ja alles.“

Elſe errötete. „Ich meine, iſt unſer Stadtarchiv intereſſant?“

„Unſer Stadtarchiv — was wird da weiter ſein! Hier iſt ja nie etwas paſſiert.“

„So? . . .“ ſagte das Mädchen enttäuſcht. „Ich habe doch heute im „Becker“ geleſen, daß die Schweden Wittfurth belagerten und daß es im ſiebenjährigen Kriege —“

„Ei ſieh — trotz der Geſellſchaft haſt du Zeit dazu gefunden? Es geht doch nichts über den Wiſſensdurſt der heutigen jungen Damen.“

Wieder pfiff Kurt leiſe vor ſich hin. Elſe verſtand die Bedeutung der muſikaliſchen Leiſtung diesmal ganz gut, aber ſie wollte ſich der großen Sache wegen darüber hinwegſetzen. Werden doch alle hilfreichen, ſelbſtloſen, edlen Thaten auf Erden mißverſtanden.

Sie ließ alſo das Viſir ſinken und ſagte ein wenig verdrießlich: „Kennſt du eigentlich Herrn Privatdozent Schlichting ſchon lange?“

Der junge Offizier verzog keine Miene, er antwortete mit dem ehrbarſten Geſichtsausdrucke, welcher ihm zu Gebote ſtand: „Du weißt, er iſt Reſerveoffizier in unſerem Regiment. Da habe ich ihn denn, wenn er zur ſechswöchentlichen Übung eingezogen wurde, öfter geſehen — beim Liebesmahl und auch ſonſt noch.“

„Du biſt alſo eigentlich ſein Freund.“

„Nun ja, wenn du es ſo nehmen willſt.“

„Siehſt du“ — begann das Mädchen eifrig — „ſiehſt du, Kurt, da haſt du eine Freundesaufgabe, du mußt dich ſeiner annehmen.“

Kurt ſah ſeine kleine weiſe Schweſter neugierig an — was wird da nun wieder zu Tage kommen, was hat ſie ſich da wieder ausgetüftelt?

Elſe bemerkte ſeinen Blick; ſie bückte ſich ſchnell, um ein welkes Blütchen, das bei dem Transporte eines der Blumentöpfe zu Boden gefallen, aufzunehmen. Sie mußte mehrmals zugreifen, bis ihre unſichern ſchlanken Finger es erfaßten; ſie bemerkte daher auch nicht, wie es bei der nun folgenden Frage in den ſchelmiſchen Augen des jungen Offiziers blitzte. „Nicht wahr, Kurt, dein Freund iſt — verlobt und — unglücklich?“

Es währte eine geraume Weile, bis Elſe ſich aus der gebeugten Stellung emporrichtete und ihren von der Mühe des Bückens dunkelrot gewordenen Kopf erhob. Sie wandte auch jetzt nicht ihr Antlitz dem Bruder zu, ſondern beſchäftigte ſich wieder mit dem Abſtäuben der vielen unnützen Ziergegenſtände auf dem Kaminſims.

„Ja — woher weißt du denn das?“ hörte ſie nun Kurt fragen, dem ſie nur die Betrachtung ihres Rückens gegönnt hatte.

„Ich habe es ihm angeſehen.“

„O du kluge Elſe!“ rief er.

Das junge Mädchen wandte ſich mit einem Ruck um. Er aber ſaß ganz feierlich ehrbar am Sofatiſche; es war klar: jetzt neckte er ſie nicht, er ſprach ernſthaft.

„Weißt du das Nähere?“ forſchte ſie ſchnell.

„J — ja.“

„Du zögerſt, du darfſt es wohl nicht ſagen?“

„Nun — dir könnte ich es wohl anvertrauen. Es bleibt ja in der Familie und du biſt ſo verſchwiegen.“

Elſe legte beteuernd die Hand aufs Herz. „Sage nur mit wem,“ ſprach ſie haſtig, indem der dickköpfige Mandarin in ihrer Hand, der mit dem Kopfe nickte, wenn er aufgeregt war, lebhaft zu grüßen und zu winken begann.

„Aber es iſt eine lange traurige Geſchichte,“ hob Kurt warnend an.

„Traurig, nicht wahr? Ich dachte es mir gleich.“

„Du dachteſt es dir?“

„Ich ſah es ihm an.“

„Ja das Leben iſt nun einmal ſo,“ beſtätigte der junge kriegeriſche Philoſoph mit düſterer Stimme.

„Aber erzähle“ — mahnte ihn Elſe.

„Wenn du es durchaus wiſſen willſt,“ meinte Kurt nachgebend. „Doch es wird dich verſtimmen — aus humanen Rückſichten natürlich — ich rate dir eigentlich ab. Wenn du es aber durchaus willſt, ſo hilf mir auch dafür bei den Kotillonzetteln.“

Elſe ſetzte ſich gehorſam an den Tiſch. Kurt zeigte ihr, wie ſie Papierſtreifen, blaue und weiße, ſchneiden ſolle, dann ſchrieb er den Anfang eines Verſes auf die blauen und den Schluß auf die weißen Streifen.

Das Mädchen hatte ſchon eine hübſche Anzahl geſchnitten, Kurt wollte immer noch nicht mit ſeiner Erzählung beginnen. Er ſtützte den Kopf auf die Hand, runzelte die Stirn und ſann.

„Nun, ſo fang doch an,“ drängte Elſe ungeduldig.

„Ich finde keinen Vers.“

„Schreib doch: Wer wagt es Rittersmann oder Knapp, zu tauchen in dieſen Schlund?“

Der junge Offizier malte den Vers in zierlichen Schriftzügen auf die Papierſtreifen, dabei ſprach er: „Ja ſiehſt du, Hans Schlichting iſt ſehr arm.“

„Wirklich?“

„Ja. Damit erfüllte er alſo eine deiner Bedingungen.“

„Meiner Bedingungen? Wieſo?“

„Nun du wollteſt doch nur einen Mann heiraten, der ſich ſein Brot durch eigene Arbeit verdient. Und deiner zweiten Bedingung genügte er auch, denn er iſt unglücklich und das iſt ja wohl poetiſch.“

„Von mir iſt garnicht die Rede,“ unterbrach ihn Elſe errötend. „Ich erkundige mich doch nur nach ihm, damit du ihm als Freund tröſtend zur Seite ſtehſt.“

„Ja richtig. Und wenn du ihn auch möchteſt — woran natürlich nicht im entfernteſten zu denken iſt — ſo nützte es dir doch nichts. Die verwünſchte Kouſine ſteht ja im Wege.“

„Eine Kouſine — alſo wirklich.“

„Haſt du das auch geſehen?“ fragte Kurt erſtaunt. „O du kluge Elſe!“

„Ich habe es mir ſo kombiniert, aber ich wollte doch noch deine Beſtätigung hören. Bitte, erzähle weiter!“

„Ja gleich, ſag mir nur erſt ſchnell einen Vers.“

Elſe ſann ratlos nach.

„Wie wär's, wenn wir ſchrieben: „Wenn du denkſt du haſt'en, ſo ſpringt er aus dem Kaſten?“ ſchlug Kurt vor.

„Ja, ja, es iſt ganz gleichgültig. Alſo eine Kouſine ſagteſt du?“

„Allerdings. Die, mit der er erzogen iſt — ſeine Braut. Er hatte nämlich keine Eltern, beide ſtarben unvorſichtig früh. Da nahm ein Oheim ſich des Waiſenkindes an. Dieſer Onkel beſitzt natürlich die obligate Tochter, häßlich, alt, aber brillantes Herz. Was kann Hans anderes thun als: nicht ſich in ſie verlieben, aber ſie aus Dankbarkeit heiraten. Du ſiehſt das doch ein, kluge Elſe?“

„J — ja natürlich. Der arme Mann. Iſt es ſehr bald?“

„Weiß nicht. Gewiß in ein paar Monaten, er ſpricht nicht gern davon. Mach um Gottes willen keine Anſpielung, er haßt das, hat es nur mir anvertraut. Du kannſt dir denken, wie einem zu Mute iſt, der ſich ohne Liebe ins Ehejoch begibt, nicht wahr?“

Elſe ſah träumeriſch vor ſich hin.

„Nun, du kniffſt ja nicht, kniffe mir meine Zettel. Immer munter!“

Das junge Mädchen nahm mechaniſch ein blaues Blättchen und faltete es zuſammen.

„Es muß ſchrecklich ſein,“ ſeufzte ſie dann, „iſt ſie ſehr alt?“

„Nun, ſeine Mutter kann ſie noch nicht gerade ſein, kanoniſches Alter hat ſie auch noch nicht, aber ziemlich ausgereift wird ſie ſein. Doch, was kümmert es uns?“

Elſe ſah verlegen aus, ſie ſpielte mit dem Zettel und ſagte endlich:

„Ich dachte nur, weil er dein Freund iſt, Mama ſagte, er ſei dein Freund. Und du müßteſt ihn dann doch tröſten.“

„Ja ſo — ja — deshalb natürlich. Sei du nur heut abend recht nett zu dem armen Menſchen.“

„Er kommt heute?“ rief das Mädchen lebhaft.

„Ja, weißt du's nicht? — Papa hat ein tendre für ihn gefaßt. Er iſt eingeladen. Nun, beim Tanzen wird er gerade nicht viel nützen.“

IV.

Der Abend kam. Sämtliche Zimmerthüren waren geöffnet, die Kerzen auf die Kronleuchter geſteckt, Blumen in die Vaſen gethan, das letzte Stäubchen von den Möbeln genommen, auch das Sanktuarium des Hausherrn, gut geſäubert und vom Zigarrenrauch ausgelüftet, den Feſtlokalen einverleibt worden.

Eine Geſtalt in ſchwarzem Frack und weißer, ſteifer Binde ging prüfend durch die Räume, ſie warf einen letzten Blick auf ihr Werk, das Arrangement der Zimmer und Tafeln. Es war Wuntzel, der Unentbehrliche, das Faktotum aller Geſellſchaften der Provinzialſtadt Wittfurth, in welcher Euſebius Arnswald ein Mitglied der Verwaltungsbehörde war. Ohne Wuntzel konnte niemand aus der guten Geſellſchaft Geſellſchaften geben. Erſt mußte man ſich ſeiner künſtleriſchen Mitwirkung verſichern, dann wurde eingeladen. Doch es verſtand auch niemand, wie er, die Zierden, die Spitzen zu erobern. Eine Geſellſchaft ohne Präſidents, ohne Generals wäre natürlich ein Unding geweſen. Es galt alſo vor allem, dieſe beiden Größen den anderen Lohndienern abzufangen, die — ſofern ſie von den Offizieren oder den Beamten angeſtellt waren — ziemlich dieſelbe Einladungsliſte aufzuweiſen hatten. Wuntzel kam ſo früh und zu ſo gelegener Zeit, daß der Herr Präſident und die Frau Präſidentin, ſowie Generals ſtets auf ſeinen Geſellſchaften erſchien, das heißt, auf denen, welchen er gütigſt ſeine Mitwirkung zugeſichert hatte. Niemand verſtand, wie er, eine Bowle zu brauen. Er pflegte regelmäßig dabei zu bemerken: „Neulich, als ich mit der Wedelln die Bowle aufſetzte, ſagte ich zu ihr: ‚Immer ein bißchen ſüß, Frau Präſidentin, das lieben die jungen Leute‘ und ſie ſagte dann: ‚Sie haben recht, Wuntzel! Es verſteht auch niemand ſich ſo gut auf allem, wie Sie!‘“

Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß die Dativform wie ſo manches andere Wörtlein hierbei, Wuntzels eigenſte Erfindung war.

Sodann verſtand es niemand ſo gut, wie Wuntzel, Leute einzuſchachteln, das heißt, bei Tiſche in engen Zimmern Wunderwerke der Placierungskunſt zu leiſten, niemand ſo gut, wie er, aus Servietten exotiſche Vögel und Pflanzen zu bilden, niemand ſo gut, vierundzwanzig Portionen vom Koch für dreißig Perſonen ausreichen zu laſſen und dergleichen geſellſchaftliche Toilettengeheimniſſe mehr. Dafür war er aber auch ſehr von ſeinen unübertrefflichen Verdienſten überzeugt und nahm ſich heraus die, Damen: „die Wedelln,“ „die Sommern,“ „die Arnswalden“ zu titulieren, ſeinen Lieblingen bei Tiſche gute Stücke zuzuſchieben und den Leuten, die ihm antipathiſch waren, ſchlechte; im großen und ganzen kein Blatt vor den Mund zu nehmen, ſeine Damen ein wenig zu tyranniſieren und ſich vor etwas harmloſer Mediſance nicht tugendhaft hermetiſch zu verſchließen. So hieß es wohl als entſcheidendes Argument in den Familien: „Das muß ſein, Wuntzel redet ſich ſonſt den Mund ab!“

Dieſe hohe Perſon ging alſo in den Zimmern des Regierungsrates um ſieben Uhr auf und ab und beſchaute ihrer Hände Werk. Der Tiſch im Eßzimmer blitzte, alles ſtand wie mit dem Zollſtock gemeſſen. Neben dem großen, dem ſogenannten alten Tiſche, befand ſich ein kleinerer, der während der Tanzpauſe in den Salon geſchoben werden und an dem die junge Welt ſitzen ſollte.

Wuntzel rückte gerade einem der exotiſchen Vögel den dreieckigen Kopf zurecht, als die Regierungsrätin Arnswald zur Thür herein trat. Sie war ſchon in voller Toilette, hellgrün mit weißen Spitzen und neſtelte noch ſchnell einige Knöpfe in der Taillengegend ihres Kleides zu, die ſie ſo lange wie möglich offen gelaſſen, um den Gebrauch ihrer Lungen nicht vorzeitig auf ein Minimum zu reduzieren.

„Alles in Ordnung, Frau Rätin,“ meldete Wuntzel.

Er nannte alle Damen der Regierung durchweg „Frau Rätin“ und nicht „Gnädige Frau,“ wie es neuerdings Sitte geworden war, eine Eigenheit, welche die Betreffenden nicht wenig verletzte, die aber bei Wuntzels ſonſtigen Vorzügen mit in den Kauf genommen werden mußte. Wenn er die weiblichen Mitglieder der fünf Abteilungen wenigſtens Frau Regierungsrätin genannt hätte! So gab ihnen der abſcheuliche Menſch aber nur den Titel, der ebenſo gut auch den Subalternfrauen zukam, denn Frau Rätin — konnte auch „Frau Kanzlei- oder Rechnungsrätin“ bedeuten.

„Steht der ‚junge Tiſch‘ nicht etwas im Wege?“ wagte Frau Charlotte zu fragen.

„Nein, Frau Rätin, man kommt noch ausgezeichnet durch. Sehen Sie.“ — Es gelang Wuntzel allerdings, ſich durch die Spalte zwiſchen den Tiſchen zu zwängen; der etwas umfangreicheren Dame wurde es jedoch ſchon erheblich ſchwerer. Sie unterdrückte aber heroiſch den Einwand, der ihr auf der Zunge ſchwebte, um den Unentbehrlichen nicht zu erzürnen.

„Wie ſteht es mit den Gedecken am jungen Tiſch? Sind ſie nicht etwas eng aneinander?“ fragte ſie ſchüchtern.

„O, Frau Rätin, junge Leute ſitzen gerne dicht,“ entgegnete Wuntzel in ernſtem beſtimmten Tone, während er im Widerſpruche dazu mit dem rechten Auge eine ſchelmiſche Grimaſſe ſchnitt, welche die Dame zum Glück nicht bemerkte.

„Laſſen Sie mich nur machen. Einundzwanzig müſſen ran! Vierundzwanzig Alte hier und einundzwanzig Junge da, geht ausgezeichnet. Bei der Wedelln decke ich immer ſo.“

Frau Charlotte war beſiegt. „Aber die Kerzen? Müſſen ſie nicht angezündet werden? Wir haben zu ſieben Uhr eingeladen!“

„O,“ lächelte Wuntzel überlegen, „es kommt natürlich kein anſtändiger Menſch vor halb acht. Eine Lampe brennt übrigens vorn.“

„Hören Sie, da klingelt es ſchon!“

Wuntzel zog unmutig die Stirn in Falten: Wer erfrechte ſich da, zur rechten Zeit zu kommen?

Er ging in den Korridor und kehrte nach einer Minute in das Speiſezimmer zur Regierungsrätin zurück.

„Es iſt nur der Forſtamtskandidat,“ ſagte er mitleidig, „der weiß es natürlich nicht beſſer, er hat immer im Walde gelebt. Kommt der Menſch ſchon um ſieben! — Kann ſich alleine die Stubenthür aufreißen!“ brummte er dann, vom Mitleid zur Verachtung übergehend.

„Bitte, zünden Sie ſchnell die Kerzen an!“ flehte Frau Charlotte.

„Ja, ja, gleich! Das kann ich auch in dem ſeiner Gegenwart thun, bei dem ſchadet das nicht.“

Die Regierungsrätin ging in das Wohngemach, welches Kurt ſo freundlich ein Möbelmagazin genannt, und empfing den ſchüchternen Forſtamtskandidaten, der mit ſehr großen weißen Handſchuhen, ſehr rotem Geſichte und ſehr tiefen Bücklingen eintrat. Die Konverſation ſtockte ein wenig, da die Gedanken der Hausfrau noch draußen in der Küche, im Speiſezimmer, bei hundert Dingen weilten.

„Haben gnädige Frau ſchon die Oper beſucht?“

Herr Forſtamtskandidat Auguſtin fragte es ſchon zum zweitenmale, denn die Rätin überlegte eben mit Angſt im Herzen, ob ihr Mann auch rechtzeitig fertig werden und wer ihm die Kravatte knüpfen werde, da ſie nun nicht da war. Wo nur Elſe und Kurt blieben? Sie mußte immer allein bei ſolchen Gelegenheiten vor der Breſche ſtehen. Bei niemand fand ſie Unterſtützung, bei niemand! Und dazu das enge Kleid, wenn ſie es nur den ganzen Abend aushielt. Vielleicht wäre es beſſer, ſie bände ſich ein Spitzentuch um, das die Magengegend bedeckte und ließe die unterſten Knöpfe offen —

Der Forſtamtskandidat Auguſtin wiederholte juſt beſcheidentlich ſeine künſtleriſche Erkundigung: „Haben gnädige Frau ſchon die Oper beſucht?“

„Verdi? Jawohl!“ ſagte Frau Arnswald aufs Geratewohl, „eine ſehr hübſche Oper, der Troubadour, und gut beſetzt. Die Martinelli iſt zwar etwas paſſée, aber ihre Stimme iſt ſehr gut, ſehr geſchult.“

Auguſtin beeilte ſich, ſeine vollſte Zuſtimmung auszudrücken.

„Ja, es geht nichts über Schule,“ ſagte er, „ich habe den Troubadour noch nie ſo gut gehört.“ Er hatte den Troubadour bei der einmonatlichen Opernſaiſon der Provinzialſtadt überhaupt zum erſtenmale in ſeinem jungen Leben gehört. Der Troubadour und die Norma waren überdem die einzigen Opern, welche er kannte. Aber es iſt nicht gut, jeden in ſeine Karten blicken zu laſſen. Auguſtin ſchämte ſich dieſer Unerfahrenheit.

„Wie gefällt Ihnen denn die Tagliana?“ fragte Frau Charlotte zerſtreut.

Ja, wie gefiel ſie ihm? Er hatte nur in Berliner Zeitungen von der berühmten Primadonna geleſen, er hatte nie Berlin mit leiblichen Augen geſehen. Schickte es ſich aber, das zu ſagen? In dieſem fürchterlichen Moment erlöſte ihn das Geſchwiſterpaar von einer Antwort. Elſe und Kurt traten ein. Frau Charlotte atmete auf. Sie lächelte liebenswürdig, konnte ſich aber doch nicht enthalten, Elſen einen matten Vorwurf ins Ohr zu tuſcheln und dann leiſe zu fragen: „Und der Papa?“

„Kommt gleich!“ beruhigte ſie das junge Mädchen. „Es riß ihm nur der Chemiſettenknopf ab, er war ärgerlich, ich nähte ihm einen neuen Knopf am Leibe an, aber da ich ſo klein bin, ging es ſchlecht. Papa wollte ſich durchaus nicht dazu hinſetzen.“

„Ja, ſo iſt er“, ſeufzte Frau Arnswald. „Bei Geſellſchaften iſt er zu Anfang, bis er's überwunden hat, aus der Ruhe geſtört zu ſein, ſtets ſo kribbelköpfig.“

Dies Geſpräch war natürlich im leiſeſten Flüſtertone geführt worden, Kurt hatte inzwiſchen mit dem Forſtamtskandidaten über den Dienſt geredet. „Kling — Kling — Klingling.“

So ging es nun in immer kleineren Zwiſchenräumen. Die Gäſte kamen. Wuntzel hatte alle Hände voll zu thun. Er präſentierte den Thee, er beaufſichtigte das Hausmädchen, welches den Herrſchaften beim Ablegen half, er öffnete mit Grandezza und Würde die Thür, — kurz, er vervielfältigte ſich in vier Wuntzels. Solche Augenblicke waren die ſtrahlendſten ſeiner ereignisreichen Laufbahn. Er hatte die Augen überall, er war überall. Aber immer noch fehlten die Kronen der Geſellſchaft: Präſidents und Generals. Wuntzel wurde nervös. Ihm hatten ſie doch zugeſagt, nicht dem Rindfleiſch, dem Tolpatſch.

Das konnte ihm die Sommern, das konnte ihm die Wedelln nicht anthun, denn dergleichen Dinge hängen ja doch nur von den Frauen ab. Die Männer, die gut genug dazu ſind, Namen und Geld zu geben, gingen Wuntzel nicht viel an.

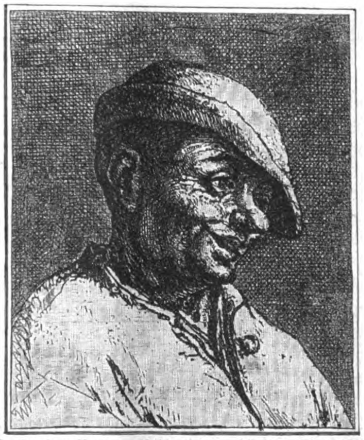
Da klingelt es wieder. Gott ſei Dank! Wuntzel wird wieder ein anderer Menſch, ſeine Stirn erhellt ſich, ſeine Geſtalt reckt ſich.

Kling — Kling! noch einmal! Das ſind beide Kronen zu gleicher Zeit. Endlich!

Frau Charlotte zwinkert ihm zu: O — Wuntzel weiß, was das heißt! Er nickt beruhigend, er vergißt nichts. Es heißt: Jetzt die beſten Theetaſſen, die aus der Servante im oberſten Fach, mit vergoldeten Greifenköpfen, das Hochzeitsgeſchenk der Regierungsrätin. Sie wurden als Knalleffekt für die Spitzen der Geſellſchaft aufbewahrt. Die Rätin wuſch ſie ſtets ſelbſt aus, natürlich im Morgenrock, wenn die Geſellſchaft vorbei war. (Fortſetzung folgt.)

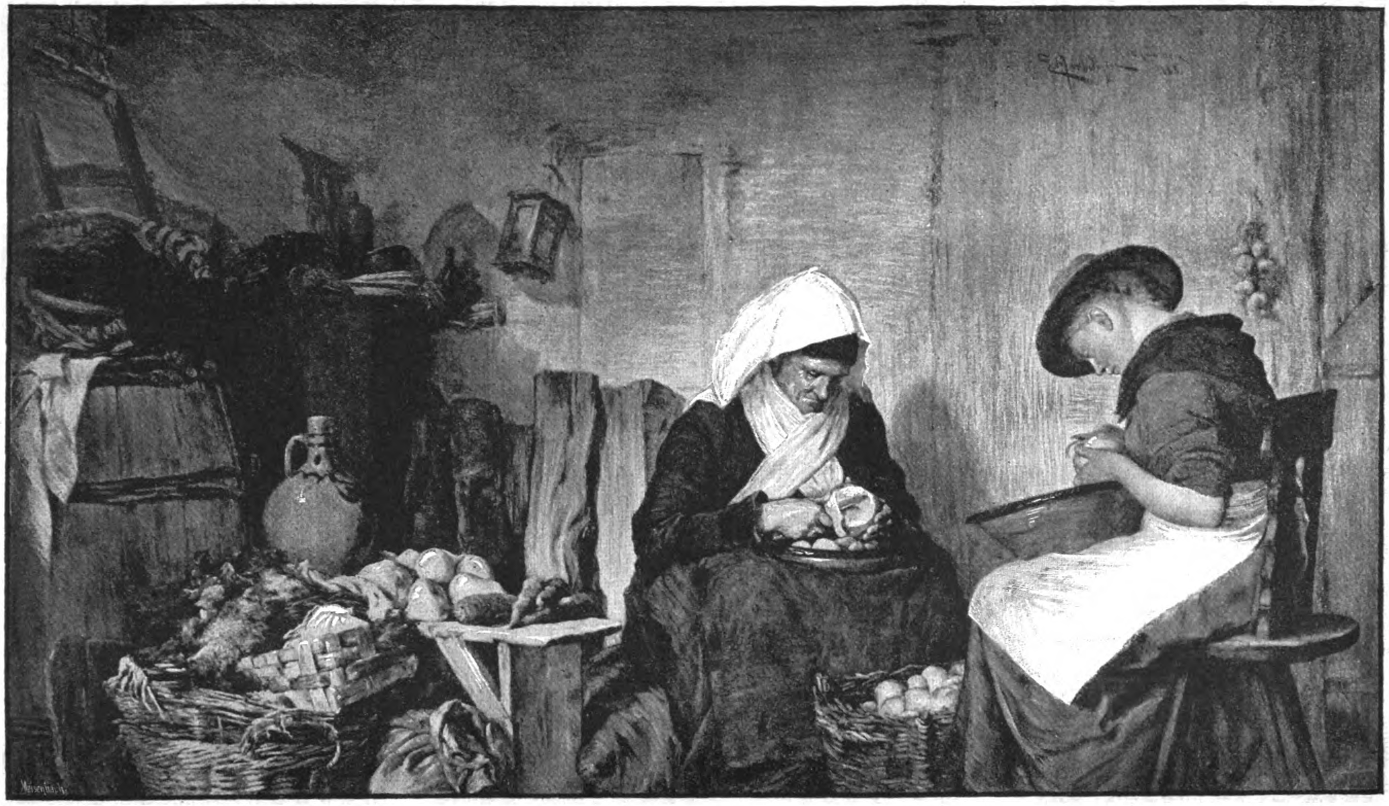
Aus den Kupferſtichmappen des Daheim.

Adrian von Oſtade, der Webersſohn von Haarlem (geb. 1610, geſt. 1685), der liebenswürdige Genre- und Dorfgeſchichtenmaler, der „Meiſter des gemütlichen Wirtshauslebens“, deſſen fein abgetönte harmoniſch geſtimmte Ölbilder eine ſolche Augenſalbe für den ermüdeten Galeriewanderer ſind, iſt auch dem Kupferſtichfreunde eine verehrte Perſönlichkeit, denn er hat eine Anzahl von Radierungen hinterlaſſen, nach deren Beſitz zu ſtreben ein richtiger Sammler nicht aufhört. Das „Werk“ Oſtades vollſtändig zu beſitzen, iſt jedoch nur wenigen Sterblichen beſchieden.



Lachender Bauer. Radierung von Adrian von Oſtade.

Die Sammler haben eine eigene Kunſtſprache für ihre Liebhaberei erfunden. In dieſem Kunſtmiſſingſch heißt die Geſamtheit der von einem Meiſter geſtochenen oder radierten Blätter „das Werk“ des Meiſters. Es hat ſo und ſo viel „Nummern“, d. h. Blätter. Eine Nummer hat



Beim Rübenſchälen.
Gemalt von E. Harburger in München.

meiſtens mehrere „Etats“ oder Zuſtände, d. h. Abdrucksgattungen, welche Abänderungen auf der Platte zeigen. Da gibt es Zuſtände „vor dem dritten Haar auf der Oberlippe“ oder „mit dem ſchiefgetretenen linken Abſatz.“ Es iſt der höchſte Triumph des Sammlers, neue Etats oder Zuſtände zu entdecken. Das Werk Oſtades enthält 50 Nummern, er hat alſo 50 Darſtellungen, meiſt kleinen Formats radiert. Von dieſen 50 Darſtellungen gibt es 231 „Etats“ oder Abdrucksgattungen, denn der Meiſter hat auf ſeinen Platten viel geändert und nachgearbeitet und von allen dieſen Zuſtänden Abdrücke hinterlaſſen. So z. B. iſt bei ſpäteren Abdrücken unſers lachenden Bauern der ſchraffierte Hintergrund weggenommen, ſodaß der Kopf dunkel auf hellem Grunde ſteht. Die beſſeren Abdrücke der Oſtadeſchen Radierungen ſind nicht billig. So wurden z. B. in der Auktion der Drugulinſchen Sammlung vom 1. Dezember 1879 folgende Preiſe erzielt: für das Blatt Bauer und Bäuerin, 1. Abdruck, M. 280, für die nächtlichen Sänger am Fenſter M. 810, für den Künſtler vor der Staffelei, 4. Abdruck, M. 500, für die Familie, 1. Abdruck, M. 505. Das Original unſerer heutigen Nachbildung ging in der im November 1883 von Amsler & Ruthardt in Berlin veranſtalteten Auktion auf M. 40.

Der lachende Bauer kann als ein gutes Beiſpiel für Oſtades Radierungsart und die Wahl ſeiner Stoffe gelten. So gutmütig-einfältig wie das Lachen dieſes Bäuerleins ſind auch die Vorgänge auf ſeinen meiſten anderen Darſtellungen. Ein paar alte ſchwatzende Gevatterinnen, ein Schweineſchlachter, ein paar kneipende Bauern — das iſt ſo etwa der Kreis, aus dem er ſeine Stoffe wählt. — Unſere Holzſchnittnachbildung iſt eine ſehr gut gelungene: ſelbſt einige fehlerhafte, graue Stellen im Hintergrunde des Originals ſind ungemein kunſtvoll nachgeahmt.

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

(Fortſetzung.)

In der Gerichtsſtube war es eine Weile ganz ſtill.

„Ich will mit Euch wahrhaftig nicht rechten, geſtrenger Herr,“ begann der Junker aufs neue, „ich ſehe ein, Ihr verſteht das beſſer, aber wenn mir Eure Güte noch eine Frage erlaubt — —“

„Sprecht, Junker, ſprecht, mit Leuten Eures Schlages rede ich gar gern.“

„So ſagt mir, wie ſteht denn eigentlich die Beſchuldigung der Zauberei, ich ſollte meinen, daß derartiger Unſinn in unſern aufgeklärten Zeiten — — im Geſetze keinen Platz finden dürfte!“

„Ich will Euch alles gern ſagen, Junker, aber ich verbitte mir eines vor allem andern! Ihr dürft das Geſetz nie wieder mit ſolchen Namen nennen. Zu Hauſe und auf der Hochſchule thut, was Euch gutdünkt, in der Gerichtsſtube aber bitte ich mir Reſpekt aus, Reſpekt vor dem Geſetze, das der Kaiſer gegeben, der an Gottes Stelle ſteht. Ihr wollt alſo wiſſen, wie ſich dieſe Beſchuldigung verhält. Gut, merkt auf! Gerade wie bei der Brandſtiftung, nicht ein Haar anders, Geſtändnis und vox populi!“

„Ich frage eigentlich wegen Torilde von Tornau, geſtrenger Herr.“

„Ach ſo, dann wollen wir ſagen, Bezichtigung und vox populi! Seht, die beiden Perſonen ſtehen zuſammen und ſind unzertrennbar. Ihr wißt ja, Junker, daß die alte Lieſel Hand in Hand mit ihrer Schweſter handelte, als dieſe noch lebte. Man muß nach allem, was die Unterſuchung ermittelt hat, annehmen, daß es beiden ganz überaus ſchlecht und ärmlich ergangen iſt. Woher ſie beide ſtammen, weiß niemand. Während des großen Krieges ſind ſie in das Land gekommen und haben von der Hexenbude Beſitz ergriffen, die ihnen von dem Eigentümer, dem Grafen in Tiefenſee, wohl aus Furcht, willig belaſſen iſt. Ihr wißt, vermöge ihrer beiſpielloſen Ähnlichkeit haben ſie beide ſtets nur für eine Perſon gegolten und nur dadurch, daß der Herr von Schnaditz die eine der Schweſtern ſterbend fand, kam es an den Tag, daß es ihrer zwei geweſen. Es war ganz natürlich, jeder, der ſie ſah, hat ſich bekreuzigt und ſie geflohen. So haben die beiden Schweſtern lange, lange Jahre hindurch ihr Weſen getrieben. Ganze Stöße Akten liegen in der Kanzlei und das Sonderbare dabei iſt, daß die Akten immer ein und dieſelbe Perſon betreffen: die alte Lieſel! Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß oft die eine für die andere gebüßt, wer will das jetzt nach langen Jahren noch ermitteln bei der wahren Unzahl von Fällen? Eins iſt aber ganz unzweifelhaft: beide waren böſe und ſchlechte Menſchen, ohne Gott, ohne Religion, ohne Scham und ohne Furcht vor Schande! So iſt es zu erklären, daß ſie zu böſem Zauber griffen, die Menſchen umher plagten und ängſtigten und aus der Furcht, die ſie rings um ſich verbreiteten, ihre Nahrung zogen. Im vergangenen Frühjahr, als die Vorräte des Winters zu Ende gingen und aus dieſem Grunde ihr Betteln bei den armen Bewohnern meiſt fruchtlos blieb, iſt die Not wohl auf einen hohen Grad geſtiegen. Wenigſtens ſteigern ſich in jener Zeit die Fälle, daß ſie Unheil drohend und Unheil weiſſagend in die Häuſer gedrungen ſind, Tod und Elend verkündet und überall von dem Engel mit dem flammenden Schwerte, mit der brennenden Geißel geredet haben. Die Leute haben damals aus Furcht geſchwiegen, erſt als die eine tot und die andere gefangen war, erzählten ſie, wie es ihnen ergangen iſt. Eine ſchlimme Plage für Stadt und Land ſind ſie beide geweſen und je mehr ſie die Furcht bemerkten, die ſie in der Bevölkerung verbreiteten, die ängſtlich ſchwieg und ſich hierob wohl hütete, die Obrigkeit zum Schutze anzurufen, deſto dreiſter und frecher wurden ſie. Dem Himmel ſei Dank! Die eine iſt tot und begraben, mit der andern wird es nicht lange dauern!“

„Verzeiht, geſtrenger Herr, ich fragte nach Torilde von Tornau.“

Der Amtmann hatte ſich abermals in den Seſſel zurückgelegt und die Augen geſchloſſen. Er ſchwieg, als ob er überlege, was er ſagen ſollte.

„Ich will Euch,“ begann er endlich, „die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Ihr ſollt alles wiſſen, Junker. Seht, vielleicht ſeit Jahrhunderten hat keine ſo verzwickte Unterſuchung geſchwebt, im ganzen Lande wird eine ſolche Beſchuldigung, ſo lange wir wenigſtens leben, nicht wieder gehört werden. Damit Ihr mich recht begreift und auch das Juſtizkollegium verſteht, welches infolge der Dazwiſchenkunft des Freiherrn von Tornau die Angelegenheit zur ernſten Beratung gezogen und dem Herzoge berichtet hat, daß nur durch eingehende Unterſuchung und durch Richterſpruch die ſonderbare Sache erledigt werden könne, muß ich auf die Wahrnehmungen zurückgreifen, die der unſelige tote Schneider, als er am Fluſſe beim Angeln ſaß, gemacht, die er ſterbend in die Hände des Stadtpfarrers gelegt und auf dem Sterbebebette mit einem letzten Schwur beſtätigt hat. Ihr wißt, Junker, eine ſolche Zeugenausſage iſt nach unſerem Rechte, weil der Zeuge ſie auf dem Totenbette abgegeben und nicht widerrufen hat, ganz unumſtößlich, ſie iſt wahr und gilt als unangreifbar, und dies iſt der Grund, aus dem die Lage der kleinen Torilde ſo übermäßig gefahrvoll erſcheint. Ihr könnt dem Freiherrn, wenn ſein Geſundheitszuſtand es erlaubt, wieder ſagen, was Ihr von mir hört. Vielleicht erträgt er, das Unheil aus Eurem Munde zu vernehmen, eher und leichter, als wenn ich, der ſtrafende und rächende Richter, es ihm ſage.“

„Geſtrenger Herr — — ich wollte Euch vorher etwas geſtehen —“

„Unterbrecht mich nicht, Junker, ich ſehe es Eurem Antlitze jetzt an, Ihr ſeid zu ehrlich, um mich länger zu täuſchen! Ihr habt ein kühnes Spiel getrieben, aber ich verſichere Euch, ich freue mich darüber, Ihr habt uns allen eine tüchtige Naſe gedreht, aber nicht zu Euren, ſondern zu anderer Leute gunſten und das iſt es, was Euch bei mir vollſtändig entſchuldigt. Seht, ich weiß teils alles aus dem großen Schreibebriefe der herzoglichen Kanzlei, teils kann ich es ahnen und meine Ahnung trügt mich nie. Euer Freiherr iſt nicht krank, er hält ſich ſeiner Tochter wegen in der Reſidenz des Herzogs auf, der Doktor iſt auch nicht krank, und ſonderbarerweiſe an dem Tage, der dem Raube Torildens voranging, begnadigt und vom Freiherrn entlaſſen. Wir wollen nicht näher unterſuchen, wer mir die Jungfrau von Tornau geraubt und den Kopf eingewickelt hat, wir wollen auch von der Befreiung der beiden Jungfrauen von Schnaditz aus der Kuſtodie nicht reden — die eine iſt ja wohl Eure Verlobte — wir wollen nur davon ſprechen, daß oben auf Eurer Burg alle geſund ſind, wie die Fiſche im Teich. Ganz natürlich, Junker, Ihr brauchtet eine Freiſtatt, um Euch und gewiſſe andere Perſonen dem Auge des Geſetzes zu entziehen und Ihr habt das Richtige getroffen — das alte Raubneſt oben auf dem Berge und drinnen die ſchreckliche Krankheit! Eine ſicherere Freiſtatt konntet Ihr allerdings nicht wählen.“

Der Junker ſtand mit niedergeſchlagenen Augen vor dem Richter.

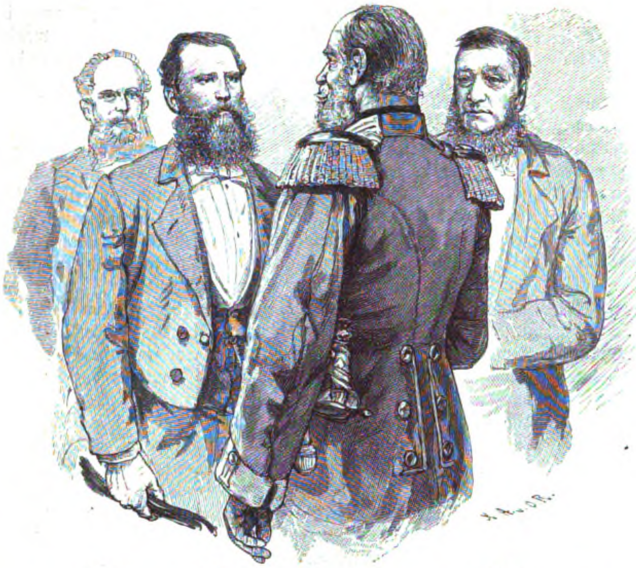
„Seht mich ruhig an, Junker von Kyniz,“ fuhr der Amtmann fort. „Was Ihr gethan, gefällt mir vortrefflich und nicht eine Spur des Unmutes hat mich überfallen! Habt Ihr mich doch der Verlegenheit überhoben, was ich mit den drei Jungfrauen aus den beſten Geſchlechtern beginnen ſollte. Aber nun hört weiter zu, Ihr habt einen feinen Kopf und könnt mir vielleicht und auch Torilde von Tornau helfen! Ein Wort nur verlange ich von Euch, wißt Ihr, wo das kleine Mädchen iſt?“

„Auf mein Manneswort, geſtrenger Herr, ich weiß es nicht! Auch der Freiherr wußte es nicht, ſo lange er auf Burg Duben war. Mein Freund, der Doktor, weiß es allein.“

„Recht ſo, recht ſo,“ ſagte der Amtmann, „ein Geheimnis darf nur in den Händen einer einzigen Perſon ſein, ſonſt erzählen es ſich morgen die Spatzen auf den Dächern. Alſo vernehmt, Junker, was ich zu reden habe! Ihr, Gerichtsſchreiber, gebt mir die Akten her, daß ich nicht ein Wort zu wenig und keins zu viel ſage. Seht, hier iſt die Vernehmung des Stadtpaſtors. Iſt der Mann auch alt und hat er auch all die Seinen an der furchtbaren Krankheit verloren, ſo iſt ſein Geiſt doch klar und ſeine Liebe zur Wahrheit unerſchütterlich. Alſo was er geſagt und mit körperlichem Eide gekräftigt, iſt feſt und ſicher wie ein Evangelium! Er erzählt nun hier am Eingange des Protokolles, daß der Schultheiß ihn an das Sterbebett des Schneiders gerufen, der nach ihm verlange und zu ihm zu kommen flehe, weil etwas auf ſeiner Bruſt und auf ſeinem Herzen liege, das er in die Ewigkeit nicht mitnehmen könne, ohne es als Beichtgeheimnis der Kirche offenbart zu haben. Hört nur, Junker, wie der Paſtor mir des Schneiders letzte Worte erzählt, wie ich alles auf das Papier gebracht und wie der Pfarrherr die Genauigkeit und Richtigkeit beſchworen hat. Der Schneider hat alſo bekundet:

„Am Tage Reimarus abends gegen ſechs Uhr ging ich, wie
„ich dies alle Abende gethan, mit meiner Angelrute den Fußſteg
„entlang, der von der Stadt her zwiſchen dem Fluſſe und dem
„Moor nach dem ſchwarzen Ufer führt. Es war warme ſtille
„Luft, aber über Fluß und Thal lag ein tiefer grauer Nebel, ſo
„daß man höchſtens fünfundzwanzig bis dreißig Schritt weit
„ſehen konnte. Auf einmal drang, ohne daß ich vorher einen
„Laut weder vom Lande noch vom Waſſer her vernommen, ein
„ſonderbares Geräuſch an mein Ohr und ich blieb ſtehen, um zu
„lauſchen. Plötzlich ſah ich in dem Nebel eine übergroße lange
„und breite Figur und erkannte, daß ſie wie ein mächtiges Fahrzeug
„ausſah, das durch die Schnelligkeit des Stromes getrieben
„an mir vorüberbrauſte. Still und ruhig ſaßen auf der Bank
„des Bootes drei weibliche Geſtalten. Ich erkannte ſie als die
„Schweſtern von Schnaditz, und in beider Mitte klein und zuſammengedrückt
„ſaß Torilde von Tornau. Im Vorderteil des Schiffes
„aber ſtand eine übergroße Geſtalt, die ich ſofort als die der
„alten böſen Lieſel erkannte. Ich habe deutlich geſehen, daß ſie in
„jeder Hand ein langes Ruder trug, daß ſie ſich bückte und ſich
„hob, wenn ſie die Stangen in das Gewäſſer ſenkte. Aber nur
„einen einzigen kurzen Augenblick dauerte die ganze Erſcheinung,
„die aus dem Nebel getreten war und im Nebel wieder verſchwand.
„Es war jetzt ſo ruhig und ſtill, wie es vordem geweſen. Ich
„rieb mir die Augen und horchte. Aber ich ſah nichts und hörte
„nichts. Wie vorher flog der Nebel über den Fluß und nur die
„Wogen rauſchten leiſe, am Ufer und an den Wurzeln der Weiden
„ſich brechend. So ging ich denn weiter den Strand entlang,
„dem Laufe des Fluſſes folgend, bis ich an das ſchwarze Ufer
„kam. Hier blieb ich hoch oben an dem alten abgeſtorbenen
„Stamme eines Baumes, wo ich von jeher meinen Platz gehabt,
„ſtehen, warf meine Angel in das Waſſer und dachte über die
„ſonderbare Erſcheinung nach. Bald kam ich zu der Überzeugung,
„daß mein Geiſt ſich wohl getäuſcht und daß es leerer Spuk
„geweſen, den ich geſchaut. Unter mir tobte jetzt der Strudel,
„die weißen Wellen hoben ſich ziſchend und brauſend aus der
„Tiefe, durch den Nebel hindurch gewahrte ich die glänzenden
„Flocken, die zu tauſenden dem Grunde entſtiegen und niederfallend
„mit dem Dunſte der Luft ſich vermiſchten. Da drang
„plötzlich, während ich am Ufer ſaß und von der Höhe herab in
„den Wirbel herunterblickte, ganz dasſelbe Geräuſch zu meinen
„Ohren, das ich wenige Minuten vorher ſtromauf des Fluſſes
„vernommen. Aber mein Auge konnte nichts gewahren, zu ſchwer
„und dunkel lag der Nebel über dem Waſſer. Immer näher und
„immer näher kam das Geräuſch und ſonderbare bald ängſtliche
„Rufe, bald verzweifelte Laute glaubte ich zu vernehmen. Da
„endlich erſchien im Nebel ein dunkler Punkt und im nächſten
„Augenblicke vergrößerte er ſich immer mehr und immer mehr
„und ich ſah, wie das wohlbekannte Boot ohne Steuer und Ruder
„daher und gerade im raſenden Laufe auf den Strudel zuſchoß,
„der den Fluten entſtieg. Zu meinem Entſetzen gewahrte ich
„aber jetzt in dem Boote nur zwei Perſonen, während es wenige
„Minuten vorher ihrer vier geweſen waren. Es war mir in dem
„Augenblicke nicht zweifelhaft, daß die fehlenden bereits ihren
„Tod in den Wellen gefunden. Denn ich ſah deutlich, wie das
„Boot, das jetzt den tiefen Strudel erreicht hatte, ſo auf dem
„Waſſer ſchaukelte und tanzte, daß es jede Sekunde umzuſchlagen
„drohte, daß es bald mit der Spitze, bald mit dem Steuer in die
„gährende und ziſchende Tiefe ſtieß, ich erkannte die beiden Perſonen,
„es waren die alte Lieſel und Torilde von Tornau. Ich
„gewahrte, daß die erſtere hoch aufgerichtet vor dem kleinen
„Mädchen ſtand, das vor ihr auf den Knieen zu liegen ſchien.
„Ich ſah, daß die Alte ſich zu ihr niederbeugte, die ſich an den
„Rand des Bootes klammerte, ich vermochte, es war noch hell
„genug dazu, in den Zügen der alten Frau eine unbeſchreibliche
„Wut, auf dem Antlitze des Mädchens eine unendliche Angſt zu
„erkennen. Deutlich hörte ich durch das Rauſchen des Waſſers,
„wie die Alte mit ſchrecklicher Stimme rief: ‚Hab' ich dich endlich
„allein, wie ich wollte, hab' ich dich, die ſein Zeichen trägt auf
„Rücken und Bruſt, hab' ich dich, du Satansbraut! Herunter mit
„dir, hinein in das Waſſer — eine Minute haſt du noch Zeit, in
„zwei Minuten biſt du tot!‘ Jetzt drang der Jammer des
„Mädchens an mein Ohr. ‚Erbarmen, Lieſel,‘ rief ſie, ‚ich habe
„dir nichts gethan, es war nicht mein Wille, daß der Schloßvogt
„dich geſchlagen, Erbarmen. Lieſel, laß mich leben!‘ ‚Wer gab
„den Befehl, mich zu peitſchen — wer? wer anders als du und
„dein Vater? Die Peſt, die Peſt über euch alle!‘ So ſchrie die
„Alte heiſer und im nächſten Augenblicke gewahrte ich, daß ſie
„Torilde vom Rande des Kahns losriß, daß ſie das laut wimmernde
„Mädchen hoch emporhob, zum Wurfe in das Waſſer bereit. Ein
„Schrei des Entſetzens entfloh nun wohl meinem Munde. Einen
„kurzen Augenblick ſchloß ich die Augen und als ich ſie wieder
„öffnete, gewahrte ich nur noch die Alte, die wohl den Ton meiner
„Stimme gehört hatte und einen raſchen böſen und wütenden
„Blick zu mir herauf warf, der ich den Baum umklammert hielt.
„Ich hörte, wie ſie entſetzlich zu lachen begann, ich ſah, daß ſie
„ſchnell wie der Blitz mit den Händen nach dem Boden des Kahnes
„griff, daß ſie das Ruder emporhob und es tief in das Waſſer
„ſtieß. Geiſterhaft ſchoß jetzt das Boot wieder rückwärts über
„den Strudel. Da hörte ich, wenn auch entfernter, wenn auch
„der Nebel jetzt alles verdeckte, wiederum die Stimme der Alten.
„‚Schwöre,‘ rief ſie, ‚ſchwöre, daß du dein Wort mir halten
„willſt, der Böſe hört was du ſagſt, ſchwöre bei ihm — —‘.
„Die Stimme des Mädchens antwortete leiſe und dumpf: ‚Ja,
„ja, alles was du willſt!‘ Nun wurde es mit einemmale ſtill,
„ganz ſtill. Nur ein einziges Mal war es, als ob es wie ein
„ſchwacher Schlag zu meinem Ohre drang. Ich glaubte, der
„Mord ſei geſchehen! Voller Entſetzen riß ich die Angel aus
„dem Waſſer, floh nach Hauſe und ſchloß mich in meine Kammer
„ein. Ich zweifelte nicht, daß alle drei Mädchen, zuerſt die Jungfrauen
„von Schnaditz, dann Torilde von Tornau der böſen Frau
„zum Opfer gefallen, und ruhelos erwartete ich den Morgen.
„Jeden Augenblick glaubte ich, daß auf der Burg Lärm entſtehen,
„daß man in der Stadt nach Torilde ſuchen und forſchen werde.
„Aber alles blieb ſtill und ruhig, und ſo ſchlich ich mich bis zum
„Wege der Burg. Ich kam gerade zur rechten Zeit, um zu ſehen,
„wie die beiden Jungfrauen von Schnaditz zu Pferde über die
„Brücke kamen und den Berg heraufritten, ich gewahrte, daß
„Torilde von Tornau ihnen entgegeneilte und ſie begrüßte. Unbemerkt
„ſtand ich im Tannengebüſch, ich ſah alle drei friſch und
„geſund, ich hörte ihr fröhliches Lachen dicht neben mir, ich glaubte,
„ein böſer Kobold habe geſtern ſein Spiel mit mir getrieben, ein
„ſchlimmer Traum in der Nacht habe mich betrogen. Aber wenige
„Tage ſpäter kam der unheimliche Gaſt, die furchtbare Peſt, die
„von der Alten gerufen und von dem Böſen gebracht war, bei
„dem Torilde geſchworen, in unſre Stadt. Ich hatte recht geſehen
„und richtig gehört. Ich weiß, daß ich jetzt ſterben muß und bei
„Chriſti Blut, ich habe gehört, wie die Alte rief: ‚Die Peſt, die
„Peſt über euch alle, ſchwöre, ſchwöre bei dem Böſen!‘ ich habe vernommen,
„daß Torilde von Tornau antwortete: ‚Ja, ja, ich will
„alles thun, was du verlangſt!‘“

(Fortſetzung auf Seite 650.)



Kaiſer Wilhelm empfängt Präſident Krüger, General Smit und Unterrichtsminiſter du Toit.

Die Transvaal-Deputation in der Reichshauptſtadt.

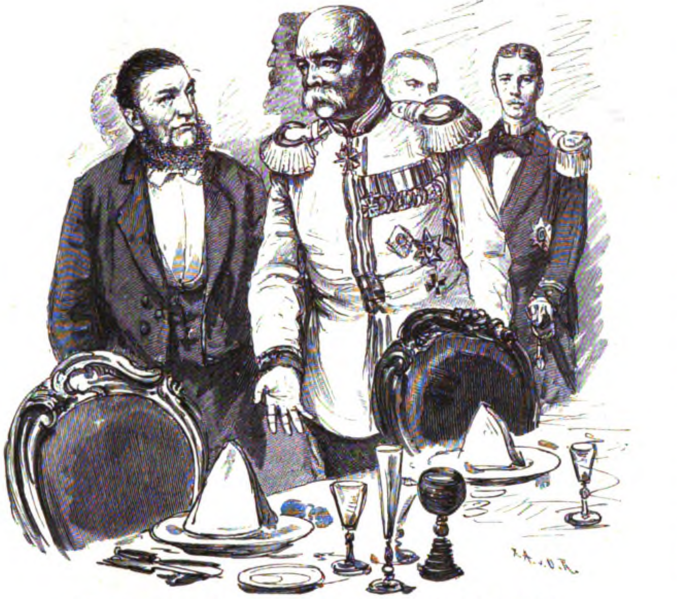
Paul Krüger, General Smit, Transvaalrepublik —, wer kannte dieſe Namen vor fünfundzwanzig Jahren? Daß es ein Kapland gäbe, wußte man, und daß dort holländiſch ſprechende Anſiedler wohnten, wußte man auch; allein bei erſterem dachte man doch zunächſt an Löwen und Hottentotten, und die letzteren hielt man für ein halbwildes Geſchlecht, welches etwa mit den Gauchos Südamerikas auf gleicher Stufe ſtehe. Heut iſt aus dem „Kapland“ ein Staatenkomplex „Südafrika“ geworden, ſo groß wie Deutſchland und Frankreich zuſammengenommen, ein Südafrika, welches über dreihundert deutſche Meilen Eiſenbahnen beſitzt, auf deſſen Straßen die Dampfwalze arbeitet und welches mit Europa und der übrigen Welt durch den Telegraphen, wie durch ausgezeichnete Poſtdampfer in Verbindung ſteht. Die weißen Afrikaner aber ſind durch die Kriege, die ſie mit den Eingeborenen führten, beſonders aber durch den Kampf der Transvaal-Buren gegen England ſo bekannt geworden, daß es heute nicht mehr auffällt, wenn eine Geſandtſchaft dieſes Volkes England, Portugal, Holland und endlich auch unſere Reichshauptſtadt beſucht.

Der Präſident der Transvaal- oder, wie es offizell heißen ſoll, der ſüdafrikaniſchen Republik, Paul Krüger, iſt der berühmteſte unter unſern Gäſten. Er war ſchon ein bedeutender Mann, als im Jahre 1860 zum erſtenmale deutſche Miſſionare es verſuchten, das alte Vorurtheil der Buren gegen Heidenboten zu überwinden und ſich in dem bis dahin ihnen verſchloſſen geweſenen Lande der „ausgewichenen“ Kapländer niederzulaſſen. Bei einem Kriegszuge gegen den Matebelenhäuptling Mapela, welcher ſich auf unzugänglichen Felſenbergen verſchanzt hatte und hier den weißen Eindringlingen trotzte, that ſich Paul Krüger als Anführer, als „Kommandant“ im Jahre 1856 zuerſt hervor. Er erſtürmte in einer Nacht die feindliche Feſte und vor dem Schrecken ſeines Namens ſtürzte ſich der Feind haufenweis in die Abgründe. Allgemein rühmte man ſeine Tapferkeit, Klugheit und Beſonnenheit. Solche Gaben aber mußte auch ein Mann beſitzen, wenn er ſich zum Führer der ungebundenen freiheitliebenden Buren aufſchwingen wollte, denen bei dem jahrelangen Umherziehen in der „wüſten Welt“, wie ſie die neuentdeckten Landſtriche nannten, der Sinn für Autorität und Unterordnung faſt ganz abhanden gekommen zu ſein ſchien. Paul Krüger vereinte dieſe Gaben mit ernſtem, gottesfürchtigem Sinn. Als Jüngling zu lebendigem chriſtlichen Glauben erwacht, hatte er ein Prediger des Evangeliums werden wollen, es war ihm das aber nicht vergönnt, denn ſein Vater wollte, er ſolle ein Landbauer ſein und bleiben gleichwie er. Die Familie Krügers gehörte zu den ſogenannten „Doppers“, — Leuten, welche ſich noch weit mehr als die anderen Buren durch Feſthalten am Hergebrachten auszeichneten. Die echten Doppers trugen nur kurze Jacken, Hemden, die hinten ſchloſſen und breitkrämpige Hüte, die Frauen weiße „Kappen“, d. h. Helgoländer Hüte, nur enge Ärmel in den reinlichen Kattunkleidern, deren Schnitt niemals mit der Mode wechſeln durfte. In der Kirche ſchloſſen die Doppers ihre Geſangbücher, ſobald ein „Lied“ geſungen wurde, ſie ſangen nur die Pſalmen, denn dieſe allein ſeien der Gemeinde und des gottesdienſtlichen Gebrauches wert. Durch Einflüſſe, welche von Holland aus zur Geltung gebracht wurden, bildete ſich auch in Südafrika eine „abgeſchiedene“ Kirche, welche altreformierte Lehre und Brauch betonte, ihr ſchloß ſich Paul Krüger an und iſt ihr bis zum heutigen Tage treu geblieben. Dieſer ernſte chriſtliche Sinn, den der bedeutende Mann in ſich trug, hat neben ſeiner ungewöhnlichen populären Redegabe das meiſte dazu beigetragen, daß er von Jahr zu Jahr in der Achtung ſeiner Volksgenoſſen ſtieg.

Für das junge Gemeinweſen der Buren in Transvaal kamen ſchlimme Zeiten. Im Anfang der ſiebziger Jahre waren Elefanten, Büffel, Strauße, kurz alles Wild, deſſen Jagd größere Vorteile bot, von den gewaltigen Bauerjägern ausgerottet oder weit ins Innere getrieben. Dieſe aber, noch zu wenig daran gewöhnt, den Grund und Boden durch Arbeit wirklich auszunutzen, verarmten. Die lohnende Schafzucht lag noch in ihren erſten Anfängen. Die Eingeborenen erſtarkten und drängten an verſchiedenen Punkten des Landes ihre Unterdrücker zurück, entwertetes Papiergeld vollendete den wirtſchaftlichen, Streitigkeiten zwiſchen den verſchiedenen Parteien der Bevölkerung den politiſchen Niedergang des Landes, den Paul Krüger nicht aufzuhalten vermochte. Eine Periode ſcheinbaren Aufſchwunges unter dem Präſidenten Bürgers, welcher neuerworbenen Kredit in der leichtſinnigſten Weiſe bis auf den letzten Reſt ausnutzte, war nur von kurzer Dauer, der allgemeine Krach kam, der Staat war thatſächlich bankerott, mächtige feindliche Stämme pochten im Norden, Oſten und Süden an die Pforten des Landes, und nur die Annexion durch England im Jahre 1877, obwohl in recht- und rückſichtsloſer Weiſe vollzogen, rettete Transvaal und ſeine Bürger vor dem Untergang.

Paul Krüger hatte den Gang der Ereigniſſe nicht hemmen oder wenden können. Vielleicht gönnte er dem Präſidenten Bürgers und deſſen Schildträgern die verdiente Niederlage. Er fügte ſich wenigſtens damals dem Geſchick und trug den Verhältniſſen Rechnung, indeſſen ließ er ſich, von den Unzufriedenen, den „Patrioten“, wie ſie ſich nannten, zum Vertrauensmann gewählt, bald bereit finden, nach England zu gehen, um dort für Aufhebung der Annexion zu wirken. Nachdem er unverrichteter Sache zurückgekehrt war, reiſte er bald ein zweites Mal übers Meer, wieder vergeblich und fing dann an, das Volk Transvaals an den Gedanken zu gewöhnen, daß es noch Thaten nicht nur Worte werde brauchen müſſen, wenn es ſeine Selbſtändigkeit wieder erringen wolle. In großen, wochenlang andauernden Volksverſammlungen ſcharte er die mit Wagen und Zelt — wie zum Kriege — erſchienenen Bauern um ſich, ſchulte ſie, gewöhnte ſie an Gehorſam gegen ſeine und der andern Führer Befehle und bereitete ſie ſo auf den Tag der Abrechnung mit England vor. Erleichtert wurde ihm ſeine Aufgabe dadurch, daß die Engländer zu dieſer Zeit im Zulukriege ſich Schlappe auf Schlappe holten, ein Umſtand, deſſen Folgen auch General Wolſeleys endlicher Erfolg nicht auszutilgen vermochte. Als Wolſeley, nachdem er Cetſchwayo gefangen genommen hatte, in Transvaal einrückte und ſein vermeſſenes Wort geſprochen hatte: „So lange die Sonne ſcheint, wird Transvaal unter engliſcher Herrſchaft ſtehen“, ſandte er zu Paul Krüger und ließ ihn unter großen Verſprechungen um ſeine Unterſtützung bei der Ausführung ſeiner Pläne bitten. „Sagt dem General Wolſeley“, war Paul Krügers Antwort, „er will, daß ich ihm ſolle ſein Haus bauen helfen, ich verweigere meine Hilfe, ſein Haus iſt auf den Sand gebaut, es wird fallen, ſein Werk hat er ohne den allmächtigen Gott begonnen, es wird keinen Beſtand haben.“

Wie Paul Krüger geſagt hatte, ſo geſchah es. In unbegreiflicher Verblendung ſahen die engliſchen Beamten nicht, wie neben ihnen eine Bauernregierung beſtand, welche die eigentliche Macht mehr und mehr in ihre Hände bekam. Die drohende Wolke des Aufſtandes ſtand lange und deutlich am Himmel, die verblendeten fremden Machthaber verſtanden aber nicht die Zeichen der Zeit und der Sturm brach los.



Fürſt Bismarck und die transvaaliſchen Abgeſandten an der kaiſerlichen Tafel.

Paul Krüger hatte die unverſöhnlichen Patrioten bisher von allen Schritten, die zu Blutvergießen führen mußten, zurückgehalten; als aber Gouverneur Lanyon im Dezember 1880 die Teilnehmer an der Volksverſammlung zu Paardekraal für Rebellen erklärte und als Rebellen zu beſtrafen drohte, proklamierte er in Gemeinſchaft mit Pretorius und Joubert am 16. Dezember die Wiederherſtellung der Republik. Er wußte beſſer, als einer aus den Tauſenden, die ihm zujauchzten, was er that, als er ſo dem mächtigen England den Fehdehandſchuh hinwarf. Er war nun zum Kampf auf Leben und Tod entſchloſſen. „Ich werde noch fechten, wenn ich auch nur noch hundert Mann bei mir haben ſollte“, ſagte er, und das waren bei dieſem Manne keine leeren Worte. Seine Kraft aber ſuchte er bei ſeinem Gott; im Glauben und im Vertrauen auf deſſen Hilfe handelte er. Einer meiner Bekannten ſah ihn in jener Zeit ſich in einer Nacht ſtill von ſeinem Lager erheben. Er kniete nieder und ſchüttete ſein Herz vor ſeinem Gott in ſtillem, lang andauerndem Gebete aus.

Der Aufſtand nahm ſeinen Lauf. Gleich anfangs kamen bedauerliche Ausſchreitungen vor; an wehrloſen Engländern wurden Meuchelmorde verübt. Dem ernſten Auftreten Paul Krügers iſt es zu verdanken, daß nicht mehr ſolcher Schandthaten verübt worden ſind. Er wollte ein gutes Gewiſſen behalten und Gottes Segen für ſeine Sache nicht verſcherzen.

Im Januar 1881 befand ich mich im Bauernlager auf dem Drakengebirge. Es hatte dort eben das erſte Gefecht ſtattgefunden (bei Langes Neck), man hatte einige Verluſte gehabt, ängſtliche und ſchwächliche Gemüter wurden wankelmütig, und manche machten ſich fort nach Haus. Da mußte Paul Krüger erſcheinen, der als Haupt der proviſoriſchen Regierung in Heidelberg wohnte. Wieder gelang es ſeiner hinreißenden Beredſamkeit, den Wankenden Vertrauen zu ihrer Sache einzuflößen. In jenen Tagen lernte ich auch den General Niklaas Smit kennen. Man nannte ihn den „Fechtgeneral“, das ſollte etwa „Korpskommandant“ heißen. Er kommandierte den denkwürdigen Sturmangriff auf den Amajubaberg, und ſchien das Vertrauen ſeiner Landsleute in hohem Maße zu beſitzen. Unvergeßlich wird mir immer bleiben, wie ſich nach dem Abſchluß der Friedenspräliminarien der ganze Haufe der Sieger um ſeine Führer, die „Triumvirn“ ſcharte und dieſe ſie jeder in ſeiner Weiſe noch einmal anredeten. Wieder war es Paul Krüger, welcher den tiefſten Eindruck machte. Denen, die mit einigen der vereinbarten Artikel unzufrieden waren, ſagte er: „Seid nicht Kindern gleich, welche, nachdem ſie den Wagen erobert haben, noch einmal um eines einzigen Jochſcheites willen Krieg anfangen wollen! Gott hat euch geholfen, möge ſeine Güte euch zur Buße leiten, daß ihr euch rechtſchaffen zu ihm wendet und bekehrt“; und einem engliſchen Kaplan, der ihm ſeine Bewunderung ausſprach und ihn fragte, wie es ihm möglich geweſen ſei, ſolche Erfolge zu erringen, antwortete er: „Ich habe für mein Heer und meine Sache einen guten General gehabt“ und gab auf die Frage nach dem Namen des Generals die Antwort: „Es war mein Herr Jeſus Chriſtus.“

Die Verhandlungen mit England wurden zu einem glücklichen Ende geführt. Transvaal erhielt ſeine Unabhängigkeit zurück unter Englands Schein-„Suzeränität“. Es war aber England mit etwa zehn Millionen Mark verſchuldet und hatte ſich Grenzbeſtimmungen aufdrängen laſſen müſſen, welche nicht überall den Wünſchen der Bauern genehm waren, auch durfte Transvaal nicht ſelbſtändig mit anderen Völkern verhandeln oder Verträge ſchließen. Paul Krüger fügte ſich und wartete ſeine Zeit ab. Zunächſt mußte der neuerſtandene Bauernſtaat den Eingebornen beweiſen, daß er nicht mehr ſo uneinig und ſchwach wie der frühere ſei. Es bot ſich bald genug Gelegenheit dazu. In Transvaal lebte mitten zwiſchen kultivierten Diſtrikten ein Räuberſtamm, gegen den die Bauern ſchon zweimal, als noch der alte Häuptling Mapoch am Leben war, vergeblich lange Kriege geführt hatten. Zwiſchen gewaltigen Felsblöcken lagen die Hütten der Hauptſtadt an einem Bergabhang verſteckt, in deſſen Inneren geräumige Höhlen dem Volke eine letzte Zuflucht boten, wenn der Feind trotz der überall aufgeführten Schanzmauern draußen das Terrain eingenommen hatte. Auch die kleineren Städte und Dörfer dieſes Volkes waren meiſt an unzugänglichen Orten am Eingange von Felſenhöhlen aufgebaut. Menſchenopfer brachten dieſe Matebelen, und förmlich Sitte war es, daß ſie Raub und Mord an friedlichen Wanderern verübten. Glücklicherweiſe hatte das letztere den Stamm mit den umwohnenden Eingebornen verfeindet, er war iſoliert, und der größte Teil der Bapedi (Sekukunis Volk), ſowie die Bewohner der ſtarken Miſſionsſtation Botſchabelo leiſteten nur zu gerne Hilfe gegen den geſchworenen Feind. Die Aufgabe, dieſes Raubneſt einzunehmen, war nicht leicht. Kanonen richteten nichts aus gegen die Felſenwände. Dynamit, in Hunderten von Pfunden zur Wirkung gebracht, vertrieb den Feind aus den kleineren Außenfeſten, die Hauptſtadt aber hielt ſich gegen alle Angriffe, bis der Hunger die Bewohner zur Übergabe nötigte. Achttauſend Gefangene verteilte man als Hörige unter die Bauern, die Felſenwildnis war geſäubert und wurde weißen Koloniſten übergeben. Jetzt endlich, es war etwa vor nun einem Jahre, war die Zeit gekommen, daß die Bauern daran denken konnten, von England die Zurücknahme der drückenden Bedingungen zu erlangen, die in der Konvention enthalten waren.

Eine Deputation, welche dieſe Zurücknahme erſtreben ſollte, wurde auch bald nach England abgefertigt, ſie beſtand aus Paul Krüger, dem General Niklaas Smit, Prediger du Toit und Sekretär Eloff. Herr du Toit iſt ein junger kapſcher Geiſtlicher, der ſich während des Befreiungskrieges ſeiner Landsleute auf einer Reiſe nach Paläſtina befand; zurückgekehrt nach ſeinem Vaterlande wurde er zum Unterrichtsminiſter Transvaals ernannt. Es bedurfte nicht zu großer Mühe, England zu bewegen, die Beſtimmungen der Konvention vom Jahre 1881 zurückzunehmen; fehlte England doch der Wille und vielleicht auch die Macht, die ſtrikte Beobachtung der darin enthaltenen Satzungen zu erzwingen. Man einte ſich dahin, daß Transvaal in Zukunft wieder „Südafrikaniſche Republik“ heißen ſolle, die „Suzeränität“ ſolle aufhören, die Republik ſolle das Recht haben, mit auswärtigen Mächten ſelbſtändige Verträge zu ſchließen, gegen die England ein Veto einlegen könne, die Schuld Transvaals bei England wurde auf ſieben Millionen Mark herabgeſetzt, und eine neue Weſtgrenze wurde vereinbart, durch welche einige Gebiete des Betſchuanenlandes der Republik einverleibt wurden. Von England aus ging die Deputation nach Portugal, ſchloß dort einen Vertrag ab wegen der Bahn, welche von der Delagoabai nach Transvaal gebaut werden ſoll, ging dann nach Holland und Paris, um dort eine Anleihe aufzunehmen, und kam endlich auch, wenigſtens auf einige Tage, nach der Hauptſtadt des deutſchen Reiches.

Die Ankunft unſerer Gäſte war in weiteren Kreiſen nicht bekannt, ſo wurden ſie eben nur von Beamten des auswärtigen Amtes am 7. Juni früh morgens auf dem Bahnhof Friedrichsſtraße empfangen und in kaiſerlicher Equipage nach dem Hotel „Kaiſerhof“ geführt. Am Sonntag früh durfte ich meine alten Freunde ſehen. Es ſchien mir, als habe Paul Krüger etwas gealtert, aber noch immer iſt er lebendig, energiſch und von ſchneller Auffaſſungsgabe. Berichterſtatter meinten, die Buren hätten ſich europäiſiert. Ich fand ſie eben ſo ſchlicht und einfach in Benehmen und Kleidung, wie ich ſie immer in ihrem Lande geſehen hatte. Sie beſuchten an dem Sonntage den Gottesdienſt im Dom und freuten ſich von Herzen des ſchönen Gottesdienſtes, des herrlichen Geſanges und des vollen Gotteshauſes, in welchem auch der Kaiſer zugegen war, neben deſſen Stand ihnen ihre Sitze unter den Hofbeamten angewieſen worden waren. Um fünf Uhr durften ſie vor dem Palais des Kaiſers vorfahren. Fürſt Bismarck empfing ſie und geleitete ſie vor Se. Majeſtät, dem Paul Krüger ſeine Freude ausſprechen durfte, daß er hier im Lande ſeiner Väter (er iſt deutſcher Abkunft) ſolchen Empfang gefunden habe. Er hoffe, daß die Freundſchaft zwiſchen Deutſchland und Transvaal, ſowie der Verkehr zwiſchen beiden Ländern inniger und lebhafter werden möge. Der Kaiſer verlas ſeine Antwort deutſch, reichte ſie dann dem Reichskanzler und dieſer verdollmetſchte ſie ins Engliſche, (leider! denn von den Buren verſteht nur Herr du Toit das Engliſche vollkommen). Der Inhalt der Antwort betonte das Intereſſe, welches der Kaiſer ſtets an dem Gedeihen Transvaals genommen habe, und ſprach die Hoffnung aus, daß der zu ſchließende Vertrag beide Länder noch enger miteinander verbinden werde. Der Kaiſer reichte dem Präſidenten die Hand; dieſer wie ſeine Kollegen waren in ſchwarzen Gehröcken erſchienen, er allein trug eine Auszeichnung, eine Schärpe von grüner Seide und ein Band über der Bruſt mit dem Wappen der Republik. Fürſt Bismarck unterhielt ſich bald mit den Fremden in Plattdeutſch, und auch der Kaiſer ſoll verſucht haben, dies zu thun, Paul Krüger aber that ihm ſeine Wünſche ehrlich und unverhohlen kund. „Majeſtät“, nahm er Gelegenheit zu ſagen, „Sie ſind ein alter Herr und regieren ein mächtiges Reich, Transvaal iſt nur ein kleines Kind im Vergleich zu Deutſchland. Solch Kind ſieht ſich nach Hilfe um bei ſeinen Eltern und Pflegern, wenn es ihm ſchlecht geht. Es kann auch hinfallen und will dann aufgehoben ſein. Majeſtät, wenn es uns einmal wieder ſchlecht geht, dann helfen Sie uns, helfen Sie uns auf.“

Bei der Tafel ſaß der Präſident dem Kaiſer gegenüber, es nahmen an derſelben auch der Kronprinz und Prinz Wilhelm teil. Von den Damen machte beſonders die Großherzogin von Baden durch ihre Liebenswürdigkeit auf unſere Freunde großen Eindruck. Das ungezwungene leutſelige Weſen der hohen Herrſchaften wurde von ihnen ſehr gerühmt. Am Montag wohnte die Deputation der Grundſteinlegung für das Reichstagsgebäude bei. Es imponierte ihnen der Feier Glanz und Pomp, aber Paul Krüger gefiel das am meiſten, daß der Weiheſpruch aus Gottes Wort und das Weihegebet nicht fehlte. „Gottes Wort gilt noch etwas im Lande meiner Vorfahren“ ſagte er.

Am Mittag dieſes Montages ſtellte ſich der Deputation der Ausſchuß der Geſellſchaft für deutſche Koloniſation vor, und General Smit machte mir die Freude, in Erinnerung an die zuſammen verlebte ſchwere Kriegszeit, mein Haus und meine Familie aufzuſuchen. „So ſchön wie Paris ſei Berlin freilich nicht“, ſagte er bei dem Durchfahren der Straßen, „aber Deutſchland und die Deutſchen ſtünden ihm näher als die Franzoſen, des evangeliſchen Glaubens und der beſſeren Sitten wegen.“

Schon am Dienstag früh wollten die lieben Gäſte uns wieder verlaſſen, auf unſer inſtändiges Bitten hin hatten ſie ihre Abreiſe bis auf den Abend dieſes Tages hinausgeſchoben. Nun beſuchte General Smit noch eine Kaſerne, Paul Krüger aber mit du Toit das Miſſionshaus, deſſen Direktor, Dr. Wangemann, er im J. 1867 in Südafrika kennen gelernt hatte. Sein frommer treuer Sinn ließ ihm nicht zu, bei dem Hauſe vorüberzugehen, welches nun ſchon zweiunddreißig Miſſionare im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre nach dem Transvaallande entſendet hat. Der Poſaunenchor der Miſſionszöglinge begrüßte ihn. Wein verſchmähend ſprach er gern dem nach ſüdafrikaniſcher Sitte gereichten Kaffee zu. Das Muſeum, mit ſo vielen Gegenſtänden aus Südafrika gefüllt, intereſſierte ihn, im Betſaal aber erzählte er in bewegter Weiſe, wie er ſelbſt habe ein Prediger des Evangeliums werden wollen, und ſprach ein Abſchiedswort auf Grundlage des Textes: „Wie lieblich ſind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen, die da ſagen zu Zion: „Dein Gott iſt König.“

Um zwei Uhr gab die Geſellſchaft für deutſche Koloniſation den Gefeierten ein Frühſtück in den Kaiſerhallen unter den Linden, zu welchem etwa vierzig Herren in Eile geladen worden waren. Unter den Anweſenden bemerkte man den Profeſſor Virchow, Major v. Mechow, Admiral Livonius und eine ſtattliche Anzahl von anderen Offizieren. Herr Kammerherr Molitor v. Mühlfeld brachte den Toaſt auf die Gäſte, Paul Krüger auf den Kaiſer, Schreiber dieſes auf Land und Volk Transvaals aus. Wohlthuend war es für mich alten Miſſionar, daß der Präſident wieder der fleißigen und treuen Arbeit deutſcher Miſſionare in Südafrika, ſpeziell in Transvaal, ehrenvoll gedachte. Nach kurzem Beiſammenſein empfahlen ſich die Afrikaner, ſie mußten noch einige Abſchiedsbeſuche machen, aber als ſie um halb zehn den Schnellzug nach Köln beſtiegen, waren ſie wieder von dem Kreiſe umgeben, der es ſich im Wetteifer mit der Regierung hatte angelegen ſein laſſen, ihnen zu zeigen, daß man in Deutſchland gern Gaſtfreundſchaft gegen ſtammverwandte Fremde übt.

Am 20. Juni will die Transvaaldeputation Holland verlaſſen und hofft am 20. Juli in Pretoria (zweihundert deutſche Meilen von Kapſtadt gelegen!) einzutreffen. An dieſem Tage verſammelt ſich der Volksrat Transvaals, um die mit England und anderen Mächten geſchloſſenen Verträge zu erwägen. Am 27. Auguſt d. J. muß die mit England vereinbarte Konvention ratifiziert ſein.

Paul Krüger kehrt nach Transvaal zur rechten Zeit zurück. Die neu entdeckten Goldfelder im Diſtrikt Leydenburg zeigen ganz ungewöhnlich reiche Quarzadern. Zu Hunderten ſtrömen Goldgräber dorthin aus Natal und aus der Kapkolonie. Wir wünſchen der neuerſtandenen Republik gedeihliche Entwicklung, ja alles Heil, der Transvaaldeputation aber wünſchen wir glückliche Reiſe über den Ozean nach Südafrika, dem Lande, welches für den Deutſchen ſtets etwas Anziehendes haben wird, zurück zu ihren Volksgenoſſen, welche als unſere Stammverwandten ein Recht auf unſere Teilnahme und Freundſchaft haben und behalten ſollen.

A. Merensky.

Torilde von Tornau.

(Fortſetzung von Seite 647.)

Der Amtmann hatte die Akten auf den Tiſch gelegt, ſich ſelbſt im Seſſel zurückgebeugt und die Augen geſchloſſen.

„Was meint Ihr hiezu, Junker?“ ſagte er endlich.

„Es iſt ein furchtbares Blatt in Euren Akten, geſtrenger Herr, das Ihr mir vorgeleſen habt! Aber als ein Glück iſt es zu bezeichnen, daß der Schneider noch vor ſeinem Tode glaubwürdig geſprochen hat, ſo daß wir nun wiſſen, was geſchehen iſt, ohne daß Torilde zu reden braucht. Mord, elender Mord iſt es geweſen, den die Alte an dem armen Kinde verſucht hat! Hätte der Mann nicht oben am Baume geſtanden, ſo hätte das Mädchen im Strudel den Tod gefunden. Daher die grenzenloſe Angſt, die ſich nachher auf Torildes Antlitz geſpiegelt, wie die Jungfrauen von Schnaditz dies erzählen, daher ihr beharrliches Schweigen über den Vorgang auf dem Strudel gemäß ihrem Eide. Mord aus Rache! Torilde hat Monate vorher die alte Frau aus Burg Duben mit Gewalt entfernen laſſen, weil ſie dem Freiherrn Schmerzen im Arme durch Ziehen und Zucken zu heilen unternommen und ihm dadurch unerträgliche Qual bereitet hat. Unten auf dem Hofe hat der Burgwart das alte Weib gepeitſcht und offenbar hat ſie geglaubt, daß Torilde, die nicht daran gedacht, hiezu den Befehl gegeben.“

„Es iſt möglich, Junker, daß die Sache ſo liegt, wie Ihr meint. Aber mir will es nicht recht in den Kopf! Was wollte denn Torilde allein mit der Alten auf dem Strudel, auf dem gefährlichen, verrufenen und böſen Waſſer, als es faſt nacht war? Sagt mir, Junker, wie erklärt Ihr das?“

„Neugierde eines jungen Mädchens, geſtrenger Herr. Die Alte hatte ihr vorher einen Wink gegeben und ihr durch Zeichen verſtändlich gemacht, daß ſie ihr etwas Wichtiges mitzuteilen habe.“

„Ach was, Junker, Neugierde! War, um dieſe zu befriedigen, das ſchwarze Ufer und der dunkle Abend notwendig? Nimmermehr! Es iſt ja ſicher, daß die Alte dem Mädchen mit dem Tode durch Ertrinken gedroht. Aber weshalb iſt dies geſchehen? Wegen der Schläge, die ſie vom Burgvogt erhalten, aus Rache für dieſe Strafe? Unmöglich iſt dies ja nicht, aber unwahrſcheinlich in hohem Grade. Hundertfach in ihrem Leben iſt ſie gezüchtigt, die Alte. Hundertfach hat der Büttel ſie geſtraft, wenn ſie die Menſchen geängſtigt und geplagt hatte. Neu war ihr ſolche Behandlung wahrhaftig nicht. Wer weiß, ob der Schneider darin recht gehört, daß Torilde die Schuld auf den Burgwart geſchoben. Man darf nur die Angſt des Mannes nicht vergeſſen, der oben am Baume ſteht und unter ſich im dichten Nebel auf dem böſen Waſſer den verhängnisvollen Kahn erblickt. Daß die Alte vom Burgwart wegen ihrer verunglückten Kurpfuſcherei Schläge erhalten, iſt, wie ich vernommen, ſtadtbekannt geweſen, und es iſt ſehr leicht möglich, daß der Schneider in ſeiner Angſt und Beſtürzung dieſe ihm bewußte Thatſache in Verbindung mit dem gebracht, was er geſehen. Will man aber wirklich annehmen, daß der Schneider ſich nicht geirrt und daß er recht gehört, ſo bleibt immer die Thatſache der abendlichen Fahrt Torildes unerklärbar. Neugierde, meint Ihr, ſei der Grund geweſen? Unmöglich, Junker, unmöglich! Torilde wußte ſo gut wie jeder andere Menſch in Stadt und Land, wie es der Alten auf Burg Duben ergangen. Sie war zu klug, um ſich aus Neugierde in den Rachen des Löwen zu ſtürzen. Es tritt der Umſtand hinzu, daß die Jungfrauen von Schnaditz darum wußten, daß Torilde den Kahn der Alten wiederum beſtiegen hatte. Sie würden wahrlich am andern Morgen nicht geſchwiegen haben, wenn Torilde vermißt worden wäre. Nein, nein, ich meine, die Sache hat einen andern Grund.“

„Sprecht, geſtrenger Herr!“

„Warum ſollte ich nicht? Steht doch faſt die ganze Bevölkerung auf meiner Seite. Seht, die Alte ruft: ‚Die Peſt, die Peſt über alle, ſchwöre, daß du dein Wort mir halten willſt, der Böſe hört es, ſchwöre bei ihm!‘ Torilde antwortet: ‚Ja, ja, alles, was du willſt!‘ Nun, Junker, was geſchieht nach dieſem Schwur? Zwei Tage ſpäter iſt das ſchwarze Geſpenſt der furchtbaren Kranlheit, an das niemand gedacht, das niemand nur geahnt, im Lande, Tauſende und Abertauſende rafft es dahin, die nichts gethan, die nichts verbrochen. Heimlich, wie der Dieb in der Nacht dringt es in die verſchloſſenen Häuſer und mäht die Menſchen weg, wie der Schnitter das Gras mit der Senſe. Alſo, ſo ſchwer es mir wird, ſo ſehr ich mich dagegen geſträubt und gewehrt habe, es hilft alles nichts, ich muß heraus mit der Sprache: Sie ſtanden beide, die Alte und die Junge, im Dienſte des Böſen, ſie waren ſeine Genoſſen und ſeine Gefährten, ſie riefen ihn an, ſie forderten auf dem böſen Waſſer, wo ſie glaubten, daß niemand ſie hören könne, ſeine Hilfe und ſeine Rache. Der Schwur galt ihm, er ſolle kommen mit ſeiner Wut über die Menſchen — und er kam. Mit einem Worte: ſie trieben Zauberei auf dem Strudel!“

„Barmherziger Gott!“

„Ich weiß, was Ihr ſagen wollt, Junker! Was die Alte betrifft, meint Ihr, habe ich vielleicht recht, denn fortgeſetzt durch ihr ganzes Leben reiht ſich bei ihr Verbrechen an Verbrechen. Aber Torilde von Tornau! Ihr begreift es nicht, Ihr faßt es mit Eurem klaren Verſtande nicht, das harmloſe Kind, des braven Mannes ebenſo brave und engelreine Tochter! Wozu ihr Schwur, wozu ihr Bund mit dem Böſen?“

„So meine ich, geſtrenger Herr!“

„Ja, ja, aber eines habt Ihr wieder vergeſſen. Ihr ſchaut den Wald vor lauter Bäumen nicht, Ihr merkt nicht darauf, was Ihr alle Tage geſehen, was Ihr gewiß oft von ihr ſelbſt gehört habt. Vergeßt Ihr ganz, daß Torilde verwachſen iſt, verkrümmt, wie ſelten ein Menſch? Habt Ihr denn nie den kleinen unförmlichen Körper mit dem zauberhaft ſchönen Haupte geſchaut, habt Ihr von ihr nie gehört, was ſie faſt alle Tage ſagt, daß ſie emporgehoben zu werden wünſcht, um groß und ſchlank zu ſein, wie andere Menſchen es ſind? Habt Ihr es nie vernommen, was unauslöſchlich im ganzen Volke lebt und leben wird auf ewige Zeiten, daß ſolche verkrümmte Perſonen das ſichtbare Zeichen tragen, wie das ewig Gute und das ewig Böſe ſich um ſie geſtritten, wie ſie im harten Kampfe um ſie gerungen und wie ſie erzielt: das eine das Haupt, das andere den Leib? Habt Ihr das eine Wort vergeſſen, das die Alte ihr zurief auf dem Strudel: ‚Hab’ ich dich, die ſein Zeichen trägt auf Rücken und Bruſt, hab’ ich dich, du Satansbraut?‘“

„Geſtrenger Herr! Ich bin ein Chriſt!“

„Wohl Euch, wenn Ihr es nicht glaubt, aber dem Volke und ſogar mir, dem alten Manne, könnt Ihr jenen Glauben wahrlich nicht verargen. Es iſt ja möglich, daß nach langer Nacht, nach dem blutigen Kriege, den wir noch geſehen, nach freſſendem Hunger und ewiger Krankheit ein beſſeres Morgenrot zu dämmern beginnt. Vorläufig aber, glaubt mir, geht Ihr fehl auf Eurem Pfade, Ihr werdet den alten Glauben des Volkes nimmer aus dem Wege räumen. Doch wir wollen darüber nicht ſtreiten! Ach, könnte ich Euch doch folgen, aber nicht vermag ich es. Ihr wißt nun alles, Junker, Ihr kennt eigentlich den Inhalt der ganzen Akten, Ihr wißt, was Torilde gethan und weſſen ſie geziehen wird. Wenn alſo der Freiherr nach Hauſe zurückkehrt, ſagt ihm alles, was Ihr hier gehört. Beratet mit ihm, was zu thun, ich bin jeden Augenblick für Euch zu ſprechen. Aber, da Ihr den Befehl auf der Burg habt, nehmt mir die alte Lieſel ab und verwahrt ſie gut. Denn wenn auch oben alles geſund iſt, und Ihr ſie nicht brauchen könnt, um das Schloß zu waſchen, ſo iſt ſie doch ſicherer aufgehoben als in der Kuſtodie, wo gewiſſe Leute — —“

Der Junker fing an zu lachen.

„Ja, ja, lacht nur,“ fuhr der Amtmann fort, „ich möchte nur wiſſen, wer es geweſen iſt, der Euch den Schlüſſel verſchafft hat. Aber das iſt gleichgültig! Wollt Ihr die Hexe mir abnehmen? Ich bin auch zu einem Gegendienſte bereit, ſprecht, kann ich Euch dienen?“

„Ja, geſtrenger Herr, fragt nie darum, forſcht nie danach, wer mir geholfen, meine Braut aus der Kuſtodie zu befreien!“

„Gern, gern, Junker, es kommt mir darauf wahrlich nicht mehr an, umſoweniger, als gegen die Jungfrauen von Schnaditz die Unterſuchung niedergeſchlagen und ſomit gegen ſie alles zu Ende iſt. Noch heut trifft die alte Hexe bei Euch oben ein, alſo macht Quartier für ſie!“

„Aber, wenn Torilde von Tornau ergriffen werden ſollte — —“

„Davor iſt mir nun eigentlich nicht mehr bange,“ lachte der Amtmann, „denn wie die Sachen heut liegen, ſo iſt niemand vor den Gerichten ſicherer, als wenn er auf der Flucht ſich befindet. Und ſollte es doch geſchehen, ſeht, ſie ſind beide nicht einmal Mitbeſchuldigte im ſtrengen Sinne, denn die eigentliche Genoſſin der kleinen armen Torilde iſt ja tot und mit der noch lebenden alten Lieſel ſtand die Jungfrau ja nicht in Verkehr. Alſo Gott befohlen, geht auf die Burg und gehabt Euch wohl!“

(Fortſetzung folgt.)

Halbaſiatiſche Gäſte.

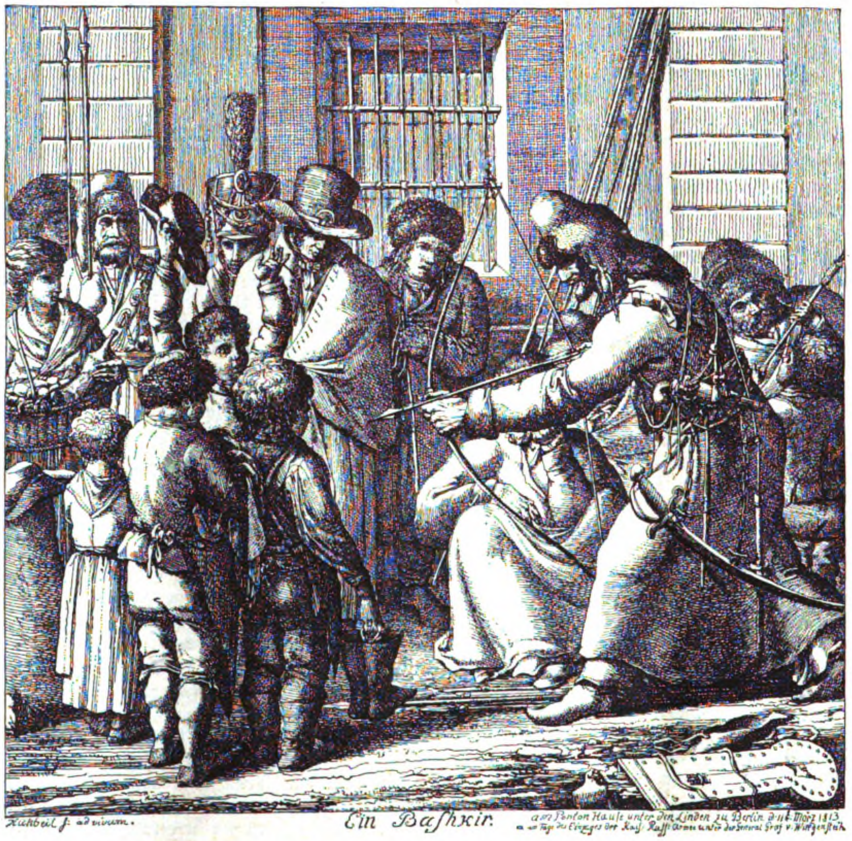
Während des ſogenannten Krimkrieges kreuzte eine ſtarke engliſche Flotte in der Oſtſee und es erſchien nicht unmöglich, daß die Weſtmächte eine Landung an dem Geſtade derſelben verſuchen würden, um einen Vorſtoß gegen Polen oder auch gegen Petersburg zu wagen. Unter dieſen Umſtänden hatte man auch die Oſtſeeprovinzen ſtark beſetzt, da aber die aktiven Truppen im Süden des Reiches engagiert waren, mußte die Bewachung des Oſtſeeſtrandes zum größten Teil der eben ins Leben gerufenen Landwehr und den ſogenannten irregulären Truppen anvertraut werden. Es waren das höchſt merkwürdige Krieger. Die Landwehr, die nach den alten Gefolgſchaften der Waräger Druſchina (unſer „Droſte“) hieß, beſtand aus großruſſiſchen leibeigenen Bauern, als deren Offiziere Gutsbeſitzer fungierten. Man hatte dieſen Leuten eine Art Uniform gegeben, die in der etwas veredelten und durch ein Kreuz geſchmückten gewöhnlichen Tracht der ruſſiſchen Bauern beſtand, und exerzierte ſie, ſo gut es ging ein, doch waren die ſchweren ausrangierten Gewehre, die ſie führten, wohl nur den Schützen ſelbſt gefährlich. Noch viel fremdartiger als dieſe bärtigen Kriegsleute mit dem Hemd über den Hoſen ſahen aber die „irregulären“ Reiter aus, die Baſchkiren. Sie ritten auf kleinen, zottigen, mageren Pferdchen, die ſie nicht durch Sporen, ſondern mit einer kurzen Peitſche antrieben. Eine Schaffellmütze bedeckte den Kopf mit dem gelben, platten und bartloſen Geſicht, aus dem die kleinen Augen verſchmitzt in die Welt blickten. Der Leib war mit einer Uniform bekleidet, die einen ausgeſprochen orientaliſchen Schnitt hatte. Sie waren übrigens nicht mehr mit Pfeilen und Bogen, ſondern gleich der Landwehr mit Flinten bewaffnet, die entweder garnicht losgingen oder aber dem Schützen einen furchtbaren Schlag verſetzten. Die ganze Truppe ſah ſo abenteuerlich und fremdartig aus, daß ſie die höchſte Verwunderung der einheimiſchen Bevölkerung erregte. Man erzählte allgemein, daß ihr Lieblingseſſen Katzenbraten ſei, und die Kinder betrachteten ſie mit innerſtem Grauſen. Alle die Anekdoten, die in Deutſchland noch von den Koſaken im Schwange ſind, alle die Geſchichten von verzehrten Talglichten und Seifeſtücken und ausgetrunkenen Spiritusgläſern, in denen naturhiſtoriſche Merkwürdigkeiten aufbewahrt worden waren, alle dieſe Anekdoten wurden ohne weiters auf die Baſchkiren übertragen und mit beſtimmten Örtlichkeiten und Perſonen verknüpft.

Wenn die Baſchkiren noch in den fünfziger Jahren und innerhalb der Grenzen des ruſſiſchen Reiches ſolche Verwunderung hervorrufen und ein ſolches Aufſehen erregen konnten, ſo läßt ſich denken, mit welchem Staunen man ſie betrachtete, als ſie während der Freiheitskriege mit der Avantgarde der ruſſiſchen Armee in Berlin einrückten. Damals zogen ſie noch mit Bogen und Pfeilen ins Feld, und nur die Piſtole im Gürtel deutete an, daß ſie von der Ära des Pulvers Notiz genommen. Mit dieſen Bogen ſchoſſen ſie wunderbar geſchickt und ſie verſtanden es, die Pfeile mit großer Schnelligkeit aufeinander folgen zu laſſen.

Nach unſerem Bilde ſcheinen 1813 auch die Baſchkiren für große Kinderfreunde gegolten zu haben, doch dürfte hier eine Verwechſelung mit den Koſaken vorliegen, wenigſtens legten die Baſchkiren des Krimkrieges nichts von dieſer Neigung an den Tag, während die Koſaken auch damals ſich gern mit der Kinderwelt abgaben und infolge deſſen von dieſer überaus verehrt wurden.

Die Baſchkiren ſind eigentlich noch Europäer, denn ihre Sitze zwiſchen Wolga und ſüdlichem Ural werden heutzutage geographiſch noch zu unſerem Weltteil gerechnet, ihr Ausſehen, ihre Lebensweiſe und ihre Anſchauungen und Sitten verweiſen ſie aber ganz und gar nach Aſien. Sie ſind ein Volk von nomadiſierenden Hirten, das namentlich viel Pferdezucht treibt, und haben in ihren Gewohnheiten viel von den Tataren angenommen, denen ſie durch viele Jahrhunderte Heerfolge leiſteten. Das Land, das ſie bewohnen, iſt fruchtbar, hat aber ein ausgeſprochen kontinentales Klima mit ſtarker Kälte im Winter und furchtbarer Hitze im Sommer. Dazu wehen dort ſchreckliche Stürme, denen die Herden in der ſchutzloſen Steppe nur zu leicht zum Opfer fallen.

Die Baſchkiren ſind vorzügliche Naturreiter und legen in der zu Pferde betriebenen Jagd auf Wölfe, Antilopen und andere Tiere der Steppe eine ungemeine Geſchicklichkeit an den Tag. Die Antilopen beizen ſie mit Adlern, wobei ſie ſich wegen der Schwere der Vögel nicht der mit einem Handſchuh bekleideten Hand, ſondern eines gabelförmigen auf den Schenkel des Reiters geſtützten hölzernen Geſtells als Stand für den Vogel bedienen; als Soldaten ſollen die Baſchkiren hinter den Koſaken weit zurückſtehen. Sie gelten für wenig kriegeriſch. Wenn wir nicht irren, ſind ſie übrigens neuerdings der gewöhnlichen Rekrutierung unterworfen und werden in die gewöhnlichen Kavallerieregimenter eingereiht, ſo daß ſie in künftigen Kriegen nicht mehr in geſchloſſener Truppe zur Verwendung kommen werden.


Kuhbeil f: ad vivum.
Ein Baſhkir.
am Penlon Hauſe unter den Linden zu Berlin d. 11t. März 1813
am Tage des Einzuges der Kaiſ. Ruſſ. Armee unter dem General Graf v. Wittgenſtein

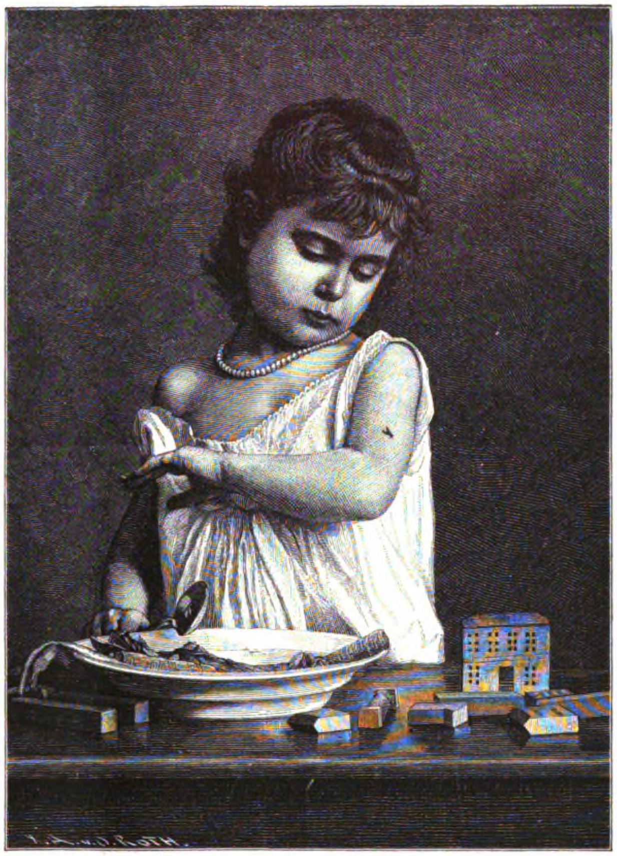
Baſchkiren in Berlin zeigen den Kindern den Gebrauch von Pfeil und Bogen. Nach dem Leben gezeichnet und radiert von Kuhbeil am 11. März 1813.

Ludwig Richter heimgegangen!

Am Abende des 19. Juni 1884 ſchloſſen ſich die Augen eines edlen Künſtlers, ſtand das Herz des beſten Menſchen ſtill. Ein müder Wanderer bald einundachtzig Jahre alt, erblindet und zuletzt faſt ohne Gehör, hat er den Pilgerſtab niedergelegt, ſein Leben iſt vollendet. Mit Dank und Rührung legt das deutſche Volk den Kranz auf ſeine Ruheſtätte, er hat für uns gelebt, er wird fortleben in dem Andenken künftiger Zeiten und Geſchlechter, ſo lange noch ein deutſches Herz in Lieb und Treue ſchlägt!

Adrian Ludwig Richter iſt am 28. September 1803 in Dresden geboren. Sein Vater war ein Kupferſtecher, von Natur begabt, doch ließen ihn die drückenden Verhältniſſe, in denen er lebte, nicht emporkommen. Die erſten Jugendeindrücke empfing der ſinnige Knabe in den Häuſern ſeiner Großeltern. Richters Großvater väterlicherſeits gab ſich in ſpäteren Jahren mit der Uhrmacherei ab, dabei war er aber ein leidenſchaftlicher Alchymiſt. „In der dunklen Hinterſtube eines alten Dresdener Hauſes wohnend, verkehrten bei ihm die ſeltſamſten Exemplare von Menſchen, alte

Projektenmacher und Vertraute ſeiner Experimente. Sie beſprachen leiſe ihre Pläne oder machten in Tiegeln und Gläſern Verſuche, während die zahlloſen Uhren an den Wänden hin- und hertickten und die blinde Großmutter froh und lebensluſtig in einer anderen Ecke, umgeben von ihren Enkeln, ſaß und ihnen ſchnurrige Geſchichten erzählte." Zu dieſem rembrandtſchen Halbdunkel bildete das helle freundliche Häuschen in der Friedrichſtadt Dresden, in dem die Großeltern mütterlicherſeits einen kleinen Handel betrieben, einen großen Gegenſatz. „Der dürre und bewegliche Großvater in weißer Zipfelmütze und geblümtem Schlafrock, an ſeiner Seite die Großmama, eine dicke Holländerin, die es nie vergeſſen konnte, daß ſie aus dem Geſchlechte derer van der Bergh aus Amſterdam ſei, ihnen zur Seite ein alter Hausfreund, ein Holländer in hechtgrauem Frack mit blitzenden Stahlknöpfen, mit langem ſpaniſchen Rohre, ſtattlicher Perücke und Haarbeutel, der den ganzen Tag im kleinen ſauberen Ladenzimmer ſaß und unabläſſig die Daumen umeinander drehte" — kein Wunder, daß der Knabe an den originellen Geſtalten ſein Gefallen fand, und der ihm eigentümliche Humor über das Spießbürgertum, das damals in Dresden blühte, frühe ſchon geweckt wurde. Als dreizehnjähriger Knabe ſchon mußte Richter ſeinem Vater das Brot verdienen helfen. Seine Schulbildung war ſehr primitiv, ein Umſtand, der aber auf die Entwickelung des Genius, wie wir an Cornelius, Rauch, Rietſchel, Kaulbach und anderen Meiſtern geſehen, durchaus nicht unvorteilhaft einwirkte.


Störenfried.
Photographie nach dem Leben.

Aus den engen Verhältniſſen des Hauſes und der Akademie entriß den erſt ſechzehnjährigen Richter die Aufforderung eines ruſſiſchen Fürſten Nariſchkin, ihn auf einer Reiſe durch Frankreich als Zeichner zu begleiten. Mannigfaltig waren die neuen Eindrücke, drängend die Forderung Nariſchkins, ſoviel als möglich für deſſen Reiſealbum zu liefern. Richter legte hier aber den Grund zu jener bewundernswerten Schnelligkeit in der Auffaſſung der Natur, welche ſein ſpäteres Schaffen ſo ſehr erleichtern ſollte.

Kaum war er von jener Reiſe zurückgekehrt, als ihm der Kunſthändler Arnold in Dresden in edelſter Uneigennützigkeit die Mittel zu einer Reiſe nach Rom anbot. Im Jahre 1823 ſchnürte er ſein Reiſebündel, und ging zu Fuß über München bis nach Florenz, erſt von da an machte er die Reiſe mit einem Vetturin zu Wagen bis Rom. Dort hatte er die Gelegenheit, ſich in der Geſellſchaft der Beſten zu bilden. Er verkehrte mit Cornelius, Overbeck, Schnorr, mit dem alten Koch und mit dem kernigen Reinhart. Sein damals ſchon berühmter Landsmann Julius Schnorr war mit der Ausſchmückung der Villa Maſſimi beſchäftigt. Mit glücklichem Griff hatte er aus Arioſts bunter Zauberwelt die bedeutſamen Momente entnommen, es war ihm gelungen alle Blüten heiterer Anmut, holder Schönheit und des reizenden Spieles der Phantaſie, wie ſie Arioſts Dichtung ſchmücken, in ſeiner Bilderreihe zur Anſchauung zu bringen. Seine feſtgegründete Kunſtweiſe, ſein perſönlicher Umgang waren von dem nachhaltigſten Einfluß auf Richter. Er ſelbſt erzählte, daß ihm Schnorr zu dem in Rom gemalten Bilde von Amalfi eine Gruppe von Menſchen gezeichnet habe, in welcher alle Heiterkeit und Schönheit, alles Licht und Leben ſüdlicher Natur, die über die ganze Landſchaft ausgeſtrömt, wie in einem Brennpunkt ſich vereinigen. Richter bewahrte dieſe Zeichnung ſeines Freundes wie ein Heiligtum auf, und er ſoll ſelbſt oft erklärt haben, daß dieſe Skizze den entſchiedenſten Einfluß auf ihn gehabt habe, „denn er habe deutlich gefühlt, daß der Natur ohne Menſchen der Schlußſtein fehlen würde, daß eine Landſchaft ohne menſchliche Geſtalten ein Rätſel ohne Auflöſung ſei, daß nur in der gegenſeitigen Beziehung ſich wechſelſeitig Natur und Menſchenleben erklären."

Einen reichen Schatz bedeutſamer Landſchaftsſtudien brachte der junge Künſtler aus dem Lande der Schönheit und der Kunſt — aus Italien heim. Nach ſeiner Rückkehr — drei Jahre hat ſein Aufenthalt in Rom gedauert — erhielt Richter eine kleine Stellung an der Meißner Porzellanfabrik, die ihm nach damaligen Begriffen die beſcheidenen Mittel bot zu heiraten. Bot auch das Leben mit der jungen Gattin, der Aufenthalt in Meißen — einem wahren Juwel einer maleriſchen deutſchen Stadt — ein ſtilles Glück und manche künſtleriſche Anregung, ſo war er doch von dem ihm unentbehrlich gewordenen Verkehr mit Kunſtgenoſſen wie abgeſchloſſen, all ſein Sinnen und Trachten ging endlich nur dahin, nach Rom zu kommen, und als ihm durch Verkauf eines größeren Bildes die Möglichkeit geboten war, die Reiſe in das Land ſeiner Sehnſucht zu unternehmen, da erkrankte ſein junges Weib gefährlich. Als ſie wieder genas, war das für die Reiſe beſtimmte Geld durch die lange Krankheit aufgezehrt — die Zeit zur Reiſe verfloſſen. Was er damals für ein bitteres Leid hielt, zum Segen ſollte es ihm werden! Um ſich nur ein wenig zu erholen, machte er eine kleine Exkurſion in das Elbthal über Außig bis Loboſitz. Dort — in dieſer allerdings zauberiſchen Natur ging ihm das volle Herz auf über die Schönheit deutſcher Natur — das Heimweh nach Italien war verſchwunden, erquickt und beſeligt von der Empfindung eine neue Welt des Schönen gefunden zu haben, kehrte er heim, es war ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, ein wichtiger Wendepunkt für ſein Leben, wie für ſeine Kunſt war eingetreten — er wurde von da an der Maler deutſcher Natur, deutſcher Sitten. Nun durchſtreifte er in den nächſten Sommern die grünen Wälder Thüringens, die lieblichen Thäler Frankens, und reicher, immer reicher drängten ſich die unerſchöpflichen Quellen deutſcher Naturſchönheit in Berg und Thal, und Wald und Feld ihm entgegen, daß er ſich vor dem Reichtume der Motive kaum laſſen konnte.

Im Jahre 1836 wurde er als Lehrer an die Akademie zu Dresden berufen und hat an ihr ſegensreich nahe vierzig Jahre gewirkt. Bereits ſeit dem Jahre 1832 war der Bildhauer Ernſt Rietſchel, mit dem Richter manche Ähnlichkeit gehabt hat, dort thätig, im Jahre 1834 wurde der Architekt Semper angeſtellt. Später kamen dann der Bildhauer Hähnel, die Maler Bendemann und Hübner nach Dresden, denen Schnorr von Carolsfeld folgte. Richter verkehrte insbeſondere gern in einem heiteren Kreiſe von Kunſtgenoſſen, dem Rietſchel, Peſchel, Oehme angehörten, und welchem ſich der Dichter Moſen und der Malerdichter Reinick anſchloſſen. Im Jahre 1841 wurde er Profeſſor an der Akademie zu Dresden.

Sein Einfluß fällt zunächſt nicht in die Augen, er hatte kein Atelier, aus dem alljährlich preisgekrönte Werke ſeiner Schüler hervorgingen, er hatte nicht, wie andere Künſtler einen Kreis von Litteraten um ſich, die für ſeine Werke und ſeine Schüler Reklame machten, nichtsdeſtoweniger war dieſer Einfluß ein ſehr tiefgehender, ſeine Anregungen wirkten bis in die weiteſten Kreiſe. In ſeiner einfachen Naturauffaſſung war er nicht bloß für ſeine Schüler, ſondern auch für weitere künſtleriſche Kreiſe, ja für eine Menge gebildeter Menſchen maßgebend und fingerzeigend. Seine Bedeutung als Landſchaftsmaler liegt nicht etwa in einer virtuoſen Farbentechnik in effektvoller Darſtellung, häufig ſind ſeine Farben zu ſchwer, ſeine Bäume zu grün, ſeine Luft nicht durchſichtig genug, er wird nach dieſer Richtung hin von neueren Künſtlern übertroffen. Seine Größe beſteht in der Einheit, mit der er Natur und Menſchenleben in einander verwebt. Richter faßte, wie Ludwig Jahn in ſeiner Schrift über ihn ſehr bezeichnend ſagt, den Menſchen in ſeiner unmittelbaren Beziehung zur Natur, und die Natur aus der beſondern Stimmung der Menſchenſeele, und ergießt die ganze Fülle ſeiner Poeſie über jene Gebilde, in denen man nicht mehr von Landſchaft und Staffage reden kann, ſondern in welchen Menſch und Natur unzertrennlich ſind, ſodaß der Beſchauer mit dem beſten Willen nicht ſagen kann, ob das vor ihm befindliche Bild mehr Landſchaft oder Genrebild, ob der Keim, aus welchem es hervorgegangen, die Landſchaft, oder ob es nicht eine Menſchengeſtalt ſei, die ihn beſonders angeregt, die gleichſam das Auge der Landſchaft wird. Dennoch tritt letztere nirgend bei ihm zurück, ſie erſcheint in voller Selbſtändigkeit mit Liebe bis aufs kleinſte Gräschen durchgeführt und der Menſch darin ſoll nur der Vermittler der natürlichen Welt mit dem ſittlichen Gedanken ſein. Von ſeinen größeren Landſchaften ſind am bekannteſten geworden der Brunnen bei Grotta ferrata, die „Überfahrt am Schreckenſtein“, und der „Brautzug.“ In der Landſchaft die „Abendandacht“ erblicken wir im Vordergrunde zwei alte Rieſenbäume, deren Kronen ſich zu einer Halle wölben, ſie werfen kühlen Schatten auf den üppigen Wieſengrund unter ihnen, während die Landſchaft ringsum von dem Lichte der Abendſonne durchglüht iſt. Eine Gruppe von Schnittern kniet im Schatten im ſtillen Gebet. Der Abend ſenkt ſeinen ſeligen Frieden, welchen er über das Gefilde ausbreitet, auch in das Menſchenherz, aber freilich nur in das Herz des Menſchen, der ſich in Demut vor einem höhern Weſen zu beugen vermag. Dieſe Empfindung des Ausklingens des Tages mit ſeinen Laſten, mit ſeiner heißen Arbeit, ſeinen ſchweren Sorgen — iſt das Gebet, von dieſer Empfindung iſt das Bild eingegeben und bis in die kleinſten Einzelheiten durchdrungen. Es iſt ein ſanfter Klang von oben her, zu welchem das heitere Scherzen und Lachen ſpielender Kinder auf dem Raſen in vollſtem Einklang ſtimmt.

Neben dieſen Staffeleibildern bewährte Richter auch ſeine Meiſterſchaft mit der Radiernadel. Herrliche Blätter lieferte er zu dem Bildercyklus des ſächſiſchen Kunſtvereins wie „Rübezahl“ und „Genoveva.“ Sehr bekannt iſt ferner der Stich, den Chriſtbaum darſtellend, der am heiligen Abend von Engeln auf die Erde getragen wird.

Durch ſeine Verbindung mit dem Buchhändler Georg Wigand wurde Richter veranlaßt, hauptſächlich dem Holzſchnitt und der Illuſtration ſeine Kraft zuzuwenden. War dieſe Veranlaſſung zunächſt eine äußerlich geſchäftliche, ſo legte ſie doch den Grund zu der volkstümlichen Bedeutung, die er auf dieſem Gebiete als Künſtler erreichen ſollte, und zu einer Thätigkeit, welche für das deutſche Volk von der nachhaltigſten ſittlichen Wirkung ſein ſollte. Es folgte nun eine große Reihe von Illuſtrationen zu Volks- Studenten und Soldatenliedern, zu Muſäus, zu Grimms Märchen, die Bilder zur „ſchwarzen Tante“, zum Landprediger von Wakefield, die köſtlichen Zeichnungen zu Hebels alemanniſchen Gedichten, die Beiträge zum ABC Buch, zur Ammenuhr, zu Chriſtenfreud in Lied und Bild, die Zeichnungen zu Shakeſpeare, zu Horns Erzählungen, das Goethealbum. So reich er in allen dieſen Werken erſcheint, namentlich in der Auffindung von maleriſchen Motiven, ſo ſelbſtändig er das Weſen der Illuſtration auffaßt, ſo fühlt er ſich doch — das merkt man namentlich in ſeinen Zeichnungen zu Shakeſpeare und in ſeinem Goethealbum — von dem Geiſte des Dichters in gewiſſe ſeiner Natur nicht zuſagende Schranken geſchlagen.

In richtiger Erkenntnis griff er darum am liebſten zu Stoffen, wie ſie ihm das Leben um ihn und in ihm bot, wie er ſie aus der Quelle des Lebens mit ſeinen klaren friſchen Augen, ſeiner ſonntäglichen Phantaſie ſchöpfte. Dann entzückt er aber jedes empfängliche Herz. In dieſer Erkenntnis, gepaart mit großer Liebe zu den heimatlichen Sitten, mit frommem Sinne hat er ſich dann in ſeiner ganzen ſpäteren Künſtlerlaufbahn die Aufgabe geſtellt, ſeinem Volke einen Spiegel vorzuhalten von all dem geſunden kernhaften Sinn, der noch in ihm ſteckt, von dem wahren Glücke, das ihm in ſeinem ſittlichen Sein bereitet iſt, von den Zielen, die ihm geſteckt ſind. Er war, wie kein anderer deutſcher Meiſter, durch ſeine menſchlich ſchlichte Art dazu berufen, alle die Fülle, die in unſerm deutſchen Leben, in Haus und Feld, zwiſchen Hecken und Dorn, in Garten und Gefild, in den engen Straßen der alten Stadt, auf hohem Berg, zwiſchen Gräbern und heiterem Himmel, in den tiefſten Spalten eines liebenden Herzens, in den Thränen des Leides und in dem ſonnenhellen Antlitz lachender Kindheit, in den Zähren der Armut und in der behaglichen Atmoſphäre bürgerlichen Wohlſtandes, in Märchen und Sagen, in Kinderlied und ernſtem Gebet, im gutmütigen komiſchen Philiſtertum, in den tauſend Geſtaltungen der überreichen deutſchen Kleinnatur, mit Einem Wort, was in Land und Leuten noch an Poeſie und echtem Schrot und Korn vorhanden iſt, mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit und mit feinſinnigem Griffel feſtzuhalten — kurz — eine Naturgeſchichte deutſchen Landes, deutſchen Volkes zu zeichnen, treuer und lebendiger, als es die geiſtreichſte Feder vermag. „Wie ein Gedicht ſtellt er in wenig Strichen das ſelige Treiben der Kinderwelt, die ſchwärmeriſche Stimme der Jugend, Hochzeitszüge und Kindtaufen, die Laſt der häuslichen Arbeit, das Behagen des geſegneten Mahles im Familienkreiſe, den Schmerz im Trauerhauſe vor uns hin.“

Freilich klingt uns aus Richters Gebilden hie und da auch ein Ton entgegen, der in uns jene wehmütige Stimmung erweckt, wie das Lied des Dichters Rückert, mit dem er überhaupt eine gewiſſe Geiſtesverwandtſchaft hat:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt ſo weit, o wie liegt ſo weit,
Was mein einſt war!

Es ſchaut nicht mehr überall ſo aus in unſerm Leben, wie in ſeinen Bildern, ſie kommen uns manchmal vor wie Märchen von dem, was einſt war, und wodurch der Menſch, gleichviel ob arm oder reich, zufrieden und glücklich wurde! Aber im ganzen iſt dieſe Empfindung doch vorübergehend, des Meiſters Glauben und Zuverſichtlichkeit daran, daß all das Gute und Liebe, was er darſtellt, noch lebendig beſteht, reißt uns mit ſich fort. Wir lernen mit ihm, der ein Maler und ein Dichter zugleich, lieben, glauben und hoffen. Werke dieſer Art ſind ſein Sonntag, eine Serie von Holzſchnitten, in welchen er die den Menſchen über das gewöhnliche Alltagstreiben erhebende ſonntägliche Stimmung zur Anſchauung bringt, ſein „Vater unſer“, ſein „Beſchauliches und Erbauliches“, „Unſer tägliches Brot“,„Der neue Strauß fürs Haus“, und vor allen Dingen ſein „Fürs Haus“ in vier Heften, die Jahreszeiten darſtellend. Im Oktober 1858, nachdem er inzwiſchen in ſeinem Familienleben manches Schwere erlebt, ſeine Gattin, eine blühende Tochter, welche an den trefflichen Künſtler Gaber in Dresden, der ſo großen Teil an der Wiedergabe von Richters Werken in Holzſchnitt hat, verheiratet geweſen, ihm durch den Tod entriſſen worden, und ſein Hauptthaar von mancher Sorge gebleicht war, da übergab er ſein Werk „Fürs Haus“ dem deutſchen Volke. In dem „Worte vor der Thüre“, mit welchem er dieſes ſein Werk begleitet, bezeichnet er als den Entſtehungsgrund dieſer Haupt- und Lieblingsarbeit ſeines Lebens, wie er ſie ſelber nennt, den Wunſch, in einer Bilderreihe unſer Familienleben in ſeiner Beziehung zur Kirche, zum Hauſe, zur Natur darzuſtellen, und ſomit ein Werk ins liebe deutſche Haus zu bringen, welches im Spiegel der Kunſt jedem zeigt, was jeder einmal erlebte, der Jugend — Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter — die Jugendheimat, den gemeinſamen Blumen- und Paradiesgarten, der den Samen getragen hat für die ſpätere Saat und Ernte. „Gelingt es nun — ſo fährt er fort — das Leben in Bildern ſchlicht und treu, aber mit warmer Freude an den Gegenſtänden wiederzugeben, ſo wird ja manchem der einſam oder gemeinſam Beſchauenden der innere Poet geweckt werden, daß er ausdeutend und ergänzend ſchaffe mit eigner Phantaſie. Ich will in dieſen Heften niederlegen, was mir auf dem Wege entgegenblüht, und ſo übergebe ich denn dieſe Arbeit den trauten Familienkreiſen nah und fern als eine — will's Gott — geſunde und treu gemeinte Gabe fürs Haus.“

Des Meiſters Wunſch iſt herrlich in Erfüllung gegangen. Tauſende haben ſich an dieſer Gabe erquickt und noch unzählige Herzen wird ſie von neuem erfreuen! Doch genug der Worte über den Künſtler, nur weniges noch über den Menſchen.

In Richters Leben bewahrheitete ſich ſchlagend der Satz — wie der Menſch — ſo ſeine Kunſt. Ludwig Richter war im höchſten und ſchönſten Sinne des Wortes ein guter und ein frommer Menſch. Richters Familienleben war ein überaus glückliches, umgeben von einer rüſtigen Hausfrau und blühenden Kindern — man konnte es ein ideales nennen. Seine Lebensgewohnheiten waren von einer in unſern Tagen faſt verſchwundenen Einfachheit und Genügſamkeit. Seine Freuden waren innerlicher Art, im Zuſammenſein mit Freunden kehrte er eine Heiterkeit des Gemüts, einen kindlichen Frohſinn, einen geſunden Humor, gelegentlich auch einen feinen Sarkasmus heraus, der nicht bloß die Güte des Menſchen, ſondern auch ſeinen männlich ſelbſtändigen Geiſt erkennen läßt. Obwohl Richter Katholik war, und ein gläubiger Katholik, gehört er ſeinem Weſen nach uns Proteſtanten doch ebenſo gut, wie den Katholiken. Seine Kunſt hat mit der Konfeſſion, wie alle höchſte Kunſt — nichts zu thun. Nach Geld ſtand Richters Sinn niemals, obwohl er ſeine Kunſt nach dieſer Richtung hin glänzend hätte ausbeuten können. Er hat ſich jederzeit damit begnügt, wenn er ein anſtändiges Auskommen hatte. Die Ehrengabe, die ihm der gute Kaiſer Wilhelm in den letzten Lebensjahren zukommen ließ, war ihm wahrſcheinlich ſehr willkommen, da er Schätze ſich nicht geſammelt hatte. Der einzige Luxus, den er ſich gönnte, war ein kleines einſtöckiges Landhäuschen, das einſam auf der Höhe von Loſchwitz am Waldesrande lag, ein Häuschen von primitivſter Einfachheit, von einem kleinen Blumengärtchen eingehegt und von Weinlaub umſponnen. Hier verlebte er lange Zeit den größten Teil des Jahres und arbeitete bis in ſein ſiebzigſtes Jahr in dem freundlichen blanken Stübchen mit der Luſt und Freudigkeit erſter Jugend. Gern empfing er hier freundlichen Beſuch. Freudig zeigten die Kinder den Fremden das Haus, worin ihr lieber Freund weilte. Nach vollendetem ſiebzigſten Jahre begannen ſeine Augen ſchwächer zu werden, und war er am Arbeiten teilweiſe behindert, doch erhielt er ſich die geiſtige Friſche bis an ſein Lebensende. Groß und ziemlich hager, eine mehr zarte Erſcheinung, das bartloſe Haupt umgeben von dichtem langen Silberhaar, mit überaus wohlwollenden, echt deutſchen Zügen, den ſinnigen blauen Augen, dem feinen humoriſtiſchen Lächeln um den Mund, das eine Reihe blendend weißer Zähne zeigte, ſo erſchien er ſofort beim erſten Blick als eine liebenswerte Perſönlichkeit! Die Empfindungen, die er beim erſten Begegnen erweckte, wurden von allen, die das Glück hatten, ihn näher zu kennen, geteilt. Die hingebendſte Liebe ſeiner Schüler, ſeiner Freunde begleitete ihn. So ging er, ein Bild der Güte und Milde, unangefochten von Haß und Neid, die ſich vor ſeinen guten Augen verkriechen mußten — durchs Leben, wie durch die Kunſt. Ein ſolcher Menſch, ein ſolcher Künſtler iſt es wert, der beſte Freund des deutſchen Hauſes zu ſein. Sei ihm die Erde leicht, auf ſeinem Grabe ſprießen als ſchönſte Blumen die Liebe und das Dankgefühl eines ganzen Volkes!

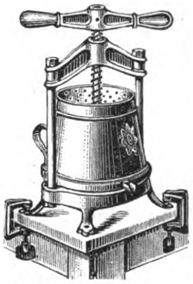
A. Oppermann.

Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft.

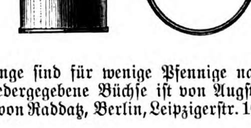
Obgleich die Saiſon ſchon etwas weit vorgerückt iſt, tragen wir dennoch eine Sommerneuheit nach, weil dieſelbe wirklich einem Bedürfnis, beſonders für den ländlichen Gartenfreund, der nicht über eine dienſtbereite Waſſerleitung verfügt, entſpricht und ſicher von dauerndem Werte bleiben wird: es iſt dies eine neue Gartenſpritze, die E. Augſtin, Berlin, Potsdamerſtr. 1, uns vorführte und die wir eingehend erprobten. Die Einfachheit der Konſtruktion überhebt uns ſogar einer Skizze: in einer hüfthohen Meſſingröhre iſt ein Pumpwerk derart angebracht, daß man dasſelbe durch einen faßlichen Handgriff äußerſt bequem und ohne jede Anſtrengung handhaben kann. Die Spritze bedarf keines Gummiſchlauches und wirkt doch bis auf mindeſtens zehn Meter im Umkreis, ſie bedarf keiner ermüdenden Schwengelbewegung, ſie gibt ohne Unterbrechung Waſſer ab, iſt ſehr leicht, dauerhaft und — billig: ſie koſtet nämlich nur 12 Mark. Dabei kann ſie in jeden beliebigen Kübel geſetzt werden — wenn wir unſere perſönliche Erfahrung hier erwähnen dürfen, empfiehlt es ſich, einen ordinären Schubkarren dauernd mit einem Bottich auszurüſten, um das läſtige Waſſertragen zu vermeiden.

Wenn dieſe Zeilen in die Hände der Leſerinnen gelangen, wird vorausſichtlich die vielgeliebte, vielgeſchmähte Einmachezeit vor der Thür ſtehen. Ich bringe daher heute eine Reihe bezüglicher, neuerer Gaben unſerer Induſtrie.

Zunächſt möchte ich die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf die Nickelkaſſerollen und Töpfe lenken, welche in der feineren Küche immer mehr Anerkennung finden. Das ſchwer oxydierbare Metall eignet ſich bei ſorgſamer Behandlung ganz vortrefflich gerade für das Einkochen von Früchten, es iſt bei guter Behandlung ungemein dauerhaft und ein wahrer Schmuck für jede Küche. Bisher waren es meiſt nickelplattierte Sachen, welche in den Handel kamen, neuerdings ſind dieſe jedoch von Gefäßen aus einer maſſiven Nickellegierung verdrängt worden, wie ich ſie z. B. bei Augſtin, Berlin, Potsdamerſtr. 1 in den verſchiedenſten Formen und Größen ſah. Ebendort entnahm ich eine Preſſe zum Auspreſſen von Fruchtſäften, deren Konſtruktion ſie jedoch auch für das Selbſtherſtellen von Fleiſchextrakt ꝛc. geeignet macht. Der ſolide und wenig Raum einnehmende Apparat, deſſen Beſchreibung durch die nebenſtehende kleine Skizze überflüſſig wird, koſtet bei einem Faſſungsvermögen von faſt 1½ Liter zehn Mark.


Preſſe für Fruchtſaft ꝛc.

Bedeutende Fortſchritte weiſen ſeit einigen Jahren die Einmachegläſer und -Büchſen auf. Die Verwendung von luftdichten Verſchlüſſen in den verſchiedenſten Formen bricht ſich immer mehr Bahn und hat das langwierige, umſtändliche Verlöten, das Zubinden mit Pergamentpapier ꝛc. faſt ganz in den Hintergrund gedrängt. Zwei neue Patentverſchlüſſe erſcheinen uns beſonders erwähnenswert: Der eine — für Gläſer — dichtet durch das Aufſchrauben eines Deckels auf einen Gummiring; der zweite — für Blechbüchſen — löſt ſeine Aufgabe vermittelſt eines Ringes, der Büchſe und Deckel hermetiſch zuſammenhält. Die Preiſe beider Konſtruktionen, je nach der Größe der Gläſer oder Büchſen verſchieden, unterſcheiden ſich nur unweſentlich von denen der älteren Lotbüchſen; abgeſehen aber von der großen Sicherheit und Zuverläſſigkeit, welche ſie gewährleiſten, bleiben ſie ſtets aufs neue und ohne jede läſtige Vorbereitung verwendbar.



Etwa ſchadhaft gewordene Gummiringe ſind für wenige Pfennige nachzukaufen. Die in der Zeichnung wiedergegebene Büchſe iſt von Augſtin, das Einmacheglas durch das Magazin von Raddatz, Berlin, Leipzigerſtr. 101, zu beziehen.

Briefkaſten.

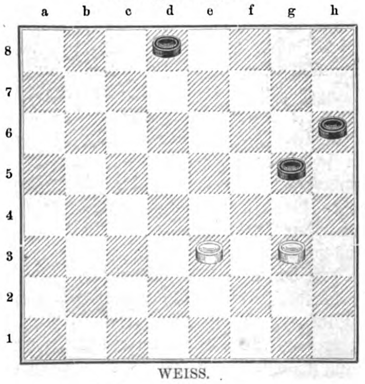
Frau Gräfin **G.** in **M.** bei **M.** Einer der erſten Kunſthändler hat ſich auf unſere Bitte die größte Mühe gegeben, das betreffende Malerzeichen zu entziffern, hat aber leider nichts ermitteln können. **Tintenratte** in **Dresden.** Sehen Sie ein Dutzend Jahrgänge unſeres Blattes durch, das iſt das beſte Programm. **v. K.** in **Hannover.** In ganz Livland mit Einſchluß der Städte bilden die Deutſchen 9,7 % der Bevölkerung, während ſie auf dem flachen Lande nur 2,5 % ergeben. Die große Mehrzahl der Einwohner bilden im ſüdlichen Teil Letten, im nördlichen Eſten. Die wenig zahlreichen Ruſſen leben faſt nur in den Städten. **v. A.** in **G.** So viel wir wiſſen, kann man nicht ausſchließlich Kirchenmuſik ſtudieren. Der junge Mann müßte ein Konſervatorium durchmachen, etwa das in Leipzig. Gymnaſiallehrer **Sch.** in **R.** Beſten Dank. Das war ein guter Gedanke. Ob er ſich nach Wunſch wird ausführen laſſen, ſteht freilich auf einem andern Blatt. **A.** in **Herdecke.** Nein, denn es handelte ſich ja nur um europäiſche Kolonieen. **W. v. W.** in **Wiesbaden.** Eine vortreffliche „Zeitſchrift für Pilzfreunde“ erſcheint in 12 Heften bei Alexander Köhler. Dresden und Bodenbach. Herausgeber ſind die Herren Göſſel und Wendiſch. Der Preis, der 6 Mk. jährlich beträgt, muß mit Rückſicht auf die farbigen Illuſtrationen ꝛc. als ſehr billig bezeichnet werden. **Vogelkundiger** in **Blaubeuren.** Die Vögel „ſpotten“ überhaupt nicht. Was bei oberflächlicher Beobachtung als „ſpotten“ erſcheint, iſt nichts anderes als der angeborene Geſang. Dieſer iſt bei einigen Arten, zum Beiſpiel bei den kleinen Würgern, beim Gartenlaubvogel, bei den Steinmerlen ꝛc. überaus wechſelvoll und klingt vielfach an andere, jedermann bekannte einfachere Geſänge an. Dadurch iſt die irrige Meinung entſtanden, die betreffenden Vögel ahmten andere nach. Das geſchieht im Freien nie. **v. d. G.** in **Berlin.** Nein. Die Saburows ſtammen zugleich mit den Weljaminows und den ausgeſtorbenen Godunows von einem gemeinſamen tatariſchen Stammvater ab. Sie wurden ein großes Haus, als der Vater Iwan des Schrecklichen, der Großfürſt Waſſii Iwanowitſch eine Saburow heiratete. In den Sturz der Godunows nach dem Tode des Zaren Boris waren ſie auch verwickelt, erholten ſich aber wieder. Die beiden, von denen Sie reden, ſind leibliche Brüder.

R. M. D. N. Oſtindien. Sie fragen an: „Sollte ich auf meiner kleinen einſamen Inſel wohl im Stande ſein, photographiſche Aufnahmen ſelbſtändig auszuführen, und dann die Trockenplatten nach Europa oder doch nach dem in einigen Tagen erreichbaren Padang behufs weiterer Präparation zu ſenden? Und wenn erſteres der Fall, wo hätte ich den Apparat zu beſtellen und wie teuer würde derſelbe etwa zu ſtehen kommen?

Mit einem photographiſchen Apparat und Trockenplatten ausgerüſtet, würden Sie ſehr wohl im Stande ſein, photographiſche Aufnahmen vollkommen ſelbſtändig auszuführen und zwar ohne die Platten behufs weiterer Präparation in andere Hände zu geben. Trockenplatten halten ſich jahrelang und vertragen, hermetiſch verſchloſſen, auch eine Reiſe über den Ozean, wir machen Sie nur im voraus auf die nötige Vorſicht bei der dortigen zollamtlichen Eröffnung aufmerkſam. Die Preiſe der Apparate hängen von der Größe der Platten ab und ſchwanken zwiſchen 150 und 400 Mark, freilich werden auch noch billigere Apparate offeriert, wir würden Ihnen jedoch nicht zu denſelben raten. Als Bezugsquellen nennen wir Ihnen Kleffel & Sohn, Berlin, Lindenſtraße 69 oder Brandt & Wilde, Berlin, Naunynſtraße 68, die Ihnen gern einen genaueren Koſtenanſchlag mit Aufſtellung der nötigen Utenſilien ꝛc. zuſenden werden. Wenn Sie die Aufnahme lediglich zum Vergnügen machen wollen, dürfte eine Größe der Platten von 9 : 12 cm (Viſitenkartenformat) genügen. Empfehlen wird ſich freilich auch für Ihre Zwecke, wenn irgend möglich bei dem nächſten Photographen (Padang) einen kurzen Unterricht zu nehmen, Übung und Geduld thun dann das Übrige, ſodaß Sie uns hoffentlich recht bald durch einige hübſche Aufnahmen erfreuen.

In unſerer Spielecke.

Damespielaufgabe.



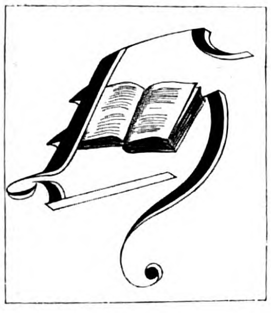
Weiß zieht und gewinnt.

1.

A, B, C, D und E ſpielen Domino und zwar ſo, daß jedesmal derjenige die Partie gewinnt, welcher zuerſt ſeine Steine los wird. Es iſt vor dem Anfang des Spiels ausdrücklich ausgemacht worden, daß eine Partie gar nicht gerechnet wird, wenn alle fünf Spieler noch einen oder mehrere Steine haben und alle genötigt ſind, zu paſſen. Der Einſatz in der zweiten Partie iſt doppelt ſo hoch als in der erſten, in der dritten doppelt ſo hoch als in der zweiten, in der vierten doppelt ſo hoch als in der dritten und in der fünften doppelt ſo hoch als in der vierten. Jeder der fünf Spieler gewinnt eine Partie. Vor der erſten Partie hatte A = 2,22 Mark, B = 2,52 Mark, C = 1,02 Mark, D = 2,42 Mark, E = 1,82 Mark. Nach der fünften Partie hatten alle fünf Spieler gleich viel.

Wie viel betrug der Einſatz in der erſten Partie, welche Partie hatte A, welche B, welche C, welche D, welche E gewonnen? Wie viel hatte jeder der fünf Spieler nach der fünften Partie?

Bilderrätſel.



2.

Bin ein ſtrenger Denker,
Ein Gedankenlenker,
Der im Reich der Geiſter
Gilt als ein Altmeiſter.
Änderſt du ein Zeichen,
Bin ich zu vergleichen
Einem faden Gecken,
Den die Buben necken.
B.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 40.

Schachaufgabe.

1. b 3 — b 4 Lc 6 — b 7
2. b 4 — a 5 beliebig
3. D ‡

(Andere Spielarten leicht.)

1.

Weſte — Tweſten; Abo — Tabor; Rahm — Brahms.

2. Homonym.

Weber.
B.

3.

Flieder.

4. Schlüſſel zum Röſſelſprung.

36	11	54	7	34	21	26	23
53	8	35	12	55	24	63	20
10	37	42	33	6	27	22	25
41	52	9	56	13	64	19	62
38	43	40	5	32	1	28	17
51	46	49	14	57	18	61	2
48	39	44	31	4	59	16	29
45	50	47	58	15	30	3	60

Auflöſung.

Auf den Wald und auf die Wieſe
Mit dem erſten Morgengrau
Träuft ein Quell vom Paradieſe,
Leiſer friſcher Maientau;
Was den Mai zum Heiligtume
Jeder ſüßen Wonne ſchafft,
Schmelz der Blätter, Glanz der Blume,
Würz' und Duft, iſt ſeine Kraft.
Ludwig Uhland.

5.

Geſegnete Pfingſten.

PetersburG
Flint E
Ibyku S
Nelk E
Geor G
Saladi N
TerpſichorE
Eber T
Neiß E.

6. Dreiſilbige Scharade.

Gluckhenne.
B.

Bilderrätſel.

Fanatiker.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Inhalt: Die kluge Elſe. Fortſetzung. Erzählung von G. v. Beaulieu. — Aus den Kupferſtichmappen des Daheim: Lachender Bauer von A. v. Oſtade. — Beim Rübenſchälen. Gemalt von E. Harburger. — Torilde von Tornau. Fortſetzung. Roman von H. Engelcke. — Die Transvaaldeputation in der Hauptſtadt. Von A. Merensky. Mit 2 Illuſtrationen. — Halbaſiatiſche Gäſte. Zu dem Bilde von Kuhbeil. — Ludwig Richter heimgegangen! Von A. Oppermann. — Störenfried. Nach einer Photographie. — Umſchau für Haus- und Landwirtſchaft. Mit 2 Illuſtrationen. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Unſern neuen Abonnenten,

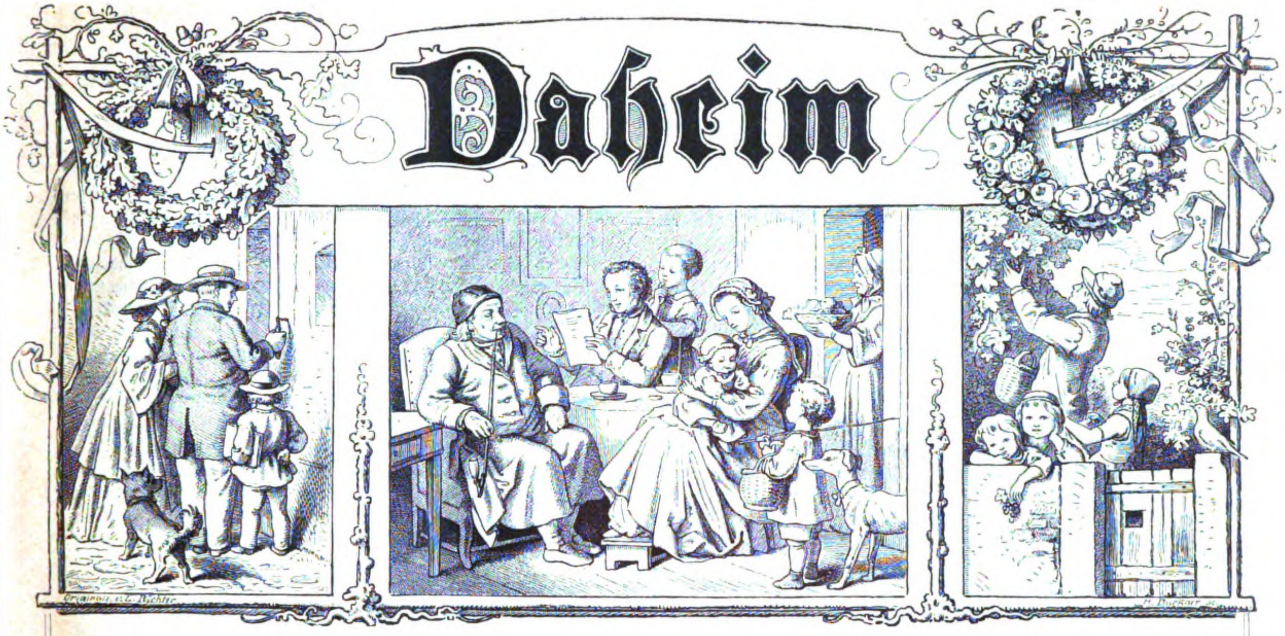
welche mit 1. Juli d. J. eingetreten ſind und die erſten drei Quartale dieſes Jahrganges (No. 1—39, Oktober 1883 bis Juni 1884), **von denen das letzte den Anfangsteil des hiſtoriſchen Romans: Torilde von Tornau von H. Engelcke** enthält, nachzubeziehen wünſchen, zur Nachricht, daß ſolche zum gewöhnlichen Preiſe von 2 Mark pro Quartal von jeder Buchhandlung oder Poſtanſtalt, auch von uns direkt gegen Einſendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frankatur zu erhalten ſind.

☛ Für diejenigen unſerer Poſtabonnenten, welche ihre Beſtellung auf das gegenwärtige Quartal zu ſpät gemacht und daher die erſte Nummer desſelben (No. 40) nicht bekommen haben, bemerken wir, daß ſie dieſe Nummer auf beſonderes Verlangen und gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. von ihrem Poſtamte nachgeliefert erhalten. Wir bitten alſo betr. Falles dieſe Nachlieferung zu veranlaſſen. Von uns direkt bezogen koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche vorher in Briefmarken an uns einzuſenden ſind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Juli 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. № 42.**

Die kluge Elſe.

Erzählung von **G. v. Beaulieu.**

(Fortſetzung.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Nachdem der Thee getrunken iſt, ſetzt ſich ein fein ausſehender, junger Mann an das Piano im leeren, grün geſchmückten Salon. Kurt hat noch einige Schwierigkeiten zu überwinden, denn der Forſtamtskandidat will ſich dem Klavierſpieler durchaus vorſtellen laſſen und iſt nur mühſam von ſeinem feſtgewurzelten Vorhaben abzubringen. Als ihm klar gemacht iſt, daß der Tonkünſtler nicht der Geſellſchaft angehört, zieht ſich Auguſtin errötend unter die Blattpflanzen in einen Winkel am Fenſter zurück und verſäumt darüber die Polonaiſe.

Der Regierungsrat eröffnet ſie mit der Präſidentin von Wedell; ihm folgt der General von Sommer mit Frau Charlotte, dann der Präſident mit der Generalin; und ſo geht es in feinſter Abſtufung und Nüancierung bis zu einem jungen Pärchen. Es iſt Elſe am Arme eines mittelgroßen, ſchlanken Herrn mit braunem Haar und braunen Augen, die durch eine Brille freundlich, aber ſchüchtern zu der kleinen, weißgekleideten Geſtalt niederblicken.

Elſe opfert ſich als Tochter des Hauſes, ſie tanzt die Polonaiſe mit einem Bräutigam. Iſt es aber wirklich ein Opfer? Wie nett hat es ſich neulich mit Schlichting plaudern laſſen trotz ſeines Ernſtes, trotz des Kummers, der auf ihm laſtete, deſſen Daſein die ſcharfſichtige Elſe gleich geahnt. Wenn ſie aber ſchon damals gewußt, daß ſie ſich nicht täuſchte, hätte ſie ſich vielleicht doch noch anders benommen — teilnahmsvoller, ehrerbietiger; ſie hätte weniger herzlich gelacht, denn das mußte ihn verſtimmen. Sie macht ſich ſchwere Vorwürfe, den armen Unglücklichen nicht rückſichtsvoller behandelt zu haben, ſie wagt nicht die Augen aufzuſchlagen, ſie denkt ſoviel über eine Wendung nach, die nicht tröſtend klingen und doch tröſtlich wirken ſoll, daß ſie ſtumm wie ein Fiſch bleibt.

Aber ſeltſam — er, der neulich auf dem Kaſinoballe ſo ſchüchtern und ſtill geweſen (denn ſie war es, welche vornehmlich das Plaudern beſorgt hatte), er findet heute, da ſie ſo ſchweigſam, ſo mädchenhaft ſcheu iſt, das erſte Wort.

„Sie tanzen gern, gnädiges Fräulein?“ So lautet ſeine Frage. Sie iſt trivial genug und des Gelehrten, der ſeine Spezialentdeckungen über den zweiten puniſchen Krieg und über vaterländiſche Geſchichte in mehreren dickleibigen Werken niedergelegt hat, nicht ganz würdig.

„Ja, ſehr gern!“ entgegnete Elſe, indem ſie halb entſchuldigend zu ihm aufſchaute. Denn für den armen Mann iſt ja bald Spiel und Tanz vorbei, das wird ihm ſeine bemooſte Kouſine nicht erlauben. Ach, wie traurig!

Sie ſah ihn ehrerbietig an mit dem Blicke, welchen man dem unverſchuldeten Unglück widmet, und dabei machte ſie eine merkwürdige Entdeckung. Er hatte genau ſolche Augen, wie ſie, Elſe konnte es trotz der Brillengläſer ſehen. Welch' ſeltſame Sympathie!

Nun iſt es zwar nichts Ungewöhnliches, daß Menſchen mit braunem Haar auch braune Augen haben, bei der blonden Elſe war das ſchon merlwürdiger, aber in dem Augenblicke erſchien es ihr faſt wie ein Wunder und — ſie wußte nicht warum, — aber ſie freute ſich dieſes Wunders. Er deutete ihren ehrfurchtsvollen Blick, faſt möchten wir ihn Kondolenzblick nennen, wohl nicht richtig, denn derſelbe machte ihm Mut, eine Frage an ſie zu richten, über deren Statthaftigkeit er ſchon ſehr lange mit ſich debattiert hatte.

„Haben Sie noch den Kotillon frei, gnädiges Fräulein?“

Nun iſt es zwar, wie jedes junge Mädchen, beſonders jede gefeierte Ballſchönheit uns beſtätigen wird, nicht angenehm, mit einem Bräutigam den bedeutungsreichſten aller Tänze zu tanzen, allein in dieſem Falle mußte Elſe natürlich eine Ausnahme machen und ſo klang ihr „Ja“ nicht gedrückt, ſondern freundlich erwartungsvoll.

„Darf ich dann darum bitten?“

Elſe neigte ihr zierlich blondes Köpfchen zuſtimmend — da war auch die Polonaiſe und ſomit die glänzende Unterhaltung zwiſchen den beiden zu Ende.

Die Spitzen der Geſellſchaft zerſtreuten ſich, die älteren Damen zogen ſich in das Möbelmagazin zurück, die älteren Herren in des Regierungsrats jetzt ausgelüftetes Sanktuarium, wo mehrere Whiſttiſche ſtanden.

Der Ball nahm ſeinen Fortgang, man tanzte einen langſamen Walzer. Der erſte Walzer iſt, wie männiglich bekannt, neben dem Kotillon der vielſagendſte Tanz. Im Geſetzeskodex aller Ballmütter ſteht geſchrieben: Tanzt ein junges Mädchen mit einem unverheirateten Mann den erſten Walzer und den Kotillon, ſo macht er Ernſt. Führt er ſie auch noch zu Tiſche, ſo ſind ſie ſo gut wie verlobt und es iſt nur noch nötig, jene zierlichen Karten ſtechen zu laſſen, welche jedes Mädchenherz zwiſchen fünfzehn und fünfzig entzücken.

Elſe tanzte dieſen Walzer mit dem Referendar Flitzner, es hatte ſich nicht umgehen laſſen. Während er ihr die ſchönſten Witze aus der neueſten Poſſe des Wallnertheaters erzählte — er beſuchte es alle Sonntage, wenn er zu ſeinen Eltern nach Berlin fuhr — ſchweiften Elſes Augen im Zimmer umher.

Sie ſuchte den jungen Gelehrten — wo war er nur? Er tanzte nicht, das war ſicher. Ah! da ſtand er mit dem ſchüchternen Forſtamtskandidaten Auguſtin unter den Blattpflanzen. Plötzlich errötete Elſe und begann ſchnell ihren weißen Elfenbeinfächer zu bewegen. Auch er hatte ſie angeſehen, ſie fühlte es deutlich.

„Alſo es war nett?“ ſagte ſie ſchnell zu ihrem Tänzer.

Die Frage war unverfänglich, ſie paßte meiſt auf alles, was Flitzner am Sonntag erlebt hatte.

„Stimmt auffallend! Reif von Reiflingen, der Leutnant, von dem ich Ihnen erzählte, gnädiges Fräulein, der die Ungarin liebt, wiſſen Sie, hat eine famoſe Redensart am Leibe: ‚Unter Kameraden iſt es ja ganz gleich, wer die Braut heimführt.‘ Das nur beiſpielsweiſe. Oder: ‚Unter Kameraden iſt es ja ganz gleich, wer Schulden macht.‘ Ein famoſer Kerl, der Moſer. Wohnt auf meinem Gute bei Görlitz, ſieht noch ganz jung aus. Haben Sie geleſen, welch’ hübſche Sentenz er in das Album zur Rettung Schiffbrüchiger geſchrieben hat? Ach, dann muß ich’s Ihnen ſagen: ‚Wenn du jung biſt, glaube den Frauen und du wirſt immer glücklich ſein. Biſt du alt, zweifle immer und du wirſt nie unglücklich werden.‘ Ja, der hat Menſchen-, vor allem Frauenkenntnis.“

Für das unerfahrene Elschen war dieſe pſychologiſche Studie verſchwendetes Gut; ſie ging auch nicht darauf ein, ſondern that die übliche Höflichkeitsfrage: „Wie geht es denn Ihren Eltern?“

„Danke, gnädiges Fräulein. Der Alte hat mit ſeinem Hauſe viel Ärger. Aber dagegen beſitzt er ein famoſes Mittel. Über jede Stubenthür hat er mit fußlangen Buchſtaben: Menſch ärgere dich nicht! ſchlagen laſſen. Er ſagt, es ſei ausgezeichnet. Sowie er darauf hinſieht, wenn einer die Miete nicht bezahlt und er ſich darüber ärgert, muß er lachen und denken: Ach was, unter Kameraden iſt es ja ganz gleich, wer’s Geld kriegt. Der Alte hat natürlich nicht auf die Moneten zu ſehen, ſonſt könnte er es nicht ſo durchführen.“

Elſe hörte wieder nicht auf dieſen Beitrag zur Diätetik der Seele.

Ihr gerade gegenüber ſtand Paula von Sommer — Generals Paula mit dem luſtigen Kurt. Was hatten die beiden nur immer nach jener Ecke mit den Blattpflanzen hinzuſehen und zu tuſcheln? Nun lachte Paula laut auf. Sie hatte ſtets etwas ſo unpaſſend Lautes an ſich, ſie war gleich ſo vertraut mit allen Herren.

Elſe konnte die Worte nicht verſtehen, aber ſie mußten ſehr intereſſant ſein. Sie hätte viel darum gegeben, ſie zu erfahren.

„Er wird ſehr berühmt“, ſagte Kurt zu ſeiner Tänzerin, indem es ſchelmiſch in ſeinen Augen blitzte und ſein ganzes, ſonnengebräuntes, friſches Geſicht lachte.

„Wirklich?“ entgegnete die junge Ballſchönheit lebhaft. „Ich mache mir zwar nicht viel aus Aktenwürmern, indeſſen, wenn er ſolch’ ein ſtrahlendes Lumen iſt, ſo führen Sie ihn mir einmal herbei, bitte!“

Das „bitte!“ klang, wie es nur die Tochter eines Generals zu den Leutnants ihres eigenen oder benachbarten Regiments auszuſprechen verſteht — etwas befehlend und doch kameradſchaftlich vertraulich — denn ſie wie er gehören ja einer großen Familie an.

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein. Aber er tanzt ſchlecht.“

„So — nun dann zu einer Françaiſe. Ich habe mir noch eine reſerviert, die nächſte. Sie haben mich nun einmal neugierig gemacht.“

Als die nächſte Françaiſe kam und der junge Gelehrte mit Paula von Sommer in das Karree trat, machte Elſe große Augen. Sie ahnte garnicht, daß Hans Schlichting eigentlich aufgefordert worden war. Er fand ſich augenſcheinlich ſehr gut in ſeine Rolle. Paula von Sommer hatte im vergangenen Herbſt eine Rheinreiſe gemacht und Schlichting in Bonn ſtudiert. So entdeckten die beiden eine Menge von Anknüpfungspunkten, ohne juſt auf die Fachwiſſenſchaft des Privatdozenten, vaterländiſche und römiſche Geſchichte, insbeſondere die der puniſchen Kriege, zu kommen. Denn ſo ſehr das Fräulein auch die gegenwärtigen und zukünftigen Feldzüge wegen des Avancements ihrer Bekannten und Freunde intereſſierten, ſo wäre ſie doch in Verlegenheit geraten, wenn jemand ſie um die „alten Scharteken“ befragt hätte.

Während der Touren des Tanzes hörte Elſe einige Schlagworte. — „Der Drachenfels“ — „nicht wahr, reizend?“ — „Sind Sie oben geweſen?“ — „Ich ritt auf meinem Eſel.“ — „Im Dom, meinen Sie?“ — „Ja, man ſieht ihn ganz deutlich durch das Fernrohr.“ — „Ach ſo, in Köln!“ — „Ja, er iſt recht hübſch, nur ein bischen zu gotiſch! Paulas hohe Stimme war es, welcher die Lauſcherin dieſe Geſprächsbrocken verdankte. Der Privatdozent ſchien das Konverſationsdampfſchifflein nur zu dirigieren, und von Zeit zu Zeit an einer neuen Stelle des ſchönen Rheinſtromes anhalten zu laſſen. Er ſprach zu leiſe, als daß Elſe etwas verſtanden hätte.

Wie burſchikos dieſes Mädchen ſich benimmt, dachte ſie. So laut und auffallend. Sie ſcheint es darauf abzuſehen, dieſen Mann mit ihren albernen Bemerkungen über die Rheinreiſe zu erobern. Man iſt eigentlich verpflichtet, ihr zu ſagen, daß er ſchon verlobt iſt. Man — wer ſollte das ſein? Kurt konnte doch nicht das ihm anvertraute Geheimnis aller Welt verraten? Wie unangenehm! Der Privatdozent taute ganz auf. Paula hatte auch ſolche ſonderbare Art, mit Leuten gleich intim zu ſein. Das kam von dem häufigen Umgang mit den Offizieren ihres Regiments, die kannten ſich ja alle ſo untereinander wie Geſchwiſter!

Endlich war der Tanz zu Ende. Es kam die Souperpauſe. Wuntzel trug mit Kurts Burſchen Johann den „jungen Tiſch“ herein. Der Sohn des Hauſes führte Paula von Sommer, da Präſidents keine Töchter hatten; Elſe ſaß neben dem unvermeidlichen Flitzner. Rechts neben Fräulein von Sommer blieb zufällig ein Stuhl frei, Hans Schichting hatte ſich etwas verſpätet, keine Dame erhalten und Kurt winkte ihm zu, er möge den Platz einnehmen.

Elſe ſah es ſogleich. Wie bereitwillig der Privatdozent es that! — Es hätte wirklich jemand Paula ſagen müſſen, wie es mit ihm und der Kouſine ſtand, die Sache durfte doch nicht zu weit gehen.

Mit ihr — Elſe — hatte Schlichting ſeit der Polonaiſe kein Wort mehr geſprochen, obgleich es ſich wohl ſo geſchickt hätte, da ſie die Tochter vom Hauſe war. Wie gut, daß Flitzner, unermüdlich wie ein Waſſerfall, von Berlin erzählte, ſo brauchte ſie doch nur hin und wieder ihr probates: „War es nett?“ oder „Sie auch?“ und „Ach wirklich!“ einzuwerfen und die Unterhaltung ging erſtaunlich gut und fließend, während Elſe doch nur mit einem Viertelohr auf ihren Tiſchnachbar hörte und mit Ein—drei—viertel Hörkraft das Kleeblatt Kurt, Paula und Hans belauſchte.

Sie ſprachen von Kahnfahrten, natürlich noch immer auf dem Rhein. Elſe ängſtigte ſich ſehr auf dem Waſſer — Paula ſelbſtverſtändlich nicht, die hatte ja Kourage, wie ein Soldat. — Plötzlich ſpitzte das Mädchen die Ohren noch mehr. Hans Schlichting ſprach von dem Gute ſeines Oheims. Erwähnte er auch ſeine Braut? — Nein, er ſprach nur von dem See. Er ſei dort immer im Kahn gefahren. „Ach, wollen wir nicht in dieſen Tagen einmal eine Partie machen? Die Herren rudern beide — es wäre zu nett!“ — So rief Paula.

Es wurde Elſen ganz heiß. Wuntzel präſentierte ihr eben das Hühnerfrikaſſee. Es gab auf allen Geſellſchaften Wittfurths ordnungsgemäß Frikaſſee, Rehbraten, Vanilleeis und Kaiſer Wilhelm-Torte; man brauchte alſo bei der Abfaſſung der Speiſekarte ſeine Phantaſie nicht anzuſtrengen.

Während Elſe einige Klößchen fiſchte, blickte ſie flehend zu Wuntzel auf: „Ach, bitte, ein Glas Waſſer!“

„Ja, gleich, ſchreien Sie es aber nicht ſo laut, ſonſt wollen gleich alle welches haben und dann hat man ſeine liebe Not!“

Flitzner hatte den Wortaustauſch vernommen und beſtätigte Wuntzels pſychologiſche Bemerkung.

„Er hat recht“, ſagte er zu Elſe.

„Ja, wirklich?“

„Stimmt auffallend! Kennen Sie nicht die Geſchichte von dem Engländer? — Er kam nach Deutſchland und fragte eines Tages einen Freund: ‚Warum ſagen die Deutſchen immer: „Miau, Miau“, wenn einer ein Glas Waſſer verlangt?‘ — Er hatte das „Mir auch, Mir auch“ für „Miau“ gehalten.

„War es nett?“ fragte das zerſtreute Elschen wieder aufs Geratewohl.

Flitzner ſah beſtürzt aus. Das probate Wort hatte noch nie ſo ſchlecht gepaßt.

„Nett? — Je nun — für Menſchen doch wohl eigentlich nicht! Wir überlaſſen „Miau“ lieber den Katzen. Dabei heißt's in der That: Machen Sie man keinen Gebrauch davon!“ —

Die Geſichter wurden erhitzter, die Locken ſchlaffer, die Toiletten zerdrückter. Tanz folgte auf Tanz, der Schluß des Balles nahte.

Von den Müttern wurden ſchon manche müde, beſonders ſolche, welche keine tanzenden jungen Mädchen unter der Geſellſchaft hatten, die Herren hatten ſich in dem Sanktuarium des Regierungsrates die Wohlthat einer Zigarre und einer politiſchen Debatte gegönnt und das erhielt ſie munter.

„Na, kluge Elſe, du biſt ja heute ſo ſtill?“ ſagte Kurt ſchelmiſch, als er an ſeiner Schweſter vorbeiging und ſich die Paare zum Kotillon rangierten.

„Ich ſtill? — Das kommt dir nur ſo vor. So auffallend wie andere Leute benehme ich mich natürlich nicht“, entgegnete ſie ein wenig pikiert.

Mit den „andern Leuten“ meinte ſie ſelbſtverſtändlich nicht Kurt, ſondern Paula von Sommer, allein ſie machte Kurt doch ein wenig für deren Betragen verantwortlich; er war es ja auch, der die Bekanntſchaft zwiſchen der Generalstochter und dem Privatdozenten vermittelt hatte.

„Darf ich bitten, gnädiges Fräulein?“ ſagte eine Männerſtimme hinter ihr.

Hans Schlichting reichte ihr den Arm und ſah ſie ſo ehrlich freundlich an, daß ihr Zorn dahin ſchwand, wie Märzſchnee im Sonnenſchein.

„Ich habe ein hübſches Plätzchen für uns!“ Wie nett das „uns“ aus ſeinem Munde klang! — Ach, aber die Kouſine! Elſe hatte ja nie Hoffnung, „uns“ und „wir“ von ihm und ſich zu ſagen! Sie ſeufzte, wie ſie glaubte, ganz unbeachtet.

„Iſt Ihnen nicht wohl? Sie ſehen blaß aus, gnädiges Fräulein!“ ſagte er und ſeine Augen ruhten mit beſorgtem Ausdruck auf ihren nachdenklichen, jungen Zügen.

„Ich bin nur ein wenig müde“ erwiederte ſie, indem ein ganz leichtes Rot in ihre kindlich gerundeten Wangen ſtieg.

„So laſſen Sie uns nicht viel tanzen, lieber plaudern. Ich ziehe das auch vor.“

Sie ſetzten ſich beide in die Nähe jener Orangeriegruppe, unter welcher bei Beginn der Geſellſchaft der ſchüchterne Auguſtin ſo oft Zuflucht gefunden.

„Ich fühle mich heute ſo eigentümlich froh, wie kaum je in meinem Leben“, fuhr der Privatdozent fort. „Ich habe heute auch ſo viel getanzt, wie noch nie!“

„Ja, mit Paula von Sommer!“

„Bemerkten Sie es?“

„O ja! — Sie unterhielten ſich auch bei Tiſche ſo lebhaft.“

Er ſah ſie an. Wie ſchade, daß er die Brille trug! Es war ihr, als ob ſeine Augen hinter den Gläſern aufleuchteten, doch ſie vermochte es nicht genau zu erkennen.

„Ja“, entgegnete er dann, „Fräulein von Sommer iſt eine junge Dame, mit der man ſehr ſchnell bekannt wird — aber nicht recht mein Geſchmack. Ihre Königliche Hoheit erwieſen mir die Gnade, mich zur Françaiſe zu befehlen!“ ſchloß er mit gutmütigem Spott.

Elſe fiel eine Zentnerlaſt vom Herzen. Sie war es nicht gewohnt, ſich zu beherrſchen, und ſo prägte ſich wohl ein wenig von dieſem Entzücken auf ihren bleichen Zügen aus und gab ihnen neues Leben. Sie that in ihrer Befangenheit eine Frage, welche einer berechnenden Kokette würdig geweſen wäre: „Sie ſind wohl überhaupt ſchwer zu befriedigen?“

„Ja und nein“, ſagte er ſchnell, „es gibt zum Beiſpiel eine Dame, die mir ausnehmend gefällt.“

Der Sonnenſchein ſchwand aus Elſes Zügen, doch ſie ſah Schlichting unwillkürlich geſpannt an — jetzt fängt er an, von der Kouſine zu ſprechen. Läßt du dir merken, daß du ſchon davon weißt? fragte ſie ſich. Mach nur ja ein recht unbefangenes Geſicht. Wie es bei ſolchem Vorhaben zu gehen pflegt — das Geſicht wurde nun gar nicht unbefangen. Im Gegenteil, Elſe fühlte, wie ihr das Blut vom Herzen in heißen Wellen zum Geſicht flutete — immer höher, immer höher! Jetzt war es im Kinn, jetzt in den Wangen, jetzt bis zu den Haarwurzeln, ja, ſie hatte die unbehagliche Empfindung, als ob auch ihre Naſe rot geworden ſei.

„Möchten Sie nicht den Namen der Dame wiſſen, Fräulein Elſe?“

„Wenn Sie ſo gut ſein wollen? — ich bin diskret“, ſprach ſie befangen.

„Diskret? das iſt nicht nöthig“, erwiederte er lächelnd, „ſogar nicht erwünſcht.“

Alſo ſollte die Verlobung mit der Kouſine bald veröffentlicht werden. Nun ja, es wäre auch ſo am beſten, ſagte ſich Elſe, indem ihre Augen einen eigentümlich feuchten Glanz erhielten.

„Sie antworten mir nicht! Habe ich Sie verletzt? Ich weiß ſo wenig mit jungen Damen umzugehen, bin ſo einſam auf dem Gute meines Oheims aufgewachſen und ſpäter meiſt nur mit Männern zuſammen geweſen.“

Darin lag nun freilich nichts Rührendes. Aber wenn man ſich bedauert weiß, ſo ſiegt unſer Empfinden über unſere Vernunft und wir fühlen ein grenzenloſes wehmütiges Mitleid mit uns ſelbſt.

Es löſte ſich leiſe eine Thräne von Elſes Wimpern und tropfte auf das Ballbouket, welches ſie energiſch an den Mund drückte, um deſſen Zittern zu verbergen.

Die Thräne fiel auf eine weiße Kamelie und ſtand dort wie ein heller, klarer Tautropfen.

Hans Schlichting beugte ſich ſchnell zu dem Strauß nieder und küßte den hellen Tropfen von der weißen, zarten Blumenblüte fort.

„O bitte, weinen Sie nicht!“ ſagte er, noch in dieſer gebeugten Stellung zu Elſe emporſehend, „ich meine es ſo gut mit Ihnen, ich möchte Sie ſo gern fröhlich ſehen — — Ich — ja ich habe Sie ſo herzlich lieb! Es kommt etwas ſchnell, ich hätte nie gedacht, daß es ſo ſchnell kommen könnte, aber nun iſt's einmal ſo und nicht mehr zu ändern. Sie gefielen mir gleich am erſten Abend ſo gut und heute noch viel, viel mehr! Neulich hätte ich mich faſt gefürchtet, es Ihnen zu ſagen, aber heute weiß ich, daß Sie auch ein weiches, liebevolles Herz haben. Ich ſah es ſchon damals Ihren Augen an, aber nun weiß ich es ganz genau.“ Er hatte noch nie einer jungen Dame eine ſo lange Rede gehalten, nur ſeine Studenten hatten ihn bis jetzt ſo beredt geſehen.

In Elſes Herzen wogte ein Streit widerſtrebendſter Empfindungen. Er liebte ſie! O, welches Glück! Und doch — es ging ja nicht, er war ja ſchon verlobt. Er nahm es hin wie eine Schickung, er ſagte: „Ich hätte nie gedacht, daß es ſo ſchnell kommen könnte. Aber nun iſt es einmal da und nicht mehr zu ändern.“ Ja, was ſollte denn nun werden? Wenn zwei Männer ein Mädchen lieben, ſo duellieren ſie ſich wohl und wer überlebt, den heiratet ſie — aber zwei Mädchen können ſich doch nicht um einen Mann duellieren? O Gott, was flog ihr da alles für Unſinn durch den Kopf! Das wäre ja ſündhaft geweſen. Sie durfte doch die arme Kouſine nicht unglücklich machen. Die liebte ihn gewiß ſehr, wenn ſie auch alt und häßlich war. Elſe hatte ganz ſtill dageſeſſen, ihr bebendes Geſichtchen in den Blumen verborgen und dabei — wohl ohne Abſicht — die weiße Kamelie an der Stelle, wo *ſeine* Lippen ſie berührt, an ihren Mund gedrückt. Dann erſchrak ſie. Auf dieſe Weiſe hatten ſie ſich eigentlich einen Kuß gegeben, freilich auf einem Umwege, aber es war doch immerhin einer. Es ſollte auch der erſte und letzte ſein, — das gelobte ſie ſich feierlich.

Hans Schlichting indeſſen hatte das Mädchen mit leuchtenden zärtlichen Blicken aufmerkſam betrachtet. Da ſie Mund und Wangen in den Blumen vergrub, konnte er aber nur die weiße Stirn mit dem aſchblonden Haar und den dunklen Wimpern über den halbgeſchloſſenen Augen ſehen. Als ſie ihr Antlitz endlich aus dem Schutze der Blumen erhob, vermochte er ſich den ernſten, kummervollen Ausdruck ihrer Züge nicht zu erklären.

„Sie antworten mir nicht, Fräulein Elſe, haben Sie mich nicht auch ein ganz klein wenig lieb?“ flüſterte er. Sie zuckte zuſammen. Ja, das Schreckliche war wahr. Sie hatte ihn lieb. O Gott, was ſollte daraus werden? Sie mußte ſich ermannen, koſte es, was es wolle. Und war es nicht empörend, ſie ſo zu behandeln, ſo mit einem Mädchen zu ſpielen, während ihn Ehre und Pflicht an eine andere banden? Das war ehrlos, das war ſchändlich! Ihr das Herz zu ſtehlen, wo er doch wußte, daß ſie es ihm nicht ſchenken durfte! O, ſie hatte ſich ganz in ihm getäuſcht, ganz! Als er ihr gleich am erſten Tage ſo gut gefallen, — ja, er hatte ihr gleich gefallen, ſie geſtand es ſich jetzt trotzig — da hatte er ſich verſtellt. Als er ſie ſo ernſt und freundlich angeſehen, da war es eitel Falſchheit und Heuchelei geweſen — bitterböſe Falſchheit und Lüge. Und nun wagte er gar, ſich einzubilden, daß ſie ihn lieb habe! —

Elſe verſuchte es, ſich in einen hellen, lichterlohen Zorn hinein zu reden und es gelang ihr vortrefflich. Es erſchien ihr jetzt lange nicht mehr ſo ſchwer, tugendhaft und entſagend zu ſein. Noch nie hatte ſie eine ſo große Herrſchaft über ihre Züge geübt, als eben jetzt, wo ihr Entrüſtung und Erregung Kraft dazu gaben. Sie ſah trotz des Tumultes in ihrem Inneren beinahe gleichgültig aus, als ſie mit kühlem Tone ſagte: „Ich glaube Ihnen doch keine Veranlaſſung zu dieſer Annahme gegeben zu haben, Herr Privatdozent Doktor Schlichting! Ich kenne Sie ja kaum!“

Kein Tüpfelchen ſeines Titels ließ ſie aus, es war ihr, als ob ſie mit jedem neuen Buchſtaben eine neue Scheidewand zwiſchen ſich und ihm errichte. Der junge Gelehrte biß ſich auf die Lippen, er verſtand das Mädchen nicht mehr, deſſen Seele zuvor wie ein aufgeſchlagenes Buch vor ihm zu liegen ſchien. Er rang nach einem Worte — o, wenn er es hätte ausſprechen können! — aber in dieſem Augenblicke trat der Referendar Flitzner auf Elſe zu und ſagte, indem er ſich verbeugte, mit einem Seitenblick auf Schlichting: „Sie ſcheinen den Kotillon ſitzend zu tanzen, gnädiges Fräulein, darf ich nicht um eine Extratour bitten?“

„Mit ganz beſonderem Vergnügen!“ — Elſe ſprach die Worte mit großer Betonung und krankhaftem Eifer. Sie vergaß es ſogar, ihren Tänzer, wie es üblich iſt, mit einer leichten Verbeugung um Erlaubnis zu bitten. Sie wirbelte mit dem Berliner umher; eine Tour war gerade im Gange, Elſe mußte ſich ihr anſchließen, dieſelbe dauerte ſehr lange. Als das junge Mädchen endlich von Flitzner wieder auf ſeinen Platz geführt wurde, war der Stuhl neben Elſe leer. Der Berliner fragte verwundert: „Wo iſt Ihr Kavalier, gnädiges Fräulein? Die Tour iſt zu Ende, es tanzt niemand mehr.“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete ſie mit angenommener Gleichgültigkeit, obgleich ſich ihr das Herz zuſammenkrampfte und ſie ein ſeltſames Gefühl des Zuſammenſchnürens im Halſe empfand.

„Nun, das nenne ich Manieren!“ ſagte der Referendar ſpöttiſch, und fügte dann ehrerbietig hinzu, wie um ſo recht den Kontraſt zwiſchen ſich und dem Abweſenden zu erhöhen, „darf ich die Ehre haben, ſeine Stelle einzunehmen? Da mir nicht das Glück zu teil wurde, mit Ihnen den Kotillon zu tanzen, tanzte ich gar nicht!“

Elſe nickte mechaniſch, ihr Herz war ſehr ſchwer. Sie hatte Schlichting ſo tief gekränkt, daß er gegangen war, ſie wußte es. Aber war es nicht beſſer, ſie machte mit einem tapfern Schnitt der Pein ein Ende, als daß ſich beide mit Gewiſſensbiſſen hinquälten und nicht den Mut zum Handeln fanden?

Nein, er war nicht ehrlos, ſie fühlte es nun wieder, wo ihr Zorn verflogen war. Nicht ehrlos, nur unglücklich, und in überwallender Empfindung hatte er ſich verraten!

Elſe tanzte wie im Traume, ſie lachte auch über Flitzners Witze, doch es war ihr dabei, als ob ſie ein anderes Weſen lachen höre und ſie ſelbſt weit fort — vielleicht auf der dunklen, nächtlichen Straße — weilte, wo Hans Schlichting jetzt gewiß umherirrte und eben ſo unglücklich war wie ſie.

Erſt eine Frage von Paula von Sommer weckte ſie aus ihrem Sinnen: „Was haſt du denn mit deinem Tänzer gemacht, Kind? Er iſt ja verſchwunden!“

„Mein Tänzer?“ ſagte Elſe, wie aus einem Traume erwachend.

„Nun ja, das zukünftige Licht der Wiſſenſchaft, der Privatdozent.“

„Ich weiß nicht“, — ſtotterte das Mädchen. Sie konnte nicht lügen und ihr fiel in dieſem Augenblick auch nicht die kleinſte Entſchuldigung ein.

„Na, wir wollen Gnade für Recht ergehen laſſen und nicht nachforſchen!“ meinte Paula gutmütig. — —

Der Ball war zu Ende. Elſe ſaß in ihrem Stübchen noch angekleidet auf ihrem Bettrande. Sie regte ſich nicht, um Guſtchen, die auf ihrem Lager in tiefſtem Schlafe ruhte, nicht zu ſtören. Sie drückte ihre Hände feſt auf die pochenden Schläfe. Ja, wie war denn nur alles ſo plötzlich gekommen? — Noch geſtern war ſie ein Mädchen, dem das ganze Leben entgegenlachte, und heute hatte ſie einen ſchweren Herzenskummer.

O, warum hatte Kurt einen Freund, warum hatte ſie ihn kennen gelernt! Ach, ſie wünſchte, ſie hätte Hans Schlichting nie geſehen! Nein, ſie wünſchte es nicht. Es war doch ſchöner, als nie — wenn auch nur auf einen kurzen Augenblick — glücklich geweſen zu ſein.

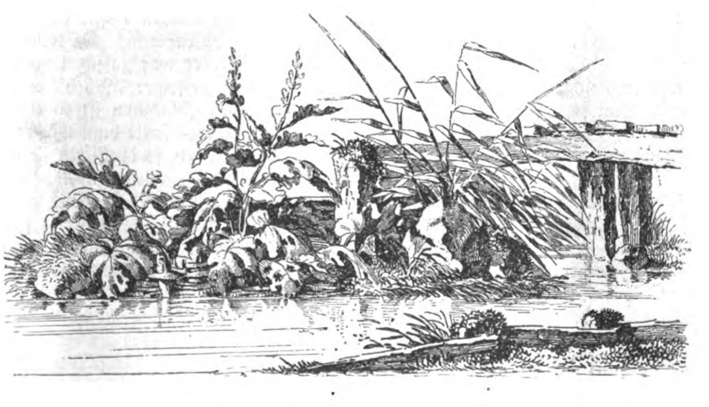
Sie entſann ſich nur dunkel, was geſchehen, ſeit der letzte Klang der Tanzmuſik verhallt war. Die Gäſte waren noch einmal beim Schlußkaffee neu aufgelebt, es hatte wieder jenes undefinierbare Geräuſch, das „Geſellſchaftsſurren“, von Zimmer zu Zimmer getönt.

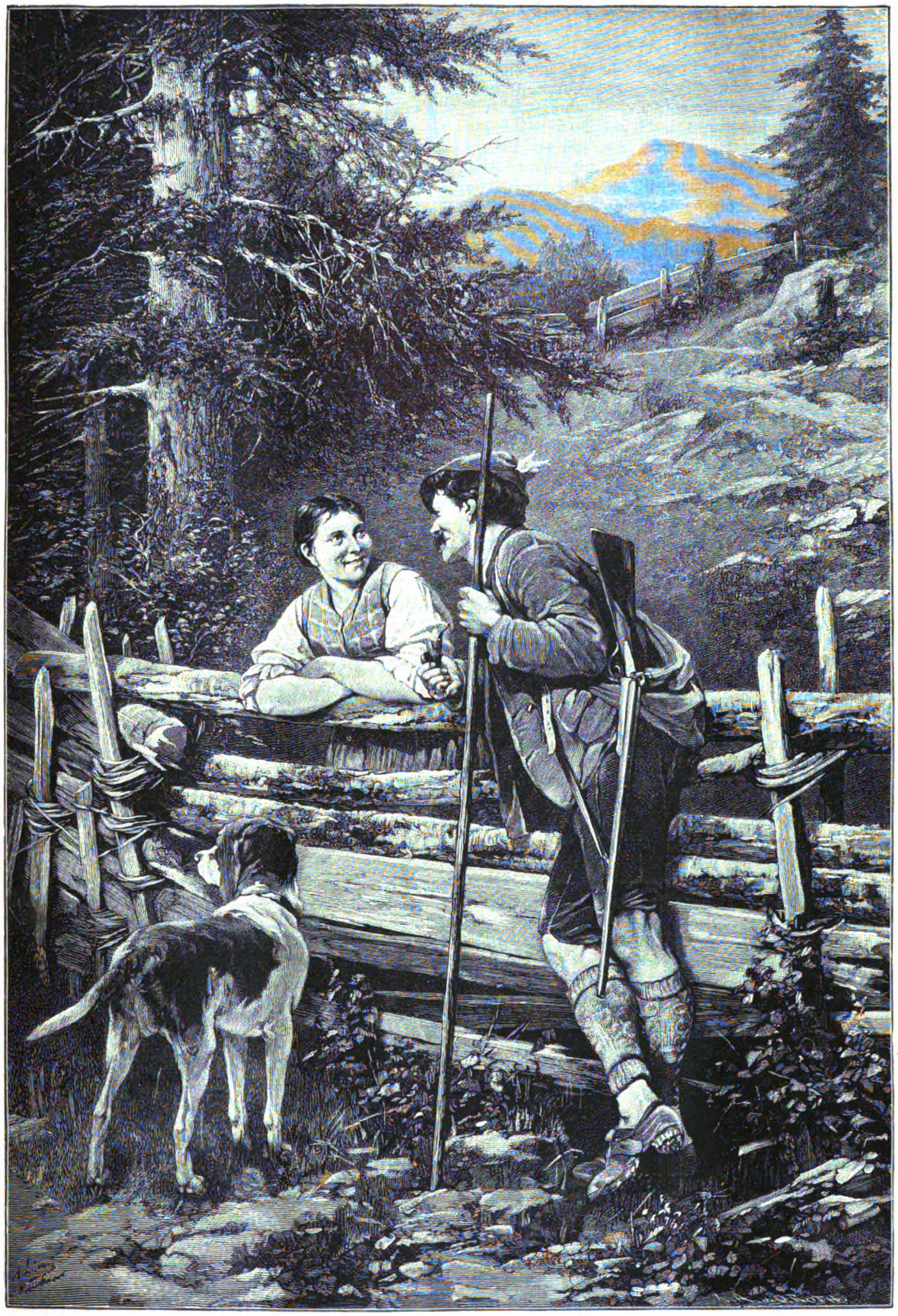
Dann hatten ſich die Gäſte, einer nach dem andern, verabſchiedet, die Wagen waren davon gerollt und die Mama hatte geſagt, als das junge Mädchen ſich anſchickte, ihr beim Forträumen zu helfen: „Geh nur zu Bett, Kind! Du ſiehſt ſo bleich aus und du haſt ſo große, glänzende Augen!“ Elſe hatte ihr noch etwas ſagen wollen, aber die Mama küßte ſie haſtig auf die Stirn und wiederholte: „Geh nur zu Bett, Kind, hörſt du?“

Die Regierungsrätin zählte nämlich juſt mit Wuntzel die ſilbernen Löffel; dabei waren beide ſtets unnahbar und es herrſchte eine Art Kriegszuſtand, bis Frau Charlottes Silberzeug, in Seidenpapier ſäuberlich verwahrt, wieder im Schranke lag.

„So, Frau Rätin“, pflegte Wuntzel zu ſagen, wenn er der Hausfrau das letzte Stück des anvertrauten Schatzes übergab — und er that es mit einer Grandezza, als überreiche er einem Eroberer die Schlüſſel einer in heldenmütigem Kampfe unterlegenen Stadt: „Hier, Frau Rätin, iſt alles vollſtändig! Es fehlt kein Faden dran! Kein einziger. Die Wedelln ſagt immer von mir: ‚Unſer lieber Wuntzel iſt ehrlich wie Gold und hält auch die andern in Ordnung, daß ſie keine Durchſteckereien treiben.‘“

(Fortſetzung folgt.)





Im Vorübergehen. Gemalt von A. Lüben.

Von den Wachtfeuern des Mahdi.

I.

6. Dschemâdi el awwel 1301.

Du ſiehſt ſchon am Datum, lieber Freund, wie islamitiſch mir zu mute iſt. Dieſes Schreiben wird durch einen heiligen Mann, einen Fakih, befördert, der auf ſeinem Reitdromedar, mit einem Säckchen Datteln ausgerüſtet, die Wüſte gar ſchnell durchmißt. Ob es dich freilich erreichen wird, das liegt im Schoße des Schickſals verborgen. Ich treibe in einer wunderlichen Flut vorwärts. Oft iſt es mir, als träumte ich. Dies iſt eine ſonderbare Welt, und ich könnte ebenſogut auf einen andern Planeten verſetzt ſein. Stiege einer jener Engel des Mohammed oder eine ſchwarzäugige Huri vom Himmel herab und ſagte mir, ich befände mich auf dem Planeten Mars, ſo würde ich es vielleicht glauben. Ich bin eingetaucht in eine farbenglühende Welt, und der Atem der Wüſte wirkt auf mich wie Opium. Ich kann mich kaum noch auf Berlin und meine unbezahlten Rechnungen beſinnen. Unſer wackeres Regiment — doch ſchweigen wir davon! Ich hielt es für beſſer, an die fernſten Enden der Erde zu laufen und unter dem Scimatar oder der ſudaniſchen Lanze zu fallen, als noch länger Blicken, Worten und Gedanken ausgeſetzt zu ſein, die mir das Blut vergifteten. Es iſt einmal die Beſtimmung der Männer meiner Familie, im Kampfe zu fallen, und da es mir nicht beſchieden war, dieſer Beſtimmung auf patriotiſchem Wege entgegenzugehen, muß ich es wohl ſo machen, wie ich kann. Du rieteſt mir Nordamerika, und vielleicht ſchüttelſt du auch noch bei dieſem Briefe den Kopf, aber die Yankees haben mir etwas Unangenehmes, und der Gedanke, ihnen etwa in einer Schenke sherry cobbler ſervieren zu müſſen, iſt mir revoltierender als die Ausſicht auf das hier zu Lande übliche Köpfen. Es iſt hier ein himmliſches Vergeſſen über mich gekommen, und als ich vorhin, an den Kamelſattel gelehnt, zu den Sternen aufſah, kam mir die Idee, daß vielleicht der Fatalismus der Leute hier im Süden mit der Welt zuſammenhängt, von der ſie umgeben ſind. Ich kann dir das kaum beſchreiben, es liegt im Gefühl, aber ich verſichere dir, hier iſt ein eigentümlicher Zuſtand. Eine Art von Rauſch, gleich als hätte ich Wein getrunken, iſt in mir. Und doch trinke ich hier nur Waſſer. Aber die Sonne iſt ſo mächtig und die Farben ſind ſo überwältigend hier zu Lande, daß ich vom Sehen trunken werde. Deutſchland kommt mir in der Erinnerung ganz blaß und kahl vor. Wer bei euch in einem weißen Turban, roten Kaftan, blauen Hoſen und gelben Pantoffeln gehen wollte, ſähe wie ein ſchreiender Farbenklecks auf der Straße aus; aber hier paßt ein ſolcher Anzug und dazu ein ſchwarzes Geſicht mit rollendem Weiß in den Augen und grinſenden Tigerzähnen im Negermaul, ganz herrlich in die Landſchaft. Ich werde gar nicht nüchtern und denke bei allem, was ſich ereignet, „Inſchallah,“ wie es Gott gefällt. Als ich auf der Rückkehr von Chartum vom Pferde geriſſen wurde, dachte ich: Wie es Gott gefällt. Und als ich nicht geköpft, ſondern auf einem Kamele hierher nach Obeid geſchleppt wurde und vor dem Mahdi ſtand, da dachte ich: Wie es Gott gefällt. Man gewöhnt ſich an den Gedanken des Ungewöhnlichen, und ich komme mir zuweilen vor, als gehörte ich zu den Kanonieren, die wir beim Vormarſch gegen St. Privat, im ſtärkſten Feuer der eigenen Batterie, ſchlafend neben den Geſchützen liegen ſahen. Beiläufig bemerkt: Der Gordon iſt ein famoſer Kerl! Ich möchte ſagen — wenn es nicht lächerlich wäre, ſo etwas zu ſagen —: er ſteht mitten zwiſchen Himmel und Erde. Erſt jetzt, wo ich ſelbſt weiß, was Abwechſelung iſt, verſtehe ich einen Charakter wie den von Chinese Gordon. Er ſpielt gleichſam Schach mit dem Tode, aber nicht des Gewinnes, ſondern des Spieles wegen. Geld iſt ihm nicht mehr wie der Sand der Wüſte, denn er hat tauſendmal geſehen, was Robert der Teufel ſagt, daß das Gold nur Chimäre iſt. Was kann auch Gold demjenigen ſein, der die Herrſchaft über ganze Provinzen und den Befehl über ganze Armeen gelegentlich vertauſcht ſieht mit Verachtung, Haß und dem Mord in der Einſamkeit? Für Gordon haben die Bedingungen, unter denen ſonſt alle Menſchen leben, zu exiſtieren aufgehört. Ehre, Anſehen bei den Menſchen, Auszeichnungen, Reichtümer ſind für ihn ebenſowenig da wie Schmach, Gefahr und Tod. Er thut einfach ſeine Pflicht, und er thut ſie auf Poſten, für welche man ſonſt niemand findet. So fragt er immer nur ſein eigenes Herz, was er thun ſoll, und kümmert ſich den Teufel um die ganze Welt. Ich ſah ihn, als er nach Chartum kam, am 18. Februar. Er war mit ſeinem goldbeladenen Eſel ohne Bedeckung durch die Wüſte gezogen. Er wußte, daß die Beduinen nicht wagen würden, ihm etwas zu nehmen, wenn er ſie feſt anblickte. Sollten die Inſurgenten (unter uns geſagt: der Name kommt mir etwas lächerlich vor) Chartum nehmen, ſo denke ich, es würde ſich kein Schwert finden, das Gordons Hals durchſchnitte. Wir denken hier, daß der beſte Stahl an ſeinem Fleiſch zerſplittern würde. Daß er jedoch ſein Ziel erreichen wird, das glaube ich nun und nimmermehr. Er iſt viel zu ſehr Idealiſt. Er glaubt an die Dankbarkeit des Volkes. Aber ſoweit ich den Sudan kenne, nehmen die Leute ſein Geld und die Wohlthaten und vergeſſen dann, was ihnen Gutes geſchehen iſt. Dies Volk beugt ſich nur vor der Gewalt und ſie lächeln am ſüßeſten, wenn ihr Rücken vom Kurbatſch zerfleiſcht iſt.

Doch ich wollte dir ja erzählen, wie ich hierher gekommen bin. Ich ſage dir: Ich habe ein hübſches Stückchen Sudan zu ſehen bekommen. In Malta ſchmeckte ich zuerſt Brot, welches mit engliſchem Gelde gekauft war, und es war hohe Zeit, daß die Pfunde kamen, denn die Markſtücken hatten ſich völlig verflüchtigt. Dann kamen wir über das blaue Meer gefahren, wenig Reiter, aber viele Pferde und Mauleſel an Bord. Man hatte mir die Stellung eines Sergeant anvertraut. Doch avancierte ich am Tage nach unſrer Landung in Suakin, 3. Oktober 1883, zum Leutnant in einem egyptiſchen Kavallerieregiment. Ich will dir das alles nicht näher erzählen; es lag doch etwas Demütigendes für mich in jenen Prozeduren, und das Blut der Ahnen empörte ſich. Wir kamen alſo in Suakin an, und was ich von egyptiſchen Truppen zu ſehen bekam, war nicht geeignet, mir eine hohe Meinung von ihrer Tüchtigkeit einzuflößen. Waren das die Nachkommen jener Männer, mit denen einſt die Pharaonen große Siege erfochten? Aber freilich, welcher Herrſchaft, welcher Verderbnis ſind die Egypter unterworfen geweſen! Im allgemeinen kann man wohl ſagen: ein Mann iſt ein Mann, mag er in Deutſchland oder Frankreich geboren ſein, ja ſelbſt, mag er weiß oder ſchwarz ſein. Ich würde nicht ganz daran verzweifeln, bei uns zu Hauſe aus zehntauſend Egyptern zehn Bataillone Soldaten zu machen. Bringen ſie doch feſte Knochen und Fleiſch und Blut, ja eine derbe Haut, bei der eine Wunde leicht heilt, von Natur mit. Die Erziehung thut viel. Aber dieſe Kerls hier in den egyptiſchen Regimentern tragen ihre Gewehre nur, um ſie angeſichts des Feindes wegzuwerfen. Sie haben keine Ahnung von Disziplin. Ich ſah ſonderbare Dinge bei Suakin. Wir hatten ein kleines Gefecht gleich in den erſten Tagen nach unſerer Ankunft, denn die Inſurgenten lagen um die Stadt herum wie Fliegen auf der Fleiſchbank, und beſtändig mußte gewehrt werden, damit ſie uns den Braten nicht fraßen. Wir kamen mit ihnen zuſammen, zwei Bataillone Infanterie und etwa zwei Schwadronen Reiter ſtark, lauter Egypter, unter denen kaum ein halbes Dutzend Engländer waren. Es war kein ſchöner Ritt von Suakin aus gegen den Feind. Hier war ſchon viel gefochten worden, und wir ritten durch ein weites Thal hin, deſſen Dekoration einem Neuling wohl das Haar unter dem Korkhelm hätte in die Höhe treiben können. Am Himmel ſtand die Sonne wie ein rieſiges Brennglas, das uns beſtändig zum Zielpunkt genommen hätte, und es war eine blaſenziehende Temperatur. Gelb war der Boden, und violett ſtanden die Hügel um das Thal her. Anſtatt der Veilchen gab es hier Koloquinten, und dieſe verſchönerten die Landſchaft nicht. Aber ſchlimmer waren die Gerippe am Boden. Jede zwanzig Schritte weit lag ein weißer Haufen, bald größer, bald kleiner. Die größten waren von Kamelen ſtammend, die kleinſten von Menſchen, die mittleren von Pferden. Hier dörrt die Sonne alles ſchnell weg, und die Geier müſſen ſich beeilen. Mit widerwillig langſamem Flügelſchlag erhoben ſich dieſe Tiere von ihrer Beute, wenn wir herankamen, und wohl Tauſende dieſer unheimlichen Gäſte erhoben ſich von der Tafel an der ſie ſchmauſten, hingen in ſchwarzen Scharen am Himmel und ſahen uns von oben mißtrauiſch an, zweifelnd, ob wir wohl allein zu ihrer Ernährung gekommen ſeien. Es war nicht hübſch, einen Mann liegen zu ſehen, der noch die Kampfſtellung hatte, als wollte er eben aufſpringen, dem aber keine Augen mehr in den Höhlen ſaßen und dem die Geier die Uniform geöffnet hatten, um ja kein Fäſerchen ſeiner Rippenbekleidung übrig zu laſſen. Und doch war dies noch keines der ſchlimmſten Bilder. Wir drückten die Augen bald nach rechts bald nach links abwechſelnd zu und marſchierten weiter. Lange Zeit brauchten wir nicht, um den Feind zu finden. Wir waren noch keine halbe Stunde von Suakin fort, da kam er uns entgegen. Ich ſage dir: es ging uns ſchlecht, und wenn ich meiner Malteſer Stute nicht ſo heftig die Sporen gegeben hätte, könnte ich dir heute keinen Brief ſchreiben.

Die Offiziere an der Spitze der Bataillone verſuchten ſo etwas wie Karrees zu bilden. Du mußt wiſſen, ſie halten hier das Karree noch für eine feine Blüte der Taktik. Es kam aber kein Viereck recht zu ſtande, weil die ſchwarzen Kerls immer rückwärts traten. Sie mochten den Feind nicht ſehen. Nur unter uns Reitern war genug europäiſches Blut, ſo wenig es auch war, um wenigſtens die erſten Schüſſe abzuwarten. Wir gingen ſeitwärts der Infanterie vor und hatten die Abſicht, dem wilden Haufen dort drüben in die linke Flanke zu fallen. So bekam ich die Leute des Osman Digma bald deutlich zu Geſicht. Dieſe Beduinen waren alle beritten und hatten einige Ähnlichkeit mit Geſpenſtern, die man im Traume ſieht. Weiße Gewänder flatterten um ihre ſchwarzen Leiber, hellfarbige Mützen und Turbane und Bänder ſaßen auf den ſchwarzen Köpfen. Sie trugen jene Lanzen in den Fäuſten, mit denen ſie einen Gegner auf zehn Schritt Entfernung ſpießen können, wenn er es ſich gefallen läßt. Die Lanze iſt ihre Lieblingswaffe und ſie brauchen dies Ding mit der zweiſchneidigen Spitze von faſt einem halben Meter Länge fabelhaft geſchickt. Dazu Gewehre, rieſige zweiſchneidige Ritterſchwerter und allerhand kleineres Mordwerkzeug. Es ſind prachtvolle Kerle, wunderſchön gebaut, nur etwas dürr. Die Sonne zieht hier jeden Tropfen Saft aus Menſch und Tier, und was übrig bleibt, iſt Knochen, Sehne, funkelndes Auge und Mordluſt. Sie ritten wie die Wahnſinnigen auf uns los und hockten wie Affen mit hochgezogenen Knieen in den Sätteln. Ein Trupp unter ihnen war ganz in Eiſen gekleidet, Panzer und Stahlringe bedeckten Bruſt und Rücken, Arme und Beine, und auch die Pferde hatten Decken mit Eiſenplatten auf Hals und Bruſt und meſſingene Aufſätze auf dem Kopfe.

Unſere Schwadronen waren bald mit dem heulenden ſchwarzen Haufen zuſammen und es wogte im Reiterkampf durcheinander, als wenn ein Wirbelwind mit welken Blättern ſpielte. Ein langer Spieß rannte mir unter dem linken Arme durch und riß mir einen Fetzen Tuch aus dem Waffenrock. Hätte ich nicht in der Sekunde eine kleine Beugung gemacht, ſo würde mir das Eiſen wohl alle ſpäteren Schmerzen erſpart haben. Ich erblickte am Ende der Lanze einen ſchwarzen Arm, der mir wie der Arm des Borgheſiſchen Fechters vorkam, und darüber ein Geſicht, das ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Eingemummelt wie ein Wickelkind in weiße Tücher ſtarrte mich ein Geſicht an, wie man es nur im Sudan ſehen kann. Schön wie der Kriegsgott, aber ſchwarz und noch wütender, als der brüllende Ares je geweſen ſein kann. Perlenweiße fletſchende Zähne; Augen, die gleichſam Funken ſprühten. Es war jetzt nicht viel Zeit zu verlieren, denn der Kerl hätte mir ſchaden können. Ich ſchlug ihm in der Geſchwindigkeit des beiderſeitigen Anreitens meine Klinge gerade in das Geſicht, ehe er noch ſeinen ſilberverzierten Schild vorhalten konnte, und ſah, daß die Naſe ſich quer ſpaltete, etwa bis zu den Ohren hin. Was weiter aus dieſem Manne wurde, weiß ich nicht, denn ich hatte einige Not, mich vor zwei Panzerreitern zu retten. Es klirrte ſtark, als ich ihnen mit dem Pallaſch auf die Eiſenhelme und Geſichtsſchirme hieb, aber ich konnte ihnen nicht viel thun. Ich duckte mich dann noch glücklich vor ihren Gegenhieben und ſah derweilen, daß es Zeit ſei, an den Rückzug zu denken. Unſere Schwadronen ſchienen es darauf anzulegen, noch vor der Infanterie wieder nach Hauſe zu kommen, und wir Reiter waren in der That in allzu bedenklicher Minderzahl.

Als ich an unſerer Infanterie vorbeikam, ſah ich ein ſchreckliches Schauſpiel. Sie war von dem halbnackten, mit Lanze, Gewehr und Buckelſchild bewaffneten Fußvolk Osman Digmas und außerdem von Reitern angegriffen worden. Die beiden zuſammengedrückten Haufen, welche Karrees hatten ſein ſollen, glichen armſeligen Herden Schlachtviehes. Während ein Teil der Egypter ſich zur Flucht gewandt hatte, war der andere Teil ſtehen geblieben, doch nicht zum Kämpfen. Die Leute hatten ihre Gewehre vor ſich auf den Boden gelegt und knieten in demütiger Haltung vor den Wütenden, welche überzeugt waren, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, wenn ſie ſo viel Egypter, wie nur irgend möglich, töteten. Sowohl diejenigen, welche geblieben, als auch diejenigen, welche geflohen waren, wurden unbarmherzig niedergemetzelt. Unſereiner weiß ja auch wohl, was kriegeriſche Wut iſt, und wenn nach längerem Feuergefecht das Handgemenge entbrennt und das reißende Tier im Menſchen entfeſſelt wird, geht auch der Deutſche mit einiger Luſt am Morden zur Bajonettarbeit. Aber hier iſt das doch anders. Bei uns haben die Leute Blut in den Adern, aber was hier die Sonne in den Adern kocht, weiß ich nicht. Menſchliches Blut kann es nicht wohl ſein, vielleicht iſt es feuerflüſſiges Metall, denn von ſolcher Wut haſt du keinen Begriff. Sie ſind wie toll, dieſe Sudaneſen, wenn es ans Morden geht. Das knirſcht und ſtampft, das rollt die Augen, das brüllt und kreiſcht, das wälzt ſich vor Wonne im Blute. Unter Hohngelächter und entſetzlichem Jubelruf ſtachen dieſe Araber Mann für Mann der um Schonung bittenden Egypter nieder. Sie packten ſie in den Nacken und ſchnitten ihnen mit Meſſern die Gurgel ab, ſie bohrten ihnen einmal, zweimal, wieder und wieder die Lanzen durch die Bruſt — es war ſchauderhaft. Ganz berauſcht vom Fanatismus, ganz ohne Furcht ſprangen viele dieſer halbnackten Wilden mitten in die Egypter hinein, und ein einzelner mordete viele. Und wahrhaftig, wer dieſe Kerle an der Arbeit geſehen hat, der überzeugt ſich, daß europäiſche Taktik wohl über ihre regelloſen Scharen ſiegen kann, daß aber ſchwerlich im Einzelgefecht irgend ein Soldat es mit einem von jenen aufnimmt. Die Nacktheit des Körpers gibt ihnen eine erſtaunliche Leichtigkeit und Gewandheit, und ſie leiden nicht von der die Europäer ermattenden Hitze des Klimas. Sie ſind nervig, ſchnell und furchtlos, der Mahdi hat ihnen eine Feuerſeele eingeblaſen. Da war ein junges Kerlchen, den unſere Reiter vom Pferde geworfen hatten und den ſie als Gefangenen mitſchleppten, während er bewußtlos war. Denn es lag uns daran, einen Gefangenen zu haben, den wir ausforſchen könnten. Er mochte fünfzehn Jahre alt ſein, war lang, ſchlank, glänzend wie Ebenholz. Ein Yorkſhire-Mann, ein Rieſe von Statur, früherer engliſcher Unteroffizier, hatte ihn quer über dem Sattel liegen und ſchleppte ihn aus dem Reitergefecht nach Suakin. Der junge Kerl ward dicht vor dem Thore wieder lebendig und glitt wie ein Aal vom Sattel herunter, dann blickte er um ſich, wie ein ſchwarzer Panther, den die Jäger geſtellt haben. Und ſo benahm er ſich auch. Er riß mit einem ſchnellen Griff dem Yorkſhire-Mann den Pallaſch aus der Scheide und ſtürzte zum Angriff auf uns alle. Er ſprang und tobte wie beſeſſen umher und brachte zweien von unſeren Leuten Wunden bei, ſo daß wir ihn ganz gegen unſere Neigung niederſchießen mußten. Es iſt ein übles Ding, mit Fanatikern zu thun zu haben, es iſt, als wären ſie nicht mehr körperlich — der junge Kerl tanzte wie eine Flamme unter uns herum.

Torilde von Tornau.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

(Fortſetzung.)

Froh wie ſelten war der Junker, als er, nach der Burg zurückgekehrt, auf der Terraſſe Platz genommen hatte und ſein Blick über die Aue hinüber ſchweifte nach dem Schloſſe von Schnaditz, wo das geliebte Mädchen wohnte. Eine tiefe innere Zufriedenheit ruhte auf dem jugendlich blühenden und doch ſo ernſten Antlitze. Der Junker war mit ſich ganz vortrefflich zufrieden. Er wußte die Schweſtern von Schnaditz frei von jeder Verfolgung, ihm war es geglückt, beide Mädchen vor der Schmach des Kerkers zu bewahren, er hatte den Herrn von Schlieben zum zweitenmale bezwungen und er zweifelte nicht, daß er das Herz des Herrn von Schnaditz erweichen werde. Nur eine einzige Sorge beſchäftigte ihn jetzt, die Tochter ſeines Zwingherrn. Sie zu retten war jetzt ſein alleiniges Beſtreben — an ſich ſelbſt dachte er gar nicht mehr. So ſaß er auf ſeiner Steinbank, ungewiß über das, was er thun ſolle. War der Freund doch fern, auf den er vor allem andern ſich verlaſſen konnte, der die Entführung Torildens angebahnt hatte und ſie jetzt in ſicherer Ferne hielt. Aber dieſer letzte Umſtand erhöhte des Junkers Zuverſicht. Es lag nicht mehr Gefahr im Verzuge vor, und außer allem Zweifel ſtand für ihn der Grund, welcher Torilde zur Fahrt nach dem ſchwarzen Ufer bewogen. Von den Schweſtern von Schnaditz wußte er, daß die böſe Lieſel in der Minute der Rückfahrt zur Landungsſtelle Torildes Perſon, die ſie im Traume erſchaut haben wollte, Erwähnung gethan, daß die Schweſtern die grauſige Geſchichte unterbrochen und am Ufer Torilde gewaltſam mit ſich gezogen hatten. Für den Junker ſtand es außer Zweifel, daß das kleine Mädchen der Verſuchung, näheres über ſich und den Traum der Alten zu erfahren, nicht habe widerſtehen können und den geheimnisvollen Zeichen, welche ihr die böſe Lieſel im Kahne gegeben, gefolgt ſei. Zweifellos war es für ihn weiter, daß Torilde dieſe unheilvolle Neugierde mit dem Leben bezahlt haben würde, wenn ſie nicht der Schneider oben auf der Höhe durch ſeinen leiſen Angſtſchrei, den Torilde in ihrer Todesangſt offenbar überhört, von dem Wurfe in das Waſſer, von dem ſichern Tode gerettet hätte. Über dieſen Mordverſuch zu ſchweigen ihr lebenlang, darauf hatte Torildes Eid ſich bezogen. So dachte der Junker und er hatte recht.

Im höchſten Giebel der Burg, wo ein Entweichen unmöglich, hatte der Junker das Gefängnis der alten Frau bereitet. Die Wände und die Schlöſſer hatte er ſorgfältig geprüft und ein Blick auf die ſteil abfallende mit keinem Vorſprung verſehene Tiefe des Schloſſes gab ihm die Gewähr, daß die Giebelkammer allerdings viel ſicherer ſei als die halb verfallene Kuſtodie. Nur kurze Zeit dauerte es, bis die Gefangene eintraf. Der Junker bekümmerte ſich abſichtlich nicht um ſie, ließ ſie von den Knechten einſchließen und begab ſich dann nach der Hexenbude, um Margret wie verabredet zu treffen. Er erzählte dem Mädchen alles, was geſchehen und beide beſchloſſen, zunächſt die Rückkehr des Freiherrn abzuwarten und dann erſt die nötigen Maßnahmen zu Torildes gunſten zu treffen. Als er am Abende zur Burg zurückkehrte, erfuhr er vom Schloßwart, daß der Amtmann auf der Burg geweſen, die Kammer der alten Lieſel einer genauen Beſichtigung unterzogen und eine geraume Zeit mit der Alten verhandelt habe.

An einem der nächſten Tage kam der Freiherr endlich zurück. Dem Junker pochte das Herz, als er den Wagen auf dem Wege von Schnaditz gewahrte. Er ahnte, daß auch Margrets Vater zurückgekehrt ſei, und es laſtete auf ihm gar ſchwer, da er kaum wußte, woran er zunächſt zu denken habe. Was würde der Herr von Schnaditz beſtimmen, wenn er vernahm, was mit Margret und Urſel vorgegangen, wenn er erfuhr, daß das Band zwiſchen der erſteren und dem Junker unauflöslich feſter geknüpft, daß der Herr von Schlieben in aller Form und mit entſcheidendem Wort von Margret zurückgetreten ſei, wie würde Torildes Los ſich geſtalten, wie endlich ſein eignes Geſchick, wie hatte der Herzog entſchieden? Betreten und unbeſtimmte Zweifel im Herzen ging er dem Freiherrn zagend entgegen und ſchon aus mehrere Schritte Entfernung gewahrte er, daß eine ſorgenvolle Trauer auf dem Antlitze ſeines Burgherrn lag.

„Ihr ſeid unter einer Bedingung frei und ſtraflos, Junker,“ ſo redete ihn der Freiherr an, „es bedarf nur eines Entſchluſſes. Ihr verzichtet auf Margret von Schnaditz und bringt die Erklärung des Herrn von Schlieben bei, daß er Euch vergibt. Geſchieht dies beides nicht, ſo bleibt Ihr Gefangener Euer lebenlang. Das ſoll ich namens unſers gnädigen Herzogs Euch verkünden!“

„Das nennt Ihr Gnade, Freiherr?“

„Wie ſonſt, Junker?“ entgegnete der Herr von Tornau, der vom Gefährt geſtiegen war und dem Knechte befohlen hatte, vorauszufahren. „Verlangt Ihr noch mehr, iſt Euch dies nicht genug? Kennt Ihr das Edikt nicht, nach welchem Euer Kopf in Frageſtand? Iſt es nicht des Dankes wert, daß Euch dieſer gerettet iſt?“

„Was nützt mir mein Kopf, wenn das Herz mir ausgeriſſen wird?“ entgegnete der Junker dumpf.

„Ihr müßt Euch fügen, Junker, der Herzog will es, er iſt Euer Landesherr, Ihr wohnt in ſeinem Staate und habt ſein Edikt übertreten! Macht keine Umſtände, entſagt Margret von Schnaditz in aller Form Rechtens, das übrige überlaßt mir, ich will mit dem Herrn von Schlieben ſchon fertig werden. Bedenkt das Gegenteil! Ihr ſeid ein Jüngling und werdet Euer Leben im Turme dort oben vertrauern! Der Herzog iſt zornig auf Euch, die Familie von Schlieben iſt eine der letzten im Lande, Ihr ſeid ein Fremdling und habt gegen das Landesgeſetz gefehlt! Seid froh, daß Euch dieſer Gnadenakt trifft! Was ſteht Ihr da, Junker, ſo ſtumm und bleich, ſprecht, was Ihr meint!“

„Der Herzog kann ſeine Gnaden behalten, ich bleibe auf Eurem Turm, ſchreibt ihm, er könne meinen Kopf bekommen, wenn er ihn haben wollte — mein Herz laſſe ich ihm nicht!“

„Junker, bedenkt, was Ihr ſprecht!“

„Ich habe alles bedacht, was hat ſich der Herzog um mein Herz zu bekümmern? meinen Kopf kann er nehmen, wenn er ihn haben will; was ſoll mir der Kopf ohne Herz, was das Herz ohne den Kopf?“

„Junker, wenn Ihr auch fremd ſeid, Ihr ſteht unter dem Rechte des Landes, in dem Ihr gefehlt! Man verlangt ſo wenig von Euch, man verlangt nur das, was nicht anders ſein kann. Bedenkt, daß des Mädchens Wille nicht gilt ohne den Segen des Vaters, daß Margrets Hand dem Herrn von Schlieben ſchon verſprochen iſt!“

Der Junker fuhr auf. Wie ein Strahl der Hoffnung leuchtete es auf ſeinen Zügen. „Der Herr von Schlieben hat entſagt, zu meinen gunſten entſagt — in meine Hände hat er gelegt, was ihm beſchieden war!“

„Was ſagt Ihr da? Es ſcheint wirklich, daß Ihr in unſerer Abweſenheit verſtanden habt, das Eiſen zu ſchmieden!“

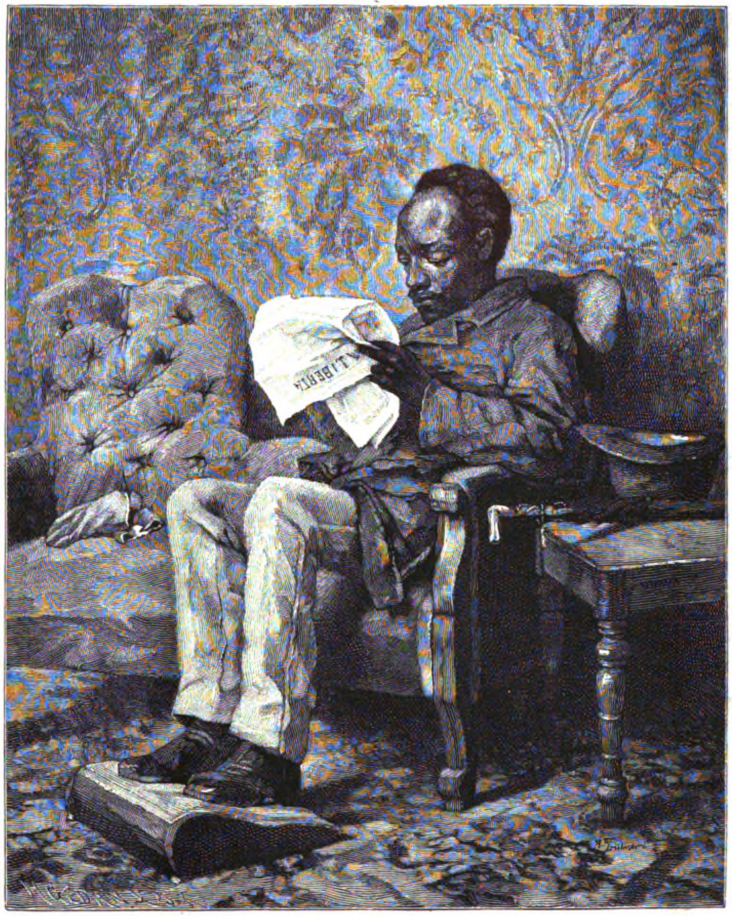
„Ich werde Euch alles erzählen, Freiherr“, entgegnete der Junker, „alles, was ſich in Eurer Abweſenheit zugetragen hat. Ihr möget nun ſelbſt urteilen, ob ich des Herzogs Gnade nicht von mir ſtoßen ſoll, bei Euch allein ſoll die Entſcheidung ſtehen und ich will mich Euch unterordnen, will thun, was Ihr mir ſagt! Weiß ich doch Eure Entſcheidung im voraus! Aber, ſchenkt mir noch einen Augenblick Friſt! Wie ſteht es um Eure Tochter Torilde?“

„Schlecht genug,“ entgegnete der Freiherr, „wie ich Euch ſchrieb, ſo iſt es. Der Herzog will oder kann nicht Gnade ergehen laſſen. Nun tritt noch der unglückliche Umſtand hinzu, daß ſie verſchwunden iſt und ich ſelbſt nicht weiß, wo ſie ſich aufhält. Vergebens habe ich in Leipzig geforſcht! Weder Euer Freund noch meine Tochter ſind dort geſehen, ich ſehe es den Leuten an, daß mir niemand glaubt, wenn ich ſage, daß mir ihr Aufenthalt unbekannt iſt. Ich ahne es zwar, daß der Doktor ſie zu den Seinigen nach Stralſund geſchafft hat, die lange Zeit ſeit ihrem Raube, der unendlich weite Weg läßt mich dies vermuten. Aber nicht die geringſte Nachricht hat mich erreicht, mein einziges Kind iſt mir ſo gut wie entriſſen! Dazu tritt, daß man die Acht gegen ſie vorbereitet. Die Unterſuchung iſt in den letzten Tagen, wie ich in Leipzig vernommen, hier in Duben geſchloſſen, die Akten ſind eingegangen, und wie lange wird es dauern, ſo erſcheint an den Kreuzwegen das entſetzliche Wort: ‚Wir weiſen dich in die vier Straßen der Welt, im Namen des Böſen!‘ Doch“ ſo fuhr der Freiherr fort, „vorläufig kann ich nichts thun! Ich kann dem Spruche des Gerichts nicht vorgreifen, ich muß warten und dulden! Aber nun erzählt mir, Junker, was ſich hier zugetragen, kommt, laßt uns auf die Burg gehen.“

Die beiden Männer hatten lange zuſammen im Wohnzimmer geſeſſen, der Junker hatte dem Freiherrn alles ohne Ausnahme, was ſich ereignet, mitgeteilt und öfters ein leiſes Lächeln des alten betrübten Herrn geerntet. Als das letzte Ereignis, die Translozierung der alten Lieſel an die Reihe kam, horchte der Freiherr hoch auf und wollte eben dem Junker antworten, als das Raſſeln von Wagenrädern unter dem Turme erſcholl. Der Junker ſprang an das Fenſter und wie von froher Ahnung getroffen, ſchrie er freudig auf und eilte mit dem Freiherrn den Kommenden entgegen. Zwei Gefährte waren es, die in den Burghof zogen. Auf dem erſten ſaßen der Graf von Tiefenſee, der Herr von Schnaditz und der junge Herr von Schlieben, auf dem zweiten aber Margret und Urſel. Eine Viertelſtunde ſpäter verließ der Herr von Schnaditz mit dem Junker eine einſame Kammer, in welche ſie ſich zurückgezogen gehabt. Sie traten beide in das große Zimmer, der Junker hochrot vor Freude. An ſeine Ohren tönte das Wort des Herrn von Schnaditz: „Hier habt Ihr Margret, haltet ſie treu und wert Euer lebenlang!“

X. Kapitel.

Es waren ſeit jenem Abende vielleicht vier Wochen vergangen. Der Sommer war zu Ende, das Laub war gefallen, ſchon jagten im Sturme hier und da weiße Flocken über die Aue. Der Junker von Kyniz war vom Herzoge begnadigt, hatte den Turm zu Duben verlaſſen und wohnte in Schnaditz. Seine Studienjahre waren zu Ende, mit Eifer und Sorgfalt hatte er ſich der Landwirtſchaft ergeben. Wöchentlich verkehrte er mehrmals bei ſeinem frühern Zwingherrn auf Duben, lediglich zu dem Zwecke, um über Torildens und ſeines Freundes Verſchwinden irgend etwas zu hören. Aber der Freiherr konnte keine Auskunft geben, und Woche auf Woche waren vergeblich verronnen, keine Kunde war zu ihm gedrungen. Auch das Kriminalgericht zögerte. War es die Eigenartigkeit des Falles, der in den Geſetzbüchern kaum vorgeſehen war oder die Abneigung, die bei den meiſten Richtern gegen die Anwendung eines veralteten Geſetzes ſchon damals Platz gegriffen hatte, wer wollte es entſcheiden? Es war ruhig in Stadt und Land, aber wie die Schwüle eines Gewitters lag es auf allen, die an Torildens Schickſal nähern Anteil nahmen. Am ſchwerſten war der Freiherr von Tornau getroffen. Der Schlag, der ihm ſein letztes Kind auf wahrhaft furchtbare Weiſe rauben ſollte, war zu hart und ſchwer. Der ſtarke kräftige Mann war gebrochen. Der Amtmann weilte mit ſeinem Schreiber noch immer in der Stadt. Beide verkehrten viel auf der Burg. Durch ſie waren dem Freiherrn alle Zweifel über die gerichtlichen Folgen, die nach den Landesgeſetzen ſich einſtellen mußten, geſchwunden. Der Freiherr wußte, daß die Achtserklärung kommen müſſe, da ſeine Tochter flüchtig war und das Zeugnis des toten Schneiders ſo ſchwer auf ihr laſtete, daß der Gerichtshof trotz aller Zweifel nicht anders handeln konnte. Der lange Gerichtsſchreiber war immer noch der Vertraute des Junkers und hatte von jeher, ohne daß jemand es merkte, Augen und Ohren offen gehalten. Er hatte bald erfahren, daß der Schultheiß, ſo ſtill und vorſichtig er ſich im bürgerlichen Leben, eingedenk der Drohung des Amtmanns, bewegte, ſo ſehr er durch die Nachricht erſchrocken war, daß die alte Lieſel auf das Schloß transportiert und hierdurch die Kuſtodie, die ihm der Amtmann in Ausſicht geſtellt hatte, leer geworden, doch in der Folgezeit ſich öfters tagelang aus der Stadt entfernt gehabt, ohne daß jemand genau erfahren konnte, welchen Weg er genommen. Endlich glaubte der Gerichtsſchreiber die Wahrnehmung zu machen, daß der Schultheiß wieder kühner und dreiſter wurde, als bisher und mit ſtolzem Schritte und mit einem gewiſſen Lächeln auf dem Antlitze einhergehe. Es war richtig, was der Gerichtsſchreiber mit ſeinem Amtmanne, der die Veränderung ebenſo beobachtet hatte, vermuteten. Der Schultheiß war wiederholt nach dem Kriminalgerichte gefahren, hatte geltend gemacht, daß die Bevölkerung auf die Entſcheidung dringe und darauf hingewieſen, daß die alte Lieſel nun ſchon Monate lang im Kerker ſitze und das Urteil gegen ſie nicht mehr verzögert werden dürfe. Da ſtellte ſich plötzlich eines Tages ein unerwartetes Ereignis ein. Der Junker war von Schnaditz herübergekommen und zuſammen mit dem Amtmann in das Gefängnis der alten Lieſel gegangen. Beide Männer waren der Überzeugung, daß die alte Frau die einzige Perſon außer Torilde ſei, die den wahren Hergang auf dem ſchwarzen Ufer von der toten Schweſter bei deren Lebzeiten gehört und die ſomit wiſſe, was dort zwiſchen Torilde und der Alten geſchehen ſei. Bisher waren alle Bemühungen, von ihr hierüber etwas zu erfahren, vollſtändig erfolglos geblieben. Sie blieb ſtumm und ſchweigſam allen Bitten gegenüber. Dieſer Tag hatte aber einen andern Erfolg. Dem Junker lag daran zu wiſſen, ob er recht habe, und ſo erzählte er der alten Frau, daß deren verſtorbene Schweſter, um ſich für die auf dem Schloßhofe zu Duben erhaltenen Schläge zu rächen, den Mord Torildens geplant und um denſelben auszuführen, die Neugierde des Mädchens durch ihre Erzählungen gereizt und ſie hierdurch beſtimmt habe, mit ihr allein zum Strudel zu fahren, wo ſie das Verbrechen zu begehen beſchloſſen. Die Alte fuhr empor, als der Junker geſprochen. Erſchreckt blickte ſie zu dem jungen Manne auf und begann, als ſie das Geheimnis erraten ſah, zu erzählen. Sie verſchwieg nichts mehr, ſie antwortete auf jede Frage, die der Junker an ſie richtete. Wie der Schneider auf dem Sterbebette es gebeichtet, wie der Junker dieſe Mitteilung ergänzt, ſo ward jetzt alles durch den Mund der Alten beſtätigt.



Kulturbeleckt. Gemalt von W. Trübner.

Der Eid, den Torilde in Todesangſt geſchworen, war gelöſt.

Der Amtmann teilte der Alten mit, daß er am andern Morgen mit dem Gerichtsſchreiber kommen und die Erzählung zu Protokoll nehmen werde. Aber es war zu ſpät! Denn als die Sonne ſich hob, ſtürzte der Schloßwart in des Freiherrn Zimmer. Die zweite alte Lieſel war tot! Sie hatte einen Nagel in der Wand und ihr altes Halstuch benutzt und ſich ſelbſt in die Ewigkeit befördert. Der Amtmann ſendete ſogleich einen weiteren Boten mit dem Berichte über die letzten Worte der Alten an das Kollegium ab. Die Unterſuchung gegen die alte Lieſel hatte ihr natürliches Ende erreicht, und nur die Akten gegen Torilde von Tornau blieben im Gange. Noch am Todestage befahl der Amtmann die Verſcharrung der Selbſtmörderin in der Verbrecherecke des Friedhofes. Aber dieſe erwies ſich als zu klein und zu ſehr angefüllt, deshalb beſtimmte der Amtmann, daß das Grab der früher verſtorbenen Schweſter geöffnet und die Tote zu dieſer hineingelegt werden ſolle. Am Mittage, als die Knechte die Öffnung des mit leichtem Schnee bedeckten Grabes unternahmen, erfuhr man ſehr bald, daß ſie plötzlich die Flucht ergriffen, laut ſchreiend die Straßen durcheilt und endlich bei dem Amtmann angelangt waren. Sie hatten die Meldung gebracht, daß der Deckel der langen Sargkiſte, in welcher man die Tote vor Wochen überführt, jetzt beim Aufgraben aus Verſehen zerſchlagen, daß die Kiſte leer befunden und der ganze Raum nur mit Steinen angefüllt, die Tote ſelbſt aber daraus verſchwunden ſei. Eine ganz übermäßige Aufregung bemächtigte ſich der Stadt. Hatte am Vormittage die Nachricht von dem Selbſtmorde der alten Lieſel eine gewiſſe Beruhigung erzeugt, weil man nun ganz beſtimmt wußte, daß Stadt und Umgegend von den beiden Perſonen endlich befreit waren, die ringsum Jahre lang Furcht und Schrecken bereitet, ſo ſtieg am Nachmittage, als alt und jung auf den Friedhof geeilt war und ſich mit eignen Augen von dem leeren Kaſten in der Erde überzeugt hatte, die Angſt auf unbeſchreibliche Weiſe. Als die Dunkelheit anbrach, ſtürzten die Leute, zitternd vor Furcht, zum Teil nach ihren Häuſern, auf den Gaſſen aber ertönte ſehr bald der vielſtimmige Ruf: „Der Böſe war's, der Böſe war's, der Böſe hat ſie ſich geholt!“

Ein Teil der Bewohner eilte in die kleine Kirche, um Gott um Schutz und Hilfe anzuflehen, ein anderer Teil erſtieg den weißen Turm und faßte den Strang der Glocke, deren Klang den Böſen verſcheuchen ſollte. Aber in der grenzenloſen Angſt und in der Dunkelheit hatte man ſich vergriffen und die Leine gewählt, welche zur Feuerglocke gehörte. Die Umgegend hörte den Ruf und weder Rauch noch Flamme ſehend eilten die Nachbarn herbei, um, als ſie die Urſache des Läutens vernommen, in wilder Haſt zurück zu ihren Häuſern zu laufen.

Zu dieſer unheilvollen Angſt ſendete auch noch der Himmel ſeinen Beitrag. Dunkle ſchwere Wolken, von einem Sturme getrieben, zogen herauf, Regen mit Schnee vermiſcht ſchlug laut auf die Steine hernieder und, was die allermeiſten Bewohner niemals in ihrem Leben in ſo ſpäter Jahreszeit geſehen und gehört, trat ein: Blitz um Blitz zuckte über Burg und Stadt, greller Donner vermehrte die beiſpielloſe Angſt. In dieſem furchtbaren Wetter, gerufen vom Glockenton, oft geblendet von der Blitze Schein, kam der Herr von Schnaditz zuſammen mit dem Junker zu Pferde auf die Burg. Von Leuten, die, aus der Stadt fliehend, ihnen voller Angſt begegnet waren, hatten ſie alles erfahren, was geſchehen war. In dem Herrn von Schnaditz waren alle Lehren aufgelebt, die er in der frühen Jugend empfangen. Er ſtand jetzt auf Seite aller übrigen, die den Böſen des Raubes an der Toten beſchuldigten, die da glaubten, der Böſe ſende das Wetter, den Blitz und den Donner über die Stadt, um ſie von der Erde zu vertilgen. Der Junker, der neben ihm ritt und deutlich die Stoßgebete vernahm, die der Herr von Schnaditz ausſtieß, wagte um ſo weniger ihm zu widerſprechen, als er ſich ſelbſt einer gewiſſen Angſt, einer Furcht vor übernatürlichen Mächten nicht erwehren konnte. Je näher die beiden Reiter an die Brücke kamen, deſto lauter drang die Glocke an ihr Ohr, deſto fahler und gelber leuchtete es vom Himmel und geſpenſtiſch erhob ſich in die Lüfte die Haube des alten Turmes. Sie fanden die Brücke niedergelaſſen und ritten in den Burghof. Hier kam ihnen der Freiherr entgegen, deſſen Antlitz kaum zu erkennen war. Man ſah es ihm an, daß wirre und wüſte Gedanken ihn durchzogen, daß er jetzt demſelben Glauben verfallen war, wie der Herr von Schnaditz. Aber etwas anderes trat noch hinzu, das des Junkers Blut faſt erſtarren ließ: der Vater fluchte dem eignen Kinde! Der alte Herr hielt es für Wahrheit, daß der Böſe den Leichnam geraubt, daß er Tod und Verderben vom Himmel ſende, um die Störung des Grabes zu rächen, er glaubte jetzt, daß Torilde auf dem ſchwarzen Ufer zuſammen mit der alten Lieſel dem Böſen ihre Seele ergeben, daß beide ihn gerufen hätten und er gekommen ſei, um ſie zu holen. Daß der Freiherr dies jetzt glaubte, darüber war der Junker nicht einen Augenblick im Zweifel. Die bald klagenden, bald verdammenden Worte hatten auf niemand anders Bezug, als auf das einzige ferne Kind! Der Junker hatte kein Wort des Troſtes. Überwältigt von dem, was er ſehen und hören mußte, unfähig, Worte zu finden zur Beruhigung des im höchſten Grade aufgeregten Freiherrn, ſaß er im Innerſten ergriffen auf ſeinem Stuhl, während der Freiherr mit großen aber wankenden Schritten den Saal durchmaß. Aber bald entging es den Augen des Junkers nicht, daß es kam, wie er erwartet hatte. Im fernen Weſten über dem Turm von Schnaditz wurde es hell und klar, ſchon blinkten hie und da Sterne über dem Schloſſe. Der Junker wartete noch einige Minuten. Als aber der Donner dumpfer zu rollen begann, als der Regen und der Schnee nicht mehr die Fenſter des Schloſſes peitſchten und es nicht zweifelhaft ſein konnte, daß das Wetter ſich verzog, da erhob er ſich, faßte den Freiherrn leiſe bei der Hand und zeigte ihm die blitzenden Sterne. „Der alte Gott verläßt die nicht, die ihm vertrauen, Freiherr“, rief er, „blickt über die Aue, wie klar der Himmel dort ſcheint! Laßt das Gedächtnis an Euer braves, fernes Kind, laßt Eure Liebe zu ihm nicht erblaſſen! Glaubt mir, Freiherr, auf trübe dunkle Stunden folgt heller Sonnenſchein, unſer Gott läßt die nicht ſinken, die ihm vertrauen!“

Hoch errötet mit verklärtem Blicke ſtand der junge Mann vor dem Greiſe. Ein ſiegendes Lächeln umſpielte ſeine Lippen und bebend vor innerer Erregung wartete er der Antwort. Der Freiherr blickte in die Ferne. Er ſah, wie der Sturm die dunkeln Wolken zerriß, wie ſie einherjagend über die Aue bald Licht bald Schatten warfen, er hörte, wie mehr und immer mehr der Donner in der Ferne ſich verlor; er begriff, daß er ſich ſchwer verſündigt, an Gott — an ſeinem Kinde. Wie träumend ſtand jetzt der Freiherr am Fenſter, der Junker neben ihm, die Hand auf ſeiner Schulter. Da wendete der alte Herr ſich zu dem Jünglinge. Er faßte des Junkers Rechte, nickte freundlich mit dem Haupte, ſank dann aber in den Seſſel, das Antlitz mit beiden Händen bedeckend. Ruhig und ſtill ſtanden der Herr von Schnaditz und der Junker vor ihm. Sie waren ſich bewußt, daß ſie ſein heißes Gebet nicht ſtören durften!

(Fortſetzung folgt.)

Der bayeriſche Hieſel.

Ein Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Anſchauung des römiſchen Rechtes, daß wilde Tiere, die ſich in ihrer natürlichen Freiheit befinden, als herrenloſe Sachen demjenigen gehören, der ſie erlegt, iſt ſo tief in der Natur begründet, daß alle ſeit Jahrhunderten beſtehenden Geſetzgebungen über das Jagdrecht nicht im ſtande waren, dieſelben gänzlich aus dem Rechtsbewußtſein des Volkes zu verdrängen. Wurde auch nach dem römiſchen Rechte die Ausübung der Jagd auf fremdem Grund und Boden ohne Erlaubnis des Eigentümers als Störung des Beſitzes angeſehen, ſo war doch die Jagd auf eigenem Grunde jedermann erlaubt. In Deutſchland galt das Weidwerk als Vorſchule des Krieges und war deshalb nur den waffenberechtigten Freien auf ihrem Eigentume geſtattet. Daraus entwickelten ſich nach und nach die Jagdrechte der Grundherren und die landesherrliche Jagdhoheit, aber ſchließlich kehrte die Geſetzgebung zu dem Satze zurück, daß in dem Grundeigentum zugleich das Recht der Jagdausübung enthalten ſei, wenn auch dieſer Grundſatz im Intereſſe der Erhaltung der Jagd mehrfachen Beſchränkungen unterworfen werden mußte. Die rückſichtsloſe Ausübung des erſt im Laufe der Zeit künſtlich geſchaffenen Jagdrechtes, die ſchweren Laſten, welche dasſelbe dem Landmanne auferlegte, deſſen Äcker und Saaten keinen Schutz gegen die Verwüſtungen fanden, welche ein übermäßig großer Wildſtand verurſachte, erregten vielfach die Unzufriedenheit des Volkes und ließen dasſelbe für diejenigen Partei ergreifen, welche ſich gegen dieſe Ordnung der Dinge gewaltſam auflehnten. Daraus erklärt ſich die ſeltene Popularität, welche ſolche Verbrecher bis zum heutigen Tage umgibt, und jene Sympathie von ſeiten des Volkes, ohne welche ihre Thätigkeit überhaupt unmöglich geweſen wäre.

Eine der intereſſanteſten und populärſten Perſönlichkeiten dieſer Art war zweifelsohne **der bayeriſche Hieſel**, deſſen Leben und Thaten mehrfach beſchrieben wurden und noch heute vom Volke gern geleſen werden, und welcher als Held von Romanen, wie von Volksſtücken wenigſtens dem Namen nach wohl jedem bekannt iſt.

Mathias Kloſtermeyer, nach dem Hausnamen „**zum Brenton**“ genannt, wurde im Jahre 1738 zu Kiſſing, Landgerichts Friedberg in Bayern, als der Sohn eines armen Hirten geboren. Seine Mutter, eine brave, gottesfürchtige Frau, hielt ihn fleißig zum Beten, Schulgehen und zur Arbeit an, ſtarb jedoch, als Mathias im vierzehnten Lebensjahre ſtand. Bald nach ihr ſtarb auch eine Schweſter Hieſels und drei Jahre ſpäter ſchied ſein Vater von der Erde, auf welcher er den ſiebzehnjährigen Jungen allein zurücklaſſen mußte. Hieſel hatte ſeinen Vater nach Kräften unterſtützt und ſich gegen denſelben als treuer Sohn betragen; jetzt, nachdem ſein Vater mit Hinterlaſſung eines verſchuldeten Häuschens geſtorben war, verließ er ſeinen Geburtsort und trat zu Mergenthen in Dienſte des dortigen Schloßverwalters. Dieſen Dienſt verdankte er der unerſchrockenen Art, wie er einen wütenden Stier bei den Hörnern packte und mittels eines Griffes in die Naſe zu Boden riß. Bei dieſer Gelegenheit machte er die Bekanntſchaft eines alten herrſchaftlichen Jägers, der an dem kräftigen jungen Menſchen Wohlgefallen fand und da Hieſel ſchon in früheſter Jugend am liebſten ſich in Wäldern herumtrieb, ward er bald der gelehrige Schüler des alten Benno. Hieſel entwickelte im Schießen alsbald eine ſolche Sicherheit, daß er auf hundert Schritte ein Spiel Karten, einen in die Luft geſchleuderten Thaler oder ein in die Höhe geworfenes Ei unfehlbar traf, was ihm großes Anſehen bei den Leuten verſchaffte und ihn zu mancher Wette veranlaßte. Hieſel wurde von dem alten Jäger als Gehilfe angenommen und in alle ſeine geheimen Jagdkünſte eingeweiht. Leider ſtarb der alte Benno, und ſein Nachfolger kündete Hieſel den Dienſt. Mit einer herrlichen Kugelbüchſe, dem Vermächtnis des alten Jägers verſehen, kehrte Hieſel in ſein Heimatsdorf zurück. Hier trat er bei ſeinem Taufpaten Ignaz Stettner in Dienſt, in welchem er fünf Jahre verblieb, ohne zu Klagen Anlaß zu geben. Die Tochter ſeines Dienſtherrn Marie gewann ſein Herz und mit ihrer Hand hoffte er einſt das Anweſen ſeines Taufpaten zu erhalten. So günſtig aber der Einfluß Mariens auf den jungen Menſchen war, trieb Hieſel doch hin und wieder heimlich das Kartenſpiel und dieſes wurde der Anlaß, der ihn auf die Bahn des Verbrechens führte.

Hieſel hatte eines Tages im Spiele verloren und vom Wirte vier Kronenthaler geliehen. Er hatte verſprochen, dieſelben in acht Tagen zurückzuerſtatten. Dieſes Verſprechen zu halten war ihm unmöglich, wenn er nicht eine neue Einnahmequelle entdeckte. Da nahm er den Stutzen zur Hand, ſchlich nächtlicherweile aus dem Hauſe und erlegte einen ſtattlichen Hirſch, den er ſofort an einen Bauern verkaufte. Nun konnte er Wort halten und das geliehene Geld pünktlich zurückbezahlen, aber auf ihm laſtete auch die erſte ſtrafbare That, denn bis dahin hatte er die Jagd nur erlaubterweiſe in Begleitung von Jägern ausgeübt.

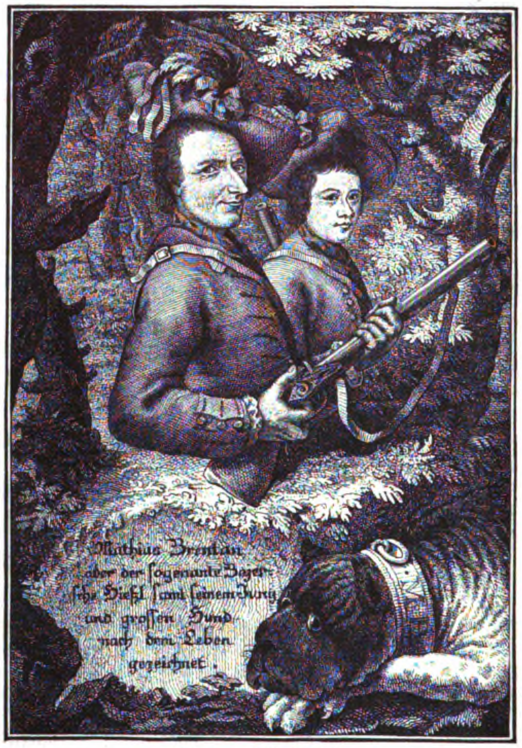
Dieſer Wilddiebſtahl blieb indeſſen nicht der einzige Schritt auf der Bahn des Unrechts. Hieſel mißhandelte drei Jäger, welche ihm, als er dem Wirt ſeine Schuld zurückbezahlte, zugerufen hatten: „ein Wilddieb könne leicht bezahlen“ und dieſe Schlägerei, bei welcher Hieſel es gegen drei ſiegreich aufgenommen hatte, zwang ihn, um einer empfindlichen Strafe zu entgehen, Soldat zu werden. Aber wenn auch Hieſel den Werbern auf der Straße gegen Augsburg bis zum nächſten Dorfe folgte, ſo erſah er doch bald eine günſtige Gelegenheit zu entweichen. Von Huſaren verfolgt, ſprang er in den reißenden Lech, ſchwamm glücklich über denſelben und entkam ſo den Werbern. Infolge der Überanſtrengung, welche dieſe Flucht erforderte, wohl auch infolge des kalten Bades erkrankte Hieſel und mußte drei Wochen ſich der Pflege fremder Leute anvertrauen, die ihn aus Barmherzigkeit aufnahmen. Hier zu Appertshauſen kam er mit einem verrufenen Wildſchützen Xaver Bobinger, genannt „der Kratzenbub“, in Kameradſchaft, welche Verbindung Hieſel indes nach kurzer Zeit wieder aufgab, um ſich andere Genoſſen zu ſuchen, die er in genügender Anzahl fand.

Die hervorragenden Eigenſchaften Hieſels bewirkten es von ſelbſt, daß er ſofort von allen ſeinen Genoſſen als der Führer und Hauptmann anerkannt wurde und daß ſie ſich ihm zu unbedingtem Gehorſam verpflichteten. Der Zweck, den Hieſel und ſeine Genoſſen verfolgten, war lediglich auf die Ausübung der Jagd beſchränkt, ja es wurde ſogar jeder mit dem Tode bedroht, der einen Einbruch oder Straßenraub begehen, oder einen Menſchen außer dem Falle einer Notwehr töten würde. Wir werden ſehen, wie ſehr dieſes ſtrenge Gebot mit der Zeit außer acht gelaſſen wurde, vorerſt aber verübten weder Hieſel noch ſeine Genoſſen ein anderes Verbrechen als den Wilddiebſtahl, welchen ſie ſchwunghaft und in großem Umkreiſe betrieben. Gelegentlich eines ſolchen Jagdzuges wurde Hieſel, als er eben ſeinen Stutzen bei Seite gelegt hatte und ſich keiner Gefahr verſah, von Gerichtsdienern und Soldaten, die eine Streife abhielten, überfallen und gefangen genommen. Einer ſeiner Genoſſen hatte ihn verraten, wurde jedoch dafür von ſeinen eigenen Kameraden im Walde aufgehängt.

Hieſel wurde wegen Wilddiebſtahls zu neun Monaten Zuchthaus verurteilt, welche er im Zuchthauſe zu München verbüßte. Obwohl er während des Strafvollzuges fleißig arbeitete und ſich klaglos verhielt, bewegte ſein Inneres doch nur der Gedanke, ſich an den Jägern und Soldaten zu rächen, und kaum hatte er die Zuchthausmauern hinter ſich, als er wieder ſeine Kameraden aufſuchte, um aufs neue mit ihnen, deren Zahl nunmehr auf dreißig Mann angewachſen war, jagend die Wälder zu durchſtreifen. Das Auftreten dieſer verwegenen Bande erregte überall Furcht und Schrecken. Die verſchiedenen Obrigkeiten ſetzten auf die Gefangennahme der Wildſchützen bedeutende Preiſe aus, aber Hieſel wußte ſich und die Seinigen allen Verfolgungen glücklich zu entziehen. Es wäre dieſes nicht möglich geweſen, wenn er ſich dabei nicht des Beiſtandes und der Unterſtützung des Landvolkes zu erfreuen gehabt hätte, welches in ihm einen Freund und Beſchützer erblickte, der ſeine Fluren vor Wildſchaden bewahrte und ſeinen Bedrückern Furcht und Schrecken einzujagen verſtand. Deshalb wurde Hieſel überall gerne beherbergt und von jedem Plane ſeiner Feinde, jeder gefährlichen Bewegung der Jäger gegen ihn rechtzeitig durch jung und alt in Kenntnis geſetzt. Auch das billige Wildbret, das von ihm zu beziehen war, blieb nicht ohne günſtigen Einfluß. Aber nicht nur das materielle Intereſſe, auch der Aberglaube wirkte dabei mit. Hieſel wußte nämlich nicht nur durch beſondere Bravourſtücke im Schießen, ſondern auch durch andere Kunſtgriffe den Glauben zu erregen, als beſitze er übernatürliche Gaben und Fähigkeiten, es könne ihn keine Kugel verletzen und dergleichen. War ihm von ſeinen Kundſchaftern verraten worden, daß eine Streife von Gerichtsdienern oder Jägern gegen ihn im Anzuge ſei, ſo ließ er davon nichts verlauten, erhob ſich plötzlich, gebot Ruhe, nahm den Hut ab, faltete die Hände und verkündete dann, ſein Schutzgeiſt habe ihn gewarnt, eine Streife, beſtehend aus Jägern oder Soldaten in dieſer oder jener Anzahl, ſei in der Nähe, und es konnte nicht fehlen, daß ihn das wirkliche Eintreffen des vorhergeſehenen Ereigniſſes als einen Hellſeher erſcheinen ließ, der mit dem böſen Geiſte in Verbindung war und ſich mit Grund außerordentlicher Eigenſchaften rühmen konnte.

Was ihm außerdem ein beſonderes Anſehen verlieh, war der Umſtand, daß er nicht wie andere Verbrecher auftrat, die, von der Strafbarkeit ihrer Handlungen ſelbſt überzeugt, ſtets nur darauf bedacht ſind, ſich verborgen zu halten und der verdienten Strafe zu entziehen, ſondern daß er ſich wie ſeine Genoſſen zu überreden wußte, er befinde ſich nur in Ausübung des natürlichen Jagdrechtes, welches jedem zuſtehe, da das freie Wild niemand als dem gehöre, der es erlegt. Wer ihn und ſeine Genoſſen in Ausübung ſeines Rechtes ſtöre, verſetze ſie in die Lage gerechter Notwehr. Auch den Bauern predigte er, daß er nur in ihrem Intereſſe handle, um ihre Felder gegen Wildſchaden zu ſchützen und die Laſten zu erleichtern, mit denen das Jagdrecht der Grundherren ſie bedrücke. Dieſen Anſchauungen, welche Hieſel auch ſpäter vor Gericht entſchieden vertrat, entſprach ſein ganzes Verhalten, in dem ſich ebenſo große Unerſchrockenheit und Kühnheit, als Schlauheit und Hinterliſt verriet und bei welchem auch Züge von Edelmut, Humor und Herzensgüte neben aller Roheit und Grauſamkeit nicht fehlten. Ein Menſch von der Begabung Hieſels hätte unter anderen Umſtänden ſicher einen ehrenvollen Namen errungen, bei der Laufbahn, welche er eingeſchlagen hatte, ſicherten ihm ſeine außergewöhnlichen Eigenſchaften den Ruhm eines vielgenannten Verbrechers, aber nicht in dem Sinne, daß ſeine Unthaten durch beſondere Raffiniertheit, Blutdurſt oder tieriſche Entartung das Maß gewöhnlicher Verbrechen überſtiegen hätten, ſondern nur durch die Energie, mit der er ſein Ziel verfolgte und ſeine volkstümliche Rolle durchführte.

Aus unſerer Sammlung merkwürdiger Bildniſſe.



Der bayeriſche Hieſel.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Seinen Feinden, den Jägern und Amtsleuten oder ſolchen, welche dieſen gegen ihn Vorſchub leiſteten, Furcht und Schrecken einzujagen und ſie dadurch von weiterer Verfolgung abzuhalten, ſich wegen ſolcher Verfolgung an ihnen zu rächen, das war, abgeſehen von dem gewerbsmäßig betriebenen Wilddiebſtahl, die Abſicht, die ihn bei ſeinen meiſt mit unſäglicher Roheit, zuweilen aber auch mit wahrem Mute ausgeführten Gewaltthaten leitete. Einer ſeiner gefährlichſten Gehilfen bei dieſen ziemlich gleichmäßig verübten Mißhandlungen ſeiner Feinde war der große Hund „Tiras“ und es verdient die Art und Weiſe, wie er ſich denſelben verſchaffte, beſondere Erwähnung.

Ein Müller hatte zu ſeiner Sicherheit und in der ausgeſprochenen Abſicht, gelegentlich den bayeriſchen Hieſel zu fangen, einen beſonders großen und gefährlichen Hund aufgezogen und abgerichtet. Kaum hatte Hieſel dieſes in Erfahrung gebracht, ſo beſchloß er, dieſen Hund in ſeinen Beſitz zu bringen. Er begab ſich eines Tages in die Mühle, bot dort dem Müller, der ihn nicht perſönlich kannte, ſeine Dienſte an und als dieſer ihn abwies, bat er ihn um eine Mahlzeit. Der Müller entſprach ſeiner Bitte. Im Laufe des Geſpräches, das Hieſel ſchlau zu lenken wußte, machte der Müller kein Hehl daraus, daß er, um den bayeriſchen Hieſel zu fangen, ſich einen Hund groß gezogen habe, den Hieſel natürlich zu ſehen begehrte. Lange wollte ſich der Müller, der ein Unglück befürchtete, nicht dazu verſtehen, den gefährlichen Hund, den er in einem Stalle eingeſperrt hielt, dem Fremden vorzuführen. Endlich gab er nach und brachte den Hund herbei. Aber kaum war das Tier des Fremden anſichtig geworden, als es mit entſetzlicher Wut auf denſelben losfuhr. Hieſel erſchrak nicht im mindeſten. Er fuhr dem biſſigen Tiere mit der Hand in den Rachen, preßte ihm die Zunge, warf es zu Boden und ehe ſich der ſprachlos ſtaunende Müller deſſen verſah, führte Hieſel den Hund, an einen Strick gebunden, mit ſich fort. Als Hieſel im nahen Walde mit ſeiner koſtbaren Beute zu den ihn erwartenden Kameraden gekommen war, ließ er durch einen derſelben dem Müller mit einem Gruße ſagen, er habe den bayeriſchen Hieſel heute zum erſten-, ſeinen Hund aber zum letztenmale geſehen.

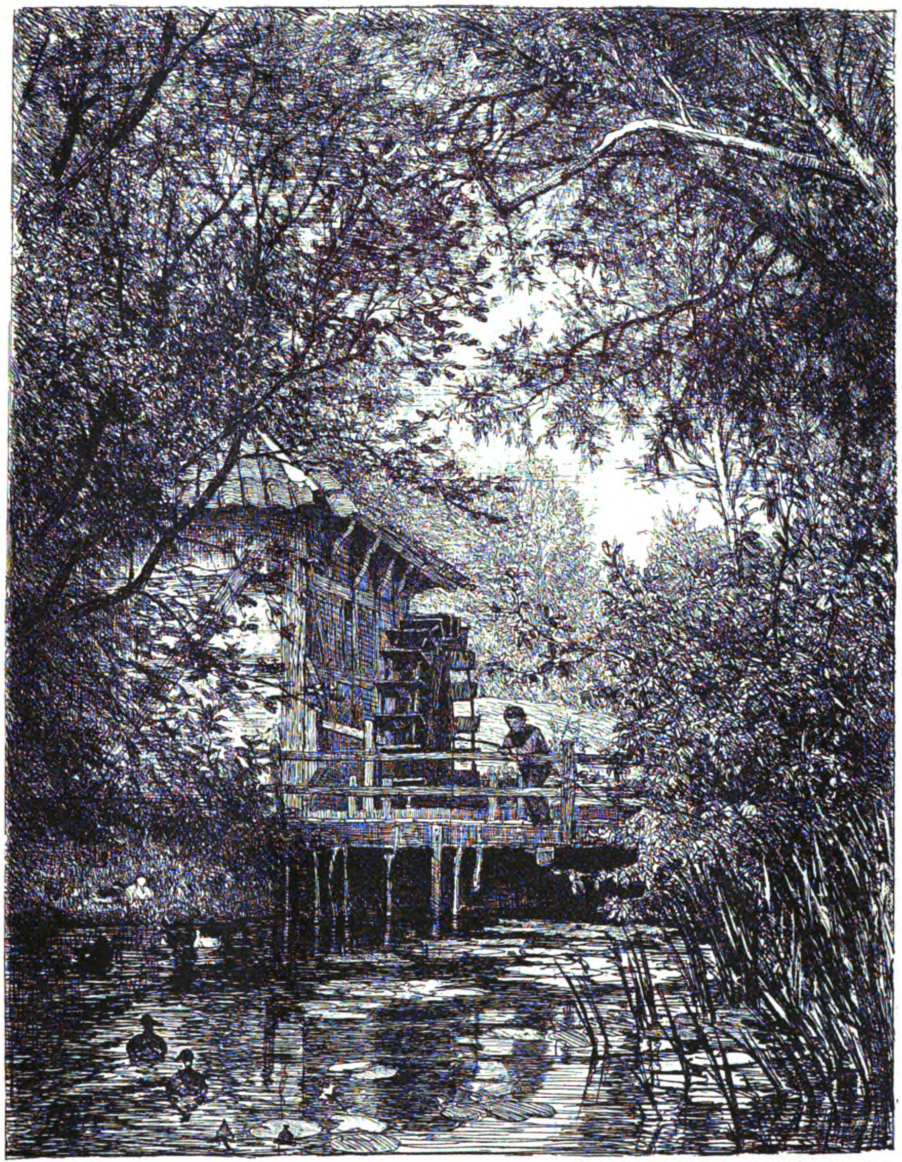
Vom Jahre 1766 bis zu ſeiner im Januar 1771 erfolgten Verhaftung war Hieſels Treiben eine ununterbrochene Kette ſtrafbarer Handlungen; das Urteil führt fünfzig derſelben ſpeziell auf und das Gericht ſprach ihn, „ohne einer Menge anderer hochſträflicher Verbrechen zu erwähnen“, ſchuldig: „zwölf der gewaltſamſten Rauberenen, acht beſondere Landfriedensbrüche und neun Totſchläge“ unzweifelhaft verübt zu haben.

Wir müſſen uns darauf beſchränken, nur einige dieſer Frevelthaten hier aufzuführen.

Die erſte Mißhandlung, die der bayeriſche Hieſel verübte, hatte der Sohn des Jägers in Tuſſenhauſen Franz Joſef Bauer zu erdulden, welcher bei der Begegnung mit Hieſel ſofort die Flucht ergriff, von dem auf ihn gehetzten Hunde aber erhaſcht, zu Boden geriſſen und ſo lange feſtgehalten wurde, bis Hieſel mit vier ſeiner Genoſſen herankam. Nachdem dieſe den jungen Menſchen mit Schlägen und Stößen lange Zeit mißhandelt und ihn zur Übergabe ſeiner Flinte, ſeines Hirſchfängers und Pulverhorns gezwungen hatten, befahl Hieſel, ihn zu entlaſſen und gab ihm noch eigenhändig einige Maulſchellen und die Lehre mit auf den Weg, er möge, wenn ihm ſein Leben lieb ſei, nie etwas gegen den bayeriſchen Hieſel und ſeine Genoſſen zu unternehmen wagen.

In ähnlicher Weiſe verfuhr Hieſel mit verſchiedenen andern ſeiner Verfolger. Dabei hielt er ſich immer nur ſo lange in einer Gegend auf, als ihm dieſelbe genügende Beute und Sicherheit bot, und ſo kam es, daß er bald im öſterreichiſchen, bald im bayeriſchen, bald im augsburgiſchen Gebiete ſich herumtrieb und verſchiedene Landesobrigkeiten, deren es damals genugſam gab, in Atem hielt.

Im Frühjahr 1767 ſtieß Hieſel im Waldberger Forſte mit einem Kommando Jäger und Soldaten zuſammen, welche, da Hieſel nur ſechs Mann bei ſich hatte, bedeutend in der Überzahl waren. Hieſel zog ſich zurück, nicht ohne auf einen der Jäger, der ihn zu weit verfolgte, ſeine Flinte loszubrennen. Einer ſeiner Genoſſen, der ſogenannte Liſaboner Beck, fiel bei dieſem Rückzuge in die Hände der Obrigkeit. Hieſel, den der Verluſt dieſes Genoſſen ſchmerzlich bewegte, ſchwur, da er ihn nicht zu retten vermochte, ihn zu rächen. Schon am nächſten Tag traf Hieſel in einem anderen Waldbezirke einen Jägerknecht, der vor ihm die Flucht ergriff, aber gleichwohl ſchoß ihm Hieſel nach, ohne jedoch zu treffen. Noch am ſelben Mittag drang Hieſel mit ſeinen Genoſſen in das Haus des Meßners Euſtach Layd zu Steinenkirch, drohte den Meßner, der viel mit Jägern Umgang hatte, totzuſchießen und ſein Haus niederzubrennen, zertrümmerte alle Fenſter, ſetzte der ſchwer geängſtigten Frau, die mit ihren fünf Kindern um Gnade



H. Deiters radiert. Verlag der Geſellſchaft für vervielf. Kunſt in Wien.

Der Fiſcher.

flehte, das Gewehr auf die Bruſt, drückte zweimal den Hahn ab und entfernte ſich erſt nach einer Stunde, nachdem er ſich an dem Jammer der Armen genug geweidet hatte.

Unter der Bande, mit welcher Hieſel ſich umgeben hatte und die er durch den Schwur der Treue und des unbedingten Gehorſams an ſich zu feſſeln wußte, befand ſich ein junger Menſch, namens Andreas Meyer, der ſogenannte Bube, Hieſels Liebling. Dieſer fiel bereits im Jahre 1767 in der Nähe von Simnach in die Hände einer aus türkheimiſchen Jägern beſtehenden Streife. Es kam zu einem förmlichen Gefechte, bei welchem man über dreißig Schüſſe wechſelte. Es wurde jedoch nur einer der Jäger verwundet. Hieſel verfolgte ſeine Gegner bis nach Ettringen, aber es gelang ihm nicht, ſeinen Liebling zu befreien. Andreas Meyer wurde zu einer dreivierteljährigen Zuchthausſtrafe verurteilt.

Eine ähnliche Mißhandlung und Beraubung, wie ſie der Jägersſohn Franz Joſef Bauer zu erdulden hatte, verübte Hieſel mit acht ſeiner Genoſſen im Jahre 1767 noch an den beiden Münſterhauſiſchen Jägern Balthaſar Prem und Georg Miller.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Im nächſten Jahre befand ſich Hieſel mit drei ſeiner Genoſſen im Wirtshauſe zu Schnerzhofen beim Kartenſpiel, als eben der Jäger vom Wald, Leonhard Schenk, auf der Dorfſtraße vorüberging. Hieſel ließ den Jäger durch ſeine Kameraden mit blanken Hirſchfängern und Gewehrkolben einladen, ins Wirtshaus zu kommen und mit ihm zu trinken. Als Leonhard Schenk die Wirtsſtube betrat, kündigte ihm Hieſel an, er müſſe ſterben, hieß ihn ſtille ſtehen, ſchlug auf ihn an und zielte lange. In ſeiner Todesangſt gedachte der Jäger ſeiner alten dreiundachtzigjährigen Mutter und bat, wenn er ſterbe, dieſelbe zu grüßen. Hieſel nahm das Gewehr ab, ſchenkte dem Jäger einen Thaler mit dem Auftrag ihn ſeiner alten Mutter zu bringen und entließ ihn mit der Drohung, ihn zu töten und ſeine Hütte niederzubrennen, wenn er irgend etwas gegen ihn unternehmen werde.

Dieſer Zug menſchlicher Empfindung ſteht in grellem Widerſpruche mit der herzloſen Roheit, mit welcher Hieſel und ſeine Genoſſen noch in demſelben Jahre den Pächter Joſef Lauer, welcher im Verdachte ſtand, bei einer Streife einen der Wildſchützen erſchoſſen zu haben, in ſeinem Stadel überfielen und zum Krüppel mißhandelten.

Bald darauf erſchoß Hieſel, als er von einer gräflich Fugger-kirchbergiſchen Streife auf den Krauthöfen verwundet und verfolgt wurde, einen der herrſchaftlichen Jäger.

Auch im folgenden Jahre verübte er mit ſeinen Genoſſen eine Reihe ähnlicher Gewaltthaten, welche indeſſen nur inſofern beſonderes Intereſſe gewähren, als ſeine Drohungen ſich bis zu dem Reichsprälaten von Roggenburg verſtiegen. Die in ſpäteren Volksbüchern erzählte Geſchichte, wie ſich Hieſel in das Schloß eines Baron Raknitz unter Verkleidung als Weinhändler begeben, dort das Schloß gegen einen räuberiſchen Überfall der Bande des ſchwarzen Martin, mit welchem er auch außerdem mehrfache Abenteuer beſtanden haben ſoll, ſiegreich verteidigte und zum Lohn für ſeine Heldenthat die Tochter des Barons, welcher dieſelbe mit einem prahlhanſigen armen Adeligen gegen ihre Neigung vermählen wollte, befreite, klingt etwas zu romantiſch, und es findet ſich von derſelben in der aus gerichtlichen Urkunden gezogenen Lebensbeſchreibung des bayeriſchen Hieſel vom Jahre 1772, welche wir zur Grundlage dieſes Lebensbildes genommen haben, keine Silbe erwähnt. Ebenſo verhält es ſich mit einigen Liebesgeſchichten, welche offenbar dem populär gewordenen Wildſchützen nach und nach angedichtet worden ſind.

Im Jahre 1770 verdreifachte ſich die Zahl der Gewaltthaten und Verbrechen, welche Hieſel mit ſeinen Genoſſen verübte.

Bei einem dieſer rohen Überfälle warf der Amtsdiener Johann Georg Teifler von Blauhofen zwar den ſtolzen Hieſel zu Boden, aber um ſo ſchrecklicher wurde er von Hieſels Hund und Genoſſen gepeinigt und mißhandelt. Einer gegen ihn ausgeſandten Streife der Reichsſtadt Augsburg, beſtehend aus einem ſtarken Militärkommando, kam Hieſel durch ſchlaue Kriegsliſt zuvor, indem er den Steg, der bei Pferſee über die Wertach führte, dadurch beſetzte, daß er ſich mit ſeinen Leuten bei einer Kapelle feſtſetzte, von der aus der ſchmale Steg leicht beſtrichen werden konnte. Infolge ſeiner günſtigen Poſition gelang es ihm, die Soldaten, nachdem einer derſelben von dem ſogenannten Tiroler, einem Mitgliede der Hieſelſchen Bande, mitten durchs Herz geſchoſſen worden war, zum Rückzuge zu zwingen.

Dieſer Sieg führte ihm viele neue Genoſſen zu und auch ſein Bube Andreas Meyer fand ſich nach Entlaſſung aus dem Zuchthauſe zu Hieſels nicht geringer Freude jetzt wieder bei ihm ein.

Mit ſtets größerer Kühnheit leiſteten Hieſel und ſeine Genoſſen den verſchiedenen Streifen blutigen Widerſtand, ſahen ſich aber gleichwohl bald genötigt, das untere Schwaben zu verlaſſen und den Schauplatz ihrer Frevel nach dem oberen Schwaben zu verlegen. Dem landvogteiiſchen Revierjäger Euſtach Bitſch, der ihm im Walde in die Hände gefallen war und den er mit Hilfe ſeines Hundes aufs grauſamſte mißhandelt hatte, legte Hieſel aus Mitleid ſelbſt einen Verband an und ließ ihn zu einem Bader in Pflege bringen.

Im übrigen blieb er dabei, durch Mißhandlung einzelner Jäger, Knechte, Zöllner und Soldaten Furcht und Schrecken zu verbreiten, Rache zu üben und den offenen Kampf gegen ſeine Verfolger fortzuſetzen, endlich aber, ſo heißt es in dem richterlichen Urteile, „erſtieg ſeine ausgelaſſene Bosheit die äußerſten Stufen: indem er ſogar die Obrigkeiten und andere herrſchaftliche Diener mit der gewaltſamſten Raub- und Mordſucht anzufallen ſich nicht geſcheut hat.“

Im November 1770 flüchteten ſich der Sattler Ortlieb von Großkizighofen und der Brauknecht E. Sauer von Zusmershauſen, welche als falſche Spieler bei dem Amte zu Tefertingen eine Haftſtrafe zu erſtehen hatten, zum bayeriſchen Hieſel und riefen ihn um Hilfe und Rache an, welche ihnen dieſer ſofort verſprach. Im Dezember rückte Hieſel mit ſeiner zwölf Mann ſtarken Bande vor das Amtshaus des hoſpital-augsburgiſchen Obervogts Joh. Bapt. Heß zu Tefertingen, drang in daſſelbe ein, überfiel den Obervogt und deſſen Ehefrau, bedrohte beide mit dem Tode und zwang ſie zur Herausgabe der Schlüſſel zu den verſchiedenen Behältniſſen. Was die Räuber an Gold, Silber, Gewehr, Uhren und dergleichen fanden, nahmen ſie mit ſich und Hieſel ſchied unter den gefährlichſten Drohungen, wenn der Obervogt ſeiner Herrſchaft Anzeige erſtatten würde. Auch in das Haus des Untervogtes Seiler, der ſich geflüchtet hatte, wollten die Räuber eindringen, Hieſel befahl jedoch ſeinen Genoſſen, davon abzuſtehen, da der arme Teufel ja ſelbſt nichts hätte. Der Amtsſchreiber Sauter, der ſich während des Raubanfalles hinter einem Verſchlage verſteckt hielt, mußte in größter Todesangſt mitanhören, wie ſie immer nach ihm verlangten, um ihn maſſakrieren zu können. Der Geſamtſchaden, den bei dieſem Raubanfalle der Obervogt erlitt, betrug 2102 fl.

Mit dieſem Überfalle hatte Hieſel ſeine eigenartige verbrecheriſche Thätigkeit abgeſchloſſen und war zum gemeinen Verbrecher geworden, der ſich in nichts mehr von anderen Räubern unterſchied. Damit war er auch jenen Grundſätzen untreu geworden, deren Beachtung er ſelbſt, als er die Führung ſeiner Genoſſen übernommen, bei Meidung der Todesſtrafe befohlen hatte. Zwar verübte er noch in derſelben Weiſe wie früher einzelne Mißhandlungen an obrigkeitlichen Dienern, aber auch den Amtmann des Baron Reckeniz, welchen er im Kloſter zu Medlingen, woſelbſt ſich dieſer auf Beſuch befand, zu ſuchen die Frechheit hatte, bedrohte er nur zu dem Zwecke mit dem Tode, um ein Löſegeld von zwanzig bayeriſchen Thalern zu erhalten, und ebenſo verübte er mit ſeinen Leuten noch drei Verbrechen des Raubes, bei denen es auf Wegnahme von Geld und Wertgegenſtänden abgeſehen war.

Ein blutiges Zuſammentreffen beſtand Hieſel zu Ende des Jahres 1770 im Gaſthauſe zu Oberelchingen, wo er, beim Spiele von einem ſtarken Streifkommando der Stadt Ulm überraſcht, ſich ſo tapfer zur Wehre ſetzte, daß die Streife, nachdem der kommandierende Feldwebel getötet und außer ihm vier Soldaten tödlich verwundet waren, ſich zurückziehen mußte. Im Laufe dieſes hitzigen Gefechtes war Hieſels Hund, welcher anfänglich daran teilgenommen, alsbald aber einen der Wildſchützen zerfleiſcht hatte, auf unerklärte Weiſe verſchwunden, ohne daß man ſeine Spur je wiedergefunden hätte.

Mit dieſem Tiere ſchien das Glück, welches bisher Hieſel bei allen ſeinen verwegenen Unternehmungen begleitet hatte, von ihm gewichen zu ſein. Das Maß der Verbrechen war voll und Hieſels Stunde endlich gekommen. Am 13. Januar 1771 befand ſich Hieſel mit ſeinen Geſellen im Wirtshauſe zu Oſterzell. Wie gewohnt, hatte er ſeine Wachen ausgeſtellt, als ſich aber bis nach Mitternacht keine Gefahr zeigte, zog er gegen Morgen ſeine Poſten ein und ergab ſich dem Spiele. Dichter Nebel lag auf der Erde und begünſtigte die unbemerkte Annäherung der hochfürſtlich-augsburgiſchen Grenadiere, welche unter dem Kommando des Premierleutnants Schedl, von vielen Jägern, Amtsknechten und Hunden begleitet, gegen die Bande Hieſels ausgezogen waren. Es kam nun zu einem blutigen Kampfe, bei welchem Hieſel noch einen Jäger und zwei Soldaten tötete, ſchließlich aber nicht mehr zu entrinnen vermochte und ſich, nachdem er flehentlich um Erhaltung ſeines Lebens gebeten hatte, gefangen nehmen ließ. Mit ihm wurden ſeine Genoſſen, ſoweit ſie nicht im Kampfe gefallen waren, darunter auch der ſogenannte Bube Andreas Meyer gefangen. Dieſem, welcher ſich während dieſes blutigen Kampfes in einem Kamine verſteckt gehalten hatte, gelang es ſpäter, aus der Unterſuchungshaft zu entkommen. Hieſel ſelbſt aber wurde mit zwei ſeiner Kameraden J. Ad. Locherer der Blaue und J. G.

Brandmeyer, der Rote genannt, welche am gleichen Tage enthauptet wurden, am 6. September 1771 zu Dillingen zur Hinrichtung geführt. Er wurde erdroſſelt und gleichzeitig mit dem Rade von oben herab zerſtoßen, worauf ihm der Kopf abgehauen und auf den Galgen aufgeſteckt, der Rumpf aber in vier Stücke zerteilt und die Stücke bei Dillingen, zu Schwabmünchen, Oberndorf und Füßen an den Landſtraßen aufgehangen wurden. Zur Richtſtätte war Hieſel, in eine Kuhhaut gebunden, geſchleift worden.

So entſchieden Hieſel in ſeinen Verhören ſich damit verteidigte, daß er zur Ausübung der Jagd nach dem Rechte der Natur befugt geweſen ſei und ſich ſohin ſeinen Verfolgern gegenüber in gerechter Notwehr befunden habe, ſo ſuchte er doch, was ihm nicht zur beſonderen Ehre gereicht, das, was ihm zur Laſt gelegt wurde, vielfach auf ſeine Genoſſen zu ſchieben und wenn er ſich auch bei Verkündung des Todesurteils gefaßt zeigte und in einer Art von Galgenhumor damit tröſtete, daß in fünfzig Jahren keiner der Anweſenden mehr am Leben ſein werde, verließ ihn doch der durch ſein ganzes Leben hindurch bewährte Mut beim Anblick der für ihn beſtimmten Schleife, ebenſo wie beim Anblicke des Rades, mit dem er den Todesſtoß erhalten ſollte.

So endete dieſer kühnſte und verrufenſte aller Wildſchützen, vor dem Tauſende gebebt und gezittert hatten, der Schrecken der Jäger und Jägerknechte, den der Trieb zu jagen auf die Bahn des Verbrechens gelockt, bis er, von Stufe zu Stufe ſinkend, zum gemeinen Räuber geworden war.

Wir ſchließen die kurze Skizze ſeines Lebens mit dem Wortlaut des Urteils, das wir einem alten Flugblatte entnehmen, welches wohl am Tage der Hinrichtung Hieſels zur Verteilung unter das Publikum gekommen ſein dürfte. Dieſes Urteil, deſſen ziemlich allgemeine Faſſung vielleicht unſere Leſer befremden mag, dem aber eine genaue Aufführung der fünfzig inkriminierten ſtrafbaren Handlungen, wie bereits oben erwähnt, vorausgeht, lautet:

Urteil.

In peinlichen Verhörsſachen entgegen und wider den Mathies Kloſtermeyr ſogenannten baieriſchen Hieſel von Kißing, des Landgerichts Friedberg in Baiern gebürtig, wird auf deſſelben gerichtlich- und gütliche Bekenntniſſe und hierüber eingekommene eidliche Erfahrungen nach gepflogenem genauen Rechtsbedacht, und der Sache reif erwogenen Umſtänden von der Hochfürſtl. Augsburgiſchen weltlichen Regierung allhier mit Urtheil zu Recht erkannt, daß dieſer Erzböſewicht wegen ſeinen vielfältigen Wilddiebereyen, öffentlichen Gewaltthaten, Landfriedensbrüchen, Raubereyen und fürſetzlichen Todſchlägen, den göttlichen, natürlichen und menſchlichen Geſetzen auf die vermeſſenſte und ärgerlichſte Weiſe zuwider gehandelt, und dahero das Leben verwirket habe; weßwegen derſelbe zu ſeiner wohlverdienten Strafe, Anderen aber zum abſcheuenden Beyſpiel dem Scharfrichter zu Handen und Banden übergeben, zur Richtſtatt geſchleifet, daſelbſt mit dem Rad, durch Zerſtoßung ſeiner Glieder von obenherab, vom Leben zum Tod gerichtet, alsdann der Kopf von dem Körper abgeſondert, dieſer aber in vier Stücken zerhauen, und auf den Landſtraßen aufgehangen, der Kopf hingegen auf den Galgen geſteckt werden ſolle.

Von Rechtswegen.

Alſo geurtheilt und vollzogen
in der Hochfürſtl. Reſidenzſtadt
Dillingen,
den 6. Sept. 1771.

J. B.

Am Familientiſche.

Zu unſeren Bildern.

Ein Bild, wie Trübners „Kulturbeleckt“ (S. 665) konnte nur unſere Zeit hervorbringen, die Zeit, in der die Entfernungen aufgehoben ſind und alles, was einſt niedergehalten wurde, emanzipiert iſt. Ein Neger erregt heute in unſeren größeren Städten kaum noch Aufſehen und dem „ſchwarzen Menſchenbruder“ ſtehen alle Wege, die aufwärts führen, ebenſogut offen, wie dem Kaukaſier. Wie wir uns räuſpern und wie wir ſpucken, haben uns denn auch die Schwarzfarbenen glücklich abgeguckt und der Gentleman auf unſerem Bilde, der eigentlich freilich nicht nötig hätte, ſeine Hände durch Handſchuhe vor dem Verbrennen zu ſchützen, benimmt ſich im Koupee erſter Klaſſe genau wie ſeine Vorbilder, aber mit dem Genie d. h. dem Geiſt iſt's leider ein ander Ding und weil wir das wiſſen, behält ſolch ein „Herr“ für unſer Auge doch immer etwas Kurioſes.

Ungemein anmutig iſt das Lübenſche Bild: „Im Vorübergehen“ (S. 660). Dieſes „Vorübergehen“ dürfte nicht ganz zufällig geſchehen ſein und es war wohl auch nicht ganz zufällig, daß die ſchmucke Sennerin gerade am Zaun lehnte, als der Jäger vorüberkam. Solche Zufälle pflegen bei Liebesleuten merkwürdig oft einzutreten, ja es bildet ſich in ihnen eine Feinheit des Empfindens für die gegenſeitige Annäherung aus, die man faſt dem Inſtinkt gleichſtellen kann. Wenn dem nun aber ſchon bei ſtädtiſchen Liebenden ſo iſt, bis zu welcher Feinfühligkeit muß ſich der Zug zu einander erſt bei Jägern und Hirtinnen entwickeln, die doch ſchon von Natur ſchlau ſind und liſtig!

Ein Moskitonetz.

Geehrte Redaktion! Auf eine Anfrage in Nr. 36 des Daheim, hinſichtlich des Moskitonetzes, erlaube ich mir, ein ſolches näher zu beſchreiben, da ich zehn Jahre lang in den Tropen lebte. Ein aus vier Leiſten beſtehender Rahmen von der Größe der Bettſtelle wird mit leichtem Stoff überzogen, an den Ecken und der Mitte der Längsſeite mit je zwei Bändern oder Schnüren (etwa 1 Meter lang) verſehen, eins für die Innen-, das andere für die Außenſeite des Netzes zum Aufſchnüren desſelben, dann wird leichter Stoff, Mull oder dergl. (grober Spitzengrund war uns der angenehmſte), mindeſtens 1 bis 2 Meter Breite, rings um den Rahmen genäht, an den Ecken etwas faltig. Dieſer Rahmen wird alsdann an langen Haken oder Öſen mit Schnüren an der Schlafſtubendecke über der Bettſtelle befeſtigt, des Tags über aufgeſchnürt, gegen Abend gut ausgebürſtet (wir hatten dazu einen Beſen von trockenen Palmenblättern), das Netz heruntergelaſſen und in die Bettſtelle eingeſtopft; es muß deshalb ſehr lang ſein. Beim zubettgehen öffnet man vorſichtig nur einen kleinen Teil und man iſt vollſtändig vor den Moskitos geſchützt. H—n—t.

Werners Peter von Danzig.

Dieſe von unſern Leſern im vorigen Jahrgange (Nr. 1 ff.) ſo warm begrüßte und mit lebhaftem Anteil verfolgte hiſtoriſche Erzählung (aus der Hanſa) unſeres älteſten Mitarbeiters Admiral Werner iſt jetzt auch in Buchausgabe bei O. Janke in Berlin erſchienen, was gewiß vielen ſehr willkommen ſein wird. Über das Verhältnis von geſchichtlicher Wahrheit und Dichtung in dieſem trefflichen Romane mögen hier noch einige Notizen folgen.

Der Kern des „Peter von Danzig“ iſt hiſtoriſch und zwar der vor dreißig Jahren aufgefundenen Chronik eines Danziger Bürgers, ſowie der Chronik des Lübecker Franziskaners Reimar Kock entnommen. Paul Beneke, Eler Bokelmann, Merten Bardewig waren Kaperkapitäne Danzigs. Das Seegefecht bei Bornholm fand 1455 ſtatt, wo drei danziger Auslieger vierzehn däniſche Schiffe ſchlugen und den däniſchen Admiral nebſt fünf Kreuzherren gefangen nahmen. Der „Peter von Danzig“ hieß „Peter von Rupellis“, ſtrandete auf der danziger Reede und kam auf die beſchriebene Weiſe in den Beſitz Danzigs. Auch Ratsherr Berndt Paweſt iſt eine hiſtoriſche Perſönlichkeit. Er bekam den „Peter“ als Kapitän, machte die beſchriebene Reiſe im Kanal, wo das Erſcheinen des mächtigen Schiffes alle Feinde verjagte, fühlte ſich aber ſo kreuzunglücklich an Bord, daß er Brief über Brief an den Rat ſchrieb, ihn vom Kommando zu entbinden und es an den damals durch ſeine Wagniſſe ſchon berühmten Paul Beneke zu übergeben. Vierzig dieſer Briefe ſind in der aufgefundenen Chronik mit enthalten und von Werner benutzt.

Daß Paul Beneke den flüchtigen Eduard gejagt und ihn gefangen genommen hätte, wenn nicht der Herr de Vere dazwiſchen getreten wäre, ſteht nicht abſolut hiſtoriſch feſt; daß es Danziger Schiffe waren, iſt ſicher, und höchſt wahrſcheinlich führte Paul Beneke ſie an. Ebenſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß er die vierzehn hanſeatiſchen Schiffe befehligte, welche auf Vermittelung Karl des Kühnen Eduard nach England zurückgeleiteten.

Der Kampf zwiſchen Paul Beneke und den beiden Galeeren mit ſeinen Konſequenzen, der Bulle des Papſtes „ad Piratam Paul Beneke“, die Eroberung des Bildes, der Friedensſchluß ſeitens der Engländer unter Zahlung von 10 000 Pfd. St. ꝛc. ſind hiſtoriſch.

Geſundheitsrat.

B. R. in M. Sie werden Ihre Wünſche erfüllt finden durch die Lektüre einer kleinen, im Verlag von Paul Fäſy (Wien, 1884) erſchienenen Broſchüre von Felix von Thümen: „Die Bakterien im Haushalte des Menſchen.“ Daß Sie „eine gemeinfaßliche Belehrung und orientierende Überſicht über das Gebiet der Bakterien und Mikrokoccen, die jetzt eine ſo große Rolle ſpielen,“ für notwendig halten, iſt leicht begreiflich. Der Verfaſſer vermittelt Ihnen nicht nur einen allgemeinen Überblick über die zahlreichen bösartigen Bakterien, bei deren Nennung den Geſunden unwillkürlich eine Art Gänſehaut überläuft, da es ſich hier um die Urſache der verbreitetſten und verheerendſten Krankheiten und Volksſeuchen handelt, ſondern auch über die unſchädlichen und nützlichen, die im Haushalt des Menſchen eine ſo große und unentbehrliche

Rolle ſpielen, z. B. den Milchſäurepilz, den Butterſäurepilz, die Eſſigmutter ꝛc. Sehr nahe verwandt ſind dieſen Spaltpilzen die Fermente, welche die Brotgärung, dieſen für die Menſchheit ſo wichtigen Fermentationsprozeß, veranlaſſen, ferner die Bierhefe, das Kumysferment und dergleichen mehr. Das Schriftchen, das „Gerechtigkeit auch für die Bakterien“ verlangt, hätte füglich auch dieſe entſchieden nützlichen Gärungsvorgänge in den Kreis ſeiner Betrachtungen ziehen können zu um ſo ſicherer Ehrenrettung jener Gruppe kleinſter Lebeweſen, die zur Zeit hauptſächlich nur Gefühle des Abſcheus und der Furcht hervorzurufen pflegt.

P. P. in W. Bei meiner normal gewachſenen und geſunden Tochter iſt ſeit letzter Zeit der rechte Schulterknochen ſtärker hervorgetreten, ſo daß die ſtärkere Schulter durch das anliegende Kleid ſichtbar wird. Man hat mir Heilgymnaſtik, zeitweiliges Liegen in horizontaler Lage, auch feſtanliegendes Korſett für das Kind empfohlen. Was iſt von dieſen Mitteln zu halten und welches empfiehlt ſich gegen dieſes Übel?

Gegen die Mittel läßt ſich gar nichts ſagen, nur dagegen, daß ein Laie glaubt, ſie mit Erfolg anwenden zu können; es wird dadurch nur Zeit verſäumt und das Übel geht ſeinen Gang ruhig weiter. Es geht dem Laien mit ſolchen Mitteln wie z. B. mit irgend einem beſonderen Inſtrument (beiſpielsweiſe einer Violine, einem Mikroſkop). Der Unkundige weiß, trotz ihrer Vortrefflichkeit nichts damit anzufangen, während der Sachkundige Großes damit leiſtet. Wir raten Ihnen, ſich baldmöglichſt an einen tüchtigen Orthopäden zu wenden, und zwar, wenn es nicht zu weit iſt, an Dr. Beely, Berlin W. Potsdamerſtr. 139.

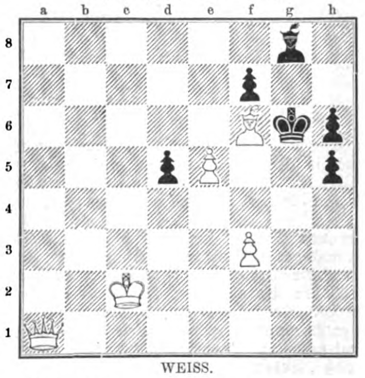
Mina. Der Gebrauch von Bleikämmen iſt für die Geſundheit wohl ziemlich ungefährlich; über andere Haarfärbemittel vielleicht ein ander Mal.

Adliger Abonnent, Berlin. In meinem großen zweifenſtrigen Zimmer beſitze ich zehn mittelgroße Töpfe mit Blattpflanzen (Plektoginen), die auf einem Geſtell aufgeſtellt ſind; ich halte dieſelben vorzugsweiſe deshalb, weil der den Blättern entſtrömende Sauerſtoff — wie ich einmal geleſen — für die Geſundheit der Zimmerbewohner ſehr vorteilhaft ſein ſoll. Kürzlich wurde ich indes von einer Dame darauf aufmerkſam gemacht, daß die in den Töpfen befindliche Erde (im ganzen vielleicht fünfzehn Liter), die alle zwei bis drei Tage angefeuchtet wird, ausdünſte und infolge deſſen nachteilig auf die Geſundheit einwirke und insbeſondere leicht rheumatiſche Krankheiten erzeugen könne. Iſt die letztere Anſicht zutreffend?

Daß blühende Blumen (in größerer Menge) nicht ins Wohnzimmer, geſchweige denn ins Schlafzimmer gehören, iſt eine bekannte Sache. Was die Funktion der Blätter hinſichtlich der Abgabe von Sauerſtoff anlangt, ſo iſt folgendes zu beachten wichtig. Während Blüten, Früchte, Wurzeln jederzeit (die Geſundheit ſchädigende) Kohlenſäure liefern, ſind die grünen Pflanzenteile, alſo hauptſächlich die Blätter im ſtande, unter dem Einfluß des Tageslichtes Sauerſtoff aus der der Zimmerluft entnommenen Kohlenſäure zu entwickeln; daher ſind Blattpflanzen im Wohnzimmer, das des Tages bewohnt wird, von einigem Nutzen. Im Dunkeln iſt's umgekehrt, die Blätter entziehen der Luft Sauerſtoff und geben Kohlenſäure ab, wenn auch zwanzig Blumentöpfe, wie Pettenkofer ausgerechnet hat, noch nicht ſo viele Kohlenſäure liefern, wie ein neugebornes Kind in der gleichen Zeit. Jedenfalls iſt aber der Nachteil auch der Blattgewächſe im Schlafzimmer, von der freilich nicht ſehr erheblichen Ausdünſtungsſchädlichkeit der feuchten Erde ganz abgeſehen, größer als der Nutzen, da die Entwickelung des Sauerſtoffes nur am Tage vor ſich geht.

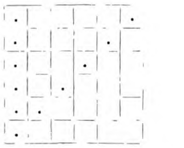
In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von C. W.



Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

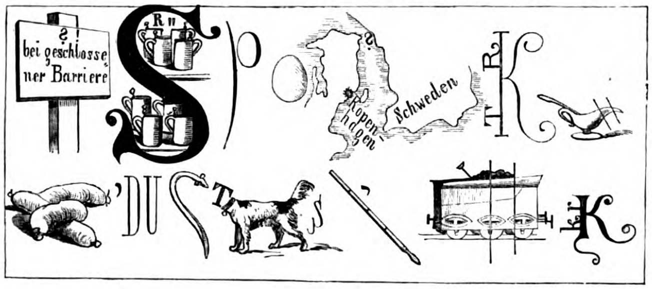
1.



Die 36 leeren Felder des nebenſtehenden Quadrats laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die ſechs wagerechten Reihen, und ebenſo die erſte ſenkrechte Reihe, von unten nach oben geleſen und die ſchräge Reihe von links unten nach rechts oben, bekannte Wörter ergeben.

Dieſe acht Wörter (aber in anderer Reihenfolge) bezeichnen: 1. einen hervorragenden deutſchen Dichter, 2. die Geburtsſtadt dieſes Dichters, 3. eine Stadt am Bodenſee, 4. eine Stadt in Schleſien, 5. eine Stadt am Rhein, 6. eine Inſel, 7. einen männlichen Vornamen, 8. eine Stadt in Lothringen.

Bilderrätſel.



2.

Das Datum einer der denkwürdigſten Schlachten der neueſten Geſchichte läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen:

Die Querſumme der Jahreszahl iſt doppelt ſo groß als die Zahl, welche den Monat bezeichnet und gleich der Zahl, welche den Tag angibt.

Welche Schlacht iſt gemeint?

3. Homonym.

Ich diene dir bei vielen Sachen
Als Band, das ſie zuſammenhält;
In kleinſter Form, doch doppelt bin ich
Das ſtärkſte Band auf dieſer Welt.
Ich dien' als Schmuck aus Gold und Steinen,
Ich flieg' im Spiel bunt durch die Luft;
Ich decke weit umher die Erde,
Umhüllt von Nebel und von Duft. M. R.

4. Homonym.

Ich bin ein Stoff gar fein und zart
Und doch auch wieder felſenhart;
Der Reiche kann allein mich tragen,
Allein in deinen jungen Tagen
Trugſt häufig du zur Schule mich
Und manches Gute lehrt' ich dich. M. R.

5.

Wer iſt der Vater der Üppigkeit?
Wer iſt der Dieb der edelen Zeit?
Wer hat das Betteln, das Stehlen gelehrt?
Wer iſt's, der Tugend in Laſter verkehrt?
K. v. W.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 41.

Dameſpielaufgabe.

1. d6 — e7	d8 — f6 (ſchl. e7)
2. g3 — h4	gewinnt.

1.

Der Einſatz in der erſten Partie betrug 2 Pfennig. A gewann die dritte Partie, B die erſte, C die fünfte, D die zweite, E die vierte. Nach der fünften Partie hatte jeder der fünf Spieler 2 Mark.

Bilderrätſel: Humbug.

2.

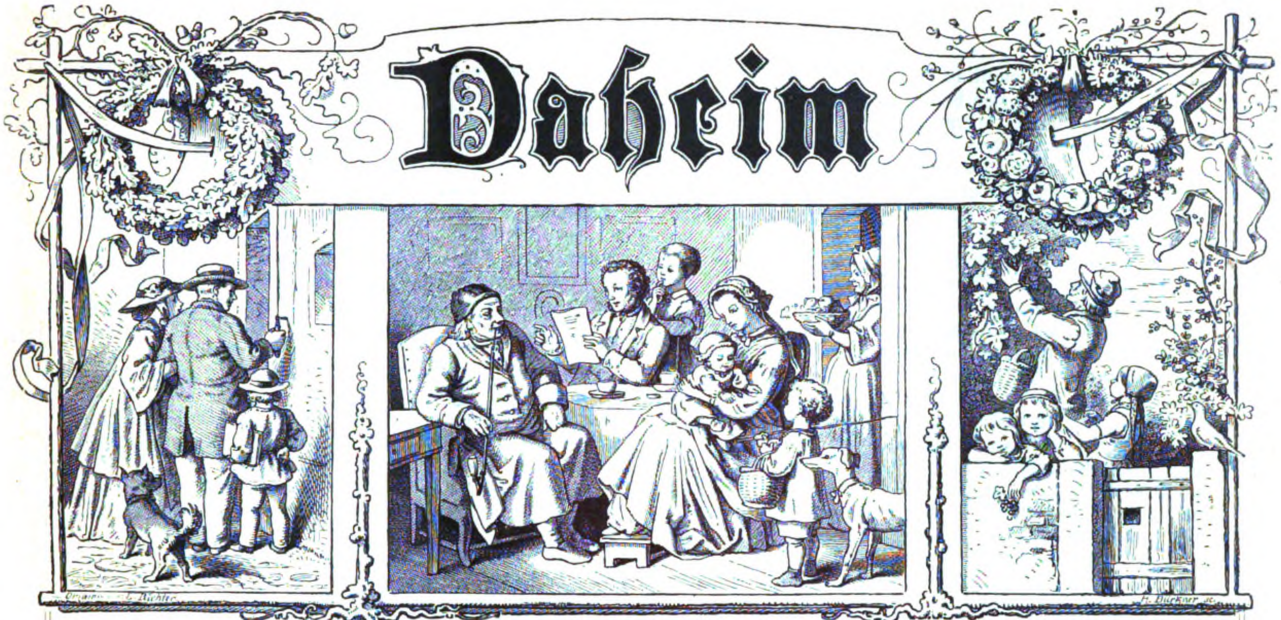
Kant — Fant. B.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer).

Inhalt: Die kluge Elſe. Fortſetzung. Erzählung von G. v. Beaulieu. — Von den Wachtfeuern des Mahdi. I. — Torilde von Tornau. Fortſetzung. Hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Der bayeriſche Hieſel. Ein Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert. Mit Porträt. — Der Fiſcher. Radierung von H. Deiters. — Am Familientiſche: Zu unſeren Bildern: „Im Vorübergehen“ von A. Lüben; und „Kulturbeleckt“ von W. Trübner. — Ein Moskitonetz. — Werners Peter von Danzig. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Paheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Juli 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 43.

Die kluge Elſe.

Erzählung von **G. von Beaulieu.**

(Fortſetzung.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

V.

Mit einem Schlage war der Frühling gekommen. Geſtern, am Mittfaſtentage, der in dieſem Jahre genau in die Mitte des März fiel, hatte noch ein Hagelſchauer an die erleuchteten Fenſterſcheiben des Arnswaldſchen Hauſes geprasſelt, hinter denen der unermüdliche Klavierſpieler Walzer, Galopps und Polkas in bunter Folge bis einige Stunden nach Mitternacht hämmerte.

Geſtern alſo war es in ſtimmungsvollem Einklange zu den letzten Klängen der Karnevalsmuſik Winter geweſen — heute war es heller, ſonniger, ſproſſender Frühling. Nirgends zeigte ſich dieſe Umwandlung des Wetters und der Jahreszeit ſo vorteilhaft, wie auf der breiten Brücke, welche beide Teile der von einem mächtigen Fluß durchſchnittenen Stadt Wittfurth miteinander verband. Die Brücke war von Holz und ſchon ſeit dreißig Jahren interimiſtiſch. Der Magiſtrat verſprach ſtets, ſie aus Stein bauen zu laſſen, wenn eine gewiſſe günſtigere Finanzlage, welche ſich aber nie einſtellte, da ſein würde.

So geſchah es, daß die Redeweiſe: „Wenn die Brücke einmal mit dem Eiſe abgeht!“ ſchon ſprichwörtlich geworden war.

Sämtliche Bewohner der Oſtvorſtadt rechneten danach, freilich ſeit dreißig Jahren ohne Erfolg, denn die Brücke wurde immer wieder mit Holz ausgeflickt und — hielt, wenn man auch für ſämtliche Flickkoſten ſchon längſt eine neue hätte bauen können.

Von der Brücke ſah man nach Norden und Süden weit den breiten Strom entlang auf grüne, ein wenig wellige Ufer und weiterhin auf den ſtattlichen Eichwald, welcher der Stolz von Wittfurth war und in dem zu Pfingſten ſtets ein großes Volksfeſt, das Eichwaldfeſt, gefeiert wurde. Freilich regnete es ſeit Menſchengedenken immer bei dieſem Feſte wie mit Kannen, und gar manches ſchöne Frühjahrskleid, mancher luftige weiße Strohhut litten dabei Schiffbruch. Aber man zog doch wieder in jedem jungen Jahre vertrauensvoll ins Grüne, allwo Buden mit Bier, Wiener Würſtchen, Salzbrezeln und Kuchen körperliche Erfriſchung bereit hielten und wo zwei Karuſſels, ein Schlachtenpanorama, ſowie eine dicke Frau inländiſchen Fabrikates, ein häßlicher Zwerg engliſchen Urſprungs und eine kleine Armee wunderbar dreſſierter Flöhe aller Nationen für geiſtige Erfriſchung ſorgten.

Der Hauptteil der Stadt war nach Weſten zu gelegen. Dort erhoben ſich die großen Kirchen, das Rathaus, die Wallpromenade, dort befanden ſich die Hauptkaſernen, ſowie der große Exerzierplatz für die beiden Infanteriebataillone. In der Oſtvorſtadt jenſeit der Brücke lag nur eine Schwadron Dragoner, hier wohnten außer den Dragoneroffizieren mit ihren Angehörigen meiſt ärmere Leute und nur einige von den Familien der Geſellſchaft, welche den Aufenthalt im Freien liebten und gern ein Gärtchen am Hauſe hatten. Aber man mußte dazu eine gute Geſundheit beſitzen, denn die Brückenpaſſage war immer des Winters recht zugiger Natur, und wenn es ſtürmte und regnete, konnte man beim Übergehen des Fluſſes oft nicht den Schirm aufſpannen. Die Bewohner der Oſtvorſtadt wurden daher von denen der Weſtſeite als halbe Ruſſen betrachtet, als Leute, die „ſchon einen Puff vertragen konnten“. Zarte Damen, die leicht an Zahnſchmerzen litten, behaupteten, es im Winter nicht mit ihrer Konſtitution vereinigen zu können, die Bekannten in der Oſtvorſtadt zu beſuchen und verſparten die Bethätigung freundſchaftlicher Geſinnung auf den milderen Sommer. Freilich brannte dann wieder die Sonne auf dem moſaikartigen Bohlengefüge der Brücke, und, wo ſie friſch geflickt war, roch es nach Teer.

Zu den Familien, die ſich gern den Wind um die Naſe wehen ließen, und das Grüne liebten, gehörte auch die des Regierungsrates Euſebius Arnswald. Otto und Guſtchen ſollten ſich im Sommer im Garten austoben können; auch ſtand Kurt bei den Dragonern und das war Grund genug, das Klima der verrufenen Oſtvorſtadt ſehr angemeſſen zu finden. Trotzdem daß der Himmel ſo herrlich über der Stadt blaute, daß der alte Rathausturm und die St. Annenkirche wie jung geworden ausſahen, zog es doch nach alter Art auch heute auf der langen Brücke.

Otto und Guſtchen kamen aus der Schule und flogen über den Fluß. In der Stadt — die Weſtſeite durfte ſich nur des Titels „Stadt“ rühmen, die jenſeits gelegene Oſtſeite wurde ſchlechtweg die „Vorſtadt“ genannt — gingen Otto und Guſtchen natürlich nicht zuſammen. Es hätte ſich für einen Gymnaſiaſten, einen Oberquartaner, nicht geſchickt, mit Mädels umher zu laufen; aber beim Brückenwärter trafen ſie ſich jeden Mittag kurz nach ein Uhr und machten die Reiſe über den Fluß ſtets gemeinſam, denn obwohl ſie ſich meiſt in den Haaren lagen, waren ſie ſich doch von Herzen gut und eins konnte nicht ohne das andere ſein.

Guſtchen drückte ihren kurzen flatternden Rock, den der Wind von ihren mageren Waden fortzuwehen drohte, mit dem Regenſchirm nieder — ſie hatte dieſen, der größeren Sicherheit wegen, heute morgen mitgenommen. Ihre ſcharfen, kleinen Augen ſchauten über der großen Naſe ſchnell und beweglich, wie die eines neugierigen Vogels, umher. Otto ging neben ihr und ſchlenkerte mit den Büchern, die ihm, von einem gelben Riemen umſchnürt, am rechten Arme baumelten. Obgleich es bequemer geweſen wäre, trug er ſie nicht in einem Torniſter. Behüte! Das war nicht Styl im Gymnaſium.

„Du, Otto, haſt du heute gekonnt?“ Guſtchen meinte, ob er ſeine Lektion gewußt habe.

„So, ſo — lala!“ entgegnete Otto aufrichtig, „und du?“ —

„Gar nicht!“

„Nanu?“

„Ja ich hatte mich geſtern ſo geärgert. Mama ließ mich nicht mit tanzen. Denke dir, Otto, Mama ſagte, ich ſei noch ein Kind!“

„Na, was biſt du denn ſonſt?“

„Ein Backfiſch“, ſprach Guſtchen mit Nachdruck.

„Nanu!“ rief Otto ungezogen.

„Ja!“ erklärte ſeine Schweſter und ſuchte ihren Anſpruch auf dieſe Würde zu motivieren:

„Ich leſe alle Geſchichten von der Stein und von Klementine Helm für die reifere Jugend — hörſt du? die reifere! und neulich habe ich auch ſchon einen Roman geleſen. Er war von Spielhagen und hieß: „Problematiſche Naturen.“

„Was, das Ding, von dem Mama ſagte: daß nur die Guſte das Buch nicht in die Hand kriegt?“ Der Backfiſch wurde dunkelrot, ſo rot, daß ſeine unverhältnismäßig große Naſe auch einen dunkelen Schein erhielt und ſagte: „Es lag herum und da guckte ich nur ſo hinein. Übrigens finde ich gar nichts dran. Aber verſtanden habe ich alles — alles!“

„Du, da kommt wohl auch ein Viktor vor?“

„Otto, ich verbitte mir das!“ ſagte Guſtchen gereizt, da ſie in dem Punkte keinen Spaß verſtand. Otto lenkte wieder ein. „Schade, daß du geſtern nicht rein durfteſt, da hätteſt du dir einen ausſuchen können!“

„Unſinn! es waren ja gar keine Ulanen da. Überhaupt nur ebenſoviel Offiziere, wie Ziviliſten.“

„Na, was thut das?“ entgegnete Otto, der ſich in ſeiner zukünftigen Würde als Juriſt zurückgeſetzt fühlte.

„Das verſtehen Jungens nicht! Auf einem Balle müſſen mehr Offiziere ſein. Erſtens ſieht es beſſer aus und zweitens tanzen ſie beſſer. Und denke dir, Otto, unſere Elſe hat noch dazu mit einem Ziviliſten den Kotillon getanzt!“

„Mit wem denn?“ fragte Otto.

„Mit dem Privatdozenten, der einmal, ſchon vor Ewigkeiten, bei dem zweiten Regiment ſein Jahr abgedient hat und Reſerveoffizier iſt.“

„Na, dann hatte er ja Uniform an!“ ſagte der logiſche Zögling von Oberquarta.

„Aber Otto!“ belehrte ihn Guſtchen, „Uniform tragen die Reſerveoffiziere doch nur, wenn ſie zur Dienſtleiſtung eingezogen ſind. Sie pflegt ihnen übrigens meiſt ſchauderhaft zu ſitzen, loſe und ſchrumpelig. Was nicht zum Militär gehört, hat einmal ’ne ſchlechte Haltung und keine Figur!“

„Na, na, man nicht zu hitzig, vergiß nicht, daß dein eigner Vater Regierungsrat und nicht Leutnant iſt!“

„Ach, du bringſt auch alles durcheinander! Ich meine natürlich nur junge Herren, das verſteht ſich ganz von ſelbſt. Und Elſe denkt ebenſo, wie ich. Denn wie ſie zu Bette kam, ſaß ſie ganz geknickt auf dem Bettrand und ſtarrte immer vor ſich hin. Sie dachte, ich ſchliefe, aber ich that nur ſo.“

„Woher weißt du denn das von dem Tanzen, du warſt ja nicht drin?“

„Hete von Sommer erzählte es mir, weißt du, die Schweſter von Paula. Die hat eine Françaiſe mit ihm getanzt und was mit ihm erlebt. Und das hat Paula auch bemerkt, daß Elſe ganz verſtört war. Hete erzählte es mir in der Frühſtückspauſe. Ob er wol Elſen beim Galopp ſo furchtbar auf den Fuß getreten hat? Sie ſah heute noch ganz blaß aus, wie ich in die Schule ging.“

„Wer wird denn ſo pimpelig ſein!“ bemerkte Otto verächtlich, „ſo’n bißchen Treten! Wenn wir Jungens deshalb immer gleich ’ne ganze Nacht blaß ausſehen wollten, hätten wir viel zu thun.“

Sie waren jetzt an eine Stelle der Brücke gelangt, die mit Stangenwerk von der Paſſage abgezäunt war. Die Stelle ſollte, wie üblich, repariert werden. Otto ſah den Arbeitern ein Weilchen zu.

„Du, Guſte, meinſt du, daß die Brücke nächſten Winter abgehen wird?“ ſagte er endlich mit tiefſinnigem Geſichtsausdruck.

„Du meinſt, beim Eisgang?“

„Kann auch ſchon beim Grundeis paſſieren!“ entgegnete ihr Bruder mit der Miene eines ſachverſtändigen Waſſerbaumeiſters, „wenn die Eisböcke da vorn es nicht aushalten!“

„Himmliſch wäre es!“ rief Guſtchen begeiſtert, „wir könnten gar nicht in die Stadt, wir könnten nicht in die Schule!“

„Ja, es wäre wie auf Robinſons Inſel,“ ſeufzte Otto begehrlich, „nur daß die Lamas fehlten und Freitag, und wir keine Felle trügen. Aber hätten wir dann auch etwas zu eſſen? Denn Hedemeiſter wohnt ja drüben in der Brückenſtraße!“

Hedemeiſter, der große Materialwarenhändler, war der Hoflieferant der Arnswaldſchen Familie, er war in des eßluſtigen Otto Augen eine ſehr wichtige Perſönlichkeit.

„Ja, das mit dem Eſſen könnte unangenehm werden“, beſtätigte Guſtchen, „im Winter iſt auch kein Obſt im Garten reif. Wurzeln könnten wir am Ende eſſen, aber ich glaube nicht, daß Papa damit zufrieden wäre.“

„Na, das wäre auch noch ſchöner, wenn wir Wurzeln eſſen ſollten. Warum nicht lieber gleich Talglichter, wie die Eskimos!“

„Aber Otto, die gibt es ja nicht mehr! Jetzt macht man nur noch Stearinkerzen und Paraffin und dann brennt man Gas.“

„Das ſollen wir doch nicht etwa auch eſſen?“

Beide lachten ſo über dieſen mäßigen Witz eigner Erfindung, daß Otto der Hut wegflog und Guſtchen der Regenſchirm.

Die Ausreißer wurden mit Mühe eingefangen, Otto bewerkſtelligte es nur, indem er den rechten Stiefel flugs auf den Hut ſetzte, was deſſen Façon gerade nicht zu gute kam.

Nach überſtandenem Abenteuer gingen die Kinder geſetzt und ſchnell weiter, denn ſie hatten bei den Eßgeſprächen Hunger geſpürt, und die Mittagsſtunde des Arnswaldſchen Hauſes nahte.

Gravitätiſch ſchritten ſie an dem Holzplatz unweit des Brückenkopfes vorüber, wo ihre Altersgenoſſen der Oſtvorſtadt Räuber und Stadtſoldat ſpielten.

„Guſte, Otto!“ riefen die Kinder, „thut ihr nicht mit?“ Die Genannten ſchüttelten wichtig den Kopf: „Nein, nachher erſt, jetzt haben wir keine Zeit!“ Sie gelangten an das große Haus, deſſen zweiten Stock ſie bewohnten. Eine Anhöhe führte zu dem Gebäude hinauf.

„Wollen wir Wette laufen, wer zuerſt oben iſt?“ fragte das Mädchen. „Wer verliert, gibt dem andern einen Apfel von ſeinem Nachtiſch!“

Trotzdem daß Otto wegen ſeiner angehenden Korpulenz etwas bequem war, ſo willigte er doch faſt täglich in dieſen Wettlauf, den Berg, den Flur, die Treppen hinauf. Guſte hatte zwar längere und dünnere Beine, aber dafür war er ja ein Junge, hatte alſo von Natur eine Chance mehr, und dann war die Ausſicht auf den Apfel auch nicht zu verachten.

Die beiden ſtürmten die Treppen hinauf, und Otto hätte ſicher die Steeplechaſe gewonnen, wenn ihm nicht beim Schlenkern der Arme die Bücher ſamt dem Federkaſten aus dem Riemen geglitten und die Stufen hinuntergekollert wären. So langte er brummend hinter Guſten „mit den Storchbeinen“, wie er ſeine Schweſter in dieſem Moment der Enttäuſchung titulierte, an der Korridorklingel an.

Der Backfiſch trat einige Minuten ſpäter in das Eßzimmer und fand dort zu ſeiner gerechten Entrüſtung noch keine Anſtalten für die Mittagsmahlzeit. Die Thür zum Salon war nur angelehnt, Stimmen tönten durch die Spalte. Man ſprach gewiß von geſtern. Guſtchen konnte es ſich nicht verſagen, ein klein wenig hinzuhorchen — wenn ſie ſich in Perſona zeigte, das wußte ſie, wäre das intereſſante Geſpräch verſtummt.

„Du haſt dich wohl geſtern übertanzt?“ fragte eine Stimme, es war die Kurts. Die Antwort konnte Guſtchen nicht vernehmen; ſie unterſchied nur ein undeutliches Flüſtern. Endlich klang Kurts Stimme wieder, aber ganz zärtlich und ziemlich kleinmütig. „Ich muß dich um Verzeihung bitten, Schweſterchen, ich habe mir geſtern einen dummen Scherz mit dir gemacht, als ich dir die tragiſche Geſchichte von Schlichting erzählte.“

„Wie — wie meinſt du das?“ unterſchied Guſtchen nun Elſes Stimme ganz deutlich, ſie ſprach plötzlich viel lauter.

„Er iſt nicht arm, hat ſogar Geld wie Heu und iſt auch nicht verlobt.“

„Nicht verlobt? — Ach Gott, wie mich das — wie mich das freut! Wirklich — iſt es wahr Kurt, gewiß und wahrhaftig wahr? — nicht wahr, du redeſt mir jetzt nichts vor, denn das wäre unrecht — vorher hatt’ ich es verdient, denn ich wollte ja klüger ſein als alle anderen und mehr ſehen —“ ſo hatte die Mädchenſtimme laut gejauchzt, nun aber war’s, als riſſe eine Saite, die noch eben melodiſch getönt und geklungen, denn ton- und klanglos fuhr die Stimme fort: „O Gott, für mich iſt er doch verloren — was habe ich gethan, ich Unſelige? Er iſt fort und ich — ich bin ſchuld daran . . .“

„So tröſte dich doch, Elschen“, ſprach Kurt nun. „Ja es war ein dummer thörichter Scherz von mir, aber in dem Augenblick prickelte mich der Übermut. Aber jetzt rede ich dir nichts vor, auf Ehre. Ich weiß nur, daß Schlichting eine Kouſine hat, er hat mir einmal zufällig von ihr erzählt. Doch er iſt natürlich nicht mit ihr verlobt, ſie ſtehen ſich wie Geſchwiſter und ſie iſt auch viel älter als er, faſt wie ſeine Mutter. Ich erfand dir alſo nur einen paſſenden Gegenſtand der Sympathie für deinen romantiſchen kleinen Kopf. Nimm dir die Sache doch nicht ſo zu Herzen. Es iſt ja gar kein Grund dazu, Schlichting weiß nichts davon.“ — Kurts Stimme hatte zuletzt wieder ganz munter geklungen, nun nahm ſie einen betroffenen Ton an — „wie ſiehſt du denn aus, Elschen, was für ein merkwürdiges Geſicht machſt du? Ich habe doch kein Unheil angerichtet? Du weißt am Ende den Grund, weshalb Schlichting geſtern ſo urplötzlich fortging? Sage Kind, um Gottes willen, du haſt dich doch nicht ernſtlich in ihn verliebt, die Medizin hat doch nicht ſo ſchnell gewirkt? Ich dachte es mir ſo nett, denn ich habe gleich gemerkt, daß du’s dem ſtillen Bücherwurm ſchon auf dem Kaſinoball angethan hatteſt. Aber ſo meinte ich’s natürlich nicht — ſo ſchnell. Verwünſcht! Wenn ich das nur bedacht hätte! Man kann ſich mit dieſen Mädchen auch nicht den kleinſten Scherz erlauben. Bitte, nimm’s nur nicht tragiſch, es kann ja noch alles gut werden. Weshalb ging er denn ſo urplötzlich fort?“

Elſe antwortete zwar ganz, ganz leiſe, aber Guſtchens ſcharfe Ohren vernahmen dennoch die Worte:

„Er ſagte mir, daß er mich lieb habe.“

„Und du — und du?“

„Aber Kurt — ich ſagte natürlich — ich war empört — ich dachte ja, daß er — nun du weißt ja —“

„O ich Erzeſel!“ rief Kurt nun ſo laut, daß Guſtchen an der Thürritze in einen Klumpen fuhr, wie ſie ſich ausgedrückt haben würde. „O ich Erzeſel! Mein liebes kleines Schweſterchen — und es wäre ſo brillant geweſen. Weine nicht, weine nicht, warte nur, ich ſage es ihm, ich ſchreibe ihm, ja, ich ſchreibe ihm!“

„Um Gottes willen“, flehte jetzt Elſe ganz laut, „um Gottes willen, ich ſchäme mich ja ſo ſchon zu Tode. Wenn du mich ein bißchen lieb haſt, ſo ſchweig darüber — ich — ich —“

Guſtchen hörte einen ſeltſamen Laut, faſt wie unterdrücktes Schluchzen.

„Ich mache mir auch garnichts daraus, — ich bin ſchon wieder ganz vergnügt, recht vergnügt — ſiehſt du — ich lache ſchon!“ — Allerdings lachte jetzt jemand im Zimmer, aber es kam Guſtchen garnicht vor, als ob es Elſes Lachen ſei.

„Verwünſchte Geſchichte! Daß der dumme Kerl auch gerade ſo viel Geld hat. Ich glaube, es geht deshalb wirklich nicht, daß wir ihm ſozuſagen nachlaufen!“ ſagte nun der junge Offizier in nachdenklichem Tone.

„Kurt, gib mir die Hand darauf, daß du keiner Seele etwas ſagſt und keine Silbe ſchreibſt!“ — Elſes Stimme klang ganz feierlich und es lief der Lauſcherin bei den Worten ein Schauer über den Rücken.

„Wenn du es denn willſt“, verſetzte Kurt zögernd, „ſo verſpreche ich es dir. Du darfſt dich aber nicht grämen. Begleite mich nun in den Garten, damit du wieder rote Backen bekommſt!“

Wie ein Blitz huſchte die Lauſcherin fort. Wie gut, daß ſie ſich ſchon Morgenſchuhe angezogen und nicht mehr die ſchweren Schulſtiefel anhatte, in denen ſie nach Ottos Ausſage umhertrappſte, wie ein Grenadier. Guſtchen flüchtete in das Balkonzimmer, wo die Rudera der geſtrigen Herrlichkeit wüſt herumſtanden. Sie ſetzte ſich auf eine Kiſte, hinter eine Epheuwand und ſteckte die Finger nachdenklich in den Mund. Es ging ihr wirr im Kopfe herum. War das Ernſt oder führten die beiden nur ein Theaterſtück auf, wie Guſtchen es neulich bei Sommers auf der Generalprobe geſehen? Es war „Das Herz vergeſſen“ von Guſtav zu Putlitz geweſen und Hete hatte noch ſolch’ eine dumme Frage gethan, denn ſie hatte Guſtchen heimlich zugeflüſtert: „Du, müſſen die beiden ſich nun wirklich heiraten, weil ſie ſich in dem Stücke geküßt haben?“

Übten Kurt und Elſe auch an einem ſolchen Theaterſtücke? Oder war es Ernſt? Hatte ſich Elſe wirklich in den Ziviliſten verliebt? Es war Guſtchen unbegreiflich. In dieſen Mann, der ſo ſtill und ernſt war, der ſo weite Hoſen und eine funkelnde Brille trug, der beim Tanzen nicht mit den Sporen klirrte, wie die Kavalleriſten es ſo reizend verſtanden, wenn ſie beim compliment aux dames mit den Hacken aneinander ſchlugen. Ein unbegreiflicher Geſchmack und eine unbegreifliche Sache! Guſtchen hatte ſchon den Nagel ihres linken Daumens derart um Rat gefragt, daß nichts mehr von ihm abzubeißen war und ſie zum Zeigefinger übergehen mußte. Der Zeigefinger nun brachte Licht in die Sache. Es mußte eine Art Scharade oder Frage- und Antwortſpiel geweſen ſein — ſolche Unvernunft konnte ſie Elſen wirklich nicht zutrauen, wenn die auch von der Großmama her, bei der ſie einſt halbe Tage lang zu hocken pflegte, allerhand Schnickſchnack im Kopfe hatte.

Guſtchen beruhigte ſich bei dem Gedanken und zwar derart, daß ſie, als endlich das Mittageſſen fertig wurde, den beaux restes des geſtrigen Soupers, den Frikaſſeeklößchen und der Kaiſer Wilhelmtorte mit ungetrübter Seelenruhe gebührende Ehre anthun konnte. Elſe ſaß zwar bleich und nachdenklich da, aber war ſie nicht immer blaß und hatte ſie nicht die Nacht durchſchwärmt? Nur hin und wieder, wenn Kurt ſie fragend anblickte, färbten ſich ihre Wangen und ſie fing an, ganz ſchnell etwas zu erzählen — und etwas ſehr Luſtiges mußte es ſein, denn ſie lachte lauter und länger als gewöhnlich.

VI.

Sladŏwa oder Slādowa, wie die Tſchechen das Wort ausſprechen, iſt ein kleiner Badeort an der böhmiſchen Grenze. Der eine Teil des Kurgartens und die Kurgebäude liegen noch in Schleſien, jedoch der Teich, welcher die Parkanlagen abſchließt, gehört ſchon den Schwarzgelben und nicht mehr den Schwarzweißen an. Der Grenzort und der Grenzverkehr beſitzen indes einen eigenen Reiz für beide Nationen. Es iſt ein Hauptvergnügen der Schwarzweißen, des Nachmittags in der jenſeits des Teiches gelegenen Gaſtwirtſchaft echten öſterreichiſchen Kaffee oder echten herben und ſüßen Ungarwein bei den Schwarzgelben zu trinken und einmal mit dem Nachbar Öſterreicher und der Nachbarin Böhmin zu plauſchen. Denn da wird man höflich und manierlich behandelt. Aus einer ſimplen Frau und Fräulein Müller wird eine vornehme Frau von Müller oder gnädige von Müller, eine Geheimerats-Gemahlin oder eine Oberſteuerkontrolleurs-Tochter.

Für die Schwarzgelben dagegen hat Sladowa noch eine beſondere Anziehungskraft. Außer ſeiner Quelle, einem lebhaft mouſſierenden, eiſenhaltigen Säuerlinge beſitzt es allwöchentliche Abendréunions, auf welchen die Offiziere der benachbarten böhmiſchen Garniſonen eine glänzende Rolle ſpielen. Selbſt der ſiebentägige Krieg von 1866, die nahen Schlachtfelder von Nachod und Skalitz haben es nicht vermocht, die freundſchaftlichen Beziehungen bei Straußſchen Walzern und Lannerſchen Galoppaden zu erſchüttern. Um ſo weniger, als die Kurgäſte faſt ausnahmslos jenem Teile des preußiſchen Volkes angehören, mit welchem man auch im Kriege in Frieden lebt, nämlich Frauen und Kinder. Die Damen wollen ſich in dem ſprudelnden Eiſenwaſſer der Quelle von den Strapazen der winterlichen Saiſon erholen und für die kommende rote Wangen und glänzende Augen holen. Die Kinder kann man doch nicht zu Hauſe laſſen und ſo geſchieht es, daß ſie gegen den Mai und Juni hin bedenkliche Symptome von Schwäche, Folgen der Schulluft und des fleißigen Studierens zeigen und der liebenswürdige Hausarzt entſchieden rät, für die Kleinen in dieſem Jahre etwas Ernſtes zu thun, ſie ſeien im Wachſen, damit ſei nicht zu ſpaßen. Natürlich nur in dieſem Jahre. Denn die kluge, badereiſeluſtige, junge Mama weiß genug von der Jurisprudenz, um die Macht eines Präzedenzfalles bis aufs Tüpfelchen zu ſchätzen. Es iſt ja nur der erſte Schritt, welcher ſchwer iſt, die folgenden ergeben ſich ganz von ſelbſt, und welche Frau oder Tochter eines Juriſten oder Verwaltungsbeamten hat einmal Akten geſehen, ohne die Lehre vom Gewohnheitsrechte gleichſam mit der Luft, mit dem Staube der Erkenntniſſe und Verfügungen einzuatmen?

Es hatte ſich nach und nach in der Beamtenſtadt Wittfurth das Gewohnheitsrecht ausgebildet, gleichſam eine saison champêtre, einen zweiten Winter in Sladowa zu arrangieren. Der größere Teil der ſogenannten Geſellſchaft verpflanzte ſich allſommerlich mit Stumpf und Stiel, das heißt mit Kind und Kindsmagd, in das Badeörtchen an der böhmiſchen Grenze. Freilich beſteht dieſer Teil der Geſellſchaft nur aus der ſchöneren und ſchwächeren Hälfte. Und das iſt, der wunde Punkt von Sladowa: der gänzliche Mangel an Herren!

Nur allwöchentlich tauchen, wie erwähnt, glänzenden Meteoren gleich am Abend der Réunion einige böhmiſche Uniformen auf, ſonſt unterbrechen nur die ſchwarzen Fracks der Kellner, die grauen Sommerröcke der vielbegehrten beiden Ärzte, der braun karrierte des Apothekers und die Hemdärmel der Badewärter das Gewimmel zierlicher bunter Damen- und Kindertoiletten. Ende Juli ändert ſich die Phyſiognomie des Ortes ein wenig. Dann beginnen die Gerichtsferien und einige Väter ſuchen Erholung im Schoße ihrer Familie und ſpülen ſich wohl auch den Aktenſtaub in dem mouſſierenden Säuerling ab. Allein von dieſen halbergrauten Würdenträgern iſt wenig für die Réunions, für Krocketpartien, Kahnfahrten und Heuſcheuer-Erſteigungen zu hoffen. Sie fühlen ſich am wohlſten, wenn man ſie in Ruhe läßt. Unter dieſen Umſtänden darf es nicht wunder nehmen, daß die Erſcheinung eines Löwen von Wittfurth gerechtes Aufſehen in Sladowa erregte. Und man muß ihm nachſagen, daß er ſeine kulturgeſchichtliche, ſozial-politiſche Rolle ihrer ganzen Ausdehnung nach zu erfaſſen wußte. Er trug allen Damen die Shawls, hübſchen ſowie häßlichen, was viel ſagen will. Er erkundigte ſich am Morgen bei jeder Dame, wie ſie geſchlafen habe, ob der Brunnen wirke, wieviel Becher ſie trinke, wieviel Grad ſie bade und ob ſie dabei noch ein Brett unter dem Kopfe habe, was noch mehr ſagen will. Letztere Frage war keine boshafte Anſpielung, ſondern rein kurgemäß, wie jeder, der Sladowa beſucht hat, beſtätigen wird. Denn das Waſſer der Quelle ſprüht und perlt derart, daß es oft den Badenden ins Geſicht ſpritzt und nervöſe Leute ſich vor der berauſchenden Wirkung durch ein über die Wanne gelegtes Brett ſchützen müſſen.

Kurz, der einzige männliche Badegaſt von Sladowa war liebenswürdig und unterhaltend von ſechs Uhr morgens, wo die Brunnenmuſik anfing, bis acht Uhr abends, wo ſich die gehorſamen Patientinnen in ihre primitiven Betten begaben. Er arrangierte Heuſcheuer- und Bukowinapartien, er war unerſchöpflich in Witzen und Anekdoten, er befreundete ſich ſowohl mit der Kreme des ſchleſiſchen Adels, wie mit der Breslauer Judenſchaft — ſeiner Liebenswürdigkeit konnte eben keine Konfeſſion und kein Rang widerſtehen. Überall flatterte das blaue Bändchen ſeines ſchwarzen Lackhutes, der ihm den Spitznamen: „Salonmatroſe“ eingebracht hatte, überall flitzte die ſchmächtige, mittelgroße, bewegliche Geſtalt umher. Was konnte nun der arme Mann dafür, wenn er, wie eine Biene an ihren Füßen den Blütenſtaub der Blumen trägt, ſo er unter ſeinem blauumbänderten Matroſenhütchen manch intereſſantes Geſchichtchen von einem zum andern trug? War es doch ſeine Pflicht, ſämtliche Damen zu unterhalten und Damen lieben es nun einmal, mehr über Perſonen, ſtatt über Sachen zu reden.

Flitzneer mußte ſich dieſer Eigentümlichkeit fügen, ſo ſchwer es ihm auch werden mochte. Ja — Flitzneer, unſer alter Freund aus Wittfurth war es, welcher ſich der verwaiſten herrenloſen Damenſchaft von Sladowa ſo mit Aufopferung aller geiſtigen und körperlichen Kräfte annahm.

Eines Tages war es ſehr heiß, wie es überhaupt in Sladowa ſehr heiß zu ſein pflegt. Es bietet damit einen ſchroffen Gegenſatz zu dem nahe gelegenen Reinerz. Wenn dort die halskranken Patienten Wintermäntel tragen, ſo ſtrahlen zu derſelben Zeit einige Meilen weiter ſüdlich diejenigen, welche Bleichſuchtsanwandlungen mit dem mouſſierenden Säuerling von Sladowa bekämpfen, in luftigen, weißen Kleidern.

Es war die Stunde nach der Table d'hote — die einzige, freie Zeit des vielbeſchäftigten Flitzner.

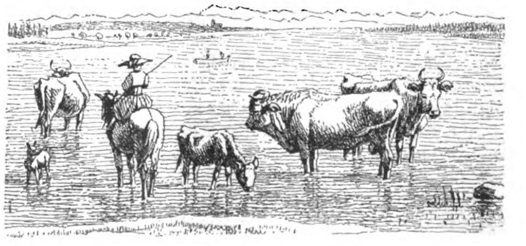
„Seine Damen“ hielten Sieſta, er durfte ſich verſchnaufen, nur einige Kinder ſpielten auf den Raſenplätzen des Parks Krocket, ſonſt war alles in der ſonnenflimmernden Luft wie ausgeſtorben. Im Kurſaal räumten die Kellner die Tafel ab, außer dem Klappern der Teller und Gläſer und einigen vereinzelten Rufen der Kinder unterbrach kein Laut die Stille.

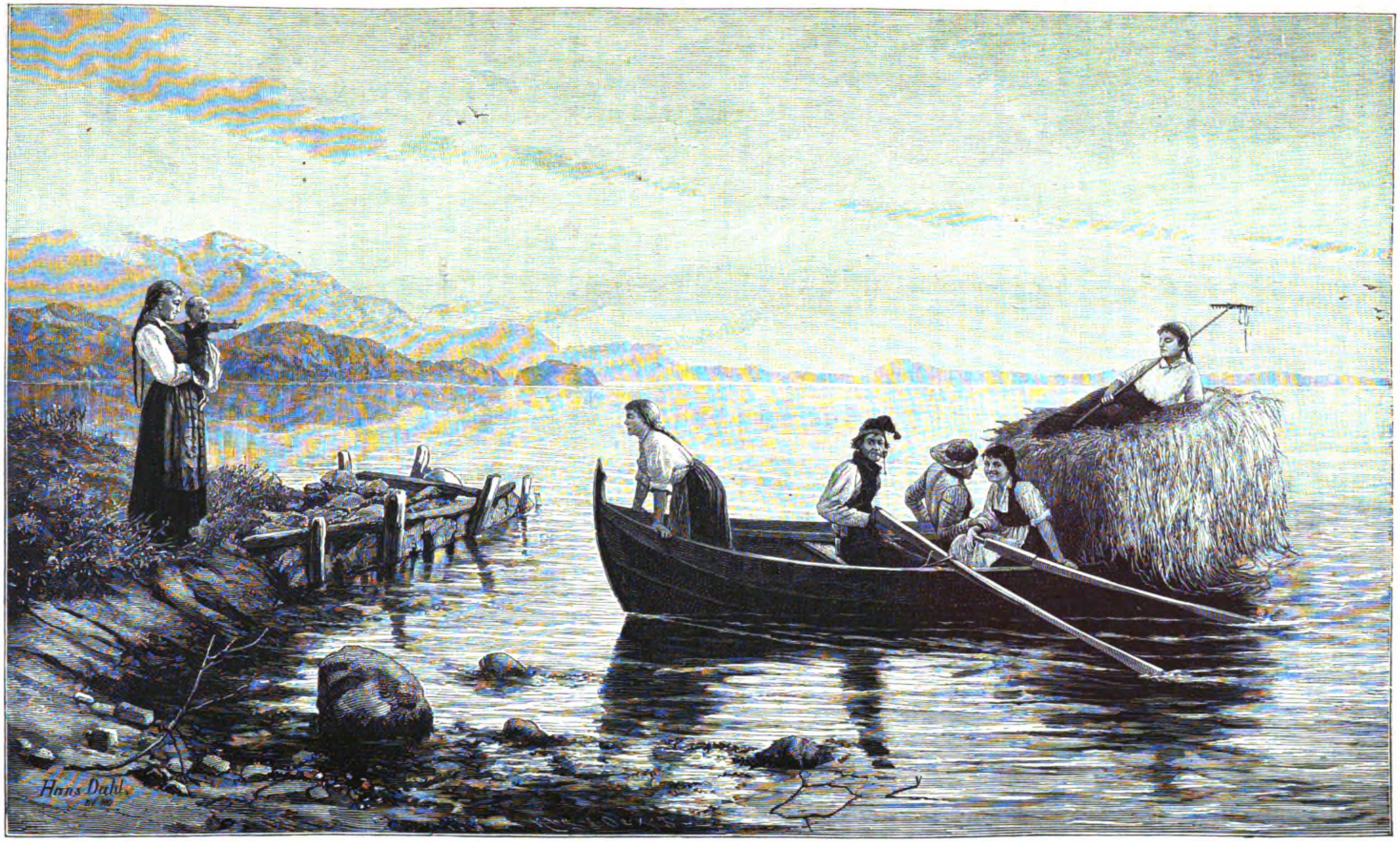
Flitzner ſetzte ſich in eine der Niſchen des einem kleinen Rundtempel ähnlichen Brunnenhauſes und lüftete den ſchwarzlakierten Matroſenhut. Er ſeufzte, zog ein Taſchentuch hervor, das in der Borte ein ſinnreiches Muſter von zierlichen Ankern hatte, und wiſchte ſich die hellen Tropfen von der Stirn. Es war ein ſaures Stück Arbeit, aber es war auch des Schweißes des Edlen wert. Um es rund herauszuſagen, Sladowa konnte nicht mehr ohne ihn fertig werden, er war die Seele des Badeortes.

Er ſah ſich im Kreiſe um. Auf dem Brunnenplatze ſtand Tiſch an Tiſch, jeder mit einer rot und weißen Kaffeeſerviette bedeckt, auf einige hatte man ſogar ſchon die Zuckerdoſe als Wahrzeichen der Beſitzergreifung geſetzt. Die Fliegen ſammelten ſich um dieſe und bildeten ſchwarze Kreiſe um den leckern Mittelpunkt. Auf dem Tiſche, an welchem Flitzner ſaß, ſtand ſogar eine ſilberne Kaffeedoſe, keine ſilberplattierte von Alfenide, denn an dieſem Tiſche, dem beſten und ſonnengeſchützteſten der ſechs Brunnenniſchen ſaßen tagtäglich General von Sommers und Regierungsrat Arnswalds. Flitzner hatte ihnen dieſe Niſche V erobert und da ſie „angriffſche Ware“ war, hielt er es für beſſer, nach Tiſche darin Platz zu ſitzen, bis ſeine Damen kamen, damit es keiner ehrgeizigen, breslauer Kaufmannsfamilie einfalle, von dem Territorium Beſitz zu ergreifen.

Flitzner blinzelte noch einmal nach den roten Kaffeeſervietten, nach der Doſe mit der Fliegengarnitur hin, — die Fliegen ſummten ſo einſchläfernd, die Luft war ſo heiß und ſtill, ſeine Lider ſchloſſen ſich, der Matroſenhut glitt ihm zur Seite, ſein Kinn ſank herab, er ſchlief ein.

(Fortſetzung folgt.)





Heimkehr. Gemalt von Hans Dahl.

Torilde von Tornau.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

(Fortſetzung.)

Der Herr von Schnaditz und der Junker waren noch in der Nacht zurückgeritten. Der Freiherr hatte tief und feſt geſchlafen und erwachte erſt, als die Sonne ſchon hochſtand. Der erſte Blick lehrte ihn, daß ein eiſiger Wind draußen herrſchte und den gefallnen Schnee zu Haufen getrieben hatte. Als er in den Saal herunterkam, fand er dort den Amtmann und den Gerichtsſchreiber.

„Habt Ihr erforſcht, wo die erſte alte Lieſel geblieben?“ redete ſie der Freiherr an.

„Es iſt alles geſchehen, was nur geſchehen kann“, antwortete der Amtmann. „Wir haben heute, ſobald der Tag graute und ſoweit der zuſammengetriebene Schnee es erlaubte, geſucht und geforſcht, aber nichts gefunden. Die Sache iſt geradezu unerhört und vollſtändig für den ruhigſten Mann unbegreiflich! Daher iſt es gar nicht zu verwundern, wenn die Stadt von dem tollſten Schwindel ergriffen iſt. Auf dem Friedhofe und unterwegs haben die Männer und die Frauen uns angehalten, die Furcht gibt die wahnſinnigſten Gedanken ein und, was das ſchlimmſte iſt, man kann gar nicht widerſprechen, weil man nicht weiß, was man ſagen ſoll.“

„Ihr ſagt, Ihr hättet den Friedhof durchſucht?“

„Ja“, entgegnete der Amtmann, „freilich nur ſoweit dies möglich iſt, da der zuſammengetriebene Schnee uns teilweiſe gehindert hat. Die zu Hügeln aufgeworfenen Gräber, in denen die Toten der letzten Krankheit liegen, ſind in vollſtändiger Ordnung, nirgends eine Spur zu entdecken, daß der Erdboden irgendwo aufgewühlt und die Tote aus ihrer Ecke in geweihte Erde gebracht ſei. Es war dies mein erſter Gedanke, aber ich habe ihn fallen laſſen müſſen, der Totengräber und ſeine Knechte erinnern ſich jedes Grabes, das ſie geſchaufelt, und wiſſen beſtimmt, daß alles gänzlich unverſehrt iſt. Außerdem weiß man ja, woran die alte Frau geſtorben iſt. Die Anſteckungskraft toter Körper iſt ja entſetzlich! Wenigſtens ſagt man es allgemein, und nur mit Hilfe von langen Stangen ſind die Geſtorbenen in ihre Särge gewälzt worden. Das hat jedermann gewußt ohne Ausnahme. Mein Verdacht fiel auf die geſtern geſtorbene Lieſel, denn dieſer Frau war alles zuzutrauen; ſie kannte weder Furcht noch Schande! Aber auch dieſe Vermutung iſt unrichtig, ſie ſaß bereits in der Kuſtodie, als der Herr von Schnaditz dem Schultheiß die Nachricht übermittelte, daß er die Alte im Graben habe verſcharren laſſen, wo ſie geſtorben, ſie hat gar nicht gewußt, daß man die Schweſter ausgegraben und auf den Friedhof gebracht hat. Alſo dieſer Verdacht iſt unbegründet. Ich will ganz davon abſehen, daß eine einzelne Perſon gar nicht im ſtande war, die Leiche aus dem tiefen Kaſten herauszunehmen und fortzuſchaffen. Kurz, ich weiß wahrlich nicht, was ich denken ſoll. Freiherr, es iſt wirklich ein verzweifelt Ding um die Zauberei! Da ſagen alle Gelehrten, daß es eine Thorheit ſei, daran zu glauben, da brechen einige jüngere Kollegen am Gerichtstiſche, wenn die Advokaten ſich entfernt und von Zauberei Vortrag gehalten haben, in lautes Gelächter aus und verhöhnen und verſpotten die alten Männer. Wenn nun aber ſolche Sachen geſchehen — was dann? Seht Freiherr, wir kommen zu Euch, weil Ihr bei uns waret und offen und ehrlich den Aufenthalt Eurer Torilde uns anzeigtet; denn dafür könnt Ihr nicht, daß ſie mir geraubt und der Doktor mit ihr in alle Winde gefahren iſt. Wir kommen zu Euch, um Euch zu ſagen, — daß — daß — —“

„Daß die Lage meines armen Kindes viel ſchlimmer geworden iſt!“

„Ja, gewiß, Freiherr, das iſt ſie. Seht, das war alles Kinderſpiel, was am ſchwarzen Ufer geſchehen iſt. Man konnte immer ſagen, und man würde es vielleicht am Richtertiſche geſagt haben, daß der tote Schneider in ſeiner Angſt mehr gehört, als er zu hören nötig hatte, daß man an und für ſich auf einem Fluſſe umherfahren kann, wie man will, daß die unglückliche Krankheit ſchon vor Jahrhunderten im Lande geweſen, daß ſie verſchiedene Male aufgetreten iſt, aber was will das alles bedeuten gegen die geſtern ermittelte Thatſache!“

„Meine Tochter ſteht in Gottes Hand, Amtmann!“

„Recht ſo, recht ſo, Freiherr, ich habe die Antwort erwartet und bin hocherfreut, ſie zu hören. Hauptſächlich kommen wir auch, um Euch klaren Wein einzuſchenken und Euch zu ſagen, daß wir die heutige Geſchichte nicht verſchweigen, ſondern in den nächſten Tagen dem Hauptgerichte anzeigen müſſen. Da wollte ich Euch nun fragen, iſt der Junker noch bei Euch, den der Gerichtsſchreiber heut nacht in Sturm und Wetter mit dem Herrn von Schnaditz auf das Schloß hat reiten ſehen?“

„Nein, er iſt zurückgeritten.“

„Gut, ſo lebt wohl, wir beide müſſen ihn ſprechen. Er iſt der einzige rechtskundige Mann, klug und geſcheit, wie nur ſelten Einer! Ich muß mit ihm beraten, was zu thun. Vier Augen ſehen mehr als zwei. Kommt, Gerichtsſchreiber, wir müſſen uns eilen, denn das Eine ſehe ich ſchon kommen, wenn wir zurückkehren, wird die Gerichtsſtube von Fragern und Denunzianten nicht leer!“

Die beiden Beamten hatten in einer halben Stunde Schnaditz erreicht, der Freiherr aber ging auf den Friedhof, um mit eignen Augen das beraubte Grab zu ſehen. Man war eben im Begriffe, die zuletzt geſtorbene alte Frau in den leer gefundenen Kaſten zu betten. Der leichte Schnee rings herum auf der großen Zahl der friſchen Gräber war durch die Sonnenſtrahlen geſchmolzen. Der Freiherr ſuchte mit dem Totengräber zuſammen jetzt all die kleinen Hügel ab und fand auch nicht die geringſte Spur einer Veränderung. Die Erregung der Einwohner hatte ſich nicht gelegt. Haufenweiſe umdrängten ſie die Mauer, Furcht und Neugierde gewahrte man auf den Zügen der Einzelnen. Grüßten die meiſten auch den Freiherrn ehrerbietig, ſo bemerkte er doch wiederum Perſonen, die ſich ſcheu von ihm abwendeten, ſobald er näher trat. Vor dem Friedhofe auf der Straße hatte ſich eine Menſchengruppe gebildet, in deren Mitte der Freiherr ſehr bald den Schultheiß gewahrte. Der Mann ſchien die Sprache wiederbekommen zu haben. Er redete eifrig, er geſtikulierte mit den Händen und man ſah es dem roten Geſichte an, daß der Schultheiß geiſtige Getränke zu ſich genommen. Er hatte dies früher nie gethan, und dem Freiherrn war es nicht zweifelhaft, daß der Schultheiß zu dieſem Mittel gegriffen, um ſich Mut zu verſchaffen. Der Freiherr mußte beim Verlaſſen des Friedhofes an ihm vorbei und bemerkte ſehr bald, daß der Vorfall, der ihm vor Monaten auf dem Markte begegnete, ſich hier abermals erneuerte, daß die Menſchen auseinanderſtoben und eilig nach Hauſe gingen. Nur der Schultheiß blieb ſtehen und ein kühner und trotziger Zug war an ihm bemerkbar. „Was laufen die Leute weg?“ ſagte der Freiherr mit kalter Ruhe.

„Was ſie weglaufen“, entgegnete der Schultheiß höhniſch, „Ihr fragt noch und ſeid doch der Vater der Hexe! Thut Ihr doch, als ob Ihr nicht wüßtet, wo ſie iſt, und alle Welt weiß es!“

„Meine Tochter meint Ihr, mein einziges Kind?“

„Wen denn ſonſt? Wollt Ihr es wiſſen, wo ſie iſt, ſo fragt die Leute, die eben fortgelaufen ſind, die nur auf den Amtmann warten, um zu beſchwören, was ſie heute früh und noch in der Nacht geſehen, als ſie zum Walde gelaufen ſind, um Holz zu holen, das der Sturm abgebrochen!“

„Schultheiß“, ſagte der Freiherr, dem der letzte Blutstropfen aus dem Geſichte gewichen war, „ich weiß, daß Ihr mir nicht wohlwollt, obgleich ich Euch abſichtlich nie etwas zuleide gethan, aber das iſt jetzt gleich, ſprecht, bei Chriſti Blut beſchwöre ich Euch, ſprecht, was wollt Ihr damit ſagen?“

„Warum denn nicht, die Leute werden es ſchon beſchwören, nicht einer etwa, nicht zehn, Freiherr, ſondern zwanzig, dreißig! Allen ohne Ausnahme iſt im Walde die alte Lieſel erſchienen, wie ſie leibte und lebte. Hoch hat ſie die Hände über dem Kopfe zuſammengeſchlagen, denn ſie hat auf ihr Herz gezeigt, das bloß gelegen hat und durch die Kleider zu ſehen geweſen iſt. Das Herz hat geblutet, Freiherr, ein Stück daran hat gefehlt, in langer Rinne iſt das Blut zur Erde gefloſſen, und neben ihr — neben ihr hat Euer Kind geſtanden, Eure Tochter Torilde — —“

„Schultheiß, um Gottes Barmherzigkeit!“

„Ja, ja, ruft den lieben Gott nur an! Da kommt Ihr zu ſpät, der Böſe hat geſiegt, Eure Tochter, Eure Torilde, ha ha, ich habe ſie ja nicht ſelbſt geſehen, ich war ja nicht im Walde, aber die andern alle, die es beſchwören werden bei ihrer Seelen Seligkeit, wißt Freiherr, ſie hatte ihn nicht mehr, er war weg.

„Wer, wer?“

„Wer? Ihr wollt es wiſſen, könnt Ihr es Euch nicht denken? Ich will es Euch ſagen, erfahren müßt Ihr es doch! Der Auswuchs, Freiherr, den ſie tragen mußte von Kindesbeinen an, der Auswuchs, der auf der Bruſt und auf dem Rücken ſaß, den Ihr ſo oft verwünſcht, weil Euch eine Mißgeſtalt geboren war! Was ſagt Ihr nun, Freiherr, ſie haben Eure Tochter alle geſehen, ſie ſtand unter einer Eiche, ſie iſt groß und ſchlank geworden, ſo groß, ſo hoch, ſo gerade wie die alte Lieſel, ſie hat freundlich gelacht wie immer, ſie hat vor Luſt die Hände zuſammengeſchlagen, ſie hat das dicke ſchwarze Haar zurückgeſtrichen, ihre Augen haben geblitzt, ſie hat freundlich genickt und allen zugenickt, ſie ſollten zu ihr kommen, ihr folgen — —“

„Schweigt, Schultheiß, oder bei Gottes Blut! — —“

„Ich fürchte mich weder vor Euch, noch vor Euren Drohungen! Ihr ſeid ein alter Mann und an Eurem Grabe wird ein gar ſonderbarer Eidam ſtehen! Wer iſt denn an allem ſchuld als Ihr allein, warum habt Ihr das Mädchen nicht gehütet vor ihm, warum habt Ihr ſie allein laufen laſſen durch Feld und Wald, warum habt Ihr geduldet, daß ſie zum ſchwarzen Ufer fuhr? Antwortet mir doch, was wollte Eure Tochter denn anders auf dem grauſigen Fleck, als ihm ihre Seele ergeben? In welcher Begleitung war ſie denn? Ich brauche es Euch nicht erſt zu ſagen. Und wo iſt ſie denn geblieben, die Alte, die den Bund vermittelte, wo iſt Eure Tochter ſelbſt geblieben? Sagt es mir doch, Freiherr, wenn Ihr es wißt? Ihr ſchweigt, Freiherr, weil Ihr nicht ſehen wollt, daß der Böſe die Tote geholt, er allein, der die Peſtilenz nicht ſcheut, weil keine Seuche ihm etwas thut. Wo iſt Eure Tochter? Wißt Ihr es, ſo ſagt es uns doch! Hört Ihr denn gar nicht, was jedes Kind ſich erzählt, daß der Böſe ſie geraubt zuſammen mit der alten Zauberin, mitten in der Nacht, tief im Walde, daß er drei kräftige Knechte mit Furcht und Angſt geſchlagen, daß er den Wagen und die Pferde geſtohlen hat.“

Der Freiherr hatte den Griff des Jagdmeſſers berührt, das er an ſeiner Seite trug. Aber er fühlte im Augenblicke, daß die Kraft ihm fehle, daß die Hand ihm machtlos zittere, daß er zu jeder Anſtrengung unfähig ſei.

„Laßt Euer Meſſer nur ſtecken“, fuhr der Schultheiß fort. „Ihr habt es uns ſcharf genug an die Kehle geſetzt! Wo iſt mein Weib, wo ſind meine blühenden Kinder? Tot, tot, hier auf dem Friedhofe liegen ſie alle! Seht Euch die fünf Gräber an, dort neben einander, ſeht die Reihen, die langen friſchen Reihen, auf denen das Gras noch nicht gewachſen iſt!“

„Was kann ich dafür?“ rief der Freiherr aus.

„Ihr, Ihr, was Ihr dafür könnt“, ſchrie der Schultheiß. „Ihr habt wohl ganz vergeſſen, was Ihr gethan, ganz vergeſſen, daß Ihr den Arzt oben eingeſperrt, daß Ihr die Burg hinter ihm verſchloſſen? Wißt Ihr nicht, daß er die beiden erſten Kranken gerettet, daß die andern, als Ihr ihn eingeſchloſſen, alle geſtorben, alle ohne eine einzige Ausnahme? Und Ihr fragt noch, was Ihr dafür könnt? Wie war es denn, als mein Weib und meine Kinder in Todesnot lagen, als ich zu Euch ſchickte und flehentlich um den Doktor bat, der den beiden erſten geholfen, daß ſie heut friſch und munter einhergehen? Was habt Ihr und Eure Tochter doch meinem Boten geantwortet, wißt Ihr es noch, Freiherr? Ich will es Euch ſagen: Er darf nicht über die Burg hinaus, mag leben und ſterben, was da will!“

„Es war der Befehl des Herzogs, mit meiner Ehre war ich für ihn verantwortlich, für ſeine Geſundheit, für ſein Leben!“

„Der Befehl des Herzogs? Ha ha, ich will es Euch beſſer ſagen, Euer eigner Befehl war es! Was Euch lieb und teuer war, ſogar die Freundinnen Eurer Tochter, hattet Ihr oben auf der Burg beiſammen! Zu Eurer eignen Hilfe behieltet Ihr den Doktor oben, der vielleicht unten von der Krankheit ergriffen wurde! Ha, iſt es nicht ſo? Denkt Ihr, daß wir uns täuſchen laſſen? Verſteht Ihr, was das Blut bedeuten ſoll, das aus dem Herzen der Alten gefloſſen? Es iſt unſer Blut, das Ihr verſpritzt, das jetzt an Euch klebt, das Ihr nicht verwaſchen könnt, möget Ihr thun, was Ihr wollt!“

„Ich will, ich kann mit Euch nicht rechten!“

„Das glaub' ich Euch“, fuhr der Schultheiß fort, „das iſt auch unmöglich, denn der Tag der Rache iſt da! Was Ihr ausgeſtreut zur Frühjahrszeit, im Herbſte ſollt Ihr es ernten, blickt dort hinüber auf die lange Reihe der Gräber. Ihr habt dem Böſen einen Finger gegeben — er nahm Eure ganze Hand! Wundert Ihr Euch noch darüber, daß er ſich Eure Tochter geholt? Einen Dank müßt Ihr doch dafür erhalten, daß Ihr die Hunderte und aber Hunderte ohne Beichte ihrer Sünde, ohne den Leib des Herrn, in die Ewigkeit zum Böſen geſendet habt!“

„Ihr ſprecht, wie Ihr es verſteht, Schultheiß, ich zürne Euch darüber nicht. Glaubt mir, es dämmert der Tag der Verſöhnung. Selig ſind, die auf Gott bauen! Habt Ihr das Wetter heut nacht vernommen, den Sturm, der alles drohte zu vernichten? Schien die Sonne nicht wieder hell und klar, als es Morgen ward?“

„Ja wohl“, lachte der Schultheiß höhniſch, „ſie ſchien und beleuchtete das Doppelbild in Wald und Feld, — die Alte und Eure Tochter!“

Der Freiherr zitterte vor Zorn, aber er begriff im Augenblicke wieder, daß Ruhe notwendig ſei und er ſich bezwingen müſſe. „Schultheiß“, ſagte er, „daß das Volk ſo redet, wundert mich jetzt wahrlich nicht mehr. Weiß ich es doch nun beſtimmt aus Eurem Munde, weſſen man mich zeiht! Aber daß Ihr ſelbſt, der erſte und verſtändigſte der Bürger, ſolcher Thorheit ergeben ſeid, daß Ihr ſelbſt den tollen Spuk glaubt, den die erſchreckte Menge verbreitet, das alles hätte ich nimmer von Euch geglaubt! Ihr ſaget, Schultheiß, die Sonne beſchien das gräßliche Doppelbild. Das kann nicht ſein, das iſt nicht wahr, das iſt erlogen! Sagt mir doch, wer ſendete heut morgen den lichten Strahl, wer die Ruhe über Feld und Wald, wer anders als unſer Vater im Himmel? Ach, ich habe auch an ihm gezweifelt, heut nacht war es, als es leuchtete über der Burg von den Blitzen des Himmels! Stand ich doch betroffen wie niemals, als die Kunde zu mir drang, daß der Leib der erſten alten Lieſel aus dem Grabe verſchwunden ſei. Aber das Schwerſte war, was Euer Mund mir jetzt verkündet, was das Vaterherz mir zu zerreißen droht! Bei alledem, Schultheiß, bleibt ein Wort doch ewig und unumſtößlich wahr: ‚Der alte Gott verläßt die nimmer, die auf ihn bauen!‘ So mag denn geſchehen, wie er es beſtimmt! Ich weiß, ich hatte nicht den Willen, Euch zu ſchaden, als ich den Arzt von der Stadt trennte und auf der Burg behielt, ich gehorchte nur dem ſtrengen Befehl unſeres Herzogs! Ich weiß, mein armes Kind iſt frei von der Sünde, der man ſie zeiht, es kann alſo kommen, was da mag. Sein Wille geſchehe!“

„Ich kann Euch im voraus ſagen, was da kommen wird, der Schwur der Zeugen, die ſie geſehen in Wald und Feld!“

„Ich kann es nicht ändern“, ſagte der Freiherr, „das Auge der Zeugen war geblendet, ſie haben vermeint, meine Tochter zu ſchauen — in Angſt, in Furcht und Schreck ſind ſie getäuſcht — in Wirklichkeit haben ſie nichts geſehen!“

„Aber der Schwur, Freiherr“, ſchrie der Schultheiß, „der Schwur in der ſchwarzen Kammer vor dem Bilde des Heilandes!“

„O ja“, ſagte der Freiherr, „ſie werden wohl ſchwören, noch iſt die Prüfung ja nicht zu Ende! Was ſie glauben, mit dem Sinne erfaßt zu haben, werden ſie beſchwören! Des Himmels Strafe wird ſie ob ihres Irrtums nicht treffen. Gehabt Euch wohl!“

Der Freiherr wendete ſich und ging langſam nach der Burg. Der Schultheiß ſah ihm lange nach.

„Wie ſagte er doch“, ſprach er leiſe vor ſich hin, „der alte Gott verläßt die nicht, die auf ihn bauen! Hab ich nicht auch einmal ſo gedacht, ſind die Worte nicht ſo ſchön, ſo — — —“

Er war an der Gräberreihe angekommen, wo ſeine Toten lagen.

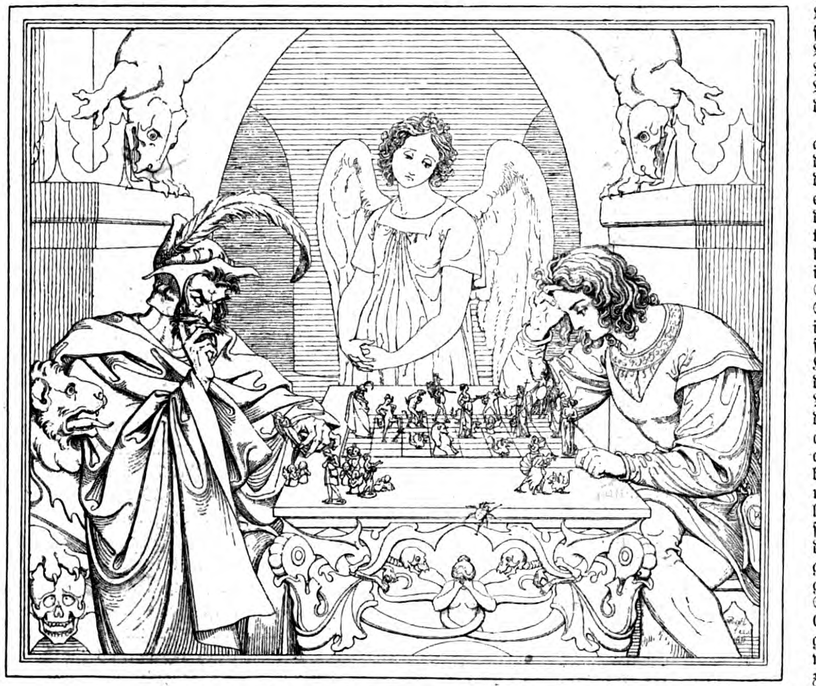
„Schwachſinniger Greis“, fuhr er auf, „hier unter der Erde liegen ſie alle, die Gott mir geſchenkt! Wer hat ſie mir entriſſen, wer nahm die Hilfe von ihrer Seite, als du allein? Ein leeres Wort haſt du geſprochen, dein Herz dachte nur an dich und die Deinen! Unſerer aller hatteſt du vergeſſen, der Tag der Vergeltung bricht an! Mit deinem einzigen Kinde, mit deinem eignen Fleiſch und Blut tilgſt du deine ſchwere Schuld, mit deiner einzigen, deiner allerletzten Tochter zahlſt du die Toten! Waren das Gottes Wege, die du gewandelt? Des Böſen waren ſie und jetzt kommt er und bringt dir ſeinen Lohn! Auge um Auge, Freiherr, Zahn um Zahn!“

(Fortſetzung auf S. 682.)

Moritz Retzſchs Schachſpieler.

Man redet von unſterblichen Kunſtwerken, doch iſt wenigen von ihnen der ungetrübte Charakter der Ewigkeit gegeben, den meiſten „bleibt ein Erdenreſt zu tragen peinlich“. Raphaels Sixtina hat kaum etwas von dieſem Erdenreſte; deſto mehr haben zum Beiſpiel ſeine Pſyche-Fresken. Es iſt mir aber zweifelhaft, welches von beiden Werken die lebhaftere Zuſtimmung ihrer Zeitgenoſſen gefunden hat. Denn es iſt merkwürdig, gerade jener moderne Zug iſt es, welcher einſt, als der Geſchmack ihm entſprach, geſchätzt wurde und der ſpäter als etwas Fremdes und Unſchönes Mißbehagen verurſacht. Man ſchlage einen Band alter Modeblätter auf; dieſelben Trachten, welche man heute lächerlich findet, fand man einſt ſchön und elegant, — aber manches bleibt immer ſchön.

Dieſer dem Kunſtwerk anhaftende Zeitcharakter erſchwert dem Beſchauer die Würdigung alter Kunſtwerke, iſt aber auch andererſeits das Geburtsatteſt von Werken, die ſonſt nicht beglaubigt ſind, und gewährt in jedem Falle durch Vergleichung mit der Gegenwart ein kulturhiſtoriſches Intereſſe. So iſt es mit den Werken des einſt ſehr geſchätzten und jetzt faſt vergeſſenen Moritz Retzſch (geb. 9. Dezember 1779 zu Dresden, geſt. 11. Juni 1857 als Profeſſor an der Kunſtakademie ſeiner Vaterſtadt), bekannt durch ſeine Umrißradierungen zu Goethes Fauſt, zu Schillers Glocke, zu Bürgers Balladen, auch zu Shakeſpeares Werken. Im Jahre 1836 erſchien die Zeichnung, welche wir nebenſtehend reproduziert haben und die für ſeine Art charakteriſtiſch iſt. Dieſelbe hat neben unverkennbaren Schönheiten gewiſſe krauſe und wunderliche Züge, für die wir heute keinen Geſchmack mehr haben. Vor fünfzig Jahren erfreute ſich dieſes Blatt einer begeiſterten Aufnahme ſeitens des Publikums, heute wiſſen wir nicht recht, was wir damit anfangen ſollen. Der romantiſche Zug des Bildes — es war ja die Zeit des Freiſchützen — fand Verſtändnis, dieſer Satanas oder Mephiſto oder Samiel mit der bühnengerechten Hahnenfeder erregte ſtilles Gruſeln, der junge Menſch, eine Figur aus den damaligen Ritterromanen, dem alle Frauenherzen entgegenſchlugen, erweckte tiefes Mitgefühl, und der Schutzgeiſt iſt ſo weiblich und ſüß, wie man es damals im Bilde und auf der Bühne liebte. Ich komme immer wieder auf die Bühne zurück, denn dieſe Scene iſt eine echte Theaterſcene; der Tiſch iſt offenbar ein Verſatzſtück von Pappe, und die Gewölbe ſind ohne Zweifel gemalte Dekorationen.



Die Schachſpieler. Zeichnung von Moritz Retzſch v. J. 1836.

Wir Realiſten glauben dem Vorgang, wie er ſich uns darſtellt, nicht recht, wir verſtehen ihn auch nicht recht. Dies dürfen wir um ſo unbedenklicher eingeſtehen, als man ihn damals auch nicht verſtanden haben würde, wenn nicht C. Borr. von Miltitz nach den Andeutungen des Künſtlers eine Erläuterung dazu geſchrieben hätte. Nach dieſer Erläuterung bedeutet der Jüngling den Menſchen in abstracto. Der Satan iſt der Satan, der Fürſt der Hölle, der Lügner von Anfang. Die Engelgeſtalt rückwärts von beiden Spielern iſt der Schutzgeiſt des Menſchen. „Ihn zu verdrängen, ſteht nicht in des Satans Macht, nur der Menſch ſelbſt kann ihn aufgeben oder von ſich treiben. Dagegen darf der Genius — gleich dem Gewiſſen — nur leis warnen, aber nicht raten oder zur That beſtimmen.“ So?! Alſo mehr vermag Schutzgeiſt und Gewiſſen nicht? Ich hätte geglaubt, das Gewiſſen rät und treibt zur That, ich hätte gemeint, ein Schutzgeiſt, der nur mit empfinden kann, der nur den Kopf neigt und die Hände ineinander legt, wird nicht viel helfen. Item — der arme Menſch unſeres Künſtlers iſt nun einmal nicht beſſer beraten. Es iſt alſo auch kein Wunder, daß ſein Spiel ſo ſchlecht ſteht; der Satan rückt mit allen ſieben Todſünden heran. Seine Königin iſt die Wolluſt, ſeine Offiziere ſind Faulheit, Zorn, Stolz, Falſchheit, Geiz und Unglaube. Die Bauern ſind die Zweifel. Auf Seiten des Menſchen iſt die Königin die Religion, die Offiziere ſind Hoffnung, Wahrheit, Friede, Demut, Unſchuld und Liebe. Die Bauern ſind Gebete. „Das Spiel ſteht ſchlimm für den Menſchen. Schon hat ihm der Feind durch Wegnahme mehrerer Engelköpfe die Kraft des Gebets geſchwächt, ſchon ihn um Liebe und Unſchuld gebracht, die Demut iſt bereits geraubt, der Friede verloren. Wolluſt, Unglaube und die böſen Zweifel drängen auf die ruhig und erhaben daſtehende Religion ein, welche ſich ſchützend vor den angegriffenen Menſchen hingeſtellt hat, der, ſolange er die Religion nicht aufgibt, noch auf Rettung hoffen darf.“

Alles das iſt ſchön und bieder. Aber warum ſpielt denn der Menſch überhaupt Schach mit dem Böſen? Der Schutzgeiſt ſollte einfach das Brett umwerfen. Und warum ſpielt er Schach? Entſpricht denn der pſychologiſche Vorgang, daß in einer Seele Gutes mit Böſem kämpft, irgendwie dem Schachſpiel? Das Eigentümliche des Schachſpiels beſteht doch in der klugen Erwägung und Verwendung von Kräften. In dieſem Sinne können aber Religion und Gebet nicht mit Schachfiguren verglichen werden. Der Engel ſollte mit dem Teufel um die Seele des Menſchen ſpielen. Aber freilich — viel beſſer wäre der Gedanke dadurch nicht geworden. Er iſt auf den erſten Blick geiſtreich, tiefſinnig, bei näherer Betrachtung aber ein Mißgriff, den alles Beiwerk nicht verdecken kann.

Wie kommt denn aber der Künſtler darauf? Ich vermute durch die Umbildung eines ähnlichen Gedankens, den die mittelalterliche Kunſt häufig anwendet. Da iſt es der Tod, welcher Schach ſpielt. Der Sinn iſt: Der Tod iſt der beſte Schachſpieler; da hilft keine Kunſt, zuletzt ſagt er doch Schach und Matt. Hier paßt das Mattſetzen, welches nicht müde machen, ſondern töten bedeutet, ſehr gut, und die kalt überlegende und grauſam-rückſichtsloſe Art des Spieles paßt ſehr gut zu dem Totengerippe mit der Senſe. Oder der Gedanke iſt ſo dargeſtellt: Der Tod wirft alle Figuren zuſammen, wenn's Spiel aus iſt — König und Bauer müſſen in denſelben Kaſten. Auch dies Gleichnis trifft zu. Aber „Satan ſpielt mit dem Menſchen um ſeine Seele“, das iſt ein Gedanke, der, wo man ihn auch anfaßt, nicht Stich hält. Glücklicherweiſe waren unſere Väter nicht ſo kritiſche Naturen, als wir es ſind. Ob ſie ſich aber bei dieſem Mangel nicht beſſer geſtanden haben als wir, das iſt eine wohl aufzuwerfende Frage. M. A.

Richter Lynch.

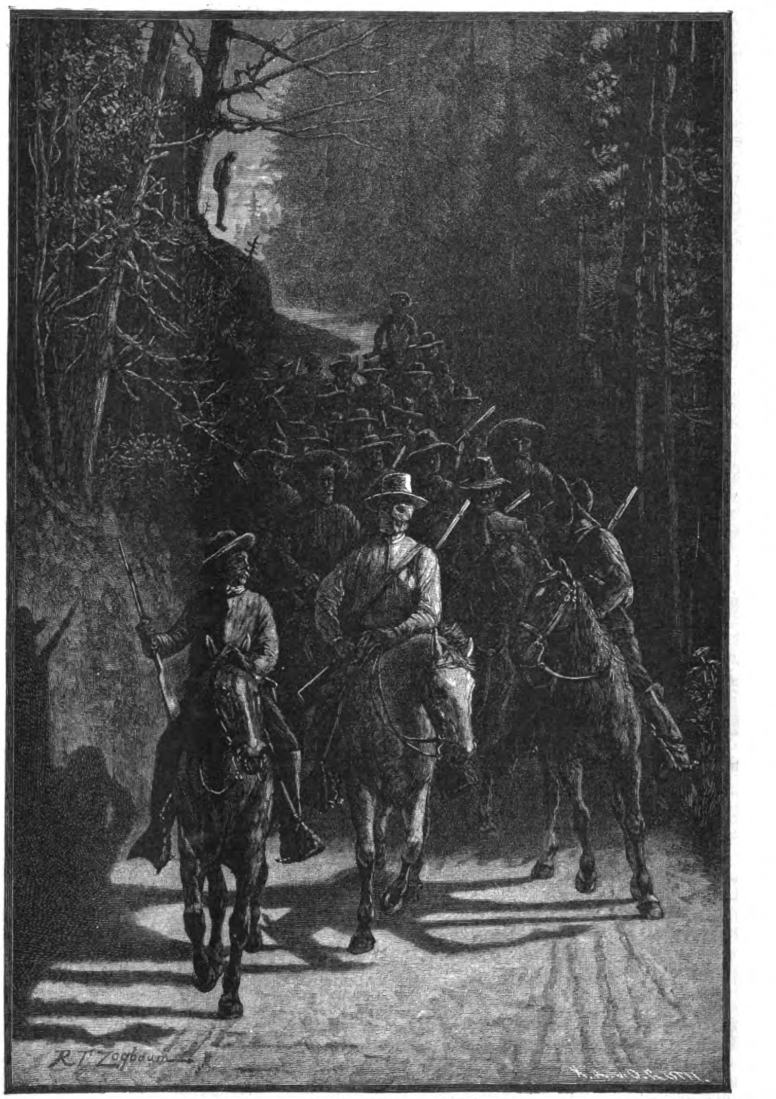
„Ich bin auch einmal mit dabei geweſen,“ ſagte mir ein alter Kalifornier, mit dem ich jüngſt auf der Pacificbahn zuſammentraf. „Aber das waren noch andere Zeiten. Die Sicherheitskomitees von San Francisco, Sacramento, Marysville ꝛc. beſaßen alle Vorzüge, welche dem Lynchgeſetz eigentümlich ſind, aber nicht deren Nachteile. Sie waren aus friedliebenden Männern zuſammengeſetzt, die ſich ihrer Verantwortlichkeit bewußt waren, und ihre Amtsführung hatte nur den einen Fehler, daß ſie ungeſetzlich war. Aber die Männer, welche ſich damals zur Aufgabe machten, Verbrechen zu ahnden, denen das Geſetz nicht beikommen konnte, die waren zum größten Teil von Anſehen und Wohlſtand, ihre Namen waren im Volke bekannt. Man konnte kaum ſagen, daß ſie unverantwortlich geweſen wären, denn ſie hätten jeden Tag zur Rechenſchaft gezogen werden können, wenn die öffentliche Meinung etwa Unzufriedenheit mit ihrer Amtsführung gezeigt hätte. Jetzt aber, wo das Anſehen des öffentlichen Geſetzes befeſtigt iſt, da ſehe ich in der Lynchjuſtiz mehr den Ausbruch von Leidenſchaft und Übermut. Der wahre Gerechtigkeitsſinn zeigt ſich nicht darin, daß maskierte Männer einen Spitzbuben in der Nacht hängen, ſondern darin, daß die vom Staat eingeſetzte Behörde in ihrer Autorität vom Volke geſtützt wird.“

„Wo iſt das geweſen, daß Sie mit dabei waren, mein Herr,“ fragte ich meinen Reiſebegleiter.

„Es war drüben, unweit Sacramento,“ ſagte er, mit dem Daumen rückwärts über die Schulter nach Weſten zeigend. „Seitdem ſind ſchon fünfundzwanzig Jahre vergangen, und es ſieht dort anders aus als zu meiner Zeit. Es war dazumal wenig Geſetz und wenig Ausübung richterlichen Anſehens zu ſpüren. Beſonders ſchlimm war es mit den Pferden, faſt jede Woche hörte man in den Niederlaſſungen von Pferderaub. Und das erbitterte die Leute am meiſten, denn was Menſchenleben anbetraf, ſo wurde es damit nicht ſo ſchwer genommen.“

„Erzählen Sie mir doch, wie das damals mit dem Lynchgeſetz verlief, denn ich mache mir keine klare Vorſtellung von ſolch einer Handlung,“ ſagte ich.

„Nun, es iſt eigentlich wenig davon zu erzählen,“ entgegnete er, indem er in ſeinem Gedächtnis umherzukramen ſchien. „Es war in der erſten Zeit, als ich mich dort angekauft hatte, und ich war noch unbekannt mit den Gebräuchen des Landes. Da traf ich eines Morgens vier bis fünf Reiter aus der Nachbarſchaft in der Nähe meiner Farm, welche mir ſagten, daß vier Pferde in der Nacht geſtohlen worden ſeien, daß man aber nicht wiſſe, wer ſie genommen habe. Nur habe man Verdacht, daß es drei böſe Kumpane geweſen ſeien, die ſich bereits verſchiedene Unzuträglichkeiten hätten zu ſchulden kommen laſſen. Man wiſſe, daß ſie ſich mit falſchem Spiel beſchäftigten, und es ſei ſehr wahrſcheinlich, daß ſie es geweſen ſeien, durch deren Hand vor einigen Wochen Farmer Wilkinſon umgekommen ſei. Nun wolle man der Sache ein Ende machen, und gegen fünfundzwanzig Nachbarn hätten ſich zuſammengethan, um nach den Pferden und den Dieben auszureiten. Ich ſagte, daß ich gerne mit von der Partie ſein wolle, aber wohl wiſſen möchte, woran die Räuber zu erkennen und wie ſie zu überführen ſein würden. Sie meinten, es würde genügen, ſie überhaupt nur zu finden, übrigens ſeien die Pferde zwei Braune, von denen der eine einen weißen Hinterfuß habe, ein Rappe und eine Schecke. Daran würden ſie jedenfalls leicht zu erkennen ſein.



Richter Lynch. Gezeichnet von Zogbaum.

„Ich ſtieg zu Pferde, nahm mein Derringerpiſtol im Halfter mit und ſchloß mich dem Trupp an. Andere Trupps ritten nach anderen Seiten. Die ganze Umgebung ſollte abgeſucht werden. Wir ritten ſchnell und legten bis Mittag manche Meile zurück. Ich hatte ein ſehr gängiges Pferd, einen Mexikaner, nicht ſehr groß, aber ungewöhnlich ausdauernd. Es war eine bösartige Kröte, aber wer ſich an ſie gewöhnt hatte, der konnte im Galopp ſehr ſchnell damit vorwärts kommen. So machte es ſich denn, daß ich allmählich den anderen vorauskam. Ich war in Eifer geraten und glaubte, da mir eine ſolche Sache noch neu war, bei jeder Biegung des Weges in der Entfernung Pferde zu ſehen. Der Weg führte zuerſt durch mehrere Waldſtücke hindurch, mündete zuletzt aber in offenes Land, wo nur noch Radſpuren und Pferdetritte durch das Gras führten, und hier, wo man weit ſehen konnte, entdeckte ich richtig ſo etwas wie einen Trupp vor mir. Die friſchen Hufſpuren zeigten mir, daß ich diesmal wirklich Pferde ſah. Ich blickte mich um, und da ich meine Gefährten nicht mehr ſah, war ich einen Augenblick unſchlüſſig, ob ich weiter reiten ſollte. Aber ich ſagte mir, daß es bedenklich ſei, die Leute vor mir aus den Augen zu laſſen. Denn ſie konnten verſchwinden, und dann mußte das Suchen von neuem anfangen. Alſo gab ich meinem Mexikaner die Sporen und galoppierte hinter dem Trupp her. Meine Vermutung beſtätigte ſich bald, denn nach zehn Minuten konnte ich ſieben Pferde und drei Reiter unterſcheiden und ſah deutlich eine Schecke, einen Rappen und zwei Braune, von denen der eine ſeinen weißen Strumpf am Hinterbeine trug. Einer von den Reitern ritt voraus, die beiden anderen ritten neben einander und führten jeder ein Handpferd, dem noch ein Pferd mit dem Halfterſtrick am Schweiſe feſtgebunden war.

„Die Leute ſahen ſich um, als ich näher kam, und fielen in Schritt. Sie mochten nicht erwarten, daß ſie verfolgt würden, weil ſie nur den einen Mann hinter ſich ſahen, und ich hielt es für gut, ſie nicht zu erſchrecken, ſondern ruhig mit ihnen zu reiten, bis Verſtärkung nachkäme. So folgte ich denn dicht hinter ihnen, und wir ſprachen gemütlich über das Wetter und über die Ernte. Nach einiger Zeit kamen wir an ein einzeln ſtehendes Haus und ich dachte, hier würde ſich vielleicht Gelegenheit finden, die Leute feſtzunehmen. Sie hielten an, um zu trinken und einer ſtieg ab und ging hinein, während die anderen draußen warteten. Ich ging mit, aber überzeugte mich, daß auf keine Hilfe zu rechnen ſei, denn in dem Hauſe — es war eine Schenke — fand ſich nur eine Frauensperſon. Wir brachten den Leuten die Flaſche mit hinaus, tranken und ritten dann weiter. Als ich aber ſah, daß noch immer keine Verſtärkung nachkam, hielt ich es für zweckmäßig, der Geſchichte ein Ende zu machen.

„Ich rief alſo deutlich, ſodaß ſie es alle drei verſtehen konnten: ‚Im Namen des Geſetzes haltet an! Ihr müßt mit mir umkehren!‘ Kaum hatte ich dies gerufen, als von den beiden Leuten, die zunächſt vor mir ritten, der eine ſich im Sattel drehte und ſeinen Revolver auf mich richtete. Aber noch ehe er ſchießen konnte, traf ich ihn mit einer Kugel in den Kopf, ſodaß er aus dem Sattel fiel. Nun hatte inzwiſchen der andere ſein Piſtol fertig gemacht und eine Kugel fuhr mir durch den Hut. Das böſe Gewiſſen mußte dieſem wohl die Hand unſicher gemacht haben, daß er nicht mich ſelber traf. Ich hielt ihm, ehe er zum zweitenmale ſchießen konnte, die Mündung vor das Geſicht und forderte ihn auf, ſich zu ergeben. Er wurde blaß, ließ die Hand mit der Waffe ſinken und ſagte nur: ‚Sie ſchießen ſehr ſchnell, mein Herr.‘ Während deſſen ſah ich mit einem Auge nach dem dritten, der vorne war, und ich bemerkte, daß ihm unheimlich geworden war, denn er gab ſeinem Pferde die Sporen und machte, daß er wegkam. Ich konnte ihn nicht verfolgen, denn ſonſt hätte ich meinen Gefangenen freigeben oder erſchießen müſſen, und zu keinem von beiden hatte ich Neigung. So ließ ich denn meinen Mann vor mir her reiten, nachdem ich ihm ſeinen Revolver abgenommen hatte, und kehrte mit ihm nach der Schenke zurück, die nur etwa fünfhundert Schritt weit entfernt lag. Er mußte zwei Pferde führen und die andern liefen von ſelbſt mit.

„Es wäre mir lieb geweſen, dieſen Mann der Juſtiz zu übergeben, und ich band ihn deshalb mit Halfterſtricken an einen jungen Baum vor der Thür der Schenke, ließ die Frauensperſon herauskommen, erzählte ihr, daß dieſer Mann ein arger Spitzbube ſei, und gab ihr ſeinen Revolver, damit ſie ihn niederſchöſſe, wenn er ſich etwa losmachte. Ich ſelber wollte nämlich doch noch verſuchen, den dritten auf meinem Mexikaner einzuholen. Sein Pferd ſchien mir ziemlich müde zu ſein, er hatte es vermutlich ſchon in der Nacht vorher ſehr angeſtrengt. Es war ein reſolutes Mädchen von etwa zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, und es verſprach mir, getreulich Wache ſtehen zu wollen. Aber inzwiſchen änderte ſich die Sachlage, denn jetzt kamen meine Gefährten heran und waren ſehr erfreut, einen Teil des Geſchäfts ſchon beſorgt zu ſehen. Sie ſagten, daß es juſt die geſtohlenen Pferde ſeien und daß ſie ſich auch in den Perſonen der Diebe nicht geirrt hätten. Zwei von ihnen wollten mich begleiten, um den dritten aufzuſuchen.

„Wir ritten ziemlich ſcharf noch einige Meilen weit, fanden aber nicht, was wir ſuchten, und kehrten endlich um, da es ſpät zu werden anfing und die Pferde müde wurden. Als wir nach der Schenke kamen, fand es ſich, daß der gefeſſelte Dieb inzwiſchen geſtorben war. Unſere Gefährten, die bei ihm geblieben waren, ſagten, er habe Verſuche gemacht, ſich zu befreien. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß es wünſchenswert ſei, auch den dritten einzufangen, aber für den Augenblick war nichts zu machen. Die Farmer verklagten ihn nicht, denn obwohl ſeine Identität leicht feſtzuſtellen und ſeine Schuld leicht nachzuweiſen war, zweifelte man an der Wirkſamkeit des öffentlichen Verfahrens. Es beſtand an manchen Plätzen, und namentlich in Sacramento, eine ſtarke Neigung, die Verbrecher wegen mangelnder Beweiſe freizuſprechen, und man konnte manchem Manne begegnen, der mit dem rauchenden Piſtol in der Hand bei der Leiche ergriffen worden war, ohne daß das Geſetz die Beweiſe zu ſeiner Verurteilung genügend hätte finden können. Wir hielten uns deshalb einige Monate ganz ſtill und erkundigten uns nur unter der Hand nach dem Aufenthaltsorte des dritten Pferdediebes. Das Schweigen im Lande und der Mangel an Nachforſchungen mochten ihn endlich ſicher gemacht haben, vielleicht dachte er auch, wir hätten mit der Beſtrafung ſeiner beiden Genoſſen den Prozeß abgeſchloſſen — genug, er kam wieder auf das ihm bekannte Terrain, und es wurde feſtgeſtellt, daß er auf der Farm eines gleichfalls nicht in gutem Geruche ſtehenden Mannes Unterkunft gefunden habe. Er galt für den ſchlimmſten von den dreien, und die öffentliche Meinung bezeichnete ihn wohl mit Recht als denjenigen, der Wilkinſon in der Ecke zwiſchen ſeinem Garten und der Landſtraße ums Leben gebracht habe.

„So machten ſich denn eines Abends, als der Mond halbwegs hell ſchien, die zwanzig bis fünfundzwanzig Farmer, welche ſich der Sache einmal angenommen hatten, ganz in der Stille auf und ritten zu der Farm, wo der Major, wie er wegen Unbekanntſchaft ſeines ihm geſetzlich zukommenden Namens allgemein genannt wurde, die Nacht ſchlief. Wir machten keinen Lärm, bis wir das Haus von allen Seiten umſtellt hatten, dann aber gingen ſechs von uns an die Thüre und pochten ſo ſtark, daß man es drinnen deutlich vernehmen konnte, ſelbſt wenn die Bewohner eine gehörige Portion Branntwein zu Nacht getrunken hatten. Es dauerte auch nicht lange, ſo ward ein Fenſterladen aufgemacht, und ein Geſicht kam heraus. Es war der Beſitzer der Farm. ‚Wir wünſchen den Major zu ſprechen,‘ ſagte der Vorſitzende des Sicherheitskomitees. Der Mann am Fenſter war ſehr blaß und ſah die Büchſenläufe, die im Mondlicht glänzten, mit argwöhniſchem Blicke an. Vermutlich hatte er ſelbſt kein ganz reines Gewiſſen. ‚Der Major iſt nicht hier,‘ antwortete er nach einigem Beſinnen. ‚Seien Sie kein Narr, Mr. Johnſon,‘ ſagte ihm der Vorſitzende. ‚Wir haben wichtige Geſchäfte mit ihm, und es wäre unſerer urſprünglichen Abſicht zuwider, wenn wir dieſelben auch auf Ihre Angelegenheiten ausdehnen müßten.‘ Johnſon überlegte ſich die Sache einen Augenblick und ging dann die Thüre öffnen. Wir traten ein, zündeten Licht an und fanden den Major halb angekleidet auf einem Stuhl vor ſeinem Bette ſitzen. Er ſchlotterte mit den Knieen, und das hatte ihn wahrſcheinlich verhindert, ſich vollſtändig anzukleiden.

„Wir ſagten ihm, er möchte mit uns gehen, aber er erwiderte, daß er ein freier Mann und amerikaniſcher Bürger ſei, der niemand zu gehorchen brauche. Seine Stimme war ſehr unſicher, als er das ſagte, und klang eher wie die eines lallenden Kindes, als wie die eines freien Mannes und amerikaniſchen Bürgers. Nun war unſer Vorſitzender ein alter Mann von feierlichem Weſen und großer Gottesfürchtigkeit, der darauf hielt, alle Geſchäfte in gehöriger Ordnung zu erledigen. ‚Meine Herren,‘ ſagte er, ‚es wird nicht thunlich ſein, dieſen Mann ohne ordentliches Verhör und Geſtändnis wider ſeinen Willen abzuführen. Laßt uns die anderen Herren herbeirufen und die Frage in der gehörigen Weiſe unterſuchen.‘

„Wir riefen nun die andere Geſellſchaft herbei, welche draußen Wache hielt, und etwa zehn Mann ſtiegen ab und kamen in das Zimmer, während die anderen zu Pferde vor den offenen Fenſtern hielten, ſodaß ſie an der Verhandlung teilnehmen konnten. In der Mitte des Zimmers ſtand ein Tiſch mit einer brennenden Laterne, und daran ſaß der Vorſitzende, welcher eine kleine Bibel aus der Taſche gezogen hatte. Wir anderen ſtanden hinter ihm und zwei blieben zu den Seiten des Majors.

‚Angeſchuldigter,‘ ſagte der Vorſitzende, ‚Sie werden bezichtigt, am 27. Mai dieſes Jahres dem Tommy Wilkinſon, der Ihnen vorgeworfen hatte, daß Sie mit falſchen Karten ſpielten, den Hals abgeſchnitten zu haben. Ob er Ihnen dieſen Vorwurf gemacht hat, indem er ſich auf thatſächliche Beweiſe ſtützte oder nicht, das thut jetzt nichts zur Sache, läßt ſich auch ſchwer ergründen. Glaubhaft iſt es in hohem Grade, daß Sie ihn betrogen haben, da Sie als Spielgauner allgemein bekannt ſind. Wollen Sie nun geſtehen, daß Sie Tommy Wilkinſon ermordet haben?‘

„Der Major ſchwieg und ſtierte mit wütendem Blicke auf den alten Herrn, der ihn fragte.

‚Sie werden ferner bezichtigt, am 15. Juni dieſes Jahres in Gemeinſchaft mit James Clarke und Ben Bullen, welche ſeitdem beide verſtorben ſind, vier Pferde geſtohlen zu haben. Wollen Sie geſtehen, daß Sie das gethan haben?‘

„Der Major ſchwieg noch immer und machte ein Geſicht, dem man anſah, daß er nicht antworten wollte.

„Der Vorſitzende ſchlug nun die Bibel auf und las ein Kapitel aus dem 1. Buch Moſes vor, für welches er eine beſondere Vorliebe hatte. Als er das beendigt hatte, wandte er ſich von neuem an den Gefangenen und legte ihm dieſelben Fragen vor. Aber derſelbe antwortete noch immer nicht.

„Der Vorſitzende las das Kapitel darauf langſam und deutlich noch einmal und wiederholte am Schluſſe ſeine Fragen noch einmal. Endlich las er das Kapitel zum drittenmal; als aber der Major noch immer ſchwieg, klappte er das Buch zu und ſagte: ‚Meine Herren, nachdem wir es an gehöriger Unterſuchung ſowie an chriſtlicher Ermahnung nicht haben fehlen laſſen, ſpreche ich hiermit das Schuldig über den Angeklagten aus. Sollte jemand einer andern Anſicht ſein, ſo bitte ich, dieſelbe äußern zu wollen.‘

„Alles blieb ſtill, und nun wurden dem Major die Hände auf den Rücken und das Ende des Strickes an den Steigbügel eines von den Reitern gebunden. Dann ging der Zug von der Farm weg, einige hundert Schritt weit in den Wald hinein. Auf der Höhe ſeitwärts des Weges, der in einem Thale am Bache hinlief, ſtand eine ſtarke Tanne, deren untere Äſte von Zweigen und Nadeln entblößt waren. Sie ſtreckte einen ihrer Äſte ſo bequem für unſer Vorhaben aus, als ob ſie beſonders dazu angepflanzt und beſchnitten wäre. Denn wenn ein Mann daran hing,. ſo mußte er vom Wege aus weithin ſo bequem ſichtbar ſein, wie nur ein Plakat an einem Eckhauſe in Frisco. Das leuchtete auch dem Vorſitzenden ein, denn er ließ Halt machen und den Major von einigen Leuten auf die Höhe hinauf führen.

„Nun fing dieſer an, Umſtände zu machen. Er fing an zu weinen und bat, man ſollte ihn leben laſſen. Er wolle ein ſtiller, ruhiger Bürger ſein, und niemand ſolle je wieder über ihn zu klagen haben. Aber der Vorſitzende ſagte: ‚Nein, mein Junge, du biſt in aller Ordnung abgeurteilt und du mußt hängen. So will es Richter Lynch.‘ Unſere Leute zogen den Verurteilten nun mit großer Geſchicklichkeit an einem Stricke den Aſt hinauf, und er baumelte nur noch ein paar Sekunden mit den Beinen. Dann ritten wir wieder fort, und als ich mich einmal umſah, ſah ich den Körper gerade vor einem Ausſchnitt mondhellen Himmels hangen, wie ein Warnungszeichen für andere Burſchen ſolchen Kalibers.

„Was mir aber nicht gefiel, das war, daß die meiſten unſerer Leute Tücher vor das Geſicht gebunden hatten, um unerkannt zu bleiben. Sie hätten das nicht thun ſollen. Denn, wie ich ſchon bemerkte, Lynchgeſetz ſollte nicht heimlich ausgeübt werden, ſonſt hat es nachteiligen Einfluß auf die öffentliche Moral.“

So erzählte mir der Kalifornier, und ich ſah ſeinem feſten, ehrlichen Geſicht und ſeinem ſcharfen, dunkeln Auge an, daß er ſeine Meinung offen auszuſprechen und nachdrücklich zu vertreten gewohnt war.

Kapitän Nemo.

Torilde von Tornau.

(Fortſetzung von S. 679.)

Es war ſo ſtill geworden unter den Linden am Ruheplatze der Toten. Kein Menſch wandelte jetzt mehr zwiſchen den Gräbern, nur hier und da ſchaute ein ängſtliches Kindergeſicht über die Mauer nach der verhängnisvollen Ecke! — —

Inzwiſchen ſaßen der Amtmann und der Schreiber in der Gerichtsſtube ſchon wieder bei der Arbeit. Es galt die Ausſagen der Leute zu Papier zu bringen, die ſich freiwillig zu ihrer Vernehmung gemeldet. Ein ſchweres Stück laſtete auf dem Beamten. Von Minute zu Minute geſtaltete Torildes Lage ſich ſchlechter und nichts half es, daß der Amtmann zu den beiden letzten Mitteln griff, die er beſaß, daß er nach der Vernehmung der Zeugen deren körperlichen Eid verlangte und mit erhobener drohender Stimme die furchtbaren Strafen des Himmels und des damaligen Geſetzes dem falſch Schwörenden verkündigte. „Nimm deine rechte Hand in acht“, rief er zitternd, „ſie fällt unter dem Beile des Henkers!“

Aber nichts half. Ohne irgend eine Ausnahme bekundeten ſie alle, daß ſie am frühen Morgen die alte Lieſel und Torilde von Tornau geſehen, die erſte mit blutendem Herzen, die andere hoch und ſchlank, mit wehendem Haar, feſtlich geſchmückt wie eine Braut! Die einen der Zeugen hatten das Paar in dichtem Forſt neben einer Eiche erſchaut, die andern hoch in der Luft, wieder andere wandelnd auf dem Felde, umgeben von hellem durchſichtigen Schimmer. Die Beamten wiſchten ſich die hellen Tropfen von der Stirn. Eine Thatſache war ja nicht zu verkennen: Die Zeugen befanden ſich ohne Ausnahme in hochgradigſter Aufregung. Tiefe Röte wechſelte auf ihrem Antlitze mit leichenblaſſer Farbe, ſtammelnd und ſtotternd klang ihre Sprache. Aber — in der Schwurkammer, bei Leiſtung des Eides und ſeiner entſetzlichen Formel —, waren ſie ſämtlich merkwürdig feſt und unerſchütterlich. Ängſtlich zählte der Amtmann die Zeugen. Es waren ihrer dreißig! Und als der Abend herankam, da ſtand es dreißigfach beſchworen auf dem geduldigen Papier: Die ſchöne Torilde von Tornau mit der böſen Zauberin Hand in Hand! Es waren nicht etwa bloß Frauen und ängſtliche Kinder, nicht nur halberwachſene Jünglinge und Jungfrauen, ſondern Männer im reifen Alter und ſelbſt Greiſe unter den Zeugen. Nicht ſchüchtern und furchtſam, wie die damalige Zeit dies meiſt mit ſich brachte, waren ſie den Gerichtsperſonen bei der Eidesleiſtung entgegengetreten, ſie hatten ſich vielmehr, wie dies der Amtmann verwundert ſelbſt ausſprach, zu dieſem gedrängt und ihre Vernehmung verlangt. —

Der Amtmann hatte dieſem Erſuchen nachgeben müſſen, denn die Ausſagen der Zeugen ſtanden in engſter Beziehung zu dem Vorwurfe der Zauberei, der gegen Torilde erhoben war.

Die Protokolle waren endlich alle geſchrieben. Der Amtmann hatte ſich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt und nach ſeiner Gewohnheit nachdenkend die Augen geſchloſſen. Neben ihm ſaß der Schreiber, der einen ratloſen Blick auf den Junker warf, der hinter dem Amtmann ſtand und dem ganzen Verhör beigewohnt hatte. Leichenblaß und ſtarr war des Junkers Antlitz. Hatte er auch im Anfange der Vernehmung hohnlächelnd und in beſſerem Wiſſen zweifelnd den Zeugen zugehört und dem Amtmanne manches Wort zugeflüſtert, um die Zeugen zu verwirren, ſo war er doch bald ſtill und immer ſtiller geworden, als er ſehen mußte, wie ein Zeuge dem andern folgte, wie jeder die feſte Überzeugung, die unverfälſchte Wahrheit von dem, was er geſehen haben wollte, zur Schau trug. Der Junker hatte ſehr bald gewahrt, daß der Amtmann unruhig wurde und mit gehobenem Ton die Zeugen ermahnte. Aber das Reſultat war bei allen ohne Ausnahme gleich, je ſtärker die Drohung, deſto feſter und unverbrüchlicher wurde der Zeuge. Hatte den Junker zunächſt ein Unmut überfallen, als er mit ſeinen Ohren hören und mit ſeinen Augen ſehen mußte, was er nie im Leben für möglich gehalten, ſo wich dieſer Zuſtand bald einer unverkennbaren Unruhe und der Sorge, mit allen Überzeugungen brechen zu müſſen, an welchen er von Jugend auf, wenn auch im Gegenſatze zur Maſſe des Volks, nie gezweifelt hatte. Er ſah jetzt in ſcheinbar tadelloſer lebendiger Form, wie der Glaube an vollſtändig unmögliche Dinge ſich breit machte, wie dieſer Glaube, mit dem Sinne etwas erfaßt zu haben, zur vollen Überzeugung emporwuchs und es beſchlich den Junker bald ein trauriges, wehmütiges Gefühl. Durch ſeinen Kopf zog der Gedanke, daß eine ganze Reihe armer irrender Menſchen vor ihm geſtanden und unter Berufung auf Gottes heiligen Namen dieſen mißbraucht habe, dann aber kam der bange Zweifel über ihn ſelbſt, ob er nicht etwa im Unrechte befangen geweſen und ob es nicht doch am Ende übernatürliche Dinge gebe, die er nur bisher nicht begriffen habe. So erwiderte er zweifelnd und unſchlüſſig des Schreibers Blick, der zagend auf ihm ruhte. „Was ſaget Ihr zu dem allen, geſtrenger Herr?“ fragte er leiſe den Amtmann.

„Da iſt nichts zu ſagen, Junker, es iſt die alte Erſcheinung, die faſt täglich wiederkehrt und die der Juſtiz das Leben ganz unglaublich erſchwert! Was meint Ihr wohl, wenn jemand den Zeugen, die ohne Ausnahme, um ſich und ihre Angſt zu betäuben, zur Flaſche gegriffen, jetzt ſagen wollte, ſie hätten ſich täuſchen laſſen, ſie hätten etwas Unrichtiges mit einem Eide bekräftigt? Hohn, Spott und Schande würden den treffen, der ſolches unternähme! Nicht ein einziger iſt unter allen Zeugen, der einen ſelbſtſüchtigen Zweck verfolgt, nicht einer, dem nur irgend ein Bedenken darüber beikäme, ob er das auch wirklich geſehen hat, was er uns geſagt! Seht, Junker, die ganze Erklärung des ſcheinbaren Rätſels liegt darin, daß die Leute das zu wiſſen vermeinen, was ſie gern glauben, daß der Aberglaube bei ihnen ſogleich ohne alle Prüfung zur Überzeugung heranwächſt und ſo ſtark und mächtig iſt, daß er die geſunde Vernunft, die ſie alle beſitzen, weit überragt! Ihr braucht nur in Euer eignes Leben zurückzugehen und Ihr werdet finden, wie recht ich habe! Der Hang, Unerklärliches mit Übernatürlichem zu vertauſchen, iſt uns allen angeboren! Nur eines Anſtoßes bedarf es und die Unwahrheit macht ſich breit.“ Der Amtmann ſchwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Immer iſt aber eine beſondere Urſache vorhanden und glaubt mir, Junker, ſobald wir erfahren, wo der Körper der erſten alten Lieſel geblieben, ſchwinden die Zaubererſcheinungen, die das Volk geſehen haben will, von ſelbſt. Sie werden ſchwächer und immer ſchwächer, bis ſie endlich ganz aufhören und die Vernunft wieder in den Vordergrund tritt! Ich habe es oft genug erlebt, daß die Menſchen dann ſelbſt vor Gericht erſcheinen und inſofern widerrufen, was ſie früher geſagt, als ſie alles dem Böſen in die Schuhe ſchieben und kühn und dreiſt behaupten, ſie ſeien von ihm zur frühern Ausſage gezwungen worden! Es iſt nun einmal ſo, eine böſe Abſicht haben ſie nicht, ſie haben das Recht des Widerrufs, wer kann es alſo ändern?“

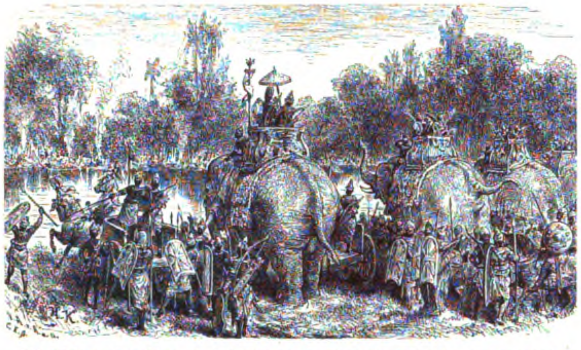
„Ich will mich auf den Weg machen, ich will Torilde von Tornau ſuchen und wäre ſie am Ende der Welt“, ſagte der Junker.

„Beileibe nicht“, rief der Amtmann laut. „Es iſt viel beſſer, daß ſie abweſend iſt, ihre Gegenwart würde nichts nützen, ſondern zur Zeit nur ſchaden. Wenn Ihr ſie heut zurückbrächtet — und Ihr könntet ſie ja nicht anders zurückbringen, als wie ſie ſtets geweſen iſt und wie ſie immer ausgeſehen hat — ſo würdet Ihr damit gar nichts im Volke erreichen. Wohl aber würdet Ihr neuen Unſinn, neue Zauberei und neuen Spuk hervorrufen, denn ſo weit iſt die Bevölkerung noch lange nicht, um klar und ruhig ſehen zu können. Kehrt Torilde heut zurück, ſo ſagt man morgen in der Stadt, der Böſe habe ſie verſtoßen und es iſt ſchlimmer als bisher. Darum bin ich auch im Zweifel, was ich zu thun habe, ob ich die heutigen Vernehmungen den Akten nachſende oder ob nicht. Ich weiß, was beim Hauptgerichte geſchieht, wenn ich dieſe Protokolle vorlege. Ein ſchallendes Gelächter über die Dummheit des abergläubiſchen Volkes und — hinterher ein Urtel, daß nicht ein Haar breit vernünftiger iſt. Was ſollen die Herren auch machen? Urteilt doch ſelbſt! Die beſchworene Ausſage gibt den Grund und Boden, auf dem das ganze Haus des Urtels errichtet wird. Nach Jahrhunderten wird des Lachens kein Ende ſein! Über die tollen und blinden Richter der alten Zeit wird man ſich weidlich luſtig machen, man wird uns für thöricht, einfältig und über alle Begriffe befangen halten — davon aber, daß das Geſetz uns zwingt, daß das Volk, deſſen Willen das Geſetz darſtellt, es ſo und nicht anders haben will, wird ſelten die Rede ſein. Wie geſagt, Junker, die Aufgabe iſt ſchwer, die auf uns liegt, aber es hilft alles nichts, gehen wir ans Werk. Wo iſt die erſte alte Lieſel geblieben? das zu ermitteln und ſo feſtzuſtellen, daß niemand daran zweifelt, das iſt unſre alleinige Aufgabe und alles übrige ergibt ſich dann von ſelbſt. Friſch ans Werk, kraft meines Amtes erwähle ich Euch zu meinem Gehilfen, Ihr habt Euch der Gerechtigkeit ergeben, verdient Euch Eure erſten Sporen! Gerichtsſchreiber, Ihr werdet ſtets neben ihm ſtehen, Ihr werdet den jungen Herrn unterſtützen, ſobald er Euch braucht. Ihr handelt überall im Namen und Auftrag des Gerichts. Gott mit Euch, Junker, geht herauf auf die Burg und ſagt dem Freiherrn, ſagt dem Herrn von Schnaditz, dem Grafen auf Tiefenſee und ſeinem Vetter von dem Auftrage, den ich Euch gegeben. Sie ſollen alle mithelfen und Euch unterſtützen! Ihr habt einen klaren geſcheiten Kopf und vor allem Ihr habt Glück, wie ſelten ein Menſchenkind! Haltet es feſt, das Glück! Es war immer nur mit der Jugend, uns, die Alten, hat es ſtiefmütterlich verlaſſen. Ein Wort, ein Name wird Euch beſeelen, wird Euch aufrichten, wenn Ihr es bedürft: Torilde von Tornau!“

(Fortſetzung folgt.)

Elefanten im Kriegsdienſt.

Wir brauchen nicht in die Tage des Altertums zurückzugehen, um „das weiſe Tier mit der Hand“, wie die Indier den Elefanten nennen, im Kriegsdienſt des Menſchen zu erblicken. In Indien führen die Engländer keine ihrer zahlreichen Fehden aus, ohne dabei Elefanten zu benutzen und als ſie im Jahre 1867 Krieg gegen den König Theodoros von Abeſſinien führten, ſpielten dabei Elefanten eine große Rolle. Neben 34 000 Maultieren, Pferden, Kamelen, Eſeln, Laſtochſen wurden aus Indien auch Elefanten herbeigebracht, deren Wert ſich bei dem ſchwierigen Terrain bald offenbarte. Denn es galt den langen, ungebahnten, ſchrecklichen Gebirgsweg bis Magdala und zurück mit rieſigen Laſten auszuführen; dieſer Weg ſteigt ſtellenweiſe über dreitauſend Meter an, gleichbedeutend mit unſern Alpengipfeln. Trotzdem erwieſen ſich die vierundvierzig Elefanten von großer Bedeutung, ſie überſtanden die Seereiſe von Indien nach Afrika, in zwei Schiffen transportiert, ausgezeichnet, legten den furchtbaren Weg nach Magdala wacker zurück und trugen dabei mit Leichtigkeit über alle jene Berghöhen die zwölfpfündigen Armſtrongkanonen und achtzölligen Mörſer, welche auf keine andere Weiſe in ſo kurzer Zeit nach Magdala hätten geſchafft werden können. Das Gewicht einer Laſt belief ſich auf neunhundert Kilogramm und trotz der beiſpielloſen Märſche, trotz der den Elefanten gänzlich ungewohnten, waldloſen, waſſerarmen Hochflächen Abeſſiniens und dem daraus ſich ergebenden häufigen Futter- und Waſſermangel fielen oder wurden erſchoſſen im ganzen Feldzuge nur fünf von den vierundvierzig Tieren, während neununddreißig wohlbehalten nach Indien zurückgelangten.



Die Elefanten des Poros am Hydaspes im Kampfe gegen Alexander. Zeichnung von Prof. H. Knackfuß.

„Dieſe Elefanten“, erzählt als Augenzeuge der öſterreichiſche Rittmeiſter Kodolitſch, „beſaßen wirklich einen außerordentlichen Grad von Dreſſur, ja ich möchte ſagen von Intelligenz. Auf die Landesbewohner machten dieſe ſo gezähmten und in der vollen Botmäßigkeit ihrer Wärter ſtehenden Tiere, die ſie nur von der Jagd, im wilden Zuſtande kannten, einen ungeheuren Eindruck. Es war dies ganz dazu angethan, bei ſo unziviliſierten Völkern die Engländer im Lichte von Halbgöttern erſcheinen zu laſſen. Es war ein Experiment gewagter Art, dieſe an das heiße indiſche Klima gewöhnten Tiere auf den unglaublichen abeſſiniſchen Wegen und bei einer oft unter den Gefrierpunkt ſinkenden Temperatur zum Tragen ſo bedeutender Laſten zu verwenden. Das Experiment gelang aber vollkommen und die Elefanten kamen trotz aller erſchwerenden Umſtände mit den übrigen Truppen und in einem überraſchend guten Zuſtande am Punkte der Entſcheidung an. Man fürchtete anfangs ſehr, daß die ſteinigen Wege ihnen wunde Füße machen würden und ließ daher für ſie dicke lederne Schuhe anfertigen. Bald jedoch erkannte man, daß dieſe Vorſicht unnütz ſei, da die Tiere ſich ſo geſchickt ihren Weg wählten, wohl auch Steine mit dem Rüſſel aus dem Wege ſchafften, daß ihre Füße ſehr wenig litten.“

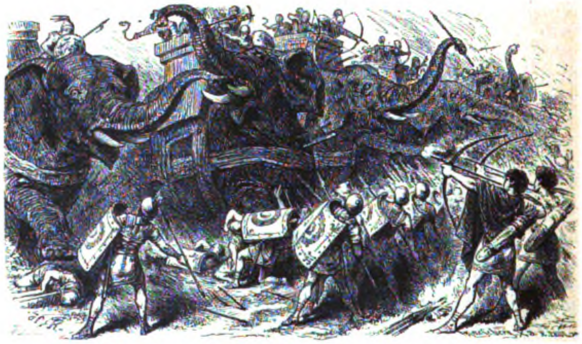
Vor einigen Jahren hat der König der Belgier einige Elefanten aus Indien nach Oſtafrika ſchaffen laſſen, damit ſie als Transporttiere für die Afrikaforſcher benutzt werden ſollten. Dieſe ſind aber eingegangen und das beſte für Afrika wäre die Zähmung und Abrichtung des dortigen heimiſchen Elefanten. Dazu hat es aber der Neger niemals gebracht; im Gegenteil, er vernichtet auf das ſchonungsloſeſte das edle Tier, um das Elfenbein zu gewinnen, ſo daß man jetzt ſchon die gänzliche Ausrottung des afrikaniſchen Elefanten befürchtet. Schweinfurth erzählt, daß man in Zentralafrika die mit dem ſtärkſten Graswuchſe erfüllten Steppen eigens ſchont und vor dem Steppenbrande hütet. Dahinein nun treibt man die Elefantenherde, umſtellt den ganzen Bezirk mit Leuten, welche Feuerbrände bei ſich führen, und der Brand beginnt von allen Seiten, bis die Elefanten, teils betäubt vom Rauche, teils durch Feuer ſelbſt lahm gelegt, eine wehrloſe Beute der Menſchen werden und ihnen durch Lanzenwürfe der Reſt gegeben wird. Da bei ſolchem Vernichtungskampfe nicht nur die mit großen, wertvollen Stoßzähnen bewaffneten Männchen, ſondern auch ihre Weibchen und Jungen ſchmählich zu Grunde gehen, kann man leicht begreifen, in wie hohem Grade die Ausrottung dieſes edlen Tieres, das ſich der Menſch nutzbar machen könnte, zumal in einem Lande, wo es an Laſttieren gänzlich fehlt, von Jahr zu Jahr vorſchreiten muß.

In Nordafrika — wo allerdings keine Neger wohnen — hat man indeſſen es in den Tagen des Altertums verſtanden, den afrikaniſchen Elefanten zu zähmen und zu Kriegsdienſten abzurichten. Die Kriegselefanten der Karthager waren ſicher afrikaniſche Tiere, ebenſo jene, mit denen Hannibal über die Alpen zog. Wir beſitzen noch römiſche Münzen von Septimius Severus, auf denen der afrikaniſche Elefant, kenntlich an ſeinen großen Ohren, wagenziehend dargeſtellt iſt.

Zumeiſt kamen aber im Kriegsweſen der Alten aſiatiſche Elefanten in Betracht. Alexander der Große machte mit ihnen in Perſien Bekanntſchaft und beſtand mit den prächtig abgerichteten und gut gerüſteten Tieren manchen Strauß. Auf ſeiner Heerfahrt nach Indien (326 vor Chriſtus) kam er an den hochangeſchwollenen Strom Hydaspes, einen Nebenfluß des Indus, wo ihm der kriegeriſche König Poros mit großer Macht den Übergang ſtreitig machte. Jenſeit des Fluſſes kam es zur Schlacht. Das Heer der Inder gewährte den Makedoniern einen furchtbaren Anblick. In erſter Linie desſelben ſtanden die Kriegselefanten; jedes der ungeheuren Tiere trug auf ſeinem Rücken außer dem Führer noch drei Krieger und jeder Elefant war von dem andern hundert Fuß entfernt. Dazwiſchen ſtand die indiſche Infanterie. In dem Kampfe, der mit großer Erbitterung von beiden Seiten gefochten wurde, ſcheuten die makedoniſchen Roſſe vor dem Gebrüll der von ihren Führern geſtachelten Elefanten. Da rückt das Fußvolk auf die fremdartigen Koloſſe heran und überſchüttet ſie mit einem Hagel von Geſchoſſen, aber zuerſt mit wenig Erfolg. Die wilden Beſtien, die durch jede Verwundung, ſobald ſie nicht ſogleich tödlich war, nur zur grimmigſten Wut gereizt wurden, richteten anfangs eine ſchauderhafte Verwüſtung an. In wuchtigem Anlaufe durchbrachen ſie die makedoniſchen Reihen; die ergrauten Helden Alexanders fanden hier in Menge einen gräßlichen Tod, die einen wurden von den Elefanten zu Boden geworfen und zerſtampft, andre wurden von den Rüſſeln derſelben umſchlungen und zerquetſcht oder gegen die Erde geſchmettert, noch andern wurde durch die rieſigen Fangzähne der Bauch aufgeſchlitzt. Freilich, den endlichen Sieg Alexanders vermochten die Elefanten nicht zu verhindern.

Die Nachfolger Alexanders bezogen dann Elefanten für den Kriegsgebrauch aus Indien, welche eine große Rolle ſpielten. Ein vollſtändig ausgerüſteter Elefant trug einen Turm auf ſeinem Rücken, der gewöhnlich mit vier Bogenſchützen beſetzt war zur Deckung und Beſchützung des Tieres. Der Führer ſaß mit dem Rücken an den Turm gelehnt auf dem Hals desſelben. Später verſah man die Elefanten auch mit einem Stirnpanzer und putzte ſie noch mit Federbüſchen heraus. Zur Abwehr der durch die Elefanten drohenden Gefahr führten die Gegner Schweine mit ſich, die ſie mit flüſſigem Pech beſtrichen und auf die Elefanten lostrieben, wo dieſe dann durch das Geſchrei und die feurige Erſcheinung der Tiere ſcheu gemacht wurden und gegen ihre eignen Heere umkehrten.

Von den Römern wurden die Elefanten anfangs „lukaniſche Ochſen“ genannt, weil ſie dieſelben zuerſt in Lukanien ſahen und der Ochſe bis dahin das größte ihnen bekannte Tier war. Die Elefanten waren ihnen zuerſt eine läſtige Erſcheinung, da beim erſten Zuſammentreffen mit Pyrrhos (282 vor Chr.) ihre Pferde aus Scheu vor den fremdartigen Koloſſen umbogen und auch die Reihen des Fußvolkes mit in die Flucht hineinzogen. Daher mußten ſie, nachdem das Glück erſt einige ſolcher Tiere in ihre Gewalt hatte kommen laſſen, die Pferde förmlich an den Anblick derſelben gewöhnen. Durch das Feuer konnten die Elefanten ſcheu gemacht werden, weshalb die Römer eigens dazu eingerichtete Wagen, mit Pferden beſpannt und mit Soldaten beſetzt, gegen die Elefantenlinie entſandten, um ſie mit Geſchoſſen und Feuerbränden zu überſchütten. Nachdem die Römer Elefanten erbeutet, wendeten ſie dieſelben wohl auch im Kriege an, doch machten ſie nie einen weſentlichen Beſtandteil der römiſchen Heere aus.



Elefanten des Pyrrhos gegen die Römer. Zeichnung von Prof. H. Knackfuß.

Die „Sonnenblume“ in Erlangen.

Eine ſchwierige Stelle. Radiert von H. Linnig jr.

In Nr. 9 (S. 137 ff.) des „Daheim“ hat ein Freund der Kinderwelt die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf den „Knabenhort“, die Münchener Erziehungsanſtalt für unbeaufſichtigte Kinder, gelenkt. Dieſe Anſtalt iſt auch in der That als ein Stein zum Baue der deutſchen Zukunft ſehr beachtenswert, zumal ſie nicht allein daſteht, ſondern auch bereits in anderen Städten derartige Anſtalten entſtanden ſind, das eigentliche Vorbild aller dieſer Anſtalten aber iſt die Erlanger „Sonnenblume“. Der Begründer der „Sonnenblume“ Profeſſor Schmid-Schwarzenberg weilt nicht mehr unter den Lebenden; aber er lebt fort in ſeinen Werken; der Schöpfer des Münchener Knabenhorts, Herr Rat Jung, ſchrieb auf die Kunde von dem Tode Schmid-Schwarzenbergs an den Erlanger Volkserziehungsverein: Der Meiſter iſt tot, aber ſeine Jünger werden ſein humanes Werk fortſetzen und er wird dann in ihm fortleben. — Franz Xaver Schmid war geboren zu Schwarzenberg am Böhmerwald, und deshalb nannte er ſich in ſeinen ſpäteren Lebensjahren Schmid-Schwarzenberg. Die ärmlichen Familienverhältniſſe, in denen er aufwuchs, ſind ihm unvergeßlich geblieben, und es ſchreibt ſich wohl ſchon aus dieſer früheſten Zeit ſeine Liebe zu den Armen her und das Beſtreben, die Not der Welt zu mindern. Das war der leuchtende Punkt, um den ſich ſein Leben drehen ſollte. In ſeiner pädagogiſchen Novelle „Clytia“*) erzählt er in einer poetiſchen, Wahrheit und Dichtung vermiſchenden Weiſe, wie er einſt auf der Höhe des Dreiſeſſelbergs, unter ſich die grauſige Öde des Totenſees, deſſen unergründliche Tiefe ihm ein Abbild war der unergründlichen Not ſeines Volkes, über deſſen ſittliche Hebung nachdachte. „Da“, ſagte er, „erſchien vor meinem Geiſtesauge der, welcher vor allen Menſchen den Namen Herr verdient, weil er das Herrlichſte geleiſtet, das Sinnlich-Egoiſtiſche in ſich getötet hat, wie man einer Schlange den Kopf zertritt, der dadurch mächtig geworden iſt, den wahren Gott zu finden, welcher dieſen Namen verdient, weil er gut iſt mit den Undankbaren und Böſen und ſeine Sonne ſcheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, der dann dieſem gewiſſen Wiſſen entſprechend als würdiger Sohn dieſes allerhöchſten Vaters univerſale Liebe gelehrt hat, wofür ihm die verworrene, beſchränkte Welt die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt hat. Mir war’s, als bemerkte ich noch Spuren auf ſeiner heiligen Stirne. Er ſprach zu mir: Laß die Toten ihre Toten begraben, erhebe dich zum Leben, überwinde, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach. — Ich habe ihn verſtanden. Ich richtete vom Totenſee meine Augen aufwärts zur goldnen Sonne über mir. Ich habe bisher als Toter nur Tote begraben; von nun an will ich als Lebendiger in Gefahr ſchwebende Lebendige ſittlich erretten. Ich will mir Bundesgenoſſen ſuchen und thatſächlich für Volkserziehung wirken. Weil ich dann wahrhaft lebe und um dieſes Leben weiß, geht mich der Tod nichts an.“

Schmid-Schwarzenberg wurde nach einem mannigfach bewegten Leben und nach ſeinem 1856 erfolgten Übertritt aus der katholiſchen in die evangeliſche Kirche Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Erlangen (1862) und ſtarb als ſolcher am 28. November vorigen Jahres im Alter von 64 Jahren. In Erlangen befindet ſich denn auch die Anſtalt, deren Werden und Gedeihen und weitere Ausbreitung das Ziel ſeines Lebens bildete, das Original der in Bäumenheim bei Donauwörth, Augsburg, München, Bamberg, Fürth, Berlin unter verſchiedenen Namen beſtehenden Volkserziehungsvereine. Schmid-Schwarzenberg hat ſeiner Schöpfung den Namen „Sonnenblume“ gegeben; „denn“, ſagt er ſelber, „mir iſt die Sonnenblume das ſchöne Sinnbild des Menſchen, der ſich erhebt über alles, was am Boden haftet und das holde Licht der Wahrheit, der Güte und der Schönheit ſucht. Es müſſen mehr Sonnenblumen und weniger Zierpflanzen erzogen werden, dann wird das Menſchengeſchlecht ohne allen Zweifel weniger langweilig und elend ſein.“

Von dieſem Gedanken bewegt, gewann Schmid-Schwarzenberg durch mündliches und ſchriftliches Wort eine Anzahl Geſinnungsgenoſſen zu thatkräftiger Mithilfe an ſeinen Plänen. Sie alle hatten ſich das Wort des großen Königsberger Philoſophen als Deviſe gewählt: Der Menſch kann nur Menſch werden durch Erziehung. So gründeten ſie in Erlangen den Verein für Volkserziehung. An einem Frühlingsſonntag traten ſie zum erſtenmale öffentlich hervor, indem ſie zu einer Verſammlung einluden, in welcher Profeſſor Schmid-Schwarzenberg beſtimmt und klar die Grundgedanken und Zwecke des Vereins darlegte und auf die armen Knaben auf der Straße hinwies, die ohne Aufſicht und Erziehung oft in Elend und Schande ſich verlaufen. Die Gründung einer Erziehungsanſtalt für arme verwahrloſte Kinder war die Folge. Ein kleines, der Stadt gehöriges, faſt nicht mehr bewohnbares Lokal wurde dem Verein überlaſſen.

Die Vereinsmitglieder, die ſich wohl ſelbſt wegen der Mittelloſigkeit ihres Vereins die Nullbrüder nannten, ſuchten nun die ärmſten Knaben in ihren elenden Wohnungen auf und erklärten ſich nach Beratung mit den Eltern bereit, ſie in der Erziehung zu unterſtützen. Bald darauf konnte die dürftig eingerichtete Erziehungsanſtalt mit 12 Knaben bezogen werden. In den unterſten Regionen, wo die bitterſte Armut wohnt, ging bald die Erkenntnis von dem Wert des Vereins auf, und ſo machte ſich bald Platzmangel bemerkbar. Ein größeres Lokal zu beſchaffen war ſchwer, denn niemand wollte dieſe Erziehungsanſtalt mit den vielen Kindern in die Miete nehmen. Endlich gelang es, eine größere Stube mit einer Kammer zu bekommen, und dort ſetzte ſich die Wirkſamkeit einige Zeit fort. Die Stube füllte ſich immer mehr mit Zöglingen; ſie waren zufrieden mit einem Stehplätzchen, wenn auch in der Kammer, oder mit einem Sitzplätzchen auf dem Stubenboden. Endlich wagte man es, für die Zöglinge ein eigenes Haus zu bauen. Der Verein beſchloß, zu dieſem Zweck Schuldſcheine, jeder auf zehn Mark lautend, auszugeben und mit dem dadurch gewonnenen und zu fünf Prozent verzinſten Geld einen Garten zu kaufen und den Bau eines Hauſes mutig zu beginnen. Alljährlich ſollten mindeſtens fünfzehn Schuldſcheine ausgelöſt und ſo nach und nach die Schuld abgetragen werden. Der Verſuch gelang: binnen vierzehn Tagen wurde das nötige Geld aufgebracht, und da es auch ſonſt nicht an Unterſtützungen fehlte (von Seite des Stadtmagiſtrats, desgleichen durch Preisermäßigungen der Lieferanten und Bauhandwerker), ſo konnte der Bau getroſt begonnen, vollendet und am 25. Auguſt 1874 eingeweiht werden. Auf dieſem Grundſtück befindet ſich die Anſtalt noch heute und erfreut ſich fröhlichen Gedeihens.

---

*) Erlangen, Palm & Enke 1880. Am meiſten bekannt iſt Schmid durch ſeine Volksſchriften: „Quellwaſſer für das deutſche Volk“, „Holländiſches“, „Eine Wallfahrt zur Laterne des Diogenes“ ꝛc. ꝛc. Außerdem hat er zahlreiche philoſophiſche und pädagogiſche Werke veröffentlicht.

Begeben wir uns durch den Schloßgarten in die freundliche Liliengaſſe, in der ſich das Vereinshaus befindet. Mit Schmerzen erinnern wir uns der Gaſſenjugend von einſt, die ſich, um einen kleinen Kreuzer von den Studenten zu erhalten, mit Vergnügen im Kot herumbalgte, und freuen uns der freilich noch immer ärmlich, aber doch ſauber und anſtändig gekleideten Knaben, die jetzt nach Schluß der Schulzeit mit heller Freude ihrer zweiten Heimat zuſtrömen, jenem kleinen, ſauberen Häuschen aus roten Backſteinen mit grünen Läden, wie es in der Liliengaſſe ſteht, faſt verdeckt von einem Wald hoher Sonnenblumen.

Treten wir durch das Gitter des Gartens ein, ſo erblicken wir neben der Hausthüre eine Steintafel mit der Inſchrift: „Der Menſch kann nur Menſch werden durch Erziehung.“ Das ſoll ein Zeichen ſein, daß Kants Geiſt hier walten ſoll. Auf dem Vorplatz finden wir zwei Thüren, die eine trägt die Überſchrift: Volksbibliothek, denn auch eine ſolche hat der thätige Verein begründet, für Erwachſene ſowohl wie für Kinder. Durch die andere Thüre treten wir in einen hellen geräumigen Saal mit zwei Fenſterreihen. An langen Tiſchen ſitzen circa ſechzig Knaben in braunen, zu Weihnachten erhaltenen Lodenjoppen mit grünen Aufſchlägen, und arbeiten an ihren Aufgaben für die Volksſchulen; etliche ſind auch bereits auf Koſten des Vereins in die Realſchule aufgenommen worden. Bei unſerm Eintritt erheben ſie ſich und reichen uns die Hände. Wir ſtellen uns dem Erzieher, einem Volksſchullehrer, vor und laſſen uns die Einrichtungen der Anſtalt zeigen. Auf einem Tiſch ſind Brotlaibe aufgeſchichtet, die nach beendigter Arbeit unter die Knaben ausgeſchnitten werden; jeder erhält ein großes Stück Brot und geht damit vergnügt auf den Turnplatz hinter dem Haus, wo geturnt und geſpielt wird. Hinter dem Turnplatz befindet ſich ein geräumiger Garten, in dem die Knaben nicht nur mit der Natur vertraut, ſondern auch direkt in Gartenarbeiten unterwieſen werden.

Iſt die Schulaufgabe gemacht und die für Spiel und Turnen angeſetzte Zeit vorüber, ſo verſammeln ſich die Knaben wieder im Arbeitszimmer, ſtimmen nach Anweiſung des Lehrers Lieder an, patriotiſche, Volkslieder, oder religiöſe (auch Pſalmenhymnen, zum Beiſpiel: Herr, unſer Herrſcher, wie herrlich iſt dein Name! oder: Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte? wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge?). Dem folgt dann irgendwelche andere Beſchäftigung: Zeichnen, Vorleſen und Nacherzählung von Geſchichten oder das Lernen hübſcher, von Profeſſor Schmid-Schwarzenberg ſelber erdachter kurzer Denkverſe. Hie und da begibt ſich der Lehrer bei günſtigem Wetter mit ſeiner Schar auf einen Spaziergang, ſodaß ſie friſch und fröhlich abends zu ihren ärmlichen Wohnungen entlaſſen werden können mit den Worten des Erziehers: „Habt Salz in euch!“ und der Ergänzung durch die Kinder: „Und Frieden untereinander!“ Beizufügen iſt noch, daß Profeſſor Schmid-Schwarzenberg, der durch ungemeine Regſamkeit faſt allein alle Ausgaben, die der Verein koſtet, beitrieb, auch faſt täglich wie ein Vater unter ſeinen Kindern in der Anſtalt weilte, ſodaß es im Volksmund nicht mit Unrecht heißen konnte: er ſei im ſtande, für die „Sonnenblume“ ſein Herzblut zu geben.

Einen wohlthuenden Anblick gewähren uns dieſe fröhlichen und trotz aller Armut ſauber gekleideten Kinder, die zufrieden mit ihrem Stück ſchwarzen Brots und ihren rauhen Lodenjoppen vor Freude ſtrahlen, wenn ſie ihre in der Anſtalt gewonnenen Kenntniſſe verwerten dürfen und ſich mit Stolz als Bürger der „Sonnenblume“ fühlen. Ausgewieſen zu werden aus dieſer ihrer zweiten Heimat, halten ſie für die größte Strafe.

So wird denn in der That in der „Sonnenblume“ viel Gutes geſchaffen, wenn ihr auch leider noch das Beſte fehlt, die Erkenntnis nämlich, daß das Weſen jeder wirklich ſegenreichen Erziehung darin beſtehen muß, „daß ſie eine Erlöſung von der Sünde iſt und eine Wiederherſtellung zu dem Ebenbilde Gottes durch den Geiſt und das wiedergebärende Lebenswort ſeines eingeborenen Kindes“. Doch wollen wir auch hier das Beſte nicht des Guten Feind ſein laſſen. Iſt doch alles „Humane“ bewußt oder unbewußt nur ein Schößling aus der Wurzel des Chriſtentums. Darum kann es jederzeit von ſeinem Safte durchdrungen werden.

In dieſem Sinne können auch wir uns an der „Sonnenblume“ herzlich erfreuen und ihres Begründers dankbar gedenken.

Ein Bayer.

Von einer Reiſe auf Island.

Ein Ritt von Seydisfjord nach Eſkifjord.

Seydisfjord liegt an der Oſtküſte Islands, in einem tiefeingeſchnittenen Fjord. Die freundlichen, meiſt weiß geſtrichenen und mit Ziegeln gedeckten Häuſer ziehen ſich am Ufer des in ſeiner Tiefe kreisrunden Meerbuſens hin, der von vielen Schiffen belebt war. Hinter dem ſchmalen Strand ſtiegen die Gebirge faſt ſenkrecht bis über 3000′ empor und verloren ſich in den Wolken. Grün war der Fuß der Berge, braun und zackig die Felswand, weiß das Haupt. Ein Waſſerſtrom neben dem andern entſtürzte den Schneefeldern und Gletſchern, Katarakte bildend von 100—1000′ Höhe, deren Rauſchen die ganze Natur erfüllte und mit dem Rollen der bewegten See ein unvergleichliches Konzert bildete. Hinter dem Hauptteil des Städtchens, das etwa 400 Einwohner und drei Handelsetabliſſements hat, und wo neuerdings eine Zeitung erſcheint, ſchluchtet ſich ein Thal in die Berge, über deſſen Terraſſen ein nicht unbedeutender Fluß in wohl zwanzig größeren Fällen herabſtrömt. Dies Thal hinauf führte der Weg nach Eſkifjord, den zu reiten Graf W. und ich uns entſchloſſen hatten.

Auf Island bezeichnet man mit „Weg“ meiſt nicht eine von Menſchenhand gebahnte Straße, ſondern die Spur, welche frühere Reiter durch die Einöden hinterlaſſen haben. Dieſer folgt man unter der Vorausſetzung, daß ſie die am wenigſten gefährliche und günſtigſte Richtung einhält. Da die „Wege“ viele Flüſſe überſchreiten, iſt man genötigt, hohe, ſchwere und waſſerdichte Reitſtiefel zu tragen. Warme Kleidung war beſonders auf der bevorſtehenden Reiſe geboten, welche uns über Päſſe von zwei- bis dreitauſend Fuß Höhe, über Eis und Schnee führen ſollte. Daß ſolche Bergübergänge ſelbſt auf Island nicht für ein Kinderſpiel angeſehen werden, bezeugt die folgende Anekdote. Zwei Weiber kamen in Streit miteinander und ließen es nicht fehlen an derben Worten. Endlich wünſchte die eine ihre Gegnerin „zum Henker“; der andern ſchien das viel zu wenig geſagt, ſie wünſchte, daß jene „über den Hrutafjordpaß reiten“ müſſe. Der Hrutafjordpaß iſt aber ein ebenſolcher Bergübergang, wie wir deren zwei zu paſſieren hatten.

Ein Kaufmann in Seydisfjord, an den ich empfohlen war, hatte es unternommen, uns Wegweiſer und Pferde zu verſchaffen. Die isländiſchen Pferde, das einzige Transportmittel im Lande, ſind vier bis fünf Fuß hoch, treu wie Hunde, überaus klug, kräftig und ſchnell. Wir brachen früh acht Uhr auf.

Gleich beim Abritt bot uns der Führer ſeine Schnapsflaſche zum Trunk, eine mächtig große Bouteille, gefüllt bis an den Rand. In Anbetracht des gefährlichen Weges über das Gebirge wollten wir unſern Begleiter, der übrigens ſchon zu Hauſe ſeine Kehle genäßt zu haben ſchien, nicht durch eine Ablehnung beleidigen, und tranken von dem ekligen, mit Kampfer verſetzten Zeug. Das behagte ihm ſehr, und als ich isländiſch mit ihm ſprach, kam er vollends aus dem Häuschen und ſtreckte wie eine Schnecke alle viere in die Luft. So ging denn der Anfang recht heiter von ſtatten. Die Pferde waren übrigens die ſchlechteſten, die ich noch gehabt hatte. Da ich wußte, daß der Führer gewöhnlich das beſte Tier für ſich beſtimmte, hatte ich gleich im Anfang das für denſelben geſattelte Pferd mir ausgebeten. Der Graf aber hatte einen abſcheulichen Gaul, ſo daß er weit zurückblieb, bis ich endlich mit ihm tauſchte. Nun ging es beſſer. Wir ritten die Schlucht hinauf, eigentlich immer auf Treppen und Felsabſätzen, wo die Pferdchen wie Ziegen klettern mußten. Der Fluß rauſchte in wohl zwanzig großen Fällen neben uns, hinter uns; tief unten lag der Fjord, die dürftige Vegetation hörte auf, und bald kamen wir auf Schnee. Die Pferdchen rutſchten, glitten und kletterten, es war eigentlich gar kein Ritt mehr. Immer höher ging es, wir kamen in die Wolken, ein tüchtiges Schneewetter brach los und benahm den Atem. Ein ſchräg nach dem Abgrund hin geneigtes Schneefeld lag vor uns, abfällig wie ein Dach, das ſollten wir überſchreiten. Das war kein Spaß; wenn man da ins Rutſchen kam, gab es keinen Halt. Aber glücklich gelangten wir hinüber und waren nun oben auf der „Heide“, dem flachen Gipfel des Bergpaſſes, ca. 2000′ hoch. Nirgends Vegetation; rings Schnee, Steingeröll oder Waſſer. Hier ging es im Karriere, um uns und die Tiere warm zu machen, und der Führer ſprach der Schnapsflaſche eifriger zu als je. Wie die Pferde aber auf dieſem groben Steingeröll, auf dieſem ſogenannten Weg Galopp laufen, ja überhaupt nur gehen können, iſt jedem unverſtändlich, der es nicht ſieht. Bald mußten wir wieder bergab, und das war noch ſchlimmer als der Aufſtieg, zudem gab der Führer ſchon jetzt Zeichen von Trunkenheit. Der Blick in das Thal, zu dem wir hinabritten, war großartig. Es hatte aufgehellt, und wir überſahen das breite grüne Thal mit einzelnen Bauernhöfen, wie Stecknadelköpfe groß, mit einem breiten, mächtigen Strom, der ſich in weiter Ferne ins Meer ergoß. Aber einſam und kalt ſah es aus; wo Wieſenflächen hätten ſein können, war Sumpf, nichts als Sumpf. Island hat zu wenig Arbeitskraft und Geld, das Land zu kultivieren, das zehnmal mehr Bewohner tragen könnte. Halbwegs unten hörten wir das Rauſchen eines gewaltigen Waſſerfalles. Der Führer meinte, er wolle uns nun zeigen, was noch kein Reiſender geſehen hätte. Wir mußten abſteigen, und er führte uns eine haarſträubende Kletterpartie in halber Höhe einer tiefen, ſenkrecht abfallenden Schlucht. Bald ſahen wir den herrlichen Fall vor uns, aber — der Führer war verſchwunden. Ich verſuchte zu rufen, aber fühlte bloß, daß ich den Mund aufſperrte, von Ton keine Spur. Der Graf glaubte, ich habe gegähnt. Es blieb nichts übrig, als ſo gut wie möglich ihm nachzuſteigen.

Wir kamen nach einigen kühnen Sprüngen hinab in den Abgrund und befanden uns, blindlings weiter kletternd, plötzlich in einer weiten Höhlung hinter dem Fall, durch den die Sonne zu uns hereinſtrahlte. Da ſaß der Führer, der alberne Menſch, und lachte uns aus. Das Ärgerlichſte war, daß man ihm gar keine Grobheit ſagen konnte, und über unſere Pantomimen ergötzte er ſich noch. Das Schauſpiel des Falles, der Sonne und des Regenbogens nahm uns indeſſen nun ſo gefangen, daß wir alles andere darüber vergaßen. Wir ſtiegen hin und her, nahmen einmal dieſen, einmal jenen Standpunkt ein und konnten uns nicht ſatt ſehen; zuweilen war das Waſſer hochrot gefärbt, als wenn flüſſiges Feuer um uns ſprudelte. Plötzlich tippte der Führer mir auf die Schulter und zeigte grinſend auf die entgegengeſetzte Felswand. Er ſelbſt war gleich darauf auf dem früheren Wege verſchwunden. Wir glaubten, er meine, jenſeits ſei ein beſſeres Klettern, und da wir oben vom Berge geſehen hatten, daß unſer Reitweg weiter unten den Fluß kreuzte, nahmen wir an, daß wir längs der Schlucht hinabgehen ſollten bis dahin, wo er mit den Pferden herüberkommen könnte. Wir ſtiegen alſo in der betreffenden Richtung abwärts und hatten es nun allerdings weniger halsbrechend. Drüben aber ſaß der Führer auf einem Felsblock wie ein Mephiſto und ſchwang den Hut. Wir ſahen ihn nun mehrere Stunden nicht wieder. Glücklich kamen wir aus der Kluft hinaus, doch waren auch hier die Halden von Gießbächen zerriſſen, ſo daß wir einen ſchwierigen Weg vorwärts hatten. So kletterten wir wohl eine Stunde lang längs des Fluſſes, ſchauten immer aus nach den Pferden, ließen auf erhabenen Stellen die Taſchentücher fliegen — nichts war zu ſehen, einſam war und blieb es ringsum. Doch halt! Drüben zog eine Karawane von Laſtpferden den Weg hinauf, ſie war indeſſen zu fern, um unſer Rufen zu hören. Wir waren in einer verzweifelten Situation und unſere Gefühle für den Führer kann ſich jeder leicht vorſtellen, als wir auf einem höheren Punkte im Fernrohr unſere Pferde noch an demſelben Orte, wo wir ſie verlaſſen hatten, und die Laſtpferde daneben entdecken konnten. Der edle Isländer ſaß wahrſcheinlich dort mit den Neugekommenen bei der Schnapsflaſche und hatte uns vergeſſen. Wir ſchwitzten trotz des kalten Tages über und über, und es entſtand die Frage, ſollten wir zurück? Das wäre aber bergauf eine langwierige und faſt unſere Kräfte überſteigende Kletterarbeit geweſen. So beſchloſſen wir, weiter hinabzuſteigen und auf irgend eine Weiſe zu verſuchen, über den Fluß auf den Weg zu kommen. Das Hinabſteigen zum Fluß war keine leichte Sache. Ich eilte voraus. Erſt ging es gut, bald aber wurde der Hang ſteiler und ſteiler, wir hörten einen neuen Fall donnern, und als ich denſelben vermeiden und wieder emporſteigen wollte, konnte ich weder vor- noch rückwärts. Ich ſtand mit einem Fuß auf einem ſchmalen, mit Steingeröll bedeckten Vorſprung, welchen ich unter mir nachgeben fühlte, hielt mich mit der Hand an einigen Grasbüſcheln und taſtete mit dem andern Fuß um mich herum, einen neuen Stützpunkt zu finden. So hing ich über dem Abgrund, über dem mächtigen, tiefen Waſſerfall. Der Graf war zurückgeblieben und ſah nun meine Not, getraute ſich aber nicht heran. Endlich entdeckte er über mir eine etwas vorſpringende Felsplatte, zu der er, von oben her kletternd, wohl gelangen konnte. Dies glückte ihm, er legte ſich flach nieder und hielt mir ſeine Reitpeitſche herunter, die er glücklicherweiſe mitgenommen hatte. Die isländiſchen Reitpeitſchen beſtehen aus einem anderthalb Fuß langen Stock, an dem ein ca. vier Fuß langer ſtarker Lederriemen von Zollbreite befeſtigt iſt, die alſo wohl das Gewicht eines Mannes tragen können. Indem ich mich daran feſthielt, gelang mir der Sprung nach der nächſten Felszacke, von der ich weiter emporkommen konnte. Die Steine aber, auf denen ich gehangen, toſten hinab in den Abgrund. Dieſe Epiſode diente nicht dazu, unſere Laune zu verbeſſern. Später gelang es uns, an den Fluß zu kommen. Ich verſuchte an einer breiten Stelle den Übergang, bekam aber meine hohen Reitſtiefel voll Waſſer, ſo daß ich zurückgehen und ſie ausgießen mußte. Wir waren gezwungen, weiter hinabzugehen, wo der Fluß breiter und ruhiger wurde. Dort war ein Fels, den wir erſtiegen, um abermals nach dem Führer auszuſchauen. Ganz hoch oben, auf derſelben Stelle, ſahen wir die Pferde, wie Stecknadeln groß. Nun war die Reihe am Grafen, einen Übergang zu ſuchen. Während ich auf dem Fels blieb und ein großes rotes Tuch an dem Peitſchenſtock flattern ließ, damit man wiſſe, wo ich zu finden ſei, ging der Graf hinab und fand endlich eine Stelle, wo er hinüberwaten konnte. Aber er mußte, auf den Weg gekommen, die ganze Strecke zurückkehren bis dahin, wo wir die Pferde verlaſſen hatten. Der Führer ſaß, wie wir es uns gedacht hatten, bei ſeinen Freunden und mit ſeinem beſten Freund, der Schnapsflaſche, in der Hand; er that ganz erſtaunt, als der Graf kam: „Na, ſind Sie da?“ Der Graf ſprach weder däniſch noch isländiſch, aber als ſie endlich zu mir kamen, erhielt der Führer eine ſo derbe Lektion, wie er ſie wohl ſelten gehört hat. Ich hatte aber auch recht, außer mir zu ſein, denn der Weg war noch lang, führte durch Wildnis und wir hatten ca. vier Stunden verloren. Die armen Pferde mußten es nun entgelten; wir durften nicht mehr zögern, und in der ſchnellſten Gangart ging es über umherfliegendes Steingeröll, durch hochaufſpritzende Gewäſſer vorwärts. Wahrſcheinlich um ſich zu rächen, führte uns der Isländer gegen Abend zur Raſt in einen der elendeſten Bauernhöfe, die ich geſehen, wo in der Wohnſtube alles von Schmutz ſtarrte und der Bauer im Bett lag. Wir mußten wohl oder übel dort eine Taſſe Kaffee zu uns nehmen; der Graf verlangte mit Todesverachtung eine zweite, was ich nicht vermochte. Nach kaum einer Stunde Ruhe für die Gäule ging es weiter. Das abſcheuliche Thier, das ich dem Grafen abgenommen hatte, hielt dieſen Ritt nicht lange aus, ich hatte Mühe, es vor dem Stürzen zu bewahren. Wir zwangen daher den Führer, bei dem nächſten Hof daſſelbe gegen ein friſches Pferd einzutauſchen, natürlich auf ſeine Koſten. Wir ritten, nachdem wir das weite Thal des „Rieſenfluſſes“, deſſen Breite die des Rheins bei Köln weit übertrifft, verlaſſen hatten, durch ein einſames grünes Gebirgsthal, mit mächtigen Schneebergen auf beiden Seiten. Bald aber kamen wir wieder ins Steigen, wir mußten abermals über ein Gebirge, höher als das vorige. Der Weg, den wir nun vor uns hatten, ſpottet aller Beſchreibung, das Flußbett der Schwarza in Thüringen mit ſeinen runden, großen und kleinen, loſe übereinander gehäuften und ſchlüpfrigen Steinen iſt eine Chauſſee gegen das Steingeröll, unter dem das Schneewaſſer brauſte und auf welchem die Pferdchen eine Höhe von 2500 Fuß erklimmen ſollten. Je höher wir kamen, umſo mehr traten auch die Spuren der totalen Trunkenheit an unſerm Begleiter hervor. Bald war er gänzlich unzurechnungsfähig, er wankte auf ſeinem Sattel nach rechts und links wie ein nach oben ſtehender Pendel. Sein kluges Pferdchen ſtellte indeſſen durch korrigierende Bewegungen ſeines Körpers ſtets das Gleichgewicht wieder her, ſo daß er vor dem Herunterfallen bewahrt blieb. Wir überließen ihn ſeinem Schickſal. So befanden wir uns denn in der pfadloſen Einöde, wo die Richtung des Rittes nur durch zum Teil undeutliche Wegzeichen angegeben war, gänzlich auf uns ſelbſt angewieſen. Die Sonne ging unter, die Umriſſe der Gegenſtände begannen mehr und mehr zu verſchwimmen. Düſter ragten ſchneebedeckte Berghäupter in den Wolkenhimmel. Der Wind brauſte, ein Schneewetter entlud ſich, die Wegſpuren verſchwanden. Wie Nadeln ſtachen uns die Flocken in die Geſichter. Ein gewaltiges Gletſcherfeld war zu überſchreiten, wir ſtiegen ab und führten vorſichtig unſere Pferde hinüber, ohne hinabſchauen zu dürfen in das 2000 Fuß unter uns gähnende Thal, durch das wir gekommen. Jenſeits des Gletſchers mußten wir unſern Weg über alten und neuen Schnee ſuchen. Nur ausnahmsweiſe trug derſelbe alle vier Beine der Pferde, bald verſanken dieſelben mit einem Vorderbein, bald mit einem Hinterbein, bald auch lagen ſie mit dem Magen auf dem Schnee, in den alle vier Extremitäten eingebrochen waren, wobei wir ganz ſanft aus dem Sattel gehoben wurden. Zuweilen ging es über eine Schneebrücke, unter welcher das Gletſcherwaſſer plätſcherte. Da waren wir froh, durch des Tages Entbehrungen einige Pfund leichter geworden zu ſein, und machten uns ſo wenig ſchwer wie möglich, um das Brechen der Wölbung und ein eiskaltes Bad zu verhüten. Endlich hatten wir die Höhe des Paſſes hinter uns. Der Weg wurde beſſer, der Himmel klärte ſich auf. Die Abendröte malte noch einmal die Rieſenberge um uns in glühende Farben, 2500 Fuß unten ſahen wir den tief eingeſchnittenen Eskifjord mit ſeinem Handelsort in nächtlichen Schatten ruhen. Wenige Stunden ſpäter befanden wir uns in den warmen und wohnlichen Räumen des Kaufmanns Tullinius, deſſen Gaſtfreundſchaft uns die ausgeſtandenen Strapazen und Kümmerniſſe vergeſſen machte.

Ph. Schweitzer.

Zu unſeren Bildern. (S. 677 u. 685.)

Welch ein Kontraſt zwiſchen den Bildern Dahls und Linnigs! Abendſonnenglanz und Abendfriede iſt über der nordiſchen Szene ausgebreitet. Freude über die nahende Ruhe nach redlich vollbrachtem Tageswerk leuchtet auf allen Geſichtern; der alte Fiſchersmann ſcheint ſich insbeſondere auf das jüngſte Enkelkind zu freuen, das, von der Mutter getragen, am Ufer ſeiner wartet. Dazu das munter ſchäkernde Pärchen, auf welches das müde im Heu ruhende Mädchen etwas verdroſſen, vielleicht eiferſüchtig, herabblickt. Alles atmet, alles lebt — man glaubt die letzten leiſen Ruderſchläge und die Stimmen der Heim-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

kehrenden, wie das Jubeln des Kindes zu vernehmen. Je länger man darauf blickt, desto erfreulicher wirkt das reizende Bild.

Wie anders mutet uns die Linnigſche Radierung an! Der auf das Notenblatt ſtierende Blick des ſtruppköpfigen Muſikanten hat etwas Abſtoßendes, und dennoch liegt in der realiſtiſchen Treue der ganzen Erſcheinung ein eigener Reiz. Man hat Mitleid mit dem armen Burſchen, welcher die ſchwierige Stelle ebenſowenig zu entziffern vermag, wie den wunderlich leckeren Titel ſeines Muſikſtückes, der mit ſeinem ärmlich gefriſteten Daſein in ſeltſamem Widerſpruche ſteht. Dann aber denkt man unwillkürlich: Wie gut, daß es nur ein Bild iſt! Wie fürchterlich, die im Blasinſtrumente ſchlummernden Töne hören zu müſſen! Was iſt alles Klaviergeklimper, das im Sommer aus den verſchiedenen Nachbarhäuſern und Nachbarzimmern an unſere Ohren dringt, gegen ſolche Blaſexerzitien! Wenn doch alle dieſe Quälgeiſter ſtecken bleiben möchten wie Linnigs düſterer Hornbläſer!

Briefkaſten.

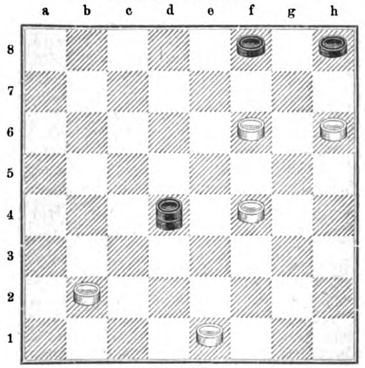
F. R. Berlin. Eine deutſche geographiſche Quadratmeile iſt gleich 55,0629081 Quadratkilometer. — Paſtor **B.** in **R.** bei **W.** Touſſaint-Langenſcheidt. — **A. R.** in **D.** Die Senkingſchen Herde ſind für Ihre Zwecke, ſoweit wir dieſelben Ihrer Anfrage nach beurteilen können, ebenſo geeignet, wie z. B. die vortrefflichen eiſernen Haushaltungsherde von Benwer, Berlin, Wallſtraße. Ohne genaue Angabe über die gewünſchte Leiſtungsfähigkeit des Herdes, die ja nicht nur von der Perſonenzahl abhängt, und ohne Kenntnis des Preiſes, welchen Sie zahlen wollen, läßt ſich Näheres nicht ſagen. — **Schützenbruder** in **Nürnberg.** Das betreffende Getränk heißt nicht Mumme — dieſe vergiftet die Braunſchweiger — ſondern Goſe. Wie fürchterlich aber auch die Goſe iſt, mögen Sie aus folgendem „Wink für angehende Goſentrinker" erſehen, den zu erteilen ſich ſelbſt der begeiſterte Prophet ſeiner Vaterſtadt Edwin Bormann nicht enthalten kann.

Wennſte probſt der Goſe Saft,
Wappne dich mit Heldenkraft,
Denn de weeßt nich, werd dei Magen
Ja un Amen derzu ſagen.
Drum bevor de rechde Hand
Noch ums Stengelglas ſich wand,
Leg aus Vorſicht deine linke
Uf de Stuwendierenklinke.

So rät ein Leibziger Kind in ſeinem Biff, Baff, Buff. Feichtfreeliche Schitzengriße. Leipzig, Liebeskind. — **W. v. A.** in **Nordhauſen.** Wie vorſichtig man darin ſein muß, möge Ihnen der folgende Vorfall beweiſen. In einem Seebade bei Riga verlangte ein junges Mädchen, das dort als Gaſt in einer Familie weilte, nach einer Hängematte. Es wurde konſtatiert, daß man zwar über eine ſolche verfügte, daß ſich aber im vorhergehenden Sommer die an der Diphtheritis erkrankten Kinder des Hauſes in ihr geſchaukelt hatten und daß man vergeſſen hatte, ſie desinfizieren zu laſſen. Das junge Mädchen erklärte lachend, dieſer Umſtand würde ſie nicht abhalten, die Hängematte zu benutzen; ſie wurde geholt und gebraucht. Am zweiten Tage aber erkrankte die Dame in der heftigſten Weiſe an der furchtbaren Krankheit und hätte ihre Vertrauensſeligkeit faſt mit dem Tode bezahlt. — **M. A.** in **D.** Sie fragen uns, welches von den Nordſeebädern wir Ihnen empfehlen könnten. Die Beantwortung dieſer Frage iſt nicht leicht und jedenfalls nicht ſo allgemein zu erteilen, wie Sie annehmen, da jedes Bad ſeine beſonderen Eigentümlichkeiten hat und es bei der Wahl des Bades in erſter Linie auch mit darauf ankommt, welche Anſprüche an das Badeleben geſtellt und ob ein großes faſhionables Bad mit luxuriöſen Einrichtungen und geräuſchvollem Badeleben, wie Norderney, oder ein ruhiger ſtiller Ort mit einfachen Verhältniſſen, wie etwa Juiſt, geſucht wird. Wir können Ihnen daher nur raten, ſich der Führung des ſoeben in 4. verm. und verbeſſerter Auflage erſchienenen und hübſch illuſtrirten Buches: Die Nordſeeinſeln an der deutſchen Küſte nebſt ihren Seebadeanſtalten von Carl Berenberg (Norden und Norderney, Hermann Braams 1884, Preis geb. 3 Mk.) anzuvertrauen, welches Ihnen die beſte und zuverläſſigſte Auskunft über die Nordſeebäder: Borkum, Juiſt, Norderney, Baltrum, Langeoog, Spiekeroog, Wangeroog, Helgoland, Wyk a. Föhr und Weſterland auf Sylt erteilen wird. Das Buch enthält außer den Einzelbeſchreibungen der Inſeln noch allgemeines über Heilwirkungen der Seeluft und des Seebades, über das Meer, Seeleuchten, Klima, Bodenbeſchaffenheit, Flora und Fauna, ſowie über die Bewohner der Inſeln. Eine vergleichende Überſicht der Seebadeanſtalten am Schluß des Buches wird Ihnen die Wahl des Badeorts ſehr erleichtern.

In unſerer Spielecke.

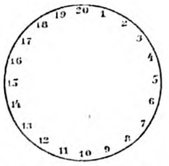
Dameſpielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1.



Erſetzt man die Zahlen des Kreiſes durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo bezeichnet:

1, 2, 3, 4, eine Zahl.
4, 5, 6, 7 einen König,
6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 ein Land in Afrika,
11, 12, 13, 14 einen Körperteil,
13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 1 ein Feſt,

2.

Eine Zahl hab' ich gewählt,
90 noch dazu gezählt,
Drauf durch 18 dividiert,
Wieder 18 dann addiert,
Jetzt mit 3 multipliziert,
84 ſubtrahiert,
Und als Reſt iſt mir geblieben
Dann zuletzt die heil'ge 7.

3.

1.				A	A	E			
2.				E	E	E			
3.				E	E	E			
4.	J	J	O	O	U	U	U	B	B
5.	D	D	D	F	F	G	G	G	G
6.	H	L	M	N	N	N	N	P	R
7.				R	R	R			
8.				R	S	T			
9.				T	Z	Z			

Die obigen Buchſtaben laſſen ſich ſo ordnen, daß die neun wagerechten Reihen neun bekannte Wörter ergeben, und daß die ſenkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet. Die drei erſten und die drei letzten Reihen beſtehen aus je drei, die drei mittleren aus je neun Buchſtaben.

1. Ein Würdenträger der katholiſchen Kirche.
2. Ein Schweizer Kanton.
3. Ein Mineral.
4. Ein Feſt.
5. Ein franzöſiſcher Wein.
6. Eine Oper von Richard Wagner.
7. Eine Dichtungsart.
8. Ein Weſen aus der Märchenwelt.
9. Ein Körperteil.

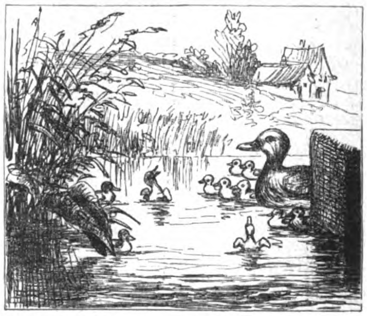
4.

Einen Schäfer thät man fragen,
Wie viel Schafe er beſitze,
Klüglich gab er drauf zur Antwort:
Wenn ich aus dem Stall ſie laſſe,
Sei's bei zweien oder dreien,
Vieren, fünfen oder ſechſen,
Immer bleibet eins zurück.
Laß ich aber ſie bei ſieben
Munter aus dem Stalle ſpringen,
Bleibet niemals eins zurück.
Bring heraus nun lieber Leſer,
Wieviel Schafe thät er führen? L...g.

5.

Mit Kopf und Fuß eine Stadt in Öſterreich, ohne Kopf und Fuß ein Nebenfluß der Donau. — Mit Kopf und Fuß ein Kurort, ohne Kopf und Fuß ein Gedicht.

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 42.

Schachaufgabe.

1. Da1—a6	Kg6—f5
2. Lf6—g5	beliebig
3. Da6—f6 ♯	

A.

1. ...	h5—h4
2. Da6—d3 †	Kg6—h5
3. Dd3—f5 ♯	

1.

G	L	O	G	A	**U**
E	P	I	N	**A**	L
I	S	I	**D**	O	R
B	I	**N**	G	E	N
E	**I**	L	A	N	D
L	Ü	B	E	C	K

Bilderrätſel.

Halt recht Maß in Speiſ' und Trank
So wirſt du alt und ſelten krank.

2.

Die Schlacht bei Mars-la-Tour den 16. Auguſt 1870.

3. Reif. 4. Atlas. 5. Müßiggang.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Inhalt: Die kluge Elſe. Fortſetzung. Erzählung von G. v. Beaulieu. — Torilde von Tornau. Fortſetzung. Roman von H. Engelcke. — Moritz Retzſchs Schachſpieler. Mit Illuſtration. — Richter Lynch. Von Kapitän Nemo. Mit Illuſtration. — Elefanten im Kriegsdienſt. Mit 2 Illuſtrationen. — Die „Sonnenblume" in Erlangen. — Von einer Reiſe auf Island. Von Ph. Schweitzer. — Zu unſeren Bildern: Heimkehr. Von H. Dahl, und Eine ſchwierige Stelle. Von H. Linnig. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Daheim

Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Auguſt 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 44.

Die kluge Elſe.

Erzählung von **G. v. Beaulien.**

(Fortſetzung.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Flitzner wußte nicht, wie lange er geſchlummert hatte, als ein Knarren auf der Bank in Niſche V, derſelben, auf welcher er ſaß, ihn ermunterte.

Er that ſchläfrig die Augen auf. Eigentümlich! Die Bank zog ſich rund um die Niſche herum, Rohrſtühle gab es damals in Sladowa noch nicht, und auf der ihm gerade gegenüber befindlichen Seite ſaß eine Frauengeſtalt. Flitzner ſah unter den Wimpern zu ihr hinüber. Sie konnte glauben, er ſchlummere; wenn er wach war, durfte er ſie doch nicht ſo fixieren. Eigentümlich! er kannte ſie nicht.

Sie trug ein einfaches Kleid von dunkelblauem Leinenſtoff, garnicht modern, wie der Toilettenkenner ſich ſagte, dazu einen ſchwarzen einfachen Strohhut, der ihr Geſicht verdeckte. Und nun zog ſie gar ungeniert ein Strickzeug, eine Männerſocke von ſelbſt geſponnenem grauen Garn aus einem Arbeitsbeutel und begann zu ſtricken. Das war zu viel. Hier in Generals Niſche! „Liebe Frau!“ fuhr er aus ſeinem Pſeudoſchlummer empor, „das ſind hier beſetzte Plätze, das iſt Niſche V, das geht nicht. Gehen Sie —“ das Wort blieb ihm im Munde ſtecken. Die Angeredete hatte den Kopf gehoben und wandte ihm das Geſicht zu. Es war kein junges Antlitz und ein ſimpler, glatter, brauner Scheitel, in dem ſich hier und da Silberfäden zeigten, umrahmte es, aber es war ſo fein und wohlwollend, es zuckte ſo von verhaltenem Humor in den dunkelgrauen Augen, daß er beſchämt ſtotterte:

„Verzeihen Sie, meine Gnädige! Vielleicht, wenn ich Sie den Herrſchaften vorſtellen dürfte, aber — Sie ſehen ein, es iſt Niſche V — ſo — ſo geht es nicht — — die Damen ſchlafen noch! Schlafen Sie denn nicht nach der Table d'hote? Man ſieht um dieſe Zeit ſonſt hier keine Dame!“

„Ich ſchlafe nie am Tage“, entgegnete ſie kurz. „Wem gehören dieſe Plätze?“ fragte ſie dann beluſtigt. Es war eine friſche, ziemlich tiefe, klangvolle Stimme mit ſtarkem mecklenburger Accent.

„Der Generalin von Sommer Exzellenz und der Regierungsrätin Arnswald!“

„Sommer und Arnswald? So! Woher?“

Sie ſagte es mit der ruhigen Sicherheit eines Menſchen, der an Befehlen gewöhnt iſt. Der Ton mußte dem Referendar imponieren, denn er antwortete bereitwillig:

„Aus Wittfurth!“

„So? — eine hübſche Stadt — etwas Kaſtengeiſt; aber ſonſt hübſche, ſaubere Stadt!“

— Etwas Kaſtengeiſt! — das war gewiß eine Sozialdemokratin. Sie trug ſich ja auch ſo eigentümlich, faſt herausfordernd einfach, ſonſt wäre ihm, dem Damenkenner, doch nicht das Verſehen paſſiert, ſie „liebe Frau“ zu nennen.

„Wie ſind die Familien von Niſche V?“ fragte ſie nun ſo befehlshaberiſch wie zuvor. — Dieſe Perſon nahm ihm vollſtändig das Recht über den Kopf weg. Sie hatte etwas ſo Gebieteriſches, daß er ihr wieder antwortete:

„O, Exzellenz von Sommer ſind außerordentlich liebenswürdig, nur etwas zu korpulent für ihre repräſentative Stellung, aber ſonſt eine Dame von Welt und von Takt. Fräulein von Sommer iſt eine noble Ballerſcheinung, reitet, tanzt, ſchwimmt, ſpielt Krocket!“ — Er hätte vielleicht noch lange nicht die Verdienſtliſte der jungen Schönen geſchloſſen, wenn ihn die Dame nicht unterbrochen:

„Und die andere Familie?“

„O, auch ſehr nett. Frau Regierungsrätin Arnswald verſteht ſich zu benehmen, hat ſich vorzüglich konſerviert und beſitzt eine ſuperbe Figur. Die Kleine, die Guſte, wird einmal ein Racker aus dem ff. Doch der Otto, der Junge, iſt mir zu plump und geradezu. Aber machen Sie man keinen Gebrauch davon, wenn ich bitten darf!“

„Iſt nicht noch eine erwachſene Tochter da?“

„Stimmt auffallend! — Aber woher wiſſen Sie das?“

fragte Flitzner betroffen. „Ach ſo, Sie haben es wohl in der Kurliſte geleſen? Ja, da iſt ſie. — Aber die Sache iſt nämlich die: Fräulein Elſe hat ſeit dieſem Winter furchtbar eingepackt, war früher ein ganz hübſches Mädchen, aber nun — weiß Gott, was ſie hat — kurz, mir iſt ſie jetzt zu mager. Das iſt alles ſo urplötzlich gekommen, wenn ich es mir jetzt ſo nachrechne, eigentlich ſeit dem Balle am Mittfaſtentage. Darum ſind auch Arnswalds hier, ſie kommen ſonſt nicht her, machen keine Badereiſen, ich glaube, ſie haben's nicht dazu.“

Er ſprach es mitleidig und hatte ſich ſo in Eifer geredet, daß er ganz vergeſſen, wie wenig ſein Gegenüber die Anſpielungen auf die letzte Wittfurther Saiſon verſtehen könne. Die Dame ſtand nun auf und ſagte — ſo recht breit und platt, wie Flitzner meinte — ein Unbefangener hätte es vielleicht ſpöttiſch gefunden:

„Na, adjüs ok, Jung-Herr!“

Wie kam ſie nur dazu, plötzlich mit ihm platt zu ſprechen? Gehörte ſie doch vielleicht dem Bauernſtande an, wie ihre Kleidung andeutete? Er ſann noch über das Rätſel und ſtarrte der Frau im blauen Leinenkleide und dem großen Strickbeutel nach, als er einen Fächerſchlag auf ſeinem Arme fühlte.

Schnell wandte er ſich um. Eine große, elegante, junge Dame ſtand vor ihm.

„Ah Sie, gnädiges Fräulein! Schade, daß Sie nicht früher kamen. Sie hätten ein Original ſehen können. Eine Sozialdemokratin oder ſo etwas. Aber ſie muß aus Mecklenburg ſein. Ihre Sprache erinnert ſo an Reuter. Sie kennen natürlich Reuter?“

„Natürlich“, entgegnete Paula von Sommer, „aber, bitte, bei dieſer Hitze keine gelehrten litterariſchen Unterhaltungen! Alſo Ihr Original war Sozialdemokratin? Ich möchte wirklich einmal ſo ein Geſchöpf ſehen.“

— Das war wiederum ein Beweis für Flitzners Theorie. Sowie er verſuchte, ſachgemäß zu reden, verlangten „ſeine Damen“, pikante Perſonalien zu hören.

„Sie hatte vielleicht gar einen heimlichen Revolver bei ſich?“ fragte die junge Dame weiter.

„O nein, das weniger! Nur einen harmloſen Strickſtrumpf, der aber ſehr volkstümlich ausſah — graues, eigengeſponnenes Garn. Sie trug auch keinen Überwurf und ihr Rock war an der Taille mindeſtens ein paar Meter weit.“

„Brr! — wie geſchmacklos! Hören Sie übrigens — Elſe kommt heute nicht mit zur Partie. Die andern alle, aber ſie nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Sie bildet ſich wieder ein, Kopfſchmerzen zu haben. Aber um ihre verrückten Ideen auszuführen, hat ſie ſtets Kräfte, nur zum vernünftigen Amüſement nicht. Denken Sie, was ſie wieder thun will. Sie bildet ſich doch ein, ſie müſſe ſich hier nützlich machen und gibt dem kleinen, buckligen Mädchen — wiſſen Sie, des Badewärters Tochter, um die niemand ſich kümmert — Nähſtunde! Na, jedes Tierchen hat ſein Pläſirchen. Mir wird ſchon ganz ſchlecht, wenn ich das Kind nur anſehe. Es hat ſo lange, ſpinnendünne Finger und ſieht ſo alt aus, wie eine Greiſin. Brr!“ Paula ſchüttelte ſich, daß ihr die hübſchen, dunkelblonden Locken um den Kopf flogen und in der Sonne wie lauteres Gold glänzten. Flitzner ſah ſie bewundernd an. Er begriff jetzt gar nicht, daß er einmal die kleine Elſe hübſch gefunden habe, die ſo einerlei, ſo nach gar nichts ausſah und ſo ſchrullige Gewohnheiten hatte. Das war doch ein anderes Mädchen: Feuer — Leben — Geſundheit — Geiſt!

„Fräulein Arnswald iſt überhaupt ſeit dem vergangenen Winter etwas eigentümlich geworden“, bemerkte Flitzner zuſtimmend.

„Ja, — alſo Sie finden es auch? Ich bilde mir ein, das gelehrte Huhn, der Profeſſor — oder was er iſt — Schlichting, hat es ihr angethan. Denn ſeit dem Ballabend bei Arnswalds, wo ſie ſich mit ihm gezankt hatte und er mit polniſchem Abſchied davon ging, iſt gar nichts mehr mit ihr aufzuſtellen.“

„Gezankt? Ach, wie intereſſant! Ich dachte, ſie hätte ihm vielleicht einen Korb gegeben und nachher hätte es ihr leid gethan.“

„Korb? Welche Idee! Der und heiraten! — — Nein, nein, mit dem war ſo irgend etwas. Ich weiß nicht, was, aber geheuer war's nicht mit ihm.“

„Meinen Sie wirklich?“ Flitzners kleine, ſchwarze Augen blitzten und ſeine ſchmächtige, bewegliche Geſtalt war wie elektriſiert. — Paula lachte laut und herzlich los:

„Sieh da, ſieh da, Herr Admiral, Sie werden ja ganz mobil! Sie wittern Haſenſchweiß! Wiſſen Sie was“, ſetzte ſie gutmütig hinzu, „eigentlich ſind wir recht ſchlecht, reden hinter ihrem Rücken über die arme Elſe. Ich glaube gar, wir klatſchen, und wir ſind doch keine alten Baſen.“

Wenn Flitzners Wort: „Stimmt auffallend“ je gepaßt hatte, ſo war es hier der Fall, aber ſeltſamerweiſe gebrauchte er es nicht. Er verſtummte betroffen, indeſſen der Zufall kam ihm in Geſtalt einiger „ſeiner Damen“ zu Hilfe und er brauchte Paula von Sommer auf dieſe Gewiſſensfrage nichts zu antworten.

VII.

Das Bad war ganz verödet. Eine Elefantenpartie — ſo benamſet wegen ihrer Größe und Schwerfälligkeit — hatte die heterogenſten Elemente der Kurgeſellſchaft vereint in ein benachbartes Dorf geführt. Flitzner war natürlich wiederum die Seele und der Arrangeur dieſes Elefanten. Durch die einſamen Parkanlagen ging Elſe Arnswald. Sie hatte von der Mama die Erlaubnis erwirkt, von der Partie zurückbleiben zu dürfen; in der Laube am Hauſe hatte ſie ſoeben die kleine verwachſene Minna des Badewärters Scholtz in die Geheimniſſe des Hemdennähens eingeweiht und gedachte nun, auf den nahegelegenen Kapellenberg zu ſteigen, um dort die Sonne untergehen zu ſehen. Bei der Arbeit war ihr ganz wohl und heiter zu Mute geworden. Wie leicht war es doch, das Herz eines vernachläſſigten, unglücklichen Kindes zu gewinnen! Minna war heute ſchon ganz geſprächig geworden. Sie hatte ihr von einer fremden Dame erzählt, die geſtern angekommen ſei und in dem Häuschen ihrer Eltern zwei Manſardenzimmer gemietet habe. Die Dame habe eine tiefe Stimme, faſt wie ein Mann, und ſie habe eine drollige Sprache.

„Wenn ſie lieb und gut von etwas plauſche, ſo ende es auf ing. Sie, z. B., werde von ihr Minning genannt. Und dann ſei die Dame ſo geſpaßig und gemein (Minna meinte leutſelig) und ſo gut, ſie wäre mit allem zufrieden; ganz anders als die Breslauer feinen Damen, die ſich in der Hitze Sammet und Seide auf den Leib hingen und es nirgend vornehm genug fänden. Aber das Kommandieren verſtände die Fremde und gehorchen müſſe man ihr aufs Wort, und die Wahrheit müſſe man auch ſprechen, ſonſt ſähe ſie einen mit ein paar großen grauen Augen ſo feſt und unverwandt an, als ſei der Menſch von Glas und als könne ſie ſtriktement bis in Herz und Nieren ſchauen. Und guten Verdienſt hätten die Eltern nun auch, und Minna würde es jetzt ſicherlich beſſer haben.“ Elſe dachte an dieſe „Plauſcherei“ der Verwachſenen, als ſie langſam den Berg hinanſchritt. Sie freute ſich der tiefen Stille, die Einſamkeit that ihr ſo wohl. Wenn ſie ſonſt wenig ſprach und ernſt ausſah, umſchwirrten ſie gleich ein Dutzend Fragen: Was fehlt Dir? Woran denkſt Du? Warum ſprichſt Du nicht? —

Heute durfte ſie ausſehen, wie es ihr behagte, ſie brauchte ſich nicht zu beherrſchen und konnte ihre Gedanken wandern laſſen. — Ach, und das war ſolche Wohlthat!

So war ſie auf die halbe Höhe des Kapellenberges gekommen und hatte ein grünes Plätzchen zum Ausruhen gefunden. Sie legte ſich in das weiche Moos unter eine Gruppe von Tannenbäumen, denn ſie war jetzt leicht müde und die Luft verging ihr bald beim Steigen. Das kam von der Bleichſucht, wie der Badearzt ſagte. Der eiſenhaltige Säuerling ſollte das aus dem Grund kurieren. Das Mädchen ſchaute aus dem Mooſe, zwiſchen zierlichen ſchwankenden Gräſern hervor, zum blauen Himmel empor. Ein winziges Käferlein kletterte an einem Halme hinauf, ſo daß er bedenklich ſchwankte und zitterte und leiſe Elſes Wange ſtreifte. Sie ſtarrte dem Tierchen unverwandt nach, bis ihr die Augen übergingen. Die Sonne ſtand ſchon tief am Horizont; ſie blitzte zwiſchen den Stämmen der Tannen, Eichen und Erlen ſchräg den Berg hinauf; die Wolken begannen ſich leicht zu färben, goldgelb, roſenrot. Das Mädchen blickte nun wieder zu ihnen empor. Es waren ſo ſeltſame Gebilde unter ihnen, ihr kamen die Geſchichten und Märchen der ſeligen Großmama in den Sinn, die ihr immer die Wolken und das Abendrot gedeutet und geſagt hatte, es ſeien dort ſchöne Länder, in denen Feen und Zauberer wohnten.

„Ach, wie hübſch, wenn man das noch glauben könnte!“ ſeufzte Elſe, „aber dazu bin ich nun zu alt und zu vernünftig, habe auch ſchon zu viel Schmerzliches erlebt.“

Sie hatte ſich ſeit einiger Zeit angewöhnt, laut mit ſich zu ſprechen, wenn ſie allein war, und hatte es auch diesmal unbewußt gethan. Da ſie bisher nie aus Wittfurth herausgekommen, da ſie ſtets unter Papas und Mamas Flügeln im warmen, behaglichen Neſte geſteckt hatte, ſo war dieſe Lebensauffaſſung gewiß eine zu tragiſche und düſtere.

So wenigſtens erſchien es einer ältlichen Dame in einfachem blauen Leinenkleide, die ſchon geraume Zeit neben Elſe geſeſſen und das zarte, kleine Mädchen mit den bleichen Zügen und den träumeriſchen, braunen Augen, das ſo auf dem Rücken im Grünen lag und den Himmel anſtarrte, forſchend betrachtet hatte. Nun ſagte eine tiefe Stimme — faſt klang ſie wie eine Männerſtimme — und ein Seelenkenner hätte auch einen leiſen humoriſtiſchen Klang in ihr bemerkt:

„Was haben Sie denn ſo Trauriges erlebt, Kindting?“

Elſe erſchrak bei der unvermuteten Anrede, ihr ſchoß das Blut in den Kopf, ſie richtete ſich haſtig auf.

Einige Schritte von ihr ſaß auf einem Steine eine Dame und ſtrickte an einer grauen Männerſocke — emſig und unverwandt, während ſich ihre Augen mit einem klaren, ſcharfen Blicke auf Elſe richteten, als ob ſie dem Mädchen bis ins Herz hinein ſchauen möchte und auch könnte!

Elſe ſtrich ſich verwirrt die loſen, aſchblonden Haare aus der Stirn und richtete ſich kerzengerade auf. Sie war noch immer dunkelrot, die Thränen ſtiegen ihr in die Augen, ſie fand noch keine Worte.

„Minning hat mir ſchon von Ihnen erzählt, min oll lütt Kindting, Sie ſind mir keine Fremde, nehmen Sie der alten Line ihre Frage nicht übel. Wiſſen Sie, mein Herzing, ich halte ſchon viel von Ihnen, von Minnings Erzählungen her, aber dafür müſſen Sie Tanten Linen auch eine lütte Paſterpredigt erlauben. Sie träumen gar zu viel, Kindting, Sie liegen da auf dem Rücken und denken an allerhand Schnickſchnack, und ſo ne junge, fixe Dirn ſoll die Hände rühren, ſolange es Tag iſt, und ſingen as 'ne Lark! Aber Sie haben keinen Menſchen, dem Sie ſo recht von Herzen was vertellen möchten und da haben Sie ſich das Dröſeln und Dräumen angewöhnt. Nicht ſo — Lütt? — Äwer Sei möten mi dat ok nich veröbeln!“

So ſonderbar hatte noch kein Menſch mit Elſe geſprochen. Eine wildfremde Dame hielt ihr hier im Mooſe gleich eine Strafpredigt, und dabei war die Dame noch gar nicht ſo alt. Elſe ſah zum erſtenmal ſchärfer zu der Predigerin hinüber. Sie wollte böſe ſein, obwohl ſie fühlte, daß die Fremde nicht ganz unrecht habe, aber als ſie ihr in die Augen ſchaute, konnte ſie nicht mehr böſe ſein. Dieſe Augen übten eine ſo eigene Herrſchaft über ſie aus, es ſtrahlte ſoviel Wohlwollen und Klugheit aus ihnen, daß das Mädchen in die dargebotene Hand der Fremden einſchlug und ſagte: „Es iſt lieb von Ihnen, daß Sie mich ſchelten, und ich hab's auch verdient. Schelten Sie nur weiter, ich höre Ihre Sprache ſo gern.“

Die Fremde lachte. Sie wußte vielleicht, warum Elſe ihr ſeltſames Gemiſch von Plattdeutſch und Hochdeutſch gern hörte, wenn das Mädchen ſelbſt es auch nicht zu wiſſen ſchien, denn ſonſt hätte die Kleine es wohl nicht ſo harmlos geſagt.

„Wir heißen das Meſſingſch zu Hauſe. Es iſt eine üble Angewohnheit, aber wenn ich mit Leuten ſchnacke, von denen ich viel halte, bricht ſie immer wieder durch. Zu Hauſe, untereinander, ſprechen wir faſt immer Platt.“

„Iſt das in Mecklenburg-Strelitz?“ fragte Elſe geſpannt.

„Ja, min oll lütt Dirning.“

„Alſo nicht in Schwerin?“ — Das Mädchen ſagte das ſo enttäuſcht, daß die Dame fragte:

„Wie ſo? Haben Sie Bekannte im Schweriniſchen?“

„Ich?“ — Elſe wandte den Kopf ab, ſo daß die Fremde nur ein purpurrotes kleines Ohr zu ſehen vermochte.

„Ich gerade nicht, wenigſtens —“

Die Dame drang nicht weiter in ſie. Endlich ſagte Elſe:

„Ach, erzählen Sie mir doch von Schwerin, Sie kennen es gewiß. Iſt es groß? Liegt es hübſch?“

„Meinen Sie die Stadt, min leiw Dirning?“

„Nein, ſo das Land im allgemeinen, wieviel Einwohner es hat und wieviel Städte ſonſt noch drin ſind.“

„Ja, es hat ſechsmalhunderttauſend Einwohner, und es hat eine Univerſitätsſtadt mit zweiunddreißigtauſend Einwohnern — Roſtock nämlich!“

„Ach ja!“

Dies „Ach ja!“ klang ſo freudig, daß die Fremde ſagte: „Sei ſünd wohl gor ſihr för de Gelihrſamkeit, min oll leiw Herzing?“

„Ich — wie ſo? Ich dachte nur, es wäre doch gut für ein Land, wenn es eine Univerſität hätte — ſo als Zentralpunkt für geiſtige Intereſſen.“

„Jo! Do mögen Sei all werer recht hewen, dor is was Schön's an — ſo ein Zentralpunkt geiſtiger Intereſſen, ſüs verſurt de Bur ok gor tau ſihr!“

Elſe hätte wohl noch lange ſo mit der Fremden geplaudert, wenn nicht Otto und Guſtchen den Berg heraufgekeucht wären und ſie geholt hätten.

„Die Mama warte ſchon unten“, ſagten die Kinder, „und die Partie ſei ſchon zu Ende, es ſei ein Streit zwiſchen den Wittfurthern und Breslauern ausgebrochen, man ſei nur ein bißchen ins Böhmiſche hineingekommen und dann auf halbem Wege umgekehrt. Otto — erzählte Guſtchen — wäre gar nicht von der Grenze wegzubringen geweſen. Er habe ſich mit einem Bein ins Preußiſche und mit einem ins Öſterreichiſche geſtellt und immer dabei geſagt: „Ich bin Alexander der Große! Zwei Länder liegen mir zu Füßen. Ich verbinde die eroberten Völker zu einem einigen großen Reiche!“ Otto proteſtierte. Er habe zwar auf der Grenze geſtanden, warum ſolle er das nicht, aber Guſte übertreibe, ſo pomphaft drücke er ſich nicht aus, Guſte gewöhne ſich jetzt überhaupt das Aufſchneiden an, überhaupt paſſe es ihm gar nicht, immer mit dem ganzen Tranſch von Frauenzimmern und dem albernen „Flitzmolch“ rumzurennen. Er mache keine Elefantenpartie mehr mit, das fiele ihm nicht ein!

Als Elſe unten anlangte und in den Kreis der Niſche Nummero V, nebſt ſeinem Appendix, dem Salonmatroſen, trat, erregte Guſtchen durch eine pikante Nachricht großes Aufſehen. Sie habe Elſen auf dem Kapellenberge in Geſellſchaft einer fremden Dame gefunden, die eine Stimme wie ein Mann und eine Sprache wie ein Bauer habe.

Das junge Mädchen wurde aufgefordert, die Perſon zu beſchreiben, und es ergab ſich, daß ſie der gefürchteten Sozialdemokratin mit dem revolutionären Strickſtrumpf auf ein Haar glich.

Paula von Sommer amüſierte ſich köſtlich über dieſe Geſchichte, allein Elſe verteidigte die Fremde „wie eine Löwin ihr Junges“ (ſo ſagte Paula), obgleich ſie auf Befragen nicht einmal den Namen ihres Schützlings wußte. Es wurde endlich beſchloſſen, der Sache morgen bei der Kurmuſik auf den Grund zu gehen und der gefährlichen Perſon ordentlich auf den Zahn zu fühlen. Mit dieſem heldenmütigen Vorſatze und der lockenden Ausſicht auf ein intereſſantes Erlebnis, das die Monotonie des morgigen langen, herrenloſen Tages zu unterbrechen verſprach, gingen die Beſitzerinnen der Niſche V in ihre einfachen Kurklauſen.

VIII.

Es ſchlug ſechs Uhr. Die Kurmuſik ſpielte den Choral, welcher nach alter, ſchöner Sitte das Morgenkonzert einleitete. Elſe lag ſonſt bei den feierlichen Klängen noch auf der harten Seegrasmatratze des Logierhauſes von Sladowa, heute dagegen ging ſie ſchon die große Allee, welche zum Grenzteiche führt, hinab. Von der Geſellſchaft war noch niemand im Park und in der Brunnenkolonnade. Nur ein alter galiziſcher Jude in ſchwarzem, fettglänzendem Kaftan und langen, ölgeſalbten Seitenlocken, ſowie ein paar böhmiſche Bäuerinnen, denen ſich Rock über Rock — ihr ganzer Toilettenreichtum — auf den ſtämmigen Hüften wiegte, ſpazierten darin umher. Elſen klopfte das Herz, während ſie die ſchnurgerade Allee beflügelten Schrittes hinabeilte. Am Ende derſelben lag das Häuschen des Badewärters, in dem „Tante Lining“ ſich einquartiert hatte. Das Mädchen machte ſich nicht klar, was es dort wolle. Es fühlte ſich wie mit magnetiſcher Kraft hingezogen und folgte dem Zuge.

Als ſie das Häuschen erblickte, erſchrak ſie förmlich, obwohl ſie doch ſo ſchnell hingegangen war, und fragte ſich plötzlich, was ſie dort wolle. Ja, was? Die alte Dame lag womöglich noch im Bette. Ja, war ſie denn alt? Sie hatte ein friſches Geſicht; der ſchlichte Scheitel war, wenn auch ſchon mit Grau untermiſcht, doch voll und dicht. Tante Lining kam ihr nur älter vor, weil ſie etwas ſo Befehlendes und Entſchiedenes in ihrem Weſen hatte. Und nun ging Elſe zu ihr, um ſie zu warnen, ſie darauf vorzubereiten, daß man ihr auf den Zahn fühlen wolle. Denn das war's doch im Grunde, was das junge Mädchen ſo früh am Morgen hierher geführt hatte.

Handelte ſie damit nicht wiederum ſo recht als die kluge Elſe, als die übervorſichtige, geſpenſterſchaueriſche Märchenheldin, mit der ſie Kurt zu vergleichen liebte, wenn er ſein blondes Schweſterchen necken wollte?

Aber nun war ſie einmal ſo weit, ſie ſchämte ſich vor ſich ſelbſt, ſie konnte nicht mehr umkehren. Und da ſaß auch ſchon Tante Lining vor dem Hauſe, auf einem, mit Fliederbüſchen umhegten Plätzchen. Ein Kaffeegeſchirr ſtand auf dem Tiſche, doch ſie trank nicht Kaffee, ſie ſtrickte auch nicht an der revolutionären, grauen Männerſocke, ſondern hielt eine Feder in der Hand, und vor ihr lag ein weißes Blatt, auf dem ſchon einige Worte geſchrieben ſtanden. Sie wandte es um, als ihr heller, ſcharfer Blick den frühen Beſuch gewahrte, ſo daß nun die unbeſchriebene Rückſeite obenauf lag.

„Süh ſo, Kindting, all gaud tau Weg?“ rief die tiefe, friſche Stimme dem ſchüchtern nahenden Mädchen zu. „So iſt es recht! Nun ſetzen Sie ſich nieder und trinken Sie auch eine Taſſe Kaffee mit mir, Lütting!“

Elſe durfte eigentlich vor acht Uhr keinen Kaffee genießen, da ſie noch Brunnen zu trinken hatte, aber ſie vergaß das ganz, ſo ſehr ſtand ſie wieder im Bannkreiſe der gebieteriſchen Fremden. Erſt, als ſie gehorſam die Taſſe an den Mund ſetzte, fiel es ihr ein.

„Ja, trinken Sie denn gar keinen Brunnen?“ fragte ſie.

„Gott bewahre mich, mir früh vor Tau und Tag das kalte Waſſer in den Magen zu gießen. Nein, Kindting, Brunnen hab' ich noch nie getrunken!“

„Ja, warum ſind Sie denn hier? Krank ſehen Sie doch nicht aus!“

„Süh ſo, ſüh ſo, wo niglich de Lütt is! — Sie verſtehen mich wohl nicht, Kindting“, fügte ſie hinzu, als ſie Elſens fragenden Augen begegnete, „ich werde mich bemühen müſſen, fein hochdeutſch zu reden! Aber Sie müſſen mich Tante Lining nennen, das können Sie mir ſchon zu liebe thun. Daheim nennt mich jedweder ſo.“

„Ach wie gern, Tante Lining! Und ich will auch Mecklenburgiſch lernen. Sie glauben gar nicht, wie gern ich es habe!“

„So, haben Sie wohl ſchon einmal Mecklenburger geſehen, oder kommt das alles von Reuters Fritzing her?“

Die Dame ſah Elſen wieder mit dem Blicke an, der ihr in Herz und Nieren drang. Es war dem Mädchen, als könne niemand ein Geheimnis vor dieſem Blicke haben und als dringe er in die verborgenſten Falten der Seele. Sie fühlte auch mit einem Male ein ſo warmes Vertrauen zu der neuen Freundin, und ſo ſagte ſie, zwar blutrot werdend, aber doch ganz tapfer:

„Nein, Tante Lining, ich kenne ſchon einen, und ich habe die Sprache ſo gern, weil ich ihn —“, Elſe ſtockte, aber ſie ſah in die guten, grauen Augen der Dame und fügte leiſe hinzu: „weil ich ihn auch ſehr lieb habe.“

„Süh ſo, min leiw Kindting, und kennſt Du ihn ſchon lange?“

Elſe bemerkte gar nicht, daß die Dame ſie Du nannte, es that ihr ſo wohl, ſich das ſchwere Herz endlich einmal leicht reden zu können. Wir vertrauen oft eher dem Fremden auf der Landſtraße unſer innerſtes Empfinden, als den Menſchen, mit denen wir Tag für Tag leben. Wer weiß, ob wir den Fremden je wiederſehen, und ſo iſt es uns faſt, als ſprächen wir mit uns ſelbſt, wenn wir mit ihm reden.

„Erſt ſeit dem vergangenen Winter!“ fuhr Elſe fort, „ich lernte ihn auf dem Kaſinoball kennen, und er gefiel mir gleich ſo gut. Und als dann Kurt, mein älteſter Bruder, deſſen Freund er iſt, mir erzählte, daß er ſo unglücklich ſei, das heißt, er iſt eigentlich nicht unglücklich, Kurt machte ſich nur einen Spaß mit mir, weil ich früher, als ich jung war, das heißt vergangenen Winter, ſo thöricht war — ich dachte es mir ſo ſchön, einen unglücklichen armen Mann zu heiraten, den ich tröſten könnte, und dann hätten wir beide in einer Dachſtube gewohnt, und ich hätte für andere Leute genäht und wäre immer ſelbſt auf den Markt gegangen und hätte jedes Pfund Fleiſch einen Groſchen billiger bekommen —“ Elſe ſchöpfte Atem, Tante Lining warf die Frage ein: „Und er, hatte er Dich lieb, Kindting —“

„Das iſt's ja eben, ach es wäre ſo ſchön geweſen, aber ich glaube, es iſt die Strafe für meine kindiſchen Einbildungen, denn ich wollte immer klüger ſein als andere Leute und dachte mir Dinge aus, die nachher nicht wahr waren. Ja, auf unſerer Geſellſchaft, gerade am Mittfaſtentage, bemerkte ich, daß er mich lieb habe, er ſagte es mir auch —“

„Und Du?“

An des Mädchens dunklen Wimpern hingen Thränen, ſie hatten ſich ganz leiſe hinangeſtohlen.

„Ach Gott, ich unglückſeliges Ding; ich dachte, er wäre mit ſeiner Kouſine verlobt — der alten, mit der er zuſammen erzogen iſt — und da war ich erzürnt über ihn und war ſehr häßlich zu ihm.“ — „Mit ſeiner Kouſine?“ In Tante Linings klugen ſcharfen Augen blitzte es. „Süh ſo, ſüh ſo, Kindting, mit der alten Kouſine. Wie kamſt Du denn darauf?“

„Kurt hatte es mir geſagt, das heißt vorher hatte ich es ihm ſchon angemerkt. Mein Bruder wollte ſich einen Scherz machen, aber er meinte es gar nicht böſe, und er kann auch nicht dafür. Und Kurt weiß auch gar nicht, daß ich ihn, Ihren Landsmann, Tante Lining, ſo lieb habe, ſonſt thäte es ihm noch mehr leid. Er kann ſich auch ſeitdem verlobt haben, denn er war ſehr böſe auf mich; er reiſte an dem Abend gleich ab, und wir wiſſen gar nichts von ihm —“

„Gar nichts?“

„Gar nichts!“ — Elſe ſagte es ſeufzend und ſchwieg eine Weile. Endlich fragte Tante Lining: „Du haſt mir noch nicht den Namen meines Landsmannes geſagt, Lütting.“

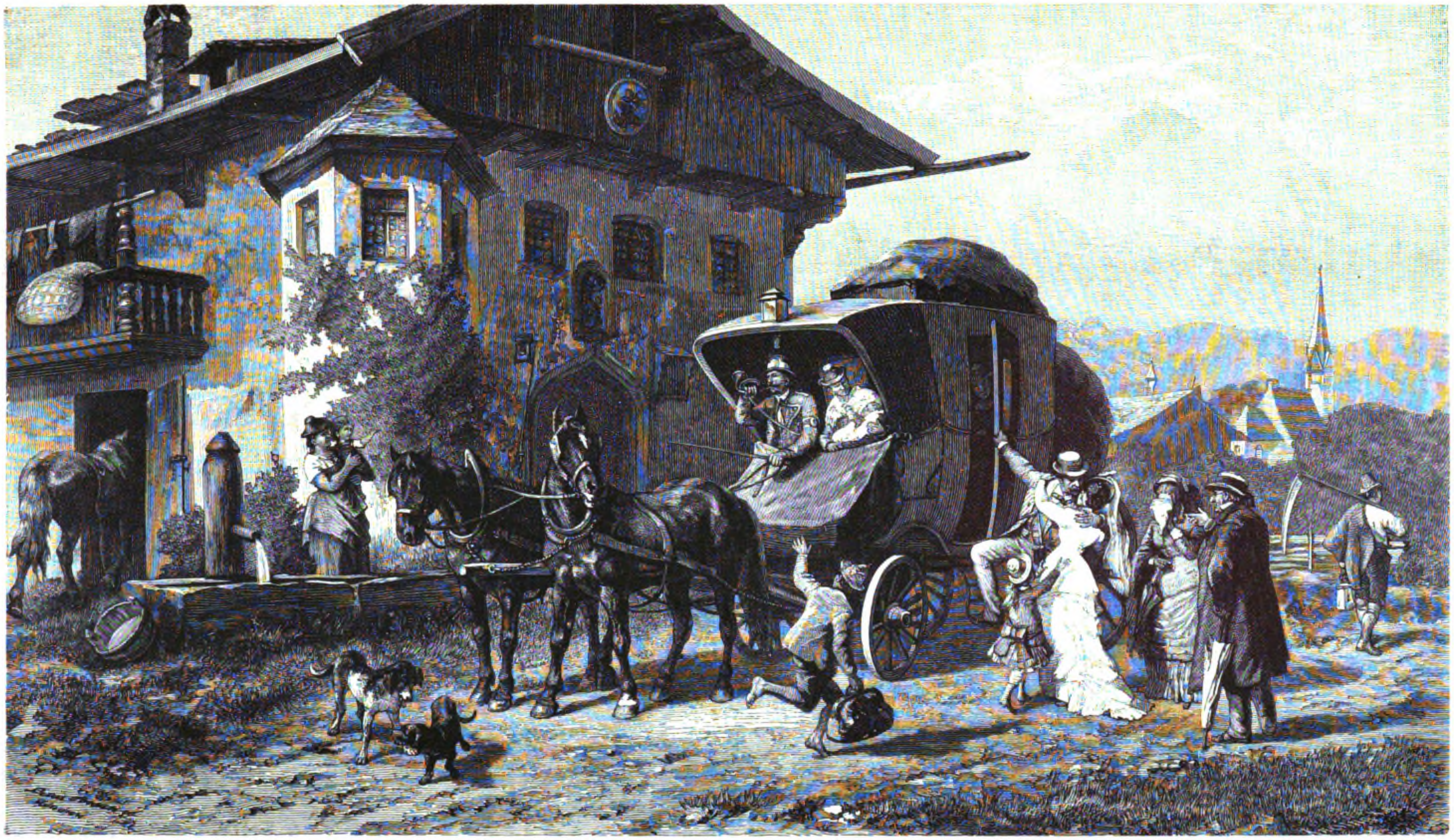
„Den Namen!“ — Elſe ſenkte die Lider. — „Den Namen möchte ich lieber nicht ſagen, Sie kennen ihn ja auch nicht. Aber nun muß ich gehen, es iſt gewiß ſchon ſpät. Und bitte, ſagen Sie es keiner Seele auf der ganzen Welt, was ich Ihnen jetzt anvertraut habe, liebe Tante Lining.“

„Sagen, nein!“ beſtätigte die Dame energiſch, und Elſe fühlte ſich herzhaft beim Kopf erfaßt und geküßt. Sie war ſchon hundert Schritte entfernt, als ihr einfiel, daß ſie die Miſſion, wegen deren ſie gekommen, nicht erfüllt habe; ſie lief noch einmal zurück und ſagte atemlos, als ſie bei den Fliederbüſchen von neuem anlangte: „Ich habe ganz vergeſſen, weshalb ich herkam. Nämlich es gibt ſo häßliche Leute hier, und die haben geſagt, Sie ſeien eine Sozialdemokratin, Tante Lining, und ſie würden Ihnen heute auf den Zahn fühlen. Bitte, nehmen Sie ſich doch recht in acht. Und wenn Sie jemanden brauchen, ich thue alles für Sie.“

Elſe hatte dieſe Rede in einem Atemzuge gehalten, ohne die Lider aufzuſchlagen, und das war gut, ſie hätte die Warnung ſonſt vielleicht nicht ſo tapfer zu Ende gebracht.

Ohne die Antwort der Fremden abzuwarten, lief Elſe davon.

Einbaum auf dem Chiemſee. Gez. von W. von Kobell



Am Poſthauſe der Sommerfriſche. Gemälde von L. Braun.

Nach einer Weile ſah ſie ſich um. Da ſaß die Geſtalt im blauen Leinenkleide und ſchrieb emſig. An wen ſie wohl ſchrieb?

Als Elſe auf den Kurplatz kam, wurde ſie von den Bekannten umringt und gefragt, warum ſie ſo ſpät erſcheine, es ſei ja ſchon ſieben Uhr, ſie habe ja noch keinen einzigen Becher getrunken.

Das junge Mädchen gab zu, daß es ſpät ſei, und als ſeine näheren Angehörigen und Freunde, die Beſitzer der Niſche Nummer V die Erkundigungen nach ſeinem Ausbleiben wiederholten, geſtand es ganz beherzt: „Ich war bei der Dame, die ich geſtern auf dem Kapellenberge kennen gelernt habe.“

„Wie!“ rief Paula von Sommer, „bei der Sozialdemokratin?“

„Sie iſt keine!“ ſagte Elſe entſchieden, „ſie iſt fein und gut und klug.“

„Weißt du denn, wie die Dame heißt?“ fragte Elſes Mutter beſorgt. „Iſt ſie verheiratet?“ ſetzte Exzellenz von Sommer hinzu.

„Ich weiß es nicht. Ich habe ſie nur Tante Lining genannt.“

„Aber Kind!“ rief Frau Regierungsrätin Arnswald mit leiſem Vorwurf.

„Sie nennt ſie ſchon Tante“, jauchzte Paula von Sommer, „allgemeine Verbrüderung des Volkes, nächſtens trägt Elſe eine rote Petroleuſenmütze; gebt acht, ich habe es prophezeit. Sie ſind Zeuge, Herr Admiral“, wandte ſie ſich an den nebenſtehenden Flitzner, welcher die Mäntel der drei Damen auf dem Arme trug.

„Ich bin Zeuge“, beſtätigte der Genannte, indem er den Matroſenhut mit der freien Hand ſchwenkte, „heute kommt die neue Kurliſte heraus, da muß die geheimnisvolle Blaue, ob Frau oder Fräulein, das Viſier lüſten.“ (Schluß folgt.)

Torilde von Tornau.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

(Fortſetzung.)

Des Junkers Antlitz hatte eine helle Röte bedeckt. Krampfhaft und zitternd vor Freude hatte er die Lehne des Seſſels ergriffen. Was er vielleicht erſt für ſpäte Jahre erträumt, war ſchon jetzt erfüllt. Noch vor wenigen Wochen ein armer Gefangener auf der Burg, über deſſen Haupte das Schwert der Gerechtigkeit verhängnisvoll ſchwebte, hielt er heute die Waffe ſelbſt in ſeiner Hand, war er berufen, einem unglücklichen Mädchen zu helfen, die Finſternis zu zerſtreuen, das Recht zu finden! Aus ſeinem Auge wiſchte er eine helle Thräne des Dankes, in ſeinem Innern aber ſtieg ſein Herz zum allgütigen Gott hinauf und es tönte laut und leiſe in ihm der Spruch: „Des Herrn Rat iſt wunderbar und Er führet es herrlich hinaus!“

Der Gerichtsamtmann ſaß noch immer mit geſchloſſenen Augen und ganz allein in der Gerichtsſtube in ſeinem Seſſel. Er hörte kaum, daß es unten auf der Straße und im Hauſe ſelbſt von Augenblick zu Augenblick lebendiger und lauter wurde. Endlich, die Dämmerung war bereits angebrochen, trat er an das Fenſter. Er gewahrte nun vor ſeiner Wohnung einen Haufen Menſchen, er ſah die Zeugen, die er vernommen, und in ihrer Mitte den Schultheiß ſtehen. Der Mann ſprach eindringlich zu denen, die ihn umſtanden, geſtikulierte mit den Armen und wies abwechſelnd mit der Hand nach der Burg und dann hinauf nach der Gerichtsſtube.

„Aha“, ſagte der Amtmann vor ſich hin, „er hat die Sprache wiederbekommen! Lange genug hatte die Drohung geholfen. Ich muß eine neue Medizin für ihn verſchreiben. Er beſitzt des Haſſes gerade genug gegen den Freiherrn, er könnte dem Junker die Wege verwirren. Geſcheit genug iſt er dazu, glücklicherweiſe ebenſo abergläubiſch und dazu angetrunken, wie das übrige Volk! Sehen wir zu, was ſich thun läßt!“

Der Amtmann öffnete die Thür zu dem Vorzimmer, in welchem, wie es damals allgemein geſchah, ſo lange die Gerichtsſtunden dauerten, die angeſtellten Knechte ihren Platz hatten, jeden Augenblick bereit, die etwa geſtörte Ruhe wiederherzuſtellen oder andere Unordnungen durch Gewalt zu erſticken. Der Amtmann ſprach nur wenige Worte zu den Männern, die, in Sold und Dienſt des Gerichtes ſtehend, wußten, was ſie zu thun hatten, wenn ein Befehl an ſie erlaſſen wurde. Nach der Gerichtsſtube zurückgekehrt, öffnete der Amtmann das Fenſter. Er ſah, wie der Schultheiß gerade emporblickte und die Röte aus ſeinem Antlitze zu ſchwinden begann. Der Amtmann hatte dies erwartet, denn es war dasſelbe Haus und dasſelbe Fenſter, aus dem er ihm nach dem verunglückten Sturme auf Schnaditz die Kuſtodie in verhängnisvolle Ausſicht geſtellt hatte. Dem Schultheiß war es anzumerken, wie deutlich er ſich dieſes Vorfalles erinnerte, wie er nicht vergeſſen hatte, daß der Amtmann ihm damals, als ſei er allwiſſend, die Worte vorgehalten, die er in tiefſter Einſamkeit zum Gerichtsſchreiber am Wege zur Burg geſprochen hatte.

Der Amtmann winkte ihm mit dem Finger. Unſchlüſſig wandte der Schultheiß ſich um. Als er ſich aber bei ſeinem amtlichen Titel rufen hörte und die befehlende Miene des Amtmanns gewahrte, gehorchte er und kam wankenden Schrittes zur Gerichtsſtube hinauf. Der Amtmann ſah auf den erſten Blick an dem umflorten Auge und dem unſichern Gange des Mannes, wie es mit dieſem ſtand und er beſchloß, dieſen Umſtand zu benutzen. Im Augenblicke erinnerte er ſich, daß er vor wenigen Stunden, als er mit dem Junker von Schnaditz nach der Stadt zurückkehrte, den Freiherrn, der vom Friedhofe nach der Burg gegangen war, getroffen und von dieſem erfahren hatte, was der Schultheiß dem Freiherrn über die geſpenſtiſche Erſcheinung Torildens erzählt hatte. „Ihr hattet recht, Schultheiß, die Zeugen haben das allerdings bekundet, als ich ſie gerichtlich vernahm. Ich glaubte es wahrlich nicht, als Ihr es mir ſagtet, und ich bewundere es, daß Ihr es früher gewußt als ich!“

„Ich Euch — geſagt — ich habe Euch heut — noch gar nicht — geſehen!“

„Schultheiß, Schultheiß, was ſind das für Sachen? Ihr müßt heute ſehr tief ins Kelchglas hineingeſchaut haben! Beſinnt Euch, Ihr traft mich mit dem Freiherrn zuſammen auf dem Friedhof. Ihr ſtandet mit einer Menge Volks zuſammen, die ſich ſogleich nach Hauſe begab, als ich, die richterliche Obrigkeit, erſchien. Die Leute wußten recht gut, daß ſie nicht dabei ſein dürfen, wenn der Richter den Thatbeſtand aufnimmt. Ihr bliebt allein ſtehen, Ihr hattet ja als Schultheiß die Befugnis, der Beſichtigung beizuwohnen, die ich mit dem Freiherrn als dem Nächſtbeteiligten in der Verbrecherecke vornahm. Beſinnt Euch, Schultheiß, iſt es nicht ſo?“ Der Gefragte ſtarrte den Richter an, ohne ein Wort zu erwidern. „Warum antwortet Ihr mir denn gar nicht, was wankt Ihr auf Euren Beinen? Ihr werdet Euch doch wohl erinnern, daß Ihr uns die Erſcheinungen erzähltet, die Euch von dem Haufen Menſchen mitgeteilt waren?“

„Ich ſprach — den Freiherrn, — nicht Euch, — ich habe Euch gar nicht geſehen!“

„Oho, ſtand es ſo mit Euch? Das muß ich ſagen, für einen Schultheiß, der die Bürger in Ordnung halten ſoll, iſt dies doch wahrlich ſtark genug! Ich will Eurem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen und Euch erinnern, was Ihr uns erzählt habt! Paßt auf, Schultheiß!“

Der Amtmann erzählte nun mit der größten Seelenruhe den Inhalt des ganzen Geſpräches zwiſchen dem Freiherrn und dem Schultheiß. Er ſchien es gar nicht zu bemerken, daß die Augen des letzteren ſtarr wurden, daß der Schultheiß nach der Wand griff, um ſich feſtzuhalten. Immer weiter fuhr der Amtmann unbekümmert fort zu reden. Als er aber zu der Erzählung kam, daß der Freiherr in Wut geraten ſei, nach dem Jagdmeſſer an ſeiner Seite gegriffen, dasſelbe aber nur wieder losgelaſſen habe, weil er, der Amtmann, die Hand auf ſeine Schulter gelegt, da gewahrte er, daß er ſeinen Zweck, mehr als er je geglaubt, erreicht hatte.

„— Ihr — Ihr — geſtrenger Herr — ich — bleibe dabei — ich habe Euch mit keinem Blicke geſehen —“

„Was, Ihr bleibt dabei, daß Ihr mich nicht geſehen habt? Sagtet Ihr mir nicht, daß die Zeugen beſchwören würden, was ſie wahrgenommen. — Schultheiß — ich glaube — —“

„Was glaubt Ihr — geſtrenger Herr?“

„Ich will es Euch ſagen, Schultheiß, aber heimlich, ganz heimlich! Daß niemand uns hört! Habt Ihr die Gerichtsknechte geſehen, die bei mir waren auf dem Friedhofe?“

„Die Gerichtsknechte, die Gerichtsknechte — nicht einen einzigen! Ich war allein — mit dem Freiherrn!“

„Seht Ihr, Schultheiß, gebt acht, ich rufe ſie herein!“

Der Schultheiß krümmte ſich an der Lehne eines Seſſels, die Knechte waren eingetreten. „Nun fragt ſie alle, die daſtehen, ob ich mit dem Freiherrn und Euch und mit den Knechten heute nicht zuſammen auf dem Friedhofe war?“

„Ja, ja“, tönten die Stimmen von der Wand.

„Geht hinaus, laßt uns wieder allein“, ſagte der Amtmann.

„Faßt Euch, Schultheiß, faßt Euch!“

Der Schultheiß war in den Stuhl geſunken.

„Das war der Böſe, der Eure Augen mit Blindheit ſchlug, Ihr armer, armer Mann, geht nach Hauſe auf Eure Kammer! Ihr ſeid, — Ihr ſeid — ganz beſtimmt behext!“

Der Schultheiß wollte ſprechen, aber er vermochte es nicht. Er ſtreckte die Arme nach dem Amtmann aus, rang dann die Hände ineinander, die Lippen zitterten und bebten. „Ich werde Euch in Eure Kammer bringen laſſen, Schultheiß! Geht nicht heraus, ehe ich es Euch ſage, der Böſe verfolgt Euch Schritt für Schritt, nehmt Euch in acht, er erwiſcht Euch auf der Straße und dann geht der Weg direkt zur Hölle! Das iſt die Strafe dafür, daß Ihr den Freiherrn zu ruinieren denkt, weil er, wie ihm befohlen, ſeine Pflicht gethan und den Arzt im Schloſſe eingeſperrt hat, — die Strafe dafür, daß Ihr das arme Kind für die vermeintliche Sünde des Vaters verketzert und vor Gericht heimlich denunziert habt! Es iſt alles bekannt, Schultheiß, wir wiſſen, was Ihr gethan, Ihr habt ſelbſt den Böſen gerufen, er bleibt niemals aus, er hat Euch am Schopfe, ehe Ihr es denkt! Herein, Ihr Knechte, bringt den kranken Mann nach Hauſe, legt ihn auf die Schlafbank, deckt ihn zu und macht mit Kreide drei Kreuze an die Thür!“

Die Knechte hatten den Schultheiß, dem die Kniee wankten und ſo zitterten, daß er nicht allein zu ſtehen vermochte, aufgehoben und trugen ihn nach ſeiner Wohnung. Das Volk, das ſich den Helfershelfern der Juſtiz niemals dicht zu nähern wagte, ſtrömte eine Strecke weit hinterher, floh aber eiligſt nach Hauſe, als die weißen drei Kreuze vor der Pforte ſichtbar wurden.

Der Gerichtsamtmann ſtand an der Fenſterbucht und ſah dieſem Treiben auf der Straße zu.

„Rache für den Sturm auf Schnaditz, du Böſewicht!“ ſagte er lachend, ſetzte ſich in ſeinen Seſſel und ſchloß die Augen.

Die nächſten Tage vergingen für den Junker ſehr ſchnell. Mit Tagesanbruch begab er ſich an ſeine Arbeit und durchforſchte die ganze Gegend, ob er irgend etwas über den Verbleib der toten Lieſel erfahren könnte. Aber all ſeine Bemühungen waren vergebens. Er war den Fluß meilenweit heruntergeritten und hatte alle Ortſchaften beſucht, die an den Krümmungen der Mulde lagen, er hatte mit allen Leuten, die er traf, Rückſprache genommen, aber niemand hatte auch nur die geringſte Kenntnis über den Verbleib der erſten alten Lieſel. So ſtand er bald ratlos. Sein Glaube, daß die letztverſtorbene Lieſel die Schweſter der Verbrecherecke entzogen und ſie in den Fluß geworfen, um in fremden Landen der dort unbekannten Toten ein ehrliches Begräbnis zu ſichern, trat mehr und mehr zurück. Sein Eifer erlahmte aber nicht. Die Worte des Amtmannes, daß mit der Ermittelung des Körpers der Toten der Wahn der Bevölkerung ſchwinden und Torildes Lage ſich beſſern werde, blieben in ſeinem Gedächtniſſe. Der Freiherr von Tornau, der Herr von Schnaditz, der Herr von Schlieben ſtanden ihm zur Seite. Man hatte ſich in die Umgegend geteilt und wo irgend ein Erdhügel ſich fand, der früher nicht dageweſen war oder von dem man vermutete, daß er die Tote bergen könne, wurde Schippe und Spaten in Bewegung geſetzt.

Am Abende nach geſchehener Arbeit trafen ſich die Herren meiſt auf der Burg zu Duben. Jeder erzählte dann was er gethan und den Tag über geleiſtet hatte. Aber kein einziger vermochte ein erhebliches Reſultat zu melden.

XI. Kapitel.

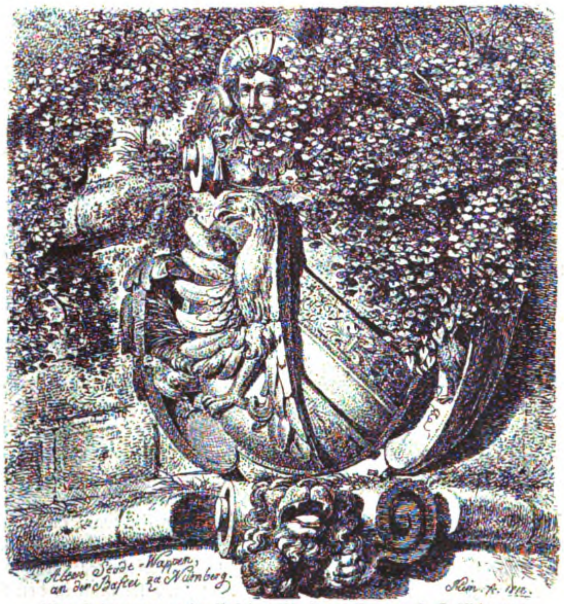
So verging in der Hauptſache ohne Reſultat Tag für Tag Der Gerichtsamtmann hatte völlig recht gehabt. Schon meldeten ſich bei ihm hin und wieder einzelne Perſonen, um mit ihm über die Zeugenausſage, die ſie vor ihm abgegeben, Rückſprache zu nehmen. Man ſah den Leuten eine hochgradige Befangenheit an. Sie kamen ſämtlich mit der Bitte, ihnen das gerichtliche Protokoll, das ſie mit ihrer Hand unterkreuzt, zu zeigen und womöglich nochmals vorzuleſen. Der Amtmann entſprach dieſen Geſuchen bereitwillig, das Reſultat war nun bei allen Perſonen ein gleiches. Kopfſchüttelnd hörten ſie ihre frühere Ausſage an, und als der Amtmann, ſcheinbar erſtaunt und überraſcht, abermals zu fragen begann, ſtellte ſich bald heraus, daß die Zeugen ihre früheren Angaben nicht aufrecht erhalten konnten, daß ſie geſtanden, die Erſcheinung nicht ſelbſt geſehen, ſondern durch andere Leute erfahren zu haben. Sie behaupteten, von den Gerichtsperſonen mißverſtanden zu ſein. Der Gerichtsamtmann, an ſolche Erfahrungen gewöhnt, nahm mit der größten Ruhe dieſe Erklärungen entgegen, vernichtete, da die Zeugen freiwillig ſowohl früher als jetzt erſchienen waren, die darüber aufgenommenen Protokolle und gewahrte innerlich erfreut, wie den Leuten ein Stein vom Herzen fiel, als ſie ſahen, wie das Papier, auf dem ihre Handzeichen ſtanden, im Kaminfeuer aufloderte. Damit begnügte ſich der Amtmann aber nicht. Vorſichtig forſchte er weiter, wie die Zeugen zu ihren früheren Ausſagen gekommen ſeien. Auch hier war das Ergebnis überall dasſelbe. Der Schultheiß trug in allen Fällen die Schuld, er war es geweſen, der die ſchon entflammten Gemüter auf das höchſte geſpannt hatte. Er war unter die Leute getreten, hatte durch ſeinen Einfluß und ſeine Beredſamkeit ſo auf die Zeugen gewirkt, daß ſie gehörte Thatſachen mit ſelbſt erlebten Ereigniſſen verwechſelt hatten. Mit dem Augenblicke aber, als dem Schultheiß durch die Maßnahme des Amtmannes der Einfluß auf die Gemüter der Bevölkerung entzogen war, als dieſe ihn nicht mehr hörte und nicht mehr ſah, begann die krankhafte Erregung zu ſchwinden, und von Tag zu Tag trat der geſunde Verſtand wieder in ſeine alten Rechte.

Aber es kam doch immer nur eine gewiſſe Anzahl der Zeugen, um ihre frühere Ausſage zu widerrufen, die übrigen, hauptſächlich die jüngeren Perſonen, erſchienen nicht, der Aktendeckel umſchloß immer noch eine ganze Menge der belaſtenden Protokolle. Der Amtmann ſaß wie gewöhnlich mit geſchloſſenen Augen in ſeinem Seſſel und überlegte den weiteren Plan. Er war im großen und ganzen bald klar, was er zu thun hatte. Daß die widerrufenden Zeugen lediglich auf Anregung des Schultheiß ihre unwahren Angaben abgegeben, daß der Schultheiß durch ausdrückliche Aufforderung dieſe Leute veranlaßt hatte, zum Amtmann zu gehen und vor dieſem ihre vermeintlichen falſchen Wahrnehmungen eidlich zu bekräftigen, darüber war ſo wenig ein Zweifel, wie daß der Schultheiß aus Rache gegen den ihm verhaßten Freiherrn und deſſen Tochter gehandelt hatte und beſtrebt geweſen war, an dieſen eine ſchreckliche Vergeltung zu üben. Es lag ſomit gegen den Schultheiß eine vielfache Verleitung zum Meineide vor und die perſönliche Freiheit des Verführers ſtand lediglich in den Händen des Amtmannes. Freilich waren, um den Schultheiß im Wege des gerichtlichen Verfahrens vollkommen unſchädlich zu machen, noch zwei Hauptbedingungen zu erfüllen. Es mußte objektiv klar gelegt werden, daß alle Zeugen ohne eine einzige Ausnahme die Unwahrheit bekundet, daß ſie die Geiſter der böſen Lieſel und der kleinen Torilde nicht geſehen hatten. Dies verſtand ſich nach damaligen Begriffen keineswegs von ſelbſt. Man glaubte im Volke an die unmittelbare Einmiſchung des Böſen und die beſtehenden Geſetze trugen dieſen Anſchauungen volle Rechnung. Auf der anderen Seite war der Beweis unumgänglich notwendig, daß ſämtliche Zeugen ohne Ausnahme widerriefen und ihre früheren Ausſagen lediglich den Einflüſterungen und Verführungen des Schultheiß zuſchrieben. Der Amtmann, als erfahrner Kriminaliſt, ſah klar ein, daß die zweite Notwendigkeit der erſteren vorangehen müſſe, daß, ſobald die Zeugen ihre Wahrnehmungen als perſönliche Anſchauungen ſämtlich widerrufen haben würden, die Erſcheinung der Geiſter ſelbſt einen gewaltigen Stoß erleiden müßte und daß dann — aber auch nur dann — das perſönliche Wiedererſcheinen Torildes die letzten Zweifel verbannen müßte, die vielleicht bei ganz beſonders veranlagten Gemütern noch übrig bleiben könnten.

Der Amtmann hatte die Akten vor ſich liegen. Er las alle Protokolle nochmals durch und notierte ſich die Namen der noch übrig gebliebenen Zeugen auf einen beſonderen Zettel. Die Zahl war noch übermäßig groß. Sie betrug wohl über zwanzig. Nach den Geſetzen war ihm verboten, ohne äußere Veranlaſſung auf die Zeugen zu wirken und ſie nochmals zum Erſcheinen aufzufordern. Ihre Ausſage ſtand bereits gerichtlich ohne einen Makel auf dem Papier und niemand anders als der Vernommene ſelbſt konnte daran etwas ändern. Das Geſetz erlaubte aber den Widerruf, ſolange durch die falſche Ausſage niemand an ſeinem Leibe oder ſeinem Vermögen geſchädigt war.

Vergebens ſaß der Amtmann in ſeinem Zimmer und wartete. Es blieb draußen ganz ſtill, es kam niemand. Da plötzlich tönte der Klopfer an der Thür, ein eilender Schritt kam die Treppe herauf und der Junker trat ein, außer Atem und freudeſtrahlend im ganzen Geſicht.

„Ihr habt die Tote gefunden“, rief ihm der Amtmann entgegen. „Nicht doch, geſtrenger Herr“, antwortete der Junker, „keine Spur von ihr iſt zu erforſchen, aber etwas anderes habe ich entdeckt, was mir faſt ebenſo viel wert iſt. Den Wagen und die Pferde haben wir, auf dem Ihr mit Torilde ſaßet, als wir Euch im Walde überfielen und Euch das Mädchen raubten! Ich habe den Wagen gefunden, als ich am Walde vorbeiging und aus der Ferne das Schnauben der Tiere hörte. Ich folgte dem Ton und fand die Pferde angebunden an ganz derſelben Stelle, wo wir Euch anhielten. An einer Fichte ſtanden ſie, Freßbeutel mit Hafer hatten ſie um die Köpfe, offenbar, um ſie nicht Hunger leiden zu laſſen, wenn ſie längere Zeit allein ſtehen müßten —“


Altes Stadt-Wappen, an der Baſtei zu Nürnberg.
Klein f. 1812.

Altes Stadtwappen an der Baſtei zu Nürnberg. Gez. von J. G. Klein 1812.

Dieſes ſchöne Steinmetzkunſtwerk, welches ſ. Z. die Wöhrderthorbaſtei zierte, und hier von dem bekannten Zeichner und Radierer Klein abgebildet wurde, iſt bei Abtragung dieſer Baſtei an der Veſtnerthorbaſtei befeſtigt worden, wo es ſich heute noch befindet.

„Sonderbar, ſonderbar — Pferde und Wagen ganz allein?“

„Ganz allein, niemand dabei, niemand in der Nähe! Auf dem Wagen eine Decke, ſeht hier!“

„Sie gehört mir, ich kenne ſie wieder, ſie iſt auf dem Wagen liegen geblieben!“

„Kein Zweifel! Aber denkt nur, geſtrenger Herr, nicht eine Perſon in der Nähe, im Lande Räuber und Schnapphähne!“

„Sonderbar, mehr wie ſonderbar! Wo ſind der Wagen und die Pferde?“

„Bei ihrem Herrn, dem Gaſtwirte. Er machte einen Luftſprung vor Freude, als er ſie wieder hatte, dabei ſind ſie feiſt und rund, keine Spur eines Mangels iſt an den Tieren zu ſehen. Aber allein, ganz allein — ich fuhr mit ihnen ſogleich nach Schnaditz zu meiner Braut, dann hierher auf die Burg, — ich dachte, wo die Pferde ſind, muß auch der Doktor ſein — aber nirgends eine Spur von ihm.“ — —

„Wie lange mögen Pferde und Wagen dort geſtanden haben?“

„Nicht lange, man ſah den naſſen Lehm noch an den Rädern. Er wäre getrocknet, wenn der Wagen lange geſtanden hätte. Ich habe ſeinen Namen gerufen, geſchrieen habe ich, daß es durch den ganzen Wald ſchallte. Aus weiter Ferne hörte man die Raben krächzen, — aber keine Antwort war zu hören.“

„Junker“, ſagte der Amtmann, „das iſt eine unangenehme Geſchichte!“

„Ich verſtehe Euch, geſtrenger Herr, man wird unſinnige Schlüſſe aus dieſer Thatſache folgern.“

„Gewiß, gewiß wird man das! Noch iſt die Aufregung zu groß, man wird die Rückkehr des Geſpannes abermals auf Rechnung des Böſen ſchreiben! Man wird ſagen, er habe es zurückgebracht, weil er es nicht mehr brauche! Ihr habt einen Fehler begangen, Junker, Ihr hättet den Wagen und die Pferde dem Gaſtwirt nicht früher zurückbringen dürfen, ehe Ihr die vollſtändige Aufklärung in Händen hattet! Ihr hättet vorläufig das Geſpann in Schnaditz verborgen halten müſſen!“

„Ihr habt recht, geſtrenger Herr, das wäre gewiß beſſer geweſen, ich habe daran nicht gedacht und wollte nur dem armen Gaſtwirt ſein Eigentum zurückgeben, dem der Verluſt ſo naheging!“

„Das macht Eurem Herzen alle Ehre, aber Ihr ſeht, daß der Juriſt ihm nicht immer folgen darf! Das Herz führt irre, der Verſtand entſcheidet ganz allein! Das iſt ein goldner Spruch, Junker, vergeßt ihn nie in Eurem Leben!“

„Ich habe thöricht gehandelt, ich ſehe es ein, aber was thue ich jetzt? Iſt es Euch recht, ſo reite ich morgen nach Leipzig. Ich muß den Doktor finden, ich werde ihn finden, ich werde ihn zurückbringen, aber dann — —“

„Aber dann“, lachte der Amtmann, „ja was dann? Was hilft's? Wenn Ihr auch den Doktor findet und ihn mit zurückbringt, ſo hilft das zu nichts, weil niemand weiß, daß Ihr beiden mir das Mädchen geraubt habt. Seht, Junker, man muß endlich doch mit der Sprache heraus, die Wahrheit muß ſiegen. Und nun hört mich an: Reitet nach Leipzig, ſucht Euren Freund und bringt ihn mit! Unterdeſſen erzähle ich in der Stadt, ſo daß jeder Bube es erfährt, daß Ihr und der Arzt die Räuber geweſen, die mir Torilde entführt haben. Das weiß bisher kein Menſch. Ich habe, weil mir die Geſchichte nicht ſehr angenehm war, geſchwiegen wie das Grab. Nun will ich aber nicht länger zurückhalten, ich will allen die Augen öffnen, es iſt eine ſtarke Medizin, aber ſie wird helfen, weil ſie urplötzlich verabreicht wird. Sie werden zuerſt die Augen aufreißen, mit den Köpfen ſchütteln — aber was gilt die Wette, wenn ich ſage, wer Torilde entführt, wo ſie iſt —“

„Ihr wißt das ja gar nicht, geſtrenger Herr — —“

„Iſt gleichgiltig! Ich ſage, es wäre mir bekannt, und wenn wir den Doktor haben, will ich es ſchon erfahren. Bis dahin ſchütze ich mich ſchon gegen läſtige Frager. Lange kann es ja nicht dauern, Torilde muß nun heimkehren, das Volk muß ſie ſehen, wie ſie war und wie ſie iſt!

„Aber das Volk, geſtrenger Herr, der Bannſpruch, der ergehen wird?“ — „Laßt das gut ſein, Junker, ſie ſteht von heute ab unter meinem Schutze. Iſt Euch das genug?“

„Vollkommen, geſtrenger Herr!“

„So reitet oder fahrt lieber nach Leipzig, denn Ihr müßt ihn mitbringen, wir brauchen ihn nötig.“

„Ich will es thun, geſtrenger Herr, erſcheint er aber hier irgendwo, ſo ſendet mir einen reitenden Boten nach. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er ſchon hier iſt, denn niemand außer uns kannte die Stelle im Walde, wo wir Euch überfielen, und niemand als er konnte heute die Pferde an ganz demſelben Orte anbinden. Doch ich will mir darüber den Kopf nicht zerbrechen! Ich ſage jetzt dem Freiherrn Lebewohl, gehe dann nach Schnaditz zu meiner Braut, und noch in der Nacht bin ich in Leipzig.“

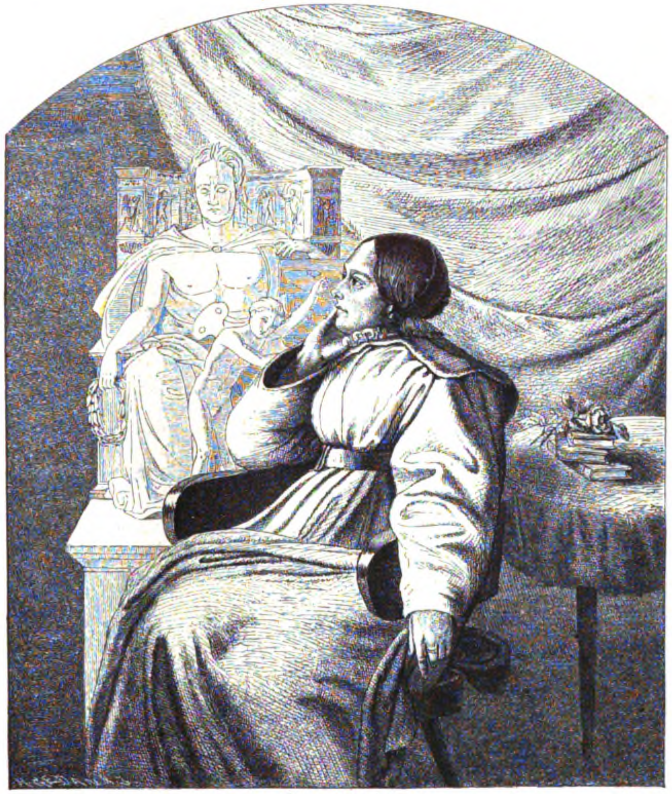
„Geht mit Gott, Junker, das Glück ſei mit Euch! Morgen Abend erwarte ich Euch zurück! Ihr kommt mit ihm oder ohne ihn, Ihr ſeid mir hier unentbehrlich! Beeilt Euch, je heißer das Eiſen, je kälter der Strahl, deſto härter der Stahl! Lebt wohl!“

Der Junker verließ eiligſt das Haus des Amtmanns. Es war dunkle Nacht geworden, und ſchwarze Wolken flogen über die Aue. Plötzlich blieb der Junker ſtehen. Es ſchneite in großen Flocken und war gänzlich menſchenleer auf den Straßen. Die Fenſterluchten waren alle geſchloſſen, nur hier und da huſchte eine Katze über den Weg. „Je heißer das Eiſen, je kälter der Strahl, deſto härter der Stahl, ſo ſagte der Amtmann zu mir, recht wird er wohl haben.“

(Schluß folgt.)

Zu Bettinas Bildnis.

Aus der romantiſchen Litteraturperiode ſind die Namen Brentano und Arnim die bekannteſten, ebenſo ſehr durch die klaſſiſche Volksliederſammlung der beiden Freunde: „Des Knaben Wunderhorn“ als durch „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“, worin Bettina, Brentanos Schweſter und Arnims Frau, ihrem „Herrn und Meiſter“ huldigte. Dazu kommt der Name Grimm, der nächſt Goethes mit dem Bettinas am engſten verbunden erſcheint. Bereits im J. 1808 finden wir die drei Namen bei einander. Damals hatte Ludwig Grimm, Jakobs und Wilhelms jüngerer Bruder, Bettina zum erſtenmale porträtiert. Bettina ſchickte das nach der Natur auf der Kupferplatte ausgearbeitete Blatt, auf dem ſie im weißen Kleide, mit hinten herabfallenden Locken und mit beiden Händen ein dickes Buch, Arnims „Wintergarten“, vor ſich haltend, erſcheint, an Goethe. Der Dichter fand das Bildnis „ſehr natürlich und kunſtreich, dabei ernſt und lieblich“ und bat ſie, „dem Künſtler etwas Freundliches darüber ſagen zu wollen“.



Bettine

Bettina von Arnim,

1838 nach dem Leben gezeichnet von Ludwig Emil Grimm.

Noch drei andere Blätter Ludwig Grimms führen uns Bettinas Bildnis vor. Das letzte iſt das von uns nebenſtehend wiedergegebene, welches im Unterrand den Namen: „Bettine“ in Fakſimile und links das Datum: 29. Nov. 1838 ad viv. enthält. Da ſitzt „das Kind“ in faſt ganzer Figur, das Kinn auf die Hand geſtützt, in einer höchſt charakteriſtiſchen Situation. Bücher und Blumen, wie ſie der Tiſch hinter ihr aufweiſt, gehörten zu Bettinas Leben. Wilhelm Grimm erwähnt, daß er ſelbſt geſehen, wie ſie noch als Matrone „vor einer einfachen Blume ſtillſtand und mit der Luſt der erſten Jugend in ihren Kelch ſchaute“. Zu ihrer Rechten ihr Entwurf zu einem Goethedenkmal, der ſie Jahrzehnte hindurch bis an ihren Tod unabläſſig beſchäftigte.

Im Anfang der zwanziger Jahre wurde in Goethes Vaterſtadt der Gedanke gefa[illegible], dem Dichter ein Denkmal zu ſetzen. Auf den letzten Seiten des „Tagebuchs“ (das den dritten Teil des Briefwechſels mit einem Kinde bildet) erzählt Bettina, wie ſie dazu gekommen, ſich an der Ausführung dieſes Planes zu beteiligen. „Moritz Bethmann aus Frankfurt hatte es beſtellt,“ ſchreibt ſie, „er wünſchte, der unwiderſprechliche Charakter des Dichters möge darin ausgedrückt werden. Er traute mir das Talent zu, daß ich die Idee dazu finden würde, obſchon ich damals noch nichts mit der Kunſt zu ſchaffen gehabt hatte.“ — Die Erinnerung an eine phantaſtiſche Begegnung mit Goethe, welche ſie zehn Jahre zuvor in Böhmen bei ſtürmiſchem Wetter gehabt haben wollte, wo er „am Rande des Berges geſtanden, den Mantel unter den Armen hervor zuſammengeworfen“ und „ſie an ſeiner Bruſt geruht hatte“, gab ihr den Gedanken zur Erfindung ihres Entwurfes, den ſie ſelbſt in folgenden Worten beſchreibt:

„Goethe in halber Niſche auf dem Thron ſitzend, ſein Haupt über die Niſche, welche oben nicht geſchloſſen, ſondern abgeſchnitten iſt, erhaben, wie der Mond ſich über den Bergesrand heraufhebt. Mit nackter Bruſt und Armen. Den Mantel, der am Hals zugeknöpft iſt, über die Schultern zurück, unter den Armen wieder hervor im Schoße zuſammengeworfen, die linke Hand, welche damals nach den Gewittern deutete, hebt ſich jetzt über der Leier ruhend, die auf dem linken Knie ſteht; die rechte Hand, welche meine Blumen hielt, iſt in derſelben Art geſenkt und hält, nachläſſig ſeines Ruhms vergeſſend, den vollen Lorbeerkranz geſenkt, ſein Blick iſt nach den Wolken gerichtet, die junge Pſyche ſteht vor ihm, wie ich damals, ſie hebt ſich auf ihren Fußſpitzen, um in die Saiten der Leier zu greifen, und er läßt's geſchehen in Begeiſterung verſunken. Auf der einen Seite der Thronlehne iſt Mignon als Engel gekleidet mit der Überſchrift: „So laßt mich ſcheinen, bis ich werde“, jenſeits Bettina, wie ſie, zierliche kindliche Mänade auf dem Köpfchen ſteht, mit der Inſchrift: „Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir ſtrecken Arme betend empor, aber nicht ſchuldlos wie du.““

„Zur Geſchichte des Monuments“, fügt ſie weiter hinzu, „gehört noch, daß ich es ſelbſt zu Goethe brachte. Nachdem er es lange angeſehen hatte, brach er in lautes Lachen aus; ich fragte: „Nun, mehr kannſt du nicht als lachen?“ — und Thränen erſtickten meine Stimme. — „Kind! mein liebſtes Kind!“ rief er mit Wehmut, „es iſt die Freude, die laut aus mir aufjauchzt, daß du liebſt, mich liebſt, denn ſo was konnte nur die Liebe thun.“ — Und feierlich mir die Hände auf den Kopf legend: „Wenn die Kraft meines Segens etwas vermag, ſo ſei ſie dieſer Liebe zum Dank auf dich übertragen.“ — Es war das einzigemal, wo er mich ſegnete, Anno 24 am 5. September.“

Ob und inwieweit dieſe Begegnungen 1814 und 1824 auf Wahrheit beruhen, geht aus Loepers Lebensſkizze der Dichterin nicht hervor. Nach ſeiner Darſtellung löſte ſich ihr Verhältnis zu Goethe im Jahre 1811 bald nach ihrer Verheiratung mit Arnim; „doch hörten die Beziehungen nicht ganz auf“, fügt er hinzu, ohne auch nur andeutend des Vorſtehenden zu erwähnen. H. Grimm allerdings erzählt, daß Bettina die Zeichnung nach Weimar gebracht habe, erwähnt aber des „ſchönen Ereigniſſes zehn Jahre zuvor“ auch mit keinem Worte. Bettinas Entwurf kam lange nicht zur Ausführung. Als dann Goethe 1832 ſtarb und der Kanzler von Müller Bettina ihre Briefe aus ſeinem Nachlaſſe wieder zuſandte, beſchloß ſie, dem Dichter „in ihrer Weiſe“ das Monument zu errichten, das man in Marmor nicht hatte ausführen wollen. „Ihre Zeichnung“, erzählt Hermann Grimm, „ſollte das erſte Blatt des Briefwechſels mit einem Kinde bilden, dem Titel gegenüber, auf dem ſich die Widmung ‚Seinem Denkmale‘ findet.“ Dort ſteht ſeitdem die Abbildung ihres Entwurfes, von dem H. Grimm urteilt: „Unter ſo vielem, was zu Goethes monumentaler Verherrlichung verſucht worden iſt, ſcheint mir Bettinas Entwurf allein die Verkörperung deſſen zu enthalten, was Goethe in der zweiten Hälfte ſeines Lebens ſeiner Zeit war.“

In hohem Alter beſuchte Bettina noch einmal Weimar, wo es ſie erfreute, Steinhäuſers koloſſale Ausführung ihres Entwurfes zu ſehen. Die Vollendung des Denkmales, für welches der Entwurf nur die krönende Spitze bilden ſollte, beſchäftigte Bettina in ihren letzten Lebensjahren fortwährend, und mit Hilfe Steinhäuſers gelang es ihr, das Ganze aufzubauen. Hermann Grimm erzählt:

„Im Gipsmodell ſtand das Denkmal im großen Saal ihrer Wohnung „hinter den Zelten“ (das Haus iſt längſt verſchwunden) und ſie hatte unaufhörlich daran zu beſſern. Immer neue Pläne wurden geſchmiedet, die Mittel dafür zu ſchaffen. Nichts hörte Bettina lieber in den allerletzten Zeiten, als wenn ich ihr ausmalte, wie wir alle nach Rom reiſen und die Ausführung des Monumentes dort überwachen wollten. Schwach und nicht mehr recht im ſtande zu gehen, ließ ſie ſich manchmal zu der Arbeit führen, hielt ſich mit den Händen am Gerüſte, auf dem das Modell aufgebaut war, und betrachtete es, langſam herumgehend, von allen Seiten. Neben dieſem Monumente ſtand ihr Sarg, ehe er nach Wiepersdorf geführt wurde.“

Hermann Grimm, der in warm begeiſterten Worten Bettina gefeiert und — nächſt Loeper — eine richtigere Würdigung ihres Charakters und ihrer Dichtungen herbeigeführt hat, hatte ſie ſchon von Kind auf gekannt und, „als eine ganz nahe Verwandte höherer Ordnung angeſehen“, ohne zu ahnen, daß er einſt ihr Schwiegerſohn werden ſollte. Durch ihr energiſches Drängen bei Friedrich Wilhelm IV waren ſein Vater und ſein Onkel, die berühmten Sprachforſcher, 1841 nach Berlin gekommen, ihr waren die Kinder- und Hausmärchen von Wilhelm Grimm gewidmet worden, und bis an ihren Tod hatte zwiſchen ihrem und dem Grimmſchen Hauſe das innigſte Verhältnis beſtanden. „Ich würde nie ausſprechen können“, verſichert Hermann Grimm, „wieviel ich ihr verdanke, oder den Reichtum deſſen aufzuzählen vermögen, was ich in ihrem Hauſe erlebt und gelernt habe.“

Robert Koenig.

Von den Wachtfeuern des Mahdi.

II.

In Suakin hatte der Anblick der fliehenden Truppen einen ſolchen Schrecken verbreitet, daß die ägyptiſchen Behörden bereits daran dachten, den Damm zu durchſtechen, der die Stadt mit dem Feſtlande verbindet. Denn Suakin liegt auf einer Inſel im Meerbuſen, und man glaubte, ſich nicht anders retten zu können, als indem man die ſchmale Straße zerſtörte, welche dem grimmigen Osman Digma geſtattete, ſeine ſchnellen Horden in die Stadt ſelbſt zu ſtürzen. Ich glaube, daß nur der Mangel eines einheitlichen Kommandos die Ausführung dieſer verzweifelten Maßregel verhinderte. Die Beſtürzung und die Unordnung waren ſo groß, daß jede entſchiedene That im Beginn ſchon gelähmt wurde. Hätten die Inſurgenten ſich nicht mit dem Morden der ihnen tödlich verhaßten Ägypter aufgehalten und wäre ein vernünftiger Plan in ihrer Kriegführung geweſen, ſo würden ſie die Vorſtadt El Qef auf dem Feſtlande und die kleinen Forts, welche dort den Brückenkopf bilden, vermutlich im erſten Anſturm genommen haben. Die Tapferkeit fehlte ihnen nicht, ſondern nur die Klugheit. Die Furcht in der Stadt wurde noch dadurch erhöht, daß während des Kampfes von unauffindbaren Händen verſchiedene geſchriebene Exemplare einer Proklamation des Mahdi unter dem Volke verteilt worden waren. Entweder waren in der Stadt ſelbſt verſteckte Anhänger des Aufſtandes, welche gewagt hatten, dieſen Aufruf des Feindes zu verbreiten, oder fanatiſche Heilige hatten ſich hereingeſchlichen und ihr Leben aufs Spiel geſetzt, um den Worten ihres Propheten Eingang zu verſchaffen. Die Proklamation war in einem erhabenen religiöſen Stil gehalten und forderte die Einwohner auf, alles Irdiſche zu opfern und ihren Geiſt allein auf das Himmliſche zu richten, den Mahdi als den wahren Abgeſandten Allahs zu erkennen und ſeine Feinde niederzuſchlagen. „Thut ab von euch alle Ungerechtigkeit und Bosheit“, hieß es, „und reinigt euere Herzen von der Sinnenluſt! Denn nur wer ſeinen Leib ertötet um des Paradieſes willen, wird von Gott als ihm wohlgefällig angeſehen. Haltet euch nicht zu denen, welche in ägyptiſchen Kleidern gehen, in koſtbaren Häuſern wohnen und den Schweiß der Armen erpreſſen, um ihren Leib zu mäſten, denn ſie werden vor dem Angeſichte Gottes mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Der Abgeſandte Gottes iſt erſchienen, um die Hoffart der Reichen, der Übermütigen, der Verächter des wahren Islam zu demütigen. Sie werden alle vertilgt werden vor den Augen des allmächtigen Gottes. Wo die Ungläubigen ſich bekehren und ſich zu euch wenden, um die Gnade des wahren Glaubens zu erringen, da ſollt ihr ſie nicht zurückſtoßen, aber wo ſie in ihrer Ungerechtigkeit verharren, da ſollt ihr ſie vertilgen. So will es der wahre Gott, der dies durch den Mund ſeines Propheten verkündigt.“

Dieſe Sätze enthalten ſo ziemlich den Kern der Lehren, welche der Mahdi gleich Feuerbränden unter die ſudaniſchen Stämme ſchleudert, und ich habe ſie ſeitdem in immer anderer Form wohl hundertmal gehört. Seine Miſſion iſt der Kampf mit dem Fremden, dem Ägypter, dem Europäer, dem Reichen. Er iſt der Prophet des armen Mannes, und er lehrt, daß nur durch Entſagung das Himmelreich zu erwerben iſt. Seine Kampfweiſe aber iſt ſehr gefährlich für den Beſtand der ägyptiſchen Herrſchaft und der Ordnung in den Nilländern. Denn er hat nicht etwa ein großes Heer um ſich, das angegriffen oder geſchlagen werden könnte. Wir leben hier ſo, wie etwa der Erzvater Abraham gelebt haben mag, und mit den bewaffneten Scharen, die hier in und um El Obeid in Zelten und Hütten liegen, würde ein engliſches kleines Heer ſchnell fertig werden. Aber der Mahdi verbindet die geiſtliche Kraft mit der Schärfe des Schwertes. Er ſendet ſeine Fakihs, ſeine Heiligen aus, um überall zu predigen, daß die Zeit gekommen iſt, wo der wahre Glaube ſiegen wird, wo die Ungläubigen vernichtet werden ſollen nach dem Willen Allahs, wo der arme Mann den übermütigen Reichen unter die Füße bekommen wird. Sind dann die Gemüter in den ſtreitbaren Stämmen genügend erhitzt, ſo ſchickt ihnen der Mahdi Waffen und Schießbedarf zugleich mit todesverachtenden Fakihs, die im Kampfe vorangehen, um ſterbend in das Paradies zu gelangen. Und alsdann bricht der Aufſtand los, und viele hundert Meilen weit, entfernt vom eigentlichen Herde des Kriegsfeuers, lodert die Flamme des Angriffs auf alles, was fremd iſt.

Die Proklamation, welche in Suakin angeſchlagen worden war, hatte aber nicht nur eine allgemeine Bedeutung, ſondern richtete ihre Spitze ganz beſonders auf die dortigen Verhältniſſe. „Der Emir Othman Abu Bekr — dies iſt nämlich der eigentliche Name Osman Digmas — ſoll euch ein Führer ſein auf dem von Allah euch vorgezeichneten Wege“, ſo hieß es. „Ihr ſollt eure Waffen mit den ſeinigen vereinigen, damit auch in eurem Lande neu entbrenne das heilige Feuer der Herrſchaft ſeines göttlichen Namens und das Anſehen des Islam. Unterwerfet euch Gott und gehorcht dem Emir, den ich euch ſende. Kein Hindernis darf euch zu groß ſein, weder Thäler noch Berge, weder Hunger noch Durſt, weder Wunden noch Tod dürfen euch ſchrecken, denn nur in Verachtung alles Irdiſchen könnt ihr die Seligkeit erlangen, die den Heiligen im Paradieſe beſchieden iſt. Wiſſet, daß wer ſtirbt in dieſem Kriege und ſein Leben läßt für die heilige Religion, wird aufgenommen werden unter die Heiligen des Herrn und teilhaftig aller der Verheißungen, die er in ſeiner Offenbarung gemacht hat. Wehe aber allen denen, die auf mein Wort nicht achten und ihre Ohren taub machen gegen die Stimme, die aus der Höhe kommt!“

Wir ſaßen einige Monate in Suakin, ohne daß die Lage ſich verbeſſerte. Einzelne kleine Gefechte verliefen reſultatlos, dann erhielten wir Ende November die Nachricht von der Niederlage des Heeres unter Hicks Paſcha vor El Obeid, und ſie erhöhte unſere Zuverſicht durchaus nicht. Da kam Anfang Januar eines Tages ein Paſcha zu mir und nahm mich beiſeite. Sein Geſicht war von Angſt bleich und ſeine ſchwarzen Augen flackerten unruhig hin und her. Er machte mir viele Komplimente über mein tapferes Verhalten, welches er, wie er ſagte, mit Bewunderung geſehen hätte, und erzählte mir dann, er ſei in Beſorgnis wegen ſeines Harems und ſeiner Schätze, die er in Khartum zurückgelaſſen habe. Er fürchte, daß der Aufſtand ſich dorthin ausbreiten könne und daß ihm ſein Geld und ſeine Frauen verloren gehen könnten. Zugleich verſprach er mir eine große Belohnung, wenn ich mich nach Khartum aufmachen und ſein Beſitztum von dort weg nach dem Norden in Sicherheit bringen wollte. Noch ſei jener Weg frei und ich könnte, falls ich nur Khartum erreiche, wohl von dort nach Kairo kommen.

Ich erwiderte ihm, daß ich im Dienſte ſei und ſchwerlich in Privatangelegenheiten verreiſen dürfe, aber er hatte für eine derartige Auffaſſung der Verhältniſſe offenbar gar kein Verſtändnis, ſondern vermutete nur, daß ich keinen Mut habe oder eine höhere Belohnung herauspreſſen wollte. Er ſagte mir deshalb, daß es keine Schwierigkeiten haben würde, mir von meinen Vorgeſetzten Urlaub zu verſchaffen, und er erhöhte ſeine Verſprechungen von ägyptiſchen Pfunden, die noch etwas mehr gelten als die engliſchen Pfunde, ſo ſehr, daß mir die Summe, welche er bot, von entſcheidendem Vorteil geweſen ſein würde, wenn ich ſie ſeinerzeit in Berlin beſeſſen hätte. Ich würde nicht in El Obeid ſein, wenn ich in Berlin ſo viel Geld gehabt hätte, wie mir der wackere Paſcha verſprach, aber das Kismet hat beſtimmt, daß ich weder in Berlin noch in Kairo in Beſitz des Geldes gelangen, ſondern arm bleiben ſollte.

Schließlich verſprach ich ihm, das Unternehmen zu wagen, wenn er für alle vorbereitenden Schritte ſorgen wolle, und nun klärte ſeine Miene ſich auf, und er geſtand, daß es ihm namentlich um eine Frau zu thun ſei, die er erſt vor kurzem geheiratet habe. Wenn Unglück mich treffen ſollte, ſo daß ich nicht im ſtande ſei, alles zu retten, ſo ſolle ich doch wenigſtens dieſe Frau zu retten ſuchen. Er werde mir einen vertrauten Diener mitgeben, der mich über alles unterrichten könne, was mir zu wiſſen notwendig ſei. Ich ſagte zu, und ſo war ich denn wieder einmal in einer ganz neuen Situation.

Schon am folgenden Morgen war alles geordnet und zu meinem Aufbruch bereit. Ein gutes Reitkamel war für mich beſtimmt, und ich ward bei deſſen Anblick einigermaßen neugierig, wie mir die Bewegung auf einem ſolchen Tiere, das mit den Beinen derſelben Seite zugleich ſchreitet, gefallen würde. Abdallah, der treue Diener des Paſcha, hatte ebenfalls ſein Reitkamel und dann war noch ein Laſtkamel für das Gepäck und die Lebensmittel da, welches von einem Treiber, einem Biſchari mit ſchwarzem Vollbart und rieſiger Perrücke eigenen Wachstums, gelenkt werden ſollte. Dieſer Kerl, der einem Waldteufel oder Mantelpavian nicht ganz unähnlich ſah, ſollte unſer Führer ſein. Es erſchien am ſicherſten, die Reiſegeſellſchaft möglichſt klein zu machen, um kein Aufſehen zu erregen, denn eine bewaffnete Bedeckung hätte uns leicht eine Inſurgentenſchar auf den Hals laden können, gegen welche wir doch nicht mit Erfolg hätten kämpfen können. Heimlichkeit und Schnelligkeit waren unſere Aufgabe. Namentlich galt es, die nächſte Umgebung von Suakin ſchlau zu durchmeſſen, da hier die Feinde lagen. Waren wir erſt einmal einige Meilen weit ins Land hinein, ſo ward die Gefahr geringer. Ich hatte meine Uniform abgelegt und mich in einen weißen Beduinenmantel drapiert, auch nach Landeſſitte den Kopf mit weißem Turban und einem Tuch zum Schutze des Nackens und Geſichts umhüllt. Säbel, Revolver und Repetiergewehr hingen am Kamelſattel.

Wir machten uns in der Frühe des Morgens auf und wandten uns zunächſt nordwärts, um eine Strecke weit längs des Geſtades des Roten Meeres hinzureiten. Dort war die Wahrſcheinlichkeit, den feindlichen Scharen zu entgehen, am größten. Sie hatten ſich geſtern wieder zurückgezogen und lagen hauptſächlich in den Gebirgen im Weſten und Südweſten. Nach einigen Stunden eines ſchaukelnden Rittes in einer Sonnenglut, die unſerm Biſchari den Talg aus der Perrücke ſchmolz, ſo daß ihm das Fett Geſicht und Nacken ſalbte, wandten wir uns nach links, um auf die Straße nach Berber zu kommen. Wir mußten uns ſüdlich von Sinkat halten, da dies Fort auch bereits Angriffe erfahren hatte. Die Route führte uns allmählich bergan, und wir konnten wahrnehmen, daß wir zu der Waſſerſcheide zwiſchen dem Roten Meere und dem Nil hinanreiſten. Entſetzlich öde war das Land in ſeiner gelben Beleuchtung. Die kahlen Berge waren von zahlreichen Schluchten durchſchnitten, und bald wateten die Tiere beinahe knietief im Sande, bald ging es über felſige Buckel, von denen der Wind den Sand hinweggefegt hatte. Nur Seyal-Akazien, ſchirmähnlich gewachſen, kleine Drachenbäume und einzelne Qolqal-Euphorbien ſtanden an dieſen Höhen als ein Zeichen, daß doch nicht alle Vegetation fehlte, und Geier begleiteten zeitweiſe unſern Marſch.

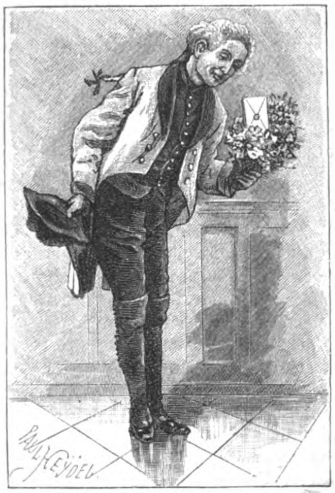
Gegen Mittag glaubte ich Waſſer vor mir zu erblicken und machte erſtaunt meine Reiſegefährten darauf aufmerkſam. Ein heller See breitete ſich in der Ebene aus, als wir einen ſanften Hang hinabritten, und ich ſah das Waſſer blitzen und ſtrahlen. Es war mit einem zauberhaften Duft umhüllt, und an ſeinem Rande wie auf einer Inſel inmitten des Waſſers ragten ſchlanke Palmen empor, die mit ihrem köſtlichen Schatten ein Gefühl unbeſchreiblicher Sehnſucht in der Bruſt eines von Glut verſengten Reiſenden erwecken mußten. Nur war mir ein gewiſſes Zittern und Schweben in dem lieblichen Bilde verdächtig, und ich vermochte kaum an die Wirklichkeit dieſer in der Wüſte auftauchenden Landſchaft zu glauben. Meine Begleiter ſchüttelten den Kopf, als ich ſie fragend anſah, und der Biſchari fletſchte ſeine prachtvollen weißen Zähne. „Bachr Eſch Scheitan“, ſagte er, was ſo viel bedeuten ſollte wie, daß dies das Satansmeer ſei, nämlich eine Luftſpiegelung in unſerer Sprache. Und im Weiterreiten überzeugte ich mich, indem das Ganze zerfloß und nur wandernde Dünen unſern Pfad durchkreuzten, daß er recht hatte.

Wir machten um Mittag unter einigen Seyal-Akazien Halt, die uns notdürftigen Schatten boten, tranken aus dem ledernen Qirba von dem mitgebrachten Waſſer, das lauwarm war und bedenklich nach dem Schlauche ſchmeckte, und aßen Datteln und getrocknetes Fleiſch. Der Biſchari machte ſich ſeine Mahlzeit auf ſeine eigene Art. Er bereitete ſich aus Durrah und Weizenmehl mit Waſſer einen flachen Kuchen, legte dieſen zwiſchen zwei platte Steine in ein Loch, welches er in den Sand grub, und häufte über dem obern Steine trocknen Kamelmiſt und einige Zweige auf. Dieſes Brennmaterial zündete er an und buk auf dieſe Weiſe ſeinen Kuchen. Derſelbe roch und ſchmeckte — ich probierte ihn — entſetzlich nach Ammoniak, aber er verzehrte ihn mit großem Appetit. Die Kameltreiber eſſen nur einmal in vierundzwanzig Stunden und ſelten etwas anderes als dieſen Kuchen aus Durrah und Weizenmehl, den ſie Kisrah nennen. Sie ſind die genügſamſten Leute, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe.

Abends um neun Uhr erreichten wir einen Platz, der uns günſtig für die Nachtruhe erſchien. Wir waren im Regenbette (Chor) von Aben, wo unſere Kamele Gras und ſaftige Aloen und Stapelien, und wir alle Waſſer fanden. Wir ſchliefen unter Bäumen unter Mänteln und Decken, denn es ward ſchnell kalt. Aber unſere Ruhe ſollte nicht ungeſtört bleiben. Ich wachte, von einem unerklärlichen Antriebe, einer Art von Ahnung bewegt, auf und ſah den Himmel hellgrau im erbleichenden Sternenlicht über mir, während mich fröſtelte und ich meine Gewänder naß von Tau fand. Ich blickte mich um und ſah Geſtalten in einiger Entfernung, die mich veranlaßten, ſchnell nach meiner Büchſe zu greifen und dann meine Begleiter zu wecken. Etwa zehn bis zwölf Reiter mochten es ſein, die ſich zwiſchen den Bäumen umhertrieben und uns von ferne beobachteten. Sie waren zum Teil auf Pferden und zum Teil auf Kamelen, in letzterem Fall ragten ſie auf ihrem hohen Sitze ſeltſam empor. Bei allen erblickte ich die lange Lanze. Ich ſprang alsbald auf die Füße, ſchnallte den Gürtel um, an welchem Revolver und Säbel hingen, und hielt meine Büchſe ſchußbereit; zugleich rief ich Abdallah zu, mit ſeinem Gewehr an meine Seite zu kommen, und ermunterte den Treiber, die Büchſe zur Hand zu nehmen, die ihm in Suakin zu beſſerer Verteidigung anvertraut worden war. Aber ich merkte ſehr bald, daß ich mich auf beide Leute wenig verlaſſen konnte. Der Biſchari nahm zwar ſeine Büchſe, aber kauerte ſich mit derſelben hinter einem der Kamele nieder, die mit unter den Leib gezogenen Beinen am Boden lagen und ihre Köpfe in das Gras geduckt hatten. Dazu ließ er mit großer Haſt ſeinen gewaltig großen Roſenkranz durch die knochigen Finger laufen und murmelte Gebete. Abdallah aber war vor Furcht wie verſteinert und regte ſich gar nicht.

Ich hielt nun eine kräftige Anſprache in halb deutſcher, halb engliſcher Sprache an ſie, wovon ſie vermutlich kein Wort verſtanden, zeigte ihnen dabei aber meinen Revolver und ſah, daß ſie wenigſtens die Gebärde völlig begriffen. Sie fürchteten mich für den Augenblick mehr als den Feind und kamen an meine Seite. Die Lage war nichts weniger als erfreulich. Aus dem beſten Schlaf ermuntert ſolche unheimliche Figuren umherſchleichen zu ſehen, war kein angenehmes Gefühl. Wenn die Kerle dort drüben ebenſoviel Mut zeigten, wie ihre Verwandten vor Suakin, ſo ging es uns ſchlecht. Denn ſelbſt wenn ich zwei oder drei herunterſchoß, konnten die übrigen uns noch ſpießen, und ich wußte ganz genau, daß die beiden Helden neben mir keinen ſichern Schuß anbringen würden. Doch hob ſich mein Mut etwas, als ich bemerkte, daß die Reiter drüben nicht näher kamen. Sie mußten bemerkt haben, daß wir aufmerkſam geworden waren, denn ſie ſchwebten wie Spukgeſtalten zwiſchen den Bäumen umher, gleich als lauerten ſie auf eine günſtige Gelegenheit, heranzukommen, aber ſie hielten ſorgfältig die anfängliche Entfernung inne. Da kam ich auf den Gedanken, den ich noch jetzt für glücklich halte, ſie durch Dreiſtigkeit zu verſcheuchen. Ich ging, die Büchſe im Arm, gerade auf ſie zu und ſchrie ſie mit der gröbſten Stimme und den derbſten Ausdrücken an, die ich jemals unlenkſamen Rekruten gegenüber angewandt habe. Das verblüffte ſie offenbar. Sie konnten den deutſchen Ton nicht vertragen, wie mir ſchien. Es mochte ein jeder denken, er wolle nicht derjenige ſein, der von einer Kugel getroffen würde, oder vielleicht hielten ſie mich für einen böſen Geiſt. Genug, ſie wurden nach und nach undeutlicher zu ſehen, ſie verſchwanden faſt ganz im Hintergrunde, und endlich waren ſie weg.

Eine Dresdener Reliquie.



Der Portechaiſenträger als Liebesbote.

Niemand war jetzt tapferer als Abdallah. Er kam mit lächelndem Geſicht daher, patſchte ſich mit der einen Hand auf den Leib, ſchwang mit der andern ſeine Büchſe und ergoß ſich in kühnen Reden, bei denen das wenige Engliſch ſich mit vielem Arabiſch miſchte. Ich that als ob ich mit ihm zufrieden ſei, da ich immer gefunden habe, daß bei einem Feigling die Vorausſetzung, er habe Mut, noch das beſte Mittel iſt, ſein bißchen Charakter zuſammen zuhalten. Dann aber ließ ich aufpacken und aufbrechen, denn ich wollte dieſer Gegend den Rücken kehren. Glücklich kamen wir gegen Mittag bis zum Brunnen Hakel, raſteten dort über Mittag und Nacht und labten uns mit gutem friſchen Waſſer.

Unſere Reiſe zu Kamel dauerte noch über acht Tage und überſchritt die Höhe des Gebirges zwiſchen dem Meere und dem Nil. Wir zogen von Brunnen zu Brunnen und kamen durch Landſtrecken, die oft von wunderbarer Schönheit im Sonnenaufgang und Sonnenuntergang da lagen, meiſtens aber ſo wild ausſahen, daß man denken konnte, der Teufel ſelbſt habe ſie in einer tollen Laune ſo zugerichtet. Porphyrfelſen und gewaltige Brocken andern Geſteins lagen in den Gebirgspäſſen phantaſtiſch über- und nebeneinander gewürfelt umher und ſahen in dem grellen Licht und ſchwarzen Schatten dieſer Gegenden oft ſchauerlich aus. Dazu verzierte der Baum Karaib mit ſeinen ſtachligen Zweigen, die gleich ausgeſpreizten Flügeln wunderlich von ihm abſtehen, die ungeheuern Felsklumpen mit den wunderlichſten Säumen und Schnörkeln. Einmal überfiel uns ganz plötzlich, ohne jede Vorboten, inmitten eines tollen Gewirres von durcheinander gezogenen Schluchten mit ragenden Klippen ein fürchterliches Gewitter. Es war, als ob die über uns hangenden Wolken beſtändig mit Blitzen nach uns zielten. Schlag auf Schlag ſauſte herunter, und das Echo ward ſo oft wiederholt und grollte ſo anhaltend in den Ecken und Winkeln des Gebirges, daß es einem beſtändigen Artilleriefeuer glich. Es war ganz finſter, nur die Blitze erleuchteten mit blauem Zucken die ſchwarzen Felsmaſſen. Wir ſtiegen ab, und die Kamele warfen ſich zu Boden. Dann goß ein heftiger Regen herab, und nach einer halben Stunde war alles wieder klar.

Am zehnten Tage nach unſerer Abreiſe von Suakin kamen wir an den Nil und ſahen Berber, einen Haufen von Lehmhütten mit wenigen anſehnlichen Häuſern dazwiſchen. Doch kam mir der Ort mit ſeinen Akazien und Palmen, die über alle Bauwerke ihre ſchirmenden Fächer ſtrecken, ungemein ſchön vor, und der Anblick des Nil ließ auch etwas von romantiſchem Gefühl in mir lebendig werden. Nun war ich wieder in ziviliſiertem Lande, hier gab es einen Telegraphen. Ich telegraphierte ſofort an die geliebte Dame des beſorgten Paſcha, verabſchiedete meinen Biſchari, verkaufte die Kamele und fuhr in ſechs Tagen auf dem Nil nach Kartum.

Johann Jordaens' Muſeum.

Wenn man einen Künſtler auf das Gewiſſen fragen wollte: Für wen malſt du? ſo würde wohl die Antwort lauten: Für das Nationalmuſeum oder ſonſt für eine Bildergalerie. Oft iſt die Frage nicht einmal nötig, denn die Dimenſionen des Bildes oder ſein Gegenſtand, die Blut- und Greuelſzenen, die Nuditäten ꝛc. machen es einem Privatmann unmöglich, ſolche Bilder aufzuhängen. Wenn dann der arme Künſtler enttäuſcht mit ſeinem Bilde, das keiner brauchen kann, ſitzen bleibt, ſo wird das unkünſtleriſche Publikum angeklagt, aber beſſer wäre es geweſen, der Künſtler ſelbſt hätte ſich gefragt: für wen malſt du? Für ein Muſeum? Dann verzichte darauf, dein Werk anzubringen. Für das Haus? dann erinnere dich, was Bilder bedeuten: einen Schmuck des Hauſes.

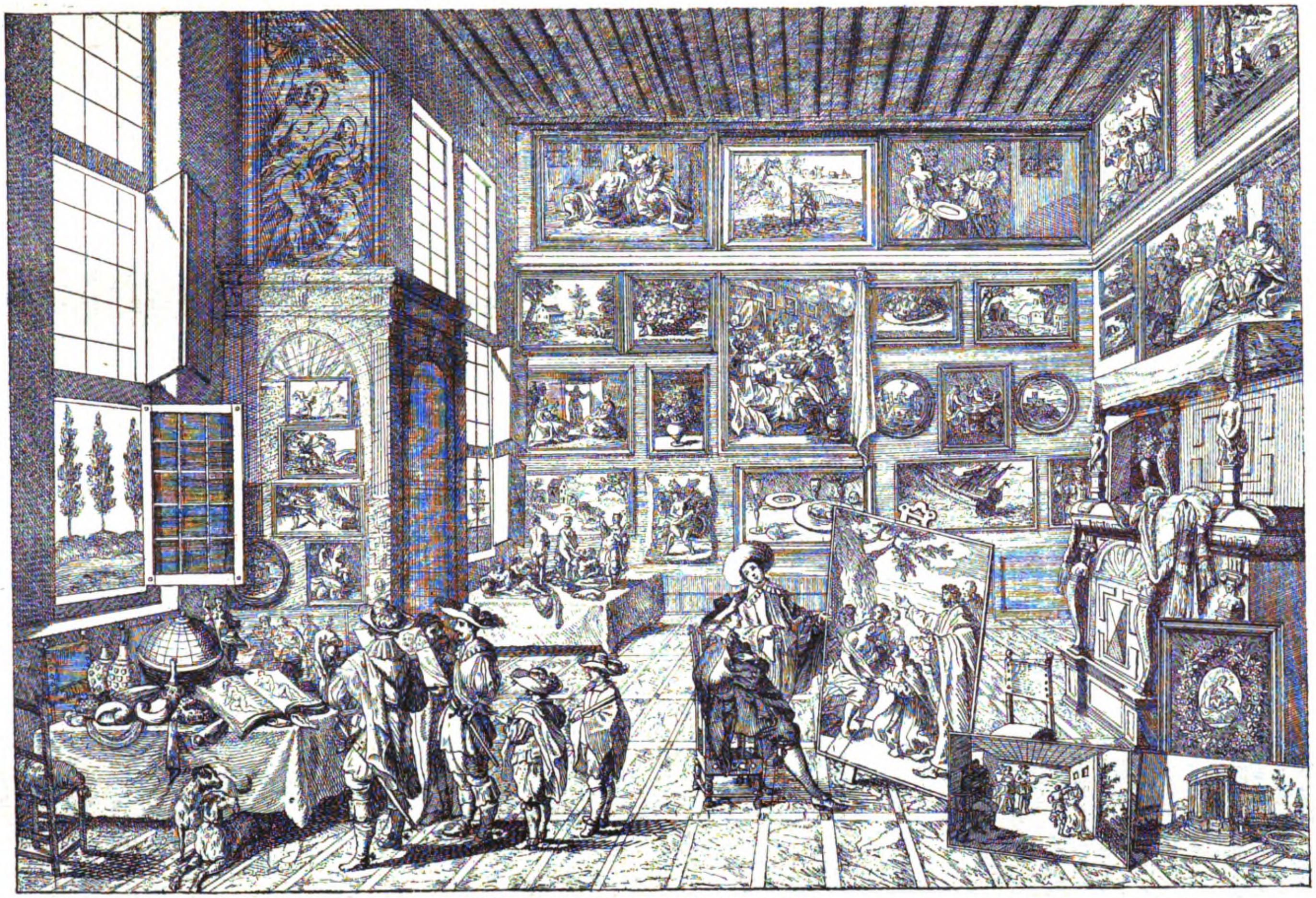
Und Schmuck des Hauſes, das iſt doch der eigentliche Zweck der Kunſt; das Muſeum iſt eine nur künſtliche Verwendung der Kunſt, die auch in der Kunſtgeſchichte ziemlich ſpät auftritt. Die Blütezeit der Kunſt zu Ausgang des Mittelalters und im XVI. Jahrhundert kennt kein Muſeum. Schon zur Zeit Dürers und Holbeins begegnen uns indes einzelne Sammler, denen wir es verdanken, daß eine ſo große Anzahl von Handzeichnungen und Stichen großer Meiſter vor dem Untergange gerettet worden iſt. Aber bei dieſen Sammlungen handelt es ſich um Kleinkunſt, Zeichnungen, Stiche, Bücher und Kurioſitäten, keineswegs um Bildergalerien. Das gegenüberſtehende Bild zeigt uns eine der älteſten Bildergalerien, etwa aus der Zeit von 1650. Es iſt offenbar kein Phantaſiegebilde, ſondern die Abbildung einer wirklichen Kunſtkammer jener Zeit. Man muß annehmen, daß die rechts im Vordergrunde aufgeſtellten Bilder ſich eigentlich an der dem Zuſchauer unſichtbaren Vorderwand des Zimmers befinden. Das Bild verlockt dazu, eine kunſtgeſchichtliche Studie zu machen und nachzuweiſen, wo ſich dieſes Muſeum befunden hat und welcher Maler Bilder dasſelbe enthielt. Aber dieſe Unterſuchung würde mehr Raum beanſpruchen, als zur Verfügung ſteht.

Es möge nur ſoviel bemerkt werden, daß die Kunſtkammer ſich vermutlich in Italien und im Beſitze eines Mönchsordens befunden hat, letzteres iſt zu erſehen aus der im langen Gewande gekleideten Figur eines Mannes, der den diſtinguierten Reiſenden die Kunſtſchätze zeigt. Der eine von dieſen, derjenige, hinter welchem die beiden Knaben ſtehen, iſt offenbar ein gewiegter Kenner, denn er ſteht ganz genau ſo da, wie man heutzutage Künſtler und Kunſtkenner vor Bildwerken ſtehen ſehen kann. Daß ſich die Sammlung in Italien befand, nehme ich an, weil der Maler unſeres Bildes Johann Jordaens (geboren zu Delft im Jahre 1616) ſich meiſt in Italien aufhielt und weil die keineswegs ſchöne Landſchaft, die wir durch das offene Fenſter erblicken, drei italieniſche Pappeln erkennen läßt, Bäume, welche erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in unſerem Norden eingeführt wurden. Johann Jordaens hielt ſich meiſt in Venedig, Neapel und Rom auf. Es iſt darum nicht unmöglich, daß der langgewandete Mann den Dogen von Venedig vorſtellt; in dieſem Falle würden die Bilder beſſer, aber freilich die Bäume ſchlechter paſſen. Jordaens war einer der damals üblichen Schnellmaler und hatte den Beinamen Schöpflöffel, das bedeutet, wie wir heute ſagen würden, er malte Bilder, wie mit der Maurerkelle an die „Wand geklitſcht."

Unſer Stich iſt auch in Rückſicht auf die Gegenſtände der Bilder intereſſant, ſie charakteriſieren die Galerie als eine wohl zuſammengeſetzte und dem modernſten Geſchmacke entſprechende. Eine gegenwärtige Bilderausſtellung enthält eine Anzahl ziemlich feſt begrenzter Bilderklaſſen, unter denen diejenigen, welche heute den größeſten Raum einnehmen, Landſchaft und Genre, in der Kunſtgeſchichte ziemlich am ſpäteſten auftreten. Der älteſte und gebräuchlichſte Darſtellungsgegenſtand war das Heiligenbild, jünger die heilige Geſchichte, noch jünger, und zwar — mit Ausnahme von Miniaturen — mit dem Aufkommen des Humanismus auftretend, die Profangeſchichte. In derſelben Zeit wird auch das Porträt eine ſelbſtändige Kunſtform; während zuvor der Donator eines Bildes in einer der Ecken desſelben Platz zu nehmen hatte, wird nunmehr das Porträt Selbſtzweck und die Heiligengruppe, an der die Reformationszeit keinen Gefallen hatte, kam in Wegfall. Das „Genre" war in der heiligen Geſchichte ſchon lange latent enthalten, was ſind Raphaels oder Dürers heilige Familien anderes als Genrebilder, anmutige häusliche Szenen; aber erſt der freie und vielſeitige Naturalismus der Kunſt des ſiebenzehnten Jahrhunderts eroberte dem Genre ein ſelbſtändiges Gebiet. Man ging in der Niederländer Schule in der Darſtellung des Natürlichen freilich bis an die äußerſte Grenze des Schönen und Schicklichen. Ebenſo wand ſich die Landſchaft ganz allmählich aus ihrer Gebundenheit durch die Hiſtorie heraus. Van Eyck malte treffliche Landſchaften als Hintergründe für ſeine Heiligengeſchichten. Dürer und Kranach, Manuel und Altorfer zeichneten und ſtachen Landſchaften, die bereits eine ſelbſtändigere Stellung einnahmen, aber erſt am Schluſſe des ſechzehnten Jahrhunderts wagte man es, das Eigentümliche der Landſchaft, die Charakteriſtik, die Stimmung wiederzugeben. Aber auch dann noch — man denke ſelbſt an Claude Lorrain — müſſen einige winzige Figürchen, die Flucht nach Ägypten oder badende Nymphen darſtellend, die Exiſtenzberechtigung der übrigen Landſchaft nachweiſen. Die Marine gehört dem zweiten Drittel des ſiebenzehnten Jahrhunderts an, Stillleben und Blumenſtück bezeichnen das Ende der damaligen Kunſtblüte.

Sehen wir uns nun die Bilder unſerer abgebildeten Kunſtkammer an, ſo finden wir alle Genres und zwar die ſpäteſten am reichlichſten vertreten. Oben das Haupt Johannis, St. Chriſtophorus und den unendlich oft abgebildeten Gefangenen, der von ſeiner Tochter genährt, vorm Hungertode bewahrt wird. Dann in der Mitte das Gaſtmahl Belſazars in Rembrandtſchen Helldunkel, rechts und links Landſchaften, Blumen- und Fruchtſtücke, Jeſus mit Maria und Martha, ein Stillleben, eine Maria und — natürlich auch — den Raub der Sabinerinnen. Im Vordergrunde: Lazari Auferweckung, eine Bauernſzene und ein Architekturbild. In den Fenſtern, welche, um beſſeres Oberlicht zu erreichen, zu Zweidrittel geblendet werden können, ſtehen zwei große Tiſche mit Muſcheln, Flaſchen, Skulpturen aus Marmor und Kurioſitäten. Die Meubles, links ein Schrank und rechts ein Kredenztiſch, zeigen die Formen italieniſcher Renaiſſance. Wo mögen dieſe Bilder heute ſein? Daß aber damals nicht ſtrengſtens verboten war, Hunde mitzubringen, iſt verwunderlich und muß entſchieden gemißbilligt werden.

Fritz Anders.



Ein Kunſtkabinett des ſiebzehnten Jahrhunderts.
Nach dem Gemälde von Johann Jordaens.

Eine nächtliche Rettungsexpedition im Oſten Londons.

Das Oſtende Londons iſt eine Kloake, in die das Elend und das Verbrechen faſt ganz Europas zuſammenſtrömt. Meilenweit zieht ſich das Häuſermeer hin, das offiziell unter dem Namen „East London“ oder „East End“ zuſammengefaßt wird. Wer auf der Stadtbahn durch dieſen Stadtteil hindurchbrauſt, der wird wohl von der großen Anzahl unſchöner „chimneypots“ oder kleiner Schornſteine, mit denen die Häuſer wie überſät ſind, unangenehm berührt werden, und mag wohl auch die Rauchdecke wahrnehmen, die ſich über dem Ganzen lagert, wie weiland über Sodom und Gomorrha; aber die ſchrecklichen Dinge und das ſchauderhafte Elend, die ſich unter dieſen Dächern zuſammendrängen und vor dem Tageslicht verbergen, die läßt ihn der auf eine gewiſſe Entfernung ganz anſtändige äußere Anblick der Häuſer nicht ahnen oder erraten. Wen aber der Dienſt des Herrn in dieſe Stadtgegend beruft und von Haus zu Haus führt, und von Stube zu Stube — denn hier iſt es faſt die Regel, daß die ganze Familie in einer Stube wohnt, ißt und ſchläft —, der weiß ein Liedlein zu ſingen von dem Inneren dieſer Häuſer, daß dem, der es hört, die Ohren davon gellen. Doch wer ſelbſt dies nur bei Tage gethan hat, der hat den Becher ſchmerzensvollen Mitleids noch nicht bis auf die Hefe gekoſtet. Die langen, dunklen Stunden der Nacht damit zugebracht zu haben, eine Straße nach der anderen zu durcheilen, hier und dort in unheimliche und unduftige Ecken hinein zu lugen, unter abgeſpannten Wagen und Karren herumzutappen und zu ſtolpern auf der Suche nach dem verſtoßenen und vergeſſenen Auswurf der Rieſenſtadt, auf und ab durch das Gewirre der Oſtlondoner Straßen — das iſt eine Erfahrung ganz anderer Art.

Zu jeder Jahreszeit und in jedem Wetter, wenn der Tag ſich zum Abend neigt, gibt es in London tauſende und abertauſende, — und auch leider viele von unſeren Landsleuten darunter, — denen ſich keine beſſere Ausſicht bietet, als die ganze Nacht hindurch ihre todmüden Glieder von Straße zu Straße zu ſchleppen, oder dort niederzukauern, wo Thorwege, Eiſenbahnbrücken, Wagen oder Karren ein unſicheres, weil polizeiwidriges Unterkommen bieten. Wenn das Glück ihnen günſtig geweſen, und ſie ein paar Pence zuſammengeſcharrt haben, finden dieſe Armen eine nicht beneidenswerte Zuflucht in den „Common Lodging Houses“ (öffentliche Schlafſäle), wo ihnen unter dem allerſchlimmſten Geſindel in dem gemeinſamen Saal eine Schlafſtätte angewieſen wird. Aber wenn die gewünſchte Beſchäftigung ſich nicht gefunden hat, müſſen ſie wohl oder übel die ganze Nacht durch die Straßen hin und her irren. Unter dieſer unſtäten Schar gibt es nun auch viele junge Knaben und Mädchen, die auf verbrecheriſche Weiſe von ihren Vätern oder Müttern verlaſſen worden ſind, oder in anderer Weiſe ohne ihre eigene Schuld ihre Heimat verloren haben. Und andere wieder gibt es, die durch den Drang der Umſtände auf üble Wege geraten, die aber des Vagabundenlebens herzlich müde ſind und gern wieder einen ehrlichen Lebenspfad betreten möchten.

Auf dieſe zu fahnden, war unſere Aufgabe, als wir eines Nachts in einer kleinen Stube in Oſt-London zuſammentrafen. Die kleine Entdeckungsgeſellſchaft beſtand aus fünf Perſonen, einem Geiſtlichen und vier Laien; und alle waren wohlvertraut mit den Gewohnheiten und Bedürfniſſen der Armen von Oſtlondon. Auf dem Herd praſſelte ein helles Feuer, und darauf ſang und brodelte ein Theekeſſel; aus dieſen und anderen ähnlichen Symptomen konnte man erraten, daß eine ſtärkende und warme Mahlzeit bereit ſein würde für diejenigen, die ſich unſeren Händen anvertrauten.

Als wir vollzählig beiſammen waren, vereinigten wir uns in einem kurzen Gebete. Dann traten wir hinaus auf die finſtere Straße. Vom Turme ſchlug es gerade zwölf Uhr. Es war eine kalte, mondloſe Winternacht. Von Zeit zu Zeit fielen große Regentropfen, und ein ſchneidender Wind pfiff durch die Straßen. Es war eine von den Nächten, an denen man die Fenſtervorhänge dichter zuſammenzieht und eine Schaufel Kohlen mehr als gewöhnlich auf das Feuer ſchüttet — eine ſchlimme Nacht für obdachloſe Auswürflinge, die in ihren unzureichenden und zerlumpten Kleidern dem durchdringenden Winde begegnen und mit ſchlecht beſchuhten Füßen, deren Zehen aus dem morſchen Leder herauslugen, ſich auf dem eiſigkalten Straßenpflaſter entlang ſchleppen.

Zuerſt gingen wir die breite, öde Hauptſtraße hinunter nach der City zu. Hier, wo am Tage die hochbepackten Marktwagen unaufhörlich im endloſen Zuge nach dem Spitalfields Gemüſemarkt hineinraſſeln, herrſchte jetzt lautloſe Stille, nur zuweilen unterbrochen von dem regelmäßigen Tritt der Poliziſtenpatrouillen, oder einem wüſten, trunkenen Geheul, das aus der Ferne herüberdrang. Dann und wann huſcht auf der anderen Seite der Straße, im Schatten der Häuſer dahin ſchleichend, eine ſchattenhafte Geſtalt vorüber — vielleicht ein unglückliches Weſen, das ſein Elend und ſeine Schande vor Menſchenaugen ſcheu verbirgt; vielleicht aber auch ein verſpäteter Dieb, der in ſteter Furcht vor dem wachſamen Auge des Geſetzes nach ſeinem Rendezvous eilt. Die Whitechapel Hauptſtraße war ſchon etwas lebendiger; wir erreichten ſie etwa um die Zeit, wo die „public houses“ oder Trinkhöllen polizeilich geſchloſſen werden. Jetzt kommen wir an einem dieſer Schnapspaläſte vorbei, deren Äußeres ſchon von dem Wohlſtand und Gedeihen des Inhabers Zeugnis ablegt. Er iſt ganz feenhaft erleuchtet mit blendenden Gasflammen, und aus den großen, öden Fenſtern ſtarren uns die rieſenhaften, roten Buchſtaben von gemeinen Theateranzeigen an. Mehrere anſtändig ausſehende Arbeiterfrauen ſtehen davor in der Mitte der Straße, ihre kummergebleichten Geſichter geiſterhaft erleuchtet im Scheine der flackernden Gasflammen. Sie warten wohl auf ihre Männer. Die gräßlich hohle Fröhlichkeit des Schnapspalaſtes für die Männer, der kalte Herd, die öde Stube, oder die winddurchfegte Straße für die Frauen und die kleinen Kinder! Jetzt ſchlägt es halb eins, und ſie kommen heraus. Es hat ein volles Haus gegeben dieſe Nacht, und einige von den Gäſten — Gott helfe ihnen — ſind kaum dem Kindesalter entwachſene Knaben und Mädchen. Die Straße hallt wieder von ihrem wüſten Geſchrei und Gelärm, als ſie, der eine in dieſer, der andere in jener Richtung fort taumeln.

Allmählich wird es auch hier ganz ruhig und ſtill. Das Rädergeraſſel einer vereinzelten Nachtdroſchke hat einen ſeltſam lauten Klang, und die Schritte eines herannahenden Fußgängers laſſen ſich ſchon in weiter Entfernung hören. An der Straßenecke ſtehen drei junge Mädchen ſchweigend beiſammen. Wie wir uns ihnen nähern, gehen ſie langſam weiter, bis ſie ſich endlich, der Wärme halber dicht aneinander gedrängt, unter einem breiten Thorweg niederlaſſen. So — das wiſſen wir — werden ſie die ganze Nacht zubringen, bald ausruhend und bald wieder weitergehend, bis die Küche ihres „Common Lodging House“ am Morgen wieder geöffnet wird. In verzweifelter Gleichgültigkeit entlang ſchlendernd, oder in allerlei Ecken und Niſchen zuſammenkauernd, ſehen wir viele andere obdach- und ruheloſe Männer und Frauen in allen Lebensaltern. Einige führen ihre Kleinen an der Hand, und dann und wann hören wir den klagenden Schrei eines hungrigen und frierenden Säuglings. Das Herz blutet ſelbſt denen unter uns, die an den täglichen Anblick herzzerreißenden Jammers gewöhnt ſind. Aber wir können hier nicht helfen. Das engliſche Geſetz gibt dem Vater unbedingtes Verfügungsrecht über ſeine Kinder, und wir wiſſen nur zu wohl, daß unſere Offerten, wenn ſie nicht den Vater und Mutter einſchließen, nur einen Sturm von Flüchen und Verwünſchungen auf uns herabziehen würden. Nur hier und da kommt uns ein jugendlicher Straßenwanderer in den Weg, deſſen Geſicht noch nicht den unwiderruflichen Stempel des Verbrechens und der Verworfenheit trägt.

Sowie wir eine kleine Schar von dieſem ſeltſamen Wild beiſammen haben, löſen ſich zwei von unſerer Geſellſchaft ab und eskortieren die Gefangenen nach dem Zimmer, das, wie oben erwähnt, unſere Operationsbaſis bildete. Es iſt augenſcheinlich, dieſe „Straßenbeduinen“ wiſſen noch nicht recht, was mit ihnen vorgeht. Der vorherrſchende Eindruck ſcheint der zu ſein, daß ſie ſich in den Händen von ausnahmsweiſe freundlichen Detektives befinden. Die ſcheuen Blicke des einen und anderen deuten an, daß er wohl gern Ferſengeld zahlen möchte, wenn die Augen der Eskorte nicht ſo ſtreng auf ihm ruhten. Ganz geheuer erſcheint die Sache jedenfalls keinem von ihnen. Aber all ihre Zweifel verſchwinden wie die Septembernebel vor der aufgehenden Sonne, ſobald ſie in das warme, helle, freundliche Zimmer eintreten, wo ſchon alles zu ihrem Empfange bereit ſteht, und wo die liebenswürdige Frau des Geiſtlichen mit Hilfe von anderen chriſtlichen Damen ein dampfendes Mahl angerichtet hat. An das Nötigen ſind die „Straßenbeduinen“ nicht gewöhnt, und ſo langen ſie denn bald, von ihren freundlichen Wirtinnen auf das emſigſte bedient, allerſeits tapfer zu, und laſſen ſich den ungewohnten Schmaus trefflich munden.

Wir aber von der Eskorte begaben uns ſchleunigſt an den vorher verabredeten Ort zurück. Wir fanden unſere Kameraden ſchon unſerer harrend, mit friſcher Jagdbeute. Nun übernahmen zwei andere die Pflicht des Gefangenentransports, und wir drei anderen ſchritten fröhlich und wohlgemut neuen Siegen entgegen.

Unſer Weg führte uns nach Shoreditch. Plötzlich verſchwand unſer Führer in der grauſigen, unheimlichen Finſternis unter einer breiten Eiſenbahnbrücke, und wir folgten getreulich ſeinen Fußſtapfen. In dem dumpfigen Schatten, wo ſelbſt bei Tage die Sonne nimmer ſcheint, hatten die ſchweren Marktwagen den Kot tief aufgewühlt, und der Schlamm ſpritzte hörbar um unſere Knöchel, als wir hindurchſchritten. Wir tappten an den Seitenwänden entlang, um zu ſehen, ob jemand dort gegen die Wand gelehnt der Nachtruhe pflege. Aber dies Quartier ſchien doch zu abſchreckend geweſen zu ſein. Nun traten wir durch einen Thorweg in einen Hof ein, wo zwei oder drei leere Wagen ſtanden. In einem von dieſen lag ein junges Mädchen in einen alten Shawl gehüllt, im feſten Schlafe. Sie war eine Deutſche, das konnte man wohl an ihrem Geſichtsſchnitte erkennen, und das wurde außer allen Zweifel geſtellt, als ſie aufwachte und eine gänzliche Unkenntnis des Engliſchen verriet. Sie war eine von den vielen, die, ohne der Sprache mächtig zu ſein, in der Hoffnung auf leichten Verdienſt nach dem engliſchen Eldorado hinüberſtrömen, und dann nach ſchneller Enttäuſchung, und nachdem ihre geringen Mittel erſchöpft ſind, in das äußerſte Elend geraten, das noch durch ihre Unkenntnis der Landesſprache verſchlimmert wird. Wir ließen ſie in guten Händen in einem benachbarten Hauſe, um ſie dann durch die Vermittlung der „deutſchen Hilfsgeſellſchaft“ nach ihrem Heimatsorte zurückzuſchicken.

Dann ſchritten wir getroſten Mutes eine enge Gaſſe hinunter. Hierhin wagt ſich die Polizei bei Nacht nur in ſtarken Patrouillen. Aber wir gingen im Vertrauen auf unſeren Gott, und ſangen ein Schutz- und Trutzlied vor uns her, da es uns doch einigermaßen bange werden wollte. Plötzlich ſprang etwas dicht vor unſeren Füßen auf und war im Umſehen in der Finſternis verſchwunden. Ohne Zweifel waren es Jungen, die das unbetretene Trottoir ſich zum Schlafplatz auserſehen hatten. Es ſchliefen ſehr viele hier auf den Stufen und in den Thorwegen verſtreut; aber ſie waren alarmiert, und wir konnten ihrer nicht habhaft werden.

Darauf bogen wir in eine Judengaſſe ein. Im Oſten Londons, beſonders in Spitalfields und Whitechapel, gibt es ganze Viertel, die nur das aus Polen und Rußland eingewanderte Judenproletariat bewohnt. Dieſe ſchlauen Semiten haben gewöhnlich zwei Stuben; aber die eine wird meiſt abends vollſtändig ausgeräumt, und gegen Zahlung von etwa fünf Pfennigen in unſerem Gelde genießen ſo viele Obdachloſe, wie ſich nur hineinpacken laſſen, das Recht, ſich für die Nacht auf dem Boden auszuſtrecken. Die Judenfamilie ſchläft in der anderen Stube. Es war die Hausthür eines dieſer Judenhäuſer, die unſer Führer jetzt leiſe und vorſichtig öffnete. Dies bot keine Schwierigkeit, denn da der Hausbeſitzer gewöhnlich im Weſtende lebt und die Häuſer in einzelnen Stuben vermietet werden, ſo kümmert ſich natürlich niemand um die Hausthüre, und im ganzen Oſtende bleibt ſie gewöhnlich die ganze Nacht hindurch unverſchloſſen. Leiſe und auf den Zehen traten wir in die Hausflur ein. Bei dem Licht einer elenden Stalllaterne erblicken wir ein altes Weib auf der unterſten Stufe der Treppe zuſammengekauert, ſo daß ihr Kinn und ihre Kniee ſich berührten. Im nächſten Hauſe machten wir einen beſſeren Fund. Hier lagen zwei zerlumpte Kinder zuſammengerollt in einer ſchmutzigen Vertiefung unter der Treppe. Der eine von ihnen hielt uns augenſcheinlich für Wächter des Geſetzes und nahm Reißaus, ehe wir uns ſeiner bemächtigen konnten. Den andern packten wir, und obwohl er ſich zuerſt ſträubte und einigen Aufruhr verurſachte, ſo ſah er doch bald, daß unſere Abſicht keine feindliche war, und ſein knurrender Magen ſtand uns als ein mächtiger Bundesgenoſſe zur Seite, als wir ihm die vorläufige Ausſicht auf eine warme Mahlzeit eröffneten. Aber durch ſein Geſchrei war die ganze Judenſchaft der Straße alarmiert worden, und der Sturmwind von gutturalem Gemauſchel, der uns jetzt umtobte, ließ einen ſchleunigen Rückzug als ſehr ratſam erſcheinen. So verließen wir denn die Straße mit unſerem Gefangenen, gefolgt von einer phantaſtiſch drapierten und aufgeregten Semitenhorde. Wir waren aber daran gewöhnt, und bald wurden wir durch den herannahenden Tritt einer Polizeipatrouille von unſerer nächtlichen Begleitung befreit.

Jetzt waren wir wieder in der Hauptſtraße und atmeten tief auf, froh, aus der peſtilenzialiſchen Atmoſphäre der Seitengaſſe entronnen zu ſein. Wir widerſtanden der Verſuchung, einer über das Pflaſter mit Windeseile dahin raſſelnden Dampffeuerſpritze dahin zu folgen, wo jetzt der Nachthimmel in purpurner Glut aufſtrahlte. Wir wußten zwar, daß viele der jugendlichen Nachtwanderer durch das Feuer zuſammengelockt werden würden und daß mancher gute Fund dort zu machen ſei. Aber unſer Führer zog es vor, den Weg nach dem großen Gemüſemarkt von Spitalfields einzuſchlagen. Hier herrſchte trotz der frühen Morgenſtunde ſchon reges Leben. Beim Scheine der flackernden Gasflammen wurden die hochbeladenen Wagen, die jetzt im langen Zuge vom Lande hereinkamen, abgeladen, und von allen Seiten fanden ſich ſchon Käufer ein. Dort im Hintergrunde, wo noch Stille herrſchte und wo nur hier und da eine Straßenlaterne ein ungewiſſes Licht verbreitete, lagen unſere Jagdgründe. In den dort aufgeſchichteten leeren Marktkörben fanden wir denn auch, was wir ſuchten. Die zwei oder drei kleinen Jungen, die in dieſen improviſierten Wiegen ihre Schlafſtätte aufgeſchlagen hatten, fanden ſich gleich bereit, unſerer Einladung zu folgen. Dieſe vater-, mutter- und heimatloſen Kleinen waren ganz entzückt von der Ausſicht auf Befreiung von dem elenden Leben auf der Straße.

Der Morgen brach gerade an, als wir etwas ermüdet zwar, aber doch fröhlichen und heiteren Herzens nach unſerer kleinen Miſſionsſtube zurückkehrten. Dort fanden wir unſere Freunde mit einem ganz ſtattlichen Häufchen dieſer aus den Goſſen aufgeleſenen Juwelen vor. Als wir mit zufriedenem Lächeln das Reſultat unſerer nächtlichen Expedition überblickten, konnten wir nicht klagen, daß wir die ganze Nacht gefiſcht hätten und nichts gefangen.

Unſere Aufgabe war nun noch, die einzelnen Fälle genau zu unterſuchen und zu ſehen, was ſich am beſten in jedem beſonderen Falle thun ließe. Im Laufe des Tages wurden ſie alle unter ſicherer Obhut, der eine in dieſer, der andere in jener chriſtlichen Anſtalt untergebracht, und für die meiſten iſt dieſe Nacht der Anbruch eines neuen Lebens geworden.

B. A. Schleicher.

Zu unſeren Bildern.

Zwei unſerer Bilder führen uns den Sommer vor. Auf dem einen (S. 692) ſehen wir ein Überlebſel aus uralter Zeit, einen Einbaum, der ſeine Inſaſſen über die ſtillen Waſſer des Chiemſee trägt. Ein ſolcher Einbaum iſt das älteſte Vehikel, in dem ſich Menſchen auf das Waſſer wagten. Mit ihren Steinbeilen höhlten ſie den vom Sturm gefällten Rieſen des Waldes aus, ſchoben ihn dann mit vereinten Kräften ins Waſſer, und ein urſprüngliches Ruder trieb den Nachen durch die Flut. So blieb es noch lange. Als das von Tiberius geführte Heer am Ufer der Elbe mit der römiſchen Flotte zuſammentraf, da kam ein alter Häuptling der Germanen in einem ſolchen Einbaum mitten zwiſchen den hochbordigen Schiffen der Römer durch über den Strom, dem Imperator göttliche Ehre zu erweiſen. Am Meer, auf den großen Strömen machte der Einbaum bald künſtlich gerippten Kähnen und Schiffen Platz, auf den ſtillen ſüddeutſchen Seen aber treibt heute noch der Fiſcher mit plumpem, breitem Ruder den Einbaum über die grüne, durchſichtige Flut.

Auf unſerem zweiten Bilde (S. 693), das uns auch in die bayriſchen Berge führt, ſehen wir einer Abſchiedsſzene zu. Die kurzen Ferien, die der Hausherr ſich gönnte, ſind abgelaufen, er muß daher zurück in die heiße, ſtaubige Stadt, während er die Seinigen noch zurücklaſſen kann in der friſchen Luft der Berge. Die Sache iſt ſo ſchlimm nicht, aber das leicht bewegte Geſchlecht der Frauen bringt trotzdem das Taſchentuch an die Augen. Anders Papa Großvater, der alles ganz in der Ordnung findet, ſowohl daß der Sohn fleißig arbeitet, wie daß der Alte das bißchen Leben, das ihm noch gehört, genießt.

Ein origineller Liebesbote iſt der Dresdener Chaiſenträger (S. 700), der einen duftigen Blumenſtrauß überbringt. In Dresden werden dieſe Männer gern als Poſtillone der Liebe benutzt und ſie ſtehen im Ruf, ſich ſolcher Aufgaben ſtets mit ebenſoviel Geſchmack wie Diskretion zu entledigen.

Geſundheitsrat.

Poſtſtempel Darmſtadt. Gibt es ein Mittel, das läſtige Tranſpirieren der Füße und die damit verbundenen Unannehmlichkeiten ohne Schaden für die Geſundheit zu beſeitigen oder doch zu mildern?

Zu den vielen ſchlimmen Folgen ſchlecht ſitzenden Fußzeuges gehört unter Umſtänden, namentlich bei bleichſüchtigen und nervöſen Frauen, auch der Fußſchweiß. Ein Schuh (Stiefel), der im ganzen und namentlich auf dem Spann zu eng iſt und auch, wie das die jetzt herrſchende Mode ſo häufig mit ſich bringt, nicht die nötige Länge hat, führt zu Zirkulationsſtörungen, zu „Blutſtockungen,“ ſo daß das zum Herzen zurückfließende Blut Schwierigkeiten begegnet; beſonders leicht kommt es zu dieſen Blutſtockungen, wenn ein zu ſtraff angezogenes Strumpfband dem Rückfluß des Blutes noch ein weiteres Hindernis entgegenſetzt. Als Folge ſolcher mangelhaften Blutzirkulation ſtellen ſich dann oft Fußſchweiße ein. Das Heilmittel dagegen ergibt ſich von ſelber: Keine Strumpfbänder, ſondern Strumpfhalter wie die Kinder ſie haben, und genügend langes und weites Fußzeug. Für Damen empfehlen ſich, namentlich für den Sommer, Zeugſtiefel; für Herren die jetzt modernen, nicht bis zum Knöchel reichenden Schnürſchuhe; für beide leichte weite Hausſchuhe und — ſehr häufige Seifenwaſchungen. Fußſchweiße, die dieſen Maßregeln nicht weichen, bedürfen ärztlicher Behandlung.

A. D., Moskau. Gibt es ein Mittel, ſich das Rauchen abzugewöhnen? und welches iſt es?

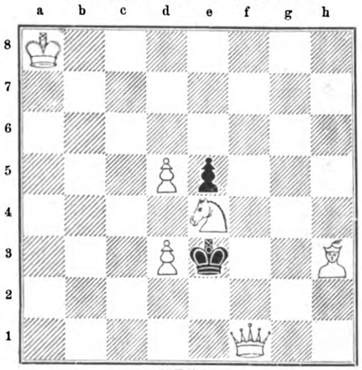
Es gibt allerdings ein probates Mittel, das iſt der feſte Wille des Mannes. Da derſelbe jedoch nicht jedermann zu Gebote ſteht, ſo geht uns vielleicht ein gütiger Daheimleſer mit einem anderen ebenſo probaten Mittel an die Hand.

Briefkaſten.

Fr. E. Th. in **G.** Verbindlichſten Dank für die freundliche Überſendung der „Caſſeliſchen Polizey- und Commerzien-Zeitung“ von 1797, in der im 19. Stück folgende Annonce enthalten iſt: „Die Jungfer Meilen, wohnhaft in der Pauli-Straße beim Herrn Stadtwachtmeiſter Bohne, erbietet ſich für hohe und niedrige Perſonen alle Tapezierarbeit um einen billigen Preis, ſowohl Tag- als Stücksweiſe, alles nach der neueſten Mode zu verfertigen; ſie bittet um geneigten Zuſpruch.“ Dieſe Jungfer Meilen iſt ohne Zweifel diejenige, deren Bild wir in Nr. 32 brachten. Sie wird eben damals, ſchon infolge ihres Berufes, der ſie in viele Häuſer brachte, in Kaſſel eine ſtadtkundige Perſönlichkeit geweſen ſein. — **A.** in **Danzig.** Das Grundſtück ſteht unter dem Schutz des deutſchen Reiches, iſt aber Eigentum der betreffenden Firma. — **P. v. R.** in **München.** Die Münchener Aukirche wurde in den Jahren 1831—1839 erbaut. — **Fr. H.** in **Köln.** Keineswegs, Julius Moſen war ein Sachſe. Er wurde am 8. Juli 1803 in Marieney im ſächſiſchen Vogtlande geboren und war der Sohn des dortigen Schullehrers. — **Fr. R.** in **M.** Iſt nach Wunſch „in die tiefſten Tiefen des Papierkorbes verſenkt.“ — **O. T.-Sr.** in **E.** Ungeeignet. Gedichte werden nicht zurückgeſandt. — **E. T.** in **H.** Sehr gut gemeint, aber doch nicht entſprechend gelungen. — **Fr. v. T.** auf **K. b. D.** Ja, es iſt derſelbe Dr. Sieveking, von dem in unſerem Artikel über das Jubelfeſt des Rauhen Hauſes in Horn bei Hamburg (Nr. 2, S. 24 ff.) die Rede war. Schon damals war er leidend; am 21. Juni wurde er von allen Schmerzen erlöſt. Ein herzanfaſſendes Lebensbild dieſes treuen Freundes der inneren Miſſion, der in der vielſeitigſten und dabei anſpruchsloſeſten und ſelbſtverleugnendſten Weiſe ihr gedient, hat Wilhelm Baur im Juliheft der „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hauſe“, dem trefflichen Organ des Centr.-Ausſch. f. d. J. M. der deutſchen evangeliſchen Kirche, entworfen. Es wird Sie vollauf befriedigen.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von G. E. Barbier.



WEISS.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge matt.

1. Zweiſilbige Scharade.

Nicht eine Erſte iſt allhier mein Teil,
Doch ſetze ich darauf auch gar kein Heil
Und laß deswegen nicht die Zweite fahren.
Und wäre ſtets das Ganze mir beſchert,
Blieb mir auch nichts als mein beſcheidner Herd
Für alle Zeit will ich die Zweite wahren.
Iſt mein das Ganze ohne meine Schuld,
Trag' ich dasſelbe immer mit Geduld. Gt.

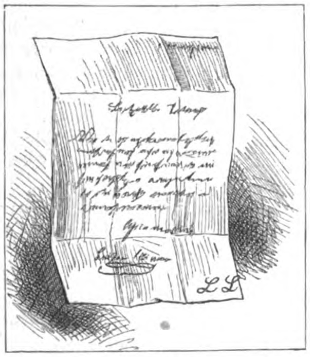
2. Dreiſilbige Scharade.

Wenn Einer, der die Dritte hat geſehen,
Begeiſtrungsvoll die beiden Erſten ſchafft,
So läßt ſich's leicht begreifen, leicht verſtehen,
Denn Wunder wirkt der dritten Zauberkraft.
Und auch das Ganze, das die Dritte ſchmückt,
Kann zu den beiden Erſten wohl begeiſtern.
O herrlich Ganzes, das ſo hoch entzückt,
Wer möchte deinen großen Schöpfer meiſtern? Gt.

3.

Aus welcher Tonleiter wird, wenn für den Schlußlaut zwei Laute eintreten, die zuſammen einen deutſchen Fluß nennen, etwas, das ſchwer zu Tragendes erleichtert? S.

Bilderrätſel.



4. Magiſches Buchſtabenquadrat.

A	A	A	A	B
B	D	D	E	E
E	E	E	G	L
L	L	M	M	N
N	N	S	U	U

Die Buchſtaben in den Feldern des nebenſtehenden Quadrats laſſen ſich ſo ordnen, daß die oberſte wagerechte Reihe gleich der erſten ſenkrechten lautet, die zweite wagerechte gleich der zweiten ſenkrechten und ſo fort. Die fünf Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. eine Stadt in Deutſchland, 2. ein Organ des Körpers, 3. eine Tageszeit, 4. eine Sammlung, 5. einen Fluß. C. K.

5.

Mit Kopf und Fuß ein Hoherprieſter, ohne Kopf und Fuß ein weiblicher Vorname. — Mit Kopf und Fuß ein Buch des Alten Teſtamentes, ohne Kopf und Fuß ein weiblicher Name, bekannt aus der griechiſchen Mythologie.

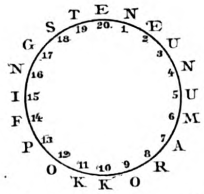
(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 43.

Dameſpielaufgabe.

1. f4—e5 Dd4—a1 (ſchl. b2)
2. e5—d6 Da1—g7 (ſchl. f6)
3. d6—e7 f8—d6 (ſchl. e7
4. h6—f8D (ſchl. Dg7) und gewinnt.

1.



1, 2, 3, 4	Neun
4, 5, 6, 7	Numa
6, 7, 8, 9, 10, 11, 12	Marokko.
11, 12, 13, 14	Kopf
13, 14, 15, 17, 18, 19, 20, 1	Pfingſten.

2. Die Zahl 132. 4. 301.

3.

			A	B	T			
			Z	U	G			
			E	R	Z			
P	**F**	**I**	**N**	**G**	**S**	**T**	**E**	**N**
B	U	R	G	U	N	D	E	R
R	H	E	I	N	G	O	L	D
			O	D	E			
			F	E	E			
			A	R	M			

5. Bregenz, Regen. — Soden, Ode.

Bilderrätſel: Elfenbein.

Inhalt: Die kluge Elſe. Fortſetzung. Erzählung von G. v. Beaulieu. — Torilde von Tornau. Fortſetzung. Hiſtoriſcher Roman von H. Engelcke. — Das Stadtwappen von Nürnberg. Gez. von J. G. Klein. — Zu Bettinas Bildnis von Ludw. Emil Grimm (1838). — Von den Wachtfeuern des Mahdi. II. — Johann Jordaens' Muſeum. Mit Abbildung. — Eine nächtliche Rettungsexpedition im Oſten Londons. Von B. A. Schleicher. — Zu unſeren Bildern: Einbaum auf dem Chiemſee. Von W. v. Kobell. Am Poſthauſe der Sommerfriſche. Von L. Braun. Der Dresdener Portechaiſenträger als Liebesbote. — Geſundheitsrat. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Auguſt 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 45.

Die kluge Elſe.

Erzählung von **G. von Beaulieu.**

(Schluß.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

IX.

Auf dem Wege zur Heuſcheuer holperte ein Wagen, denn der Weg war ſchlecht und das Gefährt reich bepackt. Im Fond ſaßen Exzellenz von Sommer und Frau Regierungsrätin Arnswald, zwiſchen ihren bauſchigen Röcken guckte das knochige, langgliedrige Guſtchen mit ſeiner großen Naſe und den kleinen lebhaften Äuglein ziemlich kleinlaut hervor. Auf dem Rückſitze befanden ſich Paula von Sommer und Elſe Arnswald, zwiſchen ihnen puſtete Ottos dickliche, kleine Geſtalt. Auf dem Bock neben dem Kutſcher flatterte das blaue Bändchen eines ſchwarzlackierten Matroſenhutes, und unter dieſem Hute wandte ſich das Geſicht des Salonmatroſen den Damen im Wagen, insbeſondere ſeinem dos-à-dos, Paula von Sommer zu, welche komplizierte Stellung ſelbſt dieſem routinierten Kurmacher einige Schwierigkeiten bereitete.

„Wie meinen Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte er jetzt, indem er auch den Oberkörper aus ſeiner natürlichen Lage verſchob, ſo daß derſelbe ſich zu den Füßen ungefähr ſo verhielt, wie der Sitz eines rückwärts geſchraubten Klavierſeſſels zu deſſen Piedeſtal.

„Ich meine“, rief ihm Paula in ihrer lauten, burſchikoſen Weiſe ungeniert zu, „Guſte Arnswald ſäße da zwiſchen den Mamas wie ein Klumpen Unglück.“

„Kann ich nicht auch auf den Bock?“ klagte hier Otto, nach Licht und Bewegung begehrlich.

„Hören Sie, Admiral, Sie ſollen unſeren Kleinen noch auf den Bock kriegen, Sie können ihn ja auf den Schoß nehmen.“

„Aber Paula“, ermahnte hier die Generalin, welche ſich eben mit Frau Arnswald über militäriſche Perſonalien unterhalten hatte und nun zu ihrem Thema zurückkehrte:

„Nein, liebe Frau Regierungsrätin, er ſtand beim dreiundzwanzigſten, ich weiß es ganz genau, beim Füſilierbataillon. Paula, wo ſteht doch gleich das Füſilierbataillon vom dreiundzwanzigſten?“

„Warte einen Augenblick, Mama, es wird mir gleich einfallen, in Beuthen, in Gleiwitz — nein —“

„Die Dreiundzwanziger haben ihre Garniſon in Neiße. Alle drei Bataillone“, tönte hier Guſtchens halb erſtickte Stimme zwiſchen den Shawls der Mamas hervor.

„Sieh einer das Kind“, bemerkte Exzellenz Sommer wohlwollend. Sie gedachte, ſich lobend nach Guſtchen umzuſehen, da dieſelbe aber hinter ihrem Ellbogen ſaß und da die Generalin zu ſtark und ſchwerfällig war, gelang ihr das Experiment nicht. Demzufolge ſprach ſie nur im allgemeinen hinter ſich, wie ein Schauſpieler auf der Bühne hinter ſich zu ſprechen pflegt, ohne ſich umzuſchauen:

„Woher weißt du das, Kind?“

„O, ich leſe alle Tage die Rangliſte und immer in der Zeitung die Ernennungen. So etwas muß man doch wiſſen.“

„Das Kind hat recht. Das wird einmal eine tüchtige Soldatenfrau.“

Guſtchens große Naſe wurde bei dem Lobe vor Vergnügen rot. Ihre enge Poſition ſchien ihr jetzt lange nicht mehr ſo unbehaglich wie früher. Saß ſie doch, ſozuſagen, hinter einer Vorgeſetzten in spe, denn wenn Viktor auch bei den Ulanen ſtehen würde, ſo war doch eine Generalin der Infanterie immerhin für ihn und ſeine Frau eine Reſpektsperſon.

Der Wagen rollte nun auf beſſerem Wege, inmitten eines harzduftenden, ſchönen Tannenwaldes hin. Die ſtattlichen Bäume waren ſo hoch und ſtanden ſo dicht, daß nur einzelne Sonnenblitze durch die Zweige fielen und auf dem grünen, weichen Mooſe des Waldbodens hin- und herhuſchten.

Elſe ſah träumeriſch auf dies Spiel von Licht und Schatten, als Paulas helle, laute Stimme ſie aus ihrem Sinnen aufrüttelte.

„Na, die kluge Elſe ſagt ja wieder nicht fix nicht fax, worüber grübelſt du denn?“

„Ich?“ rief Elſe.

„Ja du! Ich wette, du denkſt an deine Sozialdemokratin, in die du dich ſo heftig verliebt haſt. Wie war's eigentlich mit der, Admiral? Haben Sie ſchon etwas herausgebracht?“

Flitzner erwiderte vom Bocke her: „Die Perſon iſt ſchlimmer, als wir dachten. In der Fremdenliſte ſteht nur Lina Köſter aus Lüttenhagen, Mecklenburg-Strelitz, das beſagt doch nichts. Und da ſie weder einen Arzt genommen hat, weder trinkt, noch badet, kann man nichts über ſie erfahren. Ich gebe mir ſchon, ſeit ſie hier iſt, alſo acht Tage lang, alle erdenkliche Mühe, entdecke indeſſen nichts. Es iſt entſchieden verdächtig, daß ſie ſo geſund iſt, daß ſie weder badet, noch trinkt, warum iſt ſie denn hier? Doch nur um zu wühlen und —“

„Ach, bitte, ſprechen Sie nicht ſo häßlich von der Dame!“

Elſe ſagte es und wandte dazu ihr blaſſes Geſicht zu dem Eifernden empor. Sie that es ſo heftig, daß Otto, den ſie dabei gedrückt hatte, „Au, au! o Elſe, du bringſt mich um, ich erſticke gewiß und wahrhaftig“ ausrief.

Das Martyrium der Kinder ſollte indeſſen bald ein Ende nehmen, denn man kam nun in die Nähe des Berges, an deſſen Fuß die Geſellſchaft ausſteigen mußte. Die ſechshundert Stufen bis zum Gipfel konnte man entweder per pedes zurücklegen, oder ſich in einem Stuhle hinauftragen laſſen.

Die Generalin zog es vor, ſich ſitzend hinauf zu begeben, ſie war zu korpulent, um ſich die ſechshundert Stufen zuzumuten. Die übrige Geſellſchaft ſchickte ſich an, zu gehen — Paula mit Flitzner („in der Not frißt der Teufel Fliegen“, flüſterte ſie dabei Elſen, mit den Augen zwinkernd, zu), Frau Arnswald mit Guſtchen und Elſe mit Otto.

Nach einer Stunde ſollte oben Rendezvous ſein. Das letztgenannte Paar ging ziemlich langſam, da Elſe ſich öfter ausruhen mußte. Wenn ſie außer Atem auf einer Bank ſaß, erzählte ihr Otto etwas, er war ganz munter und aufgelegt, wenn er mit der älteren Schweſter allein war. Als ſie ſich einmal auf einer Bank am Wege verſchnauften, ſagte er:

„Du Elſe, haſt du den anderen Wagen unten geſehen?“

Das junge Mädchen verneinte, und Otto berichtete, daß der Wagen hinter dem Gaſthauſe am Fuße der Heuſcheuer geſtanden habe.

„Wenn nun mal die nette, alte Dame auch oben wäre, weißt du, die aus Mecklenburg? Laß den dummen Flitzmolch nur reden, Elſe, die Dame iſt doch nett, die anderen mögen ſprechen, was ſie wollen. Mir wenigſtens gefällt ſie, das iſt doch keine Zierpuppe, wie hier die übrigen Frauenzimmer. Aber das ſage ich dir, Elſe, auf dem Rückwege ſetze ich mich auf den Bock, da kann ſich der Flitzmolch zwiſchen Euch quetſchen, der iſt ja dünn genug dazu, und der kann ſeine Arme und Beine zuſammenklappen wie ein Taſchenmeſſer.“

Elſe lachte, wenn ihr auch die Drohung von der Veränderung des status quo im Wagen ziemlich unheimlich war.

Es währte geraume Zeit, bis die beiden oben anlangten. Als es geſchah, fanden ſie nur Frau von Sommer auf dem Plateau vor dem Gaſthofe.

„Die anderen haben das Mittageſſen beſtellt und ſind, bis es fertig wird, nach den Felſenpartien gegangen, Elschen“, ſagte ſie, „ich bleibe hier und will vor Tiſche etwas ſchlummern. Sie möchten mit Otto nachkommen.“

„Soll ich nicht bei Ihnen bleiben, Exzellenz?“ fragte Elſe.

„Nein, Kind, Sie können mir nichts nützen. Ich lege mich dann in der Stube auf das Sofa und denke über den Dienſt nach. Gehen Sie nur ſchnell! Ich glaube übrigens, es ſind außer uns noch einige Leute aus Sladowa oben, die Träger erzählten mir ſo etwas.“

Elſe hatte noch nie zuvor ſo großartige Felſen geſehen. Sie kannte nur die Hügel ihrer Heimat und das, was ſie auf der Eiſenbahn- und ſpäter auf der Poſtfahrt von dem Glatzergebirge erblickt. Aber nun ſtand ſie auf ihren eigenen Füßen, inmitten einer Felſenwelt, die ihr wie die Trümmer einer untergegangenen Rieſenſtadt erſchien.

Ihr märchenliebender, phantaſievoller Sinn erkannte bald hier, bald da Geſtalten in dem Felſenſtein, wenn Otto auch nicht immer ihre Beobachtungen als richtig anerkennen wollte. Sie gingen zwiſchen engen Felsſpalten hin, zu deren beiden Seiten ſich der Stein weit über haushoch emportürmte, ſo daß man den blauen Himmel fern über ſich ſchimmern ſah; nur gefiedertes Farnkraut nickte an den kahlen Wänden und zierliches Venushaar ſpann ſich, einem grünen Schleier gleich, darüber hin. Es erſchien Elſen wie ein Stück Feenſchleier, das der neidiſche Fels einer anmutigen Feenjungfrau geraubt.

Hier und da ſickerte es feucht aus dem Geſtein, das junge Mädchen meinte, es ſeien Thränen eines zu Granit erſtarrten Rieſengeſchlechtes, das hier einſt gehauſt und zur Strafe für ſeine Frevelthaten an Menſch und Tier in der Ebene nun hier bis zum jüngſten Tage büßen müſſe.

Otto fing an, ſeiner älteren Schweſter Vernunft zu predigen. Das ſeien Ammenmärchen, Guſte habe wirklich recht, der Elſe ſteckten die Geſchichten der ſeligen Großmama noch immer zu ſehr im Kopfe.

Elſe lachte gutmütig, ſie ließ ſich aber nicht in dem Ausſpinnen ihrer Fabelwelt ſtören.

So gelangten die zwei in den ſogenannten Rieſengrund, eine Schlucht — noch größer und gewaltiger als die übrigen. Als ſie in den Grund traten, tönte ihnen das Gemurmel von Stimmen entgegen, doch ſie ſahen niemand.

Der Himmel blaute über den mächtigen Felſen, die grünen Farnkräuter nickten von der Höhe ihres Scheitels grüßend herab, draußen brannte die Juliſonne glühend heiß, hier war es ſo erfriſchend kühl, und es herrſchte ein mildes gedämpftes, zauberiſches Licht. Die Stimmen klangen immer näher, je weiter die zwei ſchritten, Elſe und Otto glaubten ſchon, die übrige Geſellſchaft habe ſich einen Scherz gemacht und ſich verſteckt. Da kamen ſie an eine Biegung des Rieſengrundes und ſahen eine natürliche Niſche im Felſen. Ebenfalls aus dem lebenden Geſtein heraus hatte man einen Sitz gehauen und auf dieſem hatten ſich ein Herr und eine Dame niedergelaſſen. Elſe glaubte erſt, es ſeien Flitzner und Paula, aber nun ſtanden die beiden auf und ſie ſah — nein, es war nicht möglich!

Die Dame, ja, die war Tante Lining, aber der Herr, der —. Es kam gewiß nur, weil ſie ſo oft an ihn gedacht hatte und weil ſie hier in der phantaſtiſchen Felſenwildnis ſchon ſoviel Fabelweſen und Geiſter geſehen — da träumte ſie bei wachen Sinnen.

Aber das konnte doch kein Traum ſein, daß ſie ihre Hand von einer warmen Menſchenhand, nicht von kalten Geiſterfingern erfaßt fühlte, daß ſich ein kräftiger Arm um ſie legte und ſie an ein laut pochendes Herz gedrückt wurde? Dem Mädchen ſchwindelte, es ſchloß die Augen; erſt als es zwei warme Lippen auf den geſenkten Lidern fühlte, ſchlug es dieſelben auf.

Ja, das war er. Das war das ernſte Geſicht, welches jetzt, wie mit Sonnenglanz beleuchtet, zu ihr niederblickte, das waren die braunen Augen, welche ihren eigenen ähnlich ſahen. Elſe konnte ſie jetzt trotz der Brillengläſer ganz deutlich ſehen, denn ihr Haupt lag an Hans Schlichtings Bruſt und ihre Augen waren nur eine kurze Spanne von den ſeinen entfernt. Wie zärtlich und lieb ſie waren, es gab nichts Schöneres auf der ganzen, weiten Gotteswelt.

Nun bewegten ſich auch ſeine Lippen, Elſe lauſchte dem Klange andächtig; es erſchien ihr das Intereſſanteſte und Wichtigſte auf Erden, was nun kommen werde.

„Mein ſüßes Mädchen, mein holdes, blondes Glück!“ — ſagten ſie.

Aber es war, als ob der Laut der Stimme den Zauber zerſtöre, denn Elſe hob erſchreckt ihren Kopf empor:

„Otto, Tante Lining!“ rief ſie verwirrt, „was müſſen ſie von mir denken?“

Sie ſah ſich ſcheu um, es war niemand da. Da ſeufzte ſie erleichtert auf und ſchmiegte das blonde Haupt mit einer unendlich anmutigen, ſchutzſuchenden Bewegung wieder an die Bruſt des Mannes. Er küßte leiſe ihr goldenes Haar.

„Mein klein lieb Elſing, habe ich dich endlich gefangen. Nun halte ich dich aber auch feſt, du Böſewicht, damit mein kleiner Vogel mir nicht wieder davon flattert.“

Elſe ſah ſchüchtern zu ihm auf, endlich ſagte ſie zagend:

„Ich, ich möchte Sie gern etwas fragen!“

„Sie? Hier iſt keine Sie. Nur ein Du, verſtehſt du?

Erſt ſage es richtig, dann werde ich dir Antwort geben. Alſo —“

„Ich möchte gern wiſſen, wie der Hans Schlichting erfahren hat, daß Elſe Arnswald ihn — ihn —“

„Lieb hat, — meinſt du?“

Sie nickte.

„Sieh, wie klug mein kleiner Schelm ſich zu helfen weiß. Alſo — wozu hat man denn eine verſtändige, liebe, energiſche „alte“ Kouſine, der man ſein Leid über den unerhört ſchnippiſchen Korb klagt? Die Kouſine ſagt: „Ich will der Sache auf den Grund gehen. So oft zerſtört ein Mißverſtändnis das Lebensglück zweier Menſchen. Euch ſoll das nicht geſchehen, Kinder.“ Der armen, guten Lining iſt's nämlich ſo ergangen, mein blonder Schatz, und nun möchte ſie alles, was ſie lieb hat, davor bewahren. Alſo ſie macht ſich trotz der Ernte, trotzdem ſie faſt unentbehrlich zu Hauſe iſt, denn ſie iſt die Seele von Lüttenhagen und regiert Hof und Gut, auf den Weg. Sie kommt nach Wittfurth. Arnswalds ſind ausgeflogen. Sie reiſt ihnen nach, obwohl der mouſſierende Säuerling da unten und die geputzte, klatſchige Geſellſchaft wenig Anziehendes für ihren geſunden Körper und noch geſunderen Sinn haben. Sie findet mein blondes Vögelchen, im Mooſe hingekauert, ganz allein und ziemlich betrübt, nicht wahr?“

Hier machte Hans Schlichting eine Pauſe, um die Zuſtimmung zu dieſer arroganten Annahme in Elſes Augen zu leſen.

Als dieſe ihm bejahend genug zu blicken ſchienen, fuhr er fort:

„Tante Lining gewinnt das Vöglein im Mooſe lieb, ſie ſchreibt mir einen langen Brief, ſie ſagt's nicht, wie ſie dir jeſuitiſch verſprochen, aber ſie ſchreibt. Ich komme nach Sladowa, trotzdem das Semeſter noch nicht zu Ende iſt; wir hören, daß ihr auf die Heuſcheuer gefahren ſeid, wir kutſchieren nach, kommen euch zuvor, vielleicht, weil wir leichtere Ware waren, und hier im Rieſengrunde finde ich meine herzliebe Kleine!“

Er machte eine Pauſe, es war wieder eine erſtaunlich lange Rede für den ſtillen, ernſten Privatdozenten. Und wie er Elſe erwartungsvoll anſah, ſchlang ſie freiwillig beide Arme um ſeinen Nacken und ſagte:

„Weißt du, daß ich Tante Lining faſt ebenſo lieb habe wie dich!“

„Endlich einmal Du! wenn auch in einem ſo hochverräteriſchen Satze“, ſcherzte er.

„Und ich habe ihr ſoviel abzubitten und die anderen noch mehr.“ —

„Die wunderten ſich wohl, was eine ſo geſunde Dame hier wolle? Ach Liebchen, das Gerede der Menſchen ficht Tante Lining nicht an, wenn ſie das Rechte thut.“

X.

Das alte graue Haus in der Oſtvorſtadt von Wittfurth ſchmückte ſich, die kleinen Hausgeiſter tummelten ſich emſig und kichernd darin umher, ſie räumten Spinngewebe und Staub von den Wänden, ſie wirkten emſig und unermüdlich, bis das alte, graue Haus jung ausſah, wie ein roſengeſchmückter Hochzeitsbitter. Denn es galt, eine Braut zu ehren, die ihnen in dieſer materialiſtiſchen, ungläubigen Zeit — einer Zeit, welche den kleinen Hausgeiſtern ihre eigene, fabelhafte Exiſtenz vor der Naſe weg abgeleugnet hat — ſtets treu geblieben war, die gern im Dämmerſtündchen an ſie gedacht, die ſich ſtets höflich und rückſichtsvoll gegen ſie benommen. Wie ſchade, daß dieſe kluge Elſe ihr Heim nun in einem fernen Lande, in Mecklenburg-Schwerin aufſchlug, denn für die Hausgeiſterchen iſt's bis dahin ein gar weiter, mühevoller Weg, und ſie gedeihen nur in der Heimat, ſie müſſen auf heimiſchem Grund und Boden bleiben, ſonſt ſterben ſie.

Und die Hausgeiſter berieten, was hier zu thun ſei. Schutzlos durften ſie ihren Liebling nicht in das fremde, ferne Land ſenden. Da meldete ſich ein beherzter, kleiner Kobold, der luſtigſte und emſigſte von allen. „Ich laſſe mich in die Brauttruhe packen“, rief er, „ich wag's. Hab' doch einmal vernommen, daß wir nicht zu ſterben brauchen, wenn wir in der Fremde bei einem glücklichen, thätigen, frommen Paare weilen dürfen.“

Und ſo geſchah's. Er ließ ſich, ohne daß die Mägde es merkten, mit dem glänzenden Linnen und ſchimmernden Damaſt in die Brauttruhe packen. Die anderen Geiſterchen guckten dabei ängſtlich über den Rand hinein. Doch er hatte keine Furcht.

„Juchhe!“ rief er noch einmal vom Boden hinauf. „Juchhe, ich bleibe bei unſerer Elſe!“

Ja, es galt eine Hochzeit, eine Hochzeit, welche der eine Teil der Geſellſchaft von Wittfurth romantiſch nannte (und dies Adjektiv beſaß bei ihr ſtets einen tadelnden Beigeſchmack), und welche die andere Hälfte ganz natürlich und paſſend fand. Unter dieſen war Paula, die Elſen damit drohte, „ſie als Logiergaſt zu überfallen, ſowie ſie erſt ihr gelehrtes Huhn geheiratet habe“.

Welcher Partei gehörte nun unſer Freund Flitzner an? Es war nicht zu ergründen. Er enthielt ſich geheimnisvoll jedes Urteiles, und das will viel ſagen. Aber was ſeine Divinationsgabe anbetraf, ſo zog er ſich mit einem koloſſalen Witze aus der Affaire und bemerkte:

„Die kleine Elſe Arnswald habe im Rieſengrunde ein rieſiges Glück gemacht, und die Tante im blauen Leinenkleide ſei ganz nett, wenn man ſie näher kennen lerne, er habe es ſich übrigens gleich gedacht, daß es Profeſſoren- und nicht Sozialiſtenſocken ſeien, welche ſie in Sladowa geſtrickt habe.“ Nachdem ſo ſein Scharfſinn gerettet worden, wollte er ſich an den Arrangements für Polterabend und Hochzeit beteiligen. Allein zu ſeinem Staunen zog das närriſche Mädchen, welches eine ſo gute Partie machte, ein kleines Familienfeſt einem großen Stadtfeſte vor.

Dieſe Familienfeier bot jedoch dem talentvollen Wuntzel noch genügend Gelegenheit, ſeine unerſchöpflichen Fähigkeiten zu entfalten. Er verzehnfachte, nein, er verzwanzigfachte ſich. Er war es, welcher die junge errötende Gattin des Privatdozenten Schlichting zum erſtenmal gnädige Frau nannte und damit ſozuſagen erſt die Ehe geſellſchaftlich ſanktionierte, ein Privilegium, welches er auf jeder Hochzeit in Anſpruch nahm.

Bei der Hochzeitstafel ſaß der luſtige Kurt neben Tante Lining. Ein ungleiches Paar, und dennoch unterhielten ſie ſich ausgezeichnet. Kurt gelobte, nie wieder mit Liebesangelegenheiten zu ſcherzen, denn nicht immer komme ein ſo guter Engel, wie ſeine ſchöne Nachbarin zu Hilfe und löſe die Verwirrung. Ja, er nannte Tante Lining ſeine ſchöne Nachbarin, ſo hoch verſtieg ſich ſeine dankbare Galanterie. Fräulein Köſter meinte dagegen, es ſei gut, daß ihre vierzig Jahre ſie vor Thorheiten ſchützten, aber wer ſie ſah, die hohe, kräftige Geſtalt mit dem klugen, feinen Geſicht, dem kam dieſer Schutz nicht recht genügend vor.

Papa Arnswald hielt auf dem Hochzeitsdiner eine Rede. Und was für eine Rede! Es war ſchon bei der Torte, und es kam darin etwas von Schwiegerſöhnen, Leuchten der Geſchichtsforſchung und puniſchen Kriegen vor, ſodann etwas von einer klugen Elſe, welche in der Decke eines Kellers eine Hacke ſieht, und weint. Der Wiſſenſchaft verdankten wir es jetzt, daß alle ſolche Hacken aus den Wänden gelöſt würden, und Doktor Hans Schlichting inſonderheit verdankten wir es, daß unſere Elſe nun nicht mehr Märchen ſpinne. Papa Arnswald verfitzte ſich etwas bei ſeiner Rede, aber das war nicht zu verwundern, denn man hatte ſchon viel getoaſtet und ſchon auf manches Würdigen Wohl getrunken.

Elſe wollte bei der Anſpielung auf die Kellergeſchichte ein Mäulchen ziehen, aber ihr neuer Herr und Gebieter gab ihr dazu einen herzhaften Kuß und ſagte, ſo etwas käme auf jeder Hochzeit vor, der Papa meine es gut, und ſie möge nicht zimpferlich ſein.

Und ſo iſt's geſchehen, daß die kluge Elſe jetzt nicht mehr im Keller ſitzt und über Erträumtes weint, ſondern in Roſtock zu Mecklenburg-Schwerin Plattdeutſch lernt und ihre eigene Wirtſchaft führt, verſtändig, ſparſam und einfach, trotzdem ſie ein Mitglied der ſo gefürchteten species des homo sapiens, einen reichen Mann, geheiratet hat. Und der kleine beherzte, märkiſche Hausgeiſt?.. Er machte in dem Mecklenburg, das er und ſeine Wittfurther Genoſſen als ein halb barbariſches, der Kultur dringend bedürftiges Land anzuſehen gewohnt waren, zwei wichtige Entdeckungen. Vorerſt lernte er in dem gelehrten Hauſe, wo die römiſche Geſchichte gleichſam in der Luft lag, daß er einem uralten Geſchlechte angehöre und von den weiland Penaten abſtamme. Zum zweiten entdeckte er, daß er mit ſeiner frohgemuten Hoffnung das Rechte getroffen: er mußte nicht ſterben. Nein, er gedieh und waltete ſeines Amtes, denn er verweilte bei einem thätigen, frommen, glücklichen Paare.

Torilde von Tornau.

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Ein hiſtoriſcher Roman von **H. Engelcke.**

(Schluß.)

Der nächſte Tag brach an, ein kalter, ſtürmiſcher und ſchneereicher Wintermorgen. Der Amtmann hatte Eile mit ſeiner Frühſuppe und begab ſich dann zu dem Gaſtwirt, dem das wiedergefundene Gefährt gehörte, in der Abſicht, dieſem mitzuteilen, wer es geweſen, der ihm den Gebrauch desſelben ſo lange entzogen hatte. Der Amtmann wußte im voraus, daß alles, was er dem Gaſtwirt zu ſagen hatte, in der nächſten Stunde in aller Munde ſein werde. Er traf den Mann noch auf dem Lager und wartete vorn in der Gaſtſtube, bis er ſich angekleidet hatte. Fröhlichen Antlitzes trat der Wirt ein und erzählte in raſchen Worten, daß der Junker ihm ſein Gefährt und ſeine Pferde zurückgebracht habe. Lächelnd hörte ihm der Amtmann zu und freute ſich ſchon auf den Augenblick, wenn der Gaſtwirt den wahren Hergang im Walde und, was der Junker verſchwiegen, die Namen der angeblichen Räuber erfahren würde.

Der Amtmann war eben im Begriffe, ſeine Erzählung zu beginnen. Er zog den Gaſtwirt neben ſich auf den Stuhl und fragte ihn, ob er wohl ein Geheimnis bewahren könne. Der Amtmann wußte im voraus, daß dies das beſte Mittel war, der Erzählung die möglichſte Verbreitung zu geſtatten. Da ſcharrte es plötzlich an der Stubenthür. Der Gaſtwirt verließ das Zimmer, kehrte aber in einigen Augenblicken zurück. Alles Blut war aus ſeinem Geſichte gewichen. „Er hat ſie ſich wiedergeholt“, rief er händeringend aus, „was hat mein Haus ihm gethan, was habe ich verbrochen, ich armer, geſchlagener Mann!“

Nur mit großer Mühe brachte der Amtmann, der ſeinerſeits nicht weniger erſchrocken war, aus ihm heraus, daß ſowohl die Pferde als der Wagen in der Nacht aus den Ställen verſchwunden ſeien. Der Amtmann befand ſich im erſten Augenblicke in einer übeln Lage. Der Wirt war über alle Maßen aufgeregt, der friſch gefallene tiefe Schnee ließ keine Spur des Verbleibens erkennen. Die Leute aus der Herberge hatten das Ereignis ſofort den Nachbarn erzählt, die vor der Thür ſich zu ſammeln begannen. Es konnte nicht fehlen, daß der alte Aberglaube ſich abermals breit machte, und ſchon ſprach das Volk wiederum von Übernatürlichkeiten. Trotzdem der Amtmann im erſten Augenblicke überraſcht und ſprachlos geſtanden, ſah er doch ſofort ein, wie weiſe ſeine Maßregel, die er mit der Internierung des Schultheiß getroffen, geweſen war. Es war klar zu erſehen, daß dieſer Mann fehlte, daß die aufregende Urſache der Menge entzogen war, die ihr früher den Kopf verdreht gehabt. Der Amtmann beſchloß ein gewagtes Spiel zu ſpielen. Er begann zu lachen. Die Menge ſah zuerſt erſtaunt auf ihn, als ob ſie ihn nicht begreifen könne. Aber bald änderte ſich der Stand der Sache. Luſtigkeit ſteckt an, ſagt ein altes Sprichwort. So war es auch hier. Scherzreden fielen bald im Kreiſe der Bevölkerung, und als der Amtmann, ſchnell dieſe Stimmung benutzend, an den Gaſtwirt herantrat und ihm ſagte, daß er wiſſe, wo die Pferde und der Wagen geblieben, als er ſich dafür verbürgte, daß ſie nach zweimal vierundzwanzig Stunden unverſehrt im Schuppen ſtehen würden, da legte ſich ſogleich die Angſt und der Schreck des Adlerwirts und die angefachte Erregung der Menge fiel ebenſo ſchnell, als ſie entſtanden war. Der Amtmann ſah, daß der Wirt ihn zweifelhaft anblickte, und lud ihn durch eine Handbewegung ein, ihm in das Zimmer zu folgen.

„Der Junker“, ſo begann er, „hat Euch geſtern abend Pferde und Wagen gebracht, der Junker hat ſie ſich wiedergeholt, um nach Leipzig zu fahren und einen Auftrag von mir auszurichten. Er ſagte mir, er würde ſich das Gefährt von Euch mieten. Wahrſcheinlich habt ihr alle im Gaſthofe ſchon geſchlafen, denn es war ſehr ſpät in der Nacht, als er mich verließ. Alſo ſeid ohne Sorge! Ich erwarte ihn ſchon heute abend zurück, und das Mietsgeld ſoll Euch nicht fehlen.“

„Wir haben uns alle freilich ſchon um acht Uhr ſchlafen gelegt.“

„Seht Ihr, Adlerwirt, daran liegt es! Warum iſt Euer Gehöft frei von allen Seiten, warum zieht Ihr keine Mauer herum? Seid froh, daß nicht ein anderer ſich die Pferde geholt, der ſie nicht wiederbringen würde!“

Der Wirt war ſichtlich beruhigt und begann ſogar ſelbſt zu lachen. „Habe ich doch wahrhaftig geglaubt, der Böſe habe ſie geholt!“

„Das kann ich mir denken“, rief der Gerichtsamtmann, „Ihr ſeid alle gleich mit ihm zur Hand, wenn ihr euch irgendetwas nicht erklären könnt. Unſinn iſt es, Adlerwirt; nichts davon wahr!“

„Sie ſagen es aber doch alle. Sie haben doch alle die böſe Lieſel und die Jungfrau vom Schloſſe erſchaut! Die eine ſoll längſt tot ſein, die andere war krumm und ſchief. Jetzt iſt ſie groß und gerade! Hat der Böſe ſie Euch nicht im Walde geraubt?“

„Wißt Ihr, Adlerwirt, wer der Räuber war? Der Junker von Kyniz und der Doktor Häniſch!“

Der Adlerwirt ſtand ſtumm und ſtarr und ſah den Amtmann mit blöden Augen an. Dieſer begann nun zu erzählen, und je weiter er in ſeinen Mitteilungen aller Einzelheiten des Vorfalles kam, je mehr erheiterte ſich das Antlitz des Adlerwirts.

„Seid Ihr nun zufrieden“, ſchloß der Amtmann ſeine Erzählung, „ſeht Ihr nun, daß alles natürlich zugegangen iſt? Torilde von Tornau iſt mir von den beiden jungen Männern entzogen, um ſie von Schloß und Riegel zu befreien, hinter die Euer Schultheiß ſie aus Rache gegen den Freiherrn bringen wollte. Nun haltet mir aber reinen Mund und erzählt nicht weiter, was ich Euch anvertraut! Die Zauberei hängt an den Nagel, es iſt alles Unſinn, alles Thorheit, und nun, Adlerwirt, Gott mit Euch!“

Der Gerichtsamtmann hatte ſich auf ſein Zimmer zurückgezogen, der Gaſtwirt war ſogleich unter die Menge getreten, und der erſtere gewahrte von ſeinem Fenſter aus, wie lebendig es bald auf dem Markte wurde. „Er hat ſich wahrhaftig mein Wort gemerkt: Je heißer das Eiſen, je kälter der Strahl, deſto härter der Stahl. Wenn er es nur auch geweſen, der Pferde und Wagen dem Gaſtwirt entführt hat, wenn er nur heute abend zurückkehrt, ſonſt habe ich mein Spiel verloren.“

Der Amtmann hatte ſich nicht in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Am andern Morgen wurde es mit Sonnenaufgang lebendig auf den Straßen, und der Gerichtsſchreiber brachte ſehr bald die Meldung, daß am Abende vorher der Junker mit dem Geſpann zurückgekehrt ſei, dem Gaſtwirte dasſelbe zurückgeſtellt und ihn einigermaßen entſchädigt habe.

Der Amtmann atmete auf. Es wollte ihm ſcheinen, als ob die Bevölkerung leichteren Schrittes, als wären ſie von einem böſen Alp befreit, durch die Straßen gehe.

„Iſt der Junker allein zurückgekommen?“ fragte er.

„Soviel ich gehört habe, ja!“ entgegnete der Schreiber. „Ich habe ihn weder geſehen noch geſprochen, er iſt mitten in der Nacht gekommen, der Gaſtwirt zum Adler hatte ſich nicht ſchlafen gelegt, der Junker hat die Angelegenheit mit ihm ins reine gebracht und iſt dann ſogleich hinüber nach Schnaditz gegangen.“

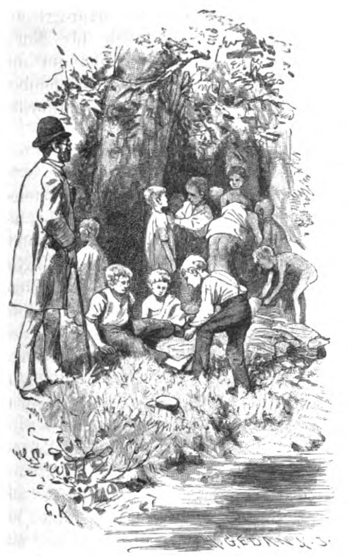
„Und was ſagt man unten im Volk?“

„Das iſt kaum zu beſchreiben! Bei den meiſten iſt jeglicher Wahn geſchwunden. Des Gelächters über die Entführung Torildes iſt wahrlich kein Ende! Wir werden heute vormittag genug zu thun bekommen. Ihr werdet es ſehen, Herr Amtmann, ſobald die Gerichtsſtunde beginnt! Da ſcharren ſie ſchon an der Thür, ungeduldig, wie an jenem Tage nach dem Gewitter, nur ein anderer Geiſt beſeelt ſie heute.“

(Fortſetzung auf S. 710.)

Ferienkolonien.

Die Frage betreffend die Überbürdung unſerer Jugend durch die Schule wird noch immer mit Lebhaftigkeit erörtert, jedoch ohne daß man ihrer Löſung näher gekommen iſt. Auf der einen Seite wird die Thatſache



konſtatiert, daß die Jugend faktiſch unter der Überbürdung leide, auf der anderen Seite wird nachgewieſen, daß im Grunde nicht mehr verlangt wird als früher. Beide Parteien haben vielleicht recht. Wie löſt ſich nun dieſer Zwieſpalt? Sehr einfach: Das gegenwärtige Geſchlecht iſt nicht mehr ſo leiſtungs- und widerſtandsfähig als frühere. Man lebt und arbeitet intenſiver als ſonſt, der behagliche Schlendrian früherer Zeiten iſt einem nervöſen, die Anſpannung aller Kräfte fordernden Ringen um die Exiſtenz gewichen. Selbſt die Erholung iſt nervöſer geworden, man ſucht zur Beruhigung neue Stimulationsmittel, geiſtige und phyſiſche. In demſelben Maße als die Anforderungen des Lebens geſtiegen ſind, ſind die Lebensbedingungen verſchlechtert worden. Was kann aus den großen Städten, den Wohnungskaſernen, dem Staub und Qualm, dem Leben auf einem Boden, der auf viele Meter verjaucht und vergiftet iſt, Gutes kommen!

Es iſt natürlich, daß die üblen Folgen aller dieſer Verhältniſſe, die ich anführe, ohne irgend eine Anklage zu erheben, die vielmehr ſo angeſehen werden wollen wie die unvermeidlichen Beſchwerden des Alters, ſich zuerſt an der Jugend zeigen. Das neunzehnte Jahrhundert hat enorme Fortſchritte gemacht, aber es hat ſie auch teuer durch den Verbrauch der Volkskraft bezahlen müſſen. Hier zeigt ſich das Gegengewicht, das ſich einem rapiden Fortſchritte an die Füße hängt.

Die Überbürdungsfrage geht nicht allein den Gymnaſialunterricht an, faſt mehr noch den Elementarunterricht, und daſelbſt iſt es die Klaſſe der arbeitenden Bevölkerung, der Fabrikarbeiter, Tagelöhner und kleinen Handwerker, welche am meiſten leidet. Denn hier kommt auch die häusliche Laſt zu der Schullaſt hinzu. So oft ich eine Arbeitskarte unterſchreibe, und das kommt faſt täglich vor, muß ich mir ſagen, das bedeutet allemal den Verluſt einer Jugend. Die Ferien helfen nichts, denn dieſe bedeuten verdoppelte Arbeit, günſtigen Falles den Aufenthalt in Räumen, welche viel ſchlechter ſind als Schulräume, eng und heiß, wenn man in den Dachſtuben der Häuſer wohnt, eng und feucht, wenn das, was man Wohnung nennt, ſich in Kellern oder Höfen befindet. Es iſt ein Wunder, daß die Jugend der größeren Städte nicht noch mehr verkümmert iſt, als es bereits der Fall iſt.

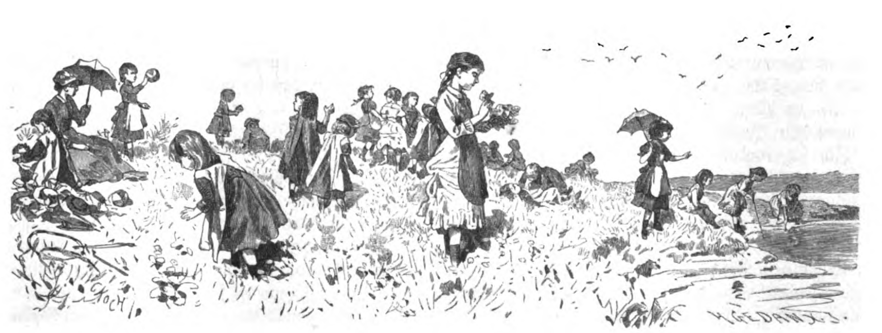
Die begüterten Klaſſen gehen, wenn ſie irgend können, einen Monat aufs Land, um in einem Zwölftel der Zeit wieder gut zu machen, was in den übrigen elf Zwölften an der Geſundheit geſündigt wurde. Der Handwerker und Arbeiter hat keine Ferien. Da hat die Wohlthätigkeit verſucht, wenigſtens den Kindern des arbeitenden Standes eine Ferienerfriſchung in guter Luft, geſunde Koſt und reichliche Bewegung im Freien zu geben. Die Anregung ging von der Schweiz aus, einem Lande, das in ſeiner Bevölkerung mehr als irgend ein anderes verkümmert iſt. Man machte den Verſuch, man richtete Ferienkolonien ein. Natürlich wurde dies Unternehmen, wie alles Neue bekrittelt, aber der Erfolg war ein zu ſichtbarer, um den Widerſpruch aufrecht zu erhalten. Jetzt entſenden die großen Städte Deutſchlands jährlich ihre Ferienkolonien. Das iſt denn eine Freude für die kleinen Reiſenden. Wäſche und Anzug ſind genau vorgeſchrieben, es werden ein paar neue Stiefel angeſchafft, die Mutter hat ihre Not mit Flicken und Waſchen — aber das iſt ganz gut. So kommt doch wenigſtens einmal die Kleidung des Knaben oder Mädchen in gute Ordnung Selbſtverſtändlich wird noch eine Extrabemme — oder Wurſt, ſowie eine ganze Serie von Verhaltungsmaßregeln mitgegeben. Dann geht es per Eiſenbahn an die zuvor eingerichteten Beſtimmungsorte, hier ein Dorf im Grünen, da ein Seeufer, dort ein Waldthal. Ein Tanzſaal oder eine Scheune werden als Maſſenquartier bezogen. Der Führer der Expedition regelt die Tagesordnung, und man beginnt ſeiner Aufgabe, friſche Luft in die Lungen, friſches Blut in die Adern und friſchen Mut ins Herz zu ſchaffen, mit gutem Erfolge nachzuleben.

Da geht es denn früh hinaus mit den Jungen durch den thaufriſchen Wald an den kleinen Fluß, der zwiſchen überhängenden Bäumen und Sträuchern munter dahin fließt. Schnell ſind die Kleider abgeſtreift und es entfaltet ſich im friſchen kalten Waſſer das luſtigſte Treiben. An einem anderen Ort erblicken wir eine Schaar kleiner Mädchen, die auf grünem Wieſenplan nach Herzensluſt Blumen pflückt und ſie unter der Leitung der Lehrerin zu Sträußen und Kränzen zuſammenthut.

Sind die Ferien — nur zu ſchnell — verſtrichen, ſo notiert man die Zahl der Pfunde, welche ein jeder zugenommen hat, und dann zehrt ein jeder von dem Gewinne, ſolange — als er vorhält.

Ferienkolonien ſind eine ſehr gute Sache, aber ſie haben einen doppelten Mangel. Erſtens ſind es im Verhältniſſe viel zu wenig, welche von ihnen Nutzen haben, zweitens iſt es eine Maßregel, welche die Krankheitsſymptome, nicht die Krankheitsurſache angreift. Es geſchieht von ſtaatlicher und privater Seite viel wider die ſoziale Not unſerer Zeit, aber auch genug? Vieles klingt beſſer, als es in der That iſt, oder hat einen ſchönen Titel, aber der reale Inhalt fehlt, oder die Größe des Unternehmens und die des Bedürfniſſes ſtehen gar zu ſehr im Widerſpruche. Man gleicht bei alle dem einem Manne, der täglich halb ſo viel Schulden bezahlt, als er neue macht. Es ſoll darum, was am einzelnen und im einzelnen geſchieht, nicht mißachtet werden, aber die Geſamtheit heilt es nicht. So können Ferienkolonien wohl bei einzelnen Knaben auf eine gewiſſe Zeit wohlthätige Folgen haben, das Unternehmen zu verallgemeinern iſt unmöglich. Was aber dann? Kolonien ſind auch Ferienkolonien, ja beſſer als dieſe.

Fr. Anders.



Torilde von Tornau.

(Fortſetzung von S. 708.)

Es war, wie der Gerichtsſchreiber geſagt hatte. Sie drängten die morſche Treppe herauf, ſie wollten alle zuerſt vernommen ſein. Unter Lachen oder unter Thränen erzählten ſie dem Amtmann, daß ſie ſelbſt von der Erſcheinung der Geiſter perſönlich nichts geſehen, daß aber jeder einzelne nachgeſprochen habe, was der andere geſehen haben wollte.

„Euer Eid, Euer Schwur!“ donnerte der Gerichtsamtmann ſie an, „wo bleibt der, was habt Ihr gethan?“

„Ich glaubte die Wahrheit zu ſprechen, weil die andern alle es geſehen, ich glaubte zu lügen, wenn ich geſagt hätte, es ſei nicht wahr“, ſo lautete übereinſtimmend die Antwort jedes Einzelnen.

„Oh, Ihr Einfältigen“, ſagte der Amtmann leiſe und ſchob Bogen über Bogen in das Kaminfeuer.

In der Gerichtsſtube war es wieder leer geworden. Der Amtmann hielt das dünn gewordene Aktenſtück in der Hand und hatte, im Seſſel ſich zurücklehnend, die Augen geſchloſſen. Der Schreiber ſaß betreten am Tiſche und kaute an der Feder.

„Es fehlen noch ihrer drei“, ſagte er endlich leiſe.

„Leider“, entgegnete der Amtmann, „ſie müſſen alle kommen. Nicht ein einziger darf fehlen!“

„Ich kenne die drei Männer, es ſind gerade die Älteſten der Stadt! Ich habe ſie heute früh geſprochen und fürchtete ihr Ausbleiben!“ — — „Was ſagten ſie?“

„Sie kommen um die tote Frau nicht herum. Sie bleiben dabei, daß der Böſe ſie geholt — —“

„Ja, ja“, rief der Amtmann aufſtehend, „ehe wir nicht wiſſen, wo ihr Körper ruht, hilft alles nichts, wir ſind nicht eher am Ende, bis wir wiſſen, wo die tote Lieſel geblieben iſt.“

Während dieſer Unterredung ſaß der Junker im Schloſſe zu Schnaditz im Kreiſe ſeiner Lieben. Er hatte eben erzählt, daß der Arzt in den letzten Tagen zwar in Leipzig geſehen worden, daß er einige hervorragende Perſonen, bei denen er früher Medikus geweſen, beſucht, ſeine weitere Vertretung geregelt und erklärt habe, wieder abreiſen zu müſſen, ohne daß er einen beſtimmten Endpunkt ſeiner Abweſenheit angegeben habe. Dann ſei er aus Leipzig verſchwunden und nicht einmal in der Herberge „Zum grünen Baum“, wo er ſonſt ſtets verkehrt, wiſſe man um ſeinen Verbleib. Nur ſoviel ſtehe feſt, daß er mit dem Gefährt des Wirtes aus Duben, und zwar ganz allein, im „Grünen Baum“ angekommen und wiederum ohne alle Begleitung mit Wagen und Pferden abgereiſt ſei.

„Es iſt mir ein unbegreifliches Ding“, ſchloß der Junker, „wo er verblieben iſt. In Stadt Duben und auf der Burg hat man ihn nicht geſehen, hier iſt er erſt recht nicht geweſen und auf Tiefenſee iſt keine Spur von ihm.“

„Wenn nur nicht —“, begann Margret, hielt aber ſofort inne, weil ſie ſah, wie ihre Schweſter Urſula blaß und thränenvoll im Seſſel am Fenſter ſaß.

„Ich fürchte nichts für ihn, Margret“, ſagte der Junker. „Abgeſehen davon, daß er wie immer bewaffnet reiſt und ſich vermöge ſeiner Körperkraft nicht vor einem Dutzend verhungerter Schnapphähne fürchtet, gibt mir die Art und Weiſe, wie die Pferde des Wirtes zu Duben ſorgfältig und ſicher an die Fichte angebunden waren, den Beweis, daß dies alles in größter Ruhe und Sorgfalt geſchehen iſt. Glaube mir, von einer Gewaltthat iſt nicht die Rede!“

„Zu erklären iſt es aber auch nicht“, ſagte der Herr von Schnaditz. „Warum fährt er nicht die zehn Minuten weiter bis in die Stadt und bringt die Pferde dem Eigentümer zurück? Warum bindet er ſie zur Winterszeit an den Baum, wo ſie verſchlagen wären, wenn Ihr, Junker, ſie nicht zur rechten Zeit noch entdeckt hättet? Ich ſetze voraus, daß er ſie verlaſſen, daß er zu Fuß nach Leipzig zurückgekehrt iſt, daß ihm unſere Gegend verhaßt, daß er ſich nicht hat wollen blicken laſſen.“

„Oder, daß er tot und erſchlagen iſt“, jammerte Urſula.

„Schweſter, Schweſter, was ſprichſt du!“

„Ohne ein Wort des Abſchiedes für ein vielleicht langes, unglückliches elendes Leben! Ein einziges Wort, daß er wenigſtens im Gedächtniſſe mein nicht vergeſſen wolle, wäre ich doch wohl wert geweſen, nein, nein, — er iſt tot, tot — —!“

Vergebens bemühten ſich der Herr von Schnaditz, Margret und der Junker, das klagende Mädchen zu tröſten. Alle ihre Worte hatten keinen Erfolg, da kein einziger von ihnen auch nur annähernd einen vernünftigen Grund, der des Doktors Verſchwinden erklärte, anzugeben vermochte. Man ließ endlich die ſtill-weinende Urſel, wie ſie dies erbat, allein.

Zwölftes Kapitel.

Nach einer Weile ſtarrte Urſel hinaus auf die Bäume des Gartens, dann erhob ſie ſich, ſchlug ein warmes Tuch um die Schultern und verließ das Schloß. Wohin ſtrebte ſie, wohin führte ſie ihr Fuß? Sie ging träumenden Schrittes in das Feld, ſie ſah nicht die ſchneebedeckte Flur, nicht die Zweige, die unter der weißen Laſt ſich beugten, nicht die Wolken, die vereinzelt über den Himmel zogen, nicht den hellen Strahl der Sonne, der zwiſchen den dunklen Schichten von Zeit zu Zeit auf die winterliche Erde fiel. Urſel war allein mit ihrer Wehmut, mit ihrem Schmerze! Eiſiger Winter war in des Mädchens Herz gezogen, nur kurz war der Frühling geweſen, einen Sommer hatte ihre Liebe nicht gekannt! Sie blickte hinüber nach dem alten Turme der Burg. Er hatte ihn in ſeine Mauern geſchloſſen gehabt, konnte kein Lufthauch ihr ſagen, wo er weile? So war ſie bis an die Stelle gekommen, wo der Fluß ſich früher abgezweigt, wo der Arzt die Felſenkante entdeckt hatte, die der böſen Lieſel zur Brücke gedient. Urſel blieb ſtehen. Die Mulde rauſchte wie von jeher ihr altes eintöniges Lied, die Wellen jagten eine die andere, ringsum war es weiß vom Schnee, und die tiefſte Stille ruhte auf der Aue. Nur ein ſchwaches Geräuſch, wie niederfallende Erde oder geworfener Schutt, drang von dem „Altenhofe“ her, wo jetzt die beiden alten Leute nicht weit von der niedergebrannten Hexenbude ihr hölzernes Haus errichtet hatten, zu Urſel herüber. Das Mädchen dachte darüber nach, was die Leute da drüben wohl ſchaffen könnten. Durch die dichten, wenn auch blätterloſen Sträucher ſah ſie, daß zwei Perſonen mit dem gefrorenen Erdboden ſich beſchäftigten, und bald gewahrte ſie deutlich, daß man dort in der Tiefe grub. So ſtand ſie eine ganze Weile. Es war der Entfernung nach zu weit, um irgend eine der grabenden Perſonen zu erkennen. Da änderte ſich plötzlich das Geräuſch, das Werfen der Schollen hörte auf, der laute Ruf: „Endlich, endlich, er hat doch recht, und meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht!“ drang an ihr Ohr. Urſel drohte das Herz zu zerſpringen. Sie hatte ſeine Stimme erkannt, ſie hätte unter tauſenden ſie gewiß unterſchieden. Wie von einem Zauber ſtand ſie gebannt da, ohne ſich zu bewegen, vergebens ſpähte ſie, mit ihren Augen das Gebüſch zu durchdringen. Da teilten ſich plötzlich und ſchnell, ehe ſie es glaubte, die Zweige voneinander. Und es geſchah dem Mädchen, als ob der Frühlingsſonnenſchein herniederblickte auf die winterliche Flur. So ſtand ſie am Rande des Stromes, oben aber zwiſchen dem Geſträuche, ungewiß, ob ſeine Augen ihn nicht täuſchten, der Arzt.

„Urſel, Urſel!“

Als dieſer Ruf erſcholl, vergaß das Mädchen alles um ſich her, vergaß, daß er ſein Wort zurückgegeben, vergaß, wie ſie im ſtillen um ihn geweint und geklagt, vergaß, daß er ihr nicht mehr gehöre, und daß des Vaters Verbot ſie voneinander ſcheide. Und als er nun vor ihr ſtand, als ſeine Hand die ihrige ergriffen und ſein Auge in das ihrige ſchaute, als er in ihrem Blicke Vergebung ſuchte, da ſtürzte ſie weinend an ſeine Bruſt und der Strom murmelte ſein leiſes trauliches Lied zum erneuten Schwur der Liebe.

„Kannſt du mir vergeben, Urſel?“ fragte er leiſe. „Sieh, der Schwur, den ich dem Vater des Freundes auf ſeinem Sterbebette geleiſtet — —“

„Ich weiß alles“, entgegnete Urſel, „du biſt deines Eides quitt, der Junker meinte es ernſt und recht, er iſt jetzt der Verlobte meiner Schweſter!“

„Ich habe es hier erfahren! Nichts mehr iſt mir verſchwiegen von allem, was während meiner Abweſenheit geſchehen! Ich kam vorgeſtern abend hier an, ich wollte dem Wirte Pferd und Wagen zurückſtellen, die ich ihm entzogen, als ich Torilde entführte — —“

„Sprich, wo iſt ſie?“ rief Urſel aus.

„Sei ohne Sorge, bei meiner Schweſter im fernen Pommerland, wo der Achtſpruch ſie nie erreicht. Aber höre mich an!

An derſelben Stelle, wo wir Torilde einſt dem Amtmann entführten, traf ich, mit dem Gefährt vorgeſtern hierher zurückkehrend, den alten Mann, der jetzt auf der Hexenbude wohnt, zuſammen mit ſeinem Sohne, Eurem ehemaligen Pferdejungen Asmus, deſſen Hand die alte Lieſel geheilt. Ich kam von der großen Reiſe aus Pommerland zurück, hatte in Leipzig, wo ich wenige Tage verweilt, von Euch allen keine Nachricht einziehen können und hielt deshalb die beiden Leute bei ihrem Holzſammeln an, um zu hören, wie die Dinge hier ſtünden. Ich habe von ihnen alles erfahren, beſonders aber zweierlei, was ich nicht geglaubt, nicht geahnt und was mich die Wege der Vorſehung erkennen ließ. Das erſte war der heilige Bund, den mein Freund unter der Zuſtimmung deines Vaters mit Margret endgiltig geſchloſſen, der Bund, der mit einem einzigen Schlage mich der Entſagung deiner Hand überhob. Ich glaubte, leichter Sinn habe ihn verführt, mein Beiſpiel habe ihn verlockt — ich gedachte, wie mein Eid mir vorſchrieb, wie dein Vater es wollte, ihn durch meinen Verzicht auf einen andern Weg zu bringen. Ich ſah ein, wie unrecht ich gethan, als ich darauf drang, er ſolle entſagen, als ich ſelbſt, um ihn hierzu zu bewegen, dich, meine Urſel, verließ. Ach, wenn du wüßteſt, wie ich unter dieſer Laſt gelitten. Wie ein heller Blitz durchzuckte mich die Erzählung des alten Mannes. Margret war ſein, ich hatte dich verloren. Aber, wie auf einen Felſen, ſo baute ich auf dich. Ich wußte, du würdeſt dem ſonderbaren Manne nicht zürnen, du würdeſt höchſtens ihn beklagen! Ein einziger Gedanke flog durch meine Seele! Dich, Urſel, wieder zu gewinnen, deinen Vater zu meinen Gunſten umzuſtimmen, das war die ſchwere Aufgabe, die auf mir ruhte! Aber Wie war die Frage? Deinen Zorn fürchtete ich nicht, ich kannte dich, ich wußte, wenn du den Eid erfahren würdeſt, den ich zu des Freundes Gunſten geleiſtet, ich würde gerechtfertigt vor deiner Seele ſtehen! Aber wie ſollte ich dir mich wieder nähern, wie dir mitteilen, warum ich dein Wort zurückgegeben — —“

„Ich wußte es. Was du ſagſt, hat der Junker wohl gefühlt. Er hat es meiner Schweſter und dieſe hat es mir erzählt.“

„Wohl ihm, wohl mir! Sieh, ich ahnte es nicht, daß er mich im Innerſten durchſchaut! Die Gedanken durchſtürmten mich, wie ich mich dir wieder nähern, wie ich deines Vaters Wort verwandeln könne. Da erzählte der alte Arbeiter mir weiter, wie es auf Burg Duben ſtände, was in der Stadt ſelbſt geſchehen war. Ich hörte von ihm, wie alles gut ſein, wie Torilde gerechtfertigt daſtehen werde, wenn, wie der Amtmann dies ſo oft geſagt, man entdecken könne, wo die aus dem Grabe verſchwundene alte Lieſel zu finden ſei. Während ich mir alle Zauber und Wunder, die da drüben geſchehen ſein ſollten, von dem alten Manne erzählen ließ, während ich vernahm, daß der Junker ſowohl als dein Vater, als der Burghauptmann und der Graf ſeit Wochen im Lande nach dem toten Körper die Erde durchwühlten, ohne etwas gefunden zu haben, fiel mein Blick zufällig auf den Pferdejungen Asmus. Ich ſah, daß eine brennende Röte ſich über ihn ergoſſen und ſein Geſicht die Spuren trug, daß ſein Inneres etwas wiſſe. Verlegen und ängſtlich bog er das Haupt zur Seite und vermochte nicht, mir in das Geſicht zu ſehen. Ich weiß nicht, was es war, es muß aber ein guter Geiſt, wohl der deinige, Urſel, geweſen ſein, der ſich auf mich ſenkte! Faſt unwillkürlich fragte ich den Jungen, deſſen Beklommenheit ich bemerkte, ob er nicht wiſſe, wo die alte Lieſel geblieben ſei. Ich ſah ſofort, ebenſo wie ſein Vater, der erſtaunt und erſchrocken den Zuſtand des Sohnes gewahrte, daß ein Geheimnis und eine unüberwindliche Furcht auf ſeiner Seele ruhe. Um ſchneller zum Ziele zu gelangen, wandte ich ein Mittel an, das nie fehlzuſchlagen pflegt. Ich hielt ihm einen blanken Henkeldukaten vor das Auge und verſprach ihm das Geldſtück, wenn er mir ſage, wo die böſe Lieſel geblieben ſei. Dieſer Verſuchung konnte er nicht widerſtehen, und als ich ihm noch außerdem verſprochen, ihn gegen jede Unbill zu ſchützen, da rückte er, wenn auch einſilbig und unterbrochen mit der Sprache heraus. Nun höre, was ich erfuhr!“

„Du ſpannſt mich auf die Folter!“

„Zwei Worte genügen! Die alte böſe Lieſel iſt gar nicht auf den Friedhof von Duben geſchafft, ſondern es iſt nur die lange Kiſte, in welche dein Vater durch ſeine Leute die Verſtorbene hat legen laſſen, von den Arbeitern des Schultheiß nach dem Friedhofe herübergetragen. Steine und Sand, die, um die Schwere annähernd herzuſtellen, in den leeren Raum gewälzt worden waren, haben in den Leuten, die den Sarg auf den Karren gehoben, die Täuſchung erregt, daß die Tote darin liege. Die Kiſte war leer! Die böſe Lieſel ruhte längſt im ſchwarzen Geſtein drüben auf der Hexeninſel in tiefem Todesſchlafe, als man ſie angeblich in ihrem neuen Grabe zu Duben ſuchte. Geſtern und heute — der Knabe war nicht zu bewegen, uns zu begleiten — habe ich mit ſeinem Vater, der jetzt auf der früheren Inſel wohnt, in der gefrorenen Erde gegraben. Die Nacht habe ich bei ihm zugebracht. Endlich heute morgen haben wir ſie unter dem verbrannten Schutte des alten Gebäudes dicht neben demſelben gefunden, wenn auch geſchwärzt vom Tode, ſo doch noch vollkommen erkennbar an den Reſten der Geſtalt, dem ſchwarzgrauen Haar, ſogar teilweiſe dem bunten Kleide, das ſie getragen. Folge mir die wenigen Schritte zur Inſel, komm mit mir herüber, Urſel, Gefahr der Anſteckung liegt fern.“

„Ich will“, entgegnete das Mädchen, „ich gehe an deiner Hand, wohin du mich führſt!“

„So komm und laß dir unterwegs erzählen, was der Asmus mir geſagt! Am Abende desſelben Tages, an welchem dein Vater die im Graben geſtorbene alte Lieſel durch ſeine Leute, unter denen ſich Asmus befunden, am Wege hat verſcharren laſſen, haben die Knechte ſich ſchlafen gelegt und auch der Knabe hat ſein Lager im Schober, wo er allein genächtigt, geſucht. Um Mitternacht iſt er aufgerüttelt worden. In grellem Mondſchein, der den Schober tageshell erleuchtet, hat, wie er erzählt, der Geiſt der Toten zu ſeinem entſetzlichen Schrecke vor ihm geſtanden. Die Schweſter iſt es geweſen, von welcher der Knabe ſo wenig wie ein anderer Menſch eine Kenntnis beſeſſen. So täuſchend haben die beiden Frauen ihr Geheimnis zu wahren gewußt. Die Alte hat den Knaben auch in ſeinem Wahne belaſſen. „Folge mir“, hat ſie ihm geſagt, „du ſollſt mir helfen, meinen Leib zu begraben, denn ich kann nicht Ruhe finden, ſo lange ich liege am Wege, wo die Tiere der Luft und des Waldes mich der Erde entſcharren werden!“ Vom Entſetzen gefaßt über den vermeintlichen Geiſt und eingedenk, daß die Tote ihm einſt eine tiefe Wunde an der Hand bereitwillig und ohne Entgelt geheilt, hat der Knabe gehorcht. Auf Geheiß des Geiſtes hat er zwei Schaufeln und eine Bahre ergriffen und ſo ſind ſie beide den Weg zum Graben gewandelt. Nach einer Stunde Arbeit iſt die Kiſte bloß gelegt geweſen. Der Geiſt hat, da die lange Kiſte zu ſchwer, jetzt den Deckel erbrochen, hat dem Knaben befohlen, die Füße zu erfaſſen, und hat ſelbſt den Hals der Leiche ergriffen. Nun haben ſie die Tote auf die Trage gelegt. Der Deckel der langen Kiſte iſt, nachdem der Geiſt Sand und Felſen in ſie geworfen, Blätter eines Strauches darüber geſtreut und unverſtändliche Worte dazu gemurmelt, von dem Geiſte mit einem Steine wieder feſtgeſchlagen worden. Der Knabe hat darauf das Erdreich darüber häufen müſſen, der Geiſt hat endlich Sand am Wege geholt und ihn dicht über den Hügel geſtreut. Als dies alles vollendet, hat der Geiſt vorn die Trage ergriffen und dem Knaben geboten, ein Gleiches mit der hinteren Handhabe zu thun. Dem armen Jungen hat es jetzt im Kopfe gewirbelt. Er hat Geſchrei und unverſtändliche Rufe in der hohen Luft zu hören, ſchwarze Vögel zu ſehen vermeint, deren Flügelſchlag ihn umrauſcht. Bald iſt die kurze Strecke bis zur Mulde zurückgelegt geweſen. Über den Felſenſteg, den ich ſpäter entdeckte, ſind ſie gegangen, das Waſſer hat gerauſcht und gebrodelt — der Knabe meint, es hätte geklungen wie ein Totenlied. An der Hexenbude angelangt, hat der Geiſt die Trage niedergeſetzt, hat dem Knaben befohlen, ſich nicht einen Augenblick von der Stelle zu rühren, und iſt dann mit langen Sprüngen den Weg zurückgelaufen, den beide gekommen waren. Zitternd und zagend hat der Knabe gehorcht und den Kopf, um nichts zu ſehen, in ſeinen Händen verborgen. Nach einer Weile hat ein Geräuſch ihn wieder aufgeweckt. Der Geiſt iſt mit den Schaufeln erſchienen, der Knabe hat wiederum die eine davon ergreifen müſſen, und nach einer Stunde iſt ein langes Grab dicht neben der Bude im Gebüſche fertig geweſen. „Schnell, ſchnell“, ſind die einzigen Worte des Geiſtes geweſen, wie der Knabe erzählt, „eile dich, eile dich — über dem Fluß dämmert der Morgen, wehe dir, wehe dir, dein Gebein ſoll verdorren, wenn du erzählſt, was du gethan!“

Endlich iſt das Grab bereitet geweſen, die ſchwarzen Steine ſind darüber gehäuft, der Geiſt hat die Schaufeln auf die Trage gelegt und in aller Eile haben ſich beide entfernt, wie ſie gekommen. Im Graben Eures Schloſſes, unter dem alten Turme haben ſie Halt gemacht. Der Knabe hat zuerſt die Schaufeln auf den Hof zurücktragen müſſen, und als er wiedergekehrt, um die Trage zu holen, da iſt der Geiſt verſchwunden geweſen, denn ſchon hat das Frührot um die Gipfel der Fichten geſpielt. Sieh, da liegt die Tote, wir ſind zur Stelle!"

„Dank dir, Allmächtiger", ſagte Urſel leiſe weinend, „Torilde, du biſt gerettet!"

„Nun komm, komm ſchnell, nach Hauſe zu meinem Vater!" fuhr das Mädchen fort, und als der Arzt ſie lächelnd und auf ſeine von Erde ſtarrende Kleidung weiſend anſah, ſetzte ſie hinzu: „Der Staub an deinem Gewande, Geliebter, iſt dein Ehrenkleid!"

Sie gingen eilig den Weg zum Schloſſe. Wie glitzerte der Schnee ſo weiß, ſo blank in den letzten Strahlen der Abendſonne!

„Kein anderer als die alte Lieſel, die zweite nämlich", begann Urſel, „hat die Hexenbude in Brand geſteckt! Sie war zu jener Zeit hier in Schnaditz, ſie ſprach mit dem Freiherrn und mit Torilde. Sie war durch den alten Erdgang, der von Schloß Duben zu uns herüberführt, gekommen und dann plötzlich verſchwunden. Sie wird zur Hexenbude gegangen ſein, ſie hat gewußt, daß die Gerechtigkeit ſich ihrer bemächtigen würde, daß vielleicht andere Leute die alte Hütte beziehen und beim Suchen nach brennbarem ſchwarzen Geſtein die Tote finden könnten."

„Kein Zweifel! Sie hat geglaubt, wie das ja auch geſchehen, daß die verbrannten Trümmer liegen bleiben und der Ort nie entdeckt werden würde, wo ſie die Tote an der Stelle begraben, an der ſie faſt ein halbes Jahrhundert gewohnt. Laß ſie ruhen, Geliebte, der erſte Weg gilt jetzt deinem Vater und meinem Glücke, der zweite dem Herbergwirt in Duben. Ich hatte ſein Gefährt im Walde angebunden, weil kein Fahrweg zur Hexenbude führt. Ich wollte es ihm vorgeſtern am Abende zurückbringen, als ich aber an die Stelle kam, wo ich es angebunden, war es geſtohlen. Ich will dem Manne Erſatz bringen!"

„Sei ohne Sorge, der Junker hat es im Walde gefunden, es ſteht im Stalle zu Duben!"

„Um ſo beſſer, immer er, und immer er!" ſagte lachend der Doktor.

* * *

Im Schloſſe zu Schnaditz war jubelnde Freude.

Urſels Vater hatte die Arme weit ausgebreitet, als der Arzt auf der Schwelle erſchien. Er hielt ihn an ſeine Bruſt gepreßt, er ſagte ihm wenige leiſe Worte, er ergriff den mit feuriger Glut übergoſſenen ernſten Mann an der Hand und führte ihn zu Urſel, die zagend an der Schwelle geblieben.

Der Junker aber griff zu ſeiner Kappe. Jauchzend warf er ſie in die Höhe, und mit den Worten: „Sie müſſen es heute noch wiſſen in der Stadt, alle, alle, daß die böſe Lieſel gefunden", eilte er aus dem Schloſſe in den Stall. Nach wenigen Minuten ſaß er im Sattel und eine Stunde ſpäter kehrte er mit der Meldung zurück, daß der Freiherr von Tornau und der Gerichtsamtmann zu Wagen ihm folgten. Mit dem lauten Rufe, daß man die Tote gefunden, hatte er die Straßen der Stadt durcheilt und den Bewohnern, die aus den Häuſern herausgetreten waren, kurz erzählt, was geſchehen war. Dann aber war er auf die Burg geſprengt. Der Freiherr hatte nur mit erſtickter Stimme gerufen: „Der alte Gott verläßt die nimmer, die auf ihn bauen!"

Der Junker hatte mit dem Freiherrn verabredet, daß er ſogleich anſpannen laſſe und mit beſetztem Gerichte, dem Amtmann und dem Schreiber, zur Feſtſtellung des Thatbeſtandes nach den Trümmern der Hexenbude hinausfahre. Während Pferd und Wagen inſtandgeſetzt wurden, war der Junker zu dem Amtmann geeilt.

So ſpät es am Tage und ſo dunkel es ſchon war, der Beamte ſaß auf ſeiner Stube in Dienſtgeſchäften und warf eben die Protokolle über die frühere Vernehmung der noch vorhandenen drei letzten Zeugen, welche ängſtlich an ſeine Thür geklopft, in das Kaminfeuer.

Bald war nur glühende Aſche vorhanden. Die Lüge war tot, die Wahrheit hatte geſiegt!

Der Schreiber war von dem Amtmann zu dem Schultheiß geſendet, um Leute zu fordern, welche die gefundene Tote zum Friedhofe von Duben überführen ſollten. Der Schultheiß, welcher von der auf den Straßen umherziehenden Menge das Ereignis erfahren, hatte im Zimmer auf ſeinen Knieen gelegen.

„Der Spruch des Freiherrn war recht", hatte er gerufen, „ich alter, einſamer Mann will dir vertrauen, verlaß mich, o Gott, nicht in meinem Kummer!"

Kaum war der Schreiber im ſtande geweſen, ſeinen Auftrag auszurichten. Endlich war es ihm aber gelungen. Händeringend ſtürzte der Schultheiß aus dem Hauſe.

Nach einer halben Stunde war alles bereit.

Der dunkele über die Wieſen führende Weg zur Hexenbude war durch zwei Fackeln erleuchtet, die dem Wagen vorangetragen wurden, in welchem der Freiherr, der Amtmann und der Schreiber ſaßen. Bald war man auf der früheren Inſel angekommen.

Es nahten Männer aus der Stadt mit einer Schleife, auf welcher der Totenkorb ſtand.

In dem neuen hölzernen Hauſe diktierte der Amtmann das letzte Protokoll. Die Akten waren für immer geſchloſſen.

In der Verbrecherecke des Friedhofes zu Duben hatte man ein neues Grab geſcharrt. Dort ruhte fortan die böſe Lieſel neben der Schweſter.

Als die Geſchäfte auf der Hexeninſel geſchloſſen, fuhr der Freiherr mit den beiden Gerichtsbeamten zum Schnaditzer Schloſſe. War er auch wie im Traume, ſprach er auch unterwegs nicht ein einziges Wort, ſo lag doch eine unendlich freudige Ruhe auf ſeinen Zügen, und er verſtand die Wonne recht wohl, die überall ſich wiederſpiegelte.

Die Liebenden waren vereint, die ferne Torilde war gerettet.

So ſaßen ſie in Schnaditz im trauten Kreiſe beiſammen. Da ſcharrte es leiſe an der Thür. In Reiſekleider gehüllt trat der Schultheiß ein. Er wendete ſich zum Amtmann, und in einer Ecke des Zimmers ſprachen beide leiſe miteinander.

Da wendete der Amtmann ſich um.

„Freiherr", ſagte er, „der Schultheiß iſt auf dem Wege zum Gerichte in Leipzig. Er will alle ſeine Anzeigen zurücknehmen. Meine Fürſprache ſoll ihm nicht fehlen. Eure Tochter Torilde iſt mit dieſem Augenblicke außer Verfolgung und kann ruhig zurückkehren. Aber eins fehlt dem Manne, ohne das er nicht reiſen kann und nicht reiſen will — Euer Handdruck, Eure Verzeihung!"

Im Zimmer hatten ſich alle ohne Ausnahme erhoben. Der Freiherr trat vor. „Fahrt mit Gott, Schultheiß", ſprach er laut, „ſein Segen ſei mit Euch!"

„Ihr hattet recht", rief der gebeugte Mann, „als Ihr zu mir auf dem Friedhofe ſagtet: der alte Gott verläßt die nicht, die auf ihn bauen! So mögen denn meine Toten ruhig ſchlafen! Des Allmächtigen Wege ſind doch die beſten! Lebt wohl, lebt wohl, Gott ſchütze Euch und Euer Kind!" — —

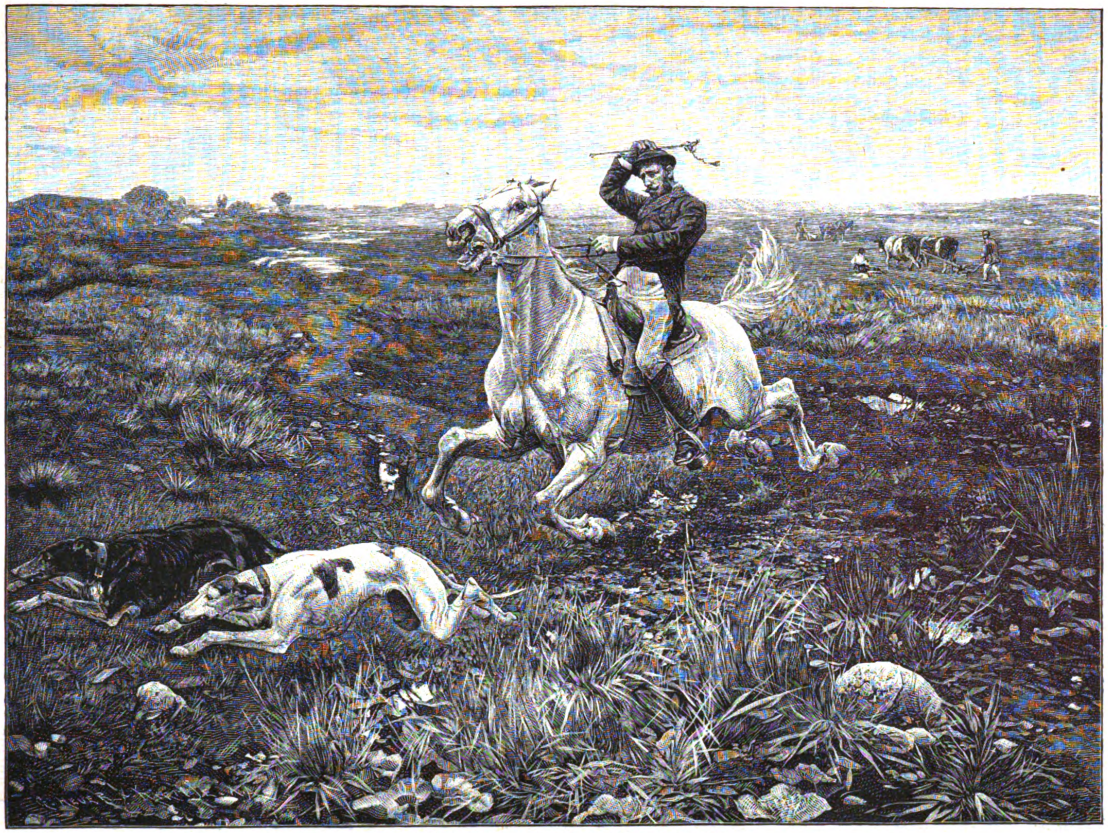
* * *

Vorüber zog der ſtrenge Winter mit ſeinem Eiſe und ſeinem Schnee, mit ganzer Pracht breitete ſich der junge Sommer über die Aue. Drei Frauen ſtanden am Ufer des Fluſſes.

„Ein ganzes Jahr iſt vergangen, Torl", ſagte Margret von Kyniz, „hier iſt der Baum, an deſſen Stamm du dich klammerteſt, hier die Stelle, wo du den Kahn der Alten beſtiegſt!"

„Und da drüben unter den Bäumen", ſetzte Urſula Häniſch hinzu, „liegen noch immer wüſt durcheinander die Trümmer der Hexenbude!"

„Ja", ſagte Torilde mit leiſem Schauer, „es iſt noch alles ſo wie vor Jahresfriſt! Dort ragt das ſchwarze Ufer im hellen Sonnenſchein! Noch immer tobt der Strudel, noch immer ſteigen die weißen Flocken aus der Tiefe zum Tageslicht! Es iſt das alte Lied, das man hört — das alte Lied — und doch wie ganz anders, wie ſchön klingt es heute! Seht nur dort oben auf dem Hügel den morſchen Stamm! dort muß er ſich verborgen haben, der einzige Zeuge mit ſeiner Angel! Ach, hätte ich ihn damals bemerkt, welche Angſt und welches Herzeleid wäre mir erſpart geblieben! Es ſollte nicht ſein, Gott rettete mich und ſchickte mir Trübſal und Leid! So unerforſchlich und unſichtbar



Hetzjagd in Polen. Gemalt von A. von Kowalski.

ſeine Wege ſind, ſo ſicher gehen wir an ſeiner Hand durch das Leben! Seht, Urſel und Margret, der Mann dort oben am alten Stamm war Gottes Zeuge. Der Allmächtige wählte ſich ihn aus, um mir zu helfen, und als der Arme ſeine ganze Pflicht gethan, als er auf dem Sterbebette enthüllt, was ſein Herz beſchwerte, da ward ihm der ſchönſte Lohn zu teil — Gott nahm ihn zu ſich in ſein Himmelreich!“

Schweigend und ernſt ſtanden die beiden jungen Frauen neben dem Mädchen.

„Ja, ja“, fuhr Torilde fort, „euer Herz hängt jetzt an dieſer Erde und ihrer Wonne! Wie könnte es denn auch anders ſein! Aber vergeßt es nicht, Urſel und Margret, heute haben wir abermals Johannistag! Hört, wie der Lärm aus der Stadt herüberklingt! Die Töne der Fiedel, die ein Jahr im Schreine ruhen mußten, ſie dringen bis zu dieſer Stelle. Blickt hinüber auf die grünen Auen, wie die Kinder dort lachen und jubeln! Faſt ſollte man glauben, ſie hätten alle der Toten auf dem Friedhofe vergeſſen! Nein, nein, es iſt nicht ſo, aber Gott milderte den herben Schmerz! So denkt beide immer daran, wie es uns ergangen, wie Gott uns geprüft! Heute vor einem Jahre fuhren wir wie Flüchtlinge aus der Heimat durch die Wälder! Und wie ſieht es jetzt hier aus, wie hat Gott in der kurzen Spanne Zeit alles zum Guten gewendet! Vor Jahresfriſt Aufruhr und Verderben, heute Frieden und Freude!“

„Ja, ja“, rief Urſula aus, „Frieden und Freude! Auch du biſt uns nun zurückgegeben, du lieber frommer Torl!“

„Das Herz drohte mir zu zerſpringen“, entgegnete Torilde, „als mein Vater ankam, um mich zurückzuholen. So ſchön es im alten Stralſund war, ſo liebevoll die Schweſter deines Gatten mich hegte und pflegte, Urſel, es gibt doch nur eine einzige Heimat, mein altes Muldenthal! Die Sehnſucht nach Euch trat hinzu, als mein Vater mir erzählte, was zu Hauſe alles geſchehen war. Dann drängte ſich mir die Sehnſucht auf, deinem Gatten anders zu danken, als ich es auf der langen Fahrt nach Stralſund vermocht. Der Gedanke, daß der Kerker mir beſtimmt geweſen, daß Achtſpruch und Scheiterhaufen mir gedroht, hätte deines Mannes Hilfe mich ihnen nicht entriſſen, hatte mein Hirn betäubt und verwirrt. So kam es, daß ich auf der langen Flucht, auf der Fahrt, die kein Ende nehmen wollte, erſt in Stralſund wieder zu mir kam, als dein Gatte längſt nach Leipzig und hierher zu euch zurückgekehrt war. Da erſt begriff ich vollſtändig Gottes dunkele Wege, da ſah ich, daß die ſchwere That, die dein Mann, Margret, in Leipzig begangen, die ihn mit ſeinem Freunde auf unſern Turm geführt, uns allen zum Segen geworden, daß ſie uns aus Not und Geſangenſchaft gerettet, daß ſie das Liebſte, was ihr jetzt habt, euch zugebracht!“

„Torl, Torl!“

„Ich weiß, was ihr ſagen wollt, oh, ſeid ohne Sorge! Mich hat die Zeit gelehrt, mir hat ſie beſtätigt, was ich nie hätte vergeſſen dürfen — daß Gottes Schoß einſt meine Heimat iſt, in der ich ſtill und ſicher ruhen werde!“

Frommen Kummer im Auge blickten die Frauen auf Torilde. Aber dieſe lachte jetzt wie in alter Zeit hell und freudig auf.

„Ja, ja“, rief ſie dann aus, „Dein Schickſalsbuch, böſe Lieſel, war falſch! Ich ſagte dir es gleich, daß es lüge und in Wahrheit etwas anderes geſchrieben ſtehe! Doch nun kommt, Urſel und Margret, begleitet mich zur alten Hexenbude, ich muß den Ort ſchauen, wo man die Tote gefunden!

Windhundshetze.

(Zu dem Bilde auf S. 713.)

Langſam reitet Leutnant von Marplot über die ausgedehnten Felder ſeines Oheims. Er befindet ſich auf Urlaub in Zarkehnen und froh, dem Leben der Großſtadt für eine Zeitlang entflohen zu ſein, gibt der lebensfriſche Jüngling ſich mit aller Genußfähigkeit der Jugend den neuen Freuden und Vergnügen des Landlebens hin. Dazu gehören dort im fernen Oſten vor allen Dingen das Reiten und die Jagd in ihren verſchiedenen Formen. Der Fußpatſcher, ſo nennen ihn ſcherzweiſe die Baſen, welche ihrerſeits mit dem Pferde verwachſen zu ſein ſcheinen, iſt kein berühmter Reiter. Er hat die Lektionen aus dem Kadettenkorps längſt wieder verſchwitzt und ſein ſchmaler Geldbeutel verbietet ihm ſeit jener Zeit die Fortbildung in der edlen Reitkunſt. Auch die Jagd mit ihren Leiden und Freuden, dem unvermeidlichen Jägerlatein und den fabelhaften Jagdausdrücken, welche dem Laien ſo hochkomiſch erſcheinen, während der gewiegte Weidmann jedes Geſpräch mit ihnen zu würzen für nötig erachtet, iſt ihm fremd. Aber wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen. Unſer Freund klemmt ſich ſonder Zagen auf jeden Gaul, lacht zuerſt und am lauteſten, wenn er herunterfällt und läßt bei Tiſch alle vom Jagdgericht verhängten Strafen über ſich ergehen, kurzum er ſchwimmt mit Luſt in dieſem ganzen, etwas ruſtikal angehauchten Treiben.

Heute will er zum erſtenmal allein hetzen.

Krcznek, der alte rotnäſige, krummbeinige Reitknecht, das Faktotum des ganzen Hauſes, hat ihm aus dem reich beſetzten Reitſtalle einen kleinen, unanſehnlichen Schimmel vorgeführt.

„Is ſich Ruß“, meldet er, als unſer Freund mit einem gewiſſen Mißtrauen die langen Feſſelhaare, die ſchlecht gepflegte Mähne und den Hirſchhals des mageren Kleppers betrachtet, „kann ſich gehen, wie — wie Teufel! Und fromm! Ach, ſo fromm.“

Der Schimmel hat in der That das Ausſehen und die Manieren eines ruſſiſchen Steppenpferdes.

Ruhig, faſt traurig ſteht er da mit dem geſenkten Kopfe und den langen Schlappohren. Er rührt ſich auch nicht, als der Reiter ihn nun beſteigt und nach allen Regeln der Kunſt den Hetzriemen en bandoulière über die linke Schulter hängt, das loſe Ende durch die Halſungen der beiden ſchönen und ſtarken Windhunde zieht und ſich dann dasſelbe um die rechte Hand ſchlingt.

Donner und Blitz ſind ſtrickbändig und marſchieren neben dem rechten Vorderbein des Obrok getauften Pferdes. Die Wolke vervollſtändigt meiſtens den Strick, aber ſie hat ſich geſtern einen Glasſplitter in den rechten Vorderlauf getreten und muß deshalb zurückbleiben. Donner und Blitz ſind aber auch Manns genug, einen Haſen zu greifen. Der letztere gilt ſogar als Solofänger und man nimmt nur deshalb einen Beihund mit, um dieſen letzteren anzulernen.

Obrok greift ſeinen gleichmäßig faulen Schritt vorwärts. Sein Reiter hält ihn, er weiß ſelbſt nicht weshalb, für etwas unzuverläſſig auf den Beinen und lenkt deshalb über eine Feldbrücke auf den Acker ein, ſtatt, wie das ſonſt üblich, den Weggraben zu ſpringen oder zu durchreiten. Jetzt iſt man auf dem eigentlichen Jagdterrain. Aufmerkſam hält der Jäger Umſchau; hell und lebendig äugen auch die Hunde umher, nur der Schimmel ſcheint ſich für nichts um ihn her zu intereſſieren. Gehorſam zwar, aber läſſig folgt er dem Schenkel und Zügel des Reiters.

Da! Ein Haſe ſteht auf.

„Hetz! Hetz!“ ertönt der laute Ruf; die Hunde zerren voll Jagdeifer am Riemen; aber der Reiter in ſeiner Aufregung hat vergeſſen, die Schleife loszulaſſen, und als er endlich die Hunde aus der Koppel entläßt, iſt der Haſe ſchon über den nächſten Hügel verſchwunden. Glücklicherweiſe erinnert ſich Marplot, daß Windhunde keine Naſe haben, alſo nicht auf der Fährte des Wilds folgen, ſondern nur ſichtig jagen, und ruft ſie deshalb zurück. Sie gehorchen auch und bleiben nun ungekoppelt beim Pferde. Obrok hat einen Augenblick die großen Ohren aufgerichtet, ſinkt dann aber in ſeine ſchläfrige Haltung zurück.

Es dauert lange, bis ein zweiter Haſe herausgeſtoßen wird, dann gibt es aber eine glorioſe Hetze. Wie der Wind fliegen die Hunde hinter dem alten Rammler her und der urſprüngliche Zwiſchenraum von ſechzig Schritten vermindert ſich augenſcheinlich bei jedem Sprunge. Mit einemmale ſcheint das Wild verſchwunden. Blitz, welcher zunächſt folgt, ſchießt in voller Fahrt über die Stelle hinweg, wo der Haſe ſich gedrückt hat; Donner paßt nicht auf. Er vermißt wohl die Freundin Wolke als dritte im Bunde. Genug, es gelingt dem ſchlauen alten Herrn, in anderer Richtung einen ziemlichen Vorſprung zu gewinnen. Aber jetzt entdeckt ihn der Reiter, wie er eine tiefe Furche entlang fährt, und hetzt die Hunde wieder auf die Spur.

Oft noch rahmen die Hunde ihr Wild, oft noch ſucht das letztere durch Widergänge ſeine Verfolger zu täuſchen, und drängt dabei augenſcheinlich nach dem in der Nähe gelegenen ſchützenden Buſch, wo jene ihn aller Wahrſcheinlichkeit nach verlieren werden. Aber der zähe Haſe wird matter und matter und endlich kommt es auf ebener Strecke unter Anſpannung aller Kräfte von beiden Seiten zu einem letzten Auslauf.

Zur freudigen Überraſchung ſeines Reiters ſcheint Obrok mit einemmale wie umgewandelt. Er kennt augenſcheinlich die Sache und findet Vergnügen daran. Denn er wartete nicht die zarte Hilfe ſeines Herrn und Meiſters mit der linken Wade ab, ſondern wirft den Kopf in die Höhe und ſetzt ſich in Gang, ſobald er die Hunde an der Jagd ſieht. Er folgt aufmerkſam den Bewegungen der Hunde in einem ruhigen, bequemen Galopp, und verſteht die Ecken abzuſchneiden, ohne daß er dazu der Zügelführung bedarf. Je länger die Hetze dauert, deſto mehr ſcheint aber ſein Blut in Wallung zu geraten, mit Leichtigkeit fliegt er über die breiten Abzugsgräben, daß ſeinem Reiter die Haare zu Berge ſtehen, und als die Hunde mit jedem Sprunge den Haſen zu erhaſchen ſcheinen, der jetzt unmittelbar vor ihren Fängen iſt, da iſt auch er dicht bei ihnen. Aber ſein Reiter hat die Gewalt über das bisher ſo träge Tier vollſtändig verloren. Mit dem einfachen Gebiß zwiſchen den Zähnen ſtürmt Obrok daher und wird ſicher die Stelle mit überſchießen, wo die Hunde ihr Wild greifen.

Dann ade Jagdbeute und Jagdfreude. Blitz iſt zwar ein vortrefflicher Fänger, aber er hat die üble Angewohnheit, den gefangenen Haſen anzuſchneiden, wenn die Peitſche ihn nicht in Ordnung hält. Sorgſam hatte deshalb unſer Freund die lange Schnur zur Hand genommen, aber wie die Sachen jetzt liegen, werden die Hunde vorausſichtlich ſtatt ſeiner die leckere Mahlzeit halten. Und er hatte ſich doch ſo auf den Braten gefreut, der weit köſtlicher ſchmecken ſoll, als von geſchoſſenen Haſen! Und wie werden die Baſen wieder lachen und ſpotten über den Unglückswurm, der nicht einmal den alten Obrok zu halten vermag.

Herrmann Vogt.

Kombinierbare Rundreiſebillets.

Angenommen, Sie wohnen in Leipzig, verehrter Leſer; die Badereiſe ſoll heuer nach Norderney gehen, wo Sie ſich vier Wochen aufzuhalten gedenken. Sie waren bisher gewohnt, Hendſchels Telegraph oder das Reichskursbuch zu befragen, ſich die etwa fünf in Betracht kommenden Bahnſtrecken zu ſuchen und endlich ein Billet zu kaufen, das ſein Endziel ſoweit als möglich hinausdehnt, damit Sie nicht ſchon nach ein paar Stunden wieder am Schalter gedrückt und geſtoßen werden. Wenn Sie geneigt ſind, meinen Rat anzunehmen, machen Sie's heuer anders und zwar ſo:

Vor allem kaufen Sie ſich außer dem Reichskursbuch noch das in dieſem Jahre zuerſt erſchienene „Generalverzeichnis der Koupons für kombinierbare Rundreiſebillets“, das inkl. Überſichtskarte für 25 Pfg. an den Billetſchaltern zu haben iſt, und laſſen ſich außerdem gratis ein Formular für Beſtellung von Rundreiſebillets geben. Die „Überſichtskarte“ iſt ein wichtiges Hilfsmittel; ſchlagen wir ſie auf.

Neben der Linie „Leipzig-Halle“ ſteht die Zahl 568. Dieſe Zahl gibt uns die Anweiſung, die laufende Nummer 568 im „Generalverzeichnis“ aufzuſuchen. Da leſen wir: Halle-Leipzig (ſelbſtverſtändlich kann man alle dieſe Routenbezeichnungen auch umgekehrt leſen, alſo in dieſem Falle: Leipzig-Halle) 34 Kilom. I. Kl. 2,20, II. Kl. 1,70, III. Kl. 1,20. Wir fahren zweiter Klaſſe und notieren uns deshalb die Linie Leipzig-Halle mit der Nr. 568 davor und dann Preis 1,70 mit dahinter, ſowie endlich noch die Kilometerzahl 34. Die Strecke von Halle nach Halberſtadt zeigt die Zahl 569 und die entſprechende Nummer des Generalverzeichniſſes belehrt uns, daß wir 91 Kilometer zu durchfahren haben, die in der zweiten Klaſſe 4,30 koſten. Wir machen uns wieder entſprechende Notizen und fahren ſo fort, bis wir etwa über Löhne, Osnabrück, Rheine, Emden nach Norden gelangt ſind.

Als vorſorgliche Familienväter oder vielmehr wegen der Beſtimmungen des Rundreiſereglements denken wir ſofort an die Heimreiſe, die — wohl gemerkt nur zu einem Viertel auf derſelben Strecke zurückgelegt werden darf. Wir reiſen über Emden, Leer, Oldenburg, Bremen, Hannover, Magdeburg, Halle nach Leipzig.

Nun ſind wir wieder daheim, d. h. mit unſerm Reiſeprogramm; die Reiſe ſelbſt iſt noch nicht angetreten, ſondern ſteht noch auf dem Papier, auf dem wir uns alle einzelnen Nummern der Karte mit den Bemerkungen aus dem „Generalverzeichnis“ notiert haben. Wir addieren unſere Notizen: Die Kilometerzahl, die ſich mindeſtens auf 600 belaufen muß, um eine „reglementsmäßige“ Rundreiſe darzuſtellen; bei unſerer Tour iſt das der Fall. Wir überſchlagen auch die geſamten Koſten und merken, daß wir etwa dreißig Prozent billiger fahren, als im vorigen Jahre; ſoviel beträgt die Ermäßigung des Rundreiſebillets. Dafür können wir ſchon auf die 25 Kilogr. Freigepäck verzichten, die wir heuer nicht genießen.

Wir tragen nun die einzelnen Strecken in das mitgebrachte Formular ein, füllen deſſen Rubriken aus und übergeben es der Billetexpedition, welche uns ein Päckchen Billets übermittelt — und zwar erſt einige Stunden oder auch noch länger nach der Beſtellung. Auf den Billetumſchlag haben wir unſern Namen zu ſchreiben und nun dampfen wir ab nach Norderney.

Eins ſei nicht vergeſſen: binnen fünfunddreißig Tagen müſſen wir wieder in Leipzig ſein; dauern Ihre Ferien länger, ſo müſſen Sie allerdings auf das Rundreiſebillet verzichten.

Ich könnte nun aufhören, Rat zu erteilen; aber es gibt noch andere Leſer des Daheim, die zwar keine Badereiſe, aber doch irgend eine Reiſe machen, vielleicht zum Vetter in Kaſſel. Sie überlegen ſich's auch mit dem Rundreiſebillet und ſind ſchon troſtlos, weil es an den 600 Kilometern hapert. Aber nur gemach, auch für Sie, meine verehrten Leſer, gibt es Rundreiſebillets. Rechnen Sie doch einmal, wieviel es koſtet auf direktem Wege nach Kaſſel und zurück mit gewöhnlichem Billet. Und nun überlegen Sie ſich, welchen hübſchen Umweg Sie machen möchten, etwa oben durch den Harz. Richten Sie den Umweg ſo ein, daß nicht allzuviel über 600 Km. aus der ganzen Reiſe herauskommen — und Sie merken ſchon, daß Sie für die Koſten der gewöhnlichen Billets nach Kaſſel und zurück auch noch eine Harztour machen können. Sie ſehen, daß ſich ſchon allerlei hübſche Erſparniſſe und mancher „ſchöne Umweg“ mittels der Rundreiſebillets machen laſſen. Aber ſchöner wäre es doch, wenn die löblichen und verehrlichen Bahnverwaltungen es noch etwas beſſer gemacht und wenigſtens erlaubt hätten, daß die Rundtour nicht gerade ein völlig geſchloſſener Streifen, eine ununterbrochene Linie zu ſein brauchte. Ich bin gut zu Fuß; wer reiſen will, muß überhaupt gut zu Fuß ſein. Nun möchte ich eine Tour durch den Teutoburger Wald machen. Ich komme auf dem Umwege über Hannover, Bremen, Osnabrück nach Löhne; von dort geht's nach Herford und nach Detmold. Ich marſchiere nach Altenbeken — aber wenn ich nicht auf ein Rundreiſebillet verzichten will, muß ich auch die Strecken Löhne-Soeſt-Altenbeken bezahlen. — Und da verzichte ich lieber. Oder ſollten die hochlöblichen Verwaltungen gütigſt bald ſo kleine „Sprünge“ für die Touriſten, die auch zu Fuß reiſen wollen, geſtatten? Ich bitte ſie darum; ſie krönen dadurch ihr gutes Werk „der kombinierbaren Rundreiſebillets.“

Hans Leuß.

Nützliche Reiſebegleiter.

1. Für die Alpen. Im vorigen Jahre (Nr. 8, S. 127) machten wir auf ein neues, ſehr praktiſches Pflanzenalbum aufmerkſam, welches dem Laien oder Anfänger in der Botanik die Beſtimmung der aufgefundenen Pflanzen zu erleichtern beſtimmt war. Was ſo nahe lag — dem Sammler ein korrektes, geſchmackvoll arrangiertes und botaniſch zuverläſſiges Bild einer jeden Pflanze zu geben, und gleichzeitig die getrocknete Pflanze durch vertiefte Lage vor Beſchädigungen zu ſchützen, das war darin verwirklicht. Nach demſelben Prinzipe hat nun der Oberlehrer Werner ein „Album für Alpenpflanzen“ (Leipzig, Guſtav Fritzſche) hergeſtellt, welches Freunden der Alpenwelt auf der Reiſe ſehr gute Dienſte leiſten kann. Das Album enthält auf zweiundzwanzig Kartons mit erhabenem Rande in mattem (lithographiertem) Vordruck die Bilder von 158 Alpenpflanzen, verſehen mit den botaniſchen Namen in lateiniſcher, deutſcher und engliſcher Sprache, ſowie die Höhe der Standorte in Metern. Jedem, der die Alpen bereiſt, werden dieſe Tafeln höchſt willkommen ſein, um die botaniſchen Schätze darin zu bergen, und ſpäter, nach der Heimkehr von den Bergfahrten, wird dieſes wirklich ſchöne Album beim Durchblättern die angenehmſten Erinnerungen an die in den Alpen verlebte Zeit erwecken.

2. Für das Ausland. Ohne Kenntnis der Landesſprache iſt das Bereiſen eines fremden Landes ganz unerſprießlich. Von der Schule bringt man aber meiſt nur Stückwerk mit, ja man hat viel geleſen und gelernt, was man im Alltagsleben und im Verkehr mit dem Volke abſolut nicht gebrauchen kann. Da iſt denn ein Sprachführer höchſt erwünſcht. Das Bibliographiſche Inſtitut in Leipzig iſt dieſem Wunſche auf das erfolgreichſte entgegengekommen. „Meyers Sprachführer“ (franzöſiſch — engliſch — italieniſch) übertreffen alles, was bisher auf dieſem Gebiete den Reiſenden dargeboten worden iſt. Von tüchtigen Sprachkennern (Prof. Pollak fürs Franzöſiſche, Ravenſtein fürs Engliſche, Dr. Rud. Kleinpaul fürs Italieniſche) hergeſtellt, vereinigen ſie in eminent praktiſcher Weiſe das Taſchenwörter- und das Konverſationsbuch. Zu Grunde liegt ein deutſch-franzöſiſches (engl., ital.) Wörterbuch, welches aber nicht nur die nackten Vokabeln gibt, ſondern auch die nächſtliegenden Wortverbindungen im Satz darbietet, und das außerdem in zahlloſen Fällen Dinge und Verhältniſſe behandelt, die in natürlichem Zuſammenhang mit dem Worte ſtehen, welches gerade aufgeſucht wird. Als Konverſationsbücher unterſcheiden ſich dieſe Sprachführer von ähnlichen Werken dadurch, daß ſie die einzelnen Stoffgruppen (Bahnhof, Dampfſchiff, Hotel, Geld, Poſt, Handwerker ꝛc. ꝛc.) nicht ſyſtematiſch bringen, ſondern alphabetiſch dem Wörterbuch einverleiben, was die ſchnelle Findbarkeit ungemein erleichtert. Dazu kommt je ein kurzes franzöſ., (engl., ital.) deutſches Vokabular, eine ſehr brauchbare Anweiſung zur Ausſprache und ein gedrängter, grammatiſcher Anhang; kurz, auf je etwa 500 Seiten kleinen, aber ſcharf deutlichen Druckes auf feſtem Papier alles, was man für einen kurzen Aufenthalt im Auslande nur irgend bedarf. Sachkundig, gründlich, zuverläſſig iſt jeder dieſer Sprachführer, doch kein trockener Geſell, ſondern ein ebenſo angenehmer und unterhaltender, wie nützlicher Reiſebegleiter, der ganz gelegentlich auch über allerhand Kunſt- und Kulturhiſtoriſches ꝛc. angenehm belehrt. Endlich iſt die Ausſtattung geſchmackvoll und zweckmäßig. Allerliebſt in Leder gebundene, an den Ecken handlich abgerundete Büchlein (Sedezformat), die ſich bequem in die Taſchen ſtecken laſſen, werden ſie ſich bald als unentbehrlich bei Reiſen ins Ausland erwieſen haben.

R. K.

Zwei deutſche Theologen †.

Johann Peter Lange.

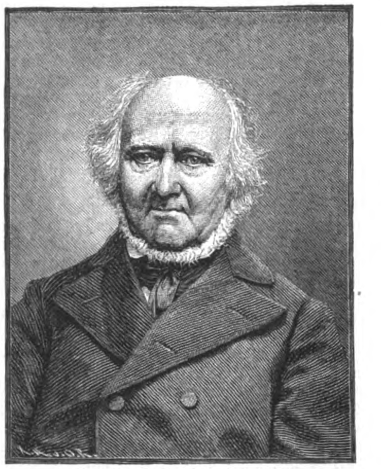
Einer freundlichen Aufforderung der verehrlichen Redaktion des Daheim gern Folge leiſtend, fügen wir in den nachſtehenden Zeilen noch einige abſchließende Worte der in einem früheren Jahrgange (XI, S. 536 ff.) enthaltenen biographiſchen Skizze des teueren Mannes hinzu, der nicht nur den Seinen, ſondern einem weiten Kreiſe treuer Verehrer jüngſthin durch den Tod entriſſen worden iſt.

In den Nachmittagsſtunden des achten Juli iſt Johann Peter Lange einem Gehirnſchlage erlegen — ohne Kampf, ſchmerzlos, nur leiſe berührt von der Hand des Todesengels. Am längſten Tage dieſes heißen Sommers hatte der nun Vollendete zum letztenmale geleſen; von da an ging auch die Sonne ſeines reichgeſegneten Lebens niederwärts. Ein heftiger Bruſtkrampf ergriff ihn in der Woche darauf; indeſſen ſchien ſich der kräftig angelegte Mann trotz ſeiner zweiundachtzig Jahre wieder zu erholen, körperliches Wohlbefinden ſich von neuem einzuſtellen, ſein köſtlicher Humor ſich friſch zu beleben, als unerwartet die eben erwähnte Veränderung bei ihm eintrat. Ein ſolches Ende war, ſo ſchmerzlich es durch ſeine Plötzlichkeit für die ihm zunächſt Stehenden ſein mochte, dennoch ſchön und eines Menſchen würdig, der ſchon lange bereit war, dem Rufe ſeines Gottes zu folgen. Zwei Tage nachher haben wir den Senior der evangeliſch-theologiſchen Fakultät nicht nur, ſondern auch der Rheiniſchen Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Bonn zur letzten Ruheſtätte begleitet. Profeſſoren und Studenten, Familienangehörige und Freunde erwieſen dem edlen Toten gern die letzte Ehre trotz des ſtarken Gewitterregens, der gerade vom Himmel herniederſtrömte. Unter den feierlichen Klängen einer ſanft geſtimmten Trauermuſik ſetzte ſich der ſtattliche Zug in Bewegung — von der Wohnung des Verſtorbenen auf der mit ſchattigen Bäumen hübſch bepflanzten Meckenheimerſtraße aus nach dem nicht fernen Friedhofe, wo nun auch Langes entſeelte Hülle gebettet iſt inmitten ſo vieler Zierden deutſcher Wiſſenſchaft, unmittelbar neben ſeiner erſten Gattin, die einſt fünfunddreißig Jahre hindurch zum Teil in recht ſchwerer Zeit mit dem Seligen innig verbunden war. „Du thuſt mir kund den Weg zum Leben“ (Pſ. 16, 11) hatte er bei ihrem Tode (1861) als Inſchrift für ihr Grabdenkmal gewählt. „Der Weg des Lebens gehet überwärts“ (Spr. 15, 24) ſoll nach ſeinem Wunſche der Spruch ſein, der ſein Gedächtnis ehren wird. Es war der Wahlſpruch ſeiner irdiſchen Wallfahrt, wiederklingend in jenem tief empfundenen, formvollendeten Gedichte „Meine Führung“, das mit den Worten anhebt:

„Mein Weg kommt von der Wiege
Und geht der Heimat zu

Durch ſchwere, heil'ge Kriege
Zur großen Friedensruh.“

Einſt vor zweiunddreißig Jahren hat Lange jenen Ausſpruch Salomos auch unter ein bei ſeinen Züricher Freunden und Schülern ſehr verbreitetes Bild von ihm geſchrieben, das Maler Irminger, der zu jener Zeit auch andere Lehrer der Züricher Hochſchule in ſprechender Ähnlichkeit zeichnete, mit kundiger Hand ausgeführt hat. Duftige Kränze mit Palmenzweigen verbunden ſchmückten den Sarg und nachher das Grab: der ſchönſten einer war der mächtige Lorbeerkranz, den die Studierenden der evangeliſch-theologiſchen Fakultät „ihrem hochverehrten Lehrer“ gewidmet hatten. Dreißig Jahre hat der Verewigte der Bonner Univerſität angehört. Vorher lehrte er dreizehn Jahre in Zürich. Seine akademiſche Thätigkeit umfaßte ſomit mehr als vier Jahrzehnte, ſeine geſamte amtliche Wirkſamkeit von 1826 bis 1884 beinahe zwei Menſchenalter. Sie hat in ſeiner rheiniſchen Heimat begonnen und auch da wieder geſchloſſen. Die Zwiſchenzeit gehörte der Schweiz an, wo ſein Heimgang, wie zahlreiche Briefe es den Seinen bezeugen, nicht minder ſchmerzlich empfunden wird, als in ſeiner Heimat. Ein ungewöhnlich langes Leben iſt dem teueren Dahingeſchiedenen vergönnt geweſen und dieſes lange Leben war zwar auch für ihn Mühe und Arbeit, recht oft auch Sorge, Schmerz und Kampf, aber dennoch köſtlich. In der Heimat, in der Fremde und wieder in der Heimat iſt es dahingegangen. Spät war Lange zum Studium gekommen; früh, nachdem er nur wenige Monate Hilfsprediger bei ſeinem noch lebenden, wackeren Freunde Emil Krummacher geweſen, in das Pfarramt eingetreten. In Wald, in Langenberg, der Heimat ſeiner zweiten Gattin, die an ſeinem Grabe ſtill trauert, in Duisburg, wo einer ſeiner Söhne, Sanitätsrat Dr. Otto Lange, in Krieg und Frieden gleich bewährt, ſeit fünf Jahren ſchon im Grabe ruht, iſt ſein Name bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen, als der Name eines wackeren und treuen Paſtors. Ältere Geiſtliche Rheinlands erzählen auch noch gern, welchen bedeutenden Eindruck der Verſtorbene durch ſein eben ſo geiſt- als gemütvolles Weſen ſchon damals nicht nur auf die Gemeindeglieder, ſondern auch auf ſeine Amtsbrüder gemacht habe. Innigkeit des Glaubens an Chriſtum, den Paſtor Krabb in Bonn an Langes Gruft mit Recht als das eigentliche Zentrum des Lebens und der Theologie des Seligen bezeichnete, paarte ſich in ſeinem reich und tief angelegten Inneren mit wahrhaft apoſtoliſcher Freiheit von allem engherzigen Formelweſen. Die „Satzung“, mochte ſie in Lehre oder Leben ihm begegnen, konnte Lange nicht leiden. Davon hat er früher ſchon in einem ſeiner bedeutendſten Werke, in der „Dogmatik“ kräftiges Zeugnis abgelegt; im hohen Alter aber noch dem Methodismus gegenüber nicht weniger beſtimmt geredet. Klar und feſt in ſeinen Grundanſchauungen hatte er eine tiefe Abneigung gegen jede extreme Richtung, während er für „harmoniſche Gegenſätze“ einen geſchärften Blick beſaß, wie unter anderen der 1876 erſchienene, in Elberfeld gehaltene, ſehr beherzigenswerte Vortrag „über die Riſſe und Zerklüftungen in der heutigen Geſellſchaft“ deutlich beweiſt. Auch ſeine „Grundlinien der kirchlichen Anſtandslehre“ verdienen nicht vergeſſen zu werden. Weil aber Lange, feſt in ſeinen Grundanſchauungen, doch maßvoll in ſeinem Urteil war, hat er gerade in der für ihn ſo ſchwierigen Züricher Zeit auch die Achtung ſeiner ſchärfſten Gegner erworben. Wohl konnte er, wenn ſein Gewiſſen es ihm zu gebieten ſchien, tapfer in den Kampf eintreten, theologiſche Klopffechterei aber iſt nie ſeine Sache geweſen. Dazu war der Vollendete eine viel zu vornehm angelegte Natur. Aus der Fremde wieder in die Heimat zurückgekehrt, wirkte er an ſeinem lieben Rhein nicht nur auf dem Katheder. Auf Kirchentagen und Provinzialſynoden, auf Paſtoralkonferenzen und Guſtav Adolf-Feſten, bei den Reformationsjubiläen in Simmern und Mörs, ſowie bei anderen Gelegenheiten war Lange ſtets ein gern geſehener und gern gehörter Gaſt. Dem Königlichen Konſiſtorium zu Koblenz gehörte er bis zu ſeinem Ende, in den letzten Jahren als Ehrenmitglied an; bei den Prüfungen der Kandidaten der Theologie beteiligte er ſich bis vor kurzer Zeit mit regem Eifer. In ſeiner ſtillen Studierſtube aber arbeitete er an keinem anderen Werke raſtloſer, als an ſeinem bei Velhagen und Klaſing in Bielefeld erſchienenen „Bibelwerk“, deſſen Vollendung der Senior aller ſeiner Mitarbeiter erleben durfte, mit deſſen Verleger ihn mehr und mehr perſönliche Freundſchaft verband.


Profeſſor J. P. Lange, † 8. Juli.

Im Jahre 1876 durfte Lange ſein fünfzigjähriges Amtsjubiläum begehen, zu dem es ihm auch an äußerer Auszeichnung nicht fehlte. Zu Oſtern 1882 feierte der greiſe Patriarch, deſſen Augen nicht dunkel geworden waren, im Kreiſe ſeiner Familie ſeinen achtzigſten Geburtstag, von nah und fern herzlich begrüßt. Leider fehlte bei dieſem Feſte außer dem ſchon oben erwähnten Sohne Otto auch Friedrich Albert Lange, der Verfaſſer der „Geſchichte des Materialismus“, der ſchon geraume Zeit früher ſchweren Leiden erlegen war.

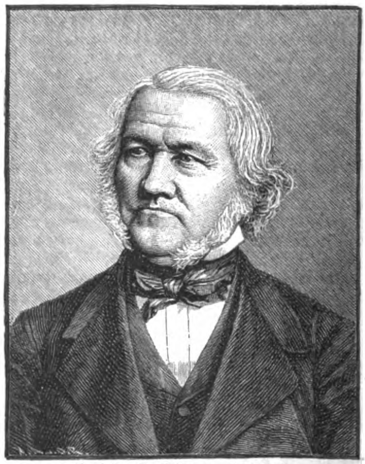
Von dieſem war bereits die Rede. Iſt es geſtattet, zum Schluſſe noch ein Wort zur Charakteriſtik des lieben Dahingeſchiedenen zu ſagen, ſo dürfte es dieſes ſein. Lange war ein echter Sohn ſeiner Bergiſchen Heimat, die von einem kernigen Volksſtamm bewohnt wird: körperlich kräftig, willenskräftig, arbeitskräftig. Er war ein rüſtiger Rheinländer in der Fülle ſeines Humors, ſeiner Gemütlichkeit, ſeiner dichteriſchen Begabung. Dazu iſt er geweſen ein ganzer deutſcher Mann, der auch in der Fremde ſich ſtets die innigſte Liebe zur Heimat bewahrt hat, vor allem aber ein lebendiger Chriſt im perſönlichen, im häuslichen, im geſelligen Leben, zumeiſt jedoch im Dienſte unſerer evangeliſchen Kirche und ihrer theologiſchen Wiſſenſchaft. „Alles iſt euer, ihr aber ſeid Chriſti, Chriſtus aber iſt Gottes“ (1. Kor. 3, 22, 23) — das war, wie ſein treuer Freund Krabb an ſeinem Grabe es verkündete, das apoſtoliſche Wort, von dem erfüllt Johann Peter Lange lebte, wirkte und ſtarb.

F. R. Fay.

Iſaak Auguſt Dorner.

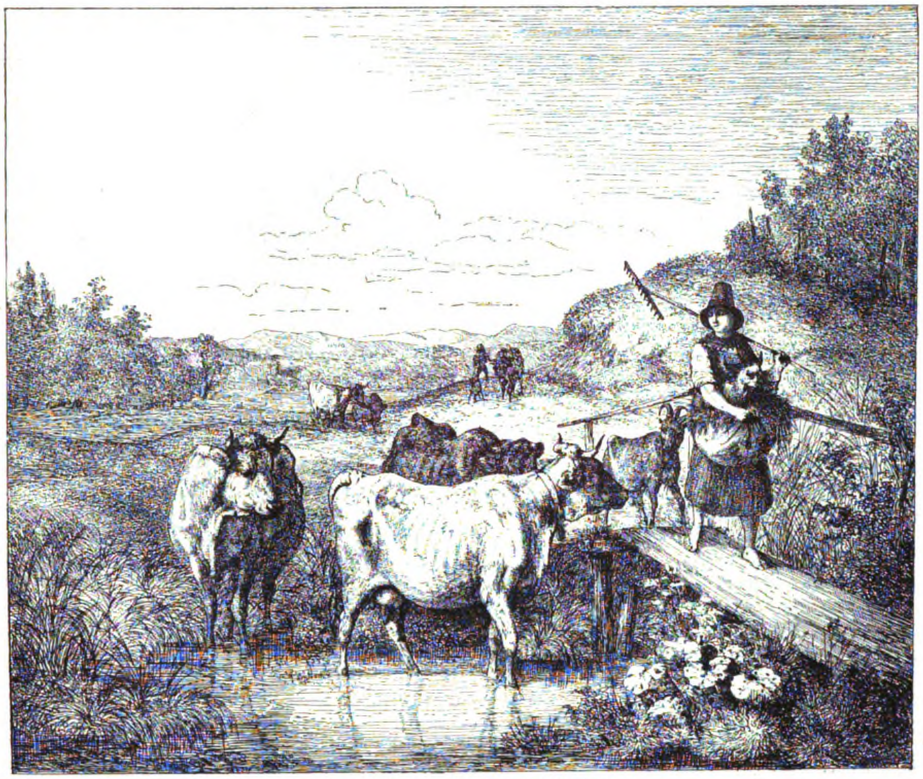
Im Monat Juli hat der Tod eine reiche Beute unter den Geiſtesgroßen Deutſchlands gehalten. Außer Lange ſind Hochſtetter, Lepſius, Wiesmann dahingeſchieden; am 8. Juli auch der von zahlreichen Schülern und Freunden ſchmerzlich beklagte Dorner.

Als drittes von zwölf Geſchwiſtern wurde Iſaak Auguſt Dorner am 20. Juni 1809 in dem hochgelegenen württembergiſchen Dorfe Neuhauſen ob Eck bei Tuttlingen geboren. Dort hat ſein Vater faſt fünfzig Jahre lang als treuer Pfarrer in großem Segen gewirkt — eine gleich lange Reihe von Arbeitsjahren iſt dem Sohne auf dem theologiſchen Lehrſtuhl beſchieden geweſen. Nachdem er zwei Jahre ſeinem Vater als Vikar zur Seite geſtanden, begann er ſeine Lehrthätigkeit 1834 als Repetent in Tübingen, wurde vier Jahre ſpäter Profeſſor daſelbſt, folgte 1839 einem Rufe nach Kiel, 1844 nach Königsberg, 1847 nach Bonn, 1853 nach Göttingen, 1862 nach Berlin, wo er auch gleichzeitig in den evangeliſchen Oberkirchenrat, die oberſte Kirchenbehörde Preußens, eintrat. In großer Friſche des Leibes und des Geiſtes hat er bis vor wenigen Jahren dort beiden Ämtern obgelegen. Allmählich machte ſich das Alter geltend; körperliche Leiden kamen dazu — im Juni d. J. begab er ſich nach Wiesbaden zum Kurgebrauch. Am 8. Juli unternahm er mit ſeiner Familie einen Ausflug nach dem Niederwald, erfreute ſich noch an dem Anblicke unſeres herrlichen Nationaldenkmals, aber auf dem Rückwege nach Rüdesheim wurde er von einem Blutſturze betroffen und verſchied im Wagen auf dem Wege zum Hotel in Wiesbaden. Seinem Wunſche gemäß iſt er in ſeinem Heimatsorte Neuhauſen ob Eck an der Seite ſeiner dort ruhenden Eltern beſtattet worden.


Profeſſor J. A. Dorner, † 8. Juli.

In Dorner hat die evangeliſche Kirche einen ihrer hervorragendſten und wiſſensreichſten Lehrer verloren. Seine „Entwicklungsgeſchichte von der Perſon Chriſti“ nennt Luthardts Allgemeine evangeliſch-lutheriſche Kirchenzeitung „ein Muſter hiſtoriſcher Gelehrſamkeit und kritiſcher Spekulation, zugleich aber ein Zeugnis ſeines perſönlichen Glaubenslebens.“ In letzterem Stücke lag ſeine vornehmſte Kraft als Lehrer. Wer je zu ſeinen Füßen als Schüler geſeſſen, wird ſich ſeiner ſo ganz einheitlichen Perſönlichkeit mit Freude und Rührung erinnern. Was er einſt unter ſein Bild geſchrieben: „In Chriſto liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis“, leuchtete aus ſeinen Augen, aus ſeinem ganzen Weſen hervor. Auch war er kein toter Büchergelehrter, wovon ſein anregender Verkehr mit den Studenten, wie ſeine Thätigkeit auf den „Kongreſſen für innere Miſſion“, die er einſt mit ins Leben gerufen, ein Beweis iſt.

Ein ausführliches Lebensbild des Heimgegangenen hat das Daheim im XII. Jahrgange S. 436 — 440 gegeben.



Abendſtimmung. Von H. Habenſchaden.

Der Junker zur See.

„Ja doch! Ja! Brauchſt mich nicht an mein Verſprechen zu erinnern, Willem. Sah es ja ſchon, wie du geſtern abend einſegelteſt, daß dir die Frage genau noch wie früher an den Lippen hing: Großvater, warum ſitzeſt du auf dem Trocknen? und wo haſt du dein rechtes Bein gelaſſen? Haſt dir nun den Wind friſch um die Naſe wehen laſſen, bringſt ein gutes Führungszeugnis mit, dein Kapitän iſt mit dir zufrieden, — Gnade dir, wenns anders wäre —"

„Großvater, das ſchärfſte Tau auf mein Hinterteil? nicht wahr?"

„Auch ohne das, mein Junge, auch ohne das wär's ſchlimm um dich, das Tau würde nicht viel beſſern. Alſo ſetz dich daher! Lange mir erſt mal den neuen Beutel herüber. Haſt den Tabak und den Beutel gut ausgeſucht. So, mit 'nem Priemchen ſchwatzt ſich's beſſer. Nun guck mal in die Sonne hinein. Gerade ſo ein ſtiller goldroter Abend war's, als die „Meermaid" fertig zur Reiſe lag. Nach Melbourne ſollte ſie 500 Auswanderer bringen, die alle das Fieber hatten, nämlich das Goldfieber. Das war 1854."

„Gehörte die Meermaid dem Hauſe Fritzmar & Co.?"

„Natürlich! Kannſt du dir denken, Willem, daß ich, der Bootsmann Jan Wedekopp jemals für wen anders gefahren hab', als für einen Fritzmar? Mit dir, mein Junge ſoll's ein Gleiches ſein. An dieſem Abend nun habe ich zu thun in der großen Einfuhr, die durchs Wohnhaus nach den Speichern führt. An mir vorbei kommen die Wagen, welche das letzte Gut zum Hafen ſchaffen ſollen, und ich verſchnüre die beiden Seekiſten für den Musje Guido, die mit der letzten Fuhre an Bord ſollten. Bin eben fertig und die Packknechte ſchaffen die Ausrüſtung des Junkers zu Wagen. Legt ſich mir eine Hand auf die Schulter, und es iſt wahrlich Herr Fritzmar ſelber, der achterwärts ſteht und mit mir reden will. Na, ich will denn den Südweſter 'runterthun. Er hindert es aber und ſagt: Laßt das, Jan, es zieht hier in der Einfuhr und Ihr ſeid warm. Sagt, Jan, wollt Ihr mir einen Dienſt thun? Dabei ſah mich der Herr mit ſeinen großen blauen Augen an, vor denen wir alle zitterten und für die ſich jeder Bedienſtete im Hauſe Fritzmar & Co. hätte halb totſchlagen laſſen. Ich antworte alſo: tauſend Dienſte für einen, Herr. Sie wiſſen wohl, daß alle, die mit Ihrer Flagge ſegeln —

„Schon gut", ſagt der Herr lächelnd, „ich weiß, ich habe lauter treue Leute. Jan, nun ſind wir wieder ſo weit —"

„Es wurde mir ein bißchen weichmütig in der Bruſt und wie der Herr nicht weiter ſpricht, ſage ich: Ja Herr, wir ſind wieder ſo weit und ich weiß, was Sie mir ſagen wollen." Da meint der Herr: „Es iſt nur, weil Kapitän Ehrenfeld noch recht jung iſt und dies ſeine erſte Reiſe als Kapitän und weil Ihr meinen Guido von Kindesbeinen an kennt. Der Junge iſt brav, aber es iſt unbändig Blut in ihm und darum ſoll er den Traditionen unſeres Hauſes gemäß eine Seereiſe als Schiffsjunge mitmachen, obwohl — na, Ihr wißt ja, mein Erſtgeborener kehrte nicht wieder —"

„Herr, ſo weit guter Wille und ein wachſam Auge den Junker beſchützen können, ſoll es gewiß geſchehen."

„Aber ihm nichts nachſehen, ihn nicht verziehen und verwöhnen. Er ſoll gehorchen lernen, daß er ſpäter regieren könne.

„Gut Herr. Ich ſtehe für den Junker ein. Wir bringen ihn geſund wieder heim.“

„Wenn Gottes Wille es geſtattet. Geht nach oben, meine Frau will Euch Lebewohl ſagen.“

„Gehe alſo mit meinen breiten Füßen ein bißchen zaghaft die ſtillen vornehmen Treppen hinauf. Die Madam ſchaute mich unter ihrer ſchönen Bänderhaube mit den traurigen braunen Augen eben ſo freundlich an, wie der Herr unten mit ſeinen blauen und ſie ſagt: Jan, ſorgt mir dafür, daß mein Sohn wiederkehrt.

„So Gott will, ſage ich.

„Und ohne Staub auf ſeiner jungen Seele, ſagt die Frau.

„Den wäſcht das Salzwaſſer ab, antworte ich. Dann reicht mir die Frau ihre durchſichtigen kleinen Hände, die ich vorſichtig zwiſchen meinen Fäuſten drücke und ſie fährt mit ihrem weißen Tuch an die Augen und ſagt wieder: Jan, es iſt mein Einziger, aber es muß ſein, er iſt ſtörriſch wie ein junges Pferd. Jan, ich will derweil nach Eurer Chriſtine Sophie mich umthun.

„Darauf antwortete ich: lohn's Ihnen Gott, Frau, und dann bin ich 'naus und an Bord.

„Nein, an Bord noch nicht. Mußte erſt Abſchied nehmen von der Chriſtine Sophie, die unten am Hafen mit ihrer alten Mutter wohnte und ein ſauberes Kind war.“

„Meine Großmutter? Gelt?“

„Später, mein Junge. Um einige Jährchen ſpäter wurde ſie das, was deine Großmutter mit der Zeit werden ſollte.

„Beim Abſchiede haben wir nicht viel geſprochen. Das Mädchen ſchluckte ein paarmal nieder und dann ſah ſie an meiner Jacke einen loſen Knopf, den ſie durchaus noch feſtnähen wollte. Als ich ihre hübſchen Finger begucke, die ſo flink mit Nadel und Zwirn hantieren, und ich ſehe den braunen Nacken mit den krauſen Härchen und das ganze niedliche Figürchen, da wird mir's angſt. „Wirſt du mir treu bleiben, Chriſtine Sophie?“ frage ich. Sie gab mir mit dem Ellbogen einen Stoß, fädelte friſch ein und antwortete: „Schwatz keinen Unſinn.“

„Von der Hinreiſe iſt nicht viel zu berichten. Die „Meermaid“ hatte Glück, Kapitän Ehrenfeld mit ſeinem Jungfernkommando nicht allzuviel Laſt. Über 'ne ſteife Kühlte ging der Wind nicht hinaus, ſogar beim Kap (Kap der guten Hoffnung) kamen wir mit einer harten Sturmböe davon. Weil wir aber an dieſer gottverlaſſenen Ecke den Wettergeiſtern ſcharf aufpaßten, ſo traf die Böe uns gut vorbereitet und nach einem Tanz von einer halben Stunde konnten wir wieder Segel ſetzen und den Kurs aufnehmen. Wenn's ſo dabei blieb, kriegte der Junker Guido keine Gelegenheit, ſich hervorzuthun, weder im Guten, noch im Böſen. Mit dem Junker war's überhaupt aus, ſeit er die Schifferjacke angezogen und den Fuß auf das Fallreep der „Meermaid“ geſetzt hatte. Er wurde angeguckt gerade wie jeder andere Burſche, der's vom Jungen mal zum Kapitän zu bringen gedenkt. Wenigſtens von mir wurde er ſo behandelt, von dem Bootsmann Jan Wedekopp, der ſeinem Vater und ſeiner Mutter gelobt hatte, ein Auge auf ihren Einzigen zu haben. Dabei will ich nicht beſtreiten, daß von „oben herunter“ doch ein bißchen Nachſicht und Schonung gebraucht wurde und daß die Leute manches ſtillſchweigend für ihn thaten und duldeten, weil ihnen der Reedersſohn in den Knochen ſteckte. Nu, das ging mich nichts an, ſo lange der Guido der Steuermannswache angehörte. Waren Kapitän und Steuermann mit Gehorſam und Dienſtführung zufrieden, mir konnt's recht ſein. Hatt' ich aber die Wache, dann gab's keine Nachſicht. Der Reedersſohn ſtand als „Junge“ in der Muſterrolle verzeichnet und als „Junge“ hatte er ſeine Koje im Logis der Leute, alſo — und ſo weiter. Im Dienſt nahm ſich der hübſche Burſche denn auch zuſammen, es hatte ihm doch nicht gefallen, als ich ihn bei erſter Gelegenheit mal gehörig anſchnauzte und er nicht muckſen durfte. Aber ſobald er mit ſeiner Wache abgelöſt war, da kam's denn, daß er ſich in der freien Zeit für den Zwang zu entſchädigen ſuchte, im Logis den Herren ſpielte, mit den Frauenzimmern unter den Auswanderern — es waren ein paar verflixt hübſche Dinger dabei, die ſich unter dem vielen Mannsvolk verzweifelt wohl fühlten — anbandelte, kurz, daß er ſo recht den Junker wieder herausließ. Darfſt aber dreiſt glauben, daß das dem Jungen ſchlecht bekam. Die Kameraden freilich ließen ſich das herriſche Gethue gefallen, beſonders der zweite Junge hielt lammſtill zu tauſend Quälereien. Mir paßte das aber gar nicht, denn ich hatte der Frau Mutter verſprochen, keinen Staub auf der jungen Seele zu dulden und ſo fuhr ich allemal bald dazwiſchen. Es war gut, daß ich kurz vorher Bootsmann und damit der Vorgeſetzte von dem Muſje geworden war. Wenn ich ſagte: halt's ungewaſchene Mundwerk! oder: Du ſelbſt ſollſt deine Hoſen waſchen! oder: laß das Geſchleck mit den Weibern! ſo durfte er nicht mucken, ſondern mußte fein gehorchen. 's wurde dem heißen, jungen Blut recht ſauer und weil er nach außen nicht aufmutzen konnte, ſo fraß er ſich in 'nen recht gehörigen verbiſſenen Groll gegen mich hinein.

„Mitte Januar hatten wir die goldhungerigen Seelen in Melbourne ausgeſchifft — möchte wohl wiſſen, wie viele davon reich und glücklich geworden ſind? Nahmen Ladung und im Februar traten wir die Rückreiſe an. Na, ich meine aber, dies Schandwetter gleich nach den erſten acht Tagen! Es ſollte der „Meermaid“ nichts geſchenkt werden von allen Tücken in Luft und Waſſer. Miſerable, ſchwüle, dicke Regenluft und unbeſtändiger Wind, der bald mal aufpuſtet, als ſollten ihm die Backen berſten, bald läuft er rundum, daß wir von den Braſſen gar nicht fortzugehen brauchten. Und das ſollte nun der Südoſtpaſſat ſein, den wir von rechtswegen im Süden des indiſchen Ozeans haben mußten.

„In Melbourne hatte unſer Reedersſohn gehörig ſeine Freiheit genoſſen, ohne daß ihm etwas in den Weg gelegt worden wäre. Wenn der Maat ſich Monate lang hat abquälen müſſen in der Einſamkeit, dann iſt ihm das Austoben auf feſtem Boden zu gönnen; nur darf er den Boden nicht verlieren und keinen Wind unter die Füße kriegen. Nun machte es mir einen Heidenſpaß, dem feinen Guido aufzupaſſen, wie er ſich hielt in dem ſchlechten Wetter. Als es das erſtemal hart wehte, in Nordoſten die See ſich aufſchichtete und dann mit Donnern und Brüllen die Wellenberge einer nach dem andern rangewälzt kamen, in die Breitſeite der „Meermaid“, die dann jedesmal einen ſchönen Knix machte, da war der Guido auf die Back geklettert, hielt ſich am Pumpſpill feſt und guckte mit großen Augen in die wilde See hinein, und ich ſah, wie er die Zähne in die Lippen ſetzte. Nun brach eine See über den Bug herein, ich ſchrie dem Jungen zu, herunterzukommen von dem gefährlichen Platz. Er kam auch, ſetzte aber ſeine trotzigſte Miene und ſagte: ‚Glaubt Ihr, das bißchen Wetter imponiert mir? Bah!‘ Und dabei ſpuckte der Bengel aus.

„Es kamen abſcheuliche Tage. Der Dienſt war ſchwer, keine Stunde hatte die Mannſchaft ungeſtörte Ruhe. Seit fünf Tagen hatte ſich die Sonne nicht ſehen laſſen, ich merkte wohl, daß Kapitän Ehrenfeld ein bißchen unruhig wurde. Wohl von wegen der Nähe des Landes, konnten ja gar nicht wiſſen, wie Sturm und Stromverſetzungen uns abgetrieben hatten. Ließ der Kapitän vorſichtshalber alſo immer einen Strich mehr Weſt halten! Den ſechſten Tag nahmen Wind und Seegang immer mehr zu. Unſereiner iſt kein Gelehrter, wie Kapitän und Steuerleute, die mit Büchern und Inſtrumenten umzugehen wiſſen. Unſereiner hat ſein bißchen Wiſſen bloß davon, daß er Augen und Ohren aufſperrt. So ſpüre ich denn, daß uns das Wetter noch was zu thun geben wird. Die Luft dick und ſchmierig, in lauter Franſen hingen die Wolken herunter und da, wo die Sonne ſtehen mußte, im Südoſten, ballten ſich grüngelbe Klumpen zuſammen. Hatte einmal ſo ein böſes Ding, einen Taifun erlebt, mich lüſtet's nicht nach einem zweiten. Mache doppelt und dreifach feſt, was mir noch nicht ſicher genug dünkt, die Waſſerfäſſer kriegten doppelte Ketten um den Leib und vor allen ſicherte ich die Boote. Unſern Leuten ſchien's auch nicht ganz wohl zu ſein. Sie waren ſchon arg erſchöpft, obgleich der Kapitän nicht knauſerig mit Lebenswaſſer verfuhr. Es iſt eben nichts unerſchöpflich, auch nicht die Menſchenkraft. Muſje Guido benahm ſich wunderlich. Hatte er in den erſten Tagen ordentlich gearbeitet, ſo war das längſt vorbei. Die Geſchichte mußte ihm langweilig und verdrießlich geworden ſein. Es kam vor, beſonders nachts, wenn der Sturm doppelt ſcharf um unſere Ohren pfiff, daß der Muſje ruhig in der Koje liegen blieb, wenn alle Mann an die Braſſen gerufen wurden. Niemand ſchien das zu merken, als ich.

„Eine ſchlimme, furchtbar ſchlimme Nacht brach an. Wenn's auch kein Taifun war, ſo gebärdete ſich der Unhold, der nach kurzer Stille uns über den Hals kam, nicht viel beſſer, als ein ſolcher.

Das Schiff hielt ſich brav. Es lag bis an die Reeling des Backbords unter Waſſer, es ächzte und ſtöhnte, aber außer daß uns die ſtützenden kleinen Segel wie Spinnweb zerriſſen und eine überwaſchende See ein paar Fäſſer und das Kompaßhaus mitnahm, hatte es noch keinen erheblichen Schaden erlitten. Wie lange konnte es aber noch dieſer Gewalt widerſtehen?

„Um Mitternacht raſte es am ſchlimmſten, eine harte See drückte die Steuerbordreeling ein und im Augenblick ſteht's ganze Deck unter Waſſer. Der Kapitän ſelber ſteht am Steuer. Die andere Wache ruft: alle Mann dabei, die Lücke zuzuſchlagen, ſo gut es gehen will!

„Ich krieche ſchnell auf allen Vieren das Deck entlang ins Raaf, um die Leute zu rufen, die vielleicht aus Erſchöpfung eingeſchlafen waren. Einen ſchlimmeren Schreck habe ich nie gehabt, als in dieſem Augenblicke. Heißer Dunſt ſchlug mir entgegen, unſere Leute lagen mit dunkelroten Geſichtern auf ihren Pritſchen, lachten und brüllten. Zwei waren ſich in der Trunkenheit ſchon in die Haare gefahren und rempelten ſich auf dem Boden herum mit Schimpfen und Schlagen. Mitten drin in der ſauberen Geſellſchaft ſitzt der Guido, hält mir ein volles Rumglas unter die Naſe und ſchreit: ‚Trink, alter Waſſerſchlauch, trink und ſei luſtig mit uns. Morgen freſſen uns alle die Fiſche, ſie werden ſich an deinen vermaledeiten Knochen die Zähne ausbrechen. Trink, ich vergebe dir alle deine Schandthaten. Trink, es iſt der beſte Rum aus meines Vaters Niederlage und ich bin hier der Herr.‘

„Mir ſtiegen die Haare zu Berg. All unſere Leute betrunken und daher ſchlimmer als unvernünftiges Vieh und das Schiff in Gefahr? Und das alles auf Anſtiften dieſes ſauberen Früchtchens? Da mußte ohne Beſinnen gehandelt werden, wenn nicht Schiff und Mannſchaft verloren ſein ſollten. Mich packte eine grimmige Wut auf den Übelthäter, der den Schlüſſel zur Proviantkammer und mit dieſem die Gelegenheit, die ſchlimme Lage durch den Spritteufel zu vergeſſen, den Leuten in die Hände geſpielt hatte.

„Ohne ein Wort zu ſagen, packe ich den Musje Guido achter in den Hoſenbund, ſchleppe ihn wie er auch ſich wehrt, hinaus an den Großmaſt. In einer Minute habe ich ihn hier feſtgebunden und mit dem erſten beſten Tauende haue ich mit aller Kraft auf den unnützen Bengel ein. Er brüllte ärger wie der Wind und die See, und ich verſalzte ihm ſeine Streiche ſo gründlich, wie ein gadliches Tau und ein geſunder Mannesarm es nur können. Was nun weiter kam, wie ich mich mit dem Kapitän auseinanderzuſetzen hatte, das brauchſt du nicht zu wiſſen, Willem.

„Der Junge hatte ſeine Prügel weg und das Wetter beſſerte ſich. Gegen Morgengrauen konnten wir einige Segel ſetzen und ob die „Meermaid“ auch furchtbar ſtampfte und ſchlingerte, ſo kam ſie doch wieder von der Stelle und gehorchte dem Steuer.

„Musje Guido hatte ſeit der nächtlichen Prügelſuppe noch nicht den Mund aufgethan. Er ſaß und muckſte in ſich hinein. Die anderen Leute, die mit ihm zugleich völlig nüchtern geworden waren, arbeiteten ebenfalls ſtumm, doch willig und ruhig. Ich merkte wohl, daß ſie froh waren, ſo davongekommen zu ſein und daß ſie durch doppelt gute Aufführung eine Beklagung des Kapitäns an Land verhindern wollten. Genau genommen war jeder an Bord herzlich froh mit dem Ende der ſchlimmen Geſchichte. Nur ich ſelber nicht. Ich machte mir bittere Vorwürfe, mein Recht mißbraucht zu haben. Was würde Herr Fritzmar, was die gnädige Frau Mutter ſagen?

„Gegen Glocke zehn morgens hören wir durch den Spektakel, den die See noch immer machte, ein dumpfes Krachen. Erſt hielten wir's für Donner, aber da es in regelmäßigen Pauſen ſich wiederholte, ſo wußten wir, es waren Notſchüſſe von einem Schiff.

„Weil ich die ſchärfſten Augen an Bord hatte, ſo ſchickte mich der Kapitän in den großen Topp, um Ausguck zu halten. Halbwegs bin ich in den Backbordswanten, da kommt mir der Junge, der Guido, nach. Was willſt du? ſchreie ich runter, denn mir ahnte Böſes. Mit, antwortete er trotzig. Ich ſchäme mich, daß ich 'nen Augenblick vor dem Jungen bange hatte. Oben halten wir beide Umſchau. In Lee fand ich das unglückliche Fahrzeug bald. Hu, wie ſah das aus! Von den Maſten ſtand nur noch der Fockmaſt, und auch dieſer ſchien bedenklich zu wackeln, der Großmaſt mußte dicht über dem Topp gebrochen ſein, Tau- und Segelkram hingen in wüſtem Durcheinander an ihm herab. In den Wanten der Fock ſah ich Menſchen, alſo mußte wohl der Aufenthalt an Deck ſchon unmöglich ſein und die Schüſſe aus einer Piſtole waren gewiß die letzten geweſen. So, ein willenlos Ding, den Wellen preisgegeben, trieb das Schiff dahin. Ein ſchauerlicher Anblick. Guck, ſo könnte die „Meermaid“ jetzt ausſehen, ſagte ich zu dem jungen Menſchen neben mir. Um das zu ſehen, ging ich mit in den Topp, antwortete er. Dann gingen wir hinunter.

„Der Kapitän ließ auf das Wrack abhalten. Doch dauerte es faſt zwei Stunden, ehe wir in ſeiner Nähe ſo weit in günſtige Lage kommen konnten, um wenigſtens einen Verſuch der Rettung zu machen. 's war 'ne engliſche Bark aus Newcaſtle. Vom Schiff ſelbſt nichts mehr zu retten, das drohte jeden Augenblick aufzubrechen, oder wegzuſacken. Aber die paar Menſchen mußten wir noch haben. So müde die ganze Mannſchaft der „Meermaid“ durch die letzten Tage und Nächte war, jetzt kam friſch Leben hinein, jeder rührte ſich und allen anderen voran unſer Junker Guido. Die „Meermaid“ hatte in Lee von dem Wrack beigedreht und nun ſollte verſucht werden, ob das große Boot hinüberkommen konnte. Von drüben winkten die armen Kerle noch immer in heller Verzweiflung zu uns her, unſere Anſtalten gingen ihnen zu langſam. Wir machen wieder Signale: wir kommen ja ſo raſch wie's möglich iſt. Jetzt war das Boot zu Waſſer, ein paar Leute hielten es mit der Leine. Es tanzte auf den heranwälzenden Seen wie 'ne Eierſchale, und wir hatten größte Sorge, daß es nicht an der „Meermaid“ zerſchlug. Da hörten wir einen Schrei von drüben und ſahen noch, wie ein Mann, der ſich nicht hatte halten können, unter Waſſer verſchwand; der Maſt ſchwankte ſtärker. Es war die höchſte Zeit. Ich das Fallreep hinunter und mit 'nem kräftigen Satz ins Boot. Wer thut mit, ihr Leute? fragt der Kapitän oben.

„Ich, rief da eine Jungensſtimme vor allen andern, und ich hätte den Jungen, den Guido, am liebſten bei ſeinen hübſchen krauſen Haaren packen mögen und ihm 'nen gehörigen Schmatz aufdrücken, ſo lieb ward mir der Bengel in dieſem Augenblick. Ehe irgend wer ihn nur hindern konnte, war er wie eine Katze herabgeklettert und neben mir im Boot, wo er ſich richtig gleich ans Steuer begab. Noch vier der Leute folgten, dann holten die oben die Leine ein und wir ſtießen ab. Wir kamen auch gut über trotz der unruhigen See. Drei von uns ſollten unten im Boot bleiben und drei kletterten am Wrack hinauf, um das Boot beim Schiff zu halten und den Unglücklichen hinunter zu helfen. Den Guido wollt' ich im Boot laſſen. Er bat aber ſo treuherzig: ‚Verwehrt mir's Retten nicht, Jan Wedekopp‘, daß ich ihm ſeinen Willen laſſen mußte. Er und ich hinauf in die Fockwanten und's war ein ſchlimm, gefährlich Stück Arbeit, denn nichts war mehr dicht und feſt an dem vertrackten Schiff, und die Schiffbrüchigen ſo ſchwach, daß ſie ſelbſt ſich nicht helfen konnten. Das Schiff trieb überdem, und einzelne Stücke von der Takelage ſtürzten herab und trieben auf Deck im Waſſer. Glücklich waren alle Leute bis auf den letzten geborgen. Der Guido hatte gearbeitet wie ein braver Maat, der mehr wie einmal die Linie paſſiert hat, ich hatte meine helle Freude an dem Jungen. Den letzten kriegten wir auch in Sicherheit.

„Plötzlich ſchreien unſere Leute im Boot aufpaſſen, ich gucke in die Höhe und habe im Nu den Guido zur Seite geſchleudert, daß er von dem fallenden Wrackſtücke nicht getroffen wurde. Im Schreck hatte ich den Jungen direkt über Bord geſchleudert, wo er zum Glück nicht am Boote ſich beſchädigte, ſondern in die See plumpſte und von einem Dutzend Händen gleich aufgefiſcht wurde. Ich ſelbſt war auch mit herunter gekommen, ich lag unter wüſtem Durcheinander auf Deck im Waſſer. Mit dem Seefahren ſollte es wohl aus ſein, mein rechtes Bein war zermalmt von dem ſtürzenden Stück.

„Nun ging's Retten an mir ſelber los. Sie kriegten mich auch glücklich ins Boot. Waren aber noch nicht an Bord der „Meermaid“ angelangt, als das verwünſchte Schiff bis auf die letzte Spitze verſchwand.

„So, Willem, nun weißt du, warum dein Großvater das Fahren aufgegeben hat und wo er ſein Bein gelaſſen hat.“

„Und nachher, Großvater? Die Geſchichte muß noch ein anderes Ende haben.“

„Biſt ein kluger Junge, Willem, ſollſt das Ende haben.“

Zunächſt mußte mein Bein herunter, wenn's Leben bleiben ſollte. Keiner hatte Kourage, das dick verſchwollene Ding abzuſchneiden. Ließ ich mir von Guido das beſte Meſſer aus Kapitän Ehrenfelds Medizinkiſte holen, biß die Zähne zuſammen und ſchnitt es ſelber ab. Jämmerlich elend und krank mit meinem ſchlecht geheilten Stumpen war ich noch immer, als die „Meermaid“ Anfang Juni binnen kam. Mehr aber als das quälte mich etwas anderes. Der Guido war allerdings wie umgewandelt, er hatte mich gepflegt, als ſei ich ſein eigener Vater, und ich ſagte wohl: ſchade, ſchade, daß du kein Fahrersmann bleiben kannſt, würdeſt der beſte Maat, der je auf Salzwaſſer gelebt hat.

„Aber würde Herr Fritzmar die Handgreiflichkeit, verübt an ſeinem Sohne, mir verzeihen? Und dann meine Chriſtine Sophie? und ich Krüppel? und die Hochzeit? 's war mir recht miſerabel zu Sinne. Wurde gleich ins Hoſpital geſchafft und wie der Doktor den erſten guten Verband angelegt hat, da ſteht ſchon Herr Fritzmar an meinem Bett und reicht mir die Hand. Na, nu wird's kommen! denk' ich, denn der Guido wird doch geſchwatzt haben. Aber Herr Fritzmar weiß von nichts, als daß ich ſeinem einzigen Sohne das Leben gerettet habe auf Koſten meines Beines. Auf mein Bitten hört er meine Beichte aus der Sturmnacht an und dann reicht er mir nochmals die Hand und ſagt: ‚Jan Wedekopp, ich weiß nicht, ſoll ich Euch mehr danken für die Rettung ſeines geiſtigen Wohles, oder für die ſeines irdiſchen Lebens. Beides kann ich Euch nimmer vergelten.‘

„Und nun erzählt er mir, wie er mich hier in dies Häuschen ſetzen wolle und die Chriſtine Sophie dazu, und ich ſolle Aufſeher über ſeine Schiffe im Hafen werden. Mir ſind dann ein paar Thränen in den Bart gerutſcht und wie ich ſage: mit der Hochzeit wird's jetzt 'nen Haken haben, da macht der Herr die Thür auf, und eine gutbekannte Stimme ruft: ſchwatz keinen Unſinn, Jan, nun wird erſt recht Hochzeit und die Madam wird uns die Ausſteuer ſchenken. Da liegt die Chriſtine Sophie vor meinem Bett in den Knieen und weiß ſich vor Lachen und Weinen nicht zu helfen. Nun iſt die Geſchichte wirklich zu Ende.“

„Und der Guido iſt jetzt unſer Herr, Großvater?“

„Und was für ein Herr!“

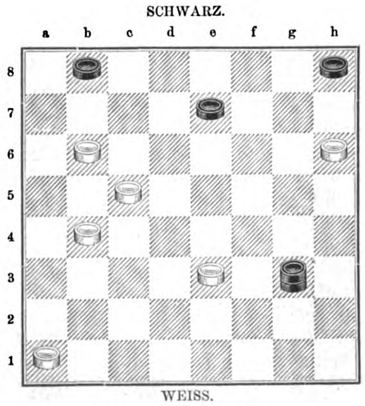
H. Pichler.

Briefkaſten.

E. W. in Magdeburg. Sie teilen uns mit Bezug auf unſern Briefkaſten in Nr. 41 mit, daß in Berlin ein Königl. Inſtitut für Kirchenmuſik unter der Direktion des Profeſſor Haupt exiſtiert und daß man auf demſelben Ihres Wiſſens ausſchließlich Kirchenmuſik ſtudieren könne. Beſten Dank. — Dr. **A. R. in Wimpfen.** Ihre Annahme, daß die Bezeichnung Beefeater für die Diener im Tower von London aus dem altfranzöſiſchen beauffetier, einem, der an des Königs Beauffet (Büffet, Schenktiſch) ſteht, herrührt, iſt keineswegs ſo zweifellos, wie Sie annehmen. Der Verfaſſer hat ſie wohl gekannt, hat ſich ihr aber nicht anſchließen können. — **A. F. in Villafranco de los Barros.** Der Knabe hieß Mortara. Was aus ihm geworden iſt, wiſſen wir nicht. — **V. v. P. in B.** Ende 1883 beſtanden in 48 deutſchen Städten Straßenbahnen mit einer Geſamtlänge von 903 Kilometer Geleiſen. Dieſe Bahnen wurden von 2125 Wagen befahren und dieſe Wagen von 8100 Pferden und 69 Lokomotiven gezogen, wozu noch die elektriſchen Motoren der Linien in Lichterfelde und Frankfurt a. M.-Offenbach kommen. Dieſe Bahnen dürften jedoch kaum zu den Straßenbahnen, d. h. zu den Geleiſeanlagen innerhalb der Städte und ihrer unmittelbaren Vororte zu zählen ſein. Befördert wurden im ganzen etwa 170 Millionen Perſonen, von denen über 70 Millionen auf die Reichshauptſtadt entfallen. In Bezug auf Geleiſelänge der Straßenbahnen ſteht Deutſchland in Europa nur England mit 1079 Kilometer Geleis nach. Die engliſchen Straßenbahnen werden überdies viel ſtärker benutzt als unſere, was ſchon daraus hervorgeht, daß ſie 20122 Pferde und 117 Lokomotiven beſchäftigten und 296 Millionen Paſſagiere beförderten. — Frankreich beſaß Ende 1883 erſt 625 Kilometer Straßenbahnen, wovon 250 auf Paris entfallen und die übrigen ſich auf 21 Städte verteilen.

In unſerer Spielecke.

Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

1. Dreiſilbige Scharade.

Das erſte Silbenpaar hin über Meereswogen
Den goldenen Wagen einſt Cytheren hat gezogen;
Schon ſeinen treuen Sinn die Göttin hat erkannt
Und es zum Liebesboten in alter Zeit ernannt.
So auch gebrauchet wohl in ſchwerer Kriegeszeit
Der Generalſtab ſie als Boten ja noch heut'.
Die dritte Silbe nennt, was ſchon Darius kannte,
Doch weiß ich nicht gewiß, ob er's nicht anders nannte.
Genug er hatt' es ſchon; es wurde nur geritten,
Und nicht per Eiſenbahn, im Wagen oder Schlitten
Wie heut'gentags gefahren, bequem und doch geſchwind.
Vielleicht braucht' er das Ganze, mit Flügelſchlag und Wind.

v. W.

2. Kapſelrätſel.

1) Enthält einen Gott der Griechen und einen altteſtamentlichen Namen, 2) einen Planeten, 3) eine große Stadt, 4) einen Fluß, 5) ein berühmtes Fürſtengeſchlecht.

(1.)

So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
Erwartete. Ein unnatürlich' Rot
Entzündet ſich auf Ihren blaſſen Wangen,
Und Ihre Lippen zittern fieberhaft.

(2.)

„Denn jetzt ſteh' ich als Roderich nicht hier,
Nicht als des Knaben Carlos Spielgeſelle —
Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
Umarm' ich Sie — es ſind die flandriſchen
Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen
Und feierlich um Rettung Sie beſtürmen.“

(3.)

Ich habe menſchlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen, falſchen Schein
Hab' ich verſchmäht mit königlichem Freimut.

(4.)

Es iſt umſonſt, wir haben keine Waffen;
Ihr ſeht den Wald von Lanzen um uns her.

(5.)

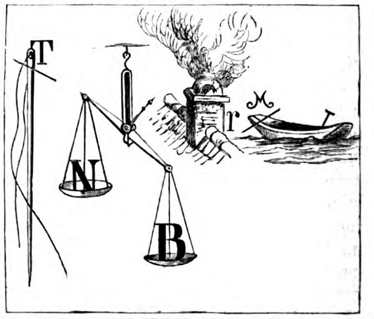
Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß,
— Du kannſt ja alles, Tell, an nichts verzagſt du.

3.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Steht auf manchem Brief geſchrieben,
Und 3, 4, 1 kannſt du ſehn
Jetzt vor römiſch dreizehn ſtehn.
3, 4, 5, 2 kündet hier
Einen Königsnamen dir,
Und 3, 4, 5 jeder kennt
Aus dem alten Teſtament.
7, 5, 5, 3, 4 muß
Nennen einen deutſchen Fluß,
Und 4, 7, 4, 3 trägt,
Was ſein Herr ihm aufgelegt.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 44.

Schachaufgabe.

1. Lh3—c8 Ke3—d4
2. Df1—h3 Kd4—d5:
3. Dh3—d7‡

1. Zweiſilbige Scharade.
Armut.

2. Dreiſilbige Scharade.
Odenwald.

3. Ge dur mit ld „Elde“ ſtatt r: „Geduld“.

Bilderrätſel: Parlament.

4.

S	A	A	L	E
A	L	B	U	M
A	B	E	N	D
L	U	N	G	E
E	M	D	E	N

5. Hannas, Anna — Hiob, Jo.

A. R.

Inhalt: Die kluge Elſe. Schluß. Erzählung von G. v. Beaulieu. — Ferienkolonien. Von F. Anders. Mit 3 Illuſtrationen. — Torilde von Tornau. Schluß. Roman von H. Engelcke. — Windhundshetze. Von H. Vogt. Zu dem Bilde von A. v. Kowalski. — Kombinierbare Rundreiſebillets. Von H. Leuß. — Nützliche Reiſebegleiter. — Zwei deutſche Theologen †. Lange und Dorner. Mit Portraits. — Der Junker zur See. Von H. Pichler. — Abendſtimmung. Bild von Habenſchaden. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Auguſt 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 46.

Ein Meduſenhaupt

Erzählung von **B. Renz.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

„Daß du mir nicht vergißt, der alten Dame perſönlich deine Aufwartung zu machen!“ ſagte mein Vater ſeit geſtern ſchon zum drittenmale. „Sie iſt deine Pate und verlangt dich zu ſehen.“

Wir ſaßen beim Frühſtück und beſprachen juſt meine auf morgen anberaumte Abreiſe in die Garniſon B., der ich ſeit zwei Jahren als hoffnungsvoller Leutnant angehörte. Als ich, mit einem Ei beſchäftigt, nicht gleich dem Vater antwortete, denn der Beſuch bei einem alten, mir gänzlich unbekannten Fräulein hatte nichts eben Verlockendes, fuhr er fort: „Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ſie neulich anfragen ließ, was aus ihrem Patenkinde geworden ſei? Du kannſt es zwar nicht wiſſen, daß ſie, obwohl wir einſt mit ihr in regem Verkehr geſtanden, es dennoch verſchmäht hatte, zu deiner ſeligen Mutter zu kommen, als dieſe auf dem Sterbebette ſie zu ſehen verlangte, um — hm! — Nun, nimm dich ein wenig zuſammen, Kurt, wenn du bei ihr biſt; ſie war immer ein eigenartiger Charakter und iſt wohl jetzt ſehr verbittert. Sie ſoll, ganz abgeſchloſſen, nur für ſich leben, aber ſie iſt reich und — wie geſagt — deine Pate! Wie lange haſt du noch Urlaub?“

„Bis zum Donnerstag, Papa“, ſagte ich ziemlich kleinlaut, „alſo noch fünf Tage. Freitag früh muß ich mich melden.“

„Gut, mein Junge! In Oſchersleben ſteigſt du aus und gehſt auf die Zweigbahn, es iſt kaum ein Umweg zu nennen. Z. iſt übrigens ſehr ſchön gelegen, die alte Stadt auf der feſten Scholle des Harzes; und wenn die Tante Wolter — nämlich „Tante“ wirſt du ſie anreden — dich mit einem kurzen Beſuch abfertigen ſollte, magſt du die Sehenswürdigkeiten der ehrwürdigen Kaiſerſtadt und deren herrliche Umgegend einige Tage genießen. Ich habe dich vorläufig angemeldet und werde dir außerdem, gleichſam als Legitimation, ein verſiegeltes Päckchen anvertrauen, welches du der alten Dame perſönlich übergibſt. — An den Inhalt dieſes Päckchens knüpft ſich eine traurige Geſchichte“, ſetzte mein Vater nach einer kurzen Pauſe hinzu, „du wirſt ſie vielleicht dort erfahren, ich wünſche dies ſogar; ich ſelbſt kann ſie dir nicht erzählen, ſie iſt nicht mein Geheimnis. Vergiß auch nicht, dir das wunderbare Muſeum zeigen zu laſſen“, begann er abermals, „Fräulein Wolter ſammelte ſchon als junges Mädchen allerlei Zeug, Medaillen und Gemmen, Bilder und namentlich alte Prachtgewänder aus früheren Jahrhunderten, Porzellan und Gläſer; und ſeit ihrem — — ſeit jener Zeit, als wir uns entfremdeten, iſt dieſes Muſeum ihr Steckenpferd geworden. Zu ſehen bekommt es ſo leicht niemand; du haſt ja aber eine kleine Paſſion für dergleichen Dinge und kannſt dich vielleicht eben dadurch bei ihr inſinuieren.“

Es war ſo. Ich hatte Geſchmack gefunden an dem Studium der Archäologie, zu dem mich anfangs die pure Langeweile trieb, ſpäter aber wirkliches Intereſſe, als ein höherer Vorgeſetzter, der General von Blankenfelde, der meinen Vater von altersher kannte, mich in ſein Haus zog, mich veranlaßte, ihm bei der Ordnung ſeiner Sammlungen zu helfen, Ankäufe für ihn zu vermitteln, wo er nicht perſönlich auftreten mochte, und ſchließlich die Vorleſungen an der Univerſität zu beſuchen. Er war ein paſſionierter Forſcher und Sammler, und dies wußte mein Vater; was er aber nicht wußte, iſt, daß eben dieſer Vorgeſetzte eine hübſche Tochter beſaß, ſonſt hätte der Reſpekt meines Alten vor meinem ſcheinbar ſo ernſten Studium der Altertumskunde wohl bedenklich Schiffbruch gelitten, denn mein Vater war ohne Vermögen und der General mit der hübſchen Tochter ebenfalls, dank jener Sammelwut. Und wenn auch alles andere gepaßt hätte, hier mußte der abſolute Mangel des nervus rerum das harte, entſcheidende Wort ſprechen, das Wort, welches die jungen Herren im zweifarbigen Tuch mehr zu haſſen pflegen, als die feindlichen Kugeln. Dazu kam noch, daß mein Vater, der als penſionierter Juſtizbeamter jetzt in ſeiner Heimat Braunſchweig von einer mäßigen Penſion lebte, auf mich und eine reiche Heirat ſeine Hoffnung geſetzt hatte zu gunſten meiner drei unverheirateten älteren

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Schweſtern, deren eine ſeit dem Tode der Mutter die kleine Wirtſchaft führte, die beiden anderen aber bei Verwandten ſich befanden als „Stütze der Hausfrau.“ Herzlich gute, aber ſehr unbedeutende Mädchen!

„Bon, Papa!“ erwiderte ich, „es ſoll das Mögliche geſchehen, um die alte Dame zufriedenzuſtellen. Aber du nennſt ſie konſequent „Tante“; wie iſt denn die Verwandſchaft?“ Mein Vater errötete leicht. Dann ſagte er: „Die alte Dame iſt eine entfernte Kouſine von mir — das heißt, ihre Großmutter und mein Großvater waren Geſchwiſter; ich nannte ſie nie anders als „Bäschen.“ Wieder ſchwieg er und griff nach ſeinem Thee.

„Sie iſt wohl ſchon recht alt?“ unterbrach ich die Stille.

„Ich zähle fünfundſiebzig Jahre“, war die Erwiderung, „und ſie iſt acht Jahre jünger. Dein verſtorbener Onkel, mein armer Bruder Kurt, war einſt ein feuriger Verehrer des damals ſo ſchönen Fräulein Wolter — Apropos! Geh doch jedenfalls in Uniform zu ihr, ich wünſche es aus beſonderen Gründen; dein Onkel Kurt ſtand nämlich in demſelben Regiment, dem du jetzt angehörſt — hm — — Und wenn ſie auch mein Haus nie mehr betrat, dich nie geſehen hat, ſo war ſie es doch, die durch den General von Blankenfelde, ebenfalls einen alten Anbeter, deine Annahme im X-ten Regiment ermöglichte. Sie hat den Rock, den du jetzt trägſt, einſt ſehr gerne geſehen und — der ihn damals trug, hieß ebenſo wie du — Sie hat ihn wohl nie vergeſſen!“

Die Sache fing an, intereſſant zu werden. Eine mir gänzlich unbekannte „Tante“, von der ich heute zum erſtenmale hörte, vielleicht Erbtante; eine wunderliche Perſönlichkeit, in einem alten hochgiebligen Hauſe ihre Kunſtſchätze hütend, umwoben von Gott weiß welch geheimnisvollen Geſchichten! Ein ebenſo geheimnisvolles Päckchen in meiner Taſche als Schlüſſel zu dieſer von der Welt getrennten Exiſtenz! Und — ſie liebte die Uniform, und die Uniform ſtand mir gut, das ſagte mir der Spiegel täglich. Glück zu! Was konnte aus dieſem allen emporblühen für mich und meine Ilſe, die ich ſo herzlich liebte! —

Am folgenden Nachmittag gegen vier Uhr ſtand ich auf dem Bahnhofe zu Z., bezaubert von der prächtigen Ausſicht auf die mächtige, in blauen Duft gehüllte Bergkette des Harzes, deſſen Laubwälder der Herbſt bereits mit gelben Tinten gezeichnet hatte. Auch der Anblick der alten Stadt mit ihren zahlreichen Warttürmen entzückte mich, und des hoch auf dem Berge gelegenen Schloſſes, deſſen Urſprung bis in das zehnte Jahrhundert verſetzt wird. Aber ein Hotelwagen wartet nicht; ich mußte einſteigen und gelangte durch eine Reihe ſehr enger, faſt düſterer Straßen nach dem Markte und vor den Gaſthof zum „Bär“, wo ich mein Standquartier aufſchlagen wollte. Eine halbe Stunde ſpäter befand ich mich ſchon auf dem Wege zum Fräulein Wolter, die in einem der älteſten Stadtteile wohnen ſollte. Ein halbwüchſiger Junge führte mich. „Kennſt du das alte Fräulein?“ fragte ich.

Der Bengel ſchüttelte den Kopf. „Die kennt niemand“, ſagte er dann, „aber die Rieke kenne ich, der muß ich manchmal was vom Markte nach Hauſe tragen.“

„Wer iſt denn die Rieke?“

„Rieke iſt die jüngſte“, lautete die rätſelhafte Antwort.

„Die jüngſte? — Hat das Fräulein denn — —?“ Die Frage wollte nicht über meine Lippen.

„Was heißt das, die jüngſte?“

„Die anderen ſind älter“, war die logiſche Erwiderung. „Rieke muß die anderen alten Mädchen bedienen und die älteſte bedient wieder die alte Mamſell; ‚immer aufwärts!‘ ſagt meine Mutter.“

„So? Du ſprichſt alſo von den Dienſtmädchen oder Kammerjungfern?“

Der Bengel ſah mich verſtändnislos an, dann führte er mich in eine enge, ziemlich lange Sackgaſſe, welche, zwiſchen den hohen Wänden der Nachbarhäuſer gelegen, durch eine maſſive Thür geſchloſſen wurde. Ein Meſſingklopfer an derſelben und daneben ein Schild mit dem Namen „Wolter“ belehrte mich, daß ich an Ort und Stelle ſei. Der Junge verſchwand nach Empfang des verſprochenen Groſchens. „Sie müſſen tüchtig klopfen!“ rief er noch zurück.

Das geſchah. Aber faſt erſchrak ich bei dem Lärm, der ſich nun erhob; es dröhnte, als hätte ich ein indiſches Tamtam in Schwingungen verſetzt und gleichzeitig erfolgte der laute Proteſt von Tauſenden von Sperlingen aus dem Hofe her, die ich jedenfalls in ihrer beſchaulichen Ruhe geſtört hatte. Endlich wieder tiefe Stille. Schon hatte ich die Hand abermals nach dem ſchweren Klopfer ausgeſtreckt, als eine unangenehm raſſelnde Schelle ertönte, dann das Kreiſchen einer Thür, Schritte wurden hörbar, die ſich langſam näherten, und nun öffnete ſich eine kleine Klappe in der Pforte, die ich vorher nicht wahrgenommen, und eine weibliche Stimme fragte: „Was beliebt?“

„Ich wünſche dem Fräulein Wolter meine Aufwartung zu machen.“ — „Mamſell Wolter iſt nicht zu ſprechen“, tönte es ziemlich unartig zurück.

„Iſt ſie krank?“

„Hm — ja — ein ganz klein wenig unwohl.“

Der weibliche Cerberus bemühte ſich augenſcheinlich, durch den engen Spalt meine Perſönlichkeit zu erforſchen.

„Aber, liebe Rieke“, wagte ich einzuwenden, „das gnädige Fräulein erwartet mich ja! Melden Sie nur, der Leutnant von Herberſtein wäre angekommen.“

Ein Paar ſehr erſtaunte Augen richteten ſich nochmals auf mich, dann wurde die Klappe leiſe geſchloſſen und die Schritte entfernten ſich langſam, wie ſie gekommen. Hier galt es, Geduld zu faſſen; ich zog unwillkürlich die Uhr und wartete. Ein Glück, daß die einſame Gaſſe mich vor den Blicken Neugieriger ſchützte.

Endlich wieder das Raſſeln der Schelle, dasſelbe Kreiſchen der Hausthür, die allmählich näher kommenden Tritte, und Rieke öffnete mir die Pforte, nicht ohne einen leiſen Anflug von Humor im Geſichte. Sie trug einen ſchwarzen wollenen Stoff ohne jeden Putz, darüber eine blütenweiße Latzſchürze und auf dem Kopfe eine ebenſo weiße, knapp anliegende Haube. Den Hof, den ich zunächſt betrat, zierten zwei rieſige Wallnußbäume, unter denen Blätter und grüne Nußſchalen lagen; wahrſcheinlich hatte man erſt kürzlich die Früchte geerntet. Zur Rechten und Linken befanden ſich Stallungen und andere Hofgebäude und vor mir lag das altertümliche, maſſive Wohnhaus, zu deſſen mächtiger Thüre fünf Sandſteinſtufen emporführten. Das zweiſtöckige Gebäude mit dem hohen, wappengeſchmückten Frontiſpiz, der zopfige Schmuck der ſteinernen Fenſterſimſe, die ſtarken, gebauchten Eiſengitter vor derſelben, die in Blei gefaßten, halb erblindeten kleinen Scheiben und eine unheimliche Stille, die über dem Ganzen lag, mahnten, in Verbindung mit der nonnenartigen Geſtalt der guten Rieke, an eine längſt vergangene Zeit.

Schon neigte ſich der klare Oktobertag zu Ende, und den großen Flur, den wir jetzt betraten, füllte bereits das Abenddunkel, doch konnte ich einen prächtigen Kronleuchter von Meſſing erkennen, welcher unter der gebräunten Decke hing und den Neid jedes Kenners erregen mußte. Rieke führte mich, lautlos voranſchreitend, die ſteinerne Treppe hinan, über einen faſt dunklen Korridor und öffnete dann ein Zimmer, welches die letzten Strahlen der untergehenden Sonne erhellten, und in ihrem Scheine, da ſaßen ſie vor dem Kamine, leibhaftig wie die Parzen, zwei ſteinalte Frauengeſtalten, jede ein Spinnrad vor ſich, und Rieke nahm eben wieder Platz in der Reihe als dritte und jüngſte, obwohl ſie ſchon ihre fünfzig zählen mochte.

Zu oberſt, etwas getrennt von ihnen in einem Armſtuhl, deſſen Lederbezug ſchwarz war vom Alter, erblickte ich eine alte Dame, deren edles Geſicht und vornehme Haltung mich berechtigten, ſie als die geſuchte Tante zu erkennen. Sie trug übrigens denſelben klöſterlichen Anzug, wie ihre Dienerinnen. Der Raum, den dieſe wunderbare Geſellſchaft bewohnte, ſchien das gemeinſame Speiſezimmer zu ſein; mein flüchtiger Blick fiel auf einen ſchweren eichenen Tiſch in der Mitte der Stube, umgeben von vier ſteiflehnigen Stühlen und ebenſoviel Fußbänken, auf einen antiken, prachtvoll geſchnitzten Kredenztiſch und auf zahlreiche Ölbilder an den Wänden, meiſtens Stillleben darſtellend. Auf dem Kaminſims hatte ſich, neben einer großen bunzlauer Kaffeekanne mit Taſſen und Zubehör, eine weißbunte Katze plaziert, die mich ſchläfrig anblinzelte.

Die Mütze unter dem linken Arm war ich im Begriff, meine devoteſte Verbeugung zu machen, aber ſchon ſtand die alte Dame vor mir, und, mir beide Hände reichend, ſagte ſie mit einer ſanften, wohlklingenden Stimme: „Willkommen in meinem Hauſe, Kurt von Herberſtein, und Dank Ihnen und Ihrem lieben Vater, daß Sie meiner Einladung folgten!“ Ein ungemein freundliches Lächeln zog um den feinen Mund und die dunklen Augen leuchteten wie aus dem Geſichte einer Zwanzigjährigen. „Oder darf ich mein Patenkind mit „du“ anreden?“ ſetzte ſie hinzu.

Ich bat ſelbſtverſtändlich um dieſe Gunſt, indem ich die ſchmale Hand reſpektvoll küßte und die Grüße meines Vaters beſtellte. Die ganze Erſcheinung der alten Dame machte einen wunderbaren Eindruck auf mich; es war, als zöge ein Gefühl der Ehrfurcht und des Vertrauens mich zu ihr hin, als hätte ich ſie jahrelang gekannt. Wie ganz anders hatte ich ſie mir gedacht!

„Komm, lieber Kurt“, fuhr ſie raſch fort, „wir wollen in meine Stube gehen, wo wir ungeſtört plaudern können. Quartier vermag ich dir leider nicht anzubieten in dieſem Altjungfernſitz; du biſt wohl im ‚Bär‘ abgeſtiegen?“

Ich reichte ihr den Arm, indem ich die letzte Frage bejahte und führte ſie durch mehrere Zimmer in eine große, dreifenſterige Stube, indem Rieke, voranſchreitend, uns die ſchweren dunkelgebeizten Thüren öffnete. Alte, uralte prachtvolle Möbel ſchmückten dieſen Raum, Ölgemälde in breiten Goldrahmen, meiſt lebensgroße Porträts zierten die Wände und auf Tiſchen und Kommoden ſtanden verſchiedene jener aus Eichenholz künſtlich geſchnitzten, moſaikartig gezierten Truhen, die vor drei Jahrhunderten in keinem Gemache vornehmer Damen fehlen durften. Zwei ebenſo alte, mit prächtigen Elfenbeinſkulpturen gezierte Schränke nahmen den Raum zu beiden Seiten der Thüre ein, die ſich unter Riekes Händen eben wieder geräuſchlos ſchloß.

Das alte Fräulein bemerkte meine neugierigen Blicke. „Dies Zimmer, lieber Kurt“, ſagte ſie, „iſt mein Allerheiligſtes; in dieſen Schränken und Truhen verwahre ich meine beſten Stücke. Ich bin nämlich Sammlerin, habe von meinem ſeligen Vater eine prächtige Kollektion alter Bilder, Münzen und Gemmen und zugleich auch deſſen Paſſion geerbt — —. Aber vielleicht intereſſierſt du dich nicht für dergleichen?“

„Im Gegenteil!“ fuhr mir heraus; ich wußte plötzlich nicht, wie ich ſie anreden ſollte.

„Ei, das freut mich ja ſehr!“ rief ſie und ihre Augen leuchteten. „Aber laß uns doch recht gemütlich miteinander verkehren und nenne mich nur immerhin ‚Tante‘, oder ‚Tante Lotte‘. Wir ſind ja ein wenig verwandt, wenn auch ſehr entfernt.“

Alſo „Tante“ und „Sie“ dachte ich; und ſo war es richtig.

In dieſem Augenblick erſchien eine andere der Parzen mit einem Tablett, auf welchem eine Flaſche Franzwein, Gläſer und köſtliche Birnen prangten. Tante Lotte ſchenkte die winzig kleinen Gläſer voll und begann mit ihren feinen Händen einige der Birnen zu ſchälen. Ab und zu blickte ſie mich forſchend an; ſie war augenſcheinlich tief erregt und um die Lippen zuckte es ihr wunderbar.

„Wem ſiehſt du nur ähnlich, Kurt?“ fragte ſie dann; „ich kann dich nicht unterbringen, und doch ſpricht ſo Bekanntes aus deinen Zügen.“ Ich lachte. „Ich ſoll ja wohl meiner verſtorbenen Mutter ähnlich ſein.“

„Deiner Mutter? Nimmermehr!“ rief die alte Dame, und ein fremder, ſchier feindlicher Zug glitt über das eben noch ſo freundliche Geſicht.

„Das wolle Gott verhüten!“ ſetzte ſie tief aufatmend hinzu. „Aber trinke doch.“

Was hatte das zu bedeuten? Hier lag mehr vor, als eine bloße Abneigung; aus dieſem ſo ſtürmiſch geäußerten Proteſt ſprach Haß und Abſcheu — Haß gegen meine Mutter. — —

Ich, das jüngſte Kind meiner Eltern, ein „Spätling“ wie mein Vater mich nannte, war um faſt ſechzehn Jahre jünger als meine jüngſte Schweſter und hatte meine Mutter gar nicht gekannt; ſie ſtarb vier Wochen nach meiner Geburt. Aber ich wußte — woher? vermag ich nicht beſtimmt anzugeben — daß ſie, eine geborene Gräfin Storben, ebenſo herrſchſüchtig wie ſtolz geweſen war, und daß die Ehe meiner Eltern nicht zu den glücklichen gehört hatte. — Und nun dieſer leidenſchaftliche Widerſpruch der Tante Lotte, der noch die Röte der Erregung auf dem Geſichte lag. Jetzt fielen mir auch ſo manche Äußerungen meiner Schweſtern und der alten Muhme ein, die im Elternhauſe das Gnadenbrot genoß; auch die Äußerung meines Vaters, daß die alte Dame, die hier vor mir ſaß, ſich einſt geweigert hatte, an das Sterbebett meiner Mutter zu eilen — Sie ſah doch eigentlich ſo milde, ſo gut aus. — Was ſollte ich ihr erwidern?

„Liebe Tante, ich habe Ihnen etwas zu übergeben“, begann ich nach einem peinlichen Schweigen, während deſſen es im Zimmer ſo ſtill war, daß man den Holzwurm ticken hörte, und zog das kleine Päckchen hervor. „Mein Vater hat mir anbefohlen, es perſönlich in Ihre Hände zu legen; auch läßt er Sie bitten, daß Sie einer längſt Heimgegangenen vergeben wollen.“

Haſtig nahm ſie das Päckchen und öffnete es mit zitternden Händen. Ein kleines Billet von der Hand meines Vaters, deſſen ſteife Schrift ich ſofort erkannte, fiel zunächſt heraus. Sie ergriff es und las, und wieder glitt eine tiefe Röte über ihre Züge; dann legte ſie beide Hände auf das Päckchen und beugte den Kopf tief auf ſie herab, und ein leiſes Schluchzen ging durch die Stube.

„Es ſind zweiundvierzig Jahre vorübergegangen, ſeit ich dieſes Kleinod zum letztenmale in meinen Händen hielt“, begann ſie nach einer langen Pauſe, „dieſes Kleinod, das mir auf ſo rätſelhafte Weiſe entwendet wurde, zu einer Zeit — — o, es war eine furchtbare Zeit, die mich alles deſſen beraubte, was mir teuer auf Erden. — Und nun läßt mir dein Vater ſagen: ‚Vergib einer Heimgegangenen.‘“

Wieder verſtummte ſie, indem ſie den Brief aufnahm, um ihn abermals zu leſen. „Dein Vater ſchrieb mir neulich folgendes“, begann ſie alsdann, einen andern Brief aus ihrer Taſche nehmend: ‚Ich fand geſtern beim Ordnen alter Papiere aus dem Nachlaß meiner verſtorbenen Frau ein Schmuckſtück, welches Ihnen einſt gehörte und teuer war. Darf ich es Ihnen ſenden durch meinen Sohn und darf ich die Bitte wagen, nicht grübeln zu wollen, wie es in meine Hände gelangte?‘ — Und nun liegt er vor mir, dieſer Zeuge der köſtlichſten Zeit meines Lebens! O, jetzt wird mir vieles klar! Es war deine Mutter, Kurt! — verzeihe mir, daß ich es ausſpreche, — deine Mutter, die mir dies Geſchenk des treueſten Freundes raubte, deſſen Beſitz ſie mir nicht gönnte, deſſen Werbung um meine Hand ſie zu hintertreiben ſuchte! Vielleicht hätte ſie geſiegt, aber eine höhere Macht löſte das Band, das uns für die Ewigkeit geknüpft ſchien. — — — Vielleicht hat ſie auf dem Sterbebette mir abbitten wollen, was ſie verſchuldete. — — Aber ich will nicht mehr grübeln, ich will mich freuen, daß ich wieder beſitze, was mir ſo teuer, und will deinem Vater danken. — Hat er dir erzählt von meinem Schickſal?“ — Ich verneinte.

„Er that recht“, ſagte ſie, dieſelben Worte meines Vaters gebrauchend, „es iſt ja nicht ſein Geheimnis. Aber du ſollſt es dennoch erfahren, wenn auch nicht aus meinem Munde; du mußt es wiſſen, denn ich habe Pläne vor mit dir, die es erfordern, daß du meine traurige Geſchichte kennſt. Ich glaube, in deinen Zügen zu leſen, daß du ein echter Herberſtein biſt, brav wie dein Vater — und, wie er war, mein armer, teurer Kurt. Und nun weiß ich auch, wem du gleichſt — Du haſt Glück, Kurt von Herberſtein! — — Und ich — meine Tage ſind gezählt, ich möchte doch ſo gern noch einmal glückliche Menſchen ſehen.“

Sie ſchwieg und füllte mein Glas aufs neue und trank ebenfalls. „Für heute genug, lieber Kurt“, ſagte ſie, mit mir leiſe anklingend. „Nimm es mir nicht übel, daß ich dich bitte, mich zu verlaſſen; die Mahnung an eine traurige Zeit ſtürmt zu plötzlich, zu ergreifend auf mich herein, ich muß allein ſein mit den Erinnerungen, die deines Vaters Sendung ſo mächtig weckte. Morgen, zum Mittageſſen, erwarte ich dich um drei Uhr, dann ſollſt du alles erfahren, auch ſehen, was in dieſem Etui verborgen iſt. Es iſt eine Wohlthat, die mir dein Vater erwieſen, Gott ſegne ihn dafür!“

Feierlich klangen die in kurzen Abſätzen geſprochenen letzten Worte und feierlich ſah auch das Greiſenantlitz aus, feierlich und glücklich zugleich.

Schweigend erhob ich mich und küßte die zitternde Hand, dann verließ ich ſchnell das Gemach. Noch ſaßen die drei Parzen am Kamin und ſpannen, aber Rieke erhob ſich gleich und brachte mich über den Hof bis zur Pforte. „Guten Abend, Herr Leutnant!“ lautete ihr freundlicher Gruß. — — —

Am folgenden Tage pünktlich drei Uhr ſtand ich wieder vor Tante Lotte, in derſelben Stube, wo ich geſtern die überraſchende Mitteilung empfing. Aber noch ein Gaſt war anweſend, ein alter

Herr mit ſchneeweißem Haar und weißer Halsbinde, den mir die Tante als ihren Jugendfreund und geiſtlichen Berater vorſtellte, den Paſtor John von der St. Petrigemeinde, welcher die alte Dame ſeit ihrer Geburt angehörte. Der greiſe Mann ſchüttelte mir herzlich und freundlich die Hand, und Fräulein Wolter, die heute wie verklärt ausſah, belehrte mich, daß Herr Paſtor John es auf ihr Bitten übernommen habe, mir nach Tiſche die Details mitzuteilen, deren Kenntnis notwendig ſeien zur Beurteilung meines künftigen Verhältniſſes zu ihr.

„Dein Vater, lieber Kurt“, ſchloß ſie, „hat mir in dem geſtern empfangenen Briefe die Erlaubnis hierzu erteilt; indes, — mich würde die Erzählung zu ſchmerzlich aufregen, vielleicht auch“ — hier blickte ſie den geiſtlichen Herrn an — „zu parteiiſch ausfallen, und darum bat ich meinen alten Freund, das Amt zu übernehmen; er kennt ja die Verhältniſſe mindeſtens ebenſo genau, wie ich. Und nun wollen wir zu Tiſche gehen.“

Paſtor John bot ſeiner alten Freundin den Arm und führte ſie in ein Zimmer, wo der Tiſch mit drei Kouverts gedeckt war, und ich folgte. Wie gemütlich war doch alles in dieſem Hauſe, und wie aufregend zugleich für den Liebhaber antiker Kunſtſchätze, die in jedem Raume faſt verſchwenderiſch zur Schau geſtellt waren, ein wahres Muſeum. Dieſes kleine Zimmer enthielt mehrere Schränke, hinter deren Glasthüren reiche Kollektionen koſtbarer Porzellane, Majoliken und Pokale ſichtbar waren; ein antiker Kredenztiſch war ebenfalls reich beſetzt mit den Erzeugniſſen mittelalterlicher Kunſtfertigkeit, und an den Wänden auf zierlichen Konſolen hatten zahlreiche Porzellanfiguren und Figürchen Platz gefunden. Selbſt das einzige Fenſter des kleinen Gemaches beſtand aus antiken Glasmalereien, die Leidensgeſchichte darſtellend, und auf jedem einzelnen der Bilder bemerkte ich die Jahreszahl 1532.

Der geiſtliche Herr ſprach ein kurzes Gebet, und dann begann eine völlig ungezwungene, ich möchte ſagen, heitere Stimmung ſich geltend zu machen, die mannigfache kleine Scherze der beiden alten Leute hervorrief, während Rieke mit unerſchütterlichem Ernſt die Aufwartung beſorgte. „Sage mir nur, Kurt“, fragte Tante Lotte im Laufe des Geſpräches, „woher haſt du das Intereſſe für archäologiſche Studien? Daß du ſolche in der That betreibſt, zeigte mir vorhin eine ganz flüchtig hingeworfene Bemerkung über jene Figuren; du haſt ſehr richtig dieſe als Meißner- und jene als Sevresporzellan bezeichnet, das Alter jener Delfter Fayencen erkannt und ſofort das koſtbarſte Stück der Sammlung, die kleine Vaſe dort, herausgefunden. Von deinen Eltern haſt du dieſe Paſſion nicht geerbt.“

„Nein, liebe Tante“, erwiderte ich, „mein Vater wenigſtens hat wohl nie einen Schritt auf dieſes hochintereſſante Gebiet gethan. Ich verkehre aber in B., in dem Hauſe meines Brigadekommandeurs, der dieſes ſchöne Studium mit wahrem Enthuſiasmus betreibt und ein, vielleicht zu paſſionierter, Sammler iſt, und —“

„Biſt du auch ein paſſionierter Liebhaber?“ unterbrach mich Tante Lotte. Ein faſt ſchelmiſches Lächeln ſpielte um den Mund der alten Dame. Ich mußte ebenfalls lachen. „Nein, Tante, aber ich würde es ſein, wenn ich die Mittel beſäße; natürlich nur nach Maßgabe meiner pekuniären Verhältniſſe.“

Fräulein Wolter lachte herzlich.

„Wer iſt denn dieſer General?“ fragte Paſtor John, und warf ihr einen verſtändnisvollen Blick zu, den ich gewiß nicht bemerken ſollte.

„Von Blankenfelde“, erwiderte ich; „ein ſehr liebenswürdiger Herr, dem ich es — zum Teil wenigſtens — verdanke, daß ich bei dem X-ten Regiment angenommen wurde. Er iſt ein alter Freund meines Vaters und ich — ich habe ihn ſehr lieb —“

„Von Blankenfelde?“

Tante Lotte blickte plötzlich auf ihren Teller; wieder ſchien es mir, als zöge ein Lächeln über ihr Geſicht. Der Paſtor aber ſah mich offenbar ganz erſtaunt an, als hätte ſich irgendwo in nächſter Nähe ein Wunder ereignet. „Von Blankenfelde?“ wiederholte er tief errötend, „von Blankenfelde?“

„Kennen Sie den General, Herr Paſtor?“ forſchte ich.

„Er war einſt kein ſeltener Gaſt dieſes Hauſes“, erwiderte die alte Dame ſtatt des Geiſtlichen, „und ich darf hinzufügen, ein gern geſehener Gaſt. Aber, wie iſt mir denn, Kurt — er ſoll ja wohl eine hübſche Tochter haben?“

Jetzt war es an mir, zu erröten, und ich mochte es wohl gründlich beſorgen, denn der alte Herr hob drohend die Zeigefinger: „Alſo utile cum dulci? Ja, ja, hab' mir's gleich gedacht, das Loblied klang gar zu verräteriſch!“

„O nein, gewiß nicht!“ verſuchte ich mich zu verteidigen. Aber ſie lachten beide und die Tante belehrte mich, daß ſie weder meinen Vater und ſeine Familie, noch ihre früheren Bekannten gänzlich aus den Augen gelaſſen, vielmehr über ihr Leben und Treiben, ſowie über ihre Schickſale ziemlich genau unterrichtet ſei. „Auch dich kenne ich beſſer, als du glauben magſt, Kurt“, ſchloß ſie, „aber ich bin mit dir leidlich zufrieden, ſonſt würde ich dich nicht aufgefordert haben, zu mir zu kommen; und lügen kannſt du ebenſowenig, wie die Herberſteiner alle, das haben wir eben geſehen. Meinen alten Freund hier habe ich aber doch ein wenig überraſcht“, ſagte ſie lächelnd und reichte dem Geiſtlichen die Hand; „von deinen Beziehungen zu Blankenfelde und — ſeiner Tochter wußten Sie nichts. Nicht wahr, lieber John? Doch nun genug; ich gehe ein Stündchen in den Garten, unterdes wird Herr Paſtor dir, lieber Kurt, eine gar ernſte Geſchichte erzählen, alſo höre aufmerkſam zu.“

(Schluß folgt.)

Haus und Schule in Frankreich.

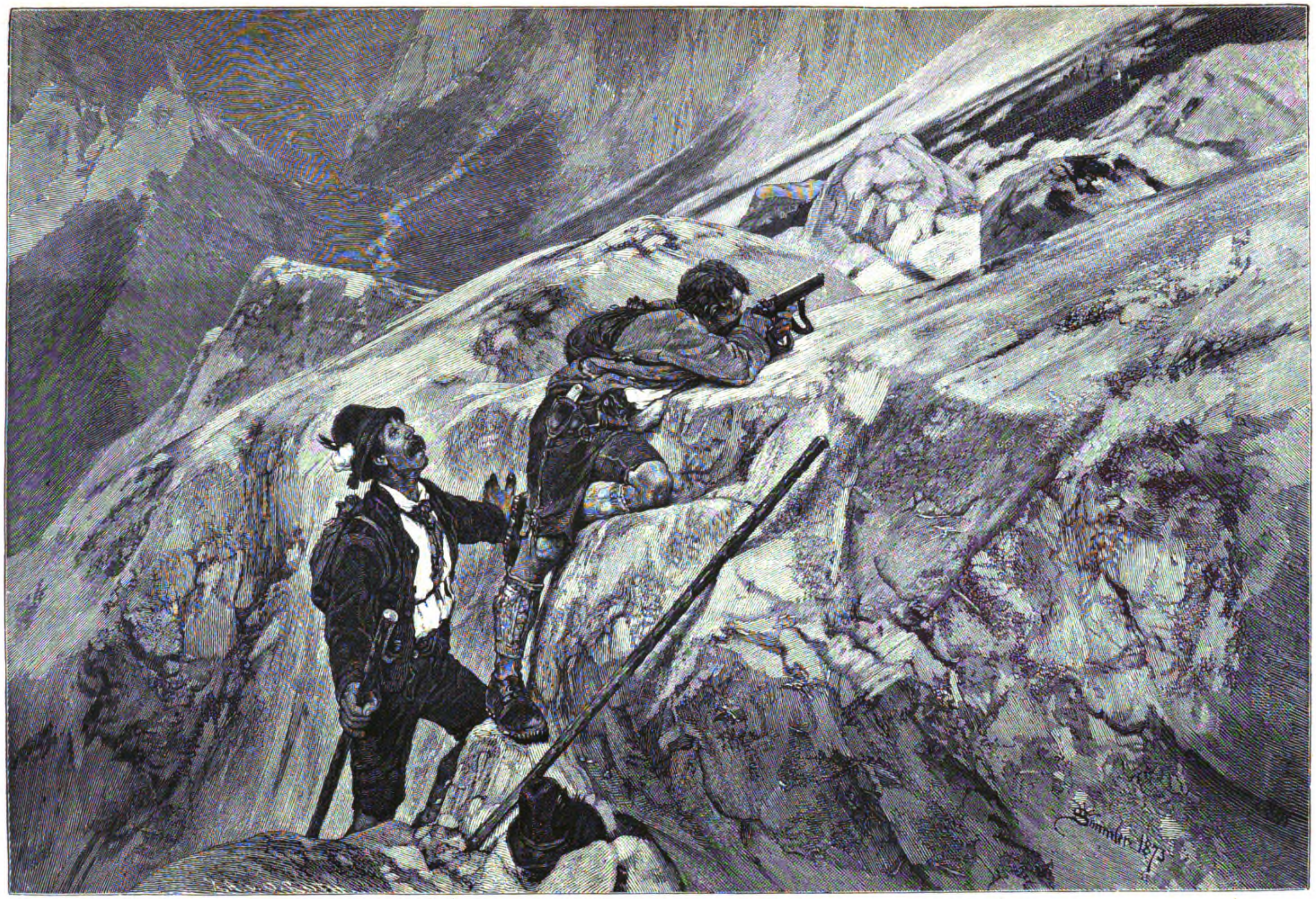
Skizzen von Stephan Waetzoldt.

V. Die Franzöſin und ihre Bildung.*)

Auf den Promenaden der großen deutſchen Städte, in der Viktoriaallee zu Berlin, in den Parkwegen an der Alſter oder im Wiesbadener Kurgarten taucht aus der Menge einfach oder mit geſchmackvoller Vornehmheit gekleideter Damen oft plötzlich eine blendende Toilette auf, die aller Augen auf ſich zieht, ein Anzug, der, wie die Franzöſin ſagt, „die Mode von übermorgen“ darſtellt. Alles wendet ſich um; neidiſche und ſpöttiſche Blicke folgen der übereleganten Erſcheinung. Man kann wohl auch die Äußerung hören: „Das iſt gewiß ein Pariſer Koſtüm.“ Vielleicht ſind Hut, Kleid und Mantel wirklich direkt aus Paris verſchrieben, aus dem Atelier der „bonne faiseuse“, möglicherweiſe ſogar von dem großen Worth, dem erſten Damenſchneider, der in der Rue de la Paix reſidiert, entworfen, — aber eine Pariſer Toilette iſt das nicht, und eine Franzöſin iſt ihre Trägerin wahrſcheinlich auch nicht. Das iſt eine Braſilianerin, eine Ruſſin, eine deutſche Jüdin, die feſt überzeugt iſt, daß ſo und nicht anders die vornehme Damenwelt von Paris ſich kleidet. Was ſie trägt, iſt die in Paris zu koloſſalen Preiſen ausſchließlich für den Export ins Ausland gefertigte Mode, oder ein „rossignol“, ein auffallender Ladenhüter, den der Geſchmack der Franzöſin beharrlich zurückgewieſen hat, eine verfehlte Erfindung „gerade gut genug für die Fremden“. Was traut man der Franzöſin, und der Pariſerin im beſonderen, im Auslande oft für geſchmackloſe Albernheiten in der Kleidung zu! Man hat ja im neuſten Boulevardroman geleſen von der Marquiſe von X., die 100 000 Frank Kleiderſchulden in einem Jahre machte; auch beſchreiben ja die deutſchen Feuilletoniſten in Paris mit ernſter Gewiſſenhaftigkeit jede neue Robe, welche die Pierſon oder Sarah Bernhard oder die Samary in dem neuſten „Sittendrama“ getragen hat. Und wie erſtaunt manche Ausländerin, wenn ſie zum erſtenmal in den elyſäiſchen Feldern ſpazieren fährt und faſt nur dunkel gehaltene, einfach ausſehende Toiletten erblickt. — Die Franzöſin aus gutem Hauſe beſitzt nicht nur einen ererbten und anerzogenen ſichern Geſchmack, ſondern auch Selbſtändigkeit genug, ſich nichts aufreden zu laſſen, das nicht für ſie und den Zweck des Anzuges paſſend iſt. Die Kleidung der echten Pariſerin, namentlich ihr Promenadenkoſtüm, iſt einfach und harmoniſch; allerdings iſt gerade dieſe Einfachheit oft recht koſtbar. Die ungeheuren, ganze Straßenviertel umfaſſenden Magazine des Bon Marché, des Louvre, des Printemps, in denen man außer Eßwaren und Brennholz ſo ziemlich alles für den Hausbedarf kaufen kann, bieten indes auch der weniger wohlhabenden Franzöſin die Möglichkeit, ſich harmoniſch zu kleiden. Die Pariſerin kauft am liebſten Kleid, Hut, Mantel, Stiefeletten, Schirm, Handſchuhe, Strümpfe zugleich, und dieſe Geſamttoilette wird dann täglich benutzt. Es iſt auch wenig Sitte, ein

---

*) Vgl. I. No. 4. II. No. 8. III. No. 22. IV. No. 34.


Simmler 1873

Mühſam erreichtes Ziel. Gemalt von W. Simmler.

gutes Kleid für beſondere Feſttage zu ſparen, das dann nach eingehenden Konferenzen mit der Nähterin und nach ernſthafter Vergleichung der letzten Modeblätter in eine neue Façon gebracht wird. Dafür fehlt aber auch dem Anzug der älteren Franzöſin das gemütlich Konſervative einer deutſchen Matrone. Unſere Frauen und Mädchen haben als Deutſche ein gutes Recht anders zu ſein und „Mamas gutes ſeidnes Kleid“ noch in der Erinnerung heilig zu halten. So wolle der gute Genius des deutſchen Wäſcheſchrankes uns auch noch lange bewahren vor der „praktiſchen“ amerikaniſchen Sitte der ſechs Hemden, ſechs Strümpfe und ſechs Taſchentücher, welche drüben die junge Frau mit in die Ehe bringt. — Eine größere Freiheit in der Wahl der Farben, lichtere Kleider, bunte Bänder und helle Sonnenſchirme geſtattet ſich die Pariſerin nur auf dem Lande und im Seebade. Neuerdings gewinnt in Paris die engliſche Mode, nicht zum Vorteil der franzöſiſchen Frauen, immer mehr Boden. Das Jungenhafte in der Kleidung, das der anders erzogenen und anders gebauten Engländerin anſtehen mag, paßt der geſchmeidigen, lebendig-anmutigen Franzöſin gar nicht. Engliſch iſt auch die neue Sitte, den Landaufenthalt möglichſt auszudehnen, engliſch iſt der billige Five-o'clock-tea mit ſeinen Cakes und dem Kokettieren mit Redebrocken aus Regent-Street und dem Hyde Park.

In dem Familienleben der beſſeren Stände Frankreichs vermiſſen wir Deutſchen beſonders die innige Herzens- und Geiſtesgemeinſchaft zwiſchen Mann und Frau. Der Grund liegt in der Art, wie die Ehen dort geſchloſſen werden, in dem ſtärkeren Hervortreten der rechtlichen Natur der Ehe und in der Erziehung der Mädchen. Herzensehen ſind ſelten, und es iſt anzuerkennen, daß bei den geſchäftsmäßig-verſtändigen Heiraten, die in den beſſeren Ständen Regel ſind, ſich doch ſoviel verhältnismäßig glückliche Ehen finden. Ein leichtſinniges Eheſchließen ohne ſorgſame Erwägung der wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Folgen iſt überaus ſelten. Eltern, Tanten, Freunde ſuchen dem jungen Manne, „der ein Ende machen will“, wie man in Paris ſagt, eine paſſende Partie. Vor allen Dingen wird darauf geachtet, daß die ſoziale Stellung und das Vermögen von beiden Seiten ſich ungefähr entſprechen. Für den Reichtum gelten beim Manne auch wohl ein alter Name, vornehme Verbindungen, oder Ausſicht auf eine große Karriere als Erſatz. Verlobungsanzeigen in unſerm Sinne ſind nicht Sitte. Bei uns Germanen wird ſeit uralter Zeit das Verlöbnis als das Bindende betrachtet, bei den Romanen nur der Schluß der Ehe. Dem Bräutigam wird nach vorgängiger Beſprechung mit den Eltern der Braut über die Beſuchstage, geſtattet, „ſeine Cour zu machen“. An beſtimmten Abenden ſieht er ſeine Braut in Geſellſchaft, im Theater oder im Salon des Elternhauſes, nie aber allein, das verbietet die Sitte; nie lernt er ſie im Hauskleide kennen. Länger als ein halbes Jahr dauert das Verlöbnis ſehr ſelten; ehe man nicht ſicher heiraten kann, verlobt man ſich eben nicht. Eine junge Franzöſin ſchaut ſehnſüchtiger nach einem Gemahl aus als ein deutſches Mädchen ihres Alters; denn nur die junge Frau genießt volle geſellſchaftliche Rechte und Freiheiten. Das Mädchen dagegen ſteht unter einer uns unverſtändlichen, lächerlich kleinlichen Aufſicht, die ihr jede Möglichkeit freier Bewegung raubt, ſie völlig unſelbſtändig läßt bis zum Hochzeitstage. Ihre Lektüre, ihr Gang, ihre Blicke, das was ſie ſehen oder nicht ſehen darf, wird mit einer Ängſtlichkeit bewacht, die jedes Vertrauen in die innere Feſtigkeit und Reinheit eines weiblichen Charakters ausſchließt. — Iſt das Töchterlein nun glücklich verlobt, dann ſtellen Mutter, Schweſtern, Tanten den Trouſſeau, die Ausſtattung, fertig. Der Bräutigam ſpendet die Corbeille, urſprünglich ein Körbchen, in dem er der Braut Schmuck, Spitzen, Koſtbarkeiten bietet; dieſe Sitte iſt wohl der letzte Reſt des einſtigen Brautkaufes. Indeſſen haben auch die beiderſeitigen Notare die Ehepakten aufgeſetzt, in denen genau beſtimmt iſt, wieviel von jeder Seite in die Ehe zugebracht wird, und vor allem unter welchem régime die Gatten leben ſollen: ob die Frau ihre Mitgift behält (régime dotal) und der Mann nur den Mitgenuß derſelben hat, oder ob Gütergemeinſchaft herrſchen ſoll (régime de la communauté). Feierlich werden nun in reichen Familien die Verwandten und die nächſten Freunde zur Unterzeichnung der Ehepakten geladen. Dieſe Signature du contrat iſt eine Haupt- und Staatsaktion. Ihr folgt die Civiltrauung vor dem Bürgermeiſter, denn in Frankreich iſt Monsieur le maire überall zugleich Standesbeamter; er umgürtet ſich zu dieſem Akte mit der dreifarbigen Schärpe. Die geſellſchaftliche Sitte verlangt in Frankreich gebieteriſch die kirchliche Einſegnung der Ehe. Und da jenſeits des Rheines ſchlimmer faſt als eine Schlechtigkeit ein Verſtoß gegen die geſellſchaftliche Sitte beurteilt wird, da der Franzoſe der „Herdenmenſch“, wie er ſein ſoll, iſt, ſo wagt auch der radikalſte Freidenker kaum, ſich mit dem Civilakt zu begnügen, es ſei denn, daß ſein Geſchäft Anarchiſt oder Atheiſt iſt und er dafür im Frack Reklame machen kann.

Eine Eheſcheidung gab es in Frankreich bis vor wenigen Wochen nicht. Der Unermüdlichkeit des Abgeordneten Naquet iſt es endlich gelungen, ein dahingehendes Geſetz zur Annahme zu bringen. Die Wirkung, welche dieſe Loi Naquet auf die ſocialen Sitten der Franzoſen haben wird, iſt noch unüberſehbar. Die Gerichte konnten bis dahin nur eine Trennung der Gatten ausſprechen. Hieraus erklärt ſich einmal die größere Vorſicht in der Eheſchließung, dann aber auch die Vorliebe der franzöſiſchen Dramatiker und Romandichter für Probleme der Ehe. Die Ehegatten lernen ſich erſt nach der Hochzeit wirklich kennen, während bei uns in einer durchſchnittlich längeren Verlobungszeit und bei dem unbefangeneren Verkehr der Brautleute beide ſich beurteilen lernen, ehe ſie ſich fürs Leben binden. Wir müſſen zugeſtehen, daß es kaum einen packenderen Stoff für den franzöſiſchen Romancier geben kann als dieſen: Mann und Frau zeigen ihr wahres Weſen erſt nach der Hochzeit; ſie ſtoßen ſich ab, haſſen ſich; aber das Band, das ſie zwingt, iſt unlöslich. — Man darf es ſagen, daß in der beſſeren franzöſiſchen Geſellſchaft es bislang eine ſeltene Ausnahme iſt, wenn Mann und Frau in ihren ſittlichen und religiöſen Anſchauungen übereinſtimmen. Eine tiefe Kluft trennt hier faſt immer die fürs Leben Verbundenen, und wenig geſchieht von beiden Seiten, ſie auszufüllen. Die Männer ſind zum überwiegenden Teile, mit Ausnahme des Adels, völlig indifferent, ſkeptiſch, materialiſtiſch geſinnt, mit einer gewiſſen geiſtigen Tournüre, durch die ſie ſich und andere über ihre Hohlheit hinwegtäuſchen. Sie ſind eben Söhne ihrer Zeit. Wie bei uns nehmen ſich die wenigſten die Mühe, finden die wenigſten die Zeit, in dem aufreibenden Leben des Tages ſich zu ſammeln, das Woher? und Wohin? zu überdenken und ſich eine eigene Weltanſchauung zu bilden. Die Frauen der beſſeren Geſellſchaftskreiſe ſind dagegen bigott katholiſch oder modern emanzipiert; die geſunde Mitte iſt ſelten. Auch ein radikaler Skeptiker, wenn er ſonſt der Bourgeoiſie angehört, duldet es recht gern, wenn ſeine Frau zur Meſſe geht. Er findet die Religion für ſeine Frau notwendig als Garantie ihrer Treue, ſie iſt ihm ein bequemer Schutz. Allen ernſthaften Fragen und dem tieferen Wiſſensbedürfniſſe ſeiner Frau geht er am liebſten vorſichtig aus dem Wege; er hält es mit dem Satze: „Wir wollen uns gegenſeitig nicht genieren.“

Das Ideal, welches der Durchſchnittsfranzoſe ſich von der Frau macht, kam recht deutlich in den letzten beiden Jahren zu Tage gelegentlich der ſcharfen Federkriege, die um die Mädchenerziehung in Frankreich geführt wurden. Welche Klagen wurden laut darüber, daß nun die echte Franzöſin aus der Welt verſchwinden werde, die wenig poſitives Wiſſen, aber viel Geſchmack, wenig ſolide Bildung, aber allerlei niedliche Fertigkeiten beſaß. Man denke nur: all die Geographie, Kosmographie, Mathematik, die ihr in den zierlichen Kopf gepfropft werden ſollte! Von Geographie z. B. braucht eine Frau doch nicht mehr zu wiſſen, als ſie aus den Fenſtern des Eiſenbahnkoupees geſehen hat; Monſieur weiß ja gemeinhin ſelbſt nicht viel mehr davon. „Alles Weibliche, Naive, ſo klagt einer, wird verſchwinden. Gelehrte, bebrillte, ungeſchickte Scheuſälchen werden in zehn Jahren anſtatt der anmutigen und eleganten Pariſerinnen von heutzutage unſere Salons bevölkern. Die reizendſte Frau bleibt die, welche in dem Augenblicke wo ſie gewagt hat, über etwas anderes als Muſik, Toilette, Klatſchgeſchichtchen zu ſprechen, ſich mit einem naiven Lächeln umwendet und ſagt: „N'est-ce pas que j'ai dit une bêtise?“ — Dieſe bittere Fehde um das Wiſſen der Frau wird geführt, weil der Staat endlich Ernſt machte mit der Organiſierung des Mädchenſchulweſens, das bis dahin unter nomineller Aufſicht des Staates lediglich in den Händen der Kirche und der Privaten gelegen hatte. — Bis vor zwei Jahren gab es für Mädchen der beſſeren Stände in Frankreich nur drei Möglichkeiten der Bildung: das Kloſter, das Penſionat oder Privatunterricht im Hauſe. Auf 42 421 Knabenſchulen jeder Art, die Frankreich im Jahre 1876 beſaß, kamen nur 29 126 Mädchenſchulen. Dabei iſt zu berückſichtigen, daß auch auf dem Lande die Mädchen nicht von dem Lehrer, ſondern in beſonderer Schule von einer Lehrerin oder Schulſchweſter unterrichtet werden. Die Töchter des Adels und angeſehener Bürgerfamilien läßt man am liebſten im Kloſter erziehen. Schweſtern von den Urſulinerinnen, Viſitandinen, Benediktinerinnen widmen ſich der Mädchenerziehung mit Vorliebe. Jedes Lehrerinnenexamen in Paris führt vor die Prüfungskommiſſion eine Anzahl junger Nonnen, die nicht ſelten die beſten Zeugniſſe davontragen. Das berühmteſte und faſhionabelſte klöſterliche Erziehungsinſtitut iſt das Sacré Cœur in den weiten, vornehmen Räumen des alten Hotel Biron zu Paris. Die böſe Welt behauptet, daß auch viele der ärgſten Atheiſten und Demokraten von Fach ihre Töchter heimlich im Kloſter erziehen laſſen. Die wiſſenſchaftliche Bildung iſt dort, ſoweit ich ihre Reſultate kennen zu lernen Gelegenheit hatte, eine recht äußerliche. Großes Gewicht wird außer auf die religiöſe Erziehung gelegt auf die Pflege der ſogenannten arts d'agrément, als Muſik, Zeichnen, Malen, feine Handarbeiten. Allerlei grüne, rote, blaue Schürzenbänder, Kreuzchen und Medaillen dienen als Auszeichnung und Abzeichen. Auch jetzt noch iſt es nicht ſelten, daß die jungen Mädchen direkt aus dem Kloſter ſich verheiraten. — Die erſte Laienſchule für Mädchen errichtete im Jahre 1686 Frau von Maintenon in dem berühmten Inſtitute zu St. Cyr für die Töchter von Offizieren Ludwigs XIV, die im Felde geblieben waren. Hier war Leben und Zucht ſchon freier geſtaltet. „Il faut égayer l'éducation des enfants“, ſagte Frau von Maintenon mit Recht. Man vergleiche nur mit den Regeln von St. Cyr z. B. das Règlement de Sœur Sainte-Euphémie (Jacqueline Pascal) in dem Janſeniſtenkloſter von Port-Royal. Hier durften die Mädchen nie laut ſprechen, nur zwiſchen zwei Nonnen einzeln hintereinander gehen, nie auf den Gängen ſtehen bleiben. Außer dem Katechismus lernen ſie nur Leſen und Schreiben und „Sonntags ein wenig Rechnen.“ „Sie ſollen alle ihre natürlichen Neigungen bekämpfen, die Pflege ihres Körpers gering achten und nur daran denken, daß ſie einſt ein Fraß der Würmer werden“, ſagt Jacqueline Pascal. Dabei kamen die Mädchen zuweilen ſchon im Alter von drei bis fünf Jahren in das Kloſter. Wer wollte es da der edlen Frau von Sévigné verdenken, wenn ihr großmütterliches Herz ſich zuſammenkrampft bei dem Gedanken, daß ihr kleines „Enkelherzchen“ Marie-Blanche de Grignan mit fünf Jahren ins Kloſter zu Aix geſchickt wird. Fénélon ſpricht traurig von dem „Dunkel der tiefen Höhlen, darinnen die Jugend der Mädchen begraben und verſchloſſen wird“. Im Vergleich zur Kloſterzucht war St. Cyr ein Ort der Freiheit; für die Aufführungen der Zöglinge dieſes Stiftes ſchrieb Racine die Dramen Athalie und Eſther. Und doch durften ſelbſt hier die Kinder nur viermal im Jahre, je eine halbe Stunde, Mutter oder Verwandte ſehen; für alle Briefe gab es fertige Formulare. Den Zöglingen, welche St. Cyr verließen, wurde von Staatskoſten eine Ausſteuer, eine Mitgift und ein Bräutigam geliefert. Dasſelbe verfügte Napoleon i. J. 1809 für die beiden von ihm geſtifteten Anſtalten in St. Denis und St. Ecouen, in denen die Töchter der Ehrenlegionäre erzogen wurden. — Die Frage der Frauenbildung und Frauenzukunft hat die edelſten Geiſter Frankreichs beſchäftigt: Fleury, Fénélon, Rollin, Voltaire, Rouſſeau. Das Dictionaire de l'Encyclopédie ſagt über die Kloſtererziehung die kurzen Worte: „Iſt es möglich, daß weibliche Weſen, welche auf die Welt verzichtet haben, ehe ſie dieſelbe kannten, die Erziehung von Mädchen leiten können, deren Beſtimmung es iſt, einſt in der Welt zu leben?“ Hier kommt der unverſöhnliche Gegenſatz zwiſchen dem Beruf des Weibes in der menſchlichen Geſellſchaft und dem Leben der Nonne zum klaren Bewußtſein. Bedeutende Frauen: Madame Necker de Sauſſure, Madame de Genlis, Madame Lambert ſchrieben und wirkten für vernünftige Mädchenerziehung. Madame Campan hebt hervor, daß die Tochter in die Familie gehört, ſie verurteilt mit Recht das Syſtem der Mädchenerziehung außer dem Hauſe, im Kloſter oder im Inſtitut.

Die Privatinſtitute für höhere Mädchenbildung in Frankreich ſind Externate oder Internate, mit ſehr verſchiedenen Bildungszielen. Sie unterſcheiden ſich in ihren Einrichtungen, ſoweit ich dieſelben kenne, nicht weſentlich von ähnlichen deutſchen Anſtalten. Anders iſt allerdings die Art des Unterrichts. Die fremden Sprachen werden ausſchließlich mechaniſch, zum Zwecke praktiſchen Gebrauches gelernt; von der Bedeutung, welche ſie für die intellektuelle Erziehung haben, weiß man ſo gut wie nichts. Lächerlich ängſtlich iſt man in der Auswahl der Lektüre, und die „Häppchen-Litteratur“, die nirgend ein Ganzes bietet, die nichts eindringlich behandelt, das Einlernen von fertigen Urteilen, die ſchriftlich und mündlich wiederholt werden (ſogenannte appréciations) iſt ſehr im Schwange. Auch in Deutſchland ſoll das noch vorkommen. Mehr noch als bei uns zu Lande graſſiert in Frankreich die Klavierſeuche; und da die Franzöſin durchſchnittlich weniger muſikaliſche Begabung hat als die Deutſche, ſo iſt die Qual der ſich dieſer Modenarrheit zulieb die franzöſiſchen Mädchen unterwerfen müſſen, faſt noch größer, und das Reſultat iſt geringer.

Es iſt erklärlich, daß im Verhältnis nur wenige Familien in der Lage ſind, ihren Töchtern allen Unterricht im Hauſe erteilen zu laſſen. Doch ſchätzt man die Zahl dieſer Familien in Paris allein auf 10—12000. Hier unterrichtet außer der Gouvernante die Privatlehrerin, die am Ende jeder Stunde eine Marke (cachet) bekommt; hat ſie zwanzig beiſammen, ſo liefert ſie dieſelben ab und wird bezahlt; man nennt dieſe Art der Lehrthätigkeit courir le cachet.

In alle dieſe Zuſtände ſoll nun die loi Sée, das Geſetz vom 21. Dezember 1880 eine große und gute Veränderung bringen. Dies Geſetz ſchafft etwas für Frankreich ganz Neues, nämlich ſtaatliche und ſtädtiſche höhere Töchterſchulen (Lycées et Colléges de filles). Auch ſind in Fontenay und in Sèvres große ſtaatliche Lehrerinnenſeminare eingerichtet. Die erſte ſtaatliche höhere Töchterſchule wurde in Montpellier eröffnet. Am 13. Oktober 1883 iſt in Paris, inmitten des lateiniſchen Viertels, Rue Saint-André des Arts, in einem ausgedehnten Gebäude, das der Staat einer Buchhändlerfirma für drei Millionen Frank abgekauft hat, das erſte Mädchenlyceum eingeweiht worden. Das Schulgeld beträgt 150 Frank, die Halbpenſion 550, für die drei unteren, je 50 und 75 Frank mehr für die zwei oberen Klaſſen. Die Lehrpläne dieſer neuen Mädchenſchulen enthalten viel Intereſſantes. Sie machen den Eindruck von Idealen, denen die Wirklichkeit unmöglich ganz entſprechen kann. Dieſe neuen Anſtalten ſind Externate, in denen die Schülerinnen nur den Unterricht erhalten, oder in Halbpenſion ſind; abends kehren ſie ſtets in die Familie zurück. Allerdings iſt, wo ein Bedürfnis ſich herausſtellt, auch die Einrichtung von Internaten in Ausſicht genommen, über die aber zur Zeit Näheres, ſoviel ich weiß, noch nicht feſtgeſetzt iſt. Die Mädchen, welche im durchſchnittlichen Alter von zwölf Jahren eintreten, müſſen in einer Aufnahmeprüfung ein beſtimmtes Maß von Kenntniſſen darlegen. Elementarunterricht wird an dieſen Anſtalten, die zum Enseignement secondaire gehören und mit den Gymnaſien und Realſchulen in gleicher Linie ſtehen ſollen, nicht erteilt; die Einrichtung von Vorſchulen (classes préparatoires) iſt indes freigeſtellt. Im „Unterkurſus“ (Klaſſe V, IV, III), welcher dreijährig iſt, wird unterrichtet; in den beiden „Oberklaſſen“ (II, I), die je einen Jahreskurſus umfaſſen, tritt an Stelle des Unterrichts der Cours — die Vorleſung. Das Aufſteigen in die höhere Klaſſe iſt jedesmal an Verſetzungsprüfungen gebunden. Die Schülerinnen der I. Klaſſe erhalten nach abgelegtem Examen eine Art Abiturientenzeugnis (diplôme de fin d'études). — Obligatoriſche Unterrichtsgegenſtände ſind unter anderm: Ethik, Pſychologie, zum mindeſten eine fremde Sprache (deutſch oder engliſch), antike und moderne Litteratur, Geſundheitslehre, Hauswirtſchaftslehre, Grundbegriffe des Privatrechts und der Staatsverfaſſung, Gymnaſtik, Handarbeiten. In den beiden Oberklaſſen iſt fakultativ: Latein, Singen, Zeichnen. Die beiden letzten Gegenſtände ſind in den drei Unterklaſſen ebenfalls obligatoriſch. Der „Unterkurſus“ ſoll eine abgeſchloſſene Bildung geben; Mädchen, welche mit ca. 15 Jahren die Schule verlaſſen, alſo nicht in die Oberklaſſen eintreten, erhalten beim Abgang ein Certificat d'études. In einem ſechſten Jahre können Schülerinnen im Alter von

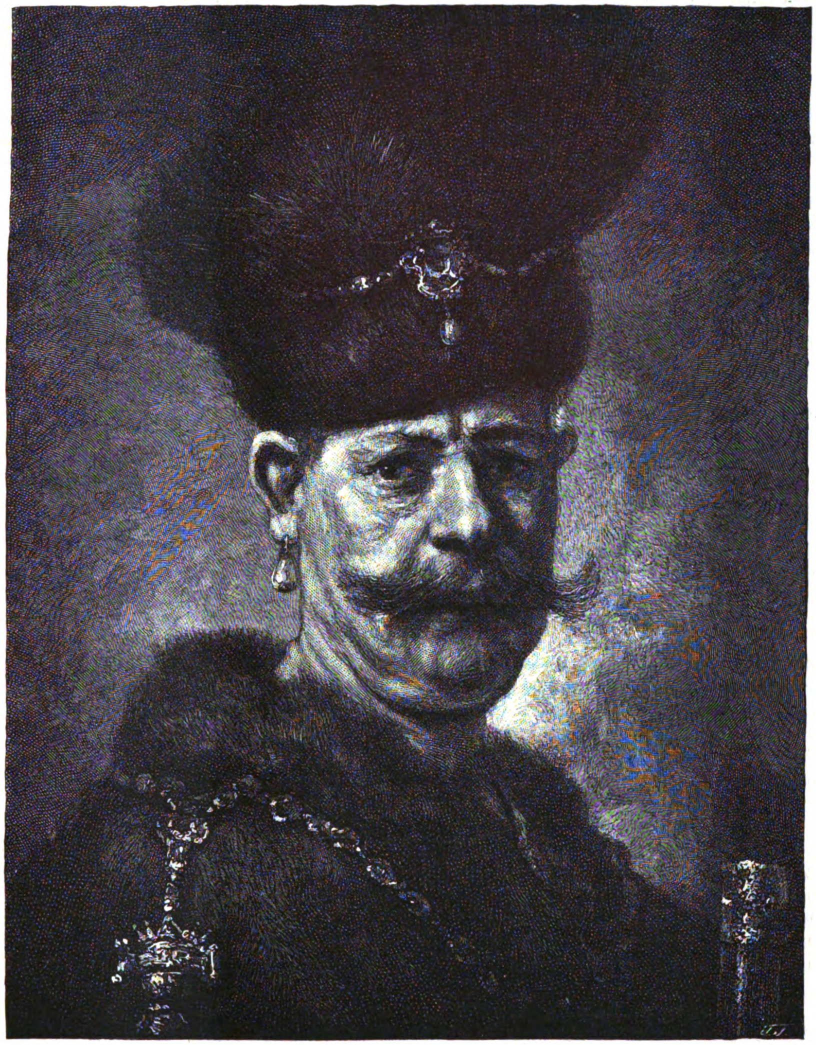
17—18 Jahren für Lehrerinnenſeminare vorbereitet werden, und ſchon in der oberſten Schulklaſſe kann ein pädagogiſcher Kurſus ſtattfinden. Eigentümlich iſt den franzöſiſchen Mädchenſchulen auch die Beſtimmung, daß beim Eintritt in die Oberklaſſen die Schülerin, im Alter von 15 Jahren, ihre Vorleſungen ſelbſt ſich auswählt, je nachdem ſie mehr zu mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen oder litterariſch-hiſtoriſchen Studien neigt. Doch muß der allgemeine Stundenplan ſo eingerichtet ſein, daß eine Schülerin, wenn ſie will, alle Vorleſungen beſuchen kann.

Dieſe ſtaatlichen und ſtädtiſchen höheren Mädchenſchulen ſtehen ebenſo wie die Lehrerinnenſeminare unter der Leitung von Frauen (directrice). Das Lehrperſonal beſteht aus geprüften Lehrern und Lehrerinnen. An die Möglichkeit, daß einem Manne die Leitung eines Mädcheninſtituts anvertraut werden könne, wird in Frankreich gar nicht gedacht. Eine ſolche Idee iſt bei der gauloiſerie unſerer Nachbarn von vornherein lächerlich. Der Direktor eines Mädchengymnaſiums wäre in Frankreich über Nacht eine ſtändige und keine ſehr ſaubere Operettenfigur geworden. Die Direktorin bezieht jährlich 4000—6500 Frank Gehalt; Lehrer und Lehrerinnen, ohne Unterſchied des Geſchlechts, 3000—4200, Hilfslehrer 2500—3400, die Répétitrice, die bald den Namen pionne tragen wird, 1600—2400 Frank. In Paris ſteigen dieſe Gehälter um je 500 Frank. Die Direktorin und einzelne Lehrerinnen wohnen in der Anſtalt; wenn ſie verheiratet ſind, mit Familie. Es kann alſo leicht vorkommen, daß die Frau Direktorin als Vorgeſetzte ihrem Manne, der nur Lehrer iſt, gegenüber auftritt. Überblickt man die einzelnen Klaſſenlehrpläne, in denen nach franzöſiſchem Gebrauch für alle Anſtalten der Republik ein einheitliches Penſum bis ins Detail feſtgeſetzt iſt, ſo gewinnt man ſchnell die Überzeugung, daß es ſich hier in all den ſchönen Wiſſenſchaften nur um die Beibringung der allereinfachſten Grundbegriffe handeln kann. Donnerstag und Sonntag ſind ganz ſchulfrei; der erſtere Tag ſoll, wenn nötig, in der Familie zu freien Arbeiten verwendet werden. Die Tageseinteilung iſt die folgende: die Schülerin kommt um 8 Uhr morgens zur Anſtalt. Von 8—9 Uhr iſt Klaſſe; dann eine viertelſtündige Pauſe. Von 9¼—10 Uhr Klaſſe. An drei Wochentagen kehren die Mädchen um 10 Uhr nach Hauſe zurück, nur die Halbpenſionäre bleiben und haben von 10½—12 Uhr Arbeitsſtunde. An zwei Tagen iſt die Zeit von 10½—12 für alle zu Handarbeiten und Gymnaſtik beſtimmt. Um dieſe Unterbrechung des Unterrichts zu verſtehen, muß man ſich erinnern, daß in Frankreich das Déjeuner zwiſchen elf und zwölf Uhr eingenommen wird und eine Hauptmahlzeit bildet, der das Diner erſt am Abend zwiſchen 6 und 7 Uhr folgt. — Nachmittags iſt von 2—3 Uhr Klaſſe, dann Pauſe und noch eine Stunde von 3¼—4 Uhr. Von ½2—2 haben die Halbpenſionäre noch Arbeitsſtunde. Um 4 Uhr kehren die meiſten Mädchen ins Elternhaus zurück; die Halbpenſionäre bleiben, mit einer Zwiſchenpauſe von 45 Minuten, noch für ein bis zwei Stunden, kehren demnach, je nach Wunſch der Eltern, erſt gegen 6 und 7 Uhr zurück.

Die Zahl der wöchentlichen Stunden beträgt in allem 24½, alſo, da der Donnerstag ganz frei bleibt, täglich im Durchſchnitt 5 Stunden. Von dieſen 24½ Stunden werden wöchentlich 8—9 auf Zeichnen, Muſik, Gymnaſtik, Handarbeiten verwandt. Die Behörde empfiehlt auch, die beiden fremden Sprachen nicht zugleich, ſondern nacheinander treiben zu laſſen. Die Elementargrammatik des Lateiniſchen iſt als fakultativ aus den ſehr zutreffenden Gründen eingeführt, daß Lateiniſch einmal die Mutterſprache des Franzöſiſchen iſt, und daß man die Mädchen in den Stand ſetzen will, ſpäter als junge Mütter die erſten Studien ihrer Söhne überwachen zu können. — Religionsunterricht wird außer der Schulzeit in der Anſtalt von katholiſchen und evangeliſchen Geiſtlichen erteilt; keiner derſelben darf im Hauſe wohnen. In der franzöſiſchen Schule vertritt jetzt den Religionsunterricht der Unterricht in der „bürgerlichen Moral“. — Auch in den Mädchenſchulen tritt die in Frankreich überall hochgehaltene Pflege der Mutterſprache wohlthuend hervor. So ſchreibt der Lehrplan der II. Klaſſe (15—16 Jahre) außer mündlichen und ſchriftlichen Übungen im Gebrauch der Mutterſprache vor: Grundriß der Geſchichte der franzöſiſchen Sprache. — Hiſtoriſche Grammatik. Überſetzungen aus dem Altfranzöſiſchen und aus der Litteratur des XVI. Jahrhunderts, ſpeziell aus der Chanſon de Roland und den Chroniſten der Kreuzzüge Villehardouin und Joinville. — Geſchichte der franzöſiſchen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Renaiſſance und von da bis zum Auftreten Corneilles. — Übungen im Vorleſen nach künſtleriſchen Geſichtspunkten. — Im Lehrplan derſelben zweiten Klaſſe finden wir außerdem zum Beiſpiel: Geſchichte der griechiſchen Litteratur mit Proben aus den größten Dichtern. Von deutſchen Dichtungen ſoll die Schülerin in dieſem Jahre leſen: Schillers Wilhelm Tell, Goethes Iphigenia in Tauris und ausgewählte Gedichte beider. Dazu kommen (auf dem Lehrplan) hiſtoriſche und geographiſche Abſchnitte in deutſcher Sprache und Schillers Abfall der Niederlande. — In der Ethik (Moral) wird in demſelben Jahre über folgende Punkte geſprochen: Pflicht und Vergnügen; moraliſches Gefühl und Luſtgefühl; Pflicht und perſönliches Intereſſe. Beziehungen zwiſchen dem Privatintereſſe und dem Staatsintereſſe. — Die reine Pflicht. — Kritiſche Überſicht über die Hauptſyſteme der Moral; am Schluß Darſtellung der Ethik Kants. Dazu ſollen Abſchnitte aus bedeutenden Moraliſten geleſen und erläutert werden. Schade, daß die Herren nicht mitgeteilt haben, wie das alles bewältigt werden ſoll. Man ſpricht davon, daß hier wie in den Gymnaſien, um der Form zu genügen, von vielen nur der Anfang durchgenommen werde.

In allen Schulen, von der Volksſchule bis zur Univerſität, hat die Republik den in einem durchweg katholiſchen Lande wie Frankreich doppelt ſchwierigen Kampf gegen die Übermacht des katholiſchen Klerus aufgenommen, doch nicht nur gegen dieſen, ſondern gegen alle Religion, gegen jeden Glauben. Wozu dieſer Kampf die jetzt herrſchende Partei ſchon geführt hat, das möge die folgende Stelle aus einem „Katechismus der bürgerlichen Moral“ zeigen, der für Volksſchulen von einem Schüler Paul Berts, des Phyſiologen und einſtigen Unterrichtsminiſters Gambettas, verfaßt iſt: „Lehrer: Was iſt Gott? — Schüler: Ich weiß es nicht. — L.: Woher kommen wir? — Sch.: Ich weiß es nicht. — L.: Wohin gehen wir? — Sch.: Ich weiß es nicht. — L.: Schämſt du dich nicht, ſo unwiſſend zu ſein? — Sch.: Nein, denn es iſt keine Schande, das nicht zu wiſſen, was noch kein Menſch hat wiſſen können.“ — Im Kampfe gegen die katholiſche Kirche vernichtet der Radikalismus auch viel Edles und Gutes. Iſt es nicht ſchon erſtaunlich, daß die Dekrete der Regierenden in Paris auf die Gefühle der Millionen von Bauern in der Provinz, die zum überwiegenden Teile fromm ſind, gar keine Rückſicht nehmen, daß die Regierung der „Freiheit“ dieſe ihre Freiheit Leuten aufzwingt, die von ihr nichts wiſſen wollen? In dem Milliardenbudget Freycinets ſpielten die Dorfſchulbauten neben den Eiſenbahnbauten eine große Rolle; aber für die ſchönen neuen Schulhäuſer ſind nicht genug Lehrer, vor allem keine Lehrerinnen zu finden. In die einſamen, armen Gebirgsdörfer der Auvergne, Savoyens und der Cevennen, in die melancholiſchen Heiden der Betragne mag ſich keiner ſchicken laſſen. Dort lehrten die Frères ignorantins, dort die Ordensſchweſtern, die beide nicht das Ihre ſuchten und für ihre Unterhaltung faſt nichts beanſpruchten. Aus den ſtaatlichen Krankenhäuſern und Irrenanſtalten hat man gegen den Rat der Ärzte die Schweſtern vertrieben, die in hingebendſter Aufopferung um Gottes willen pflegten; an ihre Stelle hat man hochbezahlte Wärterinnen geſetzt und — wie ſich erwarten ließ — ſehr ſchlechte Erfahrungen mit der Sittlichkeit und dem Pflichtgefühl derſelben gemacht.

Der Grund, warum der Gegendruck gegen die Republik bei der weitverbreiteten Mißſtimmung, die ihre Geſetze hervorrufen, nicht ſtärker iſt, liegt darin, daß die Konſervativen Frankreichs, der Adel und das reiche Bürgertum, wohl ſehr viel reden und jammern, aber nichts zu thun wagen. Man mag eben ſeine perſönliche Sicherheit, ſeinen Beſitz, den behaglichen Lebensgenuß nicht aufs Spiel ſetzen, und wenn einmal etwas Ernſtliches gegen die Republik zuſtande käme, dann fiele ja die Rente! Was würde die Börſe ſagen! Bei dem herrſchenden Materialismus und dem raffinierten Lebensgenuß der beſitzenden Franzoſen hat die Republik für ihren Beſtand wenig zu beſorgen. Und ſolange jeder in Frankreich, außer dem ganz Beſitzloſen, nur zu verlieren fürchtet, ſobald er ſich gegen die herrſchende Staatsordnung wendet, ſo lange können auch wir Deutſche, will mir ſcheinen, trotz aller Schreier und Schreiber da drüben in Frieden wohnen.



Kopf eines Orientalen. Von Rembrandts Gemälde im Muſeum der Eremitage zu St. Petersburg.

Die verhängnisvolle Bowle. Humoreske aus dem Soldatenleben von Hermann Ferſchke.

Daß der einzige Sohn eines Bankiers etwas anderes, als Bankier werden könne, das wäre dem Herrn Kommerzienrat Bachmann auch im Traume niemals eingefallen. Am wenigſten aber kam ihm dieſe Idee, wenn er in ſeinem Kontor vor den eiſernen Kaſſenſchränken auf und ab ſpazierte, während die Kommis lautlos bei ihren Büchern und Korreſpondenzen beſchäftigt waren und ſein einziger Sohn Arthur, den Kontorbock reitend, ebenfalls die vier Spezies des Geldgeſchäfts anſcheinend eifrig verarbeitete. Wie geſagt, daß das jemals anders werden könnte, davon hatte der Herr Kommerzienrat keine blaſſe Ahnung. Hätte er aber ſeinem Arthur ins Herz ſehen können, dann würde er bemerkt haben, daß dieſer ganz etwas anderes darin verarbeitete, — nämlich eine Idee. Und dieſe Idee, von der ſein Herr Vater, wie geſagt, keine Idee hatte, war eben nichts anderes, als die feſte Überzeugung, daß er ſeinen Beruf verfehlt habe und daß es die höchſte Zeit ſei, dieſen Fehler wieder gut zu machen.

Herr Arthur Bachmann war nämlich im vorigen Herbſt Reſerveleutnant bei dem Trainbataillon ſeines heimatlichen

Armeekorps geworden und hatte ſoeben als ſolcher eine ſechswöchentliche Übung bei demſelben abſolviert. Statt des Kontorbocks hatte er ein wirkliches Pferd geritten, die Wachtpoſten hatten, wenn er ſporenklirrend die Straßen entlang raſſelte, das Gewehr vor ihm angefaßt und der alte Hausdiener, der ihn ſonſt aus alter Angewohnheit und Anhänglichkeit immer nur „Herr Arthur“ nannte, hatte ihn „Herr Leutnant“ angeredet und im Hausflur ſtramm militäriſch vor ihm Front gemacht. So etwas kitzelt. Und nun war der kurze Traum des Glückes dahin. Die Uniform hing oben im Kleiderſchrank, die Wachtpoſten kehrten ſich nicht mehr an ihn, ja ſelbſt der alte Hausdiener hatte ſeine reſpektvolle Haltung wieder aufgegeben und nannte ihn wieder in alter Weiſe „Herr Arthur.“ So etwas deprimiert oder, deutſch geſagt, verſchnupft. Herr Bachmann junior ſtellte alſo Vergleiche zwiſchen früher und jetzt an und verfiel dabei, wie geſagt, auf die Idee, daß er ſeinen Beruf verfehlt habe und daß er zum Soldaten geſchaffen ſei. Von der Idee zum Entſchluß iſt bei Leuten von Initiative nur ein Schritt. Somit faßte er den Entſchluß, als Offizier in den aktiven Dienſt überzutreten und dem väterlichen Kontor Valet zu ſagen, obwohl er ſich der Schwierigkeit, ſeinen Entſchluß zur Ausführung zu bringen, in anbetracht der Geſinnung ſeines Vaters vollkommen bewußt war. Dergleichen Differenzen im Familienleben ſchlichten und ebnen am beſten die Mütter. Herr Arthur zog daher die Mama in ſein Vertrauen und dieſe, noch eingedenk der glänzenden Erſcheinung ihres einzigen lieben Sohnes als Offizier, übernahm es, dem hartherzigen Vater die Erlaubnis abzuringen. Die Frauen ſind ja in ſolchen Dingen groß. Schüchtern fangen ſie an das Terrain zu ſondieren, einige Andeutungen werden als Plänkler vorausgeſchickt, Schmeichelworte folgen als Unterſtützungstrupps, bis ſchließlich Schmollen und Thränen als Gros den Hauptkoup ausführen und zur Attacke vorgehen. Beſiegt und erſchöpft wirft ſich der ſo in die Enge getriebene arme Ehegatte in ſeinen Sorgenſtuhl und die Kapitulation wird abgeſchloſſen.

Genau ſo erging es dem Herrn Kommerzienrat. Was ihm niemals im Traume eingefallen wäre, das ſollte jetzt wirklich und wahrhaftig geſchehen, — ſein einziger Sohn und Erbe verließ das Geſchäft, um dem Drange ſeines Herzens zu folgen und als Offizier in die aktive Armee einzutreten.

Da die Offizierkorps der Trainbataillone in den Subalternchargen ſich größtenteils aus zur Linie übergetretenen Reſerveoffizieren ergänzen, ſo wurde es dem jungen Bankiersſohne nicht ſchwer, zunächſt in eine etatsmäßige Sekondeleutnantſtelle kommandiert zu werden, da jeder Anſtellung eine mehrmonatliche Dienſtleiſtung voranzugehen hat. Fällt die Dienſtleiſtung zur Zufriedenheit aus und hat der Aſpirant die nachzuholenden Examina beſtanden, ſo erfolgt die Anſtellung und Neupatentierung desſelben. Das Offizierkorps des gedachten Trainbataillons, deſſen nähere Bezeichnung man mir aus leicht begreiflichen Gründen erlaſſen möge, hatte den neuen Kameraden mit Liebenswürdigkeit und kameradſchaftlichem Entgegenkommen aufgenommen, wie dies ja in der geſamten deutſchen Armee eine ſchöne Sitte iſt. Sache des neu in dieſe Kreiſe Eintretenden iſt es ſodann, ſich dieſer Aufnahme würdig zu machen und ein brauchbares und wohlgelittenes Glied des Ganzen zu werden.

Ich bedaure jedoch herzlich, zu dem Geſtändnis gezwungen zu ſein, daß das letztere dem Leutnant Bachmann nicht recht gelingen wollte. Zwar that er im Dienſt ſeine Schuldigkeit und ſeine Vorgeſetzten hatten eigentlich keinen Grund, mit ſeinem Eifer und ſeinen Leiſtungen unzufrieden zu ſein, auch beging er im Umgang mit ſeinen Kameraden keine Verſtöße, die etwa zu Rügen oder gar Konflikten Veranlaſſung gegeben hätten, aber doch zuckte man, nachdem man ihn näher kennen gelernt hatte, über ihn die Achſel und ſagte ſich, daß er nicht recht in die Kameradſchaft hineinpaſſe.

Es gibt ja in allen Offizierkorps der deutſchen Armee die verſchiedenſten Charaktere und Temperamente und namentlich in bezug auf Neigungen und Privatbeſchäftigung finden wir dabei Dilettanten nach allen Richtungen hin. Neben ſparſamen und ſoliden jungen Männern trifft man auch leider hier und da einen leichtſinnigen Verſchwender, der ſich über kurz oder lang den Hals bricht, — aber einen geizigen Offizier, den gibt es, Gott ſei Dank, ſelten. Und Leutnant Bachmann war geizig. Das hatten denn auch ſeine Kameraden ſehr bald weg und das war die unſichtbare Scheidewand, welche dieſelben von ihm trennte.

Man war ſich deſſen natürlich nur nach und nach klar geworden; ein kleines Manövererlebnis erſt hatte die anfängliche Vermutung in vollem Maße beſtätigt.

Die zweite Kompanie, zu welcher Leutnant Bachmann gehörte, hatte einen Avantgarden-Brückentrain beſpannt und war im Verein mit der Pontonier-Kompagnie des Pionierbataillons zum Manöver ausgerückt. Im erſten Biwak, welches man bezog, fehlte wegen eines höchſt fatalen Verſehens des Quartiermeiſters der Fouragekorb der Offiziere, welcher im letzten Quartier ſtehen geblieben war, und da niemand auf dieſe Eventualität vorbereitet war, ſo blieb Knapphans Küchenmeiſter und man mußte ſich mit dem begnügen, was die Marketender zu liefern im ſtande waren, — und das war eben nicht viel. Da ſich nun ein guter Soldat in alle Lagen des Lebens zu ſchicken weiß, ſo wußte man auch hier auf beſte Art über dieſe Fatalität hinwegzukommen und begnügte ſich mit der fragwürdigen Wurſt und dem Grog aus dem mehr als zweifelhaften Rum des Marketenders. Rittmeiſter Boguhn würzte das karge Mahl mit ſeinem unverwüſtlichen Humor, — und Leutnant Bachmann that, als hätte er keinen Appetit.

Nachts um die zwölfte Stunde verließ jedoch derſelbe ſein Stroh, ſchlich ſich an ſeinen Koffer und holte, nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß ſeine Zeltkameraden feſt ſchliefen, daraus Lebensmittel aller Art, ſowie eine Flaſche Rotſpon heraus und begann nun ſtill und leiſe, doch emſig und haſtig ſeinen leeren Magen zu pflegen und das Verſäumte nachzuholen. Das laute Schnarchen ſeiner Zeltgenoſſen war dabei Muſik in ſeinen Ohren; je lauter dies ertönte, deſto ſchneller ſetzte er ſeine Kauwerkzeuge in Bewegung, bis er endlich ein Grunzen der Befriedigung von ſich gab, leiſe wieder den Koffer ſchloß und ſich mit einem Gefühl unendlichen Behagens auf ſein Lager zurücklegte.

Es war geſchehen und niemand hatte es geſehen. „Das wäre eine ſchöne Geſchichte geworden, wenn er bekannt hätte, daß er einen wohl mit Fourage verſehenen Koffer mit ſich führte. Jeder ſieht eben wo er bleibt, nach dem bekannten Geſchäftsgrundſatz: jeder für ſich und Gott für uns alle. Wie ſie reinen Tiſch gemacht haben würden und was dann für ihn wohl übrig geblieben wäre!“ Das ungefähr waren die Gedanken des reichen Bankiersſohnes.

Sein Regiſter hatte jedoch ein Loch, wie Spiegelberg ſagt. Ein alter Soldat, wie Rittmeiſter Boguhn, der drei Feldzüge von Anfang bis zu Ende mitgemacht hatte, ſchläft nur mit einem Auge und iſt mit dem anderen ſtets auf dem Poſten. Er hatte daher die ganze Geſchichte anfangs erſtaunt, ſodann höchlichſt erheitert mit angeſehen und ging mit ſich zu Rate, ob er den ſtillvergnügten Geizhals ſtören ſolle oder nicht. Er beſchloß jedoch vorläufig zu ſchweigen, konnte ſich aber nicht enthalten, anderen Tags auf dem Marſche dem Betreffenden merken zu laſſen, daß er Zeuge ſeines nächtlichen Geheimſchmauſes geweſen ſei.

„Donnerwetter, ich bin ſo furchtbar ausgehungert,“ ſagte er zu Leutnant Bachmann, „daß ich des Nachts von nichts als Eſſen träume. Heute nacht träumte mir, ich hätte Trüffelleberwurſt und Spickgans gegeſſen und Chateau Larose dazu getrunken, — ſo natürlich habe ich lange nicht geträumt; ich hörte mich ordentlich mit der Zunge ſchnalzen.“

Der Hieb ſaß. Leutnant Bachmann fühlte ſich augenſcheinlich ſchwer getroffen, wurde rot bis an die Ohren und ſchwieg. Der Rittmeiſter aber behielt ſeine Erfahrung bis zu gelegener Zeit für ſich, denn er wollte ſeinen geizigen Leutnant nicht vor den zur Pontonkolonne gehörigen Pionieroffizieren blamieren. Nach dem Manöver erzählte er jedoch ſein Erlebnis im Vertrauen dem Adjutanten des Bataillons, Leutnant von Weſtenberg, einem durch ſeinen trocknen Witz und unverſiegbaren Humor allbeliebten und dem Rittmeiſter beſonders ſympathiſchen Offizier. Derſelbe ergriff die Sache auch ſehr lebhaft und verſprach, er wolle dem reichen Geizhals bei Gelegenheit eine Lehre geben, an welche derſelbe ſein lebenlang denken ſolle.

Dieſe Gelegenheit fand ſich denn auch ſehr bald. Einige Wochen nachher kam die Anſtellung des Leutnant Bachmann heraus und wurde bei der Parole bekannt gegeben. Man gratulierte demſelben und Leutnant von Weſtenberg war dabei ganz beſonders lebhaft.

„Nun, mein lieber Bachmann,“ ſagte er, indem er demſelben warm und treuherzig die Hand ſchüttelte, „haben Sie auch dieſen Berg erſtiegen; ich gratuliere und freue mich, daß Sie uns nun ganz angehören. Dabei ſetze ich natürlich voraus, daß auch Sie ſich der Ehre vollſtändig bewußt ſind … Apropos, — Sie werden ſelbſtverſtändlich den Wunſch haben, Ihren Kameraden ein kleines Böwlchen zu geben“ —

„Natürlich, lieber Weſtenberg, aber“ —

„Jaja, ich weiß ſchon, Sie wiſſen nicht recht Beſcheid damit.“

„Allerdings nicht, ich bin“ —

„Sind noch etwas unerfahren darin, — kann ich mir denken. Da iſt aber Rat zu ſchaffen; verfügen Sie ganz über mich, ich übernehme alles und komme Ihren Intentionen aufs beſte nach.“

„Da würde ich Ihnen ſehr dankbar ſein,“ ſagte Bachmann nicht ohne ſichtbare Verlegenheit, die noch ſtieg, als er bemerkte, daß der Rittmeiſter Boguhn dieſer Unterredung höchlichſt ergötzt ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte.

„Verlaſſen Sie ſich nur ganz auf mich, lieber Bachmann,“ beteuerte Leutnant von Weſtenberg mit dem ernſteſten und harmloſeſten Geſicht, „Sie ſollen gewiß mit mir zufrieden ſein. Sie geben mir alſo Vollmacht, die Sache in der bei uns üblichen Weiſe zu arrangieren?“

„Ich bitte Sie darum, Sie werden ja am beſten wiſſen“ —

„Natürlich! Unnötige Koſten mache ich nicht, — ganz ſolide, wie es bei uns ſeit lange Sitte iſt … Doch noch eins, lieber Bachmann! Die Trinkerei gewährt nur ein halbes Vergnügen, wenn nicht ein bißchen was zum Eſſen dabei iſt,“ bemerkte Leutnant von Weſtenberg mit überzeugungstreuer Miene. „Ich denke, ſo ein kleines Abendbrotchen, — wir wollen es gar nicht ‚Souper‘ nennen, — würde ſich dabei ganz gut machen.“

„Wenn Sie meinen, daß das nötig“ —

„Nötig? Nötig allerdings nicht, doch aber in Ihrem Intereſſe. Bedenken Sie nur, was das für eine fatale Verlegenheit für Sie wäre, wenn einer und der andere der Herren während des Trinkens Hunger verſpürte und ſich dann ein Beefſteak oder ſo etwas geben ließe. Dem dürfen Sie ſich nicht ausſetzen, das könnte Ihnen falſch ausgelegt werden und dem müſſen wir vorbeugen. Bedenken Sie nur die Ehre, jetzt Mitglied unſeres Offizierkorps geworden zu ſein.“

„Allerdings, — aber ich dachte“ —

„Jaja, ich habe im ſtillen auch ſchon meine Bedenken gehabt, was man den Herren vorſetzen ſoll, — im Sommer iſt die Sache ſchwieriger, aber jetzt haben wir ja, Gott ſei Dank, Auſtern; da iſt ſchon ein Teil des Menüs gedeckt,“ verſicherte der eifrige Bevollmächtigte.

„Auſtern?“ fragte Bachmann gedehnt, „die eſſe ich aber nicht“

„Jaja,“ lachte Leutnant von Weſtenberg ganz harmlos, „ich glaube es wohl, daß Sie reicher Bankiersſohn ſich das Zeug längſt überdrüſſig gegeſſen haben, aber wir armen Schlucker ſchlucken noch ganz gerne welche, — wird den Herren Kameraden ganz willkommen ſein. Übrigens beruhigen Sie ſich und verlaſſen Sie ſich nur ganz auf mich: ich ſorge ſchon, daß auch Sie verwöhnter Goldſohn nicht zu kurz kommen ſollen, — ſo'n bißchen Kaviar oder Hummer oder Gänſeleberpaſtete werden Sie ſchon noch genießen, — ſoll für alles geſorgt werden; verlaſſen Sie ſich nur ganz auf mich. Übrigens iſt ja auch das Eſſen Nebenſache, — den Hauptſchwerpunkt legen wir auf das Getränk; da können Sie ſich nun keinen beſſeren Subſtituten wünſchen, als meine Wenigkeit, .. paſſen Sie nur auf ich werde Ihr Vertrauen glänzend rechtfertigen.“

„Davon bin ich ganz feſt überzeugt, indeſſen“ —

„Sehen Sie mal,“ unterbrach der eifrige Adjutant ſein beinahe ſchon Angſtſchweiß ſchwitzendes Opfer, indem er ganz treuherzig einen Rockknopf desſelben erfaßte, „die Feinſchmeckerei iſt zwar nie meine Sache geweſen, aber mit den allergewöhnlichſten Grundſätzen muß man in ſolchen Dingen doch bekannt ſein. Da gibt es z. B. Leute, die ſich einbilden, in eine Bowle gehöre das allermiſerabelſte Zeug von Krätzer, und Zucker und Ananas müßten dann alles gut machen. Das iſt einfach Unſinn! Gerade die feinſten Weine gehören hinein und vor allen Dingen Sekt, viel Sekt. So eine richtige, ſüffige Bowle muß permanent mouſſieren, und wenn man die Naſe darüber hält, muß man vor Kohlenſäure nieſen. Das iſt das Wahre! Na, in dieſer Beziehung verlaſſen Sie ſich ganz auf mich.“

„Sie ſind wirklich ſehr freundlich“ —

„Was thut nicht ein Kamerad für den andern! — ich teile mit Ihnen den letzten Biſſen und den letzten Schluck. Und Sie zu unterſtützen mache ich mir ein ganz beſonderes Vergnügen; Sie ſind noch unerfahren und es liegt mir ganz ſelbſtverſtändlich am Herzen, daß Sie keine Verſtöße gegen unſere althergebrachten Sitten machen, ſondern mit einem gewiſſen ‚Avec‘ in unſer Korps eintreten … Nun kommen Sie aber, — die Parole ſcheint zu Ende zu ſein, — wir können ja erſt einmal ein wenig probieren, … man muß da immerhin vorſichtig ſein. Alſo heute abend, meine Herren, — nicht wahr, Bachmann?“

„Jawohl; wenn ich die Herren bitten dürfte, heute abend mein Gaſt zu ſein,“ — wandte ſich Leutnant Bachmann an die anweſenden Offiziere, welche dem Zwiegeſpräch der beiden ſcheinbar keine Aufmerkſamkeit geſchenkt, jedoch zu ihrem höchſten Gaudium alles gehört hatten.

„Sehr freundlich, lieber Bachmann! … Äußerſt angenehm! … Wird uns eine Ehre ſein!“ … So tönte es aus dem Kreiſe zurück, und als die beiden Arm in Arm, wobei natürlich der Adjutant den Führer machte, abgingen und um die nächſte Ecke verſchwunden waren, brachen alle Anweſenden in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Das gibt einen Hauptſpaß, Kinder,“ rief Rittmeiſter Boguhn aus, — „paßt mal auf, dem beſorgt es Weſtenberg gründlich … Alſo auf heute abend!“ Damit trennte man ſich. — —

Der Generalbevollmächtigte des Hauſes Bachmann junior hatte denn auch in der That das Vertrauen ſeines Auftraggebers in glänzendſter Weiſe gerechtfertigt. Was die Saiſon nur immer an feinen und feinſten Delikateſſen lieferte, das war beſchafft worden und mit dem Aufbrechen der Auſtern waren ein halbes Dutzend Offiziersburſchen unausgeſetzt beſchäftigt. Leutnant von Weſtenberg aber war völlig in ſeinem Element, dirigierte als maître de plaisir das Ganze und ſchien ſich in ſeinem Eifer zu vervielfältigen. Dabei ſah er alles, nur das eine ſchien er vollſtändig zu überſehen, nämlich, daß ſein Auftraggeber, als er erſchien und die großartigen Vorbereitungen erblickte, ein mehr als langes Geſicht machte und keineswegs erbauliche Gedanken dabei hegen mochte.

„Ich denke, lieber Bachmann, dieſes Arrangement wird vollſtändig Ihren Beifall finden“, ſagte Herr von Weſtenberg mit dem treuherzigſten und freundlichſt-harmloſen Geſicht von der Welt. „Wir wollen aber auch möglichſt ſparſam wirtſchaften. Es gibt Leute, die bilden ſich ein, keine Auſter eſſen zu können, ohne ſie mit Champagner herunterzuſpülen, — das iſt grundfalſch; zu Auſtern gehört ein herber Wein, — ich habe für guten Chablis geſorgt, auf den Mann eine Flaſche, — das genügt. Den Champagner ſparen wir bis nachher, namentlich auch für die Bowle. Sehen Sie, da ſteht mein ganzes Rezept: fünfzehn Flaſchen Markobrunner, zehn Flaſchen Rüdesheimer und vorläufig zehn Flaſchen Moët & Chandon, — ich denke, damit reichen wir ein Weilchen. Ich habe mir übrigens noch erlaubt, den Doktor, den Zahlmeiſter, den Stabsroßarzt und unſern Portepeefähnrich einzuladen, — wir können die Herren nicht gut ausſchließen. Sie ſind doch damit einverſtanden?“

„Natürlich, — ich glaube —“

„Sie ſehen, die Sache iſt bei mir in den beſten Händen, — ſeien Sie nur ganz ruhig, es wird alles vortrefflich gehen … Nun aber will ich mich gleich an die Bowle machen, denn ich höre ſchon Säbel klappern, die Kameraden müſſen gleich erſcheinen.“

Und damit begann der eifrige Arrangeur Flaſche auf Flaſche in den Rieſentopf, welcher bereits bereit ſtand, hineinzuplumpen und überließ den gütigen Geber ſeinen eigenen Gedanken, die, unter uns geſagt, darauf hinausliefen, daß er im ſtillen den Schaden des heutigen oberfaulen Geſchäfts, zu welchem er gekommen war wie jener zur Ohrfeige, berechnete. Es war eine verzweifelte Situation und einen Widerſpruch durfte er ſich nicht erlauben, denn er wußte, daß Leutnant von Weſtenberg in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, — und der that nun noch obenein, als ob er ihm mit ſeinem verſchwenderiſchen Arrangement noch einen ungeheuren Gefallen erwieſe.

Mittlerweile erſchienen nun auch nach und nach die Eingeladenen und ſprachen dem Gaſtgeber, im Hinblick auf die vielverſprechenden Vorbereitungen, ihre laute Anerkennung aus. Das ſchmeichelte demſelben nun freilich, und er gab ſich darauf hin die größte Mühe, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen.

„Na, Herrſchaften," rief der noch immer mit der Bowle beſchäftigte Adjutant, „ich denke, ſie wird ſchmecken, — koſten Sie mal, Bachmann, was meinen Sie? Was? Gut, nicht wahr? Noch ein paar Flaſchen Sekt 'rein? Natürlich, — Sie brauchen's nur zu ſagen . . . Friedrich, noch drei Flaſchen da aus dem Eiskübel her. So . . . Nun denke ich, wird ſich's machen . . . Bitte, nehmen Sie Platz, meine Herren, Friedrich, die Suppe! Wir haben zunächſt einen Teller Mockturtleſuppe, die macht einen prächtigen Appetit". . .

„Ich ſchnitt es gern in alle Rinden ein".
(Friedrich Wilhelm III. und Luiſe i. J. 1800
in Schleſien am Kochelfall.)

Ob es grade ſo durchaus nötig war, den Appetit der Feſtteilnehmer zu reizen oder zu verſtärken, bleibe dahingeſtellt; Thatſache iſt, daß für den freundlichen Geber nichts zu wünſchen übrig blieb. Die Auſtern, welche nach der Suppe folgten, fanden reißenden Abgang, und die Pauſen, welche eintraten, trotzdem daß die ſechs Burſchen im Schweiße ihres Angeſichts ſich mit dem Öffnen derſelben abquälten, wurden damit ausgefüllt, daß man den anderen mannigfaltigen Delikateſſen die ſchuldige Ehre erwies.

„Prachtvoller Hummer, meine Herren", nötigte der Feſtordner, „kann ich ſehr empfehlen, — Friedrich, gib mal die Remouladenſauce her, — Himmeldonnerwetter, du Heupferd!" ſchrie er auf und ein allgemeiner Schrei des Schreckens ertönte von allen Lippen. Friedrich, der ſonſt gewandte Burſche, hatte eine elegante Schwenkung mit der Sauciere verſucht, dabei war ihm dieſelbe aus der Hand geglitten, und mit einem lauten Plumps in die eben fertig gewordene und noch unberührte Bowle gefallen.

Alles ſchrie und lachte durcheinander, — Leutnant Bachmann war blaß geworden, — nur Friedrich verlor ſeine Geiſtesgegenwart keinen Augenblick, ſondern ſtreifte ſchnell den Ärmel, ſo weit es irgend ging, auf und tauchte mit dem Arm tief in die Bowle hinein.

„Ich habe ſie ſchon, Herr Leutnant," rief er, indem er, ſichtlich erfreut, die Sauciere wie eine Trophäe emporhob. „Ein Rhinozeros biſt du!" ſchrie Leutnant von Weſtenberg. „Hätteſt du wenigſtens die Sauce abgeſahnt, ſtatt ſie mit dem Arm zwiſchen das Getränk zu quirlen! Nun rrraus damit, hernach könnt ihr Eſel das Zeug allein ſaufen! . . . Beunruhigen Sie ſich nur nicht, lieber Bachmann, der Schaden ſoll gleich repariert werden."

„Es iſt aber ſcheußlich", wagte Leutnant Bachmann auszurufen, „die ſchöne Bowle —"

„Verlaſſen Sie ſich nur ganz auf mich, lieber Bachmann", ſuchte der Adjutant den betroffenen Feſtgeber zu beruhigen, „der Kerl iſt ein Tölpel und hat nun den Schaden zu tragen, indem er die Remouladenbowle mit den Burſchen draußen bis auf den letzten Tropfen austrinken ſoll. Laſſen Sie nur gut ſein, — 's iſt mir eigentlich ganz lieb ſo, der Markobrunner ſchien mir ſo wie ſo ein wenig herbe zu ſein, ich werde jetzt lieber Rauenthaler Riesling nehmen . . . Bitte, meine Herren, gedulden Sie ſich nur ein wenig; — Herr Schirmer, bitte, laſſen Sie doch derweile zwanzig Flaſchen Johannisberger Metternich auf den Tiſch ſtellen, — ich mache mich ſofort an eine neue Bowle. Haben Sie nur keine Sorge, lieber Bachmann," rief er dem ihn ängſtlich anſtaunenden Gaſtgeber zu, „die Sache wird aufs beſte gemacht!" Und damit begab ſich der unermüdliche Bevollmächtigte an den Anrichtetiſch und plumpte mit beiden Händen Wein in den wieder erſchienenen Rieſentopf hinein, koſtete, rührte und koſtete wieder, bis er endlich mit hoher Befriedigung ſein Werk für beendigt erklärte und, auf das in Eis ſtehende Gefäß hinweiſend, ausrief:

„Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hier bin ich!
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreun,
So kann auch ich nur ſagen: Nehmt ſie hin!"

Es kann nun meine Aufgabe nicht ſein, den Verlauf dieſes in jeder Beziehung koſtbaren Antrittsfeſtes näher zu beſchreiben. Der geehrte Leſer kann ſich jedenfalls auch ohne dies denken, daß ſich alle Teilnehmer auf das beſte amüſierten und dem Souper ſowohl, wie auch dem ſehr achtbaren Getränk alle Ehre erwieſen. Schließlich vergaß ſogar der freundliche unfreiwillige Geber ſein Rechenexempel und wurde heiter.

Der Katzenjammer, den einige andern Tages hatten, verging ihnen freilich ſchneller, als Herrn Bachmann junior, der, als er die Rechnung erhielt, einen Sprung in die Luft machte und nach Atem rang. Als er dieſelbe ſeinem Vater präſentierte, ſagte derſelbe: „Siehſt du, das haſt du nun davon; ich habe dich gewarnt. Kaufmann bleibt Kaufmann und die Offizierſpielerei iſt teuer."

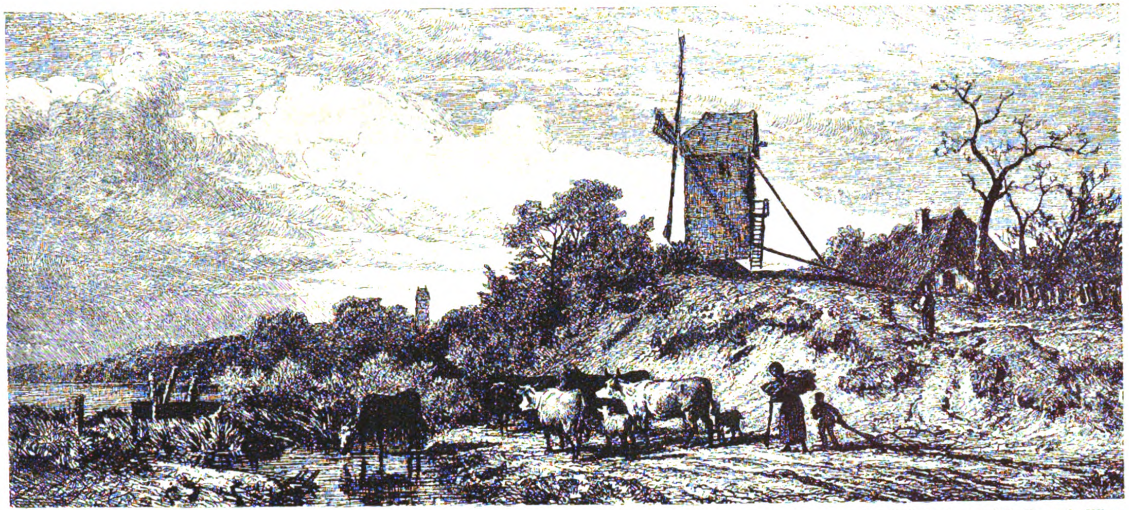
Nachdem dem Leutnant Bachmann in der geſchilderten Weiſe ſein Geiz gründlich angeſtrichen worden war, gewann er auch im weiteren Umgang mit ſeinen nächſten Kameraden immer mehr und mehr die Überzeugung, daß er, ſeiner ganzen Erziehung und Denkungsart nach, doch für den Stand, für welchen er ſich noch vor kurzer Zeit ſo geeignet hielt, nicht recht paſſe und daß er bei dem Wechſel ſeines Berufes ſich einem verhängnisvollen Irrtum hingegeben habe. Ihm wurde ſeine Stellung unbehaglich und er fing ernſtlich an, darüber nachzudenken, wie er aus dieſem Dilemna wieder herauskäme. Endlich kam ihm ein glücklich-unglücklicher Zufall zu Hilfe: bei einem Spazierritt ſtürzte er mit dem Pferde und brach ſich ein Bein und nun hatte er eine durchaus begründete Urſache, ſeinen Abſchied zu erbitten, den er denn auch in allen Ehren erhielt.

Da gab es denn eine zweifache Freude. Herr Bachmann, der Vater, war ſeelenfroh, ſeinen einzigen Erben wieder im Geſchäft zu haben und ließ vor Freuden das Schreibpult und den Reitbock desſelben bekränzen, wobei ſich der alte Kontordiener die Bemerkung nicht verſagen konnte, daß dieſe Art Reiterei entſchieden ungefährlicher ſei. Auf der andern Seite aber freute ſich, wenn auch nur ſtillſchweigend, das Offizierkorps des betreffenden Bataillons, einen Kameraden los geworden zu ſein, der abſolut nicht da hineinpaßte.

Als die allerhöchſte Kabinettsordre auf Parole verleſen wurde, ſagte Leutnant von Weſtenberg, der um ein paſſendes Citat niemals verlegen war, zum Rittmeiſter Boguhn: „Man laſſe ihn gewähren, —

Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weg von dem Handwerk bleibt!"

„Ganz richtig", erwiederte der Rittmeiſter, „'s iſt gut ſo. Aber an die verhängnisvolle Bowle werde ich Zeit meines Lebens gedenken, — und ich glaube, Bachmann auch."



Radiert von G. Meissner.

Gesellschaft für vervielf. Kunst in Wien.

Windmühle.

Am Familientiſch.

Schützenregeln.

Anläßlich des jüngſt in Leipzig abgehaltenen 8. deutſchen Bundesſchießens ſind zahlreiche Anfragen in bezug auf den techniſchen Betrieb des eigentlichen Scheibenſchießens bei dieſem allgemeinen Schützenfeſte an uns ergangen. Wir wollen deshalb verſuchen, kurz die einſchlägigen Beſtimmungen im folgenden zuſammenzuſtellen.

An dem Bundesſchießen können nur Mitglieder des deutſchen Schützenbundes teilnehmen und die Gewehre, welche dort vor der Scheibe geführt werden, ſind hinſichtlich ihrer Schwere, der Viſiereinrichtungen und der Form gewiſſen Beſtimmungen unterworfen.

Auf den allgemeinen deutſchen Schützenfeſten darf nur freiſtehend und aus freier Hand geſchoſſen werden.

Bei den deutſchen Bundesſchießen werden zwei Arten von Scheiben aufgeſtellt. Die Entfernung der ſogenannten Standſcheiben vom Platze des Schützen beträgt 175 Meter. Dieſe Scheiben haben teils ein ſchwarzes Zielfeld auf weißem Grunde, teils umgekehrt auf ſchwarzem Grunde ein weißes, kreisrundes Ziel- und Trefferfeld, welches 30 Zentimeter im Durchmeſſer hält.

Die Feldſcheiben ſtehen 300 Meter vor dem Scheibenſtande. Ihr Ziel- und Trefferfeld beſteht aus einem Oval von 90 Zentimeter Höhe und 45 Zentimeter Breite.

Kugeln, welche außerhalb des Trefferfeldes einſchlagen, gelten als Fehler; das eigentliche Ziel iſt durch einen Ring in zwei Teile geteilt. Die dort ſitzenden Schüſſe zählen 1, beziehungsweiſe die innerhalb des Ringes 2 Punkte.

Der Schütze hat für jeden Schuß auf dieſe „Punktſcheiben“ 30 Pfennig oder 65 Pfennig zu entrichten, wenn die Treffer doppelt, alſo mit 2 und 4 Punkten berechnet werden ſollen. Er zahlt dabei nicht jeden einzelnen Schuß, ſondern löſt zunächſt eine Feſtkarte für den Betrag von 6 Mark, welche ihm freien Eintritt zu allen Feſtlichkeiten während des Bundesſchießens gewährt, und dann die „Erſte Einlagekarte“ auf Feld oder Stand. Dieſe koſtet abermals 6 Mark und erlaubt ihm zwanzig Schüſſe auf die betreffende Scheibengattung. Die Feſtkarte wird bei dem betreffenden Büreau nicht mit der Schützennummer verſehen, falls der Schütze ſich nicht durch den Beſitz der Bundeskarte als berechtigt zum Schießen ausweiſt, und die erſte Einlagekarte wieder wird nur gegen Vorzeigung der mit der Schützennummer verſehenen Feſtkarte ausgefolgt. Der Schütze hat alſo mit Einſchluß des dreijährigen Bundesbeitrags 15 Mark bare Auslagen, ehe er den Stand betritt, um zwanzig Schuß abzugeben.

Dreißig geſchoſſene Punkte geben dem Schützen Anſpruch auf eine ſilberne Feſtmünze im Werte von 5 Mark, zwanzig weitere Punkte auf eine zweite derartige Feſtmünze und auf Feldſcheibe 130 weitere, auf Stand 110 weitere je nach Wahl auf einen Becher, eine Uhr oder 50 Mark bar. Wer alſo 180 beziehungsweiſe 160 Punkte geſchoſſen hat, befindet ſich im Beſitze zweier Münzen und eines Bechers. Schießt er weiter, ſo kann er noch mehr Feſtmünzen erringen, die Becherprämie wird aber nur unter gewiſſen Bedingungen doppelt ausgegeben.

Der denkbar beſte Schütze, welcher nur Zweien ſchießt, braucht vier Schußkarten zu zwanzig Schuß, um 160 Punkte zu ſchießen. Er gibt alſo im günſtigſten Falle 24 Mark aus, um Gegenſtände im Werte von 60 Mark zu gewinnen. In den meiſten Fällen aber koſten dieſe Ehrenprämien mindeſtens ebenſoviel, oft bedeutend mehr an Einlagen, als ihr Wert beträgt. Das Reſultat jedes einzelnen Schuſſes wird ſofort vor den Augen der Schützen mit 0, 1 oder 2 zweimal auf der Schießkarte eingetragen. Dieſe iſt zu dem Zwecke in Quadrate geteilt, um ohne weiteres überſehen zu können, für wieviel Schüſſe ſie Gültigkeit hat und wann ſie abgeſchoſſen iſt. Iſt der Schütze mit einer Karte fertig, ſo gibt er die eine Hälfte mit dem Ausweis über die erlegten Reſultate ab, um eine neue zu löſen, behält aber die andere Hälfte, auf der gleichfalls ſeine Schüſſe eingetragen ſind, zurück. Auf Grund der vorgezeigten Karten werden dann ſpäter die Prämien ausgehändigt.

Jede Punktſcheibe trägt im Mittelpunkte des Trefferfeldes ein kleines rundes, kaum einen Zoll im Durchmeſſer haltendes „Blättchen“. Der Blättchentreffer zählt auch nur zwei Punkte, doch werden die beſten Blättchen außerdem beſonders prämiiert. Das loſe Blättchen wird abgenommen, mit den Nummern der Scheibe und des Schuſſes verſehen und wandert in das Zirkelbüreau. Der glückliche Schütze aber erhält einen Ausweis über ſeinen Schuß in Geſtalt eines Koupons, deſſen Schußnummer mit der auf dem Blättchen übereinſtimmt. In Leipzig wurden für die 158 beſten Blättchenſchüſſe auf Standſcheibe und für ebenſoviele auf Feld zuſammen 3000 Mark an Prämien verwendet.

Den Anfang des Schützenfeſtes macht in der Regel das Becherkonkurrenzſchießen. Jede Stadt kann dazu einen beſonders ſicheren und geübten Schützen für Feldſcheibe, und einen für Standſcheibe delegieren. Dieſe treten in den Stand und auf ein gegebenes Zeichen beginnt das Schießen. Da heißt es raſch laden, ſcharf zielen, fix ſchießen, denn diejenigen Meiſter, welche in der nach Sekunden genau berechneten kürzeſten Friſt auf Stand wie auf Feld hundert Punkte erſchoſſen haben, werden durch Überreichung von Bechern geehrt, deren jeder einen Wert von achtzig Mark repräſentiert. Auf jede Art der Punktſcheiben kommen zehn ſolcher Konkurrenzbecher zur Verteilung. Der konkurrierende Schütze hat ſeine Karte bei ſich, auf welcher das die Aufſicht führende Mitglied des Schießausſchuſſes die Zeit notiert, welche er gebraucht hat.

Die großen Ehrenpreiſe, welche meiſtens in Silbergeſchirr, oder auch in barem Gelde beſtehen, werden auf die Feſtſcheiben verteilt, und außerdem die Hälfte der aus der Bundeskaſſe geleiſteten Beiträge, und die Hälfte der auf dieſelben gemachten Einlagen für dieſe Scheiben ausgeſetzt. Es gibt je drei Feſtſcheiben auf Feld und auf Stand. Die letzteren führten in Leipzig die Namen „Heimat“, „Stuttgart“, „Düſſeldorf“; jene waren „Deutſchland“, „München“, „Leipzig“ genannt. Die Feſtſcheiben haben äußerlich dieſelbe Geſtalt, wie die Punktſcheiben, doch iſt das Oval bei der Feldfeſtſcheibe 120 cm hoch und 60 cm breit und in 20 Ringe eingeteilt, während das 30 cm im Durchmeſſer haltende Trefferfeld auf Standſcheibe gar keine Ringeinteilung enthält.

Mit dreißig auf Feld- oder Standſcheibe erſchoſſenen Punkten gewinnt der Schütze die Berechtigung zum Schießen auf die Feſtſcheiben. Eine Schießkarte entweder für Stand oder für Feld koſtet fünfzehn Mark, dafür hat der Schütze auf jede der drei Standfeſtſcheiben einen Schuß, bezw. auf die drei Feldfeſtſcheiben je zwei Schüſſe. Eine zweite Karte kann nicht gelöſt werden. Alles hängt alſo von dem einen Schuſſe ab, während anderſeits ein beſonders guter oder beſonders glücklicher Schütze auf ſeine drei oder beziehungsweiſe ſechs Schüſſe die drei höchſten Preiſe einheimſen kann.

Die Schüſſe auf Feldfeſtſcheiben werden an Ort und Stelle in ein Protokoll eingetragen, deſſen Richtigkeit der Schütze durch Namensunterſchrift anerkennt. Vierzig Punkte ſind möglicherweiſe in zwei Schüſſen zu erlangen. Sind zwei vierzig verhanden, oder iſt die höchſte Ziffer überhaupt doppelt geſchoſſen, ſo entſcheidet das Los über den Gewinn.

Der Treffer auf Standfeſtſcheibe wird dem Schützen durch einen mit der Nummer des Treffers bezeichneten Koupon beſcheinigt. Die Scheibe, mit dem nötigen Vermerk verſehen, gelangt in das Zirkelbüreau.

Dort wird mittels einer eigenen, ſinnreich konſtruierten und ſehr präcis arbeitenden mechaniſchen Vorrichtung die Entfernung des einzelnen Treffers vom mathematiſchen Mittelpunkte der Scheibe auf den 10 000 Teil derſelben genau beſtimmt, und dieſe Entfernung auf der Scheibe ſelbſt eingetragen. Iſt der Rand der Scheibe gleich 10 000 und der Mittelpunkt gleich 0, ſo erkennt man alſo aus der den Treffer bezeichnenden Teilzahl ohne weiteres den beſſeren oder geringeren Schuß. 5309 muß zweifellos weiter ab vom Mittelpunkte liegen als 530 oder 53. Auf gleiche Weiſe werden auch die Blättchentreffer ausgemeſſen.

Da während des ganzen Feſtes bis kurz vor Schluß desſelben auf Feſtſcheibe geſchoſſen wird, ſo können erſt im letzten Augenblick die Gewinner feſtgeſtellt werden, denen dann, ſoweit ſie noch anweſend ſind, in feierlicher Weiſe die Siegespreiſe überreicht zu werden pflegen.

Neben Punktſcheibe und Feſtſcheibe ſind ſowohl auf Stand, wie auf Feld eine Anzahl ſogenannter Meiſterſcheiben eingerichtet, welche dieſelbe äußere Form zeigen, wie jene, aber in zwanzig Ringe eingeteilt ſind. Sie ſollen dem Schützen die Möglichkeit geben, mit vielen Einlagen eigens für dieſe Art von Scheiben geſtiftete Preiſe zu gewinnen. Es kommt hier nicht darauf an, eine beſtimmte Anzahl von Punkten oder Ringen zu ſchießen, ſondern eine Serie von drei guten Treffern hintereinander gibt Anſpruch auf den Preis. Doch kann jeder Schütze auf jeder Meiſterſcheibe nur einen Preis gewinnen. Die erſte Schießkarte für drei Schuß koſtet drei Mark, jede folgende für dieſelbe Anzahl von Schüſſen zwei Mark. Die Schüſſe werden vom Schreiber auf der Karte notiert und außerdem in das Protokollbuch eingetragen.

Endlich gibt es auch einen Wildſtand, deſſen Zugſcheiben mit der gemalten Sau ſechzig Meter entfernt ſind. Eine Schießkarte zu fünfzehn in fünf Serien geteilten Schüſſen koſtet ſieben Mark fünfzig Pfennig, und den Schützen, welche ſich mit ihren leichteren Büchſen an dieſem aufregenden Wettſchießen beteiligen, winken zahlreiche Preiſe, inſofern nicht nur die beſten Karten, auf denen das Reſultat des Schuſſes ſofort vermerkt wird, ſondern auch noch die beſten Serien von je drei Schuß prämiiert werden.

Die Art der Notierung der einzelnen Schüſſe durch den Schreiber, der ſich in jedem Scheibenſtande befindet, iſt ſehr ſinnreich, einfach und praktiſch. Zweifel und Unregelmäßigkeiten können nur dann vorkommen, wenn die Nummer eines Blättchens oder des Trefferfeldes einer Standfeſtſcheibe nicht mit der Nummer des bezüglichen Koupons übereinſtimmt. Die Kontrolle aber, und die Zuſammentragung der Geſamtreſultate erfordern ein umfangreiches Liſtenweſen, und eine Arbeit, welche kaum in Monaten nach dem Schützenfeſte bewältigt werden kann. Hat doch jeder Schütze im Hauptbuche ſein eigenes Konto, aus dem ſeine Leiſtungen an der Scheibe klar und überſichtlich erkennbar ſind, und beteiligen ſich doch an dem Bundesſchießen nicht ſelten gegen dreitauſend waffengewandte Männer.

Herrmann Vogt.

Zu unſeren Bildern.

Es iſt ein Augenblick höchſter Spannung, den Simmler uns (S. 725) vorführt. Nach vielen Stunden angeſtrengten Steigens iſt endlich die Stelle erreicht, wo das Rudel Gemſen, dem unſere Schützen ſchon ſo lange nachſtellen, zwiſchen dem wüſten Geröll, das die Hochgebirgshalde bedeckt, von dem ſaftigen Alpengras äſt. Zwar geht der Wind zu Thal, aber die Entfernung iſt groß und der leitende Bock wird unruhig und äugt ſcharf zu den Jägern hinüber. Wird der Schuß gelingen? Das Auge des Schützen iſt ja ſcharf wie das eines Adlers, aber wird auch die Hand ſtillhalten nach der ungeheuren Anſtrengung des Steigens?

Der Krieger von dem Rembrandtſchen Gemälde in der Eremitage zu Petersburg (S. 729) iſt ein „echter Rembrandt“. Solche Köpfe mit der Herrſcherfalte in der Stirn und einem Temperament voll mühſam verhaltener Leidenſchaft in den Augen gelingen dem Meiſter ganz beſonders gut.

Unſer drittes Bild (S. 732) zeigt uns ein Idyll aus dem Leben eines Königs und einer Königin. Im Jahre 1800 unternahmen Friedrich Wilhelm III und die Königin Louiſe eine Reiſe nach Schleſien und beſuchten das Rieſengebirge. Als die Königin hoch zu Roß, umjubelt von einer großen Volksmenge den Gipfel der Schneekoppe erreichte, da war ihr, „als ſei ſie erhaben über die Erde, Gott näher.“ Damals war es auch, wo die Königin am Kochelfall die Anfangsbuchſtaben von ihrem und ihres Mannes Namen in die Rinde eines Baumes ſchnitt, als ein Symbol, daß dieſe Ehe nicht nur Gattenliebe verband, ſondern jene Liebe, der einſt Wilhelm Müller ſein ſchönes: „Ich ſchnitt es gern in alle Rinden ein“, in den Mund legte.

Unſere Radierung (S. 733) von G. Meißner führt uns mit ſeiner Windmühle am tiefen Waldſee ein ſtimmungsvolles Bild vor.

Noch einmal die kath. poln. Propaganda in Oſtpreußen.

Ein oſtpreußiſcher Amtsbruder macht mich darauf aufmerkſam, daß in meinen Aufſatz in Nr. 38 des Daheim, durch einen weitverbreiteten Druckfehler in den Berichten, ſich ein Irrtum eingeſchlichen hat. Gern nehme ich Anlaß, denſelben dahin zu korrigieren, daß Biſchofsburg nicht zu den kirchenloſen Gemeinden gehört, ſondern durch die Gnade Friedrich Wilhelms IV ſchon ſeit 1846 ſich in Beſitz eines ſchönen Gotteshauſes befindet. Auch teilt derſelbe Amtsbruder mit, daß die Gemeinde Gelguhnen-Neubartelsdorf an Stelle des erſten dürftigen Notbehelfs bereits ein mit Harmonium, Altar und Kanzel ausgeſtattetes Bethaus gewonnen hat, das allerdings dem Raumbedürfnis nicht genügt. Doch iſt in Neubartelsdorf, wie in Biſchofſtein im November v. J. der Grundſtein zu ausreichenden Gotteshäuſern gelegt worden. An den Baukoſten für beide Stellen fehlen noch circa 24000 Mark.

Selbſtverſtändlich kann in einem Aufſatz, wie der meinige war, nicht jede vorhandene Not im einzelnen charakteriſiert, auch nicht alles erwähnt werden, was zu deren Überwindung treue Seelſorger außerhalb ihrer Mutter- und Filialkirchen exkurrendo thun. Doch gebe ich gern den Hilferuf weiter, mit welchem der Pfarrer Haſſenſtein in Allenſtein ſchließt: „Nicht Geiſtliche allein, Diakonen, Diakoniſſen müſſen es ſein, die uns helfend zur Seite treten in der Gemeindepflege; dann erſt können wir in dem uns verordneten Kampf erfolgreichen Widerſtand thun. Wer hilft einem armen Paſtor, der unter der Bürde eines vierfachen Pfarramtes ſich bei dem nicht gerade reichlich bemeſſenen Einkommen eines Diaſporageiſtlichen ſeit einem Jahre das Opfer für das Gehalt eines unentbehrlichen Diakonen auferlegte, denſelben ferner beſolden? und wer hilft ſeiner Gemeinde, den neuen Friedhof, den fünften, welchen ſie in 92 Jahren hat ſuchen müſſen, bezahlen? —

Sorau, 29. Juli 1884. A. Tiſcher.

Aus Philipp GrotJohanns Leben.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Soeben bekomme ich die Nr. 40 Ihres ſehr geſchätzten „Daheims“ in die Hand und es trifft mein Auge zuerſt auf das Bild Philipp GrotJohanns. Name und Bild wecken einige Jugenderinnerungen an die Zeit, in der ich die Schulbank der Sexta bis Obertertia im Stettiner Marienſtifts-Gymnaſium — in jener Zeit dem einzigen Stettiner Gymnaſium — drückte. Damals zeichnete ſich einer unſerer Mitſchüler durch ſeine Zeichnergabe und durch ſein zu jeder Zeit heiteres und humoriſtiſches Weſen aus. Dieſer unſer Mitſchüler war kein anderer als Philipp Grotjohann (wie er ſich damals ſchrieb). Schon in der Sexta war unſer „Philipp“ einer der erſten Zeichner und blieb es auch, ſo lange er auf dem Stettiner Gymnaſium verweilte. Immer zeigte er ſich bereit, uns andern in den Zeichnungen nachzuhelfen, und machte in ſeiner Hilfe keine Ausnahmen.

Aber auch die Illuſtrationsgabe, deren Sie in Ihrem Blatte erwähnten, ſteckte ſchon damals in unſerm „Philipp“. Schnell, ſowie er ein Buch in die Hand bekam, illuſtrierte er, was er las, oft in ganz urkomiſcher Weiſe. Oft machte er Silhouetten von ſeinen Mitſchülern, wenn er darum gebeten wurde. Einmal ſpendete ſeine Hand Silhouetten von unſerem hebräiſchen Lehrer, die ganz ſprechend ähnlich waren und allgemein wegen dieſer ihrer Eigenſchaft begehrt wurden. Wehe aber, wenn unſer „Philipp“ die Geißel ſeiner Karikatur über jemand ſchwang, der ſich lächerlich gemacht hatte: er konnte ſicher ſein, auf irgend einer Stelle der Schulbank ſich in ſeiner ganzen Lächerlichkeit abkonterfeit zu ſehen!

Unübertrefflich waren ſeine humoriſtiſchen Illuſtrationen von Gedichten aus Echtermeyers Gedichtſammlung. Wie prächtig und unſere Lachmuskeln elektriſierend war doch ſeine Zeichnung: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp“, noch dazu, wenn GrotJohann ſeine Illuſtration durch eine ebenſo urwüchſige Deklamation erläuterte! denn auch darin überragte er uns alle, wie durch ſeine Zeichnergabe. Ja, das war Leben in der Zwiſchenpauſe und ein Genuß aus friſchem Born nach den langweiligen grammatiſchen oder mathematiſchen Stunden, wenn „Philipp“ und Eckſtein (ſein Komplement in der Deklamation!) auf allgemeines Verlangen zum allgemeinen Beſten auf der Eſtrade im Klaſſenzimmer in der Zwiſchenpauſe auftraten und im jüdiſchen Dialekt deklamierten! Es ging dann nach ſolcher Erholung noch einmal ſo friſch in die folgende Unterrichtsſtunde hinein!

In der Sekunda — irre ich nicht — trennten ſich unſere Wege. GrotJohann ging ab, um Maſchinenbauer zu werden. Wir konnten ſeine Berufswahl nicht begreifen. Ich erinnere mich noch deutlich, wie wir, einige ſeiner früheren Mitſchüler, uns auf einem Spaziergange am Dampfſchiffsbollwerk in Stettin unſer Befremden darüber gegenſeitig mitteilten. Wir ſagten uns: „Es iſt ſchade um den Menſchen, in ihm ſteckt mehr als ein Maſchinenbauer, in dem Beruf eines ſolchen wird er ſich nie befriedigt fühlen; ſein Beruf geht höher und er wird ſich über kurz oder lang doch wieder der Kunſt zuwenden.“

So iſt's geſchehen. Unſere Wege haben ſich noch mehr getrennt. Der eine iſt in Düſſeldorf und trägt den Lorbeer um ſein Haupt, welchen ihm ſeine Zeit gewunden. Die andern, ſeine ehemaligen Mitſchüler, ſind in die Welt zerſtäubt. Aber geſchieht's, daß ſie auf irgend eine Weiſe wieder an ihren Jugendfreund „Philipp“ ſich erinnern, wie damals zuerſt, als Scotts Romane von einem gewiſſen Philipp GrotJohann illuſtriert erſchienen und auch in der Künſtlerwelt ſich einen Ruf erwarben —, ſo freuen ſie ſich neidlos des Lorbeers ihres Jugendfreundes und freuen ſich hoch, daß ihre Perſpektive über ihres Philipps Beruf von der Zeit weit überholt iſt, wie ſie es damals nicht ahnten. Sie wünſchen ihm fernere Rüſtigkeit zum künſtleriſchen Schaffen.

Hohenbollentin, Juli 1884. In aller Hochachtung
Emil Blume, Prediger.

Zur Geſchichte des Rigi.

In dem Rigi ſpiegelt ſich die Geſchichte des Reiſens der Neuzeit. Er imponiert weder durch Formenreichtum, noch durch kühne Struktur, aber er iſt die Hochwacht der Urſchweiz und gewährt von ſeinem Gipfel eine Rundſchau, weiter und köſtlicher als die übrigen Berge in der näheren Umgebung. In dieſem umfaſſenden Ausblick iſt ſein Ruhm begründet, der aber noch von ziemlich jungem Datum iſt. Gegen Ende des XV. Jahrhunderts bereits nannte der gelehrte Dekan von Kloſter Einſiedln, Albert von Bonſtetten in einem Wortſpiel, das ſich anſchloß an den Gebrauch der Gegend, nicht „der Rigi,“ ſondern „die Rigi“ zu ſagen, dieſen Berg Regina montium, die Königin der Berge. Allgemeiner bekannt aber wurde der Berg erſt, als gegen Ende des XVII. Jahrhunderts auf ihm ein Kirchlein erſtand, „Maria zum Schnee,“ welches bald ein Wallfahrtsort wurde, an dem ſich das „Klöſterli“ anſiedelte. Wahrſcheinlich iſt die Bezeichnung d'Rigi zuerſt für dieſen Punkt am Berge gebraucht worden. Das „Klöſterli,“ in deſſen Nähe ſich einzelne kleine Häuſer anbauten, iſt ein kleines Kapuzinerkloſter geblieben, an deſſen Wänden die zahlreichen Votivtafeln von den Gnadenwirkungen der Wallfahrten dahin beredtes Zeugnis ablegen. Im Jahre 1812 kam Rigi-Kaltbad zuerſt in Aufnahme als einfaches Schweizerbad; im Jahre 1814 wurde auf Rigi-Scheideck auf dem Bergkamme oberhalb Gerſau, welches ſich auch einer wunderthätigen Quelle rühmte, das erſte größere Wirtshaus gebaut. Auf dem Rigi-Kulm entſtand das erſte beſcheidene Gaſthaus 1816, ein kleineres auf Rigi-Staffel um dieſelbe Zeit. Die Wirtſchaft auf dem Kulm war derzeit ſo primitiv, daß ein Reiſender ſchrieb: „In dem Wirtshauſe läßt ſich's allenfalls die Nacht zubringen.“ Das Gaſthaus zu erbauen, ſchlug man den Weg der Kollekte ein, an der ſich die Stadt Zürich lebhaft beteiligte. Gymnaſiaſten gaben drei „Fränkli“ und hatten dafür oben eine entſprechende Zeche. Der beſcheidene Bau wich mit der Zeit größeren Penſionshäuſern, und als im Jahre 1873 die Zahnradbahn auf den Gipfel des Berges führte, da entſtand das Luxushotel, aus deſſen großſtädtiſchem „Komfort der Neuzeit“ der Naturfreund ſich gern auf einen der vielen ſchönen Ausſichtspunkte des Rigi-Kulm flüchtet. R. F.

Geſundheitsrat.

J. Fr. in R. Iſt das Tragen eines Kneifers dem Auge ſchädlicher als das Tragen einer Brille? Ich bin recht kurzſichtig (Nr 7 und 8), möchte mich aber durch Tragen eines Glaſes nicht verwöhnen und finde einen Kneifer ſehr viel bequemer, weil ſchneller vorgenommen als eine Brille. Nun habe ich die Anſicht ausſprechen hören, daß die ſchrägliegenden Gläſer des erſteren dem Auge unzuträglich ſeien. Iſt dem ſo?

Wem eine Naſe zu Gebote ſteht, auf der ein Kneifer gerade und gut feſt ſitzt, der mag einen Kneifer tragen, wenn er ihn aus beſtimmten Gründen der Brille vorzieht. Da aber verhältnismäßig wenige über eine ſolche Naſe verfügen, ſo iſt im allgemeinen das Tragen von Brillen dem Gebrauch der Kneifer vorzuziehen. Denn die Augen leiden allerdings durch wackelig und ſchief ſitzende Gläſer mehr als nötig iſt. Außerdem iſt aber bei einer ſolchen Kurzſichtigkeit von einem „Verwöhnen“ nicht die Rede mehr, eher das Gegenteil.

Auf die Anfrage der Abonnentin im Oberland Nr. 36 (Vgl. Nr. 40, S. 639. Nr. 42, S. 671) glaube ich eine befriedigende Antwort geben zu können, da dieſe Plage ſchon zu Anfang des Jahrzehnts am Oberrhein bekannt iſt. Die fraglichen Moskitos ſind die Stechmücken (culex pupiens). Am wirkſamſten haben ſich gegen ſie Straminfenſter bewährt, welche an Stelle der Glasfenſter eingeſetzt werden. Durch dieſelben zieht fortwährend friſche Luft ein, welche die läſtigen Blutſauger haſſen (d. h. die Straminfenſter verhindern, wenn ſie eng genug ſind, die Mücken am Eindringen ins Schlafzimmer. G. R.). Bei geſchloſſenen Fenſtern zünde man abends vor dem Zubettgehen eine Doſis dalmatiniſches Inſektenpulver an oder aus ſolchem bereitete Räucherkerzen, wie ſie durch jede Apotheke zu beziehen ſind. Von dem Rauch betäubt fallen die Tiere zu Boden. In beſonders heißen Nächten muß man die Prozedur gegen Morgen noch einmal wiederholen. E. N. in Hornberg.

Über denſelben Gegenſtand iſt noch folgende Zuſchrift eingegangen, die wir ihrer Wichtigkeit wegen auch als Schutz gegen Krankheitskeime vieler anſteckenden Krankheiten hier mitteilen: Die ſogenannten Moskitonetze, welche über die Bettſtellen „zum Schutze gegen die, genannte Plage“ geſpannt werden, gewähren oft nicht den gewünſchten genügenden Schutz. Dieſelben müſſen auf ziemlich umſtändliche Weiſe, nachdem ſie über den Schläfer herabgelaſſen ſind, durch Unterſtecken unter die Bettdecke oder Matratze in ihrer unteren Begrenzung gedichtet werden, wobei nur zu leicht Lücken bleiben.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Einen abſolut ſicheren Schutz dürften dagegen die vor kurzem von mir erfundenen, in ſehr vielen Staaten ſchon patentierten Schutzdecken gewähren. Dieſelben ſollen vorzugsweiſe in Anwendung bei Kinderwagen, größeren Wagen, bei Bettſtellen und dgl. als Schutz für Kinder und Lungenkranke, ſowie gegen anſteckende Krankheiten dienen (Diphtheritis), doch bilden ſie auch einen guten Schutz gegen die Moskitos und andere in heißen Gegenden zu fürchtende Tiere. Die Schutzdecken über Bettſtellen, mit einem ſinnreichen, ſehr leicht zu handhabenden Verſchluß verſehen, ſchützen den Schläfer vollſtändig. Da ſie mit Einrichtung zur Filtration der einſtrömenden Luft und Ventilation der verbrauchten verſehen ſind, gewähren ſie ihm gleichzeitig eine nach Wunſch modifizierte (filtrierte, gereinigte, imprägnierte, ozoniſierte, getrocknete, befeuchtete, gekühlte) Luft atmen zu können.

Der Zuſchrift liegt eine Broſchüre von Dr. E. Sandou, Apotheker und vereidigter Handelschemiker in Hamburg bei, mit dem Titel: Schutz für Kinder und Kranke (Verlag von Paul Jenichen), die wir zu eingehendem Studium nur beſtens empfehlen können.

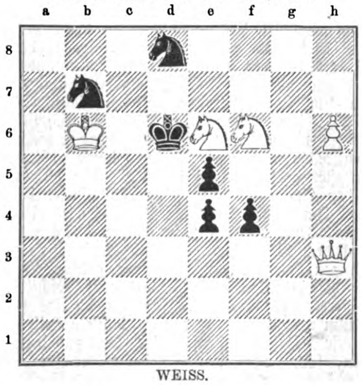
P. T. in B. Als Unterkunft für Ihre nervenkranke Tante empfehlen wir Ihnen das von Paſtor Stutzer geleitete Penſionat für Nervenleidende Thereſienhof bei Goslar am Harz.

Briefkaſten.

Herrn **J. Mannfeld, Dresden.** Bitte um Ihre genaue Adreſſe, da ein ohne dieſelbe an Sie abgeſandter Brief uns zurückgeſandt wurde. — **J. R.** aus **Gr. R.** Unausführbar! Sie müſſen ſich an der einen von uns mitgeteilten Probe genügen laſſen, oder ſich das Werk ſelbſt anſchaffen. — Ungeeignet ſind die Einſendungen von **F. W.** in L. und **A. R.** — **Älteſter Abonnent.** Das Bild von Röbbecke auf S. 613 iſt vorläufig nur als Photographie erſchienen; wie wir jedoch eben erfahren haben, iſt bereits ein ſehr tüchtiger Münchener Kupferſtecher mit dem Künſtler in Unterhandlung getreten, hat deſſen Erlaubnis erhalten und wird den Stich in Kürze beginnen. Weitere Mitteilung über Fortgang und Vollendung des Stiches werden wir ſ. Z. machen. — **G. v. P. in R.** ad 1. Es gibt einen ganz guten Bädeker für Rußland. ad 2. Entſchieden Moskau. In Petersburg findet der Fremde nur ſehr ſchwer Gelegenheit, ruſſiſch zu ſprechen, denn es iſt eine ganz internationale Stadt. — **A. L. in L.** Nickel Liſt war niemals Wildſchütze wie der bayriſche Hieſel, ſondern anfangs kurbrandenburgiſcher Reiter, ſpäter Gaſtwirt in Ronnsdorf bei Borna in Sachſen. Als ſolcher ließ er ſich von ehemaligen Kameraden verleiten, das Schloß einer Frau von Tettau bei Plauen zu überfallen, und nun war er in der Hand ſeiner Spießgeſellen, deren Hauptmann er nach langem Widerſtand wurde. Er war 1650 in Waldenburg bei Zwickau geboren und wurde am 23. Mai 1699 in Celle gerädert. Er war ſchließlich reuig, wie er denn auch nur aus Verzweiflung und gehetzt von den Spießgeſellen ein Räuber geworden zu ſein ſcheint. Als ſolcher war er freilich weit furchtbarer als Hieſel.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von W. F. Payne.



Weiß ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1.

S	.	.	.	r
.	.	.	.	.
.	.	.	.	.
.	.	.	.	.
I	.	.	.	e

Die 21 leeren Felder des obenſtehenden Quadrats laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die fünf wagerechten Reihen fünf bekannte Wörter ergeben. Die ſenkrechte Mittelreihe iſt gleich der wagerechten und nennt einen bekannten Schriftſteller unſerer Zeit; ebenſo die zweite ſenkrechte und die zweite wagerechte Reihe.

2. Zweiſilbige Scharade.

Der Jüngling erhoffet mit freudigem Beben
Mein Erſtes, doch die Jungfrau nie.
Gern möchte mancher das Zweite heben,
Doch erreicht er es ſelten ohne Müh'.
Das Ganze kommt in deine Hand,
So du des Erſten ſicher biſt.
Verachtung dem und ew'ge Schand',
Der nach dem Ganzen das Erſte mißt.
Glücklich, der das Ganze entbehrt,
Wenn ihm im Erſten das Zweite beſchert.

v. W.

3. Citaten-Rätſel.

Welches geflügelte Wort von Schiller iſt in den folgenden 14 Citaten enthalten?

Es beſteht aus 14 Wörtern von denen das erſte in 1, das zweite in 2 zu finden iſt u. ſ. w.

(1.)

„Hört, ihr Leut', und laßt euch ſagen,
Die Glock' hat Zehn geſchlagen,
Bewahrt das Feuer und auch das Licht,
Damit niemand kein Schad' geſchicht!“

(2).

Viel Lärm um nichts!

(3.)

Die Pferde ſind geſattelt.

(4.)

„Hört, ihr Leut', und laßt euch ſagen,
Die Glocke hat Elfe geſchlagen.
Bewahrt euch vor Geſpenſtern und Spuk,
Daß kein böſer Geiſt eur' Seel' beruck!“

(5.)

Laß ſie gehn, ſind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handſchuhmacher.

(6.)

Fort, Schlingel, hieß es, packe dich!
Sonſt laß ich dich zu Tode ſchlagen.

(7.)

Der wackere Schwabe forcht ſich nit,
Ging ſeines Weges Schritt vor Schritt.

(8.)

Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

(9.)

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat ſicher aus Häckerling Gold ſchon gemacht.

(10.)

Wie er räuſpert und wie er ſpuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.

(11.)

Der Menſch denkt, Gott lenkt.

(12.)

Der Kaffee muß heiß wie die Hölle, ſchwarz wie der Teufel, rein wie ein Engel, ſüß wie die Liebe ſein.

(13.)

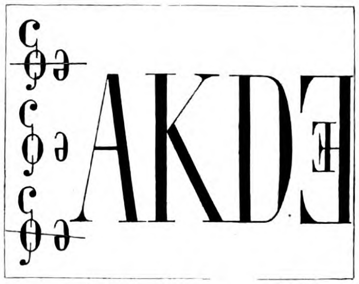
Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

(14.)

Johann der muntre Seifenſieder,
Erlernte viele ſchöne Lieder,
Und ſang mit unbeſorgtem Sinn
Den Tag bei ſeiner Arbeit hin.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Bilderrätſel.



4. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den acht Wörtern „Veit“, „Vogel“, „Hochzeit“, „Gier“, „wenn“, „Zier“, „ſind“, „Pein“ ein Gedicht von zwei vierzeiligen Strophen machen?

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 45.

Dameſpielaufgabe.

1. b6 — c7	b8 — d6 (ſchl. c7)
2. e3 — f4	Dg3 — e5 (ſchl. f4)
3. b4 — a5	d6 — b4 (ſchl. c5)
4. a5 — c3	De5 — b2 (ſchl. c3)
5. a1 — c3	und gewinnt.

1. Dreiſilbige Scharade.

Taubenpoſt.

2. Kapſelräthſel.

(1.)
war es - Ares; ihre **Lippen** - Eli.
(2.)
Abgeordneter **der** - Erde.
(3.)
verborgen falſchen - Genf.
(4.)
keine **Waffen** - Newa.
(5.)
alles **Tell** - Eſte.

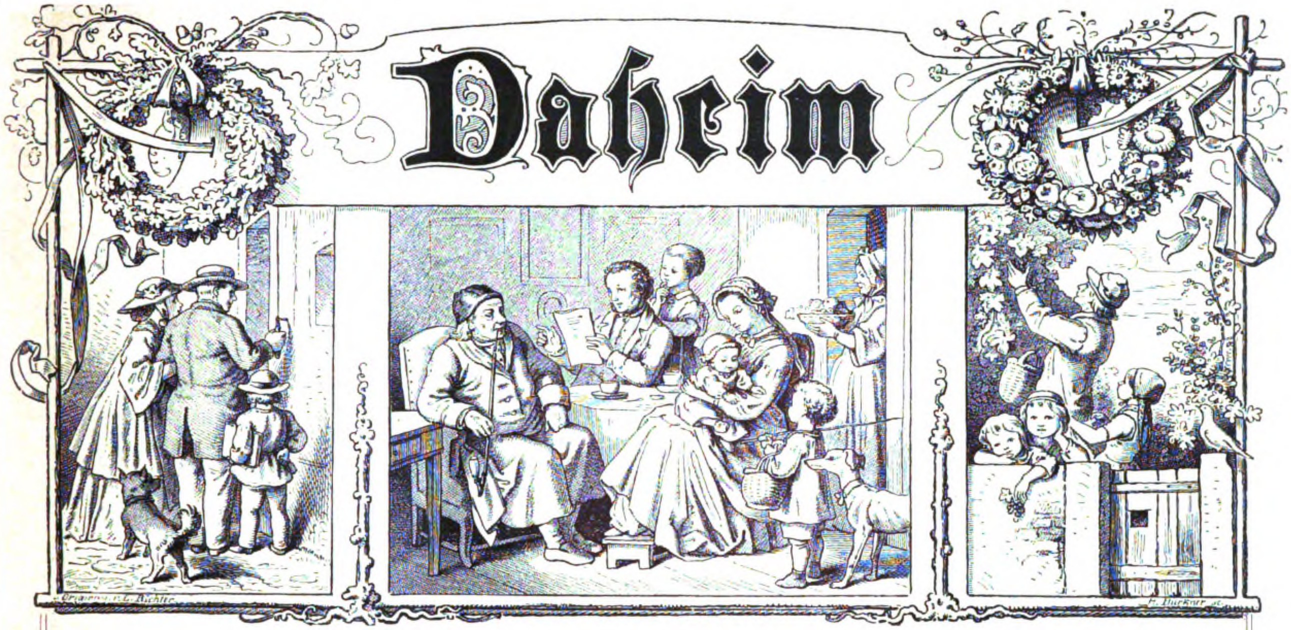
3. Orleans, Leo, Lear, Lea, Saale, Eſel. Gt.

Bilderrätſel:
Tadeln iſt leichter als beſſer machen.

Inhalt: Ein Meduſenhaupt. Erzählung von B. Renz. — Haus und Schule in Frankreich. V. Die Franzöſin und ihre Bildung. Von Stephan Waetzoldt. — Die verhängnisvolle Bowle. Humoriſtiſche Skizze aus dem Militärleben. Von H. Ferſchke. — Am Familientiſch: Schützenregeln. Von Hermann Vogt. — Zu unſeren Bildern: Mühſam erreichtes Ziel. Von W. Simmler. — Kopf eines Orientalen. Nach Rembrandt. — Friedrich Wilhelm III. und Luiſe am Kochelfall. — Windmühle. Radierung von G. Meißner. — Noch einmal die kath. poln. Propaganda. Von H. Tiſcher. — Aus Philipp GrotJohanns Leben. — Zur Geſchichte des Rigi. — Geſundheitsrat. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Auguſt 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 47.

Ein Meduſenhaupt.

Erzählung von **B. Renz.**

(Schluß.)

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

Sie ſchritt raſch hinaus und Rieke folgte ihr, nachdem ſie uns ein paar uralte grüne Römer und eine ganz beſtaubte Flaſche „Rüdesheimer Ausleſe“ hingeſtellt hatte. Es ging bereits auf fünf Uhr, die Strahlen der ſcheidenden Sonne fielen durch die bunten Scheiben und malten farbige Lichter auf das weiße Tiſchtuch, auf Wände und Teppiche. Erwartungsvoll blickte ich den alten Herrn an, der juſt die Flaſche ergriffen hatte und langſam und feierlich die Gläſer füllte.

„Wie meine alte Freundin eben ſagte“, begann er, leiſe mit mir anſtoßend, „es iſt eine gar traurige Geſchichte, die ich Ihnen, junger Mann, zu erzählen habe.“

Er nahm einen Schluck des köſtlich duftenden Weines, lehnte ſich bequem in den Seſſel zurück und fuhr mit gedämpftem Tone ſeines wohlklingenden Organes fort:

„Vor länger als vierzig Jahren war dieſes Haus weit und breit bekannt durch ſeine herzliche Gaſtlichkeit, die nicht allein die Freunde der Familie, ſondern auch Fremde genoſſen, zumal, wenn es galt, die damals ſchon anſehnlichen Sammlungen des alten Herrn Kommerzienrates, des Vaters unſerer Wirtin, zu ſehen und zu bewundern. Ihr Fräulein Tante war das einzige Kind des wohlhabenden Vaters und ſomit eine Erbin; ſie war aber auch hübſch, geiſtreich, und wurde ſelbſtverſtändlich viel umworben, namentlich von den Offizieren des damals hier in Garniſon ſtehenden Bataillons des X-ten Regiments, deſſen Uniform Sie jetzt tragen. Unter den jungen Herren befanden ſich zwei, die ganz beſonders dem ſchönen Mädchen den Hof machten, — der eine war Ihr Onkel, Ihres Herrn Vaters Bruder Kurt von Herberſtein, der andere ein Herr von Blankenfelde. Letzteren bevorzugte augenſcheinlich der alte Wolter, ohne indes an eine Verbindung ſeiner Tochter mit dem Offizier zu denken; er war eben ein Mann der guten alten Zeit und wünſchte ſich nicht etwa einen adligen Schwiegerſohn. Aber ihm gefiel der Herr von Blankenfelde wegen ſeines regen Intereſſes für Altertumskunde und wegen ſeines unermüdlichen Eifers, die Umgegend unſerer Stadt nach Kunſtgegenſtänden zu durchforſchen, was, beiläufig geſagt, kein unfruchtbares Feld war. Dem Fräulein aber gefiel der Herr von Herberſtein am beſten, und es dauerte gar nicht lange, ſo waren die beiden einig und zu Anfang des Oktober, am Geburtstage des alten Herrn, verlobten ſie ſich heimlich hier in dieſer Stube, wo ich Ihnen die Begebenheit erzähle.

„Die beiden jungen Leute waren überglücklich, was konnte ihnen auch noch Böſes paſſieren? Der alte Herr würde ſich nicht mit einem Veto dazwiſchen legen, das ſtand wohl feſt, denn er liebte die Tochter über alles. Vermögen war genügend vorhanden, Fräulein Lottchen beſaß auch von mütterlicher Seite ein ſchönes Kapital und endlich — Blankenfelde war ein viel zu nobler Charakter, als daß er dem Freunde zürnen ſollte wegen ſeines Sieges. — Aber ſchon bald, nach kaum einem halben Jahre, nahte die Heimſuchung.

„Und hier möchte ich Sie bitten, mir zu verzeihen, wenn ich Dinge berühre, die Ihnen weh thun, denn was nun folgt, bezieht ſich auf Ihre Eltern, ſpeziell auf Ihre Frau Mutter. Aber Sie müſſen die Verhältniſſe kennen lernen, um derjenigen gerecht zu werden, die Ihnen ſo wohl will.“

„Ich nickte ſtumm und drückte dem alten Herrn die Hand, die er mir teilnehmend bot. Und er fuhr fort:

„Ich bin in der Lage, Ihnen die Begebenheiten in klarer Reihenfolge zu erzählen, da ich von beiden Parteien ins Vertrauen gezogen ward, von der einen Seite ſofort und als Freund des Hauſes, von Ihrer Frau Mutter aber erſt in ihrer letzten Stunde als Geiſtlicher, als Beichtvater. — — Damals, als die Dinge paſſierten, ſah ich auch nur dunkel, mein junger Freund; das menſchliche Herz birgt Abgründe und Untiefen, aber niemand erforſcht es leichter, als der geiſtliche Berater am Sterbebette eines reuigen Menſchen!

„Zu jener Zeit alſo erhielt der Leutnant Kurt von Herberſtein ein Schreiben ſeines Bruders, worin ihm dieſer mitteilte, er ſei im Begriff, ſich mit einer Gräfin Storben zu verloben; er frage bei dem Bruder an, ob er etwa ein älteres Anrecht an die Hand der jungen Dame zu haben glaube? — Kurt von Herberſtein lachte laut und herzlich, als er dieſen Brief empfing und zeigte ihn ſeiner Braut: ‚Charlotte, weißt du, was das heißen ſoll?‘ fragte er, ‚ich habe einſt an einem Ballabend in B. der ſchönen Komteſſe gewaltig den Hof gemacht, nun erkenne ich hier ſo recht meinen guten pedantiſchen Bruder.‘ Sie lachten dann beide und Kurt von Herberſtein ſandte nebſt ſeinen herzlichſten Glückwünſchen die Verſicherung, daß er ebenſo wenig nach der ſchönen Hand ſeiner zukünftigen Schwägerin getrachtet habe, wie dieſe nach ſeinem Beſitz. Ach, das letztere war ein folgenſchwerer Irrtum! — Kurz darauf erfolgte die Verlobungsanzeige und ſehr bald die Nachricht, daß der Aſſeſſor von Herberſtein nach hier an das Landgericht verſetzt ſei. Die Freude des Bruders war groß, und als Ihr Herr Vater eintraf, führte er ihn in Triumph in das Wolterſche Haus und ſtellte ihn, zu deſſen nicht geringer Überraſchung, ſeiner liebenswürdigen hübſchen Braut vor. Nun verging kein Tag, an dem der Aſſeſſor nicht in dem Hauſe der zukünftigen Schwägerin verkehrte, und dort ſchmiedeten die drei glücklichen Menſchen Pläne für die Zukunft, wie ſo golden und roſig eben nur die Jugend es zu thun verſteht. Ihr Herr Vater hatte nicht weit von dem Wolterſchen Hauſe eine hübſche Wohnung gemietet — am Markte neben dem Bär, wo Sie abgeſtiegen ſind — in die er ſeine junge Frau zu führen gedachte. Wenn Kurt von Herberſtein heiratete, ſollte das junge Paar in des Vaters, des alten Herrn Wolters, großem Hauſe ein glückliches Heim finden.

„Der Aſſeſſor reiſte endlich zur Hochzeit ab und Kurt begleitete ihn, um an des Bruders Ehrentag nicht zu fehlen. Charlotte ſchmückte unterdes mit faſt kindiſcher Freude das neue Heim des jungen Paares. Allein Kurt von Herberſtein kehrte raſcher zurück, als er anfänglich gewollt, und brachte eine tiefe Verſtimmung mit, die uns allen nicht entgehen konnte. Die neue Schwägerin hatte ſich wunderbar kühl gegen ihn verhalten, obgleich ſie alte Bekannte waren und er von damals her genugſam wußte, daß ſie lebhaft, faſt ſprühend ſein konnte. Sie hatte mit keiner Silbe ſeiner Braut erwähnt und gar kein Hehl daraus gemacht, daß ſie es als eine unverdiente Strafe anſehe, in ein ſolch kleinſtädtiſches Neſt verpflanzt zu werden, wie unſere gute Stadt eins war in ihren Augen. Charlotte tröſtete ihn: ſie werde ſich ſchon einleben, die junge Frau; und plauderte ſolange, bis ſich ſeine Stirn wieder erhellte und der alte Humor zurückkehrte —. Dann kam der Tag, an welchem das junge Ehepaar erwartet wurde, und unſere Brautleutchen waren emſig beſchäftigt, die Wohnung und beſonders das Boudoir der jungen Frau in einen wahren Blumengarten zu verwandeln. Als ſie ſpät in der Nacht eintrafen, fanden ſie eine Einladung für den folgenden Tag zum Mittageſſen im Wolterſchen Hauſe vor.

„Auch ich war eingeladen und ſtellte mich pünktlich ein. Auf dem lieblichen Geſichte Charlottens lag die hellſte Freude; ſie ſah jeden Augenblick nach der Uhr und ging an das Fenſter, um auszuſchauen nach den Erwarteten, und ſie kamen noch immer nicht. In Kurt von Herberſteins Geſicht ſtieg allmählich ein dunkles Rot; er wußte, ſein Schwiegervater war ein faſt pedantiſch pünktlicher Mann, er ſtammte ja noch aus jener adretten, unendlich höflichen Zeit der Perücken und Galanteriedegen. Wartenlaſſen bei einem Diner, über eine Stunde warten laſſen, das mußte für ihn gleichbedeutend ſein mit vollendetſter Nichtachtung. Und wie kam dieſes gaſtliche Haus dazu, ſolche Erfahrung machen zu müſſen? — Nun endlich, endlich traf man doch ein. Durch jene Thür dort kamen ſie, und auf der Stelle, wo ich jetzt ſitze, ſtand Kurt von Herberſtein, den Arm um ſeine Braut geſchlungen.

„Sie war ein ſchönes, vornehmes Weib, Ihre Frau Mutter, aber auf ihrem blaſſen ariſtokratiſchen Geſichte lag ein eiſig kalter Ausdruck, und eiſig kalt, freilich vom vollendeten Chic, war ihr Gruß, ihr ganzes Weſen. Charlotte erſchien neben der reizenden Frau wie ein liebliches, gutherziges Kind; ſie war die einzige, die ſich gleich blieb und einen freundlichen Ton bei der Tafel aufrecht zu erhalten ſtrebte; es gelang ihr kaum. Der Aſſeſſor verſuchte einige Entſchuldigungen über die Verſpätung zu ſtammeln, ſie unterſtützte den Gatten aber mit keiner Silbe, es ging von ihr ein wahrer Strom eiſiger Kälte aus. — Die Geſprächspauſen wurden länger, und um der Unterhaltung friſchen Impuls zu geben, bat der junge Ehemann, Fräulein Wolter möge ihm doch die Gemme zeigen, die Kurt ihr aus Breslau mitgebracht habe. Sie war ſofort bereit und holte ſelbſt das Etui, welches das Kleinod barg. Es war eine Antike erſten Ranges, ein meiſterhaft geſchnittener Amethyſt, den Kopf der Meduſa vorſtellend. Das ſchöne zornige Antlitz erinnerte mich unwillkürlich an Ihre Frau Mutter, wie ſie juſt in dieſem Augenblick das bräutliche Paar betrachtete. ‚Haſt du dich wirklich darüber gefreut, Lottchen?‘ fragte nämlich Kurt halblaut, und faßte zärtlich die Hand ſeiner Braut. — ‚O, du Lieber, wie kannſt du fragen?‘ erwiderte ſie einfach mit ihrer klaren Stimme, ‚es iſt zwar ein böſes Geſicht, aber doch ſo ſchön; und du weißt, ich bin Kennerin. Und dann, Kurt, — es iſt von dir!‘ — Frau von Herberſtein ſprach beim Anblick der wundervollen Kamee die erſten lebhaften Worte; ſie fand das Kunſtwerk prächtig. Als aber Charlotte die Hand über den Tiſch ſtreckte, um es wieder in Empfang zu nehmen, überſah dies die ſchöne Frau und legte den Amethyſt nicht weit von der kleinen Hand auf den Tiſch. Charlotte wurde rot; und als die Stunde der Trennung ſchlug, ſteif und froſtig, da ſagte das junge Mädchen zu mir: ‚Herr Diakonus, was habe ich ihr gethan, warum ſtellt ſie ſich ſo feindlich zu mir?‘ — Und als Kurt von Herberſtein, der die Gäſte hinausbegleitet hatte, haſtig wieder eintrat und, wie um Entſchuldigung bittend für die Kälte der Geſchwiſter, ſeine Braut in die Arme zog, da ſagte ſie: ‚Sie iſt nicht glücklich, Kurt, ſchilt ſie nicht. Ich habe es ihr angeſehen‘.

„Es war nun merkwürdig zu beobachten, wie Ihre Frau Mutter es verſtand, die Wolterſche Familie zu umgehen. Sie machte ſonſt ein großes Haus und verkehrte viel mit dem Adel der Umgegend. Aus dem geträumten herrlichen Verkehr wurde nichts, es herrſchte ein peinlich drückendes Verhältnis zwiſchen den Brüdern, die ſich doch ſo herzinnig liebten. Charlottens Vater legte das Gebaren der jungen Frau lediglich als Adelsſtolz aus, und allerdings hatte es die größte Ähnlichkeit damit. — So ging es eine Weile, auf einmal aber kam es anders; Frau von Herberſtein erſchien wie ausgewechſelt, ſie ſuchte Charlotte auf, ſie entwickelte ein beſtrickend liebenswürdiges Weſen, und Charlotte kam ihr, des Bräutigams wegen, nur allzu bereitwillig entgegen. Eine Zeitlang ſchien das geträumte Glück wirklich gekommen. ‚Sind ſie nicht wie Schweſtern?‘ fragte Kurt glückſelig. — Er war ein merkwürdiger Menſch; auf der einen Seite raſch im Urteil und reſolut, auf der andern weichherzig, allzuſehr Gemütsmenſch. In bezug auf ſeine Braut, die er überſchwenglich liebte, konnte das Geringſte ihn verletzen und verſtimmen; er war imſtande, das Mädchen zu quälen, zu foltern mit Fragen und Befürchtungen, ob ſie ihn liebe? ob ſie ihm treu ſei? O, und Frau von Herberſtein war eine gewiegte Beobachterin, eine ſcharfe Kennerin des menſchlichen Herzens.

„Da, plötzlich, verwandelte ſich das Weſen des Bräutigams ebenſo unerklärlich; er wurde finſter, ſcheu und mißtrauiſch, er richtete jetzt Fragen an Charlotte, die das Mädchen bitter kränkten, der Name Blankenfelde wurde darin zuweilen genannt. Charlotte verſtand ihn nicht, aber ſie wurde traurig und weinte, und dann wurde er heftig. Sie bemerkte mit ſtiller Verwunderung, daß er ganze Nachmittage und Abende im Hauſe des Bruders verbrachte, aber ſie blieb ihm gegenüber von derſelben Freundlichkeit, denn ſie hielt es für Laune und hoffte, wie ſie mir traurig ſagte, von der Zeit das beſte.

„Die zweite Hälfte des November hatte Herr Wolter mit ſeiner Tochter, wie in jedem Jahre, in Berlin verlebt, teils, um Oper und Ausſtellungen zu beſuchen, teils um mit einem Antiquitätenhändler aus Florenz in Verbindung zu treten, der ſich alljährlich einige Wochen in Berlin aufhielt, und ſchon vielfach Geſchäfte mit dem Kommerzienrat gemacht hatte. Kurz nach Rückkehr desſelben reiſte Ihr Herr Vater mit Gattin und Bruder ebenfalls nach Berlin, wo ein Familientag abgehalten werden ſollte; auch Herr von Blankenfelde hatte Urlaub genommen und ſich angeſchloſſen; wie er mir im Vertrauen mitteilte, lediglich aus dem Grunde, um der brennenden Eiferſucht ſeines Freundes nicht neue Nahrung zu geben. Es war ſchon ſoweit gekommen, daß Blankenfelde aus demſelben Grunde das Wolterſche

Haus kaum noch betrat und den Kameraden wie ein krankes Kind behandelte, ſo zart und rückſichtsvoll. Nun, nach etwa acht Tagen kehrte Ihr Herr Vater mit ſeiner Gattin zurück, die beiden Offiziere aber waren in Berlin geblieben, Kurt, um noch einige Einkäufe zu beſorgen, der andere lediglich, um nicht früher heimzukommen, als ſein Freund.

„Da, es war am vierzehnten Dezember, erhielt ich frühmorgens aus Berlin einen rekommandierten Expreßbrief, der mich faſt zu Boden ſchmetterte. Blankenfelde ſchrieb mir: ‚Soeben hat Herberſtein ſich das Leben genommen durch einen Schuß in die Bruſt; die Motive ſind mir vorläufig nicht klar genug, um darüber mit Sicherheit berichten zu können. Teilen Sie das entſetzliche Ereignis möglichſt ſchonend im Wolterſchen Hauſe mit, und kommen Sie ſofort herüber, aber ohne den Bruder. Es iſt ein frevelhaftes Spiel getrieben, und ich bedarf eines Beraters und Zeugen bei den Nachforſchungen. Letzteres nur für Sie —.‘“

Der alte Herr ſeufzte tief und fuhr mit der Hand über ſein weißes Haar. Mir pochte das Herz zum Zerſpringen. „Ein frevelhaftes Spiel“, hatte er geſagt; — und die Urheberin? Wie nahe lag die Beantwortung der Frage nach dem eben Gehörten! Ich hatte ſie ja nicht gekannt, meine Mutter, aber was ich nach und nach erfahren aus dem Munde meiner Schweſtern und der Muhme über das Leben in meines Vaters Hauſe, es gewann Form und Geſtalt in dem unheimlichen Lichte, das wie Wetterleuchten vor mir aufſprühte. — Der geiſtliche Herr mochte erkennen, daß er in mir einen Sturm der Empfindungen heraufbeſchworen; er reichte mir mit ſeiner milden Freundlichkeit abermals die Hand und ſagte:

„Geſchehenes läßt ſich nicht ändern, und was im Fieber der Leidenſchaften geſündigt worden, und wäre es noch ſo ſchwer, vermag der Allmächtige zu vergeben, um wie viel mehr der Menſch! — Was Sie hier erfahren iſt allerdings traurig, doppelt traurig, da es die Mutter betrifft, aber ich handle dem Wunſche Ihres Vaters gemäß, wenngleich er nicht einmal den ganzen Umfang des Vergehens kennen gelernt hat, ebenſowenig wie ſie, die von dem Unheil am ſchwerſten betroffen wurde.“

„Bitte, Herr Paſtor, fahren Sie fort“, ſagte ich. „Ich möchte nun alles wiſſen.“

„Erlaſſen Sie mir die Schilderung des Jammers“, begann der alte Mann wieder, „der dieſes Hauſes Schwelle an jenem Tage überſchritt, um nie wieder zu weichen. Ich wiederhole, es war ein Glück, daß weder die verzweifelnde Braut, noch Ihr Herr Vater den wahren Sachverhalt ahnten, vielmehr die Kataſtrophe allein auf eine tiefe Gemütsſtörung des Heimgegangenen bezogen. — Herr Wolter reiſte mit der Tochter ſofort ab nach Berlin, und Ihr Vater ließ es ſich nicht nehmen uns zu begleiten, um dem geliebten Bruder die letzte Ehre zu erweiſen. Als wir ihn in die kühle Erde gebettet hatten, kehrten ſie nach hier zurück, ich aber blieb dort und ſtellte gemeinſam mit dem Herrn von Blankenfelde Nachforſchungen an, um die Motive der That klarzulegen, und zwar auf Grund eines Briefes des Verſtorbenen, geſchrieben kurz vor ſeinem Tode, und gefunden offen und ohne Adreſſe. Dieſer Brief enthielt die kurze Notiz, er habe heute vormittag die unzweideutigſten Beweiſe erhalten, daß Charlotte Wolter ihn nicht liebe, und darum ziehe er vor, aus dem Leben zu ſcheiden. — Dann folgten einige Beſtimmungen über den Nachlaß und Grüße an den Bruder. — Blankenfelde erzählte mir noch, daß Herberſtein zugänglicher und froher in Berlin geweſen ſei, wie ſeit langer Zeit, daß er einmal ſeine Hand erfaßt und geſagt habe, er müſſe ihm verſchiedenes abbitten, und daß er hinterher eine Redensart gemacht habe, als ſei ſeine Schwägerin zwar eine kluge Frau, treffe aber doch nicht immer das rechte, und Liebe und Treue ſeien doch wohl keine Phantasmen. Und dann habe er ausgerechnet, wie viele Wochen noch vergehen, bis er Charlotte, ſeine Charlotte heimführen dürfe.

„Jetzt galt es zunächſt in Erfahrung zu bringen, wo der Unglückliche in jenen Tagen, ſpeziell an jenem Morgen verkehrt, was er getrieben, ob er Briefe, Beſuche empfangen hatte ꝛc. Blankenfelde griff die Sache ſehr energiſch an; er ſuchte einen früheren Offizier ſeines Regimentes auf, der zum Reſſort der geheimen Polizei übergetreten war, ſtellte ihm die Sache vor, und dieſer zeigte ſich bereit, gleichſam außerdienſtlich, ſeine Hilfe zu leihen, entſprechenden Falles aber exekutiv vorzugehen. — Das Glück war uns günſtig. Von dem Portier des Hotels erfuhren wir, daß von Herberſtein weder Briefe noch Beſuche empfangen, aber an jenem Morgen nach der Wohnung eines italieniſchen Antiquitätenhändlers ſich erkundigt habe, der alljährlich im Dezember Berlin beſuche; er wolle bei demſelben Einkäufe machen, hatte er erläuternd hinzugeſetzt, als der Hotelbeſitzer vom Portier gerufen wurde, um Auskunft zu geben; aber keiner von ihnen hätte gewußt, wo der fragliche Händler wohne.

„Hier war ein Faden, und dieſen weiter zu verfolgen, hielt umſoweniger ſchwer, als Blankenfelde früher perſönlich mit dem Italiener zu thun gehabt hatte, auch wußte, daß der Verſtorbene wiederholt die Abſicht ausgeſprochen, und zwar im Hauſe ſeines Bruders, er beabſichtige, ſeiner Braut irgend eine Antike zu Weihnachten zu ſchenken, und wolle zu dieſem Zweck den Italiener Feroni in Berlin aufſuchen.“

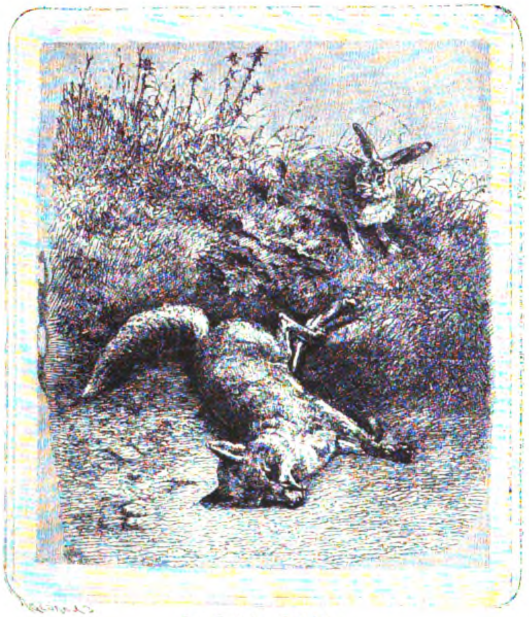
„Es wurde unter uns verabredet, daß der Polizeibeamte, natürlich in bürgerlicher Kleidung, zu dem Händler, deſſen Wohnung in der Lindenſtraße ermittelt wurde, zuerſt hinaufgehen ſollte, um das Terrain vorläufig zu ſondieren; nach einigen Minuten würde Blankenfelde ihm folgen, ihn als zufällig getroffenen Bekannten begrüßen und in ein Geſpräch über Herberſteins plötzlichen Tod verwickeln, und dann ſollte den Umſtänden entſprechend weiter verfahren werden. Ich wartete auf der Straße und promenierte an der gegenüberliegenden Häuſerreihe auf und ab; man wollte mich vom Fenſter aus benachrichtigen, ſobald meine Anweſenheit nötig.

„Endlich, nach faſt halbſtündigem ängſtlichen Warten öffnete ſich im zweiten Stock des Hauſes ein Fenſter und Blankenfelde winkte mir, zu kommen. Er empfing mich an der oberſten Treppenſtufe, nickte mir befriedigt zu und führte mich in das nach vorn gelegene ziemlich große Gemach, in welchem auf Tiſchen und Kiſten eine Menge Antiquitäten jeder Art ausgebreitet lagen. Auf einem Stuhle, faſt in der Mitte des Zimmers, ſaß der Händler, ein alter Menſch mit den markierten Zügen ſeiner Nationalität und gelblichem Teint, der aber ins Aſchfarbene übergegangen war, ſo blutleer erſchien das Geſicht des zitternden Mannes, dem thatſächlich die Zähne im Munde klapperten. Vor ihm ſtand mit zorniger Miene unſer Begleiter, ſein Oberrock war aufgeknöpft und ließ das Abzeichen des höheren Polizeibeamten erkennen. Die Verhandlung wurde in franzöſiſcher Sprache geführt, der Fremde verſtand kein Deutſch.“

„‚Der Menſch‘, wandte der Beamte ſich an mich, räumt ein, zu einem Scherze die Hand geboten zu haben, natürlich für klingenden Lohn; und iſt bereit, ein umfaſſendes Geſtändnis abzulegen. ‚Jetzt reden Sie‘, forderte er den faſt ohnmächtigen Mann auf, wenn Sie es nicht vorziehen, mir zu folgen.‘ — Dieſer war offenbar vollſtändig geknickt und erzählte eine Geſchichte, deren traurige Details ich Ihnen, mein junger Freund, nicht wiederholen mag. Nur folgendes ſollen Sie erfahren.

„Vor mehreren Wochen war eines Morgens eine „Signora“ zu dem Händler gekommen, eine ſchöne Frau, und hatte ihn lächelnd gebeten, er möge ihr zum Gewinne einer Wette behilflich ſein. — Er habe, weil er ſchon manchmal in wunderliche Verwickelungen geraten, ausweichend geantwortet, ſie ſei aber dringender geworden, habe verlauten laſſen, ſie verlange ſeine Gefälligkeit nicht umſonſt, es ſei eine ſo harmloſe Sache, zu der er die Hand bieten ſolle ꝛc. Die Dame habe ſo ſüß bitten können; ſie ſei ſehr ſchön geweſen, und er habe immer eine Schwäche gehabt für bittende Frauenlippen, — er ſei ein galantuomo; überdies habe die Sache ſo unſchuldig ausgeſehen. Es ſei ja garnichts weiter von ihm verlangt worden, als daß er einem jungen Offizier, der in den nächſten Tagen zu ihm kommen werde, um ein ſchönes Präſent für eine Dame zu kaufen, eine Gemme vorlege, eine köſtliche Antike. Die Dame hatte ſie ihm hierbei übergeben, — es müſſe aber ganz wie zufällig geſchehen; nur dürfe er die Gemme ja nicht verkaufen, lautete der ſtrenge Zuſatz. Er, Feroni, könne ja einen Preis ſtellen, der unverhältnismäßig hoch ſei. — Man würde natürlich fragen, wie dieſe Gemme in ſeine Hände gekommen? Dann ſollte er antworten: Eine Dame habe ſie gebracht und bei dem Handel geäußert, ſie wünſche ſich von einem Stücke zu trennen, das ihr unangenehme Erinnerungen wecke, das ihr wertlos geworden. — Es wurde dies alles lächelnd und leicht geſagt, und Feroni, der an ein ſcherzhaftes Abenteuer, an eine kleine eiferſüchtige Plänkelei zwiſchen Liebenden dachte, war thöricht genug, darauf einzugehen!“

„Einige Tage darauf war ein junger Offizier erſchienen, nach der Beſchreibung der Dame die richtige Perſönlichkeit, und hatte ganz vergnügt etwas Ausgezeichnetes zu ſehen verlangt. Feroni, überzeugt, den rechten Mann vor ſich zu haben, präſentierte dem Ahnungsloſen ein antikes mit Münzen, Gemmen und Intaglien gefülltes Gefäß, auf denen ſichtbar zu oberſt eine wunderſchöne Kamee lag, ein Meduſenhaupt vorſtellend, koſtbar in Amethyſt geſchnitten. — Die Wirkung war eine unerwartet furchtbare. Während der junge Offizier den Amethyſt betrachtete, hatte Feroni ſich abgewandt, um ein Lächeln zu verbergen, das ihm wider Willen bei dem Gedanken an die ſchöne Auftraggeberin über die Lippen geflogen war; er hörte dann plötzlich die ſonderbar tonloſe Frage hinter ſich: ‚Wie kommen Sie zu dieſem Kopf der Meduſe?‘ — Ohne ſich umzuwenden, hatte der Italiener die ihm befohlene, einſtudierte Phraſe hergeplappert von der Dame, die das ſeltene Stück garnicht ſchnell genug habe loswerden können — ein junges Mädchen ſei es geweſen, blond und blauäugig, eine echte Deutſche. — — Da aber, — er ſei nicht mehr im ſtande zu ſagen, wie es gekommen — habe der Offizier plötzlich einem Wahnſinnigen geglichen, ſeine Augen ſeien ſo ſtarr und gläſern geweſen, wie die eines Toten, ſeine Geſichtsfarbe wachsbleich und er habe taſtend nach der Mütze gegriffen und ſei gegangen. Das Gebaren des Mannes habe ihn, Feroni, aber ſo erſchüttert, daß er ihm nachgelaufen ſei; leider erfolglos. Ihm aber habe nichts Gutes geahnt, und er habe ſchleunigſt die Gemme an eine Chiffreadreſſe, wie ihm befohlen, nach einem kleinen Harzſtädtchen geſendet.



Das Ende des Erbfeindes.

„Welche Folgen die That gehabt, war ihm erſt jetzt aus dem Munde des Polizeirats bekannt geworden. Flehend bat der Mann um Nachſicht, und holte zum Beweiſe der Wahrheit ſeiner Angaben jenen Zettel mit der Chiffre. Sie lautete: N. v. H. St. in Z. . . . . . —. Es konnte kein Zweifel ſein, weſſen Adreſſe dieſe Zeichen bargen.“

„Haben Sie den Zettel geſehen, Herr Paſtor?“ fragte ich.

„Ja!“ beſtätigte der geiſtliche Herr, „aber ich war es auch, der ihn noch an demſelben Tage verbrannte. Was konnte ein weiteres Eingehen auf dies ſchrecklich traurige Ereignis nützen? — Der unglückliche getäuſchte Mann war nicht mehr, und ſie — — Mein junger Freund, ‚richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!‘ Ich habe an dem Sterbebette derjenigen geſtanden, die dieſen Knoten einſt ſchürzte. Es waren nur wenige Worte, die ſie mir noch ſagen konnte, ehe ſie die Augen ſchloß: ‚*Das hatte ich nicht gewollt, das nicht, Herr Paſtor! Ich habe Kurt geliebt, und er verſchmähte mich, und ich ward krank und elend im Kopf und Herzen!*‘ — — —

„Da haben Sie den Schlüſſel zu ihrem traurigen halb wahnſinnigen Thun. Sie konnte ihn nicht ſehen neben der andern, ſie wollte ſie trennen, die beiden, und — Sie wiſſen, wie es gelang! Ich ſelbſt bin in ihrem Namen, der Verſtorbenen Namen, zu Charlotte gegangen, und habe dieſe gebeten, Pateſtelle anzunehmen bei dem Söhnchen, bei Ihnen, Herr Leutnant. Die Gemme ſollten Sie einſt wieder in die Hand der Pate legen, ſo wünſchte es die Sterbende.“

„Und dieſe Gemme, Herr Paſtor?“

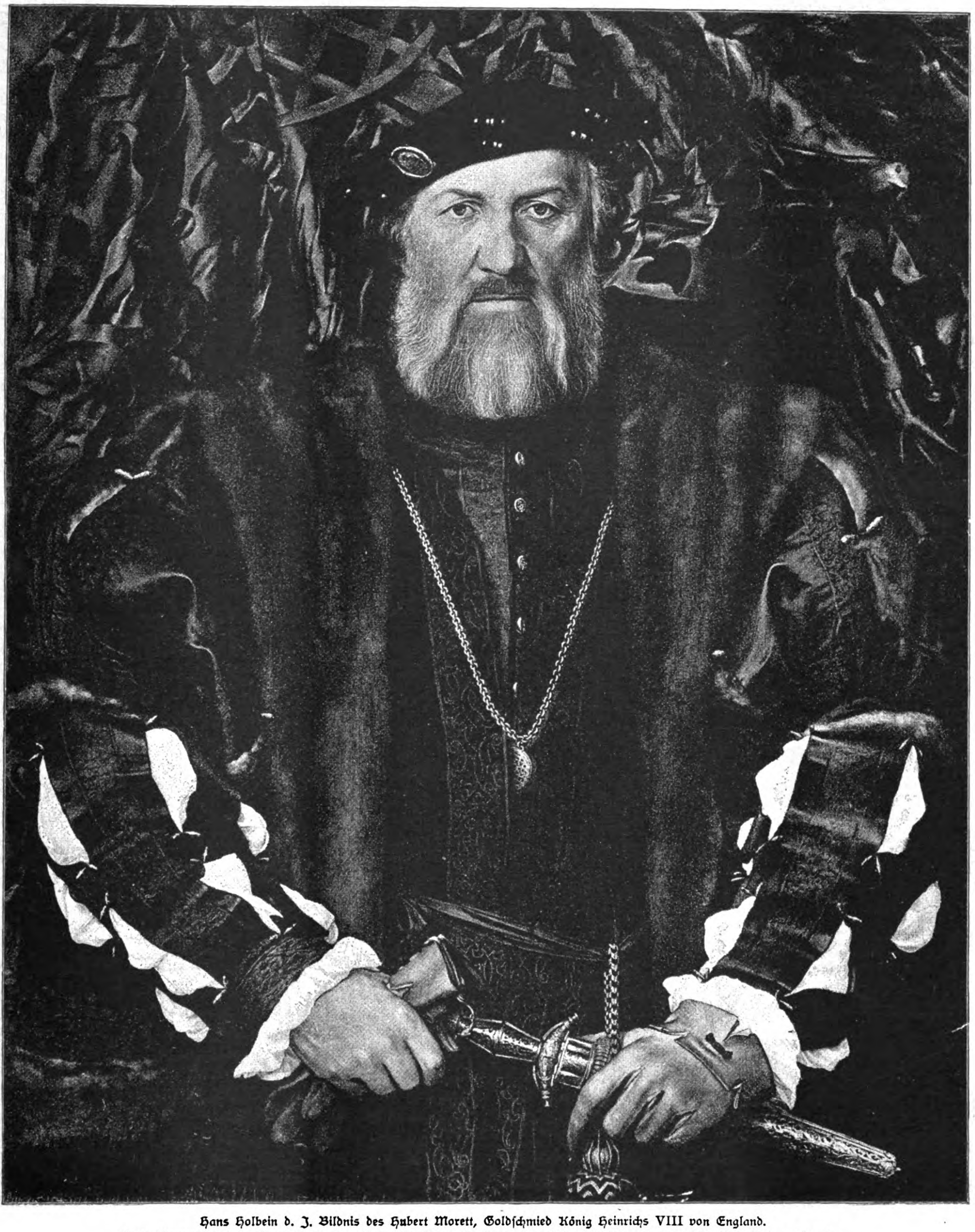
„Sie haben ſie ihr geſtern zurückgebracht. Charlotte Wolter weiß natürlich nur, daß ihr das Kleinod einſt entwendet worden, und daß es durch Ihren Herrn Vater wiedergefunden wurde. Sie iſt ein Engel von Gemüt; überlaſſen wir ihr getroſt, ſich die Löſung des Rätſels zu bilden. Von uns darf ſie nie die Wahrheit erfahren, und darum habe ich auch verhindert, daß ſie an das Sterbebette Ihrer Mutter eilte. Die reuige Frau hätte ja alles bekannt.

„Jetzt aber noch einige Worte dem Sohne, deſſen Vater ich ſtets geliebt und hochgeachtet habe. Fräulein Wolter beſitzt keinen Verwandten auf dieſer Welt, als Ihren Herrn Vater und ſeine Kinder, und auf dieſe hat ſie die Liebe zu dem teuren Verſtorbenen übertragen, dem ſie treu geblieben ein langes einſames Leben hindurch. Nun beabſichtigt ſie, ihr Vermögen dem Haupte der Familie zu hinterlaſſen, in welche ſie aufgenommen worden wäre. — — — Es hat nicht ſein ſollen! — Ihr Herr Vater iſt ein ſchon ſehr alter Mann, zudem hat er aus begreiflichen Gründen abgelehnt, als Überlebender die Erbſchaft anzutreten, mithin ſind Sie der Erbe. — Stellen Sie ſich freundlich zu ihr, ſie hat es verdient um ihrer Liebe willen, der Liebe zu Ihrem Onkel, deſſen Andenken ſie ein langes fleckenloſes Leben weihte. — Ich glaube, ſie wartet Ihrer im Garten“, ſetzte der alte Herr hinzu.

Ich reichte ihm dankbar die Hand und er winkte mir freundlich; dann ging ich raſch hinaus und die Treppe hinab. An der letzten Stufe erwartete mich die hochbetagte Sibylle; ſie blickte mich mit den klugen alten Augen ſo durchdringend und doch ſo freundlich an, indem ſie mir die Thüre nach dem Garten öffnete und ſagte: „Junger Herr, der Allmächtige ſegne Ihren Eingang!“

Es war ein milder, köſtlicher Herbſtabend, kein Lüftchen bewegte ſich, als ich auf den ſauberen Kieswegen zwiſchen blühenden Aſtern und Georginen dahinſchritt, um die zu ſuchen, deren ergreifende Geſchichte ich eben vernommen. Am Ende des Gartens lag ein kleiner Pavillon, deſſen Veranda eine köſtliche Fernſicht bot über den rauſchenden Fluß hinweg nach den Harzbergen, die im indigblauen Duft gehüllt ſo nahe erſchienen heut. Hier fand ich Tante Lotte. Sie hatte einen faſt vollendeten Kranz aus weißen Aſtern und Stechpalmen vor ſich liegen, und ihre Augen ſchienen vom Weinen gerötet.

„Kurt, mein Sohn“, ſagte ſie weich und zog mich neben ſich auf das Kanapee, „nun wirſt du begreifen, warum ich dir — deinem Vater und dir — ſo ſehr zugethan bin. Deine Tante im engeren Sinne habe ich nicht werden ſollen, aber ich will für euch Kinder ſorgen, als ob ich eure Mutter wäre, und zunächſt für dich. Ich weiß alles, Kurt, du brauchſt nicht zu erröten, Blanken-



Hans Holbein d. J. Bildnis des Hubert Morett, Goldſchmied König Heinrichs VIII von England.
Unter Benutzung einer Photographie von Braun & Comp. in Dornach nach dem Original in der Gemäldegallerie zu Dresden,

felde hat mir Bericht erſtattet; er will dir wohl, aber ihr ſeid beide noch ſehr jung. — In Jahresfriſt mögt ihr euch verloben, doch nicht an dieſem Tage, er iſt kein Glückstag, denn — heute iſt mein Verlobungstag."

Eine tiefe Glut überzog das noch immer anmutige Geſicht der Greiſin, oder war es das Abendrot, das intenſiv purpurn durch die Fenſter ſchien und den kleinen Raum mit ſeinem Lichte erfüllte? „Spotte nicht über die alte Jungfer, Kurt", fügte ſie hinzu, „beſieh lieber dies einzige Andenken des teuren Verſtorbenen, deines Onkels, welches dein Vater mir gerettet hat."

Ich nahm den Amethyſt zur Hand und betrachtete den prachtvoll geſchnittenen Kopf der Meduſe, dem die blitzenden Strahlen der ſcheidenden Sonne wunderbare Reflexe entlockten, rot wie das Blut, das gefloſſen um dieſes Kleinods willen. Nein, ſie durfte es nie erfahren, was man ihr angethan!

„O Tante", ſagte ich, „wie gütig ſind Sie, unſerer ſich anzunehmen, aber Ilſe iſt wirklich ein ſo herziges — —"

„Gewiß, Kurt“, lächelte ſie, „gewiß ſeid ihr für einander beſtimmt! Im nächſten Herbſt wirſt du mich auf einige Wochen beſuchen, auch deinen Vater lade ich ein und noch jemand, und dann feiern wir hier vielleicht eine Verlobung, die ſo Gott will! mehr Glück hat — —“

„Das gebe der Allmächtige“, ſprach der geiſtliche Herr, der herzugetreten war, und küßte ſeiner Beichttochter die Hand, die ſie ihm mit aufleuchtenden Augen reichte, „noch einmal wird es Morgen, und die alten Freunde kehren wieder!“

„Und eins verſprichſt du mir, Kurt; wenn ich ſterbe, ſorgſt du, daß dieſes Kleinod bei mir bleibt. — Es ſoll mein Schmuck im Sarge ſein.“ — — —

Noch lange, Gottlob recht lange, dauerte es, bis ich dies letzte Gebot erfüllen mußte. — In Tante Lottes köſtlichem Heim, am Fuße des Harzwaldes, feierten wir unſere Verlobung, Ilſe und ich, und es war eine wahrhaft erhebende Feier, geweiht durch die milde Freundlichkeit der trefflichſten aller Frauen, durch die ſtille Freude dreier greiſer Männer, die in uns Jungen ſich wiederfanden.

Alljährlich zum Herbſte wohnten wir bei Tante Lotte, meine Ilſe und ich, zuerſt mit einem kleinen blonden Krausköpfchen, ſpäter mit zweien, die ſie beide aus der Taufe gehoben hatte, und mit denen ſie ſpielte wie eine echte Großmutter.

Zwölf Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ich meine Ilſe heimführte. Jetzt, da ich dies niederſchreibe, ruhen ſie alle vier unter dem grünen Raſen, die Tante Lotte und ihr geiſtlicher Freund, mein Vater und der Vater meiner Ilſe, und ich bin der einzige Lebende, der das Geheimnis des Meduſenhauptes kennt.

Geiſtliche Komödiendichter.

Es gab eine Zeit — freilich lange iſt's her — in der Geiſtliche nicht allein von der Kanzel zum Volke ſprachen, ſondern auch die Bühne für den geeigneten Ort zur Verbreitung religiöſer und moraliſcher Lehren hielten und deshalb Stücke ſchrieben, die meiſtens zur Weihnachts- und Faſtnachtszeit aufgeführt wurden. Leider ſind nur wenige dieſer Spiele erhalten geblieben, aber die noch vorhandenen Reſte müſſen als wichtige Beiträge zur Kulturgeſchichte betrachtet werden, da ſie Aufſchlüſſe über die Anſchauungen und Sitten der Vergangenheit geben, die wir in den eigentlichen Hiſtorienwerken nur ſelten finden.

Das proteſtantiſche Norddeutſchland, ſoweit die niederſächſiſche Sprache, das Plattdeutſch, reichte, war der Boden, auf dem die geiſtliche Komödiendichtung ſich entfaltete. Die Sachſenſprache ſchwand durchaus nicht mit einem Schlage, was daraus hervorgeht, daß ſelbſt Luther es notwendig erachtete, die Bibel in die niederſächſiſche Mundart zu überſetzen. Sein reformatoriſcher Mitarbeiter Johann Aepinus, erſter Superintendent in Hamburg, verfaßte plattdeutſche Erbauungsbücher und erſt, als das Hochdeutſche nach und nach überhand nahm, ſchwand allmählich das niederſächſiſche Idiom aus der Litteratur. Die niederdeutſchen Schriftſteller und Poeten wurden immer ſeltener und gehörten faſt ausſchließlich dem geiſtlichen Stande an, der die Mutterſprache nicht aufgab, um Fühlung mit dem Volke zu behalten und dieſe Abſicht mochte auch wohl der Grund ſein, weshalb er ſich vielfach der Bühne zuwandte.

So dichtete gegen Ende des XVI. Jahrhunderts der holſteiniſche und nachmalige Lübeckiſche Pfarrer Johann Stricer ein geiſtliches Spiel wider die Trunkſucht und Völlerei unter dem Titel: „De düdeſche Schlömer“ (Der deutſche Schlemmer) und fünfzig Jahre ſpäter veröffentlichte ſein Hamburgiſcher Amtsbruder Johann Koch eine bibliſche Komödie „Elias“, welche ſich gegen den Aberglauben und die Abgötterei richtete. Koch wurde am 23. Mai 1608 zum Seelſorger des bei Hamburg gelegenen Dorfes Geeſthacht berufen, allwo er ſich ſeiner Gemeinde von der Kanzel herab in der alten Mutterſprache verſtändlich machte und in ſeinen Mußeſtunden Komödien ſchrieb. Koch ſagt in der Widmung, daß er die Komödie „Elias“ geſchrieben habe „auf daß daraus ein Jedermann und ſonderlich getreue Prediger und Lehrer möchten ein Exempel nehmen, ſich mit ganzem Fleiße aller Abgötterei und falſchem Gottesdienſte entgegenzuſetzen.“ Gleichzeitig benutzt der ehrwürdige Johann Koch aber auch die Gelegenheit, ſeiner Gemeinde und allen, die es angeht, einen nicht mißzuverſtehenden Wink über die Vernachläſſigung der Geiſtlichen zukommen zu laſſen, indem er den Elias ſagen läßt:

Original.	Hochdeutſch.
Awerſt des Herren Preſter al	Aber des Herren Prieſter all
Werden vorachtet althomal,	Werden verachtet allzumal,
De hölt men nener ehren werdt,	Die hält man keiner Ehren wert
Und nemandt erer Lehr begert,	Und niemand ihrer Lehr' begehrt.
Men deyt ſe ock gar nicht ſpyſen,	Man thut ſie auch gar nicht ſpeiſen,
De negſte Dör deyt men ehn wyſen,	Die nächſte Thür thut man ihnen weiſen.
Men ſtelt ehn ock na Liff und Lewen.	Man ſtellt ihnen auch nach Leib und Leben.
Scho'de darum de Erd nicht bewen,	Sollt' darum nicht die Erde beben?
Ach Godt vom Hemmel ſüe darin,	Ach Gott vom Himmel ſieh darein,
Beſcherm den armen Hupeken dyn!	Beſchirm das arme Häuflein dein!

Aber Koch iſt nicht allein der Anwalt des geiſtlichen Standes, ſondern nimmt ſich auch der Bauern an, die über die Verwüſtungen klagen, welche die rohe Soldateska im dreißigjährigen Kriege anrichtete. Jede Ausſicht auf Ernte und Brot ſchwindet, aber ihnen bleibt der Troſt:

Godt verleth de ſynen nicht,	Gott verläßt die Seinen nicht
Ehr moſten ſick de Velſen ſlicht	Eh'r müßten ſich die Felſen ſchlicht
Updohn, dat heruth konden fleten	Aufthun, daß heraus könnten fließen
De Waterſtrom gantz ungemeten.	Die Waſſerſtröme ganz unermeſſen.

Wenn ſonſt auch in dem Stücke ein ziemlich langſtieliger theologiſcher Doktrinarismus die Hauptſache iſt, ſo werden doch hin und wieder Geſpräche über das Wetter, die herrſchende Trockenheit, über den Acker, das Geſinde und die ſchlechten Kornpreiſe geführt, die ſich am Hofe des Königs Ahab und in Gegenwart der böſen Iſebel recht ſonderbar ausnehmen, aber dem Geſchmacke des zuſchauenden Volkes damals doch wohl behagt haben.

Die Greuel des dreißigjährigen Krieges, welche bei Koch nur angedeutet werden, finden ſich mit größerer Breite in einem Stücke behandelt, das Johann Riſt, Paſtor in Wedel bei Hamburg, (1630) verfaßte und den Titel „Irenaromachia, das iſt eine newe Tragikomedia von Fried und Krieg“ führt. Nach allen Anzeichen war die Irenaromachia nicht nur als Lektüre ſehr beliebt, ſondern muß auch oft gegeben worden ſein, zumal ſie auf der damaligen Zeitgeſchichte fußt und in den plattdeutſch geſchriebenen Zwiſchenſpielen bunte, bewegte Bilder aus dem großen Kriege vorführt, welche als um ſo treuere Schilderungen der Zeit aufzufaſſen ſind, als ſie inbezug auf das Thatſächliche viel Übereinſtimmendes mit den plaſtiſchen und draſtiſchen Schilderungen derſelben Zeit beſitzen, welche Grimmelshauſen in ſeinem Simplicius niederlegte. So treten in einer Szene zwei Bauern auf, welche einen Quartiermeiſter ergriffen haben, den ſie bis aufs Hemd entkleiden und dann erſchlagen wollen, aber laufen laſſen, nachdem er feierlich geſchworen hat, den Bauern nachträglich keinen Schaden zufügen zu wollen. Kaum hat aber der Quartiermeiſter ſeine Freiheit wieder erlangt, als er erklärt, ſich furchtbar rächen zu wollen. Die Bauern vertrinken ihre Beute bei dem Krüger und werden während des Gelages von den Soldaten ergriffen und zum Galgen geführt. Rührend klingt des Bauernknaben Klageruf: „O Gott, lathet my doch mynen Vader, ick hebbe yo man den einen Vader!“ (O Gott, laßt mir doch meinen Vater, ich habe ja nur den einen Vater!)

In dem „Perſeus“ des geiſtlichen Komödienſchreibers Riſt kommt eine Werbeſzene vor, die höchſt charakteriſtiſch für jene Zeit iſt. Der junge Bauer will die ihm gebotenen drei Thaler anfangs nicht nehmen, da er als Soldat nichts anderes haben würde, als Hunger und Kummer, Läuſe und Schläge, Froſt und Durſt. Der Werber aber ſpricht: „Ey mein Kerl, da darfſtu nicht vor ſorgen; du ſolt kein ſchlechter Musquetirer ſeyn, ich will dir alſobaldt eines Gefreiten Korporals Platz geben, dazu ſolt du nicht gegen dem Feinde zu Felde, beſonderen das gantze Jahr durch bei einem reichen Bauern im Quartier liegen, dich mäſten, freſſen, ſaufen, ſpielen.“ — Das gefällt dem Burſchen; er nimmt das Handgeld und fragt den Werber nach der Herberge. Dieſer antwortet: „Ey ich liege dar zum blauen Jammer, nicht weit vom großen Elende, gerade gegen der Hungergaſſen über.“ — Welche Wahrheit liegt in dieſen wenigen Worten bitterer Satire!

Riſt hatte die Schreckniſſe des dreißigjährigen Krieges aus eigener Erfahrung kennen gelernt, ſie trafen ihn und die Seinigen hart, aber in all der trüben Zeit erlahmte ſein poetiſches Schaffen nicht und in gläubigem Vertrauen dichtete der fromme Mann Lieder, Kirchengeſänge und Schauſpiele, die leider zum größten Teile abhanden gekommen ſind. Die allgemeine Sehnſucht nach dem Frieden ſprach ſich in ſeiner Komödie „Das friedewünſchend Teutſchland“ aus, dem nach dem Ende des Krieges „Das friedejauchzende Teutſchland“ folgte. In den Zwiſchenſpielen des letztgenannten Stückes kommen zum erſtenmale plattdeutſche Strophenlieder vor, wie ſie ſpäter in der Hamburger Oper beliebt waren.

Bei der Nachricht vom glücklich geſchloſſenen Frieden erſchrecken einige Bauern, denen der Krieg Vorteile gebracht hat, vor allem die ungebundenſte Freiheit, da die geiſtliche und weltliche Obrigkeit ihnen nichts mehr zu ſagen hatte. — „Krieg hin, Krieg her“, ſagt einer der Bauern, „wenn wir in unſeres Krügers Peter Langwams Hauſe nur friſch was zu ſaufen haben, ſo mag es gehen, wie es geht; ein Schelm, der nicht alle Tage luſtig und guter Dinge iſt.“ — „Nun es Krieg iſt“, erklärt der andere Bauer, „hat uns unſere Obrigkeit nichts mehr zu befehlen und Soldaten ſchinden uns auch nicht. Wenn wir nur dem Oberſten und den anderen Offizieren rechtzeitig die Tributgelder bezahlen, ſo mögen wir alles thun, was wir wollen. Da können wir Sonntags und heiligen Tags werken und arbeiten, können am Feiertag hübſch in den Krug gehen und luſtig verzehren. Früher mußten wir Sonntags morgens zwei ganze Stunden in der Kirche ſitzen, daß einem die Rippen im Leibe weh thaten: nun gönnen wir unſerm Krüger Langwams das Geld und ſaufen dort erſt ein Öſelchen Branntwein, dann kann man ein Faß Speck mit Kohl darauf freſſen, daß einem der Bauch davon quabbert. Unſere alte Obrigkeit hat nun, gottlob, nicht ſoviel Macht, daß ſie einen lahmen Hund aus dem Ofen locken kann und unſer Pfaffe hat auch nicht das Herz, daß er das geringſte Wort dagegen ſagt. Und was hat er auch viel zu ſagen? Macht er doch ſelbſt rechtſchaffen luſtig mit und pflegt manchen lieben Tag mit dem Korporal beim Marketender oder auch bei unſerm Krüger Langwams zu ſitzen.“

Riſt ſchildert hier keineswegs Phantaſiegemälde, ſondern bietet ein treues Spiegelbild der ſchrecklichen Wirklichkeit, indem er die Demoraliſation nicht nur der Bauern, welche der Krieg im Gefolge hatte, auf die Bühne brachte. Der große Erfolg ſeiner Schauſpiele iſt dafür der Beweis: ſie packten, weil ſie wahr waren.

Auf die Frage, woher die Mittel zu dem üppigen Leben kommen, antwortet der Bauer:

„Stehen da nicht Bäume genug im Holze, die wir niederhauen und in die Stadt fahren können? Ich habe in der vorigen Woche ſoviel Holz abgehackt, daß ich ein halbes Jahr die Kontribution bezahlen kann. Zudem, ſollen wir nicht ebenſo gut ſtehlen können wie die Soldaten? Wir haben das Mauſen ſo fix gelernt, als die beſten Musketiere, wir brauchen uns ja nur in den Graben zu legen und lauern, wenn vornehme Offiziere, Kaufleute und anderes reiſendes Volk vorüberzieht. Wie hageln wir dazwiſchen, daß ſie beim Wagen oder den Pferden liegen wie die Fliegen. Da machen wir denn friſche Beute und laſſen ihnen nicht einen Faden an ihrem ganzen Leibe, und ſeht, Hunde und Füchſe müſſen auch etwas zu freſſen haben, und welcher Teufel weiß denn, ob es Bauern oder Soldaten gethan haben? Stehen außerdem nicht ein Haufen Herrenhäuſer, Amtsſtuben und dergleichen Gebäude leer, da man die Fenſter, Mauerſteine, Dielen, Balken, Eiſenwerk und was ſonſt noch nagelfeſt iſt, ausbrechen und in der Stadt fürs halbe Geld verkaufen kann? O, davon haben wir manchen ſtolzen Thaler gemacht. In Summis Summarium, wir mögen thun, was wir wollen, wir mögen nehmen, wo was zu kriegen iſt, da darf uns kein Teufel ein Wort ſagen. Wenn wir nur zuſehen, daß die Oberſten ihre Tributgelder und etwas zu freſſen und zu ſaufen bekommen, ſo geht es im Kriege tauſendmal beſſer zu, als da es noch Friede war. Nein, nein, wollt Ihr unſer Freund ſein, ſo laßt den neuen Frieden von der Naſe.“

So wurde von einem Teile der Bevölkerung der weſtfäliſche berühmte Friede, dies mühſame und teure Werk der Staatskunſt, mit Unluſt aufgenommen. Der Krieg hatte die Sittlichkeit, den Rechtsſinn und den Patriotismus gelockert und verdrängt, die Bauern ſtanden der rohen und grauſamen Soldateska im Morden und Plündern, im Sengen und Brennen und allen Laſtern nicht nach. Wir haben in Riſt einen zeitgenöſſiſchen Zeugen für die Verwilderung des Volkes im Norden, wie Grimmelshauſen für die gleiche Entſittlichung in Mitteldeutſchland Zeugnis ablegt, und ſo müſſen uns die plattdeutſchen Zwiſchenſpiele als ein wichtiger und ergänzender Beitrag zur Sitten- und Kulturgeſchichte jener Zeit erſcheinen, die unſerem Vaterlande die tiefſten Wunden ſchlug. Vom Süden bis zum Norden hinauf herrſchte die gleiche Verrohung und Zuchtloſigkeit, dasſelbe Elend. Da galt es, wieder in die Bahnen der Ordnung einzulenken und indem Johann Riſt, der Paſtor zu Wedel, ſeinen Zeitgenoſſen von der Bühne herab einen Spiegel vorhielt, in dem ſie ihr ſcheußliches Ebenbild erblickten, wirkte er machtvoll auf das Volk ein. Und deshalb ſoll das Andenken des wackeren geiſtlichen Komödienſchreibers geprieſen ſein.

Mir bleibt noch übrig die Quelle zu nennen, aus der ich ſchöpfte und welche die hier übertragenen niederſächſiſchen Originale enthält. Es iſt dies ein zweibändiges Werk „Das niederdeutſche Schauſpiel“ (Berlin bei A. Hofmann & Co.) von Karl Theodor Gaedertz, einem jungen Gelehrten, der zehn Jahre lang mit unermüdlichen Fleiße an dieſer Spezialgeſchichte des niederdeutſchen Dramas arbeitete nnd unverdroſſen ſuchte und forſchte.

Ihm gelang es, den „Perſeus“ von Johann Riſt aufzufinden, obgleich Gervinus behauptete: „Den Perſeus kennen wir nicht.“ Gaedertz entdeckte zwei Exemplare davon je in Weimar nnd Wolfenbüttel, und gerade dieſes Stück enthält eine Reihe von Sittenſchilderungen, welche Aufſchluß über Land und Leute während der Zeit des dreißigjährigen Krieges geben, wie z. B. die Werbeſzene nnd eine derbhumoriſtiſche Szene, in der ein Bauernmädchen ihre Anbeter prellt und welche nur zu deutlich zeigt, daß zwiſchen den Späßen von damals und dem was heute erlaubt iſt, ein gar gewaltiger Unterſchied liegt, zumal wenn man bedenkt, daß Riſt, wie mancher ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen — ein geiſtlicher Komödiendichter war.

Julius Stinde.

Skizzen aus dem ruſſiſchen Volksleben.

I. Eine gefährliche Nachtpartie.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Hermann Müller-Bohn.

Es war im Juli des Jahres 1881. Wir ſaßen hinter dem Stammtiſche eines der beliebteſten Cafés von Moskau und waren in heiterſter Stimmung. Ich war bereits zwei Jahre in der alten Zarenſtadt, und wer gedenkt da in einer fröhlichen Stunde beim funkelnden Weine nicht doppelt gern der Heimat? Ich hatte ſie heute abend bereits in allen Tonarten beſungen und eben mit einem begeiſterten Lobliede auf das deutſche Wanderleben im allgemeinen und auf die Nachtpartien im beſonderen geſchloſſen.

„Nachtpartien? . . . Was? . . . Nachtpartien?“ fragte man erſtaunt von allen Seiten.

„Meinen Sie das im Ernſte?“

„Natürlich! Was finden Sie denn Merkwürdiges dabei?“

„Ha, ha, ha!“ lachten alle wie aus einem Munde.

„Eine Landpartie zur Nacht! Das iſt ſchon mehr Tollheit!“

„Wie kann ein vernünftiger Menſch des Nachts ſpazieren gehen!“

So tönte es mir von allen Seiten entgegen, und ich hatte Mühe, ſie von dem Ernſte meiner Worte zu überzeugen. Indeſſen das Neue der Sache reizte ſie, umſomehr, da ich ihnen die Schönheiten einer ſolchen Nachtpartie mit den verführeriſcheſten Farben ſchilderte, und da der nächſte Tag einer der zahlreichen ruſſiſchen Feiertage war, ſo wurde ſofort beſchloſſen, für morgen Nacht eine Fußpartie zu unternehmen. Außer mir und einem Landsmanne aus Thüringen, der erſt ſeit einigen Wochen in Moskau weilte, hatten ſich nur noch drei von unſeren ruſſiſchen Freunden zur Teilnahme an der Partie entſchließen können; den übrigen erſchien die Sache denn doch zu abenteuerlich und abſurd.

Die Nachricht von der geplanten Nachtpartie verbreitete ſich wie ein Lauffeuer bei allen meinen Moskauer Freunden und brachte eine Senſation hervor, die, wenn es ſich um eine Nordpolarexpedition gehandelt hätte, kaum größer hätte ſein können.

Am nächſten Tage, nachmittags vier Uhr, trafen wir, wie verabredet, in dem herrlichen Petrowski-Park zuſammen. Das Ziel unſerer nächtlichen Reiſe war das Schloß Archangelsk, das ungefähr drei Meilen von Moskau enfernt iſt. Einer unſerer drei ruſſiſchen Partiegefährten — wir wollen ihn Germanoff nennen — war mit dem Sekretär dieſes fürſtlichen Schloſſes eng befreundet, ſo bot ſich uns die angenehme Ausſicht, am Schluſſe unſerer Wanderung dort gaſtliche Aufnahme zu finden. Da aber unſerem Plane die Ausführung ſo ſchnell auf dem Fuße folgte, ſo hatten wir nicht mehr Gelegenheit, den Gutsſekretär vorher von unſerem Beſuche zu benachrichtigen. Es ſollte uns gerade dieſer Umſtand ſpäter ſehr verhängnisvoll werden.

Bald ſahen wir nur noch aus weiter Ferne die goldenen Kuppeln der prachtvollen Kathedralen in der Sonne glitzern — ein ſo eigenartiger und feſſelnder Anblick, daß ich, ſo oft mich derſelbe auch ſchon in Entzücken verſetzt hatte, auch heute wieder einen Moment mich ſtumm an demſelben weiden mußte.

Wir hatten ſchon einen mehrſtündigen Marſch hinter uns und kamen gegen acht Uhr durch ein Dorf, in welchem uns mehrere betrunkene Geſtalten begegneten, die taumelnd und fluchend an uns vorüber wankten. Wer längere Zeit in Rußland gelebt hat, weiß mit ziemlicher Sicherheit, daß dieſe betrunkenen Kerle, in Maſſe angetroffen, gewöhnlich die Vorboten irgend eines ruſſiſchen Feiertages ſind. Mich beluſtigte dieſe Thatſache einigermaßen, und übermütig zitierte ich nach Goethe: „Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten!“ Meine ruſſiſchen Freunde gaben mir jedoch aus guten Gründen den Rat, vom Scherze abzulaſſen, vor allen Dingen aber nicht ſo laut Deutſch zu ſprechen, da die „Nemtzi“ (Schimpfname für alle Ausländer, insbeſondere für Deutſche) gerade nicht zu den verhätſchelten Lieblingen des ruſſiſchen Volkes gehörten.

Inzwiſchen war es dunkel geworden. Erſt jetzt bemerkten wir, daß mein Thüringer Freund, der ſonſt in Fußgängertouren ein zweiter Seume war, ſich nur mühſam hinter unſerm Häuflein herſchleppte. Die Stiefel waren ihm zu eng, und durch den ſtundenlangen Marſch waren dem Ärmſten die Füße derart angeſchwollen, daß er nur unter den größten Schmerzen vorwärts konnte. Wir erſehnten lebhaft das nächſte Dorf, wo wir unſeres Patienten wegen eine kurze Raſt machen wollten, um alsdann unſeren Weg nach Archangelsk, das höchſtens noch dreiviertel Stunde entfernt ſein konnte, unverzüglich fortzuſetzen. Aber das Fußübel unſeres Freundes, das öfters in einen Fußkrampf ausartete, verſchlimmerte ſich dermaßen, daß er uns ſchon jetzt erklärte, über dieſes Dorf hinaus keinen Schritt thun zu wollen.

Endlich erblickten wir in der Entfernung von einigen 1000 Schritten ein Licht. Wir gingen darauf zu und trafen auf eine Dorfſchenke. Schon draußen hörte man einen wüſten Lärm. Wir öffneten die Thür. Der Geruch von Spirituoſen und ſchlechtem Tabak drang uns entgegen. Es dauerte eine Weile, ehe das Auge im ſtande war, in dem durch einige trübſelige Talglichter ſpärlich erhellten Raume und durch den dicken Tabaksqualm die abenteuerlichen Geſtalten zu erkennen, welche, durchweg betrunken, um den roh gezimmerten Tiſch ſaßen, und uns mit eigenthümlichen mißtrauiſchen Blicken muſterten. Germanoff, der bei unſerer Partie meiſt den Führer ſpielte, hatte uns noch einmal ſtreng eingeſchärft, beileibe nicht deutſch zu ſprechen, und ſo kam ich denn zum erſtenmale in meinem Leben in die Lage, mein liebes Deutſch verleugnen zu müſſen und mich als Stockruſſe aufzuſpielen. Da, wie wir erfuhren, der Wirt der Dorfſchenke zugleich der Dorfälteſte war, welcher in den ruſſiſchen Dörfern unter den übrigen Bauern eine gewiſſe autoritative Stellung einnimmt, ſo hofften wir — falls in dem Wirtshauſe ſelbſt kein Nachtlager vorhanden war — durch ſeine Vermittelung irgendwo im Dorfe ein Unterkommen zu finden.

Allein die Verhandlungen mit dem würdigen Dorfälteſten waren ſehr ſchwierig zu führen, weil er — jedenfalls um ſeine Gäſte von der Unſchädlichkeit ſeiner Getränke zu überzeugen — dieſelben an „Trunkenboldighaftigkeit“ faſt noch übertraf. Er konnte uns nur mit lallender Stimme Auskunft auf die an ihn gerichteten Fragen geben, und dieſe Auskunft war ſo mürriſch und einſilbig, daß unſer Freund Germanoff, um ihn uns einigermaßen geneigt zu machen, die ſüßeſten Schmeichelworte anwenden mußte, die je in einem ruſſiſchen Wörterbuche zu finden waren. Aber weder ſein kindliches: „Batuſchka“*), noch das zärtliche „Golubſchtſchik“**) waren im ſtande, dem alten Eisbär ein mitleidiges Gefühl für unſern fußkranken Thüringer abzulocken. Auch die Mitteilung, daß wir zu dem Sekretär von Archangelsk wollten, konnte ihm kein größeres Vertrauen zu uns einflößen. Er ſchüttelte einmal über das andere energiſch mit dem Kopfe und erklärte uns, daß er ſtrengen Befehl habe, unter keinen Umſtänden weder in ſeinem Hauſe, noch überhaupt im Dorfe Gäſte übernachten zu laſſen, und wäre es auch nur auf einige Stunden. Dazu kam noch, daß mehrere der Gäſte, die wohl das Zwiegeſpräch mit angehört hatten, in ſehr auffallender Weiſe die Köpfe zuſammenſteckten und uns mit äußerſt verdächtigen Seitenblicken muſterten, wobei, wie es mir ſcheinen wollte, ihre Geſichter einen unverkennbar drohenden Ausdruck annahmen.

Ein dreiſter Burſche, deſſen Bart den Eindruck machte, als hätte derſelbe — wie einſt Simſons Haupt — noch nie die Bekanntſchaft eines Schermeſſers gemacht, ſtellte ſich herausfordernd vor uns hin, und fragte uns in keckem Tone, wo wir denn eigentlich bei Nacht und Nebel hinwollten.

„Nach Archangelsk“, antwortete Germanoff, den Sprecher ſehr gelaſſen anſehend.

„Nun, warum geht Ihr denn nicht dorthin? Habt Ihr etwa dieſe Schenke für Archangelsk gehalten?“

„Wir haben einen Fußkranken.“

„Ah, das iſt ſehr verdächtig“, ſagte der Struwelbart mit einem wichtigen Seitenblicke auf ſeine Zechgenoſſen. „Archangelsk iſt kaum eine halbe Stunde von hier entfernt, und da wollt Ihr hier übernachten?“

„Unſer Patient kann keinen Schritt mehr laufen.“

„Fußkrank!“ ſagte der Kerl höhniſch. „Leere Ausflüchte!... Kennen wir ſchon! Ihr ſeid auch von denen, die das Tageslicht ſcheuen und die im Dunkel der Nacht ſchleichen, um uns noch tiefer ins Unglück zu ſtürzen.“

Ein ſehr verſtändliches Brummen von ſeiten der liebenswürdigen Gäſte des Herrn „Dorfälteſten“, welches auf dieſen Speech folgte, belehrte uns zur Genüge, daß wir hier kaum unſerer Haut ſicher waren, weshalb wir denn das bemitleidenswerte Opfer ſeiner ränkevollen Stiefel in unſere Mitte nahmen, um ihn ſein Leid durch Scherz und Geſang ſo viel wie möglich vergeſſen zu machen. Aber kaum waren wir wieder ungefähr 1000 Schritte gegangen, als unſer Patient auf das beſtimmteſte erklärte, nicht weiter zu können und lieber im Walde zu biwakieren, als unter den furchtbarſten Schmerzen noch einen Schritt zu thun. „Ah, das iſt herrlich!“ rief ich. „Ein Nachtlager im Walde, das iſt die Krone aller Nachtpartieen, das iſt romantiſch, idylliſch, poetiſch! Hurra! das gibt dem Vergnügen erſt die rechte Würze!“

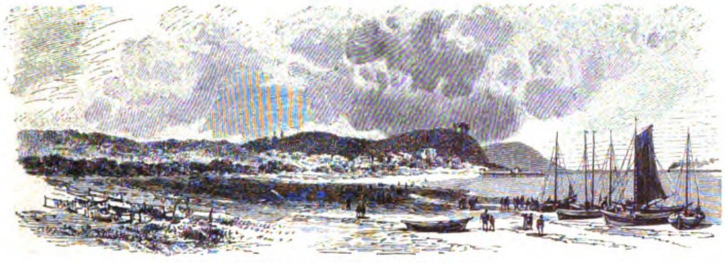
Die übrigen Herren von der Partie ſchienen allerdings nicht ſo begeiſtert zu ſein für ein derartiges Nachtquartier; indeſſen ſie mußten unſerem Freunde zu Gefallen gute Miene zum böſen Spiel machen und ſo ſuchten wir denn, einige hundert Schritte vom Wege entfernt, ein dichtes Gebüſch auf und lagerten uns dort im weichen Mooſe, nachdem wir beſchloſſen hatten, mit dem früheſten nach Archangelsk aufzubrechen.

Es war natürlich, daß die Erlebniſſe in der Dorfſchenke uns zu einem lebhaften Meinungsaustauſch Veranlaſſung gaben. Die ſanguiniſchen Gemüter wollten in dem ganzen Vorfall nichts anderes finden, als ein intereſſantes zufälliges Abenteuer, das den Reiz der Nachtpartie nur noch zu erhöhen geeignet wäre. Germanoff dagegen und die ernſter geſtimmten Naturen ſahen den ganzen Zwiſchenfall als ein untrügliches Zeichen der aufgeregten Zeit an. Sie gaben uns beiden Deutſchen noch einmal den eindringlichen Rat, bei etwaigen ferneren Rencontres unſere Nationalität ſo viel wie möglich zu verſchweigen, da man beſonders in den unterſten Schichten des Volkes einen unauslöſchlichen Haß gegen alle Deutſchen in ſich trage, von denen man glaube, daß ſie den Ruſſen ihre Sitten und Gebräuche aufdrängen und das deutſche Element immer weiter nach Oſten vorſchieben wollten. Unter allen Umſtänden hielt es Germanoff für beſſer, ſich nicht ſorglos dem Schlafe zu übergeben, ſondern wenigſtens eine Wache auszuſtellen, und da ich nicht die geringſte Ermüdung verſpürte, ſo erklärte ich mich bereit, die erſte Wache zu übernehmen. Es währte kaum einige Minuten, ſo zeigte mir ein ſehr vernehmliches Schnarchen meiner Gefährten an, daß ſie der mohnumkränzte Gott bereits gefangen hielt.

---

*) Batuſchka = Väterchen. **) Golubſchtſchik = Mein Täuberich.

Ich hatte noch nicht lange gewacht, als ich ganz in der Nähe, wo der Weg vorüberführte, einen Haufen teilweiſe betrunkener Bauern mit Knütteln bewaffnet über den Weg eilen ſah. Unwillkürlich dachte ich daran, ob dieſe Kerle nicht die betrunkenen Gäſte aus der Dorfſchenke wären, in der wir vor zwei Stunden um ein Obdach anſprachen und in welcher man uns durchaus zu Nihiliſten ſtempeln wollte. Der Umſtand, daß dieſe Leute ſich vorhin in höchſt erregter Weiſe gegen uns benommen hatten, konnte wohl den Gedanken rechtfertigen, daß ſie ausgezogen ſeien, um uns in irgend welcher feindlichen Abſicht aufzuſuchen, und ich hatte nicht übel Luſt, meine Gefährten zu wecken, um gegenüber etwaigen Feindlichkeiten dieſer Leute nicht unvorbereitet zu ſein. Da ſie aber unbekümmert um ihre Umgebung ihres Weges zogen, allerdings unter häufigen, ſehr aufgeregten Zurufen, die ich nicht verſtehen konnte, ſo zog auch ich es vor, mich ruhig zu verhalten.


Oſtſeebilder: Heringsdorf von Ahlbeck aus.

Es war drei Uhr und ſchon hell geworden, als wir von unſerm nächtlichen Lager aufſprangen und den Tau von unſern Füßen ſchüttelten. Wir waren faſt erſtarrt, denn in Rußland pflegen die Nächte ſelbſt nach den heißeſten Tagen ſich bedeutend ſtärker abzukühlen als bei uns. — Wir machten uns nun wieder auf den Weg, um nunmehr das erſehnte Ziel unſerer nächtlichen Wanderung, das nur etwa eine Viertelſtunde entfernte reizende Archangelsk, auf dem kürzeſten Wege zu erreichen.

Archangelsk iſt eine wunderbare Beſitzung, ein großes ausgedehntes Gut, umgeben von einem weiten, waldähnlichen Parke, in deſſen zahlreichen, ſich labyrinthiſch verzweigenden Gängen ein Unkundiger ſich verirren kann. Es liegt ungefähr ſechs Stunden von Moskau entfernt und gehört einem unermeßlich reichen Fürſten, der, wie mir ein freigewordener Leibeigener erzählte, noch circa fünfundzwanzig ähnliche fürſtliche Beſitzungen hat.

Als wir uns dem Gitter näherten, welches den großen Vorgarten des Schloſſes von dem dasſelbe umgebenden Park trennt, bemerkten wir vier oder fünf verdächtig ausſehende Kerle an der Pforte ſtehen, die ſämtlich mit ungeheuren Knütteln bewaffnet waren und uns mit äußerſt mißtrauiſchen Blicken muſterten, während ſie den höflichen „Guten Morgen“, den wir ihnen boten, ganz unerwidert ließen.

Wir waren verwundert ob dieſes Empfanges. Eine kleine Pauſe trat ein. Endlich ſagte einer der Dworniks*), nachdem er uns der Reihe nach gemuſtert hatte, mit grinſender Miene zu ſeinen Kollegen: „Es ſtimmt, es ſind richtig fünf.“ Die andern grinſten ebenfalls und nickten ſo wichtig mit dem Kopfe, als hätte ihr Kollege irgend eine ſchwierige Rechenaufgabe gelöſt.

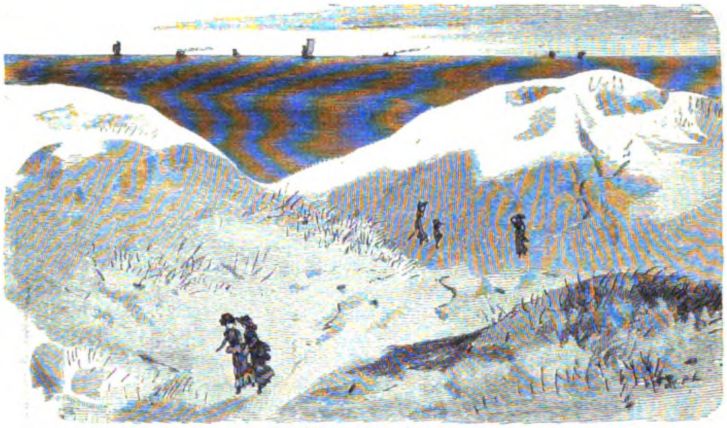
„Guter Freund“, ſagte Germanoff zu demjenigen, der die ſcharfſinnige Bemerkung gemacht hatte, daß wir unſerer fünf ſeien, „macht uns doch ein wenig Platz; wir wollen im Schloſſe einen Beſuch machen.“

Ein abermaliges Grinſen, begleitet von einem energiſchen Kopfſchütteln, das ſich wie bei dem berühmten Examen des Kandidaten Jobſes auf alle übrigen fortpflanzte, war die Antwort. Die Leute verhielten ſich auffallend zurückhaltend, und trotz unſerer eifrigſten Bemühungen konnten wir nicht mehr von ihnen herausbekommen, als die geheimnisvolle Bemerkung, daß man uns bereits erwartet hätte. Dieſe Verſicherung, welche durch die höchſt anſehnlichen Knüttel in ihrer Hand eine ganz merkwürdige Illuſtration erhielt, war nicht geeignet, uns zu beruhigen, und da alle unſere Verſuche, die Leute zum Reden zu bringen, bisher nichts gefruchtet hatten, ſo beſchloß ich, eine Sprache anzuwenden, die man auf dem ganzen Erdball verſteht. Ich zog mein Portemonnaie und drückte dem am zutraulichſten ausſehenden Dwornik ein Geldſtück in die Hand mit dem Erſuchen, mir ein friſches Glas Waſſer zu holen. Ein zweites, von anderer Hand gereichtes Geldſtück öffnete den Mund der Leute zu der für uns höchſt tröſtlichen Mitteilung, daß ſie an dem erſehnten Ziele unſerer nächtlichen Wanderung unſere unſchuldigen Köpfe und Rücken dazu auserſehen hätten, die Feſtigkeit ihrer Knüttel zu prüfen — aus welchem Grunde, das wollten uns die fünf Kerle, die wie ebenſo viele Höllenhunde uns den Eingang zu dem geträumten Feenſchloſſe verſperrten, nicht ſagen.

Unſere ganze Hoffnung ſetzten wir nun auf den uns allen unbekannten Freund Germanoffs.

Letzterer mußte einen ähnlichen Gedanken haben, denn er ſagte plötzlich, ſich in die Bruſt werfend, in ſehr beſtimmtem Tone: „Ich erſuche euch jetzt, Leute, uns nicht länger aufzuhalten und uns zu dem Sekretär Iſchnoik zu führen, mit dem ich befreundet bin.“

Die angeführte Freundſchaft ſchien aber gar keinen Eindruck auf die Leute zu machen. „Das dürfen wir nicht“, ſagte der eine.


Oſtſeebilder: In den Dünen.

„Warum nicht?“

„Der Herr Iſchnoik iſt ſamt dem Herrn Gutsamtmann und den übrigen Herrſchaften erſt vor einer Stunde ſchlafen gegangen.“

„Haben wohl auch eine Nachtpartie gemacht?“ warf der Thüringer mit echtem Galgenhumor ein. „Wünſche ihnen, daß ſie ſich mit ihren Stiefeln ſo amüſiert haben wie ich.“

Uns übrigen war es durchaus nicht zum Lachen. Man konnte die Enttäuſchung auf allen Geſichtern leſen, umſomehr, da ſich ein gewiſſes peinigendes Gefühl im Magen ſehr empfindlich bemerkbar machte; außerdem waren unſere Glieder von dem kalten Bett im Walde noch immer wie erſtarrt.

---

*) Dwornik = ſoviel wie Diener, Hausknecht.

„So haben wir hier vorläufig nichts zu ſchaffen“, ſagte Germanoff. „Wir wollen, bis Herr Iſchnoik ſich vom Lager erhebt, einen Spaziergang in den Wald machen. Adieu unterdeſſen!“

„Halt!“ riefen die fünf Kerle wie aus einem Munde, indem ſie ihre Totſchläger wie Hellebarden vor uns ausſtreckten. „Sie dürfen nicht von der Stelle! Wir haben ſtrengen Befehl, Sie nicht vom Schloßhofe zu laſſen.“

Das war denn doch etwas ſtark, die Sache ſchien ernſthaft zu werden. „Was fällt euch ein, Leute?“ ſagte Germanoff. „Macht euch keine Unannehmlichkeiten! Ihr habt kein Recht, uns der Freiheit zu berauben!“

„Es iſt der ſtrenge Befehl des Herrn Verwalters“, ſagte der eine Dwornik achſelzuckend.

Was war zu thun? Sollten wir uns mit Gewalt zu befreien ſuchen? Das hätte zu einem höchſt ungleichen Kampfe geführt, denn den zahlreichen Dienern und Knechten gegenüber, die das Schloß und das Wirtſchaftsgebäude beherbergten, waren wir eine verſchwindende Minderheit. Wir mußten uns wohl oder übel in unſer Los ergeben und wollten uns nur unſere freiwillige Gefangenſchaft ſo angenehm wie möglich machen. Einer der Dworniks, ein frei gewordener Leibeigener, eine gutmütige ruſſiſche Haut, war gegen ein angemeſſenes Trinkgeld bereit, uns warmen Thee herbeizuſchaffen, und mit unſerm wiederkehrenden Wohlbehagen kehrte auch unſer Humor zurück.

„Siehſt du, was du mit deiner Nachtpartie angerichtet haſt!“ hieß es ſpöttiſch.

„Ja, wenn man, wie Germanoff, ſolche Freunde hat, in deren Hauſe man als ehrlicher Mann verhaftet wird.“

„Ich wünſchte, uns wäre allen wie mir die Gicht in die Beine gefahren“, rief der Thüringer ärgerlich, „dann hätten ſie uns nicht bis zu dieſem verwünſchten Schloſſe tragen können.“

Nach einer halben Stunde kam ein Dwornik, der im Namen des Schloß- und Gutsverwalters die Aufforderung an uns richtete, ſofort zu unſerer Vernehmung vor demſelben zu erſcheinen. Wir waren nicht wenig erſtaunt, auf dem Korridor vor dem Amtszimmer einen alten ſehr würdig ausſehenden Herrn mit grauem Haupte zu erblicken, umgeben von einer Schar von mindeſtens zwölf bis fünfzehn Dworniks, die alle demütig ihre Mütze in der Hand hielten, im übrigen aber in höchſt auffallender Weiſe mit Knütteln, alten Waffen und allerlei Landwirtſchaftsgeräten bewaffnet waren. Man ließ uns wie Verurteilte in den Kreis dieſer ſonderbaren Verteidigungsarmee eintreten, und der Schloßverwalter begann mit ſtrenger Miene ſein Verhör.

„Wo kommt ihr her?“ herrſchte er uns finſter an, als wären wir Vagabonden, die ein Gendarm irgend wo auf der Landſtraße aufgeleſen hätte.

„Aus Moskau!“ erwiderte einer unſerer Leidensgefährten.

„Aus Moskau!“ ſagte der Gutsverwalter, indem er das Wort ſcharf und gedehnt wiederholte. „Wo ſeid ihr die Nacht über geweſen?“

„Im Walde drüben“, antwortete Germanoff.

„Im Walde!“ wiederholte der Amtmann noch einmal mit ſpöttiſchem Lächeln, das die umſtehenden Dworniks pflichtſchuldigſt nachahmten. „Ich muß geſtehen, eine äußerſt originelle Idee, in der Nacht von Moskau aus mehrere Meilen weite Spaziergänge zu machen, um als Ende derſelben im Walde auszuſchlafen! ... Ha, ha, ha! Die Sache wird immer intereſſanter! ...“

„Ha, ha, ha!“ lachten die Dworniks pflichtſchuldigſt.

„Sie müſſen nämlich wiſſen“, fuhr der Gutsamtmann fort, und ſeine Miene nahm einen überaus ernſten, beinahe drohenden Ausdruck an, „daß Sie in dem dringenden Verdacht ſtehen, an nihiliſtiſchen Umtrieben teilgenommen und eine Brandſtiftung im großartigſten Maßſtabe geplant zu haben.“

„Was!“ riefen wir alle wie aus einem Munde, und einer ſah entſetzt den andern an. „Wir... Nihiliſten?... Im Verdachte der Brandſtiftung?... Unmöglich!“

„Sie mögen ſich ſo entrüſtet ſtellen, wie Sie wollen“, ſagte der Gutsamtmann kalt, „Sie werden mich nicht irre machen. Die Beweiſe ſprechen zu deutlich für Ihre Schuld. Ich werde ſofort an den Generalgouverneur von Moskau telegraphieren, inzwiſchen aber über den näheren Thatbeſtand ein Protokoll aufnehmen. . . Ich erſuche Sie, mir auf mein Amtszimmer zu folgen.“

Einen Augenblick war ein jeder von uns wie gelähmt vor Schreck. Niemand war im ſtande, einen Laut herauszubringen. Nihiliſt!... Brandſtiftung!... Generalgouverneur!... Das waren in dieſer ſchrecklichen aufgeregten Zeit der Bomben und Attentate drei Worte von fürchterlichem Inhalt, durch ihren Zuſammenhang doppelt furchtbar. Ich hatte in den entſetzlichen Kämpfen vor Metz dem Tode hundertmal ins Auge geſchaut, ich lag an der Erde, wie das Regiment der 7. preußiſchen Küraſſiere auf ihrem furchtbaren Todesritt wie ein eiſerner Hagel über uns hinwegſauſte... ich trug... ohne Überhebung kann ich es ſagen... mein eiſernes Kreuz mit Ehren auf der Bruſt... aber ein ähnliches Grauen hatte mich nie beſchlichen wie in dieſem Momente. Das Furchtbare des Verdachtes, das Furchtbare der Strafe, die Schnelligkeit der ruſſiſchen Gerichtspflege gegenüber den Anhängern der Umſturzpartei — alles das ſtürmte in einem Augenblicke mit erſchreckender Schnelligkeit auf mich ein. Mein lebhafte Phantaſie malte mir die entſetzlichſten Bilder vor. . . . Aber nur einige Augenblicke . . . dann, meine alte Energie wieder gewinnend, raffte ich mich aus meinem betäubenden Schrecken auf, und da ich mich als die — wenn auch unſchuldige — Urſache unſerer höchſt gefährlichen Situation betrachten mußte, ſo hielt ich es für meine Pflicht, alles aufzubieten, um meine Freunde und mich von den böſen Folgen unſerer unſeligen Nachtpartie zu befreien. Ich redete den Gouverneur auf Ruſſiſch an, teilte ihm mit, daß ich ein Deutſcher ſei und bat ihn, mir zu erlauben, durch einen Dolmetſcher zu ihm ſprechen zu dürfen, da, wenn ich auch das Ruſſiſche einigermaßen verſtand, ich doch nicht im ſtande wäre, ſo fließend und beſtimmt mich auszudrücken, als dieſe heikle Sache es erheiſchte.

Ich erzählte nun, wie wir auf die Idee gekommen, eine Nachtpartie zu machen, wie wir durch unſern Fußkranken genötigt worden wären, in einem Dorfwirtshauſe Obdach zu ſuchen, wie man uns dort abgewieſen habe und wie wir ſchließlich im Walde übernachtet hätten. Der Amtmann hatte während meiner ganzen Erzählung ungläubig mit dem Kopfe geſchüttelt; als ich ihm jedoch mitteilte, daß wir Archangelsk nur aus dem Grunde zum Ziel unſerer Partie genommen hatten, weil einer unſerer Freunde mit dem Sekretär des Gutes bekannt ſei, unterbrach er mich heftig und ſchrie mir finſter zu, daß jede Entſtellung der Thatſachen unſere Lage nur verſchlimmern würde. Das ſei alles nur ein Vorwand. Der Sekretär Iſchnoik wiſſe von alledem nicht das Geringſte und denke gar nicht daran, Beſuch aus Moskau zu erwarten.

„Der Sekretär war allerdings nicht von uns benachrichtigt worden“, warf ich ein. „Übrigens wird unſer Freund Germanoff, der Freund des Herrn Iſchnoik, Ihnen beſſer darüber Aufſchluß geben können.“

Ich blickte mich bei dieſen Worten nach demſelben um — Germanoff war verſchwunden. Wie es ihm möglich geworden war, den Augen der draußen zu unſerer Bewachung aufgeſtellten Dworniks zu entkommen, weiß ich nicht; im nächſten Augenblicke aber bereits öffnete ſich die Thür, und Germanoff trat triumphierenden Blickes und freudeſtrahlenden Geſichts ins Zimmer, am Arm eines Herrn, den er uns als den Gutsſekretär Iſchnoik vorſtellte.

Auch das Geſicht unſeres geſtrengen Inquiſitors hellte ſich auf, als er einen der gefährlichen Nihiliſten und angeblichen Brandſtifter am Arme ſeines Sekretärs in das Zimmer treten ſah. Die Sache klärte ſich denn auch bald zur Zufriedenheit aller auf. Der Amtmann erzählte uns, daß bereits vor einigen Tagen an den Beſitzer des Schloſſes, den Fürſten......., welcher zum Reichsrat gehört, ein Brief gerichtet worden ſei, infolge deſſen das Exekutivkomitee der Nihiliſtenpartei beſchloſſen habe, das Schloß in der nächſten Nacht anzünden zu laſſen. Auf dieſe erſchreckende Nachricht hin ſei an alle Dorfbewohner der Umgegend der Befehl ergangen, auf alle verdächtigen Perſonen, die das Dorf paſſierten, ein wachſames Auge zu haben, ihnen unter keinen Umſtänden Nachtquartier zu geben, namentlich, wenn man „Studenti“ in ihnen vermuten könnte, denn dieſe hält man in der gegenwärtigen Zeit für faſt gleichbedeutend mit Nihiliſten. Der Zufall wollte, daß wir gerade das nächſte Dorf paſſierten. Kaum hatten wir uns aus der Schenke des liebenswürdigen Dorfälteſten entfernt, als ein Schlaukopf unter den Gäſten die Vermutung ausſprach, daß wir vielleicht mit den angekündigten Mordbrennern identiſch ſein könnten. Wir trugen faſt durchweg große Schlapphüte, einige waren mit Plaids für ein eventuelles Nachtlager im Freien ausgerüſtet. Alle aber hatten ein friſches, frohes, burſchikoſes Ausſehen, ſo daß man uns wohl mit „Studentis“ verwechſeln konnte. Bald hatte ſich das Gerücht verbreitet, die Mordbrenner ſeien nach Archangelsk gezogen; ein großer Haufen hatte ſich zuſammengerottet und war auf einem bedeutend kürzeren Wege, als dem, welchen wir eingeſchlagen, nach Archangelsk gekommen. Sie hatten dort ſofort das ganze Schloß alarmiert, eine überaus grauſige Schilderung von uns entworfen und auch den Umſtand nicht verſchwiegen, daß wir geſagt hätten, wir wollten den Sekretär des Gutes aufſuchen. Der Gutsamtmann hatte ſofort den Sekretär gefragt, ob er Beſuch aus Moskau zu erwarten hätte, was dieſer natürlich verneinte, da wir ihn ja vorher nicht benachrichtigt hatten. Der Amtmann hatte nun die ganze waffenfähige Mannſchaft bis zum Gärtnerburſchen herab auf die Beine gebracht und mit allen möglichen Gerätſchaften bewaffnet, um die angeblichen Mitglieder der Nihiliſtenpartei mit dem gehörigen Nachdruck zu empfangen. Da dieſelben aber bis zum Anbruch des Morgens nicht gekommen waren, ſo hatten ſich der Gutsamtmann und der Sekretär mit den übrigen Gutsbeamten unter Zurücklaſſung einer ſtarken Wache zur Ruhe begeben. Die Bauern ſeien aus demſelben Grunde bereits eine halbe Stunde zuvor nach Hauſe zurückgegangen.

Nachdem die Sache durch die Dazwiſchenkunft des Sekretärs eine ſo ſchnelle und befriedigende Löſung für uns gefunden, hatten wir nun allerdings gut lachen. Der Gutsamtmann, der ſich als ein ſehr liebenswürdiger, jovialer Herr entpuppte, konnte aber doch nicht umhin, uns zu bemerken, daß ihm eine ſolche Idee, des Nachts ſpazieren zu gehen, in ſeinem Leben noch nicht vorgekommen ſei und er uns dringend rate, eine ähnliche Partie in dieſer aufgeregten Zeit nicht wieder zu machen; unter ungünſtigeren Umſtänden wären wir nach ſeiner Meinung wohl nicht ſo gut davongekommen. Er ſelbſt könne nicht umhin, gemäß den Inſtruktionen des Generalgouverneurs von Moskau, über dieſen Vorfall ein genaues Protokoll aufzunehmen, würde aber dafür ſorgen, daß uns keine Weiterungen daraus entſtänden. Nach Unterzeichnung des Protokolls unſrerſeits verabſchiedeten wir uns unter herzlichem Händeſchütteln von dem alten Herrn, um uns nach den ausgeſtandenen Strapazen und Gefahren auf dem Zimmer des überaus gaſtlichen Sekretärs gütlich zu thun. Verwundert blickten uns die Dworniks nach, nicht ohne ein Gefühl des Ärgers, daß ſie nun nicht mehr Gelegenheit hätten, unſere Rücken und Köpfe mit ihren Knütteln zu verarbeiten, deren Reſpektabilität keiner von uns ſich anzuzweifeln erlaubt hätte.

Unter Führung des Sekretärs machten wir nachher noch einen Spaziergang durch den rieſigen Park mit den mächtigen uralten Bäumen und durch die öden verlaſſenen Hallen des Schloſſes, die mich lebhaft an Uhlands Ballade: „Des Sängers Fluch“ erinnerten. Überall wohin wir blickten: Vernachläſſigung, Verfall einſtiger Herrlichkeit. In dem Pavillon ſtanden die prächtigſten Meiſterwerke der italieniſchen Skulptur aus karariſchem Marmor, Gips und Sandſtein — aber in welchem Zuſtande! Mit Staub bedeckt, die Arme, Füße und Finger verſtümmelt im bunten Gemiſch an den Piedeſtalen umherliegend.

Wir atmeten erleichtert auf, als wir bei der Rückkehr nach Moskau in der Ferne wieder den ſchlanken Turm des „großen Iwan“ erblickten, der in den Strahlen der Abendſonne aus flüſſigem Golde zu ſein ſchien. Wir zogen mit langen Geſichtern und ziemlich verſtimmt in die alte Zarenſtadt ein, die wir geſtern in ſo übermütiger Stimmung verlaſſen hatten.

Ich meinesteils dachte mit wehmütigen Gefühlen an die Heimat und an meinen lieben deutſchen Wald, den ich ſo oft zur Nachtzeit durchwanderte. Ich verglich im Geiſte dieſe fröhlichen, harmloſen, Herz und Gemüt erquickenden Fahrten mit der einzigen, die ich in Rußland gemacht habe und — die ich nie vergeſſen werde. Sie ſtellt ſich gleichzeitig dar als ein getreues Abbild der heutigen ruſſiſchen Zuſtände, als ein unverkennbares — Zeichen der Zeit.

Das Chinin.

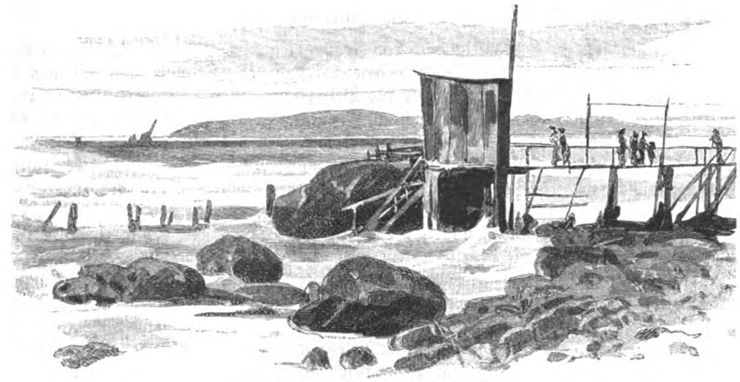
Eine Skizze von Dr. F. E. Claſen.

Bleich und vor Froſt am ganzen Leibe zitternd war Robert aus der Schule heimgekehrt und hatte ſich widerſtandslos von der beſorgten Mutter ins Bett packen laſſen. „Robert liegt zu Bett, es wird eine tüchtige Erkältung ſein“, berichtet die Mutter dem aus dem Büreau heimkommenden Vater, „ich habe ihm einige Taſſen Fliederthee gekocht und jetzt ſchwitzt er aus Leibeskräften, das wird ihm gut thun.“ Und es that ihm gut, wenigſtens ſtand er des andern Tages wieder auf, wenn auch Appetit und Wohlbefinden nicht ganz waren wie vorher. Als ſich aber am dritten Tage dieſelbe Szene wiederholte, erklärte der nun ſchleunigſt herbeigerufene Arzt, Robert habe das kalte Fieber und müſſe an den beiden nächſten Fiebertagen je drei Pulver einnehmen in Oblatenkapſeln. „Sei vorſichtig, mein Junge, daß du die Kapſeln unzerbiſſen hinunterſchluckſt, es iſt Chinin“, ſagte der Doktor wohlmeinend beim Weggehen. Robert machte ſeine Sache ſo gut er konnte; nur die letzte Kapſel erlitt vor dem Antritt ihrer Reiſe ins Innere einen kleinen Riß und verhalf dem Patienten zum unerwünſchten Verſtändnis der ärztlichen Warnung; ſpeiend, pruſtend und Zuckerwaſſer trinkend, ſchwur er hoch und teuer, nie und nimmer wieder die böſen Pulver zu ſchlucken. „Galle iſt ja das reine Zuckerbrot dagegen“ verſicherte er im weinerlichſten Ton. Die Mama nahm ſeine Partei, ohnehin aufgebracht gegen die Pulver. „Denke dir nur“, klagte die ſparſame Hausfrau ihrem Manne, „vier Mark haben die Pulver gekoſtet. Es iſt zu arg mit dem Doktor, er verſchreibt zu teuer; die Pulver, die er dir gegen deine nervöſen Kopfſchmerzen verſchreibt, koſten auch immer entſetzlich viel Geld.“ „Laß gut ſein, liebes Kind, was kann der Doktor dafür oder der Apotheker; es iſt eben Chinin, das Pfund koſtet 250 Mark. Die Hauptſache iſt doch, daß es hilft; Robert iſt jetzt wieder geſund und als Mittel gegen meine nervöſen Kopfſchmerzen iſt mir das Chinin ganz unſchätzbar.“

Was iſt nur das Chinin, das ſo abſcheulich bittere, teure und unſchätzbare Heilmittel?! ohne das kein Afrikareiſender in den dunklen Kontinent eindringen, das kein Miſſionar in den Tropen entbehren könnte, und das zur Ausrüſtung einer ins Feld ziehenden Armee ſo notwendig gehört, wie Pulver und Blei?

Das Chinin iſt eins der koſtbarſten Heilmittel, und ohne alle Frage das wichtigſte von denen, welche wir der Entdeckung Amerikas zu verdanken haben. Die Geſchichte des Chinins oder vielmehr der dasſelbe enthaltenden Chinarinde reicht, von vielen Sagen umwoben, bis in die erſte Hälfte des XVII. Jahrhunderts zurück. Der erſte Europäer, der auf den Rat eines Indianers die Chinarinde gegen das Wechſelfieber, die Geißel der neuen Herren jenes Erdſtrichs, gebraucht haben ſoll, war der Korregidor Lopez de Cannizares. Als er ſpäter hörte, daß die Gräfin del Chinchon, die Gemahlin des damaligen Vizekönigs von Peru, am Wechſelfieber darniederliege, ſchickte er ihr (1638) von der Rinde, die ſich auch bei ihr als vortreffliches Heilmittel bewährte. Nach ihrer ſchnell eingetretenen Geneſung ließ ſie, ganz erfüllt von der wunderbaren Wirkung der bis dahin ganz unbekannten Rinde, größere Mengen derſelben von Loxa kommen, um auch die vielen anderen Wechſelfieberkranken der gleichen Wohlthat teilhaftig werden zu laſſen. Bei ihrer Rückkehr nach Europa (1639) verſäumte ſie nicht, einen großen Rindenvorrat mit in die Heimat zu nehmen, wo das aus derſelben hergeſtellte Pulver begreiflicherweiſe großes Aufſehen erregte und wo alle Welt das nach der Gräfin ſo benannte „Gräfinnenpulver“ begehrte. Nächſt ihr machten ſich die Jeſuiten, welche durch Vermittelung ihrer in Südamerika ſtationierten Ordensbrüder größere Rindenmengen erhielten, um die Bekanntmachung und Verbreitung der Rinde ſo verdient, daß das Pulver nach ihnen auch das „Jeſuitenpulver“ oder „Kardinalspulver“ genannt wurde. Der zunehmende Verbrauch, mit dem der Import nicht gleichen Schritt hielt, ſowie der hohe Preis führte alsbald zu Verfälſchungen der Rinde, durch die ſie nach dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren faſt um ihren ganzen Ruhm gebracht wurde. Ihr Verbrauch beſchränkte ſich daher um dieſe Zeit faſt auf den Kirchenſtaat deſſen Verbindungen mit den Jeſuiten ſtets den Bezug der echten Rinde ſicherten. Aber der Preis der echten Rinde war 1650 auch hier ſo hoch, daß man ſie mit Gold nicht aufzuwiegen vermochte.

(Schluß auf S. 750.)



Oſtſeebilder: Badehäuschen bei Saßnitz.

Vom Oſtſeeſtrand.

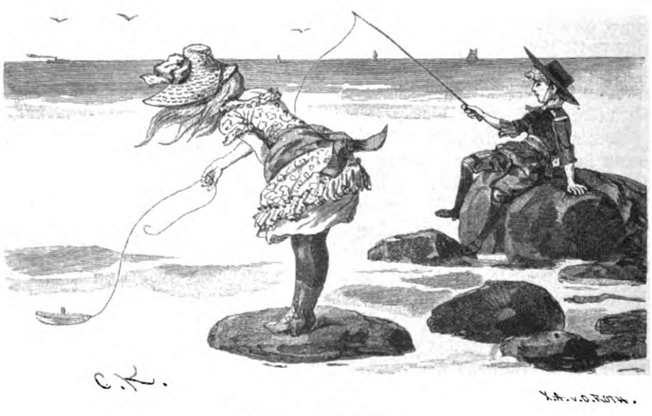
Die deutſchen Oſtſeeküſten ſind, wenn man nicht Rügen als Ausnahme gelten laſſen will, nirgends von felſigem oder gebirgigem Charakter und deshalb fehlt ihnen die Großartigkeit, welche durch das Zuſammenwirken von mächtigen Höhen mit der unendlichen und ſtets wechſelvollen Meeresfläche erzeugt wird. Nur an einzelnen Orten, wie zum Beiſpiel bei Danzig, gehen die bedeutenderen Erhebungen des uraliſch-baltiſchen Höhenzuges nahe an das Meer heran und geben landſchaftliche Bilder, denen eine gewiſſe Erhabenheit nicht abzuſprechen iſt. In anderen Gegenden tritt ein fruchtbarer und hochgelegener Boden, deſſen Lehmhaltigkeit die Möglichkeit ſteiler Abſtürze gewährt, unmittelbar an das Meer, welches in vielhundertjähriger Arbeit beſtrebt geweſen iſt, an dieſen Stellen den Umfang des deutſchen Reiches zu verkleinern und einzuſchränken. Faſt alljährlich werden Teile dieſes oft über hundert Fuß hohen Ufers unterſpült und weggeriſſen und an manchen Punkten kann man eine genaue Vorſtellung davon gewinnen, wie weit es früher in die See hinaus gereicht hat, indem die großen Findlingsfelsblöcke, welche einſtmals in das Erdreich eingebettet waren, nun hinabgeſtürzt ſind und, weit hinaus in die See dem Lande vorgelagert, die einſtmalige Ufergrenze bezeichnen. An ſolchen Orten hat wegen der ſteilen, manchmal ſogar überhängenden Ufer und der vielen mächtigen Felsblöcke die Landſchaft faſt einen gebirgigen Charakter. In anderen Gegenden wieder, wo das Land in niedrer Senkung ſich dem Meere nähert hat dieſes ſelber ſich ſeine Miniaturgebirge aus dem reinlichſten Sande aufgeworfen, jene weitgeſtreckten Ketten von dünnen Hügeln, welche jedoch, dem Geſetze des Böſchungswinkels folgend, niemals in ſteilen Abſtürzen, ſondern in ſanften geneigten und gewellten Linien ſich zur Schau ſtellen.

Der Oſtſee ferner eigentümlich ſind die Haffbildungen, entſtanden dadurch, daß eine Meeresbucht von oft ſehr bedeutender Größe durch eine ſchmale ſandige Barre, welche nur den Flußläufen an einzelnen Stellen Durchgang gewährt, von der See abgeſperrt und dadurch zu einem Binnenmeer umgeſchaffen wird. Dieſe Bildungen kommen ſehr häufig und in allen Größen vor. Die ſchönſten Punkte an der Küſte finden ſich aber überall dort, wo der Wald bis an die See herantritt, und wer die herrlichſten Buchenwälder bewundern will, muß an die Oſtſee reiſen. Jedoch auch hier laſſen ſich analog den Formen des Ufers zwei Arten unterſcheiden, der höher gelegene auf fruchtbarem Boden erwachſene und der Niederungsſtrandwald auf Sand- und Moorgrund entſtanden, und deshalb von mehr düſterem und einförmigem Charakter.

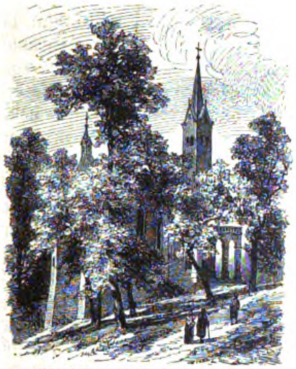
Der Ort, an welchem ich mich augenblicklich aufhalte, Warnemünde in Mecklenburg, bietet in ſeiner engeren und weiteren Umgebung alle dieſe vorhin beſchriebenen Küſteneigentümlichkeiten auf geringem Raum vereinigt dar, mit Einſchluß einer Haffbildung, wenn auch nur ſehr im kleinen. Die Warnow, an welcher etwa ein und eine halbe Meile landeinwärts die alte Handelsſtadt Roſtock gelegen iſt, mündet in eine ungefähr eine Meile breite Meeresbucht, „der Breitling“ genannt. Dieſe jedoch iſt von der See durch eine Kette von Dünen und dahinter durch einen Streifen von Wieſen, die aus den Anſchlämmungen des Stroms entſtanden ſind, abgeſperrt, alſo daß der Fluß nur in einer verhältnismäßig ſchmalen Rinne den Anſchluß an das Meer erreicht. An der linken oder weſtlichen Seite dieſer Rinne liegt Warnemünde. Läßt man ſich über den Strom ſetzen, und wandert von den Dünenhügeln eine Stunde weit nach Oſten, ſo erreicht man die Roſtocker Heide, einen Niederungsſtrandwald von gemiſchtem Beſtande und ſehr bedeutender Größe, ausgezeichnet durch einen Wald im Walde, nämlich ungeheure Dickichte von Adlerfarnen, welche hier auf dieſem ihnen zuſagenden Boden eine Höhe erreichen, daß an einzelnen Stellen die rieſigſten Gardekürasſiere ſamt Helm ſpurlos darin verſchwinden könnten. Marſchiert man dagegen von Warnemünde eine halbe Stunde weſtlich, ſo erreicht man die Stolteraa, den Beginn eines jener eben geſchilderten hohen Ufer, welches ſich bis zu dem bekannten Seebade „Heiliger Damm“ bei Doberan hinzieht, deſſen herrlicher von Quellen durchrieſelter Buchenwald weltberühmt iſt.

Natürlich ſind an der verhältnismäßig beſchränkten Küſte eines ſo mächtigen Hinterlandes eine große Menge von Badeorten entſtanden und nennt man hier Travemünde, Doberan, Warnemünde, Swinemünde, Heringsdorf, Misdroy, Saßnitz, Colberg und Zoppot, ſo ſind das nur einige der größeren, welche ihren jährlichen Beſuch nach Tauſenden zählen. Es gibt außerdem noch unzählige andere, und darunter ſolche, deren Namen oft nur die Eingeweihten wiſſen, kleine Fiſchernester oder Bauerndörfer von einigermaßen günſtiger Lage, bei welchen einzelnen zuweilen zwanzig jährliche Kurgäſte eine „ſtarke Saiſon“ bedeuten. Ich kenne ſelber einen ſolchen kleinen Ort, ein Bauerndörfchen mitten im Walde gelegen, ſo daß man keine Ahnung von der Nähe der See hat, wenn man es nicht weiß, denn man hat eine gute halbe Stunde durch den Wald dahin zu gehen. An dieſem idylliſchen Örtchen befindet ſich nicht einmal ein Wirtshaus, den durſtigen Wanderer, wenn ein ſolcher einmal vorkäme, zu laben oder dem vom Faulenzen erſchöpften Badegaſt einen Abendtrunk zu bieten.

Die Beſchäftigung der Badegäſte an allen dieſen Orten beſteht nämlich faſt ausſchließlich in allen möglichen Sorten des



Oſtſeebilder: Berliner Marine.



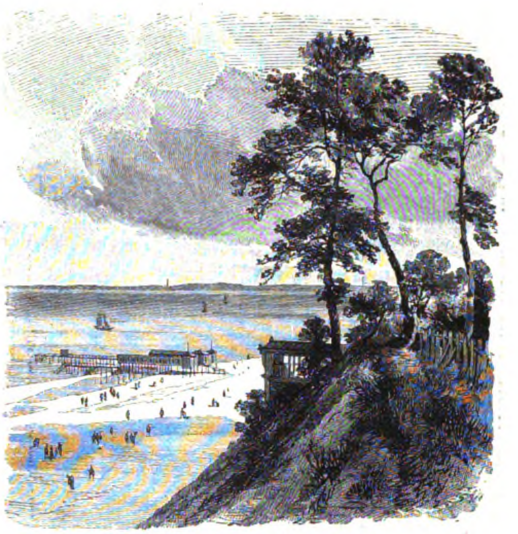
Oſtſeebilder: Kirche in Heringsdorf.

Nichtsthuns und ich muß ſagen, daß man auch wirklich nirgends weniger zum Arbeiten aufgelegt iſt, als bei einem Sommeraufenthalt an der See. Ich kenne einen tüchtigen und ſehr fleißigen Baumeiſter, welcher ſich einmal in den Badeort ein Reißbrett und verſchiedenes Arbeitsmaterial mitbrachte mit der Abſicht, in dieſer ſchönen Mußezeit einige Lieblingsentwürfe ordentlich zu fördern. Er hat aber den Knoten des Bindfadens, welcher alle dieſe Dinge zuſammenſchnürte, gar nicht gelöſt, weil er vor lauter Nichtsthun keine Zeit dazu fand und ſich vor der Arbeit fürchtete, ihn nachher wieder zubinden zu müſſen.

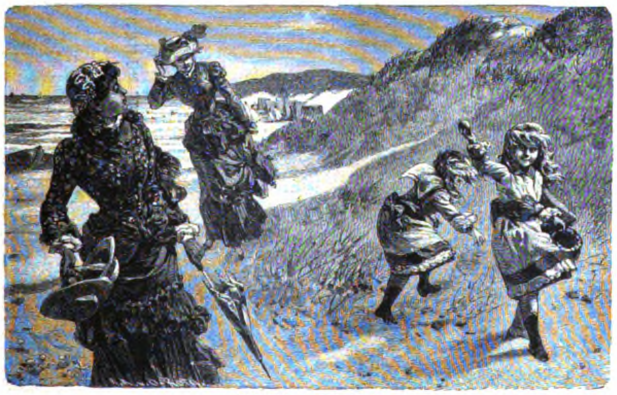
Um nun zu unterſuchen, mit welcherlei Dingen der Oſtſeebadegaſt ſeine Zeit hinbringt, wollen wir uns einen Ort vorſtellen, welcher gleichſam in idealer Weiſe alles verbindet, was im allgemeinen nur vereinzelt vorkommt, der in ſeiner unmittelbaren Nähe prächtigen Wald, hohes Ufer, mächtige Dünen und ein anmutiges Hinterland beſitzt, der, was nicht das letzte iſt, an einem ſchiffbaren Strome gelegen, Gelegenheit bietet, aus- und einpaſſierende Schiffe zu beobachten und groß genug iſt, den ſogenannten ſtädtiſchen Vergnügungen Raum zu gewähren.

Man muß nämlich in Betracht ziehen, daß die Gäſte eines ſolchen Badeortes von dreierlei Art ſind, denn die einen beſuchen ihn, um Ruhe, Stille und Natur zu finden, die andern, um das ſtädtiſche Getöſe, welches ſie verlaſſen, in ähnlicher Weiſe weiter zu genießen, und die dritten aus dem entgegengeſetzten Grunde wie die erſten, nämlich, um ſich nach ländlicher oder kleinſtädtiſcher Einſamkeit an dem bunten Treiben vieler Menſchen zu ergötzen. In manchen Dingen aber darf man ſagen, findet in den Seebädern eine Rückkehr in den Urzuſtand der Natur ſtatt und auch darin beruht der Reiz eines ſolchen Aufenthaltes, daß man Dinge thun darf, welche ſonſt als höchſt „shocking“ gelten würden.

Wer verargt es hier dem würdevollen Geheimrat, wenn er mit ſeinen Knaben im Sande ſpielt und ſie lehrt, Kanäle und Häfen zu bauen? Und ſeine Gattin, welche zuhauſe die Würde und Repräſentation ſelber iſt, ſieht mit ſtillem Lächeln zu, wie ihre „Geheimratsjören“ barfuß und mit aufgekrempten Hoſen im Waſſer planſchen gleich dem gemeinſten Proletarierkind. Iſt es nicht ein erhebender Anblick, die ſteifſten und ledernſten Gouvernanten der Länge nach im Sande liegen zu ſehen? Geht einem nicht das Herz auf, wenn man alte dicke Herren mit Burgundergeſichtern Muſcheln ſuchen oder Blumenſträuße pflücken ſieht? Für die Kinder iſt nun am Strande in dem reinlichen, weißen Sande gar das Paradies. Aus dieſem fügſamen Material läßt ſich alles machen, es gehorcht dem leiſeſten Wink der Phantaſie: Burgen und Feſtungen, Wohnſtuben mit Sofas und Theetiſchen, Backöfen und finſtere Höhlen mit imaginären Drachen und Gnomen bevölkert, herrliche Kuchen jeder Art, Gefängniſſe und Zaubergärten, kurz, es gibt nichts, das man nicht aus Sand machen kann, ja die kindliche Einbildungskraft geſtaltet ſogar Luftballons und Schmetterlinge daraus, freilich gehört meiſtens eine lebhafte Phantaſie dazu, um das alles herauszufinden. In den ſtillen Lagunen laſſen ſie Schiffchen ſchwimmen, ordentliche mit verſtellbaren Segeln und Steuerruder, die einen richtigen Kurs verfolgen, und primitive aus Borke und Papier, oder ſie angeln, wenn auch ohne Reſultat, ſo doch mit viel Vergnügen. Und welche Schätze ſind am Strande zu finden, verſchiedenfarbige Muſcheln und bunte Steine von dem ruhloſen Wellenſpiel zu regelmäßigen ovalen Formen verarbeitet. Zwar die Oſtſee iſt nur arm und ihre Muſcheln ſind von wenig Mannigfaltigkeit, ihr fehlt ſogar wegen mangelnden Salzgehaltes die köſtliche Auſter, und auch an Fiſchen iſt ſie nicht ſo reich wie andere Meere, dafür birgt ſie als Erſatz den köſtlichen Bernſtein, welches verſteinerte Harz ſchon ſeit den älteſten Zeiten den Edelſteinen gleich geachtet und geſchätzt wurde. Wer nicht eine vollſtändige Sammlung von Bernſteinarten vor ſich geſehen hat, der ahnt garnicht, welche unglaublich großen Verſchiedenheiten der Färbung und Zeichnung es gibt. Zwiſchen pechſchwarz und milchweiß kommen alle Töne von gelb bis ins grünliche und braun bis ins faſt rubinrote, und alle Miſchungen dieſer Farben, trübe oder durchſichtig, gebändert oder wolkig gemiſcht in tauſenderlei Abſtufungen vor. Ich ſah auf der Fiſchereiausſtellung in Berlin ſogar ein ſehr ſeltenes und ziemlich großes Stück, das glasgrün und durchſichtig war. Auch eine blaue Färbung gibt es, die beſonders mit mattgelb gebändert von hübſcher Wirkung iſt. Der Bernſtein bildet natürlich die größten Schätze der Kinder und eifrig wird ihm nachgeſtellt, freilich an den meiſten Stellen der Küſte nur mit geringem Erfolge. Sein Hauptfundort iſt bei Schwarzort in Preußen, woſelbſt ſich die großartigen Bernſteinfiſchereien von Stantien und Becker befinden.



Oſtſeebilder: Der Strand in Heringsdorf.



Oſtſeebilder: Strandluft.

Die größeren Kinder, Penſionsmädchen und Sekundaner, geben ſich natürlich mit Vorliebe allerlei Poeſiegefühlen hin. Sie citieren mit ſchwärmeriſchem Ausdruck. „Das Meer erglänzte weit hinaus“, und wenn ſie auf einem Steine ſitzend träumeriſch in das Meer hinausblicken, ſo iſt es ein Runenſtein und die jungen Menſchen ſchrauben ihr Gemüt auf das Melancholiſche und fühlen unſterbliche Gefühle.

Eine unerſchöpfliche Quelle der Unterhaltung gewährt den Badebeſuchern auch die Schiffahrt, die Fiſcherei und alles, was mit ihr zuſammenhängt. Ja für denjenigen, welcher das Meer liebt, hat ſogar der Teergeruch, welcher allen für die Seefahrt beſtimmten Dingen anhängt, etwas ſeltſam Anheimelndes. Es gibt nun unter den Badegäſten immer einige, welche die Kenntnis ſeemänniſcher Ausdrücke als Sport betreiben und alle die verſchiedenen Fahrzeuge, von der Jolle bis zum größten Ozeandampfer in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit zu benennen und zu unterſcheiden wiſſen. Sie laſſen beſtändig ihre Weisheit triefen, entäußern ſich bei jeder Gelegenheit tiefgehender Kenntniſſe über Takelage und ſonſtige Schiffsangelegenheiten und verachten Nichtkenner als banauſiſche Landratten. Ein Bekannter von mir, welcher ebenfalls des Ruhmes ſolcher Wiſſenſchaft teilhaftig werden wollte, fragte einmal einen Lotſen nach dem Unterſchiede zwiſchen einem Schoner und einer Brigg. Da ihm dieſer aber weiter nichts zu erwidern wußte, als: „'n Schoner hett Schonertagelage un ne Brigg hett Briggtagelage“, ſo blieb meinem Bekannten weiter nichts übrig, als dieſe Antwort in ſein Raritätenmuſeum zu ſetzen und das fernere Studium als zu ſchwierig aufzugeben.

An der Oſtſee liegen verſchiedene Städte, ich nenne hier nur Stralſund, welche in früherer Zeit mächtig und groß und reich waren, weil damals der Hanſabund den ganzen Handel des Nordens beherrſchte und zwar von der Oſtſee aus. England war damals nichts — ſein Handel war in den Händen deutſcher Kaufleute, ebenſo war es mit Dänemark und Skandinavien. Auf einer Oſtſeeinſel lag gewiſſermaßen die Hauptſtadt dieſes mächtigen Hanſabundes, das faſt märchenhaft prächtige und reiche Wisby. Jetzt zeugen nur noch Ruinen von ſeiner einſtigen Größe, doch

„Man ſieht's noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.“

Frühzeitig ward die deutſche Macht zur See gebrochen und aus ihren Trümmern iſt erſt allmählich neues Leben wieder emporgeblüht, indes andere Nationen die Welt unter ſich teilten. Aber jetzt regt es ſich mächtig überall, und die Wimpel einer ſtarken, deutſchen Kriegsflotte wehen in allen Meeren. Darum, wenn wir in einer gewiſſen Wehmut der einſtigen Macht und Größe deutſcher Oſtſeeſtädte gedenken, ſo wollen wir doch freudig und hoffnungsreich in die Zukunft ſehen und des ſchönen Dichterwortes gedenken:

„Nicht Fabel iſt es, nur Vergangenheit —
Und was geſchah, kann wiederum geſchehn!“

Heinrich Seidel.

Das Chinin.

(Schluß von S. 747.)

Da war es ein geweſener Apotheker in London, Talbot, der durch ſeine Wunderkuren bei Wechſelfieber ums Jahr 1671 viel von ſich reden machte. Sein Ruhm drang bald auch nach Paris. Als er dann hier den Prinzen Condé und den Miniſter Colbert, ſowie viele andere durch ſein Geheimmittel vom Wechſelfieber befreit hatte, kaufte ihm Ludwig XIV ſein Geheimnis ab, um es öffentlich bekannt zu machen. Aus den Verkaufsbedingungen — 2000 Louisd'or, eine Jahresrente von 2000 Livres, Verleihung der Ritterwürde und des zehnjährigen Verkaufsmonopols für Talbot — läßt ſich am beſten entnehmen, welch hohen Wert man auf ein ſicheres Heilmittel gegen das Wechſelfieber legte. Talbot hinterließ bei ſeinem 1681 erfolgten Tode große Schätze, was weiter nicht verwunderlich erſcheint, wenn man erfährt, daß damals das Pfund Chinarinde mit hundert und eine einzige Doſis mit einem Louisd'or bezahlt wurde.

Ein ganzes Jahrhundert verging, ehe man Kenntnis von dem die Rinde liefernden Baum erhielt. Die Entdeckung desſelben knüpft ſich an den Namen des franzöſiſchen Aſtronomen La Condamine, welcher 1738 von ſeiner Regierung zu Gradmeſſungen nach Südamerika geſchickt wurde. Zu Ehren der Gräfin del Chinchon belegte dann Linné die Familie der Fieberrindenbäume mit dem Namen Cinchona und Humboldt nannte die von La Condamine beſchriebene Art „Cinchona Condaminea“. Denn als erſt der Anfang gemacht war in der Kenntnis der Cinchonen, ſtellte ſich alsbald das Bedürfnis heraus, verſchiedene Spezies zu unterſcheiden, da man nach und nach in verſchiedenen Ländern immer mehr Fieberrinde gebende Bäume kennen lernte, namentlich auch durch die Verdienſte Alexander von Humboldts, der auf ſeiner berühmten, mit ſeinem Freunde Boupland zu Anfang dieſes Jahrhunderts unternommenen Reiſe durch Südamerika dieſem Gegenſtande beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte. Und es war hohe Zeit, denn da bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts alle Chinarinde aus dem Corregiment Loxa bezogen war, ſo ſtellte ſich infolge der ſchonungsloſen Verwüſtungen der Rindenſucher, denen jährlich etwa 25 000 Bäume zum Opfer gefallen ſein ſollen, ein fühlbares Abnehmen der Chinabäume ein. Deshalb ſah ſich die Regierung, um die gänzliche Ausrottung der koſtbaren Bäume zu verhüten, genötigt, das Fällen derſelben einzuſchränken; ſo durften nur etwa tauſend Cinchonen jährlich geſchlagen werden.

Man kennt jetzt einige Dutzend verſchiedene Cinchonen, welche im allgemeinen als ſtattliche immergrüne Bäume von 20—40 Meter Höhe und prächtiger Belaubung geſchildert werden. Ihre Heimat ſind, wie ſich nun allmählich herausſtellte, die dichtbewaldeten Abhänge der Kordilleren in einer Längenausdehnung von etwa 700 Meilen. Die beſſeren chininreicheren Arten, die vorzugsweiſe in einer feuchten, kühlen Atmoſphäre in einer Meereshöhe von 1200—3000 Meter gedeihen, ſtehen im dichten Urwald meiſt einzeln verſtreut, ſeltener in Gruppen, was das Auffinden der Bäume wie die Gewinnung der Rinde ungemein erſchwert. Die Rindenſammler oder, wie man ſie in Südamerika nennt, die Cascarilleros, führen ein außerordentlich beſchwerliches Leben, voll von Gefahren und Entbehrungen, müſſen ihnen doch bei ihrem Monate langen Aufenthalt in den unwirtlichen Urwäldern alle Lebensmittel auf dem Rücken zugetragen werden. Schon der Standort des eifrig geſuchten Baumes, der in zugänglicheren Gegenden faſt ausgerottet iſt, bietet der Schwierigkeiten genug, denn nicht nur die Meereshöhe, bis zu der die Chinabäume und gerade die koſtbarſten vorkommen, ſondern auch der wilde Charakter der Anden mit ihren tiefen, unermeßlichen Schluchten, weiten, grünen Ebenen, Wüſten, Moräſten legen dem Cascarillero ungezählte Schwierigkeiten in den Weg. Dieſelben werden noch vermehrt durch die klimatiſchen Verhältniſſe, durch die vielen Regengüſſe und Gewitter jener Gebirgsregionen. Denn nur bei trockenem Wetter kann die Rinde von den gefällten Bäumen gewonnen werden zum Trocknen, das bei der außerordentlich großen Empfindlichkeit der Rinde gegen jegliche Näſſe mit peinlichſter Sorgfalt ausgeführt werden muß. Alsdann muß die Rinde wieder bergauf bergab durch Wald und Wüſten auf denſelben ungebahnten Wegen an ihren Beſtimmungsort getragen werden, wo ihre entgültige Verpackung in 60—80 Kilo ſchwere Pakete erfolgt, in ſogenannte Seronen, angefeuchtete rohe Rindshäute. Die Cascarilleros verfahren beim Sammeln der Rinden weniger nach botaniſchen, als nach praktiſchen Grundſätzen, ſo daß ſie in einem Paket verſchiedene Sorten zuſammenpacken und wiederum die dickeren ſchweren Rindenſtücke von den dünneren Aſtrinden ſondern. Auf dieſe Weiſe und durch das verſchiedene Verfahren beim Trocknen, ſowie die mehr oder minder ſtarke Beimengung minderwertiger Rindenſorten entſtehen die unzähligen Chinarinden des Handels. Die durch den Mangel aller Verkehrswege bedingte Unzugänglichkeit der Cinchonenwaldungen, die mit der Einſammlung der Rinde verbundenen Gefahren und Strapazen, zu denen ſich nur konfiszierte Menſchen hergeben, zum Teil auch die unſicheren ſozialen, wie politiſchen Verhältniſſe der ſüdamerikaniſchen Republiken bedingen den immer noch hohen Preis der Rinde, der ſich allerdings mit dem obengenannten nicht entfernt mehr meſſen kann. Dazu kommt der unermeßliche Bedarf an Rinde, von der ſelbſt die zehnfache Menge leicht Verwendung fände, wenn der Preis entſprechend herabſinken wollte. Welche Lage der Dinge — unbegrenzte Nachfrage neben ungenügender, ſtets ſinkender Produktion — wäre wohl geeigneter, den menſchlichen Unternehmungsgeiſt herauszufordern, als dieſe? Und in der That macht ſich derſelbe nach zwei Richtungen hin geltend, in den Verſuchen, in klimatiſch geeignet erſcheinenden Ländern den Baum in großen Maſſen anzupflanzen, ſowie in dem Beſtreben der Chemie, ſich ganz unabhängig von den Chinabäumen zu machen durch die chemiſche Darſtellung des Chinins direkt aus ſeinen chemiſchen Beſtandteilen.

Die Chemie war ſchon früh der Frage nach dem wirkſamen Beſtandteil der Chinarinde nahe getreten, weil die Fieberrinde in den großen Mengen, welche zu wirkſamer Bekämpfung des Wechſelfiebers eingenommen werden mußten, auf den Magen vieler nicht nur höchſt läſtige, ſondern geradezu ſchädliche Wirkungen ausübte. Im Jahre 1820 gelang es Pelletier und Caventou aus der Chinarinde ein Alkaloid darzuſtellen, das ſie Chinin nannten und als den geſuchten wirkſamen Beſtandteil erkannten. Damit war ein großer Schritt nach vorwärts gemacht, denn das Chinin zeigte eine ungleich größere Sicherheit der Wirkung als die Rinde, weil ſich der wirkſame Beſtandteil ungemein viel genauer doſieren ließ, als bisher. Die einzelnen Rindenſorten beſitzen nämlich, wie ſich nun herausſtellte, einen ſehr verſchiedenen Gehalt an Chinin, ſo daß man in der gleichen Menge Chinarindenpulver ganz verſchiedene Mengen Chinin erhielt. Es gibt Chinarinden, die nur wenig Chinin oder ſtatt desſelben, das weit weniger wertvolle Chinidin enthalten, während andere in 100 Gr. Rinde einen Gehalt von 4 Gr. Chinin und damit eine außerordentlich viel größere Wirkſamkeit aufzuweiſen haben. Dieſe Verhältniſſe übten naturgemäß eine nachhaltige Wirkung auf Chinarindenhandel und -Gewinnung aus, da die chininreichſten Rinden als die geſuchteſten am höchſten im Preiſe ſtehen mußten, während die übrigen ſchwerer Abſatz fanden.

Die Entdeckung des Chinins erwies ſich auch in anderer Richtung hin als fruchtbringend. Mit dem ſteigenden Begehr nach Chinin, deſſen Anwendung diejenige der Rinde als Fiebermittel bald ganz verdrängte, ſtellte ſich raſch das Bedürfnis nach der Darſtellung des neuen Heilmittels im großen heraus und mit der Fabrikation des Chinins in eigenen Chininfabriken bildete ſich ein neuer, jetzt namentlich in Deutſchland großartig entwickelter Induſtriezweig heraus, der jährlich Tauſende von Zentnern Rinde auf Chinin verarbeitet. Bis jetzt iſt es der wiſſenſchaftlichen Chemie zwar noch nicht gelungen, das Chinin aus ſeinen chemiſchen Beſtandteilen direkt zuſammenzuſetzen, aber ſie beſchäftigt ſich unabläſſig mit dem Problem, deſſen Löſung bei dem hohen Preiſe des Chinins ungemein viel verlockendes hat. Bereits iſt es gelungen, direkt aus dem Steinkohlenteer, dieſer unerſchöpflichen Fundgrube des Chemikers, welche jetzt ſchon ſo viele Stoffe liefert wie Karbol, Thymol, ſämtliche Anilinfarbſtoffe, Benzin, Benzoeſäure, Salizylſäure &c., das Chinolin, eine dem Chinin nahe verwandte Subſtanz zu gewinnen und die Hoffnung, das Chinin ſelber darzuſtellen, ſcheint bei der hohen Entwickelung der neueren Chemie nur eine Frage der Zeit zu ſein. Es wird ſich dann nur darum handeln, ob die Chemie auch im ſtande ſein wird, das Chinin billiger zu liefern als die holländiſchen und engliſchen Chinaplantagen.

Mit größerem Glück hat man nämlich den anderen Weg zur reichlicheren Beſchaffung des Chinins betreten, und zwar durch die maſſenhafte Zucht der Cinchonen. Es war dies allerdings auch der nächſtliegende Gedanke, da ſolche Verpflanzungen von Handelspflanzen in andere Länder ſchon vielfach von Erfolg begleitet waren (Tabak, Kaffee, Baumwolle &c.). Der erſte derartige Verſuch der Verpflanzung der Cinchonen in die alte Welt wurde im Jahre 1850 von franzöſiſchen Jeſuiten in Algier gemacht, doch hat man ſpäter von dem Schickſal dieſer Pflanzungen nie wieder etwas gehört. Zwei Jahre ſpäter (1852) reiſte der deutſche Botaniker Dr. Haßkarl auf Koſten der holländiſchen Regierung nach Südamerika, um von dort die Cinchonen nach der alten Welt überzuführen. Die Ausführung dieſes Vorhabens erwies ſich wider Erwarten ſchwierig, da die Cascarilleros und überhaupt die Bevölkerung des Innern, deren Hilfe der Reiſende nicht bloß zum Auffinden der Bäume, ſondern auch zum Transport der Pflanzen und Samen unentbehrlich war, ſehr wohl begriffen, um was es ſich handele und alles daran ſetzten, um das Gelingen der Haßkarlſchen Bemühungen zu hintertreiben. Aber dennoch ermöglichte es Haßkarl unter großen Schwierigkeiten zwar und perſönlichen Gefahren ſein Unternehmen zum glücklichen Ende zu führen. Unter ſeiner Anleitung entſtanden in den Jahren 1854—1856 die erſten Cinchonenanpflanzungen in den Hochebenen Javas, die ſich ſeitdem eines blühenden Gedeihens und außerordentlicher Erweiterung erfreuten. Faſt gleichzeitig legten die Engländer ihre erſten Pflanzungen in Oſtindien auf Ceylon und am Himalaya an. Und heute iſt man ſo weit, daß man daran denken kann, nach Verlauf weniger Jahre mit der in dieſen Pflanzungen erzeugten Rinde den geſamten Erdkreis zu verſorgen unter vorausſichtlicher gänzlicher Verdrängung der ſüdamerikaniſchen Rinden, deren Ausfuhr ſchon jetzt in bedenklichem Abnehmen begriffen iſt, vom Weltmarkte. Es iſt das das natürliche Reſultat der energiſchen Förderung der Cinchonenkultur durch die engliſchen und holländiſchen Regierungen in Oſtindien und auf Java, wo ſich jetzt im ganzen gegen zehn Millionen Chinabäume befinden mögen, von denen der größere Teil bereits brauchbare Rinden liefert. Einen beſonders glücklichen Griff machte die holländiſche Regierung durch Anpflanzung einer ſpäter aus dem Innern von Bolivia importierten Art (Cinchona Ledgeriana), deren Rinde bis zu zehn Prozent Chinin enthalten ſoll; bisher galt ſchon eine Rinde von vier Prozent Chinin als eine ſehr gehaltreiche. Da zur rationellen Anpflanzung nur die chininreichſten Cinchonenarten verwendet werden, deren Maſſenkultur regelmäßigen Betrieb und dauernde Anſiedelungen ermöglicht, ſo liefert dieſelbe natürlich eine ganz andere, viel billigere und viel gleichmäßigere und wertvollere Handelsware, als der unter den größten Beſchwerden und Gefahren in den unwegſamen Wäldern Rinden ſuchende, notdürftig ausgerüſtete Cascarillero es vermag. So rächt ſich das Jahrhunderte lang betriebene Raubſyſtem an Kindern und Enkeln, denen nun eine reiche, ſchier unerſchöpflich ſcheinende Quelle von Verdienſt und Lebensunterhalt verſiegt. Um wie große Werte es ſich hierbei handelt, mögen folgende Angaben zeigen, aus denen ſich ſowohl die Abnahme der amerikaniſchen wie die Zunahme der aſiatiſchen Rinden ergibt. Im Jahre 1881 führten allein Kolumbien und Neugranada 136 000 Ztr. Chinarinde aus im Wert von 5 700 000 Dollar, 1882 aber nur noch 107 000 Ztr. im Wert von 4 490 000 Doll. Dem gegenüber ergibt ſich die Zunahme der aſiatiſchen Rindenmengen am beſten aus der Thatſache, daß vom 1. Oct. 1881 bis 6. Juli 1882 die Ausfuhr der Inſel Ceylon 16 000 Ztr., in demſelben Zeitraum 1882 bis 1883 aber 50 000 Ztr. betrug. In ähnlicher Weiſe wächſt auch die oſtindiſche und javaniſche Ausfuhr von Chinarinde. Nach offiziellen Ausweiſen lagerten am 1. Auguſt v. J. allein in Londoner Lagerhäuſern etwa 100 000 Ztr. Chinarinden. Dieſe wenigen Zahlen, welche beſſer als viele Worte die große Bedeutung der Cinchonenkultur im Völkerverkehr offenbaren, laſſen auch ahnen, welche Rolle die Chinarinde, d. h. das Chinin als Heilmittel ſpielt. In den Tropen ließe ſich keine Handelsniederlaſſung, keine Miſſionsſtation, kein Feldzug, keine Entdeckungsreiſe von Europäern auf die Dauer durchführen, wenn ihnen nicht im Chinin ein ſo vorzügliches Heilmittel gegen die verſchiedenartigen mörderiſchen Klimafieber der heißen Zone zu Gebote ſtände. Näher auf die hohe Bedeutung des Chinins auch für uns als Heilmittel bei fieberhaften Krankheiten, namentlich bei Wechſelfieber, verſchiedenen Neuralgieen (nervöſem Kopfſchmerz) &c. einzugehen, lag nicht im Zweck dieſer Zeilen, da dieſelbe als mehr oder weniger jedem bekannt vorausgeſetzt werden darf; ſie entſprangen vielmehr jenem Intereſſe, welches man Dingen von beſonderer Bedeutung entgegenzubringen pflegt. Wie man der Herkunft und den Lebensverhältniſſen eines außerordentlichen Mannes, der Entwickelung eines wichtigen Induſtriezweiges bis in die erſten Anfänge nachforſcht, ſo verdient auch die für die Wohlfahrt der Menſchheit ſo bedeutungsvolle Cinchonenkultur eine größere Beachtung, als ſie bisher fand.

Zu unſeren Bildern.

Das Bildnis des Hubert Morett, des Goldſchmiedes König Heinrich VIII. von England (S. 741), iſt eine der köſtlichſten Perlen der Dresdner Gallerie. Dieſes herrliche Porträt hat, wie manches Holbeinſche Bild, ganz wunderbare Schickſale gehabt und es iſt erſt vor verhältnismäßig kurzer Zeit endgültig feſtgeſtellt worden, von wem es herrührt und wen es darſtellt. Als unſer Bild nämlich von Modena aus nach Dresden kam, galt es für ein Werk des Leonardo da Vinci und zwar für ein Bildnis des Ludovico Sforza, genannt il Moro, und erſt in den vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts wurde an der Hand eines alten Kupferſtiches feſtgeſtellt, daß hier ein Irrtum vorlag. Wahrſcheinlich war dieſer ſo entſtanden, daß man aus dem unbekannten Morett zuerſt Thomas Morus machte, worauf dann in Italien Morus in il Moro umgewandelt wurde. Seit 1860 iſt übrigens in Bezug auf die Autorſchaft Holbeins jeder Zweifel geſchwunden, denn in dieſem Jahre wurde auch die Originalhandzeichnung zu dem Bilde in England für Dresden erworben.

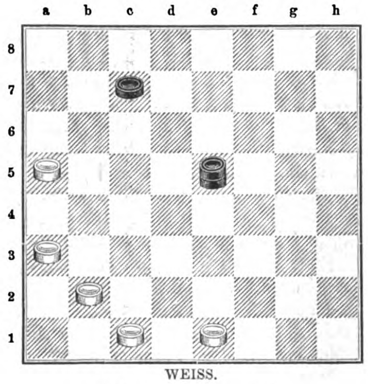
Ein hübſches Genrebildchen aus dem Tierleben iſt „Das Ende des Erbfeindes“. (S. 740). Mit freudigem Schreck ſieht Freund Lampe den furchtbaren Erbfeind ſeines Geſchlechtes tot zu ſeinen Füßen. Die Neugierde treibt ihn, näher heranzuhüpfen und doch wagt er es nicht, denn der Schreckliche könnte ja möglicherweiſe noch nicht ganz tot ſein.

Briefkaſten.

Herrn **J. L.** in **Newyork**. Trotz alles Schmeichelhaften, was Sie uns über das Daheim ſchreiben, ſind wir nicht in der Lage, Ihren Wunſch zu erfüllen und müſſen auch Ihre Photographie wieder zu Ihrer Verfügung ſtellen. — **H.** in **W.** Nicht für uns geeignet. — **G. Fr.** in **M.** Paßt nicht für uns. — **Fr. v. M.** Sehr gerne wollen wir Ihnen ein paar hübſche und billige Hochzeitsgeſchenke nennen. Das eine iſt betitelt: „Der praktiſche Hausfreund“ (in 2 Teilen; hübſch gebunden à Mark 2.75. Stuttgart. Gundert). Derſelbe erbietet ſich als Ratgeber zur zweckmäßigen Einrichtung und Verſchönerung der Häuslichkeit. Im erſten Teile erteilen darin verſchiedene ſachkundige Männer und Frauen eine leichtverſtändliche Anweiſung über das bürgerliche Wohnhaus, über das Heizen, Küche und Speiſekammer, Haus, Keller und Nahrungsmittel, Zimmerpflanzen ꝛc. Im zweiten Teil gibt Dr. F. E. Claſen praktiſche Winke für Erhaltung und Förderung der Geſundheit und Anweiſung zu Bewegungsſpielen im Freien, Dr. Schlegel über menſchliche Bekleidung ꝛc. — Soweit es das Verſtändnis erfordert, ſind Illuſtrationen hinzugefügt. — Das andere iſt das bereits früher (XVIII, 814) von uns erfolgreich empfohlene, und ſoeben in zweiter verbeſſerter und vermehrter Auflage erſchienene „Hochzeitsalbum“ (Wittenberg, R. Herroſé) welches in geſchmackvoll elegantem Einbande nur 7 Mark koſtet und ein treffliches Mittel darbietet, dem neugegründeten Hauſe zur Anlegung und Führung einer Familienchronik behilflich zu ſein. An der Spitze des Buches findet ſich ein „Album des neuvermählten Paares“, das eine treffliche Auswahl von Sprüchen und Gedichten Luthers, Knapps, Spittas, Schillers, Goethes über Ehe- und Familienleben darbietet. — **Charlotte K.** in **Br.** Mozarts Don Juan wurde in Berlin zum erſtenmal am 20. Dezember 1790 auf der königlichen Bühne aufgeführt. Von Intereſſe iſt es, die Stimme der muſikaliſchen Kritik über die Premiere zu hören. Die „Voſſiſche Zeitung,“ das Hauptblatt der Reſidenz, bringt kein Wort über die neue Oper. Dagegen leſen wir in einem Berichte einer Muſikzeitung: „Dieſe Oper hat der Direktion eine gute Einnahme verſchafft, obgleich Grille, Laune, Stolz ihre Schöpfer ſind, aber nicht — das Herz. Auch in der Folge werden Parkett und Galerie nicht leer ſein, denn ein geharniſchter Geiſt und feuerſpeiende Furien ſind ein ſtarker Magnet. Ach, Verſtand der Abderiten!“ Eine andere Kritik läßt ſich alſo vernehmen: „Ich hörte hier ein Singſchauſpiel, welches die Vernunft kränkt, die Sittſamkeit beleidigt und die Tugend mit Füßen tritt. Kann man gleichgültig bleiben, wenn man drei Stunden lauter Handlungen mit anſieht, von welchen eine einzige ſchon fähig iſt, den gerechten Zorn zu reizen?“ Das ſind aber nur Vorwürfe, welche dem Sujet und dem Texte gemacht werden. Nun kommt aber gar noch ein „muſikgelehrter Beurteiler“ und ſchreibt: „Noch habe ich Mozart von keinem gründlichen Kenner der Kunſt für einen korrekten Künſtler halten ſehen, noch weniger wird ihn nach dieſer Oper der geſchmackvolle Kritiker für einen richtigen und einen Komponiſten halten.“

In unſerer Spielecke.

Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

1. Dechiffrier-Aufgabe.

Ciſohehebosececebare, ruraroſérebacu ſobürecohesoreco!
Sabu hocubabusaba ſabacu rebasubucu!
Ceſosu ſabasorebace cahebucebareboſécu cararobare
Ciſohehebosececebare habuho ſabacu hohebucu!

2.

Durch Umſtellung der Buchſtaben kann man aus den vier Wörtern „Leſer“, „Tyrus“, „Java“, „Hengſt“ den letzten und den erſten von einer ſehr großen Brüderſchar erhalten.

3.

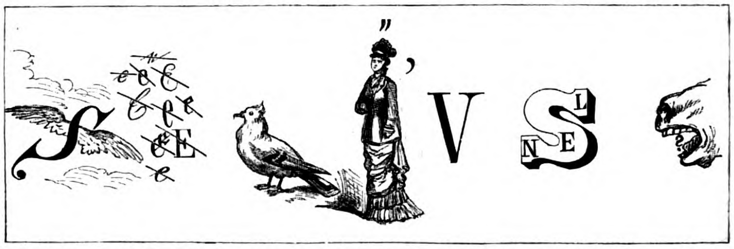
Die Zahl 20 läßt ſich ſo in 3 Summanden zerlegen, daß das dreifache Produkt des erſten zuſammen mit dem fünffachen Produkt des zweiten und mit dem ſiebenfachen Produkt des dritten die Summe 70 ergibt. Welches ſind die drei Summanden?

4. Zweiſilbige Scharade.

Man findet ſtets beim Militär,
Von dem, der kommandiert, daß er
Mein Silbenpaar verſteht.
Verſetz’ die beiden Silben nur,
So hörſt du es an jeder Uhr,
Verſteht ſich — wenn ſie geht.

A. R.

Bilderrätſel.



5. Kapſelrätſel.

1. Enthält den Namen eines Mitarbeiters des Daheim, 2. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 3. einen Fluß in Norddeutſchland, 4. einen weiblichen Vornamen, 5. einen Schluß.

(1.)

Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

(2.)

Lippen, die ihr ſonſt ſo herbe,
Lippen werdet fromm und büßt,
Denn ein Engel hat ja heute
Frieden bringend euch geküßt.

(3.)

Mutig kam er heran und gelaſſen, als wär’ er des Königs
Eigener Sohn und frei und ledig von allen Gebrechen.
Ja, ſo trat er vor Nobel, den König und ſtand im Palaſte.
Mitten unter den Herren; er wußte ſich ruhig zu ſtellen.

(4.)

Edler König, gnädiger Herr, begann er zu ſprechen:
Edel ſeid Ihr und groß, von Ehren und Würden der Erſte.

(5.)

Schweiget! verſetzte der König; es hilft kein Schwätzen und Schmeicheln;
Euer Frevel iſt laut und Euch erwartet die Strafe.
Habt Ihr den Frieden gehalten, den ich den Tieren geboten?

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 46.

Schachaufgabe.

1. S e6 — d4 S b7 — c5
2. D h3 — e6 † S n e6
3. S d4 — f5 #

A.

1. . . . . K d6 — e7
2. D h3 — d7 † und 3 D d7 — g7 Matt

B.

1. . . . . c5 n d4
2. D h3 — d7 † und 3 S f6 g4

1.

S	E	H	E	R
E	b	e	r	s
H	e	y	s	e
A	r	s	e	n
I	s	è	r	e

2. Zweiſilbige Scharade.

Brautſchatz.

3. Citaten-Rätſel.

Schad’ um die Leut’! Sind ſonſt wackre Brüder!
Aber das denkt wie ein Seifenſieder.

Bilderrätſel: Genicakademie.

4.

Aus den acht Wörtern „Veit, Vogel, Hochzeit, Gier, wenn, Zier, ſind, Pein“ erhält man durch Verſetzen der Buchſtaben:
„Ein Gedicht von zwei vierzeiligen Strophen.“

Inhalt: Ein Meduſenhaupt. Schluß. Erzählung von B. Renz. — Geiſtliche Komödiendichter. Von Julius Stinde. — Skizzen aus dem ruſſiſchen Volksleben. I. Eine gefährliche Nachtpartie. Von H. Müller-Bohn. — Das Chinin. Eine Skizze von Dr. F. E. Claſen. — Vom Oſtſeeſtrand. Von Heinrich Seidel. Mit 7 Illuſtrationen. — Zu unſeren Bildern: Das Ende des Erbfeindes; und Bildnis des Hubert Morett, Goldſchmied König Heinrichs VIII von England. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Original v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Auguſt 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 48.

Wie es kam.

Erzählung von **Margarethe von Eichendorff.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v.11./VI.70.

Ich war dazumal ein ſechzehnjähriges, lang aufgeſchoſſenes Ding, mit einem braunen, ſonnverbrannten Geſicht und dicken, dunklen Zöpfen, die mir ſchwer über den Rücken herabhingen und mir ganz außerordentlich hinderlich und läſtig waren. Wilm meint, dieſe Zöpfe ſeien ſehr ſchön, und weil er es iſt, der dies ſagt, bemühe auch ich mich, mir von Zeit zu Zeit einzureden, er habe mit dieſer Behauptung recht, aber ich muß dennoch geſtehen, daß es mir bis zum heutigen Tage ſchwer wird, dieſe braunen gewichtigen Ungetüme für etwas anderes, als eine höchſt unbequeme Laſt zu halten. Deshalb ſehe ich es auch heute noch nicht als ein unverzeihliches Verbrechen an, daß Heinz und ich eines Tages den Entſchluß faßten, mich durch einen ſchnellen Schnitt von dieſer Laſt zu befreien und eine leiſe Regung des Bedauerns beſchleicht mich, wenn ich daran denke, wie dieſes Attentat damals mißlang, oder vielmehr durch Wilms' Dazwiſchenkunft vereitelt wurde. Gerade im entſcheidenden Augenblick war dieſer dazu gekommen, hatte Heinzens Mordinſtrument, eine rieſige Gartenſchere, deſſen Händen entwunden und uns mit einer ernſten Strafpredigt und unter Androhung ſchrecklicher Strafen eine Wiederholung dieſes Verſuches unterſagt. — — Ja, da fällt mir nun plötzlich ein, daß ihr noch gar nicht einmal wißt, wer dieſer Wilm und Heinz, von denen ich hier ſpreche, eigentlich waren.

Es waren dies meine beiden Pflegebrüder, die Söhne meines Vormundes und ſie hatten urſprünglich vernünftige, hübſche Namen erhalten, wie die meiſten Menſchenkinder; ſie hießen Wilhelm und Heinrich, aber ich glaube, keinem Menſchen wäre es jemals eingefallen ſie ſo zu nennen: Wilm und Heinz, das waren ſie für alle, die ſie kannten! Wenn ich übrigens vorhin von mir ſelbſt behauptete, ich wäre ein großes, hoch aufgeſchoſſenes Mädchen geweſen, ſo ſprach ich damit nur die Meinung anderer Leute, ganz und gar nicht meine eigene Anſicht aus, denn neben meinen beiden Pflegebrüdern war ich niemals zum Bewußtſein eigener Größe gelangt! Wilm und Heinz waren junge Rieſen, wahre Hünengeſtalten mit gewölbter Bruſt, breiten kräftigen Schultern und mit einem Paar Händen, denen es ein leichtes geweſen wäre, ein halbes Dutzend Hände gewöhnlicher Sterblicher, wie die meinen etwa, zu umfaſſen. Ich meine, ſo wie ſie müſſen unſere Urväter, die alten Germanen ausgeſehen haben, als ſie aus dem fernen Oſten nach der Mitte unſeres Weltteils gewandert kamen, und wenn ich in meinem Geſchichtsbuch an die Stelle kam, wo zu leſen ſtand: „Die Germanen, in unvordenklicher Zeit aus Hochaſien herübergekommen, unterſchieden ſich durch hohe Geſtalt, blaue Augen und rötliches Haar von den ſüdlichen Völkern", — da fielen mir ſtets die Brüder ein, es paßte auf ſie, Wort für Wort; — „als Hauptzüge des Charakters der alten Deutſchen", fuhr mein Buch fort, „nennt man: Mut und Unerſchrockenheit," — niemand hätte bei Wilm und Heinz an dem Vorhandenſein dieſer Eigenſchaften zweifeln können, — „ferner Freiheitsſinn", — wenn ich an die fortwährende, energiſche Auflehnung denke, in der ſich Heinz den Befehlen und Anordnungen unſeres Hofmeiſters gegenüber befand, ſo kann ich nicht in Abrede ſtellen, daß auch dieſe Eigenſchaft in hohem Grade bei ihm ausgeprägt war, — „Vaterlandsliebe, Ritterlichkeit gegen die Frauen", — nicht einmal über den jungen, wilden Heinz hätte ich in dieſer Beziehung zu klagen gehabt; als hinlänglicher Beweis für ſeine Galanterie mag übrigens der ſchon erwähnte Auftritt mit der Gartenſchere gelten, — „Treue, Ehrlichkeit und Redlichkeit", — das alles paßte, Zug um Zug! Ich glaube, es gibt auf der ganzen Welt nichts Treueres, als der große Wilm, mit ſeinem großen, guten Herzen und nichts Ehrlicheres, als Heinz, mit ſeinem offenen Geſicht und ſeinen offenen, blauen Augen, — mein guter Heinz, der, wegen ſeiner zahlloſen dummen Streiche zur Rede geſtellt, niemals auch nur den Verſuch gemacht hat, einen derſelben abzuleugnen oder zu beſchönigen, in dem untrüglichen Bewußtſein, daß ihm dies furchtbar ſchwer, wenn nicht ganz unmöglich ſein würde!

Heinz und ich waren ſtets unzertrennliche Gefährten geweſen, ſowohl bei unſeren Spielen, als in unſeren Lehrſtunden, und ſo wie ich mit ihm lateiniſche Verben konjugierte, griechiſche Vokabeln lernte und meinen Kopf mit mathematiſchen Lehrſätzen und ihren Beweiſen anfüllte, ſo hatte auch er es mit lobenswerter Beharrlichkeit verſucht, ſeine großen, ungeſchickten Finger zum Einfädeln einer Nähnadel oder zur Führung eines Häkelhakens brauchbar zu machen, nur daß ſeine Verſuche auf dem Gebiete weiblicher Kunſtfertigkeit noch kläglichere Reſultate aufzuweiſen hatten, als meine männlichen Studien! Nur wenige Wochen Altersunterſchied, auf die ſich Heinz, der ſie vor mir voraus hatte, aber nicht wenig zu gute that, beſtanden zwiſchen uns und gewiß konnte es auf der ganzen Welt keine beſſeren Freunde geben, als meinen jüngeren Pflegebruder und mich. Wo der eine ſteckte, da war auch ſicherlich der andere nicht weit, was der eine hatte, das teilte er getreulich mit dem anderen, was der eine von uns wollte, damit war auch der andere meiſtens einverſtanden; ich half Heinz, ſo viel als möglich aus all den kleinen und großen Nöten, in die ſeine Wildheit und Unbeſonnenheit ihn zwanzig mal des Tages brachte, er war mein Beſchützer in jeder wirklichen und jeder eingebildeten Gefahr! Und dann gab es noch etwas, in dem wir beide ganz und völlig miteinander übereinſtimmten, das waren die Gefühle, mit denen wir an dem um acht Jahre älteren Wilm hingen.

Heinz und ich liebten Wilm über alles und befolgten ſeine Gebote meiſtens gewiſſenhafter, als die unſeres Hofmeiſters oder irgend eines anderen Menſchen. Wilms Autorität war diejenige, der wir uns am bereitwilligſten beugten, und ich erinnere mich, daß wir oftmals mit dem Geſtändnis eines größeren oder kleineren Verbrechens zu ihm gekommen waren: „Schilt uns, Wilm und beſtrafe uns, ehe es Papa und Herr Köhler erfahren und dann ſage es ihnen!“ Ich glaube, ſolche Aufforderung kam unſerm guten Wilm aber ſtets ſehr ungelegen, denn lieber hätte er tagelang zu Hauſe geſeſſen, — obgleich ihm das wahrhaftig blutſauer geworden wäre, — als uns nur eine einzige Stunde eingeſperrt zu halten und lieber hätte er ſelbſt gefaſtet, als von uns zu verlangen, nach dem erſten Gericht das Zimmer zu verlaſſen. Einen milderen Richter für unſere Vergehen, als Wilm, hätten wir gar nicht finden können und auch keinen gütigeren, aufopfernderen Freund, keinen, der bereitwilliger geweſen wäre, uns ſtets hilfreiche Hand zu leihen, uns unſere Beete mit bunten Bohnen, Mohn und Aſtern bepflanzen zu helfen, uns bei dem Erbauen unſerer Hütten beizuſtehen, uns unermüdlich Pfeil und Bogen zu ſchnitzen, Angeln und Netze zu verfertigen. Unten im Park, an vier hohe Bäume gelehnt, ſteht noch heutigen Tages eine von Wilm aus Flechtwerk, Brettern und Zweigen errichtete Hütte, unſer Wigwam, in dem ich mit Heinz als deſſen Indianerſquaw fröhlich hauſte, — wenn ich an dieſer Stelle vorübergehe, ſo erinnere ich mich gern, mit freudiger Rührung, an meine ſchöne, frohe Kinderzeit!

Zu der Zeit aber, in die meine Geſchichte fällt, wenn ich dieſen ſchlichten, wahrheitsgetreuen Bericht aus meinem Leben mit dem Namen „Geſchichte“ beehren darf, — war es mit all dem ſchon lange aus. Es wäre niemand mehr eingefallen, mir als Strafe die ſüße Speiſe beim Mittagstiſch zu entziehen; meine langen Zöpfe, die im Laufe der Zeiten freilich weder kürzer noch bequemer geworden, waren nun vor Heinzens Attentaten in vollſter Sicherheit; auch bewohnte ich mit dieſem keine Wigwams mehr und zog nicht mehr als Amazone, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, an ſeiner Seite in den Kampf gegen imaginäre, aber deshalb nicht weniger furchtbare Feinde! Ich ſtand damals ja ſchon in meinem ſiebzehnten Lebensjahre, wenn ich auch trotz dieſes reſpektablen Alters in vielen Dingen kindiſcher und unwiſſender war, als andere Mädchen mit dreizehn oder vierzehn Jahren. Wilm behauptet, dieſe kindliche Unbefangenheit wäre einer meiner hauptſächlichſten Reize geweſen, aber ihr müßt nicht alles glauben was Wilm ſagt, denn er hat die thörichte Schwäche, an mir alles und jedes gut und recht zu finden! Daß ich in dem, was man „geſellige Façons“ zu nennen pflegt, ſehr weit hinter anderen meines Alters zurückſtand, iſt mir jetzt ſelbſt ſehr deutlich bewußt, ſogar Wilm könnte dieſe Thatſache nicht ableugnen. Ich glaube, jedes junge Mädchen, das mich damals kennen gelernt hätte, würde in dem Bewußtſein eigener Überlegenheit unbarmherzig über mich gelacht haben und wenn ich dieſem Schickſal entging, ſo lag das nur daran, daß ich eben ſo gut wie gar nicht mit anderen jungen Damen zuſammenkam. Überhaupt war mein damaliger geſelliger Verkehr ſo beſchränkt wie nur irgend möglich und eine Einladung zu einer der wenigen, uns bekannten Familien gehörte zu den Seltenheiten, die Heinz und ich ſtets als ein wichtiges und bemerkenswertes Ereignis in unſerem Leben anſahen.

Inmitten dieſes ſtillen, einförmigen Daſeins begegnete mir ein Abenteuer, — wenigſtens nannte ich es ſo, — das mich ſehr beſchäftigte und meine Gedanken ſtark in Anſpruch nahm. Ich war an einem ſchönen Abende allein in die Felder hinausgegangen, und während ich eine kleine Anhöhe erſtieg, um dort oben unter den Bäumen ein wenig zu raſten, bemerkte ich, daß mein Lieblingsplatz ſchon von einem andern eingenommen war. Ein junger, feingekleideter Herr, wie dieſer, den ich hier vor mir ſah, wäre an dieſem Orte ſchon an und für ſich eine noch nie dageweſene und bemerkenswerte Erſcheinung geweſen, noch ſeltſamer aber erſchien mir das Treiben des fremden Eindringlings: er ſaß auf einem niederen Feldſtuhl, hatte eine Staffelei vor ſich ſtehen und ſich bald vor- bald wieder zurückbeugend, bald aufſtehend und ſich wieder niederſetzend, ſchien er das, was er rund um ſich herum ſah, eifrigſt mit dem zu vergleichen, was offenbar, wenn auch mir von meinem Standpunkte aus nicht ſichtbar, vor ihm auf der Staffelei vorhanden ſein mußte; aus dieſem Gebaren folgerte ich mit einem Scharfſinn, der mir gewiß Heinzens aufrichtige Bewunderung würde eingetragen haben, daß der fremde Herr oben unter den Bäumen ein Maler ſei. Still überlegte ich nun, was zu thun ſei; ging ich hinauf, ſo konnte ich meine lebhafte Neugier befriedigen und einen Blick auf die ausgeſpannte Leinwand werfen, zugleich aber lag dann die Gefahr ſehr nahe, daß der Fremde mich anreden würde, und von fremden Leuten wurde ich nicht gern angeſprochen! Zuletzt aber, als echte Tochter Evas, deren Namen ich ja obendrein noch führte, ſiegte in mir der Wiſſensdrang über jedes andere Bedenken und ich ſchlich leiſe näher an den Gegenſtand meiner Beobachtungen heran. Der Fremde war gerade ſo eifrig damit beſchäftigt, roſenfarbene Wölkchen auf einem kornblumblauen Himmel anzubringen, daß meine Annäherung vielleicht ganz unbemerkt geblieben wäre, wenn nicht der Laut des Staunens und der Bewunderung, den ich nicht zu unterdrücken vermochte, mich verraten hätte. Bei dieſem Ton wandte der Herr ſich um und als er ein junges Menſchenkind mit neugierig vorgebeugtem Kopfe, weit geöffneten, erſtaunten Augen und einem Geſichte, auf dem ſich Überraſchung und grenzenloſe Bewunderung ohne Zweifel aufs deutlichſte widerſpiegelten, hinter ſich ſtehen ſah, flog ein fröhliches Lächeln über ſeine Züge.

„Erkennen Sie es wieder?“ fragte er ſogleich.

„O gewiß“, verſicherte ich eifrig und trat noch einen Schritt näher heran, — „wie ſchön Sie das alles machen! Hier iſt der Wald“, — ich deutete mit dem Finger auf ein bräunlichgrünes Wirrwarr, das aber doch jedenfalls Bäume vorſtellen ſollte, — „hier iſt das kleine Haus des Hegers, ich erkenne es am roten Ziegeldach, dort im Hintergrund iſt der Kirchturm mit dem glänzenden Kreuz und hier“, ſchloß ich mit vergnügtem Lachen, „hier guckt ſogar unſer Schieferdach zwiſchen den Bäumen heraus!“

„Es iſt noch nicht fertig“, erklärte mein neuer Bekannter, das Werk ſeiner Hände mit unverkennbarem Wohlgefallen betrachtend, „der Vordergrund fehlt noch; da ſoll ſich das Bächlein durch die grüne Wieſe ringeln und an ſeinem Ufer werde ich eine weibliche Figur, Blumen ſuchend, darſtellen.“

Ich ſah nun zum erſtenmale dem Sprechenden voll ins Geſicht: es war ein ſehr hübſches Geſicht, dem die dunklen Locken bis in die Stirn hineinhingen und aus dem die luſtigſten, braunen Augen hinausſchauten; dieſe braunen Augen richteten ſich gerade in dieſem Moment mit neugierigem Forſchen auf mich und als wir dieſes gegenſeitige, prüfende Anſchauen nun bemerkten, fingen wir beide zu lachen an.

„Es iſt nun ſchon der vierte Tag, daß ich hierher an dieſe Stelle komme“, ſagte der junge Mann, „und auch anderweitig habe ich mich viel in der Gegend herumgetrieben; daß Sie aber hier zu Hauſe ſind, ſagt mir Ihre vorige Bemerkung, man ſähe zwiſchen den Bäumen ‚unſer Schieferdach‘; warum nur habe ich Sie nicht ſchon früher getroffen?“

„Das möchte ich auch fragen“, entgegnete ich heiter; meine ſonſtige Scheu war dieſem, ſo freundlich und ſo fröhlich blickenden jungen Fremden gegenüber, vollſtändig gewichen, — „auch ich laufe ſehr viel in Wald und Feld herum und gerade hierher komme ich beſonders oft, es iſt eine meiner Lieblingsſtellen.“

„Um ſo beſſer“, ſagte der Fremde, „dann darf ich vielleicht in Zukunft auf ein günſtiges Geſchick hoffen, das mich hier hin und wieder mit Ihnen zuſammentreffen läßt. Ich habe mich für ein paar Wochen aus der Stadt hinaus geflüchtet, mir ein möglichſt ſchön und möglichſt abgelegenes Dorf zu ſuchen und mich dort in ein ſtilles Bauernhaus einzumieten, in der feſten Abſicht, viel friſche Luft und Sonnenſchein und recht wenig menſchliche Geſellſchaft zu genießen.“

„Aber“, wandte ich ein, „wenn Sie gern ſo viel als möglich allein ſein wollen, warum ſagten Sie mir denn vorhin, daß Sie mich zu ſehen hofften?“

Es lag mir ſehr fern, das kann ich mit gutem Gewiſſen behaupten, durch dieſe Bemerkung ein Kompliment veranlaſſen zu wollen, mir war nur ganz allein der Widerſpruch in den Worten des Fremden aufgefallen; nicht einmal die Antwort desſelben brachte mich auf den Gedanken, daß er mir auf meine Frage kaum etwas anderes als eine Schmeichelei hätte erwidern können.

„Es gibt eben verſchiedene Arten von Menſchen“, entgegnete mein neuer Freund. „Solche, bei denen man Gott dankt, wenn ſie Einem nur wieder aus den Augen ſind und ſolche, in deren Gegenwart man ſich erſt recht froh und glücklich zu fühlen meint.“

Ich begriff, daß der Sprecher mich zu dem letztgenannten Teil der menſchlichen Geſellſchaft zu zählen ſchien, und da dies ſo ziemlich das erſte Kompliment war, das man in meinem Leben an mich gerichtet hatte, ſo hörte ich mir mit Vergnügen dieſe ſchmeichelhaften Worte an. Ich warf meinen Strohhut, den ich ſo wie ſo ſtets nur in der Hand zu tragen pflegte, auf den Raſen nieder und ſchwang mich auf den niederhängenden, ziemlich ſtarken und doch elaſtiſchen Aſt einer Weide, um ſo, während des leiſen, angenehmen Hin- und Herſchwankens, mein Geſpräch mit dem Fremden fortzuſetzen, denn es kam mir ganz und gar nicht in den Sinn, daß es für mich unpaſſend ſein könne, noch länger bei einem mir völlig Unbekannten zu verweilen.

„Was ſind das für Leute, vor denen Sie ausgeriſſen ſind?“ Mit dieſer, vielleicht nicht außerordentlich geſchickt geſtellten Frage nahm ich unſer Geplauder wieder auf.

„Was für Leute das waren? Nun, natürlich meine hohen Vorgeſetzten“, erwiderte der junge Maler. „Ich haſſe Vorgeſetzte“, fügte er hinzu und er lachte, daß zwei Reihen der ſchönſten, weißen Zähne zum Vorſchein kamen, — „ſie ſind nur dazu da, um an ſolch armen Teufeln wie unſereiner alle Launen auszulaſſen, ihnen alle Wünſche zu durchkreuzen, und das Leben ſauer zu machen!“

„Ja, was ſind Sie denn?“ fragte ich verwundert, denn dieſe Auslaſſung und die Erwähnung hoher Vorgeſetzter ſtimmte mir gar nicht mit dem Bilde, das ich mir von dem Leben eines Malers machte, den ich mir ſtets als den freiſten und ſorgloſeſten aller Menſchen gedacht hatte.

„Wiſſen Sie, was ein Konzeptspraktikant iſt?“ fragte mein neuer Bekannter zurück.

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Denken Sie ſich einen armen, geplagten Menſchen, mit gänzlich unzureichendem Gehalt, mit mehr als genügender Arbeitslaſt und einem pedantiſchen, galligen Bezirkshauptmann über ſich; einen Menſchen, der verdammt iſt, die ſchönſten Stunden des Tages in einem düſteren, verſtaubten Büreau zuzubringen, — dann haben Sie die Erklärung jenes Wortes und zugleich die meiner gewöhnlichen Lebensweiſe.“

„Ach, ich dachte, Sie wären ein Maler“, ſagte ich, etwas enttäuſcht von dieſer nüchternen, proſaiſchen Auseinanderſetzung.

„Ich bin es auch“, entgegnete der junge Fremde raſch, „mit Leib und Seele, aus Neigung und innerem Triebe und doch wurde ich durch die Verhältniſſe gezwungen, daneben noch einen anderen Beruf zu erwählen! Sie haben dieſes eiſerne Muß, das in dem Leben des Menſchen eine ſo große Rolle zu ſpielen pflegt, wohl noch wenig genug kennen gelernt“, ſetzte er hinzu, mir mit ſeinen hellen, braunen Augen ins Geſicht ſchauend.

„Nein“, entgegnete ich nachdenklich, — „ich kann zwar auch nicht immer thun, was ich möchte, ſondern muß dem Onkel gehorchen, aber der iſt ſehr gut und freundlich zu mir — und Wilm erſt gar!“

„Wer iſt Wilm?“

„Mein Bruder“, entgegnete ich, „das heißt“, verbeſſerte ich mich nach kurzem Beſinnen, „er und Heinz ſind wohl nur meine Pflegebrüder und der Onkel iſt eigentlich gar nicht mein Onkel, ich nenne ihn nur ſo!“

„Und mit dieſen zuſammen wohnen Sie in dem Hauſe mit dem grauen Schieferdach? Sie müſſen mir mehr davon erzählen!“

Ich aber glitt von meiner improviſierten Schaukel herab, denn während ich von den Meinen ſprach, war es mir eingefallen, daß unſere Theeſtunde herangekommen ſein würde und ich nach Hauſe müſſe; ſo raffte ich meinen Hut ſchnell vom Boden auf und ſprang mit einem eiligen Abſchiedsgruß den Hügel hinunter.

„Warten Sie einen Augenblick!“ rief mein neuer Freund mir nach und ſtand mit ein paar Sätzen an meiner Seite:

„Wie heißen Sie?“ Er beugte ſich nieder und ſah mir in die Augen.

„Eva.“

„Und ich heiße Moritz.“ — Dann ſtreckte er die Hand aus und ich legte die meine hinein.

„Leben Sie wohl, Eva.“

„Gute Nacht, Moritz!“ rief ich fröhlich zurück, während ich den Hügel vollends hinunter lief.

Ich hatte Wilm und Heinz nichts von dieſer Begegnung erzählt, nicht etwa, weil ich beabſichtigt hätte, ſie überhaupt zu verſchweigen, ſondern aus dem einfachen Grunde, weil ſie bei meiner Rückkehr noch nicht von ihren Streifereien zurückgekommen waren und am anderen Morgen frühzeitig wieder aufbrachen. Wilddiebe, die bitterſten, verhaßteſten Feinde der Brüder, hatten ſich in letzter Zeit in unſerem Jagdreviere wieder ganz beſonders bemerkbar gemacht, und Wilm und Heinz hatten ſich zugeſchworen, ſie müßten diesmal den frechen Burſchen auf die Spur kommen und ihnen das Handwerk legen und ſollten ſie deshalb Tag und Nacht im Walde umherſtreifen müſſen. — So kam es, daß ich am folgenden Abende von keinem der Brüder auf meinem Spaziergange begleitet wurde und ich ihn allein antreten mußte. Eigentlich liebte ich es nicht beſonders, ſo allein zu gehen: ich hatte es gern, wenn Heinz mein Begleiter war, mein lieber, luſtiger Heinz, der mich während ſolcher gemeinſamer Märſche zwanzigmal in Zorn und ebenſo oft wieder zum Lachen brachte; der in ausgelaſſenſter Laune herumtollte, ſeine Jagdflinte dicht neben meinem Ohre abſchoß, während ich ahnungslos vor ihm herging, der, auf die Gefahr hin, ſich Arm und Bein zu brechen, über jeden Graben ſetzte, mochte er noch ſo tief und breit ſein, der dann wieder durch knietiefes Waſſer watete, um mir vom gegenüberliegenden Ufer ein paar Vergißmeinnicht zu bringen, oder ſich durch Dornen und Geſtrüpp zwängte, um dann wieder mit blutendem Geſicht und Händen, mit zerriſſenen Kleidern und einer Handvoll Brombeeren herauszukommen.

Noch lieber freilich hatte ich es, wenn es Wilm war, der neben mir herging; wie das kam, hätte ich wohl ſelber ſchwer zu ſagen vermocht, denn mit meiner Unterhaltung gab ſich Wilm keine große Mühe; er war ein gar ſchweigſamer Geſelle und oft konnten wir ſtundenlang neben einander hergehen, ohne ein einziges Wort zuſammen zu ſprechen. Aber nur in ſeiner Nähe zu ſein, ſeinen ruhigen, gleichmäßigen Schritt neben mir zu hören, rief ein Gefühl der Befriedigung in mir hervor und niemals erſchien mir ein Abend ſo mild und ſo klar, der Himmel ſo blau und wolkenlos und ein Sonnenuntergang ſo ſchön und farbenprächtig, als wenn es Wilm war, mit dem ich das alles genoß!

Aber ich bin gar weit von dem eigentlichen Gange meiner Erzählung abgeſchweift und wollte doch nur in kurzen Worten ſagen, daß es mir trotz meiner Abneigung gegen einſame Spaziergänge diesmal ganz recht war, allein gehen zu müſſen, denn ich wollte mich doch vor allem überzeugen, ob mein Fremder ſeinen geſtrigen Platz auf dem Hügel wieder eingenommen hätte. Ich beabſichtigte aber nicht, auch heute wieder zu ihm hinauf zu gehen, nicht eher wollte ich das wieder thun, als bis ich Wilm alles würde mitgeteilt und ihn gefragt haben, ob ich mit dem jungen

Fremden auch ſprechen dürfte, denn es war mir eingefallen, daß Wilm einmal zu mir geſagt hatte: „Verſprich mir, Eva, dich mit keinem Menſchen einzulaſſen, den ich nicht kenne“, — und ich pflegte Wilm zu gehorchen, auch wenn ich ſeine Gründe nicht immer begriff. Nur bis zum Fuße des Hügels ging ich heute, ganz gewiß nur bis dorthin! Ich ſchlich leiſe heran, aber von meinem Standorte aus, von den Gebüſchen halb verdeckt, konnte ich nicht genau unterſcheiden, ob das, was ich oben ſah, die Staffelei des Malers, oder nur Baumäſte und Geſtrüpp ſei, — ich mußte ſchon noch ein paar Schritte vorwärts machen — und noch ein paar! Aber da hatte der junge Fremde mich ſchon entdeckt, faſt eher, als ich ihn und war ſo heftig aufgeſprungen, daß der leichte Feldſtuhl, auf dem er geſeſſen, zu Boden ſtürzte und ſich ein paarmal überſchlug; wir mußten darüber lachen, ich ſprang ſchnell die Anhöhe hinauf und — vergeſſen war Wilm und ſein Verbot!

„Wie ſpät Sie kommen, Eva“, rief Moritz mir vorwurfsvoll entgegen, — „ich habe mir die Augen faſt blind nach Ihnen ausgeſchaut und keinen Pinſelſtrich konnte ich thun, weil ich jeden Augenblick meinte, es raſchele hinter mir und Sie ſtänden da und guckten mir über die Schulter.“

„Woher wußten Sie denn ſo beſtimmt, daß ich überhaupt kommen würde?“ fragte ich, „ich hatte es Ihnen ja garnicht geſagt.“

„Nein“, ſagte der junge Mann, — „das thaten Sie nicht, aber ich wußte es dennoch!“ Und er lachte übermütig und ſah mir ins Geſicht. — Was wir zwei an jenem Abende zuſammen ſprachen, könnte ich nicht mehr genau angeben, auch nicht, wie lange wir dort oben bei einander geſeſſen hatten, aber ich fürchte, es war ſehr lange, viel länger, als am vorhergehenden Tage, denn als ich mich endlich auf den Heimweg machte, war der Mond ſchon hell aufgegangen, ſodaß Moritz behauptete, mich zu ſo ſpäter Stunde nicht allein gehen laſſen zu können und mich ein Stück Weges begleitete. Ich fürchtete nicht, daß ich meines langen Ausbleibens wegen würde getadelt werden, denn ich wußte, daß ich auch an dieſem Abende den Onkel und die Brüder nicht zuhauſe antreffen würde, nicht einmal unſeren Hofmeiſter, da Zeit, Gewohnheit und ſchlechtes Beiſpiel ſelbſt aus dieſem friedliebenden Theologen ſchon einen eifrigen Nimrod und rachedürſtenden Wilddiebverfolger gemacht hatten!

So ſchlenderte ich unbekümmert und gemächlich neben Moritz her; die Begleitung meines Freundes war völlig unnütz geweſen und ich hatte ihm das auch vorher geſagt, denn nicht eine menſchliche Seele begegnete uns auf dem ganzen Wege und außerdem wußte ich, daß mir niemand ein Leides thun würde, aber Moritz hatte es einmal ſo haben wollen, und ich ließ ihn gewähren. Erſt als unſer Wohnhaus deutlich aus dem Halbdunkel hervortrat, blieb er ſtehen. „Für heute heißt es nun ſcheiden“, ſagte er, „aber morgen ſehe ich Sie beſtimmt wieder!“

Ich ſchwieg ſtill, weil ich fühlte, ich dürfe nicht „ja“ ſagen, wie ich es doch ſo gern gethan hätte.

„Ganz beſtimmt, Eva, hoffe ich“, wiederholte der junge Mann.

„Ich weiß es nicht“, entgegnete ich zögernd und unſchlüſſig, „bis jetzt weiß es noch niemand, wo ich die beiden Abende geweſen bin, aber ich muß es ſagen. Ich werde Wilm fragen, ob ich wiederkommen darf und wenn er es erlaubt, —“

„Nein“, unterbrach mich Moritz raſch, „fragen Sie ihn lieber nicht!“ Ich blickte erſtaunt auf: „Warum nicht? — Sie meinen vielleicht, er würde es mir nicht erlauben, und dann“, ſetzte ich mit erwachenden Gewiſſensbiſſen hinzu, „dann iſt es alſo doch nicht recht geweſen, daß ich gekommen bin.“

„Nicht recht? Eva, Sie träumen! Seit wann wäre es denn ein Unrecht, jemand eine Freude zu bereiten und Ihr Kommen iſt mir mehr als eine augenblickliche Freude, — es macht mich glücklich!“

Ich ſchwieg unentſchloſſen ſtill.

„Warum wollen Sie darauf beſtehen, es Wilm zu ſagen?“ begann Moritz von neuem in überredendem Tone, — „ſind Sie denn verpflichtet, ihm über alles Rechenſchaft abzulegen? Sie ſind kein Kind mehr und er iſt nicht Ihr Vater, nicht einmal Ihr Bruder!

„Nein“, entgegnete ich, „das iſt er freilich nicht, aber doch, ich bin es einmal ſo gewohnt, ihm alles zu ſagen.“

„Eva, — ich hoffe, dieſer Wilm iſt nicht etwa Ihr Verlobter!“

„O nein“, ſagte ich raſch; ich mußte über dieſe Bemerkung lachen und war doch froh, daß ich im Schatten ſtand und dieſer es verbarg, wie ich unbegreiflicherweiſe plötzlich heiß errötet war.

„Seien Sie gut und lieb, Eva“, bat Moritz, während er meine Hand in die ſeine nahm, „kommen Sie nach wie vor und ſagen Sie nichts zuhauſe; glauben Sie mir, es iſt kein Unrecht, wenn wir uns dort oben treffen, aber wenn Sie erſt davon ſprächen, ſo würden die anderen, Ihr Wilm und Heinz, auch dazukommen und um unſer gemütliches Zuſammenſein wäre es dann geſchehen! Geben Sie nach, Eva, ſagen Sie ja!“

„Hören Sie mich an, Moritz, ich werde“, — aber er wollte nichts hören. — „Ja oder nein, Eva?“

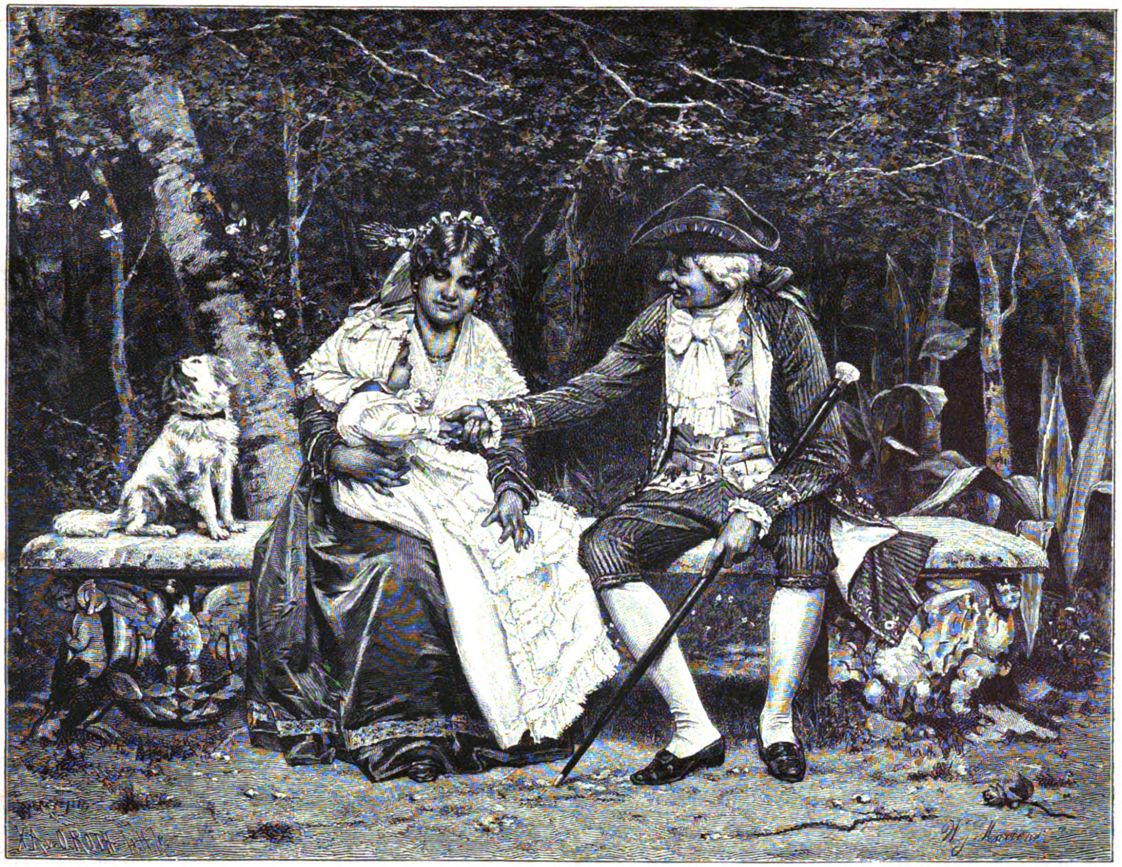
„Ja, ja!“ Ich entzog ihm mit einer raſchen Bewegung die Hand und eilte dem Hauſe zu.

„Tauſend, tauſend Dank und auf Wiederſehen!“ rief ſeine fröhliche Stimme mir nach.

Ich ſchäme mich, es einzugeſtehen und doch, wenn ich meinen Bericht wahrheitsgetreu weiterführen will, muß es geſagt werden, daß ich während faſt drei Wochen täglich, oder vielmehr allabendlich mit Moritz zuſammentraf, ohne daß die Meinen von dieſem heimlichen Verkehr etwas wußten! Ich erröte, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, denn wenn ich damals auch durchaus keine klare Vorſtellung von dem wirklich Unpaſſenden dieſer einſamen Zuſammenkünfte hatte, ſo liegt darin doch keine Entſchuldigung für mein Benehmen. So wie ich jetzt die Sache anſehe, gibt es überhaupt keine Entſchuldigung dafür, daß ich Wilms Verbot direkt entgegenhandelte, daß ich den beſten, treuſten und nachſichtigſten Freund, den ich auf Erden beſaß, mit vollem Bewußtſein hinterging! Es liegt etwas ſehr Wahres in dem Sprüchwort: „ce n'est que le premier pas qui coûte“, — das habe ich an mir ſelbſt erfahren. Nachdem mir Moritz erſt einmal durch Bitten und Überredungen das Verſprechen wiederzukommen abgeſchmeichelt hatte, wurde es mir gar nicht mehr beſonders ſchwer, mein Gewiſſen auch fernerhin zu beſchwichtigen, ja, ich fand ſogar einen gewiſſen romantiſchen Zauber in dieſem geheimnisvollen Verkehr, von dem kein Menſch etwas ahnte, und die kleinen Liſten, die ich anwenden mußte, um des Abends möglichſt unbemerkt fortzukommen, fingen an, mir Spaß zu machen! Man glaube übrigens ja nicht, daß während meines ſtundenlangen Alleinbleibens mit Moritz, irgend etwas anderes zwiſchen uns vorfiel, als daß wir auf das allerharmloſeſte mit einander plauderten; vielleicht lag gerade in meiner großen Unbefangenheit mein beſter Schutz, eine Waffe, die es dem jungen Manne unmöglich machte, auch nur einen Schritt über gewiſſe Grenzen hinaus zu thun! Kein Wort kam über ſeine Lippen, das die ganze übrige Welt, meinen guten, ernſthaften Wilm nicht ausgenommen, nicht hätte mitanhören dürfen.

Wir kamen ſtets auf dem Hügel, auf welchem unſere erſte Bekanntſchaft ſtattgefunden hatte, zuſammen; die Möglichkeit lag nahe, daß wir an anderen Orten Wilm oder Heinz hätten antreffen können, und ein ſolches Begegnen wünſchte Moritz augenſcheinlich zu vermeiden. Ich auf meinem ſchwanken Weidenaſt, er gewöhnlich mir gegenüber der Länge nach auf dem Raſen ausgeſtreckt, ſo brachten wir manche Stunde mit fröhlichem Plaudern, unter Lachen und Scherzen zu. Daß meines Freundes angefangenes Gemälde dabei ſeiner Vollendung raſch entgegengeſchritten wäre, könnte ich freilich nicht behaupten, aber wenn ich dieſes Kunſtwerk jetzt in meine Erinnerung zurückrufe, ſo kann ich mich auch nicht der ketzeriſchen Anſicht verſchließen, daß der Mitwelt wohl kaum großes Unrecht geſchehen ſein würde, wenn Moritz den Pinſel überhaupt beiſeite gelegt hätte. Damals freilich kam es mir ganz und gar nicht in den Sinn, daß ich den Himmel wohl noch niemals ſo kornblumblau und die Wolken darauf ſo roſenfarben geſehen hatte, daß die Bäume in Wirklichkeit doch wohl keine ſo frappante Ähnlichkeit mit aufgeſpießten Kohlköpfen hätten, aber jetzt, wo ich über die naive Bewunderung ſchöner, bunter Farben glücklich hinaus bin, will es mich bisweilen bedünken, als ob aus dem einſt ſo enthuſiaſtiſch bewunderten Landſchaftsgemälde doch vielleicht kein vollendetes Kunſtwerk geworden wäre! Nein, zum Künſtler hatte mein junger Freund, trotz alles „inneren Berufes“, nicht das Zeug, dafür aber war er ein liebenswürdiger, friſcher Menſch, mit dem es ſich ſchon manche Stunde verplaudern ließ und dem ich von Herzen zugethan war.

(Fortſetzung folgt.)



Vor hundert Jahren im Garten der Villa Borgheſe.
Gemalt von W. F. Martens.

Rom und die Bibel.

Ein offener Brief an einen katholiſchen Abonnenten in Altona.

Verehrter Freund!

Sie wenden ſich vermittelſt Brief vom Juni dieſes Jahres an die Redaktion des „Daheim" mit der freundlichen Bitte, Ihnen doch gütigſt Auskunft über ein Sie beſchäftigendes „Rätſel" geben zu wollen. Sie ſchreiben in dem beſagten Briefe wörtlich: „In Nr. 16 Ihres ‚Daheim‘ heißt es in einem Artikel über Rom u. a. ‚Noch bis zum Jahre 1870 wurde jede Bibel unbarmherzig konfisziert.‘ Da ich nun jener Religion angehöre, welche in Rom ihr Oberhaupt hat, auch überzeugt bin, daß dieſe Religion überall dieſelbe, überall gleich in ihrer Lehre, ſo kann ich, wenn ich den Blick auf meinen Schrank richte und daſelbſt meine Bibel gewahre (allerdings nicht die von Luther überſetzte), obigen Satz Ihres ‚Daheim‘ durchaus nicht verſtehen. Ich ſtrebe und trachte nach Wahrheit, ſo habe ich's immer gehalten."

Sie geſtatten wohl, daß ich, als Verfaſſer der von Ihnen beanſtandeten Zeilen, Ihnen antworte. Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo zweifeln Sie, ob meine Angabe, daß bis zum Jahre 1870 in Rom die Bibel konfisziert wurde, richtig ſei, und ſehen einen hinreichenden Grund zu ſolchem Zweifel in der Thatſache, daß Sie ſelbſt eine Bibel — und zwar die von Dr. Joh. Franz Allioli überſetzte — beſitzen, was im Hinblick auf meine Angabe und Ihre Überzeugung von der Gleichheit der römiſchen Lehre zu allen Zeiten und an allen Orten Ihnen, der Sie ſich zu „jener Religion, welche in Rom ihr Oberhaupt hat", bekennen, als unlösbarer Widerſpruch erſcheint. Ihre Offenheit und Ehrlichkeit gefällt mir, und darum will ich gern verſuchen, Ihr Streben und Trachten nach Wahrheit zu unterſtützen und Ihnen das „Rätſel" zu löſen. Ich nehme an, daß Sie mir geſtatten, ebenfalls ehrlich und offen zu Ihnen zu reden, und ſchicke nur die Bitte voraus, daß Sie es der „Wahrheit" zugute halten wollen, wenn ich im folgenden, ſo ſachlich ich auch antworten werde, Dinge berühren muß, die Ihnen vielleicht nicht behagen.

Zunächſt, verehrter Freund, haben Sie meine Bemerkung in Nr. 16 des „Daheim", auf welche Sie ſich beziehen, nicht genau geleſen und wohl infolgedeſſen unvollkommen angeführt. Ich ſchrieb dort: „Noch bis zum Jahre 1870 wurde jede Bibel unbarmherzig konfisziert, welche die Grenzen des Kirchenſtaates als Beſtandteil unſchuldigen Reiſegepäcks paſſieren wollte." Sie ſehen alſo, daß es ſich in meiner Angabe nicht um jede Bibel überhaupt, ſondern nur um ſolche handelt, welche Reiſende in ihren Koffern mit ſich führten. Freilich, um das gleich zu ſagen, waren dieſe Reiſende nicht etwa Pilger oder ſolche, welche das Oberhaupt ihrer Religion in Rom hatten, ſondern es waren faſt ohne Ausnahme Proteſtanten aus allen Ländern, und die Bibeln, welche ſie auch auf einer Romreiſe zur Belehrung und Erbauung bei ſich hatten, waren, wie das wohl ſelbſtverſtändlich iſt, weder „aus der Vulgata überſetzt" noch „von biſchöflichen Ordinariaten approbiert", wie es zum Beiſpiel mit der der Fall iſt, welche Sie in Ihrem Schranke haben. Sie würde wohl auch nicht daſtehen, wenn Sie nicht in Altona lebten und von dem ſtillen Segen der Reformation in Deutſchland mitzehrten. Das können Sie glauben, daß ohne Luther einmal die Allioliſche Bibelüberſetzung nach Form und Inhalt undenkbar wäre und zum andern es Ihnen ſicher verwehrt wäre, eine derartige Überſetzung zu beſitzen. In proteſtantiſchen Ländern, wo leicht die Anklage erhoben wird, daß Rom ſeinen Anhängern die Bibel verbietet, geſtattet man in der Praxis als Ausnahme, was man in der Lehre grundſätzlich verwirft.

Gehen Sie hier in Rom durch die Häuſer und Familien, die heilige Schrift zu ſuchen! Unter den 300 000 Einwohnern, die Geiſtlichkeit mit einbegriffen und die Proteſtanten ausgenommen, werden ſie nicht 200 haben. „Hier in Rom — ſchreibt der Verfaſſer der „Römiſchen Briefe über das vatikaniſche Konzil" (Augsb. Allg. Ztg. 19. Januar 1870) — hier in Rom kann man wohl faſt in allen Häuſern ein Lotterietraumbuch finden, aber nie ein Neues Teſtament." Ich kann Ihnen als völlig verbürgte Thatſache, die charakteriſtiſch genug iſt, mitteilen, daß zur Zeit des letzten Konzils von 1870 der damalige Biſchof von Orleans, der für ſeine Oppoſition einer Bibel (Altes und Neues Teſtament) zu bedürfen glaubte — mitgebracht hatte er keine — eine ſolche in Rom nicht fand, reſpektive nicht in dieſer oder jener Bibliothek zu verlangen wagte und ſie darum bei dem evangeliſchen Geiſtlichen der damals preußiſchen Geſandtſchaftskapelle entlieh. Zurückgebracht hat ſie der Herr Biſchof nicht. Wurde ſie ihm konfisziert oder konfiszierte er ſie? —

Daß bis zum Jahre 1870 Bibeln, die als Beſtandteil des Reiſegepäckes an der Grenze des Kirchenſtaates anlangten, konfisziert wurden, iſt einfach eine Thatſache, die hier in Rom hinlänglich bekannt iſt. Dieſelbe ſollte Sie aber droben im Norden gar nicht wunder nehmen, wenn Sie bedenken, daß die Zollbeamten des ehemaligen Kirchenſtaates ihre Weiſungen von einer Stelle erhielten, die, in völliger Übereinſtimmung mit der Praxis vergangener Jahrhunderte, alle nicht kirchlich approbierten Bibelüberſetzungen für den Bereich nicht nur ihrer geiſtlichen, ſondern auch ihrer weltlichen Herrſchaft aufs entſchiedenſte unterſagt hatte. Um nur von dem gegenwärtigen Jahrhundert zu reden, ſo iſt ja hinlänglich bekannt, wie Pius VII (1800—23), Leo XII (1823—29), Pius VIII (1829—30), Gregor XVI (1831—46), Pius IX (1846—78) ſich in dieſer Hinſicht ausgeſprochen haben.

Bei dem mir zugemeſſenen Raum kann ich hier nicht die vorliegenden einſchläglichen Aktenſtücke abſchreiben. Es genügt wohl, daraus mitzuteilen, daß Pius VII in einem Breve (26. Juni 1816) an den Erzbiſchof zu Gneſen die Bibelgeſellſchaften und ihre in Verbreitung der heiligen Schrift beſtehende Thätigkeit als „die liſtigſte Erfindung und eine nach Möglichkeit zu beſeitigende Peſt" nannte. In einem anderen Breve (23. September 1816) machte er dem Erzbiſchof von Mohilew die bitterſten Vorwürfe, daß er ſeinen Diözeſanen das Leſen der Bibel in der Volksſprache anempfohlen habe.

Leo XII machte die Sache noch feierlicher. In einem Rundſchreiben (Encyclica vom 3. Mai 1824) an alle Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe der römiſchen Kirche bezeichnet er die Bibelgeſellſchaften als „verderbliche Fallſtricke" für den Glauben der Katholiken und erklärt die Überſetzung in die Volksſprache für eine „Verfälſchung der Bibel", wodurch das Evangelium Chriſti in ein Evangelium der Menſchen oder, was noch ärger iſt, in ein „Evangelium des Teufels" verwandelt werde!

Pius VIII unterſchied ſich trotz ſeiner kurzen Regierung in dieſem Stücke keineswegs von ſeinen Vorgängern. Er nannte die von den Bibelgeſellſchaften verbreiteten Bibeln „eine Peſt, die gefährlichſte von allen Anſteckungen"!

Gregor XVI erließ am 8. Mai 1844 eine eigene Bannbulle gegen die Bibelgeſellſchaften und forderte die Geiſtlichen bei dieſer Gelegenheit auf, den Gläubigen die in die Volksſprache überſetzten Bibeln aus den Händen zu reißen!

Pius IX endlich erließ ſchon am 9. November 1846, alſo wenige Monate nur nach ſeiner Stuhlbeſteigung, ein Rundſchreiben, worin er „die hinterliſtigen Bibelgeſellſchaften, welche den Unmündigen die nach eigenem Ermeſſen ausgelegten Bibeln aufdrängten", wiederum verdammte (vergleiche auch Encyclica vom Januar 1850)!

Ganz in Übereinſtimmung mit derartigen Anſchauungen ſtehen hinlänglich bekannte Vorkommniſſe unſeres Jahrhunderts, von denen ich wegen des beſchränkten Raumes Ihnen wieder nur etliche in die Erinnerung zurückrufe. Im Jahre 1834 wurden die Tiroler Zillerthaler als unverbeſſerliche Bibelleſer verfolgt und aus ihrer Heimat vertrieben. Sie wurden von dem Fürſten aufgenommen, unter deſſen königlichem Schutze zwanzig Jahre früher die preußiſche Bibelgeſellſchaft entſtand. Im Jahre 1805 war, angeregt durch die ein Jahr vorher in London gegründete Britiſch-Ausländiſche (proteſtantiſche) Bibelgeſellſchaft und die ebenfalls proteſtantiſche Nürnberger Bibelgeſellſchaft, auch eine katholiſche Bibelgeſellſchaft in Regensburg (durch den Vorſteher des dortigen Prieſterſeminars Wittmann) gegründet worden. Allein ſchon nach zwölf Jahren wurde ihrer Thätigkeit durch die feindlichen kirchlichen Behörden ein Ende gemacht. Im Frühjahr 1817, als das evangeliſche Deutſchland ſich zur Feier des Reformationsjubiläums rüſtete, wurde durch eine päpſtliche Bulle die Regensburger (katholiſche!) Bibelgeſellſchaft aufgehoben und der (katholiſche!) Prieſter Goßner, der trotz des Verbots fortfuhr, Bibeln zu verbreiten, aus München vertrieben!

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Schlimmer noch ging's in anderen Ländern, die unter dem Einfluß des päpſtlichen Stuhles ſtanden. Im Dezember 1851 ließ Napoleon III auf Verlangen eines franzöſiſchen Biſchofs zwölf Bibelkolporteure nach Cayenne ſchicken. Im Jahre 1854 ließ die Polizeidirektion in Ofen (Buda) 121 Bibeln, welche in der dortigen evangeliſchen Gemeinde gefunden wurden, bis auf ein Exemplar, „woran der Pfarrer genug habe“, wegnehmen, in der Papierfabrik zu Brei ſtampfen, den Erlös der evangeliſchen Gemeinde übergeben und ſich darüber vom Pfarrer eine Beſcheinigung ausſtellen. Als in Florenz 1849 der irländiſche Oberſt Pakenham mit Erlaubnis der damaligen Regierung 3000 Exemplare des von dem Florentiner (katholiſchen!) Erzbiſchof Martini überſetzten Neuen Teſtaments ohne Noten hatte drucken laſſen, verurteilte nichts deſtoweniger am 21. Januar 1850 der großherzogliche Gerichtshof den Drucker Giovanni Benelli zu 50 Scudi (200 Mark) Geldſtrafe, ließ die 3000 Neuen Teſtamente konfiszieren und verwies Oberſt Pakenham des Landes. Im März 1851 wurde in demſelben Florenz der Waldenſer Geiſtliche Geymonat mit vierzehn jungen Leuten in einer Privatwohnung beim Bibelleſen durch die Polizei überraſcht und zur Strafe in Handſchellen und mit allerlei Diebesgeſindel zuſammen über die Landesgrenze geſchafft. Durch obrigkeitlichen Erlaß vom 16. Mai 1851 wurde ferner Graf Guicciardini mit ſechs Freunden wieder wegen Bibelleſens zur Verbannung verurteilt, und am 8. Juni desſelben Jahres traf die Madiaiſchen Eheleute das regelrechte gerichtliche Urteil, wonach ſie wegen Bibelleſens und Bibelverbreitung, was als „Gottloſigkeit“ aufgefaßt wurde, der Mann Francesco zu vier Jahren acht Monaten Zuchthaus in Volterra, die Frau Roſa zu drei Jahren neun Monaten Kerker in Lucca beſtraft wurden. Pius IX aber ließ, von Gaeta zurückgekehrt, wohin er vor ſeinen katholiſchen Landeskindern hatte flüchten müſſen, 3000 Neue Teſtamente in Rom verbrennen, welche der Genfer Th. Paul 1849 mit Unterſtützung des Schotten Douglas und mit Erlaubnis des römiſchen Triumvirats hatte drucken dürfen, aber bei dem amerikaniſchen Konſul zurückließ, von dem ſie der Papſt für 80 Pf. St. kaufte.

Ich kann mir nun denken, was Sie, verehrter Freund, dieſen Thatſachen gegenüber, ſchon lange auf der Zunge haben, nämlich: daß es ſich bei den päpſtlichen Erlaſſen wie dem Verhalten katholiſcher Regierungen immer um proteſtantiſche Bibeln und Neue Teſtamente oder um ſolche handele, die von den kirchlichen Behörden nicht approbiert ſeien. Doch iſt das nur ein ſcheinbarer Einwand.

Die obenerwähnte, durch päpſtliche Bulle 1817 aufgehobene Regensburger Bibelgeſellſchaft verbreitete Überſetzungen der heil. Schrift, welche katholiſche Theologen (Leander van Eß, Goßner ꝛc.) gefertigt und katholiſche Biſchöfe (wie die von Regensburg, Gneſen, Mohilew) approbiert und ihren Diözeſanen empfohlen hatten. Das erwähnte Breve Pius VII vom 26. Juni 1816 verbot u. a. den Wiederabdruck einer polniſchen Bibelüberſetzung, die der Jeſuitenpater Wuick (alſo kein Proteſtant!) gegen Ende des 16. Jahrhunderts gemacht und deren Verbreitung zwei Päpſte (Gregor XIII und Clemens VIII) genehmigt hatten. Die päpſtlichen Erlaſſe machen keinen Unterſchied zwiſchen proteſtantiſchen und katholiſchen Bibelüberſetzungen oder Bibelgeſellſchaften, ſondern verdammen ſie insgemein. Nebenbei bemerkt, verbreitete die Londoner Bibelgeſellſchaft in Frankreich die katholiſche Überſetzung des Sacy, in Spanien die katholiſche Überſetzung des Scio, in Deutſchland die katholiſche Überſetzung des Leander van Eß, in Italien die katholiſche Überſetzung des Martini. Von letzterem Verfaſſer waren auch die 3000 in Florenz 1850 von der Polizei konfiszierten, durch Pakenham gedruckten Neuen Teſtamente, ſowie die andern durch Th. Paul in Rom 1849 gedruckten, die der Papſt dann kaufte und verbrennen ließ. Um ſo rätſelhafter wird die Geſchichte, wenn man erfährt, daß Papſt Pius VI an denſelben italieniſchen Überſetzer, frühern Abt und ſpätern Erzbiſchof von Florenz unterm 16. April 1778 einen Brief voller Lobeserhebungen über die von ihm neugefertigte italieniſche Bibelüberſetzung ſchrieb. Darin heißt es: „Du thuſt wohl daran, die Gläubigen zum Leſen des göttlichen Wortes anzuhalten; denn es iſt die lauterſte Quelle, die allen Gläubigen geöffnet ſein ſoll, damit ſie daraus die Reinheit der Sitten und der Glaubenslehren ſchöpfen können.“

Hier kommen wir denn notgedrungen auf den andern in Ihrem Briefe erwähnten Punkt, daß nämlich die Lehre der römiſchen Kirche oder des päpſtlichen Stuhles zu allen Zeiten und zu allen Orten dieſelbe ſei. In bezug auf das Bibelleſen gewiß nicht und, weil dieſer Punkt zu einem Meinungsaustauſch zwiſchen uns geführt, ſo geſtatten Sie mir wohl noch den Nachweis für meine Behauptung, einfach um der von Ihnen und allen ehrlichen Chriſten ſo hochgeſtellten „Wahrheit“ willen.

Sie ſahen ſchon, daß in bezug auf die polniſche Bibelüberſetzung des Jeſuitenpaters Wuick Pius VII anderer Meinung war als ſeine Vorgänger Gregor XIII und Clemens VIII. Sie haben auch erfahren, wie Pius IX dieſelbe Martiniſche Überſetzung der Bibel in italieniſcher Sprache, die ſein Vorgänger Pius VI voller Lobeserhebungen für den Verfaſſer geprieſen hatte, in Rom verbrennen ließ. Noch mehr werden Sie ſich wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß derſelbe Pius VI, der im Jahre 1778 die Bibel als „lauterſte Quelle für Reinheit der Sitten und Glaubenslehren der Gläubigen“ bezeichnete, ſechzehn Jahre ſpäter in der Bulle „Auctorem fidei“ (vom 28. Auguſt 1794) das von der (katholiſchen) Synode zu Piſtoja in Toskana warm empfohlene Leſen der Bibel in der Volksſprache als „falſche, unbeſonnene, für fromme Ohren beleidigende und für die Kirche ſchmachvolle Lehre“ verurteilte. Iſt das nicht ein viel größeres Rätſel als das, daß Sie in Altona eine Allioliſche Bibel im Schranke haben, während bis zum Jahre 1870 die Zollbehörden an der Grenze des früheren Kirchenſtaates Bibeln konfiszierten? Auch gilt ja hier nicht die Ausrede, als ob es ſich um ein Verbot proteſtantiſcher Bibelüberſetzungen handele, das dadurch nötig geworden, weil derartige Überſetzungen „gefälſcht“ ſeien und nur die römiſche Kirche in ihrem Vertreter, dem infalliblen Papſte über den wahren Sinn und das richtige Verſtändnis der heil. Schrift entſcheiden könne.

Die Behauptung, daß die von Proteſtanten gefertigten Bibelüberſetzungen „gefälſcht“ ſeien, iſt leicht ausgeſprochen, aber noch nicht bewieſen. Man kann ohne weiteres eine Wette darüber eingehen, daß, was Treue nach Form und Inhalt betrifft, in all den verſchiedenen Landesſprachen die proteſtantiſchen Überſetzungen über den gleichzeitigen katholiſchen ſtehen. Auch iſt die evangeliſche Kirche fortwährend bemüht, ihren Gliedern einen möglichſt treuen Bibeltext in die Hand zu geben, wie die jetzt beendete engliſche und die bald ihrem Abſchluſſe nahe deutſche Bibelreviſion wohl zur Genüge beweiſen. Dagegen bindet die römiſche Kirche alle ihre Glieder an die lateiniſche Überſetzung der „Vulgata“, welche das Tridentiner Konzil (Sess. IV, decr. 2) bei Vorleſungen wie Disputationen als authentiſch d. h. für den echten Bibeltext erklärte und welche darum noch heute in der römiſchen Kirche — wie Ihnen der Blick auf das Titelblatt Ihrer Allioli-Ausgabe zeigt — als allein authentiſch gilt, wiewohl ſchon auf dem Tridentiner Konzil Ludwig von Catanea eine genaue Reviſion des Textes forderte, ehe man die „Vulgata“ für den echten Bibeltext neben oder doch eigentlich über den hebräiſchen und griechiſchen Originaltexten erklärte, auch mit Nachdruck darauf aufmerkſam machte, daß durch ſolche Erklärung des Konzils gegen den Kanon „ut Veterum“ dist. 9. verſtoßen werde, der befiehlt, beim Leſen des Alten Teſtamentes ſich an den hebräiſchen und beim Leſen des Neuen Teſtaments ſich an den griechiſchen Text zu halten. Der Mann ſtand mit ſeinen begründeten Bedenken und Warnungen nicht allein. Viele Väter auf dem Konzil, welche die Mängel der „Vulgataüberſetzung“ kannten, wieſen auf den Ausſpruch des heil. Hieronymus hin, daß zwar das Aufſchreiben der heil. Schrift ein Werk des heiligen Geiſtes geweſen, jede Überſetzung aber nur das Werk menſchlicher Geſchicklichkeit ſei. Iſidorius Clarus, der auf der Synode gegenwärtig war, wollte nicht weniger als achtzigtauſend (!) Fehler in der Vulgata bemerkt haben. Es wurde infolge deſſen zwar eine Kommiſſion (unter Vorſitz des Kardinals Caraffa) behufs Verbeſſerung des Vulgatatextes eingeſetzt und durch Dekret im Namen des Konzils und der Kirche verſprochen, daß künftig alle Ausgaben der „Vulgata“ nach den von genannter Kommiſſion vorgeſchlagenen Änderungen gedruckt werden ſollten; aber die noch während des Konzils nach Rom überſiedelte Kommiſſion brachte nichts zuſtande und das Verſprechen wurde nicht gehalten.

Kurzum, das Konzil — und es waren nicht mehr als nur dreiundfünfzig oder vierundfünfzig Vertreter der römiſchen Kirche — erklärte eine anerkannt fehlervolle Überſetzung als authentiſch, vornehmlich aus zwei Gründen: einmal, um durch die Autorität der „Vulgata“ der vielgerühmten und vielgekauften, ja ſelbſt katholiſcherſeits unter anderem Namen (Emſer) verbreiteten Lutheriſchen Überſetzung den Weg in Länder römiſchen Glaubens zu verſperren; zum andern, um gewiſſe für das römiſche Dogma wertvolle Beweisſtellen, die ſich in der „Vulgata“, aber nicht im Grundtext der heil. Schrift finden, für die Zukunft zu ſichern und nicht zu verlieren (z. B. 1. Moſe 14, 18 zu Gunſten der Meſſe; Hiob 5, 1 und Pſalm 150, 1 zu Gunſten der Heiligenverehrung; Eph. 5, 32 zu Gunſten des Sakramentes der Ehe ꝛc.).

Doch hören Sie weiter! Papſt Sixtus V fühlte die moraliſche Verpflichtung, der römiſchen Kirche einen verbeſſerten Vulgatatext zu geben, und machte ſich auch in der That an die Ausführung. Die von ihm veranſtaltete revidierte Ausgabe der „Vulgata“ (editio Sestina, 3 B.) wurde in der vatikaniſchen Druckerei hergeſtellt und mit einer vorangedruckten Bulle: „Aeternus ille“ verſehen, welche dieſelbe als die von dem Tridentiner Konzil gewollte authentiſche, amtliche und darum fortan unveränderliche, bei Strafe der großen Exkommunikation, bezeichnete. Sie erſchien im Jahre 1590. Jedoch entdeckte Sixtus V noch bei Lebzeiten eine Reihe der bedenklichſten Irrtümer darin, die er durch aufgeklebte Zettel verbeſſern ließ. Sein Nachfolger Gregor XIV machte ſich auf des bekannten Kardinals Bellarmin Rat ſofort an eine neue Ausgabe, darin nicht weniger als 2000 Stellen verbeſſert werden mußten. Es arbeiteten daran Bellarmin, Alano und andere Theologen unter Vorſitz des Kardinals Marcantonio Colonna. Mit Rückſicht auf Sixtus V wurde deſſen Ausgabe im ſtillen möglichſt beſeitigt und um ſeine Papſtehre zu wahren, bezeichnete man die Irrtümer darin als Druckfehler und Verſehen „anderer“. Die kurze Regierungszeit Gregor XIV legte die neue Ausgabe in die Hände Clemens VIII, der ſie 1592 veröffentlichte und beſtimmte, daß nunmehr keine andere als dieſe Ausgabe in der römiſchen Kirche Geltung haben ſollte.

Enthält dieſe Ausgabe nun wenigſtens eine treue Überſetzung des Grundtextes? Im Gegenteil, ſie iſt noch voll von Fehlern. Und die das behaupten, ſind nicht bloß Proteſtanten, ſondern auch Katholiken, die darüber ein Urteil haben, wie z. B. der gelehrte Sixtus von Siena (cf. Bibl. santa VII), der Kardinal Gaetano, die Dominikaner Sante Pagnino, Arria Montano, Francesco Torerio, Girolamo Oleaſtro, Natale Aleſſandro. Letzterer wies in einer gelehrten Diſſertation 103 völlig falſche Stellen in der „Vulgata“ Clemens VIII nach. Was aber das Schönſte iſt, das iſt die Thatſache, daß die Herausgeber dieſer Vulgata-Ausgabe abſichtlich Fehler ſtehen ließen. Ein Mitglied der Kommiſſion, der für Katholiken gewiß unverdächtige Bellarmin, ſchreibt an Lukas von Brügge: „Du ſollſt wiſſen, daß die Vulgata-Bibel von uns nicht ſorgfältig verbeſſert worden iſt; denn viele Stellen, die wir hätten ändern müſſen, haben wir aus guten Gründen gelaſſen.“ Ja, Clemens VIII geſteht in ſeiner Vorrede zu der von ihm veranſtalteten Ausgabe offen, daß „mancherlei in wohlüberlegter Weiſe geändert wurde, während anderes, welches zu verbeſſern war, in ebenſo wohlüberlegter Weiſe gelaſſen wurde.“ Trotzdem hat er den Mut, in der zu gleicher Zeit veröffentlichten Bulle vom 9. November 1592 — Vorrede und Bulle liegen mir im lateiniſchen Texte vor — jede beabſichtigte Verbeſſerung ſeiner Vulgata-Ausgabe mit der großen Exkommunikation zu bedrohen. Wann war nun Clemens VIII infallibel: als er erklärte, er habe abſichtlich falſche Stellen in der „Vulgata“ gelaſſen, oder als er erklärte, dieſe mit falſchen Stellen (nach dem Dominikaner Natale Aleſſandro ſind es 103, nach dem Florentiner Erzbiſchof Martini (Edit. 1854 Le Monnier) 975!) verſehene Vulgata-Überſetzung ſei authentiſch?

Doch ich will ſchließen. Die alte Kirche empfahl den Laien das Bibelleſen aufs angelegentlichſte. Dafür haben wir die Zeugniſſe eines Cyprian, Chryſoſtomus, Athanaſius, Hieronymus, Auguſtin, Gregor I. Von Papſt Nikolaus I und Gregor VII ab wird es anders. Sie verwehren um der römiſchen Hierarchie willen den Slaven das Bibelleſen in ihrer Landesſprache. Innocenz III wünſcht vorwitzigen Bibelleſern die Steinigung. 1229 erläßt das Konzil von Toulouſe ein ſtrenges Verbot für die Laien, die Schriften des Alten und Neuen Teſtamentes überhaupt nicht, geſchweige in der Volksſprache zu beſitzen. Und wohlgemerkt! damals gab es noch keine Proteſtanten. Als dieſe dann mit vollem Recht auf das Wort Gottes als den urſprünglichen und einzig geltenden Quell des Heils und Lebens hinwieſen, da beſtimmte das Konzil von Trident in den zehn Regeln, die dem „Index der verbotenen Bücher“ zu Grunde gelegt und von Papſt Pius IV am 24. März 1564 ſanktioniert wurden, daß niemand eine häretiſche Überſetzung des Neuen Teſtamentes leſen dürfe (3. Regel) und daß das Leſen der heil. Schrift in der Volksſprache, auch wenn die Überſetzung von einem Katholiken iſt, weil es im allgemeinen mehr ſchädlich als nützlich iſt, nur auf einen ſchriftlichen Erlaubnisſchein hin geſtattet ſei, welchen der Biſchof, Inquiſitor, Pfarrer oder Beichtvater ſolchen Laien ausſtellt, von denen er beſtimmt weiß, daß ihnen dies Leſen nicht zum Nachteil, ſondern zur Mehrung des Glaubens und der Frömmigkeit gereichen wird, und zwar handelt es ſich da bloß um eine Überſetzung, welche die kirchliche Behörde approbierte, und dürfen die Buchhändler mit beſonderer Genehmigung des Biſchofs nur ſolche verkaufen. Wer ohne den erwähnten ſchriftlichen Erlaubnisſchein die Bibel lieſt, kann keine Abſolution erhalten, es ſei denn, daß er zuvor die Bibel dem Biſchof zuſtelle (4. Regel). Zwar hob Clemens VIII dieſe Vergünſtigung wieder auf und verhängte einfach Galeerenſtrafe für das Leſen italieniſcher Bibelüberſetzungen von ſeiten der Laien. Doch Benedikt XIV beſtimmte am 13. Juni 1757 durch Zuſätze zur vierten Index-Regel, daß die Erlaubnis zum Leſen der Bibel dann erteilt werden könne, wenn die Ausgabe in der Volksſprache vom apoſtoliſchen Stuhle approbiert und mit Noten verſehen ſei.

Da nun, verehrter Freund, Ihre Bibel von Allioli dieſen Anforderungen entſpricht und Sie wohl auch den ſchriftlichen Erlaubnisſchein nicht verabſäumten, ſo haben Sie das Glück, eine Bibel im Schranke zu haben. Zugeben werden Sie wohl, daß der römiſchen Kirche an der Kenntnis der heil. Schrift von ſeiten der Laien nicht viel liegt, daß ſie das Bibelleſen, auch heute noch, nicht fördert, ſondern beſchränkt, um nicht zu ſagen hindert. Gelegentliche Ausnahmen beweiſen nicht das Gegenteil, ſondern beſtätigen vielmehr die Regel.

Ergebenſt

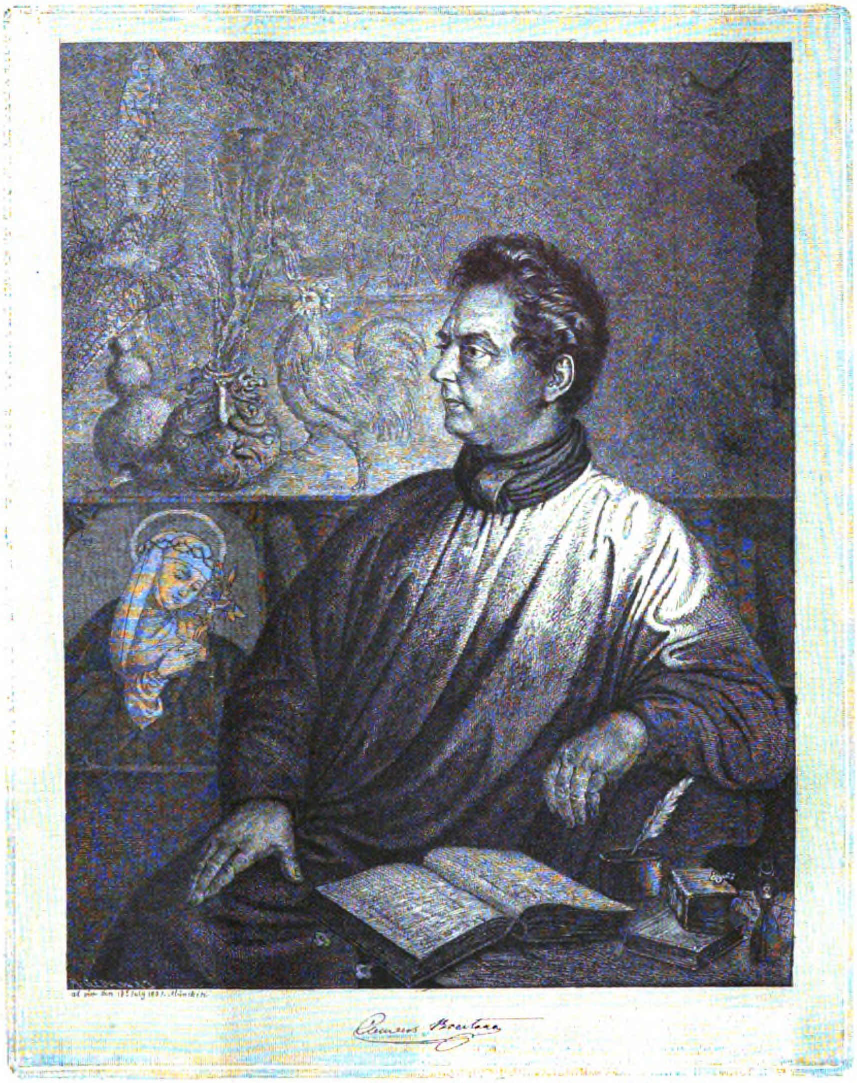
Rom, im Juli 1884. S. v. A.

Clemens Brentano.

Im Juli 1842 ſtarb einer der phantaſiereichſten und wunderlichſten Dichter der romantiſchen Schule: Clemens Brentano, Bettinas Bruder. Heute nach vier Jahrzehnten iſt ſein Name faſt verſchollen. Aus der Schulzeit erinnert ſich dieſer und jener etwa ſeiner frommen Romanze: „Die Gottesmauer“ — vielleicht auch noch ſeiner Mitbeteiligung an „Des Knaben Wunderhorn“ — das iſt aber alles. Und doch umfaſſen ſeine 1855 mit Auswahl erſchienenen Werke neun ſtarke Bände: Romane, Dramen, Erzählungen, Märchen, geiſtliche und weltliche Lieder, Biographien und Briefe.

Wie hat das alles ſo raſch der Vergeſſenheit anheimfallen können?

In etwas gibt ſein von Ludwig Grimm 1837 gezeichnetes Bildnis darauf Antwort. Wie auf der Wand, an welche der Dichter gelehnt daſitzt, ſo ſah es in Brentanos Phantaſie aus: Heiliges und Profanes, Naives und Bizarres chaotiſch durcheinander gemiſcht. Der Dichter ſtand damals dicht vor ſeinem 59. Geburtstage und lebte in München, wo er ſich 1833 bei dem Maler Schlotthauer gewaltſam einquartiert hatte. Die Jugendjahre des romantiſchen Austobens lagen in weiter Ferne hinter ihm — dagegen lebten die Jahre des Verkehrs mit der ſtigmatiſirten Nonne Katharina Emmerich zu Dülmen noch in ſeiner friſcheſten Erinnerung. Mit ihren Viſionen füllte er damals Band auf Band; das Manuſkript wuchs auf vierzehn Bände, aus denen ſpäter das Leben der Jungfrau Maria gedruckt hervorging. Seine Lektüre beſtand in frommen Büchern der katholiſchen Kirche, in der er geboren und zu welcher ihn 1816 Luiſe Henſel zurückgeführt hatte. Daneben waren aber die Märchengeſtalten ſeiner Kindheit wieder in ihm erwacht, wie er es in der „herzlichen Zueignung“ von „Gockel, Hinkel und Gockeleia“ an ſein „liebſtes Großmütterchen“ (Marianne v. Willemer, Goethes Freundin) ausführlich erzählt hat. Unter dieſen Jugenderinnerungen findet ſich auch das merkwürdig ſibylliſche Wort, welches ſeine mütterliche Freundin, die Frau Rath einſt an den Knaben richtete: „Dein Reich iſt in den Wolken und nicht von dieſer Erde, und ſo oft es ſich mit derſelben berührt, wird's Thränen regnen. Ich wünſche einen geſegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenſchlöſſer nicht auf die ſchimmernden Höhen unter



Clemens Brentano. 1837 in München nach dem Leben gezeichnet von L. E. Grimm.

den Gletſchern, denn die Lawinen werden ſie verſchütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menſchen unter den Klätſchern, denn die Launen werden ſie verwüſten, nein, baue ſie auf die geflügelten Schultern der Phantaſie.“

1838 erſchien dieſes Tiermärchen, ein ſeltſames Erzeugnis ſeiner Phantaſie, mit ebenſo ſeltſamen Bildern, unter welchen der Hahn Alektryo und die (auf dem Tiſche rechts abgebildete) Puppe der Gackeleia, („keine Puppe, ſondern nur eine ſchöne Kunſtfigur“) eine Hauptrolle ſpielten. Wer den Mut hat, ſich durch den Irrgarten dieſer letzten Dichtung Brentanos hindurchzuarbeiten, wird darin manche reizvolle Schönheit und manchen tiefſinnigen Gedanken finden, freilich auch viel gradezu läppiſches und albernes. Alle Phantaſtereien der romantiſchen Genialität kommen darin noch einmal zum Durchbruch, aber auch der berechtigte Kampf der Romantiker wider ſchädliche Zeittendenzen kommt darin zum Ausdruck. So wird z. B. der Gegenſatz zwiſchen ritterlichem Weſen und modernem Judentum mit wohlbewußter Abſicht wirkungsvoll geſchildert, und es iſt höchſt beluſtigend, wie die drei mit alten Kleidern und Haſenpelzen handelnden „Morgenländer“ zum Lohn ihrer Übelthaten zuletzt in Eſel verwandelt werden.

Eine üppig reiche, aber ausſchweifende Phantaſie vereint mit inniger, aber ins Myſtiſche immer mehr verirrter Gefühlstiefe zeichnet alle Dichtungen Brentanos aus, die wirkungslos blieben, weil ihnen die ſtrenge Geiſteszucht ebenſoſehr fehlte wie die Gabe der Geſtaltung. Darum ſind ſeine Proſawerke nie viel geleſen worden und heute vollends ſind ſie vergeſſen und verſchollen. Charakteriſtiſch für ihn iſt es, daß er ſein erſtes größeres Werk: „Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter“ ſelbſt „einen verwilderten Roman“ nennt. Übrigens enthält derſelbe ſehr intereſſante unumwundene Aufſchlüſſe über das Leben und Treiben der romantiſchen Schule und über ſein eigenes; auch klingt durch all das wüſte Weſen in den einzelnen eingeſtreuten Volksliedern je zuweilen ein tieferer, ja religiöſer Ernſt faſt ſehnſüchtig hindurch. Wer Brentano und die jüngeren Romantiker gründlich kennen lernen will, ſollte dieſes Buch leſen, aber es iſt ein ſchweres Stück Arbeit!

Noch formloſer und durchaus unaufführbar ſind ſeine Dramen („Die Gründung Prags ꝛc.“), und auch als Bücher fanden ſie keine Freunde. Ja ſelbſt von ſeinen Liedern haben ſich nur wenige im Munde unſeres Volkes erhalten.

Und doch war in Brentano ein ganz entſchieden volkstümlicher Zug. Darum war er ein ſo thätiger und energiſch eingreifender Mitarbeiter an der durchaus grundlegenden Sammlung deutſcher Volkslieder: „Des Knaben Wunderhorn“, (1806) von der Goethe, dem ſie gewidmet war, ſagte: „das Buch ſollte in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Spiegel und ſonſtwo zu finden ſein.“ Dieſer volkstümliche Zug klingt auch wieder in der beſten und ergreifendſten ſeiner Erzählungen, in der „Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.“ Vor allem aber in ſo manchem ſeiner Gedichte. Er war ein ſchöner junger Mann mit ſchwarzlockigtem Haar, dunkelleuchtenden Augen und ſüdlicher Geſichtsfarbe, als er die friſch entſtandenen Lieder mit ſeiner ſchönen tiefen Stimme den Freunden in Jena und auf Reiſen zu der ſelbſt geſpielten Guitarre vorſang. Vor allem ſein Lied von der Lorelei: „Zu Bacharach am Rheine — wohnt eine Zauberin“, das auf keiner Volksſage beruht, ſondern ſeine freie Erfindung iſt, deren vollen Ertrag dann Heine durch geſchickte Verwertung zwanzig Jahre ſpäter erntete. Ganz volkstümlich wurde durch Luiſe Reichardts Melodie das Lied: „Nach Sevilla, nach Sevilla“, welches ſeinem wüſt verworrenen Luſtſpiele: „Ponce de Leon“ entnommen iſt. Alle Herzinnigkeit keuſcher Liebe tönt durch das anmutige Lied der Spinnerin: „Es ſang vor langen Jahren wohl auch die Nachtigall —“ alle Gewalt der Mutterliebe offenbart ſich in dem Liede: „Mutter, halte dein Kindlein warm, die Welt iſt kalt und helle.“ Ein friſcher herzhafter Ton geht durch ſein Soldatenlied: „Es leben die Soldaten ſo recht von Gottes Gnaden“. In dem ſchönen Liede: „Da ſind wir Muſikanten wieder, die nächtlich durch die Straßen ziehn“, urteilt Hettner, liegt der künftige Eichendorff. Andere Gedichte, wie das fromm innige „An eine Kranke“ („Bleib nur ſtille, Gottes Wille hat auch dich ja auserſehen!“) gewinnen durch Kürzung.

Freilich iſt die Zahl der erfreulichen Lieder klein, denn über die meiſten lagert ſich der Schatten ſeines zerfahrenen, krankhaft phantaſtiſchen Weſens. Der Grundton ſeiner letztjährigen geiſtlichen Dichtungen lautet:

Poeſie, die Schminkerin,
Nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben
Daß ich wehrlos worden bin,
Nackt zur Hölle hingetrieben.

Nur ein Schild blieb unbewußt
Mir noch aus der Unſchuld Tagen,
Heil'ge Kunſt, auf Stirn und Bruſt
Ein katholiſch Kreuz zu ſchlagen.

Manches Lied Brentanos wird unter uns fortleben, ſein dauernder Ruhm wird aber nur der Anteil an der Hebung unſeres Volksliederſchatzes bleiben.

Robert Koenig.

Skizzen aus dem ruſſiſchen Volksleben.

II. Ein ruſſiſches Leichenbegängnis.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Hermann Müller-Bohn.

In unſer Haus war Trauer eingekehrt. Mein liebenswürdiger Wirt war plötzlich geſtorben, und da ich gewiſſermaßen zu den Freunden des Hauſes zählte, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich eine Einladung zur Teilnahme an dem Leichenbegängnis erhielt. Bei fünfundzwanzig Grad unter Null im Schneckentempo eines Leichenzuges nach dem zwei Stunden entfernten Kirchhofe im offenen Schlitten zu fahren, in der angenehmen Gewißheit, dort eine fernere halbe Stunde während der Begräbniszeremonie mir den eiſigen Nordwind um die Ohren ſauſen zu laſſen — das war allerdings keine Ausſicht, die geeignet war, in mir irgendwie ein behagliches Gefühl zu erwecken, und ich kann nicht verhehlen, daß jedesmal, wenn ich an die bevorſtehende Fahrt dachte, die Froſtbeulen an meinem linken Fuß unwillkürlich ein verdächtiges Jucken äußerten, als wollten ſie ſagen: „Habe Mitleid mit uns!“ Indeſſen mein Verlangen, auch einmal einem Leichenbegängnis in Rußland beizuwohnen, gewann doch bald über dieſe Bedenken die Oberhand.

Schon in den frühen Vormittagsſtunden verſammelte ſich in dem Trauerhauſe eine anſehnliche Zahl von Leidtragenden aller Schattierungen. Draußen ſtanden in langer Reihe die Schlitten und harrten ihrer Inſaſſen. Die Pferde dampften und hoben ſtampfend die Füße, als fürchteten ſie, daß ihnen dieſelben beim Stillſtehen an den eiſigen Boden anfrieren könnten.

Als ich über den Korridor ging, ſah ich voll Verwunderung eine Perſon damit beſchäftigt, in Säcke, die aus Baſt geflochten waren, neben einem gewiſſen Quantum von Eßvorräten der verſchiedenſten Art eine ſtattliche Anzahl von Flaſchen zu packen, während eine andere Perſon dieſe Laſtſäcke in einen der draußen ſtehenden Schlitten ſchaffte.

„Wohin ſollen dieſe?“ fragte ich einen neben mir ſtehenden, mir befreundeten Ruſſen, auf den Sack mit den Flaſchen deutend.

„Die nehmen wir mit“, ſagte er.

„Auf das Leichenbegängnis?“ fragte ich erſtaunt.

„Ja wohl!“

„Dieſe alle?“

„Es ſind noch mehr im Zimmer.“

Ich konnte das nicht faſſen.

„So bereitet man ſich bei uns zu Hauſe auf eine Landpartie nach dem Grunewald vor“, ſagte ich, während mein Begleiter mir verſicherte, daß ich die Zweckmäßigkeit dieſer Vorſichtsmaßregel bald einſehen würde.

Gegen halb elf Uhr ſetzte ſich der Leichenzug in Bewegung, an der Spitze der Leichenwagen, der mit einigen wenigen Ausnahmen der einzige Wagen iſt, den man in den Wintermonaten in Moskau zu ſehen bekommt; alle übrigen Wagen kommen gewöhnlich erſt im Mai wieder zum Vorſchein. Die Moskauer Schlitten ſind ganz offen, während die Petersburger meiſt mit Verdecken verſehen ſind. Der Zug bewegte ſich zuerſt nach der Kirche, wo faſt ohne Ausnahme jede Leiche zuvor eingeſegnet wird. Die ruſſiſchen Kirchen beſitzen keine Orgel. An die Stelle der Orgelmuſik tritt hier der Kirchengeſang, der von ſo wunderbar ergreifender Wirkung iſt, daß ich mich nicht erinnere, je etwas Ähnliches gehört zu haben. Wie aus unſichtbarer Ferne hallen die Töne durch das weite Schiff der Kirche, bald mächtig brauſend, bald leiſe, weich und klagend.

Nach beendeter Einſegnung ſetzte der Zug ſeinen Weg nach dem Kirchhofe fort, der, wie bereits bemerkt, circa zwei Stunden vom Mittelpunkt der Stadt entfernt lag. Unterwegs hatte ich häufig Gelegenheit, die Andächtigkeit der Ruſſen beim Paſſieren eines Leichenzuges zu beobachten. Kein guter Ruſſe geht an einem ſolchen vorüber, ohne ſich dreimal zu bekreuzen. Einen ſehr unangenehmen Eindruck dagegen machte das fortwährende Betteln, beſonders in den ärmeren Vierteln der Stadt. Man glaubte ſich im Lande der Lazzaroni, ſo oft wurden wir von Bettlern beläſtigt. Sie wiſſen die durch den Trauerfall herbeigeführte weiche Stimmung der Gemüter trefflich zu benutzen, um ſich einige Kopeken zu erbetteln, die ihnen bei dieſer Gelegenheit gewöhnlich auch zu teil werden, umſomehr, da die Trauernden, auf dieſen Fall vorbereitet, hinlänglich mit kleinen Geldſtücken verſehen ſind. So wurden wir, ſelbſt mitten in der Stadt, in einer Straße, die eben umgepflaſtert wurde, von den Steinſetzern förmlich umringt.

Endlich war der Kirchhof erreicht; er bot in ſeinem winterlichen Kleide ein eigentümlich ſchwermütiges Bild dar. Wie eine weiße, mitleidige Decke hatte ſich der Schnee über die Gräber gebreitet. Die Grabhügel, Kreuze, Tafeln und Steine zeigten durch die auf ihnen ruhenden Schneemaſſen die unförmlichſten, abenteuerlichſten Geſtalten. Ein friſches Grab war gegraben. In breiten Tüchern wurde der Sarg hinabgelaſſen. Dieſe Senktücher, auf die bei uns niemand achtet, ſpielen bei ruſſiſchen Leichenbegängniſſen eine große Rolle. Sie ſind mit den prächtigſten Stickereien verſehen und repräſentieren oft einen Wert von mehreren hundert Rubeln. Sie bilden gewiſſermaßen das Erkennungszeichen des Standes der Leidtragenden und des Toten, werden von den erſteren geſtellt und gehen gewöhnlich in den Beſitz der Leichenträger über.

Ich dachte ſoeben darüber nach, wie doch der Menſch den Prunk und Tand der Welt ſelbſt bis an den Rand des Grabes ſchleppt, als ſich eine Hand auf meine Schulter legte und mich aus meinen Betrachtungen riß.

„Freund“, ſagte mein ruſſiſcher Bekannter, der mich vorhin über die ſonderbare Fouragierung des Leichenzuges belehrt hatte, „Freund, man hat Sie zwar ſchon öfters bewundert, daß Sie in dieſem Sommerüberzieher“ — dabei zeigte er auf meinen dicken Oberrock — „unſeren nordiſchen Stürmen ſo mannhaft trotzbieten; aber heute hier auf dem freien Kirchhofe, wo einem das Wort im Munde gefriert, möchte Ihnen Ihre deutſche Abhärtung nicht bekommen. Ihr Geſicht zeigt eine ſehr verdächtige weiße Farbe, daß ich Befürchtung für Sie hege, . . . da nehmen Sie ſchnell! . . .“

Bei dieſen Worten drückte er mir eine Flaſche mit Rum in die Hand. Ich verſtand den Wink und obgleich ich auf meinen Gönner ein wenig pikiert war, da er meinen Winterrock, auf den ich mir in Berlin etwas eingebildet und um deſſen Beſitz mich dort gewiß mancher Dandy beneidet hatte, in ſo verächtlicher Weiſe mit dem Namen Sommerüberzieher belegte — ſo war ich ihm doch für ſeine Rückſicht dankbar, wandte mich etwas abſeits, nahm einige herzhafte Züge und — neues Leben ſtrömte durch meinen Körper, der in der That wie abgeſtorben war.

Die Trauerzeremonie war vorüber. Man hatte dem Toten die letzte Ehre erwieſen. Wie harte Steine rollten die üblichen drei Hände voll Sand über den Sargdeckel; der grimme Froſt hatte die vor kurzem erſt aufgeworfene Erde bereits wieder zu harten Stücken geballt.

An dem Ausgange des Kirchhofes angelangt, bemerkte ich, daß niemand die Schlitten beſtieg, ſondern daß einer der Leidtragenden nach dem andern in dem Hauſe des Totengräbers verſchwand. Ein flüchtiger Blick auf den „Fouragierſchlitten“, von dem die Baſtſäcke mit den Flaſchen und Eßvorräten verſchwunden waren, genügte, um mir den Zuſammenhang zu erklären. Halb erſtarrt von der Kälte trat ich mit meinem Begleiter in das Haus des Totengräbers. Eine wohlthuende Wärme empfing uns. Es waren ziemlich geräumige, mit einem gewiſſen Komfort ausgeſtattete Zimmer, welche wir hier vorfanden. Die ganze Einrichtung zeugte davon, daß hier nicht zum erſtenmal eine Trauergeſellſchaft beiſammen war, um nach ausgeſtandener Kälte, von deren Bitterkeit man ſich bei uns keine rechte Vorſtellung machen kann, den erſtarrten Körper wieder in normalen Zuſtand zu bringen. Die Tiſche waren gedeckt und bald dampften auf demſelben gemütlich die Samovars (Theekeſſel). Die Geſellſchaft hatte es ſich bereits bequem gemacht. Die Damen hatten den Ofen umringt. Die Herren zogen dieſer äußeren Erwärmung zunächſt eine innere vor, indem ſie die Reihe der Getränke mit dem unvermeidlichen „Wotka“ eröffneten. Der Wotka, dieſes Getränk, welches man den Nationalſchnaps der Ruſſen nennen könnte, iſt, man möchte ſagen, das Gemeingut aller Stände. Wotka trinken alle, arm und reich, groß und klein, alt und jung. Wotka trinken ſelbſt die Damen. Aber nie wird ein guter Ruſſe ein Wotkaglas an den Mund ſetzen, ohne ſich vorher dreimal zu bekreuzen.

Endlich war der Wotka auch an die Reihe des ſchönen

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Geſchlechts gekommen, wobei ſich namentlich eine ältere Dame auszeichnete, die, nachdem ſie ſich gleichfalls dreimal bekreuzt, ſich längere Zeit ſehr eingehend mit dem Inhalt des Glaſes beſchäftigte.

Mittlerweile war der Thee fertig geworden. Die Baſtſäcke wurden enthüllt und zeigten einen ziemlich reichen Inhalt von Viktualien aller Art. Der Totengräber rannte mit einer Geſchäftigkeit und Gewandtheit, die einem Kellner alle Ehre gemacht hätte, hin und her und ordnete, von einigen dienſtbaren Geiſtern unterſtützt, alles aufs ſorgfältigſte an, während ſeine Frau und die Magd Geſchirr auf den Tiſch ſtellten, welches man im Totengräberhauſe für ähnliche Fälle in reichhaltigſter Auswahl bereit zu haben ſchien. Mein ruſſiſcher Freund mochte meine Verwunderung über dieſe ſeltſame Vermiſchung ven Totengräberdienſten und Gaſtwirtſchaft auf meinem Geſichte leſen, denn er ſagte:

„Sie ſehen, daß ein ruſſiſches Leichenbegängnis einen nach deutſchen Begriffen ganz eigentümlichen Verlauf nimmt. Sie werden aber den Grund dieſer Erſcheinung heute an ſich ſelbſt erfahren haben und mir zugeben müſſen, daß es eine Unmöglichkeit iſt, nachdem man bei einer Kälte, die oft bis auf fünfunddreißig Grad ſteigt, einige Stunden auf dem Schlitten und noch eine geraume Zeit auf dem freigelegenen Kirchhofe zugebracht hat jetzt den Rückweg anzutreten, ohne vorher die erſtarrten Glieder ein wenig aufgetaut zu haben . . . mag auch die Trauer um den Dahingeſchiedenen noch ſo groß ſein.“

„Es iſt eine pſychologiſche Thatſache“, erwiderte ich ihm, „daß auch der größte ſeeliſche Schmerz durch phyſiſche Leiden oder durch ſonſtige empfindliche Beunruhigungen des Wohlbehagens, wie ſie Kälte oder Hunger hervorbringen — auf eine gewiſſe Zeit zurückgedrängt werden kann. Die Natur will ihr Recht haben.“

„So iſt es bei unſerm Leichenbegängniſſe“, fuhr der Ruſſe fort, „der Totengräber iſt, wie Sie ſehen, für dergleichen Leichenſchmauſereien mit Geſchirr und allen Reſtaurationsutenſilien vollſtändig vorbereitet. Er erhält kurze Zeit vor der Beerdigung eine Benachrichtigung, alles zur beſtimmten Stunde bereit zu halten, und Sie ſehen, er arbeitet mit der Pünktlichkeit eines Hotelwirts.“

Die Ofen ſprühten, die Theetaſſen klirrten; es wurde wacker unter den mitgebrachten Vorräten aufgeräumt. Die Stimmung, welche in der erſten halben Stunde eine faſt gedrückte war, wurde durch das wiederkehrende Wohlbefinden eine mehr und mehr gehobene. Bald hatte ſich eine äußerſt lebhafte Konverſation entſponnen. Die Herren hatten ihre „Papyros“ (ruſſiſche Zigaretten) angezündet und blieſen behaglich große blaue Dampfwolken vor ſich hin. Mehrere Damen waren dieſem Beiſpiele gefolgt, denn es verſtößt hierzulande durchaus nicht gegen den guten Ton, wenn ſich auch das ſchöne Geſchlecht dieſen narkotiſchen Genüſſen hingibt.

Nachdem nun auch noch einigen Weinflaſchen die ſchlanken Hälſe gebrochen waren, und auch der Wotka mehrmals einen Rundgang durch die Geſellſchaft gemacht hatte, ging es hier heiter und lebhaft zu, daß man nicht mehr hätte glauben können, ſich auf einem Leichenbegängniſſe zu befinden, wenn nicht die Trauerkleidung daran erinnert hätte. Mehrere Familien waren bereits aufgebrochen. An die der leidtragenden Familie Näherſtehenden, ſowie an mich, war indeſſen die Aufforderung ergangen, gemeinſchaftlich den Heimweg anzutreten, um im Trauerhauſe „dem Andenken des Verſtorbenen noch einige Stunden der Erinnerung zu weihen“, wie man mir ſagte.

Es war bereits gegen vier Uhr nachmittags geworden, als wir aufbrachen. Die Kälte war gegen Abend noch empfindlicher geworden. Der Schnee kniſterte in eigentümlichen Tönen unter den Läufen der Schlitten, während dieſelben mit raſender Schnelligkeit dahinſauſten. In anderthalb Stunden war diesmal das Trauerhaus erreicht. Ich wollte mich an der Thür desſelben von den übrigen verabſchieden, um durch meine Gegenwart der leidtragenden Familie nicht länger hinderlich zu ſein, aber mein ruſſiſcher Freund trat mir ſofort in den Weg und ſagte:

„Wohin Freund? Nirgends anders als hier hinein! Der Aufenthalt dort im Totengräberhauſe war eigentlich nur eine kleine vorläufige Stärkung und innere Erwärmung, gewiſſermaßen eine Vorfeier; der eigentliche Leichenſchmaus wird hierzulande im Trauerhauſe abgehalten.“

Ich widerſprach nicht lange, denn es war mir intereſſant zu ſehen, wie ſich die Leichenfeier weiter entwickeln würde. Wir traten ein. Der neuen Erſtarrung der Glieder nach der Fahrt in der eiſigen Luft folgte eine neue Erwärmung des inneren Menſchen durch jenes Univerſalreſtaurierungsmittel der Ruſſen, Wotka genannt. Mit den Zimmern des Trauerhauſes war während unſerer Abweſenheit eine vollſtändige Metamorphoſe vorgegangen. Lange, ſchneeweiß gedeckte Tafeln waren längs der Wände aufgeſtellt. Von der Küche her drang Bratenduft durch die geöffneten Zimmer; es war, als trete man in ein Hochzeitshaus.

„Wie muß doch der armen Frau zu Mute ſein“, ſagte ich; „die neben dem tiefen Schmerz, der ſie getroffen hat, durch dieſe Leichenſchmauſereien nun auch noch gezwungen iſt, den Pflichten der Gaſtgeberin zu genügen.“

„Ländlich, ſittlich!“ antwortete mein ruſſiſcher Freund, „die Frau und die allernächſten Leidtragenden ziehen ſich nach der Abendtafel zurück und überlaſſen das Feld den übrigen Trauergäſten, deren Teilnahmegefühl nicht ſo tief geht, um nicht einer ſolchen Trauerfeſtlichkeit auch eine heitere Seite abzugewinnen.“

Es war, wie er geſagt hatte. Die Bratenſchüſſeln wurden herumgereicht und mit einem ſichtlichen Intereſſe, welches durch den Trauerfall durchaus keine Einbuße erlitten, griff ein jeder zu. Es dauerte nicht lange, ſo war die alte behagliche Stimmung wieder da, welche ſchon während der letzten halben Stunde im Totengräberhauſe Platz gegriffen hatte. Dazu kamen noch die vorzüglichen Rotweine, welche die trüben Nebel von der Seele ſcheuchten. Die Meſſer und Gabeln klangen, die Gläſer klirrten, die Zungen ſchnalzten.... und wie ich ſie ſo ſitzen ſah in ihren ſchwarzen Trauerkleidern, mit Emſigkeit eſſend und mit noch größerer Emſigkeit trinkend, da fiel mir unwillkürlich die Stelle aus dem bekannten „Peter in der Fremde“ ein:

„Sie ſtillten ihren Gram mit Eſſen
und tranken tiefgerührt dazu.“

Die Frau vom Hauſe hatte ſich bereits entfernt. Ich hatte inniges Mitleid mit ihr. Welch ein Kontraſt! In ihrem armen Herzen eine öde Leere, jenes entſetzliche Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit, wenn ein teures Glied uns entriſſen — und in dem Trauerhauſe Gläſerklirren und eine Munterkeit, die immer lauter wurde, ſich immer breiter machte.

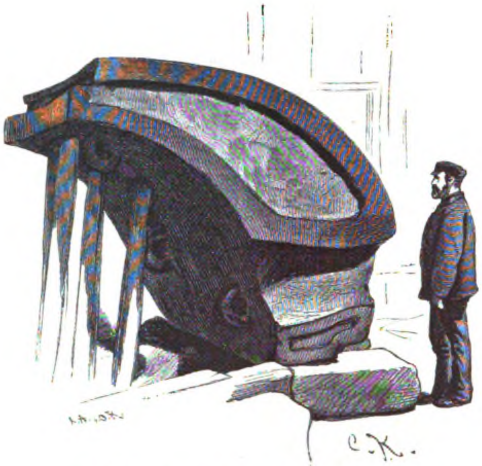
Unterdeſſen knallte ein Korkpfropfen nach dem andern. Die kleinen Teufelchen, die Graben-Hoffmann in ſeiner bekannten Ballade von den „fünfmalhunderttauſend Teufeln“ in die Weinflaſchen geſperrt, benutzten ihre Freiheit, um in den Köpfen der Trinker in der ungebundenſten Weiſe umherzurumoren. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn in dieſem Augenblicke jemand aufgeſtanden wäre und hätte auf das Wohl „der edlen Gaſtgeberin“ ein Hoch ausgebracht. Die Stimmung war ganz geſchaffen dazu. Doch nein, ſo weit konnte man's wohl nicht kommen laſſen auf einer Begräbnisfeier. —

Nein, ſoweit ließ man es nicht kommen, dagegen trug jetzt ein Mitglied der Trauergeſellſchaft, nebenbei geſagt ein Verwandter des Verſtorbenen, unter allgemeinem Beifall der Geſellſchaft in gebrochenem Deutſch und im jüdiſchen Jargon, ſowie mit jüdiſchen Geſtikulationen die bekannte Parodie zu „Wilhelm Tell“: „Den Löwenſtein Wilhelm Teller“ vor. Allgemeine Heiterkeit. Der Vortragende wurde damit belohnt, daß man ihm von allen Seiten ein gefülltes Rotweinglas entgegenſtreckte.

Andere Geſänge verwandten Charakters folgten, und es war ſelbſtverſtändlich, daß die wackeren Sänger ihren trockenen Kehlen auch eine außergewöhnliche Stärkung angedeihen laſſen mußten. Rieſige Quantitäten von Wotka und Rotwein mußten hierzu als Mittel dienen. So mögen die alten Deutſchen Met getrunken haben. Mein Trinken nannten ſie nur „ein Nippen“.

Mancher Mund war ſchon verſtummt, manches Haupt war ſchon ſchwer, und mancher wackere Zecher ſaß bereits ſtill in einer abgelegenen Ecke und ſchlief als endlich das ſonderbare Leichenbegängnis ein Ende dadurch fand, daß die geiſtigen Getränke ein — Ende gefunden hatten.

Es war halb ein Uhr nachts, als ich mein Lager aufſuchte.



Bei Gruſon: Zum Verſand fertige Turmpanzerplatte.

Von deutſchen Induſtrieſtätten.

I. Bei Gruſon in Buckau bei Magdeburg.

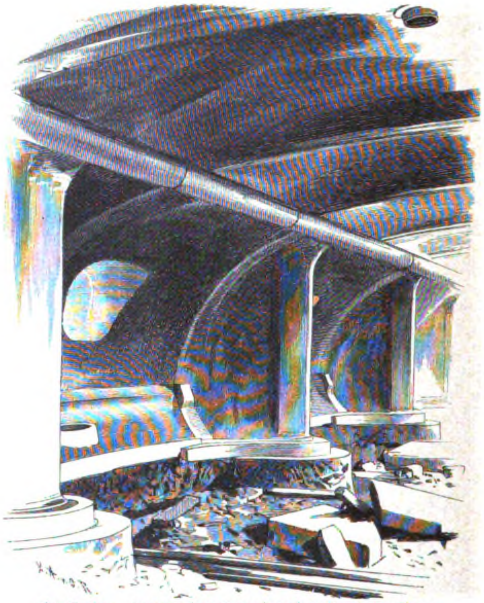
„Was verſteht man unter Hartguß?“

Dieſe Frage muß man billigerweiſe zuerſt erörtern, ehe man von Gruſon reden darf, denn der Name Gruſon und der Begriff Hartguß ſind nachgerade ſo eng miteinander verwachſen, daß ſie ſich in einer Schilderung der großartigen Induſtrieſtätte, welche der erſtere in der techniſchen Ausbildung des letzteren ſchuf, nicht von einander trennen laſſen. Wenn irgendwo, ſo hat hier die Entwickelung einer Spezialität bis zum höchſten Grade ihrer Leiſtungsfähigkeit durch einen einzelnen, techniſch hervorragend begabten und ungemein energiſchen Mann bewieſen, daß die moderne Induſtrie in früher ungeahnter Weiſe Raum zur freiſten Entfaltung alles Könnens und Wiſſens gewährt.

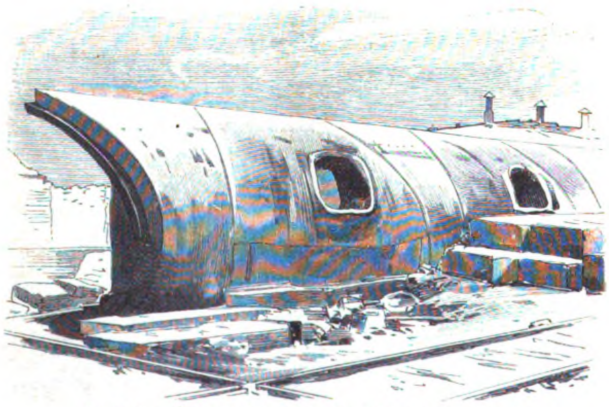
Bekanntlich beſitzt das gewöhnliche Gußeiſen eine geringe abſolute Feſtigkeit und ſeine Anwendung für viele Zweige beſonders der Maſchineninduſtrie ſcheiterte daran, daß in Gußeiſen ausgeführte Teile unverhältnismäßig ſchwere Formen bedingten. Seit langer Zeit war man bemüht, dieſem Übelſtande zu begegnen und hatte zwei an ſich ganz richtige Wege hierzu einzuſchlagen. Man verſuchte einmal durch Miſchung verſchiedener Eiſenſorten ein haltbareres, geläutertes Gußeiſen herzuſtellen, zum andern durch Anwendung eiſerner Formen dem Guß eine harte Oberfläche zu geben — die Beſtrebungen blieben jedoch mindeſtens für Deutſchland, das nur vereinzelt ſich ohne weiteres zur Hartgußfabrikation eignende Eiſenſorten produziert, bis gegen das Ende der fünfziger Jahre weit hinter den Erwartungen zurück.

Da trat plötzlich H. Gruſon, der Beſitzer einer ziemlich unbedeutenden Schiffswerft und Gießerei zu Buckau, mit dem Vorſchlage hervor, wirklich brauchbare und dauerhafte Herzſtücke für die Weichenanlagen der Eiſenbahnen aus Hartguß liefern zu wollen. Die Magdeburg-Halberſtädter Bahn war die erſte, welche den Verſuch wagte, und es fiel derſelbe ſo über alle Maßen günſtig aus, daß dem bisher unbekannten Fabrikanten plötzlich von allen Seiten her Aufträge zukamen.

Herr Gruſon erzählt ſelbſt, daß er eigentlich dem Zufall den glücklichen Gedanken verdankt, ſeine Methode des Hartguſſes, welche er in ſeiner kleinen Gießerei, auf amerikaniſchen Vorverſuchen fußend, mehr aus perſönlicher Liebhaberei, als aus praktiſchen Rückſichten gepflegt und erprobt hatte, für Herzſtücke anzuwenden. Er ſei im Jahre 1858 eines Tages, in trübe Gedanken über die gerade damals hereinbrechende Handelskriſe und die gefährdete Zukunft ſeiner Werft vertieft, über einen Bahnſtrang geſchritten, und zufällig ſei ſein Auge auf ein aus Schienen, wie ehedem üblich, zuſammengeſetztes Herzſtück gefallen, von dem er genau gewußt, daß es erſt vor ſechs Wochen neu eingeſetzt worden, während es jetzt bereits gänzlich ausgefahren war. Da ſei ihm plötzlich wie eine Eingebung gekommen, daß er die Mittel in der Hand habe, den Bahnen — und ſich ſelbſt zu helfen und noch an demſelben Tage habe er den Entſchluß gefaßt, dieſe Idee zu verwirklichen.



Bei Gruſon: Inneres einer Panzerbatterie während des Baues.



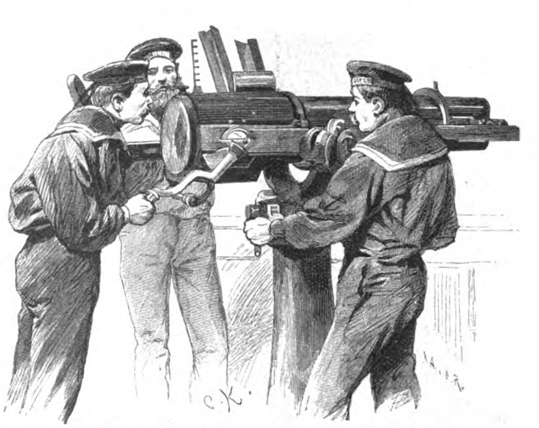
Bei Gruſon: Äußere Anſicht einer im Bau befindlichen Panzerbatterie.
(Bis zum Zeichen * wird das Terrain, wie teilweis erſichtlich, mit Steinplatten erhöht.)

Das erſte Herzſtück aber ſollte der Vorläufer des großen Induſtriezweiges werden, deſſen Wachſen und Gedeihen wir bei dem Durchwandern des heutigen Gruſonſchen Etabliſſements zu Buckau bei Magdeburg kennen lernen werden — eines Induſtriezweiges, der beide Seiten menſchlicher Kraftentfaltung, die freudige Arbeit des Friedens und die blutige des Krieges, in gleicher Weiſe umfaßt.

Gruſon vereinte ſchon bei ſeinen erſten Hartgußausführungen die beiden Richtungen, in denen die Beſtrebungen zur Verbeſſerung des Gußeiſens bisher gravitiert hatten. Er miſchte nämlich zwei Eiſenſorten, das graue weiche und das ſtahlharte weiße Roheiſen, und goß dieſe Miſchung derart in eiſerne Formen, die ſogenannten Coquillen, daß die ſchnelle Abkühlung, wie ſie die eiſerne Form im Gegenſatz zur Lehmform bewirkt, ein chemiſches Binden des Kohlenſtoffs in der äußeren Schicht des Gußſtücks hervorrief. Mit anderen Worten, es bildete ſich ein „Hartguß“, eine Schicht ſtahlharten weißen Eiſens, welche allmählich nach dem Inneren zu in eine Maſſe von zähem grauen Eiſen übergeht, ſodaß eine dünne, unvergleichlich harte Oberfläche auf einer elaſtiſchen Baſis ruht. Die Erfolge bewieſen die Widerſtandskraft dieſes Produkts und bei ihnen müſſen wir zunächſt verweilen, um die heutige Bedeutung der Gruſonſchen Fabrik würdigen zu können, wobei wir bemerken, daß diejenigen unſerer Leſer, welche ſich eingehender über den Gegenſtand zu orientieren wünſchen, in der Broſchüre: „Der Hartguß und ſeine Bedeutung für die Eiſeninduſtrie“ von J. von Schütz reiches und intereſſantes Material finden.

Gerade zu Anfang der ſechziger Jahre begann die Frage brennend zu werden, welche Geſchoſſe die Artillerie gegen die in der Einführung begriffenen Eiſenpanzerungen verwenden ſolle, und die Entſcheidung ſchien in Deutſchland zu gunſten der teuren Stahlgranaten fallen zu wollen, als Gruſon ſeinen billigen Hartguß in Vorſchlag brachte und ſchon bei den erſten Verſuchsſchießen die Stahlgranaten glänzend ſchlug. Von dieſem Augenblicke an datiert die rapide Entwickelung der Fabrik, die wenige Jahr ſpäter an ihre jetzige Stelle verlegt und gleichzeitig bedeutend vergrößert wurde. Ihr Beſitzer hatte rechtzeitig erkannt, daß dasſelbe Material, welches in der Geſchoßfrage den Sieg davongetragen hatte, auch für Panzerungen der Land- und beſonders der Küſtenbefeſtigungen ganz hervorragend geeignet ſein müſſe, und er legte ſeine neue Fabrik von vornherein deshalb gleich in dem Maßſtab an, der ihn befähigte, den größten Anforderungen, welche an ſie herantreten konnten, voll und ganz zu genügen.

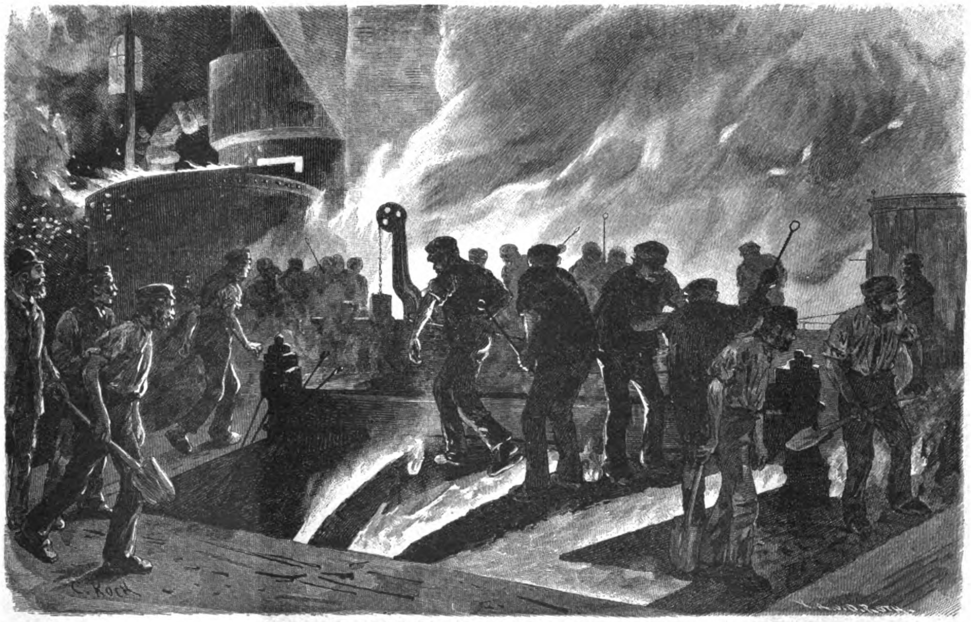
Es fällt nicht in den Rahmen dieſer Skizze, den langandauernden Wettkampf, der ſich nunmehr auf dem Gebiet der Panzerfrage zwiſchen dem engliſchen Schmiedeeiſen und dem deutſchen Hartguß entſpann, in ſeinen Einzelheiten zu verfolgen; es genüge, daß ſchließlich der letztere nach den eingehendſten und ſchärfſten Erprobungen als das beſte Panzermaterial von den leitenden militäriſchen Autoritäten anerkannt wurde und daß zuerſt 1874 Deutſchland, dann in ſchneller Reihenfolge Belgien, Öſterreich, die Niederlande und Italien Gruſon bedeutende Aufträge zuwandten, mit deren Erledigung die Fabrik zum Teil heute noch beſchäftigt iſt.



Bei Gruſon: Bedienungsmannſchaften an der Revolverkanone.

Es ſind die mächtigſten Räume der Fabrik, in denen der Guß der rieſigen Eiſenſchilde vor ſich geht, aus denen ſich die Panzertürme und Batterien aufbauen. Der Boden der 250 Meter langen Halle iſt faſt in der ganzen Ausdehnung von den Gruben für die Coquillen, welche beim Guß die Außenſeiten der Stücke erhärten ſollen, durchzogen; an beiden Wänden laufen Geleiſe für die gewaltigen hydrauliſchen Hebezeuge zur Bewegung der bis 150 000 Kilogramm ſchweren Stücke, längs der einen Wand ſtehen die ſechs mächtigen Cupolöfen zum Schmelzen der Eiſenmaſſen.

Sobald ein gewiſſes Quantum Roheiſen geſchmolzen iſt, wird dasſelbe „abgeſtochen“ d. h. der Verſchluß des Ofens wird entfernt und das Eiſen fließt in einen großen eiſernen, innen mit Chamotte bekleideten Sammler. Das wechſelweiſe Abſtechen und Schmelzen dauert etwa drei Stunden. Nunmehr fällt der Ver-



Bei Gruſon: Guß einer Panzerplatte.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſchluß des Sammlers und die glühende Maſſe ſtürzt ſich in einen gemauerten Quertrog, den ſogenannten Sumpf, um ſtrudelnd von den Wänden nach der Mitte zurückzuwallen, bis ſie ſich unter lebhaften Strahlenbildungen allmählich beruhigt. Jetzt ſchütten einige Arbeiter feingeriebenen Kohlenſtaub hinein, plötzlich wirbelt ein dicker, dichter Rauch und Qualm empor und lagert ſich über der rotdurchſchimmernden Maſſe, von der grelle Blitze ſprühartig emporzucken. Mit großen Rührſchaufeln wird ſie nunmehr innig gemiſcht, bis ihre allmählich feſter werdende Konſiſtenz zeigt, daß die richtige, gleichmäßige Abkühlung erreicht iſt. Dann erſt beginnt der eigentliche Guß: die ſchwere Schütze, welche die Maſſe von den Einlaßkanälen trennt, hebt ſich und mit donnerndem Getöſe unter lebhaftem Emporflammen der Gaſe ſtürzt jene in die Form hinab, um ſie getreu dem vorgeſchriebenen Wege zu füllen. Acht Tage bedarf der Guß einer großen Platte, bis ſie erkaltet ihre Auferſtehung feiern und ſich aus der Form als die ſtahlharte Maſſe herausſchälen kann.

Nunmehr wandern die Platten in den Montageraum. Ehe ſie aber zuſammengeſtellt werden, müſſen ihre Kanten und Stoßflächen ſorgfältig geglättet und bearbeitet ſein, da die geeinten einzelnen Stücke ſich ausſchließlich durch ihr Gewicht in ihrer Lage halten. Beſondere Fräsmaſchinen von koloſſalen Dimenſionen vollenden dies bei der Härte des Materials ſehr ſchwierige Werk.

Auf die Konſtruktion der Türme und Batterien ſelbſt näher einzugehen, verbietet natürlich der Raum. Hand in Hand mit der Panzerfabrikation ging gleichzeitig der Lafettenbau und beſonders der Bau der für jene Panzerſtände patentierten Minimalſcharten-Lafetten, bei denen der Drehpunkt des Rohrs nicht in den Schildzapfen, ſondern in der Scharte ſelbſt liegt, indem jenes durch hydrauliſche Kraft nach Belieben geſenkt und gehoben wird. Es iſt ohne weiteres einleuchtend, daß hierdurch eine bedeutende Verkleinerung der Scharte möglich wurde. Neben dieſen Zweigen der Kriegstechnik blieb die Geſchoßfabrikation lange Zeit im ſteten Wachſen; das Muſeum des Etabliſſements birgt eine umfangreiche Sammlung von Granaten jedes Kalibers, die für den Fachmann von hervorragendem Intereſſe iſt und beweiſt, wie faſt alle Staaten Europas ſich nacheinander zum Hartguß bekannten — 1 600 000 Geſchoſſe gingen bisher aus der Fabrik hervor. In neueſter Zeit hat ſich Gruſon aber auch vielfach und erfolgreich mit Geſchützkonſtruktionen beſchäftigt; ſein jetzt der Erprobung entgegenſehender kugelförmiger Mörſer gilt als ein Geſchütz von überaus origineller Konſtruktion und Durchführung.

Wichtiger für die Fabrik ſelbſt iſt die Anfertigung der Hotchkiß-Geſchütze geworden, für welche ſie das alleinige Ausführungsrecht in Deutſchland beſitzt und die ihr in bedeutender Zahl von der deutſchen Regierung in Beſtellung gegeben wurden. Die Fabrikationsräume für die intereſſante kleine Revolverkanone, welche bekanntlich zur Bekämpfung von Torpedobooten vom Verdeck der Panzerſchiffe aus dient und die bis zu achtzig kleine Granaten in der Minute verfeuert, füllen die Galerien des großartigen Montageraums für Lafetten und Maſchinen und beſchäftigen ein zahlreiches Arbeiterkorps. Der komplizierte Schloßmechanismus, die ſinnreiche Laufkonſtruktion erfordern die exakteſte und ſorgfältigſte Ausführung der einzelnen Teile; die Werkzeugmaſchine iſt daher hier im vollſten Betriebe, ſie ſchneidet und bohrt, hobelt und poliert mit raſtloſer Thätigkeit, bis das ſchmucke, ſtahl- und bronzeglänzende Geſchütz vollendet iſt.

Dem kriegstechniſchen Teil des Etabliſſements ſteht derjenige würdig zur Seite, welcher den mannigfachen Induſtrien des Friedens dient. Außer den ſchon erwähnten Herzſtücken und Kreuzungen für Bahnen, iſt es zunächſt die Fabrikation von Walzen aller Art, mit der wir in den weiten Hallen der Gießerei und Dreherei ein Heer von Arbeitern — Gruſon beſchäftigt augenblicklich über 1500 Mann — beſchäftigt ſehen. Grade für Walzen mußte der Coquillenguß mehr als jedes andere Material geeignet erſcheinen, da die harte Oberfläche den beſten Schutz gegen ſchnelle Abnutzung gewährt, während der zähe Kern die Walze vor Brüchen ſchützt. Freilich bedurfte es eingehender und langwieriger Verſuche, ehe die Hartgußwalzen wirklich brauchbar waren, denn grade die vortrefflichſte Eigenſchaft des Materials, die außerordentliche Härte der Oberfläche, ſpottete lange Zeit jeder Bearbeitung, ein Glätten derſelben ſchien anfangs faſt unmöglich. Und dieſer Umſtand iſt es heute noch, nachdem alle Schwierigkeiten überwunden ſind, der die Fabrikation ſo überaus intereſſant macht. In der großen Dreherei ſind unaufhörlich zahlreiche Dreh- und Schleifbänke in Thätigkeit, kleine Wunderwerke menſchlichen Erfindungsgeiſtes, die in ihrem Zuſammenwirken den Oberflächen der Walzen einen Glanz verleihen, der lebhaft an die antiken Metallſpiegel erinnert. Von dem Umfang des Gruſonſchen Geſchäfts wird man ſich einen Begriff machen können, wenn man erfährt, daß es ſeit dem Jahre 1880 etwa zwei Millionen Kilogramm Hartgußwalzen lieferte.

Dem ſoeben beſprochenen Fabrikationszweige nahe verwandt iſt eine andere Spezialität, für welche der Hartguß gewiſſermaßen zur langerſtrebten Löſung einer wichtigen Frage wurde. Wir meinen die Mühlen und Zerkleinerungsmaſchinen aller Art, bei denen er die ſchwerfälligen Steinwerke zu erſetzen berufen war. Es iſt unmöglich, all der verſchiedenen, höchſt ſinnreichen Apparate dieſer Gattung, welche aus dem Gruſonſchen Etabliſſement hervorgehen, eingehend zu gedenken, der Walzenmühlen und Diſintegratoren, der Steinbrecher und Kollergänge — wir müſſen uns hier darauf beſchränken, eine beſonders intereſſante Maſchine, die ſogenannte Exzelſiormühle, herauszugreifen, weil dieſelbe durch ihre eminente Vielſeitigkeit und die im Verhältnis zu ihren Dimenſionen großartige Leiſtung wirklich hervorragend erſcheint. Leicht transportabel, überall ohne weitere Vorbereitung aufzuſtellen, in gleicher Weiſe für den Handbetrieb, für die Benutzung von Zugtieren oder fließenden Waſſers verwertbar, iſt der kaum hüfthohe Apparat als Schrotmühle, wie für zahlreiche Fabriken von gradezu unvergleichlicher Brauchbarkeit. Und mit wie einfachen Mitteln iſt dieſe vielfache Verwendbarkeit erreicht: durch zwei aus Hartguß gefertigte, mit Zähnen von dreieckigem Querſchnitt beſetzte Mahlſcheiben führt die Antriebswelle derart hindurch, daß eine Scheibe feſtſteht, die andere ſich dreht und der erſteren je nach Bedarf mehr oder weniger genähert werden kann. Gelangt das Mahlgut nun zwiſchen beide Scheiben, ſo wird es zwiſchen den konzentriſch angeordneten Zähnen gleichſam zerſchnitten und endlich durch die Zentrifugalkraft herausgeſchleudert. Bemerkenswert iſt dabei, daß die Mahlſcheiben auf beiden Seiten mit Zähnen beſetzt ſind, ſodaß ſie nach langer, anſtrengender Benutzung einfach umgedreht werden, um eine neue Gebrauchsperiode einzuleiten. Nicht weniger als 4000 Mühlen hat die Fabrik in den letzten vier Jahren abgeſetzt; ein großer Teil derſelben trat die Reiſe über den Ozean an, um als ein Pionier deutſcher Induſtrie unter Verhältniſſen, in denen ein komplizierter Apparat unmöglich wäre, dem Koloniſten zu Seite zu ſtehen.

Neben der mächtigen Panzergießerei des Etabliſſements dehnt ſich eine zweite rieſige Halle aus, die ebenfalls zu Gießereizwecken benutzt wird; wir müſſen auf ſie zurückkommen, weil in ihr in erſter Linie eine Abart des Hartguſſes betrieben wird, die wir bisher nicht erwähnten und die dem Coquillenguß doch ebenbürtig zur Seite ſteht.

Gruſon hatte früh erkannt, daß der Coquillenguß für viele Artikel, beſonders Maſchinenteile, ſich ſeiner ſchwierigen Bearbeitung halber nicht eigne, während das gewöhnliche Gußeiſen ſelbſt für ſie keineswegs genügende Feſtigkeit beſaß. Er griff daher auf ältere Verſuche zurück, nahm von der Anwendung der Eiſenformen Abſtand und begnügte ſich mit der ſorgfältigſten Auswahl und Miſchung der Grundſtoffe, die in gewöhnlichen Sand- oder Lehmformen gegoſſen werden. So erhielt er ein Eiſen, das, wie Verſuche in der intereſſanten Probieranſtalt der Fabrik ergaben, dem gewöhnlichen Roheiſen durchſchnittlich um mehr als ein Drittel an Feſtigkeit überlegen war, ſich leicht bearbeiten ließ und für mannigfache Spezialitäten ein ganz vortrefflich geeignetes Material bot. Hierhin gehören in erſter Linie die großartigen Kranbauten und Hebezeuge, für deren Ausführung Buckau ſeit mehr als einem Jahrzehnt Weltruf genießt. Man muß dieſe gewaltigen Handlanger ſelbſt geſehen haben, die Hunderttauſende von Pfunden ſpielend heben, drehen und ſenken, wie es der ſchlichte Arbeiter, der einem Liliputaner gleich neben dem wuchtigen Giganten ſteht, befiehlt, um einen vollen Begriff von der Summe von Erfindungsgabe, Kühnheit der Konſtruktion und Gediegenheit der Ausführung zu erhalten, welche in ihren maſſigen hydrauliſchen Zylindern, ihren weitausgreifenden, leicht beweglichen Armen, ihrem Ketten- und Zangenwerk verborgen iſt! In der Fabrik befinden ſich nicht weniger als ſechsundſechzig dieſer Krane und ſechs hydrauliſche Hebezeuge fortwährend in Thätigkeit, überall hin führen Geleiſe, welche ihre Kraftentfaltung nach jedem Punkte des Etabliſſements zu dirigieren geſtatten. Und in welchem Maße wird dieſe grade hier beanſprucht, wo Gußſtücke von 1000 bis 1500 Zentnern Gewicht keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Schnaubend keucht dann, hüben und drüben von Doppelgeleiſen geſtützt, das haushohe Dampfhebezeug heran, um über dem Panzerkoloſſe zu halten — langſam ſenken ſich die Stempel der Hydraulik, Zangen und Ketten umklammern das wuchtige Stück, die Maſchinen beginnen zu arbeiten, das Kettenwerk ſtreckt und dehnt ſich, als wolle es ſeine Kraft erproben. Dann ein Ruck — ein Zug, die ſchwere Maſſe fängt leiſe an zu erzittern, ſie löſt ſich ſchwerfällig vom Boden und plötzlich ſchwebt ſie von Rieſenarmen getragen frei in der Luft.

Kaum minder ſchwierig als die Handhabung dieſer ſchwerſten Gußſtücke iſt freilich ihr Transport. Gewöhnliche Eiſenbahnwagen würden unter ihrer Laſt zermalmt werden, es iſt daher die Konſtruktion beſonderer Transportwagen notwendig geworden, auf denen die gewaltige Laſt auf zahlreichere Räderpaare verteilt iſt und die in ihren ſtarken Formen bis zu 1500 Zentner Tragfähigkeit beſitzen. Ungleich größere Mühen als der Bahntransport erfordert aber die Fortbewegung der Panzerſchilde von der letzten Bahnſtation bis zur Montierungsſtelle ſelbſt; in den meiſten Fällen hat man ſich zur Anlage von proviſoriſchen Geleiſen oder zur Benutzung von Straßenlokomotiven genötigt geſehen, als es ſich um die Ausführung der Befeſtigungen an der Weſermündung handelte, mußte Gruſon ſogar ein beſonderes Transportſchiff konſtruieren.

Aber kehren wir zur Fabrik ſelbſt zurück. Die ſo überaus gelungene Herſtellung der Krananlagen führte den unermüdlich thätigen Beſitzer bald zur weiteren Ausdehnung dieſes Fabrikationsgebiets, er nahm die Fabrikation von hydrauliſchen Preſſen, wie der moderne Induſtriebetrieb ſie in den mannigfachſten Formen braucht, auf und der Hartguß errang auch hier volle Anerkennung. Beſonders intereſſant erſchien uns in dieſer Abteilung die Fabrikation der mächtigen Preſſen, welche dazu dienen, die inneren Rohrwände der nach dem bekannten Syſtem Uchatius gefertigten Bronzerohre durch Eintreiben von Stahlkonen zu verdichten; zum Teil arbeiten dieſelben mit 750 000 Kilogramm Druck. Ebenſo hervorragend ſind die hydrauliſchen Pulverpreſſen für die Herſtellung des komprimierten Pulvers, um die ſich im Lauf der Jahre allmählich eine ausgedehnte Fabrikation aller übrigen Maſchinen für Pulverfabriken ſcharte, die zum großen Teil, wie beſonders die Läuferwerke, ebenfalls aus Hartguß hergeſtellt werden.

Das ganze Buckauer Etabliſſement, zu dem außerdem ſelbſtverſtändlich der unvermeidliche eigene Schießplatz gehört, bedeckt mit ſeinen Werkſtätten ein Areal von faſt 90 000 Quadratmetern und ſteht damit unter allen deutſchen Induſtrieſtätten in der erſten Reihe. Nicht weniger als 33 Dampfmaſchinen und über 550 Werkzeugmaſchinen unterſtützen die Arbeiterbataillone, deren Verhältnis zum Begründer der Fabrik erfreulicher Weiſe ſtets ein ausnehmend günſtiges geblieben iſt. Gruſon iſt ſeinen Untergebenen nicht nur der ſtrenge Fabrikherr, er kümmert ſich um das Schickſal und das Wohlſein jedes Einzelnen unter den vielen Hunderten — wer die hohe Geſtalt des Schöpfers der großartigen Werke durch ſein Reich wandern ſieht und die ehrerbietigen und vertrauenden Begrüßungen der Arbeiter beobachtet, empfindet, daß und warum hier die deſtruktiven Tendenzen unſerer Zeit noch keine Heimſtätte fanden. Zudem ſind auch die Lohnverhältniſſe ausnahmsweiſe günſtig: der Durchſchnittsverdienſt des Arbeiters ſtellt ſich, wie aus dem letzten Bericht der Magdeburger Kaufmannſchaft hervorgeht, auf über tauſend Mark jährlich, im ganzen zahlte Gruſon im Jahre 1883 rund 1 350 000 Mark an Löhnen. Kennzeichnet dieſe Zahl den Umfang des Geſchäftsbetriebes nach der einen Seite hin, ſo ſprechen die ſtatiſtiſchen Angaben über den Materialverbrauch der Fabrik vielleicht noch deutlicher: in runden Zahlen ausgedrückt, verarbeitete dieſelbe allein im Jahre 1883 an 16 Millionen Kilogramm Roheiſen, 990 000 Kilogramm Schmiede- und Walzeiſen, 600 000 Kilogramm Stahl mit über 7 Millionen Kilogramm Kohlen und faſt 6 Millionen Kilogramm Koks! Welche Bedeutung ein derartiger Bedarf für die geſamte deutſche Montaninduſtrie hat — denn ſie iſt an ihm in erſter Linie beteiligt, da ausländiſche Rohſtoffe nur ausnahmsweiſe Verwendung finden — das bedarf keiner Erörterung.

Am überraſchendſten aber iſt und bleibt die verhältnismäßig ſchnelle Entwickelung des Etabliſſements. Seit dem Jahre, in dem Gruſon ſein erſtes Hartgußherzſtück fabrizierte, bis heute ſind kaum ſechsundzwanzig Jahre verfloſſen, aber ſie haben genügt die kleine, ſchlecht beſchäftigte Schiffswerft zum Range eines Werkes zu erheben, das in der ganzen Welt bekannt iſt und nach allen Kulturſtaaten exportiert, deſſen jährliche Umſätze nach Millionen zählen. Mag man den Zeitverhältniſſen, welche beſonders den Abſatz der kriegstechniſchen Erzeugniſſe begünſtigten, einen guten Teil dieſer Erfolge zumeſſen, das Hauptverdienſt bleibt doch dem Manne, der eine faſt unbekannte Spezialität bis zur Höhe ihrer vollen Leiſtungsfähigkeit zu entwickeln verſtand und der mit der Gabe, für ſie immer neue Verwendungsarten zu finden, den richtigen Blick für die adminiſtrative und organiſatoriſche Leitung ſeines Werkes vereinte.

Hanns von Spielberg.

Am Familientiſch.

Der alte Kavalier.

(Zu dem Bilde auf S. 757.)

Es iſt eine echt italieniſche Figur, dieſer Großvater aus dem Zeitalter Voltaires, der auf unſerem Bilde dem Enkelchen die mit Spitzen eingefaßte Hand hinreicht. Man ſieht es ihm an, daß er in allen Stücken einen feinen Geſchmack hat, und ſich das Leben gern durch alles würzt, was es verſchönern und bereichern kann. Und das mit viel Grazie und einer gewiſſen Gutmütigkeit, an die freilich nicht allzu große Anſprüche geſtellt werden dürfen, denn dieſe alten Herrn huldigten nicht nur dem Lebenlaſſen, ſondern auch und vor allem dem Selbſtleben.

Wie ſchreibt man Angra Pequena?

Ihre trefflich illuſtrierte Schilderung der Lüderitzſchen Niederlaſſung in Südweſtafrika, ſchreibt uns ein Freund unſeres Blattes, haben viele Deutſche mit lebhaftem Intereſſe geleſen. Einer indeſſen, ſo eine Art Schulmeiſter, bemerkte dabei: Da bringen jetzt ſo viele Blätter und Zeitungen allerlei Nachrichten und Urteile über die neue Kolonie und man weiß nicht, wie man ihren Namen ſchreiben ſoll! Die einen ſchreiben Angra pequena, die andern Angra pequenna und noch andere, wie das Daheim, Angra pequeña. Wer hat recht? Ich antwortete: Das Daheim und die ſehr gut ſpaniſch verſtehende Allgemeine Zeitung in München u. a., hätten recht, wenn der Name ſpaniſch wäre; pequeño heißt allerdings „klein“ auf ſpaniſch. Aber richtig iſt gewiß nur angra pequena (ſpr. pekena), denn ſo ſagen die Portugieſen und von ihnen, den Entdeckern, rühren die Namen her. Auf dem ſteilen Kap, welches die Südweſtgrenze der angra pequena (= little inlet, kleine Buch. oder Einfahrt) bildet, hat ja Bartolomeo Diaz ſelbſt geſtanden. Man vergleiche nur Namen ſowohl der nächſten Umgebung, als an der Küſte hin in weiter Entfernung: angra da Santa Conceição, dos Ilheos, Porto novo redondo, Anno bom etc., nirgends finden ſich ſpaniſche Formen (concepcion, de las isletas, puerto nuevo etc.). Pequenna aber iſt weder ſpaniſch noch portugieſiſch. Ich habe mich ſtets gefreut über die philologiſche Genauigkeit des Daheim in alten und neuen Sprachen, z. B. namentlich im Ruſſiſchen. Könnte es nicht auch in dieſem Fall dazu beitragen, daß die Deutſchen auch in Bezug auf dieſe kleine Bucht einig würden?

Rechtsrat.

„Ein älterer (verheirateter) Bruder hat in Form von mancherlei Unterſtützungen bereits den größten Teil ſeines väterlichen Vermögens empfangen und verbraucht. Außer ihm ſind zwei verheiratete Schweſtern vorhanden, (bezw. die Kinder der einen, welche geſtorben iſt). Es ſteht zu befürchten, daß der Bruder nach dem Tode der Eltern gleichwohl Anſpruch erheben werde, daß das vorhandene Geſamtvermögen gleichmäßig unter die drei Geſchwiſter geteilt werde, ſo daß alſo die Schweſtern zu ſeinen Gunſten ganz bedeutend geſchädigt werden müßten. Es frägt ſich nur, ob ein Rechtsmittel, vom Teſtament abgeſehen, vorhanden iſt, um derartige Anſprüche event. zurückzuweiſen, bezw. ob vielleicht eine einfache handſchriftliche Erklärung des Vaters dazu ausreichen würde.

C. W. in J.

Nach franzöſiſchem Rechte muß in der Regel ein Miterbe dem anderen dasjenige konferieren d. h. ſich bei der Erbteilung auf ſeinen Erbanteil anrechnen laſſen, was er von dem Erblaſſer bei deſſen Lebzeiten geſchenkt, oder, abgeſehen von den Koſten der gewöhnlichen Ernährung, Erziehung und dergl. zu ſeiner Verſorgung oder zur Bezahlung ſeiner Schulden zugewendet erhalten hat.

Unterſtützungen, welche ein verheirateter, alſo wirtſchaftlich ſelbſtändiger Sohn erhalten hat, gehören zu den außergewöhnlichen Zuwendungen, welche auf den Erbteil angerechnet werden müſſen. Es bedarf daher, um die entgegengeſetzten Anſprüche des Bruders abzuweiſen, im vorliegenden Falle keiner beſonderen Willenserklärung des Vaters, für welche übrigens ein von der Hand desſelben geſchriebener Satz, welcher vom Erblaſſer eigenhändig datiert und unterſchrieben iſt, genügen würde.

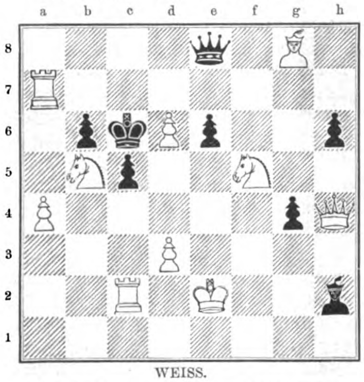
X. Y. in Z. Ein ſolches Teſtament hat aller Wahrſcheinlichkeit nach keine Giltigkeit, denn es iſt nicht anzunehmen, daß nach dem Rechte des betreffenden Staates eine einfache ſchriftliche, im Nachlaſſe des Erblaſſers ſich vorfindende Erklärung die Kraft eines Teſtamentes hat. Beſtimmtere Auskunft können wir Ihnen nicht geben, weil uns das poſitive Recht jenes Staates nicht bekannt iſt. Wir können Ihnen nur raten, ſich an einen dortigen Rechtskundigen zu wenden.

Briefkaſten.

S. in B. K. Als Aufenthaltsort für penſionierte Beamte wird neuerdings Detmold viel genannt. — **P. W. in H.** Wir können die Verantwortlichkeit für Ihr Rezept gegen die Cholera keineswegs übernehmen, ſind daher auch nicht in der Lage es in unſerem Blatte zu veröffentlichen. — **v. K. in K.** Nach den neueſten Fahrplänen durchfährt der Eilzug London-Edinburg die Strecke mit einer durchſchnittlichen Geſchwindigkeit von 80 Kilometer in der Stunde einſchließlich des ſehr kurzen Aufenthalts auf den wenigen Stationen, und bringt es ſogar auf einzelnen Strecken auf 100 Kilometer. Noch raſcher fährt der Eilzug London-Briſtol. Der bringt es durchſchnittlich auf 87 Kilometer, den Aufenthalt auf beiden Stationen abgerechnet, und befährt einzelne ebene und gerade Strecken mit einer Geſchwindigkeit von 128 Kilometern. Ein ſolches Fahrtempo iſt in Deutſchland gänzlich unterſagt, und es darf hier kein Lokomotivführer die Schnelligkeit von 90 Kilometern überſteigen. — In England hofft man die Leiſtungsfähigkeit der Lokomotiven und damit die Geſchwindigkeit der Züge durch Verwandlung des Tenders in einen zweiten Keſſel zu ſteigern. Das Speiſewaſſer müßten alsdann die Maſchinen während der Fahrt aus zwiſchen den Schienen angebrachten Behältern durch ein Saugrohr aufnehmen, was hier und da bereits ſtattfindet. — Dr. **K.** in **Berlin.** Die ſogenannten „Ruſſen“, über deren Ausweiſung aus Berlin ſolch ein Geſchrei erhoben wird, dürften ausſchließlich lithauiſche und polniſche Juden ſein.

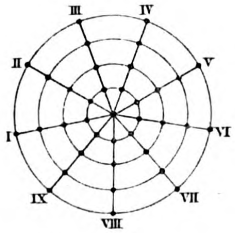
In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von C. A. Gilberg.



Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1.

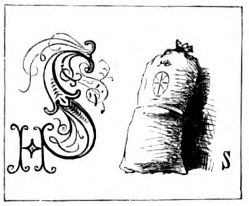


Die Punkte der obigen Figur laſſen ſich durch je einen Buchſtaben ſo erſetzen, daß man 9 Wörter erhält, welche aus je fünf Buchſtaben beſtehen und einen gemeinſamen Endlaut haben. Die Anfangsbuchſtaben der 9 Wörter ergeben den Namen eines beliebten Mitarbeiters des Daheim.

Die einzelnen Wörter bezeichnen:

I. Eine Inſel im Mittelländiſchen Meere.
II. Einen Nebenfluß der Donau.
III. Eine der Hauptperſonen in Leſſings Nathan.
IV. Einen weiblichen Vornamen, enthalten in dem Titel eines Gedichts von Schiller.
V. Eine befeſtigte Hafenſtadt in Italien.
VI. Eine Pflanze.
VII. Eine Stadt im Königreich Sachſen.
VIII. Eine große Stadt in Japan.
IX. Eine Halbinſel in Aſien.

Bilderrätſel.



2.

Suche mich, Leſer, als Fluß in Englands geſegneten Fluren,
Fügſt du ein Zeichen hinzu, ſchmückt eine Krone mein Haupt.

3. Buchſtabenrätſel.

Der Erſte iſt im Boten
Doch im Geſandten nicht.
Der Zweite fehlt im Enkel,
Doch in dem Sohne nicht.
Im Anfang fehlt der Dritte,
Doch in der Mitte nicht.
Der Vierte iſt im Richter,
Doch in dem Amtmann nicht.
In Rom ſiehſt du den Fünften.
In London ſuch' ihn nicht.
In Bern haſt du den Sechſten.
Doch in Palermo nicht.
Dem Heiden fehlt das Ganze,
Dem Chriſten fehlt es nicht.
Es ſtrahlt im Feſtesglanze
Uns ewig neu ſein Licht.

4. Zweiſilbige Scharade.

Bei jeglicher Zuſammenkunft
Siehſt du mein Silbenpaar,
Am Ganzen grübelt die Vernunft,
Doch nimmer wird's ihr klar.
Der Schwelger zittert, wenn man's nennt,
Der Geizhals bebt davor;
Und wer es zu erraten wähnt,
Iſt wohl der größte Thor. A. R.

5.

Zu Zeiten war's bei uns zu Haus
Und preßte manch' Geſtändnis aus
Zwei Zeichen weg, ein e dafür,
Iſt's ſüß und deiner Tafel Zier. H.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 47.

Damespielaufgabe.

1. b2—c3 1. De5—a1 (ſchl. c3)
2. a5—b6 2. c7—a5 (ſchl. b6)
3. a3—b4 3. a5—c3 (ſchl. b4)
4. c1—b2 4. c3—d2
5. e1—c3 und gewinnt (ſchl. d2)

A.

1. De5—b2
2. a5—b6 2. c7—a5 (ſchl. b6)
3. a3—b4 gewinnt.

1. Schlüſſel zur Dechiffrier-Aufgabe.

	h	**c**	**r**	**s**	**b**
a	a	b	c	d	e
o	f	g	h	i	k
e	l	m	n	o	p
u	q	r	s	t	u
i	v	w	x	y	z

Auflöſung.

Willkommen ſchöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

2.

Durch Umſtellung der Buchſtaben kann man aus den vier Wörtern „Leſer“, „Tyrus“, „Java“, „Hengſt“ die beiden Wörter „Sylveſter“ und „Neujahrstag“ erhalten.

3.

Die drei Summanden ſind; 17. 1. 2. oder 16. 3. 1.

4. Zweiſilbige Scharade.

Taktik — Tiktak.

5. Kapſelrätſel.

(1.)
iſt **in der** - Stinde.
(2.)
herb**e, L**ippen - Eli.
(3.)
Nob**el, den** - Elde.
(4.)
Edel ſeid - Elſe.
(5.)
gehalt**en, den** - Ende.

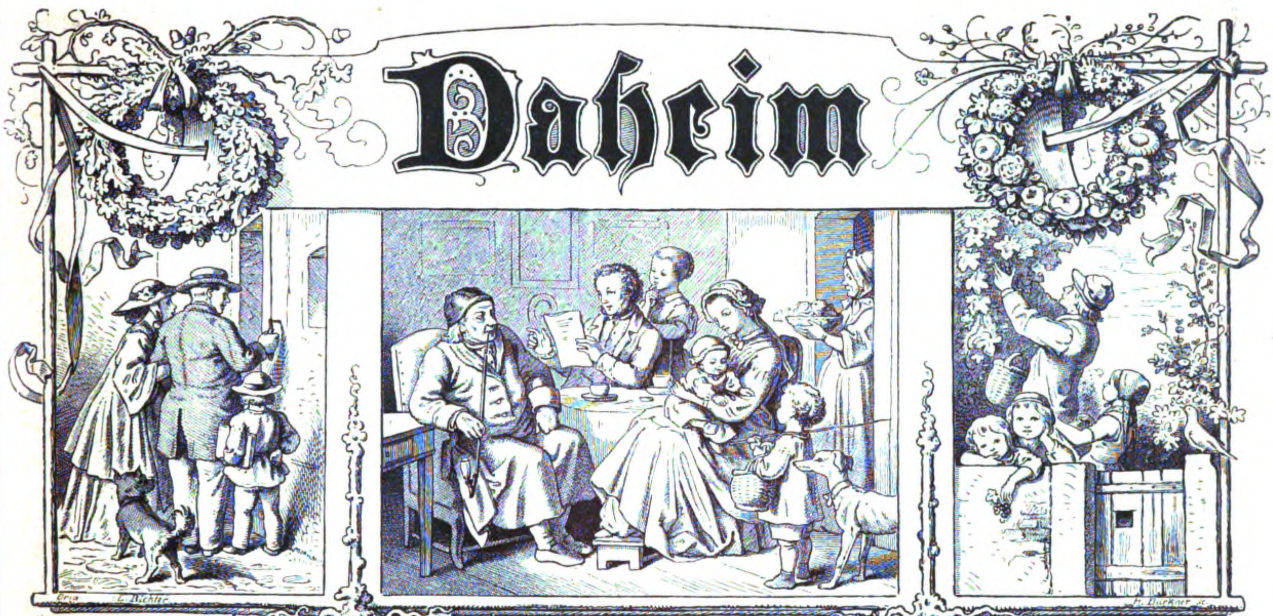
Bilderrätſel:

Es fliegt dem Faulen keine Taube ins Maul.

Inhalt: Wie es kam. Erzählung von Margarethe von Eichendorff. — Clemens Brentano. Von Robert Koenig. Mit Brentanos Bildnis von Ludwig Emil Grimm. — Skizzen aus dem ruſſiſchen Volksleben. II. Ein ruſſiſches Leichenbegängnis. Von H. Müller-Bohn. — Von deutſchen Induſtrieſtätten. I. Bei Gruſon in Buckau bei Magdeburg. Von Hans von Spielberg. Mit 5 Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Der alte Kavalier. Zu dem Bilde: Vor hundert Jahren im Garten der Villa Borgheſe. Von W. F. Martens. — Wie ſchreibt man Angra Pequena? — Rechtsrat. — Briefkaſten. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 6. September 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. **1884. № 49.**

Der Daheim-Kalender für 1885 iſt da!

und tritt auch dieſes Jahr wieder bereichert und verbeſſert in ſtattlichem Umfange fertig gebunden zum alten Preiſe von **1½ Mark** vor ſeine Leſer um freundliche Aufnahme bittend. Aus ſeinem reichen Inhalt heben wir hervor: „Schwache Kraft.“ Novelle von E. Tafel. — Auf falſcher Fährte. Eine luſtige Geſchichte aus der guten alten Zeit von W. Stöber. — Die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 von Bernh. Rogge. — Ein Sanitätskordon von Fritz Fliedner in Madrid ꝛc. ꝛc.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Wie es kam.

Erzählung von **Margarethe von Eichendorff.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

„Hören Sie, Eva“, rief er mir eines Tages ſchon von weitem, als ich noch am Fuße des Hügels ſtand, entgegen, „heute habe ich ein Abenteuer erlebt, eine ebenſo ſeltſame, als intereſſante Erſcheinung gehabt!“

„Wo?“ fragte ich neugierig ſtehen bleibend.

„Erſt kommen Sie zu mir herauf“, gebot der junge Mann, „aus ſolcher Entfernung erzähle ich Ihnen nichts.“

Ich ſtieg den Hügel vollends hinan und, mich leicht auf Moritzens Hand ſtützend, ſchwang ich mich auf meinen gewohnten Lieblingsplatz; mein Gefährte lehnte neben mir, an dem Stamme eines Baumes. „So, nun bin ich zufrieden“, ſagte er, „und nun will ich auch ſogleich Ihren Wiſſensdurſt befriedigen, denn daß ein ſolcher vorhanden iſt, leſe ich aus Ihren neugierigen, braunen Kinderaugen heraus, die mir immer all Ihre Gedanken verraten, ehe Sie ſie ausgeſprochen haben und die ſich in dieſem Augenblick wie zwei lebendige Fragezeichen auf mein Geſicht richten!“

„Ich werde Sie gar nicht mehr anſehen, wenn Sie über mich lachen!“ rief ich, den Kopf auf die Seite wendend.

„Das würde mir unendlich leid thun, denn ich laſſe mich außerordentlich gern von Ihnen anſchauen“, entgegnete der junge Mann munter, „nur damit würde ich mich in dieſem Falle tröſten, daß die Strafe noch eine ungleich härtere wäre, wenn Sie den Wunſch ausſprächen, ich möchte Sie nicht mehr anſehen!“

„Erzählen Sie!“ erklärte ich, ohne dieſe Bemerkung einer Antwort zu würdigen, „wo hat ſich Ihnen Ihre intereſſante Erſcheinung gezeigt, — im Walde?“

„Ja, im Walde, den ich, da ich nicht hoffen durfte, Sie ſchon hier zu finden, als harmloſer Spaziergänger durchſtreifte. Nichts Böſes ahnend, ſchlenderte ich unter den Bäumen hin, da, auf einmal knackt es neben mir in den Büſchen und aus dem Waldesdunkel tritt eine rieſenhafte, furchtbare Geſtalt: ein grüner Jagdrock bedeckt die mächtigen Glieder, über die eine breite Schulter geworfen hängen ein paar zerſchoſſene, blutende Raubvögel, die braune koloſſale Fauſt hält ein entſprechend großes Jagdgewehr umſpannt, — ein feuerfarbener Bart leuchtet mir entgegen,“

„Das iſt nicht wahr!“ rief ich entrüſtet aus, „Wilms Bart iſt nicht feuerfarben!“

„Wilms Bart, —“ wiederholte Moritz, „alſo hat meine Ahnung mich nicht betrogen und jene unheimliche, blutbeſpritzte Hünengeſtalt, die ich im erſten Augenblick für einen der alten Sage entſtiegenen Waldgeiſt hielt, iſt wirklich und wahrhaft Ihr Wilm geweſen. Alle Achtung vor Ihrem Urteil, Eva; möchten Sie mich vielleicht gütigſt belehren, wie ich die Farbe ſeines Bartes anders und richtiger zu bezeichnen habe?“

„Keinesfalls iſt er rot“, erklärte ich mit Beſtimmtheit, „denn rote Bärte ſind ſehr häßlich und Wilms Bart kann niemand häßlich finden!“ Der junge Mann huſtete leiſe.

„Sie ſollen nicht ſo über Wilm ſprechen“, rief ich nun ernſtlich böſe, — „ich will es nicht haben!“

„Ich habe nicht mehr gewagt, etwas zu ſagen“, entgegnete Moritz mit affektierter Demut.

„Nein, nicht gerade geſagt, aber“, — —

„Nun, aber, —“

„Ich gehe nach Hauſe!“ rief ich in hellem Zorne, von meinem luftigen Sitze herabſpringend, — „und ich komme auch nicht mehr wieder, ich will nichts mehr von Ihnen hören!“

„Eva!“ — Ich war ſchon in voller Flucht mehrere Schritte fortgeeilt, aber bei dem bittenden Tone, in dem mein Name gerufen wurde, wandte ich mich doch wieder um.

„Eva, das kann unmöglich Ihr Ernſt ſein!“

„Weshalb zweifeln Sie daran?“ gab ich trotzig zurück.

„Nein, nein, ich zweifle nicht einmal“, erwiderte der junge Mann, „ſondern ich bin feſt davon überzeugt, daß meine harmloſen Äußerungen Sie nicht ſo ſehr gereizt haben können, daß Sie mir unmöglich in ſolchem Grade zürnen, um ſo von mir fortzugehen — und das wegen einer ſolchen Kleinigkeit!“

„Aber mir iſt es keine Kleinigkeit, wie Sie über Wilm ſprechen, Sie dürfen nicht über ihn ſpotten und lachen.“

„Ich will es nicht wieder thun. Kommen Sie zurück, Eva, laſſen wir den Streit, wenn auch nicht gerade um des Kaiſers, ſo doch um Wilms Bart!“

Ich war nicht geneigt, ſo ſchnell nachzugeben: Sanftmut war überhaupt von jeher keine hervorragende Charaktereigentümlichkeit von mir geweſen und Moritzens ſpöttiſche Äußerungen hatten mich geärgert; ſo blieb ich immer noch zögernd ſtehen, aber im nächſten Augenblick ſchon war der junge Mann an meiner Seite: „Eva, liebe Eva, erſparen Sie mir den Schmerz, glauben zu müſſen, daß Ihre Freundſchaft für mich ſo leicht zu erſchüttern ſei! Vergeſſen Sie, was ich vorhin ſagte, es geſchah wahrlich nicht in der Abſicht, Sie zu kränken!“

Er ſtreckte mir beide Hände entgegen und ich legte nach kurzem Zaudern die meinen hinein; dieſe einſchmeichelnde Stimme, dieſe dunklen, leuchtenden Augen, die ſich jetzt mit bittendem Ausdruck auf mich richteten, hatten doch eine gewiſſe Macht über mich, ich fühlte meine Erbitterung ſchwinden.

„Ja“, ſagte ich in ſchon ziemlich nachgiebiger Stimmung, „ich bin bereit, Frieden mit Ihnen zu ſchließen und Ihre Bemerkungen zu vergeſſen, aber ich ſtelle meine Bedingungen.“

„Thun Sie es, Eva!“

„Wollen Sie in Zukunft nicht wieder über Perſonen ſpotten, die mir lieb ſind?“ — „Nein, Eva, ich will es nicht mehr thun!“

„Wollen Sie vor allen Dingen ſtets nur freundlich über Wilm ſprechen? Und nicht nur ſprechen, Sie ſollen auch freundlich über ihn denken.“

„Erſteres will ich verſuchen, — letzteres kann ich nicht verſprechen!“

„Und warum nicht?“ Ich wollte bei Moritzens unerwarteter Widerſetzlichkeit ihm meine Hände entziehen, aber er hielt ſie feſt in den ſeinen. „Eva, ſind Sie je in Ihrem Leben auf einen Menſchen eiferſüchtig geweſen?“

„Nein!“

„Nun, dann werden Sie auch die Empfindungen nicht verſtehen, die in mir aufſteigen, ſobald ich nur Wilms Namen von Ihren Lippen höre! Ich glaube, ich werde es niemals fertig bringen, freundſchaftliche Gefühle für ihn zu hegen, aber ich will Ihnen verſprechen, Ihnen nie wieder mit einer — nun, ſagen wir verletzenden Äußerung über ihn, obgleich ich immer noch finde, daß meine Worte höchſt unſchuldiger Art waren, — zu nahe zu treten; ſind Sie nun zufrieden?“

„Ich muß wohl“, entgegnete ich, „und nun, Moritz, laſſen Sie endlich meine Hände los!“

Aber der junge Mann gehorchte nicht dieſem Befehl, er zog mich im Gegenteil noch ein wenig näher an ſich heran und beugte ſich dann plötzlich tief zu mir nieder: „Eva“, flüſterte er mit unterdrückter Stimme, „wie ſchön ſind Sie und — fügte er noch leiſer hinzu, „wie lieb habe ich Sie!“

Ich blickte in grenzenloſer Überraſchung zu ihm auf: „Bin ich denn ſchön?“ fragte ich in zweifelndem Tone, denn noch niemals war mir das von jemand geſagt worden. „Kleine Mulattin“ wurde ich zuhauſe öfters genannt und bei meinen Indianerſpielen mit Heinz hatte der Onkel ſtets behauptet, wir hätten damit eine äußerſt paſſende Wahl getroffen, denn abgeſehen von unſerer europäiſchen Kleidung gehöre nicht allzuviel Phantaſie dazu, uns alle beide für Cooperſche Rothäute zu halten! Auf die abenteuerliche Idee, daß mich jemand ſchön finden könne, wäre ich nie gekommen.

Moritz lächelte über das unverfälſchte Erſtaunen, das ſich in meinen Mienen und meinen Worten ausſprach.

„Bin ich denn der erſte, der Ihnen das ſagt?“ fragte er zurück „nun, deſto beſſer! Ich fürchte nur, ich werde wahrlich nicht der letzte ſein, von dem Sie es zu hören bekommen.“

„Aber Wilm und Heinz ſagen es mir nie“, wandte ich mit ungläubigem Kopfſchütteln ein.

„Nicht, Eva? Nun, das braucht Sie nicht zu wundern, Brüder ſind ſelten galant und nicht wahr, Sie betrachten die beiden ja ganz als Ihre Brüder?“

„Ganz und gar!“ beſtätigte ich bereitwillig.

Dicht neben dem Platz, auf dem wir uns befanden, ſtand ein üppig blühender, wilder Roſenſtrauch, der unſer ſtetes Entzücken ausmachte. Moritz brach eine hellrote, kaum erſchloſſene Knoſpe und reichte ſie mir hin:

„Nehmen Sie dieſe Roſe, Eva, und wenn Sie es für wert erachten“, fügte er mit ſeltſam ernſter und inniger Stimme hinzu, „ſo behalten Sie dieſelbe zur Erinnerung an den Erſten, der es Ihnen ſagen durfte, wie ſchön Sie ſind — zur Erinnerung an einen, der die Stunden, die er mit Ihnen zubrachte, zu den glücklichſten ſeines Lebens zählt!“

Er hatte ſich bei dieſen Worten auf ein Knie vor mir niedergelaſſen, das hübſche Geſicht mit den lebhaften, braunen Augen zu mir emporgerichtet. Ich nahm die Knoſpe aus ſeiner Hand und da, — ich weiß nicht, wie es kam, fiel es mir nun urplötzlich dabei ein, wie mein guter, großer Wilm ſich wohl in einer ähnlichen Stellung ausnehmen müſſe! Dieſe Vorſtellung erſchien mir ſo komiſch, daß ich Moritz geradezu ins Geſicht lachte.

„Sie lachen über mich!“ rief dieſer, dunkelrot werdend, während er vom Boden emporſprang.

„Nicht über Sie“, erklärte ich immer noch lachend, „nur über den Gedanken, wie Wilm ſich wohl anſtellen würde, wenn er, ſo wie Sie es eben thaten, eine Blume überreichen ſollte!“

Nun lachte auch Moritz mit mir, aber eine gewiſſe, ſelbſtgefällige Art und Weiſe, mit der er es that, verdroß mich ſo, daß meine eigene Fröhlichkeit augenblicklich verſtummte. Mochte doch Wilm auch immerhin nicht das mindeſte von ſolch kleinen, zierlichen Galanterien verſtehen, ſo liebte ich ihn deshalb wahrlich nicht weniger und mochte auch ich bisweilen über ihn lachen, ſo geſtand ich dieſes Recht doch keinem anderen zu.

Daß trotz meines gewaltigen Zornes Moritzens ſpöttiſche Beſchreibung von Wilms Ausſehen übrigens keineswegs übertrieben war, davon konnte ich mich bald darauf ſelbſt überzeugen. Als ich nämlich meinen Freund verlaſſen hatte und den Feldweg entlang unſerem Hauſe zuging, kamen die Brüder gerade aus dem Walde heraus. Über Wilms linker Schulter hing ein Bündel zuſammengekoppelter großer Vögel, über die rechte hatte er nachläſſig ſein Gewehr geworfen, die Kleider waren beſtaubt und voller Blutflecken und die hohen Jagdſtiefeln zeigten unverkennbare Spuren, daß ihr Träger durch ſchmutziges Sumpfwaſſer gewatet war. Hatte ich aber vorhin über die Vorſtellung gelacht, wie Wilm ſich, eine Blume überreichend, ausnehmen würde, ſo mußte ich nun daran denken, wie ſein jetziger Aufzug, ſein rauhes, blutbeſpritztes Jagdkoſtüm meinem hübſchen Freunde wohl nicht weniger komiſch zu Geſichte ſtehen müſſe. Aber meine Gedanken verweilten nicht lange bei dieſer Vorſtellung, etwas anderes war es, was ſie ſeit meinem Geſpräche mit Moritz eifrig beſchäftigte, und über dieſen Punkt wollte ich mir möglichſt bald Aufklärung verſchaffen, deshalb lief ich ſofort den Brüdern entgegen.

„Wilm, Heinz“, ſagte ich, vor ihnen ſtehen bleibend und von dem einen auf den anderen blickend: „warum habt ihr mir nie geſagt, daß ich ſchön und liebenswürdig ſei?“

Im erſten Augenblick ſtarrte Heinz mich in maßloſem Staunen an und riß die großen, blauen Augen noch ein wenig weiter auf, als ſie es von Natur ſchon waren, dann aber brach er in ein ſchallendes, nicht enden wollendes Gelächter aus und konnte es nicht unterlaſſen, ſich in ſeiner Herzensfreude ein paarmal um ſich ſelbſt zu drehen; aber Wilm lachte nicht mit, und als ich jetzt zu ihm empor ſchaute, ſah ich ſein Auge mit ſo ernſtem Forſchen auf mich gerichtet, daß ich erſchrak und im ſtillen überlegte, ob etwas Unrechtes in meiner Frage gelegen hätte.

„Weshalb wir dir niemals ſagten, daß du ſchön und liebenswürdig ſeieſt, das heißt alſo, ein anderer hat es dir geſagt, Eva?“

Ich gab keine Antwort, aber ich fühlte, wie ich rot wurde, vor Ärger über die Dummheit, mit der ich mich verraten hatte.

„Heinz“, ſagte Wilm ruhig, „laß mich ein wenig mit Eva allein, ich habe mit ihr zu reden.“

Der gute Junge warf einen ſchnellen, beſorgten Blick auf das ernſte Geſicht ſeines Bruders, dann ſchielte er mit einer unausſprechlich komiſchen Grimaſſe, die ich mit einem trotzigen Aufwerfen des Kopfes beantwortete, zu mir hinüber und trollte ſich ſeines Weges. Wilm hatte den Arm auf den Lauf ſeines Gewehres geſtützt und blickte dem ſich langſam entfernenden Heinz ſchweigend nach; als dieſer außer Gehörweite war, wandte er den Kopf wieder nach mir um: „Willſt du mir meine Frage beantworten, Eva?“

„Welche Frage?“ Ich ſagte das nur, um Zeit zu gewinnen, denn ich wußte nur zu gut, was er meinte.

„Wer hat dir geſagt, daß du ſchön und liebenswürdig ſeiſt?“ Aber wieder ſchwieg ich, und zum erſtenmale in meinem Leben ſtiegen in mir gewiſſe rebelliſche Gefühle gegen Wilm auf. Wie kam er dazu, mich in ſolcher Weiſe zu examinieren, mich, ein erwachſenes Mädchen, zu dem ein anderer mit Bewunderung emporſchaute, für das man Blüten brach und dem man Huldigungen darbrachte? Hatte Moritz nicht ganz recht, wenn er mich daran erinnerte, daß Wilm weder mein Vater noch mein Bruder ſei und ich nicht verpflichtet wäre, ihm von all meinem Thun und Laſſen Rechenſchaft abzulegen?

„Eva“, ſagte da Wilms Stimme mitten in meinen Gedankengang hinein, „wann bin ich jemals ſo hart gegen dich geweſen, daß ich das Recht auf dein Vertrauen verloren hätte?“

Ach, all meine aufrühreriſchen Empfindungen verflogen bei dieſen Worten, es kam mir vor, als ob eine leiſe Trauer aus ihnen herausgeklungen hätte.

„Sprich nicht ſo, Wilm“, rief ich bittend aus, — „niemals warſt du ja anders als gütig und nachſichtig gegen mich und du beſitzeſt mein Vertrauen nach wie vor!“

„So“, ſagte Wilm langſam und ein etwas bitteres Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, „ich beſäße noch dein volles Vertrauen! So hätteſt du alſo nicht ſchon ſeit längerer Zeit ein Geheimnis ſorgfältig vor mir bewahrt, — ſo hätteſt du keine Bekanntſchaft angeknüpft, von der ich nichts wiſſen durfte, — ſo wärſt du nicht alle Abende mit deinem neuen Freunde am beſtimmten Orte zuſammengetroffen, — ſo kämſt du nicht jetzt, in dieſem Augenblick von ſolch einem Stelldichein —“

„Wilm“, unterbrach ich ihn heftig, mit dem kläglichen Verſuch, meine Verlegenheit hinter meine Empörung zu verbergen, „du haſt mir nachgeſpürt, meine Wege ausſpioniert!“

„Nein, das that ich nicht“, entgegnete er ruhig, „obgleich ich, ſo wie wir miteinander ſtehen, oder wenigſtens noch vor kurzer Zeit miteinander ſtanden, das volle Recht dazu gehabt hätte! Aber glaubteſt du im Ernſte, Eva, es würde dir gelingen, auf die Dauer ein Geheimnis vor mir zu verbergen? Bei meinem Vater und bei Heinz mag dir das vielleicht gelingen, aber bei mir niemals! Ich weiß wohl, ich bin nicht ſehr ſcharfſichtig, und es mag im allgemeinen nicht allzu ſchwer ſein, mich zu hintergehen, — aber dafür — Eva, es gibt ein Etwas, das mich gerade in allem, was dich betrifft, ein wenig hellſehender ſein läßt! Du verſtehſt mich nicht, — es thut nichts, ich wollte dir ja auch nur ſagen, wie ich gleich zu Anfang merkte, daß etwas war, wie es nicht ſein ſollte. Warum ſuchteſt du auf einmal meiner und Heinzens Geſellſchaft zu entgehen, während du früher ſo gern mit uns zuſammengeweſen biſt? Zuerſt hielt ich es für eine Laune, aber allmählich merkte ich, daß etwas Fremdes und Ungewohntes deine Gedanken ſtark in Anſpruch nehmen müſſe und nun wartete ich von Tag zu Tag auf ein Geſtändnis, das nicht kam und wahrſcheinlich nie gekommen wäre! Ich hörte von der Anweſenheit des jungen, fremden Herrn in unſerem Dorfe, ich begegnete ihm heute im Walde und ſah ihn die Richtung einſchlagen, die du, wie es mir vorkam, jetzt Abend für Abend zu deinem Spaziergange wählteſt. Da wurde mir alles klar! Sage nicht nein, Eva, das würde nichts nützen und mich unbeſchreiblich ſchmerzen, — ich weiß doch, daß ich recht habe.“

Ich war ganz kleinlaut geworden; hätte Wilm mich geſcholten, oder nur in einem ſtrengen Tone mit mir geſprochen, ſo würde ich vielleicht wieder verſucht haben, mich hinter Trotz und Zorn zu flüchten; ſo aber ſchlug ich vor dem bekümmerten Blick, mit dem er mich anſah, ſchuldbewußt die Augen nieder. Ein unbehagliches Gefühl grenzenloſer Scham kam über mich.

„Ich würde ſicher nichts abgeleugnet haben, Wilm“, ſagte ich mit leiſer Stimme, „ſo ſchlecht bin ich denn doch nicht! Habe ich ſehr unrecht gehandelt?“ ſetzte ich nach einer augenblicklichen Pauſe zögernd hinzu.

„Unrecht, Eva? Vielleicht bin ich unter allen Menſchen am wenigſten geeignet, darüber zu urteilen! Und dann, ich weiß ja auch nicht einmal, wie weit es zwiſchen euch gekommen iſt!“

„Wie weit es zwiſchen uns gekommen iſt? Wilm, wie meinſt du das?“

„Verſtehſt du mich nicht?“ fragte Wilm leiſe, er ſah mich forſchend an, dann zuckte er mit einer ungeduldigen Bewegung die Achſeln: „O Eva“, fuhr er fort, „ſo verſtehe mich doch und quäle mich nicht! Du mußt mich verſtehen, denn ich — ich kann mich nicht deutlicher erklären!

Ich ſchwieg ſtill, weil ich weniger als je begriff, was Wilm eigentlich von mir wollte; hätte ich es begriffen, ich würde ihm alles geſagt haben, was er zu wiſſen verlangte, denn ich ſah es ihm an, wie erregt er war, trotz ſeiner Bemühungen, ſeine gewöhnliche Ruhe beizubehalten.

„Eva, er kann dir in den vielen Stunden, die ihr miteinander zubrachtet, nicht nur von deiner Schönheit und Liebenswürdigkeit geſprochen haben!“

„Nein“, ſagte ich, froh, daß nun endlich eine deutliche Frage kam, die ich auch im ſtande war, deutlich zu beantworten, „das ſagte er mir heute zum erſtenmale.“

„Und worüber, — Eva, du machſt mir mein Verhör ſo furchtbar ſchwer, muß ich denn jedes Wort erſt mühſam aus dir herauspreſſen? — worüber redetet ihr denn ſonſt mit einander? — ſage mir nur das Eine, — ſprach er dir jemals von Liebe?“ Er hatte gezögert, ehe er dieſe letzten Worte ausſprach und dann waren ſie doch wieder ſo raſch und heftig über ſeine Lippen gekommen; ich hob den Kopf zu ihm empor und ſchaute in ſein Geſicht, er hatte es halb von mir abgewendet, aber ich ſah doch, wie eine heiße Glut in ſeine dunkle Wange geſtiegen war.

„Nein, niemals“, entgegnete ich ſchnell, — „oder doch, wart ein wenig, Wilm“, fügte ich mich beſinnend, mit unſicherer Stimme hinzu, „ja, er ſagte heute, daß er mich lieb hätte.“

„Und du, was haſt du ihm darauf geantwortet?“

„Nichts, Wilm“, erwiderte ich, ihn offen anſchauend, „ich dachte auch gar nicht mehr daran, bis zu dieſem Augenblick, wo du mich danach fragſt, und Moritz hat gar keine Antwort verlangt.

„Moritz!“ wiederholte Wilm mit ſcharfer Stimme, „nennſt du ihn immer ſo?“

„Ich weiß gar nicht, wie er ſonſt noch heißt“, entgegnete ich kleinlaut, denn ich merkte, daß dies in den Augen meines Pflegebruders ein neues Verbrechen war.

„Alſo dazu hat er dich gebracht und er hat es gewagt, dir von Liebe zu reden! — Narr, der ich war“, rief Wilm plötzlich mit einem bitteren Lachen aus, während er ſich mit der Hand heftig gegen die Stirne ſchlug, — „daß ich nicht gleich dazwiſchen trat, als ich merkte, daß etwas mit ihr vorging, daß ich wartete und hoffte, ſie würde ſich mir anvertrauen, daß ich es nicht glauben konnte und nicht glauben wollte, ſie könne ein Geheimnis vor mir haben — und dazu noch ein ſolches!“

Ich ſtand erſchrocken und zitternd vor ihm. So lange ich denken konnte, erinnerte ich mich nicht, Wilm jemals heftig geſehen zu haben, am wenigſten gegen mich; jetzt aber war er es und beim Anblick ſeiner zornigen Erregung kam das unklare, quälende Bewußtſein über mich, daß ich etwas Entſetzliches, Furchtbares begangen haben müſſe!

„Wilm“, ſagte ich leiſe, „vergib mir nur das eine Mal — gewiß, ich thue es nie wieder!“

„Wirklich!“ rief Wilm mit einer Stimme, die zwiſchen Hohn und Bitterkeit ſchwankte, „du thuſt es nie wieder, — das verſprichſt du mir, Eva! Nun, wahrhaftig, es iſt auch an dem einen Male genug — übergenug!“

Jetzt flog ich auf Wilm zu; durch allen Zorn hindurch hatte es aus ſeinen letzten Worten wie ein tiefes Weh geklungen und das konnte ich nicht ertragen! Ich achtete nicht auf ſeine beſtaubte, beſchmutzte Kleidung, auch nicht auf die abwehrende Bewegung ſeiner Hand, in einer Sekunde ſtand ich neben ihm und hatte beide Arme um ihn geſchlungen.

„Wilm, lieber Wilm, ſprich nicht in dieſem Tone mit mir, denn das iſt mehr, als ich mit anhören kann! Schilt mich lieber, verbiete mir, Haus und Garten ohne dich zu verlaſſen, beſtrafe mich, wie damals, als ich noch ein Kind war, nur ſieh mich nicht ſo an, wie du es vorhin thateſt und ſprich nicht in dieſer ſchrecklichen Weiſe mit mir!“

Wilm ſchwieg einige Minuten hindurch ſtill und ſah mit einem Blicke auf mich nieder, in dem Zorn und Erbitterung mehr und mehr einem tiefen Ernſte wich.

„Nein, Eva“, ſagte er endlich, meine Hände ſanft von ſich wegſchiebend, „ich habe nicht das Recht, dich zu ſtrafen, nicht einmal das, dir Vorwürfe zu machen, es iſt mir dies alles bis zu dieſem Augenblick nur niemals eingefallen; ich darf dir nur raten und dir meine Wünſche ausſprechen und wenn du meinen Rat in den Wind ſchlägſt und meine Wünſche nicht beachteſt, ſo kann ich nichts mehr thun!“

„Aber ich gebe dir das Recht, mir zu befehlen und zu verbieten“, rief ich faſt weinend aus, denn nie zuvor hatte Wilm ſo mit mir geſprochen, „und ich will alles, alles thun, was du von mir verlangſt, ich will Moritz nie wieder ſehen!“

„Und würde dir das ſehr ſchwer fallen?“ fragte Wilm mit gepreßter Stimme, ſich tief zu mir herabbeugend.

Ich ſchwieg einen Augenblick ſtill; all die vielen, fröhlichen Stunden, die ich mit Moritz verlebt hatte, zogen an meiner Erinnerung vorüber: ich dachte an ſeine heitere Liebenswürdigkeit, an ſein luſtiges Lachen, an die Freundſchaft, die er mir ſtets gezeigt, an die ſchmeichelhafte Bewunderung, die er mir heute ausgeſprochen hatte: „Ja“, ſagte ich ehrlich, „es würde mir ſchwer fallen, aber ich thäte es doch, Wilm, wenn du es wünſcheſt!“

Er ſah mich längere Zeit hindurch ernſt und forſchend an. „Nein, Eva“, ſagte er endlich und ein trübes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, „du meinteſt vorhin ſelbſt, ich wäre niemals hart gegen dich geweſen, ich will es auch in dieſem Falle nicht ſein. Du ſollſt deinen Freund nach wie vor ſehen, ich ſelbſt will ihn aufſuchen, ihn kennen lernen und ihn dir zuführen. Macht ſich dann alles ſo, wie ich es deutlich kommen ſehe, — nun, ſo ſei es ich bin es nicht, der euch Hinderniſſe in den Weg legen wird!“

Ich wußte zwar nicht recht, was Wilm mit dieſen letzten, kaum verſtändlich geſprochenen Worten ſagen wollte, aber ſo viel erkannte ich, daß er es gut und freundlich meinte, daß er mir die Freude, Moritz zu ſehen und zu ſprechen nicht nehmen wollte, daß er wieder mein alter, gütiger Wilm ſei! Leiſe ſchob ich meine Hand in die ſeine und Wilm hielt dieſe Hand feſt.

„Nur eins, Eva“, ſagte er, „keine heimlichen Verabredungen mehr mit dem jungen Manne, folge mir darin, ich verlange es ja nur einzig um deiner ſelbſt willen.“

Ich nickte ſtumm, denn zum ſprechen war mir in dieſem Augenblick das Herz zu voll. Wilms gütige Nachſicht mit mir, die ihn betrogen und hintergangen hatte, laſtete faſt ſchwerer auf mir, als ſein anfänglicher Zorn! Mein Pflegebruder warf ſein Gewehr wieder über die Schulter und wir wandten uns langſam dem Hauſe zu; es war dies ein ziemlich ſtummer Marſch, ich verſuchte wohl ein paarmal ein Geſpräch mit Wilm anzufangen, aber dieſer ſah düſter vor ſich nieder und antwortete mir ſo kurz und einſilbig, daß auch ich alle Luſt zum ſprechen verlor und ich nicht recht wußte, ob Wilm immer noch nicht völlig ausgeſöhnt ſei, oder ob ihn nur andere Gedanken ſo ausſchließlich beſchäftigten. Als wir faſt zu Hauſe angelangt waren, blieb mein ſchweigſamer Gefährte plötzlich ſtehen:

„Du haſt mich vorhin heftig geſehen“, ſagte er, „vergiß es, Eva! Du kannſt ja nicht wiſſen, was es geweſen iſt! Ich hätte es mir freilich längſt ſagen ſollen — es kam wohl auch zuweilen in qualvollen Stunden wie eine Ahnung über mich, aber dann ſchob ich es weit von mir und ſo habe ich mich jetzt doch hinreißen laſſen! Ich ſah, wie du vorhin unwillkürlich vor mir zurückſchreckteſt und ich möchte nicht, daß ein Gefühl des Mißtrauens und der Furcht in dir Platz fände! Deshalb bitte ich dich, Eva, verzeihe mir meine Heftigkeit und vergiß ſie!“

„O Wilm“, murmelte ich und ſchaute mit hellen Thränen in den Augen zu ihm auf.

„Weine nicht, Eva“, ſagte Wilm und drückte mir die Hand, die er während des ganzen Weges nicht losgelaſſen hatte, „habe nur Vertrauen zu mir, es wird noch alles gut für dich werden.“

Nun ließ er meine Hand aus der ſeinen und wandte ſich zum gehen, nach wenigen Schritten aber kehrte er wieder um; er blieb einen Augenblick ſchweigend vor mir ſtehen, dann plötzlich beugte er ſich zu mir nieder und drückte ſeine Lippen auf meine Stirn; in der nächſten Sekunde hatte er ſich wieder abgewandt und ging mit doppelt ſchnellen Schritten dem Hauſe zu.

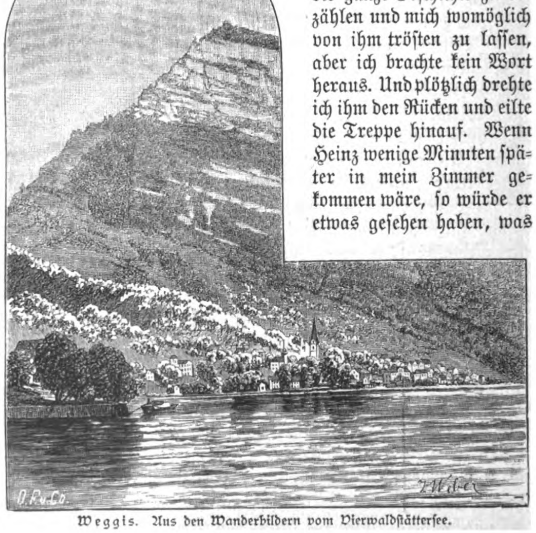
Überraſcht und betroffen ſtarrte ich ihm nach, ich konnte mich in Wilms ſeltſames Benehmen heute gar nicht finden, nicht in ſeine zornige Erregung, in ſeine ſonderbare Weichheit, am wenigſten in ſeine plötzliche Zärtlichkeit! Alles dies waren bei dem ernſten, ruhigen Wilm höchſt auffallende, noch nie dageweſene Dinge; kopfſchüttelnd ging ich weiter und rannte unter der Thür mit Heinz zuſammen, der ſeinen blonden Kopf herausſtreckte, vermutlich, um nach mir auszuſchauen.

„Sage mir um alles in der Welt, was geht zwiſchen dir und Wilm vor?“ waren ſeine erſten Worte. „Mein Fortſchicken ſchien mir gleich verdächtig und jetzt kommt Wilm mit einem Geſicht nach Hauſe, wie ich es noch gar nicht an ihm geſehen und wie ich es nicht einmal mache, wenn Herr Köhler in meinem franzöſiſchen thème anderthalb Dutzend Fehler findet und mich verurteilt, es noch einmal zu ſchreiben. Ja, wenn es nicht eben Wilm wäre, ſo möchte ich faſt behaupten, in ſeinem Auge etwas geſehen zu haben, was einer Thräne verzweifelt ähnlich ſchaute! Ich wollte ihm nachgehen, aber er ſah mich gar nicht an, ich glaube, er bemerkte mich nicht einmal, als er dicht an mir vorüber in ſein Zimmer ging. Was haſt du mit ihm gehabt, Eva?“

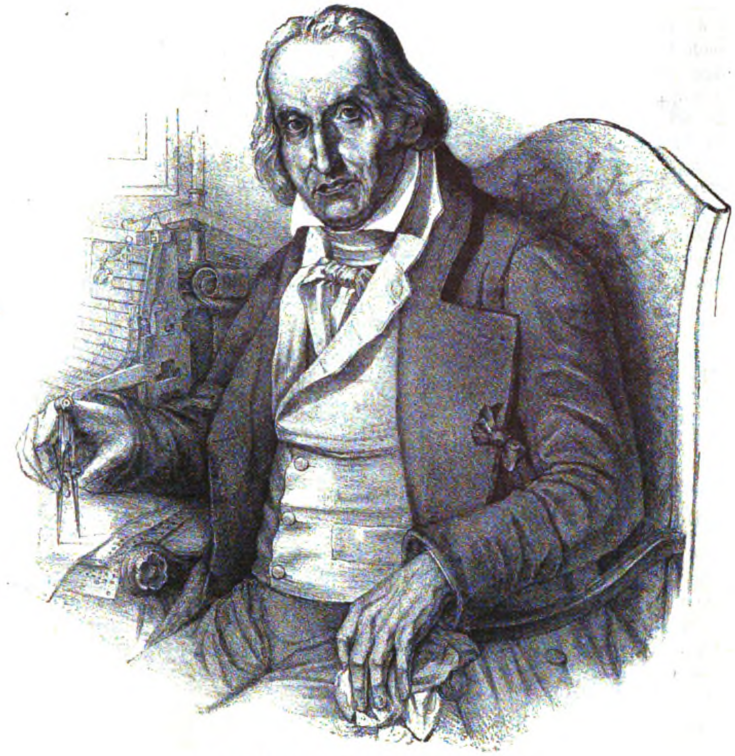
Ich glaube, das Geſicht, mit dem ich zu Heinz aufſah, muß ziemlich kläglich geweſen ſein, wenigſtens kann ich mit Beſtimmtheit behaupten, daß mir höchſt kläglich zu Mute war.

„Ach Heinz“, ſagte ich niedergeſchlagen, „ich fürchte, ich habe unrecht gehandelt und Wilm iſt mit Recht böſe auf mich.“

„Böſe?“ wiederholte Heinz kopfſchüttelnd, „ſo ſah er doch eigentlich nicht aus; aber was haſt du ihm denn gethan?“ Ich verſuchte zu ſprechen, um meinem treuen Gefährten die ganze Geſchichte zu erzählen und mich womöglich von ihm tröſten zu laſſen, aber ich brachte kein Wort heraus. Und plötzlich drehte ich ihm den Rücken und eilte die Treppe hinauf. Wenn Heinz wenige Minuten ſpäter in mein Zimmer gekommen wäre, ſo würde er etwas geſehen haben, was



Weggis. Aus den Wanderbildern vom Vierwaldſtätterſee.



Jacquard, der Erfinder des Jacquard-Webſtuhles.

nicht einer, ſondern einer ganzen Flut von Thränen täuſchend ähnlich geſchaut hätte!

Am Nachmittage des darauf folgenden Tages ſaß ich neben meinem Vormund in der hübſchen Buchenlaube unſeres Gartens; vor mir auf dem Tiſche lag eine rieſenhafte Zeitung mit, wie es mir wenigſtens vorkam, unzähligen Spalten, aus der ich dem Onkel mit vieler Zungenfertigkeit und geringem Verſtändnis hinter einander einen endloſen Leitartikel, alle wichtigen Nachrichten aus dem In- und Auslande, Tagesneuigkeiten, Gerichtsverhandlungen und Perſonalveränderungen und ſchließlich das Feuilleton vortrug. Ich könnte, ohne eine arge Lüge auszuſprechen, nicht behaupten, daß die Zeitung grade meine Lieblingslektüre geweſen wäre; ja ſelbſt in der für jeden Politiker und Zeitungsleſer ſo aufregenden Zeit der Reichstagswahlen blieb meine Gemütsruhe ſtets ziemlich ungeſtört, und ich begriff nie ſo recht, wie der Onkel und Wilm ſich ſo über die mir höchſt gleichgültige Frage ereifern konnten, ob Konſervative oder Radikale, Verfaſſungstreue oder ſonſt irgend jemand durchdringen würde! So paſſierte es mir denn auch heute ziemlich häufig, daß meine Augen über das Zeitungsblatt hinweg nach dem gelben Schmetterling huſchten, der vor mir auf und abgaukelte, oder daß ſie ſich verſtohlen nach der Gartenpforte richteten, in der ſtillen Hoffnung, es könne von dort her irgend eine willkommene Unterbrechung kommen; aber es nützte nichts, alles blieb ſtill und mein Vormund puffte die bläulichen Dampfwolken ſeiner Nachmittagspfeife mit ſolch offenbarem Genuſſe in die Luft und lauſchte meinen Worten mit einem Ausdruck ſo innigen Behagens, daß ich wohl merkte, er würde mir auch nicht eine Zeile des ganzen, rieſenhaften Blattes ſchenken. So ſenkte ich denn mit einem ſtillen Seufzer der Reſignation meine Augen wieder auf den ſpannenden „Delegationsbericht über das neue Wehrgeſetz“ nieder. Wo Wilm nur heute ſteckte? Gerade um dieſe Zeit war er ſonſt ſelten abweſend und nahm Heinz und mir, von unſeren Blicken voll ſtummen Jammers gerührt, gern das langweilige Amt des Zeitungsvorleſens ab. Heute aber war er gleich nach Tiſche fortgegangen und ich zerbrach mir vergeblich den Kopf darüber, wo er nur ſo lange blieb; ich harrte ſehnſüchtig auf ſeine Rückkehr, denn ich wollte ihn bitten, einen Spaziergang mit mir zu machen. Womit hätte ich den langen, vor mir liegenden Abend denn beſſer ausfüllen ſollen? Ein Gefühl der Leere überkam mich, als ich daran dachte, wie ich ſonſt um dieſe Zeit fröhlich fortgeeilt war, um ein paar angenehme Stunden, — die angenehmſten faſt aus dem ganzen Tage, mit Moritz zu verplaudern! Würde ich dies wohl je wieder thun dürfen?

(Fortſetzung folgt.)

Charles Marie Jacquard.

Von Dr. R. Ludloff-Coburg.

In der ſüdfranzöſiſchen Stadt Lyon, altberühmt durch ihre Seidenwaren, wurden im vorigen Jahrhundert ſchon gemuſterte Seidenſtoffe von außerordentlicher Schönheit hergeſtellt. Dieſe Stoffe, die noch heute mit ihren friſchen Farben und zierlichen Zeichnungen einen Schmuck unſerer Gewerbemuſeen und wertvolle Vorlagen für die neuere Kunſtweberei bilden, erforderten bei den unvollkommenen Webſtühlen der damaligen Zeit ſehr mühevolle Arbeit, dieſelbe Herſtellungsweiſe, wie ſie noch heute in Indien und Perſien bei der Herſtellung gemuſterter Stoffe z. B. der Teppiche und Shawls üblich iſt. Das Muſter des Stoffes wurde zunächſt vergrößert auf ein, mit einem Netz kleiner Quadrate überzogenes Papier aufgezeichnet; die querüber laufenden Linien des Netzes gaben ſodann den Einſchuß, die anderen die Kette des

Gewebes an. Waren darauf die Kettenfäden entſprechend der Zeichnung geſpannt, ſo gehörten drei Perſonen zur Bedienung des Webſtuhles: der liseur (Ableſer), der vor jedem Einſchuß von der Zeichnung ablas, welche Fäden der Kette zu heben oder zu ſenken ſeien, der tireur de lacs (Latzenzieher), welcher dieſe Kettenfäden der Reihe nach hob oder ſenkte, und der tisseur (Weber), der die Schiffchen mit den verſchiedenfarbigen Fäden handhabte und nach jedesmaliger Angabe des Ableſers den Einſchuß und das Weben ſelbſt beſorgte. Das Ableſen, welches die meiſte Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit erforderte, fiel in der Regel den Frauen zu, das Weben den männlichen Perſonen, zum Latzenziehen — dem Heben und Senken der Kettenfäden — verwendete man in den Weberfamilien allgemein die Kinder. Solch ein armes Kind hatte ein trauriges Los. Kam man zu jener Zeit in eine der Lyoner Seidenwebereien, — ſo erzählt eine franzöſiſche Schilderung, — ſo erblickte man inmitten eines großen Spinnennetzes von ſich kreuzenden Schnuren und vielfarbigen Fäden unter einem Wuſte von Hebeln und Zügen ein armes, blaſſes, hohläugiges, abgemagertes Kind, das in dieſem Käfige von Werkzeugen aus dem Netze von Tauſenden bunter Fäden nach jedem Einſchuß, alſo von Minute zu Minute, immer wieder genau nach der Vorſage der Ableſerin die einzelnen Fäden heben oder ſenken, ſpannen und kreuzen mußte, und dabei gezwungen war, mit dem ſchwachen Körper unaufhörlich die ſchwierigſten, mühevollſten Bewegungen zu machen. — Viele Hunderte dieſer armen Kinder, zunächſt natürlich die der Weberfamilien, friſteten ſo ein unſagbar trauriges Daſein. Die Weber waren bei der Dürftigkeit des Verdienſtes mit auf die Arbeit der Kinder angewieſen; an irgend welche andere Ausbildung der letzteren, an Schulunterricht, war unter ſolchen Verhältniſſen und zu jener Zeit nicht zu denken. Die meiſten der armen Kleinen wurden in der Regel bald durch den Tod von ihrem mühſamen Geſchicke erlöſt, nur wenige kräftigere vermochten die mörderiſche Arbeit längere Zeit auszuhalten und zu überdauern.

Auch dem Manne, deſſen Bild wir heute bringen, war in ſeiner Kindheit das Schickſal eines armen Latzenziehers beſtimmt. Geboren am 7. Juli 1752 zu Lyon, wo ſein Vater als geſchickter Seidenweber, ſeine Mutter als Ableſerin am Webſtuhle des Vaters thätig war, verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Junge, ſobald er nur Kräfte genug hatte, nach üblichem Herkommen zunächſt im elterlichen Handwerke als Latzenzieher verwendet wurde. Demnach blieb auch dem jungen Jacquard die Schule verſchloſſen; ſein Vater hielt, trotz der flehentlichen Bitten ſeines Kindes, jeglichen Unterricht für überflüſſig und wünſchte nur, den Sohn ſobald als möglich bei der Arbeit verwenden zu können. Aus dieſen Kinderjahren hat Jacquard das Mitleid mit den in der Weberei beſchäftigten Kindern mit auf den Weg genommen und das tiefe Erbarmen mit dem Loſe dieſer Unglücklichen hat ihn nachmals zu allen ſeinen bewunderungswürdigen Erfindungen in der Weberei angeregt.

Wir entnehmen den zahlreichen Biographien Jacquards — (unter den deutſchen iſt beſonders zu erwähnen diejenige des Profeſſors F. Kohl in Chemnitz, in deſſen preisgekrönter Schrift „Geſchichte der Jacquard-Maſchine,“ Berlin 1873, Nicolaiſche Buchhandlung) — daß derſelbe ſich ſchon in frühester Kindheit durch eine beſondere Hinneigung zu allerlei mechaniſchen Spielereien und Künſteleien bemerkbar machte und ſo wiſſensdurſtig war, daß er ohne Wiſſen und gegen den Willen des Vaters nach erlangtem zehnten Lebensjahre heimlich für ſich Leſen und Schreiben lernte. Die Abneigung gegen das väterliche Handwerk war jedoch mit den Jahren ſo groß geworden, daß Jacquard es durchſetzte, ſtatt der Weberei bei einem Verwandten die Buchbinderei und Buchdruckerei erlernen zu dürfen. Unabläſſig aber beſchäftigte ihn auch hier der Gedanke an die kümmerliche Lage der Weberei, zumal an das traurige Los der in der Weberei arbeitenden Kinder und er ſann immer wieder darüber nach, wie durch mechaniſche Verbeſſerungen des Webſtuhles vielleicht die Webearbeit erleichtert und vereinfacht werden könnte.

Als ſein Vater im Jahre 1772 ſtarb, erbte Jacquard nichts, als einen Webſtuhl und ein kleines Haus in Cauzon, zwei Meilen von Lyon, woſelbſt der Großvater Jacquards vormals das Gewerbe eines Steinſchneiders betrieben hatte. Jacquard, um ſich mehr ſeiner Neigung hingeben zu können, gab nun die Buchbinderei auf und richtete ſich in Lyon eine eigene Weberei und ein kleines Ladengeſchäft mit gemuſterten Seidenwaren ein. Er heiratete darauf die Tochter des Waffenſchmiedes Boichon in Lyon, eine ſanfte, gute Frau, die ihn in glücklichſter Ehe mit einem Sohne beſchenkte. Dadurch jedoch, daß ihm die zugeſagte Ausſteuer von den Verwandten ſeiner Frau vorenthalten wurde, kam Jacquard in einen Rechtsſtreit und in geſchäftliche Verlegenheiten, welche ihn ſchließlich nötigten, ſein Geſchäft und ſein Erbe zu verkaufen. Mehrere mechaniſche Erfindungen, zu deren Veröffentlichung ihn die Not anſpornte, namentlich Verbeſſerungen am Webſtuhl, blieben, da Jacquard zu beſcheiden damit auftrat, unbeachtet und unbezahlt, ſo daß er zuletzt gezwungen war, um für ſich und die Seinen Brot zu erwerben, in einem Gypsbruche bei Lyon mehrere Jahre lang Taglöhnerarbeit zu verrichten.

Als im Jahre 1789 die franzöſiſche Revolution ausbrach, nahm Jacquard mit Begeiſterung an den Kämpfen ſeiner Vaterſtadt für die vermeintliche Sache der Freiheit Anteil. Er trat in das Heer der Republik ein, kämpfte als Unteroffizier mit ſeinem Sohne auf den Mauern Lyons und mußte nach Beſiegung der Stadt mit vielen Tauſenden anderen fliehen, um der unmenſchlichen Rache der Sieger zu entgehen. Mit ſeinem Sohne ließ er ſich von neuem zur republikaniſchen Armee werben; im Regimente Seine et Loire beteiligte er ſich mit ſoviel Auszeichnung an mehreren Gefechten, daß er zum Mitgliede des Sicherheits-Ausſchuſſes ernannt wurde. 1795 wurde ſein Sohn in einem Gefechte tödlich verwundet; Jacquard brachte ihn ins Spital, wo er in ſeinen Armen ſtarb. Überwältigt vom Schmerze über den Tod ſeines einzigen Kindes, aber auch mit veranlaßt durch den Abſcheu vor den wachſenden Greueln der Revolution, nahm Jacquard ſeinen Abſchied vom Heere, um nach Lyon zurückzukehren. Dort fand er eine durch blutige Schrecken und Not entvölkerte Stadt. Auch die Frau Jacquards war geſtorben, und er, der nun von ſeinen Lieben verlaſſen allein in der Welt ſtand, gab ſich fortan ganz dem angeborenen Hange zu mechaniſchen Erfindungen und Verbeſſerungen hin. Es gelang Jacquard, wohlhabende Gönner zu finden, deren Unterſtützung ihm ermöglichte, eine alte, längſt im Kopfe fertige Idee zur Ausführung zu bringen: einen Webſtuhl, welcher durch mechaniſche Vorrichtungen (Fußhebel) das Latzenziehen der Kinder bei der Muſterweberei entbehrlich machte. Als er mit dem neuen Geräte im Jahre 1801 auf der Induſtrieausſtellung zu Paris einen Preis und die bronzene Medaille erlangt hatte, verbreitete ſich dasſelbe raſch in allen Lyoner Webereien, ſo daß die Kinderarbeit in denſelben allmählich ganz in Wegfall kommen konnte. In Anerkennung der Erfindung räumte der Magiſtrat von Lyon dem Erfinder ein Freizimmer im Palaſte der ſchönen Künſte ein, unter der Bedingung, daß Jacquard hierfür junge Weber in der Handhabung ſeines neuen Webſtuhles unterrichtete.

Im Jahre 1803 ſchrieb die franzöſiſche Regierung einen Preis für eine Maſchine zur Herſtellung von Fiſchnetzen aus. Jacquard löſte die Aufgabe und teilte die Löſung gelegentlich einem Freunde mit; dieſer, der die allzugroße Beſcheidenheit Jacquards wohl kannte, benachrichtigte im ſtillen den Magiſtrat von Lyon, von welchem die Nachricht ſogleich nach Paris weiter befördert wurde. Kurze Zeit darauf kam dem nichts ahnenden Jacquard der obrigkeitliche Befehl zu, ſich ſofort zum erſten Konſul der Republik, dem General Napoleon, nach Paris zu begeben. Ein Gendarm erhielt den Auftrag, ihn dahin zu begleiten. Jacquard wurde nach ſeiner Ankunft ſogleich zu Napoleon befohlen und von dieſem mit der ſcherzhaft heftigen Anrede empfangen: „Sind Sie der Mann, der das Unmögliche machen zu können behauptet, einen Knoten in eine geſpannte Schnur?“ — Über den ſonderbaren Empfang erſchrocken, vermochte Jacquard kein Wort zu erwidern, bis ihm durch freundliche, anerkennende Worte endlich Aufſchluß zu teil wurde. Man entſchädigte ihn dann reichlich für die ausgeſtandene Beſchwerde dadurch, daß man ihm für ſeine Fiſchnetz-Webemaſchine die große goldene Medaille, 3000 Frank und eine Anſtellung im Konſervatorium der Künſte und Gewerbe bewilligte. Dieſe letztere Anſtellung entſprach ſo recht den Wünſchen Jacquards, da ſie ihm erlaubte, ſich ganz ſeinen Liebhabereien, mechaniſchen Studien und Verſuchen, hinzugeben. — In den Sammlungen des Konſervatoriums fand Jacquard die Überreſte eines Webſtuhles, welchen der durch ſeine Automaten berühmte Mechaniker Vaucanſon für die Muſterweberei konſtruiert hatte. Man hatte dieſen Webſtuhl, da ſich ſeine Herſtellung als zu koſtſpielig und ſeine Handhabung als zu ſchwerfällig erwieſen hatte, nicht in der Weberei brauchen können; vom Modell im Konſervatorium waren einzelne Teile im Laufe der Zeit verloren gegangen und niemand hatte dies wieder zu erſetzen oder überhaupt den Mechanismus des Gerätes zu erklären vermocht. Dem Scharfſinne Jacquards gelang es, die verlorenen Teile wieder völlig zu ergänzen und er bemerkte hierbei an dem Vaucanſonſchen Webſtuhle einige mechaniſche Vorrichtungen, die ihm bei entſprechender Abänderung äußerſt brauchbar erſchienen. — Bei dem Webſtuhle, welchen, wie wir erwähnten, Jacquard im Jahre 1801 erfunden hatte, war wohl die Arbeit des Latzenziehens durch Kinder entbehrlich geworden, nicht aber die des Muſterableſens und hierdurch war die Leiſtung immer noch ſehr langſam und gering. Nun zeigte ſich Jacquard die Möglichkeit, auch das mühſame, zeitraubende Ableſen entbehrlich zu machen. Die Art und Weiſe dieſer höchſt ſinnreichen und dabei äußerſt einfachen Vorrichtung, wie ſie von Jacquard erdacht und in Anwendung gebracht wurde, kann hier nicht wohl erörtert werden; die gelegentliche Beſichtigung eines Jacquard-Webeſtuhles, deren ja viele Tauſende gegenwärtig in allen ziviliſierten Ländern thätig ſind, wird am beſten über das Weſen des außerordentlich ſinnreichen Gerätes belehren.

Übrigens bedurfte Jacquard mehrere Jahre Zeit und vieler Verſuche, bis es ihm gelang, ſeiner Erfindung eine brauchbare Geſtalt zu geben. Er war mittlerweile vom Magiſtrate der Stadt Lyon aus Paris zurückberufen worden (1804), um die Leitung eines Arbeitshauſes in Lyon zu übernehmen, und die Gunſt Napoleons I, deſſen ſcharfes Auge und gutes Gedächtnis für Talente ſich an ihm bewährte, hatte ihm in einer aus Berlin datierten Verfügung eine lebenslängliche Penſion von 3000 Frank zugeſichert. Erſt im Jahre 1807 hatte Jacquard ſeinen Webſtuhl, wie er mit unweſentlichen Änderungen heute überall im Gebrauche iſt, vollendet, und als im Jahre 1808 die franzöſiſche Regierung eine Preisbewerbung für Verbeſſerungen in der Weberei ausſchrieb, wurde ihm für ſeine Erfindung der erſte Preis zuerkannt. War dieſe ehrenvolle Auszeichnung auch wohlverdient, ſo rief dieſelbe doch anderſeits Neid, Mißgunſt und bittere Feindſchaft wach. Die Weber in Lyon fürchteten, durch die neue Erfindung in ihrem Geſchäfte benachteiligt, im Handverdienſte geſchmälert zu werden; ſie lieferten deshalb mit dem neuen Webſtuhle abſichtlich verdorbene Waren und veranlaßten hierdurch auch die Fabrikanten zu ungünſtiger Meinung über denſelben. Die Erbitterung gegen den neuen Webſtuhl und ſeinen Erfinder ſtieg ſoweit, daß ſchließlich ein Haufe rohen Geſindels heulend und brüllend vor die Wohnung Jacquards zog, die Modelle ſeines Webſtuhles mit Gewalt raubte, dieſelben zertrümmerte und auf einem öffentlichen Platze in Lyon verbrannte. Der Magiſtrat von Lyon, hingeriſſen von jenem kopfloſen Tier, welches ſich die öffentliche Meinung nennt, verweigerte Jacquard die fernere Auszahlung der ihm vom Staate bewilligten Penſion. Nicht genug damit, ſtrengten die Fabrikanten gegen Jacquard eine Entſchädigungsklage wegen der durch ſeine Webſtühle verdorbenen Waren an und der Gewerberat von Lyon entſchied die Klage zu ſeinen Ungunſten. Jacquard, in äußerſter Bedrängnis und Not, erlangte mit inſtändigen Bitten, daß man ihm vor Vollziehung des Urteils geſtattete, durch eigenhändige Probearbeit die Brauchbarkeit ſeiner Erfindung darzuthun. Vor einer großen Zuſchauermenge webte nun Jacquard auf einem neu hergeſtellten Webſtuhle ein gemuſtertes Gewebe, deſſen tadelloſe Ausführung allgemein anerkannt werden mußte, und durch deſſen Herſtellung er zugleich die Grundloſigkeit der Anfeindungen, wie die treffliche Brauchbarkeit ſeines Gerätes unwiderleglich bewieſen hatte.

So grimmig man vorher Jacquard angefeindet hatte, ſo ſchnell und überwältigend wendete ſich ihm nun wieder die öffentliche Gunſt zu. Der Gewerberat zog ſein Urteil zurück, der Magiſtrat erkannte ihm die Penſionsberechtigung wieder zu, die Weber der Stadt Lyon gaben ihm eine öffentliche Ehrenerklärung, der Staat verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion, und, was für Jacquard wohl das wichtigſte war, der neue Webſtuhl wurde allgemein eingeführt und verdrängte in kurzer Zeit alle anderen Muſterwebſtühle. Bei ſeiner großen Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit zog Jacquard aus den günſtigen Verhältniſſen wenig Gewinn; er lehnte ſowohl glänzende Anerbietungen des Auslandes ab, wie er auch Patente ſeiner Erfindung zu nehmen verſchmähte und er fand ſeine Befriedigung allein darin, die ſchwierige Weberarbeit erleichtert, das Los der Weberfamilien verbeſſert, insbeſondere aber die Verwendung von Kindern in der Muſterweberei entbehrlich gemacht zu haben.

In ſtiller Zurückgezogenheit verlebte Jacquard noch eine Reihe von Jahren auf einem kleinen Landſitze zu Oullins bei Lyon. Hochgeſtellte Perſonen aus aller Herren Ländern, die den berühmten Mann zu beſuchen kamen, verwunderten ſich gleich ſehr über ſeine ſchlichte Lebensweiſe, wie über ſein beſcheidenes, ſelbſtloſes, zufriedenes Weſen. Einfach und natürlich in ſeinen Äußerungen, voll Milde und Verſöhnlichkeit, wo das Geſpräch auf die erlittenen Anfeindungen kam, bewährten ſich die angeborene Lebhaftigkeit und der erprobte Scharfſinn des hochbetagten Mannes vornehmlich dann, wenn die Rede auf mechaniſche und induſtrielle Dinge gebracht wurde. In den letzten Tagen ſeines Lebens ſtörte die Erinnerung an die harten Bedrängniſſe, welche er mit ſeiner Erfindung zu leiden gehabt, zuweilen ſeine Ruhe; er ſah im Geiſte Scheiterhaufen von ſeinem Webſtuhle brennen und glaubte das wilde Geſchrei des gegen ihn aufgebrachten Geſindels zu hören. Stellte ſich dann die geiſtige Klarheit wieder ein, ſo unterließ er niemals zu Gott für ſeine früheren Widerſacher zu beten.

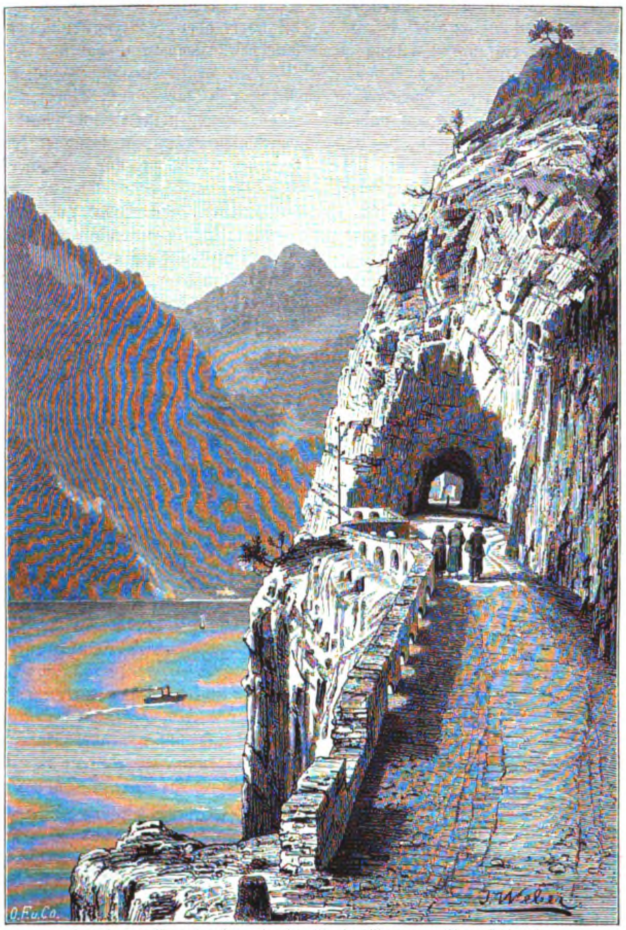
Am 7. Auguſt 1834 entſchlief Charles Marie Jacquard ſanften Todes im Kreiſe einiger Freunde, im Alter von 83 Jahren und fand eine Ruheſtätte auf dem Friedhofe zu Oullins bei Lyon. Zu dieſer Zeit waren allein in Lyon, namentlich in den Fabriken daſelbſt, ſchon über dreißigtauſend Jacquardſtühle im Gebrauche. Der Magiſtrat von Lyon eröffnete noch im gleichen Jahre eine Sammlung für ein Standbild Jacquards; erſt im Jahre 1840 konnte jedoch das Monument auf dem Sathonayplatze in Lyon errichtet werden, ſo gering war die Dankbarkeit derer, die dem Erfinder unermeßlichen Reichtum ſchuldeten. — Dauernder als Erz aber wird das Andenken Jacquards im Herzen der Menſchen währen und höher faſt als ſeine Erfindung ſelbſt wird im Gedächtnis kommender Zeiten die Menſchenliebe geſchätzt werden, die Jacquard geleitet und auf rauhem, mühſamen Pfade zum Ziele gebracht hat.

An den Geſtaden des Vierwaldſtätter Sees.

Der vielbereiſte, herrlich beſungene Vierwaldſtätter See! Nach Nord, Oſt, Süd und Weſt ſtreckt er ſeine Arme aus und umfängt eine kleine Welt von Anmut und Erhabenheit. Haſt du ihn einmal geſehen, ſo läßt dich die Sehnſucht nach ihm nicht ſo leicht wieder los, und ſchnürſt du dein Bündel zur Sommerfahrt, ſo tauchen ſeine Geſtade vor dir auf und verlocken dich. Du ſträubſt dich wohl gegen dieſe Lockung, blätterſt im Bädeker und meinſt: „Dies Jahr muß es etwas ganz Neues ſein; Luzern, Brunnen und Flüelen kenne ich ja in- und auswendig und vom Pilatus bis zum Briſtenſtock ſind mir die Gipfel und Firnen alte Freunde! Bei geſchloſſenen Augen könnt' ich ſie zeichnen!“

Sprich nur ſo, und dann ſei nur erſt am Bodenſee, lieber Freund! Ich wette, du überzählſt deine Reiſekaſſe, begibſt dich ans Rechnen und Zeitmeſſen. „Ein kleiner Abſtecher nach Luzern wenigſtens — dazu muß und ſoll es reichen!“ Siehſt du, und nun biſt du ſchon in Zürich: der Blick vom Bauſchänzli iſt im vollſten Sinne des Wortes ſonnenklar — da liegen die Schneehäupter und ehe du dich recht beſinnſt, haſt du dir dein dreitägiges Luſtfahrtbillet gelöſt und der Schaffner koupiert die Strecke: Zug — Luzern.

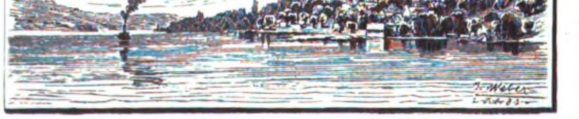
Groß und feurig ſteht die Abendſonne hinter dem Pilatus, gegenüber, die Fenſter des Rigi-Staffelhauſes, glitzern als Goldfünkchen, da fahren wir ein in den Luzerner Bahnhof. Nun weiter, am Schweizerhofkai entlang, zum Hotel National, das ſich, ein prächtiger Luginsland, hart am See aufgebaut hat. Welch ein buntes Gewimmel und Gewoge auf den Kais! Anmut und Verſchrobenheit führen ihre neuen Reiſetoiletten ſpazieren und laſſen ſich von den Obſtſtänden reizen, auf denen die Schätze des üppigen Hochſommers geſtapelt liegen: Pfirſiche und Aprikoſen, ſchwarzgrüne Feigen, die ihr rotes Herzblut nicht ahnen laſſen, ſaftige Birnen und Melonen, dazwiſchen Roſen und Levkojen, Nelken und Reſeden in ganzen Bündeln. Ich warne dich! Halt deine Franken und Rappen ſehr feſt, wenn du nicht etwa von vornherein die Abſicht haſt, der duftigen Verſuchung zu unterliegen. Mehr als ſonſt fallen in dieſem Jahre die zahlreichen Franzoſen auf, die Luzern zum Reiſeziel gemacht haben, weil das Geſpenſt der Cholera ihnen die eigene Heimat für eine Weile unbehaglich gemacht hat. Schon unterwegs im Koupee war's ein lebendiges Plaudern und Plappern und auch uns gegenüber haben Glieder der grande nation geſeſſen, Vater, Mutter und Söhnchen. Sie zeigten ſich jedoch den Prussiens ſehr liebenswürdig; ihre feine Höflichkeit, ihr graziöſes Verbeſſern unſeres Radebrechens hat uns den Raſſenhaß vergeſſen laſſen. Jetzt bevölkern ſie in mancherlei Geſtalt die Speiſeſäle unſeres Hotels und lauſchen nach dem Souper im Veſtibüle dem Konzerte der vier Italiener, die zu Geige und Mandoline ihre feurigen Volkslieder ſingen, in denen ſich Liebesſehnen und Liebesglut ſo wunderſam paaren. Ja, haſt du erſt einmal la Mandolinata und Sta. Lucia von dieſen beredten Lippen gehört, und geſehen, wie das ſprühende Auge, der ganze, ſchmiegſame Körper des Sängers mitſingt, ſo wagſt du mit deiner braven, deutſchen Mittelſtimme dich ſchwerlich wieder daran, und jeder elende Leierkaſten, der dir dieſe Melodieen mit dem nötigen Tremolo vorführt, verurſacht dir ein wenig Herzweh.



Partie der Axenſtraße. Aus den Wanderbildern vom Vierwaldſtätterſee.

Endlich iſt's totenſtill im Hotel geworden. Wir wohnen im dritten Stock, hoch über den Thorheiten der Menſchen. Tief unter uns liegt ſtumm und ſchwarz der See, kein Lüftchen kräuſelt ihn, mit den Sternen des Himmels um die Wette ſpiegeln ſich die Lichter der Stadt im klaren Waſſer. Nur einmal noch rauſcht es auf; das Vergnügungsdampferchen der Penſion Gottlieben mit rubinroten und ſmaragdgrünen Lampions und einer luſtigen, Jodler ſtümpernden Geſellſchaft fährt noch zu ſpäter Stunde heimwärts in der Richtung auf Meggen; die Glocken ſagen in allen Tönen die Mitternacht an — nun iſt es Zeit, ſich zu trennen und den erquickenden Schlummer zu ſuchen. Wundervoll ſteigt der junge Morgen empor und da haben wir ſie endlich wieder, die Zacken und Zäckchen der Felſen, die fernen Schneefelder, die grünen Matten. Die Farbe des Sees, von dem der weiße Morgennebel aufſchwebt, gleicht mehr als je dem Malachitſteine, der bewölkte Himmel wird blau und blauer, der Pilatus badet eine Weile ſein trotziges Haupt im Sonnenlichte, dann aber zieht er ſich doch wieder die Tarnkappe mit dem grauen Kragen über die Ohren, während drüben die Engelberger Alpen ihre weißen Stirnen dem ſchönen Tage zum Kuß bieten, und die wunderlich zerklüfteten Formen des Roſtſtocks zu fragen ſcheinen: „Was ficht uns des Himmels Laune an?“ — Aber des Himmels Laune verſpricht uns ſchönes Wetter zu ſchenken; denn „der Pilatus hat einen Hut, und das trügt nie“, ſagen die Luzerner dem Fremdling zum Troſte und ignorieren die häufigen Ausnahmen von der Regel. Nach dem Frühſtück geht's zu Wagen gen Küßnacht. Ein leichter, zweiſitziger Einſpänner, ein jugendlicher Roſſelenker mit ſchlehenſchwarzen Augen und jenem unverſtändlichen „Schwizerdütſch“, das aus lauter Gutturaltönen und gequetſchten Vokalen zuſammengeſetzt ſcheint. Er thut ſein Beſtes, um uns die Gegend zu erklären und zu berichten, was das Volk ſagt. — Eine gottgeſegnete Sommerlandſchaft! Überall der würzige Duft des friſchen Heues und der Roſen und Nelken, die in jedem Garten üppig wuchern, mit den Sternen der Sonnenblume, den ſamtnen Bällchen der Skabioſe vermiſcht. Die braunen Holzhäuſer ſind ungemein maleriſch. Traubenſchwere Weinſtöcke werfen ihre Ranken und Reben über die drei oder vier ſchmalen Vordächer, die jedes Geſchoß abſchließen, im Fenſter ſchnurrt das ſchwarze Hauskätzchen, Bienenkörbe lauſchen aus dem Grün hervor und ihr emſiges Völkchen ſummt von Blüte zu Blüte.

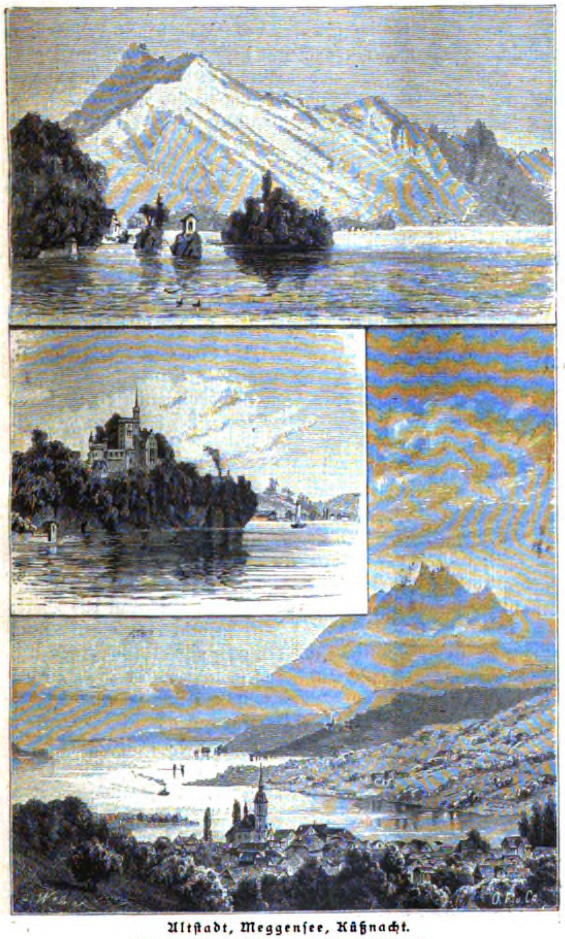
Da, wo das Vorgebirge Mezgenhorn mit ſeiner turmgekrönten Villa im Garten auftaucht, erſcheinen links vom Pilatus in der Ferne die Schneehäupter der Berner Alpen, Silberhorn, Jungfrau, Mönch und Eiger, von keiner Wolke, keinem Dunſtflöckchen umſchleiert, uns zu Füßen ſchimmert der grüne See. Seine Wellen ſchillern in die ſanfteſte Perlfarbe hinüber, wie ſie ſich heben und ſenken und um Altſtad ſpielen, das buſchige, geheimnisvolle Inſelchen ſeitwärts vom Mezgenhorn. Du ſiehſt noch den bröckelnden Mauerreſt des uralten Suſthauſes, in dem die Luzerner Kaufleute ihre Waren ſpeicherten. Einſt, ſo erzählt die hübſche Sage, lag das Altgeſtad im Sumpflande vor der Stadt Lucerna, der Leuchtenden.



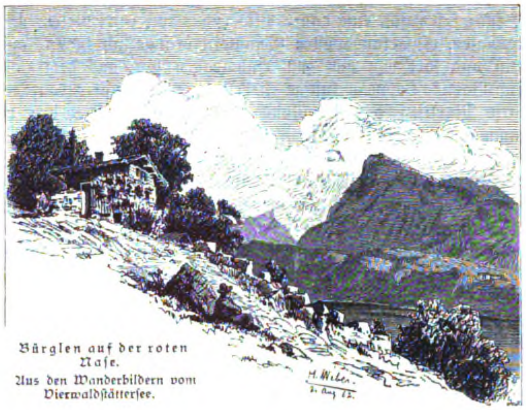
Greppen: Aus den Wanderbildern vom Vierwaldſtätterſee.

Da hatte ſich ein junger Handelsherr ſein ſchönes Liebchen, eine Sennin, von drüben aus den Stanzer Bergen geſtohlen und hielt ſie zu Altgeſtad im Suſthaus verſteckt, zwiſchen ungeheuren Weinfäſſern aus dem fernen Veltlin. Allein die wilde Dirne, die da drei Tage und drei Nächte im Finſtern kauerte und keine Schale Milch zur Erquickung hatte, ertrug den Durſt nicht länger. In der vierten Nacht ſtand der Tod mit ſeiner Sanduhr vor ihr im Suſthauſe und wetzte ſeine Senſe und griff nach ihr, da ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und ſchlug den Zapfen aus dem mächtigſten Faſſe, daß der Wein hervorſtürzte, ihr den Durſt löſchte und den Tod aus dem Suſthauſe hinweg ſchwemmte. Der Wein aber rauſchte in Strömen unter der Thüre fort und einigte ſich mit dem Reußfluß. So ward das Sumpfland überflutet und ward die Inſel Altſtad aus dem Altgeſtad und in der fünften Nacht führte der Kaufherr ſein Liebchen im Kahn davon nach Flüelen und der Gotthardſtraße.

Von Altſtad weiter gegen Meggen zu, wo die Kindergräber wie liebliche Blumenbeete um die Kirche liegen und vom alten Hauſe hinter der Kirche die Muttergottes lächelnd auf den friedlichen Totengarten blickt, daneben die freundliche Sommerfriſche Gottlieben. Dicht vor Küßnacht lagert ſich das hübſche Wieſenſtädtchen Greppen ſo recht behaglich am Ufer hin, und hier iſt ſchon Küßnacht in der Bucht: ſchmale Gäßchen, hohe Oleander vor den Häuſern, das Wirtshaus am See ein Bildchen in prächtigem Bergrahmen. Eine angelnde Britin mit ſchwarzer Brille auf der Naſe und ein Pärchen in der Laube ſeitab, das ſich hier zuſammengefunden hat und ſich beim Wein die völlige Unzulänglichkeit des Alleinreiſens eifrig klar macht, das iſt alles, was dies Idyll uns heute vom Fremdenverkehr zeigt. Zwei ganz unverkennbare Philologen der niederen Grade begegnen uns noch in der hiſtoriſchen hohlen Gaſſe, die dem Wanderer ſchon längſt keine Furcht mehr zu erregen braucht, wir werfen einen Blick auf die hübſchen Fresken und den buntverzierten Altar der Tellskapelle und dann geht's in ſcharfem Tempo zurück nach Luzern und an Bord der Helvetia gen Flüelen.



Altſtadt, Meggenſee, Küßnacht.
Aus den Wanderbildern vom Vierwaldſtätterſee.



Bürglen auf der roten Naſe.
Aus den Wanderbildern vom Vierwaldſtätterſee.

Die Helvetia iſt kein Schnelldampfer und ein beſchauliches Publikum hat ſich auf ihr verſammelt. Weder der Schweizer Kleinbürger fehlt mit Weib und Kind und vielen Körblis und Päcklis, noch der engliſche Reverend mit ſchweigſamer Gattin, holden Töchtern und abgeſchmackt gekleidetem, alpſtockbewaffnetem Sohne. Im übrigen Franzoſen und abermals Franzoſen wohin du ſiehſt, Monſieur, Madame, Bébé und die mehr oder minder unterwürfige Bonne. Aha, und dort ſteht auch der biedere Graukopf aus dem Koupee zwiſchen Konſtanz und Zürich! Einer jener barmherzigen Brüder, der ſeine Abonnementskarte fürs Schiff zwiſchen Luzern und Brunnen verfährt und alle Rigiwanderer belehrt, warnt, ausforſcht, von den Kulmhotels abrät, die Scheidegg warm, das Kaltbad noch wärmer empfiehlt, den Sonnenaufgang für eine „überſpannte Geſchichte“ erklärt, den Untergang allenfalls gelten läßt, wenn der liebe Gott gefälligſt Alpenglühen aufs Programm ſetzt. Er führt ein verwittertes Notizbuch bei ſich, in das er ſeit zehn Jahren ſchon beſonders großartige Rechnungsſummen kopiert hat, die er Lord ſo und ſo und Graf ſo und ſo verdankt und den Rigineulingen als Schreckmittel vorzeigt. Er gehört zum Klettengeſchlecht, und da man den Rigi und all ſeine Zufallsgenüſſe und Enttäuſchungen am beſten ſelbſt erprobt, dankt man ſchließlich Gott, wenn der barmherzige Bruder Wäggis, Vitznau und Gerſau glücklich hinter ſich und ſeine Schlachtopfer an den Landungsbrücken mit Kern- und Segensſprüchen und einem Schock goldener Ratſchläge entlaſſen hat. Bis Brunnen ſchmuggelt er ſich von einer Gruppe zur anderen und ſtreut allgemeine Weisheit aus, in Brunnen ſetzt er ſich vor den goldnen Adler oder das Rößli zum Saſſellawein und wartet in Gemütsruhe das letzte Schiff zurück ab. — Uns läßt er in Frieden; denn wir reiſen dem Rigi vorbei.

Die Fahrt von Luzern aus bietet jedesmal neue Reize, die dem Eingebornen der Urkantone, wenn man ihm Glauben ſchenken darf, genau ſo beſtrickend bleiben, wie ſie dem Fremdlinge werden. Der See in ſeinem ewigen Wechſel von Ruhe und Bewegung, das Funkeln der Sonne, das Spiel des Windes mit dem Waſſer, die Wolkenſchatten, die das Malachitgrün der Wellen zur Bronzefarbe verdunkeln, das Gleiten und Wallen der Nebel um Firn und Feld, durch Wald und Wieſe — wer vergäße das je, wer vermöchte es zu malen und zu beſchreiben!

Bis Gerſau geht die Reiſe glatt von ſtatten. Zuerſt der Rückblick auf Luzern und den Pilatus mit ſchwerumwölkter Stirn und den Bürgenſtock, kühn vorgelagert in tiefem Schatten. Ihm gegenüber die Züge des Rigi in Licht getaucht, ſo daß man jede Ader und Furche des Felsgeſchiebes erkennt. Zu Füßen des vielumworbenen Bergrieſen ſtreckt ſich Wäggis, wo die Thätigkeit des barmherzigen Bruders vom Rigi beginnt. Und hier iſt Vitznau! Der rote Wagen der Schnurtobelbahn ſteht ſchon bereit und füllt ſich raſch, eine ganze Pilgerſchar mit befriedigten, mißvergnügten, erwartungsvollen Geſichtern drängt ſich zu uns aufs Schiff und fort von uns zum Bahnwagen hin, aus dem Hotel „Rigi-Bahn“ kommen luſtige Fiedelklänge und unter den gelbweiſen Markiſen des Pavillons klappern die Kaffeetaſſen der Stammgäſte. Nun quer hinüber nach dem freundlichen Beckenried und vorwärts zwiſchen den beiden „Naſen“ durch, die fürwitzig in den See ragen, als wollten ſie uns den Weg ſperren. Über der einen ragt das Burchſer Horn empor, die andere trägt, maleriſch am Abhange, die ſtillen Häuschen von Bürgeln. Bei Gerſau, wo die Sonne im heißen Thalkeſſel brütet und Feigen und Kaſtanien reift und purpurne Granatblüten erſchließt, tauchen plötzlich die rotgrauen Pyramiden der beiden Mythen auf, ſchwarzes Gewölk umlagert ſie und fliegt, als wir näher kommen, wild um die Gletſcher des Urirotſtockes, wirft ſich auf die weißen Häuſer von Brunnen und die ſmaragdene Matte des Rütli.

„Ah, mon dieu, mon dieu! un orage!“ klagt eine dicke Franzöſin und fällt dem nächſten beſten Bootsmanne, der das Leinenzelt über dem erſten Platze zuſammenrafft, in den Arm; — „est ce qu'il y a du danger pour nous, Capitaine?“

„Bise (Nordoſtwind) Madame“, antwortet er lakoniſch, und nun brauſt der Wind hohl vom Rigi her. Nichts mehr zu erblicken von Brunnen, dem Paradieſe des Sees. Einen Moment nur reißt eine gewaltige, unſichtbare Hand das Gewölk auseinander und fahles Licht blitzt über den Axenſtein und Seelisberg hin und zeigt uns den Kegel des Briſtenſtocks und „der Surenen furchtbares Gebirg.“

In dem uralten Wirtshauſe zur „Treib“ ſitzen eingeregnete Kahnfahrer beim Wein und guten Humor eng beiſammen. Draußen werfen die aufgeregten Wellen ihre Kähne hin und wieder. — So geht's weiter. Schaukelnd, ſtoßend, arbeitet ſich der Dampfer vorwärts. Der Donner hallt von Berg zu Berg, die Blitze enthüllen da und dort ein wildſchönes Augenblicksbild. Immer an der Axenſtraße entlang; ein Tunnel nach dem anderen öffnet ſich, die Galerien des Gotthardpfades bauen ſich übereinander; ſo ſchlank und leicht wölben ſich die Durchblicke und winden ſich die Bogenmäuerchen, daß man gar nicht an das unvollkommene Menſchenwerk denken mag, ſondern an Giganten und ihre Kraftproben. Wie ſchaurig, wie ernſt die Ufer des Urner Sees. Das einzig Freundliche iſt das Kapellchen unter der Tellsplatte. Ein paar fanatiſche sight-seeing Englishmen wagen es, dem Unwetter trotzend, mit triefenden Gummimänteln und umgedrehten Schirmen ſchiffab und felsan zu klimmen.

Und hier iſt endlich Flüelen, unſer Hafen, am düſteren Hochgebirg eingehegt, an die Vorberge des Roſtſtocks gedrückt, gegenüber der dunkle Gitſchen und der Urirotſtock mit der ſtarrenden Eiswand aus dem Schneeſattel emporragend, geradeaus der Blackenſtock, ſeitwärts die Windsgällen. —

Wir flüchten in's „weiße Kreuz“. Ein einziger Gaſt ſitzt außer uns unter dem Balkon — und lieſt liebe Briefe von Frau und Kindern und tüftelt an der Reiſeroute mit Umgehung der Choleraquarantäne in Chiaſſo. Unten wandelt ein katholiſcher Prieſter, Brevier in Händen, hin und her und blickt, ein ſonderbares Gemiſch von Furcht und Anbetung auf ſeinem dunklen Geſichte, himmelan.

Immer heftiger pfeift die Biſe um's Haus, aber ſo wundervoll, ſo erhebend iſt das Toſen der Elemente, daß die Beſorgnis der Bewunderung weicht. Wie Blei laſtet das Gewölk auf dem ſchwarzgrünen See und ſich, da tauchen die Schneefelder des Blackenſtocks darüber empor und blicken kalt und mitleidslos herab, bis ein Sonnenſtrahl, deſſen Quell unſer Auge nicht zu erkennen vermag, ein Lächeln auf den Schnee zaubert. Nun iſt's wieder vorbei und das alte Dunkel herrſcht.

Da iſt unſer Schiff. Man läutet ſchon zur Abfahrt, „es raſ't der See und will ſein Opfer haben!“ aber Gott ſei gedankt, wir ſind das Opfer nicht! Wind und Wellen tragen uns in kurzer Friſt ohne Fährlichkeit nach Brunnen zurück und dort öffnet uns der Waldſtätter Hof ſeine gaſtlichen Räume. Licht, Frohſinn, liebe Freunde, ein geſelliges Mahl und dann die Klänge der Zither abwechſelnd mit den Jodlern eines Tiroler Kleeblatts, das nicht unbedenklich nach Imitation ausſieht. Aber es ſammelt mit echteſter Unbefangenheit ſeinen Tribut von den Gäſten ein und nimmt halbe Franken lieber als zwanzig Centimes.

Endlich aber iſt der letzte Ton verhallt, der letzte Zoll gezahlt und mit:

„Wenn i morgens in der Fruh aufſteh'
Holdrio hoh — o, Holdri — hoh — o —
„Liegt die ganze, grüne Alp im Schnee
Holdrio hoh — o, Holdri — hoh!“

verziehen ſich die Wackern. Das Hotel wird ſtill und draußen ſingen Sturm und Regen die ganze Nacht ihre melancholiſchen Weiſen und die Dachtraufen ſchluchzen dazu. Und am Morgen lacht die goldne Sonne fröhlich nach all' den Thränen!

Grüß' dich Gott, du wunderſchöner, grüner, lichterfüllter Alpenſee!*)

Brunnen, den 15. Auguſt 1884.

Bernhardine Schulz-Smidt.

Ein Gang durch das alte Babylon.

Von Profeſſor Dr. Friedrich Delitzſch.

Zu einer Wanderung lade ich meine Leſer ein, zu einer Wanderung in ein fernes Land und in eine noch fernere Zeit. Babylonien heißt das Land, von früher Jugend einem jeden bekannt. Dort war es ja, daß die Menſchen den rieſigen Turm bauen wollten, deſſen Spitze bis an den Himmel reichen ſollte, bis Gott der Herr herniederfuhr und ihre Sprache verwirrte. Und wer kennte ſie nicht, die Stadt Nebukadnezars und Belſazars, die Stadt mit den hängenden Gärten der Semiramis, und hätte weiter nicht gern ſeine Phantaſie beſchäftigen laſſen von den farbenprächtigen Märchen der Tauſend und Eine Nacht, von Harun al-Raſchid, dem Kalifen von Bagdad?

Heutzutage freilich gewährt das Land keinen verlockenden Anblick. Wohl umgeben auch jetzt noch Palmen von ungewöhnlicher Schönheit Bagdad und andere Orte und bilden Palmenwälder, welche faſt ununterbrochen den Lauf der beiden Ströme des Landes begleiten, mit ihren ſchlanken Stämmen und ragenden Wipfeln den maleriſchen Schmuck der Landſchaft. Aber im übrigen iſt dieſe einförmig und öd, das Babylonien unſerer Tage gleicht einer Wüſte, aus welcher nur Trümmerhügel einſam und ernſt emporragen, die Kanäle ſind faſt ſamt und ſonders verſandet, und einzelne Wanderhirten, welche das ſpärlich wachſende Gras ihre Herden abweiden laſſen, bilden faſt über die ganze Ebene hin die einzigen menſchlichen Bewohner.

Wie ganz anders war es in alter Zeit, in den Jahrhunderten etwa zwiſchen 2000 und 500 v. Chr. G.! Babylonien war der Garten der alten Welt! Von zwei der herrlichſten Ströme der Erde, den Paradieſesſtrömen Euphrat und Tigris inſelartig umfloſſen, iſt das Land recht eigentlich ein Geſchenk beider Ströme. In raſchem Lauf ergoſſen ſich beide vom armeniſchen Hochland herab in das Meer, welches ſich uns jetzt als der Perſiſche Meerbuſen darſtellt, und lagerten an ihrer urſprünglichen Mündung im Lauf der Jahrtauſende und aber Jahrtauſende Erdmaſſen auf Erdmaſſen ab, welche wir jetzt das Land Babylonien nennen. Auf dieſem angeſchwemmten, fetten und fruchtbaren Boden entwickelte ſich die älteſte nachweisbare menſchliche Kultur, nicht allein Aſiens, ſondern wahrſcheinlich die älteſte menſchliche Kultur überhaupt. Doch galt auch dort wie überall das Wort: Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brot eſſen! Denn alljährlich, wenn der Schnee auf den armeniſchen Bergen ſchmilzt, dann ſchwellen beide Ströme zu gefahrbringender Höhe, dann werden der Tigris, den ſchon ſein Name als „pfeilſchnell“ bezeichnet, ſowie der langſamer fließende Euphrat aus Segensſpendern plötzlich Verderbenbringer, indem ſie ebenſo gewaltſam wie unregelmäßig ungeheure Waſſermaſſen über ihre Ufer treten laſſen und Fluren und Felder, dazu Tauſende, ja Zehntauſende von

---

*) Die Illuſtrationen zu unſerem Artikel ſind den „Wanderbildern vom Vierwaldſtätterſee“ von J. Hardmeyer, entnommen. Das reich illuſtrierte Büchlein bildet einen Teil der bei Orell, Füßli & Co. in Zürich in drei Sprachen erſcheinenden Sammlung: „Europäiſche Wanderbilder“ und ſei denjenigen unſerer Leſer, welche ſo glücklich ſind, den herrlichen See beſuchen zu können, beſtens empfohlen. Es koſtet nur 1 Mark.
D. R.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

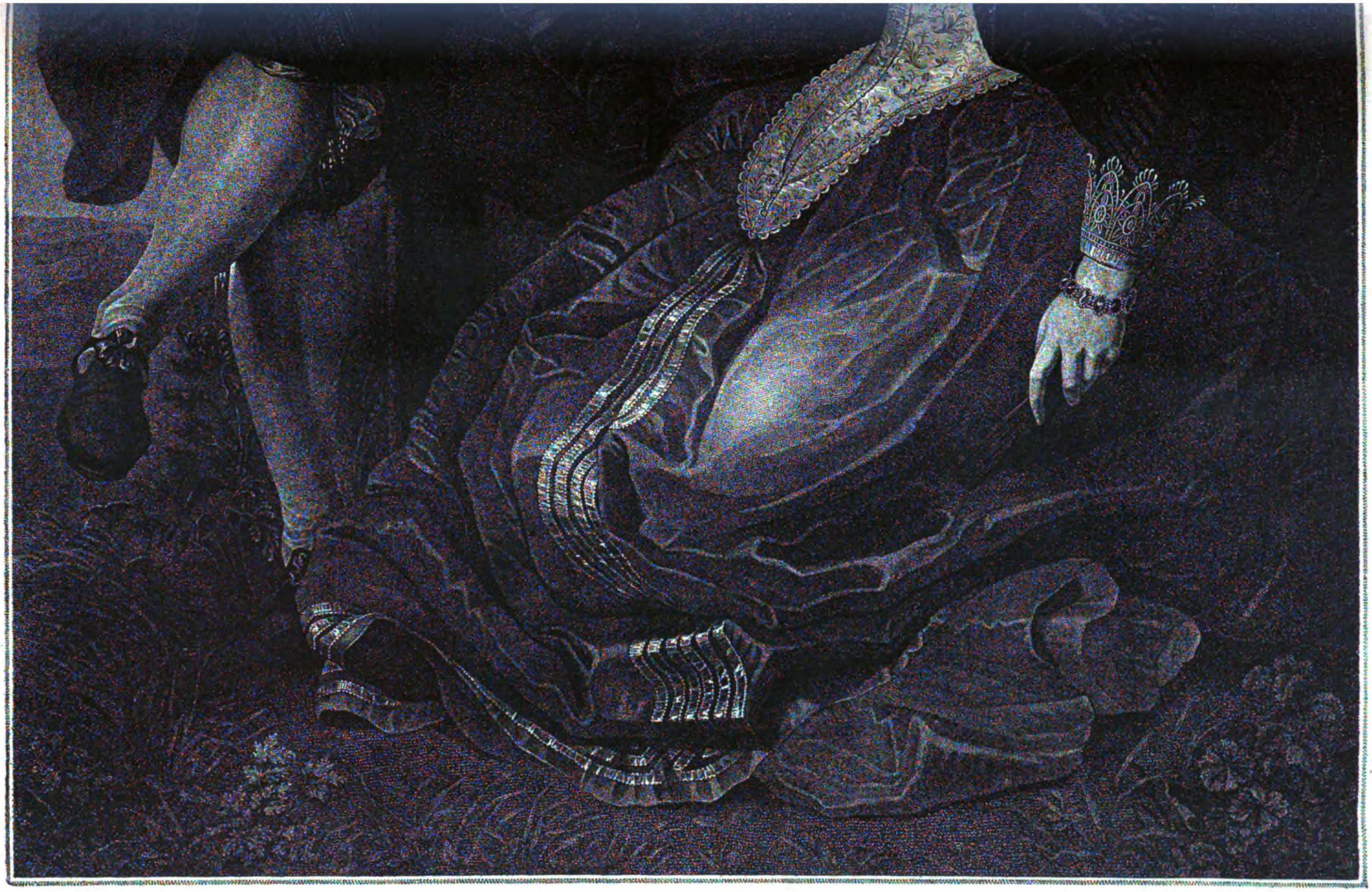
Menſchen unter ihren Fluten begraben. So galt es denn für die Menſchen in dieſem Lande der „Sintfluten“, den Boden, auf welchem ſie lebten, wie ſich ſelbſt möglichſt gegen Waſſersgefahr zu ſchützen, und dieſen Zweck erreichten ſie zunächſt, indem ſie die Ströme durch Deiche und Mauern eindämmten. Zugleich aber kamen ſie auf den Gedanken, die Ströme und deren Waſſermaſſen zu theilen und dieſe dadurch nicht allein unſchädlicher, ſondern auch dem menſchlichen Vorteil dienſtbarer zu machen, indem man mit Hilfe dieſer „Stromteiler“ den von der Überſchwemmung nicht berührten Landesteilen das Waſſer zuführen und dieſes dem ganzen Lande durch alle Jahreszeiten hindurch erhalten konnte. So ſehen wir denn ſchon in älteſter Zeit ein vielmaſchiges Netz größter, großer und kleiner Kanäle über das Land ſich breiten, und dieſe durch Großartigkeit wie durch Kunſt bewunderungswürdigen Bewäſſerungsanlagen mußten natürlich die an ſich ſchon üppige Vegetation des Landes zu beiſpielloſer Höhe entfalten. Herodot bricht, wo er auf die Fruchtbarkeit Babyloniens zu ſprechen kommt, kurz ab, weil doch niemand, der nicht ſelbſt dageweſen ſei, ſeinen Worten Glauben beimeſſen werde. Sein Reichtum an Getreide und Palmen überbot den aller anderen Länder, ſeine Äcker trugen noch reichere Frucht als die Ägyptens — eine unerſchöpfliche Kornkammer und ein Palmenhain zugleich bis hinab zum Geſtade des Meeres, dazu Seſam und Äpfel und andere Obſtarten in Fülle, während Weizen und Gerſte zweihundert-, ja dreihundertfältigen Ertrag gewährten. Fürwahr, ein glückliches Land unter herrlichem Himmel! Große, von Mauern und Türmen geſchirmte Städte, dazu kleinere Ortſchaften ohne Zahl bedeckten das Land, und da dieſes ganz flach iſt, auch nicht von einem Höhenzug durchſchnitten, ſo konnte das Auge, wenn es nicht durch ſchattige Palmenhaine gehindert war, wohl drei Stunden weit ſchweifen: hatte man eine Stadt kaum im Rücken, ſo tauchte ſchon eine zweite und dritte am Horizonte auf, beſonders mit ihren auf rieſigen Unterlagen erbauten und in immer ſich verjüngenden Terraſſen ſtolz in den Äther aufſtrebenden Tempeln und Tempeltürmen. Früh morgens muß es inſonderheit ein zauberhafter Anblick geweſen ſein, wenn die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne auf die mit weißem Marmor bekleideten, wohl auch in Gold und Bronze ſtrahlenden Zinnen der Tempel fielen, während ringsumher noch tiefer Nebel über das Land gebreitet war. Weitgedehnte Straßen, belebt von Farren-gezogenen Laſtwagen und anderen Fahrzeugen, vermittelten den Verkehr; leichte Brücken überſpannten die Kanäle, und dieſe letzteren ſelbſt, dieſe das Land nach allen Seiten hin durchſchneidenden „Waſſerbäche“, urſprünglich lediglich zur Bewäſſerung beſtimmt, boten ſich ebenfalls unmittelbar dar, um mit Schiffen und Kähnen Handel und Wandel zu fördern und von Stadt zu Stadt bis hinab zum Meer den Verkehr zu erleichtern. Und zwiſchen Städten und Dörfern breiteten ſich reichbepflanzte, durch menſchlichen Fleiß wohlbeſtellte, dazu durch Grenzſteine ſorgſam geſchiedene Ährenfelder, daneben üppige Wieſen, auf denen ausgedehnte Herden von Rindern und Schafen weideten; freilich fehlte es auch nicht, namentlich nach dem Meere zu, an Sümpfen, deren hochaufgeſchoſſenes Schilf- und Rohrdickicht allerlei Raubtiergeſindel zum unnahbaren Verſteck diente. Babylonien war reich an Raubtieren aller Art, an Wölfen, Hyänen, Schakalen, Füchſen und Schlangen, und ſonderlich war der Löwe, trotzdem ihm viele Jahrhunderte hindurch tagtäglich nachgeſtellt wurde, eine wahre Landplage, wie denn noch heutzutage dumpfes Löwengebrüll die Unheimlichkeit eines Rittes über die babyloniſche Steppe erhöht. Daneben gab es aber auch nützliche Tiere in Menge, Land- und Sumpfvögel, und Ströme wie Kanäle wimmelten von Fiſchen, denen mit allerlei Netzen nachzuſtehen dem einen Geſchäft, dem andern Vergnügen war.

Innerhalb dieſes weiten Babylonien gab es nun aber ein kleines Paradies in ſich ſelbſt. Es iſt ja bekannt, daß etwa in der Nähe des heutigen Bagdad beide Ströme des Landes einander ſo nahe kommen, daß es nur etwa ſechs Stunden bedarf, um vom Ufer des Euphrat hinüber zu dem des Tigris zu gelangen. Dort auf jener Landenge, welche in älteſter Zeit noch etwa 1½ Stunde ſchmäler war, weil der Euphrat ſeitdem ſein Bett weiter weſtwärts verlegt hat, begann das große Kanalſyſtem Babyloniens, indem man vom Euphrat zum Tigris mehrere große ſchiffbare Kanäle gegraben und dieſe ſelbſt wieder in Hunderte größerer und kleinerer Waſſergräben zerteilt hatte, alſo daß faſt bis zu jedem einzelnen Baum das belebende Naß hingeführt war. Dieſer Landſtrich zwiſchen den heutigen Städten Bagdad am Tigris und Hilla am Euphrat, den man in etwa drei Tagen durchreitet, war in alter Zeit mit einer Menge von Ortſchaften überſäet: eine große Stadt reihte ſich ſchier an die andere, höchſtens getrennt durch Palmenhaine und ſonſtige Anpflanzungen. Dort lag Dur-Kurigalzu, dort die Doppelſtadt Sepharwaim, noch älter als die Sintflut: Sippar des Sonnengottes und Sippar des Morgenſternes; und noch die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ſchildern, entzückt von der wahrhaft paradieſiſchen Schönheit, das durch Natur und Anbau ſo hoch geſegnete Land mit begeiſterten Worten.

Hart am Südrand dieſes himmliſchen Landſtriches und damit ſo recht im Herzen des ganzen Landes lag die „Gottespforte“ Babylon. Nordwärts führten die Straßen nach den eben genannten Städten und weiter vom Tigris aus hinauf nach Aſſyrien, Armenien und den Gebirgspäſſen Mediens, während es ſüdwärts hinabging in das mittlere und ſüdliche Babylonien, nach den gleicherweiſe uralten Städten Nippur, Erech und Larſam. Dazu kam Babylons Lage am Euphrat. Während ſtromaufwärts der Schiffsverkehr Babylon in nächſte Verbindung brachte mit den ſyriſchen Königsſtädten, wie Karkemiſch, und darüber hinaus mit dem Mittelländiſchen Meer, ward ſtromabwärts der Verkehr mit dem ganzen transeuphratiſchen Gebiet, mit der Stadt Ur und den Geſtaden des Perſiſchen Meeres vermittelt, von welchem umgekehrt die Erzeugniſſe Arabiens, vielleicht auch Indiens eingeführt wurden. Und dazu kam noch ein doppeltes anderes Verkehrsmittel: die Karawanenſtraßen, welche von Babylon nach Syrien und Arabien ausgingen, und der für die größten Meerſchiffe befahrbare Kanal Arachtu, welcher ſich nordwärts von Babylon vom Euphrat abzweigte und in großem Halbkreis ganz Mittelbabylonien durchfloß, während ein Arm dieſes Kanals zum Tigris hinüber geführt war und ſo den direkten Verkehr mit dem elamitiſchen Königreich vermittelte. So ſtrömte denn in Babylon der ganze Handel Vorderaſiens zuſammen und brachte den Bewohnern der Rieſenſtadt Reichtum auf Reichtum.

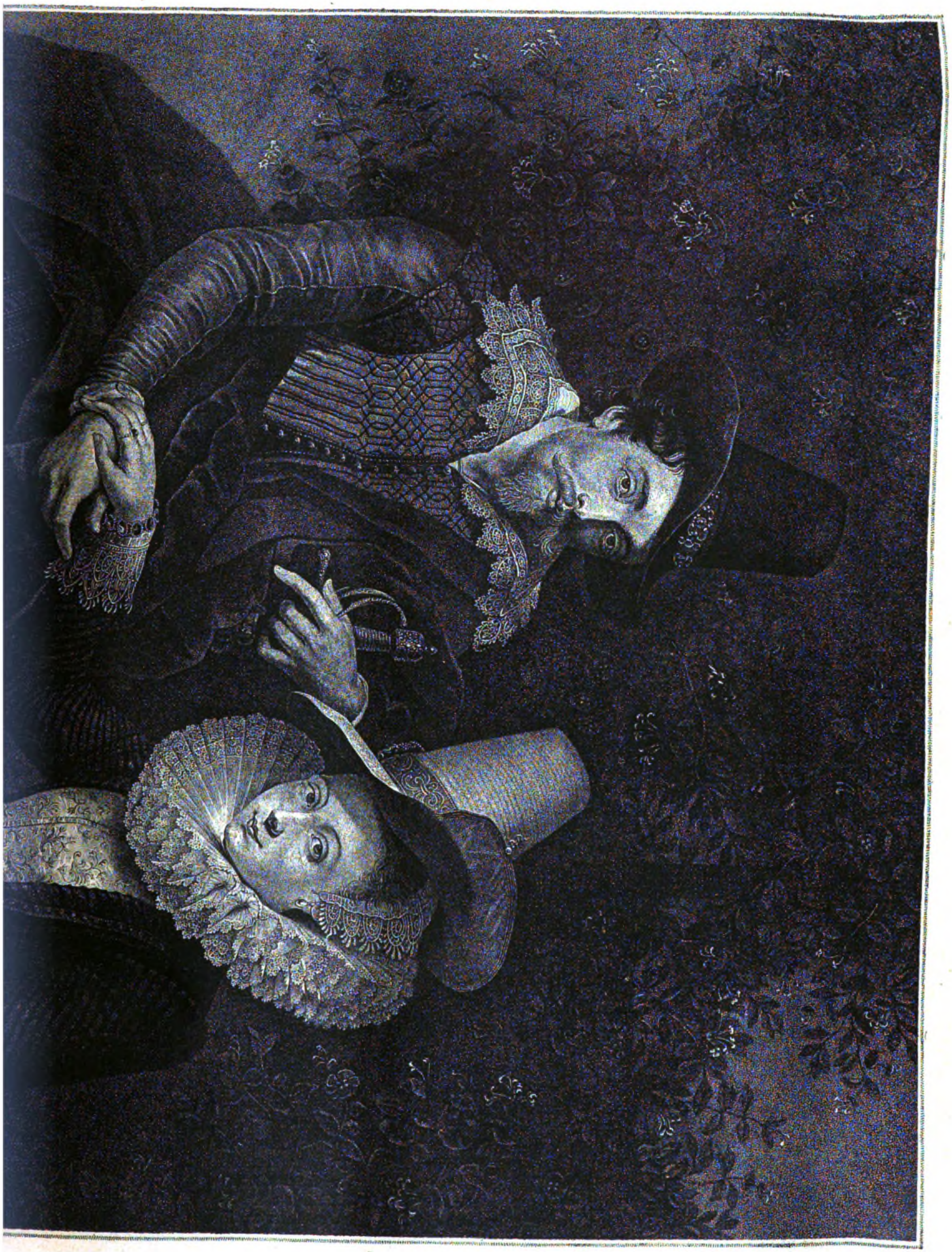
Ja, eine Rieſenſtadt ward Babylon mehr und mehr, und war es inſonderheit in der Zeit Nebukadnezars und weiterhin, als es die Winterreſidenz der perſiſchen Großkönige war, bis nach der Eroberung durch Alexander den Großen. Handel und Induſtrie ernährte die ſicher nach Millionen zählende Einwohnerſchaft. Aber nicht allein durch ſeine Volkszahl und ſeinen Reichtum, ſondern auch durch die Pracht ſeiner Bauwerke war Babylon damals weitaus die erſte Stadt Vorderaſiens, vielleicht ganz Aſiens überhaupt.

Eine einzige Schattenſeite hatte Babylons geographiſche Lage, die nämlich, daß es kaum nach einer Seite hin natürliche Schutzmittel darbot. Nur im Weſten — denn die Stadt lag weſentlich auf dem linken, öſtlichen Euphratufer — bot der Euphrat eine natürliche Sicherung, und dieſe war um ſo größer, als Babylons Schweſterſtadt Borſippa, welche jenſeits des Euphrat nach der Wüſte hin lag, ſtark befeſtigt war und erſt genommen ſein mußte, bevor an ein erfolgreiches Vordringen nach dem Euphratufer zu denken war. Aber gerade von der Weſtſeite her hatte Babylon überhaupt keinen Angriff eines regulären Heeres zu fürchten; höchſtens arabiſche Wüſtenſtämme konnten einmal Luſt bekommen, einen Raubzug gegen Babylon auszuführen, und mit dieſen nahmen es die babyloniſchen Bogenſchützen, nahm es vor allem die weithin berühmte babyloniſche Reiterei mit leichter Mühe auf. Dagegen lag nach Norden, ſonderlich aber nach Süden und Oſten die Stadt völlig offen. Im Norden konnte ein heranziehender Feind wenigſtens noch zeitweilig aufgehalten werden, indem man die Brücken der vom Euphrat zum Tigris führenden Kanäle abbrach und dieſe zu Verteidigungslinien benützte — freilich immer ein ſehr zweifelhafter Schutz —, aber vollends nach Oſten und Süden lag die Landeshauptſtadt gänzlich frei und jedwedem Angriff preisgegeben. Und dennoch, welch unermeßliche Reichtümer an Privat- und Palaſt- und Tempelſchätzen galt es zu ſchirmen! Dieſe Mängel der Natur ſuchten die babyloniſchen Könige zu allen Zeiten durch die Kunſt auszugleichen, indem ſie durch rieſige Befeſtigungswerke den großen Handelsplatz gleichzeitig zu einer Feſtung



Rubens und ſeine erſte Frau.

Nach Rubens eigenem Gemälde, früher in der kurfürſtlich pfälziſchen Galerie zu Düſſeldorf, jetzt in der k. bairiſchen Galerie zu München.



erſten Ranges erhoben. Und wenn ich darum meine Leſer bitte, ſich meiner Führerſchaft in das alte Babylon anzuvertrauen, wie ſich dieſes im Jahre 568 v. Chr., alſo etwa acht Jahre vor dem Tod Nebukadnezars darſtellte, ſo müſſen wir zunächſt die Befeſtigungen durchſchreiten, bevor uns das Straßenchaos Babylons ſelbſt aufnimmt.

Sobald wir uns der Stadt von Südoſten her nähern, finden wir die Anzeichen der mit allen Mitteln der Befeſtigungskunſt klug befeſtigten Stadt. Ein ganzes künſtliches Meer breitet ſich vor unſern Blicken aus, über zehn geographiſche Meilen im Umfang. Man hatte ſo lange in die Tiefe gegraben, bis man auf Waſſer ſtieß, dann die Waſſerfülle des Euphrat hineingeleitet und das große, künſtliche Meer mit einem hohen, rohrbepflanzten Damme umſchloſſen. Doch wir laſſen das Meer, welches jede Annäherung eines Feindes von Südoſten her zu verhindern beſtimmt iſt, zu unſerer Linken und finden uns bald vor einer gigantiſchen, über 300 Fuß hohen und 80 Fuß breiten Mauer, von einem tiefen und breiten Waſſergraben umgeben. Die Mauer ſelbſt iſt mit Hilfe der aus dem Graben gewonnenen Erde, welche zu Backſteinen geformt wurde, erbaut; Asphalt diente als Mörtel, und eine Lage von Rohrgeflecht, zwiſchen je dreißig Backſteinſchichten geſtopft, gab dem ganzen Bau noch größere Feſtigkeit. Oben auf der Mauer längs der äußeren Seite ſind Häuſer, einander gegenüberſtehend, gebaut, während der mittlere Raum zum Herumfahren für ein Viergeſpann freigelaſſen iſt. Hundert prächtige, weite Thore, alle von Erz und mit ehernen Pfoſten und Schwellen, befinden ſich an dieſer „berghohen“ Mauer, deren Maſſenhaftigkeit alle ähnlichen bekannten Bauwerke der Erde übertraf: war ſie doch auch nicht von tauſend oder zehntauſend Arbeitern erbaut, ſondern von ganzen Nationen, welche Nebukadnezar in die Gefangenſchaft fortgeſchleppt hatte! Die Mauer, über deren Graben kein Pfeil reichen konnte und an welche einen Belagerungsturm heranzubringen vollends unmöglich war, deckte Babylon nicht allein auf der ganzen Oſtſeite, ſondern auch auf der Nord- und Südſeite, indem ſie an ihren beiden Enden weſtwärts abbiegend bis an das Euphratufer geführt war. Noch aber beginnt hinter dieſer Mauer nicht die eigentliche Stadt. Wohl zeigt ſich in gar nicht weiter Ferne die Stadt mit ihren Tempeln und Paläſten und den flachen Dächern ihrer Häuſer, aber das Gebiet, welches wir nach Durchſchreitung dieſer äußeren Befeſtigung zunächſt betreten, iſt zumeiſt Acker- und Gartenland. An Ziegeleien vorüber, welche aus dem unerſchöpflichen Lehmboden immer neues Material zu Tage fördern, an Tennen vorbei, auf welchen Getreide gedroſchen und geworfelt wird, an kleineren Häuſern hin, welche die zu den Thoren der äußeren Mauer führenden Straßen begleiten — ſo nähern wir uns allmählich der Rieſenſtadt, welche ſich nun von einer zweiten Mauer und zwar einer Doppelmauer panzerartig umſchloſſen zeigt. Dieſe innere Befeſtigung, die älteſte Befeſtigungsanlage Babylons, deren Neubau von Nabopolaſſar begonnen und von Nebukadnezar vollendet worden war, iſt natürlich enger als die äußere, aber um nicht viel ſchwächer. Sie beſteht aus einem hohen Wall, Nimitti-Bel d. i. „Bels Gründung“ genannt, dahinter einem tiefen Graben, deſſen Uferwände aus gebrannten Backſteinen und Asphalt ſchwindelnd hoch gemauert ſind, und jenſeits deſſelben der eigentlichen Mauer, Namens Imgur-Bel d. i. „Bel hat ſich erbarmt“. Ihre Doppelthore ſind mit ſtaunenswerter Pracht gebaut: über die mit weißem Marmor überzogenen Pfeiler ſind Cedern gedeckt, die cedernen Thürflügel mit Kupferplatten überzogen, die Schwellen und Riegel ſind von Erz, und an den Schwellen ſtehen, von Nebukadnezar zu Wächtern des Eingangs beſtellt, rieſige eherne Stiere und hoch ſich bäumende, Gift ſpeiende Schlangen. Durch ein Thor nicht allzufern von der Südoſtecke der Mauer durchſchreiten wir Nimitti-Bel und betreten durch das entſprechende Thor von Imgur-Bel die eigentliche Stadt. Das Thor heißt Nana-ſakipat-tebeſa: „die Göttin Nana wirft nieder die ſie angreifen“. Wir folgen einer breiten, augenſcheinlich ſorgfältigſt gepflegten, aber feierlich einſamen Straße eine kurze Strecke nach links, überſchreiten auf einer prachtvollen Brücke den Oſtkanal Babylons, Libil-chegalla, und biegen dann rechts ab in der Richtung nach dem Euphrat zu in das eigentliche Häuſermeer Babylons. Ein Labyrinth von Straßen und Gaſſen nimmt uns auf: nicht als wäre es ein Labyrinth durch die unregelmäßige Anlage der Gaſſen, im Gegenteil, die Straßen ſind alle gerade, ſowohl die, welche zum Euphrat führen, als auch die übrigen, aber gerade dieſe Regelmäßigkeit iſt verwirrend und läßt den Fremden in den langen Zeilen von drei- bis vierſtöckigen Häuſern nur ſchwer zurechtfinden. Der Stadtteil, den wir betreten haben, iſt der der Kaufleute, Handwerker und Krämer: alle die Manufakturen, durch welche Babylon von alters her berühmt iſt, werden hier betrieben und als Handelsartikel auf den Markt gebracht. Da ſehen wir thönerne Trinkgefäße, Lampen und andere Geräte, teilweiſe mit ſchöner Glaſur, dort wieder feingewebte Zeuge, buntgewirkte Gewänder, kunſtreiche Teppiche zum Kauf ausgeſtellt; hier werden Salben und wohlriechende Waſſer zu hohem Preiſe feilgehalten, und dort erregen geſchmackvolle Goldſchmuckſachen, kunſtvoll geſchnittene Edelſteine, gravierte Siegel aus Serpentin, Chalcedon und Jaſpis unſere Bewunderung und Kaufluſt. Alle Straßen ſind voll regſt pulſierenden Lebens, geräuſchvollſten Treibens. An Schuh- und Kleiderhändlern, Kupferſchmieden, Barbieren vorbei bewegen wir uns nur langſam vorwärts; auch an Weinhäuſern fehlt es nicht, in welchen zumeiſt der ſtarkberauſchende Dattelwein getrunken wird, vermiſcht mit Euphratwaſſer, welches durch ſeinen angenehmen Geſchmack berühmt iſt und nur wenige Stunden in Steinkrügen aufbewahrt zu werden braucht, um den für den Trinkenden erwünſchten Kältegrad zu erreichen. Trotz des Drängens und Treibens in der von uns durchwanderten Straße bleibt uns eine ſeltſame Erſcheinung nicht verborgen, daß nämlich alle Babylonier, die wir auf der Straße gehen und ſtehen und ſprechen und Geſchäfte abſchließen ſehen, einen Stock tragen, und zwar oben verziert mit einem Apfel, einer Roſe, einer Lilie, einem Adler oder ſonſt etwas dieſer Art. Es iſt dies eine ſtreng bewahrte Sitte. Der Stock gibt ſeinen Trägern ein würdiges, ich möchte ſagen, patriarchaliſches Anſehen, welches auch ſonſt noch durch ihre Kleidung und Haartracht unterſtützt wird. Ihre Kleidung beſteht in einem bis auf die Füße reichenden linnenen Leibrock, einem anderen, wollenen Kleide darüber und über dieſem noch einem kleinen weißen Mantel. Die Haare auf dem Haupte laſſen ſie wachſen und befeſtigen ſie mit Bändern, auch ſind ſie am ganzen Körper mit Myrrhen oder Seſamöl geſalbt.

Das rege Leben erhält ſich nicht nur, ſondern ſteigert ſich noch, je weiter wir die eingeſchlagene gerade Straße verfolgen, bis wir durch eines der jede Straße abſchließenden ehernen Pförtchen hindurch die längs des Fluſſes ſich hinziehende Backſteinmauer paſſieren und mit dem Euphrat, der in erhabener Ruhe dahinfließt, ein neues lebendiges Bild vor unſern Augen ſich aufthut. Die Breite des Euphrat iſt ſo ziemlich die gleiche wie die der Elbe bei unſerer ſächſiſchen Landeshauptſtadt. Seine Ufer ſind an ſich flach; aber Nebukadnezar hatte zu beiden Seiten des Stromes durch Höhe und Größe bewunderungswürdige Quais aufführen laſſen. Waren in Fülle liegen auf ihnen aufgeſtapelt, ſolche, welche ſtromabwärts von Armenien, Meſopotamien, Syrien hergebracht wurden, unter dieſen ganz beſonders zahlreich aus Palmenholz gefertigte und mit Wein gefüllte Fäſſer, und wieder andere, welche von Süden her eingeführt ſind oder ſüdwärts weiter befördert werden ſollen. Phöniziſche und armeniſche Schiffer, Kaufleute der verſchiedenſten Nationalität und Sprache drängen ſich an den Ufern, während der Euphrat ſelbſt von Fahrzeugen aller Größen und Arten wimmelt. Sonderlich iſt es eine Art von Frachtſchiffen, welche unſere Aufmerkſamkeit und Verwunderung erregt, nämlich runde Schiffe von Leder. Die Schiffe, teils von anſehnlicher Größe, teils kleiner, werden in Armenien gemacht, indem man aus abgeſchnittenen Weiden die Rippen fertigt und dieſe zur Bedeckung von außen mit Fellen überſpannt. Ohne ein Hinterteil abzuſondern und ohne das Fahrzeug vorn in einen Schiffsſchnabel zuſammenzuziehen, wird alles ganz rund wie ein Schild gemacht, dann mit Schilfrohr gefüllt und hierauf mit den Waren belaſtet. Dieſe Fahrzeuge, deren größte Laſten von fünftauſend Talenten zu tragen vermögen, werden von zwei aufrechtſtehenden Männern gelenkt, von welchen der eine das Ruder anzieht, der andere es abſtößt. Nach der Ankunft in Babylon und nach Landung der Waren werden dann die Rippen des Schiffes wie das Schilfrohr öffentlich ausgeboten, während die Felle auf den oder die hierfür eigens mitgebrachten Eſel geladen werden, worauf es wieder nach Armenien heimgeht, wo neue Fahrzeuge auf die gleiche Weiſe gemacht werden.

Wenig nur vom Euphrat in die Stadt zurückbiegend, erreichen wir, nunmehr nordwärts uns wendend, die größeren Handlungshäuſer, deren Mittelpunkt das auf einer Terraſſe errichtete palaſtartige königliche Bankhaus bildet. Hier konzentriert ſich der Großhandel; alle größeren und wichtigeren, privaten wie öffentlichen Handelsgeſchäfte werden hier abgeſchloſſen. In und außerhalb der weiten Höfe der betreffenden Gebäude bewegt ſich eine geſchäftige Menge. Hier werden die Abgaben bezahlt für die Benützung von Straßen und Kanälen, wird der Zoll entrichtet für die Einfuhr in Babylon, hier werden Geldanleihen zu ſo und ſo viel monatlichen Zinſen, hier Lieferungsverträge in Getreide und Datteln, Bauholz und Ziegeln abgeſchloſſen; hier werden Häuſer mit oder ohne Inventar, Schiffe, Kähne vermietet, gekauft und verkauft, unter Zuziehung von Feldmeſſern Felder verpachtet oder ſonſt verhandelt, Arbeiter vermietet, Sklaven und Sklavinnen auf den Markt gebracht und was dergleichen Geſchäfte mehr ſind. Die Kaufbedingungen und ſonſtigen Vereinbarungen, zunächſt vielleicht auf Papyrus oder dem ähnliche Stoffe notiert, werden dann auf Thontafeln ſorgfältig mit Keilſchrift geſchrieben, in welche jede der beiden Parteien ihr Siegel oder, in Ermangelung eines ſolchen, den Fingernagel eindrückt, worauf das Täfelchen gebrannt wird. Ein ganzes Heer ſolcher Tafelſchreiber iſt mit dem Schreiben ſolcher Kaufverträge, Schuldſcheine, Rechnungen, Quittungen beſchäftigt, und die Schreiber der Hauptſtadt Babylon ſind, wie ſich denken läßt, die beſten und gewandteſten des ganzen Landes.

Die Stadt Babylon iſt ſemitiſch wie nur eine. Wohl ſammelten ſich in Babylon, als dem Weltmarkt Vorderaſiens, die verſchiedenſten Volksgenoſſen, Armenier, Meder und Elamiten, alſo daß man mit Recht von „babyloniſcher Sprachverwirrung“ reden kann. Aber ihrem Grundſtock nach war die von uralters her anſäſſige und herrſchende babyloniſche Bevölkerung ſemitiſch, und auch die meiſten der übrigen Volksſtämme und Volksangehörigen, die ſich teils vorübergehend, teils zu bleibender Niederlaſſung in Babylon einfanden, waren den Babyloniern ſtamm- und ſprachverwandte Semiten. Araber der großen ſyriſch-arabiſchen Wüſte ebenſo wie Aramäer haben ſich ſchon Jahrhunderte hindurch in Babylon angeſiedelt, arabiſche wie aramäiſche Nomaden zelteten bis an die Grenzen Babyloniens, teilweiſe bis hinein nach Babylonien, und kamen auf den Markt Babylons, ſich mit ihren Lebensbedürfniſſen an Kleidern und Waffen zu verſehen. Bei der nahen Verwandtſchaft der ſemitiſchen Dialekte kann oberflächlicher Verkehr zwiſchen allen dieſen verſchiedenen ſemitiſchen Stammesgenoſſen nicht allzu ſchwer geweſen ſein, und bei verwickelteren und wichtigeren Geſchäften gab es ja auch Schreiber, welche Babyloniſch ſo gut wie Aramäiſch und wohl auch Arabiſch verſtanden und als Dragomans dienten. Auch Juden aus der Zahl derer, welche Nebukadnezar in die Gefangenſchaft fortgeführt, begegnen wir vielfach in Babylons Straßen, ohne daß ſonderliche Not und Entbehrung ihnen anzuſehen wäre. Folgend den weiſen Ratſchlägen, welche z. B. der Prophet Jeremia von Jeruſalem aus den Exulanten brieflich zugeſandt hatte, nämlich im Lande der Verbannung Häuſer zu bauen, Gärten zu pflanzen, ſich durch Heirat zu mehren, Babylons Beſtes zu wollen, ja für Babel zu beten, iſt eine nicht geringe Anzahl von ihnen ſchon zu einigem Wohlſtand gekommen und vergißt über der neuen Heimat mehr und mehr das Land ſeiner Väter. Vor allem iſt es die weitverzweigte Familie der „Kinder Jakobs“ (Bit Egibi), welche großen Einfluß beſitzt, eine Familie, deren Stammvater, wie es ſcheint, ſchon von Sargon in das aſſyriſche Exil weggeſchleppt worden war, die aber dann, vielleicht nach dem Falle Ninewes, in Babylon ſich niedergelaſſen hatte und dort ſchnell zu hoher merkantiler Bedeutung gelangte. Nur eine verhältnismäßig kleine Gemeinde von Juden hält ſich abſeits von dem Umgang mit den Zerſtörern ihres Tempels und fern von dem Treiben der ſündigen Weltſtadt, und klagt, draußen an den weidenbepflanzten Ufern des Kanals Kebar in Hütten wohnend, über die Zerſtörung des hochgebauten Tempels in Zion, in Heimweh verſunken nach den Bergen der Heimat, nach der heiligen Stadt und den ſchönen Gottesdienſten des Herrn, aber auch kräftig getröſtet von beredten Propheten wie Ezechiel, welche frühere oder ſpätere Rückkehr in das gelobte Land verheißen.

Je weiter wir nun von dem merkantilen Mittelpunkt Babylons, der „City“, ſozuſagen, nordwärts wandern, in mäßiger Entfernung vom Euphrat, werden die Straßen ſtiller und vornehmer: in ihren großen palaſtartigen Häuſern wohnen die Magnaten und Geldfürſten, die babyloniſche Ariſtokratie, ebenſo berühmt durch hohe geiſtige Bildung als durch Luxus und Genußſucht. Indem wir noch einmal den Oſtkanal Babylons — und zwar in entgegengeſetzter Richtung als vorher — überſchreiten, betreten wir einen weiten, weiten prächtigen Platz, von kleinen Kanälen und Teichen durchſchnitten und mit ſeltenen Sträuchern und ſchattigen Bäumen wundervoll bepflanzt. In der Südweſtecke dieſes Platzes oder beſſer Parkes mit Namen „Babelsplatz“ liegt, auf ſeiner einen Seite vom Euphrat beſpült, der große Tempel Babylons, durch viele Jahrhunderte hindurch das Nationalheiligtum Geſamtbabyloniens, das „hochragende Haus“ Eſagila, der Tempel Merodachs, des Stadtgottes von Babylon, der „Palaſt Himmels und der Erde“, in majeſtätiſcher Ruhe von hoher Terraſſe herniederblickend.

(Schluß folgt.)

Rubens und ſeine erſte Gemahlin Iſabella Brandt.

(Zu dem Bilde auf S. 780, 781.)

Am 9. Mai 1600 verließ ein unbekannter Kunſtjünger, der wenig mehr für ſich geltend machen konnte, als daß er aus guter Familie ſtammte und eine unbegrenzte Liebe für die Malerei beſaß, die Stadt Antwerpen, um in Italien von den großen Meiſtern des XVI. Jahrhunderts zu lernen, was ihm die Scheldeſtadt damals noch nicht zu bieten vermochte. Dem jungen Manne fehlte es dort nicht an Glück. Er trat in die Dienſte des Herzogs von Mantua, machte in deſſen Auftrage eine wichtige Reiſe nach Spanien, wurde mit der Ausführung großer Altarwerke in Rom und Mantua betraut, und ſchon dachte der junge Rubens, der ſich bereits einen geachteten Namen erworben hatte, nicht mehr an die Heimkehr, als ihn plötzlich von Antwerpen die Nachricht traf, daß ſeine Mutter auf den Tod erkrankt wäre. Ohne Beſinnen — es war am 28. Oktober 1608 — ſprang der brave Sohn aufs Pferd; aber vergeblich beeilte er ſeine Reiſe. Bevor noch die Nachricht von ihrer Erkrankung an ihn gelangt war, hatte die Mutter am 19. Oktober ihren letzten Atemzug gethan, und der heimgekehrte Rubens konnte nur noch an ihrem Grabe beten. Ihr Tod ſoll ihn ſo erſchüttert haben, daß er mehrere Monate in ſtiller Zurückgezogenheit lebte. Als er dann den erſten Schmerz überwunden hatte, war ſein nächſter Gedanke Italien. Nirgendwo anders, ſo glaubte er, wehe die für den Künſtler gedeihliche Luft.

Aber die Regenten der ſpaniſchen Niederlande, Erzherzog Albert und ſeine Gemahlin Iſabella, wollten den Maler, deſſen wachſender Ruhm von Italien längſt nach Antwerpen gedrungen war, nicht ziehen laſſen. Sie ließen ſich von ihm portraitieren und feſſelten ihn am Ende buchſtäblich, wie es in der von Rubens Neffen verfaßten Biographie des Meiſters heißt, „durch eine goldene Kette“, indem ſie ihn am 23. September 1609 zu ihrem Hofmaler ernannten und ihm eine goldene Kette mit ihren Bildniſſen im Werte von dreihundert Goldgulden ſchenkten. Aber dieſe Kette würde kaum ſtark genug geweſen ſein, Rubens auf die Dauer an Antwerpen zu binden, wenn er nicht zu gleicher Zeit von einer andern Feſſel umſtrickt worden wäre. Sein Bruder Philipp, der angeſehene Sekretär von Antwerpen war mit einer Tochter ſeines Kollegen de Moy vermählt, und deren Schweſter Clara hatte aus ihrer Ehe mit dem Stadtſchreiber Jan Brandt eine Tochter Iſabella. Rubens wird die letztere im Hauſe ſeines Bruders, ihres Oheims, kennen gelernt haben, und die jungen Herzen fanden ſich ſo ſchnell zuſammen, daß die Trauung ſchon am 13. Oktober 1609 in der St. Michaelskirche in Antwerpen vor ſich gehen konnte.

Etwa bis zum Jahre 1611, wo Rubens den Grund zu einem eigenen Hauſe kaufte, wohnte das junge Paar bei dem Vater und Schwiegervater Jan Brandt, und aus dieſer Zeit ſtammt das ſchöne Doppelbildnis in der Münchener Pinakothek, welches, von des Meiſters Hand gemalt, ihn und ſeine Frau in einer Gaisblattlaube ſitzend, darſtellt, ein Bild innigſten Glücks und harmoniſchen Behagens. Die koſtbare Kleidung deutet auf den materiellen Wohlſtand, welchen ſich der Meiſter ſchon damals erworben hatte. Frau Iſabella trägt ein rotbraunes Atlaskleid und dazu eine Taille von gepreßtem ſchwarzen Seidenſammt mit einer Weſte von Goldbrokat. Der aufgekrempte ſpitze Hut iſt lichtgrau, und unter ihm iſt ein häubchenartiger Aufſatz feinſter venetianiſcher Redizellaſpitze ſichtbar. Aus derſelben Spitze ſind auch die Manſchetten und die feingefältete Halskrauſe gefertigt. Die Armbänder ſind mit Rubinen, Saphiren und Diamanten beſetzt. Rubens trägt über dem Wamms aus olivengrünem Atlas ebenfalls einen breiten Spitzenkragen, dazu Hoſen aus gepreßtem ſchwarzen Sammt, orangefarbene Strümpfe und einen dunkelbraunen Mantel, welcher über die Knie gebreitet iſt.

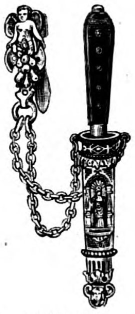
Wenn das Sprichwort wahr iſt, daß diejenige Frau die beſte iſt, von welcher am wenigſten geſprochen wird, ſo muß Rubens mit Iſabella Brandt eine ſehr glückliche Ehe geführt haben. Daß dieſe Frau aber auch wirklich die Seele des Künſtlers voll und ganz ausfüllte, beweiſt am beſten die Thatſache, daß alle Idealgeſtalten, Madonnen, weibliche Heilige, antike Göttinnen und Nymphen, welche Rubens ſeit 1610 zwanzig Jahre lang ſchuf, die lieblichen, kindlich-anmutigen Züge Iſabellas tragen und daß der Meiſter noch mehrere Porträts der Gattin in vollem Staat ſchuf, von denen ſich die beſten Exemplare im Muſeum des Haag und in der Eremitage zu St. Petersburg befinden.

Iſabella Brandt hat ihrem Gatten drei Kinder geſchenkt, eine Tochter Klara 1611 und 1614 und 1618 zwei Söhne Albert und Nikolaus, welche wir aus einem, etwa 1626 gemalten Bilde des Vaters in der Liechtenſteingalerie in Wien (eine ſchwächere Wiederholung in Dresden) kennen lernen. Um dieſelbe Zeit, im Sommer 1626, wurde Iſabella ihrem Gatten durch den Tod entriſſen. Wie teuer ſie ihm geweſen war, beweiſt ſchon die Thatſache, daß er ſie in der Gruft ſeiner Mutter in der Kirche der St. Michaelisabtei beiſetzen ließ, und ebenſoſehr der ehrenvolle Nachruf, welchen er ihr in einem am 15. Juli 1626 an ſeinen gelehrten Freund Pierre Dupuy gerichteten Briefe widmete. „Ich habe, ſo ſchrieb er, in Wahrheit die beſte Lebensgefährtin verloren, die man mit Recht lieben konnte, ja mußte. Ohne mürriſches Weſen und ohne weibliche Schwächen, ſondern durch und durch gut und ehrenwert und im Leben wegen ihrer Tugenden geliebt und nach ihrem Tode allgemein und von allen betrauert. Ein ſo großer Verluſt ſcheint mir der nachhaltigſten Empfindung wert zu ſein, und weil das wahre Heilmittel für alle Leiden die Vergeſſenheit, die Tochter der Zeit iſt, ſo iſt es ohne Zweifel nötig, von ihr Hilfe zu erhoffen. Aber es wird mir ſchwer, den Schmerz über ihren Verluſt von den Erinnerungen an eine Perſon zu trennen, welche ich mein Leben lang auf das innigſte verehren werde.“

Rubens hat ſein Wort gehalten. Obwohl er ſchon 1630 in der Verbindung mit der ſechzehnjährigen Helena Fourment ein neues Eheglück fand, blieb ihm das Andenken an die Verſtorbene teuer. Auch in den Werken ſeiner letzten Periode erſcheint immer wieder neben der jugendlichen, temperamentvollen Helena das unvergeßliche Bildnis der milden, ruhigen Iſabella.

Adolf Roſenberg.

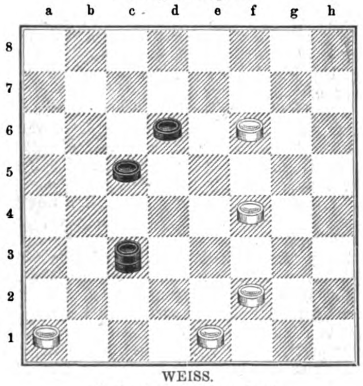
Hauswirtſchaftliche Umſchau.



Eine kleine, hübſche Überraſchung fanden wir in in dem Raddatzſchen Magazin, Leipzigerſtr. 101: Ein ſolides Garten- und Küchenmeſſer in gutem Stahl combiniert mit einem Etui in moderner Cuivrepoli-Arbeit. Kette und Schloß erlauben das praktiſche Inſtrument am Gürtel zu tragen. Der Preis desſelben ſtellt ſich auf 7 Mark 50 Pf. Eine ſehr praktiſche Neuerung ſahen wir in dem Magazin von P. Schimpff, Berlin, Potsdamerſtraße 1. Die bisherigen Fleiſchhackmaſchinen, die allmählich zu einem unentbehrlichen Gebrauchsgegenſtand aller Küchen geworden ſind, litten bekanntlich alle unter dem Übelſtand, daß ſie ſich ſchwer reinigen und dauernd ſauber halten ließen, beſonders die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Schneiden bildeten ſtets einen Stein des Anſtoßes für jede Hausfrau. Bei den neuen Patent-Fleiſchmühlen iſt dieſe Schwierigkeit in ſehr einfacher Weiſe dadurch vermieden, daß die Meſſer nicht mehr feſt in das Geſtell eingefügt, ſondern in Rillen eingelagert und ohne Umſtände herausnehmbar ſind. Die Konſtruktion iſt derart, daß die Haltbarkeit der kleinen Maſchinen keineswegs durch dieſe Veränderung in Frage geſtellt wird. Der Preis differiert je nach der Größe zwiſchen 8—150 Mark, die kleinſte Nummer liefert indeſſen bereits vier Kilogramm Fleiſch in der Stunde und genügt daher ſicher für mittelgroße Haushaltungen vollkommen.

In unſerer Spielecke.

Dameſpielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

1.

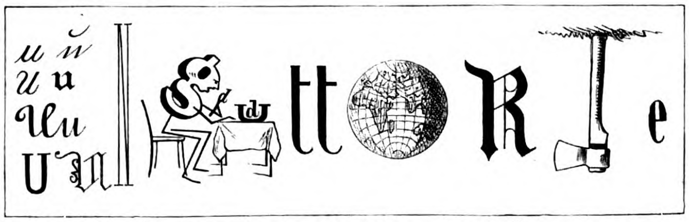
Drei Brüder, Robert, Karl und Guſtav, (alle drei in Bankgeſchäften als Buchhalter angeſtellt) ſchenken ihrer Schweſter zu Weihnachten ein Pianino. R hat mehr Einkommen als K, K mehr als G. R gibt zu dem Kaufpreis $1^1/_8$ mal ſo viel als er geben müßte, wenn die Brüder nach dem Verhältnis ihres Einkommens beiſteuern würden. K gibt 30 Mark mehr als G. Der 50ſte Teil von dem jährlichen Einkommen des R und des K beträgt 2 Mark mehr als der 4. Teil des Kaufpreiſes. Der 40ſte Teil von dem jährlichen Einkommen des K und des G beträgt 20 Mark mehr als der 4. Teil des Kaufpreiſes. Der 25ſte Teil von dem jährlichen Einkommen des R und des G beträgt 12 Mark weniger als die Hälfte des Kaufpreiſes. Mit dem jährlichen Einkommen des R, des K und des G könnte man den 18fachen Betrag des Kaufpreiſes bezahlen.

Wie viel hat jeder der drei Brüder beigeſteuert?

2.

Welche poſitive Zahl iſt ebenſo viel unter 180 als der vierte Teil ihres Quadrats über 180 iſt?

Bilderrätſel.



3.

Die leeren Felder der nebenſtehenden Figur laſſen ſich mit je einem Buchſtaben ſo ausfüllen, daß ſämtliche acht wagerechte Reihen bekannte Wörter ergeben, und daß die beiden mittleren ſenkrechten Reihen, von oben nach unten geleſen, je einen Herrſcher nennen.

F	L			H	S
P	L			A	L
A	N			R	A
T	R			P	F
A	U			E	G
P	A			N	T
P	A			U	S
K	Ö			I	N

4. Vierſilbige Scharade.

Es tragen die beiden Erſten
Der letzten beiden Laſt,
Die geben viel Glanz und Größe
Doch wenig Frieden und Raſt.
Das Ganze, ein Kind des Lenzes,
Hebt voll Würde das goldige Haupt,
Blickt ſtolz auf die kleineren Schweſtern,
Die nicht ſo hoch und belaubt.
O Blümlein, ſei nicht eitel
Auf Namen, Hoheit und Ehr',
Das Haupt, das dein Abbild ſchmücket,
Es beugt ſich oft ſorgenſchwer. E. W.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

5.

Mit „P“ um Pfingſten läßt er ſchallen
Den Ruf, wonach er iſt genannt.
Mit „T“ iſt ſicherlich euch allen
Es als Gebirgsland wohl bekannt. S.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 48.

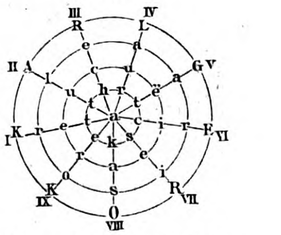
Schachaufgabe.

1. D h 4 — h 5 e 6 — f 5 †
2. D h 5 — e 8 ♯

A.

1. . . . . K e 6 — d 5 oder anders
2. S f 5 — e 7 oder D, S ♯

1.



Bilderrätſel: Hans Sachs.

2. Humber — Humbert.

3. Oſtern.

4. Zweiſilbig.

Zukunft. A. R.

5. Tortur — Torte. H.

Inhalt: Wie es kam. Fortſetzung. Erzählung von Margarethe von Eichendorff. — Jacquard, der Erfinder des Jacquard-Webſtuhles. Von Dr. Ludloff-Coburg. Mit Porträt. — An den Geſtaden des Vierwaldſtätter Sees. Von Bernhardine Schulz-Smidt. Mit 5 Illuſtrationen. Ein Gang durch das alte Babylon. Von Prof. Dr. Friedrich Delitzſch. — Rubens und ſeine erſte Gemahlin Iſabella Brandt. Nach dem Gemälde der Münchener Pinakothek. Text von Adolf Roſenberg. — Hauswirtſchaftliche Umſchau. Mit Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Daheim
Original v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 13. September 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 50.

Wie es kam.

Erzählung von **Margarethe von Eichendorff.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Während ich ſo hin und herſann und mittlerweile ſchon bei dem intereſſanteſten Teile der ganzen Zeitung, dem Abſchnitt „unter dem Strich“ angelangt war, ließ ein wohlbekanntes Geräuſch mich raſch den Kopf erheben: die Gartenthür knarrte und gleich darauf kam Wilm den Heckenweg herauf, der auf unſere Laube zuführte, an ſeiner Seite aber, — faſt hätte ich vor Überraſchung aufgeſchrieen, — ging kein anderer, als Moritz!

Wilm, lieber, guter Wilm, alſo das war es, was dich heute vom Hauſe fortführte! Du, der du nichts auf der Welt ſo haßteſt, als neue Bekanntſchaften anzuknüpfen, der du geſtern in ſo wenig freundſchaftlichem Tone von Moritz geſprochen, — du hatteſt ihn, um mir eine Freude zu bereiten, gleich heute freiwillig aufgeſucht und brachteſt ihn zu uns! Freilich, was du damit thateſt, das ahnte ich damals noch nicht im entfernteſten, ich wußte nur, daß du gut warſt, viel beſſer, als ich es um dich verdient hatte!

Ich ſah zum Onkel hinüber und mußte über das Geſicht lachen, mit dem dieſer dem Eintretenden entgegen ſchaute: die Brille hoch auf die Stirn geſchoben, die Augen halb zugekniffen, zum Schutz gegen die blendenden Sonnenſtrahlen, ſo blinzelte er den Herankommenden halb neugierig und halb mißtrauiſch an. „Zum Teufel“, brummte er in den Bart, „wen bringt uns Wilm denn da angeſchleppt?“ Ich hätte auf dieſe Frage nun freilich ſehr gut Antwort geben können, aber ich mochte es nicht und ſo ſprang ich auf, den beiden jungen Männern entgegen.

„Habe ich es gut gemacht, kleine Eva?“ fragte Wilm mich flüſternd, nachdem ich Moritz fröhlich begrüßt hatte.

„Lieber Wilm!“ ſagte ich leiſe und drückte ſeine große Hand mit dankbarer Zärtlichkeit in der meinen.

Inzwiſchen hatte auch der Onkel ſich erhoben und ich blickte beluſtigt in Moritzens Geſicht, der mit vor Erſtaunen weit geöffneten Augen die Rieſengeſtalt des alten Herrn auf ſich zukommen ſah. Moritz gehörte keineswegs zu den kleingewachſenen Männern, aber neben den ſechs Fuß einen Zoll meines Vormundes und deſſen Sohnes ſah er allerdings wie ein halbwüchſiger Junge aus.

„Papa“, ſagte Wilm, „hier bringe ich dir Herrn Moritz Feldner; er gedenkt ſich einige Wochen lang in Buchau aufzuhalten und hat mir verſprochen, uns während dieſer Zeit öfters in unſerer Einſamkeit aufzuſuchen.“

So war denn Moritz in unſeren Familienkreis eingeführt und wenn meine heimlichen Zuſammenkünfte mit ihm nun auch aufgehört hatten, ſo ſahen wir uns deshalb nicht weniger oft. Bald verging kein einziger Tag mehr, an dem nicht zur beſtimmten Nachmittagsſtunde die Gartenpforte knarrte, ein Ton, bei dem Heinz und ich ſtets vergnügt aufſprangen, um einen Wettlauf nach der Thüre hin zu veranſtalten, während Wilm, wie ich oftmals mit geheimem Verdruß bemerkte, dann mit einem unmutigen Stirnrunzeln die Zeitung zuſammenfaltete und ſich ebenfalls erhob, aber nicht, um unſerem jungen, liebenswürdigen Freunde entgegen zu gehen, ſondern um nach der anderen Seite hin, hinter den Hecken und Anpflanzungen des Gartens zu verſchwinden. Wilm liebte Moritz nicht, ſoviel war ſicher und das ärgerte mich einigermaßen; da harmonierte ich in dieſem Punkte doch viel beſſer mit Heinz, mit dem ich ja überhaupt faſt immer einerlei Meinung war. Bald gab es keine beſſeren Freunde, als der wilde, übermütige Heinz und der immer fröhliche, ſtets zu allem aufgelegte Moritz, und es waren die luſtigſten Stunden, die ich mit den beiden in Garten, Feld und Wald verbrachte: da ergingen ſie ſich in hundert tollen Streichen, zu denen ſich Moritz von dem ausgelaſſenen Heinz bereitwilligſt verleiten ließ; ein immerwährender Wettſtreit beſtand zwiſchen ihnen, ein Wettſtreit, der niemals entſchieden werden konnte, denn war der rieſenhafte Heinz dem ſchlanken, zartgebauten Moritz mit den eleganten Bewegungen an Körperkraft weit überlegen, ſo übertraf ihn dieſer wieder an Gewandtheit und Behendigkeit. Und niemals gefiel Moritz mir beſſer, niemals kam er mir liebenswürdiger und einnehmender vor, als wenn er dann, die braunen Locken mit der ihm eigentümlichen Bewegung aus der heißen Stirn zurückwerfend, an meine Seite zurückkehrte und mir mit den dunklen, lachenden Augen ins Geſicht ſah. Hätte Wilm ihn nur ſo geſehen, er würde meine Vorliebe gewiß begriffen und vielleicht auch geteilt haben, aber ſonderbar, Wilm gegenüber zeigte ſich Moritz ſtets von einer ganz anderen, weit weniger vorteilhaften Seite. Hie und da kam es vor, daß nicht Heinz, ſondern mein älterer Pflegebruder uns auf unſeren Spaziergängen begleitete, und ſo gern ich für gewöhnlich mit Wilm zuſammen war, ſo ſah ich ſolchen Stunden, in denen ich mich allein mit ihm und Moritz befand, doch ſtets mit einer gewiſſen Scheu entgegen. Keine Spur von der faſt kindlichen Fröhlichkeit, die unſere in Heinzens Begleitung unternommenen Spaziergänge charakteriſierte, war dann unter uns zu finden. Mit einem Gefühle grenzenloſen Unbehagens, wie ich es bis dahin noch gar nicht hatte kennen lernen, ging ich zwiſchen den beiden jungen Männern hin und horchte ziemlich zerſtreut auf das meiſt ſehr einſeitig geführte Geſpräch, das Moritz ſich krampfhaft bemühte, aufrecht zu erhalten. Mein junger Freund aber erſchien mir in ſolchen Augenblicken wie ausgetauſcht, von einer ſonderbaren Unruhe, einer Luſtigkeit, der man es nur zu ſehr anmerkte, wie ſie ihm nicht wie ſonſt von Herzen kam. Er ſprach dann raſch und viel, und was das ſchlimmſte war, ſelbſt ich, die ich doch ſehr geneigt war, alles, was er that und ſagte, günſtig zu beurteilen, konnte mir nicht verhehlen, daß das, was er ſprach, meiſtens nichts weniger als geiſtreich klang. Das war mir in Wilms Gegenwart äußerſt fatal und ich beobachtete dieſen dann ſcheu von der Seite. Er ging meiſtens völlig ſchweigſam, noch ſchweigſamer als gewöhnlich, nebenher und hob nur zuweilen den Kopf, um ſeine ruhigen, ernſten Augen mit einem erſtaunten, prüfenden Blick auf den redſeligen Moritz zu richten. O, ich las viel aus dieſem einzigen Blick heraus und es wurde mir unbeſchreiblich unbehaglich dabei zu Mute.

„Moritz“, ſagte ich eines Tages zu ihm, als wir beide allein im Garten auf und abgingen, „ich glaube gar, Sie fürchten ſich vor Wilm!“

Er lachte laut und etwas gezwungen auf: „Fürchten, Eva! Nein wahrhaftig, das thue ich nicht. Aber“, fügte er ſtehen bleibend hinzu, „ich wünſchte, ich brauchte niemals mit ihm zuſammen zu treffen, ſeine Gegenwart iſt mir läſtig und drückend. Ich kann es nicht leiden, wenn er ſo ſtumm neben uns hergeht und ich es fühle, wie er ſeine forſchenden Augen auf Sie und mich richtet, als würde er es nicht dulden, daß ich Ihnen nur ein einziges leiſes Wort zuflüſterte, oder Ihre Hand nur eine Sekunde länger in der meinen behielte, als der Brauch es vorſchreibt!“

Ich lachte und entzog ihm meine Hand, die er bei den letzten Worten gefaßt hatte. „Und wie iſt es mit Heinz“, fragte ich, „erweckt ſeine Gegenwart etwa auch drückende, unbehagliche Gefühle in Ihnen?“

„Heinz“, und das luſtige Lächeln, das ich ſo gern an ihm ſah, erſchien auf ſeinem hübſchen Geſichte: „mein lieber, prächtiger Heinz, der harmloſeſte Burſche von der Welt, der trotz ſeiner übergroßen Augen nicht weiter ſieht, als ſeine Naſe reicht! Wiſſen Sie, Eva, was ich wollte? Ich wollte, es gäbe keinen Wilm auf Erden und dafür zwei Heinze! Was meinen Sie, hätten Sie dagegen etwas einzuwenden?“

„Gewiß hätte ich das“, rief ich eifrig aus „und nicht nur „etwas“, ſondern ſehr, ſehr viel!“

„Und was denn, zum Beiſpiel?“

„Zum Beiſpiel, daß ich gar nicht wüßte, wie ich ohne Wilm leben ſollte, daß ich ihn brauche, täglich und ſtündlich, ſeinen Rat, ſeine Hilfe, ſeine Teilnahme, ſein Lob und ſogar ſein zeitweiliges Brummen!“

Moritz lächelte, aber es war ein Lächeln, das ihm offenbar nicht recht von Herzen kam.

„Aus dieſer enthuſiaſtiſchen Schilderung kann ich doch wohl nur ſchließen, daß Sie dieſen unentbehrlichen Wilm jedem anderen, ſogar ihrem jüngeren Pflegebruder bei weitem vorziehen?“

„O nein“, proteſtierte ich im Bewußtſein der warmen, ſchweſterlichen Gefühle, die mich für meinen luſtigen Heinz erfüllten, „ich habe Heinz nicht weniger lieb, gewiß nicht, — nur, wie ſoll ich Ihnen das beſchreiben, — es fällt mir auch jetzt, wo Sie mich darnach fragen, überhaupt zum erſtenmale ein, — nur liebe ich die beiden eigentlich auf eine verſchiedene Art.“

Moritz pfiff leiſe vor ſich hin: „So“, ſagte er endlich in gedehntem Tone und ſo wie er dieſe kurze Silbe ausſprach, lag eine ganze Welt von Mißtrauen, Unbehagen und unruhigem Forſchen darin, — „wie nur habe ich das zu verſtehen, Eva?“

„Ich ſagte Ihnen ſchon, es würde mir ſchwer fallen, das auseinander zu ſetzen“, entgegnete ich. „Ich glaube nicht, daß ich einen der Brüder lieber habe, als den anderen und doch fühle ich, daß da ein Unterſchied beſteht. Heinz iſt mein lieber, unzertrennlicher Gefährte, von dem Tage an, da der Onkel mich zu ſich nahm; er iſt es, mit dem ich meine fröhlichſten Erinnerungen teile und mit dem ich heute noch meine fröhlichſten Stunden verlebe; mit ihm lernte und ſpielte, lachte und unterhielt ich mich, — Wilm dagegen —“ ich ſtockte und ſchwieg dann ganz, denn es wurde mir auf einmal klar, daß es mir ganz unmöglich ſein würde, meine Gefühle in betreff Wilms zu erklären.

„Nun und Wilm? Sprechen Sie weiter, Eva“, drängte Moritz. „Ich weiß ſelbſt nicht, was es iſt“, ſagte ich endlich, „aber wenn ich bei Wilm bin, ſo kommt es wie ein tiefer Friede über mich, als ob ich mir nur gar nichts mehr weiter auf der Welt wünſchen möchte — wie kommt das nur, Moritz?“ wandte ich mich in plötzlicher, raſcher Frage an meinen jungen Freund. Ich hatte dabei den Kopf zu ihm empor gehoben und war über den ernſten, prüfenden Ausdruck erſtaunt, mit dem ſeine ſonſt ſo luſtigen, braunen Augen ſich auf mich richteten.

„Wie glücklich wäre ich, hätten Sie die eben gethane Äußerung in betreff meiner gemacht“, ſagte Moritz, ohne meine Frage direkt zu beantworten, „aber wer weiß, ob ich hoffen darf, Ihre Zuneigung in beſonders hohem Grade zu beſitzen! Eva, werden Sie ſich ſpäter, wenn ich nicht mehr bei Ihnen bin, wohl noch mit Freude an die Stunden erinnern, die wir zuſammen verlebten?“

„Gewiß werde ich das“, erwiderte ich eifrig, „denn ich bin gern, ſehr gern mit Ihnen zuſammen!“

„Lieber wie mit ſonſt irgend jemand?“ fragte er leiſe. „Eva“, fügte er in faſt flehendem Tone hinzu, „ſagen Sie es mir, ich möchte es ſo gern von Ihnen hören!“

Befremdet blickte ich zu Moritz empor: ſeine dunklen Augen ſenkten ſich tief in die meinen, der Ausdruck ſeines Geſichtes, der Ton ſeiner Stimme war ſo ganz anders wie gewöhnlich; keine Spur des ſonſtigen kecken Übermutes, ein tiefer Ernſt, ein faſt angſtvolles Forſchen lag auf ſeinen Zügen.

„Ja, lieber wie mit irgend jemand ſonſt“, entgegnete ich nach kurzem Beſinnen: „Wilm ausgenommen“, — hatte ich hinzufügen wollen, aber ich that es nicht; ich ahnte, daß dies Moritz kränken würde und ich wollte ihn nicht kränken, — ich glaube, ich habe ihn niemals lieber gehabt, als in dieſem Augenblick! Mit einem freudigen Aufleuchten ſeiner Augen zog Moritz meine Hand ſtürmiſch an ſeine Lippen. „Wilm iſt ja nicht da“, ſagte er „und ſo darf ich es mir ſchon einmal erlauben.“

Ach nein, Wilm war nicht da, als ich dieſen ziemlich leidenſchaftlichen Handkuß, den erſten in meinem ſechzehnjährigen Leben, empfing und duldete; er war auch ſpäter, an anderen Abenden oftmals nicht da, während ich mit Moritz in den dämmerigen Gängen unſeres Gartens auf und abging und dieſer mit ſeinen liebenswürdigen Manieren, ſeinem hübſchen Äußeren und ſeinen freundlichen Worten meine Gunſt von Tag zu Tag in einem höheren Grade gewann! Wäre er mir damals ſtets zur Seite geblieben, ſo würde das eine nicht geſchehen ſein, an das ich noch jetzt mit Reue und Scham zurückdenke und das die bitterſten Stunden meines jungen Lebens zur Folge hatte!

O Wilm, heute weiß ich es nur zu gut, was dich ſo oft fern von uns hielt, was dich bewog, mich ſo häufig mit Moritz allein zu laſſen, — von dir aus ſollten uns ja keine „Hinderniſſe“ in den Weg gelegt werden in dem, was du „ſo deutlich kommen ſahſt!“ Und dann, du vertrauteſt mir ja, ganz und völlig, trotz der böſen Erfahrungen, die du ſchon einmal an mir gemacht hatteſt. Ich glaube, du würdeſt jeden für einen Lügner gehalten haben, der dir geſagt hätte, daß ich im ſtande ſein könnte, dich noch einmal zu hintergehen, deinen Glauben in meine Offenheit und Wahrhaftigkeit noch einmal zu täuſchen! Wie ich es thun konnte, wie es Moritz gelang, mein Gewiſſen einzuſchläfern und meine Begriffe über Recht und Unrecht ſo gänzlich zu verwirren, begreife ich freilich noch heute nicht; ich weiß nur, daß das geſchah, was ich ſpäter mit allen Thränen und aller Reue nicht mehr ungeſchehen machen konnte! Nicht zu meiner Entſchuldigung, nur als eine Art von Erklärung für meinen neuen Ungehorſam, will ich eins anführen: die Verſuchung, der ich nachgab, war groß für mich und der Verſucher faßte mich an meiner ſchwächſten Seite, der mir von Kindheit an innewohnenden Luſt am Abenteuerlichen.

Etwa zwei bis drei Stunden Weges von der Beſitzung meines Vormundes entfernt lag eine ſchöne, alte Burgruine auf dem Gipfel eines bewaldeten Berges. Dieſe halbverfallene Burg, von deren einſtigen, ritterlichen Bewohnern mir Wilm die herrlichſten Geſchichten zu erzählen wußte, war einer meiner Lieblingspunkte von der ganzen Gegend; von jeher war ſie für mich von einem gewiſſen, romantiſchen Zauber umgeben und es machte mich jedesmal von neuem glücklich, wenn wir ſie, wie es öfters geſchah, zum Zielpunkte unſerer Ausfahrten wählten; aber unternehmungsluſtig und ſtolz auf meine Kraft und Ausdauer in Fußwanderungen, wie ich es war, erwachte eines Tages der Wunſch in mir, dieſe weite Tour einmal zu Fuß zu machen. Wenn ſolche Pläne — und ſie kamen nicht gerade ſelten vor — in meinem Kopfe entſtanden, ſo pflegte ich ſie gewöhnlich nicht lange bei mir zu behalten, ſondern ſie Heinz mitzuteilen, von deſſen enthuſiaſtiſcher Beiſtimmung ich im voraus überzeugt ſein konnte und wir verſuchten dann, was unſere gemeinſamen Überredungskünſte bei dem Onkel und bei Wilm auszurichten im ſtande waren. Gewöhnlich, wenn das, was wir vorhatten, nicht gar zu abenteuerlich und unausführbar war, gelang es auch unſeren Bitten, deren nicht gerade allzu harte Herzen zu erweichen und das durchzuſetzen, was wir wünſchten, und ſo koſtete es uns auch diesmal nicht viel Mühe, Wilms Zuſtimmung zu erſchmeicheln und ſeine Einwendungen, daß der Weg zu weit für mich ſein könne, mit dem Hinweis auf meine oft bewährte Unermüdlichkeit zu widerlegen. „Nur“, fügte er hinzu, „verſteht es ſich von ſelbſt, daß ihr dieſen Marſch nicht auf eigene Hand unternehmt, ſondern damit wartet, bis ich euch begleiten kann.“

Ich war äußerſt vergnügt über das Gelingen meines Planes und erzählte Moritz Wunderdinge von der Schönheit der Burg und all den Reizen, die das alte Gemäuer für mich barg.

„Sie kommen natürlich mit“, ſetzte ich zuverſichtlich hinzu, denn das hatte ich mir von vornherein ſo ausgedacht und der Gedanke, daß Moritz die Partie, von der ich mir ſo viel Vergnügen verſprach, mitmachen würde, trug nicht am wenigſten zu meiner Freude bei. „Wann wollen Sie gehen?“ fragte Moritz.

„Nun, nicht gerade heute oder morgen, aber doch bald; Wilm läßt mich niemals lange warten, wenn er mir etwas verſprochen hat, — alſo in acht Tagen etwa!“

„Das wäre gerade dann, wenn ich nicht mehr hier bin“, ſagte Moritz. „O nein“, rief ich aus, „Sie ſind dann noch hier, gewiß Moritz! Sie wollen doch nicht ſchon ſo bald fortgehen?“

„Wollen“, wiederholte der junge Mann, „nein, gewiß nicht, aber müſſen, denn mein Urlaub iſt in acht Tagen zu Ende.“

Ich ſchwieg betrübt ſtill; ich hatte nie daran gedacht, daß die Zeit kommen müſſe, in der ich Moritz wieder verlieren würde, und dieſer Gedanke ging mir gar nicht in den Kopf.

„Hören Sie, Eva“, begann Moritz nach einer kleinen Pauſe, „wir wollen zuſammen hingehen, nur Sie und ich.“

„Wohin?“ fragte ich, denn die unangenehme Überraſchung bei Moritzens letzter Eröffnung hatte mich unſer vorhergehendes Geſpräch vergeſſen laſſen.

„Nach Ihrer alten Burg. Ich würde ſie ſo gern ſehen, mit Ihnen zuſammen ſehen, Eva, und ich finde ſchon den Weg, wir werden weder Wilm noch Heinz dazu brauchen.“

Aber ich ſchüttelte den Kopf. „Wilm erlaubt es nicht; er hat es auch Heinz und mir verboten, ohne ihn hinzugehen.“

„Heinz, ja, das glaube ich, er iſt ja trotz ſeiner reſpektablen Länge doch noch ein halbes Kind, aber mich, Eva, können Sie ſchon als Beſchützer gelten laſſen, — oder würden Sie ſich mit mir allein fürchten“, fügte er hinzu, als ich wieder ſchweigend den Kopf ſchüttelte.

„O nein, vor nichts anderem, als daß Wilm darüber böſe ſein könnte.“

„Wilm und immer nur Wilm!“ rief Moritz ungeduldig aus, „exiſtiert denn kein anderer Menſch auf der ganzen Welt für Sie? Eva, ich möchte mir ſo gern einbilden, daß wir Freunde ſind, Sie und ich, aber einem ſcheidenden Freunde ſchlägt man die letzte Bitte nicht ab!“

„Aber wenn ich ſie Ihnen nicht erfüllen kann und darf! Ich weiß gewiß, Wilm würde es mir verbieten!“

„Warum würde er es Ihnen verbieten?“

„Das weiß ich freilich nicht“, gab ich nach einem Augenblick des Nachdenkens zu.

„Nun, ſehen Sie“, rief Moritz triumphierend aus, „es gibt auch keinen vernünftigen Grund zu ſolch einem Verbot.“

„Aber er wollte es auch nicht haben, daß ich des Abends zu Ihnen auf den Hügel ginge“, beharrte ich.

„Ja damals, das war auch etwas anderes; damals war ich Ihnen noch verhältnismäßig fremd und Ihr Vormund und Wilm kannten mich gar nicht“, philoſophierte Moritz, „jetzt aber ſind Wochen darüber hingegangen und ich bin Ihr Freund geworden, ich hoffte es wenigſtens zu ſein! Vertrauen Sie ſich mir ruhig an, Eva, Sie ſind bei mir ſo ſicher, als wie bei Wilm ſelbſt!“

Und nun hatte ich keine Ruhe mehr vor ſeinen Bitten; ſobald er ſich nur eine Minute mit mir allein ſah, bot er immer wieder von neuem ſeine Überredungskünſte auf und ich kann nicht leugnen, daß ſo, wie Moritz es mir ausmalte, ſein Projekt immer reizvoller und verlockender für mich wurde. Und Moritz verſtand ſo eindringlich zu bitten und es wurde mir ſo ſchwer, ihm etwas abzuſchlagen. Zwar ſträubte ich mich noch immer und widerſtrebte ſeinen Bitten, aber es paſſierte mir doch eines Tages, daß ich, nachdem ich mein: „nein, es geht nicht und ich thue es nicht“, ſoeben noch energiſch wiederholt hatte, kurze Zeit darauf nachdenklich äußerte: „Morgen fahren der Onkel, die Brüder und Herr Köhler nach Prenzlau, die dortigen Ziegelbrennereien zu beſichtigen, ſie kommen erſt ſpät abends wieder zurück.“

„Und Sie haben den morgigen Tag ganz für ſich“, vollendete Moritz meinen unausgeſprochenen Gedanken.

„Nein“, ſagte ich raſch, „ich ſoll mitfahren.“

„Können aber, wenn Sie es vorzögen, natürlich auch zuhauſe bleiben!“ — „Unter welchem Vorwande?“

„Daß Ziegelbrennereien Sie nicht gerade ungemein intereſſierten.“ Wir ſchwiegen beide einen Augenblick ſtill.

„Ich vermute, die Ihren werden morgen frühzeitig fortfahren“, ſagte Moritz endlich.

„Ja, der Onkel meinte, um ſechs Uhr ſollten wir bereit ſein.“

„Ich werde um acht Uhr an der Kapelle ſein und auf Sie warten, Eva! Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, Sie können es mir nicht verbieten, mich zu der angegebenen Stunde dort einzufinden und zu hoffen, dringend zu hoffen, daß ich nicht lange allein bleiben werde! Dort kommt Heinz, ſchnell, Eva, ehe er bei uns iſt, ſagen Sie ja!“

Aber Heinz kam heran, ehe ich das erbetene Wörtchen ausgeſprochen hatte, ich wollte es auch gar nicht ausſprechen, denn ich war entſchloſſen, nicht um acht Uhr an der Kapelle zu ſein.

„Höre Eva“, ſagte der Onkel abends, als wir uns zum Schlafengehen trennten, zu mir, „verſchlafe mir morgen nur nicht die Zeit, punkt ſechs Uhr ſteht der Wagen vor der Thüre.“

„Ich möchte lieber nicht mitfahren, Onkel“, ſagte ich mit etwas unſicherer Stimme; ich glaube, ich habe gar nicht gewagt, während des Sprechens aufzuſehen.

„Ja, zum Kuckuck, Kind, warum denn das“, rief der alte Herr verwundert aus, „möchteſt du denn nicht die Ziegelbrennereien ſehen, haſt du gar kein Intereſſe dafür?“

„Nein Onkel, kein beſonderes“, ſagte ich und es gereichte mir gewiſſermaßen zur Beruhigung, daß ich mit dieſen Worten wenigſtens keine Unwahrheit ausſprach.

„So, ſo“, meinte der Onkel, „nun, zwingen werde ich dich nicht, wenn du es lieber willſt, ſo bleibe nur ruhig da.“

Heinz fand es äußerſt merkwürdig, daß ich es vorzöge, mutterſeelenallein zuhauſe zu ſitzen, anſtatt mit ihnen in den ſchönen, friſchen Morgen hinauszufahren und erklärte, das würde nicht nach ſeinem Geſchmack ſein; Wilm ſagte garnichts, aber er ſah mich ſo eigentümlich an, daß ich rot wurde und aus dem Zimmer lief.

Der andere Morgen kam: ein klarer, ſonnenheller Morgen, den ich ſchon durch die geſchloſſenen Gardinen hindurch leuchten und winken ſah. Eilig warf ich einige Kleidungsſtücke über und öffnete das Fenſter, um mich weit hinaus zu legen. Der Wagen ſtand ſchon vor der Thür und mein Herz fing an zu klopfen, als ich ihn ſah; ich hatte ja gewiß nichts Unrechtes vor, ich wollte ja gar nicht nach der Kapelle gehen, wohin Moritz mich beſtellt hatte, — aber warum nur wollte ich auch nicht mit den anderen nach Prenzlau fahren, wie ich es doch ſonſt jederzeit ſicher gethan hätte?

„Eva!“ rief es da von unten zu mir herauf.

Ich fuhr erſchrocken empor, denn es war Wilms Stimme geweſen, die meinen Namen rief und Wilm war es, der ſich mit ſeiner Morgenzigarre im Munde gerade vor meinem Fenſter aufgepflanzt hatte. „Nun Eva, wie iſt's, haſt du dich noch anders beſonnen, kommſt du mit uns?“

Ich überlegte einen Augenblick, dann ſchüttelte ich den Kopf.

„Komm mit, Eva“, rief Wilm leiſer, aber in faſt bittendem Tone, „thu es mir zu Gefallen!“

„Ich bin nicht fertig angezogen und der Onkel wartet ſo ungern“, wandte ich zögernd ein.

„O, Papa iſt ſelbſt noch nicht ganz fertig“, rief Wilm eifrig, „und ich halte ihn ſchon ſo lange auf, bis du herunterkommſt, mache dir deshalb keine Sorgen, Eva.“ Er hatte in ſeinem Eifer ſogar ſeine geliebte Zigarre fortgeworfen und ſchaute nun erwartungsvoll zu mir empor.

Was ſollte ich thun? Der Morgen war ſo wunderſchön und lockte mich hinaus ins Freie, Wilm bat mich, mit ihnen zu kommen und ich that ſonſt ſo gern, was Wilm von mir verlangte und doch, ich konnte mich diesmal nicht ſogleich entſchließen, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Vielleicht würde ich es noch gethan haben, aber mir blieb keine Zeit zu längerer Überlegung, denn ſchon traten der Onkel und Heinz aus der Hausthür. Wilm warf mir noch einen fragenden Blick zu, aber ich ſchüttelte den Kopf und trat vom Fenſter zurück, gleich darauf hörte ich den Wagen zum Hofe hinausrollen.

Nun war ich alſo allein und was ſollte ich jetzt mit dem langen, freien Tage anfangen? Ich vollendete meine Toilette, griff nach meinem Hute und eilte die Treppen hinab; die Morgenſonne, die mir ſo freundlich ins Fenſter hineingelacht, hatte mir nicht zu viel verſprochen, es war köſtlich draußen und ich beſchloß auch ſofort, den ganzen Tag im Freien zuzubringen. Lange Zeit hindurch begnügte ich mich damit, im Garten auf und abzugehen, es war, als ob ich mir ſelbſt nicht recht traute, ſobald ich das Gartenthor erſt einmal hinter mir gelaſſen haben würde. Ich hörte die Kirchturmuhr eine volle Stunde ſchlagen und eifrigſt zählte ich die Schläge, es war acht Uhr! Das war die Stunde, die Moritz mir für unſer Rendezvous an der Kapelle angegeben hatte, — ob er wohl ſchon dort auf mich wartete? Es war nur eine kleine Strecke Weges bis dorthin und ich hätte doch gar zu gern gewußt, ob Moritz ſich wirklich ſchon eingefunden hatte! Was konnte für ein Unrecht darin liegen, wenn ich nachſehen ging, nur um es Moritz zu ſagen, daß ich feſt bleiben und nicht mit ihm gehen wolle, — hatte ich nicht am Ende ſogar halb und halb die Verpflichtung es zu thun und ihn nicht vergeblich warten zu laſſen? Als ich erſt einmal glücklich bei dieſem Gedanken angekommen war, philoſophierte ich nicht allzulange darüber, vielleicht in der, mir freilich nicht eingeſtandenen Befürchtung, ich könnte ſonſt noch zu einem anderen, mir weniger wünſchenswerten Entſchluſſe gelangen; wenige Augenblicke ſpäter hatte ich den ſchmalen Wieſenpfad eingeſchlagen, der nach der Kapelle führte. Richtig, dort ging Moritz mit ſchnellen Schritten auf und ab und ſah ſich nach allen Seiten um. Als er mich gewahrte, ſtieß er einen Freudenruf aus und eilte mir entgegen.

„Endlich, endlich!“ rief er aus, „unpünktlich wie alle Damen, Eva! Aber ich will Ihnen keine Vorwürfe machen und mich nur freuen, daß Sie nun da ſind. Wir werden uns beeilen müſſen, um nicht in die ärgſte Mittagshitze hinein zu geraten!“

„O nein“, entgegnete ich über ſeinen Eifer lächelnd, „das brauchen wir nicht, denn ich gehe überhaupt nicht mit Ihnen; nur um Ihnen das zu ſagen, bin ich hierher gekommen.“

Im erſten Augenblick machte Moritz ein ganz beſtürztes Geſicht, gleich darauf aber lächelte er wieder zuverſichtlich: „das wollen wir abwarten“, ſagte er, „vorläufig genügt es mir, daß Sie überhaupt gekommen ſind, das übrige wird ſich finden.“

Er hatte recht gehabt, das übrige fand ſich! Wie Moritz es damals anfing, meinen mir zuerſt ſo unumſtößlich erſcheinenden Entſchluß immer ſchwankender und wankender werden zu laſſen, welch überzeugende Gründe er vorbrachte, um all meine Einwände ſiegreich zu widerlegen, das kann ich heute nicht mehr ſagen, genug, daß wir etwa eine halbe Stunde nach meinem Erſcheinen an der Kapelle in der Richtung nach der Burgruine zuſammen abmarſchierten.

„Aber die Leute zuhauſe werden nicht wiſſen, was aus mir geworden iſt und werden mich ſuchen“, wandte ich noch einmal ein.

„O dem iſt ſchnell abzuhelfen“, entgegnete Moritz, „wir ſchicken einen Boten nachhauſe mit der Benachrichtigung, daß Sie einen weiten Spaziergang unternommen hätten und wohl nicht zur Mittagsſtunde zurück ſein würden; dann werden die Leute denken, Sie haben Ihre alte Kinderfrau im Nachbardorfe beſucht, wie Sie es ja öfters thun.“

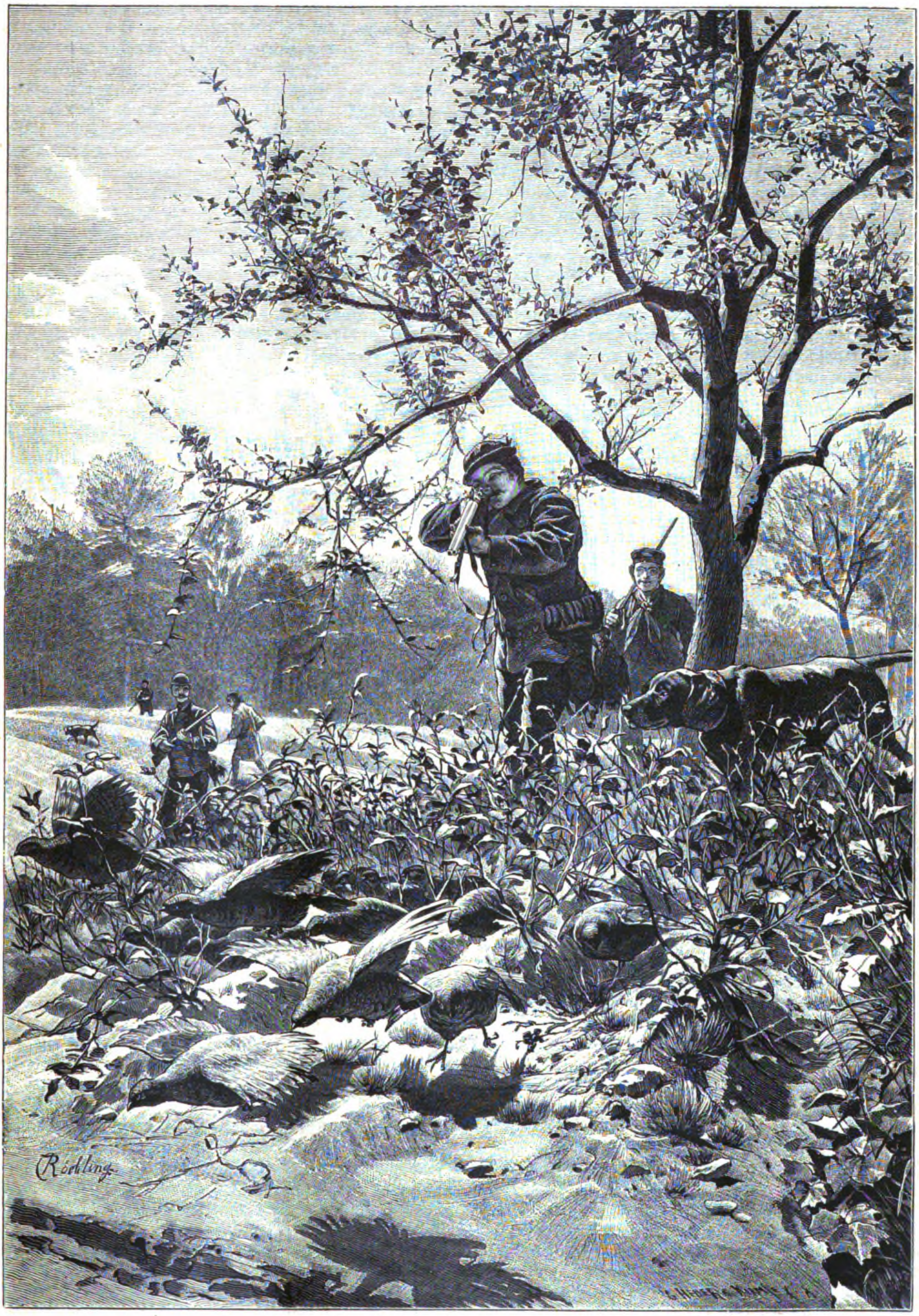
Es war mit Moritz nicht zu ſtreiten, er wußte für alles Rat und Abhilfe: dabei hatte der herrliche, verlockende Sonnenſchein, meine eigenen, heimlichen Wünſche, alles ſich mit Moritz gegen mich verſchworen und ich fügte mich dem Bitten und Drängen meines Freundes: „Um ſechs oder ſieben Uhr, noch bei hellem, lichtem Tage ſind wir wieder zurück“, verſicherte er mir.

So wies ich denn ſchließlich alle Unruhe und alle Bedenken, alle ſich leiſe regenden Gewiſſensbiſſe weit von mir und gab mich mit vollem Herzen der Luſt und der Freude an unſerem Ausfluge hin. Man hätte ſich unmöglich einen angenehmeren und heiterern Reiſebegleiter wünſchen können, als Moritz es war; er befand ſich in ſeiner fröhlichſten und liebenswürdigſten Laune, war unermüdlich in kleinen Aufmerkſamkeiten, unerſchöpflich in Luſt und Scherz; er ſang mir mit ſeiner hübſchen Stimme alle Lieder, die ihm einfielen und die ich nur anhören wollte und ich ſang, ſprang und lachte mit ihm um die Wette, — wir benahmen uns wie zwei fröhliche, ausgelaſſene Kinder, die einen Tag der Freiheit ſo recht ausnutzen und auskoſten wollten! So gingen ein paar herrliche Morgenſtunden vorüber und das Endziel unſeres Marſches rückte unſerem Auge immer näher. Weder Moritz noch ich kannten den richtigen Weg, aber das hielten wir auch gar nicht für notwendig: der Berg, nach dem wir wollten, lag ja vor uns und durch Wälder und Wieſen, durch Dörfer und auf ſchmalen Fußſteigen marſchierten wir immer geradeaus auf ihn zu. Ich war, wie ſchon geſagt, eine gute Fußgängerin, aber das Stück Weg, das wir zurückgelegt hatten, war auch nicht gering geweſen und zum Überfluß war der Tag ſehr heiß, ſo erklärte ich denn, daß ich nichts dagegen haben würde, wenn wir bei unſerer Ankunft in Petriberg vor allem ein wenig raſten wollten.

„Natürlich thun wir das“, ſagte Moritz, „zuerſt gehen wir in das Bad Petriberg, das jetzt ja ſchon dicht vor uns liegt; dort ruhen wir uns aus und ſtärken uns durch Speiſe und Trank; dann erſt beſteigen wir den Berg; da müſſen Sie dabei die Führerin machen, Eva, und ich bin begierig auf all das Schöne, das Sie mir zeigen werden.“

Ich fand an Moritzens Vorſchlägen durchaus nichts auszuſetzen und nachdem wir uns durch das Geraderücken unſerer Hüte und das Abſtäuben unſerer Stiefel, die allzuſehr die Spuren unſerer weiten Fußwanderung an ſich trugen, nach Möglichkeit herausgeputzt hatten, hielten wir unſeren Einzug in Bad Petriberg. Dieſes Fleckchen Erde verdankte den ſtolzen Namen „Bad“ ſeinem etwas ſchwefelhaltigen Waſſer und ſeiner geſunden, reinen Luft; einen Weltruf beſaß es indes trotz dieſer Vorzüge entſchieden nicht, auch beſtand es nur einzig und allein aus dem zierlichen, aus Holz erbauten und mit Weinreben umrankten Kurhauſe und drei oder vier hübſchen, kleinen Häuschen, die ſich um dasſelbe gruppierten und zum Aufenthalt für die Badegäſte, — man hätte ſie wohl richtiger Sommerfriſchler nennen können — beſtimmt waren. Moritz bot mir galant den Arm, als wir den Garten betraten, in deſſen Mitte das Kurhaus lag, und es machte uns Spaß zu beobachten, wie neugierig die wenigen Anweſenden ſich nach uns umſahen.

„Hoffentlich halten ſie uns für Mann und Frau“, flüſterte Moritz, indem er mir übermütig ins Geſicht ſah. (Fortſ. folgt.)



Aufgang der Hühnerjagd. Gezeichnet von C. Röchling.

Das behexte Gewehr.

Eine Jagderinnerung von Hermann Ferſchke.

(Zu dem Bild auf S. 789.)

Vor mehreren Jahren, als ich noch Inhaber einer größeren Landwirtſchaft war und neben meiner eigenen Jagd einige benachbarte Terrains hinzugepachtet hatte, erfreute ich mich unter anderen auch der Freundſchaft zweier ehemaligen Kameraden, des Leutnant von Sommerfeld und des Leutnant von Winterfeld. Beide waren Schul-, Regiments- und Kriegskameraden, ſeit langen Jahren eng miteinander befreundet und früher unzertrennlich. Leider wurden ſie dadurch auseinander geriſſen, daß der eine nach G. verſetzt wurde, während der andere in S. ſtand. Und das war eigentlich gut. Denn trotz ihrer langjährigen Freundſchaft hänſelten ſie einander unausgeſetzt, und obgleich das ihrem alten Verhältnis keinen Eintrag that, ſo hatten die Zuhörer doch ſtets ihre liebe Not, um ſie vor Übertreibungen, die ſchließlich doch einmal ein fatales Ende herbeiführen konnten, zu bewahren. Beide waren nun leidenſchaftliche Jagdliebhaber und verfehlten nicht, mich, ihren alten Freund und Kameraden, ſo oft wie möglich zur Jagd zu beſuchen, was dann in der Regel niemals ohne einen gehörigen Spaß abging.

Eines Tages, kurz nach Eröffnung der Hühnerjagd, erhielt ich von dem Herrn von Winterfeld aus S. eine Poſtkarte, worin er ſeinen Beſuch mit dem Bemerken anmeldete, er wolle 'mal ſo recht con amore unter meinen Hühnern aufräumen. Das hieß alſo mit anderen Worten: ‚diesmal ohne Sommerfeld.‘ Das ging aber nicht an, das wäre ganz gegen jedes Herkommen geweſen. Ich telegraphierte daher ſchleunigſt nach G. an Herrn von Sommerfeld: „Morgen große Hühnerjagd; mit umgehendem Zug kommen; Wagen auf dem Bahnhof.“ Da ſich die beiden Züge, mit denen meine Jagdgäſte eintreffen mußten, auf unſerer Halteſtelle kreuzten, ſo konnte ich mir das Vergnügen nicht verſagen, dieſelben ſelbſt abzuholen, ſchon um Zeuge ihrer Überraſchung zu ſein, daß ſie ſo unvermutet und für den einen vielleicht unerwünſcht zuſammentrafen. Die Züge hielten, und jedem derſelben entſtieg ein Jagdgaſt in komplettem Jagdzivil, ausgerüſtet nach allen Regeln des edlen Weidwerkes und begleitet von je einem fragwürdigen Köter, deſſen Abſtammung niemals recht beglaubigt feſtgeſtellt werden konnte.

Als Winterfeld ſeinen Freund Sommerfeld ſo unerwartet erblickte, rief er aus:

„Was Teufel, Sommer, du auch hier? das iſt ja eine ganz unerwartete Freude.“ Die beiden kürzten nämlich ihre Namen ſtets ab; der eine nannte ſeinen Freund „Sommer“, der andere „Winter“, — andere durften ſich dergleichen jedoch nicht erlauben.

„Ja, mein lieber Winter, wie du ſiehſt“, antwortete Sommerfeld, und ein freudiger Schimmer von Genugthuung und Hoffnung auf irgend einen in Ausſicht ſtehenden Witz flog über ſein gebräuntes Geſicht. „Du willſt wohl die Hühner allein totſchießen?“

„Sage mal, alter Freund“, lächelte Winterfeld etwas maliziös, „haſt dir wohl aus Zeitvertreib eine Schäferei in G. angelegt?“

„Wieſo denn?“

„Na, der Schäferhund, den du da an der Leine führſt, bringt mich auf die Idee.“

„Erlaube mal, alter Junge, das iſt ein ausgezeichneter Hühnerhund, ſteht wie 'ne Mauer und apportiert ſuperbe; koſtet mich hundert Mark.“

„Da haſt du dich wieder mal gründlich anſchmieren laſſen, mein alter Gönner; ſo geht's, wenn man von der Sache nichts verſteht.“

Der beleidigte Hundebeſitzer wollte nun eine lange Lobrede über die Tugenden ſeines teuren Hundes halten, ich nötigte die Herren aber in den Wagen mit dem Bemerken, daß das Abendbrot warte und daß ſie noch Zeit genug hätten, einander zu ſchrauben. Wir fuhren alſo ab, doch konnte ich es nicht hindern, daß das Hundethema während der Fahrt noch weiter und erſchöpfender verhandelt wurde. Meinerſeits blieb nun nichts mehr zu wünſchen übrig, und die beiden alten Freunde hatten ſich vom erſten Moment ihres Zuſammentreffens an den Fehdehandſchuh hingeworfen und es ſtand zu erwarten, daß dieſer luſtige Krieg ohne einen amüſanten Knalleffekt nicht endigen würde.

Das Abendbrot verlief überaus heiter, denn die beiden paſſionierten Nimrode logen ſich dermaßen mit Jagdgeſchichten an, daß wir anderen aus dem Lachen gar nicht herauskamen. Einer ſuchte dabei den anderen zu überbieten, und ſchließlich behauptete Sommerfeld allen Ernſtes, er habe einen alten Jäger gekannt, der nicht nur Treffkugeln zu gießen verſtand, ſondern auch Gewehre behexen könne, ſodaß ſelbſt der beſte Schütze nicht imſtande wäre, mit ſo einer behexten Flinte etwas zu treffen.

„Na, alter Junge“, lachte Winterfeld, „dann laß dir nur das Rezept für die Treffkugeln geben, das wäre dir nötig, — dein Gewehr braucht aber kein Menſch zu behexen, denn du triffſt bekanntlich doch ſo wie ſo nichts.“ Darüber ergrimmte denn der in ſeiner Jägerreputation Angegriffene über die Maßen und rief: „Dasſelbe könnte man von dir auch ſagen. Übrigens habe ich das Rezept für dieſe beiden Hexereien in der That geerbt, und ich werde dir morgen beweiſen, daß dem ſo iſt, — Treffkugeln habe ich leider nicht bei mir, es iſt daher möglich, daß ich dann und wann einen Fehlſchuß thun werde, wie das ja auch dem beſten Schützen einmal paſſieren kann; was aber dich anbetrifft, edler Zeitgenoſſe, ſo ſollſt du eine Probe meiner ſchwarzen Kunſt genießen, denn ich werde dein Gewehr behexen und du ſollſt keinen Schwanz treffen.“

„Oho“, lachte Winterfeld, „das wird luſtig! Hexe in drei Teufels Namen ſo viel du willſt, das ſoll mich nicht genieren. Aber eine Wette muß dabei ſein, ſonſt fehlt die Pointe.“

„Gut“, ſagte Sommerfeld, „du ſollſt deinen Willen haben. Wetten wir um zehn Flaſchen Bordeaux, zahlbar acht Tage nach heute, — du triffſt nichts.“

Die Wette wurde angenommen, und nun trat endlich Waffenſtillſtand ein, während deſſen ſich Winterfeld zu den Damen begab und ſich mit dieſen in ein Geſpräch einließ.

„Was ihr für Unſinn macht“, ſagte ich zu dem bei mir zurückbleibenden Sommerfeld, — „deine Wette verlierſt du ſicher, denn ſo ſchlecht ſchießt er doch nicht und deine Hexerei wird ſich blamieren.“

„Du ſollſt ſehen, er trifft nichts: ich ziehe ihm einfach die Schrote aus den Patronen“, lachte Sommerfeld.

„Unſinn!“ entgegnete ich. „Denkſt du denn, das merkt er nicht? Die Patronen ſind dann doch zu leicht und faſſen ſich hohl an.“

„Donnerwetter, das iſt wahr, daran habe ich nicht gedacht. Warte mal, wie machen wir denn das? . . . Halt, ich hab's! Du haſt doch gewiß Rehpoſten? Na, ſiehſt du. Ich laſſe das Hühnerſchrot herauslaufen, fülle die Patronen mit Poſten, — das merkt er in keinem Fall, — und damit trifft er im Leben kein Rebhuhn, . . . das gibt einen Hauptſpaß.“

Geſagt, gethan. Ohne Aufſehen zu erregen nahm er ſeines Freundes Jagdtaſche, welche auf dem Hausflur hing, ging damit in mein Zimmer, woſelbſt ich ihm eine Portion Rehpoſten und einen kleinen Bohrer geben mußte, und machte ſich nun eifrig an die Arbeit, während ich mich zur Geſellſchaft begab, wo ich den Abweſenden erforderlichenfalls unter irgend einem Vorwande entſchuldigen ſollte.

Aber auch ich hatte bereits meinen Plan fertig und zwar auf Koſten des Hexenmeiſters, dem ich ſeinen perfiden Anſchlag verderben wollte. Mir war jeder der Herren gleich lieb, und vor allen Dingen wollte ich dem ahnungsloſen Winterfeld die Jagdfreude nicht verderben. Ich ward daher zum Verräter, raunte dem letzteren den Thatbeſtand zu und verſprach, ihm einen hinreichenden Vorrat von meinen Patronen geben zu wollen. Da wir alle drei Lefaucheuxgewehre beſaßen, ſo ſahen die damals üblichen Patronen einander ganz gleich und waren für jedes Gewehr zu verwenden.

„Sehe einer dieſen durchtriebenen Fuchs“, ſagte Winterfeld und lachte vor ſich hin, „den Witz hätte ich ihm gar nicht zugetraut, — na warte, Bruder, deine Hexerei wollen wir dir anſtreichen. Deine Patronen brauche ich gar nicht, ich tauſche hernach ganz einfach mit Sommern, . . . dann mag er morgen ſehen, wie er mit den-Rehpoſtenpatronen fertig wird, . . . ſelbſt wenn er's merkt, darf er nichts ſagen und die Wette verliert er außerdem.“

Nach längerer Zeit erſchien denn auch Sommerfeld mit dem harmloſeſten Geſicht von der Welt wieder unter uns und that, als wäre nichts vorgefallen. Winterfeld ließ ſich nicht merken, daß er ſeinen Freund vermißt habe, ging nun aber ſeinerſeits hinaus. Sommerfeld übernahm dafür die Unterhaltung und hatte natürlich keine Ahnung, daß die von ihm präparierten Patronen in dieſem Augenblick in ſeine Jagdtaſche hineinwanderten.

Am andern Morgen brachen wir bald nach dem Kaffee auf; doch noch ehe wir den Hof verließen, ſagte Sommerfeld:

„Ich habe eine Ahnung, daß ich heute eine rieſige Menge Hühner ſchieße, das Tragen derſelben wird mir zu ſchwer werden, haſt du nicht einen Kerl, der uns mit einem Sack begleiten kann?“

„Aha“, lachte Winterfeld, „der Herr Hexenmeiſter hat Ahnungen, — wünſcheſt du einen Zwei- oder Dreiſcheffelſack, mein edler Jugendfreund?“

„Abwarten, altes Häuschen, abwarten, — ein Zweiſcheffelſack thut’s, du freilich wirſt deine Beute in der Weſtentaſche heimtragen können.“

Ich rief mir alſo einen Tagelöhnerburſchen heran, ließ ihn mit einem Getreideſack ausrüſten, — und nun konnte es losgehen.

Die Suche begann auf einer hier und da mit niedrigem Buſchwerk eingefaßten Wieſe, die daſelbſt etwa vorhandenen Hühner ſollten von dort in den angrenzenden Kartoffelſchlag getrieben werden, wo wir ſie dann ſicher hatten. Wir bildeten eine Chaine, wobei Sommerfeld den Tagelöhnerburſchen mit dem Sacke hinter ſich kommandierte, und fingen an, die Hunde eine kurze Strecke voran, zu avancieren. Nach wenigen Schritten ſchon ging unmittelbar vor Sommerfeld ein Volk Hühner auf und ſchnell bei der Hand gab derſelbe zweimal darauf Feuer, ſo daß die in ſeinen Patronen befindlichen Rehpoſten wie eine Kartätſchladung durch die Luft ſauſten, von den Hühnern aber war natürlich keins getroffen.

„Aller Anfang iſt ſchwer, alter Junge,“ tröſtete Winterfeld mit vortrefflich geſpielter Teilnahme den etwas verblüfften Schützen, „es iſt ja noch früh am Tage, der Sack wird ſchon noch voll werden.“

„Zeige nur zuerſt, daß du es beſſer kannſt, teurer Winter,“ entgegnete Sommerfeld, indem er zwei friſche Patronen einlegte, „ſo etwas kann dem beſten Schützen paſſieren.“

Bald darauf kam Winterfeld zum Schuß und zum größten Erſtaunen ſeines lieben Freundes, — und ich muß geſtehen, auch von mir, — zappelten zwei Hühner getroffen am Boden, welche von den Hunden apportiert wurden.

„Chriſtian Lerche, wat ſagſte nanu?“ lachte der glückliche Schütze. „Mit deiner Hexerei iſt es Eſſig, Freund meiner Jugend, — und die Wette haſt du verloren, — Aujuſt den Sack her!“

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ rief der enttäuſchte Intrigant und avancierte eifrig weiter.

Das Wetter war herrlich und Hühner gab es in Maſſen, ſo daß die Schüſſe oft wie ein Peletonfeuer knatterten, — was aber auch der gute, angeführte Sommerfeld für Anſtrengungen machte, das Reſultat war immer dasſelbe: er traf kein einziges Huhn, während ſein guter Freund, trotz häufiger Fehlſchüſſe, ſchon eine hübſche Anzahl heruntergeholt hatte. Während nun dieſer immer luſtiger wurde, und ſich in fortgeſetzten Neckereien erſchöpfte, wurde jener immer aufgeregter und wütender; keiner von uns aber ließ ſich das Geringſte über den Patronenaustauſch merken. Endlich erſchien der mit dem Frühſtückskorb erwartete Bote, wir machten daher die übliche Pauſe und lagerten uns im Schatten einer am Feldrande ſtehenden Eiche.

„Höre, alter Junge,“ ſagte Winterfeld im Tone tiefſten Mitleids, „du kannſt mir wirklich ſchrecklich leid thun. Ich habe allen Reſpekt vor deinen Hexenkünſten, du ſcheinſt aber dabei die Gewehre verwechſelt zu haben, — ſiehſt du, du biſt ſo ein alter lieber Freund von mir, thue mir den Gefallen und nimm zur Abwechſelung mal meinen Schießprügel, ich will verſuchen, den deinigen wieder zu Ehren zu bringen.“

„Weiß die Schwerenot, was in das alte Schießeiſen gefahren iſt,“ fluchte ingrimmig der etwas kleinlaut gewordene Ferkelſchütze, „es iſt, als ob’s nicht ſein ſollte.“

„Vielleicht hätteſt du doch beſſer gethan, mein Seelenfreund“, ſagte Winterfeld, „wenn du einige deiner berühmten Treffkugeln mitgebracht hätteſt. Auch der beſte Schütze hat einmal einen unglücklichen Tag, — und heute thuſt du mir doppelt leid, mein alter Junge, einmal weil du abſolut nichts triffſt und der Sack ganz umſonſt mitgenommen iſt und dann, weil ich fürchte, daß die verlorene Wette dich in deinen Vermögensverhältniſſen ein wenig derangiren wird.“

„Hol dich der Geier mit deinem Mitleid!“ brauſte Sommerfeld auf, „die ganze Geſchichte iſt mir ſchleierhaft und unverſtändlich, namentlich begreife ich nicht, daß du heute gerade ſoviel Glück haſt.“

„Glück?“ entgegnete Winterfeld gedehnt, „garnicht, ich bin einfach ein guter Schütze, trotz aller Hexerei. Aber nun vorwärts, wir haben noch viel vor. Im Ernſt, lieber Sommer, nimm mein Gewehr und gib mir das aus Verſehen behexte; ſelbſt wenn ich nichts mehr treffen ſollte, opfere ich mein Vergnügen doch jederzeit für das deinige.“

Der arme düpierte Sommerfeld, der noch immer keine Ahnung hatte, daß er luſtig mit den von ihm ſelbſt fabrizierten Rehpoſtenpatronen in die Luft knallte, ging auf den Tauſch ein und die Jagd wurde nun fröhlich fortgeſetzt. Als gewiſſenhafter und wahrheitsliebender Erzähler dieſer wahrhaftigen Jagdgeſchichte bleibt mir nur noch zu berichten übrig, daß der zweite Teil unſerer gemeinſchaftlichen Jagd genau ſo verlief, als der erſte. Unſer lieber Sommerfeld knallte mit ſeinen Rehpoſten nach wie vor in die Hühnervölker hinein und traf, trotz des Flintentauſches, ebenſowenig, wie vordem, während Winterfeld mit dem angeblich aus Verſehen behexten Gewehr hier und da einen Treffer erzielte, welchen er ſelbſtverſtändlich mit zahlreichen Neckereien begleitete, die ſeinen lieben Freund immer wütender und hitziger machten. Ich habe lange nicht ſo gelacht, wie an dieſem denkwürdigen Vormittage. Schließlich thaten mir meine Rebhühner leid, denn der Hauptzweck, eine regelrechte Jagd abzuhalten, war unter dieſen Umſtänden immerhin ein verfehlter. Da auch die Mittagzeit herannahte, ſo drängte ich zum Schluß und wir brachen endlich die Jagd ab.

Das Reſultat derſelben wurde natürlich zu Hauſe, wie das ja immer Sitte iſt, überaus lebhaft beſprochen, wobei der über ſeinen ungewöhnlichen Jagderfolg ganz glückliche Winterfeld nicht verfehlte, den ganz niedergeſchlagenen und ſtillgewordenen Sommerfeld in ſeiner Art nach Kräften zu tröſten. Seine Troſtesworte aber wirkten bei demſelben wie bittere Arzenei und er verbat ſich dieſelben ſchließlich.

„Höre endlich auf und ſage mir lieber, wo du deine Patronen her haſt“, platzte er endlich heraus; denn daß Winterfeld nicht die von ihm fabrizierten Rehpoſtenpatronen benutzt hatte, war ihm längſt klar geworden.

„Ah, pfeift der Wind aus die Luke?“ lachte der Gefragte. „Das iſt ſehr einfach, mein Jugendfreund, — meine Hühnerpatronen ſind ſchon zwei Jahre alt und ich traute ihnen nicht mehr recht, weshalb ich mir von Ferſchkes Vorrat andere erbeten hatte. Du ſiehſt, das war klug von mir.“

„Und deine alten Patronen, was iſt aus denen geworden?“

„Oh, die alten Patronen, die ſcheinſt du aus Verſehen benutzt zu haben, lieber Junge,“ erwiederte Winterfeld lachend.

„Da muß der Deibel dreinſchlagen!“ ſchrie der Angeführte, lief hinaus und brachte eine Patrone, welche er aufſchnitt und aus welcher eine Anzahl Rehpoſten herausfielen.

„Na, ſo ’was kriecht im Buſche nicht ’rum“, jubelte Winterfeld, „nun geht der ſchon mit Rehpoſten auf die Hühnerjagd! Ja, alter Freund, nun wirſt du doch endlich einſehen, daß du noch viel zu lernen haſt und daß ich dir über bin. Wenn du mich anführen willſt, mußt du früher aufſtehen, — aber darum keine Feindſchaft nicht!“

Ich hatte meine liebe Not, die alten Freunde endlich zu beruhigen und namentlich den angeführten Sommerfeld, der doch nur in die eigene, ſeinem Freunde gegrabene Grube hineingefallen war, zu tröſten, indem ich ihm baldige Revanche verſprach. Bei einer kühlen Pfirſichbowle verſöhnten ſich die ewig kriegsluſtigen Herren wieder, und als ſie ſchließlich gegen Abend zur Bahn zurückfuhren, hörte ich ſie noch lange auf dem Wege dahin debattieren und den Fall beſprechen.

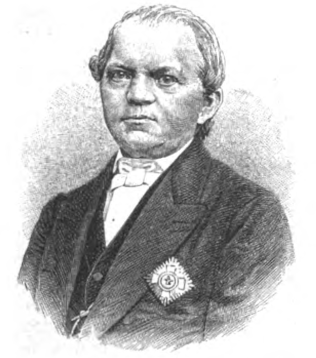
Beide haben ſich noch oft geneckt, daß aber Sommerfeld je wieder ein Gewehr behext hat, habe ich nicht gehört.

Dr. theol. Julius Wiesmann,

Generalſuperintendent von Weſtfalen.

Den beiden großen Theologen, deren Bild wir in unſerer Nr. 45 brachten, reihen wir in beſonders dankbarem Gedenken einen Mann des Kirchenregimentes an, der zugleich von Anfang an unſerem Blatt beſonders nahe geſtanden hat, den Generalſuperintendent Dr. theol. Wiesmann in Münſter in Weſtfalen.

Geboren am 19. Juni 1811 in Hattingen a./R., als der Sohn einer dort ſeit lange anſäſſigen Gewerkerfamilie, wuchs er unter reichen litterariſchen und künſtleriſchen Anregungen heran. Später beſuchte er das damals in hoher Blüte ſtehende Gymnaſium in Düſſeldorf, und widmete ſich dann, da die Liebe zu Chriſtus ſchon früh im elterlichen Hauſe geweckt und gepflegt worden war, dem Studium der Theologie. In Bonn konnten ihm freilich die damaligen Profeſſoren nur wenig genügen, deshalb zog er nach Berlin, wo er beſonders dem gerade in ſeiner vollſten Blüte ſtehenden Oberhofprediger Strauß nahetrat und von ihm neue Anregungen empfing. Nach glänzend beſtandenen theologiſchen Prüfungen ging er als Gehilfe zu ſeinem älteren Bruder, der damals Pfarrer in Lennep war; beide Brüder ahnten, als ſie einträchtig an einer Gemeinde wirkten, nicht, daß ſie einſt berufen ſein würden, in ſeltener brüderlicher Gemeinſchaft als Generalſuperintendenten die ſo eng verbundenen Kirchen der Rheinprovinz und Weſtfalens viele Jahre zu leiten.



D. Julius Wiesmann.

Julius Wiesmann blieb nur kurze Zeit in Lennep. Schon im Jahre 1837 rief den kaum Sechsundzwanzigjährigen eine einſtimmige Wahl der Gemeindevertretung an die Wieſe-Georgs-Gemeinde der alten Stadt Soeſt. Hier füllte ſich die ziemlich verödete Kirche bald wieder, und die zerfahrene Gemeinde ſchloß ſich eng um ihren Paſtor. Das Wieſepfarrhaus ward eine Zufluchtsſtätte für alle Bedrängten und Bekümmerten, ein Band herzinnigſten Vertrauens knüpfte ſich ſo feſt, daß auch ſpäter, als Wiesmann lange ſchon in Münſter war, die Gemeinde in unverminderter Liebe ihm verbunden blieb. Aber nicht auf ſeine Gemeinde blieb ſeine Thätigkeit beſchränkt. Eine von ihm getragene Paſtoralkonferenz, damals noch in der Art wenig bekannt, ſchloß bald die Geiſtlichen der Synode zu gemeinſamem Wirken zuſammen; alle Differenzen der verſchiedenartigen Geiſter wußte er leicht zu begleichen. Bald erblühten, auch von ihm ins Leben gerufen, äußere und innere Miſſion, die bis dahin noch wenig in der Synode gepflegt worden waren; die Soeſter Miſſionsfeſte, bald in der Stadt, bald auf dem Lande in ſchattigen Eichenkämpen gefeiert, waren die erſten in der dortigen Gegend; ein von ihm gegründetes Stift für verwahrloſte Mädchen war faſt die erſte chriſtliche Liebesanſtalt Weſtfalens, das von ihm ins Leben gerufene, noch heute beſtehende Soeſter Sonntagsblatt das erſte derartige Blatt in der Provinz. — Wie ſehr er ſich binnen kurzem das allgemeine Vertrauen erworben hatte und wie ſehr ſeine Tüchtigkeit auch nach anderer Seite anerkannt wurde, bewies ſeine Wahl zum Vorſitzenden der Stadtverordneten; aber auch nach anderer Seite hin erwies ſich ſeine Thatkraft. Die im ſpätgotiſchen Stile wunderbar kühn erbaute Wieſenkirche (Sta Maria in pratis) fand er in einem faſt trümmerhaften Zuſtande. Man kümmerte ſich damals wenig um Kirchenrenovationen. Wiesmanns in Düſſeldorf für Kunſt und künſtleriſche Schönheit gewecktes Auge erkannte aber bald die Großartigkeit des dem Bau zu Grunde liegenden Planes. Wie jedoch die Mittel für die Herſtellung und Vollendung der großen Kirche beſchaffen? Da führte im Jahre 1839, auf einer Reiſe durch Weſtfalen, der Weg den damaligen Kronprinzen, ſpäteren König Friedrich Wilhelm IV, nach Soeſt. Mit kunſtſinnigem Blick muſterte er die Soeſter Kirchen, die noch heute Zeugen der einſtigen Größe und Blüte der Stadt ſind. Mit Entzücken ſtand er zumal in den weiten Hallen der Wieſenkirche. Die beweglichen, ebenſo kunſtverſtändigen, wie von warmer Liebe zu ſeiner Gemeinde und dem Hauſe Gottes getragenen Worte des jungen Pfarrers ſteigerten das Intereſſe des Prinzen. Eine huldvolle Zuſage erfolgte. Aber nun ſollte der ſpätere König weſtfäliſche Zähigkeit kennen lernen! Unermüdet durch alle Schwierigkeiten, Verzögerungen, Verdrießlichkeiten betrieb Wiesmann die Ausführung der königlichen Zuſage. Immer mehr ſteigerten ſich die Koſten der Reſtauration; oft genug ſchien die Geldquelle zu verſiegen; aber mit immer neuen Bitten wußte Wiesmann ſie wieder zu öffnen, denn der König konnte dem „kleinen Bettler von Soeſt“, wie er ihn ſcherzend nannte, ſeine beweglichen Bitten nicht abſchlagen. So wuchs der innere und äußere Ausbau in die Höhe; in pietätvollſter Weiſe gewährte dann unſer Kaiſer die Mittel zur letzten Vollendung. Ein wunderbarer Prachtbau erhob ſich nun auf Grund des urſprünglichen, wieder aufgefundenen Planes, und dem Pfarrer von Wieſe-Georg wurde als Generalſuperintendent noch die Erfüllung des ſehnlichſten Wunſches, ſeine geliebte Wieſenkirche noch ſelbſt vollendet zu ſehen; ihre Einweihung am Geburtstage des hochſeligen Königs im Jahre 1882 bildete faſt den Schluß ſeiner oberhirtlichen Wirkſamkeit.

Eine ſolche reich geſegnete Thätigkeit konnte nicht verborgen bleiben. Bei einer 1853 vakant werdenden Stelle im Konſiſtorium in Münſter berief ihn das Vertrauen des Königs dorthin.

In Münſter begann für ihn in Gemeinſchaft gleichgeſinnter Männer, wie Hammerſchmidt und Smend eine neue, bald ſich in unerwarteter Weiſe ausdehnende Thätigkeit. Schon im Jahre 1857 ſtarb nämlich der damalige Generalſuperintendent Graeber, und gegen das Erwarten vieler wurde Wiesmann zu ſeinem Nachfolger und zugleich zum Präſidenten des Konſiſtoriums berufen.

Es war ein gerade in jenen Tagen beſonders ſchwieriges Amt, das damit auf ſeine Schultern gelegt war. Stellte die konfeſſionelle Miſchung der Provinz, wo Minden, Ravensberg ſtreng lutheriſch, die Grafſchaft Mark mehr von uniertem Typus, Tecklenburg und das Siegener Land ſtreng reformiert ſind, ſchon immer große Anforderungen an die Weisheit und Umſicht der Kirchenleitung, ſo in jenen Jahren in beſonderem Maße. Die Wogen der konfeſſionellen Strömungen gingen hoch; faſt ſchien eine Spaltung unvermeidlich. Dennoch gelang es der Weisheit und Mäßigung des neuen Generalſuperintendenten, die Wogen zu beſänftigen, ja ſogar über die trennenden Differenzen das Band brüderlicher Liebe feſter als zuvor zu knüpfen und eine einmütige geſegnete Arbeit zu ſichern.

Daß Wiesmann der rechte Mann an der rechten Stelle war, bewährte ſich auch in ſeiner ganzen Verwaltung. Er war ein Feind jeder büreaukratiſchen Kirchenleitung. Wenn wohl Kollegen ihre große „Nummernzahl“ erwähnten, rühmte er ſich gern ſeiner geringen. Statt weitläufiger Korreſpondenzen trat er gern überall perſönlich ein und ſelten ohne den gewünſchten Erfolg. Unter ſeiner Leitung ordneten ſich oft die verwickeltſten Sachen, z. B. Abtrennung neuer Gemeinden, Gründung neuer Pfarrſtellen, in überraſchend ſchneller Weiſe zu allſeitiger Befriedigung.

Und an ſchwierigen Verhältniſſen fehlte es nicht. Die außerordentlich ſchnell aufblühenden Gemeinden in den Induſtriebezirken Weſtfalens forderten neue Kirchen und Pfarrſyſteme; die immer zahlreicher infolge Fluktuierung der Bevölkerung ſich bildenden Diaſporagemeinden Pflege und Hilfe, um zu Kirche, Schule und geiſtlicher Bedienung zu gelangen; das hin und her auftauchende Sektenweſen ſchonende Behandlung. In weitgehendſter Weiſe gelang es Wiesmann, dieſen Anforderungen gerecht zu werden; mehr als achtzig Kirchen und Kapellen teils neu, teils reſtauriert, wurden von ihm geweiht, eine große Anzahl neuer Pfarrſyſteme gegründet, und das Sektenweſen in Schranken gehalten. Die zahlreichen Werke innerer Miſſion in der Provinz verdanken ſeiner Anregung zum größten Teil ihre Entſtehung. Von ihm ging der Gedanke aus zur Gründung einer Anſtalt für arme Epileptiſche, als weſtfäliſche Ergänzung der Rheiniſchen Idiotenanſtalt in M'Gladbach; von ihm der Plan eines weſtfäliſchen Diakoniſſenhauſes mehr nach lutheriſcher Art und vor allem zur Ausbildung von Gemeindeſchweſtern; ſein ſcharfer Blick erkannte in dem erſt ſeit kurzem von Paris in die Heimat zurückgekehrten Paſtor von Bodelſchwingh den geeigneten Leiter der neu gegründeten Anſtalten Bethel und Sarepta in Bielefeld, und ſein Herz freute ſich dankbar der unter ihm ſo wunderbar erblühenden Stätten der Barmherzigkeit; ebenſo verdanken die Aſyle in Enger und Lippſpringe ihm ihre Entſtehung. — Daß er auch ein eifriger Förderer der äußeren Miſſion war, bedarf kaum der Erwähnung; in den Sitzungen der Rheiniſchen Miſſionsdeputation legte man regelmäßig in ſeine Hände die Leitung der oft ſo ſchwierigen Verhandlungen.

Immer aber lag die Hauptkraft und der Hauptnerv ſeiner Thätigkeit in ſeinem perſönlichen Verhältnis zu den ihm unterſtellten Paſtoren. Was das Wieſe-Pfarrhaus in Soeſt für ſeine Gemeinde, wurde die Generalſuperintendentur in Münſter ſeiner Provinzialgemeinde.

So trug ihn aber auch nicht bloß das Vertrauen ſeiner Provinzialkirche; auf den Generalſynoden wurde er bald der Mann des allgemeinen Vertrauens, auch hier mitten im Hin- und Herwogen der Parteien nur auf das Eine bedacht, das Reich ſeines Herrn und ſeine teure evangeliſche Kirche bauen zu helfen.

In beſonders erhebender Weiſe fand die allgemeine Verehrung Ausdruck bei der Feier ſeines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums als Generalſuperintendent. Von allen Seiten ſtrömten am 9. Februar 1882 Dankesbriefe und Gaben ihm zu, die Provinzialkirche aber wußte ihren Oberhirten nicht beſſer zu ehren, als in der Darbringung einer Wiesmannſtiftung von 40 000 Mark, die der Jubilar, einem lange in der Stille gehegten Wunſche entſprechend, ſofort zur ſtillen verborgenen Linderung der Not der Pfarrwitwen und Waiſen beſtimmte. Die Zinſen dieſer Stiftung zu verteilen war die letzte Arbeit ſeines Feierabends.

Und der Feierabend nach ſo langer, geſegneter Wirkſamkeit war gekommen. Krank von Karlsbad, wo er ſonſt alljährlich Stärkung fand, zurückgekehrt, erbat er im Gefühl der nun brechenden Kraft ſeine Emeritierung. Sie wurde ihm in ehrenvollſter Weiſe.

Eine ſchwere Leidenszeit folgte, aber keine Klage kam über ſeine Lippen. „Wunderſchön! Wunderſchön!“ waren ſeine letzten Worte in ſchwerſter, faſt unerträglicher Leidensſtunde. Der Herr ließ ſeinen treuen Knecht ſchon hier etwas ſchauen von der zukünftigen Herrlichkeit. So ging er am 11. Juli d. J. gegen Mitternacht ſanft und ſelig hinüber. Sein Gedächtnis wird in ſeiner teuren Kirche, die ihn ſo lange als ihren Oberhirten verehrte, fortleben.

Ein Gang durch das alte Babylon.

Von Profeſſor Dr. Friedrich Delitzſch.

(Schluß.)

Gleich allen hervorragenden Gebäuden iſt auch Eſagila auf einem rieſigen Unterbau von Ziegeln errichtet. Durch dieſe auf Bergquader gegründeten, künſtlich aufgeſchütteten und ummauerten Terraſſen entging man nicht allein dem Bereich der Überſchwemmung, ſondern erhob ſich zugleich über die Fieberlüfte wie über die Mückenſchwärme, welche die Flußufer heimſuchen. Auf der Höhe dieſer weiten Terraſſen, zu welchen breite Treppen emporführten, fühlte man ſchon kühlere Lüfte. Auf einer ſolchen hohen und geräumigen Terraſſe ſtand auch das uralte Heiligtum Babylons, Eſagila, der Tempel des „Götterherren“ Merodach und ſeiner Gemahlin Zerbanit. Ein wunderbarer Tempel nicht allein wegen ſeines verehrungswürdigen Alters, ſondern zugleich wegen ſeiner äußeren Pracht und der in ſeinen Schatzkammern aufbewahrten Koſtbarkeiten aller Art. Innerhalb eines weiten Vorhofs mit goldenen Altären erhebt ſich der ſäulengetragene Bau. Seine beiden Eingänge, das ſogenannte „Prachtthor“ und das „Ezida-Thor“, welch letzteres zugleich eine herrlich ausgeſchmückte Kapelle des Gottes Nebo, des Sohnes Merodachs, enthält, ſtrahlen von Gold, während die Wände des Tempels in Marmor und Alabaſter erglänzen. Vor allem aber war das Allerheiligſte, des Gottes Merodach eigenſte Wohnung, das Göttergemach Ekua, mit verſchwenderiſcheſter Pracht ausgeſtattet: die Wände aus gediegenem Gold, als Bedachung die ſchönſten Cedern vom Libanon, mit Gold überzogen und auf den unteren Flächen mit funkelnden Juwelen beſetzt — ſo hatte Nebukadnezar ſeines Gottes Gemach „ſonnengleich ſtrahlend“ gemacht. Auch die Tempelgefäße Eſagilas ſind eitel gediegen Gold, und unermeßlich ſchier die Schätze, welche von alters her die Könige Babyloniens wie auch Aſſyriens dem Stadtgott von Babylon und ſeiner Gemahlin geſchenkt und welche die Prieſterſchaft Bels ſorgfältig hütet. Inſonderheit war es Nebukadnezar, welcher die Schatzkammern Eſagilas überreichlich bedachte: Silber und Gold und Erz, Cedernholz, Edelſteine und Perlen und Wohlgerüche, „die Erzeugniſſe der Berge, den Reichtum der Meere, die Beute aller Völker“ hatte er in ihm niedergelegt, auch die heiligen Tempelgerätſchaften des Tempels zu Jeruſalem ſeinem Gotte Merodach als Geſchenk dargebracht. Reiche Opfer wurden tagtäglich vor und im Tempel dargebracht, an Stieren, Schafen, Gazellen, dazu Trankopfer an Wein „zahllos gleich Waſſerſtrömen“, und vor allem aus Nebukadnezars Palaſt wanderten tagaus tagein große Naturallieferungen an Fiſchen und Vögeln, Milch und Honig, Öl und ſeltenſten Weinſorten hinüber in die Hände Merodachs und ſeiner Prieſter, teils geboten durch göttliche Satzung, teils als freiwillige Gaben. Und von einer vielköpfigen Prieſterſchar erklangen in Eſagilas weiten Hallen die Lobgeſänge auf Merodach, den oberſten der Götter, den barmherzigen, der die Sünden vergibt, den Auferwecker der Toten.

Beſonderer Pomp ward natürlich bei hohen Feſten entfaltet, ſonderlich beim Feſte des Jahresanfangs, zu welchem von nah und fern die Bewohner Babyloniens nach der Hauptſtadt hineinſtrömten. Da wurde Merodachs Bild, desgleichen das ſeines Sohnes Nebo auf prächtigen, „gleich den Sternen des Himmels“ von Edelſteinen glänzenden Götterſchiffen in feierlicher Prozeſſion durch Babylon getragen und zwar auf einer hierzu beſonders angelegten Feſtſtraße. Nabopolaſſar hatte dieſen Prozeſſionsweg herzurichten angefangen. Er nahm ſeinen Ausgang bei einem Heiligtume innerhalb des Tempelkomplexes von Eſagila, „die glänzende Wohnung“ oder „das Allerheiligſte der Geſchicke“ genannt, in welchem nach babyloniſchem Glauben die Schickſalsgötter am 8. und am 11. Tage des erſten Monats ſich vor Nebo, dem König Himmels und der Erde, verſammeln und in anbetender Stellung aus ſeinem Munde die Geſchicke des Jahres, der Zukunft vernehmen. Von dort aus hatte Nabopolaſſar die Feſtſtraße bis zum niniſchen Thore geführt, und Nebukadnezar hatte ſie dann noch weiter längs der Mauer hingeführt vom „Glanzthor“ bis zum Thor Nana-ſakipat-tebeſa und von da aus mittelſt einer breiten Brücke über den Oſtkanal von Babylon hinaus. Es iſt die Straße, die wir betraten beim Beginn unſerer Wanderung.

Um den Vorhof von Eſagila gruppiert ſich eine kleine Stadt von Prieſterwohnungen und andern Tempelgebäuden, teils zur Unterkunft für die große, in viele Klaſſen zerfallende Prieſterſchaft Bels, teils zur Aufbewahrung des Tempelarchivs und der Tempelſchätze beſtimmt. Hier wohnen die eigentlichen Prieſter des Bel, denen das Opfern, das Singen, die Bewachung des Tempelgebäudes obliegt, weiter die Gelehrtenorden der Chaldäer, die ebenfalls ihr eigenes Quartier haben und Anſehen und Vorteile einer Prieſterkaſte genießen, die Aſtronomen, Aſtrologen, Kalendermacher, die Hiſtoriographen und Tempelarchivare, endlich die Magier, welche ſich im Beſitz von allerlei Mitteln gegen die Wirkungen der böſen Geiſter wähnen, Träume deuten und Merodach zu ihrem Spezialgott haben. Eigentliche Ärzte gab es in Babylonien nicht. Wohl kannten und gebrauchten die Magier auch eigentliche Arzneimittel, z. B. bei Augenkrankheiten, aber im großen und ganzen waren es doch ſtets die Zauberformeln, Amulette und allerhand ſymboliſche, geheimnisvolle Gebräuche, mit denen ſie die Dämonen der Krankheit auszutreiben ſuchten. In ſo großem Anſehen ſich indes die Magier beim Volke zu erhalten wußten, wie ja ſchon ihr Name ſie als die „hochangeſehenen“ charakteriſiert, ſo hatte ſich doch daneben noch eine eigentümliche Volksſitte herausgebildet, welche in der Erfahrung den beſten Arzt ſah. Es war nämlich Brauch, alle mit einer ſchwereren Krankheit Behafteten auf den Marktplatz zu bringen, damit diejenigen, welche an einer ähnlichen Krankheit gelitten oder andere daran hatten leiden ſehen, das Mittel angeben könnten, wodurch ſie ſelbſt oder ihre Bekannten Geneſung gefunden. Still an einem ſolchen Kranken vorüberzugehen, war verboten — das mindeſte war, ihn zu fragen, was ihm fehle. Natürlich waren die Prieſter auch im Beſitz der Schreibkunſt, und ſo befinden ſich denn innerhalb der Mauern Eſagilas auch die Prieſterſchulen, in welchen die jungen, für den Prieſterſtand beſtimmten Babylonier in „Schrift und Sprache der Chaldäer“ unterwieſen werden.

Nördlich von Eſagila auf eben dieſem weiten „Babelsplatz“ und ebenfalls vom Euphrat auf der einen Seite beſpült, lag nun aber weiter der Königspalaſt, ziemlich den Mittelpunkt der Stadt bildend. Der Palaſt, welchen Nabopolaſſar ſich erbaut und mit einer großen und ſtarken Umfaſſungsmauer umgeben hatte, war ſchon zu Nebukadnezars Zeit der Reſtaurierung bedürftig geworden, indem das Fundament infolge von Hochwaſſer da und dort nachgegeben hatte. Nebukadnezar aber, vor allen übrigen babyloniſchen Königen voll beſonderer Fürſorge für Babylon, die Stadt Merodachs, hatte den Verfall nicht allein wiederhergeſtellt, den Palaſt neugegründet und „gebirgsgleich“ hoch aufgeführt, ſondern auch noch erweitert und ihn dann angefüllt mit der Beute ſeiner Feinde. Auch dieſer Königspalaſt iſt natürlich auf einer hohen Terraſſe erbaut. Aber während Eſagila aus einem Hauptgebäude beſteht, um welches ſich dann die Prieſterwohnungen hinziehen, bildet der Palaſt an ſich eine kleine Stadt, indem ſich um zahlreiche Höfe zahlloſe Gemächer und Gallerien gruppieren. Die Wände der mehr langen als breiten Zimmer und Korridore ſind teils mit Alabaſter bekleidet, teils beſtehen ſie aus ſchön glaſierten Ziegeln, die bald mit blauer, roter, dunkelgelber, weißer oder ſchwarzer Farbe einfach bemalt, bald mit Arabesken oder mit, nach Farbe wie Zeichnung wohlgelungenen Darſtellungen aus dem Jagd- und Kriegsleben des Königs verſehen ſind. Innerhalb dieſes ausgedehnten Königspalaſtes oder, wie das Volk von Babylon gleich beſſer ſagt, innerhalb dieſer „Palaſtſtadt“, wohnt von einem glänzenden, unterwürfigen Hofſtaate umgeben, Nebukadnezar, der König der Könige, der König von Babylon, der Hehre, Erhabene, der Verehrer Merodachs, der Liebling Nebos, der unter Merodachs beſonderem Schutze Gezeugte, der tagtäglich um Eſagilas und Ezidas Wohlfahrt Beſorgte, der „treue Hirte der Menſchheit“, deſſen Zepter ganz Vorderaſien bis hinab nach Ägypten und an die Grenzen Äthiopiens ſich gebeugt. Hier, in der „Wohnung der Freude und des Jubels“, ſammelten ſich alle Völker, und durch die von rieſigen menſchenköpfigen Stierkoloſſen bewachten Prachtthore des Palaſtes, deren cederne Thürflügel mit Bronze überzogen waren, nahte ſich demütig die „Menſchheit“ dem allmächtigen König, ihren ſchweren Tribut darzubringen. Aber noch andere Könige wohnen innerhalb der hohen Palaſtmauern — in Kerkernacht ſchmachtend. Zwei von dieſen ſind uns wohl bekannt: die beiden Judäerkönige Jojachin, der ſchließlich noch begnadigt werden ſollte, und Zedekia, dieſer unglücklichſte

König aus dem Hauſe Davids, deſſen letztes, was er hienieden ſah, die Abſchlachtung ſeiner Kinder geweſen, worauf ihn ſelbſt das glühende Eiſen in die Nacht der Verzweiflung dahingab.

Es iſt von alters her ein eigentümlicher Charakterzug der orientaliſchen Völker, daß der Nachfolger eine Unternehmung ſeines Vorgängers in der Regel nicht fortſetzt, ſondern etwas Neues anfängt. Noch heute kann man dies nicht nur bei Regenten, ſondern auch bei anderen reichen Leuten und hohen Beamten beobachten. Was der Vorgänger mit dem größten Aufwand begonnen hat, bleibt unvollendet liegen und zerfällt. So bauten ſich die Perſerkönige auf der Burg zu Suſa jeder ſeine eigene Wohnung und Schatzkammer, und ebenſo war es Brauch bei Aſſyrern und Babyloniern. Wir können uns jetzt, nachdem die aſſyriſchen Paläſte ausgegraben ſind, auch nicht ſehr darüber wundern. Die großen Hallen waren geſchmückt mit den Darſtellungen der Thaten ihres Erbauers, und die Fußböden verkündeten in langen Inſchriften nur ſeinen Ruhm — wie hätte in einem ſolchen Palaſt der Nachfolger wohnen und die demütigen Huldigungen fremder Völker entgegennehmen können! So wollte auch Nebukadnezar ſeinen beſonderen Palaſt zur Verherrlichung ſeines Ruhmes und zur Unſterblichkeit ſeines Namens ſich erbauen. Er hätte dies auch unfern des Palaſtes ſeines Vaters leicht gekonnt: dehnte ſich doch noch weithin nordwärts zwiſchen Euphrat und Imgur-Bel der große Babelsplatz. Aber auf dieſem Platze den neuen Palaſt aufzuführen, hinderte den König ſeine Frömmigkeit. Denn der Platz gehörte Eſagila, dem Gotte Merodach und deſſen Prieſterſchaft zu eigen. Die Anpflanzungen dieſes Götterhains aber auch nur teilweiſe zu verletzen und niederzuſchlagen, die ihn durchziehenden Kanäle und Waſſerleitungen zu verſtopfen, konnte ſich Nebukadnezar nimmer entſchließen, „da die Furcht Merodachs, ſeines Herrn, wohnte in ſeinem Herzen“. So beſchloß denn der König, jenſeits dieſes Platzes einen Palaſt für ſeine Majeſtät zu bauen, und zwar einen Palaſt, der nicht ſo ſehr durch ſeinen Umfang und ſeine Stärke, als durch die Neuheit des Gedankens und die Genialität und Pracht ſeiner Ausführung zu imponieren beſtimmt war, dieſen Zweck aber auch völlig erfüllte: galt er doch auch den Griechen als eines der Wunderwerke der Welt! Draußen an der Nordweſtecke der Mauer Imgur-Bel, wo er ſchon früher zum Flankenſchutze Eſagilas und Babylons zwei hohe Schanzen oder Wälle aus Asphalt und gebrannten Backſteinen aufgemauert hatte, dort, zwiſchen dieſen in die Waſſertiefe gegründeten und zum Himmel emporragenden Wällen, ließ Nebukadnezar ſeinen neuen Wunderbau auftürmen. Es war ein terraſſenförmiger Bau, auf deſſen höchſter Spitze der, wie es ſcheint, aus leichtem Material erbaute Königspalaſt ſich erhob, bedacht mit mächtigen Gebirgscedern und Cypreſſen von auserleſener Pracht, die Thürflügel aus wohlriechenden Holzarten gebildet, mit Elfenbein ausgelegt und eingefaßt von Silber und Gold, die Spitze des Palaſtes in weißem Marmor weithin über das Land hin erglänzend. Auf den durch Treppen miteinander verbundenen Terraſſen ſelbſt aber waren Bäume und Sträucher gepflanzt, die hohlen und mit Erde gefüllten Pfeiler vermochten die Wurzeln der größten Bäume zu faſſen, und große Waſſerwerke, die mit dem Euphrat in Verbindung ſtanden, führten das zur Bewäſſerung des Gartens wie zum Speiſen der Springbrunnen nötige Waſſer empor. Nebukadnezars Gemahlin, eine mediſche Prinzeſſin, hatte ſich dieſe Gärten gewünſcht, um in der babyloniſchen Tiefebene einen Anblick ähnlich den Bergen und Parkanlagen ihrer Heimat zu haben, und der babyloniſche König hatte — ein zweites Wunder — den „zum Staunen der Menſchheit verſchwenderiſch ausgeſtatteten“ Bau binnen fünfzehn Tagen aus der Erde gezaubert!

Hier auf dieſen luftigen Höhen voll Zauberpracht wird es an der Zeit ſein, etwas auszuruhen von unſerer ermüdenden Wanderung. Zu unſern Füßen breitet ſich in ſchier endloſer Weite die große Stadt, die „Stadt des Lebens“, über deren geſchäftiges, ruheloſes Treiben die Rieſenbauten der Mauern und des Palaſtes ſchweigend und majeſtätiſch emporragen, Siegesdenkmäler erbaut von der Hand der geſchlagenen Feinde. Unmittelbar unter uns dehnt ſich der große, wohlgepflegte Park von Eſagila, aus deſſen Grün zunächſt der Palaſt Nabopolaſſars und weiterhin hinter ihm die Zinnen von Eſagila emporragen, beide auf der Weſtſeite ſich ſpiegelnd in dem ruhig dahinfließenden Euphrat, belebt von vielen Hunderten von Schiffen, deren Maſten weit hinab einen neuen Wald bilden. Unterhalb Eſagilas aber erblicken wir die von Nebukadnezar erbaute große Euphratbrücke, von Pfeilern aus gehauenen Steinen getragen, ebenfalls ein Denkmal unendlicher Mühe und Kunſt. Und jenſeits des Stromes, nach Südweſten hin, taucht in wundervoller Klarheit die Etagenpyramide von Borſippa am Horizonte auf. Und ſo weit ſonſt das Auge reicht, links und rechts vom Euphrat, nach Nord und Süd, überall Häuſer und Höfe, reichbepflanzte Gefilde und Palmenhaine, Städte und Dörfer — ja, hier begreift ſich's, daß Nebukadnezar auf ſeinem Königspalaſt umherwandelnd ausrief: „Iſt das nicht die große Babel, die ich erbaut habe zum Königsſitz in der Macht meiner Stärke und zur Ehre meiner Majeſtät?!“

Auch wir ſind überwältigt von der Größe und Pracht der Königsſtadt, wie für die Ewigkeit gebaut! Die Stadt ſieht ſo luſtig und froh, ſo rein und ſonnenhell — und doch, wie ſchrecklich war ihr Anblick erſt achtzig Jahre zuvor! Es war damals, als Samasſumukin, welchen ſein Bruder Aſurbanipal, der Sardanapal der Griechen, zum Vizekönig von Babylon eingeſetzt hatte, ſich treulos wider ſeinen Bruder empört und bei dem tiefen Haß, welcher alle vorderaſiatiſchen Völker gegen Ninewes grauſames Zepter beſeelte, nicht allein die Babylonier auf ſeine Seite gebracht, ſondern auch die Araber, Elamiten, Aramäer zu einer großen Liga gegen Aſurbanipal vereint hatte. Ein unſelig' Wagnis! Denn undurchdringlich legte das aſſyriſche Heer eiſerne Reifen um die Städte Sippar, Kutha, Borſippa und Babel, welche ihre Thore verſchloſſen und ſich in Kampfbereitſchaft geſetzt hatten. Zwar Babylons Mauern, Imgur-Bel und Nimitti-Bel hielten ſtand, aber innerhalb der Thore gingen die Dämonen des Hungers, der Peſt, der Verzweiflung von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Söhne und Töchter wurden geſchlachtet, vor dem Fleiſch der eigenen Kinder ſchreckte man nicht zurück. Samasſumukin ſelbſt gab ſich freiwillig den Flammentod, während die, welche ihn zum Abfall verführt hatten, zu feig waren, ein Gleiches zu thun, dafür aber um ſo furchtbarere Strafe erlitten: ſie ergaben ſich dem aſſyriſchen König, aber dieſer gab ihnen keinen Pardon. Sie wurden lebendig zerſtückelt und ihre Gliedmaßen den Hunden, Schakalen, Geiern, Adlern, den Vögeln des Himmels und den Fiſchen des Waſſers zum Fraß hingeworfen. Einen entſetzlichen Anblick bot die „Stadt des Lebens“: hier lagen Stierkoloſſe, die Hüter der Eingänge der Paläſte und Tempel, zerſchmettert am Boden, in ihren Trümmern von den aſſyriſchen Soldaten als Schlachtbänke benützt; dort ſperrten die Leichen der an Peſt und Hunger Geſtorbenen Straßen und Plätze, Hunden und Schakalen eine willkommene Beute. Und laſſen wir unſern Blick noch weiter zurückſchweifen, als in dieſes Jahr 647, in welchem ſo grauſiges Geſchick Babylon betraf, ſo finden wir nur 42 Jahre vorher ſchier das Endgericht über die Stadt hereinbrechen. Immer und immer wieder hatte Merodach-baladan, mit Elam im Bunde, gegen den aſſyriſchen König Sanherib ſich aufgelehnt, und keine noch ſo blutige Niederlage vermochte die Babylonier zum Ablaſſen vom Streit zu bewegen. Mit furchtbarſter Energie verwüſtete Sanherib das Land, aber unauslöſchlich loderten die Flammen des Haſſes und der Empörung fort. So kannte denn ſchließlich Sanheribs Zorn keine Grenzen mehr, er zog 690 abermals gegen Babel und zerſtörte es von Grund aus. Kein Haus blieb unverſehrt, vom Fundament bis zur Bedachung blieb kein Stein auf dem andern, die ganze Stadt wurde mit Feuer verbrannt, Mauer und Wall und Türme wurden ſamt und ſonders eingeriſſen und in den Kanal Arachtu geworfen, ja ſelbſt die Tempel wurden nicht verſchont, ſo daß die Götter und Göttinnen, die darin wohnten, zum Himmel emporſtiegen. Durch Babylons Ruinen aber ließ der aſſyriſche Sieger Waſſergräben ziehen, um die Stätte für immer unter Waſſer zu begraben oder, wie er ſelbſt in ſeinen Annalen ſagt, um noch größer, denn einſt die Sintflut that, der Stadt Zerſtörung zu machen. Wer hätte damals geahnt, daß kaum ein Jahrhundert ſpäter die Stadt wieder zu ſolcher Blüte entfaltet werden ſollte, ja zu einer Blüte glanzvoller denn je zuvor! Während aber ſo unſer Blick räumlich und zeitlich in die Ferne ſchweift, tritt vor unſer geiſtiges Auge jene Königin, welche mehr denn ein halbes Jahrtauſend vor den eben genannten aſſyriſchen Eroberern regierte und der erſten feindlichen Invaſion von ſeiten des jungen aſſyriſchen Staates ſiegreich begegnete, jene Königin, die allein von den babyloniſchen Herrſchern aller Zeiten ſich den Ruhm erworben hat, auch über die Aſſyrer geherrſcht zu haben, die Königin, nach welcher ſpätere Geſchlechter die Gärten benannt haben, in deren Schatten wir eben jetzt weilen — die ſagenumrankte Königin Semiramis. Und abermals mehr denn ein Jahrtauſend früher tritt vor unſer geiſtiges Auge die lichte Geſtalt des Königs Hammurabi, welcher, ebenſo groß als Kriegsheld wie als klug ſorgender Vater ſeines Vaterlandes, den größten Monarchen der Erde beigezählt zu werden verdient. So eröffnet ſich uns von Babylons nördlichſtem Wunderbau eine Perſpektive rückwärts in der Geſchichte der Menſchheit, wie ſie noch vor wenigen Jahren ſelbſt von den Kühnſten nicht geahnt worden iſt.

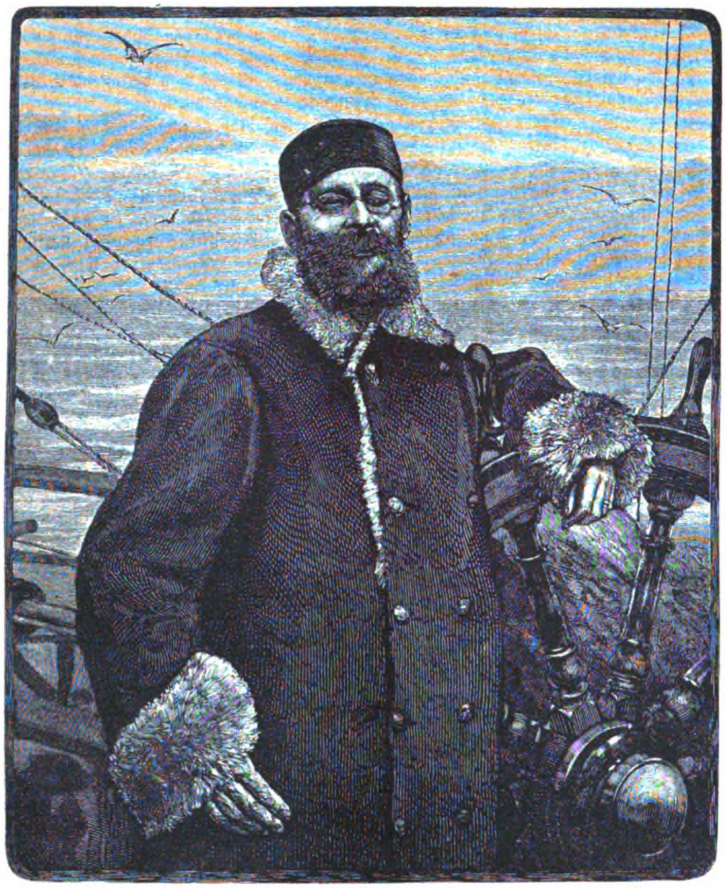
Ich könnte meine Leſer hier oben ausgeruht von der Wanderung durch das alte Babylon entlaſſen. Aber ich würde meiner Führerſchaft doch nicht vollſtändig gewaltet haben, würde ich diejenigen, welche mir bis hierher gefolgt ſind, nicht noch für ganz kurze Zeit ſüdweſtwärts hinüberführen nach Babylons Schweſterſtadt Borſippa, von den Alten wiederholt trotz ſeiner eigenen Ummauerung mit zu Babylon ſelbſt gerechnet. Und in der That bilden beide Städte äußerlich einen Häuſerkomplex, indem die ganze zwei Stunden betragende Strecke zwiſchen dem Euphratufer bei Babylon und zwiſchen Borſippa mit Häuſern, Gehöften und Gärten ununterbrochen bedeckt iſt. Ich hätte meine Leſer auf dem Wege dahin gern noch unterhalten von manchen intereſſanten Gebräuchen der Babylonier, ſonderlich von einem, den Herodot als den „weiſeſten“ und als „ein ſchönes Geſetz“ bezeichnet, nämlich daß es niemandem verſtattet iſt, ſeine Tochter einem beliebigen Mann zu geben. Vielmehr werden jährlich einmal in jeder Stadt, in jedem Dorfe die heiratsfähigen Jungfrauen zuſammengebracht, worauf der Herold vor der herumſtehenden Männerſchar eine Jungfrau nach der andern zum Kauf ausbietet. Zuerſt kommen die ſchönſten an die Reihe, und wenn dieſe von den ſich überbietenden reichen Babyloniern um hohe Summen erſtanden ſind, empfangen die Leute vom gemeinen Volk eben dieſes Geld, um mit dieſen die weniger ſchönen und häßlichen Jungfrauen zu erſtehen. Auf dieſe Weiſe bringen die ſchönen Mädchen die häßlichen und mißgeſtalteten an den Mann. Ich würde weiter gern ein Wort erzählt haben über das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern: wehe dem Kinde, das ſeinem Vater den Gehorſam aufkündigt — es wird gebrandmarkt und als Sklave betrachtet; doppelt und dreifach wehe dem Kinde, das ſeine Mutter verachtet — gebrandmarkt wird es ausgeſtoßen aus dem Hauſe, aus der Stadt. Indes wir müſſen eilen: ſchon fallen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf die marmornen Zinnen der Tempel in Borſippa und weben, Netze und Fallſtricke legend, die geſpenſtiſchen Dämonen geheimnisvoll über Steppe und Wüſte. So führe ich denn auch meine Leſer nicht erſt durch die Straßen der Stadt, welche etwa ein Viertel ſo groß iſt wie die „City“ von Babylon, wir verweilen auch nicht bei den vielen großen und kleinen Tempeln, an welchen das wohlummauerte Borſippa gleichfalls ſo reich iſt, ſondern wir gehen ſofort zu auf Borſippas größtes und berühmteſtes Heiligtum, den Tempel Ezida, das „ewige Haus“ des Gottes Nebo, der die Aufſicht führt über die Geſamtheit Himmels und der Erde und auf ſeine ewige Tafel alles ſchreibt, was da gethan wird im Himmel und auf der Erde. Zwei Altäre ſtehen im Vorhof des Tempels: ein goldener Altar, auf welchem noch milchſaugende Tiere geopfert werden, und ein größerer, auf welchem ausgewachſenes Kleinvieh geopfert und Weihrauch verbrannt wird.

Das Heiligtum hat eherne Thore und bildet ein Viereck, jede Seite zwei Stadien lang. Gleich Eſagila iſt auch Ezida mit ausgeſuchteſter Pracht ausgeſtattet und reich an Opfergaben und Tempelſchätzen. Die Cedernbedachung der Götterkammer iſt mit Gold überzogen, die ihres Thores mit Silber bekleidet, in der Kammer ſelbſt aber ſteht die große Bildſäule des Gottes, ſitzend und ganz von Gold, neben ihr ein großer goldener Tiſch, ein goldener Stuhl und ein goldener Fußſchemel, alles zuſammen aus 800 Talenten Gold hergeſtellt. Das Wunderbarſte aber dieſes ganzen Tempelgebäudes iſt der in ſeiner Mitte ſich erhebende Tempelturm: auf einem gewaltigen Unterbau von Bergquadern, ein Stadium lang wie breit, erheben ſich ſieben ſich immer verjüngende Terraſſen: es iſt der Tempel der ſieben Sphären Himmels und der Erde d. i. der ſieben Planeten, jede Etage einem derſelben geweiht und, wie man annimmt, mit der dem betreffenden Planeten eigenen Farbe geſchmückt: während die unteren Etagen mit ſchwarzen, weißen, orangefarbenen, blauen, ſcharlachroten Ziegeln belegt waren, waren die oberſten, Mond und Sonne geweihten, mit Silber- und Goldplatten überzogen. Jahrhunderte hindurch war der Bau, welcher noch jetzt die impoſanteſte Ruine des ganzen Landes darſtellt, unvollendet geblieben und gewährte außerdem, durch Unwetter hart mitgenommen, das Bild eines durch göttliche Hand zerſtörten Rieſenwerkes. Aber Nebukadnezar hatte auch dieſen Bau zu Ende geführt. Wir erſteigen ihn auf der Treppe, welche von außen rings um alle ſieben Türme her angebracht iſt, und betreten, nachdem wir halbwegs auf Ruheſitzen ein wenig geruht, die oberſte Plateform, in welcher abermals ein Tempel ſich befindet, ohne Götterbild, nur mit wohlgebettetem Lager nebſt einem goldenen Tiſche daneben, der Gottheit harrend, die ſich dort niederlaſſen will.

Es iſt Abend geworden. Drüben in nicht allzuweiter Entfernung wird es auf Dächern und Straßen der Stadt des Lebens ſtiller und ſtiller, und die Flügel der Nacht hüllen die Stadt ein nebſt ihren gigantiſchen Bauten. Wir laſſen Babel dahinſinken in die Nacht der Vergangenheit, die Nacht der Jahrhunderte, welche von all ſeiner ſtolzen Pracht und Herrlichkeit nichts übrig gelaſſen haben als drei mächtige Trümmerhügel, auf deren allerjüngſter Durchforſchung durch den gefeierten engliſchen Archäologen Hormuzd Raſſam, in Verbindung mit der Keilſchriftlitteratur und den Nachrichten der Griechen, das Bild beruht, welches ich hier zum erſtenmal vom alten Babylon zu entwerfen geſucht habe. Indeſſen, wir laſſen Babylons irdiſche Schatten: ſtehen wir doch hier oben auf Borſippas himmelanſtrebendem Turm, über uns das dunkele Himmelszelt, wunderbar ſtrahlend im Sternenglanz. So erglänzte es damals, wie heute, über Nebukadnezars Palaſt, und noch drei Jahrtauſende früher, als die babyloniſchen Prieſter zuerſt anfingen die Sterne zu beobachten und mit der Grundlegung der Aſtronomie unvergängliche Verdienſte ſich erwarben. Noch heute ſtehen wir in vielen Dingen, weit mehr Dingen als wir uns bewußt ſind, unter direktem Einfluß der Babylonier. Wenn wir den Kreis in 360 Grade teilen, den Tag in 24 Stunden zu 60 Minuten, wenn wir ſieben Wochentage zählen und ſie nach den Planeten benennen, wenn wir die ſcheinbare Sonnenbahn nach den Bildern des Tierkreiſes einteilen, wenn wir von den Sternbildern des Wagen, des Bär ꝛc. reden, ſo folgen wir in alle dem dem Vorgang der Babylonier. Ja, ſo manche religiöſe Ideen und Erzählungen, welche wir bislang für ſpezifiſch israelitiſch, altteſtamentlich gehalten haben, finden ſich jetzt auf viele Jahrhunderte älteren babyloniſchen Thontafeln wieder. Und wenn wir den ſiebenten Tag als Ruhetag ausſondern, ſo geht dieſe ſegensreiche Inſtitution gar auf babyloniſchen Aberglauben zurück.

Von alters her ſchieden die Babylonier den ſiebenten Tag, den auch ſie „Sabbat“ nannten, aus der Reihe der übrigen Tage aus als den Tag, an welchem kein Werk geſchehen ſolle, als den Tag, wie eine Inſchrift beſagt, an welchem kein gebratenes Fleiſch gegeſſen werden ſoll, an welchem der König keinen weißen Leibrock anziehen, keinen Wagen beſteigen, nicht Recht ſprechen, an welchem nicht einmal dem Kranken durch den Magier Hilfe gebracht werden ſoll. Alles dies deshalb nicht, weil die Sieben, die Zahl der ſieben böſen Geiſter, als böſe, als Unglückszahl gilt, eben deshalb und allein deshalb ſollte auch, wie wir jetzt wiſſen, am ſiebenten Tag keine Arbeit gethan werden, weil ſie doch nur von Unglück begleitet ſein würde.

In „ein fernes Land und in eine noch fernere Zeit“ wollte ich meine Leſer führen. Ja wohl, ein fernes Land! Und doch nicht ſo fern, die gleichen Sternbilder über uns wie über Babylon — nicht eine Spanne im Univerſum. Ja freilich, eine gar ferne Zeit, getrennt durch Jahrtauſende, wie wir Menſchen nun einmal die Zeit nach unſeren zehn Fingern berechnen, nach Jahrzehnten, Jahrhunderten, Jahrtauſenden — und doch nicht eine Spanne im Lichte der Ewigkeit, ein leicht überſchaubarer Raum in der Geſchichte der Menſchheit.



Leutnant Greely, der gerettete Nordpolfahrer. Nach der Photographie von C. Harlow.

Die Rettung der amerikaniſchen Nordpolfahrer.

Von G. C. Seibert in New York.

Der eigentliche Veranlaſſer der Greelyſchen Expedition iſt der bekannte Nordpolfahrer Karl Weyprecht. Er war der Anſicht, daß einzelne Entdeckungsfahrten heutzutage wenig Wert und kein rechtes Ziel haben, wenn ſie nicht zugleich von planmäßig angeſtellten Beobachtungen und Forſchungen in dem durchreiſten Gebiet begleitet ſind, er ſchlug daher die Errichtung mehrerer Polarſtationen vor. Auf dieſen ſollten zum Zwecke einer genaueren Erforſchung der meteorologiſchen, geographiſchen und phyſikaliſchen Verhältniſſe der in der Nordpolarzone gelegenen Gebiete längere Zeit hindurch (mindeſtens ein Jahr) andauernde Beobachtungen angeſtellt werden.

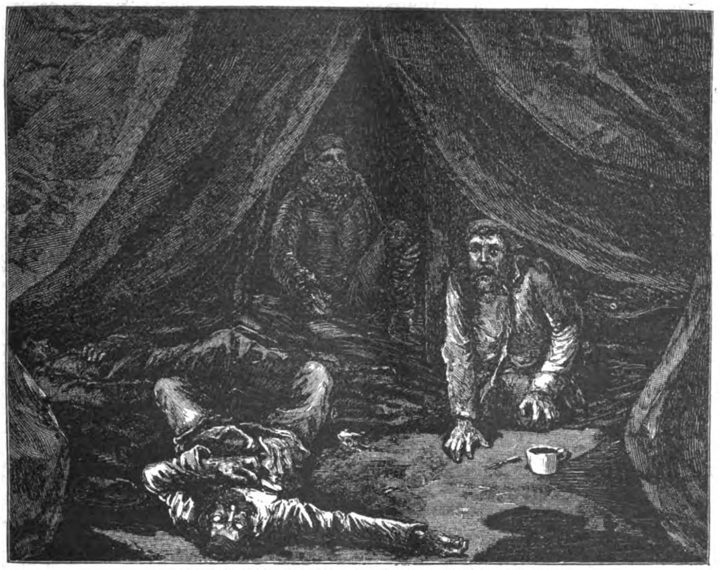
Die verſchiedenen Polargegenden wurden zu dieſem Zwecke unter verſchiedene Nationen verteilt, und den Vereinigten Staaten war die Aufgabe geworden, an der Lady Franklin-Bucht eine Beobachtungsſtation zu errichten. Der Punkt liegt ſehr weit nördlich und iſt ſehr ſchwer zu erreichen. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß die übrigen, von anderen Ländern abgeſandten Expeditionen in der Richtung der ihnen zugewieſenen Beobachtungsſtationen viel eher erfolgreich geweſen ſind. Mit der Leitung der amerikaniſchen Expedition wurde Leutnant A. W. Greely vom fünften Kavallerieregiment, ein thatkräftiger, kühner und dabei ſehr intelligenter Offizier, betraut. Derſelbe erhielt im April 1881 ſeine Inſtruktion und brach dann ſofort nach St. Johns auf, wo ein Kontrakt mit den Eigentümern des „Proteus“, eines für den Polardienſt geeigneten Fahrzeuges, abgeſchloſſen wurde, wonach der „Proteus“ die Mannſchaft von St. Johns auf Neufundland aus nach einem Punkte an der Küſte bringen ſollte, von wo ſie die Reiſe bis zu ihrem Beſtimmungsort zu Lande fortſetzen ſollte. Mitte Mai brachen die für die Expedition angeworbenen Leute von Baltimore nach St. Johns auf, wo ſie ſich dem Leutnant Greely anſchloſſen. Die Geſellſchaft beſtand, nachdem Dr. O. Pavy für die Stelle eines Aſſiſtenzarztes und außerdem die Eskimos Jans Edward und F. Th. Chriſtianſen gewonnen waren, im ganzen aus fünfundzwanzig Perſonen. Am 7. Juli 1881 ſtach der „Proteus“, mit der Expedition an Bord, von St. Johns in See. Das Schiff erreichte den Discovery-Hafen, wo Leutnant Greely ſein Lager aufzuſchlagen beſchloß. Man ging ſofort vor Anker und begann mit Löſchung der Fracht und der Vorräte, während die Zimmerleute ſich daran machten, ein Haus zu errichten. An dem nämlichen Tage wurden vierzehn Biſamochſen erlegt, und man lud Proviant für volle zwei Jahre aus. Das Haus erhielt Doppelwände und maß 61 bei 21 Fuß. Außer dem Proviant wurden etwa 140 Tonnen Kohlen nach der Station gebracht und man nannte dieſelbe „Fort Conger“ zu Ehren des Senators Conger von Michigan, welcher ſich um die Expedition verdient gemacht hatte. Fort Conger liegt an der Oſtküſte von Grinnell-Land im Norden der Lady Franklin-Bai, und zwar weiter nördlich, als das Winterquartier irgend einer arktiſchen Expedition. Die Küſte ſüdlich von der Station iſt wild und ſteil und auf wenigſtens dreihundert Meilen unbewohnt. Die nächſte Anſiedelung iſt die der Etah-Eskimos an der andern Seite von Smith's Sund, etwa zweihundert Meilen ſüdlich von Fort Conger. Hier wurden Leutnant Greely und ſeine mutigen Begleiter vom „Proteus“, der am 18. Auguſt wieder nach St. Johns zurückfuhr, ihrem Schickſal überlaſſen, und von dieſer Zeit an hat man denn auch nichts wieder von der Expedition gehört — bis auf den Tag, welcher uns die Kunde von der Rettung der Überlebenden brachte.

Weil Jahr auf Jahr verging, ohne daß man von Greely und ſeinen Gefährten etwas vernahm, ſo begann man um ſie beſorgt zu werden. Um die Verſchollenen aufzuſuchen und zu retten, wurden nach einander drei Hilfsexpeditionen ausgeſandt.

Die 1882 und 1883 abgeſandten Expeditionen vermochten nicht bis zu den verſchollenen Nordpolfahrern vorzudringen, ſo mußte man denn an eine dritte Expedition denken. Wiederum ging ein Winter hin. Von Greely und ſeinen Gefährten drang keine Kunde aus den Eisregionen zu uns. Sie waren und blieben verſchollen. Doch ward noch ein Rettungsverſuch gemacht. England ſchenkte zum Zwecke eines ſolchen in nobler Weiſe unſrer Regierung das feſte Schiff „Alert“, wodurch es ſeine Teilnahme an der Sache bekundete und unſere Regierung zu neuem Eifer anregte. Drei Schiffe ſollten diesmal die gefahrvolle Fahrt nach dem Nordpol unternehmen, die „Thetis“, ein Walfiſchfahrer, der von unſerer Regierung zum Zwecke der Nordpolfahrt gekauft wurde, der „Bär“, ein für den Robbenfang gebautes Dampfſchiff und das von England empfangene Schiff „Alert“. Kommander Schley ſollte die Expedition befehligen. Mit den beſten Wünſchen der ganzen amerikaniſchen Nation fuhren die drei Schiffe nach dem Eismeere ab. Mit bangen Erwartungen ſah man der erſten Kunde von ihnen entgegen.

Was war unterdeſſen aus Greely und ſeinen Gefährten geworden?

Nachdem auch der dritte Sommer hingegangen, ohne daß in Fort Conger eine Erſatzexpedition eingetroffen war, entſchloß ſich Leutnant Greely die Rückreiſe nach Süden bis zum Smithſunde per Boot anzutreten. Im Auguſt 1883 wurde die Station aufgelöſt und mit ſämtlichen Inſtrumenten, Aufzeichnungen und Vorräten aufgebrochen, die Fortſchritte waren aber nur lang-



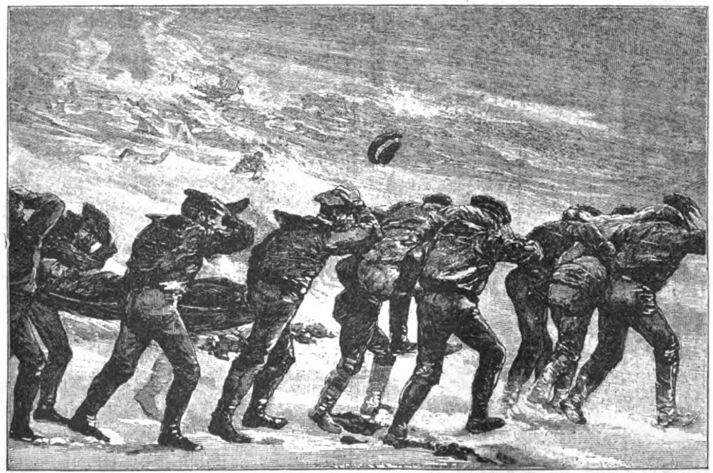
„Was ihre Augen ſahen.“ Nach amerikaniſchen Quellen.

ſam, ſo daß man endlich vorzog, die Boote im Stich zu laſſen und mit einer Eisſcholle langſam nach Süden zu treiben. Am 21. Oktober wurde ein permanentes Lager bei Kap Sabine errichtet und neun Monate friſteten die fünfundzwanzig Leute hier ihr Daſein von den geringen Vorräten, die ſie ſelbſt gerettet hatten oder welche ſie in alten Niederlagen der engliſchen Nordpolexpedition unter Nares auffanden. Endlich bildeten gekochtes Seehundsfell, Moos und Garnelen die einzigen Nahrungsmittel. Als dieſe zu Ende waren, ſchauten ſie dem Tode ins Auge.

Kehren wir nun zu der Rettungsexpedition zurück. Alles abſuchend drang ſie nach Norden hin vor. Bei Creyvort Island wurden Mannſchaften ausgeſchickt, um nach Spuren von Greely zu ſuchen. Der Leutnant Taun fand auf dem höchſten Gipfel von Creyvort Island die erſte Spur von den Vermißten. Es war die am 26. Oktober 1883 daſelbſt angebrachte Notiz, daß Greely und ſeine Kolonie in der Mitte zwiſchen Kap Sabine und Cocked Hat Island ein Lager errichtet und bezogen hätten, daß ſie nur noch Lebensmittel auf vierzig Tage beſäßen, zwar alle noch wohl, aber in großer Not ſeien. Als Leutnant Taun die Botſchaft zum Schiffe brachte, ging Kapitän Schley mit dem „Bär“ ſelbſt vorwärts. Die „Thetis“ folgte. Das kleine Dampfboot des „Bär“ erreichte Greelys Lager zuerſt. Wie wunderbar mag den Sterbenden im Zelt zu Mute geweſen ſein, als ſie den Ton der Dampfpfeife hörten, der ihnen verkündete, daß die Stunde ihrer Rettung gekommen! Im Sterben aber waren die wenigen Übriggebliebenen wirklich begriffen. Von fünfundzwanzig Mann waren nur ſieben noch übrig und einer von den ſieben, der Korporal Joſeph Elliſon lag mit erfrorenen Händen und Füßen am Boden und wimmerte wie ein Sterbender. Welch ein Anblick bot ſich den Männern dar, die in dem kleinen Dampfboot gelandet waren, als ſie ſich nun zum Zelt durchgehauen hatten. Was ſahen ſie? Sie erſtarrten faſt vor Schrecken. Die noch Lebenden waren am Verhungern. Der Leutnant Greely konnte nur noch eben kriechen; ſtehen und gehen aber nicht mehr. Wie war er verändert! Sein Bart war lang, ſein Haar desgleichen, ſeine Augen tief eingeſunken, er ſelbſt zum Skelett abgezehrt. In Pelz gekleidet, eine rotwollene geſtrickte Bedeckung auf dem Kopfe und die Brille auf der Naſe, hatte er eben das Gebet für Sterbende geleſen, als die Retter anlangten. Zu beiden Seiten von ihm lagen Sterbende: auf der einen der arme Elliſon, ein Deutſcher, mit ſteifgefrorenen Gliedern, auf der andern Moritz Connell in ſeinem Schlafſack vor Hunger langſam in den Tod ſinkend. Nur vier Männer, der Sergeant Brainard, die Soldaten Lang und Fredericks und der Hoſpitalſtewart Beiderbach, ein Deutſcher, aus Waldeck gebürtig, waren noch im ſtande auf den Beinen zu ſtehen. Sofort ward den Armen ein wenig Milchpunſch gegeben. Das belebte ſie ſichtlich. Wie floſſen nun aber ihre Freudenthränen! Sie umarmten und küßten ihre Retter und wollten ſie gar nicht loslaſſen. Dann aber baten, flehten, jammerten ſie wieder um etwas zu eſſen. Jetzt kamen nun auch Kapitän Schley, Doktor Emory und der Ingenieur Reynolds von dem „Bär“ herbei und brachten Milchpunſch, warmen Fleiſchthee, Kleider und anderes Notwendige. Alle feſte Nahrung ward den Hungernden verſagt, ſie würde ihnen geſchadet haben. Nachdem die Armen ein wenig erquickt und belebt worden waren, trugen die ſtarken Männer des „Bär“ und der inzwiſchen herbeigekommenen „Thetis“ ſie an Bord der Schiffe, wo ſie aufs beſte gepflegt und verſorgt wurden. Alle waren furchtbar elend, weil halb verhungert. Achtundvierzig Stunden ſpäter wären ſie wahrſcheinlich alle unrettbar verloren geweſen.

Nachdem die noch Lebenden geborgen, wurden die Toten aufgeſucht. Elf von ihnen lagen ſteifgefroren unfern des Zeltes, mit Schnee und Eis bedeckt. Der zuletzt geſtorbene Soldat R. Schneider, auch ein Deutſcher, aus Chemnitz in Sachſen gebürtig, lag in ſeinem Schlafſack faſt vor dem Zelte. Seine Kameraden waren zu ſchwach geweſen, ihn weiter fortzuſchaffen. Auch die zwölf Toten wurden an Bord der Schiffe gebracht und dann die Rückfahrt angetreten, nachdem feſtgeſtellt worden war, daß fünf andere Tote von Wind und Flut ins Meer hinausgeführt worden ſeien. Es war am 22. Juni abends zwiſchen ſieben und neun Uhr, als die Rettung ſtattfand. Die Sonne ſchien hell, es war aber bitterkalt und ein heftiger Wind wehte, während die Geretteten an Bord der Schiffe gebracht wurden.

Wenn überhaupt „leben“ ſoviel wie „leiden“ heißt, was heißt dann erſt das Leben am Nordpol! Wahrlich gegen das Leben in jenen Eisregionen iſt das Leben hier, wo draußen die Bäume grünen und die Blumen blühen, eitel Freude und Wonne. Fürwahr, wer wie Greely Jahr und Tag in den Regionen des ewigen Eiſes geweſen iſt, der muß im ſtande ſein, ſich eine Vor=



Fortſchaffung der Überlebenden aus dem Zelt nach der Dampfbarkaſſe. Nach amerikaniſchen Quellen.

ſtellung von den Regionen ewiger Gottesferne und ewigen Todes zu machen. Was haben dieſe Nordpolfahrer doch aushalten müſſen!

Während die Geretteten an Bord der „Thetis“ aus den arktiſchen Regionen ſüdwärts fuhren, gab Leutnant Greely eine eingehende Beſchreibung von dem Leben, welches er mit ſeinen Gefährten in dem von ihnen hergerichteten Lager geführt, eine Beſchreibung, welche ſeine Zuhörer aufs tiefſte erſchütterte und doch nur einen ſchwachen Einblick in die Leiden und Entbehrungen gewähren konnte, von welchen die Teilnehmer an der Expedition heimgeſucht wurden. Im Verlaufe ſeiner Erzählung ſagte Leutnant Greely: „Nachdem wir uns über einen Ort für das Lager an Kap Sabine entſchieden hatten, begannen wir mit dem Bau eines Hauſes, das uns gegen die Strenge des Winters ſchützen ſollte. Steine wurden geſammelt und zu Mauern aufgetürmt, die einen Raum von 25 zu 17 Fuß einſchloſſen. Als Firſt verwendeten wir ein Boot des Walfiſchfahrers „Neptune“, welches wir auf der Inſel Starknecht fanden; den übrigen Teil des Daches ſtellten wir aus Segeltuch her, welches durch Felsſtücke auf den Mauern feſtgehalten wurde. Bis zu den „Dachrinnen“, die ſich etwa fünf Fuß über dem Boden befanden, häuften wir Schnee auf, um den Wind abzuhalten, und dieſe elende Hütte war unſere Zufluchtsſtätte vom 1. November bis gegen Mitte Mai. Das Innere der Hütte war ſo niedrig, daß die Leute kaum aufrecht in derſelben ſitzen konnten. Während unſerer Rückreiſe von Fort Conger mußten wir mit unſerem Feuerungsmaterial äußerſt ſparſam umgehen, und ſo lange wir uns in dem Lager befanden, hatten wir von dieſem Artikel eigentlich nie mehr, als zum Kochen der Speiſen nötig war, ſo daß wir während des langen entſetzlichen Winters keine anderen Mittel hatten, uns zu erwärmen, als unſere Kleider und Schlafſäcke. Es wurde aus Sparſamkeitsrückſichten nur zweimal täglich gekocht, und dabei entwickelte ſich ein ſolcher Rauch, daß wir die von dem Feuer ausſtrömende Wärme kaum noch als eine Wohlthat empfanden. Zu Zeiten drohte der Rauch uns zu erſticken, und wir mußten dann die Hütte verlaſſen, um überhaupt nur atmen zu können. Das Brennholz wurde in kleine Stücke geſchnitten, die zu verwendende Menge ſorgfältig abgeſchätzt, und das Feuer wurde dann ſo angezündet, daß möglichſt wenig von der zum Kochen unſerer Speiſen nötigen Hitze verloren ging. Freilich mußte ein beträchtlicher Teil der Hitze dazu aufgewendet werden, Eis und Schnee zu ſchmelzen, damit wir Kaffee und Thee bereiten konnten. Viel erſparten wir, indem wir über dem Feuer einen trichterförmigen Deckel anbrachten, über deſſen engem, nach oben gekehrtem Ende der Keſſel hing. Während der ganzen Dauer unſeres Aufenthaltes im Eismeer brauchten wir ſalziges Waſſer, wobei es ein Wunder war, daß nur einer von unſeren Leuten vom Skorbut befallen wurde; und auch bei ihm trat die Krankheit nur in milder Form auf. Licht lieferte uns eine elende Eskimolampe, deren Docht mit Seehundsfett getränkt war. Nur ein Mann zur Zeit konnte an derſelben leſen, ſodaß ein förmliches Ablöſen ſtattfinden mußte. Der Inhalt unſerer Bücher und Zeitungen wurde ſo oft laut vorgeleſen, daß wir denſelben zuletzt faſt auswendig wußten. Die Sonne verſchwand Ende Oktober und kam erſt Mitte Februar wieder zum Vorſchein. Die einzige Nachricht, welche uns während dieſer langen Zeit von der Außenwelt zukam, erhielten wir aus einzelnen Teilen von Zeitungen, die in einer mit Zitronen gefüllten Kiſte gefunden wurden. Dieſe Kiſte kam vom Dampfer „Proteus“ ehe derſelbe vom Eis zermalmt wurde. Wir trockneten dieſe Papiere und hoben ſie ſorgfältig auf, ſo daß ſie jeder von uns leſen konnte, ſo oft er ein Vergnügen daran fand. Die Zitronen waren in ihrem gefrornen Zuſtande gut erhalten und waren für die Leute von unſchätzbarem Werte. Jeden Sonntag erhielt jedes Mitglied der Expedition eine Viertelzitrone. Brot und Fleiſch wurden täglich, alle übrigen Lebensmittel wurden Donnerstags ausgegeben. Sonntags wurden die Rationen ein wenig reichlicher bemeſſen. Zu Conger erlaubte ich jedem, der ſeinen Geburtstag feierte, ſelber ſeinen Speiſezettel zu beſtimmen, und ich beſtrebte mich auch, dieſe Gewohnheit im Camp Clay beizubehalten, als die Not bereits mehr an uns herangetreten war. Es ſtellte ſich dabei heraus, daß die geringſte Abweichung von der entſetzlichen Eintönigkeit des Lebens, das wir führten, von großem Einfluß auf den Gemütszuſtand der Leute war. Ein beſonderes Vergnügen fanden manche darin, ſchon damals zu beſtimmen, was ſie ſich vorſetzen laſſen würden, wenn Hilfe käme, und die einzelnen Liebhabereien derſelben gingen ſo weit auseinander, daß die Äußerung der verſchiedenen Wünſche uns oft zur Heiterkeit ſtimmte. Was noch beſonders dazu beitrug, den Mut der Leute aufrecht zu erhalten und ihre Gedanken von den ſie drückenden Leiden abzulenken, waren Erzählungen und Vorträge, die jeden Tag geliefert wurden, und an welche ſich zu Zeiten recht lebhafte Diskuſſionen anſchloſſen. Unter allen meinen Gefährten war niemand größeren Verſuchungen ausgeſetzt und bewies niemand eine größere Kraft, dieſen Verſuchungen zu widerſtehen, als Sergeant Brainard, welcher mit der Verteilung der Rationen betraut war. Tagtäglich hatte er noch Gelegenheit, für ſeinen Teil mehr von den ſchnell zuſammenſchmelzenden Lebensmitteln zu nehmen, als ihm zukam, aber er widerſtand nicht nur dieſer Verſuchung, ſondern er muß ſogar die einzelnen Rationen noch etwas verkleinert haben; denn als der Frühling herankam, waren noch wenigſtens zwei Prozent mehr übrig, als man nach gewiſſenhafter, vorher angeſtellter Schätzung hätte erwarten dürfen. Blicke ich jetzt auf das zurück, was die Leute ausgehalten haben, ſo begreife ich kaum, wie ſie den Mut zum heroiſchen Ertragen fanden.“

Jeder der Nordpolfahrer hat natürlich eine beſondere Leidensgeſchichte durchgemacht; keiner aber hat Schwereres erlitten als der Deutſche, Korporal Joſeph Elliſon. Derſelbe ward am 2. November 1883 mit drei anderen abgeſchickt, um für die Darbenden von Kap Iſabella Fleiſch zu holen, das im Jahre 1879 von Nares dort verſteckt worden war. Das Wetter war fürchterlich kalt und ſtürmiſch; doch es galt, dem Hungertode zu entrinnen. Darum machten ſich die vier Männer auf den Weg. Es waren die Sergeanten Rice und Linn, der Gemeine Fredericks und der Korporal Elliſon. Sie hatten täglich nur vier Unzen Fleiſch und acht Unzen Brot, ein wenig Thee und Brandy zu verzehren. Sie hatten einen Weg von ſechzig Meilen zu machen; es war fünfunddreißig Grad unter Null, der Wind ſchneidig ſcharf und der Schnee weich. In vier Tagen erreichten ſie das aufgeſpeicherte Fleiſch. Auf dem Rückwege klagte Elliſon über ſchrecklichen Durſt und aß Schnee, ſo ſehr ihn auch die anderen warnten. Seine Hände wurden dadurch naß und dem Erfrieren ausgeſetzt, ſein Mund ward voll Blaſen und er ward ſehr ſchwach. Als ſie auf dem Rückmarſch zu der Lagerſtätte kamen, wo ſie die vorige Nacht geweilt, entdeckten ſie, daß Elliſon auch ſeine Füße erfroren hatte. Sie ſchnitten ihm die Stiefel von den Füßen, rieben ihm Hände und Füße beſtändig und ſteckten ihn in den Schlafſack. Des andern Morgens mußten ſie weiter. Elliſon konnte nicht ziehen helfen. Er mußte bald ſelbſt gezogen werden und — ſie ließen das Fleiſch im Stich, um nur ihren kranken Kameraden zu retten. So erreichten ſie Eskimo Point, wo ſie früher einmal kampiert hatten. Sie verſuchten aufs neue, durch Reiben den Kreislauf des Blutes in den Armen und Beinen Elliſons herzuſtellen. Es war vergeblich. Endlich brachten ſie ihn zurück, aber ſeine Hände und Füße blieben erfroren. Er lebte noch, als die Retter kamen. Später wurden ihm Hände und Füße amputiert; er ſtarb aber bald darnach.

Der gerettete Sergeant Julius R. Fredericks erzählt eine traurige Geſchichte über den am 6. April d. J. erfolgten Tod des Photographen George Rice, eines äußerſt munteren, gemütlichen Mannes, der ſtets die anderen, wenn ſie mutlos werden wollten, aufzurichten und zu erheitern wußte. Rice und Fredericks hatten ſich erboten, nach der fünfundzwanzig Meilen entfernten Stelle am Kap Iſabella zu gehen und Fleiſch zu holen. Sie hatten einen Schlitten, ein Gewehr, eine Axt und dürftigen Proviant auf fünf Tage. Sie wanderten drei Tage, fanden aber das Fleiſchverſteck nicht. Der Sturm hatte, wie es ſchien, alles hinweggefegt. Ohne Fleiſch erlangt zu haben, mußten ſie ihren Rückweg antreten. Rice war todmüde. Schwäche befiel ihn. Er mußte ſich am Fuße eines Eisberges niederſetzen, um ein wenig zu raſten. Ein Blutſturz trat ein, und Rice ſank in einen Schlaf, aus dem er nicht mehr erwachte. Sein Gefährte begrub ihn im Eiſe und mußte nun allein den Rückweg fortſetzen. Nur mit genauer Not entging er dem Schickſal ſeines Gefährten dadurch, daß er, wenn er müde wurde, in ſeinen Schlafſack kroch, ein wenig Brandy nahm und ſich ausruhte, aber nie etwas genoß, während er den Schlitten zog. Als er endlich ganz erſchöpft ins Lager zurückkehrte, empfing ihn zwar die Freudenpoſt, daß ein Bär erlegt ſei, aber auch die Trauerkunde von dem mittlerweile erfolgten Tode des Leutnants Lockwood und eines anderen Mitgliedes der Expedition.

Ein ſchwerer Schlag war für die Koloniſten der Untergang des treuen und ſtarken Eskimo Chriſtian. Er war der Verſorger der Kolonie. Unermüdlich fiſchte er und machte er auf Seehunde Jagd, um ſein und ſeiner Gefährten Leben zu friſten. So war er in dieſem Frühjahr wieder auf der Robbenjagd. In ſeinem Eifer, eine Robbe zu fangen, trat er fehl und ſtürzte zwiſchen zwei Eisſchollen hinein in die Tiefe des Meeres. Damit war den Koloniſten auch dieſe Hilfsquelle abgeſchnitten. Alles ſchien ſich nach und nach zu vereinigen, um ſie dem unerbittlichen Hungertode in die Arme zu treiben.

Als am 22. Juni die Rettung kam, lag der Soldat Maurice Connell wirklich im Sterben. Er hörte nicht den Rettung verheißenden Pfiff der Dampfpfeife. Als ſeine Kameraden ihn aufrüttelten und ihm ſagten, die Rettung ſei nahe, rief er: „Um Gotteswillen, laßt mich in Frieden ſterben!“ Ein Theelöffel Brandy, der ihm eingeflößt ward, erweckte ſeine Lebenskräfte. Connell hätte nur noch wenige Stunden leben können; er war der ſchwächſte unter den Überlebenden. Connell erzählte, wie er und ſeine Kameraden das Haar von ihren Robbenfellſtiefeln und -Röcken abbrannten, dieſe Kleidungsſtücke in Streifen ſchnitten, ein Ragout daraus kochten und es gierig verſchlangen, bis der Magen rebellierte und in einigen Fällen ſich große Schwäche einſtellte. Der ganze Verdauungsapparat war zwölf bis achtzehn Tage lang in ſolcher Unordnung, daß der Körper ſeinen Funktionen nicht nachkommen konnte und ſich Blutentleerungen und große Schwäche einſtellten. Es war äußerſt ſchwierig, den Körper warm zu halten. Es war Regel im Lager, niemand länger als zwei Stunden ſchlafen zu laſſen. Er wurde aufgerüttelt und ihm befohlen, ſich tüchtig zu ſchütteln und auf ſeine Füße und Hände zu klopfen, um den Blutumlauf herzuſtellen. Dies war unbedingt nötig, um Gefühlloſigkeit und möglicherweiſe den Tod zu verhüten.

Nach dem Untergange des treuen Eskimo waren ſie von jetzt an dem Hungertode verfallen, wenn nicht bald Rettung kam. Von Seemoos, Garnelen und Streifen erweichten Seehundsfelles konnten ſie nicht lange leben. Und ſo magerten ſie denn immer mehr ab und ſiechten langſam, aber ſicher dem Hungertode entgegen. Einer nach dem andern von ihnen fiel demſelben zur Beute. So lange die Überlebenden dazu im ſtande waren, trugen ſie ihre toten Genoſſen eine Strecke von ihrer Eishütte weg und verſcharrten ſie in Schnee und Eis. Den zuletzt am 19. Juni geſtorbenen Soldaten R. P. Schneider zu den übrigen toten Gefährten fortzutragen waren die wenigen Übriggebliebenen nicht mehr im ſtande. Sie mußten den Toten in ſeinem Schlafſack vor ihrer Hütte liegen laſſen. Gewiß, ein troſtloſeres, jammervolleres Bild läßt ſich kaum denken, als die wenigen halbverhungerten, abgezehrten, hohläugigen, bleichen Geſtalten darboten, die am Abend des 22. Juni von der Rettungsmannſchaft aufgefunden wurden. Es waren Sterbende im eigentlichſten Sinne des Wortes.

Über die Rettungsſtunde ſelbſt berichtet der Sergeant Lang, ein Deutſcher und zwar ein richtiger Blitzſchwab, ſintemal er all den Jammer überlebt hat, er und Sergeant Brainard ſeien die erſten geweſen, welche den Pfiff der Dampfpfeife des Rettungsboots hörten. Sie unterſtützten ſich gegenſeitig beim Herauskriechen aus dem Zelte. Als Lang aus dem Zelte, das ein Sturm umgeweht hatte, ins Freie gelangt war, erhob er ſich unter großen Schwierigkeiten, und es gelang ihm, auf einen Felſen zu klettern, von wo aus er den weiteſten Ausblick in jene Gegend genießen konnte. Brainard ging ins Zelt zurück, Lang verblieb aber auf dem Felſen und hielt nach jeder Richtung hin ſcharfen Ausguck. Endlich ward ihm ein ungewohnter Anblick zu teil. Er erblickte in einer Entfernung von etwa einer Meile einen großen ſchwarzen Gegenſtand, der anfänglich wie ein Felſen ausſah; Lang wußte aber, daß es in jener Richtung keine Felſen gab. Plötzlich veränderte die Dampfbarkaſſe ihren Kurs, und Lang erkannte das Nahen der Retter. Er kletterte vom Felſen herab, ging nach dem Lager und hielt die Stange mit der Flagge, welche während eines Sturmes umgeweht worden war, etwa zwei Minuten lang in die Höhe, bis die Kräfte ihn verließen und die Flagge wieder auf den Boden geweht ward. Er ging dann ſchwankenden Ganges in der Richtung des kleinen Dampfers, und in einigen Minuten ſchüttelten er und Kapitän Aſh ſich die Hände.

Die Rückfahrt der Rettungsflottille mit den Toten und Lebenden der Greelyexpedition an Bord ging glücklich von ſtatten.

Von St. Johns ſandte Greely folgende Depeſche nach Waſhington: „Ich habe Kopien von meteorologiſchen, aſtronomiſchen, magnetiſchen, Flut-, Pendel- und anderen Beobachtungen gerettet, ſowie das Pendel, Yale- und Standard-Thermometer. Photographiſches Papier, vierzig photographiſche Negative, photographiſche Abzüge, Eskimoreliquien und andere Dinge mußten im Stiche gelaſſen werden.“

Eine zweite Depeſche Greelys an General Hazen lautet: „Zum erſtenmale ſeit drei Jahrhunderten muß England auf die Ehre, am weiteſten nördlich vorgedrungen zu ſein, verzichten. Leutnant Lockwood und Sergeant Brainard erreichten am 13. Mai Lockwood Island, 83° 24′ Breite und 44° 5′ Länge. Von einem 2000 Fuß hoch gelegenen Punkte aus ſahen ſie gegen Norden und Nordweſten kein Land, aber im Nordoſten von Grönland Kap Robert Lincoln, 83° 35′ Breite und 38° Länge.“ Die übrigen geographiſchen Entdeckungen, von denen Greely ſpricht, müſſen wir hier übergehen, da ſie ohne Karte nicht verſtändlich ſind. Die zweijährige Thätigkeit auf der Station, die Beobachtungen, Forſchungen und die Rückkehr nach Kap Sabine verliefen ohne Verluſt von Menſchenleben, ohne Krankheit, ernſtlichen Unfall und ſogar ohne ſchlimme Froſtbeulen. In Fort Conger ereignete ſich kein Fall von Skorbut, und im letzten Winter ſtarb bloß ein Mann an dieſer Krankheit.

Die Freude im Lande über die Rettung der Nordpolfahrer war eine allgemeine. In den Heimatsorten der Überlebenden rüſtetete man ſich, ſie bei ihrer Rückkehr feſtlich zu empfangen. Da Newburyport die Heimat Greelys iſt, ſo machte man da Anſtalten zu einem beſonders großartigen feſtlichen Empfange.

Die Königin von England telegraphierte unſerm Präſidenten: „London, 21. Juli. An den Präſidenten der Vereinigten Staaten, Waſhington. Die Königin wünſcht dem Präſidenten und dem Volk der Vereinigten Staaten von ganzem Herzen Glück zu der Rettung Leutnant Greelys und der heldenmütigen Überlebenden der Nordpolexpedition. Sie hofft, daß über die Leidenden günſtige Berichte einlaufen. Die Königin. Windſor-Caſtle.“

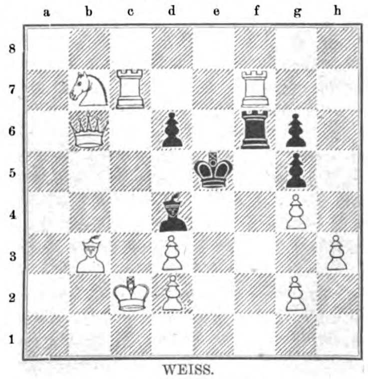
Ob die Expedition Greelys, die ſo viele koſtbare Menſchenleben gekoſtet hat, eine dauernde Frucht von Bedeutung für die Erforſchung des Nordpols eingetragen hat, oder nicht, können wir dermalen noch nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Wichtige Beobachtungen werden im hohen Norden wohl gemacht ſein, dennoch ſcheint uns die Frucht mit den ungeheuren Opfern in keinem Verhältnis zu ſtehen.

Eine ſehr roſige Anſicht vom Erfolge der Expedition hegt General Hazen. Er ſagt: „Die von der Greelyexpedition gethane Arbeit übertrifft an Wichtigkeit, Vollſtändigkeit und Umfang bei weitem alles, was von irgend ſonſt jemand in dieſer Beziehung erreicht wurde. Sie hat den Beweis geliefert, daß der alte Glaube, das Leben in den Eisregionen ſei notwendig von gewiſſen Krankheiten, namentlich von Skorbut, begleitet, und das Leben ſelbſt ſei durch die intenſive Kälte fortwährend bedroht, eine irrige iſt. Es iſt erwieſen worden, daß Menſchen in jenen Regionen auf eine beträchtliche Zeitdauer in vollſtändiger Geſundheit leben können, wenn ſie mit paſſender Kleidung, mit geeigneter Nahrung reichlich verſehen ſind und wenn ſie in einem gut durchwärmten Hauſe vor der Kälte Zuflucht ſuchen können. Obiges wird durch die von Leutnant Ray zu Point Barrow gemachten Erfahrungen beſtätigt; er hatte nämlich dort in einem Zeitraum von zwei Jahren niemals einen Mann auf der Krankenliſte und behauptete, der Dienſt ſei dort weniger gefährlich als in Florida. Leutnant Greely hat während der zwei Jahre, die er in Lady Franklin Bai zubrachte, thatſächlich alles erreicht, was ihm durch ſeine Sendung aufgetragen war, er hat gute Disziplin gehalten, unter den Mitgliedern der Expedition iſt keine ernſtliche Krankheit ausgebrochen und hat ſich keine Not fühlbar gemacht; er hat ſie alle in guter Geſundheit mit ſämtlichen Inſtrumenten und Papieren an den Ort gebracht, wo ſeine Verantwortlichkeit endete. Dieſe Expedition hat auch die Frage der künftigen Nordpolerforſchung gelöſt, und wenn mit noch erhöhter Sorgfalt an geeigneten Orten Proviantniederlagen errichtet und Häuſer gebaut werden, ſo werden dadurch die Gefahren der Forſchungen in Eisregionen beſeitigt werden.“

Man ſieht, der Chef des Wetterbeobachtungsamtes ſchwärmt noch immer für Nordpolexpeditionen. Es gibt aber der verſtändigen und beſonnenen Leute gar viele, welche dieſe ſo große Summen und ſo viele Menſchen verſchlingenden Nordpolfahrten für abſolut unfruchtbare Unternehmungen halten. Was können ſie am Ende einbringen? Höchſtens die Entdeckung, daß hinter einem Eisland noch ein Eismeer und hinter dem Eismeer noch Eisland liegt! Ja wenn das Eisland ein zweites Amerika voll friſchen grünen Lebens wäre! Aber ſo iſt es nur todſtarre Eiswüſte. Darum ſagen auch wir: Genug des grauſamen Spieles! Hinfort laßt ruhn die Toten. Gebt Fleiſch und Brot lieber den hungernden Armen, ſtatt es hinfort noch in die Eisfelder der Polarländer zu ſtecken.

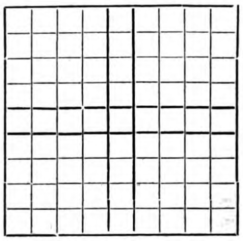
In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von V. Ariano.



Weiß ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1.



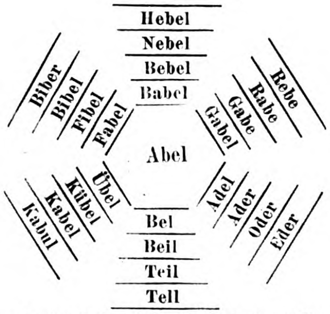
Die obige Figur läßt ſich mit neun Wörtern von je neun Buchſtaben ſo ausfüllen, daß die ſenkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet. Die letztere liefert alſo den mittleren Buchſtaben für jedes der anderen acht Wörter.

Das oberſte Wort nennt eine Oper von Richard Wagner, das zweite einen berühmten italieniſchen Maler des XVI. Jahrhunderts, das dritte iſt der Vorname einer dramatiſchen Dichterin unſeres Jahrhunderts, das vierte der Vorname eines hervorragenden deutſchen Lyrikers, das fünfte der Vor- und Zuname eines bedeutenden Romanſchriftſtellers und Dichters unſerer Zeit, das ſechſte der Vorname eines großen deutſchen Dichters, das ſiebente der Titel eines klaſſiſchen deutſchen Dramas, das achte nennt einen ausgezeichneten Komponiſten und das neunte eine Oper von Richard Wagner.

2.

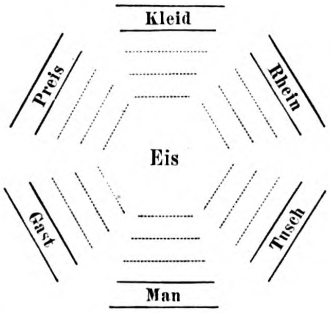
Mit o kennſt Du es als Marquis
Und in Italien ſuch's mit i.

3. Metamorphoſen.*)

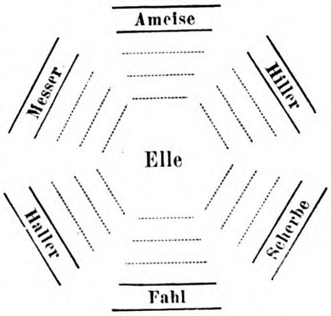


In den beiden folgenden Aufgaben laſſen ſich die leeren Zwiſchenfelder der einzelnen Flügel nach dem obigen Muſter ausfüllen.

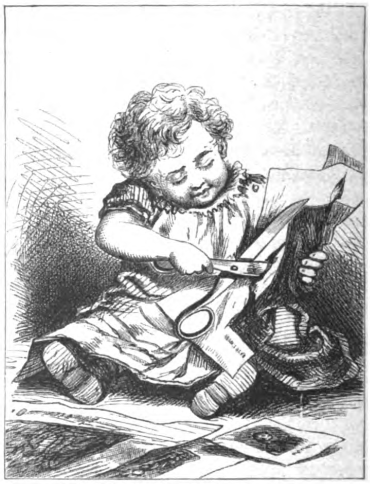
Erſte Aufgabe.



Zweite Aufgabe.



Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 49.

Damespielaufgabe.

1. f4 — e5	1. d6 — f4 (ſchl. e5)
2. f6 — g7	2. Dc3 — h8 (ſchl. g7)
3. f2 — e3	3. f4 — d2 (ſchl. e3,
4. e1 — c3 (ſchl. d2)	4. Dh8 — b2 (ſchl. c3)
5. a1 — c3 (ſchl. Db2)	und gewinnt.

1.
R = 250 Mark, K = 190 Mark, G = 160 Mark.

2. Die Zahl 36.

3.

F	L	A	C	H	S
P	L	U	R	A	L
A	N	G	O	R	A
T	R	U	M	P	F
A	U	S	W	E	G
P	A	T	E	N	T
P	A	U	L	U	S
K	Ö	S	L	I	N

4. Vierſilbige Scharade: Kaiſerkrone.

Bilderrätſel:
Achtung iſt die Mutter der Liebe.

5. Pirol, Tirol.

---

*) Ausführliche Erklärung der Metamorphoſen ſiehe: „In unſerer Spielecke“ in No. 21 vorigen Jahrgangs.

(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

Inhalt: Wie es kam. Erzählung von Margarethe von Eichendorff. — Das behexte Gewehr. Eine Jagderinnerung von Hermann Ferſchke. Zu dem Bilde von C. Röchling. — Dr. theol. Jul. Wiesmann, Generalſuperintendent von Weſtfalen. Mit Porträt. — Ein Gang durch das alte Babylon. (Schluß). Von Prof. Dr. Friedrich Delitzſch. — Die Rettung der amerikaniſchen Nordpolfahrer. Von G. C. Seibert. in Newyork. Mit 3 Illuſtrationen. — In unſerer Spielecke.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 20. September 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 51.

Wie es kam.

Erzählung von **Margarethe von Eichendorff.**

Nachdruck verboten.
Geſetz v. 11./VI. 70.

(Fortſetzung.)

Wir gerieten in einen kleinen Streit über die Wahl unſeres Ruheplatzes: Moritz ſtimmte für eine Bank unter den herabhängenden Zweigen eines Kaſtanienbaumes, am äußerſten Ende des Gartens, während ich darauf beſtand, die hübſche, offene Veranda zu erſteigen, die an der einen Seite des Hauſes angebracht war und von der man, wie ich geltend machte, ſicherlich die herrlichſte Ausſicht haben müſſe. Meine Anſicht drang ſchließlich durch und als ich nun die Treppen der Veranda emporſprang, ſah ich, daß ich mich nicht getäuſcht hatte, es bot ſich von hier aus, über die Bäume des Gartens hinweg, eine wahrhaft entzückende Fernſicht dem Auge dar.

„Kommen Sie, Moritz“, rief ich meinem, mir langſamer folgenden Gefährten zu, „und ſagen Sie ſelbſt, kann es wohl etwas Schöneres geben?“

Moritz trat lächelnd zu mir. „Sehr ſchön, in der That“, ſagte er nach einer kleinen Pauſe.

Aber dieſes: „ſehr ſchön“ hatte nichts weniger als enthuſiaſtiſch geklungen und als ich mich nun nach ihm umwandte, ſah ich, daß Moritz meiner geprieſenen Ausſicht keinen Blick ſchenkte, ſondern daß ſein Auge ſich auf eine Gruppe junger Leute richtete, die gerade vor unſerer Veranda an einem Tiſche Platz genommen hatten und an denen ich nicht das geringſte Intereſſante zu entdecken vermochte.

„Aber wo ſehen Sie denn hin“, rief ich lachend aus, „liegen denn dort unten im Garten die Dörfer, Thäler und Wälder, die Sie bewundern ſollten?“

Bei dieſen ziemlich laut geſprochenen Worten drehten ſich einige der unten ſitzenden jungen Männer um und blickten zu uns herauf; Moritz trat haſtig ein paar Schritte zurück:

„Setzen Sie ſich, Eva!“ rief er mir halblaut zu.

„Warum denn?“ fragte ich ziemlich erſtaunt, indem ich dem Zuruf doch unwillkürlich Folge leiſtete.

Aber Moritz gab mir keine Antwort und es kam mir vor, als ſähe er verwirrt und erſchreckt aus. „Sehen wir zu, daß wir ſchnell von hier fortkommen“, ſagte er.

„Ja, warum denn?“ fragte ich wieder, denn vor wenigen Minuten noch hatte mein Gefährte es durchaus nicht ſo eilig gehabt. „Wir ſind doch nicht hierher gekommen, um in einem Garten zu ſitzen, den wir bei Ihnen zu Hauſe wohl eben ſo ſchön haben“, entgegnete Moritz in etwas ungeduldigem Tone. „Ich halte es für das beſte, wir erſteigen möglichſt bald Ihren geliebten Berg, Eva, und Sie führen mich dort nach Herzensluſt herum; mag es hier noch ſo hübſch ſein, oben iſt es jedenfalls ſchöner.“

Dagegen hatte ich nun freilich nichts einzuwenden und als der Kellner uns das beſtellte Mahl brachte, beeilte ich mich damit fertig zu werden. Unſer langer Marſch hatte mir vortrefflichen Appetit verſchafft, und da mein Gefährte ſeine gute Laune, die ihm ſo plötzlich und auf ſo unbegreifliche Weiſe verloren gegangen war, nach und nach zum Teil wiedergewann, ſo hätte unſere Mahlzeit recht gemütlich werden können, wenn nicht Moritz bei jedem lauteren Tone, bei jedem Lachen und vor allem bei jedem Stuhlrücken unter uns, erſchrocken zuſammengefahren und für einige Minuten verſtummt wäre.

„Moritz, Sie benehmen ſich doch gar zu ſonderbar“, ſagte ich endlich, als ich meinen Freund längere Zeit hindurch beobachtet hatte und gar nicht mehr aus ihm klug werden konnte, „was, um alles in der Welt, haben die da unten Ihnen denn gethan, daß Sie ſich offenbar vor ihnen fürchten?“

Moritz rückte unbehaglich auf ſeinem Stuhle hin und her, ohne mir Rede zu ſtehen. „Kommen Sie, Eva“, ſagte er haſtig.

Ja, ich war fertig und legte bereitwillig Meſſer und Gabel hin; da aber ließen ſich eilige Schritte hören und einige der jungen Leute, die ich vorhin unten bemerkt hatte, ſprangen die Treppe zu uns herauf.

„Da ſind ſie!“ Faſt ſtöhnend kamen dieſe Worte über Moritzens Lippen. Er warf einen raſchen Blick um ſich, als über-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lege er im ſtillen, ob es für uns noch möglich ſei, einen Fluchtverſuch durchs Haus zu unternehmen, dazu war es jedoch ſchon zu ſpät, und da auch Moritz dies einſehen mußte, ſprang er von ſeinem Stuhle auf und den jungen Männern einige Schritte entgegen gehend, ſtellte er ſich ſo zwiſchen ſie und mich, daß ſeine Geſtalt mich ſo viel als möglich verdeckte.

„Da haben wir's! Es war alſo richtig keine Täuſchung und doch wolltet ihr alle es mir nicht glauben, als ich ihn vorhin zu erkennen meinte“, rief der eine der neuen Ankömmlinge, indem er Moritz von weitem die Hand entgegenſtreckte, „da iſt er ja, der Verſchollene, der treuloſe, wortbrüchige Freund!“

„Ja, da iſt er“, rief ein zweiter, „und nun beichte, Freundchen, weshalb du unſer Rendezvous nicht einhielteſt und der einzige warſt, der ſich von unſerer lang beſprochenen Fußtour drückte!“

„Beichten!“ wiederholte der erſte und trat ſo weit auf die Seite, daß er mir gerade in das Geſicht ſehen konnte, „meint ihr, daß er das noch nötig hat?“

„Nein, nein“, fiel der andere lachend ein, „er hat es nicht nötig, — wir ſehen und wir verſtehen!“

Ich hörte alle dieſe Worte, aber ohne ihren Sinn ſo recht zu verſtehen und ſo begriff ich auch nicht, warum Moritz, der ſich in dieſem Augenblicke raſch nach mir umſah, ein Geſicht machte, als ob er ſeine jungen Freunde, die ſich doch offenbar recht herzlich freuten, ihn gefunden zu haben, am liebſten wieder die Treppe hinunter geworfen hätte.

„Wie lange ſeid ihr unterwegs?“ fragte er ſie.

„Fünf Tage; genau ſo lange, als wir es mit dir verabredet hatten! Aber darf man dich vielleicht fragen, wie lange du ſchon hier in intereſſanter Zurückgezogenheit lebſt, die ganze Urlaubszeit etwa?“

„Und wenn es ſo wäre“, entgegnete Moritz, „was ginge euch das an!“

„Nichts, im Grunde genommen, da haſt du recht“, erwiderte der andere mit unveränderter Freundlichkeit, „genau ſo wenig“, fügte er mit etwas gedämpfter Stimme hinzu, aber nicht leiſe genug, als daß ich nicht jedes Wort verſtanden hätte, „genau ſo wenig, wie jenes entzückende, geheimnisvolle Weſen, das du durch allerlei geſchickte Manöver unſeren Blicken zu entziehen trachteſt.“

„O Don Juan, Don Juan, unverbeſſerlicher“, lachte einer der anderen jungen Herrn.

„Handle nicht unfreundſchaftlich, Moritz“, meinte der erſte, der mich immer noch durch die Gläſer ſeines eleganten Pincenez fixierte, halblaut, „thue uns den Gefallen und mache uns mit dem Fräulein dort bekannt!“

„Nein, das werde ich nicht thun, verlaßt euch darauf“, entgegnete Moritz heftig. „Ihr wißt nicht, wie die Sachen liegen, aber ich ſage euch, daß es eine Keckheit, eine Unverſchämtheit wäre, wenn ihr euch der jungen Dame in dieſem Augenblicke aufdrängen wolltet! Und wenn ihr mir jetzt einen rechten Gefallen erweiſen wollt“, fügte er wieder ruhiger hinzu, „ſo geht nun eurer Wege; laßt eure Späße und laßt mich in Frieden!“

Ich hatte währenddeſſen, da mir das Anſtarren der jungen Leute unbequem zu werden begann, meinen Platz verlaſſen und mich an das äußerſte Ende der Veranda zurückgezogen; ich achtete auch gar nicht mehr auf das nun ganz leiſe und ſehr eifrig geführte Geſpräch und wandte mich erſt wieder um, als Moritz mit raſchen Schritten auf mich zukam, die anderen hatten die Veranda verlaſſen.

„Verzeihen Sie mir, Eva!“ ſagte Moritz.

„Was denn?“ fragte ich ziemlich erſtaunt.

„Daß ich Sie in dieſe Lage gebracht habe.“

Ich begriff nicht recht, von welcher Lage Moritz ſprach, denn wenn er die Anweſenheit der jungen Männer meinte, ſo ſchien dieſe ihm ſelbſt viel unangenehmer geweſen zu ſein, als wie mir.

„Die Herren, die heraufkamen, ſind Bekannte von Ihnen“, bemerkte ich.

„Ja, leider“, ſeufzte Moritz, „es waren dieſelben, mit denen ich verabredet hatte, die letzten acht Tage meiner Urlaubszeit zuzubringen; ein Marſch ins Blaue hinein, hieß unſer damaliges Reiſeprogramm; es iſt ein böſer Zufall, der ſie gerade hierher, in dieſe doch von Fremden gewiß verzweifelt wenig beſuchte Gegend führte.“

„Warum denn war Ihnen dieſes Zuſammentreffen ſo unangenehm?“ fragte ich unbefangen.

Der junge Mann beugte ſich zu mir nieder und ſah mir ins Geſicht, wie um ſich zu überzeugen, ob es mir mit dieſer harmloſen Frage wirklich voller Ernſt ſei. „Um ſo beſſer, wenn Sie es nicht ahnen“, entgegnete er dann, „und am Ende haben Sie recht“, fügte er in heiterem Tone hinzu, „wir wollen uns durch dieſen Zwiſchenfall nicht die Laune und ſomit die ganze Partie verderben laſſen.“

Dieſer Beſchluß war nun in meinen Augen das einzig Vernünftige und Zweckmäßige und fröhlich ſchwatzend verließen wir die Veranda; aber während wir die Treppen hinabſtiegen, verdüſterte ſich wieder Moritzens Geſicht, denn unten, am Fuße derſelben, ſtand die ganze Schar der jungen Leute, in der offenbaren Abſicht, uns zu erwarten.

„Unverſchämte!“ murmelte Moritz zwiſchen den Zähnen; er legte meinen Arm in den ſeinen und zog mich raſch an den uns anſtarrenden jungen Männern vorüber, ihre luſtigen Zurufe kurz und mürriſch erwidernd.

„Warum nur ſchauten ſie alle ſo auf mich?“ fragte ich meinen Begleiter, nachdem dieſer mich eine ziemliche Strecke im Sturmſchritt und im tiefen Schweigen vorwärts gezogen hatte.

Moritz blickte zurück und als er ſich überzeugt hatte, daß das Kurhaus ſchon weit hinter uns lag und niemand uns nachkam, mäßigte er ſeine Gangart.

„Ja, warum nur“, wiederholte er meine Frage und ſah mich eigentümlich lächelnd an, „das möchte ich wohl auch wiſſen, Eva! Und noch etwas anderes möchte ich wiſſen“, fügte er abbrechend hinzu, „ob es wohl mehr als einen Weg geben mag, um hinauf auf den Berg zu gelangen, denn ich bin gar nicht ſicher, ob meine liebenswürdigen Freunde nicht auf den Gedanken kommen, uns zu folgen, und wenn Sie hier gut Beſcheid wiſſen, Eva, ſo könnten wir, um ihnen zu entgehen, möglichſt unbekannte Wege wählen.“

Ich hatte gegen dieſen Vorſchlag gar nichts einzuwenden, nur das Eine vermochte ich nicht zu begreifen, warum Moritz unausgeſetzt die größten Anſtrengungen machte, ſeinen jungen Bekannten auszuweichen; ich ſprach ihm meine Verwunderung darüber aus. Moritz blieb bei dieſer meiner Bemerkung ſtehen, nahm meine beiden Hände in die ſeinen und ſah mir mit einem ſonderbaren Gemiſch von Ungeduld, Spott und Zärtlichkeit ins Geſicht. „Hören Sie, Eva“, ſagte er, „Ihre Harmloſigkeit und Verſtändnisloſigkeit gewiſſen Dingen gegenüber wäre manchmal zum verzweifeln, wenn“, fuhr er lächelnd fort und drückte leiſe meine Hände, „wenn ſie eben nicht ſo bezaubernd wäre! Aber fügen Sie ſich dieſes eine Mal ſchon meiner beſſeren Einſicht, und wenn wir dieſen Hauptweg vermeiden können und Sie einen anderen wiſſen, ſo führen Sie mich denſelben.“

„Gewiß will ich das thun“, entgegnete ich bereitwillig, „natürlich iſt es mir ſelbſt viel, viel lieber, wenn ich allein mit Ihnen bleibe! Und nicht nur einen anderen Weg kenne ich“, fügte ich voller Eifer hinzu, während Moritz über das eben gemachte, offenherzige Geſtändnis ſehr vergnügt dreinſchaute, „ſondern drei oder vier, und bei keinem einzigen würde ich mich verlaufen; aber einer davon iſt ganz beſonders hübſch und den wollen wir gehen!“

So zogen wir denn munter bergaufwärts, und im Eifer meines Führeramtes bemerkte ich kaum, wie die Sonne ſich allmählich verſchleierte, und achtete ſo wenig wie Moritz auf die dunklen Wolken, die ſich drohend über uns zuſammen ballten.

„Da liegen die Burgruinen ſchon dicht vor uns“, rief ich vergnügt, als wir bei der Biegung des Weges aus dem Walde heraustraten, „kommen Sie ſchnell, Moritz, nur noch wenige Schritte und wir ſind da!“

Aber dieſe wenigen Schritte wollten hart erkämpft ſein; denn kaum hatte ich den Schutz des Waldes verlaſſen, ſo ſtemmte ſich mir der Sturmwind, den wir bisher nur über unſeren Häuptern hatten dahin brauſen hören, gewaltſam entgegen; er riß und zerrte an meinen Kleidern, und ich flüchtete nach wenigen Minuten fruchtloſen Ringens an Moritzens Arm, damit wir ſo mit vereinten Kräften dem wilden Geſellen Stand zu halten vermochten. Jetzt, zum erſtenmale, richtete ich einen bedenklichen Blick nach dem dunkel bewölkten Himmel.

„Laſſen Sie uns nur erſt die Burg erreicht haben, dort bietet uns das Gemäuer gewiß hinreichenden Schutz vor dem Winde", tröſtete Moritz, „und was das aufſteigende Wetter anbelangt, ſo geht es, wenn es überhaupt gerade über uns hereinbricht, ſicher raſch vorüber; ſehen Sie, Eva, dort unten kommen ſchon lichte Wolken."

Ich ſah nun zwar nicht das mindeſte von dieſen verheißenen lichten Wolken, aber ich war nicht beſonders ängſtlicher Natur und ließ mich ſehr ſchnell und leicht von Moritz beruhigen. So erreichten wir denn unter heftigen Kämpfen mit dem uns entgegen arbeitenden Sturme und dadurch veranlaßtem fröhlichen Lachen die Burgruine. Schon längere Zeit hindurch hatten wir uns in dem alten, halb zerfallenen Gemäuer herumgetrieben und ſo ziemlich alles Sehenswerte in Augenſchein genommen, als wir durch einen heftigen, plötzlichen Donnerſchlag aufgeſchreckt wurden. Wir knieten gerade neben einander an der tiefen, dunklen Ziſterne, die mich von jeher ganz beſonders intereſſiert hatte, und beugten unſere Köpfe darüber, um den brennenden Papierſchnitzeln nachzuſehen, die wir hinunter flattern ließen; bei dem unerwarteten, heftigen Schlag fuhren wir beide in die Höhe und blitzſchnell ſtand ich auf meinen Füßen.

„Sehen Sie, Moritz, das Wetter ſteigt doch herauf", ſagte ich unruhig, „aber wenn wir recht eilen, ſo kommen wir vielleicht noch zur Zeit den Berg hinunter."

Ich wollte bei dieſen Worten eilends davon ſpringen, aber Moritz hielt mich zurück.

„Nein, nein", ſagte er, „davon iſt keine Rede mehr, in kürzeſter Zeit würden wir völlig durchnäßt ſein! Beſſer iſt's, wir warten das Unwetter hier oben ab, ein ſchützendes Dach wird ſich ſchon irgendwo finden."

„Ja, aber ich will, ich muß hinunter," rief ich nun ernſtlich erſchrocken aus, „denken Sie, wenn wir von dem Wetter hier oben feſt gehalten würden und zu ſpät nach Hauſe kämen, — was würde Wilm dazu ſagen!"

„Wilm kommt wohl erſt in ſpäter Nacht zurück; ehe er da iſt, ſind wir jedenfalls längſt zu Hauſe", meinte Moritz.

„Aber ich muß es ihm ſagen, ich darf es ihm nicht verheimlichen und er wird ſo böſe ſein!" Und wieder wandte ich mich zur Flucht, aber wenige Schritte hatte ich erſt gethan, da fuhr ein Blitzſtrahl grell zuckend vor mir nieder und ein Donnerſchlag folgte, ſo betäubend, laut und heftig, daß ich entſetzt ſtehen blieb; im nächſten Augenblick war Moritz an meiner Seite.

„Seien Sie vernünftig, Eva", bat er, meine Hand in die ſeine nehmend, „wir können jetzt nicht fort, Sie ſehen es ſelbſt; es wäre Wahnſinn, ſich in den Wald zu wagen. Kommen Sie ſchnell in den überdachten Raum, den Sie mir vorhin zeigten."

Erſchrocken und eingeſchüchtert folgte ich Moritz, und kaum hatten wir den geſchützten Platz erreicht, da ſtürzte auch ſchon ein Platzregen hernieder, der uns in wenigen Sekunden bis auf die Haut durchnäßt haben würde.

Da ſtand ich nun mit Moritz in dem unbehaglichen, nur wenige Fuß breiten Raume, mit den feuchten, bemooſten Mauern und dem niedrigen Dache, auf das der Regen niederpraſſelte; mir war gar nicht wohl zu Mute.

„Wir ſind nicht beſonders gut untergebracht", ſagte Moritz und ſah ſich in unſerem engen Gefängniſſe um, „aber wenigſtens ſind wir in Sicherheit vor dem ärgſten Unwetter. Hören Sie all die wilden Melodien, welche der Sturm, der Regen und der rollende Donner uns aufſpielen!"

Ich gab keine Antwort. Ich hatte den Arm an die harten, kalten Mauerſteine gelegt und ſtützte den Kopf in die Hand, ſo ſchaute ich unverwandt in den Regen hinaus.

„Frieren Sie, Eva?" fragte Moritz und faßte nach meiner Hand, aber ich entzog ſie ihm raſch.

Nein, ich fror nicht. Ich ſpürte nichts von dem Winde, der zu uns hineinblies, und ich meinte, ich würde mich auch vor Sturm und Regen nicht gefürchtet haben, wenn ich nur hätte nach Hauſe können, wenn ich nur erſt bei Wilm geweſen wäre, um ihm meinen Ungehorſam, meinen neuen Betrug einzugeſtehen und ihn um Verzeihung zu bitten! Wie eine Zentnerlaſt war mir dieſer Ungehorſam urplötzlich auf das Herz gefallen, ich begriff mich ſelbſt nicht, daß ich im ſtande geweſen war, ſo lange Zeit hindurch zu vergeſſen, wie unrecht ich handelte, daß ich ruhig und heiter hatte ſein können. Meine Reue kam zu ſpät, aber um ſo heftiger. Ich empfand in dieſem Augenblick faſt ein Gefühl des Haſſes gegen Moritz, der mich überredet hatte, Wilm zu hintergehen, und gegen mich ſelbſt, die ſich hatte überreden laſſen! In meiner Herzensangſt ſeufzte ich tief auf.

„Eva", ſagte Moritz, nachdem auch er längere Zeit hindurch ſtill geſchwiegen: „was iſt Ihnen, was kann Ihnen nur ſein? Ich beobachte Sie nun ſchon eine ganze Weile und kann mir nicht erklären, was mit Ihnen vorgegangen iſt. Wäre es möglich", fügte er mit ermutigendem Lächeln hinzu, „daß ein Gewitter im ſtande ſein ſollte, meine tapfere, kleine Reiſegefährtin ſo in Angſt und Schrecken zu verſetzen?"

Ich ſchüttelte den Kopf: „Ich habe mich noch nie vor einem Gewitter gefürchtet", entgegnete ich kurz.

„Warum ſtarren Sie dann ſo unverwandt hinaus, warum ſprechen Sie kein Wort, warum ſtießen Sie vorhin meine Hand zurück? Eva, ſagen Sie mir, was Ihnen iſt!"

„Daß ich ungehorſam geweſen bin, das iſt's!" rief ich nun in plötzlich hervorbrechender Heftigkeit aus. „Daß ich Wilm betrogen habe und mit Ihnen hierher gekommen bin! Das war ſchlecht von mir, ſo ſchlecht, daß ich mich jetzt ſelbſt nicht verſtehe! Und Sie haben mich dazu gebracht, mich dazu überredet und doch wußten Sie, daß es unrecht war. Ja, Sie wußten es von Anfang an, jetzt ſehe ich ganz klar, auch daß dies der Grund geweſen iſt, weshalb Sie ſo böſe waren, als wir unten mit Ihren Freunden zuſammentrafen. Ich verzeihe Ihnen das nie", fügte ich in Thränen ausbrechend, hinzu, „und mir ſelbſt auch nicht — und ob Wilm mir verzeihen wird, das weiß ich nicht!"

Moritz hatte dieſe leidenſchaftlich hervorgeſtoßenen Worte mit keiner Silbe unterbrochen, auch jetzt, als ich ſchwieg, antwortete er nicht ſogleich.

„Sie ſtrafen mich ſehr hart, Eva", ſagte er endlich. „Ihre Worte ſind grauſam, aber ich will mich nicht beklagen, denn vielleicht verdiene ich Ihre Vorwürfe! Ja, ich gebe zu, es war unrecht von mir, daß ich Sie zu dieſem Ausfluge überredete, aber verſuchen Sie dennoch, etwas milder über mich zu urteilen, denken Sie auch daran, wie groß die Verſuchung für mich geweſen iſt!"

„Das verſtehe ich nicht", entgegnete ich trotzig, „Sie hätten Petriberg ebenſogut ſehen können, wenn Sie mit Ihren Freunden hergekommen wären."

„Das wohl", erwiderte Moritz, „nur, Eva, daß Sie dann nicht dabei geweſen wären, und ich will es nur geſtehen, einen ganzen Tag mit Ihnen zuſammen zu ſein, das war mir das wichtigſte an der Sache."

„Sie ſehen mich zu Hauſe oft genug", ſagte ich kurz.

„Ja, aber nicht ſo von morgens bis abends, nicht ſo ungeſtört und ſo allein, — ſo, daß für den ganzen, langen Tag ich Ihnen und Sie mir ausſchließlich gehören!"

„Ich gehöre Ihnen nie", entgegnete ich gereizt, „auch heute nicht, wenn ich auch mit Ihnen hierher gegangen bin! Ich gehöre nur dem Onkel und Wilm und Heinz!"

Moritz gab keine Antwort, aber er ſah mich ſo traurig und ſo vorwurfsvoll an, daß ich gerührt wurde und im ſtillen überlegte, ob ich nicht wirklich zu hart gegen ihn geweſen wäre und ob es recht von mir ſei, Moritz ſo bittere Vorwürfe über etwas zu machen, wofür ich doch eigentlich niemand verantwortlich machen konnte, als mich ſelbſt. Schweigend ſtanden wir eine Weile neben einander.

„Jetzt ſind Sie wohl böſe auf mich?" ſagte ich endlich und warf einen halb ſcheuen, halb trotzigen Blick auf meinen Gefährten.

„Böſe, auf Sie, Eva?" wiederholte der junge Mann warm. „Als ob ich das überhaupt im ſtande wäre! Schelten Sie mich, machen Sie mir Vorwürfe, von Ihnen will ich alles ruhig ertragen, wenn ich nur dabei auch hoffen darf, daß Sie mich im Grunde ihres Herzens doch ein wenig gern haben!"

„Aber gerade in dieſem Augenblick habe ich Sie gar nicht beſonders gern", wandte ich immer noch ein wenig ärgerlich ein.

„Nicht, Eva?" Moritz beugte ſich tief zu mir nieder, ſeine braunen Augen ſenkten ſich in die meinen, und als ich nun, entwaffnet durch ſeine Demut mit etwas freundlicherem Geſichte zu ihm aufſchaute, zog er mich leiſe näher an ſich heran.

„Solch ein ſchöner Akt, wie eine Verſöhnung es iſt — denn ich halte uns für ausgeſöhnt, trotzdem daß Sie mich ſoeben noch Ihrer Ungnade verſicherten“, ſagte Moritz ſcherzend, „ſollte nicht nur durch einen kühlen Händedruck beſiegelt werden. Wir ſind ganz allein, Eva“, fuhr er mit leicht bebender Stimme fort, „niemand ſieht uns, kein Wilm iſt da, um uns zurechtzuweiſen, — —“ er hatte den Arm um mich gelegt und im nächſten Augenblick, ehe ich nur wußte, was er überhaupt wollte, fühlte ich ſeine Lippen auf den meinen. Aber nur eine einzige, kurze Sekunde lang, dann hatte ich mich losgeriſſen, Moritzens Hände von mir fortgeſtoßen und ſtand nun zornbebend in der entfernteſten Ecke des engen Raumes.

„Eva!“ rief Moritz erſchrocken aus, er war blutrot geworden.

„Sie dürfen es nicht, ich dulde es nicht!“ rief ich in zornigſter Erregung, „und wenn Sie es noch einmal verſuchen, ſo laufe ich hinaus und kümmere mich nicht um Regen und Sturm! Ich dulde es nicht!“ wiederholte ich nochmals und trat heftig mit dem Fuße auf.

„Eva“, ſagte Moritz, „wie können Sie nur ſo böſe, ſo heftig werden! Soeben noch ſchienen Sie ſelbſt es einzuſehen, daß Sie mich in übler Laune ſchlecht behandelt haben und jetzt thun Sie mir dies an! Eva, was haben Sie gegen mich? Sie waren ſonſt freundlicher zu mir.“

Aber Moritzens Worte waren weit davon entfernt, mich zu beſänftigen. „Sie haben mich noch niemals küſſen wollen!“ rief ich empört, „und es darf auch nie, nie wieder geſchehen! Ich laſſe mich nicht von Ihnen küſſen, von keinem Menſchen der Welt, außer von dem Onkel und von Heinz!“

„Und von Wilm, vergeſſen Sie nur ihn nicht“, fiel Moritz, nun ſeinerſeits gereizt, mir ins Wort.

„Ja, von Wilm, wenn er es wollte“, gab ich trotzig zurück, „aber er thut es gar nicht, und Sie dürfen es nicht thun!“

Ich wandte mich von meinem Gefährten ab und ſtarrte wiederum ſchweigend in den Regen hinaus, welcher immer noch in unveränderter Stärke niederſtrömte. Moritz ſprach eifrig auf mich ein; er begann damit, mir Vorwürfe zu machen, dann fing er an, ſich zu entſchuldigen, bis er mich ſchließlich flehentlich um Verzeihung bat. Aber ich hörte kaum auf das was er ſagte, und ich gab ihm keine Antwort. Sein Benehmen hatte mich empört, erſchreckt und geängſtigt, noch nie hatte er ſich ſoweit hinreißen laſſen und trotz aller meiner Unbefangenheit empfand ich doch, daß es auch niemals ſo weit hätte kommen dürfen. Ich fühlte mich unglücklicher und verlaſſener wie je im Leben. O wäre nur Wilm bei mir geweſen, hätte ich nur an ſeine treue Bruſt flüchten können, er meinte es gut mit mir, auf ihn konnte ich mich in jedem Augenblick meines Lebens verlaſſen! O Wilm, mein Bruder, mein Beſchützer — „lieber, lieber Wilm!“

Dieſe letzten Worte hatte ich, bebend vor Schrecken und vor Freude laut ausgerufen, denn da ſtand er ja plötzlich vor mir, mit völlig durchnäßter Kleidung, erhitzt und glühend. Ich wollte auf ihn zueilen, aber da traf mich ſein Blick ſo voll ernſten Vorwurfes, daß ich beide Hände vor das Geſicht ſchlug und mir heiße Thränen in die Augen traten. — Nach Moritz hatte ich mich gar nicht umgeſehen und weiß daher auch nicht, was für ein Geſicht er bei Wilms unerwartetem Erſcheinen gemacht haben mag, aber ich kann mir denken, daß es ein ſehr erſchrockenes und verlegenes geweſen ſein wird. Er verſuchte zu ſprechen, zu erklären und zu entſchuldigen, Wilm jedoch unterbrach ihn: „Keine weiteren Worte, Herr Feldner“, ſagte er ruhig und kalt, „wozu ſollten dieſe jetzt noch nützen, laſſen Sie es gut ſein!“

Das Blut ſtieg Moritz in das Geſicht bei dem kühlen und abweiſenden Tone, in dem dieſe Worte geſprochen wurden, aber er beherrſchte ſich: „Sie haben einen Schein von Recht, in dieſer Weiſe mit mir zu ſprechen“, ſagte er, „ja dieſer Ausflug, zu dem ich Fräulein Eva überredete, war eine Unüberlegtheit, — aber auch nur eine Unüberlegtheit, Herr von Zedtnitz! Sie müſſen mir glauben, daß jede ſchlimme Abſicht mir fern lag, als ich Ihre Schweſter verleitete, mit mir hierher zu gehen!“

Wilm wandte ſich nach dem Sprecher um: „Das hoffe ich“, entgegnete er langſam mit ſchwerer Betonung, „wie ich denn überhaupt nichts anderes annehme, als daß vom erſten Anfange an, wie Sie die Bekanntſchaft Evas machten und ſich ihr näherten, Sie von keinen anderen, als den allerehrenhafteſten Motiven geleitet wurden!“

Die Augen der beiden Männer begegneten ſich in einem langen, ernſten Blick. „Ich glaube Sie zu verſtehen, Herr von Zedtnitz“, ſagte Moritz endlich, „und um ſo mehr hoffe ich Sie richtig verſtanden zu haben, als Ihre Worte mit meinen eigenen Herzenswünſchen übereinſtimmen!“

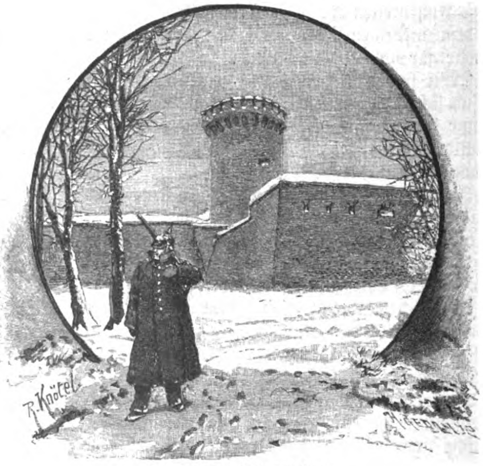
Moritzens Stimme hatte bei ſeinen letzten Worten warm und herzlich geklungen, und mir ſchien es ſogar, als ob er beabſichtigte, mit ausgeſtreckter Hand auf Wilm zuzutreten, aber ohne dieſe Bewegung zu bemerken, hatte ſich dieſer ſchon wieder von ihm abgewendet. Ein langes, unbehagliches Schweigen, das mir eine Ewigkeit zu währen ſchien, trat zwiſchen uns ein. Wilm lehnte mit verſchränkten Armen neben mir an der Mauer, aber kein einziger Blick fiel auf mich; ſo wie ich vorhin, ſtarrte nun er unverwandt in das Unwetter hinaus. Er wollte offenbar nicht ſprechen, Moritz wußte vielleicht nichts zu ſagen und ich wagte es nicht, ſo ſchwiegen wir alle drei, während der Regen immer leiſer niederzurauſchen begann und die Donnerſchläge immer ferner verhallten.

(Fortſetzung auf Seite 806.)

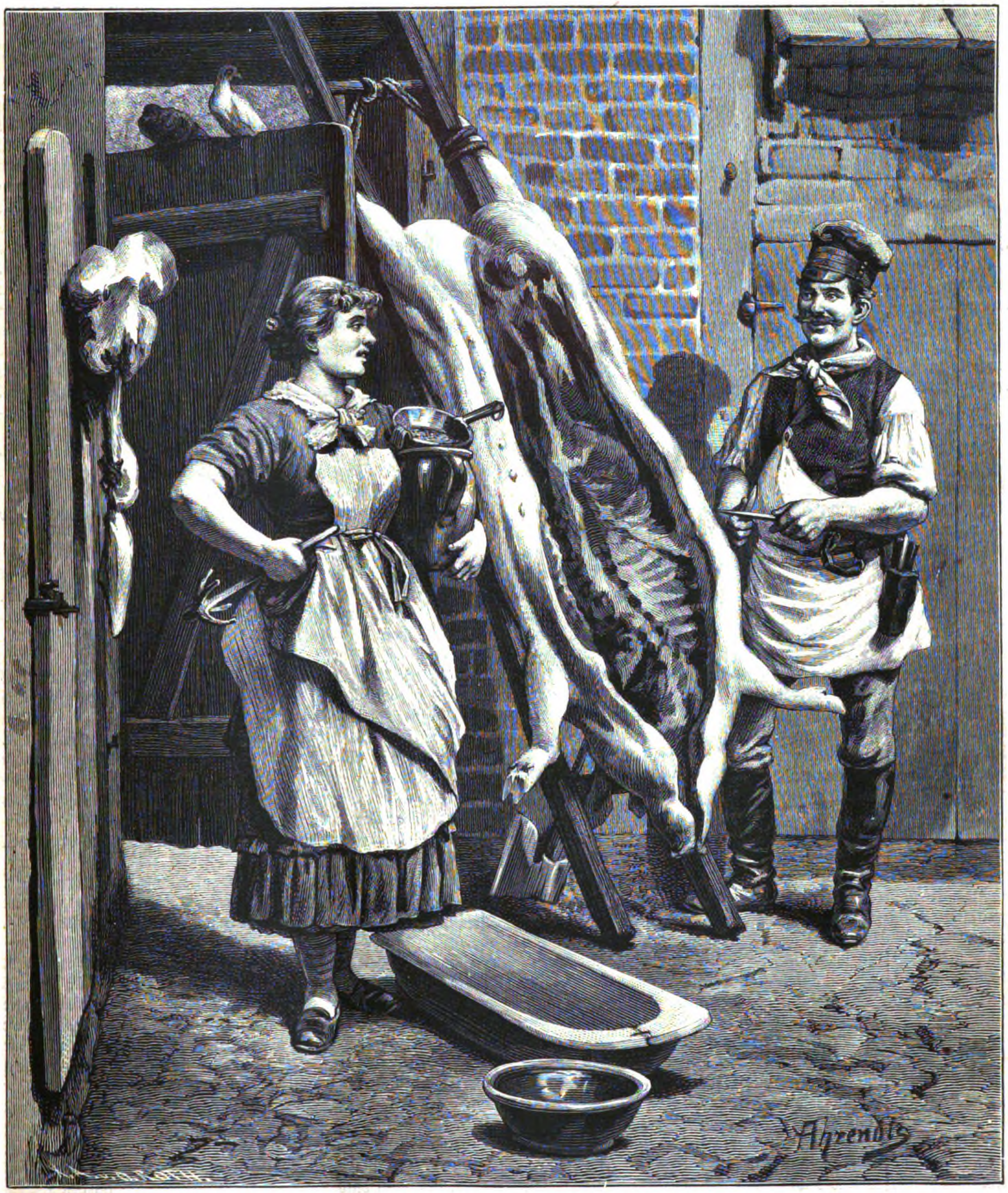
Millionen über Millionen.

„Zum Kriegführen gehört Geld, nochmals Geld und abermals Geld.“ Dieſer Ausſpruch eines erfahrenen Feldherrn, des Prinzen Eugen von Savoyen, hat heute mehr denn je ſeine Berechtigung. Die deutſche Armee im Felde wird faſt $1^{1}/_{2}$ Million Mark für den Tag koſten und dazu kommt eine erſte außerordentliche Ausgabe von dreißig Millionen Mark für die Aufſtellung des Heeres, die Ausrüſtung mit Pferden und Material aller Art, und den Transport nach der Grenze. Dort ſchnell und geordnet zu erſcheinen iſt eine weſentliche Vorbedingung für den ſpäteren Sieg und dazu gehört die Verfügung über große Beſtände an barem Gelde.

Ein Reichskriegsſchatz von 120 Millionen Mark dient deshalb der deutſchen Kriegsverwaltung als ſtets bereite Reſerve für unvorhergeſehene Fälle. Dieſe Schätze ſind in den ſicheren, wohlverwahrten Räumen des Juliusturmes in Spandau aufgeſtapelt. Unberufene werden ſchwerlich dazu gelangen, einen Blick hinter die ſchweren Eingangsthüren zu werfen. Dagegen erſcheinen jährlich zur Reviſion der unter der Verwaltung des Reichskanzlers ſtehenden Millionen zwei Mitglieder der Reichsſchulden-Tilgungskommiſſion an der ehernen Pforte; dem Drucke der zierlichen, im Beſitze der beiden Würdenträger befindlichen Schlüſſel gibt dieſe nach und der Eingang in die Rotunde iſt gewonnen. Die ganze hier aufbewahrte Summe iſt in zehn größere Abteilungen zerlegt, deren jede wieder in zwölf Unterabteilungen zerfällt. Eine dieſer letzteren birgt alſo genau eine Million Mark in zehn gleichwertigen Beuteln. Die Reviſoren beſtimmen einzelne Abteilungen und Unterabteilungen, und das Durchzählen der in ihnen enthaltenen, zu einem Dritteile aus Kronen, zu zwei Dritteilen aus Doppelkronen zuſammengeſetzten Beſtände geſchieht verhältnismäßig raſch durch ein anweſendes Militärkommando. Dann geht auch die Prüfung des gleichfalls hinter den dicken Mauern des Juliusturmes aufbewahrten andern großen Fonds für die Reichsinvaliden, für den Reichsfeſtungsbau und für die Errichtung des Reichstagsgebäudes vor ſich, Alles iſt in Richtigkeit; die Lampen verlöſchen; die wichtigen Thore ſchließen ſich, und unter dem Schutze des einſamen Militärpoſtens ruhen ungeſtört weiter die ſorgſam zurückgelegten großen Summen, welche in Zeiten der Gefahr zum Schutze des Reiches faſt eben ſo nötig ſind, wie die bewaffneten Söhne des Landes. H. V.



Der Juliusturm in Spandau.



Die künftige Frau Meiſterin. Gezeichnet von Konrad Ahrendts.

„Das Wetter hat nachgelaſſen“, bemerkte Wilm endlich, es waren die erſten Worte, die nach vielleicht halbſtündigem Schweigen zwiſchen uns fielen, „komm Eva, du und ich, wir gehen jetzt!“

Er wandte ſich ganz ausſchließlich an mich; kein aufforderndes Wort richtete er an Moritz und ohne ſich nur nach dem jungen Manne umzuſehen, trat er ins Freie hinaus. Moritzens Stirn legte ſich in unmutige Falten, und den Kopf trotzig aufwerfend, ſtand er mit einigen ſchnellen Schritten neben uns.

„Erlauben Sie, Herr von Zedtnitz“, ſagte er raſch, „wenn Fräulein Eva die Güte hatte, ſich mir auf dem Hinwege anzuvertrauen, ſo werden Sie wohl geſtatten, daß ich ihr meine Begleitung auch jetzt wieder anbiete!“

„Meinen Sie?“ fragte Wilm ruhig, aber eine ſo ſeltſame Betonung lag in dieſen beiden kurzen Worten, daß Moritz heftig empor fuhr. „Ich bitte Sie dringend, nicht in dieſer Art und Weiſe mit mir zu ſprechen!“ rief er gereizt, „im übrigen“, fügte er, ſich mir zuwendend, wieder in ruhigerem Tone hinzu, „mag Fräulein Eva ſelbſt entſcheiden, ob ich ſie nach Hauſe begleiten darf.“

„Ja“, entgegnete Wilm, „ſie mag ſelbſt entſcheiden. Eva, wünſcheſt du mit Herrn Feldner nach Hauſe zurückzukehren, oder mit mir?“

„Mit dir, Wilm!“ rief ich aus und flog auf ihn zu. Ich hatte nicht auf die ſtumme, flehende Bitte geachtet, die in Moritzens Auge lag, es war mir ganz gleichgültig, ob ich ihn beleidigte und erzürnte; das kindliche Zutrauen, mit dem ich ihm bisher entgegen getreten war, hatte ich verloren und ich wollte nur fort von ihm und zu Wilm!

Moritz war oben zurück geblieben, als nun Wilm und ich den Berg hinabſtiegen; ich weiß nicht, ob und wie er an jenem Tage nach Hauſe gekommen ſein mag, aber ich dachte auch keinen Augenblick darüber nach, alle meine Gedarken richteten ſich auf Wilm, auf die bange Frage, ob er ſehr, ſehr böſe auf mich ſei! Ich konnte nicht ins Klare darüber kommen, denn Wilm ſprach kein einziges Wort zu mir, und ſo oft ich auch zu ihm aufſchaute, gelang es mir doch nie ſeinem Blick zu begegnen, in dem ich dann meine Verurteilung oder meine Begnadigung hätte leſen können. So waren wir unter ununterbrochenem Schweigen den Berg hinabgeſtiegen, oder vielmehr gerutſcht, geklettert und gewatet, denn der Regenguß hatte den ohnehin nicht allzu bequemen Weg völlig durchweicht und verdorben. Ich hatte mich tüchtig abgemüht, auf den Füßen zu bleiben und möglichſt raſch vorwärts zu kommen, denn ich ſchämte mich, Wilm zu bitten, langſamer zu gehen oder mir zu helfen, und doch war es nicht leicht, mit ihm Schritt zu halten: durch dick und dünn, über Geröll und Geſtein und niedergeriſſene Baumſtämme, durch zu kleinen Teichen angewachſene Waſſerpfützen und feuchte, ſumpfige Gräben ſchritt er mit ſeinem feſten, ruhigen Schritt, ohne auch nur daran zu denken, daß es Menſchenkinder geben könne, welchen die Fähigkeit verſagt ſei, ſolche kleine Hinderniſſe ſo vollſtändig zu ignorieren. Endlich waren wir unten angelangt; im Gaſthofe wartete ein kleiner zweiſitziger Wagen, den Wilm ſtets zu ſeinen Ausfahrten benutzte; er half mir hinein, nahm dem Hausknecht die Zügel aus der Hand und ſetzte ſich neben mich. Mir ſchlug das Herz bei der Ausſicht, nun faſt zwei Stunden mit Wilm allein zu bleiben; würde nun mein Strafgericht erfolgen und wie würde es ausfallen? O ich wußte es ja, wie ſehr ich Wilms Zorn verdient hatte, vielleicht aber verzieh er mir dennoch, wenn ich ihm ſagte, wie ſehr ich meinen Ungehorſam und meine Falſchheit bereute und daß ich es nie, nie wieder thun wolle! Ja, hatte ich ihm dasſelbe Verſprechen nicht ſchon einmal gegeben, — hatte ich es damals gehalten und würde Wilm mir wohl ein zweites Mal noch glauben und vertrauen? Vorläufig freilich kam ich gar nicht dazu, die Macht meiner Bitten und Verſprechungen zu erproben, denn ſchweigend, wie wir den Berg hinabgeſtiegen waren, ſaß Wilm auch jetzt wieder an meiner Seite, und dieſes andauernde, ſchreckliche Schweigen ſchnürte mir das Herz und die Kehle zuſammen, ſo daß auch ich kein Wort hätte hervorbringen können! Der Weg ſchien ſich mir ins Unendliche auszudehnen, es begann bereits zu dämmern, der Wind blies uns entgegen und trieb uns einzelne ſchwere Tropfen ins Geſicht; ich ſchauderte zuſammen.

„Du frierſt, Eva“, ſagte Wilm, der trotz ſeines abgewandten Geſichtes dieſe Bewegung bemerkt haben mußte, „ja, ich hätte daran denken und dir einen Mantel mitbringen ſollen, — aber ich dachte an nichts, als ich von Hauſe fortfuhr!“

„Ich dachte an nichts“, dieſe letzten Worte trafen mich ins innerſte Herz; Wilm hatte keinen Vorwurf in ſie gelegt, aber die bitterſten Vorwürfe hätten mich nicht ſchmerzlicher berühren können. Leiſe und zaghaft legte ich meinen Kopf an Wilms Schulter, „Wilm“, ſagte ich in bittendem Tone.

„Du ſollteſt mir nicht ſo nahe kommen, meine Kleider ſind durchnäßt“, ſagte Wilm, aber während er ſprach, rückte er noch näher an mich heran, um meinem Kopf einen bequemeren Ruhepunkt zu geben, und beide Zügel in die rechte Hand faſſend, legte er den linken Arm um meine Schulter. Ich ſchmiegte mich an ihn, eine Empfindung der Wärme und Behaglichkeit überkam mich faſt augenblicklich, und ich ſchloß die Augen; ich ſchlief nicht, aber ich lehnte ſtill und ruhig an Wilms Bruſt, wie ein müdes Kind in den Armen der Mutter. Alles, was mich eben noch geängſtigt und bekümmert hatte, war für den Augenblick vergeſſen, all meine Sorgen gingen unter in dem Gefühle des Beſchütztſeins und der ſicheren Ruhe, mit dem Wilms unmittelbare Nähe mich erfüllte. In einem ſonderbaren Zuſtande zwiſchen Traum und Wachen legte ich die zweite Hälfte unſerer Fahrt zurück und kam nicht eher zum rechten Bewußtſein meiner ſelbſt, bis ein ziemlich jähes Abfallen des Weges mich belehrte, daß wir das heimatliche Thal faſt erreicht hatten; da öffnete ich die Augen und richtete mich aus Wilms Arm empor. Beim Anblick unſeres Wohnhauſes, das nun ſchon als dunkle Maſſe aus der uns umgebenden Dämmerung vor uns aufſtieg, fiel mir alles wieder ein.

„Der Onkel, was wird er ſagen!“ ſtammelte ich in plötzlichem, bangen Schrecken.

„Papa iſt gar nicht zu Hauſe“, ſagte Wilm, „es fand ſich in Prenzlau mehr zu thun, als wir anfänglich rechneten und ſo blieben die anderen dort, bis morgen früh.“

Ich ſah Wilm überraſcht an, ich hatte bisher noch gar nicht darüber nachgedacht, wie es eigentlich zuging, daß er dort auf dem Petriberg ſo plötzlich vor uns geſtanden hatte, jetzt erſt fiel mir ein, daß er zu auffallend früher Stunde aus Prenzlau zurückgekommen war.

„Und du Wilm?“ fragte ich zögernd.

„Ich? Nun ich ſollte auch dort bleiben, aber ich konnte es nicht, es trieb mich nach Hauſe zurück! Es mag unwahrſcheinlich klingen, aber ich ſage dir, Eva, ich wußte, daß etwas vorgefallen ſei, wobei ich nötig wäre. So ſchützte ich dringende Briefe vor, von denen kein einziger geſchrieben worden iſt, nahm mir ein Pferd aus dem Prenzlauer Meierhofe und ritt herüber. Als ich dann dich nicht zu Hauſe fand, wurde mir ſofort alles klar, und ein paar Dorfleute, die dich mit ihm hatten fortgehen ſehen und mir die Richtung angaben, die ihr genommen hattet, beſtätigten meine Vermutung.“

Ich blickte zu Wilm auf; er hatte ganz ruhig geſprochen, kein Wort des Tadels war über ſeine Lippen gekommen, nur eine einfache Darſtellung des Geſchehenen. Ich dachte daran zurück, wie heftig Wilm geworden, als ich ihm zum erſtenmale ungehorſam geweſen war, warum denn nun heute, wo ich mich noch viel ſtrafwürdiger fühlte, dieſe eiſige Ruhe? Faſt fing ich an mich nach ſeinen Vorwürfen zu ſehnen, o ich wußte ja, wie ſehr ich ſie verdiente und ich hätte den ſtrengſten Tadel, die ſchärfſte Rüge demütig hingenommen, wenn Wilm mir nur wieder danach hätte verzeihen und, wenn es möglich wäre, mir wieder hätte vertrauen wollen. „Wilm“, begann ich mit leiſer, ſtockender Stimme, aber Wilm hörte nicht auf mich; er ſchlug in die Pferde hinein, daß ſie pfeilgeſchwind das letzte Stück Weges hinabſauſten und über den Kiesplatz hinflogen, der ſich vor unſerem Wohnhauſe ausbreitete; wenige Augenblicke ſpäter hielten wir an der Treppe des Hauſes.

„Lege dich bald zur Ruhe“, ſagte Wilm, als ich den Wagen verließ; er ſelbſt blieb ſitzen, um ihn nach den Stallungen hinüber zu fahren. „Ich habe zu thun und werde den Abend in meinem Zimmer bleiben.“

Mit ſchwerem Herzen ſtieg ich die Treppen hinauf und begab mich auf dieſe Weiſung hin in mein Zimmer; ganz anders, als ich erwartet, hatte Wilm ſich gegen mich gezeigt und ich vermochte nicht klug aus ihm zu werden. Freilich war ich auch nicht lange im ſtande, über die Gründe dieſes ſeines ſeltſamen Benehmens nachzugrübeln, denn ich fühlte eine Schwere im Kopfe und eine Mattigkeit in allen Gliedern, die mich zu jedem ernſthaften Nachdenken unfähig machte: meine Gedanken fingen an ſich zu verwirren und erſchöpft ſank ich auf mein Lager.

Als ich endlich aus meinem Schlummer erwachte und die Augen aufſchlug, war es heller, lichter Tag geworden, wohl über zwölf Stunden mußte ich geſchlafen haben! Ich ſetzte mich im Bette auf, ſchaute nach den Sonnenſtrahlen, die in meinem Zimmer umhertanzten, und es dauerte eine ganze Weile, bis ich wieder im Klaren über mich ſelber war und mir alles einfiel, was ich am vorhergehenden Tage erlebt hatte; dann aber ſprang ich aus dem Bette und kleidete mich raſch an, ich mußte hinunter zu Wilm, mußte ihn ſprechen, nicht eine Stunde länger wollte ich die Laſt auf meinem Herzen mit herumſchleppen. — Es war mir ein böſer Strich durch die Rechnung, als mir, an der Thür zu Wilms Zimmer angelangt, Stimmen aus demſelben entgegenſchallten. Ich erkannte die des Onkels, er war alſo ſchon zurückgekehrt und ich traf Wilm nicht mehr allein. Mißmutig wollte ich mich wieder entfernen, da hörte ich deutlich meinen Namen nennen und blieb unwillkürlich an meinem Platze ſtehen.

„Sieh einmal einer das Kind an", ſagte jetzt der Onkel im Tone des höchſten Erſtaunens, „und das hat ſich alles ſo ganz ſtill gemacht, ohne daß wir etwas davon merkten."

„Das doch wohl nicht", entgegnete Wilm, „ich ſah es kommen, ſchon lange."

„Wirklich?" verſetzte der Onkel, „nun, ich für meine Perſon, ich muß wohl ſagen, daß nichts in der Welt mir ferner gelegen hätte, als der Gedanke an dieſe Beſcherung! Und du meinſt alſo, daß er ganz gewiß kommen wird, mit mir wegen der Eva zu ſprechen und das ſchon heute?"

„Heute ſchon, ohne Frage!" wiederholte Wilms Stimme.

Regungslos ſtand ich auf meinem Platze und lauſchte dieſen ſeltſamen Worten. Wer ſollte kommen, mit dem Onkel meinetwegen zu ſprechen und warum ſchien dieſer ſo erregt, und warum klang Wilms Stimme ſo furchtbar ernſt? Auf alle dieſe Fragen wußte ich keine Antwort und doch war mir zu Mute, als würde da drinnen im Zimmer über Leben und Tod für mich verhandelt. Ohne auch nur daran zu denken, daß ich damit wieder etwas Unſchickliches und Tadelnswertes beging, horchte ich in atemloſer Spannung auf das, was nun weiter folgen würde.

„Und was wir eben beſprachen, Papa", begann Wilm nach einer kleinen Pauſe, „meine Bitte, — wirſt du ſie erfüllen?"

Der Onkel gab keine Antwort.

„Hör mich an, Papa", ſagte Wilm mit ſeiner tiefen, ernſten Stimme, die mich, ich weiß ſelbſt nicht weshalb, in dieſem Augenblick bis ins innerſte Herz bewegte. „Sieh, du haſt mir oft erzählt, wie dein armer Freund noch Thränen des Glückes und der Dankbarkeit auf ſeinem Sterbebette weinte, als du ihm verſprachſt, ſeiner Eva ein Vater zu ſein. Gott weiß, wie du ihm dein Wort bis zu dieſer Stunde gehalten haſt! Während acht Jahre haſt du jetzt Eva als dein Kind betrachtet und behandelt, und ich glaube nicht, daß du deine eigenen Söhne lieber haben kannſt, als ſie. Handle auch diesmal an ihr, als wäre ſie wirklich deine Tochter! Wenn ſie arm iſt und nichts beſitzt, ſo haſt doch du für uns alle genug. Du ſagſt, was du ihr zugeſtändeſt, das entzögeſt du uns, deinen Söhnen, — aber haben Heinz und ich es all die Jahre hindurch nicht nur ohne eine Regung des Neides, ſondern mit innigſter Freude mit angeſehen, wie du dein Herz gleichmäßig zwiſchen ihr und uns teilteſt, wie könnten wir dann in betreff deines Vermögens anders empfinden? Denke, du haſt drei Kinder, anſtatt zwei!"

„Du biſt ein guter Advokat", ſagte der Onkel, der während dieſer, für Wilm ganz ungewöhnlich langen Rede ihn mit keiner Silbe unterbrochen hatte, „und du haſt mich beinahe überzeugt! Aber was wird Heinz dazu ſagen? Dies iſt eine Sache, in der auch er gehört werden ſollte."

„Heinz iſt mein Bruder", entgegnete Wilm, „ich weiß, er denkt und fühlt darin nicht anders wie ich. Und ſollte ich mich dennoch in ihm geirrt haben, was ich aber keinen Augenblick lang annehme, ſo ändert das nichts an der Sache und ich möchte dich dann bitten: gib Eva von dem, was du mir ſo überreichlich zugedacht haſt."

Wieder dauerte es eine kleine Weile, bis die Stimme meines Vormundes ſich vernehmen ließ: „Du haſt recht, Wilm," ſagte er endlich. „Ich habe das Kind meines liebſten, faſt könnte ich ſagen, meines einzigen Freundes, bisher ganz als das meine angeſehen und ſo ſoll es auch bleiben! An Evas gänzliche Unbemitteltheit hatte ich bis zu dieſer Stunde noch niemals gedacht, weil ich nie etwas anderes hoffte und glaubte, als daß es ſich einſtens gleich bleiben würde, ob ſie vermögend ſei, oder ob du es biſt, — nur meinte ich das freilich in einem anderen Sinne! Wir wollen es aber Eva nicht entgelten laſſen, daß ſie meine liebſten Zukunftsträume durchkreuzt und ihre eigenen, ſelbſtändigen Anſichten über ihr künftiges Lebensglück hat! Und wenn Moritz Feldner heute kommt, mein Töchterchen zu ſeinem Weibe zu begehren, ſo will ich in Gottes Namen „Ja und Amen" dazu ſagen, — aber du, Wilm, mein armer Junge, wie wirſt du es ertragen?"

„Sei ruhig, Papa, ich werde es ertragen," entgegnete Wilm mit feſter Stimme.

Ich aber ſchlug beide Hände verzweiflungsvoll vor das Geſicht und ſtürzte hinweg. Ich hatte genug gehört — übergenug! — „Wenn Moritz Feldner kommt, mein Töchterchen zum Weibe zu begehren, ſo will ich Ja und Amen dazu ſagen!" Die Worte klangen mir in den Ohren, wohl zwanzigmal hatte ich ſie ſchon ganz laut vor mich hergeſprochen. Großer Gott, — das alſo war es! Man wollte mich fortlaſſen von Heimat und Vaterhaus, mich fortgeben an einen fremden Mann, der mir nichts war, im Vergleich zu denen, die ich verlaſſen ſollte! Und ſie fanden das ganz natürlich, ganz ſelbſtverſtändlich, auch Wilm war damit einverſtanden und hatte dem Onkel mit ruhiger Stimme erklärt, er würde es ertragen, mich fortgehen zu ſehen! Aber wenn ſie auch den Gedanken faſſen konnten, ſich von mir zu trennen, wenn ſie es ertragen konnten, — ich ertrug es nicht! Ich ging nicht fort, ich wollte, ich konnte nicht fort! Jede Faſer meines Herzens war ja mit dem Orte verwachſen, der mir ſeit langen Jahren die ſchönſte, friedvollſte Heimat geweſen war, — ich liebte den Onkel, wie ich meinen eigenen Vater nicht inniger hätte lieben können, keine Schweſter konnte zärtlicher an ihrem Bruder hängen, wie ich an meinem lieben, luſtigen Heinz — und alles ſollte ich verlaſſen, ſollte fort von der Heimat, von dem Onkel, von Heinz, — fort von Wilm! Ich war ſtehen geblieben, alles Blut drängte ſich mir heiß und ungeſtüm nach dem Herzen und ſchien einen Moment hindurch deſſen eben noch ſo lauten Schlag zu hemmen. „Fort von Wilm," ſagte ich vor mich hin und horchte auf den Ton meiner Stimme, während ich dieſe Worte ſprach. War es möglich, daß ich ſie über meine Lippen brachte? War es möglich, daß ich ſie ausſprach und die Sonne doch wie früher hell und glänzend auf mich niederlachte, die Vögel um mich herum nach wie vor ihre munteren Lieder zwitſcherten? Fort von Wilm — nein, nie und nimmermehr, lieber ſterben, als von ihm mich trennen!

Ich hatte mich auf eine Gartenbank niedergeſetzt und verſuchte die ſich wild überſtürzenden Gedanken und Empfindungen in mir zu ordnen und zur Ruhe zu bringen. Von meinem Platze aus konnte ich den ganzen oberen Teil des Gartens überſehen und es gereichte mir zur Beruhigung, als ich mir deſſen bewußt wurde, denn von hier aus würde ich es auch ſehen, wenn Moritz zum Onkel ging und das eine ſtand klar und feſt vor mir, ich durfte ihn nicht zum Onkel oder zu Wilm laſſen, ehe ich ihn nicht geſprochen hatte, ich mußte ihn vorher ſehen, ihm alles erklären, ihm ſagen, — ja, was würde ich ihm denn ſagen, ich wußte es ſelber nicht ſo recht und hatte auch gar keine Zeit, es mir zu überlegen, denn da hörte ich ja ſchon das leiſe, wohlbekannte Knarren der Pforte und Moritz trat in den Garten. Er ſah bleicher aus als gewöhnlich und kam mit haſtigen Schritten auf mich zu, und nun erhob ich mich, um ihm entgegen zu gehen, und nun ſtand er vor mir und ſagte, — ach ich hörte ja gar nicht recht, was er mir ſagte, denn es ſchwirrte mir vor den Ohren und flimmerte mir vor den Augen — und auch, was ich ihm antwortete, weiß ich nicht, das erſte, was ich deutlich ſah, war der ernſte, tieftraurige Blick, mit dem Moritzens ſonſt ſo fröhliche, braune Augen mich anſchauten und das erſte, was ich deutlich hörte, waren die Worte, die er dann mit leicht bebender Stimme zu mir ſprach.

(Schluß folgt.)

Riehms Handwörterbuch des bibliſchen Altertums.

„Der Inhalt des Handwörterbuchs gehört allerdings größtenteils dem Bereich der Vorhöfe an; aber auch die Vorhöfe des Hauſes Gottes ſind heilige Räume, und an manchen Punkten derſelben thut ſich ein Blick in das Heiligtum ſelbſt auf und macht ſich die Nähe des im Allerheiligſten Thronenden fühlbar. Wer ſich dadurch beſtimmen läßt, den offenen Eingang in das Allerheiligſte zu benützen, bei dem wird auch das höhere Ziel erreicht, welchem dieſes Werk an ſeinem Teil dienen möchte.“ Mit dieſen Worten ſchließt Profeſſor Riehm das gerade vor zehn Jahren begonnene große „Handwörterbuch des bibliſchen Altertums“, das in zwei ſtattlichen Bänden von zuſammen 1900 Seiten, überreich geſchmückt mit Holzſchnitten, Farbendrucken, Plänen und Karten, nun vor uns liegt, ein Muſterwerk deutſchen Gelehrtenfleißes, an welchem Männer, wie G. Baur, Beyſchlag, Fr. Delitzſch, Ebers, Hertzberg, Kamphauſen, Kautzſch, Kleinert, Mühlau, Schlottmann, Schrader, Schürer und andere regelmäßig mitarbeiteten und das nun, da die große Reihe der Artikel und zu bewältigenden Disziplinen nur unter wenige verteilt war, als eine Arbeit aus einem Guſſe vor uns liegt, geeignet wie keine andere, den gebildeten Bibelleſer bekannt zu machen mit dem Schauplatz der bibliſchen Geſchichte, beſonders mit dem heiligen Lande, ſeiner Naturbeſchaffenheit und ſeinen denkwürdigen Lokalitäten, mit dem Volke Israel, ſeiner Eigenart, ſeinen Sitten, religiöſen und politiſchen Verhältniſſen, aber auch mit den Nachbarvölkern, mit den Ägyptern, Aſſyrern, Babylonern, die in den Verlauf der bibliſchen Geſchichte entſcheidend eingegriffen haben; alle bedeutenden in der Bibel vorkommenden Perſonen werden charakteriſiert, ja teilweiſe ſogar in authentiſchen Porträts vorgeführt; endlich ſind die Hauptereigniſſe der bibliſchen Geſchichte nach ihrer Bedeutung für den Geſamtverlauf derſelben ins Licht geſtellt worden. Und das alles geſchieht in einer gemeinverſtändlichen Sprache, ſtets aber auf Grund der tiefſten wiſſenſchaftlichen Forſchung, die uns auf jeder Seite ſtaunen läßt über die Gelehrſamkeit jener bedeutenden Männer, die mit dem Herausgeber ſich zur Schaffung des „Handwörterbuchs“ vereinten.

Wie ſchwer wird es, aus der Rieſenfülle des Gebotenen hier auszuwählen, um dem Leſer nur einen ungefähren Blick von der Reichhaltigkeit und Gediegenheit dieſes nun abgeſchloſſenen Werkes zu geben! Man nehme z. B. den Artikel Ackerbau, der den Bibelleſer wie den Kulturhiſtoriker und den Landwirt gleichmäßig intereſſieren muß. Da ſehen wir, wie die hebräiſchen Hirtennomaden erſt in Ägypten den hochentwickelten Feldbau kennen lernen und dann erſt nach der Beſitznahme des fruchtbaren Kanaan zu einem wirklich ſeßhaften Ackerbauvolke werden, während noch einzelne Stämme (Ruben, Gad, Simeon) an der Lebensweiſe der Wanderhirten feſthalten. Unter den von den alten Juden gebauten Pflanzen fallen uns die Gurke und die Baumwolle auf, denn bei den „Leinewebern“ (1 Chr. 4, 21) iſt an Baumwollſpinner und Baumwollweber zu denken. Wie ſtationär das Leben im Orient erſcheint, erkennt man gerade beim Ackerbau am beſten, da er heute noch ſo wie bei den alten Ägyptern und alten Juden betrieben wird. Noch wird das Dreſchen unter freiem Himmel beſorgt. Da ſieht man noch jetzt das Austreten des Kornes durch Rinder, wie es bei Hoſea 10, 11 geſchildert iſt; den Rindern durfte das Maul nicht verbunden werden (5 Moſ. 25, 4), ein Verfahren, wie es bereits auf altägyptiſchen Denkmälern abgebildet wurde. (Fig. 1.)

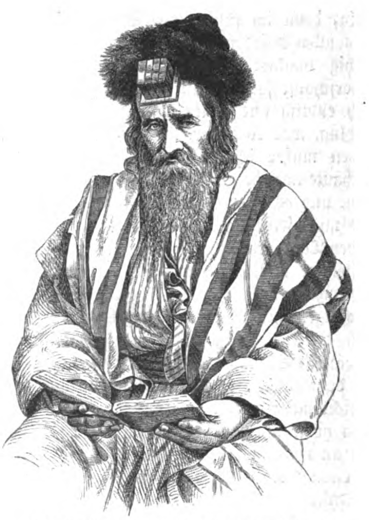


Fig. 2. Ein betender Israelit mit den Tefillin.

Das Tragen von Amuletten geht noch heute durch die ganze ziviliſierte und unziviliſierte Welt und ſo war es auch im jüdiſchen Altertum, wie denn auch die „Denkzettel“ der lutherſchen Bibelüberſetzung teilweiſe als Amulette aufzufaſſen ſind. Der ſein Morgen- und Abendgebet verrichtende Israelit windet erſt um den linken Arm, dann um den Kopf einen Riemen, welche beide mit einer Lederkapſel verſehen ſind. Die eine Kapſel wird am Arm gegenüber dem Herzen, die andere auf der Stirn getragen und beide enthalten auf Pergamentſtreifen gewiſſe Geſetzesſtellen. Dieſe Behälter nebſt ihren Riemen heißen als Geſetzesapparat Tefillin, ſie laſſen ſich nicht weiter als in das letzte vorchriſtliche Jahrhundert zurückverfolgen. Als ein Stück ſtolzer ſich ſelbſt ſchauſtellender Frömmigkeit wird Matth. 23, 5 an den Phariſäern gerügt, daß ſie ihre Denkzettel breit machen, d. h. Tefillinkapſeln von ungewöhnlichem Umfange tragen; das in dieſer Stelle gebrauchte griechiſche Wort Phylakteria bezeichnet die Tefillin als Schutzmittel, denn man trug ſie auch außerhalb der Gebetzeiten. Anfertigung und Gebrauch derſelben ſind im Talmud mit mikrologiſcher Peinlichkeit geregelt, man küßt ſie beim An- und Ablegen, ja Gott trägt ſelbſt — nach talmudiſcher Vorſtellung! — ſolche Tefillin. (Fig. 2.)

Wo immer es angeht, wird im Bibelwörterbuch die Vergangenheit durch die Gegenwart illuſtriert und die Verfaſſer zeigen hier eine große Kenntnis vom heutigen Leben im Orient. So im Artikel „Euphrat“, welcher nach der althebräiſchen Vorſtellung einer der vier Flüſſe iſt, in welche der Paradieſesſtrom ſich teilt. Von Bir an wird derſelbe heute als Waſſerſtraße benützt, wenn auch auf dem Mittellaufe jetzt meiſtens mit Kähnen und Flöſſen, doch in neuerer Zeit auch mittels Dampfſchiffen; man überſchritt ihn aber auch, indem man ſich von aufgeblaſenen Schläuchen aus Tierfellen, auf welche man ſich mit der Bruſt legte, tragen ließ, wie dieſes von aſſyriſchen Bildwerken veranſchaulicht wird und noch heutzutage — nach ſo vielen Jahrhunderten! — nicht ſelten geſchieht. (Fig. 3 und 4.)

Wenn wir weiter oben geſagt hatten, daß einzelne der in der Bibel erwähnten Perſonen in authentiſchen Porträts im Handwörterbuche vorgeführt würden, ſo iſt dieſes wörtlich zu nehmen. Erhaltene ägyptiſche und aſſyriſche Statuen, ſowie vor allem Münzdarſtellungen liefern hier den Stoff. Jener Herodes Agrippa I, der in der Apoſtelgeſchichte 12 ſchlechtweg Herodes heißt, ein Enkel Herodes des Großen, iſt uns auf einer Münze erhalten. Ehemals ein Verſchwender und Abenteurer wurde er ein Muſterregent nach dem Herzen der

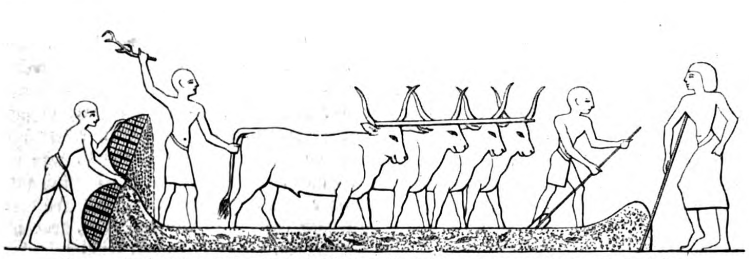


Fig. 1. „Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, das Maul nicht verbinden.“ Altägyptiſche Darſtellung.

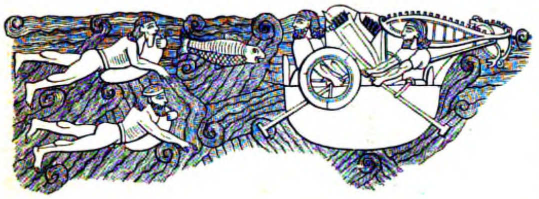


Fig. 3. Altaſſyriſche Darſtellung des Euphratüberganges auf Schläuchen.

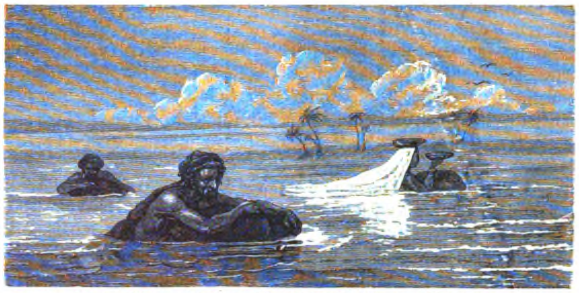


Fig. 4. Moderne Darſtellung des Euphratüberganges auf Schläuchen.

Phariſäer und ein Liebling des von den Phariſäern geleiteten Volks. Der ſonſt nicht grauſame Fürſt war aber ein Verfolger der Gemeinde Jeſu Chriſti, welcher den älteren Jakobus hinrichten und Petrus ins Gefängnis werfen ließ. Bald nach dieſen Thaten ſtarb er in Cäſarea eines plötzlichen Todes. (Fig. 5.)

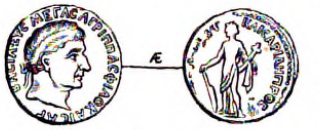


Fig. 5. Eine jüdiſche Münze mit Herodes I. Agrippas Bilde.

Sobald von Lot, dieſem ſchwächeren Nachbilde Abrahams die Rede iſt, ſo denken wir unwillkürlich an ſein zur Salzſäule gewordenes Weib. Dieſes war der göttlichen Weiſung ungehorſam, indem ſie nach Sodom zurückſah; es handelte ſich dabei nicht bloß um eine Neugier, ſondern mehr um den Mangel an Entſchloſſenheit im Ausſcheiden aus der Gemeinſchaft der Gottloſen, um das Hängen des Herzens an den dort zurückgelaſſenen äußerlichen Gütern, was in die Schuld und das Schickſal der Gottloſen mit hinein verflicht. Wenn der Volksmund ſie in der Weiſe vom Gericht über Sodom mitbetroffen werden läßt, daß ſie in eine Salzſäule verwandelt wurde, ſo lag der Anknüpfungspunkt dafür in einer an dem großen Steinſalzberg am Südoſtende des Toten Meeres ſich findenden Salzſäule, in welcher ein von lebhafter Phantaſie geſchärftes Auge eine Weibergeſtalt zu erkennen glaubte. Noch in den ſpäteſten Zeiten zeigte man eine ſolche Säule als „Denkmal der ungläubigen Seele“, wie denn Joſephus berichtet, daß er ſie ſelbſt geſehen habe, und noch heute iſt eine derartige Säule dort vorhanden. Lot, der Stammvater der Moabiter und Ammoniter, war aus einem Städter zu einem Höhlenbewohner geworden und an den moabitiſchen (öſtlichen) Geſtaden des Toten Meeres iſt noch heute die Überlieferung von Lot und ſeinen Töchtern lebendig. Die von Palmer entdeckte und beſchriebene Felſennadel am Oſtufer des Toten Meeres, welche merkwürdige Ähnlichkeit mit einem Araberweib hat, das ein Kind auf dem Rücken trägt, wird als Lots älteſte Tochter, die Stammmutter Moabs angeſehen. (Fig. 6.)

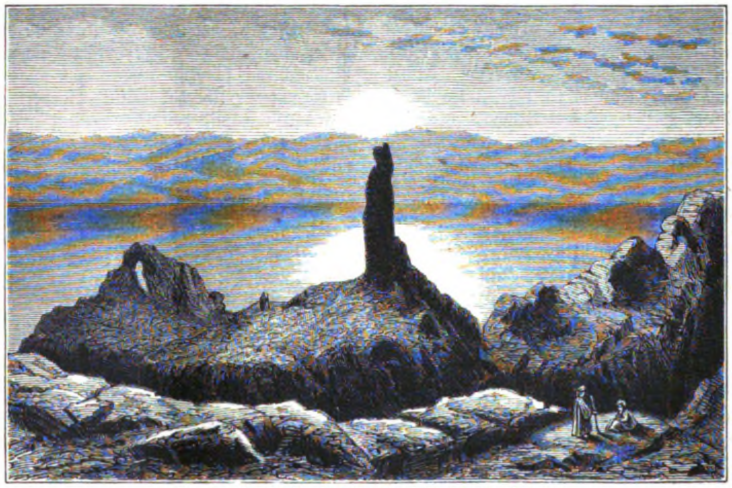


Fig. 6. Die „Tochter Lots“ an der Küſte des toten Meeres.

Dieſe kurzen Mitteilungen aus dem Texte und den Abbildungen des Werkes*) können jedoch nur eine ſchwache Vorſtellung von dem Inhalte erwecken; das Buch muß ſtudiert und benutzt werden, wer es beſitzt, wird darin einen wahren Hausſchatz haben, der ihn beim Leſen der Bibel, falls er eine Frage ſtellt, niemals im Stiche laſſen wird.

John Brown.

Ich las die Worte Emerſons: „Es wird der Wahrheit nahe kommen, zu ſagen, daß alle Menſchen im Verhältnis zur Feinheit ihrer Empfindung und zu ihrer Selbſtachtung mit John Brown ſympathiſieren. Denn es iſt unmöglich, Mut und Uneigennützigkeit, verbunden mit aufopfernder Liebe, ohne Mitgefühl zu beobachten. Zweifellos werden alle Gentlemen auf ſeiner Seite ſein. Ich verſtehe aber unter „Gentlemen“ nicht die Leute mit duftendem Haar und parfümierten Taſchentüchern, ſondern Männer von edlem Blut und von Großherzigkeit, welche dem Cid gleich den verſtoßenen Ausſätzigen in ihr Bett aufnehmen, oder dem ſterbenden Sidney gleich die Schale kühlen Waſſers dem verwundeten Soldaten überlaſſen. Denn was bedeutet der Schwur der Ritterſchaft? Was anderes als den Schutz des Schwachen und Unterdrückten gegen den ſtarken Tyrannen? Wer macht den Abolitioniſten? Der Sklavenhalter. Das Gefühl der Barmherzigkeit iſt das natürliche Gegenmittel, welches die Geſetze des Univerſums anwenden, um die Menſchheit vor der Zerſtörung durch wilde Leidenſchaften zu beſchützen. Der Erzabolitioniſt, älter als Brown und älter als die Shenandoahberge, iſt die Liebe, deren anderer Name Gerechtigkeit iſt — ſie war vor Alfred, vor Lykurg, vor der Sklaverei, und ſie wird nach ihr beſtehen.“

„Wer iſt dieſer John Brown, den Emerſon ſo hoch verehrt?“ fragte ich.

„Er war ein toller Kumpan, der mit zwanzig Burſchen, toll wie er ſelbſt, den Krieg zur Befreiung der Sklaven allein führen wollte“, antwortete mir der Eine. „Er war ein edler Fanatiker, der Gottes Werkzeug zu ſein glaubte und deſſen Fußſpuren die ganze Nation gefolgt iſt“, antwortete mir der andere. Ich bemühte mich, näheres über den Mann zu erfahren, und erfuhr ſeine auf die beſten Quellen geſtützte Geſchichte.

Kapitän John Brown war ein Kanſasmann, und er ſah mit Ingrimm und voll Mitleid die Tyrannei an, welche eine Minorität von Sklavenhaltern nicht allein über vier Millionen Sklaven, ſondern auch über ſechs Millionen weißer Leute ausübten, die nominell frei waren, aber in Wirklichkeit durch Polizeimaßregeln ihrer Freiheit beraubt wurden. Er faßte den Plan und teilte ihn ſchon in den Jahren 1857 und 1858 ſeinen Freunden mit — Krieg gegen die Sklavenhalter zu führen. Er beſchäftigte ſich lange theoretiſch mit der Möglichkeit eines Gebirgskriegs in den Vereinigten Staaten und ſtudierte den Plutarch, den Krieg Schamyls gegen die Ruſſen und die Kämpfe Touſſaint L'Ouvertures in San Domingo. Er beſchloß, die Blue Ridge-Berge zu ſeiner Operationsbaſis zu machen, dort ein kleines Fort anzulegen, und von dort aus mit bewaffneter Mannſchaft die Dörfer und Farmhäuſer zu überfallen, in welchen Sklaven gehalten wurden. Die Sklaven wollte er befreien, bewaffnen und ſeinem kleinen Heere einverleiben; ſo, dachte er, würde ſeine Macht allmählich wachſen und ihn zu größeren Unternehmungen befähigen. Auch plante er die Gefangennahme der bedeutendſten Sklavenhalter, um dieſelben als Geiſeln in das Gebirge zu führen, wo er ſich gegen die Truppen der Vereinigten Staaten zu behaupten hoffte. Zum erſten Angriffspunkt hatte er ſich Harpers Ferry ausgeſucht, da dieſes Städtchen in der Nähe der Blue Ridge-Berge am Zuſammenfluß des Potomac und des Shenandoah ihm günſtig in ſtrategiſcher Beziehung zu liegen ſchien. Dort befand ſich ein großes Arſenal, das nur ſchwach beſetzt war und deſſen Vorräte ihm dienen ſollten, die zahlreiche farbige Bevölkerung des Städtchens ſelbſt und der Umgegend zu bewaffnen.

---

*) Riehm, Handwörterbuch des bibliſchen Altertums. Vollſtändig in 19 Lieferungen 31 Mark. Gebunden: in 2 Halbfranzbänden 37 Mark, in 2 Leinwandbänden 34 Mark.

Zu Anfang Juli 1859 erſchien Brown zuerſt in jener Gegend und kaufte, etwa fünf Meilen (engliſch) von Harpers Ferry, ein Blockhaus nebſt Nebengebäuden im Gebirge von den Erben des Dr. Booth Kennedy. Der Platz lag verſteckt und konnte wohl verteidigt werden. Dort ſammelte er ſeine Anhänger und traf eine militäriſche Organiſation, die freilich in der Hauptſache auf die ungewiſſe Zukunft berechnet war. Denn er machte vorläufig faſt alle ſeine Leute zu Offizieren. Unter ihm ward John Henry Kagi Adjutant und zweiter Befehlshaber, ſowie Sekretär des Krieges, dann ernannte er Aaron C. Stevens, Watſon Brown, Oliver Brown, John E. Cook und Charles Plummer Tidd zu Kapitäns, William H. Leeman, Albert Hazlett, Owen Brown, Jeremiah G. Anderſon, Edwin Coppic, William Thompſon und Dauphin Thompſon zu Leutnants. Soldaten waren die weißen Männer Stewart Taylor, Barclay Coppic und Francis Jackſon Merriam, ſowie fünf Farbige. Am 10. Oktober 1859 erließ er eine Generalordre, worin beſtimmt wurde, daß das zukünftige Heer in Bataillone zu je vier Kompanieen geteilt werden ſollte, die Kompanie zu je zweiundſiebzig Mann und in Korporalſchaften zu je ſieben Mann geteilt, während je zwei Korporalſchaften eine Sektion unter einem Sergeanten bilden ſollten. Er hatte inzwiſchen auf heimliche Weiſe viele Waffen und Munition herbeigeſchafft, und um acht Uhr am Abend des 16. Oktober ſagte er zu ſeiner Mannſchaft: „Kommt, Leute, nehmt eure Waffen, wir marſchieren auf Harpers Ferry!“

Begleitet von einem Wagen, der mit Piken, Fackeln, Brechſtangen und ſchweren Hämmern beladen war, brach er mit zweiundzwanzig Mann zum Kriege auf.

Sie erreichten die Brücke über den Potomac, die nach Harpers Ferry führt, ſchnitten die Telegraphendrähte durch und nahmen den Wächter gefangen, der die Brücke zu bewachen hatte. Dann beſetzten zwei Mann die Brücke, welche Browns Rückzugslinie bilden ſollte, und das kleine Korps rückte gegen das Gitterthor des Arſenals vor, das nahe der Brücke lag. Im Dunkel der Nacht gelang es den Angreifern, die Wache gefangen zu nehmen und ſich des Arſenals zu bemächtigen, ebenfalls gelang es ihnen, die Shenandoahbrücke zu beſetzen, nachdem ſie deren Wächter geangen genommen hatten. Dann holten ſie den Oberſt Waſhington, der in Harpers Ferry befehligte, aus dem Bett und ſperrten ihn im Arſenal ein. Indem ſie ihn ergriffen, bemächtigten ſie ſich zugleich des Prachtdegens, den einſt George Waſhington von Friedrich dem Großen mit den Worten erhalten hatte: „Der älteſte Soldat dem größten“, ſowie der Piſtolen, die George Waſhington von La Fayette geſchenkt bekommen hatte. Auch noch ein Dutzend andere Leute, Bürger und Sklaven, griffen ſie auf und ſperrten ſie als Geiſeln ein.

Inzwiſchen kam, bald nach Mitternacht, der Zug der Baltimore- und -Ohio-Eiſenbahn in Harpers Ferry an, und Browns Leute befahlen den Paſſagieren, bis Tagesanbruch in den Wagen zu bleiben. Hierbei ereignete es ſich, daß der Portier des Bahnhofs, ein freier Neger, namens Shepherd Haywood, der nach dem Gepäck der Reiſenden ſehen wollte, mißverſtändlich von Browns Leuten erſchoſſen wurde, und der Knall der beiden Schüſſe, die ihn töteten, gab das erſte Alarmſignal für die ſchlafenden Bewohner der Stadt. Mehrere Bürger kamen aus den Häuſern und wunderten ſich nicht wenig, als ihnen von bewaffneten Männern bedeutet wurde, ſie ſeien Gefangene, und als ſie im Hofe des Arſenals eingeſperrt wurden. Doch mehr und mehr ward die Stadt lebendig, noch einige Leute wurden erſchoſſen, das Gerücht eines Überfalles verbreitete ſich, einige Leute entkamen und eilten in die benachbarten Ortſchaften, um Hilfe zu holen, und gegen ſieben Uhr morgens waren ſchon einige Haufen bereit, die Eindringlinge zu bekämpfen. Nur ward die Zahl derſelben viel höher geſchätzt, als ſie wirklich war, und beſtanden die Waffen der Bevölkerung nur aus wenigen Vogelflinten. Plattierte Teller und Löffel wurden geſchmolzen, um Kugeln zu gießen.

Oberſt Robert W. Baylor, der älteſte Offizier, leitete nun die Bürger in ihrem Angriff auf die Eingedrungenen und nahm zuerſt beide Brücken, indem er die Leute, welche ſie beſetzt halten ſollten, niederſchießen ließ. So war Browns Mannſchaft ihrerſeits in Harpers Ferry gefangen, und ſie beſchränkte ſich angeſichts der feindlichen Haltung der Bevölkerung darauf, das Arſenal zu verteidigen. Um neun Uhr morgens waren die Gebäude, welche Brown beſetzt hielt, ringsum von Bürgern und Farmern der Nachbarſchaft umgeben, welche ein beſtändiges Feuergefecht mit der Beſatzung unterhielten. Aber es fielen mehrere Angreifer, und noch war keine Ausſicht, Browns habhaft zu werden. Der Kampf dauerte den ganzen Tag, und am Abend ward ein energiſcher Bürger abgeſandt, um mit Brown zu parlamentieren, was keine ungefährliche Aufgabe war, da Brown und ſeine Leute auf alles ſchoſſen, was ſich vor ihren Gewehren ſehen ließ. Aber dieſer Abgeſandte, der ein weißes Taſchentuch an der Spitze eines Regenſchirms ſchwenkte, ward doch angehört, und als er die Aufforderung zur Übergabe ſtellte, forderte Brown als Bedingung freien Abzug mit den Gefangenen. Eine Meile von Harpers Ferry wolle er dann die Gefangenen freilaſſen. Dieſe Bedingung wurde nicht angenommen, und die Belagerung wurde fortgeſetzt.

Aber erſt tags darauf, als Marinetruppen unter Oberſt Robert E. Lee und Leutnant H. E. B. Stuart — beide ſpäter berühmte Führer der Konföderierten — von Waſhington anlangten, bekam die Sache eine entſcheidende Wendung. Lee übernahm das Kommando und ſchickte Stuart ab, um Brown wiederum zur Kapitulation aufzufordern.

‚Sind Sie Oſſawatomie Brown aus Kanſas?“ fragte Stuart,

„Ja wohl, Leutnant, ſo nennen mich die Leute“, antwortete jener.

„Ich denke, ich hätte Sie ſchon einmal in Kanſas getroffen“, fuhr Stuart fort. „Das iſt ein böſes Geſchäft, worin Sie ſich da eingelaſſen haben, Kapitän. Die Truppen der Vereinigten Staaten ſind da, und ich habe Auftrag, Sie zur Übergabe aufzufordern.“

„Auf was für Bedingungen?“

„Die Bedingungen ſind, daß Sie ſich dem kommandierenden Offizier ergeben ſollen. Er wird Sie und Ihre Leute vor dem Volke beſchützen und garantiert Ihnen einen regelrechten Prozeß vor den Behörden.“

„Darauf kann ich nicht eingehen“, ſagte Brown. „Ihr müßt mir erlauben, mich mit meinen Truppen und Gefangenen auf die Marylandſeite zu begeben. Dort will ich die Gefangenen freilaſſen, und dann könnt Ihr auf mich feuern und uns verfolgen.“

„Ich habe keinen Auftrag, ſolch eine Verabredung einzugehen, ſondern fordere Übergabe, wie ich geſagt habe“, entgegnete Stuart.

„Nun, Leutnant“, ſagte Brown, „ich ſehe, wir kommen nicht zuſammen. Ihr habt die Überzahl, aber Sie wiſſen, daß ein Soldat den Tod nicht fürchtet. Ich ſterbe ebenſogern durch eine Kugel wie am Galgen.“

„Iſt das Ihr letztes Wort, Kapitän?“

„Ja“, ſagte Brown.

Stuart machte einen Bückling und drehte ſich um indem er

Lee ein verabredetes Zeichen gab. Alsbald hob Oberſt-Lee die Hand auf, und ſofort ſprangen zwölf Marineſoldaten über die Umfaſſungsmauer des Hofes und ſtürmten mit Schmiedehämmern gegen die Thür des Arſenals an. Die ſchweren Schläge donnerten und hallten von den felſigen Bergwänden der Thäler zurück, aber zur allgemeinen Verwunderung kam kein Schuß von innen. Nach einiger Zeit ſahen die Soldaten, daß ſie keinen Erfolg hatten, und warfen die Hämmer weg. Dann entſtand eine kleine ſtille Pauſe, und darauf ſtürmten etwa dreißig Marineſoldaten heran, welche eine lange, ſchwere Leiter als Sturmbock trugen. Sie rannten mit aller Kraft mehrere Male gegen die Thür und nun wurde eine Salve von innen aus den Fenſtern abgefeuert, welche mehrere Leute niederwarf. Aber ein erneuter Stoß riß ein klaffendes Loch in die Thür, und nun ſprang Leutnant Green, den blanken Säbel in der Hand, durch die Thürſpalte in das Innere. Man hörte einen Schuß, einige unartikulierte Schreie und einen Kampf, und nun drangen die Soldaten ebenfalls hinein und kamen bald wieder zum Vorſchein, indem ſie den Oberſten Waſhington und mehrere andere Gefangene herausbrachten.

„Lewis, alter Burſche, wie befinden Sie ſich?“ fragte ein Bürger den Oberſten.

„Befinden“? ſagte er mürriſch. „Ich bin ſo hungrig wie ein Hund und ſo trocken wie ein Pulverhorn. Seit vierzig verd . . . Stunden habe ich nichts zu eſſen gehabt und nichts getrunken als Waſſer aus einem Stalleimer.“

Im Arſenal lagen mehrere Männer verwundet am Boden, unter ihnen Brown, den ein Säbelhieb Greens am Kopfe getroffen hatte.

„Kapitän Brown“, fragte ihn Leutnant Stuart, „ſind Sie noch anderswo getroffen als am Kopfe?“

„Jawohl, in der Seite“, ſagte er, mit der Hand nach den Rippen zeigend.

Stuart ſchickte nach einem Wundarzt. „Was brachte Sie hierher?“ fragte er dann den Verwundeten.

„Ich wollte eure Sklaven befreien,“ antwortete er.

„Wie konnten Sie erwarten, mit ſo geringer Mannſchaft zum Ziel zu kommen?“

„Ich rechnete auf Hilfe.“

„Welche Hilfe? Woher? Von wem erwarteten Sie Hilfe, Kapitän?“

„Hier am Orte und von auswärts.“

„Rechneten Sie auf Hilfe von den Weißen oder von den Schwarzen?“

„Von beiden,“ antwortete Brown.

„Dann ſind Sie enttäuſcht, da Sie von keinem von beiden Hilfe erhalten haben.“

„Ja,“ ſagte Brown langſam, „ich bin — enttäuſcht.“

Er antwortete auf weitere Fragen nicht mehr und lag unbeweglich da. Das Blut lief vom Kopfe in ſeinen grauen Bart und auf den Mantel, der ſeinen Oberkörper als Kiſſen ſtützte. Aber ſeine Augen glänzten hell und ernſt und aufmerkſam, ſodaß man ſehen konnte, es ſei noch viel Lebenskraft in dem alten Manne.

„Kapitän, wir haben Frauen und Kinder,“ ſagte ihm ein Bürger. „Ihr Unternehmen, unſere Sklaven zu befreien hat großen Lärm im Lande gemacht und erregt viele Unruhe. Laſſen Sie mich fragen: Wird dieſer fehlgeſchlagene Verſuch von anderen Leuten wiederholt werden? Wird ein Bürgerkrieg uns und unſere Familien in Not bringen?“

„Die Zeit wird es zeigen,“ antwortete er.

Es wurde Brown der Prozeß gemacht, und er benahm ſich während deſſelben ſo, als ginge ihn ſelbſt die Sache am wenigſten an. Er wurde zum Tode verurteilt und gehängt, mit ihm ſieben ſeiner Anhänger. Zehn waren im Kampfe erſchoſſen worden, der Reſt flüchtete. Jetzt lebt von allen nur noch Owen Brown.

Dies war der eigentliche Anfang des großen Krieges zur Befreiung der Sklaven. Hier wurde der erſte Schlag geführt, hier traten zuerſt reguläre Truppen in Thätigkeit. Hier wurde zuerſt Staatseigentum angegriffen und ein Militärpoſten überrumpelt und beſetzt. John Browns mißlungenes Unternehmen war die erſte offene Bewegung, die Autorität der Verfaſſung umzuſtoßen und die Integrität der Union zu zerſtören. Es war nur ein kleiner Anfang, aber er legte die Frage klar und bedeutete zuerſt das Klirren der Waffen. Zehntauſendmal ſchrecklichere Dinge ſollte das Verbrechen nach ſich ziehen, welches darin beſtand, daß man Menſchen ihrer Farbe wegen zu Sklaven gemacht hatte.

„Ich glaube,“ ſagte Brown, als ihm ſein Todesurteil verkündigt worden war, „daß ich recht that und nicht unrecht, als ich Gottes verachteten Armen zu Hilfe kommen wollte.“ Daß er recht zu thun glaubte, davon iſt ſein Vaterland überzeugt, daß er aber ſehr unrecht that, davon ſind alle diejenigen überzeugt, welche der Meinung ſind, daß nichts den Einzelnen berechtigen kann, willkürlich in die Ordnungen des Staates, dem er angehört, einzugreifen.

Kapitän Nemo.

Die Fernſprechanſtalten in Deutſchland.

Die Fernſprecheinrichtungen haben dem Nachrichtenverkehr ganz neue Wege geebnet. Sie haben ſich deshalb auch die Gunſt des korreſpondierenden Publikums gleichſam im Fluge erobert und dürfen heute bereits, trotz der kurzen Friſt, welche verſtrichen iſt, ſeit dieſe Entdeckung dem praktiſchen Leben nutzbar gemacht wurde, namentlich in größeren Städten als ein faſt unentbehrliches Hilfsmittel des öffentlichen Verkehrs angeſehen werden. Die bedeutenderen Orte des deutſchen Reichs machen denn auch in raſch zunehmendem Maße von dieſer neuen Einrichtung Gebrauch, derart, daß zu Anfang dieſes Jahres im Gebiete der deutſchen Reichstelegraphenverwaltung 9317,69 km Drahtleitungen für die Stadtfernſprechanlagen von ſechsunddreißig Orten vorhanden waren, während vor wenig mehr als Jahresfriſt, nämlich am Schluſſe von 1882 erſt in einundzwanzig Städten ſolche Verkehrseinrichtungen mit insgeſamt etwa 4000 Fernſprechſtellen beſtanden. Auch in dieſem Jahre hat die Zahl der Fernſprecheinrichtungen in Deutſchland erheblich zugenommen und wird bis zum Schluſſe deſſelben noch eine weitere Zunahme erfahren. Augenblicklich ſind nach der von kompetenter Seite vorgenommenen Zuſammenſtellung außer einer Fernſprecheinrichtung von ſehr ausgedehntem Umfange im Oberſchleſiſchen Induſtriebezirke mit dem Vermittelungsamte Beuthen derartige Anlagen in vierundvierzig Städten im Betriebe, und die Geſamtzahl der Sprechſtellen beträgt 7549. Sieben weitere Städte ſind aber mit der Neuanlage von Fernſprecheinrichtungen beſchäftigt und die vorhandenen Netze werden immer weiter ausgebaut, ſo daß vorausſichtlich bis Ende Dezember in zweiundfünfzig Städten Fernſprechanlagen mit vielleicht 8000 Sprechſtellen der Benutzung übergeben ſein werden.

Von den jetzt betriebenen Sprechſtellen befinden ſich 2185 in Berlin und 1207 in Hamburg. Mehr als 300 Sprechſtellen umfaſſen die Fernſprechnetze von Frankfurt a. M., Leipzig und Dresden; zwiſchen 300 und 200 die von Mannheim und Stettin; zwiſchen 200 und 100 die von Mülhauſen i. E., Breslau, Köln a. Rhein, Magdeburg, Krefeld, Hannover, Straßburg i. E., Bremen, Chemnitz und die des oberſchleſiſchen Induſtriebezirkes. Alle übrigen Netze haben weniger als 100 einzelne Sprechſtellen.

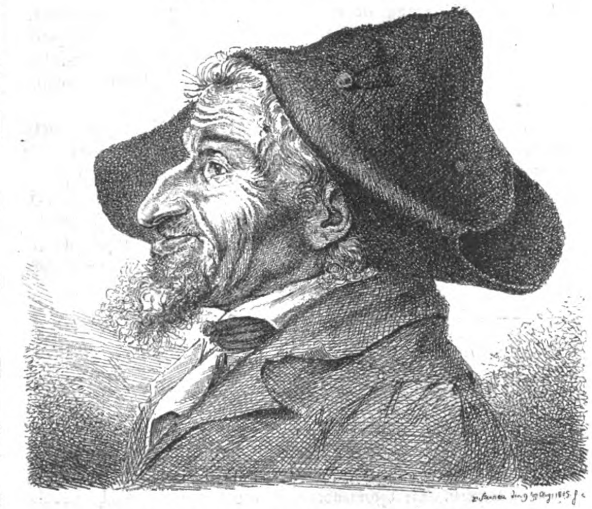
Wenn die Reichshauptſtadt der Zahl der dort vorhandenen Fernſprechſtellen nach den erſten Platz einnimmt, ſo iſt die Teilnahme der Einwohnerſchaft an dieſem Verkehrsmittel im Verhältnis zu der Bevölkerungsziffer nicht ſo umfangreich, wie in manchen andern Orten. So kommen auf 10 000 Einwohner in Mannheim einundvierzig Fernſprechſtellen, in Hamburg achtundzwanzig, in Frankfurt a. M. fünfundzwanzig, in Stettin dreiundzwanzig, in Mülhauſen zweiundzwanzig, in Krefeld und Gebweiler je einundzwanzig, in Thann im Elſaß neunzehn, in Deutz und München-Gladbach achtzehn. Dann erſt folgt Berlin mit ſiebzehn Fernſprechſtellen auf je 10 000 Einwohner, Bremen, Harburg und Ürdingen mit je ſechzehn, Kiel mit fünfzehn, Köln, Magdeburg und Leipzig mit je vierzehn Sprechſtellen. Der Geſamtdurchſchnitt ergibt das beſonders im Hinblick auf die kurze Spanne Zeit, ſeit welcher die meiſten Fernſprechnetze erſt eingerichtet ſind, erfreuliche Reſultat von fünfzehn Sprechſtellen auf 10 000 Einwohner.

Des Vergleichs halber mögen hier einige, der Zeitſchrift L'Electricité entnommene Notizen über das franzöſiſche Fernſprechweſen gleichfalls ihren Platz finden. Es beſtehen zur Zeit in fünfzehn Städten Frankreichs Telephoneinrichtungen mit 5535 Sprechſtellen. Davon kommen auf Paris weit über die Hälfte, nämlich 3227. Die verhältnismäßig bedeutendſte Teilnahme weiſt Reims auf mit dreiundzwanzig Sprechſtellen auf 10 000 Einwohner. In Calais und St. Pierre les Calais zählt man zweiundzwanzig, in Havre achtzehn, in Paris, Lyon und Bordeaux je vierzehn, in Marſeilles zehn, in Nantes acht, in Rouen und Oran je ſechs, in Algier drei Sprechſtellen auf die gleiche Bevölkerungsquote.

Von Intereſſe erſcheint auch ein Hinweis auf die Verſchiedenartigkeit des Betriebes bei den betreffenden Vermittelungsanſtalten. In Frankreich werden vielfach Damen zu dieſem Dienſte verwendet und von ihnen durchſchnittlich im Laufe des Tages zwiſchen ſiebenundſiebzig und zweiundachtzig Verbindungen von Sprechſtellen ausgeführt, während bei deutſchen Fernſprecheinrichtungen ein einziger Beamter in derſelben Zeit eine fünffache Arbeitsleiſtung erzielt, nämlich bis zu 430 mal die Korreſpondenz zweier Sprechſtellen vermittelt.

H. V.

Das Preusje von Schlüchtern.



Ein Charakterkopf von anno 15: „Das Preusje von Schlüchtern.“ Zu Steinau den 9. Auguſt 1815 nach dem Leben gezeichnet von L. E. Grimm.

Der kleine Jude Preus war im Anfange unſres Jahrhunderts und am Ende des verfloſſenen eine der bekannteſten Perſonen zwiſchen Kinzig, Fulda und Main. In Schlüchtern und Steinau, Wächtersbach, Büdingen, in Friedberg, Gelnhauſen und Hanau, oft auch in Frankfurt am Main ſah man den kleinen verwitterten und altmodiſch gekleideten Mann ſchachernd umherziehen und jedermann freundlich und unterwürfig grüßend fragen: „Nix ze beſtelle nach Schlüchtern? ke Haſebälkge? nit vo War'?“ Er konnte alles brauchen, alles zu Gelde machen und war ein gelehrter Schacherjude, einer von den Konſervativen, welcher auch in der Kleidung der Alte blieb und den Dreimaſter ſeit der Zeit der franzöſiſchen Revolution beibehielt, für die er übrigens ſchwärmte, ebenſo wie für das Großherzogtum Frankfurt, dem er auch als freier Bürger angehörte und deſſen Großherzog Karl, wie er genau wußte, den Juden in einer aus Aſchaffenburg vom 16. Auguſt 1810 datierten Urkunde gleiche Rechte mit den übrigen Bürgern verliehen hatte.

Mit den Religionsneuerungen, die bereits damals einige übereifrig reformierende Juden einführen wollten, mochte aber Preusje nichts zu thun haben. Er faſtete an Montagen und Donnerſtagen, ebenſo am Tage vor Eintritt des Neumonds, ging an jedem Freitage, wie auch an Vorabenden hoher Feſttage in die Mikwe (das Reinigungsbad) und verſäumte auch ſonſt keinerlei Gebot. Wenn er auch mit Mathematik, Medizin und Jurisprudenz ſich beſchäftigte und gemeinem Rufe zufolge darin große Kenntniſſe beſaß, ſo behauptete er doch, daß die einſchlagenden Artikel im Talmud weit ſcharfſinniger und wahrer behandelt worden ſeien, als von den chriſtlichen Weiſen. Da Preusje nun ein Gelehrter war, aber namentlich vom Handel lebte, ſo pflegte er oft ſcherzend auf dieſe ſeine Doppelnatur hinzuweiſen, indem er von ſich ſagte:

Ich hab' Thore,
Ich hab' Schore —

womit gemeint iſt, daß er die Thora, die heilige Schrift verſtehe, aber auch Schora (Sachora), Waren zu Handel beſitze, ein Wort, von dem das deutſche „Schacher“ abgeleitet iſt. In der Woche vor dem Eintritt des Paſſahfeſtes pflegte Preus eine Arbeit auszuführen, die ihm einen Extrakreuzer abwarf, er „koſcherte“ nämlich die kupfernen Speiſegeräte und Küchengeſchirre der Juden, indem er ſie über Kohlenfeuern ausglühte, denn nur ſo waren ſie koſcher“, d. h. rein und durften zu Feſtſpeiſen benutzt werden.

Als recht einträgliches Nebengewerbe betrieb Preusje die Ehevermittlung und hierbei kamen ihm ſeine Hauſierzüge im Lande trefflich zu ſtatten. Ein Mädchen von Schlüchtern verheiratete er nach Büdingen und eins von Wächtersbach nach Friedberg ꝛc. Preusje war ein recht beliebter und glücklicher „Schadchen“, wie die Juden ſagen.

„Wiſſen Se net ä paſſenden Schiduch (Partie) für mei Liebman?“ fragt ihm eine ſorgende Mutter in Gelnhauſen.

„Leb'diger Gott! ſagt Preusje, ſoviel Mezias (unerwartete Funde) ſollen mir beſchert ſein, as es in Frankfort Maden (Mädchen) get (gibt) die unter den Chupe (Brauthimmel) verlangen.“ Und nun bietet und feilſcht das Paar. Da wird zunächſt die „Rifke (Rebecca) des Petſchirſtechers Eiſek Tochter“ vorgeſchlagen, aber „die is ka Sachora (Ware) für mir“ heißt es da. „Wäre Schöndl Schwarzſchild Ihnikl (Enkelin) eppes für Ihr Suh' (Sohn)? fragt Preusje weiter und nun hat er's getroffen. „Hundert Jahr ſoll ſe leben, die wär' etwas!“ Und der Handel wird abgeſchloſſen. Seine einzige Tochter aber hat Preusje an einen armen, des Talmuds befliſſenen Jüngling verheiratet, der in Frankfurt ſpäter ſein Glück machte. Enkel von Preusje, ſehr reiche Herren, leben dort noch heute.

Wie Preusje gelebt, ſo iſt er auch geſtorben, als frommer Israelit. Das Neujahrsfeſt war herangenaht, jener furchtbare Tag, an welchem der rabbiniſchen Mythe zufolge der König der Könige über die Völker zu Gericht ſitzt und entſcheidet über Leben und Tod und beſtimmt die Schickſale der Erdenkinder für das folgende Jahr. Preusje, der ſchon längere Zeit bettlägerig war, ſtahl ſich, trotz der Warnungen des Arztes, von ſeinem Lager und eilte um drei Uhr morgens dem Bethauſe zu. Der dicke Herbſtnebel, welcher um die Septemberzeit in der Frühſtunde ſich auf der Erde lagert, ſowie die achtſtündige ununterbrochene Andacht — alles das wirkte dermaßen nachteilig auf den Kranken ein, daß man an ſeinem Aufkommen zweifeln mußte. Zwar wurden reichliche Almoſen unter die Armen verteilt und in der Synagoge für ſeine Geneſung gebetet, aber ſeine Kräfte nahmen mehr und mehr ab. An dem bald darauf folgenden Jom Kipur, dem Verſöhnungstage, verlangte der Arzt ernſtlich, daß Preusje nicht auf das Verbot achten und Speiſe zu ſich nehmen ſolle, ſonſt würde er ſeinen Tod beſchleunigen. Hart war es für den frommen Mann an dieſem furchtbaren Tage, nicht der allgemeinen Andacht in der Synagoge beiwohnen zu können, weil ihn Krankheit an das Bett feſſelte; noch gräßlicher erſchien ihm der Gedanke, an dieſem Hauptfeſttage des Jahres Nahrung zu ſich zu nehmen. Aber die Warnungen eines befreundeten Rabbi vereinigten ſich mit denen des Arztes und Preusje ergab ſich in das harte Geſchick, einen Teller Suppe zu eſſen. Wie er aber den Löffel erfaßte, da fühlte er ſich von ſeinen Empfindungen übermannt und wehklagend rief er in Jammertönen: „Wehe iſt über mich hereingebrochen — habe ich doch das furchtbarſte erleben müſſen, am Jom Kipur Speiſe zu nehmen!“ Aus der Tiefe des Herzens ſchluchzend ſank er erſchöpft in die Kiſſen zurück, um zum letzten Schlaf ſich niederzulegen.

Land und Leute des Deutſch-öſterreichiſchen Alpenvereins.

Von Fritz Anders.

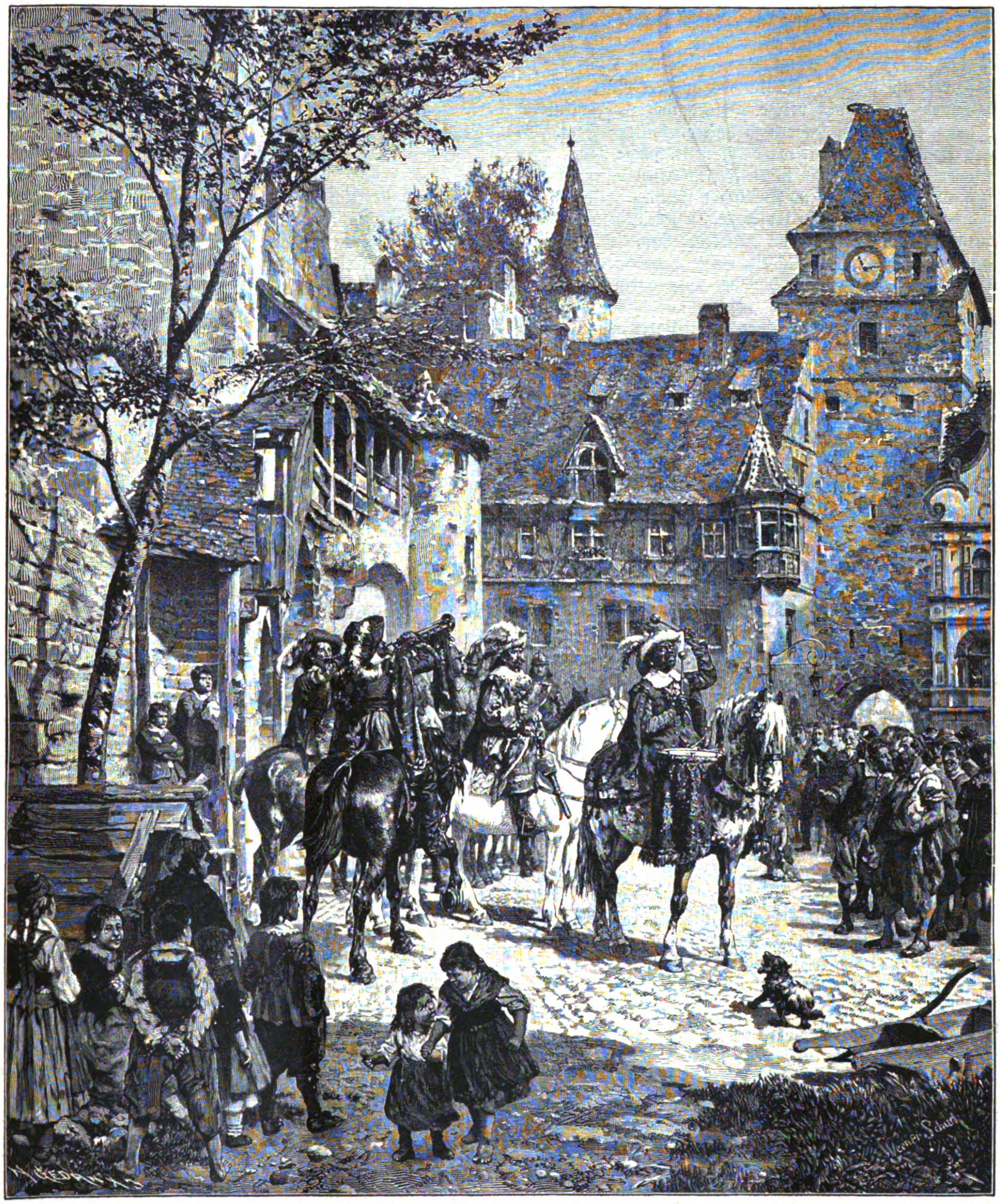
Es gibt eine „alpine“ Wiſſenſchaft, Sprache, Kleidung, alpine Ehre, Geſetze, Obrigkeit und Unterthanen, kurz ein ganzes alpines Reich mit wohl fixierten Grenzen, Bezirken und Sektionen. Alles dies wird ſymboliſch durch ein ſilbernes Edelweiß, abgekürzt durch die Buchſtaben D. Ö. A. V. und ausführlich durch die Bezeichnung Deutſch-öſterreichiſcher Alpenverein ausgedrückt.

Der deutſch-öſterreichiſche Alpenverein hat natürlich ſein Wirkungsgebiet in den deutſch-öſterreichiſchen Alpen, aber nicht da allein, auch nicht dort überall. Jede Alpenkarte zeigt in den Hauptthälern die kräftigen Linien der Eiſenbahnen und Kunſtſtraßen; in den Querthälern werden dieſe Linien dünner, dann wird ein feiner Faden daraus. Wo auch dieſer Faden aufhört, da beginnt das Reich des D. Ö. A. V.

Kein Land, nicht einmal Rußland oder China hat ſo ſtrenge Grenzkontrolle wie das, von dem wir reden. Die Bedingung des Eintrittes iſt eine perſönliche körperliche Leiſtung. Wer nicht marſchieren und ſteigen kann, wer ſich vor Sonne und Regen fürchtet, iſt ausgeſchloſſen. Die große Maſſe des Reiſepublikums bleibt in den Hauptthälern und an den leicht zugänglichen Seen zurück. Dieſes reiſende Publikum wird en gros, d. h. omnibusweiſe oder dampfſchiffweiſe oder table d'hôteweiſe behandelt. Die Sache vollzieht ſich faſt nach Kommando: Staunt! ſchaut! eßt! trinkt! Genug! abtreten! In dieſem äußeren Ringe befinden ſich jene großen Hotels, in denen man die Genugthuung hat, bei alpinem Hintergrunde zu leben wie zu Hauſe, nur etwas teurer und unbequemer. Hier ſind auch jene Altane und Veranden, von denen aus poetiſche Gemüter den alten Schneeköpfen, ſobald ſie ſich einmal ſehen laſſen, Liebeserklärungen machen. „Dieſer hohe Tenn“ hörte ich einmal eine Wienerin mittleren Alters zu Zell am See ſchwärmeriſch ausrufen, „dieſer hohe Tenn iſt zu lieb. Ach, er iſt ein herziger Pickel, ach, er iſt meine ganze Liebe.“

Hier, das heißt in jenen Alpengegenden, in welchen die Berge mehr die Bedeutung von Dekorationen als realer Größen haben, iſt auch das Lieblingsgebiet jener Salontyroler, welche ſich auf dem Bahnhofe zu München mit allem möglichen Berggerät aufſpielen, um hernach ein harmloſes Joch zu erſteigen oder ſich durch ein Maultier nach einem berühmten Ausſichtspunkte ſchleppen zu laſſen, und um ſpäter mit anerkennungswerter Phantaſie zu ſchildern, wo ſie hätten geweſen ſein können.

Von den Hauptſtraßen führen gebahnte Wege in die Seitenthäler, bis dahin, wo jene Thäler gleichſam ruckweiſe aufzuſteigen anfangen. Hier endigen ſie bei einem Waſſerfalle, einer Klamm oder einem Ausſichtspunkte. Und ſoweit dringen die Pionniere der Bequemlichkeit vor, darüber hinaus reicht nur der vermeſſene Wunſch, in die ſo nahe liegende Hochwelt kühn einzudringen. Man



Kaiſerliche Proklamation. Von Werner Schuch.

bringt es faſt zum Entſchluſſe, man verhandelt ſogar bereits mit dem Führer, aber die Gründe dagegen überwiegen ſchließlich doch, und ein Gericht Forellen gibt den Ausſchlag. Hat man doch die Gletſcher durchs Fernrohr geſehen und ſogar Gemſen bemerkt, die freilich die Eigentümlichkeit haben, ſich abſolut nicht zu bewegen.

Das Volk, welches jenſeit dieſer Grenze wandelt, unterſcheidet ſich von dem oben geſchilderten weſentlich. Die Eleganz hört auf. Man kleidet ſich ſichtlich etwas ſchäbig, man trägt Ranzen und Ruckſack, die Hüte ſehen aus wie preisgegebene Opfer. Aber das Schuhwerk iſt korrekt. Es iſt das mittlere Alter und der mittlere Stand am meiſten vertreten. Ab und zu erſcheint ein Alpenveteran in grauem Haar und harter, faltiger Haut. Es gibt auch Damen, welche mit wandern, nette, junge Frauen, die ihre Männer unmöglich allein in die Ferien reiſen laſſen konnten und ſich vor ein paar tauſend Fuß nicht fürchten. Und in der That, ich habe ihrer etliche ſo tapfer ſteigen ſehen, daß man ſich zuſammennehmen mußte, um nicht zurückzubleiben. Man behandelt ſie mit ausgeſuchter Ritterlichkeit, als gute Kameraden. Wenn ſie nur das „Graſen“ laſſen könnten, aber darin behält das Ewig-Weibliche ſeine Rechte.

Unter den reiſenden Alpenjünglingen findet man die begeiſtertſten Bergſteiger und Tourenläufer. Hier tritt der Sport in ſeiner vollen Kindlichkeit zu Tage. Wenn es zwei Wege gibt, einen leichten und einen ſchweren, um zu demſelben Ziele zu kommen, ſo wählt man natürlich den ſchweren. Wenn man die Wahl hat zwiſchen einer vielbeſuchten Spitze, auf der man viel ſieht und einer wenig beſuchten, auf der man wenig ſieht, wird letztere vorgezogen. Man beſteigt nicht den Ortler über die Pragerhütte, ſondern über den ſteilen Hintergletſcher, haut tauſend Stufen ins Eis, ſetzt ſein und ſeines Führers Leben auf's Spiel, hat aber die Genugthuung, ſeine That — wenn es die erſte ihrer Art des Jahres geweſen iſt, gilt ſie einen Point mehr — in das Fremdenbuch eintragen zu können. Es iſt beſonders Wien, wo dieſe ihrer Zeit aus England importierte Spezies in Reinkulturen gezüchtet wird.

Engländer ſieht man nur noch wenige; ſie vertrieben zu haben iſt das Verdienſt des D. Ö. A. V., der es den Touriſten zu bequem gemacht hat. Man findet ſie noch bei Zermatt und im Chamounixthal. Auch die Dolomiten in Südtirol, ſteile Felskoloſſe, die den Vorzug haben, ſchwer erſteigbar zu ſein, können nicht mehr reizen, ſeitdem die erſten Beſteigungen nicht mehr gezählt werden. Neuerdings iſt der Himalaya Mode geworden. Ein engliſcher Bergfex hat bereits eine Höhe erreicht, wo es eigentlich gar keine Luft mehr gibt und gegen welche der Mont Blanc Kinderei iſt. Was aber bleibt übrig, wenn erſt auf dem Mount Everest eine Klubhütte ſteht? Übrigens vermiſſen wir Altengland gern.

Man kann das Volk der Hochalpiſten einteilen in Bergfexe, Spezialiſten und Alpenbummler, wobei nicht ausgeſchloſſen iſt, daß einer zugleich mehreren dieſer Klaſſen angehören kann. Die erſteren findet man in einer Höhe von über 3000 Meter, die anderen, welche Steine, Mooſe, Pflanzen ſammeln, oder Karten zeichnen oder ſonſtigen Spezialzwecken nachgehen — findet man überall, wo ſonſt niemand hinkommt. Die letzteren, zu welchen auch ich gehöre, wie ich ohne Erröten bekenne, ſteigen ſo hoch, als ſie müſſen und ſuchen ihren Reiſegenuß, wie ſie können. Man findet beſonders viel Münchener in den bayriſchen Alpen, Wiener in Kärnthen und Südtyrol, aber „den glangreichen ſächſchen Tialekt gan man auf allen Klätſchern heren.“

Der D. Ö. A. V. macht keine Unterſchiede, er pflegt alle die zu ihm kommen mit gleicher Fürſorge; ja, er hat es erſt möglich gemacht, daß man die früher ſo ſchwer zugänglichen Zentralalpen bereiſen kann. Zu einer Zeit, in der die Schweiz von einem Ende bis zum anderen bekannt war und bereiſt wurde, war das Innere von Tirol noch terra incognita. Und die Oſtalpen ſind es bis auf den heutigen Tag. Der ſchmalere Bau des Alpenzuges, die tief einſchneidenden Thäler, erleichtern in der Schweiz die Annäherung an die Hochgebirgswelt ganz beſonders. Es kommt aber auch der Unternehmungsgeiſt der Bewohner hinzu, welcher, um Fremde heranzuziehen, große Summen auf den Wegebau und auf Errichtung von Hotels gewandt hat. In Tirol fehlt die Initiative der Bevölkerung, ja eine mächtige Partei des Landes wünſcht gar nicht, daß Fremde im Lande reiſen. Dazu kommt, daß der Zugang zu den Zentralſtöcken der Alpen in Tirol länger und ſchwieriger iſt. Noch vor zwei Jahrzehnten mußte man ſich ziemliche Entbehrungen auferlegen, um das innere Tirol zu bereiſen, mußte ſich manche Woche mit Schmarrn, ſchlechtem Landwein und einem Heulager behelfen, mußte bei längeren Touren im Freien übernachten und Wege wandeln, die nur der Eingeborene als Weg erkennen konnte. Jetzt ſind ja die Verhältniſſe immer noch von einer höchſt wohlthuenden Einfachheit, aber berechtigten Anforderungen geſchieht Genüge — durch die Thätigkeit des D. Ö. A. V., welcher im Namen der Bevölkerung die Honneurs macht.

Der Anfang der ſechziger Jahre rief das Alpenvereinsweſen ins Leben. 1861 entſtand der Alpine Klub in London, 1862 der öſterreichiſche Alpenverein in Wien, 1863 der Schweizer und Italieniſche. Im Jahre 1869 kam der deutſche Alpenverein in München hinzu. Letzterer gliederte ſich nach dem Vorbilde des ſchweizeriſchen Vereins in Sektionen, welche in jedem Orte, wo eine gewiſſe Anzahl von Mitgliedern ſich findet, errichtet werden können und die auch im Alpengebiete ſich beſondere Aufgaben ſtellen. Bald nach Gründung dieſes Vereins trat der Wunſch hervor, eine Verſchmelzung mit dem öſterreichiſchen Vereine zu bewirken, was im Jahre 1874 auch gelang. So entſtand der deutſch-öſterreichiſche Alpenverein, deſſen Wachstum aus folgender Zahlenzuſammenſtellung zu erſehen iſt.

Der öſterreichiſche Alpenverein hatte an Mitgliedern 1862: 627, 1869: 1228; der deutſche Verein 1869: 1070, beide zuſammen 1874: 3682, 1879: 8000, 1883: 12036.

Dieſe 12036 Mitglieder verteilen ſich auf 87 Sektionen, von welchen die höchſten Zahlen haben: Wien mit 1409, München mit 1101 und Leipzig mit 288 Mitgliedern.

Die Thätigkeit des Vereins iſt eine dreifache; ſie erſtreckt ſich auf den Weg- und Hüttenbau, die Organiſation und Sicherung des Führerweſens und litterariſche Publikationen.

Was ein guter Weg und ein ſchlechter Weg in den Alpen bedeutet, das weiß jeder, der dort geweſen iſt. Beide verhalten ſich zu einander wie der gebahnte Weg, welcher die Schurre im Bodethal hinauf führt, zu dieſer ſelbſt. Dieſe Wegebauten werden von den Führern oder anderen im Winter nicht beſchäftigten Perſonen ausgeführt und vom Vereine ſubventioniert. Freilich müſſen ſie an gewiſſen dem Wildwaſſer oder den Lawinen ausgeſetzten Stellen jährlich wiederholt werden. Sobald die Grenze der Gletſcher-Moränen erreicht iſt, hört natürlich jeglicher Weg auf; wenn man erſt Schnee unter den Füßen hat, hat man ja den beſten Weg erreicht. Aber auch da droben können durch einige in den Fels gelaſſene eiſerne Stangen, ein Stück Drahtſeil kritiſche Momente zu ziemlich harmloſen Partien gemacht werden.

Im allgemeinen iſt die Hochalpentour keineswegs ſo gefährlich als vielfach erzählt wird. Abſtürze von ſchwindelnder Tiefe paſſiert man entweder gar nicht oder nur auf kurze Strecken — wie am Glockner und Ortler dicht unterhalb der höchſten Spitze. Was die Sache ſchwierig machte, war die Länge des Weges. Um von dem nächſten bewohnten Orte aus einen Hochalpengipfel zu erſteigen, wird man meiſt eine Zeit von nicht weniger als fünfzehn bis zwanzig Stunden brauchen. Das iſt eine bedeutende Anſtrengung, der nicht viele gewachſen ſind; es iſt auch nicht jedermanns Sache, etliche Stunden Raſt in eiſiger Nacht unter einer Klippe auf einigen ſchneefreien Steintrümmern zu halten. Wenn dieſe Partie halbiert und auf zwei Tage verteilt werden kann, verliert ſie ihren grauſamen Charakter und wird für ſolche, die überhaupt Kräfte und Ausdauer genug haben um Hochtouren zu machen, eine keineswegs exorbitante Sache. Vor zwanzig Jahren galt die Beſteigung des Glockner für eine Heldenthat und ſie war es auch wohl. Jetzt iſt der alte ſonſt ſo unnahbare Herr auf halber Höhe von einer ganzen Anzahl von Unterkunftshütten umgeben, in denen man übernachtet, um am andern Morgen den Gipfel zu erſteigen. Sonſt wurde jeder Beſteiger aufgeſchrieben, jetzt zieht vom Glocknerhauſe nach Kals und von der Stüdelhütte nach der Paſterza täglich eine ganze Karawane von Touriſten über den Glocknergipfel.

Dies ermöglicht zu haben iſt das Verdienſt des Alpenvereins, welcher dieſe Hütten baute und dem reiſenden Publikum zur Verfügung ſtellte. Sehen wir uns ein paar dieſer Hütten an und zwar beiſpielsweiſe eine primitive und eine beſſer eingerichtete. Die erſtere — wir denken an die Taſchachhütte unter dem Ölgrubenjoch — liegt in dem einſamſten und wildeſten Teile des ganzen für uns in Frage kommenden Alpengebietes, am Ende des Pitzthales, welches zur Ötzthaler Gruppe gehört. Zu Mittelberg, wo bereits ein Gletſcher in ſchönem Abſturze bis nahe an die Häuſer des armſeligen Dorfes herandrängt, läßt man die letzten bewohnten Orte hinter ſich; nun gibt es nur noch in ſteiniger Öde zwei einſame Hütten für den Ziegenjungen und den Kuhhirten. Nach zwei Stunden wird der Taſchachgletſcher erreicht und in ſchräger Richtung überſchritten Nun beginnt ein ſteiles Aufklimmen zwiſchen dem Geröll der Moräne; endlich erreicht man eine grasbewachſene Bergkuppe, da ſteht die Klubhütte vor uns. Und das iſt ſehr gut, denn ſchon bringt der Nordwind Wolken und Regen aus dem Pitzthale herauf.

Die Hütte beſteht aus einem gemauerten viereckigen Raume von der Größe einer Stube und einem flachen, nach Süden geneigten Dache. Fenſter, Thür und Rauchfang befinden ſich auf der Nordſeite. Die Hütte iſt von der Sektion Frankfurt a. M. erbaut und wird von derſelben erhalten. Es iſt eine in der That ſehr praktiſche Einrichtung des Alpenvereins, daß er ſeine Thätigkeit nicht ausſchließlich zentraliſiert, ſondern den einzelnen Sektionen beſondere Aufgaben und Arbeitsgebiete überläßt. So ſind von den einzelnen Sektionen bis zum vorigen Jahre nicht weniger als ſechsundſechzig Unterkunftshäuſer gebaut worden. Unſere Taſchachhütte iſt eine nicht viel beſuchte, denn in dieſen Winkel des Pitzthales verirren ſich nur wenig Touriſten. Sie iſt darum auch nur auf ein Heulager für zehn Perſonen eingerichtet. Aber ſie hat wollene Decken, dazu einen Schrank mit Geſchirr, Pfannen und Keſſel, einen Herd, kurz eine komplette Kücheneinrichtung — was will man mehr. An der Wand hängen Rettungswerkzeuge, ein langes Seil, Eishacken, Laternen ꝛc. Es iſt alles in ſauberſter Ordnung, und man befindet ſich bei ſorgſamer Bedienung, bei Brot, Konſerven und Glühwein, ſo wohl, wie im beſten Hotel — wenn nicht zufälligerweiſe gerade Nordwind weht, der uns den Rauch in die Hütte treibt, ſodaß die Thür offen bleiben muß. Aber das ſchadet nicht. Eine Nacht ſo mitten in der eiſigen Hochwelt, bei Morgengrauen ein majeſtätiſches Panorama, wie der Blick auf den rieſigen Taſchachgletſcher, der gleich einem eiserſtarrten Meere ſich vor uns in die Tiefe ſtürzt und tief unten unter uns endet, iſt eine ganz einzige Sache. Wir fühlen uns faſt beſchämt, wenn wir für dies alles einen Gulden in die Kaſſe der Hütte zahlen.

Das von der Sektion Klagenfurt verwaltete Glocknerhaus iſt kaum noch ein Unterkunftshaus zu nennen; es iſt ein komplettes Hotel, das für zwanzig Perſonen Betten und noch für ſechsunddreißig Perſonen Heulager hat, wo man gut ißt und trinkt, wo man ſogar Bier haben kann. Wenn man aber auch in einer kleiner bewirtſchafteten Hütte, wie z. B. der Berliner Hütte in den Zillerthaler Alpen einkehrt, man iſt überraſchend gut aufgehoben. Man tritt in ein Gaſtzimmer, in deſſen Mitte der Kochherd ſteht. Rechts und links befinden ſich die Schlafräume, rechts für die Damen links für die Herren. In allen Fällen, wo ein abgetrennter Raum ſich befindet, haben die Damen, wie reglementmäßig feſtgeſtellt iſt, die Vorhand und das Recht des Alleinbeſitzes. Die etwa bereits einquartierten Reiſenden müſſen heraus und zu den Führern in den Vorraum oder unter das Dach. Und es weigert ſich niemand. Es herrſcht überhaupt ein Ton, der in der Schweiz völlig unbekannt iſt. Von Prellerei auf der einen Seite, von ödem anſpruchsvollem Weſen auf der anderen iſt nicht die Rede.

Neuerdings wird vorherrſchend mit Konſerven gewirtſchaftet, das iſt ein großer Vorzug. Es iſt noch nicht lange her, da bekam man im Gebirge meiſt gar kein Fleiſch oder höchſtens ein mageres Hähnchen oder ein Etwas von Fleiſch, welches noch ſchlimmer war, als das Hammelfleiſch von 1870, und das will viel ſagen. Auch die weit berühmten Gemſenbraten ſind — bei nahe gegeſſen — entſetzlich. Man hat nun in Form von Konſerven alles was man will — abermals eine Einrichtung des Vereins, der an geeigneten Orten ſogar Depots angelegt hat. In unſerer Hütte fehlt auch nicht geiſtige Speiſe für die, welche einregnen und etliche Tage auf einem Fleck ſitzen müſſen: Eine Bibel, ferner Alpenlitteratur, die Jahrbücher des Vereins, Kartenwerke ꝛc. Auch Schachſpiel und Verwandtes iſt zu finden.

Daß in unſerem Alpengebiet, ein ſo netter, anſtändiger Ton herrſcht, iſt einesteils dem anſtändigen biederen Sinne der Bewohner zu verdanken, anderſeits aber auch Verdienſt des Alpenvereins, welcher überall Tarife und Preiſe einheitlich geordnet und feſtgeſetzt hat. Unter einem Führer verſteht man in Mitteldeutſchland vielfach ein unnützes, unverſchämtes, beutegieriges Individuum. Bei den Führern in unſerm Alpengebiete kommt die Geldfrage gar nicht in Frage. Die Tarife und, was der Führer zu leiſten hat, ſtehen ganz genau feſt. Sie haben ſogar den Aufſtellungen des Vereins gemäß obrigkeitliche Beſtätigung erhalten. Übrigens ſind auch die Tarife viel niedriger als die Schweizer und es kommt vor, daß ſich große Alpenfexe Ortlerführer engagieren und mit dieſen die Schweiz bereiſen. An vielen Orten beſtehen Führervereine, welche ſelbſt Kontrolle über ihre Mitglieder ausüben, an einzelnen Orten förmliche Führerbüreaus, deren Obmann jedem Führer in beſtimmtem Wechſel ſeine Touren zuteilt.

Dieſen Beſtrebungen iſt es zu danken, daß ſich ein treffliches Führerkorps herausgebildet hat, welches das Lob, das ihnen in den verſchiedenen Führerbüchern geſpendet wird, verdient, und das den Vergleich mit den Schweizerführern nicht zu ſcheuen braucht. Es hat ſich hierbei zwiſchen Führer und Touriſten ein Verhältnis herausgebildet, das mit dem von guten Kameraden mehr Ähnlichkeit hat, als mit dem von Herrn und Diener, ein Verhältnis, das beiden Teilen zur Ehre gereicht.

Der Alpenverein hat ſich aber damit nicht begnügen wollen, die Verhältniſſe zwiſchen Touriſt und Führer zu ordnen, oder verdienten und bedürftigen Führern Ausrüſtungsgegenſtände zu ſchenken, er hat auch den Führern bei möglichen Unglücksfällen, bei Erwerbsunfähigkeit, welche ſie ſich in Ausübung ihres Berufes zugezogen haben, eine gewiſſe Sicherheit bieten wollen. Zu dieſem Zwecke wurde 1878 eine Führerunterſtützungskaſſe begründet. Das Kapital dieſer Kaſſe betrug ſchon Ende 1878 8500 Mark, Anfang des Jahres 1882 13250 Mark.

Auch andere Unterſtützungen ſind geſammelt worden. In den letzten Jahren haben arge Überſchwemmungen ſtattgefunden; allein im Jahre 1878 ſind 30 000 Mark aufgebracht worden als Unterſtützung für die Beſchädigten. Wenn ſich der Verein auch bei der Aufforſtung des Alpengebietes beteiligt, ſo dient er demſelben Zwecke.

Ich müßte nun ein Bild von der litterariſchen Thätigkeit des Vereins entwerfen. Aber dieſer Reihe von Bänden gegen über muß es für diesmal unterbleiben, ebenſo wie eine Schilderung der Vereinsthätigkeit in der Heimat.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Es iſt ein Stück Liebesleben, das uns Konrad Ahrendts in Weimar auf ſeinem hübſchen Bilde: „Die künftige Frau Meiſterin“ (S. 805) vorführt. Noch iſt das entſcheidende Wort nicht geſprochen, aber man verſteht ſich und der Bäcker, der der ſchmucken Auguſte ſo energiſch nachſtellte, iſt aus dem Felde geſchlagen. An jenem Abend, wo es in Rathmanns Salon zwiſchen den Bäckern und den Fleiſchern zu ernſthaften Händeln kam, weil die erſteren den letzteren vorwarfen, der Ochſenkopf auf der Fleiſcherfahne ſitze auf einem Pferdehals, an jenem Abend wurde unſer Held zum erſten Male ſeiner Sache ſicher. Auguſte bangte für ihn, war ſtolz auf ihn. Er weiß es, ſie wird gern ſeine Frau Meiſterin werden.

Der Maler unſeres zweiten Bildes: „Eine Kaiſerliche Proklamation,“ (S. 813) Profeſſor Werner Schuch in München verſteht es wie kein anderer, uns die Zeit des dreißigjährigen Krieges auf das lebendigſte vors Auge zu führen. Welch ein Leben herrſcht auf dem kleinen Bilde! In der prächtigen Tracht der Zeit hält der als Herold fungierende Offizier auf ſeinem ſchweren vlämiſchen Hengſt. Ein Schwarzer, der vielleicht mit den Spaniern ins Land kam, ſchlägt die Pauke, von den Trompeten der Fanfarenbläſer wallen fahnenartige Tücher herab. Im Hintergrunde halten Reiter in Sturmkappen. Rechts drängen ſich die Bürger des Ackerſtädtchens und blicken ſtaunend auf den nie geſehenen Mohr, ängſtlich auf die Reiter, während die Kinder links mit offenem Munde auf die Gruppe blicken oder wohl gar angſtvoll die Flucht ergreifen.

Was da wohl verkündet wird? Da es eine „kaiſerliche“ Proklamation iſt, ſo handelt es ſich leider gewiß um Übles, denn ſo ganz verkehrt waren damals die Verhältniſſe des Deutſchen Reiches, daß der Deutſchen Kaiſer ihr ſchlimmſter Feind war, der frech und ruchlos ſpaniſche, italieniſche und kroatiſche Banden auf die deutſchen Gauen losließ.

Geſundheitsrat.

Abonnent in Barmen. Solch chroniſcher von verhältnismäßig ſtarkem Ausfluß aus der Naſe und Undurchgängigkeit derſelben für Luft begleiteter Schnupfen bei einem, wie Sie ſchreiben, ſonſt geſunden Kinde von 5½ Jahren hat recht häufig ſeinen Grund in der Anweſenheit eines Naſenpolypen.

B. H. Sie müſſen einen Arzt fragen, auf briefliche Behandlung von Krankheiten kann ſich der Geſundheitsrat nicht einlaſſen.

E. G. Zwickau. Bitte hierdurch höflichſt um Mitteilung der früher in Ihrem geſchätzten Blatte angegebenen Adreſſe, der Bezugsquelle einer Kindermilch, ähnlich der Schweizermilch aber leichter verdaulich, welche namentlich als Mittel gegen Durchfall der Kinder empfohlen wurde. Alle bis jetzt angewendeten Mittel haben ſich als fruchtlos erwieſen.

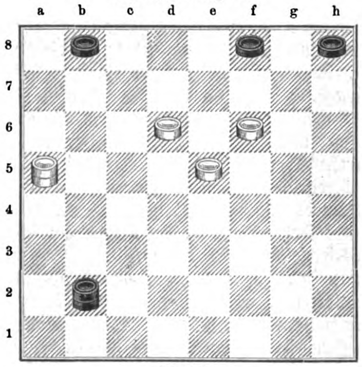
Vor 5/4 Jahren empfahlen wir die nach E. Scherffs Patent konſervierte „holſteiniſche Kuhmilch“ aus der Fabrik von C. Drenckhan in Stendorf bei Eutin. Der Fabrikant teilte uns kürzlich mit, daß ihm jener Artikel an ſechzig Kunden gebracht habe, „von denen viele noch heute ihre Milch weiter beziehen, während manche Kinder natürlich ſchon groß geworden und der Milch entwöhnt ſind. Aber faſt alle von dieſen Kunden haben ſich ſchriftlich lobend über die Vorzüglichkeit dieſer Milch ausgeſprochen.“ Unſere eigenen weiteren Erfolge mit der „holſteiniſchen Kuhmilch“, die ſchon manchem Säugling das Leben gerettet hat, veranlaſſen uns heute auch, Ihnen dieſe Milch zu empfehlen. Das größte Hindernis für eine allgemeine Verbreitung liegt in dem naturgemäß etwas hohen Preiſe, gegenüber anderer Milch.

P. Br. in L. Dem verehrlichen Geſundheitsrat lege ich hierdurch die ergebene Bitte vor, nicht nur mir, ſondern zugleich vielen meiner Bekannten gütigſt darüber Auskunft geben zu wollen, welche die feſten Regeln für das Croquetſpiel ſind, da ich aus eigener Anſchauung habe erfahren müſſen, wie verſchieden dies Spiel gehandhabt wird.

Zur Mitteilung dieſer Regeln fehlt uns hier der Raum, wir raten Ihnen aber fünfzig Pfennig an die Anſchaffung des kleinen in verſchiedenen Schulen offiziell eingeführten Buches zu wenden: „Bewegungsſpiele im Freien“ von Dr. Claſen. Wenden Sie ſich direkt an die Verlagshandlung von D. Gundert in Stuttgart.

In unſerer Spielecke.

Dameſpielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

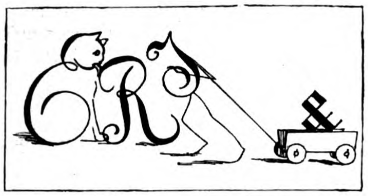
1.

Welche zweiziffrige Zahl läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben finden. Multipliziert man ihre drei Drittel miteinander, ſo erhält man ein Reſultat, welches um eine vierziffrige Zahl größer iſt als das Reſultat, welches man erhält, wenn man die beiden Hälften der zweiziffrigen Zahl mit einander multipliziert. Die Querſumme der vierziffrigen Zahl beträgt acht und iſt gleich der Summe der erſten, zweiten und vierten Ziffer. Die erſte (links) iſt kleiner als die zweite und die vierte gleich der zweiten Ziffer.

2.

Mit Kopf iſt es Bauer und Richter,
Ohne Kopf war es Schriftſteller und Dichter.

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 50.

Schachaufgabe.

1. Tc7—c4 Ke5—f4, —d5, —e6
2. Db6—d6:, Tc4—c5‡

A.

1. . . . Beliebig anders.
2. D oder T‡

1.

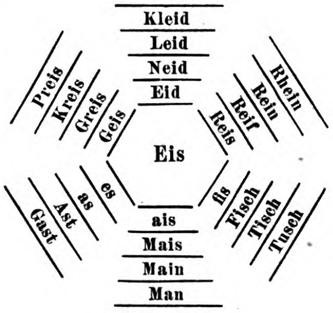
S	I	E	G	**F**	R	I	E	D
C	O	R	R	**E**	G	G	I	O
C	H	A	R	**L**	O	T	T	E
F	E	R	D	**I**	N	A	N	D
F	**E**	**L**	**I**	**X**	**D**	**A**	**H**	**N**
F	R	I	E	**D**	R	I	C	H
D	O	N	C	**A**	R	L	O	S
B	E	E	T	**H**	O	V	E	N
L	O	H	E	**N**	G	R	I	N

2. Poſa, Piſa.

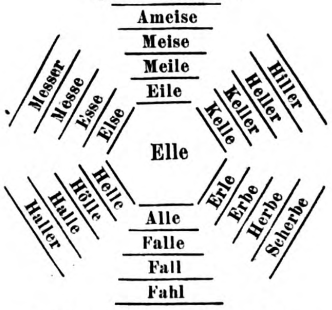
(Die Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

3. Metamorphoſen.

Erſte Aufgabe.



Zweite Aufgabe.



Bilderrätſel: Ein Kupferſtecher.

Inhalt: Wie es kam. Fortſetzung. Erzählung von Margarethe von Eichendorff. — Millionen über Millionen. Zu der Abbildung des Juliusturmes in Spandau. — Riehms Handwörterbuch des bibliſchen Altertums. Mit 6 Illuſtrationen. — John Brown. Von Kapitän Nemo. — Die Fernſprechanſtalten in Deutſchland. — Das Preusje von Schlüchtern. Mit Porträt. — Land und Leute des Öſterreichiſchen Alpenvereines. Von Fritz Anders. — Am Familientiſch: Zu den Bildern: Die künftige Frau Meiſterin. Von Konrad Ahrends; und: Eine kaiſerliche Proklamation. Von Prof. Werner Schuch. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Nicht zu überſehen!

Mit der nächſten Nummer ſchließt der laufende Jahrgang des Daheim. Wir erſuchen daher unſere Leſer, das Abonnement, insbeſondere dasjenige bei der Poſt, **rechtzeitig** erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zuſendung entſtehe.

Zugleich machen wir unſern Leſern die Mitteilung, daß wir für den ablaufenden Jahrgang, wie für die früheren, zu demſelben Preiſe von 1 Mark 40 Pf. eine **elegante dauerhafte**

Einbanddecke

mit Golddruck und Preſſung haben anfertigen laſſen, welche **ſogleich** bezogen werden kann. Verloren gegangene **Nummern**, deren Betrag inkl. Porto den Aufträgen in Briefmarken mitbeizufügen iſt: für 1 Nummer 35 Pf., 2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf. und **Hefte** (jedes Heft inkl. Frankatur 60 Pf.), ſowie **einzelne Quartale** liefern wir, ſoweit unſer Vorrat reicht, gern nach. **Beſtellzettel** auf Decke, Nummern, Hefte und Quartale befindet ſich für die Wochenausgabe im Daheim-Anzeiger No. 51, für die Heftausgabe auf dem Umſchlage des 18. Heftes und bitten wir die geehrten Abonnenten, ſich dieſer Zettel bei ihren Beſtellungen bedienen zu wollen.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Original v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XX. Jahrgang. Ausgegeben am 27. September 1884. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1883 bis dahin 1884. 1884. № 52.

Zum Jahrgangsſchluß.

Mit dieſer Nummer ſchließt unſer zwanzigſter Jahrgang. Es iſt das ja kein Anlaß zu einem Jubiläum, immerhin aber eine erwünſchte Gelegenheit, um unſeren Mitarbeitern und Abonnenten für die Treue, mit der ſie am Daheim feſthielten, und für die Anerkennung, die ſie unſeren Beſtrebungen zu teil werden ließen, herzlich zu danken.

Unſere Leſer werden ohne Zweifel bemerkt haben, daß wir der Illuſtration jetzt eine beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden. Wir ſtreben unabläſſig nach Vervollkommnung und Verfeinerung der Holzſchnitte. Ihre Zahl hat ſich gegen früher mehr als verdoppelt, ihre Koſten ſind freilich in gleichem Maße geſtiegen. Zumal die Vorführung von alten Meiſterwerken der Malerei oder des Kupferſtiches hat, wie wir aus zahlreichen Zuſchriften erſahen, das erwartete Intereſſe gefunden. Außerdem ſind wir eifrig bemüht, auch die Illuſtrierung der Artikel, dort, wo eine ſolche angebracht erſcheint, möglichſt zu vervollkommnen. Aus unſerer Sammlung merkwürdiger Bildniſſe ergibt ſich oft ein erwünſchter Anlaß, das Leben berühmter oder merkwürdiger Menſchen der Vergangenheit unſeren Leſern vorzuführen.

Für den erzählenden Teil des neuen Jahrgangs ſind wir gut ausgerüſtet. Ein ſchöner Roman von L. Bernard: „Verrechnet“ wird ihn eröffnen, Erzählungen von A. v. d. Elbe, Moritz von Reichenbach und anderen werden ihm folgen. Von Hans Arnold liegt eine reizende Humoreske vor, von Reinh. Werner und Ferſchke iſt viel Luſtiges zu erwarten. Eine lange Reihe von Aufſätzen alter und neuer Mitarbeiter liegt bereit.

Zum Schluß bleibt uns nur übrig zu verſichern, daß wir nach wie vor im ſelben Geiſte wie bisher die Redaktion führen werden, und die Hoffnung auszuſprechen, daß unſere Leſer uns ebenfalls wie bisher treu bleiben mögen.

Das Daheim wird auch ferner die neuerdings üblich gewordenen Mittel anmaßender und verlogener Reklame verſchmähen. Hoffnungsfreudig und mit berechtigter Zuverſicht tritt es ſeinen einundzwanzigſten Jahrgang an.

Die Redaktion.

Wie es kam.

Erzählung von **Margarethe von Eichendorff.**

(Schluß.)

„Es trifft mich nicht überraſchend,“ hub Moritz an, „was Sie mir eben ſagten, Eva! Schon lange fürchtete ich, daß Wilm Ihnen unendlich teurer ſei, als ich. Ich hoffte, ſolange noch etwas zu hoffen war, aber ſeit geſtern, ſeit dem Augenblick, wo Sie von mir hinweg zu ihm flüchteten, wußte ich, daß für mich alles verloren ſei, — ich kam ſchon ohne Hoffnung hierher, nur in dem Gefühle, noch das letzte, das einzige zu verſuchen, was mir noch zu thun übrig blieb!“

Ein verhaltenes Weh zitterte in Moritzens Stimme, und mich ergriff tiefes Mitleid mit dem ſonſt ſo heiteren Gefährten, hätte er irgend etwas anderes von mir verlangt, alles würde ich in dieſem Augenblick für ihn gethan haben, — aber mit ihm gehen, Wilm verlaſſen, — dies eine konnte ich nicht!

„Moritz,“ ſagte ich, während die Thränen mir in die Augen traten, „o bitte, bitte, ſeien Sie nicht traurig! Ich kann nicht von hier fort, wirklich, ich kann nicht, glauben Sie mir das und verzeihen Sie mir!“

„O ich glaube Ihnen, Eva,“ ſagte Moritz mit ungewöhnlich ſanfter Stimme und drückte meine Hand leiſe in der ſeinen. „Verzeihen ſoll ich Ihnen? Was hätte ich zu verzeihen? Wohl haben Sie mir das tiefſte Weh zugefügt, das ein Menſch dem anderen nur zuzufügen vermag, aber iſt es denn Ihre Schuld? Nein, weinen Sie nicht, der Schmerz, den Sie mir bereitet, darf nicht zum Vorwurf für Sie werden; wie geſagt, Eva, es iſt nicht Ihre Schuld, daß Sie mich nicht lieben können, wie ich Sie liebe!“

„Moritz!“ ſchluchzte ich unter immer heftiger hervorbrechenden Thränen. „Liebe, liebe Eva!“ ſagte Moritz leiſe und innig; er beugte ſich zu mir nieder und einen Augenblick hindurch legten ſeine Lippen ſich heiß und feſt auf meine Stirn. Und diesmal duldete ich es ſchweigend; ich fühlte, das war ein anderer Kuß, als den er mir geſtern geraubt hatte, ein Kuß, deſſen ich mich nicht zu ſchämen gehabt hätte, auch nicht vor Wilm!

„Moritz!“ rief ich noch einmal, aber er hörte es nicht mehr; ich war allein, Moritz hatte den Garten verlaſſen und ich vernahm nur noch den Ton ſeiner, in der Ferne verhallenden Schritte. Da barg ich das Geſicht in meine Hände und weinte die bitterſten Thränen, die ich wohl je im Leben vergoſſen hatte! — — —

Die letzten Tage des Spätſommers, der Herbſt ging vorüber und bei uns war alles wieder beim alten, ſo wie es lange Jahre hindurch geweſen war. Ich las und lernte eifriger denn je mit Heinz zuſammen, ich machte weite Spaziergänge mit ihm, auch über ſchneebedeckte Felder und durch froſtflimmernde Wälder, kurz, ich war Heinzens unzertrennliche Gefährtin und doch war dieſer nicht mit mir zufrieden! Ja, alles war wieder beim alten, — nur ich ſelbſt war eine andere geworden!

„Eva, was iſt nur mit dir vorgegangen?“ klagte Heinz, wenn ich ziemlich ſchweigſam neben ihm herging und auf ſeine intereſſanteſten Berichte nur mit einem zerſtreuten Lächeln antwortete. „Es iſt, als ob du nicht mehr dieſelbe wäreſt und das Sprechen, Lachen und Herumſpringen verlernt hätteſt, und das alles ſeit du ſiebzehn Jahre alt geworden biſt! Hole der Kuckuck alle erwachſenen Damen und ſolche, die ſich einbilden es zu ſein. Eva, woran um alles in der Welt denkſt du denn ſchon wieder?“

„An Moritz,“ hätte ich dann faſt jedesmal antworten müſſen, wenn ich die Wahrheit ſprechen wollte. Ja, es war ſeltſam, ſeit ich von Moritz getrennt war, ſeit ich ihn von mir getrieben hatte, kam er mir nicht mehr aus dem Sinn, bei Tage dachte ich an ihn, von ihm träumte ich in der Nacht. Ich fühlte noch den ernſten, traurigen Blick, den Moritz auf mich gerichtet hatte, als ich ihn zum letztenmale ſah: „Sie haben mir das größte Weh zugefügt, das ein Menſch einem anderen nur zuzufügen vermag,“ dieſe Worte waren es, die mir Heiterkeit und Ruhe geraubt hatten: ich, ja ich allein war die Urſache, wenn Moritzens Auge nie wieder fröhlich dreinſchaute — ich hatte das Unglück eines Menſchen verſchuldet! Wie eine Zentnerlaſt lag dieſes ſchreckliche Bewußtſein auf meinem armen, gequälten Herzen, wie einen Fluch ſollte ich es fortan mit durchs Leben ſchleppen! Ich hatte mir ja nichts vorzuwerfen, ſo hatte mir Moritz geſagt, aber wäre ich eine Verbrecherin geweſen, ich hätte mich nicht ſchuldbewußter, nicht elender fühlen können. Ich trug die Schuld an dem Unglück eines anderen und hatte damit ſelbſt jede Anwartſchaft und jedes Recht auf Glück im Leben eingebüßt! Das empfand ich als mein unabwendbares Schickſal, das verbitterte mir jede Stunde, darüber grübelte ich Tag und Nacht. Und wenn ich dann mitten im heiteren Geſpräche abbrach und ſtumm und ſinnend daſaß, dann bemerkte ich oft, wie Wilms Blick mit einem Ausdruck an mir hing, als wolle er die geheimſten Gedanken meines Herzens leſen. Niemals aber ſprach ich ſie aus, gegen niemand, nicht einmal gegen Heinz und am wenigſten gegen Wilm! Denn hatte ich ſelbſt mich verändert, ſo war auch Wilm ein anderer geworden, ein anderer wenigſtens gegen mich — und ſchien das auch keiner von den übrigen zu bemerken, ſo ſah und fühlte doch ich es und auch mir war es nicht mehr möglich, den alten, vertrauten Ton mit ihm zu finden. Was es war, das Unnennbare, Unfaßbare, das ſich zwiſchen uns gedrängt hatte, hätte ich nicht zu ſagen gewußt, und doch war es da und lag erkältend und entfremdend zwiſchen ihm und mir. Wir gingen uns beide aus dem Wege, ſo weit das bei unſerem Zuſammenleben möglich war, denn, ſo wie ich früher genau gewußt hatte, wie gern Wilm mich um ſich ſah, ſo ahnte ich jetzt, mit einer unklaren, dumpfen Empfindung des Schmerzes, daß er ſich erleichtert fühlte, wenn ich ihn nur erſt wieder verließ, und dieſes Bewußtſein war es, das mich ſchließlich veranlaßte ihn niemals mehr freiwillig aufzuſuchen, wie ich es früher ſo oft und ſo gern gethan hatte.

Wohl über ein halbes Jahr war ſeit Moritzens Abreiſe vergangen; der Frühling zog wieder ins Land, Schneeglöckchen und Himmelſchlüſſel blühten, mich aber fanden ſie nicht weniger niedergedrückt, als da Schnee und Froſt mich verlaſſen hatten.

Vor wenigen Tagen hatte mein Vormund die Todesnachricht eines entfernten Verwandten erhalten. Wir hatten den jungen Mann kaum gekannt und deshalb konnte die Nachricht von ſeinem plötzlichen Hinſcheiden uns auch unmöglich nahe gehen. Mich, vor allem, hatte ſie gar nicht weiter berührt, ich hörte kaum hin, als der Onkel ſie uns mitteilte, und es erregte durchaus nicht meine Neugier, als er darauf Wilm den Brief zu leſen gab, der ihm dieſe Kunde gebracht hatte, und mit dieſem den Vorfall halblaut beſprach. Heinz aber mußte von dieſem Geſpräch etwas aufgefangen und begriffen haben, denn ſobald wir allein waren, näherte er ſich mir mit wichtiger, geheimnisvoller Miene.

„Haſt du gehört, Eva?“

„Was?“ fragte ich ziemlich gleichgültig zurück.

„O, ich habe alles gehört,“ prahlte Heinz, „und wenn du nicht wie gewöhnlich an wer weiß was gedacht hätteſt, ſo würdeſt du es auch gehört haben. Weißt du, wie er geſtorben iſt?“ — „Nein, weißt du es denn?“

„Gewiß weiß ich es,“ entgegnete Heinz triumphierend, „er hat ſich ſelbſt das Leben genommen! Und weshalb that er das?“

„Nun, weshalb?“ fragte ich ſchon etwas neugieriger.

„Aus unglücklicher Liebe, wie man das ſo nennt,“ fuhr der ſtolze Heinz fort, „ich hörte, wie Papa und Wilm darüber ſprachen, — weil das Mädchen ihn nicht wollte, das er ganz unmenſchlich gern gehabt haben ſoll!“

O du böſer, böſer Heinz! Freilich, er ahnte nichts davon, welche Verzweiflung ſich in mein Herz ſenkte, als er ſo mit kindiſcher Wichtigkeit ſein Geheimnis vor mir auskramte! Tot! — Sich ſelber das Leben genommen, weil das Mädchen ihn nicht wollte, das er lieb gehabt hatte! Alſo auch das kam vor in dieſer ſchrecklichen Welt, — auch ich konnte es verſchuldet haben! Lebte denn Moritz noch? Seit er fortgegangen war, hatte ich nichts mehr von ihm gehört — und wenn er auch noch lebte, konnte er denn nicht zu jeder Zeit, heute, in dieſem Augenblick den fürchterlichen Entſchluß faſſen, einem Leben ein Ende zu machen, das ich zerſtört und vergiftet hatte? Dieſer Gedanke machte das Blut in meinen Adern erſtarren, verzweiflungsvoll ſuchte ich nach einem Ausweg und fand doch nur den einen, vor dem ich zurückbebte und bei deſſen bloßer Vorſtellung ich mich grenzenlos elend fühlte! Und doch drängte er ſich mir immer wieder und wieder auf: Moritz zurückzurufen, die Worte zurückzunehmen, die ich beim Abſchiede zu ihm geſprochen hatte, ihm zu ſagen, daß ich ſeinen Wunſch erfüllen, daß ich ſeine Frau werden wolle! — Wie der Gedanke das erſte Mal in mir aufgetaucht war, hatte ich ihn ſchaudernd, als eine Unmöglichkeit, von mir gewieſen, aber er kam mir immer wieder und wieder, ich vermochte ihn nicht los zu werden und allmählich ſchien es mir faſt, als könnte ich mich an ihn gewöhnen. Ach, es würde mir freilich unſäglich ſchwer werden, von Hauſe fort zu gehen, den Onkel und Heinz zu verlaſſen — und Wilm, würde ich früher hinzugefügt haben, aber jetzt wagte ich es nicht mehr! Wie anders war es doch geworden und wie war das Leben doch ſo ſchwer und bitter, und ich war doch noch ſo jung!

Ich war in den Garten hinausgegangen, das that ich immer, wenn ich betrübt war, denn draußen im Freien wurde mir ſtets leichter zu Mute. Auch heute war ich längſt wieder ruhiger geworden und überlegte eben, wo Heinz in dieſem Augenblick wohl zu finden wäre, als bei einer Biegung des Weges der Onkel und Wilm mir entgegenkamen. Sie ſahen mich nicht gleich, da einige Sträucher mich vor ihnen verbargen, und ſo fuhren ſie ruhig in ihrem Geſpräche fort.

„Heinz geht nun in das achtzehnte Jahr,“ ſagte Wilm, „und iſt trotz ſeines Übermutes ein ganz verſtändiger Burſche. Mit ſeiner Büchergelehrſamkeit wird es freilich nie viel werden, aber er beſitzt viel praktiſches Talent zur Landwirtſchaft, bald wird er imſtande ſein, mich vollſtändig zu erſetzen und du wirſt mich und meine Thätigkeit gar nicht weiter vermiſſen!“

Mein Vormund gab keine Antwort, wahrſcheinlich, weil ich die Sprechenden jetzt beinahe erreicht hatte und auch ſie mich nun bemerkten. Mir aber wollten die Worte, die ich gehört hatte, nicht mehr aus dem Sinn: der Onkel würde Wilm und ſeine Thätigkeit nicht vermiſſen, — hatte dieſer denn die Abſicht uns zu verlaſſen? Mir ſchien das ſo unglaublich, ſo undenkbar, daß ich es nicht zu faſſen vermochte; der Gedanke daran ging mir unaufhörlich im Kopfe herum und beſchäftigte mich ſo ſehr, daß meine eigenen Angelegenheiten davon in den Hintergrund gedrängt wurden; aber als ich endlich eines Tages im Hausflur den Sattler traf, der die beſtellten neuen Reiſekoffer an den jungen Herrn abzuliefern wünſchte, da wurde meine Ahnung, die ich bisher doch immer noch weit von mir geſchoben hatte, zur Gewißheit. Aufgeregt, faſt atemlos ſtürzte ich zu Heinz, den ich gegen ſeine Gewohnheit ſtill und nachdenklich auf den Stufen vor dem Eingange unſeres Hauſes ſitzen fand.

„Heinz, Heinz," ſchrie ich ihn an, „was geht hier vor? Was haben der Onkel und Wilm immerwährend mit einander zu beſprechen, warum läßt Wilm ſich neue Koffer machen?

Heinz zuckte mit einem vielſagenden, melancholiſchen Blick die Achſeln und blieb ſtumm.

„O ja, du weißt etwas davon," rief ich eifrig, „ich ſehe es dir ja am Geſichte an, und du wirſt es mir ſagen! Lieber Heinz, was iſt's mit Wilm, was hat er vor, will er wirklich von uns fort?"

„Aber ich darf dir nichts ſagen, es iſt mir verboten!" rief Heinz, mein Fragen und Drängen unterbrechend.

„O Heinz, du haſt mir immer alles geſagt, thue es auch diesmal, ich bitte dich! Was weißt du von Wilm, was will er thun, warum will er gehen? Lieber, einziger Heinz," fuhr ich flehend fort, „ſei doch nicht ſo ſchrecklich ſtumm und ſage mir, was du weißt!"

Nun hatte der große, ſtarke Heinz eine merkwürdige Schwäche und die war mir ſehr wohlbekannt: es war ihm eine vollſtändige Unmöglichkeit, Bitten zu widerſtehen, am wenigſten den meinen; das wußte ich, wie geſagt, ſehr gut und machte mir nicht das geringſte Gewiſſen daraus, aus dieſer Eigentümlichkeit Nutzen zu ziehen. Auch diesmal gelangte ich bald zum Ziele.

„Was ich weiß," ſagte Heinz, „nun, alles weiß ich und deshalb ſitze ich eben da, wie der Lohgerber, dem die Felle weggeſchwommen. Freilich ſind uns die neuen Koffer nicht umſonſt ins Haus geſchleppt worden, — Wilm geht fort, nach Wien, Tirol, Venedig, was weiß ich, wohin er überall will, es iſt auch ganz alles eins, denn," ſchloß er philoſophiſch, „weg iſt er doch einmal, wenn er erſt fortgegangen iſt!"

„Aber Heinz, warum nur geht er fort?"

„Warum?" Bei dieſer Frage ſprang Heinz plötzlich auf, ſtellte ſich dicht vor mich hin und ſah mich mit einem ſeltſamen Blick von oben bis unten an: „Ja, warum? Eva, das iſt das Merkwürdigſte, was ich je gehört habe, es iſt gar nicht zu glauben und auch du wirſt es nicht glauben, wenn ich es dir ſage. Denke nur, da kommt Wilm geſtern abend, wie ich ſchon im Bette lag, zu mir ins Zimmer; das thut er ſonſt nie und ich wußte gleich, daß etwas Beſonderes los ſein müſſe, nur glaubte ich natürlich, ich hätte irgend etwas angeſtellt, oder Herr Köhler hätte ſich über mich beklagt. Aber Wilm kam nicht, um mir Vorwürfe zu machen, er ſetzte ſich zu mir ans Bett und ſagte mir, daß er fortreiſen würde. Und als ich ihn bat, es nicht zu thun und bei uns zu bleiben, da, — Eva, du errätſt nie, was dann kam, und wenn du über dem Raten hundert Jahre alt würdeſt!"

„Ich glaube ſchon, daß ich es nicht errate," entgegnete ich demütig, „deshalb ſollſt du es mir eben ſagen!"

„Ja, da ſagte mir Wilm, daß er uns alle ſehr lieb hätte, den Papa und mich, und daß er ſich niemals würde entſchloſſen haben, uns ſo lange zu verlaſſen, wenn es eben nicht ſein müßte! Das klang ſchon alles ſehr ſonderbar, denn Wilm hat noch nie darüber geſprochen, ob er uns lieb hätte, oder nicht; dann aber ſagte er, Eva, ja, dann ſagte er, dich hätte er auch lieb und eben deshalb ginge er fort! Verſtehſt du mich?"

„Nein, gar nicht," verſetzte ich aufrichtig, „und ſo wie du es ſagſt, iſt es auch nicht zu verſtehen."

„Ja höre, eigentlich verſtehe ich es auch nicht ſo recht," geſtand Heinz, ſich nachdenklich hinter dem Ohre kratzend, „denn wenn er dich auch gern hat, weißt du, nicht ſo wie mich und den Papa, ſondern ungefähr ſo, wie der Vetter Emil die lieb gehabt hat, wegen der er ſich erſchoß, ſo iſt das doch kein Grund zum Fortgehen, ſcheint mir! Nein, ich begreife es nicht," wiederholte er energiſch, „der eine läuft davon und der andere erſchießt ſich gar, — ich fange das einmal anders an!"

Ich hörte kaum noch auf das, was Heinz ſprach. War mir doch bei ſeinen Worten urplötzlich ein Licht aufgegangen, ſo überwältigend hell und blendend, daß es mich verwirrte und betäubte! Aber es war ja nicht möglich, es konnte ja nicht ſein, — Wilm, der ſich von Tag zu Tag fremder und kühler von mir zurückzog, ſollte mich lieb haben, in der Art, wie Heinz es behauptete! Ja, dieſer hatte recht, es war nicht zu glauben und doch — Wilm hatte es geſagt und er ſprach immer die Wahrheit, und Heinz hatte es mir wiederholt und er log nie!

„Heinz!" ſtammelte ich, überwältigt von einem Gefühle namenloſen Glückes, geängſtigt und erſchrocken, ich weiß ſelbſt nicht, welche Empfindung die Oberhand in mir hatte!

„Nicht wahr, du begreifſt es auch nicht?" ſagte Heinz, offenbar vollſtändig befriedigt von dem Eindruck, den ſeine Mitteilung auf mich hervorbrachte. „Ich hätte es dir wohl auch nicht ſagen ſollen, ich glaube nicht, daß Wilm das gewollt hat, aber ich denke, wenn er dich wirklich ſo gern hat und du ihm ſagſt, er möchte hier bleiben, ſo hört er vielleicht darauf. Nicht wahr, Eva, du willſt es ihm ſagen?"

„Ja Heinz, ich will!" Ich öffnete ſchon die Lippen zu dieſer Antwort, aber da, auf einmal, ſtand eine Geſtalt vor meinen Augen, die mich ernſt und traurig anſah, und die Worte klangen in meinen Ohren, die mich all die vergangene Zeit hindurch ſo namenlos gequält hatten: „Sie haben mir das größte Weh zugefügt, das ein Menſch einem anderen nur zuzufügen vermag!" Moritz, — weniger als je zuvor hatte ich in den letzten Tagen an ihn gedacht, nun aber drängte ſein Bild ſich unabweisbar mir auf und erinnerte mich rechtzeitig daran, daß ich nicht glücklich ſein durfte!

„Nein, Heinz, ich kann es nicht!" Nur mühſam brachte ich dieſe Worte hervor und doch, — wie hätte ich anders antworten dürfen?

* * *

Wir ſaßen alle um den runden Tiſch im Speiſezimmer, wo wir ſoeben unſere Abendmahlzeit beendet hatten. Ich ſtarrte unverwandt in das Buch, das aufgeſchlagen vor mir lag, aber ich las keine einzige Zeile, nur ſcheute ich mich, aufzuſehen und Wilms Blick zu begegnen, und ebenſowenig wagte ich es nach Heinz hinüber zu ſehen, nachdem ich den finſter grollenden Blick aufgefangen hatte, mit dem er mich, ebenfalls über ſein Buch hinweg, beobachtete. Heinz war böſe auf mich, zum erſtenmale in ſeinem Leben, und ich wußte nicht einmal, wie ich den Verſuch machen ſollte, ihn wieder zu verſöhnen, wie ich ihm erklären ſollte, was in mir vorging. Diesmal, dieſes eine Mal, würde er mich ja doch nicht verſtanden haben!

So ſaßen Heinz und ich uns ſtillſchweigend gegenüber; der Onkel hatte ſich in eine wirtſchaftliche Beratung mit Wilm vertieft und Herr Köhler faltete bedächtig die vor ihm liegende Zeitung auseinander. Zu ihm ſchaute ich jetzt hinüber, es war ja ſo ziemlich der einzige Punkt, auf dem ich mein Auge gefahrlos raſten laſſen durfte. Mechaniſch ſah ich ihm zu, wie er eine Spalte nach der anderen durchlief, bis ſeine Augen mit beſonderer Aufmerkſamkeit an einer Stelle haften blieben. Er legte dann im Weiterleſen den Finger an dieſe intereſſante Notiz, offenbar, um darüber zu ſprechen, ſobald eine Pauſe in dem Geſpräch des Onkels eintreten würde. So kam es auch in der That.

„Hören Sie, was ich eben gefunden habe," rief er, als mein Vormund in ſeinem Vortrag über die beſten Sorten Ackerbodens auf ſeinen Feldern innehielt. „Hier ſteht eine kurze Notiz über die ſtattgefundene Vermählung des Konzeptspraktikanten Herrn Moritz Feldner mit Fräulein Melanie von Zitzer, Tochter des Großinduſtriellen und Bergwerkbeſitzers Herrn Kaſimir von Zitzer! — Ob das unſer junger Bekannter vom vergangenen Sommer ſein mag? Dann hätte er wirklich das große Los gezogen, denn dieſer Herr von Zitzer — er ſtammt aus Brünn, meiner Vaterſtadt — iſt ein ſchwer reicher Mann und Fräulein Melanie ſeine einzige Tochter! Freilich iſt es unſer Moritz Feldner," fuhr er lebhaft fort, „hier ſteht es, Sohn des Oberſten Feldner in Wien, und ich erinnere mich, wie der junge Herr einmal ſagte, ſein Vater ſei aktiver Offizier in Wien. Mich wundert es nur, wie der alte Herr von Zitzer ſich mit einem in jeder Beziehung ſo wenig bedeutenden und glänzenden Schwiegerſohn zufrieden gegeben hat: aber Herr Feldner war eben ein gar hübſcher, liebenswürdiger Burſche und wird Fräulein Melanie wohl ganz bezaubert haben, ſo daß ſie ſchließlich dem Vater die Einwilligung abgeſchmeichelt haben mag.“

Der Onkel ſah verſtohlen zu mir hinüber, während Heinz ſich eines Näheren über das eben Gehörte ausließ, mir aber war zu Mute, als wäre das alles nur ein Traum, und die Worte, die neben mir geſprochen wurden, rauſchten unverſtanden an meinem Ohre vorüber! Ich trat in die tiefe Fenſterniſche, die mich den Blicken der anderen verbarg und preßte die Stirn gegen die kühle Scheibe. War es in der That nur ein Traum, oder konnte es Wahrheit ſein? Sollte wirklich der ſchreckliche Fluch von mir genommen ſein, der mir das ganze Leben zu verbittern drohte? Sollte ich die drückende Laſt auf meinem Herzen nicht mehr weiter zu ſchleppen haben? Moritz lebte, — er hatte mich vergeſſen, er war glücklich mit einer anderen — und ich war frei! — Was war es nur geweſen, was Heinz mir heute vormittag geſagt hatte? Ja, hatte er es mir denn erſt heute vormittag, vor wenigen Stunden geſagt? Mir ſchien es, als wäre eine Ewigkeit darüber hingegangen — es hatte mich damals ſo unſagbar glücklich und gleich darauf doppelt elend gemacht. Aber nun war ja alles wieder gut, — ich war ja frei! Heiße Thränen rollten mir unaufhaltſam über die Wangen und doch hatte ich mich noch nie im Leben ſo wohl gefühlt, — es waren die erſten Thränen des Glückes, die ich weinte.

„Eva,“ ſagte eine leiſe Stimme neben mir.

Ich wandte mich um; die übrigen hatten das Zimmer verlaſſen, nur Wilm ſtand vor mir. Die Stimme, mit der er meinen Namen genannt hatte, klang warm und herzlich wie früher, ſein Auge blickte mit innigem Ausdruck auf mich nieder.

„Arme Eva, armes Kind,“ ſagte er weich, „ſo jung, ſo berechtigt zu Glück und Liebe und ſo Bitteres erfahren zu müſſen! Wie weh mir deine Thränen thun! — Ich weiß wohl, im erſten, ſchlimmſten Schmerze ſind alle Worte umſonſt, aber denke auch daran, daß er, der dich ſo ſchnell um einer anderen willen vergeſſen konnte, deiner Liebe nicht wert geweſen iſt und die Thränen nicht verdient, die du um ihn weinſt.“

Völlig faſſungslos ſtarrte ich Wilm an.

„Wilm!“ rief ich dann, erſchrocken über das, was ſeine Worte mir zu verſtehen gaben. „Du glaubſt, ich weine aus Schmerz? O Wilm, iſt es möglich, du glaubſt, ich weine, weil Moritz eine andere geheiratet hat?“ Ich fühlte, wie bei dieſen letzten Worten eine heiße Glut meine Wangen färbte; verwirrt blickte Wilm mich an.

„Wenn es das nicht iſt,“ ſagte er mit unſicherer, ſchwankender Stimme, „Eva, was ſollen deine Thränen dann bedeuten? Was bedeutet dann überhaupt dein ganzes verändertes Weſen, deine Unruhe, deine ſichtbare Seelenangſt von dem Tage an, wo Moritz ohne Abſchied von hier fortging? Ich meinte, du hätteſt ihn lieb und ſehnteſt dich nach ihm!“

„Ich ſollte Moritz lieb gehabt haben, dachteſt du das wirklich?“ rief ich ungläubig aus. „Hätte ich ihn denn dann fortgeſchickt? O Wilm, das war es ja, was mich ſo quälte, — ich glaubte, ich hätte ihn unglücklich gemacht!“

„Du haſt ihn fortgeſchickt, — du meinteſt, du hätteſt ihn unglücklich gemacht,“ wiederholte Wilm in einem Tone, als könne er das eben Gehörte nicht faſſen. „Und von all dem ſagteſt du mir gar nichts, — du ließeſt mich in dem Glauben, daß du ſehnſüchtig auf Moritzens Rückkehr harrteſt! Eva, hatteſt du denn keine Ahnung davon, wie ich unter dem Irrtum litt, aus dem ein einziges Wort von dir mich hätte reißen können? Früher war das nicht ſo zwiſchen dir und mir,“ fuhr er mit leiſem Vorwurf fort, „früher ſagteſt du mir alles, hatteſt nie ein Geheimnis vor mir, — aber das iſt ſchon lange anders geworden!“

„Ich wußte nichts davon, daß du dir einbildeteſt, ich hätte Moritz lieb,“ ſagte ich, — „und ich will dir in Zukunft nie wieder etwas verheimlichen, ich will dir alles ſagen, wie ich es früher gethan habe. Es ſoll wieder zwiſchen uns werden, wie es ſonſt geweſen iſt.“

Mit einem langen, tiefen Blick ſchaute Wilm in mein bittend zu ihm empor gerichtetes Geſicht.

„Nein,“ ſagte er endlich und ſeine ſonſt ſo feſte Stimme bebte, „nein, Eva das kann es nicht, nie wieder kann es werden, wie es geweſen iſt! Ich muß dich in Zukunft ganz beſitzen, oder dich ganz verlieren, ein Mittelding gibt es da nicht, — denn, Eva, ich liebe dich! Nicht wie ein Bruder die Schweſter liebt, nicht wie ich Papa und Heinz oder irgend einen anderen liebe, — nein, ich liebe dich mit einer Liebe, wie ich ſie unter allen Menſchen nur einzig für dich habe! Eva, kannſt du mich verſtehen?“

„Wilm,“ flüſterte ich kaum hörbar. Ob ich ihn verſtand? O, ich verſtand ihn nur zu gut, beſſer vielleicht, als er ſelbſt es meinte. „Darf ich dir denn alles ſagen,“ fragte Wilm, ſich tief zu mir hinabbeugend, „oder wirſt du auch mich fortſchicken, wie den anderen? Eva, ſprich zu mir, nur ein Wort ſage mir, ſag, ob du mich verſtehſt, ob du weißt, was ich von dir will und ob du mich lieb haben kannſt, wie ich dich!“

„O Wilm, ich habe dir ſo viel Kummer und Sorgen gemacht, — du haſt fortgehen wollen, um meinetwillen!“

„Ja, Eva, aber wenn du mich liebſt, ſo iſt alles wieder gut!“

„Ich bin ſchlecht zu dir geweſen, — ich war dir ſo oft ungehorſam, —“

„Ja, Eva,“ unterbrach mich Wilm, „aber ich liebe dich doch!“

„Ich habe Geheimniſſe vor dir gehabt, dich getäuſcht und hintergangen!“ — — „Ja, ja, Eva, — aber ich liebe dich!“

Und jetzt lag ich an ſeiner Bruſt, ich ſchlang die Arme um ſeinen Hals, wie ich es als Kind Hunderte und Tauſende von Malen gethan. Ich lachte und weinte in einem Atem, und er drückte mich an ſich und küßte mich auf die Stirn und die Lippen.

„Wilm, lieber, lieber Wilm,“ flüſterte ich immer wieder, glückſelig zu ihm aufſchauend. „Und wie iſt es nun mit deiner Reiſe?“ fügte ich dann hinzu. „Gibſt du ſie nun auf, bleibſt du bei uns und läßt du die abſcheulichen, ſchwarzen Koffer, die draußen ſtehen, nun wider fortſchaffen?“

„Nein, Eva,“ entgegnete Wilm, „die Koffer bleiben da und meine Reiſe gebe ich nicht auf Nur hinausſchieben will ich ſie für eine kurze Zeit, bis ich dich, mein Liebling, mit mir nehmen darf, um dir ein Stückchen Welt zu zeigen, von der du ja nicht viel mehr kennſt, als dieſes alte Haus und das Dorf, das es umgibt! Aber dann, Eva, wenn wir uns draußen ein wenig umgeſchaut haben, wirſt du dann auch gern und freudig wieder in unſer ſtilles Neſt für immer mit mir zurückkehren wollen?“

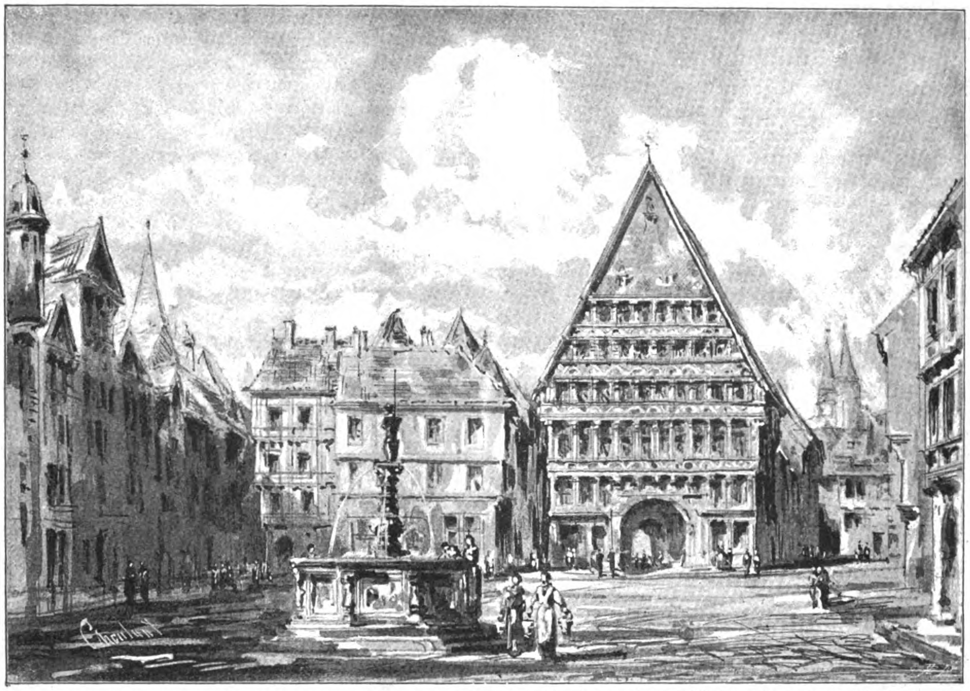
Was ich ihm darauf antwortete, was er mir dann noch alles ſagte, das erzähle ich euch nicht, — ihr braucht auch nicht alles zu wiſſen! Und als ich dann endlich den Kopf von Wilms Schulter erhob, da ſtand der Onkel vor mir, und in ſeinen Augen ſchimmerte es feucht, als er mich in die Arme ſchloß und mich ſein liebes Töchterchen nannte, und Heinz ſtand daneben, er lachte über das ganze Geſicht und konnte, trotz allem, was er mir am Vormittage geſagt, doch gar nicht begreifen, daß ich nun ſeine Schwägerin werden wolle, und Herr Köhler drückte mir die Hände und ſagte mir, wie ſehr er ſich freue, daß ich alle Konjugationen des amare ſo gründlich bei ihm durchſtudiert hätte, daß ich nun notwendig darin Beſcheid wiſſen müſſe. Und während ſie alle in mich hineinſprachen und ich ihnen allen antwortete, ſuchte mein Blick doch immer wieder und wieder Wilms Auge, das mit einem Ausdrucke ſtillen Glückes auf mir ruhte.

Es gibt ja nur einen Wilm und deshalb gibt es auch kein zweites ſo glückſeliges Herz, wie das meine!

Hildesheimer Bauten.

Unter den niederdeutſchen Städten nimmt das alte Hildesheim an der Innerſte einen hervorragenden Platz ein. Zur Zeit Ludwigs des Frommen wurde es Biſchofsſitz, ſo daß jetzt ſchon über tauſend Jahre verfloſſen ſind, ſeit hier das Bistum gegründet wurde. Neben der geiſtlichen Macht, die Kultur und Chriſtentum verbreitend von hier ausſtrahlte, entwickelte ſich aber in Hildesheim ein regſames, energiſch emporſtrebendes Gemeinweſen, ſo daß hier, wie auch in anderen Städten, eine doppelte Bedeutung die Signatur des Ortes wurde.

Beide Faktoren, der geiſtliche und der bürgerliche, ſind es denn auch geweſen, die der Stadt ihren inneren und äußeren Charakter verliehen und beide haben großartige Bauten und Denkmäler hier geſchaffen. Die kirchliche Macht war es, welche den herrlichen Dom, die Kirchen von St. Michael und Godehard, die noch jetzt das Entzücken aller Beſchauer ſind, in der romaniſchen Periode erbaute.



Niederdeutſche Holzarchitektur: Der Markt von Hildesheim mit dem am 1. Auguſt durch Brand beſchädigten Knochenhaueramthauſe.

Im Schatten der biſchöflichen Gewalt blühte das kraftvolle Bürgertum Hildesheims empor, das bald in Kämpfen mit den geiſtlichen Oberherren ſeinen Freiheitsdrang bethätigte, durch Handel und Gewerbe immer unabhängiger wurde, als Mitglied der Hanſa geachtet und gefürchtet daſtand und endlich beim Eintritt in die neue Zeit durch raſches Hinneigen zur Reformation ſich auch zur kirchlichen Freiheit erhob.

Hildesheim zeigt ſo einen zwiefachen baulichen Charakter: das, was die Biſchöfe, und das, was die Bürger ſchufen, und die Denkmäler der letzteren ſind es, die wir hier betrachten wollen. Es iſt der altſächſiſche Holzbau, der hier, ähnlich wie in Braunſchweig und Halberſtadt, den Privatbau beherrſcht; doch entwickelt er ſich in ſelbſtändiger Weiſe. Die große Mehrzahl der Monumente, ſagt Lübke, zeigt eine völlige Umbildung des Holzbaues im Sinne der Steinarchitektur und verbindet damit eine Pracht und Fülle freier figürlicher Ornamentik, die den Hildesheimer Bauten ihr hocheigentümliches Gepräge verleiht.

Vor allem iſt es das Knochenhaueramthaus, „unter allen Holzhäuſern Deutſchlands unbeſtritten das großartigſte“, bei dem die Renaiſſance ſich zuerſt in ihren reinen Formen äußerte. Und von dieſem herrlichen Bau, dieſem Stolz Hildesheims, der am Marktplatz, ſchrägüber dem Rathaus liegt, müſſen wir die Trauerkunde melden, daß am 1. Auguſt ſein herrlicher Giebel ein Raub der Flammen wurde.

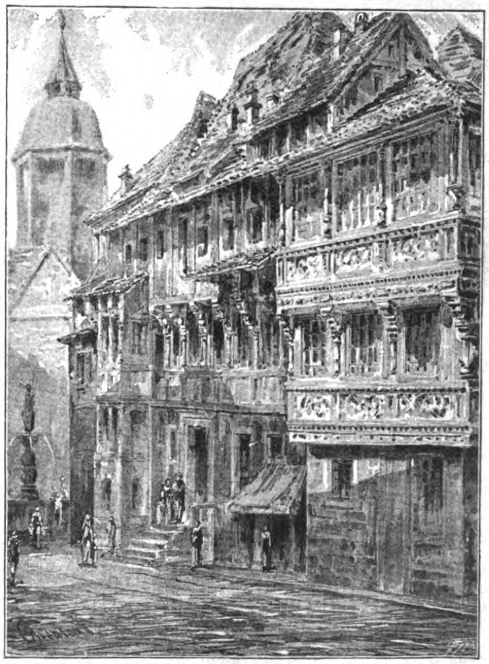
Das Amthaus iſt ein rieſig aufgetürmter Giebelbau, im Erdgeſchoß mit zwei kleinen Erkern ausgeſtattet, darüber die Fenſter eines Halbgeſchoſſes, in der Mitte ein weites Bogenportal, das in ſeiner Einfaſſung mit geſchnitzten Kandelaberſäulchen, Putten und Feſtons den frühen Eintritt der Renaiſſance bezeichnet. Darüber erheben ſich, mit weit vorgeſtreckten Balkenköpfen herausgebaut, vier obere Stockwerke, von denen zwei dem Giebel angehören. So bewirken fünf Reihen mächtiger Konſolen mit ihrem reichen Schnitzwerke, verbunden mit dem eben ſo verſchwenderiſch dekorierten Schwellbalken einen unvergleichlich maleriſchen Effekt. Zwiſchen den Balkenköpfen iſt eine Verſchalung angebracht, auf welcher ornamentale Muſter aufgemalt ſind, und auch die Fenſterbrüſtungen ſind durch aufgemalte Fächermuſter belebt. Unerſchöpflich reich iſt der plaſtiſche Schmuck an dieſer großartigen Faſſade. An den Konſolen herrſchen noch mittelalterliche Elemente vor, in derber humoriſtiſcher Auffaſſung; in den Frieſen dagegen ſind die Motive der Frührenaiſſance in muſizierenden und ſpielenden Putten, in Blumen- und Fruchtſchnüren, in Kandelaberſäulchen und dergl. überwiegend.

Das herrliche Haus, von den Knochenhauern (Fleiſchern, Metzgern) erbaut, ging dem ſichern Verfall entgegen, als es 1852 von der Stadt angekauft und würdig in urſprünglicher Weiſe hergeſtellt wurde. Seit 1854 diente es als ſtädtiſches Leihhaus und Sparkaſſe, bis in dieſem Jahr die Flammen den 350 Jahre alten Bau ſtark beſchädigten.

Neben dieſem monumentalen Prachtſtücke zeigt Hildesheim noch maſſenhaft ſchöne Holzbauten. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts trat der ausgebildete Stil der Spätrenaiſſance auf, der dann bis tief in das XVII. Jahrhundert hinein die bürgerliche Baukunſt ausſchließlich beherrſchte. Die Faſſaden dieſer Art ſind noch jetzt ſo zahlreich vorhanden, daß ſie noch im weſentlichen den Charakter der Stadt beſtimmen. Bei ihnen kommt die häufige Verwendung des Erkers weſentlich in Betracht und die meiſten der alten Häuſer haben einen derartigen Ausbau, der oft ſchon vom Erdgeſchoß, bisweilen mit dem erſten Stock beginnt, die ganze Höhe der Faſſade einnimmt und mit dem ſelbſtändigen Giebel abſchließt.

In der Gliederung und Ausſchmückung herrſcht völlig das Geſetz der Renaiſſance und zwar die treue Nachbildung des Steinbaues. Die meiſten der erhaltenen älteren Holzbauten gehören dem erſten Viertel des XVII. Jahrhunderts an. Während wir zahlreiche Häuſer mit einer Jahreszahl von 1600 bis 1629 finden, iſt mit dem folgenden Jahre, in welchem über Hildesheim ſelbſt der Krieg in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt hereinbrach, ein langer Stillſtand eingetreten, das Zeichen völliger Verarmung. Nur wenige und unbedeutende Gebäude tragen wieder eine dem Ende des Jahrhunderts angehörige Jahreszahl der Erbauung. Gleiche Form der Säulen, Gleichmäßigkeit der geſchnitzten Gegenſtände und der Behandlung, Ähnlichkeit der Figuren bekunden, daß eine Werkſtatt die meiſten der in dieſer Zeit entſtandenen Hausdekorationen hervorgebracht haben muß.

Jahrhunderte waren nötig, um die Zerſtörungen, welche der dreißigjährige Krieg angerichtet, wieder zu beſeitigen, damit der neue Aufſchwung, den Hildesheim unter preußiſcher Herrſchaft jetzt nimmt, Platz greifen konnte. Und auch von dieſer dritten Bauperiode zeugen die ſchönen in Backſtein aufgeführten Monumentalbauten unſerer Tage, die der hannoverſchen Schule Haſe's angehören und unter denen die Poſt, die zahlreichen neuen Schulen und viele herrliche Villen erwähnt werden müſſen.



Niederdeutſche Holzarchitektur: Straße in Hildesheim.

Aus Tholucks Jugendleben.

Von Leopold Witte.

Wer hätte noch nichts vom „alten Tholuck“ gehört? dem Studentenvater, der mit ſeinen krauſen Fragen ſo manches junge Blut in Verlegenheit ſetzte und doch ein ſo unendlich warm ſchlagendes Herz der Jugend entgegenbrachte? dem berühmten Prediger und Gelehrten, dem ſchon vor vierzig Jahren ein an „Herrn Tholuck in Europa“ adreſſierter amerikaniſcher Brief mit unfehlbarer Sicherheit in der Mittelſtraße der Univerſitätsſtadt Halle abgegeben wurde? Noch leben Tauſende, welche die Stunde ſegnen, wo ſie zum erſtenmale in das blöde und doch ſo liebeglänzende Auge des markigen Antlitzes ſchauen und den leiſen, bedeutungsvollen Druck ſeiner Hand fühlen durften; und erſt die Ewigkeit wird es offenbaren, in wie zahlloſen Kanälen der in ihm ſprudelnde Quell himmliſchen Lebens ſich über die evangeliſche Chriſtenheit der ganzen Welt ergoſſen hat.

Auch im Daheim ſind dem geliebten Lehrer ſchon etliche Male Denkzeichen dankbarer Rückerinnerung aufgerichtet worden. Aber ſie galten vornehmlich dem Univerſitätsprofeſſor, dem erfahrenen Seelſorger der Studentenwelt, dem großen Kanzelredner und Schriftſteller. Sie prieſen den gewordenen, in ſeiner Eigenart ſcharf und kräftig ausgeprägten Mann. Wer hat vom Knaben und vom Jünglinge Tholuck viel ſagen, über ſein Werden und Wachſen Näheres berichten können? Einige dunkle Sagen und Mythen gingen wohl immer über Tholucks Jugendzeit hin und her; aber Genaueres anzugeben wußte man nicht, die Quellen waren verſchloſſen, die Jugendgefährten des auch ſchon ſeit ſieben Jahren Heimgegangenen längſt verſtorben.

Da hat nun jetzt, um eine vollſtändige Biographie zu ermöglichen, eine liebe Hand die eigenen Aufzeichnungen des Knaben und Jünglings, ſowie die geſamte Korreſpondenz Tholucks zugänglich gemacht — und wie im Spiegel liegt die ganze Jugendentwickelung des ſeltſamen Geiſtes vor unſern Augen; wir können faſt die einzelnen Fäden verfolgen, aus denen das geheimnisvolle Gewebe dieſes höchſt verſchlungenen und eigenartigen Charakters zuſammengewachſen iſt. Eine Ahnung von dem Reichtum dieſer Schätze zu geben iſt der Zweck dieſer Zeilen; wer noch mehr verlangt, der hole ſich's in der Tholuckbiographie, deren erſter Teil binnen wenigen Tagen zur Ausgabe kommen ſoll.*)

Friedrich Auguſt Gotttreu Tholuck, zu Breslau am 30. März 1799 geboren, war das letzte von neun Kindern, welche Johanna Chriſtiane Hönſchen ihrem Manne, dem früheren Kürſchner und ſpäteren Goldſchmied Johann Gottlob Tholuck aus Schlichtingsheim bei Glogau, ſchenkte. Von allen dieſen Kindern blieb nur Auguſt und ſein um neun Jahre älterer Bruder Karl am Leben. Am 5. Mai 1806 ſtarb auch die Mutter und wenige Monate darauf zog eine Stiefmutter ins Haus, die nach und nach acht Kindern das Leben gab. Der junge Auguſt mußte ſie warten und wiegen und hat manche Thräne an den Bettchen ſeiner Stiefgeſchwiſter geweint.

Denn er beſuchte, als ein geweckter Knabe, den der Vater etwas Ordentliches lernen laſſen wollte, ſchon vom fünften Lebensjahre an die Vorſchule des St. Maria-Magdalenagymnaſiums in Breslau und hatte ſich bereits eine höchſt wunderliche kosmopolitiſche Bildung angeeignet. Kaum waren nämlich die Schwierigkeiten der Leſekunſt überwunden, ſo warf ſich der wißbegierige Knabe mit einer wahren Wut auf irgend erlangbaren Leſeſtoff. Das elterliche Haus vermochte ihm nichts zu bieten; aber die nahe Leuckartſche Leihbibliothek war ein Schatzhaus von unerſchöpflichem Reichtum. Jede Woche holte der Unerſättliche ſich acht bis zwölf Roman- und Komödienbücher, und in der Zeit vom achten bis zum dreizehnten Lebensjahr berechnet er ſelbſt zwiſchen zwei- und dreitauſend Bände ſolcher ungeſunden Koſt verſchlungen zu haben! Reichte der Tag nicht aus, ſo wurde die Nacht zu Hilfe genommen; und wenn die Stiefmutter ihn unerbittlich halbe Nächte am Lager ſeiner kleineren Geſchwiſter wachen ließ, wozu ſie freilich keine Beleuchtung verabfolgte, ſo ſammelte ſich der Beharrliche mühſam die Lichtſtümpfchen mit dem abgefloſſenen Talge, um doch wenigſtens die eintönige Beſchäftigung des Wachens durch ſpannende Lektüre zu würzen. Überfiel ihn aber die Müdigkeit, dann ſtellte er die nackten Füße in kaltes Waſſer! So ward in zarter Jugend der Keim zu der ſpäteren Kränklichkeit Tholucks, ſowie zu dem Augenleiden gelegt, das ihn ſein lebenlang ſo ſchwer beläſtigt hat.

Aber die Beſchäftigung mit ſeinen Ritterromanen und Reiſebeſchreibungen hatte noch andere Folgen. Die geliebten Bücher führten den jungen Phantaſten in eine viel gewähltere und in feineren Formen ſich bewegende Geſellſchaft, als diejenige war, die ihn täglich umgab. Sein Vater war ein äußerlich rechtſchaffener und auch traditionell kirchlicher Mann, aber ohne jegliche zartere Empfindung und von einer oft maßloſen Heftigkeit. Auch die Stiefmutter beſaß ein ähnliches Temperament, und da ihr die Ausgaben für die höhere Schulbildung von Auguſt ein beſtändiger Dorn im Auge waren, ſie den kleinen Träumer auch überhaupt nicht leiden mochte, ſo ſchwärzte ſie ihn fortwährend beim Vater an und veranlaßte dadurch bei dieſem die furchtbarſten und widerwärtigſten Zornesausbrüche. Auguſt fühlte ſich dadurch, zumal wenn er ſich unſchuldig wußte, aufs tiefſte verletzt; aber auch ſein äſthetiſches Empfinden zog ſich vor der Rauheit und Roheit dieſer Behandlungsweiſe vornehm zurück und iſolierte ihn im Kreiſe ſeiner Familie von Jahr zu Jahr mehr. Das junge Herz mit ſeinem brennenden Liebesbedürfnis fand bei Vater oder Mutter niemals Verſtändnis oder Befriedigung; ſo krampfte es ſich in ſich ſelbſt zuſammen und verſchloß ſich in düſterer Verbitterung oder brach in ein Übermaß von Verzweiflung und tobenden Schmerz aus. Bis ins zehnte Lebensjahr zurück reichen bei dem ſonſt heiter und klar angelegten Knaben die Verſuchungen zum Selbſtmorde, die noch den Jüngling und Mann mit dämoniſcher Gewalt verfolgten.

Als Auguſt zwölf Jahre alt war, ſetzte es die Stiefmutter endlich durch, daß er vom Gymnaſium hinweg und in die Lehre ſeines Vaters aufgenommen wurde. Er ſollte nun das Goldſchmiedehandwerk lernen und fügte ſich ſeufzend in das ſchmerzliche Geſchick. Allein es wollte damit nicht gehen. Das Feuer griff ſeine ohnehin geſchwächten Augen außerordentlich an, und ein Künſtler verſprach er nicht zu werden. Als er einſt einen goldenen Ring ſchmieden ſollte, ſchmolz er zufolge ſeiner Kurzſichtigkeit den Edelſtein mit der Faſſung zuſammen und verdarb die Arbeit vollſtändig. Ergrimmt ſtieß ihn der Altgeſelle vom Tiſche weg und rief dem Vater zu: „Der dumme Junge ſoll ein Goldſchmied werden? Laßt ihn doch wieder zu ſeinen Büchern!“ Und damit hatte die Kunſt ein Ende, und die Wiſſenſchaft wurde wieder aufgenommen; mit Wohlgefallen aber zeigte Tholuck noch lange das corpus delicti, das ihn dem Studium wieder zugeführt hatte.

Mit verdoppeltem Eifer warf ſich nun der junge Gymnaſiaſt in ſeine Arbeiten. Er wollte mit Gewalt etwas Hervorragendes leiſten, und teils wirklicher Ehrgeiz, teils aber auch eine prickelnde Luſt am Seltſamen, Außerordentlichen, Unerhörten, trieb ihn zur Bewältigung eines immer ausgedehnteren Lernſtoffes. Oft ſtellte er ſich an einſame Örter, unter Treppen, in den Keller, hinter Pfoſten und Balken und rief dort einzelne in ſeiner Romanlitteratur oder im beginnenden Sprachſtudium erworbene orientaliſche Wörter aus, bloß um die kurioſe Genugthuung zu haben, daß da bisher noch niemand außer ihm orientaliſch, am wenigſten japaniſch geſprochen hätte.

Aber noch ein anderer Wunſch quälte ihn. Der im Hauſe ſo Vereinſamte ſehnte ſich nach Verkehr, nach Liebe und Freundſchaft. Die reicheren und vornehmeren Schüler des Gymnaſiums aber, welche der begehrten Geſellſchaftsſphäre der Ritterromane noch am meiſten entſprachen, wollten von dem obſkuren Goldſchmiedsſohn im abgetragenen Kleide anfangs nichts wiſſen. Sie ließen ihn bei ſeinen Annäherungsverſuchen kühl ablaufen, und eingeſchüchtert zog der arme Knabe von dannen, um ſich noch obendrein „Blindſchleiche“ ſchelten zu laſſen, weil er nach dem Schluß der Lektionen ſo eilig zu den Büchern zurückkehrte. Aber allmählich brach das Eis, und die Ebbe und Flut in den Beziehungen zu dieſen heißumworbenen Mitſchülern bildet einen

---

*) Das Leben D. Fr. A. G. Tholucks dargeſtellt von Prof. L. Witte. — Bd. I. 1709—1826. Preis: 7 Mark 50 Pf. (Leipzig und Bielefeld. Velhagen & Klaſing). Dieſem erſten Bande ſind das Facſimile einer Seite ſeines Tagebuches von 1815 und ſein Jugendporträt mit gütiger Erlaubnis der Verlagshandlung entnommen.

Hauptbeſtandteil in den Notizen, welche der junge Tholuck ſeinem erſten Tagebuche, dem ſeltſamſten aller je geführten Tagebücher, anvertraut hat.

Wir müſſen auf daſſelbe als die faſt einzige Quelle für dieſe Zeit des Tholuckſchen Lebens etwas ausführlicher eingehen. Es iſt ein kartonniertes, in grünmarmorierten Deckel gebundenes Quartheft mit erſchrecklich rauhem Papier; die Niederzeichnungen beginnen am 25. November 1814 und reichen bis zum 16. April 1816. In dem ganzen Buche iſt nicht eine einzige Zeile mit deutſchen Lettern geſchrieben. Nach vierzehn Blättern in deutſcher Sprache, aber mit griechiſchen und hebräiſchen Buchſtaben, kommen lauter Notizen in fremden Sprachen: lateiniſch, franzöſiſch, polniſch, arabiſch, engliſch, holländiſch, griechiſch, oft in wunderlichſter Vermiſchung, ſo daß ein Satz etwa franzöſiſch anfängt, ins engliſche oder polniſche überſpringt und lateiniſch oder holländiſch endet. Dabei laufen fortwährend die gröbſten Sprachſchnitzer und kühnſten Wortbildungen mit unter, die den jungen Schriftſteller aber nicht im mindeſten bekümmerten, da er an ſeinem Tagebuche zugleich ein Übungsbuch für ſeine Studien haben wollte.

Dieſen Blättern vertraute Tholuck mit einer rührenden Offenherzigkeit ſeine inneren und äußeren Erlebniſſe, Gefühle und Gedanken auf das gewiſſenhafteſte an; wir blicken dem heranwachſenden Jünglinge ins tiefſte Herz und nehmen an all ſeinen kleinen und großen Kämpfen, Entſchlüſſen, Enttäuſchungen, Widerwärtigkeiten und Freuden innigen Anteil.

Was uns nun da vor allem entgegentritt, iſt, wie geſagt, die Zähigkeit, mit welcher der junge Tholuck ſich abmühte, die Freundſchaft ſeiner Mitſchüler zu erringen. Je nach dem Erfolge wechſelte die Stimmung. Der Zurückgeſtoßene, Gemiedene, hing aufs neue Selbſtmordgedanken nach und machte Verſuche, ſich mit ſeinem Taſchentuche zu erdroſſeln oder den Kopf an der Wand zu zerſchellen. Der freundlich Aufgenommene ſah die ganze Welt in roſigem Lichte an, ja erfahrene Liebe ſchloß zum erſtenmale das tief verlaſſen gebliebene Herz weit auf und brachte alle Gaben und Anlagen zu neuer und liebenswürdigerer Entfaltung. Es hat etwas unendlich Rührendes zu ſehen, wie dieſer ſpätere Virtuos in der Freundſchaft ſelbſt zuerſt ſo kärglich abgeſpeiſt worden iſt und mit ſo geringen Brocken vorlieb genommen hat. Er klagt in ſeinem Tagebuche: „was nützt das Leben ohne Freund!“ Er bittet den Allmächtigen, „ihm einen zu ſchenken, der, von lieblicher Geſtalt und edlem Geiſte, ganz ſein eigen ſei und als ein Engel bei ihm ſtehe.“ Er frohlockt, als drei, vier Gymnaſiaſten ihn in ihre Freundſchaft aufgenommen haben, und hofft nichts ſehnlicher, als daß ihm vergönnt ſein möge, ſtatt des fremden „Sie“ noch einmal das trauliche „Du“ mit ihnen austauſchen zu können. Als etwas ſpäter zwei beſonders teure Freunde erworben ſind, ſchreibt er in ein kleines Heftchen, „Geiſtesfunken“ betitelt, folgendes Gedicht nieder:

Freudig danke der Mund dem Vater, dem liebenden, der mir
Nach unendlichem Sehnen in trübe verfloſſenen Jahren
Endlich gewähret die Wünſch', die die höchſten mir ſind und die größten . . . .
Denn wohl nimmer hätt' ich geglaubt in dunklen, ſternloſen Nächten,
Wenn ich weilte im Feld und ſchaute in grauſiges Düſter, ...
Daß erblühen noch möcht' in dunkel kreiſenden Stunden
Eine wonnige Blum' zum Labſal des brechenden Auges.
Und ſieh da, es entquollen der Hand des allgütigen Vaters
Zwei der labendſten Quellen zur Herzensſtärkung des Müden,
Und ſie floſſen ihm zu, noch eh' freudebetäubt er es ahnte.
Da ging's auf in dem Herzen wie Träume erfüllet der Kindheit;
Selig wurde dem Geiſt, er faßte das irdiſche Glück nicht,
Betete lallend nun auf zum gütigen Vater der Menſchen:
Vater, ich bin nicht wert all ſolcherlei Gnade und Güte;
Selber raffe mich hin, — nimm mir die Freunde nur nicht!

Und ſo begann der Handwerkerſohn ebenbürtig in die vornehmere Welt hineinzuwachſen, und bald ſehen wir alle Altersgenoſſen, welchem Stande ſie auch angehörten, vor ihm als dem Größeren ſich beugen, und der Macht ſeiner Perſönlichkeit als der eigentlich zentralen, im Freundeskreiſe alles bewegenden und belebenden willig huldigen.

Mußte doch auch die ganz eigenartige geiſtige Regſamkeit Tholucks und die eiſerne Feſtigkeit, mit der er den ſelbſterwählten Zielen nachſtrebte, ſich die Achtung und Anerkennung ſeiner Kameraden erzwingen.

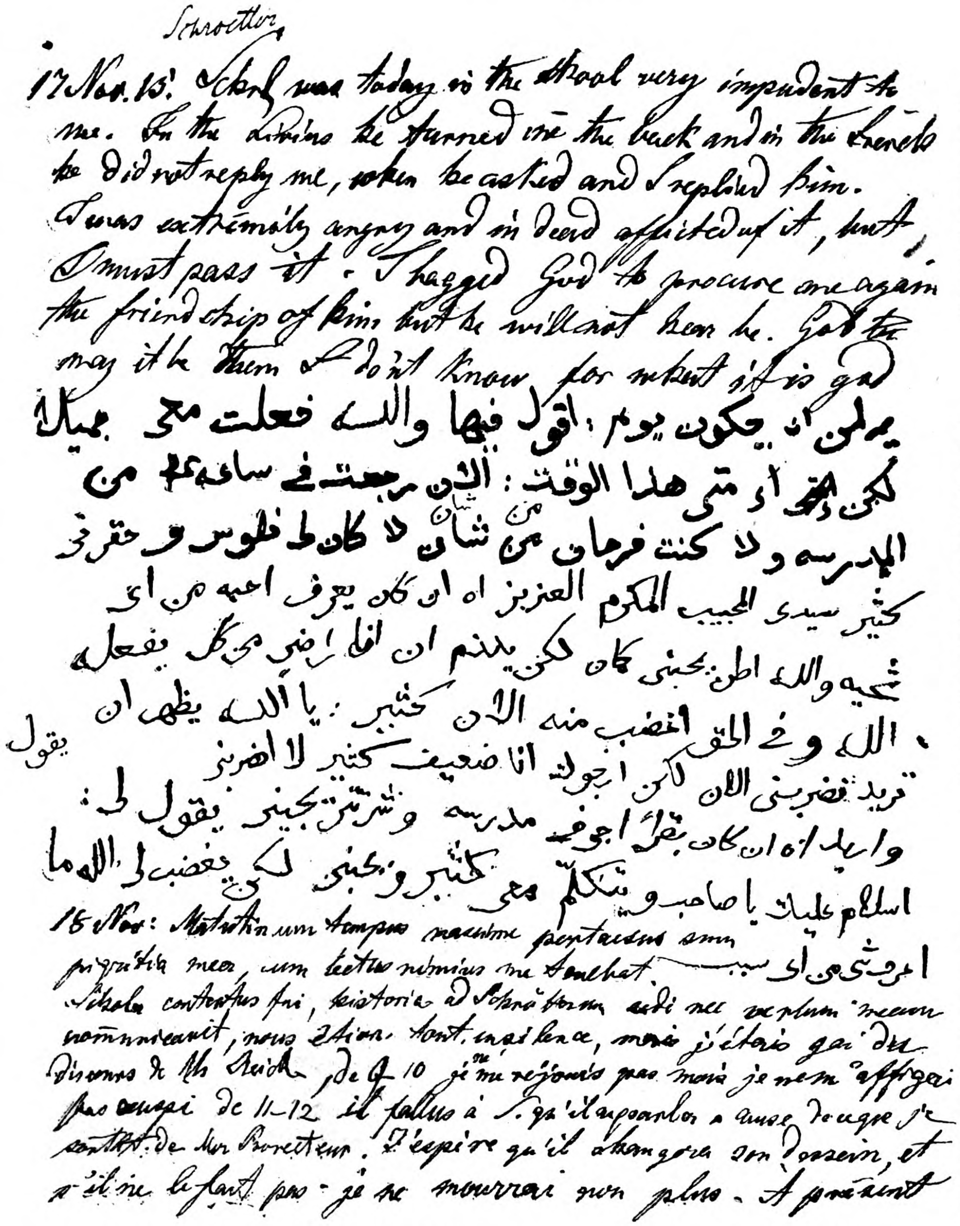
Werfen wir einmal einen Blick auf die Stoffmaſſe, die zu bewältigen der Jüngling ſich zumutete. Das Tagebuch beginnt mit den Worten: „Aufgemuntert durch das Leſen des Kinderfreundes beſchloß ich, jetzt ein Tagebuch anzufangen und dieſem völlig meine Gedanken anzuvertrauen. An dem heutigen Tage nahm ich mir vor, nicht mehr abends ſo lange zu arbeiten, ſondern frühzeitig aufzuſtehen und da meine Arbeiten zu verrichten. Das wäre für heute der erſte Entſchluß.“

Allerdings iſt nun dieſer löbliche Vorſatz wiederholt gebrochen worden. Gleich die nächſten Tage verzeichnen ein Lever um $^{1}/_{2}$8, $^{3}/_{4}$8, $^{3}/_{4}$7, „zu ſpät aufgeſtanden“, „ſo zeitlich ich auch heute morgen aufſtehen wollte, ſo geſchah es doch nicht, da mich Karl nicht weckte.“ Und andere Hinderniſſe ſtellten ſich ein. „Ich ſtand zwar heute zeitlich auf, allein ich that nichts, als Stiefeln putzen.“ Auch ſeine Ofenverhältniſſe müſſen recht unglückliche geweſen ſein: das Feueranmachen ſpielt in dem Tagebuche eine große Rolle. Und ſo finden ſich zahlreiche Selbſtvorwürfe wegen Mangels an Fleiß. „Heute habe ich nichts gethan“; „den ganzen Tag habe ich mit Nichtsthun hingebracht“; „wenn ich nicht von heute an fleißiger werde, ſteht es ſchlimm um mich.“ Allein man meſſe dieſe Anklagen nach dem hohen Ziele, das der Ehrgeizige ſich geſteckt hatte. Schon am 14. April 1815 ſchrieb er (lateiniſch): „mein ganzer Sinn war darauf gerichtet, alle Wiſſenſchaften zu umfaſſen“, und ein Jahr ſpäter gab er der Befürchtung Ausdruck, daß er ſich einſt nicht auszeichnen und allezeit ein mittelmäßiges Geſchöpf bleiben werde, und „die Mittelmäßigkeit iſt doch ein grauſamer Gedanke für mich!“

Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Leiſtungen Tholucks auf dem Gymnaſium im geordneten Schulunterricht keine hervorragenden geweſen ſind. Mit einem für unſere heutigen Zuſtände unbegreiflichen, weil unerträglichen Gleichmute ließ ſich der junge Menſch die gehäufteſten Schulverſäumniſſe zu ſchulden kommen. Ganze Tage blieb er vom Unterrichte fort, einmal „weil er des Abends vorher in den Schmutz gefallen war“, ein andermal, „weil Schroetter“, ſein erſtgefundener Freund, „fehlte“, mit dem er die Stunden „tout familièrement“ zu verplaudern pflegte; meiſtenteils, weil er zu Hauſe arbeiten oder ſich von dem Verdienſt für gegebene Privatſtunden Bücher kaufen oder die gekauften ordnen und katalogiſieren wollte. Sein Rektor, der gefürchtete Scholarch Manſo, auch aus Schillers und Goethes Xenien bekannt, war daher keineswegs zufrieden mit einem Schüler, der ſo ſehr ſeine eigenen Wege ging und deſſen Latein und Griechiſch bis in das letzte Schuljahr hinein von Fehlern wimmelte.

Aber ſtaunenswert bleibt der Privatfleiß, mit dem Tholuck namentlich eine Sprache nach der anderen, tote und lebende, in den Bereich ſeiner Studien gezogen hat. Was taucht nicht alles im Tagebuche auf! Am 8. Dezember 1814 werden ſpaniſche und ſchwediſche Stunden erwähnt, am 22. Dezember das Studium des Äthiopiſchen; im Jahre 1815: am 4. Januar hebräiſch, am 22. chineſiſch, am 23. armeniſch, am 29. ruſſiſch, am 15. Februar ſyriſch, am 21. April Sanskrit, am 26. Juni polniſch, am 12. Auguſt engliſch, am 9. Oktober däniſch, am 30. holländiſch und endlich am 6. Dezember perſiſch. Das ſind, wenn die in der Schule betriebenen drei Sprachen mitgerechnet werden, nicht weniger als ſiebzehn fremde Sprachen, die der Vierzehn- bis Sechzehnjährige mit größerem oder geringerem Erfolge ſich anzueignen bemüht war! Welch ein eiſerner Fleiß — trotz aller Selbſtbeſchuldigungen! — aber auch welch ein ausgeſprochenes Sprachengenie gehörte dazu, um nur den Appetit nach einem ſolchen Sprachenragout zu reizen und zu nähren, bei dem von tieferen, ſprachvergleichenden Studien ja noch keine Rede ſein konnte! Das Lernen an ſich, der pikante Genuß immer neuen linguiſtiſchen Materials, das war es, was den in allen Ländern des Orients und Occidents durch ſeine Lektüre heimiſch Gewordenen ſo phantaſtiſch anmutete.

Doch war Tholucks Intereſſe keineswegs den Sprachen allein zugewandt. Es exiſtieren noch zwei Oktavhefte aus ſeiner Gymnaſialzeit, in welche eine bunte Menge von Stoff eingetragen iſt. Das eine führt den Titel: „Memorabilien oder Denkwürdigkeiten, geſammelt von Tholuck“; das andere im letzten Schuljahr begonnene: „Blumenleſe aus dem Gebiete des Schönen und Guten, vornehmlich aus den Gefilden deutſcher Barden.“ Während ſich in dem letzteren faſt nur Gedichte, zum Teil auch ſelbſt-



Eine Seite aus dem Tagebuche des ſechzehnjährigen Tholuck vom J. 1815. (Engliſch, Arabiſch, Lateiniſch, Franzöſiſch.)

Schroettor

17 Nov. 15: Schr. was today in the school very impudent to me. In the Livius he turned me the back and in the french he did not reply me, when he asked and I replied him. I was extremely angry and in deed afflicted of it, but I must pass it. I begged God to procure me again the friendship of him but he will not hear me. God then may it be them I don't know for what it is god

[illegible] ان يكون يوم اقول فيها والله فعلت معى جميله
لكن [illegible] اى متى هذا الوقت : الان رجعت فى ساعه ٤ من
المدرسه و لا كنت فرحان من شان لا كان لى فلوس و حقرنى
كثير سيدى الحبيب المكرم العزيز اه ان كان يعرف احبه من اى
شيء والله اطن يحبنى كان لكن يلزم ان انا راضى من كل يفعله
الله و فى الحق اغضب منه الان كثير : يا الله يظهر ان
يقول تريد تضربنى الان لكن ارجوك انا ضعيف كثير لا اضربنى
واريد اذا ان كان بكرا اجو مدرسه و شرتر يجينى يقول لى :
السلام عليك يا صاحب و يتكلم معى كثير و يجبنى لكن يغضب لى اللهما
ادرى شى من اى سبب

18 Nov: Matutinum tempus maxime pertaesus sum pigritia meae, cum lectus nimius me tenebat. Schola contentus fui, historia ad Schröterum sedi nec verbum mecum communicavit, nous étions tout en silence, mais j'étois gai du discours de Mr Reiche, de 9 10 je ne me réjouis pas mais je ne m'affligeai pas aussi de 11–12 il fallut à S. qu'il ne parlât à cause de ce que je sortit de Mr Prorecteur. J'espère qu'il changera son dessein, et s'il ne le fait pas, je ne mourrai non plus. A présent

Überſetzung.

Engliſch: 17. Nov. 15. Schroetter war heute in der Schule ſehr unverſchämt gegen mich. In Livius kehrte er mir den Rücken zu und im Franzöſiſchen antwortete er mir nicht, als er gefragt und ich ihm geantwortet hatte. Ich war ſehr böſe und in der That betrübt darüber; doch muß ich's gehen laſſen. Ich bat Gott, mir ſeine Freundſchaft wieder zu verſchaffen; aber er will mich nicht hören. Gott, dann mag's ſein; ich weiß nicht, wofür es gut iſt.

Arabiſch: Bei Gott, Du haſt Gutes an mir gethan! Aber werde ich das erleben? (?) Jetzt bin ich um 4 Uhr aus der Schule zurückgekommen und bin nicht vergnügt, weil ich kein Geld habe und mich mein Herr, der geliebte (?), der geehrte, der mächtige, ſehr verachtet hat. Ach! wenn er wüßte, daß ich ihn liebe (... unverſtändlich). Doch ich bin zufrieden mit dem was Gott thun wird. Aber mit Recht bin ich jetzt über ihn ſehr zornig. O Gott, es iſt klar, daß Du mich jetzt ſchlagen willſt! Aber ich hoffe auf dich in meiner großen Schwachheit! Schlage mich nicht! O ich möchte, daß wenn ich morgen in die Schule komme, Schrötter zu mir käme und mir ſagte: Geht es Dir gut, o Freund? und mit mir viel redete und mir antwortete. Aber er zürnt mir; bei Gott, ich weiß nicht warum.

Lateiniſch: 17. Nov. Am Morgen war ich ſehr ärgerlich über meine Faulheit, da ich zu lange im Bett blieb. In der Schule war ich zufrieden, in der Geſchichte ſaß ich bei Schroetter, und er redete kein Wort mit mir.

Franzöſiſch: Wir waren ganz ſtill, aber ich freute mich über den Vortrag von Herrn Reiche; von 9 bis 10 war ich nicht fröhlich, aber auch nicht betrübt, von 11 bis 12 war es notwendig, daß S. nicht ſprach, weil ich vom Proreftor heraus kam (?). Ich hoffe, daß er ſeine Abſicht ändern wird und wenn er's nicht thut, werde ich auch nicht ſterben. Jetzt ...

gefertigte finden, bietet jenes eine „Blumenleſe“ der ſeltſamſten Art. Als zwölfjähriger Knabe hat er die Sammlung angefangen. Die erſten elf Seiten muß eine fremde, ausgebildete Hand geſchrieben haben. Von der zwölften Seite an müht ſich eine langſam malende Kinderhand ab, die Schätze des Wiſſens dem abſcheulichen grauen Papier anzuvertrauen. Und was für Schätze! Es iſt unglaublich, welcherlei „Denkwürdigkeiten“ dem ſpürenden Bürſchlein der Aufbewahrung wert erſchienen ſind. Da findet ſich eine Abhandlung über die am 26. April 1803 bei dem franzöſiſchen Städtchen Aigle niedergefallene und zerplatzte Feuerkugel unter der Überſchrift „Der Mondſtein“ und die Aufzählung der verſchiedenen Theorien über die Entſtehung der Meteore. Es folgt ein drei Seiten langes bombaſtiſches „Avertiſſement“ eines in Breslau auftretenden Taſchenſpielers und Gauklers. Dann lange Auszüge aus Predigten von Abraham a Sancta Clara; die Geſchichte der Tourniere; das Almoſengröſchlein zu Liegnitz; die Juden in Portugal; einige Koſtbarkeiten aus dem Kloſter zu Loretto; Auszüge aus Klopſtocks Meſſias; der Kopfrechner Thomas Fuller; ſonderbare Todesarten; die dickſten Menſchen, die gelebt haben, die kleinſten, die größten; die Höhe berühmter Berge; der Punſch des Admiral Ruſſel; zwei große Würſte; die Metalle; ſeltſame Einbildungen und ihre Heilung; die größten Bäume der Welt; Anekdoten aus dem ſiebenjährigen Kriege; etwas zur Heilkunde; perſiſche Denkſprüche; vom Kleveſchen Geckenorden; der Nachtigallengeſang mit Buchſtaben imitiert, ꝛc. ꝛc. Das Ganze wird eröffnet von einem „Rezept zum Vornehmthun“:

1. Wenn Pſt! Pſt! auf der Straße gerufen wird, ſoll man

ſich nicht umwenden, wohl aber, wenn Ew. Gnaden! Ew. Durchlaucht! Ew. Exzellenz! gerufen wird.

2. Fällt etwas herunter, ſo muß man es nicht aufheben, ſondern warten, ob einem jemand anders zuvor kommen wird.

3. Wenn beim Ankleiden jemand zugegen iſt, muß man ſich wie ein „Krüpel“ helfen laſſen.

4. Man muß ſich ſtellen, als wenn einem der deutſche Ausdruck nicht einfiele, und es auf franzöſiſch nennen.

5. Von allen Gerichten eſſen, aber die Hälfte liegen laſſen.

6. Bürgerliche Leute oft Ew. Gnaden nennen, als wenn man's gewöhnt wäre.

7. Man muß es ſo einrichten, daß man öfter aus der Geſellſchaft gerufen wird, oder Briefſchaften unter hohem Titel einem übergeben werden.

Erſt im letzten Drittel des Heftes werden die Auszüge und Citate ernſthafter; ſo aus Seume, de la Motte Fouqué, Jean Paul, aus Schlegels Dramaturgie, aus Corinne von Mad. de Staël, aus Werthers Leiden u. ſ. f., einmal auch aus dem griechiſchen Neuen Teſtament.

Das gibt uns Veranlaſſung, die religiöſe Stellung Tholucks in ſeinem Knaben- und Jünglingsalter zu berühren.

Was er zu Hauſe von Frömmigkeit ſah, konnte ihn nicht nur nicht anlocken, ſondern verdächtigte ihm im Gegenteil die Religion. Auch der Konfirmandenunterricht des Seniors Hagen von S. Eliſabeth, den er im zwölften Jahre genoß, ließ ihn kalt und tot. Er war ein entſchiedener kleiner Rationaliſt und Spötter. In einem Fragment, „Mein Leben“ überſchrieben, das Tholuck etwa im 18. oder 19. Lebensjahr in Berlin verfaßt hat, berichtet er ſelbſt: „Als der Senior ſich alle Mühe gab, uns die Auferſtehung Chriſti zu beweiſen, lachte ich ihn im Herzen aus. Der redliche Mann führte alles auf, wodurch die Leugner jener Wahrheit beſtritten werden, und widerlegte alle Einwendungen. Endlich bat er uns, wenn jemand noch einen Zweifel hätte, ſo möchte er es ſagen. Mir war es aber ſchon ausgemacht, daß die Auferſtehung nicht wahr ſei. Ich dachte mir damals die Sache ſo, daß die Jünger teils aus Gutmütigkeit, weil ſie die Lehre Jeſu ſehr gebilligt, teils aus Scham, weil Jeſus wieder aufzuſtehen verſprochen hatte, das Märchen erdichtet hätten. — Wir mußten ferner eine Erklärung vom Vater Unſer aufſetzen, und ich wunderte mich, da ich darüber nachdachte, wie Jeſus ein ſo gehaltloſes Gebet habe ſchreiben können. Nur Ein Eindruck blieb mir aus dieſem Unterricht, der des innigeren Vertrauens gegen Gott, indem ich auch von da an öfter, d. h. doch wenigſtens zwei- oder dreimal die Woche betete.“ — In ſeiner Abiturientenrede am 5. Oktober 1816 behandelte er die Frage: Wie haben die Araber auf die Bildung Europas gewirkt? Dann ſtellte er die großen Lehrer Moſes, Jeſus und Mohammed neben einander und zog allen dreien den indiſchen Menu, den perſiſchen Soroaſter und den ſineſiſchen Konfutſe vor. Auch hatte er damals im Sinne, nach dem Orient zu reiſen, um durch neue Entdeckungen zu zeigen, „wie albern das Chriſtentum gegen die hohe Weisheit der Morgenländer wäre.“

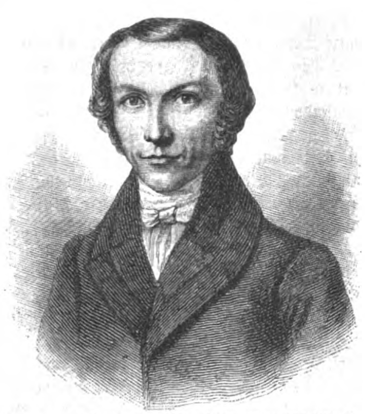
Trotz dieſer ausgeſprochenen Feindſeligkeit gegen das Chriſtentum aber iſt es ein hervorſtechendes Merkmal des erwähnten Tholuckſchen Tagebuches, daß es ſich ganz durchzogen und durchwoben zeigt von fortwährenden Beziehungen auf Gott. Seine zu Papier gebrachten Wünſche werden Gebete; auch mit den kleinſten und unbedeutendſten Dingen tritt er vor Gott, und erbittet ſich: das Gelingen ſeiner Arbeiten, das Wohlgefallen ſeines ſtrengen Rektors, die Zufriedenheit ſeines Vaters, die Annäherung an ſeine Freunde. Mit kindlicher Unbefangenheit ſpricht er ſeinen Dank gegen Gott aus für die kleinſten Aufmunterungen und Freuden, die ihm in ſeinem mühſeligen Tagewerke zu teil werden. Im Grunde bezieht er alles, im großen und im kleinen Leben, auf den allmächtigen Gott und ſein Leiten. Und ſo machte er auch auf ſeine Umgebungen den Eindruck eines frommen, durch und durch religiöſen Menſchen, von dem in der That ſchon in früher Jugend ſittlich veredelnde Einflüſſe ausgegangen ſind. Ein Goldarbeiter, der ſechs Jahre im Tholuckſchen Hauſe gewohnt hatte und ſpäter Katholik wurde, auch eine Zeitlang als katholiſcher Prieſter wirkte, ſchrieb nach beſtandener Geſellenprüfung dem Jüngling am 31. Januar 1817: „Lebewohl Ihnen, der Sie mein Lehrer, mein Vater, mein Beſchützer, mein Freund ſind, von dem ich beherrſcht werden will, ich, der ich das Dienen nicht liebe. Jeder Tritt von Ihnen geſchehe mit Gott. Segen verbreite ſich über Sie und Gutes erſtehe um Sie her, daß ferne Nachkommen Ihr Grab ſegnen wie Ihre Freunde Ihr Leben. Nichts betrübe Sie, der Sie Traurige tröſteten, der Sie Ihre Ruhe anderen opferten, der Welt opfern werden, wofür Sie auch die Segenspalme erhalten werden. . . . . Ihre Lehren, die Sie mir in einem Zeitraume von ſechs Jahren gegeben haben, ſollen auf einen guten Boden gefallen ſein.“

Aber bei alledem hatte Tholuck recht, wenn er ſpäter auf dieſe Zeit als auf eine Zeit der Gottloſigkeit und der Läſterung zurückblickte. In ſeiner oft ſo kindlich ſcheinenden Frömmigkeit lag etwas erſchreckend Gewaltſames und Egoiſtiſches, und ſie war weit entfernt, einen heiligenden und reinigenden Einfluß auf ſein eigenes Leben auszuüben. Die maßloſe Heftigkeit und Ungeduld ſeiner Natur trug ſich auch in ſein Verhältnis zu Gott mit hinüber. Derſelbe kindiſche Trotz, der ihn einmal zu dem Entſchluſſe trieb, nicht mehr zu ſeinem arabiſchen Lehrer Habicht zu gehen, weil er von ihm in der Stunde getadelt worden war; der ihn mit einem Freunde brechen ließ, weil er eine Stunde über die verabredete Zeit auf ihn hatte warten müſſen; der ihn am 9. März 1816 — Tholuck war alſo beinahe ſiebzehn Jahre alt, — weil ihm ſein Vater bei Tiſche Grobheiten geſagt hatte, als er eine Zwiebelſauce nicht eſſen wollte, auf franzöſiſch in ſein Tagebuch ſchreiben ließ: „ich weinte, ich dachte an meinen Tod, ich wollte ſterben, ich holte mir für zwei Groſchen Kuchen und will leben und an meine Freunde denken“ — dieſer ſelbe Trotz trieb ihn auch zum kecken Widerſtande gegen Gott, wenn deſſen Führungen nicht mit den eigenen Wünſchen und Hoffnungen übereinſtimmten.

Wohl iſt er ſich oft des Kindiſchen in ſeinen Bitten bewußt geweſen. „Ich weiß wohl“, ſchreibt er am 28. November 1815, „daß es nichts Wichtiges iſt, um das ich bete; es betrifft ſogar Kindereien. Aber ich bin noch ein Kind und will es ſein.“ Indeſſen gewährte ihm Gott dieſe kindiſchen Wünſche nicht, ſo wurde er ernſtlich böſe und ſetzte ihm den Stuhl vor die Thür. Einmal hatte er, wie ſo oft ſchon, um das Gelingen ſeines lateiniſchen Exerzitiums in der Schule gebetet; es war wieder vergeblich geweſen. Da heißt es im Tagebuche: „Darum glaube ich nicht an Gott als einen Vater.“ Oder er ſtellt Gott Bedingungen: gib mir Freunde, oder, wenn das nicht, dann gewähre mir einen Erſatz; eine Reiſe nach Petersburg wage ich nicht zu verlangen, aber Bücher, wie ich ſie mir wünſche, und die Zufriedenheit von meinem Vater, von mir ſelbſt und von den Meinigen.“

Nicht immer aber blieb er in ſo zahmen Schranken; oft brach der Trotz mit elementarer Gewalt hervor. „Ich ſetzte mir manchmal vor“, ſchreibt er ſpäter ſelbſt von dieſer Zeit, „wenn mir heute nicht das Gewünſchte zu teil wird, ſo mordeſt du dich.“ Noch auf der letzten Seite des Tagebuches ſteht der Satz: „wird meine Ehre verletzt, oder trifft mich ein anderer Kummer, dann töte ich mich. Dieſer Entſchluß iſt ſchon ſo feſt geworden, daß ich faſt unaufhörlich daran denke.“ „Während dem war mein Umgang mit Gott“, heißt es in jener erwähnten Lebensſkizze weiter, „ganz eigen geworden. Ich dachte mich beſtändig in die Ewigkeit, alſo auch beſtändig zu Gott, und hatte ein ſolches Vertrauen zu ſeiner Liebe bekommen, daß ich bei jenen Mordanſchlägen ganz kindlich ſagte: lieber Vater, willſt du, daß ich mich nicht morden ſoll, ſo erfülle meine Bitte; erfüllſt du ſie nicht, ſo ſehe ich es als ein Zeichen an, daß du mir den Mord erlaubſt. Daß Selbſtmord nicht ſtrafbar ſei, war mir ganz gewiß; ich dachte, Gott muß dich vielmehr belohnen, daß du ein ſo elendes Leben ſo lange getragen haſt. Oft aber packte es mich doch im Gewiſſen: wie, wenn er dich dennoch beſtrafte? Nun, dachte ich, ſo mag er's thun; dann iſt er ein ungerechter Gott, und ſelbſt aus meiner Verdammnis will ich es ihm durch alle Ewigkeit entgegenſchreien: Gott, du biſt ungerecht! Oder es beſchlich mich der Gedanke: iſt es nicht möglich, daß die Erde überhaupt nur von einem böſen Dämon geſchaffen iſt und regiert wird, dem Menſchenelend Seligkeit iſt? Wie könnteſt du denn ſonſt in ſo furchtbare Zuſtände geraten? Und da dachte ich und ſchrie es aus in meiner einſamen Kammer mit fürchterlicher Gebärde: ja, du willſt leben, leben, um alle Religion mit Füßen zu treten, damit der Satan, der im Himmel iſt, nicht hohnlache der verrückten Menſchen, die ihn anbeten!“

Wohl haben zu dieſen entſetzlichen ſeeliſchen Zuſtänden Tholucks auch körperliche Leiden und Anlagen mitgewirkt, die zum Teil ein Familienerbe geweſen ſein mögen; die Selbſtmordmanie ſteht in dem Tholuckſchen Geſchlecht nicht vereinzelt da. Aber die Vertiefung in wahre chriſtliche Frömmigkeit hat ihm ſpäter doch über alle ſolche Anfechtungen ſiegreich hinweggeholfen. Wir können nur ſagen, daß in dem Knaben und Jüngling wirklich ein unbezwingbarer Drang nach Gott und nach Gemeinſchaft mit einer ſittlichen Ausgeſtaltung ſeines Lebens wohnte. Allein das Herz war noch nicht gebrochen. Der ungeduldige Eigenſinn, der auch dem ſpäteren Gotteskinde noch manche ernſte Kämpfe bereitete, beherrſchte noch ſo gut wie unumſchränkt ſein ganzes Leben und war der Regulator auch für ſein religiöſes Empfinden. Daher wechſelten mit den Umſtänden ſeine Stimmungen, und von dieſem hing es wieder ab, ob kindliche Ergebung, hoffnungsvolle Bitte, freudiger Dank, oder ob düſterer Groll, der ſich bis zu Selbſtmordgedanken und kühner Läſterung der Gottheit ſteigern konnte, dem Herzen entquoll. Die natürliche Religion, die ſeinem eigenen Fleiſch und Blute ihren Urſprung verdankte, hielt nicht aus in den Stürmen der Leidenſchaft, die dies unruhige Menſchenkind ſchon in zarter Jugend durchtobten. Und dennoch wirkte ſeine Erſcheinung, um des unerſchütterlichen Ernſtes ſeines Strebens willen, belebend, verſittlichend, erziehend ein. Einer ſeiner Freunde, der in den mannigfaltigen Seelenſtrömungen, auch in der religiöſen Friedeloſigkeit ſeines geliebten Tholuck wohl Beſcheid wußte, konnte ihm doch in jene Zeit hinein ſchreiben: „ich habe viele Freunde, aber keinen umfängt ſo gewaltig mein ganzes inneres Walten, keinen umrankt ſo innig zarte Liebe meines Herzens, als dich, du wahrhaft edler Menſch, du reiner zartfühlender Jüngling, du redlicher, warmer Freund!“ Und prophetiſch ruft er ihm zu: „Jüngling, in dir reift ein großer Mann. Welch eine Ausſaat des Segens wird dann“ (nämlich wenn der völlige Gottesfriede in die Bruſt eingekehrt iſt) „deinem hohen Gemüt entkeimen! Wahrheit und Licht wird deine Spuren bezeichnen, und der Abglanz deines inneren Weſens wird eine kleine Welt um dich ſammeln, in deren Mitte du dir nie ganz iſoliert erſcheinen wirſt.“ Und in liebender Überſchwenglichkeit gibt er ihm, „dem lichten Sterne ſeines Lebens, der ſeinen Abglanz wirft auf das Allerinnerſte ſeines Weſens“, den ſchönen Gruß mit auf den Lebensweg: „Dein Leben ſei ein langer Kuß des Ewigen!“


Der junge Tholuck. Nach einem alten Lichtbilde im Beſitz der Familie.

Es würde hier zu weit führen, den Führungen nachzugehen, die Tholuck zu dem auserwählten Rüſtzeuge für unzählige Theologen und Chriſten der ganzen Welt gemacht haben. Nur das Wenige ſei abſchließend bemerkt.

Der Drang nach genauerer Kunde des Morgenlandes trieb den jungen Philologen ſchon im erſten Quartal ſeines Studentenlebens zu einer phantaſtiſchen Reiſe nach Berlin, wo er den berühmten Orientaliſten von Diez um Unterſtützung in ſeinen Studien erſuchen wollte. Er ging aus, wie Saul, Eſelinnen zu ſuchen, und fand ein Königreich. Denn Diez war ein Chriſt und bei allen ſeinen Sonderbarkeiten doch ein tief in der Gnade gegründeter Gottesmenſch. Und als der Greis, der ſich des ſeltſamen Jünglings in freundlichem Wohlwollen angenommen hatte, ſchon am 7. April 1817 ſtarb, da öffneten ſich für den Verlaſſenen die liebewarmen Arme des edlen Barons von Kottwitz, der, ein Großer dieſer Erde, durch ſeine demütige Liebesarbeit an den Armen und Geringen das Bild eines Jüngers Chriſti für Tauſende erwecklich darſtellte und ihnen den Weg zum Heilande wies. Da fand auch dies verwundete und zerriſſene Herz Halt und Ruhe und den Fels, auf dem ſein ganzes ferneres Leben gründen konnte. Da ward der Goldſchmiedsſohn ein Theologe und lernte aus dem Schacht des göttlichen Worts das leuchtende Metall hervorzugraben und in der Menſchenbruſt den „Silberblick“ zu erkennen, an den der treue Mund noch im Alter ſo gern erinnerte. Da erfüllte ſich das ſegnende Wort des Freundes: „Dein Leben ſei ein langer Kuß des Ewigen!“

Am Familientiſch.

Die Münchener Wachtparade mit und ohne Uniform.

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.)

Wer ſich davon überzeugen will, wie kriegeriſch unſer Volk von Natur iſt, der braucht nur einmal einer Wachtparade beizuwohnen. Die Luſt am Gleichſchritt, an kriegeriſcher Muſik, an ſchallendem Kommando wird von jedem Alter, jedem Geſchlecht gleich ſehr empfunden. Die marſchierende Truppe wird, ſobald ſie die Straße betrat, von allen Seiten umringt, vor ihr, neben ihr, hinter ihr ſtrömen Menſchenmaſſen. Was irgend müßig iſt oder ſich wenigſtens auf ein Viertelſtündchen frei machen kann, ſchließt ſich an. Von dieſer Wachtparade, die nicht in zweierlei Tuch einherſchreitet, aber von demſelben angezogen wird wie das Eiſen vom Magnet, gewährt unſer Holzſchnitt ein ebenſo anſchauliches wie ergötzliches Bild.

Der kleine Poſtillon als Nationalhymne.

Ein ruſſiſcher Offizier erzählt in ſeinen Erinnerungen an den ruſſiſch-türkiſchen Krieg, daß, als die ruſſiſchen Truppen nach Jaſſi kamen, dort in allen öffentlichen Gärten das bekannte Lied: „Ich bin der kleine Poſtillon“ im höchſten Grade beliebt war, ſo daß ſich bei den ruſſiſchen Offizieren, welche des Deutſchen nicht mächtig waren, die Vorſtellung ausbildete, dieſes Lied ſei die rumäniſche Nationalhymne. Als nun einmal rumäniſche Offiziere zu Ehren der ruſſiſchen Gäſte die ruſſiſche Nationalhymne ſpielen ließen, entblößten ſie die Häupter und riefen: Hurra! Gleich darauf ſtimmte die Muſik den kleinen Poſtillon an. Allſogleich ſchwenkten auch die Ruſſen die Mützen und ſchrieen Hurra zu Ehren des Fürſten Karl.

Menſchenhaut als Sympathiemittel.

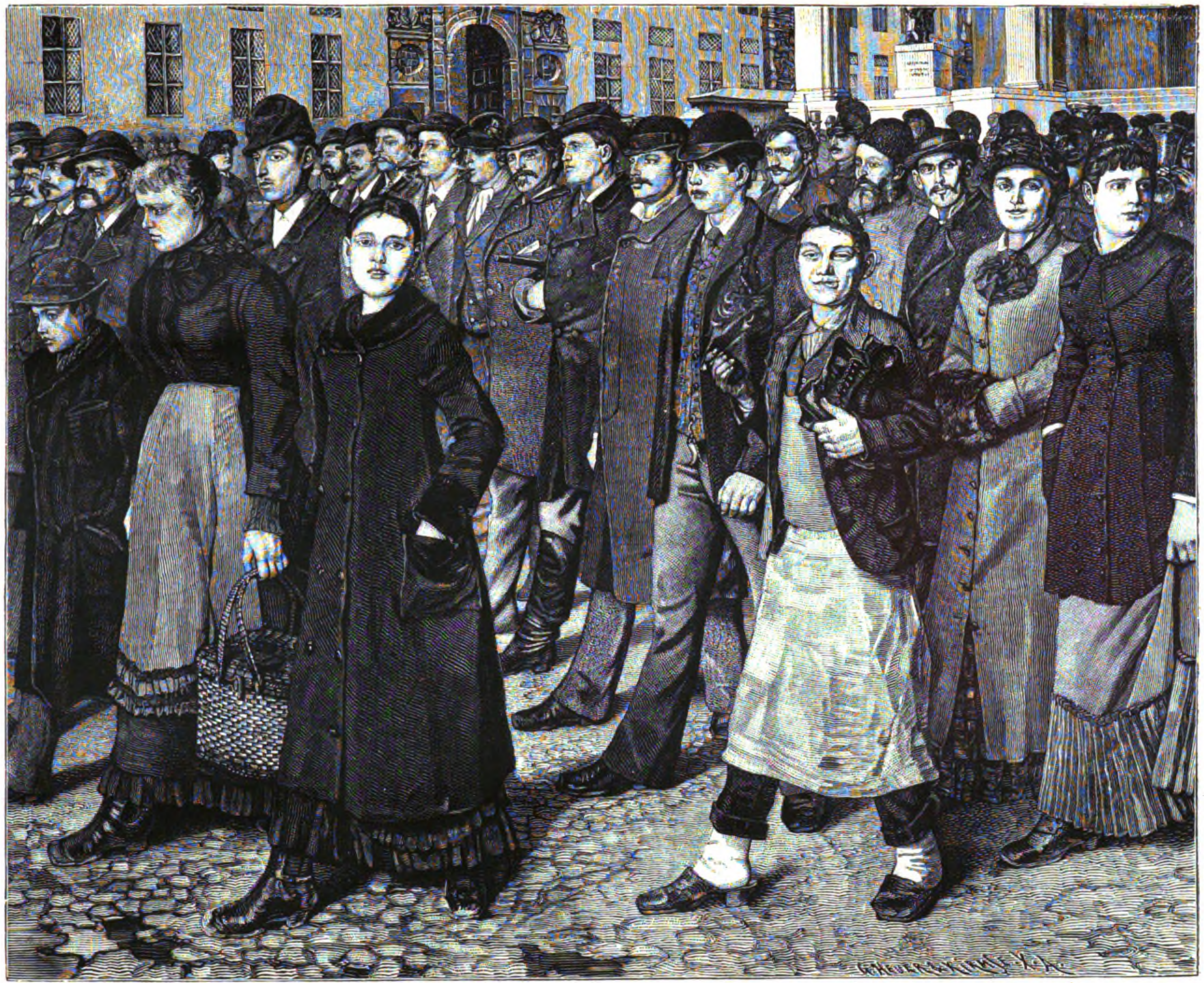
Als vor nicht langer Zeit der Forſtreferendar Julius Krauſe durch den Wald bei Neukirchen unfern Ziegenhain in Heſſen wanderte, fiel ihm an einer Lehne ein Ebereſchenbaum auf, der mitten zwiſchen ſiebzigjährigen Buchen ſtand und auf eine beſondere Art behandelt war.

„Mit dem Baume iſt gebraucht worden!“ rief der Forſtlehrling aus, der ſich bei Herrn Krauſe befand, und als dieſer nun näher zuſchaute, fand er, daß ein etwa vier Centimeter langer Rindenſtreifen von dem Baume losgelöſt und dann mit einem Nagel wieder befeſtigt worden war. Der Nagel aber war durch ein Stück Menſchenhaut getrieben.

Offenbar lag hier ein geheimnisvolles abergläubiges Verfahren vor und der Lehrling vermochte auch darüber Auskunft zu geben. In dem Spalt zwiſchen Rinde und Holz hat man etwas hineingethan, ſagte der Lehrling, wenn das eingewachſen iſt, dann iſt auch die Krankheit vorbei. Das gebraucht man gegen Krämpfe. Der Lehrling war nicht dazu zu bewegen das Baumſtämmchen mit der Menſchenhaut abzuſchneiden, da ſonſt die Krankheit auf ihn übergegangen wäre. Wir haben es alſo hier mit einem Sympathiemittel zu thun, bei dem die Menſchenhaut eine Rolle ſpielt; wahrſcheinlich war dieſelbe von einem Kranken genommen und auf den Baum übertragen worden, um dieſem, nach der abergläubigen Meinung des Volkes, die Krankheit zuzuführen.

Ein Dampfboot auf Rädern.

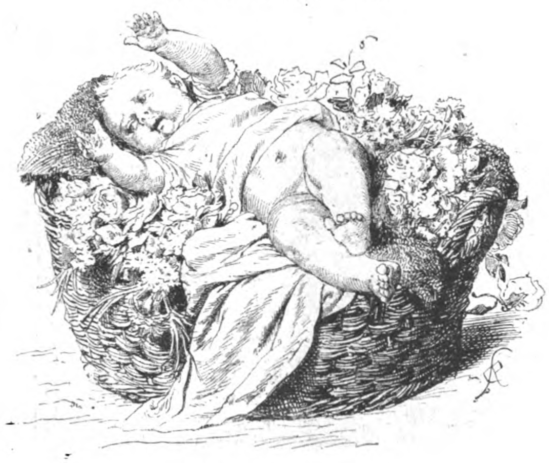
Vor Kurzem hat auf den Waſſern der Themſe ein eigentümliches Fahrzeug ſeine Probefahrt beſtanden, das auf Rechnung des Königs der Belgier erbaut, für die internationale Congogeſellſchaft beſtimmt iſt und den Namen „Stanley“ führt. Der Rumpf des Schiffes beſteht aus ſechs einzelnen Pontons von Stahlblech, die mit einem beſonderen Bug- und einem Heckſtück zu einem Boote von ſiebzig Fuß Länge zuſammengeſetzt werden können. Als Motor wird der Dampf benutzt. Neben zwei auf dem Oberdeck poſtierten Lokomobilkeſſeln erhalten die Dampfcylinder ihren Platz, mittelſt deren das am hinteren Ende befeſtigte eine Schaufelrad in Bewegung geſetzt wird. Als Feuerungsmaterial wird am Orte der Beſtimmung ſelbſtverſtändlich lediglich Holz dienen. Von der Mündung des Congo, wo der „Stanley“ flott gemacht werden ſoll, beabſichtigt man mit ihm ſtromaufwärts zu fahren. Bei unpaſſierbaren Stellen, Untiefen, Stromſchnellen und dergleichen wird das Boot in ſeine einzelnen Stücke zerlegt, die nun ohne weiteres auf dem Lande mittelſt angebrachter Räder fortgeſchafft werden können. Um aber für den Landtransport ſtets genügende Kräfte zur Hand zu haben, will man 500 Schwarze in Dienſt nehmen, die den Bewegungen des kleinen Dampfers fortwährend an den Ufern des Stromes folgen ſollen.



Münchener Wachtparade. Gemalt von J. Trübner.

Er.

Lieder eines jungen Vaters.



Nach der Geburt.

Nun, Gott willkommen, Herzenskind!
Willkommen erſter Schrei des Jungen:
Nie hat ein Lenzhauch mich ſo lind,
Ein Liebeswort ſo froh durchdrungen!

Wie bangt' ich um mein junges Lieb,
Um all mein Glück in ſchweren Stunden —
Wenn es mir nicht erhalten blieb?! — —
Doch nun, nun hab' ich Troſt gefunden:

Der Gott, der dich, mein Kind, erſchuf,
Der wird dein Mütterchen erhalten,
Damit im heiligſten Beruf
Dich früh umblüht der Liebe Walten!

Ja, Pfand der Liebe, Liebe ſei's,
Die göttlich-hohe, die dich leite,
Daß dir als Kind, als Mann, als Greis
Vom rechten Weg der Fuß nicht gleite!

Nun, Gott mit dir, du junges Blut:
Er gebe deinen Gliedern Stärke
Und deinem Herzen frohen Mut:
Den reichſten Segen ſeinem Werke!

Er ſchläft!

Er ſchläft ſo ſanft — o! ſtört ihn nicht! —
Von ſeinen Zügen leuchtet wieder
Der unentweihten Reinheit Licht:
Von Gottes Throne ſtieg es nieder.
Von Gottes Thron, d'rum ſtört ihn nicht:
Gott iſt bei ihm und weiht die Seele,
Daß ſie, erhellt vom ew'gen Licht
In Erdennacht des Wegs nicht fehle:
O, ſtört ihn nicht!

Er trinkt!

Wie die Knoſpe ſich an die Roſe ſchmiegt
Und — von der Mutter Tau getränkt —
Die zarte Hülle wachſend ſprengt —
Von dem Lenzhauch in ſüßen Traum gewiegt,
Berührt von der Sonne inbrünſtigem Kuß,
Zur lieblichſten Blume erblühen muß —
So ruht an deinem Herzen unſer Kind:
Froh trinkt es von der Liebe reichem Quell,
Küßt du es leis', wie blickt ſein Auge hell!
In deinem Arm umfängt's der Schlummer lind:
So wächſt es auf in deiner Liebe Glück
Und Glück und Leben gibt dir's einſt zurück!

Er lacht!

Sieh, wie er lacht: ein heller Schein
Umſpielt ſein herziges Geſicht —
Wie in die Dämm'rung früh herein
Ein Strahl der Morgenſonne bricht!
Es iſt des Geiſtes Morgenrot,
Das, von allmächt'ger Hand entzündet,
Für alles Schöne, was ſie bot,
Ein froh' Erkennen froh verkündet!

Er weint!

Wie trüb' erſcheint der Äuglein Licht,
Wie ſchmerzlich zuckt der kleine Mund —
Und ſieh, das erſte Thränchen bricht
Hervor und thut uns rührend kund:
Nun trug er ſchon den erſten Schmerz —
Gefühlt hat er das erſte Leid —
Verwundet iſt das kleine Herz!

Nun denn, wohl ihm! er ſei bereit,
Auch trübe Stunden zu verwinden,
Dann wird die Welt als Mann ihn finden!

Erſte Sprechverſuche.

Er papelt und gurrt
Und plappert und ſchnurrt —
Hell jauchzt er auf!
So geht es den lieben, langen Tag! —
Ob er bald „Mama" ſagen mag?
Ich wette d'rauf! — —
Doch braucht er ja nicht der Worte Kleid,
Zu künden des Herzens Glückſeligkeit:
Wie das Vöglein zwitſchert im lauſchigen Ton
Vor Luſt, daß es lebt und zwitſchern kann —
So treibt's unſer Kind. — O, glückliche Zeit!

F. v. Keller.

Rechtsrat.

Auf meinem Grundſtück befindet ſich ungefähr dreizehn Fuß von der nachbarlichen Grenze ſchon ſeit langen Jahren ein Brunnen, welcher immer ſehr gutes Trinkwaſſer geliefert hat. Nun hat der Nachbar ſeit einem Jahre drei Fuß jenſeits der Grenze, alſo ſechzehn Fuß vom Brunnen eine Jauchengrube angelegt, die aber nicht zweckentſprechend, d. h. nicht waſſerdicht gemauert iſt und fortwährend einen Teil ihres Inhalts durch das dazwiſchen liegende durchlaſſende Erdreich in den Brunnen gelangen läßt. Das Waſſer iſt durch dieſe Verunreinigung natürlich für den Gebrauch verdorben, auch iſt bereits polizeilicherſeits ein Schild mit der Inſchrift: Ungenießbares Waſſer daran befeſtigt.

Die Frage iſt nun: Muß ich mir dieſe Sachbeſchädigung, der von meiner Seite in keiner Hinſicht auszuweichen iſt, ſo ohne weiteres gefallen laſſen, reſp. iſt der Nachbar berechtigt, auf ſeinem Grund, d. h. ſo nahe an der Grenze Baulichkeiten dieſer Art auszuführen ohne auf den Schaden, den er ſeinem Nachbar hierdurch zufügt, Rückſicht nehmen zu müſſen? A. R. G.

Sowohl nach gemeinem als auch nach preußiſchem Recht ſind Anlagen, durch welche ein ſchon vorhandener Brunnen des Nachbars verdorben oder verunreinigt wird, unzuläſſig. Sie können daher auf Beſeitigung der Anlage oder auf Schadenerſatz klagen, ſofern nicht aus dem bisher von Ihrem unterlaſſenen Widerſpruch eine ſtillſchweigende Zuſtimmung zu der Anlage zu entnehmen, oder gar die Verjährung eingetreten iſt.

Auflöſungen der Spielecke aus Nr. 51.

Dameſpielaufgabe.

1. d6—e7 1. f8—f4
(ſchl. e7 und e5)
2. Da5—d2 2. Db2—g7
(ſchl. f6)
3. Dd2—f8
(ſchl. f4 und g7) gewinnt.

1. Die Zahl 42. 2. Zimmermann, Immermann.
Bilderrätſel: Elektrizität.

Inhalt: Zum Jahrgangsſchluß. — Wie es kam. Schluß. Erzählung von Margarethe von Eichendorff. — Hildesheimer Bauten. Mit 2 Illuſtrationen. — Aus Tholucks Jugendleben. Von Leopold Witte. Mit Tholucks Jugendbildnis und einem Facſimile aus Tholucks Tagebuch. — Am Familientiſch: Zu dem Bilde: Die Münchener Wachtparade mit und ohne Uniform. Von J. Trübner. Der kleine Poſtillon als Nationalhymne. Menſchenhaut als Sympathiemittel. Ein Dampfboot auf Rädern. — Er. Lieder eines jungen Vaters. Von F. von Keller. Mit Illuſtration. Von E. Klimtſch. — Rechtsrat.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächſten Nummer beginnt der XXI. Jahrgang des Daheim. Wir erſuchen daher unſere geehrten Leſer, das Abonnement, **insbeſondere dasjenige bei der Poſt**, zur Vermeidung des Beſtellgelds, des ſogenannten „Strafgroſchens" bei verſpäteter Beſtellung, **ſchleunigſt** aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zuſendung entſtehe.

Daheim-Expedition in Leipzig.

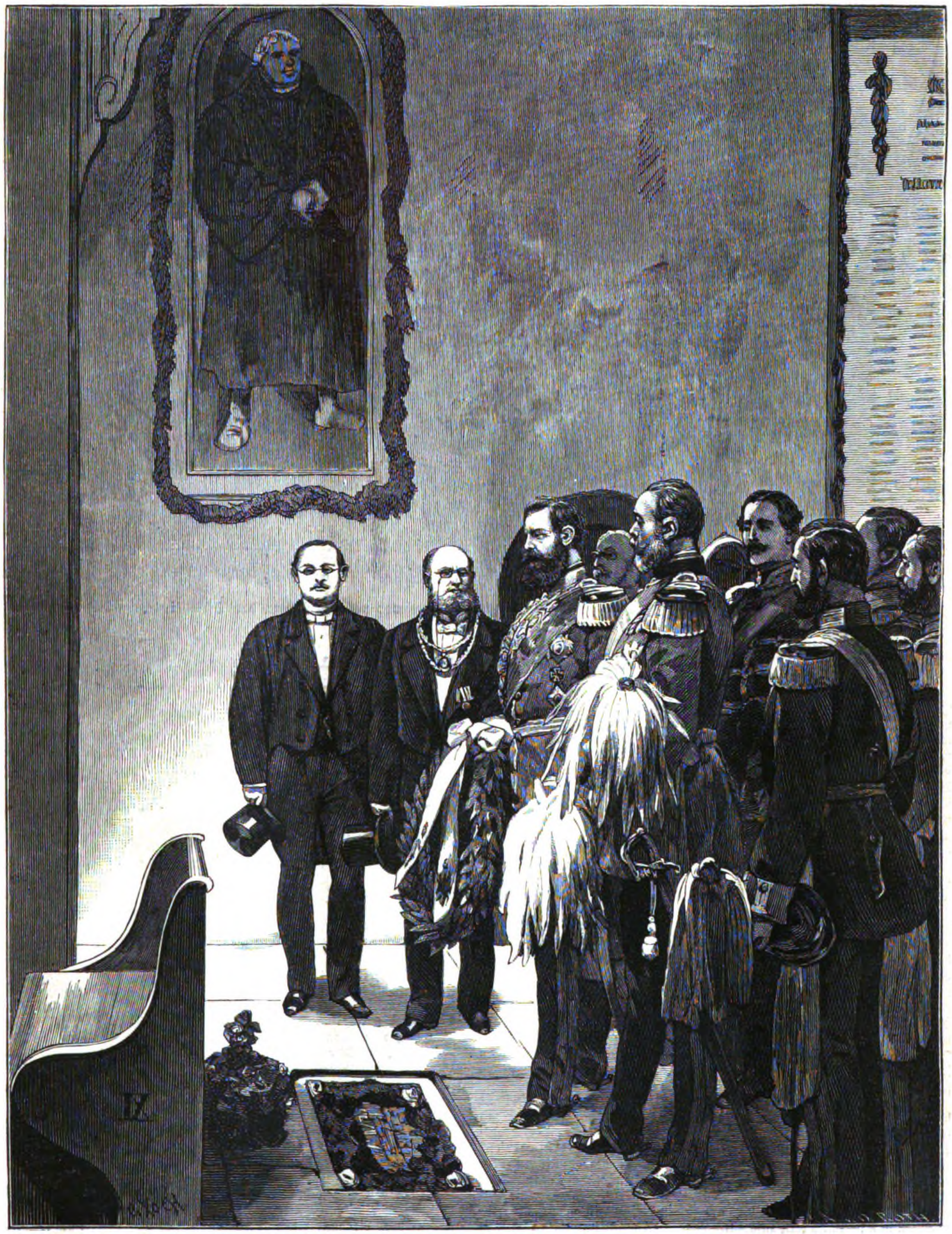
Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Redakteure: Dr. **Robert Koenig** und **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Verantwortlich: Dr. **Robert Koenig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Erſte Daheim-Beilage zu No. 1. 1884.

2235

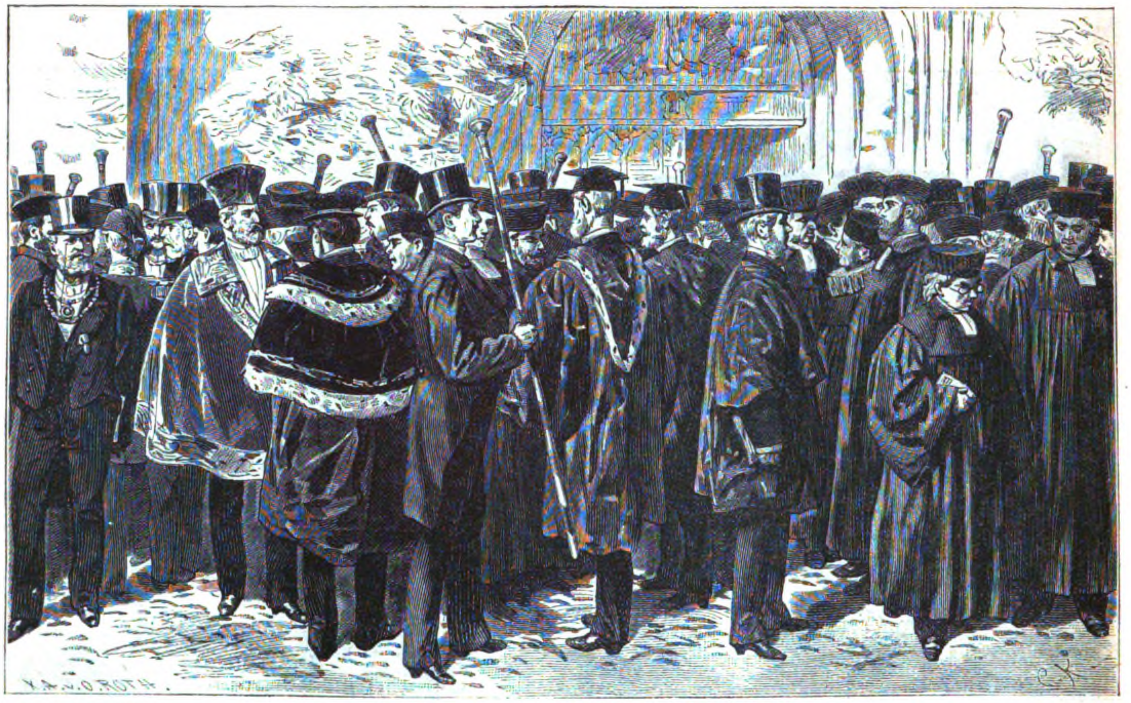
Aus der Zeit — für die Zeit.



Die Lutherfeier in Wittenberg:

Der Kronprinz von Preußen in Begleitung des Prinzen Albrecht legt im Namen des Kaiſers einen Kranz auf Luthers Grab nieder.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 1. 1884.



Bürgermeiſter Schild. Rektor d. Univerſität Halle. Feſtordner. Irländer. Schotte. Engländer. (Geiſtliche reformierter Gemeinden.)

Die Lutherfeier in Wittenberg: **Verſammlung der Teilnehmer am Feſtzuge an der Schloßkirche.**

Die Luthertage in Wittenberg.

Die evangeliſche Chriſtenheit feiert in dieſem Jahr aller Orten den Geburtstag des Mannes, dem ſie unmittelbar oder mittelbar ihre Entſtehung verdankt, aber der Natur der Sache nach wird dieſe Feier in Deutſchland mit ganz beſonderer Innigkeit begangen. Luther war eben nicht nur ein Chriſt, dem es durch Gottes Gnade gegeben war, tiefer in das innerſte Weſen des Chriſtentums einzudringen, als irgend einem anderen Sterblichen ſeit den Tagen der Apoſtel, er war nicht nur ein gewaltiger Geiſt, von einer Wahrheitsliebe, einem Idealismus und einem Heldenmut ſondergleichen — nein, er war auch vom Scheitel bis zur Zehe ein Deutſcher, im guten wie im böſen, ein Mann, in dem ſich unſere Eigenart nach jeder Richtung hin recht eigentlich verkörpert hat. So iſt denn auch der Einfluß, den Luther auf uns in religiöſer, in ſittlicher, in nationaler Beziehung geübt hat, ein ganz unberechenbarer, allumfaſſender. Wie ſollten wir da anders als das Jahr, den Tag feiern, die uns als Jubiläum wiederum ins Gedächtnis rufen, was wir an unſerem Luther hatten, haben, haben werden!

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Lutherfeier ſich an den Orten beſonders feſtlich geſtaltet, die zu dem teuren Gottesmanne in unmittelbarer Beziehung geſtanden haben; es war aber ein Bedürfnis, daß gleichzeitig für die Lutherfeier gewiſſermaßen ein Zentralpunkt gewählt wurde, daß eine der vielen Lutherfeiern die Lutherfeier ſchlechthin wurde. Dieſe aber konnte nur in Wittenberg begangen werden, an jenem Orte, von dem die Reformation ausging

Wittenberg iſt heute eine mäßige Landſtadt, die dem Fremden an ſich keinerlei Intereſſe abgewinnen kann, aber der evangeliſche Chriſt ſteht hier überall auf geweihtem Boden.

Hier verbrannte Luther die Bannbulle, weil ſie „den Heiland betrübt“ hatte; dort in jenem Hauſe lebte der große Reformator mit ſeiner Käthe, ſeinen Kleinen ein trautes Familienleben; in der Stadtkirche, in der Schloßkirche wurden jene Predigten gehalten, die in tauſend jungen Herzen eine Wandlung fürs ganze Leben hervorbrachten. In der Schloßkirche endlich fand auch der unermüdliche Kämpfer die ewige Friedensſtätte.

Es war am 12. September, als ſich in dieſem Wittenberg die Feſtgenoſſen von nah und fern zuſammen fanden. Von allen Seiten kamen ſie herbei, Geiſtliche und Laien, Andacht und Dank im Herzen. Als um fünf Uhr nachmittags die Kirchenglocken erklangen, da ſtrömten die Feſtgenoſſen von allen Seiten in jener Schloßkirche zuſammen, an deren Thüre Luther einſt die Theſen anſchlug, welche den Anſtoß zu der großen Umwälzung gaben. Ein herrlicher liturgiſcher Gottesdienſt verlieh hier der Stimmung, die alle beſeelte, zuerſt Ausdruck. Gewaltiger noch als ſonſt ertönte hier an Luthers Grabe die mächtige Hymne des Proteſtantismus: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“, und aus ſo manchen Herzen der Anweſenden ſtieg gewiß das erneuerte Gelübde zu Gott empor, allezeit und in allen Stücken feſtzuhalten an dem Evangelium, wie es Martin Luther verſtand.

Nach Schluß des Gottesdienſtes wurden die Feſtgäſte in einem vor dem Thor gelegenen Lokal begrüßt. Hier ſprachen der Generalſuperintendent Müller und der Bürgermeiſter Dr. Schild. Auf ihre Reden antworteten die Vertreter der ſchottiſchen und der iriſchen evangeliſchen Chriſtenheit, die in ſchönen, warmen Worten hervorhoben, was auch ihre Kirchen Martin Luther verdanken. Der ſchottiſche Redner betonte mit Recht, daß nicht der Humanismus, ſondern die Lehre Luthers der Eckſtein ſei, auf dem das Gebäude unſerer modernen Kultur ruht, der iriſche ging von den alten Beziehungen aus, welche die iriſche Chriſtenheit mit der deutſchen verknüpften. Haben doch zahlreiche Irländer einſt unter unſeren heidniſchen Vorfahren das Evangelium verkündet, das wahre Evangelium, das nicht von dieſer Welt iſt und deſſen Bekenner nicht herrſchen, ſondern dienen wollen. Wie wir Deutſchen nun einſt das reine Chriſtentum aus Irland empfingen, ſo erhielten ſie wiederum von uns ſpäter das von mancherlei zeitlichen Zuſätzen gereinigte durch Luthers Lehre von neuem.

Am folgenden Tage, dem 13. September, fand der Feſtzug ſtatt.

Während der Zug ſich in die Kirche ergoß, waren auch der Kronprinz und der Prinz Albrecht eingetroffen, erſterer als Vertreter Sr. Majeſtät, und begaben ſich gleichfalls in die Stadtkirche, wo Generalſuperintendent Schultze über den Text von dem verworfenen Stein, der zum Eckſtein wurde, predigte. Nach Schluß des Gottesdienſtes begaben ſich die Prinzen zunächſt in das Rathaus und dann zum Grabe Luthers, auf dem der Erbe der deutſchen Kaiſerkrone einen Lorbeerkranz niederlegte. Dann verfügten ſich die beiden Prinzen in das Lutherhaus, um dort die Luthers Andenken gewidmete Halle einzuweihen. Auf die Anrede des Regierungspräſidenten erwiederte darauf der Kronprinz zunächſt mit der Verleſung einer allerhöchſten Ordre Sr. Majeſtät und dann mit einer Anſprache. Die Ordre lautete:

„In den Tagen vom 12. bis 14. September dieſes Jahres ſoll in Wittenberg eine Lutherfeier abgehalten werden, welche durch das Herannahen des vierhundertjährigen Gedächtnistages von Luthers Geburt veranlaßt iſt. Die an Mich gerichtete Bitte, perſönlich dabei zu erſcheinen, habe Ich nicht gewähren können. Ich empfinde aber als evangeliſcher Chriſt, und als oberſter Inhaber des Kirchenregiments lebhafte Teilnahme für jede derartige Feier, bei welcher das evangeliſche Bekenntnis ungeſchwächten Ausdruck findet. Auch würdige Ich vollauf den reichen Segen, welcher für unſere teuere evangeliſche Kirche davon ausgehen kann, daß ihre Glieder aller Orten an das große Erbe und die edlen Güter erinnert werden, welche Gott der Herr uns beſchert

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

hat. Zumal in Wittenberg, dem nächſten Schauplatz von Luthers gewaltigem und gottgeſegnetem Wirken, möchte ich bei ſolchem Feſte nicht unvertreten ſein, um ſo weniger, als dasſelbe über den Rahmen einer bloß lokalen Feier hinausragt. Demzufolge will ich Eurer Kaiſerl. und Königl. Hoheit und Liebden Meine Vertretung bei dem bezüglichen Feſtgottesdienſt hierdurch übertragen. Zu Gott dem Herrn aber flehe Ich, daß die bevorſtehenden Lutherfeſte gereichen mögen zur Weckung und Vertiefung evangeliſcher Frömmigkeit, zur Wahrung guter Sitte und zur Befeſtigung des Friedens in unſerer Kirche!

Schloß Babelsberg, 25. Auguſt 1883. **Wilhelm.**

An den Kronprinzen des Deutſchen Reichs und von Preußen, Kaiſerliche und Königliche Hoheit und Liebden."

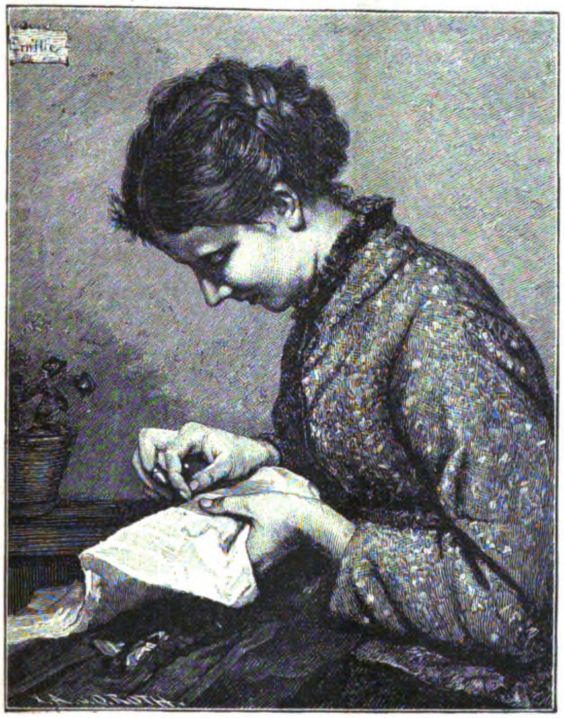
Sodann hielt der Kronprinz folgende Anſprache:

„Nachdem ich eben in ernſter Sammlung am Grabe unſeres großen Reformators geweilt, betrete ich nunmehr die Stätte, in welcher der glaubensſtarke Mann in raſtloſer Arbeit die Wege ſuchte, auf denen er freudigen Mutes vorwärts ſchritt zu ſeiner großen, weltgeſchichtlichen That. Beauftragt, Seine Majeſtät bei dem heutigen Feſtgottesdienſt zu vertreten, ſoll es in Luthers Wohnhaus mein erſtes ſein, die Worte zu verleſen, welche der Kaiſer und König aus Anlaß an dieſe Feier an mich erlaſſen hat. (Alsdann verlas Se. Kaiſerl. und Königl. Hoheit die obige Allerhöchſte Ordre Se. Majeſtät des Kaiſers.) In ſinniger Weiſe ſind in dieſen Räumen aus den Tagen der Reformation Andenken aller Art vereinigt, deren Vermehrung und Vervollſtändigung ich glücklichen Fortgang wünſche. Denn unſer Volk kann nicht oft und nicht lebhaft genug an die Segnungen erinnert werden, welche es dem Manne verdankt, deſſen Namen dieſe Halle trägt. Wer gedächte nicht hier und heute deſſen, was Martin Luthers Geiſt und Wirken auf mehr als einem Gebiete deutſch-nationalen Lebens für uns erworben hat? Möge dieſe ſeinem Gedächtnis gewidmete Feier uns eine heilige Mahnung ſein, die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demſelben Mute und demſelben Geiſte zu behaupten, mit dem ſie einſt errungen worden ſind! Möge ſie insbeſondere uns in dem Entſchluſſe feſtigen, alle Zeit einzutreten für unſer evangeliſches Bekenntnis und mit ihm für Gewiſſensfreiheit und Duldung! Und mögen wir ſtets deſſen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Weſen des Proteſtantismus nicht im Buchſtaben beruht und nicht in ſtarrer Form, ſondern in dem zugleich lebendigen und demütigen Streben nach der Erkenntnis chriſtlicher Wahrheit! In dieſem Sinne begrüße ich den heutigen und die noch folgenden Luthertage mit dem innigen Wunſche, daß ſie beitragen mögen, unſer proteſtantiſches Bewußtſein zu ſtärken, unſere deutſche evangeliſche Kirche vor Zwietracht zu bewahren und ihren Frieden feſt und dauernd zu begründen."

Am Nachmittag fand die kirchliche Feſtverhandlung ſtatt, bei der Generalſuperintendent Möller, Oberhofprediger Kögel, Hofprediger Cochius aus Dresden, Dr. Schrader, Kurator der Univerſität Halle und Herr von Kleiſt-Retzow ſprachen. — Am Abend fanden Feſtdiners ſtatt und eine allgemeine Illumination der Stadt.

Den Schluß der Feier bildete eine Verſammlung auf dem Marktplatz vor den Standbildern Luthers und Melanchthons. Bürgermeiſter Dr. Schild, Superintendent Faber-Mansfeld, Hofprediger Stöcker wechſelten einander ab. Als letzter Redner ſprach Emil Frommel, klug, gut und packend wie immer. Ihm iſt es ja in höchſtem Maße gegeben, die Fülle der Gedanken in eine leichte anmutige Form zu kleiden und Geiſter jeder Art gleich ſehr zu feſſeln und zu gewinnen. Seine herzigen Worte gaben auch hier dem ſchönen Feſt einen ſchönen Abſchluß.

Allen Leſern des Daheim beſtens empfohlen!



Illuſtrationsprobe: „Ums tägliche Brot."
Gemalt von H. Behmer.

Soeben erſchien:

Daheim-Kalender
für das
Deutſche Reich
auf das Schaltjahr
1884.

Herausgegeben von der Redaktion des Daheim.
23 Bogen, mit vielen Illuſtrationen,
dauerhaft gebunden Preis 1 Mark 50 Pfennig.

Der Daheim-Kalender bemüht ſich, dem Ideal eines Kalenders nahe zu kommen. Was man in vielen Büchern zerſtreut ſuchen muß, ſoll man in ihm zuſammen haben; er ſoll ein gemeinſames Hausbuch ſein voll edler Unterhaltung, guten Humors, mit nützlicher Belehrung und Beſcheid auf die tauſend praktiſchen Fragen des täglichen Lebens das Jahr über.

Dreiundzwanzig Bogen von 368 Seiten mit **gegen 90 künſtleriſch ausgeführten Holzſchnitten,** 2 Eiſenbahnkarten und allem, was zu einem guten **Kalender** gehört, für

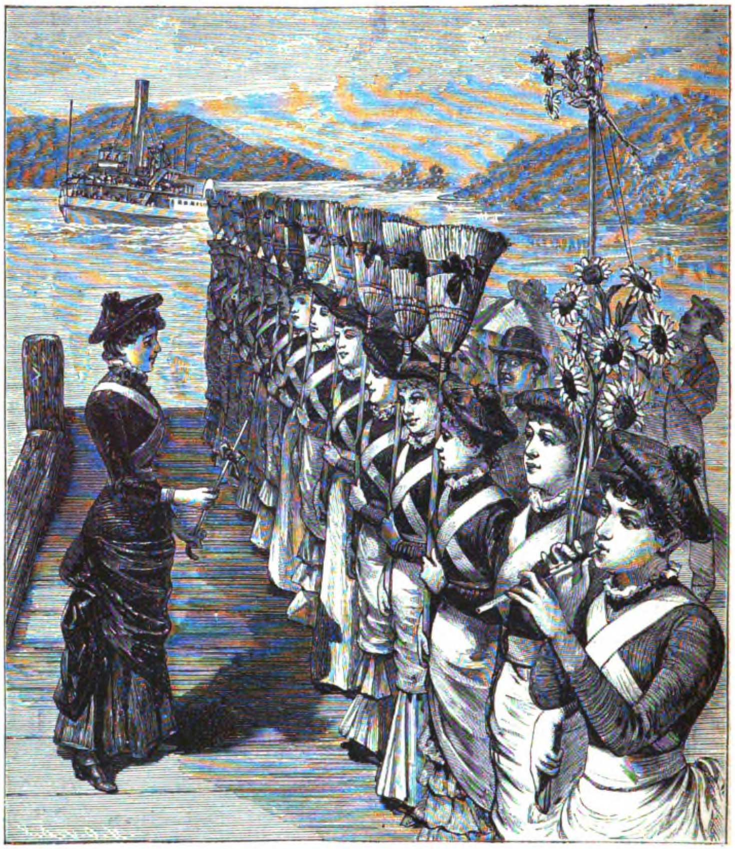
☛ $1\frac{1}{2}$ Mark ☚

fertig gebunden! Das iſt es, was der neue Jahrgang für 1884 ſeinen Leſern bietet.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Amerikaniſcher Damenſport.



Exerzitien der Newyorker Sonnenblumenbrigade.

Nach einer amerikaniſchen illuſtrierten Zeitung.

Unſerer Damenwelt wird es kaum glaublich erſcheinen, wenn wir ſie verſichern, daß die obige Skizze getreu nach dem Leben gezeichnet iſt. Und doch iſt dem ſo. Ein amerikaniſcher Künſtler hat ſie entworfen, die Originale der ſchönen Damentruppe ſind lebende Amerikanerinnen — die ganze Szene iſt echt amerikaniſch. Doch hören wir unſern Gewährsmann. Derſelbe ſchreibt zum Geleite dieſes Bildes:

„Die fröhlichen Touriſten, welche dieſen Sommer Lake George (Georgenſee im Staate Newyork) beſuchten, wurden eines Tages durch ein unerwartetes Schauſpiel ergötzt: vor ihnen erſchien die ehrenwerte ‚Sonnenblumenbrigade‘ in durchaus originellem Aufzuge. Als der ſtarkbeſetzte Dampfer an den Landungsplatz von Hulett anlegte und alle Paſſagiere auf die am Ufer verſammelten Leute blickten, ſiehe! da ließen ſich kriegeriſche Weiſen vernehmen, die der ſchrillenden Querpfeife eines Jünglings von kaum zwanzig Sommern entlockt wurden. Dieſem ging ein anderer gleichen Alters zur Seite, der mit dem Stengel einer Sonnenblume bewaffnet war, über welchem noch ein zweites Exemplar derſelben Blume emporragte. Beide trugen eine Art Uniform und Frauenröcke. Ihnen folgte eine Schar lachluſtiger Mädchen, welche im Hühnerſchritt daher marſchierten. Es war die berühmte Sonnenblumenbrigade von Newyork. Die edlen, weiblichen Kämpen trugen ebenfalls Uniform: eine blaue Tam o' Shanter (ſchottiſche) Mütze, blaue Jerſeys (Jerſeyjacken), welche wie Handſchuhe feſt anſaßen, weiße, kreuzweiſe über die Bruſt geſpannte Wehrgehenke und weiße Kleider, ‚nicht gar zu kurz nicht gar zu lang‘. Die liebenswürdigen Amazonen trugen mit purpurroten Bändern umwundene Beſen gleich Gewehren über dem Rücken, welche den Zuſchauern auf dem Dampfboote einen beſonderen Reſpekt einzuflößen ſchienen. Als der Steamer ſich dem Ufer näherte, ſchritt ein Offizier — und was für einer! ſtrohblond und von bezaubernder Tournüre — ſtolz vor die Fronte der Brigade. Ein elegantes, mit Bändern umwundenes Rohrſtöckchen diente ihm als Degen und mit demſelben hoch geſchwungen ließ er die entzückende Brigade eine Reihe Evolutionen ausführen, die ſo vorzüglich gelangen, daß die bewundernden Dampfbootpaſſagiere in laut jubelnde Beifallsrufe ausbrachen. Zum Schluß erfolgte längs des Ufers ein eleganter Angreifslauf, der Bannerträger im Nachtrabe, und das Exerzitium war beendet. Der Dampfer ließ einen ſchmerzlichen Pfiff ertönen, und um viele männliche Herzen war's für immer geſchehen!“ — Dies eine Probe des Sportes feiner amerikaniſcher Damen — was ſagen ihre deutſchen Schweſtern dazu?

Umſchau in fernen Landen.

Bekannt ſind die jetzt von der Regierung verbotenen Satis oder Witwenverbrennungen in Indien; weniger bekannt iſt die chineſiſche Sitte, daß auch dort die Frau ſich nach dem Tode des Mannes tötet. Wie der engliſche Geiſtliche Doolittle uns erzählt, wird der Tod durch Ertränken, Opium oder Verhungern herbeigeführt, natürlich nur bei ſolchen Weibern, denen dieſer Akt Bedürfnis iſt, ein Zwang liegt nicht vor. In einzelnen Fällen erhängt ſich die Witwe auch öffentlich, wozu durch Anſchläge eingeladen wird. Die Volksſtimme betrachtet eine ſolche Aufopferung als ein verdienſtliches Werk und die nächſten Anverwandten fühlen ſich dadurch perſönlich geſchmeichelt. Früher ſollen ſogar Regierungsbeamte durch ihre Anweſenheit einen ſolchem Akte eine gewiſſe Feierlichkeit verliehen haben, bis ſie einmal unangenehm blamiert wurden. Eine Frau nämlich erinnerte ſich im Augenblicke wo ſie den Strick ſich um den Hals legte, daß ſie ihr Schwein zu füttern vergeſſen habe; ſie eilte mit dem Verſprechen ſogleich zurückzukehren fort, verſäumte aber zur großen Enttäuſchung der verſammelten Schauluſtigen wiederzukommen! Diejenigen, welche auf ſolche Weiſe ſich opfern, werden verewigt, indem ihr Name auf große Tafeln in dem Tempel eingetragen werden, den ſie vor ihrer Selbſtopferung beſucht. Die Gerüſte für dieſe Art Mord ſtehen auf offener Straße, die betreffende Witwe ſprengt Korn und Waſſer nach allen Seiten hin aus — als Zeichen des Segens für ihre Familie — nimmt von den Verwandten Abſchied, ſtärkt ſich durch einen Schluck Thee, legt die Schlinge um den Hals und ſtößt den Schemel unter ihren Füßen weg.

* * *

Biſchof Crowther ſchreibt an die engliſche Kirchenkommiſſionsgeſellſchaft aus Bonay im Nigerdelta: Die Guanaeidechſen werden hier als Götter verehrt. Die Tiere ſind ſehr häßlich, zumal wenn ſie mit Schlamm bedeckt einherkriechen. Aber obgleich man dieſe Tiere für heilig hält, behandelt man ſie doch, wenn ſie ſich am Privateigentum vergreifen, nichts weniger als höflich. Ich bemerkte eines Tages einen Mann, der mit einem Stock auf eine Guana losſchlug und ſie ins Waſſer warf. Auf meine Frage, warum er ſeinem Gotte ſo mitſpiele, erhielt ich zur Antwort: Die Guana haben alle ſeine jungen Hühner gefreſſen. In Calabar iſt der Haifiſch Götze und in Braß die Cobraſchlange.

* * *

Für die Parſis oder ſogenannten Feueranbeter, welche namentlich zu Bombay in Indien eine zahlreiche und wohlhabende Gemeinde bildet, ſind eigne Geſetze erlaſſen worden, die ſich indeſſen nur auf Ehe und Erbrecht beziehen. Vielweiberei iſt ihnen nicht geſtattet und das Heiraten von Anhängern anderer Religionen verboten. Ehe dieſe Geſetze in Kraft traten, hatten mehrere Parſen ohne zum Chriſtentum überzutreten Engländerinnen geheiratet. Die Parſipriester erkannten aber ſolche Ehen nicht an und ſchloſſen diejenigen, welche ſie eingegangen, von der Gemeinde aus; die Ausgeſchloſſenen durften nicht mehr an der Dschaschans oder feierlichen Mahlzeiten teilnehmen, vom geweihten Brot eſſen oder den heiligen Wein trinken. Die Engländerinnen, welchen nach dem großen Vermögen der Parſis gelüſtet, müßten nun zur Religion der Feueranbeter übertreten, doch ſind ſolche Fälle bisher nicht zu verzeichnen.

Daheim-Beilage zu No. 2. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Der neue Chef des Schleswig-Holſteinſchen Ulanenregiments Nr. 15.

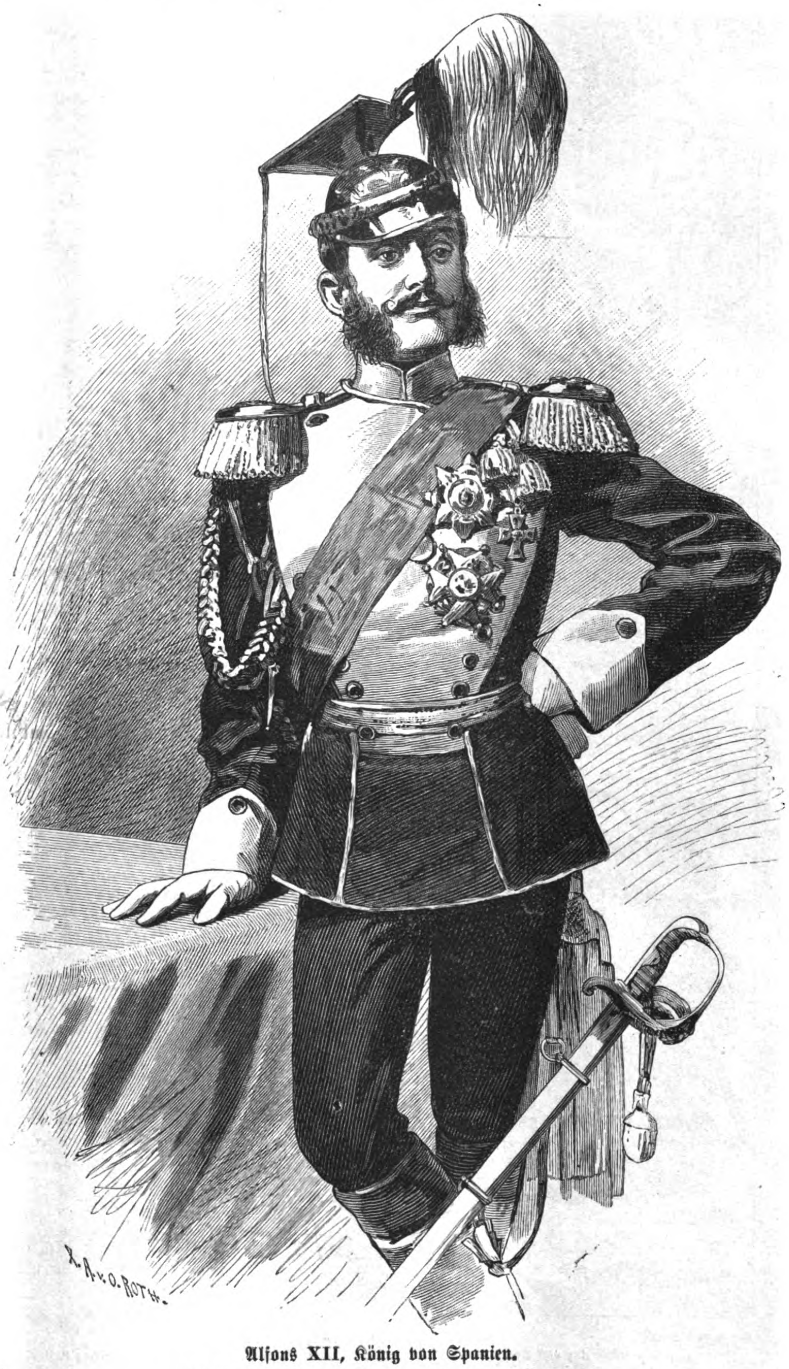
Bei Gelegenheit der Manöver in Homburg verlieh Seine Majeſtät der Kaiſer ſeinem erlauchten Gaſt, dem König Alfons von Spanien, das Schleswig-Holſteinſche Ulanenregiment Nr. 15, das in Straßburg in Garniſon ſteht. Der König von Spanien ſollte leider ſofort Gelegenheit finden, die Unerſchrockenheit und Kaltblütigkeit, die man von einem deutſchen Ulanenobriſt erwartet an den Tag zu legen, denn ſeine Ernennung erregte in Frankreich und insbeſondere in Paris einen Sturm der Entrüſtung. Der wilde Fanatismus der Franzoſen erblickte in dieſer Ernennung und in ihrer Annahme durch den König unſinnigerweiſe eine tödliche Beleidigung der Franzoſen und ihre Blätter, zumal die radikalen, erhoben ein wahres Wutgeheul, das dem König nichts Gutes verhieß. Trotzdem begab ſich König Alfons in die Höhle des Löwen. Mittlerweile hatten die Hetzereien gegen den „roi ulan“ ihre Wirkung gethan. Als der König, der als Gaſt Frankreichs kam, am 29. September auf dem Bahnhof eintraf, waren alle Straßen, die er zu paſſieren hatte, von einer unabſehbaren Menſchenmenge erfüllt. Sobald der Wagen des Königs ſichtbar wurde, ertönen unzählige: „Nieder mit dem Ulanenkönig“ und ein vieltauſendſtimmiges Pfeifen, und dieſe Rufe und Pfiffe begleiten den König während der ganzen Fahrt.

Der König bewahrte dieſer frechen Beleidigung gegenüber ſeine volle Faſſung und er ließ ſich durch das wüſte Treiben nicht abhalten, zwei Stunden darauf ohne alle Eskorte auszufahren. Man brüllte auch jetzt wieder hinter ihm her.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Empfang den König veranlaßte, ſich den franzöſiſchen Würdenträgern gegenüber auf den Austauſch der nötigſten Höflichkeitsformen zu beſchränken.

Unterdeſſen war die Nachricht von der ihrem König zugefügten, unerhörten Beleidigung nach Spanien gelangt und hatte dort überall und bei allen die gleiche Entrüſtung wachgerufen. Auch der radikale Spanier empfand den Schimpf, den man dem Könige angethan, als eine ihm ſelbſt zugefügte Beleidigung. Das zeigten Ovationen in allen Städten, die der König paſſierte.

König Alfons, der am 28. November 1857 geborene Sohn der Königin Iſabella und des Königs Franz d'Aſſiſi, wurde, nachdem ſeine Mutter 1868 Spanien hatte verlaſſen müſſen, im Thereſianum in Wien erzogen und hat dieſer Anſtalt, ſowie Wien und dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe, immer die wärmſte Zuneigung bewahrt. Seit dem 9. Januar 1875 iſt Alfons König von Spanien. Er war erſt mit einer Tochter des Herzogs von Montpenſier vermählt und heiratete nach ihrem allzufrühen Tode — die Königin Mercedes ſtarb ſchon nach einem Jahr — eine öſterreichiſche Erzherzogin.



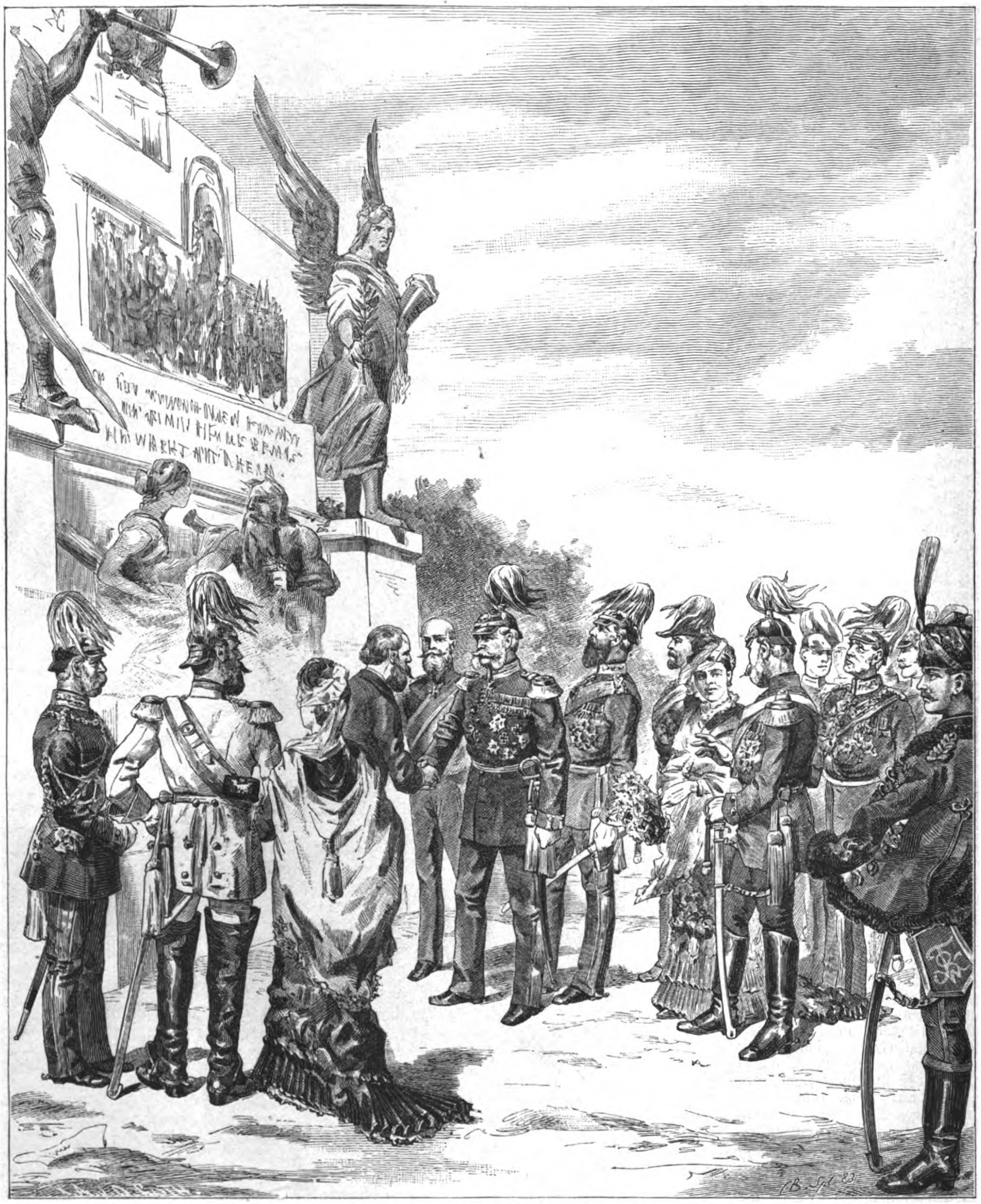
Alfons XII, König von Spanien.

Inhaber des Schleswig-Holſteinſchen Ulanenregiments Nr. 15.

Die abſcheulichen Pariſer Vorgänge haben auch bei uns überall die äußerſte Entrüſtung erregt, zumal ja die Beleidigungen nicht dem Könige von Spanien als ſolchem, ſondern dem deutſchen Ulanenobriſten gelten. Mit banger Sorge überzeugt man ſich aus ſolchen Vorgängen, daß die furchtbare Lehre von 1870 bei den leichtſinnigen Galliern bereits wieder ſo ziemlich vergeſſen iſt und daß wir vorausſichtlich nur zu bald wieder in der Lage ſein werden, dem unerträglichen Übermut dieſes händelſüchtigen Volkes mit dem Schwerte die Wege weiſen zu müſſen. Es wird uns bereit finden.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 3. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



König von Sachſen. Kronprinz von Preußen. Großherzogin von Baden. Johannes Schilling. Der Kaiſer. Prinz Luitpold von Bayern. Kronprinzeß von Preußen. Großherzog von Baden. Prinz Wilhelm.

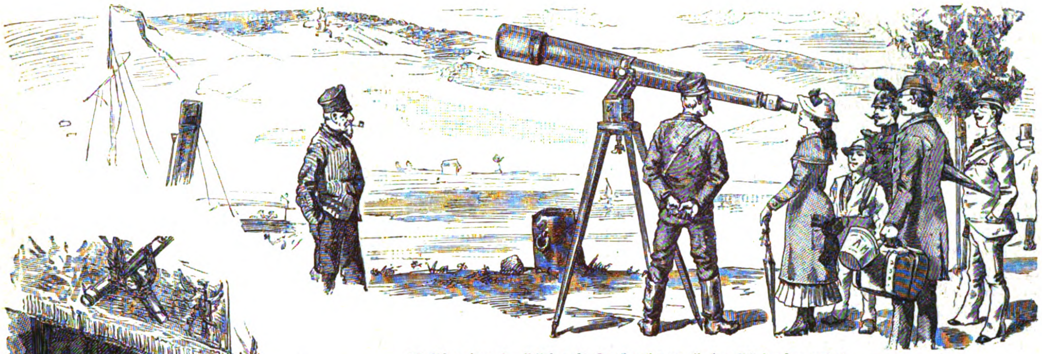
Von der Enthüllung des Niederwalddenkmals:

Begrüßung des Kaiſers durch Johannes Schilling am Fuße des Denkmals.

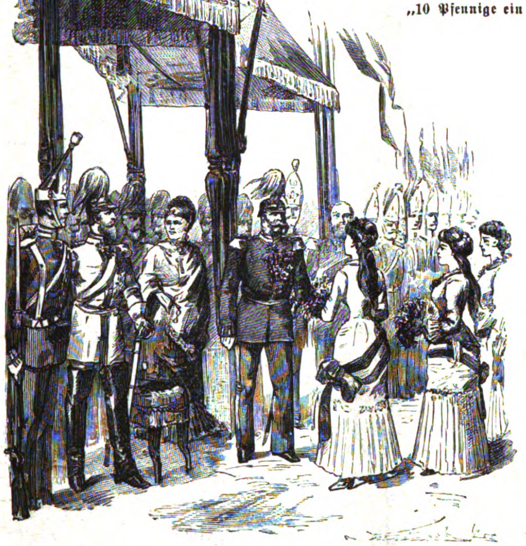
(Text ſiehe Hauptblatt, Seite 40 ff.)

Zweite Daheim-Beilage zu No. 3. 1884.

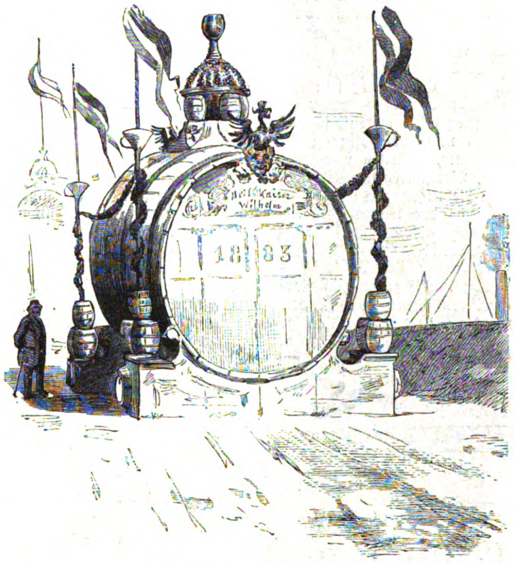
Aus der Zeit — für die Zeit.



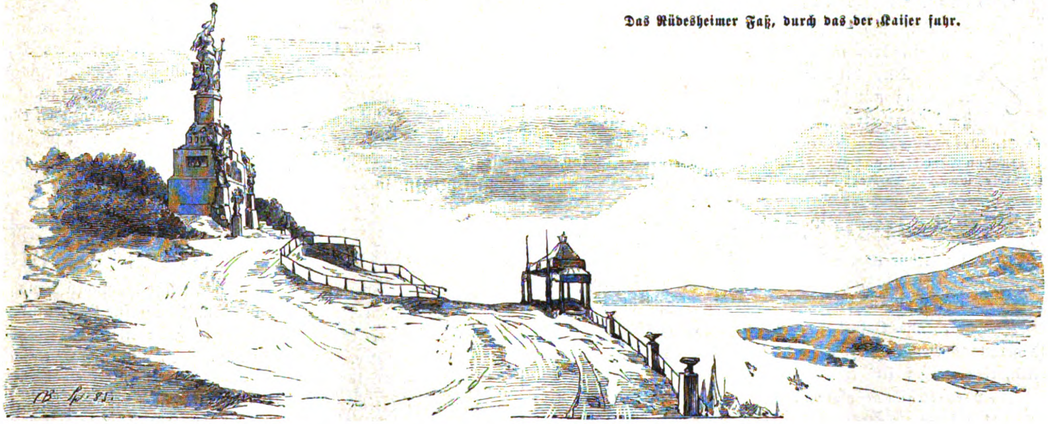
„10 Pfennige ein Blick aufs Denkmal vom linken Rheinufer aus.“



Begrüßung des Kaiſers durch die Ehrenjungfrauen am Fuße des Denkmals.



Das Rüdesheimer Faß, durch das der Kaiſer fuhr.



Das Niederwalddenkmal mit dem Kaiſerzelt und Ausſicht auf den Rhein.

Bilder von der Enthüllung des Niederwalddenkmals am 28. September 1883.

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Was koſtet die Einführung des elektriſchen Lichts in ganz Europa und dem ziviliſierten Teil Nordamerikas? Dieſe Frage, welche zahlreiche Gewerbe intereſſiert, weil dieſelben in hohem Maße an dem induſtriellen Aufſchwung infolge der bevorſtehenden Umwälzung der Beleuchtungsverhältniſſe beteiligt ſind, hat C. W. Siemens in London zwar nicht beantwortet, indeſſen verſuchte er wenigſtens, die Koſten für Großbritannien und Irland annähernd zu ermitteln, und gelangte hierbei zu höchſt überraſchenden Reſultaten. Er nahm ſich zunächſt ein wohlhabendes, 30000 Seelen zählendes Londoner Kirchſpiel als Maßſtab vor. Mitten in dem Bezirke in einem großen Gewölbe unter irgend einem Platze wäre die Zentralſtelle zur Erzeugung des Bedarfs an Elektrizität anzulegen. Die Leute würden alſo kaum merken, was für geheimnisvolle Mächte dort unten ihr Weſen treiben, zumal der unvermeidliche Schornſtein der Dampfmaſchine monumental geſtaltet wird. Von der Elektrizitäts-Brutſtätte aus ſtrahlen nun die Drähte nach allen Richtungen aus und bringen bald Betriebskraft, bald Licht in die angeſchloſſenen Häuſer des Bezirks. Angenommen wird nun von Dr. Siemens, daß hier jedes von den etwa 3000 Häuſern des Bezirks 12 Glühlichtlampen braucht, und daß außerdem 227 Bogenlampen auf den Straßen brennen. Dazu bedarf es einer 7000pferdigen Dampfmaſchine. Das Londoner Stadtungeheuer wäre in 140 ſolche Beleuchtungsbezirke einzuteilen, von denen aber nur 20 je 12 Lampen auf ein Haus, je 60 und 60 aber nur 8 reſp. 4 Lampen brauchen würden. Die Koſten der Anlage für die 140 Bezirke veranſchlagt nun unſer Gewährsmann auf 280 Millionen Mark, in welcher gewaltigen Summe jedoch nur die Ausgaben für Maſchinen und Leitungen einbegriffen ſind. Rechnet man die innere Einrichtung in den Häuſern, namentlich die Koſten für die Lampen, hinzu, ſo kommen ſicherlich noch 70 Millionen zu. Macht zuſammen 350 Millionen. Die Beleuchtung ſämtlicher Städte des vereinigten Königreichs würde nach dieſem Maßſtabe das nette Sümmchen von 1600 Millionen Mark verſchlingen, wozu noch als fortlaufender Anlageposten die jährlichen Ausgaben für die Erneuerung der Lampen treten. Nehmen wir nun an, daß das künftige Lichtbedürfnis auf dem europäiſchen Feſtlande und in Nordamerika nur halb ſo groß ſein ſoll als in England, weil die volkreichen Städte bei uns nicht ſo vorwiegen und ein Teil dieſer Länder ſich keiner hohen Kultur erfreut, ſo dürfen wir den Betrag getroſt verzehnfachen und uns der Hoffnung hingeben, daß Dampfmaſchinen- und Turbinenbauer, Fabriken von Dynamomaſchinen, Kupferwerke, Drahtziehereien, Werkſtätten für Beleuchtungsgegenſtände, Guttaperchafabriken und viele Nebengewerbe uns vielleicht in den nächſten zwanzig Jahren das Dreifache der franzöſiſchen Kriegskontribution bloß als Erſatz für das Tageslicht ablocken werden! Ja manches Gewerbe hat noch einen goldenen Boden!

* * *

Hélot und Trouvé in Paris haben eine ſinnreiche Anwendung der elektriſchen Glühlampe in den Handel gebracht. Das ſogenannte Photophor, zu deutſch Lichtträger, iſt eine kleine Glühlampe, welche mit einem Bande an die Stirn befeſtigt wird, und dem Arzte geſtattet, den Kehlkopf bequem zu unterſuchen, ohne im Gebrauch ſeiner Hände behindert zu ſein. Den Strom liefert eine kleine in der Taſche unterzubringende Batterie.

Von neuen elektriſchen Bahnen ſind die von der Firma Siemens und Halske projektierten Hochbahnen im Wiener Prater und auf den nördlichen Pariſer Boulevards zu erwähnen. Mit erſterer Bahn will Dr. Werner Siemens den Wienern die Vorzüglichkeit der elektriſchen Hochbahnen im Zuge der Straße vor Augen führen, und die Wege zum Bau eines umfaſſenden Bahnnetzes ebnen. Bei dieſer Bahn ſollen die Wagenthüren in dem Augenblicke, wo der Zug hält, von ſelbſt auffliegen und ebenſo ſelbſtthätig wieder zugehen, wenn es weiter geht. Die Pariſer Bahn iſt ebenfalls nur eine Probeanlage. Daß ſich Dr. Werner Siemens nach Paris und Wien wendet, iſt ihm übrigens nicht übelzudeuten, nachdem er vor einigen Jahren in Berlin mit ähnlichen Projekten ſchnöde abgewieſen wurde.

In England iſt neuerdings das Intereſſe für die elektriſche Laſtenbeförderung ein ſehr reges geworden, und es ſteht bereits zu befürchten, daß wir in der Anwendung dieſer Erfindung von den Vettern jenſeits des Kanals überflügelt werden. Es fehlt dort bereits nicht an Stimmen, welche die völlige Verdrängung der Lokomotive prophezeien. So u. a. der bekannte Prof. G. Forbes, welcher obenein die Anſicht verficht, es werde die Elektrizität nicht nur die Verdoppelung der Schnelligkeit der Eiſenbahnzüge, ſondern auch das Erklimmen von ſehr ſteilen Abhängen (1 Meter auf 5 Meter) ermöglichen, ſo daß Gebirge kaum noch ein Hindernis bieten, und die koſtſpieligen Tunnels wegfallen können. Dieſe Vorzüge hängen damit zuſammen, daß bei dem elektriſchen Zuge jeder Wagen zugleich eine Lokomotive bildet, daß die Räder ſämtlich die Rolle als Triebräder ſpielen, und daß der Übergang von Stillſtand zu einer Geſchwindigkeit von 48 Kilometer in der Stunde ſich in 6 Sekunden vollziehen kann, während die Lokomotive bekanntlich längere Zeit dazu braucht, und auf dieſe Weiſe bei jeder Station viel Zeit verſäumt wird. Dieſe letztere Eigenſchaft der elektriſchen Laſtenbeförderung macht ſie für den Betrieb von Stadtbahnen mit ſehr nahen Stationen vorzugsweiſe geeignet, und geſtattet obenein eine beliebige Vermehrung dieſer Stationen ohne Störung des Betriebes.

In London wurden in letzter Zeit auch wiederholt glückliche Verſuche mit dem Betriebe der Straßenbahnen durch Elektrizitätsſammler veranſtaltet, welche alſo hier die Stelle der Pferde oder der Stromzuleitung bei gewöhnlichen elektriſchen Bahnen vertreten ſollen. Die Sammler (Akkumulatoren) ſind unter den Sitzbänken untergebracht, und geben die aufgeſtapelte Elektrizität an Dynamomaſchinen ab, welche ihrerſeits die Wagenachſen in Drehung verſetzen. Der elektriſche Betrieb ſoll um die Hälfte wohlfeiler ſein, als die Zugkraft der Pferde.

* * *

Sir William Siemens in London, dem wir bereits eine geiſtreiche Theorie über die Ergänzung der von der Sonne ausgeſtrahlten Wärme verdanken, hat ſich nunmehr auch mit der Frage der Temperatur der Sonnenatmoſphäre beſchäftigt, und gelangte hierbei zu dem Schluſſe, dieſe Temperatur betrage nicht etwa bis 100000, ſondern höchſtens 3000 Grad, und ſei demgemäß keine höhere, als die des elektriſchen Bogens oder eines Hochofens. Er ſtützte dieſe Annahme darauf, daß eine höhere Temperatur den Verbrennungsprozeß ausſchließe und das die violetten Strahlen alsdann beim Sonnenlicht überwiegen würden. Dieſes Licht wäre alsdann nicht goldgelb, ſondern blau, was mit dem Untergang des Pflanzenwuchſes auf der Erde gleichbedeutend ſein würde.

Empfehlenswerte Geſchenke für die Frauenwelt.

Hausapotheke. Ein Not- und Hilfsbuch für Familien auf dem Lande und in der Stadt in **dringenden Krankheits- und plötzlichen Unglücksfällen**, bei Scheintod und Vergiftungen. Nebſt Anleitung **zur häuslichen Krankenpflege.** Von **Dr. M. Dyrenfurth.** Gut gebunden 2 Mk.

Ein Werkchen von eminenter Brauchbarkeit, beſonders zu empfehlen den Familien auf dem Lande, ſowie in großen Städten für alle Fälle, wo längere Zeit bis zur Ankunft des Arztes vergeht

Das Buch f. junge Mütter und treue Wärterinnen. Vorſchriften über Haltung und Pflege der Kinder in den erſten Lebensjahren. Von **Dr. med. Carl Piderit**, weil. Fürſtl. Lippiſcher Geheimer Hofrat ꝛc. Vierte Auflage. Neu bearbeitet und herausgegeben von **Dr. med. F. C. Claſen.** Preis: Broſchiert 1 Mk., eleg. geb. 1 Mk. 50 Pf.

Zur Verbreitung der notwendigen Bekanntſchaft mit der Kinderpflege ſei dieſes Schriftchen des verdienſtvollen Verfaſſers allen **Müttern** und Pflegerinnen angelegentlichſt empfohlen.

Davidis, Henriette. Praktiſches Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche. Mit über 1900 zuverläſſigen und ſelbſtgeprüften Rezepten, darunter **260 Rezepte und Anweiſungen zur Bereitung von Kuchen und Backwerk aller Art**, mit beſonderer Berückſichtigung der Anfängerinnen und angehenden Hausfrauen. Hauptvorzüge des Davidis'ſchen Kochbuches: **Zuverläſſigkeit, Genauigkeit, Reichhaltigkeit, Sparſamkeit.** Preis: Broſchiert 3 Mk. 50 Pf., in elegantem Geſchenkbande 4 Mk. 50 Pf. Fünfundzwanzigſte vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Davidis-Trainer. Kleines Kochbuch für den bürgerlichen und ländlichen Haushalt. Beſonderer Abdruck aus dem Werke „Die Hausfrau" von **Henriette Davidis.** Bearbeitet von **Theodore Trainer.** Preis: 1 Mk. broſchiert, 1 Mk. 50 Pf. eleg. geb.

Dasſelbe iſt für einfache Verhältniſſe unter Beobachtung größtmöglicher Sparſamkeit berechnet und enthält namentlich für **ländliche** Haushaltungen zuverläſſige und praktiſche Winke über alle in Küche und Keller vorkommenden Arbeiten, als **Einſchlachten, Wurſtmachen, Einpökeln** ꝛc.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Daheim-Beilage zu No. 4. 1884.

Umſchau in fernen Landen.

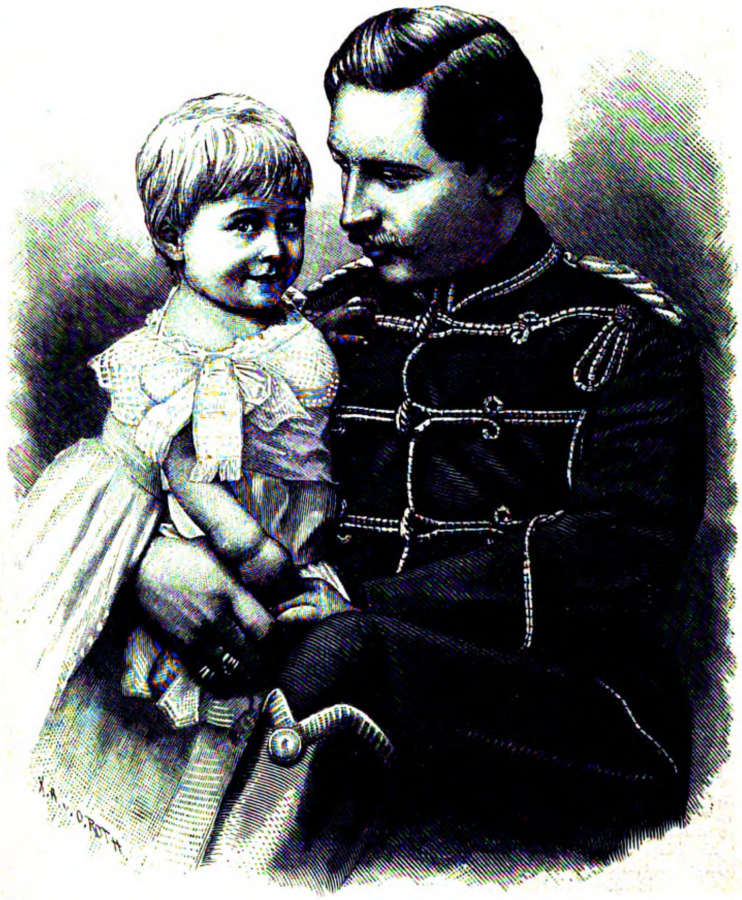
Ein Deutſcher, welcher der Geſundheit halber gezwungen iſt, ſich auf den Kanariſchen Inſeln aufzuhalten, ſchreibt uns, daß er ſofort ſich nach den wilden Kanarienvögeln umgeſehen habe. „Als ich dieſen Vogel zum erſtenmale in ſeinen heimatlichen Wäldern erblickte, konnte ich kaum glauben, daß es die nämliche Art ſei wie unſer gelber Hausſänger, ſo ſehr hat ſich der letztere durch die Zucht und Zähmung im Laufe der Zeit verändert. Der auf der Inſel Teneriffa heimiſche Vogel iſt grau an den Flügeln, graugelb am Bauch und dunkelgrün auf dem Rücken. Er baut ſein Neſt auf buſchige Bäume oder hohes Geſträuch, legt vier bis ſechs blaßblaue Eier und brütet bisweilen ſechsmal in einem Jahre. Beſonders auffallend war mir, daß jede Schar einen anderen Geſang hatte, der die Mitte hielt zwiſchen dem der Lerche und der Nachtigall. Die Eingebornen behaupten, daß der Vogel ſehr ſchwer aufzuziehen ſei und daß er gewöhnlich bald ſterbe, wenn man ihn in einem Käfig hält.“

* * *

Der Herbſt iſt die Zeit, in welcher die lachsartigen Maränen in zahlloſen Scharen den Fraſerfluß an der amerikaniſchen Nordweſtküſte hinaufſchwimmen um zu laichen, wobei ſie den Indianern eine Fiſchbeute liefern, von deren Großartigkeit wir uns in Europa kaum eine Vorſtellung machen können. Dieſer ſchöne ſchmackhafte Fiſch, von den Indianern „Rentier des Meeres“, von den Amerikanern Weißfiſch und von den Gelehrten Coregonus albus genannt, liefert während des ganzen Winters gefroren oder getrocknet den Indianern ihre Nahrung. In einem kleinen See, dem ſogenannten St. Anns See, wurden im verfloſſenen Herbſte in drei Wochen vierzigtauſend Stück gefangen, jeder drei Pfund im Durchſchnitte wiegend und dieſer Fang wurde mit den roheſten Fiſchgeräten gemacht. Oft ſtehen die Indianer einfach im Waſſer und werfen die in ſilbernen Legionen den Fluß aufwärtsrückenden Fiſche einfach mit Schaufeln ans Land, wo ſie gedörrt werden. Wenn die Fiſchfangszeit zu Ende iſt, werden die proviſoriſchen Hütten abgebrochen, der Fang verteilt und die mit Männern, Weibern, Kindern und Fiſchen beladenen Kanoes gleiten den Fluß hinab in die alten Standquartiere. Zahlreiche Indianerſtämme ſind auf ein halbes Jahr mit Nahrung verſorgt.

* * *

Es gibt, ſo erzählt der italieniſche Reiſende **Pierotti**, in allen Orten Paläſtinas Schüler Äskulaps, die aber noch lange nicht die Kenntniſſe eines europäiſchen Quackſalbers haben. Gewöhnlich übt der Barbier die Kunſt des Hippokrates aus und mit ſeinem Raſiermeſſer, das ungefähr einer Säge gleicht, vollzieht er auch Aderlaſſe, öffnet er Geſchwülſte, macht er Einſchnitte ins Zahnfleiſch. Bei Verwundungen wendet dieſer Chirurg Umſchläge von Weineſſig oder Salzwaſſer an; wenn dadurch das Blut nicht geſtillt wird, läßt er in einer Pfanne Butter oder Öl ſieden und das verwundete Glied hineintauchen. Haben alle Linderungsmittel keinen Erfolg, ſo wird mit glühendem Eiſen gebrannt. Zur Beſchleunigung der Eiterung wird Taubenmiſt aufgelegt, bei Hundebiſſen verwendet man Umſchläge von gekochten Zwiebeln. Zähne werden mit groben Kneifzangen ausgezogen. Um Augenübel zu heben, durchbohrt man die Ohren und hängt ſchwere Ringe hinein und für innere Krankheiten hat man allerlei Kräuterſäfte.



Zwei künftige Kaiſer. Prinz Wilhelm und ſein Erſtgeborener.

Nach der neueſten Aufnahme von Edmund Riſſe in Berlin.

Lutherſchrift von Emil Frommel.

Bilder aus Dr. Martin Luthers Leben.

Zur Erinnerung an das 400jährige Lutherjubiläum, 10. November 1883,
für das evangeliſche deutſche Volk
von **Emil Frommel.**

Mit einem Farbendruckbilde und 35 Holzſchnitten. — Einzelpreis 50 Pf. — Partiepreis [von 50 Exempl. an] à 40 Pf.

Größere Partien zur Verteilung in Schulen zum ermäßigten Preiſe von à 30 Pf.

Dieſe neue **Lutherſchrift** von **Emil Frommel** hebt ſich durch ſchöne Ausſtattung und volkstümliche Darſtellung aus der Flut der erſchienenen Lutherſchriften wirkſam hervor und eignet ſich wie kaum eine andere **zur Verteilung bei der Lutherfeier in den evangeliſchen Volksſchulen, Vereinen und Feſtverſammlungen.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 5. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

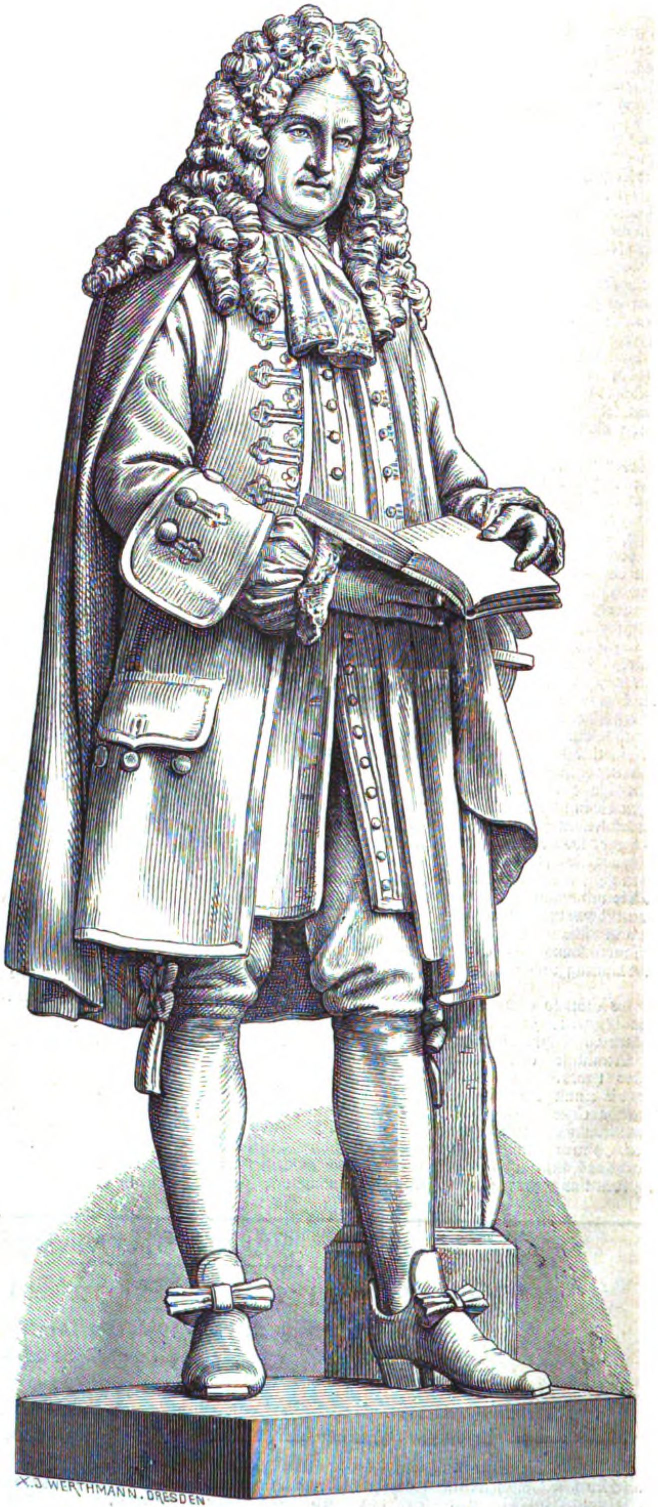
Gottfried Wilhelm Leibniz.

Am Vormittage des 25. Oktober war auf der Südſeite des Thomaskirchhofes zu Leipzig alles verſammelt, was in dieſer Stadt an hervorragenden geiſtigen Kräften lebt, um der Erinnerung an einen Mann ihre Huldigungen darzubringen, der, einer der größten Geiſter unſeres Volkes, einſt in einem der an dieſen Platz ſtoßenden Häuſer geboren wurde. An dieſem Tage wurde an dieſer Stätte das Leibnizdenkmal enthüllt, deſſen Abbildung wir heute unſeren Leſern vorführen. Die elf Fuß hohe Statue iſt ein Meiſterwerk Ernſt Hähnels und ſie erregte allgemeine Bewunderung. Da ſteht der als Menſch, als Denker, als Patriot und als Gelehrter gleich große Mann und blickt ſinnend hinaus ins Weite, während er in ſeinen Händen das Buch hält, das ſeinem Geiſte eben eine neue Anregung gab. In der ganzen Erſcheinung iſt das Weſen von Leibniz meiſterhaft zur Anſchauung gebracht. Das iſt in der That der große Denker, deſſen Denken ſich aber doch nie ins Maßloſe verlor, der unermüdliche Gelehrte, der doch kein Stubenhocker war, der große und gute Menſch, der es trotzdem vortrefflich verſtand mit den Großen dieſer Erde auszukommen, ohne ſich etwas zu vergeben. Wir können uns ſehr wohl denken, wie dieſer beſcheidene und doch ſelbſtbewußte Mann richtig erkannte, daß wer ins Weite wirken will, ſich nicht in ſein Kämmerlein verſchließen darf, und wie er nun getroſten Mutes hinausſchritt in das Treiben einer oft wilden und ruchloſen Zeit, er ſelbſt unberührt von viel Schmutzigem um ihn her, überall anregend zum Guten und Großen, überall ſich ſelbſt getreu in edler Geſinnung wie in eiſernem Fleiß. Nie fürwahr gab es einen raſtloſer thätigen Mann als ihn. Die allegoriſchen Figuren der Philoſophie, der Theologie, der Medizin und der Jurisprudenz ſchmücken in Reliefmedaillons das Poſtament und deuten dadurch an, daß alle dieſe Wiſſenſchaften durch Leibniz dauernd gefördert wurden. War doch Leibniz ein eminent vielſeitiger Geiſt, der, ein deutſcher Ariſtoteles, das geſamte Wiſſen ſeiner Zeit nicht nur beherrſchte, ſondern auch geiſtig durchdrang und in ſeinem Zuſammenhang erkannte.

„Wenn man“, ſagte der Franzoſe Diderot von ihm, „wenn man die Talente, welche man empfangen hat, mit denen eines Leibniz vergleicht, ſo iſt man geneigt alle Bücher weit wegzuwerfen, und forzugehen, um ruhig in einem Winkel zu ſterben.“

Es iſt hier natürlich nicht der Ort näher auf die Bedeutung eines Mannes wie Leibniz einzugehen, wir müſſen uns daher darauf beſchränken, die Daten ſeines äußeren Lebens wiederzugeben.

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde am 6. Juli 1646 als Sohn eines Profeſſors der Rechte in Leipzig geboren und beſuchte anfangs die Nikolaiſchule, dann, ſeit ſeinem fünfzehnten Lebensjahre die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Schon in ſeinem ſiebzehnten Jahr veröffentlichte er eine philoſophiſche Abhandlung, der er dann bald in Jena noch andere folgen ließ. Als man ihn ſeiner Jugend wegen in Leipzig noch nicht promovieren laſſen wollte, erwarb er ſich in Altorf den Doktorhut und ſchloß ſich dann dem mainziſchen Miniſter, Baron Boyneburg, an, für den er mehrfach Staatsſchriften ausarbeitete. Im Jahre 1672 kam er nach Paris und London, wo er vielfach mathematiſche Anregungen erhielt, die ihn zu den wichtigſten Entdeckungen auf dieſem Gebiete führten. Seit 1676 in hannöverſchen Dienſten, wandte er ſeine Aufmerkſamkeit vielfach geſchichtlichen Studien zu und wirkte auch hier maßgebend. Gleichzeitig wirkte er, wenn auch natürlich vergeblich, im Intereſſe einer Wiedervereinigung der chriſtlichen Konfeſſionen. Im Jahre 1700 wurde auf ſeine Anregung hin in Berlin die Akademie der Wiſſenſchaften gegründet und Leibniz zu ihrem erſten Präſidenten ernannt, wie denn auch die Gründung der Petersburger Akademie auf ſeine Anregung zurückzuführen iſt und es nicht an ihm lag, wenn nicht auch in Wien eine Akademie gegründet wurde. Leibniz hat ſich redlich um ſie bemüht. Im Jahre 1714 erſchien ſeine philoſophiſche Hauptſchrift, die dem bekannten Prinzen Eugen gewidmet war. Am 14. November 1716 ſtarb er zu Hannover, hochgeehrt von allen, die ihm oder den er näher getreten.

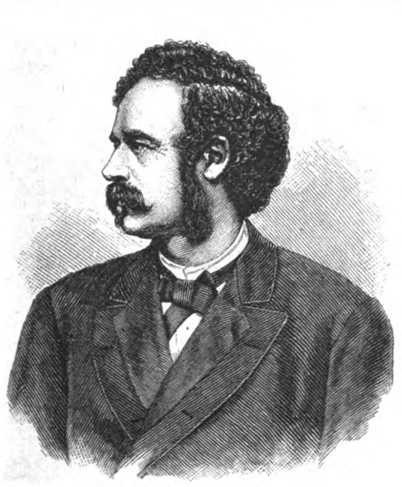


Das am 25. Oktober enthüllte Leibnizdenkmal auf dem Thomaskirchhofe zu Leipzig.

Nach dem Modell von Ernſt Hähnel.

Albert Hendſchel. †.

Ein ſtill und eben dahinfließendes, aber gemüt- und empfindungsreiches Künſtlerleben hat ein vorzeitiges Ende gefunden: am 22. Oktober ſtarb Albert Hendſchel in Frankfurt am Main an den Folgen einer typhöſen Krankheit im fünfzigſten Lebensjahre. Hat er ſich auch nicht viel um die große Welt, um die nähere Umgebung ſeines poetiſchen Künſtlerheims, in welchem er ein abgeſchloſſenes, einſiedleriſches Daſein führte, gekümmert, ſo nimmt die Welt doch um ſo lebhafteren Anteil an ihm, von dem ſie noch manch' köſtliches Geſchenk ſeiner liebenswürdigen Begabung erwartet hatte. Ein Blick in Hendſchels Skizzenbuch ſtärkte und erfriſchte wie ein Trunk aus einem klaren Gebirgsbache. Wer der künſtleriſchen Unnatur, der rohen Empfindungsloſigkeit, welche die Durchſchnittsproduktion des Tages beherrſcht, müde war, der konnte ſicher ſein, Erquickung und Erhebung im Anblick ſeiner anſpruchsloſen Blätter zu finden, die zwar nur ein kleines, engbegrenztes Feld umſpannen, aber ein Feld, aus welchem die Sonnenſtrahlen des edelſten Humors, die Wärme reinſter Empfindung tauſend köſtliche Blüten voll Duft und Farbenglanzes hervorgezaubert haben. Albert Hendſchel war uns wie ein vertrauter Freund an das Herz gewachſen. Unſere ſorgloſe Kindheit, unſere fröhliche Jugend erſtand durch ſeinen Zeichenſtift wieder vor unſeren Augen. Mit ihm durchlebten und durchtobten wir das bunte Reich der Erinnerungen mit ſeinen ſtillen Freuden und tollen Streichen, und durch die Spiele der Jugend huſchten, unter ſeinem Stifte lebendig geworden, die ſonderbaren Geſtalten, deren komiſche Eigentümlichkeiten der für ſolche Dinge geſchärfte Blick der Kinderwelt ſchnell herauszufinden pflegt, um ſie zur Zielſcheibe ihres Spottes und ihrer Neckereien zu machen. Die Geſellſchaft der kleinen Stadt mit ihren Typen, die originellen Straßenfiguren, die Leierkaſtenmänner, Schornſteinfeger und Gaſſenkehrer, die kleinen hutzligen Hauſierer, welche die Scherze der Knaben oft in die mißlichſten Situationen gebracht haben, dieſe und andere Figuren ziehen an unſerem Geiſte vorüber, wenn wir den Namen Albert Hendſchels hören. Jetzt iſt die Hand ſtarr geworden, welche den Zeichenſtift mit ſo großer Leichtigkeit und Zartheit, mit ſo viel Anmut und ſo feinem Verſtändnis für Form und Charakter zu führen wußte, und noch hatten wir uns nicht ſatt geſehen an den Schätzen, welche von Zeit zu Zeit aus den reichen Mappen des liebenswürdigen Künſtlers an das Tageslicht traten.



Albert Hendſchel.
Geſt. am 22. Oktober zu Frankfurt a. M.

Vor elf Jahren war der Name des Mannes, deſſen Tod heute unſere Teilnahme hervorruft, in weiteren Kreiſen noch völlig unbekannt und auch in Frankfurt am Main wußte man nicht viel von dem in ſtiller Zurückgezogenheit lebenden Künſtler, deſſen günſtige Vermögensverhältniſſe ihm ein Schaffen nach ſeinen innerſten Neigungen erlaubten. Geboren am 9. Juli 1834 als der Sohn des Kartographen, welcher ſich als Herausgeber des ſeinen Namen tragenden Eiſenbahnkursbuches „Telegraph“ bekannt gemacht hat, beſuchte er das Gymnaſium in Frankfurt a. M. und, als er durch eine Karikaturzeichnung eine auffallende Begabung an den Tag gelegt hatte, auch die Zeichenſchule des Städelſchen Inſtituts. Bald ſiedelte er ganz nach dieſer Anſtalt über und trieb dort ſeine künſtleriſchen Studien zuletzt unter der Leitung des Genremalers Jakob Becker. Aber weit entfernt, der mehr realiſtiſchen Richtung ſeines Meiſters, welcher ſeine Motive gewöhnlich aus dem Leben des Landvolks wählte, zu folgen, kultivierte er vielmehr das romantiſche Genre, wobei er ſich die Stoffe gern durch Sage und Dichtung vermitteln ließ. „Aſchenbrödel“, „Sneewittchen“, „Dornröschen“, „Der Wirtin Töchterlein“ waren ſeine erſten Verſuche auf dieſem Gebiete, bei denen es zugleich auch ſein Bewenden hatte. Es wollte ihm mit dem Kolorit nicht glücken, und auch durch einen Aufenthalt in Italien in den Jahren 1869 und 1870 ging ihm das Verſtändnis für die Welt der Farben nicht auf. Inzwiſchen hatte er aber bereits ein anderes Ausdrucksmittel gefunden, welches ihm geſtattete, ſeine Beobachtungen mit der erwünſchten Schnelligkeit feſtzuhalten und künſtleriſch zu geſtalten, den Zeichenſtift. Sein ganzes künſtleriſches Schaffen geriet dadurch in ein anderes Fahrwaſſer. Aus dem Reiche der Romantik ſetzte er ſeinen Fuß auf den Boden der Wirklichkeit, und mit den ſcharfen Linien ſeines Stiftes hielt er feſt, was ſich ſeinem Auge bot. Er betrachtete das Leben gern von der heiteren Seite und da waren es in erſter Linie das unbefangene und unbekümmerte Treiben der Kinder, ihre Spiele und Luſtbarkeiten, welche ihm eine reiche Fundgrube anmutender Kompoſitionen eröffnete. In der Naivität, mit welcher er die Kinderfiguren wiederzugeben wußte, wetteiferte er mit Oskar Pletſch, in der tiefen Empfindung, mit welcher er ſie erfüllte, mit dem Altmeiſter, dem Maler des deutſchen Hauſes, Ludwig Richter. Aus ſeinem Eigenen brachte er aber die beneidenswerte Gabe des Humors und ein feines Formengefühl mit ſich. Über ſeinen jugendlichen Geſtalten ruht der unvergängliche Zauber der Anmut. Sie ſind von einem Strahle echter Poeſie umglänzt, welche ſich der im Grunde romantiſch angelegte Künſtler immer noch bewahrt hatte, wenngleich er ſeine Augenblicksbilder aus dem proſaiſchen Alltagsleben herausgriff.

Der Künſtler legte dieſen flüchtigen Improviſationen, die er nur zu eigener Befriedigung ſchuf, keinen großen Wert bei. Nur ein kleiner Kreis von Freunden durfte ſich an dem Inhalte ſeiner Skizzenbücher erfreuen, der immer mehr anſchwoll und neben den harmloſen Bildern aus dem täglichen Leben auch manche Blätter barg, auf welchen die ſatiriſche Laune des Zeichners hell und keck aufleuchtete. Endlich, im Jahre 1872, gab er den Anerbietungen des Photographen Huth Gehör, welcher zunächſt eine Auswahl aus der Mappe photographierte, die zu Weihnachten unter dem anſpruchsloſen Titel „Aus Albert Hendſchels Skizzenbuch“ erſchien, obwohl ſie mit großer Sorgſamkeit und Sauberkeit durchgeführt war. Dieſer erſte beſcheidene Verſuch war von ſolchem Erfolge begleitet, daß nach zwei Jahren eine zweite Sammlung des Skizzenbuches veranſtaltet wurde, der ſich dann noch zwei andere unter dem Titel „Ernſt und Scherz“ und „Loſe Blätter“ anſchloſſen. Die große Popularität, welche dieſe Sammlungen ſo ſchnell, und ohne Widerſpruch ſelbſt bei den härteſten Kritikern zu finden, erreicht haben, verdanken ſie zum großen Teil dem Beſtreben des Künſtlers, die Abbilder der Wirklichkeit in eine gefällige, von einem idealen Zuge durchgeiſtigte Form zu kleiden, ein erfreuliches Zeichen, daß der Idealismus im deutſchen Volke immer noch feſt und unerſchütterlich wurzelt. Albert Hendſchel war eine tiefe, echt deutſche Natur, die ſich vom Lärm des Tages abſchloß, um inmitten einer den Gütern des Lebens geräuſchvoll und atemlos nachjagenden Bevölkerung anderen Idealen zu opfern.

Adolf Roſenberg.

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Die Frage der elektriſchen Beleuchtung der Eiſenbahnzüge beſchäftigt fortwährend die beteiligten Kreiſe. Hier handelt es ſich viel weniger um Vermehrung der Lichtmenge — die Gasflammen, wie ſie in Deutſchland allgemein üblich ſind, leuchten übergenug — als um die Vereinfachung des Betriebes. Namentlich auf Bahnen mit vielen Tunnels macht das Anzünden und Auslöſchen der Lampen ſo viel Arbeit, daß viele Verwaltungen das koſtſpielige Fortbrennenlaſſen der Lampen vorziehen. Das elektriſche Licht hingegen ermöglicht es bekanntlich, daß ein Mann von einer Stelle aus mit einer Handbewegung ſämtliche Lichter erſtrahlen läßt und wieder auslöſcht. Die Schwierigkeit der elektriſchen Zugbeleuchtung liegt darin, daß die Lokomotive oder das Wagenrad, welches der Dynamomaſchine Leben einflößt, ſich bald raſch, bald langſam dreht, oder gar ganz ſtill ſteht, wodurch die Flammen unregelmäßig brennen oder gar ausgehen, es ſei denn, daß man eine beſondere Hilfsdampfmaſchine auf der Lokomotive anwendet. Dem Übelſtande iſt jetzt durch die Akkumulatoren oder Elektrizitätsſammler einigermaßen geſteuert, die eine Regulierung des Stromes ermöglichen. Kluge in Frankfurt a. M. erhielt neuerdings auf dieſe Anwendung der Akkumulatoren ein Patent, während neuliche Verſuche auf einer wegen der vielen Steigungen und fortwährend ſchwankenden Geſchwindigkeiten ſehr ſchwierigen Strecke der Bahn Wien-Trieſt über den Semmering recht gut gelangen. Dieſes Reſultat iſt vornehmlich den Akkumulatoren von de Calo in Wien zu verdanken.

* * *

Das Welthaus Siemens & Halske hat neuerdings ſeine Glühlichtlampen nicht unbedeutend verbeſſert. Die neuen Lampen erfordern nämlich weniger Strom, als die bisherigen, und die Lampen von Ediſon und Swan. Hieraus ergibt ſich eine Erſparnis an Betriebskraft und an dem Durchmeſſer der Leitungen, die von Dr. Wilhelm Siemens auf dreißig Prozent veranſchlagt wird. So dürfte der Betrieb der Siemens'ſchen Glühlichtlampen kaum noch teurer ſein, als der Betrieb der Bogenlampen.

* * *

Wir haben ſeiner Zeit auf die kleine dynamo-elektriſche Maſchine für Handbetrieb von Fein in Stuttgart hingewieſen, die ſich für phyſikaliſche Laboratorien ſowie auch zur Anſchaffung für Lehranſtalten eignet. Eine ebenſo zierliche Maſchine zu Demonſtrationszwecken haben jetzt Gebr. Fraas in Wunſiedel in den Handel gebracht. Dieſelbe iſt auf einem eiſernen Tiſch montiert und wird mittels eines Kurbelrades und zweier Riemenſcheiben in Bewegung verſetzt.

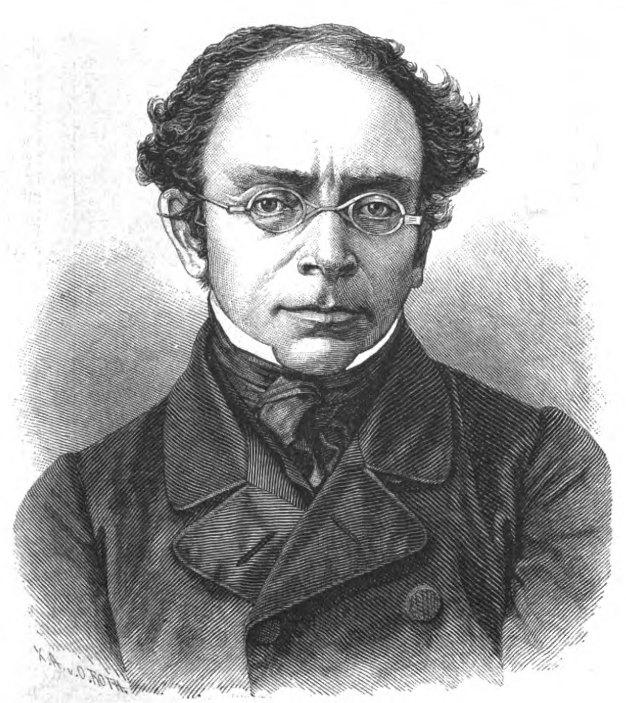
Zweite Daheim-Beilage zu No. 5. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Ein katholiſcher Volksſchriftſteller.

Während die evangeliſche Chriſtenheit in allen deutſchen Gauen, ja in der ganzen Welt, ihren größten Reformator feiert, hat die katholiſche einen ihrer hervorragendſten Männer, Alban Stolz, durch den Tod verloren.

Dieſer volkstümlichſte und fruchtbarſte Vertreter des Ultramontanismus in der neueren Litteratur, wurde am 8. Februar 1808 in dem badiſchen Städtchen Bühl geboren, ſtudierte in Heidelberg und Freiburg i/Br. Philoſophie und Theologie, wurde 1833 zum Prieſter geweiht und wirkte dann acht Jahre lang als Dorfvikar. In jener Zeit war er auch in der Elementarſchule thätig. „Ich habe außer dem Religionsunterricht manchen Tag ganze Stunden in der Schule zugebracht,“ erzählt er, „um auch in anderen Lehrgegenſtänden die Kinder zu fördern — auch bekam ich einmal von dem Miniſterium auf den Bericht hin, welchen der Schulviſitator über die Prüfungen der Schulen ſeines Bezirkes erſtattet hatte, ein Belobigungsſchreiben über meine Thätigkeit in der Schule.“ Ein weitverbreitetes Werk, das von der „Erziehungskunſt“ handelt, iſt wohl als Frucht jener Jahre zu betrachten; ein „Wegweiſer für die Jugend: Zwiſchen der Schulbank und der Kaſerne“ iſt ſpäter dazu gekommen, und im Jahre 1881 hat er noch einmal dieſe „vornehmſte Kunſt“ zum Gegenſtande ſeines berühmten „Kalenders für Zeit und Ewigkeit“ gemacht. Im Jahre 1841 wurde er als Repetent an das theologiſche Konvikt zu Freiburg i/Br. berufen, wurde ſodann Direktor desſelben und zuletzt Profeſſor der praktiſchen Theologie an der dortigen Univerſität. Vier volle Jahrzehnte hat er in dieſer einflußreichen Arbeit geſtanden, welcher ihn erſt gegen das Ende des Jahres 1880 eine ſchwere Erkrankung entzog. Seitdem hat er in Chur gelebt. Im Auguſt dieſes Jahres feierte er unter begeiſtertem Anteil der von ihm meiſt herangebildeten katholiſchen Geiſtlichkeit Badens ſein fünfzigjähriges Prieſterjubiläum, vollendete dann noch einen lange vorbereiteten und öfters unterbrochenen Kalenderjahrgang (für 1884), in dem er „die acht Seligkeiten“ behandelte, und wurde am 16. Oktober aus dem irdiſchen Leben abberufen.



Alban Stolz.
Geb. den 8. Februar 1808. † 16. Oktober 1883.

Vier volle Jahrzehnte umſpannt auch ſeine vielſeitige litterariſche Thätigkeit, die in einer Sammlung von zwölf Bänden (viele einzelne Bücher und Schriften ungerechnet) vorliegt. Darunter nimmt ſein 1843 begonnener „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ eine Hauptſtelle ein. Gleich in dem erſten Jahrgange (der — ſeitdem des Kalendariums entkleidet — u. d. T. „Mixtur gegen Todesangſt“ achtzehn Auflagen erlebt hat) offenbarte ſich der von Gottes Gnaden berufene Volksſchriftſteller, welcher ſeinem Werke, wie Hebel u. a., ein ganz eigenartiges Gepräge aufzudrücken verſtand: „ich habe das Kalendermachen eben im Griff“ ſagte er einmal ſelbſt von ſich. Durch einen mit tief religiöſem Ernſt gepaarten friſchen, geſunden Humor erwarb er ſich raſch ſeinen Leſerkreis, der weit über die Grenzen ſeiner Kirche reichte. Noch vielmehr würde dies der Fall geweſen ſein, wenn er nicht in ſeinem ultramontanen Eifer oft gar zu ungeſtüm gegen die Proteſtanten — und nicht nur gegen die negativen — zu Felde gezogen wäre. Doch ſcheint es, daß ihm manches harte Wort zugerechnet worden iſt, das er wenigſtens nicht direkt zu verantworten hat; denn eine Reihe von Jahrgängen ſeines Kalenders (ſo die von 1848 bis 1857, ferner 1882 und 1883) ſind gar nicht von ihm verfaßt worden. Jedenfalls enthalten ſeine Bücher ſehr vieles, woran ſich ein evangeliſcher Chriſt erfreuen und womit er übereinſtimmen kann; namentlich der Jahrgang 1881 iſt reich daran und dazu in der Polemik maßvoll gehalten.

Alban Stolz hat im Laufe ſeines Lebens auch manche Reiſe unternommen, und was er da geſehen und gehört, hat er friſch und anregend darzuſtellen verſtanden. Sein „Beſuch bei Sem, Cham und Japhet“ und ſein „Spaniſches für die gebildete Welt“ ſind reich an ſcharfen geiſtreichen Beobachtungen und werfen manches neue Licht auf die darin beſchriebenen Länder.

Eine volle litterariſche Würdigung hat Alban Stolz bisher noch nicht erfahren; ſie iſt auch nicht gut möglich in unſeren Tagen, wo die Wogen des konfeſſionellen Streites höher und immer höher gehen. Eine ſpätere Zeit wird ihn ruhiger beurteilen und ihm einen Ehrenplatz anweiſen neben den asketiſchen Schriftmeiſtern des Mittelalters und neben den Volksſchriftſtellern aller Zeiten. Robert Koenig.

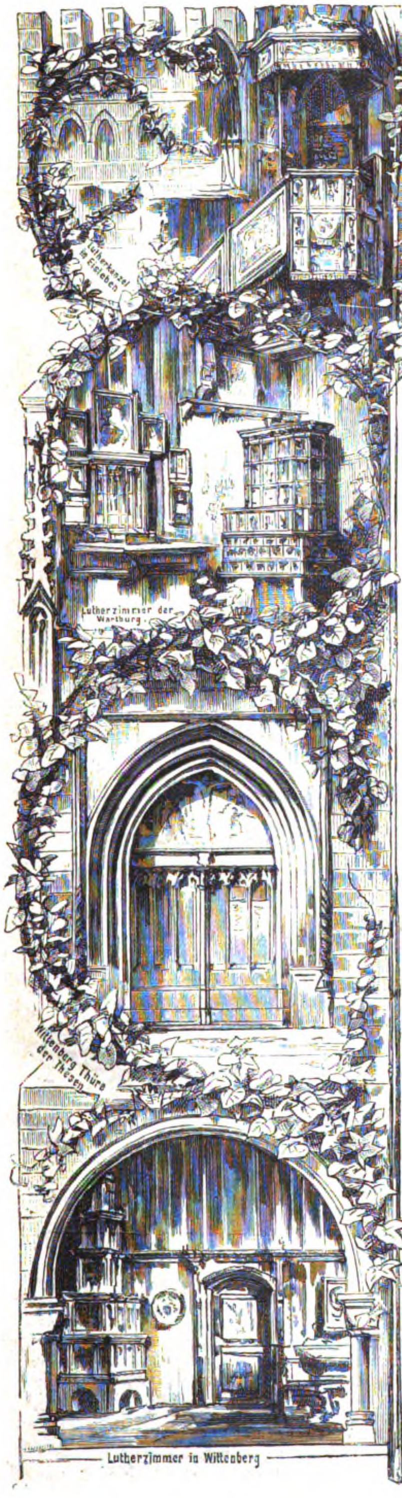
Umſchau in fernen Landen.

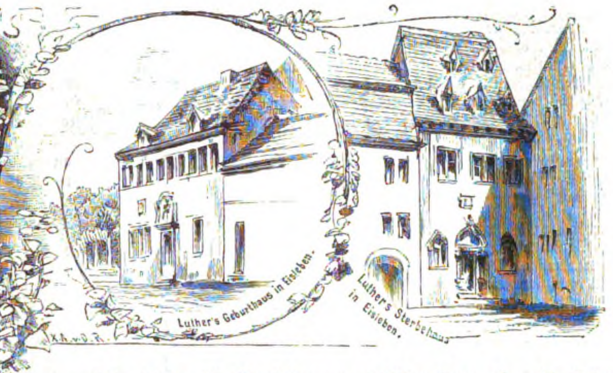
Nasr eddin, Schah von Perſien hat nicht allzuviel auf ſeiner europäiſchen Reiſe gelernt. Es iſt in Iran noch alles beim alten, man lügt, ſtiehlt und betrügt wie ehedem. Zur Illuſtration des Geſagten möge eine Geſchichte mitgeteilt werden, die ſich kürzlich am Hofe von Teheran zutrug. Der Schah iſt, wie bekannt, ein großer Liebhaber der Jagd, auch ein tüchtiger Schütze, und verbringt einen großen Teil ſeiner Zeit auf Jagdausflügen. Bei der Rückkehr pflegt er auch den europäiſchen Geſandten von der Jagdbeute einen Teil zum Geſchenk zu machen, was als Zeichen großer Gewogenheit betrachtet wird. Doch müſſen die Geſandten für die von königlicher Hand erlegten Haſen, Hühner und ſonſtiges Wild ein ſchweres Enam (Trinkgeld) an den Überbringer zahlen. Man ließ ſich anfangs dieſe Unannehmlichkeit gefallen, doch da in der letzten Zeit dieſe königlichen Sendungen gar zu häufig vorkamen, gelangte der britiſche Geſandte Thomſon zu der Überzeugung, daß die Diener des Schahs, bloß der fetten Trinkgelder wegen ohne von ihrem Herrn geſchickt zu ſein, die Geſchenke direkt vom Markte überbrachten. Thomſon erſuchte den Miniſter des Auswärtigen, Mirza Said Chan, künftighin, der Authentizität halber, die königlichen Gnadengeſchenke mit wenigen Zeilen begleiten zu wollen. Das nützte wohl einige Zeit, doch nicht lange darauf wurden die Geſchenke wieder häufiger. Thomſon forſchte weiter nach und es ſtellte ſich heraus, daß Se. Exzellenz mit den Dienern des Schahs unter einer Decke ſteckte, zu dem auf dem Markte gekauften Wilde die amtlichen Zeilen ſchrieb und den Gewinn dann mit ihnen teilte. Es wurde dieſes als köſtlicher Spaß betrachtet, mit denen die dummen Frengis hintergangen wurden. Der Schah ſelbſt lachte herzlich darüber, als er davon Kunde erhielt — Thomſon nimmt ſeitdem kein königliches Wild mehr an. Die diplomatiſchen Beziehungen ſind aber ungetrübt geblieben.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 6. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Lutherſtätten.


Lutherkanzel in Eisleben
Lutherzimmer der Wartburg.
Wittenberg Thüre der Thesen
Lutherzimmer in Wittenberg


Luther's Geburthaus in Eisleben
Luther's Sterbehaus in Eisleben.

Die evangeliſche Kirche kennt keinen Heiligenkultus. Aber das treue Gedenken an die Großthaten Gottes in der Reformation iſt ihre heilige Pflicht und ihr unabweisbares Recht. Dieſes Gedenken und Verſinken in eine gottgeführte Vergangenheit iſt die Signatur des Jubeljahres 1883. Und wenn aller Orten, ſoweit evangeliſche Glocken die Gemeinden zum feſtlichen Tage rufen, die Erinnerung mächtig iſt, ſo wird die Vergangenheit mit ihren großen Erinnerungen geradezu faßbar und greifbar an den Stätten, an welchen unſer Luther dereinſt weilte, betete und arbeitete.

„Wie lieblich ſind die Füße der Boten, die von den Bergen kommen und Frieden predigen" — in einem berggekrönten Städtchen wurde Luther geboren. Da ſteht ſein Geburtshaus mit den rundſcheibigen Fenſtern und dem ſpitzen Giebel unweit der St. Petripaulikirche, in welcher der Knabe Martin getauft wurde. Es wird nicht viel Hausrat darin geſtanden haben; aus Luthers Zeit iſt auch davon nichts überkommen. Der große Eisleber Brand vom Jahre 1689 hat den oberen Stock des Hauſes völlig zerſtört; der beſtürzten Bürgerſchaft, welche in dem Lutherhauſe die Ehre der alten Stadt ſah und ſieht, gelang es nur, das Erdgeſchoß mit Luthers Geburtszimmer zu retten. Aus milden Gaben wurde das obere Geſchoß bald wieder aufgebaut und eine Freiſchule für arme und verwaiſte Kinder darin eingerichtet. In dem Elend der weſtfäliſchen Zeit, welche ſchwer auf Eisleben laſtete, war der Beſtand dieſer Schule ſehr in Frage geſtellt. Als dann aber die Leipziger Schlacht geſchlagen, da Friede geſchloſſen und Eisleben preußiſch geworden war, da regte ſich unter den Beweiſen treuer, göttlicher Führung wieder die Begeiſterung für Luther. Senator Zeißing erließ einen Aufruf für Luthers Geburtshaus, und das Jahr 1817 ſah nicht nur anſehnliche Beiträge zuſammenfließen, ſondern ließ auch den hochherzigen Friedrich Wilhelm III das Protektorat über das Geburtshaus übernehmen. Die Armenfreiſchule wurde mit einem feſten Einkommen ausgeſtattet, und nachdem auskömmliche Mittel zuſammengebracht waren, in ein beſonderes, ſich an das Geburtshaus anlehnendes Haus verlegt. So iſt durch des Königs Gnade Luthers Andenken in Eisleben ein lebendiges geworden. Im Geburtshauſe befindet ſich mancherlei, was zu unſerem Reformator in enger Beziehung ſteht.

Eisleben und Wittenberg; hier die Berge, dort der Sand, aber hier, wie dort heilig der Boden! Unſer Holzſchnitt führt uns vor die Thür der Wittenberger Schloßkirche. Auch hier hat der Brand gewütet, aber auch hier hat des Königs Gnade das Verbrannte herrlich erneuert. König Friedrich Wilhelm IV ſtiftete am 10. November 1858 eine mit den 95 Theſen geſchmückte Erzthür. Die Vorderflächen, welche durch ſchräg kannelierte Säulen in je drei Felder geteilt ſind, zeigen den Wortlaut der Theſen in gotiſcher Schrift; darüber wächſt ein reich verſchlungenes Laubwerk, aus welchem neun muſizierende Chorknaben hervorragen. Über der herrlichen Thür liegt ein ſteinerner Balken mit einer lateiniſchen Votivinſchrift. Das Thürbogenfeld wird durch ein Gemälde auf gemuſtertem Goldgrund ausgefüllt: in der Mitte der crucifixus, rechts knieend Luther mit der deutſchen Bibel, links Melanchthon mit der Augsburgiſchen Konfeſſion, im Hintergrunde das alte Wittenberg.

In den Bergen geboren, aber auf dem Berge „ein Bote geworden, der da Frieden predigte!" Da liegt ſie, die ſagenumwobene, waldumrauſchte Wartburg, jedem Deutſchen ein trautes Stück Erde, aber für jedes evangeliſche Herz eine heilige Stätte. Wie ſie weithin ſichtbar in die Lande ragt, iſt ſie für uns auch ein Berg geworden, „von dem uns Hilfe kam." Da erſchloß ſich uns der „Lutherbrunnen," der ſeine Fluten ſo mächtig durch unſere deutſche Entwickelung rauſchen läßt, von da tritt der eherne „Lutherfuß" in unſere Geſchichte. Es hat ſo mancher Deutſche ſtill ſinnend in dem Wartburgſtüblein geſtanden, von welchem Luther ſeinem lieben deutſchen Volke ſein Allerbeſtes und Teuerſtes, das Gotteswort des neuen Teſtamentes, geſandt hat.

Und nun treten wir in die Studierſtube des Pfarrherrn und Profeſſors zu Wittenberg ein. „Dieſelbe Decke mit bunten Blumen und heiteren Engelsköpfen geziert, dieſelben Wände mit ihrem dunklen Anſtrich und ihren Malereien, die jetzt noch auf uns herabſchauen, haben vor 350 Jahren den großen Reformator in ſeiner trauten Häuslichkeit geſehen." Wenn an irgend einer Stätte, ſo heißt es an dieſer: saxa loquuntur (die Steine reden). Da iſt der pyramidenförmig aufgebaute Ofen, um den ſich an langen Winterabenden des Doktors Familie geſammelt hat, um ſeinem Singen und Sagen zu lauſchen und nach des Tages Mühe und Arbeit die Summa im Gebete zu vollenden, da hat er den lieben Kindern die in die Ofenkacheln eingebrannten Bilder der Evangeliſten gezeigt und erläutert, da iſt ſo manches Wort geſprochen, welches „nicht leer zu ihm zurückgekommen iſt." In der Fenſterniſche iſt ein ſchlichter Doppelſitz von Holz, da hat er wohl in der Dämmerſtunde ſeinem „geſtrengen und doch ſo teuren Herrn Käthe" gegenübergeſeſſen und ſorgend und beratend den Haushalt, der ſich bei ſeiner unbeſchreiblichen Gutherzigkeit ſo oft in Nöten befand, beſprochen. Da iſt endlich der feſte Tiſch von Eichenholz, auf welchem des Mannes beſte Arbeiten vollendet wurden und an welchem beim einfachen Mahle die „Tiſchreden" zwiſchen dem Hausherrn und den Tiſchgäſten hinüber- und herübergingen.

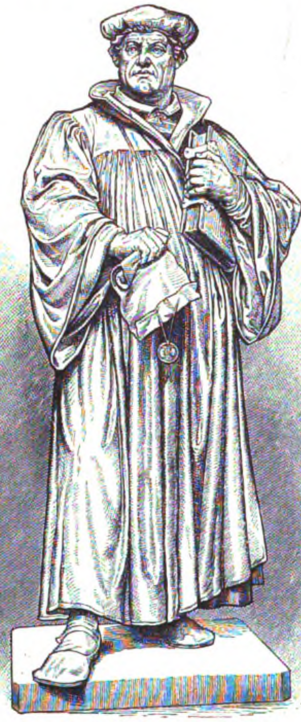
Aus der Studierſtube auf die Kanzel — da erhebt nun der „alte, der Welt müde" Luther ſeine Stimme und wie „er zuvor treulich gethan, vermahnet er treulich zum Sakrament, daraus

Fortſetzung in der zweiten Beilage.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 6. 1884.

Das Lutherdenkmal zu Eisleben.

Den Höhepunkt der *Eislebener Lutherfeier* wird die Enthüllung des von Profeſſor R. *Siemering* geſchaffenen *Lutherdenkmals* bilden. Von dem durch die Lutherkirche gekrönten Marktplatz ſchaut es ernſt und mahnend in die Gegenwart hinein, aus deren Kämpfen es herausgewachſen zu ſein ſcheint. Wenn es auch nicht, wie einige meinen, als die verkörperte Darſtellung des „Kulturkampfes“ zu betrachten iſt, ſo erſcheint doch der Siemeringſche Luther vor allem als der *proteſtierende* Gottesmann, während der Rietſchelſche Luther das Proteſtieren und Reformieren in wunderherrlicher Weiſe in ſich vereinigt. Man darf darüber mit dem ſchaffensmächtigen Meiſter nicht rechten; war ihm doch die Aufgabe geworden, den kühnen Auguſtiner in der Stunde darzuſtellen, in welcher er mit dem Papſttum in aller Form bricht. Das iſt die Stunde, welche den grünen Platz vor dem Elſterthore in Wittenberg zu einem hiſtoriſchen gemacht hat. Da ſteht der Mönch, mit der Rechten die Bannbulle zerknitternd, welche „den Heiligen des Herrn betrübt“, mit der Linken ſeine teure Bibel an das klopfende Herz drückend — da ſteht er und ſeine Augen ſchauen auf zu den Bergen, von welchen die Hilfe kommt, und heiligen Zornes voll proteſtiert er gegen dieſes Rom, deſſen „Haupt eine Jungfrau iſt, hübſch und lieblich anzuſehen, deſſen Leib ein Löwe, ſo mit Gewalt durchbricht, deſſen Schwanz aber eine Schlange, voll Lüge und Betrügerei.“ Von der Fußſohle bis zum Scheitel iſt an dieſem Luther alles urſprüngliche Kraft; dieſes mächtige Haupt, eine Königsburg hoher Gedanken, dieſes tiefliegende, prophetiſch blickende Auge, dieſer beredte Mund mit der zürnend aufgeworfenen Lippe, der trotzige Hals und die ſtarke Hand — das alles paßt zu dem rieſigen Geiſte, der einſt in ſterblicher Hülle ſchuf und wohnte. Und wem dieſer in der Fülle ſeiner Kraft ſtehende Luther ein Rätſel ſein ſollte, der betrachte nur ſinnenden Auges die vier Reliefs, welche den ſchönen Sockel faſſen und unſern Luther in ſeinem Werden zeigen.



Das Lutherdenkmal zu Eisleben.
Modelliert von Prof. Rud. Siemering.

Die Vorderfront bringt Luthers ſinniges *Wappen*: das auf Roſen ſtehende Herz mit dem Kreuze. Luthers tief innerſtes Sein konnte keinen reineren Ausdruck erhalten als in dieſem mit dem Kreuze des Erlöſers verwachſenen Herzen. Das Bewußtſein von ſeiner Zuſammengehörigkeit mit ſeinem Herrn Chriſtus iſt es doch geweſen, was ihn in ſeinen Sorgen ſo fröhlich, in ſeinen Kämpfen ſo ſiegreich machte. Und dieſen Gedanken nimmt nun Meiſter Siemering auf und ſchafft daraus eine wundervolle Allegorie. Ein Engel wird in ſeiner Hand zum Wappenſchildhalter, — ein Engel mit durchaus deutſchem Angeſicht, zu deſſen Füßen ſich der „alt’ böſe Feind“ in der „grauſamen Rüſtung“ ſeiner teufliſchen Macht und Liſt windet und aufbäumt. Dieſer Engel ſieht nicht im entfernteſten einem ſtreitbaren St. Georg ähnlich, — es iſt die Macht chriſtlicher Demut und evangeliſcher Glaubenstreue, in welcher er den Sieg erkämpft und das Feld behält. So war auch Luther nicht der Percy der Kirchengeſchichte, der in raſendem Zorne ſich überſtürzt, — ſeine „gute Wehr und Waffen“ war das göttliche Wort, ſein Schild der freudige und demüthige Glaube, welcher alles vermag, da er alles hat. Siemerings Allegorie iſt aus tiefem Verſtändnis von Luthers Weſen herausgedichtet.

Von mächtiger Wirkung iſt das Relief auf der Nordſeite des Denkmals, welches uns unſern *Luther im Kampfe* mit Dr. Eck darſtellt. Eck und Luther: zwei Bauernſöhne als Träger der beiden Richtungen, welche noch jetzt die Chriſtenheit trennen. Der eine ſtolz auf die Macht einer Beredtſamkeit, die meiſterhaft mit Syllogismen zu ſpielen verſteht, der andere gefeſtet in der Macht der Wahrheit, die ihm aus dem Borne der heiligen Schrift zuſprudelt; der eine im liſtigen Antlitz ſchadenfrohen Triumph über den ſcheinbar machtloſen Vertreter der bibliſchen Heilslehre, der andere auf dem ernſten Angeſichte die erſchütternden Kämpfe langer Tage und banger Nächte; der eine ſich ſtützend auf die trügeriſche Weisheit der päpſtlichen Dekretalen, der andere ſich feſt an ſeine Bibel klammernd; zwiſchen beiden — und doch innerlich wie fern dem einen! — das Bild des Kruzifixus: ſo treten uns Scholaſtiker und Reformator in wunderbarer Plaſtik entgegen, und, ſobald wir ſinnend vor beiden mächtigen Perſönlichkeiten ſtehen, werden wir keinen Augenblick im Zweifel ſein, „wem hier das Reich bleiben muß.“ Luthers Auge ſieht dieſes Reich und ob ſchon die Feinde ihn „zum Hektor“, den Dr. Eck aber „zum Achilles“ machten, ſo ſieht er doch klaren Blickes ſeinen „Herrn Chriſtus als das Oberhaupt der ſtreitenden Kirche, nicht aber einen Menſchen.“

Siemerings feines Verſtändnis für Luthers chriſtliche Perſönlichkeit zeigt ſich weiter auf dem folgenden Relief, welches den *die Bibel überſetzenden Luther* zum Vorwurf hat. In dem gewölbten Wartburgſtüblein ſitzt er über die heilige Schrift gebeugt, die ja in buchſtäblichem Sinne ſeines Fußes Leuchte und ein Licht auf ſeinem Wege geworden war. Da ſteht die Sanduhr mit ihrer eindringlichen Predigt von der Flüchtigkeit des Lebens, dort liegt das aufgeſchlagene Gotteswort, welches in Ewigkeit bleibt. Wie der ſtarke Mann ſich ſo ganz der göttlichen Wahrheit gefangen gibt und wie unter dem Eindruck der gottgegebenen Wahrheit jeder Zug in dem männlichen Antlitze milder wird! Es iſt ſo, als ob durch die runden Fenſterſcheiben etwas leuchtete, wie „Morgenglanz der Ewigkeit“ und als ob die Engel Gottes hier auf- und niederſteigen. Indem uns Siemering den an der h. Schrift arbeitenden Luther darſtellt, gräbt er das proteſtantiſche Prinzip in das Erz: „Die Schrift iſt die Sonne, aus welcher alle Lehrer das Licht erhalten.“

Und endlich *Luther im Kreiſe ſeiner Familie.* Welch ein anmutiges Bild! Das iſt das evangeliſche Pfarrhaus, wie es ſein ſoll. Der kampferprobte Mann beim Lautenſpiel, ihm zur Seite ſein frommes Gemahl, die lieblichen Kinder zu des Vaters Spiel ſingend: hier haben wir den gemütvollen Schreiber des kindlichen Briefes an ſein „Söhnlein Hänschen.“ Der Mann aus dem Volke wird ſich an dieſem Relief in gleicher Weiſe freuen wie erbauen, und wem für Luthers weltbewegende Perſönlichkeit das Auge nicht geöffnet iſt, der bewundert hier den evangeliſchen Familienvater, der ſo hoch über dem deutſchen Volke und doch ſo ganz im deutſchen Volke ſteht.

Schlüſſel und Krone zugleich für Luthers Werden und Weſen bleibt aber das Lutherwappen mit ſeinem freudigen Herzensbekenntnis. Meiſter Siemering hat es mit Abſicht auf die Vorderfront eingegraben — eine Mahnung an die evangeliſchen Chriſten, ſich in der Wahrhaftigkeit des wahren Proteſtantismus immer feſter und tiefer zu gründen.

Karl Storch.

Lutherſtätten. (Fortſetzung von Beilage 1.)

wir in unſerem Herzen verſiegelt und vergewiſſert werden, daß uns all’ unſere Sünd, in und durchs Blut Jeſu Chriſti geſchenkt, und wir Kinder, Erben und Gliedmaßen Chriſti wären.“ In der *St. Andreaskirche* zu Eisleben iſt noch die *Kanzel*, auf welcher er ſeine letzten vier Evangelienpredigten gehalten, ein einfaches, bretternes Gehäuſe, auf deſſen Seitenwänden St. Andreas und St. Katharina in matten Farben erſcheinen. Das iſt Eislebens Allerheiligſtes, welches die Prediger von St. Andreas bis zum Jahre 1876 nur am Reformationsfeſte zu betreten pflegten. Bis dahin war unweit der Lutherkanzel eine zweite Kanzel errichtet, welche nun aber abgebrochen iſt. Der uralte Kanzelbehang, welcher die Lutherkanzel nur an Feſttagen ſchmückte, iſt ſeiner Zeit auf der Münchener kunſtgewerblichen Ausſtellung vielfach bewundert.

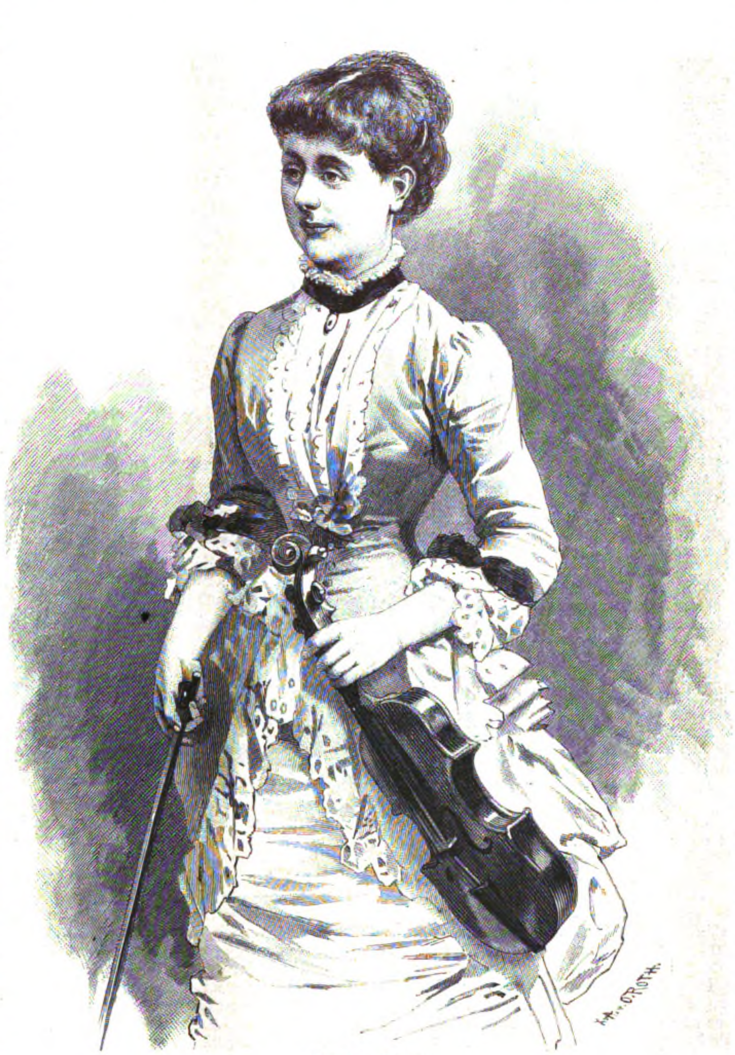
Von ſeiner Kanzel ging Luther in ſein *Sterbehaus.* Es liegt hart an der St. Andreaskirche, ein wohlerhaltenes, altertümliches Gebäude. Im zweiten Stockwerk, wo die eng verbleiten Fenſter auf die Marktſtraße herabſchauen, hat er ſein letztes Gebet geſprochen. Noch ſind die ſteinernen Stufen vorhanden, welche der totkranke Mann nur mit großer Beſchwerde zu ſteigen vermochte — das Sterbezimmer, erſt im dritten Viertel unſeres Jahrhunderts renoviert, iſt kahl und leer. Es wäre ſchön, wenn man ſich entſchlöſſe, in dieſem Zimmer eine *Sammlung von Lutherbibeln oder Lutherſchriften* aufzuſtellen — dann würde auch das Tote lebendig werden. „Wir aber ſollen ein ſtetig, ewig Gedächtnis dieſes unſeres lieben Vaters behalten und ihn aus unſeren Herzen nicht laſſen!“ **Karl Storch.**

Erſte Daheim-Beilage zu No. 7. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Tereſina Tua.

Aus der Zeit — für die Zeit — dieſe Deviſe auf die Kunſt, ſpeziell auf die Tonkunſt angewandt, gäbe es jeden Tag etwas Neues zu berichten. Perſonen und Dinge wechſeln hier in ſo bunter Weiſe, daß es, wie die Erfahrung lehrt, recht gut möglich iſt, ein muſikaliſches Fachblatt lediglich durch die Mitteilung von Perſonalien auszufüllen. Das Daheim kann ſelbſtverſtändlich nur von den allerbedeutendſten Erſcheinungen Notiz nehmen. Und doch auch dann, welche Fülle von Stoff! Wie lange iſt es her, daß wir unſere Leſer mit dem Bilde Saraſates, des berühmten Geigers bekannt gemacht haben? Seit dieſer Zeit hätten wir — um nur ein Inſtrument zu berückſichtigen — berichten können von den Erfolgen des Franzoſen Sauret, der was Technik anlangt, ſo zuſagen, das „Blaue vom Himmel herunter“ ſpielt, ohne jedoch jenen Effekt einer ſchönen Empfindung zu erzielen, wie er dem Spiele Saraſates in ſo hohem Grade eigen iſt, — wir hätten uns ferner befaſſen können mit dem Belgier Marſick, von welchem ſich manche ſogar an die Größe eines Joachim erinnert fühlten, mit Yſaye, der jungen, blendenden Erſcheinung, deren Licht gleichfalls von jenſeits des Rheins zu uns herüber gedrungen iſt, mit Bertha Hafft, der talentvollen Wienerin, die, wie auch die vorgenannten Künſtler ſämtlich, an den erſten deutſchen Plätzen, wie Leipzig, Berlin ꝛc. entſchiedenes Furore gemacht! Und das wäre erſt ein Inſtrument, die Violine. Wo bleiben dann die vielen Klavierſpieler? denn wenn ſchon uns, was die Anzahl der Violinvirtuoſen anlangt, der Himmel thatſächlich voller Geigen hängt, ſo iſt doch die Zahl der Klavierſpieler und zwar ſolcher die etwas Ordentliches gelernt haben, eine noch weit größere — Grund genug, um mit der Auszeichnung, welche wir der kleinen „Geigenfee“, genannt Tereſina Tua heute zugedacht haben, recht ſparſam zu ſein.



Tereſina Tua.

Tereſina Tua iſt zu alt, um ein Wunderkind genannt zu werden, aber doch auch wieder zu jung, als daß man um ihrer Jugend willen, ihr Talent nicht noch etwas höher anſchlagen ſollte, als es ſonſt ſchon der Fall ſein würde. Kaum fünfzehn Jahre alt, hat die junge Künſtlerin in Berlin, wo ſie im vorigen Winter, als für Deutſchland zum erſtenmale, auftrat, geradezu Senſation erregt. Nicht viel anders war es in Dresden, Leipzig und in Wien. In Leipzig z. B. hat die jugendliche Künſtlerin verſchiedenemale nach einander im Theater geſpielt und ſtets ein volles Haus gemacht. Selbſt in einem der weltberühmten Gewandhauskonzerte iſt ſie neulich aufgetreten und auch hier war ihr Debüt von entſchiedenem Erfolge begleitet. Das will ſchon etwas heißen. Ohne ein bedeutendes Talent wäre ein ſolches Hervortreten gar nicht möglich. Ihre Begabung wird denn auch von keiner Seite angezweifelt. Die Art und Weiſe, in welcher Tereſina Tua Werke wie das erſte Konzert von Bruch, die bekannte Polonaiſe von Vieuxtemps und ähnliches ſpielt, nötigt entſchieden Reſpekt ab, ſowohl vor ihrem Können, als auch vor der muſikaliſchen Empfindung, welche aus ihrem Vortrage ſpricht. Die Süßigkeit ihrer Cantilene erinnert an Saraſate, dem ſie auch in den mancherlei Virtuoſenkünſten, Pizzicatos, Flageoletts ꝛc. mit Erfolg nacheifert. Saraſate hat ſich zur Entfaltung einer beſonderen Virtuoſität verſchiedene Stücke geſchrieben, die natürlich auch die „kleine“ Tua ſpielt, und mit denen ſie ſtets den Vogel abſchießt. Der weiterſehende Muſikkritiker kann einer ſo talentierten Spielerin natürlich nur raten, ihr Repertoire möglichſt zu vervollſtändigen und auszudehnen auch auf die klaſſiſchen Meiſterwerke eines Spohr, Mendelsſohn, Beethoven ꝛc. Ob ihr das je gelingen wird? Ein neulich mit dem Mendelsſohnſchen Konzerte gemachter Verſuch ſoll ja recht glücklich ausgefallen ſein. Und ſelbſt wenn ſie in ihrem jetzigen Fahrwaſſer verbliebe, dem Publikum gegenüber würde ſie trotzdem kaum Schiffbruch leiden, beſonders dann nicht, wenn es ihr gelänge ewig jung zu bleiben, denn daß ihre anmutige Erſcheinung, ihr kindlich naives und liebenswürdiges Weſen vor der Hand zum Erfolge weſentlich mit beiträgt, iſt wohl nicht zu leugnen.

Tereſina Tua iſt Italienerin. Sie ſtammt aus Turin, wo ſie im Jahre 1868 armen Eltern geboren wurde. Vater und Mutter, beide ſehr muſikaliſch, mögen die dem Kinde angeborenen Gaben frühzeitig geweckt und gefördert haben. Schon in ihrem ſiebenten Lebensjahre vermochte die kleine Thereſe öffentlich zu ſpielen. Ihre eigentlichen Studien hat ſie am Konſervatorium in Paris gemacht, wo ſie Maſſard zum Lehrer hatte. Nach ihrem Abgange vom Konſervatorium konzertierte ſie in Spanien und Italien, überall den größten Enthuſiasmus erweckend. Von der Königin Iſabella von Spanien, die ihr auch den Aufenthalt in Paris möglich gemacht, zur Kammervirtuoſin ernannt, kam Tereſina Tua im September vorigen Jahres nach Deutſchland, wo ihr, wie wir bereits geſehen, das Glück nicht minder blühte, wie in ihrer Heimat.

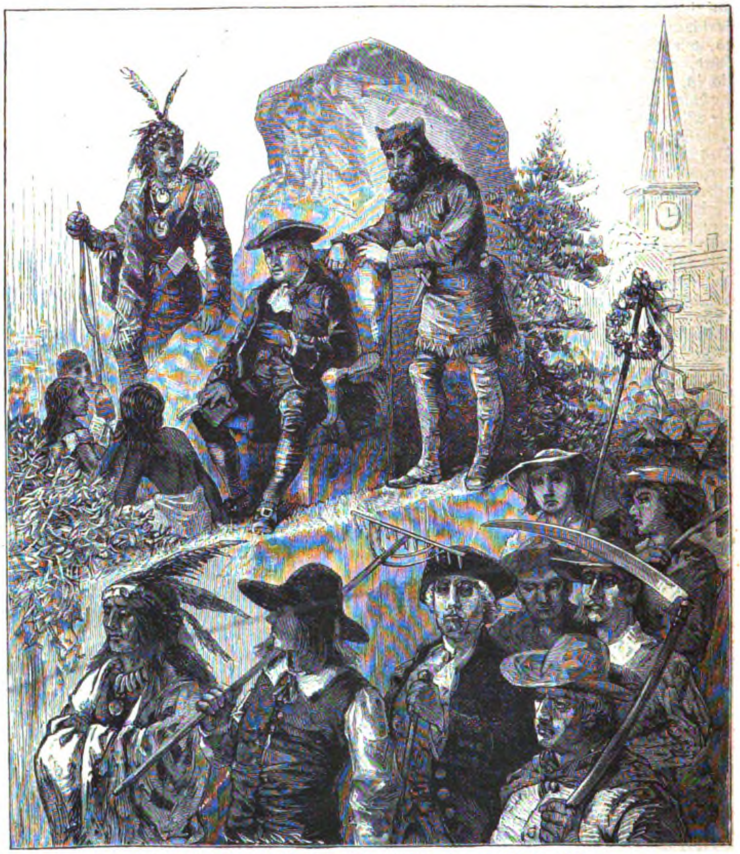
Moritz Vogel.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 7. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Das zweihundertjährige Jubiläum der Deutſch-Amerikaner.

Im Oktober dieſes Jahres haben unſere Landsleute in Amerika die zweihundertjährige Erinnerung an die erſte Niederlaſſung ihrer Vorfahren in der neuen Welt feſtlich begangen. Am 6. Oktober 1683 waren dreizehn deutſche Familien zu Philadelphia gelandet, und am 24. Oktober ſiedelten ſie ſich an der Stelle an, wo heute Germantown, eine der bevölkertſten und ſchönſten Vorſtädte der berühmten Stadt der Bruderliebe, ſich erhebt. Philadelphia war deshalb auch der Mittelpunkt der Feſtlichkeiten für die ſeitdem über die ganzen Vereinigten Staaten ausgebreiteten Deutſch-Amerikaner. Ein eigens gebildeter Verein, der „Pionierverein,“ hatte die Vorbereitungen zu dem Feſte in die Hand genommen. Die erſte Frucht ſeiner Thätigkeit, welche ſich vornehmlich auf die Sammlung aller auf die deutſche Einwanderung bezüglichen Dokumente, Überlieferungen ꝛc. bezog, war eine litterariſche Feſtgabe: „Die Geſchichte der erſten deutſchen Einwanderung und der Gründung Germantowns“ von Prof. Oswald Seidenſticker. Der Glanzpunkt des Feſtes ſelbſt aber war der prächtige hiſtoriſche Feſtzug des 8. Oktober, welchem tags zuvor eine ausſchließlich kirchliche Feier in den nahezu auf ein halbes Hundert ſich belaufenden deutſchen Gotteshäuſern der Stadt vorausgegangen war. Derſelbe zerfiel in drei Hauptteile: den hiſtoriſchen, den der Vereine, Milizen und Veteranen und endlich den der Gewerke. Der erſtere begann mit den Vertretern der Periode des dreißigjährigen Krieges, deſſen Schrecken und traurige Nachwirkungen einſt den Anſtoß gaben zur erſten Auswanderung aus den verwüſteten deutſchen Gauen. Da erblickte man Guſtav Adolf, Herzog Bernhard von Weimar, Tilly, Wallenſtein ꝛc. in hiſtoriſch treuem Koſtüm. Dann aber folgte eine Gruppe, die einen intereſſanten Gegenſatz zu dieſen kriegeriſchen Szenen bildete: William Penn, dem Volke am Rhein von den Wundern und dem Segen der neuen Welt erzählend. Dann folgten die erſten Anſiedler von Germantown mit ihrem Blockhauſe und der ſich daran emporrankenden, heimiſchen Rebe, wie dem gleichfalls aus der alten Heimat mitgebrachten Webſtuhl. Die weiteren Gruppen ſtellten die Hauptmomente aus der zweihundertjährigen Geſchichte der Deutſch-Amerikaner von Philadelphia dar. Darunter fehlte auch nicht die Erinnerung an Chriſtoph Sauer, den erſten deutſchen Drucker in Germantown, aus deſſen Offizin im Jahre 1743 die erſte deutſche Bibelausgabe in Amerika einſt hervorging.



Deutſch-amerikaniſches Pionierjubiläum zu Newark am 8. Oktober 1883.

Gruppe aus dem Feſtzuge: **Miſſionar Zeisberger und ſeine Indianer.**

Die Begehung dieſes großen Jubelfeſtes beſchränkte ſich indes keineswegs auf Philadelphia, ſondern fand auch an vielen anderen Orten der Union in würdiger Weiſe ſtatt. So vor allem in der Bundeshauptſtadt Waſhington, in Baltimore, in Pittsburg, Cleveland ꝛc., vor allem auch in Newark, der bedeutendſten Stadt in New-Jerſey, welche unter 136000 Einwohnern 40000 Deutſche zählt. Das dortige Feſt war nach dem Berichte amerikaniſcher Zeitungen nächſt dem von Philadelphia das glänzendſte und herrlichſte. Dort beſtand der Feſtzug, zu deſſen Ehren ſämtliche Häuſer der Stadt und alle öffentlichen Gebäude in buntem Flaggen- und Guirlandenſchmuck prangten, aus fünf Abteilungen: einer hiſtoriſchen, einer militäriſchen, einer der Vertreter der Kirchen und Schulen, einer der deutſchen Vereine und endlich der Vertreter der Gewerke und der Induſtrie.

Eine Hauptzierde der hiſtoriſchen Abteilung bildete der Wagen, auf welchem die Ureinwohner des Landes, die indianiſchen Rothäute, ſich um ihren Apoſtel David Zeisberger ſcharten. Dieſen ſtellt unſer Bild dar, und wohl hat es der treue Miſſionar der Brüdergemeinde verdient, ſo geehrt zu werden. Unter fortwährenden Drangſalen, Verfolgungen aller Art, Kriegsunruhen und anderen Hemmniſſen hat er nahezu ſieben Jahrzehnte ſeines Lebens (geb. 1721, geſt. 1808) unter den Indianern mit nie ermüdender Treue und Hingebung gearbeitet. Er war der Gründer einer Reihe von Indianerkolonien und von zahlreichen Miſſionsſtationen. Noch als achtzigjähriger Greis wanderte er mahnend, ſtärkend und tröſtend von Haus zu Haus, wie ein Vater verehrt von den Indianern, von denen er ſo viele zu Chriſtus bekehrt hat. Ja er genoß unter ihnen das Anſehen eines Fürſten. In Sprache, Lebensweiſe und Sitten war er ganz der ihrige geworden, in ihren Künſten beſaß er ausgezeichnete Geſchicklichkeit: in der Jagd auf Bären und Elentiere, im Behandeln der Waffen ꝛc. ſtand er keinem indianiſchen Jäger oder Krieger nach. Im Bau von Häuſern und Booten, im Urbarmachen von Wüſteneien und in geſchickter Bebauung des Bodens, in raſtloſer Thätigkeit bei Tag und Nacht, in Frömmigkeit, Genügſamkeit und patriarchaliſcher Sitteneinfalt war er der erſte unter allen, ein mächtig anziehendes Vorbild für jeden. Dazu brachten ihm ſeine Arzneikunde und chirurgiſche Gewandtheit großen Ruf. Vor allem war er natürlich ihr geiſtlicher Vater, ihr Seelſorger, ihr Apoſtel. Als er im Oktober 1808 auf ſeinem Sterbelager ſeiner Beſorgnis über den geiſtlichen Zuſtand des von ihm ſo ſehr geliebten Volkes Ausdruck gab, ſammelten ſich die chriſtlichen Indianer vor ſeiner Wohnung und traten in kleinen Abteilungen an ſein Bett. „Vater,“ riefen ſie, „vergib uns alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir wollen unſere Herzen dem Heiland hingeben und für ihn allein leben in dieſer Welt.“ Auf das Grab aber pflanzten ſeine treuen Indianer ihrem Vater eine Silbertanne. (Vgl. Heims treffliches Lebensbild: „David Zeisberger, der Apoſtel der Indianer.“ Baſel, Verlag der Miſſionsbuchhandlung.)

So iſt nach zweihundert Jahren den deutſchen Pilgrimvätern von der „langen Reihe der Enkel,“ welche ſie prophetiſch vorausſahen, größere Ehre erwieſen worden, als ſie in ihrer Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit wohl je zu träumen gewagt hatten.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 8. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Wir beſchrieben ſeiner Zeit den Siemensſchen elektriſchen Pflug, bei welchem eine auf dem Vordergeſtell angeordnete Dynamomaſchine zwei, Tierbeinen ähnliche, Stangen in Bewegung verſetzt, die ſich gegen den Boden ſtemmen und ſo das Ackergerät fortbewegen ſollen. Dr. Siemens hat aber anſcheinend inzwiſchen die Unzweckmäßigkeit dieſes Syſtems eingeſehen, und ſich zu der allerdings theoretiſch unvollkommeneren Anordnung bekehrt, wie ſie zuerſt von den Franzoſen Chrétien und Félix in Vorſchlag gebracht wurde. Im Verein mit der Eckertſchen Maſchinenfabrik in Berlin hat er nunmehr einen neuen elektriſchen Pflug gebaut, der ſich bei dem vorgenommenen Verſuche glänzend bewährte. Unſeren Leſern ſind vielleicht die weitverbreiteten Dampfpflüge bekannt. Bei denſelben dreht eine am Rande des Feldes aufgeſtellte Lokomobile eine Trommel, um die ſich ein Seil windet, welches den Pflug ſelbſt vorwärts zieht. Beim elektriſchen Pfluge, wie er jetzt von Siemens und Eckert gebaut wird, iſt aber die ſchwere Lokomobile durch eine leichte Dynamomaſchine erſetzt, welche aus einer Dampfmaſchine im Wirtſchaftsgebäude oder aus einem Waſſergefälle in der Nähe mittels einer Drahtleitung geſpeiſt wird. Sonſt bleibt alles beim alten. Die Vorteile der elektriſchen Ackerbeſtellung leuchten ein. Man braucht die Lokomobile nebſt Waſſer und Kohle nicht an Ort und Stelle zu ſchleppen, ſondern nur die Dynamomaſchine; man kann einen Waſſerfall in der Nähe oder eine beſtehende Dampfmaſchine benutzen, die gerade in der Zeit der Ackerbeſtellung zu ruhen pflegt; ja es iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, die Kraft einer Windmühle mit Hilfe von Akkumulatoren aufzuſtapeln. Jedenfalls bieten ſich der elektriſchen Pflügerei beſſere Ausſichten als dem von A. Niewiadomsky in Urbanowitz erfundenen, mit Windkraft betriebenen Ackergerät. Wind koſtet allerdings nichts; wenn er aber nicht oder entgegen weht, wäre es mit der Pflügerei zu Ende. Dieſer nicht unerheblichen Schwierigkeit erwähnt der Erfinder in ſeiner Patentbeſchreibung vorſichtigerweiſe mit keiner Silbe.

* * *

Cora Aſten in Dresden erhielt ein Patent auf eine ſehr weſentliche Verbeſſerung des Regenſchirms. Die Rippen desſelben laſſen ſich nämlich nach jeder Seite beliebig verlängern, ſo daß nicht mehr der Stock, ſondern die ſchützende Perſon die Mitte des Schirmes einnimmt, nud ſomit vor Regen weit beſſer geſchützt wird.

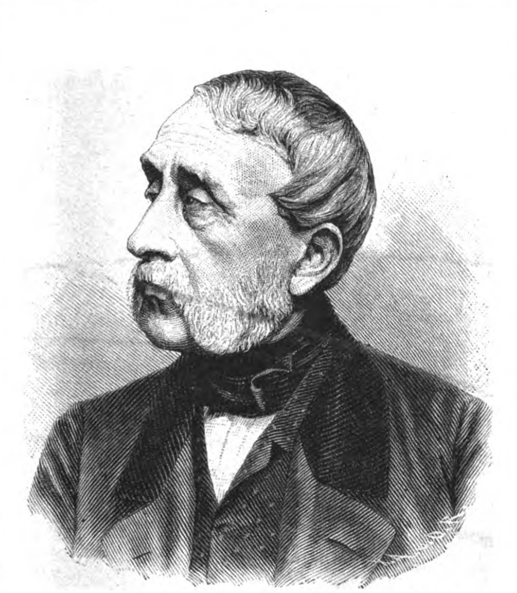
* * *

Wir beſchäftigen uns ſeit Jahren mit der Frage der Erſetzung des allerdings ſehr ſchönen, jedoch äußerſt zeitraubenden und den Gedanken des Künſtlers nicht immer treu wiedergebenden Holzſchnitts durch ein auf der Photographie baſierendes Verfahren zur Herſtellung von ſogenannten Kliſchees, wie ſie für den Buchdruck erforderlich ſind, d. h. von Metallplatten, bei welchen die Striche des Bildes erhaben erſcheinen. Dieſe Frage bietet ein großes Intereſſe. Bei dem Verlangen des Publikums, bemerkenswerte Ereigniſſe auch bildlich und zwar möglichſt raſch dargeſtellt zu erhalten, ſteigt die Bedeutung der illuſtrierten Zeitſchriften von Tag zu Tag. Es fehlt aber, weil dieſe Zeitſchriften noch immer meiſt auf den Holzſchnitt angewieſen ſind, vieles daran, daß ſie in bezug auf Raſchheit der Mitteilungen mit den nicht illuſtrierten Blättern den Kampf aufzunehmen vermögen, und es würde ſicherlich deren Verbreitung bedeutend zunehmen, wenn ſie auch hierin unſerer ſchnelllebigen Zeit mehr Rechnung tragen könnten. Leider haben bisher die auf das Ziel gerichteten Verfahren den Erwartungen nur in geringem Maße entſprochen. Zwar liefern die Erfinder derſelben tadelloſe Probeabdrücke, die Feuerprobe der raſchen Lieferung und vor allen Dingen der großen, mit Dampfgeſchwindigkeit hergeſtellten Auflagen haben indeſſen deren Bilder nicht beſtanden. Vielverſprechend iſt allerdings das Verfahren des neubegündeten Autotypieverlags in München, nach welchem unter andern die Illuſtrationen zu dem Bericht über die Münchener Elektriſche Ausſtellung angefertigt wurden. Das in kleiner Auflage langſam hergeſtellte Werk liefert indeſſen keinen Beweis dafür, daß das Verfahren auch den ſoeben erwähnten Anforderungen entſpricht; ebenſowenig iſt es in bezug auf raſche Lieferung der Bilder der Fall. Der Verlag braucht hierzu zehn bis vierzehn Tage. In der Zeit ſtellt man aber jeden, auch noch ſo großen Holzſchnitt her, und dieſer beſitzt, wenn auch nicht den Vorzug der unbedingten Treue, ſo jedenfalls den der größeren Schönheit.

* * *

Das elektriſche Licht bemächtigt ſich jetzt ſogar der Kirchengebäude. So wird neuerdings die große Iſaakskirche zu Petersburg durch Siemensſche Bogenlampen von zuſammen dreißigtauſend Kerzenkraft glänzend beleuchtet. Die Lampen ſind jedoch nicht in der Kirche ſelber angeordnet, weil hier nach griechiſchem Ritus nur Wachskerzen brennen dürfen, ſondern draußen vor den Fenſtern. Die ſchönen Malereien des Gotteshauſes kommen auf dieſe Weiſe zum erſtenmal zur Geltung.

* * *



Graf Wilhelm von Redern, Oberſtkämmerer des Kaiſers.
† 5. November 1883.

Graf Wilhelm von Redern.

Am 5. November hat Seine Majeſtät der Kaiſer durch den Tod einen ſeiner bewährteſten Diener verloren, den Grafen Wilhelm von Redern.

Graf Wilhelm von Redern wurde am 2. Dezember 1801 in dem bekannten Redernſchen Palais am Pariſer Platz in Berlin geboren. Sein Vater war ein hervorragender Diplomat, ſeine Mutter, eine Otterſtedt, eine ſehr bedeutende Frau. Dem jungen Redern, der ſchon als Knabe eine ungewöhnliche Begabung an den Tag legte, wurde ſchon früh Gelegenheit geboten die große Welt kennen zu lernen, denn er hatte eben die Schule abſolviert, als er bereits den König Friedrich Wilhelm III zum Kongreß von Verona begleiten durfte. Später ſetzte er dann ſeine juriſtiſchen Studien an der Berliner Hochſchule fort und trieb in ſeinen Mußeſtunden fleißig Muſik, für die er Talent und Vorliebe hatte. Nachdem Redern ſpäter mehrfach bei Gelegenheit außerordentlicher Geſandtſchaften an fremde Höfe verwandt worden war, wurde er 1828 Generalintendant der Königlichen Schauſpielhäuſer und wirkte in dieſer Stellung mit großem Erfolge bis zum Jahre 1842. Das Amt eines Generalintendanten hatte aber damals inſofern eine größere Bedeutung als heute, als die allgemeine Aufmerkſamkeit dem Theaterweſen in ungleich höherem Maße zugewandt war. Die Aufführung einer neuen Oper war ein Ereignis erſten Ranges, die Preſſe beſchäftigte ſich in erſter Reihe mit dieſen Dingen. Der Verſtorbene erreichte nun auf dieſem Gebiet unleugbar große Erfolge.

Nachdem Redern von der Generalintendantur zurückgetreten war, trat er in das Kgl. Hausminiſterium, Abteilung für Forſten und Domänen, um auch die innere Verwaltung von innen heraus kennen zu lernen. Nach 1848 aber ſchied er aus dem Staatsdienſt und ſtellte ſich dem Könige nur noch für beſondere Fälle zur Verfügung. So begleitete er den Kronprinzen auf ſeiner Reiſe zur Krönung Kaiſer Alexanders II nach Moskau und vertrat dann bei der Hochzeit des Kronprinzen ſeinen königlichen Herren.

Graf Redern war während ſeines langen Lebens von ſeinen Königen durch alle Ehren ansgezeichnet worden, die ſie zu vergeben hatten. Er war Oberſtkämmerer, General der Kavallerie, Ritter des Schwarzen Adlerordens.

Der Graf hinterließ keine Nachkommen, denn ſeine einzige Tochter war ſchon jung geſtorben und auch ſeine Gemahlin, eine Tochter des Hamburger Senators Jäniſch, war ihm im Tode vorangegangen.

Von der großen Beliebtheit, deren ſich der Verſtorbene in ſeinen Kreiſen erfreute, legte die überaus große Zahl der Leidtragenden, die ſich bei der Leichenfeierlichkeit verſammelt hatten, beredtes Zeugnis ab. Auch Seine Majeſtät der Kaiſer war erſchienen, um ſeinem treuen Diener die letzte Ehre zu erweiſen.

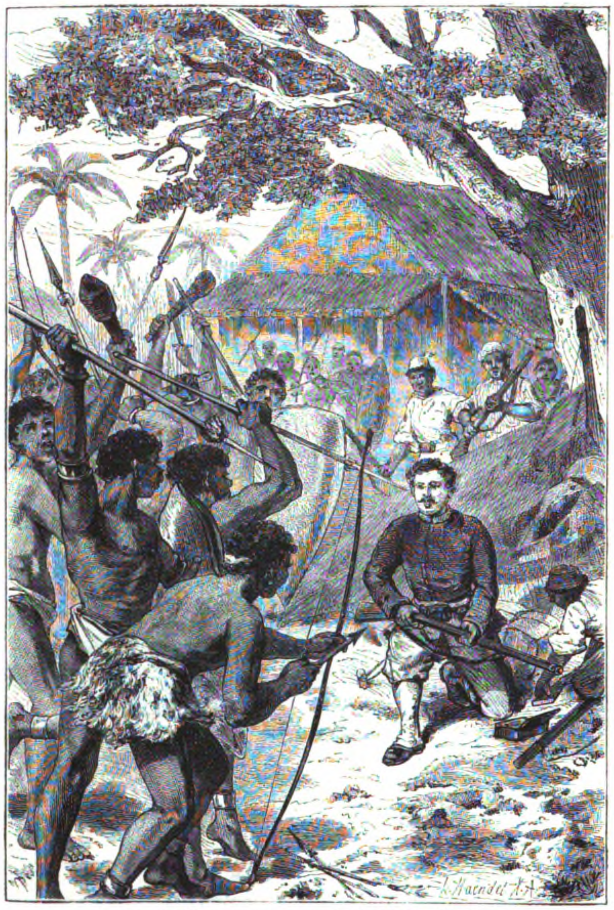
Zweite Daheim-Beilage zu No. 8. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Leutnant Wißmanns Afrikareiſen.

Am 15. November dieſes Jahres hat ſich der ſchnell zur Berühmtheit gelangte Leutnant Wißmann in Hamburg zum zweitenmale nach Afrika eingeſchifft, diesmal begleitet von Leutnant von François, Leutnant Müller und dem Stabsarzte Dr. Wolf. San Paolo de Loanda, die Hauptſtadt des portugieſiſchen Weſtafrika iſt das nächſte Ziel dieſer deutſchen Expedition, welche von hier weiter nach Oſten vordringen und zunächſt Malange erreichen wird, wo ungefähr der Einfluß der Portugieſen zu Ende iſt. Wißmann befindet ſich dann auf ſeinen alten Jagdgründen, die er ſo ruhmvoll durchzogen und von wo er, im Verein mit ſeinem Landsmanne Pogge, ſo wertvolle wiſſenſchaftliche Reſultate heimbrachte. Aber nicht die alte Route, die ihn quer durch Afrika führte, will er mit ſeinen Gefährten dann weiter verfolgen, ſondern, durch das Gebiet der Tuſchilange ſich nach Nordoſten ſchlagend, wird er den weiten Raum des noch unbekannten Landes durchkreuzen, der von dem weiten nördlichen Bogen des Congo umſpannt wird: eine Welt voll Rätſel geographiſcher und ethnographiſcher Natur, das Land großer, tief in den Boden eingeriſſener Ströme, wilder Kannibalen und großer Raubtiere.

So ſteht Wißmann unter den zahlreichen deutſchen Afrikareiſenden wieder im Vordergrunde. Möge dem Mutigen das Glück hold ſein! Genau (18. Nov. 1880) drei Jahre ſind erſt verfloſſen ſeit Wißmann zu ſeiner erſten Reiſe aufbrach. Im Januar landete er in San Paolo de Loanda mit Pogge und im November 1882, alſo zwei Jahre nach ſeiner Abreiſe, war er in Sanſibar am indiſchen Ozean angekommen, der große Zug „quer durch Afrika“ war vollendet, eine kühne geographiſche That vollbracht. Wißmanns Durchquerung Afrikas von Weſt nach Oſt vermag ſich mit jenem vielgerühmten und oft beſchriebenen Zuge Stanleys zu meſſen, ja unſres Landsmanns Reiſe war teilweiſe noch ſchwieriger, da ſie zu Lande und zu Fuß zurückgelegt wurde, während Stanley, reich mit Mitteln verſehen, auf einem Rieſenſtrome dahinfuhr.


L. Haendel X.A.

Leutnant Wißmann wird durch die Wahha überfallen.

Wir werden an Wißmanns Thaten jetzt nicht bloß durch ſeine neue Reiſe, ſondern auch durch ein vortreffliches Buch erinnert, welches bereits in dritter Auflage vorliegt und ſo anſchaulich und umfaſſend wie kein zweites die ſpannendſten und wichtigſten Afrikareiſen der Neuzeit einem größeren Publikum vorführt. Wir meinen: Der ſchwarze Erdteil und ſeine Erforſcher. Reiſen und Entdeckungen, Jagden und Abenteuer, Land und Volk in Afrika von Reinhard Zöllner. (Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klaſing 1884.) Es exiſtiert in deutſcher Sprache kein zweites Werk, welches wie dies bis auf die Gegenwart fortgeführt, die Afrikareiſen umfaßt. Vierundzwanzig ſchöne Tonbilder, nach den beſten Originalen gezeichnet, und drei Karten ſchmücken den intereſſant und feſſelnd geſchriebenen Band, in dem unſre deutſchen Afrikareiſenden, die Sendlinge der deutſchen Afrikageſellſchaft, die Miſſionare und ihre Thätigkeit einen hervorragenden Platz einnehmen.

Die Illuſtration, die wir hier mitteilen, iſt dem Werke entnommen; ſie ſtellt Leutnant Wißmann im Kampfe mit einem oſtafrikaniſchen Stamme, den Wahha dar. Nur von einer kleinen armſeligen Karawane begleitet war der kühne Forſcher über den Tanganjikaſee gekommen, von wo er der Oſtküſte zueilte Oft genug fehlte es ihm am notwendigſten und manchmal wurde er bitter ob ſeiner geringen Streitkräfte und wenigen Diener verhöhnt. „Wenn ich in ein Dorf einzog, wurden mir meine wenigen Gewehre vorgezählt, ja, einige Ortſchaften verbaten ſich meinen Durchzug.

„Dicht am Malagaraſi, dem bedeutendſten öſtlichen Zufluß des Tanganjika, wurde mir die allerdeutlichſte Lehre erteilt, daß ein Weißer, in den Küſtenländern beſonders, nicht ohne eine angemeſſene Macht reiſen ſollte.

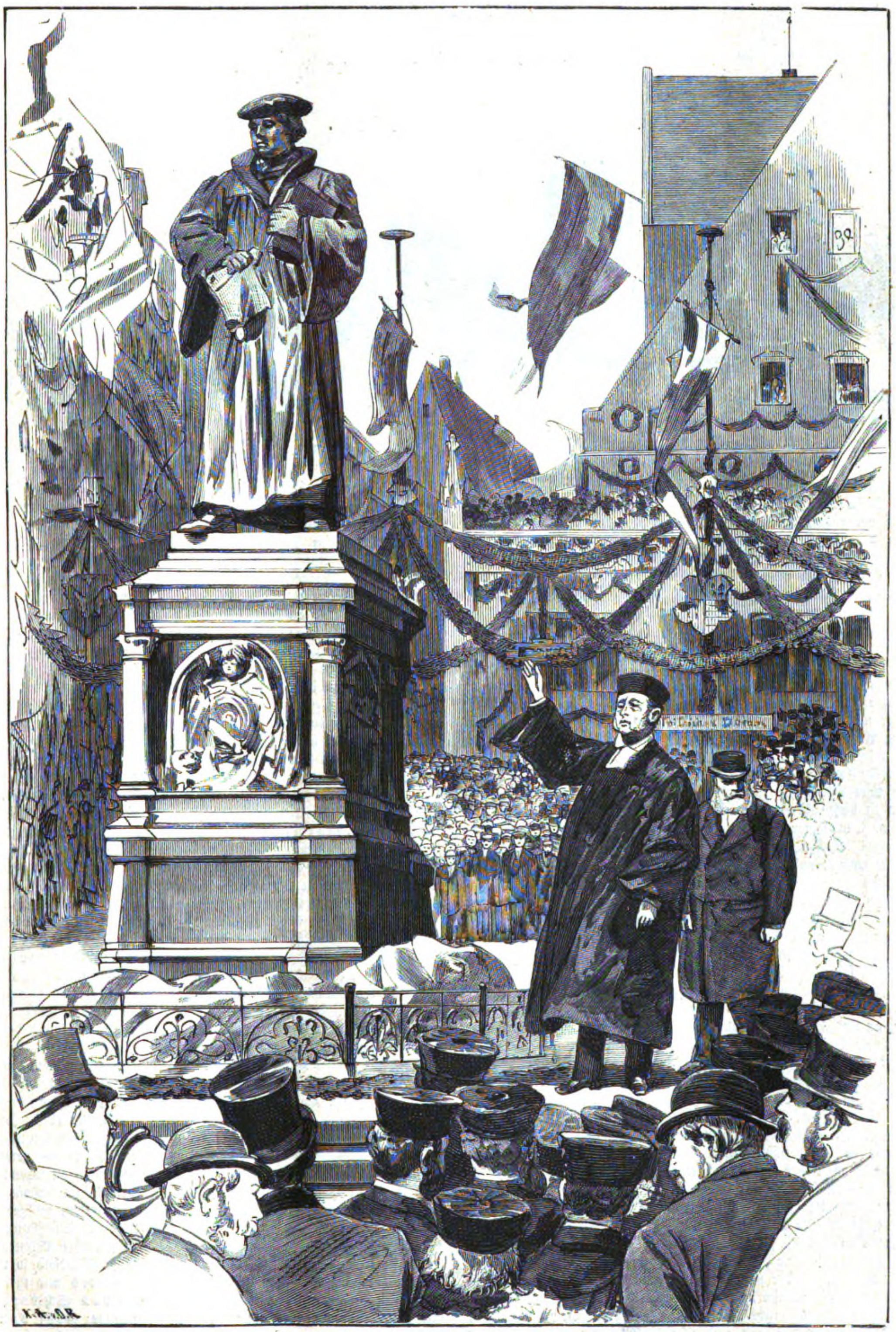
„Ich hatte mich gegen Abend im Zelt, das inmitten des Dorfes unter einem Schattenbaume aufgeſtellt war, ſchlafen gelegt. Plötzlich erwachte ich von einem hölliſchen Gebrüll um mich her und mein Zelt ſtürzte auf mich herab. Ich ergriff die Büchſe und wickelte mich aus den Falten des Zeltes heraus. Da befand ich mich umdrängt von einem Haufen von mindeſtens ſiebzig betrunkenen Wahha, die mich ſchreiend, drohend und höhnend auf Speerlänge mit zum Wurf ausgeholten Speeren und aufgelegten Pfeilen umſtanden.

„Als ich mit wütender, entrüſteter Miene auftauchte, trat ein plötzliches Schweigen ein, das ich benutzte, um alle Träger zu den Waffen zu rufen. Darauf kamen denn auch meine drei Weſtafrikaner mit ihren Karabinern angelaufen und ein Knabe, den ich zur Bedienung hatte, holte mein zweites Gewehr unter dem Zelte hervor. Alle übrigen zwanzig Waniamueſi waren entflohen. Ein brüllendes Hohngelächter war die Antwort auf meine Machtentfaltung, denn unter den Wahha waren mindeſtens viermal ſo viel mit Gewehren bewaffnete. Dann begannen meine drei Leute zu laden, das war das Zeichen zu einem neuen Wutausbruch, auf fünf Schritt rings um uns wurden abermals Speere ausgeholt und Keulen zum Wurf erhoben.

„Dies wäre für uns der letzte Moment geweſen, wenn ich nicht, einem plötzlichen Einfall folgend, die entblößten Arme vorgeſtreckt und alle übertönend, den Namen „Mirambo“ ausgerufen hätte. Wieder trat ein Stutzen ein, ich rief den Drohenden nochmals zu, in dem den meiſten unter ihnen verſtändlichen Kiſuaheli, ich ſei der Blutsfreund Mirambos und machte die betreffende Bewegung dazu. Dann fügte ich in drohendem Tone bei, wenn einem von uns ein Haar gekrümmt werde, würde mich Mirambo furchtbar an ihnen rächen. Das machte Eindruck, denn erſt zwei Monate vorher hatte Mirambo die Wahha Kimenis bis an dieſes Dorf heran unterjocht oder niedergemetzelt und verjagt.

„Jetzt, da ich ſah, welchen Eindruck das machte, wurde ich drohend, ſo daß die älteren die noch immer ſchmähenden jüngeren Krieger fortzogen und auch mein Zelt mit Hilfe der zurückgekehrten feigen Waniamueſi-Träger wieder aufſchlagen ließen.“

Erſte Daheim-Beilage zu No. 9. 1884.

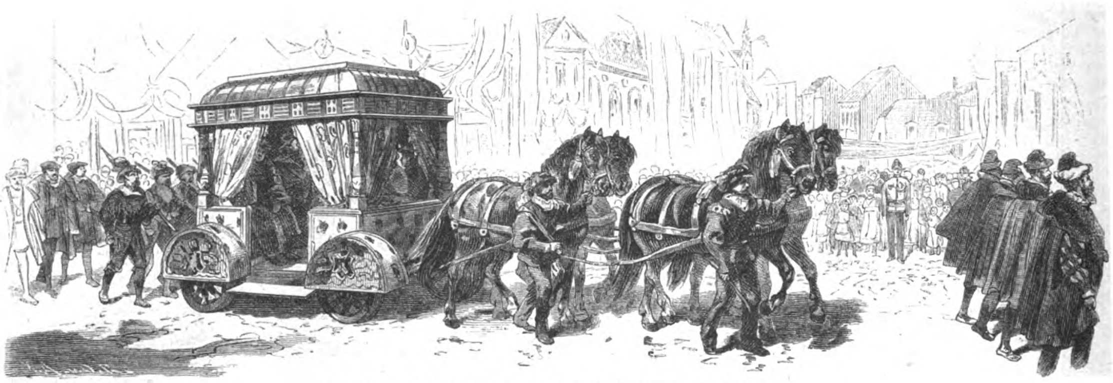


Das Lutherfeſt in Eisleben: **Feſtpredigt des Oberhofprediger Kögel am Lutherdenkmale.**

Zweite Daheim-Beilage zu No. 9. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Vom Lutherfeſte in Eisleben.



Das Lutherfeſt zu Eisleben: **Der Lutherwagen im Feſtzuge.**

Frühling mitten im November: das war die Signatur unſerer Luthertage! Frühling nicht bloß in dem milden Wehen, das vom Himmel gnädig hereinrauſchte, Frühling nicht bloß in den alten Straßen der Bergſtadt, die ſich wie mit einem Brautgeſchmeide geſchmückt hatte, Frühling nicht bloß auf dem Antlitz der vielköpfigen Menge, die von Oſt und Weſt mit den Bahnzügen heranbrauſte und von Nord und Süd zu Fuß und zu Wagen der getürmten Stadt zueilte — Frühling vor allem in den evangeliſchen Herzen, denen dieſer wundervolle Feſttag beſchert war!

Es iſt unmöglich, mit flüchtigen Strichen das Große feſtzuhalten, und doch iſt es uns ein Herzensbedürfnis, das Flüchtige zu fixieren. Sollen wir den altertümlichen, von St. Andreas überragten Marktplatz mit ſeinem bewimpelten Maſtenwalde zeichnen? Ach — wer durch eines der mittelalterlichen Triumphthore getreten iſt, der hat ja ein Bild vor Augen, wie es feſtlicher und bewegter keines Malers Hand entwerfen kann. Sollen wir dem altberühmten, ſprichwörtlichen „Eisleber Glockenklange“ lauſchen, der weit über die Stadt hinausſang? Ach wer vom Bahnhofsberge gekommen oder auf St. Annen geſtanden iſt, dem iſt dieſe überwältigende Glockenſprache eine verſtändliche geworden und in ſeiner Seele tönt es lebendig: das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn! Sollen wir das bewegte Volk zeichnen, das von Straße zu Straße wallte, auf dem Marktplatze ſich ſtaute, um von da aus in breiten Strömen auseinanderzufließen? Oder ſollen wir uns noch einmal zu Füßen jener geiſtesmächtigen Redner ſetzen, welche die Ehre und die Verpflichtung dieſes Tages in den Gotteshäuſern, in den Verſammlungen und unter Gottes freiem Himmel verkündet haben? Ach — das alles machte den Eindruck eines reich erblühenden Frühlings, der, ſo Gott will, in ſeiner Blüte eine Frucht trägt, die da bleibt.

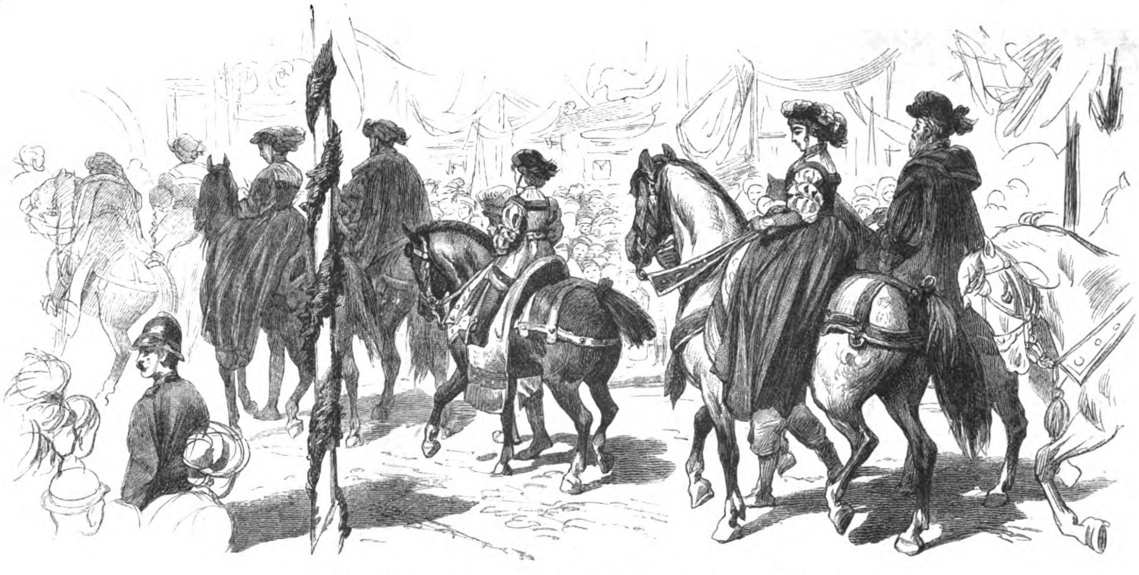
In freudiger Hoffnung begrüßten wir mit Feſtgeläut den 9. November. Ein Abendgottesdienſt in der Lutherkirche, eine lebendige Liturgie, an Lutherworte angelehnt und mit Lutherliedern gekrönt, eine tiefgegründete Feſtpredigt des Generalſuperintendenten D. Schultze über Jerem. 23, 10 bis 14 wies uns Wege und Ziele unſerer Lutherfreude. Troſt, Mahnung und Weiſſagung — aus dieſen dreien baut ſich die Predigt auf. Sie zeigt uns drei Wege aus der babyloniſchen Gefangenſchaft: aus dem Geſetz in das Evangelium, aus den toten Werken zu dem lebendigen Evangelium, aus dem Frondienſt der Fremde in die Freiheit des Vaterhauſes. Die Feder iſt zu arm, um den Reichtum hoher Gedanken, den Schatz evangeliſcher Liebesfülle, den Mut evangeliſcher Glaubensüberzeugung zu ſchildern.

Abends acht Uhr fand die Begrüßung auswärtiger Gäſte im Mansfelder Hofe, ſowie eine Volksverſammlung in der Zentralhalle ſtatt. An beiden Orten wurden die Herzen auf gleiche Weiſe erbaut und erhoben; daß ſich Hofprediger Frommel mit ſeinem Ein- und Aufgehen in des Volkes Art, mit der ungekünſtelten Kunſt ſeiner Rede, mit dieſem Sprechen im tiefſten Ernſte und doch in echt chriſtlicher Fröhlichkeit die Herzen wie im Sturme erobert hat, habe ich nicht nötig, zu verſichern. Es war das ein großer Abend, und glückſelig preiſen wir den, der Ohr und Herz offen gehalten hat.

Glockengeläut bewillkommte den 10. November. In St. Petri predigte Prediger Steinbeck-Magdeburg, in St. Nikolai Superintendent Faber-Bitterfeld, in St. Annen Paſtor Storch-Eisleben. Faber verknüpfte die beiden Texte Daniel 5, 25 und 1. Kor. 13, 13 in geiſtvollſter Weiſe. Um zehn Uhr fand der Hauptgottesdienſt in St. Andreas ſtatt. Wiederum eine reich ausgeſtattete Feſtliturgie und eine hinreißende Feſtpredigt des Hofpredigers D. Frommel. Die Frage, welche einſt an der Wiege des Knaben Johannes erhoben wurde — die Frage: „Was will aus dem Kindlein werden?“ wird im Munde des Feſtpredigers zu „einer Adventsfrage an der Wiege Luthers und zu einer Pfingſtfrage an der Wiege der Reformation.“ Wie dieſe Fragen beantwortet wurden, wie auf Luthers rieſige Perſönlichkeit das Licht von allen Seiten fiel, wie unſere Zeit aus der Reformationszeit heraus beleuchtet und gepackt wurde — das muß man gehört haben, um es nie wieder zu vergeſſen. Es war groß.

Nun auf den Marktplatz. Schon haben ſich die Tribünen gefüllt und ſchon harren erwartungsvolle Augen der Stunde, in welcher die blauweiße Hülle von dem Siemeringſchen Denkmal fallen wird. Mit dem Schlage zwölf tritt der Vorſitzende des Denkmalkomitees, Bürgermeiſter a. D. Martins auf die Stufen des Denkmals und gibt eine Geſchichte der Entſtehung des ſchönen Werkes. Nun fällt die Hülle und der Weihredner, Oberhofprediger D. Kögel ſpricht mit gewaltiger Stimme über den Kopf an Kopf gefüllten Marktplatz. Drei Worte ruft er uns angeſichts des ehernen Luther zu: das demütige Bekenntnis des Reformators: Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin; dem Hauſe des Volkes an Luther: Gott mit dir, du ſtreitbarer Held; dem Hauſe Luthers an ſein liebes deutſches Volk: Thut Buße und glaubet an das Evangelium! Mit urſprünglicher Gewalt packt die Weiherede, mächtig wie ein Gebirgsſtrom die Herzen durchflutend. Es folgt die Übergabe und dann die Übernahme des Denkmals und nun brauſt Martin Rinkerts, des einſtigen Eisleber Diakonus herzliches deutſches Te Deum über den Marktplatz.

In die letzten Klänge miſchen ſich ſchon die erſten Töne des Feſtmarſches. Die Augen auf! Auf ſtarkem Roſſe ſprengt der Reichsherold durch die Ehrenpforte, eine breitſchulterige, ſiegprangende Geſtalt — ihm nach die Fanfarenbläſer, Roß und Reiter eins, ſo angewachſen ſitzen ſie im Sattel. Sie blaſen das himmelanjauchzende Händelſche Triumphlied: „Tochter Zion, freue dich!“ — gewiß ein feiner Gedanke, Händel zu Luther in Beziehung zu ſetzen! Wie das in die Lüfte ſchmettert und die Herzen überwältigt! Siehe — da naht ſich ein ſchier unabſehbarer Zug herrlicher Geſtalten, reiſiger Ritter und edler Frauen, alle in der prächtigen Tracht der Renaiſſance: burgundiſche Brokatſtoffe, orientaliſche Seide und gepreßte Veloure. Da treten ſie vor unſere Augen, denen die Grafſchaft Mansfeld ſo viel zu danken hat: die Grafen Albrecht und Gebhard mit ihren Gemahlinnen, Töchtern und Söhnen, der Graf von Schwarzburg mit ſeiner bildſchönen Gemahlin, der ſtreitluſtige Graf von der Aſſeburg, der mannhafte Wolfgang von Anhalt, dazwiſchen Bannerträger und Hofmarſchälle, Jäger und Landsknechte — und nun



Das Lutherfeſt zu Eisleben: **Die Grafen von Mansfeld im Feſtzuge.**

der Mittelpunkt des ganzen Zuges: der **Lutherwagen**. So decent iſt der Luther noch niemals vorgeführt, und wenn wir auch wüßten, daß Luthers heldenhafter Geiſt nicht in der Hülle wohnte, welche wir ſchauen durften, ſo überkam es uns doch wie ein Wehen aus dem Reformationszeitalter, als Luther mit ſeinen drei Söhnen, Juſtus Jonas u. a. vor unſer Auge traten. Dem Lutherwagen ſchließen ſich in bunter Reihe Gymnaſiaſten, Kurrendaner, Bergleute, Hüttenleute, Landsknechte an — dazwiſchen Vertreter der Zünfte und Gewerke, welche durch Emblemeſchilder im Renaiſſanceſtil und flatternde Fahnen deutlich ihre Firma erkennen laſſen. Was ſoll ich weiter ſagen! Der Feſtzug war ſo glänzend, wie ihn Deutſchland ſeit den Kölner Tagen nicht wieder geſehen hat — kein Flitter: alles echt. Hiſtorienmaler Beckmann iſt der Meiſter dieſes Lutherzuges.

Freude und Jubel ringsum. Aber endlos wurde die Freude, als Bürgermeiſter Dr. Funk ein Telegramm des Kronprinzen verlas, in welchem Se. Kaiſerl. Hoheit die getreue Stadt, welche zu beſuchen er behindert war, mit herzlichen Worten grüßt.

Um drei Uhr fand ein Bankett im Wieſenhauſe ſtatt. Einen großartigen Rückblick auf die Geſchichte der Hohenzollern in Beziehung zur evangeliſchen Kirche gab Kultusminiſter v. Goßler; einen mächtigen Eindruck rief die Depeſche des Earl of Shaftesbury hervor, welcher im Namen des proteſtantiſchen England die Lutherſtadt Eisleben grüßt. Ich bedaure, daß mir der Raum ſo knapp bemeſſen iſt — ſonſt wollte ich Zeugnis ablegen von ſo manchem großen Worte, das in Begeiſterung geſprochen und begeiſtert aufgenommen wurde.

Ein großes Te Deum auf dem Marktplatze, ſowie eine herrliche Illumination ſchloſſen die Feier. Gott der Herr gebe uns allen ſeinen Segen!

Eisleben, am Tage Martin Luthers 1883.

Karl Storch.

Die Neger und ihre Zukunft.

Als bei der Einweihung der Nordpacificbahn durch den Präſidenten Villard „Eiſenſtier,“ der Häuptling der „Krähenindianer“ dem Präſidenten den letzten goldenen Nagel überreichte, wies er in der von ihm bei dieſer Feierlichkeit gehaltenen Rede zunächſt darauf hin, wie die Indianer vor den Blaßgeſichtern immer mehr und mehr geſchwunden ſeien und wie nur noch eine Hand voll übrig wäre, die der „Große Geiſt“ auch bald zu ſich rufen werde, während die Blaßgeſichter ihre Jagdgründe bewohnen und bevölkern würden, fügte dann aber hinzu: „Werden ſie aber auch immer in unbeſtrittenem Beſitze desſelben bleiben? Wird nicht eine jetzt noch unenthüllte Menſchenraſſe einſt kommen, dieſelben überwinden und auch ihnen das Gebiet wegnehmen? Und wird dann wie heute der Häuptling der Blaßgeſichter vor dem Eroberer ſtehn und ihn zu ſeiner Heimat mit eben ſoviel Aufrichtigkeit willkommen heißen, wie ſein roter Bruder es heute thut?“

Ob die Erfüllung dieſer merkwürdigen Worte gar ſo weit abliegt oder überhaupt unmöglich iſt, wie ſie manchem der Zuhörer des Indianerhäuptlings erſchienen ſein mag?

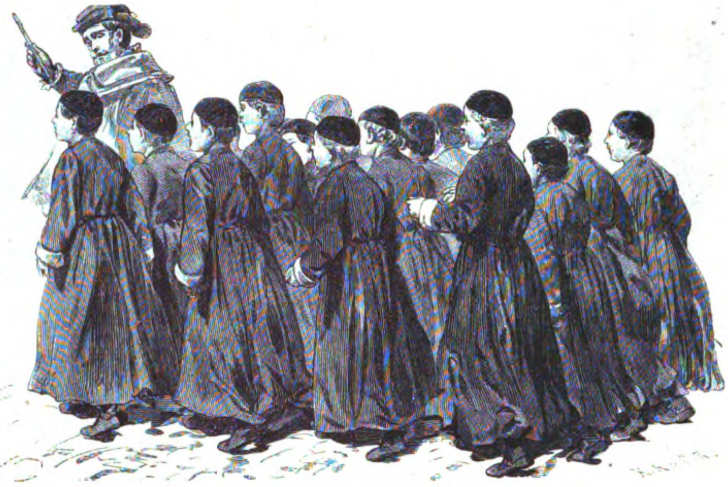
Ganz abgeſehen von der ſogenannten „Gelben Peſt,“ den Chineſen, die ſich in San Francisco ſo verhaßt gemacht haben und die nach dem Ausſpruch des Freiherrn von Richthofen noch eine ganz andere Bedeutung erlangen werden, ſobald ſie ſich die Errungenſchaften der chriſtlichen Ziviliſation zu eigen gemacht haben, iſt es eine jetzt vielleicht noch „unenthüllte Menſchenraſſe,“ die ohne Zweifel in der Zukunft Amerikas noch eine große Rolle ſpielen wird, die Neger.

In den Südſtaaten Amerikas noch bis vor zwanzig Jahren Sklaven, erſt 1865 völlig befreit, jetzt aber noch ſo mißachtet, daß Prozeſſe wegen Verweigerung der Aufnahme von Farbigen in Hotels nichts Seltenes in der freien Republik der Vereinigten Staaten ſind, haben dieſe Neger in der ſeitdem verfloſſenen kurzen Zeit ſich ſo emporgearbeitet, daß ſie, um nur eins hervorzuheben, jetzt hundertundzwanzig Zeitungen in den Vereinigten Staaten haben, deren Verleger, Herausgeber und Hauptmitarbeiter Söhne Afrikas ſind. Die älteſte unter ihnen iſt der „Elevator“ in San Francisco, der jetzt bereits den achtzehnten Jahrgang zählt. Im übrigen dienen nur wenige dieſer Blätter, wie z. B. das wöchentlich in zehntauſend Exemplaren erſcheinende Baptiſtenblatt der Neger in Philadelphia, allein religiöſen Zwecken, die meiſten ſind politiſcher Natur und unterſtützen begreiflicherweiſe die republikaniſche Partei, die einſt ihre völlige Befreiung durchgeſetzt hat. Die Abonnentenzahl faſt aller dieſer Blätter iſt allerdings eine ſehr geringe, durchſchnittlich vielleicht tauſend; ihre Einkünfte können alſo nicht bedeutende ſein. Immerhin iſt aber die große Anzahl dieſer Blätter ein Beweis, wie der ſo lange zertretene Volksſtamm ſich zu heben ſucht und welche Erfolge er ſchon erzielt hat.

Ähnliches finden wir in Afrika. Freilich mögen uns und wohl noch vielmehr den in Afrika wohnenden, auf ihre geiſtige Überlegenheit vielleicht allzuſehr bauenden Europäern die Neger noch als Barbaren der wildeſten Art erſcheinen. Aber es wurde vor einiger Zeit in einem Berliner Blatt von einem Kapſtädter Korreſpondenten mit Recht auf die letzten zwiſchen den Kafferſtämmen einerſeits und den Engländern und holländiſchen Buren anderſeits geführten Kriege hingewieſen. Während in früheren Zeiten dreihundert Buren genügt hatten, um das mächtige Reich des Kafferkönigs Dingaan zu überwältigen, hatten 1879 fünfzehntauſend aufs beſte bewaffnete engliſche Soldaten die größte Schwierigkeit Cetewayo mit ſeinen Kaffern zu beſiegen. Ebenſo konnten noch 1869 dreitauſend Buren die vereinigten Baſutoſtämme ſich unterwerfen; elf Jahre ſpäter konnten achttauſend Buren ſamt zahlreichen eingebornen Hilfstruppen über einen Teil des Baſutoreiches einen entſcheidenden Sieg nicht erringen.

Dieſe wachſende Wehrfähigkeit der Negerſtämme iſt nicht nur ein Beweis für die ihnen innewohnende Kraft, ſondern auch für ihre Unabhängigkeitsliebe, die ſie alles daran ſetzen läßt, die Herrſchaft in ihrem Lande zu behaupten bez. zurückzuerobern. Daß ſie dieſes Ziel erringen werden, geht ſchon daraus hervor, daß ſie, entgegengeſetzt den Indianerſtämmen, nicht der Ziviliſation weichen, ſondern dieſelbe ſich, wenn auch langſam, anzueignen ſuchen, ſo daß ihnen dadurch wie auch durch ihre bedeutende numeriſche Überlegenheit der endliche Sieg geſichert iſt.

Dritte Daheim-Beilage zu No. 9. 1884.



Das Lutherfeſt in Eisleben: **Die Kurrendeſchüler im Feſtzuge.**

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Die **Zichorie**, den Schrecken aller Kaffeetrinker, gelüſtet es nunmehr, wie wir einer Mitteilung der Firma Dammerich & Co. in Buckau-Magdeburg entnehmen, nach einem weitern Wirkungskreiſe. Sie beanſprucht, auf Grund von chemiſchen Analyſen, auch bei der Spiritusfabrikation und Bierbrauerei mitzuwirken, da ſie einerſeits Stärke und Zuckerſtoffe, anderſeits einen Bitterſtoff enthält. Wiederum eine ſchwere Aufgabe für die Geſundheitsämter. Bildet der Zuſatz von Zichorie zum Spiritus und Bier den Thatbeſtand einer Verfälſchung oder nicht? Dieſe Frage dürfte bald zu erörtern ſein.

* * *

Ein berühmter engliſcher Gelehrter, Sir William Thomſon, veröffentlichte vor kurzem Unterſuchungen über die Größe der Atome. Er gelangte hierbei zu dem Ergebniſſe, daß die Entfernung zwiſchen den Mittelpunkten zweier Atome in einer gewöhnlichen Flüſſigkeit geringer ſei, als ein Fünfmillionſtel ($^1/_{5000000}$) und größer als ein Milliardſtel ($^1/_{1000000000}$) Zentimeter! Zur beſſeren Veranſchaulichung dieſer geradezu unfaßbaren Zahlen nimmt er zu folgendem Verfahren ſeine Zuflucht. Man denke ſich eine Krocketkugel von ſechzehn Zentimeter Durchmeſſer auf den Umfang der Erdkugel vergrößert, wobei die Atome in demſelben Verhältnis an Umfang zunehmen, ſo würde der innere Bau dieſer Kugel ein ebenſo körniger ſein, als der eines Haufens Gewehrkugeln. Die Atome würden mit anderen Worten erſt zur Größe einer ſolchen Kugel anwachſen. — Aus wie vielen Atomen die Erde danach beſteht, das herauszurechnen überlaſſen wir den Mathematikern unter unſeren Leſern.

* * *

Mit der für die Induſtrie höchſt wichtigen Frage der Kraftübertragung auf weitere Entfernungen mittels der Elektrizität beſchäftigt ſich leider zur Zeit in Deutſchland unſeres Wiſſen niemand, und ſo ſind wir genötigt, uns an die Ufer der Seine zu begeben, wo der durch ſeine gelungenen Münchener Verſuche bekannt gewordene Elektriker M. Deprez weiter experimentiert. Aus den über die Pariſer Verſuche veröffentlichten Berichten ſcheint hervorzugehen, daß, nachdem Deprez ſeine dynamo-elektriſche Maſchine weſentlich verbeſſert hat, die elektriſche Kraftübertragung nunmehr in die Praxis zu treten vermag, daß die Sache indeſſen, ſobald die Entfernung fünfzehn Kilometer überſteigt, beim jetzigen Stande der Elektrotechnik auf zwei erhebliche Schwierigkeiten ſtößt. Wird nämlich der Koſtenerſparnis wegen dünnerer Leitungsdraht gewählt, ſo ſind zur Überwindung des Widerſtandes Ströme von einer ſolchen Spannung erforderlich, daß die geringſte Unachtſamkeit ſeitens der Arbeiter, die Berührung einer nicht gut iſolierten Stelle der Leitung, die ſchlimmſten Unfälle nach ſich zieht. Drähte von einem größeren Durchmeſſer verteuern aber wiederum die Fernkraft-Anlage ſo ſehr, daß die Aufſtellung eigener Dampfmaſchine an dem Orte, wo die Kraftleitung gefordert wird, wohlfeiler zu ſtehen kommt. Nur wenn billige Waſſerkraft zu Gebote ſteht, iſt die Kraftübertragung auf weitere Entfernung gewerblich vorteilhaft. Dies kann ſich indeſſen, dank den Fortſchritten in der Elektrotechnik und in der Ausnutzung der Naturkräfte, ſehr bald ändern.

* * *

Als Crookes die Ergebniſſe ſeiner Experimente über die ſogenannte ſtrahlende Materie veröffentlichte, ahnten wohl die wenigſten, daß das heftige Umherwirbeln der unendlich kleinen Molekülen, welche von einem elektriſchen Strom im luftleeren Raum ausgehen, ſehr bald in der Elektrotechnik eine Rolle ſpielen würde. Es ſtellt ſich nämlich jetzt heraus, daß dieſes Miniaturbombardement mit eine Haupturſache der verhältnismäßig kurzen Dauer der dünnen, lichtgebenden Kohlenbügel in den elektriſchen Glühlamven bildet und es machten ſich infolge deſſen mehrere Fachleute daran, die Wirkung dieſer Molekülen-Artillerie abzuſchwächen oder zu beſeitigen. Der bekannte Elektriker Brush hofft dies durch einen Mikaſchirm zu erreichen, während Haddan in London laut deutſchem Patent einen Schirm aus beliebigem durchſichtigem Material, vornehmlich aus Glas anwenden will. Der Schirm iſt in beiden Fällen ſo angeordnet, daß er zwiſchen den Schenkeln des Kohlenbügels ſteht, und damit die Lichtwirkung möglichſt wenig abſchwächt. — Die Kohlenbügel in den Glühlampen halten es übrigens länger aus, als urſprünglich angenommen wurde. In Straßburg ſoll eine Ediſonlampe bereits 5000 Stunden gebrannt haben, und noch immer keine Abſchwächung zeigen. Damit wäre ein weſentlicher Übelſtand bei dieſer Art der elektriſchen Beleuchtung zum guten Teile gehoben.

* * *

Von Zeit zu Zeit berichten die Zeitungen über gelungene Verſuche, auf weite Entfernungen zu telephonieren und damit den Telegraphen aus der beherrſchenden Stellung zu verdrängen. Bisher iſt es indeſſen bei den Verſuchen geblieben, und die Fernſprechverbindungen reichen noch immer kaum über das Weichbild einer Ortſchaft. Das Telephonieren in die Ferne will ein Amerikaner namens Hopkins nunmehr durch Anwendung eines verbeſſerten Apparats, ſowie von mit Kupfer überſponnenen Stahldrähten an Stelle der eiſernen verwirklicht haben, und es ſoll der Redakteur eines in Cleveland erſcheinenden Blattes ſeinen neueſten Leitartikel nach Newyork, das heißt über tauſend Kilometer weit telephoniſch übermittelt haben. An ſich iſt dies nicht unmöglich; es iſt aber die Frage, ob die Sache jemals eine praktiſche Geſtalt annimmt.

* * *

Nachdem die New Yorker endlich ihre Brücke über den Eaſt River eingeweiht, gehen ſie an eine womöglich noch größere Aufgabe, den Bau eines Tunnels unter dem Broadway. Der Fahrdamm dieſer Straße, welche mit ihrer Verlängerung die ganze Stadt durchſchneidet, kann den Verkehr nicht mehr bewältigen, und ſoll auch nicht durch eine Hochbahn, wie ſie in einigen Seitenſtraßen beſteht, noch mehr eingeengt werden. Eine New Yorker Geſellſchaft will alſo die Straße gewiſſermaßen unterkellern, und auf dieſe Weiſe nicht bloß Raum zu einer viergeleiſigen Stadtbahn, ſondern auch zu unterirdiſchen Läden ſchaffen, die von unterirdiſchen Bürgerſteigen auf beiden Seiten zugänglich ſein ſollen. Dieſe Bürgerſteige dienen zugleich als Perrons für die Stadtbahnzüge. Nebenbei wird ein Raum für die vielen Röhren und Drähte geſchaffen, welche die Straßen der Großſtädte durchziehen, und wegen des dadurch fortwährend nöthig werdenden Aufreißens des Pflaſters zu einer Plage geworden ſind. Die Unterkellerung des Broadway ſoll nicht in der Weiſe erfolgen, daß ein Tunnel unter dem Straßendamm gegraben wird, ſondern es wird dieſer Damm aufgeriſſen, und nach Fertigſtellung der unterirdiſchen Straße wieder zugewölbt, ſo daß die Decke des Tunnels zugleich den zukünftigen Fahrdamm des Brodway bildet. Dies wird freilich nicht ohne eine gewaltige Verkehrsſtörung abgehen, und es erheben deshalb die angrenzenden Ladenbeſitzer gegen die Vorlage lebhaften Einſpruch. Wird ihnen nicht viel helfen. So zarte Rückſichten kennt man drüben nicht.

* * *

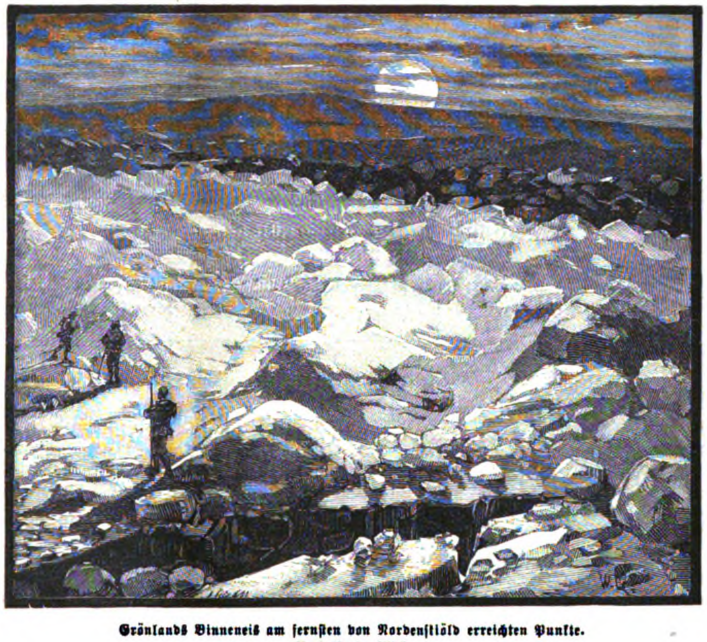
Erſte Daheim-Beilage zu No. 10. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die arktiſche Sahara.

Nicht mit Unrecht hat man Grönland den unter Eis begrabenen Kontinent genannt. An den wenigen Stellen, wo es gelang auf dem Eiſe in das Innere vorzudringen, zeigte ſich dem Blicke der Forſcher nichts anderes als Eis, Eis, und wiederum Eis. Ein Land von faſt zwei Millionen Quadratkilometern, ſo groß wie ganz Mitteleuropa, eine einzige Eiswüſte! Nur am weſtlichen Rande, wo tiefe Fiorde einſchneiden, entfaltet ſich eine dürftige Vegetation im kurzen Sommer und haben ſich etwa 10000 Eskimos angeſiedelt, um ein nach europäiſchen Begriffen trauriges Daſein zu vollbringen! Für den Forſcher aber bietet dieſer arktiſche Kontinent eine große Anziehungskraft, zeigt er doch in der Gegenwart ein Bild der ſogenannten Eiszeit, deren gewaltige Gletſcher einſt auch unſer Vaterland bedeckten; es können darum dort auch jene Verhältniſſe ſtudiert werden.

Hayes, der unter 78° nördl. Br. von der Weſtküſte aus im Jahre 1860 etwa 50 Kilometer tief ins Innere vordrang, fand Eis und wieder Eis; Nordenſkiöld machte zehn Jahre ſpäter unter 68° denſelben Verſuch, kam aber nur eine kurze Strecke ins Innere, fand aber überall Eis, und Jenſen, der 1878 zwiſchen 62° und 63° vordrang, fand gleichfalls, etwa 80 Kilometer tief im Innern nur Eis, aus dem einige einſame, bis 1700 Meter hohe Felsſpitzen, Nunataks von den Grönländern genannt, emporragten.



Grönlands Binneneis am fernſten von Nordenſkiöld erreichten Punkte.
Nach Nordenſkiöld.

Die zahlreichen wiſſenſchaftlichen Probleme, welche in Grönland zu löſen ſind, veranlaßten im Sommer dieſes Jahres den berühmten Nordpolfahrer Baron Nordenſkiöld mit dem Schiffe „Sophia“ abermals dorthin aufzubrechen. Abgeſehen von Forſchungen an der Oſtküſte, wo noch ſpärliche Reſte von Eskimos wohnen, hat Nordenſkiöld auch diesmal und zwar an derſelben Stelle, wo er 1870 forſchte, eine Expedition in das Innere Grönlands unternommen, die ihn jedoch weiter führte und hochwichtige Ergebniſſe lieferte.

Sein Ausgangspunkt war der Anleitſivikfjord, der ſich 128 Kilometer tief in das Innere hineinzieht und ſonach einen guten Ausgangspunkt bildet. Er liegt zwiſchen 68° und 69° nördl. Br. und wurde Anfang Juli erreicht. Das erſte Nachtlager wurde am 4. Juli auf dem Eiſe errichtet; an Vorbereitungen, um recht tief in das Innere zu gelangen, hatte es nicht gefehlt: Schlitten waren mitgenommen und zwei Lappen mit ihren langen Skidor oder Schneeſchuhen erwieſen ſich als beſonders geeignet die Eiswüſte zu bewältigen und die Route zu rekognoszieren, welcher die Expedition folgte. Alles, was nicht durchaus zum Leben nötig war, wurde zurückgelaſſen um leicht und ſchnell vorzudringen; Lebensmittel für Hin- und Rückreiſe waren reichlich vorhanden und ſo litten die Reiſenden denn nur von der Näſſe, weniger von der Kälte. Unter den Geräkſchaften, welche Nordenſkiöld mit ſich führte, erwieſen ſich die ſehr langen und ſtarken Alpenſtöcke als vorzüglich nützlich, nicht nur zu ihrem eigentlichen Zwecke, beim Erklimmen der Eishöcker, ſondern zur Bildung von Brücken, denn die Sommerwärme, welche immerhin beträchtlich war, hatte das Gletſchereis zum Schmelzen gebracht und in den tiefen Spalten ſchäumten Wildbäche und Ströme dahin, die oft genug dem Vordringen ein ernſtliches Hindernis in den Weg ſtellten. Anfangs kam man nur ſehr langſam vorwärts; vom 7. bis 9. Juli betrug das tägliche Vorſchreiten nur vier Kilometer. Hier und da fand man im Beginne noch Knochen von Rentieren, die ſich in dieſer „arktiſchen Sahara“, wie Nordenſkiöld das Binneneis tauft, verloren hatten; bald aber war ein kleiner Wurm, der auf dem Eiſe ſein kümmerliches Daſein friſtete, das einzige lebende Weſen, welches man antraf.

Wenn nach ermüdendem Tagesmarſch die Mitglieder der Expedition ſich nach Schlaf ſehnten, ereignete es ſich wiederholt, daß nur mit der größten Schwierigkeit ein Platz für die Errichtung der Lagerzelte aufgefunden werden konnte. Die Oberfläche war überall uneben und faſt nirgends trocken: nur Eisbrei und zerklüftetes, löcheriges Eis bot ſich weit und breit dem Blicke dar. Dieſe bald größeren, bald kleineren Höhlungen durchziehen das ganze Binneneis und haben ein eigentümliches Intereſſe, da ſie einen ſchlammigen Niederſchlag enthalten, welchen Nordenſkiöld Kryokonit nennt. Woher ſtammt, fern von allem Erdreich, dieſer Schlamm? Nordenſkiöld nimmt an, daß er aus Staub gebildet iſt, den die Winde in das Innere trieben, und der ſich hier mit kosmiſchem Metallſtaub vermiſchte.

Seit Jahren nämlich iſt Nordenſkiöld ſchon mit der Frage nach dem kosmiſchen auf unſere Erde niederfallenden Staub beſchäftigt; er glaubt bewieſen zu haben, daß ein Teil desſelben aus dem Weltall ſtamme. Hierdurch erhält dieſer unanſehnliche Staubniederſchlag eine außergewöhnliche Bedeutung und es knüpft ſich daran das ſpannende Intereſſe, welches mit der außerhalb unſerer Erde befindlichen materiellen Welt zuſammenhängt. Unterſuchen und rein finden kann man ſolchen „kosmiſchen Staub“ nur in unbewohnten Gegenden. Auf dem Eiſe an der Küſte Nordſibiriens fand Nordenſkiöld früher ſchon kleine Kalkkryſtalle, auf Spitzbergen und in Grönland ſchwarzen Staub, aus dem der Magnet Eiſen, Kobalt und Nickel — die Beſtandteile des Meteoreiſens — herauszog. Vulkaniſchen Urſprungs kann dieſer Staub nicht ſein, denn unter dem Mikroſkop erweiſt ſich der Vulkanſtaub, der ja auch über weite Strecken ſich ausbreitet, als Glasſtaub. Im ganzen genommen ſind große Maſſen dieſes Kryokonits über Binnengrönland verbreitet; das Eis ſchmilzt unter ihm ſchneller und er bildet unter ſich die zahlreichen Höhlungen, von denen die Rede war. Wir wollen hier übrigens bemerken, daß Nordenſkiölds Theorie vom kosmiſchen Staube nicht ohne Widerſpruch geblieben iſt.

Der ſechſte Lagerplatz der Expedition bildete eine Ausnahme von der Regel. Hier war nämlich das Eis eben und rings um den kleinen Platz floſſen Bäche und Ströme, die ſich zu einem See vereinigten, deſſen Abfluß mit furchtbarem Donnergebraus in einer tiefen Eisſpalte verſchwand. Einer der Flüſſe wand ſich in einer ſo tiefen Spalte mit ſenkrechten Wänden hin, daß Nordenſkiöld ihn mit den Strömen in den Cañons (Klammen) der Vereinigten Staaten verglich. Die Wände waren marmorweiß, ohne den geringſten Flecken oder Makel, ein Anblick, der ſelbſt die ſonſt ſo ſtumpfſinnigen Lappländer in Nordenſkiölds Gefolge zur lauten Bewunderung hinriß. Faſt noch wunderbarer erſchienen die intermittierenden heißen Quellen, die nach Art der Geyſir Islands mitten aus dem Binneneiſe hervorbrachen und zeigten, daß unter der gewaltigen, ſtarren Eisdecke die unheimlichen vulkaniſchen Kräfte in Thätigkeit ſind.

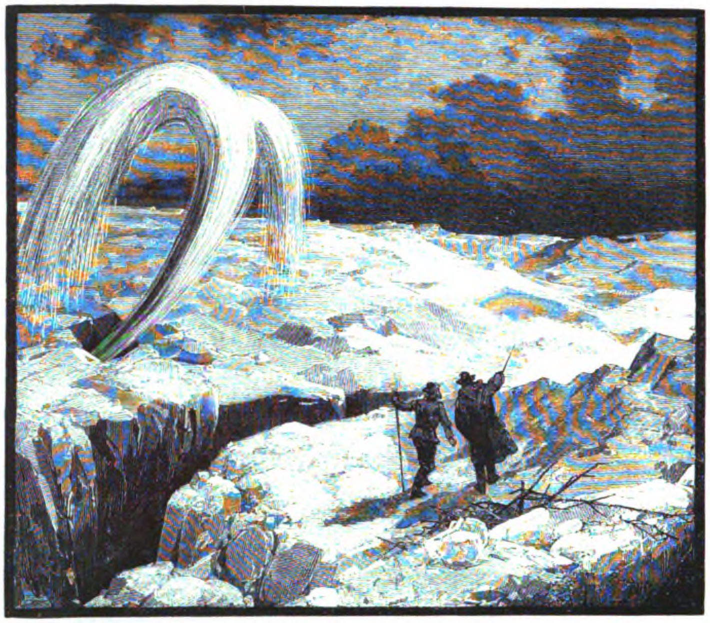
Man kam nun etwas ſchneller vorwärts und legte zehn bis zwölf Kilometer täglich zurück. Das neunte Lager wurde in achthundert Meter Höhe über dem Meere errichtet; von Steinen oder Erde war auch hier und fernerhin — abgeſehen von dem erwähnten Kryokonit — keine Spur. Bis zur Mitte des Juli war das Wetter ſchön und mild, doch nachdem man eine Höhe von tauſend Meter erreicht, ſank das Thermometer unter den Gefrierpunkt und die Nächte waren ſehr kalt.

Je weiter man in das Innere vordrang, deſto größere Höhen zeigte das Barometer an; man ſtieg allmählich an, ohne aber vor ſich irgend etwas wie Gebirge oder Gipfel zu ſehen. Am 13. Juli ſetzte

Regen ein, der ſich zu einem Schneeſturm entwickelte. Alles ward bis auf den letzten Faden naß — was hätten die Reiſenden für einen Bergabhang, für ein Stückchen trockener Erde gegeben, um nur momentan ſich ſchützen zu können! Aber „matſchiges“ Eis blieb die Loſung bis zuletzt. Von Intereſſe war eine mikroſkopiſche Pilzvegetation, die man beim zwölften Lager auf Kryokonit fand, die einzige Art von Pflanzengebilde und zwar der niedrigſten Art, welche man überhaupt antraf.

Schwieriger wurde das Reiſen am vierzehnten Tage, wo jedes Mitglied der Expedition mindeſtens hundertmal, veranlaßt durch die Eishöhlungen, ſtürzte. Am 18. Juli ging es beſſer, man konnte an dieſem Tage 19 Kilometer machen, wobei man eine Seehöhe von 1300 Meter erreichte. Am 21. Juli ſchlug man in 1500 Meter das achtzehnte und letzte Lager auf. Das Eis war ſo löcherig und ſchlammig geworden, daß Nordenſkiöld umzukehren beſchloß; doch beauftragte er noch zuvor die mit Schneeſchuhen verſehenen Lappen eine viertägige Reiſe nach Oſten hin zu machen; am 22. liefen ſie ab: am 24. Juli, nach 58ſtündiger Abweſenheit, waren ſie wieder im Lager zurück. Nordenſkiöld nimmt an, daß ſie noch 115 Kilometer weit vordrangen und bis zu einer Höhe von 2200 Meter gelangten. Auf halbem Wege fanden die Lappen kein Waſſer mehr und das Eis wurde glatt und eben. Von ihrem fernſten Punkte ſahen ſie keine Spur von Land ſich über der Oberfläche des Eiſes erheben — nichts als eine weite Eisebene, die terraſſenförmig anſtieg und mit meterhohem Schnee bedeckt war dehnte ſich, ſo weit ſie zu ſchauen vermochten, vor ihren Blicken aus. Die einzigen lebenden Weſen, die ihnen zu Geſichte kamen, waren zwei Raben, die von Norden kommend über ihnen hinkreiſten und nach derſelben Himmelsgegend zurückkehrten. Nachts war es ſehr kalt und das Queckſilber fiel bis 18°C. unter Null.

Die Rückreiſe fand ohne Unfall ſtatt; am 4. Auguſt war der Fjord wieder erreicht und bald darauf konnte die Expedition ſich nach der Heimat einſchiffen. Nordenſkiölds Reiſe in das Innere Grönlands hat abermals den Nachweis geliefert, daß dieſes Land völlig unter Eis begraben liegt, wenigſtens zwiſchen den Parallelen 68 und 69. Symmetriſch und allmählich ſteigt es nach dem Innern zu mehr und mehr an, überall aber vom Eiſe bedeckt, eine *arktiſche Sahara!*



Grönlands Binneneis. Ausbruch heißer Quellen.

Nach Nordenſkiöld.

In der Kantine.

Wir befinden uns heute in der Kantine eines Garderegiments, welches von einer anſtrengenden Übung vor kurzem zurückgekehrt ſein mag. Der bärtige Sergeant iſt augenſcheinlich noch im Exerzieranzuge, er ſucht Kühlung und Erfriſchung bei einem Glaſe des ſchäumenden Getränks, auf welches der „patente“ Einjährige mit dem großſtädtiſch unverfrorenen Geſichtsausdruck ihn wahrſcheinlich „ſtößt“, welcher letztere ſeinerſeits bereits wieder ganz „wie aus der Lade genommen“, und mit der Extramütze nach allermodernſtem Schnitt geſchmückt erſcheint. Die Soldaten im Hintergrunde drängen und ſchieben ſich, um ſchnell das erſehnte Naß für die ausgedörrten Kehlen zu bekommen, während es zweifelhaft ſcheint, ob der behäbig ſeine Pfeife rauchende Grenadier aus dem Grunde ſeiner Taſche noch das nötige Kleingeld für einen Schluck zu tage fördern wird und der von der Wache entſendete Mann vorſichtig die zuſammengeſchoſſene Summe in der Hand nochmals überzählt, ehe er den weitbäuchigen Krug am Verkaufstiſche füllen läßt, deſſen würzig kräftiger Inhalt dann der ganzen Wachmannſchaft über das eintönig bleierne Einerlei des Tages hinweghelfen ſoll.

Die Einrichtung einer Kantine findet unter den Truppenteilen der deutſchen Heere immer weitere Verbreitung. Ein mit beſonderem organiſatoriſchen Geſchick begabter Offizier, wie es deren in jedem Regimente gibt, übernimmt im Verein mit einigen Kameraden die Leitung und Oberaufſicht des ganzen Betriebes. Dieſer Kantinenkommiſſion treten meiſtens auch noch Unteroffiziere und Mannſchaften hinzu, durch deren Mund Veränderungen und Verbeſſerungen, wie ſie den Wünſchen und Bedürfniſſen der zahlreichen Kundſchaft entſprechen, zur Kenntnis gelangen. Einige helle, luftige Räume, gewöhnlich derart getrennt, daß ein Zimmer für die Chargierten und das zweite für die Mannſchaften beſtimmt iſt, werden einfach aber reinlich, ordentlich und in ſolcher Art hergerichtet, um einen angenehmen Aufenthaltsort zu bieten. Die Verkaufsgegenſtände, mögen ſie in Viktualien und Getränken, oder in ſonſtigen für die Toilette der Soldaten notwendigen Gegenſtänden beſtehen, werden durch Kontrakte mit großen ſoliden Handlungen oder auch durch freihändigen Ankauf im großen und vor allem nur in beſter Qualität beſchafft. Ein älterer Unteroffizier mit ſeiner Frau tritt gern an die Stelle des Kaufmanns und Wirts und einige Ordonnanzen, welche wie der Unteroffizier neben geringer Vergütung die Erlaubnis erhalten, ihren eigenen Bedarf an den dargebotenen Lebensgenüſſen frei zu entnehmen, beſorgen unter ſeiner Aufſicht den Einzelverkauf. Auf dieſe Weiſe wird dem Soldaten die Möglichkeit gegeben, ein Stündchen in geſunden, wohnlichen Räumen zu verplaudern und das iſt namentlich im Winter nicht zu unterſchätzen, wenn in der Kantine bei ſorgſam geſchloſſenen Thüren eine angenehm erwärmende Temperatur herrſcht, während die Kaſernenſtuben bei dem ſteten Aus und Ein der Bewohner meiſtens eine unbehagliche Kälte aufweiſen, wo der größte Teil der ohnehin nicht im Übermaße gelieferten Kohlen gewohnheitsmäßig aufgeſpart wird, um abends vor dem Schlafengehen eine Hitze hervorzubringen, die dann derjenigen in der Schwitzkammer des ruſſiſchen Bades wenig nachgibt.

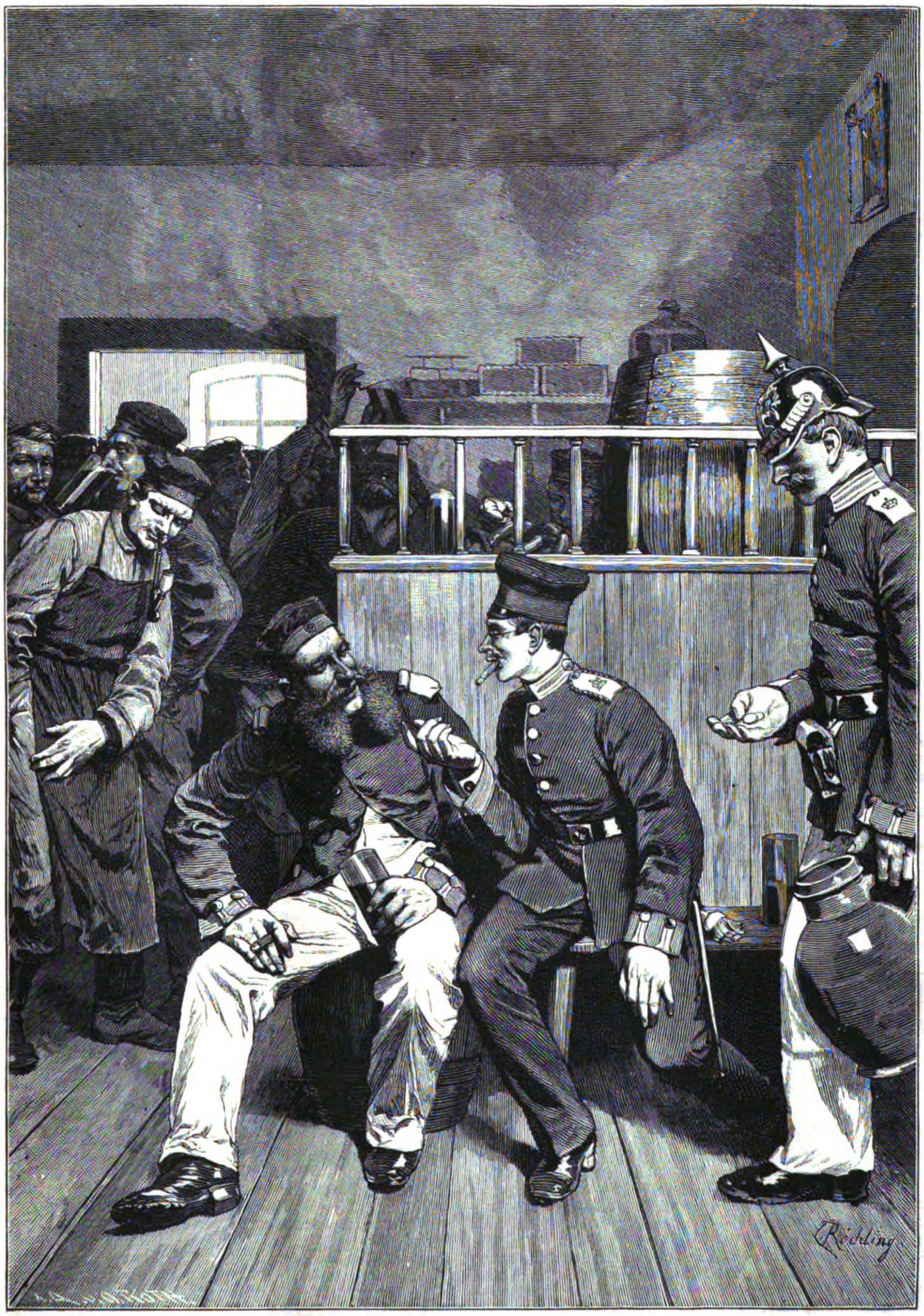
Hier findet der Soldat außerdem alles, was er braucht und gern hat, ſo gut wie es überhaupt zu haben iſt, und zu mäßigen Preiſen. Dieſe werden durch die Kommiſſion feſtgeſetzt und gewöhnlich auf einem öffentlich aushängenden Verzeichniſſe zur Kenntnis gebracht. Bei ihrer Normierung wird dem Selbſtkoſtenpreis nur der geringe Aufſchlag zugerechnet, welcher nötig iſt, um die Wirtſchaft mit ihren wenigen Auslagen überhaupt im Betriebe zu erhalten. Der Soldat bekommt in der Kantine alſo die beſte Ware zu dem denkbar geringſten Preiſe, den er allerdings unter allen Umſtänden bar zu erlegen hat, denn jede Art von Borg iſt mit Recht verpönt. Neben Bier und Branntwein pflegen die Kantinen auch Kaffee als Getränk zu führen und halten damit erfahrungsmäßig manchen jungen Mann vom regelmäßigen Alkoholgenuſſe zurück. Abends ſind „Pellkartoffeln“, Kartoffeln in der Schale, ein ſehr begehrter Artikel, die es auch wohl überall gibt, doch ſehen die meiſten Kantinen aus Zweckmäßigkeitsgründen von der regelmäßigen Feilhaltung weiterer warmer Koſt ab.

Der geſunde Sinn der meiſten jungen Männer erkennt denn auch die mit der Kantine für ſie verbundenen Vorteile ſehr wohl, das beweiſt der lebhafte Beſuch aller derartigen Einrichtungen und der in ihnen erzielte bedeutende Umſatz. Mir ſtehen im Augenblicke keine beſtimmten Zahlen zu Gebote, um die Ausdehnung ſolcher Geſchäfte ziffermäßig zu belegen, aber jeder Offizier, welcher überhaupt Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in das Kantinenweſen zu thun, und jeder jetzige oder frühere Soldat iſt aus eigener Anſchauung im ſtande, zu bezeugen, daß di-Ziffern der Rechnungsabſchlüſſe ſehr bedeutend ſein müſſen. Überſchüſſe, die trotz der niedrigen Preisanſätze nicht ausbleiben, werden, wie ſich das von ſelbſt verſteht, lediglich wieder zum Nutzen der Konſumenten, zu etwaigen Neuanſchaffungen für die Kantine, oder zu Zuſchüſſen für die Menage an Feſttagen und zur Verbeſſerung der Koſt in den Herbſte biwaks verwendet.

Dabei iſt in keinem Falle von einem Zwange die Rede, welcher die Mannſchaften zum Verkehr in der Kantine oder zum Entnehmen ihrer Bedürfniſſe daſelbſt anhalten könnte, ebenſowenig wie von dem Verbote des Beſuchs anderer Wirtſchaften behufs Monopoliſierung der Kantine. Dieſe ſtellt ſich vielmehr lediglich als eine für das materielle und ſittliche Wohl der Mannſchaften ins Leben gerufene Maßregel dar, welche nur durch die Offenkundigkeit der gebotenen Vorteile wirkt; als ein Zuſammenſchließen vieler ſchwachen Kräfte zu gemeinſamem Schutze gegen wirtſchaftliche Ausbeutung und Übervorteilung. **Herm. Vogt.**

Zweite Daheim-Beilage zu No. 10. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



In der Kantine.

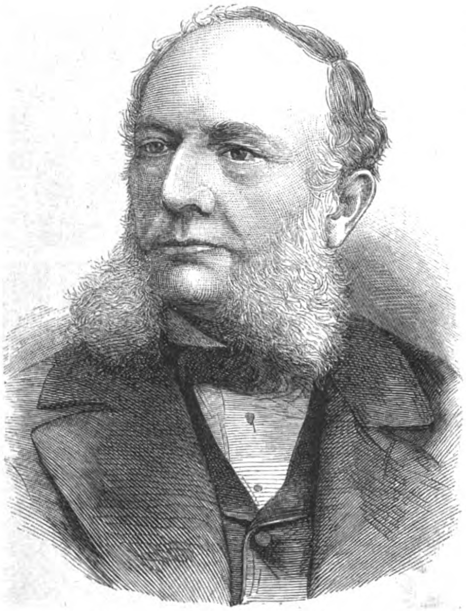
Dritte Daheim-Beilage zu No. 10. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Karl Wilhelm Siemens.

Einen ſchweren Verluſt erlitt Wiſſenſchaft wie Induſtrie durch den plötzlichen Tod des berühmten Ingenieurs und Fabrikbeſitzers Karl Wilhelm Siemens. Trotz des vierzigjährigen Aufenthalts in England und der Ehrenbezeugungen aller Art, mit denen er von unſern Vettern jenſeit des Kanals überhäuft wurde, war der zu früh Verſtorbene ein guter Deutſcher geblieben, was ihn aber nicht hinderte, das Gute zu nehmen, wo er es fand. Namentlich iſt es hervorzuheben, daß er es im Gegenſatze zu den meiſten deutſchen Gelehrten und nach dem Vorbilde der Fürſten der Wiſſenſchaft und Induſtrie in England, nicht verſchmähte, in öffentlichen, für das große Publikum beſtimmten Vorträgen aus dem reichen Schatz ſeiner Erfahrungen zu ſchöpfen und nach allen Seiten belehrend und anregend zu wirken. Wir haben im Daheim zu wiederholten Malen auf die ſtets gemeinverſtändlich gehaltenen Vorleſungen des großen Gelehrten hingewieſen und uns namentlich mit ſeinen theoretiſch wie praktiſch höchſt wichtigen Verſuchen aus dem Gebiete der Elektrizität und der Heizung beſchäftigt. Als Leiter der engliſchen Abteilung des Siemensſchen Weltgeſchäfts war er ſeinem Berliner Bruder, Dr. Werner Siemens, frühzeitig auf das Gebiet der Elektrotechnik gefolgt, deren künftige Bedeutung er ahnte. Ihm verdanken wir u. a. die erſten Experimente mit dem elektriſchen Gartenbau, die er in ſeinen prachtvollen Gewächshäuſern veranſtaltete. Allerdings iſt dieſe Züchtungsmethode vorerſt der Koſten wegen von keiner praktiſchen Bedeutung, die Siemensſchen Verſuche haben indeſſen unſere Kenntnis von der Einwirkung des Lichts auf das Wachstum der Pflanzen weſentlich bereichert, und ſind demgemäß von einer nicht zu unterſchätzenden wiſſenſchaftlichen Bedeutung.

Nicht minder intereſſant waren die Verſuche mit dem elektriſchen Schmelzofen, der vielleicht dereinſt eine Rolle ſpielen wird. Es gelang bekanntlich dem Verſtorbenen, binnen ſehr kurzer Zeit unter der Einwirkung des elektriſchen Stromes eine erhebliche Menge Stahl zu ſchmelzen.


Dr. William Siemens. † 20. November zu London.

Karl Wilhelm Siemens war ferner ein eifriger Reformator auf dem Gebiete der Heizung. Er verfocht in öffentlichen Vorträgen den Gedanken, daß wir die feſten Brennſtoffe durch gasförmige zu erſetzen haben, daß der Gasheizung die Zukunft gehöre und daß wir dahin zu ſtreben haben, wo es irgend angeht, das gasförmige Brennmaterial gleich in der Kohlengrube oder in unmittelbarer Nähe derſelben zu erzeugen und von dort aus in die Städte zu leiten. Von einer Reform der Heizung in dieſem Sinne erwartete er, abgeſehen von anderen Vorteilen, die Löſung der beſonders in England brennenden Frage der Rauchbeſeitigung.

Überhaupt liegt das Hauptverdienſt K. W. Siemens' auf dem Gebiete der vorteilhafteren Ausnutzung der Brennſtoffe. Im Verein mit ſeinem in Dresden wohnhaften jüngeren Bruder Friedrich Siemens beſchäftigte er ſich längere Zeit mit der Frage der ſogenannten Regeneratoröfen, deren Einführung eine Umwälzung im Hüttenweſen zur Folge hatte. Friedrich Siemens wandte dieſe Öfen beſonders in der Glasinduſtrie, K. W. Siemens aber bei der Eiſen- und Stahlgewinnung an. Er gründete zu dieſem Zwecke in Birmingham ein Stahlwerk und erwarb ſpäter ein noch größeres Hüttenwerk, in welchem der Stahl teils unmittelbar aus den Erzen, teils nach dem Verfahren von Siemens Martin aus Guß- und Schmiedeeiſen erzeugt wird.

Speziell beſchäftigte ſich der Verſtorbene in ſeiner Londoner Fabrik mit der Herſtellung von unterſeeiſchen Kabeln. Der größte Teil der in den letzten Jahren gelegten Leitungen zur Verbindung entfernter Weltteile mit Europa ging aus den umfangreichen Werkſtätten hervor und es ſind ſtets mehrere, eigens gebaute Dampfer mit der höchſt ſchwierigen Arbeit der Legung und Reparierung ſolcher Kabel beſchäftigt. Die dazu gehörigen elektriſchen Apparate liefert meiſt das Berliner Hauptgeſchäft.

Großes und gerechtes Aufſehen erregte in neuerer Zeit die von Karl Wilhelm Siemens aufgeſtellte Theorie über die Erhaltung und Ergänzung der Sonnenwärme. Nach dieſer Theorie, die vieles für ſich zu haben ſcheint, iſt der Weltraum mit ſehr verdünnten Gaſen angefüllt, welche von der Sonne angezogen, verbrannt und wieder in den Weltraum hinausgeſchleudert werden. Auf dieſe Weiſe würde die ungeheure Wärmemenge des Sonnenkörpers ohne Aufhören nahezu ganz wieder erzeugt und nur der winzige Teil ginge verloren, der von den Gaſen im Weltraum nicht abſorbiert wird, d. h. der Teil, den die Planeten empfangen.

Zum Schluß einige biographiſche Notizen über den Verſtorbenen, dem die Königin von England neuerdings in Anerkennung ſeiner Verdienſte die Baronetswürde verliehen hatte. Karl Wilhelm Siemens ward am 4. April 1823 in Lenthe bei Hannover geboren. Er ſtudierte in den Jahren 1841 und 1842 in Göttingen und ging alsdann im Auftrage ſeines Bruders nach London, wo er ſich als Ingenieur niederließ. 1858 übernahm er das dortige Zweiggeſchäft der Firma Siemens & Halske. Ein Herzſchlag machte ſeinem an Erfolgen reichen Leben am 20. November ein Ende. **v. M.**

Umſchau in fernen Landen.

Im Januar 1875 ſtarb der junge Kaiſer von China, Tung tſchi mit Namen, ohne einen Leibeserben hinterlaſſen zu haben, der ihm auf den „Drachenthron“ hätte folgen können. Ein Familienrat wurde ſofort in der Nacht zuſammen berufen, und unter dem Einfluſſe der zwei verwitweten Kaiſerinnen beſchloſſen die Mandſchufürſten den jungen Prinzen Tſaitien, einen Sohn des Prinzen Tſchun, zum neuen Kaiſer zu erklären. Der kleine Kerl wurde „mit verſchlafenen Augen und gähnend“ aus dem Bette geholt, man huldigte ihm und die Nachfolge war geordnet, ohne daß irgend eine Revolution erfolgte. Tſaitien nahm als Kaiſer den Namen Kuangſü an und regierte fortan unter der Aufſicht der beiden verwitweten Kaiſerinnen und des Prinzen Kung.

Kuangſü war am 15. Auguſt 1871 geboren, iſt alſo jetzt zwölf Jahre alt. Sein Vater, der Prinz Tſchun, zog ſich ſofort nach der Thronbeſteigung ſeines Söhnchens ins Privatleben zurück, „da es unmöglich erſcheint, daß ein Vater ſeinem Sohne huldigt.“ Lieſt man jetzt die Pekinger Zeitung nach, ſo findet man in derſelben mancherlei Nachrichten über die Erziehung des jungen Monarchen, auch jene, daß für ihn ein „Hahatſchutze“ ernannt worden ſei, nämlich ein Prügeljunge, der dann beſtraft wird, wenn ſein kaiſerlicher Geſpiele eine Unart begangen hat. Ein bedeutender Mann des Han-lin (der Pekinger Akademie) war Erzieher des jungen Monarchen.

Am 18. April 1881 ſtarb eine der beiden verwitweten Kaiſerinnen; die überlebende, die rechte Mutter des jungen Kaiſers, Tſze An mit Namen, führt ſeitdem die Regierung. Kuangſü wuchs unterdeſſen heran, er ſoll ein fideler Burſche ſein, der auch in ſeinen Studien Fortſchritte macht. So ſteht es augenblicklich um den Kaiſerlichen Hof in China. Die eigentliche Regierung führt Prinz Kung, Oheim des kleinen Kaiſers, und ſeine Stimme iſt in Bezug auf Krieg und Frieden von größter Wichtigkeit.

* * *

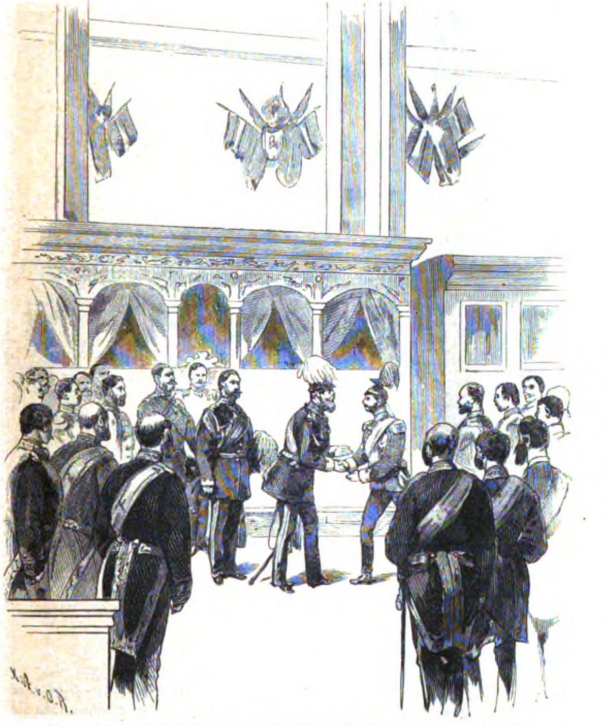
Die Makraka ſind ein Negervolk, das weſtlich vom weißen Nil wohnt. Dr. Emin Bey (Schnitzler), der ſie im Dezember 1882 beſuchte, erzählt, daß alle Verſuche, ſie zur Viehzucht zu bewegen, nur dahin führten, daß ſie die ihnen gegebenen Kühe möglichſt bald aufaßen. Eßbar iſt für den echten Makraka überhaupt alles, was ſich bewegt, vom Elefanten bis zur Steppenkatze, von der ſtattlichen Pythonſchlange bis zur Raupe. Vor ihren Hütten ſah Schnitzler auf Strohtellern Maſſen einer fünf Zentimeter langen Raupe liegen, die im Feuer von den Haaren gereinigt und leicht angeſengt, als Leckerbiſſen dienten. Dr. Emins Träger hatten Mauſefallen aus geſpaltenem Rohr am Arme hängen und kaum hatten ſie im Nachtquartier ihre Laſten abgelegt, als ſie ihre Fallen ſtellten und die gefangenen Mäuſe als delikaten Braten verzehrten.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 11. 1884.

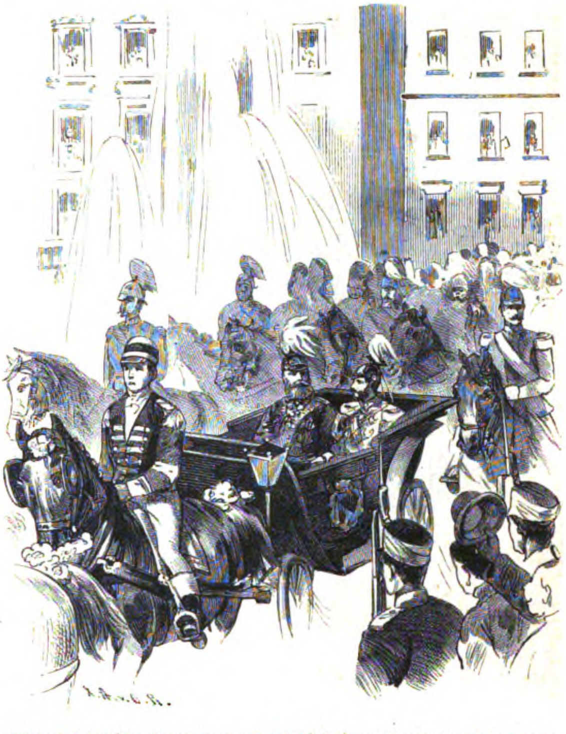
Aus der Zeit — für die Zeit.

Der Beſuch des deutſchen Kronprinzen in Spanien.

Es iſt gewiß ein Ereignis von nicht geringer Bedeutung, daß der Sproß des Hohenzollernſchen Königshauſes und Erbe des deutſchen Kaiſerthrones dem Nachfolger auf dem Throne Karls V einen Beſuch abſtattet. Zeichnet doch dieſe Thatſache mit deutlichen Zügen die ganze Wandlung der modernen Geſchichte ſeit der Reformation. Das ſtolze Spanien hat umſonſt ſeine Kraft und das Blut ſeiner Kinder und das Gold ſeiner Flotten an die Unterdrückung der neuen Geiſtesbewegung gewandt; eines ſeiner Reiche nach dem anderen ward ihm über dieſem Kampfe entriſſen, faſt hat es ſich daran verblutet. Aber das kleine Brandenburg, das ſeine Pforten gaſtfrei den Emigranten aus Frankreich und dem Salzkammergut öffnete, iſt von Stufe zu Stufe als Schirm und Hort evangeliſchen Glaubens auf dem Kontinent emporgeſtiegen, bis ſeine Feinde wider Willen ihm den Weg zum Kaiſertum ebneten.



Begrüßung des deutſchen Kronprinzen durch den König von Spanien am Südbahnhof zu Madrid.



Einzug des deutſchen Kronprinzen und des Königs von Spanien durch die Puerta del Sol (Hauptplatz von Madrid).

Nach Originalſkizzen von Felix Badillo in Madrid.

Für Spanien, das Spanien Philipps II, das Vaterland des Ignatius Loyola und der Inquiſition, hat freilich dieſer Beſuch eine ganz ſpezielle Bedeutung, deren Folgen man erſt in der Zukunft würdigen wird. Es tritt damit aus ſeiner Abgeſchloſſenheit heraus und wird gleichſam an der Hand des preußiſchen Königsſohnes in den Rat der Großmächte wieder hineingeführt, nachdem es ſelbſt endlich ſeine Thore dem Geiſte moderner Gedanken und freiheitlicher Entwicklung geöffnet hat. Die Macht dieſer Thatſache redet denn auch lauter als alle republikaniſchen Blätter, welche, mit Frankreich liebäugelnd, dem königlichen Gaſt aus dem Norden wenig Teilnahme entgegenbrachten. Das ſpaniſche Volk ſelbſt hat den deutſchen Prinzen herzlich empfangen, und ſeine Leutſeligkeit hat nicht wenig dazu beigetragen, den freudigen Empfang bis zur Begeiſterung zu ſteigern.

Willkommen im ſchönen Spanien! So klang es beſonders aus allen deutſchen Herzen dem deutſchen Kaiſerſohn entgegen. Auch der am Morgen bewölkte Himmel hatte ſein tiefblaues Feſtgewand angelegt, und die Madrider Sonne ihren alten Ruhm bewährt, als Freitag mittags am 23. November der Zug von Valencia her den königlichen Gaſt auf dem Südbahnhof landete. Der Empfang zwiſchen dem Kronprinzen und dem Könige von Spanien war ein überaus herzlicher, man merkte es den Geſichtern an, daß es keine offizielle, ſondern eine aufrichtige Umarmung war. König Alfonſo war in ſeiner Ulanenuniform erſchienen, und ſichtlich erfreut, als ihm ſeine Ankunft in preußiſcher Uniform ein donnerndes deutſches Hoch von dem am Bahnhofe harrenden Deutſchen eintrug. Er ſelbſt ſpricht das Deutſche durchaus fließend, mit ein wenig öſterreichiſchem Accent. Hat er doch den größten Teil ſeiner Erziehung auf dem Thereſianum in Wien genoſſen. — Der Zug war mit Fahnen und Kränzen verziert, der Bahnhof ebenfalls reich mit Fahnen und bunten Tüchern geſchmückt. Auch deutſche Fahnen zeigten ihr Schwarzweißrot rings um den Bahnhof her. Nach kurzer Vorſtellung der Miniſter und erſten Würdenträger ſchritt der König mit ſeinem Hofe durch die offene Halle nach den bereitſtehenden Wagen. Hier hatte ſich unter zwei wehenden Bannern die ganze deutſche Kolonie aufgepflanzt, um ihrem Kaiſerſohne den erſten Gruß zu bringen. Das „Hoch! unſer Kronprinz, hoch!“ war das Signal zu einem ſich weithin fortpflanzenden Vivatrufen. Die Straßen waren hinter den Spalier bildenden Soldaten mit einer unabſehbaren Menſchenmenge angefüllt, alle Balkone reich mit Teppichen oder Gehängen in den ſpaniſchen Nationalfarben, gelb und roth, geſchmückt. Fahnen aus den Fenſtern zu hängen iſt eigentlich keine ſpaniſche Sitte; doch ſah man an den von Deutſchen bewohnten Häuſern auch die deutſche Reichsflagge mit dem Adler, und die Balkone prangten in den deutſchen Farben und grünen Kränzen.

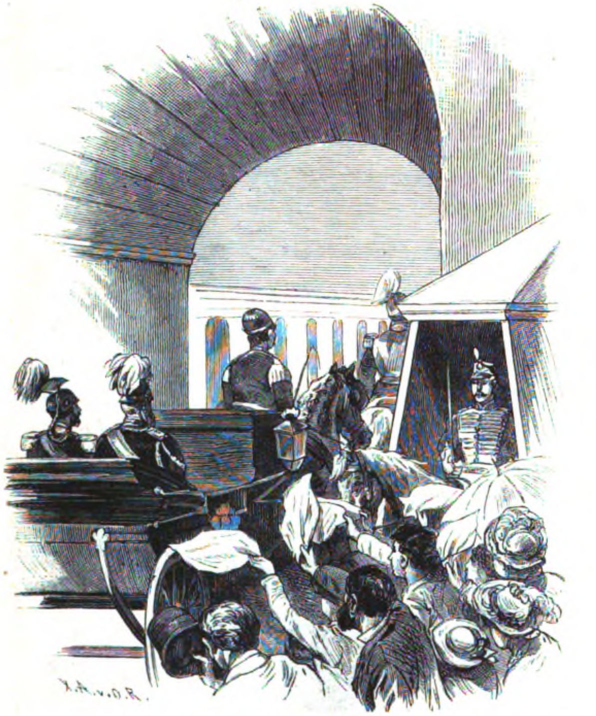
Am enthuſiaſtiſchſten geſtaltete ſich der Empfang des Kronprinzen, als er bei dem hohen Springbrunnen der Puerta del Sol vorbeikam. Dieſer im Mittelpunkt der Stadt gelegene Platz iſt nicht beſonders groß, aber durch ſeine Lage und alte Tradition das eigentliche Zentrum Madrids oder Spaniens, weil hier das ſpaniſche Leben am energiſchſten pulſiert. Die Wagen fuhren langſam; der Kronprinz grüßte aufs leutſeligſte nach allen Seiten, Damen reichten ihm Blumenſträuße in den Wagen; die ganze Geſtalt und die Freundlichkeit des hohen Gaſtes machte einen ſichtlichen Eindruck auf die Menge. Als er vorbeigefahren, vermehrte ſein glänzendes Gefolge die allgemeine Teilnahme. Den General von Blumenthal, deſſen Ruf ihm vorangegangen, zeigte einer dem andern.

Der Zug fuhr durch die große Promenade die Hauptſtraße der Stadt hinauf, die Calle Alcalá, die beſonders in ihrem untern Teil ein prächtiges, farbenreiches Bild bot, und lenkte dann über die Puerta del Sol in die Calle mayor, wo das Gedränge ſeinen Gipfelpunkt erreichte. Dieſe Straße mündet zuletzt in einen freien Platz, den Platz vor dem Zeughauſe, welches unmittelbar vor dem königlichen Palaſte ſteht. Das Zeughaus, das eine der trefflichſten Waffenſammlungen enthält, iſt freilich durchaus kein monumentales Gebäude und längſt dem Abbruch geweiht; durch einen am Ende desſelben befindlichen großen Bogen richtete ſich der Feſtzug auf das ſchöne Seitenportal des Königsſchloſſes. Da hierdurch den Wagen ein beſtimmter Weg vorgeſchrieben war, ſo ſammelte ſich alles, was in den Straßen kein Plätzchen erobern oder in keinem Balkon eines befreundeten Hauſes ein Eckchen gewinnen konnte, hier zur letzten, begeiſterten Begrüßung. Von dem hohen Hauſe am Platze, das eine deutſche Familie bewohnte, wurden die Fahnen und Tücher geſchwenkt und ein deutſches Hoch ausgebracht. Der König und der Kronprinz grüßten freundlich hinauf. Das Volk ſchrie Vivat und ſchwenkte ſeine Taſchentücher. Und das „Willkommen, Königsſohn,“ das an dem Hauſe zwiſchen Kränzen prangte, fand hier in dem Willkomm des ſpaniſchen Volkes ſeinen lebendigſten Ausdruck.

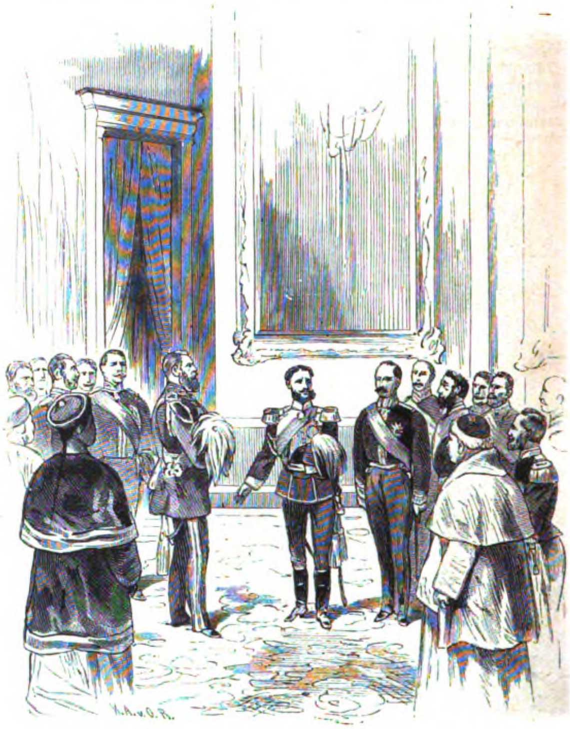
Anderer Art, wenn gleich nicht ſo volkstümlich, doch wahrhaft großartig, war der Empfang, welcher dem Kronprinzen in dem Palaſt bereitet wurde. Der gewaltige, aus weißem Stein erbaute Palaſt, welcher ſich ſcharf gegen den blauen Himmel abzeichnet, iſt an ſich ein prächtiger Anblick und kann ſich den ſchönſten Königsſchlöſſern würdig an die Seite ſtellen. Die prächtige weiße Marmortreppe führt hinauf zu den großen Empfangsſälen, wo zuerſt die Königin, die Tochter eines öſterreichiſchen Erzherzogs, den deutſchen Kronprinzen in der Mutterſprache begrüßte. Dann aber fand eine feierliche Vorſtellung all der Würdenträger des Reiches, der geiſtlichen und weltlichen ſtatt, welchen das ganze diplomatiſche Korps folgte. Da ſtand neben dem japaneſiſchen Geſandten der Patriarch beider Indien, wie der ſtolze Titel noch immer lautet; neben dem öſterreichiſchen Geſandten der franzöſiſche Botſchafter, deſſen Anweſenheit der König von Spanien durch beſondere Aufmerkſamkeit belohnte. Und der Glanz der ſpaniſchen Uniformen mag auch einem an königliche Feſte gewöhnten Auge einen überraſchenden Anblick bieten.

Denn hier ſieht man noch die wunderbaren Geſtalten aus der Zeit Ludwigs XIV und all den Glanz des vorigen Jahrhunderts mit ſeinem Zopf. Die Karoſſen gehören zu den ſchönſten, die man ſehen kann, hinten drauf ſtehen die Diener, deren zum Teil jugendliche, friſche Geſichter gar ſeltſam unter der weißen Perücke hervorſchauen. Am prächtigſten macht ſich die Leibgarde des Königs, alles ſchön gewachſene Geſtalten mit weißen Federbüſchen, auf tadelloſen ſchwarzen Roſſen in blinkenden Uniformen. Kurz, der Einzug und der Empfang des nordiſchen Königsſohnes in dem von Philipp II zur Hauptſtadt erhobenen Madrid wird nicht nur dem erlauchten Gaſte ſelbſt gut gefallen haben, ſondern ließ auch für die unſerm Kronprinzen entgegenſchlagenden deutſchen Herzen an Feierlichkeit, Pracht und vor allem an Herzlichkeit nichts zu wünſchen übrig.

Die Spanier ſind unter allen romaniſchen Völkern die einzigen, welche einen Zug deutſcher Gemütlichkeit beſitzen. Es iſt eben viel altes Gotenblut noch in ihren Adern. Und gerade in letzter Zeit haben ſie begonnen, trotzdem Frankreich durch ſeine republikaniſche Regierungsform ihre Sympathien hat, ſich Deutſchland wieder zu nähern. Seit zehn Jahren wird fleißiger Deutſch gelernt. Die deutſche Chemie und Arzneikunde, die deutſche Forſtwiſſenſchaft findet hier eifrige Anhänger. Jetzt, wo durch unſern Kronprinz Deutſchland dem ſich neu erhebenden Spanien ſeine Freundſchaft anbietet, darf man getroſt dieſe Reiſe als eine Bürgſchaft und Förderung einer gedeihlichen Fortentwicklung des Jahrhunderte lang geknechteten Landes auf dem Wege wiſſenſchaftlicher Freiheit und wirtſchaftlicher Erhebung betrachten. Spanien wird, ſo hoffen wir, dem deutſchen Königsſohne noch in ſpäten Jahren ein dankbares Andenken bewahren.



Eintritt in den Palaſt durch das Portal des Zeughauſes.



Vorſtellung der Würdenträger Spaniens und des diplomatiſchen Korps.

(Nach Originalſkizzen von Felix Badillo in Madrid.)

Die transkontinentalen Eiſenbahnen Amerikas.

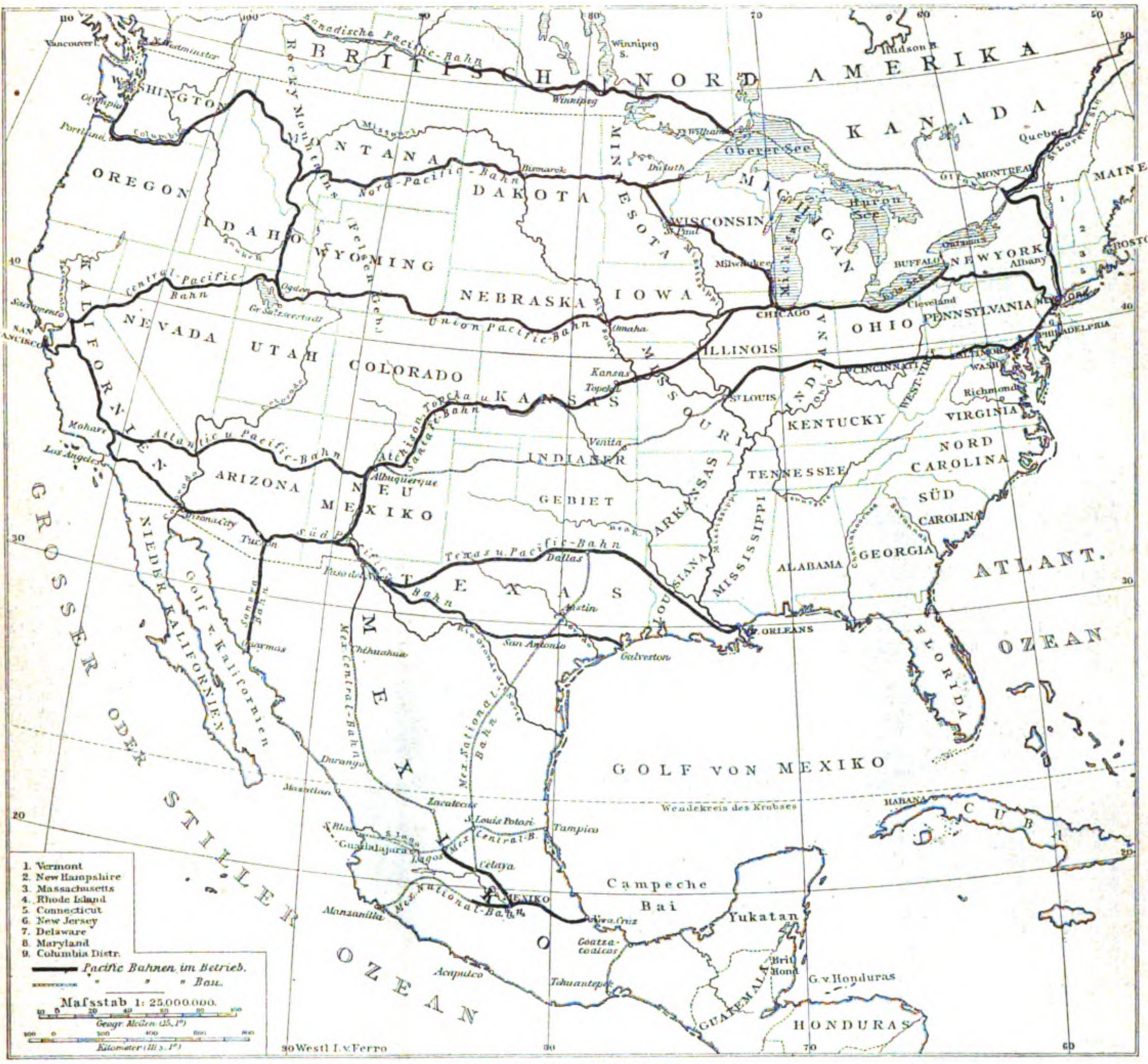
Mitten zwiſchen den beiden großen Ozeanen unſeres Erdballs hingelagert iſt das langgeſtreckte Amerika ein rechtes Durchgangsland. Noch ehe die Eiſenſchienen von Weltmeer zu Weltmeer führten, zogen karawanenartig die Züge der Auswanderer durch Prärieen und Felſengebirge nach dem Weſten, den großen Strömen entlang, welche den Weg vorzeichneten. Da wo der Kontinent am ſchmalſten iſt, an der Landenge von Panama, wurde auch die erſte Eiſenbahn gebaut, freilich nur eine kurze Strecke, die ſich mit der erſten großen Pacificbahn nicht zu meſſen vermag, zu welcher 1869 die letzte Schwelle — aus Silber — mit goldenem Nagel befeſtigt, gelegt wurde. Aber nicht genug mit dieſem Rieſenwerk, welches gleichzeitig mit dem Suezkanal vollendet wurde — heute hat dasſelbe bereits verſchiedene Rivalen und die Geſamtzahl der transkontinentalen Schienenwege in Nordamerika iſt ſchon auf zehn geſtiegen, die auf der beigegebenen Karte bequem zu überſchauen ſind.

1. Fern im Norden, in dem unter britiſcher Oberhoheit ſtehenden Dominion of Canada iſt die Kanadiſche Pacific-Bahn teils fertig, teils im Bau begriffen. Sie beginnt am großen St. Lorenzſtrom, da, wo derſelbe noch für Segelſchiffe ſchiffbar und führt durch die Prärieen und über das Felſengebirg nach Port Moody am Stillen Ozean.

2. Die Northern-Pacific-Bahn, die nördlichſte in den Vereinigten Staaten, iſt diejenige, zu deren feierlicher Eröffnung im Sommer 1883 Abgeſandte verſchiedener Nationen erſchienen waren. Ihr Ausgangspunkt iſt Duluth am obern See, bei Bismarck überſchreitet ſie den Miſſouri; ihr Endpunkt iſt der Puget-Sund am pacifiſchen Weltmeere.

3. Die Union-Central-Pacific-Bahn, jene älteſte unter ihren Geſchwiſtern 1869 errichtet, hat ihren Ausgangspunkt zu Omaha am Miſſouri, von wo ſie in gerader Linie an der Mormonenſtadt vorbei nach San Francisco führt.

4. Die Atlantic- und Pacific-Bahn, auch die Bahn des 35. Breitegrades genannt, führt von St. Louis am Zuſammenfluß von Miſſiſſippi und Miſſouri durch das Indianerterritorium nach dem ſüdlichen Kalifornien, von wo ſie ihren Lauf nordwärts nimmt, um wie die vorige in San Francisco zu münden.


BRITISCH NORD AMERIKA
KANADA
Kanadische Pacific-Bahn
Vancouver I.
N. Westminster
Winnipeg
Winnipeg S.
Hudson B.
Ft. William
Oberer See
Huron See
Ontario S.
Erie See
Michigan S.
Quebec
MONTREAL
OTTAWA
St. Lorenz Str.
WASHINGTON
Olympia
Portland
Columbia
OREGON
IDAHO
Snake R.
MONTANA
Missouri
Rocky Mountains
(Felsen Geb.)
Nord-Pacific-Bahn
Bismarck
DAKOTA
Duluth
MINNESOTA
St. Paul
WISCONSIN
Milwaukee
MICHIGAN
WYOMING
Ogden
Central-Pacific Bahn
Sacramento
SAN FRANCISCO
NEVADA
Gr. Salzseestadt
UTAH
Union Pacific-Bahn
NEBRASKA
Omaha
IOWA
CHICAGO
ILLINOIS
INDIANA
OHIO
Cleveland
BUFFALO
NEW YORK
Albany
NEW YORK
PENNSYLVANIA
PHILADELPHIA
BALTIMORE
WASH.
CINCINNATI
ST. LOUIS
MAINE
BOSTON
1
2
3
5
6
KALIFORNIEN
Mohave
Los Angeles
COLORADO
Colorado
Kansas
Topeka
KANSAS
Atchison, Topeka u. Santa Fé-Bahn
Atlantic u. Pacific-Bahn
Venita
INDIANER GEBIET
MISSOURI
KENTUCKY
WEST-VIRGINIA
Richmond
VIRGINIA
NORD CAROLINA
TENNESSEE
SÜD CAROLINA
ARIZONA
Albuquerque
NEU MEXIKO
ARKANSAS
MISSISSIPPI
Mississippi
ALABAMA
GEORGIA
Chattahoochee
Savannah
LOUISIANA
N. ORLEANS
Arizona City
Tucson
Süd Pacific-Bahn
Texas u. Pacific-Bahn
Dallas
Paso del Norte
TEXAS
Austin
San Antonio
Galveston
Rio Grande del Norte
FLORIDA
ATLANT. OZEAN
GROSSER ODER STILLER OZEAN
NIEDER KALIFORNIEN
Golf v. Kalifornien
Sonora Bahn
Guaymas
MEXIKO
Chihuahua
Mex. Central-Bahn
Mex. National-Bahn
Durango
Mazatlan
Zacatecas
S. Louis Potosi
Tampico
S. Blas
S. Iago
Guadalajara
Lagos
Mex. Central-B.
Celaya
MEXIKO
Manzanillo
Mex. National-Bahn
Vera Cruz
Acapulco
Coatzacoalcos
Tehuantepec
GOLF VON MEXIKO
Wendekreis des Krebses
HABANA
CUBA
Campeche Bai
Yukatan
Brit. Hond.
G. v. Honduras
GUATEMALA
HONDURAS
110
100
90
80
70
60
50
40
30
20
90 Westl. L. v. Ferro
1. Vermont
2. New Hampshire
3. Massachusetts
4. Rhode Island
5. Connecticut
6. New Jersey
7. Delaware
8. Maryland
9. Columbia Distr.
Pacific Bahnen im Betrieb.
" " " Bau.
Maſsstab 1: 25.000.000.
Geogr. Meilen (15 = 1°)
Kilometer (111 = 1°)

Die Pacificbahnen Nordamerikas.

5. Die ſüdliche Pacific-Bahn faſt an der Grenze Mexikos hinlaufend, mit zwei Anfangsrouten, deren eine von New-Orleans, die andere von Galveſton in Texas ausgeht und die ſich bei El Paſo vereinigen und durch Arizona nach Mohave Junction in Süd-Kalifornien führen. Jetzt geht auch ſie, wie die vorige, nach San Francisco; ſowie aber San Diego, der Hafen Südkaliforniens, beſſer entwickelt ſein wird, wird dieſer der naturgemäße Endpunkt der Bahn ſein.

6. Neben dieſen eben aufgeführten Routen iſt zu erwähnen die Atchiſon-Topeka und Santa-Fé-Eiſenbahn mit dem öſtlichen Ausgangspunkt Atchiſon am Miſſouri, welche ſich durch Neumexiko nach Südweſten erſtreckt und die Sonorabahn im nordweſtlichen Mexiko angekauft hat, wo ſie im Hafen Guaymas den kaliforniſchen Meerbuſen erreicht.

7. In Mexiko ſind mehrere Linien im Bau begriffen, die bald auch in dieſem früher ſo vernachläſſigten Lande von Ozean zu Ozean führen werden: die nördlichſte Linie Tampico-San Blas,

8. die Bahn Veracruz-Manzanillo, welche bereits von Veracruz bis zur Hauptſtadt Mexiko fertig iſt,

9. die Tehuantepec-Bahn über den gleichnamigen Iſthmus,

10. die Panamabahn in dem Staate Panama auf dem gleichnamigen Iſthmus, iſt die ſeit langem im Betrieb befindliche älteſte interozeaniſche Bahn Amerikas und auf unſrer Karte nicht mehr verzeichnet.

Man ſieht aus dieſer Zuſammenſtellung, daß der Löwenanteil der Bahnen den Vereinigten Staaten zufällt und daß von letzteren aus durch Verbindungsbahnen auch das im Entſtehen begriffene mexikaniſche Eiſenbahnnetz demjenigen der Union angeſchloſſen wird. Man vergegenwärtige ſich, daß genau vor fünfzig Jahren (1833) die erſte amerikaniſche Eiſenbahn von Amboy nach Bordentown in New-Jerſey dem Verkehr übergeben wurde und daß jetzt die Vereinigten Staaten etwa 155,000 Kilometer Bahnen beſitzen mit einer Geſamtkapitalanlage von 21,000 Millionen Mark! 19,000 Lokomotiven fahren auf dieſen Bahnen. Während bei uns der Bau einer Bahn durch die vorhandene Kultur hervorgerufen wird, iſt es in Amerika umgekehrt: die Eiſenbahn bringt in die Wildnis und ihr folgt dann die Kultur. Die bedeutendſte und wichtigſte aller Bahnen, welche die gerade Linie zwiſchen den beiden Hauptſtädten des Oſtens und Weſtens, New-York und San Francisco, herſtellt, iſt die von uns unter Nr. 3 aufgeführte, deren Geſamtlänge 5290 Kilometer beträgt, die in $6\frac{1}{2}$ Tagen zurückgelegt werden, ſo daß man in 18—20 Tagen von Europa nach Kalifornien gelangen kann.

Durch Verleihung von Ländereien, Zinsgarantieen und anderen Vorteilen ſind die Bahnbauten ſeitens der Regierung ſehr gefördert worden; man ſchätzt das an Eiſenbahngeſellſchaften vergebene Land bis jetzt auf 80 Millionen Hektar. Anderſeits hat die Beſitzvergrößerung einzelner Geſellſchaften, verbunden mit der (früher?) üblichen Korruption oft ein Monopolweſen geſchaffen, das z. B. für die Farmer einzelner Staaten bedenklich wurde, da die überhöhten Tarife einen Abſatz ausſchloſſen. Das iſt der Schatten, der das Licht begleitet.

* * *

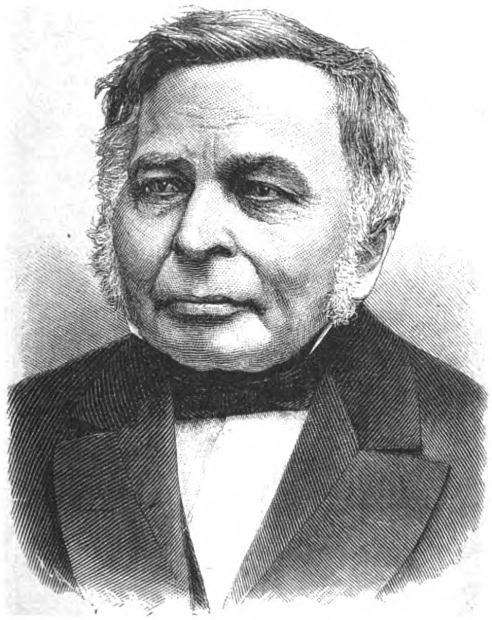
Zweite Daheim-Beilage zu No. 11. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Ludwig Erk.

Seitdem uns Herder auf die namentlich im vorigen Jahrhundert völlig in Vergeſſenheit geratene Volkspoeſie, dieſen Urquell aller Dichtung, wieder aufmerkſam gemacht hat, haben ſich eine Reihe deutſcher Gelehrten und Dichter wetteifernd bemüht, den lange vergrabenen Schatz ganz hervorzuholen und ihn von allem Schutt zu befreien. Von den mit feinem dichteriſchen Verſtändnis begabten Romantikern Clemens Brentano und Achim v. Arnim an, deren allenthalben rühmlich bekannte Sammlung „des Knaben Wunderhorn“ dem deutſchen Volksliede die ihm gebührende Stellung in unſerer Dichtung zuerſt wiederhergeſtellt hat, bis auf Uhland, den Dichter und Gelehrten, v. Liliencron, Hoffmann von Fallersleben, deſſen Landsknechtslieder täuſchend an die hiſtoriſchen Volkslieder des XVI. Jahrhunders erinnern, und bis in die neuſte Zeit herein bildet das Volkslied des XIV.—XVI. Jahrhunderts einen Gegenſtand eifrigen Sammelns und gründlichen Forſchens.

Während die genannten Männer aber das Volkslied mehr in gelehrten, bez. gebildeten Kreiſen bekannt und vertraut gemacht haben, muß man vor allen anderen dem vor kurzem verſtorbenen, in allen Gauen unſeres Vaterlandes bekannten Chriſtian Ludwig Erk das Verdienſt zuſprechen, nicht nur durch Sammlung der Volkslieder, ſondern auch durch Wiedererweckung und Hebung des Volksgeſanges dieſelben im Volke wieder heimiſch und vertraut gemacht zu haben.



Ludwig Erk. Geſt. 25. November.

Ludwig Erk, geboren am 6. Januar 1807, iſt ſelbſt als der Sohn eines Kantors und Organiſten in der alten Reichsſtadt Wetzlar aus dem Volke hervorgegangen. Als ſechsjähriger Knabe kam er nach Heſſen-Darmſtadt, wo ſeine Beanlagung für Muſik, die von ſeinem Vater durch einen ſehr gründlichen Unterricht gefördert wurde, aber auch namentlich ſeine große Neigung zu Volksliedern und die Gabe, ſie leicht aufzufaſſen, ſchon frühzeitig hervortrat. Seine weitere Ausbildung erhielt er in dem berühmten, im Geiſte Peſtalozzis und Salzmanns von Joh. Balthaſar Spieß geleiteten Erziehungsinſtitut zu Offenbach am Main. Auch hier fand er namentlich in der Muſik vortreffliche Lehrer, die ihn bald ſo weit förderten, daß er ſchon als neunzehnjähriger Jüngling eine Stelle als Muſiklehrer am Seminar in Mörs am Niederrhein und damit auch Gelegenheit erhielt, ſeine Liebe zum Volkslied und Volksgeſang auch weiteren Kreiſen einzupflanzen.

Seine Hauptthätigkeit ſollte er jedoch in Berlin entfalten, wohin er ebenfalls als Muſiklehrer an das Seminar für Stadtſchulen 1835 berufen wurde. Neben dieſer Stellung leitete er noch einige Jahre den liturgiſchen Chor in der Domkirche, aus dem ſich ſpäter der Domchor entwickelt hat, erteilte den Muſikunterricht im Familienkreiſe des Prinzen Karl von Preußen und ſtand lange Zeit an der Spitze eines nach ihm benannten, 1845 gegründeten Männergeſangvereins. Auch dieſer Verein war hauptſächlich zur Pflege des Volksgeſangs beſtimmt, und die Konzerte, welche er Winters in den größten Räumen Berlins, Sommers in möglichſt freigelegenen Lokalen veranſtaltete, trugen ebenſowohl dazu bei, im Volke wieder Verſtändnis und Liebe für edle Muſik zu wecken, wie ſie gar manchen unter der Laſt großſtädtiſcher Vergnügungen Seufzenden wie eine Sommerfriſche angemutet haben mögen. Zu Pfingſten aber ſchüttelte der Verein ſelbſt den Berliner Staub von den Füßen, um auf ſeinen Ausflügen nach dem Rieſengebirge, Thüringen, dem Harz ꝛc. ſeine Lieder ertönen zu laſſen, die auch überall Widerhall fanden und mit begeiſtertem Jubel aufgenommen wurden. Aber auch in anderer Weiſe wurden dem Meiſter des Volksgeſanges von allen Seiten hohe Auszeichnungen zu teil. 1857 wurde er zum kgl. Muſikdirektor ernannt, 1862 machte ihn das Germaniſche Muſeum zu Nürnberg zum ordentlichen Mitglied des Gelehrtenausſchuſſes und 1873 erhielt er den Roten Adlerorden.

Gehen wir nun auf ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit über, ſo iſt der Eifer und Fleiß, den er im Sammeln und Forſchen von Volksliedern, in Beiträgen für muſikaliſche Zeitſchriften, in Rezenſionen und dergl. mehr bis zu ſeinem Sterbelager entfaltet hat, geradezu erſtaunlich. Wie oben angedeutet, hatte er ſchon als Knabe in Heſſen-Darmſtadt überall, wo er hinkam, dem Volke ſeine Lieder abzulauſchen gewußt; ſpäter unternahm er namentlich in den Odenwald zahlreiche Ausflüge, um immer von neuem Lieder zu ſammeln, zu vergleichen und ſie endlich in einer Reihe von Liederbüchern, namentlich auch Schulliederbüchern dem Volke und insbeſondere der Jugend zugänglich und lieb zu machen. So erſchien, um nur einige hervorzuheben, ſchon 1828 eine „Sammlung ein-, zwei-, drei- und vierſtimmiger Lieder“; bald darauf folgten der „Liederkranz“, „Liedergarten“ und „Singvögelchen.“ 1838—41 erſchien in 5 Heften die mit Irmer herausgegebene Sammlung der „deutſchen Volkslieder mit ihren Singweiſen“ die 1853 unter dem Titel „Der deutſche Liederhort, eine Auswahl der vorzüglicheren deutſchen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigentümlichen Melodieen“ von Erk wieder aufgenommen und bis zu ihrer Vollendung 1855 von Friedrich Wilhelm IV auf die Empfehlung Bettinas v. Arnim und Alexanders v. Humboldt hin aufs eifrigſte unterſtützt wurde. Jakob Grimm, dem Erk ein Exemplar des „Liederhortes“ überſandt hatte, ſchrieb ihm zur Antwort: „Ich habe nun Ihr ſchönes Liederbuch faſt vollſtändig durchgeleſen und große Freude daran gehabt. Es iſt die reichſte und ſorgſamſte Sammlung deutſcher Lieder, die es gibt und ich kann und werde davon vielfältigen Gebrauch machen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen heute als Gegengabe eines meiner Bücher (Deutſche Mythologie) ſende, in dem Sie zuweilen nachſchlagen werden.“

Wie zu den Gebrüdern Grimm, ſtand Erk infolge ſeiner Forſchungen auch zu andern damaligen Größen der deutſchen Wiſſenſchaft: Uhland, Simrock, Alexander v. Humboldt u. a. in nahen Beziehungen. Ein beſonders freundſchaftliches Verhältnis verband ihn aber mit Hoffmann v. Fallersleben, der mit ihm gemeinſchaftlich 1848 das „Volksgeſangbuch“ (100 Schullieder) herausgab und ihm auch wider ſeine ſonſtige Gewohnheit bis zu ſeinem Tode treublieb. Von ſeinen ſonſtigen Büchern ſeien hier noch erwähnt der „Sängerhain“, „die Chorgeſänge berühmter Meiſter der Gegenwart“ und das „deutſche Volksgeſangbuch“ (zweite Auflage 1869). Um unſeren Leſern aber einen Begriff von der Verbreitung dieſer Bücher zu geben, fügen wir hinzu, daß vom „Liederkranze“ bis zum Jahre 1867 288 000, vom „Singvögelein“ 600 000 und von der „Auswahl ein- und mehrſtimmiger Lieder für die Volksſchulen der Provinz Brandenburg“ 285 000 Exemplare verkauft wurden. In der That darf man wohl ſagen, daß Erk namentlich für unſeren Volksſchulgeſang von reformatoriſcher Bedeutung geweſen iſt, denn es wird wohl heutzutage wenig Liederbücher an allen höheren und Volksſchulen unſeres Vaterlandes geben, die nicht mehr oder weniger auf Erks Liederbücher zurückgingen, und wenn auch Erk ſich mit Recht über diejenigen beklagte, die ſeine Bücher ohne Anerkennung ſeiner Arbeit ausplünderten, ſo hat ſich doch auch dadurch die Luſt an deutſchem Geſang in allen Schichten des Volkes verbreitet und wo immer der Name des deutſchen Volksliedes genannt wird, wird auch der Name Ludwig Erks als eines ſeiner verdienſtvollſten Wiederherſteller und Meiſter mit Dankbarkeit genannt werden müſſen.

-g.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 12. 1884.

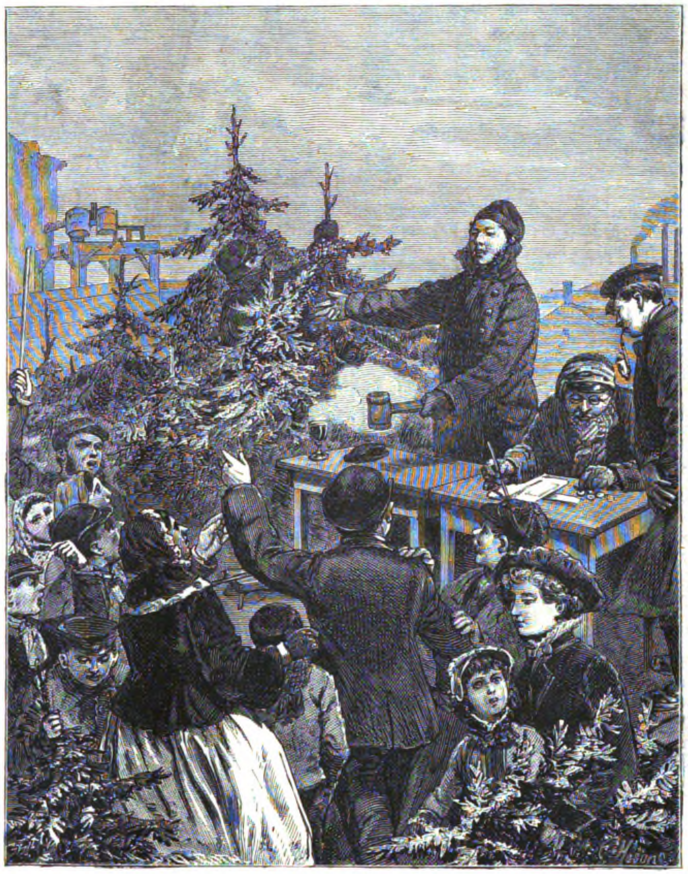
Aus der Zeit — für die Zeit.

Weihnachtsbäumchen auf Reiſen.

Zu vielen Millionen kommen gegen Weihnachten die Fichten, Tannen, Kiefern in alle deutſchen Städte, und wenn bis jetzt die Statiſtik noch kein Verzeichnis der Anzahl aufzuweiſen hat, ſo kann man doch ermeſſen, wie groß ihre Zahl ſein muß, wenn man nur bedenkt und ſieht, wie viele allein nach Berlin kommen.

Am 11. Dezember wird daſelbſt alljährlich der Weihnachtsmarkt aufgebaut: um dieſe Zeit treffen täglich große Wagenladungen voll von allerhand Nadelhölzern auf den Bahnhöfen ein, namentlich auf dem Schleſiſchen, der ſeinen Anteil aus dem Rieſengebirge bringt, und mehr noch auf dem Anhaltiſchen und Potsdamer, wohin der Harz ſeine duftigen Kinder entſendet. Hierher kommen die Händler, welche dieſe Sendungen beſtellt haben, um ſie in Empfang zu nehmen. Welche Arbeit die Forſtbeamten überall gehabt, um ſolchen Bedarf zu decken, läßt ſich wohl denken, aber ſie arbeiteten gern, es war ja für Weihnachten.

Und am Morgen des 11. Dezember ſind alle öffentlichen Plätze, alle Eck-Vorſprünge, alle irgend freien Räume bedeckt mit Weihnachtsbäumen, jetzt meiſt Tannen und Kiefern, die eigentliche Fichte iſt weniger vertreten. Aber da ſtehen gewaltige Bäume, hoch und weitaſtig, zum Schmuck hoher Säle in Inſtituten geeignet; da ſtehen die neu eingeführten „lebenden Weihnachtsbäume," in großen Kübeln mit Erde, feſt angewachſen, mit friſcher Triebkraft; da ſtehen Bäume in jeder Größe, und der Händler mit ſeiner ſcharfen Axt ſpitzt jeden geſchickt zu, daß er zu der „Hutſche", wie der Berliner den Fußbänkchen-Unterſatz nennt, paßt, und alles iſt dabei Scherz und Luſt.



Verſteigerung von Weihnachtsbäumen am heiligen Abend auf dem Potsdamer Bahnhof zu Berlin.

Anfangs kommen nur wenige Käufer, denn die Preiſe ſind noch hoch, die Bäume haben auf der Weihnachtsbörſe den Pariſtand überſchritten, aber wer das Recht haben will, gleich anfangs unter den vielen Bäumen ſich den ſchönſten, der ihm am meiſten gefällt, auszuſuchen, der mag das Recht auch bezahlen. Darum kauft zuerſt auch nur die wohlſituierte Minorität der Einwohnerſchaft.

Später kommen die „kleineren Leute" an die Reihe, ſie kaufen billiger, die Auswahl iſt nicht mehr ſo groß, ſie ſind auch leichter zufrieden geſtellt, aber auch ſie müſſen noch immer einen ganz annehmbaren Preis bezahlen.

Endlich iſt der heilige Abend herangekommen, alle Käufer ſind befriedigt. Nur die ganz Armen noch nicht, doch auch für ſie iſt geſorgt, ihre Zeit kommt jetzt. Nicht die der Almoſenempfänger und der notoriſch Armen, für ſie ſorgt die Stadt und ſorgen viele Wohlthätigkeitsvereine, ſondern die der Arbeiter, die wenig verdienen und nichts erſparen. Sie wollen aber doch auch ihr Bäumchen haben, und unſer Zeichner hat hier gezeigt, wo und wie ſie ſich ſolche holen.

Es kommen nämlich in den letzten Tagen vor dem Feſt große Sendungen von Weihnachtsbäumen auf den Bahnhöfen an, unbeſtellt und von den „Großhändlern" in der Stadt nicht mehr gebraucht. Die werden dann auf den Bahnhöfen von den Bahnbeamten verkauft, immer ſchockweiſe und ſehr billig, oft zu 5 Pf. ein kleiner Baum, natürlich ohne Fußbank. Die kaufen nun die kleinen Händler, welche damit die Ecken und Plätze in den Vorſtädten, den ſog. Armenvierteln, beſetzen und oft ſehr gute Geſchäfte damit machen, denn unter einem Groſchen, alſo mit einem Gewinn von 100 Prozent verkaufen ſie nicht.

Aber auch das Privatpublikum findet ſich auf den Bahnhöfen ein, um gleich von den Händlern wieder ein Bäumchen zu erſtehen; noch haben ſie die Wahl und brauchen nicht erſt nach den Märkten und Plätzen zu gehen. So ſehen wir hier eine Frau mit ihrem Töchterchen; ſie arbeitet wohl auch und hatte ihren Verdienſt nicht eher erhalten, auch iſt er nicht ſo reichlich, daß ſie früher ein großes Exemplar hätte kaufen können. Nun nimmt ſie hier ein Bäumchen, und es wird dieſelben Dienſte thun und ihrem Kinde gerade ſo viel Freude machen, als wäre es ein ſtolzes Prachtexemplar.

Und auf der anderen Seite ſteht ein bunter Haufe von Menſchen aller Art, Arbeiter, Bummler, Händler, rohe Burſche u. dgl. und alle erheben ein wüſtes Geſchrei — aber ſie verlangen ja nur ein billiges Bäumchen, um den Ihren eine Weihnachtsfreude zu machen, und ſo ſei es ihnen verziehen.

Da vorn der eine Junge, der ſo wütend ſchreit, iſt mir bekannt. Sein Vater iſt tot, ſeine Mutter krank, er ſelbſt iſt Laufburſche — die ſchlimmſte Art der Berliner Jungen — in einem Papiergeſchäft. Da hat er ſich nun von ſeinem Prinzipal ein paar Bogen Abfälle von buntem und Goldpapier erbeten, und daraus hat er Netze und Ketten gemacht und für einige erſparte Groſchen hat er ein paar Lichtchen und Äpfel und Pfefferkuchen gekauft, und aus der Taſche guckt etwas hervor, was wie wollene Handſchuhe ausſieht. Es iſt kalt, er hat ſie aber nicht angezogen, ſie wären ihm auch viel zu klein, — ſie ſind für ſein Schweſterchen, ſein Gretchen, die friert immer ſo.

Und nun hat er ein Bäumchen erſtanden, für 7 Pfennig, denn er hat dem Händler etwas abgehandelt. Glücklich geht er damit heim. Die kleine Fichte aber ſtammt aus dem Harz, am Ilſenſtein iſt ſie gewachſen, und die gute Nymphe, die Ilſe, muß wohl dem Bäumchen einen ganz beſonderen Segen mitgegeben haben, denn als der Knabe ins dunkle Zimmer zu Hauſe trat und ſeinem Gretchen die Augen verbunden, unter Androhung aller möglichen Strafen, wenn ſie neugierig das Tuch verrücke, und dann das Bäumchen aufgeſtellt und aufgeputzt und die Lichter angezündet hatte und das Kind nun die Herrlichkeit beſchauen und die Handſchuhe bewundern konnte, da flog ein Engel des Glücks durchs Zimmer, und das Kind jubelte und die Mutter ſegnete ihren wilden Jungen und alle feierten

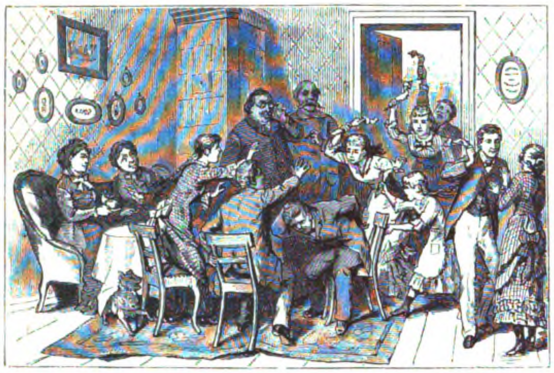
fröhliche Weihnachten!

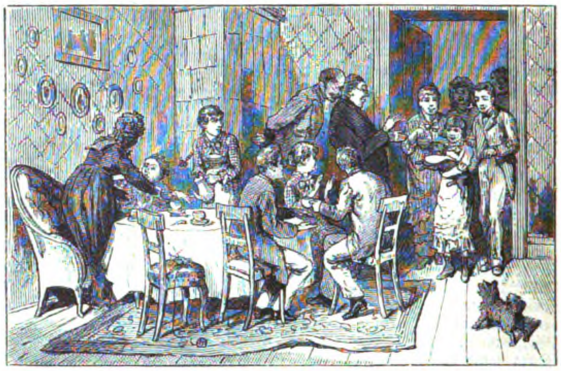
Th. Coßmann.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 12. 1884.

Reim-Raten.

Ein Geſellſchaftsſpiel für die Weihnachtsfeiertage.





Onkel Robert feierte am zweiten Weihnachtstage ſeinen Geburtstag und wie ſonſt, ſo forderte er auch diesmal ſeine Gäſte auf, mit ihm ein neues Geſellſchaftsſpiel zu verſuchen.

„Zunächſt,“ begann er, „bitte ich euch um einige Minuten Aufmerkſamkeit zu einer kurzen Erklärung meines Spiels. Unſere ganze Geſellſchaft teilt ſich in zwei Parteien. Die eine, die wir die A-Partei nennen wollen, geht auf einige Augenblicke in das Nebenzimmer. Ich bleibe mit der B-Partei hier zurück, und wir verabreden ein Wort, welches ihr anderen raten ſollt. Unſer Wort muß ein Zeitwort ſein und ſich mimiſch darſtellen laſſen. Haben wir uns über ein paſſendes Wort geeinigt, ſo nennen wir euch ein anderes Wort, welches auf unſer Rätſelwort reimt. Dann müßt ihr verſuchen herauszufinden, was wir gewählt haben, und wenn ihr glaubt auf der richtigen Fährte zu ſein, ſo müßt ihr das betreffende Wort nicht nennen, ſondern in unſer Zimmer kommen, und das Wort mimiſch darſtellen. Habt ihr das richtige getroffen, ſo löſen wir euch ab, und ihr gebt uns in derſelben Weiſe ein Wort zu raten. Wenn wir nicht dasjenige Wort, welches ihr darſtellt, gedacht haben, ſo geht ihr wieder zurück und müßt einen zweiten, vielleicht auch einen dritten und vierten Verſuch machen.“

Onkel Roberts Erklärung war zu Ende, und das Spiel ſollte ſogleich probiert werden. Nachdem die A-Partei in das Nebenzimmer gegangen war, wurde die Thür geſchloſſen, und Onkel Robert erſuchte die Zurückgebliebenen ihm in betreff eines paſſenden Wortes Vorſchläge zu machen. Genannt wurden die Wörter: „muſizieren,“ „miauen,“ „kennen,“ „rücken,“ „ſtellen,“ „gießen.“ Einige derſelben wurden ſogleich abgelehnt. Man machte mit Recht geltend, daß ein Wort mit der Endung „ieren“ nicht gewählt werden dürfe, da die Zahl dieſer Wörter gar zu groß, und daher das Raten für die anderen zu ſchwierig ſei. „Kennen“ erſchien ungeeignet, weil es ſich zu ſchwer mimiſch darſtellen laſſe. Schließlich entſchied man ſich für das Wort „miauen.“ Onkel Robert öffnete die Thür und teilte der A-Partei mit, daß das zu ratende Wort auf „ſchauen“ reime. Dann wurde die Thür wieder geſchloſſen und die A-Partei fing an zu überlegen, welches Wort wohl gewählt ſein könnte. Man dachte an: „bauen, hauen, trauen u. ſ. w.“ Zuerſt ſollte „hauen“ dargeſtellt werden. Schnell drehte jeder einen Plumpſack, die Thür wurde geöffnet und nun begann eine mimiſche Darſtellung, die an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig ließ.

„Nein, nein!“ rief abwehrend die B-Partei. „Falſch, falſch! Hinaus, hinaus!“

Die A-Partei kehrte nun in das Nebenzimmer zurück und wollte es zunächſt mit dem „Trauen“ verſuchen. Schnell wurde ein Hochzeitszug improviſiert, ein Prediger, ein Brautpaar, einige Brautjungfern u. ſ. w. Aber ſobald die Thür geöffnet war und der Zug erſchien, rief die B-Partei wieder: „Falſch, falſch! Zurück, noch einmal.“ Eben hatte ſich die Thür wieder geſchloſſen, da ſagte Klärchen: „Halt, ich habe eine Idee, und ich glaube eine recht glückliche. Wo iſt Murr?“ Sogleich wurde der Kater Murr hereingeholt. Clärchen nahm ihn auf den Arm und ſagte, ſie glaube beſtimmt, die B-Partei habe „miauen“ gewählt. „Wir wollen es einmal damit verſuchen.“ Die anderen waren einverſtanden, die Thür wurde geöffnet, und nun folgte eine Darſtellung des Miauens, wobei Murr kräftig aſſiſtierte.

„Richtig, richtig! Bravo, bravo!“ rief nun die B-Partei und ging, während die A-Partei zurückblieb, in das Nebenzimmer, um jetzt auch ihr Heil zu verſuchen.

Onkel Roberts Gäſte wiederholten das Spiel wohl fünf- oder ſechsmal und erklärten übereinſtimmend, es mache wenig Kopfzerbrechen und viel Vergnügen.

R. L.

Wer ſich noch nicht zum neuen Jahr mit dem unentbehrlichen Hausrat eines Kalenders verſehen hat, dem ſei beſtens empfohlen:

Daheim-Kalender
für das Deutſche Reich
auf das Schaltjahr
1884.

Herausgegeben von der Redaktion des Daheim.

23 Bogen, mit vielen Illuſtrationen, dauerhaft gebunden, Preis 1 Mk. 50 Pf.

Dreiundzwanzig Bogen von 368 Seiten mit gegen 90 **künſtleriſch ausgeführten Holzſchnitten,** 2 Eiſenbahnkarten und allem, was zu einem guten **Kalender** gehört, für

☛ **1½ Mark** ☚

fertig gebunden: — Das iſt es, was der neue Jahrgang für 1884 ſeinen Leſern bietet. —

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

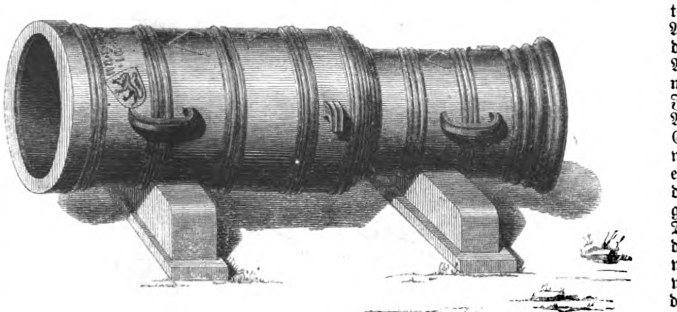
Dritte Daheim-Beilage zu No. 12. 1884.

Eine Hohenzollernwaffe.

„Das erſte Geſchütz war die faule Grete —
Damit beſchoß man Burgen, Flecken und Städte" —.

Mit dieſen kargen Worten gedenkt ein altes artilleriſtiſches Kernlied der mächtigen Waffe, welche der eiſerne Burggraf von Nürnberg, Friedrich VI von Hohenzollern, dereinſt ſo wuchtig zu führen wußte, um den aufrühreriſchen Adel der Mark Brandenburg in die Schranken des ſchuldigen Gehorſams zurückzuzwingen, um Recht und Geſetz in dem verwahrloſten Ländchen wieder zu Ehren zu bringen.

Im Februar 1414 war es, als die „faule Grete" ihre gewaltige Stimme zum erſtenmal auf märkiſchem Boden, inmitten der ſumpfigen Wildnis des havelländiſchen Luchs erſchallen ließ. Dem raub- und fehdeluſtigen Dietrich von Quitzow und ſeinem feſten Schloß Frieſack galten die erſten verderbenbringenden Granitkugeln des rieſenhaften Ungetüms. Noch nie war ſeinesgleichen in Deutſchlands Gauen geſchaut worden, und der trotzige Quitzow, welcher nur die landesüblichen elenden Donnerbüchſen kannte, empfing die Kunde von des Burggrafen Herannahen mit geringſchätzigem Hohnlächeln. Aber bald ſollte er eines andern belehrt werden. Obwohl die ſchwerfällige Grete, der ihr Spottname mit vollem Recht gebührte, nur äußerſt bedächtig und mit langen Pauſen feuern konnte, erwies ſich doch die zerſtörende Wirkung ihrer wohlgezielten Schüſſe um ſo unwiderſtehlicher. Nach wenigen Tagen ſchon war einer der Türme zerſchmettert und zu Fall gebracht; eine breite gangbare Breſche ſchien die Angreifer zum Sturm einzuladen. Dietrich erkannte, daß die Feſte nicht mehr zu halten ſei. Im Dunkel der Nacht entfloh er mit dem größten Teil der Reiſigen auf Nimmerwiederſehn, um als heimatloſer Söldner ſein unſtetes frevelreiches Daſein zu beſchließeu. Am Morgen nach ſeiner Flucht ergab ſich das wehrloſe Frieſack.



Die „faule Mette" von Braunſchweig.

Nun galt es noch, das bei Brandenburg auf einer Landzunge der Havel gelegene Schloß Plaue zu bezwingen, wo der jüngere Bruder, Johann von Quitzow hauſte. Frieſacks Schickſal ſchreckte ihn wenig, denn Plaue galt nicht ohne Grund für die ſtärkſte aller märkiſchen Burgen; ſeine über drei Meter dicken Mauern ſchienen ſelbſt der faulen Grete zu ſpotten. In der That hatte die Beſchießung anfangs nicht den gewünſchten Erfolg; die gerundeten Steine, welche der Koloß ausſpie, zerſplitterten an dem feſteren Geſtein des Schloſſes. Aber die Grete hammerte beharrlich weiter, immer auf dieſelbe Stelle, und nach fünf Tagen hatte ſie die Mauer wenigſtens bis zur Hälfte durchgehämmert. Es konnte alſo nicht mehr zweifelhaft ſein, daß Plaue ſchließlich erliegen müſſe, wie Frieſack. Ein verzweifelter Ausfall, den Johann unternahm, um ſich der Grete zu bemächtigen, ſcheiterte an der Wachſamkeit und Übermacht der Belagerer. Nicht minder mißlang ein Fluchtverſuch, zu dem ſich der hart Bedrängte ſchließlich herbeiließ. Er wurde gefangen und zu Kalbe eingekerkert. Ob er in der Haft geſtorben iſt, oder, wie andere wollen, die Freiheit und Friedrichs Gnade wiedererlangt hat, darüber fehlen zuverläſſige Nachrichten.

Die faule Grete aber hatte mit der Zertrümmerung der beiden Quitzowſchen Raubſchlöſſer ihre erſten und auch ihre letzten Thaten auf märkiſchem Grund vollbracht.

In keiner „Zeugrechnung," in keinem „Stück Inventario" Brandenburgiſcher „Büchſenmeiſter und Konſtabel" iſt je ihr Name genannt worden. Faſt könnte man verſucht ſein, ſie in einer Hinſicht (wenn auch in keiner andern) mit Schillers „Mädchen aus der Fremde" zu vergleichen: auch von ihr gilt: „Man wußte nicht, woher ſie kam; Doch ſchnell war ihre Spur verloren, Sobald die Grete Abſchied nahm." Lange Zeit wenigſtens hat dieſe allerdings auffallende Unkenntnis gedauert. Erſt neueren Forſchungen war es vorbehalten, über den Urſprnng und die ſpäteren Schickſale dieſes merkwürdigen Kanons, welches die Begründung der Hohenzollernmacht in der Mark ſo wacker unterſtützt, einiges Licht zu verbreiten.

In der guten deutſchen Stadt Braunſchweig ſtand die Wiege, d. h. der Gießofen der faulen Grete. Hier wurde ſie, wie die dicht hinter der Mundfrieſe angebrachte Inſchrift deutlich beſagt, im Jahr 1411 gegoſſen. Der Name des genialen Meiſters, dem ein, für die unentwickelte artilleriſtiſche Technik der Zeit ſo ungemein ſchwieriger gigantiſcher Guß gelang, iſt leider unbekannt geblieben. Übrigens wurde ſie nicht „Grete" ſondern „Mette" (Metze) getauft: jenen Namen hat ihr erſt ſpäter die willkürlich bildende Volksſage angedichtet, wobei indes das epitheton ornans „Die Faule" nach wie vor unverändert beibehalten wurde.

Die Mette war ein ſogenanntes „Kammerſtück" d. h. ihre Bohrung oder Seele endete hinten in einer engeren, zur Aufnahme der Pulverladung beſtimmten Kammer, welcher auch die geringere Stärke des hinteren Rohrteils entſprach. Ihr Gewicht betrug 9000 Kilo, und die Seele hatte 67 Zentimeter Durchmeſſer (gegen 43 bei den ſchwerſten Panzergeſchützen von heut); die 375 Kilo ſchweren Granitkugeln ſchoß ſie mit 26 bis 35 Kilo Pulver. Von den äußern Verzierungen des Rohrs fallen, neben zahlreichen Rundſtäben und Henkeln, namentlich mehrere kunſtvolle Relieffiguren (darunter das Braunſchweigiſche Wappen) ins Auge, ſowie die ſchon erwähnte Inſchrift: na. godes. bort m cccc. in. dem elften. iär (nach Gottes Geburt im 1411. Jahr).

Durch Vermittelung des Landgrafen von Thüringen wurden die Braunſchweigſchen Herzoge Heinrich und Bernhard im Jahr 1413 bewogen, ihre koſtbare faule Mette dem Burggrafen von Nürnberg zu ſeiner Fehde gegen die Quitzows zur Verfügung zu ſtellen. Nachdem dieſer kurze Feldzug durch die ſiegreiche Kraft der ehernen Nothelferin zu ehrenvollem Ende geführt war, langte ſie in ihrer Heimat glücklich wieder an und fand nun hinlängliche Muſe, auf ihren wohlerworbenen Lorbeeren faſt acht Jahrzehnte hindurch ſattſam auszuruhen. Erſt 1492 ward ihr erneute Gelegenheit zu kriegeriſcher Thätigkeit gegeben, als ſich Herzog Heinrich (der ältere) der Stadt zu bemächtigen ſuchte. Sie that aber im ganzen in zwei Tagen nicht mehr als zwei Schuß, deren Wirkung überdies gleich Null war; der zweite hätte „beinahe" das herzogliche „Hauptlager" getroffen, ging indes etwas zu kurz. Dann folgte abermals eine Pauſe von 58 Jahren, bis es 1550 einem andern Herzog Heinrich (dem jüngern) gleichfalls gefiel, Braunſchweig wiederum mit einer Belagerung heimzuſuchen. Die unternehmenden Verteidiger hegten diesmal die Abſicht, das Geſchütz durch das Michaelisthor in die Außenwerke zu ſchaffen, vermutlich um es näher an den Feind zu bringen. Aber die Ausführung dieſes ſchönen Gedankens ließ leider viel zu wünſchen übrig — es ging eben nicht. „Denn da ſie daſſelbige", ſagt ein „Fliegendes Blatt", „aus dem Thore bringen wollten und damit auf die Brücke kamen, welche damals noch nicht gewölbet war, wolte die Brücke dieſe Laſt nicht tragen, ſondern es ließ ſich an, als ob ſie brechen wolte." Man hielt es daher vernünftigerweiſe für geraten, ſo ſchleunig wie möglich den Rückweg anzutreten, und ſtellte das Kanon nunmehr im Michaelisbaſtion auf, von wo es in drei Tagen zwei Schüſſe abgab. Die erſte Kugel zerſchellte noch im Rohr in tauſend Stücke (was bei Steingeſchoſſen nicht zu den Seltenheiten gehörte). Nach 48 Stunden aber „wurde es zum andern Mal losgebrennt, und fiel über das Lager (des Herzogs) dreißig Morgen breit, jenſeit dem Teiche nach Melmerode, da das Lager auf dieſſeit des Teiches war." Mit einem Wort: diesmal ſchoß die faule Mette zu weit, während ſie 1492 zu kurz geſchoſſen hatte.

Die preisliche „Feuerwerks- und Büchſenmeiſterkunſt", welche Friedrichs VI Artilleriſten durch gewandte Handhabung des Ungeheuers vor Frieſack und Plaue in ſo hervorragendem Maße entfalteten, war während der ſeitdem verfloſſenen anderthalb Jahrhunderte, ſtatt mit der Zeit fortzuſchreiten, offenbar erheblich zurückgegangen; man verſtand die Mette einfach nicht mehr zu gebrauchen. Die Rieſengeſchütze der erſten Periode waren inzwiſchen durch unvergleichlich viel leichtere und handlichere Kaliber verdrängt worden und damit auch die Erfahrung und Praxis ihrer zweckdienlichen Verwendung naturgemäß verloren gegangen. Es kann deshalb nicht befremden, daß die faule Mette mit ihren beiden mißglückten Schüſſen von 1492 dem Feind zum letztenmal die Stirn geboten hatte. Als unnützes Überbleibſel einer überwundenen Epoche ward ſie in die artilleriſtiſche Rumpelkammer verwieſen und fortan nur noch bei feſtlichen Gelegenheiten zu — blinden Schüſſen benutzt, ſo beim Einzug des Herzogs Julius von Braunſchweig, ferner zur Friedensfeier nach glücklicher Beendigung des dreißigjährigen Krieges, und endlich bei zwei Reformationsfeſten. Sic transit gloria mundis

Und ſelbſt bei ſolch friedlichem Freudenſchießen ſollten der armen alten Mette allerhand Widerwärtigkeiten nicht erſpart bleiben. Als im Jahr 1650 der weſtfäliſche Friedensſchluß unter Glockengeläut und Kanonendonner gefeiert wurde, ließ man in dem allgemeinen Jubel die ſonſtige löbliche Vorſicht außer acht und feuerte das Geſchütz an einem Tage zweimal ab; ja man wollte das Wagſtück ſogar nochmals wiederholen; „das drittemal aber iſt es nach geblieben, weil das Geſchütze wegen der ſtarken Bewegung tief in die Erden geſunken, daß man es mit eiſern Winden und andern Hebezeuge hat wieder herausbringen müſſen."

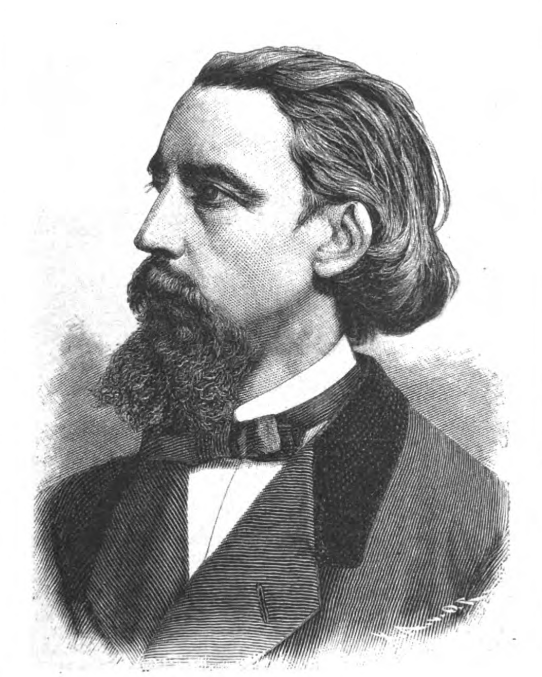
Doch: De mortuis nil nisi bene! Längſt iſt die faule Grete oder Mette zerſägt und eingeſchmolzen und aus ihrem Metall ſind vielleicht nach wiederholten läuternden Metamorphoſen im Flammofen noch ſo manche gute deutſche Bronzerohre hervorgegangen, die durch viele derbe Schüſſe den Schandfleck übermäßiger Faulheit, der ihrer Vorfahrin anhaftete, reichlich getilgt und den hohen Ruhm, welchen ſie dereinſt im Dienſt des erſten Hohenzollern von Brandenburg errang, wacker erneuert haben.

Vierte Daheim-Beilage zu No. 12. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Oskar Begas.

Der Name Begas hat in der Geſchichte der Berliner Kunſt in unſerem Jahrhundert einen vollgewichtigen Klang. Karl Begas, der Stammvater des blühenden Geſchlechts (1794—1854), gehörte mit Wach und Henſel zu den Neſtoren der Berliner Malerſchule und, wenn auch ſeine Hiſtoriengemälde ihn und ſeine Zeit nicht überdauert haben, ſo haben doch ſeine Genrebilder, insbeſondere die „Mohrenwäſche“, noch nichts von ihrer Popularität eingebüßt. Nicht weniger als vier ſeiner Söhne haben ſich mit Erfolg der Kunſt gewidmet, und einer von ihnen, Reinhold, der Bildhauer, iſt ſogar auf ſeinem Gebiete als bahnbrechender Meiſter aufgetreten. Am 10. November iſt der erſte dieſer ſtolzen Reihe ſeinem Vater in das Grab gefolgt, noch bevor er die kurze Spanne Zeit, welche dem menſchlichen Leben nach den Worten des Pſalmiſten im Durchſchnitt geſetzt iſt, ganz durchmeſſen hatte.


Oskar Begas. Geſt. 10. November.

Oskar Begas, der Maler, war am 31. Juli 1828 als der älteſte Sohn ſeines Vaters geboren worden. Als echtes Künſtlerkind entwickelte er ſchon frühzeitig unter den Augen des Vaters ſeine Gaben und genoß dann den Unterricht der Künſtlerakademie. 1849 ging er auf ein Jahr zu ſeiner weiteren Ausbildung nach Dresden und im Jahre 1852 trat er mit dem Stipendium der Berliner Akademie eine Reiſe nach Italien an. Er nahm in Rom ſeinen Aufenthalt und widmete ſich daſelbſt dem Studium der klaſſiſchen Meiſter, insbeſondere Raffaels, welcher auch ſeinem Vater das edelſte und nachahmenswürdigſte Vorbild geweſen war. In Rom malte er außer einigen italieniſchen Genrebildern, von denen eines, die „Plauderſtunde am Brunnen“, in die Berliner Nationalgalerie gekommen iſt, ein großes Altargemälde für die katholiſche St. Michaelskirche in Berlin, die „Kreuzabnahme.“ Dasſelbe erſchien auf der Kunſtausſtellung des J. 1854 und brachte dem jungen Künſtler die vollſte Anerkennung für ſeine fleißigen Studien nach den klaſſiſchen italieniſchen Meiſtern ein, welche ſich beſonders in der abgerundeten Kompoſition, in der edlen Charakteriſtik und dem ergreifenden Ausdruck der Geſtalten und dem harmoniſchen Kolorit kundgaben. Er wurde mit der kleinen goldenen Medaille für ſein ernſtes Streben belohnt. Nach ſeiner Rückkehr in die Heimat kultivierte er mit beſonderem Erfolge die Porträtmalerei, ſo daß ihm Friedrich Wilhelm IV den Auftrag erteilte, für eine Galerie von Mitgliedern der Friedensklaſſe des Ordens pour le mérite mehrere Bildniſſe zu malen. Auf der Kunſtausſtellung des Jahres 1856 erſchienen die erſten, Johannes Müller und Böckh, denen ſpäter noch einige, unter ihnen das beſonders wohlgelungene des Cornelius folgten, welchem Begas eine beſondere Verehrung zollte. Dieſelbe Kunſtausſtellung hatte auch noch ein religiöſes Bild von ſeiner Hand, die „Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradieſe“, aufzuweiſen; aber der Erfolg desſelben war nicht ſo ermutigend, daß Begas noch weitere Schritte auf dieſem Gebiete verſuchen mochte. Deſto lebhafteren Beifall fand er mit ſeinen Bildniſſen, in welchen er eine vornehme durchgeiſtigte Auffaſſung mit vollſter Naturwahrheit zu verbinden wußte, wie überhaupt ſein ganzes künſtleriſches Streben darauf gerichtet war, zwiſchen der einſeitig zeichneriſchen Richtung der Cornelianiſchen Schule und dem modernen Kolorismus zu vermitteln. Im Jahre 1859 porträtierte Begas den damaligen Prinzregenten, unſeren jetzigen Kaiſer, und ſpäter wurde ihm auch die Ehre zu teil, den Kronprinzen zu malen. In den letzten Jahren gelangen ihm beſonders die Bildniſſe von Künſtlern und Gelehrten, für deren geiſtiges Weſen er ein feines Verſtändnis beſaß.

Sein zartes, anmutiges Kolorit befähigte ihn vorzugsweiſe auch für die dekorative Malerei, und ſeit dem Aufſchwung der Berliner Bauthätigkeit am Ende der ſechziger Jahre fand er mehrfach Gelegenheit, ſeinen feinen Geſchmack, ſeine reiche, leichtbeſchwingte Phantaſie auch auf dieſem Gebiete des künſtleriſchen Schaffens zu bethätigen. Im Feſtſaale des Berliner Rathauſes dekorierte er die Lünetten der Decke mit allegoriſchen Figuren und Genien, für den Hauptſaal der Kaiſergalerie ſchuf er eine große, ein Feſt darſtellende Kompoſition, in welcher er ſowohl in bezug auf das Kolorit wie auf die Entfaltung ſinnlicher Pracht mit den venetianiſchen Meiſtern wetteiferte, und in verſchiedenen Privatgebäuden Berlins und Kölns ſchmückte er die der Geſelligkeit gewidmeten Räume mit reizvoll erfundenen Schildereien. Seit dem Jahre 1874 beſchickte er die Ausſtellungen auch mit Einzelfiguren aus der Bibel, wie Eva und Magdalena, oder der Mythologie, und 1878 ſah man auch eine größere Kompoſition, das „Urteil des Paris“, welche ein rühmliches Zeugnis für ſeinen geläuterten Formenſinn ablegte. Nach derſelben Richtung zeichnete ſich auch ſeine letzte größere Schöpfung, der „neue Pauſias und ſein Blumenmädchen“ nach Goethes Elegie, auf der Ausſtellung von 1883 aus.

Als paſſionierter Freund der Natur und der Jagd hat ſich Oskar Begas endlich auch auf dem Felde der Landſchaftsmalerei hervorgethan. Seine Landſchaften und Jagdſzenen „Nach dem Schneeſturm“, „Waldſchnepfenjagd auf Rügen“ und „Auf der Treibjagd im Walde“ verraten einen ſcharfen, liebevollen Beobachter der Natur, welcher mit ſeiner Empfindung die jeweilige Stimmung wiederzugeben weiß. Oskar Begas brachte die letzten Jahre ſeines Lebens auf ſeiner Beſitzung an den romantiſchen Ufern des blauen Wannenſees bei Potsdam zu. Dort hat er auch, auf dem Friedhofe der Gemeinde Stolpe, ſeine letzte Ruheſtätte gefunden. Er war ſeit 1866 königlicher Profeſſor und Mitglied der Akademie der Künſte.

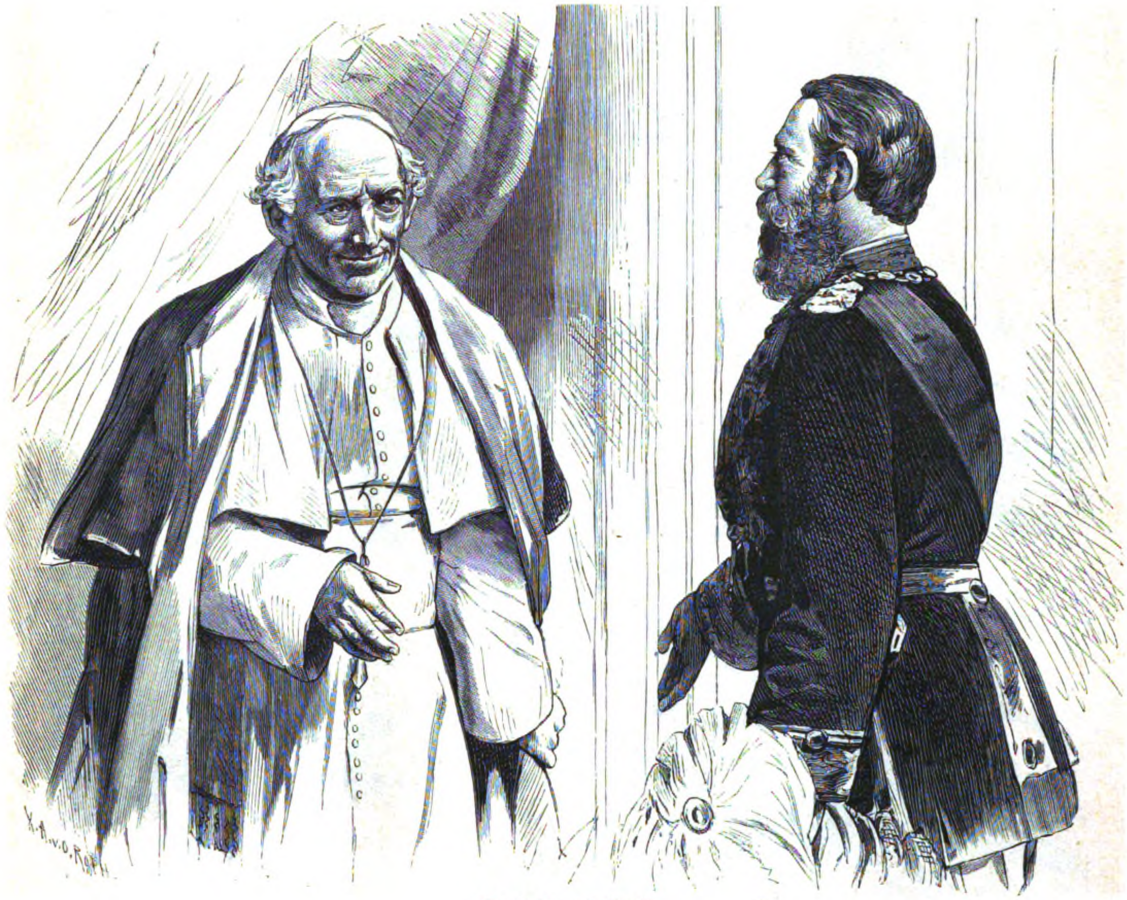
Adolf Roſenberg.

Umſchau in fernen Landen.

Prſchewalski, der bekannte hochverdiente ruſſiſche Reiſende, veröffentlicht jetzt in den Geographiſchen Mitteilungen Berichte über ſeine letzte Reiſe in Innerasien, auf der er bis an die Grenze Tibets vordrang. In der Nähe des Berges Bumſa hatte er achtzehn Tage zu warten und da war in eintöniger Gegend die Jagd auf Lämmergeier und Schneegreife ſeine einzige Unterhaltung. Die Vögel kamen in der Ausſicht auf ein Stück Hammelfleiſch beſtändig herbeigeflogen. Niemals vom Menſchen verfolgt, im Gegenteil durch die Leichen, die ihnen dargebracht wurden, angelockt, benahmen ſich dieſe koloſſalen, ſonſt ſo vorſichtigen Tiere ſehr zutraulich. Die Lämmergeier ſetzten ſich geradezu neben die Küche des Reiſenden, nur zwanzig bis dreißig Schritte von dem als Koch dienenden Koſaken entfernt. Es war Prſchewalski anfangs befremdlich genug, dieſe gewaltigen Vögel von faſt drei Meter Flügelbreite über das Zelt oder den Kopf brauſen, und ſich dann ganz nahe niederſetzen zu ſehen. Man erlegte ſie mit Kugeln aus Berdangewehren und hatte bald ein paar Dutzend beiſammen, von denen die beſten Exemplare für die Sammlung ausgeſucht wurden. Die Schneegreife (Gyps nivicola) waren vorſichtiger; ſie ſchwebten zwar beſtändig über dem Lager, ließen ſich aber dann in 500 Schritt Entfernung nieder. Ganze Salven, die auf ſie abgefeuert wurden, blieben erfolglos, weil der Körper — bei ungeheurer Flügelweite — nicht größer als der einer Gans und daher in großer Entfernung ſchwer zu treffen iſt. Man beſchloß ſie daher zu vergiften und legte die Eingeweide eines Hammels mit Cyankali aus. Aber die vorſichtigen Tiere „merkten Lunte“ und kreiſten erſt zwei Stunden über dem Fraß, ehe einige auf demſelben ſich niederließen. Dies war das Signal für dreißig bis vierzig andere, die ſich nun auch zu freſſen anſchickten. Die Hinterſten hatten ſich aber noch nicht geſetzt, als die ganze Schar ſich wieder erhob und wie im Schrecken davonflog. Das Gift hatte indeſſen ſchon gewirkt und ſechs Greife fielen augenblicklich tot nieder.

Daheim-Beilage zu No. 13. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Kronprinz und Papſt.

Unſer Kronprinz im Vatikan.

Es iſt ein höchſt denkwürdiger Augenblick, den unſer Bild darſtellt: die Begrüßung des künftigen deutſchen Kaiſers mit dem geiſtlichen Oberhirten der römiſch-katholiſchen Welt und damit auch des deutſchen römiſch-katholiſchen Bekenntniſſes.

Der Papſt bewohnt bekanntlich in Rom jene rieſige Anhäufung von Paläſten, die man den Vatikan nennt. Innerhalb dieſes Raumes iſt er ein Souverän und verfügt als ſolcher auch über eine Armee, die thatſächlich natürlich nur in einer Palaſtwache und zwar aus der Schweizer- und der Nobelgarde ſowie aus Gendarmen beſteht.

Am 18. Dezember nun, begab ſich der Kronprinz, der als Gaſt des Königs von Italien in Rom weilte, um 1 Uhr in den Vatikan. In ſeinem Gefolge befanden ſich General von Blumenthal, General von Miſchke, Kammerherr von Normann, Major von Sommerfeld, ſowie die Herren von Nyvenheim, Kaſſel und Rotenhan. Auf der Treppe warteten die Hausbeamten des Papſtes auf den hohen Gaſt, in den Sälen bildeten die Truppen in ihren maleriſchen Trachten Spalier. Der Papſt empfing den Kronprinzen auf der Schwelle ſeines Privatzimmers und blieb faſt eine Stunde lang allein mit ihm. Sodann kehrten beide in den Saal zurück, wo dem Papſt das Gefolge des Kronprinzen vorgeſtellt wurde. Bei dieſer Gelegenheit erinnerte der Papſt daran, daß es gerade der Jahrestag ſei, an dem er vor dreißig Jahren zum Kardinal ernannt wurde. Zufällig hielt ſich aber damals der Kronprinz gleichfalls in Rom auf und der damalige Papſt erwähnte dieſes Umſtandes in der Audienz, die er dem neuen Kardinal erteilte.

Nachdem der Kronprinz ſich vom Papſte verabſchiedet hatte, beſichtigte er unter der Führung des päpſtlichen Staatsſekretär Jacobini die reichen Bilderſammlungen im Vatikan ſowie die Peterskirche, die ebenfalls in dem, dem Papſt vorbehaltenen Teil der Stadt liegt. Damit war der Beſuch im Vatikan abgeſchloſſen.

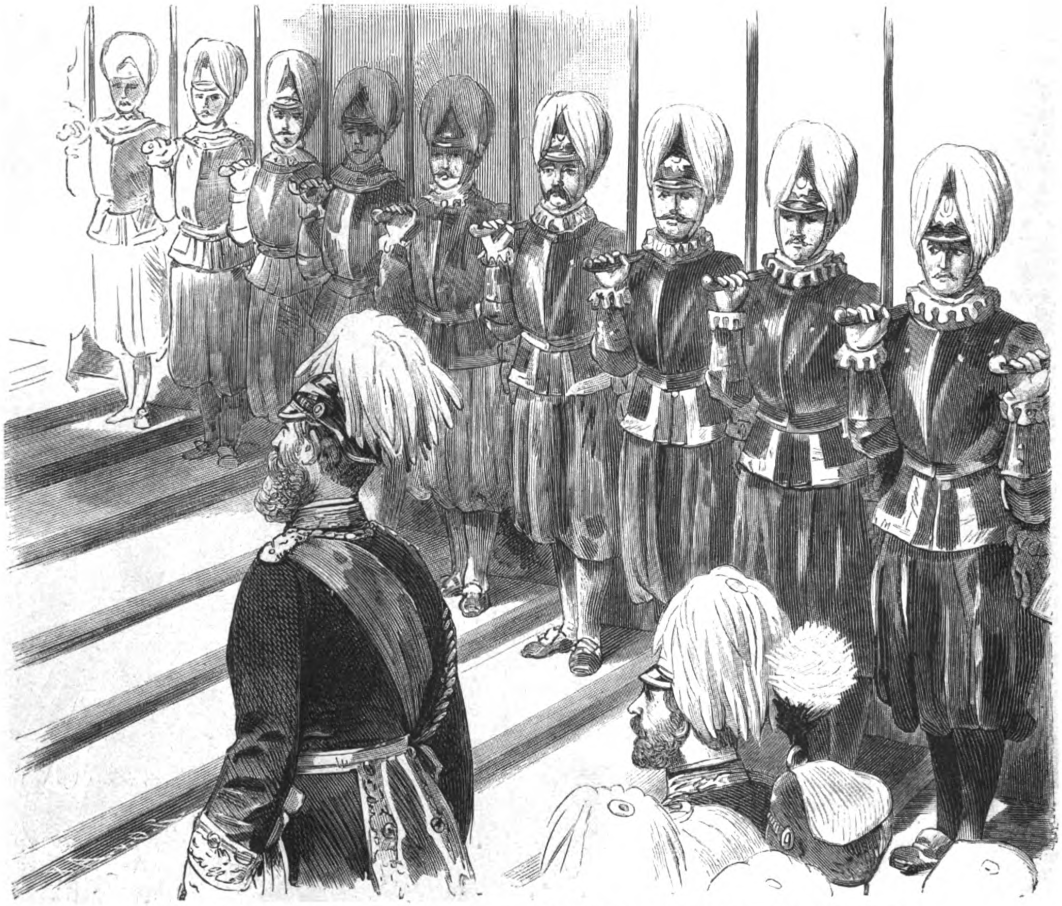
Umſchau in fernen Landen.

Die Deutſchen in Havana ſpielen unter der dortigen fremden Bevölkerung eine hervorragende Rolle. Der deutſche Klub hat zwar ein ſehr beſcheidenes, kleines Lokal, aber er iſt der einzige nichtſpaniſche Klub in Havana und nimmt dort dieſelbe Stellung ein, wie die deutſche Geſellſchaft in Rom; zu jeder noch ſo kleinen Feſtlichkeit, welche von ihm veranſtaltet wird, drängen ſich die Spanier und übrigen Fremden in Scharen, weil ſie dort eines ſinnigen und frohen Feſtes gewiß ſind. Wie die Deutſchen unter den Ausländern in der Havana numeriſch überwiegen, ſo haben ſie auch das Hauptexportgeſchäft in Händen. Mit dem Import hapert es dagegen ein wenig. Die weitverbreitete Klage über die Deviſe „billig und ſchlecht“ tritt hier beſonders ſtark auf. Schlechte Goldwaren, woher ſie auch ſtammen mögen, tragen den Namen oro aleman, und von der deutſchen Verpackung und Aufputzung hält man erſt recht nichts. Und wie leicht ließen ſich dieſe nur zu wohl begründeten Beſchwerden beſeitigen, wenn man ſich daheim mehr Mühe um die Bekanntſchaft mit dem außereuropäiſchen Markt geben würde.

So leſen wir in dem „Reiſetagebuch“ von Dr. Hans Meier, der 1881 bis 1883 um die Welt fuhr. Dieſes im bibliographiſchen Inſtitut zu Leipzig gedruckte Tagebuch iſt nur als Manuſkript für Freunde beſtimmt — es verdiente aber wohl in weiteren Kreiſen bekannt zu werden, da es ſehr friſch und anſchaulich geſchrieben iſt und in einzelnen Partieen auch lehrreichen und für die Wiſſenſchaft neuen Stoff bietet.

Daheim-Beilage zu No. 14. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Die päpſtliche Schweizergarde auf der Treppe des Vatikan ſalutiert den deutſchen Kronprinzen.

Der Kronprinz im Vatikan.

Wir führten unſeren Leſern in der vorigen Nummer die Begrüßung des Kronprinzen mit dem Papſte vor. Heute bringen wir eine andere nicht minder eindrucksvolle Szene: Der Kronprinz und ſein Gefolge ſteigen die Treppe hinan, auf deren Stufen die Schweizergarde des Papſtes den hohen Gaſt ſalutiert.

Zwei Zeitperioden, zwiſchen denen eine Welt liegt, begegnen ſich in dieſem Augenblick. Hier der ruhmgekrönte Feldherr ſeines Volkes und ſein Gefolge, die keinen anderen Krieg, keinen anderen Dienſt kennen, als den im Intereſſe ihres Vaterlandes — dort die letzten Ausläufer jener Söldnerbanden, die aus dem Krieg ein Handwerk machten und für Jeden zu haben waren, der über bares Geld verfügte. Für Geld dienten die Schweizer der Vergangenheit wie unſere Landsknechte Jedem und lief der Sold nur richtig ein, ſo ließen ſie ſich für ihre Herren auch, wenn nötig, in Stücke hauen.

Heute dienen nur noch in Rom Schweizer und auch dort bilden ſie nur noch eine bunt aufgeputzte Paradetruppe, deren Harniſche und Flamberge nicht mehr zu Schutz und Trutz, ſondern nur noch als Schmuck dienen. In blau-rot-gelben Wämſern und Hoſen — den Farben von Luzern — ſtehen ſie da, in derſelben Tracht, in welcher ſie einſt unter Papſt Julius III Dienſte leiſteten. Im Ganzen ſind ihrer noch hundert Mann und ihre Aufgabe beſteht darin, im Palaſt Wache zu ſtehen.

Wer ſich noch nicht zum neuen Jahr mit dem unentbehrlichen Hausrat eines Kalenders verſehen hat, dem ſei beſtens empfohlen:

Daheim-Kalender
für das Deutſche Reich
auf das Schaltjahr
1884.

Herausgegeben von der Redaktion des Daheim. — 23 Bogen, mit vielen Illuſtrationen, dauerhaft gebunden. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Dreiundzwanzig Bogen von 368 Seiten mit gegen 90 **künſtleriſch ausgeführten Holzſchnitten,** 2 Eiſenbahnkarten und allem, was zu einem guten **Kalender** gehört, für ☛ 1½ **Mark** ☚ fertig gebunden: — Das iſt es, was der neue Jahrgang für 1884 ſeinen Leſern bietet. —

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim-Beilage zu No. 15. 1884.

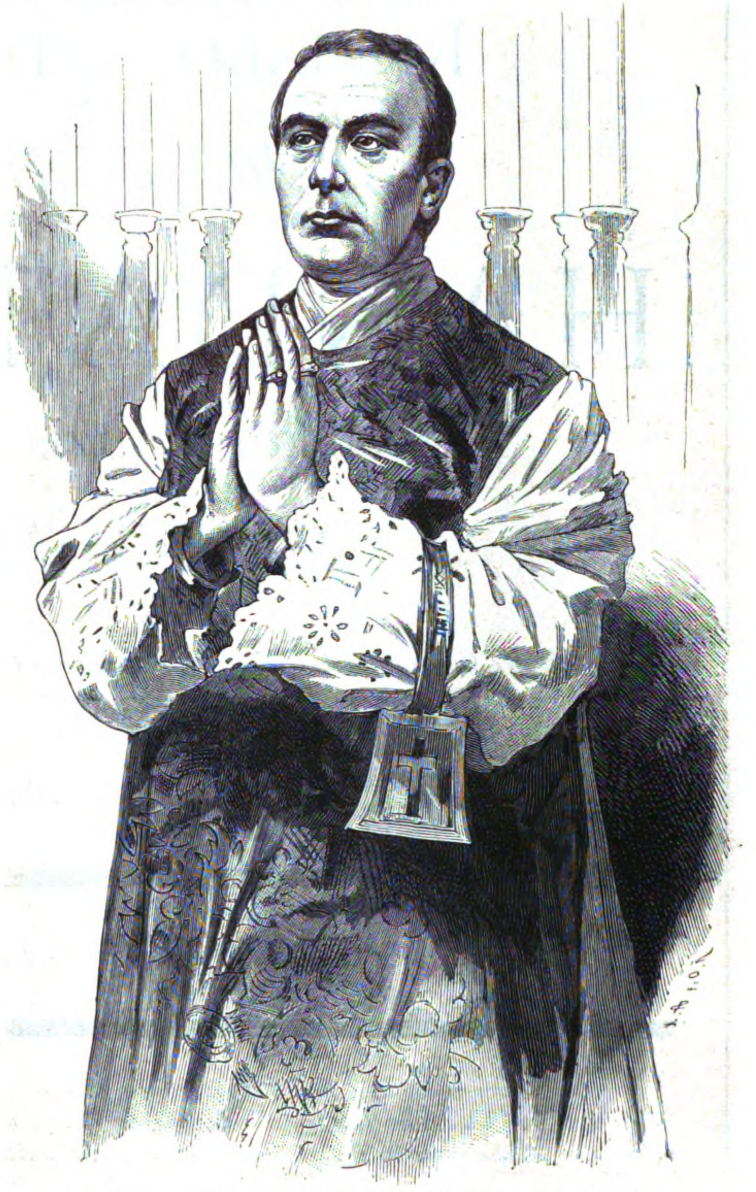
Aus der Zeit — für die Zeit.

Der Kardinal Hohenlohe in Berlin.

Es gibt Perſonen, deren Namen, ſei es nun nach ihrem Willen oder ſei es durch die Gewalt der Thatſachen, gleichſam ein ganzes Programm enthält, ſo daß das Prinzip, welches ſie vertreten, ſich gewiſſermaßen mit ihnen identifiziert. Eine ſolche Perſönlichkeit iſt der Kardinal Hohenlohe. Obgleich der Fürſt ſich nie an die Öffentlichkeit gewandt hat, weiß doch jedermann, daß er allezeit die Idee in ſich verkörpert hat, man könne ſehr wohl gut deutſch und zugleich gut römiſch-katholiſch ſein, ſein Erſcheinen in Berlin wird daher allgemein ſo aufgefaßt, als ob er eine Friedenstaube, als ob endlich der Weg gefunden ſei, die Anforderungen, welche der Staat in Deutſchland ſtellen zu müſſen glaubt, mit den Forderungen der römiſch-katholiſchen Kirche in Einklang zu bringen. Man möge über die letzteren denken, wie man wolle, ſo iſt es doch immerhin eine Thatſache, daß viele unſerer römiſch-katholiſchen Mitbürger ſich in ihren Gewiſſen bedrängt fühlen, auch der Proteſtant wird ſich daher nur freuen können, wenn der Anlaß zu dieſen Beſchwerden wegfallen dürfte.

Der Kardinal, Fürſt Guſtav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürſt iſt ein Bruder des deutſchen Botſchafters in Paris, des Fürſten Chlodwig Hohenlohe. Beide entſtammen jenem erlauchten Dynaſtengeſchlecht, das, ungleich ſo vielen anderen Geſchlechtern des hohen deutſchen Adels, deren alter Namen nur dem Hiſtoriker oder den Leſern des Gothaiſchen Almanachs bekannt iſt, allezeit ſich am Leben der Nation auf das lebhafteſte beteiligt und in den Kämpfen unſeres Jahrhunderts ſtets eine gut nationale Geſinnung bethätigt hat. Dem deutſchen Patrioten iſt der Name Hohenlohe der einer der älteſten, deutſcheſten und tüchtigſten Familien, über die unſer Volk verfügt.

Der Kardinal Hohenlohe iſt am 26. Februar 1823 geboren und ſeit 1866 Kardinal. Es wird noch erinnerlich ſein, daß er 1872 Geſandter des deutſchen Reiches beim Papſte werden ſollte. Damals war er dem Papſte nicht genehm. Vielleicht liegen die Dinge künftig einmal anders.



Kardinal Hohenlohe celebriert die Meſſe in der Hedwigskirche zu Berlin
am 30. Dezember 1883.

Umſchau in fernen Landen.

„Reiſebilder“ eigener Art ſind es, die uns der Prediger der St. Petersburger deutſchen evangeliſchen Gemeinde, Hermann Dalton, bietet, ein Mann bereits genau bekannt mit dem europäiſchen Orient. Er führt uns in denſelben nach Griechenland und Kleinaſien (Bremen, C. E. Müller 1884) und gibt uns „Randzeichnungen zu einigen Stellen des Neuen Teſtamentes.“ Philippi, Theſſalonich, Athen, Smyrna, Caeſarea und Rom werden in der angedeuteten Richtung mit ebenſo großer exegetiſcher Gelehrſamkeit als in ſchöner, feſſelnder Sprache vorgeführt. Dieſe letztere erinnert in manchen Stellen an den „Fragmentiſten“, an Philipp Jakob Fallmerayer, der ja auch alle jene Länder und Orte beſuchte und ſchilderte. So gleich da, wo von der Reiſe des Apoſtels Paulus von Philippi nach Theſſalonich in Mazedonien die Rede. „Durch ſchöne, fruchtbare Gegend führte der mit breiten Marmorfließen dauerhaft gepflaſterte Weg. Faſt tropiſch iſt der Pflanzenwuchs in der lachenden Ebene; hoch ſchießt die Baumwollenſtaude auf und dabei die kühlen Waldgänge in den Ausläufern des Pangäusgebirges, die klaren Quellwaſſer, von ſorgſamer Hand längs der Landſtraße unter den rieſigen Platanen in wohlgefaßten Brunnen geſammelt. Ob wohl Paulus und ſeine Gefährten für ſolche landſchaftliche Reize empfänglich geweſen ſind? In der Bild- und Gleichnisſprache des Herrn verlautet ſo viel öfter das ſinnige, ſeelenvolle Verſtändnis, das herzliche Leben und Weben in der Natur, als bei dem, der ſeine Jugend in den Rabbinenſchulen verbracht.“

Auf römiſcher Kunſtſtraße über Amphipolis kommt der Apoſtel am Berge Olympos vorüber. „Der Olymp feſſelt ihn nicht; ſeine Höhe iſt auch ihm leer, aber nicht wie den ungläubigen Römern, in deren Weltanſchauung kein Raum für eine Stätte Gottes unter den Menſchen geblieben iſt, ſondern weil er die Zeit gekommen und ſich als ihren Herold an die Griechen weiß, daß man weder auf dieſem Berge noch zu Jeruſalem anbeten wird. Denn Gott iſt ein Geiſt und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten.“ Auf der Kenntnis der Alten und Anſchauung des heutigen Saloniki baut Dalton das alte Theſſalonich neu auf und ſtellt mitten hinein zwiſchen die Griechen und jüdiſchen Händler den gewaltigen Jünger, Schritt für Schritt ihn verfolgend und dann die entſtandene Gemeinde ſchildernd, alles auf Grundlage topograhiſcher Anſchauung und durchdrungen von dem Geiſte, den die Stätte aushaucht, welche der größte Apoſtel weihte.

Verlag von VELHAGEN & KLASING in Bielefeld und Leipzig.

= Vollständig liegt vor, dauerhaft und solid gebunden: =

RICHARD ANDREE'S

Allgemeiner

HANDATLAS

in sechsundachtzig Karten

mit erläuterndem Text

Herausgegeben

von der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig

unter Leitung von

Dr. Richard Andree

Preis M. 20 — In solidem Lederbande M. 25

Die Verlagshandlung hat hiermit etwas geboten, was vor ihr noch niemand zu keiner Zeit und in keinem Lande zu unternehmen gewagt hat: einen grossen Handatlas von vollendeter Ausführung und auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft stehend für

→ **Zwanzig Mark** ←

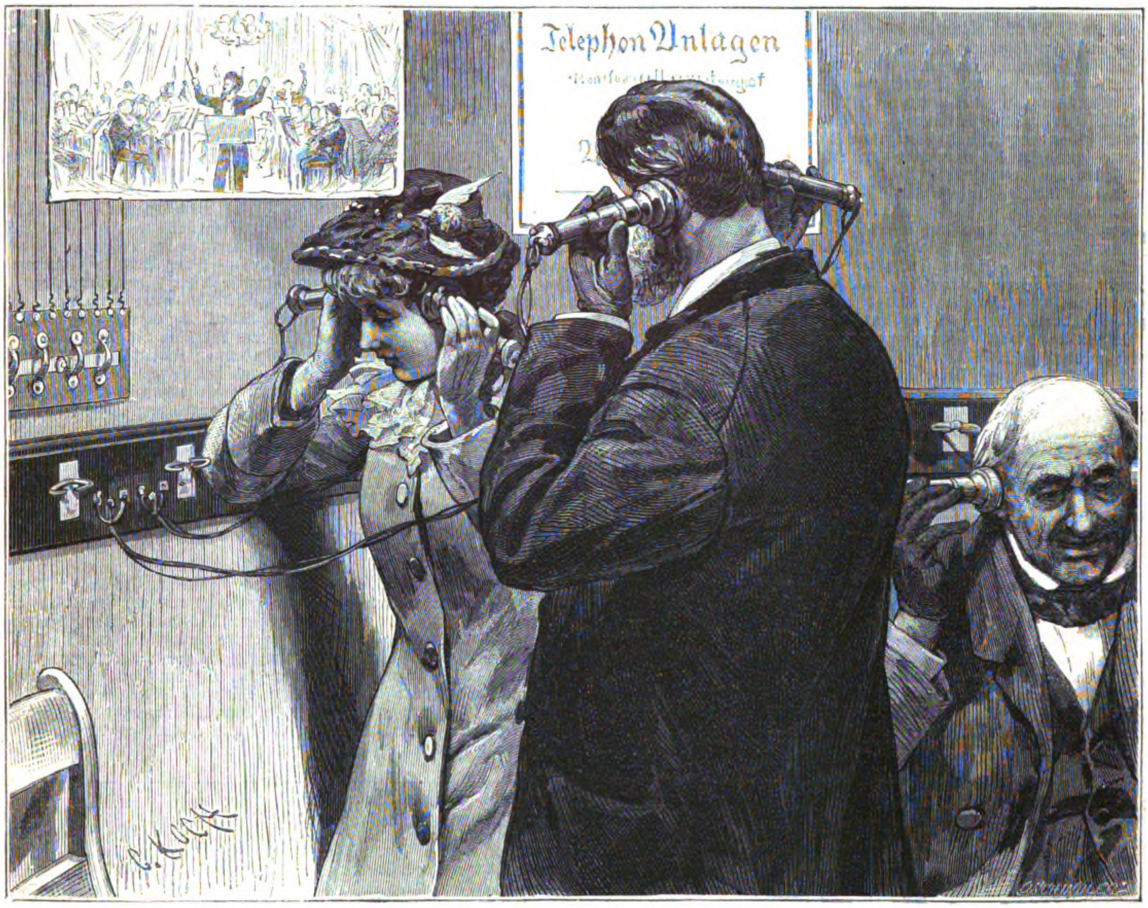
Dieser Thatsache etwas hinzuzufügen ist unnötig; fortan wird der grosse Spezialatlas, bisher vermöge seines Preises ein Privilegium enger Kreise, Allgemeingut werden.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Daheim-Beilage zu No. 16. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Telephonkonzerte.



Ein Konzert per Telephon: **Im Hörkabinett der Philharmonie zu Berlin.**

Als der Amerikaner **Graham Bell** das praktiſch brauchbare Telephon erfunden hatte, erregte der verhältnismäßig einfache Apparat, vermittelſt deſſen das geſprochene Wort auf weite Entfernungen hin hörbar übertragen werden konnte, nicht nur allgemeines Aufſehen, ſondern es bemächtigte ſich die Praxis desſelben, um den Fernſprecher den modernen Verkehrsmitteln hinzuzufügen und dem Drahtzwiegeſpräch eine hervorragende Stellung im öffentlichen und privaten Leben zu erobern. Ländliche Poſtanſtalten ſind nunmehr im deutſchen Reiche zahlreich mit den nächſten Telegraphenſtationen durch Telephonanlagen verbunden, die billig in der Anlage ſind und von dem Beamten nicht die Kenntnis des Telegraphierens verlangen, und was die Städte anbelangt, ſo ſind ſowohl große wie kleinere bereits in wenigen Jahren förmlich von Telephondrähten überſpannt, welche dem lokalen Sprachverkehr dienen. (Vergl. Daheim 1882, Nr. 25.)

Es darf daher das Telephon als ein allgemein bekannter Apparat betrachtet werden und da die Gelegenheit häufig geboten wird, haben die meiſten Leſer des Daheim gewiß ſchon ſelbſt einmal telephoniſch geſprochen und gehört, ſodaß ihnen erinnerlich iſt, wie das geſprochene Wort, trotz der Dämpfung, welche es erleidet, dennoch deutlich mit allen Eigentümlichkeiten der Klangfarbe an das Ohr gelangt. Man kann ſogar Bekannte an der Stimme erkennen.

Das Telephon übermittelt daher nicht allein die Grundtöne, ſondern auch alle Nebentöne, welche die Klangfarbe einer geſprochenen, geſungenen oder auf einem Inſtrumente erklingenden Note hervorbringen und ſo lag der Gedanke nahe, auch den Verſuch zu machen, die Klangmaſſen eines vollſtändig beſetzten Orcheſters durch das Telephon von einem Orte nach dem anderen zu übertragen. Das erſte derartige Experiment wurde während der elektriſchen Ausſtellung zu Paris mit größtem Erfolg angeſtellt, indem man die große Oper mit dem Ausſtellungspalaſt telephoniſch verband und für geeignete, im Orcheſter angebrachte Schallfänger Sorge trug. Bald darauf wurde in ähnlicher Weiſe das Berliner Opernhaus mit dem Haupttelegraphenamt verbunden, aber nur Auserwählten ward der Zutritt in das Hörkabinett geſtattet und ſpäter wurde in den Nebenräumen der Philharmonie in Berlin ein Hörkabinett eingerichtet, in welchem das Publikum die in dem Hauptſaale exekutierten Konzertnummern mittels Telephon vernehmen konnte. Da jedoch die Entfernung des Kabinetts vom Konzertſaale nur eine geringe iſt, ſo wurden mehrere Kilometer Draht, welche paſſend auf Rollen gewickelt waren, in die Leitung eingeſchaltet um den Weg, den die Muſik nehmen mußte, zu verlängern. An allen größeren Orten, wo elektriſche Ausſtellungen ſtattfanden bildete die telephoniſche Muſikübertragung einen Hauptanziehungspunkt und da jedes Orcheſter und jedes Inſtrument als Muſikquelle dienen kann, handelt es ſich hauptſächlich um die Einrichtung der von fremden Geräuſchen und Lärm möglichſt unbehelligten Hörkabinette.

Unſere Illuſtration zeigt das Innere des Hörkabinetts und einige andächtige Lauſcher, welche die Telephone möglichſt nahe an die Ohrmuſcheln halten, um keinen Ton von dem Orcheſter zu verlieren, das der Künſtler in voller Thätigkeit dargeſtellt hat. Die Drähte, welche neben dem, in kleinem Formate gezeichneten Orcheſter an der Wand herablaufen, führen nach den ſogenannten Transmitter, welche in unmittelbarer Nähe des Orcheſters angebracht ſind, um die Schallwellen aufzufangen und dieſelben in ſchwache, elektriſche Ströme zu verwandeln. welche ſich in dem Telephon wieder in Schallwellen — Töne — umſetzen.

Der Effekt iſt ein überraſchender, denn obgleich die Kohlenſpitzen der Transmitter, welche durch den Schall in leichte Bewegung verſetzt werden, ebenſo ſpitz ſind wie geſchärfte Bleiſtifte, ſo vermögen ſie dennoch die gewaltigen Tonmaſſen ſelbſt einer Wagnerſchen Kompoſition ohne Verluſt zu Gehör zu bringen. Freilich klingt die Muſik gedämpft, als wäre der Hörer durch eine dünne Bretterwand von ihr getrennt, aber es fehlt kein Ton und keine Klangwirkung bleibt aus, ſobald für eine zweckmäßige Aufſtellung der Transmitter in der Nähe der Inſtrumente Sorge getragen wurde.

Ich hatte Gelegenheit, während der elektriſchen Ausſtellung zu München einen ganzen Akt des „Tanhäuſer“ telephoniſch im Ausſtellungsgebäude zu hören, das eine Viertelſtunde vom Hoftheater entfernt liegt. Vor dem Beginn der Ouvertüre vernahm man das Gemurmel des Publikums, das Stimmen der Inſtrumente und das Klappen der Sitze. Dann begann die Ouvertüre. Wie aus weiter Ferne drangen die gehaltenen Töne der Blasinſtrumente an mein Ohr, mit welchen der Pilgerchor beim Anfang der Ouvertüre auftritt. Das Piano dieſer Stelle brachte die Täuſchung einer weiten Entfernung hervor; mit dem Crescendo ſchien das Orcheſter jedoch näher zu rücken, bis ſchließlich beim Forte die Töne in nächſter Nähe hinter einer Wand zu erklingen ſchienen. Richtet man während des Hörens die Augen auf den Fußboden, ſo vermeint man, die Töne unter ſich zu vernehmen, blickt man nach oben, ſo verlegt man den Sitz des Orcheſters unwillkürlich über ſich. Bei geſchloſſenen Augen dagegen hört das Ohr die Muſik in ähnlicher Weiſe, wie die aus dem myſtiſchen Abgrund des Bayreuther Wagnertheaters hervorquellenden Klänge und die Phantaſie vermag nun ſich die idealſte Szenerie zu den Tönen hinzu zu träumen. Würde man, telephoniſch hörend, gleichzeitig den Klavierauszug oder die Partitur des betreffenden Muſikſtückes oder der Oper mit den Augen ſtudieren, ſo würde ein bis dahin unbekannter Genuß für jeden bereitet werden, der Muſik ohne ſtörende Nachbarſchaft liebt und ſich lernend mit einer Kompoſition beſchäftigen möchte. Die geleſenen Noten erklingen dann gleichzeitig und da das Telephon die Orcheſtermuſik meilenweit überträgt, könnte der Muſikfreund dieſes Genuſſes in ſeinem Heim teilhaftig werden, wenn es dahin käme, daß die vorhandenen Telephonverbindungen an die Transmitter der Konzertſäle oder Opernhäuſer angeſchloſſen würden, zumal der Realiſierung dieſes Gedankens keine Unmöglichkeiten hindernd entgegenſtehen.

Das Telephon überträgt nicht allein die Klänge des Orcheſters, ſondern auch die menſchliche Stimme und den Ausdruck, welchen der Sänger in ſeinen Geſang legt. Herr von Perfall, der Intendant des Hoftheaters zu München, hat eine Telephonleitung von der Oper nach ſeiner Villa zu Tutzingen am Starnberger See legen laſſen und kann dort nicht allein den Verlauf der Ausführung verfolgen, ſondern auch den Beifall des Publikums vernehmen. Selbſt die Stellung der Sänger und Sängerinnen kontrolliert das Telephon, denn wendet der Sänger ſich nach rechts, ſo hört das rechte Ohr deutlicher, wendet er ſich nach links, dann umgekehrt. Erklingt der Ton beſonders ſtark, ſo ſingt der Sänger gegen die an der Brüſtung des erſten Ranges angebrachten Schallfänger und der Schluß, daß der Sänger um den loſe ſitzenden Beifall der oberen Ränge wirbt, iſt ein durchaus richtiger. Das Merkwürdigſte waren jedoch die Experimente auf der Telephonverbindung zwiſchen München, Tutzing am Starnberger See und Oberammergau, deren Leitung fünfundneunzig Kilometer oder dreißig Wegſtunden betrug.

In Oberammergau hatte der Herr Lehrer für die Dauer der Ausſtellung den muſikaliſchen und deklamatoriſchen Teil unter Aſſiſtenz der am Paſſionsſpiel mitwirkenden ländlichen Kräfte übernommen. Am Tage ſprach der Lehrer mit den Hörern in München, oder ſpielte ihnen ein Stück auf der Geige oder dem Harmonium vor. Am Abend verſammelten ſich die Paſſionsſpieler bei dem Lehrer und ſangen Chöre oder Volksweiſen, die trefflich zu Gehör kamen.

In dem etliche Wegſtunden von Oberammergau entfernten Tutzing verſah die ſangeskundige Frau des im Glaspalaſte ſtationierten Inſpektors des Oberammergaukabinettes den Telephondienſt. Der Inſpektor ruft: „Käthe, es ſind Hörer hier in München, kannſt du ein Lied mit dem Herrn Lehrer in Oberammergau ſingen?“ — Pauſe. — Wir hören darauf in München, wie Frau Käthe von Tutzingen aus mit dem Lehrer in Oberammergau ſpricht: „Sind Sie da, Herr Lehrer?“ — „Jawohl!“ tönt es von Oberammergau zurück, „was wünſchen Sie?“ — „Wir möchten ein Lied zuſammenſingen!“ — „Wollen Sie die zweite Stimme übernehmen?“ fragt der Inſpektor von München den Lehrer in Oberammergau. — „Sehr gern!“ — Pauſe. — Frau Käthe beginnt nun ein Lied zu ſingen; nach einigen Takten fällt der Herr Lehrer, der in ſeinem Telephon die Stimme der Frau Käthe genau hört, mit dem Bariton ein und wir vernehmen ein Duett, deſſen Sänger mehrere Stunden von einander entfernt ſind. Um das Maß des Merkwürdigen voll zu machen, begibt ſich der Inſpektor an einen Transmitter und ſingt die dritte Stimme zu dem Liede und das Terzett Oberammergau, Tutzingen und München — Entfernung fünfundneunzig Kilometer — iſt komplett. Wäre die telephoniſche Tonübertragung keine Thatſache, ſo möchte man geneigt ſein, ſie für ein Erzeugnis der Phantaſie zu halten. Sie iſt aber eine Realität und dabei dennoch ſo überraſchend und anziehend, daß wir jedem, dem ſich die Gelegenheit bietet, raten, das Anhören von Telephonkonzerten nicht zu verſäumen. **Julius Stinde.**

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Aufſehen erregt das den Herren A. Keim und F. Thenn in München patentierte Verfahren zur Konſervierung und Färbung von Kunſtdenkmälern aus Stein und Thon. Bekanntlich verwittern ſolche Denkmäler in unſerem feuchten und kalten Klima ſehr raſch, weil das Waſſer in die feinen Poren des Steins eindringt, hier alsdann gefriert und, da Eis mehr Raum einnimmt als Waſſer, ſomit ein Abblättern und Riſſigwerden des ſchönen Materials verurſacht. Deshalb wird jetzt für Denkmäler im Freien die Bronze vorgezogen und man iſt genötigt, Marmordenkmäler im Winter in eine unſchöne Hülle von Stroh und Brettern zu kleiden. Das neue Verfahren beſeitigt dieſe Übelſtände angeblich in der vollkommenſten Weiſe. Der zu ſchützende Gegenſtand wird zuvor gereinigt und von jeder Waſſerſpur befreit, worauf er einen Anſtrich aus Barytwaſſer, ſchwefelſaurer Magneſia, Kaliwaſſerglas und Kieſelfluorwaſſerſtoffſäure erhält. Will man zugleich den Gegenſtand färben, ſo verwendet man zuerſt verſchiedene farbige, ſchwefelſaure Löſungen, auf welche obige Anſtriche folgen. Schließlich wird das Denkmal mit einer Löſung von Paraffin getränkt. Die Reinigung derartig behandelter Gegenſtände läßt ſich ſehr leicht und gründlich wiederholen, und es ſoll ſich der Paraffin fünfzehn bis zwanzig Jahre halten.

Umſchau in fernen Landen.

Im Norden der großen aſiatiſchen Inſel Borneo haben die Briten ſeit einigen Jahren eine Kolonie errichtet, von der ſie ſich anfangs viel verſprachen, die aber die großen Hoffnungen, welche manche in dieſelbe ſetzten, nicht zu erfüllen ſcheint. Namentlich ſind die Anſiedler, welche dort um Plantagen zu bauen, den Urwald lichten, arg enttäuſcht. Wie das letztere Geſchäft betrieben wird, darüber berichtet ein ſolcher Anſiedler folgendermaßen: Borneo beſitzt noch herrliche Wälder mit dreißig bis fünfzig Meter hohen, dichtkronigen Bäumen, welche die Sonne von den unter ihnen wachſenden Palmen und Farnen abhalten. Von ſolchem Urwald kann man den Acker für 4 Mark kaufen. Die Bäume zu fällen und das Land zu ſäubern, koſtet pro Acker 48 Mark, alſo zwölfmal ſoviel wie der Kaufwert. Das Fällen aber iſt wegen der großen Härte der Bäume, eine recht mühſame Arbeit. Die Bäume verbreiten ſich unten am Boden nämlich mit einer Menge von wurzelartigen Seitenſtreben, ſo daß man ihnen hier nicht beikommen kann, ſondern erſt ein drei Meter hohes Gerüſt um einen jeden anlegen muß, um ihm nur nahen zu können. Obgleich man zum Fällen ſchon Dynamit und andere Sprengſtoffe angewendet hat, greift man doch wieder zu den alten urſprünglichen Methoden und mietet Suluinſulaner, die für 1⅓ Mark per Tag arbeiten und den Baumkoloſſen mit ihren kleinen einheimiſchen Äxten auf den Leib rücken. Iſt der Baum gefällt, ſo iſt die nächſte Schwierigkeit ſeine Entfernung. Die kleinen Zweige werden verbrannt. Der Hauptſtamm iſt aber ſo feſt, daß er höchſtens äußerlich verkohlt. Wenn ein Fluß vorhanden, kann man ihn trotzdem nicht wegflößen, denn er iſt ſo ſchwer, daß er ſinkt und mit ſeinem ungeheuren Wurzelwerk das Waſſer dämmt. Mit einem Worte: dieſe Bäume ſind zu ſaftig, um zu brennen, faſt zu feſt, um niedergehauen und zu ſchwer, um fortgeſchwemmt zu werden! So iſt der Wald für die Anſiedlung und Errichtung von Plantagen ein Hindernis der ſchlimmſten Art, ſo iſt das ſchöne feſte Holz, welches in Europa die höchſten Preiſe erzielen würde, hier geradezu nutzlos.

* * *

Mit aller Macht hat bisher Tibet, das zentralaſiatiſche Land jenſeit des Himálaja, ſich der Fremden erwehrt und alle Verſuche der Europäer, mochten ſie von Süden oder von Oſten kommen, dauernd in das Land einzudringen, ſind mißglückt. Jetzt aber reicht ſeit kurzem die Eiſenbahn bis an die Südgrenze, bis nach Dardſchiling im Himalaja, der indobritiſchen Sommerreſidenz und damit wird das Beſtreben wieder wach, dieſes letzte renitente aſiatiſche Land — Korea iſt vor kurzem eröffnet — dem Einfluſſe und dem Handel der Europäer zugängig zu machen. Tibet ſteht zu China im Vaſallenverhältnis und letzteres hat im Vertrage von Tſchifu den Engländern zugeſtanden, daß ſie eine Geſandtſchaft nach Lhaſa, der Hauptſtadt Tibets ſenden könnten, um dort mit dem geiſtlichen Oberhaupte, dem Tale Lama, einen Handelsvertrag abzuſchließen. Dieſe Klauſel iſt aber bisher ein toter Buchſtabe geblieben, daß ſie aber lebendig werden wird, dafür ſorgt die Ausdehnung des indiſchen Theebaues, welcher ein Abſatzfeld in Tibet erobern will und muß. Ein handelspolitiſcher Grund wird jetzt zur Eröffnung des Landes führen.

Thee iſt eines der notwendigſten Reizmittel in Tibet; gebaut wird er in dem 3000 bis 4000 Meter hoch liegenden Lande nicht, ſondern er kommt dorthin als grober „Ziegelthee“ von China, in Paketen von fünf Pfund, die etwa 24 bis 28 Mark koſten; feiner Thee iſt dort ebenſo teuer wie in Europa, denn der Handelsweg aus China nach Tibet iſt weit und beſchwerlich. Die indiſchen Theepflanzer aber am Südfuße des Himalaja, in Dardſchiling und Katſcher können das ſchönſte Kraut billig und maſſenhaft liefern. Auch Baumwollwaren und Indigo, beides indiſche Produkte, gebraucht Tibet viel, während letzteres Land dagegen in ſeinem Hauptſtapelartikel, der Wolle, eine begehrenswerte Rimeſſe hat.

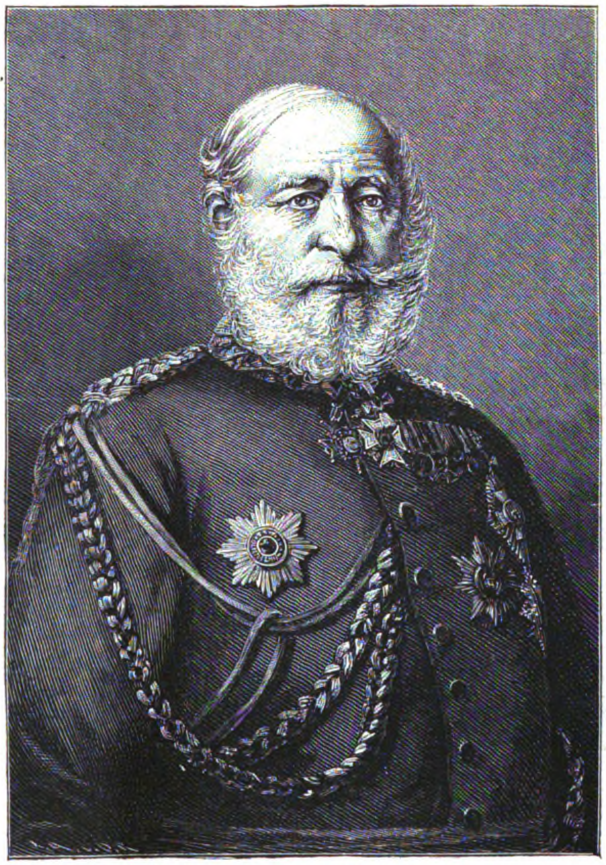
„Wir müſſen nach Tibet hineinkommen!“ ſo rufen die Indobriten aus. Der ruſſiſche Oberſt Prſchewalski und der ungariſche Graf Szechenyi, letzterer ſogar mit miniſteriellen Empfehlungen aus Peking verſehen, wurden in der letzten Zeit an Tibets Grenze zurückgewieſen; in Kalkutta bereitet man aber jetzt, mit Anknüpfung an den Vertrag von Tſchifu, eine amtliche Geſandtſchaft nach Lhaſa vor, der man ſchwerlich die Thüre weiſen wird. England würde dieſelbe trotzdem zu öffnen wiſſen — denn der Theehandel verlangt dieſes. Wir ſignalſieren ſomit die demnächſtige Erſchließung von Tibet.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 17. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Generalleutnant z. D. Dr. J. J. Baeyer,

Präſident des Königl. Preuß. Geodätiſchen Inſtituts und des Zentralbüreaus der Europäiſchen Gradmeſſung.



Generalleutnant Dr. J. J. Baeyer, Chef der deutſchen Gradmeſſung

Wiederholt iſt in letzter Zeit der Name des General Baeyer in den Tageszeitungen genannt worden. Im Februar berichteten die Blätter von der Feier ſeines ſiebzigjährigen Dienſtjubiläums und von den hohen Ehrenbezeugungen, die ihm nicht nur von den Vertretern der Wiſſenſchaft aus aller Herren Länder zugingen, ſondern auch insbeſondere von Seiner Majeſtät dem Kaiſer und dem Kronprinzen des Deutſchen Reiches zu teil geworden ſind. Im Oktober wurde ferner berichtet, daß der ſiebente Kongreß der internationalen Gradmeſſungsaſſoziation in Rom, dem beizuwohnen General Baeyer aus Geſundheitsrückſichten verhindert war, ihn zu ſeinem Ehrenpräſidenten ernannt habe; und in den letzten Tagen kam aus Rom die Mitteilung, daß die Italieniſche Gradmeſſungskommiſſion unter lebhafter Zuſtimmung des geſamten geodätiſchen Kongreſſes dem General Baeyer eine goldene Ehrenmedaille geſtiftet habe. Dieſelbe, die vom Geh. Rat Prof. Dr. von Helmholtz überreicht wurde, iſt von maſſivem Golde, auf der Vorderſeite befindet ſich das Porträt des General Baeyer und auf der Rückſeite folgende Inſchrift:

J. J. Baeyero
Qui ad terrae mensuras
Communi studio eruendas
Nationum sodalitium excitavit
Itali laborum socii
In conventu septimo
Romae MDCCCLXXXIII.

(Dem J. J. Baeyer, der die Grade der Erde in gemeinſamem Forſchen feſtzuſtellen, den Wetteifer der Völker weckte, gewidmet von den italieniſchen Arbeitsgefährten bei der ſiebenten Zuſammenkunft in Rom 1883.)

Wenn nun auch in wiſſenſchaftlichen Fachkreiſen Europas und der ganzen ziviliſierten Welt der Name des General Baeyer bekannt iſt und einen guten Klang hat, ſo dürfte es doch in unſerem Leſerkreiſe viele geben, denen es erwünſcht wäre, näheres über einen Mann zu erfahren, den eine Vereinigung in- und ausländiſcher Kapazitäten der Wiſſenſchaft in ſo außergewöhnlicher Weiſe ausgezeichnet hat.

General Baeyer hat ſeine Laufbahn als Soldat begonnen und als ſolcher in den Freiheitskriegen von 1813 und 14 in Schlachten und Belagerungen ſich um das Vaterland verdient gemacht; aber ſeinen Weltruf hat er, der Freund und Geiſtesgenoſſe eines Beſſel und A. von Humboldt, auf dem Felde der Wiſſenſchaft und zwar der Geodäſie errungen, auf dem er mit nicht geringerem Heldenmut als im Kriege vorgedrungen iſt.

Geboren am 5. November 1794 zu Müggelsheim im Kreiſe Teltow, machte Baeyer ſeine Schulſtudien auf dem Joachimsthalſchen Gymnaſium in Berlin. Nach Beendigung der Freiheitskriege ging er 1816 als Offizier auf die Kriegsſchule zu Koblenz und wurde Schüler von Clauſewitz, v. Wolzogen, Scharnhorſt, v. d. Gröben u. a. Darauf wurde er ins topographiſche Büreau zu Erfurt verſetzt, um im Auftrage des General von Müffling die Triangulierung von Thüringen auszuführen. 1822 wurde Baeyer in den großen Generalſtab nach Berlin und wenige Jahre darauf als Lehrer zur Kriegsakademie kommandiert. Die Thätigkeit an derſelben unterbrach er in den Jahren 1831—36, um in Gemeinſchaft mit dem großen Aſtronomen Beſſel die Gradmeſſung in Oſtpreußen auszuführen. 1843 zum Chef der trigonometriſchen Abteilung des großen Generalſtabes befördert, entwickelte Baeyer eine hervorragende Thätigkeit auf dem Gebiete der Geodäſie, und hat ſich dadurch ganz beſonders verdient gemacht, daß er das Vermeſſungsweſen in wiſſenſchaftliche Bahnen gelenkt und in Beſſels Geiſt auf die jetzige Höhe gebracht hat. Durch ſeine Organiſation der Landesvermeſſung in Schwarzburg-Sondershauſen konnte er zuerſt zeigen, welche weſentlichen Vorteile durch eine wiſſenſchaftliche Behandlung des praktiſchen Vermeſſungsweſens erzielt werden können.

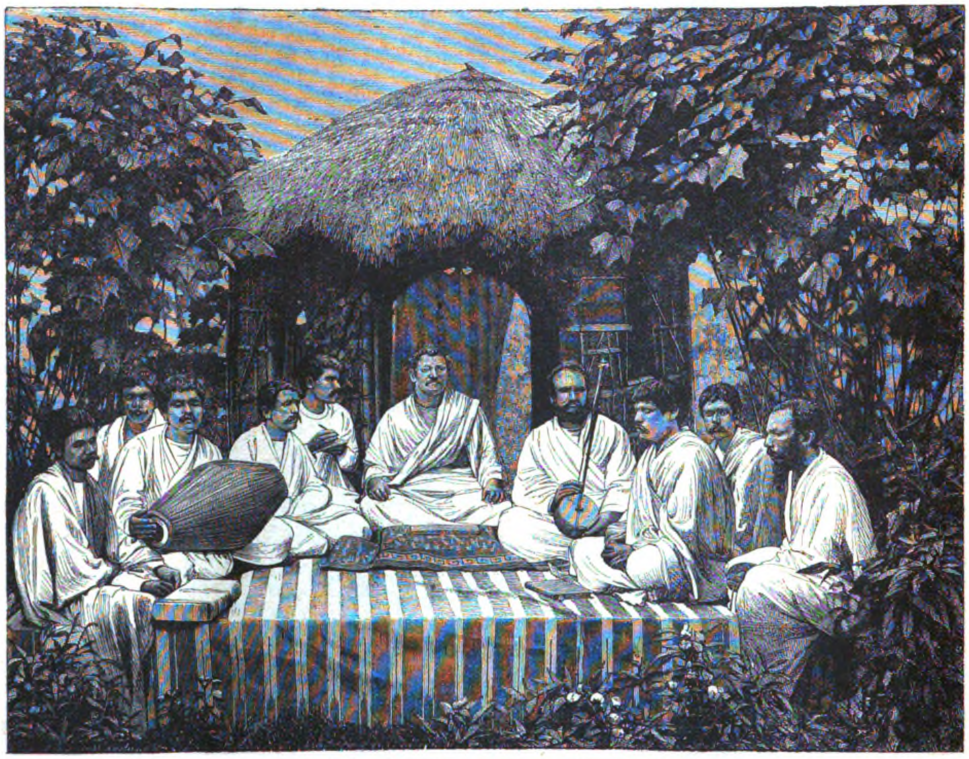
Die Krone aber ſeines thatenreichen Lebens iſt das große Werk der europäiſchen Gradmeſſung, die er ins Leben gerufen hat, und unſterblich wie dieſe wird auch der Name ihres Schöpfers ſein. Man wird die Großartigkeit der Idee um ſo mehr bewundern, wenn man bedenkt, daß das Gradmeſſungsunternehmen zu einer Zeit ins Leben gerufen wurde, wo Preußen ſich ſeine politiſche Stellung unter den Nationen erſt erkämpfen mußte, und wo internationale Unternehmungen noch zu den angeſtaunten Seltenheiten gehörten. Die Gradmeſſung hat den Zweck, die Größe und Figur der Erde zu beſtimmen. Früher wurden Gradmeſſungen nur ſporadiſch in vereinzelten Staaten ausgeführt. General Baeyer, die hohe Wichtigkeit gemeinſamer und einheitlicher Operationen erkennend, entwarf den Plan zu einer mitteleuropäiſchen Gradmeſſung, und reichte denſelben 1861 der Preußiſchen Regierung ein. Der König genehmigte, daß dieſer Plan: durch Verbindung der geodätiſchen Meſſungen in den Ländern, welche mit Deutſchland zwiſchen gleichen Meridianen liegen, eine mitteleuropäiſche Gradmeſſung herzuſtellen, ſeitens der Preußiſchen Regierung ins Leben gerufen werde. Dies geſchah, und im Jahre 1862 waren bereits die Staaten: Preußen, Öſterreich, die kleinen deutſchen Länder, Dänemark, Schweden, Norwegen, Belgien, Niederlande, Schweiz, Italien, Polen dem Unternehmen beigetreten, welches nach dem Beitritt von Frankreich, Spanien, Portugal und Rußland im Jahre 1867 zu einer Europäiſchen Gradmeſſung erweitert wurde, der ſich ferner Rumänien und in den letzten Jahren noch Indien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika angeſchloſſen haben. Die internationale Gradmeſſungsaſſoziation beſteht gegenwärtig aus 68 von den verſchiedenen Staaten ernannten Gradmeſſungskommiſſaren, welche ſich alle drei Jahre zu einer allgemeinen Konferenz verſammeln. Die wiſſenſchaftliche Leitung der Europäiſchen Gradmeſſung obliegt der permanenten Kommiſſion, welche aus neun von der allgemeinen Konferenz zu wählenden Mitgliedern beſteht, die ſich jährlich zu einer Konferenz vereinigen. Das ausführende Organ der permamenten Kommiſſion iſt das Zentralbüreau der Europäiſchen Gradmeſſung in Berlin, welches als Preußiſche Inſtitution den Namen Königl. Geodätiſches Inſtitut führt, und deſſen Präſident General Baeyer iſt. Obgleich derſelbe — der älteſte Beamte des Preußiſchen Staates — im 89. Jahre ſteht, führt er doch in ſeltener geiſtiger und körperlicher Friſche ſein ſchweres und verantwortungsvolles Amt, und iſt unermüdlich in wiſſenſchaftlichen Forſchungen, wovon die Publikationen der letzten Zeit ein beredtes Zeugnis abgeben.

Ed. Th.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 17. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Keſchub Tſchander Sen und die Brahmo-Somadſch-Gemeinde.



Keſchub Tſchander Sen umgeben von ſeinen Schülern.

Nach einer Photographie.

Wie der Telegraph uns aus Kalkutta berichtet, iſt daſelbſt Keſchub Tſchander Sen im Alter von fünfundvierzig Jahren geſtorben. Wer war der Mann, daß eine Depeſche erforderlich erſchien um ſein Lebensende nach Europa zu melden? Wir wollen verſuchen im folgenden darüber Auskunft zu erteilen und ſind des Intereſſes unſrer Leſer gewiß, denn es handelt ſich dabei um eine religiöſe Reformbewegung unter den Hindus, die in vieler Beziehung hoffnungsreiche Keime im chriſtlichen Sinne enthält.

Der entartete Brahmanismus der Gegenwart wird zum Unterſchiede von der Religion der alten Brahmanen „Hinduismus“ genannt; er ſpaltet ſich in zahlreiche Konfeſſionen und Sekten und iſt ohne jede Einrichtung, welche der Religion die Einheit wahrte. Die alten Lehren der Brahmanen ſind zerfallen, in Vergeſſenheit geraten und eine völlig heidniſche Vielgötterei hat Platz gegriffen mit Verehrung von geweihten Pflanzen, Bildern, Steinen, ſo daß die Hindus ſich kaum noch von den heidniſchen Naturvölkern unterſcheiden. Bald wird dieſer, bald jener Götze als Hauptgott angeſehen, ein beſtimmtes Glaubensbekenntnis iſt nicht vorhanden und ſo zeigt der ganze „Hinduismus“ nur Zerſetzung. Da es aber unter den Hindus nicht an tüchtigen und intelligenten Leuten fehlt, welche auch unter dem Einfluſſe der Engländer ſtanden, ſo mußten Reformbeſtrebungen Platz greifen und eine ſolche ging von der Brahmo-Somadſch-Gemeinde aus, der „Geſellſchaft der Anbetenden“.

Vor ungefähr hundert Jahren wurde in der Gegend Kalkuttas ein gewiſſer Ram Mohan Rai geboren. In gläubiger Verrichtung der herkömmlichen Gebete und Opferhandlungen an Gott Wiſchnu und die Hausgötter erzogen, ekelte ihn ſchon als Knabe der geiſtloſe Götzendienſt an; und als er, 1813, nach dem Tode ſeines Vaters in den Beſitz eines großen Vermögens gelangte, machte er Reiſen und vertiefte ſich in das Studium der religiöſen Schriften des Abendlandes, ſo daß er bald zu der Überzeugung von dem abgöttiſchen Symboldienſt der Hindus gelangte. Auch erkannte er, daß der alte Brahmanismus weit reiner war, als der gegenwärtige. Darauf fußend, trug er ſich mit dem Gedanken, der Anbetung „des einen wahren Gottes, des Vaters der Menſchheit“ unter ſeinen Landsleuten Eingang zu verſchaffen und zu dieſem Zwecke gründete er 1830 in Kalkutta die Brahmo-Somadſch-Gemeinde. Hierauf that er den in damaliger Zeit doppelt überraſchenden Schritt und unternahm eine Reiſe nach England, wo er 1833 zu Briſtol ſtarb.

Wir können hier nicht die Entwicklung der Gemeinde, ihre Anfeindungen, ihr Erſtarken und ihre Ausbreitung verfolgen, ſondern erwähnen nur, daß ſie allmählich einen vollſtändigen Bruch mit den alten Hindugebräuchen, mit dem Kaſtenweſen herbeiführte und daß ſie als eine Vorſtufe für die Ausbreitung des Chriſtentums angeſehen werden kann. Der Mann aber, der in dieſer Beziehung in der letzten Zeit beſonders thätig war, iſt derjenige, deſſen Tod uns jetzt der Telegraph gemeldet hat. Nach den Mitteilungen, die er ſelbſt an den deutſchen Gelehrten Emil Schlagintweit hat gelangen laſſen, iſt Keſchub Tſchander Sen am 19. November 1838 zu Kalkutta als der Sohn eines angeſehenen Arztes geboren worden*). Keſchub Tſchander Sen erhielt ſeine Erziehung in einem engliſchen Kolleg und pflog, zum Manne herangereift, innigen Verkehr mit dem berühmten Sanskritgelehrten Wilſon. Mit Freunden tauſchte er ſeine Zweifel an dem Glauben ſeiner Väter aus, Miſſionsſchriften fanden in ihm einen eifrigen Leſer und 1858 beſchloß er nebſt mehreren Anhängern in die Brahmo-Somadſch-Gemeinde einzutreten. Hier bald zur Geltung gelangt, richtete er ſein Beſtreben namentlich darauf, daß die Gemeinde der Neurer ſich von den polytheiſtiſchen Lebensgewohnheiten losſage, in denen ſie noch befangen waren. Die Töchter der Gemeindemitglieder wurden ohne die alten heidniſchen Zeremonien verheiratet und die Baumwollenſchnur (Dſchaneo) abgelegt, welche von den Brahmanen über der Schulter getragen wird. Am durchgreifendſten war aber, daß alle Kaſtenunterſchiede und die Kaſtenabzeichen von Keſchub Tſchander Sen verworfen wurden; es iſt dies derjenige Schritt, welcher bei den Volksgenoſſen den Brahmo-Somadſch die meiſten Feinde zuzog, weil am tiefſten die alten Geſetze verletzend.

Die neue Gemeinde hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; verſtoßen von ihren Angehörigen, verlacht von der Menge, ſuchten die

Schluß auf Seite 4.

---

*) Schlagintweits Werk: „Indien in Wort und Bild“ (Leipzig bei Schmidt und Günther) enthält ganz vorzügliche Bemerkungen über die Brahmo Somadſch, denen wir im Nachſtehenden folgen.

Daheim-Beilage zu No. 18. 1884.

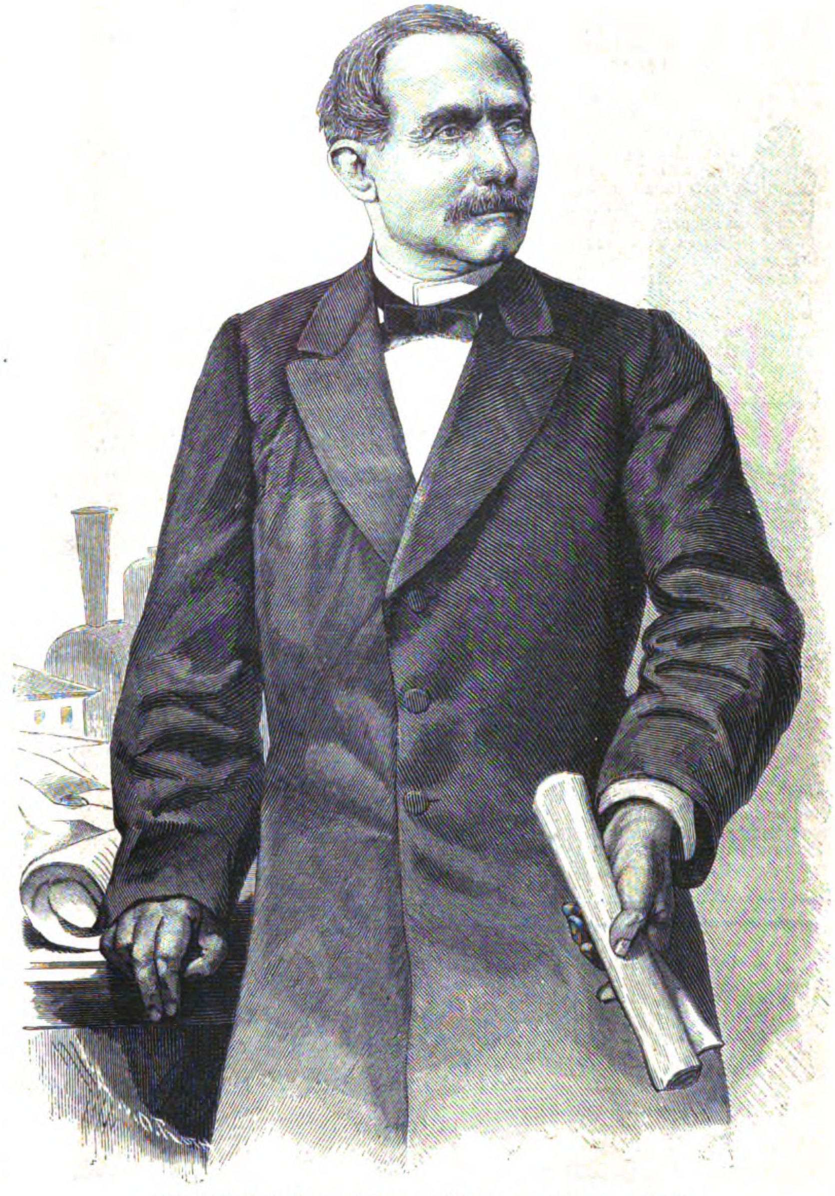
Aus der Zeit — für die Zeit.

Albert Maybach, Staatsminiſter und Miniſter der öffentlichen Arbeiten in Berlin.

Es iſt ein ſchöner Anblick, einmal einen tüchtigen Menſchen zu ſehen, einen Menſchen, der ſich und ſeinem Wirken ein feſtes Ziel ſteckt, bewußt und unverrückt auf dasſelbe losgeht und es endlich erreicht, zumal wenn das Ziel nicht aus ſelbſtſüchtigen Motiven und nur des eigenen Nutzens willen geſteckt iſt, ſondern zum Wohl der Allgemeinheit.

Solch ein Mann iſt der preußiſche Staatsminiſter Maybach, und das Ziel, das er ſich geſteckt, iſt die ſogenannte Verſtaatlichung der Eiſenbahnen, d. h. ihr Erwerb durch den Staat.

Albert Maybach wurde in dem kleinen Orte Werne bei Hamm am 29. November 1822 in ſehr beſcheidnen Verhältniſſen geboren; als er das Gymnaſium abſolviert, ſtudierte er in Bonn Jura und wurde ſchon 1850 Gerichtsaſſeſſor beim Appellationsgericht in Hamm, trat aber dann zur Verwaltung über und wurde 1854 Regierungsaſſeſſor und Mitglied der königlichen Direktion der Oſtbahn. Hier legte er den Grund zu dem tiefen und eingehenden Verſtändnis im Eiſenbahnweſen. 1855 wurde er vom Staat zum Mitglied der Direktion der Oberſchleſiſchen Eiſenbahngeſellſchaft ernannt und am 1. Januar 1857 wurde er Vorſitzender der neugeſchaffenen königlichen Direktion der Oberſchleſiſchen Eiſenbahn. Im Dezember 1858 wurde er zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Handelsminiſterium ernannt, dann wurde er im Jahre 1861 mehrere Monate lang als Miniſterialkommiſſarius mit der Leitung der Eiſenbahnverwaltung in Saarbrücken betraut und 1863 auf ſeinen eigenen Wunſch zum Vorſitzenden der Direktion der Oſtbahn und Eiſenbahnkommiſſarius für die Provinz Preußen ernannt. 1864 wurde er Geheimer Regierungsrat, 1867 Vorſitzender und im Auguſt 1871 Präſident der königlichen Eiſenbahndirektion in Hannover. Im Anfang des Jahres 1874 kommiſſariſcher Direktor im Handelsminiſterium, übernahm er ſchon einige Monate darauf das Präſidium des etwa ein Jahr früher neu begründeten Reichseiſenbahnamtes. Hier hoffte er zu wirken, frei und tüchtig, war er doch die ausführende Hand für die Eiſenbahnpolitik des Deutſchen Reichs und der Schöpfer des Reichseiſenbahnprojekts.



Albert Maybach, Staatsminiſter und Miniſter der öffentlichen Arbeiten.

Aber er hatte wenig Freude an dieſer Stelle; mit Luſt und Eifer hatte er ſie angetreten, doch er ſah ſich in ſeinen beſten Plänen gehemmt, der Partikularismus trat ihm überall hindernd in den Weg, er ſah, daß dies nicht die rechte Stelle für ihn war, und eine andere war für ſeine Art von Thätigkeit und für ſeine Pläne nicht vorhanden, er ward des vergeblichen Arbeitens und damit des ganzes Staatsdienſtes überdrüſſig, er wollte ſich zurückziehen.

Das erfuhr Herr Krupp in Eſſen, der ſchon längſt, zumal als Maybach eine kurze Zeit bei der Eiſenbahnverwaltung in Hagen beſchäftigt geweſen, die große Thatkraft, das Geſchick, mit einem Wort, die Tüchtigkeit des Mannes erkannt hatte, trat ihm näher, bot ihm eine glänzende Stelle als Dirigent ſeiner Werke an und ſchon war Herr Maybach entſchloſſen, dies Anerbieten anzunehmen — da hörte Fürſt Bismarck davon. Der aber mochte eine ſolche Kraft nicht verlieren, wollte ſie dem Staat erhalten und auf ſeine Veranlaſſung wurde Maybach 1877 Unterſtaatsſekretär im Handelsminiſterium, und nach Achenbachs Rücktritt 1878 deſſen Nachfolger, er wurde Handelsminiſter.

Im folgenden Jahre ſchon wurden die Abteilungen dieſes Miniſteriums getrennt, Fürſt Bismarck übernahm bekanntlich ſelbſt die Abteilung für Handel und Gewerbe und Herr Maybach wurde Miniſter der öffentlichen Arbeiten.

Als ſolcher hat er ein weites Feld für ſeine Thätigkeit, eine große Arbeitsaufgabe. Ihm ſind die preußiſchen Staatsbahnen ſowie die preußiſchen Privatbahnen, die öffentlichen Bauten und das Bergwerks-, Hütten- und Salinenweſen unterſtellt. So hat er denn die ausgedehnteſte Verwaltung in Preußen.

Die Montaninduſtrie hat ſich in den letzten Jahren ſehr gehoben, wie die ſtatiſtiſchen Berichte ausweiſen; bedeutende Bauten ſind unter dem Miniſter Maybach teils ausgeführt, wie die Berliner Stadtbahn, teils auch neu begonnen, wie die vielerlei Kanäle und Stromregulierungen — der Finowkanal, die Spree- und Havelregulierung u. a. — Das Bedeutendſte aber was auf dieſem Gebiet geſchehen, iſt die von ihm gegründete „Akademie des Bauweſens“, dieſe neue, höchſte Behörde, welche ſämtliche wichtige, öffentliche Bauten im ganzen deutſchen Reiche zu begutachten und zu prüfen hat und welche aus Staats- und Privatarchitekten aus dem ganzen Reich, und aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern beſteht.

Sein Hauptverdienſt aber liegt weſentlich auf dem Gebiet der Tarifreform, welche bereits unter dem Miniſter v. Achenbach eingeleitet worden, als Maybach Unterſtaatsſekretär war, und auf dem Gebiet der Eiſenbahnverſtaatlichung, zu welcher allerdings auch Achenbach ſchon die einleitenden Schritte gethan, zu denen aber Herr Maybach als Präſident des Reichseiſenbahnamtes den Anſtoß gegeben.

Als er zuerſt im Parlament geſprochen, oder eigentlich noch vorher, hieß es, er ſei ein ſchlechter Redner; bald aber erkannte man, daß man ſich in einem Buchſtaben geirrt: er iſt ein ſchlichter Redner, der jede unnütze Phraſe, jeden Bombaſt verſchmäht, klar und ſchmucklos, aber überzeugend, durch ſeine enorme Fachkenntnis und ſein tiefes Verſtändnis wahrhaft überwältigend wirkt. Um dieſer Sachkenntnis willen hat ihn auch die bekannte ſogenannte Laskerſche Unterſuchungskommiſſion als Sachverſtändigen gehört, und er war es, welcher von allen Staatsmännern hier zuerſt den Grundſatz ausgeſprochen, daß die Privateiſenbahnen für Preußen eine Notwendigkeit geweſen ſeien, ſo lange dieſes nicht die Mittel gehabt habe, ein weitverzweigtes Eiſenbahnnetz herzuſtellen; daß aber Eiſenbahnen prinzipiell nach den Grundſätzen über die öffentlichen Wege zu behandeln und deshalb, ſoweit irgend möglich, in den Staatsbeſitz überzuleiten ſeien.

Die Grundſätze, welche Miniſter Maybach ſo glücklich und erfolgreich vertritt, ſind folgende: Die Eiſenbahnen ſind öffentliche Wege, auf welche der Staat mit ſeinem Poſt- und Militärverkehr angewieſen iſt, die er alſo auch beaufſichtigen muß; er darf nur wirklich notwendige Bahnen bauen, um wenigſt möglich in Privatintereſſen einzugreifen; die Intereſſen der Landesverteidigung ſind bei der Anlage und der Ausrüſtung der Bahnen beſonders zu berückſichtigen, und dem großen Weltverkehr müſſen ſie dienſtbar erhalten werden. Die Transportbedingungen müſſen dabei für jedermann die gleichen ſein, ebenſo die Transportvergünſtigungen und die Tarife öffentlich. Dem Unweſen, daß die Verwaltung der Eiſenbahnen in immer höherem Grade dem Sonderintereſſe einzelner mächtiger Koterien untergeordnet wird, kann aber der Staat nur dann mit Erfolg entgegentreten, wenn er ſelbſt Beſitzer der Bahnen iſt. Das Staatsbahnſyſtem muß als der Abſchluß der Entwickelung des Eiſenbahnweſens angeſehen werden.

Schon jetzt zeigen ſich die großen Vorteile dieſes Syſtems in den großen Erſparniſſen; elf von einundzwanzig im Jahre 1880 vorhandenen Direktionen ſind beſeitigt, der Lokalverkehr iſt geregelt, den Retour- und Saiſonbillets größere Ausdehnung gegeben, die Tarife für den Güterverkehr ſind vereinfacht.

So iſt denn alſo der von Preußen zum erſtenmale unternommene Verſuch, ein ſo umfangreiches Eiſenbahnnetz vom Privatbeſitz in das Eigentum des Staates zu überführen, als ein bisher wohlgelungener zu bezeichnen. Und dabei verwaltet der Miniſter Maybach 20000 Kilometer Bahn in muſterhafter Ordnung!

Wie das bei Männern von großer Energie oft der Fall iſt, haftete dem Miniſter aus ſeinen früheren Stellungen der Ruf einer gewiſſen Härte an; alle diejenigen aber, welche mit ihm in perſönliche Beziehungen getreten ſind, wiſſen anzuerkennen, daß er auch ein Mann iſt, dem das Wohl ſeiner Beamten am Herzen liegt und dem unter allen Umſtänden die öffentlichen Intereſſen in erſter Reihe ſtehen, ſo zwar, daß er mit Rückſicht auf ſie ſogar ſeine perſönlichen Anſchauungen und Überzeugungen zurücktreten zu laſſen im ſtande iſt. Leider iſt ſein Geſundheitszuſtand kein beſonders feſter, ſo daß er ſich eigentlich mehr Schonung auferlegen müßte, als er es mit den umfangreichen Aufgaben ſeines Berufes für vereinbar hält. Hoffen wir aber, daß er ſeinem Wirken noch lange erhalten bleibe!

Th. Coßmann.

Keſchub Tſchander Sen und die Brahmo-Somadſch-Gemeinde. (Schluß von Seite 2.)

Mitglieder Troſt in Verſammlungen. „Bhaktri“, im Sanskrit die auf Glauben beruhende Liebe kommt bei dieſen Verſammlungen im Lobgebete an die Gottheit zum gemeinſamen Ausdrucke, von der ganzen Gemeinde hergeſagt. Bhaktri-Bekenntniſſe, die mit ſich anſchließenden geiſtlichen Übungen und gottesdienſtlichen Handlungen einen vollen Tag währen, heißen Brahmotſawa, Feſttage des Herrn, und finden als höchſte kirchliche Feſte der neuen Gemeinde zweimal jährlich ſtatt. Für andere Zuſammenkünfte iſt kürzerer Gottesdienſt feſtgeſetzt, außerdem iſt tägliche Hausandacht vorgeſchrieben. Bei der Aufnahme erklärt der Schüler: „Ich, von Zuverſicht in die Grundlehren der Brahmolehre durchdrungen, bekenne mich als Mitglied der Brahmo-Somadſch-Gemeinde in Indien; möge Gott mir helfen.“

Für den Gottesdienſt iſt folgende liturgiſche Reihenfolge feſtgeſtellt: Lobgeſang, Anrufung Gottes, Anbetung, gemeinſames Gebet, Lobgeſang, Predigt, Gebet, Segen. Was uns die Orgel, iſt dem Indier Tamtam und Laute, mit denen der Geſang begleitet wird. Die Anbetung lautet: „Er bezeigt ſich als der Wahre, Weiſe, Unendliche und Gnadenreiche; Er iſt der Gott des Friedens und der Milde. Er iſt Einer ohne einen zweiten neben ihm. Er iſt heilig und ſündenlos.“ Das gemeinſame Gebet hat zum Wortlaute die Bitte: „Führe uns, o Gott, von Unwahrheit zu Wahrheit, von Dunkelheit zu Licht, vom Sterben zu Unſterblichkeit. O du Vater der Wahrheit, offenbare dich uns; Du, der du gnädig biſt, beſchütze uns allezeit in deiner unbegrenzten Milde. Friede, Friede, Friede!“

Am 23. Januar 1868 ward in Kalkutta der Grundſtein zum erſten Brahmotempel gelegt und am 23. Januar 1880 konnte Keſchub Tſchander Sen der Gemeinde an ihrem fünfzigjährigen Stiftungsfeſte ein Verzeichnis vorlegen von 149 Somadſchigemeinden, die über ganz Indien zerſtreut ſind. Vier höhere Lehranſtalten — abgeſehen von den Gemeindeſchulen — und achtzehn Zeitungen verbreiten die Grundſätze des Brahmo-Somadſch. Predigten unter freiem Himmel finden häufig von den Somadſchi ſtatt und ſtets iſt der Zulauf ein großartiger — die Bewegung wächſt.

Wir haben angedeutet, daß in dieſen Reformbeſtrebungen unter den Hindus dem Chriſtentum vorgearbeitet wird. Dieſes iſt auch in der That der Fall, doch trennen noch viele Klüfte die Brahmo-Somadſch von uns, wie aus den „Grundlehren“ hervorgeht, die 1880 Keſchub Tſchander Sen formulierte und in denen es heißt: „Gott wird niemals Menſch in menſchlicher Geſtalt; Moſes, Jeſus, Mohammed und den indiſchen Religionsſtiftern dankt die Menſchheit große Wohlthaten; ſie haben ein Anrecht auf allgemeine Dankbarkeit und Liebe; aber ſie waren nicht unfehlbare Heilige, ſondern nur von Gott begnadigte Menſchen.“

Trotzdem gebührt den Beſtrebungen Anerkennung: durch die Arbeit der Brahmo-Somadſch kann an Stelle des noch herrſchenden Aberglaubens eine gereinigte Hindukirche erſtehen, bis dereinſt, wie auf der äußerſten Südſpitze Indiens, das Chriſtentum auch über dieſe Kirche ſich mit geiſtigen Waffen den Sieg erkämpft.

In allen Buchhandlungen ist vorrätig:

KLEINES STAATSHANDBUCH

des Reichs und der Einzelstaaten.

II. Jahrgang 1884. Eleg. geb. M. 2.

Soeben erschienen in verdoppeltem Umfange des I. Jahrganges, wesentlich bereichert durch die Verzweigungen der Behörden nach unten hin und vermehrt durch ein Verzeichnis sämtlicher ca. 2300 Städte des Reichs mit ihren Bürgermeistern, Kollegien etc., zugleich ein

Kommunalhandbuch

wie es bisher nicht existierte.

INHALT.

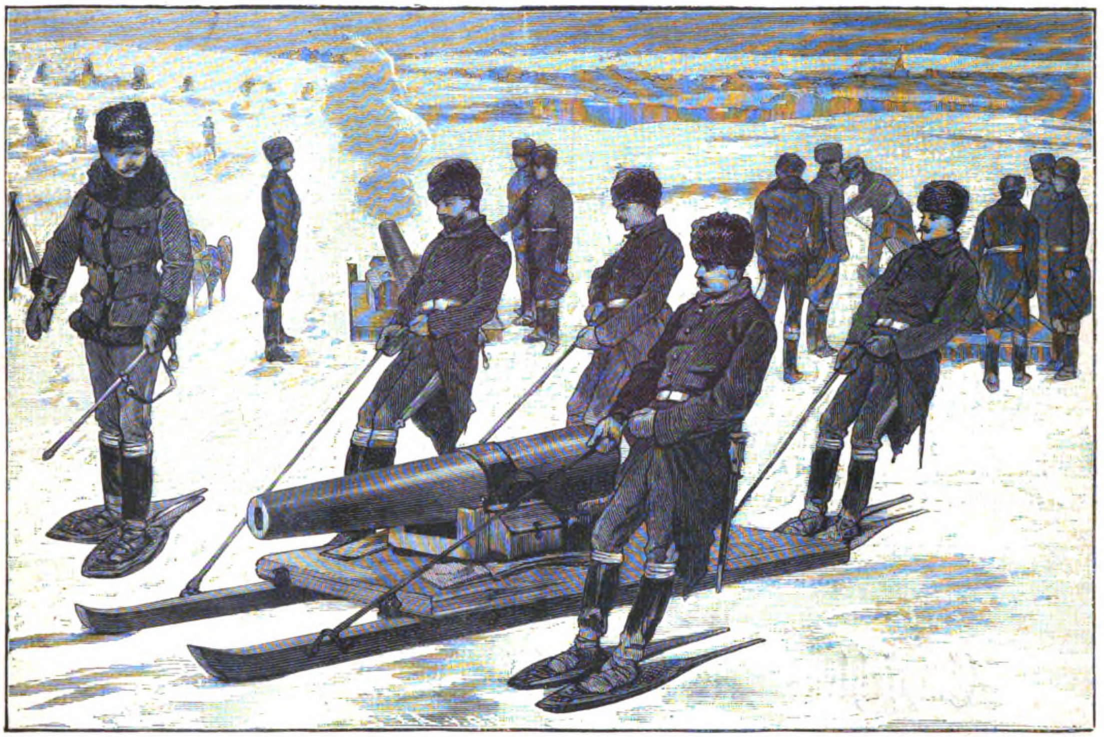
Reich: Bundesrat, Reichstag, Reichsbehörden, Finanzen, Kriegsmacht (Reichsheer, K. Marine). — Einzelstaaten: Oberste Staatsbehörden, Ministerien und andre Zentralbehörden, Volksvertretung, Provinzialbehörden, Finanzen. — Städteverzeichnis.

Es ist unglaublich, welch eine Fülle von Namen, Zahlen und Daten dies Werk auf knappem Raume für den Preis von 2 M. übersichtlich zusammenstellt. Der ganze Regierungs- und Verwaltungsorganismus des Reichs und der Einzelstaaten einschliesslich der kirchlichen Verhältnisse, der Kunst- und Unterrichtsanstalten ist klar an den Tag gelegt und die Zuverlässigkeit der Angaben lässt nichts zu wünschen übrig. Kein Zeitungsleser oder im praktischen Leben stehender Mann wird dies stets auskunftsbereite Nachschlagebuch, wenn er es einmal kennen gelernt, gern wieder entbehren wollen.

Verlag von VELHAGEN & KLASING in Bielefeld und Leipzig.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 19. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Aus dem Militärleben Kanadas: **Artillerie auf Schneeſchuhen.**

Bilder aus Kanada.

Mitteleuropa hat ſeinen Winter mit Eis und Schnee im Gefolge, und wenn die letzteren Zuthaten auch bisweilen gar nicht oder nur in geringem Maße in die Erſcheinung treten wollen, ſo verſteht der alte Griesbart doch in andern Jahren als ſehr geſtrenger Herr aufzutreten. Dann beklagt männiglich ſich über den ungewohnten Verbrauch an Feuerungsmaterial; die Alten und Schwachen bleiben am liebſten ganz zu Hauſe oder wagen ſich doch nur in dichteſter Vermummung hinaus in die Kälte; die frohe Jugend beiderlei Geſchlechts aber greift zu den Schlittſchuhen, welche beſtäubt und verroſtet im Winkel hingen, und eilt den blanken Eisflächen zu, um Körper und Geiſt in lebhafter Bewegung zu erfriſchen und zu ſtärken. Die Kunſt des Schlittſchuhlaufens wird indes in Deutſchland lediglich zum Vergnügen ausgeübt, oder als Sport betrieben und nie, oder doch nur in ganz ſeltenen Ausnahmefällen, für die Zwecke des täglichen Lebens nutzbar gemacht. Dazu iſt unſer Land bereits zu ſehr von allen möglichen Kultureinrichtungen überdeckt und durchzogen. Bei der guten Beſchaffenheit der Wege ſtellt ſelbſt ein außerordentlich ſtarker Schneefall dem Fortkommen zu Fuß oder mittels eines Gefährts kein wirklich ernſthaftes Hindernis entgegen, und iſt die regelmäßige Kommunikation zwiſchen zwei Orten doch einmal für kurze Zeit unterbrochen, ſo ſind ſofort Hunderte von fleißigen Händen zur Stelle, die Schnee- und Eismaſſen aufzuräumen.

Anders iſt das in jenen weiten Strecken des nördlichen Amerika, welche, ſeit 1867 unter dem Titel der Dominion of Canada zu einem in Beziehung auf Verwaltung und Geſetzgebung völlig ſelbſtändigen Staate vereinigt, einen Teil der ungeheuern Beſitzungen des britiſchen Weltreichs ausmachen. Monatelang lagert dort bei großer intenſiver Kälte eine dichte Schneedecke über Wald und Feld, unter der die Unebenheiten des Bodens völlig verſchwinden. Die Wege ſind kaum erkennbar und von zu wenigen Menſchen und Tieren begangen, als daß der lockere Schnee ſich auf ihnen zu einem feſten und glatten Untergrunde verdichten könnte. Dadurch wird das Fortkommen des Fußgängers ſehr erſchwert, denn der ſchwere Mann bricht bei jedem Schritte durch die dünne Eiskruſte tief in den Schnee ein. Menſchlicher Scharfſinn hat deshalb nach einer Fußbekleidung geſucht, deren Tragfläche bedeutend größer iſt, als der Fuß, ohne doch durch erheblich vermehrtes Gewicht die Fortbewegung zu ſehr zu beeinträchtigen. Beiden Anforderungen iſt durch den Schneeſchuh Genüge geleiſtet, deſſen Beſchreibung wir unſern Leſern in Jahrgang XIX, Beilage 16, geliefert haben.

Wo die mit Eis bedeckten zahlreichen Flüſſe und Seen eine feſte und glatte Oberfläche bilden, bedient man ſich auch in Kanada der Schlittſchuhe und der Schlitten in mancherlei Form, während der Schneeſchuh in Gebrauch genommen wird, wenn es ſich um das Fortkommen auf der über das Land ausgebreiteten Schneefläche handelt. Hier findet derſelbe dann aber auch unter den verſchiedenſten Vorbedingungen Verwendung: zu ſportlichen Vergnügungszwecken, für den Weidmann, den Botengänger, ſelbſt bei militäriſchen Übungen.

Aus einer ſolchen führt der Künſtler uns hier einige dem Leben entnommene Szenen vor. Die ſorgſam befeſtigten Ohrenklappen der Mannſchaften deuten auf große Kälte, während durch den kurzgeſchnittenen, wenn gewiß auch tüchtig gefütterten Rock die Beweglichkeit der Leute nicht behindert wird, welche auf ihren Schneeſchuhen leicht und ſicher auf dem Schnee fortgleiten. Das Kanonenrohr iſt aus der Lafette gehoben und wird durch Menſchenhand in Poſition gebracht. Die niedrige Lage des Rohrs über dem Boden wird das Richten ſehr erſchweren, wenn man das Geſchütz nicht auf der abſoluten Ebene oder auf der Spitze des Berges als willkommenen Zielpunkt für die Gegner auffährt, und die Schlittenkufen, auf denen es ruht, dürften weſentlich dazu beitragen, den Rücklauf nach abgegebenem Schuſſe zu beſchleunigen und in große Fernen auszudehnen. Die Truppen oder Milizen, es iſt nicht zu erkennen, mit wem von beiden man es hier zu thun hat, bewegen ſich auf hiſtoriſchem Boden und vielleicht iſt das denkwürdige Schlachtfeld nicht allzufern, auf welchem 1759 der tapfere General Wolfe den entſcheidenden Sieg über die franzöſiſchen Gegner mit dem eigenen Tode beſiegelte. Ob britiſche Truppen mit ihrer jetzigen Taktik, die durch bildliche Darſtellungen und Schilderungen zur Genüge bekannt iſt und in welche auch unſere Zeichnungen einen Einblick gewähren, die damaligen Feinde abermals ſchlagen und aus dem Lande treiben könnten, mag hier unerörtert bleiben. Wenn den Deutſchen die Art moderner engliſcher Kriegführung auch ganz eigenartig anmutet und man ſich oft des Gedankens nicht erwehren kann, daß ſelbſt bei den hochgeprieſenſten Erfolgen das verführeriſche Gold eine größere Rolle geſpielt hat, als das ſcharfe ſchneidige Eiſen, ſo iſt das aus der Ferne doch nicht einmal annähernd richtig zu beurteilen. Es wäre deshalb

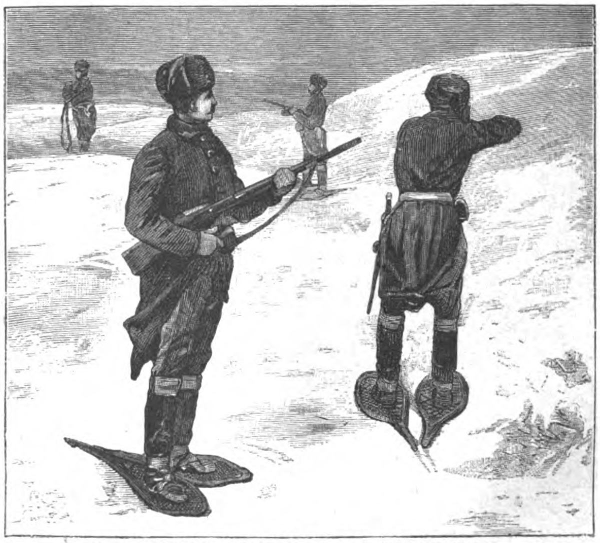
(Fortſetzung ſiehe zweite Beilage.)

Zweite Daheim-Beilage zu No. 19. 1884.

Bilder aus Kanada. (Fortſetzung von Beilage 1.)

gut, wenn einer jener ſcharfſichtigen Berichterſtatter, welche alljährlich zwar nicht in den hier gebrauchten poſitiven Redewendungen, aber doch verſtändlich genug den großen engliſchen Tagesblättern aus eigener Anſchauung mitteilen, daß die deutſche Infanterie nicht zu ſchießen und nicht zu manövrieren verſteht, daß die deutſche Kavallerie weder gut reitet noch ihrer taktiſchen Aufgabe gewachſen iſt, daß die deutſche Artillerie mittelmäßig bedient wird, kurz, daß die deutſche Armee eigentlich ein großer Humbug iſt — wenn einer dieſer Herren ſich gelegentlich nach Kanada begeben wollte. Wir würden dann mit einem gewiſſen Grade von Beſtimmtheit erfahren, „ob“ oder beſſer wohl „daß“ die Friedensübungen aller britiſchen Truppen, im Mutterlande oder „abroad“, irgendwo in den weiten Beſitzungen, überall auf der Höhe der Zeit ſtehen, und daß engliſche Grenadiere nicht allein den furchtbaren Arabi, ſondern vielleicht ſogar den noch furchtbareren Mahdi vom Boden zu vertilgen im ſtande ſind.

H. B.



Aus dem Militärleben Kanadas: **Infanterie auf Schneeſchuhen.**

Briefkaſten der „Spielecke“.

J. M. in Br. - **G. D. in C.** — **H...g. in Br.** — **B. Sch. in L.** — **W. H. in X.** — **F. St. in B.** — **Ernst M. in T.** — **S. J. N.** — **H. C. in N.** — **W. Sch. in Br.** — **G. W. in G.** — **F. R. A. aus W.** — Nicht verwendbar.

K. U. in Giessen und Langj. Abonn. in **Augsburg.** Wir haben zu viele vorrätig.

Bar. **J. v. M. in W.** Die Form recht hübſch, aber einzelne Wörter und Umſchreibungen nicht ganz geeignet. Frau **L. E. in St.** Beſten Dank.

Richtige Löſungen gingen ein:

U...g in Br. — Lehrer **C. E. in Krefeld.** — Familie **B. in Herford.** — **A. G. U. in Eisleben.** — **D. R. in R.** — **Fr. W. in Altenstadt.** — **C. Eichner in Krefeld.** — **M. G. E. K.** und **R. A. in Danzig.** — Schweſter **Sofie in Frankfurt.** — **J. P. in R.** — **Rosa F. in Frankfurt.** — **Louise D. in R.** — Lehrer **K. B. in S.** bei **Hamburg.** — Frau Oberſt von **E. in S.** — Geſchwiſter **S. in Lage.** — Lehrer **Sch. in N.** — Aſſeſſor **E. F. in B.** — **Agnes Bl. in C.** — **G. B. in Dresden.** — **Carl Sch. in M.**

Empfehlenswerte Geſchenke für die Frauenwelt.

Hausapotheke. Ein Not- und Hilfsbuch für Familien auf dem Lande und in der Stadt **in dringenden Krankheits- und plötzlichen Unglücksfällen,** bei **Scheintod** und **Vergiftungen.** Nebſt Anleitung **zur häuslichen Krankenpflege.** Von **Dr. M. Dyrenfurth.** Gut gebunden 2 Mk.

Ein Werkchen von eminenter Brauchbarkeit, beſonders zu empfehlen den Familien auf dem Lande, ſowie in großen Städten für alle Fälle, wo längere Zeit bis zur Ankunft des Arztes vergeht.

Das Buch f. junge Mütter und treue Wärterinnen. Vorſchriften über Haltung und Pflege der Kinder in den erſten Lebensjahren. Von **Dr. med. Carl Piderit,** weil. Fürſtl. Lippiſcher Geheimer Hofrat ꝛc. Vierte Auflage. Neu bearbeitet und herausgegeben von **Dr. med. F. E. Claſen.** Preis: Broſchiert 1 Mk., eleg. geb. 1 Mk. 50 Pf.

Zur Verbreitung der notwendigen Bekanntſchaft mit der Kinderpflege ſei dieſes Schriftchen des verdienſtvollen Verfaſſers allen Müttern und Pflegerinnen angelegentlichſt empfohlen.

Davidis, Henriette. Praktiſches Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche. Mit über 1900 zuverläſſigen und ſelbſtgeprüften Rezepten, darunter **260 Rezepte und Anweiſungen zur Bereitung von Kuchen und Backwerk aller Art,** mit beſonderer Berückſichtigung der Anfängerinnen und angehenden Hausfrauen. Hauptvorzüge des Davidis’ſchen Kochbuches: **Zuverläſſigkeit, Genauigkeit, Reichhaltigkeit, Sparſamkeit.** Preis: Broſchiert 3 Mk. 50 Pf., in elegantem Geſchenkbande 4 Mk. 50 Pf. Fünfundzwanzigſte vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Davidis-Trainer. Kleines Kochbuch für den bürgerlichen und ländlichen Haushalt. Beſonderer Abdruck aus dem Werke „Die Hausfrau“ von **Henriette Davidis.** Bearbeitet von **Theodore Trainer.** Preis: 1 Mk. broſchiert, 1 Mk. 50 Pf. eleg. geb.

Dasſelbe iſt für einfache Verhältniſſe unter Beobachtung größtmöglicher Sparſamkeit berechnet und enthält namentlich für **ländliche** Haushaltungen zuverläſſige und praktiſche Winke über alle in Küche und Keller vorkommenden Arbeiten, als **Einſchlachten, Wurſtmachen, Einpökeln** ꝛc.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Erſte Daheim-Beilage zu No. 20. 1884.

Umſchau in fernen Landen.

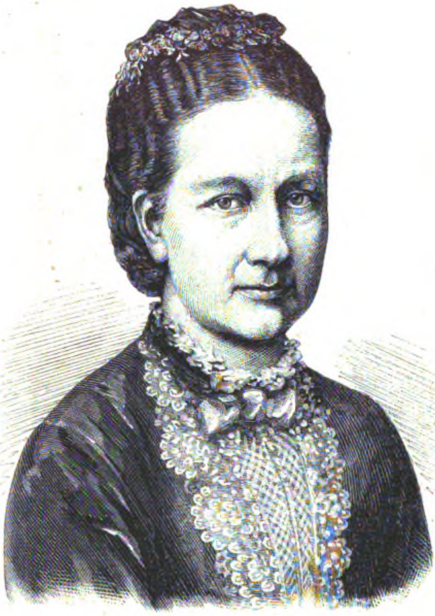
Tanger iſt eine marokkaniſche Stadt, die ſo zu ſagen unter den Augen Europas, gegenüber Gibraltar liegt. Als kürzlich Herr N. **Hall** ſich dort aufhielt, hörte er entſetzliche Dinge über das dortige **Gefängnis** berichten, man warnte ihn in die Nähe zu gehen, da dort die Luft fiebergeſchwängert ſei und eine Leiche wurde vorübergetragen, bei deren Anblick die Leute ausriefen: „Im Gefängnis verhungert!“ Hall konnte durch ein rundes Loch, das einen Fuß im Durchmeſſer hielt, die Gefangenen ſehen; es waren etwa dreißig Männer, zerlumpt, ſchmutzig, abgemagert, teilweiſe an den Füßen zuſammengekettet — das ganze mehr einer Höhle für Tiere, als einem Aufenthalt für Menſchen ähnlich. Das Licht erhielt dieſer Raum durch zwei Löcher in der Decke. Alle Anſtalten für Reinlichkeit fehlten und der Geſtank, der aus dieſem Gefängnis hervordrang, war geeignet jeden Beobachter zu verſcheuchen. In einem andern, ganz ähnlichen Gemache, dem jedes Möbel fehlte, lagen ſechzig Gefangene und die Zahl ſoll zuweilen noch größer ſein. Wird ein Gefangener krank, ſo iſt keine Rede von Arzt und Verpflegung, denn die letztere mangelt überhaupt. Die Gefangenen ſind in dieſer Beziehung auf Verwandte oder Freunde angewieſen, die den Gefängniswärter natürlich dafür noch extra bezahlen müſſen. Ein Stückchen Brot täglich iſt alles, was die Unglücklichen erhalten, aber nicht groß genug um das Leben zu friſten. Hall ſagt, er könne den Anblick der abgemagerten Hände und fahlen Geſichter mit tiefliegenden Augen nicht vergeſſen, die ſich ihm entgegendrängten, als er Brot durch das Loch reichte. Das Schrecklichſte aber, ſagt Hall, „iſt, daß man den Gefangenen kein Waſſer gibt.“ Der Reiſende appelliert in der „Times“ an die Konſuln der verſchiedenen Nationen in Tanger, daß ſie ihren Einfluß dahin verwenden möchten, ſolcher Barbarei ein Ende zu bereiten.

* * *

Henry Landsdell, von dem wir wiederholt unſern Leſern berichteten, iſt abermals auf einer Reiſe in Innerаſien geweſen. Am 26. Juni 1882 brach er von London auf und ging über Petersburg nach Sibirien und **Zentralaſien**; er beſucht Kuldſcha, Buchara, Chiwa, und die bisher faſt unzugängige Oaſe Merw. Zweck ſeiner Reiſe, über die wir gelegentlich berichten wollen, war abermals die Verteilung von Bibeln. In Jekaterinburg lagen für ihn dreißig Kiſten bereit, welche ſechzehntauſend Bibeln und religiöſe Schriften enthielten. Die Bibeln und Neuen Teſtamente waren in ruſſiſcher, ſlawoniſcher, hebräiſcher, chineſiſcher, mongoliſcher, kirgiſiſcher, perſiſcher, arabiſcher, türkiſcher, polniſcher, deutſcher und franzöſiſcher Sprache gedruckt; während elftauſend Traktate und Broſchüren nur in ruſſiſcher Sprache waren. „Es war, ſagt Landsdell, nicht Luſt am Reiſen noch der Geiſt fahrender Ritterſchaft, welche mich nach Sibirien und Zentralaſien trieben. Nein, ich hatte aus dem ruſſiſchen Kalender und Poſtbuch erſehen, daß ein Reiſender der ſich nach Ruſſiſch-Zentralaſien begibt — abgeſehen von Kuldſcha, Buchara, Chiwa und Merw — durch acht Provinzen mit fünf Millionen Einwohnern kommt und daß er zwanzig Städte mit einer zwiſchen 1000 und 80 000 Seelen ſchwankenden Bevölkerung berührt, außerdem noch dreihundert Dörfer und Poſtſtationen. Unter allen dieſen Städten war nur eine, nach welcher die britiſche Bibelgeſellſchaft Schriften ſenden konnte und Schulen, Kaſernen, Gefängniſſe waren ſicher ungenügend mit Gottes Wort verſehen. Dem Mangel abzuhelfen unternahm ich meine Reiſe.“

* * *

Als Dr. Felkin nach ſeiner Reiſe durch die wilden Landſchaften am Weißen Nil und Bahr el Arab nach **Kordofan** gelangte, traf er bei dem Orte Schalota zum erſten Mal wieder auf den **Telegraphen** „und das Tönen des Drahtes im Winde heimelte uns ſeltſam an.“ Die Telegraphenſtangen ſtehen etwa hundert Ellen von einander entfernt und jede koſtet ungefähr zweihundert Mark; ſie ſind aus zwei Stücken Eiſen gefertigt, hohl und ſtehen auf einem feſt in den Sand eingegrabenen Eiſenſockel. An manchen Stellen umgiebt ſie eine kleine Dornhecke zum Schutze gegen das Rindvieh, das ſich gerne daran reibt. Nur zuweilen ſeit ihrem Beſtehen iſt die Telegraphenleitung durch wilde Tiere unterbrochen worden. Die Eingeborenen fürchten ſich ſehr vor dem „Silk“, wie ſie den Draht nennen und halten ihn für Medizin und zwar für eine ſehr ſtarke. Sie hüten ſich in der Nähe des Drahts zu ſprechen, weil ſie glauben, er könnte, was er hört, nach der Hauptſtadt Chartun berichten. Jetzt freilich wird das anders ſein, denn dort herrſcht der ſiegreiche Mahdi, der falſche Prophet.


Prinzeſſin Georg von Sachſen, † 5. Februar.

Die Prinzeſſin Georg von Sachſen.

Der am 5. Februar erfolgte Tod der Gemahlin des Prinzen Georg von Sachſen, der Prinzeſſin Maria Anna, Infantin von Portugal, hat die Bewohner des Königreichs Sachſen mit lebhafter Teilnahme erfüllt. Die verſtorbene Prinzeſſin, die am 11. Mai ihre Silberhochzeit gefeiert haben würde, galt im Lande für das Muſter einer Gattin und Mutter und ihre Erkrankung erregte umſomehr die allgemeinſte Teilnahme, als man ſie auf die aufopfernde Pflege zurückführte, welche die Prinzeſſin einem ſeit lange an ſchwerem Siechtum darniederliegenden Kinde allezeit in hingebendſter Weiſe widmete. Leider erwies ſich alle ärztliche Hilfe als ohnmächtig. Am Abend des genannten Tages verſchied die Prinzeſſin in Gegenwart des Königspaares und der geſamten prinzlichen Familie.

Die verſtorbene Prinzeſſin war die älteſte Schweſter des Königs von Portugal und am 21. Juli 1843 geboren. Am 11. Mai 1859 vermählte ſie ſich mit dem Prinzen Georg, einzigem Bruder des Königs Albert von Sachſen. Aus ihrer Ehe ſind ſechs Kinder entſproſſen.

Die Siouxindianer in Berlin.

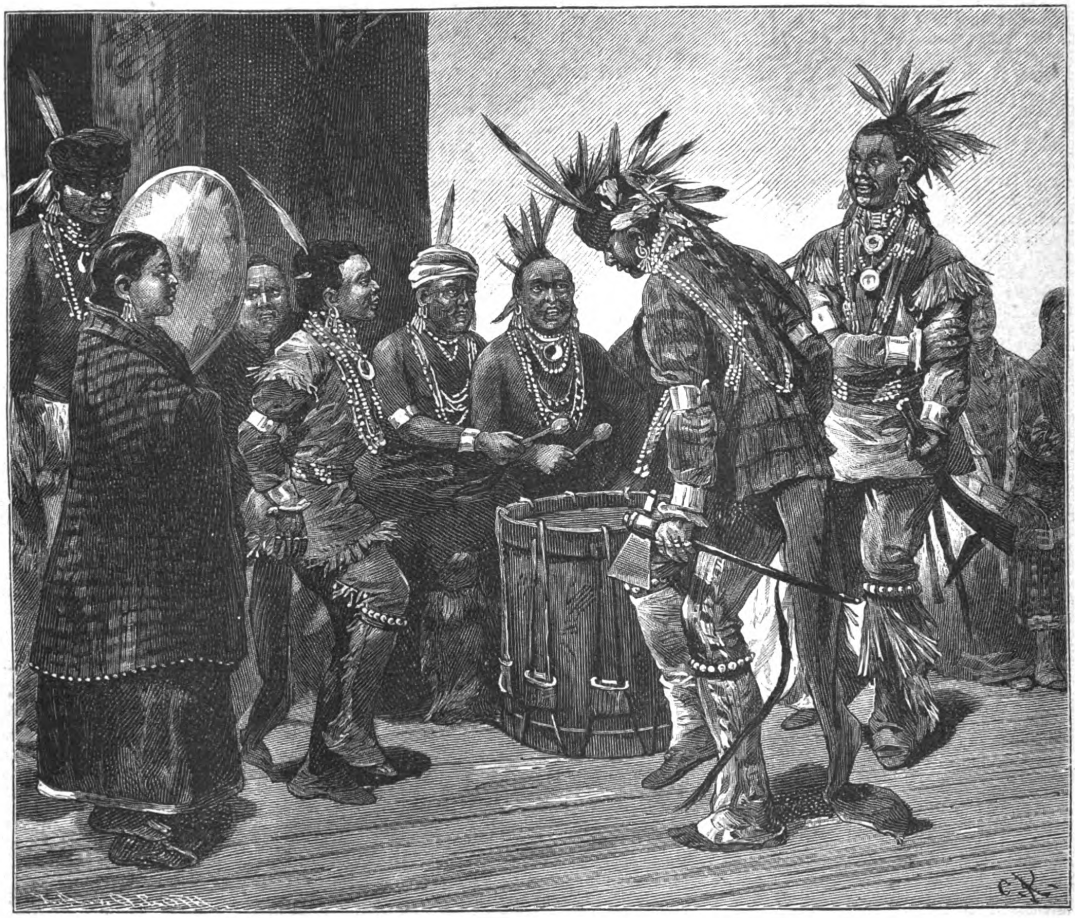
Infolge der Cooperſchen Romane und der unzähligen Jugendſchriften, die aus ihnen geſchöpft ſind, umgibt die „Rothaut“ in den Augen des Europäers ein poetiſcher Zauber, der aller Verſuche, die nüchterne Wirklichkeit an die Stelle der Dichtung treten zu laſſen, ſpottet. Für uns iſt und bleibt der Indianer, zumal auf dem Kriegspfad, eine überaus poetiſche Vorſtellung, darum üben auch die Sioux, die ſich zur Zeit im Berliner Panoptikum präſentieren, eine gewaltige Anziehungskraft aus.

Es ſind zwanzig an der Zahl, Männer, Frauen und Kinder unter der Führung ihres Häuptlings Shoo den nazce, auf engliſch Yellow smoke, auf deutſch, „der gelbe Rauch“. Eine patriarchaliſche Erſcheinung iſt dieſer alte Häuptling, der fünfundſiebzig Sommer kommen und gehen ſah. Er kannte noch die Zeiten, in denen das Dampfſchiff fremd auf dem Miſſiſſippi war, in denen der eiſerne Weg die Prärien nicht durchſchnitt; ſeine jungen Leute wiſſen jedoch nichts mehr von jener Zeit. Sein Schmuck beſteht aus einem Halsbande, das kunſtvoll aus den Klauen ſelbſterlegter Bären und aus bunten Perlen gefertigt wurde, ſein Zepter iſt das Tomahawk, deſſen Stil hohl iſt und das gleichzeitig als Tabakspfeife gebraucht werden kann. An ſeinem Gürtel hängen Skalpe. Yellow smoke hat den Kriegspfad oft betreten und kann ſich rühmen, manchen Feind erſchlagen zu haben, und deshalb hat er allein das Vorrecht ſich das Ehrenzeichen der blauen Totenhand in das Geſicht zu malen. Die anderen Krieger dürfen die blaue Hand nur auf der Bruſt tragen.

Die hier anweſenden Indianer bemalen nicht nur das Geſicht, ſondern auch den ganzen Oberkörper. Am liebſten nehmen ſie helle Farben zum Grund, daß ſie faſt den Bleichgeſichtern gleichen, und auf dieſen Grund bringen ſie die Verzierungen an, welche je nach Farbe, Form und Stellung ihre eigene Bedeutung haben. Das Malen

(Fortſetzung ſiehe zweite Beilage.)

Zweite Daheim-Beilage zu No. 20. 1884.



In Caſtans Panoptikum in Berlin: **Tanz der Siouxindianer.**

Die Siouxindianer in Berlin. (Fortſetzung von Beilage 1.)

geſchieht in eigentümlicher Weiſe. Der Indianer bildet das Ornament, einen Kreis, eine zuſammengerollte Schlange u. dgl. ſorgfältig aus Farbe auf einem Brettchen, drückt die innere Handfläche darauf und klatſcht die an derſelben haftende Farbe auf ſeinen Körper ab. Es iſt alſo eine Art Farbendruck, welche die Rothaut ausübt, um ſich zu ſchmücken. Nebenbei dient auch der Finger oder eine Feder als Pinſel, um das Geſicht mit Strichen zu verſehen.

Gerade von der Stirn bis zum Kinn herablaufende Streifen in roter Farbe bedeuten, daß ihr Träger Manitao, den Geiſt überhaupt, im Blitze anbetet, dunkle Kreiſe um das Auge gezogen bedeuten den Donner, wellenförmige Linien das Waſſer. Die Haare des Hauptes ſind bis auf die Skalplocke abgeſchoren, welche bei einigen, bürſtenartig kurz gehalten, ganz den Eindruck einer bayriſchen Helmraupe macht. In der Skalplocke tragen ſie Federn. Mee saska, der weiße Schwan, trägt zwei Eulenfedern; er iſt Medizinmann der Truppe. Als neulich „Rotbruſt“, der Enkel Yellow smokes, erkrankte, machte er dem Kinde unter ſeltſamen Zeremonien mehrere Einſchnitte mit einem Meſſer in die Rückenhaut. Es genas ſehr bald.

Die Tracht der Indianer beſteht aus ledernen Beinkleidern und einer wollenen Decke zum Einhüllen des Oberkörpers; mit Vorliebe ziehen ſie jedoch auch rote wollene Hemden an und behängen ſie ſich mit glitzerndem Schmuck, wie man ihn auf Jahrmärkten kauft. Die Frauen kleiden ſich europäiſch.

Es ſind ihrer fünf. Neen dowey, die Gattin Yellow smokes, Ming gle tai ſeine Tochter, welche an Javeg wah gavkhtee jinga den „kleinen Dorfmacher“ verheiratet iſt. Der Name der Frau Yellow smoke würde auf deutſch ſo viel heißen als: „nette Gegend“, wie mir der Dolmetſcher ſagte. Es iſt möglich, daß ſie früher dieſen Namen mit Recht getragen hat, aber es muß das ſchon lange her ſein. Dann iſt noch Ga hee wak ga tarkhtee da „der harte Häuptling“, deſſen Frau den poetiſchen Namen „weiße Kuh“ trägt, während ihre Tochter Mee tarkkee, der „harte Mond“ heißt. Den Namen der fünften Frau konnte ich nicht erfahren. Sie muß abſeits von den andern ſitzen und darf nicht mit ihnen zugleich eſſen, denn während die übrigen zur Sippe des Häuptlings gehören iſt ſie eine Nichtebenbürtige — eine Paria. Ihr Mann leidet an einer Erkältung und hockt im Schlafgemach huſtend vor dem Ofen, obgleich der „weiße Schwan“ ihm den Rücken bereits mehreremale mit dem Meſſer bearbeitete.

Die Produktionen der Rothäute beſtehen in Tänzen, Geſängen, Schießen nach der Scheibe mit Pfeilen und der Jagd auf Nickel, in welch' letzterer namentlich ein Rieſenindianer, Hung garkhtee „das große Kind“ eine außerordentliche Fertigkeit entwickelt. Der Berliner gibt der fechtenden Rothaut gerne einen Obolos.

Es hat Mühe gekoſtet, die Indianer zu der Reiſe nach Europa zu bewegen. Der Graf Lagrange wußte jedoch Yellow smokes Einwilligung durch Geſchenke und Überredung zu erlangen und da die Indianer relativ wohlhabend zurückkehren werden, ſind ſie zufrieden und guter Dinge. In einer längeren Rede erklärte Yellow smoke ſogar Deutſchland für ein großes herrliches Land, deſſen Häuptling er zu ſehen wünſchte. Wie verlautet, ſoll der Kaiſer beabſichtigen, die Sioux nach dem Schloſſe kommen zu laſſen und ſo würde dann der Wunſch Yellow smokes in Erfüllung gehen.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 21. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

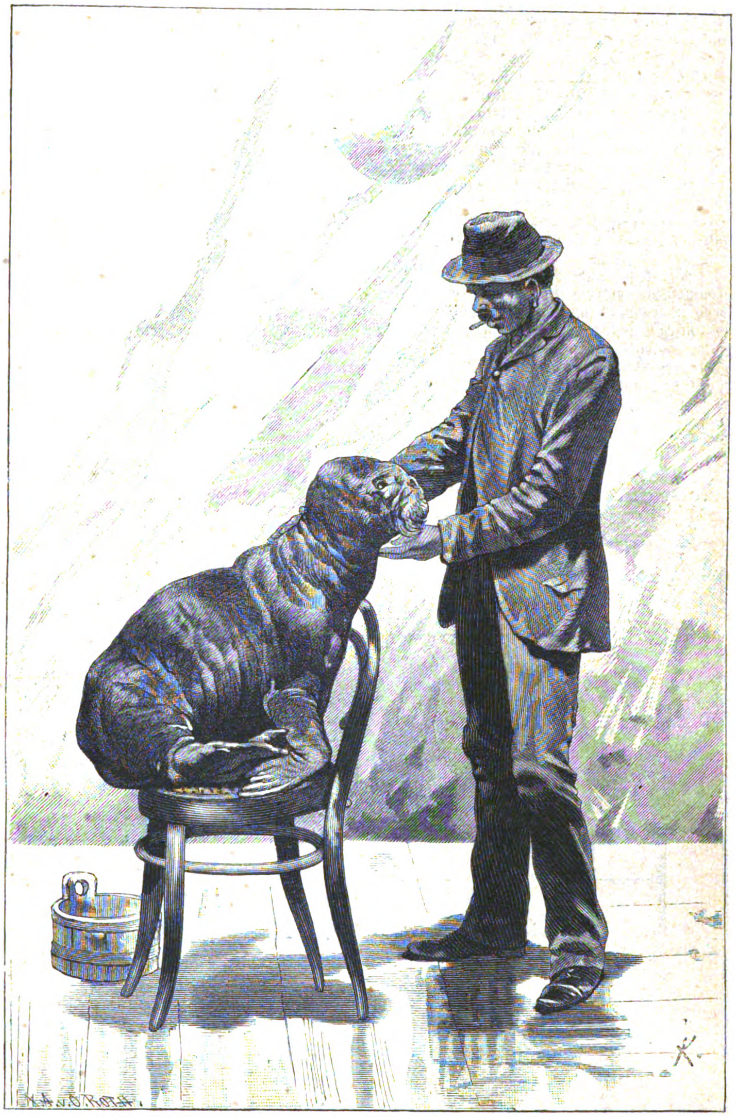
Das Walroß im Berliner Aquarium.

Das Walroß, das wir unſeren Leſern heute vorführen, iſt eine überaus intereſſante Erſcheinung und ich geſtehe, daß kaum jemals ein Tier einen eigentümlicheren Eindruck auf mich gemacht hat, als dieſes neun Monate alte Geſchöpf, das nicht allein durch ſeine Seltenheit merkwürdig iſt. Der plumpe Körper erinnert an den einer Robbe, aber er ſieht aus wie mit feinem blaugrauen Handſchuhleder überzogen, das an den Extremitäten kahl, auf dem Leibe dagegen mit bismarckbraunem, atlasglänzendem feinen Haar bedeckt iſt, durch welches in den Falten der blaugraue Grund ſichtbar wird. Ein kleines Mädchen unter den Zuſchauern, welches laut ausrief: „Mama, es hat Atlas an!“ hatte deshalb durchaus nicht unrecht.

Was nun beſonders merkwürdig an dem Tiere iſt, das iſt ſeine Dreſſur. Auf Kommando ſeines Wärters klettert es auf einen Stuhl, bittet mit lauter Stimme um ein Stückchen Fiſch, das ihm gezeigt wird und dankt mit Nieſen, wenn es dasſelbe erhalten hat. Die Stimme klingt als wenn jemand laut ſtöhnend „Auguſt“ riefe und dabei gleichzeitig das Kollern eines Truthahnes nachahmen wollte. Von dem Stuhle aus grüßt es das Publikum mit der rechten blaugrauen Fußfloſſe, als verſuchte es Handküſſe zu werfen, dann geht es auf Befehl ins Waſſer und ſchüttelt ſich plätſchernd darin, ſobald ihm ein Zeichen gegeben wird. Auf einen Wink kommt es wieder heraus, wandert vor den Zuſchauern auf und ab und läßt ſeinen Atlaspelz berühren.

Stets aber haften ſeine Blicke an der Perſon des Wärters, eines jungen Mulatten, und wenn es ihn nicht findet, ſtößt es klagende Laute aus. Dauert die Abweſenheit des Menſchen, an dem es mit ſeiner ganzen Zuneigung hängt, zu lange, dann ſchreit es laut jammernd, daß die Vögel im Aquarium wild werden und der Gorilla und Schimpanſe ſich entſetzen. Nie habe ich ſo erſchütternde Klagetöne vernommen, nie gewußt, daß die Kreatur über ſolchen Schrei ſchmerzlichen Sehnens gebieten könnte. — Kehrt der Wärter zurück und ruft aus der Ferne: Here boy, Here! ſo ſtößt das Tier Freudenlaute aus und ſchmiegt ſich dann wie ein Kind an den in den Käfig Tretenden. Es heißt in den Naturbeſchreibungen, daß das alte Walroß ſich ſeiner Jungen mit großer Liebe annähme und ſie mit dem eigenen Leben in Gefahren zu ſchützen ſuche. Das wird wohl richtig ſein, denn wie dieſes Tier zu lieben vermag, ſieht man an dem jungen Walroß, das ſeiner Mutter beraubt, nun mit aller Zärtlichkeit an dem Menſchen hängt, der es hegt und pflegt.

Julius Stinde.



Das junge Walroß mit ſeinem Wärter im Aquarium zu Berlin.

Nach mehrwöchentlichem Vergriffensein liegt vor die **zweite** unveränderte Auflage von:

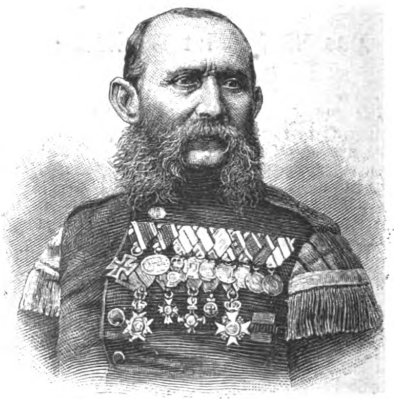
KLEINES STAATSHANDBUCH
des Reichs und der Einzelstaaten.
II. Jahrgang 1884. Eleg. geb. M. 2.

und können alle Buchhandlungen das vielbegehrte, nützliche Buch wieder liefern.

Verlag von VELHAGEN & KLASING in Bielefeld und Leipzig.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 21. 1884.

Muſikdirektor Pieſke.


Muſikdirektor Gottfried Pieſke, † 25. Januar.

„Wer war Pieſke?“ leſe ich in den verwunderten Mienen manches Leſers, und muß die Berechtigung dieſer Frage bis zu einem gewiſſen Grade zugeſtehen, denn der Name des Verſtorbenen findet ſich allerdings nicht unter den Staatsmännern und Schlachtenlenkern unſerer Zeit. Aber die Brauchbarkeit und innere Tüchtigkeit des Mannes haben ihn im Leben trotz ſeiner beſcheidenen Stellung die Wertſchätzung von Gleichgeſtellten und Vorgeſetzten eingetragen, ſeinen Namen über die zunächſt beteiligten Kreiſe hinaus bekannt gemacht und dieſe Männertugenden rechtfertigen auch einen ehrenden Nachruf an dieſer Stelle.

Pieſke war ein braver, treuer Soldat. In dieſe Worte läßt ſich das ſchönſte Lob für den Heimgegangenen zuſammenfaſſen. Er trug nicht Säbel und Muskete, ſondern diente mit hingebendem Eifer und großem Erfolge an anderer Stelle. Gottfried Pieſke ſchwang ſeit vielen Jahren den Taktſtock an der Spitze der Kapelle des jetzt in Frankfurt a. d. Oder garniſonierenden Leibgrenadierregiments N. 8. Oft haben die friſchen Klänge der von ihm dirigierten Marſchweiſen die ermüdeten Krieger zur beſſeren Ertragung ſchwerer Strapazen ermuntert, und in der Stunde der Gefahr, in der blutigen Schlacht erwies Pieſke ſich als ein echter Sohn ſeiner märkiſchen Heimat. Vom Düppelſturm, wie von Königgrätz und aus fränkiſchen Landen tönt ſein Name uns als der eines tapferen Mannes entgegen.

Wer kennt nicht den herrlichen „Düppeler Sturmmarſch“, der ſich in ſeiner markigen Kompoſition würdig den älteren preußiſchen Kriegsmärſchen, dem „Hohenfriedberger“, dem „Torgauer“ anreiht? Pieſke hat ihn gedichtet zu Ehren des erſten Ruhmestages preußiſcher Soldaten nach langer, trüber Friedenszeit. Denn Pieſke war nicht nur ein guter Soldat, ein ganzer Mann an dem Platz, wohin er geſtellt war, ſondern auch ein gebildeter Muſiker, welcher als Erſter viel dazu beigetragen hat, die preußiſche Militärmuſik dem hohen künſtleriſchen Standpunkte zuzuführen, den ſie jetzt einnimmt. In den vierziger Jahren ſchon begann der junge Muſikdirektor klaſſiſche Muſikwerke für das ihm unterſtellte Muſikkorps zu inſtrumentieren, und dann mit demſelben zum Vortrag zu bringen. Seine Militärkonzerte in Berlin erregten Aufſehen, und brachten dem ſtrebſamen Manne vielſeitige Anerkennung von Autoritäten auf dem Gebiete der Kunſt, wie von ſeinen Vorgeſetzten. Von letzteren iſt namentlich Prinz Friedrich Karl, der ehemalige kommandierende General des III. Armeekorps, fortwährend der hohe Gönner des Muſikdirektors Pieſke geblieben, der im Lauf der Zeit zum Direktor der geſamten Muſik des III. Armeekorps aufgerückt war, dabei aber die Leitung ſeiner Regimentskapelle behalten hatte, und deſſen Bruſt zahlreiche Orden und Ehrenzeichen ſchmückten. — Am 25. Januar wurde der älteſte Grenadier des Leibregiments durch den Tod von ſchwerem Leiden erlöſt.

H. B.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Richard Andree's

ALLGEMEINER

HANDATLAS

in sechsundachtzig Karten

mit 98 Folioseiten erläuterndem Text

herausgegeben von der

Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig

☛ ***vollständig 20 Mark*** ☚

ist in allen Buchhandlungen elegant und solid gebunden für

25 Mark

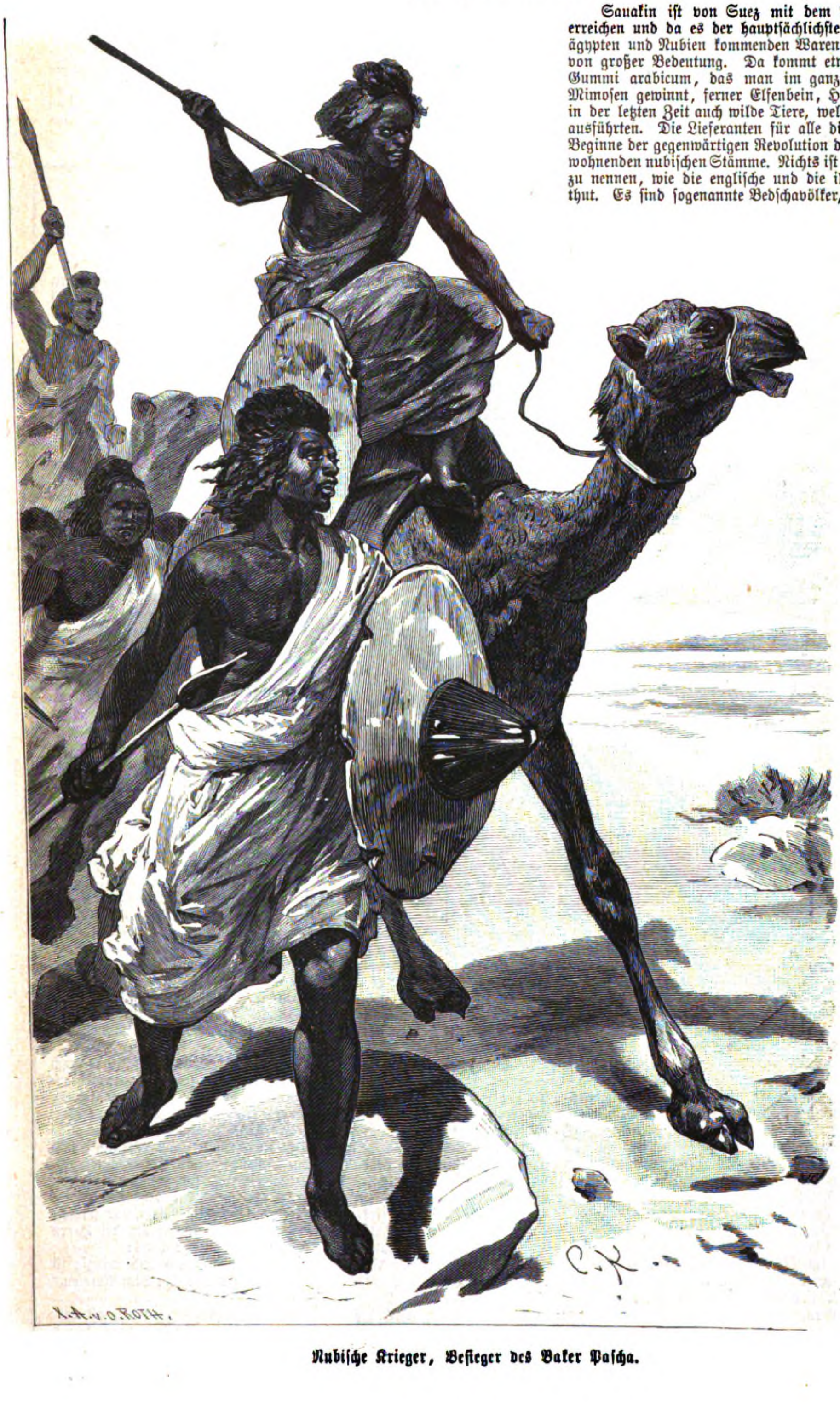
zu haben.

Niemals zuvor ist irgendwo ein geographisches Kartenwerk von gleicher Güte zu so mässigem Preise publiziert worden und von solchem Erfolge begleitet gewesen. Hinfort ist der grosse Spezialatlas, bisher vermöge seines Preises ein Privilegium reicher Leute, Allgemeingut.

Daheim-Beilage zu No. 22. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Rebellen von Sauakin.


C. K.
K. A. v. O. Roth.

Nubiſche Krieger, Beſieger des Baker Paſcha.

Sauakin iſt von Suez mit dem Dampfer in ein paar Tagen zu erreichen und da es der hauptſächlichſte Sammelplatz für alle aus Oberägypten und Nubien kommenden Waren iſt, ſo erſcheint es als ein Hafen von großer Bedeutung. Da kommt etwas Baumwolle, namentlich aber Gummi arabicum, das man im ganzen Hinterlande von verſchiedenen Mimoſen gewinnt, ferner Elfenbein, Häute, Sennesblätter, Wachs und in der letzten Zeit auch wilde Tiere, welche Hagenbeck und andere Händler ausführten. Die Lieferanten für alle dieſe ſchönen Dinge waren bis zum Beginne der gegenwärtigen Revolution die verſchiedenen weiter im Innern wohnenden nubiſchen Stämme. Nichts iſt falſcher als dieſe Leute „Araber“ zu nennen, wie die engliſche und die ihr nachſchreibende deutſche Preſſe thut. Es ſind ſogenannte Bedſchavölker, Nordafrikaner kaukaſiſcher Raſſe, ſchöne Leute von edlem Wuchſe, die auch mit den Negern nichts gemein haben. Da trifft man landeinwärts von Sauakin zunächſt auf die Stämme der Hadendoa und Halenga, weiterhin auf Biſcharin, Jalyn und Dabaina, die alle gleich in ihren Sitten ſind und mehr oder minder die arabiſche Sprache neben ihrer eigenen Bedſchaſprache reden. Sie ſind alle nach und nach von den Türken und Ägyptern unterworfen worden, zum Teil erſt vor vierzig Jahren, was um ſo leichter geſchehen konnte, als alle die einzelnen Stämme unter einander Krieg führten. Hauptſache der Ägypter war es nun, aus den neuen Unterthanen recht viel Steuern herauszuquetſchen. Nicht bloß die Kamele, Rinder und Schafe wurden hoch beſteuert, ſondern auch jeder Verſuch der Kultivierung des Landes hintertrieben, indem man eine ungeheure Steuer auf den Grund und Boden legte. Doch war der in die ägyptiſche Regierungskaſſe fließende Steuerbetrag immerhin nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was den Nubiern von den Soldaten abgepreßt wurde, die als Steuereintreiber das Land durchzogen.

Da kann es nicht wunder nehmen, wenn jetzt die Unterdrückten und Ausgeſaugten zu Schwert und Lanze greifen und ſich gegen ihre Peiniger auflehnen. Und was für herrliche Geſtalten rücken mit Schild und Speer und Schwert gegen die Ägypter! Man muß die Nubier geſehen haben, wenn ſie im Beginn der Regenzeit ſich in Bewegung ſetzen, zur Wanderung nach der ſandigen und feſten Wüſte an den Flußrändern. Jener Landſtrich, der in der heißen Jahreszeit ſo öde und unfruchtbar iſt, bedeckt ſich nun mit hohem zarten Graſe. Dort weiden die ungeheuren Herden. Die ſchwellenden Euter von Tauſenden von Kamelen liefern Milch im Überfluß. Die glühende Sonne, die neun Monate lang die Erde gedörrt hat, iſt nun vorübergehend von Wolken verſchleiert. Das Vieh, das nach Waſſer geſchmachtet und nichts als trockenes Stroh gefreſſen hatte, füllt den Magen mit ſaftigem Futter. Die Kamele weiden an den

Zweigen der Mimoſe. Schwärme von Weibern und Kindern begleiten den Marſch. Tauſende von Fettſchwanzſchafen und langohrigen Ziegen tummeln ſich in allen Richtungen und ſchöngebaute, bronzefarbige Nubier mit Speer und Schild, mit weißen Gewändern, lenken ihre milchweißen Dromedare durch den wirren Haufen. Sie gebärden ſich mit ruhiger Würde und reiten mit dem Gruße Salam alaikum, Friede ſei mit dir, vorüber.

An ſolchen Stellen muß man dieſe halb ackerbauenden, halb nomadiſierenden Leute aufſuchen und hier wird man ein friedliches Bild von denen gewinnen, die jetzt in wildem Blutdurſt, rachgierigen Herzens gegen die ägyptiſchen Verſchanzungen anſtürmen. Und das Bild mahnt uns an die Bilder und Szenen, die uns aus der Bibel geläufig ſind, ſo unverändert iſt das Leben hier geblieben; es iſt, als ob wir von Midian, Ägypten oder Moab leſen.

Mit dem Islam ſind dieſen Nubiern auch die moſaiſchen Geſetze gekommen, ſo weit ſie nicht ſchon aus früherer Zeit vorhanden waren. Von einer Änderung, von Reformen iſt bei ihnen nicht die Rede, ihr ganzes Daſein vorläuft nach ſo beſtimmten, von der Natur vorgeſchriebenen Regeln, daß ſie die größten Konſervativen ſein müſſen. Ihr nomadiſches Leben iſt für ſie ein Zwang, da die Exiſtenz ihrer Herde von der Weide abhängt. Mit der Veränderung der Jahreszeiten müſſen ſie ihren Aufenthalt ändern, wobei das Vorhandenſein von Futter für ihr Vieh maßgebend iſt. Durch die klimatiſchen Erſcheinungen hin und her getrieben, iſt der Nubier gezwungen worden zum Wanderer zu werden. In einem Lande, wo es neun Monate nicht regnet und die brennende Sonne die grünen Weiden in eine Sandwüſte verwandelt, müſſen ſie dem Geſetze der Notwendigkeit folgen, müſſen ſie den Weidegründen zuwandern. Da ſie keine feſten Wohnungen, keine Städte und nicht einmal permanente Dörfer haben, ſo kann auch keine Veränderung ihrer Gebräuche ſtattfinden; nur ſo lange können ſie an einer Stelle halt machen, als die Weide die Herden zu ernähren vermag; folglich iſt die Weide für die Tiere des Nubiers eiſernes Geſetz der Notwendigkeit. Futter iſt der Zweck ſeines Lebens, gering ſind ſeine Bedürfniſſe, gering ſein Hausrat, denn ſchon der ewige Transport verurſacht ihm Mühe. Kein Wunſch nach fremden und neuen Gegenſtänden reizt ihn zu Verbeſſerungen oder zu Änderungen in ſeinen urſprünglichen Gewohnheiten. Nicht vermehren, nein vermindern muß er ſein Gepäck. Infolge deſſen begnügt er ſich mit wenigen Dingen: mit Matten für ſein Zelt, mit Seilen aus Kameel- oder Ziegenhaar, mit Töpfen für ſein Fett, mit Waſſerkannen und mit irdenem Geſchirr oder Kürbiſſen für ſeine Milch, mit ledernen Waſſerſchläuchen für die Wüſte und mit Säcken aus Schaffell für ſeine Kleider. — Unverändert iſt das Leben der Nomaden ſeit uralter Zeit und leicht wären ſie zu regieren, wenn man ihre Gewohnheiten ſchonte, mit Verſtändnis ihnen gegenüberträte. Aber Ägypten!

Stimmen der Preſſe,

Urteile von Behörden ꝛc. über das Kleine Staatshandbuch des Reiches und der Einzelſtaaten 1884

(30 Bogen, elegant und dauerhaft gebunden, 2 Mark).

„Die gute Aufnahme, welche der erſte Jahrgang dieſes kleinen Buches gefunden hat, iſt Veranlaſſung geweſen, es für 1884 in verdoppeltem Umfange herauszugeben. Wir nennen es ein kleines Buch, ſeinem Titel entſprechend; in Wahrheit iſt es nur dem Format nach klein, dem Inhalte nach dagegen groß. Es iſt erſtaunlich, wie viel und wie vieles das Buch enthält. Die praktiſche, raumſparende und doch klare und überſichtliche Anordnung bei kleinem, ſcharfem und gut leſerlichem Druck hat es ermöglicht, eine Fülle von Namen und Zahlen zuſammenzubringen, welche ein großes Werk zu füllen geeignet wären. Das iſt ein großes Verdienſt des Buches. Jedermann kann es in der Taſche tragen, und es wird auf dem Schreibtiſche nicht viel Platz wegnehmen. Dabei wird es für jeden, der ſich für Politik intereſſiert und im praktiſchen Leben ſteht, von großem Nutzen ſein. Es enthält zunächſt eine Überſicht über die Behörden im Deutſchen Reiche und in den Einzelſtaaten, und zwar mit Angabe der Namen der betreffenden Beamten und der Höhe ihrer Gehalte. Es ſind die oberſten Landesbehörden aufgeführt, und ihr Wirkungskreis iſt klar gemacht; die Referenten der verſchiedenen Reſſorts ſind verzeichnet, ſo daß hiermit für alle Arten von Geſuchen und Anträgen Aufſchluß gegeben wird. Ebenſo iſt hinſichtlich der geiſtlichen Behörden verfahren, und hinſichtlich der Juſtizbehörden iſt das Buch ſo vollſtändig, daß ſämtliche Richter an ihren Amtsſitzen ſamt Rechtsanwälten und Notaren genannt werden. Ferner ſind ſämtliche Volksvertreter namentlich aufgeführt und zwar mit Angabe ihrer Wohnorte und ihrer Partei. Die Kriegsmacht und die Flotte ſind ausführlich dargeſtellt und hier wie überall Budgets und Gehalte angegeben. Bei den Univerſitäten, den techniſchen Hochſchulen und höhern Kunſtſchulen finden ſich die Namen der Lehrer, und ebenſo ſind die Direktoren der höheren Schulen einſchließlich der Seminarien aufgenommen. Dann kommt endlich ein Verzeichnis, welches außerordentliche Mühe bei ſeiner Aufſtellung gemacht haben muß, aber auch einzig in ſeiner Art iſt. Es iſt dies ein Verzeichnis ſämtlicher Städte im Deutſchen Reiche, mit Angabe der Einwohnerzahl, der Bürgermeiſter, der Vorſteher der Stadtverordneten u. ſ. w. Auch hier ſind die Gehalte angegeben. Man ſieht, daß die Redaktion direkt mit jeder Stadt korreſpondiert hat. Dieſes ſo reichhaltige Buch, 442 Seiten umfaſſend, koſtet nur 2 Mark. Wir zweifeln nicht, daß es ſich brauchbar erweiſen und große Verbreitung gewinnen wird.“ Grenzboten.

„Zum zweitenmal liegt dieſes Werk vor, das ſich zum Ziel geſetzt hat, die genaue Kenntnis der vielfach gegliederten ſtaatlichen Organismen im Deutſchen Reiche den weiteſten Berufskreiſen zugänglich zu machen. Es iſt eine erſtaunliche Fülle von Material, durch die das Buch ſeiner Aufgabe gerecht zu werden ſucht. Der Inhalt erſtreckt ſich für das Reich auf den Bundesrat, den Reichstag, die Reichsbehörden, die Finanzen und die Kriegsmacht; für die Einzelſtaaten auf die oberſten Staatsbehörden, die Miniſterien und andere Zentralbehörden, die Volksvertretung, die Provinzialbehörden und die Finanzen. Der ganze Regierungs- und Verwaltungsorganismus des Reiches wie der einzelnen Staaten iſt klargelegt und die Angaben über die kirchlichen Verhältniſſe, die Kunſt- und Unterrichtsanſtalten laſſen an Ausführlichkeit nichts zu wünſchen übrig. In welche Einzelheiten ſich das Buch einläßt, möge an dem Beiſpiel gezeigt werden, daß bei allen deutſchen Regimentern die Stabsoffiziere namentlich aufgeführt werden, mit Hinzufügung des Truppenteils, der ihnen unterſtellt iſt. Beſonders intereſſant iſt eine Zuſammenſtellung ſämtlicher deutſcher Städte (2300 an der Zahl) mit ihrer Einwohnerzahl, ihren Bürgermeiſtern, Kollegien u. ſ. w. Das Buch mit ſeiner Unzahl von Namen, Daten und Zahlen bildet für alle im öffentlichen Leben ſtehenden Perſonen ein ebenſo vollſtändiges wie handliches Nachſchlagebuch.“ Schwäbiſcher Merkur.

„Ein Städteverzeichnis des Deutſchen Reiches von ganz beſonderem Intereſſe enthält im 2. Jahrgange (1884) das „Kleine Staatshandbuch des Reiches und der Einzelſtaaten“. Die 142 Städte im Königreich Sachſen z. B. ſind nach deren Einwohnerzahl geordnet; in tabellariſcher Überſicht enthält die erſte Spalte die Anzahl derſelben (und zwar nach den neueſten, direkt erhaltenen Angaben; nur wo dieſe ausblieben, nach der Zählung von 1880); die fernern Spalten benennen die Kreishauptmannſchaft, die erſte Magiſtratsperſon (mit Angabe des Tages der Erwählung, der Zeit auf wie lange und des Gehalts), ebenſo Namen und nähere Bezeichnung des Nächſtbeigeordneten (Bürgermeiſters oder Stadtrates, meiſt mit Gehaltsangaben) und des Stadtverordnetenvorſtehers. In Zwiſchenlinien werden die Mitglieder des Magiſtrats- und Stadtverordneten-Kollegiums beziffert. Eine ſolche hier zum erſtenmale erſcheinende Zuſammenſtellung kann nur vielfach willkommen ſein. Der bei weitem größere Teil des „Kleinen Staatshandbuchs“ (Velhagen & Klaſings Verlag, gebunden 2 ℳ) bildet die Erneuerung und Erweiterung des vorjährigen Inhaltes: Verzeichnung der oberſten Behörden des Reiches und der einzelnen Staaten, auch der oberſten Stellen im Militär, der Konſulate, der evangeliſchen Superintendenten, größerer Rechtsanwälte u. ſ. w. mit Namen und Titeln (vielfach auch mit Angabe der Gehalte); für mannigfache Zwecke bildet das Ganze ein überſichtliches Nachſchlagebuch.“ Dresdener Anzeiger.

„In unſerer Zeit, wo das öffentliche Leben den einzelnen Bürger immer mehr und mehr in Anſpruch nimmt, wo wir durch die Verfaſſung des Reichs, ſo wie der Einzelſtaaten, durch unſer Heer- und Gerichtsweſen, durch Kirche und Schule auf die verſchiedenſte Weiſe mit dem Staate verknüpft ſind, tritt auch immer mehr die Notwendigkeit an uns heran, uns mit unſeren ſtaatlichen Verhältniſſen vertraut zu machen. Dieſem Bedürfnis iſt nun der bekannte Verlag von Velhagen & Klaſing durch ſein „Kleines Staatshandbuch des Reichs und der Einzelſtaaten“, das bereits im zweiten Jahrgange vorliegt, in der überraſchendſten Weiſe entgegen gekommen. Es iſt kaum zu begreifen, wie das kleine handliche Taſchenformat des Staatshandbuches den Stoff, den die zahlreichen Behörden des Reichs und ſeiner einzelnen Länder und Provinzen, das Landheer, die Flotte u. a. m. bieten, bis ins Einzelne gehend, in ſich enthalten kann. Und doch finden wir nicht nur ſämtliche Miniſterien der deutſchen Länder mit ihren Direktoren, Räten und Oberbeamten, nicht nur das Reichsgericht mit allen Mitgliedern, die Vorſteher aller Reichsbankhauptſtellen und -Stellen, die Konſuln des Reichs in allen Teilen der Welt, ſondern auch die kirchlichen Organe bis zu den Superintendenten, die Richter bis auf die Amtsrichter, Rechtsanwalte und Notare, ſämtliche Direktoren höherer Schulen, die Offiziere bis zum Major, jeden Poſt-, Telegraphen- und Eiſenbahn-Betriebsdirektor, endlich jeden Bürgermeiſter mit ſeinem Stellvertreter und jeden Stadtverordnetenvorſteher. Und das ſo planmäßig, ſo überſichtlich, daß man ſich bald überall zurecht findet.

„Beſonders dankenswert ſind die Verzeichniſſe der Reichs- und Landtagsabgeordneten mit den Wahlbezirken, die ſie vertreten, der deutſchen Konſulate mit den Namen ihrer Inhaber und Angabe ihrer rechtlichen Befugniſſe in bezug auf ſtandesamtliche u. a. Handlungen, vor allem aber das bisher in ſeiner Art einzige Städteverzeichnis, das von ſämtlichen etwa 2300 Städten des Reichs (bis auf das 176 Einwohner zählende Städtchen Hauenſtein in Baden) die Namen der Bürgermeiſter mit Angabe ihres Gehalts, ihres Amtsantrittes und ihrer Amtsdauer, der Stadtverordnetenvorſteher, ferner die Einwohnerzahl angibt.

„Es liegt auf der Hand, daß ein derartiges, aufs ſorgfältigſte nach amtlichen Quellen hergeſtelltes Nachſchlagebuch je länger je unentbehrlicher für ſolche werden muß, die zum deutſchen Reiche in Beziehung ſtehen oder treten, und wir können es daher um ſo mehr empfehlen, als ſich der Preis nur auf zwei Mark ſtellt, ſo daß alſo in dem alljährlich erſcheinenden „Kleinen Staatshandbuch“ das Wichtigſte und Weſentlichſte aus den ſiebenundzwanzig Reichs- und Einzelſtaatshandbüchern zu einem unvergleichlich geringen Preiſe ſich zuſammengezogen findet.“ Kreuzzeitung.

Das kaiſerliche Bezirkspräſidium des Oberelſaß in Kolmar ſchreibt „an die Herren Kreisſchulinſpektoren,‘ Seminardirektoren und den Herrn Vorſteher der Präparandenſchule“ unterm 9. Januar 1884:

„Im Verlage von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig iſt erſchienen: „Kleines Staatshandbuch des Reichs und der Einzelſtaaten.“
1884. 442 S. Gebunden 2 Mark.

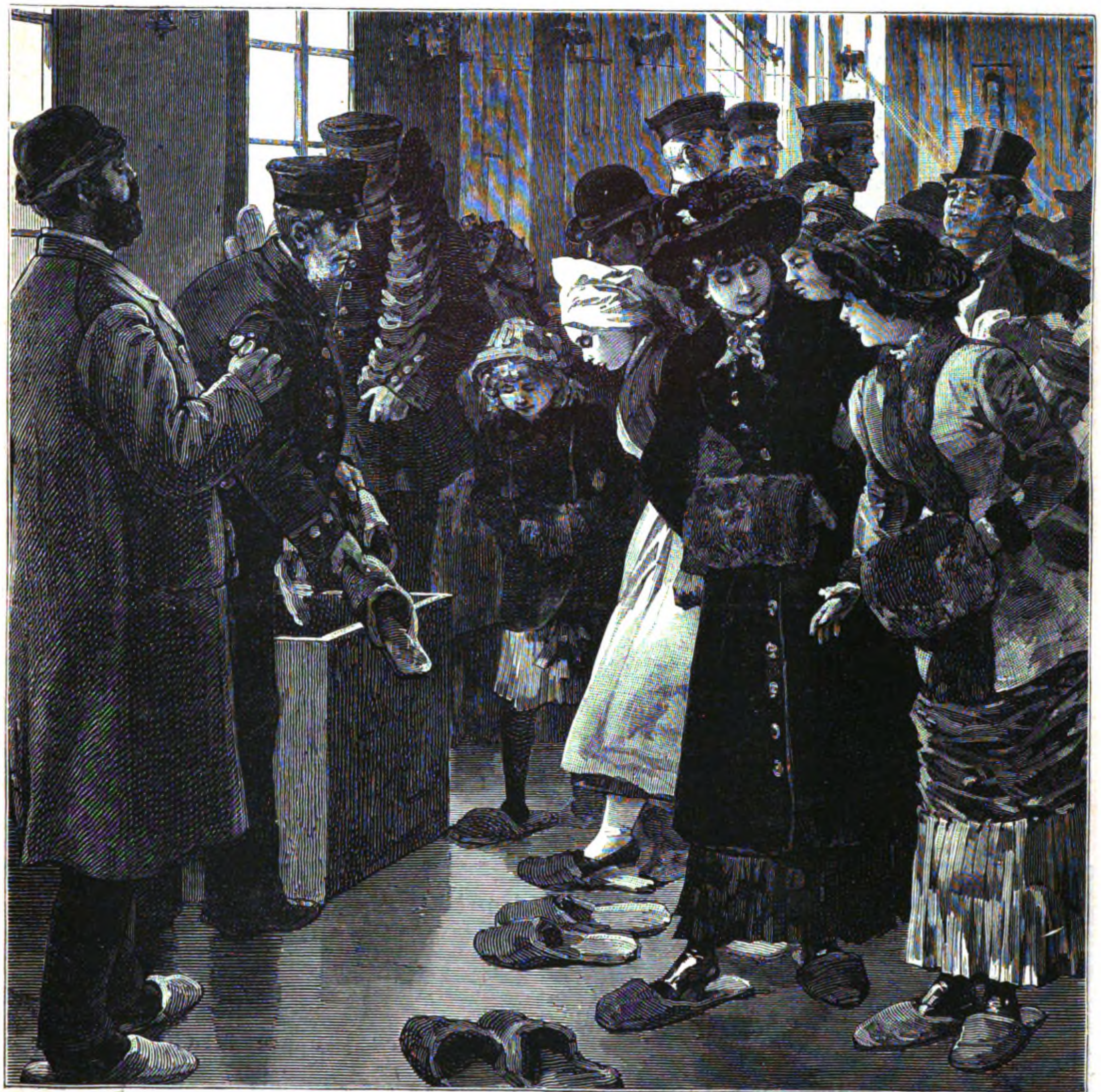
Dieſes Werk, welches eine notwendige Ergänzung zu den oft veraltete Zahlenangaben enthaltenden geographiſchen Lehrbüchern bildet, wird hiermit zur Anſchaffung empfohlen. Auch wollen Sie die Ihnen unterſtellten Lehrer auf dasſelbe aufmerkſam machen.

Der Bezirkspräſident.“

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim-Beilage zu No. 23. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Im Berliner Schloſſe: **Fußtoilette zur Promenade durch die Räume des Schloſſes.**

Herrn Friedrich Wilhelm Schultzes Galoſchen des Glücks.

„Etwas zu groß für ſolch' kleine Elfenfüßchen — dieſe Filzpariſer.“

Sie antwortete ihm gar nicht, ſie war entrüſtet! Wie kam er auch dazu, ſie als ganz Unbekannter anzureden, der freche Menſch? Die Röte der Entrüſtung ſtieg ihr in die Wangen und ihre Rechte legte ſich feſter in Gertruds Arm, während ſie unverwandt auf den vergoldeten Stuck des Plafonds ſtarrte, als ob dort droben aller Seelen Seligkeit zu ergründen wäre.

„Aber ſo komm doch, Elſe“, drängte die Freundin.

„Laß nur den — den Menſchen vorausgehen, er kann doch nicht ewig hier ſtehen bleiben“, flüſterte ſie zurück.

Aber er ging nicht. Er hatte ſich nach der mißlungenen erſten Attacke etwas zurückgezogen — er ſchämte ſich ſichtlich ſeiner Ungezogenheit, eine Dame, der er nicht vorgeſtellt war, anzuſprechen. Warum war ſie auch nach dem Schloß gegangen, gerade heute hierhergegangen, am erſten Tage nach der Abreiſe der Allerhöchſten Herrſchaften, wo die Säle zum erſtenmal dem Publikum geöffnet ſind und der Andrang ſtets ſo groß iſt. Daran wer freilich nur die Provinzialin, die Gertrud ſchuld, die alles ſehen wollte von Krão, der kleinen Siameſin mit der behaarten Haut, bis zu den Spieltiſchen in der Kurfürſtengalerie und dem Küchengeſchirr des Chefs der Schloßküche. O, ſie ſind unerſättlich dieſe Freundinen aus der Provinz!

Er ſteht noch immer da und ſie bewundert noch immer die verſchnörkelten Arabesken an der Decke. Ein entſetzlich hartnäckiger Menſch! Schon draußen als der Kaſtellan die unglücklichen Galoſchen verteilte (ihm paßten ſie natürlich wie angegoſſen, dieſe — Spreekähne), war er da und ſah recht höhniſch zu, wie die pariſer Hacken ſich gar nicht mit den Pantoffeln befreunden wollten. Was er nur eigentlich für ein Intereſſe daran haben kann? Ob er am Ende gar — Schuhmacher iſt? Aber nein, wie ein Meiſter ſieht er nicht aus. Er ſieht eigentlich ſehr gut aus, obwohl er ein ganz unverſchämter Menſch iſt. Hübſch iſt er freilich nicht, aber es liegt etwas eigentümlich Selbſtbewußtes, Sicheres in ihm: der ſchwarze Bart, das gebräunte Geſicht — gewiß iſt er ein Ausländer?!

„Aber ſo komm doch endlich, Elſe!“ mahnt Gertrud zum zweitenmal.

Mühſam richten ſich die blauen Augen von der wunderbaren Decke los, die kleinen, wie hatte er doch geſagt, Elfenfüßchen wollen ſelbſtvergeſſen gewohnter Weiſe ausſchreiten: Patſch — da fliegt der Filzpariſer und tanzt einige Sekunden auf dem ſpiegelglatten Parkett Quadrille, ehe er ſich zur Ruhe bequemt. Sie will ſich bücken und verliert dabei den Genoſſen des erſten, kaum daß Trudchen, die geſchmähte Provinzialin, die gewandte Reſidenzlerin vor dem Straucheln behütet. Aber daran iſt nur er, nur er allein ſchuld, und wie ſie jetzt aufſchaut, da ſteht er gar ſelbſt unmittelbar vor ihr und ein recht häßlich höhniſches Lächeln ſpielt um ſeine Lippen. In den Händen aber hält er die beiden gefallenen Größen und offeriert ſie mit tiefer Verbeugung zur geneigten Wiederbenutzung.

Sie ſtößt ein ſehr energiſches „Danke“ hervor und dreht ſich kurz auf den Abſätzen herum. „Komm, Gertrud, ich halte es nicht mehr hier aus. Papa führt dich morgen gewiß gern ſelbſt her — du ſiehſt Damen ohne Herren können hier nicht unbeläſtigt bleiben.“ Und die ſpitzen Hacken jammern tapp, tapp — tapp, tapp unbarmherzig auf das glänzend gewachſte Parkett, daß der Kaſtellan ihnen ganz erſchrocken nachruft: „Aber meine Damen, wozu geben wir Ihnen denn die Filzernen?“

„Wir haben einen Geſchäftsfreund zu Tiſch heute“, hatte der Papa geſagt, „Herr Friedrich Wilhelm Schultze aus Batavia. Laß ein paar Flaſchen Cliquot kaltſtellen, die Herren von jenſeits des Ozeans lieben die Witwe!“ — — —

Herr Friedrich Wilhelm Schultze erſchien zum Diner mit kaufmänniſcher Pünktlichkeit wie eine Tratte am Verfalltage und Fräulein Elſe wurde ſehr, ſehr rot, um gleich darauf deſto bläſſer zu werden und das heute morgen mit ſo vielem Erfolg begonnene Studium von Arabesken auf dem bielefelder Linnen des Tafelgedeckes fortzuſetzen: Herr Friedrich Wilhelm Schultze war der „Menſch“, dem die Spreekähne wie angegoſſen geſeſſen hatten! Aber der Batavier bewies bei Tiſche, daß ein Mann ſehr große Füße haben und doch comme il faut ſein kann. Er entſchuldigte ſich mit vielem Geſchick, daß er ſich die Freiheit genommen, das gnädige Fräulein im Schloſſe anzuſprechen und das gnädige Fräulein war gnädig genug, Gnade für Recht ergehen zu laſſen — ja daß wir’s nur verraten, Elſe hat noch am ſelbigen Abend der armen Provinzialin Gertrud geſtanden, daß ſie den „Menſchen“ eigentlich doch ſehr nett und liebenswürdig fände. Was kann ein Menſch mehr verlangen?

Er iſt denn auch nicht allein nach Batavia zurückgereiſt, der Herr Friedrich Wilhelm Schultze, ſondern hat ſich eine kleine Schultzin als Ehegeſpons mitgenommen. Ob er wohl unter den Pantoffel kommen wird? Sie behauptet nein, denn ſie wußte nicht einmal mit Filzpariſern umzugehen — er ſagt, ihm ſei’s gleich, jedenfalls ſeien ihm jene Filzpariſer zu den Galoſchen des Glücks geworden! Wer von beiden recht hat? Vielleicht beide — Qui vivra verra!

Hanns von Spielberg.

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Dem Ingenieur Dr. Raydt in Hannover und mehreren in deſſen Fußſtapfen wandernden Technikern wurden in den letzten Jahren Patente erteilt, welche die Beachtung auch des großen Publikums verdienen. Die Patente betreffen die Verwertung der flüſſigen Kohlenſäure zum Treiben von Fuhrwerken, zur Schiffhebung und Flotterhaltung, zum Feuerlöſchen und zur Fabrikation von mouſſierenden Getränken, ſowie zur Verbeſſerung des Bieres. Dieſe Verwendung beruht darauf, daß die Gaſe in flüſſigem Zuſtande einen ſehr kleinen Raum einnehmen, und in dieſer Geſtalt, wie die Elektrizität in den Akkumulatoren, aufgeſtapelt und weithin verſandt werden können. Hört dann der Druck auf, der das Flüſſigwerden herbeigeführt, ſo gehen wieder die Gaſe in den urſprünglichen Zuſtand über, wobei ſie eine ungeheure Kraft entwickeln und auch eine beträchtliche Kälte erzeugen. Dies gilt ganz beſonders von der flüſſigen Kohlenſäure, welche unter einem Druck von 36 Atmoſphären auf $^1/_{450}$ ihres urſprünglichen Umfangs zuſammenſchrumpft. So verſendet die Firma Kunheim & Co. in Berlin eiſerne Flaſchen, welche acht Kilogramm flüſſige Kohlenſäure, gleich viertauſend Liter Gas enthalten. Zu den intereſſanteſten Anwendungen der Dehnkraft der flüſſigen Kohlenſäure gehört die Hebung verſunkener Schiffe, indem Ballons daran befeſtigt werden, in die man die flüſſige Säure einführt; dieſe dehnt ſich aus und der Ballon erhält dadurch eine ſehr erhebliche Tragkraft. Auch wurde neuerdings in dem Zentralblatt der Bauverwaltung der ſehr beherzigenswerte Vorſchlag gemacht, Paſſagierdampfer mit Ballons auszuſtatten, welche, bei Eintreten der Gefahr des Sinkens infolge eines Zuſammenſtoßes, aus Behältern mit flüſſiger Kohlenſäure gefüllt und alsdann das lecke Fahrzeug wenigſtens ſo lange tragen, bis der nächſte Hafen erreicht, oder ſonſt Hülfe zur Hand iſt. Die Behälter ſind vom Decke aus zu öffnen und vermögen ſämtliche Ballons eines größeren Schiffes in fünf bis zehn Minuten zu füllen. Das genannte Blatt führt aus, wie die „Cimbria“ Cuxhaven hätte erreichen können, wenn ſie mit Raydtſchen Kohlenſäure-Ballons ausgeſtattet geweſen wäre. Wir erzählten früher von der mit flüſſiger Kohlenſäure getriebenen Lokomotive von Wichmann in Magdeburg, ſowie von der durch Major Witte, dem Leiter der Berliner Feuerwehr, verſuchten Anwendung desſelben Stoffes zur Erreichung einer raſcheren Verdampfung des Waſſers in dem Keſſel der Dampfſpritze. Noch praktiſcher erſcheint das Raydtſche Verfahren inſofern, als die Dampfſpritze dadurch entbehrlich wird. In den Behälter einer gewöhnlichen Spritze wird nämlich flüſſige Kohlenſäure eingeführt; dieſelbe drückt beim Übergange in den gasförmigen Zuſtand auf die Waſſerfläche und bewirkt das raſche Ausſtrömen des Waſſers durch das Rohr. Auf demſelben Prinzip beruht die Raydtſche Anwendung der Kohlenſäure in den ſogenannten Bierdruckapparaten, d. h. den Apparaten, welche das Bier aus den Fäſſern im Keller nach den Hähnen am Schanktiſche treiben, ſowie endlich deren Anwendung bei der Fabrikation kohlenſaurer Getränke.

* * *

Nicht unpraktiſch erſcheint die August Feiſe in Hildesheim neuerdings patentierte Krankenbettſtelle, inſofern namentlich als der Kranke ſeine Lage ohne fremde Hilfe zu verändern vermag. Die Bettſtelle verwandelt ſich durch einen leichten Druck auf einen Hebel in einen Lehnſeſſel, bei dem der Kranke die Beine entweder in der wagerechten Lage behalten, oder dieſelben herabhängen laſſen kann. Das Fußende birgt einen Klapptiſch, der bei der ſitzenden Stellung dem Kranken zur Hand liegt.

Zu Konfirmationsgeſchenken empfohlen:

Pilgerſtab.
Morgen- und Abendandachten
für das ganze Jahr.
Von
Heinrich Spengler,
Pfarrer in Bruchſal.
Vierte vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Geh. 6 M., in Halbfranz geb. 8 M.,
in Goldſchnittband 9 M.

„Dieſes reichhaltige und zweckmäßige Andachtsbuch in einem ſtattlichen Bande,“ ſagt das Duisburger Sonntagsblatt, „kann beſtens empfohlen werden. Bei den Betrachtungen über eine vorangeſtellte Bibelſtelle hat der Verfaſſer die vortrefflichen Arbeiten von Tholuck, Müllenſiefen, Kögel, Mallet, Blumhardt, Gerok, Beck, Funcke, Lobſtein, Heß, Spitta u. ſ. w. paſſend benutzt und das geiſtliche Lied in trefflicher Auswahl bald als Betrachtung, bald als Gebet eingefügt.“

Dies Andachtsbuch hat ſich in der kurzen Zeit ſeit ſeinem Erſcheinen bereits ſo eingebürgert, daß ſchon die vierte Auflage nötig geworden iſt. Alſo in vier Jahren die vierte Auflage. Eines beſſeren Zeugniſſes bedarf es für das Buch nicht, das übrigens durch jede Buchhandlung zur Anſicht bezogen werden kann. — Außer mehrfachen Verbeſſerungen hat dieſe vierte Auflage eine weſentliche Vermehrung durch einen Anhang erfahren, welcher eine **Auswahl neuerer geiſtlichen Lieder** enthält, die dem **älteren** Liederſchatz unſerer Geſangbücher ergänzend zur Seite tritt und ſomit neben jenem Liederſchatz auch die Perlen der **neueren** geiſtlichen Lyrik darbietet.

Das Heil in Chriſto.
Ein
Wegweiſer für die Glaubenslehre
und
eine Gabe zur Konfirmation
von
E. Hülle.
Preis fein gebunden mit Goldſchnitt 6 M.

„Die Zahl der Konfirmationsbücher“, ſo äußert ſich eine Kritik in d. N. Pr. Ztg. 1882 Nr. 53, „wächſt von Jahr zu Jahr; doch die Zahl der wirklich guten, ihrem Zwecke völlig entſprechenden Bücher dieſer Art iſt und bleibt eine kleine. Wie oft hört man nicht das Bedauern ausſprechen, daß die Konfirmationsbücher ungeleſen auf dem Bücherbrette verſtäuben! Es liegt das ja vielfach an den Beſchenkten, aber die Schuld iſt auch nicht ſelten in den Büchern zu ſuchen, die in zu lehrhaftem Ton den Unterricht fortſetzen, anſtatt ihn auszubauen und zu erweitern. Da trifft unſeres Bedünkens den richtigen Ton das obige Buch von E. Hülle, dem bekannten Prediger des Evangeliſchen Vereins in Berlin. In 84 kurzen Betrachtungen werden hier die Fundamentalwahrheiten des chriſtlichen Glaubens kurz, klar und anregend beleuchtet. Was aber die Behandlungsweiſe des Verfaſſers beſonders charakteriſiert, iſt, daß er durchweg auf die religiöſen Tagesfragen, wie auf die Zweifel der oberflächlichen wie der tieferen und ernſteren Gemüter eingeht, darüber belehrt und aufklärt, die Wahrheit der göttlichen Offenbarung in ihrer alle Angriffe überwindenden Kraft nachweiſt und dem Leſer zum Siege über innere und äußere Feinde verhilft. So können wir denn dieſer löblichen Arbeit eine weite Verbreitung wünſchen.“

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

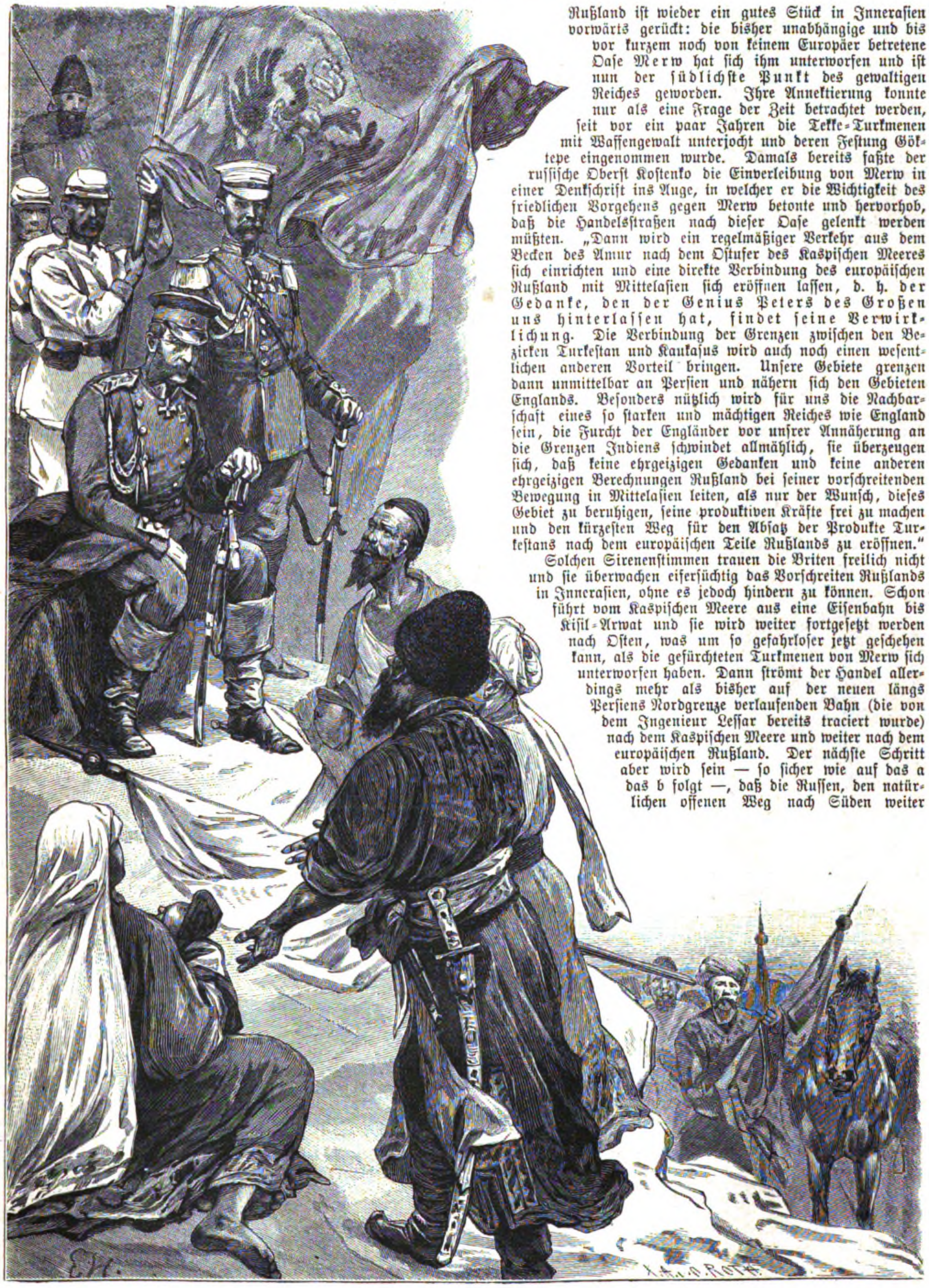
Daheim-Beilage zu No. 24. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Merws Unterwerfung unter Rußland.

Rußland iſt wieder ein gutes Stück in Innerasien vorwärts gerückt: die bisher unabhängige und bis vor kurzem noch von keinem Europäer betretene Oaſe **Merw** hat ſich ihm unterworfen und iſt nun der **ſüdlichſte Punkt** des gewaltigen Reiches geworden. Ihre Annektierung konnte nur als eine Frage der Zeit betrachtet werden, ſeit vor ein paar Jahren die Tekke-Turkmenen mit Waffengewalt unterjocht und deren Feſtung Göktepe eingenommen wurde. Damals bereits faßte der ruſſiſche Oberſt Koſtenko die Einverleibung von Merw in einer Denkſchrift ins Auge, in welcher er die Wichtigkeit des friedlichen Vorgehens gegen Merw betonte und hervorhob, daß die Handelsſtraßen nach dieſer Oaſe gelenkt werden müßten. „Dann wird ein regelmäßiger Verkehr aus dem Becken des Amur nach dem Oſtufer des Kaspiſchen Meeres ſich einrichten und eine direkte Verbindung des europäiſchen Rußland mit Mittelaſien ſich eröffnen laſſen, d. h. der Gedanke, den der Genius Peters des Großen uns hinterlaſſen hat, findet ſeine Verwirklichung. Die Verbindung der Grenzen zwiſchen den Bezirken Turkeſtan und Kaukaſus wird auch noch einen weſentlichen anderen Vorteil bringen. Unſere Gebiete grenzen dann unmittelbar an Perſien und nähern ſich den Gebieten Englands. Beſonders nützlich wird für uns die Nachbarſchaft eines ſo ſtarken und mächtigen Reiches wie England ſein, die Furcht der Engländer vor unſrer Annäherung an die Grenzen Indiens ſchwindet allmählich, ſie überzeugen ſich, daß keine ehrgeizigen Gedanken und keine anderen ehrgeizigen Berechnungen Rußland bei ſeiner vorſchreitenden Bewegung in Mittelaſien leiten, als nur der Wunſch, dieſes Gebiet zu beruhigen, ſeine produktiven Kräfte frei zu machen und den kürzeſten Weg für den Abſatz der Produkte Turkeſtans nach dem europäiſchen Teile Rußlands zu eröffnen."

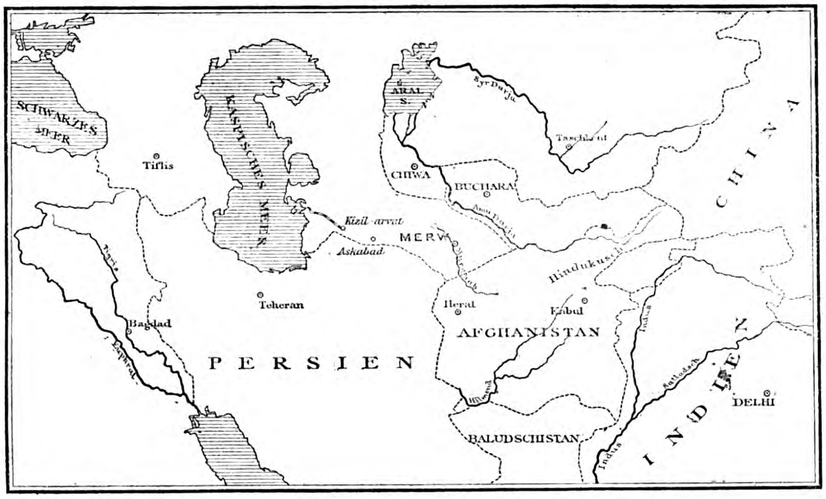
Solchen Sirenenſtimmen trauen die Briten freilich nicht und ſie überwachen eiferſüchtig das Vorſchreiten Rußlands in Innerasien, ohne es jedoch hindern zu können. Schon führt vom Kaspiſchen Meere aus eine Eiſenbahn bis Kiſil-Arwat und ſie wird weiter fortgeſetzt werden nach Oſten, was um ſo gefahrloſer jetzt geſchehen kann, als die gefürchteten Turkmenen von Merw ſich unterworfen haben. Dann ſtrömt der Handel allerdings mehr als bisher auf der neuen längs Perſiens Nordgrenze verlaufenden Bahn (die von dem Ingenieur Leſſar bereits traciert wurde) nach dem Kaspiſchen Meere und weiter nach dem europäiſchen Rußland. Der nächſte Schritt aber wird ſein — ſo ſicher wie auf das a das b folgt —, daß die Ruſſen, den natürlichen offenen Weg nach Süden weiter



Turkmenenſtämme von Merw erklären dem General Komarow ihre Unterwerfung unter Rußland (31. Januar 1884).

verfolgend, die zu Afghaniſtan gehörige Feſtung Herat einnehmen werden, welches als „der Schlüſſel zu Indien“ bezeichnet wird. So viel in kurzen Worten von der Politik.

Das Schickſal von Merw iſt jetzt entſchieden. Am 31. Januar haben der Chan und die Bevollmächtigten des ganzen Volks in Askhabad die Unterwerfung unter Rußland angezeigt und den Eid der Treue geleiſtet. Was wir über die bis vor kurzem nur nach Erkundigungen bekannte Oaſe wiſſen, beruht auf dem Bericht des Irländers O'Donavan, der dort war und danach iſt die Oaſe rings von einer traurigen Sandwüſte umgeben, die mit Geſtrüppwildnis abwechſelt, in der es von Faſanen, Haſen und Wildſchweinen wimmelt. Die Oaſe ſelbſt, etwa 4000 Quadratkilometer groß (alſo etwas größer als das Herzogtum Braunſchweig) hat zahlreiche Dörfer (Aule), die aus je 200 bis 300 Kibitken beſtehen. Je näher an Merw, deſto zahlreicher werden aber Gebäude aus Lehmmauern mit Gärten und Waſſerkanälen. Aus dieſem Labyrinth gewahrt der Reiſende plötzlich tief unter ſich das Silberband des Murghabſtroms und gelangt über eine ſchlechte Brücke zu den rieſenhaften Mauern einer Feſtung. Das iſt Merw. Es iſt keine Stadt, ſondern nur die geographiſche Bezeichnung für eine gewiſſe Ausdehnung kultivierten Landes, auf dem 200 000 bis 500 000 (die Zahlen werden verſchieden angegeben) Tekke Turkmenen ſich bemühen, durch Ackerbau, verbunden mit einigem Nomadentum, Diebſtahl, Raub und gelegentlichem Karawanendienſt zwiſchen Buchara und Meſchhed, die Exiſtenzmittel zu gewinnen. Einſt iſt das Land blühender und bevölkerter geweſen. Aber die inneren und äußeren Streitigkeiten haben alles vernichtet, der Jammer iſt ſo groß geworden, daß Friedensbedürfnis die wilden Turkmenen endlich in Rußlands Arm trieb.



Überſichtskärtchen von Zentralaſien mit der Lage von Merw.

Der Murghab, der mit ſeinem Waſſer die Exiſtenz der Oaſe ermöglicht, iſt bei Merw 73 Meter breit und wird durch einen Damm aufgeſtaut, von dem Bewäſſerungskanäle ausgehen, welche die Weizen und Gerſtenfelder, die Baumwollpflanzungen und Gemüſegärten ſpeiſen. Der Ertrag ſoll ein fabelhafter ſein. Außer dem Ackerbau treiben die Bewohner Teppichweberei, auch ſind die Seidenſtickereien von Merw berühmt. Die Tekke tragen die ſcharf ausgeprägte Signatur der halbziviliſierten Orientalen an ſich. Neben ihrer Haupttugend, der Gaſtfreiheit, finden ſich abſchreckende Züge bei ihnen: Raubſucht, Grauſamkeit, Treuloſigkeit und Falſchheit.

Schon in unſerm Jahrhundert hat die Merwoaſe vielfache politiſche Wandelungen erfahren: denn ſie war bald Chiwa, bald Buchara, bald wieder einem Turkmenenhäuptling unterthan. Im Jahre 1880 wurde Mechtem Chuli der Chan von Merw, neben dem noch zwei Beks regierten. Dieſes Triumvirat iſt es, welches ſich jetzt den Ruſſen unterworfen hat.

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Profeſſor von Pettenkofer hielt in Berlin einen Vortrag, in welchem er den Nachweis führte, daß die aus den Gasleitungen durchſickernde, ſehr erhebliche Gasmenge nicht bloß auf die Pflanzen in der Nähe verderblich einwirke, ſondern auch die Geſundheit der Anwohner, beſonders in den unteren Stockwerken, in nicht ſeltenen Fällen ernſtlich gefährde. Dieſe Warnung vor der weiteren Ausdehnung des Gasverbrauchs hat indeſſen einen bekannten Gasfachmann nicht abgehalten, die Frage der Verſorgung der Reichshauptſtadt mit billigem Heizgas wieder in Anregung zu bringen. Freilich kommt hier nicht das gewöhnliche, viel zu teure Leuchtgas, ſondern das neue Fogartyſche Waſſergas in Frage, welches angeblich von dem äußerſt giftigen Kohlenoxyd ganz frei und daher ziemlich ungefährlich ſein ſoll. Wir trauen aber trotzdem dem Frieden nicht, und möchten uns, ehe ſich die Zahl der übelriechenden Gasleitungen noch vermehrt, in bezug auf die Verbeſſerung der allerdings ſehr im Argen liegenden Heizungsverhältniſſe lieber bis zu dem nicht allzu fernen Tage gedulden, wo die Elektrizität unſere Wohnungen nicht bloß beleuchten, ſondern auch heizen wird. Die nötigen Apparate ſind vorhanden, und es handelt ſich ja nur noch um die wohlfeile Erzeugung der Elektrizität. — Das billige Heizgas ſoll — und das wäre allerdings ein großer Fortſchritt — nicht in Berlin ſelbſt, ſondern in den 45 Kilometer entfernten Fürſtenwalder Braunkohlengruben bereitet und mittels gewaltiger Röhren nach dem Verbrauchsorte geleitet werden, ein Verfahren, welches von dem verſtorbenen Sir Wilhelm Siemens befürwortet wurde, weil man die Koſten des Kohlentransports dabei erſpart und die Städte von dem läſtigen Rauche befreit.

* * *

Dr. Wilhelm Siemens erhielt die Konzeſſion zum Bau eines Netzes von elektriſchen Hochbahnen zur Verbindung der eigentlichen Stadt Wien mit den Vorſtädten und Vororten. Wie unſeren Leſern erinnerlich, hatte unſer berühmter Landsmann vor wenigen Jahren eine ſolche Anlage für Berlin in Vorſchlag gebracht, jedoch wenig Entgegenkommen gefunden. Zu verdenken iſt es ihm daher nicht, wenn er ſich nach der Donauſtadt wendet. Die Wiener elektriſchen Bahnen ſollen zum Teil auf leichten, eiſernen Viadukten ruhen, in den hochliegenden Stadtteilen aber unterirdiſch angelegt ſein. Die nötigen Tunnels, welche übrigens nur von kleinem Durchmeſſer zu ſein brauchen, werden aber niemals Gebäude, ſondern nur Straßen unterfahren, wodurch die koſtſpielige Erwerbung von Grund und Boden wegfällt. Dr. Siemens wird ſelbſtverſtändlich nur leichte Wagen in Fahrt ſetzen, welche an die Lichterfelder erinnern, bei denen alſo die dynamo-elektriſche Maſchine unten zwiſchen den Radachſen angeordnet iſt.

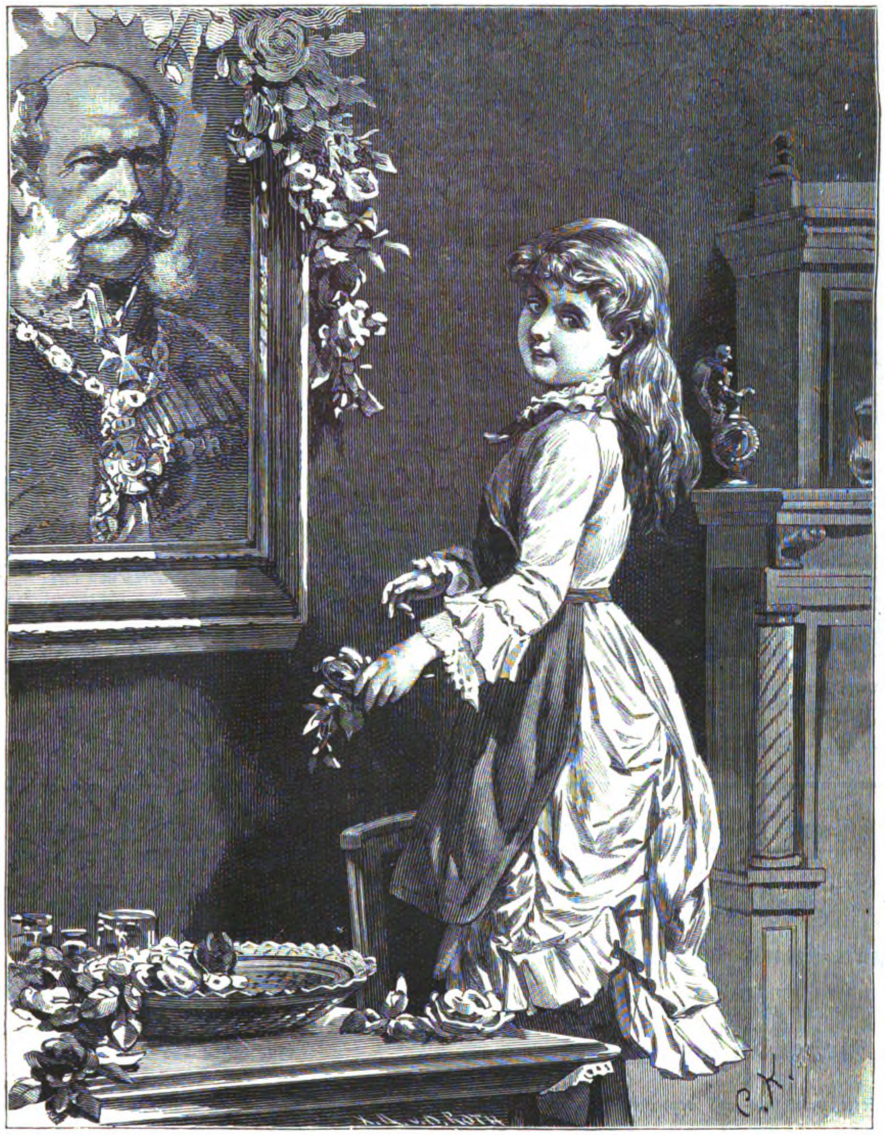
* * *

Nachdem die Stadt Berlin mit der deutſchen Ediſongeſellſchaft einen Vertrag abgeſchloſſen hat, laut welchem dieſe einen freilich ſehr kleinen Teil (eine engliſche Quadratmeile) der Reichshauptſtadt mit Glühlicht verſorgen darf, iſt es nicht unintereſſant zu hören, daß die ähnliche Mailänder Anlage ſich anſcheinend recht gut bewährt, und daß die Ediſongeſellſchaft in New-York, weil ſie der Nachfrage nicht genügen kann, die Maſchinenkraft der Zentralſtation zu vervierfachen ſich anſchickt. Die Geſellſchaft hat bereits nahe an 10 000 Lampen im Betrieb, von denen 1400 ſtets brennen. Über das Licht ſelbſt erhob ſich bisher keine Klage; manche Abnehmer wundern ſich jedoch darüber, daß die Monatsrechnung höhere Beträge aufweiſt als zu Gaszeiten obwohl das elektriſche Licht zu demſelben Preiſe geliefert wird. Das liegt daran, daß ſie mit dem neuen Lichte unverantwortlich wirtſchaften. Der Unterſchied macht ſich beſonders im Sommer fühlbar. Früher wurde, der ausgeſtrahlten Hitze wegen, in den warmen Monaten möglichſt wenig Gas verbrannt, während man keinen Grund hat, ſich deshalb des Anzündens der neuen Lampen zu enthalten, da ſie bekanntlich die umgebende Luft nicht erhitzen.

* * *

Anſcheinend recht zweckmäßig iſt ein Apparat zur Herſtellung kohlenſäurehaltiger Bäder, welcher Herrn W. Lippert in Hamburg patentiert wurde. Mit Hilfe desſelben kann man mediziniſche Badewäſſer von beliebiger Zuſammenſetzung mit Kohlenſäure ſättigen und alſo Bäder herſtellen, wie ſie in der Natur nicht vorkommen, die Kraft der an verſchiedenen Orten entſpringenden Heilquellen gewiſſermaßen zuſammenfaſſen, auch die Stärke des Bades dem Zuſtande des Kranken entſprechend variieren.

Daheim-Beilage zu No. 25. 1884.

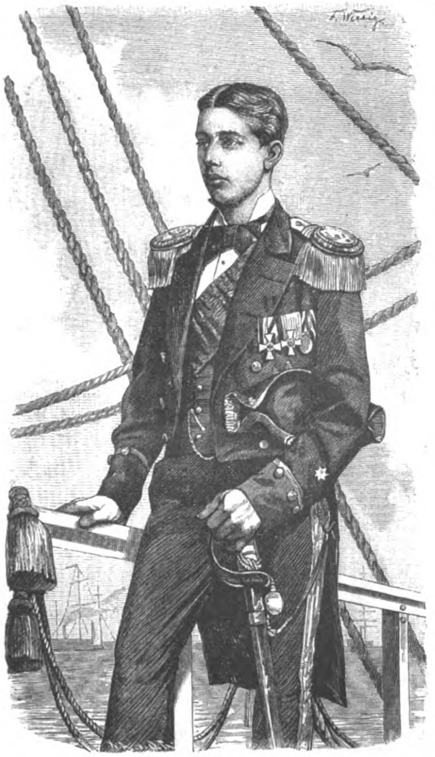


Zum 22. März 1884: **Das Bild des Kaiſers.**

Umſchau in fernen Landen.

Kürzlich lief auch durch die deutſche Preſſe nach einer franzöſiſchen Quelle eine Zuſammenſtellung der europäiſchen Handelsfaktoreien und Kulturkolonieen an der afrikaniſchen Weſtküſte; darunter befand ſich eine deutſche. Das iſt unrichtig, denn die Hanſeaten ſind dort mit Faktoreien weit zahlreicher vertreten, wie denn der Handel von Lagos, der bedeutendſten weſtafrikaniſchen Küſtenſtadt von den Hamburgern beinahe monopoliſiert wird. Auch deutſche Plantageanlagen (Kulturkolonien) gibt es mehrfach und wir wollen heute nur auf die Wörmannſchen am Gabon hinweiſen. Dieſes unternehmende Hamburger Haus faßte 1878 den Kaffeeanbau in der franzöſiſchen Niederlaſſung Gabon am Äquator ins Auge und beauftragte damit den Botaniker Soyaux. Die Hauptſchwierigkeit lag in der Beſchaffung von Arbeitern. Soyaux, deſſen Thätigkeit jetzt ſchon ſchöne Früchte trägt, berichtet: „Ich ſehe, der Neger arbeitet wohl und der Kaffee gedeiht. Meine Negerarbeiter könnten mehr leiſten. Es gibt Tage, an denen ich nicht zufrieden bin und eine allgemeine Schlaffheit eintritt. Aber das ſind ſchnell vorübergehende Symptome des Übergangsſtadiums, in dem der Schwarze ſich befindet. Früher arbeitete er nur, wenn's ihm paßte — jetzt heißt es: Tag aus! Tag ein!" Soyaux verwendet namentlich freie Schwarze aus Liberien, mit deren Hilfe er es ſchon ſo weit brachte, daß im Jahre 1882 bereits 12000 Kaffeebäume blühten. Sibange Farm, ſo heißt die Plantage, liegt unter dem Äquator und iſt dem Urwald abgewonnen. Das ganze zur Anlage der Plantage zur Verfügung ſtehende Terrain iſt etwa eine deutſche Quadratmeile groß; davon ſind jetzt 800 Morgen in Kultur; auf 400 Morgen iſt der Wald gefällt und dieſe Fläche in Vorbereitung für die Kultur. Die Verbindung mit der Küſte iſt eine zweifache: auf dem Waſſerweg, dem Munda mit ſeinen Zuflüſſen Awandu und Maveli, und auf den von Soyaux geſchlagenen und durch Brücken verbundenen Reitwegen. Der erzeugte Kaffee iſt in Hamburg als „vorzüglich" anerkannt worden und auch die Hauptfrage, den Neger zur ſtändigen Arbeit zu bringen, ſcheint gelöſt zu ſein. Die Mpangwe, die dortigen Eingebornen, ſind Ackerbauer und Soyaux glaubt, daß ſie eine Zukunft in jenen Gegenden haben. Was Godeffroy in der Südſee leiſtete, thut Wörmann in Weſtafrika. Der Weg iſt gezeigt — mögen jene Männer Nachfolger haben!

Die Rückkehr des Prinzen Heinrich.



Prinz Heinrich von Preußen,
der am 13. März heimgekehrte Enkel des Kaiſers.

Unſer Kaiſerhaus erlebt frohe Tage, denn noch vor dem Geburtstag unſeres Kaiſers traf ſein Enkel, Prinz Heinrich, nach mehrjähriger Abweſenheit an den Küſten Amerikas wieder in der Heimat ein.

Die Korvette „Olga," die den Prinzen heimtrug, hat, während ſie auf den Wogen des Weltmeeres ſchaukelte, manch böſen Sturm erlebt und noch zuletzt zwiſchen den Azoren und dem Kanal waren böſe Stunden durchzumachen. Als die Korvette endlich glücklich bis vor Plymouth gelangte, war der Sturm ſo heftig, daß die Lotſen ſich nicht hinauswagen durften und das Schiff die Nacht außerhalb des Hafens zubringen mußte. Aber der Prinz hat ſeinen guten Humor darüber nicht verloren, denn er iſt, getreu den Traditionen ſeiner Vorfahren, die, was ſie wurden, ſtets ganz waren, auch ein echter rechter Seemann geworden.

Der Prinz hatte von Plymouth aus einen Beſuch bei ſeiner Großmutter, der Königin von England gemacht. Als er ſich dann auf die Heimreiſe begab, eilten ihm der Vater und der Bruder entgegen, um ihn als die erſten in den heimiſchen Gewäſſern willkommen zu heißen und auch die Stadt Kiel rüſtete ſich, den heimkehrenden Prinzen feſtlich zu empfangen. Schon am 11. März begannen die Vorbereitungen zum Schmuck der Straßen. Am Morgen des 12. März traf Prinz Wilhelm in Kiel ein und begab ſich unter dem Hurrarufen der Bevölkerung nach dem Schloß. Vom Schloß zur Barbaroſſabrücke führte eine Flaggen- und Guirlandenſtraße, durch die man auf die Schiffe im Hafen: die „Hanſa", den „Blücher" und drei Torpedoboote blickte. Die Korvette Blücher brachte ihn nach der Wyker Bucht vor Friedrichsort, wo ein Torpedoſchießen gegen ſchwimmende Netzſcheiben, die an Flößen unter Waſſer befeſtigt waren, ſtattfand. Sodann wurde Friedrichsort in Augenſchein genommen, wo ein Exerzitium der erſten Matroſenartillerieabteilung abgehalten wurde.

Am Morgen des 13. März traf auch der Kronprinz in Kiel ein und begab ſich auf dem Notus nach Friedrichsort, von wo aus die Feſtungsbauten bei Pries inſpiziert wurden. Mittlerweile war bereits gemeldet worden, daß die Olga von Bük aus in Sicht ſei. Nun ging es wieder an Bord des „Notus" und auf der Höhe von Bük wurde die Olga erreicht. Der Kronprinz, Prinz Wilhelm, Admiral von Wickede und Graf Hardenberg beſtiegen das von zwölf Rudern getriebene Kaiſerboot und fuhren durch die leicht bewegte See zur Olga hinüber, welche die Flagge des Admiralitätschefs und den Heimatswimpel führte. Am Fallreep harrte der Chef der Admiralität von Caprivi der hohen Gäſte. Der Kronprinz nahm an Bord erſt den Rapport des Chefs der Admiralität entgegen und ſchloß erſt dann den Sohn in ſeine Arme, dem er für ſeine treue Pflichterfüllung dankte. Der Kronprinz und ſeine Söhne begaben ſich nun auf die Kommandobrücke und unter Volldampf nahm die Olga nun ihren Kurs nach Kiel. In Friedrichsort donnerten die Batterien und die Mannſchaften ließen ihr brauſendes Hurra! ertönen. Bald fielen die Anker und das Kaiſerboot brachte die Herrſchaften zur Barbaroſſabrücke, von der aus ſie ſich unter dem nicht endenwollenden Jubel der Bevölkerung zu Fuß in das Schloß begaben. Der Prinz Heinrich war wieder daheim.

Wenn dieſe Zeilen geleſen werden, wird der Prinz bereits im Kreiſe ſeiner Familie weilen. Wir aber rufen ihn mit vielen Tauſenden ein herzliches „Willkommen in der Heimat!" zu.

Zu Konfirmationsgeſchenken empfohlen:

Pilgerſtab.
Morgen- und Abendandachten
für das ganze Jahr.
Von
Heinrich Spengler,
Pfarrer in Bruchſal.
Vierte vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Geh. 6 M., in Halbfranz geb. 8 M.,
in Goldſchnittband 9 M.

„Dieſes reichhaltige und zweckmäßige Andachtsbuch in einem ſtattlichen Bande," ſagt das Duisburger Sonntagsblatt, „kann beſtens empfohlen werden. Bei den Betrachtungen über eine vorangeſtellte Bibelſtelle hat der Verfaſſer die vortrefflichen Arbeiten von Tholuck, Müllenſiefen, Kögel, Mallet, Blumhardt, Gerok, Beck, Funcke, Lobſtein, Heß, Spitta u. ſ. w. paſſend benutzt und das geiſtliche Lied in trefflicher Auswahl bald als Betrachtung, bald als Gebet eingefügt."

Dies Andachtsbuch hat ſich in der kurzen Zeit ſeit ſeinem Erſcheinen bereits ſo eingebürgert, daß ſchon die vierte Auflage nötig geworden iſt. Alſo in vier Jahren die vierte Auflage. Eines beſſeren Zeugniſſes bedarf es für das Buch nicht, das übrigens durch jede Buchhandlung zur Anſicht bezogen werden kann. — Außer mehrfachen Verbeſſerungen hat dieſe vierte Auflage eine weſentliche Vermehrung durch einen Anhang erfahren, welcher eine **Auswahl neuerer geiſtlichen Lieder** enthält, die dem **älteren** Liederſchatz unſerer Geſangbücher ergänzend zur Seite tritt und ſomit neben jenem Liederſchatz auch die Perlen der **neueren** geiſtlichen Lyrik darbietet.

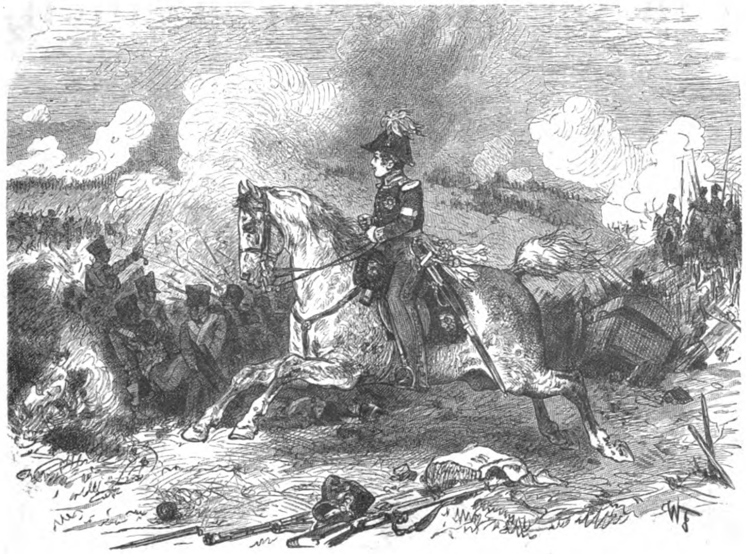
Das Heil in Chriſto.
Ein
Wegweiſer für die Glaubenslehre
und
eine Gabe zur Konfirmation
von
E. Hülle.
Preis fein gebunden mit Goldſchnitt 6 M.

„Die Zahl der Konfirmationsbücher", ſo äußert ſich eine Kritik in d. N. Pr. Ztg. 1882 Nr. 53, „wächſt von Jahr zu Jahr; doch die Zahl der wirklich guten, ihrem Zwecke völlig entſprechenden Bücher dieſer Art iſt und bleibt eine kleine. Wie oft hört man nicht das Bedauern ausſprechen, daß die Konfirmationsbücher ungeleſen auf dem Bücherbrette verſtäuben! Es liegt das ja vielfach an den Beſchenkten, aber die Schuld iſt auch nicht ſelten in den Büchern zu ſuchen, die in zu lehrhaftem Ton den Unterricht fortſetzen, anſtatt ihn auszubauen und zu erweitern. Da trifft unſeres Bedünkens den richtigen Ton das obige Buch von E. Hülle, dem bekannten Prediger des Evangeliſchen Vereins in Berlin. In 84 kurzen Betrachtungen werden hier die Fundamentalwahrheiten des chriſtlichen Glaubens kurz, klar und anregend beleuchtet. Was aber die Behandlungsweiſe des Verfaſſers beſonders charakteriſiert, iſt, daß er durchweg auf die religiöſen Tagesfragen, wie auf die Zweifel der oberflächlichen wie der tieferen und ernſteren Gemüter eingeht, darüber belehrt und aufklärt, die Wahrheit der göttlichen Offenbarung in ihrer alle Angriffe überwindenden Kraft nachweiſt und dem Leſer zum Siege über innere und äußere Feinde verhilft. So können wir denn dieſer löblichen Arbeit eine weite Verbreitung wünſchen."

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Daheim-Beilage zu No. 26. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



1814: Prinz Wilhelms Ritt bei Bar ſur Aube.

Die ruſſiſchen Georgenritter in Berlin.

Unter den ruſſiſchen Orden iſt nicht der vornehmſte, wohl aber der weitaus geſchätzteſte der des heiligen Georg, und das mit gutem Grunde, denn die Zugehörigkeit zu ihm wird ausſchließlich durch Tapferkeit, erwieſen vor dem Feinde, erworben. Darum fühlen ſich auch die Georgenritter und die Inhaber des Georgenkreuzes gleichſam als eine Waffenbrüderſchaft.

Siebenzig Jahre ſind es nun her, ſeit unſer Kaiſer infolge ſeiner, in der Schlacht bei Bar ſur Aube vor dem Feinde bewieſenen Tapferkeit und Unerſchrockenheit in die Zahl der Georgsritter aufgenommen wurde. Unſer Kaiſer befand ſich damals in den Reihen des ruſſiſchen Regimentes Kaluga und iſt ſeit vielen Jahren deſſen Chef.

Da war es denn natürlich, daß der Kaiſer von Rußland, die Ritter des Georgordens, ja die ruſſiſche Armee das Bedürfnis fühlten, dem deutſchen Kaiſer bei dieſem Anlaß ihre Ergebenheit in beſonders feierlicher Weiſe zu beweiſen. Es geſchah das, indem ſich eine Deputation nach Berlin begab, um dem Kaiſer zum 27. Februar ihre Glückwünſche darzubringen.

An der Spitze der Deputation ſtand Seine Kaiſerliche Hoheit der Großfürſt Michael Nikolajewitſch, der dem ruſſiſchen Kaiſer beſonders naheſtehende Bruder Kaiſer Alexanders II. Die Ritter der zweiten Klaſſe des Georgordens vertrat der Generalgouverneur von Polen, General Gurko; die der dritten der Kommandeur der ruſſiſchen Garde, Graf Paul Schuwalow (Bruder des Grafen Peter); die der vierten, Fürſt Obolenski, Kommandeur des Preobraſchenskiſchen Regimentes, des erſten Gardegrenadierregimentes Rußlands. Ihnen reihte ſich Oberſt Baranow als Kommandeur des Regimentes Kaluga an.

Als Inhaber des Georgenkreuzes waren ferner erſchienen: ein Feldwebel vom Regiment Preobraſchenski, ein Wachtmeiſter vom erſten Gardeküraſſierregiment, ein Feldwebel vom Regiment Kaluga, ein Feldwebel der erſten Artilleriebrigade, ein Sergeant der Leibkoſaken und ein Sergeant der Schloßgarde.

Die ruſſiſche Armee trägt bekanntlich ſeit einigen Jahren Uniformen, deren Schnitt ſich von dem in Weſteuropa üblichen weſentlich unterſcheidet, doch ſehen dieſelben nicht übel aus, wenn man ſich erſt über das Fremdartige hinweggeſetzt hat und ſie ſollen ſich, einſchließlich der auch im Sommer getragenen Pelzmützen in der Praxis gut bewähren.

Die Deputation wurde in Berlin natürlich mit großer Auszeichnung empfangen. Im Gefolge Seiner Majeſtät des Kaiſers befanden ſich der Kronprinz, die Prinzen Friedrich Karl und Albrecht, Prinz Anguſt von Württemberg — alle in der Uniform ihrer ruſſiſchen Regimenter, der Erbprinz von Meiningen, der Prinz Friedrich von Hohenzollern, ſowie das Gefolge des Kaiſers und der Prinzen. Der Großfürſt überreichte dem Kaiſer im Namen des ruſſiſchen Kaiſers einen Marſchallſtab mit Brillanten und drückte ihm die herzlichſten Glückwünſche aus. Daſſelbe geſchah ſeitens des Kommandeurs des Regimentes Kaluga.

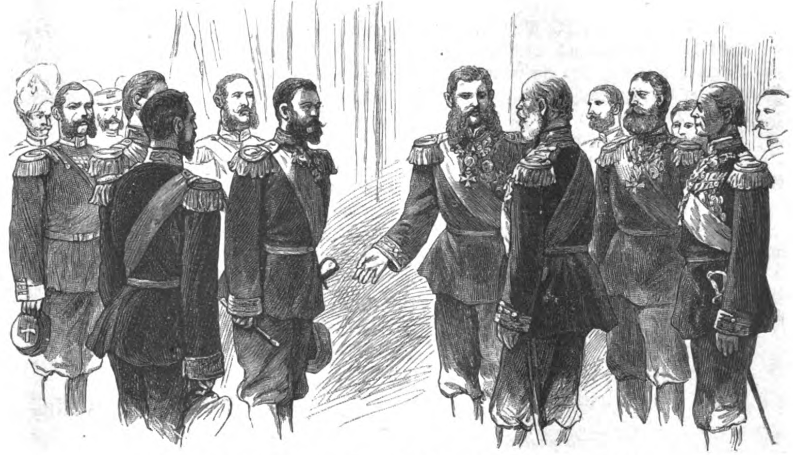
Am folgenden Tage fand dann das feierliche Galadiner ſtatt, dem fünf ruſſiſche Feldmarſchälle: Unſer Kaiſer, der Großfürſt, der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl und Graf Moltke beiwohnten. Der Kaiſer gab bei dieſem Anlaß den Gefühlen herzlicher Freundſchaft, die er immer für die ruſſiſche Armee gehegt hat, beredten Ausdruck, indem er in folgenden Worten auf das Wohl ihres Kaiſers trank. „Es iſt Mir ein Bedürfnis, Ew. Kaiſerlichen Hoheit zu ſagen, wie tief Mich die Aufmerkſamkeit Sr. Majeſtät des Kaiſers gerührt hat, indem er des Tages gedachte, wo Ich den St. Georgenorden erhalten, wo Ich mit der ruſſiſchen Armee und namentlich mit dem Regiment Kaluga, deſſen Chef ich bin, unter den Augen Meines Vaters Meinen Waffengang gemacht habe. Tief bewegt von dieſem für Mich ſo ſchmeichelhaften Gedenken wünſche Ich, daß Ew. Kaiſerliche Hoheit und die Offiziere, welche zu dieſer Miſſion beſtimmt worden, die Überbringer Meiner Gefühle der Dankbarkeit bei dem Kaiſer ſein möchten. Ich trinke auf die Geſundheit des Kaiſers aller Reußen.“

Die Muſik ſpielte die ruſſiſche Nationalhymne; während der Dauer derſelben hatte ſich die Geſellſchaft von ihren Plätzen erhoben. Nach einer kurzen Pauſe nahm S. K. H. Großfürſt Michael das Wort und brachte ebenfalls in franzöſiſcher Sprache einen Toaſt auf Se. Majeſtät den Kaiſer Wilhelm aus.

Der Großfürſt und die ruſſiſchen Offiziere wohnten in der ruſſiſchen Botſchaft. Während des Abſchiedsdiners, das der ruſſiſche Botſchafter den Herren gab, toaſtete General Gurko auf die „tapfere deutſche Armee, für die ich immer tiefen Reſpekt und hohe Achtung gefühlt habe.“

Die ruſſiſchen Feldwebel und Sergeanten waren in die Kaſerne des Alexanderregimentes einquartiert und wurden aus dem Offizierkaſino des Regimentes geſpeiſt. Unter Führung des Feldwebel Koſcheda und des Freiwilligen Herbſt, die beide des Ruſſiſchen mächtig ſind, haben ſie die Sehenswürdigkeiten Berlins in Augenſchein genommen.

Wir dürfen hoffen, daß die ruſſiſchen Gäſte aller Grade mit dem Empfang, der ihnen in Berlin wurde, wohl zufrieden geweſen ſind und ſich des Aufenthaltes daſelbſt immer gern erinnern werden.



1884: Die ruſſiſche Deputation unter Großfürſt Michael vor Kaiſer Wilhelm.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Bibliſche Geſchichte für Volksſchulen,

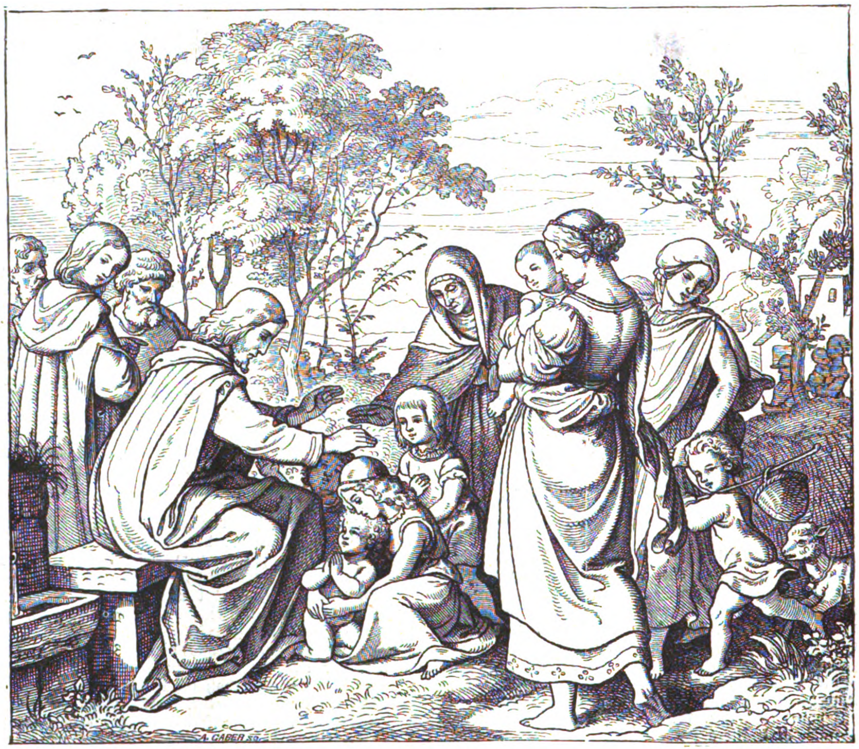
bearbeitet von

Dr. C. F. Römheld,

Pfarrer in Bingenheim.

Mit Holzſchnitten von Schnorr von Carolsfeld, Jäger, Ludwig Richter, Strähuber und andern.

Preis: broſchiert 80 Pfennig — gebunden 1 M. 10 Pf.



Bilderprobe. „Laſſet die Kindlein zu mir kommen.“

Dieſe neue Bibliſche Geſchichte des bekannten Verfaſſers der „Evangelienpredigten für das Volk“ iſt zunächſt für den Unterricht in der Volksſchule beſtimmt und wird ſich durch ihren ſchönen Bilderſchmuck von den berühmteſten Meiſtern, wie Schnorr von Carolsfeld und Ludwig Richter, als ein vortreffliches Hilfsmittel zur Einprägung des Bibeltextes in das Gemüt der Schulkinder, alſo als eine große Erleichterung des Unterrichts erweiſen. Deshalb ſei das Buch allen Herren Geiſtlichen und Lehrern zur Einführung in ihren Schulen beſtens empfohlen. Die beſonders gedruckten „Grundſätze, nach denen der Verfaſſer den Text dieſer Bibliſchen Geſchichte bearbeitet hat“, werden für alle Schulbehörden von beſonderem Intereſſe ſein.

Außerdem iſt dieſe Bibliſche Geſchichte aber auch ein **rechtes Haus- und Familienbuch**, jede Mutter ſorge dafür, dieſe **kleine Bilderbibel für 80 Pf.** im Hauſe zu haben, ein beſſeres Hilfsmittel, ihre Kinder in die bibliſche Geſchichte einzuführen und dieſelbe in Herz und Leben der Kinder übergehen zu laſſen, wird ſie ſchwerlich finden.

Außer der illuſtrierten Ausgabe iſt von dieſem Buche noch eine kleine Ausgabe ohne Bilder erſchienen, welche pro Exemplar **60 Pf. koſtet** und beim Unterricht neben der großen Ausgabe gebraucht werden kann, falls der billigere Preis dies für die Schulen wünſchenswert macht.

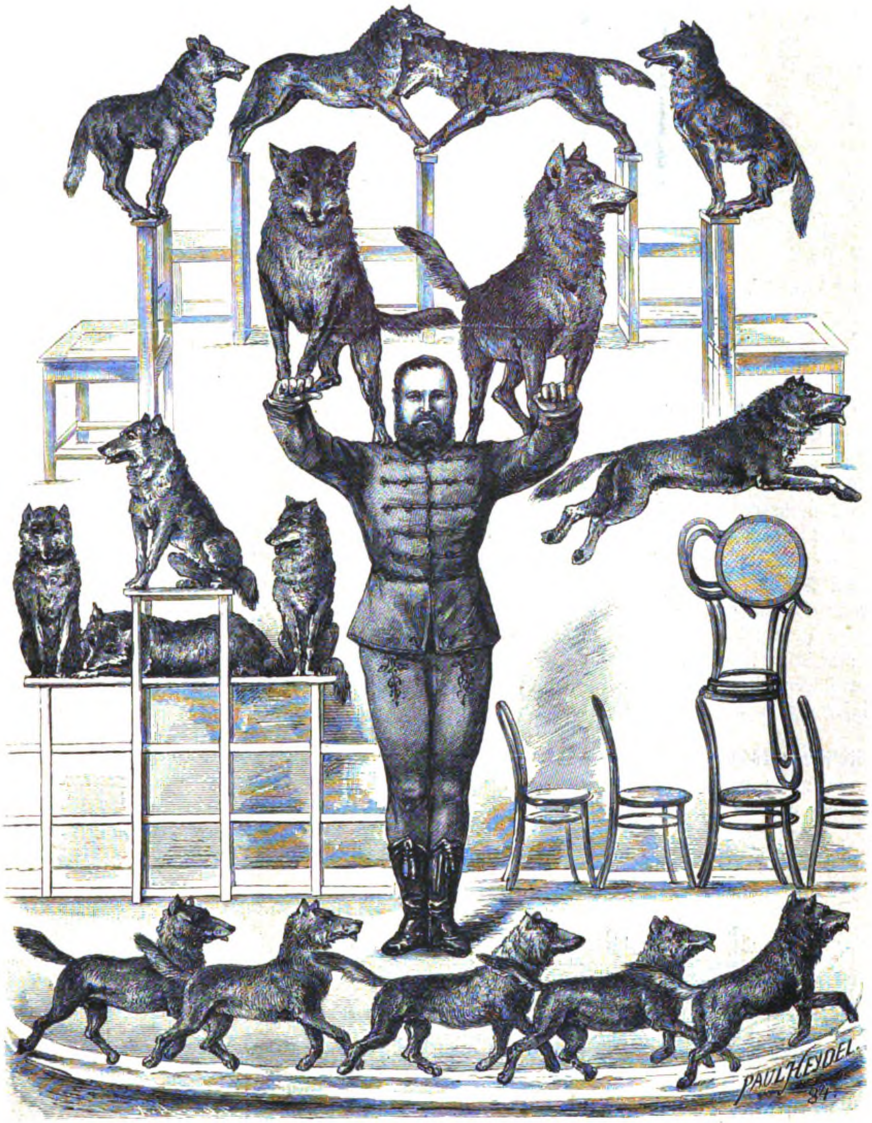
Die Römheldſche Bibliſche Geſchichte iſt bereits in zahlreichen Volksſchulen zur Einführung gelangt und wird von Seiten der kirchlichen Behörden und Fachzeitungen außerordentlich warm empfohlen. Proben ſolcher Empfehlungen und Rezenſionen, ebenſo wie Probeexemplare des Buches ſelbſt ſtehen den verehrlichen Schulbehörden, welche die Einführung in Erwägung ziehen wollen, gratis zu Dienſten.

Die Verlagshandlung:

Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Daheim-Beilage zu No. 27. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Die dreſſierten Wölfe in Berlin.

„Fünf in Freiheit dreſſierte Wölfe!“ Dies ſagt dem, der die ſtete Unruhe und das heimtükiſch-feige Weſen gerade dieſer Tiergattung kennt, genug. Die Wölfe galten aber bisher für überhaupt nicht dreſſurfähig; um ſo mehr muß man ſtaunen, in welch' hohem Grade die Dreſſur hier erreicht ward. Rudeſindo Roche, ein unterſetzter, ſehr energiſch dreinſchauender Herr, führt ſeine Wölfe dem ſchauluſtigen Publikum der Reichshauptſtadt mit einer Ruhe und Sicherheit vor, die das bange Gefühl, das bei den meiſten Menageriekunſtſtücken den Zuſchauer beſchleicht, durchaus nicht aufkommen laſſen. Würde man nicht durch den Anblick der fletſchenden Gebiſſe der Tiere dann und wann an die Gefährlichkeit für ihren Abrichter erinnert, ſo könnte man leicht annehmen, es mit ſehr folgſamen Haustieren zu thun zu haben. Doch dem iſt durchaus nicht ſo, und die Peitſche ſpielt, beſonders bei den Proben, wie ich ſelbſt Gelegenheit hatte mich zu überzeugen, als ich die Skizzen für das Daheim vervollſtändigte, eine große Rolle. In der Hauptſache iſt es die Furcht vor der Strenge ihres Herrn, weniger die teilweis angewendete Güte desſelben, die ſie zur Erledigung ihrer Aufgaben bewegt. Dabei verliert der Wolf nie die Heimtücke. So ſprang zum Beiſpiel erſt kürzlich in der Probe, während die Stellung des Mittelbildes der beigefügten Illuſtration geübt ward, ein dritter Wolf auf den Rücken des Dreſſeurs, welch' letzterer nur durch Zurufe ſeitens Umſtehender auf die ihn drohende Gefahr aufmerkſam gemacht, noch rechtzeitig das Tier bei der Gurgel faſſen konnte und es darauf energiſch züchtigte. Die Tiere ſind etwa ſechzehn Monate alt und werden erſt ſeit ſechs Monaten dreſſiert. Zwei Monate hindurch wurde vergeblich verſucht, ſie durch Güte zu dreſſieren, aber ſie ließen ſich nicht einmal ohne Sträuben anfaſſen, und es bedurfte erſt des Gebrauchs einer von ihrem Bändiger konſtruierten Art Zwangsjacke, um ſie zunächſt hieran zu gewöhnen. Gefüttert werden die Tiere abwechſelnd mit friſchem rohen Rind- und Pferdefleiſch, auch werden ſie mit Milch getränkt, um ſie möglichſt kräftig zu ernähren, was bei den alltäglich ſtattfindenden Proben und Vorſtellungen unbedingt nötig iſt, denn ihre Muskeln müſſen Erſtaunliches leiſten.

Paul Heydel.

Für ſparſame Hausfrauen!

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

24. Auflage.

1881.

Preis:
geheftet 3 M. 50 Pf.
eleg. gebunden 4 M. 50 Pf.

Practiſches Kochbuch.
von
Henriette Davidis.

Mit beſonderer Berückſichtigung
der
Anfängerinnen und angehenden Hausfrauen.

Auflage 24.

1881.

Über 1900 zuverläſſige
und
ſelbſtgeprüfte **Rezepte.**

Henriette
Davidis
Kochbuch

Der Wert eines guten Kochbuches iſt für jede Haushaltung, ſei dieſelbe groß oder klein, einfach oder reich eingerichtet, gleich bedeutend; das Kochbuch iſt heutzutage kein Luxusartikel mehr, ſondern das unentbehrlichſte Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlſchmeckenden und — was beſonders wichtig — zugleich ſparſamen Tiſches. Ein gutes Kochbuch erſetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es ſtets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredlung der Kochkunſt.

Im **Davidis'ſchen Kochbuche,** das ſchon zum 24. Male in neuer verbeſſerter Auflage erſcheint, finden ſich in vollendeter Weiſe alle Vorzüge vereinigt, die zu einem guten Kochbuche gehören. Dasſelbe hat ſich, wie kein anderes, den Ruf eines **Muſterkochbuches** erworben und ſollte in keiner Küche fehlen.

Beſonders zeichnet es ſich aus: 1) durch ſeine **Zuverläſſigkeit,** die es der unermüdlichen Sorgfalt der Herausgeberin in Durchprüfung der Rezepte verdankt; 2) durch die **Genauigkeit** ſeiner Angaben, wonach es ſelbſt der Anfängerin nicht ſchwer wird, ihre Gerichte tadelfrei herzuſtellen; 3) durch ſeine **Reichhaltigkeit,** von den feinſten Gerichten bis zur einfachen Schüſſel des bürgerlichen Tiſches; 4) durch die **Sparſamkeit,** die in allen Gerichten vorwaltet und alles Überflüſſige vermeidet. Für Küche und Keller, Hausweſen 2c. enthält das Davidis'ſche Kochbuch zugleich die wertvollſten Ratſchläge, es gibt allgemeine Vorbereitungsregeln, Arrangements zu Geſellſchaften, Küchenzettel, lehrt das zweckmäßige Verwenden der Reſte 2c. 2c.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis.

Alphabetiſches Sachregiſter.
I. **Einleitung.**
II. **Angabe der Portionen bei großen und kleinen Eſſen.**
III. **Von der paſſenden Anwendung des verſchiedenartigen Fettes.**
IV. **Vom Aufbewahren verſchiedener Vorräte für Küche und Keller.**
V. **Die eigentlichen Rezepte.**
1. Allgem. Vorbereitungsregeln in 84 Rezepten.
2. Suppen, allgemeine Regeln und 135 Rezepte.
3. Gemüſe und Kartoffelſpeiſen, allgemeine Regeln und 153 Rezepte.
4. Fleiſchſpeiſen aller Art, allgemeine Regeln und 257 Rezepte.
5. Paſteten, im allgemeinen und 50 Rezepte.
6. Fiſche, allgemeine Regeln und 115 Rezepte.
7. Verſchiedenerlei ſelten vorkommende in- und ausländiſche Speiſen in 27 Rezepten.
8. Warme und kalte Puddings in 48 Rezepten.
9. Aufläufe und verſchiedenartige Gerichte von Maccaroni und Nudeln, allgemeine Regeln und 54 Rezepte.
10. Plinzen, Omeletten und Pfannkuchen verſchiedener Art nebſt einigen andern in der Pfanne zu backenden Speiſen, allgemeine Regeln und 57 Rezepte.
11. Eier-, Milch-, Mehl-, Reis- und Maisſpeiſen in 25 Rezepten.
12. Gelees und Gefrornes, allgemeine Regeln und 50 Rezepte.
13. Verſchiedene kalte, ſüße Speiſen, als: Puddings, welche nach dem Kochen in Porzellanformen gefüllt werden, Blancmangers, Speiſen von geſchlagener Sahne, Fruchtſchalen nebſt Wein-, Milch- und Fruchtcremes in Aſſietten und Gläſer zu füllen, allgemeine Regeln und 80 Rezepte.
14. Klöße, allgemeine Regeln und 50 Rezepte.
15. Kompotts, allgemeine Regeln u. 55 Rezepte.
16. Salate, allgemeine Regeln und 50 Rezepte.
17. Saucen, allgemeine Regeln und 113 Rezepte.
18. Backwerk.
    a. Torten u. Kuchen, 139 Rezepte. b. Kleines Backwerk, 106 Rezepte. c. Gebackenes in Butter, Schmalz und Öl, 20 Rezepte. d. Brod zu backen, 4 Rezepte.
19. Vom Einmachen und Trocknen verſchiedener Früchte und Gewächſe. — Regeln beim Einmachen der Früchte und 173 Rezepte.
20. Vom Einmachen und Trocknen der Gemüſe.
    a. Junge Gemüſe in Blechbüchſen u. Brunnenkrüge einzumachen und 7 Rezepte.
    b. Herbſtgemüſe, allgemeine Regeln beim Einmachen und 13 Rezepte.
21. Warme und kalte Getränke und Liqueure in 64 Rezepten.
22. Wurſtmachen, Einpökeln und Räuchern des Fleiſches, allgemeine Regeln und 51 Rezepte.
23. Eſſig in 3 Rezepten.
VI. **Hinweiſung auf Speiſen, welche nach der Suppe gegeben werden, doch größtenteils auch als Mittelſchüſſeln dienen können.**
VII. **Mittel- und Schlußſpeiſen zu kleinen freundſchaftlichen Eſſen.**
VIII. **Hinweiſung auf Speiſen, welche von Reſten verſchiedener Art zubereitet werden.**
IX. **Hinweiſung auf ſchnell zu machende Speiſen.**
X. **Arrangements zu kleinen und größeren Geſellſchaften, zu Frühſtücks, Mittags- und Abendeſſen, Kaffees und Thees und einem Küchenzettel nach den Jahreszeiten geordnet.**
Nachtrag: Über die Salicylſäure und ihre Anwendung in der Küche.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geſchenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmäßigere Anſchaffung für das Hausweſen geben, als das Davidis'ſche Kochbuch, das auch äußerlich in Druck, Papier und Einband ſo ausgeſtattet iſt, daß es ſich als elegantes Geſchenkwerk vorzüglich eignet.

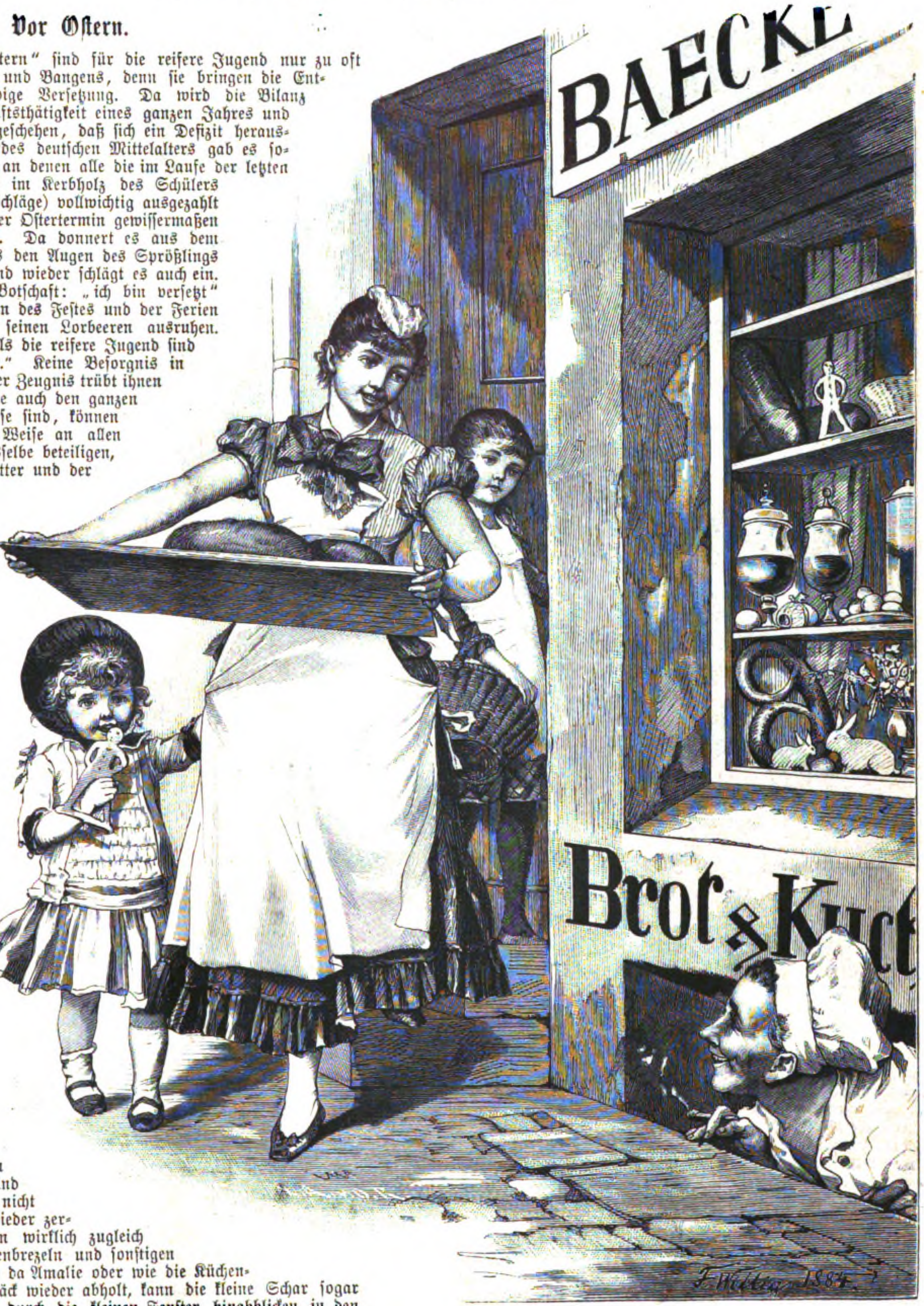
☛ **Vorrätig in allen Buchhandlungen.** ☚

Daheim-Beilage zu No. 28. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Vor Oſtern.

Die Tage „vor Oſtern“ ſind für die reifere Jugend nur zu oft eine Zeit des Hangens und Bangens, denn ſie bringen die Entſcheidung über die leidige Verſetzung. Da wird die Bilanz gezogen über die Geſchäftsthätigkeit eines ganzen Jahres und wie leicht kann es da geſchehen, daß ſich ein Defizit herausſtellt. In den Klöſtern des deutſchen Mittelalters gab es ſogenannte „Streichtage“, an denen alle die im Laufe der letzten Wochen verdienten und im Kerbholz des Schülers verzeichneten Streiche (Schläge) vollwichtig ausgezahlt wurden. Heute bildet der Oſtertermin gewiſſermaßen einen ſolchen Streichtag. Da donnert es aus dem Munde des Vaters, aus den Augen des Sprößlings ſtrömen Thränen, hin und wieder ſchlägt es auch ein. Wer freilich mit der Botſchaft: „ich bin verſetzt“ zurückkam, kann ſich nun des Feſtes und der Ferien doppelt freuen und auf ſeinen Lorbeeren ausruhen.

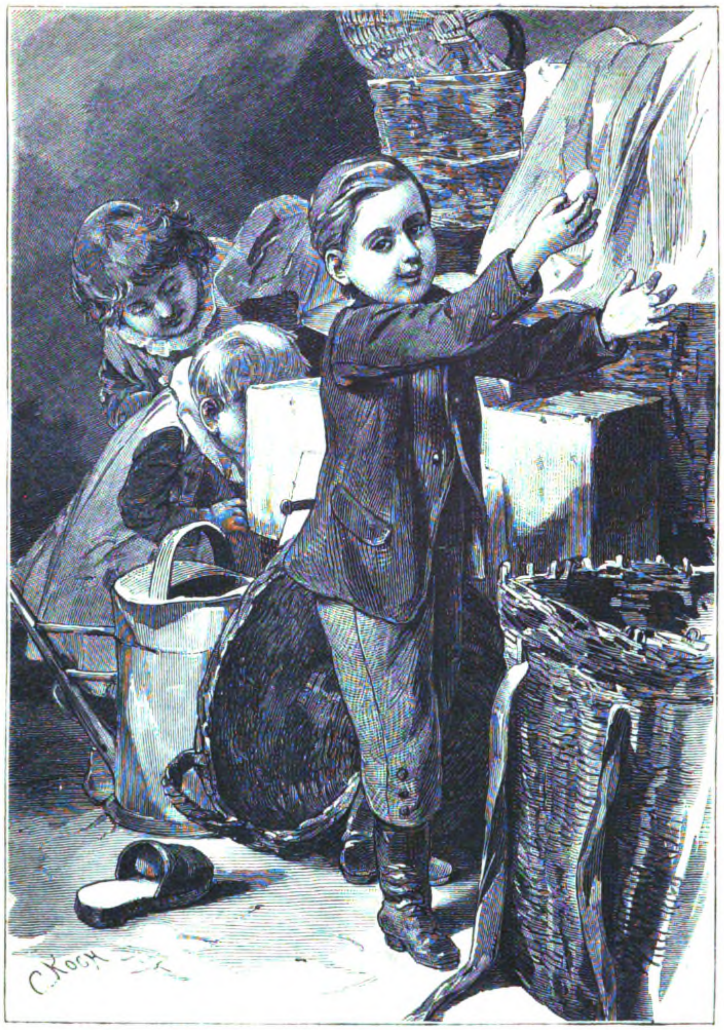


Oſterkuchen.

Glücklicher daran als die reifere Jugend ſind die eigentlichen „Kinder.“ Keine Beſorgnis in bezug auf Verſetzung oder Zeugnis trübt ihnen die Vorfreude und da ſie auch den ganzen Vormittag über zu Hauſe ſind, können ſie ſich auch auf ihre Weiſe an allen Vorbereitungen für dasſelbe beteiligen, d. h. ſie können der Mutter und der Köchin überall im Wege ſein, und ſie nach Kräften an der Arbeit hindern. Während dieſer Tage wird die ſonſt ſo ſtreng gehütete Schwelle zur Küche weniger ſorgfältig bewacht, ſo daß man ganz gut etwas hineinſchlüpfen und ſich darin umthun kann, ohne ſofort wieder gelüftet zu werden, ja man erkämpft ſich wohl gar durch anhaltendes, energiſches „Unnützmachen“ das Recht in ſeiner Weiſe am Kneten des Teiges teilnehmen zu dürfen. „So ſind ſie doch wenigſtens einigermaßen beſchäftigt und zugleich unter Aufſicht“ denkt die Mutter. Nun werden die Ärmel über die dicken Ärmchen geſtreift und aus dem bildſamen Teig entſtehen die erſten Nachbildungen der Menſchengeſtalt. Und dieſe Figuren werden nicht etwa erbarmungslos wieder zerſtört, nein ſie wandern wirklich zugleich mit den Stollen, Rieſenbrezeln und ſonſtigen Kuchen zum Bäcker, und da Amalie oder wie die Küchenfee ſonſt heißt das Gebäck wieder abholt, kann die kleine Schar ſogar mitgehen und ſtaunend durch die kleinen Fenſter hinabblicken in den Keller, in dem die Schar der Geſellen, ganz in die Farbe der Unſchuld gekleidet, unter kunſtfertigen Händen die wunderbarſten Gebilde entſtehen läßt. Da Amalie ſich mit dieſen Herren gut ſteht, ſind ſie auch gegen ihre kleinen Begleiter überaus zuvorkommend. „Weißt du, welche Leute mir am beſten gefallen?“ ſagt das kleine Friedchen nachher zur Mutter. „Nun?“ „Die Bäcker, denn ſie ſind immer ſo freundlich.“

Und nun geht es an das Färben der Eier. Mit wie viel Vergnügen zupft man jetzt aus alten Woll- oder Seidenlappen die Fäden heraus, mit welchem Intereſſe beobachtet man die kunſtvollen Ausſchnitte, die ſich nachher auf dem Ei als weiße Flecken präſentieren werden. Voll Spannung ſieht man nachher die Verhüllung fallen und manches bewundernde Ah! wird laut. Aber zunächſt verſchwinden die Eier wieder, denn angeblich ſind ſie ja nur für fremde Kinder beſtimmt. Die Eier für's Haus wird ja erſt der Oſterhaſe legen.

Wenn der Oſterhaſe auch nur kommt! Mit dieſem Gedanken geht es abends ins Bett und dieſe Beſorgnis öffnet am Morgen ſchon früh die Augen. „Mama!“ „Was willſt du?“ „Ich möchte aufſtehen?“ „Was fällt dir ein, es iſt ja noch ganz dunkel.“ „Mama, iſt der Oſterhaſe ſchon dageweſen?“ „Schweig nur ſtill und ſchlafe. Vielleicht iſt er eben jetzt dabei zu legen und du könnteſt ihn verſcheuchen.“ Die kleinen Äuglein ſchließen ſich wieder und als ſie ſich abermals öffnen



Oſtereier.

iſt es in der That ſchon Zeit aufzuſtehen. Schnell geht es nun in die Kleider und gern drückte man ſich um das fatale zeitraubende Waſchen ganz herum, aber das will die Kindermuhme nicht leiden. Man ſchlägt ihr ſchließlich als Kompromiß Katzenwäſche vor, aber auch davon will ſie nichts wiſſen, im Gegenteil ſie macht es heute ganz beſonders gründlich. Aber ſchließlich hat ſelbſt das Waſchen ein Ende und nun geht es hinaus, um die Neſter zu finden, die der Haſe gebaut und in die er ſeine Eier gelegt hat. Aber wo ſind die? Die Eltern haben mit unglaublicher Argliſt operiert, alle die Ecken, die der Haſe von rechtswegen benutzt haben müßte, ſind leer und die Suche muß ſich über das ganze Haus einſchließlich aller Vor- und Nebenräume erſtrecken. Aber endlich erſchallt bald hier, bald da lauter Jubel, bis endlich auch das letzte Neſt gefunden wurde und nun das Eiertippen und das Eierrollen beginnen kann, mit all den Freuden und Leiden, die ſie mit ſich bringen.

Umſchau in fernen Landen.

Baron J. von Müller, welcher vor kurzem das Somaliland im öſtlichen Afrika durchreiſte, das nominell wenigſtens unter ägyptiſcher Herrſchaft ſteht, erzählt, wie äußerſt gefährlich ein ſolches Unternehmen iſt, und daß man dort nachts nie ohne Wachen ſchlafen darf. Der Somali iſt Meiſter im nächtlichen Überfall, gleich einem Leopard ſchleicht er ans Lager heran, ſpringt hinein und ebenſo ſchnell an der andern Seite wieder hinaus, während er im Sprunge dem ſchlafenden Gegner die haarſcharfe Lanze durch den Leib ſtößt. Verträge exiſtieren in dieſem Gebiete nur, um ſie nicht zu halten; es iſt daher Regel, jeden, der ſich auf Schußweite dem Lager nähert, ohne weiteres niederzuſchießen; nur durch die regſte Aufmerkſamkeit und das größtmögliche Mißtrauen kann man Unfällen und Diebſtählen vorbeugen. Auch in letzteren iſt der Somali Meiſter. Er ſalbt zu dieſem Zweck ſeinen nackten Körper über und über mit Butter, ſo daß niemand ihn faſſen kann, ſchleicht ſich dann an das Lager des Schlafenden, dieſen ſo lange mit einer Feder kitzelnd, bis er ſich gedreht hat, damit die Stelle des Lagers, unter welcher das vermutete Geld verborgen iſt, frei wird und der Somali den Diebſtahl bequem ausführen kann.

* * *

Als Albrecht Penck das Baskenland durchwanderte fand er überall Sympathien für die Deutſchen, man unterſtützte ihn mit allen möglichen Ratſchlägen und die Offiziere einer kleinen Garniſon luden den deutſchen Gelehrten ſogar zu ihren Bataillonsübungen ein; ſelbſtverſtändlich war dieſes auf der ſpaniſchen Seite der Pyrenäen der Fall, denn auf der franzöſiſchen hatte unſer Landsmann wiederholt über ſchlechte und unfreundliche Behandlung zu klagen. Der Grund für das gute Einvernehmen in Spanien war leicht einzuſehen. Deutſche leben nämlich in nicht geringer Anzahl in den ſpaniſchen Baskenprovinzen und nehmen dort überall eine ſehr angeſehene Stellung ein. Zahlreiche Bergwerke ſtehen unter deutſcher Leitung und ſo entſchieden iſt der deutſche Einfluß in dem Bergweſen, daß das übliche „Glückauf“ dort unter der ſpaniſchen Form „Glickof“ ſich eingebürgert hat. Die nicht geringe Induſtrie, namentlich in Guipúzcoa hat ferner Deutſche angezogen und ſo findet man allenthalben in den Bergen Landsleute.

* * *

Am Sadletſchſtrome in Indien liegt das Kululand, das ſich durch eine Eigentümlichkeit auszeichnet, welche das Gegenſtück der Vielweiberei iſt. In einigen Teilen des Landes nämlich herrſcht die Vielmännerei oder Polyandrie, eine merkwürdige Sitte, welche noch in einigen andern Gegenden Indiens, ſowie in Afrika und der Südſee vorkommt. Übrigens fehlt es auch nicht an Polygamie im Kululande, denn Lyall berichtet, daß er in einem Hauſe vier Männer mit einer Frau, im Nebenhauſe drei Männer mit vier Frauen und im nächſten einen Mann mit vier Weibern getroffen habe. Es hängt dies in jenem heidniſchen, unter britiſcher Oberhoheit ſtehenden Lande ganz von den Verhältniſſen ab und iſt eine rein nationalökonomiſche Einrichtung, bei der die Männer gewöhnlich Brüder ſind. Der urbare Beſitz iſt in dem gebirgigen Kulu nicht groß, man will denſelben nicht noch mehr durch Erbteilung zerſplittern und hat daher die ſchauderhafte Sitte des Mädchenmordes eingeführt; daher die wenigen Frauen und die Vielmännerei. Die Ehegenoſſenſchaften leben übrigens in Kulu in der beſten Eintracht, die Kinder ſprechen von einem älteren und jüngeren Vater, aber das kann nicht geleugnet werden, daß dieſe unſittliche Einrichtung auf die Weiber einen höchſt ungünſtigen Einfluß ausüben muß. Wer mehr und Spezielleres über dieſe unſeren Gefühlen ſo ſehr widerſprechende Sitte erfahren will, den verweiſen wir an unſere Quelle, das Werk von K. E von Ujfalvy, „Aus dem weſtlichen Himalaya“. (Leipzig, Brockhaus 1884.) Es iſt ein ſehr wichtiger Beitrag zur anthropologiſchen und ethnographiſchen Kunde jener höchſten Region unſrer Erde, in welcher auch das ſchöne Land Kaſchmir liegt; ein Werk, reich verſehen mit Abbildungen, unter denen die ſchönen kunſtgewerblichen Produkte Indiens beſonders hervorragen.

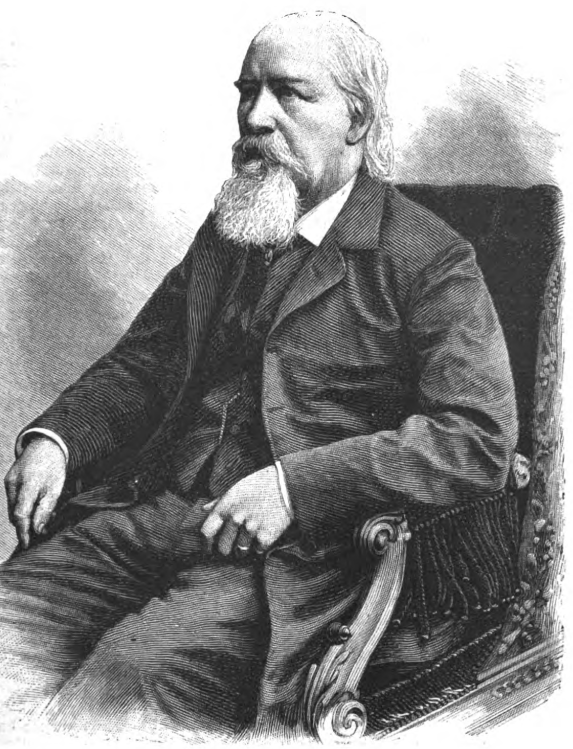
* * *

Wie Dr. Emin-Bey (Schnitzler) kürzlich berichtet, ſind Schlangen bei den Dinka-Negern im Gebiete des weißen Nil geradezu gern geſehene Haustiere. Sie hauſen im Stroh der Hüttendächer und verkehren mit dem Hausherrn recht freundſchaftlich, ſelbſt die großen Pythonsſchlangen werden ſo gehalten. Es ſind beſonders die Frauen, welche mit den Schlangen Freundſchaft ſchließen, ſie ab und zu mit Fett einreiben und ihnen ſogar kleine Mengen Fett in den Rachen gießen. So eingewöhnte Schlangen ſollen, wie ein Häuptling dem Dr. Schnitzler mitteilte, ſelbſt wenn ſie hungrig ſind nie Ziegen oder Schafe der ſie beherbergenden Leute antaſten, ſondern weitab im Walde jagen und dann manchmal zu ihren Freunden zum Beſuche kommen, wo ſie ſtets gut aufgenommen werden.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 30. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Emanuel Geibel †.



Emanuel Geibel, geb. 18. Oktober 1815, † 6. April 1884.

In der Frühe des Palmſonntags, deſſen ſtille Herrlichkeit er ſo ergreifend einſt beſungen, iſt Emanuel Geibel von langjährigen Schmerzen durch einen ſanften Tod erlöſt worden. Sechs Tage lang hat unſer Volk um ſeinen geliebten Sänger die Todesklage ertönen laſſen — erſt am Oſterſonnabend hat ihn ſeine Vaterſtadt zur letzten irdiſchen Ruhe beſtattet.

Was wir an ihm beſeſſen und noch beſitzen, iſt oft und eingehend dargeſtellt worden. Auch das Daheim hat dem „deutſchen Reichsherold“ ſchon vor Jahren (VIII, 228 ff.) ein warmes Wort liebevoller Würdigung aus Rudolf Kögels Freundesmund gewidmet. Einige ſeiner mächtigſten Heroldsrufe hat er in unſerem Blatte zuerſt hinausklingen laſſen in das deutſche Land, ſo den zorndurchglühten „Pſalm wider Babel“ u. a.

Aber auch manches andere ſeiner Gedichte hat er dem Daheim anvertraut, dem er von Anfang an in warmer Sympathie zugeneigt war. Allerdings konnte er jedem Wunſche der Redaktion nicht genügen. Als ich ihn einmal erinnerte an das Wort:

> Gebt ihr euch einmal für Poeten,
> So kommandiert die Poeſie —

antwortete er mir: „Die Poeſie läßt ſich nicht kommandieren, und auch die trefflichſte Tendenz gibt keine Flügel.“ Auch weiterhin kam er auf dieſen Gegenſtand zurück: — „In jüngeren und geſünderen Jahren habe ich freilich manches halb improviſatoriſch hingeworfen; jetzt muß ich das wenige, was mir überhaupt noch zu teil wird, faſt immer langſam reifen und wachſen laſſen und bin dadurch zum Gelegenheitsdichter völlig untauglich geworden.“ Der Hinweis auf ſeine Kränklichkeit kehrt häufig in ſeinen Briefen wieder, aber nie eine Klage — ſtets iſt der Grundton derſelbe, wie er in der Krankheitsepiſtel von 1864 (I. Jahrgang S. 76) ſo freudig ergeben durchklingt. Auch bleibt ſeine Handſchrift klar und ſchön, auch wenn er ſchmerzlich bewegt (1879) ſchreibt: „Fortwährend leidend habe ich ſeit der Herausgabe der Spätherbſtblätter nichts Selbſtändiges mehr produziert und muß meine dichteriſche Thätigkeit als abgeſchloſſen betrachten.“

Den Schwerpunkt ſeiner Dichterbegabung ſah Geibel ſelbſt in der Lyrik. „Ich würde Ihnen gern etwas Epiſches liefern“, ſchrieb er mir 1864, „wenn ſich mir nur ein brauchbarer Stoff darbieten wollte. Aber dergleichen findet ſich ſchwer für mich, da ich zu ſehr Lyriker bin, um ohne perſönlichen Anknüpfungspunkt willkürlich einen Gegenſtand zu ergreifen.“ — Um ſo mehr kann man es ihm nachfühlen, wenn er kurze Zeit darauf ſchreibt: „Selbſt der köſtliche Frühling, der uns in dieſem Jahre beſchieden iſt, hat mir kein Lied gebracht; es iſt, als ob die lyriſche Muſe mir völlig treulos geworden wäre.“

Die Geſamtausgabe ſeiner Werke, die letzte Arbeit ſeines Lebens, zeigt, welchen Reichtum ſein dichteriſches Wirken umfaßt, auch wenn es ihm nicht vergönnt war, bis ans Ende ſeines Lebens dasſelbe fortzuſetzen. Sie zeigt auch, daß er ſich zu beſchränken verſtand. Gar manches hat er ausgeſchieden, was die Einzelausgaben enthielten, und zahlreiche Dichtungen, die er den Seinen handſchriftlich hinterlaſſen, hat er durch teſtamentariſche Beſtimmung von der Veröffentlichung ausgeſchloſſen. Demut war durchweg der Grundzug ſeines Weſens und jede eitle Überhebung war ihm fremd.

Und er hat den Lohn der Demut empfangen — die einſt ſo vielgeſchmähten Jugendgedichte, die durch den Wortſchwall des jungen Deutſchlands nicht durchdringen zu können ſchienen, lagen zu Häupten ſeines Sarges in der hundertſten Auflage, und — was beſſer iſt — ſie werden geſungen von Studenten wie von jungen Mädchen, auf der Landſtraße wie im Salon. So wird er fortleben in unſerem Volke, das ſeinen Geibel als ſeiner beſten Dichter einen nie vergeſſen wird.

Auch unſere Leſer, denen wir zu dem charakteriſtiſchen Mannesbildnis vom J. 1871 (VIII, 229) heute das des greiſen Dichters darbieten, werden unſerem Freunde und Mitarbeiter mit uns ein ehrendes und dankbares Gedächtnis wahren allezeit. Robert Koenig.

Bilderbibel für Kinder eleg. geb. für 1 M. 40 Pf.

Bibliſche Geſchichten für Schule und Haus.

Herausgegeben von
Dr. C. J. Römheld,
Pfarrer in Bingenheim.

Mit fünfzig Holzſchnitten von Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Richter, Jäger, Strähuber u. a.

Elegant gebunden. Preis 1 Mk. 40 Pf.

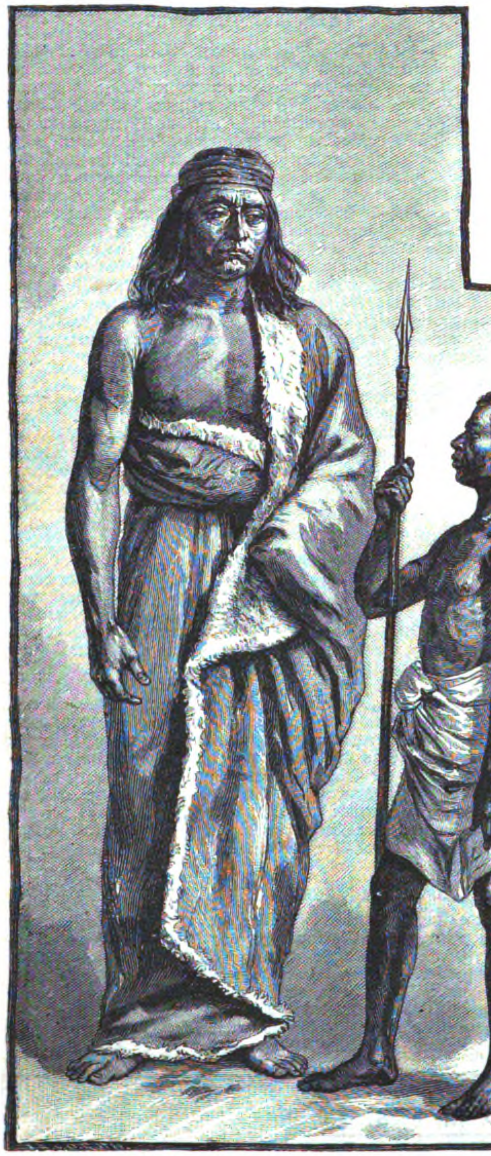
Die neue Bibliſche Geſchichte von Römheld, dem bekannten Verfaſſer der „Evangelienpredigten für das Volk“, iſt mit ihrem ſchönen Bilderſchmuck von den berühmteſten Meiſtern, wie Schnorr von Carolsfeld und Ludwig Richter, ein **rechtes Haus- und Familienbuch.** Jede Mutter ſorge dafür, dieſe **kleine Bilderbibel** mit 50 Holzſchnitten für 1 M. 40 Pf. im Hauſe zu haben, ein beſſeres Hilfsmittel, ihre Kinder in die bibliſche Geſchichte einzuführen und dieſelbe in Herz und Leben übergehen zu laſſen, wird ſie ſchwerlich finden. Durch **eleganten Einband** iſt das Buch zu Geſchenken noch mehr geeignet gemacht.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 30. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Große und kleine Völker.



Patagonier, 1810 Millimeter. Acka, 1350 Millimeter.

Die größte und die kleinſte Menſchenraſſe.

Die Höhe der Lanze bedeutet das durchſchnittliche preußiſche Militärmaß.

Das Studium des Menſchen, als naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtand betrachtet, iſt erſt in der neueſten Zeit durch die Anthropologen zur Geltung gebracht worden. In der Botanik und Zoologie war man längſt zu Hauſe, ehe man daran ging, den Menſchen genau zu klaſſifizieren und auf die verſchiedenen Klaſſen, auf deren Hautfarbe, Farbe und Form der Haare, Schädelgeſtalt, mittlere Körpergröße 2c. Rückſicht zu nehmen. Anatomen, Anthropologen und wiſſenſchaftliche Reiſende haben Meſſungen der verſchiedenen Dimenſionen des menſchlichen Körpers als ein Hauptmittel erkannt, um einmal dahin zu gelangen den normalen Europäer mit dem normalen Malaien, Mongolen, Papua, Polyneſier, Neger 2c. vergleichen zu können. Man hat endlich auch für das Studium des Menſchen Humboldts tiefſinnige Bemerkung zum Grundſatz erhoben: daß bei allem Beweglichen und Veränderlichen im Raum mittlere Zahlenwerte der letzte Zweck, ja der Ausdruck phyſiſcher Geſetze ſind, welche uns das Stetige in der Flucht der Erſcheinungen zeigen. Vor allem handelte es ſich darum, zu zeigen, was gemeſſen und gewogen werden ſoll und dabei ſpielte die Körpergröße eine bedeutende Rolle, denn ſie iſt außerordentlich ſchwankend bei den verſchiedenen Menſchenraſſen, wie die bildliche Gegenüberſtellung der größten und kleinſten Spielarten unſeres Geſchlechtes zeigt.

Daß beſſere und reichliche Nahrung die Körpergröße befördert, iſt eine anerkannte Thatſache und die Adligen in Deutſchland zeigen im Durchſchnitte eine höhere Körpergeſtalt als die Deutſchen aus anderen Ständen; dasſelbe wird von den Häuptlingen auf den polyneſiſchen Inſeln erzählt, die dort dem Adel entſproſſen ſind und durch den Reiſenden Guſtav Fritſch wiſſen wir, daß die Häuptlinge bei den Kaffern in Südafrika eine Mittelgröße zeigen, welche diejenigen der übrigen Glieder ihres Volks um 110 Millimeter überſteigt. Doch erklärt die Ernährung und Beſchaffenheit des Wohnorts durchaus nicht alle Unterſchiede, das meiſte iſt in dieſer Beziehung von der Raſſe abhängig, denn die Patagonier, welche als die größten Menſchen betrachtet werden, leben in einer äußerſt dürftigen und traurigen Gegend.

Als ſie im Jahre 1520 Magelhaens, der erſte Erdumſegler kennen lernte, ſchrieb deſſen Begleiter Pigafetta, daß der kleinſte unter den Patagoniern länger als der längſte Mann in Kaſtilien ſei und damit waren die „Rieſen“ in die Menſchenkunde eingeführt. Spätere Reiſende haben nun freilich die Erzählung von der ungeheuren Größe der Patagonier auf das richtige Maß zurückgeführt, aber noch 1833 nannte ſie Darwin die längſten aller Menſchen mit mittlerer Höhe von ſechs engliſchen Fuß. Nach vielen Meſſungen nimmt man jetzt 1810 Millimeter als mittlere Höhe der Patagonier an, wenn auch das Original, nach dem unſre Zeichnung gefertigt iſt, jene Größe nicht erreichte. Es iſt das der Patagonier Piktſchotſche, welcher 1879 in Deutſchland gezeigt wurde und der 1800 Millimeter hoch war. Während nun aber bei normalen Europäern die Körperhöhe gleich der Klafterlänge (Länge der ausgebreiteten Arme) iſt, überſteigt bei den Patagoniern die letztere die erſtere; ſie haben ungeheuer lange Arme.

Für die kleinſten Menſchen wurden bisher immer die Buſchmänner Südafrikas angeſehen, deren Größe nach Fritſch im Mittel 1440 Millimeter beträgt. Von gleicher Zwerghaftigkeit fand Du Chaillu im äquatorialen Weſtafrika die Obongo, welche auch in ſonſtigen Merkmalen den Buſchmännern naheſtehen und es gleichen ihnen ferner die Acka, welche der Reiſende Georg Schweinfurth in Zentralafrika entdeckte. Dieſes „Zwergvolk“ wird jetzt nach verſchiedenen Meſſungen zu 1350 Millimeter im Durchmeſſer angenommen und wir haben neben dem rieſigen Patagonier einen ſolchen zwerghaften Acka dargeſtellt. Die Lanze, welche er in der Hand hält, bezeichnet die mittlere Höhe eines deutſchen Mannes, der ſonach zwiſchen die beiden abgebildeten Raſſen mitten hineinfällt. Eine Schar Ackakrieger, welche Schweinfurth ſah, erſchienen ihm wie eine Rotte übermütiger mit Bogen und Pfeil ſpielender Knaben und zwei Acka, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, waren 1230 und 1340 Millimeter hoch. Im übrigen glichen ſie kleinen Negern. Sie ſind bis jetzt das kleinſte bekannte Volk, das in dieſer Beziehung auch die Eskimos übertrifft.

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

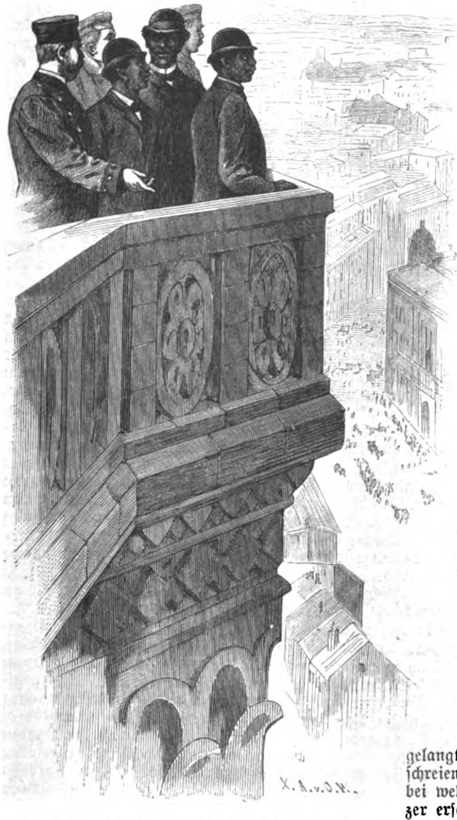
Die Zahl der verbeſſerten Schulbänke und Schultiſche iſt bereits Legion und wenn die liebe Jugend meiſt noch immer nicht weit bequemer ſitzt und ſchreibt als es den Erwachſenen vergönnt iſt, ſo ſind die Erfinder wahrhaftig nicht daran ſchuld. Die neueſte Schulbank iſt die Herrn Fr. Sönnecken in Bonn unter Nummer 24689 ſoeben patentierte. Nach deſſen Syſtem ſind die Bänke derart eingerichtet, daß der Abſtand zwiſchen Tiſch und Sitz beliebig und für mehrere Tiſche zugleich verändert werden kann. Dieſe Veränderung bewirkt der Lehrer höchſt eigenhändig oder ein dazu bezeichneter Schüler mit einem Schlage durch einen ſinnreichen Mechanismus, und zwar ohne daß die Schüler aufzuſtehen brauchen. So können z. B. bei gewiſſen Unterrichtsgegenſtänden die Sitze dem Tiſche ſo nahe gerückt werden, daß der Lehrer durch die Bänke gehen und die Arbeit jedes einzelnen Schülers zu beaufſichtigen imſtande iſt. — Für das Haus beſtimmt iſt dagegen der Schreibtiſch von F. A. Richter, welcher durch Gebrüder Tillich in Görlitz zu beziehen iſt. Derſelbe iſt in jeder Weiſe ſtellbar und inſofern ſchon recht praktiſch, als er in ſeiner Horizontalſtellung allen ſonſtigen Hauszwecken dienen kann. Der Tiſch birgt ein verſchließbares Bücher- und Mappenſpind ſowie ein Schreibfach mit Tintenfaß und Zubehör.

Daheim-Beilage zu No. 31. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Geiſeln aus Weſtafrika.

Da, wo das übelberüchtigte afrikaniſche Königreich Dahomé an den Meerbuſen von Guinea ſtößt, dehnt ſich die Sklavenküſte aus, deren Name zur Genüge beſagt, welche Art von Handel dort getrieben wurde. Die Verſchacherung von ſchwarzem Menſchenfleiſch hat freilich aufgehört, ſo weit der „Exporthandel“ damit in Betracht kommt und iſt durch die Ausfuhr von Palmöl, Lagunenſalz und etwas Baumwolle erſetzt worden, aber die üblen Nachwirkungen des Sklavenhandels dauern dort in der Negerbevölkerung noch fort, welche als ſehr faul und nichtswürdig geſchildert wird. Unter dem langen Einfluß des europäiſchen Handels und der europäiſchen Faktoreien haben die Nigger einigen äußern europäiſchen Schliff angenommen, ſind ſie Karikaturen von Weißen geworden, ſpielen den „Gentleman“ und laſſen die Frauen für ſich arbeiten. Jeder kleine Häuptling nennt ſich dort „King“ und iſt brutal und habgierig. Ein ſolcher „King“ iſt auch der Häuptling von Popo, der Lagunenlandſchaft im Süden von Dahomé am Meere, und dieſer „King“ iſt es, der das Eingreifen eines deutſchen Kriegsſchiffes nötig machte.



Die ſchwarzen Geiſeln aus Afrika auf dem Rathausturm zu Berlin. Nach dem Leben.

In Klein Popo, einem der wichtigſten Orte der Landſchaft, ſind vier deutſche und drei franzöſiſche Häuſer angeſeſſen, deren ruhige Handelsthätigkeit durch die Eingebornen vielfach geſtört wurde. Der alte „King“, mit dem die Deutſchen ihren Vertrag wegen der Niederlaſſung abgeſchloſſen hatten, war durch einen Emporkömmling namens Lawſon — die Nigger führen dort häufig engliſche Namen — verdrängt worden und dieſer wurde von den Engländern unterſtützt, die ſich ſtets den blühenden deutſchen Faktoreien gegenüber neidiſch und mißgünſtig erwieſen. Lawſon begann die Deutſchen auf verſchiedene Weiſe zu beunruhigen und zu brandſchatzen, worauf dieſe in ihrer Not um die Zuſendung eines Kriegsſchiffes baten.

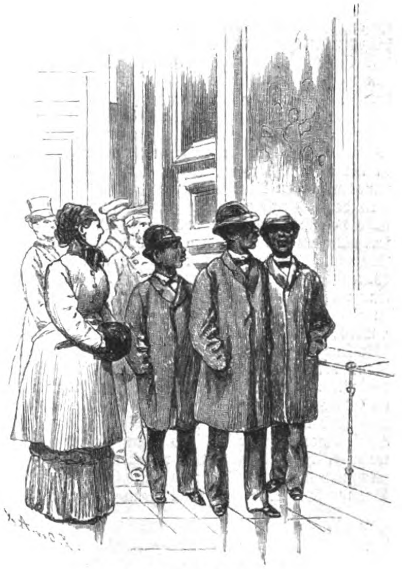
Da erſchien Anfang Februar d. J. die Korvette „Sophia“, Kapitän Stubenrauch, unterſuchte die Angelegenheit, erklärte die Anſprüche des alten „King“ für berechtigt und warnte den Uſurpator Lawſon vor jeder Schädigung der Deutſchen. Kaum aber war die „Sophia“ abgeſegelt, als Lawſon aufs neue über unſre Landsleute herfiel und ſchon von den Waffen Gebrauch machte. Zum Glück war aber die „Sophia“ nur von Klein-Popo nach dem nur fünfzig Kilometer weiter öſtlich gelegenen Groß-Popo gefahren, von wo man ſie noch herbeiholen konnte.

Am 3. Februar lag das deutſche Kriegsſchiff wieder vor Klein-Popo, ſetzte mehrere Boote aus und landete im ganzen etwa hundert Mann. Führer derſelben war Kapitänleutnant von Trützſchler; die Namen der übrigen Offiziere ſind von Dombrowsky, von Uſedom, Bachmann, Huß und Graf Heſſenſtein. Als die Matroſen am Strande entwickelt waren, rückte man gegen die Reſidenz des „King“ Lawſon vor, aus der auf unſre Leute geſchoſſen wurde. Doch erwiderten dieſe das Feuer nicht, denn bald beſann ſich der „König“ und begann Unterhandlungen. „Nur an Bord werden dieſe geführt“ hieß es da und die Majeſtät mußte ſich bequemen, dieſem Befehle Folge zu leiſten.

Nun ſetzte ſich ein wunderbarer Zug unter dem Geheul der vierzig pechrabenſchwarzen, halbnackten und häßlichen Weiber des Königs in Bewegung. Dieſer ſelbſt, in blauſeidnem Gewande, mit einem Cylinderhute auf dem Kopfe wurde auf einer Bahre getragen. Ihm folgte ſein Miniſter in einer Hängematte, zu beiden Seiten ſchritten Matroſen. Am Strande angelangt wurde das heulende und ſchreiende Gefolge zurückgedrängt, bei welcher Gelegenheit ein Schwarzer erſchoſſen wurde. Lawſon aber und einige ſeiner Leute wurden an Bord gebracht, wo ihnen der Standpunkt klar gemacht und drei Geiſeln zurückbehalten wurden.

Dieſem Umſtand verdankte Berlin den Beſuch der Herrſchaften, die wir unſeren Leſern nebenſtehend im Bilde vorführen, des braunen Mr. Gomez und des tiefſchwarzen Mr. Wilſon mit ſeinem Sohne. Die „Sophia“ hatte ſie mit nach Deutſchland gebracht und am 7. April trafen ſie von Wilhelmshaven aus unter einer kleinen Matroſenbedeckung in der Reichshauptſtadt ein. Auf dem Lehrter Bahnhof empfing ſie ein Feldwebel des 2. Garderegiments, der ſie nach der ihnen angewieſenen Wohnung in der Kaſerne dieſes Regiments brachte und auch fernerhin den treuen Mentor der Afrikaner ſpielte — was ein preußiſcher Soldat nicht alles kann?!

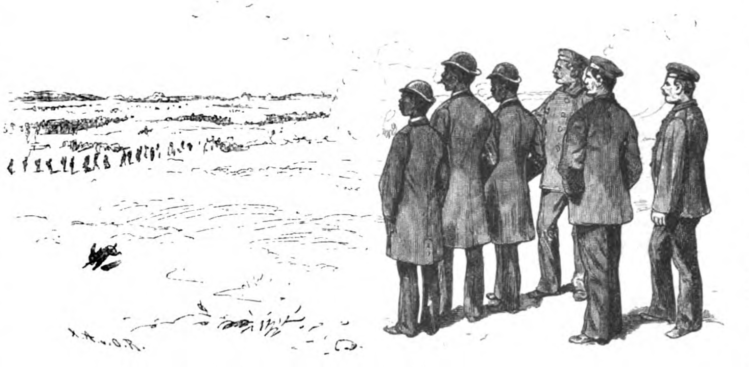
Berlin iſt zwar in den letzten Jahrzehnten an exotiſche Gäſte gewöhnt worden und die Zeiten, in denen der Mohr des Prinzen Karl angeſtarrt wurde, wie ein Tier aus dem Fabelland, in denen die chineſiſche Geſandtſchaft ihre Zöpfe durch die Berliner Jugend bedroht fühlte, ſind längſt vorüber. Dennoch erregten die drei Schwarzen, die ſich übrigens hier in europäiſcher Kleidung bewegten und ziemlich gut engliſch ſprachen, kein geringes Aufſehen, waren es doch die erſten Neger, die ein deutſches Kriegsſchiff als Gefangene heimgeführt — die erſten ſeit denjenigen, welche im XVII. Jahrhundert Major von der Groeben von dem brandenburgiſchen Fort Friedrichsburg an der Weſtafrikaniſchen Küſte nach Berlin gebracht hatte. Aber weit mehr als ſie den Berlinern, imponierte ihnen ſicher die Hauptſtadt — auf ihren ſtaunenden Geſichtern ſtand die Bewunderung über all die Wunder, die ſich vor ihnen aufthaten, deutlich genug geſchrieben. Man hatte dafür Sorge getragen, daß ſie die Stadt gründlich kennen lernten und da die coloured gentlemen wohl in der Eile der Abreiſe ihr „Portemonnaie“ einzuſtecken vergeſſen hatten, verſah die Admiralität ſie ſogar mit Geld, um die europäiſchen Vergnügungen ihnen ordentlich zugänglich



In der Bildergalerie.

zu machen — vielleicht deshalb am meiſten ſchwärmten ſie mit ſcheuer Hochachtung ganz beſonders für unſere Marine: der Name Caprivi war ihren Zungen äußerſt geläufig geworden.

Inzwiſchen war durch kaufmänniſche Vermittelung die Schuld Seiner Majeſtät des Königs von Klein Popo entrichtet worden, und die fremdländiſchen Gäſte dampften nach etwa achttägigem Aufenthalt nach Kiel ab. Dort nahm ſie das Kanonenboot „Möwe“ an Bord, um ſie nach ihrer Heimat zurückzuführen. — Wenn Einer eine Reiſe thut — ſo kann er was erzählen! Was wohl die drei ſchwarzen Menſchenbrüder ihren Stammesgenoſſen von ihrer unfreiwilligen Fahrt über den Ozean und ihrem Aufenthalt in der deutſchen Reichshauptſtadt berichten werden? Nun jedenfalls wird den Herren von Klein Popo klar geworden ſein, daß über den Intereſſen des deutſchen Handels heute die deutſche Flagge weht, daß der deutſche Kaufmann auch im fernen Weſtafrika unter tropiſcher Sonne nicht des Schutzes der Heimat, des Vaterlandes entbehrt! So etwas merkt ſelbſt ein Neger — wenn's ihm an den Säckel geht!



Die ſchwarzen Geiſeln aus Afrika bei den Exerzitien auf dem Tempelhofer Felde.

Aus den Zeiten der „glorreichen“ Revolution.

Im Jahre 1791 erbot ſich ein junger franzöſiſcher Mechaniker in einer Zuſchrift an die franzöſiſche Nationalverſammlung, auf künſtlichem Wege einen verfaſſungsmäßigen König herzuſtellen, der „mittels einer Springfeder die von der Majorität der Nationalverſammlung zuſammenzuſtellende Miniſterliſte aus den Händen des Präſidenten entgegennehmen würde.“ Der Vorſchlag, den man für eine köſtliche Perſiflage auf die Idee vom alleinſeligmachenden echten und gerechten „parlamentariſchen Regiment“ halten könnte, war doch, ſo verrückt er erſcheint, in vollem Ernſte gemacht, denn längſt hatte der jakobiniſche Pöbel, beherrſcht von einer kleinen Anzahl entſchloſſener Fanatiker, ſich gewöhnt, jede erdenkliche Schmach, jede Gemeinheit, jeden Ausbruch roher Gefühlloſigkeit auf das Haupt deſſen zu häufen, der vorläufig noch das Königtum der Valois und Bourbons repräſentierte, der dabei aber das Unglück hatte, in einer Zeit, welche zu ihrer Beherrſchung der eiſernen Fauſt eines Bonaparte bedurfte, weiter nichts als ein ausgezeichneter Privatmann zu ſein, aller Tugenden aber, welche einem König „einem, der es iſt,“ unentbehrlich ſind, gänzlich zu ermangeln. — In dem vor einiger Zeit erſchienenen neueſten Bande von Taines epochemachendem Werke über die „Entſtehung des modernen Frankreich“ iſt mit überzeugender Klarheit aus der Feder eines Franzoſen nachgewieſen, was freilich ſchon der Deutſche Sybel über jeden Zweifel feſtſtellte, daß die Revolution durchaus nicht den wilden, zerſtörenden Gang zu nehmen brauchte, den ſie genommen hat, wenn Frankreich eine thatkräftige Regierung gehabt hätte, und wenn vor allem der König etwas von einem wirklichen Herrſcher in ſich gehabt hätte. Es wird uns geſchildert, wie nach und nach alle eigentliche Regierung in die Hände des Jakobinerklubs überging, und wir ſehen, wie einfach und folgerichtig ſich die auf den erſten Blick rätſelhafte Erſcheinung erklärt, daß eine Nation von ſechsundzwanzig Millionen ſich jahrelang den furchtbarſten Terrorismus von ſeiten einer verſchwindenden Minorität gefallen läßt. Das Wort des Dichters, daß „Verſtand ſtets nur bei wenigen“ geweſen und daß die „Mehrheit der Unſinn“ iſt, muß dieſer Geſchichtsperiode gegenüber dahin abgeändert werden, daß in ihr allerdings nicht der Verſtand, aber der Wille, die Thatkraft, der rückſichtsloſe Entſchluß unter allen Umſtänden zu ſiegen oder unterzugehen, bei den wenigen war, die leider nicht die zur Bändigung des Sturmes berufene Regierung darſtellten, und daß die Mehrheit und mit ihr die Regierung die Schwachheit und Willenloſigkeit war. Und dazu ein Herrſcher, der zuweilen ein pſychologiſches Rätſel iſt. In den fürchterlichen Szenen, welche ſich bei den immer wiederholten Einbrüchen des Pöbels in die Tuilerien wiederholten, zeigte Ludwig einen wahrhaft bewunderungswürdigen Mut und eine Kaltblütigkeit, die faſt ohne Beiſpiel iſt. Stundenlang in eine Niſche gedrängt, umtobt von Hunderten betrunkener, aufs höchſte gereizter, mordluſtiger Beſtien in Menſchengeſtalt, die ſich fortwährend in den wildeſten Drohungen ergingen, verlor er nicht einen Augenblick die Ruhe, mit der es ihm ſchließlich wirklich gelang, die Wütenden für den Augenblick zu beſänftigen. Aber derſelbe Mann war nicht im ſtande, ſich zu einem energiſchen Befehle aufzuraffen und zu Zeiten, wo ihm noch eine treu ergebene Truppe von Schweizern ſowohl, als die Mehrheit der Nationalgarde anhing, durch eine entſchloſſene That die Häupter des Pöbels unſchädlich zu machen und den Dank der großen Maſſe der Nation zu verdienen, die unzweifelhaft königstreu geſinnt war und ſich mit Abſcheu von der Herrſchaft des Geſindels abwandte. Napoleon, der damals zeitweiſe in Paris war, traf einſt mit Bourienne, wie dieſer in ſeinen Memoiren erzählt, einen Haufen von einigen tauſend Menſchen, der, zerlumpt und barock bewaffnet, heulend und die roheſten Herausforderungen brüllend, die Richtung nach den Tuilerien einſchlug. Beide folgten der Meute und Bonaparte konnte ſich nicht genug über die Schwäche und Langmut der Behörden wundern, die alles dies duldeten. „Che coglione,“ rief er ganz laut, „wie kann man dieſes Geſindel gewähren laſſen! Man hätte ihrer vier- oder fünfhundert mit einer Kanone hinwegfegen ſollen, die übrigen wären dann von ſelbſt davongelaufen.“ Einige Jahre ſpäter hat der willenskräftige Korſe als General ſein Mittel angewandt und den Aufruhr in den Straßen von Paris mit Kartätſchen gebändigt — freilich erſt, nachdem ſchon Tauſende dem Ungeheuer der Revolution zum Opfer gefallen waren.

Auch die ſchmählichſten Beſchimpfungen derer, die ihm am nächſten ſtand, ſeiner Gemahlin, konnten den König nicht aus ſeiner paſſiven Rolle emporreißen. Als er am Begräbnistage des altfranzöſiſchen Königtums, am 10. Auguſt 1792, wie gewöhnlich dem Drängen der teils unfähigen, teils verräteriſchen Ratgeber nachgab, und auch im letzten Augenblick, wo es noch Zeit und wo Rettung noch möglich war, ſich nicht entſchließen konnte, den Befehl zum Widerſtand zu geben, ſondern mit ſeiner Familie den verhängnisvollen Gang nach der Nationalverſammlung antrat, der ihn ſchließlich zum Schafott führte, vertrat ihm ein Sansculotte den Weg. Von dem wachhabenden Offizier zur Rede geſtellt, ſtreckte er dem König die Fauſt entgegen und ſchrie: „Berühren Sie ſie, Hundsfott, und Sie werden die Hand eines wackern Mannes berührt haben. Aber es geht nicht an, daß Ihre .... (folgt ein nicht wiederzugebendes Schimpfwort) von Frau Sie in die Nationalverſammlung begleite; wir brauchen dieſes liederliche Frauenzimmer nicht!“ Dieſe unerhörte Beſchimpfung erzählt ein jakobiniſcher Bericht und fügt hinzu: „Ludwig XVI ſetzte ſeinen Weg fort, ohne von dem ſchönen Affekt dieſes Mannes überraſcht zu ſein.“

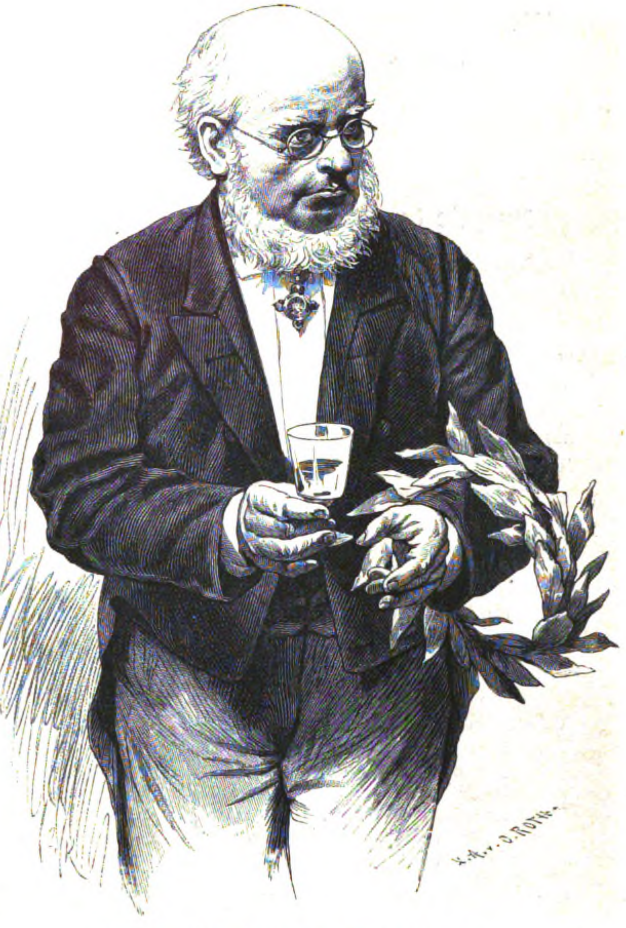
Und alles dies traf denſelben Mann, der eine königliche Macht geerbt hatte, ſo ſchrankenlos, ſo von der Verehrung ſeines Volkes geſtützt, dem Anſchein nach ſo unerſchütterlich, wie nur je die eines orientaliſchen Sultans. Es traf den Nachkommen Ludwigs XIV, jenes „roi-soleil,“ vor deſſen Wink ganz Europa gezittert, deſſen Launen ganz Europa in abgöttiſcher Verehrung nachgeahmt hatte. Eine tragiſchere Beſtätigung des furchtbaren Spruches von der Heimſuchung der Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied iſt in aller Geſchichte nicht zu finden, als das entſetzliche Geſchick dieſer Sproſſen aus zwei der älteſten und ſtolzeſten Herrſcherhäuſer Europas. Aber freilich beſtätigt ſich auch hier, daß die Vergeltung für frühere Miſſethat auch über den nicht ohne eigenes Verſchulden hereinbricht, der ſie ſchließlich erleidet. Zehnmal hätte im Laufe der Revolution der König ſich, ſeine Familie, ſeine Dynaſtie und ſein unglückliches Volk retten können, wenn er ein Mann geweſen wäre. — Aber trotz aller Erfahrungen iſt er, wie Taine ſagt, „viel zu optimiſtiſch, um zu ahnen, wie weit die Dummheit des Volkes und die Böswilligkeit der Menſchen gehen könne; er kann ſich nicht vorſtellen, daß die Verleumdung ſeinen Willen, kein Blut vergießen zu laſſen, ins gerade Gegenteil verwandeln werde. Ferner fühlt er ſich gebunden durch ſeine Vergangenheit, durch ſeine Gewohnheit, immer nachzugeben, durch ſeinen oft kundgegebenen, ein für allemal gefaßten Entſchluß, den Bürgerkrieg niemals zum Ausbruch kommen zu laſſen, endlich durch ſeine hartnäckige Menſchenfreundlichkeit und vor allem durch ſeine religiöſe Milde. Den tieriſchen Widerſtandstrieb, den Zornesfunken, welcher in jedem Menſchen, der ungerecht und roh angegriffen wird, aufflammt, hatte er in ſich ſyſtematiſch ertötet. Der Chriſt hat den König verdrängt. Dieſer weiß nicht mehr, daß es zu gewiſſen Zeiten ſeine Pflicht iſt, ein Mann des Schwertes zu ſein; daß er, wenn er ſich preisgibt, den Staat preisgibt, und daß er, wenn er ſich die Gewalt wie ein Opferlamm gefallen läßt, alle anſtändigen Leute zur Schlachtbank führt.“ Mit einem ſolchen König an der Spitze des Staates mußte ſich das Verhängnis erfüllen.

R. W.

Daheim-Beilage zu No. 32. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Zu Adolf Menzels fünfzigjährigem Künſtlerjubiläum.



Am Abend des 19. April. Nach dem Leben von C. Koch.

Schwere Verluſte haben die Berliner Künſtlerſchaft in einem Kreislaufe von drei Jahren getroffen: Hitzig, Afinger, Drake, Mandel, Lüderitz, Oskar Begas, Guſtav Engelhardt, Wilberg, Graeb und Guſtav Richter — eine lange Reihe von Namen, an deren Stelle noch keine anderen Namen von gleicher oder auch nur annähernd gleicher Bedeutung getreten ſind, um die Lücke auszufüllen. Bei dieſer reichen Ernte des Todes war es dem Verein Berliner Künſtler um ſo mehr ein Bedürfnis, einen Mann zu feiern, welcher noch in voller Geſundheit des Geiſtes und des Körpers ſchafft und wirkt, obwohl er bereits mit gerechtem Stolze auf eine mehr als fünfzigjährige künſtleriſche Thätigkeit zurückblicken kann, deren Erzeugniſſe im In- und Auslande mit Gold aufgewogen werden. Wenn man von Knaus abſieht, iſt Adolf Menzel der einzige unter den lebenden deutſchen Meiſtern, deſſen Ruhm ſelbſt in Frankreich nicht durch den Deutſchenhaß verdunkelt worden iſt, obwohl gerade Menzel der deutſchen Kunſt unſerer Zeit erſt einen nationalen Inhalt gegeben und durch ſeine unermüdliche künſtleriſche Beredſamkeit zu Gunſten Friedrichs des Großen und ſeiner Helden nicht wenig dazu beigetragen hat, im deutſchen Volke den Funken der Vaterlandsliebe wach zu erhalten, welcher im Jahre 1870 zu mächtiger Flamme emporlodern ſollte.

Der frühzeitige Tod ſeines Vaters zwang den am 8. Dezember 1815 geborenen Menzel, welcher 1830 mit ſeinen Eltern nach Berlin gekommen war, ſchon in einem Alter von ſiebzehn Jahren auf eigenen Erwerb zu ſinnen. Das war in den kleinen und ſpießbürgerlichen Verhältniſſen des damaligen Berlin eine ſo ſchwierige Sache, daß der junge Künſtler gar nicht an ein regelmäßiges akademiſches Studium denken konnte, zu welchem ihm ohnehin die Mittel fehlten. Er beſuchte nur auf kurze Zeit die Gipsklaſſe der Akademie; im übrigen hielt er ſich an eine Lehrerin, welche kein Honorar fordert und doch für das wahre Genie die maßgebendſte und einflußreichſte iſt, an die Natur. In unabläſſigen, mit wahrhaft ſtaunenswerter Energie durchgeführten Studien nach der Natur hat er die Höhe erreicht, auf welcher er ſich ſeit der Mitte der vierziger Jahre, die ihn bereits im Vollbeſitze ausgereifter Meiſterſchaft ſahen, bis auf die Gegenwart erhalten hat. Die rührende Unwiſſenheit, in welcher der junge Künſtler aufwuchs, ſchützte ihn vor der aus Klaſſizismus und Sentimentalität gemiſchten Strömung, welche damals die Kunſt beherrſchte. Die ſchattenhafte Romantik der tonangebenden Meiſter jener Zeit war ihm in tiefſter Seele zuwider und bis auf den heutigen Tag hat er ſich eine kräftige Abneigung gegen alles Romantiſche und Poetiſche bewahrt, unter welcher beſonders die edlen Frauen zu leiden haben, wenn Menzel einmal in ſeinen von ſatiriſchen Lichtern durchſtreiften Sittenbildern aus der modernen Geſellſchaft zur Darſtellung von jungen Mädchen und Frauen genötigt iſt. Nur einmal hat ſich Menzel durch einen Dichter ſo angezogen gefühlt, daß er ihm ein beſtes Teil ſeiner Kunſt widmete, durch Heinrich von Kleiſt und ſeinen „Zerbrochenen Krug“, deſſen niederländiſcher Realismus freilich dem ſeinigen auf das innigſte verwandt iſt.

Die damals junge Kunſt der Lithographie war das Vehikel, welches die erſten Schöpfungen Menzelſcher Phantaſie vor fünfzig Jahren verbreitete. Aber es waren nur Kompoſitionen für eine flüchtige Beſtimmung: Neujahrs- und Geburtstagswünſche, Tiſchkarten, Einladungen, Meiſterbriefe und ähnliche Blätter, welche von den meiſten Empfängern gewiß achtlos bei Seite geworfen wurden. Heute werden dieſe Blätter mit hohen Preiſen bezahlt. Indeſſen gab es auch zu jener Zeit ſchon einzelne ſcharfblickende Kenner, welche nicht nur die Fülle von Geiſt und Humor bewunderten, welche aus dieſen Zeichnungen zum Verſtande ſprach, ſondern die auch die unabhängige und kühne Formenſprache Menzels zu ſchätzen wußten. Der Kunſthändler L. Sachſe ſchenkte ſogar dem achtzehnjährigen Künſtler das Vertrauen, ihm einen größeren Auftrag, die Ausführung eines Cyklus von ſechs lithographierten Blättern, zu erteilen, deren Stoff er nach eigener Neigung wählen durfte. Angeregt durch die Goetheſche Dichtung gleichen Namens behandelte er „Künſtlers Erdenwallen“ in neun, auf fünf Blätter verteilten Kompoſitionen. Das ſechſte Blatt, das Titelblatt, gab in der Darſtellung des Urteils des Midas die Tonart an, in welcher das Ganze gehalten war: eine erzwungene Lehrzeit in der Werkſtatt eines Schuſters, nächtliches Studium in dieſer Werkſtatt, heimliche Flucht aus dem Joche, der Unterricht auf der Akademie, die ſorgenvolle Arbeit im eigenen Heim für Weib und Kind, die endliche Erlöſung durch den Tod und zum Schluß die ſatiriſche Schilderung des Nachruhms, deſſen klingende Ergebniſſe nur dem ſchlauen Juden zugute kommen, welcher ſich bei Zeiten der Bilder des Künſtlers bemächtigt hat. Dieſe Sammlung von Lithographieen erſchien zu Weihnachten 1833, aber mit der Jahreszahl 1834, als das erſte größere Werk, in welchem ſich die auf die realiſtiſche Wiedergabe des Geſehenen gerichtete Eigenart Menzels bereits deutlich offenbarte. An dieſes Datum hielt ſich der Verein Berliner Künſtler, als er beſchloß, eines ſeiner älteſten und ruhmreichſten Mitglieder durch ein Feſt zu ehren.

Ein Zug wehmütiger Erinnerung lag daher auch auf dem Feſte, welches am 19. April in den Räumen des Künſtlervereins begangen wurde. „Ein Trauerzug hat unſern Weg gekreuzt,“ ſagte der Direktor der Nationalgalerie, Dr. Jordan, in ſeiner Begrüßungsrede an den verehrten Meiſter, „als wir uns anſchickten, dieſe Erinnerungsfeier zu begehen. Wie viele deiner Freunde und Genoſſen deiner Kunſt ſind heimgegangen, ſeit du begonnen haſt, und wie wenige von denen, die einſt mit dir lebten und ſtrebten, ſiehſt du heute um dich.“ Aber mit freudiger Genugthuung durfte der Redner darauf hinweiſen, daß Menzel das Schickſal erſpart geblieben, welches er in „Künſtlers Erdenwallen“ vorgezeichnet. Seine Lobpreiſung der Verdienſte Menzels um die vaterländiſche Geſchichte wurde noch ſchwungvoller durch den Hofſchauſpieler Kahle fortgeſetzt, welcher in der Tracht und Maske Friedrichs des Großen von einem durch zwei altpreußiſche Grenadiere bewachten Thron herab eine poetiſche Anſprache an den Gefeierten hielt, die mit einem Trinkſpruch ſchloß. Dem einfachen Weſen Menzels entſprechend, trug die Feier, welche mit wenigen Dankesworten des Meiſters endigte, einen ſchlichten Charakter. Wenn er auch in vollem Bewußtſein ſeines Wertes lebt, ſo liebt er doch geräuſchvolle Feſte nicht. Nichtsdeſtoweniger kann ſich kein andrer Künſtler Berlins an Popularität mit dem Maler Friedrichs des Großen meſſen.

Adolf Roſenberg.

Non omnibus sed nonnullis.

Liebhaberausgaben von Velhagen & Klaſing

in Bielefeld und Leipzig.

Ausgabe der Bücherfreunde. Octav.

Verzierte Drucke auf holländiſchem Büttenpapier, Waſſerzeichen V. & K. Schrift ältere Fraktur und Schwabacher. Jeder Band broſchirt oder gebunden in feinſten Liebhabereinbänden in Halbkalbleder, echtem Pergament und ganz rot Saffian. Von jedem Bande außer der Brotauflage noch je 76 Exempl. auf ſtärkerem holl. Büttenpapier, je 12 Exempl. auf Whatmanpapier, je 11 Exempl. auf chineſ. Papier, jedes Exemplar in der Preſſe numerirt.

Erſchienen:

Bismarckbriefe. 1844—1870. Originalbriefe Bismarcks an ſeine Gemahlin, Schweſter und andere. 10³/₄ Bogen. Brotauflage vergriffen, vorhanden noch einige numerirte Exemplare (holländ.) 20, (Whatm.) 30 M., chineſ. vergriffen.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. I. Wider Hans Worſt und andere Stücke perſönlich-polemiſchen Inhalts. Mit den Originaltitelbordüren der erſten Drucke. 15³/₄ Bogen. Broſchirt 7 Mark, geb. Halbkalbleder 10 Mark, Pergament 11 Mark, rot Saffian 13 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 & 40 Mark.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers. II. Von Ehe- und Kloſterſachen. Zwölf Stücke. Mit den Originalbordüren der erſten Drucke. Broſchirt 8 Mark, gebunden wie oben 11, 12 & 14 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20, 30 & 40 Mark.

Fauſt. Eine Tragödie von Goethe. Beide Teile in einem Bande. 34³/₄ Bogen. Broſchirt 15 Mark, geb. Halbkalbleder 20 Mark, echtes Pergament 22 Mark, rot Saffian 22 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 30, 40 und 50 Mark.

QVINTI HORATII FLACCI CARMINA EDIDIT ECKSTEIN. *Cursiv der Aldine.* 21¹/₂ *Bogen. Broschirt* 12 *Mark, gebunden wie voriges* 17, 19 & 19 *Mark. Numerirte Exemplare wie oben* 30, 40 & 50 *Mark.*

Ausgabe der Kabinetsſtücke. Sedez.

Verzierte Drucke auf deutſchem Büttenpapier, Waſſerzeichen V. & K. Kleine zierliche Bände im Sedez der Elzeviere. Schrift Nonpareille Schwabacher. Jedes Bändchen kartonirt oder in Einbänden von auserleſener Arbeit in Halbkalbleder. Von jedem Bande außer der Brotauflage noch je 77 Exempl. auf ſtärkerem holländ. Büttenpapier (Format der Ausgabe der Bücherfreunde) und je 22 Ex. auf chineſ. Papier, jedes Exempl. in der Preſſe numerirt.

Erſchienen:

Altdeutſcher Witz und Verſtand. Reime und Sprüche aus dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte. Für Liebhaber eines triftigen Sinnes in ungekünſtelten Worten. 4. und 5. Auflage. 15 Bogen. Eleg. kart. 4 Mark, geb. in Halbkalbleder 7 Mark, in Schweinsleder 8 Mark. Numerirte Exemplare (holländ.) 10 Mark, (chineſ.) 15 Mark. (Nach einem Plane Leſſings, der eine ſolche Sammlung ſelbſt herausgeben wollte und ſchon dieſen Titel feſtgeſtellt hatte.)

Altdeutſcher Schwank und Scherz aus dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte. Zuſammengeſtellt vom Verfaſſer des „Altdeutſchen Witz und Verſtand.“ 2. Auflage. 14 Bogen. Ausgaben und Preiſe wie beim vorigen Bändchen.

Altdeutſches Herz und Gemüth in Poeſie und Proſa, hauptſächlich aus dem ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert. Zuſammengeſtellt von dem Herausgeber des „Altdeutſchen Witz und Verſtand“ und „Altdeuſchen Schwank und Scherz.“ Ausgaben und Preiſe wie bei den vorigen Bändchen.

Fauſt. Eine Tragödie von Goethe. Beide Teile in einem Bande. 38¹/₂ Bogen. Broſchirt 8 Mark, gebunden in Halbkalbleder 12 Mark, in Schweinsleder 13 Mark. Numerirte Exemplare wie oben 20 & 40 Mark.

Fauſt. Der Tragödie erſter Teil. Nur in Halbkalbleder zu 7 M.

Dieſe Ausgaben, welche ſich in direkten Gegenſatz zu dem „ſchlecht und billig“ unſerer modernen Bücherausſtattung ſetzen, wenden ſich an das Intereſſe aller gebildeten Bücherfreunde und bilden für ſolche, welche derartige Feinheiten zu würdigen verſtehen, ein gewähltes Geſchenk, wozu ſie von der Verlagshandlung empfohlen ſein mögen.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 33. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die wiedererſtandene Kurrende.

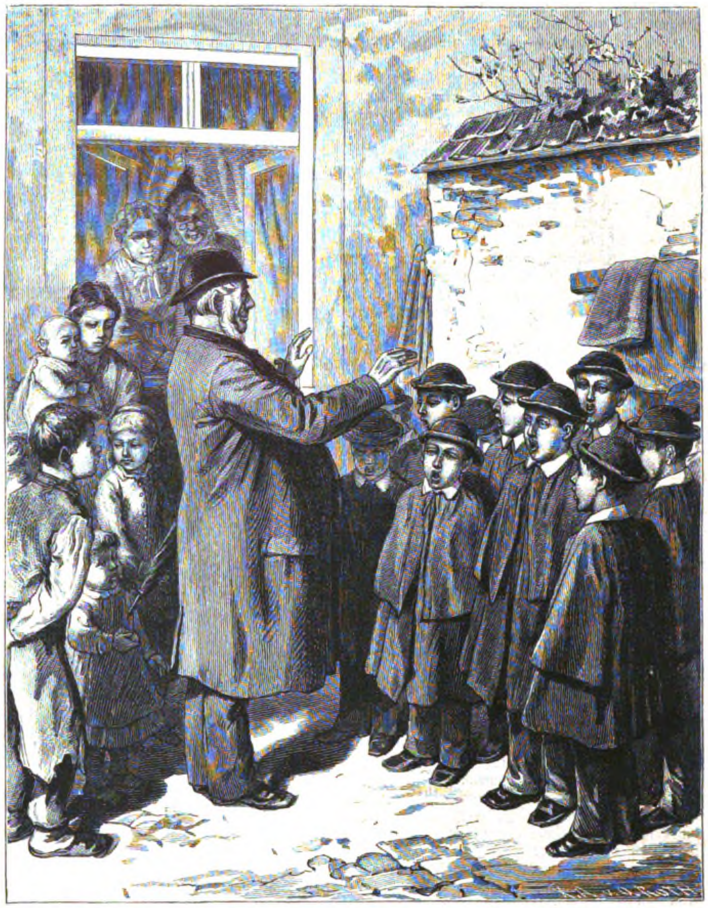
Zerſtören iſt leichter, als wiederherſtellen — das bewahrheitet ſich auch an der altberühmten Kurrende.

Bekanntlich hat Dr. Martin Luther der Kurrende nicht nur angehört, ſondern auch allezeit ſehr hoch von ihr gehalten und ihr Fortbeſtehen in jeder Weiſe befürwortet. „Verachte mir einer ſolche Geſellen nicht,“ ſchreibt er, „ich bin auch ein ſolcher geweſt und möchte nicht Papſt oder türkiſcher Kaiſer darum geweſen ſein. Das ſind die rechten, die in geſlickten Mänteln und Schuhen gehen und das liebe Brot vor den Thüren ſammeln; das werden oft die beſten, gelehrteſten und vornehmſten Leute.“ Darum hielt er eifrig darauf, daß überall, wo neue Schulen entſtanden, auch ſofort Kurrenden ſich bildeten; ſo insbeſondere in Eisleben, wo er ſelbſt mit der Organiſation des geſamten ſtädtiſchen Schulweſens in evangeliſchem Geiſte betraut wurde.

Dem großen Reformator nach hat die evangeliſche Kirche Jahrhunderte lang dieſe volksmäßigen Geſangchöre gepflegt und fortentwickelt Manchem, der längſt in keine Kirche mehr gekommen, predigten ſie mächtig mit ihren kindlichen Stimmen; vor dem Sterbehauſe und an der Gruft tröſteten ſie die Trauernden; bei Hochzeiten erhöhten ſie die Freude der Fröhlichen; bei größeren kommunalen und kirchlichen Feſtlichkeiten durften ſie nicht fehlen.

Wie es ſcheint, war es der Berliner Magiſtrat, welchem zuerſt dieſe altehrwürdige, evangeliſche Volksſitte mißbehagte. Zur Zeit Friedrichs des Großen beantragten die aufgeklärten Herren die Abſchaffung der Kurrende; aber da kamen ſie ſchön an — der König ſchrieb kurzweg an den Rand des Geſuches: „Das Singen muß bleiben!“ und dabei hatte es ſein Bewenden.

Erſt unſerem Jahrhundert war es vorbehalten, den Kurrendegeſang zu beſeitigen. Man hielt das Singen auf offener Straße für unpaſſend und ſchaffte es in den erſten fünfziger Jahren nach und nach faſt über all ab. Die Kirche ließ es ruhig geſchehen — ſie zu fragen war überhaupt niemandem eingefallen, und ihr war die Sache gleichgültig. Als ſie endlich mehr und mehr aus dem rationaliſtiſchen Schlummer erwachte und damit die Luſt an ſchönen Gottesdienſten, reichgeſtalteten Liturgieen, unverfälſchten Liedern 2c., da erinnerte man ſich auch der Kurrenden und fing an, ſie zurückzuwünſchen. Hie und da wurden Verſuche gemacht, ſie wieder ins Leben zu rufen, aber — ſoweit ich ſehen kann — lange Zeit ganz vergeblich. Es iſt eben leichter, zu zerſtören, als aufzubauen.



Berliner Kurrendeſchüler. Nach dem Leben von G. Neſtel.

Dennoch iſt es an einigen Orten gelungen; ja, was das Merkwürdigſte iſt, ſogar in Berlin, allerdings unter Vermeidung des vielen anſtößigen Wortes Kurrende. Für dasſelbe hatte der Neubegründer, Rektor Fr. Marquardt, den etwas ſchwerfälligen Ausdruck: „Umgangschorgeſang“ gewählt, als er im Jahre 1852 die Jugend der St. Georgengemeinde dazu heranzog In einer höchſt leſenswerten Schrift: „Was ſingt unſerer Zeit die Wittenberger Nachtigall?“ hat er über die neuerſtandene Kurrende eingehend berichtet

Es iſt nicht zu verwundern, daß Marquardt mit mancherlei Bedenken ans Werk ging. War doch erſt etwa zehn Jahre zuvor in Berlin das ſämtliche Chorſingen von dem Magiſtrat nach langjährigen Verhandlungen mit Kirchen- und Staatsbehörden beſeitigt worden. Aber ſeine Zweifel wurden bald zerſtreut. „Als ich 1853,“ erzählt er, „um zu ſehen, ob dem Chore, der anfänglich nur bei ſehr zerſtreut wohnenden Abonnenten ſang, nicht eine freiere Bahn zu ſchaffen wäre, die erſten leiſen Schritte verſuchte und von Hauswirt zu Hauswirt um Erlaubnis anfragte, daß der Chor Probe ſänge, fand ich faſt überall den freudigſten Anklang und meiſt ſogleich Beitragszeichnungen. Manche ſagten: ‚Das iſt ja viel ſchöner als der verwünſchte Leierkaſten; wer hört nicht gern einmal einen Choral?‘ Ich bekam ſo eine ganz andere Anſicht von Berliner Bürgern. So iſt es aber überall im evangeliſchen Deutſchland. Davon habe ich mich auf meinen vielen Chorreiſen hinreichend überzeugen können.“

Viele alte Leute erinnerten ſich aus ihrer Jugendzeit, daß ſie einſt der Kurrende ſelbſt angehört und reichen Segen davon empfangen hatten. So ſagte ein hochangeſehener Geheimer Oberfinanzrat einmal zu Marquardt: „Wenn ich Ihren Chor aus meinem Fenſter auf der Straße gehen ſehe, ſo wird mir immer ganz flügge zu Mute; ich möchte auf und noch mitgehen; ich verdanke meinem Kurrendeſtande viel.“

Noch charakteriſtiſcher iſt der folgende Zug, den Marquardt erzählt:

„Der alte, jetzt ſchon heimgegangene Berliner Baurat Cantian, deſſen Namen eine Berliner Straße nahe beim Luſtgarten trägt, ſagte zu mir, als ich mit der Chorabonnierliſte vor achtundzwanzig Jahren zu ihm kam: „Da bin ich gleich dabei! Der alten Berliner Kurrende verdanke ich, was ich jetzt bin. Als ich in meiner Jugend ſchon in Prima war und mich dem Baufach widmen wollte, änderten ſich die Vermögensumſtände meiner Eltern derartig, daß es beſchloſſene Sache war, daß ich das Gymnaſium verlaſſen und eine andere Karriere einſchlagen ſollte. Da gehe ich eines Tages ganz verzagt mit geſenktem Kopf halb träumend durch die Friedrichſtraße und komme dort bei einem Schülerchore vorbei, der eben die Worte ſingt: ‚Denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe begegnet.‘ Auf einmal bekomme ich wunderbare Freudigkeit ins Herz und blicke hoffnungsvoll zu Gott auf, eile nach Hauſe und erzähle es meinen Eltern, und auch dieſe ſchöpfen neuen Mut; es wurde auch bald wieder beſſer mit uns und ich habe meine Karriere verfolgen können.“

Mitten unter dem Getriebe des Handels und Wandels erklangen einſt Luthers und anderer Sänger evangeliſche Lieder aus dem Munde der Kurrendeſchüler und halfen der Reformation allerorten Bahn brechen; und heute — wie unſer Bild zeigt — ertönen ſie aufs neue in dem Gewühl und Gedränge der deutſchen Kaiſerſtadt als ein Weckruf, über den irdiſchen Intereſſen die ewigen nicht zu vergeſſen! R. K.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 33. 1884.

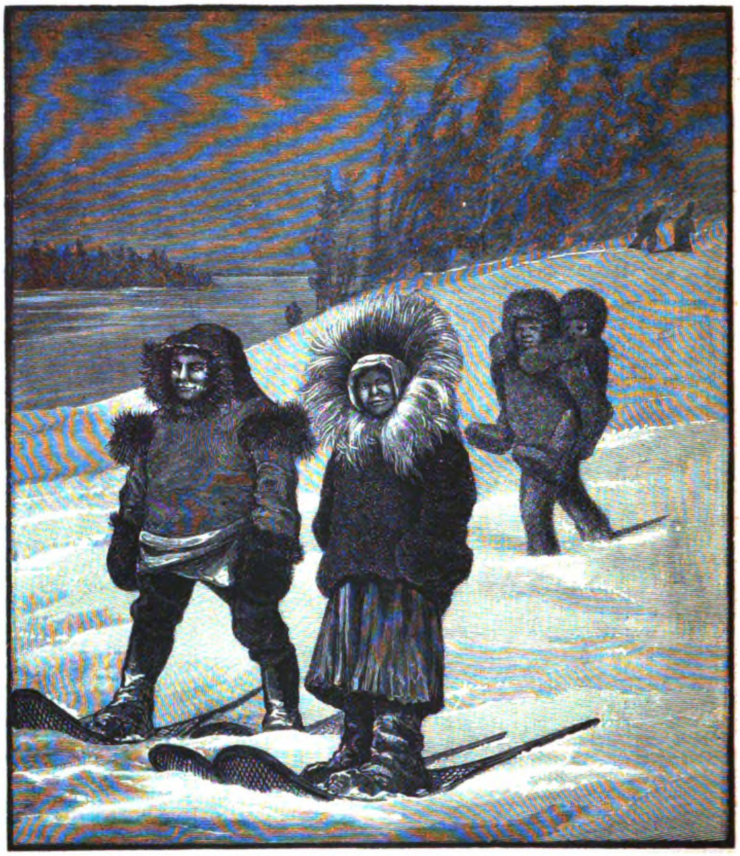
Aus der Zeit — für die Zeit.

Ein Brief aus dem Pelzlande.

St. Michael oder Michaelowski, wie es aus der ruſſiſchen Zeit noch heißt, von wo dieſe Zeilen ausgehen, iſt faſt unter dem Polarkreiſe gelegen und zwar am Beringsmeere in Alaska, dem 1869 von Rußland an die Vereinigten Staaten verkauften nordweſtlichſten Teile Amerikas. St. Michael, ein Fort und ein Hauptplatz für den Pelzhandel iſt der beſte Landungsplatz für ein Schiff, welches Güter aus dem Innern, alſo weſentlich Pelzwerk, einnehmen will, welche von den hier und am Jukonfluſſe anſäſſigen Eskimos und Indianern herbeigeſchleppt werden, denn dieſe beiden Raſſen berühren ſich hier und können an dieſem Platze gut beobachtet werden.

Die Station oder Feſtung iſt nach dem Muſter eines Forts der Hudſonsbaigeſellſchaft gebaut und hat ringsum ein Pfahlwerk und an den Seiten Baſtionen. Im Innern befinden ſich die Warenhäuſer und die Wohnungen für die Beamten, außerdem eine Kaſerne, ein Badehaus und eine Küche. Mein Häuschen, in dem ich als „Clerk“ Unterkunft gefunden habe, iſt gelb bemalt mit rotem Dache, ſo daß es recht heiter von der ſo lange uns umgebenden Schneewüſte abſticht. Von den aus aller Herren Ländern hier zuſammengelaufenen Bevölkerung der Station rede ich ein anderes Mal, heute will ich etwas von den Eingebornen erzählen.

An der Außenſeite von Michaelowski liegen noch mehrere Gebäude und darunter eine kleine Kapelle, in der an den griechiſchen Feiertagen und an jedem Sonntag Gottesdienſt gehalten wird. Ein griechiſcher Prieſter (Ruſſe), der in der Miſſion am unteren Jukon wohnt, erſcheint gelegentlich, um die Eingebornen zu taufen, wobei der ganze Körper des Täuflings ins Waſſer getaucht wird. Handelt es ſich um erwachſene Indianer oder Eskimos, ſo wird die Taufe neben dem Fort im Meer vollzogen. So haben wir wenigſtens die Anfänge des Chriſtentums unter den Eingebornen zu verzeichnen.



Alaskaner auf dem Wege zur Kirche.

Das nächſte Dorf der Eingebornen, die von uns Malemuten genannt werden, liegt nordweſtlich von der Station. Es ſind große und kräftige Leute, deren ganze Lebensweiſe nach Art der übrigen Eskimos iſt, die aber mehr und mehr unter dem Einfluſſe des Handels und der Amerikaner ſich zu ziviliſieren beginnen. Die Männer pflegen ſich noch immer den Scheitel zu ſcheren und tragen die Zieraten, welche unter dem Namen „Tutuk“ bekannt ſind, nämlich Knochenſtücke, die wie die Manſchettenknöpfe in ein Loch des Backens geſteckt werden. Die Frauen tättowieren ſich das Kinn und ſchmücken ſich mit bleiernen und eiſernen Armbändern. Alle tragen Kleider von Pelzwerk, die „Parka“ heißen. Das richtige Malemutenoberkleid oder Hemd iſt unten gerade abgeſchnitten, nur mäßig lang und faſt immer mit einer Kapuze verſehen. Zu einem ſolchen Anzug gehören verſchiedene Felle. Die Kapuze beſteht meiſtens aus Wolfspelz, deſſen lange Haare das Geſicht ſchützen. Darunter befindet ſich nicht ſelten Futter vom weichen Fell des weißen arktiſchen Haſen. Der Leibpelz kann aus dem Felle des Eichhorns, Wieſels, Marders, Seehundes oder Rentieres beſtehen, wird aber gewöhnlich aus Rentierfellen gemacht. Beide Geſchlechter tragen Beinkleider von Seehunds- oder Rentierfellen und bei den Frauen werden gewöhnlich die Strümpfe gleich daran genäht, ſo daß alles aus einem Stücke iſt. Fauſthandſchuhe ſieht man in jeder Form und Größe.

Ohne Schneeſchuhe kann man ſich dieſe Leute nicht gut denken und ſie ſind zur Winterszeit ganz mit denſelben verwachſen — auch wir hier im Fort haben uns bald an dieſes praktiſche Inſtrument gewöhnt, ohne daß wir nicht gut uns im Freien bewegen könnten, wenn friſchgefallener, weicher Schnee liegt. Die ganze Kunſt beſteht darin, daß man vergeſſen muß, ſolche Schuhe zu tragen, und genau ſo zu gehen hat, wie man ſonſt geht. Dann bewegt ſich der Schneeſchuh mit dem Fuße fort, wird aber nicht viel über den Schnee gehoben. Die Schuhe ſind ſo eingerichtet, daß die Fußſpitze feſtſitzt, während der übrige Fuß ſich auf die gewöhnliche Weiſe hebt und ſenkt. Da der ganze Zweck der Schneeſchuhe darin beſteht, das Gewicht des Menſchen von einem großen Raume tragen zu laſſen, ſo haben ſie eine bedeutende Länge, zuweilen von anderthalb Meter und mehr. In unſerer Gegend ſind alle Schneeſchuhe vorn abgerundet und aufwärts gebogen, hinten aber ſpitz. Man macht ſie von Birkenholz, das man mit einem feinen Geflecht von Rentierdärmen bedeckt; die Schlingen für den Fuß ſind Hautſtreifen.

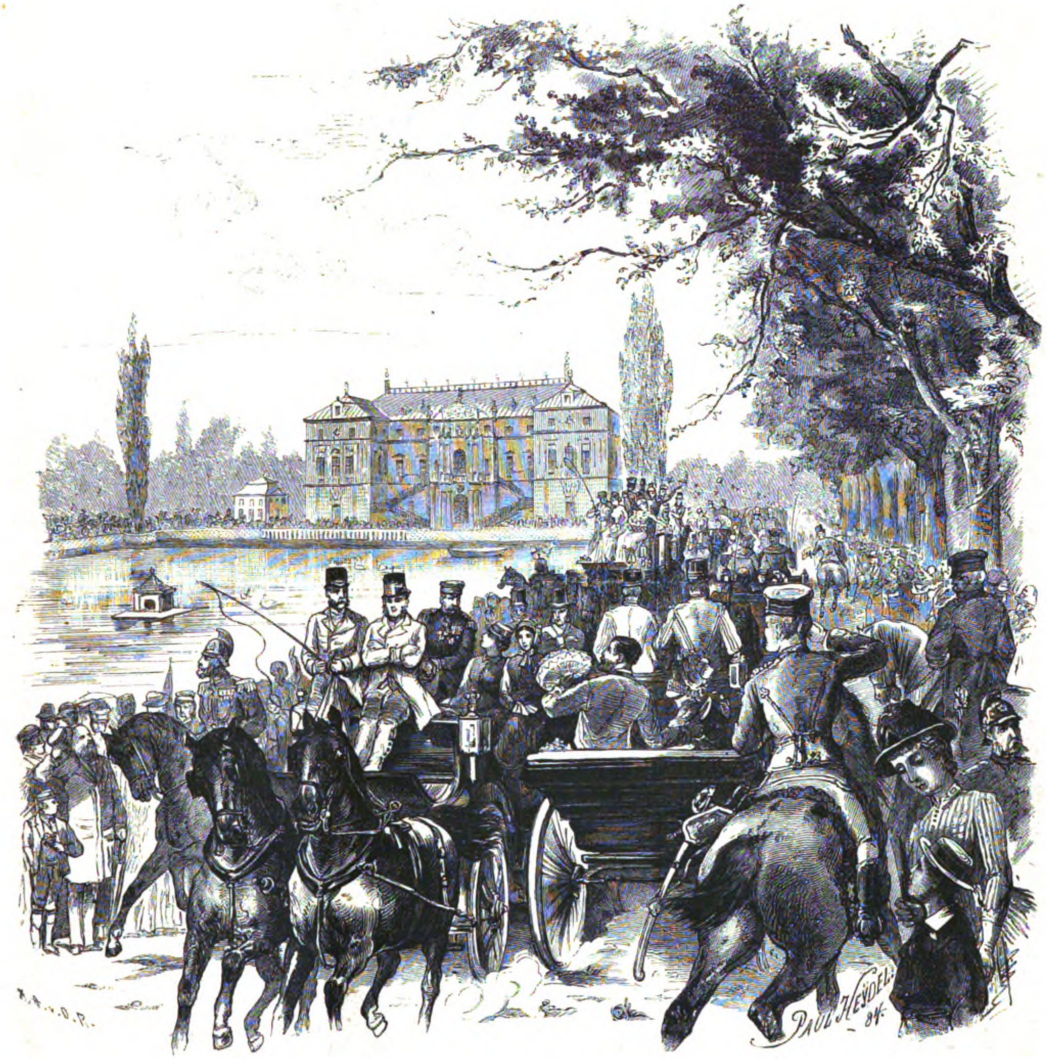
In den Dörfern der Malemuten gibt es für Tänze und Volksverſammlungen beſondere Gebäude, die auch zu anderen Zwecken, die viel Raum erfordern z. B. zur Anfertigung von Schlitten und Schneeſchuhen, benutzt werden. Dieſe Gebäude können als die Rathäuſer der Eingebornen betrachtet werden, da man in ihnen Reden und Mahlzeiten hält, Feſte feiert und zuweilen durchreiſende Fremde aufnimmt. Ich wohnte mehreren ihrer öffentlichen Tänze bei, die ausſchließlich im Winter ſtattfinden und bei dem die Tänzer die Bewegungen von Vögeln und Vierfüßern auf komiſche Weiſe nachahmen. Vom Rücken der Tänzer hingen Wolfs- und Hundeſchwänze herab, je nachdem der Tanzende einen Wolf oder Hund darſtellte. Die Alten ſaßen auf einer Bank, die rings um den Raum lief, ſahen mit Entzücken zu und ſogen den Rauch ihrer kleinen Pfeifen aus Knochen ſolange in den Magen und die Lungen ein, bis ſie halb trunken waren. Sie rauchten ein Gemiſch von Tabak — den ſie durch uns erhalten — und klein geſchnittener Weidenrinde.

Im Winter iſt die Zeit zur Jagd der Pelztiere, unter denen das Rentier eine große Rolle ſpielt. Es kommt in ganz Alaska häufig wild vor, iſt aber nirgends gezähmt, wie bei den Völkern in Nordaſien, die übrigens aber unter den gleichen Verhältniſſen leben, wie unſere Eskimos und Indianer. Die wilden Rentiere werden hier in ein Gehege getrieben, an deſſen Zaun Schlingen hängen, in welchen die Tiere ſich mit dem Geweih fangen, oder man ſchießt ſie aus den Schneehütten, die am Rande des Geheges ſich befinden, nieder. Das andere Pelzwerk von Füchſen, Wölfen, Wolverenen (ſo heißt hier der Vielfraß), Bibern kommt meiſt aus dem Innern. Der größte Teil bleibt jetzt in unſeren Händen und geht von hier nach St. Francisco, während er früher an die Tſchuktſchen jenſeit der Beringſtraße gegen Tabak und dergleichen vertauſcht wurde und ſeinen Weg durch Sibirien nach Europa nahm. Wir geben den Eingebornen außer dem ſchon erwähnten Tabak noch Keſſel, Meſſer, und Pulver und Kugeln, die für ſie unſchätzbar ſind. Von Perlen ſind die ſtarken, unzerbrechlichen Porzellanperlen die beliebteſten; Kämme werden viel begehrt und Spiegel gehen auch gut ab. Im Winter ſind wir eingefroren und eingeſchneit wie die Polarreiſenden. Doch von dieſen Zuſtänden vielleicht ein anderes Mal.

Rafael Kutſchak.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 34. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.


PAUL HEYDEL 84.

Korſo im Großen Garten zu Dresden am 3. Mai.

Ein Maikorſo in Dresden.

Die vom Dresdener Reitverein ins Leben gerufenen Korſofahrten, deren erſte vor nunmehr neun Jahren bei regſter Beteiligung der höchſten Geſellſchaftskreiſe ſtattfand, haben heutigen Tages einen ſo allgemeinen Anklang und Beifall ſeitens der hauptſtädtiſchen Bevölkerung gefunden, daß dieſelben jetzt zu den hervorragendſten Darbietungen im öffentlichen Programme der Reſidenz zählen. Nicht zum wenigſten trägt hierzu die regelmäßige Beteiligung der Mitglieder des königlichen Hauſes bei; — bildet doch die Karoſſe mit den Majeſtäten gewiſſermaßen den intereſſanteſten Mittelpunkt unter den übrigen meiſt hochherrſchaftlichen Gefährten. Beim diesjährigen, am 3. Mai abgehaltenen Korſo hatten in einer Hofequipage die Frau Prinzeſſin Friedrich von Hohenzollern nebſt Hofdame Platz genommen, da die Königin Karola wegen Unwohlſeins verhindert war, ihren Beſuch zu begleiten. König Albert beteiligte ſich nebſt dem Prinzen Friedrich zu Pferde, bald ſich zeigend mit großer Suite, die aus den zahlreich erſchienenen Offizieren beſtand, bald auch neben dem Wagen ſeines Gaſtes der Unterhaltung pflegend. Die im „Großen Garten“ öſtlich vom Palais um den Teich, weſtlich davon um Beetanlagen führende elliptiſche Straße bildet die Bahn, auf der unter den fröhlichen Klängen von drei Militärmuſikchören nachmittag drei Uhr die allgemeine Rundfahrt beginnt. Die hohe Ariſtokratie, Fremde und Einheimiſche, kommen hier zum heiteren Stelldichein in offenen und eleganten Wagen und im Sattel auf edlen Rennern. Nach luſtigen Marſch- oder gefälligen Operettenmelodieen rollen ſie aneinander vorüber, die prächtigen Equipagen mit anmutigen Inſaſſinnen in hellfarbigen duftigen Frühjahrstoiletten, vor und neben ſich geſpendete oder zu ſpendende Boukètts. Flotte Reiter, in der Mehrzahl Offiziere und ſchöne Reiterinnen, beleben die Reihen. Ein feuriger Viererzug naht, mit ſicherer Hand vom hohen Sitze eines funkelnden Reiſewagens geleitet, deſſen Verdeck ein Flor junger Damen und Herren belebt, welch letztere gelegentlich ein Blumenbombardement auf begegnende Kutſchen eröffnen; ſei es, daß darin Freunde oder irgend eine Lokalberühmtheit, vielleicht eine gefeierte Primadonna der Hofoper, Platz genommen. Ja ſie ſpielen gerade hier eine hervorragende Rolle, die Kinder Floras und die vielen feinen Blumenetabliſſements der Stadt werden ganz beſonders an Korſotagen ſtark in Anſpruch genommen, da ſelbſt die Galalivreen der Dienerſchaften meiſt nicht des Blumenſchmuckes entbehren bei des Korſos farbenreichem wechſelvollen Treiben.

Paul Heydel.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 34. 1884.

Umſchau in fernen Landen.

Welche Macht im Wahnglauben liegen kann, ſehen wir aus einem nachträglichen Berichte des afrikaniſchen Entdeckers, Leutnant Wißmann. Von dem zentralafrikaniſchen barbariſchen Negerkönige, dem Muata Jamwo, erzählt er, daß ſeine Waffenmacht gleich null ſei; dafür gilt er aber als der größte Zauberer, als ein Fetiſchero erſten Ranges und durch den Glauben an dieſe Macht hält er alles im Zaume, gebietet er über Leben und Tod. Dieſes bezeugt folgendes Beiſpiel: Ein Häuptling wird von ihm ausgeſchickt mit dem Befehl: Gehe hin und ſchlage dem oder dem Fürſten den Kopf ab. Der Geſandte begibt ſich, nur von ein paar Dienern begleitet, auf die Reiſe, erſcheint in der Hauptſtadt des Vaſallenfürſten, der von ſeinen Bewaffneten umgeben iſt. „Ich komme, ſagt er, im Auftrage des Muata Jamwo, dir den Kopf abzuſchlagen.“ Weder der Fürſt, noch ſonſt jemand wagt es gegen dieſe Anmaßung den leiſeſten Widerſpruch zu erheben. Der Fürſt läßt ſich ruhig den Kopf abſchlagen, der dem Muata Jamwo gebracht wird. So groß iſt der Wahnglauben an des Muata Jamwo Zaubermacht.

* * *

Wilfred Powell erzählt in ſeinem neuen Werke „Unter den Kannibalen von Neubritannien“, einer Inſel in der Südſee, daß dort die Frauen durch Heirat vollſtändiges Eigentum des Mannes werden; letzterer hat ſogar Recht über Leben und Tod der Frau. So hatte z. B. ein Häuptling eine junge Frau gekauft; letztere weinte, ſehnte ſich nach ihren Freundinnen zurück und arbeitete nicht. Darüber zornig, ſagte ihr der Gatte, da ſie als Frau nichts tauge, wolle er ſie anders nützen, erſchlug ſie ſofort und kochte ſie zu einem Feſtmahle. In einem andern Falle wurde ein Mann von einem feindlichen Stamme ſamt der Frau gefangen genommen. Der Mann wurde getötet, die Frau unter die Weiber des ſiegreichen Häuptlings aufgenommen und den Hochzeitsbraten lieferte die Leiche des ermordeten Mannes. Dieſe Geſchichten ſind völlig glaubwürdig.

* * *

Dr. G. A. Fiſcher, welcher im Auftrage der Hamburger geographiſchen Geſellſchaft das Land der Maſai in Oſtafrika bereiſte, kam dabei in Gegenden, die noch nie vorher von einem weißen Manne beſucht worden waren. Daher machte das Erſcheinen des „weißen Zauberes“ ungeheures Aufſehen und alles drängte ſich heran, um das merkwürdige fremde Geſchöpf zu ſehen. „Das Zelt mußte mit Bewaffneten umſtellt werden, aber es war oft kein Zurückhalten möglich, die lebhaften, erregten Krieger wollten den Weißen mit den vier Augen und ſonderbaren Füßen ſehen, es half nichts, ich mußte heraus, wenn das Zelt mit Inhalt nicht umgeriſſen werden ſollte. In dichtgedrängten Haufen umſtanden mich Krieger, Weiber und Kinder, man erhob ſich auf die Zehen um hinter die Brille zu ſehen, andere guckten von unten her, wieder andere befühlten meine eigentümlichen Haare und einige, die aus Furcht vor Zauberei mich mit den Händen nicht zu berühren wagten, betaſteten mich mit den Keulen. Schließlich kam man wohl zu der Überzeugung, daß ich Fleiſch und Blut ſei, wie ſie ſelbſt, aber eines blieb ihnen unbegreiflich und verdächtig — meine Füße. Hände hat er, wie wir, ſagten ſie zu meinem Dolmetſcher, der immer an meiner Seite bleiben mußte, aber ſeine Füße ſind doch ganz anders! Man wollte nicht glauben, daß die Schuhe ein Kleidungsſtück wären und die Weiber riefen immer: Der hat Eſelsfüße. Nachdem ich einige Ringe unter die Damen verteilt, um die man ſich förmlich ſchlug und nachdem der Tribut von mir gezahlt worden, zogen ſie ſich endlich gegen Abend zurück und ließen mich in Frieden.“

* * *

Wie ein engliſcher Konſularbericht zeigt, nimmt der Bierverbrauch in tropiſchen Ländern mehr und mehr zu. Sumatra importierte 1883 nicht weniger als 32000 Gallonen (à 4½ Liter) Bier meiſtens in Flaſchen. Beſonders wichtig erſcheint dem Engländer, daß das leichte, für den Verbrauch in den Tropen ſo ſehr geeignete Pilſener Bier bei der europäiſchen wie einheimiſchen Bevölkerung dort das ſchwere engliſche Bier verdrängt, welches bisher faſt ausſchließlich den Markt behauptete. Dazu iſt noch zu bemerken, daß auch in den chineſiſchen und japaneſiſchen Häfen die Einfuhr von Bier zunimmt und daß dort die Einfuhren durch Hamburger und ſächſiſches Bier gedeckt werden; die Japaner geben ganz entſchieden dem deutſchen Bier den Vorzug vor dem engliſchen. Dieſen Thatſachen Rechnung tragend wurde kürzlich in Tottenham bei London mit einem großen Anlagekapital nach öſterreichiſchem und deutſchem Muſter die Austria-Bavarian Lager Beer Brewery gegründet.

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Das Zentralbatt der Bauverwaltung bringt einen intereſſanten Bericht über die amtlicherſeits vorgenommene Unterſuchung der Luft in den Klaſſenzimmern der königlichen höheren Lehranſtalten Berlins. Wie bekannt beträgt der höchſte Kohlenſäuregehalt der Atmoſphäre 0,5 pro Tauſend, und es nimmt Profeſſor von Pettenkofer die äußerſte zuläſſige Grenze für dieſen Gehalt in geſchloſſenen Räumen auf 1 pro Tauſend an. Nach der Unterſuchung ſtellt es ſich nun heraus, daß dieſes Maximum nur auf dem Luiſengymnaſium und dem Joachimsthalſchen Gymnaſium, dank der guten Lüftung, unweſentlich überſchritten wurde. Auf dem Wilhelmsgymnaſium hingegen ſtieg der Kohlenſäuregehalt zeitweilig auf 4,1 pro Tauſend, und auf dem Friedrich-Wilhelmsgymnaſium gar auf **8,25** pro Tauſend, d. h. die Luft war hier im höchſten Grade geſundheitsgefährlich! Infolge deſſen wurden ſofort die nötigen Maßregeln zur Abhilfe verfügt, und es ſollen die neuen Ventilationseinrichtungen noch im Laufe dieſes Jahres zur Anwendung gelangen.

* * *

Aus Anlaß des ſo regneriſchen Sommers des Jahres 1882 beſprachen wir verſchiedene Vorrichtungen zum künſtlichen Trocknen der Bodenerzeugniſſe, beſonders des Heues und des Getreides, und erwähnten, daß dieſelben namentlich in dem ſehr feuchten England eine gewiſſe Verbreitung erlangt haben, während unſere Landwirte in dieſer Beziehung aus dem Stadium der Verſuche noch nicht herausgekommen ſind. Zu den erwähnten Vorrichtungen geſellt ſich nunmehr die den Gebrüdern Boltri in Turin unter Nummer 24939 im deutſchen Reiche patentierte, welche aber nur auf das Trocknen von Getreide berechnet iſt. Die Eigentümlichkeit des neuen Trockenapparates liegt in der ſehr kräftigen Luftzirkulation in den Zwiſchenräumen der Getreidekörner, und in der möglichſt gleichmäßigen Verteilung der das Trocknen bewirkenden heißen Luft, damit nicht etwa die untern Kornſchichten geradezu ausgedörrt werden, während die obern feucht bleiben. — Das Getreide wird von oben in den Apparat eingeſchüttet und läuft unten getrocknet wieder ab.

* * *

Wir widmeten kürzlich dem von Fleming Jenkins in Edinburg erfundenen ſogenannten Telpherage einige Worte. Darunter verſteht der Erfinder eine Art Eiſenbahn mit nur einer Schiene, welche an ſtarken Pfählen, wie ein Telegraphendraht, befeſtigt iſt, und von welcher die zu befördernden kleinen Wagen herabhängen. Das Rad liegt nicht wie ſonſt unter, ſondern über dem Wagen. Die aus einer Anzahl Wagen beſtehenden Züge werden in derſelben Weiſe wie die Wagen der elektriſchen Bahn, d. h. durch einen elektriſchen Strom befördert, welcher in die Schiene und von dort aus in einen Elektromotor neben dem Rade geleitet wird. Sein Syſtem will Jenkins beſonders auf den Tansport von Erzeugniſſen des Bergbaues und der Landwirtſchaft anwenden und hofft damit namentlich in entlegenen Gegenden ohne Bahnverbindung einem Bedürfnis entgegenzukommen. — Auf demſelben Gebiete liegt der Pakettransporteur vor, welcher den Gebrüder Scheven in Teterow ſoeben patentiert wurde, mit dem Unterſchiede jedoch, daß die Erfinder nur kurze Entfernungen in's Auge faſſen und den Transport durch mechaniſche Kraft bewirken wollen. Zwiſchen nahen Ortſchaften mit lebhaftem Güterverkehr werden zwei endloſe Seile geſpannt, die über zwei Trommeln laufen und einen Tiſch tragen. Dreht man die eine Trommel, ſo bewegen ſich die Seile und Tiſche und befördern die darauf liegenden Pakete an ihre Beſtimmung.

* * *

Letzten Herbſt fuhr ein tollkühner Engländer, namens Terry, mit einem dreirädrigen Waſſervelociped über den Kanal und landete nach anſtrengender Fahrt in Calais. Deſſen Gefährt beſtand aus drei, mit Schaufeln verſehenen, hohlen Gummirädern, die in üblicher Weiſe getreten werden, und einem kleineren, gleichfalls ſchwimmfähigen Steuerrade. Es wird indeſſen anſcheinend von einem Tricycle übertroffen, welches wir F. A. Coomans in Paris verdanken. Dieſes Fahrzeug iſt zwar äußerlich ſeinem Vorbilde ähnlich; die Schaufeln ſind jedoch von einem Spurkranze umgeben, durch welchen das Fahren auf dem Lande ermöglicht wird. Auch beſtehen die Räder aus dünnem Eiſenblech. Der glückliche Beſitzer des neuen Velocipedes iſt alſo ein vollſtändiges Amphibium. Er kann ſich gleich gut auf dem Waſſer wie auf dem Lande bewegen, und es fehlt nur noch, daß ſein Gefährt ſich auch in die Lüfte erheben kann. Vielleichte beſchert uns das zwanzigſte Jahrhundert auch mit dem Luftvelociped.

* * *

Aus einer Mitteilung des berühmten engliſchen Elektrikers Preece erfahren wir, daß die Stadt Newcaſtle ſeit vielen Jahren mit einer telegraphiſchen Zentralſtelle verſehen iſt, welche vor der kürzlich errichteten, ſehr ähnlich eingerichteten telephoniſchen die Segel nicht geſtrichen hat. Es ſind über 300 Geſchäftshäuſer mit einander durch Telegraphenlinien verbunden, welche von der Regierung wie Fernſprechlinien verpachtet werden. Das Selbſttelegraphieren wird durch die Anwendung des berühmten Zeiger-Telegraphen von Wheatſtone ermöglicht, welcher ebenſowenig wie der Fernſprecher Vorkenntniſſe bedingt. Die Kaufleute ziehen für wichtige Mitteilungen nach dem Grundſatze: verba volant, scripta manent (das Wort hinterläßt keine Spuren, die Schrift aber bleibt) dem Fernſprecher den Telegraphen vor. Auch iſt dafür geſorgt, daß die Telegraphen- mit den Telephonabonnenten verkehren können.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim-Beilage zu No. 35. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Geh. Rat Dr. Robert Koch.

Schwindſucht und Cholera, dieſe beiden Geißeln des Menſchengeſchlechts, die eine, die unerſättliche einheimiſche Plage, die andere ein todbringender Gaſt aus dem Orient, ſie forderten lange ihre Opfer, ohne daß man wußte, wie und wodurch ſie entſtehen. Ohnmächtig ſtand man ihnen gegenüber, da niemand wußte, wie dieſe Seuchen wohl im Keime zu erſticken wären.

Es wurde vermutet, daß den beiden genannten Krankheiten ein Anſteckungsſtoff eigen ſei, der ähnlich wie das Gift des Milzbrandes und des Rückfalltyphus aus kleinſten lebenden Organismen beſtehe, aber trotz der ausgezeichneten Mikroſkope, welche, alle anderen übertreffend, in Deutſchland gebaut werden, wollte es nicht gelingen, dieſe gemutmaßten Lebeweſen aufzufinden. Daher herrſchten Zweifel über das Anſteckungsvermögen der Lungentuberkuloſe, während dieſe Fähigkeit der Cholera nicht abgeleugnet werden konnte und als ein ſchwer zu löſendes Rätſel erſchien.

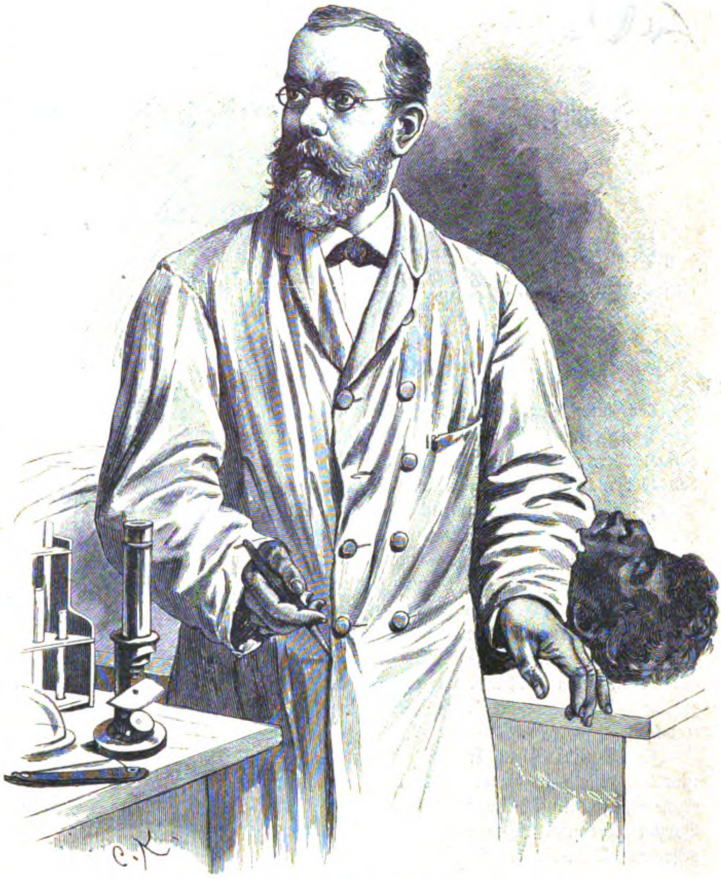
Bis vor wenig Jahren galt der Franzoſe Paſteur als derjenige Forſcher, welcher auf dem Gebiete der Gährung und Krankheit erregenden kleinſten Organismen die bedeutendſten Entdeckungen gemacht habe, und die glänzende journaliſtiſche Inſzenierung der Paſteurſchen Arbeiten trug das ihrige dazu bei, nicht nur den Ruhm dieſes Mannes weithin leuchtend zu machen, ſondern auch die Reſultate anderer Gelehrten für eine Zeitlang zu verdunkeln. Schon im Jahre 1876 veröffentlichte der damalige Kreisphyſikus Dr. Robert Koch in Wollſtein eine vorzügliche Arbeit, in der die Bildung der Milzbrandſporen und das Verhältnis derſelben zur Entſtehung des Milzbrandes klar dargelegt wurden, aber da Paſteur ein Jahr ſpäter dieſelbe Entdeckung für ſich in Anſpruch nahm, ſo ward ſie ihm, dem vielgenannten Franzoſen, auch in weiteſten, mit dem wahren Sachverhalt nicht vertrauten Kreiſen wie etwas Selbſtverſtändliches zugeſprochen.

Anläßlich eines auf dem internationalen hygieiniſchen Kongreſſe zu Genf gehaltenen Vortrages von Paſteur ſah Dr. Robert Koch, der mittlerweile in das kaiſerliche Geſundheitsamt berufen war, ſich veranlaßt, den vor ſtrenger wiſſenſchaftlicher Kritik nicht ſtandhaltenden Ausführungen Paſteurs entgegenzutreten und ſeine Prioritätsrechte zu wahren. Dazu kam, daß es Dr. Robert Koch gelungen war, den Träger des Krankheitsſtoffes, welcher die Übertragung der Lungentuberkuloſe bewirkt, nachzuweiſen, und ſo ward dem deutſchen Gelehrten auch die öffentliche Anerkennung zu teil, die ihm nach leidigem Landesgebrauch vorher nur kärglich zugemeſſen worden war. — Als nun die Expedition zur Erforſchung der Cholera ausgerüſtet ward, übernahm Dr. Koch die Führung. Begleitet von den Doktoren Gaffky, Fiſcher und dem Chemiker Treskow gelang es ihm, in Indien ſelbſt, in der Heimat der Cholera, die kleinſten Lebeweſen zu entdecken, durch welche dieſe entſetzliche Krankheit verbreitet wird.

Das Verdienſt, eine ſichere Methode zur Entdeckung der Tuberkuloſe- und der Cholerakeime aufgefunden zu haben, gebührt Robert Koch, der mit unſäglichem Fleiße das Verfahren ausarbeitete, jene winzigen Organismen dadurch ſichtbar zu machen, daß er ſie zu färben lehrte, wodurch ſie der mikroſkopiſchen Beobachtung zugänglich wurden.

Aber nicht die geniale Methode der Färbung iſt es allein, welche Aufſchlüſſe über die gefürchteten Krankheitsweſen gegeben hat; ſondern Koch lehrte ferner, dieſe Weſen zu züchten und rein zu kultivieren und zeigte, indem er Experimente an Tieren anſtellte, daß die gezüchteten Bakterien die Krankheiten hervorriefen, für deren Träger ſie gehalten werden mußten.

Jahrelange Arbeit wurde erfordert, ehe die Reſultate erlangt wurden, an welche ſich die frohe Hoffnung knüpft, daß es auch gelingen wird, den Seuchen erfolgreich entgegen zu treten. Wenn die Verſuche verſagten, — Koch kannte kein Nachlaſſen und kein Stillſtehen, immer wieder von einer anderen Seite erfaßte er Aufgabe und Ziel, bis der Natur ihr Geheimnis abgerungen war. Die Expedition zog der Cholera nach, vom Delta des Nils immer tiefer in die Wüſte, und als vor ihr her die Seuche floh — immer weiter übers Meer, den heiligen Strom hinauf bis an die verſchloſſenen Grenzen Nepals und den Fuß des Himalaya. Der ſogenannte „Komma“-Bacillus der Cholera wurde gefunden.



Geheimrat Dr. Koch, der Bacillenvater. Nach dem Leben.

Solchem echt deutſchen Fleiße mußte es gelingen, zu einer Zeit, wo die engliſchen Ärzte in Kalkutta das Seziermeſſer fortgelegt hatten, weil ihnen die Eröffnung der Choleraleichen vergebliche Mühe ſchien, aus eben dieſen Leichen die allerwichtigſten Aufſchlüſſe über Urſache und Weſen der Krankheit zu erhalten. Die neuen Bahnen, welche Koch zur Erkenntnis der krankmachenden kleinſten Lebeweſen gegangen iſt, ſind es, welche ſeine Größe und Bedeutung ausmachen, und nicht iſt es der blinde Zufall, der oft ſchon den Namen eines Mannes mit dem einer epochemachenden Entdeckung verknüpfte.

Auf dem Bankett, das zu Ehren der heimgekehrten Kommiſſion zur Erforſchung der Cholera in Berlin abgehalten wurde, ſprach Dr. Robert Koch, der „Bacillenvater,“ wie der bündige Name lautet, den ihm das Volk gegeben: „Wenn ich mir ein Verdienſt vindizieren darf, ſo iſt es dies, eine leiſtungsfähige Unterſuchungsmethode gefunden zu haben. Speziell über meine neuen Forſchungsreſultate glaube ich mich dahin ausſprechen zu dürfen, daß wir bei einer neuen Invaſion der Cholera nicht ſo hilflos daſtehen werden wie bisher; daß wir dieſelbe auf ihr Heimatsland Indien beſchränken können, ſobald nur die engliſche Regierung die Hand dazu bietet. Was aber alle Herzen freudig bewegt, iſt das Gelingen einer vom Deutſchen Reiche ausgeſandten Kommiſſion, deren erſte Anregung von der Kronprinzeſſin ausging. Noch harren viele weitere Aufgaben der wiſſenſchaftlichen Erforſchung; wir wollen wünſchen, daß es deutſchen Forſchern vorbehalten bleiben möge, dieſe Aufgaben zu löſen.“

Wer würde dieſem Wunſche nicht hoffnungsvoll beiſtimmen!

Julius Stinde.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Für ſparſame Hausfrauen!

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

26. Auflage.

1884.

Preis:
geheftet 3 M. 50 Pf.
eleg. gebunden 4 M. 50 Pf.

Practiſches Kochbuch.

von

Henriette Davidis.

Mit beſonderer Berückſichtigung
der
Anfängerinnen und angehenden Hausfrauen.

Auflage 26.

1884.

Über 1900 zuverläſſige
und
ſelbſtgeprüfte Rezepte.

Der Wert eines guten Kochbuches iſt für jede Haushaltung, ſei dieſelbe groß oder klein, einfach oder reich eingerichtet, gleich bedeutend; das Kochbuch iſt heutzutage kein Luxusartikel mehr, ſondern das unentbehrlichſte Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlſchmeckenden und — was beſonders wichtig — zugleich ſparſamen Tiſches. Ein gutes Kochbuch erſetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es ſtets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredlung der Kochkunſt.

Im **Davidis'ſchen Kochbuche,** das ſchon zum 26. Male in neuer verbeſſerter Auflage erſcheint, finden ſich in vollendeter Weiſe alle Vorzüge vereinigt, die zu einem guten Kochbuche gehören. Dasſelbe hat ſich, wie kein anderes, den Ruf eines **Muſterkochbuches** erworben und ſollte in keiner Küche fehlen.

Beſonders zeichnet es ſich aus: 1) durch ſeine **Zuverläſſigkeit,** die es der unermüdlichen Sorgfalt der Herausgeberin in Durchprüfung der Rezepte verdankt; 2) durch die **Genauigkeit** ſeiner Angaben, wonach es ſelbſt der Anfängerin nicht ſchwer wird, ihre Gerichte tadelfrei herzuſtellen; 3) durch ſeine **Reichhaltigkeit,** von den feinſten Gerichten bis zur einfachen Schüſſel des bürgerlichen Tiſches; 4) durch die **Sparſamkeit,** die in allen Gerichten vorwaltet und alles Überflüſſige vermeidet. Für Küche und Keller, Hausweſen ꝛc. enthält das Davidis'ſche Kochbuch zugleich die wertvollſten Ratſchläge, es gibt allgemeine Vorbereitungsregeln, Arrangements zu Geſellſchaften, Küchenzettel, lehrt das zweckmäßige Verwenden der Reſte ꝛc. ꝛc.

Henriette
Davidis
Kochbuch

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis.

Alphabetiſches Sachregiſter.
I. **Einleitung.**
II. **Angabe der Portionen bei großen und kleinen Eſſen.**
III. **Von der paſſenden Anwendung des verſchiedenartigen Fettes.**
IV. **Vom Aufbewahren verſchiedener Vorräte für Küche und Keller.**
V. **Die eigentlichen Rezepte.**
1. Allgem. Vorbereitungsregeln in 84 Rezepten.
2. Suppen, allgemeine Regeln und 135 Rezepte.
3. Gemüſe und Kartoffelſpeiſen, allgemeine Regeln und 153 Rezepte.
4. Fleiſchſpeiſen aller Art, allgemeine Regeln und 257 Rezepte.
5. Paſteten, im allgemeinen und 50 Rezepte.
6. Fiſche, allgemeine Regeln und 115 Rezepte.
7. Verſchiedenerlei ſelten vorkommende in- und ausländiſche Speiſen in 27 Rezepten.
8. Warme und kalte Puddings in 48 Rezepten.
9. Aufläufe und verſchiedenartige Gerichte von Maccaroni und Nudeln, allgemeine Regeln und 54 Rezepte.
10. Plinzen, Omeletten und Pfannkuchen verſchiedener Art nebſt einigen andern in der Pfanne zu backenden Speiſen, allgemeine Regeln und 57 Rezepte.
11. Eier-, Milch-, Mehl-, Reis- und Maisſpeiſen in 25 Rezepten.
12. Gelees und Gefrornes, allgemeine Regeln und 50 Rezepte.
13. Verſchiedene kalte, ſüße Speiſen, als: Puddings, welche nach dem Kochen in Porzellanformen gefüllt werden, Blancmangers, Speiſen von geſchlagener Sahne, Fruchtſchalen nebſt Wein-, Milch- und Fruchtcremes in Aſſietten und Gläſer zu füllen, allgemeine Regeln und 80 Rezepte.
14. Klöße, allgemeine Regeln und 50 Rezepte.
15. Kompotts, allgemeine Regeln u. 55 Rezepte.
16. Salate, allgemeine Regeln und 50 Rezepte.
17. Saucen, allgemeine Regeln und 113 Rezepte.
18. Backwerk.
a. Torten u. Kuchen, 139 Rezepte. b. Kleines Backwerk, 106 Rezepte. c. Gebackenes in Butter, Schmalz und Öl, 20 Rezepte. d. Brod zu backen, 4 Rezepte.
19. Vom Einmachen und Trocknen verſchiedener Früchte und Gewächſe. — Regeln beim Einmachen der Früchte und 173 Rezepte.
20. Vom Einmachen und Trocknen der Gemüſe.
  a. Junge Gemüſe in Blechbüchſen u. Brunnenkrüge einzumachen und 7 Rezepte.
  b. Herbſtgemüſe, allgemeine Regeln beim Einmachen und 13 Rezepte.
21. Warme und kalte Getränke und Liqueure in 64 Rezepten.
22. Wurſtmachen, Einpökeln und Räuchern des Fleiſches, allgemeine Regeln und 51 Rezepte.
23. Eſſig in 3 Rezepten.
VI. **Hinweiſung auf Speiſen, welche nach der Suppe gegeben werden, doch größtenteils auch als Mittelſchüſſeln dienen können.**
VII. **Mittel- und Schlußſpeiſen zu kleinen freundſchaftlichen Eſſen.**
VIII. **Hinweiſung auf Speiſen, welche von Reſten verſchiedener Art zubereitet werden.**
IX. **Hinweiſung auf ſchnell zu machende Speiſen.**
X. **Arrangements zu kleinen und größeren Geſellſchaften, zu Frühſtücks, Mittags- und Abendeſſen, Kaffees und Thees und einem Küchenzettel nach den Jahreszeiten geordnet.**
Nachtrag: Über die Salicylſäure und ihre Anwendung in der Küche.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geſchenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmäßigere Anſchaffung für das Hausweſen geben, als das Davidis'ſche Kochbuch, das auch äußerlich in Druck, Papier und Einband ſo ausgeſtattet iſt, daß es ſich als elegantes Geſchenkwerk vorzüglich eignet.

☛ **Vorrätig in allen Buchhandlungen.** ☚

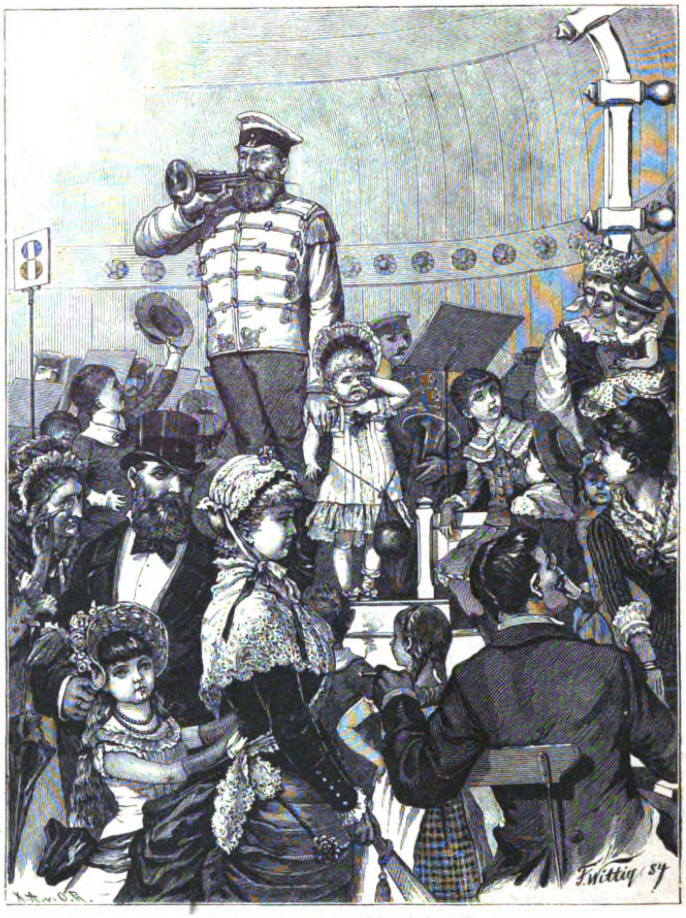
Daheim-Beilage zu No. 36. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Es iſt ein Kind gefunden.

Unſer Bild führt uns eine echt großſtädtiſche Szene vor. Im Berliner Zoologiſchen Garten, den Tauſende füllen, hat ein kleines Mädchen die Mutter verloren und irrt weinend unter all den fremden Menſchen umher, während anderſeits die Mutter verzweifelt alle Gänge durchirrt und vergeblich nach der Verlorenen ſucht. Das weinende Kind hat endlich die Aufmerkſamkeit einer Gruppe erregt, man umgibt es, man fragt es nach der Urſache ſeines Kummers. Als man endlich herausgebracht hat, daß es ſich verlaufen, forſcht man nach Namen und Wohnung, aber vergeblich, die Kleine hat beides vergeſſen — wenn ſie es überhaupt wußte. Über „ich heiße Lenchen!“ bringt ſie es nicht heraus. Was nun thun? Endlich kommt einem der Herren ein guter Gedanke. Es iſt ja unzweifelhaft, daß Lenchens Angehörige ſich noch im Gewühl befinden, es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ſie nach der Kleinen ſuchen, es kommt alſo nur darauf an, ihnen zu ſagen, wo ſie das Kind finden können. Ein paar Worte an den Kapellmeiſter und er geht ans Werk. Lenchen wird neben ihn geſtellt und ein heller Trompetenſtoß macht das Publikum aufmerkſam. Dann verkündet der ungewöhnliche Herold, worum es ſich handelt. Neugierig, lachend, voll Mitleid drängt ſich alle Welt herbei und nimmt das arme Lenchen in Augenſchein. Da teilen ſich plötzlich die Menſchenmauern und zwiſchen ihnen drängt ſich die Mutter durch, ihren verlorenen Liebling wieder in Empfang zu nehmen.

Die höchſte Kultur und die urſprünglichſten Zuſtände reichen ſich hier, wie ſo oft, die Hand. Das Kind des Landwirtes verläuft ſich in dem für es pfadloſen Walde, dem Kind des modernen Bürgers geht es in der Großſtadt nicht anders.



„Achtung! Verlaufenes Kind gefunden!!“

Szene aus dem Zoologiſchen Garten in Berlin.

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Von Amerika aus haben in den letzten Jahren die ſogenannten Füllfederhalter, d. h. Federhalter, welche einen Tintenvorrat enthalten und den Schreibenden des läſtigen Eintauchens überheben, eine größere Verbreitung erlangt. Die amerikaniſchen Füllfederhalter ſind jedoch ſehr teuer, und ſo hat jetzt die deutſche Induſtrie auch auf dieſem Gebiete die ausländiſche Konkurrenz allmählich verdrängt. Das neueſte Erzeugnis derſelben in dieſem Fache iſt der Federhalter mit Tintenfüllung von M. Ph. Helmreich in Nürnberg. Derſelbe iſt recht zierlich und zeichnet ſich u. a. durch eine eigentümliche Vorrichtung aus, welche das Nachfüllen des Halters ſehr erleichtert. — Auf demſelben Gebiete haben wir einen neuen Tintenlöſcher des unermüdlichen Fr. Sönnecken in Bonn zu verzeichnen: — Dieſer Tintenlöſcher iſt, im Gegenſatz zu den bisherigen, elaſtiſch und ſo eingerichtet, daß das Einſtecken des neuen Löſchpapieres ohne Losſchrauben des Knopfes bewirkt werden kann.

* * *

Die berühmten Erfinder der Buchdruckſchnellpreſſe haben dem deutſchen Gewerbefleiß zu einem neuen Triumph verholfen. Wir meinen die vor kurzem der Firma König und Bauer in Kloſter Oberzell patentierte Rotationsmaſchine für Zweifarbendruck. Unter Rotationsmaſchine verſteht man ſolche Preſſen, bei welchen der natürlich ſtereotypierte Satz auf einem Zylinder befeſtigt, alſo gebogen iſt, und nicht einzelne Bogen, ſondern eine Papierrolle bedruckt wird. Dieſe Maſchinen, welche mit fabelhafter Geſchwindigkeit (10 000—20 000 Exemplare in der Stunde, 3—5 Exemplare in der Sekunde) arbeiten, wurden bisher nur beim Zeitungsdruck verwendet; durch die König und Bauerſche Verbeſſerung iſt es nunmehr möglich geworden, mittels derſelben auch Tabellen und Formulare, und zwar zweifarbig zu bedrucken, was von großer praktiſcher Bedeutung ſein dürfte. Zu dem Zwecke wandert das auf beiden Seiten in gewöhnlicher Weiſe in einer Farbe, z. B. ſchwarz, bedruckte endloſe Papier nach einem zweiten Zylinderſyſtem, wo der zweite Druck in einer anderen Farbe, z. B. rot, in die leergelaſſenen Stellen des erſten Druckes gleichfalls auf beiden Seiten erfolgt. Man kann alſo beiſpielsweiſe eine Tabelle zugleich mit ſchwarzen Lettern und roten Linien bedrucken, oder innerhalb eines Schriftſatzes gewiſſe Stellen zur beſondern Hervorhebung rot drucken und zwar alles mit „affenartiger Geſchwindigkeit“. Nach beendetem Druck wird das endloſe Papier von der Maſchine gleich zu einzelnen Bogen zerlegt und neuerdings auch noch gefalzt.

* * *

Wenn Herr Alfred Krupp das hält, was er in dem Patent Nummer 24 182 verſpricht, ſo werden die Panzerſchiffbauer auf neue Mittel zur Sicherung ihrer Fahrzeuge ſinnen müſſen. Bekanntlich werden dieſelben unter der Waſſerlinie ohne Schutz gelaſſen, weil die Spitzgeſchoſſe beim ſchrägen Anſchlag auf Waſſer aus ihrer Bahn abgelenkt und ziemlich unſchädlich werden; ebenſo gleiten dieſe Geſchoſſe ab oder zerbrechen beim Aufſchlag unter ſtarken Neigungswinkeln auf Panzerplatten. Dieſe Übelſtände haben den berühmten „Kanonenkönig“ auf den Gedanken gebracht, neue Geſchoſſe zu bauen, die zwar äußerlich den Spitzgeſchoſſen gleichen und ſich ebenſogut in die Luft hineinbohren, deren Spitze aus dünnem Bleche aber beim Anſchlag in Stücke fliegt, und den flachen Kopf des Geſchoſſes frei läßt. Die neuen flachköpfigen Geſchoſſe werden angeblich weder abgelenkt, noch prallen ſie an Panzerwänden ab, ſondern treffen ein Schiff auch unter der Waſſerlinie und bohren ſich in den Panzer, in welchem Winkel ſie auch einfallen. Die Flachgeſchoſſe ſind natürlich hauptſächlich auf Hinterlader anwendbar. Einſtweilen hat das Geſchütz ſomit wieder Oberwaſſer.

* * *

Vor einiger Zeit war in der Preſſe von einem neuen Verfahren zur Konſervierung von Marmordenkmälern die Rede, von welchem man ſich viel Gutes verſprach. Solche Denkmäler können bekanntlich die Kälte nicht vertragen, weil das in die Poren des Geſteins eindringende Waſſer alsdann gefriert und ein Abblättern der Oberfläche verurſacht. Deshalb erhalten öffentlichen Statuen in unſerem Klima während der Wintermonate eine häßliche Hülle aus Stroh und Brettern und ſind damit einen guten Teil des Jahres den Blicken entzogen. Das Verfahren von Keim und Thenn in München ſoll nun dieſem Übelſtand abhelfen. Deſſen Erfinder verſehen die Kunſtdenkmäler mit verſchiedenen Anſtrichen, welche das Eindringen des Waſſers verhüten, und angeblich fünfzehn bis zwanzig Jahre halten ſollen. — Einen ähnlichen ebenfalls patentierten Anſtrich verwendet Thenn zum Waſſerdichtmachen beſonders der Wetterſeite der Häuſer. Der Thennſche Anſtrich ſoll einen matten, ſchönen Ton beſitzen, waſchbar ſein und nur geringe Koſten verurſachen.

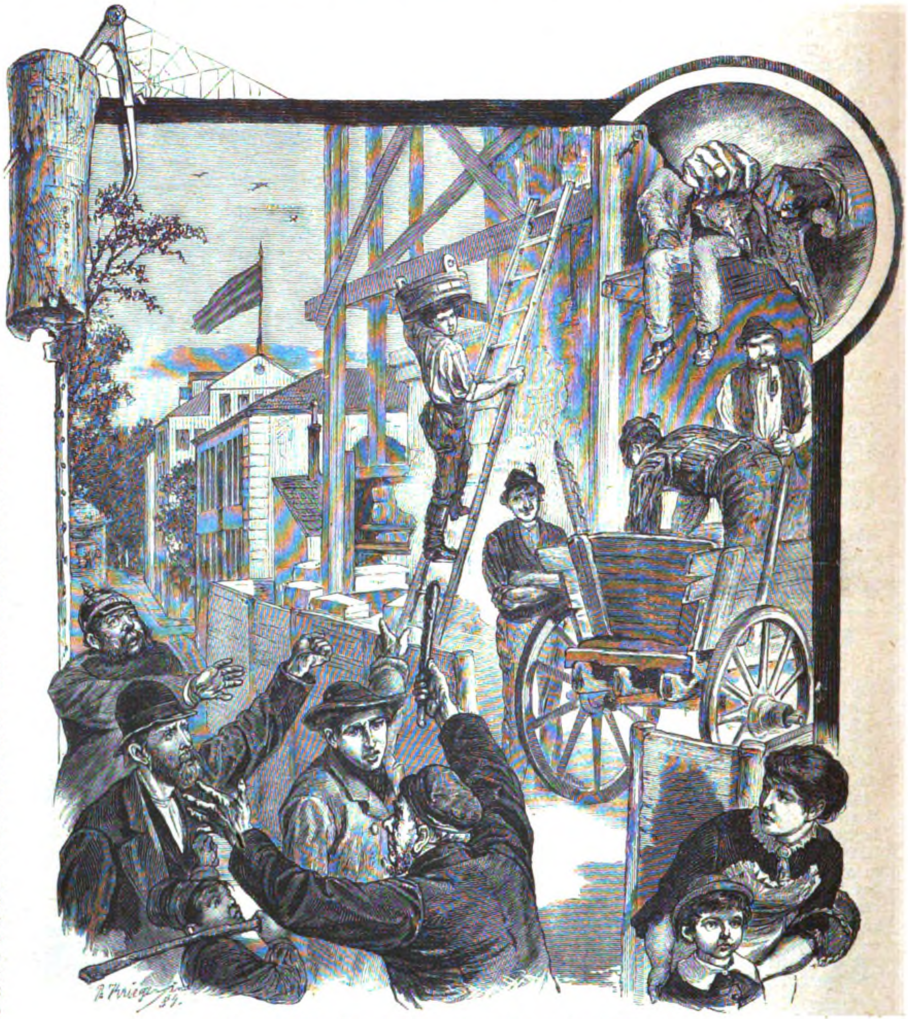
Daheim-Beilage zu No. 37. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Arbeitseinſtellung der Maurer und Zimmerleute in Leipzig.

Es iſt lange her, ſeit die großen Arbeitseinſtellungen der Gründerzeit das Land in Aufregung verſetzten. Während der mageren Jahre, die auf den Krach folgten, war jeder Arbeiter froh, wenn er nur überhaupt Arbeit fand und hütete ſich wohl, den ſicheren Verdienſt irgendwie in Frage zu ſtellen. Erſt ſeit das wirtſchaftliche Leben wieder einen mächtigen Aufſchwung genommen hat und es infolge deſſen wenigſtens zeitweilig nicht an Arbeit, ſondern an Arbeitern fehlt, regt ſich auch wieder das Verlangen nach einer Lohnerhöhung und man hört wieder von „Streiks“. Daß die Sozialdemokraten dieſen Umſtand nach Kräften ausnutzen, verſteht ſich von ſelbſt, denn jede Arbeitseinſtellung erregt, ſie möge verlaufen wie ſie wolle, viel Ärgernis und läßt viel Bitterkeit in den Herzen zurück. Unzufriedenheit mit den beſtehenden Zuſtänden iſt ja eben die Vorausſetzung ſozialdemokratiſcher Wahlen, denn um die Theorien der Führer kümmern ſich die großen Arbeitermaſſen naturgemäß herzlich wenig, — wenn ſie Sozialdemokraten wählen ſollen, ſo müſſen ſie glauben, daß ihnen unrecht geſchieht und daß die Agitatoren dieſem Unrecht abhelfen werden.

Von dieſem Geſichtspunkt aus kann man die Streiks nur bedauern. Anderſeits läßt ſich nicht leugnen, daß die Arbeiter durch die Anwendung dieſes Kampfmittels thatſächlich oft eine bedeutende Verbeſſerung ihrer Lage herbeigeführt haben, ohne dadurch ihre Arbeitgeber eigentlich zu ſchädigen. Es liegt ja leider in der Natur menſchlicher Unvollkommenheit, daß meiſt nur das harte „Muß“ größere Menſchenmaſſen dazu bringt, in Maßregeln zu willigen, die zwar von dem Einzelnen theoretiſch als billig anerkannt werden, immerhin aber ſeinem Intereſſe entgegenſtehen.



Aus der Zeit des Maurerſtreiks in Leipzig: Szene vor dem Börſenneubau.

Für die große Arbeitseinſtellung der Maurer und Zimmerleute, die Ende März in Leipzig ausbrach und die leider noch immer nicht ganz beendet iſt, war der Zeitpunkt geſchickt gewählt, denn außer zahlreichen Privatbauten waren eben damals eine Anzahl großer öffentlicher Bauten in Angriff genommen. Man verlangte einen Arbeitslohn von dreiunddreißig Pfennig pro Stunde und einen zehnſtündigen Arbeitstag. In die erſtere Forderung wollten die Arbeitgeber willigen, gegen die letztere ſträubten ſie ſich und ſträuben ſie ſich noch mit aller Energie. Das Publikum ſeinerſeits urteilte, ſo viel ſich ſehen ließ, ähnlich. Die Arbeiter der Baugewerke müſſen einen Teil des Jahres infolge der klimatiſchen Verhältniſſe müßig gehen und von dem Ertrage ihrer Sommerarbeit leben. Es leuchtet ein, daß wenn dieſer allzu gering iſt, ihre Exiſtenz unmöglich wird. Man war vielfach der Meinung, daß dieſer Fall bei den niedrigen Löhnen der letzten Jahre eingetreten ſei. Ganz anders lagen die Dinge in bezug auf den zehnſtündigen Arbeitstag, für den auch von ſeiten der Arbeiter nur gewiſſermaßen eine Theorie ins Feld geführt werden konnte. Sie behaupteten, daß die elfte Stunde denjenigen Arbeitern reſerviert werden müſſe, welche ſonſt überhaupt keine Arbeit finden würden, ein Argument, das mit ganz demſelben Recht auch für einen fünfſtündigen Arbeitstag angeführt werden könnte.

Die Arbeitgeber ſuchten ſich dadurch zu helfen, daß ſie fremde Arbeiter herbeizogen, eine Maßregel, die notwendig in den Kreiſen der Einheimiſchen große Erbitterung erregte. Dieſe führte denn auch ein paarmal zu Auftritten, wie ſie unſer Bild vorführt. Man ſuchte die auf den Bahnhöfen eintreffenden fremden Arbeiter zur Umkehr zu bewegen oder man bedrohte ſie auf den Bauplätzen. Infolge des nüchternen Sinnes der Leipziger Arbeiter und des energiſchen Auftretens der Polizei kam es übrigens nirgends zu größeren Ruheſtörungen und man verließ ſich mehr auf die von auswärts einlaufenden Unterſtützungen, ſowie auf zeitweilige Auswanderung lediger Arbeiter als auf die Anwendnng von Gewaltmitteln.

Durch die Arbeitseinſtellung wurden nicht wenige Bürger Leipzigs die mit dem ganzen Handel an ſich nichts zu thun hatten, auf das empfindlichſte betroffen. Unſer Künſtler hat das durch den verbogenen Zirkel, über dem die Spinne ihr Netz webte und durch die Hände angedeutet, die oben rechts einen Bauplan zerreißen, der vielleicht aus vielen ſorgfältigen und eingehenden Beratungen zwiſchen Bauherr und Architekt hervorging.

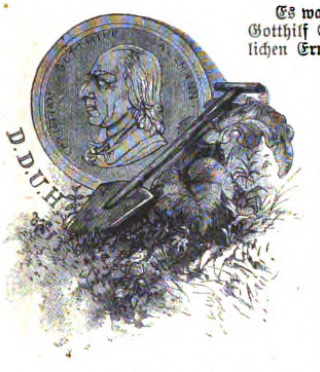
Hoffentlich ſtellt ſich bald wieder ein gutes Einvernehmen zwiſchen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern Leipzigs her und ſie finden wieder gemeinſame Freude an der gemeinſamen Arbeit. —.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim-Beilage zu No. 38. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Das hundertjährige Jubiläum der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal.



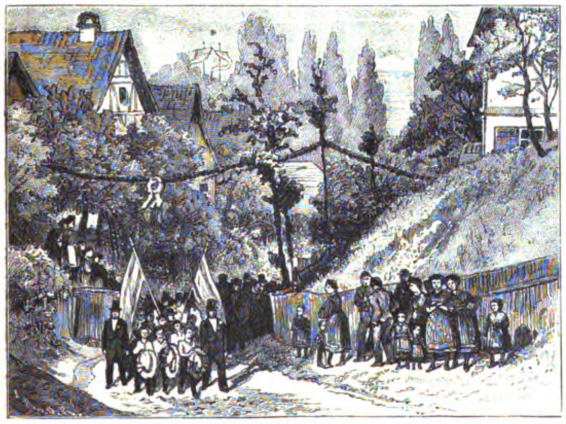
Es war im Jahre 1784 als Chriſtian Gotthilf Salzmann mit Hilfe des trefflichen Ernſt II. von Gotha die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal gründete. Er war urſprünglich Prediger in Rohrborn, dann in Erfurt, bis er den Entſchluß faßte, ganz ſeinen pädagogiſchen Neigungen zu folgen. Er wirkte nun erſt am berühmten Philanthropin zu Deſſau und ſchritt darauf dazu, eine Anſtalt ins Leben zu rufen, in der ſeine eigenen Erziehungsgrundſätze zum Ausdruck gelangen ſollten, welche ſich am beſten in dem alten Schnepfenthaler Wahlſpruche: D. D. U. H. (Denke, Dulde und Handle!) wiederſpiegeln.

Es war ein kleines, am Eingange zum Reinhardtsbrunner Thal gelegenes Landgut, auf dem die Anſtalt entſtand. Das Gutshaus erwies ſich bald als zu klein, Salzmann ſchritt daher ſogleich zum Bau eines neuen Hauſes, welches er auf den damals noch kahlen Hügeln errichtete, auf denen heute das Inſtitut ſteht. Es fand ſich eine Quelle auf der ſogenannten Komſtkochs-Wieſe, die in Röhren gefaßt und dem Hauſe zugeleitet wurde. Merkwürdigerweiſe iſt dieſe Wieſe erſt jetzt angekauft und dem Inſtitut geſchenkt worden.

Hier nun wirkte Salzmann bis zu ſeinem 1811 erfolgten Tode. Sein erſter Zögling war ſein Sohn Friedrich, der zweite Johann Wilhelm Ausfeld, der Sohn eines Freundes, der dritte Karl Ritter, der ſpäter ſo berühmte Geograph. Bald gewann Schnepfenthal einen europäiſchen Ruf. Nach dem Tode des Vaters führte Karl Salzmann bis 1848 die Anſtalt in deſſen Sinn fort. Da er keine direkten Erben ſeines Erziehungswerkes hatte, übergab er die Anſtalt ſeinem Neffen Wilhelm Ausfeld und dieſem folgte wiederum deſſen Sohn, der jetzige Direktor Dr. Wilhelm Ausfeld.

Bei dem familienhaften Charakter, den das Leben in Schnepfenthal hat, kamen auch die Perſönlichkeiten der Frauen der Direktoren bedeutungsvoll zur Geltung. Der Gattin des erſten Direktors erinnert ſich niemand mehr, aber das Andenken der Frauen ſeiner beiden erſten Nachfolger, Thusneldchen und Albertine, wird von alten und jungen Zöglingen in treuen Herzen bewahrt.

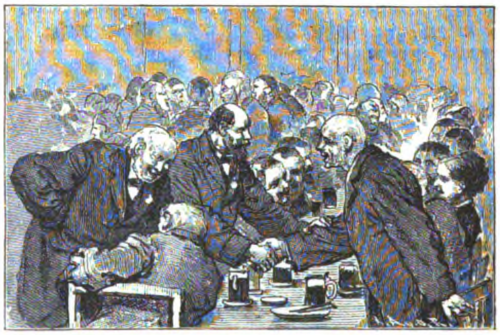
Um die Direktoren und ihre Frauen gruppiert ſich das Lehrerperſonal, abermals eine große durch wirkliche Verwandtſchaft verbundene Familie. An die Familien Salzmann und Ausfeld ſchließen ſich eng die Lenz, Röſe, Girtanner. So trägt alles dazu bei, was Schnepfenthal bewohnt, eng aneinander zu ſchließen. Dies herzliche perſönliche Verhältnis der alten Schnepfenthäler unter einander wie zur Anſtalt, zu Direktor und Lehrer trat nun auch gelegentlich des Jubiläums in erfreulicher Weiſe zu Tage. Das Feſt iſt von langer Hand vorbereitet und in wahrhaft meiſterhafter Weiſe inſzeniert worden. Die Herrn Karl Geibel und Albert Brockhaus, beide aus Leipzig, haben ſich darum die größten Verdienſte erworben.



Zug zum Beſuch des Friedhofes.

Aber eins konnten ſie bei aller Sorgfalt doch nicht garantieren, nämlich gut Wetter. Gerade als die Feſtgäſte in Schnepfenthal und Friedrichsroda ſich zu ſammeln anfingen, gefiel es dem alten Inſelsberge, ein halb Dutzend Gewitter ins Land hinaus zu werfen. Das konnte nun zwar den Begrüßungsabend nicht ſtören, erweckte aber für den folgenden Tag ſchlimme Befürchtungen. Unſer Bild zeigt uns eine Szene aus der Begrüßungsverſammlung im Felſenkeller zu Friedrichsroda. Die alten Herrn, welche ſich die Hände reichen, ſtammen noch aus der Zeit von Karl Salzmann und Thusneldchen. Als älteſte Jahrgänge ergaben ſich beim Namensaufruf Herr Siegmar Lenz in Schnepfenthal 1817–1826 und Herr Julius Beerboom aus London 1818—1825. Viele der alten Schnepfenthäler hatten ihre Frauen und Töchter mitgebracht, die Frauen der Anſtalt waren, von allen Seiten lebhaft begrüßt, ebenfalls erſchienen. Dem Direktor ſowie jedem der eintretenden Lehrer eilte eine freudig bewegte Schar alter und junger Schüler entgegen, als aber der alte Lenz, der gelehrte Geograph der Anſtalt eintrat, ſtimmte man ihm zu Ehren den Vers von den Städten Spaniens an, den er ſeinen Schülern mit ſichtbarem Erfolge eingeprägt hatte. Er fängt an:

Madrid Toledo Guadalaxara —
Almaden Burgos Santander —
Cruña Ferrol —
Valladolid ꝛc.



Begrüßungsverſammlung im Felſenkeller zu Friedrichsroda.

Der eigenthümliche Rhythmus läßt ſich freilich durch die Schrift nicht wiedergeben. Später ſang man aus einem Feſtliederbuch die alten Schnepfenthaler Lieder, aus denen der „Biederſinn" einer längſt verklungenen Zeit nachtönt. Wer von uns ſingt: „Freut euch des Lebens" anders als mit einem humoriſtiſchen Nebengedanken. Mein Nachbar bemerkte jedoch zu dem Verſe

Wer Redlichkeit und Treue übt
Und gern dem ärmern Bruder gibt,
Da ſiedelt ſich Zufriedenheit,
So gerne bei ihm an —

aus vollem Herzensgrunde: „Sehr ſchön!" Wir wollen nichts dagegen ſagen, ſondern die Pietät, mit der die altväterliche Tonart gepflegt wird, anerkennen.

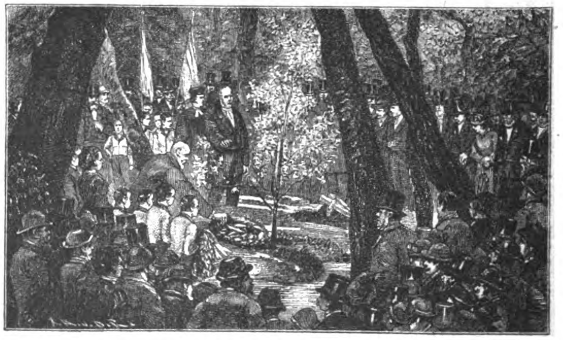
Am andern Morgen führten Extrazüge die Feſtgäſte von Friedrichsroda und Waltershauſen nach Schnepfenthal. Auf dem freien Platze vor dem Schulhauſe war die Feſthalle errichtet. Im Hintergrunde derſelben waren ein Muſikkorps und die Zöglinge der Anſtalt in ihren roten Fracks aufgeſtellt. Nach einem einleitenden Geſange hielt der Anſtaltsgeiſtliche, Herr Pfarrer Beck, das Gebet. Nach einem weiteren Geſange eines Salzmannſchen Liedes, hielt der Direktor der Anſtalt die Feſtrede, die dadurch noch beſondere Beachtung erhielt, daß ſie offen das Programm für die zukünftige Entwickelung Schnepfenthals entwickelte.

Nunmehr ordnete ſich der Zug zum Beſuche des Friedhofs, der im Walde auf der entgegengeſetzten Thalſeite gelegen iſt. Voraus die Zöglinge mit Fahnen und Kränzen, dann der Direktor und ſeine Familie die jetzigen und früheren Lehrer mit ihren Familien, die Familien Salzmann, Röſe, Ausfeld, Lenz und Girtanner, die Ehrengäſte und Deputationen, zuletzt die alten Zöglinge und Eltern jetziger Zöglinge, alles in allem ein ſtattlicher Zug von etwa 600 Teilnehmern. Wir zogen den Hügel hinab an dem alten Salzmannſchen Gute vorüber und erſtiegen, der Dorfſtraße von Rödichen folgend, den gegenüberliegenden Thalrand. Dieſen Moment hat unſer Künſtler in einer weiteren Illuſtration dargeſtellt. Von dort an wendet ſich der Weg um die Kirche herum, führt an den Turn- und Spielplätzen vorüber und mündet in einen grünen lauſchigen Wald. Hier iſt die Ruheſtätte aller der Männer und Frauen, welche drüben in Schnepfenthal gearbeitet, „geduldet und gehandelt“ haben.

Die nun beginnende Feier galt der Bekränzung der Gräber. Auch dieſe Szene iſt im Bilde wiedergegeben. Das Grab in der Mitte, dasſelbe, auf dem ein junger Baum wächſt, aber weder Stein noch Inſchrift zu ſehen iſt, iſt das Salzmanns. Er bedarf keines Denkmals, das iſt wohl die Meinung. Zu ſeinen Häupten ruhen Karl Salzmann und Thusnelda, zu ſeiner Rechten Wilhelm Ausfeld und Albertine. Es ſind aber im ganzen nicht weniger als ſiebenundſechzig Grabſtätten. Die Feier wurde eingeleitet durch ein Gebet des früheren Anſtaltsgeiſtlichen und jetzigen Superintendenten Rudloff. Hierauf hielt Herr Auguſt Thorbecke, ein einſtiger Zögling der Anſtalt und jetzt Profeſſor in Heidelberg, eine Anſprache, in welcher er der Dankbarkeit und dem treuen liebevollen Gedenken der Zöglinge von Schnepfenthal warmen Ausdruck gab und, während die Kränze auf die Gräber gelegt wurden, die Verdienſte der dort ruhenden Männer und Frauen rühmte. Darauf begab ſich der Zug ſtille, wie er gekommen war, in das Inſtitut zurück.

In der nun folgenden Gratulationsfeier in der Feſthalle führte die Reihe der Gratulanten Herr Staatsrat Gebhardt, welcher dem Direktor ein Handſchreiben des Herzogs und das Patent eines herzoglichen Schulrates überbrachte und namens der Regierung der Anſtalt eine Wieſe als Tummelplatz für die Schüler ſchenkte. Den Schluß bildeten die alten Zöglinge, in deren Namen das Feſtkomitee ebenſo herzlich gemeinte, wie reiche Gaben überbrachte: Ein Stammkapital von 30000 Mark zu einem Penſionsfond für alte Lehrer der Anſtalt, die Kaufurkunde für die oben erwähnte Komſtkochswieſe und — ſtatt eines ſteinernen Denkmals — eine ſtattliche Feſtſchrift, die in Bild und Wort von der hundertjährigen Thätigkeit der Anſtalt Zeugnis gibt. Eine Feſtkantate machte den Schluß.

Inzwiſchen war es drei Uhr geworden und der Magen fing auch an zu gratulieren. Die ehemalige Reitbahn war in einen Bankettſaal umgewandelt worden, in dem die 600 Teilnehmer bequem Raum hatten. Seine Hoheit der Herzog ſelbſt nahm an der Tafel teil und eröffnete die Reden mit folgendem Toaſte: „Dies Glas der Anſtalt, deren hundertjähriges geſegnetes Wirken wir feiern! Sie hat in junge Kinderherzen reiche Keime des Wiſſens und der Bildung, reichere Keime echten Familienſinnes geſenkt und zu köſtlicher Blüte geweckt; ſie hat Liebe geſäet und Liebe geerntet. Der ruhmvollen Erziehungsanſtalt Schnepfenthal znm Beginn ihres zweiten Säkulums ein donnerndes Hoch!“



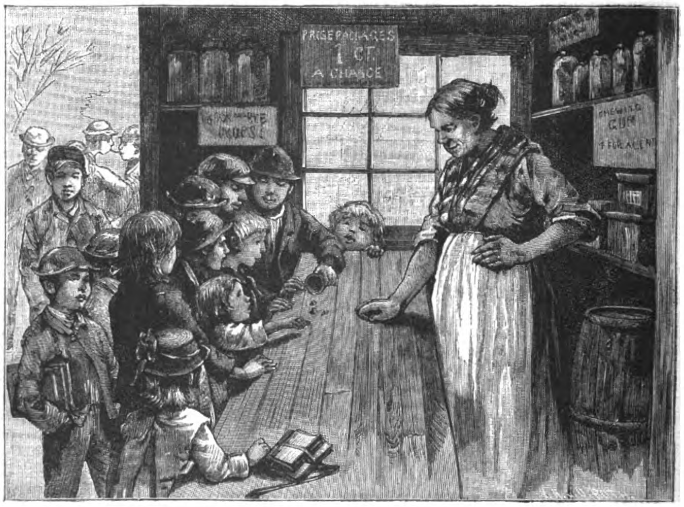
Bekränzung der Gräber in Schnepfenthal.

Man kann ſich denken, daß noch viele andere Reden folgten, in denen die Liebe zu Schnepfenthal lebhaften Ausdruck fand. Am Abend verſammelte man ſich in demſelben durch viele Lampions erleuchteten Raume zu einem fröhlichen Kommers, bei dem wacker getrunken und ebenſo wacker geredet wurde.

Der nächſte Tag ſollte zu einem Zuge durch Friedrichsroda und einer Partie nach der Tanzbuche benutzt werden aber! aber! Gegen elf Uhr rückten die Schnepfenthaler Zöglinge unter Leitung ihres Direktors in Friedrichsroda ein, als aber um zwei Uhr zur Tanzbuche aufgebrochen wurde, regnete es bereits, man mußte halben Weges völlig durchnäßt umkehren. Was aus den Spielen geworden iſt, weiß ich nicht zum Schluß hat man getanzt.

Die Feier des Jubiläums zeichnete ſich nicht durch Entfaltung eines großen Gepränges, ſondern durch einen familiären und herzlichen Charakter aus. Alle die alten und jungen Zöglinge von Schnepfenthal wollten durch ihr Erſcheinen ein Zeugnis dankbaren und pietätvollen Andenkens ablegen und ſie haben es in ſchöner Weiſe gethan.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Ein neues Kinderlaſter in Amerika.

Ein irländiſches Weib verleitet Kinder zum Haſardſpiel.

Nichts Abſcheulicheres als die kleinen Läden, welche mit allerhand geſundheitsſchädlichen Näſchereien, dazu noch oft mit verderblichen Getränken und ſchlechten Zigarren auf die Verführung und den Verderb der Jugend ganz expreß eingerichtet zu ſein ſcheinen. Es fehlt an ſolchen bei uns keineswegs; gar manchesmal habe ich Kinder, die eben einige Pfennige an verſchiedenen Thüren zuſammengebettelt hatten, in einen ſolchen elenden Laden einkehren und mit allerhand Lutſchſtengeln im Munde oder auch Zigarren rauchend herauskommen ſehen. Eine nie häufig genug wiederholte Mahnung, den Bettelkindern unter keinen Umſtänden Geld zu geben!

Nirgends iſt dieſes Übel mehr im Schwange, als in England und Amerika. Die ſogenannten „candy-shops,“ (Zuckerwerk- oder Bonbonläden) mit ihrer großen Mannigfaltigkeit von „drops“ (Plätzchen, Kügelchen), „chewing gum“ (gummiartige Bonbons zum Ablutſchen) ꝛc. ꝛc. ſind dort in großer Zahl zu finden, am zahlreichſten in den Proletariervierteln. Nie aber habe ich in England geſehen, was amerikaniſche Zeitungen aus New York berichten und was der Gegenſtand unſeres Bildes iſt.

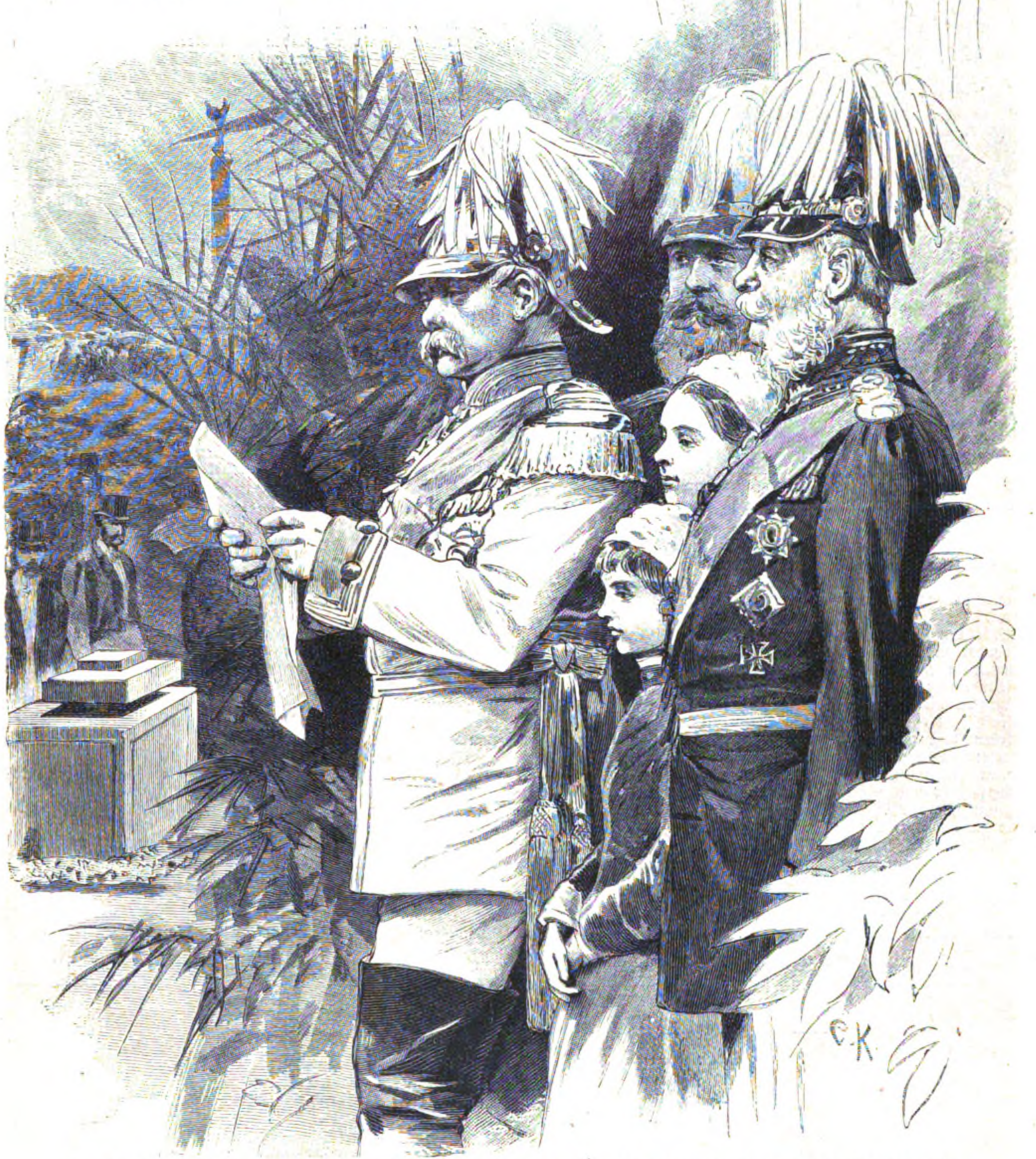
Das wüſt ausſehende Weib da mit dem gemein verſchmitzten Lächeln verführt die begierig herandrängende Schuljugend zum Haſardſpiel. Rechts über ihr auf dem kleinen Schilde ſteht verlockend: „Prize packages 1 Cent a chance“ (Preispakete einen Cent der Wurf) und nun würfeln ſchon die kleinſten Kinder für ihren eingeſetzten Cent um das Päckchen voll Näſchereien oder auch um ein Glas Bier, ja vielleicht um ein Glas Branntwein.

Die amerikaniſche Zeitung, welcher wir dieſe Mitteilung entnehmen, ſcheint mit Genugthuung es hervorzuheben, daß nicht amerikaniſche, ſondern irländiſche Weiber dieſen ſchmählichen Handel treiben. Aber warum wird dem Unfug nicht ein energiſches Ende gemacht? Vor kurzem wurden allerdings in New York zehn Schuljungen und eine ſolche Ladenhalterin vor den Polizeirichter geführt und die Anklage erhoben, daß die erſteren um Geld Haſardſpiele getrieben, die letztere aber ſie dazu verführt habe. An der Schuld des Weibes war nicht zu zweifeln, aber ſie verſicherte, daß ſie nicht gewußt habe, was die Schlingel trieben, und deshalb wurde ſie gleich den kleinen Taugenichtſen mit einer Verwarnung entlaſſen. Das amerikaniſche Blatt fügt entrüſtet hinzu: „Der Richter hätte das alte Weib beſtrafen ſollen, welches in ihrem Store Buben dazu verführte, ſich zu Spielern und Söffern auszubilden! Aber die Juſtiz iſt ja blind.“ — Ja freilich, ſehr blind — ſie ſieht vor lauter Humanität die Ruten nicht, die für ſolche Fälle doch überall gewachſen ſind!

Daheim-Beilage zu No. 39. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

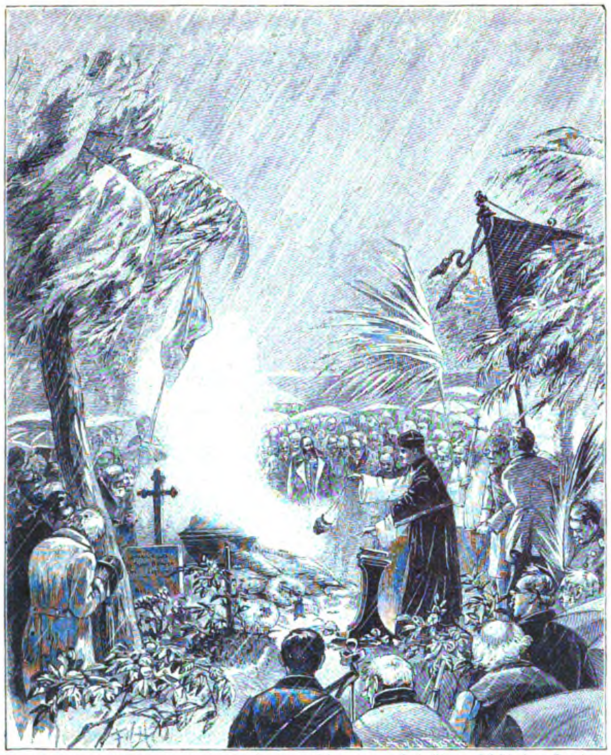
Die Grundſteinlegung zum Reichstagsgebäude.



Verleſung der Urkunde durch Fürſt Bismarck am 9. Juni in Gegenwart des Kaiſers und der Kaiſerlichen Familie.

Wie wunderbar, wie märchenhaft wird die Zeit, in der wir leben einſt den künftigen Generationen unſeres Volkes erſcheinen! Wie werden ſie uns, denen es vergönnt iſt, Zeitgenoſſen Kaiſer Wilhelms, Bismarcks, Moltkes zu ſein, beneiden und mit welchem Intereſſe wird man die Schilderungen der Feſte leſen, in denen, was dieſe Männer ſchufen, was dieſe Zeit hervorbrachte, beſonders deutlich zum Ausdruck gelangte! Welch einen unvergeßlichen Anblick bot dieſe Grundſteinlegung, von der heute hier die Rede iſt! Da ſtand der greiſe Kaiſer, der ſchon drei Jahre alt war, als unſer ſich ſeinem Ende zuneigendes Jahrhundert begann, geiſtig und körperlich wunderbar friſch und kräftig und neben ihm ſah man die ruhmgekrönten Feldherren der großen Kriege, ſeinen Sohn und ſeinen Neffen, ſowie deren Söhne, von denen der älteſte ſelbſt ſchon Vater eines künftigen deutſchen Kaiſers iſt. Da erblickte man das Denkerantlitz des großen Schlachtenlenkers Moltke und die

(Fortſetzung ſiehe Rückſeite.)



Begräbnis Ludwig Richters am 23. Juni 1884 auf dem neuen katholiſchen Friedhof zu Dresden.

Ludwig Richters Beerdigung.

Unter dem Geläute aller Glocken und den Klängen des Chopinſchen Trauermarſches bewegte ſich am 22. Juni in vorgerückter Abendſtunde ein von achtundzwanzig Fackelträgern begleiteter Trauerzug durch die dichtgedrängten Straßen Dresdens. Es war unſer Ludwig Richter, den man aus ſeinem Sterbehauſe feierlich nach der Leichenhalle des neuen katholiſchen Friedhofes überführte. Tags darauf um die zwölfte Stunde folgte die Beſtattung des geliebten Meiſters zum letzten irdiſchen Heim, aus welcher unſer Künſtler einen Moment dargeſtellt hat. König Albert von Sachſen war an dem Grabe durch den Miniſter des königlichen Hauſes, Herrn von Noſtitz-Wallwitz vertreten. Prinz Georg war, in Begleitung ſeines Adjutanten, des Rittmeiſters von Carlowitz-Hartitzſch, perſönlich erſchienen. Die Stadt Dresden ehrte das Andenken ihres berühmten Ehrenbürgers durch reiche Palmenſpenden mit umflorten Schleifen in den ſtädtiſchen Farben. Die Deputation der Düſſeldorfer Künſtlerſchaft zog mit dem Banner der allgemeinen deutſchen Kunſtgenoſſenſchaft auf; Profeſſor A. Baur aus Düſſeldorf als ihr Vertreter hatte dem Heimgegangenen einen Lorbeerkranz auf den Sarg gelegt. Daran ſchloſſen ſich die Vertreter der Berliner und Düſſeldorfer, der Wiener und Münchener, endlich der Dresdner Künſtlerſchaft, der geſamte akademiſche Rat der Kunſtakademie von Dresden, Deputationen des Stadtrates und der Stadtverordneten ꝛc. an. Unter den Zeremonien der katholiſchen Kirche wurde der Sarg in die Gruft eingeſenkt. Kaplan Klein, der in der Totenhalle dem Künſtler warme Worte nachgerufen hatte, weihte die letzte Ruheſtätte, während die Chorknaben der katholiſchen Hofkirche das „Miserere mei, Domine! (Erbarme dich meiner, Herr!)“ anſtimmten. Nun fielen die letzten Erdengrüße aus zahlreichen Händen hinab in das Grab, dazu ſang der akademiſche Verein: „Da unten iſt Frieden im dunkeln Haus“, dann endete mit Gebet und Segen die ergreifende Feier, welcher trotz des ſtrömenden Regens Tauſende beigewohnt hatten.

Was unſer Volk an dieſer Ruheſtätte ſeines treuen Sohnes empfunden und fort und fort empfinden wird, das hat der Landſchaftsmaler Förſterling, der im Namen der Dresdner Kunſtgenoſſenſchaft einen Eichenkranz auf den Sarg legte, in die Worte gefaßt, denen wir voll beiſtimmen:

„Solange deutſches Weſen gilt, wird dein Werk ſein treueſtes Spiegelbild ſein!“

Die Grundſteinlegung zum Reichstagsgebäude. (Fortſetzung.)

durch ſo viel Kämpfe nicht gebrochene Hünengeſtalt Bismarcks. Und um dieſe Männer war alles geſchart, was einſt mitthun durfte und noch mitthun darf an den unſterblichen Werken, die ſie ſchufen und ſchaffen.

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ — ſtimmte der Domchor an und wahrlich wir alle, alle müſſen aus vollem Herzen einſtimmen in dieſen Lobgeſang, denn der Herr hat Großes an uns gethan, indem er uns jene Männer gab, die uns zu dem heiß erſehnten Ziele führten mit und gegen unſeren Willen.

Ein Gefühl von der Größe des Augenblickes erwachte auch in dem ſtumpfeſten Augenzeugen, als Bismarck die Urkunde verlas und in ihr die Worte: „Aus der Begeiſterung des Volkes und aus dem gegenſeitigen Vertrauen der Bundesregierungen iſt für Deutſchland die Kraft erwachſen, ſeine Verfaſſung und ſeine nationale Entwickelung aus eigener Macht zu ſchützen und die Pflege ſeiner Wohlfahrt in die eigene Hand zu nehmen“ und weiter: „Möge Frieden nach außen und im Inneren den Bau dieſes Hauſes beſchirmen! Auf immerdar ſei das Haus ein Wahrzeichen der unauflöslichen Bande, welche in großen und herrlichen Tagen die deutſchen Länder und Stämme zu dem deutſchen Reich vereinigt haben.“

Ja, ſolch ein großer und herrlicher Tag war auch der, an welchem Kaiſer Wilhelm den Grundſtein legte zum Reichstagsbau:

Im Namen Gottes!
Im Namen des Reiches!
Zur Ehre des Vaterlandes.

Nie umſtand eine erlauchtere Verſammlung einen Grundſtein, nie erklangen an einem würdigere Worte:

„Das Haus erſtehe und dauere, eine Stätte der Eintracht, der Weisheit, der Mäßigung, — Rede und Rat gehe von ihm aus frei und treu, fromm und wahr, recht und ſchlecht — es werde ein Denkmal großer Zeit und halte lebendig unter den Enkeln die dankbare Liebe zum Kaiſer.“

Und wieder:

„Gebet Gott, was Gottes iſt und gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt!

„Wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!

„Die auf den Herren harren, erhalten neue Kraft!“

Und zum Schluß:

„Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, erhebe Dein Angeſicht auf dieſen Bau und gib uns und unſeren Nachkommen Deinen Frieden!“

So ward der Grundſtein gelegt zu dem Bau, in dem künftig Bundesrat und Reichstag des deutſchen Reiches tagen ſollen.

Soeben erschien:

KARTE VON AFRIKA

in 4 Blatt von R. ANDREE und A. SCOBEL.

Maſsstab 1:10000000.

Ausgeführt in der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.

Diese Karte, ein Werk langer und mühsamer Arbeit, erregte auf der geographischen Ausstellung in München im April berechtigtes Aufsehen. Sie ist die neueste und vollständigste Karte von Afrika, die überhaupt existiert. Verarbeitet sind sämtliche offiziellen Publikationen der Deutschen und anderen Afrikanischen Gesellschaften, die Resultate aller bis dahin überhaupt veröffentlichten Reisen und sämtliche bisherigen kartographischen Arbeiten.

Preis aufgezogen auf Leinwand 22 Mark.

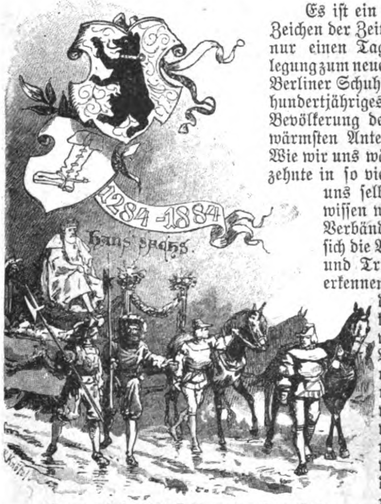
(Stich und Zeichnung der Karten haben 18000 M. gekostet.)

Verlag von VELHAGEN & KLASING in Bielefeld und Leipzig.

Daheim-Beilage zu No. 40. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

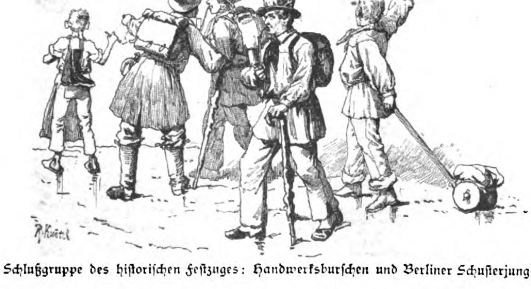
Das 600jährige Stiftungsfeſt der Berliner Schuhmacherinnung.



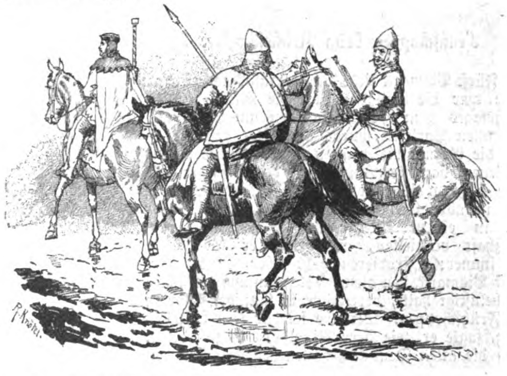
Wagen mit der Koloſſalſtatue des Hans Sachs.

Es iſt ein ſchönes, hocherfreuliches Zeichen der Zeit, daß, als am 10. Juni, nur einen Tag nach der Grundſteinlegung zum neuen Reichstagsgebäude, die Berliner Schuhmacherinnung ihr ſechshundertjähriges Stiftungsfeſt beging, die Bevölkerung der Reichshauptſtadt den wärmſten Anteil an demſelben nahm. Wie wir uns während der letzten Jahrzehnte in ſo vielen Stücken wieder auf uns ſelbſt beſonnen haben, ſo wiſſen wir heute auch wieder die Verbände zu ſchätzen, in denen ſich die Berufsgenoſſen zu Schutz und Trutz zuſammenthun und erkennen gerade hierin kerndeutſche Art. Außerdem kommt es mehr und mehr wieder aller Welt zum Bewußtſein, was wir an unſerm Handwerk hatten und wieder haben werden, wenn es gelingt, ihm wieder zu einer Organiſation zu verhelfen, wie ſie die Sache und die Zeit verlangen. So rief man denn der Berliner Schuhmacherinnung, die ſich durch ſechs Jahrhunderte erhalten hatte, von allen Seiten ein fröhliches „Gott grüße das Handwerk!“ zu.

Den Mittelpunkt der Feier bildete ein großer hiſtoriſcher Feſtzug, deſſen einzelne Gruppen die Mitglieder der altehrwürdigen Innung aus verſchiedenen Jahrhunderten zeigten. Die Königliche Theaterintendanz hatte bereitwillig die Koſtüme dazu hergeliehen, Profeſſor Kretſchmer den Zug arrangiert. Den Anfang desſelben bildeten unter Vorantritt eines Muſikkorps die Deputationen anderer Berliner Innungen und auswärtiger Schuhmachergeſellſchaften. Hinter einem mittelalterlich koſtümierten Muſikkorps ritt ſodann ein Herold, dem der jüngſte Meiſter der Innung folgte. Dieſer trug auf einem Samtkiſſen die Urkunden aus einer zum Teil fernen Vergangenheit. Vier rotgekleidete Geſellen trugen die Innungslade, welche die Jahreszahl 1284 aufweiſt. Bewaffnete Handwerksmeiſter ſchloſſen ſich an, gefolgt von Meiſtern und Geſellen aus dem XIII., XIV. und XV. Jahrhundert. Auf einem ornamentalen, von vier bekränzten Rappen gezogenen Wagen kam nun die Koloſſalſtatue des berühmteſten deutſchen Schuſters, die von Altmeiſter Hans Sachs, der einſt mit der Ahle ſo gut umzugehen wußte wie mit der Feder. Ein faltiger Mantel umhüllte ihn, die Rechte wies ein entrolltes Pergament. Vor ihm lag der alte Schild der Innung. Hinter ſeinem Wagen ſchritten ſodann Handwerksmeiſter aus den Jahren 1600—1800 und an ſie ſchloſſen ſich wandernde Schuſtergeſellen aus unſerm Jahrhundert, wie ſie vor der Verbreitung der Eiſenbahnen noch auf allen Straßen ſo häufig waren. Schwere Felleiſen, mit Wachstuch überzogene, hohe Hüte und derbe Ziegenhainer erinnerten an die Tage, in denen der junge Handwerker im bunt bewegten Wanderleben eine Lebensperiode durchmachte, die in ihrer Ungebundenheit und Sorgloſigkeit in Sanges- und in Raufluſt ein Gegenbild des einſtigen deutſchen Studentenlebens war. Die Gruppe fand auch durch den obligaten Schuſterjungen, der einſt als Berliner Witzbold ſelbſt gewiſſermaßen eine litterariſche Rolle ſpielte, einen luſtigen Abſchluß. Ein drittes Muſikkorps leitete darauf die Gegenwart ein. Unter dem Vortritt von 24 Innungsrepräſentanten ſchritten ca. 1000 Meiſter hinter der neuen Gewerksfahne her, denen wiederum eine Reihe offener Wagen folgte. In jedem dieſer Wagen ſaß einer der älteſten Meiſter in Geſellſchaft von zwei Meiſterstöchtern. Bezirksvereine 2c. ſchloſſen den großartigen Zug.



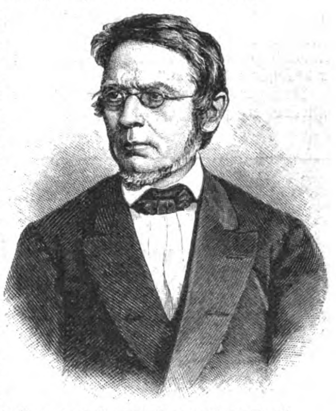
Schlußgruppe des hiſtoriſchen Feſtzuges: Handwerksburſchen und Berliner Schuſterjunge.



Vorreiter der hiſtoriſchen Gruppe: Herold, Stadtknecht und Trompeter.

Als der Zug, der aus der Georgenſtraße kam, den Opernplatz erreichte, wurde den Teilnehmern die Ehre und die Freude, daß der Kaiſer und der Kronprinz auf die Veranda des kaiſerlichen Palais traten. Unter den Klängen des: „Heil Dir im Siegerkranz“ hielt der Zug und rückte erſt auf den Wink des Kaiſers langſam vor. Jede Abteilung hielt unter jubelndem Hoch vor dem Palais, um dem Kaiſer und dem Prinzen einen Überblick zu gewähren. Dann ging es der Haſenheide zu, in der ſich die eigentliche Feſtfeier in der „Neuen Welt“ abſpielte.

Johann Guſtav Droyſen † am 19. Juni 1884.



„Und ſollte es nicht etwas Großes ſein, einer Nation, einem Staate das Verſtändnis ſeiner Geſchichte, das Bewußtſein über ſich ſelbſt näher gebracht zu haben?“ Mit dieſer Frage ſchloß einſt Willy Boehm den ſchönen Aufſatz im elften Jahrgang (S. 489 ff.) unſeres Blattes über den Meiſter der Geſchichtſchreibung, der jetzt ſein arbeitsvolles, ſegensreiches Leben beſchloſſen hat. Ja, es war etwas Großes und die Preußen und mit ihnen alle Deutſchen erkannten das und ſpendeten dem Verfaſſer der „Geſchichte der preußiſchen Politik“, des „Lebens des Feldmarſchalls Grafen York von Wartenburg“ 2c. von Herzen kommenden Dank.

Droyſen wurde am 6. Juli 1808 zu Treptow a. d. Rega in Pommern geboren und bildete ſich zunächſt zum klaſſiſchen Philologen aus. Anfangs bewegten ſich dann auch ſeine Studien in dieſer Richtung. Als Lehrer am „Grauen Kloſter“ in Berlin, ſpäter als Privatdozent an der dortigen Hochſchule, veröffentlichte er neben eigentlich philologiſchen Arbeiten eine treffliche Überſetzung des Äſchylus, ſowie eine ſolche des Ariſtophanes, doch ging er mit ſeiner „Geſchichte Alexanders des Großen“ bereits zur Geſchichte über. Dieſer wandte er ſich mehr und mehr zu, als er 1840 als Profeſſor der Geſchichte nach Kiel ging.

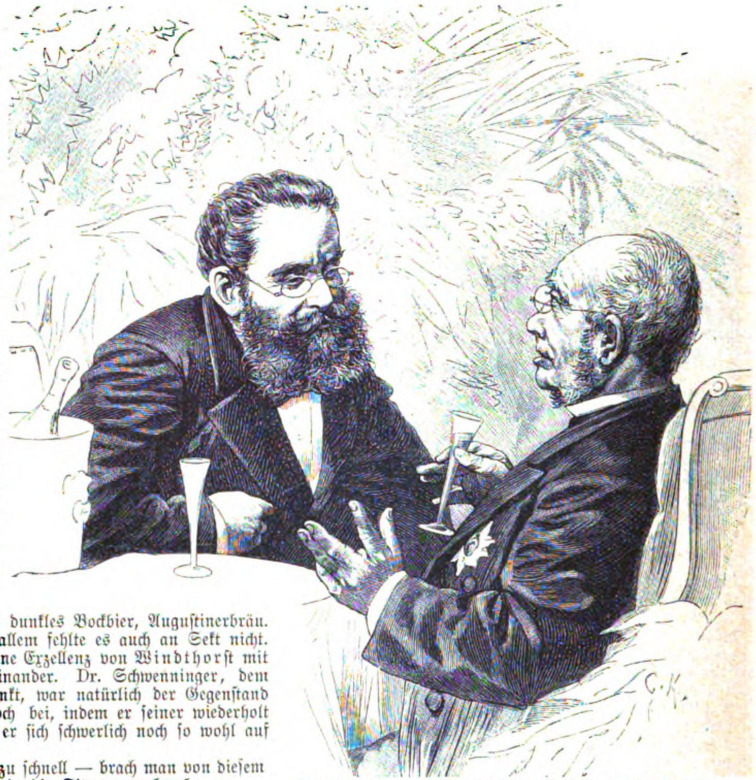
Hier in Schleswig-Holſtein war es, wo ihm für die Größe des preußiſchen Staatsweſens, für ſeine Bedeutung für Deutſchland das volle Verſtändnis aufging und fortan war er ebenſo unermüdlich wie erfolgreich thätig, dieſes Verſtändnis auch der geſamten Nation zu eröffnen. Seine Vorleſungen über die Geſchichte der Freiheitskriege (1846), ſein York von Wartenburg (1851) dienten dieſem Zweck.

Im Jahre 1851 nahm Droyſen einen Ruf nach Jena an. Erſt 1859 kehrte er, nachdem mittlerweile der erſte Band ſeiner „Geſchichte der preußiſchen Politik“ (1855) erſchienen war, nach Berlin zurück. Dort hat er nach allen Richtungen hin eine höchſt anregende Thätigkeit entfaltet. Dort hat er auch am 19. Juni ſein an Arbeit und Erfolg gleich reiches Leben beſchloſſen.

Daheim-Beilage zu No. 41. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Frühſchoppen beim Reichskanzler.



Dr. Schwenninger und Windthorſt beim Reichskanzler zum Frühſchoppen.

Fürſt Bismarck liebt die Überraſchungen. Eine ſolche war die Einladung an die Mitglieder des Reichstages zum Frühſchoppen am 20. Juni. Aus allen Parteien wurde ihr Folge geleiſtet — auch die Gegner dieſer alten Studentenſitte waren erſchienen, darunter Windthorſt, deſſen fulminante Rede dagegen im preußiſchen Abgeordnetenhauſe noch in aller Erinnerung iſt. Als die Roſtocker ihm in einem Telegramm dieſen Widerſpruch ſcherzhaft vorhielten, antwortete er ſchlagfertig wie immer: „Probieren geht über Studieren!“ Fürſt Bismarck, den dieſer Telegrammwechſel höchlich beluſtigt hatte, verteidigte in launigen Worten den Frühſchoppen. Derſelbe ſei gar kein ſo böſes Ding, ſagte er, wie Herr Windthorſt es ſich denke. Auch die alten Deutſchen hätten den Frühſchoppen ſchon gekannt, und es ſei eine alte Erfahrung, daß die Anſchauungen immer milder würden, je mehr man getrunken habe. Die Abſtimmungen müßten natürlich erſt am folgenden Tage ſtattfinden.

Im übrigen hatte dieſer Frühſchoppen noch manchen beſonderen Zug. Das ſchöne Geſchlecht war bei demſelben reichlich vertreten. Außer den Damen des fürſtlichen Hauſes hatten die Miniſter und einige Abgeordnete die ihrigen mitgebracht. Das Muſikkorps des 2. Garderegiments z. F. ſpielte zu den Tafelgenüſſen auf, die dem Hunger nicht minder als dem Durſte Rechnung trugen. Für den Durſt war allerdings am reichlichſten geſorgt. Da gab es helles Münchener Franziskaner Bier, vom Grafen Holſtein dem Fürſten dediziert, und dunkles Bockbier, Auguſtinerbräu. Da floß der Moſelwein und Bordeaux, und vor allem fehlte es auch an Sekt nicht. Beim Sekt ſaßen in einer behaglichen Ecke die kleine Exzellenz von Windthorſt mit Dr. Schwenninger in eifrigem Geſpräch miteinander. Dr. Schwenninger, dem der Fürſt ſein gegenwärtiges Wohlbefinden verdankt, war natürlich der Gegenſtand allgemeinſten Intereſſes. Der Fürſt trug dazu noch bei, indem er ſeiner wiederholt freundlich gedachte und meinte, „ohne ihn würde er ſich ſchwerlich noch ſo wohl auf der Bildfläche befinden.“

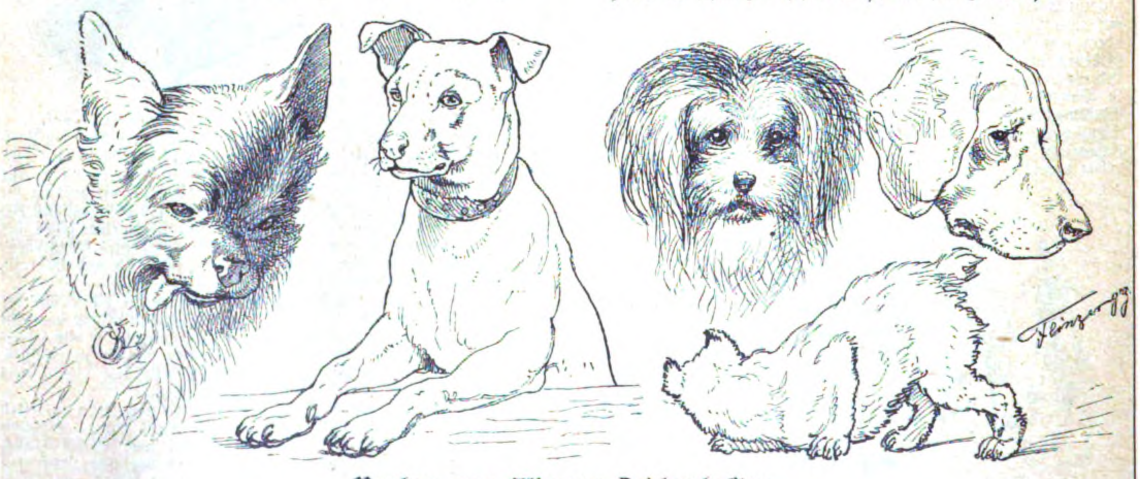
Nach zweiſtündiger Dauer — für viele gewiß zu ſchnell — brach man von dieſem denkwürdigen Frühſchoppen auf, um ſich vollzählig in die Sitzung zu begeben.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Flinzers Zeichenhefte für Schüler und Liebhaber des Zeichnens.

☛ 14 Hefte. ☚

Preis des ſchwarzen Heftes 55 ₰, des farbigen 65 ₰.



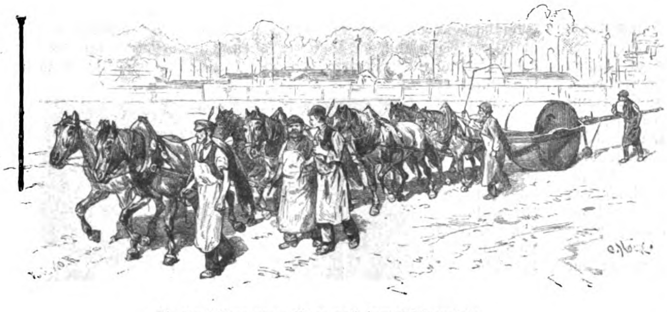
Proben aus Flinzers Zeichenheften.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 42. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Wie ein großes Feſt entſteht:

Vorbereitungen zum achten deutſchen Bundesſchießen zu Leipzig.

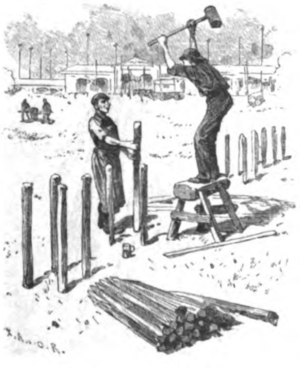


Die Herſtellung neuer Wege nach dem Schützenplatze.

Von alters her hat das deutſche Volk ſeine Feſte geknüpft an das fröhliche Waffenſpiel. Die Wehrhaftigkeit des Mannes war ſeine höchſte Ehre und Luſt. Bis in unſere Tage hat ſich dieſe Freude am Gebrauche der Waffen erhalten. Davon legen Zeugnis ab die zahlreichen Verbindungen und Geſellſchaften, welche in faſt allen Städten und Städtchen des Reichs und über deſſen Grenzen hinaus, ſoweit die deutſche Zunge klingt, die Männer und Jünglinge zu friedlichem Wettſtreit in der Handhabung der nimmer fehlenden Büchſe vor der Scheibe vereinen. Das ſichere Auge des Schützen, ſeine feſte Hand, das kalte Blut geben dem Manne die Zuverſicht, daß er in der Stunde der Gefahr ihr gewachſen iſt, und aus dem Selbſtgefühl des Mannes erwächſt die Tapferkeit des Kriegers. Unverkennbar hat deshalb die Pflege des Schützenweſens eine gewiſſe Bedeutung für die Nation, und im Lande der allgemeinen Wehrpflicht kommt die Wehrhaftigkeit zum entſchiedenen und hocherfreulichen Ausdruck, wenn Männer, die über die Jahre der Dienſtpflicht längſt hinaus ſind, ſich geſchickt erhalten im Gebrauche der todbringenden Büchſe, um in Zeiten der Not mannhaft einzuſtehen für die Verteidigung des heimiſchen Herdes.

Seit länger als zwanzig Jahren ſind die meiſten deutſchen Schützenvereine zu einer einheitlichen Organiſation zuſammengeſchloſſen, dem Deutſchen Schützenbunde. In dreijähriger Wiederkehr feiern die Mitglieder des Bundes das gemeinſame Feſt des deutſchen Bundesſchießens, bei dem die ideale, nationale Seite des Schützenweſens in den Vordergrund tritt. Der Kaiſer wie die übrigen deutſchen Fürſten nehmen denn auch lebhaften Anteil an den Veranſtaltungen des deutſchen Schützenbundes, gewähren reiche Ehrenpreiſe für die glücklichen Schützen beim Bundesſchießen und erſcheinen gelegentlich ſelbſt auf dem Scheibenſtande, um die eigene Meiſterſchaft im Schießen zu erweiſen.

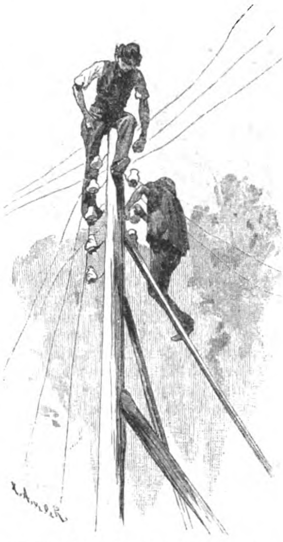
Sieben deutſche Bundesſchießen ſind bereits abgehalten worden in Frankfurt a/M., in Bremen, Wien, Hannover, Düſſeldorf, Stuttgart, München. Das achte ſoll während der Tage vom 20. bis zum 27. Juli in Leipzig ſtattfinden. Seit Monaten ſind die umfaſſendſten Vorbereitungen getroffen, um dieſem Feſte einen ebenſo glänzenden Verlauf zu ſichern, wie die früheren ihn genommen, und hunderte von fleißigen Händen ſind an der Arbeit, auf dem Feſtplatze, der an Wald und Waſſer maleriſch gelegenen Rennbahn, zahlreiche und glänzende Feſtbauten erſtehen zu laſſen.



Aufſtellung der Kneiptiſche.

Das achte Bundesſchießen mit all ſeinem Prunk und Glanz, mit ſeinem Jubel, ſeiner Aufregung und der unvermeidlich folgenden Ernüchterung wird raſch verrauſchen, und die mancherlei feſtlichen Veranſtaltungen, ſo viel Mühe und Not ſie dem Unternehmer machen, ſo viel Freude ſie dem Beteiligten, Eingeweihten gewähren mögen, gleichen doch mutatis mutandis zu ſehr den bei vielen anderen öffentlichen Feſten getroffenen, als daß weitere Kreiſe ein beſonderes Intereſſe an ihrer eingehenden Darſtellung nähmen.

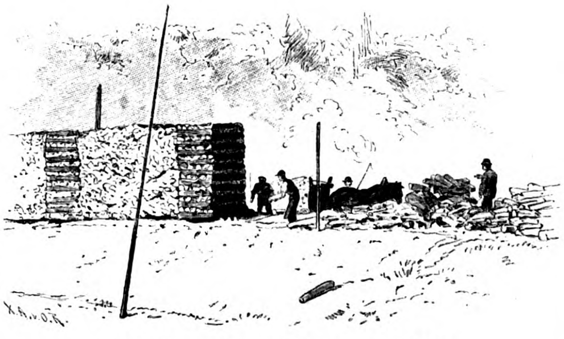
Dagegen iſt die Summe aller der Vorbereitungen, welche zur Inſcenierung einer, wenn auch nur auf kurze Dauer berechneten, doch ſehr umfangreichen Feſtlichkeit nötig werden, ſo bedeutend, nimmt eine ſolche Menge von Zeit und Arbeitskraft in Anſpruch, andererſeits verzweigen die bei der Geſtaltung des Feſtes zu erörternden Fragen ſich über ſo zahlreiche, ganz verſchiedenartige Gegenſtände, daß es gewiß manchem Leſer nicht unwillkommen iſt, wenn an der Hand des in Leipzig Geleiſteten jetzt, da der Beginn des achten deutſchen Bundesſchießens vor der Thür ſteht, die ausgedehnten, für dasſelbe getroffenen Voranſtalten einmal kurz zuſammengeſtellt werden.



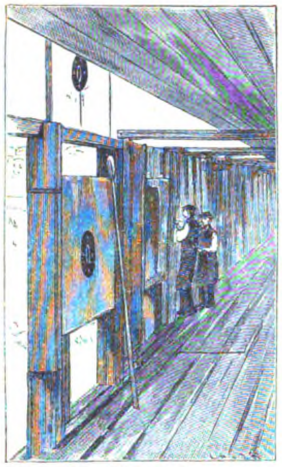
Anlegung der Telegraphenleitung nach dem Schützenplatze.

Bereits vor Jahresfriſt war man darüber ſchlüſſig geworden, daß das wiederkehrende Feſt des deutſchen Bundesſchießens in den Mauern der alten gaſtfreien Lipſia abgehalten werden ſolle und in einer konſtituierenden Verſammlung vom 19. Oktober 1883 traten angeſehene Männer der Stadt zu einem Feſtausſchuſſe für dieſen Zweck zuſammen. Die bei den früheren Bundesſchießen gemachten Erfahrungen lagen vor und ſtellten den uneigennützigen Herren des Ausſchuſſes, an deſſen Spitze Bürgermeiſter Dr. Tröndlin als Vorſitzender von ſeiten des Rats abgeordnet war, eine ſehr umfaſſende Thätigkeit in Ausſicht. So waren beim ſiebenten deutſchen Bundesſchießen in München etwa 5000 Schützen erſchienen, von denen ſich gegen 3000 beim Preisſchießen aktiv beteiligt hatten, und während der achttägigen Dauer des Feſtes hatten rund 300 000 zahlende Menſchen den Feſtplatz beſucht. Unter normalen Verhältniſſen konnte man in Leipzig auf eine ähnliche Frequenz zählen und mußte mit gleich hohen Ziffern rechnen.

Zur Bewältigung ſeiner nach verſchiedenen Richtungen ſich erſtreckenden Aufgaben bildete der Feſtausſchuß acht Fachausſchüſſe, derart, daß je eines ſeiner Mitglieder als Vorſitzender des Sonderausſchuſſes wieder eine Anzahl opferfreudiger Bürger um ſich ſammelte, die nach Lebensſtellung, Erfahrung und Kenntniſſen vorzugsweiſe geeignet erſchienen, bei der Löſung der beſonderen Aufgabe des Fachausſchuſſes erfolgreich mitzuwirken. Auf dieſe Weiſe gehörten ſchließlich mehr als 120 uneigennützige Herren den verſchiedenen Ausſchüſſen an. Der urſprüngliche Feſtausſchuß bildete als Zentralausſchuß die oberſte Feſtbehörde.



Bau des Schutzwalles zum Auffangen verirrter Geſchoſſe.



Im Scheibenſtand.

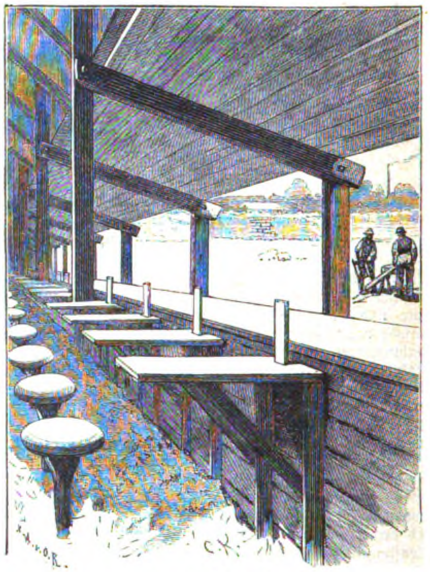
Zentralausſchuß und Fachausſchüſſe ſollten nunmehr das ganze Feſtunternehmen vorbereiten und leiten.

Vor allem ſchien es geboten, eine finanzielle Unterlage für das Feſt zu gewinnen. Da halfen die Stadt und die Leipziger Schützengeſellſchaft aus. Die ſtädtiſchen Kollegien bewilligten eine Garantieſumme von 170000 Mark, die Schützengeſellſchaft eine ſolche von 30 000 Mark, welche gleichmäßig haftbar ſein ſollten. Von dem Geſichtspunkte ausgehend, daß der Feſtausſchuß etwas der Vaterſtadt Würdiges zu ſchaffen habe, dabei aber die Grenzen einer weiſen und vorſichtigen Sparſamkeit nicht überſchreiten dürfe, entwarfen nun die Fachausſchüſſe vorläufige Budgets, welche vom Finanzausſchuſſe geprüft und zuſammengeſtellt wurde. Mit ſolchen Haushaltsetats hat es ſeine eigene Bewandtnis. Man weiß genau vorher, welche Ausgaben dem Feſtausſchuſſe erwachſen werden und kann Vorſorge treffen, daß dieſe nicht durch unvorhergeſehene Umſtände zu ſehr anſchwellen, dagegen bleiben die Einnahmen ſelbſt bei der vorſichtigſten Schätzung immer von vielen Zufälligkeiten abhängig. Im großen Ganzen ſetzen ſich die Haupteinnahmen eines ſolchen Feſtes zuſammen aus den Schießeinlagen der Schützen, den Eintrittsgeldern der anderen Feſtbeſucher und den Abgaben der Wirte, und die Obliegenheiten des Finanzausſchuſſes erſtrecken ſich deshalb weſentlich über die Empfangnahme und Verwaltung der eingehenden Gelder, die Erhebung der Eintrittsgelder und die dabei nötige Kontrolle, die Berichtigung der auf das Feſt bezüglichen Rechnungen und endlich die ſchwierige und verwickelte Aufſtellung der Schlußrechnung über das ganze Unternehmen.

Die Geſchäfte des Finanzausſchuſſes entziehen ſich größtenteils der Öffentlichkeit und gipfeln in der Rechnungsablegung nach dem Feſte, während dagegen dem Bau- und Dekorationsausſchuß, wie ſchon deſſen Bezeichnung andeutet, ſolche Arbeiten zugewieſen ſind, deren Reſultate bald in die Erſcheinung treten, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen und die größten Summen zu ihrer Herſtellung beanſpruchen. Er hat hauptſächlich für die Einzäunung, Bebauung und Ausſchmückung des Platzes Sorge zu tragen.

Siebzehn Architekten beteiligten ſich an der Konkurrenz um die ausgeſchriebenen Bauten, für deren Größe, Zahl und Anordnung allgemeine Grundſätze vom Ausſchuſſe aufgeſtellt waren. Als Sieger aus dieſem Wettkampfe ging Herr Arwed Roßbach in Leipzig hervor, und ihm wurde auch die Bauleitung übertragen. Die Ausführung der Bauten, welche, dem zeitweiligen Charakter des Feſtes entſprechend, ſämtlich in Holz gedacht waren, fiel den Leipziger Gewerken zu, und nur für den künſtleriſchen Schmuck wurden fremde Kräfte herangezogen.

Zum Schutze der Schützen gegen die direkten Einflüſſe der Witterung iſt zunächſt eine 100 Meter lange Schießhalle errichtet, aus der gegen etwa 120 Scheiben zu gleicher Zeit geſchoſſen werden kann. Eine in gewaltigen Dimenſionen erbaute, dreiſchiffige Feſthalle umſchließt einen Innenraum von 90 Meter Länge, 30 Meter Breite und 12 Meter Höhe und bietet Sitzplätze für 2500 Gäſte. Der Name des Gebäudes deutet ſeinen Zweck an. Hier werden die großen öffentlichen Feſtlichkeiten, Bankette, Ball und Kommers u. dergl. abgehalten. Ein in der Mitte des Feſtplatzes aufgeführtes Gebäude dient als Gabentempel für die Ausſtellung der zahlreichen Ehrengeſchenke, welche von Fürſten, Vereinigungen, Kommunen und Privaten für das Feſt eingehen, und wird in dieſem Falle auch die koſtbaren alten Silbergeſchirre für die Dauer des Feſtes aufnehmen, welche die Leipziger Schützengeſellſchaft während ihres mehr als vierhundertjährigen Beſtehens geſammelt hat. Fünf weitere Baulichkeiten ſind zur Aufnahme von Bierwirtſchaften über den Platz verteilt. Jede verfügt über 500 Sitzplätze; ein Café, luftig unter dem grünen Dach des in den Feſtplatz einbezogenen Waldes aufgerichtet, wird gewiß zahlreiche Beſucher anlocken, und ein architektoniſch ſchön gegliedertes, aus zwei hochſtrebenden Pylonen beſtehendes Thor mit einer Reihe ſich daranſchließender niedriger Bauten,



In der Schießhalle.

(Fortſetzung ſiehe zweite Beilage.)

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Angra Pequena.

Die erſte deutſche Kolonie
in
Afrika.

Dem ganzen deutſchen Volke gewidmet
von
Gerhard Rohlfs.

Mit dem Bildnis Lüderitz's, Abbildungen und Karten.

Preis 50 Pf.

Der berühmte Afrikareiſende gibt in dieſer Schrift eine klare und erſchöpfende Darſtellung des Ganges der Ereigniſſe, welche zur Erwerbung der erſten deutſchen Kolonie führten. Auf Grund ſeiner in Afrika geſammelten Erfahrungen beſpricht er die Ausſichten, welche die junge Schöpfung hat und ſtellt ſich mit ſeinem ſchwerwiegenden Votum voll und ganz auf die Seite der ungeheuren Mehrheit des deutſchen Volks, welches dieſen erſten praktiſchen Schritt zur Erwerbung von Kolonien mit Freuden begrüßt hat.

Verlag von Velhagen & Klaſing
in Bielefeld und Leipzig.

Für die Einmachezeit!

Henriette Davidis
Praktiſches Kochbuch
für die
gewöhnliche und feinere
Küche.

Sechsundzwanzigſte Aufl. Preis *M* 3.50 broſch., *M* 4.50 elegant gebunden. Über 1900 zuverläſſige und ſelbſtgeprüfte Rezepte, darunter **180 ſpezielle Rezepte zum Einmachen und Trocknen von Gemüſen und Früchten.**

In der jetzt beginnenden Zeit des Einmachens und Trocknens von Gemüſen, Früchten etc. wird ein ſo bewährtes Kochbuch, wie das Davidis'ſche, welches außer allen wichtigen allgemeinen Regeln 180 ſpezielle Rezepte zum Einmachen enthält, für jede Haushaltung von ganz beſonderem Nutzen ſein.

Henriette
Davidis
Kochbuch

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 42. 1884.

Wie ein großes Feſt entſteht:

Vorbereitungen zum achten deutſchen Bundesſchießen zu Leipzig.

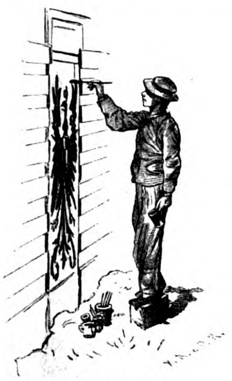
(Fortſetzung aus der erſten Beilage.)

welche zur Aufnahme von Poſt, Telegraphie, Polizei, Feuerwehr und zu Bureauzwecken beſtimmt ſind, vervollſtändigt den großartig gedachten und nun geſchmackvoll zur Ausführung gelangten Bauplan.

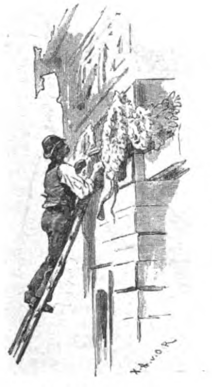
Vor dem Thore halten zwei Reckengeſtalten in der maleriſchen Tracht der Landsknechtszeit Wacht und begrüßen die Feſtgäſte. Sie verdanken ihre Entſtehung den geſchickten Händen des Berliner Bildhauers J. Kaffſack. Sie ſind polychrom behandelt, und die geſchickte Anwendung von Farben an den Holzbauwerken und den in Pappſtuck aufgeführten Ornamenten macht auf das Auge des Beſchauers einen wohlthuenden Eindruck. Von der Höhe des Thores begrüßt ein blondgelockter Jüngling, der vierzehnjährige Genius des Deutſchen Reichs, die deutſchen Schützen. Das Bild iſt vom Hiſtorienmaler J. Mühlenbruch in Berlin entworfen und ausgeführt. Von demſelben Meiſter ſtammen auch ein humoriſtiſch auf das Jägerlatein mancher Schützen anſpielendes Bild auf der Rückſeite des Thores und das farbenprächtige, figurenreiche, große Gemälde über dem Haupteingange zur Feſthalle, welches allegoriſch die Freude und den Frohſinn des Feſtes darſtellt, auf die hier gebotenen materiellen Genüſſe und auf die dem Sieger im friedlichen Wettkampf winkenden Siegespreiſe hinweiſt.

Der Innenraum der Feſthalle iſt mit den Koloſſalbüſten des Kaiſers und des Königs Albert, mit Wappen, Flaggen, Wimpeln und Kränzen reich und ſinnig dekoriert. Ein geſtreiftes Velarium dämpft das Oberlicht auf angenehme Weiſe, und die ſechzig großen Lichtöffnungen, welche ſich am oberen Teil der Längswände hinziehen, ſind nicht verglaſt, ſondern in ſinnreicher Weiſe mit Rahmen von transparenter Leinwand verſetzt, die mit Muſtern nach Art ſtilvoller Glasmalerei verſehen und durch Figuren und Wappen noch reicher geſchmückt ſind. Gegen den Winddruck werden dieſe Leinwandfenſter durch Drahtgitter geſchützt und ſie geben dem Innern des Rieſenraumes nicht nur ein angenehmes ruhiges Licht, ſondern tragen gleich Ventilatoren auch zur Erhaltung einer gleichmäßigen Temperatur, ſelbſt bei zahlreichem Beſuch der Halle, das Ihrige bei. Entwurf und Ausführung dieſer Arbeiten lag in den Händen des Malers M. Roedig aus Dresden.

Dem Wirtſchaftsausſchuſſe lag die Fürſorge für das materielle Wohlbefinden der Feſtgäſte ob. Die fünf Bierwirtſchaften wurden von demſelben an ebenſoviele große Brauereien verpachtet, die eine Pachtſumme und außerdem nach Art indirekter Beſteuerung eine beſtimmte Abgabe für jeden angeſchenkten Hektoliter Bier entrichten müſſen. Die Pächter ſorgen für einen angemeſſenen Schmuck der ihnen überwieſenen Räumlichkeiten ſelbſt und es dürfte ſich in den letzten Tagen vor dem Feſte ein edler Wettſtreit unter ihnen entwickeln. Der Wirtſchaftsausſchuß mußte ferner bemüht ſein, die Bewirtſchaftung der großen Feſthalle bewährten leiſtungsfähigen Händen anzuvertrauen, er mußte mit Kennerſchaft für edlen „ſuffigen“ Schützenwein ſorgen, kam den Bedürfniſſen der zahlreichen Arbeiter während der Bauzeit durch Errichtung einer beſonderen Kantine entgegen, und die vielen bei der Entſcheidung über die Anordnung der verſchiedenen Bankette auftauchenden Schwierigkeiten und Fragen erſtreckten ſich naturgemäß auf manche anſcheinend ganz bedeutungsloſe Einzelheiten.



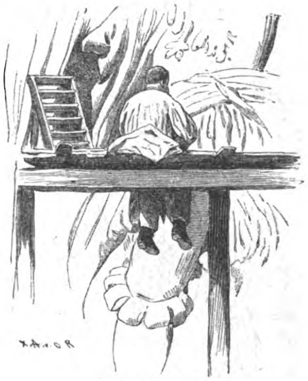
Farbendekoration.



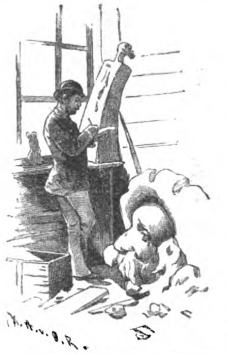
Letzte Ausſchmückung.

Der Ordnungs- und Verkehrsausſchuß hat zunächſt durch Herſtellung einer von den letzten Häuſern der Stadt in ſchnurgerader Linie auf das Hauptthor des Feſtplatzes zuführenden neuen Straße dem Feſte die Wege gebahnt und fürſorglich alle möglichen Verkehrsmittel nach und von dem Feſte bereit geſtellt. Auch der Verkehr nach der Feſtſtadt iſt durch die Bemühungen dieſes Ausſchuſſes erleichtert. Er iſt mit mehr als ſiebzig verſchiedenen Eiſenbahnverwaltungen in Briefwechſel getreten. Viele von dieſen haben Fahrtvergünſtigungen für die Feſtbeſucher zugeſtanden, und von faſt allen Nachbarſtädten werden Extrazüge während der Feſttage zu ſehr ermäßigten Preiſen nach Leipzig eingelegt.

Die Arbeiten des Wohnungs- und Empfangsausſchuſſes werden erſt während des Feſtes ihren Höhepunkt erreichen. Der Ausſchuß hat ſich weiter in einen Wohnungs- und einen Empfangsausſchuß mit gemeinſamem Vorſtande geteilt, von denen der letztere auf den ſieben Leipziger Bahnhöfen, welche zu dieſem Behufe feſtlich geſchmückt ſind, die Feſtgäſte empfangen wird. Die zahlreichen Mitglieder des Wohnungsausſchuſſes haben ſich der Mühe unterzogen, etwa 6000 Wohnungen, die für die Aufnahme von Schützen zur Verfügung geſtellt wurden, einzeln auf ihren Zuſtand und ihre Preiswürdigkeit zu prüfen und dann jedem der angemeldeten Schützen eine Wohnungskarte auszuſtellen. Auch ein Maſſenquartier auf 300 Lagerſtätten wurde vom Wohnungsausſchuß eingerichtet.



Der Bildhauer an den koloſſalen Portalfiguren.



In der Werkſtatt des Bildhauers.

Von ſeiten des Preßausſchuſſes iſt ein Aufruf in künſtleriſcher Ausführung erlaſſen, welcher alle deutſchen Schützen zum Feſte ladet. Zur Förderung des Unternehmens werden außerdem ſeit Monaten regelmäßige Nachrichten über deſſen Fortgang an ſämtliche Leipziger Zeitungen und über 230 auswärtige Blätter aller Länder geſandt. Der Preßausſchuß hat eine kunſtreich geſchmückte Feſtkarte und einen Schützenführer herſtellen laſſen, ein kleines handliches Buch, welches die Feſtbeſucher über alles Wiſſenswerte in Bezug auf das Feſt und die Feſtſtadt aufklären ſoll, und gibt endlich eine illuſtrierte Feſtzeitung in zwölf Nummern heraus.

Der Feſt- und Zugausſchuß hat das Programm für die Feſtlichkeiten der Woche entworfen, in welchem der Feſtzug mit zahlreichen koſtümierten Gruppen eine Hauptrolle ſpielt, und vielfache Korreſpondenzen, weitgehende Vorbereitungen, die Heranziehung beſonderer Künſtler zum Entwerfen und Zeichnen der Figurinen, die Beſchaffung der betreffenden Koſtüme ꝛc. nötig machte. Der Feſtausſchuß hat auch einen Teil des weiteren Feſtplatzes zu einem Volksbeluſtigungsplatze im engeren Sinne umgeſtaltet, wo ſich durch Schauſtellungen aller Art, durch Schießbuden, Karuſſels, Panoramen, photographiſche Ateliers, Wachsfigurenkabinetts, durch Zwerge und Athleten ein beſonders reges Leben entwickeln wird.

Zuletzt kommt der Schießausſchuß, weil er dem Feſte erſt ſeinen eigenartigen Charakter aufdrückt. Derſelbe ſetzt ſich der Natur der Sache nach aus Schützen, Mitgliedern der Leipziger Schützengeſellſchaft zuſammen, und wenn alle Ausſchüſſe, wie aus der bloßen Aufzählung ihrer Aufgaben erſichtlich wurde, vollauf beſchäftigt geweſen ſind, ſo war der Schießausſchuß mit Arbeiten ſchier überhäuft. Er beſorgte die Verſendung des Aufrufs, und hat dabei etwa 5500 Kreuzbandſendungen im Gewichte von rund 12$^1/_2$ Zentnern der Poſt übergeben. Beſondere Aufmerkſamkeit mußte den Schutzvorrichtungen auf dem Schießplatze zugewendet werden. Sie wurden, da Erdarbeiten unthunlich erſchienen, aus Holzwällen hergeſtellt, die im ganzen etwa 3000 Raummeter Scheitholz verſchlungen haben. Rechtwinklig gegen die Linie der Schießhalle aufgeführte Holzdämme fangen jede Kugel ab, welche ſich durch irgend ein Verſehen des Schützen etwa ſeitwärts verirren ſollte, und ermöglichen einen ungehinderten Verkehr des Aufſichtsperſonals und der Zieler zwiſchen den Scheiben und der Halle. Die der Schießhalle quervor aufgeſtapelten Holzmaſſen dagegen dienen als eigentliche Kugelfänge. Die Lücken zwiſchen den einzelnen Scheiten ſind ſorgfältig mit kleinen Holzſtückchen verkeilt, und die ganze Wand auf der Rückſeite mit einer Eiſenplatte bedeckt. Um der Gefahr völlig vorzubeugen, daß einzelne Kugeln über die hohen Kugelfänge hinweggehen könnten, ſind hölzerne Querplanken zwiſchen dem Schützenſtande und der Scheibe angelegt, die jedes Blei auffangen müſſen. Die Zieler befinden ſich an der Scheibe, ſind durch doppelte Holzwände geſchützt, deren Zwiſchenraum mit Kies aufgefüllt iſt, und jede Scheibe iſt mit dem zugehörigen Stande durch eine doppelte elektriſche Leitung verbunden, ſo daß auch in dieſer Beziehung Unordnungen und Verwechslungen kaum möglich ſind.

Hermann Vogt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Verlag von VELHAGEN & KLASING in Bielefeld und Leipzig.

Flinzer's Zeichenhefte

für Schüler und Liebhaber des Zeichnens.

◆

Jedes Heft mit technischen und künstlerischen Unterweisungen.

◆

Erschienen sind 14 Hefte:

Ornament-Zeichnen:

Naturalistisches Pflanzen-Ornament (Heft 1/4)
Griechisches Ornament, farbig (Heft 5/6)

◆

Tier-Zeichnen:

Geflügel (Heft 7/8) — Haustiere (Heft 9/10)
Raubtiere (Heft 11/12)

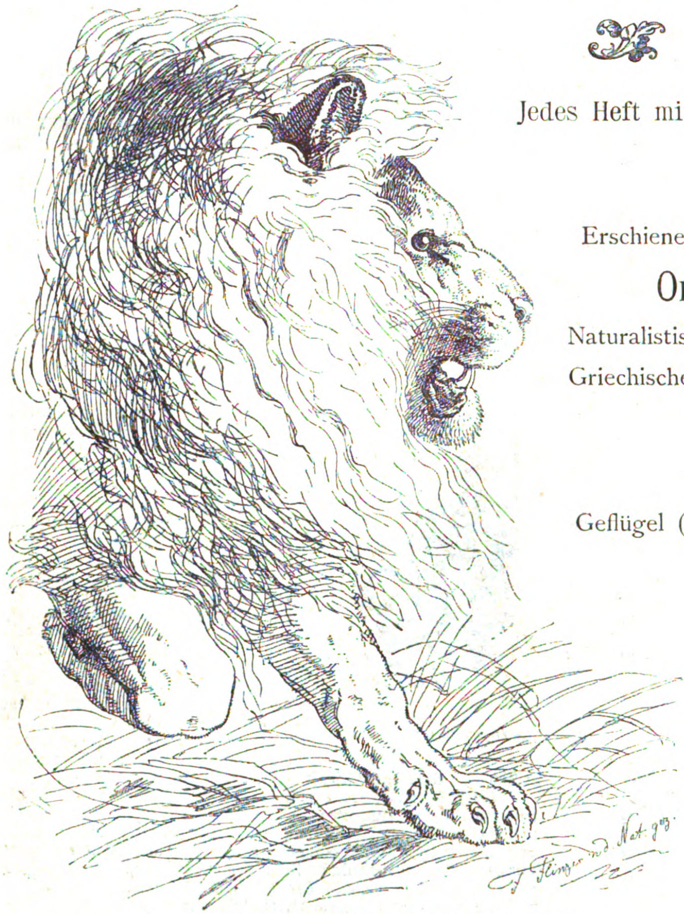
◆

Menschliche Figur:

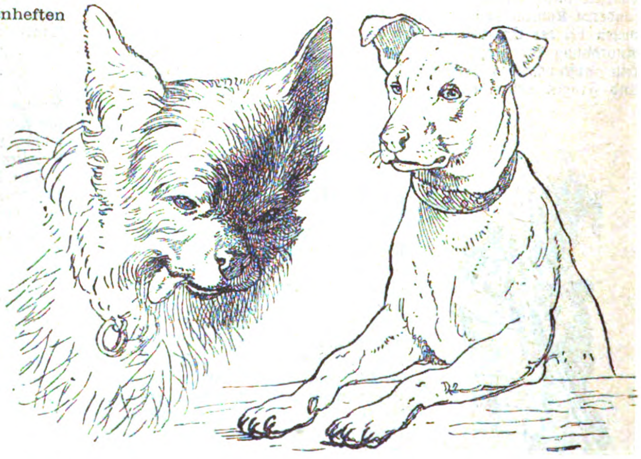
(Heft 13/14).

◆

Preis des schwarzen Heftes 55 Pf.
„ „ farbigen „ 65 „


T. Flinzer nach Nat. gez.

Proben aus Flinzers Zeichenheften



Diese Hefte des als Künstler wohlbekannten und als Verfasser des „Lehrbuchs des Zeichenunterrichts“ auch in der pädagogischen Welt geschätzten Inspektors des Zeichenunterrichts an den städtischen Schulen Leipzigs sind nach einem neuen und eigenartigen Plane bearbeitet. Sie sind sowohl für Dilettanten wie für Schulen bestimmt, besonders werden die Ornamenthefte den auf kunstgewerbliche Ausbildung gerichteten Erziehungstendenzen der Gegenwart förderlich sein.

Das Unternehmen ist darauf gerichtet, im Anschluss an das Lehrbuch des Verfassers den Zeichenunterricht aus den Fesseln einer geistlosen Routine zu befreien und zu einem wirklich lebendigen Unterrichtsgegenstande zu erheben.

Durch jede Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht zu beziehen.

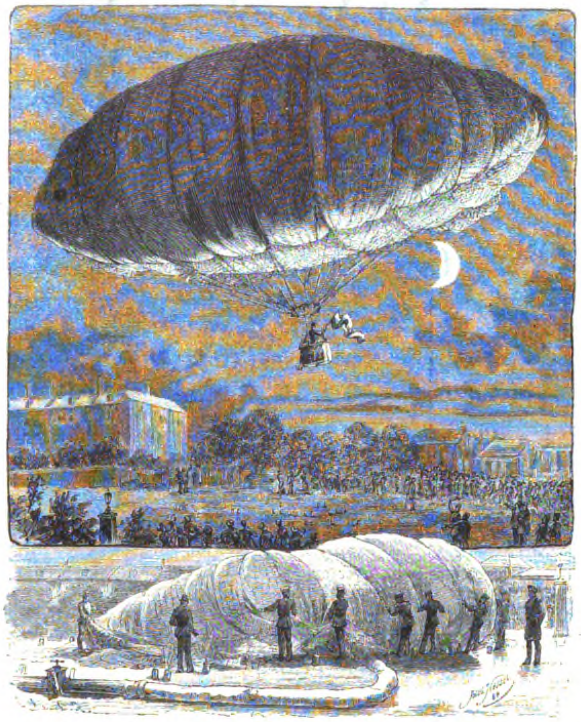
Daheim-Beilage zu No. 43. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Eine nächtliche Luftſchiffahrt in Dresden.

Vom Feldſchlößchengarten, dem „Luftballon-Eldorado“ der Dresdner, aus ſtieg am 30. Juni abermals eines der „Vehikel der Zukunft“ auf. Diesmal unterſchied es ſich ſchon in ſeiner äußeren Form weſentlich von den Luftſchiffen, in welchen Godard, Securius u. a. von hier in die höheren Regionen ſtiegen. Von Nachmittag drei Uhr ab begann die Füllung des 850 Kubikmeter Gas haltenden „Komet“, welcher, aus gefirnißtem Seidenſtoffe beſtehend, ſich bald ſtattlich unter dem ihn umhüllenden Tau- und Netzwerk zu blähen begann. Fünfzehn Soldaten ſorgten unter Anleitung des Luftſchiffers G. Rodeck durch Anziehen des Netzes und Einhaken der Sandſäcke für eine möglichſt gleichmäßige Verteilung des durch ein umfangreiches Rohr in die Mitte des Ballons einſtrömenden „hebenden“ Elements, bis das Füllungsexperiment beendigt war und der „Komet“ in der Form eines gigantiſchen Cylinders ſich den zahlreich erſchienenen Zuſchauern zeigte. Inzwiſchen war es Abend gegen halb zehn Uhr geworden und das Befeſtigen des Korbes an den Ballonreifen, an welch letztere wieder die zahlreich herabhängenden Taue gebunden werden mußten, war, trotz vorgeſchrittener Dunkelheit, ſchnell von ſtatten gegangen. Der Luftſchiffer ſchwang ſich in den Korb — ein kurzes Kommando: „los!“ — und majeſtätiſch ſtieg der „Komet“ empor, prächtig beleuchtet von den intenſiv leuchtenden Strahlen des Mondes und begünſtigt von ruhigem ſchönen Wetter. — In einer Höhe von 1840 Meter gelangte der Ballon infolge der nur äußerſt ſchwach bewegten unteren Strömung zum vollſtändigen Stillſtande, es gelang aber dem Luftſchiffer, durch Ballaſtauswerfen eine günſtigere Strömung in der Höhe von 2640 Meter, bei einer Temperatur von 2½ Grad Kälte, zu erreichen. Der Ballon ſchlug einen nordöſtlichen Kurs ein und landete ſchließlich nach nur einſtündiger glücklicher Fahrt dicht neben einem Granitſteinbruche im Plauenſchen Grunde, nahe bei dem Dorfe Döltzſchen.

Paul Heydel.



Nächtliche Luftballonfahrt des Luftſchiffers Rodeck in Dresden am 30. Juni.
(Unten: Die Füllung des Ballons.)

Gewerbliche Umſchau.

Einen wirklich praktiſchen Apparat bringt Heinrich Zeiß in Frankfurt a. M. auf den Markt, einen Briefregiſtrator, der vorausſichtlich eine ähnliche Umwälzung auf dem Gebiet der Korreſpondenz herbeiführen wird, wie ſ. Z. die Kopierpreſſe und zwar nicht nur für die kaufmänniſche Geſchäftsführung, ſondern für alle die Kreiſe, welche überhaupt einen ausgedehnten Briefwechſel führen. Der Briefregiſtrator, deſſen Preis ſich auf zehn Mark ſtellt, beſteht aus einer handlichen Wandmappe, in der die eingehende Korreſpondenz alphabetiſch derart geordnet iſt, daß jeder einzelne Brief ſofort aufzufinden und einzuſehen iſt, und die ganzen Briefſchaften ſich zugleich als ein überſichtliches Ganze darſtellen. Die leidige Mühe, wegen eines Briefes Hunderte von Skripturen durchzuſehen, wird dabei ebenſo erſpart, wie das Sortieren derſelben in verſchiedene Fächer und Mappen. Sehr angenehm iſt endlich, daß dem Regiſtrator ſelbſt feſtgebundene Kartons beigegeben ſind, in denen der Inhalt desſelben von Zeit zu Zeit ohne beſonderes Einbinden dauerhaft zuſammengeſtellt werden kann. Für einen Privatmann und wohl auch für größeren landwirtſchaftlichen Betrieb reicht ein ſolcher Karton für mindeſtens ein Jahr aus und gewährt dauernd eine vollkommene Überſicht über die geſamte Korreſpondenz während desſelben: ihrer mehrere, im Lauf der Zeit angeſammelt, bilden gewiſſermaßen eine kleine Bibliothek, in welcher der ganze Briefwechſel in Buchform aufgehoben iſt. Wer jemals ſtundenlang nach „verlegten“ Briefen geſucht hat — und bekanntlich paſſiert dies leider auch dem ordentlichſten Manne — wird die praktiſche Anordnung des Apparats nach kurzem Gebrauch erkennen und ihn ſelbſt als eine dankenswerte Erleichterung begrüßen.

* * *

Unter den zahlreichen Schloßkonſtruktionen, welche neuerdings auftauchten und ſelbſtverſtändlich patentiert wurden — denn was würde nicht patentiert, verdienen die Vorhängeſchlöſſer der Fabrik von Benſel & Schubart in Radevormwald beſondere Aufmerkſamkeit wegen ihrer großen Bequemlichkeit im Gebrauch. Während man bisher den Schloßbügel nach dem Schließen beſonders aufziehen mußte, ſpringt derſelbe hier von ſelbſt auf. Wichtiger aber erſcheint noch, daß das Zuſchließen der Schlüſſel nicht notwendig iſt, ſondern das Herabdrücken des Bügels gleichzeitig das Schloß ſchließt und anderſeits bei dem für Herumdrehen des Schlüſſels, wenn man dieſen benutzen will, der Bügel von ſelbſt zuſpringt. Die Schlöſſer ſind alſo in der That in gewiſſem Sinne ſelbſtthätig und ſie gewähren zugleich einen höheren Grad von Sicherheit inſofern, als die Stellung des Bügels ſelbſt anzeigt, ob das Schloß offen oder geſchloſſen iſt: iſt der Bügel herabgedrückt, ſo iſt das Schloß ſtets geſchloſſen, was bei den bisherigen Konſtruktionen keineswegs der Fall war.

Haſſo Harden.

* * *

Von verſchiedenen Seiten wird neuerdings die Holzaſche als ein ganz vortreffliches Düngemittel für Äpfel- und Birnbäume empfohlen. Dieſelbe wird in eine vorſichtig zehn Zentimeter tief um den Stamm eingegrabene Vertiefung eingeſtreut, mit gewöhnlichem Dünger bedeckt, dann gut angegoſſen und verſchüttet. Selbſt bei ſchon verloren gegebenen, anſcheinend total erſchöpften Stämmen hat das einfache Verfahren die beſten, bisweilen geradezu überraſchenden Reſultate gezeitigt.

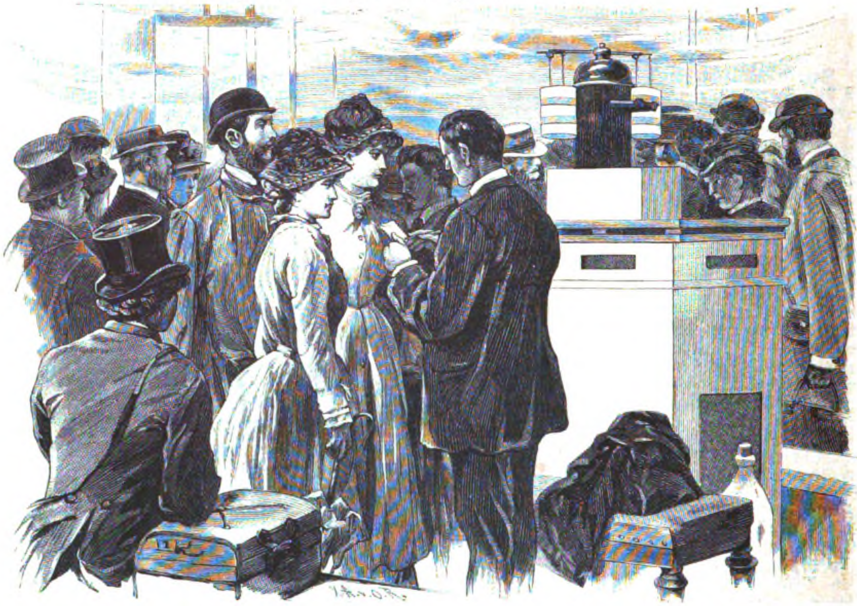
* * *

Die leidige Seekrankheit dürfte bald ihre Schrecken verlieren und aufhören, unſere Ozeantouriſten heimzuſuchen, wenn das neu patentierte Schlingerbett von François Lebaco in Brüſſel das hält, was ſein Erfinder verſpricht. Ein Bettkaſten iſt in einem doppelten Rahmen aufgehangen und in dieſem durch Rollen beweglich, ſo daß ſich nach dem bekannten ſchon ſeit langer Zeit auf Schiffsuhren ꝛc. angewendeten Prinzip die Bewegungen des Fahrzeugs nicht auf das innere Geſtell und ſeinen glücklichen Inhaber ſelbſt übertragen können. Die Idee ſcheint in der That im wörtlichſten Sinne — geſund. Leider kann man aber eine Reiſe von Hamburg nach Melbourne doch nicht gut ausſchließlich im Bette zubringen, und ſo wird ſich der Ozean ſeinen Tribut doch wohl kaum ganz nehmen laſſen.

Daheim-Beilage zu No. 44. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Cholera in Frankreich.



Die Cholera in Frankreich: Desinfektion der von Toulon und Marſeille kommenden Reiſenden auf dem Bahnhofe zu Lyon.

Sobald konſtatiert war, daß es ſich in Toulon nicht, wie man anfangs annahm, um die verhältnismäßig unſchädliche europäiſche Form der Cholera, ſondern um die aſiatiſche handelte, bemächtigte ſich der Bevölkerung naturgemäß der äußerſte Schrecken, und dieſer ſteigerte ſich noch, als die Seuche auch das volkreiche Marſeille ergriff. Wer irgend konnte, ſuchte aus der Stadt zu entfliehen, gegen 60 000 Menſchen ſollen allein Marſeille verlaſſen haben. Aber auch in Toulon ſah es aus wie in einer von der Peſt ergriffenen Stadt, auch von dort aus floh alles, was irgend fortkonnte. Wunderbarerweiſe iſt die Krankheit aber von dem Strom der Flüchtlinge, der ſich nach allen Seiten hin über die benachbarten Städte und Provinzen ergoß, nicht verſchleppt worden, ſondern mit Ausnahme von Marſeille auf Toulon beſchränkt geblieben. Wohl kamen auch in Aix, in Nismes und in anderen Städten einzelne Fälle vor, aber da ſich keine neuen Anſteckungsherde bildeten, kann man annehmen, daß die der Krankheit erlegenen Perſonen den Keim derſelben bereits mitgebracht hatten.

Bei der Stellung, welche die Hauptſtadt in dem durchaus zentraliſierten Frankreich einnimmt, erſchien Paris vorzugsweiſe bedroht, denn es war ganz unmöglich, es von einem Platze wie Marſeille oder gar von ganz Südfrankreich abzuſperren. Man mußte ſich daher darauf beſchränken, die aus den nicht ganz ungefährlichen Städten eintreffenden Reiſenden und ihr Gepäck, ſo gut es ging, zu desinfizieren. Wer auf dem Lyoner Bahnhof in Paris eintrifft und von Marſeille oder Toulon kommt, muß für eine halbe Stunde in den Desinfektionsſaal, in dem durch desinfizierende Chemikalien eine Luft hergeſtellt iſt, von der man annimmt, daß Cholerabacillen in ihr nicht leben können.

Unterdeſſen iſt das Gepäck in einen anderen Saal geſchafft, wird dort geöffnet und ebenfalls desinfiziert. Erſt nachdem Menſchen und Gepäck ſo behandelt worden ſind, werden ſie wieder frei und können ihrem Beſtimmungsort zugeführt werden. Die Waggons aber, die ſie brachten, kommen auf beſondere Geleiſe und werden ihrerſeits der gründlichſten Reinigung und Desinfektion unterzogen. Ob alle dieſe Maßregeln zum Ziele führen würden, wenn die Seuche überhaupt die Neigung hätte, ſich auszubreiten — was, Gott ſei Dank dafür, ja nicht der Fall zu ſein ſcheint — erſcheint freilich zweifelhaft. —

Umſchau in fernen Landen.

Die Zahl der Chineſen in den hinterindiſchen Beſitzungen der Engländer nimmt in einer ſo gewaltigen Weiſe zu, daß man dieſe ſchon als chineſiſche Länder bezeichnen kann. Die Eingebornen, alſo die Malaien ꝛc., treten vor den Söhnen des himmliſchen Reiches ſchon ſtark zurück, und die britiſchen Reſidenten ſehen ſich plötzlich als Herren eines chineſiſchen Staates. Das wird auch in einem ſehr intereſſanten Werke hervorgehoben, welches von der bekannten Engländerin Iſabella Bird herrührt, einer Dame, welche bereits Nordamerika, die Südſee und Japan bereiſte und vortrefflich ſchilderte. Ihr neueſtes Buch, in deutſcher Überſetzung bei F. Hirt & Sohn ſoeben erſchienen, führt den Titel: „Der goldne Cherſones“ und behandelt die hinterindiſche Halbinſel. Die Dame hat ſich viel unter den Chineſen herumgetrieben, welche bei Malakka die Zinngruben betreiben. Sie ſagt, daß die Chineſen als Koloniſten ebenſogut wie die Engländer ſeien und dabei arbeitſamer, ſparſamer, nüchterner. Außerdem können ſie die Tropenhitze vertragen, was dem Europäer verſagt iſt. Aber ſie bilden gefährliche geheime Geſellſchaften, ſogenannte Hoeys, welche mit dem Staate leicht in Konflikt geraten und untereinander ſich gegenſeitig bekämpfen und wie verſchiedene fremde Völker ſich einander gegenüberſtehen. Iſabella Bird wurde bei den reicheren Chineſen eingeführt, von denen ſie folgende Schilderung entwirft: „Viele von ihnen beſitzen bequeme Wagen und benützen Ponies. Ihre Frauen — es gibt deren im ganzen nur wenige — kleiden ſich in prächtige Gewänder, und ihre ſanften, guterzogenen Kinder ſind mit Gold und Diamanten förmlich überladen. Wohin wir kamen, wurde uns Kuchen und Wein, häufig auch Champagner angeboten, meiſt zogen wir aber Thee vor, welcher den ganzen Tag über in mächtigen Kannen bereit ſteht, die zur Vermeidung des Kaltwerdens in dickwattierte Körbe verpackt ſind. In einem Hauſe wurde der Thee und der Kuchen von niedlichen kleinen Mädchen herumgereicht, und alle Kleinen, ſelbſt die kleinſten, die kaum auf den Füßen zu ſtehen vermochten, kamen herbeigetrippelt, um uns die Hand zum Gruße zu reichen. Alle dieſe Familien machten durch ihr geſittetes Weſen einen überaus wohlthuenden Eindruck. Ehrerbietung gegen das Alter gilt als die vornehmſte aller Tugenden, und das Betragen der Kinder iſt gleichmäßig frei von Vorlautheit und Schüchternheit. Die Mädchen trugen Kronen von dunkelrotem Golde, reich mit Diamanten beſetzt; von ihrem zwölften Jahre an werden dieſe zarten Geſchöpfe in ſtrenger Verſchloſſenheit gehalten; keines Mannes Auge, mit Ausnahme ihres Vaters, darf ferner auf ihnen ruhen, bis zu dem Tage der Hochzeit, da der Bräutigam den verhüllenden Schleier lüftet.“

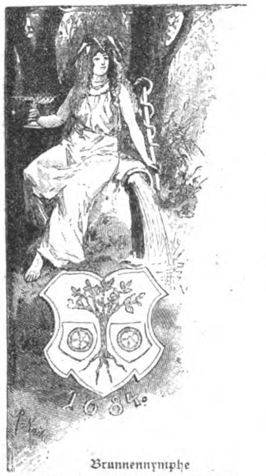
* * *

Es iſt der Bericht über eine ruſſiſche Geſandtſchaftsreiſe nach Afghaniſtan im Jahre 1879 erſchienen. In demſelben erzählt Dr. Jaworski von der Paſſage des Bamianthales mit ſeinen fünf Stockwerk hohen Höhlenwohnungen und den Koloſſen, die dort aus Stein ausgehauen ſind. Die Bavaria in München iſt ſechzehn Meter hoch, der von Jaworski geſchilderte ſteinerne Rieſe aber 140 Fuß oder 45 Meter. Er ſteht in einer zwanzig Meter breiten Niſche und hängt am hintern Teile mit dem Felſen zuſammen, aus dem er ausgehauen iſt. Das Geſicht iſt bis zur Unterlippe zerſtört, um den Hals läuft eine Ziegelmauer, die eine Art Galerie bildet. Die Bruſt iſt flach, die bis zum Ellbogen vorhandenen Arme liegen dicht am Leibe, die Füße ſind zerſtört. Die Geſtalt iſt mit einem, am obern Teile gut erhaltenen Gewande von weißem Stucke begleitet. Am Felſen führt eine Treppe zum Kopfe hinauf und zwiſchen den Füßen des Koloſſes befindet ſich der Eingang zu einer geräumigen Höhle. Die Bewohner der Umgegend erzählen, Tſchingis-Chan habe dieſen und noch einige benachbarte Koloſſe verſtümmelt; über den Urſprung desſelben iſt ihnen nichts bekannt.

Daheim-Beilage zu No. 45. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Das Brunnenfeſt in Freienwalde a. O. 1684—1884.



Brunnennymphe
aus dem allegoriſchen Feſtſpiel.

Gerade zweihundert Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem der große Kurfürſt das märkiſche Bad Freienwalde aufſuchte, um bei den heimiſchen Quellen Linderung der Leiden zu ſuchen, welche ſich als Folgen der Kriegsſtrapazen und des Alters eingeſtellt hatten und gegen welche fremde, vielgeprieſene Heilwaſſer ſich ohnmächtig erwieſen hätten.

Schwediſche Offiziere und Soldaten, denen ſtatt der Lorbeeren gichtiſche Gebrechen und ſchmerzende Narben zuteil geworden waren, hatten überraſchende Heilung durch den Gebrauch der Freienwalder Quellen gefunden und da ſich das Waſſer gegen allerlei Schäden und ſelbſt gegen hartnäckiges Fieber erfolgreich gezeigt hatte, ſo ward von ſolchen Wunderkuren Bericht an den kurfürſtlichen Hof in Berlin abgeſtattet.

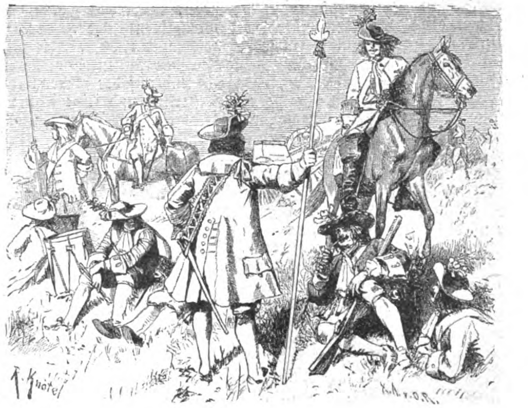
Der große Kurfürſt betraute ſogleich den Chemiker Johann Kunckel, der auf der Pfaueninſel alchimiſtiſch experimentierte, und wenn auch nicht das Goldmachen, ſo doch die Darſtellung des Phosphors und des Rubinglaſes erfand, mit der Unterſuchung der Quellen. Als auch noch der Leibarzt Dr. Mentzel und Prof. Dr. Albinus ein günſtiges Urteil fällten, begab ſich im Jahre 1684 der große Kurfürſt nebſt Gemahlin, dem Prinzen und dem ganzen Hofſtaat nach Freienwalde, um die Kraft des Geſundbrunnens an ſich ſelbſt zu erproben. Der Sieger von Fehrbellin fand die erhoffte Linderung ſeines Gichtleidens und da Prinz Philipp Wilhelm durch den vierwöchentlichen Gebrauch des Brunnens auffallende Beſſerung eines Gehörübels verſpürte, ſo verbreitete ſich nicht nur der Ruf der Quellen, ſondern es ward von dieſem Zeitpunkt ab Freienwalde das Bad der Hohenzollern. Alljährlich, bis zu ſeinem Tode, beſuchte der große Kurfürſt die Quellen. Später (1704) kam der König Friedrich I zur Brunnenkur nach Freienwalde. Baumeiſter Schlüter mußte ein Luſtſchloß erbauen, wie überhaupt faſt jeder Fürſt aus dem Hauſe Hohenzollern, Friedrich Wilhelm I, Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II, Schlöſſer und Häuſer bauen ließen, von denen jedoch nur noch einige Reſte erhalten ſind.

Geblieben iſt aber die Schönheit der Gegend und die Heilkraft der Quellen, welche in einem lieblichen Thale klar hervorſprudeln. Waldesduft und Waldeszauber umweben das Brunnenthal, in deſſen windgeſchütztem Keſſel das Badehaus und das Kurhotel liegen. Von den Höhen, namentlich vom Kapellenberge, hat man eine entzückende Ausſicht in das Thal hinab und auf die geſegneten Fluren des Oderbruchs, die ſich weithin ausdehnen, durchfurcht von den zahlreichen Armen der Oder, welche den Wieſen und Feldern belebendes Waſſer zuführen. Man glaubt nicht, wie ſchön die Mark hier iſt, wenn nicht das Auge dieſe Reize der norddeutſchen Landſchaft ſchaute: die Höhenzüge, Feld und Fluß, die geheimnisvollen Seen in den ſich meilenweit hin erſtreckenden Wäldern, die belebt ſind von Wild und zutraulichen Singvögeln. Der holden Göttin Freia hatten unſere Vorfahren hier ein Heiligtum errichtet, der ſegenſpendenden Göttin eine Stätte in der mit Fruchtbarkeit und Schönheit geſegneten Gegend. Daher ſtammt nach der Ausſage der Gelehrten der Name Freienwalde.

Der Beſuch des großen Kurfürſten war die Urſache von dem Aufblühen der Stadt und in dankbarer Erinnerung daran wurde beſchloſſen, ein Feſt zu feiern, nun da das zweihundertſte Gedenkjahr herangekommen war. Es iſt gut, daß alte Chroniken geſchrieben wurden und aufbewahrt worden ſind, und gut iſt es auch, daß kluge Leute darin leſen und den Mitlebenden ſagen was ſie enthalten, damit altes nicht vergeſſen werde und die jüngeren wiſſen, was ſie der Vergangenheit ſchuldig ſind und erfahren, wie tief die Wurzeln des heute grünenden und blühenden Baumes in die frühere Zeit hineinreichen. Diesmal waren es Viktor Blüthgen in Freienwalde und Dr. Emil Jacobſen in Berlin, welche auf Grund der alten Aufzeichnungen die Idee des Brunnenfeſtes nicht nur anregten, ſondern auch thätig förderten, zumal die Freienwalder Bürgerſchaft mit Luſt und Eifer ſogleich daran ging, dieſen Gedanken zu verwirklichen und in der Feſtfeier, welche der Erinnerung an den Ahnherrn galt, dem geliebten Herrſcherhauſe eine Huldigung darzubringen.

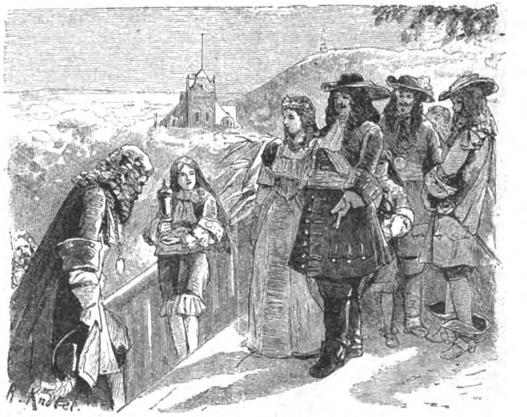
Die Opferwilligkeit und Schaffensfreudigkeit, mit der jeder Hand anlegte, die Stadt zu ſchmücken, gab ſich ſelbſt in den abſeits gelegenen Gäßchen zu erkennen: kein Haus war ohne Embleme, Blumengewinde und Tannengrün; die im ſtillen vorbereiteten Überraſchungen kamen jedoch erſt in dem Feſtzuge an den Tag, der am Montag den 21. Juli wahrhaft glänzend verlief.

In dem Schloßgarten hatten ſich die Teilnehmer bereits am Morgen verſammelt und warteten der Ankunft des Kronprinzen, der ſein Kommen zugeſagt hatte. Es war wirklich, als ob die alte Zeit wieder zurückkehren wollte. In den ſchattigen Gängen des Parkes harrten gruppenweiſe gar viele Leute in der Tracht des XVII. Jahrhunderts von allen Ständen. Da waren Hofleute, Damen und Kavaliere, Reiterei und Artillerie, die Zünfte mit ihren Abzeichen, Geſandtſchaften aus nah und fern, Reiſige und fahrend Volk. Die Terraſſe vor dem Schloß aber blieb frei. Nur der Sonnenſchein breitete ſich über den Raſen, Blumenbeeten und Kieswegen aus.

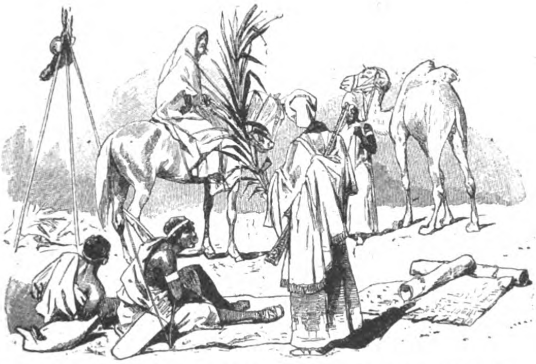


Kurbrandenburgiſche Musketiere im Gefolge des großen Kurfürſten.

Und nun hörte man ein Rufen von vielen tauſend Menſchen, das zu gewaltigem Brauſen anſchwoll und ſich mit dem feierlichen Geläute der Glocken vereinte. Der Kronprinz hatte die Stadt betreten. Mit ſolchem Jubel wurde wohl auch damals der große Kurfürſt begrüßt.



Begrüßung des großen Kurfürſten am Geſundbrunnen in Freienwalde.



Die afrikaniſchen Geſandten im Feſtzuge, als Vertreter der Kolonie-Friedrichsburg.

Der Wagen, in dem der Kronprinz und Prinz Heinrich Platz genommen, fuhr in den Schloßgarten ein und nachdem in dem Schloſſe ſelbſt die offizielle Begrüßung ſtattgefunden, entwickelte ſich das Feſtſpiel. Aus den Laubgängen traten die einzelnen Züge hervor. Der Magiſtrat der Stadt mit ſeinen feſtlich geſchmückten Damen, die Gilden und Zünfte, die Landleute und Reiſige in den farbenreichen Trachten jener Zeit näherten ſich der Freitreppe, während auf der oberen Terraſſe der große Kurfürſt (Maler Rathgen aus Berlin) und ſeine ſchöne Gemahlin (Frau Leutnant Rottenburg aus Freienwalde) in Begleitung des Kurprinzen (Maler Löſch) und eines wahrhaft glänzenden Gefolges von Hofdamen und Kavalieren erſchienen und vor der Freitreppe Halt machten. Der Bürgermeiſter (Herr Kramer, früher ſelbſt Bürgermeiſter der Stadt) begrüßte den Kurfürſten mit einer Anrede in Alexandrinern und bot dem Monarchen den Willkommenstrunk in goldenem Pokal, worauf dieſer antwortete: „So wollen wir denn ſonder Verzug ſelbige Quellen, davon wir vor unſere Geſundheit gutes erhoffen in Augenſchein nehmen, als wünſchend, daß Ihr zuſambt dieſen guten Bürgern uns Geleit geben möget.“

Der Zug ordnete ſich nun zum Marſche durch die Stadt nach dem Geſundbrunnen. Frau Dorothea ſtieg in die ſtilgerechte Staatskaroſſe. Ihr voran zogen zu Pferde der Kurfürſt und der Kurprinz mit einem Gefolge berittener Edler, die Bedeckung bildete ein Zug von kurbrandenburgiſchen Dragonern in weißen Wämſern, dann folgten der Hofſtaat, Gelehrte, die Hofküche, Spielleute und fahrend Volk, dargeſtellt von Berliner akademiſchen Künſtlern, die frohen Herzens dem Rufe des Dr. Jacobſen gerne folgten, um dem Gelingen eines patriotiſchen Feſtes thatkräftige Hilfe zu leihen. Max Schmid hatte das Arrangement des akademiſchen Zuges übernommen und mit künſtleriſch feinem Geſchmack durchgeführt, während Röchling, der „Kapitän im Regiment Dorothea“ eine Karthaune konſtruiert hatte, die den Eindruck der unbeſtreitbarſten Echtheit machte.

Eine Gruppe von überraſchender Wirkung bildeten die afrikaniſchen Geſandten in dem Zuge, die Vertreter der Kolonie Friedrichsberg, welche der große Kurfürſt in Guinea angelegt hatte. Dieſe ſchwarzen Geſellen, echt bis auf die kleinſten Einzelheiten, führten ein lebendes Kamel mit ſich, das die Geſchenke trug, und mochten gar manchem rätſelhaft erſcheinen. Aber gerade jetzt, da wie vor zweihundert Jahren deutſche Kolonialbeſtrebungen wieder auf afrikaniſches Gebiet gerichtet ſind, deutete hier im Rauſchen des Feſtes dieſe Gruppe auf den ernſten Gedanken hin, der früher nicht zur Ausführung kam, nun aber aufs neue Leben gewinnt und lauten Widerhall findet: die Kolonialpolitik. — Auf dem Brunnenplatze angelangt löſte der Zug ſich in maleriſche Gruppen auf. Der Kurfürſt und ſein Gemahl nahmen Platz auf einer Eſtrade, die Vorhänge welche die Halle der Königsquelle bis dahin den Blicken der Menge verbargen, öffneten ſich und heraus traten Quellgeiſter, liebliche Kinder im Nixengewande mit Schilf und Seeroſen in den Händen. Sie bildeten eine Gaſſe, durch welche Neptun mit den Nymphen der drei Quellen auf die Eſtrade zuſchritt und eine von Viktor Blüthgen trefflich im Stile der Zeit verfaßte Anrede an den Kurfürſten hielt. Wir heben beſonders die Zeilen hervor, welche ſich auf das freie Afrika beziehen, von denen wir hoffen, daß ſie ſich erfüllen mögen:

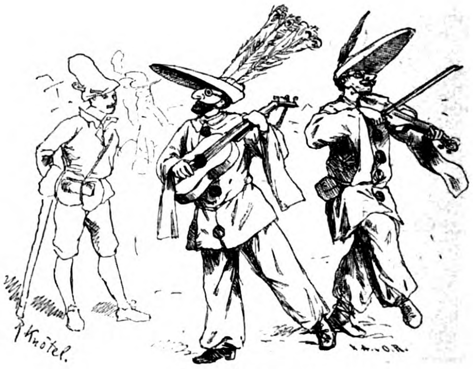
„Warum ſoll teutſche Art denn gar zurücke ſtehn
Da Briten, Gallier ſambt Niederland ſich eilen,
Mit Spanien, Portugall der Heiden Land zu teilen?
Der Zeiten Abgunſt zwar zeigt oft ſich hinderlich;
Doch geht ein gutes Werk nicht gänzlich hinter ſich,
Als welches wiederumb, wiewohl nach langer Friſt
Auf's neu wird angefaßt, bis daß es fertig iſt.
Wenn ſo Haus Brandenburgk der Teutſchen Vorteil hütet
Wird ſolch Beginnen ihm durch Ehren g'nug vergütet.“

Mit der Überreichung eines klaren Trunkes aus der Heilquelle und einem begeiſterten Hoch auf das Haus Hohenzollern ſchloß dies allegoriſche Spiel.

Der Kronprinz verließ mit Prinz Heinrich und Gefolge darauf das Bad, nachdem er Herrn Dr. Jacobſen ſeine Anerkennung über die glänzende Feier ausgeſprochen und ſich Frau Leutenant Rottenburg und Herrn Maler Rathgen hatte vorſtellen laſſen. Damit war der offizielle Theil des Feſtes beendet und nun begann ein Volksfeſt im beſten Sinne des Wortes, das in dem Hain der Freia gefeiert wurde, bis die Sonne geſunken war und die Stadt im Lichterglanze zu erſtrahlen begann.

Es war nicht allein der Sonnenſchein eines heiteren Julitages, der die Feſtſtimmung gab, ſondern der Sonnenſchein des Friedens, der dem Lande ſeit Jahren Segen bringt. Während das farbenreiche Spiel die Erinnerung an die Vergangenheit weckte und der große Kurfürſt und ſeine Zeit im Geiſte lebendig wurden, machte die Gegenwart ihr Recht um ſo machtvoller gelten in dem Gedanken an den getreuen Eckart des deutſchen Reiches, an das Hohenzollernhaus, dem vor kurzem ein friſcher junger Sproß geboren ward, an das Glück ein Deutſcher zu ſein, deſſen Vaterland einer glücklichen Zukunft entgegen geht.

Julius Stinde.



Fahrendes Volk.

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Das große Problem der Anwendung der Elektrizität auf die Fortbewegung von Fahrzeugen ohne beſondere Leitung, alſo durch Vermittelung von Akkumulatoren oder Elektrizitätsſammlern, rückt ſeiner Löſung entgegen. In Paris und London wurden in der letzten Zeit im großen und ganzen gelungene Verſuche mit Straßenbahnwagen veranſtaltet, bei welchen die Pferde durch unter den Bänken angeordnete Akkumulatoren erſetzt waren. Die Wagen liefen ſo glatt wie die der elektriſchen Bahn in Lichterfelde und mit ziemlich großer Geſchwindigkeit (zehn bis elf Kilometer in der Stunde). Es fragt ſich aber, was die Beförderungsart koſtet. Anderſeits hat die rührige engliſche Geſellſchaft, der wir das von uns beſchriebene elektriſche Akkumulatorenboot verdanken, für die Wiener Ausſtellung ein weit größeres derartiges Fahrzeug gebaut, welches gegen das erſte weſentliche Verbeſſerungen aufweiſt. Die Dynamomaſchine iſt nämlich hier nicht durch einen Treibriemen mit der Schraubenwelle verbunden, ſondern mit dieſer direkt verkuppelt. Die Schraube dreht ſich daher ebenſo raſch wie die Maſchine, d. h. mit der unerhörten Geſchwindigkeit von 680 Umdrehungen in der Minute. Sie konnte und mußte deshalb ſehr klein geraten, was übrigens als ein Vorteil anzuſehen iſt. Das neue elektriſche Boot legt etwa zwölf Kilometer in der Stunde zurück. — Bereits hat die engliſche Admiralität, ſowie Privatleute in England, ſolche Boote beſtellt.

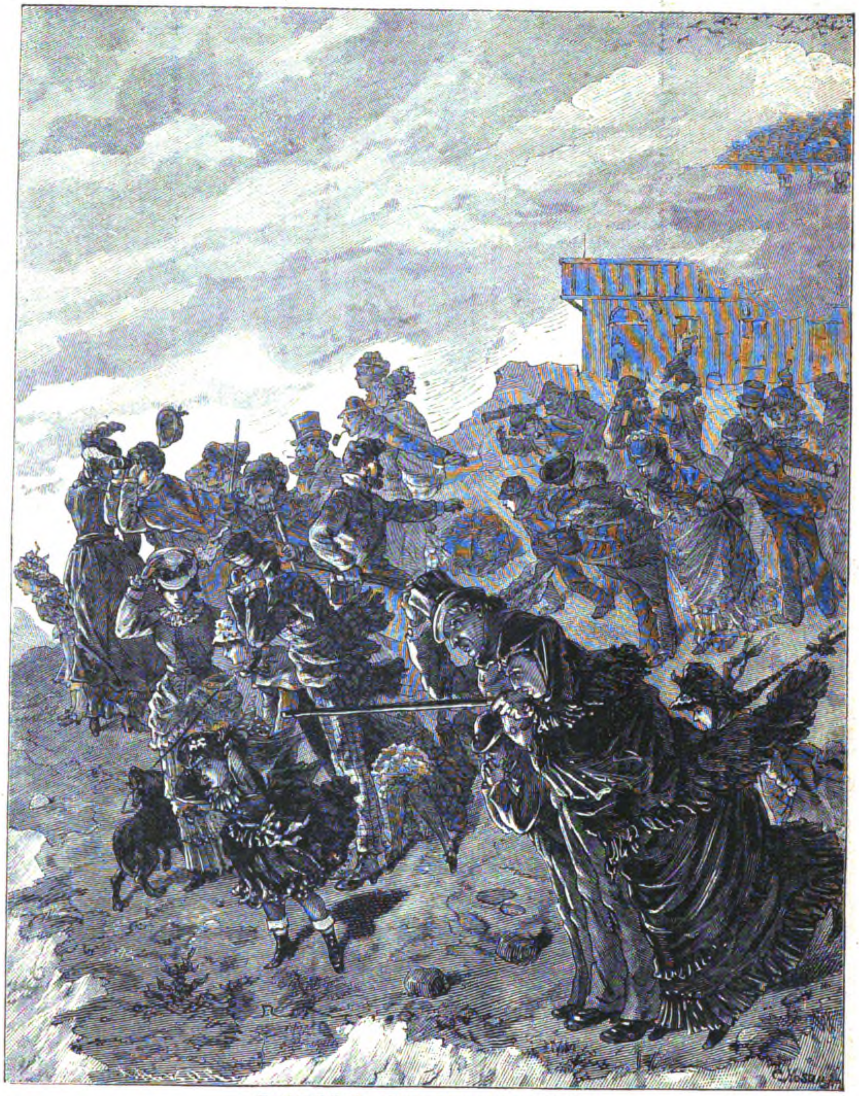
Daheim-Beilage zu No. 46. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Beim Sonnenaufgang auf dem Brocken.

Die Begeiſterung für den Sonnenuntergang iſt theoretiſch und praktiſch eine allgemeine, denn derſelbe gewährt ſelbſt denjenigen einen ungetrübten Genuß, die mit den Hühnern zu Bett zu gehen pflegen. Es warten ja auch dieſe Vögel meiſt das Scheiden der Sonne ab. Ganz anders liegen die Dinge in bezug auf den Sonnenaufgang, an dem wenigſtens der Städter im allgemeinen nur ein rein theoretiſches Intereſſe nimmt. In ſehr jungen Leuten beiderlei Geſchlechtes pflegt wohl früher oder ſpäter das brennende Verlangen zu erwachen, einmal die Sonne aufgehen zu ſehen, und wenn es gut geht, ſetzen ſie ihren Willen durch, aber ſie haben dann meiſt an dieſem erſten Verſuch für immer genug, alldieweil ſolch ein mit der Sommerſonne begonnener Tag verzweifelt lang iſt, zumal wenn er mit einem wüſten Kopf durchlebt ſein will. Man begnügt ſich daher ſpäter im allgemeinen damit, der Meinung zu ſein, daß der Sonnenaufgang noch ſchöner ſei als der Sonnenuntergang, hält ſich aber faſt ausſchließlich an das Minderſchöne. Faſt ausſchließlich, denn es gibt in der That eine Ausnahme. Wer nämlich ins Hochgebirge reiſt, muß von diverſen Bergſpitzen aus durchaus die Sonne aufgehen ſehen, und unſer norddeutſches Stückchen Hochgebirge, der Brocken, macht auch in dieſem Punkt keine Ausnahme. Solch ein Sonnenaufgang iſt nur zu oft ein verzweifelt zweifelhaftes Vergnügen. Man iſt am Abend ganz erſchöpft auf dem Gipfel angelangt und hat dann wohl noch gar nach ſtädtiſcher Gewohnheit bis zur ſpäten Abendſtunde plaudernd beiſammen geſeſſen. Todmüde ſucht man endlich das Lager auf. Der Schlaf ſtellt ſich aber erſt nach einiger Zeit ein, eben weil man ſo müde iſt. Endlich biſt du eingeſchlafen und ſchläfſt nun eben ſo recht feſt — da ertönt das Signal, das dich und deine Leidensgenoſſen zum Genuß des Sonnenaufgangs ruft. Noch ganz betäubt ſpringen die Schläfer aus den Betten, fahren in ihre Kleider und eilen hinaus. Es iſt, als ob das Hotel in Brand geraten wäre. Aus allen Zimmern ſtürzen die Gäſte in der größten Haſt hervor, drängen ſich in den Korridoren, ſtürzen auf den Treppen aneinander vorüber. Endlich ſind alle glücklich geborgen, und der eiſige Morgenwind treibt nach Herzensluſt ſein Spiel mit den Armen, die ſich fröſtelnd in ihre Mäntel oder Tücher wickeln.

Für den, welchem körperliche Leiden nur zu oft zum Anblick des Sonnenaufganges verhalfen, oder für den Geſunden, welcher gewohnt iſt, mit der Sonne aufzuſtehen, bietet eine ſolche Schar frierender Vergnüglinge einen unbeſchreiblich komiſchen Anblick. Im wirklichen Hochgebirge läßt es ſich ſchon verſtehen, daß man dem Morgen den Tag opfert, denn die von der Morgenſonne getroffenen Gletſcher und Schneefelder und vor allem die grünen Alpenſeen, über denen der Morgennebel ſchwebt wie ein zarter Schleier, ſind in der That wunderbar ſchön, aber auf dem Brocken, wo der Berg verdeckt, was an ſeinem Fuße liegt und aller Reiz in der Fernſicht liegt, iſt ein Sonnenaufgang an ſich nicht im mindeſten ſchöner als in der Ebene auch — wenn er auch dort ſehr viel teurer erkauft wird. —



Aus der Reiſezeit: Sonnenaufgang auf dem Brocken.

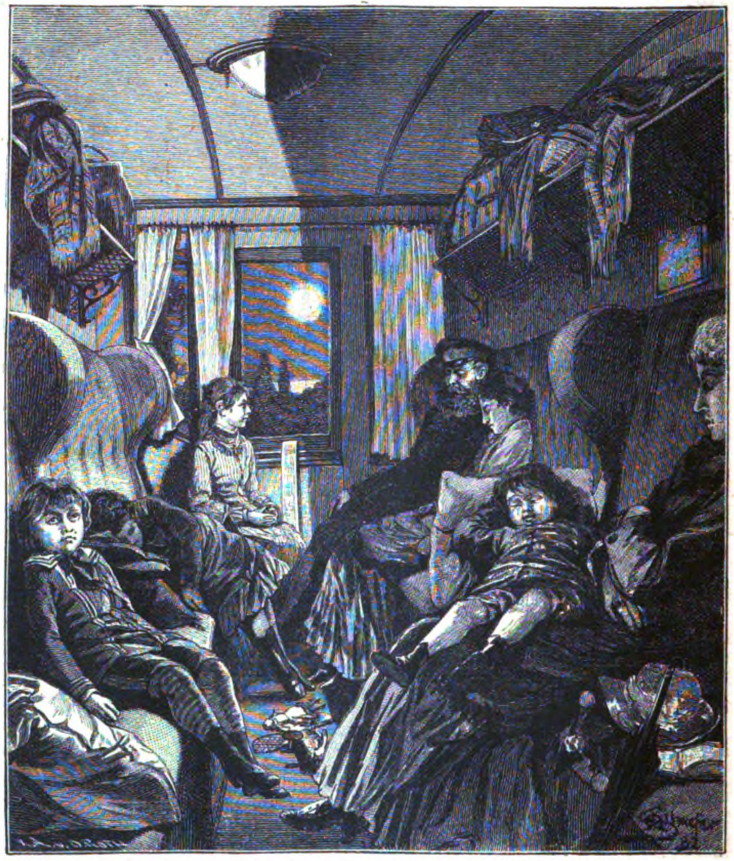
Gewerbliche Umſchau.

Alfred Krupp in Eſſen erhielt ein Patent auf ein ganz eigentümliches flachköpfiges Geſchoß, welches, nach Angabe des Erfinders, beim ſchrägen Aufſchlagen auf Panzerplatten oder auf Waſſer von der Richtung nicht abgelenkt wird, und daher viel geeigneter ſein ſoll, dem leidigen Kampf zwiſchen Panzer und Geſchütz ein Ende zu machen. Äußerlich ähnelt freilich das Geſchoß den bekannten „Zuckerhüten“ durchaus, und iſt auch mit einer Spitze verſehen, welche das Durchſchneiden der Luft erleichtert. Die Spitze beſteht jedoch nur in einer Haube aus dünnem Blech oder aus Holz, welche beim Anprall in tauſend Stücke fliegt. Sie macht ſich übrigens ſonſt dadurch nützlich, daß ſie Fett enthält, um beim Durchſchlagen der Platten den Kopf des Geſchoſſes zu ſchmieren. Da das neue Geſchoß durch Waſſer nicht abgelenkt wird, ſo hofft der Erfinder damit auch Panzerſchiffe unter der Waſſerlinie, wo die Rüſtung aufhört, treffen und durchſchlagen zu können.

Daheim-Beilage zu No. 47. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Unſere Sommerfriſche.



Aus der Reiſezeit: Auf dem Rückwege aus der Sommerfriſche.

All mein Lebtage will ich an meine „Sommerfriſche“ vom Jahre 1884 gedenken!

Die Geſchichte fing gleich allerliebſt an. Als ſorgſamer Familienvater, der das ſauer verdiente Geld zu Rate hält, hatte ich im Einverſtändnis mit meiner Amanda beſchloſſen, den erſten Zug zu benutzen. Derſelbe ging freilich ſchon halb fünf Uhr früh, der Bahnhof liegt weit draußen vor der Stadt, man mußte um drei Uhr aufſtehen. Dann kamen wir aber noch bei Zeiten im Laufe des Nachmittags in Sardellendorf an und konnten uns noch am ſelben Tage eine Wohnung mieten, ſparten alſo das teure Hotelleben und dafür konnte man ſchon einmal früh aufſtehen, wenn auch nur der Großſtädter unter meinen Leſern mit mir fühlen wird, was das heißen will. Die letzten Tage vor der Reiſe waren, wie üblich, fürchterlich. Überall offene Koffer, nichts in Ordnung, noch Unzähliges zu beſorgen, fortwährend die Hand im Beutel, dazu die immer wiederkehrende Frage: „Du haſt doch nichts vergeſſen? es iſt doch dies und das beſorgt, der und jener inſtruiert, es ſind doch für alle möglichen Fälle Vorkehrungen getroffen?“ Abgeſpannt, nervös, die ganze Reiſerei aus Herzensgrund verwünſchend, ſieht man endlich den letzten Abend vor der Abreiſe ankommen. Jeder billig Denkende muß einſehen, daß ich dieſen Abend noch auf dem Feſtplatze verbringen mußte. Es iſt doch nur einmal großes Bundesſchießen und wer weiß, wenn man wieder den Genuß hat, ſich ſelbſt unter Lebensgefahr einen Krug Spatenbräu am Bierbüffett zu erobern, während man es ſonſt ganz zahm und philiſtrös in der Stadt im Wirtshauſe an den Tiſch gebracht bekommt. Selbſt meine Amanda ſah das ein, denn ſie wollte verſuchen, durch zeitiges Zubettegehen noch einige Stunden Schlaf zu erzwingen, während ich erklärte, mich heldenhaft für das rechtzeitige Aufwachen dadurch zu opfern, daß ich gar nicht ſchliefe. Das wurde denn auch erreicht, das Spatenbräu war wirklich delikat und triumphierend in dem Gedanken, alle Hinderniſſe überwunden zu haben, langen wir denn nüchtern, übernächtig, verdrießlich, kurz in ſchönſter Reiſeſtimmung wohlverpackt in zwei Droſchken am Bahnhofe an. Und da, Herr des Himmels! Ich hatte mich nach allem erkundigt, meine Pläne waren mit geradezu Moltke'ſchem Feldherrngenie entworfen, aber eins hatte ich nicht bedacht, der Zug war ein Kourierzug, der nur erſte und zweite Klaſſe hatte und dazu erhöhte Preiſe, unſer ganzes Reiſebudget aber war in anbetracht unſerer Köpfezahl auf die dritte Klaſſe zugeſchnitten! Im Anfang einer Reiſe iſt man noch in der Widerſtandslaune, mit ingrimmiger Entſchloſſenheit ließen wir den Zug abfahren und ſetzten uns in eine Ecke des Warteſaals um vier Stunden lang auf den nächſten zu warten und darüber nachzudenken, wie ſchön wir dieſe Zeit zum Ausſchlafen hätten benutzen können. Aus lieber langer Weile ging ich nochmals in die Stadt, um meine Vögel zu füttern und da, um mein Pech voll zu machen, begegnet mir der Vetter Robert, der ſonſt nie vor neun Uhr aufſteht, an dieſem Tage mir aber natürlich um ſieben Uhr in den Weg laufen muß, um meine Blamage zuerſt zu erfahren und mein wundes Gemüt durch kränkenden Spott noch mehr zu verletzen.

Das war alſo der Anfang und ſo ging es weiter. Es wäre ganz vergeblich, alle die Leiden dieſer Sommerfriſche ſchildern zu wollen, das mögen die vielen Tauſende meiner Leidensgefährten jeder nach ſeinen eigenen Erfahrungen nur ſelber beſorgen, es iſt ja auch überall dieſelbe Geſchichte mit ſehr geringen Variationen.

Rückwärts aber machten wir's geſcheiter. Da fuhren wir von vornherein mit dem Kourierzug und die Nacht hindurch, denn es war kannibaliſch heiß. Wir hatten uns alle darauf gefreut, im Koupee gründlich auszuſchlafen, unſere Anzahl genügte auch, um jeden naſeweiſen Mitreiſenden mit Schauder über dieſen Kinder- und Gepäckſegen zu erfüllen und ihm den Verſuch in unſer Heiligtum zu dringen, gründlich zu verleiden. Sie ſchliefen auch alle, meine Amanda und die Schwägerin und die Kinder von Numero zwei bis vier, aber warum ſchlief Numero eins, unſere Älteſte, unſer Herzblatt nicht? Ich that auch, als ſchliefe ich, beobachtete ſie aber heimlich und dabei kamen mir immer nettere Gedanken. Sie war bei der Abreiſe ſo merkwürdig ſtill und einſilbig geweſen, während wir andern alle uns freuten, endlich wieder in die gewohnte Ordnung zu kommen, ſie hatte das hübſche Köpfchen gehangen — denn hübſch iſt ſie, das darf ich ſagen, obgleich ich ihr Vater bin — und nun ſaß ſie am offenen Fenſter und ſtarrte in den Mond. Was hat ein geſundes Mädel in den Mond zu gucken, wenn alle verſtändigen Leute ſchlafen? Und jetzt, wie ich mich ganz ſtill verhalte, höre ich ſie auf einmal flüſtern:

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz!

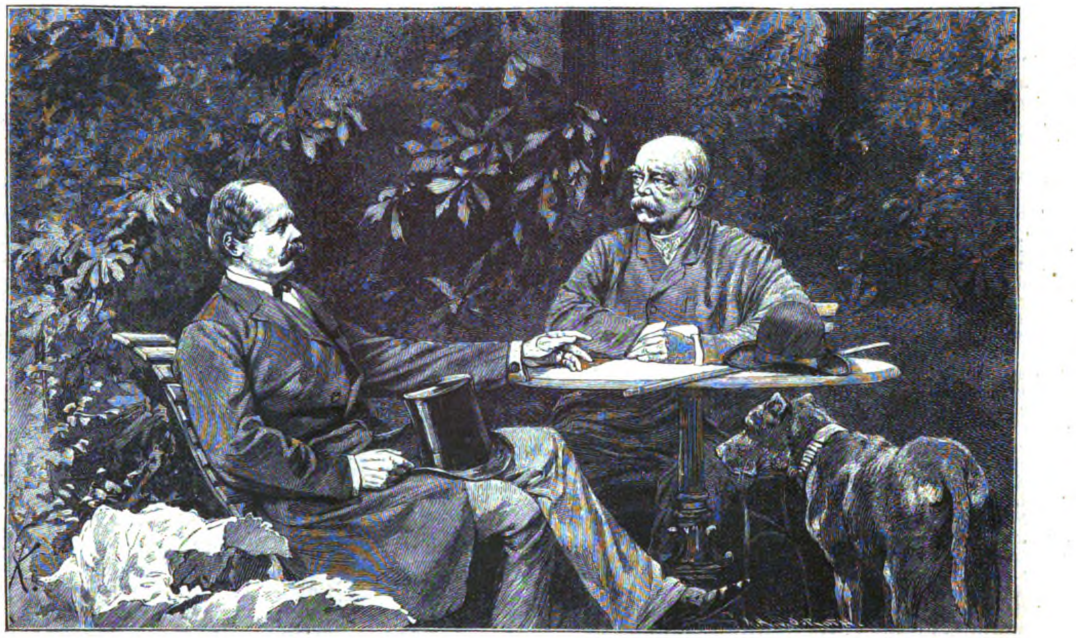
Und nun wurde meine ſtille Befürchtung zu ſchrecklicher Gewißheit: der Backfiſch war verliebt! Da war ſo ein langbeiniger Referendarius aus Berlin am Strande in Sardellendorf herumgeſtiegen, die Ungezwungenheit des Badelebens hatte die Leutchen bald nahe bekannt gemacht und nun hatte ich die Beſcherung. Er war ja gar nicht ſo übel, er hatte Manieren, war „guter Leute Kind“ und ſchien etwas gelernt zu haben, aber — unſere Lucie heiraten, lächerlich! Ein Backfiſch war ſie nun eigentlich freilich nicht mehr, ſie ging ja wohl ſchon ſtark ins Achtzehnte, aber wie konnten wir ſie denn ſchon hergeben, wir hatten ſie ja doch für uns erzogen und nun ſollte eines dieſer rückſichtsloſen Weſen kommen, um ſie loszulöſen von uns, und ſie in andere Kreiſe zu verpflanzen, und uns langſam aber ſicher in die zweite Reihe zu drängen? Daß ich bei ſolchen Gedanken nicht ſchlafen konnte, war ja wohl klar. Immer wieder mußte ich mein mit offenen Augen träumendes Kind heimlich betrachten und es wurde mir immer klarer, daß ein anderer Vers des Goetheſchen Liedes bald für uns Wahrheit werden würde:

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt,
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

O dieſe Sommerfriſchen!

Daheim-Beilage zu No. 48. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Graf Kalnoky bei Fürſt Bismarck in Varzin.

Eine diplomatiſche Konferenz.

Wieder einmal ſind die Augen aller Politiker nach dem ſtillen Varzin gerichtet, wo Graf Kalnoky als Gaſt unſeres Reichskanzlers weilt. Hatte es ſchon Aufſehen erregt, daß Herr von Tisza in Gaſtein von unſerem Kaiſer empfangen wurde, ſo mußte ſich die Wißbegierde der Diplomaten und der unzünftigen Politiker noch ſteigern, als es bekannt wurde, daß Kalnoky nach Varzin ging und am 15. Auguſt dort eintraf.

Was die beiden Herren, die unſer Künſtler uns ſo lebendig vor Augen führt, miteinander verhandelten, wird man freilich vorausſichtlich, wenn überhaupt, ſo doch erſt dann erfahren, wenn einmal einer der Beteiligten Memoiren ſchreibt und ſie auch veröffentlicht. Glücklicherweiſe wiſſen wir aber ſchon jetzt, daß aus dieſer diplomatiſchen Konferenz nur Gutes hervorgehen wird, und daran können wir uns genügen laſſen.

Umſchau in fernen Landen.

An den Namen Prſchewalski knüpfen ſich zahlreiche glänzende geographiſche Entdeckungen der Gegenwart. Dieſer ruſſiſche Reiſende hat nun ſchon drei große Züge in das Innere Aſiens unternommen und von ſeiner dritten hochintereſſanten Reiſe, die ihn 1879 bis 1880 an die Grenze von Tibet führte, liegt jetzt die deutſche autoriſierte Überſetzung von Stein-Nordheim vor: Reiſen in Tibet und am obern Laufe des gelben Fluſſes. Mit zahlreichen Illuſtrationen und einer Karte. (Jena, Coſtenoble 1884.) Vom Altai, dem ruſſiſchen Grenzwalle gegen die Dſungarei, brach Prſchewalski nach Süden zu auf, zahlreiche hohe Schneegebirge und Wüſten kreuzend, bis zur Grenze von Tibet gelangend, wo ihm der Eintritt ins innere Land, wie ſo manchem Europäer vor ihm, verweigert wurde. Überreich iſt das Buch an intereſſanten Beobachtungen. Noch an der ruſſiſchen Grenze konnte Prſchewalski ein Bild, wie es der Hunnenſturm einſt zeigte, vor Augen ſehen. Eine 75 000 Köpfe ſtarke Kirgiſenhorde hatte ihr Winterlager abgebrochen: „Schreckliche Verwüſtung, Haufen von Knochen, zahlloſes gefallenes Vieh, über welches ſelbſt die hungrigen Wölfe nicht Herr werden konnten, bezeichnet den Weg jener Horden. Der Platz, wo ein ſolches Lager geſtanden, iſt auf Jahre hinaus völlig zerſtört. Denn ſchlimmer wie die Heuſchrecken, die doch nur Blätter und Gras verwüſten, laſſen dieſe Wilden weder Baum noch Strauch ſtehen.“

Mit Hitze, Kälte, Staubſtürmen, Schmutz und Ungeziefer hatten Prſchewalski und ſeine getreuen Koſaken zu kämpfen, und als Lohn empfing er die Eintragung neuer Gegenden in die Karte, die Entdeckung neuer Pflanzen und Tiere. Mit den wilden Pferden und wilden Kamelen machte er auch diesmal wieder Bekanntſchaft. Von dem chineſiſchen Heere, mit dem er wiederholt in Berührung kam, hat dieſer Ruſſe keine glänzende Meinung: „Wir ſahen bei ihnen ein wahres Sammelſurium von Gewehren und Flinten, vom Luntengewehr zum Perkuſſionsgewehr bis zum modernſten Hinterlader hinauf, faſt alle aber unbrauchbar und verdorben, was ſich von ſelbſt erklärt, da der Chineſe ſein Gewehr nie putzt und es in eine Ecke wirft, wo es liegen bleibt. Dazu kommt noch, daß weder Soldaten noch Offiziere das geringſte vom Schießen verſtehen.“

Bei ſolchem Heere war das Land unſicher. An der tibetaniſchen Grenze hatte Prſchewalski einen Kampf mit Räubern, den Jegrai, zu beſtehen, welche in großer Anzahl die kleine ruſſiſche Karawane überfielen und mit ihren Steinſchleudern angriffen. „Inzwiſchen ſammeln wir uns, ich kommandiere Feuer und ſofort fliehen die Jegrai in wilder Haſt. Eine zweite Salve ertönt, vier Räuber liegen tot auf dem Flecke, andre ſind verwundet und fliehen in die Berge.“ So kämpft ſich Prſchewalski durch, und ſchon winkt ihm in der Ferne Laſſa, die Hauptſtadt des Buddhismus, wo der Talé Lama reſidiert — da wirft ſich ihm das ganze Land entgegen und ruft: „Die Ruſſen wollen uns unſern Glauben vernichten; aber wir laſſen uns das nicht gefallen und werden ſie nicht unſre Stadt betreten laſſen!“ Nur Umkehr war möglich.

* * *

Womit auch für deutſche Fabrikanten ein gutes Exportgeſchäft zu machen iſt, möge in folgendem Beiſpiel erläutert werden, das einem Berichte des Sekretärs des landwirtſchaftlichen Departements für Indien entnommen iſt. Die Bauern in Indien haben noch ſehr primitive landwirtſchaftliche Geräte, und dieſes iſt ein Grund, daß in dem ſo reichen Lande noch vieler vortrefflicher Grund und Boden unbebaut daliegt. Namentlich iſt der dort übliche Pflug, ein einfacher Haken, noch dasſelbe Inſtrument, wie es vor tauſend und mehr Jahren üblich war. Nur ſchwer gewöhnen ſich die Eingebornen an beſſere Modelle, dieſes iſt aber jetzt in der Präſidentſchaft Madras gelungen, wo Pflüge aus Schweden nun zu Tauſenden Eingang finden. Oberſt Michael ſah vor zehn Jahren auf der Wiener Weltausſtellung die leichten ſchwediſchen Pflüge; er ließ verſuchsweiſe ſolche nach Indien kommen, die damit angeſtellten Verſuche fielen günſtig aus und da das Stück mit acht Rupien (fünfzehn Mark) geliefert wird, ſo hat die ſchwediſche Ofverums Bruk Kompanie jahraus jahrein weiter nichts zu thun, als für Indien Pflüge zu liefern. Die Schweden verdienen viel Geld, und in Indien hebt ſich der Ackerbau. Solche Geſchäfte liegen auf der Straße im überſeeiſchen Verkehr — man muß ſie nur zu finden wiſſen. Dieſes geſchieht aber nicht, wenn unſere Kaufleute in Frankfurt oder Leipzig, Breslau oder Köln zu Hauſe ſitzen bleiben, ſondern wenn ſie wie die Hanſeaten ſich die Welt anſehen.

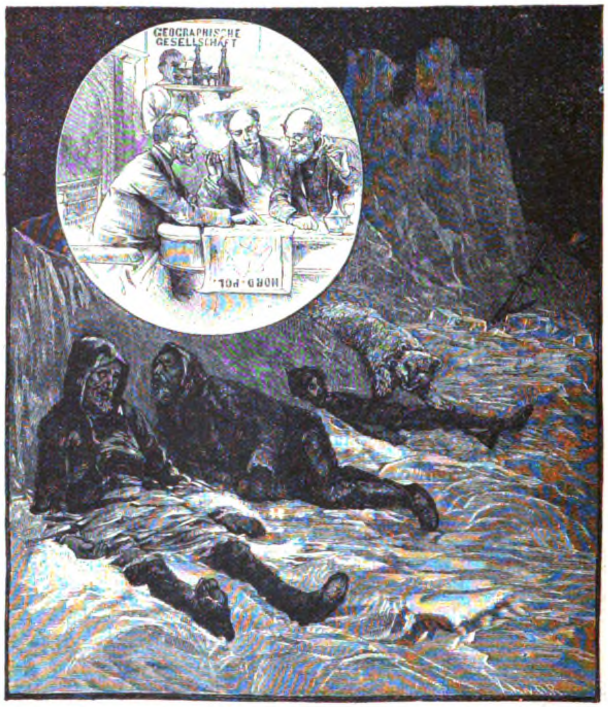
Daheim-Beilage zu No. 49. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die jüngſte Tragödie in der Nordpolarregion.

Wir bringen in der nächſten Nummer des Daheim einen aus Amerika ſtammenden größeren illuſtrierten Bericht über die Expedition des Leutnants Greely in die Nordpolarregion, ſenden demſelben aber ſchon heute eine amerikaniſche Abbildung voraus, welche die Kontraſte zwiſchen der Wirklichkeit und den Beratungen am grünen Tiſch beim Glaſe Sekt draſtiſch darſtellt. Doch eines nicht ohne das andere! Die Leute, die diesmal am grünen Tiſch und in den geographiſchen Geſellſchaften beraten und die Expedition veranlaßt haben, ſind ihrerſeits gegen die ſogenannten Entdeckungsexpeditionen geweſen, wie ſie der verſtorbene Geograph Petermann mit großem Geſchick und auch Erfolg ins Werk zu ſetzen verſtand. Hier handelte es ſich zunächſt um eine phyſikaliſche Erforſchung der Nordpolregion, nicht um Länderentdeckungen.

Als Greely, der mit ſeinen Gefährten die nördlichſte Station dieſer Kette von Forſchungspoſten im Smithſunde, in dem von ihm ſogenannten Fort Conger beſetzt hatte, letzteres im Auguſt 1883 verließ, um ſich wieder nach Süden zu wenden, fehlte kein Mann der Ausgeſandten, trotzdem daß ſchon zwei harte Winter hinter ihnen lagen. Doch wenige Monate auf den nackten Klippen von Kap Sabine reichten hin, um neunzehn Männern das Leben zu koſten. Hunger und Kälte in der fürchterlichſten Geſtalt haben ſie aufgerieben und die wenigen Überlebenden waren auch ſchon dem Tode nahe, als die wunderbare Rettung nahte.



Poeſie und Proſa der Nordpolfahrten in amerikaniſcher Auffaſſung.
Nach „Frank Leslies illustrated Newspaper“.

Die amerikaniſche Preſſe hat unter dem friſchen Eindruck der Trauernachrichten von Kap Sabine allgemein die Hoffnung ausgeſprochen, daß keine weiteren Nordpolexpeditionen mehr unternommen werden ſollten; doch zeigt die Erfahrung, daß ſolche Eindrücke nicht von langer Dauer ſind und daß Polarexpeditionen in Amerika ebenſowenig ein Ende nehmen werden, weil die Greelyſche Expedition von herbem Mißgeſchick betroffen wurde, als es in England nach dem Untergang Sir John Franklins und ſeiner beiden Schiffe „Erebus“ und „Terror“ der Fall war. Ob neunzehn Menſchenleben ein zu hoher Preis für einen weiteren Sieg über die Unkenntnis des Menſchen in bezug auf den Nordpol ſind, das iſt eine Frage, auf die es mehr als eine Antwort gibt; ſie muß verſchieden ausfallen je nachdem, was einer des Lebens für wert hält und wie einer ſein eigenes Leben taxiert. Gewiß wird es immer wieder Leute geben, die aus Thatendurſt oder aus Liebe zur Wiſſenſchaft oder weil ſie, wie Hamlet, ihr Leben keiner Nadel wert halten, auf die Aufforderung vom „grünen Tiſch der geographiſchen Geſellſchaften“ hin nochmals in die Eisregionen eindringen um den mathematiſchen Punkt, den Nordpol, unter dem Fuß oder unter dem Kiel des Schiffes zu haben. Gewiß iſt aber bei allen dieſen Fragen, daß Greely und ſeine Wackern, unter denen ſich eine Anzahl Deutſcher befanden, für immer die Bewunderung aller Edeldenkenden ſich erworben haben.

Soeben iſt erſchienen die neunzehnte Lieferung (Schluß) vom:

Handwörterbuch des bibliſchen Altertums

für gebildete Bibelleſer

herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Fachmänner
von
Dr. Eduard C. Aug. Riehm
ord. Profeſſor der Theologie in Halle a/S.

Neunzehnte Lieferung (Schluß): Wald — Zwinger.

8 Bogen. gr. 8°. 2 M 20 Pf.

Mit 1 Aquarellfarbendruck und zahlreichen Holzſchnitten im Text.

Nach faſt zehnjähriger Arbeit liegt Riehms bibliſches Handwörterbuch nunmehr **vollſtändig** vor. Dasſelbe, von der Kritik anerkannt als ein rühmliches Zeugnis deutſchen Gelehrtenfleißes, iſt für die weiten Kreiſe der Gebildeten beſtimmt, denen es durch geſchmackvolle, allgemein verſtändliche Darſtellung und eine gewiſſenhafte aus den Quellen geſchöpfte Illuſtrierung die Kulturerſcheinungen der altbibliſchen Welt und der angrenzenden Gebiete in ähnlicher Weiſe nahe bringt, wie das ſchon früher mit dem klaſſiſchen Altertum geſchehen iſt.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Die Koloniſationserfolge des Reiches

in Afrika laſſen ſich kaum richtig würdigen und verfolgen ohne eine gute und ausführliche Karte. Die gewöhnlichen Karten von Afrika haben einen zu kleinen Maßſtab um die in Frage kommenden Einzelheiten enthalten zu können. Die einzige Karte im großen Maßſtabe (1 : 10000000), welche faſt alle neuerdings auftauchenden und berühmt werdenden Namen enthält, iſt die ſoeben erſchienene

Karte von Afrika
in 4 Blatt
von
R. Andree und Scobel,
ausgeführt in der geographiſchen Anſtalt von
Velhagen & Klaſing

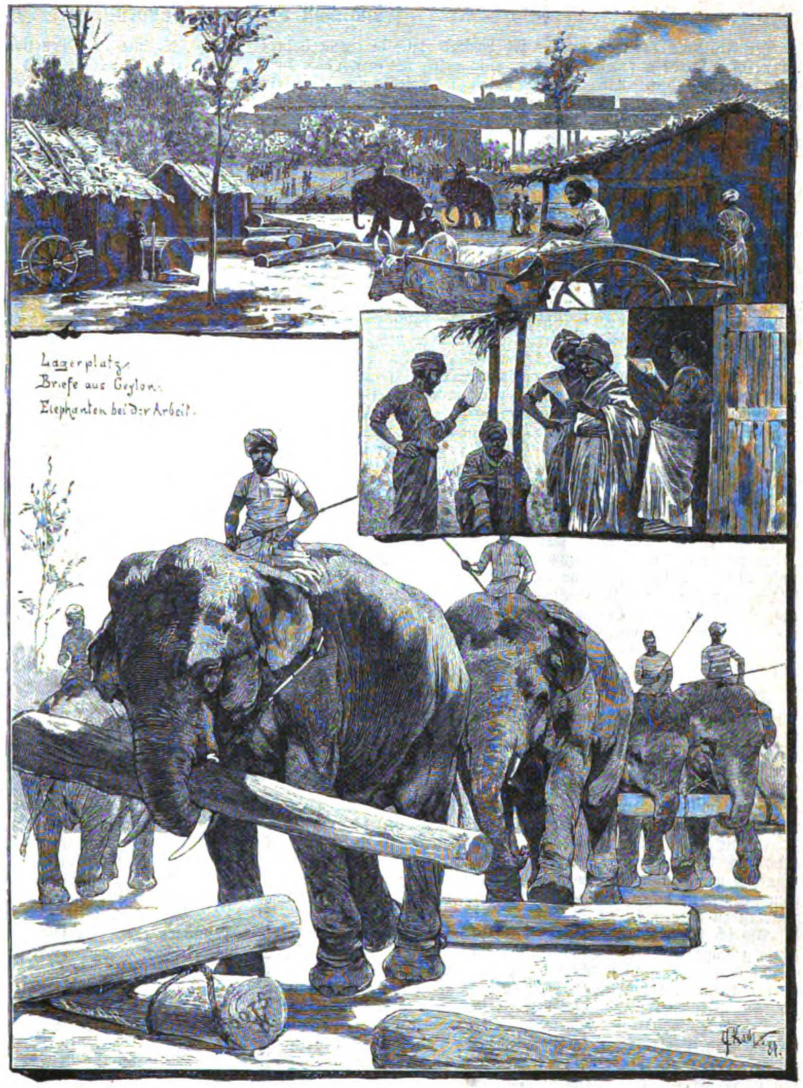
aufgezogen in Mappe M 22.—

welche Zeitungsleſern, Redaktionen und Freunden von des Reichskanzlers Koloniſationspolitik als zweckentſprechend empfohlen werden kann.

Erſte Daheim-Beilage zu No. 50. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Bei den Singhaleſen.


Lagerplatz.
Briefe aus Ceylon.
Elephanten bei der Arbeit.

Die Singhaleſen im Ausſtellungspark zu Berlin.

Die modernen Verkehrsmittel haben eine ganz eigentümliche Art von Anſchauungsunterricht möglich gemacht, die Vorführung nämlich ganzer Gruppen von Angehörigen fremder Völker. Eine Anzahl dieſer Leute werden willig gemacht, eine Reiſe nach Europa zu unternehmen, um ſich dort zur Schau ausſtellen zu laſſen. Es ſind Männer, Frauen und Kinder, und ſie nehmen alles mit ſich, was geeignet iſt, ein Bild von ihrem heimatlichen Leben und Treiben zu gewähren. Da finden wir den charakteriſtiſchen Schmuck, die Kleidung für Feſt- und Arbeitstage, die Gerätſchaften aus Haus und Feld, die Erzeugniſſe der Hausinduſtrie, die Waffen, die Jagd- und Fiſchereigerätſchaften. Aber nicht nur dieſe, auch die Haustiere begleiten ihre Herren in die Fremde und werden von dieſen zu den gewohnten Arbeitsleiſtungen angehalten. Die Nubier reiten auf ihren Kamelen, die Eskimos leiten ihr Renntiergeſpann.

Die größte der bisher vorgeführten Gruppen iſt die der Singhaleſen, die in dieſem Sommer Deutſchland bereiſt und ſich zuerſt in Hamburg, dann in Düſſeldorf, Frankfurt a. M., Wien, Peſt, Dresden und zuletzt in Berlin zeigte. Wir haben über dieſes intereſſante Volk im vorigen Jahrgang S. 668 einen hübſchen Aufſatz veröffentlicht und bitten unſere Leſer daſelbſt Ausführlicheres nachzuleſen.

Der Hamburger Karl Hagenbeck hat dieſe Gruppe mit großem Geſchick zuſammengeſtellt. Sie beſteht aus vierzig Perſonen jeden Alters und Geſchlechtes. Unter den Männern befinden ſich Schlangenbändiger, Elefantenführer, Tänzer, unter den Frauen geſchickte Spitzenklöpplerinnen. Da ſind z. B. drei Generationen vertreten: eine ſiebenundzwanzig Jahre alte Großmutter, eine fünfzehnjährige Tochter, ein kleiner brauner Säugling. Nicht weniger als dreiundzwanzig Elefanten, zum Teil von rieſiger Größe, und zwölf Zeburinder begleiten die Menſchen. Die Elefanten verrichten vor den Augen der Zuſchauer allerlei Arbeiten, die Zebus werden benutzt wie in der Heimat. Eine reiche Sammlung von allerlei Gerätſchaften iſt ausgeſtellt. Da ſehen wir Thongefäße, Holzſchnitzarbeiten, Mützen, Meſſer, Trommeln, Modelle von Fiſcherbooten. Zahlreiche Erzeugniſſe der Pflanzenwelt geben uns einen Begriff von der Tropennatur. Eine Sammlung photographiſcher Aufnahmen tritt ergänzend hinzu. Sehr unterhaltend ſind die Vorführungen der Kunſtſtückmacher, feſſelnd iſt die Nachahmung eines großen Feſtzuges. Auch eine nachgeahmte Tigerjagd, bei der Singhaleſen das Wild wie die Jäger darſtellen, macht auf die Zuſchauer ſtets einen großen Eindruck. Als unſer Künſtler den Singhaleſen in unſerem Intereſſe einen Beſuch abſtattete, hatten dieſe eben eine Brieffendung aus der Heimat erhalten und verſenkten ſich ganz in die intereſſante Lektüre. Übrigens ſind die Tage der Trennung bereits gezählt, denn noch in dieſem Herbſt wird die Karawane die Rückreiſe in die ferne Heimat antreten. Möge ſie glücklich zurückgelegt werden!

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

In landwirtſchaftlichen Kreiſen, deren Aufmerkſamkeit ſich mehr und mehr auf den Produktentransport durch die ſogenannten Feldbahnen lenkt, erregt gegenwärtig das Jenkinſche Syſtem Aufmerkſamkeit. Profeſſor Jenkin ſchlägt bekanntlich eine Pfoſtenbahn mit elektriſchem Betriebe vor, die beſonders den Vorteil beſitzt, daß ſie ſelbſt im ſchwierigſten Terrain verwendbar iſt und daß eine Landerwerbung für ſie nicht, oder doch nur in äußerſt geringem Umfang notwendig wird. Sobald es ſich um eine Anlage handelt, welche ſich nicht auf den eigenen Grund und Boden beſchränkt, ſondern ein Gut auf größere Entfernung z. B. mit der Eiſenbahn oder einem Waſſerwege verbinden ſoll, wird dieſer Umſtand ſehr weſentlich ins Gewicht fallen und die Anlagekoſten, welche ſich allerdings recht bedeutend höher ſtellen als z. B. die des Spaldingſchen Syſtems, bedeutend herabmindern, im allgemeinen dürften derartige Anlagen aber doch nur ſelten ausgeführt werden. Jenkin berechnet die Herſtellungskoſten inkl. aller Betriebsmittel auf etwa 20000 M. für den Kilometer, während ſich die gleiche Strecke der Spaldingſchen oder Dolbergſchen Schienenbahn auf nur 5—6000 Mark ſtellt. Die Förderungskoſten gibt der Edinburger Profeſſor nach den auf einer Probebahn erzielten Reſultaten auf etwa ſechs Pfennig per Kilometer und Tonne an, ein Betrag, der für unſere deutſchen Verhältniſſe denn doch auch ziemlich hoch erſcheint.

Haſſo Harden.

Zweite Daheim-Beilage zu No. 50. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Umſchau in fernen Landen.

Der Franzoſe Trouvé, welcher ſich voriges Jahr in einem kleinen elektriſchen Boot auf der Seine herumtummelte, hat in London einen Nachahmer gefunden. Eine dortige elektriſche Geſellſchaft baute ein größeres Boot, welches wie das franzöſiſche durch eine Dynamomaſchine und eine Schraube getrieben wird; der Hauptunterſchied zwiſchen den beiden Fahrzeugen liegt aber darin, daß der Franzoſe ſeine Elektrizität an Bord erzeugte, während die Engländer dieſe am Lande hervorbringen und damit eine Anzahl der von uns häufiger erwähnten Elektrizitätsſammler laden, welche im Raume des Bootes untergebracht ſind und zugleich den unentbehrlichen Ballaſt abgeben. Die Ladung derſelben genügte, um das Fahrzeug ſieben Stunden lang auch gegen die Flut mit der Geſchwindigkeit von 15 Kilometern in der Stunde zu treiben. Die Teilnehmer an dieſer Probefahrt ſind über die Annehmlichkeiten der elektriſchen Schiffahrt des Lobes voll. Kein Rauch, keine Hitze aus dem Keſſel, ſo gut wie kein Geräuſch, das ſind die Hauptvorzüge des elektriſchen Bootes, welches noch weit geheimnisvoller dahin gleitet, als ſelbſt ein Schraubendampfer, bei dem der Rauch auf eine mechaniſche Thätigkeit hindeutet. — Leider wurden in Deutſchland bisher weder mit den frei fahrenden elektriſchen Schiffen, noch mit der von Autoritäten dringend empfohlenen elektriſchen Tauerei Verſuche veranſtaltet. Letzterer Betrieb beruht auf demſelben Prinzip wie die von uns beſchriebene elektriſche Eiſenbahn. Eine feſtſtehende Dynamomaſchine, welche womöglich durch die Kraft der Strömung des Fluſſes in Bewegung geſetzt wird, ſteht mittels einer oberirdiſchen Leitung oder eines endloſen Kabels mit einer gleichen Maſchine auf dem zu ſchleppenden Fahrzeuge in Verbindung, und dieſe dreht eine Trommel, um welche ſich das Tauerſeil windet. Dieſe Methode bietet zwei unbeſtreitbare Vorteile: die Strömung des Fluſſes erzeugt ſelbſt und zwar koſtenlos die Kraft, welche ſie überwinden ſoll, und das Schiff wird um die ſchwere Maſchine nebſt der Kohlenladung erleichtert, welche im Verhältnis noch viel mehr wiegt, als die durch die elektriſche Kraftbeförderung vielleicht dereinſt zu verdrängende Lokomotive. Den weiteren Vorteil der Abweſenheit von Rauch und Hitze haben wir oben berührt.

* * *

Die Stadt Harrar zählt 20,000 Einwohner, liegt in einer paradieſiſchen, üppigen Gegend und iſt ſeit einigen Jahren von den Ägyptern beſetzt, die hier im Oſten von Abeſſinien feſten Fuß gefaßt haben. Die ſelten beſuchte Stadt wird jetzt näher von Baron J. von Müller geſchildert, der vor zwei Jahren unter Lebensgefahren dorthin vordrang. In dieſen Schilderungen iſt aber ſo viel grauenvolles, daß wir ungläubig würden, hätten wir nicht einen wahrheitsliebenden Gewährsmann. „Zahlloſe halbverhungerte Bettler,“ ſchreibt er, „Kranke und Krüppel liegen überall im Wege; der Anblick der von ſchlechten Krankheiten und Pocken Heimgeſuchten iſt ekelhaft. Die Armut iſt ſo furchtbar, daß täglich eine nicht unbedeutende Anzahl von Menſchen hungers ſterben. Die Schwachen und Wehrloſen werden des Nachts von den Hyänen zerriſſen, ohne daß auch nur ein einziger Eingeborner zur Hilfe herbeieilte. Mehrere Nächte wurden unter meiner Wohnung am Markte, alſo dem belebteſten Teile der Stadt, Menſchen von Hyänen zerriſſen. Ich hörte das entſetzliche Schreien, das Krachen der Knochen, das widerliche Geheul der Beſtien, doch als ich in Begleitung meiner Diener mit Windlichtern herbeieilte, war das Gräßliche ſchon geſchehen; mehrere blutende Kadaver waren das Reſultat eines einzigen Angriffes der Hyänen. Ich werde das entſetzliche Aufſchreien der Unglücklichen, das Todesröcheln der Zerriſſenen niemals vergeſſen. Faſt allnächtlich wiederholten ſich derartige Szenen; am Morgen lagen nur noch wenige Überreſte umher, welche von den zahlloſen Hunden bald vertilgt wurden.“ Und dabei zeigt die Natur ein Paradies von Fruchtbarkeit, ſie iſt von „überfließender Üppigkeit“ neben all dieſem Elend.

Wer iſt aber ſchuld an ſolchen Zuſtänden? Müller erzählt uns, daß zur Zeit der großen Ernten die ägyptiſche Regierung ſämtliche Vorräte aufkauft, die Preiſe ſteigen nun und die Armen müſſen all’ ihr Hab und Gut opfern, um nur Getreide zu erhalten. „Meinen Erkundigungen zufolge, welche ich von verſchiedenen Seiten eingezogen habe, beläuft ſich die Zahl derjenigen, welche in den Straßen verhungern, auf jährlich 2000 bis 3000, eine Zahl, die zuweilen noch überſchritten werden ſoll.“ — „Man denke ſich, welches Paradies hier geſchaffen werden könnte, wie Deutſchlands Auswanderer jubeln würden, dürften ſie ein ſolches Land das ihrige nennen!“ Weiteres über ſolche Zuſtände, welche Ägyptens unfähige Regierung verſchuldet, möge man in Müllers Reiſebericht nachleſen, der im 110. Heft der Zeitſchrift der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde ſteht.

* * *

Dreſſierte Flöhe.

Herr Emil Warner, der gegenwärtig wieder die größeren Städte mit ſeinen dreſſierten Flöhen bereiſt, kann ſich rühmen, ſchon ſeit zehn Jahren die Trainierung dieſer kleinen Blutſauger zu betreiben. Er leiſtet auf dieſem Gebiete wirklich Außerordentliches, und da er ſo freundlich war, mich bei ſeinem „Geſchäfte“ ein wenig hinter die Kuliſſen ſchauen zu laſſen, ſo bin ich im ſtande, hier einiges davon ausplaudern zu können.

Als ich Herrn Warner kennen lernte, beſaß er nicht weniger als ſechzig gefangene und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte Flöhe, die auf dem Tiſche, auf welchem die Vorſtellungen ſtattfanden, ſich frei bewegen konnten, denen aber eine feine goldene Kette überallhin folgte. Zuweilen verſuchten es die Tierchen, zu ſpringen, allein die Kette zog den Deſerteur, ſo ſtark er auch war, immer wieder herab. „Ein Floh iſt ungemein ſtark“, ſagte Werner; „befeſtige ich ihn z. B. an einen langen Strohhalm, ſo vermag er durch einen Sprung denſelben ſenkrecht aufzurichten.“ Alle Flöhe konnte Warner zu ſeinen Experimenten nicht gebrauchen, ſo nicht die von Hunden oder Katzen, es müſſen Menſchenflöhe ſein, die ihm von beſtimmten Lieferantinnen, im Sommer häufiger als im Winter, gegen eine kleine Vergütung gebracht werden. Frau Warner, die in Wien lebt, hat ihrem Manne auch einmal brieflich Flöhe geſchickt, als er ſich auf einer ſeiner Kunſtreiſen befand; ſie gebrauchte dabei nur die Vorſicht, die Tierchen in einem Stückchen Seidenpapier in die untere linke Ecke des Briefes — der Marke entgegengeſetzt — zu ſtecken, damit ſie beim Abſtempeln nicht verletzt würden. Die gefangenen Tierchen werden ſonſt gewöhnlich in kleinen Glasröhren aufbewahrt, in denen ſie luſtig ſpringen, wobei man deutlich ein Geräuſch vernimmt, wenn ſie mit dem harten Kopfe gegen die Wandungen anrennen, etwa ſo, als ob man mit einem Fingernagel auf das Glas klopfte.

Ein Floh beſitzt keine Intelligenz und daraufhin kann man alſo ſeine „Dreſſur“ nicht gründen; er muß zwangsweiſe trainiert werden, und das geſchieht, indem man ihn an die Kette legt, wie einen Haushund. Es iſt kein leichtes Stück, dem Tiere einen feinen Seidenfaden um den Nacken zu legen und mit einem Knoten zu befeſtigen, ohne es zu ſtrangulieren. Warner benutzt dabei eine feine Zange und ein Vergrößerungsglas; jetzt iſt er geübt in dieſer Sache, früher aber gelang das Experiment nicht immer. Ein Floh, der nur im geringſten verletzt wird, ſtirbt ſehr bald; man muß ihn daher recht ſorgfältig behandeln.

Nachdem an dem feinen Seidenfädchen als Fortſetzung eine dünne kleine Kette angebracht iſt, die den Gefangenen bei Springverſuchen ſtets wieder herabzieht, muß der Floh gehen lernen. Man ſpannt ihn an ein Stück Spielkarte, das er mit ſich ſo lange herumziehen muß, bis er die Springverſuche aufgibt, was bei einigen nach acht, bei den meiſten aber erſt nach vierzehn Tagen, ja nach drei Wochen der Fall iſt.

So ſind die Flöhe dreſſiert, mit denen Herr Warner ſeine Vorſtellungen gibt. Da zeigte er mir eine niedliche kleine Kutſche, die von vier Flöhen gezogen wurde und die dem Gewichte der kleinen Geſchöpfe gegenüber ungeheuer ſchwer iſt, denn ein Glasfenſter der Kutſche wog ſoviel wie etwa hundert Flöhe zuſammen genommen. Ein Floh kann, ſo berechnete Warner, bis 140 mal ſein eigenes Gewicht ziehen. Was iſt dagegen das ſtärkſte Laſtpferd? Nur die Lokomotive hält gegen dieſe kräftigen Tierchen den Vergleich aus.

Das Hauptſtück Warners ſind die muſikaliſchen Flöhe, die auf einer Muſikdoſe ſitzen und zwar in zwei Parteien. Der einen Partei ſind Miniaturmuſikinſtrumente an die Sprungbeine gebunden, die andere Partei iſt auf einem Stücke Goldpapier gegenüber befeſtigt. Nun wird die Doſe aufgezogen; Warner ſtößt die Muſikanten mit einem Stäbchen an und ſie ſchleudern ihre Inſtrumente hin und her, während die andere Partei auf dem Goldpapier, durch die Erſchütterung der Spieldoſe beunruhigt, zu ſpringen beginnt. Das iſt der „Flohwalzer“, der auf die Beſchauer ſtets eine große Wirkung ausübt.

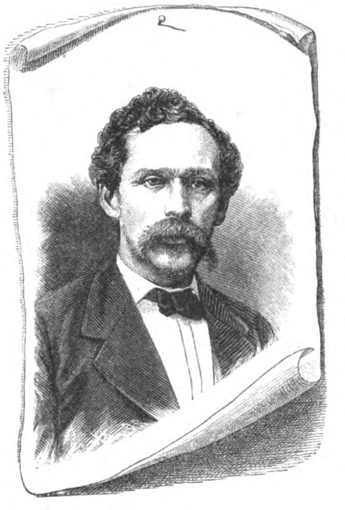
Wenn es Abend wird, befreit Warner ſeine Flöhe aus der Seidenſchlinge und bringt ſie in den Glasgefäßen zur Ruhe. Zuvor aber erhalten ſie ihr Abendeſſen als Belohnung, genau ſo, wie ſie früh gefüttert werden. Es geſchieht dieſes mit dem Blute ihres Herrn, der ſie gleichzeitig auf ſeine Hand ſetzt, wo ſie ſofort zu ſaugen beginnen. Zehn Jahre lang füttert er ſie ſo, ohne ſelbſt üble Folgen zu ſpüren, denn ein Tropfen Blut genügt, um den Flohhunger für Wochen zu ſtillen. Im Beginne ſeiner Dreſſierungslaufbahn behauptet Warner allerdings etwas gefiebert zu haben, wenn er regelmäßig die Tiere fütterte, und ſo ſoll es auch ſeinem Onkel, einem gewiſſen Behrens, ergangen ſein, von dem er die „Geheimniſſe“ erbte. Jetzt nähren die Flöhe ihren Mann, wie ſie ſich von ihm nähren. Lange leben ſie nicht, ſie müſſen oft erneuert werden; doch erzählte mir Herr Warner, daß er einen anderthalb Jahr beſeſſen habe, der ſchließlich an Altersſchwäche ſtarb.

F. B.

Kamarunbeilage zu No. 51 des Daheim. 1884.

Kamarun in Wort und Bild.

1. Die Erwerbungen.



Dr. Nachtigal, deutſcher Generalkonſul an der afrikaniſchen Weſtküſte.

Es iſt etwa ein Vierteljahrhundert darüber verfloſſen, ſeit der nordamerikaniſche Philoſoph und Eſſayiſt Ralph Waldo Emerſon, der uns Deutſchen wohl wollte, wörtlich ſchrieb: „Die deutſchen und die iriſchen Millionen haben ein gutes Teil Guanobeſtimmung. Sie werden über den atlantiſchen Ozean verfrachtet und über Amerika zerſtreut, um dort zu graben und zu arbeiten, damit das Korn billig werde; dann können ſie frühzeitig ſterben, um einen Fleck Gras auf der Prärie grünen zu machen.“

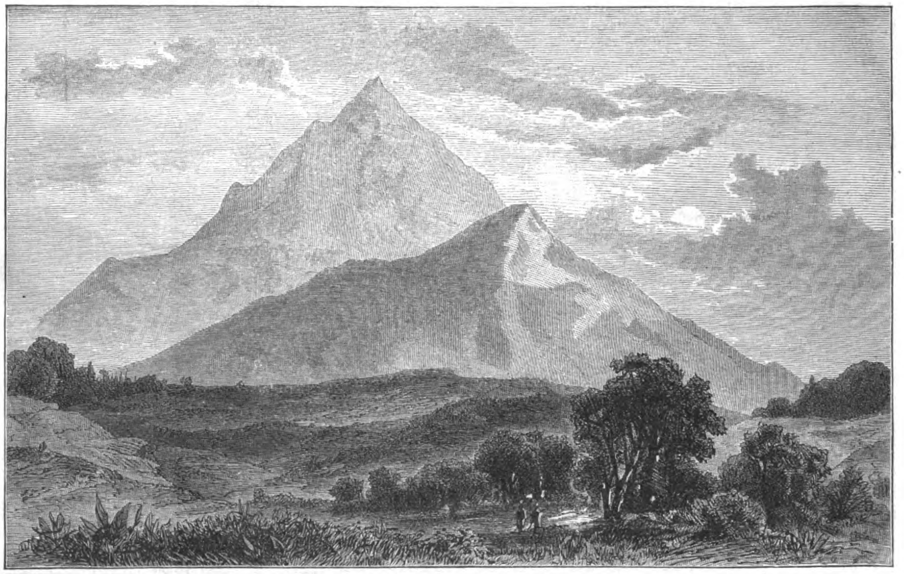
Zu unſerer Beſchämung müſſen wir es geſtehen, daß in jenem harten Ausſpruche ein gutes Teil Wahrheit enthalten iſt — aber ſo Gott will und der Aufſchwung, den Deutſchland genommen, anhält, gehören derartige Anſchauungen der Vergangenheit an und das kräftige „Vorwärts“, das in den Kolonialbeſtrebungen ſich nun endlich zeigt, bürgt weiter dafür, daß die Deutſchen in fremden Erdteilen nicht mehr bloß „Guano“ für andere Völker ſein werden, ſondern, daß die Früchte ihres Fleißes dem eigenen Vaterlande zu gute kommen werden. Ein friſcher Wind weht von Berlin aus, und das neidiſche Veto Albions kann uns nicht mehr zurückhalten.

Nachdem Angra Pequena und die Weſtküſte Afrikas weiter nördlich davon unbeſtritten deutſcher Beſitz geworden, griff im Auftrage des deutſchen Reichs der zum diplomatiſchen Vertreter desſelben an der afrikaniſchen Weſtküſte ernannte Generalkonſul Dr. G. Nachtigal weiter aus. Der berühmte Afrikareiſende, dem wir die Erforſchung der öſtlichen Sudanländer verdanken, befand ſich, mit weit gehenden Vollmachten vom auswärtigen Amte verſehen, an Bord des Kanonenboots „Möwe“, Korvettenkapitän Hoffmann, und fuhr zunächſt nach der Sklavenküſte. Hier war durch die Mitnahme von Geiſeln aus Klein-Popo (vergleiche Beilage zu No. 31 des Daheim) durch die deutſche Korvette „Sophie“ im Februar vorgearbeitet worden. Mitten hinein zwiſchen die britiſchen Beſitzungen ſetzten ſich hier die Deutſchen, indem ſie am 9. Juli zu Bagida und in den umliegenden Orten die ſchwarzweißrote Flagge hißten.

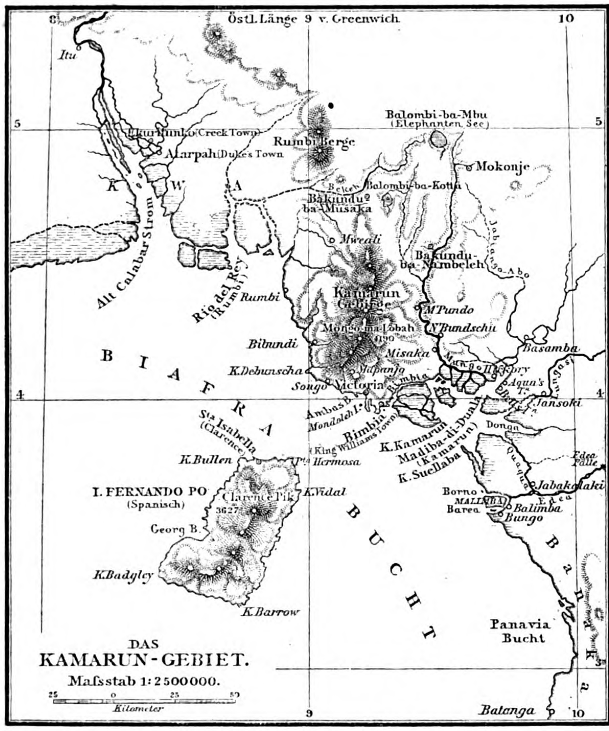
Aber noch mehr. Nach Oſten zu ſteuerte die „Möwe“, wo im Hintergrunde des Guineabuſens das alpenhohe Kamarungebirge aufſteigt und düſtre „Ölflüſſe“ ſich ins Meer ergießen. Hier, in einem „herrenloſen“ Gebiete, arbeiteten ſeit längerer Zeit die Hamburger Firmen C. Woermann und Jantzen und Thormälen, von deren Seite die dortigen ſchwarzen Häuptlinge oder „Könige“ bereits veranlaßt worden waren, ſich um das deutſche Protektorat zu bewerben, ſo ſehr auch die Engländer dagegen operiert hatten. Am 14. Juli ließ Generalkonſul Nachtigal in Belltown, Aquatown und den anderen am Kamarunfluſſe gelegenen Ortſchaften die deutſche Flagge aufziehen. In voller Uniform, mit ſeinen zahlreichen Orden geſchmückt, landete der deutſche Generalkonſul, begleitet von den Mannſchaften der Möwe. Trommler und Pfeifer begrüßten die am Maſte aufſteigende deutſche Flagge und das Kanonenboot feuerte einundzwanzig Salutſchüſſe. Dann verlas Nachtigal den zwiſchen den deutſchen Kaufleuten und den Häuptlingen geſchloſſenen Vertrag, worauf er erklärte, daß er Kamarun im Namen von Kaiſer und Reich in Beſitz nehme und unter deren Schutz ſtelle. Dasſelbe geſchah mit Bimbia und den weiter ſüdlich an der Banakaküſte gelegenen Ortſchaften Malimba und Batanga.

2. Das Kamarungebiet und ſeine Entdeckungsgeſchichte.

Die Weſtküſte Afrikas von der Atlaskette im Norden bis zum Kaplande im Süden iſt zum allergrößten Teil niedrig; nur an wenigen Stellen treten geringe Erhebungen über dem Meeresſpiegel auf und gebirgig wird dieſe lange, vom atlantiſchen Ozean beſpülte Küſte nur an einer einzigen Stelle: am Kamarungebirge. Dieſer mächtige Gebirgsſtock mit ſeinen ausgedehnten Hochflächen liegt gerade an jenem charakteriſtiſchen Punkte, wo der Guineabuſen am tiefſten in Weſtafrika einſchneidet und die Biafrabucht bildet, etwa unter 4° nördlicher Breite und 9° öſtlicher Länge. Vom Meeresgeſtade anſteigend erhebt ſich der Kamarun bis zu der impoſanten Höhe von 4100 Meter, eine Höhe, die der unſerer großen Alpengipfel (Mont Blanc 4810 Meter) gleichkommt. Die rieſige vulkaniſche Maſſe des Kamarun bildet ein Glied in der langen Reihe der Baſalterhebungen, welche mit den nördlich von ihm liegenden unerforſchten Rumbibergen beginnen und ſich in den Inſeln des Guineabuſens, Fernando Po, Isla do Principe und St. Thomas, fortſetzen. Im Weſten wird das Gebiet von dem Rio del Rey, im Oſten von dem Kamarunfluſſe begrenzt. An guten Ankergründen und Häfen fehlt es nicht, und es iſt hier namentlich die Ambasbai zu nennen, in der ſelbſt die größten Schiffe ſicher ankern können und die zu einer vortrefflichen Marineſtation umgeſchaffen werden kann. Dieſer Hafen wurde erſt im Jahre 1826 vom britiſchen Kapitän Owen vermeſſen. Von der Küſte anſteigend kann man bald durch alle Klimate gelangen: von der heißen in die gemäßigte und kalte Zone, wo regelmäßig Nachtfröſte herrſchen, wo man Eis und Schnee haben kann — dieſes alles



Der kleine Kamarun. Nach der Originalaufnahme der Mann-Burtonſchen Expedition.


Östl. Länge 9 v. Greenwich
10
8
5
4
Itu
Ekurikunko (Creek Town)
Atarpah (Duke's Town)
Rumbi Berge
Balombi-ba-Mbu (Elephanten See)
Mokonje
K
W
A
Beke
Balombi-ba-Kotta
Bakundu-ba-Musaka
Alt Calabar Strom
Rio del Rey (Rumbi)
Mweali
Bakundu-ba-Nambeleh
Jabiang-Abo
Rumbi
Kamarun Gebirge
M'Pundo
N'Bundschu
Mongo-ma-Lobah
Bibundi
Misaka
Basamba
B I A F R A
K. Debunscha
Mapanjo
Songo
Victoria
Bimbia
Aqua's T.
Jansoki
Ambas B.
Mondoleh I.
Bimbia (King Williams Town)
Dongo
Sta Isabella (Clarence)
K. Bullen
Pta Hermosa
K. Kamarun
Madiba-di-Duala (Kamarun)
K. Suellaba
Edea Fälle
I. FERNANDO PO (Spanisch)
Clarence Pik 3627
K. Vidal
Borno
Malimba
Barea
Balimba
Bungo
Jabakalaki
Georg B.
K. Badgley
K. Barrow
B U C H T
Panavia Bucht
Batanga
9
25 0 25 50
Kilometer

DAS
KAMARUN-GEBIET.
Maſsstab 1:2500000.

A F R I K A
Sklavenküste
Kamarun Gebiet
Angra Pequena

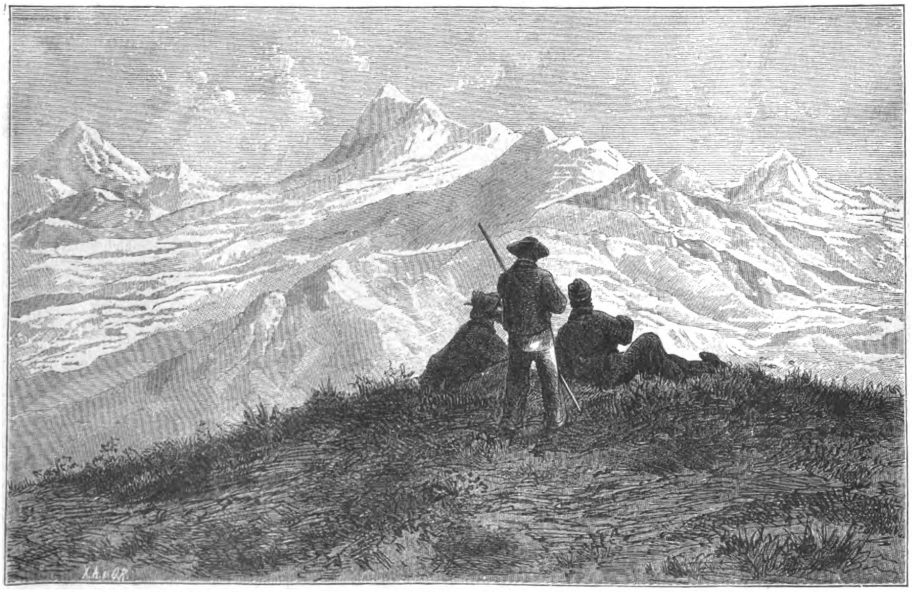
Die Deutschen Gebiete in AFRIKA.

Braunschweig
MAGDEBURG
Dornburg
Alsleben
Zerbst
Gr. Mühlingen
Halberstadt
Dessau
Bernburg
Ballenstedt
Köthen
Nordhausen
Halle
LEIPZIG

DAS
HERZOGTUM ANHALT.
(In gleichem Maſsstab mit der Hauptkarte.)

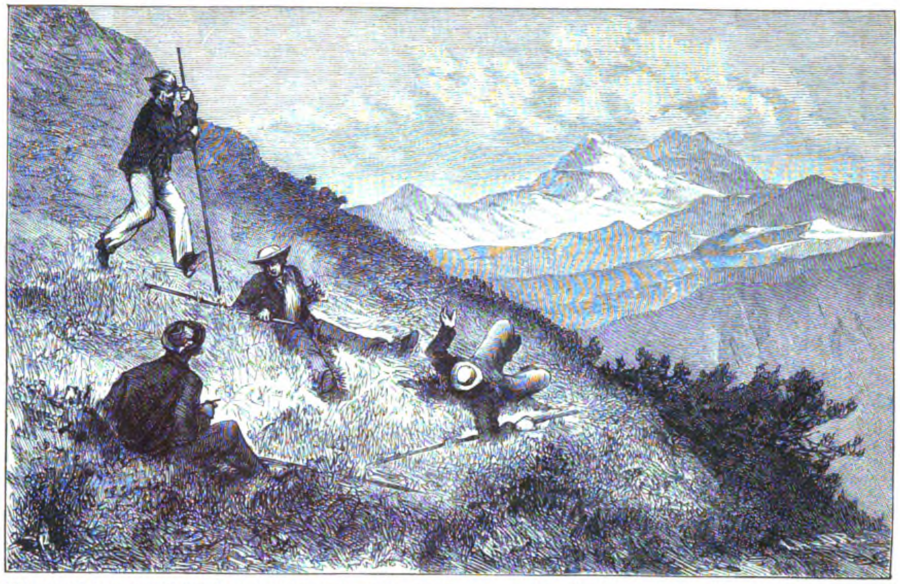
auf afrikaniſchem Boden, wenige Grade vom Äquator entfernt. Unten in der heißfeuchten, fieberſchwangren Küſtenregion kann der Neger arbeiten, höher hinauf findet der Weiße einen durchaus geſunden, ihm zuſagenden Aufenthalt.

So iſt gerade hier an der afrikaniſchen Weſtküſte, die ſonſt innerhalb der Tropen unendliche Opfer an Menſchenleben fordert, ein Punkt gegeben, der ſich ganz vortrefflich zu einer europäiſchen Niederlaſſung eignet. Hier iſt ein ſehr guter Hafen vorhanden, der zu allen Jahreszeiten den größten Schiffen Schutz gewährt, während ſonſt bekanntlich an der afrikaniſchen Weſtküſte größere Fahrzeuge meiſt nur ſchwierig, an langen Strecken aber gar nicht landen können. Schnell vermag der Weiße aus der ungeſunden in eine geſunde Zone zu gelangen. Die ſchwarze Bevölkerung, über die wir näher berichten werden, iſt im allgemeinen leicht zu regieren. Für den Handel hat Kamarun eine ganz vorzügliche, dominierende Lage, denn nicht nur iſt hier ein reiches Hinterland vorhanden, ſondern der Niger, der Bonny, der Kalabar und der Kamarunfluß münden alle in der Nachbarſchaft und gerade dieſe Flüſſe ſind es, welche für den Palmölhandel, deſſen Wichtigkeit von Jahr zu Jahr ſteigt, von der allergrößten Bedeutung ſind. Während ſonſt in Afrika der Elefant mehr und mehr abnimmt und immer geringere Mengen von Elfenbein in den Handel gelangen, iſt das Hinterland von Kamarun noch außerordentlich reich daran. Der polniſche Reiſende St. von Rogozinski, welcher dasſelbe im Herbſt 1883 beſuchte, ſchreibt: „Überraſchend iſt hier die Anzahl von Elefantenherden, die den Urwald ungemein unſicher machen, weswegen die Eingebornen nur in kleinen Trupps durch den Wald ziehen.“ Auch als Ausgang für Entdeckungsreiſende iſt das Kamarungebiet ungemein geeignet, denn ſogleich im Oſten desſelben beginnt die Terra incognita, reicht der „weiße Fleck“ Afrikas bis dicht an das Gebirge heran. Die Reiſenden, die von hier nach Oſt und Südoſt ausziehen werden, treffen dort auf das Gebiet der Waſſerſcheide zwiſchen dem Benue, dem größten Zufluß des Niger, und den rechten Nebenflüſſen des Kongo.



Blick vom Helenenberge auf die Kamarungruppe. Nach den Originalaufnahmen der Mann-Burtonſchen Expedition.

Die **Entdeckungsgeſchichte** dieſes Gebietes iſt in der Kürze folgende. Die Erſten, welche in dieſe Räume Afrikas vordrangen waren am Ende des XV. Jahrhunderts die Portugieſen, zur Zeit als Alfons V König war. Fernando Po, deſſen Namen noch die größte der Guineainſeln trägt, war es, der zuerſt das Kamarungebirge in ſeiner ganzen grandioſen Pracht von dem Palmenſtrand bis zu dem Schneegipfel vor ſich emporſteigen ſah. Das umgebende Land nannten die Portugieſen Alta Tierra de Ambozes, das Hochland von Amboſes, nach einem hier anſäſſigen Negerſtamm, deſſen Namen ſich noch in der Ambasbai erhalten hat. Was den **Namen Kamarun** betrifft, der auch Kamerun geſchrieben wird, ſo



Abſtieg vom Helenen- zum Iſabellenberge angeſichts der Hauptſpitzen des Kamarun. Nach der Originalaufnahme der Mann-Burtonſchen Expedition.

ſtammt derſelbe von dem portugieſiſchen Worte Camarão, was einen Seekrebs, eine Art Garneele bedeutet, die jetzt noch dort ſehr häufig iſt.

Im Jahre 1700 herrſchte bereits an den Flüſſen, die zu beiden Seiten des Gebirges ins Meer fließen, ein lebhafter Handel, und auch Sklaven ſind von hier, wie aus ganz Guinea, maſſenhaft bezogen worden. In Dappers Werk über Afrika (Amſterdam 1670) iſt „das hohe Land der Amboer“, das heutige Kamarun, mit ſeinen Bewohnern nach den Berichten holländiſcher Seefahrer geſchildert und bezeichnet als „ein gewünſchter Ort vor den Seemann ſich zu erfriſchen.“ Weiter heißt es: „Man findet allda Eſſensmittel überflüſſig, trefflichen Palmwein und Fiſche. Die Einwohner, welche meiſtens alle portugalliſch reden ſeind wohl die ſchlimmſten der Schwarzen der ganzen Gegend. Am Nordwalle des Fluſſes Kamarones wohnet ſehr viel Volkes, das man Kalbanger nennt. Dieſe führen Krieg mit den Oberländern und ſtehen unter einem Häuptling Monneba genannt; den man vor den mächtigſten der umliegenden Fürſten hält. Das Dorf, da dieſer Fürſt ſeinen Sitz hat, lieget auf einer Höhe, von Natur ſehr zierlich bewachſen und wird vor den luſtigſten Ort in der ganzen Bucht gehalten. Allhier findet man Eſſen und Trinken überflüſſig: ſonderlich Injames, Bananaſſen, Palmenwein und Wein Bordon. Dieſer Wein iſt auch ein Palmenwein. Die Völker ſind ſtark, fett und leibig, auch glatt von Haut und gemeiniglich ſo groß als der größte Holländer.“ Am Anfange unſers Jahrhunderts aber ſcheint der ganze Landſtrich in Vergeſſenheit geraten zu ſein, denn erſt 1826 hören wir wieder von demſelben, als Kapitän W. F. Owen, dem wir die Aufnahme eines großen Teils der afrikaniſchen Küſten verdanken, auch hier Vermeſſungen vornahm. Im Jahre 1833 war der engliſche Dampfer „Quorra“ unter Kapitän Nicolls hier und nun begannen häufigere Fahrten von engliſchen Kriegsſchiffen, zumeiſt zu dem löblichen Zwecke, die Sklaverei, die hier in grauenhafter Weiſe herrſchte, abzuſchaffen, wie denn im Jahre 1844 dem „Könige“ von Bimbia vom Leutnant Commander Earle, Schiff Rapid, 1200 Dollar in Waren gezahlt wurden, damit er die Sklaverei unterdrücke, und als ſpäter (1855) ſich die Bewohner der benachbarten Bobiinſeln gegen den König auflehnten, ſteckten die Granaten des britiſchen Schiffs „Antilope“, Leutnant Young, deren armſelige Hütten in Brand. Die Engländer haben oft und viel mit den hier anſäſſigen Häuptlingen verkehrt und auch wiederholt die Errichtung von Geſundheitsſtationen auf dem Gebirge in Ausſicht genommen, ohne daß ſie jedoch einen praktiſchen Schritt in dieſer Beziehung thaten. Abgeſehen von Händlern verſchiedener Nationalität, die am Kamarun verkehrten, faßten hier nur die Miſſionare dauernden Fuß. Was deutſche Forſcher dort ausgerichtet, werden wir weiter unten ſehen.

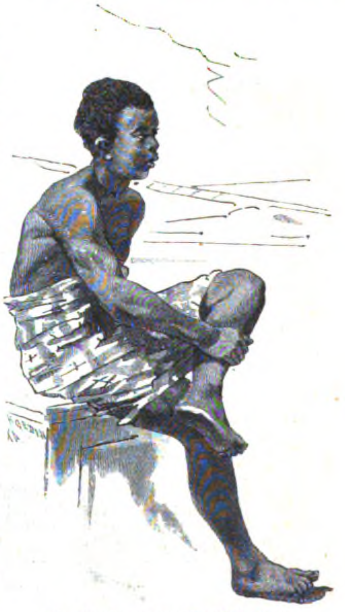
3. Die Miſſionen am Kamarun.

Im Jahre 1840 hatten ſich engliſche Miſſionare von der Baptiſtengeſellſchaft zu Clarence (jetzt Santa Iſabel) auf Fernando Po niedergelaſſen, das damals noch keine ſpaniſche Verwaltung hatte. Sie verſammelten bald eine kleine Gemeinde um ſich und begannen auch ihre Thätigkeit auf das gegenüberliegende Feſtland zu erſtrecken, wo ſie bei den Schwarzen an der Mündung des Kamarunfluſſes Stationen errichteten. Da erinnerte ſich gegen Ende der fünfziger Jahre Spanien, daß es alte Rechte auf Fernando Po beſitze und ſchickte unter Don Carlos Chacon ein Geſchwader dorthin. Alle anderen Schulen als katholiſche wurden verboten, der evangeliſche Gottesdienſt einzig auf die Familien der Miſſionare innerhalb der Privathäuſer beſchränkt und ſo der Miſſion aller Boden entzogen. Dieſer Akt barbariſcher Unduldſamkeit war die Urſache, daß Saker, der Stifter und eifrige Förderer der Miſſion, ſein Werk ganz nach dem Feſtlande verlegte. Im Jahre 1858 ſtiftete er die Station Victoria an der ſchönen Ambasbai, am Fuße des Kamarungebirges. Allerdings zahlte ihm die ſpaniſche Regierung 1500 Pfund Sterling Entſchädigung und damit kaufte er von dem Könige von Bimbia das umliegende Land und zog in ein eiſernes Haus ein, das erſte, welches hier am Lande errichtet wurde.

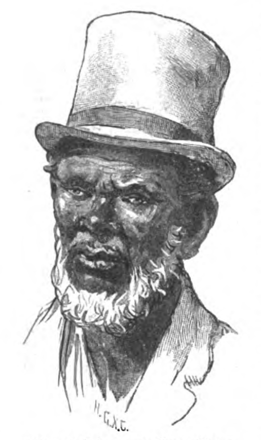
Grundemann berichtet in ſeiner vortrefflichen kleinen „Miſſionsbibliothek“, daß um die Mitte der ſechziger Jahre in den Stationen am Kamarun etwa neunzig bekehrte Schwarze lebten. Große Erfolge des Evangeliums ſprangen weniger in die Augen. Dennoch bewährte ſich ſein ſtill wirkender Einfluß. Es zeigte ſich deutlich, wie das Gewiſſen des Volkes geweckt wurde. Offenbarer noch waren die Fortſchritte in der Ziviliſation, im Bau der Häuſer mit Thüren und Fenſterläden anſtatt der alten ungeſunden Hütten. Bei einigen fand ſich ein reges Verlangen nach Tiſchen und Stühlen und anderen Hausgeräten. Ja einige hatten ſich ſogar daran gewöhnt, Sonntags ein Hemd und einen Hut zu tragen oder einen ſchwarzen Rock und einen Hut, doch in vielen Fällen bei Abweſenheit von Beinkleidern; diejenigen aber aus der kleinen Chriſtengemeinde, welche einen Hausſtand gründeten, nahmen faſt ganz die Formen des engliſchen Lebens an.

Unter den mit der Miſſion verbundenen jungen Leuten regte ſich mehr und mehr das Verlangen nach der Taufe. Der Beſuch der Gottesdienſte, die auch an mehreren Außenplätzen gehalten wurden, war verſchieden. Oft mußten erſt Zuhörer herbeigerufen werden. Dann hörten manche aufmerkſam zu, erklärten aber am Schluſſe, daß ſie nicht wiederkommen würden, wenn man nicht Reis und Fleiſch für ſie koche. Andere verlangten geradezu Bezahlung, und hier und dort wurde behauptet, daß die Vorräte, die für die Miſſion eintrafen, von der Königin von England für die Eingebornen geſandt würden. — Es war eine rechte Geduldsarbeit.

Zu Victoria, das einſt mitten in der Wildnis angelegt war, hatten ſich doch außer dem kleinen Reſt der Fernando Po-Gemeinde ſoviel Eingeborne niedergelaſſen, daß eine Stadt entſtanden war. Die Gemeinde zählte 1867 dreißig Mitglieder und fünfzig Inquirers (Leute, die nach der Wahrheit ſuchen). Bimbia war ein ſittlich völlig verwahrloſter Ort. Nur von Victoria aus wurde dort das Evangelium verkündigt. Am Kamarunfluſſe war die Station John Aqua Town ein ähnliches Sorgenkind; der Miſſionar Fuller hatte dort einen ſchweren Stand. Oft ward er beraubt und ſelbſt das Leben der Miſſionsfamilie war bedroht, ſo daß dieſe Station 1869 aufgegeben werden mußte, da auch ein engliſches Kriegsſchiff nichts Nachhaltiges zum Schutz der Miſſionare thun konnte. Die Hauptſtation blieb Bethel Town, wo der eifrige Miſſionar Saker bis in die neueſte Zeit ausgehalten hat. Erſt um 1871 kam ſeine langjährige Arbeit zum Abſchluß, die Bibelüberſetzung in der Duallaſprache. Die Bedeutung, welche man ihr anfangs zuſchrieb, wird ſie



Ein Eingeborner von King-Bells Town
(Dualla Neger).



Alter Fetiſchero aus Aqua Town.
Nach einer Photogr. v. Fleuriot de Langle.

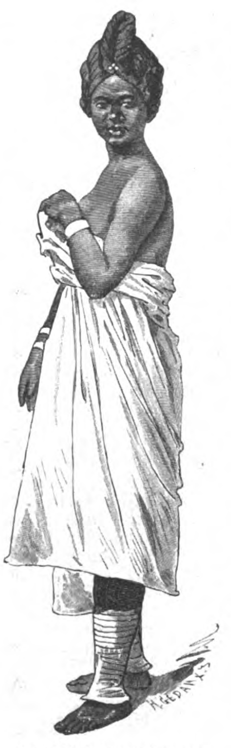
freilich nicht erlangen können, denn wie ſich herausgeſtellt hat, wird jene Sprache nur von einer Bevölkerung von etwa 20000 Seelen geſprochen. Verſuche, die Miſſionsarbeiten weiter nach dem Inneren auszudehnen, ſcheiterten an der Wildheit der dortigen Stämme. Dagegen wurde, als die nördlichen Stationen am Kamarunfluſſe infolge eines Krieges der Eingebornen ganz abgebrochen werden mußten (1873), eine neue Station auf den Vorbergen des Kamarungebirges zu Bonjongo, 60 Meter über dem Meeresſpiegel angelegt. Man erwartet von der geſunden Lage dieſer Station weitere Vorteile auch für die übrigen.

Bis jetzt haben nur engliſche Miſſionen in Kamarun gewirkt. Hoffentlich werden nun auch unſere deutſchen Miſſionsanſtalten ſich dieſem Gebiete zuwenden und an deſſen Ziviliſierung teilnehmen.

4. Die Beſteigung des Kamarun durch Guſtav Mann und Richard Burton.

Die erſte Beſteigung des Kamarungebirges fällt in den Dezember 1861. Sie wurde ausgeführt von dem deutſchen Botaniker Guſtav Mann und dem engliſchen berühmten Reiſenden, Kapitän Richard Burton. Als Träger wurden Kruneger benutzt. Die Beſteigung eines Bergrieſen, welcher faſt dem Montblanc gleich kommt und nur wenige Grade vom Äquator entfernt liegt, iſt an und für ſich eine intereſſante Thatſache, ſo daß wir hier darauf eingehen müſſen. Von der Ambasbai ausgehend ſtiegen die Reiſenden zunächſt bis zu dem höchſten Dorfe, Mapanya, empor, das in etwa 1000 Meter Höhe liegt. Der ſchmale Pfad führte durch herrliche Wälder von Palmen, Akazien, Feigen, Cardamomen, Kolanuß und afrikaniſchen Eichen, in deren Schatten prachtvolle Farne wuchſen. Dieſe ganze Zone, bewäſſert von einem kleinen Fluſſe, würde ſich trefflich zum Anbau von Kakao, Kaffee und Zucker eignen, aber nur kleine Piſangpflanzen unterbrechen hier und da den Wald. Sehr wertvoll iſt die Weinpalme (Raphia vinifera), da ſie das Hauptmaterial zum Bau der Hütten liefert und überall an der Küſte, aber nur bis zu 200 Meter Höhe wächſt. Die Ölpalme dagegen erreicht ihre Grenze erſt bei 1000 Meter. Die Eingebornen erſteigen die Palmen bei Tagesanbruch und holen den Palmwein herab, indem ſie zugleich für den nächſten Tag eine leere Kürbisflaſche oben laſſen, die am andern Morgen dann gefüllt iſt.

Die Eingebornen widerſetzten ſich anfangs der weiteren Beſteigung des Gebirges und nur mit großer Schwierigkeit konnte die Reiſe fortgeſetzt werden. Durch Wälder von Baumfarnen weiter kletternd gelangte man in 1500 Meter Höhe plötzlich auf ein großes, altes Lavafeld und nach weiterem ſechsſtündigen Anſtieg wurde der kleine Kegel erreicht, dem das Lavabett entſtammte; der Krater, noch deutlich erkennbar, hatte gegen 100 Meter im Durchmeſſer. Man hatte alſo hier die deutlichen Beweiſe vor Augen, daß der Kamarun ein Vulkan war. Weiter aufwärts klimmend entdeckte man in 2400 Meter Höhe eine herrliche Quelle, die Manns-Spring getauft wurde und die um ſo erwünſchter war, als in den höheren Regionen des Berges ſich Waſſermangel fühlbar gemacht hatte.



Eine Schönheit von Kamarun.
Nach Fleuriot de Langle.

Nachdem die Reiſenden wieder umgekehrt, wurde am 24. Dezember der 2800 Meter hohe „Helenenberg“, wie ſie ihn nannten, erſtiegen, einer der Vorberge des Kamarun, von dem man beim ſchönſten Wetter ein herrliches Panorama vor ſich ausgebreitet ſah. Ein weiter Kreis dichter weißer Wolken, in der Sonne farbenſpielend, bildete gleichſam eine Einfaſſung um die Krater, deren man nicht weniger als achtundzwanzig zählte, um die Spalten, tiefen Schluchten, Lavabetten und Streifen ſchlackiger Felſen, welche hier in wunderbarer Vereinigung untereinanderlagen, aber nach kurzer Umſchau wendete ſich jedes Auge zu dem Rieſengipfel im Norden, welcher mit tief metallblauer Farbe in zwei deutlich unterſcheidbaren Gipfeln aufſtieg. Da die Eingebornen für dieſe beiden Spitzen keine beſonderen Namen hatten, ſondern die höchſte Gipfelmaſſe unter dem Namen Mongo Ma Lobah (Götterberg) zuſammenfaſſen, ſo nannte ſie Burton Viktoria und Albert, nach dem bekannten Rezepte „Eduard und Kunigunde“, „Kunigunde und Eduard“, denn mit „Viktoria und Albert“ haben die Engländer die ganze Welt beglückt, ſo daß an eine Unterſcheidung aller dieſer Orte, Berge, Flüſſe und Inſeln in Aſien, Amerika, Afrika und Auſtralien nicht mehr zu denken iſt. Und doch ſollen Namen ja unterſcheiden!

Über einen grasbewachſenen und ſteinigen Bergſporn gelangten die Reiſenden vom Helenen- zum Iſabellenberg, der als ſteifer Kegel emporragte. Ein Labyrinth von grauſchwarzen Lavaſtrömen und eine Reihe grasbewachſener Krater erſtreckte ſich von hier, allmählich anſteigend, zur Hauptſpitze hin.

Nach mühſamer Wanderung über Lava- und Schlackenfelder, wo das dunkle Geſtein von den üppig grünen Moosſtreifen effektvoll abſtach und nach ſchließlich unſagbarer Arbeit, oft auf Händen und Füßen über die lockere Aſche, die ſcharfen Schlacken und die Baſalt- und Quarzkonglomeratfelſen kletternd, langte man nachmittags $^1/_2$2 Uhr auf der höchſten Spitze des Viktoria-Pik an. Dieſer iſt, wie ſich nun herausſtellte, nur die äußere Wand eines Doppelkraters, der ſchwarz und etwa fünfundſiebzig Meter tief iſt und ſich gegen Süden geöffnet hat, wo einſt ein mächtiger Lavaſtrom den Ausgang gefunden. Die beiden Krater trennt eine nur acht Meter hohe Scheidewand von großen Felsblöcken, ähnlich einer verfallenen Cyklopenmauer.

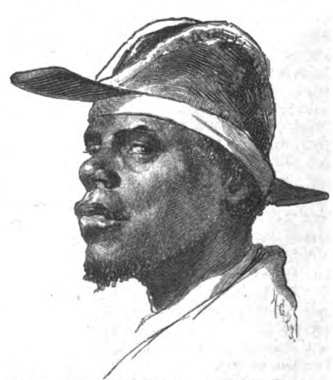
Ein Nordoſtſturm, der um den ſchwarzen Gipfel wütete, machte den Aufenthalt auf ihm gefährlich und zuletzt unmöglich. Ohne weitere Beobachtungen vorzunehmen, mußte der Rückweg angetreten werden und in einer halben Stunde war man am Fuße des Kegels. Auch der Albertgipfel iſt dann ſpäter von Mann erſtiegen worden, dem wir die genaue Kenntnis der Pflanzen verdanken, welche auf dem Kamarun wachſen und die teilweiſe einen alpinen Charakter tragen, wie die Veronica, Senecio, Erica und das Bärlapp. Die wichtigſte Entdeckung war aber die einer rauchenden Solfatare nordöſtlich vom Albertkrater, etwas unterhalb des höchſten Punktes. Die vulkaniſche Thätigkeit iſt hier alſo noch nicht erloſchen und die Erſcheinung von Flammen, welche die Leute von Bimbia, die Händler am Kamarunfluß und die Bewohner von Fernando Po geſehen haben wollen, iſt dadurch genügend aufgeklärt.

Während des Aufenthaltes auf beiden Gipfeln hatten die Reiſenden viel von der Kälte zu leiden, das Thermometer ſank auf — 2° C. und ſtieg am Tage nur auf + 8° C. Schnee liegt oft auf dem Gipfel des Kamarun, was ſowohl die Leute am Fuße desſelben, als auch vorüberſegelnde Schiffe ſchon beobachtet haben.

5. Unſre neuen ſchwarzen Mitbürger.

Im Jahre 1872, als die deutſche Afrikaforſchung wieder in Schwung kam und zahlreiche Reiſende nach dem ſchwarzen Erdteil zogen, begaben ſich auch drei deutſche Naturforſcher nach dem Kamarun. Es waren dieſes Dr. A. Buchholz, welcher bereits die von Koldewey geleitete zweite Nordpolexpedition mitgemacht hatte, ferner Dr. E. Reichenow und Dr. W. Lühder. Der letzte unterlag im März 1872 den klimatiſchen Einflüſſen und auch Dr. Reichenow kehrte krank in die Heimat zurück. Buchholz aber forſchte und arbeitete am Kamarun weiter, und ſeine von dort aus in die Heimat gerichteten friſchen „Reiſebriefe“ geben das anſchaulichſte und wahrheitsgetreuſte Bild jener Gegend, über der nun die ſchwarz-weiß-rote Flagge weht. Die nachſtehenden Mitteilungen ſind dieſen Reiſebriefen entnommen.

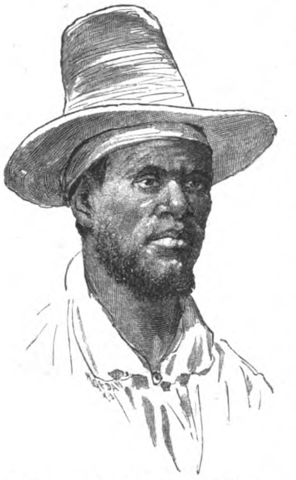
Die Fahrt nach Kamarun, ſchreibt Buchholz, war recht intereſſant. Die Ausſicht auf die beiden gewaltigen Piks von Fernando Po und das Kamarungebirge iſt wirklich grandios; wir hatten das letztere ſehr klar und ſchön vor uns. Nachmittags liefen wir bei Kap Kamarun in die eigentliche Flußmündung des ſehr breiten Stromes ein. Die Breite des Fluſſes iſt ſo gewaltig, daß man ſich in einem unſerer Haffe zu befinden glaubt. Die fernen Ufer zeigten durch das Glas nur einen ununterbrochenen Saum von Mangroweſumpf. Wir langten denn noch glücklich gerade um Sonnenuntergang vor King Bells Town an und hatten eben noch Zeit, einen Blick auf das Flußufer zu werfen. Es iſt das ſüdliche Flußufer hier ziemlich hoch; zwölf bis fünfzehn Meter hohe Uferberge gewähren ein trockenes und auch wohl ziemlich fruchtbares Land, auf welchem man einen dichten Beſtand von Kokospalmen und Bananen gewahrte, ſo daß das ganze Ufer einen ſehr angenehmen und freundlichen Eindruck macht. Die Häuſer der großen und volkreichen Negerdörfer, die nach den Namen der betreffenden Häuptlinge bezeichnet werden: wie Bell Town, John Aqua Town, Joſſ Town, Dido Town, und deren Geſamtheit man mit dem Namen Kamarun bezeichnet, kann man vom Fluſſe aus nicht ſehen, da ſie ganz unter Bananen verſteckt liegen; nur das ſchöne Haus des Veteranen der dortigen Miſſionare, des Herrn Saker, lag äußerſt anmutig unter ſchönen Bäumen unmittelbar am



„William Wilſon“, ein Stutzer von Hickory Town.
Nach einer Photographie von Fleuriot de Langle.

Strande der Uferberge, ſowie die am Fluſſe ſelber liegenden Warenmagazine der Faktoreibeſitzer.

Wir gelangten nach wenigen hundert Schritten vom Uferrande entfernt zu den Hütten von King-Bells Town, die, ziemlich weitläufig und anmutig von Bananen, Kokos, Mango- und anderen Fruchtbäumen umrahmte breite Straßen zwiſchen ſich laſſen. Die Hütten ſelbſt ſind außerordentlich zierlich von Anſehen, ſo hübſch, wie ich ſie früher nirgends ſah, mit zierlich aus Palmblattſtielen geflochtenen, ſehr leichten Wänden, ſehr lang rechteckig gebaut und mit einem ebenfalls recht ſauber und exakt gemachten Palmblattdach verſehen. Dieſe Dächer ſind, was man nicht glauben ſollte, auch bei Gewitterregen waſſerdicht, wenn ſie gut gemacht ſind; ſie ſind von mattenartig geflochtenen Fiederpalmenblättern, die ſo ineinander geſchoben werden, daß ſie ſich dachziegelförmig übereinander legen. Nachdem wir eine lange Strecke längs dieſer Hütten gegangen waren, gelangten wir zu King-Bells Reſidenz, einer großen Hütte, die ſich ſonſt in nichts von den anderen auszeichnet.

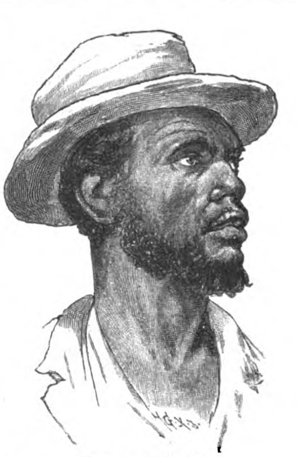

Typus eines Dualla vom Kamarunfluſſe.
Nach einer Photographie von Fleuriot de Langle.

Man ſagt, daß gegen 10 000 Menſchen in den hier aneinandergedrängten Dörfern leben. Täglich ereigneten ſich große kriegeriſche Aufzüge und Demonſtrationen ſowohl am Ufer als auf dem Fluſſe in großen Kriegskanots, wobei wilde Kriegsgeſänge und Herausforderungen der feindlichen Parteien ſtattfanden. Der Aufzug dieſer Kriegsleute war oftmals äußerſt ſonderbar. So paradierte z. B. in dem Kriegsboote von King-Preſo-Bell ein Kerl, der bei ſeiner übrigen Nacktheit mit einer preußiſchen Pickelhaube bekleidet war, andere trugen uralte, große Pallaſche oder andere eigentümliche Uniformſtücke. Natürlich wird von den betreffenden Häuptlingen in ſolchen Fällen ihr ganzer Reichtum zur Schau geſtellt, denn alle dieſe Dinge gehören dem betreffenden Häuptling. Die gewöhnliche Bewaffnung eines ſolchen Kriegers beſteht in einer eigentümlichen Kriegskappe ans Ziegenfell, in ihrer Form an die alten franzöſiſchen Sturmhauben erinnernd, einem mächtigen Meſſer oder Schlachtſchwert in einer oft ganz künſtlich gearbeiteten Scheide, einer kleinen flaſchenförmigen Kalebaſſe zur Munition (Pulver), ferner einer kleinen Taſche oder einem Beutel, in welchem ſelten einige Kugeln, öfters altes zerhacktes Eiſen, Kieſelſteine oder dergleichen Surrogate mitgeführt werden. Eine rieſige Donnerbüchſe von enormer Länge vollendet die Ausrüſtung.

So zogen denn in lang ausgedehntem Gänſemarſche einzeln hintereinander, um eine möglichſt große Vorſtellung von ihrer Anzahl zu geben, oftmals Hunderte dieſer Krieger durch die Dörfer und paradierten alsdann am Ufer entlang, um ſowohl den Weißen als den feindlichen Dörfern ihre Macht darzuthun.

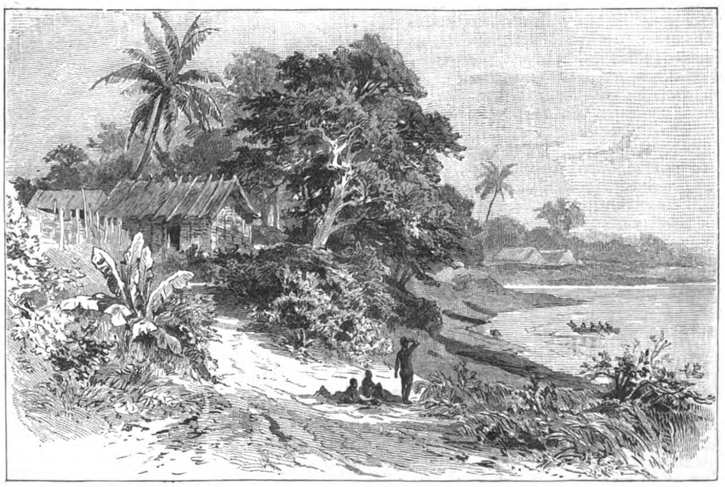
Jedenfalls das Merkwürdigſte bleibt dann die eigentliche Kriegführung dieſer Leute ſelbſt. Sie gehen nicht etwa gegen einander vor, ſo daß es etwa zu einem Handgemenge käme, dazu würde ſich kein Kamarun-Mann ſo leicht verſtehen, ſondern ſie halten ſich in reſpektabler Entfernung von einander und nehmen gute Deckung hinter Büſchen und Häuſern. Wird alsdann losgefeuert, ſo geſchieht dies mit abgewendetem Geſicht ohne zu zielen, worauf der betreffende Kriegsheld ſich entweder ſofort platt niederwirft oder ſchleunigſt ausreißt. Um ſo ſchlimmer ergeht es dagegen wehrloſen Leuten, die, dem feindlichen Stamme angehörend, einem ſolchen Kriegszuge in die Hände fallen. In dieſem Kriege kam es vor, daß dem König Bell einige armſelige Fiſchersleute eines feindlichen Dorfes in die Hände fielen. Für ſolche Fälle hat jeder Häuptling ſeinen beſonderen Kopfabſchneider, der mit ſeinem ſcharfen Schlachtmeſſer ſofort dem unglücklichen Opfer den Kopf abſchlägt. Dieſe wurden dann von Bell ſelbſt, der ſich wie ein Raſender gebärdete, als Siegestrophäen unter ſcheußlichen Tänzen im Dorfe herumgetragen, wobei die Weiber gleichfalls ſich wie unſinnig gebärdeten, und zur Feier werden große Gelage und Tänze veranſtaltet. In ſolchen Fällen ſind ſie dann wie von einem raſenden Taumel ergriffen.

Da ich einmal bei der Charakteriſtik der hieſigen Menſchenraſſe bin, ſo muß ich hinzufügen, daß die Demoraliſation derſelben zum großen Teil eine Folge des Handels iſt, der ihre einzige Beſchäftigung iſt. Die ganze Bevölkerung von Kamarun, ſo zahlreich ſie iſt, iſt völlig unproduktiv, ſie lebt nur von der Vermittelung des Handels mit den Stämmen des Innern, wodurch ſie ziemliche Wohlhabenheit erlangt. Man findet in der Hütte manches Häuptlings einen Luxus an europäiſchen Artikeln, der in Erſtaunen ſetzt. Gebaut wird dagegen nichts, nicht einmal Bananen und Yams in irgend ausreichendem Maße, ſo daß die Lebensmittel ſehr teuer ſind. Weder Baumwolle, Kaffee, Mais, noch irgend dergleichen wird von dem trägen Volke angepflanzt, was an der Goldküſte, wo die Leute viel betriebſamer ſind, doch allenthalben, wo es angeht, geſchieht. Alles will durch Handeltreiben, Betrügen und Stehlen Vermögen erwerben. Der höchſte Reichtum eines Häuptlings beſteht in Weibern, deren ein jeder eine Herde beſitzt, in denen ſo zu ſagen das Kapital angelegt wird. Die gewöhnlichen Neger haben in der Regel nicht ſo viel Mittel, um zu einem Weibe zu gelangen, und müſſen ſich daher verpflichten, Jahre lang dafür bei einem Häupling zu arbeiten. Übrigens exiſtiert, was man nicht glauben ſollte, eine förmliche Ariſtokratie, die unſerem Adel vergleichbar iſt; dieſe wird durch die freien Neger repräſentiert, während die größte Maſſe aus Leibeigenen oder Sklaven beſteht. Ein ſolcher freigewordener Leibeigener mag noch ſo große Reichtümer und Anſehen erlangen, er wird doch niemals einem freien Neger gleich geachtet werden. Die Ermordung eines freien Negers führt unmittelbar Krieg und Blutrache nach ſich, wie in dem vorliegenden Falle, während die eines gewöhnlichen Negers durch Bezahlung von Gütern oder Weibern gut gemacht werden kann. Es geht dieſes ſo weit, daß ein von freien Negern ſtammender Mann nicht mehr einem Freien gleich geachtet wird, wenn er nur von mütterlicher Seite irgendwie mit Unfreien in Verwandtſchaft ſteht. Die Stellung der Weiber iſt natürlich eine ganz elende, ſie werden verkauft als Ware, bei den gewöhnlichen Negern werden ſie wie die Laſttiere behandelt und darnach auch ihr Wert angeſehen.


Typus eines Dualla.
Nach einer Photographie von Fleuriot de Langle.

Dieſe Schilderungen beziehen ſich auf die an der Mündung des Kamarunfluſſes lebenden Neger, welche man im allgemeinen Dualla nennt. Etwas anders ſind die im Gebirge, und zwar nur im tieferen Teile desſelben lebenden Bakhwiri beſchaffen, die von Buchholz als ein im ganzen harmloſer und wohlgebildeter Menſchenſchlag bezeichnet werden, wenn auch ihre Sitten und Gebräuche natürlich noch ſehr roh ſind.

Die Nacktheit, in der dieſe Leute, namentlich Weiber, einhergehen, ſtreift wirklich an die Grenze des Möglichen; die Herren Ehegatten haben keine Neigung, ſich die Toilette ihrer Frauen etwas koſten zu laſſen. Ihre Ortſchaften zeichnen ſich im ganzen durch die Vereinzelung der Hütten, welche ſehr zerſtreut und in dem dichten Gebüſch verſteckt umherliegen, aus. Größere Gruppen ſolcher Hütten werden dann faſt immer mit einer Umzäunung verſehen, über welche man mit Hilfe zweier gegeneinander gelehnten Holzpfeiler, in welche rohe Stufen gehauen ſind, hinwegklettert. Es geſchieht dieſes, damit die frei umherlaufenden Ziegen, Schafe und Schweine, welche nebſt Hühnern ihren Viehſtand bilden, ſich nicht zu weit in dem Buſche verlaufen und geſtohlen werden können. Die Hütten ſelbſt ſind ganz erbärmlich, keine Spur des zierlichen und hübſchen Anſehens, wie ſolches diejenigen in den


Vegetation an der Mündung des Kamarunfluſſes. Nach Aufnahmen von Fleuriot de Langle.

Kamarun-Ortſchaften darbieten. Die Wände ſind auf das nachläſſigſte teils aus Stücken Baumrinde, teils aus wenig ſorgfältig gehaltenen Matten zuſammengeflickt und zeigen allenthalben große Lücken und Öffnungen. Licht fällt, wie überall bei dieſen Hütten, nur durch die ſehr große Thür ein, welche bei den Bakhwiri-Hütten ſtets durch einen ſehr ſchweren Thürriegel verſchloſſen werden kann, der jeden Abend vorgeſchoben wird. Es geſchieht dieſes wegen der beträchtlichen Kühle in den Nächten, weshalb auch faſt immer Feuer die Nacht hindurch erhalten wird.

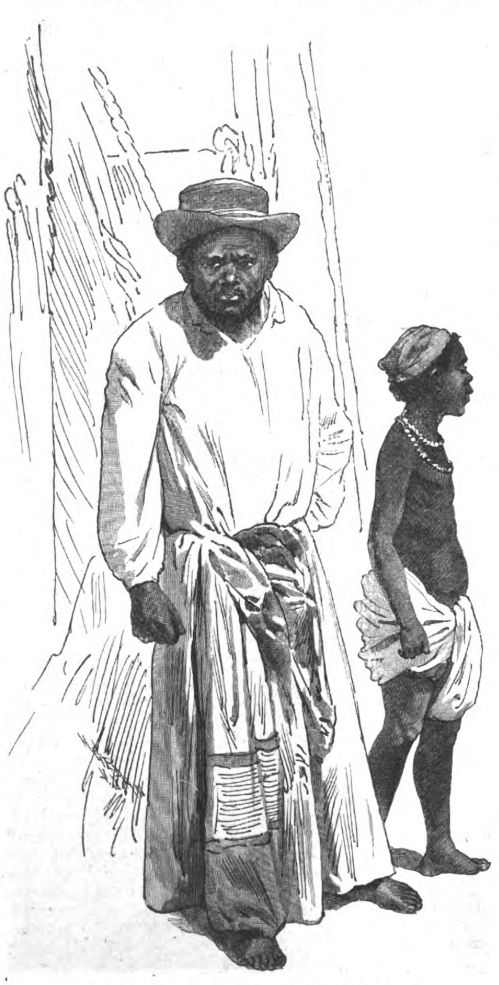
Die Bakhwiri begraben ihre Toten, ebenſo wie die Leute in Kamarun, ſtets in ihren Hütten. Es wird eine ſolche Hütte, in welcher eine Leiche befindlich, glaube ich, immer auf eine Zeit lang verlaſſen, indeſſen iſt dies doch eine ſchauderhafte Unſitte. Der Viehſtand der Bakhwiri beſteht aus Ziegen, Schafen, einer eigentümlichen Raſſe, Schweinen und Hühnern. Was die Schafraſſe betrifft, die man allenthalben an der weſtafrikaniſchen Küſte als die urſprünglich heimiſchen antrifft, ſo hat ſie einen von den unſrigen gänzlich verſchiedenen Charakter, ſie ſind äußerſt ſchlank und hochbeinig und ſchlankhalſig, das Fell iſt ganz kurz und ſchlichthaarig, wie das der Ziegen.

Bei den Feſtlichkeiten der Neger finden großartige Schmauſereien ſtatt, welche ihren Viehſtand ruinieren und ſie für gewöhnlich dem größten Mangel preisgeben. Anläſſe zu ſolchen Feſten ſind ſonderbarerweiſe diejenigen Ereigniſſe, welche in ziviliſierten Ländern gerade am wenigſten derartig gefeiert zu werden pflegen, nämlich Leichenbegängniſſe.

Während meines Aufenthaltes in Bonjongo wurden in Mapania aus Anlaß des Todes einer angeſehenen Frau des dortigen Häuptlings allein dreißig Ziegen geſchlachtet, abgeſehen von den übrigen Tieren. Je großartiger eine ſolche Schmauſerei iſt, um ſo mehr glaubt man den Verſtorbenen damit zu ehren, und es geht äußerſt lärmend dabei zu; den ganzen Tag über werden große Tänze aufgeführt, mit der unvermeidlichen Begleitung der Trommeln und aller nur ſonſt aufzutreibenden Lärminſtrumente.

Nicht allein die Leute des Ortes ſelbſt nehmen daran teil, ſondern, wenn der Verſtorbene von Anſehen war, kommen ſie auch von allen Nachbarorten zuſammen und verzehren ſoviel Fleiſch als möglich und bringen auch meiſt noch Fleiſch nach Hauſe mit.

Das alſo ſind unſre neuen afrikaniſchen Mitbürger am Kamarun.



Ein Bruder von King-Bell an Bord eines Ölſchiffes.

6. Der
deutſche Teil der Sklavenküſte.

Es iſt wenig bekannt, wie zahlreich die deutſchen Anſiedelungen an der afrikaniſchen Weſtküſte ſind und wie groß der Anteil der Deutſchen am weſtafrikaniſchen Handel überhaupt iſt. In allen franzöſiſchen, engliſchen, ſpaniſchen Beſitzungen dort befinden ſich blühende deutſche Faktoreien, ja in dem britiſchen Handelszentrum Lagos an der Guineaküſte ſind die erſten und größten Kaufleute Hamburger. Da wo Deutſche aber außerhalb der Grenzen einer europäiſchen Kolonialmacht wohnten und nur mit einheimiſchen ſchwarzen Potentaten zu thun hatten, mußte ſich bei jenen der Wunſch regen, unter den Schutz des Vaterlandes geſtellt zu werden, das jetzt durch ſeine Flotten in der Lage war, ſolchen Schutz angedeihen laſſen zu können. Außer zahlreichen Bremer Firmen ſind vierzehn hamburgiſche am weſtafrikaniſchen Handel beteiligt und zwei Dampferlinien führen regelmäßig von Hamburg nach Weſtafrika, während Frankreich, das doch dort große Kolonien beſitzt, nicht eine einzige Dampferlinie dorthin unterhält.

Beſonders an der Sklavenküſte hatte der deutſche Handel ſich in der letzten Zeit ſtark entwickelt. Unter dieſem Namen verſteht man den Teil der Küſte von Oberguinea, welcher von der Voltamündung im Weſten bis zum Nigerdelta im Oſten reicht. Hier iſt keine Bucht vorhanden, in welcher ein Schiff ſicher liegen könnte, kein Hafen iſt zu finden und die Reeden ſind unſicher. Die landenden Schiffe ſind ſtets einer ſtarken Brandung ausgeſetzt und können nur mittels Booten mit dem Lande verkehren. Ein charakteriſtiſches Merkmal für die Küſte ſind die Strandlagunen, die ſich, wie die Denham- und Avonlagune oft tief ins Land erſtrecken und dann für die Binnenſchiffahrt eine bequeme Verbindung bilden, da ſie gegen die Brandung geſchützt ſind. Alles umliegende Land iſt miasmatiſch, ungeſund und ganz niedrig. Für den Sklavenhandel, der einſt hier glänzende Tage ſah, waren dieſe Lagunen wie geſchaffen; auf ihnen wurde das ſchwarze Ebenholz zur Küſte verfrachtet und an der inneren Seite der Lagunen ſtanden die Barrakuns, große Verſchläge, in welchen die Sklaven untergebracht wurden und von denen aus man ſie an Bord der Sklavenſchiffe brachte, wenn die britiſchen Kreuzer nicht in Sicht waren. Das Hinterland der Sklavenküſte iſt oder war dem Könige von Aſchanti tributär, oder im Beſitze des Königs von Dahome, der wegen der Menſchenopfer, welche alljährlich in ſeinem Lande veranſtaltet werden, in der ganzen Welt einen blutigen Namen hat. Hauptprodukt des Landes iſt neben dem Lagunenſalz das Palmöl und dieſes namentlich wird von Lagos, Wydah, Groß- und Kleinpopo, von Bey Beach und Bagida aus verſchifft.

Was die Beſitzverhältniſſe an der Sklavenküſte betrifft, ſo gehören im Weſten Keta (Quitta), Agboſome und Elmina Chica den Engländern; im Oſten beanſpruchen ſie Wydah[1] und haben dann bei Badagry und Lagos feſten Fuß gefaßt. Zwiſchen beiden liegt aber ein bisher unabhängiger Landſtrich mit kleinen Häuptlingen (Kings), die zu Aſchanti oder Dahome in einem loſen Tributärverhältnis ſtanden. Das ſind vor allem Bey Beach, Groß- und Kleinpopo, Porto Seguro und Bagida (Bageida).

Hier hatten die deutſchen Faktoreien vor den Engländern das Übergewicht, in ihren Händen waren die kleinen Häuptlinge und der Handel; aber Gefahr war vorhanden, daß die Engländer hier zugriffen, denn bereits eilten ihre Sendlinge von Keta aus durch das Land, um ihre Häuptlinge für das britiſche Protektorat geneigt zu machen. Die Notſchreie der deutſchen Kaufleute fanden aber Widerhall in Berlin, und der Strich der Sklavenküſte, welcher Bey Beach und Bagida umfaßt, wurde am 5. Juli vom Generalkonſul Nachtigal unter deutſche Protektion geſtellt und von dem deutſchen Kanonenboot „Möwe“ aus die deutſche Flagge gehißt.

7. Wie ſind die neuen Kolonien zu betreiben?

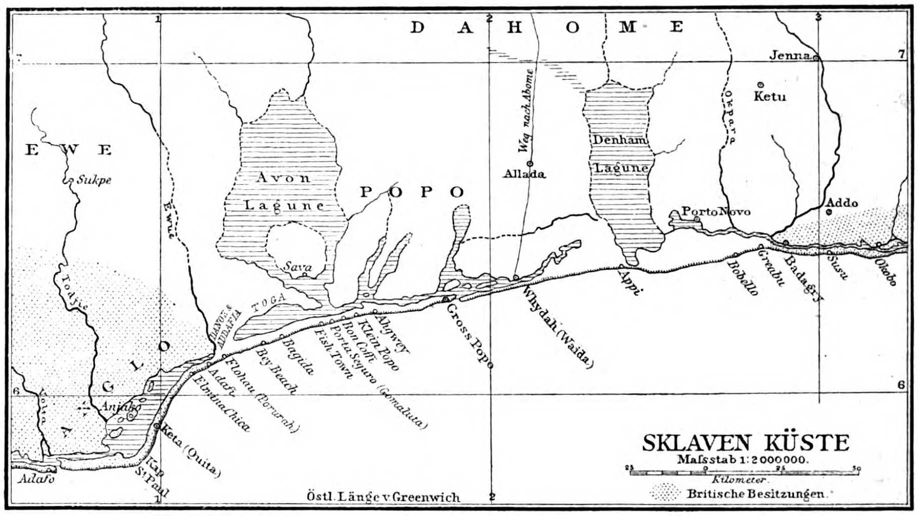
Da ſolcher Art das Vorgehen Deutſchland in Kolonialſachen ein energiſches iſt, halten wir es nicht für überflüſſig, hier ganz kurz einen Überblick über die verſchiedenen Arten von Kolonien zu geben, über die oft ſehr unrichtige Anſchauungen herrſchen.

Ackerbaukolonien können nur ſolche für uns ſein, wo die klimatiſchen Verhältniſſe wie ein Mutterland beſchaffen ſein müſſen. Solche Kolonien ſind oder waren Auſtralien und Nordamerika. Derartige Kolonien machen ſich über kurz oder lang ſelbſtändig und gehen ihre eigenen Wege.

Eroberungskolonien, wie die Spanier und Portugieſen ſie in Mittel- und Südamerika gründeten, oder neuerdings die Franzoſen in Algier, ziehen auch Auswanderer in Maſſen an, aber weniger Ackerbauer, ſondern Abenteurer und Soldaten. Sie zeigen im Anfang meiſt unſittliche Verhältniſſe, die erſt ſpäter in geſundere übergehen können.

Plantagenkolonien ſind ſolche, aus denen wir unſere Kolonialwaren beziehen. Meiſt in den Tropen gelegen, bringen ſie Zucker, Kaffee, Gewürze hervor, ſelbſtverſtändlich nicht durch die freie Arbeit europäiſcher Anſiedler, ſondern durch Negerſklaven oder eingeführte Kulis. Kamarun kann teilweiſe eine ſolche Plantagenkolonie werden.

Handelskolonien endlich ſind die Faktoreien, welche mit verhältnismäßig geringen Koſten rein um des Handels willen in fremden Erdteilen angelegt werden. Eine ſolche Kolonie iſt z. B. die mächtige Handelsſtadt Singapur, die ohne eigentliches Land doch weithin die hinteraſiatiſchen Länder beherrſcht und auf dem Handelswege ausbeutet. Die Faktoreien an der Sklavenküſte ſind gleichfalls hierher zu zählen. Als ſelbſtverſtändlich iſt hervorzuheben, daß dieſe Einteilung der Kolonien ſich nicht überall ſtreng durchführen läßt. Natürlich können ſolche Handelskolonien auch nur mit Kapitalien betrieben werden und es empfiehlt ſich bei den neuen unter deutſchem Schutz ſtehenden Gebieten die Errichtung von Handelsgeſellſchaften nach Art der oſtindiſchen Kompanien. Koloniſation durch Weiße im größeren Maßſtabe, Einführung weißer oder fremder Arbeiter (Kulis) müſſen außer Betracht bleiben, dagegen iſt — wie einer der erfahrenſten deutſchen Kolonialpioniere, Dr. Hübbe-Schleiden nachweiſt — auf den Neger zu rech-

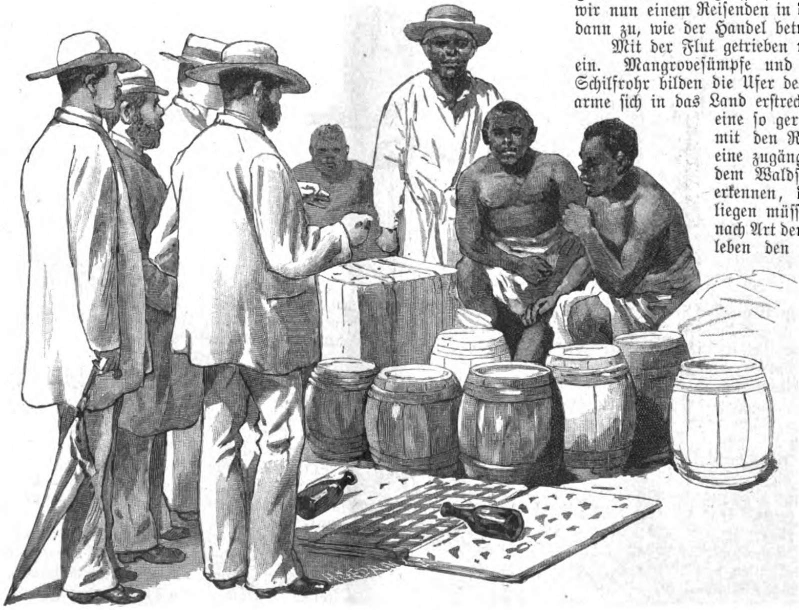


nen, freilich nicht auf den Neger, wie er ungehobelt getroffen wird, aber wie er zugeſtutzt werden kann. „Wenn einer behauptet, daß der Neger nicht arbeiten wolle, ſo reduziert ſich dieſes darauf, daß er den Neger nicht arbeiten machen kann.“

Am Kamarun haben wir es zunächſt nur mit Handelskolonien zu thun, und es ſind dort die zwei bedeutenden deutſchen Firmen C. Woermann und Jantzen und Thormaelen anſäſſig. Der Handel ſelbſt iſt ein reiner Tauſchhandel. Die Landesprodukte, welche in Betracht kommen, ſind Palmöl, Elfenbein und Palmkerne. Dieſe werden aus dem Innern des Landes auf dem Wege der zahlreichen Waſſerſtraßen des Kamarungebietes durch eingeborene Händler an die Küſte gebracht und meiſt in größeren Mengen gegen europäiſche Artikel, namentlich Baumwollwaaren, Schießpulver, Gewehre, Salz, Rum und Tabak eingekauft. Der jährliche Export kann auf 1½ Millionen Gallon Palmöl, 200 Zentner Elfenbein und 24—30000 Zentner Palmenkerne veranſchlagt worden. Eine regelmäßige, von der Firma C. Woermann eingerichtete Dampferverbindung unterhält den Verkehr von Kamarun mit Hamburg.

Noch iſt mit Rückſicht auf das Kamarungebirge eine Art von Koloniſation hier zu erwähnen, zu der dasſelbe ſich eignen würde. Wir meinen Verbrecherkolonien. In der Frage der Deportation iſt ſo viel dafür und dagegen geſchrieben worden, daß wir allgemeine Erörterungen uns wohl ſparen können. Noch heute haben Spanier, Portugieſen, Franzoſen ꝛc. derartige Kolonien und in Auſtralien iſt aus einer Verbrecherkolonie, welche den Abſchaum Englands aufnahm, ein großartig blühender Kolonialſtaat entſtanden. — Schon im Jahre 1856 hatte der um die Entdeckungsfahrten auf dem Niger vielfach verdiente Mac Gregor Laird darauf hingewieſen, daß das Kamarungebirge eine geeignete Örtlichkeit für die Anſiedlung von Sträflingen ſei. Schwarze Arbeiter ſollten von der Ambasbai nach dem Hochlande eine Straße bauen. Auf dem Gebirge könnten die Verbrecher nicht entrinnen, weil das ungeſunde Klima im Tieflande ihnen das ganz von ſelbſt verbieten würde. Das Hochland iſt unbewohnt und die Deportierten wären dort förmlich iſoliert. An Beſchäftigung wäre kein Mangel: ſie müßten Holz fällen, Wege bauen und Ackerbau treiben, um ſich Nahrungsmittel zu verſchaffen. Wer im Hochlande bleibt, iſt ſeines Lebens ſicher, wer ins Niederland geht, rennt dem Tode in die Arme. Mac Gregor Laird ſchlägt vor, den Deportierten Negerinnen zu Frauen zu geben. Ein ſo erfahrener Mann wie Richard Burton erklärt dieſen Vorſchlägen unbedingt beiſtimmen zu müſſen, auch eigne ſich das Kamarungebirge zu einer vorzüglichen Geſundheitsſtation, in welcher die in den Niederungen am Fieber Erkrankten ſchnell geneſen würden. In 500 Meter Höhe müßte die erſte, und in 2000 Meter die höchſte Station angelegt werden; dort ſei noch Wald und Grasland und könne man Schnee das ganze Jahr aufſpeichern.

Es darf nicht unterſchätzt werden, daß die Küſtenregionen und die Mündungen der Flüſſe äußerſt ungeſund ſind, und daß das Fieber hier von den Weißen zahlreiche Opfer fordert. Das möge jeder vorher bedenken, der mit Afrikas Weſtküſte etwas zu thun haben will. Aber gerade das hohe Kamarungebirge iſt hier das beſte Gegenmittel. Als der fieberkranke Buchholz bis zu 900 Meter in demſelben emporgeſtiegen war „fühlte er ſich faſt momentan von dem auf ihm laſtenden Drucke befreit und erlangte ſehr bald die geſchwundenen Kräfte wieder.“ Die 2—3 R. geringere Temperatur reicht ſchon aus, um eine bedeutende Erleichterung zu bewirken. Das ſind Verhältniſſe, wie ſie ſonſt in Weſtafrika nicht wieder gefunden werden und ſchon aus dieſem Grunde können wir uns zu dem Beſitze von Kamarun beglückwünſchen. Denn ein vortrefflicheres Sanatarium iſt in Afrika nicht vorhanden.



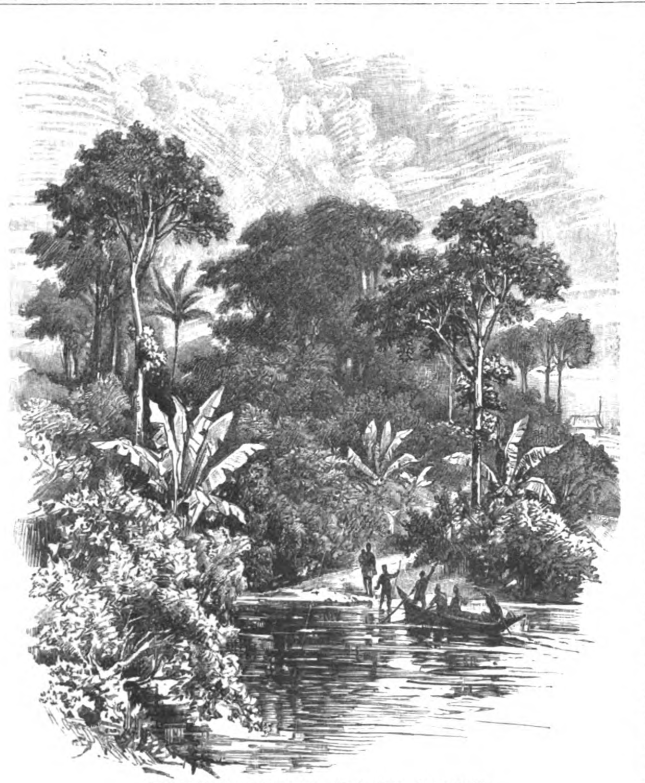
Weſtafrikaniſcher Tauſchhandel.

8. Flußfahrten und Handelsfaktoreien.

Alſo der Handel mit Landesprodukten iſt es, auf den die Deutſchen in Kamarun weſentlich angewieſen ſind und zu dieſem Zwecke ſind ihre Faktoreien an den Flüſſen, die hier ins Meer münden, errichtet. Folgen wir nun einem Reiſenden in die Flußmündungen hinein und ſehen wir dann zu, wie der Handel betrieben wird.

Mit der Flut getrieben rudert unſer Kanoe in den „Ölfluß“ hinein. Mangroveſümpfe und Dickichte von ſtachligem Pandanus und Schilfrohr bilden die Ufer des Fluſſes, von dem aus zahlreiche Seitenarme ſich in das Land erſtrecken, die immer ſchmäler werden und bald eine ſo geringe Breite zeigen, daß kaum unſer Boot mit den Rudern freien Spielraum behält. Nirgend eine zugängige Stelle und doch geben auch hier hinter dem Waldſaume menſchliche Stimmen ſtellenweiſe zu erkennen, daß auch hier dicht bevölkerte Ortſchaften liegen müſſen. Dann endlich ein Dorf der Dualla, nach Art der ſchon beſchriebenen. Zahlreiche Kähne beleben den Fluß, deren dunkelfarbige Inſaſſen mit Fiſchen beſchäftigt ſind; am Ufer ſieht man reuſenartige Fiſchgeräte. Je weiter wir fahren, deſto gewaltiger wird das Dickicht am Ufer und die Vegetation hängt förmlich über unſer „gepaddeltes“ Kanoe.

Da, wo am Hauptſtrom die Mangroven aufhören, ſind die Ufer niedrig, ſie bleiben aber wegen des dichten Gebüſches, unter dem ſtark duftender Jasmin auffällt, und wegen der Ipomoea-Winden unzugänglich. Nur hier und da wird dieſes grüne Polſter von braunen Pfaden unterbrochen. Unmittelbar hinter der Uferböſchung erhebt ſich der Hochwald, ernſt und majeſtätiſch und um ſo eindrucksvoller, je weiter wir vordringen. Das Waſſer fließt ruhig und faſt träge dahin, und nur in den Kanälen zwiſchen den Inſeln und dem Ufer ſieht man es lebhafter ſtrömen.

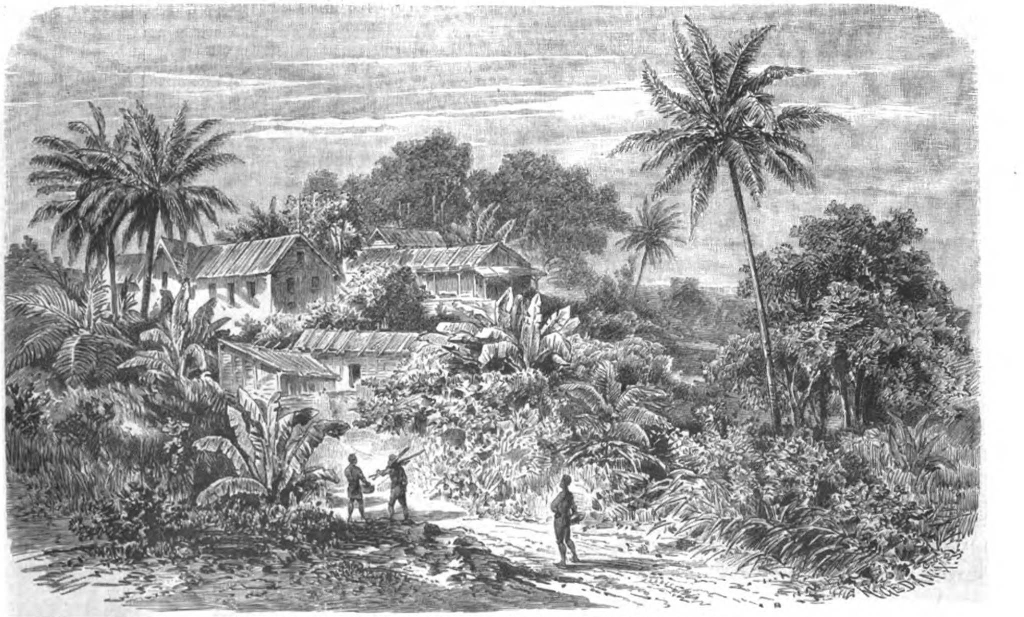


Uferlandſchaft am Kamarun. Nach Naturphotographie.

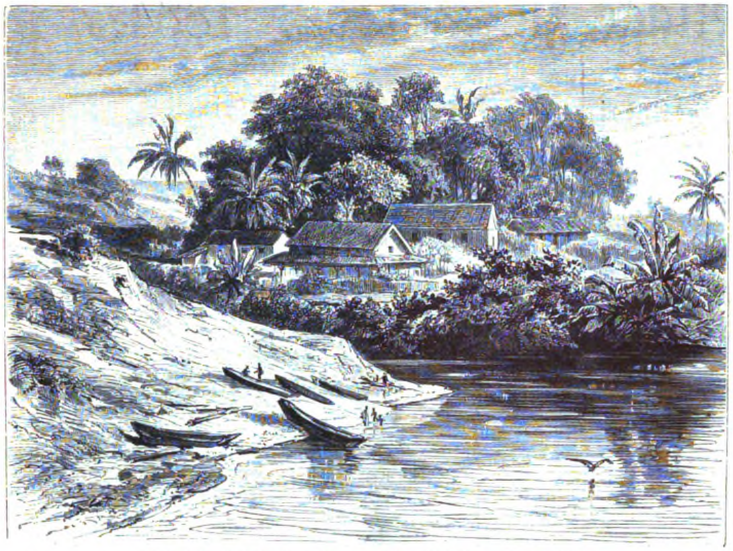
Große Bäume, die das Alter knickt oder das unterwaſchene Ufer nicht mehr zu halten vermochte, ſind von oben heruntergetrieben und haben ſich in der Mitte des Fluſſes auf irgend einer Untiefe verankert, mit ihrem Geäſt über die Oberfläche hervorſehend. Sie ſind der Fahrt nicht hinderlich. Gefahr aber droht von eben überfluteten Sandbänken oder von Stämmen, die das trübe, bräunliche Waſſer dem Auge des Steuermannes verbirgt. Reich iſt die Tierwelt vertreten. Flußpferde ſind im Strom oft zahlreich zu treffen und beſonders häufig ſind Reptilien. Da erblickt man mehrere eigentümliche Arten von Laubfröſchen und das Chamäleon, welches ſeine lange kolbenartige Zunge nach Inſekten hervorſtößt. Giftſchlangen ſind leider häufig, ſo eine zwei Meter lange ſchwarze Atractaspis und eine Viper. Dringt man noch weiter ins Innere vor, ſo kann der Freund der Jagd auf eine reiche Ausbeute hoffen. Auch die Eingebornen ſind tüchtige Jäger. Das Wild jagen ſie mit Netzen, die ſie ſelbſt verfertigen; fünfzig bis ſechzig dieſer langen Netze werden um ein Stück Wald herumgezogen und dann das eingeſchloſſene Wild erlegt. Oft erbeutet man eine ganze Menagerie, welche in die Stadt geſchleppt wird: Gorillas, Babuaffen, Antilopen, Leoparden, wilde Katzen, Waldratten und Schlangen, welch letztere als Nahrung ſehr beliebt ſind. Alles wird erlegt und dann in gleichmäßige Rationen verteilt, wobei dem König das Bruſtſtück eines jeden Tieres zufällt, dem Jäger der Kopf. Daß der Elefant nicht fehlt, wurde ſchon erwähnt.

So ſind die Flußufer, ihr Tierleben und ihre Vegetation beſchaffen und an ihnen liegen nun bei den „Städten“ der „Könige“ die Faktoreien der Europäer, von denen aus der gewinnbringende Handel betrieben wird. Sehen wir uns einmal das Leben und Treiben auf einer ſolchen weſtafrikaniſchen Faktorei an. Der erſte Sonnenſtrahl bricht hervor und das Leben beginnt.

Aus der vereinzelt inmitten des Haupthofes ſich erhebenden Küche ſteigt der Rauch auf, auf der Schiffswerft, die längs des Creek ſich hinzieht, ſieht man europäiſche Schiffszimmerer im Verein mit ſchwarzen Gehülfen an die Arbeit gehen, aus der Böttcherei, wo die Fäſſer für das Palmöl zuſammengeſchlagen werden, tönt einförmiges Klopfen zu uns herüber, aber ein weit intenſiverer Lärm deutet uns an, daß an irgend einer Stelle das weibliche Geſchlecht gehört zu werden wünſcht. Wir wenden uns dorthin und ſehen auf der Veranda, die eines der Magazine umgiebt, einen weißen Mann ſtehen, der mit größten Ruhe auf die Menge zu ſeinen Füßen hinabſieht; ein ſauber gekleideter Schwarzer, mit faltigem Lendenſchurz, einer enganſchließenden Jacke aus Tricot und einer kleinen Mütze ſteht hinter ihm in dem eben geöffneten Vorratsraum, um die Waren hinauszureichen, und ein lebhafter Tauſchhandel beginnt. Der Markt iſt eröffnet, d. h. der Markt für Lebensmittel, denn Handelsprodukte werden überhaupt nicht hier eingekauft. Daß es ſich nur um Lebensmittel handelt, beweiſt ſchon das Übergewicht der Frauen über die Männer. Die Bodenerzeugniſſe, die zum Verkauf angeboten werden, ſind Moniakknollen und deren Zubereitungen, Bananen, Erdnüſſe, ſüße Bataten, Pfefferſchötchen (Capſicum), Tomaten; ferner werden eine Anzahl magerer Hühner, ein entſprechendes Quantum von Eiern, Hammel mit glattem Haar und friſch gefangene Fiſche gebracht. Die Preiſe ſtehen im großen und ganzen feſt, und das Geſchäft würde glatter gehn, wenn nicht die Zahlung zu Recriminationen Anlaß gäbe; denn das gemünzte Geld iſt unbekannt, und jeder Betrag wird in Tauſchartikeln entrichtet. Dieſe werden natürlich häufig bemäkelt, aber meiſt ohne Erfolg. Die Weiber kauern in ein dünnes baumwollenes Tuch gehüllt auf der Erde, unter ſich eifern ſie in der Sprache der Eingeborenen, ihren Klagen gegen die Weißen machen ſie in Negerengliſch Luft. Neben ihnen liegt der lange, aus Palmenzweigen zuſammengeflochtene Tragkorb, den ſie auf dem Kopf herbeigeſchleppt haben; darin befinden ſich die Proviſionen, aber



Vegetationsanſicht und Handelsfaktorei am Kamarun. Nach Naturphotographie.



Landſchaft mit Faktorei am Kamarunfluſſe. Nach Naturphotographie.

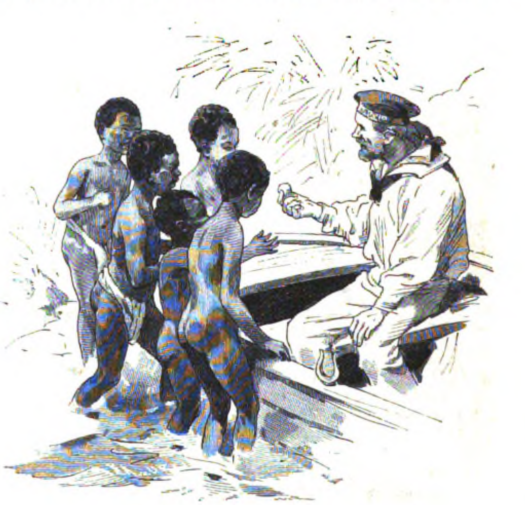
auch ſtets leere Flaſchen, die zur Aufnahme von Branntwein dienen. Alle kleinen Beträge werden in Rum ausgezahlt. Allmählich verläuft ſich die Schar, und die aufgekauften Vorräte wandern zum Teil in die große Küche, teils werden ſie verteilt, wenn die Schwarzen ihre Rationen erhalten.

Das regſte Leben aber entwickelt ſich am Ufer des Fluſſes ſelbſt, wo die verſchiedenen Fahrzeuge, die kleineren und größeren Segelſchiffe, die Kanoes der Eingebornen und die „Hulks“ liegen, jene alten abgetakelten und ausrangierten Fahrzeuge, die nun in ein ſchwimmendes Warenmagazin umgewandelt ſind.

Nicht ohne Eifer, aber auch nicht ohne Lärmen, Schreien und Singen ſind die Schwarzen beim Löſchen und Laden thätig; Mann hinter Mann kommen oder gehen ſie mit ſchwerer Laſt auf Rücken und Kopf, häufig ſich gegenſeitig anfeuernd. Sie ſind nur mit einem einfachen Lendentuch aus leichtem Baumwollenzeug bekleidet, ohne deshalb nackt zu erſcheinen. Ein Farbiger hat eben vor dem Weißen den Vorzug, daß er auch mit Wenigem noch immer leidlich angezogen ausſieht.

Ein Gang durch die Magazine verſchaffte uns den beſten Überblick über die Produkte, welche auf dem Küſtenſtrich zwiſchen dem Kalabar- und dem Kamarunfluſſe von den Eingeborenen zum Verkauf gebracht werden. Die Hauptrolle, wenigſtens räumlich, ſpielt dabei das Palmöl, das bereits gereinigt in großen Fäſſern aufgeſpeichert daliegt; dann kommen die Kerne der Ölpalmenfrucht, von den Engländern Palmkernels, von den Portugieſen ſonderbarerweiſe Coconotte genannt; ſie liefern ein feines, geſchätztes Öl, ebenſo wie die Erdnüſſe. Weiterhin ſieht man den übelriechenden, zu fauſtgroßen Bällen geformten Kautſchuk, während die gewaltigen Stoßzähne der Elefanten aus dem Innern kommen.

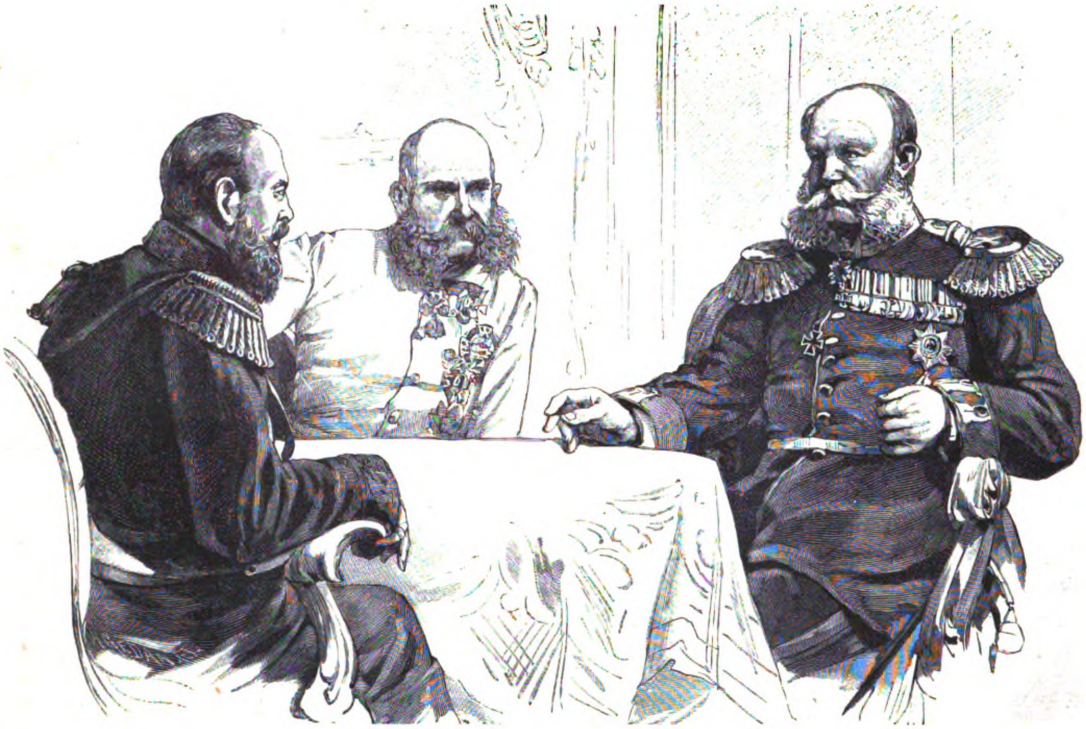
Wofür werden alle dieſe Dinge erworben, da gemünztes Geld unbekannt iſt? Die Antwort ergab ſich von ſelbſt bei der Fortſetzung meiner Wanderung. Zunächſt trat ich in immenſe Räume ein, in denen ſich Faß an Faß reiht und Faß auf Faß türmt. Ein jedes iſt gefüllt mit jener giftigen Flüſſigkeit, die unter dem Namen Negerrum bekannt iſt und ihren Weg bis in die entfernteſten Dörfer, bis jenſeits des großen Urwaldes findet. Ein anderer Raum beherbergt würfelförmige, grün angeſtrichene Kiſtchen, deren Inhalt in je zwölf Flaſchen Genèvre (Gin) beſteht. Dieſes Liquidum, ein Schnaps der niedrigſten Sorte, gilt für etwas weit Feineres als der Rum und bildet ein Lieblingsgetränk vornehmer Neger ſowohl wie nicht weniger Weißer. Neben Spirituoſen bleiben Zeuge das Hauptzahlungsmittel, leichte Ware, die in immer neuen Muſtern von Europa hinübergeſchickt wird. In großen Kiſten — man benutzt ſie in Todesfällen als Särge — liegen Feuerſteingewehre, die von Eingeborenen um ſo dringender begehrt werden, als vollkommenere Schußwaffen überhaupt nicht in den Handel kommen. In anderen Kiſten finden ſich faſchinenartige Meſſer, die in Europa nach afrikaniſchen Modellen gearbeitet ſind. Meſſingringe für Arm und Fuß, Stäbe aus demſelben Metall oder aus Kupfer, eiſerne Tonnenreifen, Vorhängeſchlöſſer, Steingutkrüge, Waſchbecken, Glaswaren, Spiegel, Raſiermeſſer, Tiſch- und Matroſenmeſſer ſind in reichem Maße vorhanden. Neben den leichten Baumwollenſtoffen hat man auch etwas ſchwerere Zeuge eingeführt, ferner geſtrickte Jacken, Uniform- und Livreeröcke und endlich Kopfbedeckungen aller Art. In beſchränkteren Quantitäten finden ſich diejenigen Dinge, nach welchen man den Neger am lüſternſten glaubt: Glasperlen und falſcher Schmuck; nur echte röhrenförmige, rote Korallen erfreuen ſich großer Schätzung. Ich konnte binnen kurzer Zeit ſelbſt die Beobachtung machen, daß die Eingeborenen recht wohl wiſſen, was für ihr Leben einen reellen Wert hat, was nicht; und daß ſie ſcheinbar unpraktiſche Einkäufe mit dem realen Hintergedanken vornehmen, ſich die Gunſt der Frauen zu erwerben. Dagegen läßt ihre Neigung zu Schnaps ſie vergeſſen, daß gerade dieſer Artikel in ihren Händen das vergänglichſte aller Dinge iſt; und dennoch würde es unmöglich ſein, ohne Rum oder Gin irgend ein Handelsgeſchäft abzuſchließen.



Für alle diejenigen, welche mit Spannung und Beifall die raſch auf einander folgenden Lebenszeichen der vom deutſchen Volke ſo lange erſehnten und nun Schlag auf Schlag ins Leben tretenden **deutſchen Kolonialpolitik** verfolgen, wird der Hinweis von Intereſſe ſein, daß ſich alle die Orte, welche in den darauf bezüglichen Zeitungsnachrichten vorkommen — ſoweit ſie der Telegraph überhaupt **richtig** übermittelt hat —, auf der neuen großen **Karte von Afrika von Andree und Scobel** finden. Die Punkte des „Schwarzen Erdteils“, auf denen nunmehr die Flagge des Deutſchen Reichs weht: Angra Pequena, die Kamarun-Bai, Bimbia, Malimba, Batanga ꝛc., alle die jetzt ſo häufig genannten Orte, welche vielfach wegen ihrer bisherigen Unbedeutendheit ſelbſt in den größeren Atlanten fehlen, laſſen ſich auf dieſer neueſten und beſten Karte von Afrika mit Leichtigkeit finden. Bei ihrer Bearbeitung ſind ſämtliche offiziellen Publikationen der Deutſchen und anderen Afrikaniſchen Geſellſchaften, die Reſultate aller bis jetzt veröffentlichten Reiſen und ſämtliche bisherigen kartographiſchen Arbeiten benutzt, ſo daß die Arbeit (welche allein an Zeichnung und Stich das Kapital von 18000 Mark gekoſtet hat) auf der Münchner Geographiſchen Ausſtellung vom April d. J. unter den verſammelten Fachmännern berechtigtes Aufſehen erregte. Die Karte (aufgezogen in Mappe 22 Mark, Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig**) iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Daheim-Beilage zu No. 52. 1884.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Die Dreikaiſerzuſammenkunft.

Die enge Verbindung der Höfe von Berlin, Wien und Petersburg, die mit einigen Unterbrechungen ſeit den Freiheitskriegen beſteht, hat Europa ohne Zweifel zahlreiche Kriege erſpart, wir haben daher alle Urſache uns zu freuen, wenn eine Zuſammenkunft der Monarchen, wie die von Skierniewice ſie auf's neue bekräftigt. Möge die Freundſchaft, welche die drei Kaiſer verbindet, ſich dereinſt auch auf ihre Nachfolger forterben, den von ihnen beherrſchten Völkern zum Heil.

Skierniewice iſt eine Kreisſtadt, etwa dreißig Kilometer von Warſchau. Die Stadt war früher die Lieblingsreſidenz der polniſchen Erzbiſchöfe von Gneſen, von denen Woiciech Baranowski 1786 hier einen Palaſt erbauen ließ. Später ſchenkte Napoleon das ganze Gebiet von Lowicz, zu dem auch Skierniewice gehörte, dem Marſchall Davouſt. Nach dem Sturze Napoleons übergab Kaiſer Alexander I Skierniewice zugleich mit 40 000 Bauern ſeinem Bruder Konſtantin als Dotation. Nach dieſem „Fürſtentum Lowicz“ erhielt auch die morganatiſche Gemahlin des Großfürſten, die Gräfin Johanna Grudzinska den Titel einer Fürſtin von Lowicz. Der Großfürſt vermachte das Fürſtentum teſtamentariſch dem Kaiſer Nikolai, von dem es auf den jetzigen Kaiſer forterbte.

Das von ſchönen Gärten umgebene Schloß iſt wohlerhalten, wie es denn mehrfach als Sommerreſidenz der Generalgouverneure von Polen gedient hat. Die Stadt ſelbſt iſt eine richtige polniſche Judenſtadt.

Am 15. September trafen unſer Kaiſer und der Kaiſer von Öſterreich in Skierniewice ein, begleitet von Bismarck und dem Grafen Kalnoky. Da die Kaiſerin von Rußland und die Gemahlin des Großfürſten Wladimir ihre Gatten begleitet hatten, bildeten ſie natürlich den geſellſchaftlichen Mittelpunkt.

Am 17. September brachen die Gäſte wieder auf und zur Zeit, wo dieſe Zeilen geſchrieben werden, iſt unſer Kaiſer zugleich mit Bismarck wieder geſund und wohl in Berlin eingetroffen. Gott ſei Dank!

Umſchau auf gewerblichem Gebiete.

Dr. F. Fiſcher hat in der letzten Verſammlung des Vereins für Geſundheitspflege intereſſante Beobachtungen über den Einfluß der Beleuchtung auf die Luft in geſchloſſenen Räumen und die ungefähren Preiſe der verſchiedenen Beleuchtungsarten veröffentlicht. Wir wollen einige Beobachtungen tabellariſch zuſammenſtellen:

Es koſtet ein Licht von 100 Kerzen ſtündlich:		Dabei werden entwickelt:	
	Pf.:	Kubikmeter Kohlenſäure:	Wärmeeinheiten:
Elektriſches Bogenlicht	5—12	0	57—158
„ Glühlicht	15	0	290—536
Siemens-Gasbrenner	6—10	?	1500
Zweilochgasbrenner	36	1,14	12 150
Petroleum-Rundbrenner	5	0,44	3360
„ -Flachbrenner	11	0,95	7200
Solaröllampe von Schuſter u. Bär	5	0,44	3360
Rüböl-Carcellampe	41	0,61	4200
Stearin	166	1,30	8940

Hieraus ergibt ſich zunächſt, daß das elektriſche Bogenlicht in bezug auf Wohlfeilheit nur von dem Petroleum und dem damit verwandten Solaröl erreicht wird, wobei aber zu berückſichtigen iſt, daß Petroleum infolge der allmählichen Erſchöpfung der Quellen leicht im Preiſe aufſchlagen könnte, während das elektriſche Licht, man möchte ſagen, täglich billiger wird. Der gewöhnliche Gasbrenner iſt ſiebenmal teurer als Petroleum und über zweimal teurer als elektriſches Glühlicht, während Rüböl und Stearinkerzen kaum noch zu erſchwingen ſind. — Was aber die Schädlichkeit und die läſtige Wärmeausſtrahlung anbetrifft, ſo ſchlägt die Elektrizität alle Mitbewerber aus dem Felde. Nächſt der Stearinkerze entwickelt Gas die größte Menge Kohlenſäure, während es noch mehr Wärme ausſtrahlt.

* * *

Unſeren Leſern iſt das elektriſche Boot bekannt, welches durch Akkumulatoren getrieben wird und in London wie in Wien ſo gewaltiges Aufſehen erregte. Leider erfordert dieſes Boot eine Maſchine zum Laden der Akkumulatoren, und kann deshalb erſt dann die kleinen Dampfer auf Binnengewäſſern erſetzen, wenn ſolche geladene Elektrizitätsſammler überall wie Steinkohle zu beziehen ſind. Beſſere Ausſichten haben deshalb einſtweilen die von Allen Clark in Glasgow erfundenen zierlichen Boote, deren Dynamomaſchine aus einer elektriſchen Batterie geſpeiſt wird, wenn auch der Betrieb viel teurer iſt. Bei den erſten Verſuchen wurde eine Geſchwindigkeit von acht Kilometern in der Stunde erzielt, wobei die kleine Schraube ſechshundert Umdrehungen in der Minute machte. Gegenwärtig baut Clark elektriſche Boote von fünfzehn bez. dreißig Fuß Länge. Letztere legen elf Kilometer in der Stunde zurück, erſtere ſechseinhalb. Der Preis der kleinen Boote ſoll 2000 Mark nicht weſentlich überſteigen.

* * *

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 077174701